Harvard College

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Fünfter Band,

Januar bis Juni.

1834.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußiſchen Staats-Zeitung, ſo wie bei allen Königl. Poſt-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY
Subscription Fund

BP 373.1 .S-6

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Februar: Die Portugiesen und die Thatsachen (17). Bibliographische Mittheilungen.

Spanien.

Januar: Die Spanischen Hexen (6). Bibliographische Mittheilungen.

März: Ein Abenteuer mit Spanischen Räubern (29). Bibliographische Mittheilungen.

April: Statistische Notizen über Spanien (46).

Mai: Satire gegen die Mißbräuche und Abgeschmacktheiten, welche in die theatralische Declamation eingeführt worden. Von Don Manuel Breton de los Herreros (54). Skizzen aus Spanien. Von Capitain S. E. Cook (55). Leben berühmter Spanier. Von Don Manuel José Quintana (57). Sammlung historischer Original-Novellen. Von Don Gregorio Perez de Miranda (57). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Juni: Die Verschwörung von Venedig im Jahre 1310, von Don Francisco Martinez de la Rosa (66). Reden und Nichtreden. Eine Spanische Parabel (68). Die feindlichen Freunde oder der Bürgerkrieg. Historische Original-Novelle von Don Rafael Humara y Salamanca (70). Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

Frankreich.

Januar: Gallien und Frankreich; von Alexander Dumas (1). Mirabeau, ein Straßenräuber (3). Statistische Uebersicht der Sterblichkeits-Verhältnisse in den verschiedenen Ländern Europas; von Moreau de Jonnes (4). Ueber den Einfluß der Englischen Literatur auf die Französische. Von Hippolyte Fortoul (5). Erinnerungen aus dem Orient; von H. Cornille (6). Champollions des Jüngeren Briefe (7). Charles Nodier's Aufnahme in die Französische Akademie (8). Geschichte des Broschürenwesens in Frankreich (10). Sterblichkeit unter den Französischen Soldaten (11). Saint-Just und Pichegru. Erinnerungen aus der Revolution; von Charles Nodier (13). Bibliographische Mittheilungen in 11 Nummern.

Februar: St. Just und Pichegru [Fortsetzung und Schluß] (15). Frédéric Lemaitre (15). Geschichte Frankreichs; von Michelet (17). Victor Hugo über Mirabeau (18). Die Engelsburg; Roman von Viennet (19). Ueber Entwickelung und Fortschreiten der Humanität; von Buchez (20). Die Reise des Capitain Dumont d'Urville (21). Veränderungen des Klima's in Frankreich; von Arago (22). Algiers erster Anblick (24). Die Tage der Proscription; von Ch. Nodier (26). Bibliographische Mittheilungen in 5 Nummern.

März: Die Tage der Proscription. Von Ch. Nodier [Schluß] (27). Ueber den Menschen und den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft. Vom General Donnadieu (28). Erinnerungen aus der Revolution, von Charles Nodier [Zweiter Artikel] (29). Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand. Von Alexander Sallé (31). Eine Vorlesung über Französische Literatur. Gehalten von J. J. Ampère im Collége de France (32). Das Schloß Robert's des Teufels (34). Die Memoiren Chateaubriand's. Ein vorläufiger Bericht von Jules Janin (35). Testamentarische Vorrede der Memoiren Chateaubriand's (39). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

April: Künstler-Portraits. I. Talma (40). II. Mademoiselle Mars (41). Eine Sitzung der Académie Française vom Jahre 1766. Aus einer Vorlesung im Athénée Royal, von Leon Halevy (43). Zur Würdigung Pichegru's. Von Charles Nodier (46). Babylon, Karthago und Rom, von Victor Hugo (49). Künstler-Portraits. III. Odry (50). Bilder des Orients, von Alphonse von Lamartine. I. Balbek (51). Victor Hugo und Alexander Dumas (52). Bibliographische Mittheilungen in 7 Nummern.

Mai: Victor Hugo und Alexander Dumas [Schluß] (53). Ueber Victor Hugo's neuestes Werk (55). Bilder des Orients. Von Alphonse von Lamartine. II. Jerusalem (56). Meine Ueberfahrt nach Amerika. Aus den Memoiren Chateaubriand's (57). Die Herzogin von Abrantes und Lady Blessington (58). Französische Komik. — Potier (60). Fünfunddreißig Jahre in Französischen Staatsgefängnissen (61). Ueber die Volks-Dialekte [les patois]; von Charles Nodier (63). Jerusalem und seine Umgebungen. [Aus dem IV. Bande von Michaud's Correspondance d'Orient.] (65). Bibliographische Mittheilungen in 10 Nummern.

Juni: Das Leichenbegängniß Heinrich's IV. (66). Ursprung der Spielkarten. Von dem Bibliophilen P. L. Jacob (67). Paris während des Directoriums. Aus dem Tagebuche des Herrn Charles de Constant (68). Wissenschaftlicher Zustand Europa's zu Anfang des 16ten Jahrhunderts. 1450—1517. Von Capefigue (69). Politische Lage Europa's beim Eintritt der Reformation. Von Capefigue (70). Politischer Charakter der ersten Periode der Reformation [1517—1535] in Frankreich. Von Capefigue (72). Duplessis-Mornay, Heinrich's IV. Zeitgenosse (73). Bibliographische Mittheilungen in 7 Nummern.

Schweiz.

Januar: Die Welt der menschlichen Charaktere; aus dem Tagebuche eines Genfers (2).

Februar: Der Mann der Langenweile. [Aus dem Tagebuche eines Genfers.] (19.)

April: Uebersicht des jetzigen Standes und der neuesten Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie (49).

Italien.

Februar: Italiänische Hirtengedichte und Uebersetzungen; von Mamiani della Rovere (18). Bibliographische Mittheilungen.

März: Ueber „Luisa Strozzi", Roman von G. Rosini (30). Handbuch der Italiänischen Literatur. Von Francesco Ambrosoli (37). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Ein Schreiben Michael Angelo's (62). Ueber ein neu entdecktes Manuskript Torquato Tasso's (64). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

England.

Januar: Jacob Montgomery und der Schäfer von Ettrick (1). Jacob Graham und Samuel Rogers (2). Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben; von Lady Morgan (3). Schriften des Auslandes über Großbritanien (4). Englische Schilderung eines Pariser Sonntags (8). Matrosen-Leben und Lieben (9). Betrachtungen über das Weltall. Nach der Theorie des Sir John Herschel (10). Erinnerungen einer Englischen Dame an St. Helena (12). Beschreibung einer Reise nach den Cavery-Fällen; von Lieutenant H. Jervis (14). Bibliographische Mittheilungen in 8 Nummern.

Februar: Irlands Narren und Schwachsinnige (15). Leben und Thaten Englischer Straßen- und Seeräuber; von C. Whitehead (17). Zur Geschichte des thierischen Magnetismus. [Erster Artikel] (18). Bilder aus der Englischen Provinz. Meine beiden Tanten (20). Zur Geschichte des thierischen Magnetismus [Zweiter Artikel] (21). Der Stoiker; von Jane Kinderley-Stanford (23). Abenteuer zur See während 35 Dienstjahren; von W. Bowers (24). Lord Byron's letzte Seefahrt (25). Bibliographische Mittheilungen in 5 Nummern.

März: Lord Byron's letzte Seefahrt [Schluß] (27). Die ersten Kolonisten auf den Seewards-Inseln (28). Strategische Vorschriften für Verschuldete (31). Die erste Auffindung der Pitcairn-Kolonie. Aus dem Schiffs-Tagebuche des Capitain Pipon (32). Die beiden Capitaine Roß (33). Die Pilger des Rheins. Von E. L. Bulwer (34). Lord Chatam. Eine biographische Skizze, von T. B. Macauley (35). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

April: Was ist Freiheit? Patriotische Phantasie eines Engländers (42). Salvador, der Guerilla-Führer. Von Don Telesforo de Trueba (44). Ueber den inneren Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften. Von Mistreß Somerville (46). Ueber die Wendepunkte der Intelligenz und der Literatur in England seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts (47). Gegenwärtiger Zustand des Englischen Theaters (47). Wanderungen in Afrika, Asien, Australien, Amerika u. s. w. von 1827 bis 1832. Von Lieutenant Holman (49). Medwin's Memoiren über Shelley (50). Die Englische Literatur im Jahre 1834 (52). Bibliographische Mittheilungen in 7 Nummern.

Mai: Die Englische Literatur im Jahre 1834 [Schluß] (53). Weisheit der neueren Diplomatie. Von einem alten Minister (54). Eröffnung eines Assisenhofes in England (56). Die Londoner Theater (56). Geschichte der Englischen Revolution im Jahre 1688. Von J.

Digitized by Google

Mackintosh (58). Die Reisebeschreibung nach der Mode. Guter Rath für diejenigen, die Reisebeschreibungen machen wollen, ohne zu reisen (59). Die Schönheit der Thier-Gestalt (61). Gibbon, Burke und Chateaubriand (62). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

Juni: Ein blinder Taubstummer (67). Die Theater in London. Zweiter Artikel (68). Ayescha, James Morier's neueste Sittenschilderung (69). Englische Notizen über Händel (71). Die Sprache der Phönizier in Irland (72). Das Berg-Steigen auf der nördlichen und südlichen Erdhälfte (73). Die Organisation einiger Thierpflanzen (75). Erinnerungen eines alten See-Capitains. Von Flexible Grummet. I. Der erste Ausflug (76). Kandien und seine Bewohner. Von einem Britischen Marine-Offizier geschildert (78). Bibliographische Mittheilungen in 5 Nummern.

Dänemark.

März: O. N. Olsen's orographische Karte und Tabellen von Europa (36).

Schweden.

Januar: Festlichkeit des ersten Mai in Stockholm (5). Reise-Erinnerungen; von Bernhard von Beskow (10). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

März: Ueber den Schwedischen Dichter Stagnelius (27). Reise durch Umeå Lappmark in Westerbottens Lehn. Vom Professor J. W. Zetterstedt (32). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

April: Kunst und Journalistik in Schweden (45). Der Volksaberglaube in Schweden (52). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Mai: Bilder aus dem Schwedischen Volksleben (63). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Biographie von Kraus, nebst 50 Briefen von ihm (73). Bibliographische Mittheilungen.

Rußland.

Januar: Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur. I. Aeltere Literatur (12). II. Mittlere und neuere Literatur (14).

Februar: Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur. [Neueste Literatur] (16). Encyklopädische Fabrik phantastischer Erzeugnisse; von F. Bulgarin (22). Bibliographische Mittheilungen.

März: Kapodistrias' Ankunft in Griechenland [1831] (28). Der Wassersturz der Imatra (31). Ararat-Ura, die Armenische Kolonie auf dem Berge Ararat (38). Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

April: Die Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna. Von A. Weidemeyer (42). Das Nordlicht. Proben der neueren Russischen Literatur, von Karoline von Jaenisch (42).

Mai: Das Publikum. Von Thaddäus Bulgarin (53). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

Mai: Der Neugrieche A. Korais (59).

Türkei.

Januar: Charakteristik von Konstantinopel (7). Das neue Militair-System des Sultans (13).

Arabien.

Januar: Geschichte des alten und neuen Arabiens. Von A. Crichton (8). Die Algierischen Korsaren, nach dem Arabischen des Sidi Hamdan ben Othman Choja (10).

Juni: Der Arabische Dichter Achtal (76).

Persien.

Februar: Fet Ali Schah, sein Hof und seine Familie (23).

April: Beschreibung und Geschichte Persiens, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Von James Fraser (40).

Juni: Persische Art zu reisen (74).

Ostindien.

Januar: Die Hochzeiten der Hindu's (2).

Februar: Ein Besuch in der Hauptstadt von Siam (26).

Mai: Geographie und Statistik des Britischen Indien (59).

Juni: Indische Panoramen. Delhi (66). Die weißen Elephanten im Reiche der Birmanen. Aus des Italiänischen Pater Sangermano Werk über das Birmanische Reich (78).

China.

Februar: Neueste Reise nach China (23).

Mai: Ueber eine Chinesische Encyklopädie auf Einem Bogen (61).

Juni: Gützlaff's dritte Reise an den Chinesischen Küsten (70).

Morgenländische Literatur.

März: Reise zum Ankauf Arabischer Hengste durch Syrien und die Wüste. Von Louis Damoiseau (36). Das Reich Tunkin in Hinter-Indien (39).

April: Ursprung der Kriegsstämme in Nepal (41).

Mai: Gul und Bulbul, d. i. Rose und Nachtigall, von Fasli. Türkisch herausgegeben und Deutsch übersetzt durch J. v. Hammer (58). Bibliographische Mittheilungen.

Aegypten.

Januar: Skizzen aus Aegypten; von einem Englischen Marine-Offizier (3).

Juni: Aegypten im Jahre 1834. Von Achille de Baulabelle (74). Die Irren-Anstalt in Kahira (76).

Afrika.

Januar: Ueber das Tanghin, ein in Madagascar zur Ermittelung der Verbrecher und Zauberer gebräuchliches Gift (12).

März: Reise des Missionairs Kay in das Land der Kaffern (33).

Juni: Das Vorgebirge der guten Hoffnung. Von einem Britischen Offizier (71). Eine Scene in der Libyschen Wüste (77).

Nord-Amerika.

Januar: Ueber die Erziehung der Blinden. Aus der North-American-Review. (1). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Einige Notizen über Fenimore Cooper (25). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Patrick Watkins (67). Die letzten Augenblicke ausgezeichneter Menschen (77). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Süd-Amerika.

April: Die Lianen-Brücken und Tarabiten in Süd-Amerika (48).

Australien.

März: Neuere Nachrichten aus Sydney (38).

April: Mittheilungen aus Van-Diemens-Land (43).

Deutsche Literatur im Auslande.

Februar: Der Verstorbene in Schweden. — Laokoon in Italien. — Göthe-Zelter in England. — Rahel in Frankreich. — Nouvelle Revue-Germanique (21).

April: Tieck, geschildert von Xaver Marmier (40).

Mai: Goethe's Faust in England und Frankreich. — Hayward, Syme, Blackie. — Deutsche Lexikographie. — Jean Paul. — Nouvelle Revue-Germanique. — Marmier. — Die Universität Jena (64).

Mannigfaltiges.

Januar: Das stereotypische Drucken, eine Deutsche Erfindung. — Sir James Mackintosh. — Münzen im Finstern lesbar zu machen. — National-Poesie. — Ehrlichkeit der Portugiesischen Räuber. — Eine Anekdote von Ludwig XVIII. — Lord Byron und seine Tochter. — Ein neues Schwedisches Helden-Gedicht. — Scenen in einem Spanischen Gasthof. — Der Hecht, ein Raubfisch. — William Sotheby. — Bevölkerung Spanien's. — Walter Scott und Bulwer's Eugen Aram. — Der Sandschak-Scherif, oder die heilige Fahne der Türken. — Einfluß der Pocken-Impfung auf die Lebensdauer. — Türkische Sprichwörter. — Ein sonderbares Thronfolge-Gesetz. — Leichte Literatur. — Alphonse von Lamartine. — Sir John Herschel's Reise. — Die Türkischen Aerzte. — Klub vom Maulbeerbaum. — Die Poeten in England. — Die Länge der Finger. — Der Planet Jupiter. — Neue Art von Zeitungen. — Heiligen-Gräber in der Türkei. — Polnische Literatur. — Gesetze gegen Unkeuschheit bei den Türken.

Februar: Lord Byron über Gesundheit und guten Ruf. — Lexikalisches. — Aus dem Asiatischen Rußland. — Gaukler-Künste der Türkischen Derwische. — Französische Literatur des Jahres 1833. — Roman und Musik. — Die Homöopathie in Frankreich. — Das Haus und das Grab Bonaparte's. — Vegetabilische Flüssigkeit. — Wirkung der Musik auf Thiere. — Chinesische Sage vom Ursprung des Asbest. — Der Wein in China. — Britische Infanterie. — Krieg gegen die Pfennig-Blätter. — Sekten in Nord-Amerika. — Die Taxation des Thees. — Die Zahl fünf. — Luc-Noi-Nam oder das schwimmende Kind. — Die Sterblichkeit auf den Expeditionen nach dem Polar-Ocean.

Digitized by Google

März: Verstand und Geld. — Orientalisches. — Universität Upsala. — Moskauische Literatur. — Menschliches Horn. — Gastronomisches. — L'Europe littéraire. — Wirthshäuser in Lissabon. — Fischhandel in London. — Chinesische Geschichtschreiber. — Zur Arithmetik des menschlichen Lebens. — Französische bildende Kunst. — Montecuculi und Valentini. — Eine neue musikalische Zeitschrift in Paris. — Mitleid mit Verbrechern. — Der Maler Morland. — Der muthmaßliche Thronerbe von Awa. — Das Erklimmen der Brandungen. — Die Melonen von Bochara. — Arbeitsamkeit und Zufriedenheit. — Amerikanische Wildniß.

April:. Die Abdankungsfeder. — Macht der Gewohnheit. — Englische Literatur im Jahre 1833. — Buchhandel in Nord-Amerika. — Vegetation in einer Bleimine. — Ausländisches in Paris. — Ungeheurer Hagel. — Morgenversammlungen. — Mistreß Trollope. — Gerichtshöfe erster Instanz in Frankreich. — Die neuen Englischen Kolonieen in Ober-Kanada. — Chinesische Leichenbegängnisse. — Das Anwachsen der Armuth in den Vereinigten Staaten. — Hernan Perez del Pulgar. — Steigen der Bevölkerung von St. Petersburg. — Der Blut-Umlauf. — Das Testament. — Geschichte der Klein-Russischen Kosaken. — Bonaparte, von Herrn von Salvandy. — Robespierre, von Herrn von Salvandy. — Die Newa. — Unterrichts-Wesen.

Mai: Crebillon. — Sir Godfrey Kneller. — Der Zehnte. — Der jüngste Tag bei den Moslimen. — Eine alte Schauspielerin. — Robert Palmer. — Am Rhein, am Rhein. — Alexander Dumas und sein Verleger vor Gericht. — Neues Mittel, sich Geld zu verschaffen. — Ein neues Werk von Herrn Inglis. — Sammlung ungedruckter Aktenstücke. — Literarisches Leben in Rußland. — Russisches Conversations-Lexikon. — Schwedisches in Schlesien. — Gute Kameradschaft unter Feinden. — Ueberraschender Wechsel. — Leichenbegängnisse in Indien. — Progressive Veränderung der Familien in England. — Ein Schauspieler an Einem Abend in drei Rollen an drei Orten. — Dicke Schönheiten in Kalabar. — Ein Gebet des Chinesischen Kaisers. — Der Urang-Utang, ein stummer Mensch. — Schulbildung in Island. — Graue Papageien. — Hochzeitsbelustigungen der Dschahts von Bhurtpore. — Der Weter-See in Schweden. — Pflanzenduft bei Nacht. — Pasquill und Hühnermord. — Ueber die Schwermuth der Nachtigall. — Scholastische Disputationen unter Hunden. — Die Türkische Sprache.

Juni: Unbefangenheit Richard Cromwell's. — Skrupulöser Stelzengang der alten Logik. — Unendlichkeit des Himmelsraumes. — Die Bevölkerung der Erde auf einem Punkte beisammen. — Kean, der Liebling des Englischen Publikums. — Das Feldgeschrei. — Ein Wald unter dem Meere. — Eine neue Wunderhöhle. — Seefahrten der Bewohner von Cochinchina. — Umblick auf einer Fahrt von Norköping nach Stockholm. — Das neu entdeckte Manuskript Torquato Tasso's. — Genie und Talent. — Jean Paul's Titan, von Chasles. — Portugiesische Ansichten in Theatersachen. — Sammlung Italiänischer Sonnette. — Badende Indierinnen. — Allmälige Ausrottung der Thiere. — Fußgänger-Virtuosität. — Katherine Howard. — Getraidebau in Frankreich. — Versuch mit einem Dampfschiff im Jahre 1543. — Kunst-Ausstellungen mit leeren Rahmen. — Unerwarteter Theater-Effekt. — Marsch einer Elephanten-Heerde. — König Lear. — Persische Prinzen. — Franzosen und Engländer bei Tische. — Zucker, ein Gegengift gegen Vergiftung durch Grünspan. — Ibrahim Pascha. — Fassungskraft der Irländer. — Neue Schwedische Oper. — Medizinisches Kollegium in Konstantinopel. — Schifffahrt der Wilden.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Mittwoch den 1. Januar 1834.

Nord-Amerika.

Ueber die Erziehung der Blinden.

(Aus der North-American Review.)

Im Jahre 1784 errichtete Herr Valentin Hauy, ein für das Wohlthun begeisterter Mann, in seinem eigenen Hause zu Paris eine Schule für junge Blinde. Die Zeitgenossen betrachteten ihn als den Erfinder der Methode, welche er daselbst einführte; indeß konnte man ihm diesen Titel streitig machen; denn nach dem Berichte einer von der Französischen Akademie niedergesetzten Kommission glich sein System im Allgemeinen sehr dem des Puiseaux; seine Methode, die Geographie zu lehren, war dieselbe, wie die des Herrn Weißenburg, und schon vor ihm war Herr Lamouroux auf die Idee gekommen, die musikalischen Noten en relief zu schreiben.

Wie dem aber auch seyn möge, so verdient Herr Hauy mit Recht den Titel Vater der Blinden, der ihm für die unermüdliche Sorgfalt ertheilt wurde, welche er ihnen während seines ganzen Lebens widmete. Er war es, der die Art des Druckens für sie erfand, vermöge deren sie mit Hülfe ihrer Finger lesen können.

Als die ersten Resultate dieser Methode in Paris bekannt wurden, erhob sich ein allgemeines Geschrei des Erstaunens und der Bewunderung. Alle Klassen der Gesellschaft wollten dem entstehenden Institute ihren Tribut darbringen. Eine Zeit lang war es eine Art von Wuth; die Geschenke strömten von allen Seiten herbei, und der fromme Stifter beeilte sich, ein großes Haus zu kaufen, welches er mit Blinden anfüllte. Wie es aber fast immer zu geschehen pflegt, der Enthusiasmus erkaltete eben so rasch, wie er entstanden war, und das Institut konnte sich nicht auf seinen ersten Grundlagen erhalten. Die armen Zöglinge entbehrten zuletzt das Nothwendigste, und die Anstalt befand sich in der kritischsten Lage, als die konstituirende Versammlung sie unter ihren Schutz nahm. Seit jener Zeit wird sie von der Französischen Regierung unterhalten.

Herr Hauy ließ jedoch in seinen Bestrebungen nicht nach; seine wohlthätige Stimme drang zu allen Thronen Europa's. Von dem Kaiser von Rußland nach St. Petersburg berufen, um daselbst eine Blinden-Anstalt zu errichten, begab er sich sogleich in Begleitung einer seiner besten Schüler nach jener Stadt. Von St. Petersburg ging er nach Berlin, und nachdem er in diesen beiden Hauptstädten Blinden-Anstalten errichtet hatte, *) kehrte er nach Paris zurück. Einige Zeit darauf überraschte ihn der Tod inmitten seiner edlen Beschäftigungen.

Der von Herrn Hauy gegebene edelmüthige Anstoß theilte sich von einem Ende Europa's zum anderen mit. Amsterdam, Wien, Dresden, London, Liverpool, Neapel und sogar Madrid sahen in ihrem Schoße Erziehungs-Häuser für Blinde entstehen. Einige jener im Augenblicke des Enthusiasmus gegründeten Anstalten sind wieder eingegangen, namentlich die in Madrid und Amsterdam, welche man gegenwärtig nur noch als eine Art Kranken-Anstalt betrachten kann. Die anderen, glücklicher und wirksamer beschützt, befinden sich noch in den ursprünglichen gedeihlichen Verhältnissen; aber keine ist noch zu dem Grade von Vollendung gelangt, den man sich versprechen durfte.

An die Spitze aller jener philanthropischen Institute setzt man billigerweise dasjenige, welches ihnen zum Muster gedient hat: Das Institut für junge Blinde in Paris. Man darf mit dieser Anstalt nicht diejenige verwechseln, welche in derselben Stadt unter dem Namen Hospital der Quinze-Vingts von dem heiligen Ludwig nach seiner Rückkehr aus Palästina gegründet worden war, um die Soldaten aufzunehmen, welche auf dem Kreuzzuge das Gesicht verloren hatten. Das Institut der jungen Blinden ist ganz besonders dem Unterricht jener Unglücklichen gewidmet. Man nimmt darin nur Kinder von 10 bis 14 Jahren auf, und es befinden sich in dieser Anstalt ungefähr 100 solcher Kinder. Die größte Thätigkeit herrscht in derselben. Nach welcher Seite man auch seine Blicke richten mag, gewahrt man Werkstätten mit fleißigen Kindern angefüllt, welche unter der Leitung von blinden Lehrern arbeiten; während Andere mit Aufmerksamkeit dem Unterrichte von Lehrern zuhören, die früher ihre Mitschüler waren. Nun ertönt die Glocke; sie verkündigt die Stunde der Erholung. Und man sieht sie in den weiten Alleen laufen, sich verfolgen, ausweichen und sich haschen. Bald darauf folgt eine ernstere und nützlichere Erholung. Die Glocke ertönt von neuem, und die fröhliche Menge drängt sich nach dem Musik-Saal. Jeder bringt sein Instrument mit und nimmt Platz; das Orchester ist ganz vollständig. Das Zeichen ist gegeben; der erste Bogenstrich ertönt. In den herrlichen Akkord der Instrumente mischen sich melodische Stimmen, die einen Gesang der Freude und Dankbarkeit ertönen lassen.

Dies ist das interessante Gemälde, welches sich im ersten Augenblick der Beobachtung des Besuchenden darbietet. Warum müssen hernach einige Schatten den Glanz des Ganzen trüben? Ehe wir aber zu den Dingen übergehen, welche uns anstößig erschienen sind, wollen wir vollständig über eine Anstalt berichten, die der Aufmerksamkeit aller Philanthropen so würdig ist.

Wir haben bereits gesagt, daß man nur Kinder von 10 bis 14 Jahren aufnimmt. Ihr Aufenthalt in der Anstalt muß acht Jahre dauern. Während dieser ganzen Zeit erhalten sie eine vortreffliche intellektuelle Erziehung; man pflegt mit vieler Sorge ihre musikalischen Anlagen, und man übt sie außerdem in den verschiedenartigsten Handarbeiten. Die Bibliothek der Anstalt besteht aus ungefähr 40 en relief gedruckten Werken; es sind größtentheils Grammatiken der Italiänischen, Französischen, Lateinischen und mehrerer anderer Sprachen. Sie enthält auch geographische Karten, die zum Gebrauch der Blinden eingerichtet sind, aber durch eine Vorrichtung, welche uns nicht sehr sinnreich erschienen ist. Sie besteht darin, alle Abtheilungen der Karte mit einem Messingdrathe zu überziehen, und dann ein Papier von gleicher Größe darauf festzudrücken, wodurch auf diesem die Umrisse der Karte en relief erscheinen. Wir verschaffen uns in unseren Amerikanischen Instituten vortreffliche Karten durch Papp-Abdrücke von Metallplatten, in welche die Gränzen der einzelnen Provinzen, der Lauf der Flüsse, die Lage der Städte u. s. w. eingegraben sind. Noten werden auf dieselbe Weise gedruckt, wie Bücher. Aber das vortreffliche Gedächtniß der Zöglinge macht diese Ausgabe meistentheils unnütz; denn sie wissen die längsten und verwickeltsten Stücke bald auswendig. Die geometrischen Figuren werden wieder eben so dargestellt, wie die geographischen Karten. Wir haben bemerkt, daß man sich noch der von Herrn Hauy erfundenen bediente, welche uns sehr mangelhaft erschienen sind; sie haben eine so bedeutende Ausdehnung, daß der Schüler genöthigt ist, mit beiden Händen nach verschiedenen Richtungen hin zu fühlen, um das Ganze des 47sten Satzes des Euklids zu fassen. Dies erschwert natürlich das Studium sehr. Das Instrument, vermittelst dessen man die Kinder rechnen lehrt, läßt noch viel zu wünschen übrig. — Der Druck der zum Unterricht der Blinden bestimmten Werke geschieht in der Anstalt zu Paris; die Zöglinge sind mit den verschiedenen Arbeiten des Setzens, der Presse und des Einbindens beschäftigt. Sie führen diese Arbeiten fast ohne fremde Hülfe aus; nichts Ueberraschenderes, als die Geschicklichkeit, mit der sie die Typen aussuchen und einsetzen.

Wir haben die Bücher, deren sich die Blinden bedienen, mit dem lebhaftesten Interesse untersucht; indem wir aber dieser schönen Erfindung die verdienten Lobsprüche ertheilen, haben wir doch bedauert, daß man die Verbesserungen nicht eingeführt hat, deren sie fähig ist. Das neue Testament, auf diese Weise gedruckt, würde 10 Folio-Bände anfüllen. Die Franzosen scheinen zu strenge dem Grundsatz des Herrn Hauy gefolgt zu seyn, „daß man in allen Dingen die Blinden so viel als möglich den Sehenden nähern müsse.“ Von diesem Grundsatze ausgehend, haben sie den Büchern der Blinden die Gestalt der unsrigen gegeben und haben sich zum Druck derselben ganz unserer Zeichen bedient.

Vorausgesetzt selbst, daß der Grundsatz des Herrn Hauy wahr wäre, was wir nicht zugeben, haben sich doch seine Nachfolger mehr an den Buchstaben als an den Geist gehalten. Was die Bücher betrifft, so ist es nicht möglich, die Blinden den Sehenden zu nähern, denn niemals werden sie sich derselben Bücher bedienen können. Das hat Herr Gall in Edinburg wohl eingesehen; dieser eifrige Philanthrop hat bedeutende Summen aufgewendet, um die Französische Methode zu verbessern. Aber um einen Fehler zu vermeiden, ist er unglücklicherweise in einen entgegengesetzten Fehler verfallen. Es ist ihm allerdings gelungen, die Reihen dichter an einander zu rücken und Raum zu sparen, aber in der Gestalt, welche er seinen Zeichen gegeben hat, ist er weniger glücklich gewesen. Sie sind alle eckig, und ein Dreieck bedeutet diesen oder jenen Buchstaben, je nachdem sein spitzer Winkel nach dieser oder jener Seite gerichtet ist.

Bei dieser Combination hat Herr Gall das wesentliche Ziel aus den Augen verloren, das man bei dem Druck für die Blinden erstreben muß: daß alle Buchstaben so viel als möglich von einander ver-

*) Hauy ist nicht von St. Petersburg über Berlin zurückgegangen, sondern die Blinden-Anstalt zu Berlin ist bei Hauy's Hinreise nach St. Petersburg vom Hrn. Professor Dr. Zeune angelegt worden.

Digitized by Google

schieden seyn müssen, ohne daß sie sich bloß durch ihre besondere Stellung auszeichnen. Wenn dasselbe Dreieck A und B bedeutet, je nach der Richtung seines spitzen Winkels, so muß der Blinde im Geist erst zwei verschiedene Operationen vornehmen, ehe er A von B unterscheiden kann. Erst muß er sich von der Form des Zeichens und dann von seiner Richtung überzeugen. Man kann zwar einwenden, daß diese beiden Operationen mit der Schnelle des Gedankens ausgeführt werden; das ist möglich, aber sie wiederholen sich bei jedem Buchstaben und erfordern dann doch eine gewisse Zeit. Das System des Herrn Gall ist nicht gelungen und konnte auch nicht gelingen. Herr Hay, ein Blinder und Sprachlehrer an der Edinburger Schule, hat eine andere Form von Buchstaben erfunden. Die seinigen bestehen nur aus geraden Linien. Dieses System bietet dieselben Uebelstände dar, wie das des Herrn Gall: die Zeichen haben eine zu große Aehnlichkeit unter sich. Von allen Methoden aber, die man erfunden hat, ist die unzweckmäßigste diejenige, deren man sich in der Anstalt zu Glasgow bedient. Die Buchstaben werden durch Knoten angedeutet, welche man in einem Bindfaden macht. Dieser Bindfaden wird aufgewickelt, und ein Kapitel der Bibel erfordert einen Umfang von der Größe eines 24Pfünders. Die ganze Bibel würde in einer Kirche nicht Platz haben.

Die Kunst, für die Blinden zu drucken, ist einer der interessantesten Gegenstände, welche das Nachdenken eines Menschenfreundes in Anspruch nehmen können. Welches ist der Haupt-Vorwurf, den man den Büchern macht, deren sich die Blinden gegenwärtig bedienen? Daß sie zu plump und zu viel Raum einnehmend sind. Sie kleiner und bequemer zu machen, darauf müssen alle Bestrebungen gerichtet werden. Unseres Erachtens, wird dies nur gelingen, wenn man die gewöhnlichen Zeichen aufgiebt und ein stenographisches System annimmt. Bei diesem System müßte man auf drei Hauptsachen Rücksicht nehmen: 1) in die Form der Zeichen so viel Abwechselung als möglich zu bringen; 2) daß man die Formen, welche einige Aehnlichkeit unter sich haben, für diejenigen Zeichen gebraucht, welche beim Schreiben am seltensten zusammentreffen, wie z. B. P und D; 3) daß man die Buchstaben, welche am häufigsten vorkommen, z. B. A, E, I, durch die allereinfachsten Zeichen ausdrückte. Wir wünschen herzlich, daß diese Idee, von talentvollen Männern geprüft und erwogen, endlich ein Problem lösen möge, von dem das vermehrte Wohl einer ganzen Menschenklasse abhängt. *)

Wir haben es schon gesagt, ein einziger Besuch reicht nicht hin, um alle Unvollkommenheiten, die noch in dem Institute bestehen mögen, zu erforschen. Man verläßt dasselbe mit einer frommen Bewunderung für den Geist der Menschlichkeit, der, von der Wissenschaft geleitet, täglich Wunder verrichtet, trotz der unübersteiglich scheinenden Hindernisse, welche ihm die Natur in den Weg legt. Nur bei aufmerksamen und wiederholten Beobachtungen wird man mit Bedauern gewahr, daß diese Kinder, Gegenstände einer so eifrigen und liebevollen Sorgfalt, bei weitem nicht all' den Vortheil daraus ziehen, den man erwarten dürfte. Als eine Unbilligkeit wollen wir es nur herausheben, daß alle Zöglinge ohne Ausnahme gezwungen sind, Musik und ein mechanisches Handwerk zu lernen, ohne daß dabei auf ihre Anlagen oder Neigungen Rücksicht genommen wird.

Wir wollen uns nicht auf eine gründliche Prüfung aller übrigen Blinden-Anstalten in Europa einlassen, sondern nur das System andeuten, welches in jeder derselben befolgt wird.

Alle jene Anstalten, welche auf Kosten des Staats unterhalten werden, haben eine bestimmte Neigung zur Ostentation. Man ist in denselben mehr darauf bedacht, daß die Fortschritte der Zöglinge den Ruhm der Anstalt vergrößern, als das künftige Wohlergehen der Schüler befördern mögen. Man legt mehr Werth darauf, ihnen einen oberflächlichen Anstrich von jeder Wissenschaft beizubringen, als sie in einer derselben gründlich zu unterrichten. Die Anstalten in Petersburg und Amsterdam sind, wie schon erwähnt, fast nur als Hospitäler zu betrachten; von der zu Madrid spricht man kaum noch. Die in Neapel, welche neuerlichst der Leitung des Herrn Rienzi anvertraut worden ist, scheint gute Resultate zu versprechen.

Die der Obhut bloßer Privatleute anvertrauten Anstalten befinden sich in einer weit blühenderen Lage. Die Berliner, welche unter der Leitung des Professors Zenne, eines höchst aufgeklärten und freisinnigen Mannes steht, schien uns vortrefflich gehalten. Nur glauben wir bemerkt zu haben, daß der Direktor bei den Einrichtungen noch zu wenig freien Spielraum hat. Er ist z. B. überzeugt, daß Blinde die besten Lehrer sind, die man Blinden geben kann, und doch scheint er außer Stande zu seyn, diese Ueberzeugung in der Praxis zur Anwendung bringen zu können. **)

Die Anstalten in England sind weit davon entfernt, nach einem wissenschaftlichen Ziel geleitet zu werden. Man bezweckt daselbst nicht, den Blinden eine wissenschaftliche Erziehung zu geben; man beschränkt sich darauf, ihnen ein Handwerk und etwas Musik zu lehren. Die Anstalten in Liverpool, Glasgow und Edinburg werden nach denselben Grundsätzen geleitet. Man setzt daselbst die Zöglinge nicht genugsam in den Stand, auf ihre eigenen Kräfte rechnen und in sich selbst die Mittel finden zu können, ihren Platz in der Gesellschaft auf eine nützliche Weise auszufüllen.

Und doch wäre es so leicht, dieses Ziel zu erreichen, wenn man beobachtete, durch welche Mittel die Natur bei diesen vernachlässigten Wesen das zu allen ihren Handlungen nothwendige Gleichgewicht hergestellt hat. Wir müssen nur die Hülfsquellen, welche sie ihnen vorbehalten hat, erkennen und entwickeln; wir müssen nur kein Theilchen dieser kostbaren Materialien verloren gehen lassen, und die Schwierigkeit wird besiegt seyn. Man darf nur mit Aufmerksamkeit die physischen und moralischen Wirkungen, welche die Blindheit hervorbringt, studiren, und das Problem ist gelöst. Welches auch die Resultate der Blindheit auf die Intelligenz des Menschen seyn mögen, so ist doch so viel gewiß, daß sie auf eine traurige Weise auf ihre physischen Eigenschaften einwirkt. Es wird einem Blinden schwer, sich jenen Spielen hinzugeben, die den Körper gelenkig machen und ihn stärken, *) auch sieht man viele derselben, die in ihrer Kindheit Intelligenz und Thätigkeit zeigten, vor der Zeit alt werden. Sie werden zuerst träge, dann stumpf und schwachsinnig, und steigen bald in's Grab, ohne daß ihre moralische Existenz sich entwickeln konnte.

Aber die Blindheit, welche die Entwickelung der Muskelkräfte und gewisser physischer Eigenschaften, die davon abhängen, hindert, trägt doch zugleich mächtig zur Vervollkommnung der Sinne bei, denen sie eine beständige Spannkraft giebt. Das Gefühl, das Gehör und der Geruch der Blinden erlangen zuweilen eine so ausgesuchte Feinheit, daß sie gänzlich von den Sinnen anderer Menschen abzuweichen scheinen.

Man pflegt zu sagen, daß, wenn uns einer unserer Sinne geraubt ist, er sich in die anderen flüchtet. Wir brauchen nicht darzuthun, wie falsch diese Ansicht ist. Wenn das Gehör des Blinden feiner ist, als das des Sehenden, so kommt dies nicht daher, weil er das Gesicht verloren hat, sondern weil sein Zustand ihn zwingt, das Ohr ganz besonders zu üben. Er gewöhnt sich daran, von weitem zu hören und die verschiedenen Arten der Töne zu studiren, wie sich ein Matrose daran gewöhnt, ein Segel im Schoße des Meeres zu entdecken. Die Menschen kennen im Allgemeinen die Ausdehnung ihrer Fähigkeiten nicht genug. Man glaubt nicht, bis zu welchem Grade dieselben durch Aufmerksamkeit und Arbeit getrieben werden können; dies ist auch die Quelle der Wunder, welche wir täglich bei den Blinden anstaunen.

Das Gehör ist der Sinn, der bei ihnen der größten Entwickelung fähig ist. Man führt in dieser Hinsicht Beispiele an, welche unglaublich scheinen. Wir haben Blinde gekannt, die nach der Art des Klanges in einem Zimmer die Gestalt und die Größe desselben angeben konnten. Beim Eintritt in das Zimmer, wo sie sich gewöhnlich aufhielten, konnten sie, indem sie ihren Stock auf den Fußboden tönen ließen, unterscheiden, ob man eines der Hauptmöbel fortgenommen oder an einen anderen Platz gestellt hatte.

Wer von uns würde es mit verbundenen Augen unternehmen, die Größe einer Person nach dem Ton ihrer Stimme anzugeben? Das thun die Blinden täglich, und was noch überraschender ist, auch das Alter einer Person bestimmen sie nach diesem Anzeichen; wir sind zwanzigmal Zeuge solcher Versuche gewesen. Es steht fest, daß die Stimme mit jedem Jahre einer Veränderung unterliegt; aber unsere Organe sind nicht fein genug, um die Ringe dieser Kette zählen zu können. **) Wir unterscheiden leicht das Gekreisch der Kinder, die männlichen Töne des reifen Alters und die zitternde Stimme des Greises; aber das Dazwischenliegende entgeht uns. Die Zeit in ihrem langsamen aber ununterbrochenen Gange hinterläßt die Spuren ihres Durchzuges in unserer Stimme wie in unseren Zügen, und diese Spuren sind es, welche das geübte Ohr des Blinden aufzufinden weiß. Einige derselben besitzen eine noch überraschendere Feinheit des Gehörs. Sie fassen die geringsten Veränderungen der Stimme auf, wie wir die Veränderung der Physiognomie bemerken, und schließen daraus auf das, was in der Seele des mit ihnen Sprechenden vorgeht. Alle Menschen besitzen mehr oder weniger die Kunst, ihre geheimen Gefühle mit dem Mantel der Heuchelei zu bedecken; aber selten denkt man an die Biegungen der Stimme, und die Blinden bedienen sich derselben wie eines Fadens, um in das Labyrinth der Leidenschaften einzudringen. Von dem Zauber befreit, der unsere Vernunft irre leitet, folgen sie in ihren Urtheilen nur der Eingebung ihres Herzens. Der Glanz der Kleider blendet sie nicht; sie lassen sich durch ein linkisches Wesen oder durch ein unangenehmes Gesicht nicht gegen eine Person einnehmen. Glücklicher als viele Richter widerstehen sie dem Reiz eines Lächelns; für sie ist ein sanfter Blick weder verführerisch noch gefährlich.

Wer hat nicht oft die Intelligenz bewundert, mit welcher die Blinden, in den besuchtesten Straßen der Hauptstadt sich selbst überlassen, die Gefahren, welche ihnen auf jedem Schritte zu drohen scheinen, zu vermeiden wissen und ihren Weg beharrlich verfolgen? Sie können ohne Zögern sagen, ob eine Straße breit oder schmal ist, ob die Häuser hoch oder niedrig sind, ob ein Durchgang am anderen Ende geschlossen ist oder mit einer anderen Straße in Verbindung steht. Sie scheinen mit den Ohren zu sehen.

Diese Feinheit des Gehörs macht die Blinden besonders geschickt zur Erlernung der Musik. Auf dieses Organ allein verlassen sie sich. Sie beobachten den Takt mit einer unerschütterlichen Sicherheit; auch erklärte Paganini, nachdem er von den Zöglingen des Pariser Instituts einige Stücke hatte ausführen hören, daß er bis jetzt keinen so vollkommenen Begriff von der Harmonie gehabt habe.

(Schluß folgt.)

---

*) Allerdings wäre es zu wünschen, daß es gelingen möchte, die für die Blinden bestimmten Bücher weniger voluminös zu machen; aber diese Schwierigkeit scheint unübersteiglich; denn die Fähigkeit des Gefühls ist weit beschränkter, als die des Gesichts. Die Zeichen müssen eine gewisse Größe haben, damit der Finger sie erkennen kann. Man hat schon mehrere Versuche in dieser Beziehung angestellt; aber die geschicktesten Blinden konnten die ihnen vorgelegten Zeichen nicht unterscheiden. (Anm. der N. A. R.)

**) Dennoch sind nach und nach drei Zöglinge als Unterlehrer bei der Anstalt angestellt worden, und zwei haben eigene Anstalten in Breslau und Posen errichtet.

*) In der Berliner Blinden-Anstalt werden die Blinden im Gehen, Laufen und den Uebungen am Barren geübt, auch im Sommer in's fließende Wasser zum Baden geführt.

**) Selbst starke Blatternarben erkennen Blinde an der Stimme. Da die Blattern auch die inneren Nasenwände ergreifen, ist der Zusammenhang erklärlich.

Digitized by Google

Frankreich.

Gaule et France. (Gallien und Frankreich.) Von Alexander Dumas. Paris, 1833.

Unter der zahllosen Menge junger Französischer Autoren, die ihre National-Geschichte nach allen Richtungen ausbeuten, um den Stoff rein historisch oder als Novelle, Roman und Drama zu bearbeiten, nimmt Dumas unstreitig eine ausgezeichnete Stelle ein. Herr Dumas hat mit seinen allerdings nicht ganz als sein geistiges Eigenthum anzuerkennenden Dramen solches Glück gemacht, daß ihm eine ehrenvolle unabhängige Stellung in der Gesellschaft geworden ist. Seine Dichtungen in Prosa sind gleichfalls so beliebt, daß fast jede literarische Zeitschrift oder Sammlung vermischten Inhalts, die in den letzten drei Jahren erschien, ihre Mitarbeiter-Liste für unvollständig angesehen haben würde, wenn sie den Namen: „Alexander Dumas" nicht mit eingeschlossen hätte. Auch darf man sich über diese allgemeine Vorliebe für seine literarischen Arbeiten nicht wundern. Er vereinigt mit viel Erfindungskraft etwas Malerisches und Dramatisches in seinen Beschreibungen und Erzählungen, das die handelnden Personen und den Schauplatz ihres Wirkens dem Leser lebendig vor die Seele führt. Diese flüchtigen Compositionen waren jedoch nur ein Vorspiel zu einer Reihe bedeutenderer historischer Stücke, die, auf den Grund der Französischen Geschichte erbaut, mit der Regierung Philipp's von Valois beginnen und, wenn wir nicht irren, bis zur Periode der Revolution fortgesetzt werden sollen. Die ganze Sammlung, betitelt Chroniques de France, wird in Lieferungen von je zwei Bänden erscheinen und acht Bände in Oktav begreifen. Der gegenwärtige Band ist eine Art Einleitung. Er giebt eine umfassende kräftig gezeichnete Skizze der Geschichte Galliens und Frankreichs, von den Römerzeiten bis zum Tode Karl's IV. (1328), nebst einem Epilog, der die spätere Geschichte bis auf die neueste Zeit fortführt. In dieser Skizze sind die Umbildungen der Regierungsform die Veränderungen im Grundbesitze und der allgemeine Zustand der Nation, den politischen Ansichten des Verfassers gemäß, genau bezeichnet. Eben so die wichtigeren Begebenheiten und die besondere Geschichte der Regenten.

Nach dem Umsturz der Römer-Herrschaft in Gallien unterscheidet Herr Dumas drei große Epochen in der Periode, die sein Werk umfaßt.

I. Die erobernde Raçe — Fränkisch-Römische Monarchie. Dies ist das Zeitalter der Invasion und Eroberung Galliens durch die Germanischen Stämme und der Begründung einer Monarchie unter ihrem Anführer Meroveus (Merowig), um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Die Dynastie der Merowinger regierte drei Jahrhunderte, binnen welcher Zeit das Volk den Eroberern leibeigen war. II. Die erobernde Raçe — Fränkische Monarchie. Herr Dumas hält die Erhebung des Majordomus Peppin (Pipin), des Stammherrn der Karlowinger, nicht für eine Usurpation von seiner Seite, sondern für das Ergebniß einer freien Wahl durch die anderen Häuptlinge der erobernden Raçe, welche Erwählung außerdem die Zustimmung des Volkes (der Leudes, Leute) und die Approbation des Papstes heiligten. Die wahre Usurpation findet er erst in dem Umstande, daß Pipin den Vorrechten der Edlen zwei Prinzipien entgegenstellte: das göttliche Recht und die erbliche Thronfolge. Die Skizze der Regierung Karl's des Großen, des persönlichen Charakters jenes gewaltigen Monarchen, und die Parallele, die er zwischen Karl's und Napoleon's Staaten, in den Perioden ihrer respektiven Auflösung, zieht, sind ungemein wahr und kräftig. III. Die nationale Raçe — Französische Monarchie. Diese dritte Epoche beginnt mit Hugo Capet und der gänzlichen Absonderung Frankreichs von der erobernden Raçe. Die Ursachen dieser Revolution und die sie begleitenden Umstände haben große Aehnlichkeit mit denen, welche die vorhergehende Dynastie auf den Thron brachten, und Hugo's Benehmen nach seiner Thronbesteigung scheint nur eine Wiederholung dessen zu seyn, was Pipin that. Er vernichtete die Hausmeister-Würde und richtete das Prinzip der Erbfolge in männlicher Linie, das einen Augenblick gestört worden war, wieder auf. Die Geschichte der fünf folgenden Jahrhunderte ist die des Konfliktes der Könige mit den zwölf großen Vasallen des Reiches (den Pairs), während dessen die Ersteren häufig den Kürzeren zogen, bis Ludwig XI. durch seine bewundernswürdige Verschlagenheit Frankreichs erster Monarch wurde. Sein dritter Nachfolger, Franz I., stiftete die Monarchie der „grands seigneurs", die, an der Zahl 200, im Territorial-Besitze an die Stelle der zwölf Pairs kamen. Einhundert und neun und vierzig Jahre nach Ludwig XI. trat Richelieu auf, der ganz Frankreich dem Willen seines Souverains unbedingt gehorchen lehrte. Sein Schüler, Ludwig XIV., wandelte nun gemächlich auf der breiten Bahn des Absolutismus, die ihm Richelieu vorgezeichnet hatte. Er machte sich selbst zum Mittelpunkt des Staates, dessen Zügel er so lange kräftig in den Händen hielt, daß er bei seinem Tode wohl vorhersehen konnte, sie würden in den Händen seiner Nachfolger zerreißen. Ludwig XV. fand es, als er majorenn geworden war, nothwendig, die Monarchie noch einmal neu zu organisiren. An der Stelle der 12 großen Vasallen Hugo Capet's, der 200 grands seigneurs Franz des Ersten, ernannte er, als Stützen seines wankenden Gebäudes, die 50,000 Aristokraten, die „in dem Düngerhaufen der Orleans'schen Regentschaft ausgebeckt waren."

„Endlich, als diese dritte Aera der nationalen Königswürde ihre Früchte getragen hatte, Früchte des See's Asphaltes, ganz Asche und Moder; als die Dubois, die Law's, die Pompadour's und die Dubarry's alle der Königswürde schuldige Ehrfurcht ertödtet; als die Voltaire's und Diderot's, die d'Alembert's und Grimm's den religiösen Glauben erschüttert hatten, da wurden die Religion, die liebreiche geistige Mutter der Nationen, und die Königswürde, die Gründerin der Gesellschaften, von der Erde, wo man sie frech entweihte, zu Gott entrückt, dessen Töchter sie waren. Jetzt schirmte kein göttliches Recht mehr die Monarchie, und Ludwig XVI. sah, in einem Zwischenraum von vier Jahren, gegen Osten die Flammen der Bastille, gegen Westen das Beil der Guillotine."

Wir fürchten, nur eine sehr magere Probe von dieser fein gesponnenen poetischen Theorie gegeben zu haben, in der auch das Schicksal eine sehr ausgezeichnete Stelle einnimmt, wie dies in der neuesten historischen Literatur Frankreichs zumeist der Fall ist.

Der Raum erlaubt uns nicht, Herrn Dumas in seiner Theorie der beiden Revolutionen von 1789 und 1830 zu folgen. Er betrachtet die letztere nur als Ergänzung der ersteren, indem sie alle erbliche Vorrechte aufhebt. Die Monarchie Ludwig Philipp's, gestützt auf den Einfluß von 160,000 großen Land-Eigenthümern und Gewerbetreibender, die der König repräsentirt, wird als das letzte Studium der monarchischen Verfassung in Frankreich betrachtet. Das End-Resultat, welches der Verfasser antizipirt, ist ein tausendjähriges Reich oder eine Ordnung der Dinge, der zufolge jedes zur arbeitenden Klasse gehörige Individuum bei Wahlen Stimme hat, und jeder Besitzer einer Hufe Landes (es giebt jetzt fünftehalb Millionen Grundbesitzer) Deputirter werden kann, so daß alle Klassen den Antheil an der Verwaltung erhalten, zu dem sie berechtigt sind. Der Schlüssel dieser ganzen Theorie ist leicht gefunden — in den Grundbesitzern ruht die Macht, welche die Form und Bedingungen der Verfassung bestimmt. Die Folgerungen für künftige Zeiten sind eben so leicht.

Herr Dumas ist Republikaner, wie seine Leser bald errathen — auch macht er aus seinen Ansichten kein Geheimniß. Es überrascht uns gleichwohl, zu lesen, daß seine propriété sécondaire ebenfalls ein Haupt haben müsse, gleich ihren Deputirten in der Kammer, und daß eine solche Person weder aus Königlichem Geblüte, noch ein großer Gutsbesitzer seyn, daß ihr Privat-Vermögen den allgemeinen Ueberschlag nicht übersteigen dürfe, daß endlich ihre Civilliste nur die allernothwendigsten Ausgaben enthalten müsse. Sollte wohl der Dämon des Ehrgeizes in dem Verfasser spuken, so daß ihm nach dem ersten fünfjährigen Präsidium über die Französische Republik gelüstete!

Mittlerweile hat aber der eifrige Republikaner auch einmal die Rolle des Achselträgers übernommen und den Feinden der jetzigen Regierung seine Feder geliehen, indem er aus General Dermoncourt's Papieren die bezaubernde Romanze: „la Duchesse de Berri dans la Vendée", fabrizirte. Diese Inkonsequenz hat, wie man vernimmt, seinen republikanischen Kollegen großes Aergerniß gegeben; denn die Entschuldigung, daß es nur eine affaire du métier gewesen sey, befriedigte Keinen. Vielleicht darf man ohne Verleumdung annehmen, daß bei Herrn Dumas, wie bei manchem anderen Republikaner-Autor des jungen Frankreichs, die politischen Meinungen selbst nur affaire du métier sind. (F. Q. R.)

Bibliographie.

Histoire de Louis XVI. (Geschichte Ludwig's XVI.) Von R. J. Durdent. Pr. 2 Fr.

Souvenirs Atlantiques. (Reise nach den Vereinigten Staaten und Kanada.) Von Th. Paris. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

La maçonnerie considérée comme le résultat des religions égyptienne, juive et chrétienne. (Die Freimaurer als Resultat der Aegyptischen, der jüdischen und der christlichen Religion.) Von dem F.·. M.·. R.·. von S.·. 3 Bde.

Méditations chrétiennes sur l'histoire de Saint-Pierre. (Christliche Betrachtungen über die Geschichte des H. Petrus.) Von H. Blunt. Aus dem Englischen übersetzt.

Anecdotes de l'enfance. (Züge von Muth und Menschlichkeit als Beispiele für die Jugend.) Von H. Lemaire. Pr. 1¼ Fr.

England.

Jakob Montgomery und der Schäfer von Ettrick.

Das Leben Jakob Montgomery's entwerfen, heißt gewissermaßen einen Roman schreiben. Er wurde zu Irvine in Ayrshire den 4ten November 1771 geboren. Sein Vater, ein Mährischer Prediger, nahm ihn in einem Alter von 4 Jahren mit nach Antrim in Irland, wo er ungefähr ein Jahr lebte, und von da brachte er ihn nach Fulwick in ein Mährisches Seminar, um daselbst erzogen zu werden, während sein Vater und seine Mutter nach Westindien gingen, um die Neger zu erziehen. Beide starben in ihrer gefahrvollen Unternehmung; der junge Montgomery verdankte seinen Unterhalt und seine Bildung der Großmuth der Mährischen Brüder. Seine Lage war zwar ziemlich mönchisch, denn er mußte 10 Jahre von der Welt ganz getrennt leben; ein desto glücklicheres Resultat hatte sie aber für die Literatur, und was die guten Brüder vielleicht nicht erwarteten, er verließ ihr Haus als Dichter. Zu 10 Jahren machte Montgomery Verse, und zu 14 füllten seine Versuche 2 Bände. Die Mährischen Brüder, die ihn hiernach für nicht sehr geeignet hielten, Missionnair zu werden, brachten ihn anfangs bei einem Kaufmann, dann bei einem anderen Geschäftsmanne unter, bis endlich Montgomery, dieser Art von Beschäftigung müde oder seiner abhängigen Lage überdrüssig und mit viel Entschlossenheit begabt, seine eigene Leitung übernahm. Im Jahre 1792 associirte er sich mit dem Herausgeber des Sheffield Register, eines Journals, das die Sache der öffentlichen Freiheiten mit Heftigkeit vertheidigte. Ein Geistlicher schrieb ein Triumphlied über die

Digitized by Google

Niederreißung der Bastille. Montgomery ließ es drucken, mußte 20 Pfd. Sterling Strafe zahlen und auf 3 Monat ins Gefängniß wandern. Kaum war er wieder in Freiheit, so gab er die Geschichte eines zu Sheffield stattgefundenen Aufruhrs heraus, in welchem 2 Menschen getödtet worden waren. Darauf wurde er vor Gericht gefordert, welches ihn zu einer neuen Strafe von 30 Pfund Sterling und 6 Monat Gefängniß verurtheilte, doch ließ sich der Beamte, der ihn hatte verfolgen lassen, zu seinen Gunsten rühren und bemühte sich, ihm seine Leiden erträglicher zu machen. Aber Montgomery kümmerte sich so wenig um die Strenge der Justiz, daß er im Jahre 1797 unter dem Titel: Unterhaltungen in meinem Gefängniß, eine Sammlung von Gedichten herausgab, wovon einige anmuthig und leicht, andere ernst und melancholisch sind. Sein Aufenthalt in Scarborough gab ihm Zeit, sein Gedicht: „der Ocean", zu schreiben, welches 1805 herauskam. Im Jahre 1806 veranlaßten ihn die politischen Begebenheiten, das Elend zu schildern, worin die Schweiz durch ihre Verhältnisse mit Frankreich gerathen war. Das Gedicht hat einen dramatischen Charakter, und man findet darin Enthusiasmus und Gefühl, obgleich der Rhythmus, in dem es geschrieben, am wenigsten geeignet ist, zarte oder lebhafte Regungen auszudrükken. Hierauf folgte das umfassendere Gedicht: Westindien, welches solchen Beifall erhielt, daß mehr als zehntausend Exemplare verkauft wurden. Im Jahre 1812 schrieb er die Welt vor der Sündfluth, und obgleich diese Welt ziemlich fern von uns ist, so nahm sie doch das Publikum sehr gut auf. Eben so wenig verschmähte es Grönland, ein Fragment eines Gedichtes, worin er die Erfolge der Mährischen Missionen in diesem eisigen Lande schilderte. Das letzte seiner bedeutenderen Werke ist: die Insel der Pelikane, ein Gedicht in 9 Gesängen, dessen Idee er in den Reisen des Capitains Flinders nach Neuholland schöpfte. Eines seiner populairsten Werke heißt: Lieder von Zion. Es ist die Uebersetzung der Psalmen David's. Die Verse sind im Allgemeinen leicht, harmonisch, aber erreichen doch die Wahrheit und Einfachheit unserer alten Uebersetzungen nicht. Montgomery's Verdienst muß man nicht nach der Ansicht der Edinburgh-Review schätzen, sondern nach der vom Publikum ausgesprochenen Meinung. Seine Ideen sind einfach und erhaben, sein Stil fließend und melodisch, sein Aufschwung immer gezügelt, er steigt nie zu hoch, sinkt nie zu tief. Er ist besonnen und nicht ungestüm. Er hat Regungen der Zärtlichkeit, aber keine Entzückungen.

Ein anderer höchst origineller jetzt lebender Britischer Barde ist ein Schotte, Jakob Hogg, der Schäfer von Ettrick. Unsere Schottische Schule ländlicher Poesie wurde von Königen gegründet. Jakob I. schrieb seine: Christ-Kirche auf dem Rasenplatze, und Jakob V. machte sehr hübsche Balladen in Schottischem Dialekte. Denselben Charakter behaupteten Ramsay, Fergusson, Tannhill, und er wurde völlig entwickelt durch Burns glühende Energie und mächtige Auffassung. Jakob Hogg, oder der Schäfer von Ettrick, wie er sich gern selbst nennt, wird als das jetzige Haupt dieser nationalen Schule betrachtet. Sein Genie scheint ein natürlicher Ausfluß des wilden Schottlands, seiner ländlichen Thäler und seiner Seen. Seine Schriften, sowohl in Prosa als in Versen, gleichen dem Golde, wie es roh aus der Grube kommt, denn er hat nur eben so viel Bildung erhalten, als er braucht, um launige Einfälle zu schreiben, und sie dann herzusagen. Er wurde den 25. Januar 1772 geboren, 30 Jahr nach Burns. Außer dieser Aehnlichkeit zwischen seinem Geburtstag und dem des großen Schottischen Dichters, erzählt man noch in dieser Hinsicht sonderbare Dinge. Z. B. als er zur Welt kam, fand sich keine Hebamme; der Mann, den man schickte, um eine zu holen, wagte es nicht, durch einen Bach zu gehen, der auf dem Wege floß. Eine Schottische Fee, die wohlthätige Browine von Bodsbuck, die seine Furcht bemerkte, lief selbst und holte die Hebamme, brachte sie mit Blitzesschnelle in die Wohnung der Aeltern des Hogg, und erhob ein Freudengeschrei, als er zur Welt kam. Er lernte schwer lesen, dann kam er bis zum Schreiben, und hütete sodann die Heerde auf den Bergen. Seine Aeltern waren arm, und konnten nicht mehr für seine Erziehung thun, und in seinem höheren Alter suchte er sich selbst zu unterrichten; damals war es sein großes Vergnügen, lange Balladen zu verfertigen, und sie allen denjenigen vorzusingen, die sie hören wollten. Es wurde ihm viel leichter, seine Gedanken in Verse zu bringen, als sie niederzuschreiben. Dennoch wollte er seine Gedichte drucken lassen, und es gelang ihm, als er eine Heerde Schaafe nach Edinburg trieb. Nach der Ballade Donald Macdonald, die schon erschienen war, war das erste von Hogg herausgegebene Werk sein Gedicht Willie Katkin, ein einfaches, etwas roh naives Hirtengedicht, welches bessere Dinge hoffen ließ. Der Dichter kam in Bekanntschaft mit Walter Scott, und da der Erfolg seiner ersten Versuche sein Selbstvertrauen vermehrt hatte, so schrieb er eine Reihe von Balladen, die unter dem Titel: der Barde des Berges, auf Subscription herauskam. Einige seiner Balladen sind sehr merkwürdig, diejenige, die unter dem Namen Gilmanscleub bekannt ist, ist voller Anmuth und Einfachheit, und das wunderliche Mährchen von Wellie-Wilkin läßt sich fast den „Glen feilas" von Scott gleichstellen. Die Beschreibung der Gespenster ist ein Meisterstück von Originalität. Der Held dieses Mährchens wagt es, um Mitternacht Zauberer und böse Geister aufzusuchen, welche in einer alten Kirche hausen. Seine Mutter, eine gute, sehr fromme Frau, folgt ihm, und ist ganz erstaunt, das Pferd ihres Sohnes wie ein kleines Füllen erscheinen zu sehen, mitten unter einem Haufen riesenmäßiger Rosse. Sie nähert sich ihnen, um sie zu streicheln, und zu ihrem Schrecken gewahrt sie, daß es Gespenster sind. (A. Cunningham.)

Bibliographie.

The history of the middle ages. (Geschichte des Mittelalters.) Zweiter Band. [Bildet einen Theil der Lardner'schen Kabinets-Encyklopädie.] Pr 6 Sh.

An etymological dictionary. (Etymologisches Wörterbuch der Englischen Sprache.) Nach einem ganz neuen Plane, von John Oswald. Pr. 7½ Sh.

On the morals and religion of the university of Cambridge. (Ueber den sittlichen und religiösen Zustand der Universität Cambridge.) Ein Sendschreiben an Herrn H. Goulburn, von J. F. Ruffell. Pr. 6 Pence.

Mannigfaltiges.

— Das stereotypische Drucken, eine Deutsche Erfindung. Es ist kürzlich im Haag (von Baron van Westreenen van Tiellandt) ein offizieller Bericht erschienen, welcher die Resultate einer Nachforschung enthält, die das Holländische Gouvernement über die erste Erfindung und den ältesten Gebrauch stereotypischer Drucke anstellen ließ. Dieser Bericht beweist aus unbestreitbaren Urkunden und aus mehreren noch vorhandenen Platten, daß Holland mit Recht die Ehre der Erfindung (!) gebührt, und daß schon der erste Erfinder den stereotypen Druck zu eben dem Grade der Vollkommenheit brachte, wie Pierre Didot ein volles Jahrhundert später in Paris. Die Person, deren Verdienst man so unverzeihlicher Weise der Vergessenheit überantwortete, war Johannes Müller, Prediger an der Deutschen reformirten Kirche in Leiden, (starb 1710). Er kam zuerst auf den Gedanken, die Blei-Seiten, wenn sie in gewöhnlicher Art zusammengesetzt und sorgfältig korrigirt waren, an einander zu löthen. Nachmals aber ließ er Platten aus Gips oder Metall anfertigen, wie man sie noch heutzutage hat. Seit 1701, in welchem Jahre er ein kleines Holländisches Gebetbuch publizirte, hat er folgende Editionen stereotypisch drucken lassen. Das Syrisch-Lateinische Neue Testament nebst Lexikon, von Leusden und Schaaf; 2) eine Holländische Bibel in Quart; 3) eine andere in Folio; 4) eine Englische Bibel in Folio; 5) ein Griechisches Neues Testament in Duodez. Nur das Syrische Neue Testament erschien noch bei seinen Lebzeiten. Die Holländische Bibel in Quart kam 1711 heraus, und neue Abdrücke erfolgten 1715, 1723, 1732, 1775 und 1785, immer mit neuen Titeln. Eben so ging es mit den übrigen Editionen. Von der Englischen Bibel in Folio hat Baron van Tiellandt kein Exemplar mehr auffinden können. Vermuthlich wurde sie 1715 gedruckt. — Es darf uns wohl befremden, daß diese hiernach Deutsche Erfindung — in Holland hat sie nur das Licht erblickt — niemals auf andere Werke, als die genannten Bücher, angewendet worden und endlich gar in Vergessenheit übergegangen ist.

— Sir James Mackintosh. In einer Schottischen Zeitschrift liest man: „Wir erfahren so eben, daß das im Manuskript hinterlassene historische Werk unseres kürzlich dahin geschiedenen Landsmanns Sir J. Mackintosh, soweit es die Englische Revolution von 1688 umfaßt, geordnet ist und nächstens herausgegeben werden wird. Die Einleitung ist vollendet, und die Charaktere mehrerer großen Whigs-Häupter aus jener Zeit sind zwar kurz, aber kräftig, scharf und genau gezeichnet. Einige wichtige neue Nachrichten, die aus den Archiven adeliger Familien entnommen sind, werden in einem Anhange mitgetheilt werden. Dieses nachgelassene Werk hat, was sein Gegenstand und die dessen Herausgabe begleitenden Umstände betrifft, auffallende Aehnlichkeit mit den historischen Fragmenten des Herrn Fox. Beide, Fox sowohl als Sir James Mackintosh, weihten ihre Muße der Geschichts-Forschung und Schreibung. Beide wählten dieselbe Epoche aus dem constitutionnellen Leben Englands zum Thema ihrer Schriften; beide starben, ehe noch ihre Arbeiten zur Hälfte beendigt waren; endlich verdanken die respektiven Werke beider Männer ihre Herausgabe den Freunden der Verfasser. Wir können noch hinzufügen, daß, was ihre Charaktere, ihre Gesinnungen, so wie ihre Lebens-Verhältnisse und Studien anbelangt — Beide waren in Privat- und öffentlichen Handlungen frei von schmutzigen oder knechtischen Grundsätzen — unter diesen beiden ausgezeichneten Männern eine überaus vollkommene Aehnlichkeit stattgefunden hat."

— Münzen im Finstern lesbar zu machen. Man nehme eine Silbermünze (nach Sir David Brewster ist eine alte dazu am besten geeignet), polire die Oberfläche derselben, so gut als man kann, und mache ihre erhabenen Theile vermittelst einer Säure rauh, dagegen die tieferen Theile lasse man in ihrer Politur. Dann lege man die Münze über glühendes Eisen und bringe sie so nach einem finsteren Zimmer, so wird man das Gepräge, welches weniger Glanz als der übrige Theil der Münze erhalten wird, deutlich lesen können. Man muß dabei das glühende Eisen dem Beschauer nicht sehen lassen, damit erstlich dessen Auge für den Eindruck der Wahrnehmung empfänglicher sey, und zweitens, damit ihm jeder Zweifel benommen werde, als lese man das Gepräge nicht wirklich im Finstern, das heißt, ohne daß dasselbe direktes oder reflektirtes Licht von irgend einem anderen Körper erhalte. Man kann aber auch, anstatt die tieferen Theile zu poliren und die erhabenen rauh zu machen, umgekehrt die letzteren poliren und die ersteren rauh machen, so wird das Gepräge immer noch weniger glänzen, als die tieferen Theile der Münze, und man wird dasselbe, gleich schwarzen Buchstaben auf weißem Grunde, lesen können.

— National-Poesie. Papst Ganganelli pflegte zu sagen, die Italiänische Poesie gleiche einem funkelnden, die Spanische einem brennenden, die Französische einem leuchtenden und die Englische einem verdunkelnden Feuer.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Freitag den 3. Januar 1834.

Schweiz.

Die Welt der menschlichen Charaktere.

Aus dem Tagebuche eines Genfers.

Ich überlasse dem Geologen das Geschäft, Berge zu erforschen, dem Antiquar die Lust, Ruinen zu besehen, dem Landschaftsmaler die Freude, anmuthige oder pittoreske Gegenden in seinem Album zu skizziren. Meine Reise wird meine Beine nicht ermüden; der Gegenstand meiner Forschungen, das menschliche Herz, ist stets in meinem Bereiche; ich kann sogar wichtige Entdeckungen machen, ohne vom Lehnstuhl aufzustehen; die erste beste Person, die in mein Gemach tritt, kann mir Stoff zur Beobachtung geben, wie dies mit meinem eigenen Selbst der Fall ist, wenn ich allein bin und mir die Mühe nehme, meine Eindrücke zu zergliedern und ihre Triebfedern zu ergründen.

Die verschiedenen Elemente, die unseren Charakter bilden, sind nicht sehr zahlreich, und in gewissem Betrachte unwandelbar. Während die neueren Chemiker mit ihren Erfahrungen jeden Tag neue Substanzen in den Combinationen der Materie entdecken, offenbart sich uns kein neues moralisches Gebrechen, keine Eigenschaft, ja sogar kein Gefühl, das nicht schon zu allen Zeiten beobachtet worden wäre. Dagegen sind die Ergebnisse ihrer Modificationen so verschiedenartig, daß man eben so schwer zwei Personen von moralischer, als von physischer Aehnlichkeit findet.

Im gemeinen Leben weist man den Eigenschaften der Seele, des Herzens und des Geistes verschiedene Plätze an, obgleich sie nur verschiedene Offenbarungen dessen sind, was in uns vorgeht. Dasjenige, was das Studium der Charaktere erschwert und unsere Urtheile über die Menschen so oft Lügen straft, sind die Kontraste. Man nimmt an, irgend eine Eigenschaft vertrage sich nicht mit diesem oder jenem Fehler, irgend ein Laster könne mit dieser oder jener Tugend nicht zusammen bestehen, und doch ist nichts häufiger als solche Gegensätze. Der Eine hat ein gutes Herz und einen unfähigen Geist; der Andere, wahrhaft böse und fähig, Schlechtes zu thun, läßt sich durch ein rührendes Wort erweichen, wenn er anders Phantasie besitzt. Gutgesinnte Menschen, denen aber die Empfindsamkeit gebricht, werden Euch bei Gelegenheit viel mehr an sich irre machen; denn sie haben keinen Begriff von dem, was Euer Inneres bewegt, wie unglücklich Ihr auch seyn möget, es müßte denn ein auffallendes Ereigniß zum Grunde liegen. Dergleichen Leute verstehen sich nicht auf Seelenleiden, „denn nur zarten Seelen ist die Wünschelruthe gegeben, die immer nach der wahren Quelle deutet.“

Die Empfindsamkeit scheint mir in der geistigen Welt dieselbe Rolle zu spielen, wie das elektrische Fluidum in der physischen. Sie offenbart sich, wie Letzteres, unter verschiedenen Formen; sie wirkt rascher, als der Gedanke: durch sie begreift und versteht eine Seele die Andere. Sie schwächt den Eindruck unserer Fehler, giebt unseren Manieren einen eigenen Reiz, und wäre fähig, für die Mängel des Geistes schadlos zu halten. Ist sie mit einer lebhaften Phantasie verbunden, so macht sie öfter uns und Andere unglücklich. Bei manchen Personen liegt sie auf der Oberfläche; bei Anderen ist sie wie vergraben; man muß stark anschlagen, um die Saite in Schwingung zu bringen; man verwundert sich, daß sie, ob zwar spät, doch wenigstens rein wiedertönt, was wir empfinden.

Die Gaben des Genies, die Talente sind von Gemüth und Charakter unabhängig, denn man findet sie gleichmäßig bei den edelsten wie bei den unedelsten Naturen.

Man kann die guten und schlimmen Eigenschaften der Menschen tabellarisch ordnen, wie es der Botaniker mit den Gattungen der Pflanzen macht. Bei Abfassung meiner Tabelle (siehe am Schlusse des Artikels) glaubte ich zu bemerken, daß unsere Eigenschaften, gleich den Pflanzen, viel enger mit einander verwandt sind, als man gewöhnlich annimmt. Es kostet auch keine so große Mühe, sie bald zu unterscheiden; man hat nur darauf zu achten, daß man sie wiedererkenne; dies ist das sicherste Mittel, um über sie zu urtheilen. Bei wichtigen Veranlassungen ist der Mensch auf seiner Hut; aber im täglichen Leben giebt es tausend kleine Indizien, die ein geübtes Auge nicht täuschen können.

Es wäre mir unmöglich, an der Seite eines Menschen zu leben, dessen Charakter ich nicht zu sondiren gesucht hätte; ich würde eben die Angst fühlen, die uns im Finstern ergreift, wenn wir von unbekannten Gegenständen umgeben sind; und wirklich, es ist eben so natürlich, einen unerforschten Charakter zu fürchten, wie die Gefahren eines Waldes; denn im ersteren Falle kann unser Lebensglück aufs Spiel gesetzt werden, wie unser Leben im anderen. Sodann ist es nothwendig, daß wir uns mit denjenigen Personen vertragen, an die uns das Schicksal gekettet hat, oder wir dürfen nur solche Personen zu Gefährten wählen, mit denen wir uns vertragen können; ein dritter Ausweg ist nicht denkbar. Da man seine Freunde nicht so leicht auswählen kann, wie Stoffe zu Kleidern, so gilt hier folgende Regel: Kannst Du Deinen Mitmenschen nicht ändern, so bist Du wenigstens immer fähig, an Dir etwas zu ändern, um Dir seine Fehler erträglicher zu machen.

Eine geistreiche Frau hat gesagt: „Man muß sich mit seiner Stellung vertragen, mit seinem Vermögen, seiner Gesichtsbildung, seinem Geiste u. s. w.“ Wenden wir dies auch auf die Schwächen unseres Nächsten an; seyen wir nicht gebieterisch gegen eigenmächtig Handelnde, nicht streitsüchtig im Umgange mit eigensinnigen und jähzornigen Menschen; vernachlässigen wir nicht empfindliche Naturen; seyen wir weder zu eilig bei Trägen, noch unentschlossen bei Ungeduldigen; fügen wir uns nicht den Launen grillenhafter Leute; schmieden wir keine Projekte mit unentschiedenen Menschen; vermeiden wir eine Unterhaltung mit Langweiligen; erwarten wir nichts von Egoisten; vor Allem aber, legen wir unser Glück nicht in die Hände des Charakterlosen, und kränken wir die Eigenliebe keines Menschen. Beweisen wir denen, die uns lieben, große Aufmerksamkeit und den Gleichgültigen große Höflichkeit, und wir werden mit aller Welt auskommen. „Nichts geht über den Genuß, Anderen Freude zu machen“, sagt irgend ein Schriftsteller; „allein es giebt Menschen, an denen man diese Pflicht mit der Vernunft in der Hand erfüllen muß.“

Die verschiedenen Wirkungen jeder guten Eigenschaft und jedes Fehlers, wie ich sie auf der Tabelle verzeichnet habe, sind ihren Arten nach unendlich, weil sie mit anderen Elementen in Bündniß treten, die sie nicht bloß anders gestalten, sondern vollkommen neutralisiren können.

So ließe sich bemerken, daß die von der Güte abstammenden Eigenschaften neutralisirt werden, wenn die Habsucht eintritt; so wird die Verstellung durch den Aufruhr der Leidenschaft überwunden, das Wohlwollen durch Hochmuth, die Gerechtigkeit durch Egoismus u. s. w. Ohne Zweifel würde man auf eben dem Wege finden, daß die Vereinigung gewisser moralischer Elemente, statt die Energie derjenigen, die vorwiegen sollten, zu schwächen, ihre Stärke noch zu erhöhen strebt. Wenn z. B. Gerechtigkeit und Freigebigkeit in demselben Individuum einander begegnen, so wird die Wirkung der ersteren nur noch markirter seyn, während die Sparsamkeit sie behindern könnte. Die Sanftmuth wird immer begünstigt werden durch Faulheit, die Sorglosigkeit durch Gleichgültigkeit, die Oekonomie durch Thätigkeit, die Freimüthigkeit durch Muth u. s. w.

Dem Allem nebengeordnet findet man die Modificationen, welche durch den Grad der Empfindsamkeit bedingt werden, und diejenigen, welche einer größeren oder geringeren Klarheit der Vorstellungen, Raschheit der Auffassung, individuellen Empfänglichkeit und Lebhaftigkeit der Phantasie ihr Daseyn verdanken.

Es giebt löbliche Eigenschaften, die in Fehler ausarten können, und umgekehrt; die größte Kunst der Erziehung besteht darin, der ersteren Metamorphose vorzubeugen und das Gegentheil zu begünstigen. Wenn es ganz unverkennbar ist, daß jedes Individuum natürliche Anlagen und angeborene moralische Züge hat, so darf man eben so wenig die Macht der Erziehung läugnen; damit aber Letztere wirke, muß sie fast im Augenblick der Geburt schon anfangen. Diese Wahrheit, durch eine Frau entwickelt, die an Tiefe des Geistes eben so ausgezeichnet dasteht, als an Seelengröße, diese Wahrheit, sage ich, deren Befestigung und sieggekrönte Vertheidigung einer Frau vorbehalten war, ist mit einer anderen unzertrennlich verknüpft, welche dieselbe Schriftstellerin nicht minder glücklich entwickelt, daß man nämlich die Erziehung als etwas unser ganzes Daseyn Umfassendes betrachten müsse, d. h. nicht bloß mit Rücksicht auf unseren kurzen, irdischen Aufenthalt, sondern vornehmlich in Erwägung der sittlichen Vollkommenheit, der wir entgegen streben sollen, wenn die Unsterblichkeit der Seele ein Gegenstand unserer Ueberzeugung ist, wie es doch unsere gegenwärtige und künftige Glückseligkeit erfordert.

Ein sehr merkwürdiger Umstand, der wohl beweisen könnte, daß die unseren Charakter bildenden Elemente von den geistigen Vermögen ganz unabhängig sind, und daß unsere Meinungen gar keinen Einfluß auf dieselben ausüben, ist das mögliche Vorhandenseyn ganz gleicher politischen oder religiösen Meinungen in den verschiedenartigsten Charakteren, ohne daß die letzteren einander dadurch näher rückten. Man findet nicht einen individuellen Charakter besser als

einen anderen geeignet, dieses oder jenes Prinzip, dieses oder jenes Dogma anzunehmen. Dagegen modifizirt sich die Meinung nach dem Charakter, ja sie *modellirt* sich gewissermaßen nach demselben. So finden wir herrschsüchtige Liberale, nachsichtige Absolutisten, duldsame Strenggläubige und unduldsame Personen, die in religiöser Hinsicht lau sind. Wenigstens kann alles dies sich begegnen; die nämlichen Grundsätze, von einer zarten Seele und von einem kalten Herzen aufgenommen, bleiben zwar unverändert, allein sie offenbaren sich sehr verschieden. Im ersten Falle ist keine Engherzigkeit, nichts Abstoßendes denkbar; im zweiten das Gegentheil.

Handelt es sich von uns selbst, von dem, was wir thun oder thun möchten, so leidet es keinen Zweifel, daß das, wozu man aufgelegt ist, wonach man sich sehnt, weit größeren Einfluß auf unser Räsonnement habe, als dieses Räsonnement auf unsere Handlungen.

Das Erste, was Einem begegnet, wenn man einen Charakter erforscht, ist die *Eigenliebe*. Wie gering auch die Quantität Eigenliebe sey, die dem Menschen geworden, immer steht sie im Vordertreffen, jede Art von Angriff abwehrend. Die Eigenliebe würzt Alles, was von uns ausgeht, die Idee, welche unser Gehirn erzeugt, das Talent, welches wir besitzen oder zu besitzen glauben. Wir tragen eine Brille, die uns Alles lieblich erscheinen läßt, was zu unserer Persönlichkeit gehört; zum Unglück kehren wir sie um, wenn wir Andere betrachten, und alsdann zeigt sie nur Flecken und Schattenseiten. Bis dahin ginge es noch leidlich gut, da diese Seelenstimmung uns nichts als Zufriedenheit gewähren könnte; aber leider bedient sich unser Nächster in Beziehung auf *uns* auch der Kehrseite *seiner* Brille und kann uns nicht verhehlen, daß sie ihm etwas ganz Anderes zeigt.

Wir nehmen es sehr übel auf, daß er anders von uns denkt, als wir selbst, und dies giebt Anlaß zu Erbitterung und Abneigung. Sollte man diesem Umstand nicht den politischen Parteienhaß, und die Parteilichkeit der meisten, in solchen Fällen ausgesprochenen Urtheile beimessen?

So lange die hohe Meinung, die wir von unserem Selbst hegen, uns nur lächerlich macht, geht Alles gut; gewöhnlich bemerken wir das Letztere nicht; allein der Eigendünkel treibt uns auch zum Handeln, und alsdann werden wir nicht bloß schrecklich getäuscht, wir stürzen uns oft, in Folge zweckwidriger Schritte und übel berechneter Unternehmungen, in wahres Unglück. Dieses Unglück kann weit um sich greifen, wenn ein öffentliches Interesse der Gegenstand unserer Täuschung ist, und wenn wir eine solche Stellung einnehmen, daß wir diese Täuschung auch auf Andere übertragen können.

Eine Charakterseite, die man eben so leicht bemerkt, als die Selbstliebe, deren Gegensatz sie zu seyn scheint, ist das Mißtrauen gegen sich selbst, und die mit demselben zusammenhangende Schüchternheit. Diese Eigenschaft macht den Menschen sehr unglücklich; sie schadet seinen Unternehmungen, und zwar eben darum, weil er etwas gut ausführen möchte, aber den ersehnten Beifall nicht zu erlangen fürchtet. Ich stand in dem Wahne, eine ängstliche Person könne keinen entschiedenen Charakter haben; da ich jedoch die Bekanntschaft von Leuten machte, welche diesen Kontrast darboten, so erkläre ich mir das Paradoxen in folgender Art: Die Verlegenheit, ihren Zweck zu verfehlen, betraf gewöhnlich nur Dinge, die zum Vergnügen gehörten, und so war es nichts Außerordentliches, wenn sie in Fällen, wo die Urtheilskraft und manchmal das Gewissen zu einem Entschluß bestimmen konnten, nicht mehr so großen Werth auf die Meinung Anderer legten.

Zwei Eigenschaften, die man leicht mit einander verwechseln kann, sind Zurückhaltung und Kälte. Um sie zu unterscheiden, braucht man nur das Lächeln und den Blick einer Person zu beobachten. Die Physiognomie kalter Naturen bleibt sich immer gleich, welches auch der Gegenstand der Unterhaltung sey; sind sie aber bloß *zurückhaltend*, so wird ihr Gesicht bei dem, was den Geist oder das Herz interessirt, seine Gleichgültigkeit nicht bewahren können. Die zurückhaltenden Menschen haben den Vortheil über die, welche sich der Gesellschaft ganz hingeben, daß man ihnen für Alles, was ihnen entschlüpft, Dank weiß, und so auch für die Herrschaft, die sie gewöhnlich über sich selbst ausüben, denn diese Eigenschaft wird auch von denen geschätzt, die sie nicht besitzen. Die Freimüthigkeit erscheint als eine Tugend, wenn wir sie mit der Verstecktheit vergleichen; allein sie darf auf diesen Titel nicht Anspruch machen, wenn sie gleich das Merkmal eines aufrichtigen Herzens ist. „Man soll niemals sagen, was man nicht denkt, aber nicht Alles sagen, was man denkt."

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Ueber die Erziehung der Blinden.

(Schluß.)

Bei den des Gesichts beraubten Personen erlangt auch das Gefühl eine ausgezeichnete Feinheit; man könnte eine Menge Beispiele davon anführen. Der blinde Saunderson, Professor der Mathematik an der Universität Cambridge, besaß gründliche numismatische Kenntnisse. Er unterschied ohne Mühe ächt antike Medaillen von modernen, und oft nahmen erfahrene Liebhaber zu der Unfehlbarkeit seines Studiums Zuflucht. Vor einigen Jahren lebte in Wien ein Blinder, der sehr ähnliche Büsten anfertigte, indem er die Züge einer Person betastete und so nachbildete. Dieser Blinde verfertigte die Büste des Vaters des jetzt regierenden Kaisers, und man zeigt sie noch in dem Kaiserlichen Museum als ein Muster frappanter Aehnlichkeit.

Noch eine überraschendere Thatsache aber ist folgende: Ein Blinder, den man in einem geräumigen Lokal hinstellt, wird bei ruhigem Wetter durch den Druck der Atmosphäre auf sein Gesicht die Grade der Entfernung der ihn umgebenden Gegenstände angeben können. Man könnte vielleicht glauben, daß das Echo sein Ohr leitet; aber man hat sich durch wiederholte Versuche überzeugt, daß ein Blinder mit verstopften Ohren nicht weniger genau angeben kann, ob er sich in der Nähe eines einigermaßen bedeutenden Gegenstandes befindet.

Man hat behauptet, daß die Blinden die Farben unterscheiden könnten; diese Behauptung ist falsch oder wenigstens sehr gewagt. Alle Blinde, die wir befragt haben, ob sie diese Fähigkeit besäßen, antworteten mit Nein und glaubten auch nicht, daß einer von ihnen sie jemals besessen habe. Wir wissen, daß in England ein junges blindes Mädchen lebte, welches den Ruf hatte, die Farben unterscheiden zu können. Wir wollten uns von dieser Thatsache überzeugen, und Folgendes war das Resultat unserer Forschungen. Dieses junge Mädchen erkannte die Farben gewisser Stücke Tuch, indem sie dieselben an die Lippen hielt. Man hatte sie ohne Zweifel gelehrt, daß einige Farben die Wärme schneller absorbiren als andere, so daß sie durch die stärkere oder geringere Wärme geleitet wurde, welche das Tuch ihren Lippen mittheilte. Dies ist das außerordentlichste Beispiel von Feinheit des Gefühls, welches zu unserer Kenntniß gekommen ist.

Dieser Sinn, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet, gewährt dem Blinden einen ungeheuren Vortheil beim Studium der Künste und Wissenschaften. Vermittelst des Druckes en relief stellt er die Schätze der menschlichen Kenntnisse in ihr Bereich.

Die des Gesichtes beraubten Personen haben in der Regel besondere Neigung zu Studien des Nachdenkens und der Abstraction. Wir wollen nun untersuchen, ob die Blindheit sie verhindert, sich diesen Neigungen mit Erfolg hinzugeben. Als Grundsatz müssen wir aufstellen, daß es keine einzige Wissenschaft giebt, die man sich nicht ohne Hülfe des Gesichts zu eigen machen könnte. Wenn sich diese Wahrheit nicht schon aus der Natur der Sinne selbst ableiten ließe, so könnte man sie aus der Geschichte der Blinden beweisen, welche sich durch ihre wissenschaftlichen Kenntnisse zu hohen Stellen hinaufgeschwungen haben. Alles, was wir lernen, könnten wir es nicht eben so gut lernen, wenn wir blind wären? Man sehe nur, welche gründliche und verschiedenartige Kenntnisse gewisse Leute besitzen, die nie aus den Mauern ihrer Geburtsstadt gekommen sind. Will man läugnen, daß das, was sie durch das Lesen von Büchern erlernt haben, nicht auch durch das lesen hören erlernt werden könnte? Wir gehen noch weiter und behaupten, daß in diesem letzteren Fall der Geist schneller faßt und besser behält. Die Schnelligkeit, mit der wir eine Seite durchlaufen, und die Leichtigkeit, mit der wir nöthigenfalls darauf zurückkommen können, machen uns nachlässig und unaufmerksam. Unser Auge liest, ohne daß unser Geist es begleitet. Alles macht es dagegen dem Blinden zum Gesetz, aufmerksam zu seyn. Er weiß, daß die Stellen, welche er lesen hört, ihm nicht nach Gefallen wieder zu Gebote stehen; er ordnet sie in seinem Geist und findet sie dort, wenn er ihrer bedarf.

Wie hat Malte-Brun, dessen geographische Arbeiten in der ganzen Welt einen so großen Ruf genießen, die Länder kennen gelernt, welche er so richtig beschreibt? Hat er etwa die Welt umsegelt? Nein, er hat sich eifrig solchen Studien hingegeben, zu denen der Besitz des Auges nicht unumgänglich nothwendig ist. Wie machen wir uns mit den Sprachen und Sitten fremder Länder bekannt, die wir niemals gesehen haben? Geschieht es nicht durch Mittel, welche auch den Blinden zu Gebote stehen? Schließen wir in der Mathematik nicht oft die Augen, um uns ungestörter mit einer schwierigen Frage beschäftigen zu können? Mit einem Worte, um mit Erfolg Geschichte, Wissenschaften und Künste treiben zu können, muß man unaufhörlich nachsinnen und den Gedanken durch Reflexion zur Reife bringen — Dinge, zu denen die Mitwirkung der Augen nicht erforderlich ist.

Man befrage nur die Annalen der Welt, sie sind mit Namen berühmter Blinden angefüllt. Wer kennt nicht Didymus von Alexandrien, Eusebius und Anysius? Hat Cicero nicht den Namen seines Lehrers Diodotus der Nachwelt überliefert, der, nachdem er das Gesicht verloren hatte, seine Studien mit nicht weniger glänzendem Erfolge fortsetzte?

Ohne zu den Jahrhunderten des Alterthums zurückzugehen, haben wir in unseren Tagen gesehen, daß Männer, trotz der Hindernisse, welche die Natur ihren Anstrengungen in den Weg legte, sich zu den höchsten Reihen der Gesellschaft emporgeschwungen haben. Saunderson, welcher im vorigen Jahrhundert lebte und Professor der Mathematik in Cambridge war, hatte in der Kindheit das Gesicht verloren. Er hat ein Werk über die Elemente der Algebra herausgegeben, welches Beweise enthält, die die berühmtesten Mathematiker in Erstaunen gesetzt haben. Das Bewundernswürdigste, was er aber hinterlassen hat, sind seine Abhandlungen über die Optik, über das Licht und die Farben.

Der ehrwürdige Doktor Blacklock war blind geboren, wie der berühmte Arabische Dichter Achmed Ben Soliman. Ein Zeitgenosse Blacklock's war der Doktor Moyes, Professor der Chemie in Manchester, der, obgleich in früher Kindheit blind geworden, doch reißende Fortschritte in den Wissenschaften machte. Er besaß besonders gründliche Kenntnisse in der Geometrie, in der Optik, in der Algebra, in der Astronomie, in der Chemie und in den verschiedenen Zweigen der Philosophie. Jedesmal, wenn er in ein Zimmer trat, blieb er einige Minuten still und unbeweglich. Aus dem Geräusch der Unterhaltung errieth er dann die Größe des Zimmers und die Zahl der Personen, welche sich in demselben befanden; seine Berechnungen waren in dieser Beziehung von einer bewundernswürdigen Richtigkeit, und sein Gedächtniß täuschte ihn niemals. Jedermann kennt den Naturforscher Huber, der mit so vieler Genauigkeit und richtiger

als Réaumur und dessen Vorgänger die Lebensweise der Bienen beschrieben hat.

Nach diesen ausgezeichneten Männern, deren natürliche Anlagen durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet wurden, nennen wir einen, der sich selbst blos durch die Hülfsquellen seiner Intelligenz erzogen hat. John Metcalf war in der Grafschaft Derby in England blind geboren. Er erlangte in kurzer Zeit eine so genaue Kenntniß der Wege in der Grafschaft, daß er Fuhrmann wurde, und in finsteren Nächten diente er den Bewohnern des Landes zum Wegweiser. Bald unternahm er es, von seiner Orts-Kenntniß unterstützt, die Wege zu berichtigen, welche durch diesen sehr bergigen Distrikt führen. Mit Hülfe eines Kompasses entwarf er verschiedene Pläne, welche von den Behörden genehmigt wurden, und man ernannte ihn zum Aufseher über die öffentlichen Arbeiten. Er ist jetzt damit beschäftigt, in den unzugänglichsten Gegenden der Grafschaft Straßen anzulegen. Man sieht ihn, mit einem langen Stock bewaffnet, steile Hügel hinanklimmen und in tiefe Abgründe hinabgleiten, um die Entfernungen zu messen, und sich von der Gestalt und Lage der Berge zu überzeugen.

Es würde die Gränzen dieses Artikels überschreiten, wenn wir noch mehr Beispiele zur Unterstützung unserer Meinung anführen wollten. Wir haben genug gesagt, um zu beweisen, daß das Studium der Wissenschaften sich sehr wohl mit der Blindheit verträgt. Auch glauben wir, daß man sich vorzüglich Mühe geben muß, den Geist der jungen Blinden von ihrer frühesten Kindheit an auszubilden und ihnen alle die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche das Studium der Wissenschaften darbietet, weil sie in dieser Laufbahn die meisten Fortschritte zu machen hoffen dürfen.

Nachdem wir uns über das ausgelassen haben, was man in Europa gethan hat, um die Leiden der Blinden zu erleichtern und sie dem gesellschaftlichen Leben wiederzugeben, wollen wir noch kurz berühren, was man in dieser Hinsicht seit einiger Zeit in den Vereinigten Staaten gethan hat, wo kürzlich drei Blinden-Anstalten eröffnet worden sind; die eine in Boston, die andere in New-York und die dritte in Philadelphia.

Für den Ruhm der Vereinigten Staaten wäre es zu wünschen gewesen, daß die Gründung jener Anstalten kein so neues Datum trüge. Es schnürt Einem das Herz zusammen, wenn man bedenkt, daß wir vor sechs Jahren noch nicht die geringste Spur von so nützlichen Instituten hatten.

Es war der Doktor J. D. Fisher, welcher im Jahre 1829 den Plan zu der Schule in Boston entwarf, der ersten, die in den Vereinigten Staaten errichtet wurde. Auf seinen Antrieb fanden mehrere philanthropische Versammlungen statt, in denen man beschloß, bei dem Kongresse um eine Associations-Akte nachzusuchen. Diese Akte wurde leicht erlangt. Um das Uebel, dem man Linderung verschaffen wollte, in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen, beschäftigte man sich mit einer Zählung der vorhandenen unglücklichen Blinden. Man fand allein im Staate Massachusetts 400, und in Neu-England 1500 Blinde. Solche beunruhigende Zahlen waren sehr dazu geeignet, den Eifer der Gesellschaft anzuregen, und dennoch konnte die Anstalt in Boston erst im Jahre 1831 eröffnet werden. Den Mitgliedern des Vereines fehlte es weder an Eifer noch an Thätigkeit, aber die pekuniairen Hülfsmittel waren sehr beschränkt. Die Regierung bewilligte ihr die Summe, welche von den für die Taubstummen bestimmten Geldern übrig blieb. Diese belief sich auf ungefähr 15,000 Dollars; eine Subscription, die man eröffnete, brachte ungefähr 2000 Dollars ein.

Entschlossen, einen entscheidenden Schritt zu thun, forderten die Kommissarien den Doktor Howe auf, die Schule einzurichten und seine Operationen zu beginnen. Mit Vollmachten versehen, reiste der Doktor nach Europa ab, besuchte daselbst alle Blinden-Anstalten, gewann für seinen Plan einen Professor in Paris und einen anderen in Edinburg und kehrte im Monat August 1831 zurück. Obgleich die ersten Fonds zu dieser Zeit erschöpft waren, so beschloß man doch, keinen neuen Aufruf an die öffentliche Großmuth ergehen zu lassen, bevor man die Blinden nicht in den Stand gesetzt hätte, für sich selbst zu sprechen.

Dieser Augenblick erschien endlich. Im Januar 1833 unterwarf man 6 junge Kinder, welche man insgeheim unterrichtet hatte, einer öffentlichen Prüfung. Die Behörden, erstaunt über die Beweise von Intelligenz, wovon sie Zeuge waren, bestimmten nun sogleich eine Summe von 6000 Dollars jährlich für die Unterhaltung der 20 armen Blinden, welche der Grafschaft angehörten. Es war die höchste Zeit. Die Kasse war leer, und die Anstalt verschuldet.

Mehrere öffentliche Uebungen, die seitdem angestellt wurden, trugen dazu bei, die Hülfsmittel der Anstalt zu vermehren. Am 1. Mai endlich gab Herr Perkins sein schönes Haus in Pearl-Street zur Wohnung der Blinden her; aber er fügte diesem Geschenk eine Klausel bei, welche den Werth desselben noch erhöhte. Es sollte nämlich nur dann als definitiv betrachtet werden, wenn die Anstalt vor dem 1. Juni einen Fonds von 50,000 Dollars besäße. Die Frauen von Boston, immer bereit, zu edelmüthigen Handlungen mitzuwirken, eröffneten eine Subscription, welche 12,000 Dollars einbrachte; und heute, am 20. Mai, fehlen zur Vervollständigung der festgesetzten Summe nur noch 2—3000 Dollars. So wird also diese Anstalt, welche sich im Monat Januar durchaus ohne alle Hülfsmittel befand, im Monat Juni ein herrliches Gebäude und einen baaren Fonds von 50,000 Dollars besitzen.

Das Institut verdient in jeder Hinsicht die Theilnahme des Publikums. Die Fortschritte der Zöglinge setzen selbst diejenigen in Erstaunen, welche die Europäischen Blindenhäuser gesehen haben. Die Blinden lernen lesen, schreiben, rechnen, Geographie, und Alles, was man in den gewöhnlichen Schulen lehrt. Einen gewissen Theil ihrer Zeit widmen sie der Musik; für das Studium fremder Sprachen werden Vorbereitungen getroffen.

Wir schließen diese Bemerkungen mit einer statistischen Uebersicht der Blinden in jedem einzelnen Staate der Nord-Amerikanischen Union, mit Rücksicht auf die Bevölkerung derselben:

Staaten.	Bevölkerung.	Zahl der Blinden.	Verhältniß der Blinden zur Bevölkerung.
Maine	399,462	160	1 auf 2497 Einwohner.
New-Hampshire	269,533	105	1 „ 2565 „
Massachusetts	610,014	222	1 „ 2737 „
Rhode-Island	97,210	64	1 „ 1518 „
Konnektikut	297,711	195	1 „ 1526 „
Vermont	280,697	51	1 „ 5503 „
New-York	1,913,508	724	1 „ 2650 „
New-Jersey	320,799	227	1 „ 1413 „
Pennsylvanien	1,347,672	503	1 „ 2680 „
Delaware	76,739	29	1 „ 2646 „
Maryland	446,913	271	1 „ 1649 „
Virginien	1,211,272	793	1 „ 1527 „
Nord-Karolina	738,470	384	1 „ 1922 „
Süd-Karolina	581,458	238	1 „ 2442 „
Georgien	516,567	273	1 „ 1893 „
Alabama	308,997	116	1 „ 2668 „
Mississippi	136,806	56	1 „ 2439 „
Louisiana	215,575	113	1 „ 1909 „
Tennessee	684,822	213	1 „ 3201 „
Kentucky	688,841	252	1 „ 2729 „
Ohio	937,679	238	1 „ 3940 „
Indiana	341,582	87	1 „ 3942 „
Illinois	157,575	39	1 „ 4040 „
Missouri	140,074	37	1 „ 3790 „
Michigan	31,260	5	1 „ 6327 „
Arkansas	30,383	10	1 „ 3038 „
Floridas	34,723	19	1 „ 1828 „
Distrikt von Kolumbien	39,863	19	1 „ 2096 „

Bei dieser Uebersicht bestätigt sich wieder die allgemein gemachte Erfahrung, daß die Blindheit sehr häufig in der heißen, weniger häufig in der gemäßigten und noch seltener in der kalten Zone ist. *) Aegypten ist das Land, wo dieses Uebel die meisten Schlachtopfer fordert, es ist der klassische Boden für die Blindheit. Die Reisenden schätzen die Zahl der Blinden auf 1 von 150 Einwohner. Der Feinheit des Sandes, womit die Luft dort beständig geschwängert ist, muß man die Intensität des Uebels dort hauptsächlich zuschreiben.

Bibliographie.

The geographical annual for 1834. (Geographischer Almanach für 1834.) Philadelphia. [Nach dem Urtheil der New-Yorker Zeitungen ein trefflicher Hand-Atlas mit vielen schön kolorirten Karten.]

The ladies' and gentlemen's pocket annual. (Taschenbuch für Damen und Herren auf das Jahr 1834.) Von Edwin Williams. [Dieser Almanach enthält ein Verzeichniß aller öffentlichen Beamten der Central- und der Staaten-Regierungen, der Armee und der Marine, so wie eine Auswahl von Gedichten und prosaischen Schriften.]

The influence of the bible etc. (Der Einfluß der Bibel auf die Vervollkommnung der geistigen Fähigkeiten und des sittlichen Charakters.) Von John Matthews, Professor am theologischen Seminarium zu Süd-Hannover im Staat Indiana. Philadelphia.

Lovell's folly. (Lovell's Thorheit; ein Amerikanischer Roman.) Von Karoline Lee Hentz, Verfasserin von De Lara, Lemirah und anderen Romanen. Cincinnati.

England.

Jakob Graham und Samuel Rogers.

Das Gedicht unter dem Titel Sabbat wird den Namen Jakob Graham's allen denjenigen theuer machen, die auf religiöse Gedanken etwas halten und für die poetischen Gefühle, die dieses Werk einflößt, Sinn haben. Aber Graham's Verdienst beruht noch auf anderen Grundlagen. Seine Englische Georgica, seine Schottischen Vögel gehören unter diejenigen Bücher, welche sich sanft in das Gemüth schleichen und eine lange Erinnerung zurücklassen, nachdem berühmtere Werke, die mehr Aufsehen gemacht haben, längst vergessen sind. In allen Beschreibungen Graham's findet sich eine natürliche Leichtigkeit, eine Mischung von Schatten und Licht, wie man sie auf Landschaften sieht, und eine Wahrheit, welche uns glauben läßt, daß er seinen eigenen Regungen folgt und nach dem Zeugniß seiner eigenen Augen schildert, nicht aber, wie Dryden sagt: durch die Brille der Bücher. Das Publikum hat der hohen Frömmigkeit und der Inspiration des Dichters seine Achtung bezeigt, indem es mehrere Auflagen seiner Werke vergriff. Die Schottischen Vögel bilden eine Reihe fein gezeichne-

*) Aus der obigen Liste folgt dies nicht, denn sonst müßten die Florida's das ungünstigste, Maine das günstigste haben. Statt dessen hat New-Jersey das ungünstigste, Michigan das günstigste Verhältniß, welche aber beide mehr den mittleren Gegenden angehören. Vielleicht sind die Zählungen nicht gleichförmig angestellt worden und bald Blinde jedes Alters, bald nur bildungsfähige Kinder aufgeführt worden. Die Mittelzahl aller 28 Provinzen wäre nach der Liste 1 Blinder auf 2722 Seelende, gewiß ein zu günstiges Verhältniß, wenn auf Blinde jedes Alters Rücksicht genommen ist, zumal da in den südlichen Provinzen die scheußliche Sitte des Augen-Ausdrückens bei Streitigkeiten stattfindet.

ter Gemälde, wo das Gefieder, die Form, der Charakter, die Lebensweise jeder Art von Vögeln mit einer Treue geschildert sind, die der von Wilson gleichkommt. Dem Drama „Maria Stuart" fehlt es an jener Kraft, an jener leidenschaftlichen Bewegung, die das Theater erfordert. Die Sonntags-Spaziergänge, die biblischen Gemälde und der Land-Kalender sind merkwürdige Stücke in Hinsicht der Genauigkeit der Beschreibung und der originellen Wendung der Gedanken. Graham wurde zu Glasgow den 22. April 1765 geboren. Sein Vater bestimmte ihn für die Rechte, aber er überließ sich frühzeitig seiner Neigung zur Poesie, und seine Liebe für Wahrheit und Ehre würde ihn stets verhindert haben, Sachen zu verfechten, deren gutes Recht ihm nicht ganz klar gewesen wäre. Sein Gedicht Sonntag kam anonym heraus. Er hatte die Freude, die Frau, die er heirathete, unter seine eifrigsten Bewunderer zu zählen. Seine Gesundheit verfiel; er brauchte die Kur zu Sedgemore bei Durham, starb aber den 14. September 1814.

In den Werken Crabbe's haben wir oft eine Neigung zur harten cynischen Ironie gefunden, in denen von Samuel Roger's werden wir diesen Fehler nicht antreffen. Dennoch zeichnet sich dieser Dichter, wie Crabbe, durch geschickte Wahl des Ausdrucks, durch große Klarheit des Gedankens und Styls, und durch seinen Geschmack für die Scenen des Privatlebens aus, aber viel weiter kann die Aehnlichkeit zwischen diesen Dichtern nicht gehen. Rogers zarte Muse wählt lachende und poetische Gegenstände, er sucht nicht Lazarethe auf, wo die Pest herrscht, er betrachtet gern, was schön und angenehm ist, und will nicht Eden aus dem einzigen Zweck beschreiben, um uns den Geist des Bösen zu zeigen, der zwischen den Bäumen schleicht, durch blutigen Morast, um zu der schönen und unschuldigen Frau zu gelangen, und ihr seine unheilvollen Worte ins Ohr zu flüstern. — Es giebt drei Dichtungen, deren Titel ähnlich und deren Verdienst sehr ausgezeichnet ist, nämlich: Die Vergnügungen der Einbildungskraft von Akenside. Die Vergnügungen der Hoffnung von Campbell und die Vergnügungen der Erinnerung, von Rogers. Akenside's Gedicht umfaßt die Gegenwart, das von Campbell die Zukunft, das von Rogers die Vergangenheit. In dem ersteren herrscht eine sanfte Poesie, in dem zweiten mehr Enthusiasmus und in dem dritten mehr Natur. Die Vergnügungen der Erinnerung erschienen 1792 und wurden bald allgemein beliebt. Mit dieser originellen Beobachtungsgabe, mit diesen feinen Schilderungen der Menschen und der Dinge, mit diesen Bemerkungen über den geselligen und häuslichen Zustand und allem, was mit einem Wort, die Jünger der neuen Schule auszeichnet, findet sich der gefeilte Styl, die Klarheit und die Melodie der alten Schule vereinigt. Das Gedicht ist voller glücklicher und hervorstechender Züge, voller Stellen, die sich dem Gedächtnisse einprägen, und man kann sagen, daß es mehr gefällt, als hinreißt, daß es sich sanft ins Herz schleicht, anstatt es mit Enthusiasmus zu füllen. Vielleicht giebt es unter allen Lebenden Menschen keinen, dessen Geschmack in der Poesie so richtig und zart ist, wie der von Rogers. Auf jeder Seite seiner Werke erkennt man seine Liebe zur Zierlichkeit, die fast bis zur Aengstlichkeit geht. Seine Diction ist rein, sein Styl ohne Schwulst hat alle nöthige Kraft, und seine Ausdrücke entsprechen vollkommen seinen Ideen. (A. Cunningham.)

Bibliographie.

Juvenile Kaleidoscope. (Erzählungen zur Erheiterung von Kindern.) Pr. 4½ Sh.

Here and Hereafter. (Jetzt und Hernach.) Pr. 2 Sh.

Advice to purchasers of horses. (Rathgeber für diejenigen, die Pferde kaufen wollen.) Pr. 2½ Sh.

The bard of the north. (Der nordische Barde.) Poetische Erzählungen, von Dugald Moore. Pr. 2½ Sh.

The dark lady of Doona. (Die finstere Frau von Doona.) Vom Verf. der Geschichten von Waterloo. Pr. 6 Sh.

Ostindien.

Die Hochzeiten der Hindu's.

Die Hindu's wählen, wenn sie lange Reisen unternehmen, die schwülste Jahreszeit und reisen häufig gerade in denjenigen Stunden, wo die Hitze am drückendsten ist. Alsdann sieht man auch eine Menge Hochzeits-Prozessionen über die Landstraßen ziehen, und der fantastische bei solchen Gelegenheiten zur Schau gebotene Pomp gewährt viel Unterhaltung. Die ärmsten Familien thun ihr Möglichstes, um an einem solchen Tage zu glänzen. Das Auge des Zuschauers wird geblendet, das Ohr betäubt. Kameele, Pferde, Palankins, mehr oder weniger festlich geschmückt, begleiten den Zug des wohlhabenden Bräutigams.

Wir wohnten der Vermählung oder vielmehr der Verlobung des Sohns eines reichen vornehmen Hindu bei — der Bräutigam war erst acht oder zehn Jahre alt — die mit fürstlichem Aufwand begangen wurde. Eine kleine Truppe von Kameelen, über und über mit Glöckchen behangen und mit bunten Federbüschen geschmückt, eröffnete den Zug. Hinter ihnen kamen Wagen, mit Rindern bespannt und mit scharlachrothem Tuche bedeckt; alsdann zwei oder drei offene Palankins mit befranzten Umhängen. In einem derselben strahlte der kleine Bräutigam wie ein kostbares Kleinod in einem sammetnen Kästchen. Sodann erschien ein maseflätischer Elephant, der eine silberne Haudah trug, die ein großer Schirm gegen die Sonne schützte. Der Schirm prangte in allen Farben des Regenbogens. Dem Elephanten folgte ein wirrer Haufe schlecht gekleideter und bewaffneter Soldaten; dann kamen wieder Kameele, wieder Fuhrwerke mit Rindern bespannt, wieder Bediente, zu Fuß und zu Pferde, bewaffnet und unbewaffnet; Einige mit Speer und Schild versehen, Andere in Trompeten stoßend; dann wieder Elephanten, die in großen Zwischenräumen einzeln marschirten; Palankins, einige geschlossen, andere offen, alle mit Gold und Silber geschmückt; endlich ein altmodischer Englischer Zig mit zwei Personen in weiter grüner Kleidung und weißen Turbanen.

Dieser letzte höchst unästhetische Bestandtheil des Zuges hing dem Ganzen eine fatale Schleppe an, und der lächerliche dadurch erzeugte Kontrast zerstörte den romantischen Eindruck. So erblickt man oft einen alten Europäischen Rumpelwagen, aus dem ein kostbar geputzter Hindu seelenvergnügt herausguckt. Die Eingebornen fühlen sich im Besitze einer Europäischen Equipage so glücklich, daß sie damit Parade machen, bis das Fuhrwerk unter ihnen zusammenkracht.

Als die junge Braut nach der Trauung heim geleitet wurde, erschien Alles pittoresker und feenhafter, weil der Zug zur Nachtzeit und beim Scheine zahlloser Fackeln vor sich ging. Die Palankins nahmen sich wie prachtvolle Vögel aus, weil man nur die flatternden Gardinen unterscheiden konnte; die Kameele erhielten mit ihren nickenden Federbüschen, gebogenen Hälsen und formlosen Höckern, im Fackelglanze bald erscheinend, bald verschwindend, ein übernatürliches Ansehen; die Elephanten glichen wandelnden Monumenten aus schwarzem Marmor. Der wirre Haufe zu Fuß und zu Roß zauberte der Phantasie seltsame Ungethüme, fliegende Greife und graufige Chimären vor. Die wilden Mißtöne der Instrumente, das Geschrei und Gejauchze, die zitternde Beleuchtung vollendeten den mystischen Charakter der Prozession. Der Anblick solcher Scenen läßt uns an die Wunder Arabischer Mährchen glauben; wir staunen nicht länger über die ungezügelte Phantasie des Erzählers. Er malt nach der Natur, d. h., er schildert dem Hörer zwar keine Gegenstände, wie sie wirklich sind, wohl aber, wie sie bei nächtlicher chaotischer Mischung von Menschen und Thieren sich ausnehmen. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Ehrlichkeit der Portugiesischen Räuber. Ein Engländer, der sich in Portugal niedergelassen hatte, erhielt zu Leiria von einem Manne, der ihm als einer der Hauptleute einer Räuberbande bekannt war, einen Brief, in dem ihm gemeldet wurde, daß die Räuber von seinem Vorhaben, eine Reise nach Porto zu machen, wo er eine große Summe Geldes heben würde, wohl unterrichtet wären; seine Vermögensumstände würden es ihm demnach erlauben, ihnen zehn Moidor zu leihen, deren sie bei den schlechten Zeiten, die sie jetzt gehabt hätten, sehr bedürften; in dem Briefe war die Stelle angezeigt, wo er das Geld niederlegen sollte, das ihm, wie man ihm versicherte, an einem bestimmten Tage wieder zugestellt werden würde; im Falle er aber ihrem Verlangen nicht willfahren sollte, würde er, er möchte, welchen Weg er nur immer wollte, in Portugal einschlagen, nie das Ziel seiner Reise erreichen, indem ein wachsames Auge und eine scharfe Klinge in den Wäldern lauerten! Was war zu thun? Die Gemahlin des Gentleman war Besitzerin von vielen Ländereien — Portugal war das Land, in dem er adoptirt wurde; außerdem war ihm wohl bekannt, daß, wenn man den Räubern auch keine andere Tugend anrühmen konnte, sie doch im Besitze des Rufes waren, nie ihr Versprechen zu verletzen. Er reiste nach Porto, und als er auf seinem Rückwege an die von seinem Korrespondenten bezeichnete Stelle kam, stieg er ruhig aus und legte seine zehn Moidor vorgeschriebenermaßen nieder. — Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß er nicht die geringste Hoffnung nährte, das Geld je wiederzusehen. Der Postillon sah ihn an, aber er gab kein Erstaunen über diesen Vorfall zu erkennen; im Gegentheil, er brummte sich das alte Sprichwort: „A bon entendedor, paucas palavras", in den Bart und setzte dann die Unterhaltung fort, die durch das eben beschriebene Ereigniß unterbrochen worden war. Der Tag kam heran, an dem der Räuber in seinem Briefe versprechen hatte, das Geld wiederzuzahlen; aber unser Gentleman setzte so wenig Vertrauen in das Versprechen, daß er sich gar nicht einmal an jene Thatsache erinnerte; als es dunkel geworden war, meldete ihm einer seiner Bedienten, daß ein Maulthiertreiber ihn zu sprechen wünschte; Dieser war schon die Treppe hinaufgerannt und trat in das Zimmer, so gleichmüthig, als wäre er der Pfarrer des Orts. Der Engländer sah ihn an, und da er bemerkte, daß er ein Fremder sey, fragte er ihn, was er wollte. Hierauf sagte Jener ehrerbietungsvoll: „he isso", indem er die zehn Moidor auf den Tisch aufzählte, „es war heute der festgesetzte Tag, und ich komme, mit Dank das wieder abzuzahlen, was so vertrauensvoll geliehen worden war. Sollte der Senhor einmal in Geldverlegenheit seyn, so mag er nur einen Brief nach derselben Stelle besorgen, wo er neulich das Geld niedergelegt; wir werden ihm gewiß unsere Hülfe gewähren, sobald wir nur können — Faça-me a honra de me poer aos pés da Senhora. (Erzeigen Sie mir die Ehre, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen.)" Nachdem er so gesprochen, zog er tief seinen Hut ab und sprang die Treppen hinunter. Ich habe nicht nöthig, zu sagen, daß unser Engländer niemals selbst von dieser außerordentlichen Anerbietung Gebrauch machte; aber die Räuber waren keineswegs zu bedenklich, um nicht oft seinen Beistand in Anspruch zu nehmen; und niemals haben sie ihr Wort gebrochen.

(Traits and traditions of Portugal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Montag den 6. Januar 1834.

Frankreich.

Mirabeau — ein Straßenräuber.

Die Hauptzüge aus dem Leben Mirabeau's, selbst aus seinem Privatleben, welches so bewegt und stürmisch war, sind jetzt ziemlich allgemein bekannt. Aber es giebt noch merkwürdige und charakteristische Züge desselben, die man noch nicht kennt und deren Mittheilung für das Publikum gewiß ein glücklicher Fund ist.

Der Hauptfeind Mirabeau's war, wie Jedermann weiß, der Urheber seiner Tage. Der angebliche Menschenfreund war ein geiziger, eifersüchtiger und unnatürlicher Vater. Mirabeau's Auslieferung von Seiten Hollands und seine Gefangenschaft in Vincennes, die ihm so verderblich werden konnte, weil ein Todes-Urtheil über ihm schwebte, waren zum Theil das Werk seines Vaters.

Der Menschenfreund hatte seinem Sohne den Friedenskuß gegeben, d. h. er hatte den Verfolgungen gegen ihn einstweilen Einhalt gethan. Mirabeau hatte sich, um die Bedingungen jener einstweiligen Verständigung zu erfüllen, auf eine Zeit lang bei dem Grafen von Saillant, seinem Schwager, niedergelassen, dessen Gut, das den Namen des Besitzers führte, einige Stunden von Limoges lag.

Seine Ankunft in dem alten Schlosse war ein Ereigniß für die ganze Umgegend. Der größte Theil der benachbarten Edelleute, die bei seinem Schwager oft von ihm als von einem durch seine Talente und durch die Lebhaftigkeit seiner Leidenschaften ausgezeichneten jungen Manne hatten sprechen hören, begaben sich eiligst nach Saillant, um einen Menschen zu sehen, auf den sie so neugierig gemacht worden waren. Ein großer Theil derselben bestand aus Jägern, die nicht viel mehr als den Namen ihrer Hunde wußten, und bei denen man vergebens nach anderen Büchern gesucht haben würde, als nach dem Kalender, in welchem die Märkte und Messen zu finden waren, welche sie sehr regelmäßig besuchten, um von ihren Geschäften zu sprechen und lustig zu leben.

Der Graf von Saillant, gebildeter als seine Nachbarn, hatte die Welt gesehen; er stand an der Spitze eines Regimentes, und sein Schloß konnte damals für das Versailles der Provinz gelten. Man fand sich aus ziemlich entfernten Gegenden in demselben ein, und Gott weiß, welche Originale man daselbst antraf, welche Unterredungen man hörte!

Man kann denken, wie sich Mirabeau, ein unterrichteter und liebenswürdiger Mann, in diesem Kreise ausnahm. Er erschien auf Saillant wie ein aus den Wolken gefallenes Meteor; seine gedrungene und kräftige Gestalt, sein breiter, fast unförmlicher Kopf, seine groben, tief gefurchten, aber geistreichen Züge, sein Auge, in dem sich die stürmischen Leidenschaften seiner Seele wiederspiegelten, sein Mund, dessen Bewegungen abwechselnd Ironie, Verachtung, Unwille und oft auch Wohlwollen ausdrückten, seine reinliche, aber auffallende Kleidung; — kurz, dieses außerordentliche Ganze setzte unsere Landes-Edelleute in Erstaunen, auch wenn er nicht sprach.

Aber wenn sein sonores Organ sich vernehmen ließ, und wenn seine durch einen interessanten Gegenstand erhitzte Einbildungskraft seiner Beredtsamkeit einen hohen Grad von Energie gab, dann glaubten die guten Edelleute sich einem Gotte oder einem Teufel gegenüber zu befinden und waren versucht, die Einen, sich ihm zu Füßen zu werfen, die Anderen, das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Oft, in einem breiten Lehnstuhl ausgestreckt, betrachtete Mirabeau selbst lächelnd jene Menschen, welche ihm als noch im Natur-Zustande befindlich vorkamen, so viel Einfachheit, Freimüthigkeit und Rohheit war in ihren Sitten. Er hörte ihren Unterhaltungen zu, welche sich gewöhnlich um die Jagd, um die Heldenthaten ihrer Hunde oder um die Vortrefflichkeit ihrer Pferde drehten. Mirabeau ging auf ihre Ansichten ein, nahm an ihren Siegen Theil, sprach über Thiere, Aerndten, landwirthschaftliche Verbesserungen und entzückte sie durch seinen vertraulichen und gutmüthigen Ton. Häufig aber ergriff ihn die Langeweile. Um sich derselben zu erwehren und sich eine Bewegung zu machen, bewaffnete er sich, der Sitte des Landes gemäß, mit einem Gewehre, steckte ein Buch in seine Jagdtasche und machte auf diese Weise Spaziergänge nach allen Richtungen hin. Gewöhnlich kehrte er spät zur Zeit des Abendessens zurück, während und nach welchem die Unterhaltungen stattfanden, die er beinahe allein führte, in denen er aber die Kunst besaß, Einwendungen hervorzurufen, um sie mit einer Kraft der Logik und mit einer Energie zu bekämpfen, die ihm zur Uebung dienten, und wobei es ihm wenig darauf ankam, ob seine Zuhörer sich dafür interessirten oder nicht.

Es verbreitete sich damals das Gerücht von einigen räuberischen Ueberfällen, welche in der Nähe des Schlosses stattgefunden haben sollten. Vier oder fünf Personen waren bei der Rückkehr von Märkten angehalten und genöthigt worden, ihre Börsen auszuliefern. Diese Gerüchte hörten eine Zeit lang auf, begannen aber bald wieder. Man erhielt keine Aufklärung über die Urheber jener Gewaltthätigkeiten; diejenigen, welche Opfer derselben geworden waren, wagten es nicht, der Polizei Anzeige davon zu machen.

Ein Freund des Herrn von Saillant traf eines Abends eine Stunde nach Sonnen-Untergang bei demselben ein und zeigte ein sehr ängstliches ernstes Wesen, was die Bewohner des Schlosses und die Nachbarn um so mehr in Erstaunen setzte, als der Ankömmling sonst für den lustigsten Gesellschafter galt. Seine witzigen Einfälle vermochten sogar, Mirabeau aus seinen Träumereien zu erwecken, worauf Herr N. sich nicht wenig einzubilden pflegte. Die Tapferkeit jenes Herrn stand nicht in dem glänzendsten Rufe; und dennoch sprach er, wie alle Feiglinge, oft von seinen Heldenthaten; man durfte aber über seine Siege laut lachen. Herr von Saillant, neugierig, den Grund einer solchen Veränderung seines Freundes zu erfahren, nahm ihn nach dem Abendessen bei Seite und suchte ihm sein Geheimniß zu entreißen. — „Nein, nein", sagte Herr N., „Sie würden es mir nicht glauben, Sie würden behaupten, daß ich Ihnen etwas aufbinde, und wir könnten uns leicht darüber entzweien." — „Alle Teufel", erwiederte Herr von Saillant, „es ist also sehr ernsthaft, und ich bin gewissermaßen dabei betheiligt!" — „Sie nicht gerade, aber" . . . . „Was soll dieses Aber bedeuten? Etwa Frau von Saillant? Erklären Sie sich deutlicher." — „Durchaus nicht, Frau von Saillant ist der Sache ganz fremd; aber" . . . . „Aber! aber! Es reißt mir die Geduld bei Ihrem Aber. Sagen Sie mir, was vorgefallen, was Ihnen begegnet ist." — „Nichts, nichts, es ist wahrscheinlich die Furcht." — „Die Furcht? Und worüber? Vor wem? Ich bitte Sie, liebster Freund, lassen Sie mich nicht länger in Ungewißheit." — „Sie wollen es?" — „Noch mehr; ich verlange es von Ihrer Freundschaft." — „Nun wohl. Ich bin eine halbe Stunde von Ihrem Schlosse angehalten worden." — „Angehalten! Wie, von wem?" — „Angehalten, wie man Einen anhält; man hat die Flinte auf mich angelegt und meine Börse verlangt; ich warf sie hin und gab meinem Pferde die Sporen; fragen Sie mich nichts weiter." — „Warum nicht? Ich will Alles wissen. Haben Sie den Räuber erkannt?" — „Es war dunkel; ich war nicht im Stande, ihn deutlich zu erkennen . . . ich kann es nicht bestimmt behaupten . . . aber es schien mir" . . . „Was schien Ihnen? Wen haben Sie zu erkennen geglaubt?" — „Ich wage nicht, es Ihnen zu sagen." — „Sagen Sie, sagen Sie. Wollen Sie einen Strafbaren der Gerechtigkeit entziehen?" — „Nein; aber wenn der Strafbare Ihr" . . . . „Wenn es mein Sohn wäre; ich verlange, daß Sie ihn nennen." — „Es schien mir, als ob ich Ihren Schwager erkannte." — „Mirabeau!?" — „Ihn selbst; aber ohne Zweifel habe ich mich geirrt, und wie ich Ihnen sagte, die Furcht." . . . „Mirabeau sollte Sie beraubt haben! Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ja, ja, Sie haben sich geirrt." — „Ganz gewiß." — „Reden wir nicht mehr von dieser Thorheit. Lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren, und seyn Sie lustig wie früher, sonst halte ich Sie für einen Narren."

Herr N. wußte so ziemlich wieder sein früheres Wesen anzunehmen. Herr von Saillant wollte nicht zerstreut scheinen; aber es war ihm unmöglich. Seine Gedanken beschäftigten sich unaufhörlich mit dem, was er vernommen hatte. Er konnte es zuletzt nicht mehr aushalten und zog wieder den Herrn N. bei Seite, richtete neue Fragen an ihn, und zuletzt wurde zwischen ihnen verabredet, daß Herr N. der Gesellschaft ganz unbefangen von einer Jagdpartie erzählen sollte, zu der er eingeladen sey, und nach deren Beendigung er spät Abends in das Schloß zurückkehren würde. Der Freund des Herrn von Saillant wußte diesen Umstand ganz gleichgültig zu erzählen, doch so, daß es Mirabeau hörte, der gerade mit dem Pfarrer des Orts eine Partie Schach spielte. Die Unterhaltung wurde dann wie gewöhnlich fortgesetzt.

Acht Tage später — in der Zwischenzeit war noch ein Pächter beraubt worden — kam Herr N. etwas später, als es verabredet worden war, auf dem Schlosse an. Herr von Saillant saß wie auf Nadeln. Mirabeau war noch nicht zurückgekehrt; das Wetter war stürmisch, am Himmel zuckten Blitze. Die Thür des großen Hofes öffnete sich. Herr von Saillant läuft hinzu, ein Mann tritt ein, es ist der mit Ungeduld erwartete Freund. Kaum ist derselbe vom Pferde

gestiegen, so sagt er: „Nun, es ist richtig, ich bin wieder angefallen worden, er ist es, diesesmal habe ich ihn deutlich erkannt. Er stand hinter einem Baum; ein Blitz erleuchtete die Hälfte seiner Gestalt. Als er mir meine Börse abforderte, ritt ich einige Schritte auf ihn zu, er trat zurück, legte seine Flinte auf mich an und rief mit einer Stimme, die nicht zu verkennen war: „„Reite Deines Weges oder Du bist des Todes."" Ein neuer Blitz beleuchtete seine ganze Gestalt, und ich habe Mirabeau deutlich erkannt."

Herr von Saillant empfahl ihm das tiefste Stillschweigen über das Vorgefallene und befahl seinem Kammerdiener, ihm sogleich zu melden, wenn Mirabeau zurückgekehrt seyn würde, ohne indeß seinem Schwager etwas davon zu sagen. Eine halbe Stunde darauf kehrte Mirabeau zurück; er war ganz durchnäßt und ging gleich auf sein Zimmer, wo er zu Abend speiste und sich dann niederlegte.

Als sich die Gesellschaft getrennt hatte, begab sich Herr von Saillant allein in das Zimmer seines Schwagers. Er fand ihn im tiefen Schlaf und schüttelte ihn heftig, um ihn zu erwecken. — „Nun, was giebt's?" rief Mirabeau, „wer ist da? Was wollt Ihr?" — „Was ich will?" sagte sein Wirth mit funkelnden Augen, „kannst Du das noch fragen? Ich will Dir sagen, daß Du ein Elender bist." — „Ein schönes Kompliment, in der That, das lohnte auch der Mühe, mich zu wecken. Geh' zu Bett und laß mich schlafen." — „Kannst Du schlafen nach Deiner niederträchtigen Handlung? Wo hast Du Deinen Abend zugebracht? Warum hast Du nicht mit uns gegessen?" — „Ich war durchnäßt, ermüdet; das Gewitter hat mich überrascht. Bist Du nun zufrieden? Geh' und laß mich schlafen." — „Ich verlange Erklärung Deines seltsamen Betragens. Du hast Hrn. N. angefallen. Es ist das zweite Mal; die Sache ist keinem Zweifel unterworfen, er hat Dich erkannt. Du bist also ein Straßenräuber geworden?" — „Hättest Du mir das Alles nicht morgen früh eben so gut sagen können? Wenn es wahr wäre, daß ich ihn angefallen hätte, was würde daraus folgen?" — „Daß Du ein Nichtswürdiger bist." — „Und Du bist ein Narr, mein lieber Saillant. Denkst Du, daß ich jenen jämmerlichen Prahler angehalten habe, um ihm sein Geld zu stehlen? Ich habe ihn auf die Probe stellen wollen und auch mich selbst. Ich habe den Grad der Entschlossenheit kennen lernen wollen, der dazu nöthig ist, um sich mit den heiligsten Gesetzen der Gesellschaft in offenen Widerspruch zu stellen. Die Prüfung ist gefährlich, ich habe sie mehrere Male angestellt; ich bin mit mir zufrieden gewesen, Dein Freund ist ein Feigling. Nimm diesen Schlüssel, öffne meinen Schreibtisch und bringe mir das zweite Kästchen links." — Herr von Saillant, bestürzt über die Kaltblütigkeit Mirabeau's, holte das Kästchen. Es enthielt neun Börsen, jede sorgfältig in Papier eingewickelt und auf jeder den Tag bemerkt, wann sie geraubt worden war, und die Summe, die sie enthielt. — „Du siehst", sagte Mirabeau, „daß ich keinen Vortheil aus meinen Handlungen ziehen wollte. Man muß beherzt seyn, lieber Freund, wenn man Straßenraub begehen will; ein Soldat in seinen Reihen bedarf nicht so vielen Muthes. Du bist nicht der Mann, mich zu verstehen, ich will also auch nicht versuchen, mich Dir verständlich zu machen. Sage mir, Saillant, wenn Du ein Regiment ins Feuer führst, um eine Provinz zu erobern, auf die derjenige, den Du Deinen Herrn nennst, kein Recht hat, glaubst Du dann eine bessere Handlung zu begehen, als die meinige war, indem ich Deinem Freund seine Börse abforderte?" — „Ich gehorche, ohne Betrachtungen anzustellen." — „Und ich stelle Betrachtungen an, ohne zu gehorchen. Ich studire alle gesellschaftliche Stellungen, um sie würdigen zu können. Ich vernachlässige sogar diejenigen nicht, welche sich im förmlichen Widerspruch mit der bestehenden Ordnung befinden; denn die bestehende Ordnung ist nur ein Vertrag, den man ändern kann, wenn er für schlecht erkannt wird. Ein solches Studium ist allerdings gefährlich, aber demjenigen nothwendig, der den Werth der Menschen und Dinge gehörig kennen lernen will. Du begnügst Dich mit dem Gesetze, es mag gut oder schlecht seyn; aber ich studire es und suche die erforderliche Kraft zu erlangen, um es zu bekämpfen, wenn es als schlecht erkannt wird." — „Du willst also eine Revolution?" — „Ich will weder eine, noch wünsche ich eine; aber sollte sie durch die öffentliche Meinung hervorgebracht werden, so denke ich sie aus allen Kräften zu unterstützen, und dann wirst Du von mir hören. Lebe wohl, ich verlasse Dich morgen, aber nun habe Mitleid und laß mich schlafen."

Herr von Saillant, versteinert, verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, und am anderen Morgen in aller Frühe befand sich Mirabeau auf dem Wege nach Paris. (Revue du Midi.)

Bibliographie.

Caroline — oder der Beichtvater. Von der Baronin Aleise von Carlowitz. Pr. 7½ Fr.

Elmira. — Vom Grafen Janus L. Hinski. Pr. 5 Fr.

Feu et flamme. (Feuer und Flamme.) Von Philotee O'Neddy. Pr. 4 Fr.

Schweiz.

Die Welt der menschlichen Charaktere.

(Schluß.)

Man findet Leute, die gleichsam zu Egoisten geboren sind, die aber aus Grundsatz oder Willensneigung gefällig und wohlwollend seyn können, während Andere ein menschenfreundliches, zum Wohlthun geneigtes Naturell besitzen, obgleich ihre Manieren nicht immer darauf hinzudeuten scheinen. Die Letzteren sind diejenigen, deren berechnender Geist sie daran hindert, ihrer Neigung zu folgen, damit sie nicht durch den Egoismus, den sie bei Andern voraussetzen, getäuscht werden. Die Ersteren sind gefällig, wenn sie Zeit zur Ueberlegung haben, die Letzteren, wenn diese Zeit ihnen gebricht. Ich weiß nicht, warum die Idee der Pflicht das Verdienst dessen, was man thut, zu verringern scheint, da doch ein löbliches Gefühl uns den Impuls dazu giebt; gleichwohl ist man erkenntlicher für das, was sich als Wirkung natürlicher Zuneigung oder freier Begeisterung ankündigt, und weiß denen nicht so viel Dank, die uns aus bloßem Pflichtgefühl beistehen.

Wenn man einen Charakter studirt, so ist es nicht hinreichend, daß man die Schale durchdringe, um den ganzen Inhalt zu überschauen. Da sind die Dinge nicht geordnet, wie in einer Bibliothek; Alles ist bunt durch einander; was bei dem Einen oben liegt, das liegt bei dem Anderen unten. Eine gute Eigenschaft verdeckt manchmal einen Fehler, oder umgekehrt. Dann giebt es auch Schmarotzer-Pflanzen, die man von denen wohl unterscheiden muß, welche ihre Wurzel im Boden haben. Diese Aufmerksamkeit ist nothwendig, damit uns verstellte Sanftmuth, interessirte Höflichkeit, studirte Einfalt, affektirte Indolenz, erkünstelte Güte nicht hinters Licht führe. Einfalt des Charakters und Einfalt der Sitten, die gewöhnlich Hand in Hand gehen, sind doch zwei ganz verschiedene Dinge. Eine Person von schlichtem Charakter kann durch Umgang oder Einimpfung affektirte Sitten bekommen haben.

Außerdem ist noch viel Anderes beachtenswerth, das Alter, das Geschlecht, die Stellung in der Gesellschaft, u. s. w.; nicht als ob die Umstände in den Elementen des Charakters etwas änderten; allein sie haben Einfluß auf seine Offenbarung und lassen diesen oder jenen Hang, diese oder jene Stimmung vorherrschen, die einen begünstigend und die anderen bekämpfend. Auch der Einfluß des Zeitalters läßt sich verspüren; er macht sich besonders bei jungen Leuten geltend. Es ist eine Freude, zu sehen, wie ihre Eigenliebe sich in neuen Theorieen gefällt. Man könnte ein Werk abfassen, dessen Text etwa folgender wäre: Die Erfahrung ist ein unnützes Ding; der *Umgang* mit Menschen und die Beobachtung lehren nichts; in diesem Zeitalter der Aufklärung ist die Aufklärung der Jugend angeboren; das Alter, in welchem die Leidenschaften am regsten sind, ist auch das, worin die Vernunft vorwaltet, sintemal der Kulminations-Punkt des Geistes zwischen das zwanzigste und fünf und zwanzigste Jahr fällt und selten weiter hinausgeht.

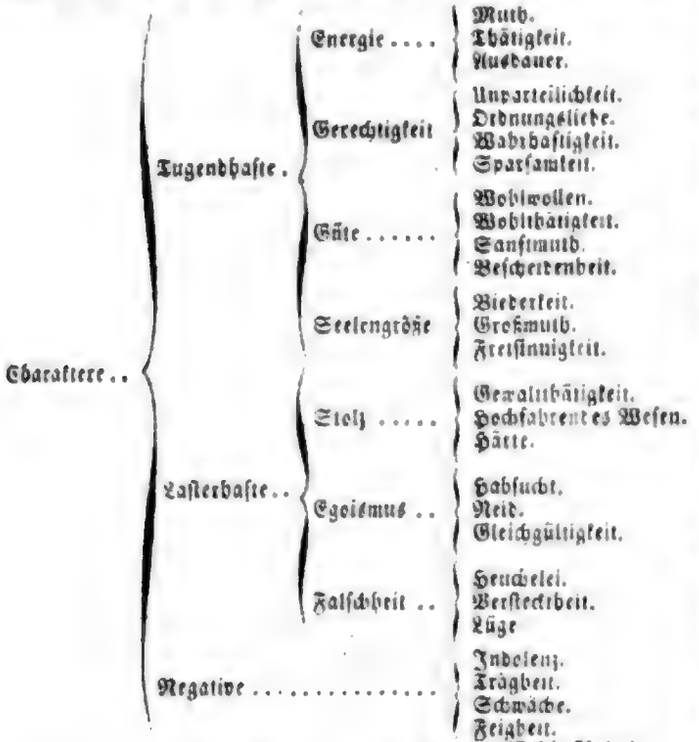
Das Gepräge der Nationalität, welches einem Individuum durch sein Geburtsland aufgedrückt ist, und das es bewahrt, selbst wenn die Umstände es bei Zeiten weit aus der Heimath entfernt haben, zeigt sich in seiner Physiognomie und Haltung; allein mit Abrechnung irgend einer sehr markirten nationalen Eigenheit, kann man doch im Allgemeinen weder den Charakter, noch den Geschmack eines Menschen seinem Geburtslande zurechnen. Gleichwohl sind Klima und geographische Lage nicht ganz ohne Einfluß; die Bewohner der hoch und frei gelegenen Länder haben einen munteren und aufgeweckten Geist; bei denen aber, die in sumpfigen Niederungen wohnen, erlahmt die moralische Kraft, und sie verlieren sogar die Energie, welche nothwendig ist, um Arbeiten zu unternehmen, die ihre Gesundheit wieder herstellen könnten.

Der Einfluß eines schönen Himmels scheint zu Entwickelung der Talente nothwendig; sein herrliches alle Gegenstände verschönerndes Licht hat den Sinn für Nachahmung der Natur erwecken müssen, dem die Malerei und Bildhauerkunst ihr Daseyn verdanken; Griechenland und Italien scheinen dies zu bezeugen. Wenn die Eingebungen des Dichters oft von den Gegenständen abhängen, die ihn umgeben, wenn er durch eine schöne Natur elektrisirt werden kann, so ist es auch möglich, daß die Lebensweise in gemäßigten und kalten Ländern besser zu ernsten Studien passe. So z. B. ist der Deutsche Schriftsteller während seiner langen Winter ganz von der Außenwelt abgeschieden; ohne anderes Material, das er in's Werk setzen könnte, als seine eigenen Gedanken, vertieft er sich in dieselben und kombinirt sie dergestalt, daß er außerordentliche Werke zu Tage fördert, die bewundernswerth oder lächerlich erscheinen, je nachdem sie die Früchte des Genius oder einer verworrenen Phantasie sind, und dennoch immer den Stempel der Originalität tragen.

Eine Art von Einfluß, die unbestreitbar örtlich zu nennen, weil sie der Lebensweise entstammt, ist die der Gewohnheiten. Das Gewohnte hat eine solche Wirkung auf den Menschen, daß man die unter dem Namen Heimweh bekannte Krankheit davon ableitet. Um dem Heimweh vorzubeugen, hat man den Schweizer-Regimentern im Auslande das Singen ihres nationalen Kuhreigens verbieten müssen. Ohne Zweifel erinnerte er bei Einigen an die herrlichen Thäler des Hasli, bei Anderen an die eisigen Gipfel des Titlis oder die grünen Weiden des la Gruyère; sie glaubten, die Glöckchen ihrer Heerden zu hören und dachten zu lebhaft an die väterliche Hütte.

Die Religion, die Regierungsform, die Sitten und Gebräuche bringen überall nur leichte Modificationen in die unterscheidenden Züge, welche den Charakter des Individuums bilden. Nur die Mannigfaltigkeit der geistigen Anlagen, der stärkere oder schwächere Grad der Phantasie und der Empfindsamkeit modifiziren die Art, zu seyn, in solchem Grade, daß sie unabhängig von dem individuellen Charakter studirt zu werden verdienen. Dies wird den Gegenstand eines zweiten Kapitels ausmachen, in dem wir die Seitenthäler untersuchen werden, d. h., Alles, was nicht zu den ursprünglichen Eigenschaften gehört, die mit äußeren Umständen gar nichts zu schaffen haben. Die Seitenthäler oder secundairen Eigenschaften sind das Ergebniß der primitiven, sofern sie mit äußeren Eindrücken kombinirt und durch die Richtung des Geistes und des Gefühls modifizirt werden.

Folgendes ist die oben erwähnte von mir entworfene Tabelle zur leichteren Uebersicht der Charaktere und ihrer Nüancen:



(Bibl. Univ.)

England.

Dramatic scenes, from real life. (Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben.) Von Lady Morgan. London, 1833.

Das neue Werk der Lady Morgan enthält drei Stücke: den Humoristen nach Leclercq; die Oster-Ferien, eine dialogisirte Satyre, worin die Thorheiten der Londoner Gesellschaft dargestellt sind, und das Schloß Sackville, was ohne Zweifel besser: Irland im Jahre 1833, heißen würde. Dies ist das Bedeutendste, und wir beschäftigen uns vorzugsweise mit diesem.

Wenn ein Land Lady Morgan theuer ist, so ist es Irland. Es ist ihr Vaterland, und sie verdankt ihm ihren Ruf und ihre glücklichsten Eingebungen. Unter den gegenwärtigen Umständen ist das Schloß Sackville wie eine Schuld, die sie an das Land abträgt, worin sie geboren, und dessen Elend und Bedürfnisse sie in größter Nähe zu beurtheilen in Stand gesetzt worden. In der Absicht, ihre Mitbürger zu belehren und aufzuklären, schildert sie dieselben durch alle Klassen, unter allen Bedingungen und Lagen und in ihrem beklagenswerthen gesellschaftlichen Zustande. Bei dem kritischen und beobachtenden Geist, der ihr eigen ist, war Niemand geschickter, diese Lage zu würdigen und wichtigere Lehren daraus zu ziehen. Um sich von der Wahrheit und dem Interesse ihrer Gemälde einen Begriff machen zu können, werden die hervorstechendsten Züge, die wir hiermit unseren Lesern übergeben, hinreichend seyn.

Sir Fitz-Gerald Sackville, das Normalbild eines Irländischen Edelmannes, war bei seinen Lebzeiten ein schöner Kavalier gewesen, aufbrausend, hitzig, unwissend, anmaßend, geizig und ein Trunkenbold, übrigens der beste Christ und der reinste Protestant von New-Town bis Sally-Noggin. Während seiner Jugend hatte er die tollsten Streiche verübt, Schulden gemacht und sich betrügen lassen und auf seine alten Tage den Nießbrauch von 10.000 Pfund Sterling Rente gehabt, in deren Genuß er allem erdenklichen Uebel zugesehen und es begünstigt, ohne im Geringsten an das Gute zu denken, das er hätte thun können; den politischen Haß, die religiösen Zwistigkeiten zu hegen und zu schärfen, das hatte er sich angelegen seyn lassen; seine armen Pächter und Häusler zu drücken, zu pressen, wie Vieh zu behandeln.

Mr. Lumly Sackville, sein Erbe, ist ein junger Engländer, der in Irland Bürger werden will, mit dem festen Vornehmen, Niemand dort zu unterdrücken und sich von allen Verbindungen und politischen Unionen, die das unglückliche Land zerreißen, fern zu halten; der Administration seiner Grafschaft sich widmend, kennt er die Pflichten, die ihm obliegen, weiß, daß es endlich Zeit ist, daß die Reichen und Glücklichen dieses Landes für seine Millionen Unglücklichen Sorge tragen — eine Betrachtung, der sich Niemand entziehen kann, außer etwa Intendanten von der Art des Mr. Galbraith. Mr. Galbraith, der Haushofmeister, stellt eine Art von Ober-Konstabler des Orts vor; er ist ein Repräsentant der unverschämten Klasse, die, ohne Aufklärung und Geist, sich nach den Leidenschaften einiger Lords richtet und die ergebenen Genossen und gehorsamen Diener derselben seit undenklicher Zeit liefert.

Mrs. Quigley, die Ausgeberin, ist eine kurze, dicke, redselige Person, immer brummisch, geizig, anordnend und so viel Lärm und Wesen im Hause machend, wie ein Minister unter den Dickbäuchen des Parlaments. Mit Mrs. Quigley beginnt das Drama der Lady Morgan. Mrs. Quigley hat nur Eine Leidenschaft, zu ihrer Katze; nur Einen Wunsch, mit ihr auf ewige Zeiten im Hause zu bleiben. Deshalb ist sie entschlossen, lieber die neuen Eigenthümer hinauszuschaffen, als selber hinauszugehen. Mr. Galbraith beabsichtigt ganz dasselbe. Die Gegenwart des Mr. Sackville ist ihm doppelt zuwider, in Betreff seiner politischen Ansichten und in Betreff seines Vortheils; aber Mr. Sackville ist einer von den festen und kalten Charakteren, die man selten von ihren Entschlüssen abbringt. Vielleicht gelingt es besser mit Lady Emily, seiner Gemahlin.

Lady Emily hat ihr glänzendes Haus auf dem Berkeley-Square für ein langes und enges Gebäude verlassen, schmal wie die Schlafgemächer der Kapuziner, möblirt wie zu König Wilhelms Zeit, dessen große Säle, wahre Schlachtfelder, zu Bällen, Soireen und Zechgelagen geeignet, ohne Zweifel die stummen Zeugen jener Feste der O'Rourkes waren, „welche niemals weder diejenigen, die sie mit angesehen, noch die, welche nur davon gehört, vergessen werden."

Mrs. Quigley hätte vielleicht einige Theile des Schlosses in Stand setzen, lüften, säubern können; aber die gute Mistreß hat sich wohl gehütet; sie hat geglaubt, wenn der Anblick der Thore des Schlosses die junge Lady nicht vom Eintritt abhielte, sein inneres Ansehen würde sie bald hinaustreiben. Mrs. Quigley hat sich geirrt. In einer Zeit, wo das Gothische Mode ist, ist Lady Emily ganz erstaunt gewesen; sie hätte nirgends ein Gothischeres und unbequemeres Gebäude und unbequemere und Gothischere Möbel finden können. Es ist wahr, die Dächer, die Thürme, die Fenster, sind dem Winde und dem Regen offen, den Ratten und den Fledermäusen; es ist wahr, daß man auf zwanzig Meilen in der Runde keinen Handwerker auftreiben würde, der im Stande wäre, ein Schloß zu verfertigen oder eine Klingel anzumachen. Lady Emily mußte deshalb nach Dublin schicken. — Hier ist Irland, wie es leibt und lebt.

Beim Durchstöbern des Hausraths des Schlosses, der alten Schildereien, der alten staubigen Winkel und geschnitzten Schränke, hat Lady Emily die Garderobe ihrer ehrwürdigen seit vierzig Jahren verstorbenen Tante Isabella aufgefunden. Mrs. Quigley hatte sie nebst den Kleidern ihres verstorbenen Herrn im Grunde eines wurmstichigen Schranks aufbewahrt, um sie zusammen an eine Schauspieler-Gesellschaft zu verkaufen. Lady Emily, deren Gemahl abwesend ist, munterm Sinnes, kommt sogleich auf den Einfall, sie hervorzulangen und Komödie zu spielen. Sie und ihre Freunde maskiren sich mit dem köstlichen Nachlaß, und Mr. Galbraith, in seinem schulmeisterlichen Ernst wohl oder übel mitanwerbend, der ein sehr verdrießlicher Zeuge und höchst verlegener Theilnehmer ihres lärmenden Vergnügens ist, sehen sich alle plötzlich den Augen sämmtlicher Honoratioren aus der Nachbarschaft bloßgestellt, die sich zufällig zusammengefunden und in Prozession gekommen sind, um dem neuen Herrn der Grafschaft ihren Respekt zu bezeigen.

So erscheint auf einer Seite Lady Rostrevor, Mutter einer antipapistischen Association, mystisches Oberhaupt einer Congregation von Heiligen; sie ist Missionnairin, verbreitet aus großen Säcken voll kleiner Traktätchen Erleuchtung und Gnade, ist Stifterin von Enthaltsamkeits-Gesellschaften in einem Lande, wo das Volk nicht das Salz auf dem Brodte hat, und läßt die verräucherten Hütten dieser Bauern, die sich darin mit dem Vieh, auf dessen Stufe sie herabgesunken sind, um ihre Kartoffeln schlagen, weiß abputzen und mit Resen und Geißblatt umpflanzen. In der Begleitung der jungen und schönen Lady, die eine neue Religion zu gründen strebt, als ob Irland einer solchen bedürfte, um elend zu seyn, ist der ehrwürdige Vater Enoch Grimshaw, ihr moralischer Agent, Doktor, mit langen schwarzen auf der Stirn gescheitelten Haaren; Eingebungen sind seine Profession, Heiligkeit sein Metier; ein halbes Dutzend andächtiger Schüler, die schon bald geheiligt sind, umgeben ihn.

Auf der anderen Seite steht mit seinem Gefolge der hochehrwürdige Doktor Polypus, Rektor von New-Town, Sohn und Eidam des Erzbischofs, und ebenfalls nach dieser Würde strebend. Er bekleidet die bedeutendsten Aemter der Anglikanischen Kirche, der Landeskirche, der herrschenden Kirche, deren Herrschaft ihm mit Benefizien und Zehnten 80.000 Pfd. Renten trägt. Der arme Mann! Ungeachtet seiner Dicke, seiner Würde, Gravität und Demuth, ist das ehrenwerthe und ehrwürdige Subjekt expreß von Jally-Noggin gekommen, bescheiden in seiner braunen Kutsche mit vier Pferden daherfahrend, Postillone vorn, Lakaien hintenauf in ihrer violetten goldbetreßten Livree. Er hat sich im Vorbeifahren erkundigt, ob man das letzte Schwein der alten Molly, die sich beharrlich geweigert, in saecula saeculorum, den Zehnten zu bezahlen, in Beschlag genommen und zum Verkauf gestellt. Er hat gehört, daß man die alte Frau selbst, ihm zu Gefallen, festgenommen, und hat einen tiefen Seufzer des Mitleids und der Ergebung ausgestoßen: der arme Mann!

Diese ganze ehrenwerthe Reverenzen-Gesellschaft hat sich zum Frühstück niedergelassen. In diesem Momente tritt Mr. Sackville auf; er reicht seine Hand einem jungen Manne, der von hoher Gestalt, breitschultrig, von lebhaftem Auge und muntrer Farbe, katholischer Vikar ist, bald das Kostüm eines Priesters, bald das eines Jägers trägt; die Sporen seiner Stiefel klingen auf dem Estrich; er sitzt in der Mitte zwischen der Irländischen und Orangistischen Kirche mit eben so viel Behagen und kaltem Blute, als er Erstaunen und Unwillen bei der einen wie bei der anderen verursacht.

So sehen wir Irland in den Häuptern seiner verschiedenen Religionsparteien, die am Tisch eines Philosophen mit ihren Vorurtheilen, ihrer Heuchelei, ihrem Unterdrücker-Stolz und dem Fanatismus ihrer Unterdrückten gegen einander gestellt werden. Daß die Maskerade der Lady Emily viel Pikantes enthalte und das Komische der Situation sonderlich erhöhe, wollen wir gerade nicht behaupten; aber der Dialog ist ungemein lebendig. Die Situation, wir möchten sagen, die ganze Scene, spricht von Leben und Interesse. Indem man über die Tartüfferieen des ehrwürdigen Polypus und die emphatische Begeisterung des Enoch Grimshaw lacht, fühlt man sich nicht

minder von der Vernunft Sackville's als von der beredten Sprache Oscallaghan's ergriffen. Dies ist der jägermäßige Priester, ein Jesuit aus dem Gebirge nach ländlichem Zuschnitt, rauh und scharf in der Rede, feurigen Herzens, ein gebildeter Geist, der nicht zu wissen scheint, was er nicht wissen will, mit gleichem Haß gegen den Protestantismus, wie gegen den Whigismus erfüllt, ein wahrer Irländisch-katholischer Priester, Irländer von ganzer Seele, der, nur Irland und immer Irland wollend, weder für die Gegenwart, noch für die Vergangenheit, noch für die Ehre seines Namens, noch für seine Rache etwa einen Moment aus der Acht läßt, was es war und was es ist; er will, Irland soll nicht vergessen, daß sein Boden, der einst von Heiligen und Heroen gewimmelt, vom Blute seiner Märtyrer raucht, daß man ihren Kindern ihre Güter, ihren Ruhm, ihre Freiheit geraubt, daß man die alten Privilegien ihrer mächtigen und ehrwürdigen Kirche zerstört hat.

Wenden wir uns von dem Bilde des religiösen Zustandes zu dem des gesellschaftlichen. Er ist mit erschreckender Wahrheit geschildert, in der Schenke beim Dudelsack, in O'Loughlins und O'Leary's Höhle, wie am Tisch des Einnehmers der Zehnten und im Salon des Sheriffs der Grafschaft. Wir sehen Irland unter den Händen seiner Tyrannen von jedem Rang, seiner Aufwiegler von allen Farben. Armes, unterdrücktes, gemartertes Land, das der Unordnung, der Anarchie und den Ausschweifungen eines durch das Elend entmenschten Volkes preisgegeben ist.

Mitten in einem Lande, wo eine Menge Menschen aus berechnender Absicht oder aus Schwäche die schändlichsten Mißbräuche dulden, hat Mr Sackville, der sie aufheben will, sich bald den allgemeinen Haß der Herrschaften in der Grafschaft zugezogen. Ohne Furcht, mit der hohen Verwaltungs-Behörde und der ehrwürdigen Geistlichkeit in offene Feindschaft zu gerathen, die beide dafür gewirkt, O'Brian aufzuknüpfen, hat Mr. Sackville die Begnadigung dieses Häuptlings der Bande der Weißfüßler, der auf Tim Reineld's Aussage, des Dieners des Mr. Galbraith, zum Tode verurtheilt gewesen, erlangt. Zufällig ist der Begnadigungsbrief bei Sir Job, dem Sheriff, in Vergessenheit gerathen; doch hat sich dieser, ebenfalls zufällig, den Gefangnen entwischen lassen, der sich an die Spitze einer neuen Bande Patrioten, der Rothfüßler, gestellt und die Ruinen von Kildailly besetzt hat, in Gesellschaft mit seiner Honor, einer großen und gewaltigen Frau, der entschlossensten unter den weißen Burschen. Mr. Sackville, der wegen Einholung jenes Pardons von den Protestanten von Sally Noggins beinahe gesteinigt worden wäre, will nicht den Rückweg durch das gefährliche Dorf nehmen. Aller Einreden des furchtsamen und treulosen Galbraith ungeachtet, besteht er darauf, den Weg über die Berge einzuschlagen.

Es ist Nacht; Mr. Sackville und Galbraith wandern über die graue Heide, die der Wind traurig bewegt: jener die wilden Gegenden, den fernen See, die in ihrem Schweigen und ihrem trostlosen Anblick großartige Natur bewundernd; dieser bei jeder schwarzen Wolke, die über die Stirn des Himmels zieht, bei jedem Fall eines Steines, der sich losbröckelt und von den Felsen herabrollt, vor Angst zitternd. Als sie zwischen dem Kalkofen und den Ruinen von Kildailly-Abbey sind, steht vor Galbraith plötzlich Shane Sullivan, ein armer Schelm, einer von denen, die er am härtesten bedrückt hat. Sullivan hat keinen Zufluchtsort mehr, sein Haupt niederzulegen, er hat sein Weib, die man aus der Hütte geworfen, vor Kälte und Hunger auf dem langen Marsche sterben sehen, und eben im Grunde des Kalkofens, der ihm zum Asyl dient, seine vom Typhus hingerafft Tochter neben dem Leichnam ihrer Mutter verlassen. Er hat kein Licht gehabt, bei ihr zu wachen. Galbraith ist es, der an all' seinem Unglück Schuld ist, Galbraith, auf dessen Tod er schon ausgegangen, den er längst vor die Mündung seines Rohres gewünscht. So wie Mr. Sackville die finstere Entschlossenheit des Menschen sieht, versucht er, ihn von seinem mörderischen Vorhaben abzubringen, hält seine Hand, die schon bereit ist, loszudrücken, fest, beschwört ihn vergebens . . . . da zieht Galbraith plötzlich ein Pistol hervor, und tödtlich getroffen, stürzt der Irländer, den Verräther verfluchend, zu Boden.

Auf den Knall des Pistols, den das Echo der Abtei widerhallte, bricht eine Schaar Leute aus den Ruinen und dem Kalkofen hervor. Galbraith und Sackville, der den sterbenden Sullivan noch in seinen Armen hält, sind in Gefahr, in Stücke gehauen zu werden. Man hat sie umzingelt. Ein Mann, von riesenhafter Gestalt und wildem Ansehen, gebietet: Ruhe! und Alle schweigen bei seinem Anblick. „Haltet ein! sag' ich, still!" Alle machen Platz, die Augen auf die seinigen geheftet, die Hände in Bereitschaft, loszudrücken. „Daß keiner ein Wort sagt, keiner die Hand aufhebt, bevor Shane Sullivan sein letztes Wort gesprochen . . . . Honor! Liebe, gieb mir Deine Flinte. Kniee nieder und bete, und reiche das hölzerne Kreuz, das Du am Halse trägst, Sullivan's Lippen. Sullivan, Freund, was ist Dein letzter Wille? Wer ist Dein Mörder? Wenn es Dir möglich ist, sprich; laß uns nicht unschuldiges Blut vergießen!" Sullivan mit krampfhafter Anstrengung, nennt Galbraith. Augenblicklich ist Galbraith durchbohrt.

„Nun an den Sassenah!" (Sachsen) schreien aus einem Munde, ihre Lanzen schwingend, Pat Dran, O'Loughlin, Meib Gaffrey und all' die Söhne der Wildniß; „nieder mit dem Sassenah! in den See mit dem Englischen Verräther! Cornet Brian, Du hast's geschworen; wozu lange zögern? — Bei meinem Gott und Heiland! ruft Cornelius Brian, der Erste, der einen Finger ohne mein Geheiß rührt, der Erste, der ihm nur ein Haar auf seinem Haupte vor mir zu krümmen wagt, ist ein Kind des Todes! Gehört er Dir, O'Leary! hat er irgend Einen unter euch betrogen? nein! Schlagt einen Sassenah auf eure Rechnung todt, und laßt mir meinen! Du, Honor, führe mir diesen Burschen zu O'Rourke's Altar, den ich schon bereitet; ihr, meine Braven, tragt Sullivan's Leichnam nach dem Kalkofen. Friede seiner Seele! Wir wollen ihm und seiner Tochter diese Nacht die Leichenwache halten. Schweigend entfernen sich die Landleute, vier von ihnen tragen Sullivan's Leiche, die übrigen gehen mit entblößtem Haupte, das Zeichen des Kreuzes machend.

Indeß hat Honor, ein Weib mit langen schwarzen Haaren, mit Armen und der Gestalt eines Mannes, Mr. Sackville ergriffen. Ihn mit der Lanze, womit sie bewaffnet ist, drohend, führt sie ihn den See entlang hinter ihrem Manne her. Mitten in den geheimnißvollen finsteren Kreuzgängen der alten Abtei wird Halt gemacht vor einem Altar in Form eines Grabsteins, von einem blassen Lichtschimmer erhellt. Beim Anblick dieser grausen Umgebung vermag Sackville die Bewegung seines Innern nicht länger zurückzuhalten; er will reden; Brian unterbricht ihn und stößt ihn zum Altar hin, der noch vom frischen Blute des vorhergenannten Tim Reineld, seines Angebers, raucht; er gestattet ihm nur, bevor er selber an der gleichen Stelle den Tod erleiden soll, einige Augenblicke Zeit, sein letztes Gebet an Gott zu richten und ein Wort an die Frau, die seinen Namen trägt . . . . denn Mr. Sackville, der ihm versprochen hatte, ihm Begnadigung auszuwirken und ihn so davon abgebracht, sich selbst zu retten, bis die letzte Stunde herangekommen, der Galgen schon bereitet war, bis man nur noch auf das Signal des Henkers gewartet, Sackville, der ihn betrogen, verlassen, verrathen hat, um ihn den nichtswürdigen Orangisten zu überliefern, an Händen und Füßen gebunden, hat Sackville nicht noch schändlicher und niederträchtiger gehandelt, als Galbraith's Agent, der ihn angegeben?

Auf das Wort „Verräther", und auf diese Beschuldigungen, die er unmöglich erwarten konnte und zu spät erfährt, antwortet endlich der junge Engländer mit dem Begnadigungsbrief, den er hervorzieht, der so treulos beim Sheriff zurückgehalten worden, und für den er gerade sein Leben aufs Spiel gesetzt. Er giebt ihnen auch das von Lady Sackville an Honor addressirte Packet, welches die nöthigen Fonds, um nach Amerika zu gelangen, enthält. Honor eröffnet das Packet, Brian liest den Begnadigungsbrief; Honor läßt ihre Lanze fallen und Brian seine Flinte, die durch den Fall losgeht. Auf den Schuß laufen die Rothfüßler von allen Seiten herbei. Brian, nachdem er Sackville in seine Arme geschlossen, übergiebt ihn an Honor, ihm den Weg nach dem Schlosse zu zeigen; er selber eilt zu den Seinigen, die in diesem Moment mit den Soldaten der Polizei im Gefecht begriffen sind.

Etwa zwei Jahre nachher saß Lady Sackville mit ihrem Gemahl auf dem Balkon einer eleganten Villa im Regenten-Park; Alles umher athmete Frieden und Frische; sie frühstückten und lasen die Journale. Mr. Sackville hatte die Irländische Zeitung vor sich, und wie seine Augen sie durchliefen, riß es ihm durch die Seele; er las die schreckliche Geschichte des Prozesses und der Hinrichtung Honor und Cornet Brian's.

Ungeachtet der letzten poetisch gehaltenen Scenen wird das Werk der Lady Morgan mehr als ein politisches denn als literarisches betrachtet werden; indessen würde es sehr ungerecht seyn, nur eine Reihe von mehr oder minder belebten Gesprächen über den gegenwärtigen Zustand Irlands darin erblicken zu wollen. Es ist wahr, einige dieser Scenen bieten wenig Anderes, als eine Art dialogisirter Abhandlung oder geistreichen Geschwätzes, aber die Verfasserin ist der Meinung gewesen, daß der Dialog und das Geschwätz dem wirklichen Leben entlehnt sey, wo man nicht immer vom Kothurn herab und in Spanischen Stiefeln spricht. Das Schloß Sackville ist keine Abhandlung, kein Pamphlet, keine Historie, auch kein Drama, aber vielleicht dies Alles zusammen, abgehandelt, erzählt, dargestellt, so wie sich eben Alles begiebt und für sich selber verträgt und darstellt in der Grafschaft Sackville oder in den Bergen von Mongerow. Es ist das furchtbar treue Bild eines Volkes, welches zu einer der Epochen gesellschaftlicher Krisis gelangt ist, wo sich Alles aus dem Chaos loszuringen oder in dasselbe zurückgegeben zu wollen scheint. Die Verfasserin hat Irland, durch getreue Abschilderung seiner selbst, mit gerechtem Schrecken erfüllen wollen; sie zeigt es in seiner grauenvollen Blöße, in seinem Schmutz und seiner Rohheit, in Lumpen, Flammen und Trümmern; dies Irland, beraubt seiner Bürger, aller schützenden Gesetze, aller wahren Religion und Freiheit; von unwissendem Adel, habsüchtigen Statthaltern, unersättlichen Prälaten, von Fanatikern aller Art bedrückt; von einem Landvolk, das Hungers stirbt und sich in Branntwein berauscht, ohne Vernunft, ja beinahe ohne Instinkt, besessen; von seinen Gebirgsbewohnern in Aufruhr zerrissen — von diesen Unglücklichen, die ihre menschliche Stärke in der Verzweiflung wiedergefunden haben, die von ihren Rechten sprechen, die Flinte in der Hand und das Schaffot vor Augen, ein Leben verschmähend, das sie Anderen ohne Gewissensbisse rauben, wie sie es selbst sonder Bedauern verlieren.

Was die Anwendung der dramatischen Form betrifft, so hat sich Lady Morgan derselben nur bedient, um ihren Gemälden eine lebendigere Entwickelung zu geben; so wie es ihrer Darstellung hinderlich wird, läßt sie das Dramatische fallen. Nicht sich in eine geschickt geleitete Intrigue eines Schauspiels oder Romans einzuschließen, war ihre Absicht, sondern die Geschichte, die sie erzählen, den Charakter und die Sitten, die sie schildern, die Betrachtungen und den Rath den sie ertheilen wollte, in eine malerische und reizende Form zu kleiden.

Möchte Irland die Lehren beherzigen, die sie ihm giebt!

(R. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Mittwoch den 8. Januar 1834.

Frankreich.

Statistische Uebersicht der Sterblichkeits-Verhältnisse in den verschiedenen Ländern Europa's.

Von Moreau de Jonnes*)

Wenn man in Erwägung zieht, wie genau limitirt und wie wenig zahlreich die Verschiedenheiten sind, welche unter den Europäischen Nationen in physischer sowohl, als in moralischer Beziehung, obwalten, so könnte es scheinen, daß die Gesetze, denen die Dauer des menschlichen Lebens unterworfen ist, eben keine große Wandelbarkeit bekunden, selbst in den einander fernsten Ländern unseres Kontinents. Doch es wäre irrig zu glauben, daß dem also sey; denn in diesem Verbande Europäischer Nationen, die unter derselben Zone leben, und deren eigenthümliche Urtypen die Macht der Civilisation stufenweise verwischt hat, durchläuft die Sterblichkeit eine eben so lange Stufenreihe verschiedener Normen, als in den Regionen der Erde, die von Menschen ganz verschiedener Racen bewohnt werden, und unter ganz entgegengesetzten Klimaten gelegen sind.

Die Ursachen, die in Europa auf die Abstufung der Bevölkerung wirken, haben einen noch viel stärkeren Einfluß auf die Sterblichkeit, als auf die Reproduction. Die allergrößte Fruchtbarkeit ist kaum das Doppelte von der allerschwächsten, während in mehreren Ländern die jährliche Zahl der Gestorbenen gemeinhin das Dreifache von der beträgt, auf welche die Sterblichkeit in einigen anderen im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung sich beschränkt. In der That bezeugen sehr genaue statistische Angaben, daß in verschiedenen Ländern die Sterblichkeit auf dem Punkte steht, daß das Verhältniß von 1 Gestorbenen auf 59 Einwohner nicht überschritten wird, statt daß sie in mehreren anderen sich bis auf ein Neunundzwanzigstel der Bevölkerung erhebt, und in schlimmen Zeiten sich noch unendlich vermehrt.

Untersucht man nach amtlichen Angaben die Zahl der in den letztverflossenen Jahren in den Hauptstaaten Europa's Gestorbenen, so findet man, daß die Differenzen der Sterblichkeit sich in folgende Verhältnisse stellen:

Tabelle über das Verhältniß der Gestorbenen zur Bevölkerung und über die jährliche Sterblichkeit für je eine Million Einwohner in den Hauptstaaten Europa's:

Länder.	Epochen.	Mittlerer Durchschnitt der Gestorbenen.	Verhältniß zum mittleren Durchschnitt der Gesammtbevölkerung.	Jährl. Mortalität für je eine Million Einw.
Schweden und Norwegen	1821 bis 1825	79,900	1 auf 47 Einw.	21,300
Dänemark	1819	33,800	1 „ 45 „	22,400
Europäisches Rußland	1826	960,000	1 „ 44 „	22,700
Königreich Polen	1829	93,000	1 „ 44 „	22,700
Britannische Inseln	1818 bis 1821	373,000	1 „ 55 „	18,200
Niederlande	1827 „ 1828	163,900	1 „ 38 „	26,500
Deutschland (im engeren Sinne)	1825 „ 1828	290,000	1 „ 45 „	22,400
Preußen	1821 „ 1826	303,500	1 „ 39 „	25,600
Oesterreich	1828	675,000	1 „ 40 „	25,000
Frankreich	1825 „ 1827	808,200	1 „ 39 „	25,600
Schweiz	1827 „ 1828	50,000	1 „ 40 „	25,000
Portugal	1815 „ 1819	92,000	1 „ 40 „	25,000
Spanien	1801 „ 1826	307,000	1 „ 40 „	25,000
Italien	1822 „ 1828	660,000	1 „ 30 „	33,300
Griechenland	1828	33,000	1 „ 30 „	33,300
Europäische Türkei	1828	334,800	1 „ 30 „	33,300
Norden von Europa		2,972,100	1 auf 44 Einw.	22,700
Süden von Europa		2,284,200	1 „ 36 „	27,800
Ganz Europa		5,256,300	1 auf 40 Einw.	25,000

*) Wir theilen diesen in seinen Folgerungen allerdings sehr auffallenden und von allen bisherigen Beobachtungen abweichenden statistischen Bericht mit, ohne die einzelnen Angaben, auf die er sich stützt, verbürgen zu wollen. Ja, es ist sogar anzunehmen, daß manche Zahlen, die hier mit unzweifelhafter Gewißheit hingestellt sind, nur auf Hypothesen beruhen können; denn weder in der Europäischen Türkei noch in Griechenland und in mehreren anderen hier aufgeführten Süd-Europäischen Ländern haben dem Verf. Bevölkerungs- und Sterbelisten von der Art zu Gebote gestanden, daß er auch nur mit einiger Sicherheit die Zahlen, die er aufstellt, als Resultat gewinnen konnte. D. R.

Nach diesen und noch vielen anderen mehr detaillirten Uebersichten stirbt jährlich

1 Einwohner von 28 in dem Kirchenstaate und den alten Venetianischen Provinzen.
1 „ „ 30 in Italien überhaupt, in Griechenland und in der Türkei.
1 „ „ 39 in den Niederlanden, Frankreich, und Preußen.
1 „ „ 40 in der Schweiz, dem Oesterreichischen Kaiserstaate, Portugal und Spanien.
1 „ „ 44 in dem Europäischen Rußland und in Polen.
1 „ „ 45 in Deutschland, Dänemark und Schweden.
1 „ „ 48 in Norwegen.
1 „ „ 53 in Irland.
1 „ „ 58 in England.
1 „ „ 59 in Schottland und Island.

Aus diesen Zahlen ergeben sich folgende Resultate:

Die kürzeste Lebensdauer ist nicht, wie man leicht glauben könnte, eine der Wirkungen des nordischen Klima's von Norwegen oder des Sumpfbodens von Irland; gerade unter dem schönen Himmel Italiens ist das Leben auf das Minimum seiner Währung reduzirt; da hingegen die Eisgletscher Islands, die ewigen Nebel Schottlands es sind, wo der Mensch das höchste Alter erreicht.

Unter allen Staaten Europa's sind die Britanischen Inseln in dieser Rücksicht am meisten begünstigt; sie verlieren jährlich nur 18,200 auf eine Million Einwohner, während die Sterblichkeit beinahe doppelt so groß ist in den Ländern, welche von den Fluthen des Mittelländischen Meeres bespült werden.

Nächstdem sind Schweden und Norwegen die Länder, wo das Leben am meisten gesichert ist. Wenn unter sonst gleichen Umständen in dem Süden von Europa drei Personen sterben, werden in dem alten Skandinavien zwei, und auch nur kaum zwei, weggerafft. Dänemark und Deutschland genießen, so zu sagen, gleichen Vortheils.

Rußland und Polen, wo Natur und Reichthum keinesweges die Güter des Lebens verschwenderisch ausgestreut, besitzen dennoch eine überraschende Longävität. Ihre Einwohnerschaft, die aus einer Masse von beinahe 60 Millionen Menschen besteht, dehnt die Lebensdauer zu einer fast noch ein halb Mal so langen, als die den Bewohnern Italiens zu Theil wird, und genau auf das Doppelte der Zeit, die man in Wien zu leben hoffen darf.

Der mittlere Durchschnitt, nach welchem jährlich ein Gestorbener auf 40 Personen kommt, findet sich in den Kantonen der Schweiz, in den Provinzen des Oesterreichischen Kaiserstaates und in der Hispanischen Halbinsel, unter dem Einflusse der Trockenheit des Bodens und der Luft.

Frankreich, die Niederlande und Preußen reichen fast an diese Gränzen und werden sie bald überschreiten, wenn nicht Krieg oder anderes Ungemach die Fortschritte ihrer socialen Verbesserungen zurückhält.

In dem übrigen Europa beträgt die Sterblichkeit ein Dreißigstel der Bevölkerung, und vergrößert sich oft noch durch zufällige Ereignisse, dergleichen schon seit langer Zeit den Wohlstand der Küstenstaaten des Mittelländischen Meeres bedrohen.

Im Ganzen rechnet man in Europa in einem Jahre — mittleren Durchschnittes — auf mehr als 210 Millionen Einwohner 5,256,000 Gestorbene, also ein Vierzigstel der Gesammtbevölkerung, das ungleichmäßig vertheilt ist unter den Staaten des Nordens und des Südens; in den ersteren kommt nur 1 Gestorbener auf 44 Personen, während in den letzteren das Verhältniß von 1 zu 36 ist. Auf 1 Million Einwohner beträgt die Zahl der Gestorbenen 22,700 Individuen in den nördlichen Provinzen von Frankreich; in den südlichen steigt sie auf 27,800. Das giebt also eine Differenz von mehr als 5,000 Gestorbenen, und dieses beträgt ein Zweihundertstel der Gesammtbewohnerzahl.

Prüft man aufmerksam diese Zahl-Angaben und die Detail-Verzeichnisse, aus denen sie gezogen sind, so wird man finden, daß zwei Haupt-Ursachen, alle übrigen dominirend, das Verhältniß der Sterblichkeit zur Bevölkerung bestimmen.

Dies ist nämlich der Einfluß des Klima's und der der Civilisation. Das Klima ist der Verlängerung des Lebens außerordentlich günstig, wenn es kalt, ja wenn es nordisch rauh ist, oder wenn die

durch die Meeresnähe erzeugte Feuchtigkeit sich mit einer niedrigen Temperatur verbindet.

Die geringste Sterblichkeit in Europa findet in den, am Meere und in der Nähe des Polarkreises gelegenen Ländern, wie Schweden, Norwegen, Island statt. Sie findet sich in den Ländern wiederwo, wie in Rußland, der Einwirkung des Klima's sich nicht die der, Civilisation anschließt, und wo denn jene allein hinreichend ist, eine lange Dauer des Lebens den Menschen zu sichern.

Die Länder von gemäßigter Wärme sind nicht, wie man glauben sollte, im Besitze des Vortheils einer schwachen Sterblichkeit; um ihn zu erringen, bedürfen sie der Wohlthaten eines vollkommenen geregelten gesellschaftlichen Zustandes.

In den Südländern, deren mildes Klima der menschlichen Natur so günstig scheint, ist die Dauer der Existenz am meisten precair. In dem lachenden Italien ist die Wahrscheinlichkeit des Sterbens ein halb Mal so groß, als in dem winterlichen kalten Schottland; und unter dem schönen Himmel Griechenlands ist das Leben um die Hälfte weniger sicher, als mitten unter den Gletschern Islands.

Die Orte der heißen Zone, deren Sterblichkeit man berechnet hat, zeigen, einen wie verderblichen Einfluß eine hohe Temperatur auf das Leben übt.

Grade der Breite:

6°	10′	Batavia	1 Gestorbener auf	26½	Einw.	Barrow.
10°	10′	Trinidad	1 —	— 27	—	Aus offiziellen Dokumenten.
13°	54′	Ste. Lucie	1 —	— 27	—	Pugnet.
14°	44′	Martinique	1 —	— 28	—	M. de Jonnes.
15°	59′	Guadeloupe	1 —	— 27	—	M. de Jonnes.
18°	56′	Bombay	1 —	— 20	—	Transactions acad.
23°	11′	Havanna	1 —	— 33	—	Humboldt.

Die Einwirkung des Klima auf das Leben ist unter den Tropen nach der Verschiedenheit der Menschenracen verschieden, und die Dauer desselben ist für die Einen um das Doppelte oder Dreifache größer, als für die Anderen. Hier mehrere Beispiele für diese Verschiedenheit:

Batavia	1805	Europäer	1 Gestorbener auf	11	Individuen.	
		Sklaven	1 —	— 13	—	
		Chinesen	1 —	— 29	—	
		Japanesen	1 —	— 46	—	
Bombay	1815	Europäer	1 —	— 18½	—	
		Muselmänner	1 —	— 17½	—	
		Parsen	1 —	— 24	—	
Guadeloupe	1816 bis 24	Weiße	1 —	— 23½	—	
		Freigelassene	1 —	— 35	—	
Martinique	1815	Weiße	1 —	— 24	—	
		Freigelassene	1 —	— 33	—	
Grenade	1811	Sklaven	1 —	— 22	—	
Saint-Lucie	1802	idem	1 —	— 20	—	

Wir können mit dieser ungeheueren Sterblichkeit der heißen Zone die zusammenstellen, die zu Madeira Statt findet, dem einzigen Kolonial-Etablissement der gemäßigten Zone. Heberden hat berechnet, daß auf dieser Insel die Gestorbenen in dem Verhältnisse von 1 zu 49 zu der Summe der Gesammtbewohnerschaft stehen. Die Einwirkung, welche der Grad der Vollkommenheit der socialen Verhältnisse, je nachdem er höher oder niedriger ist, auf die Sterblichkeit hervorbringt, ist nicht minder ausgedehnt, als die von dem Klima geübte.

Man erkennt den Einfluß der vorgeschrittenen Civilisation, wenn man das Verhältniß der Gestorbenen zu der Bevölkerung in demselben Lande nach verschiedenen Zeiträumen vergleicht, deren Zwischenräume durch Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes bezeichnet sind. Wir lassen eine Reihe von Zahl-Angaben folgen, die diese interessante Combination erhärten.

Die Zahl der Gestorbenen, verglichen mit der der Einwohner, war:

In Schweden . . .	1754—1763	1	auf 34	1821—1825	1	auf	45
In Dänemark . . .	1751—1756	1	32	1819	1		45
In Deutschland . .	1788	1	32	1825	1		45
In Preußen. . . .	1717	1	30	1821—1826	1		39
In Württemberg .	1749—1754	1	32	1825	1		45
In Oesterreich . . .	1822	1	40	1828—1830	1		43
In Holland	1800	1	26	1824	1		40
In England	1690	1	33	1821	1		58
In Großbritanien	1785—1789	1	43	1800—1804	1		47
In Frankreich . . .	1776	1	25½	1825—1827	1		39½
Im Waadtlande. .	1756—1766	1	35	1824	1		47
In der Lombardei .	1769—1774	1	27½	1827—1828	1		31
Im Kirchenstaate .	1767	1	21½	1829	1		28
In Schweden . . .	1801	1	44	1821	1		59

Also hat die Sterblichkeit abgenommen:

In Schweden beinahe um ein Drittel in dem Zeitraume von 61 Jahren.
In Dänemark zwei Fünftel in 66 Jahren.
In Deutschland um eben so viel in 37 Jahren.
In Preußen um ein Drittel in 106 Jahren.
In Württemberg um zwei Fünftel in 73 Jahren.
In Oesterreich um ein Dreizehntel in 7 Jahren.
In Holland um die Hälfte in 24 Jahren.
In England um vier Fünftel in 131 Jahren.
In Großbritanien um ein Eilftel in 16 Jahren.
In Frankreich um die Hälfte in einem halben Jahrhundert.
Im Waadtlande um ein Drittel in 64 Jahren.
In der Lombardei um ein Siebentel in 56 Jahren.
Im Kirchenstaate um ein Drittel in 62 Jahren.

Die Sterblichkeit ist dieselbe geblieben in Rußland und Norwegen seit dreißig Jahren; sie hat zugenommen im Königreiche Neapel.

Im Ganzen betrug sie vor 80 Jahren, nach Süßmilch's Angabe, 1 Individuum auf 36 in der Gesammtheit aller Länder Europa's; nach unserer Berechnung bringt sie es nur auf 1 von 40 nach den mittleren Zahlangaben aus den letzten Jahren. Sie hat also doch um ein Neuntel abgenommen in der ganzen Summe der Völker unseres Kontinentes, — wenn wir dem Deutschen Statistiker Glauben schenken. Wir sind jedoch genneigt, zu glauben, daß zu seiner Zeit die allgemeine Sterblichkeit wenigstens ein Dreißigstel der Gesammtbevölkerung betrug; woraus sich denn ergiebt, daß sie heute um mehr als ein Drittel abgenommen hat, im Verhältniß zu der gesteigerten Masse der Population.

Die stufenmäßige Verminderung der Sterblichkeit ist durch dieselben Ursachen auch in den Hauptstädten Europa's herbeigeführt worden. Die Zahl der Gestorbenen mit der der Einwohner verglichen, und zwar zu verschiedenen Zeiten, giebt nachfolgende Proportionen.

Paris	im Jahre	1650	1 Gest.	auf 25	Einw.;	i. J.	1829	1 auf 32
London		1690	1 —	— 24	—	—	1828	1 — 55
Berlin		1755	1 —	— 28	—	—	1827	1 — 34
Genf		1560	1 —	— 18	—	—	1821	1 — 43
Wien		1750	1 —	— 20	—	—	1829	1 — 25
Rom	1762 bis	1771	1 —	— 21	—	—	1828	1 — 31
Amsterdam	1761 "	1770	1 —	— 25	—	—	1828	1 — 29
Cambridge		1811	1 —	— 41	—	—	1821	1 — 58
Norfolk		1811	1 —	— 50	—	—	1821	1 — 59
Manchester		1757	1 —	— 25	—	—	1821	1 — 58
Liverpool		1773	1 —	— 27	—	—	1821	1 — 41
Birmingham		1811	1 —	— 30½	—	—	1821	1 — 43
Portsmouth		1800	1 —	— 28	—	—	1811	1 — 38
Petersburg		1768	1 —	— 28	—	—	1828	1 — 48
Stockholm	1758 b.	1763	1 —	— 19	—	—	1827	1 — 26

Die jährliche Sterblichkeit hat also abgenommen:

In Paris um beinahe ein Drittel in dem Zeitraume von 80 Jahren.
In London um vielmehr als die Hälfte in 178 Jahren;
In Berlin um ein Fünftel, ja beinahe um ein Viertel in 72 Jahren.
In Genf um 3 Fünftel in 261 Jahren.
In Wien um ein Viertel in 80 Jahren.
In Rom um die Hälfte in 63 Jahren.
In Amsterdam um ein Sechstel in 64 Jahren.
In Cambridge um zwei Fünftel in 10 Jahren.
In Norfolk um ein Fünftel in 10 Jahren.
In Manchester um drei Fünftel in 64 Jahren.
In Birmingham um beinahe zwei Fünftel in 10 Jahren.
In Liverpool um die Hälfte in 38 Jahren.
In Portsmouth um mehr als ein Drittel in 11 Jahren.
In Petersburg um beinahe zwei Drittel in 40 Jahren.
In Stockholm um mehr als ein Drittel in 67 Jahren.

Die Ursachen der höchsten Sterblichkeit in den Ländern und Hauptstädten Europa's sind vorzüglich folgende: Die feuchte Luft, besonders in warmen Ländern; die Folgen der Armuth in den niedrigsten Klassen der Gesellschaft; der Mangel an Lebensmitteln oder doch deren zu hoher Preis im Vergleich mit dem Arbeitslohn; die seuchenartigen Krankheiten; die unbeständige Witterung, besonders der plötzliche Wechsel der Temperatur; die Beschränktheit, Unsauberkeit und Ungesundheit der Wohnungen; Gefängnisse, der Säle in Hospitälern und Lazarethen; der übermäßige Genuß geistiger Getränke, das Laster der Trunkenheit; die ungesunden oder unausgesetzten Arbeiten besonders in der Kindheit und Jugend; endlich der Krieg, aber viel weniger durch die Schlachten, als in Folge der Strapazen, Eilmärsche und häufig durch die schlechte Versorgung der Armeen.

Die Ursachen der Verminderung der Sterblichkeit an denjenigen Orten, wo die Civilisation im Vorschreiten begriffen ist, sind:

Die Austrocknung der Sümpfe und das Dämmen der Flüsse; die geschickte Vertheilung der Staatsgüter, die einem Jeden Arbeit und Subsistenzmittel gewährt; die Fülle und die gute Qualität der Nahrungsmittel für das Volk; die Fürsorge für die Kinder nach ihrer Geburt, welche dann in den öffentlichen Schulen, den Manufakturen und in allen öffentlichen Anstalten fortgesetzt wird; die Impfung der Pocken und Gesundheitsmaßregeln, die das Einschleppen oder die Entwickelung ausländischer Epidemieen hindern; der niedrige Preis der Industrie-Produkte, der auch den wenigst bemittelten Klassen Mittel zur Reinlichkeit an die Hand giebt, die früher unbekannt und unerschwinglich gewesen, und wodurch ihnen auch möglich wird, sich den Einflüssen der ungünstigen Witterung zu entziehen. Endlich die mit Erfolg genommenen Maßregeln, um der Ungesundheit (insalubrité) der Städte, besonders der der Schulen, Schauspielhäuser, Hospitäler, Gefängnisse, Kirchen und anderer öffentlicher Institute entgegenzuwirken: — welche Anstalten an vielen Orten noch immer der Vorrichtungen zur Ventilation, Heizung und Säuberung ermangeln.

Man kann die Resultate dieser Verbesserungen in ihrer positiven Geltung würdigen, wenn man ihren Einfluß auf die Sterblichkeit während des letzten Jahrhunderts in den drei Staaten Europa's in Erwägung zieht, deren Fortschritte am augenfallensten erscheinen. Faßt man England, Deutschland und Frankreich zu einer Gruppe zusammen, so ergiebt sich, daß der mittlere Durchschnitt der Sterblichkeit, der in dieser großen und volkreichen Region sonst das Verhältniß von 1 zu 30 hatte, jetzt alljährlich das von 1 zu 48 giebt. Durch diese Differenz reducirt sich die Zahl der Gestorbenen in der Gesammtheit dieser drei Länder von 1,900,000 auf weniger als 1,200,000; jedes Jahr also danken 700,000 Seelen, oder 1 Individuum von 83, ihre Erhaltung den gesellschaftlichen Verbesserungen, die in den drei Staaten West-Europa's errungen worden, und deren Bemühungen, um dieses Ziel zu gewinnen, von dem besten Erfolge gekrönt worden sind.

So ist das menschliche Leben nicht bloß verschönert worden durch die vorschreitende Civilisation; es hat ihr auch seine Verlängerung zu danken, und ist durch sie minder ungewiß geworden. Die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes hat zur Folge die Beschrän-

kung und Verminderung der jährlichen Zahl der Geburten, proportionirt zur Bevölkerung und noch viel mehr die der Gestorbenen; dagegen ist es ein charakteristisches Zeichen des Standes der Barbarei, wenn eine große Zahl von Geburten aufgewogen oder gar übertroffen wird durch eine bedeutende Sterblichkeit. Im ersten Falle gelangen die Menschen in Masse dazu, sich physisch und moralisch vollständig entwickeln zu können; die Bevölkerung wird kräftig, intelligent und männlich; während sie dagegen in einer beständigen Kindheit stehen bleiben muß, wenn die Generationen rasch hinweggerafft werden, ohne die aus der Vergangenheit gewonnene Erfahrung für die Vervollkommnung der gesellschaftlichen Verhältnisse nutzen zu können.

Bibliographie.

Promenades d'une abeille et d'un papillon. (Spazierflüge einer Biene und eines Schmetterlings.) Moralische Erzählungen von Mlle. Sandbem.

Robinson de J. J. Rousseau. (Robinsen Crusoe's Abenteuer nach dem von Rousseau angedeuteten Plane beschrieben.)

Considérations politiques et militaires sur la Suisse. (Die Schweiz in politischer und militairischer Hinsicht.) Von Napoleon Louis C. Bonaparte.

Anatomie descriptive. (Beschreibende Anatomie.) Von J. Cruveilhier. Erster und zweiter Band.

England.

Schriften des Auslandes über Großbritanien.

„Die Engländer", sagt zwar Frau von Staël, „verwirklichen die Fabel von dem Manne, der ein Fenster in seinem Busen trug." Wie kommt es aber, daß der Fremde sie doch so falsch beurtheilt, und daß gerade diejenigen, die ihre nächsten Nachbarn sind, sie am wenigsten verstehen? Ein etwas näheres Eingehen in die Sache wird uns fähig machen, dieses Problem zu lösen. Wenigstens wollen wir versuchen, ob wir einiges Licht darauf werfen können.

Zuvörderst trifft es sich nicht immer, daß diejenigen, die sich aufgefordert fühlen, den Charakter eines Volkes zu zeichnen, mit dessen Verfassung, Gesetzen, Institutionen und Sitten sie praktisch unbekannt sind, auch die rechte Fähigkeit mitbringen. In ihrer Heimat gelten sie vielleicht für ganz mittelmäßige Subjekte; aber darum zweifeln sie doch nie an ihrer Tüchtigkeit, die verborgenen Triebfedern des geselligen Lebens in großen und mächtigen Staaten, wo sie ein paar Monate oder längstens ein paar Jahre verweilt, zu ergründen.

Sodann hat eben jene Behauptung der Frau von Staël auch Reisenden von nicht geringem Talente den Glauben beigebracht, als könnte man in England Alles mit Einem Blicke durchschauen, als wäre jedes große Prinzip seiner bürgerlichen Verfassung leicht zu erforschen, weil unsere Regierung nichts von Mysterien weiß. Dies ist aber eine arge Täuschung. Jene Durchsichtigkeit, die dem oberflächlichsten Beobachter unseren National-Charakter vor die Augen zu führen scheint, ist die Wirkung von Ursachen, deren Entdeckung den größten Scharfsinn erfordert, und die, wenn sie entdeckt sind, in so wundersamer Verwickelung, in so starkem scheinbaren Kontraste wirken, daß selbst der tiefste Denker die Einheit des Ergebnisses und die praktischen Wohlthaten, die es gewährt, oft räthselhaft findet. Selbst Herrn Rush,*) einem sehr verständigen und wohlgesinnten Darsteller unserer nationalen Eigenthümlichkeiten, ist dies anfänglich entgangen. Er kam langsam und stufenweise zur Erkenntniß der Wahrheit. Bei seiner Ankunft auf Britischem Boden glaubte er in den Sitten und der Verfassung Amerika's die Auflösung aller Räthsel unserer politischen und häuslichen Oekonomie zu finden. Allein er überzeugte sich endlich wider Willen, daß Großbritanien nicht seines Gleichen hat, daß es wie ein kolossales Wunderwerk unter den Nationen dasteht, selbst denjenigen unerklärbar, die seine Geschichte am besten kennen. — Seine Bemerkungen sind geistreich und treffend. Wir erlauben uns, hier den Eingang des 14ten Kapitels seiner Erzählung mitzutheilen:

„Ein Aufenthalt von wenigen Monaten macht uns mit keinem Lande bekannt. Es vereinigen sich so viele Bestandtheile zur Bildung des großen Ganzen, wo Civilisation, Freiheit und Macht eine bedeutende Stufe einnehmen, daß der Beurtheiler in Verwirrung geräth. Er gönnt sich Ruhe zur Prüfung. Er muß seine Schlüsse bedächtig vorbereiten, wenn sie richtig seyn sollen. Oft muß er sie wechseln. Ein Mitglied des diplomatischen Corps, ein scharfer Beobachter, sagte mir noch vor wenigen Tagen, am Ende des ersten Jahres seiner Anwesenheit habe er England recht gut zu kennen vermeint. Nach dem dritten Jahre regten sich schon Zweifel in ihm, und jetzt, nach einer noch längeren Zeit, hätten sich seine Ansichten mehr als jemals geändert."

„Läge kein Widerspruch darin, so möchten wir sagen, jener Diplomat bewies damit seine Urtheilskraft, daß er jetzt gar kein Urtheil zu haben schien. Der Fremde sieht in England die erstaunlichsten Reichthümer und zugleich Etwas, das allen Wohlstand zu ertödten scheint. Er sieht die größte Verschwendung neben der unermüdlichsten Industrie; die bedeutendsten Abgaben und eine unvergleichliche Geschicklichkeit in Bestreitung derselben; ein erschreckliches Elend und eine nie ruhende öffentliche und geheime Mildthätigkeit, die ihm abhelfen soll; den kühnsten Freiheitssinn mit Gehorsam gegen das Gesetz verbunden; Unwissenheit und Laster, die uns schaudern machen, Genie, Gelehrsamkeit und Tugend, die uns wieder aufrichten; eine geweissagte Empörung, die niemals ausbricht; beständige Klagen über Armuth und Leiden, beständige Zunahme an Macht und Wohlstand. Diese sind Einige von den Anomalien, welche er bemerkt. Wie kann Er über sie alle zugleich aburtheilen, Er, ein Fremder, während die ausgezeichnetsten Briten, die ihr Lebelang den Gegenstand studirt, immer noch verschiedener Meinung sind?"

Wenn diese Beobachtungen nur irgend Beachtung verdienen, welchen Werth können wir dann auf neun Zehntheile der ausländischen Literatur legen, sofern sie unser Vaterland betrifft, vor Allem auf die neuesten Produkte dieser Art? Die sentimentalen Späße eines bekannten Deutschen Fürsten mögen uns belustigen. Läuft uns die Galle einen Augenblick über, so mögen wir unserem Italiänischen Libellisten*) mit der Ruthe drohen; und wollen wir uns eine harte Buße auflegen, so dürfen wir nur das hoffnungslose Geschäft übernehmen, die zahllosen groben Verstöße des Französischen Baron's**) zu zählen. Aber von Belehrung, oder klarer Einsicht in einem der Gegenstände, welche diese Herren aufzuklären übernommen, finden wir keine Spur. Sie schwatzen zwar über alle erdenkliche Merkwürdigkeiten, die ihnen aufstoßen; allein wo bleibt England? Wo jenes Großbritanien, mit dessen Politik, Statistik, Gesetzen und Herkommen sie uns vertraut machen wollen? Die Leute auf dem Kontinent werden, wenn sie diese Werke gelesen haben, so klug seyn, wie zuvor.

Ein dritter Grund, warum Schriftsteller vom Festlande, besonders Franzosen, wenn sie Großbritanien schildern wollen, so oft Verstöße begehen, ist in ihren politischen Vorurtheilen zu suchen. Die Liberalen sehen in unserer Constitution einen imaginairen Despotismus, der mit allen ihren Begriffen von Volksfreiheit streitet. Die Ultra's betrachten unsere demokratischen Elemente mit gleichem Widerwillen, und verklagen unsere freien Institutionen als Quellen der Anarchie und Revolution. Den Schriftstellern von letzterem Schlage enthüllt Britannia vergebens das schöne, großartige Bild ihres Glückes: „Das Licht scheint in ihrer Finsterniß, aber die Finsterniß begreift es nicht." Wir müssen dem Baron D'Haussez jedoch zugestehen, daß er, obgleich von dem Geiste seiner Partei erfüllt, höchst anständig, und mit edlerer Sinnesart schreibt, als viele seiner Konkurrenten. Sein Werk ist gerade so beschaffen, wie man es von einem Mitgliede des Polignac'schen Ministeriums erwarten konnte. Dagegen beweist uns Herrn Rush's Reisebericht, daß nur der Vorurtheilsfreie England's Freiheit recht zu schätzen weiß. Die nämlichen Gegenstände, die Baron D'Haussez besonders hervorhebt, beschäftigen auch Rush's Aufmerksamkeit; allein wie verschieden ist das Medium ihrer Beobachtung? welche entgegengesetzte Eindrücke bringen sie hervor?

Der erste Theil von „Großbritanien im Jahre 1833" ist den Sitten und Gewohnheiten desjenigen Kreises gewidmet, in welchem der Verfasser sich bewegt. Da dieser Theil seines Werkes keine Prinzipien, sondern bloß Sachen des Geschmackes begreift, so begnügen wir uns, nur Einige seiner gröbsten Irrthümer über Thatsachen, die uns selbst bekannt geworden, zu rügen.

Wir gehören gewiß nicht zu denen, welche die Küche, als häusliches Etablissement, gleichgültig betrachten. Die Speisen sind bei uns eine Sache von ziemlicher Bedeutung, und obgleich keine gourmands im anstößigen Sinne des Worts, halten wir doch dafür, daß diniren mehr sage als essen. Wir lassen Frankreich seinen verdienten Vorrang in der Kochkunst und sind bisweilen geneigt gewesen, der Meinung des Gouverneur Morris beizutreten, daß „wenn die Franzosen Europa's Küchen statt seiner Höfe revolutionnirt hätten, wohl keine Partei etwas eingewendet haben würde." Dennoch müssen wir Herrn D'Haussez's Geringschätzung des Materials und der Einrichtungen eines Englischen Diners für sehr absurd erklären. Kann er wohl die eleganten Gastmahle unseres Adels oder selbst unserer reichen Bürger im Auge haben, wenn er sagt: „Einen Tisch mit ungeheuren gekochten oder gebratenen Stücken besetzen und diese so, wie sie der Zufall durch einander gestellt hat, zerlegen und aufzehren: das scheint die ganze gastronomische Wissenschaft Englands zu seyn."?

Die darauf folgende Beschreibung ist eben so wenig der Wahrheit gemäß. Seine Beschwerden sind ganz ungegründet; — Familien von nur einiger Bedeutung haben ihre Französischen Köche — Fische werden nicht immer gekocht — Eier sind von Englischen Tafeln nicht ausgeschlossen — Eierkuchen werden viel häufiger verspeist, als Roastbeef — und die Zwischenspeisen (entremets) sind nicht kärglich vorhanden, auch bestehen sie nicht bloß aus Crême's und faden Gelee's. Wir wissen nicht, in was für Zirkeln der Baron regalirt worden ist, allein wir haben, aufrichtig gesagt, noch nie einem Gastmahl beigewohnt, wo eine geraume Zeit darüber verstrich, bis wir unseren Teller mit dem gewünschten Gerichte zurückbekamen. Die Erzählung vom Weintrinken nach dem Diner — von den Ladies, die auf die Gentlemen warten, bis der Kaffee kalt ist — und Alles, was damit zusammenhängt, mag auf Emporkömmlinge (parvenus), aber gewiß nicht auf Personen von Stand und höherem Wirkungskreis anwendbar seyn. Der Baron meint, die Englischen Diners seyen nicht genug à la Française. Herr Rush, der am besten in Stand gesetzt war, ein gültiges Urtheil zu fällen, behauptet im Gegentheil, die Nachahmung Französischer Sitten bei den Gastmahlen des Englischen Adels werde zu weit getrieben. Wo er von seinem ersten Diner in Lord Castlereagh's Hause spricht, heißt es: „Hier, im Hause eines Englischen Staats-Ministers, war Alles um mich her Französisch: Französische Literatur, Französische Sprache, Französische Interessen;

*) Ehemaliger Nord-Amerikanischer Gesandter in England, der bekanntlich ebenfalls eine Darstellung des Lebens in London herausgegeben hat.

*) Graf Pecchio.

**) Großbritanien im Jahre 1833, von Baron D'Haussez; (vgl. Nr. 97 des Magazins von 1833) ein Buch, das, merkwürdig genug, von den Englischen Blättern aller Farben, von Tories sowohl als Whigs und Radicals für schlecht erklärt worden. Dem Deutschen Verstorbenen ist es in dieser Hinsicht viel besser ergangen, indem, während ihm von der einen Seite seine unzarte Berührung aller in England angeknüpften freundlichen Verhältnisse auf das Heftigste vorgeworfen worden, von der anderen die beißende Wahrheit, mit der er darzustellen verstand, lebhaft anerkannt worden ist.

ich füge noch hinzu: Französische entrées, Französische Weine." — „Mein längerer Aufenthalt in England", fährt er fort, „überzeugte mich, daß die gebildeten Stände Englands weit mehr von den Franzosen annehmen, was sie für gut halten, als die gebildeten Franzosen von den Engländern."

Das Kapitel mit der Ueberschrift: „Das Empfang-Zimmer" (drawing-room), ist ganz abgeschmackt. Der Baron muß durchaus Grosvenor-Square mit White-Chapel verwechselt haben. Er giebt folgende Beschreibung einer Gesellschaft von Abendgästen, denen sich die Gäste jenes Diner anschlossen.

„Die Letzteren", so erzählt man uns, „treten Einer nach dem Anderen in das drawing-room; sie nähern sich den Ladie's; sie empfangen Kaffee oder Thee, zuweilen auch Liqueur's. Einige schwatzen von Politik, Andere spielen Karten, noch Andere treten ans Fortepiano. Man guckt in Stammbücher oder gähnt, bis der Appetit durch kalte Gerichte, Zuckerwerk und Obst, die man in einem anstoßenden Zimmer einnimmt, wieder gereizt wird. Mitunter ladet der Ton des Klaviers zu einem Contretanz, in dem solche artige Personen figuriren, die ihre Grazie aus Frankreich erborgt haben."

Also Contretänze in London, im Jahre 1833! Der Ball führt uns wieder nach Osten, denn die Stadt hat nichts dergleichen aufzuweisen. „Eine Treppe, die kaum zwei Personen neben einander besteigen konnten" würde im Apsley- oder Devonshire-House, ja sogar in den minder ansehnlichen Häusern des Adels und der Gentlemen eine eben so große Rarität als Fatalität seyn. Das Folgende ist materisch: — „Als ich um halb eilf Uhr erschien, fand ich den Hausherrn und die Hausfrau allein am Haupt-Eingang des Salon's sitzend und die Gesellschaft erwartend, die sich vor eilf Uhr nicht einstellte." Das heißt doch zu arg übertreiben. Wer hat jemals den Herrn oder die Dame an der Thüre aufgepflanzt gesehen, um ihre Gäste zu empfangen! Doch, wir haben weder Raum noch Lust genug, um alle étourderie des Herrn Barons, wo er von Bällen, Konzerten, Ergötzlichkeiten u. s. w. redet, die Musterung passiren zu lassen. Seine Urtheile über Heirathen und Familien-Verhältnisse, obgleich gegründet, wenn man sie auf einzelne Fälle anwendet, sind grundfalsch, sobald sie im Durchschnitt angewandt seyn sollen. Häusliche Zuneigung hat mit dem National-Charakter nichts zu schaffen; sie kann verlarvt werden, aber nicht ertödtet; es mag wohl herzlose Aeltern geben, und Kinder, die sich im väterlichen Hause fremd fühlen; allein ihre Anzahl muß verhältnißmäßig gering seyn. Der etwas bittere Sarkasmus, welcher die kurze Notiz über Trennungen und Ehescheidungen schließt, ist ohne Zweifel auf einzelne, besonders markirte Fälle anwendbar; allein im Ganzen hat das Englische Mädchen und die Englische Frau auf der ganzen Erde (!) ihres Gleichen nicht. Unsere Heimat ist nicht das Land der Courmacher (cavalieri serventi); der Ehebruch ist bei uns kein privilegirtes Laster, das beinahe den Rang einer Tugend einnimmt; und sollen wir nach dem üblen Rufe urtheilen, den jede Entdeckung dieser Art zur Folge hat, so möchten wir sagen, er ist unter uns eine Seltenheit. Jenes unglückselige Gesetz, vermöge dessen der Ehemann als Ersatz für die verlorene Tugend seines Weibes eine pecuniaire Entschädigung erhält, findet weit seltnere Anwendung als vormals. Dies gesteht der Baron selbst, allein er wird boshaft, weil er hier nicht witzig seyn kann. „Sollen wir", sagt er, „die Ursache davon in einer Veredlung der Sitten, oder in steigender Unsittlichkeit suchen? Die Meinungen sind über diesen Gegenstand sehr getheilt, und ich werde die meinige für mich behalten." Baron D'Haussez ist leider kein Philosoph, und dessenungeachtet will er ein Meister in der Politik seyn. Folgendes mag eine Probe von seiner Weisheit abgeben.

„Mangel an Beherztheit bei dem gemeinen Volke erhält die gesellschaftliche Ordnung aufrecht. Der Stolz der höheren Klassen erzeugt National-Stolz; der Durst nach Reichthümern, öffentlichen Wohlstand; eine träge Phantasie, Abneigung gegen Neuerungen und folglich Stetigkeit der Institutionen; die Wuth, sich auszuzeichnen, sonderbare aber nützliche Einrichtungen; die Strenge der Religion, Strenge der Sitten; ein gewisser Fortpflanzungsgeist, die Ausdehnung des Britischen Handels über den ganzen Erdkreis; das Elend des Mutterlandes, die Gründung nützlicher Kolonien; der Verkauf von öffentlichen Aemtern, sogar von Stellen im Parlamente, größere Geschicklichkeit und stärkere Gewährleistung von Seiten derjenigen, die ihr Vermögen daran wenden, um solche Zwecke zu verfolgen; endlich die empörende Ungleichheit in der Vertheilung des Eigenthums erzeugt eine Hierarchie, welche die Individuen jedes Berufes einträchtig zusammenhält."

Viele Sentenzen ähnlicher Art sind durch das ganze Werk verstreut.

Die protestantische Episcopal-Kirche Englands giebt dem Baron, einem „guten Katholiken", Veranlassung, den Französischen Klerus und das Cölibat der katholischen Geistlichen auf Unkosten unserer Geistlichkeit zu rühmen. Wir sind nicht gesonnen, mit ihm in die Schranken zu treten; allein wie leicht würde es seyn, zu erweisen, daß Männer, die den Anforderungen der Natur und dem Gesetze des Himmels gehorchen, eine höhere Moralität besitzen, als solche, die, weil sie auf häusliche Genüsse verzichten, entweder selbstisch und asceticsch, oder ausschweifend werden! Der große Reichthum des Englischen Klerus ist eine andere Frage. Im Kontraste zur Armuth der Französischen Geistlichen sind die Englischen nothwendig ein Gegenstand des Neides. Wir wünschen der Englischen Kirche keinen geringeren Wohlstand, wohl aber eine gleichmäßigere Vertheilung desselben.

Baron D'Haussez versäumt auch nicht, den Britischen Kunstsinn und den Zustand der Künste in England herabzusetzen. Von der Musik wollen wir schweigen, denn wir müßten doch wahrhaft stupide seyn, wenn wir, nachdem die besten Musiker Deutschlands, Italiens und Frankreichs kolossale Honorare von uns empfangen haben, nachdem wir Jahr aus, Jahr ein ihre Zuhörer gewesen, keine Symptome von Besserung verspürten. Auch können wir die Frage nicht beantworten, ob wir keine Künstler besitzen, die mit den gefeiertsten Zeitgenossen im Auslande wetteifern. Dem sey, wie ihm wolle, wir können uns noch nicht davon überzeugen, daß die Blüthe der Künste auf Englischem Boden zu den Unmöglichkeiten gehöre. Hören wir nur die Aeußerungen des Herrn Rush in dieser Beziehung:

„Als ich die Säle der Königlichen Akademie durchschritt, konnte ich nicht umhin, zu denken, daß die Künste Großbritaniens ihrer Glanzperiode entgegengehen. Noch ist die Kunst hier in der Wiege. Geschäftig im Erklimmen jeder anderen Höhe, hat England bis jetzt nur zu nützlichen Künsten Zeit erübrigt. Wer könnte annehmen, daß Englands Klima, seine Naturschönheiten, seine herrlichen Menschengestalten, dem Pinsel des Malers, dem Meißel des Bildhauers nicht günstig seyen? Ist das Land eines Shakespeare, Scott, Milton, Byron und Moore nicht auch ein Land für Maler?"

Auf einem so weiten Felde der Speculation, unter einer solchen Fülle von Gegenständen, würde es sehr überraschend seyn, wenn nicht Eines oder das Andere zum Tadel aufforderte; und wo man in der Laune ist, das Vortrefflichste zu bekritteln, da wird man ohne große Schwierigkeit das Zweideutige ungünstig auslegen, und dasjenige, was eingestandener Maßen Rüge verdient, übertreiben. Wir wünschten, wir wären nicht genöthigt, anzuerkennen, daß es in unserer politischen Verfassung Uebel giebt, die keine Entschuldigung zulassen; und es kränkt uns nicht, wie erbittert man auch gegen dieselben in's Feld rücke. Die empörendsten derselben werden aber, Dank jenem reformirenden Geiste, den Baron D'Haussez verletzert, bald beseitigt seyn. Unserem Criminal- und Civil-Kodex steht eine Revision bevor; das Matrosen-Pressen, das scheußliche System der Kinder-Tortur in unseren Fabriken und Spinnereien, die Verbrechen und der Jammer Irlands, Wirkungen schlechter Verwaltung und entsetzlichen Druckes: Alles dies wird in Kurzem von der Sonne einer gerechten und milden Gesetzgebung verscheucht werden. Wir danken sogar den Ausländern für verdiente Vorwürfe, und wir zweifeln nicht, daß die öffentliche Stimmung, energisch angeregt, die Ursachen, welche diese Vorwürfe rechtfertigen, entfernen werde.

(N. M. M.)

Bibliographie.

Tables for calculating the cubic quantity of earth-work in the cutting and embankment of canals. (Tabellen zur Berechnung des Kubikmaßes bei der Ausgrabung von Kanälen.) 4. Pr. 31½ Sh.

Five old plays. (Fünf alte Schauspiele.) Als Nachtrag zu Dodsley's und anderen Sammlungen von J. P. Collier. 4. Pr. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— Eine Anekdote von Ludwig XVIII. Als zur Zeit der Restauration der Herzog von —, einer der vertrautesten Diener Napoleons, an den Königlichen Hof berufen worden war, sagte der König bei der ersten Audienz, mit der er ihn in den Tuilerieen beehrte, zu ihm: „Ehe ich Sie in meine Geheimnisse einweihe, Herzog, müssen Sie mir gefälligst einige der Ihrigen mittheilen. Sagen Sie mir doch, wie haben Sie es angestellt, daß Sie so genaue Nachrichten über meine Verhältnisse während meines Aufenthaltes zu Mailand und Verona erhielten? Wer war der Schurke, der so sehr mein Vertrauen verletzte, um dem Kaiser Nachricht von allem dem zu geben, was in meinem Palaste vorgegangen?" — „Die Dinge von Verona und Mailand, Sire, waren vor meiner Zeit vorgefallen", erwiederte der Herzog; „aber was Hartwell anbelangt, so muß ich gestehen, daß wir alle unsere Nachrichten von dem Herzog von Aumont erhielten, Ihrem Verräther." — „Das war er ganz und gar nicht!" rief Se. Majestät herzlich lachend aus; „Aumont und ich, wir waren Beide sehr arm. Er bekam jährlich nur 400 Pfd. von den 2000, die Sie ihm so regelmäßig als eine Belohnung für die geheimen Nachrichten spedirten, mit denen wir Ihnen aufwarteten; der Ueberrest aber ist mir stets zugekommen." — Man kann sich leicht die Verwirrung des neuen Ministers hierbei vorstellen.

(Court Journ.)

— Lord Byron und seine Tochter. „Ich durchlaufe oft in der Einbildung eine lange Reihe von Jahren", sagte Byron, „und tröste mich selbst über gegenwärtige Leiden mit dem Gedanken an die Zeit, wo meine Tochter mich durch meine Werke kennen lernen wird; denn wenn auch die Gewalt des Vorurtheils ihren Augen mein Bild verbirgt, so wird sie ihr doch meine Gedanken und Gefühle nicht entziehen können, die zu ihr sprechen werden, wenn der, dem sie angehörten, nicht mehr seyn wird. Das wird dann mein Triumph, und die Thränen, welche mein Kind einst weinen wird über Ausdrücke, die der Schmerz mir entrissen hat — die Gewißheit, daß sie in die Gefühle eingehen wird, welche die mannigfachen Anspielungen auf sie und mich in meinen Werken dictirten — trösten mich in mancher trüben Stunde. Die Mutter Ada's legte Beschlag auf meiner Tochter freundliches Lächeln in der Kindheit und Jugend; aber die Thränen ihres reiferen Alters werden mir angehören."

(Convers. of Lady Blessington.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Freitag den 10. Januar 1834.

Aegypten.

Skizzen aus Aegypten.

Mitgetheilt von einem Englischen Marine-Offizier.

Ein Europäer, der sich Aegyptens Gestaden zum ersten Male nähert, hat die Einbildungskraft voll von großartigen Trümmern und uralten Schlachtfeldern, von Memnon und Mumien, Pyramiden, Sphinxen und Krokodillen. Allein kaum ist er an's Land gestiegen, so verschwinden alle diese prächtigen Gebilde. Freilich finden wir Neues und Ungesehenes in Ueberfluß, und Mancher würde z. B. in der Sonderbarkeit und Mannigfaltigkeit der Kleidertrachten viel Malerisches entdecken; wir gestehen jedoch, daß unser Geschmack in diesem Punkte nicht sehr raffinirt ist. So hat man gesagt, die Morgenländische Kleidung sey die schönste auf Erden. Wir wollen die Thatsache nicht bestreiten, versichern aber dem Leser, daß mancher Orientale so schlecht gekleidet ist, als es nur ein Mensch seyn kann, wenn nämlich ein zunächst an Nacktheit gränzender Zustand überhaupt Anzug heißen darf. Beeilen wir uns jetzt, nach Alexandrien zu kommen.

Wäre es möglich, daß recht viele Häuser, Moscheen und andere Gebäude mit einem Male vom Himmel herunterfielen und am Orte des Niederfallens eine Stadt bildeten, so möchte ich gern glauben, Alexandrien verdanke einem solchen Zufall sein Daseyn; denn es ist schwer, zu begreifen, wie Menschenhände einen Ort erbaut haben können, dessen Anlage jedem Begriff von Ordnung und Planmäßigkeit so ganz widerstrebt. Die Straßen sind eng und entsetzlich schmutzig; die zum See-Arsenal gehörigen Gebäude nehmen sich weit erbärmlicher aus, als eine Reihe von Scheunen in England. Die Moscheen und ihre Minarets sind in dem desolatesten Zustande und würden häufig einstürzen, wenn man nicht unaufhörlich, obschon auf sehr geschmacklose Weise, daran stickte und stützte.

Bei allem dem giebt es viel Sehenswürdiges in Alexandrien. Die Veredlung geht raschen Schrittes vorwärts, und in wenigen Jahren kann die Stadt ein ganz anderes Ansehen erhalten. Jetzt bietet sich dem Beschauer noch eine so romantische Mischung des Antiken und Modernen, wie er sie nur wünschen kann, und wäre er der glühendste Liebhaber eleganter Konfusion. Die Türken betrachten das Antike ohne Zweifel mit großer Geringschätzung, und wir sehen die prächtigsten Trümmer zu den niedrigsten Zwecken benutzt; schöne Säulen aus Granit und Marmor müssen Schilfhütten und Waarenlager unterstützen; Knäufe und Sockel grandioser Art liegen als Treppen vor den Thüren, und an vielen Stellen sind ganze Gebäude aus Ruinen errichtet. Selbst der Pascha scheint sich um das Andenken eines Cheops oder Ptolemäus wenig zu kümmern. Die meisten Festungswerke, das Arsenal, die Waarenhäuser, Magazine u. s. w., Alles ist durch Se. Hoheit aus den Trümmern der antiken Stadt gebaut worden, und noch immer benutzt er dieses wohlfeile in Ueberfluß vorhandene Baumaterial. Die einzigen zwei antiken Säulen, die noch unversehrt aufrecht stehen, sind eine der Nadeln der Kleopatra und der berühmte Pfeiler des Pompejus. Dasjenige, was dem Fremden große Unterhaltung gewährt, ist die außerordentlich gemischte Bevölkerung Alexandriens. Die meisten Einwohner sind Araber; zunächst kommen drei bis vier Tausend Türken, und außerdem findet man Italiäner, Franzosen, Griechen, Armenier, Juden und einige Engländer. Alle Religions-Parteien, Muhamedaner, Kopten, Griechen und Juden, Protestanten, Katholiken und Methodisten, werden tolerirt, und jede Partei darf sich einbilden, daß alle übrigen ewig verdammt sind. So bewahrt jede Nation ihren respektiven Glauben und ihre Sitten mit größter Strenge.

Kein lebender Gegenstand ist aber so merkwürdig, als der Pascha selbst; der große, gute, edle, alte Pascha; er, der innerhalb weniger Jahre eine ganz verwilderte Nation in solchem Grade civilisirt hat, daß sein Staat selbst Europäischen Mächten Ehrfurcht einflößt; der die Künste des Friedens eifrig kultivirte, Handel und Gewerbe ermuthigte und dennoch immer zum Kriege gerüstet stand; der, obgleich mit despotischer Gewalt bekleidet, gerecht und mild regierte; dessen siegreiches Heer aus den Wüsten Aegyptens bis zu den Thoren Konstantinopels gedrungen ist.

Auch war kein Land besser dazu geeignet, von Einem geleitet zu werden, als Aegypten. Der Pascha führt beinahe über Alles persönliche Aufsicht. Oft sieht man ihn schon mit Tagesanbruch in seinem Boote um den Hafen rudern und seine Flotte mustern; dann geht er nach dem Arsenal, wo er mit den Kaufleuten Geschäfte abmacht und eine Art von Levée hält. Des Nachmittags sieht man ihn wieder im Hafen, und oft geht er bei einem der anwesenden Schiffe an Bord. Er hat ein sehr schönes stark bemanntes Boot. Bei jedem Ruderschlage richtet sich die Mannschaft von ihren Sitzen auf und wendet das Gesicht ab, um Seine Hoheit nicht anzuschauen. Der ehrwürdige, aber kraftvolle Greis zählt schon über sechzig Jahre, würde aber ohne seinen langen weißen Bart viel jünger scheinen.

Mehmed Ali will die begonnene Reform noch so weit als möglich ausdehnen und hat zu diesem Ende eine Anzahl junger Leute nach England, Frankreich und Italien geschickt, damit sie sich nautische, militairische und andere Kenntnisse erwerben. Diese Jünglinge erhalten freigebige Unterstützungen und Einige, die nach Aegypten zurückgekehrt sind, hat er mit Achtung und Auszeichnung aufgenommen. Er weiß, wie sehr der Aufenthalt von Europäern in seinem Staate der Civilisation günstig ist, und gewährt aus diesem Grunde den Christen jede Art von Schutz.

In den letzten paar Jahren hat er jene Armee organisirt, die ganz Europa in Staunen setzt. Sein Sohn Ibrahim Pascha ist in jedem Betracht ein Kriegsmann und soll die Europäische Taktik sehr gut verstehen. Er hat einen Französischen Offizier bei sich, der nach Ablegung seines Glaubens zum Bei befördert wurde. Er heißt jetzt Selim-Bei, und obgleich nur ein Renegät, wird er doch allgemein geachtet. *)

Noch bewundernswerther aber sind die Mittel, mit denen alles dies ausgeführt worden ist. Die Stadt Alexandrien dient, gleich David's Höhle von Adullam, den Verlassenen zum Asyl; denn man kann wohl nicht mit Unrecht auf den Pascha anwenden, was von David geschrieben steht, „daß alle Unglücklichen, alle Verschuldeten, alle Unzufriedenen um ihn sich versammelten.“ Seit dem allgemeinen Europäischen Frieden (1815) sind so viele Abenteurer über die Welt ausgeschüttet worden, daß auch Aegypten sein gutes Theil erhalten hat. Diese Leute erhielten bei sehr spärlichem Solde mancherlei Beschäftigungen; die meisten aber wurden zum Dressiren der Araber gebraucht. Viele, die kein militairisches Amt finden konnten, qualifizirten sich als Aerzte, Apotheker, Matrosen oder Handwerker, sie mochten nun von dem übernommenen Berufe etwas verstehen oder nicht, und — es glückte Manchem.

Wir können allerdings weder von der Equipirung noch von dem persönlichen Ansehen der Arabischen Truppen viel Rühmens machen. Ihr erster Anblick reizt sogar zum Gelächter. Man denke sich ein Regiment lohfarbiger Kerle, die bei Trommelwirbel und Pfeifenklang in gemessenem Schritt aufmarschiren, voran ein schmutziger schwärzlicher Bursche, der sie mit langem gekrümmten Säbel anführt. Wird Einer als Schildwache ausgestellt, so setzt er sich gewöhnlich nieder und raucht auch wohl eine Pfeife oder Cigarre. Die Gewehre tragen sie oft mit gespanntem Hahn, und es würde viel Unglücksfälle geben, wenn sie geladen wären; allein Patronen werden nicht eher ausgetheilt, bis man ihrer dringend benöthigt ist. Die Waffen sind blank und in sehr gutem Stande.

Die Bewohner Aegyptens wissen nichts von einer Magna Charta, einem Geschwornen-Gericht, von Preßfreiheit u. s. w. Allerdings giebt es eine Art von militairischem Gericht, wo aber der Ankläger oft den Urtheilsspruch fällt, und wo der Pascha, wenn ihm die Entscheidung nicht behagt, den Delinquenten immer von neuem verhören läßt, bis er Genugthuung erlangt. Dies war noch vor wenigen Wochen der Fall, als der Capitain einer großen Fregatte sein Schiff sans façon bei Abukir ans Land trieb. Die Jury, d. h. die übrigen Capitaine, befürchteten, der Pascha möchte ihn erschießen lassen, wenn er schuldig befunden würde, und sprachen ihn also frei; allein der Pascha gab ihnen einen Wink das Verhör zu erneuern, und da es mit einiger Gefahr verbunden ist, solche Winke nicht zu beachten, so setzten sie sich wieder ans Werk, und erklärten den Delinquenten für schuldig. Als der Pascha seinen Zweck erreicht hatte, wußte er Gnade und Gerechtigkeit weislich in Harmonie zu bringen. Er degradirte den Capitain um zwei Stufen.

Ein anderer Vorfall endete trauriger. Ein sehr junger Offizier, dem das Kommando über eine Korvette anvertraut war, kam vor einigen Jahren in den Hafen von Alexandrien und ließ sein Schiff aus grober Unbedachtsamkeit oder Unwissenheit an die Felsen rennen, so daß es scheiterte. Hier konnte keine Entschuldigung stattfinden: der Offizier wurde zum Tode verurtheilt, jedoch empfahl man ihn, weil er sehr jung und unerfahren war, der Fürstlichen Gnade. Der

*) Den neuesten Nachrichten zufolge, ist Selim-Bey (Seve) kürzlich desertirt.

Pascha ließ ihn schon am nächsten Morgen erschießen. Man sagt, er würde begnadigt worden seyn, wenn er nicht eine Anzahl von Kranken im Stich gelassen hätte, die sich an Bord befanden und nun ertrinken mußten.

Die Rekruten werden so summarisch als möglich ausgehoben. Ein Cirkular ergeht an die Scheiche oder Schulzen der Arabischen Dörfer, welches ihnen vorschreibt, eine bestimmte Zahl Rekruten in ihren respektiven Dörfern auszuheben und an einem festgesetzten Termin nach Kahira, oder, wenn sie Matrosen werden sollen, nach Alexandrien zu schicken. Kann der Scheich die volle Zahl der Rekruten nicht liefern, so muß er selbst dienen oder einige Glieder seiner Familie hinzufügen. Die auf solche Art gepreßten armen Teufel werden mit Stricken an einander gebunden, damit sie nicht weglaufen, und wie eine Viehheerde weiter getrieben. Sind sie am Orte der Dressur angelangt, so werfen sie die paar Lumpen ab, die ihnen um den Leib hängen und erhalten eine Bekleidung, die zwar nicht eben elegant, aber doch weit besser ist, als die vorige war.

Es ist recht unterhaltend, zu sehen, mit welcher Lust die Arabischen Soldaten bei der gewaltsamen Werbung Anderer Hülfe leisten, obschon es ihnen selbst, vielleicht noch vor wenigen Monaten, nicht besser ergangen ist. Diejenigen, welche zum Matrosendienste erkoren sind, bringt man gleich auf große Schiffe und zeichnet sie auf dem Rücken der Hand, zwischen Daumen und Zeigefinger, mit einem Anker, dem Wappen der Marine. Man exerzirt sie täglich, und sie werden in kurzem sehr gewandt.

Kostet es dem Pascha einige Mühe, die benöthigte Zahl Rekruten zu erlangen, so schickt er einen Haufen Soldaten in die Stadt, die jeden Araber, der ihnen begegnet, aufgreifen. Bei solcher Gelegenheit verlieren wir Europäer oft unsere Bedienten. Wendet man sich aber an den Kommandanten der Stadt, so erhält der Bediente einen Paß und bleibt alsdann ungeschoren.

Die regelmäßigen Truppen Mehmed Ali's bestehen aus einem Corps Artillerie, einem Corps Lancier's, einigen Schwadronen sehr schöner leichter Reiterei und einer Brigade Musketiren. Außerdem hat er unregelmäßige Truppen, die mit vollstem Rechte diesen Namen verdienen. Es sind hauptsächlich Albaneser und Kandioten (Infanterie), und Beduinen-Araber (Kavallerie). Ich begegne niemals Einem dieser Kandioten oder Albaneser mit seinen langen Pistolen und seinem Jatagan, ohne daß es mir unheimlich wird, wenn ich bedenke, wie geschickt diese feinen Herren ihre Waffen zu handhaben wissen, und wie wenig ihnen darauf ankommt, ob sie den harmlosesten Menschen oder den größten Tuckmäuser vor sich haben. Von allem Gesindel auf Gottes Erdboden sieht keines so wild und spitzbübisch aus, als die Albaneser, und auch das Aeußere der Beduinen ist nichts weniger als einnehmend. Dennoch sind sie vortreffliche Scharmützirer und, wie Falstaff sagt, „kapitale Kerle beim Rückzug."

Der Hafendamm ist von sehr roher Bauart. Man scheint darauf gesehen zu haben, daß kein Stein hinzukam, der nicht unumgänglich nothwendig war, und da jede architektonische Regelmäßigkeit fehlt, so muß hier, wie an anderen Gebäuden, unaufhörlich ausgebessert werden.

Auf dem Schiffbauplatze können vier Linienschiffe und eine Brigg oder Korvette zugleich gezimmert werden. Der Pascha hat immer vier Schiffe auf den Werften. So werden in diesem Augenblick zwei Schiffe von hundert und zwei von 80 Kanonen gebaut. Eines von 138 Kanonen ward vor wenigen Wochen vom Stapel gelassen und wird bald in die See gehen können. Die Construction dieser Schiffe ist nicht so stark, als die der Englischen Kriegsfahrzeuge; allein sie entsprechen ganz ihrem Zwecke. Fast alles Holz zum Schiffbau kommt aus Klein-Asien; die Kanonen und ein großer Theil des Pulvers aus England.

So oft ein Schiff vom Stapel läuft, ist ein allgemeiner Freudentag. Der Pascha selbst ist Zeuge davon, und sobald das Fahrzeug das Wasser berührt, ertönt von den Schiffen und Batterieen eine allgemeine Kanonensalve. Die versammelten Truppen bewillkommnen das Schiff mit einem Musketenfeuer, und gewöhnlich schließt die Ceremonie damit, daß der Pascha dem Zimmermeister ein schönes Geschenk macht.

Die Werkstätten im hiesigen Arsenale sind wohl sehenswürdig. Fast in Allem, was der Pascha seinen Arabern beibringen will, stehen ihm Lehrmeister zu Gebote, und viele der Lehrlinge haben in mechanischen Arbeiten schon große Fortschritte gemacht. In einigen der Läden verfertigen sie Barometer, Kompasse u. s. w. In anderen machen sie kupferne Zierrathen für die Schiffe, welche die Türken sehr lieben. Besonders geräumig sind die Schmiede-Werkstätten, deren Arbeiten vortrefflich zu nennen. Für die Anfertigung des Tauwerks sind ungeheure Vorkehrungen getroffen, und bald werden die Seiler von Alexandrien eben so gute Arbeit liefern, als die irgend einer anderen Nation.

Die Aegyptische Flotte besteht gegenwärtig aus sechs Linienschiffen, sieben großen Fregatten, fünf Korvetten, acht Briggs und einem Kutter. Dazu kommen noch sechs Brander und gegen dreißig Transportschiffe. Die Schiffe sind nach Städten oder Distrikten Aegyptens benannt; z. B. Mißr (Kahira) mit 138 Kanonen; Abukir mit 90; Damiette mit 50 Kanonen u. s. w.

Frankreich.

Ueber den Einfluß der Englischen Literatur auf die Französische.

Von Hippolyte Fortoul. *)

Die Freundschaft mit England ist uns so verderblich gewesen wie sein Haß; dasselbe sagen vielleicht seine Schriftsteller von uns. Augenscheinlich haben wir ihm Addisen und Pope gegeben; England hat sich dagegen an uns durch Colardeau und Saint-Lambert gerächt. Dann stellte es Pitt auf. Wir antworteten mit Napoleon. Englands Erwiederung war Byron und Walter Scott.

Byron und Walter Scott, obgleich von uns freundschaftlicher aufgenommen, sind in Wahrheit der Pitt und Koburg unserer nationalen Literatur! Das, wodurch ihr Genius in ihrer Heimath groß ist, das eben macht ihn anderen Völkern gefährlich. Ihr Verdienst ist so lokal und eigenthümlich, daß die Ausfuhr den fremden Verbrauchern schädlich wird. Unsere Sache hierbei ist nicht, sie zu schmähen, sondern vielmehr sie zu begreifen.

Fr. Schlegel, in welchem die alten Ansichten nicht den Sinn für die Zukunft völlig erstickten, hat erklärt, daß Byron und Walter Scott der Literatur der Vergangenheit angehören. Er hat seine Meinung nicht weiter entwickelt; wir legen deshalb die unsere dar.

Als ein Verhängniß, dessen Sinn man nicht mehr versteht, und dessen Schwere man fühlt, lastet die Aristokratie auf England. Dies seltsame Räthsel ergriff aus der Schaar der Dichter zwei von verschiedener Bedeutung.

Byron hat von Göthe die Idee des Faust genommen, aber dieselbe sich angeeignet und völlig zur seinigen gemacht. Faust ist das Wesen jedes Genius ohne Ziel, die Gestalt aller Menschen ohne Zukunft; das Gefühl von dem absoluten Werthe der Menschheit, verbunden mit dem Gefühl seines relativen Elends und der Nichtigkeit seiner Anmaßungen, das Ideal, das nicht zu verwirklichen ist, die unzeitige Geburt. Göthe hatte einem halben Dutzend philosophischer Revolutionen zugesehen, die keine wesentliche Veränderung in den Institutionen und Sitten Deutschlands bewirkt hatten. Er lebte in Sachsen, in der Mitte zwischen Königsberg, Berlin und München — den drei Werkstätten des Transcendentalismus und der politischen Indifferenz. Göthe konnte die Frage nicht abweisen: Wozu dient die Wissenschaft Kant's, Fichte's, Schelling's, die, kaum zur Welt gebracht, stirbt, die, ohne was hervorzubringen, vorübergeht, die verschwindet, ohne auch nur einen ihrer Schuhe auf dem Raube des Kraters zurückzulassen? Wozu dienen Metaphysik, Theologie, Psychologie, Jurisprudenz, Medizin? Wozu dient der Gedanke in einer Welt, die er in Aufruhr bringt, ohne sie neu zu gestalten? Faust, Du bist ein alter Thor! Weg mit Makrokosmus und Mikrokosmus, Freund! Geh' ins Freie, harr' auf ein unschuldiges Kind, sprich ihr von Liebe, sie wird Dich glücklich machen. Wenn Dich auch der Teufel holt, so hast Du doch wenigstens Etwas gethan. — So der Deutsche Faust, der Faust Göthe's, die Ohnmacht des Wissens. *)

Der Faust Byron's ist Manfred, Kain, Don Juan, Harold, der Giaur, der Korsar; Faust als Adeliger, als Lord, Mitglied des hohen Parlaments von England, der die großen Probleme des Zweifels in seinem Schlosse zu Newstead aufwirft; er ist die Ohnmacht der Aristokratie. In Lord Byron's Schöpfungen ist alle Herrlichkeit der alten Aristokratie. Mit Jugend, Kraft, Muth, Liebe, mit allen glänzenden Eigenschaften sind seine Gestalten ausgestattet; und in solcher Schöne zertrümmert er sie. Die Größe der Aristokratie ist dahin; er schmäht sie. Er setzt ihr die Krone aufs Haupt und überliefert sie dem Nachrichter. Er vergrößert ihren entschwundenen Ruhm, um die Nichtigkeit ihrer Zukunft darzustellen; sie ist ihm ein Stoff der Klage, aber sie ist dahin.

Es sind zwei Naturen in Byron und ein Kampf zwischen beiden: die menschliche vorwärtsschreitende Natur schlägt die aristokratische verurtheilte zu Boden. Beide sind Helden. Die eine stößt die andere in den Abgrund, diese zieht jene mit hinab, und ehe der letzte Streich geschieht, schwäbt die bebende Stimme des Dichters Gott und Menschheit. Die Aristokratie konnte nicht christlich sterben.

Lord Byron, der von der Höhe der Gesellschaft kam, der die Aristokratie durchmessen und mit seinem Adlerauge ihren Werth erspäht hatte, sah ihren unvermeidlichen Untergang. Er dachte nun darauf, ihr ein Leichenbegängniß zu halten, das man sobald nicht vergäße. Zu diesem De profundis versammelte er alle bitteren und höhnischen Musen, die ihm in seinen Träumen begegnet waren. Dies fürchterliche Konzert brachte ihm ein Alpdrücken zu Wege, woran er starb.

Sir Walter Scott hingegen, der vom Lande ausging, der die Aristokratie nur in ihrer Livree, ihren Behaglichkeiten, ihren Parken und Thürmchen kannte, dachte, sie habe noch lang zu leben. Er ging daran, die Dornsträucher aus dem Wege zu räumen, die diese Ruine bedeckten. Er beschwor den Schatten hernach und schmückte ihn mit Blumen. Er erhob den Schottischen Unverstand und stellte auf dies populaire Piedestal alle nur mögliche verstümmelte und halb zerstörte Statuen. Aber unter den Festkleidern merkt man das Skelett. Nur noch die Nomenklatur der Waffen ist bei ihm zu finden, das Detail der Heraldik, die alte Mundart und Gesprächsweise, die Form der Zinnen, die Art und Weise der alten Macht, des alten Gedankens, immer die äußere Gestalt, was das Auge sieht, was glänzt, was sich beschreiben läßt, was unterhält und die Thoren täuscht. Aber die Aristokratie selber stirbt Hungers in der Braut von Lammermoor; sie zittert mit Heinrich Morton unter den „Schottischen Puritanern"; liegt auf ihrem Lager, im Herzen verwundet wie Ivanhoe, während man sich draußen in den Gräben herumschlägt; stirbt und paradirt wie Leicester im „Schloß von Kenilworth." Die Schwierigkeit war für den Dichter unübersteiglich: nichts als die Form ließ sich wiederherstellen. Dazu bedurfte es Gedächtniß, Geist, kein

*) Wir theilen dieses Bruchstück aus einem längeren Artikel „über die Kunst unserer Zeit" als eine Probe der jetzt in Frankreich Mode werdenden politischen Aesthetik mit, deren einseitige Auffassungs- und Darstellungs-Weise so sehr von selbst in die Augen springt, daß es wohl kaum noch einer weiteren Anmerkung bedurfen wird.

*) Der Deutsche Leser sieht sich unmittelbar in die Walpurgisnacht versetzt und begrüßt Herrn Fortoul mit den Versen:

„Wenn ich Euch auf dem Blocksberg finde,
Das sind' ich gut; denn da gehört Ihr hin."

Herz: so ist es erklärlich, wie dies Geschäft sich trefflich für Walter Scott eignete.

Die Manier dieser beiden Dichter weist natürlich auf ihr Geschäft zurück; ihr Stil ist die Folge ihres Gedankens. Byron, der eine Idee schmäht, gebraucht die psychologische Analyse; er dringt ins Herz der Dinge, ergreift die Freuden und Leiden der Individualität, deren er sich versichert; er spricht die Sprache der Leidenschaften. Manchmal ist's eine irre halbtolle Sprache, weil Byron Priester und Opfer in einer Person war — aber dieser Wahnsinn ist immer wahr. Byron erzählt nur von den Stürmen, die er erlebt. Er erzählt von ihnen alltäglich oder erhaben, je nachdem er sie gefunden. Er ist ein Dichter voll Schrecken, aber ehrlich.

Walter Scott, dem der innere Sinn der Dinge mangelt, giebt Farben statt Ideen; seine Poesie ist beschreibend und äußerlich; sie ist von ermüdendem Detail; sie schwimmt in Namen und Lokalitäten. Scott hütet sich vor Empfindungen, als vor etwas Lächerlichem, und vor Leidenschaften, als vor etwas Unpassendem. Seine Frauen lieben, wie Marivaux Soubretten, mit einem Anstrich von Sprödigkeit. Entsagung ist seine Lieblingstugend. Niemals hat Walter Scott das gesehen, was er erzählt; er erdenkt, geht auf Erfindungen aus; er ist ein lügenhafter Dichter.

Byron schmähte ein abgenutztes Ding; Walter Scott suchte es wieder zu vergolden. Die Aristokratie war Scott's gute Patronin; er ist ein Dichter der Legitimität; fast alle seine Romane drängen auf eine Restauration hin. Byron dagegen löst alle seine Geschichten durch eine Katastrophe. Auch war der Torismus nicht eher zufrieden, als bis Byron verbannt war. Was die Radikalen betrifft, so lag ihnen an Byron wenig: er war nicht ihr Mann; sie mochten ihn nicht halten. So ging er zwischen zwei Parteien unter, weil er weder der einen, noch der anderen ganz angehören wollte.

Und wähnt man noch, Byron und Walter Scott hätten bei uns in Frankreich eine Stelle gefunden? Giebt es bei uns eine Aristokratie, die zu schmähen oder zu restauriren wäre? Bei uns beherrschen die Gedanken die That. Die Vergangenheit ist völlig vernichtet. Ein Französischer Byron ist etwas Unmögliches.

Noch viel weniger könnte eine Nachahmung Walter Scott's stattfinden. Die Französische Revolution hat noch nicht ihre Dichter.

Die Literatur des Kaiserreichs ist, um es mit dem richtigen Ausdruck zu bezeichnen, eine Thermidor-Literatur; sie datirt sich von Robespierres Tod und Jullien's Reaction; da hielt die Bewegung des Aufruhrs, die Voltaire so weit vorwärts getrieben, an. Edle Männer, die in den Thaten der Individuen nicht ein Allgemeines, nicht den Finger der Vorsehung gewahr geworden, gaben sich der vollen Mißbilligung hin, welche der Schrecken in guten gebildeten Gemüthern erregt hatte. Sie machten Tragödien, Dithyramben und Gemälde für alle gegenrevolutionnaire Bewegungen. Die große Reaction des Brumaire verschlang sie. Sie vermochten dem ersten Konsul keinen Widerstand entgegenzusetzen. Da war es mit der politischen Rolle der Literatur zu Ende. Jene Voltairianer, die Schleppe des Kaiserlichen Mantels tragend, spielten eine höchst klägliche Figur.

Neben diesen Reactionnairs erhoben sich indessen andere von größerem Ruhm und größerer Schuld. Derweil Herr Luce de Lancival sich abmühte, Racine's Verse zum zweiten Male zu machen, wandte Herr von Chateaubriand an die Wiederkehr der Poesie seine Kraft. Napoleon hätte es sehr gern gesehen, wenn dieser Ludwig's des Vierzehnten Purpur für ihn wieder aufgefärbt, ward aber zu seiner Betrübniß gewahr, daß Viele aus dieser Restauration des großen Jahrhunderts eine Dynastie-Frage machten. Herrn von Chateaubriand's Literatur war royalistisch; sie hatte nicht die Jansenistische Schärfe des Herrn von Bonald, noch den philosophischen Eifer de Maistre's; sie verband sich durchaus mit dem Leben des Kaiserthums und verstand, sich seiner Epoche anzuschmiegen; sie suchte seine Unkunde der geistigen Entwickelung vergessen zu machen, indem sie den Naturalismus und die Sentimentalität von Deutschland nahm; sie verband sich mit der fremdartigen Kühnheit der Frau von Staël, dieser Republikanerin, welche Geburt und Verbindungen zur Doctrinairin machten.

Als die Restauration erschien, sank von dieser gedoppelten Literatur des Kaiserreichs die eine in Dunkel und Nutzlosigkeit herab, die andere wurde allmächtig, drang in die Kammern und in die Ministerien. Herr von Chateaubriand hat in seinem literarischen Leben einen Zwischenakt von funfzehn Jahren gemacht, der ebenfalls durch ein politisches Zwischenspiel in zwei Hälften getheilt wird. Die Juli-Revolution hat ihm seine Feder wiedergegeben. Hatte er nichts Besseres zu thun, als sie dem Dienste Heinrich's V. zu weihen?

Die Restauration stellte im Grund des Heiligthums wieder Gott und Macht auf; sie theilte die Welt in zwei Theile: in die ideale, unwidersprechliche, verschleierte, versagte einerseits; in die gestattete, unnütze, eitle, haltlose andererseits. Die rechten Gemüther sahen in der letzten nichts als Elend. Dieser Winter gab ihnen Gelegenheit, einen nahen Frühling vorauszusagen. Aber die Kinder, zur Welt gekommen ohne Bewußtseyn einer besseren Zeit, unter dem Nebel geboren, ohne ein ander Heil als ihre Stimme, ließen ihren Gesang dieser Nothwendigkeit gemäß ertönen. Und da die menschliche Thätigkeit doch eine Nahrung haben muß, so machten sich die muthwilligen Buben, da sie nicht auf den Grund der Ideen zu dringen vermochten, an eine Revolution nach ihrem Geschmacke. Je mehr rückschreitende Ideen, desto stärkeres Bedürfniß, den Ausdruck zu mehren; je mehr vorwärtsschreitende, desto größere Gleichgültigkeit gegen die Phrase. Der Romantismus ging unter dem Mantel der Legitimität hervor. Die Opposition hat stets den stärksten Widerwillen gegen seine Neuerungen gezeigt; er ging nicht auf die Sachen, sondern verweilte bei den Phrasen, und hat eine Menge Künstler hervorgebracht, alles Leute von bildender Kraft, aber wenig Denker, wenig Dichter.

Auf seinem Wege begegnete er Byron und Walter Scott, die eben neu nach Frankreich kamen; er griff sie auf, fragte aber wenig nach ihrer Bedeutung. Worauf es ihm ankam, war die Fremdartigkeit dieser beiden Genien, nicht ihr Sinn. So machte er bald aus ihrem Doppeldienst einen. Beider Dichter bediente er sich, ohne sie zu unterscheiden, ungesondert, als einer Gesammtheit für seine Reaction.

Das bedeutendste Werk dieser Epoche ist der Cinq-Mars von Herrn Alfred de Vigny. Byron's und Walter Scott's Manier sind darin vermischt. Byron steckt in den phantastischen Zügen von Lauzardemont's Sohn. Hat man nie das Gedoppelte in diesem Roman bemerkt?

Ich citire dies Beispiel; ich könnte noch andere geben. Marion Delorme war für diese Epoche gemacht; auch darin ist der Didier offenbar Byronisch und der Saverny eine Gestalt Walter Scott's.

Der Romantismus dieser Zeit hat ein Doppelantlitz wie Janus. Auch wußte die klassische Kritik selber nicht, von welcher Seite sie ihn fassen sollte, und konnte seine stete Inkonsequenz nicht begreifen; sie fand ihn immer unter und über sich, in den Wolken und auf ebener Erde.

Diese Zwiefachheit der neueren Literatur war künstlich und nur Zwischenzustand. Man suchte die Einheit. Der erste Versuch in dieser Richtung sollte noch dem Einfluß Byron's und Scott's angehören. Man sah, daß in diesen beiden Männern eine gewisse Gleichheit der Farbe war, derselbe Ueberfluß fremdartiger Bilder, ein Schwulst ähnlicher Art, wie die Orientalischen Metaphern. Die Nabobs hatten ihn von Bengalen nach London gebracht. Die gesammte gegenwärtige Literatur der Engländer ist ein Vasall der Ostindischen Compagnie und der Society von Kalkutta. Thomas Moore ist die hervorragendste Gestalt dieser Richtung. So kam der Orientalismus gleichsam durch einen Rückprall zu uns.

Dies Streben wurde entscheidend; indem es eine neue scharf abgemessene Bahn eröffnete, wurde mancher edle Geist, der nicht dafür taugte, gezwungen, sich eine andere zu suchen. Die Neuerer theilten sich in zwei Parteien.

Ja, wenn der Orientalismus uns den Orient aufgeschlossen hätte! wenn er uns von der Bedeutung Rama's, der Sendung Zoroaster's, des Buddha oder nur Mohammed's unterhalten hätte; wenn er nur einige jener Mythen, in denen die werdende Menschheit ihre Arbeit darstellte und ihre Hoffnungen verschloß, dargeboten; wenn er sich zur Höhe der Bibel erhoben hätte, zur Empfindung Hiob's und Salomon's, wir wollten ihn segnen! Aber nein — es scheint, als wenn bei Herrn Hugo der physische Blick den geistigen geblendet hätte. Er hat im Orient nichts gesehen, als Bäder von Granit, Grabmäler, Serails, Sklaven, Zeug, womit Paillasse seine Zuhörer unterhält. Wie gesagt, manche Geister, die hierin nicht nachfolgen mochten, gingen ihren eignen Weg. Joseph Delorme ging sogar unter Herrn Hugo's Flügel hervor.

Schließlich ist Folgendes festzustellen: Das Romantische, eine Literatur der Form, hatte über das Klassische, die andere Literatur der Form, den Sieg davongetragen, aber während der Kampf zwischen diesen beiden Systemen mit Hitze geführt wurde, ging die wahrhafte Literatur, die, welche denkt und vorwärts schreitet, in verschiedenem Sinne mit Béranger, mit Lamartine, mit Alexandre Dumas ihren Weg. Herr Hugo erschöpfte das Romantische, indem er es im Orientalismus kristallisirte. Da ließ ihn ein Theil seiner Freunde dort zurück, wo er sich ganz allein mit seiner eitlen Muse im Prunk der äußeren Welt ergeht, und floh in das geheimnißvolle Heiligthum der innern Welt. So trennte sich diese Schule, die sich unter Byron's und Walter Scott's Panier vereinigt hatte, in zwei. Der Name Romantik, wie er bedeutungslos geworden war, fiel dahin.*)

Schweden.

Festlichkeit des ersten Mai in Stockholm 1832.

Aus den Papieren eines Reisenden.

Der erste Mai wird in Stockholm als ein festlicher Tag begangen und ist von Vielen mit der festlichen Spazierfahrt nach Longchamps bei Paris verglichen worden. Es scheint sich dieser Gebrauch aus alten Zeiten herzuschreiben, gleichsam um an diesem Tage der Natur für das Aufhören des im Norden so lange dauernden Winters zu danken, der früher auch wohl viel kälter und härter gewesen seyn mag, als jetzt. Hauptsächlich war derselbe in diesem Jahre so gelind, daß man sich seit Menschen-Gedenken eines ähnlichen nicht erinnern konnte. Das Thermometer hatte in Stockholm nie mehr als 7 Grad Reaumur Kälte gezeigt, und die Schlittenfahrt, die gewöhnlich fünf Monat ununterbrochen dauert, währte diesen Winter kaum 3 Wochen. Selbst im höchsten Norden war der Winter ungleich gelinder als sonst gewesen; und für den Beobachter mußte es auffallend erschienen seyn, daß, während südliche Länder, wie Spanien, sich über Kälte und Schnee beklagten und in Nord-Amerika der strengste Winter herrschte, in den nördlichen Theilen Europa's fast gar kein Winter gewesen war.

Nachdem in Stockholm beinahe den ganzen Monat März und

*) Dieses ist nicht allein nicht der Fall, sondern zu keiner früheren Zeit hat wohl die Romantik in Frankreich so gute Aussichten in die Zukunft gehabt, als eben jetzt. Die Aufnahme Charles Nodier's, eines der ältesten und beredtesten Verfechters der romantischen Schule, in die Akademie, ist in dieser Beziehung als ein merkwürdiges Ereigniß zu betrachten. Die klassischen Vierziger tragen jetzt in ihrem eigenen Schoße den Keim, den der Einfluß Englischer und Deutscher Literatur so fruchtbringend in Frankreich ausgestreut hat. D. R.

April über kein Schnee und kein Tropfen Regen gefallen war, vielmehr die Sonne alle Tage sehr warm geschienen hatte, verfinsterte sich diese einige Tage vor dem ersten Mai, und ein anhaltender Regen erquickte den dürstenden Boden; aber leider trübte diese Wohlthat des Himmels die Hoffnung aller derjenigen, die sich von dem festlichen Tage Vergnügen versprochen hatten. Nur die fast zum Sprüchwort in Stockholm gewordene Meinung, daß — wenn sich der König öffentlich zeigt — und dies geschieht an diesem Tage — stets gutes Wetter eintreffe, erfüllte die Gemüther mit trostreichen Erwartungen.

Der festliche Tag brach endlich an, und wirklich strahlte die Sonne im feurigsten Glanz. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, um sich zur bestimmten Zeit nach dem Thiergarten Stockholms entweder zu Wagen, zu Pferde, zu Schiffe oder zu Fuß zu begeben. Die Wirthshäuser daselbst waren schon acht Tage voraus für zahlreiche Gesellschaften, die dort zu Mittag essen wollten, in Beschlag genommen worden. Es gehört sogar zum guten Ton, selbst bei den vornehmeren Klassen Stockholms, in einem dieser Wirthshäuser zu speisen. Auch die Offizier-Corps der hiesigen Garnison sind daselbst an festlicher Tafel vereint, um auf das Wohl der wieder auflebenden Natur nach langem Todesschlaf ein Lebehoch erklingen zu lassen.

Um 3 Uhr Nachmittags beginnt die Wallfahrt nach dem Park, zuerst die Nocher (nämlich diejenigen, die noch erst Mittag essen wollen) zu Wagen, zu Pferde und in Gondeln; Letztere auf allen Seiten des Parks, der größtentheils von Wasser umflossen ist, ankommend; Erstere nur auf der einzigen Straße, die dahin führt. Etwas später setzen sich die Schoner (nämlich diejenigen, welche schon ihr frugales Mittagsmahl eingenommen haben) in Bewegung; doch will ich nicht gerade behaupten, daß frugal auf Alle anzuwenden ist, denn sonst würde es der Nüchternheits-Vereine in Stockholm nicht bedürfen. Man kann mit vollem Recht sagen, daß die gebrannten Wasser hier eine eben so große Rolle als die natürlichen spielen.

In allen Straßen, durch welche der Weg nach dem Park geht, wogt nun die freudige, aber durch kein äußeres lautes Kennzeichen ihre Freude zu erkennen gebende Menge; sämmtliche Fenster waren mit elegant gekleideten Frauen aller Klassen besetzt, und es wird ein solches Fenster in manchem Hause oft mehrere Wochen vorher zur Miethe ausgeboten und mit 5 Thaler Preuß. Courant bezahlt. Dem Vorüberkommenden konnte es so leicht nicht entgehen, daß manche Schönheit hier zu erblicken war, welche einer näheren Anschauung wohl werth erschienen, und doch kann man nicht gerade mit Recht behaupten, daß unter dem weiblichen Geschlecht in Schweden und hauptsächlich in Stockholm sich wirklich ausgezeichnete Schönheiten befänden; gleichwohl ist dasselbe im Allgemeinen eher schön als häßlich zu nennen, was hauptsächlich den niederen Klassen sich nachrühmen läßt. Der eigene Kopfputz der dienenden Klasse — ein seidenes Tuch à la Fanchon — trägt dazu bei, die feinen Züge, wodurch die Frauen sich hier besonders auszeichnen, zu erhöhen und jedem Gesicht ein zierliches Oval zu verleihen.

Gegen 5 Uhr beginnen die Equipagen der vornehmen und reichen Familien sich in Bewegung zu setzen. Alles ist nach hiesiger Ansicht so glänzend als möglich ausstaffirt; die Dienerschaft in Staats- oder doch neuen Livreen; die Wagen entweder neu oder doch neu aufgeputzt; Geschirre, Pferde, Alles in möglichst größter Pracht. Freilich kann es dem Kenner nicht entgehen, daß man, im Vergleich mit dem, was bei ähnlichen Gelegenheiten in anderen Hauptstädten Europa's an Eleganz und Luxus gezeigt wird, hiesigerseits noch um Vieles zurücksteht; allein man thut auch hier sein Möglichstes, und vier Pferde vor seinem Wagen zu haben, ist unerläßlich, sobald auf Eleganz und Vornehmheit Anspruch gemacht werden soll. Bei der Masse des Volkes in den engen Straßen, ohne Trottoirs (Bürgersteige) können die Fahrenden und Reitenden sich nur langsam fortbewegen; nimmt man dazu die Ruhe und Stille, die im dichtesten Gewühle herrscht, könnte man leicht das Ganze für einen feierlichen Trauerzug halten.

Zwischen 6 und 7 Uhr langten der König und die Königl. Familie im Thiergarten an. Se. Majestät war zu Pferde, umgeben von einer zahlreichen Suite und gefolgt von einem Kommando der Leibgarde oder der Norwegischen Jäger zu Pferde. Der König ritt einen Schimmel-Hengst, reich aufgezäumt, das Hauptgestell und die Kandare des Pferdes mit Edelsteinen reich verziert; Sattel und Schabracke von grünem Sammet mit goldenen Franzen besetzt. Die Uniform, die Se. Majestät trug, war die eines Schwedischen Feldmarschalls, darüber einen blauen Civil-Ueberrock; auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut mit Pläne ohne Federbusch. Zur Rechten des Königs ritt der Kronprinz in der Schwedischen Generals-Uniform, zur Linken der erste General-Adjutant und Ober-Stallmeister Graf von Brahe. Kurz darauf folgten die Königin und die Kronprinzessin in einem Staatswagen von acht Schimmeln gezogen; eine Reihe von anderen Königl. Wagen mit den diensthabenden Staatsdamen, Hoffräulein und Kammerherren beschloß den feierlichen Zug, der sich indessen nur langsam fortbewegen konnte und sich oftmals mit großer Mühe durch die Wagenreihe des Publikums einen Weg bahnen mußte. Ueberall wurde die Königl. Familie mit Hurrah-Rufen bewillkommet, und ein Haufen Matrosen und niederes Volk begleitete die Königl. Herrschaften unter beständigem Freuden-Jubel.

Für einen Fremden ist es bei dieser Gelegenheit besonders auffallend, daß weder Polizei-Diener, Gensdarmen, noch Militair-Personen zu sehen sind, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, wie dies in den übrigen Hauptstädten Europa's gewöhnlich der Fall ist, und beinahe unglaublich müßte es erscheinen, daß bei einem Zusammenflusse so vieler Menschen Alles ohne Störung abläuft; demjenigen indessen, der den ruhigen und ernsten Charakter des Schwedischen Volks kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, ist dies weniger bewundernswerth; ihm ist aber auch zugleich bekannt, daß diese anscheinende Ruhe und dieses scheinbar sittliche Benehmen auch leicht bei der geringsten Veranlassung verschwinden kann, und daß einmal in Leidenschaft versetzt, das hiesige Volk keine Schranken mehr kennt, und sich dann selten eher zur Ruhe begiebt, als bis es zum Aergsten gekommen ist; die Geschichte liefert leider dafür die traurigsten Erinnerungen.

So schön das Wetter im Beginn dieses Tages gewesen war, so veränderte sich doch solches gegen Mittag und drohte das Vergnügen dieses Festes zu stören. Wirklich fiel Nachmittags ein feiner Regen, allein das feste Vertrauen auf die hier einmal gefaßte Meinung, daß bei dem Erscheinen des Königs das Wetter schön seyn würde, hatte Wenige von der Promenade abgehalten. Auch hatte man sich diesmal nicht geirrt; obgleich es beinahe herbstlich kalt war, hörte der Regen schon vor dem Erscheinen der Königlichen Familie auf. Freudig und doch zugleich ernst wogte nun die Menge in den romantisch gelegenen Park und betrachtete mit Vergnügen die neuen Verbesserungen und Anlagen, die während des Winters dort vorgenommen worden waren. Der König verwendet nämlich bedeutende Summen dazu, den Thiergarten, der ihm größtentheils eigenthümlich gehört, in jeder Hinsicht zu verschönern; in diesem Parke liegt sein Favorit-Lustschloß Rosendal, welches zwar nur von Holz erbaut, aber dessen Inneres mit der größten Pracht eingerichtet ist.

Außer den Vergnügungen, welche die Wirthshäuser des Thiergartens darbieten, die indessen gewöhnlich nur darin bestehen, in einem Zimmer sich mit Essen und Trinken gütlich zu thun, bietet der Thiergarten in dieser Jahreszeit, einige Karoussels und die Vorstellungen ausgenommen, welche die hiesige Kunst-Reitergesellschaft gab, die, beiläufig gesagt, aber nicht zu den ausgezeichnetsten gehört und daher auch wenig besucht war, keine anderweitigen Belustigungen dar. Musik, wenn man einige wenige Violinen, welche jämmerlich auf öffentlicher Straße von armen verstümmelten Leuten gekratzt werden, abnimmt, hört man nur selten, und derjenige, der vielleicht in Deutschland von dem Hören zu vieler Musik sich erholen wollte, findet in Stockholm vollkommene Gelegenheit dazu. Leierkasten (die, zum Bedauern aller Freunde eines heiteren Volkslebens, auch in einigen ohnehin schon melancholischen Städten Deutschlands abgeschafft werden), herumziehende Musikbanden, Serenaden des Abends auf der Straße, Concerte und Spielleute auf Promenaden und in Kaffeehäusern finden sich hier nirgends, und nur erst seit Kurzem kommen zuweilen aus Deutschland Bierfiedler hier an, um sich mitunter an öffentlichen Orten hören zu lassen.

Nach zweimaliger Umfahrt im Park kehrte die Königliche Familie nach dem Residenz-Schloß in der Stadt zurück. Die wogende Menge eilte dann auch nach Hause; Jeder sieht nun nach dem Orte zu gelangen, wo er den Abend zuzubringen gedenkt, und wer um 9 Uhr Abends noch den Thiergarten besuchte, ohne zu wissen, welcher festliche Tag gewesen, würde wenigstens keine Spur vorfinden, um auch nur zu ahnen, was hier eigentlich heute vorgefallen sey. Nur aus der Erleuchtung einiger Wirthshäuser ließe sich etwa schließen, daß man sich dort der irdischen Güter weidlich erfreue. Zahlreiche Gesellschaften und Familien-Vereine finden nach der Zurückkunft aus dem Thiergarten Statt, und Mancher kehrt erst heim, wenn die Sonne schon wieder am Horizonte steht. Freilich ist dies hier im Norden früher der Fall, als in den südlichen Ländern, denn während der drei Monate Mai, Juni und Juli scheint die Sonne fast ununterbrochen und verläßt nur auf kurze Zeit den Horizont; selbst mitten in der Nacht ist es so hell, daß man zu jeder Zeit im Zimmer lesen könnte.

Bibliographie.

Erik Menweds Barndom. (Erich Menweds Kindheit.) Historischer Roman von B. S. Ingemann. 3 Thle. Pr. 4 Rdr.

Jesuiten. (Spindler's Jesuit.) Aus dem Deutschen übersetzt. Pr. 1 Rdr. 32 Sk.

Jorden. (Die Erde, in physikalischer, historischer und politischer Hinsicht.) Ein ausführliches geographisches Lexikon in 4 Bden., von Theodor Sundler. Örebro.

Resa genom Umeå Lappmarker i Westerbottens Län. (Reise durch die Umeå-Lappmark in der Landschaft Westerbotten.) Vom Professor und Secretair der Akademie J. W. Zetterstedt. Örebro.

Wägwisare i Stockholm. (Wegweiser in Stockholm.) Nebst Plan der Stadt. Pr. 1 Rdr.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Schwedisches Heldengedicht. Der Schwedische Dichter Ling (Lehrer der Gymnastik in Stockholm) hat jetzt sein großes Epos, „die Asen" (Asarne), in 30 Gesängen, vollendet. Ling scheint weniger als die übrigen jetzt lebenden Schwedischen Dichter im Auslande bekannt zu seyn, und doch gehören viele seiner Dichtungen, besonders die frühesten, zu dem Ausgezeichnetsten, was die Schwedische Literatur aufzuweisen hat. Er versuchte vorzüglich, die ältere Schwedische Mythologie und Geschichte poetisch zu bearbeiten, welchen Weg auch der berühmte Tegnér mit so großem Glücke eingeschlagen hat. Man hat von Ling eine Reihe dramatischer Dichtungen, alle nationalen Inhalts; sie gehören aber, mit Ausnahme einiger wenigen Tragödien, nicht zu dem Besten, was er geliefert hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Montag den 13. Januar 1834.

Spanien.

Die Spanischen Hexen.

Valencia, 1830.

Die Alterthümer, besonders die Römischen, interessiren mich wenig. Ich begreife nicht, wie ich mich habe überreden lassen, nach Murviedro zu gehen, um die Ueberbleibsel Sagunts in Augenschein zu nehmen. Ich habe eine tüchtige Ermüdung davongetragen, schlechte Mahlzeiten eingenommen und durchaus nicht das Geringste gesehen. Man wird auf Reisen unaufhörlich von der Furcht gehetzt, die unvermeidliche Frage, die Einen bei der Rückkehr erwartet: „Sie haben doch ohne Zweifel gesehen...!" etwa nicht mit Ja beantworten zu können. Weshalb soll ich gezwungen seyn, zu sehen, was Andere gesehen haben? Ich reise für keinen bestimmten Zweck; ich bin kein Alterthumsforscher. Meine Nerven sind gegen empfindsame Erregungen abgehärtet, und ich weiß nicht, ob ich mit mehr Vergnügen an die alte Cypresse der Zgris auf dem Generalife oder an die Granaten und vortrefflichen Trauben ohne Kerne, die ich unter jenem ehrwürdigen Baume gespeist habe, zurückdenke.

Mein Ausflug nach Murviedro hat mich indessen keineswegs gelangweilt. Ich hatte ein Pferd gemiethet und einen Valencianischen Bauer, mich zu Fuß zu begleiten. Ich fand in ihm einen großen Schwätzer und ziemlichen Schelm, doch im Ganzen einen guten Gefährten und unterhaltend genug. Er verschwendete einen großen Aufwand von Beredsamkeit und Diplomatik, um mir einen Real mehr als zwischen uns für die Miethe des Pferdes ausgemacht war, abzulocken; und zur selben Zeit nahm er meinen Vortheil in den Wirthshäusern mit so viel Eifer und Wärme wahr, daß man hätte meinen sollen, er bezahle die Speisen aus eigenen Mitteln. Die Rechnung, die er mir jeden Morgen überreichte, wimmelte gewöhnlich von einer Reihe von items für Ausbesserung des Riemzeugs, neue Nägel, Wein, um das Pferd zu waschen, den er ohne Zweifel trank — und bei alle dem habe ich nie so wenig bezahlt. Er verstand die Kunst, mich überall, wo wir durchkamen, Gott weiß wie viel unnütze Kleinigkeiten kaufen zu lassen, vorzüglich Messer, wie man sie dort zu Lande hat. Er lehrte mich, wie man den Daumen auf die Klinge legen muß, um, ohne sich in die Finger zu schneiden, seinem Gegner mit Bequemlichkeit den Bauch aufzuschlitzen. Später wurden mir diese verdammten Messer sehr lästig. Sie fuhren in meinen Taschen aneinander, schlugen mir an die Beine und genirten mich dergestalt, daß ich sie loszuwerden kein anderes Mittel wußte, als Vincenz damit ein Geschenk zu machen. Sein Refrain war: „Wie werden Ew. Gnaden Freunde zufrieden seyn, wenn sie all' die schönen Sachen sehen werden, die Sie ihnen aus Spanien mitbringen." Ich werde nie einen Sack mit süßen Eicheln vergessen, den meine Gnaden für ihre Freunde kauften und den sie mit Hülfe ihres treuen Begleiters noch vor ihrer Ankunft in Murviedro völlig verspeist hatten.

Obgleich Vincenz die Welt gesehen, denn er hatte in Madrid Orgeade verkauft, so hatte er dennoch von dem Aberglauben seiner Landsleute ein gut Theil abbekommen. Er war äußerst fromm, und während drei Tagen, die wir zusammen verlebten, hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, welch' eine Art von Religion er sich zugeeignet. Um den lieben Gott kümmerte er sich wenig; und er sprach immer nur mit Gleichgültigkeit von ihm. Seine Leute waren die Heiligen und vorzüglich die Jungfrau Maria. Er erinnerte mich an die alten in ihrem Gewerbe ergrauten Sollicitanten, deren Grundsatz ist, daß es mehr nützt, Freunde in den Bureau's zu haben, als die Gunst des Ministers selbst.

Um seine Frömmigkeit gegen die heilige Jungfrau zu verstehen, muß man wissen, daß es in Spanien Jungfrau an Jungfrau giebt. Jede Stadt hat ihre und hält sich über die der benachbarten auf. Die Jungfrau von Peniscola, einem Städtchen, worin der ehrenfeste Vincenz das Licht erblickt hatte, galt seiner Meinung nach mehr, als alle übrige zusammengenommen.

„Aber", sagte ich eines Tages zu ihm, „giebt es denn mehrere Jungfrauen?"

„Freilich; jede Provinz besitzt eine."

„Und im Himmel, wie viel sind da ihrer?"

Die Frage setzte ihn augenscheinlich in Verlegenheit, aber sein Katechismus kam ihm zu Hülfe. „Es giebt dort nur eine", erwiederte er mit der Unsicherheit eines Menschen, der eine Phrase wiederholt, die er nicht versteht.

„Nun wohl!" fuhr ich fort, „wenn Ihr ein Bein brecht, an welche Jungfrau wendet Ihr Euch? An die himmlische oder an eine andere?"

„An die sehr heilige Jungfrau, unsere Frau von Peniscola, das versteht sich."

„Aber warum nicht an die vom Münster zu Saragossa, die so viel Wunder thut?"

„Päh! die ist gut für die Arragonesen."

Ich wollte ihn bei seiner schwachen Seite, bei seinem Provinzial-Patriotismus, fassen.

„Wenn die Jungfrau von Peniscola", sagte ich zu ihm, „mächtiger ist, als die vom Münster, so würde dies beweisen, daß die Valencianer viel größere Schufte sind, als die Arragonesen, weil sie einer so guten Patronin am Hofe bedürfen, damit ihnen ihre Sünden vergeben werden."

„Ach, Herr! die Arragonesen sind nicht besser als andere; aber nur wir Valencianer kennen die Macht unserer Frau von Peniscola und verlassen uns manchmal zu viel darauf."

„Vincenz, sagt mir! glaubt Ihr nicht, daß unsere Frau von Peniscola zum lieben Gott Valencianisch spricht, wenn sie ihn bitter, Euch für Eure Uebelthaten nicht zu verdammen?"

„Valencianisch? Nein Herr", erwiederte Vincenz mit Lebhaftigkeit. „Ew. Gnaden wissen recht gut, in welcher Sprache die Jungfrau spricht."

„Nein, wahrhaftig nicht."

„Nun, doch wohl Lateinisch."

.... Die nicht sehr hohen Berge des Königreichs Valencia sind oft mit Ruinen von Schlössern bekränzt. Eines Tages, als ich bei einem dieser Gemäuer vorbeikam, fiel mir ein, Vincenz zu fragen, ob es Gespenster darin gäbe. Er lächelte und erwiederte, es gäbe dergleichen nicht in Spanien; mit den Augen blinzelnd, wie Einer, der einen Scherz zurückgiebt, setzte er hinzu: „Ew. Gnaden haben ohne Zweifel welche in Ihrer Heimat gesehen?"

Man hat im Spanischen kein Wort, welches den Ausdruck Gespenst genau wiedergäbe. Duende, das man im Wörterbuch findet, entspricht eher unserem „Kobold" und wird, wie im Französischen, von einem kleinen mutwilligen Buben gebraucht. Duendecito (kleiner Duende) würde man ganz passend von einem jungen Menschen sagen können, der sich etwa hinter einen Vorhang im Zimmer eines jungen Mädchens versteckt, ihr Furcht einzujagen oder auch in ganz anderer Absicht. Aber von jenen großen bleichen Gespenstern, die mit einem Laken bekleidet sind und mit Ketten rasseln, sieht man nichts in Spanien und spricht gar nicht von ihnen. Es giebt noch verzauberte Mauren, mit denen man Thürme in der Umgegend von Granada ausstattet; dies sind aber in der Regel gute Gespenster, die gewöhnlich am hellen Tage erscheinen und ganz demüthig um die Taufe bitten, die sie bei ihren Lebzeiten nicht die Gelegenheit gehabt, sich ertheilen zu lassen. Wenn man ihnen diese Gnade gewährt, so entdecken sie Einem für die Mühe einen schönen Schatz. Wenn man zu diesen eine Art von Wärwolf, der ganz zottig ist, el velludo heißt und in der Alhambra abgebildet ist, und ein gewisses Pferd ohne Kopf (el caballo descabezado) hinzunimmt, welches dessenungeachtet mitten durch die Steine, die den Graben zwischen der Alhambra und dem Generalife ausfüllen, galoppirt, so hat man ein ziemlich vollständiges Verzeichniß von allen Phantomen, womit man die Kinder schreckt oder unterhält.

Glücklicherweise glaubt man noch an Hexenmeister und besonders an Hexen.

Eine Meile vor Murviedro steht eine kleine einzelne Hütte. Ich kam vor Durst um und hielt an der Thür still. Ein sehr hübsches Mädchen, ein wenig zu stark von der Sonne gebräunt, brachte mir einen großen Topf von jener porösen Masse, die das Wasser frisch erhält. Vincenz, der niemals an einem Hause vorüber ging, ohne Durst zu haben, um mir einen guten Grund an die Hand zu geben, einzukehren, schien keine Lust zu haben, an diesem Orte zu verweilen. Es wird spät, sagte er; wir haben noch ein gut Stück Weges zu machen; — eine Viertelstunde weiter sey ein viel besseres Wirthshaus, wo wir den berühmtesten Wein im ganzen Königreiche, den von Peniscola ausgenommen, fänden. Ich war unbeweglich. Ich trank das Wasser, welches man mir anbot, ich aß von dem Gazpacho, den die Hände der Doña Catuncita bereitet hatten, und zeichnete sogar ihr Bild in mein Skizzenbuch. Unterdessen rieb Vincenz vor der Thür sein Pferd, pfiff vor Ungeduld und schien Widerwillen zu empfinden, ins Haus zu treten.

Wir setzten unseren Weg fort. Ich sprach öfters von Carmencita, Vincenz schüttelte den Kopf. „Schlechtes Haus!“ sagte er.

„Schlecht? Wie so? Der Gazpacho war vortrefflich.“

„Das ist ganz in der Ordnung, vielleicht hat ihn der Teufel selber bereitet.“

„Der Teufel? Sagt Ihr das, weil sie den Pfeffer nicht spart, oder meint Ihr, diese brave Frau hat den Teufel zum Koch?“

„Wer weiß!“

„Ah so ... sie ist also eine Hexe?“

Vincenz drehte den Kopf mit anscheinender Unruhe um und sah, ob er nicht beobachtet würde; er beschleunigte den Schritt des Pferdes durch einen Hieb mit der Gerte, und in vollem Laufe neben mir her trabend, hob er das Haupt in die Höhe, mit bedeutsamem Winke den Mund öffnend und die Augen gen Himmel richtend. Meine Neugier war rege geworden, und ich sah zu meinem Vergnügen, daß mein Führer, wie ich schon gemuthmaßt, kein starker Geist war.

„Sie ist also eine Hexe?“ sagte ich, indem ich mein Pferd wieder Schritt gehen ließ. „Und was ist die Tochter?“

„Ew. Gnaden kennen das Sprüchwort: Primero p..., luego alcahueta, pues bruja *). Die Tochter fängt erst an, die Mutter ist schon am Ziele.“

„Woher wißt Ihr, daß sie eine Hexe ist? Was hat sie gemacht, das Euch den Beweis liefert?“

„Was Alle machen. Sie macht böse Augen, wovon die Kinder den Schwind kriegen; versengt die Oliven, läßt die Maulthiere krepiren und begeht noch eine Menge anderer Nichtsnutzigkeiten.“

„Aber kennt Ihr Einen, der ein Opfer ihrer Bosheit geworden ist?“

„Ob ich Einen kenne? Da ist mein nächster Vetter zum Beispiel, dem hat sie einen Meisterstreich gespielt.“

„Erzählt mir, ich bitt' Euch.“

„Mein Vetter hat's zwar nicht gern, wenn man die Geschichte erzählt. Aber er ist jetzt in Kadix, und ich hoffe, es wird ihm kein Unheil zu Wege bringen, wenn ich davon rede.“

Ich beseitigte Vincenz's Bedenken, indem ich ihm eine Cigarre zum Geschenk machte. Er fand dies Argument unwiderstehlich und begann folgenderweise:

„Es wird Ihnen bekannt seyn, mein Herr, daß mein Vetter Henriquez heißt, aus Grao in Valencia gebürtig ist, seines Standes Seemann und Fischer, ein anständiger Mann und Familienvater, ein alter Christ, wie sein ganzes Geschlecht; auch ich kann mich dieses Vorzugs rühmen, so arm ich bin, denn es giebt Viele, die reicher sind als ich und mit all' ihrem Gelde den Maranen **) nicht zudecken können. Mein Vetter also, wie gesagt, war Fischer in einem Dörflein bei Peniscola, weil er, obgleich aus Grao gebürtig, seine Familie in Peniscola hatte. Er war im Kahne seines Vaters zur Welt gekommen, und so auf dem Meere geboren, war es kein Wunder, daß er ein guter Seemann wurde. Er war in Indien gewesen, in Portugal, mit einem Worte, überall. Wenn er sich nicht auf einem großen Schiffe mit einschiffte, nahm er seinen eigenen Kahn und ging fischen. Wenn er heimkam, band er seinen Kahn mit einem starken Tau an einen Stein und ging dann ruhig schlafen. Aber eines Morgens, als er auf den Fischfang gehen will und den Knoten des Taues lösen, was erblickt er? ... Statt des Knotens, den er gemacht, so wie ihn ein ordentlicher Matrose machen muß, sieht er einen Knoten, wie eine alte Frau ihn machen würde, um ihre Eselin anzubinden. „Die kleinen Buben haben sich gestern Abend in meinem Kahn vergnügt“, dachte er; „treff' ich sie nur, so prügl' ich sie tüchtig ab.“ Er steigt ein, fischt und kommt zurück. Er bindet sein Fahrzeug an und macht diesmal aus Vorsicht einen doppelten Knoten. Das war gut. Den anderen Morgen — der Knoten auf. Mein Vetter geräth in Zorn, doch — rathe einer, wer's gewesen ist? ... Nun nimmt er einen neuen Strick, und ohne ungeduldig zu werden, bindet er sein Schiff wieder fest an. Bah! Am anderen Morgen, der neue Strick weg und an seiner Stelle ein alt Stück Hanf von einem verfaulten Tau. Ja, was noch mehr, das Segel zerrissen, ein Beweis, daß man es in der Nacht aus einander gehabt. Mein Vetter sagte zu sich selbst: „Das sind nicht die Buben, die des Nachts in mein Schiff kommen; sie hätten sich nicht unterstanden, das Segel loszumachen. Das ist sicher ein Dieb.“ Was thut er? Er versteckt sich am Abend in seinem Kahn; er legt sich da hinein, wo er sein Brod und seinen Reis zu verschließen pflegte, wenn er sich auf mehrere Tage einschiffte. Um sich besser zu verbergen, bedeckt er sich mit einem alten Mantel und liegt ganz still. Um Mitternacht, wohl zu merken um Mitternacht! vernimmt er plötzlich Stimmen, als wenn eine Menge Leute das Ufer des Meeres entlang kämen. Er hebt die Nasenspitze ein wenig in die Höhe und erblickt ... keine Diebe; aber, o Jesus! ein Dutzend alter Weiber mit nackten Füßen und flatternden Haaren. Mein Vetter ist ein entschlossener Mann und hatte ein gutes scharf geschliffenes Messer im Gürtel zur Wehr gegen die Diebe; als er aber gewahr wurde, daß er mit Hexen zu thun habe, sank ihm der Muth; er zog den Mantel über seinen Kopf und empfahl sich unserer Frau von Peniscola, daß sie ihn vor diesen Scheusalen verbergen möchte.

Er lag also ganz krumm wie ein Knäul in seinem Winkel und war in großer Angst für sein Leben. Die Hexen lösen richtig den Strick, breiten das Segel aus und fahren in's Meer. Wenn das Schiff ein Pferd gewesen wäre, so hätte man von ihm ganz eigentlich sagen können, daß es mit verhängtem Zügel gegangen. Was fest steht, ist, daß es über das Meer zu fliegen schien. Und das ist auch gar kein Wunder, denn die Hexen haben Wind, wenn sie wollen, weil der Teufel bläst. Mittlerweile hörte mein Vetter, wie sie mit einander schwatzten und lachten, sich herumtummelten und sich all' des Unheils rühmten, das sie angestiftet. Einige von ihnen waren ihm bekannt, Andere waren offenbar von weit hergekommen und ihm völlig unbekannt. Die Ferrer, die alte Hexe, bei der sie sich so lange verweilt, saß am Steuer. Endlich, nach Verlauf einer bestimmten Zeit, wird angehalten, gelandet, die Hexen springen aus dem Schiff und binden es am Ufer an einen großen Stein an. Als mein Vetter Henriquez ihre Stimme nicht mehr hörte, wagte er aus seinem Schlupfwinkel hervorzukommen. Die Nacht war nicht sehr hell, aber er sah doch deutlich, einen Steinwurf vom Ufer, hohes Rohr, das der Wind bewegte, und etwas weiter ein großes Feuer. Es ist außer Zweifel, daß sie da ihren Sabbath hielten. Henriquez hatte den Muth, aus Land zu springen und etwas von dem Rohre abzuschneiden; dann eilte er mit seiner Beute in seinen Versteck zurück und erwartete die Rückkehr der Hexen. So ziemlich nach Verlauf einer Stunde kamen sie zurück, schifften sich ein, wendeten das Fahrzeug um und fuhren so schnell wie das erste Mal. „Auf diese Weise, sagte mein Vetter zu sich selber, werden wir bald in Peniscola seyn.“ Alles ging gut, bis plötzlich eine von den Weibern anhub: „Schwestern, es schlägt drei Uhr.“ Kaum hatte sie ausgesprochen, so flogen alle in die Höh' und verschwanden. Und bis diese Stunde, in der ich Ihnen dies erzähle, läßt man sie frank und frei im Lande umherlaufen! Das Schiff stand still und mein Vetter mußte rudern. Gott weiß, wie lang er auf dem Meere war, ehe er nach Peniscola zurück konnte; länger als zwei Tage; ganz erschöpft kam er an. Nachdem er ein Stück Brod gegessen und ein Glas Branntwein getrunken hatte, ging er zum Apotheker, der ein sehr gescheidter Mann ist und alle Kräuter kennt. Er zeigte ihm das Rohr, welches er mitgebracht hatte. „Wo kommt das her?“ fragte er den Apotheker. — „Aus Amerika“, antwortete dieser. „Nur in Amerika wächst es so; wenn ihr hier auch die Körner säet, so wird doch nichts daraus.“ Mein Vetter, ohne dem Apotheker ein Wort weiter zu sagen, geht geradeswegs zur Ferrer: „Satan, sagt er, wie er eintritt, Du bist eine Hexe!“ Jesus! schreit sie laut auf. — „Der Beweis, daß Du eine Hexe bist, ist, daß du in einer Nacht nach Amerika gehst und wiederkommst. Ich bin eine solche Nacht mit Dir gefahren, und hier sieh den Beweis! Hier, sieh das Rohr, das ich dort abgeschnitten habe!“ (Schluß folgt.)

*) Erst ....., dann Kupplerin, dann Hexe.

**) Ihren Maurischen Ursprung.

Bibliographie.

Die gegenwärtigen Ereignisse in Spanien haben bereits auf die periodische Presse dieses Landes einen merkwürdigen Einfluß geübt. In Madrid, wo bisher zwei bis drei Zeitschriften existirten, erscheinen vom 1. Januar ab nicht weniger als achtzehn. Unter den mit dem neuen Jahre beginnenten nennt man das Diario de la administracion; el Cinife (die Mücke); el Siglo (das Jahrhundert); el Ateneo (das Athenäum); el Redactor; la Gaceta de tribunales (Gerichts-Zeitung) und el Ladron (der Dieb, nach Art des Voleur).

Frankreich.

Souvenirs d'Orient. (Erinnerungen aus dem Orient.) Aus den Jahren 1831, 1832 und 1833. Von H. Cornille. Paris, 1833.

Mit jedem Tage erweitert sich die von Reisenden besuchte Zone. Vor langer Zeit bildeten die Schweiz, die Pyrenäen, die Lombardei die Gränzen für Reisende; aber bald war alles dies abgetragen, und die abenteuerlicheren unter ihnen wandten sich anderswo hin. Tyrol, Spanien, Italien und Sicilien empfingen ehedem in ihren Gasthäusern die Pariser; heute — ist das Alles abgewelkt: und nicht Tyrol, nicht Spanien, nicht Italien, nicht Sicilien sind noch im Stande, einen Reisenden über das Gewöhnliche hinauszuheben und sie können ihm kein Recht mehr geben, sich, wenn er nach seiner Rückkehr seine Schicksale erzählt, ein Publikum zu verschaffen. Man will viel lieber eine Reise nach Arpajon oder Pantin hören, als eine nach Neapel oder dem Mont-Blanc, denn Jenes ist weniger alt und weniger abgenutzt. Daher stürzt die Schaar unserer Erleuchter nach Griechenland, Syrien, Aegypten. Ruhm und Preis ihnen! In diesen Ländern kursirt die Französische Sprache noch nicht in den Wirthshäusern; hat man es erst so weit gebracht, daß man sie auch dort zu sprechen versteht, giebt es erst dort bonnette Wagen-Vermiether und bequeme Kutschkasten — dann geht die Reise nach entfernteren Gegenden.

Das Buch des Herrn Cornille hat außerdem, daß es eine ergötzliche Lektüre ist, den Werth, daß es einen schlagenden Beleg für den eben angedeuteten Fortschritt abgiebt. Es ist wirklich ein ächtes Tagebuch, wie es ein Reisender, der eben von einer Reise in ein fremdes Land zurückkehrt, anfertigt; es ist leicht und absichtslos, ohne Declamationen aufgeschrieben von einem herzensguten lieben Kinde, das die Dinge herausfagt, wie es sie eben gesehen, dessen Einsichten und Empfindungen nicht anders sind, als wie man etwa in einem Pariser Salon denkt und empfindet; das von Kabira oder Konstantinopel redet, wie von Florenz oder St. Cloud, das den Sultan und Mehmed Ali mit nicht größerem Erstaunen sieht, als den Prinzen Rosolin oder den Herzog von Augoulême, und das über Muhammed Reflexionen anstellt, wie man im 18ten Jahrhunderte in Frankreich über das Christenthum reflektirte. *) Der Reisende behandelt alle Gegenstände mit Leichtigkeit und raisonnirt auf's Gerathewohl; er

*) Herr Cornille ist in der That ein Normal-Franzose, der nicht bloß mit Französischen Augen sieht, sondern auch das Gesehene in ein Französisches Gewand zu bringen weiß — und so lieben es die Französischen Leser, die sich nicht gern, wie wir Deutsche, aus sich selber heraus in eine fremde Eigenthümlichkeit hinein versetzen.

entscheidet über die Interessen der Griechen, Türken, Araber; nimmt sorglos für das Evangelium oder den Koran Partei. In Saint-Jean-d'Acre verhandelt er mit Ibrahim Pascha politische Fragen, und ich weiß nicht, auf welcher der beiden Seiten der Vortheil ist; in Kabira läßt er sich dem Mehmed vorstellen und bittet ihn um Ueberfahrt auf einem seiner Fahrzeuge; endlich in Jerusalem veranstaltet er eine Versammlung von Rabbinen, um seine Fragen über das Judenthum offiziell dem vorzulegen, den er den Nachfolger des Melchisedek nennt, und der Himmel weiß, was für Fragen! Er sieht Alles mit seiner Lorgnette, notirt einige Bemerkungen in sein Tagebuch und giebt uns ein allerliebstes Buch, mit einer Stahl-Vignette verziert, worauf die Moschee von Konstantinopel dargestellt ist mit den Wirkungen des Helldunkels. So ist denn die Levante den Händen der Reisenden überliefert!

Wir wollen hier einige Stellen aus dem Buche des Herrn Cornille mittheilen; einmal, weil es im Allgemeinen ergötzlich und aus einer liebenswürdigen Natürlichkeit hervorgegangen ist, und dann, weil seine Urtheile über viele Punkte um so unparteiischer sind, als ihnen gewiß keine vorgefaßte philosophische Ansicht zu Grunde liegt, und sie uns um so mehr die schlichte Wahrheit vorführen, als der Urheber derselben nur sehr selten tiefer als auf die Oberfläche der Gegenstände dringt.

Was jetzt unbezweifelt feststeht, ist, daß der Sultan mit seinen vielfachen europäisirenden Reformen — die, wenn sie auch nöthig seyn mögen, doch der Ottomanischen Nationalität feindlich sind — aus allen Kräften die Bewegungen unterstützt, den Islam aus Europa zu verdrängen. Das fällt bald Herrn Cornille zu Konstantinopel auf, gleich nach seiner ersten Verwunderung über die Leichtigkeit, mit der man in das berühmte Stambul ankommt, wo er eben so bequem ans Land gesetzt wird, wie in Bordeaux oder Hamburg.

„Von allen Neuerungen ist die dem Gemüthe der Türken empfindlichste die Veränderung in der Kleidung — Mahmud hat das erste Beispiel gegeben; er hat den Turban abgelegt, den Turban, der dem Muhammedanismus dasselbe ist, was dem Katholicismus das Kreuz; den Turban, die Freude und den Stolz der Gläubigen." — Die Trachten der Tausend und einen Nacht sind nichts mehr als historische Erinnerungen; der tarbouche ist an die Stelle des rothen und weißen Kaschmir getreten, der sich so majestätisch um den Kopf schlang; der tarbouche, eine armselige Griechische Kappe mit einem ungeheuren blauseidenen Streife, der hinten herabhängt. Dem Turban folgte der Hermelin; der Großherr und die Weste haben für sich allein die Auszeichnung des Kaftan reservirt, eine Art grünen oder blauen Mantels mit stehendem Kragen, der durch eine Agraffe unter dem Kinn zusammengehalten wird. Die Mameluckischen Hosen, eine weite Kleidung, die in reichen Purpurfalten herabfiel, ist, wie alles Andere, verschwunden; an ihre Stelle sind Beinkleider getreten, oben weit, unter dem Knie eng, wie Kamaschen, wo der untere Theil des Beines unbedeckt bleibt. — Diese lächerlichen Beinkleider und ein enges Kleid mit weiten Aermeln, um das sich ein seidener Gürtel schlingt, bildet von nun ab die ganze Garderobe der Osmanlis. Es giebt jetzt eine Civil- und Militairtracht. Nur durch die Farbe unterscheiden sie sich von einander und durch die Form der Aermel, welche die Soldaten eng und kurz tragen. —

„Diese bedenkliche Unterscheidung gab den Muselmännern die Lehre, daß sie aufgehört haben, ein Volk von Kriegern zu bilden. Sie werden sich von nun ab gewöhnen müssen, ihre Vertheidigung den Händen einer kleinen Zahl zu überlassen, sie, die sich sonst in Masse gegen die Feinde des Vaterlandes erhoben." „So vermischen sich mit jedem Tage die auszeichnendsten Züge ihres Charakters; ihre alte Originalität verliert sich. Alles verschwindet .... Die militairische Reform war das Resultat der Niederlage von Navarin und der Verwirrung am Pruth. Diese Mißgeschicke zeigten dem Mahmud, daß die Zeit der Siege für die Muselmänner vorüber sey, und daß ihre Thätigkeit sich nur auf die Defensive zu beschränken habe; er lernte einsehen, daß man sich vielleicht allzusehr auf den Propheten und den Glücksstern der Söhne Muhammed's und die Verheißungen der Bücher stützte. . . Er verglich seine Armee mit denen der Sieger, ward große Verschiedenheiten gewahr in dem Schnitte der Kleider, in der Form der Waffen, in der Taktik des Treffens. Seine Untersuchungen weiter zu verfolgen, ließ der Ottomanische Hochmuth nicht zu; dieser ließ ihn nicht dazu kommen, zuzusehen, ob nicht in der Gesittung der Soldaten, in ihrem Blute, in ihrem Gemüthe auch wohl Etwas sey, das den Sieg bewirkte, und ob dieses Etwas auch noch bei seinen Truppen existire. — Was thut er also? Er macht die Kleider enger, die Beinkleider kürzer, verschwilzt die alte Tracht mit neuen Modellen — gerade, als wenn die Aufgabe wäre, die Soldaten möglichst geschickt zum Laufen zu machen; er giebt ihnen ein Gewehr auf die Schulter und weiß Alles so schön anzuordnen, daß seine Truppen nicht mehr Aehnlichkeit haben mit denen des Occidents, als mit den undisciplinirten Schaaren des Orients. Sie sind eine Sorte Menschen mit ganz neuer Tracht, engen Kamaschen und krummen Beinen; mit Griechischen Kappen auf dem Kopfe und Französischen oder Englischen Waffen; ohne Bart, ohne Schnurrbart, — nichts mehr Türkisches, noch Europäisches, eine Zwittergattung."

In Griechenland, in der Mitte der Ruinen von Argos, Sparta, Athen, auf den Ebenen von Marathon und Platäa, auf den Bergen Olymp und Parnassus trifft Herr Cornille eine Volksmasse an, die, halb Griechisch, halb Albanesisch, halb constitutionnell, gemischt ist aus Russischen Handelsleuten, Französischen Geschäftsmännern und Soldaten mit einem Polizei-Barett, und er hat seine Noth, sich wiederzuerkennen in diesem Chaos so widerstrebender Elemente. Man fühlt jeden Augenblick, daß ihm unter der antiken Bevölkerung viel behaglicher zu Muthe gewesen seyn würde, und daß er sich viel bequemer in die alte Poesie der Kämpfe Griechenlands gegen die Perser und Römer zu finden wüßte, als in die wildverworrene und noch unentzifferte des Kampfes gegen die Türkei und Aegypten. Seine Mißstimmung zu beobachten, ist oft interessant genug; es sind nicht mehr die Zeiten des Alterthums; denn man hört bald einen Gewehrschuß fallen; aber es ist auch nicht die moderne Zeit; denn die Parlaments-Verhandlungen geben noch ganz anders vor sich, als nach Delolme's und Montesquieu's Vorschriften. Herr Cornille kommt gerade zur rechten Zeit nach Nauplia, um das Verhältniß der Griechen zu ihrem Präsidenten würdigen zu können.

„Noch an dem Tage meiner Ankunft würde ich Nauplia verlassen haben, wenn ich nicht den Präsidenten dieses neuen Staates, Grafen Capodistrias, hätte kennen lernen wollen, den Erwählten der Nationen, der dieses alte Land in seine Glanzzeit zurückführen sollte. Graf Capodistrias sollte sich am folgenden Morgen früh in die Kirche St. Spiridion begeben. Ich fand mich mit Tagesbeginn ein; acht Uhr war kaum vorbei, als man den Präsidenten ankündigte. Ich betrachtete ihn draußen; er trug einen schwarzen Leibrock, sah bleich und düster. Er blieb sogleich stehen, und zwei Mainotten blieben vor Ueberraschung auf den Stufen der Kirche wie festgebannt. Seine Blässe steigerte sich und ging in's Sieche über. Jene Beiden verneigten sich demuthsvoll, nach ihrer Weise die Hand an Herz und Mund legend; Capodistrias grüßte sie und überschritt die Schwelle. Aber in demselben Augenblicke faßt der Eine der beiden Mainotten, Mauromichalis, den Präsidenten beim Arme, hält ihm ein Pistol vor und streckt ihn todt nieder. Mit dumpfem Getrach fällt die Leiche zu Boden; der Kopf war zerschmettert. Ein Angstgeschrei erhob sich in der Mitte der versammelten Menge; Kugeln begannen zu fliegen; der Mörder hatte bereits die Flucht ergriffen. Ich fürchtete, man würde die Kirche umzingeln und die Herumstehenden niedermachen; aber der Haufe drängte sich nach einem anderen Punkte; das Waffengetöse hörte auf. Ich schritt über den Leichnam hin, und, von dem andrangenden Volke fortgetragen, gelangte ich an eine enge Stelle, wo sich eine Menge Menschen um einen Verstümmelten drängte; es war Mauromichalis ohne Arme, ohne Beine, in seinem Blute schwimmend. Er klagte nicht; mit ruhiger Stirn und glühendem Blicke warf er den Griechen ihre Undankbarkeit vor: „Ich habe den Tyrannen getödtet", rief er aus, „und nun tödtet Ihr mich! Sklaven, die Ihr seyd, erkennt Ihr nicht in mir einen freien Mann. Ich sterbe zufrieden, da Ihr mir Eure Befreiung zum Vorwurfe macht. Ich habe Petro-Bey, meinen Vater, gerächt! — ich bin gerächt!" — Er verschied, und seine Züge bewahrten auch nach seinem Sterben die ganze Energie seines Geistes."

Der große Kampf zwischen der patriotischen und der Russischen Partei ist gesehen und dargestellt, wie durch einen Landschaftsmaler, der sich viel mehr um die ungelenken Mauleseltreiber und die Mißlichkeit des schlechten Wetters kümmert, als um die Fragen, die das Volk bewegen, dessen Ruinen und Wohnungen er besucht.

Unsere Reisenden verlassen Griechenland und wenden sich von da nach Saint Jean-d'Acre, gerade in den Mittelpunkt von Ibrahim's Lager, der die Stadt belagert hielt. Dort warten sie die Gelegenheit ab, sich dem Ibrahim vorstellen zu lassen, um ihn um seinen Schutz für die Sicherheit der Weiterreise anzusprechen. Ibrahim, der sich kaum einbilden kann, daß man mitten unter kriegerischen Schaaren sich auf Abenteuer begiebt, um die Kuriositäten der Natur zu beobachten, glaubt gern, daß diese Herren, deren Abreise von Konstantinopel so leicht und ungehindert von Statten gegangen, in der Absicht gekommen sind, sein Lager mit nicht ganz gleichgültigen Blicken zu beschauen, und bittet sie höflichst, bis nach aufgehobener Belagerung es sich bei ihm gefallen zu lassen. Unsere Reisenden sind darüber ziemlich betroffen; sie halten sich für überzeugt, daß man in einem Lager nach Belieben kommen und gehen kann, wenn man sich satt gesehen, wie auf einem Jahrmarkte, und es wird ihnen etwas schwer, die Galanterie und dringende Anmuthung des Pascha zu begreifen. Das Gespräch ist eigener Art; und in der That, alle nationale Eigenliebe aus dem Spiele gelassen, ist es in der Welt nur einem Pariser möglich, eine gleiche Unterredung mit einem Fürsten, wie Ibrahim, anzuknüpfen und sie mit solcher Leichtigkeit fortzuführen.

„Ibrahim erwiederte meinen Gruß mit einem leichten Kopfnicken und wies mir einen Stuhl nach, auf dem ich Platz nahm. Man brachte mir Kaffee, aber keine Pfeife; der Pascha raucht nicht. — Soliman-Bey wollte mir als Drageman dienen. Nach den ersten Komplimenten richtete Seine Majestät dieselbe Frage an mich, wie der Seraskier von Konstantinopel. Ist Frankreich auf dem Kriegsfuße? — Wir sollten meinen! — Man muß Geld haben, um Krieg zu führen. — Es wird wohl endlich daran nicht fehlen; und alle Franzosen werden nöthigenfalls Alles hergeben für die Ehre des Vaterlandes. — Es ist noch immer mit England verbündet? — Ja, bis jetzt! — Das sind zwei mächtige Nationen! — Da brach er in jenes satanische Gelächter aus, welches das junge Mädchen von Tripolizza so entsetzte. — Er hub wieder an: Wie viel Soldaten habt Ihr? — Zwei Millionen, die Nationalgarde eingerechnet. — Er besann sich einen Augenblick; sein braunes Angesicht bedeckte sich mit einer noch dunkleren Farbe; dann schüttelte er mit dem Kopfe, und indem er die Unterlippe nach vorn bewegte, ließ er sich einige leise Aeußerungen entschlüpfen, die ich mir so auslegte: Zwei Millionen! Eine schöne Sache! Die Hälfte davon würde mir gute Dienste thun! — Und was thut Euer König? — Seine Pflicht, glaub' ich. — Er hat also Pflichten, — er! — Wie die Uebrigen, er hat seine Gesetze. — Machina! machina! machina! Lachend fuhr er dann fort: Aber man ist nicht ruhig in Frankreich? — Man muß Zeit haben, zur Ordnung zu kommen nach den Unruhen! — Liberté, inflammation! — Diese beiden Worte sagte er Französisch. Es lag in seinem ganzen Wesen etwas Sarkastisches, Gezwungenes, wovon ich mir keine deutliche Rechenschaft geben konnte. Er war immer nachdenklich, nachdem

er gesprochen. In einer solchen Pause wandte sich Soliman-Bey in unserer Sprache an Osman-Bey und fragte ihn, was er zu dem Dragoman sagte. Dieser, langsam das Haupt bewegend, das er bis jetzt unverrückt gehalten hatte, antwortete, es sey zum Verwundern. Ich merkte also, daß der Dritte unsere Gespräche verstand, und hielt mich dadurch gewarnt. — Der Pascha, sich anders besinnend, begann darauf: Ihr kommt von Griechenland; was machen sie dort? — Es will dort nichts mehr gelten! — Liberté! Unter den Türken waren sie solche Narren nicht! — Ja! unterm Stock! Der spricht freilich eindringlicher! — In Aegypten giebt's keinen Stock! (Der abscheuliche Lügner!) — Glaubt Ihr denn, daß ich die Aegyptische Staatsverwaltung mit der Türkischen verwechsele? Der Unterschied ist groß, und darf ich meinen Vorahnungen trauen, wird er sich mit jedem Tage steigern! — Er antwortete Nichts und sah mich festen Blickes an. Ich setzte hinzu: „Das ist die Meinung Europa's und die meinige." — Er verzog höhnisch lächelnd die Lippen. — Darauf hatte er unzählige Fragen zu thun, über den Zustand der Türkei, über die Janitscharen, die Ulema's, den Brand von Pera, endlich über die finanziellen und militairischen Verhältnisse des Großsultan, den er spöttelnd il piccolo signore nannte, den kleinen Herrn, und zwar immer mit einem viertelstündigen Lachen. — „Haben die Soldaten Mahmud's den Ezakot angenommen?" — „Nein." — „Meine Soldaten ebenfalls nicht; sie bleiben bei der rothen Kappe." — „Ihr habt eine Armee, die Euch wohl zufriedenstellen kann! Das Garde-Regiment, dessen Manöver ich angesehen, läßt wenig zu wünschen übrig." — „Das sind die Auserlesensten von meinen dreißigtausend Mann. Sie wollen die Ersten beim Sturme seyn." — Darauf setzte ich ihm die Ursache meiner Ankunft aus einander. Ich wünschte sicheres Geleit durch die Gebirge und suchte die Erlaubniß nach, mich möglichst bald formachen zu dürfen. — „Ihr wollt also nicht die Einnahme der Stadt abwarten?" — „Pascha, die Zeit drängt." — „Oh! das wird rasch geschehen seyn! Ihr dürft es mir nicht verweigern, bei dieser wichtigen Affaire zugegen zu seyn. Ihr reiset, um die Sitten, die Eigenthümlichkeiten der Nationen zu studiren; der Sturm darf Euch dann auch nicht uninteressant seyn." — „Aber die Hitzen kommen heran, und ich reise nach Jerusalem und Aegypten." — „Bleibt zurück, um den Sturm anzusehen; es ist sehr interessant, kann ich Euch versichern. Noch einmal — Ihr könnt es mir nicht abschlagen." — Ich gab es auf, in diesem Augenblick seinem Eigensinn die Spitze zu bieten, und erhob mich, um wegzugehen; er sagte mir, daß er über meinen Besuch sehr erfreut sey. Ich erwiederte ihm, es sey an uns, zu danken, da er ja oft Reisende zu sehen bekomme, wie wir; daß wir aber nicht alle Tage Leuten begegneten, wie Seine Hoheit! Er nahm das für ein Kompliment und neigte das Haupt mit jungfräulicher Bescheidenheit; eine Bewegung, die darauf berechnet schien, mich aus meiner ernsten Haltung zu bringen."

Uns ist selten ein so köstlicher Dialog vorgekommen. Herr Cornille hat Ibrahim's Absicht weder zuerst, noch zuletzt errathen, und gewiß entsprechen die von Beiden gebrauchten Worte: liberté, brèche, parade, ganz verschiedenartigen Ideen: lupus et agnus.

Der Pascha beginnt gegen die Stadt im Beisein unserer beiden jungen Franzosen einen furchtbaren Sturm, der jedoch zurückgeschlagen wird mit großem Verluste. Das Schlachtfeld ist mit Todten und Verwundeten bedeckt. Das Schauspiel ist ein nicht eben erfreuliches. „Aller dieser Unannehmlichkeiten überdrüssig" — fährt er fort — „bat ich Soliman-Bey, mir zu den verweigerten Fermans zu verhelfen. Er versprach mir, mit dem Pascha deshalb zu sprechen, doch erst später; jetzt sey nicht der rechte Augenblick. Se. Hoheit, in ihr Zimmer verschlossen, würgte eben ihren Unmuth allein herunter; es war gefährlich, den Tiger zu wecken, und Soliman wollte ihm nicht neue Nahrung zuführen." Herr Cornille, als gut gesitteter Mensch, drang nicht weiter in ihn. Den folgenden Tag jedoch — Dank der Intervention des Französischen Generals Soliman-Bey! — erhalten unsere lieben Reisenden die Erlaubniß, nach Jerusalem zu reisen, und sie beeilen sich, fortzukommen. Von Saint-Jean d'Acre begeben sie sich in Gesellschaft zweier neuen Gefahrten, eines Englischen Reisenden und eines „ungeheuren Amerikaners", der ihnen vielen Spaß machte, nach Jerusalem, in dem sie die Merkwürdigkeiten von Jaffa kurz abfertigten, und von Jerusalem ging's nach Aegypten zu den Pyramiden; von da aber nach Paris durch Malta und Sicilien.

Das ganze Buch ist, wir wiederholen es, ergötzlich zum Lesen und sehr lehrreich, so wenig es darauf Anspruch macht. Sind auch die Erinnerungen des Herrn Cornille nicht gerade sehr tief, so sind sie doch dem ursprünglichen Eindrucke treu. Das giebt ihnen den Reiz der Originalität, der in dem Gemüthe des Lesers eine milde wohlwollende Heiterkeit unterhält, und wir können unbesorgt das Werk unseren Lesern empfehlen. (R. E.)

Bibliographie.

Napoline. — Gedicht von Frau v. Girardin. Pr. 8 Fr.

Antiquités Mexicaines. (Mexikanische Alterthümer.) Nach den in den Jahren 1805, 1806 und 1807 angestellten Forschungen, von Cap. Dupaix. Mit Karten und Zeichnungen von A. Lenoir ꝛc. ꝛc. Mit Anmerkungen herausgegeben von Baradère, de Saint Priest und anderen Reisenden. Erster Bd. erste Lfg. Pr. jeder Lfg. 40 Fr. (Das ganze wird aus 12 Lieferungen bestehen.)

Aperçu historique et statistique sur la régence d'Alger. (Eine aus dem Arabischen übersetzte Beschreibung der Regentschaft Algier.) Erster Bd.

Atlas historique et statistique de la révolution française (Chronologische Darstellung aller Ereignisse seit der Zusammenberufung der Notabeln bis zum Jahre 1833.)

Mannigfaltiges.

— Scene in einem Spanischen Gasthof. Um die Zeit, als die Armee des Herzogs von Angoulême noch in Spanien verweilte, kehrte ich auf meiner Reise nach Gibraltar zu St. Sebastian in der Fonda de San Fernando ein. Ich saß in meinem (Englischen) Militair-Ueberrock zwischen zwei bungrigen, aber liebenswürdigen Französischen Capitain's, deren Geplauder mir vielen Spaß machte. Wir sprachen von Französischer und Spanischer Kochkunst, vom vino seco de Xerez und Champagner; von vergangenen Zeiten, in denen unsere Nationen einander feindlich gegenüberstanden u. s. w. „Stoßen wir an", sagte der eine Franzose: wir füllten unsere Kelchgläser mit köstlichem Val de Peñas und ließen sie laut erklingen. Ich hatte bemerkt, daß ein bleicher finster aussehender Spanier uns gegenüber saß. Er speiste, sprach aber nichts als abgebrochene Wörter, so oft er ein Gericht verlangte. Es fiel mir auf, daß er unaufhörlich nach mir hinsah. Endlich wurde der Nachtisch — Weintrauben, Orangen, Mandeln und Käse — aufgetragen. Eben hatte ich einen anderen Spanier zur Rechten meines Französischen Nachbarn angeredet, als der mir gegenübersitzende Don plötzlich ein großes Messer erhob und mit wahnsinnigen Blicken um sich schauend ausrief: „Wollte Gott, ich hätte hier die Kehlen aller Engländer in einem Bündel beisammen, damit ich nur so zu machen brauchte!" Bei diesen Worten fuhr er wie wüthend mit dem Messer an seiner Kehle vorbei. Da ich unter den Anwesenden der einzige Engländer war, so erhob ich mich, um den Beleidiger nach Namen und Charakter zu fragen. Allein die Umstehenden bedeuteten mir, er sey verrückt und wisse nicht, was er rede. Einige seiner Landsleute flüsterten ihm ein Paar Worte zu, die ich nicht verstand. Jetzt nahm er wieder das Wort und sprach: „Ich habe gegen diesen Engländer keine persönliche Abneigung. Laßt mich nur erzählen, daß ich den 31. August 1813, als diese unglückliche Stadt von seinen Landsleuten gestürmt ward, der Besitzer eines Hauses war, welches dort drüben stand. Auf jenem Flecke stand mein Haus, und in demselben waren, am Morgen jenes Tages, mein Weib und meine zwei Töchter. Schon in der Nacht war mein Haus ein Haufe glimmender Asche. Mein Weib, meine Kinder — ach! ich hatte keine mehr. Habe ich diesen jungen Mann hart angeredet, so muß er mir verzeihen. Er ist der erste Englische Kriegsmann, den ich sehe, seit jenem schrecklichen Tage, der mich zu einem solchen Elenden gemacht hat!" Er sprach diese Worte mit dem Tone der tiefsten Bewegung, und die herrliche Spanische Sprache gab der kurzen abgebrochenen Erzählung eine Wirkung, die nicht beschrieben werden kann. Er schleuderte das Messer weit weg und stürzte zum Zimmer hinaus. Jetzt erhob sich mein Französischer Freund und demonstrirte der Gesellschaft, daß die Engländer an den Gräueln jenes Sturmes gar keinen Antheil gehabt hätten. „Meine Herren", sagte der Franzose, „ich selbst war an jenem Tage als Seconde-Lieutenant dort in der Citadelle; und von diesem Standpunkt beobachtete ich den ganzen Hergang. Die Portugiesische Kolonne watete durch den Urumea und drang von dort in die Stadt ein. Diese Kolonne war es, welche die Häuser in Brand steckte. Es waren also die verabscheuten Portugiesen, die allen jenen Gräuel angerichtet." (U. S. J.)

— Der Hecht, ein Raubfisch. Die Hechte sind nicht nur despotisch in den Bächen, wo sie alle andere Fische, Frösche u. s. w. aufreiben, sondern verschlingen auch, wenn sie hungrig sind, Einer den Anderen. Pennant erzählt einen Fall, wo ein Hecht zu Tode gewürgt wurde, als er es versuchte, einen seiner Brüder zu verschlingen. Vor einigen Jahren ergriff in Lord Gower's Kanal ein alter Hecht den Kopf eines Schwanes und rang so sehr mit ihm, daß Beide, der Fisch und der majestätische Vogel, sich tödteten. Zwei andere Hechte waren Zeugen dieses Kampfes. Es ist merkwürdig, daß dieser Fisch nicht nur lange am Leben bleibt, nachdem man ihn aus dem Wasser gethan, sondern auch seine Kräfte behält, so daß er nach Allem, was ihm lange Zeit, nachdem er eingefangen ist, dargereicht wird, mit einer solchen Gier schnappt, als wäre er noch in der Freiheit. Ein Fisch-Liebhaber, der eines Tages mit der Angel einen sehr großen Hecht fing, schenkte denselben einem Schäfer, der gerade mit seinem Hunde vorbeikam; während der Angler damit beschäftigt war, seine Angel aufzuwinden, bemerkte er, wie der Hund auf die unzweideutigste Weise sein Vergnügen bei dieser Gelegenheit zu erkennen gab. Das Thier setzte sich ohne Argwohn mit seinem Schwanze in die gefährliche Nähe des Rachens unseres Hechtes, welcher ihn plötzlich packte. Es ist unmöglich, den Schrecken des Hundes zu beschreiben, als er eine so peinigende Last auf sich fühlte —; er rann nach allen Seiten hin, um sich seiner los zu machen, aber vergeblich; endlich stürzte er sich in den Strom, als das letzte Rettungsmittel, aber auch das war fruchtlos. Der Zahn des Fisches war in sein Haar so eingebissen, daß er es aus dessen Gewalt nicht reißen konnte; und so arbeitete er sich vergeblich damit ab, den Feind nach der entgegengesetzten Seite zu bringen, bald über, bald unter dem Wasser. Als er wieder an's Land gekommen war, lief er in aller Eile zur Hütte seines Herrn, der ihn endlich von seinem räuberischen Gegner befreite; jetzt aber schnappte dieser, trotz der Anstrengungen, die er ausgestanden, nach einem Stecken, mit dem man seinen Rachen aufgesperrt hielt, und bohrte sich in diesen mit seinem scharfen Zahn ein. (Athenaeum.)

Hierbei Titel und Inhalts-Verzeichniß des vierten Bandes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Mittwoch den 15. Januar 1834.

Frankreich.

Champollion's des Jüngeren Briefe.

An den Namen Champollion knüpft sich die Entdeckung eines ungeheuren Gebietes der menschlichen Civilisation, das die äußersten Gränzen des Griechischen Alterthums und so viele Jahrhunderte der Kunst, Wissenschaft und Gesittung in sich schließt. Jene räthselhaften Monumente in den Ebenen der Thebais und den Einöden Nubiens, jene Tempel, Paläste, Grabmäler, Pyramiden und Statuen, die, mit seltsamen mysteriösen Charakteren und Zeichnungen, Basreliefs und Malereien bedeckt, eben so wunderbare Denkmäler ihrer Kunst als ihrer Erhaltung nach sind, hatten seit drei, vier und fünftausend Jahren schweigend und verschlossen in ihren Sandwüsten dagestanden, ohne daß es Jemanden geglückt wäre, Zweck, Ursache und Zeitdauer derselben zu bestimmen, den Sinn ihrer Inschriften zu erforschen und eine zusammenhängende historische Kunde von ihnen aufzufinden, bis endlich Champollion mit den Erfolgen seiner Reisen und Untersuchungen auftrat. Zwar haben Italiäner, Engländer und selbst die ehrlichen Deutschen nicht unterlassen, mancherlei nachdrückliche Reclamationen gegen dieses Verdienst anzustellen, und wenn man sie hört, hätte Champollion nichts gethan, als von ihren Arbeiten Vortheil gezogen und ihre Forschungen glücklich angewandt. Aber diese Behauptungen sind heutzutage bereits allgemein auf ihre Geltung zurückgeführt. Es ist kein Zweifel, daß mehrere Gelehrte in verschiedenen Ländern, und besonders der Dr. Young, sich ebenfalls die Entzifferung der hieroglyphischen Mysterien zur Aufgabe gesetzt, daß sie, gleichzeitig mit Champollion, und vielleicht, wie er, durch die merkwürdigen Veröffentlichungen der von Frankreich niedergesetzten Aegyptischen Kommission angeregt, die unbekannten Charaktere der Aegyptischen Inschriften studirten, und daß sie mit Glück einige Angaben des Plutarch und des Diodorus Siculus zu benutzen wußten; aber einige Andeutungen, dunkle Wahrnehmungen und allgemeine Erörterungen machen noch keine Entdeckung aus, und die letzten durch Dr. Young erhaltenen Resultate, so achtungswerth sie auch an sich seyn mögen, verdienen doch kaum mit denen in Vergleich gestellt zu werden, welche das „Sendschreiben an Dacier", durch die Champollion die erste, obwohl noch unvollkommene Stufe seines Ruhmes erstieg, enthielt. Die Ehre dieser großen Entdeckung muß also wohl dem als völliges Eigenthum beigemessen werden, der sich die Erforschung der Hieroglyphen zu seinem einzigen Ideal und Gedanken gemacht, der sein ganzes Leben auf die Untersuchung alles dessen, was nah oder entfernt mit diesem Gegenstande in Verbindung war, verwandte, die ersten Anzeichen, die sich ergeben hatten, weiter ausbildete, vervollständigte, widerlegte und näher begründete und zuerst die Inschriften zu unterscheiden und in Klassen zu theilen verstand, nämlich in solche, die nur Laute, und in solche, die Ideen darstellten, so wie andererseits in solche, die als Werk der alten Pharaonen anzusehen, und in solche, in denen er nur eine gedankenlose Restauration aus der Periode der Lagiden und Cäsaren erkannte. Und wer möchte auch einem Manne noch den Triumph verweigern wollen, der funfzehn Jahre hindurch die einzige Zielscheibe aller Angriffe gewesen, welche der Ruhm des alten Aegyptens zu bestehen hatte! Welche Fehden mußte er nicht mit den Gelehrten durchkämpfen, die sich durch die Kühnheit seiner Theorieen und Combinationen in Schrecken gesetzt fühlten, und nachdem er den Schmerz erlebt hatte, unter den Reihen der Ungläubigen selbst alle große Autoritäten, deren sich das gelehrte Europa rühmen konnte, zu erblicken, Männer wie Humboldt, Sacy, Rémusat, Schlegel, Quatremère, Rochette, Letronne und Klaproth, wurde ihm endlich, als es ihm gelungen war, sie zu gewinnen, doch kaum eine allgemeine Zustimmung von ihrem einflußreichen Munde zu Theil. Sein Leben war ein beständiger Kampf gewesen, und man könnte bezweifeln, ob das Wort Sieg recht hell und bestimmt in seine Ohren geklungen, als ihm der letzte Seufzer entfuhr.

Ein interessanter Nachlaß dieses Mannes sind seine kürzlich herausgekommenen Briefe, die er aus dem Innern Aegyptens und Nubiens geschrieben *), und deren vollständige Sammlung wir seinem Bruder, Champollion-Figeac, an den sie gerichtet sind, verdanken. Dieser letztere hat durch den Tod seines berühmten Bruders wichtige Pflichten überkommen, und die gelehrte Welt darf von ihm, als dem nunmehrigen Erben und Inhaber aller Forschungen, welche der Wiederhersteller des alten Vaterlandes der Pharaonen hinterlassen, noch die bisher geheim gehaltene Frucht so vieler Nachtwachen und vielleicht selbst die Mittheilung neuer Entdeckungen erwarten. So wird den „Briefen aus Aegypten und Nubien" bald ein anderes Werk folgen, das seit so langer Zeit mit Ungeduld erwartet worden ist, nämlich Champollion's „Aegyptische Grammatik", die seinem Ruhm nicht nur das Siegel aufdrücken, sondern ihm auch auf der von ihm eröffneten Bahn Schüler und Nebenbuhler erwecken wird. **)

Schon seit seinem funfzehnten Jahre hatte Champollion — wie der Herausgeber seiner Briefe in der kurzen, aber inhaltsreichen Vorrede erzählt — von einer Aegyptischen Reise geträumt. Im Jahre 1806 überreichte er der Akademie von Grenoble eine nach den Bezirken (νομοί) abgetheilte Karte von Aegypten, mit den alten Namen der Städte, die er aus den klassischen Autoren gezogen hatte. Später, nachdem er sein Sendschreiben an Dacier über das Alphabet der phonetischen Hieroglyphen herausgegeben, hatte er bereits Italien durchreist, um alle von den Römern dorthin geschaffte Aegyptische Monumente kennen zu lernen. Dem Resultat dieser Studien, denen er sich hier während eines Zeitraumes von zehn Jahren hingab, verdankte man nach seiner Rückkehr die Gründung des Königlichen Aegyptischen Museums auf dem Louvre. „Seit dem Jahre 1826 — heißt es in der Vorrede — waren bedeutende Sammlungen durch Mittel der Civilliste erworben worden, und eine ganze Seite des Schlosses war für die Aufnahme Aegyptischer Monumente bestimmt. Binnen Jahresfrist sah man diese Sammlungen in großen Sälen geordnet und klassifizirt und die Beschreibungen davon dem Publikum übergeben, und der König konnte bereits im Jahre 1827 ein aller Bewunderung werthes Museum besuchen, das mit Prachtwerken aller Künste geschmückt war und an derselben Stelle sich erhoben hatte, wo früher nur eine wüste Einöde nackter Mauern gewesen."

Aber wie glänzend auch diese Erfolge waren und die bürgerliche Stellung des Mannes sicherten, dem man die erste Idee dazu verdankte, so trug sich doch Champollion noch immer nichtsdestoweniger mit der Sehnsucht, Aegypten zu besuchen. Alle jene Gegenstände der Kunst, die mit großen Kosten im Louvre vereinigt waren, und selbst die Obelisken in Italien, was waren sie gegen die unzähligen Wunderwerke von Theben, Sais, Spem und Ibsambul! Dort nur durfte er sich schmeicheln, eine große Menge historischer und philologischer Lücken auszufüllen, eine Reihe neuer Wahrnehmungen zu gewinnen und sich seine kühnen Konjekturen zu bestätigen. Es ist interessant, in der Vorrede zu den „Briefen aus Aegypten" von allen den Hindernissen, die er zu besiegen hatte, und zugleich von den ehrenvollen Ermunterungen zu lesen, die ihm durch die Gönnerschaft eines großen Herrn (des Herzogs von Blacas) zu Theil wurden, eines Mannes, dessen treffliche Absichten durch politische Leidenschaft eine zu blinde Mißdeutung erfahren haben. Endlich schiffte sich Champollion am 30. Juli 1828. zu Toulon ein.

Die „Briefe aus Aegypten und Nubien" sind für die gelehrte Welt von unermeßlicher Wichtigkeit. Daß Champollion's Reise die Geschichte von dreißig Pharaonischen Dynastieen aufgeklärt und berichtigt hat, daß die Namen der Völker und die Reihe der Fakta, wie sie auf den Mauerwerken von Theben, Sais und Karnak verzeichnet stehen, ein ganz neues Licht auf die Zeitrechnungen der ältesten Völker werfen, ist bekannt, und hier nicht der Ort, über die Zuverlässigkeit jener Untersuchungen Zweifel aufzustellen. Einiges können wir jedoch nicht umhin aus den Briefen hervorzuheben. Im neunten derselben wird der große Tempel von Ibsambul beschrieben: „Dieser Tempel ist für sich allein eine Reise nach Nubien werth; er ist ein Wunderwerk, das selbst in Theben für eine große Schönheit gelten würde. Die Arbeit, welche diese Aushöhlung gekostet hat, setzt die Einbildungskraft in Erstaunen. Die Façade ist mit vier sitzenden Kolossen geziert, welche nichtsdestoweniger einundsechzig Fuß in der Höhe haben, alle vier von prachtvoller Arbeit und Rhamses den Großen (Sesostris) darstellend. Dies ist der Eingang; das Innere ist nicht minder würdig, aber es gilt erst eine harte Probe zu bestehen, ehe man den Eintritt in dasselbe erlangt. Bei unserer Ankunft hatten die Sandmassen, so wie die Nubier, welchen die Sorge für die Wegschaffung derselben obliegt, den Eingang versperrt, so daß wir ihn uns erst frei machen lassen mußten. Nachdem wir uns end-

*) Sie führen den Titel: Lettres écrites d'Egypte et de Nubie en 1828 et 1829, par M. Champollion le jeune. Collection complète, accompagnée de trois mémoires inédits et de planches. Paris 1833.

**) Dieses bei Firmin Didot in Paris erscheinende Werk, dessen Druck in diesem Augenblick vielleicht bereits vollendet ist, führt den Titel: „Grammaire égyptienne, ou principes généraux de l'Ecriture sacrée, appliqués à la représentation de la langue parlée."

lich, so gut wir konnten, der kleinen Passage, die man uns bereitet, versichert hatten, wandten wir alle mögliche Vorsichtsmaßregeln gegen das Zurückrinnen dieses Höllensandes an, der in Aegypten wie in Nubien Alles zu verschütten droht. Ich hatte mich fast vollständig entkleidet, nur mein Arabisches Hemd und ein Leinwand-Beinkleid anbehaltend, und legte mich mit plattem Leib über die kleine Oeffnung einer Thür, die, vollkommen frei gemacht, wenigstens fünfundzwanzig Fuß Höhe gehabt haben würde. Es war, als ob ich mich der Mündung eines Ofens näherte, und als ich ganz in den Tempel hineingerutscht war, fühlte ich eine Wärme-Atmosphäre von mindestens 51 Graden. Ein Wachslicht in der Hand haltend, durchliefen wir, Rosellini, Ricci und ich und einer unserer Araber, diese erstaunliche Höhlung. Der erste Saal, in den man eintritt, wird durch acht Pfeiler getragen, an welche eben so viele Kolosse, jeder von dreißig Fuß, rücklings gelehnt sind, die ebenfalls Darstellungen von Rhamses dem Großen bilden. Die Wände dieses ungeheuren Raumes sieht man mit großen historischen Basreliefs geziert, welche die Eroberungen Pharao's in Afrika zum Gegenstande haben."

Zu den großen hieroglyphischen Entdeckungen Champollion's gesellen sich noch einige andere Fragen, deren Anregung ihm eigenthümlich ist, und wovon wir nur Folgendes herausheben wollen: Es war ein Lieblings-Gedanke Champollion's, darauf hinzuweisen, daß die Griechen in Allem, was sich auf ihre Theorie der schönen Künste bezog, die Schüler der alten Aegyptier gewesen, und auf diesem Punkt duldete der berühmte Gelehrte keine Entgegnung, ja wollte sich nicht einmal in Diskussionen darüber einlassen, selbst noch vor seiner merkwürdigen Reise. Und man kann sich denken, daß der Anblick der Wunderwerke von Theben und Saïs nicht dazu dienen mochte, seinen Enthusiasmus zu erkälten und seine frühere Ueberzeugung zu modifiziren. In seinem Briefwechsel kommt er oft auf diesen allerdings bedeutenden Gegenstand zurück, und im zehnten Briefe sagt er einmal, wie er bedaure, nicht mit einer Wanderlampe versehen zu seyn, um die Kolosse, die er vor Augen habe, mit sich zu nehmen, damit er dadurch auf einmal die Herabwürdiger der Aegyptischen Kunst besiegen könne. Und im funfzehnten Briefe heißt es: „Ich wiederhole noch einmal, daß die Aegyptische Kunst Alles, was sie Großes, Reines und Schönes hervorgebracht, nur allein sich selbst verdankt, und was auch die Gelehrten, die sich gewissermaßen eine Religion daraus machen, an eine ursprüngliche Erzeugung der Künste in Griechenland zu glauben, dagegen sagen mögen, für mich ist es erwiesen, daß die Künste in Griechenland nur mit einer kurchtischen Nachahmung der Aegyptischen Kunst begonnen haben. Das alte Aegypten hat Griechenland in den Künsten unterrichtet, welches letztere ihnen freilich die erhabenste Entwickelung gab, aber ohne Aegypten würde Griechenland doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl nicht das klassische Land der schönen Künste geworden seyn. Dies ist mein vollständiges Glaubensbekenntniß in dieser Hinsicht. Indem ich diese Zeilen hier niederschreibe, sitze ich vor jenen Basreliefs, welche die Aegyptier, 1700 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, mit der bewundernswürdigsten Feinheit der Arbeit, ausgeführt haben. Was machten damals die Griechen?" — —

Was sie damals machten? Darauf scheint es uns, wenn wir unsere Ansicht abgeben sollen, in der That wenig anzukommen, da es sich ja hier nicht um den Vorrang handeln kann. Aber bevor man den Aegyptiern das Patronat in den Künsten zuschiebt, müßte man doch zu beweisen suchen, daß die Griechen die hohe Stufe der Vollendung, die man ihren Kunstwerken nicht absprechen kann, dadurch erlangten, daß sie eben den Lehren und Grundsätzen der Arbeit folgten, von denen die Aegyptischen Künstler ausgegangen sind. Hier aber verdiente wohl der bedeutende Unterschied bemerklich gemacht zu werden. Die Aegyptier liebten das Grandiose, und alle ihre Werke liefern davon noch heut einen wunderbaren Beweis. Besonders mit dem Leben in den Gräbern beschäftigt, wurde ihnen nirmals eine genaue Wiedergebung der Natur zum Prinzip der Schönheit. Während sie die menschlichen Formen ausdehnten bis zu phantastischen Proportionen der Gottheit, ließen dagegen die Griechen die Götter zu menschlichen Proportionen heruntersteigen; diese nahmen das Schöne, wie ihre Augen es anschauten, jene träumten von einer Vollkommenheit und Wahrheit, die über alle Vergleiche und Urtheile der Wirklichkeit hinausging. Alles war für die Aegyptier symbolisch. Der Mensch war ein Gott, der, für eine gewisse Zeit in die grobe Hülle gebannt, sich bald zu dauernderen und erhabeneren Formen erheben mußte. Und dieses Momentes der Entgestaltung der menschlichen Form sich zu bemächtigen, war ihnen die Aufgabe der Kunst. Die Könige mußten deshalb dargestellt werden, wie die Götter, ihre Vorfahren, d. h. in einer gigantischen Gestalt, mit einem völlig unbeweglichen Gesichts-Ausdruck und allen Attributen nicht dessen, was sie waren, sondern dessen, was sie seyn sollten.

Es würde deshalb ein großer Irrthum seyn, wenn man in diesen Skulpturen, auf den Grund ihrer groben Formen, ihrer rohen Züge und des unförmlichen Ausdrucks, welcher sich in allen Aegyptischen Werken zu erkennen giebt, die Kindheit der Kunst und ein Ungeschick der Künstler erblicken wollte, denn es läßt sich in diesen selben Kunstwerken zugleich nicht übersehen, wie eine bedeutende Menge von Nebenzügen vorhanden sind, welche das feinste Talent und die genaueste Arbeit verrathen. Die Hieroglyphen allein bekunden in der Zusammenstellung ihrer Linien die tiefste Bekanntschaft mit allen Künsten der Zeichnung. Aber endlich gab es auch von Göttern, wie Ammon, Osiris und Hathor, und die Griechischen Jupiter, Apollon und Venus, Skulptur-Darstellungen, die unter rein menschlichen Formen gebildet waren; allein schon die bloße Idee dieser Formen wurde für einen Religions-Frevel gehalten, und man findet in den Gesetzen des Moses einen Anklang von dergleichen frommem Bedenken. Hathor, die Göttin der Schönheit, hatte selbst ihren Unwillen darüber zu erkennen gegeben, daß man sie in den Formen einer sterblichen Schönen gezeigt, und nach ihrem Beispiel glaubten sich die Pharaonen und ihre Königlichen Gemahlinnen durchaus nicht treu portraitirt, wenn nicht ihren Gestalten dreißig, sechzig oder wenigstens zwanzig gewöhnliche Maß hinzugefügt wurden. Haben die Griechen also wohl nach Vorbild solcher Meister ihren Apollo, ihre Gladiatoren, ihre jagende Diana geschaffen? Und wenn auch die Figuren auf dem Grabmal des Osymandias einige tausend Jahre früher waren, als die Venus von Gnidos, darf man wirklich deshalb schließen, daß ohne den Koloß Rhamses des Großen die Statue des Milo nie gebildet worden wäre?

Was jedoch die Architektur betrifft, so ist dies eine davon ganz gesonderte Frage, die ich zum Vortheil der Aegyptier vollständig entschieden glaube. Hier haben die Griechen offenbar von den Aegyptiern gelernt. Das Ideal des Erhabenen, das wir in den Griechischen Monumenten herrschen sehen, hängt ohne Zweifel genau mit den metaphysischen Systemen zusammen, welche die tiefe Grundlage Aegyptischer Kunst sind, und wenn man bei den Aegyptiern jene Säulen der alten Dorischen Ordnung, Propyläen, Karyatiden und Säulenhallen findet, so ist dies zugleich ein entschiedener Typus der Griechischen Architektur, welcher die Reise durch die ganze Welt gemacht hat.

Bibliographie.

Annulosa Javanica. — Beschreibung der Insekten auf Java. In Lateinischer Sprache. Von H. S. Mac Leay. Pr. 15 Fr.

Histoire de la ville de Vienne. (Geschichte der Stadt Vienne in Frankreich vom Jahre 438 bis 1039.) Von Mermet.

Elise de Saint-Ange — oder das beste Mittel, den Gefahren der Welt zu entgehen und ein christliches Leben zu führen. Von Paul Jaffin. 2 Bde. Pr. 3 Fr.

Les bonnes petites filles. Erzählungen für Kinder. Von Frau von Savignac. Pr. 3½ Fr.

Pierre, ou les suites de l'ignorance. (Peter, oder die Folgen der Unwissenheit.) Erzählung für Kinder, von J. Marmier.

De l'influence des moeurs sur les lois et des lois sur les moeurs. (Einfluß der Sitten auf die Gesetzgebung und der Gesetze auf die Sitten.) Von F . . .

Spanien.

Die Spanischen Hexen.

(Schluß.)

Vincenz, der mir das Vorstehende Alles mit bewegter Stimme und großem Eifer erzählt hatte, streckte hierbei seine Hand gegen mich aus, seine Erzählung mit einer passenden Geberde begleitend, und hielt mir eine Handvoll Gras hin, das er so eben ausgerissen. Ich konnte mich nicht enthalten, hinzusehen, indem ich das Amerikanische Rohr zu erblicken glaubte.

Vincenz fuhr fort:

„Die Hexe sagte: „Macht keinen Lärm; da ist ein Sack Reis, nehmt und laßt mich zufrieden!" Henriquez erwiederte: „Nein, ich lasse Dich nicht zufrieden, bis Du mir einen Zauberspruch giebst, daß ich einen Wind in meiner Gewalt habe, wie der, welcher uns nach Amerika geführt hat. Die Hexe gab ihm hierauf ein Pergament in einer Kürbisflasche, die er immer bei sich hat, wenn er auf der See ist; ich an seiner Stelle hätte längst Pergament und alles Uebrige ins Feuer geschmissen, oder ich hätt' es an einen Priester gegeben, denn wer mit dem Teufel handeln geht, kommt immer zu kurz."

Ich dankte Vincenz für seine Geschichte und setzte hinzu, um ihn mit gleicher Münze zu bezahlen, daß bei mir zu Lande die Hexen nicht zu Schiffe gingen, sondern als gewöhnlichen Fuhrwerks sich eines Besens bedienten und darauf ritten — die edlen Damen.

„Ew. Gnaden wissen sehr wohl, daß dies unmöglich ist", erwiederte Vincenz trocken.

Ich wunderte mich über seine Ungläubigkeit; hatte ich doch nicht den geringsten Zweifel in die Wahrheit seiner Rohr-Geschichte gesetzt. Ich erklärte ihm meinen Unwillen und sagte ihm mit ernsthaftem Ton, er solle sich nicht unterfangen, über Dinge zu reden, die er nicht verstünde; daß, wenn wir in Frankreich wären, ich ihm so viel Zeugen für die Wahrheit der Thatsache stellen könnte, als er wolle.

„Wenn Ew. Gnaden es gesehen haben, so ist es allerdings wahr", entgegnete Vincenz; „wenn Sie es aber nicht gesehen haben, so werde ich immer behaupten, daß es unmöglich ist, daß die Hexen auf einem Besen reiten; denn in einem Besen sind immer einige Ruthen, die sich kreuzen, und dann ist doch ein Kreuz geschlagen; und wie sollen sich dann die Hexen desselben bedienen können?"

Der Einwurf war triftig. Ich zog mich aus der Falle und sagte, zwischen Besen und Besen wäre ein Unterschied; daß eine Hexe einen Besen von Birkenreisern bestiege, könne man freilich unmöglich zugeben; hingegen einen Besen von Genista, wo die Halme gerade sind, einen Besen von Pferdshaaren, nichts leichter als das. Jedermann sieht leicht ein, daß man auf einem solchen Besen bis ans Ende der Welt kommen kann.

„Ich habe auch immer sagen hören, mein Herr", fuhr Vincenz fort, „daß es viele Hexenmeister und Hexen bei Ihnen zu Lande giebt."

„Das kommt daher, mein Freund, weil wir keine Inquisition haben."

„Dann haben Ew. Gnaden ohne Zweifel solche Leute gesehen, die Zaubersprüche für alles Mögliche verkaufen. Ich habe den Erfolg davon erfahren, ich selber, der ich mit Ew. Gnaden spreche."

„Als ob ich diese Geschichten nicht kennte!“ erwiederte ich. „Erzählt, und ich werde Euch sagen, ob sie wahr sind.“

„Wohlan! mein Herr; man hat mir gesagt, daß bei Ihnen zu Lande Leute Zaubersprüche feil hätten und Andere sie kauften. Für einen vollen Sack Geld verkauften sie Einem ein Stück Rohr mit einem Knorren auf der einen Seite und einem guten Stöpsel auf der anderen. In diesem Rohr befänden sich kleine Thierchen (animalitos), durch die man erhält, was man wünscht. Aber Sie wissen besser als ich, wie man sie füttert.... Mit Fleisch von Kindern, die nicht getauft sind, mein Herr; und wenn man keines haben kann, so muß sich der Besitzer des Rohres ein Stück von seinem eigenen Fleisch ausschneiden.... (Vincenz's Haar stieg zu Berge). Man muß ihnen alle vierundzwanzig Stunden einmal zu essen geben, mein Herr.“

„Habt Ihr eines von diesen in Rede stehenden Röhren gesehen?“

„Nein, Herr, die Wahrheit zu sagen; aber ich bin mit einem gewissen Romero gut bekannt gewesen; ich habe unzählige Male mit ihm getrunken (als ich noch nicht wußte, was er war, wie ich es jetzt weiß). Dieser Romero war seines Gewerbes ein Zagal.*) Er bekam eine Krankheit, in Folge deren er seinen Athem verlor, so daß er nicht mehr laufen konnte. Man rieth ihm, eine Wallfahrt zu unternehmen, um seine Heilung zu bewerkstelligen, aber er entgegnete: „Wer soll, unterdeß ich wallfahrte, Geld verdienen, meinen Kindern eine Suppe zu kochen?“ so daß er, wie er nicht aus noch ein wußte, unter die Hexenmeister und anderes ähnliches Gesindel fiel, die ihm eines von ihren Stückchen Rohr verkauften, wovon ich Ew. Gnaden erzählt habe. — Herr, seit der Zeit hielt der Romero einen Hasen im Laufe ein. Es giebt keinen Zagal, der sich mit ihm messen könnte. Sie kennen dies Gewerbe und wissen, wie gefährlich und ermüdend es ist. Jetzt läuft er vor seinen Eseln her, ohne um einen Zug aus seiner Cigarre zu kommen. Er lief von Valencia nach Murcia, ohne anzuhalten, in einem Zuge. Aber das sieht keiner, was es ihm kostet. Die Knochen stehen ihm unter der Haut hervor, und wenn seine Augen mit Hohlwerden so fortfahren, so wird er bald hinten zum Kopf herausseh'n. Die Thiere fressen ihn auf. — Es giebt auch dergleichen Zaubersprüche, die für was Anderes gut sind, als zum Laufen .... welche die Einen vor Schuß und Stich bewahren, die Einen fest machen, wie man zu sagen pflegt. Napoleon hatte so einen, und man hat ihn deswegen auch nicht in Spanien tödten können; aber es hätte doch noch ein sehr leichtes Mittel gegeben....

„Nämlich eine Kugel aus Silber gießen“, fiel ich ein, an die Kugel denkend, mit der Claverhouse in die Schulter geschossen wurde.

„Eine silberne Kugel mag gut seyn“, erwiederte Vincenz, „wenn sie von einem Geldstück, worauf das Kreuz befindlich, gegossen worden; aber noch besser hilft, wenn man ganz einfach eine Kerze nimmt, die während der Messe auf dem Altar gestanden hat. Aus diesem geweihten Wachs gießt man mit einer Form Kugeln, und man kann sicher seyn, weder Zauberspruch, noch irgend eine Teufelei, noch ein Harnisch schützt einen Hexenmeister vor solcher Kugel. Juan Coll, der in der Umgegend von Tortosa so viel Aufsehen gemacht hat, ist durch eine Wachskugel getödtet worden, womit ein braver Schnapphahn nach ihm schoß, und als er todt war und der Bursch ihn durchsuchte, fand sich seine Brust ganz mit Figuren und Zeichen, die von Pulver gebildet waren, bedeckt; er hatte Pergamente um den Hals und Gott weiß, was für verdammtes Zeug noch. Jose Maria, der jetzt das Gespräch in Andalusien ist, ist auch kugelfest; aber wehe ihm! wenn man ihn mit Wachskugeln bedient. Ew. Gnaden wissen, wie schrecklich er die Priester und Mönche behandelt, die in seine Hände fallen; das kommt daher, weil ihm sehr wohl bekannt ist, daß ein Priester das Wachs weihen muß, das ihm den Tod bringt.“

Vincenz hätte gewiß noch länger über diesen beliebten Gegenstand gesprochen, wenn nicht in diesem Augenblick das Schloß Murviedro, welches wir bei einer Biegung des Weges erblickten, unserem Gespräche eine andere Wendung gegeben hätte.

(Prosper Mérimée.)

*) Zagal ist eine Art Postillon zu Fuß. Er hält die beiden Maulthiere vor einem Fuhrwerk am Zügel und lenkt sie, neben ihnen herlaufend, wenn sie im vollen Galopp sind. Wenn er still steht, so geht ihm der Wagen über den Leib. Bei den neueren Diligencen nennt man einen Menschen, der den Hemmschuh anlegt, den Wagen beladen hilft ꝛc, uneigentlich Zagal.

**) Costantinopoli nel 1822. Di A. Baratti.

***) Die Armenische Sprache ist, wie z. B. die Hebräische und Altgriechische, keine lebende Sprache mehr. Die große Mehrzahl der Armenier schreibt Türkisch mit Armenischen Buchstaben.

Türkei.

Zur Charakteristik von Konstantinopel.

Nach der Darstellung eines Italiäners.**)

Die Osmanische Hauptstadt wird bekanntlich, außer den Türken, noch von vielen anderen Nationen bewohnt. Dahin gehören die Armenier, die Griechen, die Juden, die Insulaner (Isolani), die Franken, die Schützlinge (Protetti) und die Aleppiner.

Die Armenier bilden die Mehrzahl der Nicht-Türken, obgleich sie das Türkische als Muttersprache und so elegant, wie die gebildeten Türken, sprechen,***) auch großen Theils neben ihrem Armenischen Namen einen Türkischen führen. Sie sind sehr reiche Banquier's und stehen im Rufe großer Industrie, großen Scharfsinnes und der unbestechlichsten Redlichkeit. Die Regierung überläßt ihnen gewöhnlich die Verwaltung des Schatzes, der Münze und der Finanzen. Ein Theil der Armenier ist katholisch, die Anderen sind Häretiker. Beide Sekten hassen einander von ganzem Herzen. Im Jahre 1828 erwirkten die Häretiker die Verbannung ihrer katholischen Stammesgenossen, und 40,000 Personen zogen Armuth, Beschimpfung und Tod den Vortheilen des Abfalls von ihrem Glauben vor. Mahmud hat aber sein Unrecht bald wieder eingesehen, die Exilirten zurückberufen und alles Geraubte ihnen zurückstellen lassen. Besonders unter den häretischen Armeniern finden sich Manche, die ein unermeßliches Vermögen besitzen, so daß die ersten Türkischen Minister und der Sultan selbst in Geldesnöthen bei ihnen Zuflucht suchen. Ihre Paläste — es giebt deren viele — sind äußerlich einfach und anspruchslos; von Innen aber mit fürstlicher Pracht und Eleganz geschmückt. Die Armenischen Häretiker huldigen in allen Dingen der Türkischen, die Katholiken der Fränkischen Sitte. Die Ersteren haben einen Patriarchen, einen Vikarius und verschiedene Bischöfe, die eine Synode bilden, in welcher man über Angelegenheiten des Ehestandes, der Religion, des bürgerlichen und Kriminalrechtes entscheidet. Diese Synode kann Strafen auflegen, die Todesstrafe ausgenommen. Der häretische Patriarch residirt in dem Stadtviertel Samatia, zunächst den Sieben-Thürmen. Den katholischen Armeniern hat Mahmud einen anderen Patriarchen bewilligt, der in Galata residirt und dieselbe Gerichtsbarkeit ausübt.

Die ursprünglich Rumelischen Griechen (Rumelioten) waren in Konstantinopel sehr zahlreich. Vor dem Griechischen Freiheitskampfe nahmen sie Theil an der Regierung und besaßen große Reichthümer. Jetzt wird der Fanale (Fanar), eine Vorstadt am Meere, wo die Griechische Noblesse zu wohnen pflegte, wieder bevölkert. Die Ausgewanderten kehren freiwillig nach Konstantinopel zurück. Mit dem Kalpak (einer großen Orientalischen Filzmütze) und dem Patente von Raja's zogen sie aus, und mit Pariser Modehüten und einem Passe, der sie für Russen, Engländer oder Franzosen erklärt, kommen sie wieder. Die Türken lächeln darüber, ignoriren die Mummerei und rächen sich durch freundliche Behandlung. Die Griechen sind im ausschließlichen Besitze der Malerkunst; sie beobachten ihre nationalen Gebräuche mit Strenge und werden, gleich den Armeniern, von einem Patriarchen geleitet, der in Fanale residirt, wo auch ihre alte Kathedrale steht.

Es giebt sehr viele Juden in Konstantinopel. Sie haben eine nationale Gerichtsbehörde und öffentliche Synagogen. Die Reichsten sind Handelsleute; die weniger Bemittelten qualifiziren sich als Mäkler, Trödler u. s. w. Ihr Oberhaupt führt den halb Hebräischen, halb Türkischen Titel Kakan-Baschi.*) Verschiedene Räthe unterstützen ihn bei seinen Berufspflichten. Die Umgangssprache der Konstantinopolitanischen Juden ist ein mit Türkischen, Griechischen und Hebräischen Brocken vermengtes Spanisch. Die Meisten wohnen in Balata, in Has-Kioi, am Hafen, in Galata, und in Orta-Kioi am Kanale. In religiöser Hinsicht hängen sie stark am Hergebrachten; in bürgerlichen und gleichgültigen Dingen aber bequemen sie sich mehr den Türken als jedem anderen Volke an.

Insulaner nennt man die Griechen aus einigen kleinen Inseln des Archipels, wie Tino, Syra, Santorin u. s. w., welchen die Pforte gegen einen winzigen Tribut ihr eigenes Regiment überließ. Die Türken nennen sie Tavschan (Hasen). Ihre Zahl ist sehr klein und übersteigt gewöhnlich nicht sechshundert Seelen. Wenigstens drei Viertheile derselben sind äußerst geschickte Handarbeiter in Allem, was mit Art, Nagel und Brettern ausgeführt werden kann. Die übrigen sind Kleidermacher, Kaffeewirthe u. dgl. Ihre Religion ist theils die katholische (diese heißen Lateiner), theils die Orientalisch-Griechische (Schismatische). Sie stehen im Rufe sehr thätiger und ehrbarer Leute, und ihre Arbeiten finden in Pera und Galata starken Absatz.

Unter Franken versteht man alle ansässige Familien von ausländischer (Europäischer) Abkunft. Die Franken von Konstantinopel wohnen fast Alle in Pera und in Galata. Sie treiben vorzüglich Handel und machen oft ein glänzendes Glück. Viele widmen sich auch den freien Künsten und jeder Art von Handarbeit.

Zu den Franken in Konstantinopel gehören die sogenannten Peroten, eine gewisse Anzahl Familien, die schon geraume Zeit in Pera einheimisch sind, und aus deren Mitte die Europäischen Mächte ihre Dragomane und einen Theil ihrer höheren oder niederen Repräsentanten wählen.

Die Franken, obgleich in der Türkei eingebürgert, stehen, kraft gewisser Verträge mit der Pforte, noch immer unter der Oberhoheit ihrer natürlichen Souveraine, die dort vermittelst ihrer Gesandten und Konsuln eine vollkommene extraterritoriale Gerichtsbarkeit üben. In ihren Gewohnheiten und Sitten haben die Franken viel Europäisches, mit ein Paar Tropfen Türkischer und Griechischer Tinktur.

Den Franken zunächst kommen die Schützlinge (Protetti), natürliche Unterthanen der Pforte, die aus persönlichen Rücksichten von einer der Europäischen in der Levante ansässigen Autoritäten ein Schutzpatent erhalten haben. Anfänglich bezweckten diese Patente Sicherung der Christen vor zu großer Beeinträchtigung. Nachmals aber wurde mit denselben ein offener Mißbrauch getrieben, der den Europäischen Kanzleien eben so unrühmlich war, als der Pforte, die ihre Unterthanen ungestraft einbüßte. Heutzutage sind solche bürgerliche Zwitter-Geschöpfe fast ganz überflüssig geworden.

Aleppiner giebt es in Konstantinopel nicht viele. Man rühmt ihre Reichthümer, ihre Ehrlichkeit und Biederkeit. Sie sind mehrentheils Kaufleute und haben Kleidung und Sitten mit den Armeniern gemein.

Die katholische Religion genießt jetzt in Konstantinopel denselben Schutz, den ihr die toleransten Europäischen Staaten zugesi-

*) Kakan ist verdorben aus כהן chacham (Weiser, Rathsherr); Boschi heißt im Türkischen sein oder ihr Haupt. Das Ganze bedeutet also „Haupt der Gerichtspersonen.“

Digitized by Google

hen. Die Glocken laden den Gläubigen zur Kirche, die Todten werden bei hellem Tage, unter Vortragung eines Kreuzes und begleitet von Priestern, die mit lauter Stimme Psalmen singen, zur Gruft geleitet. Selbst die Frohnleichnams-Prozession wird in Pera öffentlich und im Angesicht einer Menge von Bekennern aller Religionen und Sekten ohne die geringste Störung abgehalten. Eine Türkische Sicherheitswache eröffnet, begleitet und schließt den Zug. Es giebt hier sehr viele Weltgeistliche und Ordensbrüder. Die Dominikaner, die Kapuziner, die Missionnaire haben schöne, bequeme und sehr reiche Klöster. Man weiß kein Beispiel, daß Einer dieser Mönche eine Beschimpfung erlitten hätte, obgleich sie in ihrer Ordenskleidung durch die Straßen gehen. Im Gegentheil, man beweist ihnen große Ehrfurcht. Die Kirchen sind zahlreich und sehr schön gebaut.

Wenige Nationen haben wohl die Kleidung zum Gegenstand so vieler Gesetze gemacht, als die Türken. Vormals waren für jedes Gewerbe, jeden Kultus, jedes Privilegium besondere äußere Abzeichen bestimmt. Von den Schuhen bis zur Mütze, vom Hemde bis zum Mantel war Alles spezifizirt und vorgezeichnet. Der Nisam-Agassi oder Ittiffab-Agassi wachte über die strenge Beobachtung dieser Gesetze. Dieser Beamte ritt in Begleitung seiner Schergen durch die Straßen und bestrafte die Uebertreter auf der Stelle. Die zu großen oder zu prächtigen Schleier wurden in Stücke zerrissen; die zu langen Röcke mit ungeheuren Scheeren, die den Häschern am Gürtel hingen, unbarmherzig beschnitten u. s. w. Jetzt giebt es zwar noch einen Nisam-Agassi, allein er kümmert sich eben so wenig um Maße und Gewichte, als um Kleidertrachten. Selbst die allgemeinsten Abzeichen der verschiedenen Nationen verschwinden immer mehr, seitdem die kleine gezipfelte Mütze (Fez), Französische Stiefeln und Europäische Kaputröcke gäng und gebe werden. Die Türken tragen, außer dem besonderen Zuschnitt der Kleidung, einen weißen Turban und gelbe Papuschen; die Armenier einen unterhalb runden und oberhalb flachen Kalpak und rothe Papuschen; die Griechen einen ganz runden Kalpak, oben mit einer Oeffnung, aus der ein Stückchen rothes Futter hervorsah, und schwarze Papuschen; die Juden ein sehr kleines Barett, mit einem Dünntuch um die Schläfe befestigt, und blaue Papuschen u. s. w.

Obgleich die Sklaverei noch jetzt im Türkischen Reiche besteht, so ist sie doch von weit milderer Art, als man gewöhnlich angenommen hat. Die Sklaven der Türken (Jessir) waren entweder kriegsgefangene oder von solchen Nationen, die Sklavenhandel trieben, gekaufte Individuen. Der letztere Gebrauch besteht noch. Die Sklavenmärkte (Jessir-Bazar) sind ziemlich große von einer ununterbrochenen Reihe Buden umgebene Plätze. Die jüngsten und schönsten der Sklavinnen, sowohl schwarze als weiße, sitzen in diesen Buden elegant gekleidet auf erhöhten Bänken. Die Bejahrteren, die Häßlichen und Alten, so wie auch männliche Sklaven von geringerem Belang, kauern sich mitten auf dem Platze in Gruppen zusammen. Die Verkäufer loben die Reize ihrer schönen Gefangenen mit lauter Stimme und heißen sie auch wohl tanzen, gehen oder graziöse, d. h. unverschämte Stellungen annehmen. Nach dem Kaufe aber ist der Zustand der Sklaven bald nicht mehr so elend. Wenn man den Namen und die Verpflichtung, einem bestimmten Herrn zu dienen, abrechnet, so sind sie nichts mehr und nichts weniger als unsere Domestiken. Es ist nicht erlaubt, sie zu schlagen, viel weniger zu tödten, und empfehlen sie sich dem Herrn durch ihren Eifer im Dienste oder andere gute Eigenschaften, so erlangen sie bald die Freiheit und oft noch außerdem Reichthümer und Ehren-Aemter. Viele der ersten Würdenträger am Hofe sind Sklaven gewesen; denn an diesem Stande haftet in der Türkei gar nichts Entehrendes. Besonders den Frauen ergeht es gut. Sie unterscheiden sich nur wenig von ihren Gebieterinnen. Ihre Söhne sind rechtmäßig, und meistens werden auch die Mütter rechtmäßige Gemahlinnen.

Die Polygamie ist zwar vom Gesetz erlaubt, allein es ist unwahr, daß die Türken ihre Weiber nach bloßer Caprice nehmen, verstoßen, wiedernehmen und austauschen dürfen. Die Wahl einer Gattin hängt seit undenklicher Zeit von den Eltern, besonders der Mutter des Jünglings ab. Die Letztere macht in bekannten Familien, wo mannbare Mädchen sind, Besuche, prüft dieselben, erkundigt sich nach ihnen, und hat sie Eine gefunden, die für ihren Sohn passend scheint, so werden die vorläufigen Artikel des Ehekontrakts festgesetzt. Vor einem solchen Spähergange suchen die Mütter Neigung und Geschmack ihrer Söhne zu ermitteln, und immer setzen sie einen Stolz darein, unter dem Gefundenen das Edelste auszuwählen. Nach der Sanction des Ehekontrakts geht der Bräutigam zum Imam der benachbarten Moschee und ladet ihn ein, seine Verbindung zu segnen. Bald darauf gehen die Eltern des Brautpaars zu einer Gerichtsperson und lassen den Kontrakt einregistriren. Der erste und wichtigste Theil der Ehepakten ist die Bestimmung der Mitgift, die das Weib immer von ihrem Manne empfängt, wie bei uns umgekehrt. Die Frau bringt dem Manne gar nichts, außer ihrer Person und Garderobe. Am Tage der Hochzeit wird die Braut festlich geschmückt und in einer schönen von undurchdringlichen Gardinen umzogenen Arabab zum Hause des Bräutigams gefahren. Ihre Mutter und die nächsten weiblichen Verwandten begleiten sie in anderen eben so eleganten Arabab's. Die männliche Sippschaft und die Gäste folgen den Fahrenden zu Fuße unter Musik, Tanz und Gesang. Ist der Zug am Hause, so theilt sich das Personal in zwei Hälften, und man feiert gleichzeitig, unter demselben Dache, zwei verschiedene Feste. Die Braut und ihre Begleiterinnen werden von der Mutter des Bräutigams und deren Gefolge in Empfang genommen und nach dem Harem geführt. Die Männer bewirthet der Bräutigam in einem besonderen Zimmer. In beiden Assemblee'n wird gesungen, getanzt und gescherzt. In später Nacht, wenn die Gäste beiderlei Geschlechts sich zurückgezogen haben, sieht der Neuvermählte seine erkorene Gefährtin zum ersten Mal. Eine Fülle seidener Bänder und Goldfäden, in das Lockenhaar eingewebt, wallt vom Wirbel bis zur Sohle der Jungfrau und umgiebt sie wie ein mystischer Nebel, wenn sie von ihren Führerinnen dem Jüngling vorgestellt wird.

Fast jeder Türke hat nur eine, höchstens zwei Frauen. Eine Ehescheidung kann ohne richterlichen Spruch nicht vor sich gehen, und das Gesetz macht dabei solche Schwierigkeiten, daß sie in jedem anderen Lande leichter möglich ist.

Die schönsten Frauen in Konstantinopel sind die Türkinnen selbst; den zweiten Rang nehmen die Armenierinnen, den dritten die Griechinnen ein. Mit den Insulanern kommen auch viele Frauen aus den Griechischen Inseln nach der Hauptstadt. Unter diesen wählt man alle Kammerfräulein und Mägde in Pera, Galata und der Nachbarschaft. Diese dienenden Mädchen befördert ihre Tugend und Schönheit nicht selten zum Range von Hausfrauen.

Unsere Europäischen Damen scheinen in dem Wahne zu stehen, daß die Türken ihre Frauen unmenschlich behandeln, ihre ganze Person in einen undurchdringlichen Schleier hüllen, wenn sie nicht umhin können, auszugehen, und ihnen als gewöhnlichen Aufenthalt ein freudenleeres, verdecktes und verriegeltes Harem anweisen.

Diese Beschuldigungen sind wenigstens heutzutage ganz ungegründet. Der Türke ist im Durchschnitt ein zärtlicher und vortrefflicher Gatte. Er unterläßt nichts, was seine Gattin zufrieden und glücklich machen kann. Dies bezeugen unter vielen anderen Dingen die kostbaren Kleider, mit denen er sie schmückt, und der liebende Eifer, mit dem er jeden ihrer Wünsche, so gut seine Mittel und die Zeit-Umstände es erlauben, zu erfüllen sucht. Auch zeigt die Physiognomie der Türkischen Frauen alle Symptome eines heiteren und zufriedenen Gemüthes. Es giebt in der Welt keine Frauen von schönerer Körperfülle, frischerer Farbe und lebensfroherem Sinn, als die Osmaninnen.

Der Schleier (Jaschmak) der Türkischen Damen ist durchaus kein neidischer Hehler ihrer Schönheit; im Gegentheil, er verklärt sie noch. Er besteht aus zwei Binden von sehr feinem Gewebe: Die erste umhüllt den oberen Theil des Kopfes bis zu den Augenbrauen; die andere den unteren Theil bis herauf zur Nase. Also bleiben die Augen und eine gute Hälfte des Gesichtes unbedeckt. Die Feinheit der Binden ist so groß, daß sie sogar die Hautfarbe und die kleinsten Fleckchen durchschimmern lassen, und die kunstvolle Art, mit der sie umgelegt sind, läßt kein Lineament des Antlitzes für den Beschauer verloren gehen.

Das Harem hat wenig mehr zu bedeuten als das Gynaikaion der alten Griechen. Es besteht aus Gemächern, die zwar von denen der Männer getrennt sind, aber den schönsten, am prächtigsten möblirten und erquicklichsten Theil des ganzen Gebäudes bilden. Die Frauen finden daselbst alle Lebensgenüsse, die ihre Einbildungskraft zu fassen vermag. Die Fenstergitter sind aus den feinsten Stäbchen gearbeitet und fast immer so eingerichtet, daß man sie in die Höhe ziehen und öffnen kann. Sie gleichen ganz unseren Persianen, deren Name schon auf den Orient hindeutet. Wenn man die Kaiserlichen Harem's und die Häuser einiger Großwürdenträger ausnimmt, wo natürlich eine steifere Etikette herrscht, so genießen die Türkischen Frauen in den übrigen Harem's vollkommen dieselbe Freiheit, welche unsere Europäerinnen noch vor hundert Jahren in dem Frauenzimmer genossen. Nichts ist aber irriger, als der Wahn, eine gebildete Türkin dürfe ihr Haus nicht zu Fuße verlassen. Selbst unsere Schönen, wie fesselfrei sie auch seyn mögen, treiben sich schwerlich so viel außer dem Hause herum, als die Türkinnen, welche man bald allein, bald in ganzen Gruppen auf den Straßen findet, um Besuche oder Einkäufe zu machen. Zweimal wöchentlich gehen sie in's Bad und plaudern ganz ungenirt mit den Frankinnen, den Griechinnen, den Armenierinnen, deren Wohnungen sie am hellen Mittag betreten. Das Einzige, was hier zwischen der orientalischen und occidentalischen Sitte einen Unterschied begründet, ist der Umstand, daß man den Frauen verbietet, mit Männern, die nicht ihre Verwandten sind, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Allein sie kennen dieses — leicht zu umgehende — Verbot von ihrer zartesten Kindheit an, und so verursacht ihnen die damit verbundene Entbehrung nicht den geringsten Kummer.

Mannigfaltiges.

— **William Sotheby**, der Veteran aller neueren Englischen Dichter, der Uebersetzer von Wieland's Oberon, ist am 30. Dez. 1833 im 77sten Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Seine Uebersetzung des Homer gilt für die beste, welche die Engländer besitzen.

— **Bevölkerung Spaniens.** Nach amtlichen Nachrichten von 1723 betrug die Bevölkerung Spaniens in jenem Jahre 7,625,000 Individuen. Heute beläuft sich dieselbe auf 15,000,000. Vom Jahre 1803—1826 vermehrte sie sich um 3,861,000 Menschen. Von 1723—1770 betrug der Zuwachs nur eine Person auf 237; in den 33 folgenden Jahren verringerte er sich noch, und es kam nur ein Individuum auf 311; während der achtzehn Jahre aber von 1804—1821 stieg er trotz der inneren und äußeren Kriege, und es kam 1 auf 216. Im Jahre 1816 kam 1 auf 134 und gegenwärtig 1 auf 120. (Revue Européenne.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Freitag den 17. Januar 1834.

Frankreich.

Charles Nodier's Aufnahme in die Französische Akademie.

Charles Nodier, der erste Franzose, der Deutsch und Englisch verstand — denn seine Landsleute, die vor ihm aus beiden Sprachen in die ihrige übersetzt haben, wußten nur ein Französisches Deutsch und ein Französisches Englisch, während ihnen der fremde Geist ein ewiges Geheimniß blieb — der Erste, der Göthe's und Byron's tiefsinnerste Gedanken begriff, in sich aufnahm und reproducirte, ist nun ein Mitglied der Akademie — der Französischen Akademie! Wer kennt nicht die Akademie — und wäre es auch nur aus den gegen sie gerichteten Epigrammen, von Piron an, qui ne fut rien, pas même académicien, bis auf Charles Nodier, der selbst in seiner ernsten Analyse der Französischen Wörterbücher nicht ernst bleiben konnte, sobald er auf die Vierzig zu sprechen kam? Die Akademie — und wohlverstanden, wir meinen damit die Académie Française im engern Sinne des Worts — hatte das Vorrecht, allein stabil zu bleiben in einer Zeit, da in Frankreich Alles im Staate wie in der Familie, in der Welt des Geistes wie in der des Stoffes, seinen Standpunkt veränderte. Auf dem Throne verdrängten sich Dynastieen und Prinzipien, aber die Mitglieder der Akademie ergänzten sich in der Revolution wie unter Ludwig XV., in der Kaiserzeit wie unter der Restauration, nach demselben unveränderlichen Prinzip. Gleichsam eine vierte Einheit bildete sie neben den drei aristotelischen, die sie, wie der Cherub die Pforten des Paradieses, mit dem Schwerdte der klassischen Rhetorik vertheidigte. Gleich jener berühmten Deutschen Akademie, deren philosophische Klasse stets den ausgezeichnetsten Philosophen verschlossen blieb, verweigerte sie standhaft jedem Elemente, das Gährung und neues Leben in den schlummernden Körper hätte bringen können, den Zutritt. Wie sehr mußte es daher die Freunde der Französischen Romantik überraschen, als Charles Nodier vor Kurzem an die Stelle des verstorbenen Lapa zum Mitglied derselben erwählt wurde, die er oft genug zum Gegenstande seines geistreichen Spottes gemacht hatte.

Alles war gespannt auf die Art und Weise, wie Nodier die Akademie begrüßen, und wie diese den Gruß erwiedern würde; und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sich beide Theile bei dieser sitzlichen Begegnung, ohne doch ihrer gegenseitigen Würde und Konsequenz etwas zu vergeben, auf das Beste benommen haben. Am 26. December erfolgte die feierliche Aufnahme, bei der Herr Joup als Direktor der Akademie fungirte, in deren Namen er die Rede des Herrn Nodier erwiederte. Letzterer hatte zunächst — wie dies in solchen Fällen immer üblich ist — die Verdienste seines Vorgängers, Herrn Lapa, des Verfassers von Jean Calas und des in der Revolution so berühmt gewordenen Dramas L'ami des lois, angepriesen und knüpfte daran sein eigenes literarisches Glaubensbekenntniß, das wir mit Hinweglassung jener Formeln, eben so wie den auf diesen Punkt sich beziehenden Theil der Erwiederung des Herrn Joup, als interessante Aktenstücke, hier mittheilen. —

I. Aus der Rede Charles Nodier's.

. . . . Jene Achtung vor dem Klassischen und vor bewährten Lehren, die ich so eben an Herrn Lapa gerühmt habe, ist der auszeichnende Zug eines Akademikers; denn sie ist der eigentliche wahrhafte Gegenstand alles akademischen Wesens. Der Flug eines vorwärtsdringenden Geistes, der sich in die Zukunft wirft, ist die einsame That des einzelnen Gedankens; die Akademieen, weit entfernt, einen solchen in der Beredsamkeit seines Schwunges zu hemmen, gewinnen vielmehr an ihm einen stets neuen Ruhm, der mit jedem Jahrhundert wächst. Nun hat daher nicht zu befürchten, daß sie ein Werk der Zeit, das die allgemeine Stimme geheiligt, verschmähen, das Werk des Genies, dem ruhig-weise Bewunderung die Stempel der Geltung aufgedrückt, von sich weisen würden; denn in demselben Moment, wo dies geschähe, würden sie nicht mehr sie selber, würden sie ihrer Bestimmung treulos geworden seyn; aber ihr Zweck als literarische Autorität geht wesentlich auf Erhalten; und sie würden denselben nicht weniger ungetreu werden, sobald sie, fortgerissen von blinder Gier nach Veränderung, ihre Gesetze und Götter dem Schicksale eines ungewissen Versuches überließen, ohne sicher zu seyn, ob sie dadurch nicht auf barbarischen Grund und Boden geführt würden. Zum Besitz einer Folge von begründeten Regeln gelangt, mitten in einer an Meisterwerken, welche zu übertreffen unmöglich schien, reichen Literatur, sahen sie sich zur Vertheidigung derselben und der Regeln, als schützende Wache, bestellt. In einem solchen Verhältniß zu der Errungenschaft der Vergangenheit erwarten sie von den nachwachsenden Geschlechtern nur die feierliche Bestätigung des großen Erbes. Zweifelsohne verwerfen sie nicht das Ariboll der Zukunft, aber sie greifen nicht vor. In gegenwärtiger Zeit, die vielleicht begründender Natur ist, die aber zerstört, um zu gründen, haben sie nur die Pflicht, zu erhalten. Diese Aufgabe ist würdig genug, und die Akademie hat sie sehr wohl verstanden.

Dieses mein Glaubensbekenntniß war ich der Akademie schuldig; ich war es der Französischen Wissenschaft schuldig, weil ich häufig unter den Schriftstellern genannt worden bin, die dem Geiste der Neuerung einige Nahrung gegeben. Diese Beschuldigung, meine Herren, ist eine harte im Schooß einer Versammlung, deren ruhmvolles Geschäft ich so eben, so gut ich vermochte, geschildert und gewürdigt habe; aber es liegt nicht in meinem Charakter, durch furchtsame Ausflüchte zu entschlüpfen, in denen man doch viel mehr die Zugeständnisse eines akademischen Kandidaten, der sich demüthigt, als die Zurücknahme einer Ansicht, die als falsch erkannt worden, suchen würde. Meine Ansicht hat nicht gewechselt; sie ist ganz das geblieben, was sie in der jugendlichen Begeisterung meiner klassischen Studien war; ganz so, wie sie in der Anwendung meiner Theorieen auf die Abfassung meiner Schriften sich gezeigt, und ich scheue mich nicht, sie ohne Rückhalt zu bekennen. Ich habe an den Bestrebungen jenes Geistes der Neuerung Theil genommen, meine Herren; ich billige und vertheidige sie; aber ich bitte Sie, mir zu erlauben, daß ich mich hierüber erklären und meine Gedanken näher auseinandersetzen darf.

Ja, meine Herren, ich bin ein Anhänger jener nothwendigen unwiderstehlichen Neuerung, die sich treu gehorsam, den anerkannten Fortschritten der gesellschaftlichen Entwickelung gemäß, gestaltet, die wie ein unmittelbarer Ausfluß auf naive Weise aus den praktischen Neuerungen der gesammten Bildung entspringt; die mit treffendem Ausdruck und glücklicher Form die Verkündigung einer heilvollen, allgemein anklingenden Idee begleitet, welche noch keinen Namen hat; die Licht und Leben einer neuen Schöpfung Allem leiht, was in den Bildungen des Menschen den Stempel der Neuheit und des Schöpferischen an sich trägt; und von der Art ist der Genius der Völker, daß keine Umwälzung von Grund aus in ihrer alten Organisation stattfinden kann, ohne daß zu gleicher Zeit eine ähnliche Bewegung in dem Reich ihres Wortes vor sich geht. Diese gedoppelte Erscheinung ist eines von den Gesetzen der Gattung. Kein Widerstand fruchtet dagegen.

Ja, meine Herren, ich bin ein Anhänger jener erleuchteten, das Unrecht wieder gut machenden Neuerung, die sich gegen die schmähliche Vergessenheit erhebt, in der zwei lange Jahrhunderte unserer Literatur die früheren Zeiten gelassen; die dem Staube des Mittelalters eine unserer schönsten National-Ehren abringt; die sich, um sie ans Licht zu fördern, mühevoll beschäftigt mit dem Ausgraben jener Meisterwerke an Zartheit, geistvoller Einfalt, bewundernswürdiger Einbildungskraft, prächtiger Beredsamkeit, eines Vereins von Vorzügen, woraus die vollkommensten Völker stolz gewesen wären, und die eine gleiche Pflege und Ehrfurcht für sie in Anspruch nimmt, wie jene, welche die Künstler zur Zeit der geistigen Wiedergeburt Polydor's und Praxiteles' neuerweckten Göttern gezollt. Seltsame Neuerung, wenn das eine ist, jene Neuerung der Vergangenheit, die nicht baut, nur wiederherstellt, deren wohlthätiger Ehrgeiz sich damit begnügt, erhabene Trümmer zu enthüllen, um das Andenken des Vaterlandes damit zu verherrlichen!

Ja, meine Herren, ich bin ein Anhänger jener erobernden weltbürgerlichen Neuerung, die nicht mit ungerechter Verachtung den Hervorbringungen des ausländischen Genius begegnet; die sich mit Lust an den Erfindungen, die sie bewundert, ohne sich um ihren Ursprung zu kümmern, bereichert; die das fremde Genie nicht der Chikane einer literarischen Zollstätte unterwirft; die vielmehr auf alles Schöne und Große Anspruch macht, als auf ihr Eigenthum, weil das Genie nicht der ausschließliche Besitz einer bevorrechteten Kaste ist, sondern der ganzen Menschheit gehört, die alle Talente zu ihren Volksfesten, alle Musen zu ihren Spielen zusammenruft. Der Parnaß einer wahrhaft gebildeten Nation ist, wie das Pantheon des Alexander Severus, den großen Männern aller Länder offen.

Ja, meine Herren, ich bin ein Anhänger jener meinetwegen abenteuerlichen Neuerung, die, fern von den Wegen, die Erfahrung und Geschmack gebahnt, mit nur zu bald betrogener Zuversicht nach Neuem umherschweift. Sie geht in einer Finsterniß vorwärts, wo

das Licht vielleicht nimmer leuchten wird; aber sie geht doch vorwärts. Sie wird nicht dahin gelangen, wohin sie will, ich glaub' es, aber es bleibt ihr noch Zeit genug, umzukehren, eine neue Bahn einzuschlagen und sie bis ans Ziel zu durchlaufen. Von der Art ist wenigstens die Hoffnung, die ich aus ihr gewonnen, und auf die ich nicht ohne Schmerz Verzicht leisten würde. Man muß das Genie, wenn es sich verirrt, zurückrufen, meine Herren, man muß ihm die Arme entgegenstrecken, nicht aber es hinausstoßen in die Wildniß. Das Genie ist zu selten, als daß man ihm wie einem namenlosen verachteten Verbannten begegnen dürfte. Der Ostracismus, der es züchtigt, ist ein allgemeines Unglück. Wenn es sich dennoch, gegen meine Erwartung, darauf gesetzt hätte, alle vernünftige und gehörige Gränzen in Form und Erfindung zu überspringen, wenn es am Abgrunde stünde, ihn schon ermessen könnte, ohne von seinem Irrthume loszulassen und ohne die Gefahr zu würdigen, dann müßte die Poesie gar bittere Thränen vergießen, denn ich zweifle, daß sie jemals mehr verloren hat, und Sie würden mich nicht tadeln, wenn ich einem so großen Unglück mein ehrerbietiges Bedauern schenkte. Sogar die Kinder wissen von dem gerechten Sturz jenes verwegenen Prinzen, der seine wächsernen Flügel den Strahlen der Sonne zu nahe aussetzte; aber bewundernswürdig bleibt es immer, sich der Sonne genähert zu haben, und Ikarus hat dem Meere, in welches er hinuntergestürzt, seinen Namen gegeben.

Ich lege, was diese Neuerung betrifft, wenig Gewicht auf Kühnheiten, die rein materieller Art sind und sich nur auf den äußeren Schein eines geistigen Werkes beziehen. Ich stoße mich auch an keine Erfindung eines ungewöhnlichen Rhythmus, wenn er seine Seltsamkeit durch Vorzüge, die meinem Ohr oder meinem Geiste wohlthun, vergütet, wenn er im Uebrigen natürlich, harmonisch, malerisch, korrekt ist. Mit einem Wort, ich habe es nicht zu meiner Aufgabe gemacht, gegen einige unbedeutende Mängel in einem Werke minder nachsichtig zu seyn als Horaz, wenn sie von allen Seiten durch blendende Schönheiten ausgeglichen werden. Aber hier wird auch ein Punkt eintreten, wo diese Nachsichtigkeit aufhört, die freilich schon ziemlich groß und ziemlich willfährig scheint, die man jedoch den Versuchen einer Uebergangs-Epoche füglich nicht entziehen dürfte. Ich werde nimmermehr dergleichen kecke Neuerung billigen, die nach Gefallen gegen die Gesetze unserer herrlichen Sprache frevelt und sich ein tolles Spiel daraus macht, ein Idiom von fremdem Gemisch sämmtlicher Grammatiken an ihre Stelle zu setzen. Man wird mich hoffentlich nicht beschuldigen, das schwache Ansehen meines Beispiels jener noch bei weitem gefährlicheren Neuerung geliehen zu haben, die so weit geht, daß sie die Grundsätze der allgemeinen Moral bedroht; ich habe zuerst ihren verderblichen Wahnsinn verdammt, vor zwölf Jahren in der Kritik meiner Zeit das Eindringen und die Fortschritte unserer unsinnigen Schule verzeichnet. Aus Wahl und Neigung in mühsamen Studien verschlossen, die mich am öftersten zum Verkehr mit den Alten zurückführen, weiß ich gegenwärtig nichts von jener verderblichen Verirrung schriftstellerischer Kunst, oder, besser gesagt, von der Geschicklichkeit, welche die Stelle der Kunst einnimmt, als was durch Abscheu und Unwillen dagegen mir bekannt geworden. Es ist wenigstens ein tröstlicher Gedanke, daß kein wahres Talent für die Dauer der Sklav' dieser Ausschweifungen bleiben wird, wäre es auch für eine kurze Zeit durch die Wuth der Leidenschaften oder durch den verderblichen Beifall der Schlechten zur Theilnahme mit fortgerissen worden. Wahre Talente können sich verirren, nicht zu Grunde gehen, weil es ohne ein gutes Gewissen kein wahres Talent giebt. Die Verachtung der allgemeinen Sitte, großer Gesinnungen und edler Gefühle konnte einige Schöngeister auf der Stufe der Mittelmäßigkeit mit sich fortreißen, aber nie hat sie einem großen Mann in der Bewunderung und Hochachtung der Nachwelt geschadet.

Und wie sollte der Dichter nicht gerecht und tugendhaft seyn, der das Geschäft seiner Sendung versteht, der Dichter, der sich stark genug fühlt, es zu vollbringen? Wie sollte es ihm möglich seyn, zu vergessen, daß in den Tagen des Unglücks, in denen wir leben, wo aller Glaube von der unwissenden Bosheit der Sophisten erschüttert, seine heilsame Gewalt verloren, daß da die Vorsehung der Welt das Priesterthum in seine reinen Hände gelegt hat: durch welchen ungeheuren Irrthum müßte er die Schwingen seiner Muse, die dem Göttlichen geweiht sind, in den Abgrund tauchen? Ach! jedes Verzichtleisten auf eine Eigenschaft seines Gemüths, und wäre es auch die alltäglichste und geringste, würde den Mangel einer wesentlichen Seite seines Genius zur Folge haben; denn es ist ein heiliger und religiöser Charakter, ein himmlischer und geweihter, womit die Natur den großen Schriftsteller bekleidet! Es ist ein Amt der auserlesenen Erwählung, was ihnen das Scepter der Zeiten giebt. In unserer alten Volksmythologie war ihr Reich unter jenem Gallischen Herkules vorgestellt, der alle Völker durch das bloße Wort gefesselt hielt, und diese erhabne Macht der Rede — lassen wir uns darüber von einiger Ausnahme, welche die Zeit schon gerichtet hat, nur nicht irre machen — wird immer nur der reinen und strengen Sitte angehören.

Kann etwa der Dichter zu seiner Rechtfertigung sagen, daß er nur dem unvernünftigen Bedürfniß des Zeitalters, welches nach dieser Art von Reizmitteln gierig ist, nachgegeben habe? Bewahre ihn der Himmel auf ewig vor einer so schmählichen Erniedrigung! Was kümmert ihn der trotzige Eigensinn eines schlechten Zeitalters? was sein Beifall oder sein Tadel, seine Gunst oder sein Haß? Beim Schlusse der Bildung erblicken wir, wie bei ihrem Anfange, Bacchanten statt des Orpheus, ich weiß es, und auch Lapa wußte das. Nun wohl! auch das ist eine Weihe! Es ist eine seltsame Bestimmung für einen Dichter, aber wahrlich nicht seine geringste. Es giebt blutige Apotheosen, und der Geist der Opfer hat zum mindesten eben so viele Palmen ertheilt, als der Geist der Triumphe. Oh! welch ein köstlicher Schatz ist dann eine keusche Leier, und wie schön sind die Opfer, wenn sie rein sind!

Ich wiederhole es, meine Herren! Außer den Marken der sittlichen Pflichten des Menschen müssen wir nicht mehr das Talent suchen. Es giebt außerhalb derselben keins! und könnte es doch einmal durch einen beklagenswerthen Zufall jenseit dieses Bezirks angetroffen werden, so möchte lieber die ganze Literatur nicht existiren, so möchte sie lieber nimmermehr existirt haben! Die Literatur ist die Dolmetscherin edler Gesinnungen. Sie ist bestimmt, die Nationen auf ihrem Wege zu leiten, nicht ihnen zu folgen in ihren Verirrungen! Sie trägt die Fackel der Aufklärung, nicht den Pechkranz der Verwüstung! — Das Genie und die Tugend sind vielleicht beide ein und dasselbe Wesen.

Ich habe keine Besorgniß gehegt, meine Herren, Ihnen mein ganzes Herz zu eröffnen, und es verschließt kein Geheimniß, das ich Ihnen nicht mit derselben Aufrichtigkeit hätte vertrauen können. Ich weiß, daß Ihre hohe Einsicht nichts mit den eitlen Wechselfarben der Meinung zu schaffen hat, und ich würde es nicht wagen, auf jener glühenden und beweglichen Asche meine Füße zu versuchen, wenn mich die letzte Pflicht, die mir heut zu erfüllen übrig bleibt, nicht nöthigte, sie im Vorübergehen zu berühren. — Nach vielen ruhmlosen Kämpfen, von denen mein bürgerliches Leben noch tiefe Narben trägt, glaube ich endlich zu wissen — und lassen Sie meinem Skepticismus, im Fall Sie ihn nicht billigen, Verzeihung angedeihen — daß der größte Theil der Geheimnisse der Politik für die Masse auf stolze Täuschungen hinausläuft, die unsere Zeitgenossen thörichter Weise an die Stelle anderer Hirngespinste gesetzt haben, um sich scheinbare Motive gegenseitigen Hasses und gegenseitiger Vernichtung zu erhalten. In weiter Ferne von dieser trügerischen Arena habe ich das letzte Asyl meiner müden Tage aufgeschlagen; ich habe die Gegenwart meiden gelernt für die Vergangenheit, vielleicht für die Zukunft! Und dieser völligen Parteilosigkeit meiner Lage bin ich ohne Zweifel den Vortheil schuldig, wenn ich einige Scenen der Geschichte mit einer Treue zu entwerfen vermocht, die mir bisweilen das Talent ersetzen konnte; wenn ich mich aber von den menschlichen Angelegenheiten in meinen Theorieen zurückgezogen, so bin ich gleichwohl Mensch geblieben durch alle Gefühle, die den Menschen an die Menschheit fesseln. Illusionen habe ich verloren, sehr viele; Hingebung, Wärme, nicht die mindeste. Alles, was ich geliebt, lieb' ich noch, und Sie würden mich nicht für den brüderlichen Genossen, den Sie an mir zu gewinnen geglaubt, erkennen, wenn Sie mich fähig erfänden, diesen einzigen Ruhm meines Lebens mit dem niedrigen Widerruf eines Ueberläufers zu besiegeln. Nein, meine Herren, mein dankbar Andenken wird nimmermehr dem Alter und dem Unglück der Verbannung ungetreu werden. Es steht mir zu unumstößlich fest, als daß ich mich so unwürdig verirren könnte, daß es kein elenderes Verbrechen giebt, als den Verrath, und keinen gottloseren Verrath, als den, welcher den Unglücklichen verleugnet. Hierauf beschränken sich jedoch die Pflichten des Menschen, und ich verkenne nicht die Pflichten des Bürgers, der sich mit Ehrfurcht der durch die Stimme der Nationen gegründeten und durch die unsichtbare Hand, welche sie nach ihrem Wohlgefallen lenkt, befestigten Macht unterwirft. Glücklich, zu einer in den Annalen der Welt einzigen Zeit zu leben, die weder mit Uebermuth die Königliche Gewalt verachtet, noch sie mit Schwäche vertheidigt, huldige ich ohne Mühe der schützenden Macht, die meinem Herzen das Recht der Freimüthigkeit läßt; und es kostet meiner Unabhängigkeit Nichts, in einem rechtschaffenen Fürsten das Muster aller Privattugenden, den Beschützer der Wissenschaften und den Besänftiger der Parteien zu verehren."

(Die Erwiederung des Herrn Jouy folgt.)

Bibliographie.

La doctrine médicale homoeopathique examinée sous les rapports théorique et pratique. (Die Homöopathie in theoretischer und praktischer Hinsicht.) Von Dr. Gueyrard. Pr. 4½ Fr.

Histoire du Choléra-morbus asiatique. (Geschichte der Asiatischen Cholera.) Von J. Petit. Pr. 9 Fr.

Recherches médico-légales sur l'incertitude des signes de la mort. (Gerichtlich-medizinische Untersuchungen ꝛc.) Von J. de Fontenelle. Pr. 8 Fr.

Cours théorique et pratique d'hippiatrique. (Die Pferde-Heilkunde.) Zum Gebrauche der Kavallerie-Offizere. Von F. Boleli. 3 Bdchen. 32. Pr. 4½ Fr.

Arabien.

History of Arabia etc. (Geschichte des alten und neuen Arabiens.) Von A. Crichton. Zwei Bände. Edinburg, 1833.

Arabien ist eine Halbinsel, die ein unregelmäßiges Dreieck bildet und im Westen vom Rothen Meere, im Osten aber vom Persischen Meerbusen begränzt wird. Man schätzt ihr Areal auf eine Million Englischer Quadratmeilen, ihre Bevölkerung auf 12 Millionen Seelen. In den Thälern und Niederungen herrscht die drückendste Hitze; in den Hochländern strenge Kälte. Das Thermometer zeigt allenthalben in den kürzesten Zeitabschnitten merkwürdige Temperaturwechsel. Die charakteristische Eigenthümlichkeit des Landes ist jedoch seine Dürre; denn Jahre gehen vorüber, ehe es einmal regnet. Dazu kommt noch, daß es im Innern nur sehr wenige Flüsse und anhaltende Ströme giebt. Die Winde tragen zur Veränderlichkeit der Temperatur Vieles bei, und besonders ist Arabien dem Samum sehr ausgesetzt, einem Glutwinde, dessen giftiger Hauch die ganze Natur auszudörren scheint.

Der Verfasser der vorliegenden sehr reichhaltigen Geschichte Ara-

biens geht von den geographischen Eigenthümlichkeiten zur Geschichte der ältesten Bewohner über, die er sehr weit ausholt. Zwar haben wir keine sichere Gewähr für das Authentische dieser alten Ueberlieferungen; so viel ist jedoch außer Zweifel, daß die Araber ein Jahrtausend hindurch ihre Unabhängigkeit, ihren alten Glauben und die angestammte Sitte bewahrten, jeder Invasion glücklich Trotz bietend, durch Wüsten und Meere, wie durch Tapferkeit, den unbesiegtesten der alten Eroberer Ehrfurcht einflößend. Im Laufe der Zeiten versuchten es Babylonier, Assyrer, Aegypter, Perser, Arabien zu unterjochen; allein ihre größten Anstrengungen blieben fruchtlos, und der ritterliche Araber behauptete seine Freiheit bis auf Alexander den Großen, vor dem er, wie der Verfasser meint, die Waffen strecken mußte (!). *)

Seit den ältesten Zeiten waren die Araber durch eine möglichst scharfe Demarcationslinie in zwei große Klassen getheilt. Die Einen, lauter Kinder der Wüste, trieben Viehzucht und zuweilen Räuberei; die Anderen, feste Wohnsitze vorziehend, beschäftigten sich mit Gewerben und Künsten. Dieser Unterschied besteht noch heute wie vor zwei Jahrtausenden. Die Hirtenstämme hatten, wie es scheint, wenig Verkehr mit der sie umgebenden Welt; allein ihre Nüchternheit erhob sie über die künstlichen Bedürfnisse civilisirter Nationen. Ihre Hauptnahrung waren Datteln und Milch. Das Kameel, der werthvollste Theil ihrer Habe, war für sie eine lebendige Vorrathskammer von Bedürfnissen und Bequemlichkeiten. Das Fleisch der jungen Kameele, obgleich zart, machte den Menschen, nach ihrer Meinung, heftig und rachsüchtig; den Dünger verbrauchten sie als Brennstoff; das lange jährlich ausfallende Haar wurde zu Umhängen der Zelte, zu Kleidungsstücken u. dgl. verarbeitet. Sie liebten die Freiheit mehr als Güterbesitz, und noch hat die Gier nach fremden Luxus-Artikeln die patriarchalischen Sitten dieser Raubschäfer nicht umgemodelt. Wie alle Reisende berichten, unterscheidet sich der heutige Beduine nur wenig von seinen Altvordern, die im Zeitalter Mose's und Muhammed's unter ähnlichen Zelten lebten und ihre Heerden an die nämlichen Quellen, auf dieselben Weideplätze trieben. Sein Zelt betrachtet der Arabische Hirt als die Geburtsstätte jeder edlen Eigenschaft, die unwirthbare Oede als den einzigen des freien Mannes würdigen Aufenthalt. Die alten Araber sagten, Gott habe ihnen vier kostbare Dinge geschenkt: Turbane **) statt der Diademe, Zelte statt der Mauern und Wälle, Schwerdter statt der Schanzen und Gedichte statt der geschriebenen Gesetze.

In den Geschichten und Dichtungen der Araber selbst finden wir wiederholte Beweise, wie sehr die Hirtenstämme ihr Wanderleben jedem anderen vorzogen, und Abulfeda, der eine Weltgeschichte (bis 1315 nach Christi) schrieb, gedenkt eines merkwürdigen Beispiels dieser Art. Eine junge Araberin, Namens Maisuna, die an Einen der Chalifen verheirathet war, konnte über den Glanz des Hofes den Zauber der heimatlichen Wildniß nicht vergessen. In einsamen Stunden war es ihr die süßeste Freude, von den unschuldigen Genüssen zu singen, welche die Wüste darbietet. ***) Die neueren Beduinen wollen nicht in Häusern übernachten, wenn ihr Geschäft sie in volkreiche Städte ruft. Man sieht sie auf öffentlichen Plätzen und in den Gärten von Mekka, Aleppo und Kahira unter freiem Himmel schlafen.

Betrachten wir nun die andere Hauptklasse der Bewohner Arabiens, so finden wir bei diesen alle Kennzeichen eines betriebsamen Volkes. Hier sind die Felder abgetheilt, hier gilt das Eigenthumsrecht; allein von ihrer Bestellung des Bodens †) wissen wir wenig und noch weniger von ihrem Handel. Geschichte, Oertlichkeit und Sitten bezeugen, daß sie die ersten Schiffer auf ihren Meeren und die ersten Spediteure Orientalischer Produkte waren. Das Alte Testament, Diodorus, Agatharkides und andere Schriftsteller beschreiben die Pracht der alten Araber. Ihr Land verlieh Alles, was zu den Bedürfnissen und dem Glücke des Lebens gehört, in Ueberfluß; die Bäume schwitzten wohlriechendes Gummi, und die Zephyre brachten einen so starken würzigen Duft mit, daß die Eingebornen von Zeit zu Zeit brennendes Pech oder Ziegenhaar unter die Nase hielten, um ihren ersättigten Geruchsinn wieder zu reizen. Sie kochten ihre Speisen bei Feuer aus wohlriechendem Holz und lebten im ungetrübten Genusse jener Segnungen, die ihrer Heimat den Beinamen der Glückseligen erwarben. In Kleiderpracht wetteiferten sie mit Fürsten. Ihre Häuser waren mit Pfeilern geschmückt, die von Gold und Silber schimmerten; ihre Thüren von Elfenbein, mit Vasen gekrönt und mit Juwelen besetzt. Das Innere ihrer Wohnungen entsprach dem Aeußeren; Hausgeräth und Luxus-Artikel übertrafen an Kostbarkeit Alles, was die Europäer bis jetzt gesehen hatten. Andere Schriftsteller reden in ähnlichen Ausdrücken von dem Luxus und den Schätzen der „Sabäer". Arrian gedenkt ihrer verbrämten Mäntel, ihrer Gefäße voll Myrrhen, ihrer zierlich gearbeiteten Vasen aus Gold und Silber; ihrer Gürtel, Armbänder und anderen weiblichen Schmucksachen. Gold hatte, nach Strabo, nur den dreifachen Werth des Kupfers und den zweifachen des Eisens; Silber aber den zehnfachen des Goldes. Das Gold lieferten ihre Berge beinahe gediegen und in Stücken von der Größe einer Olive bis zu der einer Wallnuß. Die verschiedenen Artikel, welche den Gegenstand des Transito-Handels der Araber bildeten, sind von Schriftstellern aufgezählt worden, und von Arabiens Natur-Produkten war der Weihrauch ohne Zweifel einer der wichtigsten Artikel; allein Theophrast und Plinius, die hierüber etwas schreiben, sind beide nicht Augenzeugen.

Der Nationalstolz der Araber nährte ihren kriegerischen Sinn, und die Annalen der Periode vor Muhammed sind voll von Beschreibungen bürgerlicher Kriege unter den einzelnen Stämmen. Die Landessitte schrieb jedoch periodische Waffenstillstände vor, und während des ersten, siebenten, elften und zwölften Monates eines jeden Jahres hielt man streng gewissenhaft mit dem Blutvergießen inne. Die Araber des Alterthums waren durch die edelmüthigste Gastfreiheit ausgezeichnet. Ihre freundliche Behandlung des Fremden beschränkte sich nicht auf Lager oder Zelt; auf jeder Anhöhe flackerte nächtlich ein gastfreundliches Feuer, das den ermüdeten Wanderer zu Obdach und Ruhe einlud. In sternenlosen Winternächten sah man diese Feuerzeichen meilenlang an einander gereiht, und je höher und größer sie waren, desto höher schätzte man die Freigebigkeit dessen, der sie unterhielt. Man wetteiferte mit einander, wer die meisten und größten dieser Signale aufrichtete.

Philosophie und Gelehrsamkeit wurden bei den alten Arabern wenig kultivirt; sie füllten diese Lücken erst in der Folgezeit aus; doch müssen sie wenigstens den gestirnten Himmel schon sehr frühzeitig beobachtet haben. Es fehlte ihnen auch nicht an abergläubischen Ideen und an Astrologen oder Wahrsagern, die sie darin bestärkten.

So stand es mit den alten Arabern bis auf Muhammed. Von dem Letzteren giebt Herr Crichton eine treffliche Biographie, nebst bündiger Darstellung der Lehren des Koran's. Dann schildert er, seine Geschichte fortsetzend, die Eroberungen der Sarazenen, *) die unter Abu Bekr, dem unmittelbaren Nachfolger oder Stellvertreter **) Muhammed's, ihren Anfang nahmen; den Fortgang ihrer Waffen in Afrika und Spanien, und die Einsetzung von Chalifen in Bagdad, Afrika, Aegypten und Spanien. Dem Einbruche der Mauren, die einen Theil der Arabischen Streitkräfte bildeten, in letzterwähntes Land, folgte die Besitznahme der gegenüber liegenden Asiatischen Küste. Derjenige Feldherr, welcher die ganze Pyrenäische Halbinsel, mit Ausnahme eines kleinen Winkels, unterjochte, war Tarik, der Stellvertreter des Musa. Der Sohn des Letzteren befestigte nachmals die Spanischen Eroberungen, und setzt entwarf der Oberfeldherr selbst den kühnen Plan, ganz Europa zu überwältigen. Mit einer mächtigen Heeresmacht zu See und zu Land wollte er über die Pyrenäen setzen, das Reich der Franken in Gallien, wo damals zwei Dynastieen sich befehdeten, umstürzen, die Herrschaft der Lombarden in Italien vernichten und einen Arabischen Imam auf St. Peter's Stuhl setzen. Von dort aus beabsichtigte er die barbarischen Horden Germaniens zu unterwerfen und dem Laufe der Donau bis unter die Mauern Konstantinopels zu folgen, wo ihm seine Landsleute die Hände bieten sollten.

Spanien war indeß eine der ersten muselmännischen Eroberungen, die sich von dem großen Chalifate losriß. Um's Jahr 1036 hatte die Macht der Ommiaden daselbst ihre Endschaft erreicht, und es erhoben sich fast eben so viele kleine Potentaten, als Spanien Städte zählte. Diese Duodez-Fürsten rieben sich unter einander auf oder wurden von den Eingebornen niedergedrückt. Die Araber behaupteten sich nur in der kleinen Provinz Granada, welche beinahe drei Jahrhunderte lang an Wohlstand, Macht und Bevölkerung zunahm. Bis zur Thronbesteigung Ferdinand's und Isabella's herrschten in dieser Provinz die Religion und das Gesetz Muhammed's. Allein in diese Epoche fällt Granada's Eroberung. Tausende der Gläubigen wurden niedergemetzelt oder versprengt. Mit dem Falle Granada's endigte ein zehnjähriger ununterbrochener Kampf. Die 778jährige Herrschaft der Mauren in Spanien hatte nicht weniger als 3,700 Schlachten zwischen Christen und Arabern veranlaßt.

Die literarische Thätigkeit und der kaufmännische Unternehmungsgeist der Spanischen Araber, von der klugen Staatsverwaltung ihrer Chalifen ermuthigt, brachten das eroberte Land in Flor. Cordova, der Sitz der Ommiaden, wetteiferte an Größe und Wohlstand mit ihrer stolzen Gegnerin am Tigris. Ein Raum von vier und zwanzig (Engl.) Meilen in der Länge und sechs Meilen Breite längs dem Ufer des Guadalquivir (Arabisch Wadi al kebir, der große Strom) war mit Palästen, Straßen, Gärten und öffentlichen Gebäuden überdeckt, und die Bewohner konnten durch eine ununterbrochene Reihe von Gebäuden zehn Meilen weit bei hellem Lampenschein wandern. Unter der Regierung Almansur's hatte Cordova 270,000 Häuser, 80,455 Schiffe, 911 Bäder, und 3,877 Moscheen (Mesdschid's), von deren Minaret's täglich 800,000 Seelen zum Gebet gerufen wurden. Das Serai (nicht Serail) des Chalifen — rechtmäßige Frauen, Beischläferinnen und schwarze Verschnittene — belief sich auf 6300 Personen. Im Felde begleitete ihn eine Leibgarde von 12,000 Reisigen, deren Gürtel und Säbel (Schimtar's) mit Gold ausgelegt waren. Die Königlichen Domainen erstreckten sich an zwanzig Meilen weit; die Einkünfte aus denselben wurden auf die Festungswerke der Stadt verwendet. Die Abgaben für das Ge-

*) Alexander's Heere haben die Arabische Halbinsel niemals betreten und sind außerhalb derselben nur mit herumziehenden Beduinenstämmen in vorübergehende Kollision gekommen.

**) Unser Turban ist eine Corruption des Persischen Dulbend, welches Wort auch bei den Türken gebräuchlich ist; die Araber dagegen nennen ihr in der Form von dem Dulbend etwas verschiedenes Kopfbund Imámah.

***) Wir müssen hier aus dem Gedächtniß etwas ergänzen. Bei einem ihrer melancholischen Lieder, das mit den Worten schloß:

wa charikon min banî ammi fakiron
ahabbu ilayya min eldschin alisân.

„Und der hagere arme Sohn von meinem Stamme ist mir theurer als der wohlbeleibte Barbar", hatte der Chalife unbemerkt gelauscht. Als er den letzten Vers hörte, trat er in ihr Gemach und sprach entrüstet: „Wenn ich Dir als ein wohlbeleibter Barbar erscheine, so ziehe wieder hin in Deine Wüste." Maisuna besann sich nicht lange und zog ab. Anmerk. des Uebers.

†) Das große Werk des Ibn el Awam, welches ins Spanische übersetzt worden ist, handelt ganz von diesem Gegenstande.

*) So heißen die Araber bei den mittelalterlichen Christen. Das Wort ist wahrscheinlich aus dem Arabischen Scharki (im Plural Scharkiun) d. h. Leute vom Sonnenaufgang, (Schark) Morgenländer, verstümmelt.

**) Dies ist die Bedeutung des Wortes Chalifa, das mit einem harten Kehlhauch anfangt. Den Franzosen und Engländern kann man es nicht verdenken, wenn sie Kh schreiben, weil ihnen dieser Laut fehlt, wohl aber den Deutschen, die ihn wenigstens im Allemanischen Dialekt auch zu Anfang der Sylben haben.

traide betrugen jährlich 100,000 Thaler, damals eine ungeheuere Summe, da ein ganzer Scheffel Weizen nur fünf Silbergr. kostete. Die Consumtion von 250,000 Familien beschäftigte in den Vorstädten 130 Wassermühlen. Unter den Mauren soll dies kleine Königreich drei Millionen Seelen gezählt haben, welche Summe jetzt wohl bis auf ein Fünftheil eingeschmolzen ist. Der verödete Palast (Alhambra) ist im Innern noch ziemlich gut erhalten und giebt ein melancholisches Bild von der Pracht seiner alten Besitzer. Sevilla, beinahe 200 Jahre hindurch die Hauptstadt eines kleinen Staates, zählte (im Jahre 1247) 300,000 Seelen, im sechzehnten Jahrhundert um ein Drittheil weniger. Sie war einer der bedeutendsten Olivenmärkte in den Maurischen Besitzungen und trieb mit diesem Artikel allein so ausgedehnten Handel, daß die Oliven-Pflanzungen um die Vorstädte an 100,000 Pachthäuser und Oelmühlen beschäftigten. Jetzt dürfte wohl ganz Andalusien diese Summe nicht aufzuweisen haben.

Die Arabischen Chalifen bezogen ein unermeßliches Einkommen aus der Pyrenäischen Halbinsel. Unter Abdurraham III. stiegen die jährlichen Einkünfte auf sechsthalb Millionen Pfund Sterling. Von allen Produkten kam ein Zehntheil, von der Einfuhr und Ausfuhr 12½ Prozent, von dem Total-Ertrage aller verkauften Güter ein Zehntheil, und von dem Eigenthum der Christen und Juden ein Fünftheil in die Staatskasse. Freilich war auch Spanien damals ein sehr kultivirtes und volkreiches Land; es besaß achtzig große Städte, dreihundert Städte vom zweiten und dritten Rang, Städtchen und Dörfer ohne Zahl. In den meisten Städten waren Kunst- und Gewerbsschulen, und ihr Handel umfaßte beinahe die ganze alte Welt. Durch ganz Afrika fanden Spanische Waffen, Kleidungsstücke, seidene und wollene Tücher von verschiedenen Farben Absatz. Mit Aegypten und den Griechischen Staaten wurde ein Tauschhandel getrieben, der noch einträglicher war. Man erhielt gegen Drogen und Farbenstoffe orientalisches Räucherwerk, und Indiens Luxusartikel wanderten über Alexandrien nach Malaga. Die Manufakturen Spaniens waren die Zeughäuser, aus denen Frankreich und England ihre besten Helme, Lanzen, Klingen und Panzer erhielten.

Im 14ten Jahrhundert hatten die Araber eine unermeßliche Marine; die Wälder Spaniens versorgten sie mit Bauholz, und ihre Kauffahrtei-Flotte soll mehr als tausend Schiffe gezählt haben. Aus einem Arabischen Schriftsteller über den Handel, der im 10ten Jahrhundert schrieb, ergiebt sich, daß die Bilanz entschieden zum Vortheil der Mauren war. Gold, Silber, Kupfer, rohe und verarbeitete Seide, Zucker, Scharlachbeeren, Quecksilber, Eisen, Oliven, Oel, Mennige, Korallen (von der Andalusischen Küste), Perlen (von der Katalonischen), Rubine und Amethyste aus Schachten im Gebiete von Malaga und Cartagena gehörten zu den kostbarsten und einträglichsten Ausfuhr-Artikeln. Diese von einheimischen Autoren beglaubigten Thatsachen werden auf die bis jetzt noch nicht motivirte Pracht der Chalifen des Abendlandes Licht werfen. Der Handel war die eigentliche Basis ihrer Größe, die verborgene Quelle, welche Spaniens Schatzkammern füllte. Die Flotten auswärtiger christlicher Mächte und die der Könige von Arragonien und Portugal schwächten die Maurische Seemacht mehr und mehr, bis sie nach der Eroberung von Algesiras, Sevilla und Almeria ganz vernichtet wurde.

(Schluß folgt.)

England.

Englische Schilderung eines Pariser Sonntags.

Paris und London am Sonntage sind sich ungefähr so ähnlich wie der Fastnachts-Dienstag und der Aschen-Mittwoch — der Eine lauter Jubel, der Andere lauter Ernst — oder wie ein junges Mädchen und ihre Großmutter — die Eine voller leichtfertigen Gedanken und nicht allzu vorsichtig mit ihrem Ruf, die Andere still und andächtig, aber eine ehrwürdige geachtete Matrone. Ein Pariser in London und ein Londoner in Paris ist immer am ersten Sonntage, den er sich in der fremden Hauptstadt aufhält, zu Glossen und Satiren geneigt, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Erstere dabei langweilt, der Letztere aber unterhält. Das Zweite war unstreitig auch der Fall, als der Englische Reisende, dem wir die nachstehenden Bemerkungen entlehnen, seine Glossen über den Pariser Sonntag in sein Tagebuch niederschrieb.

„Es ist unmöglich, nach dem äußeren Ansehen den Sonntag vom Sonnabend in Paris zu unterscheiden, außer daß am ersteren Tage nach jeder Art von Vergnügen und Verschwendung mit mehr Eifer gehascht wird, als an jedem anderen Tage der Woche. In Paris sind Sonntags Morgens alle Laden offen, alle Karren in Bewegung, alle Handwerker an der Arbeit, und wenn auch einige Werkstätten um zwei Uhr Nachmittags geschlossen werden, so geschieht dies nicht etwa in der geringsten Absicht, um einer religiösen Pflicht zu genügen. Nein, es geschieht, um sich zu amüsiren, man nimmt nur eine Veränderung vor, um die Mühseligkeiten der Woche einmal zu vergessen. Um zwei Uhr rennt Alles, was sich von der Tagesarbeit losreißen kann, unter das Gewühl der Menge, um von dem heranschwebenden Becher der Wollust zu schlürfen. Da rollen die Omnibus mit rastlosem Gerassel in jeder Richtung aus der von Menschenmassen vollgepfropften Stadt, die lustigen Bürger nach St. Cloud, St. Germain, Versailles, Belleville oder nach den Gärten von Vincennes fahrend; dort wimmeln die Boulevards von den rauschenden beglückten Haufen, die sich daran ergötzen, zu sehen und gesehen zu werden; hier sind die Gärten der Tuilerieen und Luxembourg, der Pflanzengarten und die Elysäischen Felder belebt von der frohen schönen Jugend beiderlei Geschlechts, von Reichen und Armen. Dort fährt man mit glänzender Pracht nach dem Triumphbogen von Neuilly, der verhältnißmäßig mit nur wenigen Equipagen besetzt ist, welche die zwei Revolutionen den privilegirten Hotels der Hauptstadt gelassen haben. Während man diese Scenen der Fröhlichkeit und Ergötzlichkeit auf allen Seiten bemerkt, lesen die Priester in allen Hauptkirchen andächtig die Messe vor einigen hundert alten Weibern, abgelebten Geistlichen oder jungen Kindern, und zehn oder funfzehn protestantische Kirchen sind der Sammelplatz von etwa 10—15,000 Leuten, die hier ihren Gottesdienst verrichten. Das ist ein Pariser Sonntag, dies ist die Achtung, die man einem göttlichen Gebote bezeigt, an einem Orte, der sich hochmüthig die Residenz der Europäischen Civilisation nennt. Kommt erst der Abend heran, so giebt sich gar die gänzliche Verachtung der Religion offen kund. Niemals ist die Oper voller, als Sonntag Abends; niemals sind die Theater von St. Martin und den Boulevards, die komische Oper, das Vaudeville und die Variétés angefüllter, als heute; — niemals sind die Ballsäle vollgestopfter; — niemals ist Tivoli so lebendig, noch die Konzerte unter freiem Himmel in den Elysäischen Feldern von so vielen Tausenden besucht, als heute. Sonntag Abends scheint in Paris nur Ein Wunsch, Ein Gefühl, Eine Begierde zu herrschen; — und diese ist, sich zu amüsiren; auch hat man es darin durch ein unermüdetes Streben nach dem einen Ziele gewiß zu einem solchen Grade gebracht, von dem man sich bei kaltblütigeren und ernsteren Völkern kaum einen Begriff machen kann."

Bibliographie.

Annual biography and obituary for 1834. (Britischer Nekrolog für das Jahr 1834.) Pr. 15 Sh.

The story without an end. (Die Geschichte ohne Ende.) Nach dem Deutschen, von Mrs. Sara Austin. Pr. 5 Sh.

Barnadiston. — Erzählung aus dem 17ten Jahrhundert. Pr. 31½ Sh.

The fishes of Ceylon. (Die Fische der Insel Ceylon.) 4. Pr. 6 Pfd.

Mannigfaltiges.

— Walter Scott und Bulwer's Eugen Aram. Folgende interessante literarische Anekdote theilen wir aus einem Briefe mit, der von einem Freunde aus Rom an den Herausgeber der Literary Gazette gerichtet war: — „Als Sir Walter Scott zu Rom angekommen war, bat er mich um ein Buch. Ich nannte ihm alle, die ich besaß, und er wählte sogleich „Etwas von dem Verfasser des Pelham." Ich sandte ihm hierauf „Eugen Aram", welches er mir in einigen Tagen zurücksandte, mit dem Bemerken, daß er, seitdem er England verlassen, keinen ähnlichen Genuß gehabt habe. Er sprach lange von Bulwer und seinen Schriften; und ich bedaure sehr, nichts von seinen Bemerkungen niedergeschrieben zu haben. Jedoch erinnere ich mich genau seiner Worte: „O! das ist ein Mann", sagte er, „dessen Name in mir immer den Wunsch erzeugt, ihn bei mir zu sehen"; und nachdem er seine höchste Zufriedenheit mit der Erzählung äußerte, die er eben gelesen, fügte er hinzu: „Ich kann mir kaum ein größeres Talent denken, das ein Schriftsteller in einem Werke darthun kann; „Eugen Aram", eine jedem Leser allgemein bekannte Geschichte, und doch so geschickt, auf eine so kunstvolle Weise eingekleidet, daß sie das lebhafteste Interesse erregt. Doch", sagte er lachend, „hat das Buch einen Fehler. Ich las es neulich — und ich konnte es nicht weglegen; zweimal hat es mir die Ruhe der Nacht geraubt." Wir glauben, daß dies das letzte der schönen Literatur angehörende Werk war, das den berühmten Barden unterhielt; denn bald darauf schloß eine Reise voller Unannehmlichkeiten, eine schreckliche Krankheit und der Tod seine ruhmvolle Laufbahn.

— Der Sandschak-Scherif, oder die heilige Fahne der Türken. Dieses Palladium der Wohlfahrt des Osmanischen Reiches ist eine Stange von ungefähr 14 Fuß Höhe, die in eine große rothe Quaste endigt, über deren Knopf ein nach oben gekehrter vergoldeter Halbmond befestigt ist. Ungefähr ein Drittheil der Länge dieser Stange verhüllt ein grünes um den Schaft gewickeltes Tuch, das die Fahne einem zugemachten kolossalen Regenschirm nicht unähnlich macht. Die Türken bilden sich ein, daß ein Theil der Kleidung des Propheten in dieser Hülle verborgen sey, und bezeugen ihr demnach unbegränzte Ehrfurcht. So oft diese Fahne in ihren Schlachtreihen ist, versprechen sie sich einen glänzenden Sieg. Nur die Emire, d. h. diejenigen, welche in gerader Linie von Muhammed abzustammen vermeinen, haben das Privilegium, den Sandschak-Scherif zu tragen. Einer hält den Schaft und sechs Andere fassen an Seile, welche von der Spitze herunterhängen. Die heilige Fahne wird nur bei sehr wichtigen Veranlassungen, und wenn eine dringende Gefahr das Reich bedroht, öffentlich gezeigt. Ist die Gefahr vorüber, so legt man den Sandschak-Scherif im Beisepn des Scheich-Islam, der Emire und ersten Ministers in eine große prächtige Lade, die eines der inneren Gemächer des Serai bedeckt. Viele Lampen erhellen dieses Gemach, und einige Emire bewachen unter Gebeten das Heiligthum. Den Ungläubigen ist es nicht erlaubt, die Fahne des Propheten, wenn sie öffentlich getragen wird, auch nur von fern anzusehen. Die Türken glauben, schon beim ersten Blick nach derselben würde ein Nicht-Muselmann seines Gesichts beraubt. — Sandschak heißt bei den Türken eine große, wie Bairak eine kleinere Fahne. Scherif (erhaben, verehrt, heilig) ist kein Türkisches, sondern ein adoptirtes Arabisches Wort.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Montag den 20. Januar 1834.

England.

Matrosen-Leben und Lieben.

Einige Scenen aus Jack Ratline's Lebensgeschichte.

Der geborene Seemann hat verschiedene Liebhabereien und Neigungen. Seine jugendlichen Leidenschaften sind die aller anderen Knaben; Müßiggang ist ihr Hauptzug — Unheil anstiften der gewöhnliche Begleiter, und der Knittel ist, wie der Stiefel eines Betrunkenen, das letzte Ding, das er ablegt, wenn er sich zur Ruhe begiebt. Durch kecke Streiche erwirbt er sich Gefährten, die selten dazu geeignet sind, die Rückkehr zu einem geregelteren Leben zu erleichtern. Dann entsteht Unfrieden im Hause, oder ein rebellischer Geist in Bezug auf die älterliche Aufsicht. Und dann der Schluß — ein reisender Werber mit einer hübschen Stimme, als Matrose gekleidet, trillert eins von Dibdin's Liedern. Der junge Zeiß folgt der Sirene nach Portsmouth; die Mannschaft eines im Hafen liegenden Kriegsschiffes zieht ihn an sich, der Grog geht häufig im Kreise herum — dann wird getanzt — und der halb betrunkene Bursche, berauscht von dem Getränk, der Musik und dem Tanze, wird von dem nüchtern gebliebenen Matrosen verführt. Sein Geist wird durch die Erzählung von See-Siegen und durch die beständige Zufuhr von Branntwein entflammt, und um Mitternacht ist der Bursche glücklich an Bord des Schiffes Sr. Majestät gebracht. Der Morgen sieht ihn mit geschorenem Haar und ihn selbst an einem Seil ziehend. Er wird mit den anderen eingefangenen Burschen gemustert, zum Aufwärter des Bootsmannes gewählt, der Aufsicht des Schiffs-Korporals übergeben, und einen Monat darauf ist die Seekrankheit überstanden. Sein Rücken macht sehr genaue Bekanntschaft mit des Bootsmannes Stock, und bald ist der Bursch ein Matrosenjunge. Seine Familie ist ganz vergessen; der Lärm auf dem Schiffe verscheucht alle frühere Erinnerungen; er wird der Niemand, der des Bootsmannes Grog gestohlen hat; — wird ertappt, gepeitscht — an den Mast gebunden — lernt seine Pflicht — wächst in der Achtung Sr. Majestät, in dem Maße, wie sein Bart wächst — wird zu dem Vordermast befördert — und nachdem er so allmälig alle Leiden und Beschwerden überstanden hat, stelle ich ihn dem Leser unter dem Namen Jack Ratline vor, zweiter Matrose beim Vordermast auf dem Königlichen Schiffe „the Undaunted", welches wieder zum Ausbessern in den Hafen von Portsmouth eingelaufen ist. Unser Held befindet sich am Ufer mit einem 24stündigen Urlaub, ganz nüchtern, reinlich, geschniegelt und gebiegelt, mit etwas Prisen-Geld in der Tasche und Sehnsucht nach Branntwein im Auge.

Das Erste, was ein Matrose thut, wenn er an's Ufer kömmt, ist entweder, Steine werfen, Grog trinken, oder der Neigung folgen, die ihn unwiderstehlich zum schönen Geschlecht zieht; und wozu sich ihm zuerst Gelegenheit bietet, das thut er auch zuerst; denn er hat keinen Plan. Sein Kreuzen erstreckt sich selten über das Gebiet der Schenke, seine Bekanntschaften dehnen sich nur auf das weibliche Geschlecht aus, und bald versinkt er in die Glückseligkeit, welche andere weniger poetisch gesinnte Leute Betrunkenheit nennen würden. Es ist billig, daß ich meinen Lesern ein Bild von Ratline's Aeußerm entwerfe, besonders da die Begebenheiten, welche diesen Bemerkungen folgen werden, alle durchaus historisch sind. Er war ungefähr 5 Fuß 10 Zoll groß, ein hübscher, wohlgebauter, kräftiger junger Mann, mit einem Auge, wie ein Falke, einer etwas heiseren Stimme und ein muthiger Trinker. Er trug, wie es zu seiner Zeit gebräuchlich war, einen netten Strohhut mit einem breiten schwarzen Bande, eine kurze runde Jacke, über welche ein leinener Kittel hing, auf dem mit blauen Buchstaben der Name seines Schiffes zu lesen war. Seine weiten Schifferhosen saßen ihm vortrefflich, und seine viereckigen Schuhe mit dem breiten Bande machten ihm einen kleinen Fuß, obgleich er mir versicherte, daß sein Piedestal ohne Bekleidung dem eines Elephanten gleiche. Jack war ein strammes sorgloses Kerlchen, immer zum Streit gerüstet und gewöhnlich auch in einen verwickelt. Er erfüllte seine Pflicht wie ein Mann und war auch am Ufer bemüht, ein Gleiches zu thun.

Jack lavirte umher, wie ein Schiff bei kontrairem Wind, als sein Athem und seine Beine plötzlich durch ein Signal aufgehalten werden, welches seine Augen bei Annäherung einer fremden Person machten. Da stand sie vor ihm — ein so nettes Mädchen, wie je eins in einem Hafen angetroffen werden konnte; mit einem paar dunkelschwarzer Augen, zierlich gekleidet, mit einem Mieder so rund wie ein Apfel, einer niedlichen kleinen Mütze mit blauen Bändern und Schleifen, sehr zierlichen Knöcheln und einem höchst einladenden Füßchen. Jack stand, wie er selbst nachher sagte, ganz versteinert, und rief seinem Kameraden zu, der vor ihm ging (denn Matrosen am Ufer gehen wie die Gänse zu Markte, einer hinter dem anderen), er möge einen Augenblick vor Anker gehen, da er mit der Fremden Bekanntschaft machen müsse. Mary Brown, eines Bäckers Tochter, schien die Annäherung Ratline's keineswegs ungern zu sehen; und Jack, der überaus geschickt darin war, eine Unterredung anzuknüpfen, ging nach einigem Zögern dicht an Mary heran und fragte, ob sie ihm nicht ein Maß Branntwein verkaufen und ein Gefäß zum Trinken leihen könnte?

Die junge Dirne, die rasch mit Antworten bei der Hand war und eine Schule in der Nachbarschaft besucht hatte, warf ihr Köpfchen mit unnachahmlichem Spott in die Höhe und fragte als Entgegnung, „ob Jack jemals einen Roth-Häring *) bei einem Schneider gekauft habe?"

„Ah! Dies ist nicht der Ort, wo ich mich nach einem Soldaten umsehe, ausgenommen nach solchen wie Du, die die Straßen auf und ab stolziren und sich ein Ansehen geben, als ob sie am Bord eines Kriegsschiffes gedient hätten", erwiederte Ratline; „und ein Häring, obgleich gesalzen, ist nicht der Fisch, den ich hier zu fangen wünsche."

„Nun gut", sagte Miß Brown, „Ihr könntet Euch aber eben so gut nach dem Fisch bei dem Schneider erkundigen, als nach Branntwein bei einem Bäcker."

Arme unschuldige Mary, sie wußte noch nicht von des Doktor Hicks Erfindung, Branntwein aus Brod zu machen, und wenn sie was davon gewußt hätte, so würde doch vielleicht ihr Vater den Bäckern in Pimlico nachgeahmt haben, die über ihre Thür schrieben: „Hier kauft man Brod mit dem darin befindlichen Branntwein!"

„Ich will verdammt seyn", sagte Ratline, „wenn Du nicht die schönste Blume bist, die jemals hier oder in Amerika geblüht hat."

Dies war Ratline's erster Sturm auf des Mädchens Herz, und obgleich er noch manchen langen und schmachtenden Blick hinter sich warf, so hielt er doch Mary Brown nur für ein hübsches Mädchen und war weit entfernt, zu glauben, daß sie einen tieferen Eindruck auf den zweiten Matrosen beim Vordermast gemacht hätte. Nach einigem Besinnen ließ er indeß seinen Kameraden nach der Schenke vorausgehen, um die nöthige Stärkung vorzubereiten, und steuerte wieder rückwärts nach Herrn Brown's Bäckerladen.

Mary stand in der Thür, ihr helles Auge auf den Matrosen gerichtet, das Gesicht etwas geröthet. Jack's Herz schlug bis an den Hals und schien seine Zunge zu lähmen. Endlich aber, als er guten Wind in der Richtung des Ladens zu haben schien, segelte er gerade darauf zu und redete sie an.

„Ich bitte um Verzeihung, Jungfer; darf man so frei seyn, nach Ihrem Namen zu fragen?" — Mary antwortete ganz unbefangen, daß sie Mary Brown heiße und siebzehn Jahre alt sey. — „Darf ich wohl so frei seyn, zu fragen, ob Sie zuweilen tanzen?" — „Sehr oft", entgegnete Mary, „und sehr gern." — „Bei dem Pfeifer, der vor Moses blies!" rief Jack Ratline, „wenn ich eine so hübsche kleine Tänzerin hätte, so wollte ich mit ihr um die Welt tanzen, ohne müde zu werden. Aber tanzest Du auch zuweilen hier neben an bei Jolly Waffermann?" — „Wolltet Ihr in der That?" sagte Mary; „ich möchte aber wohl wissen, Herr Matrose, wie oft Ihr das schon anderen Mädchen vor mir gesagt habt?" — „So wahr ich Jack Ratline heiße, niemals habe ich einer bis auf den heutigen Tag so viel gesagt, weil ich keiner so lange in's Gesicht gesehen habe. Aber Du hast den schönsten Kopf, den ich je an einem Schiff sah, und Schrauben darin, so weiß, wie die des Elephanten." — Mary erklärte sich durch dieses Kompliment sehr geschmeichelt, obgleich sie es nur halb verstand. — „Aber, schöne Mary", sagte Jack, „kommst Du hinüber zum Waffermann?" — „Mit Wasserleuten", versetzte sie, „lasse ich mich nur ein, wenn ich mich zur Messe nach Gosport übersetzen lassen muß." — „Du scheinst mich nicht zu verstehen, ich rede von der Schenke und nicht von Euren Ruderknechten, die Euch in ihren Booten herumwerfen." — Hier fuhr Mary höchst entrüstet auf. „Nein, Herr Ratline", sagte sie, „Ihr irrt Euch sehr, ich lasse mich niemals in einem Boote herumwerfen; eine solche Verleumdung hätte ich von einem ehrlichen Matrosen nicht erwartet; in der That nicht. Aber Ihr seyd, Einer wie der Andere, ein argwöhnischer Schlag betrügerischer Bursche. Ich werde Euch verbunden seyn, wenn Ihr Euch sogleich entfernt und nie wieder ein Wort mit mir sprecht."

*) Ein Roth-Häring heißt in der Schiffersprache ein Soldat.

Jack stammelte eine Antwort; er wußte nicht genau, wie er es anfangen sollte, und als er sich einige Zeit besonnen und seine Gedanken geordnet hatte, begann er gravitätisch folgendermaßen: „Bei den sieben großen Gänsen, die das Gras von Salomo's Grab fressen, schöne Mary" — „Eure schöne Mary, in der That!" unterbrach ihn das erzürnte Mädchen; „geht und wendet Euch an Andere mit Eurem Wassermann und Euren Elephanten."

Mit Thränen in den Augen ging Mary in das Haus und warf ihm die Thür vor der Nase zu. Jack blieb wie angenagelt stehen. Er war überzeugt, daß er nichts gesagt habe, worüber das Mädchen mit Recht böse seyn dürfe; in seiner ganzen Haltung drückte sich ein so tiefer Kummer aus, daß Mary, welche durch's Fenster sah, nicht ungerührt blieb und, ihre Thränen trocknend, wieder heraustrat. Jack beschwor sie nun in allen möglichen seemännischen Kunst-Ausdrücken, nicht mehr auf ihn zu zürnen. Es dauerte lange, bis er ihr vollkommen begreiflich machte, wie er es verstanden hatte; aber es endete, wie alle Mißverständnisse enden — ausgenommen wenn ein eigensinniger Narr einen Fehler begangen hat und nicht den moralischen Muth besitzt, sein Unrecht einzugestehen.

Jack erzählte ihr nun, daß sein Urlaub am anderen Morgen um 9 Uhr ablaufe; daß er aber glaube, am nächsten Sonntag, wenn das Schiff dann noch nicht segelfertig sey, einen neuen Urlaub zu erhalten, wofür er dann gern doppelte Arbeit thun wolle. So wie er einen Augenblick der Freiheit erhalte, wolle er an die Thüre der schönen Mary eilen; und wenn er sie nicht fände, so wolle er ein Lied singen, worin ihr Name vorkäme, und zwar so laut, daß sie es hören müsse. Heute Abend um 9 Uhr, wenn ihr Vater ausgegangen sey, wolle er kommen, um zu sehen, ob die schöne Mary auch in Sicherheit sey. Mary versprach, ihn einzulassen, da heute Abend sowohl ihr Vater als ihre Mutter ausgingen und sie allein die Aufsicht über ihre jüngere Schwester führen müsse, welches sie dadurch zu erleichtern gedenke, daß sie das Kind vor der benannten Stunde zu Bett bringe. Nachdem das Rendezvous auf diese Weise festgesetzt worden war, steuerte Jack mit leichtem Herzen zu Jolly Wassermann, wo er in einer Wolke von Dampf seinen Kameraden mit einem hübschen Mädchen tanzend fand.

Es war dies dasselbe Haus, wo Jack zuerst auf den Gedanken gekommen war, Matrose zu werden. Der alte Fiedler war noch derselbe, und er erkannte auch die einzigen drei Lieder wieder, welche der alte Orpheus jemals gelernt hatte. Sein Herz klopfte heftiger, als ihm einfiel, daß er noch nicht einmal an seine Aeltern gedacht habe. Es war erst 7 Uhr, er hatte also noch zwei Stunden zu seiner Verfügung. Sogleich machte er sich auf den Weg nach seines Vaters Hütte, der ein Fischer war und bei seiner zahlreichen Familie und geringem Erwerb keine geräumigere Wohnung beziehen konnte.

Es waren nun sieben Jahre verflossen, seit Jack den väterlichen Heerd verlassen hatte, und da er in der Zeit gar nicht nach Hause geschrieben hatte, so glaubten sie ihn todt und hatten ihn längst vergessen. Ein vierjähriger Aufenthalt in Ostindien hatte Ratline's Gesicht dunkelbraun gefärbt, und sein ganzes Aeußere war so verändert, daß er ohne Besorgniß erkannt zu werden, in seines Vaters Hütte eintreten konnte. Jack's Herz schlug höher, als er vor derselben stand; er dachte an das Geld, das er hätte sparen, an die Summen, die er hätte übersenden können, die mit dem Fleiße eines Pferdes verdient und mit der Indolenz eines Esels ausgegeben worden waren.

Die Thür der Hütte stand offen; er trat leise ein, fand aber Niemanden, der ihn bewillkommnete; es war fast ganz dunkel, nur ein mattes Feuer warf einen flüchtigen Schimmer auf seine frühere Behausung. Er schürte die fast sterbenden Kohlen zu einer lichten Flamme an und war erstaunt, als er beim Scheine derselben seine jüngere Schwester, ein Mädchen von ungefähr neun Jahren, in ein schmutziges Laken eingewickelt, in einer Ecke der Stube liegen sah: „Holla!" rief er, „Susanne, mein kleines Herz, wie geht's Dir?" Das Mädchen schreckte aus ihrem Schlummer auf und war höchlich erstaunt, einen Fremden im Hause zu sehen. „Nun, mein kleines Mädchen", sagte Ratline, „kennst Du mich nicht? kennst Du Deinen Bruder Jack nicht?" Das Mädchen sah ihn groß an und sagte: „Nein Sir, ich habe niemals einen Bruder Jack gehabt, so viel ich weiß." — „Wo ist denn Sarah, meine liebe Kleine? sie wird sich meiner erinnern." — „Ach", erwiederte Susanne, „Sarah ist heute mit einem Matrosen fortgelaufen, und Vater und Mutter suchen sie auf." — „Wann ging sie?" fragte Ratline. „Vor ungefähr zwei Stunden, als es anfing dunkel zu werden, wurde sie im Hause vermißt; und Nachbar Jackson hat sie mit zwei Matrosen von einem Kriegschiff gehen sehen; Mutter hat laut geweint, und Vater war so krank; Beide sind aber gegangen, um sie zurückzuholen; sie nannten sie eine leichtfertige unverschämte Dirne." — „Wann denkst Du, daß Dein Vater zurückkommen wird?" sagte Ratline. „Das weiß ich nicht", entgegnete das Kind, „er wird aber gewiß sehr spät ausbleiben, wenn er sie nicht findet." — „Aber Deine Mutter wird doch zum Abendessen zurückkommen, nicht wahr Susanne?" — „Abendessen?" entgegnete das Mädchen, „wir haben nicht viel davon zu sehen bekommen, seit der Vater den Arm gebrochen und das Fischen aufgeben mußte." — „Seinen Arm gebrochen — das Fischen aufgeben", entgegnete Ratline, „wovon lebt Ihr denn aber jetzt?" — „Ach, wir leben sehr kümmerlich", seufzte Susanne. „Da", sagte er, indem er ihr einen Kuß und eine halbe Krone gab, „sage ihnen, daß sich der Wind ändern wird, und daß wir in Zukunft besser leben wollen." — Susanne blickte ihren Bruder mit einer etwas dummen Verwunderung an und beschaute dann wieder die halbe Krone, die sie von einer Seite auf die andere drehte. Als sie wieder die Augen aufschlug, ging der Fremde eben aus der Thür, und einen Augenblick d[a]r war er verschwunden.

Als Ratline wieder auf der Straße war, begann er, wie ein ächter Matrose, über das Schicksal seiner Aeltern zu grübeln. Ein Vater mit einem gebrochenen Arm und unfähig, die Beschäftigung fortzusetzen, wodurch er seine Familie ernährte, — eine Mutter, durch Alter und Krankheit niedergebeugt und jetzt in ihren letzten Tagen ihrer einzigen Stütze beraubt, durch den Ungehorsam ihres Lieblings-Kindes, welches sich in dem Alter befand, um ihr hülfreich zur Seite zu stehen. „Ei, ei", murmelte Jack, indem er den Strohhut lüftete und mit der Hand durch das lange schwarze Haar fuhr, „wenn ich, statt mit des Bäcker's Tochter zu schwatzen, zuerst, wie ein guter Sohn sollte, zu meinen Aeltern gegangen wäre und um ihren Segen gebeten hätte, so würde Sarah sich nicht entfernt haben. Jetzt dagegen kann ich sie, vielleicht schon morgen, verlassen auf der Straße finden, ihren Unterhalt suchend, so gut sie kann. Vielleicht kenne ich sie nicht einmal, wenn ich sie sehe; mich kennt sie gewiß nicht; denn mein veränderter Name lenkt jede Vermuthung ab. Sie würde es sich nicht träumen lassen, daß es John Tackle ist, der unter der Flagge Jack Ratline fährt; ich will verdammt seyn, wenn ich mich selbst zuweilen kenne. Doch einerlei — wir müssen Wind und Wetter nehmen, wie sie kommen. Ich will noch einmal hineingehen und dem alten Manne etwas mehr zukommen lassen, und wenn die Mutter krank ist, so will ich ihr den Burschen des Doktors schicken."

Hierauf kehrte er um und ging wieder nach seines Vaters Hütte. Es war kein Licht zu sehen, und eine Nachbarin, die bemerkte, daß er durch's Fenster blickte, schrie ihm zu: „Da ist Niemand d'rinn, Ihr Herumtreiber. Ihr! Ihr seyd gewiß einer von den Schelmen, die mit Sarah Tackle herumlaufen. Schande über Euch, daß Ihr ein so tugendhaftes Mädchen verführt, als ob nicht schon genug liederlicher Dinger in der Stadt wären." — Hierauf rief sie ein halb Dutzend Männer bei Namen, um über Ratline herzufallen. Jack, wie ein erfahrener Seemann, sah den Sturm heraufziehen und setzte alle Segel bei, um in einen sicheren Hafen zu gelangen.

Dieser unbedeutende Umstand vertrieb alle tugendhafte Entschlüsse aus Ratline's Gemüth; und indem er sich erinnerte, daß die Zeit beinahe gekommen sey, wo Mary Brown die Thür öffnen und ihn einlassen wollte, steuerte er auf ihr Haus zu und zog die Segel vor ihrer Thür ein. Es war Alles dunkel und Niemand in der Nähe des Hauses zu sehen; Jack faßte daher den kühnen Entschluß, leise zu klopfen, aber vergebens; er klopfte stärker, aber eben so erfolglos. Auch das nun versuchte laute Husten brachte keine bessere Wirkung hervor. In einiger Verlegenheit, wie er am besten den Schlummer seiner Schönen unterbrechen könnte, stellte sich Jack mitten auf die Straße hin und begann mit einigen auf die Umstände passenden Variationen das alte Lied:

Der junge Jack, ein Steuermann
Mit dunkelbraunem Haar,
Verliebte sich in Mary Brown,
Die eine Dienstmagd war.

Als er den ersten Vers beendigt hatte, ging er rückwärts auf den Zehen bis an die andere Seite der Straße, um besser in die Stube seines Schätzchens schauen zu können, und stieß bei dieser blinden Retirade plötzlich an ein menschliches Wesen. Jack drehte sich auf dem Fleck um und stammelte eine Entschuldigung; er zog seinen Hut ab, und sein Haar niederstreichend, wie es seit unendlichen Zeiten alle Matrosen thun, wenn sie vor einem Gentleman oder einem Offizier stehen, sagte er: „Ich bitte um Verzeihung, Sir; ich hoffe, ich habe Sie nicht gestoßen?" Der auf diese Weise angeredete Herr schlug die Augen gen Himmel und antwortete bloß: „Welche Sünde — und noch dazu nüchtern." — „Das ist eine Sünde", entgegnete Jack, „deren ich mich wahrscheinlich nicht lange mehr schuldig machen werde; denn ich gehe gleich zu Jolly Wassermann, wo ich, will's Gott, so betrunken seyn werde, wie ein Methodisten-Pastor." — „Schämt Euch, junger Mann, schämt Euch", antwortete der Fremde, „wenn Ihr betrunken wäret, dann könnte man Euch die Sünde verzeihen, am Sonntag Abend schlüpfrige Lieder auf der Straße zu singen; aber nüchtern auf diese Weise zu sündigen, das zeigt eine natürliche Anlage zum Bösen, und was die Trunkenheit betrifft, steht nicht geschrieben: „„Uebernehmet Euch nicht im Weine, darinnen die Sünde liegt"", ich sage Euch daher, singet ein neues Lied und scheuet den Wein." — „Es ist ja ein neues Lied", sagte Ratline, „nach einem alten Thema, und was den Wein betrifft, so liebe ich ihn nicht, ich ziehe Grog vor, Ew. Gnaden." — „Geh' Sünder, geh' Satan", sagte der kleine dünne nüchterne Herr, „gehe Dich weg und führe mich nicht in Versuchung." — „Gute Nacht, Ew. Gnaden", entgegnete Jack, „vielen Dank für Euren gütigen Rath." — „Geh', sage ich, und sündige nicht ferner", näselte der Methodist, indem er Jack einen etwas unfreundlichen Schlag auf die Schulter gab. — „Geht zum Teufel!" rief Ratline ärgerlich, „und verschont uns mit Euren Psalmen; wenn Ihr aber ein neues Lied wollt, so hört zu." Er sang weiter:

Oh, Molly Brown, oh, Molly Brown,
Kannst Du so grausam seyn?
Schon viel Beschwerd' erduldet ich,
Doch niemals solche Pein.

Das letzte Wort war kaum über Ratline's Lippen, als die Thür sich leise öffnete. Jack eilte hinüber, stieg leise die Treppe hinauf, und in zwei Minuten saß er neben Mary Brown. Die Aeltern waren vergessen, des Methodisten Ermahnungen aus dem Gedächtnisse verwischt, und Mary's Blick lenkte, gleich einem Zauberstab, sein jetziges und künftiges Geschick. (U. S. J.)

Bibliographie.

Naval adventures. (See-Abenteuer während eines 35jährigen Dienstes.) Von Lieutenant W. Bower. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Vattell's law of nations. (Vattel's Völkerrecht.) Herausgegeben von Chitty. Pr. 21 Sh.

Account of a case, in which animals were found in venous blood. (Bericht über einen Fall, wo Thiere im Blute der Adern gefunden wurden.) Von J. S. Bushnan. Pr. 3½ Sh.
Cecil Hyde. — Eine Novelle. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Frankreich.

Charles Nodier's Aufnahme in die Französische Akademie.

(Schluß.)

II. Aus der Erwiederung des Herrn Jouy.

„. . . . . Abwechselnd moralischer Schriftsteller, Romanschreiber, Historiker und Philolog, erwarten Sie von mir keine Auseinandersetzung derjenigen Ihrer zahlreichen Schriften, denen eine scheinbare Frivolität jenen allgemeinen Beifall verschafft hat, der nicht immer das richtige Maß für das Talent des Verfassers abgiebt.

Während ich mich darauf beschränke, an den Beifall, den Jean Sbogar, Trilby, Therese Aubert, der Maler von Salzburg und mehrere andere Ihrer durch Anmuth wie durch Originalität gleich ausgezeichneten Romane gefunden, hier nur zu erinnern, kann ich doch nicht umhin, mich etwas länger bei denjenigen Ihrer Hervorbringungen zu verweilen, die zwar dem Publikum weniger als jene bekannt sind, aber Ihnen doch ein entschiedeneres Recht auf unsere Anerkennung verleihen.

Der Französischen Akademie, der ganz insbesondere die Wahrung und Vervollkommnung der Sprache obliegt, stand es auch zu, diejenigen Ihrer Schriften, worin Sie sich denselben Zweck vorgesetzt hatten, ihrem ganzen Werthe nach zu würdigen.

D'Alembert hat gesagt, daß ein gutes Wörterbuch unserer Sprache das nützlichste und philosophischste Werk sey, mit welchem ein literarischer Verein sein Vaterland bereichern könne. Von dieser Wahrheit scheinen Sie in Ihrer „kritischen Untersuchung der Wörterbücher" durchdrungen zu seyn, und die Malice einiger Ihrer Bemerkungen, in denen die Akademie einen ungerechten Tadel ihres eigenen Werkes hätte erblicken können, hat sie doch nicht zurückgehalten, die trefflichen Sachen, die sie in dem Ihrigen gefunden hat, als Ihr Verdienst anzuerkennen.

. . . . . Wenn man Buffon's Paradoxon annimmt, wenn es wahr wäre, daß der Stil der Mensch selber ist, so giebt es wenig Schriftsteller, auf welche man eine unmittelbarere Anwendung dieses Prinzips, das die Erfahrung, wie jeder zugeben muß, oft als unrichtig erwiesen hat, machen könnte, als auf Sie, mein Herr. Wenn man Ihren Stil zergliedert, so findet man in demselben in der That die glänzende Einbildungskraft, die geistreiche Einfachheit, die wahrhafte Empfindsamkeit, die witzig-feine, scharf-treffende Ironie, mit einem Wort, alle die Eigenschaften wieder, die Ihren Charakter und Ihr Herz bilden. Unter Ihrer Feder gewinnt der alltäglichste Gedanke durch die Anmuth und den Glanz des Ausdrucks einen Werth; und selbst wenn wir hier und da eine Art von gesuchtem Streben nach neuen Wörtern an Ihnen tadeln möchten, bemerken wir, sobald wir genauer prüfen, daß der neue Ausdruck, den Sie einzuführen versuchen, seine Entschuldigung oder wenigstens seine Beschönigung in einem seinen Wohlklang und in der Schwierigkeit findet, Ihren Gedanken durch das gebräuchliche Wort vollständig auszuprägen. Sie wagen mit Glück, wie Horaz sagt; die Originalität des Gedanken scheint Ihnen, wie Rivarol, um einen neuen Ausdruck zu betteln. Man könnte vielleicht den Wunsch hegen, daß dergleichen Almosen minder oft vorkämen.

Was Genius unserer Sprache genannt wird, ist nichts anderes, als der Genius großer Schriftsteller, die sie gebrauchen; einer von ihnen hat den Hauptcharakter derselben in folgender geistreicher Reflexion festgestellt: Nicht das Bedürfniß, sagte Fontenelle, sondern die Lust gesellschaftlichen Lebens scheint die Franzosen zum Körper einer Nation vereinigt zu haben; und in diesem Geiste hat sich ihre Sprache gebildet. Die Franzosen sprechen nicht bloß, um sich mit einander zu verständigen, sondern auch zu gegenseitigem Wohlgefallen: daher die beständige Klarheit, die Wahl in den Ausdrücken, die Schicklichkeit und Gehörigkeit in Worten und Bildern, die den Reiz im Stile unserer großen Schriftsteller ausmachen. Und dieser Reiz findet sich häufig in Ihren vorzüglichsten Werken.

Lebhaftes Gefühl für das Lächerliche, ein ungemein rasches Auffassen, es aufzufassen, im Ausdruck die höchste Geschicklichkeit, es zu schildern, diese Eigenschaften warfen Sie in die Bahn der Kritik, und Sie haben dieselbe durchlaufen, ohne jenen Charakter der Wohlgesinntheit einzubüßen, der Ihnen Entschuldigungen für alle Irrthümer, Duldsamkeit gegen alle Meinungen und Lob für alle Nebenbuhler eingab.

Mit dieser Gabe einer Kritik ohne Bitterkeit, die noch seltener ist, als das Talent, verbinden Sie jenen Voltairischen Geist, welcher den der übrigen in Bewegung setzt; jenen sich allgemein erstreckenden in Verbindung setzenden Geist, den man nicht besser bezeichnen kann, als daß man ihm den Namen eines Mannes giebt, der für sich allein in den Annalen des Menschengeistes eine Epoche bildet.

Der Einsichtige konnte bemerken, daß der Titel von einigen Ihrer Schriften, wie für Montaigne, so auch für Sie, mein Herr, oft nur ein Mittel war, einige von jenen kecken Wahrheiten einzuschwärzen, wenn ich so sagen darf, die der kluge Fontenelle in seiner Hand so fest zusammengewickelt hielt.

Diese Unabhängigkeit der Ansichten und Gesinnungen, diese Dreistigkeit der Gedanken hat Sie unter allen Regierungen zu einem eifrigen Anhänger der Preßfreiheit gemacht; man kann sich hiervon an den betreffenden Stellen in Jean Sbogar überzeugen, wo Sie mit so ungemeiner Kraft und Logik Ihre Theorieen auseinandersetzten, die kecksten vielleicht, die je geschrieben worden sind. Die Regierung vergab sie Ihnen: sie sah nicht, wie weit sie reichten. Indessen erging es ihnen nicht so gut mit Ihrem Anspruch zu Gunsten der Verbannten von 1815. Sie sprachen dem Parteigeist von Prinzipien, der Macht von Milde, und man glaubte Sie noch gelind zu behandeln, als man Ihre Schrift wegnehmen ließ und den Journalen sie zu erwähnen verbot.

. . . . . Das Maß war übervoll, die Presse war stumm, und die Restauration war im Begriff, die Zerstörung dieses Palladiums der National-Freiheit zu vollenden, als die Französische Akademie Lärm schlug. Die allgemeine Erkenntlichkeit wird, wie ich hoffe, nie vergessen, daß aus dem Schoße dieser Versammlung der erste gesetzliche Einspruch gegen die Verletzungen der Preßfreiheit und ihrer constitutionnellen Rechte hervorging.

Nun aber fragt sich: erheischt etwa dieselbe Gesinnung, die zu anderer Zeit der Akademie jenen energischen Anspruch des allgemeinen Besitzes vorschrieb, daß sie sich für die Freiheit der Presse zu erheben wagte, erheischt sie im gegenwärtigen Momente, den Mißbrauch zu bezeichnen, der damit getrieben werden kann, und der sie durch ihre eigenen Erfolge verhaßt zu machen geeignet wäre?

Die Presse ist eine gesetzliche Waffe, die man am hellen Tage trägt, mit der man sich voller Stolz schmückt. Es ist ruhmwürdig, sie zum Dienste des Staats anzuwenden, achtungswerth, sich derselben zu bedienen, um seine Ehre zu rächen, recht, zu persönlicher Vertheidigung von ihr Gebrauch zu machen; die Presse ist ein Degen, die Gesetzlosigkeit ein Dolch, oder, um mich Ihrer eigenen Worte zu bedienen: „Die Freiheit der Presse ist eine Muse, die Willkür der Presse eine Furie."

Wenn die Presse ohne Bürgschaften in den Händen der Macht zum Werkzeug der Willkür wird, so artet sie dagegen unter den Händen des Volkes in Frechheit aus. Wo aber jene Bürgschaft gegen so gleich gefährliche Ausschweifungen finden? In dem Gesetz selber, welches die unbeschränkte Freiheit der Presse ausspricht. Es heißt bisweilen, den Geist eines Gesetzes verletzen, sagt Voltaire, wenn man seinen Buchstaben nicht überschreitet. Fürwahr, wer möcht' es zu behaupten wagen, daß das Gesetz, welches den freien Umlauf der Ideen verbürgte, sich des Rechtes habe begeben wollen, die Bekanntmachung eines Gedankens zu bestrafen, der die physische oder moralische Existenz der gesammten Gesellschaft, der Familien oder auch nur eines Einzelnen, bloßstellen, ihr zu gefährlichem Aergerniß gereichen kann. Ich glaube nicht, daß man von den eifrigsten Verfechtern der Preßfreiheit einen einzigen Publizisten im Stande seyn würde anzuführen, welcher nicht den Mißbrauch, der davon möglich ist, mit zu dem allergrößten Unheil gerechnet hätte, womit die bürgerliche Ordnung heimgesucht werden kann.

Und doch, meine Herren, bedenken wir uns nicht, es zu sagen, der Kampf wider die gegenwärtigen Ausschweifungen der Presse verlangt höheren Muth, als die Vertheidigung ihrer Rechte unter der Restauration bedurfte. Damals hatte man nichts als die ehrenvolle Strenge einer unbedingten Macht zu fürchten; jetzt läuft man die größere Gefahr, sich in seinen Absichten verleumdet, seine Führung beschimpft oder sich an seiner Ehre gekränkt zu sehen. Mit fälschlicher Anschuldigung vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen, geschieht es nur zu häufig, daß man vergebens das Andenken der Vergangenheit anruft, die geleisteten Dienste, die Achtungs- und Liebes-Bezeigungen, welche ehemals dieselben Menschen an uns verschwendet, die uns heut verfolgen. Man vertheidigt sich mit Gründen der Vernunft vor einem undankbaren oder frechen Publikum, dessen Lust es ist, seine eignen Götzen zertrümmern zu sehen, und wäre es auch nur, um einer Schuld der Erkenntlichkeit oder Bewunderung quitt zu werden, die es mit gleicher Hitze ableugnet, wie es dieselbe übernommen hatte.

Ich durfte glauben, meine Herren, daß diese Bemerkungen über die Freiheit der Presse einiges Gewicht haben würden in dem Munde eines Mannes, der vierzig Jahre seines Lebens in ihrer Vertheidigung gegen alle Tyranneien verharrt hat, und der dreimal in Fesseln geworfen worden ist zur Buße eines ähnlichen Verbrechens; wenigstens darf ich hoffen, daß meine Bemerkungen für diese Gelegenheit nicht unpassend erscheinen werden, wo mir von dem würdigen Genossen, den wir beweinen, zu reden, und dem, welcher seine Stelle eingenommen, zu antworten oblag. Beide haben ehrenwerthe Beweise gegeben von ihrer Treue gegen das erhaltende Prinzip der wahrhaften Freiheit der Presse."

Bibliographie.

Correspondance de Victor Jacquemont avec sa famille et plusieurs de ses amis, pendant son voyage dans l'Inde. (Victor Jacquemont's Briefe aus Ostindien.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.
Impressions de voyage. (Reisebemerkungen.) Von Alexander Dumas. Erster Band. Pr. 7½ Fr.
Le Landscape Français. (Taschenbuch mit Ansichten von Frankreich. Pr. 16 Fr.
Journal d'Amélie. (Achtzehn Monate aus dem Leben eines jungen Mädchens.) Von Mad. Tourte Eberbulliez. 2 Bde. Pr. 7½ Fr.
Le livre de Beauté. (Taschenbuch historischer Erinnerungen.) Von Mad. Tastu, Bouilly ꝛc.

Arabien.

Crichton's Geschichte von Arabien.

(Schluß.)

Betrachten wir nun die intellectuellen Fortschritte der Araber. Ihr nothwendiger Aufenthalt in fremden Ländern lehrte sie den Werth der Literatur kennen.

Dieser Uebergang von gänzlicher Geringschätzung zum größten Interesse ging unglaublich rasch von Statten. Noch im Jahre 641 verbrannte Omar die Bibliothek zu Alexandrien, und weniger als hundert Jahre später bestiegen die Abbassiden, diese liberalen Schutzherrn der Literatur, den Chalifenthron.

Das goldene Zeitalter der Arabischen Literatur fällt in die Periode, als die endliche Theilung des Weltreiches vor sich ging, als Bagdad, jenes herrliche Monument künstlerischen Geistes, vollendet war. Almansur, der klug berechnende Feldherr, verwandelte sein Schwerdt in eine Pflugschar und berief den Griechischen Arzt Georg, der die Medizin als Wissenschaft bei den Arabern einführte, in sein Land. Allein der größte Förderer der Wissenschaften bei den Arabern war Almamun, in dessen Residenzstadt Bagdad Poeten, Philosophen und Mathematiker jeder Nation und jedes Glaubens ein Asyl fanden. Seine Gesandten und Agenten in Armenien, Syrien und Aegypten mußten die bedeutendsten Werke sammeln, die sich auftreiben ließen. Die literarischen Denkmäler der eroberten Länder, welche seine Statthalter mit unermüdeter Sorgfalt zusammenhäuften, wurden, als die edelste Art von Tribut, zu den Füßen des Chalifen niedergelegt. Hunderte von Kameelen, mit Griechischer, Hebräischer und Persischer Literatur bepackt, zogen in Bagdad ein, und diejenigen Bücher, welche die meiste Belehrung versprachen, ließ Almamun durch die geschicktesten Uebersetzer in's Arabische übertragen, damit alle Klassen sie lesen und verstehen könnten. Lehrer, Uebersetzer und Ausleger bildeten den Hofstaat von Bagdad, so daß die Residenz das Ansehen einer gelehrten Akademie erhielt. Almamun, der von den Schätzen gehört hatte, die in den Bibliotheken Konstantinopels aufgespeichert lagen, machte bei Gelegenheit eines Friedensschlusses mit Kaiser Michael III. unter Anderem auch die Bedingung, daß man ihm eine Sammlung seltener und schätzbarer Werke ausliefern möchte. Diese wurden sofort übersetzt; allein man muß beklagen, daß der Chalif aus übelberechneter Vorliebe für seine Muttersprache, sobald die Arabische Version vollendet war, die Originale verbrennen ließ.

Geschichte, Biographie, Numismatik und selbst die Staatswirthschaftslehre sind von den Arabern studirt worden; im spekulativen Wissen, in Naturwissenschaften und besonders in der Medizin haben sie sich ausgezeichnet. In der Arabischen Literatur finden wir nicht weniger als 300 Biographieen muselmännischer Aerzte aus Arabien, Syrien, Aegypten und Persien. Rhazas, ein gelehrter Arzt im 10ten Jahrhundert, hat sich besonders durch seine Schriften Ruhm erworben. Der berühmte Avicenna (Ibn Sina), steht bei seinen heutigen Kollegen noch in Ehren. Auch ist es faktisch, daß die Araber zuerst Arzneimittellehren (Pharmakopöen) herausgaben, um für die Bereitung der Arzneimittel authentische Rezepte zu liefern, und viele technische Wörter der Apotheker sind noch jetzt Arabisch. Ihre abergläubischen Begriffe von der Unschicklichkeit, Leichen zu sezieren, hemmten jeden Fortschritt in der Anatomie, und folglich können sie auch als Wundärzte wenig geleistet haben. Es ist dessenungeachtet erwiesen, daß einige unserer wichtigsten chirurgischen Instrumente von den Arabern erfunden sind. Das Instrument, dessen man sich bedient, um einen fremden Körper, der vielleicht den Schlund verstopft, hinunterzustoßen, und das aus einer biegsamen Ruthe mit einem kleinen an das untere Ende befestigten Stücke Schwamm besteht, ist z. B. eines der Resultate des Erfindungsgeistes dieser Nation. Botanik haben sie mit großem Erfolg kultivirt, und die Chemie ist gewissermaßen ihre Erfindung, weil sie das ächt Wissenschaftliche von den alchymistischen Abgeschmacktheiten zu trennen verstanden. Besonders verdanken wir den Sarazenen die Einführung astronomischer Beobachtungen, obgleich ihre Sternkunde in Sterndeuterei ausartete. Optik wurde in den Schulen von Bagdad gelehrt, wo man auch eifrig Mathematik trieb. Die Prinzipien der Trigonometrie, wie sie jetzt gefaßt werden, stammen von den Arabern, welche den Sinus der Chorde substituirten, die bei den Alten im Gebrauche war. Auch sind sie, wo nicht die Erfinder, doch wenigstens die Verbesserer der Algebra. Die Erfindung der gewöhnlichen Ziffern*), die den arithmetischen Calcul so sehr abkürzen, ist den Arabern zugeschrieben worden; allein die neueren Untersuchungen von Papyrus-Rollen und anderen Aegyptischen Denkmälern auf dem Museum zu Turin haben dargethan, daß schon die Aegypter solcher Zeichen sich bedienten. Dagegen verdanken wir ihre Kenntniß den Arabern. Daß sie die Prinzipien der Hydraulik kannten, ist eine ausgemachte Sache, und die eben so grandiosen als geschmackvollen Werke ihrer Architektur hatten sie größtentheils aus den Trümmern zusammengesetzt, die ihre zerstörenden Eroberungen zurückließen. Sie exzellirten in der Schönschreibekunst und kultivirten die Musik theoretisch. In der Kunst, Mineralien dem Schooße der Erde zu entlocken, haben sie gewiß nicht geringe Fortschritte gemacht, und was ihre mechanische Geschicklichkeit betrifft, so legen die Klingen von Damaskus, von Granada und Toledo, und ihre Porzellan- und Leder-Manufakturen ein günstiges Zeugniß darüber ab. Die Ausdrücke Marokko oder Maroquin und Corduan, welche noch bei uns gäng und gebe sind, erinnern an die Arabische Industrie im Mittelalter.

Herr Crichton bemerkt ganz kurz, daß das Schießpulver den Arabern ein ganzes Jahrhundert vor seiner Einführung in Europa bekannt geworden sey, und daß Tiraboschi derselben Nation die Erfindung des Kompasses zuschreibe. Er scheint das Werk des Herrn Biardot nicht zu kennen**), worin nicht bloß die letztere Hypothese beinahe zur Gewißheit erhoben ist, sondern auch die Erfindung des Papiers aus Lumpen mit guten Gründen den Arabern zugeschrieben wird. Doktor Bernard zu Oxford behauptet, der erste Gebrauch der Pendeluhr als eines Zeitmessers sey ebenfalls von den Arabern abzuleiten.

Aus der sehr ungleichförmigen Rechtschreibung orientalischer Namen scheint sich zu ergeben, daß der Verf. die Quellen nicht in der Ursprache gelesen hat. Auch hätte er manches Datum, das zur beglaubigten Geschichte der Araber gehört, nicht übergehen sollen. Besonders trifft seine Erzählung der Invasion Persiens dieser Vorwurf. Im Ganzen ist aber das Werk mit pragmatischem Geiste abgefaßt und empfiehlt sich außerdem durch stilistische Vorzüge.

*) Eigentlich Ziffern (Arab. Sfifr.)

**) S. den Artikel: „Die Ansprüche der Araber auf die Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers." In Nr. 27 des „Magazins" vom J. 1833.

Mannigfaltiges.

— Einfluß der Pocken-Impfung auf die Lebensdauer. Die Einimpfung der Pocken ist ohne Zweifel diejenige Erfindung, welche die Sterblichkeit am meisten vermindert hat. Unter den merkwürdigen Urkunden, die während der letzten Session dem Unterhause vorgelegt worden, findet sich auch ein Bericht über die Fortschritte der Vaccination, dessen Ergebnisse wir, zum Belege unserer Behauptung, hier mittheilen wollen. Die folgende Tabelle bezieht sich nur auf die Sterblichkeit in London, in einem Zeitraume von 110 Jahren.

Perioden von zehn Jahren.	Mittlere Zahl der jährlichen Sterbefälle.	Zahl der an den Pocken Gestorbenen.
1720 — 1730	27,861	2257
1730 — 1740	26,047	1978
1740 — 1750	25,060	2002
1750 — 1760	20,849	1957
1820 — 1830	20,600	715

Seit 1720, um welche Zeit die Pocken-Impfung zuerst auftam, hat also die Mortalität in London immer mehr abgenommen, und die Pocken haben verhältnißmäßig weniger Individuen weggerafft. In den letzten drei Jahren sind von tausend Pockenkranken nur sechsundzwanzig gestorben. Die Vaccination macht immer größere Fortschritte. Von 35,000 Kindern, die seit 1832 zur Welt kamen, sind 23,000 in den öffentlichen Anstalten geimpft worden; die übrigen, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Privat-Wohnungen. Man kann also behaupten, daß heutigen Tages kein Stand von dieser Wohlthat ausgeschlossen ist. Untersuchen wir nun, um die Resultate der verschiedenen sozialen Verbesserungen positiv zu würdigen, welches im Laufe des verflossenen Jahrhunderts ihr Einfluß auf die Sterblichkeit gewesen sey, und nehmen wir drei Europäische Länder, deren Fortschritte am merklichsten gewesen, so werden wir finden, daß in Frankreich, England und Deutschland — alle drei zusammengenommen — der Durchschnitt der Sterblichkeit, welcher ehemals 1 von 30 war, jetzt nur noch 1 von 48 beträgt. Diese Differenz reduzirt die Zahl der jährlichen Todesfälle in dem Totale jener drei Länder von 1,900,000 auf weniger als 1,200,000. (R. B.)

— Türkische Sprichwörter. Ein kleiner Stein macht oft groß Geräusch. Auf einem mit Ochsen bespannten Wagen versuch'es, einen Hasen zu fangen. Ein närrischer Freund macht mehr Verdruß, als ein weiser Feind. Nicht dadurch, daß man die Worte Honig! Honig! ausspricht, wird es Einem süß um den Mund. Wer einen Freund ohne Fehler will, wird nie einen finden. Er verhandelt eine Krähe für eine Nachtigall. Iß und trink mit Deinem Freunde, mache aber keine Geschäfte mit ihm. Keiner läßt sich mehr als Einmal betrügen. Es ist schwer, einen Wolf bei den Ohren zu packen. Man kann nicht zwei Melonen unter Einem Arm tragen. Um ganz ruhig zu leben, muß man blind, taub und stumm seyn. Alles, was Du giebst, wirst Du doppelt wieder nach Hause tragen. Durch einen Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen, als durch einen Ozboft Essig. Wer dem Armen giebt, giebt Gott. Der Narr hat sein Herz auf der Zunge, der weise Mann verbirgt seine Zunge im Herzen. Guter Wein und schöne Frauen sind zwei süße Gifte. Ein Ei heute ist besser als eine Henne morgen. Thue das Gute, wirf es in's Meer, weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr. Wer Gott fürchtet, hat keinen Menschen zu fürchten. Wenn Dein Feind so klein ist, wie eine Ameise, so denke ihn Dir so groß als einen Elephanten. Die Frau bringt Glück oder Unglück in's Haus. Wer Alles weiß, wird am meisten betrogen. Wer um Jedermann weint, kommt bald um sein Auge. Man lernt mehr im Gespräch, als aus Büchern. Ein Freund ist besser als ein Verwandter. Es giebt mehr Unsichtbares als Sichtbares in der Welt. Wer ein geborgtes Pferd reitet, reitet nicht oft. Traue nicht der Weiße seines Turbans — er hat die Seife dazu auf Borg gekauft. Der Tod ist ein schwarzes Kameel, das vor jeder Thür niederkniet. Wenn Du zu einem Blinden gehst, schließe Dir die Augen zu. Blut wird nicht mit Blut ausgewaschen, sondern mit Wasser. Hat auch die Zunge keine Knochen, so verzehrt sie doch Knochen. Das Herz ist ein Kind; es hofft, was es wünscht. (Turkey. by an American.)

— Ein sonderbares Thronfolge-Gesetz. Bei den Kossyab's, einem Stamme am südlichen Ganges, ungefähr 280 (Engl.) Meilen von Kalkutta, vererbt sich die Thronfolge der Radschab's nicht wie bei uns auf die Söhne oder Brudersöhne, sondern immer auf die Schwestersöhne, damit nach ihrer Meinung das Königl. Blut rein und unvermischt erhalten werde. Die Kossyab's reden eine seltsame Sprache, die dem Chinesischen nicht unähnlich ist, haben aber keine Schriftzeichen, sondern erhalten ihre Nachrichten nur durch Einkerbungen, die sie in Stäbe machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Mittwoch den 22. Januar 1834.

England.

Betrachtungen über das Weltall.

Nach der Theorie des Sir John Herschel.

Die Zeit scheint nicht mehr fern, in welcher Wissenschaft und Religion, diese ewigen Schwestern, einander die Hand reichen werden zu ewiger Eintracht. Je weiter das Gebiet des Wissens sich ausdehnt, desto mehr begünstigen seine Resultate den religiösen Glauben, desto zahlreicher und unumstößlicher werden die Beweise von dem schrankenlosen Daseyn einer schaffenden allmächtigen Intelligenz. Die (William) Herschel, die Laplace, die Biot, die Réaumur, die Haüy und Davy haben ihren Forschergeist keinem müßigen Zeitvertreib, keiner Wahrheit ohne Zweck und ohne Resultat gewidmet. Jede neue Bereicherung der Wissenschaft ist ein Beweis mehr für das Daseyn Gottes. In unseren Tagen sind Wahrheiten, die das Alterthum entweder gar nicht ahnete oder höchstens ahnete, fast bis zu mathematischer Gewißheit erhoben worden.

Die Astronomie ist mit der Civilisation Hand in Hand gegangen. Die ersten historischen Erinnerungen zeigen uns den Morgenländischen Hirten, wie er am leuchtenden Himmelsgewölbe seine Wegweiser und Rathgeber sucht. Der Gang der Sterne leitete seinen irrenden Fuß; ihre wechselnde Stellung offenbarte ihm die Wechsel der Jahreszeiten. Der Himmel war sein Buch, sein Gedicht, seine Wissenschaft.

Lange Zeit hat man angenommen, die Sterne behaupteten eine unverrückte Stelle im Himmelsraum; allein das Teleskop lehrt uns mit Gewißheit, daß die meisten Gestirne, wie unser Erdkörper, sich fortbewegen, und daß wir, in dem allgemeinen Kreislauf mit fortgerissen, den Gang der unzähligen Himmelskörper um die Weltachse nicht unterscheiden können.

Ein Aufzählen und Erkennen aller leuchtenden Körper des Firmaments ist unseren beschränkten Sinnen rein unmöglich. Jede neue Vervollkommnung des Fernrohrs enthüllt uns eine unabsehbare Menge neuer noch ungesehener Gestirne. Der Katalog von South und Herschel bezeichnet das Sigma des Orion als zwei besondere Reihen Sterne, von denen jede aus drei Sternen besteht. Durch das neue Teleskop des Herrn Barlow gesehen, erscheint die nämliche Constellation aus zwei vierfachen Reihen zusammengesetzt, unter denen zwei sehr helle Sterne hervorschimmern, die bis jetzt noch kein Astronom entdeckt hatte. Das Epsilon des Perseus, im obigen Kataloge als doppelt aufgeführt, ist eine Gruppe von sechs verschiedenen Sternen. Gesetzt nun, die Bemühungen des Herrn Barlow würden vom Erfolge gekrönt, und sein Teleskop erhielte, wie er hofft, eine sechzig Mal größere Schärfe: so ist wahrscheinlich, daß, statt sechs Sternen, wohl hundert Sterne zum Vorschein kommen, die dem unbewaffneten Auge nur ein einziger leuchtender Punkt sind!

Es giebt also doppelte und selbst mehrfache Sterne, d. h. unser Auge entdeckt mit Hülfe der Instrumente einen deutlichen Abstand der konstituirenden Theile. Man hat schon über dreitausend Doppelsterne entdeckt, von denen die meisten ihren Kreislauf in wenigstens zwölfhundert Jahren vollenden. Höchst wahrscheinlich giebt es dieser himmlischen Zwillingsgeschöpfe noch ungemein viele.

Wir dürfen wohl annehmen, daß jene Myriaden ferner Sonnen kein unnützes Licht in die unermeßlichen Räume werfen, sondern daß jede ihren Kreis von Planeten bestrahlt, dunkle Körper, deren erborgter Schein sie unseren Blicken entzieht. Den 30. Juli 1833 beobachteten wir den Doppelstern Gamma, im Fuße der Andromeda: ein wunderbares Schauspiel! zwei Sterne von ungleicher Größe, der eine rosenroth, der andere azurn. Durch ein gewöhnliches Teleskop gesehen, nahmen sich diese Himmelskörper wie zwei Schmetterlinge von verschiedener Farbe aus, die am Himmel herumflogen; ein schärferes Fernrohr aber weist ihnen ihren bestimmten Platz an. Beide Körper scheinen ihr selbstständiges Licht zu haben, obgleich W. Herschel annimmt, der eine sey ein mit seinem Gefährten verketteter Planet.

Auch diejenigen Sterne, die durch ähnliche Distanzen getrennt sind, wie Uranus und die Sonne, d. h. ungefähr 360 Millionen Deutsche Meilen, müssen ihre respektiven Planeten haben, ihre Merkure, ihre Erden, Jupiter und Saturne. Sie sind nothwendig die Mittelpunkte besonderer Planeten-Systeme. Wohnen auch auf diesen Planeten denkende Wesen, so steht der Mensch wie vernichtet, wenn er in den unermeßlichen Ocean der Schöpfung blickt.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß man jemals den Umfang des kleinsten der sogenannten Fixsterne wird berechnen können. Ihr Daseyn verkündigen uns nur jene Lichtstrahlen, die wahrscheinlich oft erst nach Jahrtausenden bis zu uns dringen, obschon das Licht in einer Sekunde 38,400 Deutsche Meilen zurücklegt. Doctor Wollaston vermuthet, der strahlendste und ohne Zweifel am wenigsten entfernte jener Fixsterne, der Sirius, verspende eine Lichtmasse, die dem vereinten Lichte von vierzehn unserer Sonnen gleichkäme. Und doch ist das prachtvolle Sonnensystem, dessen Centrum der Sirius bildet, für uns nur ein kleiner, leuchtender Punkt.

Der Saturn mit seinen Ringen und Trabanten, (die sich 1839, wie es 1825 der Fall war, in ihrer ganzen Gierie zeigen werden) hat, durch ein mittelmäßiges Teleskop beobachtet, nur den Durchmesser eines Thalers. Gesetzt nun, ein Astronom des Sirius schaute mit einem ähnlichen Instrument nach unserer Sonne: so würde diese Feuerkugel, die wir unermeßlich groß nennen, ihm nur als ein winziger Nebelfleck erscheinen; der bedeutendste unserer Planeten aber bliebe ihm nothwendig verborgen, und so ahnete er gar nichts von unserem Daseyn.

Der Stern Omikron in der Constellation des Wallfisches, zeigt sich in einer Periode von eilf Jahren nur zweimal. Vierzehn Tage lang sieht man ihn leuchten: dann wird sein Glanz drei Monate lang schwächer: endlich verschwindet er. Nach fünf Monaten kommt er wieder zum Vorschein, und wird in den drei nächsten Monaten immer heller. Ein anderer Stern — Beta im Perseus — bleibt 62 Stunden sichtbar, verliert dann plötzlich seinen Glanz; wird aus einem Sterne erster Größe ein Stern vierter, bleibt zwei oder drei Stunden in diesem Zustande, und erhält dann wieder sein erstes schönes Licht. Momentane Eklipsen anderer Fixsterne werden vermuthlich durch Planeten veranlaßt, die uns auf ihrem Kreislauf einen Theil des Centralsternes verhüllen.

Wir wissen nicht, ob diese Sonnensysteme durch eigene Kraft sich erhalten, oder ob sie durch ein Wesen außer ihnen geschaffen sind. Erhalten sie sich durch eigene Kraft, so müssen sie unsterblich seyn; sind auch sie der Zerstörung ausgesetzt, so erkennen wir in ihnen das Werk eines unendlichen, allmächtigen Schöpfers. Suchen wir also in den astronomischen Studien die wahre Theologie; ihre Demonstrationen sind eben so scharfsinnig und schlagend, als die der Mathematiker. Die Geschichte der Staaten-Umwälzungen bietet uns keine so klaren Evidenzen, als diejenigen sind, auf welche diese ganz positive Wissenschaft sich stützt. Wohlan! sie lehrt uns, daß der Finger des Todes, das Gepräge der Sterblichkeit, auch einigen der strahlendsten Welten aufgedrückt ist, die das Firmament uns bewundern läßt!

Hundert und fünf und zwanzig Jahre vor Christus bemerkte Hipparch, daß ein heller Stern, den er beobachtet hatte, verschwunden sey, und dies brachte ihn auf den Gedanken, das erste Sternen-Verzeichniß zu entwerfen. Im Jahre 389 nach Chr. sah man zunächst dem Alpha des Adlers einen neuen Stern funkeln, der drei Wochen lang so hell wie die Venus war und 1572 erlosch. Tycho de Brahe hatte eines Abends eben sein Observatorium verlassen, als er eine Gruppe von Leuten mit Bewunderung nach einem hellen Sterne blicken sah, der ihm, dem Astronomen von Beruf, niemals erschienen war. Dieser Stern zeigte sich in der Kassiopeja, und funkelte eben so lebhaft wie der Sirius. Eine Zeit lang sah man ihn bei hellem Tage. Im Dezember 1572 wurde er bleicher, erschien dann in allen den wechselnden Farben und Formen, die eine Feuersbrunst zu verkündigen schienen, und verschwand endlich im März 1574. War er der unglückliche Trabant irgend eines Fixsterns, den die Strahlen des letzteren ergriffen und verzehrten? War es die ferne und sichtbare Weissagung des Schicksales, das auch uns erwartet? Soll wirklich unsere eigene Sonne ihre Planeten einst in Asche verwandeln, wie einige Kosmologen annehmen?

Noch in neuerer Zeit sind Phänomene ähnlicher Art beobachtet worden. Ein Stern dritter Größe, den Antheim 1660 im Kopfe des Schwans entdeckte, wurde einige Zeit unsichtbar, erschien dann wieder, zeigte sich zwei Jahre lang in zitterndem Lichte und — verschwand auf immer. Vergleicht man die Kataloge und Beobachtungen, so ergiebt sich, daß viele ehemals beobachtete Sterne jetzt nicht mehr existiren.

Soll man die Wahrheit dieser Thatsachen bezweifeln? Das Leben und der Tod Alexander's des Großen, die steigende Macht und der Untergang des Römischen Reiches, die gewaltsame Zerstörung mehrerer großen Städte, der Alters Königinnen des Handels und der Künste, werden uns von der Geschichte erzählt. Wir glauben an diese Ereignisse, die doch auf keiner festeren Basis beruhen, als die

astronomischen Beobachtungen. Jahrhunderte lang haben Männer, deren einziges Geschäft die Beobachtung des gestirnten Himmels war, den Veränderungen am Firmamente zugeschaut und den Untergang mehrerer verschwundener Himmelskörper wahrscheinlich gemacht. Diese Gestirne gehen unter; sie sind also geboren. Sie haben ein Ziel ihres Daseyns, wie der Mensch; sie vollenden ihren Kreislauf und ein jüngster Tag zerstört sie.

Man könnte hier einwenden, das astronomische Wissen sey ja immer nur ein hypothetisches, da die Gegenstände der Beobachtung uns zu weit entrückt seyen. Wohlan! so blicket nur in den ersten besten Kalender: da werdet Ihr die Sonnen- und Mondfinsternisse mit geometrischer Genauigkeit berechnet und nicht bloß den Tag, sondern die Stunde und die Minute, angekündigt finden, in der sie erfolgen sollen. Das Verzeichniß der Ellipsen, die im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts stattfindren werden, liegt vor mir auf meinem Pulte, und ehe eine der Berechnungen, die es enthält, sich als falsch bewährt, muß jeder vernünftige Mensch überzeugt bleiben, daß die Sternkunde eine eben so sichere Wissenschaft ist, als Chemie und Mathematik.

Noch mehr, einige astronomische Anekdoten tragen das Gepräge einer wunderbaren Prophezeihung. Der große Kepler verdankte seinem sorgfältigen Studium des Mechanismus der Himmelskörper die Entdeckung einer Reihe astronomischer Gesetze, die ihn zu dem Schlusse führten, daß man früher oder später in einer von ihm spezifizirten Himmelsregion einen noch unbekannten Planeten finden werde. Kepler bewies, daß die zu seiner Zeit bekannten Planeten, Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn, denen William Herschel 1781 den Uranus beigesellte, durch ein gleiches Band harmonisch verkettet und dem Gesetze gegenseitiger Attraction unterworfen, einem allgewaltigen Central-Einflusse gehorchen müssen, der sich bis zu den äußersten Gränzen unseres Planetensystems erstreckt. Da nun die Zwischenräume, welche die Bahnen der Planeten trennen, ungefähr in eben dem Maße größer werden, als sie von der Sonne sich entfernen; da dieses Gesetz nur durch den ungeheuren leeren Raum zwischen Mars und Jupiter unterbrochen scheint, so vermuthete Kepler, es müsse zwischen diesen beiden Planeten noch ein anderer kreisen. Wirklich hat man zu Anfang unseres Jahrhunderts in derselben Region des Firmamentes die Planeten Ceres, Pallas und Juno entdeckt. Ihre unregelmäßige Form, ihre Kleinheit und gegenseitige Nähe ließen mit Wahrscheinlichkeit annehmen, diese drei seyen bloße Bruchstücke eines großen Planeten, von dem ohne Zweifel noch andere leuchtende Trümmer in demselben großen Intervall kreisten. Die Entdeckung der Vesta bestätigte auch diese Hypothese.

Alle Sonnensysteme des Universums scheinen gleichartig zu seyn. Will man sich davon überzeugen, so beobachte man nur die Planeten unseres Systems, die wir einer viel genaueren Prüfung unterwerfen können. Merkur und Venus (die der Sonne zunächst kreisen) haben eine mit dichtem Gewölk beladene Atmosphäre, die offenbar den ungeheuren Grad von Hitze und Licht, dem sie ausgesetzt sind, lindern soll. Ist nun ein Himmelskörper von einem Dunstkreis umgeben, so darf man auch annehmen, daß dieser Globus, gleich dem unsrigen, seine Kontinente und Meere, seine lebenden Geschöpfe hat, die ihn bevölkern. Die Hypothese wird fast zur Gewißheit, wenn man erkennt, daß jeder dieser Planeten seinen Tag und seine Nacht hat die mit unseren Tagen und Nächten ungefähr von gleicher Länge sind. In dem Planeten Mars hat man die Umrisse der Meere und Festländer sehr schön bestimmt. Auch dieser Globus besitzt eine Atmosphäre und Wolken; an seinen Polen aber zwei helle Flecken, ohne Zweifel große Schnee- und Eismassen. Seine vorherrschende Farbe ist hochroth, als bestände er aus röthlichem Sande; sein Tag ist nur ungefähr eine halbe Stunde länger als der unsrige. Sollten wir nach allen diesen Analogieen annehmen, daß die genannten Planeten ohne Zweck in unser Sonnensystem geworfen sind, wir, die wir wissen, welche Lebensfülle sich entwickelt, sobald Luft, Wasser, Wärme und Licht im Vereine wirken? Diese Elemente, einmal innig gesellt, schaffen sie nicht ohne Rast, lassen sie nicht den Wassertropfen im Lichtstrahl von lebenden Geschöpfen wimmeln?

Oft habe ich mir die angenehme Beschäftigung gemacht, ein kleines Tröpfchen Wasser an den Kopf einer gewöhnlichen Stecknadel zu hängen, die ich auf ein schräges Stück Krystall legte, das in einem Sonnenmikroskop angebracht war. Der Tropfen war so klein, daß er trotz der Abschüssigkeit des Krystalls an dem Nadelknopfe blieb; durch das Mikroskop aber erschien er zwölf Fuß groß. Mit Hülfe eines Spiegels, der fünf Fuß weit von dem Linsenglase stand, beobachtete ich abwechselnd jedes unendlich kleine Theilchen des Tropfens. In dieser Vergrößerung war er ganz mit kleinen Thierchen verschiedener Art und jeder Größe bevölkert. Die größten derselben maßen 13 Zoll; die kleinsten — durch ein Sonnenmikroskop betrachtet! — nur ein Sechszehntheil eines Zolls. Oft war die Menge der Thierchen so ungeheuer, daß es in dem ganzen Umfang von 12 Fuß unmöglich gewesen wäre, die Spitze eines Bleistifts auf eine einzige leere Stelle zu setzen. Zuweilen sah ich nichts als ein ungeheures Gewebe kleiner lebender Wesen, die ganz plötzlich zu entstehen schienen: die Einen so dick wie ein Stecknadelknopf, die Anderen von der Größe einer Linse, während andere Thierchen, scheinbar ausgebildeter und von größerer Dimension, unter den Neugebornen sich herumtummelten. Wurden die Bewohner des Wassertropfens zu zahlreich, so bildeten sie eine dichte bewegliche Masse, die ich durch Zuguß eines anderen Tropfens zertheilen mußte, um ihre Bewegungen besser zu beobachten. Wahrscheinlich nähren sich diese Thierchen von noch winzigeren Geschöpfen, die das Sonnenmikroskop selbst nicht zeigen kann.

Wer möchte nun noch läugnen, daß Merkur, Venus und Mars, die augenscheinlich alle Bedingungen des Daseyns in sich schließen, Licht und Wärme, Luft und Wasser, Vegetation und Organisation, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Klimate haben, läugnen, daß diese Planeten lebendige Bewohner beherbergen, während ein einziger Wassertropfen ganzen Schaaren von Thierchen verschiedener Gattung zur Wohnung dient? Mars, Jupiter und Saturn, die wegen ihrer Entfernung von der Sonne mit ungeheuren Apparaten zum Ersatz für die dürftige Wärme und Beleuchtung umringt sind, geben unserer Behauptung noch mehr Gewicht.

Wir sprechen hier bloß von den eigentlichen Planeten und nicht von ihren Trabanten oder Monden, deren secundaire Rolle sich vermuthlich darauf beschränkt, daß sie das Licht reflektiren, die Gewässer im Gleichgewicht halten, und vielleicht die Bewegungen der Erdkörper, denen sie beigegeben sind, reguliren. Unser Mond z. B. ist dem Anschein nach, nicht bewohnbar. Den ganzen sichtbaren Theil seiner Oberfläche bedecken vulkanische Krater, von denen einige ungeheuer groß sind. Wir bemerken auf diesem Globus keine Spur von Dünsten; er entbehrt also ganz des Wassers, es müßte denn dieses Element in tiefen, dem Sonnenstrahl unzugänglichen Höhlen verborgen seyn. Wo keine Atmosphäre ist, kann thierisches Leben nicht bestehen.

Wie dem nun sey, mag man den Mond für einen öden oder für einen bewohnten Körper halten, es bleibt nicht weniger gewiß, daß alle Planeten und Monde dem unvermeidlichen Ziele alles Daseyns, wenn auch langsam, entgegengehen. Wir sind Zeugen vom Erlöschen gewisser Sterne gewesen; wir werden bald einsehen, daß dem verhältnißmäßig unendlich kleinen Sonnensystem, welchem wir angehören, ebenfalls seine einstige Auflösung bevorsteht.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Journal of botany. (Botanisches Journal.) Als zweite Serie der Botanical Miscellany. Von W. J. Hooker. Erste Abthlg. Pr. 7½ Sh.

On the effects of inhalation in consumption. (Die Wirkungen des Einathmens auf die Schwindsucht.) Von Sir Charles Scudamore. Zweite Aufl. Pr. 7½ Sh.

Goldenthal. — Erzählung von Zschocke. Aus dem Deutschen. Pr. 2 Sh.

Natural history of quadrupeds. (Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere.) Von F. Schoberl. 2 Bde. Pr. 8 Sh.

Russia; or miscellaneous observations on that country. (Bemerkungen über Rußland.) Gesammelt im Dienste der Bibel-Gesellschaft, von R. Pinkerton. Pr. 21 Sh.

Lectures on theology. (Vorlesungen über Theologie.) Von John Dick. 4 Bde. Pr. 42 Sh.

Frankreich.

Geschichte des Broschüren-Wesens in Frankreich.

Die Gesellschaften fangen ihre Civilisation mit Katechismen an, gehen von da zu dickleibigen Büchern und endlich zu Broschüren über, welche, mit Einschluß der Zeitschriften, die Ideen am raschesten cirkuliren lassen. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst vertrat bei civilisirten und freien Nationen die Rednerbühne die Stelle der Literatur. Ein Jeder konnte sie besteigen, den Mißbrauch der Gewalt laut verklagen und über die Angelegenheiten des Staates kühne Reden improvisiren, die man gesprochene Broschüren nennen mag. So und nicht anders verfuhr Demosthenes, um Philipp dem Macedonier entgegenzuarbeiten, der die mündlichen Broschüren seines Gegners mehr als einmal verwünschte. Die Religion begeisterte zu ähnlichen Herzens-Ergüssen. Die Traktate eines Lactanz, Tertullian, Augustin, Hieronymus waren ächte Broschüren, welche die religiöse Meinung beherrschten.

Als die Buchdruckerkunst aufkam, machte man von dieser Erfindung nicht gleich den Gebrauch, zu dem sie so vorzugsweise sich eignete. Das Latein war noch die Sprache der Gelehrten, und nur Gelehrsamkeit beschäftigte die Pressen. Petrarca lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst auf die großen Schriftsteller der Römer, die er unaufhörlich las und wieder las. Von Fürsten unterstützt, von allen Gelehrten, die sein Eifer elektrisirte, sekundirt, forschte er gierig nach alten Handschriften, bezahlte sie mit schwerem Gelde und kopirte sie mit eigener Hand. Der von ihm ausgestreute Saamen erzeugte Früchte in Ueberfluß. Nach Befriedigung der religiösen Bedürfnisse kamen die Meisterwerke des Alterthums, durch unzählige Gelehrten ausgescharrt und restaurirt, wieder in's Leben und erschienen in ihrer ursprünglichen Reinheit. Aber in jenen stürmischen Zeiten, wo die Wissenschaft noch kaum ein anderes Organ hatte, als das Wort, wo der Austausch der Ideen unaufhörlich durch Kriege unterbrochen wurde: da traten die Bücher nur spärlich und als ungeheure Zeltanten an's Licht. Auf Pulten liegend, blieben sie in Studirstuben eingekerkert. Die immer weiter sich verbreitende Aufklärung brachte indessen bald eine nützliche Reform zu Wege. Die Quartanten verdrängten allmälig die Foliobände, und Aldus erfann zuerst die Oktavform, welche das Buch zu einem freundlichen Gefährten bei Tisch und im Bett, auf Reisen wie am Kamine machte. Diese glückliche Modification, der allgemeinen geistigen Aufregung so angemessen, vermehrte die Schriftsteller und ihre Leser. Sie gab auch den Broschüren ihr Daseyn.

Die „Lettres provinciales" waren ächte Pamphlete, geschriebene, Philippika's, nur mit dem Vorzuge, daß sie dem Leser ihre originellsten, energischsten Gedanken kurz und wiederholt vor die Seele führten. In der Folge bediente man sich der beredten Broschüre, um auch über Kunstgegenstände zu debattiren. Eine Broschüre, in das hitzigste Handgemenge der Gluckisten und Piccinisten geworfen,

brachte Grimm zuerst in Ruf. Voltaire bemächtigte sich derselben Waffe, weil er vorhersah, wie furchtbar sie in seinen Händen werden konnte. Wirklich sind auch Voltaire's Broschüren dasjenige, was von allen seinen vielseitigen und vielgestaltigen Schöpfungen den mächtigsten praktischen Einfluß gehabt hat. Sein Inneres war eine unerschöpfliche Rüstkammer durchbohrender Geschosse, die er unermüdlich bald gegen die Mißbräuche und Verirrungen der Justiz, bald gegen den Rost des Feudalwesens (leider nur zu oft auch gegen das Heiligste) schleuderte. Durch Broschüren erwies er die Unschuld des unglücklichen Calas, zerbrach er das Blutgerüst des Sirven, emanzipirte er die Leibeigenen des Jura.

Beaumarchais und Franklin ließen ihre so weit wiederhallende Stimme in Brochüren ertönen. Die Broschüre ist die Lieblingswaffe der Politik geworden. Napoleon bemeisterte sich der Presse, deren Gebrauch er nur seinen Schmeichlern oder den Werkzeugen seiner Pläne gestattete. Kaum hatten die Waffen angefangen, ihn zu besiegen, als die Beredsamkeit kam und ihn vollends zu Boden drückte; kaum schwieg der Kanonendonner, so regte eine Brochüre des Herrn Chateaubriand die öffentliche Meinung gegen ihn auf. Den Gang und die Wirkungen des kaiserlichen Despotismus, seine Ränke und Gewaltigkeiten enthüllend, wirkte diese Schrift mehr als eine ganze Armee. 80,000 Exemplare die aus Lenormant's Pressen hervorgingen, konnten die Gier des Publikums nicht stillen. Als Ludwig XVIII. auf dem Throne seiner Väter saß, entspann sich eine Fehde zwischen zwei Parteien, von denen die Eine der Königswürde ihre alten Vorrechte wieder geben wollte, während die Andere dasjenige, was sie die Rechte des Volkes nannte, vertheidigte. Chateaubriand trat mitten unter die Streitenden. Ein erklärter Feind der damals am Ruder stehenden Staatsmänner, die er ungeschickter Hinneigung zur revolutionairen Partei anklagte, nahm er dennoch das rechtmäßig Gewordene Errungene eifrigst in Schutz. Die „Monarchie suivant la Charte" war die Frucht seiner Ueberzeugung. Der feinste und durchdringendste Verstand entwickelt in dieser Brochüre die weisesten unserem Nationalcharakter angemessensten Prinzipien. Auch andere Publizisten, wie die Herren de Bonald, Benjamin Constant, Fiévée, de Montlosier, bewährten unter verschiedenen Panieren ein sehr ausgezeichnetes Talent; allein sie wurden durch Chateaubriand verdunkelt, der die mächtigste Dialektik mit hinreißendem Zauber des Stils zu vereinigen weiß.

Die Broschüre selbst, die den dickleibigen Bänden den Garaus gemacht hat, findet jetzt an der periodischen Presse eine furchtbare Nebenbuhlerin. Die Journale, was sind sie anders, als eine täglich fortgesetzte Reduction und Wiederholung der Broschüren? Nirgends hat der Journalismus so wüthend um sich gegriffen, wie in Frankreich und England. Die Süd-Europäer sind zu faul oder zu muthlos geworden, als daß sie sich in Zeitschriften exekutiren möchten; der Sklave ist noch nicht selbstständiger Denker; der Deutsche liebt mehr eine ernstere Literatur; allenfalls liest er Broschüren; in der Journalistik aber ist er zurückgeblieben. Die Nord-Amerikaner haben aus ihren Zeitschriften eine wunderbare moralische Kraft gesogen. Um eine Stadt zu gründen, stiften sie zuerst eine Zeitung, deren magische Gewalt mit Einem Male Tausende von Bürgern schafft, versammelt und civilisirt. Bei ihnen giebt es keine Broschüre; kaum haben sie Bücher; die Journale vertreten Alles.

Aus Broschüren und Zeitschriften muß der Geschichtschreiber viel Bedeutendes entlehnen; in ihnen spiegelt sich die wahre Physiognomie der Völker, reflektiren sich auf naive Weise die Sitten und die Geister. In den Broschüren für oder wider die Ligue lernen wir erst recht ihren Charakter kennen; in den Mazarinaden entlarvt sich die Fronde, unter Pasquillen und Liedern einen ersten Zweck verbergend; in den Broschüren aus den Zeiten der ersten Revolution empört uns die Rohheit der Saturnalien von 1793, erfüllt uns die Schändlichkeit des Direktoriums mit Abscheu.

Man schreibt die alte Geschichte Frankreichs, mit Gregorius von Tours, in dicken Quart-Bänden; die der zwei letzten Jahrhunderte in Memoiren; die unsrige wird man in Broschüren abfassen.

(Dictionnaire de la Conversation*.)

Bibliographie.

Le mérite des femmes. (Lob der Frauen.) In Prosa. Von Ch. Malo. Pr. 2½ Fr.

Les navigateurs. (Sammlung älterer und neuerer Seereisen.) Von Ferd. Denis. Pr. 6½ Fr.

Nouveau tableau de Paris au XIXe siècle. (Neues Gemälde von Paris im 19ten Jahrhundert.) Erster Band. Pr. 7½ Fr.

Histoire de la guerre de 1813 et 1814. (Londonderry's Geschichte des Krieges in Deutschland und Frankreich während der Jahre 1813 und 1814.) Aus dem Englischen. Pr. 12 Fr.

Histoire de Godefroy de Bouillon. (Geschichte Gottfried's von Bouillon.) Von H. Prevault. 2 Bde.

Scènes de moeurs arabes. (Arabische Sittengemälde.) Von L. Viardot. Pr. 6 Fr.

Schweden.

Vandringsminnen. (Reise-Erinnerungen.) Von Bernhard von Beskow. Stockholm, 1833.

Unter diesem Titel ist von dem in Schweden geschätzten Dichter Beskow (Verfasser von „Sweriges anor" [Schwedens Ahnen], der Tragödie „Erik XIV." u. s. w.) ein Buch erschienen, welches die Reisen des Verfassers im südlichen Europa schildert. Es ist reich an interessanten Gemälden und hat noch einen besonderen Werth dadurch, daß es mit den Facsimile's von Baggesen, Tieck, Göthe, Amalie von Helwig, Grillparzer, Oehlenschläger und anderen berühmten Männern geschmückt ist. Als eine Probe des Buches theilen wir hier die Schilderung mit, die der Verfasser von seiner Ankunft in Venedig giebt:

„Indeß nähert sich der Wanderer der Stadt der hundert Inseln, deren festes Land fast nur allein in dreihundert Brücken besteht. Ihr erster Anblick ist gemacht, Erstaunen zu erregen; Erinnerung und Phantasie eröffnen hier ihre beiden reichen Indien. Von fern sieht man Venedigs Thürme sich aus dem Wasser erheben und herrschend blickt noch diese Königin des Meeres über die Wellen, gleichwie Afrodite, als sie das erste Mal aus dem Schaum des Oceans aufstieg. Man fährt ihre erste Straße hinauf — ein Kanal. Alles gleicht einer Feerei. Die tiefe Stille, die überall herrscht (denn Pferde oder Wagen werden nicht in Venedig gesehen, und außer auf dem Markusplatze findet man wenig Gehende), scheint zu bedeuten, daß diese Marmormassen nicht von Menschenhand aufgeführt worden sind, daß sie von unsichtbaren Wesen bewohnt werden. Hier und da eilt, ohne Ruderschlag und ohne ein Wort ihres Leiters, eine Gondel dahin, deren schwarze Farbe noch das Dunkle und Mystische des Gemäldes erhöht. Selbst die Häuser, mit Griechischer Architektur, mit Arabesken und Marmor-Balkonen verziert, scheinen einer Morgenländischen Sage anzugehören. Man eilt dahin unter einer Menge von Brücken-Gewölben und Arkaden, ähnlich den Triumphbögen der Alten. Ueber ihnen wimmeln Masken in den buntscheckigsten Farben. Griechen und Muselmänner, Indianerinnen und Schönheiten des Nordens, Sarazenen und Kreuzritter, Mönche und Braminen, Wahrsager und Polichinells, Alle in einem Zauberkreis unter einander gemischt, und überall wird das Gemurmel einer Sprache gehört, die in der Rede schon Musik ist. Noch sieht der Angekommene nicht, wo er festen Fuß bekommen werde. Endlich öffnet sich ihm der Markusplatz. Kaffeehäuser und Boutiquen, von Tausenden Lampen erleuchtet, deren Schein von prismatischen Kristallen vervielfacht wird, lassen ihn in Ungewißheit, ob er nach Londons Vauxhall oder nach einer Morgenländischen Hauptstadt versetzt sey, deren Bewohner ihn zu umgeben scheinen. Ein Tempel mit 5 Domen erhebt sich im Vordergrunde. Von dessen vermischter Architektur, dessen Römischen Domen, Gothischen Arkaden und Griechischen Säulen verwirrt, weiß er nicht, ob es eine Türkische Moschee oder eine Christliche Kirche ist. Wohl trägt der Tempel eines Heiligen Namen, aber seine Zierrathen, von Konstantinopel, Athen und Alexandrien gesammelt, erinnern an frühere Opfer, dem Muhammed, Jupiter und der Isis dargebracht."

„Aber der Sinn ist für alle ernsteren Betrachtungen geschlossen, das Auge sehnt sich nach den lebenden Scenen, die es so eben verlassen hat, zurück, und der Fremde eilt wieder unter den offenen Himmel hinaus. Ein Blick fällt auf einen dunkelen Palast, den früheren Herrschersitz der Dogen, den Versteck der Tyrannei. Die Wogen des Adriatischen Meeres rauschen wie früher an seinem Fuße, aber von seinen unterirdischen Kerkern beantwortet keine klagende Stimme ihr ewiges Gemurmel."

„Jetzt entfernt sich der Schwarm der Masken und zieht den verwunderten Wanderer mit sich. Die Opera Fenice öffnet ihre Thore. Vorher nicht gehörte Harmonieen erklingen und das Römische Rezitativ, noch von keiner Sprache erreicht, ertönt von den Lippen Tachinardis; La Corelli zeigt sich, von dem Lorbeer des Römers gekrönt; La Morandis Cavatine wird von dem begeisterten Publikum noch einmal verlangt. Der Vorhang fällt und der nach ewigen Zerstreuungen gierige Haufe eilt, um entweder auf einer Redoute, oder in den Kassinos oder auf dem Markusplatze den Rest der Nacht hinzubringen und begiebt sich erst mit der Morgensonne zur Ruhe. Der ermüdete Gast, von seinem Domestico de piazza gefolgt, zieht sich von der tobenden Menge zurück und sucht seinen Weg längs den schmalen, einsamen und dunkeln Trottoirs, welche den Platz umgeben, und unter dem Licht des Mondes, das sich in den finstern Lagunen wiederspiegelt. Alte Erzählungen von Venedigs Banditen schweben seiner Phantasie vor, so oft er einige unbekannte Männer in langen Mänteln gehüllt, sich Schritt vor Schritt folgen sieht, und zufrieden, wenn er endlich der Freude und der Furcht entschlüpft ist, verschließt er seine Thür, schlummert ein und sieht sich im Traume unter die Eichen um die väterliche Hütte versetzt, umgeben statt des lärmenden aber leeren Zeitvertreibs von den stilleren Freuden des heimatlichen Familienkreises."

„So verfließt der erste Tag des Fremden in der Stadt „der hundert Inseln", und noch mancher andere vergeht, ehe er seine Gedanken in diesem bunten Gewimmel sammeln kann. Aber keiner Sache wird man eher überdrüssig, als der Vergnügungen großer Städte. Aus einem Theilnehmer wird der Vernünftige bald ein kalter Zuschauer, und ernstere Gegenstände beschäftigen bald seine Phantasie. Zwei reiche Wege öffnen sich hier dem Gedanken: Venedigs frühere politische Größe und sein ewiger Platz in der Geschichte der Künste."

Bibliographie.

Asarne. (Die Asen.) Epos, von Ling. 692 S. Pr. 5 Rdr.

Kustroff och Woronitscheff, eller de båda brottslingarne. (Kustroff und Woronitscheff, oder die beiden Verbrecher) Russische Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Aus dem Finnischen übersetzt von G—ud. Pr. 24 Sk.

Fredrik den Stores Porträt. (Friedrich des Großen Charakterbild.) Nach L. G. Förster. Christianstadt.

Målare-Lexikon. (Maler-Lexikon.) Für Kunstfreunde und

*) Bekanntlich eine Nachbildung des Deutschen Conversations-Lexikons, von dem es auch viele Artikel entlehnt hat. Den Besitzern des Deutschen Werkes kann jedoch das Französische nicht empfohlen werden, da es im Ganzen weder nach einem systematischen Plane, noch mit Unparteilichkeit und Würde, die bei einem solchen Werke Haupt-Erfordernisse sind, redigirt wird. D. R.

Gemäldesammler. Mit 28 Portraits und 250 Monogrammen. Von Fr. Boye. Pr. 3 Rdr.

Run-Urkunder. (Runen-Urkunden.) Von Joh. G. Liljegren. Besonderer Abdruck für Freunde der Runenforschung. Pr. 2 Rdr.

Morgenländisches.

Die Algierischen Korsaren.

Nach dem Arabischen des Sidi Hamdan ben Othman Choja. *)

Der Gedanke, von Algier aus Seeräuberei zu treiben, entsprang aus dem Verlangen nach Rache. Es sollten diese Unternehmungen das Gepräge von Erbitterung und Wuth mehr gegen die Spanier, über die jene Afrikanischen Völker sich zu beklagen hatten, als gegen irgend eine andere fremde Nation an sich tragen. Die nämlichen Seeräuber haben ihnen später bei ihren religiösen Streitigkeiten Dienste geleistet.

Sie rüsteten kleine Schiffe aus, ähnlich den Spanischen; streiften so an den Küsten umher, trieben eine Art von Handel, nahmen die Spanischen Schiffe weg und brachten sie nach Algier. Gewöhnlich dauerte eine solche Fahrt nur fünf oder höchstens sechs Tage, und obgleich die Capitaine in der Schifffahrtskunde nicht sonderlich unterrichtet waren, wußten sie doch, daß nördlich die Spanische Küste, südlich die Afrikanische läge, und mehr bedurften sie nicht, um ihren Feinden gehörig zu schaden; die Gipfel der Berge waren der Kompaß, wonach sie ihren Lauf nahmen und ihren Zweck verfolgten.

Die Regierung hatte das ganze Seewesen, zugleich in der Absicht, die Kühnen, welche diese Laufbahn gewählt, zu ermuthigen, so eingerichtet, daß sie bis zum Grade des Admirals avanciren konnten; sie nahmen an den Berathungen über Krieg und Frieden mit dieser oder jener Nation Theil, und der Dey hatte hierbei nur eine berathende Stimme.

Wakil-el-Charge war der Titel des See-Ministers. Sein Geschäft war nur, für den Kriegsbedarf der Regierung verantwortlich zu seyn und die Ober-Aufsicht über die Arbeiten im Arsenal zu führen.

Sobald Prisen gemacht waren, wurden sie bei ihrer Ankunft in Algier an die Einwohner der Stadt verkauft, und die gelöste Summe unmittelbar unter die Theilhaber vertheilt. Der öffentliche Schatz erhielt, nach Bestimmung des Grundgesetzes, ein Fünftel, welches aber niemals so hoch einkam, als es sich in Wirklichkeit belief, indem die Gegenstände von Werth vor Angabe der Beute bei Seite geschafft wurden. Oft erfuhr die Regierung solche Entwendungen, drückte aber ein Auge zu, um die Unglücklichen, die theils aus Fanatismus, theils aus Hoffnung auf Beute ihr Leben daran setzten, nicht zu entmuthigen.

Der Abkunft der Regierung gemäß, war die Miliz aus Türken und deren Kindern gebildet, die von Arabischen Frauen geboren waren; denn jene hatten mit den Eingebornen Ehen geschlossen.

Die Türken sind nüchtern und von edler und wohlwollender Gesinnung. So wie einer von ihnen zu Vermögen gekommen war, machte er eine Reise nach der Türkei, sein Vaterland wiederzusehen, nahm prächtige Kleider mit sich, um sich seinen Landsleuten in Reichthum und Ueberfluß zu zeigen, oder auch wohl in der Absicht, sie irre zu führen, denn sein Vater war vielleicht ein Handwerker oder Bauer gewesen. Bei seiner Rückkunft in Algier, wo seine Familie war, brachte er einige Landsleute mit, die er im Dester (dem Ort, wo die Miliz eingeschrieben wird) vorstellte, und die auf seine Bürgschaft zur Theilnahme am Dienst in der Miliz zugelassen wurden. Zu gleicher Zeit übernahm der Türke es, die neuen Soldaten zu unterweisen und sie mit ihren neuen Pflichten bekannt zu machen. Er belehrte sie, daß ihnen die Möglichkeit offen stände, zur höchsten Ehrenstufe zu gelangen, und daß sie, wie er selber, nach den Strapazen des Krieges, dermaleinst in Ruhe genießen, glücklich und behaglich in der Gesellschaft leben könnten und sich mit Frauen des Landes verheirathen dürften.

Höchst selten fand man unter diesen Soldaten einen Dieb oder Mörder. Sie achteten die Gebräuche des Landes heilig, um die Liebe und Achtung der Einwohner und der Regierung zu gewinnen; wer Fehler hatte, suchte sich zu bessern, oder verbarg sie sorgfältig, weil sein zukünftiges Glück von seiner guten Aufführung abhing.

*) Das Werk des Verfassers, eines geborenen Algierers, der über den Verfall und den Untergang seines Vaterlandes geschrieben hat, ist so eben in einer Französischen Uebersetzung erschienen

Mannigfaltiges.

— Leichte Literatur. Das Pariser Tagesgespräch beschäftigt sich in diesem Augenblicke viel mit einem Angriffe, den die schwere Kavallerie der gelehrten Literatur auf das leichtbefiederte Frei-Corps der Journalistik und Novellistik gerichtet, den dieses jedoch siegreich zurückgeschlagen hat. Als Vorkämpfer der Ersteren trat Herr D. Nizard, bei Gelegenheit einer Ankündigung der Panckoucke'schen „Lateinisch-Französischen Bibliothek" auf, von welcher er behauptete, daß sie den Anfang einer Reaction gegen das verflachende Prinzip der heutigen leichten Literatur mache. Da er als einen der Haupt-Aufführer dieser, seiner Meinung nach, literarischen Panduren Jules Janin bezeichnete, so zögerte dieser nicht, den ihm hingeworfenen Handschuh aufzunehmen und nun mit einem leuchtenden Raketenfeuer die schweren Säbelhiebe seines Gegners dermaßen zu erwiedern, daß die ein so buntes Blend- und Lärmwerk bekanntlich über Alles liebenden Pariser jubelnd in die Hände klatschten und dem Angegriffenen als süße Genugthuung ein Lebehoch brachten. Wir würden unseren Lesern von dieser unterhaltenden Polemik mehr als eine so kurze Mittheilung machen, wenn nicht Angriff und Vertheidigung so sehr das Gebiet des Persönlichen und Oertlichen berührten, daß sie nur dem Franzosen, ja vielleicht nur dem Pariser, ihrer ganzen Schärfe nach verständlich und interessant sind.

— Alphonse von Lamartine, der mit Glück in der Französischen Deputirten-Kammer debütirt hat, will sich darum nicht ganz in den Schooß der jetzt ohnehin so interesselosen Politik werfen. Er denkt vielmehr, den gegenwärtigen Winter in Paris auch zu literarischen Publicationen zu benutzen, und will zunächst eine Dichtung unter dem Titel „der Landpfarrer" (le curé de campagne) herausgeben.

— Sir John Herschel's Reise. Endlich hat Sir John Herschel die längst beabsichtigte Reise nach der südlichen Hemisphäre angetreten. Dasselbe Schiff, welches kürzlich den General Sir Benjamin d'Urban, den neuen Gouverneur der Kolonie, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gebracht, hat jetzt unseren ausgezeichneten Astronomen am Bord. Es ist dies wohl das erste Mal, glauben wir, daß ein Astronom vom ersten Range seinen Wohnort in Europa verläßt, um nach einer entlegenen Küste lediglich in der Absicht zu gehen, die Gränzen unserer Kenntniß, nicht etwa der Oberfläche unseres Planeten selbst, sondern jener geheimnißvollen Gegenden über und um ihn, zu erweitern — um Entdeckungen zu machen, nicht von neuen Ländern in unbekannten und unbesuchten Meeren, sondern von Welten und Systemen in solchen Räumen, die den Bewohnern des Nordens unsichtbar, und welche daher entweder wenig oder noch gar nicht vom Teleskop untersucht worden sind. Als ein würdiger Nachfolger De la Condamine's und Humboldt's verbannt Sir John Herschel sich selbst auf einige Zeit aus seinem Vaterlande — verläßt seine Europäische Heimath, verzichtet, so zu sagen, eine Zeit lang auf seinen Ruf und die Achtung, die er hier genießt, nicht um mit Ehrenstellen oder Schätzen zurückzukehren, sondern lediglich in der Absicht, Neues zu entdecken in der erhabenen Wissenschaft des Newton und Laplace und für die künftigen Zeiten die Erkenntniß des Weltsystems zu befördern. Es ist in einiger Entfernung von der Kapstadt, in der Mitte einer ungeheuren Ebene, wo das Observatorium des Kaps liegt. Wir können nicht umhin, unserem ausgezeichneten Landsmann mit unserer Phantasie bis dahin zu folgen, indem wir uns bemühen, den Enthusiasmus zu begreifen, mit welchem er hier zuerst, vermittelst seiner ungeheuren Teleskope, den südlichen Himmel durchwandert, der auch dem gemeinen Blicke so viel Merkwürdiges darbietet und auch für den ungelehrten Beobachter so viel Interessantes hat. Das große Gestirn des Schiffes — das südliche Kreuz, die schwarzen Flecken Magellans — die häufigen Räume totaler Finsterniß — alle diese merkwürdigen Eigenheiten jenes Firmaments, die ihm bisher nur durch Beschreibungen bekannt geworden waren, wird er einzeln durchschauen, erforschen und mit jenem hellen und erhabenen Lichte der Wissenschaft beleuchten, wie es einem solchen Geiste allein nur möglich ist. Man sagt, was wir jedoch nicht versichern können, daß er vor seiner Rückkehr nach Europa die benachbarte Insel Mauritius besuchen will. Wir wollen hoffen, daß, ehe er dazu kommen wird, der politische Sturm, der diese kleine Kolonie ergriffen hat, sich gelegt haben werde. Auf jeden Fall kann Sir John Herschel darauf rechnen, daselbst, nicht minder als auf dem Kap, eine ehrenvolle und zuvorkommende Aufnahme bei allen Klassen der Einwohner zu finden; auch kennen wir kein Land, wo die Achtung und Ehrerbietung, die erhabenen Verzügen und Talenten gebührt, ihm mit mehr Bereitwilligkeit erwiesen werden würden. Er wird hier ein kleines, erst kürzlich erbautes, aber bereits gut und sorgfältig eingerichtetes Observatorium, das ihm die nöthigen Bequemlichkeiten darbietet, und einen geistreichen scharfsinnigen Mann finden, der ihn bei seinen Beobachtungen hülfreich unterstützen würde.

(Literary Gazette.)

— Die Türkischen Aerzte. Der Türkische Arzt, von Abkunft gewöhnlich ein Grieche oder Armenier, macht sich besonders durch seine Dienstwilligkeit, sein einschmeichelndes Wesen und seinen schwänzelnden Gang bemerklich. Wird er zu einem vornehmen Kranken gerufen, so salutirt er den niedrigsten Bedienten im Hause und gelangt unter lauter Bücklingen zum Zimmer des Patienten. Jetzt legt er seine Halbstiefel ab, wirft sich, sobald er den Herrn erblickt, vor Ehrfurcht zu Boden, steht wieder auf und erwartet mit gekreuzten Armen die Erlaubniß, näher zu treten. Der Osmanli, auf ein Sofa ausgestreckt, betrachtet den Mann, der ihm helfen soll, anfangs mit verächtlichen Blicken. Dann winkt er ihn zu sich. Der Arzt kniet am Sofa nieder, fühlt den Puls, thut einige Fragen und giebt alsdann seinen Bescheid, jedoch immer kniend oder kauernd. Da der Patient reich und mächtig ist, so studirt der Arzt vor Allem seine Launen, seine Schwächen. Er bietet Alles auf, um ihm gefällig zu seyn. Da giebt es keinen unedeln Dienst, den er nicht mit dem niedrigsten seiner Sklaven theilte. Ist seine Pflicht gethan, so hütet er sich, von Bezahlung zu sprechen; allein er benutzt eine günstige Gelegenheit, um irgend eine Gunst, irgend ein Privilegium auszuwirken, womit er dann belohnt wird. Er ist Sklave und Herr zugleich; er spielt den Schutzengel des Hauses, und keine Gewalt kann ihn daraus vertreiben. Eine Spinne, die in einem Winkel unseres Hauses sich angesiedelt hat, behauptet ihren Posten oft weniger hartnäckig, als ein Griechischer oder Armenischer Arzt, der im Hause eines Türkischen Magnaten sich einnistet.

Verleger: Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Freitag den 24. Januar 1834.

Türkei.

Zur Charakteristik von Konstantinopel.

(Zweiter Artikel.)

Die Türken feiern nur wenige Feste. Sie enthalten sich dann schwerer körperlicher Arbeiten, nicht sowohl aus Frömmigkeit, als aus Liebe zur Ruhe, die dem Orientalen so natürlich ist. Die jährlich wiederkehrenden Feste sind: der Ramasan (Ramadhan), der große und kleine Bairam, der Mewlud und der Miradsch.

Das Leben, welches die Türken im Ramasan (ihrem Fastenmonat) führen, gleicht so ziemlich dem der schönen Welt im älteren Venedig. Sie machen den Tag buchstäblich zur Nacht und umgekehrt. So lange es am Tage ist, sieht man keinen Türkischen Mund mit Speisen, Getränken, oder selbst einer Tabackspfeife beschäftigt und hört fast nichts als Gebetsformeln. Nach Sonnenuntergang aber ändert sich die ganze Scene. In einem Nu folgt festlicher Jubel auf Todesstille, Scherz, Lachen und Bankette auf gravitatische Abgeschiedenheit, nicht selten auch Schwelgerei auf Kasteiung. Alle Rauchfänge dampfen; die Pfeifen werden gestopft, angezündet, in den Mund gesteckt; der Hungrige speist, der Durstige trinkt. Millionen Flämmchen glühen auf den Kuppeln und Minarets — ein unvergleichliches Schauspiel, denn man spannt zwischen den Thürmen einer und derselben Moschee Seile mit Leuchtkugeln aus, die so meisterlich verschlungen und verflochten werden, daß sie dem Auge grandiose Bilder von Löwen, Tigern, Schlangen, Schiffen u. s. w. zeigen. Zu dieser stehenden Beleuchtung gesellt sich bald eine bewegliche, eben so blendend und imponirend. Straßen, Plätze und Felder schimmern und wimmeln von Laternen, Fackeln und Lichtern aller Art, mit welchen die festlich geschmückten Muselmänner ihren Genüssen nachgehen. Läden und Kaffeehäuser werden geöffnet; Verkäufer ziehen, wie bei lichtem Tage, durch die Straßen und preisen ihre Waaren, besonders Eßwaaren, mit lauter Stimme. Bedienten treten an die Fenster und rufen sie heran; das Getümmel und Gedränge ist unglaublich groß. Die Kaffeehäuser liefern nicht bloß Pfeifen und Getränke; sie verwandeln sich in Theater, wo Hunderte den Possenreißern und Mährchenerzählern ihr Ohr leihen.

Der große Bairam begreift die drei letzten Tage des Ramasan, in welchen der Türke die Reinheit der Seele feiert, die er sich durch eine so lange Buße (!) erworben zu haben glaubt. An diesem Jubelfeste erscheint Jedermann öffentlich in seinen prächtigsten Kleidern. Wer dem Anderen begegnet, schüttelt ihm freundlich die Hand und umarmt ihn zum Zeichen vertilgten Hasses und religiöser Eintracht. Der Reiche und Vornehme verschmäht es nicht, den Armen und Niederen zu umhalsen, und selbst die oberflächlichsten Bekannten besuchen einander. Gaukler, Harleking, Seiltänzer unterhalten auf den öffentlichen Plätzen ganze Schaaren Volkes; die grünen Wiesen am Bosporus, die Hügel von Pera, von Eyub, die unvergleichlichen Ebenen der Süßen Wasser sind mit fröhlichen Menschen überdeckt. An dem Bairam-Feste werden, nach dem Muster des biblischen Osterlammes, vorzüglich Lämmer verspeist, mit denen man auch die Armen versorgt. Der Großherr besucht eine der Haupt-Moscheen in festlichem Gepränge. Beförderungen, neue Gesetze und die wichtigsten Staats-Firmane des laufenden Jahres werden bei Gelegenheit dieses Festes publizirt.

Der kleine Bairam, welcher dem Großen beinahe auf dem Fuße folgt, verewigt unter den Muselmännern die Erinnerung an die patriarchalischen Gebräuche des alten Gesetzes. An diesem Tage verläßt der Sultan die Stadt und opfert in einer der benachbarten Ebenen unter freiem Himmel ein schneeweißes Lamm.

Der Mewlud (Geburt) und der Miradsch (Himmelfahrt) sind Feste zum Andenken an die Geburt und den Tod des Propheten. Sie unterscheiden sich in der Form nur wenig von den vorhergehenden.

Der Gottesdienst ist bei den Türken sehr einfach. In einer Moschee ohne Altäre, ohne Bilder und Zierrathen verrichtet der Imam, oft in derselben Kleidung, die er zu Hause trägt, die Functionen seines Amtes. Er liest einige Abschnitte des Korans und macht der Gemeinde die Kniebeugungen und anderen Gebehrden vor, mit denen jedes Gebet verbunden ist. Wird er zu Kranken gerufen, so liest er ihnen gleichfalls einige Stellen aus dem Koran vor, und dasselbe thut er, wenn ein Muselmann zur Erde bestattet wird.

Eigentlich sollten die Imame auch von ihrer Kanzel herab den Koran erklären oder predigen; allein sie übertragen diese Sorge lieber den Scheichen, einer Art Mönchen, die sich ex professo im Predigen geübt haben. Auch liegt es den Imamen ob, der gläubigen Gemeinde von den Minaret's aus die Gebetsstunde anzukündigen *), ein sehr mühsames Geschäft, welches ihre Abneigung, den Athem durch Predigen zu vergeuden, genugsam entschuldigt.

Die Imame sind die Weltgeistlichen der Türken; ihre Klosterbrüder die Derwische. Das Cölibat ist dem Türkischen Klerus nicht vorgeschrieben. Nur einzelne ascetische Schwärmer enthalten sich des Umganges mit dem weiblichen Geschlechte. Das Oberhaupt der Religion ist der Mufti oder Scheich-Islam, welcher auch alle juridische Streitigkeiten in letzter Instanz entscheidet. Zu diesem hohen Posten gelangt nur (!) der Protomedikus (Hakim-Baschi), welcher, als der gelehrteste, klügste und thätigste Mann im Staate, mit Recht nach der Sorge für die Körper die Sorge für das Seelenheil empfängt.

Die Verwaltung der Rechtspflege ist heutzutage viel besser, als vormals. Mahmud hat das Ausfindigmachen und Festnehmen der Uebelthäter der Polizei, die Urtheilssprüche den Tribunalen, die Executionen aber den Scharfrichtern anvertraut. Er hat jene Mißbräuche abgeschafft, vermöge welcher der erste und geringste, wie der hunderste und bedeutendste Diebstahl gleichmäßig bestraft wurden. Er erlaubt nicht mehr, daß irgend ein wachthabender Korporal den ersten besten Betrunkenen, der ihm in die Hände fällt, aus eigener Machtvollkommenheit fesseln, verurtheilen und aufspießen. Die Strafen sind den Verbrechen in folgender Ordnung angepaßt.

Staatsverbrecher, grobe Religionsschänder, Apostaten, und im Allgemeinen Personen von höherem Range werden enthauptet. Den Verurtheilten bringt man aus seinem Kerker, oft ohne Fesseln, an die erste beste Stelle, wo viele Menschen sich herumtreiben. Die Chawaß oder Tufentschie (Gendarmen), welche ihn eskortirt haben, stellen sich um ihn her, und heißen ihn niederknieen und sein Haupt etwas gegen die eine Schulter neigen, worauf er den Todesstreich empfängt. Das zu diesem Zwecke bestimmte Instrument ist ein sehr starkes, kurzes, breites, zweischneidiges und zugespitztes Messer. Der Scharfrichter putzt seine blutige Waffe, steckt sie wieder in die Scheide, und giebt alsdann dem Körper die vorgeschriebene Lage. War der Hingerichtete ein Muhamedaner, so wird sein Körper ausgestreckt auf den Rücken gelegt, und der rechte Arm etwas krumm gebogen. In die Höhlung kommt der abgeschnittene Kopf. Den Körper eines Nicht-Muhamedaners aber legt man auf den Bauch, und steckt ihm den Kopf zwischen die Beine. Der Urtheilsspruch, auf ein herzförmig zugeschnittenes Pergament geschrieben, wird entweder mit Hülfe eines Steines, der ihn festhält, auf den Leichnam gelegt, oder an die nächste Mauer genagelt. So bleibt der Körper drei Tage lang öffentlich ausgestellt. Dann schleift man ihn an einem Strick bis zum Meere, und giebt ihn den Wellen preis. Zuweilen erlaubt die Regierung den Verwandten des Hingerichteten, seinen Körper auf einem öffentlichen Begräbnißplatze zu bestatten. Diese Gunst wird aber fast immer durch bedeutende Summen erkauft, und die Reichen allein können sich derselben erfreuen. Viele enthauptete, oder auf andere Art hingerichtete Individuen werden auf dem „Großen Felde" (Bujukdere) begraben, und man erkennt ihre Grabstätten leicht an dem Basrelief der Leichensteine, welches ihre Hinrichtung darstellt.

Ist der Verurtheilte ein vornehmer Beamter, so verfährt man anders. In solchen Fällen geht die Execution fast immer privatim vor sich, und sehr angesehene Personen vollstrecken sie. Obgleich die Türken mehr Todesverachtung besitzen, als jede andere Nation, so ist dennoch die Zeit vorüber, in welcher die todtbringende Schnur für einen Leckerbissen galt. Wer also den Auftrag hat, Jemand aus der Welt zu schaffen, der gebraucht jetzt größere Vorsicht. Ist der unselige Firman unterzeichnet und dem Delinquenten so viel Frist gegeben, daß er seine Seele Gott empfehlen kann, so wird er gewöhnlich erdrosselt, welche Todesart bei den Orientalen für die schmerzloseste und ehrenvollste gilt. Gleich darauf wird sein Kopf abgeschnitten und in das Serail gebracht, wo er am folgenden Morgen in einer der äußeren Nischen der glückseligen Pforte (Babi Humaiun) pranget. Zuweilen zieht man dem Kopfe bloß die Haut ab und hängt sie an einen Nagel in die Nische. Der Rumpf wird entweder den Angehörigen überlassen und ehrenvoll be-

*) Nicht die Imame, sondern die Müessin's (Müezin's) rufen den Gläubigen zum Gebete. Die Worte, welche das Glaubensbekenntniß der Muselmanner enthalten, sind Arabisch und lauten wie folgt: la ilah illa'llah, Mohammed rasul allah. „Es ist kein Gott außer Allah, und Muhammed ist Allah's Gesandter."

erdigt oder privatim in's Meer geworfen. Im Allgemeinen erstreckt sich aber die Rache des Türkischen Gouvernements nicht über den Tod hinaus. Dies bezeugen die Begräbnißplätze der Hauptstadt, wo Hunderte von Großen des Reiches, die öffentlich, selbst als Verräther, hingerichtet worden, prachtvolle Monumente haben. Wir gedenken hier nur der Ruhestätte Ali's, Pascha's von Janina, am Thore von Adrianopel.

Die rückfälligen Diebe, die Mörder, Falschmünzer, und andere gröbere Verbrecher werden gewöhnlich gehängt. Zu diesem Zweck bedarf es jedoch weder eines Galgens, noch anderer Zurüstungen. Die bewaffneten Begleiter des Delinquenten ersehen sich den ersten besten Balken, Erker oder Eisenring, werfen einen Strick darüber und ziehen den Verbrecher an demselben in die Höhe, so daß sein eigenes Gewicht ihm den Tod giebt. Der Richterspruch wird auf einem Zettel an die Kleider befestigt. Der Leichnam bleibt drei Tage lang aufgeknüpft, und erhält eine Schildwache.

Das Füsiliren, eine bis auf den heutigen Tag in der Türkei unbekannte Todesstrafe, ist jetzt bei dem Militair eingeführt worden.

Die gemeinste Art von körperlicher Züchtigung sind Stockprügel auf die Fußsohlen. Zwei Büttel schlagen abwechselnd auf die rechte und linke Ferse, während eine Gerichtsperson die Schläge mit lauter Stimme zählt. Sind die Züchtiger zu barmherzig und schlagen gelinde, so werden sie abgelöst, und empfangen selbst einen Theil der Strafe. Funfzig Stockprügel sind die kleinste Dosis; zweihundert oder dreihundert eine Mittelzahl; tausend, zwölfhundert, oder noch etwas darüber, das Maximum. Eine Unzahl kleinerer Vergehungen bestraft man auf diese Weise mit der Bastonade.

Es giebt in der Türkei sehr wenige höhere Beamten, denen das Recht, die Bastonade ertheilen zu lassen, nicht zukäme, und obschon man heutiges Tages ökonomischer ist, so spielen die Prügel doch immer noch eine große Rolle. Die freigebigsten Prügelspender sind der Nisam-Agassi und der Tusenkischi-Baschi, zwei Beamte, von denen der Erstere die Luxusgesetze in Kraft erhält und über die Genauigkeit der Maße und Gewichte Aufsicht führt, der Letztere über die öffentliche Ordnung und Ruhe wacht. Diese Herren reiten an der Spitze starker Patrouillen Tag und Nacht durch die Straßen, und ertappen sie einen Ruhestörer bei der That, so empfängt er gleich auf dem Straßenpflaster seine Tracht Hiebe. Kein Urtheilsspruch kann lakonischer seyn, als der, dessen sie sich bei solcher Gelegenheit bedienen. Ohne alle Einleitung nennen sie bloß die Anzahl der zugedachten Hiebe, z. B. Funfzig, Sechzig oder Hundert, und Jedermann weiß, wie er es verstehen soll. Die panische Furcht, welche das plötzliche Erscheinen dieser Geißel-Kometen erregt, ist den Käufern und Verkäufern sehr heilsam. Keine Intrigue, keine Vergünstigung oder Vermittelung entzieht den Schuldigen der ihm gebührenden Strafe.

Einsperrung ist bei den Türken nicht so häufig, als bei uns. Die Confiscation des Vermögens war sonst immer mit der Todesstrafe verbunden. Sultan Mahmud hat diesen Gebrauch abgeschafft. Man findet übrigens unter den Türken selbst nur wenige Verbrecher. Mordthaten und Diebstähle sind in Konstantinopel die größte Seltenheit. Man weiß, daß die kostbarsten Kaufläden nur selten verschlossen werden, und die meisten Besitzer hängen bloß ein Netz aus Bindfäden vor den Eingang derselben. Außerdem sind die Morgenländischen Thüren, in Vergleich mit den unsrigen, ein lächerliches Bollwerk, dessen Erbrechung einem Neuling im Stehlen keine Schwierigkeit machen würde. Welches sind nun die Ursachen eines so merkwürdigen Mangels an Mißtrauen, einer so exemplarischen Enthaltsamkeit? Das wachsame Auge der Osmanischen Justiz, die Strenge der angedrohten Strafen, die erschreckliche Kürze der Prozesse, die außerordentliche Nüchternheit des gemeinen Volkes und die wenigen gesellschaftlichen Verträge.

Die Türken haben eine sehr beschränkte Zahl geschriebener Civilgesetze, und das gerichtliche Verfahren ist sehr einfach. Alle Beredsamkeit vor Gericht ist untersagt, und es giebt keine eigentlichen Advokaten, sondern nur gewisse Wekils oder Stellvertreter für solche Parteien, die ganz unfähig sind, ihre Sache selbst vorzutragen. Theils aus diesem Grunde, theils wegen des beschränkten Umfangs der Gesetze wie der Verträge wird es den Türken weniger leicht, als vielen Europäern, einen Civilprozeß in ein Fideikommiß der Familie zu verwandeln. Die reichen Erbschaften, welches fast immer die der öffentlichen Beamten sind, und die Intestat-Erbschaften fallen dem Fiskus anheim. Der vom Gesetz verbotene Wucher, die Gültigkeit der Testamente, wie sie auch abgefaßt seyn mögen, die heilige Scheu vor Schwüren u. s. w. sind eben so viele der Prozessirwuth in den Weg gelegte Hindernisse. Für Streitsachen zwischen Franken und Türken giebt es jetzt eine Kanzlei in Galata, in welcher oft Franken und Türken zu Gericht sitzen.

(Constantinopoli di A. Baralla.)

England.

Betrachtungen über das Weltall.

(Schluß.)

Der wahre Durchmesser des Sonnen-Globus, abgesehen von der Lichtmaterie, die ihn umhüllt, beträgt, wie man weiß, 176,400 Deutsche Meilen. Könnte man die eilf Planeten, welche sich mit ihren achtzehn Trabanten und den beiden Ringen des Saturns um die Sonne bewegen, in Eine Masse zusammendrängen, so würde das Ganze kaum den dreihundertsten Theil der Größe des Sonnenkörpers ausmachen. Der Apfel, welcher vom Baum an die Erde fällt, der geschleuderte Stein, der aus den Lüften wieder herabkommt, bezeugen die unwiderstehliche Gewalt, die eine größere Masse auf eine kleinere ausübt. Nach eben diesem Gesetze zieht die Sonne den Merkur an sich, der nur etwas über 7 Millionen Deutsche Meilen von ihr absteht; allein die Kraft dieser Attraction findet bis zu einem gewissen Punkte ihren Gegendruck in der des Planeten Venus, so wie der anderen Planeten und ihrer Satelliten. Die Präcision, mit welcher alle diese aus dem Einfluß der Sonne auf die Planeten und aus dem besonderen Einfluß jedes Planeten auf seine Gefährten resultirenden Kräfte wirken, ist ein sprechender Beweis von dem Daseyn einer göttlichen Intelligenz, die das ganze Triebwerk angeordnet hat. Ein Magnet, ein durch Reibung erhitztes Stück Wachs ziehen vermöge ihrer permanenten oder temporären Elektrizität heterogene Körper an sich. Eben so werden die Bewegungen der Himmelskörper durch den Einfluß und die Gewalt, mit welcher alle Theile der Materie begabt sind, und durch die stete Wechselwirkung dieser Kräfte erhalten und geregelt.

Eben diese gegenseitige Gravitation der Planeten veranlaßt auch gewisse Störungen des Systems, die zwar an und für sich betrachtet sehr unbedeutend sind, denen aber der Strom der Zeiten Bedeutung giebt. So z. B. vollendet der Mond seinen monatlichen Kreislauf um die Erde heutzutage in etwas kürzerer Zeit als ehedem, wie aus der Berechnung einer Ellipse sich ergiebt, welche 781 vor Christus von den Chaldäern beobachtet worden. Diese Störungen erhalten sich gleichwohl in den Gränzen einer abgemessenen Oscillation, die sie nicht überschreiten können. Sonach wäre die Existenz unseres Sonnensystemes eine gewisse Periode hindurch vollkommen gesichert. Wir glauben übrigens, daß das ganze System, von welchem unsere Erde einen Theil ausmacht, wie überhaupt alle Sonnen mit ihren Planeten, gemeinschaftlich um den Mittelpunkt des Weltalls, um die Centralsonne der Schöpfung kreisen, deren Stelle kein menschliches Auge, kein Menschengeist auszuforschen vermag. *)

Wird jedes untergegangene Sonnensystem durch ein neues ersetzt werden und die ewige Allgegenwart des höchsten Wesens bezeugen? Diese Konjektur ist uns nicht vergönnt. Daß aber eine zerstörende Kraft existire, daß sie ihr Werk in bestimmten Zeiten vollende, daran dürfen wir nicht mehr zweifeln. Die Sterne erlöschen, wie unsere Erfahrung lehrt; unser Sonnensystem wird dereinst aus seinen Fugen weichen; das Motiv der Zerstörung ist ein äußerst feines, aber allmälich auflösendes ätherisches Fluidum, dessen Gegendruck die Weltkörper langsam modifizirt und aufreibt. Descartes und seine Anhänger haben, ohne die Folgerungen aus ihrer Theorie vorherzusehen, nach bloßer Abstraction geschlossen, daß der ganze Raum mit Materie erfüllt sey, und daß keine absolute Leerheit existire. Newton's Berechnungen dagegen sind auf die Hypothese des leeren Raumes basirt, in dem alle Himmelskörper kreisen. Eine merkwürdige Entdeckung neuerer Zeit beweist, daß die Cartesianer Recht hatten; allein jenes zerstörende Fluidum ist so unglaublich fein, daß die Berechnungen eines großen Britischen Astronomen von ihrer Genauigkeit nichts verloren haben.

Die Entdeckung, auf welche wir angespielt, verdankt man den sorgfältigen Beobachtungen, deren Gegenstand der Enke'sche Komet gewesen ist. Dieser Komet, welcher in einer sehr excentrischen Bahn mit außerordentlicher Schnelligkeit um die Sonne kreist, vollendet seinen Umlauf in drei Jahren und vier Monaten. Er ist, dem Anscheine nach, ein außerordentlich subtiler Körper. Wie ein leichtes Wölkchen schwebt er am Himmel, wie ein Schleier, durch den die Sterne hervorschimmern, ohne von ihrem Glanze etwas einzubüßen. Dessenungeachtet füllt diese Nebelkrone einen ungeheuren Raum. Wie ein Planet wird sie von der Sonne regiert, angezogen, im Gleichgewicht erhalten. Wenn nun das auflösende Fluidum, von dem oben die Rede gewesen, im Raume existirt, so muß sein Einfluß auf einen Körper, der so wenig Widerstand leistet und so lose zusammenhängt, wie jener Komet, sehr bedeutend seyn.

Die Erfahrung hat die Wahrheit dieser Hypothese bestätigt. Der obgenannte Komet wurde 1686 zum ersten Mal beobachtet. In den Jahren 1795, 1805 und 1819 erschien er wieder am Firmamente. Die Astronomen glaubten vier verschiedene Kometen zu sehen, weil er jedes Mal seine Form und Stellung änderte; allein Enke bewies, daß ein und derselbe Körper nur vier Revolutionen erlitten hatte. Er weissagte seine Rückkehr im Jahre 1822. Der Komet stellte sich wirklich wieder ein; aber auch dies Mal an einem ungeahnten Orte. Dasselbe erfolgte 1825 und 1828. Ohne Zweifel kann man diese Differenzen und Variationen zum Theil der Anziehungskraft der Planeten beimessen; allein die Wirkung dieser Ursachen ist sorgfältig berechnet worden, und solchergestalt hat man vielleicht das merkwürdigste aller himmlischen Phänomene entdeckt.

Seit der Zeit, wo der Enke'sche Komet zum ersten Male beobachtet wurde, hat sein Kreislauf sich verengt: er ist der Sonne näher gekommen, und man darf nicht bezweifeln, daß diese progressive Verringerung seiner Kraft eine Wirkung des oberwähnten Fluidums sey. Sein Kreislauf ist jetzt um zehn Tage kürzer, und wie entfernt auch der Moment seiner Zerstörung sey, so muß er auf diesem Wege doch endlich von der Sonne absorbirt werden.

Die Planeten, welche in demselben Raume kreisen, den der Enke'sche Komet durchschweift, sind weit stärker organisirt, müssen also den Einfluß der ätherischen Flüssigkeit viel weniger verspüren.

In welchem Zeitraume wird nun das ätherische Fluidum die Zerstörung der Planeten vollenden? Es ist unmöglich, diese entfernte Stunde nur annäherungsweise zu berechnen. Wir wissen, in welchem Verhältniß der Massen die Planeten zu einander stehen; allein

*) Da wir uns den Raum nicht anders als unendlich denken können, so ist die Idee eines Mittelpunktes in dieser Beziehung ganz widersinnig. Will aber der Verf. dem beseelten und belebten Weltgebäude Gränzen stecken, so baut er auf jeden Fall den Riesenpalast der Schöpfung in eine unendliche Oede; denn jede Ausdehnung im Raume muß, mit dem Raume gemessen, nothwendig zu Null werden. A. d. U.

wir kennen ihr Verhältniß zu den Kometen nicht. Das Fluidum muß den Planeten einen äußerst schwachen Widerstand leisten. Angenommen, seine Dichtheit sey der unserer Atmosphäre in einer Entfernung von 40 Meilen analog, so würde der Planet Jupiter in einer Million Jahren etwas weniger als ein Millionstheil seiner Schnellkraft verlieren! Wenn ein um die Sonne kreisender Planet durch diesen Widerstand allmälig sich vermindert, so wird seine Centrifugalkraft schwächer und kann die Centripetalkraft (das Streben gegen den Mittelpunkt) nicht mehr aufwiegen. Er wird in immer engeren Kreisen um die Sonne rollen und endlich von dem Centralfeuer verzehrt werden.

Freilich muß die Epoche der gänzlichen Zerstörung eines Planeten, wenn sie auf diesem Wege vor sich gehen soll, unermeßlich fern liegen. In einem Zeitraum von 33 Jahren oder zehn Kreisläufen wird der Encke'sche Komet erst ein Tausendtheil seiner Schnelligkeit verloren haben. 33,000 Jahre oder 7000 Umläufe desselben Kometen werden erforderlich seyn, um ihm die Hälfte seiner gegenwärtigen Kraft zu entziehen. Wenn Jupiter in einer Million Jahren ein Millionstheil seiner Schnellkraft einbüßt — was, beiläufig bemerkt, höchst problematisch — so bedarf es eines Zeitraums von 70 Millionen Jahren, um ihm ein Tausendtheil derselben zu rauben, und erst nach 50,000 Millionen Jahren wird er auf die Hälfte seiner Kraft reduzirt seyn!! Solche Berechnungen erdrücken unsere Einbildungskraft; allein gesetzt auch, das Ziel wäre tausend und aber tausend Mal weiter gerückt, so bleibt es doch nicht weniger gewiß, daß die nach einem unveränderlichen Gesetze wirkende Hemmkraft des ätherischen Fluidums die Bewegungen der Himmelskörper endlich wird stocken lassen. Mögen nun tausend Millionen von Jahrhunderten darüber vergehen, bevor die allmälige Ermüdung unseres Globus seinen Bewohnern bemerklich und bedrohlich wird, darauf kommt es hier nicht an.

Man glaubt in dem sogenannten zodiakalen Lichte den konzentrirtesten Theil jenes flüssigen Mediums, das die Planeten durchwandern, entdeckt zu haben. William Herschel vermuthet, dieses Medium liefere den Kometen ihre leuchtenden Schweife. An schönen Abenden des April oder Mai, oder an einem hellen Herbstmorgen, kann man die zodiakale Lichtmaterie leicht wahrnehmen. Sie zeigt sich in konischer Gestalt, geht vom Horizont aus und beschreibt eine schräge Linie, die im Allgemeinen der Richtung der Ekliptik folgt. In den tropischen Ländern, wo dieses Phänomen weit deutlicher wahrgenommen wird, kann es mit keinem anderen atmosphärischen Meteor, selbst nicht mit dem Nordschein verwechselt werden. Man erkennt in demselben leicht eine besondere Atmosphäre, welche die Sonne umgiebt und über die Bahn des Merkur, vielleicht selbst über die der Venus, hinausreicht.

Das ganze Weltgebäude verkündigt eine weise wunderbar berechnete Organisation. Unsere Erde, einer der Bestandtheile des Sonnen-Systems, hätte so groß wie Jupiter oder Saturn, so klein wie Pallas oder Ceres werden können, ohne in diesem Systeme eine sichtbare Unordnung zu stiften. Allein die Masse eines Globus bedingt seine Schwerkraft, und wäre unsere Erde so groß geschaffen, wie der Jupiter, so würde kein Pflanzenkeim aus ihrem Schoße hervorbrechen. Alle Kräfte des Erdkörpers würden nach dem Mittelpunkt der Kugel streben, statt nach außen hin sich zu entfalten.

Es ist ohne Zweifel sehr auffallend, aber doch mathematisch richtig, daß die Blume, die auf unseren Wiesen aufblüht, zur Masse des Erdkörpers in Beziehung steht. Man erhöhe die Schwerkraft der Erde nur um einige Grade, und die Muskelkräfte der Thiere werden erlahmen. Von einem vergleichungsweise zu gewaltigen Globus angezogen, wird der Hirsch plump und schwerfällig einhertreten, der Hase sich fortschleppen, der Tiger seine elastische Sprungkraft verlieren, der Mensch auf allen Vieren kriechen. Eine zu dicke Atmosphäre wird ihn kaum athmen lassen; eine schwere Arbeit ihn tödten. Auf unserem Erdkörper aber, so wie Gott ihn geschaffen, hat jedes Geschöpf den freien und leichten Gebrauch seiner Functionen, seiner respektiven Kräfte; so genau sind die Glieder und Werkzeuge, mit denen die Natur es ausgerüstet hat, der Schwerkraft angepaßt, die, vom Kern des Erdbodens ausströmend, alle Wesen lenkt und regiert. Wenn der Planet Saturn seine Bewohner hat, so können diese nicht Menschen seyn, wie wir. Sie müssen jede physische Kraft in weit höherem Grade besitzen. Mitten unter den Stürmen und Ueberschwemmungen, die ihren Planeten ewig heimsuchen, bauen sie sich ohne Zweifel wahre Cyklopen-Wohnungen und finden Obdach hinter Bollwerken, die ihrer kolossalen Statur angemessen sind.

Gesetzt, unsere Erde rollte im Gleise der Venus, so würde ihr Jahr nur sieben Monate zählen. Auf einem Globus dieser Art wäre unsere Vegetation unmöglich. Statt des Herbstes hätten wir gleich den Winter, der die reifende Frucht wieder zerstörte. Dagegen dränge man die Erde nur bis zum Gleise des Mars zurück, so wird ihr Jahr schon 22 Monate zählen. Sechs volle Frühlings- oder Sommer-Monate mögen dem vegetabilischen System des Mars angemessen seyn; die Vegetation unseres Erdballs würden sie vernichten.

Unzählige Kometen, welche die mannigfaltigsten Bahnen beschreiben, durchkreuzen und durchstürmen unser Sonnen-System, ohne darum jemals einen Planeten zu berühren. Der Komet von 1630 zog einen Schweif nach sich, dessen Länge viel mehr betrug, als der Raum zwischen Sonne und Erde. Der Schweif des Kometen von 1769 maß 16 Millionen Lieues, und der des großen Kometen von 1811 gar 36 Millionen. Im Jahre 1832 fehlte bekanntlich nur noch ein Monat, so wäre die Erde mit dem kleinen Biela'schen Kometen zusammengestoßen. Da dieser Komet sehr klein und, wie der Encke'sche, bloß ein schwebender Dunst ist, so hätte er wahrscheinlich nur bedeutende atmosphärische Störungen veranlaßt, die der damals grassirenden Cholera in die Hände arbeiten konnten.

Im Jahre 1770 warf sich ein Komet urplötzlich zwischen die Trabanten des Jupiter, jenes riesenhaften Planeten, der so furchtbare Stöße weit besser abwehren kann, als unsere Erde. Der Komet, durch die Gewalt des Jupiter weit aus seiner Bahn geschleudert, war seitdem gezwungen, eine viel größere Ellipse zu beschreiben, als vordem. Dieser ungleiche merkwürdige Kampf hat keinen der Trabanten des Jupiter verrückt. Die Frage, ob seine Atmosphäre darunter gelitten habe, läßt sich nicht einmal hypothetisch beantworten.

Wenn die Optik ihre Entdeckungen vervollkommnet und den Astronomen mit noch mächtigeren Fernröhren ausgerüstet haben wird, so ist es wahrscheinlich, daß viele neue bis jetzt ungesehene Wunder uns erscheinen werden. Wir haben nur noch sehr unvollkommene Begriffe von den Planeten unseres Systems und von dem Centralfeuer, das sie anzieht und schwebend hält. Das auffallendste Phänomen, welches die Sonne bis jetzt gezeigt, sind mehrere schwarze, unregelmäßige, schwebende Flecken. Vielleicht ist der sichtbare Theil ihrer Oberfläche keine feste Masse. In dieser ewigen Wandelbarkeit und Beweglichkeit glaubt man das Aufwallen und Lodern eines feurigen Fluidums zu erkennen. Der Theil des Diskus, den keine Flecken einnehmen, bietet uns nichts weniger als einen gleichförmigen Glanz. Die Oberfläche scheint porös, heftig bewegt, in unaufhörlicher Wallung. Ein sehr gutes Seitenstück zu den Scenen auf der Sonne geben gewisse chemische Niederschläge, deren flockige Materie kochend in ein durchsichtiges Fluidum fällt. Auch darf man glauben, daß ein leuchtendes Medium mit der Oberfläche der Sonne in Verbindung steht, mag es nun wie Gewölk herumschweben, oder, gleich unseren Nordlichtern, zu Feuersäulen sich ausdehnen.

Die durch unsere Oefen, durch chemische oder galvanische Prozesse erzeugte künstliche Hitze kann den Temperaturgrad der sichtbaren Oberfläche der Sonne nicht erreichen. Dies erhellt aus mehreren mathematischen Wahrheiten. Die Abnahme des Strahlenwerfens (der Radiation) steht gerade in umgekehrtem Verhältniß zum Quadrat der Distanzen. Hieraus folgt, daß die von einem gegebenen kreisförmigen Raum, welcher der Distanz der Erde ausgesetzt ist, und von einem anderen der sichtbaren Oberfläche der Sonne entsprechenden Raum aufgenommene Hitze zu dem Areal des Himmels, welches der scheinbare Diskus der Sonne in Vergleich mit der ganzen Hemisphäre einnimmt, in gleichem Verhältniß stehen müsse, d. h. in dem Verhältniß von 1 zu 30,000. Eine viel weniger starke Intensität der Radiation, in dem Brennpunkt eines Linsenglases konzentrirt, kann Gold und Platina in Dampf auflösen. Man weiß, daß die künstliche Wärme das Glas in direktem Verhältniß ihrer Intensität zu durchdringen vermag, und Niemanden ist es unbekannt, mit welcher Gewalt die Sonnenstrahlen das Krystall durchdringen. Wenn man die lebhafteste Flamme zwischen das menschliche Auge und die Sonnenscheibe bringt, wird sie nur noch als ein dunkler Flecken erscheinen. Dies beweist, daß der Sonnenkörper trotz seiner Flecken im stärksten Brande stehen kann.

Ohnerachtet dieser merkwürdigen Beobachtungen bleiben noch große Mysterien zu entdecken. Wo findet diese ungeheure Glut und Brunst ihre Nahrung? Verdankt die Sonne ihre Radiation der Elektrizität und dem Entstehen der Hitze durch Reibung? Wahrscheinlich werden Chemie und Astronomie diese Fragen niemals lösen können.

Der Mond bietet uns, durch das Teleskop gesehen, einen sonderbar gleichförmigen Anblick.*) Seit der ersten astronomischen Beobachtung hat man auf seiner Oberfläche niemals Veränderungen bemerkt. Er ist ohne Atmosphäre, und nichts verkündigt einen Wechsel der Jahreszeiten.**) Die Berge im Monde sind erstaunlich zahlreich: man könnte sagen, er starre von Gebirgen. Die meisten dieser Berge haben eine runde Form. Nach dem Gipfel zu werden sie etwas elliptisch und endigen in kegelförmige Pike.***) Dies ist der Charakter der vulkanischen Berge in ihrer höchsten Vollkommenheit. Die Stratificationen der Vulkane, die allmäligen Anhäufungen der ausgespieenen Lava, werden vermittelst sehr scharfer Fernröhre am Fuße der Mondgebirge deutlich sichtbar. Das Bewundernswürdigste an der äußeren Gestaltung des Mondes sind aber weit ausgedehnte Ebenen, über welchen durchaus keine Dünste schweben, und die man nicht für Meere halten kann. Diese Ebenen tragen jedoch alle Kennzeichen angespülten Landes.

Je weiter von der Sonne entfernt, desto anomaler und fremdartiger wird der Planetenlauf, desto mehr entfernt er sich von den bekannten Naturgesetzen. Man möchte glauben, daß an den Gränzen unseres Sonnen-Systems die Gesetze desselben weniger Geltung haben, wie die von der Hauptstadt entlegensten Provinzen lange Zeit unkultivirt und unabhängiger bleiben. So folgen die Trabanten des Uranus einer retrograden Bewegung, statt der Leitung ihres Meisters sich zu entziehen.

Ganz verloren im Sonnenglanz, offenbart sich uns Merkur nur als ein runder Körper, der seine Lichtwechsel hat. Die Venus ist

*) Diese Gleichförmigkeit ist wohl nur Schein, denn bei stärkeren Vergrößerungen ist eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Formen und Farben unverkennbar. Die südwestlichen Theile des Mondes z. B. haben mit den östlichen und nordöstlichen sehr wenig Aehnlichkeit, und selbst auf Raumen von nur 50—60 Quadratmeilen sind oft fast alle nur denkbare Nuancen der Farbe, die schwächsten wie die stärksten Böschungen, und Krater von den verschiedensten Dimensionen und Lichtverhältnissen wahrzunehmen.

**) Dagegen ersetzt die 15tägige Nacht den Winter, und der eben so lange Tag den Sommer. Vegetation und animalisches Leben sind auf dem Monde keineswegs unmöglich, gewiß aber von den auf der Erde stattfindenden wesentlich verschieden.

***) Herr Mädler, dem wir auch die obigen Anmerkungen verdanken, hat in einer interessanten Vorlesung, die er kürzlich in der Berliner geographischen Gesellschaft über die Bildung des Mondkörpers gehalten, diese Berge als spitz zulaufende Kegel dargestellt, die ringsum in einer gleich weiten Entfernung von einer Art von Wall umgeben sind. Eine Verbindung zwischen dieser Wall-Peripherie und dem Central-Kegel soll eben so wenig, wie unter den ziemlich nahe an einander liegenden Peripherieen selbst, erkennbar seyn. D. R.

noch schwerer zu beobachten: ihr funkelndes Licht verblendet die Augen und vergrößert noch die Unvollkommenheiten unserer Instrumente. Durch ihren gleichförmigen Glanz erspähen wir keine Lichtwechsel, keinen Schatten, keine Berge. Mars ist schon weniger verhüllt. Man unterscheidet auf seiner Oberfläche scharfe Umrisse, die Kontinente und Meere seyn können. Die einen sind von röthlicher, die anderen von grünlicher Farbe. Die Zonen des Jupiter gehören der Atmosphäre dieses Planeten an und werden ohne Zweifel durch atmosphärische Strömungen erzeugt, die den Windstrichen unseres Globus analog, aber wegen der ungeheuer schnellen Rotation des Jupiter weit heftiger und anhaltender sind. Saturn hat nur zwei Ringe, die durch ihren raschen Umschwung und die excentrische Lage des Planeten in Beziehung auf sie ihre Situation behaupten. Dieser Mechanismus ist eben so bizarr als merkwürdig. Wenn der Schwerpunkt jener Ringe mit dem des Planeten zusammenfiele, so würde ihr Gleichgewicht gefährdet werden. Die unbedeutendste äußere Attraction wäre hinreichend, ihren ganzen Mechanismus zu zerstören und sie auf den Globus des Saturn zu stürzen. Ist aber, wie wir anzunehmen gezwungen sind, ihr Umkreis von ungleicher Dichtheit oder geringerer Dicke, und nimmt der Planet in Verhältniß zu ihnen eine excentrische Stellung ein, so reicht die Centrifugalkraft des Planeten hin, um jede äußere Gewalt auszuwiegen, die das allgemeine Gleichgewicht stören könnte.

Uranus, ohne Zonen, ohne Ringe und sichtbare Flecken, zeigt sich nur wie eine gleichförmig beleuchtete Scheibe. Wenn die ungeheure Entfernung dieses Erdkörpers den Astronomen keine genauere Prüfung erlaubt, so bietet uns die außerordentliche Kleinheit der vier anderen Planetchen eben so unübersteigliche Hindernisse. Der Eine unter ihnen, Pallas, scheint in ein wahres Nebelmeer eingehüllt, als ob der Schwerpunkt dieser schwachen Masse nicht genügte, um alle diese Dünste zurückzudrängen und zu verdichten. Ein Bewohner der Ceres, Pallas, Juno oder Vesta muß einen Sprung von sechzig Fuß eben so leicht ausführen können, als wir Erdbewohner einen von sechs Fuß. Ein Riesengeschlecht mag diese kleinen Planeten bewohnen und ohne Beschwerde auf denselben athmen können.

(Q. R.)

Bibliographie.

A lecture on the animal instinct. (Vorlesung über den thierischen Instinkt.) Von A. Wells. Pr. 1 Sh.

An introduction to the study and practice of medicine. (Einleitung zum Studium und zur Ausübung der Medizin.) Von Dr. J. Dawson. Pr. 4½ Sh.

Forest scenery. (Gilpi's Wald-Landschaften.) Herausgegeben von Sir T. D. Lauder. Mit 30 Abbildungen. 2 Bde. Pr. 18 Sh.

The Baboo. (Indische Erzählungen.) 2 Bde. Pr. 21 Sh.

The stoic. (Der Stoiker, oder Denkwürdigkeiten des Athenienser Eurysthenes.) Von J. Stanford. Pr. 4 Sh.

Frankreich.

Sterblichkeit unter den Französischen Soldaten.

Die Sterblichkeit unter den Soldaten ist selbst in Friedenszeiten weit größer, als die unter den Bürgern in denselben Lebensaltern und unter gleichen Umständen und Verhältnissen. Es scheint, daß der Stand des Kriegers gewissen tödtlichen Einwirkungen ausgesetzt ist, denen das Civilleben nicht unterliegt. Der Graf Marozzo wollte sie alle auf eine einzige Ursache zurückführen, nämlich auf die verpestete Luft der Kasernen und Hospitäler. Herr Bonino, ein Arzt bei der Sardinischen Armee, giebt noch mehr Ursachen für die Krankheiten der Soldaten an; mit Recht rechnet er dahin die plötzlichen Wechsel der Temperatur, die Strapazen des Exerzirens, das leckere Leben, den übermäßigen Genuß geistiger Getränke, die nicht hinreichende oder schlechte Nahrung, die moralischen Krankheiten und vorzüglich das Alter, in welchem man in den Kriegsdienst eintritt.

Seit 40 Jahren hat man mit gründlichen Kenntnissen und edelmüthigen Absichten der besseren Erhaltung des Kriegsmanns seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet. Dennoch muß man erstaunen über das, was noch zu thun übrig bleibt. Es ist möglich, daß man zu viel Gewicht auf die allgemeinen Ursachen gelegt hat, von denen Herr Bonino spricht, und daß man darüber andere vergessen hat, die vielleicht in der That die meisten traurigen Resultate hervorbringen. Wir gestehen gern, daß der Soldat sich leicht der Verführung preis giebt, daß er sich selbst leicht vernachlässigt und oft in Liederlichkeit verfällt. Er befindet sich in dem Alter, wo die Leidenschaften am heftigsten sind, und die strenge Disziplin, der er unterworfen ist, fordert nicht sowohl von seinen Sitten, als von seinen Pflichten Rechenschaft. Indessen kommen doch nicht alle Soldaten jeden Abend betrunken oder von Ausschweifungen erschöpft nach ihren Quartieren; und wir müssen daher spezifellere Ursachen kennen lernen, die dem Auge weniger auffallen, aber vielleicht von desto größerer Wirksamkeit sind.

Zunächst finden wir, daß, wenn es auch dem abenteuerlichen Leben des Kriegers nicht an Annehmlichkeiten mangelt, wenn auch die Gefahr selbst ihre Reize und der Krieg sein Schönes hat, doch nicht jedem Menschen der Geschmack für die Waffen angeboren und nicht jeder zum Kriegsdienst Ausgehobene ein Held ist; es giebt viele unter denen, die das Geschick unter die Soldaten verwiesen, die vermöge ihrer Sanftmuth und Einfachheit des Charakters auf ländliche Arbeiten und Erholungen angewiesen sind, und die, treu ihren Neigungen, nicht Einen Augenblick die Leiden und den nagenden Kummer über ihre Trennung von der Heimat vergessen. Auf den Märschen, während der Manöver, in den Quartieren sind sie unaufhörlich mit dem väterlichen Hause beschäftigt; sie weinen, wenn sie daran denken, und seufzen darüber, daß sie aus demselben entfernt sind. Des Nachts lassen sie sich noch von gaukelnden Träumen täuschen, aber wie schrecklich ist das Erwachen, das ihnen die Genüsse des Schlafs doppelt verbittert! Sie werden betrübt, stumm, suchen die Einsamkeit, werden bald gänzlich krank und sterben in einem Zustande der Traurigkeit, jener gerechten Traurigkeit, der Niemand sein Mitleiden versagen kann. Diese peinliche Sehnsucht nach der Heimat, die die Deutschen Heimweh nennen, ist eine den jungen Soldaten eigenthümliche Krankheit. Jedes Jahr rafft sie allein eine bedeutende Anzahl weg, und noch öfter zieht sie viele andere Krankheiten herbei, denen sie einen tödtlichen Charakter giebt. *)

Demnächst aber ist diese Krankheit, wenn sie nicht unmittelbar den Tod veranlaßt, oft die Ursache, daß derselbe gewaltsam herbeigeführt wird. Es ist nicht schwer, dies zu begreifen. Wenn der Geist weder Kraft, noch Muth genug besitzt, um sich in Gott zu trösten und diesen an die Stelle alles dessen zu setzen, was ihm mangelt: was bleibt ihm da anders übrig, als seinen langen Qualen durch einen Augenblick des gewaltsamen Schmerzes ein Ende zu machen! Der Selbstmord unter den Kriegern ist nicht immer die Folge eines tiefen Lebens-Ueberdrusses. Es giebt schwache Gemüther, welche der geringste Tadel, die kleinste Strafe in Verzweiflung bringt; es giebt von Natur stolze Seelen, die der Gedanke und die Nothwendigkeit eines passiven und absoluten Gehorsams empört, welche fürchten, daß ein immerwährender Gehorsam sie endlich zum Viehe machen könnte, und die endlich nach langem Zwange mit desto größerer Heftigkeit hervorbrechen, je mehr sie gelitten haben. Diese Unglücklichen hören nicht auf, daran zu denken, daß in ihrem schrecklichen Stande ein Wort jahrelange Gefangenschaft und eine Miene den Tod kosten kann.

In den letzten 7 Jahren kamen auf 197 an Heimweh gestorbenen Französischen Soldaten 35 aus den nördlichen, 120 aus den westlichen, 20 aus den südlichen oder süd-westlichen Provinzen Frankreichs und aus Korsika; die Uebrigen waren Schweizer.

Mitten im Frieden, im Garnisondienste, erhält der Soldat nur selten eine Wunde, und er ist nur unvorhergesehenen Ereignissen ausgesetzt. Eine unglücklich geladene Flinte, ein in der Kanone vergessener Ladestock, ein Fall u. s. w. Alles reine Wirkungen des Zufalls, die nicht häufig wiederkehren. Aber es giebt Duelle. Wann wird man diesem Uebel steuern, was wird diese beklagenswerthe Wuth der Kriegsleute, sich gegenseitig zu tödten, heilen können, die, wie man sagt, bei ihnen eine Verachtung des Lebens erzeugt, und wer ist im Stande, dem Soldaten in dieser Hinsicht eine Kardinaltugend beizubringen! Dies mag wohl schwierig seyn, aber es scheint auch, daß man noch nicht mit Ernst daran gedacht hat.

Man bemerkt, wenn man diese unglücklichen Ereignisse nach Verhältniß der Jahreszeit berechnet, daß sie größtentheils im Frühling und im Sommer vorfallen. Wir setzen hierher das Verhältniß der Zweikämpfe in den verschiedenenen Jahreszeiten, nach dem mittleren Durchschnitt von 7 Jahren:

Winter (Dezember, Januar, Februar) . . .	200
Frühling (März, April, Mai)	231
Sommer (Juni, Juli, August)	216
Herbst (September, Oktober, November) . .	186

Man sieht, daß, so zu sagen, der Vorrang dem Frühling und Sommer gebührt. Woher kommt das? Es wäre zu lang und zu traurig, dies näher auseinander zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß die großen Städte es sind, in denen die meisten Duelle vorfallen. Paris, Rouen, Toulouse, Grenoble, Lyon, Perpignan, liefern zahlreiche Beispiele derselben. Die zwei Städte Frankreichs, in denen man die häufigsten bemerkt, sind Paris und Toulon.

Man kennt wohl die Gründe, die uns abhalten, von einem anderen Feinde der Gesundheit und des Lebens der Krieger zu sprechen. Die Zahl derjenigen, welche dieser hinwegrafft, ist sehr beträchtlich, und es ist noch zu bemerken, daß er, unter allen Garnisonen Frankreichs, am heftigsten in Paris und Toulon wüthet. Wir können noch hinzufügen, daß, um eine Zahl anzugeben, etwa von 100 auf diese Weise Gestorbenen 50 den südlichen Departements angehören.

Wir haben bereits die Veranlassungen des Todes zusammengestellt, denen der junge Mann im väterlichen Hause nicht ausgesetzt ist. Hierzu kommt noch, daß oft der Krieger, der im Süden geboren, auf einmal nach dem Norden versetzt wird, und daß der junge Mann sich plötzlich allen Verhältnissen der Temperatur und des Klimas entzogen sieht, an die er von Kindheit auf gewöhnt ist; noch mehr, er kann nach einer ungesunden Garnison, wie Rochefort, Montdauphin, Auronne, versetzt werden, wo er bleiben und alle verderblichen Einflüsse einer durch gefährliche Ausdünstungen verpesteten Atmosphäre ertragen muß. Dies wären denn noch die letzten besonderen Ursachen des Todes, denen der Soldat in Frankreich unterworfen ist, und die mit dessen Stande innig verbunden sind. (R. E.)

Bibliographie.

L'orphelin et l'usurpateur. (Die Waise und der Usurpator.) Roman von Alph. Fresse-Montval. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Indiana. — Drama in 5 Abtheilungen von Leon Halevy und Francis. Pr. 2 Fr.

*) Wo, wie in Preußen, die Dauer der Militairdienst-Zeit auf den kurzen Verlauf von drei Jahren festgesetzt und mithin das Ziel, die Heimat wieder zu sehen, nicht so fern gerückt ist, wird dieses Uebel natürlich weniger bemerkbar und leichter heilbar seyn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Montag den 27. Januar 1834.

Rußland.

Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur.

(Nach Russischen Blättern.)

I. Aeltere Literatur.

Das Genie ist durch keine Zeit, durch keinen Ort, durch keine Verhältnisse bedingt; diese Frucht der Jahrhunderte reift eben so in der bleiernen hyperboräischen Zone wie unter dem zauberischen und ewig heiteren Himmel Griechenlands und Ausoniens. Ausschließliches Erbtheil des Menschen, oder vielmehr sein edelster Vorzug, bereichert es eben so den Sohn eines halbwilden Volkes, wie den Genossen der gebildetsten Nationen.

Aber das Genie des Einzelnen, wie das der Nationen, bedarf günstiger Umstände zu seiner Entwickelung. Allgemeines Elend, auswärtige oder innere Kriege, schlechte Institutionen können die Fortschritte einer Nation ganze Jahrhunderte aufhalten. Die Bildung entspringt aus dem Schoß des öffentlichen Wohlstandes und die Literatur ist der Luxus der Civilisation. Die Russische Literaturgeschichte giebt uns davon ein schlagendes Beispiel. Diese Nation, die durch ihre Beziehungen zu dem Kaiserreich des Osten, das seine Krieger besiegt hatten, als Oleg, einer von Sinaws und Truwors Nachfolgern, seine Legionen bis zu den Thoren von Byzanz führte, dazu berufen schien, seine Stelle einzunehmen, sah sich durch ein unheilvolles Ereigniß, durch die Invasion der Tartaren, in einen Zustand der Barbarei und Versunkenheit zurückgeworfen. Dann wieder unter einen wohlthätigen Einfluß gestellt, überdürfte sie mit einem einzigen Sprung einen Zeitraum, den ein Jahrhundert hätte ausfüllen können, und dreißig Jahre reichten hin, um ihrer Literatur einen ehrenvollen Platz unter denen der in der Civilisation gealterten Völker Europa's zu verschaffen.

Die ersten Zeiten der Geschichte Rußlands bieten für die Geschichte seiner Literatur keinen interessanten Stoff dar. Die alten Slavonen waren ein kriegerisches Volk. Sie zeichneten sich durch die Laster und Tugenden aus, die stets die Kindheit der Völker begleiten. Ihre Liebe zur Freiheit war eben so groß wie ihre Neigung zum Kampf. Sie waren grausam im Kriege, aber gut und gastfreundlich während des Friedens. Empfindsam für die Zauber der Musik, erfanden sie Gesänge, von denen aber keiner bis auf uns gelangt ist. Sie hatten einige Begriffe von Rechenkunst und Chronologie, aber dem größeren Theil war die Kunst des Schreibens bis zum 9ten Jahrhundert fremd. Sie waren Götzendiener und opferten einer Menge von Bildern, ohne jedoch das Daseyn eines einzigen Gottes und Schöpfers in Zweifel zu ziehen.

Die Nation schien nur auf das Licht der christlichen Religion zu warten, um die ersten Schritte zur Civilisation zu thun. Wladimir, der Erste, der dem höchsten Wesen auf den Trümmern eines barbarischen Kultus einen Tempel baute, war auch der erste Stifter von Schulen für die Jugend; eine Neuerung, die als so gefährlich erschien, daß die Mütter ihre Kinder, wenn man sie ihnen wegnahm, um sie in die Schule zu bringen, wie Todte beweinten, indem sie die Schrift für ein Werk des bösen Geistes hielten. Unter der Regierung dieses Fürsten begannen schon Sculptur und Malerei die Tempel von Kiew zu schmücken; Gelehrte und Künstler langten aus Griechenland an; doch hat diese Zeit noch kein literarisches Denkmal aufzuweisen, außer einigen Volksliedern, worin Wladimir und die Helden seiner Zeit gefeiert wurden, und die wahrscheinlich auch nicht rein, sondern durch die Tradition so vieler Jahrhunderte verfälscht auf uns gelangt sind. Die kostbarste Reliquie aus diesen fernen Zeiten ist die Anrede Swiatoslaw's an seine Truppen, die ein Denkmal der Beredtsamkeit jener Epoche seyn würde, wenn man glauben dürfte, daß Nestor die Worte des Helden treu wiedergegeben hätte.

Jaroslaw trat mit Glück in Wladimirs Fußtapfen: indem er aber Rußland in kleine Staaten theilte, legte er den Keim zur Verwirrung, zur Anarchie und zu den Verbrechen, durch welche die aufkeimende Civilisation, diese zarte Pflanze, die den GiftHauch der bürgerlichen Unruhen nicht verträgt, erstickt wurde.

An diese fernen Zeiten knüpft sich das Andenken Nestors. Dieser Mönch von Kiew ist als Geschichtschreiber einer der achtbarsten Gewährsmänner. Er ward im Jahre 1056 geboren und starb im Jahre 1111. Von seinen Lebens-Umständen weiß man wenig; aber er hat der Nachwelt eine durch Wahrheit und Genauigkeit unschätzbare Ehrenkrone hinterlassen, ohne die wir über jene frühen Zeiten nichts Bestimmtes wissen würden. Sein Werk ist in einem einfachen Stil geschrieben und ein wenig mit Slavonismen überladen, aber bündig und gediegen; es ist die einzige Leuchte, die den Wanderer durch das Dunkel jener Jahrhunderte geleitet. Vor ihm ist Alles schwankende Ungewißheit.

Das Gedicht über die Legion von Igora wirft ein rühmliches Licht auf das zwölfte Jahrhundert. Dies Werk zeichnet sich durch Schönheit der Erfindung, durch einen mannigfaltigen und ungeachtet seiner Seltsamkeit doch anziehenden Stil aus. Es ist mit den Blüthen einer heiteren Phantasie und mit Gebilden der National-Mythologie geschmückt. Große Gedanken und tiefe Empfindung, nebst ganz besonderer Kraft des Ausdrucks, erheben es, wie das Nibelungenlied der Deutschen, weit über die Zeit empor, in der es entstand. Nicht ohne Grund kann man wohl vermuthen, daß der Verfasser sich andere Dichter zum Muster nahm, deren Namen und Werke im Strom der Jahrhunderte untergegangen sind. Ein einziger Name, Bojan, mit dem Beinamen „die Nachtigall", hat sich aus dieser Zeit erhalten, und an ihn knüpft sich Alles, was sich zum Ruhm des alten Rußlands sagen läßt. Es ist eine wohlthuende und stolze Empfindung, wenn man sieht, wie das Andenken an das Genie den Verwüstungen der Zeit trotzt, während ihr Städte und Reiche unterliegen müssen.

Rußland eilte nun mit schnellen Schritten auf der Bahn der Civilisation vorwärts. Seine Fürsten fingen an, die Wissenschaften zu lieben. Konstantin Wsewolodowitsch und Wladimir Wsewolodowitsch Monomach ließen den Gelehrten und Künstlern Schutz und Aufmunterung angedeihen. Der Letztere verfaßte selbst eine Geschichte der Russischen Fürsten, die jedoch nicht auf uns gekommen ist. Da ward Rußland von den Mongolen überschwemmt, und diese, von den Russen Tataren genannt, da sie das Land in kleine Staaten zerstückelt fanden, bemächtigten sich nach und nach des ganzen Gebiets. Ueber den Einfluß, den ein so großes Unglück auf die Civilisation ausüben mußte, noch etwas zu sagen, wäre unnütz. Städte und Tempel standen in Flammen und stürzten über den Archiven zusammen, in denen Alles enthalten war, was Rußland an literarischen Schätzen besaß. Die Bewohner ganzer Provinzen irrten auf den Heerstraßen umher, allen Schrecken der Noth und des Elendes zur Beute. Solche Leiden ließen den Russen nur das Gefühl ihres Unglücks übrig. Tributpflichtige Sklaven eines Barbaren, konnten sie da wohl noch lange das Andenken an ihren früheren Ruhm bewahren! Das westliche Rußland, die Wiege der Civilisation, fiel unter Lithauens Joch. Die politischen Beziehungen, in denen Rußland zu dem übrigen Europa gestanden hatte, wurden abgebrochen. Das Volk verschlechterte sich unter einem gehässigen und entwürdigenden Joch. So versank durch eine Reihe unglücklicher Schicksale eine Nation, die an Bildung mit allen Europäischen Völkern der damaligen Zeit wetteifern konnte, eine Nation, die dazu berufen war, den Glanz des östlichen Kaiserreichs zu erben, in das Nichts — ein großes und furchtbares Beispiel menschlicher Hinfälligkeit!

Die beiden folgenden Jahrhunderte bis zur Befreiung von dem Tatarischen Joch bieten für die Literaturgeschichte nichts von Interesse dar; doch fing die Sprache an reiner zu werden und sich von den anderen Slavonischen Dialekten, dem Polnischen und Böhmischen, zu trennen. Man sah einige christliche Lehrbücher, einige Chroniken auftauchen; die Russen erhielten ein Gesetzbuch und einige Uebersetzungen aus dem Griechischen, als: die Hochthaten Alexanders des Großen nach Arrian. Unter dem Tatarischen Joch wurden auch einige historische Romanzen gedichtet, die an die glücklichen Zeiten Wladimirs des Großen erinnern. Die Einbildungskraft, vom Anblick der Sklavenketten getrübt, schweifte gern in jene Zeiten des Ruhms und Glücks zurück; aber so große Leiden, wie die Tataren über Rußland brachten, mußten früher oder später den Donnerkeil der göttlichen Rache entzünden. Der große Fürst Dimitri versetzte ihrer Macht in den Ebenen von Kulikoff den ersten Schlag (1380); aber einem Fürsten, dessen Name in der Russischen Geschichte Epoche macht, war es vorbehalten, das große Werk zu vollenden, indem er sämmtliche Fürstenthümer unter seinem Scepter vereinigte und dadurch diesem Reiche eine politische Existenz gab. Bald fühlte man die glücklichen Folgen von Iwan Wassiljewitschs Weisheit. Mit dem öffentlichen Reichthum wuchs auch der Handel. Die Verbindung des großen Fürsten mit der Griechischen Prinzessin Sophia verbreitete einen neuen Glanz über seine Regierung. In ihrem Gefolge kamen Griechen an den Russischen Hof und bereicherten die Bibliothek kostbarer Manuskripte. Rußland näherte sich dem übrigen Europa im-

Digitized by Google

mer mehr. Es öffnete den Ausländern den Hafen von Archangel. Deutsche und Englische Aerzte und Apotheker zogen nach Rußland. Der Czar gründete Schulen. Das wichtigste Ereigniß seiner Regierung war jedoch die Errichtung einer Buchdruckerei im Jahre 1553, also ein Jahrhundert nach ihrer Erfindung.

Unter Boris Godunoff machte Rußland neue Fortschritte zu einer besseren Ordnung der Dinge. In dieser Zeit wurde die erste geographische Karte von Rußland entworfen. Der Czar schickte 18 junge Russen aus vornehmen, aber unbegüterten Familien in fremde Länder, um dort Sprachen und Wissenschaften zu studiren. Boris liebte besonders die Mathematik. Dschan-Du, der seine Tochter in dieser Wissenschaft unterrichtete, erhielt von ihm ein Gehalt von 10,000 Rubeln, für die damalige Zeit eine ungeheure Summe. Aber der Sturm, der bald darauf ausbrach, verdunkelte von neuem den Horizont, der schon im Lichte der Wiedergeburt glänzte. Der an der Person des Prinzen Dimitri verübte Mord forderte Rache. Ströme Blutes flossen, Städte wurden in Asche gelegt, und Wissenschaft, Kunst und Literatur flohen diesen Schauplatz der Verbrechen und der Anarchie.

Von diesem unheilvollen Ereigniß an bis zu der im Jahre 1682 durch den Czar Alexis Michailowitsch erfolgten Gründung einer Slavonisch-Griechisch-Lateinischen Akademie zu Moskau trifft der Blick des Beobachters auf nicht Bemerkenswerthes.

Die wahre Wiedergeburt der Wissenschaften in Rußland schreibt sich aus der Regierung der Czarewna Sophia Alexejewna her. Diese ränkesüchtige und ehrgeizige Fürstin eilte ihren Zeitgenossen zuvor. Die dramatische Kunst, die bis dahin aus einigen religiösen Schauspielen bestand, von der Art derjenigen, an denen sich während der Kindheit des Theaters das Publikum in Frankreich vergnügte, erhielt einen neuen Schwung. Die erste Uebersetzung eines Molièrischen Lustspiels, des „Arztes wider Willen", wurde auf ihren Befehl gegeben. Unter ihrer Regierung bemühte sich der Fürst Galitzyn, den schönen Künsten ihr Recht widerfahren zu lassen. Die Malerei beschränkte sich nicht mehr auf die bloße Verschönerung der Kirchen, und die Italiänische Architektur, die viele große Herren, nach seinem Beispiel, bei der Ausführung von Gebäuden in Anwendung brachten, gab dem Geschmack die Regel. Die Werke des heiligen Augustinus, des heiligen Ambrosius, des Hieronymus, die Geschichte der Kaiser, von Sueton, wurden um diese Zeit ins Russische übersetzt.

England.

Erinnerungen einer Englischen Dame an St. Helena.

Während der zwei Jahre, die ich auf St. Helena verlebte, war es mir so leicht, den Kaiser Napoleon zu sehen, daß ich ganze Bände mit kleinen Umständen aus seinem Privatleben hätte anfüllen können, die für viele Leute von großem Interesse gewesen seyn würden; denn während der Jahre 1815, 16 und 17 konnte man sich an Anekdoten über den Gefangenen von St. Helena nicht satt hören. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß, als man bei unserer Ankunft in Portsmouth im September 1817 erfuhr, das Regiment, welches zwei Jahre bei dem Kaiser zugebracht habe, sey gelandet, Personen aus allen Ständen uns bestürmten, ihnen Nachrichten von ihm mitzutheilen; und ich selbst befand mich kaum seit zwei Stunden in dem Wirthshause „zur Krone", als eine Menge Leute mir Bitter von Napoleon brachten, um zu erfahren, ob er getroffen sey. Dieser Rausch ist jetzt vorüber; der Gegenstand befindet sich nicht mehr unter den Lebenden, große Veränderungen haben stattgefunden, und was damals die Welt so lebhaft beschäftigte, gehört jetzt schon längst der Vergangenheit an. Ich kann also jetzt ohne Scheu einige Worte über den erlauchten Gefangenen sagen, dessen Verbannung ich einige Zeit getheilt habe.

Im Monat Dezember 1815 sah ich den Kaiser zum erstenmale auf St. Helena. Er war erst seit ungefähr sechs Wochen angekommen, und ich verdankte es dem Zufall, daß ich ihm vorgestellt wurde. Ich war zum Essen bei zwei jungen Engländerinnen eingeladen, den Töchtern des Besitzers von Briars, dem Orte, wo Napoleon sich so lange aufhielt, bis Longwood für ihn in Stand gesetzt war. Als wir in dem bei dem Hause liegenden Garten spazieren gingen, kam der Kaiser aus dem Zelte, welches ganz in der Nähe für ihn aufgeschlagen war; der Graf Las Cases begleitete ihn. Napoleon trug einen grünen Rock, weiße Beinkleider, weiß seidene Strümpfe, Schuhe mit großen goldenen Schnallen und ein rothes Band im Knopfloche. Die beiden jungen Mädchen, von denen die eine 13, die andere 15 Jahr alt war, liefen, sobald sie ihn erblickten, auf ihn zu, zogen mich mit sich und sagten, indem sie mich ihm ohne Umstände vorstellten: „Diese Dame ist die Mutter des kleinen Mädchens, welches Ihnen neulich durch den Vortrag der Italiänischen Lieder so viel Vergnügen machte." Er grüßte mich, und ich antwortete durch eine Verbeugung, der man es anmerken mußte, wie verlegen es mich machte, mich einem solchen Manne gegenüber zu befinden und ihm auf eine so plötzliche und ungenirte Weise vorgestellt worden zu seyn.

„Madame", sagte er zu mir, „Ihre Tochter ist ein kleines allerliebstes Wesen. Wo hat sie die Kanzonetten singen gelernt?" Ich sagte ihm, daß ich selbst ihre Lehrerin gewesen sey. — „Vortrefflich", entgegnete er, „und was sind Sie für eine Landsmännin?" — „Engländerin." — „Wo sind Sie erzogen worden?" — „In London." — „Auf welchem Schiffe sind Sie nach St. Helena gekommen? In welchem Regimente dient Ihr Mann? Was ist er?" — Und nun folgten eine Menge ähnlicher Fragen, immer auf Italiänisch. Während dieser Unterredung liefen und sprangen die beiden jungen Mädchen und meine Tochter immer um uns her und zogen zuweilen den großen Mann in ihr Spiel, dem ihr heiteres und zutrauliches Wesen viel Vergnügen zu machen schien. Nach einigen Gängen durch den Garten forderte mich der Kaiser auf, mit hinein zu kommen und ihm einige Italiänische Arien vorzusingen. Wir kehrten sämmtlich in's Haus zurück, und ich setzte mich an das Klavier; er nahm neben mir Platz. Ich zitterte wie ein Espenlaub, und fühlte den Augenblick kommen, wo mir die Stimme versagen würde. Ich nahm mich indeß mit Gewalt zusammen und begann die Arie: Ah! Che nel petto! „Sehr gut", rief der Kaiser aus, als ich geendigt hatte; „das ist von Paesiello. Ach! Als ich jung war, spielte ich auch Klavier." Und dabei fuhr er mit den Fingern über die Tasten, gleichsam um mir zu zeigen, daß er die Wahrheit sage. „Die Italiäner", fuhr er fort, „sind die ersten Musiker der Welt, nach ihnen kommen die Deutschen, dann die Portugiesen und Spanier, dann die Franzosen und endlich die Engländer; aber ich weiß in der That nicht, welches von den beiden letztgenannten Völkern den schlechtesten musikalischen Geschmack hat. Nur die Schotten haben einige schöne Volkslieder." Dies Alles wurde Französisch und mit der Schnelligkeit gesprochen, die ihm eigen war. „Madame", sagte er, indem er aufstand, „Sie singen und musiziren gewiß gern." Ich verbeugte mich bejahend. „Das wußte ich wohl", sagte er, „was man gut macht, thut man immer gern!" und nach diesem Kompliment grüßte er mit einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Einige Zeit darauf schickte mir die Gräfin Bertrand im Namen des Kaisers eine Einladung zum Essen. An dem bezeichneten Tage begab ich mich nach Hutt's-Gate, wo sie wohnte, und von wo uns der mit vier Pferden bespannte Wagen des Kaisers abholte und nach Longwood brachte. Wir fanden in dem Salon den Grafen und die Gräfin Montholon, den Baron Gourgaud, den Grafen Las Cases und Sir George Bingham. Einige Augenblicke später erschien der Kaiser, grüßte uns und setzte sich an einen Tisch, auf dem ein Schachspiel stand; denn er pflegte immer vor dem Mittagessen eine Partie Schach zu spielen. Er forderte mich auf, die Partie mit ihm zu machen, was ich aber, indem ich meine geringe Geschicklichkeit vorschützte, abzulehnen suchte. Er fragte mich darauf, ob ich Tric-Trac spiele, und auf meine bejahende Antwort entgegnete er: „So lehren Sie es mich; denn ich verstehe sehr wenig davon." Sehr verlegen über mein neues Amt, setzte ich mich nieder; aber glücklicherweise hatten wir kaum die Steine geordnet, als ein Bedienter eintrat und meldete, daß das Essen aufgetragen sey. Wir gingen nun in den Speisesaal. Kaum hatte sich der Kaiser niedergesetzt, als ihm ein Bedienter ein Glas Wein präsentirte, das er auch sogleich austrank, bevor er irgend etwas Anderes zu sich nahm. Die Speisen wurden in prachtvollen Schüsseln aufgetragen, und alles Geschirr war vom schönsten Porzellan; die Livree der aufwartenden Domestiken war grün mit Gold. Der Kaiser aß von mehreren Gerichten mit Appetit und sprach viel mit mir über Indien und über die Sitten und Gebräuche seiner Einwohner. „Die Engländer", bemerkte er, „verschwenden ungebührlich viel Zeit beim Essen, und dann bleiben sie noch bei der Flasche, wenn die Damen sich entfernt haben; ich bleibe selten länger als zwanzig Minuten zu Tische; zuweilen schenke ich dem Grafen Bertrand noch fünf Minuten, weil dieser das Dessert sehr liebt." Bei diesen Worten stand er auf, und die ganze Gesellschaft folgte ihm in den Salon, wo Kaffee getrunken wurde. Ich konnte nicht unterlassen, das Porzellan-Service zu bewundern, welches herumgereicht wurde; der Kaiser nahm eine Tasse und hielt sie an das Licht, damit ich die Schönheit derselben genauer betrachten könnte. „Es ist ein Geschenk", sagte er, indem er die Tasse wieder auf den Tisch stellte, „das mir die Stadt Paris bei meiner Rückkehr aus Aegypten gemacht hat." Er schenkte später eine dieser prächtigen Tassen der Lady Malcolm, Gemahlin des Admirals Sir Pulteney Malcolm, bei ihrer Abreise von St. Helena.

Napoleon bat mich darauf, einige Italiänische Arien zu singen, und nach mir sang die Gräfin Montholon zwei oder drei Französische Lieder, deren Melodie er immer leise mit trällerte. Gegen Abend arrangirte man eine Partie Reversis; der Kaiser schien heiter; er gewann, was ihm bekanntlich immer Vergnügen machte. Gegen 10 Uhr stand er auf, verbeugte sich gegen die Damen und zog sich mit dem Grafen Las Cases auf sein Zimmer zurück.

Das zweitemal, als ich bei dem Kaiser in Longwood speiste, hatte er mich selbst eingeladen. Ich hatte mit meinem Mann und meiner Tochter der Gräfin Bertrand einen Besuch abgestattet, die in das Haus gezogen war, welches der Gouverneur ihrem Gemahl dicht bei Longwood hatte bauen lassen. Von unserm Besuche zurückkehrend, begegneten wir im Garten dem Kaiser, der mit dem General Bertrand spazieren ging. Als er uns erblickte, kam er auf uns zu und sprach einige Worte mit uns. In dem Momente, da wir uns beurlauben wollten, bat er uns zum Essen, „und was die Kleine betrifft", fügte er, auf meine Tochter zeigend, hinzu, „so kann sie bei den Kindern der Madame Bertrand bleiben und mit ihnen essen." In diesem Augenblick fuhr sein Wagen vor, und er lud Madame Bertrand und mich ein, mit ihm einzusteigen und eine Promenade um Longwood herum zu machen. „Während der Zeit", sagte er, „wird Ihr Mann Toilette machen und für die Ihrige sorgen." — Der Kaiser, Madame Bertrand und ich setzten uns also in den Wagen; wir fuhren außerordentlich rasch, und da der Weg sehr holprig war, so dachte ich, daß es sich sehr gut ereignen könnte, daß ich mir in Gesellschaft des Welt-Eroberers den Hals breche. Napoleon war während der ganzen Fahrt zerstreut und schweigsam. Beim Essen sprach er lange von den auf St. Helena lebenden Frauen; die eingebornen jungen Mädchen sind im Allgemeinen sehr hübsch; der einen von ihnen hatte er den Namen Rosenknospe gegeben, eine andere nannte er die Nymphe; diese letztere hieß Miß R....., sie war sehr schön und heirathete später einen Schiffs-Captain der Ostindischen Compagnie. Als der Stoff der Unterhaltung erschöpft war, fragte er mich, ob ich etwas von Wirthschafts-Angelegenheiten verstände. „Könnten Sie

z. B. wohl einen Pudding machen?" Ich erwiederte ihm, daß ich seit meiner Ankunft in St. Helena gelernt hätte, Pudding und Backwerk zu machen; denn da ich nur eine Soldaten-Frau zur Bedienung hätte, so wäre ich gezwungen, sehr viel Dinge selbst zu verrichten. Diese Antwort schien ihm zu gefallen. Beim Dessert nahm er einen Teller mit Kuchen und Bonbons und sagte zu einem Bedienten: „Bringe das der jungen Dame, die so hübsch singt." Meine Tochter nahm das Geschenk freudig an und hat es sich mehrere Jahre lang sorgfältig aufgehoben.

Als ich eines Tages mit meiner Tochter die Gräfin Bertrand besucht hatte und durch den Garten von Longwood zurückkehrte, begegnete ich dem Kaiser, der mit dem General Bertrand spazieren ging. Nachdem einige Worte gewechselt worden waren, fing er an, von Religion zu sprechen. „Ich vermuthe", sagte er, „daß Sie eine Puritanerin sind." — „Wie so?" rief ich aus. — „Weil Personen, die dem Gottesdienst im Lager beigewohnt, Sie auf der bloßen Erde haben knieen sehen." — „Dies thue ich", war meine Antwort, „weil wir im Lager weder Decken noch Kissen haben, und da ich von Jugend auf daran gewöhnt bin, bei gewissen Stellen des Gottesdienstes niederzuknieen, so habe ich dies auch hier gethan, ohne daran zu denken, daß es die bloße Erde sey, auf der ich knieete." — „Gut", entgegnete er, „aber sagen Sie mir, was Sie von uns Katholiken denken. Glauben Sie, daß wir einige Hoffnung haben, in den Himmel zu kommen?" — „Ich glaube es." — „Ah, ah!" rief er lachend aus, „da sind Sie ja toleranter als wir; denn wir glauben, daß Sie Alle in der Hölle braten werden."

Er fragte mich darauf, ob ich mir gern eine Bewegung zu Pferde machte, und ohne meine Antwort abzuwarten, fing er an, von dem Vergnügen zu sprechen, welches ihm das Reiten gewähre. „Ich habe oft vor dem Frühstück zwanzig Stunden Weges zu Pferde zurückgelegt; aber jetzt (dies sagte er halb lächelnd, halb im Zorne) werde ich kaum so viel Platz haben, um es zu versuchen."

Ungefähr 14 Tage vor der Ankunft des Sir Hudson Lowe hat mich Madame Wills, die Gemahlin des damaligen Gouverneurs, ihre Tochter zu begleiten, welche mit dem Vater einen Besuch beim Kaiser abstatten sollte. Miß Wills glänzte damals in voller Jugend und Schönheit; sie war das reizendste junge Mädchen, das mir jemals vorgekommen ist. Wir fuhren alle drei von der Wohnung des Gouverneurs in einem großen Wagen ab, der von sechs Ochsen gezogen wurde; denn auf St. Helena sind die Pferde größtentheils so schlecht, daß man sich derselben unmöglich zum Fahren bedienen kann. Nach einer eben so langen als beschwerlichen Fahrt kamen wir in Longwood an. Wir gingen zuerst zu Madame Bertrand, die so gütig war, uns zu dem Kaiser zu begleiten, den wir in seinem Salon und zum Empfang des Gouverneurs sorgfältig gekleidet fanden. Der Graf Las Cases, welcher als Dolmetscher diente, stand neben ihm.

Als der Gouverneur Wills seine Tochter vorgestellt hatte, betrachtete sie der Kaiser lächelnd und sagte: „Ich habe oft von der Schönheit der Miß Wills sprechen hören; jetzt überzeuge ich mich selbst, daß man ihr nur Gerechtigkeit hat widerfahren lassen." Hierauf entspann sich eine lange und interessante Unterredung zwischen dem Kaiser und dem Gouverneur, und erst nach einem ungefähr zweistündigen Besuche beurlaubten wir uns.

Im Monat Juli 1817 wurde das 53ste Regiment, in welchem mein Mann diente, durch das 66ste auf St. Helena abgelöst und erhielt Befehl, sich einzuschiffen. Einige Tage vor der Abreise begab sich das Offizier-Corps nach Longwood, um von dem erlauchten Gefangenen Abschied zu nehmen. Sie waren mit der Ausnahme von Seiten Napoleons sehr zufrieden. Am folgenden Tage kehrten die verheiratheten Offiziere in Begleitung ihrer Frauen und Kinder noch einmal nach Longwood zurück. Der Kaiser bemerkte meine Tochter, näherte sich ihr und richtete seine gewöhnliche Frage an sie: „Bist Du artig?" Dann fügte er hinzu: „Wie alt bist Du denn jetzt?" — „Zehn Jahr", antwortete sie. „Dann sind Sie kein Kind mehr und müssen vernünftig seyn", und dabei legte er sanft eine seiner Hände auf ihren kleinen Kopf und lächelte sie freundlich an, mit jenem entzückenden Lächeln, welches seinem Gesichte einen unbeschreiblichen Ausdruck von Sanftmuth und Güte gab.

Er zeigte darauf den Damen eine Büste seines Sohnes, welche er vor einigen Tagen erhalten hatte; sie war von weißem Marmor und ganz vorzüglich schön gearbeitet. Wir Alle drückten unsere Bewunderung aus und fanden, daß das Gesicht dem des Kaisers ähnlich sehe. „Ja", sagte er; „aber die Nase hat er von der Kaiserin."

Bald darauf nahmen wir Abschied, und mit einem tiefen Gefühl des Bedauerns und der Traurigkeit entfernten wir uns von der Wohnung jenes wunderbaren Mannes, dessen Name noch in späten Jahrhunderten mit Staunen und Bewunderung genannt werden wird.

(Blackwood's Magazine.)

Bibliographie.

A residence in the West-Indies and America. (Schilderung von Westindien und Amerika.) Vom Oberst-Lieutenant St. Clair. 2 Bde. Pr. 30 Sh.

The book of psalms. (Die Psalmen.) Hebräisch. Metrisch geordnet von D. Rogers. Pr. 10 Sh.

On the constitution. (Delolme's Werk über die Britische Verfassung.) Mit Zusätzen herausgegeben von W. P. Hughes, Parlaments-Mitglied. Pr. 12 Sh.

Essay on the authority of the Kings council. (Ueber die Autorität des Königl. Conseils.) Von Pelgrave. Pr. 6 Sh.

Dictionary of the arts of life. (Wörterbuch des geselligen Lebens.) Von Sir R. Phillips. Pr. 14 Sh.

A f r i k a.

Ueber das Tanghin, ein in Madagaskar zur Ermittelung der Verbrecher und Zauberer gebräuchliches Gift.

Des Tanghin geschieht zum ersten Mal in botanischer Hinsicht von Aubert Du Petit-Thouars, in seinen Genera Madagascariensa, unter dem Namen der Tanghinia venenifua Erwähnung. Später ist Herr Hooker, vermöge seiner Verbindung mit Herrn Bojer von St. Mauritius in den Stand gesetzt worden, eine vollständige Beschreibung und Abbildung im Botanical Magazine (pl. 2968.) unter dem Namen Cerbera Tanghin zu liefern. Hierauf hat Herr Bojer eine noch vollständigere Beschreibung mitgetheilt, die in Herrn Hookers Botanical Miscellany als Schluß zweier Briefe steht; von diesen Briefen geben wir eine Uebersetzung, indem sie von dem seltsamen Gebrauch dieses Giftes handeln, das von den Einwohnern von Madagaskar auf ähnliche Weise, wie von unseren Vorfahren Wasser und Feuer, als Probe angewandt wird.

I. Brief des Herrn J. F. Freemann an Herrn Charles Telfair, über das Gift Tanghin, Tanghen oder Tangbena.

Port-Louis, den 1. Juli 1830.

Mein Herr!

Sie wissen, daß das Tangbena seit langer Zeit in Madagaskar als Probe gebraucht wird, der sich Personen unterziehen müssen, die im Verdacht der Zauberei oder des Verbrechens stehen. Man hat es auch zur Entdeckung wirklicher Verbrecher, wie Diebe, Mörder u. s. w., angewandt. Auch bedient man sich desselben häufig, um streitigen Versicherungen in Bezug auf das Eigenthum, auf kleine Diebereien u. s. w. ein Ende zu machen; man giebt nämlich das Gift den Hunden der Parteien, und der Eigenthümer des Hundes, welcher daran krepirt, verfällt dann der gesetzlich bestimmten Strafe. In einigen Orten hängt die Verurtheilung vom Leben oder Tode derjenigen, die das Tangbena trinken, ab; wenn die Dosis den Tod zur Folge hat, so ist die Schuld des Individuums klar; wenn es am Leben bleibt, so ist seine Unschuld dadurch außer Zweifel gesetzt. Aber in Emerina, wo ich mich einige Zeit aufgehalten, wird die Probe mit dem Tangbena nur als einem heftigen Brechmittel angestellt. Dies verhält sich folgendermaßen: Der Angeklagte, nachdem er so viel gekochten Reis als möglich gegessen, verschluckt, ohne sie zu kauen, drei Stücke von der Haut eines Vogels, jedes ungefähr von der Größe eines Thalers. Dann heißt man ihn die Probe trinken, die in einer kleinen Quantität Tangbenanuß, welche kleingestoßen und mit Bananensaft vermischt ist, besteht. Der Panazon doha (der, welcher den Fluch ausspricht) legt seine Hand auf das Haupt des Angeklagten und spricht die Verwünschungsformel aus, indem er alle Arten von Unglück über denselben herabruft, falls er schuldig sey. Ein wenig später giebt man ihm große Portionen Reiswasser. Das Ergebniß ist ein Erbrechen; und wenn sich bei der Untersuchung die drei Stücke Haut finden, so ist das Individuum rechtlich und moralisch freigesprochen; ist dies indessen nicht der Fall, so trägt der Angeklagte die Schande des Verbrechens unauslöschlich, und sein Schicksal ist unwiderruflich. Bisweilen wirkt die scharfe Natur des Giftes mit solcher Schnelle, daß das Leben während der Probe eingebüßt wird. Wenn sie die Schuld des Angeklagten bewiesen hat, ohne ihn unmittelbar zu tödten, erschlagen sie ihn meistens mit einer Keule, womit der Reis gestoßen wird, und das Gehirn des unglücklichen Schlachtopfers bleibt auf dem Platze. Manchmal erwürgen sie ihn auch, wie mir ein Augenzeuge kürzlich erzählt hat; in diesem Falle wird der Unglückliche nach einer Art von Kirchhof geschleppt, ehe er sein Leben völlig ausgehaucht. In gewissen Fällen wird der Schuldige unter gräßlichen Qualen von seiner eigenen Familie und seinen Freunden zu Tode gemartert. Die verurtheilten Sklaven werden gewöhnlich weit verschickt oder an einen Ort hin verkauft, wo ihre Schuld, wie man annimmt, nicht bekannt geworden. Diejenigen aber, welche einem Glied der Königlichen Familie zugehören, werden dem Tode überliefert.

Es war für den Menschenfreund höchst erfreulich, zu sehen, wie diese barbarische Sitte während der letzten Jahre unter Radama's Regierung, der ein aufgeklärter und unternehmender Herrscher war, abnahm. Zum Unglück hat der Nachfolger die Wiedereinführung derselben auf das beklagenswertheste begünstigt oder gestattet: sämmtliche Häupter der Nation, Priester, Offiziere, Wahrsager und Andere, einige hundert an der Zahl, sind in den letztverflossenen Monaten gezwungen worden, das Tanghena zu trinken, und zwanzig von jedem Hundert in der Blüthe der Jahre und der Kraft umgekommen, ihre Güter eingezogen worden, ihre Familie in's tiefste Elend gestoßen. Ein Augenzeuge einer dieser traurigen Scenen erzählt mir so eben, daß eine alte Wittwe von siebzig Jahren an einem Tage an fünf ihrer Kinder, alle in voller Kraft und Familienhäupter, das Gift gegeben. Der erste wurde unschuldig befunden, und die Mutter war darüber außer sich vor Freuden; doch noch an demselben Tage hatte sie drei zu beweinen, und die Waisen derselben fielen ihr, eine Last, anheim.

Die fünf Millionen dieser Insel harren auf Befreiung aus diesen himmelschreienden Grausamkeiten, auf die Wohlthaten der Civilisation und des Christenthums.

II. Thatsachen und Beobachtungen über das Tanghin, Herrn Telfair mitgetheilt von Eduard Baker. 1831.

Die Gewohnheit, das Tanghin als eine Probe anzuwenden, ist unter der jetzigen Regierung viel allgemeiner geworden. Als der regierende Fürst im Anfang 1830 seinen Beschluß „seine Staaten von allen Zauberern zu reinigen" zur Vollziehung brachte, erging das Gebeiß

in allen Städten und Dörfern, und in der Hauptstadt Tananarivou blieb keine Klasse verschont. Die Anzahl der Angeklagten belief sich auf 30, worunter sich Personen befanden, die die ersten Stellen im Königreich bekleideten. Die Vornehmen zogen sich aus dem Handel, während Alle aus dem Mittelstande, die mit ihnen zugleich zum Trinken gezwungen worden, umkamen. Die Ersteren hielten am 17ten, dem Gebrauch gemäß, einen Triumph-Einzug in die Stadt, in offenen Palanking getragen, unter Geschrei, Tänzen und Spielen mehrerer tausend Personen. Wenn man das Unheil, welches die Ursache hiervon war, hätte vergessen können, so würde dies Schauspiel für sich selbst einen Europäer höchlich ergötzt haben. Wer in England die Streiche gesehen hat, womit die Possenreißer die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchen, kann sich eine Vorstellung von diesen Festlichkeiten auf Madagaskar machen. Ein auffallendes Kostüm, aus verschiedenen Stoffen und Farben zusammengesetzt, bald bis auf die Erde schleppend, bald kaum den Körper bedeckend — ausstudirte Bewegungen aller Art und sinnloses Geschrei charakterisirten diese Prozessionen; während die schwarzen, sonnenverbrannten Gesichter nicht übel für Arlequinsmasken gelten konnten. Die Vornehmen, ihre Freunde und Verwandte, spielten die Hauptrolle und machten die Hanswürste außerordentlich gut. Der Haupt-Unterschied bestand darin, daß in England wenige Spieler eine erstaunte Menge unterhalten, indeß hier Alle ihre wilde Fröhlichkeit nach Talent und Geschmack zum Besten zu geben suchen.

Im folgenden Monat, im April, wurde eine gleiche Anzahl von Frauen dieser barbarischen Probe unterworfen, unter ihnen die Frauen des vorigen Königs, seine Schwestern, andere Glieder der Königlichen Familie, die Frauen der vornehmsten Offiziere und die Töchter von Richtern nebst einigen Männern, unter denen sich ein Richter befand. Alle überstanden die Probe und hielten zur bestimmten Zeit einen Triumph-Einzug in die Stadt. Mehrere untere Beamte und Leute aus dem Volk tranken mit ihnen zugleich das Gift. Ein Offizier und mehrere aus der niederen Klasse starben daran.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Anekdote, eine dieser Frauen betreffend, mitzutheilen, welche beweist, daß es den Eingebornen nicht an menschlicher Empfindung und Mitgefühl gebricht. Unter den Frauen befand sich eine Prinzessin von Saccatawa. Radana hatte durch seine Verheirathung mit ihr ein Bündniß mit der Königlichen Familie jenes Landes errichtet. Während seiner Regierung wurde sie mit größerer Achtung als die anderen Frauen behandelt; da sie indessen versucht hatte, zu entfliehen und in ihr Heimatland zurückzukommen, wurde sie von der Zeit an scharf bewacht, obgleich sie niemals eingesperrt war. Ihr Gefolge bestand aus einigen Dienern aus Saccatawa und war durchaus nicht glänzend; sie zeigte keine besondere Anhänglichkeit für irgend Jemand, und die beständigen Feindseligkeiten zwischen den Regierungen Huwa's und Saccatawa's verhinderten jede Verbindung mit ihrer Familie. Allein und machtlos zurückgelassen, war von ihr durchaus nichts zu befürchten, und die Grausamkeit, sie der Probe zu unterwerfen, um so härter, als sie Niemand hatte, der über diejenigen, die ihr das Gift beibrachten, wachen und sich von ihrer Unschuld überzeugen konnte. Sie weinte bitterlich, als sie sich nach der Gerichtsstätte begab, und es war interessant, die Theilnahme der Eingebornen zu beobachten. Sie drückten sie durch eine Handlung aus, die sie misadi ahitra nennen, eine Art von Beschwörung, welche darin besteht, daß sie Gras ausreißen und in die Höhe werfen, gleichsam als wollten sie damit sagen: mögen solche Uebel so fern von uns seyn, als wir selber entfernt zu seyn wünschen von dem Grase eines Landes, wo man Unglückliche der Art sieht.

Am Tage ihres Einzuges in die Stadt zeigte die Fürstin eine durchaus eigenthümliche Würde. Während alle anderen einige Zeit lang auf dem Platze blieben, tanzten, Geberden machten und Glückwünsche annahmen, kehrte sie ohne Aufenthalt nach Hause zurück, und ihr Gefolge begnügte sich, seine Freude durch eine Art Gesang auszudrücken. Sie bewiesen der Königin ihre guten Gesinnungen, indem sie ihr Glückwünsche sandten und sagen ließen, obgleich Radana todt sey, wollten sie sie dennoch als ihre Mutter ansehen und ihr niemals Leid zufügen.

Im Monat Mai, nachdem die Frauen sich der Probe unterzogen, mußten diejenigen selbst, welche das Gift beigebracht hatten, mit mehreren Anderen davon trinken — zusammen sechzig Personen. Zwei von den ersteren und zwei Individuen aus dem Volke fielen als Opfer; die übrigen hielten den gewöhnlichen Triumph-Einzug.

Hierauf kamen die Stids oder Wahrsager an die Reihe, und mehrere starben. Einer von ihnen hatte vor einiger Zeit meinen Diener an Sohnes Statt angenommen; dieser Zufall verschaffte mir genaue Berichte von seinem Tod. Sein Magen schwoll ungeheuer auf, seine Beine wurden dick, sein Antlitz entfärbte und verzog sich; was er ausspie, erschien gallig und blutig; nach Verlauf einer kurzen Zeit gab er seinen Geist auf, ohne Zweifel durch die Wirkung des starken Giftes.

Die Beispiele, die ich angeführt, sind nur ein geringer Theil im Verhältniß zu der Menge, die ich aus eigener Anschauung gewonnen. In jedem Dorfe trank man von diesem Gifte nach allgemeiner Vorschrift; mehrere nahmen es in ihren Wohnungen, und ganze Sklavenfamilien im Geheim. Die Proben waren so vielfach, daß ich einige Monate lang, so oft ich, war's nun zu Pferde oder zu Fuß, in's Freie kam, jedes Mal Leute sah, die Tangbin getrunken hatten oder trinken sollten. So ist es auch der Gericht ein ganz gewöhnliches Verfahren, beiden Parteien, sobald ein schwer zu entscheidender Fall vorkommt, von diesem Gifte einzugeben — wodurch natürlich unzählige Opfer fallen. Im Jahre 1831 wurden vor dem großen Gerichtshof, vor welchen mehr als 500 Personen zur Entscheidung ihrer Prozesse berufen waren, manche durch eine Appellation an das Tangbin provisorisch suspendirt. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Klub vom Maulbeerbaume. Dieser Englische Klub ist zu Ehren Shakespeare's gestiftet. Der Vater des unsterblichen Dichters war bekanntlich ein Fleischer und hatte, der Sitte gemäß, einen Maulbeerbaum vor seinen Laden gepflanzt. Sowohl das Haus als der Baum wurden seit dem Tode des Dichters bis zum Jahre 1769 respektirt. Allein um diese Zeit trat ein Geistlicher in den Besitz der klassischen Stätte. Dieser ließ den Baum umhauen, weil er ihm die Aussicht behinderte. Die Bürger von Stratford, über solche Barbarei empört, sagten den Profanen aus ihrer Stadt, bemächtigten sich des heiligen Baumes und machten aus dem Holze eine Menge kleiner kostbarer Möbel, die sie an alle literarische Vereine der drei Reiche verschickten. Noch jetzt bieten die Kunsttischler von Stratford den Fremden Schachteln, Mulden und Schreibzeuge an, die, wie sie versichern, aus dem Maulbeerbaume Shakespeare's gearbeitet sind. Einige Jahre nach jenem Ereigniß wurde der „Klub vom Maulbeerbaum" gestiftet. Er besteht aus Dichtern, Künstlern und Literaten, die sich jährlich an Shakespeare's Geburtstag versammeln. Man liest bei dieser Gelegenheit Verse, Lobreden und Kritiken, deren Hauptgegenstand Shakespeare oder seine Werke sind. Das Archiv des Klubs bildet ein Buch, zu dessen Papier Zweige und Rinde des klassischen Baumes das Material geliefert haben. In dieses Buch werden diejenigen Stücke eingeschrieben, die den Beifall der ganzen Societät eingeärndtet. Gewöhnlich stehen auch Zeichnungen und Bilder in Wasserfarben dabei. Als Kunstgegenstand ist dieses Buch schätzbar; denn sein ganzer Inhalt ist original und bis jetzt ungedruckt. Es führt den Titel: „Die Blätter des Maulbeerbaums."

— Die Poeten in England. Am Schlusse seines Artikels im Athenaeum, über die Englische Literatur, welcher, beiläufig gesagt, ein wenig zu lang für einen Katalog und ein wenig zu kurz für eine Geschichte der Literatur ist, zählt Herr Allan Cunningham in folgenden Ausdrücken die Vortheile auf, deren sich der Dichter bei seinen Landsleuten zu erfreuen hat: „Man hat mich gefragt, welches der Einfluß sey, den die Männer von Talent in Großbritanien genießen? Es läßt sich leicht mit wenigen Worten sagen. — Ihr Einfluß ist Null. Die Redakteren zweier oder dreier politischen Journale stehen bei dem Volke und bei der Regierung in größerem Ansehen, als alle Dichter, welche seit einem halben Jahrhundert gelebt haben, zusammen. Der Einfluß der Männer von Talent..... man kann ihn nach ihrer Lebensgeschichte beurtheilen. Chatterton nimmt Gift aus Mangel an Brod; Samuel Johnson verweigert man eine Unterstützung, um durch eine Reise seine Gesundheit wiederherzustellen; Burns hatte an seinem Sterbetage weder ein Stück Brod im Hause, noch einen Groschen Geld in der Tasche; Crabbe stirbt als ein armer Pfarrer ... keine geistliche Würde hat ihn vor der Menge ausgezeichnet; Walter Scott rieb seine Gesundheit auf, um seine Vermögens-Umstände in Ordnung zu bringen, und sein Vaterland weigert sich, seine Bibliothek aus der Masse an sich zu kaufen; Byron geht in's Exil und stirbt fast unter Verwünschungen des Englischen Namens, den sein Geist berühmt gemacht hat; Coleridge hat man eben seine geringe Pension entzogen; Wordsworth verkauft Stempelpapier, um sich davon zu ernähren; Southey, der gekrönte Poet, erhält von Amtswegen täglich den Betrag einer Pinte leichten Weins; Moore bemerkte, daß die Poesie, wie die Tugend, ihren Lohn in sich selber suchen müsse; Hogg nagt an einem Hammelknochen, indeß er die Heerde hütet, und Wilson hält Vorlesungen über Philosophie. *)

— Die Länge der Finger. Die Verschiedenheit der Länge der einzelnen Finger gewährt uns unendlich mannigfache Vortheile, indem sie die Hand und die Finger fähig macht, einen Stab, eine Gerte, ein Schwerdt, einen Hammer, eine Feder oder einen Bleistift, einen Stichbohrer u. s. w. zu halten, überhaupt zu Allem, wobei eine sichere Haltung und freie Beweglichkeit wunderbar vereint wirken. Nichts ist merkwürdiger, als die Art und Weise, wodurch die allweise Vorsehung, um die menschliche Hand zu einem zu den verschiedenartigsten Zwecken tauglichen Instrumente zu machen, den zarten beweglichen Apparat der Palme und der Finger geschützt hat. Die Gewalt, womit die Hand anfaßt, wenn z. B. der Matrose das Tau ergreift, um auf den Mast hinauf zu klimmen, würde für das zarte Gewebe der Sehnen, Nerven und Knöchel zu gefährlich seyn, und sie würden leicht zermalmen, wenn nicht jedes Theilchen, das den Druck erleidet, durch einen ganz elastischen Fettpolster geschützt wäre. Zu diesem rein passiven Schutze trägt besonders noch ein Muskel bei, der quer über die Palme läuft und vorzugsweise den Polster des inneren Winkels derselben unterstützt. Das ist der Muskel, der den Winkel der Palme beweglich, zum Wasserschöpfen tauglich und so zum Becher des Diogenes macht. (Bridgewater.)

*) Nun, das Letztere scheint uns noch gar nicht so unpassend. Ein Deutscher Dichter, der zugleich Professor ist, hat eine in Deutschland beneidete Stufe erreicht. In Schweden tritt der ganz eigenthümliche Fall ein, daß seine besten Poeten und Historiker hohe Prälatenstellen bekleiden: Tegnér und Franzén sind Bischöfe, und Geijer bekleidet zwar in diesem Augenblicke eine Professur, ist jedoch ebenfalls schon als Bischof in Vorschlag gebracht worden. D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Mittwoch den 29. Januar 1834.

Frankreich.

Saint-Just und Pichegru.

Erinnerungen aus der Revolution, von Charles Nodier.*)

Unter den großen politischen Prozessen, die in einer ununterbrochenen Reihe hinter einander vor den beiden revolutionnairen Kommissionen anhängig gemacht wurden, befand sich einer, der die regste Sympathie in mir erregte. Ich meine den des General-Adjutanten Charles Perrin, der einige Monate bei der Garnison von Mainz gestanden und dann, eines Kapital-Verbrechens angeklagt, nach Hause zurückgekehrt war. Zwei Offiziere ersten Ranges, Maineni und Bivotte, hatten ihn angeklagt, daß er die Belagerten aufgefordert habe, die weiße Fahne auszustecken und die am 10. August entthronte constitutionnelle Dynastie feierlich wieder anzuerkennen. Glücklicherweise entwischte der Beschuldigte wie durch ein Wunder den gewissen Folgen dieses von zwei Feinden denunzirten Verbrechens. Ganz dieselben indessen diese Folgen nicht aus, denn er wurde per contumaciam zum Tode verurtheilt.

Ich kannte Charles Perrin, so gut wie ein zwölfjähriger Schüler einen General von achtundzwanzig Jahren kennen kann. Er war ein schöner liebenswürdiger junger Mann, besaß vorzügliche Sprachkenntnisse und zeichnete sich in den mathematischen Wissenschaften aus. Anfangs für Gesandtschaften ins Ausland bestimmt, hatte er mehrere Gegenden des Orients besucht, und er sprach oft von seinen entfernten Reisen mit einer poetischen Begeisterung, die schon damals mein Ohr entzückte, ehe ich noch etwas davon verstand.

Die Revolution hatte ihn nach Frankreich zurückgeführt und, wie die meisten jungen Leute, die damals die Nothwendigkeit empfanden, sich ein höheres Ziel zu stecken, als das gemeine Volk, ergriff er hastig die Prinzipien derselben, ohne ihre Resultate zu berechnen. Zuerst Soldat, dann Sergeant, hierauf in wenigen Monaten Offizier beim ersten Artillerie-Regiment und außer allem diesem noch ein eleganter, gewaltiger und das Volk einnehmender Redner, in einer Zeit, wo man durch das Wort und durch das Schwert zu Allem gelangen konnte, war er in seinem Avancement dem schnellen Zuge Pichegru's, seines Herzens- und Waffenbruders, gefolgt. Beide waren die besten Freunde meines Vaters, und ich hatte mehr als ein Mal stolz mit ihren Epauletten und Degengehenken gespielt.

Das erste Artillerie-Regiment sprach von Charles Perrin mit einer Art von Stolz. Das gemeine Volk vergaß ihn nie. Außerordentliche Gesandte wurden von Besançon nach Straßburg zu seiner Vertheidigung abgeschickt; sie kamen in dem Augenblicke an, wo man das Kontumaz-Urtheil an die Pfosten der Guillotine heftete.

Diese meine Landsleute kompromittirten sich selbst durch einige kühne Worte. Sie wurden verdächtig, und wenn man verdächtig war, so war man auch gleich proskribirt.

Ich wohnte noch bei Madame Tesch, der guten Wirthin der „Lanterne", aber ich ging gewöhnlich sehr zeitig aus und kam ziemlich spät wieder nach Haus. Mein Vater hatte weislich bedacht, daß der Umgang mit einem achtbaren Manne, der ihm wohl bekannt war, dem unerfahrenen Jüngling mehr Nutzen bringen könnte, als die zweideutige Gesellschaft an der table d'hôte, und ich brachte daher fast die ganzen Tage bei einem achtungswerthen Landsmann aus der Franche-Comté zu, der eine liebenswürdige Familie hatte und mir lehrreiche Bücher und eine treffliche Unterhaltung verschaffte. Der glücklichste Zufall von der Welt erwarb mir dort einen Freund. Herr Guenot, der mir diese liebreiche Gastfreundschaft gewährte, war Chef eines Bataillons Freiwilliger gewesen und gelangte hierauf zum Generalstab an die Stelle eines berühmten Generals, den der schnelle Wechsel der Revolutions-Geschichte so eben von der höchsten Befehlshaber-Stelle in die Leiden der Proscription stürzte oder wenigstens in die Nothwendigkeit versetzte, sich zu vertheidigen und zu rechtfertigen, wenn es noch dazu kam, daß man ihn anhörte. Sein Sohn hatte sich nach Straßburg begeben, um daselbst die Aktenstücke zusammen zu bringen, die am geeignetsten waren, ein klares Licht über militairische Operationen zu verbreiten, die zwar nicht immer glücklich gewesen waren, von denen aber die Loyalität des Generals, jeden Verdacht fern zu halten, genügen konnte. Herr Guenot, ein Augenzeuge oder Mitwisser aller der Thatsachen, war mehr als irgend Jemand im Stande, den Sohn des Generals bei seinen Nachsuchungen zu unterstützen, und sie brachten bald eine solche Masse von Dokumenten zusammen, daß, wollten wir dieselben mit allem möglichen Fleiße abschreiben, wir kaum in drei Wochen diese Arbeit zu Ende gebracht haben würden. Das waren indessen Mühen, die das verrätherische Geschick grausam vereitelte. Der ungeheure Aktenpack blieb unbenutzt unter den Händen des Generals, vor einem Tribunal, das sich kaum die Zeit nahm, die Identität der Angeklagten zu verifiziren, und das den General am 23. Juli 1794, einige Tage vor dem Falle Robespierre's, dem Schaffot überlieferte.

Meine Leser haben vielleicht schon errathen, daß der oben erwähnte junge Freund, den ich einem günstigen Geschick verdankte, niemand anders war, als Eugen Beaubarnais, nachmaliger Vice-König von Italien und Fürst von Leuchtenberg. Sein Herz würdigte mich zu jener Zeit einiger Theilnahme, bis er zu der hohen Stellung gelangt war, zu welcher das Schicksal ihn bestimmte. Sein Name wird aus dieser Erzählung, wenn ich dies Geschwätz, in dem ich mir gefalle, so nennen darf, bald gänzlich verschwinden; und ich muß selbst gestehen, daß er hier nur als eine unbedeutende überflüssige Episode Platz gefunden hat; aber meine Eitelkeit konnte in diesen Schilderungen, wo ich fast jeden Augenblick auf ein obskures Leben zurückkommen muß, sich das Vergnügen nicht versagen, das Unwichtige wenigstens durch einige Berührtheiten zu Ehren zu bringen. Eugen war kaum drittehalb Jahr älter als ich, aber er hatte sich frühzeitig ausgebildet, und der Umgang mit der gebildeteren Welt hatte ihm selbst über die jungen Leute seines Alters unermeßliche Vortheile verschafft, die ich weit entfernt war, durch etwas anhaltendere Studien zu ersetzen. Das, was mir bei ihm die Gunst einer fast brüderlichen Vertraulichkeit erwarb, war also seinerseits nur eine liebevolle Herablassung, die eben so wohl der Feinheit seiner Sitten, als dem Wohlwollen seines Herzens zuzuschreiben war; von meiner Seite war's eine tiefe Ergebenheit, mit der ich mich von dem Augenblicke der ersten Bekanntschaft an, den Interessen seiner kindlichen Liebe widmete. Wir verließen uns fast nie, und ich nahm Theil an seinen Zerstreuungen sowohl, als an seinen Arbeiten. Einen Theil unserer Abende brachten wir bei einigen liebenswürdigen Modehändlerinnen in der Meisen-Straße zu, wo er alle Tage neue Bänder und neues Zeug für seine Schwester Hortensia kaufte; jedoch ließen wir uns nicht etwa durch die Reize des schönen Geschlechts dahin locken, Reize, die vielleicht die unempfindlichsten Naturen dem sanften blauen Augen der kleinen Henriette Karl, der jüngsten jener Putzmacher-Mädchen unterworfen hätten; in der That eine gefährliche Verführung, der ich zwar nicht unterlag, die ich aber schon damals verstand. Eugen verstand es indessen noch besser.

Zuweilen brachten wir auch die letzten Stunden des Tages im Schauspiele zu, und ich habe von dieser Zeit noch so viele geringfügige Reminiscenzen im Kopfe, daß ich mich oft selber darüber wundern muß. Es giebt nicht einen Schauspieler, nicht eine Schauspielerin aus der Truppe Bergere's, deren Name meinem Gedächtniß entschwunden wäre. *)

*) Nodier befand sich während der ersten Jahre der Revolution in Straßburg auf dem Gymnasium, wo er namentlich bei dem nachmals so berüchtigt gewordenen Professor Eulogius Schneider Unterricht in der Griechischen Sprache und Literatur genoß. Aus dieser Zeit datiren zunächst die hier folgenden Schilderungen.

*) Das merkwürdige Gedächtniß Nodiers, des Verfassers der Souvenirs de jeunesse, ist in Frankreich schon der Gegenstand mancher viel erzählten Anekdote gewesen. Einstmals saß Nodier auf der Reise durch eine Provinzialstadt an einer Wirthstafel, an der ihn Niemand kannte. Die Gäste sprachen von der neuesten Französischen Literatur, und Nodier hörte nicht ohne Theilnahme dem Urtheile zu, das hier über seine meisten Pariser Freunde gefällt wurde. Endlich kam auch er selbst an die Reihe. „Die Erinnerungen Nodier's", sagte ein an der Unterhaltung Theil nehmender alter Herr, „mögen interessant und geistvoll seyn, aber wahr sind sie schwerlich; denn wie ist es möglich, daß sich ein Mensch aus seiner frühesten Jugend solcher Details erinnere, wie sie Nodier in diesem Werk anführt?" — „Je nun", sagte mit bescheidenem Ton unser N., der sich bisher stillschweigend verhalten hatte, „ein solches Gedächtniß scheint mir gar nicht so was Außerordentliches; ich selbst bin damit begabt." — „So, mein Herr, und mit wem habe ich die Ehre?" — „Erlauben Sie, daß ich Ihnen erst einen Beweis davon gebe. Befanden Sie sich nicht vor 40 Jahren in Besançon?" — „Allerdings, ich wohnte damals dort." — „Es war am 30. März 1793, als Herr von * * Sie besuchte." — „Das war einer meiner besten Freunde, der nun bereits seit langerer Zeit entschlummert ist." — „Er introdujirte einen jungen Mann bei Ihnen, und das war ich; außerdem waren aber noch zwanzig Freunde zu Ihnen eingeladen." — „Wohl möglich; und mit wem habe ich die Ehre?" — „Jene zwanzig Freunde befanden aus dem Lieutenant N., dem Maler R., dem — Nodier zählte sie nun alle nach einander an den Fingern her; der alte Herr hörte ihm mit immer mehr wachsendem Erstaunen zu und rief dann, die Hände zusammenschlagend: „Ich weiß es zwar nicht mehr so genau, aber Alle, die Sie da nennen, können zu jener Zeit bei mir gespeist haben, denn sie waren Alle meine Freunde und Bekannte. Aber ich bitte, ich beschwore Sie, wer sind denn Sie?" — „Mein Name ist Charles Nodier." — Man kann

An dem Tage, auf welchen ich in Folge dieser unwichtigen Erzählung, die nur für mich allein Interesse haben kann, gekommen bin, hatte der Feind einen kühnen Angriff auf den Brückenkopf Kehl gewagt. Die National-Garde hatte ihn eben zurückgeworfen und zerstreut, aber nicht ohne große und blutige Opfer auf ihrer Seite, und der Kanonendonner rollte noch fortwährend, als der Saal des Schauspielhauses schon voll war. Es wurde „Brutus" gegeben; den Titus machte ein junger talentvoller Schauspieler, ein Bruder der Mademoiselle Fleuri, die damals im Théâtre-Français berühmt war. Fleuri trug den Arm, der ihm in dem Scharmützel gegen Abend von einer Kugel durchbohrt worden war, eingewickelt in eine schwarze Binde, als er in der ersten Scene des zweiten Aktes unter fanatischen Beifallsbezeigungen der Menge auf die Bühne trat. Noch lauter wurden diese, als er von den seinem Ruhme errichteten Triumphbögen sprach, unter welchen das Volk ihn erwartete, um die feierlichen Eide der Freiheit zu erneuern, und ich zweifle, daß Titus selbst auf dem Forum mit lärmenderem Jubel empfangen wurde. Das Hin- und Herlaufen der unruhigen Bürger, welche draußen über den Zustand der Truppen Nachrichten einzogen und sie von Zeit zu Zeit in den beiden Landessprachen unter das Publikum verbreiteten, das ruhige und zugleich kriegerische Benehmen der Zuhörer, die abwechselnd bald der Handlung auf der Bühne und bald den Neuigkeiten von außen ihre Aufmerksamkeit liehen; die gewaltigen Ausbrüche des Feldgeschreies und des Siegerufes, welche sich jede Minute in die weit minder beredten Verse des Tragikers mischten, alles dies trug dazu bei, dieser Vorstellung einen Schein der Wahrheit zu geben, der im höchsten Grade täuschend war. Ich hörte nicht auf, mich zu fragen, ob diese Begebenheiten zu Straßburg oder zu Rom vorfielen, und ob die Ufer der Tiber oder die des Rheins es seyen, die der kühne Angriff des Feindes bedrohte.

Bei dem zweiten Stücke, das aufgeführt wurde, war der Tumult noch größer. Da befanden wir uns weder zu Straßburg noch zu Rom; wir waren vielleicht zu Sparta, und ich würde Mühe haben, es meinen Lesern glaublich zu machen, wenn sie, so wie ich, nicht wüßten, daß es sich bloß um die erste Aufführung einer possierlichen und fast obscönen Idylle des guten Demoustier handelte, dessen klassische „Briefe über die Mythologie" uns unsere Amme wohl zum Buchstabiren giebt. Jener dramatische Plunder hieß „das hölzerne Bein." Der Vorhang, der eben gefallen war, ging wieder auf, und Fleuri, welcher die Bravo's des Parterre's noch einmal einholte, machte in einem edlen und gefühlvollen Tone bekannt, daß Madame Froment, welche in dem neuen Stücke die einzige Frauenrolle spielen sollte, ihren Vater und ihren Mann vor einigen Stunden bei der Vertheidigung der Brücke von Kehl verloren hatte, und daß die Direction das Publikum ersuche, zum Ersatze mit der kleinen Oper „Rose und Colas" fürlieb zu nehmen; ach, ich hätte gern, wenn man meinem Rathe gefolgt wäre, für diese Oper alle Theaterstücke des Hrn. Demoustier, so wie die fünf Bände seiner faden Madrigale an Emilie, noch obendrein gegeben. Madame Froment war eine kleine Schauspielerin mit einer sehr reizenden bräunlichen Gesichtsfarbe, einem schwarzen leuchtenden Auge, einer reinen perlenden Stimme; sie hatte dabei wenig Verstand und viel Gefühl. Man willigte einstimmig oder vielmehr fast einstimmig ein, und Fleuri zog sich schon zurück, als ein Mann auf dem Balkon ein Zeichen zum Sprechen gab. Es war einer jener Jakobiner, welche Saint-Just vor Kurzem aus der Volksgesellschaft gestoßen hatte, und die noch jetzt, so besiegt sie auch waren, mit der Gewalt eines Diktators des Konvents um sich warfen. „Es ist Tétrell, Tétrell, der Freund des Volkes, der Schrecken der Aristokraten und der Propaganda! Es ist Tétrell!" wiederholten tausend Stimmen; und die Menge schwieg. Tétrell war in der That ein beredter Mann, der vielleicht seine Meinungen und seinen Namen selbst unter dem Scheine eines rohen und wilden Patriotismus verbarg. Mehr mit der Toilette beschäftigt, als die Uebrigen seines Gleichen, trug er ohne Furcht an seiner Kleidung den Safftan, die Seide und das Gold zur Schau; seine Säbel und seine Pistolen, die er nie von sich legte, waren werthvolle Waffen, und man sprach zu Straßburg von seinen Hunden und Pferden. Dieser Mann hatte den Luxus des Sans-Culottismus erfunden. Indessen machte sich auf seinem bleichen mürrischen Gesichte nichts bemerkbarer, als die unförmlich hervorragende Riesennase, die dasselbe gänzlich bedeckte, und welche Saint-Just, bei einer Anwandlung von schrecklicher Fröhlichkeit, eines Tages, als Tétrell lachte, zu der Aeußerung veranlaßte: „Schaffet mir Tétrell bei Seite; die Nase Tétrells macht mir Schatten."

Tétrell war aufgestanden. Sein Degen hing außerhalb des Balkons, und er zuckte ihn aus der Scheide. Er schlug mit der Faust auf die Bank der Gallerie auf und schrie mit einer zürnenden Stimme: „Wagt man es so, vor Republikanern sich mit einer feigen Entschuldigung zu decken? Will man Euch, Bürger, mit jenen slavischen Hunden am jenseitigen Ufer vermischen, welche ihre „libera" heulen, wenn wir sie gepeitscht haben? Zwei Männer sind für das Vaterland gestorben! Unsterblicher Ruhm werde ihrem seligen Andenken! Die Lacedämonischen Frauen putzten sich mit ihren Festkleidern, wenn ihre Aeltern, ihre Männer oder ihre Kinder auf dem Schlachtfelde geblieben waren. Diese Frau hier ist schön; es wird ihr nicht an Liebhabern fehlen. Nicht alle schöne Jünglinge in Straßburg sind an der Brücke von Kehl gefallen. Was ihren Vater betrifft, so giebt's keinen alten Mann, der nicht an seiner Stelle die Palme der Ehre hätte erringen mögen. Man hoffe darum nicht, uns Mitleid einzuflößen über das anscheinende Unglück einer Bürgerin, der das Schicksal der Schlachten eine Gunst erwiesen, die eben durch einen einzigen Kanonenschuß eine Krone zur Mitgift erhielt, eine Krone zu ihrem Wittthum und ein großes Volk zu ihrer Familie. Sage ihr, daß sie erscheinen, daß sie singen soll. Sage ihr ganz besonders, daß sie uns mit ihren Thränen verschonen möge. Es ist heute ein Tag des Sieges, und die Thränen sind Aristokraten."

Einen Augenblick hierauf begann das Stück, und der Colas der Truppe girrte mit flötender Stimme folgende einfältige Worte:

Junge Männer, windet Rosen
Um die Brust der braunen Schäferin;
Liebevolles, rothes Kosen,
Wird fürwahr Eu'r lieblichster Gewinn.

Der bizarre Kontrast dieser Vorstellung mit der Wirklichkeit brachte eine Wirkung auf die Gemüther hervor, die ich mir nicht schmeicheln kann hier treu geschildert zu haben. Man denke sich junge Artadier, auf ihren Schalmeien süßliche Lieder flötend, um jene Waldnymphen nach einem blutigen Schmause zum Tanze zu reizen; so wird man ungefähr ein Bild davon haben. Die herzzerreißenden Späße der Madame Froment wurden mit rauschendem Beifall belohnt; aber welch' ein Leiden für mich, sie zu sehen! Wie traurig war das Lachen ihrer Lippen unter Augen, benetzt von Thränen, die sich nicht trocknen ließen! Wie schauderhaft die fröhliche Melodie, die sich in ein Schluchzen verlor! Es kommt eine Scene in diesem Stücke vor, wo das junge Mädchen, begleitet von ihrem Liebhaber, sich auf Reisen begiebt, um ihren Vater aufzusuchen, der sich im Gebirge verirrt hat. Sie ist sicher, ihn wieder zu finden, sie ruft ihn; sie lächelt ihm schon zu. Eine sanfte, heitere Situation! Aber die arme Frau sank sterbend hinter den Koulissen nieder, und ein durchdringender Schrei zeigte es uns an. Die Verbrechen jener Republik waren abscheulich, aber ich erinnere mich an nichts Empörenderes, als an ihre Ergötzlichkeiten.

Wir hielten es hier nicht mehr aus. Wir gingen hinaus nach dem Breuil, *) Eugen und ich, und gingen dort lange Zeit mit schnellen Schritten auf und ab, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Es bedurfte desselben nicht; wir hatten uns wohl verstanden.

Einen Augenblick darauf drückten wir uns wie gewöhnlich die Hand, indem wir uns für den anderen Morgen versprachen. Aber den anderen Morgen sah ich ihn nicht, ich sah ihn nie wieder, oder vielmehr ich sah ihn nur auf einem Thron, und man erräth wohl, daß ich es nicht versuchte, die Barrièren desselben zu überschreiten. Nachdem sechzehn Jahre verflossen waren, erhielt ich bei meiner Reise nach Italien die Erlaubniß, die Gärten einer prachtvollen Villa zu besuchen, wo er sich gern aufhielt in den kurzen Augenblicken der Ruhe, die ihm die Regierungsgeschäfte und die Mühseligkeiten des Krieges noch vergönnten. Er stand an einem der Fenster des Palastes; er kam herab und durchlief zwei Mal allein die ganze Länge der Terrasse, indem er einen flüchtigen Blick auf die Neugierigen warf. Dies war der einzige Augenblick meines Lebens, wo ich es empfand, wie mein Herz sich sträubte gegen den Zufall des Geschicks; Eugen befand sich hier, aber Eugen als Vice-König, und ich wünschte lieber gar nicht von ihm gekannt zu seyn, als ihn nicht zu umarmen.

Madame Tesch erwartete mich in meinem Zimmer mit großer Unruhe, über deren Grund ich lange hin und her rathen mußte, denn die zwanzig oder dreißig Französischen Worte, welche sie im Fluge von der Unterhaltung der Durchreisenden aufgeschnappt hatte, waren unglücklicherweise die abnormsten aus der ganzen Sprache, und da sie sich genöthigt sah, sich derselben zu bedienen, um die Combinationen ihrer außerordentlich beweglichen Gedanken auszudrücken, so nahm sie mit dem Sinn und den Bedeutungen jener Wörter solche bizarre Variationen vor, daß der Kommentator Lykophrons dabei sein Griechisch verlernt hätte. Nachdem ich vergeblich zahllose Uebersetzungen versucht hatte, gelang es mir endlich, das Rechte zu errathen, und ziemlich deutlich zu erfahren, was sie mir so eilig mittheilen wollte. Ich habe schon oben erzählt, daß die zur Vertheidigung Charles Perrins abgesandten Commissaire meines Departements nicht ohne Aufregung die Nachricht von seiner Verurtheilung vernommen hatten. Ihre Klagen und ihr Zorn, die ohne Zweifel sehr natürlich waren, die man aber nicht ohne die äußerste Unbesonnenheit laut werden lassen konnte, waren nicht lange den wachsamen Luchsaugen der Spione der Propaganda entgangen, und man war nach dem Hotel gekommen, in dem sie zugleich mit mir wohnten, um sie zu arretiren. Glücklicherweise aber hatten sie einige Stunden vorher einen Wink erhalten, Maßregeln zur Abreise zu treffen, und nachdem sie ihre Rechnung bezahlt hatten, wußte Madame Tesch durchaus nichts von dem, was aus ihnen geworden war. Was aber diese achtbare Frau am meisten betrübte, war, daß ich der Gegenstand derselben Nachsuchungen zu seyn schien, indem die revolutionnairen Häscher sich nach mir erkundigt und alle meine Papiere in Beschlag genommen hatten. „Ich habe nichts von meinen Papieren zu fürchten", sagte ich zu ihr, indem ich sie beruhigte, „wenn man sie nur nicht vernichten möchte, denn ich würde viel Mühe haben, in meinem Gedächtniß die vierhundert Verse aus meiner Tragödie Theramen wiederzufinden, was ein sehr schönes Werk werden wird. Was die Conjugation des Verbums *tétrer* anbelangt, so würde ich's, wenn ich sie noch nicht ganz ohne Anstoß hersagen könnte, aus meinen Schulbüchern wieder lernen. Meine Person läuft dabei keine Gefahr. Unser Strafgesetzbuch ist, wie Sie wissen, hinsichtlich des für die Guillotine erforderlichen Alters sehr präzis. Es ist freilich wahr, daß man vielen Leuten den Kopf abhaut, die, so wie ich, sicut infantes vor Gott sind, diese haben aber den Vortheil nicht, es durch ihren Taufschein beweisen zu können, ich hingegen habe noch vier schöne Jahre Frist, um mich in Sicherheit zu bringen. Uebrigens hat der Volksvertreter Saint-Just, mit Recht über Angriffe gleicher Art erbittert, die man täglich auf Reisende macht, in einem von gestern datirten Anschlage, den ich an allen Ecken las, für die Zukunft ver-

sich die Ueberraschung und das Freudengeschrei der ganzen Tisch-Gesellschaft denken.
D. R.

*) Ein Spaziergang in der Stadt

boten, irgend einen Verhaftsbefehl, er mag ausgehen von welcher Obrigkeit er wolle, zu exekutiren, ehe er selbst die Akten untersucht und den Angeklagten zum Verhör gezogen hätte. Das sind seine eigenen Worte, und es ist wohl Niemand in Straßburg, jenen Bürger Eulogius Schneider, der seinen Kopf fest genug auf den Schultern zu tragen glaubt, nicht ausgenommen, der es wagen möchte, seinem Willen Trotz zu bieten. Sie können also ruhig schlafen", fügte ich hinzu, indem ich ihr die Hand küßte, „und ich nehme mir vor, ein Gleiches zu thun."

Ich ging in der That sehr ruhig zu Bett, schlief auch bis Morgens, und um sechs Uhr wurde ich arretirt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Le Brahme voyageur. (Die Lehren der Weisheit aller Nationen.) Von Ferd. Denis. Pr. 4½ Fr.

Claudine, ou la fille vertueuse. (Das tugendhafte Mädchen.) Moralische Erzählung. Mit Kupfern. Pr. 3 Fr.

Cours normal de philosophie positive. I. Physique philosophique de l'homme. (Anthropologie.) Vom Oberst Raucourt. Pr. 7½ Fr.

Laideur et beauté. (Häßlichkeit und Schönheit.) Moralische Erzählung von Mlle. L. Tremadeure. Pr. 2½ Fr.

Pensées d'un moraliste. (Gedanken eines Moralisten.) Pr. 7 Fr.

Scènes du jeune âge. (Scenen der Kindheit.) Von Sophie Gay. 2 Bände. Pr. 7 Fr.

Théâtre. (Schauspiele.) Von Madame Sophie Doin. 2 Bde.

Expédition du Louqsor, ou relation de la campagne dans la Thébaïde, pour en rapporter l'obélisque occidental de Thèbes. (Die Expedition des Luxor.) Von J. P. Angelin. Pr. 2½ Fr.

Afrika.

Ueber das Tanghin, ein in Madagaskar zur Ermittelung der Verbrecher und Zauberer gebräuchliches Gift.

(Schluß.)

Die Eingebornen sind mit der häufigen Anwendung jener Probe keineswegs zufrieden, denn jeder zittert im Stillen für sich und seine Angehörigen. Die Kosten derselben sind übrigens für den größten Theil des Volkes höchst beträchtlich. Dieser unbeschränkte Gebrauch des Tanghin steht sehr gegen das Verfahren des Königs Radama, dessen System man vorgiebt zu befolgen, ab; jener entschuldigte die jungen Leute, indem er zu sagen pflegte: „Wenn sie ein wenig vermehrt sind, so werden sie durch die Jahre lernen besser zu seyn." Viele behaupten, daß es im Grunde nur die Geldgier ist, welche jene Gewohnheit aufrecht erhält, und unbedingt gewährt sie im gegenwärtigen Augenblick allen denen, die mit Anklagen und Eingeben des Giftes beauftragt sind, bedeutende Einnahmen. Jedes Individuum, welches sich der Probe unterzieht, muß einen Dollar 63 Cents zahlen; außerdem ist es zu Geschenken verpflichtet. Eine Person kann an einem Tage acht anderen das Tanghin eingeben, und wenn ein Angeklagter stirbt, so erhält der Sti, der ihn behandelt, ein Vierundzwanzigstel von Allem, worüber jener vor der Anklage nichts testamentarisch festgesetzt hat. Einer der Giftbeamten kam zu Hrn. Griffiths und erbat sich seinen Sohn zur Unterstützung und Handreichung bei der Probe, indem er als Grund angab, jener könne auf diese Weise Geld verdienen. Auch für die Wahrsager ist die abscheuliche Sitte ein guter Verdienst; acht oder zehn Tage lang, bevor oder nachdem einer getrunken, prophezeihen sie und erhalten nach Vermögen des Angeklagten ihre Dollars; so daß nur das Volk eigentlich sagen kann „laßt uns lieber sterben." Grausamkeit ist der hervorstechende Zug des Ganzen. Ein Beamter wurde von der Leiche seines Vaters fortgerissen und ihm kein Aufschub bewilligt, um seine Sohnespflicht bei der Bestattung zu erfüllen. Ein kranker Mensch, der nicht gehen konnte, erhielt ebenfalls keinen Aufschub. Er trank, und ihm kam das Tanghin zu Statten, denn die Heftigkeit der Entleerungen aller Art kurirte ihm das Fieber, woran er litt, aus dem Grunde.

In solchen Fällen des schrecklichsten Zwanges wagen es die nächsten Anverwandten und theuersten Freunde nicht einzuschreiten, aus Furcht, wegen ihrer Verbindung mit dem Schuldigen selbst angeklagt zu werden und das Gift trinken zu müssen. Man hat indessen Beispiele, wo die Zuneigung über den Aberglauben gesiegt hat. Ein einflußreicher Priester setzte es bei der Königin durch, daß Jedermann, er selber ausgenommen, das Tanghin trinken sollte. Später ward seine Tochter, an der er sehr hing, in eine Anklage verwickelt und er erklärte, daß er, wenn sie sterbe, nicht ferner an den Staatsgeschäften Theil nehmen und sie den Anderen, die sie nach Gutdünken leiten möchten, überlassen werde. Glücklicherweise starb seine Tochter nicht.

Die Auskunft, die bei der ganzen Prozedur getroffen wird, ist für jeden Eingebornen von gesundem Verstande kein Geheimniß. Man weiß sehr wohl, daß die Wahl der Früchte große Aufmerksamkeit erfordert, und daß ein Versehen hierbei einen Unschuldigen tödten oder einen Schuldigen retten kann; so daß diejenigen, welche das Gift eingeben, einen Verbrecher können entwischen lassen und es oft für einen geringen Lohn thun. Ja sie rufen sogar Sklaven, die für todt erklärt sind, wieder in's Leben zurück, indem sie ihnen in Ueberfluß Wasser zu trinken geben, worin sie gewisse Kräuter abgekocht haben. Diese Individuen werden dann weit weggeschickt und verkauft — als im Krieg erbeutete Sklaven, und sie selber hüten sich wohl, ihren neuen Herren merken zu lassen, was ihnen begegnet ist. Von allen Vornehmen, die das Tanghin im Jahr 1830 getrunken haben, ist kein einziger gestorben. Es ist außer allem Zweifel, daß man opfern kann, wen man will.

Wenn die Frucht sehr roth ist, so können die Freunde des Angeklagten Einspruch thun, weil in diesem Fall der Unschuldige wie der Schuldige unbedingt sterben muß. Bei den Proben im Jahre 1830 wurden immer einige Individuen aus dem Volke ergriffen und mußten mit den Vornehmen die Operation ausstehen, und da es gewöhnlich solche waren, die weder Verwandte noch Freunde zur Unterstützung hatten, so starben in der Regel zwei Drittel.

Die Eingebornen kennen übrigens sehr wohl die Unsicherheit dieser Urtheile durch das Tanghin. Als Ursachen, wodurch Irrthümer bei der Probe entstehen, werden angegeben: Die Parteilichkeit der Giftbeamten, die Unkenntniß hinsichts der Frucht und des Zustandes, wann sie gereicht werden muß, die Gegenmittel, welche die Verurtheilten gegen das Gift anwenden können, u. dgl.

Ueber die Ursache, in wiefern die Frucht verschieden wirkt, bald als Gift, bald, und dies öfter, als Brechmittel, kann ich nichts Sicheres berichten. Es ist gewiß, daß eine augenscheinliche Verschiedenheit zwischen der Frucht, die nur ein Erbrechen bewirkt, und derjenigen, welche den Tod bringt, besteht; die letztere hat immer einen röthlichen Schein. Die Eingebornen sagen, diese Farbe komme durch ein Wunder, und sie gilt ihnen als ein untrügliches Zeichen von dem Tode des Angeklagten; wenn diese Röthe indessen deutlich hervortritt, so dürfen seine Verwandten die Frucht abweisen und eine andere auswählen lassen. Dieser Einspruch pflegt wohl zu geschehen, aber die neue Frucht nimmt dann wunderbarer Weise dieselbe Unglücks-Farbe an, und der Schuldige stirbt.

Die Eingebornen sind über diesen Punkt verschiedener Meinung. Ein Theil behauptet, es gäbe zweierlei Arten Bäume, deren eine giftige Früchte trüge, die andere aber nur solche, die ein Erbrechen hervorbrächten — und sie gleichen sich dergestalt, daß die Personen, die bei dem Geschäft angestellt wären, sie allein zu unterscheiden verständen; daß diese selber sich oft irrten und so diejenigen, welche sie retten wollten, tödteten, oder umgekehrt. Es mag sich wirklich so verhalten, denn nach dem äußeren Ansehen kann man sie nicht genauer unterscheiden, als süße und bittere Mandeln. Zu bemerken ist noch, daß die Verschiedenheit des Geschmacks, der in den beiden Arten des Tanghin vorhanden seyn dürfte, durch die ungemeine Bitterkeit des Bananenfastes, womit man sie zurecht macht, eingehüllt wird. Mag dies dahingestellt seyn, die verbreitetste Meinung unter den Eingebornen ist, meiner Erfahrung zufolge, daß die Frucht des Tanghin nur bitter ist, wenn sie den Schuldigen trifft; man pflegt zu sagen, für den Unschuldigen sey das Tanghin von angenehmem Geschmack. Hierbei liegt wohl die Furcht des Aberglaubens zum Grunde. So habe ich einen recht verständigen Eingebornen, dem ich eine Nuß von diesem Baum zu kosten gab, die mir das Bitterste schien, was je auf meine Zunge gekommen, versichern hören, sie wäre „süß, außerordentlich süß."

Nach einer anderen Meinung erleidet die Frucht, wenn sie älter wird, eine Veränderung und wird in der Mitte roth und giftig. In dieser Periode ihrer Reife fällt sie vom Baume und unterscheidet sich durch eine Weichheit und runzlige Oberfläche. Ich bin sehr geneigt, diese Meinung für die gegründetste zu halten. Einige Tanghin-Früchte, die ich auf dem Markte gekauft, sind weißer als andere und von erstaunlicher Bitterkeit.

Höchst wahrscheinlich werden manche Schlachtopfer lebendig begraben. Eine große Anzahl von Individuen werden vom Volke erdrosselt oder erstickt, welches bei der Prozedur mit geschäftig ist. Die Beamten, die der ganzen Angelegenheit vorstehen, können, wie schon oben erwähnt ist, die Geopferten in's Leben zurückrufen und thun dies mit manchem Sklaven. Aber in anderen Fällen werden die Unglücklichen unmittelbar in eine Grube geworfen, mit Erde und Steinen bedeckt, oder auf offenem Felde den wilden Hunden gelassen, die des Nachts überall umherstreifen. Welchem entsetzlichen Tode sind die geweiht, denen das Bewußtseyn zurückkommt, nachdem sie dem Gift entgangen! Begraben unter einer Last von Erde, die sie zu schwach sind zu durchbrechen, nur einige Augenblicke athmend, vermöge der geringen Quantität Luft, und dann — entsetzlich!

Das Schicksal derer, welche den wilden Hunden überlassen bleiben, ist nicht minder schrecklich. Wenn sie hinlängliches Bewußtseyn haben, den Angriff dieser Bestien zu fühlen und ihre Lage zu erwägen, so gestattet ihnen ihre Schwäche nicht, sich zu vertheidigen, und in tiefster Kraftlosigkeit werden sie von den hungrigen Rachen zerrissen. Die Fabeln, welche die Eingebornen von Erscheinung der Todten nach ihrer Hinrichtung u. dgl. erzählen, entspringen wahrscheinlich aus dieser schrecklichen Thatsache. Dergleichen Auferstehungen werden zugegeben, ohne daß man deshalb die Wahrhaftigkeit des Tanghin bezweifeln dürfte, denn man schreibt sie besonderen Kräften zu, die selbst den Tod bezwingen.

Es kommt in Madagaskar vor, daß man Leute lebendig begräbt, und das mit gutem Wissen und Willen. Ich habe ein solches Beispiel in meinem eigenen Hause erlebt. Zwei Menschen machten die Grube, während das Schlachtopfer von anderen gebunden und hineingestürzt wurde; hierauf zermalmte man den Unglücklichen mit Steinen und schüttete dann die Grube zu.

Zu wissen, was das Verbrechen der Zauberei begründet, diese Frage ist in Dunkel gehüllt, weil sich Niemand der Gefahr aussetzen könnte, dies zu wissen, ohne mit den Schuldigen in eine Kategorie geworfen zu werden. Am gewöhnlichsten giebt man von den Zauberern das Umherirren auf den Felsen und unter den Gräbern und den Verkehr mit den Vögeln und wilden Katzen an. Ich weiß nicht, was sie treiben; die Wachen, die ihnen auspassen, erzählen, daß sie mit jenen widerwärtigen Thieren spielen und ihnen Nahrung bringen; während andere behaupten, daß es im Gegentheil die beherzten Personen wären, die jene Thiere fingen und bei Nacht verzehrten, oder daß sie, wie Lord Byrons Vampyr, die Kirchhöfe durchwühlten und

sich von Leichnamen nährten. Allgemein nimmt man an, daß eine große Kraft (odyma hery) von Vögeln und wilden Katzen ausgeht, und daß diese durch ihre Berührung die Menschen beherzen und beschädigen. Die Zauberer sieht man als grausame Menschenhasser an, die sich an den Leiden der Anderen weiden und auf ihren Gräbern triumphiren. Sie geben nur auf Böses und auf Vernichten aus; ein unbezwingliches Schicksal treibt sie dazu, obgleich sie streben, sich demselben zu entziehen. Die übernatürliche Kraft kommt von Vorfahren, Verwandten oder Freunden, und wer sie einmal empfangen hat, kann sie nicht wieder loswerden; ein solcher hat dann nichts vor als Zaubersprüche, Gift und Zerstörung, thut's den Reichen und Glücklichen an, bringt ihnen Kummer, Krankheit und Tod. Die Zauberer vergiften Quellen und Wasser und verbreiten so Krankheiten unter eine Familie oder ein ganzes Volk. Der Tod allein ist die Gränze ihrer Bosheit. Alle Uebel, die die Madegassen erleiden oder fürchten, begreifen und nicht begreifen, schreiben sie ihnen zu. Der Grund, der im Jahre 1830 für die allgemeine Anwendung des Tangbins angegeben wurde, war, daß die Königin behext und krank gemacht worden sey, und daß sie nur durch den Tod des Zauberers wiederhergestellt werden könne.

Wenn man auch keineswegs eine genaue Darstellung dessen geben kann, was das Verbrechen der Zauberei begründet, so hat man doch viele Zeichen, die nach der Anklage den Personen, die sich darauf verstehen, kund werden. Wir geben nur die, welche zum öftersten vorkommen. Der Schuldige betheuert im Augenblick, wo er verhaftet wird, mit Heftigkeit, daß er unschuldig sey und ohne Zweifel freigesprochen werden würde. Verschiedene Vorbedeutungen, die man beobachtet, während es zum Richtplatz geht, bringen ihm Nachtheil, so wie die Antworten der über sein Schicksal befragten Stids. Wenn man den Vogel tödtet, der zum Tangbin gebraucht wird, und das Herz neigt sich seitwärts, anstatt gerade zu stehen, so zeigt dies an, daß der Angeklagte malaka ist, das heißt schief — der Ausdruck für schuldig; oder das Tangbin wird roth, anstatt ein schönes Weiß zu haben; das Erbrechen geht sehr schwer von Statten, und die Haut wird trocken, während der Unschuldige leicht bricht und naturgemäßen Schweiß verliert. Das Leiden des Schuldigen malt sich in allen seinen Zügen, seine Augen werden roth; er empfindet Widerwillen, Reis zu essen und Reiswasser zu trinken; sein Leib schwillt auf, und der Tod erfolgt, oder im Fall diese letzten Symptome nicht eintreten, wird der Unglückliche in Folge der sicheren Zeichen von Schuld, die sich an ihm offenbart haben, umgebracht. Einige kommen unter dem Vorwand davon, daß sie ajendora sind, das heißt, von dem Dämen wider ihren Willen besessen, oder, wodurch Alles Uebrige aufgehoben wird, weil der Magen die drei Stückchen Haut vor dem Erbrechen verdaut oder verzehrt hätte, so daß diese Stückchen, welche die Unschuld beweisen sollen, nicht mehr ausgespieen werden könnten.

Türkei.

Das neue Militair-System des Sultans.

Die älteren militairischen Aemter und Verrichtungen sind, dem neuen System zufolge, sehr modifizirt worden, und zum Theil ganz neue Namen aufgekommen. Die regulaire Osmanische Infanterie besteht aus Brigaden, die von Miralai's befehligt werden. Jede Brigade begreift drei Regimenter oder sechs Bataillone (Tabur). Jedes Regiment befehligen ein Bing-Baschi (Chef über Tausend) und zwei Majore, der rechte und der linke Agha genannt. Außer den Kaiserlichen Garden, die noch jetzt Bostandschi's heißen, haben die anderen Brigaden und Regimenter weder Zahl noch Namen. Jedes Bataillon ist in sechs Compagnieen (Orta'lar) und in zwölf Pelotons (Bulu'k) abgetheilt.

Der Korporal (On-Baschi) hat seinen Namen von den zehn Mann, die er anführt. Die Unteroffiziere oder Sergeanten werden ohne Unterschied Tschausche genannt. Zwischen dem Sergeanten und Capitain giebt es nur Einen Mittelgrad, den Mulasim. Der Capitain heißt Jus-Baschi (Chef von Hunderten). Die Trommler (Trompetschiler), die Pioniere (Baltadschiler) und die Spielleute haben gleichfalls ihren Basch*) oder Chef.

Alle Grade, bis zum Miralai, werden bekanntlich durch verschieden geformte Sterne und Halbmonde auf der Uniform bezeichnet. Was die Montirung im Allgemeinen betrifft, so dürfen wir diese als bekannt voraussetzen.

Das erste unter allen Corps sind die Bostandschi's, drei Regimenter auserlesener Soldaten. Diese tragen statt der Halbmonde und Sterne an der linken Seite der Brust eine Art Sonne. Die Grade erkennt man an der Zahl und dem Stoffe der Strahlen. Außerdem ist ihre Uniform mit großen Revers à la Bonaparte geziert, die bei dem ersten Regimente roth, beim zweiten himmelblau, beim dritten weiß sind.

Die Toptschi's und Kumbaradschi's (Kanoniere und Bombardiere) trugen vormals eine enge, runde und ungeheuer hohe Mütze aus schwarzem Filze. Erst nach langen Unterhandlungen mit dem heutigen Sultan bequemten sie sich zu einer Art von Tschako, der zwischen ihrer alten Kopfbedeckung und den Europäischen Tschakos ein gewisses juste milieu hält. Er besteht ebenfalls aus schwarzem Filze, ist oben etwas breiter als unten, ohne Schirm und roth überzogen. Von vorn schmückt ihn ein kleines Schildchen aus Messing, auf dem eine kleine Kanone oder Haubitze in Basrelief erscheint und das von zwei Lorbeerzweigen umgeben ist.

Die Soldaten bekommen gute Lebensmittel in Fülle; allein der Sold ist knapp, vorzüglich bei den Offizieren. Der Lieutenant erhält monatlich ungefähr 150 Piaster (50 Lir. Ital.); der Hauptmann 300; der Bingbaschi 500.

Jedes Regiment hat vier Priester, vor denen dreimal täglich in Reihe und Glied gebetet wird. Befindet sich das Regiment auf dem Marsche, so schreiten seine Imam's mit gezücktem Säbel voran, und zwar auf Einer Linie zwischen den Trommlern und dem Bingbaschi. Bei anderen Evolutionen stellen sie sich um die Fahne. Die grüne Farbe der Kleidung ist ihr einziges Abzeichen.

Die Militair-Musik ist gut, vorzüglich bei den Bostandschi's. Die Spielleute der Letzteren geben jeden Abend unter den Fenstern des Sultans die schwierigsten Compositionen zum Besten. Die Märsche der Trommler und Pfeifer sind dieselben, die man auch bei unseren Truppen hört.

Unter den stehenden irregulairen Truppen, die eine bestimmte und fortwährende Besoldung erhalten, nehmen die Chawaß (Eliten) den ersten Rang ein. Diese aus den alten Truppen gewählten Soldaten zeichnen sich durch riesenhaften Wuchs, herkulische Stärke und martialische Haltung des ganzen Körpers vor allen Uebrigen aus. In Friedenszeiten sind die Chawaß die Ehrengarde, die bewaffneten Trabanten des Groß-Weirs, des Seraskiers, des Kapudan-Paschas und der vornehmsten Minister. Im Kriege kämpfen sie in ihren Gebietern zur Seite. Ein langer Stab mit einem dicken metallenen Knopfe ist ihr Abzeichen. Die Farbe des Stockes deutet an, welchem Großwürdenträger sie dienen.

Den Chawaß zunächst kommen die Tufenktschi's (Karabiniere). Sie unterscheiden sich von Ersteren 1) durch weniger kostbare Kleidung; 2) durch einen Stock von weißem Holze ohne Knopf; 3) durch ihr Amt. Sie sind nämlich eine Art Polizei-Soldaten, die gerichtliche Vorladungen überbringen, Verhaftsbefehle ausführen und mit ihrem Chef (s. den Artikel: Zur Charakteristik von Konstantinopel) in den Straßen herum patrouilliren.

Außer den Chawaß und Tufenktschi's giebt es noch einige Zähnlein alter irregulairer Soldaten, welche die Garnisonen verfallener und wenig bedeutender Kastelle bilden. Allein das Gros der unregelmäßigen Truppen erscheint erst dann, wenn eine dringende Gefahr dem Osmanischen Reiche droht und der Sultan sein Volk zu den Waffen ruft. Die unbegränzte Vaterlandsliebe der Türken wirkt in Fällen der Art wahrhaft elektrisch, so daß selbst Knaben und Greise gegen den gemeinsamen Feind unter die Waffen treten. Ein Jeder equipirt sich alsdann, wie es ihm gut dünkt, und fast immer auf eigne Kosten.

Die Deli-Baschi (Schwindelköpfe) sind eine Art von Abenteurern, die, von Kopf bis Fuß bewaffnet, durch's ganze Reich auf Gefahren ausgehen. Man erzählt viel von den Großthaten dieser muselmännischen Orlando's. In ihrer Kleidung suchen sie Alles zu vereinigen, was der alte und neue Orient Bizarres und Fantastisches hat. Sie führen eine Lanze, einen Säbel, eine Flinte, lange und kurze Pistolen in Menge. Ihr unterscheidendes Merkmal ist eine sehr hohe Filzmütze, von unten mit einem Turban umwickelt.

(Costantinopoli di A. Baratta.)

*) Baschi kommt nur in Verbindung vor. Es ist das Substantiv mit angehängtem besitzanzeigendem Pronomen.

Mannigfaltiges.

— **Der Planet Jupiter.** Der Professor Airy hat durch Beobachtung der Entfernungen des vierten Trabanten des Jupiter den körperlichen Inhalt dieses Planeten bestimmt und gezeigt, daß die von Laplace angegebene Zahl falsch ist; er findet, daß der körperliche Inhalt des Jupiter mehr als 322, aber weniger als 323 Mal so groß als der der Erde ist, und daß er demnach den 1048,**sten Theil des Kubik-Inhalts der Sonne beträgt; ein äußerst wichtiges Resultat für die Astronomie.

(White's Ephemeris for 1834.)

— **Neue Art von Zeitungen.** Zu Indiana (Nord-Amerika) ist kürzlich ein Zeitungs-Institut von ganz eigenthümlicher Art errichtet worden. Ein Buchdrucker hat sich nämlich hölzerne Typen angeschafft, vermittelst deren er die Form seines Blattes zusammensetzt. Sobald dies geschehen ist, versieht ihn jeder seiner Abonnenten mit einem Stück Leinwand oder Kattun, auf welchem er seine Form mit Kattundrucker-Schwärze abdruckt. Die Abonnenten erhalten dieser gestalt an jedem Sonnabend ihre Zeitung, die, sobald sie gelesen ist, ausgewaschen und dann dem Buchdrucker zum Gebrauch für das nächste Blatt wieder zugesandt wird. (Guardian.)

— **Heiligengräber in der Türkei.** Wenn ein Muselmann durch seine Unträglichkeit oder seine Verdienste sich besondere Ehrerbietung erworben hat, so wird ihm dieselbe an seiner Gruft bewiesen. Diese ist gewöhnlich von kleinen bedeckten Gemächern umgeben, und große Eisengitter an den Seiten öffnen sich dem frommen Besucher. Dahin wallen, wie von natürlichem Instinkt getrieben, die Gläubigen, bitten um Gunstbezeugungen und bringen Gelübde. Allein diese Gelübde sind höchst einfach; dann und wann schimmert ein kleines Lichtchen am Grabe, oder ein schlichtes farbiges Band ist um das Gitter gewunden. Im Innern entdeckt man keine Zierrathen, höchstens einen grob in die Mauer geschnittenen Spruch aus dem Koran. Ueber dem Sarge liegen gewöhnlich die Kleider und der Turban des Heiligen, aber bestaubt und von Holzwürmern zernagt.

(Costantinopoli, di A. Baratta.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Freitag den 31. Januar 1834.

Rußland.

Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur.

II. Mittlere und neuere Literatur.

Wir haben in dem vorigen Artikel gesehen, wie Rußland von seinen ersten Schritten an ein gewaltiger Koloß wurde, dem orientalischen Kaiserreich Gesetze auferlegte und an Civilisation und öffentlichem Wohlstand das übrige Europa überragte; wie es aber durch die Theilung des Reichs, durch innere Zwistigkeiten und durch die Invasion der Tataren wieder zu Boden gedrückt und in seinen Fortschritten aufgehalten wurde. Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts sehen wir es aber unvermerkt in seiner Bildung wieder auf dem Punkte angelangt, von wo aus es durch das größte aller öffentlichen Unglücksfälle rückwärts gedrängt worden war; doch in seinen Verhältnissen zu dem übrigen Europa war seine Lage freilich noch sehr zurück. Seine inneren Stürme hatten es drei Jahrhunderte lang unzugänglich gemacht; es konnte nicht, wie das übrige Europa, an der neuen Aufklärung, die ein jedes dieser Jahrhunderte über Europa brachte, Antheil nehmen. Die Russen, welche Zeitgenossen des großen Jahrhunderts Ludwig's XIV. waren, konnten mit Recht als halbe Barbaren gelten. Die Nation, in traurigen Vorurtheilen befangen, die ihr aus ihrer langen Knechtschaft zurückgeblieben waren, genoß keiner politischen Existenz. Die Künste, die Wissenschaften, der Handel, die Gesetze, die Größe der Nation sollten das Werk eines Genies werden.

Dieses schöpferische Genie war Peter I., einer der außerordentlichsten Menschen, der mehr Großthaten vollbrachte, als die enge Sphäre des menschlichen Lebens fassen zu können scheint, der von der Natur einen Geist von göttlichem Gepräge empfangen hatte, über den alle Hindernisse, wie über den Diamanten, spurlos dahinglitten. Er schuf Alles. Rußland bedurfte der Gesetze; er gab sie ihm; es hatte keinen ausländischen Handel; er lockte Fremde in die Russischen Häfen herbei; die Seemacht war noch zu gründen; er wurde Zimmermann, baute das erste Schiff, und bald war die Ostsee mit seinen Flotten bedeckt. Seine kaum disziplinirte Armee, die nicht dem kleinsten Europäischen Staat Achtung einflößen konnte, bildete sich mitten unter Niederlagen und brachte seine Macht zu Ansehen. Eine Stadt, ein unsterbliches Denkmal des Ruhms und Glanzes, erhob sich wie durch einen Zauberschlag in der Mitte von unwegsamen Morästen und erfüllte den schauenden Reisenden mit Staunen und Bewunderung. Aber Peters Zeit war so ganz von den Sorgen für die reellen Bedürfnisse seines Volkes eingenommen, daß es ihm weder möglich noch erlaubt war, sich mit der Literatur zu beschäftigen, die, eine untrennbare Gefährtin des öffentlichen Wohlstandes, für jene Zeiten der Wiedergeburt noch nicht paßte. Er gründete übrigens die Akademie der Wissenschaften, lud einige fremde Gelehrte ein, Mitglieder derselben zu werden, überließ aber die Ausfüllung dieser Lücke Katharinen der Zweiten, deren Genie zu dieser rühmlichen und wichtigen Aufgabe vollkommen geeignet war.

Von Peter dem Großen bis auf Katharina II. ging es mit der Bildung der Nation nicht so schnell vorwärts; Anna und Elisabeth II. waren beide zwar Freundinnen und Beschützerinnen der Wissenschaften und Künste, aber sie hatten von der Natur nicht das hervorragende Genie empfangen, welches den Jahrhunderten voraneilt und die Völker auf ihrer Bahn unwiderstehlich vorwärts drängt.

Die Zwischenzeit zwischen Anna und Katharina ist durch zwei Männer ausgefüllt, die einen großen Einfluß auf die emporblühende Literatur ausübten, **Theophanes** und **Kantomir**. Sie machen beide Epoche, der Eine in der Beredsamkeit, der Andere in der Dichtkunst. Der Erstere, geboren 1681 und gestorben 1736, war mit einem umfassenden und jartfühlenden Geist begabt. Seine Beredsamkeit ist lebendig und hinreißend; seine Worte kommen aus dem Herzen und dringen zum Herzen; aber seine Sprache ist fehlerhaft und mit Polnischen und Slavonischen Ausdrücken untermischt. Der Zweite, im Jahre 1708 geboren und im Jahre 1744 gestorben, hatte gewissermaßen einen angeborenen Instinkt für die schöne Literatur. Er zeigte sich als tiefer Denker, Philosoph, Beobachter der Sitten seiner Zeit, in Gedichten, denen es übrigens an Korrektheit und Wohlklang fehlt, und die an die Kindheit der Sprache erinnern.

Der Peter der Große der Russischen Literatur war **Lomonossoff**. In einer Fischerhütte, an den Gestaden des Eismeeres, ward im Jahre 1711 der Mann geboren, den die Natur dazu bestimmt hatte, der Gesetzgeber seiner Zeitgenossen in der Poesie, Literatur und Wissenschaft zu werden. Die schönsten Jahre seiner Jugend brachte er damit zu, seinen Vater auf dem Meere zu begleiten und ihn in der Ausübung seines Gewerbes zu unterstützen. Durch Studien gebildet, wurde er sehr bald, gleichsam dem Schicksal zum Trotz, Mineralog, Chemiker und Naturforscher. Der berühmte Baron Wolf, dessen Vorlesungen er einige Zeit lang beizuwohnen Gelegenheit hatte, ließ seinen hohen Anlagen und seiner gründlichen Bildung Gerechtigkeit widerfahren. Er war der Erste in seinem Vaterlande, der über Chemie und Physik schrieb, und er wurde von der Akademie als Professor der letzteren Wissenschaft aufgenommen. Nach und nach zum lyrischen und dramatischen Dichter, zum Gelehrten, zum Redner sich ausbildend, hinterließ er in allen diesen Fächern Muster für spätere Zeiten und war namentlich im ersten derselben ausgezeichnet. Seine Poesie ist voll erhabener Bilder, voll kräftiger und großer Gedanken, und hat keine andere Fehler, als die, welche etwa daher rühren, daß sich ihm die Sprache erst unter seiner Feder bildete. Der einzige Vorwurf, den man ihm mit Recht machen kann, ist der, daß er von den Deutschen, die er mit Vorliebe studirte, eine gewisse Einförmigkeit in der Entwerfung seiner Sujets und zu große Weitläuftigkeit in der Erzählung entlehnte.

Lomonossoff's Zeitgenosse, der fruchtbare, aber schwerfällige **Trediakowski**, geboren 1703 und gestorben 1769, trug dazu bei, den Bau der Russischen Verse zu konstruiren; aber wenn auch seine Werke von fleißiger und hartnäckiger Arbeit zeugen, so sind sie doch Denkmale eines schlechten Geschmacks.

Somarokoff war der Thespis des Russischen Theaters; aber seine Tragödien sind den Französischen nachgeahmt, verstoßen gegen die Wahrheit der Charaktere und haben nicht die geringste Lokalfarbe. Er versuchte sich auch in anderen Gattungen; aber die wenigen Schönheiten, die in seinen Werken enthalten sind, werden durch einen verworrenen Stil erdrückt.

Die Literatur machte in den nächstfolgenden Jahren wenig Fortschritte. Einige wissenschaftliche Institute und die Ankunft mehrerer fremder Gelehrten trugen zwar zur Erweiterung der Kenntnisse bei, aber der Verstand schien sich auf Kosten der Einbildungskraft zu vervollkommnen. Selbst ganz mittelmäßige Schriftsteller waren damals selten. Rußland harrte, um sich zu befruchten, wie ein noch unter dem Frost erstarrtes Land, der wohlthätigen Wärme einer Sonne. Diese schöne Sonne erleuchtete die folgende Regierung.

Katharina II., die von dem Weibe nur die Reize eines verführerischen Innern hatte, diese große Herrscherin, umgeben von jenem Lichtglanz des Ruhms, den ihre Siege um ihre Stirn verbreiteten, durch ihren Geist auf den Gipfel alles Großen erhoben, liebte die Wissenschaften und Künste, weil sie dieselben als Mittel zur Reinigung der Sitten und zur Befestigung des Wohls der Nation betrachtete. Nachdem sie Rußland die Stellung gegeben hatte, die ihm gebührte, sah sie bald große Männer in allen Fächern sich gleichsam beeilen, unter ihrem magischen Einfluß zu gedeihen. Sie bemächtigte sich derselben wie ihres Eigenthums und ihres Werks. Die Regierung Peter des Großen war eine Zeit der Wiedergeburt gewesen; er legte den Grund zu dem großen Gebäude; Katharina aber legte die letzte Hand daran und gab ihm den Glanz, der es Jahrhunderte lang verherrlichen und in Ansehen erhalten wird. Der größte Theil der besten Russischen Schriftsteller ward unter ihrer Regierung geboren oder gebildet.

Die lyrische Poesie **Petrow's** ist kraftvoll an Gedanken und glücklich in Wendungen. Seine rasch entworfenen Gemälde zeichnen sich durch ihre treffende Energie aus, obgleich die Sprache nicht immer rein und korrekt ist.

Chrraskoff, der Verfasser der beiden epischen Gedichte „Wladimir" und „die Russiade", steht mit Recht in Ansehen, ungeachtet sein Stil einige Fehler hat, die man aber der Zeit, in der er lebte, Schuld geben muß. Mehrere Stellen in diesen Gedichten bieten herrliche Gemälde dar. Er ist der fruchtbarste aller Russischen Schriftsteller; doch könnte man seinen Productionen größere Kürze und Originalität wünschen. Er wurde im Jahr 1733 geboren und starb im Jahr 1807.

Bogdanowitsch, ein liebenswürdiger und naiver Dichter, besaß mehr als jeder Andere seiner Landsleute den leichten, scherzenden und anmuthigen Stil, der den Reiz einer Erzählung ausmacht. Der liebliche Ausdruck in seinem Gedicht „Psyche" läßt sich durch nichts wiedergeben; man kann nur sagen, daß er ganz des Gegen-

standes würdig ist, der dazu begeisterte. Er gleicht Lafontaine an Mannigfaltigkeit der Gemälde, Anmuth und Natürlichkeit des Ausdrucks; nur artet sein Vers zuweilen in Prosa aus. Seine Geburt fällt in das Jahr 1743 und sein Tod in das Jahr 1802.

Chemnitzer hat treffliche Fabeln hinterlassen, die in ihrer gemüthlichen und natürlichen Darstellungsweise unnachahmlich sind.

Zwei Lustspiele, „der Brigadier" und „der Tölpel", vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß sie ein frappantes und treues Bild von den Sitten der Nation geben, haben den Ruf des geistreichen von Wiesin begründet. Seine kritischen Werke werden ebenfalls ein kostbares Denkmal für die Nachwelt seyn, weil sich in ihnen der Charakter jener Zeit abspiegelt.

Kapnist machte sich durch eine beißende Satire und durch ein Lustspiel „die Verleumdung" bekannt; seine Oden athmen edle Begeisterung, und seine scherzhaften Gedichte verdienten einen Platz in der Griechischen Anthologie.

Kostroff hat der Literatur durch seine in Prosa abgefaßte Uebersetzung Ossians einen wichtigen Dienst geleistet. Dieses Werk kann als Muster eines edlen und wohlklingenden Stils dienen. In seinen Oden zeigt sich ebenfalls hohe Begeisterung; aber seine Uebersetzung von acht Gesängen der Iliade glückte ihm weniger.

Knjaschnin, ein dramatischer Dichter voller Empfindung, obgleich oft nicht korrekt, ist durch zwei Tragödien, „Dido" und „Badime", so wie durch seine Lustspiele „der Großsprecher" und „das Original", bekannt. Seine anderen Dramen sind nur schwache Nachahmungen aus dem Französischen.

Unsterblicher Ruhm aber ward diesem Jahrhundert durch die Geburt des Russischen Pindar's Derschawin. Er war einer jener Feuergeister, einer jener Genien mit Adlersfittigen, die der Poesie ihre hohe Bestimmung zurückgeben, die sie zur Beherrscherin der Schöpfung machen. Er vereinigte alle Eigenschaften des Lyrikers: den glühenden Enthusiasmus, die Erhabenheit der Gedanken, die Pracht und den Reichthum des Ausdrucks, die in seiner Hand zur mächtigen Waffe werden, mit der er nach Gefallen die Herzen erschüttert und sie zum Ton seiner Leier stimmt. Sein Stil ist treffend wie der Blitz, bunt und reich wie die Natur. Wenn ihm auch zuweilen bei einem zu kühnen Flug einige Fehler entschlüpfen, so werden sie durch unzählige Schönheiten aufgewogen. Die Ausländer wie die Russen bewundern das riesige Talent des Sängers der Oden „der Wasserfall", „der Tod Meschenski's" und „Gott." Er wurde im Jahre 1743 geboren und starb im Jahre 1816.

Gleich nach Derschawin kommt in der leichteren Dichtkunst Dimitrieff. Ein fließender geistreicher Stil und die Reinheit seines Ausdrucks haben seine Werke klassisch gemacht. Seine liebenswürdige Muse redet die Sprache der guten Gesellschaft; sie hat daher besonders in den höheren Kreisen und unter den Frauen viele Freunde gefunden und einen glücklichen Einfluß auf die Literatur ausgeübt, indem sie dieselbe allen Klassen der Gesellschaft näher brachte. Er ist eben so bewundernswürdig in dem behaglichen und lustigen Vortrag seiner Erzählungen wie in dem Witz und Geist seiner Satiren. Auch durch gelungene Uebersetzungen aus dem Französischen trug er zur Ausbildung der Sprache wesentlich bei. Er ward im Jahre 1760 geboren.

Rußland lauschte entzückt den begeisternden Gesängen Derschawins und lachte über die muthwillige und heitere Muse Dimitrieff's, als ein glänzendes Meteor, Karamsin, am Horizont der Russischen Literatur erschien. Er war für die Prosa das, was Lomonossoff für die Poesie gewesen war. Er reinigte die Sprache von ungehörigen und fremden Ausdrücken; er gab ihr ein volksthümliches Gepräge und versetzte sie mit einem einzigen Sprung an die Seite der durch eine lange Civilisation ausgebildeten Europäischen Sprachen. Als Tages-Schriftsteller, Gelehrter und Geschichtsschreiber ist Karamsin über alles Lob erhaben. Seine Erzählungen sind die Lieblings-Lektüre der Russen in allen Volksklassen, seine fließenden Gedichte, die stets der Ausdruck eines tiefen und edlen Gefühls sind, finden in allen Herzen Wiederhall, und das gelehrte Europa hat dem herrlichen Monument, das er dem Ruhm seines Vaterlandes errichtete, seiner Geschichte Rußlands, die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Karamsin's Tod war ein Schlag für das ganze Land; er wurde am Thron wie in der bescheidenen Wohnung des niedrigsten Bürgers gleich sehr beweint.

Meledinski Meletskoi ist für die Russische Literatur das, was Monerife für die Französische war; seine glühenden, empfindungs- und ausdrucksvollen Gesänge machten das schöne Geschlecht mit den Schönheiten einer Sprache vertraut, die unter seiner Feder zur Melodie wurde und leicht in alle Herzen sich einschmeichelte.

Bobroff ist reich an schönen Gedanken. Seine „Ebersonide" enthält treffliche Stellen; aber sein Ausdruck ist oft schwülstig und sein Vers nicht wohlklingend.

Der Fürst Dolgoruki ist einer von den liebenswürdigen Dichtern, deren lebhafter und geistreicher Eifer dem Stil so viel Reiz verleiht. Einige seiner Gedichte werden immer wieder gelesen werden, weil sie das Gepräge der Originalität tragen und einen ächt Russischen Charakter haben.

Wenn der Graf Chwostoff auch nicht durch den inneren Werth seiner dichterischen Erzeugnisse berühmt ist, so ist er es doch unbestreitbar durch die Zahl derselben. Er hat sich in verschiedenen Gattungen versucht, namentlich in der lyrischen, und seine Oden enthalten auch einige neue Gedanken. Das Publikum hat ihnen seit langer Zeit den Rang angewiesen, den sie unter den klassischen Werken einnehmen.

Murawieff schrieb eine männliche und reine Prosa. Zeitgenosse Karamsin's, trug er mit zu der Wiedergeburt bei, die Letzterer in der Russischen Sprache bewirkte.

Wostokoff hat durch Versuche in allen Gattungen und in allen Versmaßen der Dichtkunst gezeigt, was sich aus der unter seiner Feder stets geschmeidigen Sprache machen läßt. Seine Poesieen zeichnen sich durch tiefe Empfindungen und gesunde Lebensweisheit aus.

Der Fürst Gortschakoff ist durch seine beißenden und kräftigen Satiren bekannt. Zu bedauern ist es, daß er so wenig geschrieben hat.

Der Fürst Schalikoff ist ein liebenswürdiger Prosaist. Als Dichter ist er muthwillig, geschwätzig und oft ein wenig zu überladen.

Der Fabeldichter A. Ismailoff malt die Natur wie ein Tenier. Seine mit viel Geschick und Naivetät erzählten Fabeln sind in einem äußerst scherzhaften Ton gehalten. Er schildert die niederen Stände mit großer Wahrheit.

Schischkoff, der sich besonders durch seine gelehrten Forschungen über die Slavonische Sprache berühmt gemacht hat, schreibt eine korrekte und elegante Prosa. Seine Kinderschriften können in dieser Gattung als Muster dienen.

Einige schwache Produkte im dramatischen Fache dienten dazu, den tragischen Dichter Oserоff in ein desto glänzenderes Licht zu setzen. Sein „Oedip" vereinigt alle Eigenschaften einer schönen und erhabenen Tragödie. Die Charaktere sind von treffender Wahrheit und der Dialog edel. Oserоff's Verse sind gewichtig und wohlklingend. Sein „Fingal" athmet ganz den Geist der Ossianischen Poesie. Er wurde 1770 geboren und starb im Jahre 1816.

Frankreich.

Saint-Just und Pichegru.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mir, wie gesagt, auf eine freilich sehr schwankende Weise alles das vorher berechnet, was mir wohl widerfahren könnte, und war daher bei meiner Verhaftung nicht sehr erschrocken. Es konnte ja höchstens nur ein unglaublicher Irrthum seyn, dessen Folgen ich nicht zu fürchten hatte, denn ich wußte sehr wohl, daß mein unschuldiges Schülerleben nicht den geringsten Stoff zum Verdachte darbot; und doch fühlte ich meine Ruhe sich mit jedem Schritte verringern, den ich mitten unter einem Geleite that, das außerdem wenig Beruhigendes hatte. Ich sollte Saint-Just sehen, jenen schrecklichen Saint-Just, dessen Name nie ohne die Umgebung eines noch fürchterlicheren Gefolges von Beinamen mein Ohr erschüttert hatte. Mein Herz schlug heftig, und meine Beine wären beinahe schon zusammengesunken, als ich auf ein Mal in sein Zimmer trat. Ich versuchte es, meine Unruhe zu beherrschen, und fand wieder ein wenig Muth in mir, jenen erkünstelten schlecht berechneten Muth, den man in Ermangelung eines anderen erheuchelt, und der vor Leuten, die es verstehen, in der That nur eine Schminke der Furcht ist. Saint-Just gab nicht Acht auf mich.

Er kehrte mir den Rücken zu und besah sich in dem Kaminspiegel, indem er sorgfältig, zwischen zwei mit Wachslichtern besteckten Armleuchtern sitzend, die Falten jener hohen weiten Kravatte in Ordnung brachte, in welcher sein starres Haupt gleich einer Monstranz, um mich des bekannten comischen Ausdrucks Camille Desmoulins' zu bedienen, emporgerichtet stand, und welche die Nachahmungssucht der seltsamen Stutzer der damaligen Zeit eben erst in Mode brachte. Während er sich so beschäftigte, was, nach meiner Ungeduld und Unruhe zu urtheilen, sehr lange zu dauern schien, benutzte ich die Zeit, um in dem Spiegel die Physiognomie des höchsten Richters zu studiren, der über mein Geschick entscheiden sollte; ich überließ mich diesem Studium, ohne zu befürchten, daß meine Blicke den seinigen begegnen möchten, denn ich stand im Dunkeln, und er sah auch nur auf sich. Saint-Just sah keineswegs so anmuthsvoll und zart aus, wie ihn der schmeichelnde Griffel eines bekannten Lithographen dargestellt hat. Dennoch hat ihn dieser nicht ganz verfehlt, obwohl sein breites ziemlich mißgestaltetes Kinn viel dem gefälligen Stoffe zu verdanken hatte, der es zur Hälfte mit seinen vielfachen Schleifen verhüllte. Der Bogen seiner Augenbrauen näherte sich, anstatt sich in regelmäßige Halbkreise abzurunden, mehr der geraden Linie, und die buschigen scharfen Winkel zwischen beiden fielen bei jedem ernsten Gedanken, den man über seine Stirn fahren sah, ganz in einander; sein Auge war breit, und man konnte gewöhnlich ein tiefes Nachdenken in demselben lesen; seine Gesichtsfarbe war blaß und fahl, wie die der meisten Männer, die bei der Revolution thätig gewesen, wahrscheinlich eine Folge ihrer anhaltenden Nachtwachen und Geistes-Anstrengungen. Nur, und zwar ist dies eine Bemerkung, die ich den Systemen der Physiognomisten, welche ich seit der Zeit durchblätterte, zu verdanken habe — seine weichen fleischigen Lippen kündigten eine fast unwiderstehliche Neigung zur Faulheit und zur Wollust an. Wenn diese wirklich stattfand, wie uns auch alles das, was wir von seiner frühen Jugend und aus seinen ersten Schriften wissen, zu glauben veranlaßt, so hat er mit einer seltenen Kraft darüber triumphirt, von dem Augenblicke an, wo sein Leben zur öffentlichen Rolle wurde; und nichts erklärt vielleicht besser den Widerstreit seiner philanthropischen Theorieen mit seinen revolutionnairen Raserеien. Der Mann, der die Nothwendigkeit zu empfinden glaubt, sich für Verhältnisse, die seiner Natur widerstrebten, einen neuen Charakter zu schaffen, konnte es nicht vermeiden, in das Falsche zu verfallen, und das Falsche ist das erzeugende Prinzip aller Verbrechen, so wie aller Verirrungen.

In jenem Augenblicke, von dem ich spreche, war Saint-Just nothwendigerweise mit allem Anderen mehr beschäftigt, als mit seiner Kravatte. Ein junger Mann, der bei ihm saß, an einem von

zwei Wachskerzen erleuchteten Tische, war kaum im Stande, seinem raschen, ja tollen Diktiren zu folgen, indem alle seine Gedanken in einem Gusse dahinströmten. Schon hatte ein neuer Satz des Schreibers Ohr erreicht, ehe er noch einen anderen Bogen Papier zur Hand genommen, und dies wiederholte sich mehr als zwanzig Mal, während ich da wartete, indem jeder dieser lakonischen Sätze, in denen man vergeblich nach einem Verbindungsworte oder einem Interpunctionszeichen gesucht hatte, auf einen besonderen Bogen geschrieben wurde. Diese Blätter wanderten hierauf dutzendweise in das Kabinett des Deutschen Uebersetzers, welcher, wenn es möglich war, sie ebenso schnell abfertigte, und vertheilten sich dann in zwei Spalten unter einer unermüdlichen Presse, die ihre noch ganz feuchten Erzeugnisse den Anbestern übergab. Das, was Saint-Just auf diese Weise improvisirte, waren unwiderrufliche Gesetze oder Urtheile, gegen die keine Appellation zulässig war; denn sie hatten volle Rechtskraft, wie alle Urtheile, die ein Volksvertreter in Geschäftssachen in einer belagerten Stadt fällt. Als temporairer, aber unumschränkter Souverain, schwang er sein Schwert über Völkerschaften, wie der Mäher die Sense über reifes Gras; er durfte Niemand Rechenschaft ablegen über vergossenes Blut, als Gott, wenn er an einen glaubte oder sich selbst, wenn er ein Gewissen hatte. Ich bin weit entfernt, die Wichtigkeit der Dienste zu bestreiten, welche etwa damals die Strenge Saint-Just's Provinzen, die mit Gewalt eingenommen, und Armeen, die in Unordnung waren, leisten konnte; aber nichts hat mir jemals schrecklicher geschienen, als die Unverschämtheit, mit der er seine Proscriptionen in der Kürze einer Linie abfaßte, die zuweilen mit Einem Schlage ganze Klassen von Bürgern trafen, jene plötzlichen, unerwarteten, todtbringenden Proscriptionen, gleich der Pistolenkugel in der Hand des Meuchelmörders; noch dünkt es mich, ich höre sie wiederhallen in der kurzen sonoren vibrirenden Sprache jenes schönen jungen Mannes, den die Natur zur Liebe und zur Poesie geschaffen zu haben schien; ich erinnere mich nicht ohne Zittern an das beständige zum Ekel wiederholte grausame Wort: Tod, ein Wort, mit welchem jene Proscriptionen alle am Ende, wie mit Skorpionenstacheln, bewaffnet waren, und welches mir vorkam wie ein holperiger Endreim, dessen empörende Eintönigkeit vom Henker diktirt wurde.

Saint-Just war endlich mit seiner Toilette und Metzgerei fertig geworden. Er wandte sich nach mir hin, und zwar ganz in Einem Stücke, denn das unbewegliche Gerüst, auf welchem sein Kopf ruhte, erlaubte ihm nicht, irgend eine schräge Bewegung zu machen. Er erkundigte sich nach dem Grunde meiner Verhaftung, den ich nicht besser wußte, als er, dann nach meinem Namen, nach meinem Vaterlande und nach meinem Alter. Auf meine Beantwortung der letzten Frage kam er ungestüm auf mich zu, nahm mich bei der Hand und zog mich zum Licht hin, nach der Stelle, wo er einen Augenblick vorher gesessen. „Es ist wahr", sagte er, „eilf oder zwölf Jahre höchstens. Er sieht aus, wie ein kleines Mädchen. Sind Deine Aeltern emigrirt?" — „Nein, Bürger", antwortete ich, „sie hüten sich wohl, das zu thun. Mein Vater hat den Vorsitz in einem Tribunal, und mein Oheim befehligt ein Bataillon." Die immer mehr steigende Aufgeregtheit Saint-Just's gab sich deutlich zu erkennen, aber ich wußte schon, daß ich von den Resultaten derselben nichts zu fürchten hatte. Mein Verhaftsbefehl enthielt ja nichts mich besonders Kompromittirendes, und wenn Saint-Just auch durch den unbesonnenen Ausbruch der Unwillens-Aeußerungen, deren sich jene meine Landsleute bei der Nachricht von der Verurtheilung Charles Perrin's schuldig gemacht, heftig aufgereizt war, so fand er doch in mir nur einen Schüler aus der Franche-Comté, der zwar mit jenen Leuten in demselben Hotel zur „Lanterne" gewohnt, der sie aber wenig oder gar nicht gekannt hatte. Ich hatte sie kaum gesehen, und obgleich von Herzen ein Theilnehmer an dem Verbrechen ihrer Klagen, hatte ich doch nicht Gelegenheit gehabt, meine geheimen Gedanken auszukramen. Ich verschluckte sie mit herbem Schmerze, anstatt sie mit jenen würdigen Bürgern in unnützer Breite auszulassen, so sehr auch schon damals ein gewisses natürliches Gefühl mich dazu bestimmt hatte, mein ganzes Leben hindurch mit jener verlorenen Sache zu sympathisiren. Ich hatte in meinem Inneren all' den Schmerz und all' den Zorn kochen gefühlt, der mich hätte würdig machen können, mit Charles Perrin zu sterben; aber mein Herz, ein stummer Zeuge dieser Gefühle, bewahrte allein das Geheimniß, und so beruhigte ich mich denn völlig.

„Ein Verhafts-Befehl gegen ein Kind!" rief Saint-Just aus, indem er das Papier gewaltsam zerknitterte; „ein Verhafts-Befehl, weil er ein Bürger aus der Franche Comté ist, und weil das Geschick ihn nach einer Herberge geführt, wo die Propaganda einige Reisende als verdächtig denuncirt hat! Und so schmeicheln sich die Elenden, die Montagne zu ehren! Oh! Ich werde bald Gericht halten über diese Angriffe, die täglich unsere kostbarsten Freiheiten in Gefahr setzen! Ein exemplarisches schreckliches Gericht! Sie wagen es, mir zu trotzen, wenn ich ihnen kein Blut schaffe! Gut! Die Propaganda soll Blut haben; ich verspreche es ihr! Ich werde sie baden in dem Blute neuer Tyrannen, welche sie auf das Vaterland losgehetzt! Ich werde sie zwingen, es zu trinken!"

In diesem Augenblicke der höchsten Spannung, zu der mein Verhafts-Befehl nur die entfernteste Veranlassung gegeben, wo er aber wider seinen Willen eine harte grausame Strafe gegen die Meuterer verhängte, in diesem Augenblicke hatte Saint-Just, obgleich im höchsten Grade bewegt, doch nichts von seiner Gleichgültigkeit in der äußeren Haltung verloren. Das, was ich so eben mit Schaudern niedergeschrieben, hatte er so kalt hergesagt, als wenn er noch weiter diktirt hätte. Sonderbar! Ein unerlöschlicher Durst nach Gerechtigkeit, eine unwiderstehliche Liebe zur Menschlichkeit beherrschten von Zeit zu Zeit diese wilde Seele, aus der also nicht alles Gefühl des Rechts und der Menschlichkeit entschwunden war. Wie alle seines Gleichen, ach! hatte er ohne Mitleid getödtet, aber indem er tödtete, hat der Unglückliche sich selbst getäuscht; er glaubte menschlich und gerecht zu seyn. Wie unglücklich ist doch die Macht! Alle ihre Schwachheiten werden zu Verbrechen!

„Gehe", sagte er zu mir, indem er mich in einem Tone anredete, den er zu mildern bemüht war. — Was konnte ich Besseres wünschen? — „Was machst Du zu Straßburg?" fing er wieder an, indem er mich von der Thüre noch einmal zurückrief, an deren Schwelle ich schon gestanden. — „Ich studire, Bürger. Ich bin vor einigen Monaten in der Absicht hierher gekommen, Griechisch zu lernen." — „Griechisch! Es wäre natürlicher gewesen, wie mir scheint, hierher zu kommen, um Deutsch zu lernen. Und wozu das Griechische, da doch die Lacedämonier nicht geschrieben haben? Aber wer ist denn wohl der Gelehrte, der sich in Straßburg damit abgiebt, Unterricht im Griechischen zu geben?" — „Der Bürger Eulogius Schneider, der elegante Uebersetzer Anakreons, einer der ersten Griechen in Deutschland. — „Jener Kapuziner von Köln!" rief Saint Just aus, „Eulogius Schneider, ein Anakreontiker! Geh', geh'", fuhr er fort mit einem Lächeln, das aus Ironie und Bitterkeit gemischt war, „geh' und lerne Griechisch bei Eulogius Schneider. Wenn ich glauben möchte, daß Du etwas Anderes bei ihm lernest, so würde ich Dich ersticken lassen."

Ich ging hinaus mit allen meinen Papieren, die mir im Expeditionszimmer wieder zugestellt wurden. Ich fand Alles wieder; die weisen Lehren meines Vaters, die ich mir, täglich zu lesen, zur Pflicht gemacht hatte, das Inventarium meiner Habe, die kleine Schreibtafel, worauf ich meine Ausgaben notirte, die vierhundert Verse von meiner Tragödie Theramen und das Verbum τύπτω. Wie ich diese Papiere eilig zusammennahm, fiel ein Brief heraus. Er war nicht aufgebrochen worden, und das Couvert, auf dem ich den Namen des Generals Pichegru las, erinnerte mich daran, daß es Empfehlungsschreiben von meiner Familie enthalten müsse, die mir für den Fall mitgegeben worden, daß ich in meinen Studien durch irgend ein unerwartetes Ereigniß gestört würde. Das zufällige Auffinden dieses Briefes erschien mir als ein Wink vom Himmel. Mein Verhör bei Saint-Just, oder vielmehr meine Unterhaltung mit ihm, wenn man es so nennen will, hatte mir zum Nachdenken Anlaß gegeben. Ich zitterte noch an allen meinen Gliedern, als Madame Tesch, eben so unruhig, wie ich, mir entgegenkam, denn sie dachte, man könne nicht so schnell und so glücklich einer solchen Gefahr entgehen, ohne etwa zum zweiten Mal rettungslos in dieselbe zu gerathen. Ich verstand ihre Besorgniß, die ich von ganzem Herzen theilte, und machte sie mit meinem schnellen Entschlusse bekannt, den mir der Zufall eben eingegeben hatte. Sie billigte ihn mit solcher Lebhaftigkeit, daß ich darüber gar kein Bedenken mehr trug. Kaum hatten sich die Thore Straßburgs wie gewöhnlich geöffnet, in dem Augenblicke, wo die aufgehende Sonne in voller Pracht am Horizonte ihre Strahlen zu werfen begann, als ich auch schon auf dem Wege nach dem Hauptquartier der Armee war, in der leichten und eleganten Kleidung eines Schülers von vornehmem Stande, der eine Ferienreise macht. Der Generalstab, welcher anfangs bis Schiltigheim, in die Nähe des Glacis von Straßburg, zurückgedrängt worden, war seitdem noch einmal so weit, bis Bischweiler, vorgerückt und drang dann noch weiter vor, bis Höhnheim, wo er den letzten Stillstand machte, indem er auf ein neues Kriegs-Ereigniß wartete, das ihm etwa sich noch weiter gegen den Feind zu wagen erlaubte. An dem Tage, von welchem ich hier spreche, konnte der erste Wall von Frankreich noch mit allen Vertheidigern des Vaterlandes, eben so wie etwa Paris mit Vincennes, zu jeder Tageszeit unmittelbar kommuniziren. Meine Leser können mich also, ohne zu ermüden, auf meiner kriegerischen Odyssee begleiten, wozu nur eine sehr kleine Karte erforderlich seyn wird, wobei ich jedoch schon im voraus alle mögliche Nachsicht in Anspruch nehmen muß, wegen der Rechtschreibung solcher Ortsnamen, die ich in meinem Leben nie gelesen und seit vierzig Jahren nie habe aussprechen hören. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Le bon jardinier. (Taschenbuch für Garten-Liebhaber, auf das Jahr 1834.) Pr. 7 Fr.

De la construction des maisons d'écoles primaires. (Ueber die äußere und innere Einrichtung von Elementar-Schulhäusern.) Von A. Bouillon. Pr. 3 Fr.

Manuel des Nourrices. (Handbuch für Kinderwärterinnen ꝛc.) Von Frau E. Celnart. Pr. 2 Fr.

L'actrice et le faubourgien. (Die Schauspielerin und der Vorstädter.) Roman von M. Aycard und A. Ricard. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Ahasvérus. — Romantisches Gedicht von Edgard Quinet. Pr. 9 Fr.

Almint — oder die blutschänderische Ehe. Von M. L. Lemercier. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Le Brasseur-Roi. (Der Brauer-König) Vom Vicomte d'Arlincourt. Pr. 15 Fr.

England.

Narrative of a Journey to the Falls of the Cavery. (Beschreibung einer Reise nach den Cavery-Fällen.) Vom Lieutenant H. Jervis. London, 1834.

Der Fluß Cavery entspringt in dem Gebirge, welches den südlichen Theil von Vorder-Indien durchschneidet, fließt ungefähr 300 (Engl.) Meilen durch Mysore und bewässert durch eine künstliche Vorrichtung das Land in der Umgegend der Stadt Mysore. Er nimmt während seines Laufes zwei Ströme in sich auf, welche sein

Welt sehr erweitern, bevor er westlich von Sivasamudrum durch Felsen getheilt wird. Der Fluß spaltet sich dort in zwei Arme und bildet zwei verschiedene Wasserfälle, die an Pracht von keinem bis jetzt entdeckten übertroffen werden. Der Niagara-Fall beträgt nur 160 Fuß; die Cavery-Fälle sind aber bedeutend höher.

„Der nördliche Fall", heißt es in dem vorliegenden Werke, „beträgt ungefähr 300, der südliche ungefähr 200 Fuß. Die jubelnden Töne dieser großen Ströme bei ihrem Hinabstürzen sind passende Heroide der Freude, welche sie in den unten liegenden Ebenen verbreiten, wo im Monat Juni die ganze Natur vor Hitze und Trockenheit verschmachtet. Ohne irgend ein ankündigendes Zeichen, oft bei lächelndem Sonnenschein oder in der Stille der Nacht, stürzen plötzlich die Ströme mit Macht hernieder. — Nur wer die wilden Blicke und die abgezehrten Gestalten des Volkes gesehen hat, wenn die Flüsse länger als gewöhnlich ausbleiben, und wer Zeuge von den fröhlichen Mienen gewesen ist, die durch das zeitige Eintreffen des Wassers hervorgerufen werden, kann sich einen richtigen Begriff von dem Werth desselben machen. Männer, Weiber und Kinder, Hirten und Heerden, Vögel und alle lebende Wesen, die in dem Bereiche der Flüsse leben, versammeln sich an ihren Ufern, um dem Gott der Natur zu danken, durch dessen Allgüte die herrlichen Felder von Trichinopoli und Tangdschore zur gehörigen Zeit und auf so wunderbare Weise bewässert werden."

„Die Umgebung und der ganze Charakter des Cavery-Falles bei Sivasamudrum stimmen harmonisch zu seiner Größe und segenbringenden Wirksamkeit. Jede Schilderung würde aber nur ein schwaches Bild der Wirklichkeit geben; um die Schönheit desselben ganz würdigen zu können, muß man ihn gesehen haben, und mein Zweck ist nur, die Lust Anderer zu dem Besuche zu reizen, den ich jenen Flüssen abgestattet habe."

„Der nördliche Arm des Flusses geht unter der Brücke durch, welche kürzlich von Ramasamy dem Jagheerdar vollendet worden ist. Im vergangenen Jahre war der Fluß, der hier 1700 Fuß breit ist, ganz ungewöhnlich hoch, und doch war noch ein Raum von 3 Fuß zwischen der Oberfläche des Wassers und der Brücke. — Dann schlängelt er sich an der südlichen Seite eines Berges hin, bis er auf der östlichen Seite zu dem höchstgelegenen Theile gelangt. Hier beginnt er mit bedeutender Schnelligkeit niederzufallen, bis er den großen Felsen Gungan Tschuckie erreicht, der nach einem Radschah der Insel so genannt wird, dessen Name Gungan war, und der vor ungefähr 700 Jahren auf Befehl der Gottheit der Insel sein Pferd von jenem Felsen hinabstürzte, um von einer Krankheit befreit zu werden. Dies ist die Legende, welche von den Bewohnern jener reizenden Gegend erzählt wird, die selbst noch merkwürdiger als der Platz ist, wo die alte Hindu-Stadt Gungan Para stand, von der man noch Spuren findet."

„Etwas oberhalb dieses Felsens theilt sich der Arm des Flusses in zwei Theile, welche eine kleinere Insel einschließen, auf der Tiger hausen, die aber in der Regenzeit wegen der Gewalt des Stromes keine Verbindung mit der größeren Insel haben kann; indeß hat die letztere auch ihr Theil jener wilden Bestien. Der Wasserfall in der Nähe der größeren Insel ist bei weitem der stärkste und hat auch sein Bett bereits tiefer ausgehöhlt als der andere. Auf der Hälfte des Weges ist, wenn der Fluß nicht seine höchste Höhe erreicht hat, ein Zusammenfluß beider verschiedener Ströme, welche eine Strecke lang über zackige Felsen neben einander herlaufen und sich dann zusammen in den Abgrund stürzen."

„Der Fall des südlichen Arms des Flusses wird Bir-Tschuckie genannt und ist ungefähr zwei Meilen von Gungan-Tschuckie entfernt; ein guter Weg führt von einem zum andern. Der Fluß ist an jenem Orte außerordentlich breit und theilt sich in sieben verschiedene Wasserfälle, die man nur dann erst in ihrer ganzen Schönheit sieht, wenn man eine steile Treppe hinabsteigt, die zu dem Kessel des Falles führt. Dort unten aber gewährt das über 200 Fuß hoch amphitheatralisch herabstürzende Wasser einen über alle Beschreibung prachtvollen Anblick." —

Im Verlauf seines Werkes beschreibt der Verfasser die eigenthümliche Art und Weise, wie in dem Distrikt Madura die Elephanten gefangen werden; wir theilen dies als einen interessanten Auszug mit.

„Die Elephanten-Heerde wird auf den Gipfel eines Berges getrieben, von wo sie durch einen von der Natur gebildeten Engpaß die Aussicht auf die reichen Felder der Ebene haben. Durch Feuer und das Geschrei der Jäger im Rücken und durch Hunger getrieben, schlagen sie endlich den Weg in die fruchtbare Ebene ein, der durch eine Felsenschlucht führt, die so eng ist, daß nur immer ein Elephant hindurch gehen kann. Da von da ab der Weg hinunter sehr steil ist, so rutschen sie hinunter und fallen in Gräben, die zu ihrer Aufnahme vorbereitet sind. Die Gräben sind leicht mit Stroh bedeckt, und nachdem die vordersten Elephanten hineingefallen sind, werden die anderen aufmerksam und suchen sich dann oft noch am Rande des Grabens zu erhalten, wo sie dann von den auf beiden Seiten des Berges aufgestellten Jägern erschossen werden."

„Einmal wurden auf diese Weise in Zeit von vier Stunden 63 Elephanten erlegt; und ein andermal in Coimbatur erschoß einer meiner Bekannten allein an einem Tage 26 Elephanten. Aber diese Jäger verstehen auch ihr Handwerk vortrefflich. Eine einzige kleine Kugel vor die Stirn in der Vertiefung gerade über der Wurzel des Rüssels, oder, wenn das Thier die Seite darbietet, in eine der Schläfen, tödtet den größten Elephanten augenblicklich."

„Der Fall der Elephanten in den Graben ist ein großartiges Schauspiel; der Wald erzittert und scheint lebendig zu werden, und ihr Gebrüll ist furchtbar, indessen dem Ohr des Jägers nicht unangenehm. Zuweilen, aber nicht oft, ereignen sich Unglücksfälle. Eines der schrecklichsten Ereignisse, deren man sich erinnert, war der Fall des Capitain B. in einen der Gräben, gerade in dem Augenblick, wo man die Elephanten-Heerde erwartete; aber eine gütige Vorsehung rettete den tapferen Offizier und gab ihn seinen tödtlich erschreckten Freunden zurück, die ihn mit jubelnder Freude empfingen."

Von den Schilderungen der wilden Gegenden von Neilgherry wollen wir aus mehreren gleich interessanten noch eine Skizze herausheben:

„Von Cunur nach Datacamund wird das Klima mit jeder Meile kälter. In dem Thal von Katey gewahrt man den Anfang der Englischen Landwirthschaft unter der Sorge und bekannten Geschicklichkeit des Major Crewe; grasende Southdown-Schaafe, Englisches Rindvieh von sehr gutem Ansehen und die schönsten Kartoffel-Felder. Wenn der steile Felsen von Katey erstiegen ist und man nach Elk-Hill hinabzusteigen beginnt, dann wird die Aussicht ganz herrlich. Der Weg um Elk-Hill herum bis nach Dodabetta ist so herrlich und, was in Indien äußerst selten ist, zu allen Stunden des Tages so angenehm, wie irgend einer in der weiten Welt. Berge, Wälder, Wasserfälle, grüne Ebenen, ein azurblauer Himmel, das Trillern der Lerche, das Schwatzen der Affen in den Wäldern und das gelegentliche Erscheinen eines Hirsches, der in seiner Majestät auf den gegenüberliegenden Höhen einherschreitet, tragen jedes auf seine Weise dazu bei, den Reiz dieses Weges zu erhöhen."

„Unter anderen Annehmlichkeiten, welche durch die Veränderung des Klima's bewirkt werden, darf man auch das Erscheinen eines kräftigen Appetites nicht vergessen; und glücklich der Mann, der wenigstens die ersten 14 Tage seine Füße unter einen guten Tisch strekken kann; denn so lange brauchen seine eigenen Diener, um sich an das Klima und die Sitten des Landes zu gewöhnen. Man beschäftigt sich mit Errichtung eines guten Wirthshauses, und das Gebäude selbst ist bereits durch Sir William Rumbold aufgeführt worden."

„Eine Vorsicht will ich allen auf den Neilgherry-Bergen Neuankommenden empfehlen — nämlich, nicht bei Nacht auszugehen, indem die Erfahrung gelehrt hat, daß dies in der Regel mit den äußersten Nachtheilen für die Gesundheit verbunden ist, besonders wenn man seine Kleidung nicht sehr sorgfältig der nach Sonnen-Untergang eintretender Veränderung der Temperatur anpaßt."

Denen, welche Indien kennen lernen wollen, ist das obige Werk sehr zu empfehlen. Es ist ein sicherer Führer durch die Gegenden, über die es sich erstreckt. Die Schilderungen sind lebendig und augenscheinlich der Wahrheit gemäß, so daß das Werk neben dem Vergnügen, das es gewährt, den Nutzen der Zuverlässigkeit darbietet.

Bibliographie.

The old testament characters considered. (Betrachtungen über die Charaktere des alten Testaments.) Von T. Crossman. Pr. 7 Sh.

On the round towers of Ireland. (Die runden Thürme von Irland.) Von H. O'Brien. Pr. 16 Sh.

Village walks. (Dorf-Spaziergänge.) Aus dem wirklichen Leben, vom Verfasser der „Sophia von Lissau". Pr. 2½ Sh.

Life and works of Rob. Burns. (Das Leben und die Werke von Robert Burns.) Herausgegeben von Allan Cunningham. Erster Band. Das Leben. Pr. 5 Sh.

Analysis of sounds. (Analyse des Tons.) Von E. M. Newman. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Polnische Literatur. Das erste Heft des in Wilna unter dem Titel „Zmicz" erscheinenden Polnischen Journals enthält unter Anderem Gedichte von Karpinski, Eduard Odyniec, A. Rzewuski und Stanislaus Trembezki, ein Bruchstück aus Schiller's „Don Carlos", übersetzt von Adam Mickiewicz, und einige noch nie gedruckte Auszüge aus den Manuskripten Karpinski's, bestehend in einer Selbstbiographie und mehreren Erzählungen.

— Gesetze gegen Unkeuschheit bei den Türken. Dem Koran zufolge, sollte der Ehebruch mit Steinigung bestraft werden; allein die Strenge dieses Gesetzes machte, daß es bei den Türken fast nie zur Anwendung kam. Man bestrafte Niemand, weil man sonst zu viele Individuen hätte bestrafen müssen. Soliman der Große ersann zuerst die im Osmanischen Reiche noch bestehenden Geldbußen. Ein Großer oder ein Bey bezahlt für seine Unenthaltsamkeit 1000 Aspern, und so abwärts. Der Arme giebt nur 30. Ein Reicher, dessen Frau der Unkeuschheit überführt ist, muß 100 Aspern erlegen u. s. w. Die Vergehungen der Kinder, für welche der Vater die Verantwortung trägt, werden nach demselben Maßstabe bezahlt. Wer der Frau oder der Tochter eines Anderen einen Kuß aufzwingt, erhält einen tüchtigen Verweis und muß für jeden Kuß oder für jedes Wort, das er an sie gerichtet, einen Asper bezahlen. Der Sklave eines Anderen, der sich dieselbe Freiheit erlaubt, hat für je zwei Küsse oder zwei Worte nur einen Asper zu entrichten. Wird ein Mann von einem Frauenzimmer, wegen beabsichtigter Verführung, angeklagt, so sind einige Zeugen nothwendig. Beschwört der Angeklagte seine Unschuld, so ist die Klägerin mit einem juristischen Verweis und einem Asper an Geldbuße abzuweisen. Dieselbe Strafe trifft denjenigen, der einen Anderen wegen verbotenen Umgangs mit seiner Frau oder Tochter verklagt, ohne Beweise vorbringen zu können.

(Kanon-Nameh.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Montag den 3. Februar 1834.

England.

Irlands Narren und Schwachsinnige.

Von einem Irländer geschildert.

Irland steht in dem Rufe, als habe es eine Menge von Schlauköpfen, auch gelegentlich einen oder den anderen Schelm hervorgebracht. Ich kann dafür bürgen, daß es einer Menge Narren ihr Daseyn giebt, oder daß dies wenigstens in meinen Knabenjahren und in der guten alten Zeit der Fall war. Ich meine nicht jene gutmüthigen Tröpfe, die, weil sie auch Gutes von Anderen denken, auf diejenigen, denen sie gefällig gewesen sind, Vertrauen setzen und um so schmerzlicher getäuscht werden, je größer ihr Zutrauen und ihre Güte gewesen ist; auch abstrahire ich von jenen Windbeutlein und Bonvivants, die sich selbst ins Verderben stürzen, nachdem sie Andere ruinirt. Mein Thema sollen jene bedauernswerthen geistigen Fehlgeburten seyn, die man aus Höflichkeit unschuldige oder simpelhafte (also nur einfältige) Leute nennt, die aber viel bezeichnender Blödsinnige von Geburt genannt werden.

Die vielen Nüancen, welche der Charakter des Irländers darbietet, sind nicht weniger merkwürdig, als ihre wilde Harmonie. Fast jedes Individuum ist aus Widersprüchen oder wenigstens aus Kontrasten zusammengesetzt. Die Freude des Irländers hat immer einige Beimischung von Melancholie, und auch auf der finstersten Wolke seines Grams schimmert ein freundlicher Regenbogen.

Unstreitig ist kein Land fruchtbarer an Narren jeder Gattung, als Irland. Ich möchte fast annehmen, daß es nur vom Zufall abhängt, ob aus einem Irischen Kinde ein Verständiger oder ein Narr werden soll. Bei den meisten Erwachsenen hat man seine Noth, zu entscheiden, welcher Kategorie sie angehören, und es giebt wohl keinen Irländer, in dessen Geist die Narrheit nicht wenigstens eben so viel Platz hätte, als die Vernunft. Diese Doppel-Natur giebt dem Irischen Humor so viel Bizarres, den Sitten der Irländer so viel Malerisches. Andere Nationen können uns schwerlich in unserer nationalen Individualität begreifen. Unsere Narren haben immer die geschriebtesten, unsere geschriebten Leute immer die närrischsten Einfälle.

Und ist es denn wirklich so, habe ich mich oft gefragt, daß die geistige Lebendigkeit, die meine Landsleute im Durchschnitt auszeichnen soll, nur ein Gegengewicht in der Waagschale ihrer intellektuellen Natur bildet? Gränzen Verstand und Narrheit so nahe an einander? Ist es nur ein Nebending in der Struktur des Gehirns, welches den Einen zum Redner, den Anderen zu einem „Unschuldigen" macht? Doch — ich will mich jetzt nicht in's Gebiet der Metaphysik versteigen und lieber ex abrupto zu meinem Thema zurückkehren.

In der ganzen Gegend, wo ich meine Kindheit verlebte, hatte fast jedes anständige Haus einen halbverständigen Omadhaun, der Messer und Gabeln putzte, den Hof auskehrte, die Schweine fütterte u. s. w., kurz, ein verbindendes Mittelglied zwischen Menschen und Vieh. Dieses Geschöpf lebte von den Ueberresten des Küchentisches, schlief in einem Außengebäude, ging barfuß und ohne Kopfbedeckung und wurde, in welchem Alter es auch seyn mochte, der Junge genannt. Ich erinnere mich kaum eines einzigen dieser Jungen, der mehr als fünf Fuß gemessen hätte, dessen Augen nicht graublau und dessen Haare nicht flachsblond gewesen wären. Ich spreche hier nur von geborenen Vieh-Naturen. Diejenigen, die auf künstlichem Wege, durch Branntwein oder Liebespulver, zu diesem Gradus gelangten, waren von jeder Statur und Farbe.

Es war interessant, die Pünktlichkeit zu beobachten, mit welcher diese armen blödsinnigen Bursche jede ihrer Pflichten erfüllten. Diese waren freilich eng begränzt, allein sie verlangten doch immer eine Art geistiger Verrichtung, die ich nicht zu definiren weiß. Der Bratenwender konnte es auf die Minute vorhersagen, wann das Fleisch hinlänglich gebraten seyn würde; der Stalljunge wußte die zum Melken günstige Zeit auf's Haar anzugeben; derjenige, dem das Fellesen mit Briefen anvertraut wurde — eine etwas höhere Charge — verlor es niemals und erreichte das Post-Amt nie zu spät. Er bahnte sich seinen Weg durch Gestrüpp, Dickicht und Moor und überwand Schwierigkeiten, vor denen selbst die Hasen gestutzt hätten, die er auf solchen Märschen aus ihren Schlupfwinkeln scheuchte.

Ich habe von der bundartigen Treue dieser unglücklichen Wesen rührende Beispiele erlebt. Ein reicher und braver Pächter wurde in der anarchischen Zeit nach der Rebellion von 1798 drei Tage lang vermißt. Mat, sein blödsinniger Stalljunge, war ebenfalls verschwunden, und man argwöhnte schon alberner Weise, er habe seinen Herrn umgebracht. Am vierten Tage fanden die Suchenden den armen Omadhaun in einer öden Gegend neben seinem ermordeten Herrn ausgestreckt und selbst mit dem Tode ringend. Auf einer seiner Wanderungen hatte er die Leiche entdeckt und wollte nun lieber vor Hunger sterben, als weiter gehen.

Von der kindlichen Liebe der Omadhaun's ist mir mancher rührende Zug im Gedächtniß geblieben.

Ein blödsinniger Bettler in unserem Orte, bekannt unter dem Namen Godsham, brachte, als ihm seine Mutter gestorben war, lange Zeit hindurch alle Tage sein dürftiges Mahl zu ihrem Grabe, theilte es in gleiche Hälften, machte Löcher in den Rasen und steckte die Speise hinein. Ich sah, wie er bei einem sehr starken Regen seinen Rock auszog, um das Grab zu bedecken, und hörte ihn seiner Mutter, deren Schweigen er für Hartnäckigkeit hielt, die zärtlichsten Vorwürfe machen. Hier war vom Erhabenen bis zum Lächerlichen kein Schritt mehr.

„Nun, liebe Mutter", sprach er, „was wollt ihr nicht wieder mit mir nach Hause kommen? Ei! plagt euch denn der Teufel, daß ihr euch hierher legt, wo es so bitter kalt ist? Ihr waret doch sonst nicht so viel außer Hause, was ist euch denn auf einmal in den Sinn gekommen? Plaudert doch Etwas mit mir! Da bring' ich eine Prise Schnupftaback für euch, und ein Schlückchen Schnaps gegen die Kälte. Wohl bekomm' es euch, liebe Mutter." Bei diesen Worten kratzte er wirklich etwas Erde weg, steckte den Schnupftaback in die Höhlung, und goß den Branntwein aus seinem Fläschchen auf die Stelle, wo nach seiner Meinung das Gesicht liegen mußte.

Eine Begebenheit aus der oben erwähnten Revolutions-Periode, die den lebendigsten Eindruck auf mein Gemüth machte, ist mit dem Schicksal eines anderen Blödsinnigen verknüpft. In der Nähe eines Buschwäldchens, nicht weit von der Landstraße zwischen Ebenderry und Carbery, stand die Hütte einer armen, bettlägerigen Wittwe, deren einziger Trost die mehr als kindliche Zuneigung ihres Sohnes Larry war. Die körperlichen Leiden der Bettlerin und die geistige Stumpfheit ihres Sohnes knüpften Beide innigst an einander. Sie hielt ihren armen Cretin für einen Liebling des Himmels, weil er als solcher keine Sünde begehen konnte. Larry besorgte alle häusliche Geschäfte, und sie unterredeten sich in einem Jargon, der Niemand außer ihnen verständlich war. Bei schönem Wetter pflegte Larry, mit einer Kappe zum Empfang der Almosen zwischen den Knieen, an der Thür zu sitzen, während die Mutter von ihrem Siechbette, das in der Thür stand, die Vorübergehenden anflehte, zu Gunsten einer einsamen, unglücklichen, verkrüppelten Kreatur von Weib und ihres vaterlosen Sohnes, und, fügte sie hinzu, der Herr vergelte den guten Christen mit Segen und bewahre sie und die Ihrigen vor Gichtschmerzen und Unschuld (d. h. Blödsinn) und sende sie zur ewigen Glorie. Amen!

Auf diese Weise bekam das verlassene Paar Almosen in Fülle, so daß sie sich eine Summe zurücklegen konnten, die der Sohn, nach der Anweisung seiner Mutter, in einen Winkel der Hütte vergrub. Dieses Repertorium ließ die Alte niemals außer Augen, und wenn sie schlief, so wachte ihr Ohr. Larry dagegen hatte den Schatz bald vergessen. Er entfernte sich jedoch nie von der Hütte, und seine ganze Ergötzlichkeit bestand darin, daß er im Schatten eines großen Hollunderbaums den blauen Himmel anglotzte.

In diese Periode fiel, wie schon bemerkt, der Ausbruch der Irischen Revolution. Die Schlacht bei Clonard (so nannte man den Angriff und die Vertheidigung eines einzigen Hauses) war der erste Versuch der Rebellen. Zunächst wurde Prosperous gestürmt und die Kaserne sammt ihrer kleinen Garnison den Flammen preisgegeben. Dann folgte die Schlacht bei Carbery, in welcher die Rebellen eine furchtbare Niederlage erlitten. Zersprengt und von der feindlichen Reiterei verfolgt, warfen die Meisten Alles von sich, was ihre Flucht behindern konnte, und ein Theil derselben verbarg sich in dem mit Gestrüpp überwachsenen Moore unseres Reviers. Ein Detaschement Dragoner rückte ihnen auf dem Fuße nach.

Früh am Morgen nach dem mörderischen Gefechte hörte die Wittwe Hennessey auf ihrem Lager den Hufschlag von Pferden, und weckte ihren Larry aus dem tiefen Schlafe des Blödsinns. In wenigen Minuten saß er an seinem gewohnten Posten, auf einer Bank an der Thüre der Hütte, ungerührt von dem kriegerischen Getöse, und streckte die Kappe aus, die nie wieder eine milde Gabe empfangen, oder seinen hirnlosen Kopf bedecken sollte. Eben begann seine Mutter ihre gewohnte Bettlerlitanei anzustimmen, als plötzlich ein von eignem Blute triefender Kerl hereinstürzte, den Omadhaun sammt

seinem Stuhle umwarf, und mit gräßlich heiserer Stimme Schutz und Obdach verlangte. Die gebrechliche Alte mußte vor Entsetzen laut schreien; Larry sprang instinktmäßig auf, und eilte an ihr Bette. Seine Mutter hatte noch so viel Geistesgegenwart, ihm etwas zuzuflüstern, das er wohl verstand. Er kauerte sich in den Winkel nieder, wo das Geld vergraben lag und wickelte sich ganz in seine lumpigen Kleidungsstücke.

Schon im nächsten Augenblick war die Hütte mit Dragonern angefüllt, die, vor der Thüre abgestiegen, ihre Beute verfolgten, und bald stürzte der unglückliche Flüchtling unter den Hieben und Stößen von einem halben Dutzend breiter Klingen an den Boden. Das arme Weib theilte sein Schicksal; ein Stoß auf's Ungefähr traf sie in die Brust. Sie hatte nur noch so viel Kraft, um mit sterbender Stimme ihren Larry zu rufen. Ein Dragoner entdeckte den armen im Winkel zusammengekauerten Blödsinnigen. Man zerrte ihn ans Licht. Der arme Larry beantwortete die Flüche der Soldaten mit einigen quikenden Tönen, die kein Mensch verstand, und wurde nun vor der Thür seiner Hütte buchstäblich in Stücke zerhauen.

Einen traurigen Kontrast zu Larry gab ein armes Mädchen, die nicht nur blödsinnig, sondern auch häßlich und mißgestaltet war. Die Zuneigung der unglücklichen Aeltern gegen dieses einzige Kind war gränzenlos, obschon die Tochter — seltsam genug — ihre Zärtlichkeit mit Kälte, ja mit Verachtung erwiederte. Die Aeltern unternahmen eine Menge Pilgerfahrten, und legten sich die härtesten Kasteiungen auf, um ihrer Tochter Gesundheit und Vernunft zu erflehen, während die Letztere sie mit Bitterkeit und grausamer Unempfindlichkeit verhöhnte. Nach jeder fruchtlosen Wallfahrt pflegte sie die guten Alten ungefähr so anzureden: „Na, was habt ihr jetzt von all' euerem Knieen und Plappern? Schaut mich doch an, ist etwas Besseres aus mir geworden durch den ganzen Hokuspokus? Bin ich nicht so schön wie zuvor? Ja, bei meiner Treu, ich bin noch die Nämliche, und ihr bildet euch nichts ein auf so eine schmucke Tochter? Schade, daß ihr nicht noch ein Kind habt, wie ich bin! Warum so ein grämliches Gesicht schneiden, ihr alten Narren? Wäre ein Bischen Verstand in euch, so schmisset ihr mich in den ersten besten Teich oder Brunnen, statt mich im ganzen Lande zur Schau herumzuschleppen."

Eines Abends kamen ihre Aeltern eben von einem heiligen Orte zurück. Sie hatten das Mädchen, in eine Decke eingewickelt, abwechselnd auf dem Rücken getragen und legten ihre Last auf das Geländer einer Brücke, um ein wenig auszuruhen. Die Unglückliche benutzte den Augenblick, wand sich mit großer Geschicklichkeit aus dem Arm ihres Vaters, der sich rückwärts an das Geländer lehnte, und sprang mit dämonischem Grinzen in den Fluß, indem sie ausrief: „Jetzt sucht euch eine andere Tochter, wenn ihr könnt!" Die Aeltern waren über den Verlust des koboldartigen Wesens untröstlich und bewahrten seine zerrissen Kleider wie kostbare Reliquien.

Eine andere Blödsinnige, deren Schönheit ein Vieh in menschlicher Gestalt dazu verlockte, daß er sie zur Mutter machte, hing mit solcher Zärtlichkeit an ihrem Kinde, daß weder Gewalt, noch Bitten sie nur einen Augenblick von ihm trennen konnten. Sie kannte ihren Verführer gar nicht mehr; allein von der Stunde ihrer Niederkunft an zeigte sie Furcht und Abscheu vor dem ganzen männlichen Geschlechte. Sie spazierte gern in den Feldern herum, pflückte wilde Blumen, bestreute ihr Kind mit denselben, drückte es häufig an ihr Herz und weinte bitterlich, so oft Kälte oder Regen es belästigten. Die Vorsicht, mit der sie es betastete, der ungemein sanfte, beinahe flüsternde Ton, in dem sie es anredete, und ihre an Verzweiflung gränzende Angst, wenn es schrie, bewiesen, daß die arme Blödsinnige alle mütterliche Gefühle im stärksten Grade besaß. Das Kind lebte nur wenige Monate; die Mutter glaubte, als es schon mehrere Wochen todt war, es schliefe bloß, und konnte nur mit Gewalt von ihm entfernt werden. Ihr wahnsinniges Geschrei war grausenerregend; sie wies Nahrung und Trost von sich und schmachtete noch etwa vierzehn Tage, bis der Tod auch sie erlöste. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Saint-Just und Pichegru.

(Fortsetzung.)

Der letzte Theil des Weges von Straßburg nach Hohnheim führte durch eine sehr weite dicht mit Bäumen besetzte Allee, welche in der schönen Jahreszeit eine der herrlichsten Promenaden abgeben mußte. Aber auch an jenem Tage, an einem der ersten des Schneemonats (nivose), an einem der strengsten Wintertage, gewährte die alles Schmuckes beraubte Natur nichtsdestoweniger einen wahrhaft malerischen Anblick. Der Schnee, erstarrt in einer Kälte von achtzehn Grad, war, gleich einem weißen mit Flitter durchwebten Teppich, gleichsam absichtlich unter den Füßen der Reisenden ausgerollt, und an den Ahorn-Bäumen, leicht zu erkennen an ihrer glatten gebänderten Rinde, war kein Zweig, an dem nicht große Krystalle von Reif in Menge zitterten. Ich wäre hier so bis gegen Abend gegangen, ohne an irgend etwas Anderes zu denken; indeß mußte ich bald darauf Verzicht leisten, denn ich befand mich nicht mehr allein. Da ich gar nicht schnell gegangen war, so wurde ich von einem Reiter eingeholt, der gleichfalls langsamen Schrittes seine Pfeife rauchend herbei ritt, und dem zwanzig Soldaten, die in zwei Reihen auf beiden Seiten vertheilt waren, folgten. Jener Offizier war mir sehr bekannt, denn ich hatte ihn schon einige Mal gesehen, wie er seine furchtbaren Amtsgeschäfte verrichtete; es war der Bürger Bruat, der rapportirende Capitain des Kriegsraths. Der Bürger Bruat hatte gewiß noch nie seinen Blick auf mir verweilen lassen, und, bei all' der philosophischen und klugen Abneigung, die mir alle Mächtigen dieser Art einflößten, freute ich mich doch jetzt, wo es geschah, ganz im Stillen darüber. Ich kam jedoch nicht mit dem bloßen Austausch des gemeinen militairischen Grußes davon, ich mußte noch eine ziemlich gleichgültige Frage beantworten, die er im Vorbeireiten aus reiner Höflichkeit an mich richtete: „Wo ich hingehe, Bürger? nach Höhnheim, in's Hauptquartier Pichegru's. Ich denke nicht mehr weit davon zu seyn!" . . . „Zweihundert Schritte", antwortete ein junger Mann, den ich noch nicht bemerkt hatte, und der sich, wie ich, in der Mitte der Allee hielt. Ich gehe auch nach Höhnheim, und wenn Sie mit uns marschiren, so werde ich Zeit haben, mich bei Ihnen nach unserer Heimath zu erkundigen. — „Nach welcher Heimath, Bürger?", erwiederte ich, indem ich ihn mit forschendem Blicke betrachtete. Seine edle, sanfte Physiognomie lohnte mir die Mühe. — „Kommen Sie, kommen Sie", sagte er zu mir, „unsere Landes-Aussprache läßt sich nicht verleugnen. Ich bin aus der Franche-Comté wie Sie, und ich mache mir eine Ehre daraus."

Ich war keineswegs über die etwas epigrammatische Weise, eine Unterhaltung anzuknüpfen, aufgebracht. Ich wußte schon, daß Theophrast, nach funfzig Jahren seines Aufenthalts in Athen, an der Sprache von einer Kräuterhändlerin als ein Lesbier erkannt wurde.

Der Bürger Bruat ritt noch immer vor uns her, ohne sich viel um uns zu kümmern, indem er mit seinen Fingern den vom Reife weiß gemachten Knebelbart kämmte. Wir plauderten daher offenherzig mit einander, und zwar zu meinem größten Vergnügen, denn mein Reisegefährte war sehr liebenswürdig, und seine Unterhaltung war voller Witz und Lebhaftigkeit. Ich fing an, ihm völlig geneigt zu werden.

Ich hatte erfahren, daß er Bobilier hieß und daß er aus Besançon gebürtig war. Ich fragte ihn noch, ob er bei der Staatsverwaltung oder bei der Armee attachirt sey. „Attachirt, ja wahrhaftig!" erwiederte er lächelnd, „aber weder bei der Armee, noch bei der Administration. Wenn Sie meine Geschichte interessirt, so will ich Ihnen gern kein Geheimniß daraus machen; mein Zusammentreffen mit Ihnen ist für mich ein Glück, denn es bürgt mir dafür, daß ich meiner Familie und meinen Freunden einige Nachrichten von meinem Schicksal hinterlassen werde. Es bedarf nur weniger Worte. Ich war Seconde-Lieutenant eines Infanterie-Regiments bei der Garnison zu Nancy. Ich ließ mich daselbst von einer heftigen Liebe (Sie wissen noch nicht, was das zu bedeuten hat) zu einem jungen adeligen Mädchen hinreißen, die mich mit ihrer Gegenliebe belohnte. Meine Herkunft stand der ihrigen keineswegs nach, aber sie ermangelte der Titel, und das war im Jahre 1789 noch ein unüberwindliches Hinderniß für das Glück zweier Wesen, die die Natur für einander geschaffen zu haben schien. Hierauf brach die Revolution aus; sie eröffnete mir eine glänzende Laufbahn, die ich auch ohne Zweifel in jedem Falle eingeschlagen hätte, aber die Liebe hielt mich davon ab. Ich sollte die Hand meiner Gebieterin mit meiner Emigration erkaufen, und, nach der Meinung ihrer Aeltern, dürften wir nicht lange getrennt von einander seyn: Ganz Frankreich erwartete die Rückkehr seiner Söhne aus der Fremde mit so großer Ungeduld! Wenn man verliebt ist, so glaubt man alles, was man wünscht, und ich war verliebt, wie ein Teufel. Was habe ich nöthig, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich mußte in das Netz der Hoffnung fallen. Ich emigrirte." — „Reden Sie leiser", unterbrach ich ihn mit ängstlicher Stimme; „es ist hier der Ort nicht, dies zu besprechen!"

Er that, als ob er mich nicht gehört hätte. „Ich emigrirte", fuhr er fort. „Ich kam in Koblenz an, wo man sich nach meiner Herkunft erkundigte. Ich zeigte meinen Degen. Man lachte mir in's Gesicht und kehrte mir den Rücken zu. Man hatte mir ausdrücklich das Recht, dem Könige zu dienen, versagt; ich nahm es mir heimlich. Der Feind ließ mir Blut. Er bedurfte welches, um meinen Schimpf damit abzuwaschen. Ich kehrte zurück mit dem rechten Arm in einer Binde; von allen meinen Täuschungen war mir nur noch die Liebe geblieben, und diese bewährte sich als die letzte. Ein grausames Schreiben hatte mich benachrichtigt, daß meine Braut nicht die Geduld gehabt, den nächsten Triumph der Monarchie abzuwarten; sie hatte sich eben mit einem Landjunker vermählt, der seine Ahnen dutzendweise herzählte und seine Dummheiten millionenweise. Ein wenig zu spät über die großen Herren und Frauen enttäuscht, nahm ich keinen Augenblick Anstand, wieder nach Frankreich zurückzukehren, nach dem Lande, das ich noch immer lieben mußte, trotz seiner Ausschweifungen und Raserein. Ich bin nun auf dem Rückwege seit drei Tagen, und das ist Alles."

Ich hatte ihn angetrieben, daß er aufhörte. „Ach", sagte ich zu ihm mit Lebhaftigkeit, „verschließen Sie in das Innerste Ihres Herzens alle die Umstände dieser Erzählung, deren schreckliche Folgen Sie nicht begreifen, denn Ihre Abwesenheit hat Sie gewisse Dinge nicht sehen lassen, die hier uns vorgehen. Wenn der Bürger Bruat, den Sie da hier sehen, davon nur ein einziges Wort gehört hätte, so würden Sie mit Ihrer Schwatzhaftigkeit weit kommen!" . . .

— „Sie glauben, mein Freund!" erwiederte der Emigrant, indem er noch immer lächelte, „nicht weiter, sage ich Ihnen, als ich mir eben vornehme, zu gehen!" — „Ist's möglich!" rief ich aus. „Wo gehen Sie denn hin?" — „Nach der Redoute Hohnheim, um zu sterben!" sagte er, „und wenn ich nicht irre, so ist sie hier!"

Während er diese Worte aussprach, hatte er mit einem plötzlichen Rucke die beiden Falten seines Mantels hinter seinen Rücken abgeworfen. Ich sah, daß ihm die Arme gebunden waren.

Die Eskorte folgte ihm, aber ich blieb zurück. Ich stand still auf meiner Stelle, versteinert vor Erstaunen und Schrecken.

Einige Augenblicke darauf erwachte ich aus meiner Betäubung. Eine Gewehr-Salve hatte mir die Nachricht von seinem Tode gegeben.

Aehnliche Executionen fanden in der Entfernung eines Kanonenschusses vom Hauptquartier alle Tage statt. Ich war an einem der nächsten Tage Zeuge der Hinrichtung des Generals Eisenberg und seines Generalstabes, und ich muß hier in meiner Erzählung etwas antizipiren, um nicht Gegenstände zu trennen, die sich einander so

nahe berühren. Der General Eisenberg war, wie man schon aus seinem Namen sieht, ein Deutscher, ein ausgedienter Soldat aus der Schule des alten Luckner. Man sagte, er selbst hätte den Krieg mit einem gewissen Erfolge zu führen verstanden, daß aber durch ein fatales Mißgeschick die Operationen seines Armee-Corps fast immer seinen Anordnungen entgegenwirkten. Seine letzte unglückliche Expedition ward allgemein seiner unverzeihlichen Unvorsichtigkeit zugeschrieben, die man für Verrätherei hielt. Die Truppen seiner Vorhut wurden in ihren Quartieren überrumpelt, während er ruhig in dem seinigen ausruhte, und nur mit Mühe gelang es ihm hernach, selbst mit seinen besten Offizieren der Verfolgung des Feindes zu entgehen; aber es wäre für den armen Mann besser gewesen, in die Hände der Oesterreicher zu fallen, als in die unbarmherzigen Klauen der Republik. Der aufgebrachte Saint-Just hatte ihn vor jenen expedirenden Kriegs-Rath verwiesen, den man die außerordentliche Militair-Kommission nannte, und diese hatte ihn wiederum nach der Redoute von Höhnheim abgeordnet, wo, wie ich schon eben erwähnte, gewöhnlich die letzte Scene jener blutigen Tragödien aufgeführt wurde. Vierzehn Angeklagte, aus denen jener flüchtige Trupp bestanden, waren vor Gericht erschienen, und vierzehn Verurtheilte wurden auch am anderen Morgen mit Tages-Anbruch nach der verhängnißvollen Redoute transportirt. Das Schuldig des Tribunals hatte nicht einmal zwei Stallknechte verschont, Leute, die nach einer gesunden Logik wohl nie für die Böcke der Strategen solidarisch hafften sollten. Das war die damalige Jurisprudenz!

Bisher waren wir durch die örtliche Lage mit dem Anblicke jenes abscheulichen Gerüstes verschont geblieben; aber an diesem Tage handelte es sich darum, einen denkwürdigen Streich auszuführen, der bis ans Herz der Armee wiederhallen sollte. Die armen Sünder sollten, paarweise an einander gebunden, vor allen Soldaten, die sich um unsere Kantonirung rings umher befanden, aufgeführt werden, und die Hinrichtung eines Generalstabes wurde als eine so treffliche Warnungstafel für einen anderen Generalstab angesehen, daß man es für passend hielt, den unserigen mit jenem lehrreichen Anblicke zuerst zu erbauen. Pichegru frühstückte, seiner Gewohnheit gemäß, stehend und in der Eile, mitten unter seinen General-Adjutanten, während die Pferde angeschirrt wurden und die meisten schon voller Ungeduld ihren Herrn erwarteten. Auf einmal verbreitete sich ein lärmender Tumult bis zu uns, und ich gehörte nicht zu den Letzten, die hinzuliefen, um die Ursache desselben zu erfahren. Es wurde mir nicht schwer, dieselbe zu errathen, bei dem Anblicke der mörderischen Reihe, die sich auf dem Platze sehen ließ, wiewohl sie heute an Zahl, Haltung und Feierlichkeit diejenige weit übertraf, welche zwei Tage vorher den unglücklichen Emigranten aus der Franche-Comté niedergemacht hatte. Meine erste Empfindung trieb mich an, zu fliehen, als ich mich auf ein Mal von einer unwiderstehlichen Neugierde gefesselt fühlte, indem ich die lärmenden Ausbrüche des Gelächters unter der Menge vernahm, welches das Waffengeklirr und das dumpfe Gemurmel der Volksmenge übertäubte. Indeß war dies noch nicht jener empörende Rausch einer wilden Freude, würdig jener Kannibalen, die um den Scheiterhaufen ihrer Feinde herumtanzen, jener Rausch, den man nur zu oft bei den revolutionnairen Hochgerichten ausbrechen sah; nein, das war nur die Regung einer natürlichen Fröhlichkeit.

Unter den obsturen Personen, die mit ihrem General zugleich hingerichtet wurden, befand sich ein junger Chirurg erster Klasse, ein Gascogner, welcher den wahren Lustigmacher beim Regiment abgegeben, der überall etwas zu lachen fand, über Alles lachte, und der so eben, zu seinem großen Vergnügen, die lächerliche Seite am Tode entdeckt hatte. Seine Scherze flossen ihm in diesem Augenblicke reichhaltiger als je, seine Gesticulationen hatten nie ein so possierliches Ansehen als gerade jetzt; es war unmöglich, sich nicht von diesen seltsamen Empfindungs-Aeußerungen hinreißen zu lassen, die nichts Gezwungenes, nichts Erborgtes, nichts Nachgeäfftes an sich trugen, vielmehr ein der Furcht und dem Schmerze gleich unzugängliches Temperament im höchsten Grade bekundeten.

Pichegru war unwillkürlich ans Fenster getreten, wie die Uebrigen es thaten. Als er bemerkte, daß hier ein Hochgericht gehalten werden sollte, sprang er schon zwei, drei Schritte zurück, aber der General Eisenberg rief ihm mit lauter Stimme zu, und er blieb, um ihn zu hören.

„Leb' wohl, Pichegru", sagte Eisenberg in einem Tone, dessen Eindruck durch die fremde Aussprache keineswegs geschwächt wurde. „Ich gehe zum Tode, und lasse Dich mit Vergnügen auf dem Gipfel der Ehre zurück, auf den Dein Muth Dich emporgehoben hat, ich weiß, daß Dein Herz meiner von Kriegsgeschick verrathenen Unschuld Gerechtigkeit widerfahren läßt, und daß Du im Stillen Mitleid mit meinem Unglücke hast. Gern möchte ich Dir, indem ich von Dir Abschied nehme, ein besseres Ende vorausagen, als das meinige ist; aber hüte Dich vor einer solchen Hoffnung. Das Volk, dem Du Deinen Arm geweiht hast, geizt nicht mit dem Blute seiner Vertheidiger, und wenn Dich das Schwert des Feindes verschont, so wirst Du wohl kaum dem des Henkers entgehen. Der Himmel möge Dich bewahren, Freund, vor der Eifersucht der Tyrannen, vor der Verleumdung der Gottlosen und vor der falschen Gerechtigkeit der Meuchelmörder. Leb' wohl Pichegru! — Nun immer vorwärts, Leute!"

Pichegru warf ihm einen Gruß zu mit der Hand, schloß das Fenster, eilte in das Zimmer hinein und ging zwei Mal auf und ab, ohne mit Jemand ein Wort zu sprechen.

„Ich würde meine schönste meerschaumene Pfeife dafür hergeben", sagte er endlich, „wenn man mich an den Namen jenes Griechischen Dichters erinnerte, der von den Prophezeihungen der Sterbenden gesprochen hat." — „Es ist Aristophanes, Herr General", erwiederte ich auf der Stelle: *Ἔχειν ὁ γέρων ἀρχέλλια*, eine Stelle, welche in meiner alten Grammatik so übersetzt ist:

Jener sterbende Alte verkündet den Geist der Sibylle —

„Sehr schön", entgegnete Pichegru, indem er mir die Wange streichelte, „Du hast jetzt nur eine Pfeife zu fordern, aber ich werde Dir etwas Anderes dafür geben und, in zwei Jahren bekommst Du einen Degen. — Kommt, Kommt Kinder", fuhr er fort, indem er sich nach seinen Offizieren hinwandte; wir haben noch einen Marsch heute zu machen, denn ich glaube wohl, meine Vorposten nach Drusenheim zu verlegen. Dies ewige Gemetzel bei Straßburg langweilt mich schon, und ich eile unser Quartier abzubrechen. Was das Sterben anbetrifft, so hat das überall wenig zu sagen, es gehört zu den Abwechselungen auf dem Schlachtfelde."

Ach, hätte ich doch die Mauer durchdringen können, die mich von jenem Mann trennte in seiner letzten Hast, wäre ich doch der Vertraute seines letzten Gedankens gewesen! Man wird mir's schwerlich ausreden, daß der General Eisenberg es war, der, wie jener bekannte Geist dem Brutus in dem Lagerzelte bei Philippi, in jenem Augenblick ihm erschien, um ihn daran zu erinnern, daß seine Stunde geschlagen und daß er von hier abtreten müsse.

Ich komme nun auf meine Ankunft zu Höhnheim zurück. Der Generalstab war zeitig aufgebrochen. Der Kanonendonner krachte die ganze Linie entlang, und krachend entfernte er sich allmälig. Es war am Tage jenes merkwürdigen Treffens bei Wanzenau, welches den ganzen rechten Flügel der Armee völlig frei machte und zugleich das glückliche Vorspiel der Wiedereinnahme der wichtigen Stellungen unseres vom Feinde durch Ueberfall eroberten Territoriums war. Indessen war das Hauptquartier nicht ganz leer! Ich traf daselbst jene Commissaire aus der Franche-Comté an, die man zu Straßburg vergeblich aufgesucht hatte, und die sich in ein unverletzliches Asyl gerettet, indem sie sich unter die Fahne begaben. Wie viel proscribirte Köpfe haben hier nicht in ihrem Schatten ruhig geschlummert in jenen verhängnißvollen Tagen! Ich zweifelte nunmehr nicht daran, daß Charles Perrin ebenfalls hierher dem Geschick entwischt sey, das ihn bedrohte, und ich hatte bald Gelegenheit, diese Vermuthung bewährt zu finden, ohne daß ich sie je über meine Lippen brachte. Alle Welt begriff damals, ohne von Jemand anders, als von den Umständen belehrt zu werden, die Nothwendigkeit des Geheimnisses, und diese Erziehung im Unglücke war für unser Zeitalter eine ganz besondere Wohlthat des Himmels. Es gab wenig Leute, unter denen, die damals ihre Lehrjahre in der Lebensschule zurücklegten, die nicht genöthigt gewesen wären, sich der Reihe nach mit denselben Vorsichtsmaßregeln gegen die Wuth der Parteien zu waffnen!

Was Pichegru anbelangt, so nahm er mich auf, wie ein Kind. „Ich werde Dir zeigen", sagte er zu mir, indem er mich zärtlich umarmte, „wie wir unsere Feinde behandeln." Diese wohlwollende gastfreundliche Aufnahme beruhigte meine scheue Schüchternheit gänzlich. Ich glaubte nunmehr, mich bei meiner Familie zu befinden.

Pichegru ist nur zu sehr bekannt, als daß ich es mir erlauben sollte, ihn hier zu schildern, indeß ist er doch noch nicht so bekannt, daß er eines eifrigen Vertheidigers ganz entbehren könnte. Das Schicksal, welches ihm Eisenberg verhergesagt hatte, ist grausamer Weise in Erfüllung gegangen. Schändliche Verleumdungen, auf untergeschobene geheime Urkunden gestützt, deren Werkmeister alle Welt kennt, haben sich an das Andenken jenes Helden geknüpft, über welchen keine Partei eine rechte Meinung hat, der hinsichtlich seiner Gesinnungen von seinen eifrigen Verehrern sowohl, als von seinen Verleumdern verkannt wurde, und der keine treue muthige Stimme, die seinen Ruhm hätte rächen können, hinterließ, weil er ein zu armes Leben geführt, ach! zu unabhängig und zu stolz, um sich Kreaturen zu erwerben. Wenn Zeit und Umstände einst meinem Alter hinreichende Muße gestatten sollten, so werde ich vielleicht dem Epaminondas jener Zeit ein Monument errichten, das einfach, imposant seyn und fortdauern soll, wie er selbst. Ich werde den Royalisten beweisen, daß sie sich täuschen, indem sie Pichegru Dienste anrechnen, die er ihnen zu leisten nie gedacht hat, eben so will ich den Revolutionnairen zeigen, daß sie sich täuschen oder sich unverschämte Lügen erlauben, wenn sie ihm Verrätherein zuschreiben, deren seine erhabene Seele nicht fähig war. Zwischen Pichegru und dem Gedanken an eine Verrätherei lag eine eben so große Distanz, wie die, welche die zwei Pole des Unendlichen von einander trennen, wenn man diese je messen könnte; eine Verrätherei, die sich übrigens wohl schwerlich bestimmt angeben ließe bei einem General, der sein Vaterland von der Gewalt des Feindes befreiet, der den Schrecken seiner Waffen unter die Feinde verbreitet, und der nie in einer Schlacht gefochten hat, in der die Ehre Frankreichs kompromittirt worden wäre! Es war wohl seine Sache nicht, sich zu verschwören! Ich werde diesen Beweis mit so klaren Argumenten belegen, daß dem Verdachte kein Vorwand, der Treulosigkeit keine Ausflucht und der blinden Tollheit keine Entschuldigung für jenen Volkspöbel bleiben soll, der Verbannung und Tod nach dem Willen seiner Zusammenretter vertheilt! Ich werde es thun, ich beschwöre es! und die Nachwelt wird als ruhiger und unparteiischer Richter der Gegenwart auf einen unvergänglichen Grund die entweihte Statue des reinsten und wahrhaft größten unserer Feldherren errichten.

Aber diese Arbeit ist zu weitläufig, um auf einige flüchtige Blätter hingeworfen zu werden; sie ist zu ehrwürdig, als daß ich sie in ein leichtes Bruchstück meiner Memoiren, und in welche Memoiren? in die Erinnerungen eines Schülers, bringe. Ich werde also schon eine andere Gelegenheit abwarten, Pichegru zu schildern, so wie ich ihn in meiner Kindheit gesehen habe, ehe ich noch, leider! in die traurigen Geheimnisse eingeweiht war, aus denen seine Verbrechen von dem bitteren Groll der Republikaner auf eine ganz willkürliche Weise hergeleitet werden. Ich werde ihn zeigen, wie er war, stolz und zugleich sanftmüthig, imposant und einfach, gerecht und nachsichtsvoll, gewandt und loyal, der Tapferste der Soldaten und der Bescheidenste unter den Bürgern, wohlwollend, menschenliebend, großmüthig gegen Alle und streng gegen sich selbst und so in sich die

Rechtschaffenheit des Aristides, die Uneigennützigkeit des Fabricius, die Mäßigkeit des Scipio, den unbeugsamen Sinn des Cato von Utika vereinigend, zu einer Zeit, wo fast ganz Frankreich sich nur zu glücklich geschätzt hätte, wenn es sich in die Arme eines Marius oder eines Oktavians hätte werfen können. — Hier habe ich höchstens nur die Zeit, ihn namhaft zu machen. (Schluß folgt.)

Frédéric Lemaitre.

Wir Alle haben Talma gekannt, den Griechischen, Römischen Talma, den letzten Erklärer Corneille's und Racine's, wir haben ihn, wie den Ringer Archidamas, mit seinen beiden Händen die Wölbung des Theaters stützen sehen, wo Corneille's und Racine's vereinzelte Nachfolger ihre Spiele feierten; wir haben das Spannen seiner Muskeln, das Anstemmen seiner Kniee gesehen; denn die gesammte klassische Welt trug er auf seinen starken Armen; da trat ihn eines Tages der Tod an; die Arme des Kolosses sanken, und die klassische Welt stürzte zu Boden, all' jene Thoren begrabend, die so stolz gewesen waren, zu glauben, sie alle zusammen mochten wohl so stark seyn, wie jener allein.

Nun, und fast zur selben Zeit, traten neue Dichter und Schauspieler auf: ich bin weder bescheiden, noch närrisch genug, als daß ich mich entschließen könnte, diese Anderen zu nennen und ihren Rang ihnen anzuweisen; doch bestimmen mich nicht dieselben Gründe, in Betreff der Schauspieler zu schweigen, und somit will ich von Ligier, Bocage und Frédéric Lemaitre ein Bild entwerfen.

Und zwar wollen wir uns heut nur mit dem Letzteren beschäftigen; es findet sich vielleicht später Gelegenheit, auf die beiden Anderen zurückzukommen, und wir wollen dann wohlüberlegt und gewissenhaft über sie unsere Meinung sagen. Es soll dies ein Versuch seyn, sie, so viel wir wenigstens vermögen, in ihrer Individualität aufzufassen, deren Kreis wohl Keiner so leicht im Stande seyn möchte besser zu verzeichnen, als eben wir, weil jeder der Genannten in unseren Stücken Rollen gespielt hat und spielen wird, die wir uns bestrebt haben, mit seinem Talent in Harmonie zu setzen, und weil sie sämmtlich, richtig beurtheilt von uns, wofür sie geeignet, uns sogleich so viel zurückerstattet, als sie von uns empfangen hatten, Erfolg um Erfolg.

Frédéric Lemaitre ist zu Havre im Jahre 1800 geboren; sein Vater war Stadt-Baumeister und Stifter einer Privat-Zeichnen- und Bau-Schule, welche die Aufmerksamkeit und Gunst des ersten Konsuls erwarb. Der Vater unterhielt sich oft damit, den Sohn, als dieser noch ganz klein war, mit einem Tuch oder einer Serviette, je nachdem er ihn nun mit der konsularischen Toga oder bloß mit dem Jünglings-Gewand bekleiden wollte, zu drapiren, ihm einen hölzernen Dolch in die Hand zu geben und ihn erlesene Stellen aus Voltaire nachsagen zu lassen; so wuchs der Knabe auf und führte nach und nach einzelne Stellen, Scenen, am Ende ganze Tragödien auf, und obgleich er im neunten Jahre seinen Vater verlor, hatte die Lust zum Theater doch so bei ihm Wurzel gefaßt, daß er für sich allein als eine Arbeit jene Uebungen fortsetzte, die er als ein Spiel begonnen.

Der Knabe ward zum Jüngling, und seine Verwandten bestimmten ihn zum Handelsstand; man kaufte ihm einen kleinen Ballen Waaren als Versuch und bezahlte seine Ueberfahrt auf einem Schiff, das nach Amerika geladen hatte; er nahm von seiner Mutter Abschied und reiste aus Havre ab.

Als er durch Rouen kam, sah er durch den Kutschenschlag einen Komödienzettel, der mit großen Buchstaben die Vorstellungen Joanny's, Joanny's, welcher der Talma der Provinz hieß, ankündigte. Die Versuchung war zu groß für einen Liebhaber, und so ließ er denn den Wagen, um einen Passagier leichter, dahinfahren.

Frédéric war noch in Rouen, als sich das Schiff schon auf der hohen See befand. Der Beruf des jungen Mannes war entschieden.

Hierauf begann für ihn das abenteuerliche Künstlerleben, welches dem Studium der Menschen aller Klassen und der Leidenschaften aller Art so günstig ist. Das letzte Theater in Paris sah seine ersten dramatischen Versuche. Frédéric trat zuerst bei den Seiltänzern auf!

Er blieb nur kurze Zeit an diesem Theater, so unbekannt damals und in unseren Tagen durch die Phantasie eines unserer geistvollsten Romantiker so gefeiert; ließ sich dann längere Zeit bei Franconi nieder und ging von da zum zweiten Théâtre Français über, wo wir uns erinnern, ihn in Vertrauten-Rollen in der Tragödie gesehen zu haben. Um ihm strenge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nehmen wir nicht lange Anstand, zu sagen, daß er darin abscheulich war.

Glücklicherweise ward es unser Künstler müde, sich immer von Agamemnon schütteln und von Orest umarmen zu lassen; an einem schönen Abend versiegelte er seine tragische Verlassenschaft, ging über die Seine und trat in den Saal des Ambigu, in dem Moment, wo man die Auberge des Adrets gab.

Wir alle kennen die Geschichte dieses Melodramas; wir alle haben darin jenen Fashionable in Lumpen, jenen Macaire gesehen, mit seinem Hut ohne Boden, seinem blauen Rock, seinen rothen Beinkleidern, seinem Spitzen-Jabot, seinen Bollschuhen und seiner knarrenden Tabaksdose; wir haben alle dieser phantastischen, komischen, kritischen, geistreichen und tiefen Schöpfung der Literatur einer ganzen Epoche Beifall geklatscht, die noch am Leben seyn könnte, hätte sie Frédéric nicht mit einem Streich entseelt, und deren Leichenrede, während vierhundert Vorstellungen, das Gelächter, Gestampf und Beifallsklatschen von ganz Paris war.

Frédéric war im Innersten bewegt: er hatte erfahren, daß er mehr Verstand, daß er Geist besitze, daß er mehr als ein bloßer Schauspieler, daß er ein Künstler sey; er gab hinter einander und mit steigendem Glück die Rollen des Cartillac, des Cartouche, des Cagliostro und des Mirthsknechtes; hierauf trat dreißig Jahre oder das Leben eines Spielers, ans Licht, dieser Vater der modernen Dramen, das vielleicht das vorzüglichste unter allen wäre, wenn es eben so geschrieben wäre, wie es gedacht ist.

Frédéric war darin von einer bewunderungswürdigen Wahrheit; oh! das war er, wie er leibte und lebte, der leidenschaftliche, wüthende, ungeduldige Spieler, mit dem Feuer in den Adern und dem Durst nach Golde im Herzen. Wie er Stufe um Stufe herabsinkt, dieser Mensch! wie er aus der Verlegenheit in's Elend, vom Laster zum Verbrechen gelangt, und dann, wenn seine Gestalt gebückt ist, seine Haare weiß geworden sind, wie er dann so ganz der Greis zu jenem jungen Manne ist!

Diese Darstellung entschied für Frédéric; es war nun dargethan, daß er im höchsten Grade die beiden verschiedenen Eigenschaften des Dramas, das Komische und das Tragische besaß; er war mit Leichtigkeit im Stande, in seinen Zuschauern die beiden entgegengesetzten Empfindungen zu wecken, deren Bewirkung den großen Künstler kund giebt, Gelächter und Thränen. Einzelne kranke mürrische Kritiker versuchten allein mitten unter dem tausendstimmigen Bravo zu zischen; das Publikum hörte nicht auf sie, wohl aber vernahm sie der Schauspieler; seine Antwort war von der Art, wie sich für einen Mann von Genie geziemte: er gab die Rolle des Edgar von Ravenswood.

Wer erinnerte sich nicht des jungen eleganten Mannes, mit blassem Gesicht, leidenschaftlichem Herzen, dieses Edgar, der so wacker, so leutselig, so unglücklich war? wer erinnerte sich nicht, wie er, nur den Kopf wendend, über seine Achsel verächtlich die Aufforderung seines Nebenbuhlers annahm, wie er jene Kette, die ihm seine Geliebte in einem Augenblick der Liebe gegeben, und die er ihr in einer Stunde des Zorns zurückgab, krampfhaft von seiner Brust riß! Oh! welches Mißgeschick hatte er auf seiner Stirn, dieser Mann, und wie edel war er geboren, um so unglücklich zu seyn und gewaltsamen Todes zu sterben! Wir alle erinnern uns seiner, denn er war eine von den mächtigen, reichen und lebhaften Gestalten, die sich mit allen unseren Sympathieen in Verkehr setzen, die gewaltsam in unser Gedächtniß eindringen, und die man sein ganzes Leben lang mit den Augen der Einbildungskraft vor sich sieht, wenn man sie nur ein einziges Mal mit leiblichen Augen gesehen hat.

Diese Darstellungen von so verschiedener Art und voll solcher Originalität zogen aller Augen, des Publikums und der Autoren, auf Frédéric. Das Publikum gewöhnte sich daran, zu kommen, um den Mann zu sehen, die Schriftsteller, für ihn zu schreiben. Seine Triumphe als Mephistopheles und Marat, diese beiden großen dämonischen Gestalten, von so entgegengesetzter Beschaffenheit, wovon er den einen auf eine so phantastische und den anderen auf eine so wahre wirkliche Weise gab, steigerten seinen Ruhm noch höher: hierauf geschah es, daß der Direktor des zweiten Théâtre Français sein Augenmerk auf ihn richtete; das Odéon that seine beiden Thorflügel dem Ex-Vertrauten Joanny's auf; Pylades war Orest geworden, Arcas hieß nun Agamemnon.

Mittlerweile hatte sich Frédéric eine Zeit lang auf dem klassischen Boden zu bewegen. Die antiken Rollen, die er in dieser Zeit mit hoher Einsicht und seltenem Geschick spielte, paßten weniger für seine Gestalt als die modernen. Es trat ein Augenblick des Zweifels ein, ob dieses Talent, wahr bis zur rohen Weiblichkeit, leidenschaftlich bis zur heftigen Wuth, in der fremden Atmosphäre, die er hier athmete, heimisch werden würde. Um diese Zeit brachte Mazères sein Drama: la mère et la fille auf die Bühne, eine der merkwürdigsten Productionen der neueren Kunst.

Um diese Zeit ließ ich mein zweites Stück im Odéon aufführen: eine ziemlich schlechte Arbeit, und die zur Stunde, wie ich wenigstens hoffen will, vom Publikum vergessen ist; Frédéric spielte darin die Rolle des Napoleon; er war außerordentlich groß in den drei oder vier guten Scenen, die in dem Stücke auftauchten.... Hierauf trat Richard Darlington an das Licht.

In diesem Stück hatte Frédéric eine große Gestalt zu geben, den Typus einer bedeutenden Persönlichkeit aufzustellen — den: Ehrgeizigen ohne Herz, ganz Verstand, den Mann von Genie in der Weise Mirabeau's. Wie dieser vom Volke gewählt, vom Hofe erkauft, eben so gegen die Freiheit verschworen wie er. — Wer ihn in dieser Rolle gesehen hat, weiß, durch welchen bewundernswürdigen Affekt er die Scheidungsscene, trotz ihrer Widrigkeit, rettete; mit welcher erstaunenswerthen physiognomischen Gewalt er die schwierige Scene der Zusammenkunft vorüberführte, wo das Königthum, Aug' in Auge dem Tribunal gegenüber mit seinen goldnen Worten den Mann bestickt, den es zuerst zum Verräther und endlich zum Mörder macht.

Gegenwärtig ist Frédéric ein Mann von dreiunddreißig Jahren, schöner außer, als auf dem Theater, wo einem die feinen Züge seines Gesichts entgehen; voller Kraft, Originalität, Auffassung und erfinderischer Gestaltung: wenig Menschen besitzen Augen von solchem Feuer wie er, so überraschende Geberde, so gewaltigen Ton der Rede; voller Instinkt, voller Einfälle, wie er ist, braucht man ihn in einem Stücke nur walten zu lassen, um durchaus ruhig zu seyn: er wird sich an die Spitze des Personals stellen, alle mit sich fortreißen, ganz allein: im Fall er Widerstand findet, es mit den zweitausend Zuschauern im Saale aufnehmen, und in dem Augenblick, wo Alles glauben wird, das Stück und ihn über den Haufen geworfen zu haben, plötzlich durch irgend einen bedeutenden Aufschwung sich selber, den man zertreten, und das Stück, das man verloren gewähnt, hoch aufrichten.

(Alex. Dumas.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Mittwoch den 5. Februar 1834.

Rußland.

Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur.

III. Neueste Literatur.

Die Schriftsteller, von denen nun noch zu sprechen ist, gehören dem 19ten Jahrhundert an und erhielten demnach ihre Bildung unter der Regierung Alexander's I., der durch unerhörte Ereignisse ein unauslöschliches Siegel aufgedrückt wurde. In diesem Vierteljahrhundert drängten sich ganze Jahrhunderte von Begebenheiten zusammen, und das erstaunte Europa sah die Entwickelung eines politischen Drama's, in dem die ganze Menschheit eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielte. Rußland, das aus sich selbst zu einem Koloß von Größe und Macht emporgewachsene, war gleichsam dazu berufen, der Schiedsrichter des Europäischen Geschicks zu werden. Nationalruhm und literarischer Glanz sind Brüder, und so war denn kein Zeitraum so reich an Talenten. Mitten unter den Schlägen des Befreiungskrieges von 1812, beim Leuchten des Brandes von Moskau, im kriegerischen Feldlager stimmten die Sänger ihre Leier, feierten, wie einst Tyrtäus, den Ruhm der Todten und munterten die Lebenden zum Sterben auf. Nach diesem Feldzuge, der für Rußland mit dem schönsten aller Triumphe, mit dem Triumph der Seelengröße und Mäßigung endigte, vertauschte der vor kurzem noch unversöhnliche Krieger sein Schwert mit der Lyra des Dichters oder mit der Feder des Gelehrten. Man sah jene kriegerische und patriotische Jugend sich wetteifernd bestreben, dem Vaterlande einen anderen dauerhafteren und glücklicheren Ruhm, den der Wissenschaften und Künste, zu erwerben. Man sah jene Dichter emporblühen, die sich in allen Gattungen der Poesie auszeichneten, an ihrer Spitze einen **Schukowski**, **Batiuschkoff** und **Puschkin**. Die Sprache wurde unter ihrer beredten Feder fest begründet, und Wissenschaften und Künste hatten sehr bald Männer aufzuweisen, auf die sie mit Recht stolz seyn können.

Der ausgezeichnetste von den Schriftstellern dieses Zeitraums, derjenige, dessen Ruhm am mindesten einem Zweifel ausgesetzt seyn dürfte, ist der Russische Aesop **Kriloff**. Es ist unmöglich, alle Eigenschaften eines Fabeldichters noch irgendwo in einem solchen Grade vereinigt zu finden: naive Darstellungsweise, lokale Färbung, charakteristische Nationalität des Stils und in die Augen springende Moral. Jede seiner Fabeln ist eine um so schärfere Satire, je kürzer und naiver sie erzählt ist. Sein Ausdruck ist so leicht und fließend, daß man den Mechanismus des Versbaus gar nicht gewahr wird. Wie Lafontaine weiß er seiner Lyra die verschiedenartigsten Töne zu entlocken, und seine Poesie ist voller Erhabenheit und Harmonie, sobald der Gegenstand es fordert. Der Graf Orloff hatte den Gedanken, Kriloff's Fabeln von Französischen Literaten übersetzen zu lassen; aber diese Uebersetzer verstanden nicht Russisch und legten ihrer Arbeit nur eine abgeschmackte Paraphrase zu Grunde; daher entstellten und entfärbten sie seine Poesie bei der Uebertragung derselben in ihre Sprache. Herr Kriloff hat auch für das Theater geschrieben; aber die Bewunderer seines liebenswürdigen Talents werden es gewiß sehr bedauern, daß er sie nur mit drei Lustspielen beschenkte.

Vom Geist der Deutschen Literatur durchdrungen, mit einer Feuerseele begabt, doch auch zu allen zarteren Gefühlen gestimmt, reihte sich **Schukowski** den Dichtern an, die uns, wenn wir uns auch noch so sehr dagegen sträubten, für die Poesie einnehmen würden. In seinen bezaubernden Dichtungen spiegeln sich wie in einem magischen Schimmer unsere Empfindungen und unsere Träume; seine Phantasie schwingt sich zu jenem Ideal des Schönen empor, das über die Einbildungskraft des Menschen erhaben ist; er bringt uns demselben näher und offenbart es zuweilen sogar unseren Blicken. Nach dem Vorbild des Deutschen Dichters Bürger machte er aus der Ballade eine eigene Dichtungsart; der ihm aber hat dieselbe gleich viel von dem lieblichen und rührend naiven Ton der Romanze und von der glühenden Begeisterung der Ode. Mehr Anmuth und Ausdruck in der Darstellung, mehr Wohllaut in den Versen läßt sich nicht denken. Die Strophen scheinen in einer und derselben Form gegossen zu seyn. Man merkt ihnen nicht Arbeit, nicht Mühe an. Sie sind der Abdruck des Gedankens. Selbst als Uebersetzer konnte der Russische Dichter sein Talent nicht unterdrücken. Seine Uebersetzungen sind wieder neue Schöpfungen. Oft übertreffen sie noch das Original. Niemand besaß die Kunst, die Schönheiten fremder Sprachen in die seinige zu übertragen, in so hohem Grade. Die Gedanken verlieren nichts, sie wechseln nur ihr Gewand. Schukowski widmete sich vorzugsweise der lyrischen Poesie. Unnachahmlich ist er in seinen Balladen, voll Feuer in seinen Episteln, zart und anmuthig in seinen leichteren Gedichten und Romanzen. Es ist sehr zu bedauern, daß er das Russische Theater nur mit einer einzigen seiner bewundernswerthen Uebersetzungen bereichert hat, nämlich mit Schiller's „Jungfrau von Orleans", die in dieser neuen Gestalt nicht im geringsten verloren hat.

Batiuschkoff, ein Nebenbuhler Anakreon's und Parny's, war der Dichter der Sinnlichkeit und des Vergnügens. Er sang von den Freuden des Lebens, von der Wonne der Liebe, von den Leiden des Genie's, und die göttlichen Töne, die er seiner Leier entlockte, zauberten die Seele in den Kreis seiner Entzückungen. An Reinheit, Leichtigkeit und Harmonie des Stils ist er ein Schriftsteller ohne Tadel, und sein „sterbender Tasso" allein wäre hinreichend, einen Dichter unsterblich zu machen.

Der Name A. **Puschkin's**, zu denen der beiden vorigen Dichter gesellt, vollendet die Idee, die man sich in unserem Zeitalter von der Poesie zu bilden vermag. Noch origineller als die ihm vorangehenden Schriftsteller, in hohem Grade mit jener schöpferischen Phantasie begabt, die Meisterwerke gebiert und bildet, erregte dieser Russische Dichter von seiner Kindheit an durch den männlichen und kräftigen Ausdruck seiner Sprache allgemeine Bewunderung. Sein Gedicht „Ruslan und Ludmilla", das er als siebzehnjähriger Jüngling vollendete, zeichnet sich schon durch kühne Gedanken, neue und liebliche Bilder, durch eine glückliche und originelle Wendung aus. Niemand verstand die Sprache besser zu benutzen, und sein Ausdruck ist von unnachahmlicher Leichtigkeit. Es ist wenig gesagt, wenn man seine Verse wohlklingend nennt; sie sind stets volltönend und rollen in ununterbrochener Harmonie dahin; kurz, sie sind Musik. Puschkin bereicherte die Russische Literatur mit mehreren Gedichten; einige Stellen aus der „Quelle von Bakschesarai", aus „den Zigeunern" würden alle Dichter zur Verzweiflung bringen, die jemals etwas Aehnliches versuchen wollten. Es ist zu bedauern, daß der liebenswürdige Dichter von „Ludmilla" und „Marie" sich in Byron's Fußtapfen verirrte, als er seinen „Onegin" schrieb, ein Gedicht in der Art des „Don Juan", das ungeachtet einiger sehr schöner Stellen doch nur ein welkes Blatt zu dem glänzenden Kranze hinzufügt, den ihm die Musen geflochten haben.

Gneditsch, der sich durch das Lesen der alten Klassiker bildete, ist besonders dadurch berühmt, daß es ihm mit vielem Glück gelang, den Griechischen Hexameter in Rußland einzubürgern. Seine schöne Uebersetzung von Homer's Iliade ist ein Denkmal, das nicht nur ihn, den Einzelnen, sondern die ganze Nation verherrlicht. Seine geschmackvollen und tief empfundenen Elegieen zeichnen sich durch reinen Stil und erhabene Gedanken aus.

Glinka's Dichtungen fließen aus einem so schönen, so keuschen, so innigen Gemüth, daß sie von Liebe und Unschuld gewürzt scheinen. Die religiöse Empfindung, die darin vorherrscht, hat etwas Süßes und Anziehendes; es ist die Religion des Herzens. Die „Briefe eines Russischen Offiziers" sind ein Werk, das dem Patriotismus und dem Talent des Verfassers gleiche Ehre macht.

Der geistreiche Fürst **Wiasemski** glänzt in der Klasse der glücklichen Dichter, die einen so wunderbaren Gebrauch von der Russischen Sprache zu machen wußten. Er strebt stets nach Anmuth im Ausdruck, und es ist ihm oft gelungen. Sein Vers nimmt leicht die Gestalt eines Sprüchworts an.

Die kriegerische Muse **Dawidoff's**, im Feldlager gebildet, nahm dort eine kecke und martialische Sprache an; sein bebender und muthwilliger Stil wird oft hinreißend und strahlt voll kühner und origineller Bilder. Er ist ein zweiter Bouflers, dessen Werke zum Entzücken sind, obgleich er weniger Sorgfalt darauf verwandt zu haben scheint, als auf sein Pferd.

Baratinski hatte durch Wohllaut seiner Verse, Kühnheit und Leichtigkeit seines Stils beim Beginn seiner Laufbahn die größten Hoffnungen erweckt. Wenn diese Hoffnungen auch nicht ganz erfüllt wurden, so hat er doch mehrere Sachen zu Tage gefördert, die von Talent, Anmuth und Geschmack zeugen.

Milonoff machte sich als satirischer Dichter einen Namen. Das Haupt-Verdienst seiner Elegieen ist ein Gefühl tiefer Trauer; seine Verse aber sind oft nicht ganz korrekt.

Wojeikoff verdankt der Kunst mehr als der Natur. Seine satirischen Episteln sind voller Witz. Einige Stellen seiner Uebersetzung von Delille's „Gärten" und einige Episoden in seinem Gedicht „die Wissenschaften und die Künste" zeugen von nicht unbedeu-

tendem Talent, aber es fehlt seiner Poesie häufig an Erhabenheit und Harmonie.

Mersliakoff schreibt eine korrekte und geschmackvolle Prosa. Als Dichter hat er sich durch seine gefühlvollen Gesänge und durch seine Uebersetzungen aus den Alten einen nicht unverdienten Ruf erworben; zu bedauern ist es, daß er den Versbau zuweilen vernachlässigt und nicht immer nach den Regeln eines strengen Geschmacks gebildet hat.

W. Puschkin ist ein liebenswürdiger Erzähler. Reiner Geschmack, leichter und fließender Stil sind die Haupt-Vorzüge seiner Dichtungen.

Raitsch hat seinen Ruf durch eine Uebersetzung von Virgil's „Georgica" und von Milton's „verlorenem Paradies" begründet.

Der blinde Dichter Kosloff ist der Liebhaber aller empfindsamen Herzen. Seine Muse, die mit den Schmerzen seines Zustandes zu sympathisiren scheint, redet ganz die Sprache des Gefühls. Seine beiden Gedichte „der Mönch" und „die Thörin" sind in den Händen aller Russen.

Ich führe hier die Namen der Anna Bunin und der Anna Wolkoff an, weil zwei Dichterinnen eine seltene Erscheinung auf dem Russischen Parnaß sind, und weil es schon ein ungewöhnliches Verdienst ist, daß sie durch ihr Beispiel das schöne Geschlecht aufgemuntert haben, auch einigen Schmuck von den Musen zu entlehnen. Die Frauen in Rußland sind für die Fortschritte der Literatur zu lange unempfänglich geblieben. Soll aber das Herz, welches höher schlägt bei dem Namen des Helden, der den Ruhm des Vaterlandes begründet, soll es unempfindlich bleiben gegen den Gesang des Dichters, der jenem allein Unsterblichkeit verleihen kann? Die Frauen sind die Wächter des heiligen Feuers; der Dichter Lorbeer grünt schöner in ihren Händen; er begeistert zu edeln und großen Thaten. In den letzten Jahren jedoch ist eine glückliche Veränderung vorgegangen. Mit Vergnügen sieht man Russische Dichtungen auf der Toilette gebildeter Damen; leider aber solche, die meistens unter den Cooperschen und Walter Scottschen Romanen stehen. Der „Sturz Phaëtons" von Anna Bunin ist ein durch die Schönheit der Erfindung ausgezeichnetes Gedicht.

Der Prinz Schekowskoi hat das Verdienst, das Russische Theater, welches schon wieder in Verfall kam, ehe es noch eine Existenz gehabt, aufrecht erhalten zu haben. Seinen Lustspielen fehlte es weder an Salz noch an Geist; seine Komik ist natürlich, aber seine Sprache ist nicht edel genug, es ist nicht die Sprache der guten Gesellschaft. Es ist dies ein gemeinsamer Fehler aller Russischen Komödien, und zwar deshalb, weil die schöne Welt die Sprache Molières redet und also in Rußland noch keine Sprache der guten Gesellschaft sich hat bilden können.

Kokoschkin hat den „Misanthrop" sehr gut übersetzt. Griboiedoff hat durch das Lustspiel „die Gefahr, geistreich zu seyn" gezeigt, daß es nur von ihm abgehangen hätte, das Theater mit neuen Meisterwerken zu bereichern. Zu früh ward er den Wissenschaften und dem Vaterlande entrissen, das ihn innig bedauerte.

Lobanoff hat Racine's „Iphigenie" und „Phädra" sehr glücklich in's Russische übertragen.

Sagoskin's Lustspiele zeichnen sich durch ihre Originalität und den natürlichen Stil des Dialogs aus.

Chmelnitzki, Gendr und Katinin haben das Theater mit musterhaften Uebersetzungen Französischer Tragödien und Komödien bereichert.

Man wird bemerkt haben, daß ich wenig Prosaiker angeführt habe, und man muß gestehen, daß dieses Feld der Literatur in Rußland noch sehr wenig bebaut ist. Darf man darüber erstaunen? Bei allen Völkern hat die Civilisation mit der Poesie begonnen.

Von Karamsin, Schukowski und Batiuschkoff ist bereits die Rede gewesen; die beiden Letzteren haben sehr wenig in Prosa geschrieben, aber diese wenigen Werke sind musterhaft. Der Erste hat einen Europäischen Ruf erlangt. Der Stil seiner Geschichte Rußlands ist ein Vorbild an Gediegenheit und Eleganz. Um seinen Landsleuten Geschmack an der Literatur beizubringen, schrieb er mehrere Novellen und gab einige stets treue und gelungene Uebersetzungen heraus. Seine Erwartungen wurden nicht getäuscht. Alle Russen haben seine Werke in Händen. Unter seinen prosaischen Stücken werden besonders „das Lob Katharina's II.", „Martha oder die Unterjochung Nowgorod's" und „das Leben der alten Athener" mit Auszeichnung genannt.

Katschenowski verdient den Namen des Russischen Aristarchs. Er ist ein korrekter Schriftsteller, und Niemand kannte den Geist der Sprache besser. Seine historischen Abhandlungen zeugen von gründlicher Bildung, und seine Kritiken beurkunden ein sicheres Urtheil und einen gebildeten Geschmack. Er hat lange Zeit hindurch ein Journal redigirt, das mit Recht in hohem Ruf stand.

Wl. Ismailoff trug mit Katschenowski durch treffliche Uebersetzungen dazu bei, seine Landsleute mit den Erzeugnissen ausländischer Schriftsteller bekannt zu machen.

Bronewski, Verfasser der „Denkwürdigkeiten eines Seemannes", hat sich durch das Talent, womit er die Küsten des Mittelländischen Meeres schilderte und die Hochthaten seiner Waffenbrüder feierte, einen Namen gemacht. Sein Stil ist fließend, belebt und malerisch.

Gretsch ist einer von den Schriftstellern, denen die Russische Sprache ihre Vervollkommnung zu verdanken hat. Er hat zuerst das grammatische Chaos entwirrt und als Journalist und Kritiker dazu beigetragen, den Geschmack der zu schreibseligen jungen Schriftsteller zu läutern. Seine historischen Versuche sind ein schätzenswerther Beitrag zur Russischen Geschichte.

Bulgarin, obgleich ein Pole, verdient unter den besten Russischen Prosaikern genannt zu werden. Er ist besonders als Tagesschriftsteller und als erster Verfasser eines historischen Romans in Russischer Sprache ausgezeichnet. Sein Nebenbuhler in diesem neuen Fach ist Sagoskin, Verfasser mehrerer schätzbarer Lustspiele, an dessen Romanen aber das Publikum noch mehr Geschmack zu finden scheint; sein „Juri Miloslawski" hat mit Recht großes Glück gemacht.

Wir nennen noch den Verfasser einer Reise nach Japan, Golownin, ferner Swinin, Loff, Kutusoff, Somoff, Jakowleff, Nareschnoi, Kniaschewitsch, die sich mit Erfolg in verschiedenen Gattungen versuchten; besonders aber müssen wir noch den Herausgeber eines geschätzten Journals, Polewoi, erwähnen, der durch eine Geschichte der Russischen Nation, wovon bereits die ersten Bände erschienen sind, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen hat. Ich kann über dies Werk kein Urtheil fällen, da ich nur die Vorrede kenne; aber es scheint, daß der Verfasser, vom Geist der neuen historischen Schule durchdrungen, die Größe der Wichtigkeit und Aufgabe, die er sich stellte, erkannt hat, und daß er sie mit Ehren erfüllen wird.

In diesem kaum skizzirten Abriß von der Russischen Literatur habe ich die Namen mehrerer Dichter und Prosaiker, deren Ruhm noch nicht fest begründet ist, nicht angeführt, nicht sowohl, weil ich sie vergessen, sondern aus Furcht, dem Urtheil vorzugreifen, welches das Publikum über ihre Erzeugnisse fällen wird, von denen einige zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

In den letzten Jahren scheint die Literatur ein wenig von jener Lebendigkeit verloren zu haben, die ihrem Gange anfangs einen so energischen Schwung verlieh. Nur Almanache erinnern beim Beginn jedes Jahres durch die unter einigen darin befindlichen Gedichten stehenden Namen daran, daß es noch ein paar Literaten giebt; aber das Werk einer neuen Belebung der Literatur ist im Stocken. Nichts mehr von solchen Erzeugnissen, die in der Literaturgeschichte eines Volks Epoche machen. Die Ursachen dieser betrübenden Erschlaffung will ich übergehen. Es wäre zu wünschen, daß die jungen Schriftsteller sich weniger in die Fußstapfen Victor Hugo's und Lamartine's verirrten und ihre Berühmtheit nicht in überromantischen Dichtungen suchen wollten. Der bescheidene Ruhm, der dem Leben des Gelehrten zu Theil wird, scheint ihnen des Neides nicht mehr werth, und doch spülen die Wasser der Lethe, die jene nichtssagenden Schönthuereien ohne Erbarmen verschlingen werden, nach Jahrhunderten die großartigen Früchte ehrenwerthen Fleißes, welche die Gränzen der menschlichen Kenntnisse erweiterten, wieder aus der Tiefe empor. Hoffentlich wird sich die Aufmerksamkeit von neuem mit mehr Eifer auf die Wissenschaften wenden, die mit dem Ruhm einer Nation entweder gleichen Schritt halten oder mit ihm zusammen untergehen müssen. Sie sind ein wesentlicher Bestandtheil in dem Leben eines Volkes. Wäre Alexander der Große nicht der Schüler eines Aristoteles und der Zeitgenosse der hochgebildeten Athener gewesen, so würde sich kein größerer Ruhm an sein Daseyn knüpfen, als an die Laufbahn eines Alarich, Dschengis-Chan und Tamerlan, die, wie er, das Verdienst haben, daß sie viel Blut vergossen. Die Russen haben das Erbe des Ruhms, welches ihnen Peter der Große und Katharina II. vermachten, zu bewahren und zu vergrößern. Die Aufgabe ist schwierig; aber die Nachwelt, wahrscheinlich eine sehr strenge Richterin über das Jahrhundert, in dem wir leben, wird ernste Rechenschaft darüber fordern. Heil der Nation, die dann gerechtes Lob einärndtet! (L. Repey.)

Frankreich.

Saint-Just und Pichegru.

(Schluß.)

Der Abend versammelte uns sehr spät zu einem höchst frugalen Mahl, bei dem sich gewöhnlich mehrere damals mehr oder minder berühmte Generale einfanden, wie: Lieber, Bourster, Michaud, Hermann, der gute gelehrte Hermann, welcher einige Zeit nachher starb, und eine noch weit beträchtlichere Anzahl von Offizieren des Generalstabes. Pichegru selbst hatte vier General-Adjutanten, unter denen mir zwei schon sehr bekannt waren; der Eine, Herr Gaume, war aus Besançon; er ist erst kürzlich durch die Cholera seiner Familie und seinen Freunden entrissen worden; der Andere, Herr Chaumette, der sich durch viel Geist und sein vortreffliches Betragen in der Garnison jener Stadt als Capitain eines Dragoner-Regiments auszeichnete, hat sich, wie ich glaube, nach dem Holländischen Feldzuge aus dem Kriegsdienste zurückgezogen und lebt seit der Zeit als Maire zu Issoire, wo er sich noch in einem schon etwas vorgerückten Alter der allgemeinen Achtung und Liebe erfreut. Er hat mich gewiß schon vergessen, und ich muß gestehen, daß er Zeit dazu gehabt hat; aber mir werden die außerordentlichen Beweise der Güte, deren mich diese beiden Herren würdigten, nie aus dem Gedächtnisse schwinden. Der Name der beiden Anderen wird den Lesern unserer modernen Biographieen wohl bekannter seyn. Ich darf nur an den Capitain der Artillerie, Abatuni, erinnern, der 1795 zum General ernannt worden und 1796 bei der Vertheidigung von Hüningen geblieben ist, wo ihm auch, auf den Antrag Moreau's, ein Grabmal errichtet worden ist. Er war ein geborener Korse und, wie ich seitdem hörte, aus der Familie Napoleon's. Die Kanonenkugel, welche ihn traf, hat ihm vielleicht eine Krone entrissen. Er war ein schöner junger Mann in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren, groß, schlank, gewandt, kraftvoll und von merkwürdiger Unerschrockenheit. Seine Gesichtszüge, mit aller der regelmäßigen Genauigkeit des Griechischen Stils ausgedrückt, gewährten einen münzartigen Anblick, und dieser Eindruck wurde durch seine Erzfarbe noch erhöht. Jedoch hatte dieser äußere Anschein von Ernst keinen Einfluß auf seine Gemüthsart; vielmehr zeichnete er sich durch eine ungezwungene, freie und fast kindische Fröhlichkeit aus; nur besaß er wenig Witz und Lebhaftigkeit. Diese letzteren Vorzüge waren aber im höchsten Grade vereinigt bei seinem Waffenbruder, Doumerc, Capitain bei der Kavallerie, in demselben Alter und noch schöner als Abatuni, ein Jüngling, der überdies alle Eigenschaften besaß, aus denen man sich ein vollkommenes Ideal von einem schönen Offizier bilden kann. In seinem schwarzen, beweglichen und ausdrucksvollen

Auge brannte das ganze Feuer des Muthes, welches schon damals einen jener Helden ankündigte, die über das Schicksal der Schlacht bei Austerlitz entscheiden sollten. Auch liehen die glänzenden Strahlen des Witzes und die wohlklingende Aussprache des jungen Doumerc der Lebhaftigkeit, die er mit dem Süden theilt, einen unendlichen Reiz. Der General-Lieutenant Doumerc soll jetzt in der Zurückgezogenheit eines Weisen leben, wohin er sich nach zwanzig Jahren des Kampfes und des Ruhmes begeben hat, und ich glaube, ohne ihm Unrecht zu thun, voraussetzen zu dürfen, daß er sich seitdem ein wenig verändert hat, denn es sind, wenn ich nicht irre, ungefähr vierzig Jahre, seitdem ich ihn nicht gesehen habe. Indeß ist er meinem Gedächtniß so gegenwärtig, als wenn ich ihn gestern gesehen und gehört hätte.

Man wird leicht aus der Schilderung der Gäste Pichegru's schließen können, daß an seiner Tafel eine lebhafte Fröhlichkeit herrschte; jene merkwürdige und doch so natürliche Fröhlichkeit treuer Genossen in Kampf und Gefahr, die heute dem Tode entgangen sind, um sich ihm morgen von Neuem freiwillig preiszugeben. Ich habe keine Woche verstreichen sehen, wo nicht beim Gastmahl eine neue Lücke entstanden wäre. Der General bezeichnete sie im Vorbeigehen durch ein Runzeln der Stirn, verscheuchte jedoch bald den Schatten derselben, den jene Krieger wohl verstanden; und dann setzte man sich nieder, man lachte, man sprach von glänzenden Waffen, von schönen Pferden, von Frauen und von Vergnügungen; kurz man dachte nicht ans Philosophiren. Pichegru nahm wenig Antheil an der Unterhaltung und lachte fast nie, wenn wir das Lächeln der Seele ausnehmen, das selten seine Lippen verließ und die Heiterkeit belebte. So lange seine Stirn sich nicht umwölkte, tobten jene Possen immer fort, und ich erinnere mich nicht, daß sie jemals, so lebhaft, ungestüm, ja gemein sie auch gewesen, doch nur einen Augenblick in Geschmacklosigkeit ausarteten. Man hat oft das letzte Gastmahl der Lacedämonier vor dem Tage von Thermopylä zitirt. Es giebt aber keinen Französischen Offizier, der sich nicht bei einem ähnlichen Feste zwischen zwei Schlachtfeldern befunden hätte, und ich darf, um diese Vergleichung genauer durchzuführen, wohl bemerken, daß die eng eingeschlossenen Linien der Armee, welche damals die Mauern Straßburgs deckte, die Thermopylen Frankreichs waren.

Ich habe schon oben angedeutet, daß wir uns in Hohnheim nicht lange aufhalten durften. Es waren noch keine acht Tage verflossen, als der rechte Flügel der Armee schon völlig degagirt war, und der Generalstab begab sich nach dem Centrum in's Hauptquartier zu Findenheim. Die Meisten ließen sich auf einem alten Schlosse Wurmsers nieder, welches von den Kartätschen ganz durchschossen war. Der General Pichegru schlug seine Wohnung nebst seinen Adjutanten bei dem Dorfpfarrer auf. Ich hatte das Glück, ihn dahin zu begleiten; ich sage nicht ohne Grund, daß ich dies Ereigniß zu den glücklichsten meines Lebens rechne, denn ich verdanke ihm einen feinen Geschmack, der noch jetzt mein Leben verschönert. Der Pfarrer von Findenheim war ein Koloß von sechs Fuß Höhe, einer proportionirten Leibesgestalt mit einer Nase, die zwar nicht so sehr wie die früher von mir erwähnte des Bürgers Tétreü hinausragte, die indessen diesen geringen Nachtheil durch den weiten Umfang ihrer Basis wieder ersetzte, welche von der einen und der anderen Seite den horizontalen Durchmesser ihrer kupferfarbenen Form zu überschreiten drohte. Unter dieser plumpen Hülle war jedoch unser Pfarrer der beste der Menschen, gefällig, gastfreundlich, aufrichtig und zugleich artig, ein guter Zecher, bei der seinem Stande geziemenden Mäßigkeit; zugleich erwies er in vollem Maße einem vortrefflichen Rheinwein, den er sich Glück wünschte, vor den Deutschen, die zu viel davon zu trinken pflegten, verborgen zu haben, die gebührende Ehre, und außer allem dem war er noch in verschiedenen wissenschaftlichen Gegenständen bewandert. Es ist mir unmöglich, die Freude zu schildern, die ich empfand, als ich sein mit Schmetterlings-Sammlungen dekorirtes Zimmer erblickte; ich konnte nicht müde werden, es anzusehen. Weit entfernt, mich zu Findenheim zu langweilen, hätte ich mich vielmehr gern zehn Jahre dort aufgehalten, allein zehn Jahre, die Zeit der Belagerung Troja's, waren für meinen General, der seine Eroberungen schneller zu machen gewohnt war, als Agamemnon, eine Ewigkeit.

Uebrigens hatte ich ein Mittel gefunden, meine Zeit nutzbar und ihre Anwendung Pichegru angenehm zu machen. Ich muß nämlich bemerken, er hatte, wie man es von allen großen Feldherren erzählt, sein Lieblingsbuch, nämlich die Memoires de Montecuculi, ein Werk, welches ich, trotz der Empfehlung einer für mich so einflußreichen Stimme, doch nie gelesen habe. Er trug beständig einen Band bei sich, und seit einiger Zeit hatte er den Wunsch, dasselbe mit einem anderen Autor zu thun, der einen fast gleichen Rang in seiner Achtung eingenommen hatte. Allein unglücklicherweise fand sich kein Mittel dazu. Der General Custines, ein Vorgänger Pichegru's in dem Oberbefehl über die Rhein-Armee, der, wie er, unermüdlich in der Arbeit war, schien jeden freien Augenblick, den ihm der Krieg vergönnte, zur Abfassung der Geschichte seiner Feldzüge angewandt zu haben. Da war nicht Eine Thatsache übergangen, nicht Eine Operation, die nicht mit dem größten Detail aus einander gesetzt worden, nicht Ein Resultat, das er nicht genau vorher angegeben, und auf welches er nicht sorgfältig am Rande zurückgekommen wäre, um sich über die Umstände, die es mehr oder weniger modifizirten, Rechenschaft abzulegen, wenn er zufällig bei der fast unfehlbaren Genauigkeit seiner Combinationen in einigen unwichtigen einzelnen Punkten sich getäuscht hatte. Noch mehr, man erkannte darin sogar seine Fehler, die er mit großer Offenheit aufzählte, und deren Würdigung keine geringe Belehrung für einen Jeden hätte seyn können, der sich zu derselben Laufbahn berufen fühlte.

Indessen trug dieses bewundernswürdige Manuskript erstlich alle Fehler eines in der Eile abgefaßten Werkes an sich, zweitens war es dem ausgezeichneten Verfasser nicht vergönnt, dasselbe in die erforderliche Kürze zu bringen. Es war zu ängstlich genau, zu breit, zu sehr mit unnützen Bemerkungen und Wiederholungen überladen, die besonders für solche Leser, die nicht jedes Einzelne interessirt, ermüdend sind; kurz, um alle diese Mängel zusammenzufassen, darf ich nur sagen, daß es drei Bände in Folio, in dem gewöhnlichen Format der Polyglotten und Atlasse, umfaßte. Ich hatte oft Pichegru das Bedauern aussprechen hören, daß die verwickelten laufenden Arbeiten, die mit dem Sekretariat verbunden waren, es ihm nicht erlaubten, eine geschickte Hand an jenes Werk zu legen, das übrigens nach seiner Meinung weit mehr Takt und Geist zum Analysiren erforderte, als man von bloßen Secretairen verlangen könnte. Da er es mir nicht erlaubt hatte, dem Generalstabe auf seinen gefährlichen Streifzügen zu folgen, so schätzte ich mich glücklich, die schöne Muße meiner langen Tage dazu anzuwenden, daß ich einige Auszüge aus jenem Werke zu machen versuchte, die mir übrigens durch die Präliminar-Arbeiten Pichegru's sehr leicht wurden; denn er hatte gewöhnlich mit einem Federstriche oder mit einem Bleistift die wesentlichsten Stellen angemerkt; außerdem waren noch alle wichtige Punkte auf eingelegten Zeichen, die aus dem Manuskripte herausragten, dem Haupt-Inhalte nach angegeben. Jene Art analytischer Ausarbeitungen war mir schon hinreichend bekannt, denn mein Vater hatte mich mit meinen wichtigsten Schulstudien so verfahren lassen, und ich zweifle nicht, daß sie mir so ziemlich gelungen waren; aber das Schwierige war nur, auf welche Weise ich sie vor den einzigen Richter hatte bringen sollen, dessen Stimme für mich einigen Werth haben konnte. Endlich fiel es mir nach acht Tagen, als mir meine Abschriften ziemlich genau und sorgfältig schienen, ein, sie an den gehörigen Stellen in das Manuskript der Memoiren Custine's einzurücken, wo sie nothwendigerweise früher oder später die Aufmerksamkeit Pichegru's, der jenes Werk alle Abende durchblätterte, auf sich ziehen mußten. Zehn Mal sah ich mit gewaltigem Herzklopfen, wie er bei dem eingeschalteten Blatte verweilte, indem er es mit dem anderen verglich, aber er sagte mir nicht ein Wort davon. Nur schien er von jetzt an mehr Interesse an meinem Geschwätz zu nehmen und sich auch genauer nach dem Grade zu erkundigen, bis zu welchem meine Bildung gediehen war. Endlich aber forderte er mich eines Tages, unter dem Vorwande, daß Alle ausgegangen oder beschäftigt wären, auf, einige unwichtige Zeilen zu schreiben, die er mir diktirte; darauf verglich er dieselben hinter meinem Rücken mit den unzähligen schriftlichen Arbeiten, die ich ihm seit einiger Zeit geliefert hatte. „Du bist es also", sagte er dann zu mir, „der auf eine meinem Wunsche so entsprechende Weise die Memoiren Custine's analysirt! Das geht über Dein Alter hinaus; aber Deine äußere Lage soll auch demgemäß seyn. Sieh her, ob dieser Frack Dir wohl paßt."

Jener Frack, welcher auf einem Stuhle lag, war ein schöner nationalblauer Rock mit himmelblauen Aufschlägen und Kragen, der mir saß, wie angegossen, denn es war das Maß dazu nach dem meinigen genommen worden. Mit der kleinen rothen Filzmütze, welche die Secretaire beim Generalstabe damals trugen, und die ich dabei gefunden hatte, erhielt ich noch ein Relief, über das ich außer mir vor Freude war, und ich glaube kaum, daß ich heute mit größerem Stolze die Uniform eines Generals mit glänzenden Epaulettes, Vergoldungen und Ehrenzeichen anlegen würde. Die Eindrücke, die die Eitelkeit auf den Menschen macht, sind ganz relativ, und die ersten sind immer die tiefsten.

Außer einem großen Arbeitstische, auf dem beständig die Memoiren Montecuculis und die Memoiren Custines lagen, befanden sich in dem Zimmer Pichegru's, in seinem Hauptquartier zu Findenheim, keine andere Möbeln als ein Lehnstuhl und drei Matratzen ohne Bett-Decken und Tücher. Diese drei Matratzen, unmittelbar auf den Fußboden ausgebreitet, ließen kaum zwischen einander einen engen Gang frei für die nächtlichen Promenaden des Generals. Die erste war die seinige, auf die er sich aber selten hinlegte, vielmehr brachte er jede Nacht fünf oder sechs Viertelstunden am liebsten auf seinem Lehnstuhl zu, wo er zuweilen ein wenig schlummerte; die zweite Matratze war für Herrn von Reignac, ersten Secretair beim Generalstab, und die dritte war für mich. Wir beide schliefen da weit besser, als ich seit der Zeit je wieder geschlafen habe, und wir wurden nur in der äußersten Noth geweckt, wenn etwa Pichegru eine sehr dringende Arbeit vorkam, die er allein nicht vollenden konnte. Um vier Uhr Morgens stand er hastig auf, oder vielmehr legte er die Arbeit weg, wusch sich das Gesicht, Hände und Füße in einem Eimer mit kaltem Wasser, das in seinem Büreau stand, rauchte eine Pfeife und spülte sich mit einem Tropfen Branntwein den Mund aus, worauf er bis sieben Uhr seine Audienzen ertheilte. Hierauf begaben wir uns mit ihm zu einem Frühstück, das sehr kurz gefaßt war, so wie es auch unser Ankleiden seyn mußte; denn wir schliefen bis auf die Mütze und Stiefeln ganz angekleidet, nach einer Verordnung Saint-Just's, die er nach jener fatalen Ueberrumpelung Bischweilers, welche für den General Eisenberg so verhängnißvoll gewesen, bei Todesstrafe für die ganze Armee ertheilte. Um acht oder halb neun Uhr war Alles zu Pferde. Eine Viertelstunde darauf donnerten die Kanonen auf allen Seiten, und noch eine Viertelstunde später war der Feind geschlagen.

Ich habe mich auf das obige Detail nur deshalb eingelassen, weil dies nöthig war, eine Anekdote zu verstehen, die zwar an und für sich unwichtig ist, die mir aber doch seit der bekannten schrecklichen Katastrophe eines der Männer, die ich am meisten dienieden geliebt habe, viel Stoff zum Nachdenken gegeben hat. Ich trug gewöhnlich so wie Pichegru eine schwarze sehr dicht am Halse angeschlossene Kravatte, indem wir so eine Opposition bildeten gegen die Stutzer in Paris, welche um die Wette auf die höflichste Weise jene weite Binde des Pro-Konsuls angenommen hatten, und da ich auch eine natürliche Neigung zur Schmeichelei besaß, denn ich habe in der That immer denjenigen geschmeichelt, die ich liebte, so hatte ich

mich darauf einstudirt, meine Kravatte mit einem Knoten an der rechten Seite zu knüpfen, eine allerdings sehr einfache Methode, die ich noch heute, und zwar, wie man mir glauben kann, ohne mir das Geringste darauf einzubilden, befolge. In einer Nacht, als ich, ohne Zweifel von einem fatalen Alp gequält, in einem schweren Schlafe lag, fühlte ich auf ein Mal eine Hand über diesen Knoten fahren, welche ihn aufmachte, und meinen Kopf vom Fußboden aufhob, auf den er sich im Schlafe geworfen hatte. Ich erwachte. „Sie sind es, Herr General!“ rief ich aus, „bedürfen Sie meiner?“ „Nein“, sagte er, „Du bedarfst meiner. Du hast gelitten, geächzt; es war mir leicht, die Veranlassung dazu zu erkennen. Wenn man, wie wir beide, eine Kravatte trägt, die dicht anschließt, so muß man dafür Sorge tragen, daß man sie schlaff macht, ehe man einschläft, und ich werde Dir ein ander Mal erklären, wie man durch Unterlassung dieser Vorsicht vom Schlage und vom plötzlichen Tode getroffen werden kann. Es ist ein Mittel für den Selbstmord.“ Ich drückte seine edle Hand auf meine Lippen und schlief ein.

Ich habe hier diese Anekdote ganz einfach mit allen ihren einzelnen Umständen erzählt, aber ich glaube, man wird sich nicht wundern, daß ich mich zehn Jahre darauf wieder an dieselbe erinnerte. O, wäre es doch möglich, daß sie das Gedächtniß Napoleons von dem feigsten und gehässigsten Meuchelmorde befreite!

Da Pichegru an allen Orten, wohin er sein Hauptquartier verlegte, die höchste Gerichtsbarkeit hatte, so waren wir seit unserer Abreise von Hohnheim, welches noch zu den Militair-Gränzen Straßburgs gehörte, von der Teufelsgesellschaft jener Henker, von denen Eulogius Schneider immer umgeben war, befreit. Jener Propagandist des Todes war nicht bei uns, indeß folgte er uns auf den Fuß, ganz in der Nähe, um Nachlese zu halten über die Köpfe, die der Krieg verschont hatte, gleich dem Geier, der Besitz nimmt von einem Schlachtgefilde, etwas das unsere immer mehr vorschreitende Armee zu einer Armee von Flüchtlingen machte. Was Saint-Just anbelangt, so ruhte er sich gar nicht aus, er hörte nie auf, den Muth der Fechtenden auf dem Schlachtfelde anzuspornen; wir sahen ihn oft vortheilkommen und unter Anderem auch am Tage jener berühmten Schlacht bei den Anhöhen von Brumpt, auf welche in kurzem die Einnahme der beiden Motter-Ufer und der wichtigen Position von Hagenau folgte. Im Laufe der folgenden Nacht ereignete sich eine Begebenheit, die von unseren Biographen wohl aufgenommen zu werden verdient. Saint-Just war in der Kommende Brumpt abgestiegen, und ich muß bemerken, daß dieser Ort einer Ueberrumpelung sehr ausgesetzt war. Ich weiß nicht, durch welches traurige Geschick er erfuhr, daß ein junger Offizier aus Noyon, der sein Schulkamerad gewesen, und den er wie seinen Bruder liebte, sich in einiger Entfernung in einer jener Höhlen befinden müsse, welche sich die Soldaten vermittelst ihrer Säbelklingen und mit Aexten in der von der strengsten Kälte versteinerten Erde ausgehöhlt hatten. Er läßt sich dahinführen, er kommt an, ruft seinen Freund, der auf den Ton der bekannten Stimme schnell hervoreilt, ohne sich die Zeit zu nehmen, sich die geringste Bekleidung umzuwerfen. Er war ganz nackt. Saint-Just drückt ihn an seine Brust und ruft aus: „Der Himmel sey doppelt gebenedeit, einmal, weil ich Dich wiedergesehen habe, und dann, weil ich an einem Menschen, der mir so theuer ist, eine merkwürdige Lehre in der Disziplin und ein großes Beispiel von Gerechtigkeit geben kann, indem ich Dich dem öffentlichen Wohl zum Opfer bringe!“ Hierauf wandte er sich zu seinem Geleite. „Thut Eure Pflicht“, sagte er. Bei diesen Worten umarmte ihn der Offizier noch ein Mal, sprach seinen letzten Wunsch für die Freiheit aus, kommandirte Feuer und fiel todt zu Boden.

Dieser Akt von Lacedämonischem Heroismus, vor dem der Himmel unsere Nachkommen bewahren möge! wurde in dem Tagesbefehle der Armee mitgetheilt und ward zwar auf verschiedene Weise beurtheilt, aber es läßt sich nicht leugnen, daß er in der That einen sehr vortheilhaften Einfluß auf die Truppen hatte.

Nachdem ich in der Geschichte meiner Feldzüge so weit gekommen bin, wird es mir schwer, mich davon zu trennen; man wird sich wohl leicht denken, daß es für die Winter-Abende eines in der Mitte seiner Kinder sitzenden Invaliden keine angenehmere Zerstreuung giebt. Indessen kann ich meinen Lesern im Voraus hier mittheilen, daß, wenn mich nicht der Tod vor der Beendigung meiner Memoiren übereilt, ich mich bemühen werde, dieselben in bescheideneren Dimensionen zu fassen, als die Memoiren Custine's und Montecuculi's haben.

Charles Nodier.

England.

Irlands Narren und Schwachsinnige.

(Schluß.)

Die häufige Wiederkehr der empörendsten Revolutions-Gräuel machte einen ländlichen Aufenthalt in dem Theile der Grafschaft Leinster, wo die Rebellen wütheten, ganz unerträglich. Fast Alles floh in die Städte. Auch unsere Familie nahm in einem jener volkreichen und unerquicklichen Asyle der „duldenden Loyalität“ ihre Zuflucht. Für uns Kinder war das geräuschvolle Stadtleben eine angenehme Abwechselung. Die Stadtnarren gewährten mir unmäßige Freude; es waren so pfiffige Kerle, und man konnte wenig rührende Unschuld an ihnen verspüren. Schon der Umstand, daß ein Narr die Stadt wählt, um daselbst sein Metier zu treiben, zeugt von einem spekulativen Instinkte, den er schon in seinen Mienen trägt.

Die vornehmsten Steuerer auf dem Narrenschiffe unserer Stadt waren sechs Personen mit folgenden Namen und Titeln: Brodigan der Pumpenschwengel, Jack der Kupfernasige, Denny der Tanzende, Bill Woods, John Ring und Paddy Puß.

Dem Ersten dieser Kerle war in seiner Jugend, in einem Scharmützel mit der Faction der Tuomy's, die Hirnschale beschädigt und ein Schenkel zerschlagen worden. Er war eine schreckbare Gestalt, gelblich, langhaarig und mit verzweiflungsvoll starrenden Blicken, als ob das Andenken an jene Schlacht, die seinen Verstand zerrüttet hatte, ihn immer noch wie ein Gespenst verfolgte. Er schlenderte den ganzen Tag in den Straßen auf und nieder, hielt den Leuten sein lahmes Bein trotzig entgegen, murmelte, fluchte und schwenkte einen Stock über seinem Haupte, während er mit der anderen Hand seine langen zerrissenen Rockschöße hin und her zog. Die einzigen Worte, die er laut wiederholte, waren: „Fünf Pfund für einen Tuomy! Zehn Pfund für einen Tuomy! Brodigan hervor! Schwapp!“ Jeder Pfennig, den er empfing, wanderte gleich zum Schnapsverkäufer; allein die Menge Branntwein, die er trank, schien ihm weder zu nützen noch zu schaden.

Wie aber Jack Kupfernase zu seinem Beinamen gekommen, weiß ich in der That nicht zu sagen. Seine Nase glich einem Adlerschnabel (war also keine Adlernase), und die Augen darüber waren von einer gläsernen Substanz, übrigens ohne allen Ausdruck. Dieser Jack, ein harmloser, äußerst beweglicher Bursche, hatte entweder nicht mehr Lunge, als ein Fisch, oder so viel als ein Wallfisch; denn er konnte mit einem Brief, der Eile verlangte, 32 Irische Meilen weit bis Dublin gehen und an demselben Tage die Antwort zurückbringen.

Der tanzende Denny war ein bloßes Automat. Außer seinem Namen verstand er nur Ein Wort, und vielleicht würde auch dieses ihm unverständlich geblieben seyn, wenn man es nicht zugleich mit seinem Namen ausgesprochen hätte. „Tanze, Denny!“ Dies war Alles, was seine besten Freunde jemals zu ihm sagten. Kaum hörte er diese Worte, so begann er auf demselben Flecke mit seinen krummen Füßen zu hopsen, wie eine Drahtpuppe, nur etwas weniger natürlich, und grinzte dabei bräunend unter seinen buschigen weißen Augenbrauen und seinem dicken tief in's Gesicht fallenden Haar hervor. Die eine Hand streckte er nach Geld aus, und bekam er nicht bald eine milde Gabe, so tanzte er, bis er umfiel. Kaum fühlte er aber eine Münze in seiner Hand, so schwenkte er sich weiter, bis ein neuer Liebhaber ihm zurief: „tanze, Denny!“

Bill Woods hatte die Natur gewiß zu einem Heiden bestimmt. In Sachen des Gefühls ein wahrer Klotz, ergötzte er sich am Zerstören und fand nur an militairischen Dingen Geschmack. Von Wuchs ansehnlich und kraftvoll, hätte er mit seinen ziemlich regelmäßigen Zügen und blendend weißen Zähnen für einen hübschen Mann gelten können; aber ein grinsendes Lächeln entstellte ihn gar sehr. Bei allen Executionen und Hinrichtungen mußte er zugegen seyn. So oft die Yeomen ausrückten, marschirte er voran. Er trug bei solchen Gelegenheiten eine verwitterte Uniform, einen alten aufgekrempten Hut, mit verblichenen orangefarbigen Bändern, und in der Hand einen ungeheuren Kürassier-Säbel, dessen eiserne Scheide auf dem Pflaster hinter ihm her klirrte. Bestrafte Verbrecher, deren Qualen er mit ansah, haben erklärt, die „Katze mit neun Schweifen“ (die berüchtigte Militairpeitsche) sey ihnen nicht so unerträglich gewesen, als Bill Woods grinsendes Maul.

Dieses Scheusal blödsinniger Gefühllosigkeit sollte noch als Werkzeug der Justiz oder vielmehr der Anarchie eine Rolle spielen. In jener gräuelvollen Zeit, die zur Ehre der menschlichen Natur jetzt vorüber ist, erhielt Bill Woods, der Narr, in einer benachbarten Landstadt das Amt eines Henkers. Die öffentliche Stimme war jedoch laut dagegen, daß dieser Elende sein Amt ganz offen verwalten sollte. Bill Woods wurde, so oft er das Blutgerüste betrat, in eine Decke gehüllt, in welche zwei Oeffnungen zum Sehen und eine zum Athemholen eingeschnitten waren. Man denke sich das Grausen der dem Tode geweihten Opfer, wenn sie, ihr letztes Gebet stammelnd, die zuckenden Augen und das grinzende Maul des Scharfrichters bemerkten, als ob irgend ein Höllengeist ihrer Todesangst spottete.

Paddy Puß war ein ekelhafter Auswuchs der menschlichen Natur. Als ich ihn sah, stand er schon dem Greisen-Alter nahe, aber sein dickes Haar bewahrte noch die flachsgelbe Farbe. Er hatte weder Gedanken, die es verdünnen, noch Seelenleiden, die es bleichen konnten. Dessenungeachtet schnitt er immer ein so klägliches Gesicht, als fühlte er seine Erbärmlichkeit. Gleich dem Rüsselvieh schien er eine besondere Vorliebe für Koth zu haben. Ehe er auf reinem Stroh schlief, wälzte er sich lieber auf einem Düngerhaufen herum. Hätte der Büttel ihn nicht gezwungen, einen tüchtigen Strick um die Hüften zu tragen, so würde ihm das Lumpenbündel, welches er um sich hatte, längst vom Leibe gefallen seyn. Sein Kopf und Gesicht waren unförmlich lang, und dazu an einer Seite immer aufgedunsen. Mit seinem schiefen Maul unverständliche Töne murmelnd, wanderte er als Bettler von Haus zu Haus.

Der arme John Ring endlich war der interessanteste, ich möchte sagen, der liebenswürdigste dieser Narren. Er war ein junger Mann, von mittlerer Statur, bräunlicher Farbe und regelmäßiger Physiognomie. Der gutmüthige Ausdruck seines Gesichtes flößte Mitleid und Sympathie ein. Er verkündigte eine Menschenfreundlichkeit, die durch den kalten Schauer eines schrecklichen Ereignisses erstarrt, aber nicht zerstört schien. Seine Geschichte war sehr melancholisch. Viele Personen fanden ein Vergnügen daran, seiner Erzählung derselben zuzuhören. Man mußte ihm aber zu diesem Zweck eine Reihe Fragen stellen, die er mit der Kälte eines bloßen Augenzeugen beantwortete. Dann empfing er die Gaben der Neugierigen und der Menschenfreunde und entfernte sich, ohne ein Wort weiter zu sagen.

(N. M. M. — Grattan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Freitag den 7. Februar 1834.

Frankreich.

Histoire de France. (Geschichte Frankreichs.) Von Michelet. Erster und zweiter Band. Paris 1833.

So viel man von dieser großen Arbeit nach den beiden Bänden, die bis jetzt davon erschienen sind, urtheilen kann, ist Herrn Michelet's Buch kein erzählender Bericht, sondern eine Entwickelungs-Geschichte Frankreichs. Auch hat Herr Michelet sehr wohl gefühlt, daß ein Vaterland mit historischen Skizzen und schildernden Darstellungen bis zum Ueberdruß überfüllt ist, und daß die Kunde der Details so ziemlich ihr Maximum erreicht hat. Er ist der Meinung, daß, wenn eine beobachtende und reflektirende Zeit, wie die unsrige, das Bedürfniß empfunden, zu schauen, ihr noch mehr am Herzen liegen müsse, zu begreifen. Wir verlangen in der That von der Geschichte etwas Anderes, als unmittelbare Erzählung der Thatsachen, und auch etwas Anderes als ein Drama; auch eine tadelnde oder lobende Kritik würde uns nicht mehr genügen, denn wir suchen vor Allem das Innere, die Vernunft der Begebenheiten. Die Racen untergegangener Geschlechter nach ihrer Hautfarbe, Knochenbau, Kleidung und Sprache uns vorzuführen, will nicht viel sagen, wenn man uns nicht zu gleicher Zeit die Weise ihres Lebens und Gedankens überliefert. Die Begebenheit muß ihre Erläuterung mit sich führen in der Geschichte; die Thatsache muß eine durchsichtige Hülle seyn, die das Prinzip erblicken läßt.

Von dieser Art, wenn wir ihn recht verstanden haben, ist die Methode, die Herr Michelet in diesen ersten Bänden befolgt. Gleich anfangs zeigt der Verfasser, aus welchen Elementen und auf welchem Boden die Französische Nation sich gebildet hat: wie das druidische Gallien durch die Invasion der Kymren im Celtischen Gallien begründet wird; wie die Römische Bildung, einer Ueberschwemmung gleich, befruchtend über diese Stämme kommt; wie dann die Germanen, das Land überfluthend, ihren vorherrschend gesellschaftlichen Charakter, Freiheit neben der Gleichheit, mit hereinbringen; wie endlich der Katholizismus durch das Band der Religion die Gesellschaft befestigt.

Die Geschichte Frankreichs im eigentlichen Sinne beginnt, nach Herrn Michelet, mit der Französischen Sprache, deren erstes Denkmal er von Karl dem Kahlen seinem Bruder im Traktat von 843 diktirte sieht ist. In dem hierauf folgenden halben Jahrhundert sondern sich nun die verschiedenen Theile Frankreichs, welche bis dahin in einer schwankenden und dunkeln Einheit gelegen, und unterscheiden sich bald von der anderen durch bestimmte Feudalherrschaften. Jede Landschaft hat ihre Stimme, jede ihre eigene Geschichte; bei seiner örtlichen Verschiedenheit erscheint das Land nach seinen Bergen und Strömen bestimmt. Die Geschichte Frankreichs ist im Anfang nichts weiter als eine Geographie. Und dies ist ein großes Verdienst Hrn. Michelet's, zuerst unter unseren Historikern, diese Geographie nach Raum und Zeit bestimmt zu haben. Er hat die physikalischen Eigenschaften der Landschaften mit dem Geist der Stämme in Verbindung gebracht; das Klima, die Menschen, die Ideen, alles das bewegt sich in seinem Buche. Ihm stehen die Striche des Französischen Bodens nicht alle in gleichem Werth; die Bassins der Rhone und der Garonne sind seiner Meinung nach nur von untergeordneter Bedeutung; die Kraft des Lebens ist im Norden: da ist die große Bewegung der Völker vor sich gegangen. Die Strömung der Stämme hat in den alten Zeiten von Deutschland nach Frankreich ihren Lauf gehabt. Der große politische Kampf der neueren Zeiten besteht zwischen Frankreich und England. In dem weiten Quarz- und Granitgefilde Bretagne's, einem Lande harter und rauher Geschlechter, sieht Herr Michelet das Element des Widerstandes in Frankreich. Der kriegerische und streitsüchtige Geist der Normandie wohnt auf der hervorspringenden Ecke, die wir England entgegenstemmen. Die übrigen sind gemischte Landschaften, von südlicher Haltlosigkeit, Völker, die Antheil, dem Anstoß des Centrums zu folgen, wie Auvergne, Poitou, Guienne, Languedoc, Provence, Bourgogne, die früher oder später in die allgemeine Bewegung aufgehen mußten.

Nachdem er diese landschaftlichen Eigenthümlichkeiten in großen Zügen entworfen, entwickelt Herr Michelet zu jenen besonderten Arten das Allgemeine, die Gesammtheit der gesellschaftlichen Aufgabe, das System des Ganzen: „Die widerstandleistende kriegerische Kraft", sagt er, „das Vermögen der That, ist in den nach außen gerichteten Theilen; der Verstand ist im Centrum. Das Centrum, im Schutz der Waffen, denkt, erneuert, erfindet in den Kreisen des Erwerbes, in Wissenschaft und Politik; Alles, was es empfängt, bildet es um." In ihm liegt nach der Meinung des Verfassers die Größe und Herrlichkeit seines Vaterlandes. Mit seinem London, diesem Ungeheuer an Reichthum und Industrie, ist England ein Reich; Deutschland mit seinen zwanzig Hauptstädten ein Land; mit Paris und der Centralisation Frankreich eine Person.

Wie aber hat sich dieser mächtige Mittelpunkt, diese erstaunenswürdige Einheit des Französischen Volkes gebildet? Auf welchem Wege hat die Monarchie den Feudalismus, das Königreich die Provinz gestürzt? Von acht Jahrhunderten innerer und äußerer Kriege, politischer und religiöser Umwälzungen, giebt Herr Michelet nur die äußeren Umrisse: er führt Frankreich in das vierzehnte Jahrhundert hinab, auf den Zeitpunkt, wo ein Anflug des skeptischen Geistes der neueren Zeit in das Mittelalter eindringt und es erschüttert. Beim Mittelalter verweilt Herr Michelet mit besonderer Neigung; indem er die Schmerzensgedanken dieser Epoche entwickelt, scheint er uns seine eigenen Empfindungen und seine geheimsten Sympathieen zu eröffnen, und die Persönlichkeit des Autors fällt mit dem Buche zusammen.

Das Mittelalter ist dargestellt als das Leiden des menschlichen Geschlechts. Dies findet Hr. Michelet in den Völkerbewegungen, deren Culminationspunkt die Kreuzzüge sind, und in der christlichen Kunst, deren höchster Ausdruck in den Domen vorhanden ist. Die Hauptrolle in diesem großen Drama spielt Frankreich. Im Jahre 1000 gründet ein Französischer Staatsmann, Gerbert, das Papstthum; ein gleichermaßen Französischer Heiliger, Robert, gründet das Königthum. Dieses Königthum erstarkte mit Hülfe der Kirche; auch die Bürger, die Gemeinen, waren seine Stütze. Ohne sie hätte der König nicht die Normannen abgeschlagen, nicht die Raubritter diesseits der Loire besiegt. Hr. Michelet entwickelt mit tiefer Wahrheit, wie das Königthum auf den Vergrößerungen Frankreichs Fuß gefaßt.

„Was setzte der König dem Ruhm und der Macht des Feudalwesens entgegen? Ein altes Recht, von Karl dem Großen wieder in Anregung gebracht, von den Priestern gepredigt und in Gedichten, die damals begannen, erneut. Diesem Königlichen Rechte gegenüber erschienen die Feudalrechte als Anmaßungen. Alle Lehen sollten an den König, als in ihren Quell, zurückfallen. Hierdurch erwarb er eine wichtige Stellung und viele Freunde. Es war vortheilhaft, mit dem in gutem Vernehmen zu stehen, der die erledigten Lehen ertheilte. Diese Eigenschaft des allgemeinen Erben war in der Meinung des Volkes als durchaus gültig angenommen. Zugleich wurde ihre Gültigkeit von der Geistlichkeit unterstützt und verstärkt; diese bedurfte zu sehr eines kriegerischen Hauptes gegen die Barone, als daß sie den König jemals hätte verlassen sollen. Die Bischöfe bewaffneten ihre Mannen für ihn; er dagegen beschützte ihre Pilgrimme, die Kaufleute, die auf ihre Messen, zu ihren Festen zogen; der König und der Graf von Blois vereinigten ihre Bemühungen für die Sicherheit zwischen der Loire, Seine und Marne, dem kleinen zwischen den großen feudalen Massen von Anjou, Flandern und der Normandie eingeschlossenen Kreis."

Dieser Königsgestalt, die klug und geduldig ist und ihre Zeit ersieht, entgegengesetzt, schildert Herr Michelet in großen Zügen den Fürsten der Barone, den König von England, den Anglo-Normann, den wahren Feudalcharakter.

„Der Nachfolger Wilhelms des Eroberers, gleichviel welcher, ist ein Mann mit röthlichem Antlitz, glatten blonden Haaren, dickem Bauch, tapfer und gierig, sinnlich und wild, ein wackerer Esser und ein plumper Spötter, von Gesindel umgeben, raubend und verletzend, und dabei sehr übel daran mit der Kirche. Man muß auch gestehen, daß er nicht so gute Zeit hat, wie der König von Frankreich; er hat viel mehr zu thun; er herrscht über drei oder vier Völker, deren Sprache er nicht versteht. Er muß die Sachsen durch die Normannen im Zaum halten, die Normannen durch die Sachsen, die er in die Gallischen und Schottischen Gebirge stößt. Unter dieser Zeit kann ihm der König von Frankreich von seinem Lehnstuhl aus mehr als einen Possen spielen. Er ist erstlich sein Oberlehnsherr; er ist der ältere Sohn der Kirche, der echte Sohn; jenes ist der Bastard, der Sohn der Gewalt. Sie sind Ismael und Isaak. In den großen Mysterien des zwölften Jahrhunderts spielt der König von Frankreich die Rolle des lieben Gottes, jener die des Teufels. Die genealogische Legende des letzteren läßt ihn einerseits von Robert dem Teufel und andererseits von der Fee Melusine entspringen. Es ist in unserer Familie Brauch, sagte Richard Löwenherz, daß die Söhne

den Vater hassen; vom Teufel kommen wir und gehen wieder zum Teufel.“

Von dem kläglichen Zustand und der traurigen Unmündigkeit des Mittelalters entwirft das vorliegende Werk ein merkwürdiges Bild. Als Einleitung zu diesem Drama kann das Volk gelten, welches jammert und betet, den Untergang der Welt erwartend, der auf das tausendste Jahr nach der Menschwerdung geweissagt ist. Hierzu kommt die Pest, dann Hungersnoth; und welch' eine Hungersnoth! Die Schlächter brachten Menschenfleisch zum Verkauf. Dann beginnt die Gährung in diesem Chaos. Die Normannen stürzen sich auf England; der Investitur-Streit zerreißt Deutschland und Italien; die Kirche stellt sich wieder her und verbietet innerhalb ihrer die Ehe; das Kreuz wird gepredigt, und Europa geht auf Asien los; vor den Kreuzzügen die Jacquerie; nach den Kreuzzügen der Krieg mit den Städten; die Zertrümmerung des Feudalwesens durch die Kriege Englands und Frankreichs; Leibeigne, Bürger, Greise, Männer, Weiber und Kinder zerschmettert, verbrannt, erwürgt — zum Vergnügen! Die Freiheit des Gedankens, die in der Person Abälards protestirt und verfolgt wird, der Zweifel, der sich in den Glauben einschleicht. Wo ist ein Leiden, das größer und tiefer wäre! Diese Masse bedeutender Menschen, all' diese Nachbilder Christi! Robert, Gregor VII., Ludwig der Fromme, der heilige Bernhard, Thomas Becket. Im äußeren Leben und in der Tiefe des Herzens dulden sie. Ueberall derselbe Kampf; nirgends Halt und Ruhe. Kampf gegen den leiblichen Feind und für die Interessen dieser Welt; Kampf gegen den geistigen Feind, gegen den Zweifel und für die Interessen eines anderen Lebens.

Aus diesem Charakter des Mittelalters entwickelt Hr. Michelet die bisher so wenig verstandene Kunst jener frühen Zeiten. Er unterscheidet in der Literatur des Mittelalters zwei Quellen: die epische und heidnische, woraus die Rittergedichte, und die christliche, aus welcher der Kultus, die Volkspoesie hervorgegangen ist, die Poesie der Duldenden. „Das göttliche Leiden, der Kultus,“ sagt Hr. Michelet, „war ein zart Gespräch zwischen Gott, der Kirche und dem Volke, das sich nur um ein und denselben Gedanken bewegte. Dieser, abwechselnd in ernstem und bewegtem Tone, vermischte die alte heilige Sprache und die Sprache des Volkes. Die strenge Feierlichkeit der Gebete wurde durchbrochen, in pathetischen Gesang dramatisirt, wie das Gespräch der thörichten und weisen Jungfrauen, das uns noch erhalten worden, lehrt; und bisweilen auch machte sie sich zum Kinde, die Große, Wissende, Ewige; sie stammelte mit ihrem Kinde. Sie sprach zu ihm und horchte seiner Antwort. Das Volk erhob seine Stimme, und nicht das vorgestellte, das vom Chore spricht, sondern das wirkliche Volk, das von draußen hereingekommen, wenn es eintrat, zahllos, brausend durch alle Pforten des Domes, mit seiner mächtigen verworrenen Stimme, ein willig begierig Kind, wie der heilige Christoph in der Legende, roh, unwissend, leidenschaftlich, aber gelehrig, Gnade dürstend, begehrend, Christ auf seinen riesigen Schultern zu tragen. Es trat ein in die Kirche, die scheußliche Schlange der Sünde herbeibringend; es schleppte sie vor die Füße des Erlösers, unter den Streichen des Gebets, das sie expiren sollte. Bisweilen auch erkennend, daß die Bosheit in ihm selber wäre, stellte es in übertriebener Weise symbolisch seine Sendung, seine Schwachheit dar. Die Geistlichkeit selber nahm daran Theil.

Auf die Anwendung, die Hr. Michelet von seiner Theorie auf die Bauart der Dome macht, können wir uns nicht einlassen. Es ist schwierig einen vollständigen Auszug von einem Werke mitzutheilen, wo jede Einzelnheit eine Idee enthält. Vielleicht ist diese Keckheit und Ausbreitung des Details der Harmonie des Ganzen schädlich. Herrn Michelet's Buch hat etwas von der schwindelnden Höhe und breiten Verzweigung jener Dome, die seine Bewunderung so mächtig an sich gezogen. Es wimmelt von symbolischen Gestalten und allgemeinen Ideen, die jene Bilder beseelen, von überraschenden Schilderungen, reizenden Effekten, leidenschaftlichen Bewegungen. Aber eine gewisse Unordnung und Verwirrung in der Verbindung der Materialien ist bemerklich. Indessen werden wir durch ihn endlich eine Geschichte Frankreichs erhalten, und zwar eine, die als ein Denkmal der Darstellung sowohl als des wissenschaftlichen Inhalts ihre Zeit überdauern wird.

Im Journal des Débats finden wir eine Skizze über Herrn Michelet's historische Arbeiten, aus der wir, zur näheren Kenntniß dieses Schriftstellers, das Wesentliche mittheilen. Nachdem seine Studien und seine frühere Wirksamkeit als Lehrer berührt worden, wird zu seiner schriftstellerischen Entwickelung übergegangen.

„Vico“, heißt es dann, „der noch gänzlich Italien angehörte, leitete von da an alle Arbeiten unseres jungen Autors. Er war der Virgil, der ihn an seiner Hand durch all' die Kreise führte, welche die Völker auf der dunklen Reise der menschlichen Komödie durchwandeln.“

„Frankreich mit Vico bekannt machen, war nicht bloß die Sache einer persönlichen Erkenntlichkeit, sondern ein für die ganze Zukunft segensreicher Gedanke; die Scienza nuova übersetzen, hieß den Grund zur denkenden Betrachtung der Geschichte, zur Philosophie derselben, legen. So übersetzte Herr Michelet Vico's Werk.“

„Mit der ganzen Schärfe einer erhabenen und einfachen Logik hat Vico die geistige Sphäre beschrieben, worin sich, auf dem Grunde der allgemeinen, die Spezial-Geschichten bewegen. Die breite Spur der Menschheit in der Welt bezeichnend, hat er den Historikern es überlassen, innerhalb dieses Weges das Gepräge jedes einzelnen Jahrhunderts und den Stand des einzelnen Volkes zu verfolgen.“

„So wandelt jedes Volk zu seiner Zeit auf dieser gemeinsamen Bahn des menschlichen Geschlechts. Jedoch verändern sich für jegliches Volk die Verhältnisse, die Bedingungen werden andere, die Färbung erneuert sich; mit Einem Wort, neben der göttlichen Vorsehung, die den Menschen zur Ausbildung führt, steht die menschliche Freiheit, die sich auf eigenthümlich verschiedene Weise in jedem Jahrhundert gestaltet.“

„Diese gedoppelte Lebens-Bewegung der Welt erheischt nun von der Wissenschaft einerseits eine allgemein menschliche Philosophie, die reich genug ist, um Religion, Kunst, Gesetzgebung, Politik u. s. f. in sich zu fassen; andererseits eine schildernde Darstellung, worin der Mensch jeder Epoche und jeder Nation, angethan mit seiner ganzen Originalität, lebendig dastehe. Dann würde die Geschichte ihr Wesen in folgender Formel erklären können: das fortschreitende Leben der Menschheit zu seyn, das sich in wechselnder Stufenfolge in den bewegten Zügen jedes einzelnen Volkes abspiegelt.“

„Die Uebersetzung des Vico hatte das Prinzip für die Methode gegeben. Wie wurde diese Methode angewendet?“

„Zwei historische Schulen bestanden, die sich noch in die Herrschaft theilen: die eine die philosophische und spiritualistische, die andere die historisch beschreibende mit Hinneigung zum Materialismus. Aber weder die erstere war spiritualistisch genug, denn sie konnte über die politische Voraussetzung nicht hinaus, noch die zweite genug materialistisch, denn sie beschränkte sich darauf, das Bestehen der Stämme zu erweisen, ohne auf das Geographische Rücksicht zu nehmen. Die philosophische Schule, voller Gelehrsamkeit und Scharfsinn, gab Auseinandersetzungen und keine Erzählung. Die beschreibende Schule erzählte so leidenschaftlich, daß sie darüber das Weitergehen vergaß. Was war also zu thun? Den zwiefachen Gesichtspunkt, sowohl den der einen, als den der anderen Schule auf seine wissenschaftliche Höhe zu bringen und aus der geistigen Vereinigung dieser beiden Systeme ein drittes zu bilden, das Vico mit dem Namen: symbolische Schule bezeichnet hatte. Diese geht sogleich auf das Innere, auf den Gedanken, den jedes Ereigniß umschließt, läßt ihm aber seine zeitliche Bestimmung, sowohl die äußere Erscheinung, als die Farbe der Zeit, respekturen. Die symbolische Schule ist beides zugleich, philosophisch und beschreibend.“

„Freilich sind dies nur karge Worte über so gewichtige Theorieen, doch was hier an Ausführung fehlt, findet vielleicht in der Folge anderswo seine Stelle.“

„Wir gehen weiter: Die Theorie fand zuerst ihre Anwendung in dem kühnen und glänzenden Précis de l'Histoire moderne, dessen Nichtvollendung man stets bedauern wird. Was in der ersten Ausgabe nur eine Folge von chronologischen Verbindungen und Zusammenstellungen gewesen war, erschien in der zweiten in lebendiger, mächtig reger Gestalt; Vico's Geist war darüber hingegangen.“

„Unterdessen hatte sich in der gewaltigen Fülle der Begebenheiten und Ideen, die die neue Geschichte bilden, ein großer Name, Luther, der Phantasie Herrn Michelet's bemächtigt; eine ungeheure That hatte seine Gedanken eingenommen, der erneute Kampf des Gesetzes und der Liebe, der Nothwendigkeit und der Freiheit; mit einem Wort, die Reformation. Diese dunkle Gestalt, die überall aus dem Wesen der neueren Zeit unserem Geschichtschreiber entgegentrat; zu ihr hin drängte es ihn; Luther wollte er hören seine Lehre predigen und in seiner Sprache; er lernt Deutsch, eilt, Deutschland zu sehen. Das Buch, welches Herrn Michelet's Ausbeute von seinen Studien und seiner Reise ist, wird zweifelsohne bald in unseren Händen seyn und Luther zum zweiten Male leben“ *).

„Aber je schärfer unser Historiker in die tiefe Seele Luther's eindrang, desto mehr sah er die Aufgabe wachsen. Sie war schon nicht mehr der Kampf des sechzehnten Jahrhunderts, sie wurde der Kampf der gesammten Welt. Sie war nicht mehr jener einzelne Mensch, sie machte sich zur Menschheit.“

„Aus dieser Betrachtung ging die Introduction à l'histoire universelle hervor, siebzig Seiten voll hoher Beredsamkeit und tiefer Philosophie.“

„Was war im Sinne des Verfassers die allgemeine Geschichte? Das Schauspiel eines großen Kampfes; der Kampf des Geistes gegen die Materie, der Freiheit gegen die Nothwendigkeit; der Kampf aller Zeiten und Völker, der aber immer ungleicher wird, je mehr die Menschheit fortschreitet, immer ungleicher, wir dürfen es sagen, zu Gunsten der Freiheit.“

„Wenn aber dieser Kampf aller Orten ist, so hat er nirgends ein schöneres Schlachtfeld gefunden, als in Frankreich. Frankreich! das ist's, wohin alle Arbeiten Herrn Michelet drängen; alle seine Gedanken führen ihn stets auf Frankreich zurück. Möge Frankreich denn endlich seine Geschichte haben!“

„Aber, dieses Frankreich, ist es denn in Frankreich erschöpft? Nein, es umfaßt die Welt; das Rom der modernen Welt, enthält es Alles, was die alte Welt ergeben.“ **) Sich auf die Spitze des Kapitols stellend, erfaßt Herr Michelet Frankreichs wahrhaften Platz, und er mußte die ganze Römische Welt durchwandern, um zur Ruhe zu kommen in diesem Frankreich, wo er nun endlich angelangt ist.“

„Ich maße mir kein kompetentes Urtheil über Herrn Michelet's Idee an; ich beschränke mich, sie mit kurzen Worten vorzutragen. Mein Zweck war nur, zu zeigen, welch' eine tiefe innere Einheit bisher in den Arbeiten eines Geschichtschreibers gewaltet hat, der die Poesie in der Wissenschaft aufzufinden gewußt; zu zeigen, welche neue Gestalt jener kühne gewaltige Gedanke von Jahr zu Jahr angenommen, ihn in seinem Beginn zu erfassen und ihn durch alle die heiß durchwachten Nächte und auf den fernen Wanderungen, die im dreißigsten Jahre das Haar unseres Autors gebleicht haben, zu verfolgen.

---

*) Sollte bescheidener heißen: Wird uns zum ersten Mal (nämlich in seiner wahren Eigenthümlichkeit, wenn dies anders geschieht) geboren werden. Denn für den Weltgeist und sein wissendes Organ, für Deutschland — ist er nicht gestorben, nachdem er ihm einmal gelebt hat.

**) „Was soll Cordelia thun? Lieben und schweigen.“

iesen meinen Zweck möchte ich wohl nur halb erreicht haben. Aber e erleuchtete Wahl Herrn Guizot's hat Herrn Michelet die Pforten er Sorbonne geöffnet. Der beredten Anmuth und der Originalität ines Wortes überlasse ich das Geschäft, diese Skizze zu vollenden.

A. de L.")

Bibliographie.

Chroniques impériales. (Geschichten aus der Kaiserzeit.) Zweiter Abschnitt. Von A. Barginet. Pr. 7½ Fr.

La pudeur et l'opéra. — Roman von Touchard Lafosse. 2 Bde.

Une victime. — Literarische Skizze von Frau von Montborne.

Vieux mari et jeune femme. — Roman von Madame Dupuy de Salornay. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Les primevères. — Gedichte von Ed. l'Hote. Pr. 5 Fr.

Ichao-chi-kou-eul — oder die Chinesische Waise. Schauspiel in Prosa und Versen. Aus dem Chinesischen übersetzt von Stanislan Julien. Pr. 7½ Fr.

England.

Lives and Exploits of English Highwaymen, Pirates and Robbers. (Leben und Thaten Englischer Straßen- und Seeräuber.) Von C. Whitehead. London, 1834.

Der Erfolg, den Macfarlane's Leben einiger Banditen gehabt hat, scheint dieses zweite Werk derselben Gattung veranlaßt zu haben, gegen welches einige Einwendungen in der Vorrede zum Voraus beantwortet werden. Der Verfasser führt den bekannten Spruch an:

So scheußlich blickt das Laster uns entgegen,
Daß schon sein Anblick Abscheu muß erregen;

und sucht dann zu beweisen, daß die Schilderungen in seinem Werke nicht bloß die Sitten nicht verderben, sondern im Gegentheil dazu beitragen würden, schwankende moralische Grundsätze wieder neu zu befestigen. Wir halten diesen Punkt für außerordentlich zweifelhaft. Die Geschichte von 70 oder 80 Bösewichtern, welche die Menschheit geschändet haben und am Galgen gestorben sind, dürfte schwerlich zur Befestigung moralischer Grundsätze geeignet seyn. Ihre kleinen Spitzbübereien, die gewöhnlich der Anfang der abscheulichsten Verbrechen sind, werden oft durch die dabei aufgewandte List unterhaltend; während ihre kühnen Raub- und Mordthaten durch ihren furchtlosen Muth und durch ihre Todes-Verachtung häufig einen Schein des Glanzes erhalten. — Demnächst giebt es noch eine andere Rücksicht, welche dem Verfasser entgangen oder deren er absichtlich nicht erwähnt hat. Wir meinen nämlich die Gefahr, welche daraus entstehen kann, wenn das Gemüth zu vertraut mit dem Laster wird und sich mit den abscheulichen Gestalten desselben zu häufig und zu anhaltend beschäftigt. Dies verdient eine sehr ernstliche Berücksichtigung. Wir erstarren vor Abscheu und Schrecken bei dem ersten Anblick eines Verbrechens, und es wäre klug und heilsam, uns dann von der Erscheinung abzuwenden. Wenn wir aber neugierig sind, es näher zu betrachten und die ganze Tiefe des Abgrundes zu erforschen, so wird die heilsame Furcht vor der Ansteckung leicht verwischt; denn wir können uns des Mitleids mit einem Geschöpf nicht erwehren, welches durch einen solchen Weg der Sünde, der Schande und des Verbrechens zur äußersten Hoffnungslosigkeit und zum äußersten Elende hinabgesunken ist. Bald wird das Mitleid unsere moralische Grundlage erschüttern, denn selbst der größte Bösewicht hat irgend eine versöhnende Eigenschaft, und diese ergreift uns, führt uns allmälig immer einen Schritt weiter — unsere sichere Anhöhe ist verlassen — und die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß der leichte und bequeme Weg zur Hölle keine Erfindung des Dichters ist.

Nachdem wir so unsere Meinung über den Charakter des obigen Werkes ausgesprochen haben, wird man nicht von uns erwarten, daß wir uns ausführlich über den Inhalt desselben auslassen. Es ist gewiß, daß Bücher dieser Art zu allen Zeiten populair gewesen sind; denn so wie der große Haufe gern Trauerspiele und Melodramen sieht, so liest er auch gern Erzählungen von verzweifelten Unternehmungen, von Blut und Mord. Auch ist zu bemerken, daß die Abenteuer der Seeräuber, welche so lange in Westindien und an den Küsten von Amerika hausten, so wie der Straßenräuber, welche über ein Jahrhundert lang die verwegensten Contributionen von den Reisenden in England erhoben, insofern von besonderem Interesse sind, als sie die Sitten der damaligen Zeiten mit großer Wahrheit und Lebendigkeit schildern. Die Niederträchtigkeit hat seitdem andere Formen angenommen, und wenn auch die Verderbniß noch eben so groß ist, so ist doch die Gewaltthätigkeit seltener. Gift, Betrug, Verfälschung sind an die Stelle des offenen Straßenraubes getreten. Die abgekommene Sitte, Waffen zu tragen, die Einführung des Papiergeldes, die definitive Organisation der Kolonieen und andere Umstände, unabhängig von den Fortschritten der Civilisation, haben zu dieser Veränderung beigetragen, und so ist England von den furchtbaren Straßenräubern Hinde, Blackbeard, Shepherd, Jonathan Wild, Turpin u. s. w. auf die Fälscher und Diebeshehler Barrington, Fauntleroy, Solomons und Foster unserer Tage gekommen.

Wir heben aus dem obigen Werke eine Stelle heraus, wo von den in Banden herumstreifenden Bettlern die Rede ist, wie man sie ungefähr im Jahre 1680 in England antraf. „Nevison, ein Räuber, wanderte gen London, als er einer Gesellschaft singender Bettler, Pilgrime und müßiger Vagabunden begegnete. Da er einige Zeit mit ihnen zusammen reiste und das lustige Leben, welches sie führten, beobachtete, machte er ihnen endlich den Vorschlag, ihn als Kandidat zur Aufnahme in ihre ehrenwerthe Brüderschaft anzunehmen. Der Anführer billigte seinen Entschluß und redete ihn auf folgende Weise an: „„Kommen wir nicht Alle als nackte Bettler in die Welt, und sterben wir nicht ebenfalls als Bettler? Sollen wir uns also schämen, als Bettler durch die Welt zu streifen? Steht uns nicht das ganze Königreich offen? Brauchen wir uns vor der Annäherung des Tahlitages oder vor Gerichtsdienern zu fürchten? Wo hat man jemals einen Bettler Schulden halber in's Gefängniß führen sehen? Finden wir nicht in allen Küchen unser Mahl bereitet, und liefert uns nicht jeder Keller Bier?"" Nachdem der Anführer durch diese Worte den Kandidaten in seiner Liebe zur Bettelei vollkommen bestärkt zu haben glaubte, machte er die Gesellschaft mit Nevison's Wunsch bekannt. Diese Mittheilung versetzte alle Mitglieder in die heiterste Stimmung, da sie sich eben so sehr darüber freuten, wenn Jemand in ihre Gesellschaft eintrat, wie ein Muselmann, wenn er einen Proselyten gemacht hat. Die erste Frage, die sie an ihn richteten, war, ob er Geld in der Tasche habe? Er erklärte, daß er 18 Pence besitze, die er bereitwillig herausgab. Durch allgemeine Zustimmung wurde diese Summe dazu bestimmt, bei der Aufnahme-Feierlichkeit verwandt zu werden. Der Kandidat mußte niederknieen, und als dies geschehen war, nahm der Anführer ein Gefäß mit Wasser, goß ihm dasselbe über den Kopf und sagte: „„Hierdurch nehme ich Dich in unsere ehrsame Brüderschaft auf, so daß es Dir fortan erlaubt seyn soll, zu betteln, jedoch unter der Bedingung, daß Du nicht im Lande nach Willkür umherschweifest, sondern nur den Theil durchstreifst, der Dir angewiesen wird, und jeden Ort sorgfältig vermeidest, wo wir unserer Gesellschaft Lebensmittel eintreiben. Unter diesen Bedingungen sagen wir Dir unseren Schutz zu und nehmen Dich als Bruder in unsere zahlreiche Gesellschaft auf."" Nachdem der Anführer seine Rede beendigt und Nevison sich wieder erhoben hatte, drängte sich die ganze Gesellschaft glückwünschend um ihn und machte einen so entsetzlichen Lärm, daß der Anführer Stillschweigen gebot und sich noch folgendermaßen vernehmen ließ: „„Jetzt, da Du in unsere Brüderschaft eingetreten bist, mußt Du Dir auch aus keiner Spitzbüberei ein Gewissen machen; sey es nun, daß es darauf ankömmt, eine Börse, einen Mantelsack, oder eine Ente, eine Gans, ein Huhn zu stehlen. Und weil Du noch ein Neuling im Betteln bist und unser Rothwälsch nicht verstehst, so sollst Du eine Frau zur Gefährtin haben, die Dich in unsere Geheimnisse einweihen kann."" Darauf suchte er ihm ein junges Mädchen von 17 Jahren aus, mit welcher Nevison nach den Gebräuchen der Gesellschaft auf folgende Weise getraut wurde: Der Anführer nahm eine Henne, schnitt ihr den Kopf ab, legte den Rumpf auf die Erde und stellte Nevison auf die eine, seine Braut auf die andere Seite; nachdem dies geschehen war, ermahnte er sie mit lauter Stimme, zusammen zu leben, bis der Tod sie trennte. Dann schüttelten sich die Neuvermählten die Hände, küßten sich und die Trauungs-Ceremonie war zu Ende."

Jonathan Simpson, ein merkwürdiges Beispiel seines Gelichters, lebte unglücklich als Kaufmann in Bristol, verkaufte all' das Seinige und wählte sich einen anderen Stand.

„Er besaß nun ungefähr 5000 Pfd. Strlg.; aber seine Ausgaben waren so übertrieben, daß diese Summe nicht lange zureichte. Er legte sich nun auf den Straßenraub, wurde ergriffen, zum Tode verurtheilt und würde sicherlich gehängt worden seyn, wenn nicht ein reicher Verwandter seine Begnadigung erwirkt hätte. Wie schwer es war, diese Begnadigung zu erlangen, kann man daraus abnehmen, daß sie gerade in Tyburn anlam, als ihm schon der Strick um den Hals gelegt war. Als er in's Gefängniß zurückkehren wollte, weigerte sich der Schließer, ihn aufzunehmen, indem er bemerkte, daß der ihm überlieferte Gefangene zur Hinrichtung abgeführt worden sey und er denselben ohne einen neuen Befehl nicht wieder aufnehmen könne. Worauf Simpson ausrief: „„Was für ein unglücklich verworfener Hund bin ich, daß Tyburn und Newgate mir an Einem Tage die Aufnahme verweigern. Gut. Ich will mich in der Zukunft besser aufführen und versuchen, ob ich nicht einen besseren würdigeren Empfang verdienen kann."" Er fing darauf sogleich sein gefährliches Handwerk wieder an und raubte eines Tages einem Gentleman seine Börse, die er mit Gold gefüllt glaubte, die aber nur Zahlpfennige enthielt. Vier Monate später begegnete er demselben Herrn auf der Landstraße. „„Sir"", sagte er zu ihm, „„ich glaube, Sie haben sich neulich, als ich das Glück hatte, Ihnen zu begegnen, versehen, indem sie mir diese Marken gaben. Ich bin seitdem immer in Sorge gewesen, daß sie Ihnen beim Kartenspiel gefehlt haben möchten, und ich freue mich, daß mir Gelegenheit wird, Ihnen dieselben wieder zustellen zu können. Als Lohn für meine Mühe verlange ich jetzt nur, daß Sie augenblicklich aussteigen, damit ich Ihre Taschen gemächlich durchsuchen kann, um nicht zum zweiten Mal das Opfer eines Irrthums Ihrerseits zu werden."" — Eine Pistole mit gespanntem Hahn unterstützte seine Forderung, und Simpson fand eine goldene Uhr, eine goldene Tabacksdose und 98 Guineen. Die Frechheit, mit der er seine Räubereien ausübte, war beispiellos; er beraubte an einem Tage 19 verschiedene Personen und nahm ihnen bedeutende Summen Geldes ab. Aber das Laster hat eine Gränze, die es nie überschreiten kann. Simpson überfiel zwei Garde-Captains auf der Landstraße; diese setzten sich zur Wehre und brachten dem Räuber in einem heftigen Kampfe so viele Wunden bei, daß er sich ergeben mußte. Er wurde nach Newgate abgeführt und fand, daß man ihm dieses Mal den Eintritt nicht verweigerte; bald machte er auch die Erfahrung, daß Tyburn eben so bereit war, ihn aufzunehmen. Seine Hinrichtung fand am 8. Sept. 1686 statt."

Wir schließen mit einem Bruchstück aus der Geschichte einer Bande von Räubern und Wilddieben, die unter dem Namen die Schwarzen von Waltham vor ungefähr einem Jahrhundert bekannt war, und nur durch eine förmliche Schlacht mit der Polizei

*) Diese Chiffer wird und soll auch wohl nicht zu der Vermuthung Anlaß geben, daß Alphonse de Lamartine der Verfasser des Artikels sey.

besiegt, und theils im Gefecht getödtet, theils hingerichtet wurde. Ein Augenzeuge erzählt Folgendes:

„Sie müssen von den Schwarzen von Waltham gehört haben, einer Bande verwegener lustiger Kerle, die so toll sind, sich den größten Gefahren auszusetzen, um bei einem Wildbraten einen vergnügten Abend hinzubringen. Ich hielt die Geschichten, welche man von ihnen erzählt, für Fabeln, bis ich durch eigene Erfahrung belehrt wurde. Auf einer Reise hatte sich mein Pferd einen Stein in den Fuß getreten, und ich war genöthigt, in einem kleinen Wirthshause abzusteigen. Der Wirth empfing mich sehr höflich; als ich aber fragte, ob er mich die Nacht über beherbergen könnte, erklärte er mir, daß er keinen Platz habe. Ich bat ihn, den Fuß meines Pferdes zu verbinden, indem ich für meine Person gern die Nacht über aufbleiben würde. Er schwieg still. Seine Frau war aber nicht so geduldig und bestand darauf, daß ihr Mann das Pferd sogleich wieder hinausführe. Als ich ihr aber eine Krone in die Hand drückte und dieses Geschenk am anderen Morgen zu wiederholen versprach, wurde sie fügsamer. Sie besann sich nun, daß oben noch ein kleines Bett stehe, welches sie rein überziehen wolle, und fügte hinzu, sie hoffe, ich sey Gentleman genug, um von dem, was sich hier dabei ereignen würde, keine Notiz zu nehmen. Diese Worte erregten große Besorgniß in mir, und ich fing an, zu fürchten, daß ich in eine Spitzbuben-Herberge gerathen sey, und daß man mich nicht allein berauben, sondern mir auch den Hals abschneiden würde. Ich mußte mich indeß der Nothwendigkeit unterwerfen. Es war nun dunkel geworden, und ich hörte drei oder vier Männer vom Pferde steigen, und noch ehe sie in's Zimmer traten, hörte ich den Wirth sagen: „„In der That, Brüder, Ihr braucht nicht besorgt zu seyn; ich bin überzeugt, daß der Fremde ein Mann von Ehre ist.““ — Ein Anderer sagte: „„Was könnte auch unser Tod einem Fremden nützen! Der Herr wird sich unserer Gesellschaft freuen. Weg mit der Furcht; ich will voran gehen.““ Gesagt, gethan; und herein traten fünf Männer, so gut vermummt, daß ich sie nie wieder erkannt haben würde. Sie setzten sich nieder, und ihr Anführer begrüßte mich sehr höflich und ersuchte mich, ihnen die Ehre zu erzeigen, ihr Abendessen mit ihnen zu theilen. Da ich vermuthete, daß mein Wirth keinen Raub und noch weniger einen Mord in seinem Hause erlauben würde, so gewann ich nach und nach mehr Fassung. Gegen 10 Uhr hörte ich wieder Pferdegetrappel und vernahm, daß mehrere Personen die Treppe hinaufstiegen. Bald darauf trat der Wirth herein und meldete, daß das Essen aufgetragen sey. Hierauf begaben wir uns Alle in das obere Zimmer, und der Capitain stellte mich mit lächerlicher Feierlichkeit einem Manne vor, der an dem oberen Ende der Tafel saß, und sagte, er hoffe, daß ich gern dem Prinzen von Dronoko, dem Könige der Schwarzen, meine Achtung bezeigen würde. Nun wurde mir erst klar, mit was für einem Schlag von Leuten ich es zu thun hatte, und ich wunderte mich, daß meine Angst mich verhindert hatte, früher darauf zu fallen. Das Abendessen bestand aus 18 Schüsseln Wildpret in verschiedener Gestalt. Wir saßen an einer großen Tafel; denn die Zahl der Gäste belief sich auf 21 Personen. Jeder hatte eine Flasche Wein vor sich. Einige der Gäste hatten schöne Stimmen und trugen durch ihren Gesang zur Erheiterung der Gesellschaft bei. Gegen 2 Uhr Morgens brach die Versammlung auf, und Alle versicherten mir, daß sie sich freuen würden, mich am künftigen Donnerstag wieder zum Abendessen bei sich zu sehen. Sie erzeigten mir auch die Ehre, mich mit den Gesetzen der Gesellschaft bekannt zu machen. Der schwarze Prinz erklärte mir, daß ihre Regierung monarchisch sey, und daß er, wenn sie irgend eine Expedition unternähmen, den unumschränkten Oberbefehl führe. Aber in Friedenszeiten und bei Tische ließe er sich zu einem vertraulichen Tone herab und behandele seine Unterthanen als seine Freunde. Niemand würde in ihre Gesellschaft aufgenommen, bevor man ihn nicht zweimal betrunken gesehen habe, damit sie Gelegenheit gehabt hätten, sich mit seiner Gemüthsart genau bekannt zu machen. Wenn ein Bruder aufgenommen sey, so müsse er sich selbst mit einem guten Pferde, mit ein paar Pistolen und einer Stutzbüchse versehen. Dann würde er beeidigt und ihm ein neuer Name ertheilt, unter dem er in die Stammliste eingetragen werde. — Am anderen Morgen gab ich meiner Wirthin die zweite Krone und setzte meine Reise fort, nicht wenig verwundert über ein so seltsames Abenteuer." (L. G.)

Bibliographie.

The crisis of England. (Englands Krisis, ihre Gefahr und Abwehr.) Von John Branch. Pr. 1 Sh.

Conversations of a father with his children. (Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern.) 2 Bde. Pr. 5½ Sh.

History of the soul. (Geschichte der Seele.) In sechs Predigten von Humbleton. Pr. 3½ Sh.

Essays and letters. (Aufsätze über wichtige theologische Gegenstände.) Von J. Hargreave. Pr. 12 Sh.

Portugal.

Os Portuguezes e os Factos. (Die Portugiesen und die Thatsachen.) Eine historisch-chronologische Parallele, den Gerechten und Edlen gewidmet von einem Portugiesen. *) London und Lissabon, 1833.

Von diesem Werke finden wir in einem Blatte der Chronica constitucional de Lisboa folgende Anzeige.

„Wir gestehen aufrichtig, daß uns die Lektüre dieser Schrift vollkommen befriedigt hat, und fest überzeugt von ihrem nicht gemeinen Verdienste, glauben wir, sie allen denen empfehlen zu können, welchen die Sache der Wahrheit, der nationalen Ehre und der Freiheit nicht gleichgültig ist. Der Verfasser ist uns persönlich unbekannt, und so können wir ohne den leisesten Verdacht von Parteilichkeit behaupten, daß Keiner die seltenen Gaben des Geschichtsschreibers in höherem Grade besitzt, als er. Der Titel des Werks, der beim ersten Anblick wegen seiner Originalität etwas befremdet, ist auf die beifallswürdigste Weise erläutert; die Portugiesen können von Seiten ihrer politischen Meinungen nicht treffender charakterisirt, die Thatsachen nicht geschickter, genauer und würdiger dargestellt werden. Der Zweck des Autors ist, zu beweisen, daß das Portugiesische Volk immer freie Institutionen liebte, daß eine illegitime Gewalt, wenn gleich von einiger Dauer, immer verabscheut wurde, und daß, so oft man diese Wahrheiten geringschätzte oder verläugnete, keinesweges falsche Ansichten oder Unwissenheit, sondern böser Wille und unverschämte Verleumdung von Seiten der Agenten einer Partei, die aller Civilisation Feind war, daran Schuld hatten. Die Methode, deren sich der Verfasser bedient, um seine Behauptungen zu erweisen, ist streng analytisch. Um die Wahrheit der Thatsachen in noch helleres Licht zu stellen, führt er in der Einleitung die verschiedenen Debatten an, welche die Portugiesische Frage im Englischen Parlament veranlaßte. — Der Verfasser wollte seinen Gegenstand nicht erschöpfen, sondern nur so viel sagen, als zur Beweisführung nothwendig war. Darum beginnt er mit dem Jahre 1820. Alle Begebenheiten, welche in dieser neuesten Periode einander drängten, beweisen, daß die Portugiesische Nation der Gesetzlosigkeit immer abgeneigt war und nach Kräften entgegenarbeitete. Nur Gewalt und Treulosigkeit im Bunde konnten der guten Sache den Sieg erschweren. Der Stil des Verfassers ist im Ganzen korrekt, immer klar und natürlich und, wo der Gegenstand es verlangt, rhetorisch. Wir bedauern, daß die treffliche Schrift nicht bis auf die jetzige Zeit reicht. Die neuesten Erfolge der constitutionnellen Sache würden in diesem Fall auch einen würdigen Historiographen gefunden haben."

Bibliographie.

Constituçao do Paraiso terrestre. (Die Verfassung des irdischen Paradieses.) Eine satirische Aufzählung der in Portugal herrschenden Vorurtheile und Mißbräuche. Pr. 640 Rs.

Historia da torre de S. Juliao. (Geschichte des Gefängnißthurmes St. Julian.) Erscheint bogenweise.

A segunda serie da legislaçao novissima. (Neueste Gesetzgebung.) Enth. die Dekrete des Herzogs von Braganza, seitdem er in Lissabon einrückte. Pr. 1440 Rs.

Mannigfaltiges.

— Lord Byron über Gesundheit und guten Ruf. „Es giebt zwei Güter", sagte Byron, mit augenscheinlicher Beziehung auf sich selbst, „deren Werth man nicht erkennt, bis man sie eingebüßt hat, die Gesundheit und der gute Ruf. Der Verlust derselben zerstört nicht nur unser eigenes Glück, sondern untergräbt auch die Ruhe und das Wohlbehagen unserer Freunde. Die Gesundheit wirkt immer auf unser Temperament ein; verläßt uns jene, so fallen wir der Geduld unserer Umgebung zur Last, und endlich sind wir dem Mitleiden und der Schonung preisgegeben. Der Verlust des guten Namens bringt noch größere Uebel hervor. Indem wir aus einem Stande, verdienter oder unverdienter Weise, gestoßen werden, werden wir muthlos und misanthropisch; wir können nicht mit denjenigen sympathisiren, von denen wir durch die Scheidewand der öffentlichen Meinung getrennt sind, und unser Stolz wird zum Skorpion, der den Stachel, welcher für unsere Feinde bereit war, in unsere eigene Brust drückt. Shakespeare sagt: Es ist traurig, das Glück durch die Augen anderer Menschen betrachten zu müssen; und doch muß dies derjenige thun, der seinen guten Ruf eingebüßt hat. Ja, indem durch das Mißgeschick seiner Lage seine Nerven stets gereizt sind, sieht er, oder bildet sich ein, zu sehen, Hohn und Verachtung in den Augen Aller, die ihn umgeben; und da, wie man weiß, Niemand eifersüchtiger auf die Ehre Anderer ist, als wer seine eigene verloren hat, so reizt jedes Zeichen von Kälte oder Geringschätzung, die ihm widerfährt, eine Schaar trauriger Gefühle auf, die seine Ruhe verscheuchen. Dergleichen Leute sollten gefürchtet werden, und doch wie viel giebt es nicht in der Welt! Wie Vielen sind nicht durch Lästerung und Verleumdung die schwärzesten Verbrechen angedichtet worden! Und wenn Haß und Ungerechtigkeit das Verdammungssiegel dem Namen eines Menschen aufgedrückt haben, der ohne irgend eine Untersuchung verurtheilt worden, so ist er aus der bürgerlichen Gesellschaft gestoßen; das verletzte Gefühl eitert in seinem Herzen, und wenn er nicht Hand an Alle legt, so richtet Jedermann die Hand oder wenigstens die Zunge wider ihn. Besitzt ein solcher Mann Geist und Kraft, so reizt dies die unbefriedigte Bosheit seiner Verleumder von neuem, und der Ruf, den er erwirbt, wird bloß zur Flamme, die den Scheiterhaufen entzündet, der die Aufmerksamkeit auf denjenigen lenkt, welcher ihn nährt. Mittelmäßigkeit müßten die sich wünschen, welche ihren guten Namen verloren haben; denn kann sie ihnen auch keine Verzeihung auswirken, so versenkt sie sie doch in Vergessenheit. Aber Genie erinnert stets die Feinde an das noch vorhandenseyn des Beleidigten und an ihre Ungerechtigkeit. Sie entrüsten sich darüber, daß der, den sie mit Schimpf bedeckt haben, denselben noch überleben und sich auf einen neuen Boden erheben kann, während ihre Bosheit seine Schritte nicht zu untergraben vermag." (Conversations of Lady Blessington.)

*) Der Verfasser heißt J. D. A. Gorjão. Das Manuskript kam den 2. Juni 1833 (also noch unter Dom Miguel) in Lissabon an. Der Verfasser blieb damals anonym, um seine Familie nicht in Gefahr zu bringen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Montag den 10. Februar 1834.

Italien.

Italiänische Hirtengedichte und Uebersetzungen.

Von Mamiani della Rovere.

Eine Art von Poesie, welche nur den Italiänern eigen ist, verdient wegen ihrer Anmuth und Originalität die Aufmerksamkeit der Ausländer. Wir nennen sie die ländliche Poesie. Um diese poetische Schönheit recht anschaulich zu machen, muß ich bei dem Ei der Leda anfangen; indessen verspreche ich, kurz zu seyn. Das Hirtengedicht ist in Italien unbestreitbar ein einheimisches Gewächs, und Virgil sagt uns, „daß Thalia, als sie sich zum erstenmal herabließ, die Wälder zu bewohnen, sich mit Syrakusischen Versen die Zeit vertrieb." — Da jene Poesie der unwillkürliche Ausfluß des Enthusiasmus war, den der beständige Anblick einer wunderbar schönen Natur erregte, so war sie in ihrem Ursprunge einfach und wahr; auch sprechen und handeln die Personen des Theokrit fast immer, wie die Zeiten und Sitten es mit sich bringen; denn man darf nicht übersehen, daß noch viel Spuren aus den Zeiten des Hesiod zurückgeblieben waren, wo die freien und civilisirten Menschen Ackerbau trieben und mit eigenen Händen ihre Felder bestellten. Aber zur Zeit Virgil's — weit von derjenigen entfernt, wo Cato abwechselnd im Forum sprach und auf dem Felde arbeitete — entfernte sich die ländliche Poesie, um würdig und edel zu bleiben, gänzlich von der Wahrheit.

Als sie sagte: „daß sie es unternähme, größere Gegenstände zu besingen, und daß, wenn sie von Wäldern spräche, solche eines Konsuls würdig seyn müßten", wurde sie ganz ideal und phantastisch. Bei der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften erschien das schöne Ideal der Virgil'schen Schäfer-Gedichte noch unwahrscheinlicher, weil der mythologische Glaube verschwunden war. Niemand bekümmerte sich mehr um Pan und Silen; die Najaden und Hamadryaden waren alle todt; und Ceres war nichts anderes als vortreffliches Mehl, um Brod zu backen. Aminta von Tasso und der Pastor Fido von Guarini schufen für das Theater die Schäferspiel-Gattung. Es war eine neue Bereicherung und ein neues Eigenthum für den Italiänischen Parnaß, aber ebenfalls ganz ideal und auf Meinungen und Gebräuche gegründet, die nicht mehr existirten. Als die Arkadische Akademie errichtet wurde, mußte sich jeder Dichter zum Schäfer machen; er mochte wollen oder nicht, so mußte er seufzen und sich für eine undankbare Amarillis verzehren. So ereignete es sich eines Tages, daß ein poetischer Mönch, mit einem Schmerbauche und einem karmoisinrothen Gesichte, in der Arkadia ein Sonett vorlas, worin es hieß: „Ich, armer Tyrsis, seht, wie ich mich um die treulose Chloe abgehärmt habe," bei welchen Worten in der ganzen Akademie ein schallendes Gelächter ertönte. Außerhalb Italiens gingen die Sachen nicht viel besser; denn Niemand hat jemals Schäfer gesehen, wie sie Geßner oder Pope beschreiben. In Spanien gab es zu den Zeiten des Mendoza und des Gargilasse eine wahre Fluth von Eklogen und Idyllen, im klassischen und Italiänischen Geschmack; man sagt sogar, daß Philipp II., während er die Flammänder lebendig verbrennen ließ, Verse auf Daphne und Lycoris machte. — Endlich erklärten Englische Kritiker den Gebrauch, Bauern so ganz anders, wie sie in der Natur wären, darzustellen, für sehr einfältig; worauf John Gay Schäfer-Gedichte herausgab, in denen die Sitten der Dorfbewohner ganz getreu geschildert wurden; dieser Versuch mißlang aber gänzlich. Schlecht gekleidete barfüßige Bauern, die sich in trivialen und plumpen Ausdrücken unterhalten, wie man sie wohl auf den Märkten hört, schienen keine sehr poetische Gegenstände; auch gefiel die rohe und häßliche Wahrheit noch weniger als die angenehme und anmuthsvolle Erfindung.

Jetzt ist es in Italien den Dichtern gelungen, eine Schäfer-Poesie zu erschaffen, die ganz mit den Zeiten und Sitten übereinstimmt und all' den Reiz hat, den man von der Kunst verlangen kann. Wenn man mich fragt, warum sich in Italien verwirklichen ließ, was England vergebens versucht hat, so könnte ich darauf mit einem Kompliment für mein Vaterland antworten; aber ich glaube, daß das Gelingen ganz allein von einer besonderen Bedingung der Sprache abhing; denn man muß wissen, daß unsere ländlichen Poesieen — von denen die ältesten in's 15te Jahrhundert hinaufreichen — in der Sprache geschrieben sind, welche die Toskanischen Bauern sprechen; diese Sprache hat sehr wenig Dialekt und besteht fast gänzlich aus dem Reinsten und Schönsten, was die Italiänische Sprache darbietet. Oft sogar kann der Einwohner der Lombardei oder der Romagna, wenn er durch das Toskanische kömmt, nicht ohne ein mit Bewunderung gemischtes Erstaunen aus dem Munde jener Bauern die glückliche Auswahl blühender Redensarten vernehmen, welche man in unseren klassischen Schriftstellern so sehr bewundert. Bei einer so süßen Sprache, die so viel Eleganz mit Natürlichkeit verbindet, ist es nicht auffallend, daß die gewöhnlichen und unedlen Gedanken der modernen Bauern eine gewisse Anmuth erlangen und dabei doch der Wahrheit getreu bleiben können.

Das Meisterwerk der älteren ländlichen Poesie ist: Il pianto di Cecco da Varlungo; es ist das Werk eines Dichters aus dem 16ten Jahrhundert, der, fehlerhaft, unwahr und übertrieben in seinen übrigen Gedichten, in dieser Gattung meisterhaft dichtete, weil die Beschaffenheit seines Stoffes ihn zwang, der Natur genau zu folgen. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erweckte Gasparo Gozzi diese Gattung von Poesie wieder, die man gänzlich vergessen hatte. Mit einer unnachahmlichen Kunst aber hat sie in neuester Zeit der Ritter Perticari wieder aufgenommen. Er ist in Italien durch mehrere philologische Werke bekannt; und Niemand hat ihn in unserer Zeit an Eleganz des Stils — einer ganz Griechischen und Lateinischen Eleganz übertroffen. Schade, daß dieser Stil, von so ausgesuchter Reinheit und dabei zuweilen von Römischer Großartigkeit, nicht zu bedeutenderen Gegenständen verwendet worden. Er verfertigte bei Gelegenheit einer Vermählung ein ländliches Gedicht unter dem Titel: Cantilena di Menicone; es ist ein Greis, der in seiner Weise, und genau wie ein Landmann sprechen könnte, die Vergnügungen beschreibt, deren er in der Mitte seiner zahlreichen Familie genießt. Der Stoff an und für sich ist sehr unbedeutend; aber er hat ihn auf eine göttliche Weise behandelt. Leider ist es eine jener Poesieen, die in keine andere Sprache übersetzt werden können; es ist eine jener zarten Pflanzen, die keine Veränderung des Klima's vertragen. Aber Schande dem Italiäner, den diese köstlichen Verse nicht in Entzücken versetzen! Er wurde als ein Feind der Grazien geboren, und niemals fühlte er das Beben des Herzens bei dem himmlischen Wohllaut seines vaterländischen Idioms. Was mich betrifft, ich weiß das ganze Gedicht auswendig, und niemals rufe ich es mir ins Gedächtniß zurück, ohne Perticari's Verlust zu bedauern und seinen Schatten zu ehren. Niemals zeigte sich das Glück feindlicher gegen Italien, als damals, wo es ihn in der Blüthe seiner Jahre und in der Morgenröthe des Ruhms seinem Vaterlande entriß. —

Der Gegenstand meiner Betrachtungen über die Italiänische Literatur führt mich nunmehr zu den Uebersetzungen; ich weiß jedoch kaum, ob diese, bei ihrer allgemeinen Mittelmäßigkeit, als eine besondere Gattung bezeichnet zu werden verdienen. Da indessen die jetzige Italiänische Literatur auf dem Punkt ist, aus einer Krisis hervorzugehen und die Kraft und Frische der schönen Tage der Jugend wieder zu gewinnen, so muß ich, als guter Arzt, alle Symptome der früheren Krankheit verzeichnen, und eines jener Symptome war unbezweifelt die Uebersetzungswuth, welche sich in unserer Zeit bemerklich machte. So ist Italien in den letzten 15 oder 20 Jahren mit mehr poetischen Uebersetzungen überschwemmt worden, als irgend ein anderes Land in Europa in einem ganzen Jahrhundert. Die Uebersetzungen sind Futter für alle Mittelmäßigkeiten und für solche Leute gewesen, die die Wuth haben, Verse zu machen, und doch nichts Eigenes schaffen können. Wenn sich unter dieser Menge von Uebersetzern Talente befunden haben, die sich über die Mittelmäßigkeit erheben, so sind doch ihre Arbeiten, meines Erachtens, fast immer verlorene Mühe gewesen. So haben wir in einem Jahre drei Uebersetzungen der Georgica des Virgil erscheinen sehen. Sicherlich verdienen die drei schätzbaren Schriftsteller, welche diese drei Uebersetzungen geliefert haben, alles Lob für ihre Mühe und Sorgfalt; aber wie sehr ist es zu bedauern, daß sie sich nicht verständigten, ehe sie eine solche Arbeit unternahmen; wenigstens hätten sie uns drei verschiedene Werke übersetzen können. Jeder der Uebersetzer nimmt sich die Mühe, uns in der Vorrede zu versichern, daß er sich freiwillig jener mühsamen Arbeit unterzogen habe, um ein Gedicht, welches alle Gelehrte für das vollkommenste in seiner Art halten, allgemeiner bekannt zu machen. Für die unbefangenen Bewunderer der Georgica ist es ein Glück, daß sie Niebuhr nicht gelesen haben, der bekanntlich entdeckt hat, daß Virgil kein Dichter gewesen ist. Ich hoffe, ein anderer Gelehrter wird uns bald beweisen, daß der Pater Hardouin Recht hatte, als er versicherte, daß die Aeneide ein von einem Mönch des Mittelalters geschriebenes Gedicht, ja daß die ganze klassische Literatur der Griechen und Römer von Mönchen zusammengeschrieben worden sey, um damit die Welt zu täuschen.

Jene Wuth der Uebersetzungen in Italien war das Zeichen zu einer ultra-klassischen Reaction, welche durch die Uebertreibungen der Schule des Cesarotti hervorgerufen wurde. Diese Schule klammerte sich an die Regeln, führte Krieg mit den Wörterbüchern und schrieb eine Prosa, die nur von ihren Jüngern verstanden wurde. In der Poesie bediente sie sich eines schwülstigen Stils und suchte beständig und auf alle Weise neu und originell zu seyn. Diese Eigenschaften fand sie endlich in Schottland in den Ruinen des alten Fingal-Schlosses wieder. Nun kümmerten sich unsere Dichter nicht mehr um den schönen Himmel Italiens, sie unterbieten uns nur von feuchten Nebeln, durch welche hindurch sie zuweilen die Schatten von Helden, reitend auf den bleichen Strahlen des Mondes, sahen.

Einige Schriftsteller wollten indeß die Italiäner von dieser Narrheit zurückbringen und ihre Leidenschaft für die klassischen Schriftsteller auf's neue erwecken; aber es liegt in der Natur aller Restaurationen, daß sie verkehrt und nach falschen Grundsätzen zu Werke gehen. Das Studium der Klassiker und die Uebersetzung ihrer Werke mußte die Einleitung, aber nicht der Schluß des Unternehmens, es mußte Mittel, aber nicht Zweck seyn.

Unter dem ungeheuren Wust von Uebersetzungen aller Art befinden sich indessen einige, die mit Recht als Meisterwerke bewundert worden sind, und die die National-Sprache wirklich bereichert haben. So führe ich nur an unter den Uebersetzungen aus dem Griechischen: Die Tragödien von Sophokles, Aischylos und Euripides von Belotti, und die Gedichte des Pindar von Borghi; aus dem Lateinischen die Uebersetzung der Pharsalia von Cassi, welche, meiner Meinung nach, besser ist als das Original, indem Cassi dem Lucan eine Reinheit und Eleganz des Stils geliehen hat, welche dessen Latein nicht hatte. Maffei hat auch vortreffliche Uebersetzungen von Geßnerschen Gedichten und später von Schillerschen Tragödien geliefert. Aber die merkwürdigste Uebersetzung von allen ist ohne Widerspruch die der Iliade von Monti.

Die Iliade ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Inbegriff des schönen Ideals, das Evangelium der Poeten, das schönste und größte Denkmal der Begeisterung und des Genies, welches die Jahrhunderte uns aufbewahrt haben. Auch bemühen sich alle civilisirte Völker, die Dichtungen des Homer so vollkommen wie möglich in ihre Sprache zu übertragen, um dadurch einen Beweis ihrer Bildung und ihres tiefen Gefühls für das wahrhaft Schöne abzulegen. In dieser Hinsicht hat sich Monti, indem er Italien mit einer vortrefflichen Uebersetzung der Iliade beschenkte, gewiß um sein Vaterland verdient gemacht. Sein Werk hat übrigens mehr als jedes andere dazu beigetragen, die Italiäner zu der Liebe für das Einfache und für die Zartheit der Empfindung, so wie zu jenen großen und tiefen Schöpfungen zurückzuführen, die durch Gespreiztheit und Uebertreibung nicht ersetzt werden können. Cesarotti hatte auch eine Uebersetzung der Iliade in Versen herausgegeben, welche viel Aufsehen gemacht hatte. Nicht zufrieden damit, daß er den Gedanken des Homer einen gewissen modernen Anstrich gegeben und sie in einem lächerlich überladenen Stil vorgetragen hatte, wollte er auch durchaus die Iliade verbessern, indem er mit einer unglaublichen Kühnheit den Text auf seine Weise veränderte oder verkürzte. Auch wurde er bald der Gegenstand sehr beißender Satiren. Seine Gegner entwarfen unter Anderem ein Gemälde des Homer, wie man sich denselben, der Uebersetzung gemäß, denken müsse. Der Dichter war als Greis, mit einer Perrücke und einem Degen an der Seite, mit Spitzen-Manschetten und brillantenen Schuhschnallen dargestellt, und in diesem Anzuge stützte er sich auf Krücken. Beim Erscheinen der Monti'schen Uebersetzung sagten die Freunde Cesarotti's überall, sie müsse schlecht seyn, da Monti kein Griechisch verstehe. Sie ließen auch ein karrikirtes Bild des Letzteren erscheinen, unter dem man folgende Inschrift las:

Questo e Vicenzio Monti cavaliero
Gran traduttor dei traduttori d'Omero.

Aber der Spott verfehlte sein Ziel. Es kam nicht darauf an, zu wissen, ob Monti ein gründlicher Hellenist sey oder nicht. Jedermann weiß übrigens, daß das Griechische der Iliade außerordentlich leicht ist, und was die philologischen Schwierigkeiten betrifft, welche hier und dort im Texte vorkommen, so wurde Monti von den beiden besten Hellenisten Italiens, von Mustoxidi und dem Ritter Lamberti, unterstützt. Der Erstere hat sich durch seine Uebersetzung des Herodot einen wohlverdienten Ruhm erworben; Luigi Lamberti aber hatte ausdrücklich für die Monti'sche Uebersetzung seine berühmten Noten zur Iliade geschrieben.

Um Homer gut zu übersetzen, mußte man im Stande seyn, seine Schönheiten zu fühlen und in den Charakter seiner Poesie einzugehen; die Schwierigkeit bestand dann darin, jene Schönheiten getreu in das Italiänische Idiom zu übertragen; und wer konnte besser als Monti eine solche Aufgabe erfüllen? Visconti nahm keinen Anstand, die Uebersetzung von Monti für die schönste von allen, die bisher in Europa erschienen wären, zu erklären. Ich weiß nicht, ob die Engländer und besonders die Deutschen sich diesem Urtheil unterwerfen werden. Was die Engländer betrifft, so kennt man das Urtheil Johnson's über die Uebersetzung Pope's; er fand sie zu schön, womit er sagen wollte, daß die Naivetät, die Anmuth und die majestätische Einfachheit unter dem Glanz der Verzierungen verschwunden wären. Diese charakteristischen Züge der alten Poesie hat gerade Monti mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und mit einem bis dahin unbekannten Talente beizubehalten gewußt. Aber abgesehen von ihrem Verdienst als Uebersetzung ist die Iliade von Monti, als Italiänisches Gedicht betrachtet, ein wahres Meisterwerk und sie hat die Sprache mit einer Menge kühner Bilder und neuer Wendungen bereichert. Monti verdient außerdem die größten Lobsprüche wegen der Geschicklichkeit, mit der er sich des freien Verses bedient hat. Dieser Vers, dessen Erfindung wir fast ganz allein dem Annibale Caro zu verdanken haben, ist durch das Talent Monti's mit einer so mannigfachen und doch sich stets erneuenden Harmonie ausgestattet worden, daß die Italiänischen Prosodisten ihn einer größeren metrischen Combination fähig erklärt haben, als den Griechischen und Lateinischen Hexameter, was Ausländer kaum glauben werden.

Durch seine schöne Uebersetzung hat uns Monti einen neuen Maßstab für die Macht der Italiänischen Sprache und für das gegeben, was sie in den Händen eines Meisters werden kann; denn es steht fest, daß eine Sprache, die die Physiognomie der Homerischen Poesie getreu wiedergeben kann, ohne die ursprünglichen Charaktere derselben zu verändern, ohne sie durch fremde Verzierungen zu entstellen und ohne in Geziertheit oder Trockenheit zu verfallen, daß eine solche Sprache, sage ich, durchaus poetisch und erhaben ist und eigenthümliche Reichthümer und Hülfsquellen besitzt.

Monti ist in Italien nicht weniger durch seine Original-Werke, als durch seine herrliche Uebersetzung der Iliade berühmt. Er hat einen Beweis von seinem vortrefflichen Geschmack gegeben, indem er seinen Namen dem Ruhme des größten Dichters des Alterthumes zugesellte, während alle fremde Erzeugnisse der modernen Literatur, die man mit dem prächtigen Namen „Originale" ausschmückt, kaum die Dauer jener Meteore haben, welche einen Augenblick am Horizont glänzen und fast sogleich wieder verschwinden. Man bemüht sich vergebens, den angeborenen Sinn für das Schöne und Wahre zu verfälschen und den Spott der Menge gegen das Alterthum hervorzurufen; es bleibt immer auch in der Masse ein hinreichender Fonds gesunden Verstandes, um den angemaßten Ruf von dem verdienten zu unterscheiden und die angeblichen Schöpfungen unserer Zeit nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Auch kehrt das Publikum, der modernen Versuche müde, stets mit neuem, und ich möchte fast sagen, mit heiligem Eifer zu den Meisterwerken des Alterthumes zurück. Darin gleicht es jenen übersättigten Wüstlingen, die sich in den Strom der Schwelgerei stürzen, allen Schönen nachjagen und, nachdem ihre verweichlichten Sinne auf alle mögliche Weise gereizt worden sind, abgestumpft, aber nicht befriedigt, sich mit Entzücken der süßen Empfindungen erinnern, die eine reine Liebe in ihnen hervorbrachte, und sich nach der reizenden Einfachheit und nach der naiven Anmuth des jungen Mädchens sehnen, das ihr Herz zuerst in Bewegung setzte. (E. L.)

Bibliographie.

Tommaso Moro. (Thomas Morus.) Trauerspiel von Silvio Pellico. Pr. 1 Paoli.

Luisa Strozzi. *) — Florentinische Geschichte aus dem 16ten Jahrhundert, von Giovanni Rosini. 4 Bde. Pr. 42 Paoli.

Conal. — Roman in zwei Bänden, von Soncini. Pr. 4 Paoli.

Frankreich.

Victor Hugo über Mirabeau. **)

„Man muß ja nicht glauben, daß dieser Mann von dem Moment an, wo er aus dem Privatleben heraustrat und vor dem Volke erschien, sogleich allgemein vergöttert worden sey. Die Dinge gehen niemals, wie man ihrer Natur nach meinen sollte. Wo das Genie sich erhebt, erwacht der Neid. So ist, bis zur Stunde seines Todes, niemals ein Mensch vollständiger und beharrlicher in jedem Sinne verleugnet und verneint worden, als Mirabeau.

Als er zu den Reichsständen als Deputirter von Aix ankam, erregte er Niemandes Eifersucht. Unberühmt und übel berüchtigt, wie er war, kümmerten sich Ansehen und Ruf wenig um ihn, und die schönen Herren hatten mit seiner Häßlichkeit und Ungestalt Mitleid. Sein Adel verschwand unter dem schwarzen Kleid, die Züge seines Antlitzes unter den Blattern. Wer hätte an Eifersucht auf einen Abenteurer dieses Schlages denken sollen, der sein Leben lang in den Händen der Justiz gewesen, von mißgestaltetem Körper und Angesicht war, übrigens in zerrütteten Umständen, den die kleinen Leute von Aix in einem Moment der Hitze bald aus Zufall zu den Reichsständen gesandt hatten und sonder Zweifel ohne zu wissen warum? Dieser Mann zählte in Wahrheit gar nicht mit. Ihm gegenüber war der Erste Beste, den man herausgriff, schön, reich und bedeutend. Keiner Eitelkeit Schimmer verdunkelte er, keiner Anmaßung stand er im Wege. Er war eine Zahl, die Ehrgeiz und Eifersucht in ihrer Rechnung kaum mitzählten.

Nach und nach indessen, als die Dämmerung der alten Dinge begann, thürmten sich so viel Schatten um die Monarchie, daß der trübe Glanz, den die großen Männer der Revolution an sich hatten, den Augen sichtbar wurde. Mirabeau fing an zu leuchten.

Diesem Glanze gesellte sich nun der Neid, wie ein Licht immer Nachtvögel herbeilockt. Genau von diesem Augenblicke an war Mirabeau der Gegenstand des Neides, der nie wieder von ihm losließ. Was er — eine Sache, die seltsam scheint, es aber nicht ist — was er ihm vor Allem bis zum letzten Athemzuge bestritt, was er ihm unaufhörlich ins Angesicht absprach, ohne ihm übrigens die sonstigen Schmähungen zu erlassen, war gerade das, was in Wahrheit den Kranz dieses Mannes für die Nachwelt ausmacht, sein Redner-Genie. Der Neid geht indeß immer so zu Werke! Wenn er mit Steinen nach einem Hause wirft, so ist's immer nach der schönsten Seite. Und dabei, muß man gestehen, war er in Betreff Mirabeau's unerschöpflich in guten Gründen. Probitas, der Redner soll untadelig

*) Dieser Roman, den wir bereits vor einiger Zeit als unter der Presse ankündigten, ist nunmehr wirklich erschienen.

**) Aus dem so eben erschienenen Etude sur Mirabeau, welches eine Einleitung zu „Mirabeau's Memoiren, herausgegeben von L. Montigny" bildet.

seyn: Herr von Mirabeau ist tadelhaft in jeder Hinsicht; praestantia, der Redner soll schön seyn: Herr von Mirabeau ist häßlich; vox amoena, der Redner soll ein angenehmes Organ haben; Herr von Mirabeau hat eine rauhe, spröde, kreischende Stimme, brüllt nur und spricht nicht; subrisus audientium, der Redner soll seinen Zuhörern willkommen seyn: Herrn von Mirabeau haßt die Versammlung u. s. w., und eine Menge Menschen, höchst zufrieden mit ihrem Raisonnement, schlossen, Herr Mirabeau ist kein Redner.

Aber weit entfernt, dies zu beweisen, bewies all' dieses Geschließe nur, daß von Cicero kein Mirabeau vorausgesehen worden.

In der That, nach dem Verstand jener Leute war er kein Redner; er war ein Redner nach eigenem Vorbild, nach seiner Natur, nach seiner Organisation, nach seiner Seele, nach seinem Leben. Er war ein Redner, weil er gehaßt, wie Cicero einer, weil er geliebt wurde; er war ein Redner, weil er häßlich, wie Hortensius einer, weil er schön war; er war ein Redner, weil er gelitten hatte, weil es ihm schlecht gegangen war, weil er, noch sehr jung und in dem Alter, wo alle Pforten des Herzens aufbrechen, verstoßen, verhöhnt, erniedrigt, verachtet, in schlechten Ruf gebracht, verfolgt, beraubt, geächtet, verbannt, eingekerkert, zum Tode verurtheilt worden war; weil er, wie das Volk von 1789, dessen vollkommenes Symbol er war, weit über das Alter der Vernunft hinaus in Minderjährigkeit und unter Vormundschaft gehalten gewesen; weil die väterliche Gewalt gegen ihn so hart gewesen war, wie die Königliche gegen das Volk; weil er, wie das Volk, eine schlechte Erziehung erhalten hatte; weil bei ihm, wie bei dem Volke, durch diese schlechte Erziehung ein Laster auf der Wurzel jeder Tugend erwachsen war; er war ein Redner, weil er, mit Hülfe jener durch die Stöße von 1789 weit geöffneten Bahnen, endlich in die Gesellschaft all' seine inneren Gluten, die so lange in der Familie zusammengepreßt gewesen, hatte ausschütten können; weil er hochfahrend, unbeständig, heftig, lasterhaft, instatbig, erhaben, weitschweifig, unzusammenhängend, mehr erfüllt noch von instinktmäßigem Drange, als von Gedanken, die Füße schmutzig, das Haupt umstrahlt, in allen Stücken den heißen Jahren ähnlich war, in denen er geglänzt hat, und von denen jeder Tag abringing, seines Wortes Zeichen an der Stirn. Diesen unmündigen Geistern, die ihre Zeit so wenig verstanden, daß sie unter tausend Einwürfen, die übrigens oft geistreich sind, die Frage an ihn richteten, ob er sich im Ernste für einen Redner halte — mit einem einzigen Worte hätte er ihnen ihre Antwort ertheilen können: „Fragt an bei der Monarchie, die zu Grabe geht, fragt an bei der Revolution, die anbebt."

Heut zu Tage, wo die Sache außer Zweifel steht, wird man es kaum für glaublich halten, daß im Jahre 1790 Viele, und aus der Zahl seiner schmeichlerischen Freunde, Mirabeau riethen, er solle zu seinem eigenen Besten die Tribune verlassen, wo er niemals vollkommen durchdringen und seine Absicht erreichen werde — oder wenigstens, er solle nicht so oft auftreten. Wir haben die Briefe vor Augen. Es ist kaum zu glauben, daß in diesen denkwürdigen Sitzungen, wo er die Versammlung wie Wasser in einem Gefäß bewegte, wo er alle Ideen der Zeit und alle Widerklänge des Augenblicks so mächtig in seiner Hand schüttelte und schwang, wo er so geschickt seine persönliche Leidenschaft mit der Leidenschaft Aller zusammenschmiedete und verband, daß hier, so oft er gesprochen hatte und während er sprach und bevor er anfing zu sprechen, der Beifall immer mit Scharren, Gelächter und Gezisch vermischt war. Jämmerliche Details, die nun der Ruhm verlöscht hat! Die Journale und Schmähschriften der Zeit enthalten nichts als Beleidigungen und beschimpfende Ausfälle gegen das Genie dieses Mannes. Man tadelte Alles an ihm und bei jeglicher Gelegenheit. Aber der Tadel, der ohne Unterlaß wiederkehrt und wie mit förmlicher Wuth, ist der, daß seine Stimme rauh und wild sey und seine Rede immer donnere. Was soll man darauf erwiedern? Er hat eine rauhe Stimme, weil die Zeit der sanften Stimme wahrscheinlich vorüber ist. Seine Rede donnert, weil die Begebenheiten ihrerseits donnern, und es ist allen großen Männern eigenthümlich, von gleichem Maß zu seyn mit der Größe der Ereignisse.

Dabei, und dies ist ein Kunstgriff, der zu allen Zeiten unveränderlich gegen die Genies beobachtet worden ist, waren nicht bloß die Männer der Monarchie, sondern hauptsächlich auch die von seiner Partei — denn man wird nie gründlicher gehaßt als in seiner eignen Partei — stets darin einig wie durch eine Art stillschweigender Uebereinkunft, daß sie ihm unaufhörlich einen anderen Redner entgegenstellten und bei jeder Gelegenheit vorzogen, vom Neide höchst zweckmäßig ausgesucht, weil er dieselben politischen Neigungen hegte wie Mirabeau, nämlich Barnave. Und das wird immer so seyn. Dieser Fall kommt oft, daß sich in einer bestimmten Epoche die nämliche Idee zu gleicher Zeit in verschiedenen Abstufungen in einem Manne von Genie und in einem Manne von Talent darstellt. Und hierbei befindet sich der Mann von Talent in einer sehr günstigen Lage. Der gegenwärtige unbestrittene Erfolg fällt ihm zu. (Freilich beweist diese Art von Erfolg nichts und verfliegt schnell.) Die Eifersucht und der Haß richten sich gerade gegen den Tüchtigsten. Die Mittelmäßigkeit würde sich durch den Mann von Talent sehr gedrückt fühlen, wäre der Mann von Genie nicht da; aber er ist da, sie hält den Mann von Talent aufrecht und bedient sich seiner gegen den Meister. Sie tirrt sich mit der eingebildeten Hoffnung, den Ersten zu stürzen, und dann (ein Fall, der übrigens gar nicht eintreten kann) gedenkt sie mit dem Zweiten leichtes Spiel zu haben; in dieser Erwartung stützt und trägt und hebt sie ihn, so hoch sie kann. Die Mittelmäßigkeit hat er für sich, weil er ihr am wenigsten lästig fällt und ihr am meisten gleicht. In dieser Lage ist Alles, was dem Manne von Genie Feind ist, mit dem Mann von Talent Freund. Die Vergleichung, die den letzteren zermalmen müßte, treibt ihn in die Höhe. Aus sämmtlichen Steinen, die Hack' und Haken, Verleumdung, Schmähung und Beschimpfung von der Basis des großen Mannes losreißen können, wird ein Piedestal für den Mann zweiten Ranges gemacht. Was man an dem Einen losrüttelt, dient zum Erbauen des Anderen. So baute man im Jahre 1790 von Allem, was man an Mirabeau zertrümmerte, Barnave auf.

Rivarol sagte: „Herr Mirabeau ist als Schriftsteller größer, Herr Barnave als Redner." — Pelletier sagte: „Barnave allerdings, aber Mirabeau keineswegs." — Die denkwürdige Sitzung vom 13ten, schrieb Chamfort, hat mehr als je das schon längst bekannte Uebergewicht Barnave's als Redner über Herrn von Mirabeau bewiesen." — „Mirabeau ist todt", murmelte Herr Target, indem er Barnave die Hand drückte, „seine Rede über die Promulgations-Formel hat ihn todt gemacht." — „Barnave, Sie haben Mirabeau unter die Erde gebracht", fügte Dupont hinzu, und Lameth lachte dazu, der sich zu Dupont wie Dupont zu Barnave als Diminutiv verhielt. — „Herr Barnave macht uns Vergnügen", sagte Goupil, „und Mirabeau Noth." — „Der Graf von Mirabeau hat Blitze zu Worten", sagte Camus, „aber er wird niemals eine Rede zu Stande bringen, er weiß nicht einmal, was eine Rede ist. Da lasse ich mir Barnave gefallen!" — „Mirabeau mag sich immerhin abarbeiten und schwitzen", sagte Robespierre „er wird nie Barnave erreichen, der mit viel geringeren Ansprüchen auftritt und viel besser ist." Alle diese armseligen kleinen Ungerechtigkeiten kratzten auf Mirabeau los und bereiteten ihm Leiden in der Fülle seiner Macht und seiner Triumphe. Nadelstiche auf den Herkules.

Und wenn der Haß, bei dem Bedürfniß, ihm einen Gegner zu stellen, gleichviel welchen, nicht gerade einen Mann von Talent gefunden hätte, so hätte er einen mittelmäßigen Menschen genommen. Er kümmert sich niemals um die Güte des Stoffs, woraus er sein Panier fertigt. Mairet wurde Corneille, Pradon wurde Racine vorgezogen. Voltaire rief vor noch nicht hundert Jahren aus:

„Mir wagt man Crébillon vorzuziehen, den Barbaren!"

Im Jahre 1808 setzte Geoffrey, auf den man mehr hörte als auf irgend einen damaligen Kritiker in ganz Europa, „Herrn Lafon weit über Herrn Talma." Wunderbarer Trieb der Coterieen! Im Jahr 1798 zog man Moreau Bonaparte, im Jahre 1815 Wellington Napoleon vor.

Wir wiederholen es wegen der Seltsamkeit der Sache, Mirabeau war so schwach, sich von diesen Erbärmlichkeiten reizen zu lassen. Die Parallele mit Barnave umnebelte sein Bewußtseyn. Hätte er in die Zukunft geblickt, er würde gelächelt haben; aber es ist in der Regel der Fehler der politischen Redner, die vor Allen Männer der Gegenwart sind, ihr Auge zu fest auf ihre Zeitgenossen und nicht genug auf die Nachwelt zu richten.

Uebrigens boten diese beiden Männer, Barnave und Mirabeau, einen vollkommenen Gegensatz dar. Sobald Einer oder der Andere von ihnen in der Versammlung aufstand, wurde Barnave immer mit einem Lächeln, Mirabeau mit einem Sturm begrüßt. Barnave gewann den Kranz des Momentes, den Triumph der Viertelstunde, das Beifallrufen Aller, selbst der rechten Seite. Mirabeau trug den Kampf und das Ungewitter davon. Barnave war ein ziemlich hübscher junger Mann und ein äußerst guter Sprecher. Mirabeau, wie Rivarol geistreich sagte, war ein schreiendes Ungeheuer. Barnave war einer von den Menschen, die jeden Morgen ihren Maßstab an ihr Auditorium legen, ihrem Publikum den Puls fühlen, sich nie aus den Schranken der Möglichkeit, beklatscht zu werden, hinauswagen, immer gehorsam den Erfolg am Absatz küssen; die die Tribune besteigen, manchmal mit der Idee des heutigen Tages, gewöhnlich mit der Idee des vergangenen oder der Nacht, nie aber mit der des nächsten Tages, aus Furcht vor Gefahr und Abenteuer; die im Besitz einer gehörig gemäßigten, recht ebenen und fließenden Suade sind, auf welcher ohne viel Lärmen alle ihrer Zeit gemeinen Ideen mit Allem, was verschiedentlich drum und dran hängt, dahinrollen; die aus Furcht, Gedanken zu haben, die zu wenig in Allerweltsatmosphäre getränkt sind, ihr Urtheil unaufhörlich in die Straße hängen, wie das Thermometer ans Fenster. Mirabeau dagegen war der Mann der neuen Idee, der plötzlichen Erleuchtung, der gewagten Lehre; wild, verworren, unklug, immer überall unerwartet, immer Anstoß gebend, verwundend, umstürzend, nur sich selber gehorchend, den Erfolg ohne Zweifel suchend, aber eine Menge Anderes mehr und vor ihm, und noch lieber von seinen Leidenschaften in seinem eigenen Herzen geliebt und geschmeichelt, als von dem Volk auf den Tribunen; lärmend, dunkel und trübe, ungestüm, tief, selten klar, nie seicht, und in seinem Schaume wild durch einander alle Ideen seiner Epoche daherrollend, die oft sehr unsanft geschüttelt wurden in der Begegnung mit den seinigen. Barnave's Beredsamkeit neben Mirabeau's war ein breiter Weg, neben dem ein Bergstrom rauscht.

Heut zu Tage, wo Mirabeau's Name so groß und anerkannt ist, kann man sich von der Unverschämtheit, mit der er von seinen Kollegen und Zeitgenossen behandelt worden, kaum eine Vorstellung machen. Sobald er sprach, schrie Herr von Guillermy: „Herr Mirabeau ist ein Bösewicht, ein Mörder!" Die Herren d'Ambly und de Lautrec schrieen: „Dieser Mirabeau ist ein großer Bettler!" Worauf Herr von Foucault ihm die geballte Faust entgegenhielt und Herr von Virieu sagte: „Herr Mirabeau, Sie sind uns zum Schimpfe hier." Wenn der Haß nicht sprach, so that es die Verachtung. „Dieser kleine Mirabeau!" sagte Herr von Castellanet auf der rechten Seite. — „Dieser Narr!" sagte Herr Lapoule auf der linken. — Und wann er gesprochen hatte, murmelte Robespierre zwischen den Zähnen: „Dummes Zeug!"

Manchmal drückte dieser Haß eines so großen Theils der Zuhörer seine Spuren in Mirabeau's Reden, und mitten in seiner prächtigen Rede sur la régence zum Beispiel entfloben seinen unwilligen Lippen Worte, wie die nachstehenden, melancholische, einfache, re-

signirte und stolze Worte, an die ein Jeder, der sich in einer ähnlichen Lage befindet, denken sollte: „Indeß ich sprach und meine vorzüglichsten Ideen über die Regentschaft auseinandersetzte, habe ich mit dieser lieblichen Gewißheit, die ich schon seit lange gewohnt bin, sagen hören: Das ist abgeschmackt! Das ist närrisch! Das ist ganz unzulänglich! Aber man hätte sich Mühe geben sollen, mich zu verstehen.“ So sprach er am 25. März 1791, sieben Tage vor seinem Tode.

Außerhalb der Versammlung zerriß ihn die Presse mit einer seltenen Art von Wuth. Ein Hagel von Pamphleten strömte auf ihn nieder. Die entgegengesetztesten Parteien stellten ihn auf gleiche Weise an den Pranger. Der Name Mirabeau wurde mit demselben Accent in der Kaserne der Gardes-du-Corps und im Klub der Cordeliers ausgesprochen. Herr von Champcenetz sagte: „Dieser Mensch hat die Blatter in der Seele.“ Herr von Lambesc machte den Vorschlag, ihn von zwanzig Reitern aufheben zu lassen und auf die Galeeren zu schicken.“ Marat schrieb: „Bürger, errichtet achthundert Galgen, hängt alle diese Verräther daran auf und vor Allen den niederträchtigen Riquetty den Aelteren!“ Und Mirabeau war in der National-Versammlung dagegen, Marat zu verfolgen, und begnügte sich mit der Antwort: „Es hat den Anschein, daß man Narrheiten in's Publikum bringen will; ein Betrunkener hat jenen Satz geschrieben.“

So ist Mirabeau bis zum ersten April 1791 ein Bettler (nach den Herren d'Ambly und Lautrec), ein Narr (nach Herrn Lapoule), ein Böswicht, ein Mörder (nach Herrn von Guillermy), ein Narr, ein mittelmäßiger Mensch, ein Redner zweiter Klasse (nach den Journalen und Pamphleten), ein schreiendes Ungeheuer (nach Herrn Rivarol), ausgezischt, ausgelacht, mehr angespieen als beklascht (nach Pelletier). Lambesc will ihn auf die Galeeren, Marat an den Galgen haben. Er stirbt am 2. April; am dritten weiht man mit seiner Asche das Pantheon ein. Große Männer! wollt ihr morgen anerkannt seyn? sterbt heute.“

England.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

Erster Artikel.

Mit dem Namen des thierischen Magnetismus (so genannt zur Unterscheidung von Mineral-Magnetismus, wiewohl die Wirkung des thierischen an keinem anderen Geschöpf als dem Menschen beobachtet wird) bezeichnet man bekanntlich den Einfluß eines Individuums auf das andere vermittelst eines Fluidums, einer Ausströmung oder auch der bloßen Willenskraft, wovon sich die Folgen dann in verschiedenen Phänomenen, als Gähnen, Schlafen, Krämpfen, Konvulsionen und endlich Somnambulismus zu äußern pflegen, in welchem letzteren Zustande der Kranke die Fähigkeiten des Hellsehens und der Vorausahnung erlangt. Wie sich die Anhänger einer neuen und zweifelhaften Hypothese immer bemühen, die Spuren davon schon in irgend einem allgemeinen Glauben aufzufinden, so sind auch die Vertheidiger des Magnetismus nicht müßig gewesen und haben alle jene Zufälle, die man früher auf Rechnung der Sympathie, Einbildungskraft, Nachahmungslust oder Leichtgläubigkeit geschrieben, eifrig zusammengesucht, um sie als unläugbare Thatsachen jenes Einflusses, den sie vertreten wollen, und als Belege für ihre eigenen Werke triumphirend vorzuschieben. Man hört sie davon reden, wie zu allen Zeiten und bei allen Nationen der Volksglaube das Daseyn eines allgemeinen alle Materie durchströmenden und alle Körper mit einander verbindenden Urstoffes zugestanden habe; sie verweisen auf Plato, der schon von der anima mundi gesprochen. Wir wollen nicht so weit zurückgehen, sondern unsere Blicke zunächst auf die magnetischen und sympathetischen Kuren des siebzehnten Jahrhunderts richten, zu welcher Zeit zuerst die Untersuchungen über die Eigenschaften des Magneten große Aufmerksamkeit erregt und der Glaube an seine nützliche Anwendung zur Heilung menschlicher Krankheiten ziemlich allgemein geworden war. Kircher war Einer der Ersten, welche von diesen Eigenschaften Nutzen zogen, und zwar auf eine eben so geistreiche als unterhaltende Weise. Ein mit einem Bruch behafteter Kranker, der sich an ihn um Heilung gewandt hatte, mußte einen kleinen zu Pulver zerriebenen Magnet verschlucken, während Kircher ihm an der äußeren Geschwulst einen Umschlag von Eisenfeilspähnen legte. Sobald nun der Magnet im Innern bis zu der entsprechenden Stelle vorgerückt war, zog er das Eisen an und damit zugleich die Geschwulst, die auf diese Weise sehr sicher und leicht reduzirt wurde. Ambrosius Paré versichert, daß er so die verschiedensten Kuren habe verrichten sehen. Ein Deutscher hatte ein Messer verschluckt, alsbald wurde ihm ein magnetisches Pflaster aufgeklebt, welches ihm auch sogleich die Klinge aus dem Magen zog, so daß der Wundarzt nur noch einen kleinen Einschnitt nöthig hatte, um es zu entfernen. In diesen Fällen kamen indeß nur die physikalischen Eigenschaften dieses Agens in Rechnung. Paracelsus hatte jedoch auch die mehr mysteriösen Kräfte der Anziehung ausgeübt, indem er auf die schädlichen Einflüsse, welche die Lebensgeister bedrükken, zu wirken suchte, aber zu diesem Zweck waren gewisse Combinationen und astrologische Einwirkungen nothwendig, verbunden mit einem gewissen Grad von Glauben in dem Kranken selbst.

Die magnetische Kurart bestand, wie man aus Maxwells Schriften erfährt, vornehmlich auch in der Verpflanzung der Krankheiten, die nach verschiedenen Methoden bewerkstelligt werden konnte. Die vorzüglichste Methode war die der Einsäung, wonach ein mit Baumharz bestrichener Magnet in Erde vergraben wurde, in welche Erde man zu gleicher Zeit solchen Pflanzensaamen säete, der mit der Krankheit, die man loswerden wollte, irgend eine Uebereinstimmung hatte. Diese Erde wurde dann in ein irdenes Gefäß gelegt und mit dem darin befindlichen Pflanzenstoff in Wasser aufgelöst, in welchem darauf das kranke Glied oder der ganze Körper, wenn dieser litt, gewaschen ward. Maxwell, der eigentlich ein Schotte war, obwohl seine Werke in Deutschland erschienen sind, ließ jedoch seine Kranken während dieser Kuren sich zugleich der gewöhnlichen Heilmittel bedienen, so daß sie dabei zur Ader lassen, purgiren und schwitzen mußten, und mit dieser Vorsicht wurden viele magnetische Heilungen verrichtet. Die dankbaren Kranken priesen dann die wundervollen Wirkungen des neuen Systems, indem sie die geringe Hülfe, welche ihnen das alte dabei geleistet hatte, ganz übersahen.

Die bedeutendsten Anfänge des Magnetismus hat man ohne Zweifel in Deutschland aufzusuchen, obwohl es hier zuerst mehr die Einwirkungen des Magneteisens auf den menschlichen Organismus, als die eines Individuums auf das andere waren, welche man beobachtete. Ein Jesuit, Namens Hell, hatte sich durch die Zahl seiner magnetischen Kuren sehr berühmt gemacht. Er theilte um das Jahr 1774 seine Erfahrungen Mesmer mit, unter welchem die Theorie eine ganz neue Gestalt gewann und zugleich die Praxis so ausgedehnt wurde, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, den Scharfsinn und Forschergeist der Naturkundigen rege machte und von der Französischen Königlichen Akademie der Wissenschaften so wie von anderen gelehrten Gesellschaften die Ehre erfuhr, einer speziellen Untersuchung gewürdigt zu werden.

Mesmer hatte seine Laufbahn im Jahre 1766 mit der Herausgabe einer Abhandlung über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper begonnen, in welcher er behauptete, daß, gleichwie Sonne und Mond auf unserem Erdball Ebbe und Fluth des Meeres veranlaßten und bestimmten, sie eben so auch auf alle Bestandtheile organisirter Wesen eine ähnliche Wirkung und vor Allem auf das Nervensystem ausübten, indem sie zwei verschiedene Zustände, welche er als Intension und Remission bezeichnete, hervorzubringen pflegten. Dies brachte er dann bei den verschiedenen periodischen Umwandlungen, die sich bei manchen Krankheiten, so wie in den verschiedenen Lebensaltern und Geschlechtern bemerken ließen, in Anschlag und nannte diese Eigenthümlichkeit des thierischen Körpers, wodurch er sich für diesen Einfluß empfänglich zeigte, thierischen Magnetismus. Hell's Beobachtungen schienen ihm ein neues Licht auf seine Theorie zu werfen, und nachdem er den Jesuiten veranlaßt hatte, ihm einige Magneteisensteine von besonderer Form zu machen, wandte er sie zu einer Reihe von Erfahrungen an, die seinen Ideen Gewißheit schaffen sollten. Man erwarte nur ein Wunder, und es wird sicher immer eintreffen! Mesmer hatte zu gleicher Zeit das Glück, an einer jungen Dame, Namens Oesterlein, bekannt zu werden, die an einer konvulsivischen Krankheit litt, deren Symptome gerade genau mit seiner neuen Theorie übereinstimmten. Die Zufälle waren periodisch und mit einem Anströmen des Blutes nach dem Kopfe verbunden, erzeugten viele Schmerzen und ließen Delirium, Erbrechen und Ohnmacht zurück. Wie weit diese Zufälle mit dem Stand des Mondes zusammengehangen, hat er nicht erwähnt, aber er gelangte bald dazu, sie auf sein System des planetarischen Einflusses zurückzuführen, so daß er im Stande war, die Perioden des Anfalls und des Nachlassens voraus zu bestimmen. Nachdem er so die Ursache der Krankheit gefunden hatte, ergriff ihn der Gedanke, daß seine Entdeckung vollkommen seyn und ihn zu einer bestimmten Kurmethode leiten würde, wenn er sich vergewissern könnte: „daß zwischen den Körpern, aus welchen unser Erdball besteht, eine eben so genaue Wechselwirkung unter einander stattfinde, als zwischen den Himmelskörpern; vermöge deren es möglich wäre, die oberwähnten periodischen Umwandlungen von Ebbe und Fluth künstlich nachzuahmen.“ Es konnte ihm deshalb, da es sich nur noch um eine so kleine Sache handelte, eine so große Theorie zu vervollständigen, nicht fehlen, sie ausfindig zu machen, und er kündigte alsbald an, daß dieser materielle Einfluß wirklich existire, und daß auf eine gewisse Weise, von der er nicht genaue Rechenschaft ertheilte, sein eigener Körper das Hauptdepot geworden wäre, worin sich derselbe vereinigt hätte und von da aus allen übrigen mitgetheilt werden könnte. Wenn daher Herr Ingenhauß mit ihm ging, um Mademoiselle Oesterlein während ihrer Anfälle zu besuchen, so fand er, daß dieser einen Theil ihres Körpers berühren konnte, ohne eine Empfindung in ihr zu erregen; aber sobald ihm Mesmer durch Handberührung den thierischen Magnetismus mitgetheilt und dann wieder zu ihr zurückgesandt hatte, um neue Versuche anzustellen, ergab es sich, daß nun ein einfaches Auflegen seines Fingers hinreichte, um konvulsivische Bewegungen in ihr hervorzubringen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Lexikalisches. Zu Wilna und Grodno ist ein Hebräisch-Russisch-Polnisch-Deutsches Wörterbuch angekündigt, das ungefähr 300 Bogen in 6 Bänden enthalten wird. Der Pränumerationspreis ist 6 Rbl. S. auf das ganze Werk. Herausgeber sind die Lehrer der neuen Hebräischen Schule, B. Germeisa und M. Dekawin. Jede Seite hat zwei Spalten, von denen die erste die Hebräischen Wörter, die andere die Russischen, Polnischen und Deutschen enthält. Der Druck ist, den Probeblättern nach, gut und deutlich.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Mittwoch den 12. Februar 1834.

Schweiz.

Der Mann der Langenweile.

Aus dem Tagebuche eines Genfers.

Wie beklage ich alle Leute, die sich langweilen, mich mit inbegriffen! Was soll ich anfangen? Zu nichts habe ich Lust, weder zum reden, noch zum schwatzen, noch zum gar nichts sagen, weder mich von der Stelle zu rühren, noch sitzen zu bleiben. Ich möchte mich rasiren, zum Zeitvertreib; aber es ist heute nicht der Tag, und dann würd' es mich auch wenig amüsiren.

Was giebts? — Das Journal. — Gut. Das ist nun meine Erholung. Da such' ich nun, was in der Stadt Neues vorgefallen. Kein Selbstmord, kein Unglücksfall, nichts von Ermordungen und Feuersbrünsten. Wetter! was soll mir dies Journal, wenn es mich nicht von meiner Langenweile befreit? was schiert mich Belgien und der Pfarrer Merino! Zwei Spalten über die Eisenbahnen! Das nenn' ich seinen Abonnenten das Geld aus der Tasche stehlen. Es gab einmal eine Zeit, wo mich mein Journal unterhielt; das war zur Zeit der Cholera; eine furchtbare Angst hielt mich da in Athem, und die unbedeutendste mit dem Ungeheuer in Verbindung stehende Thatsache war mir interessant zu lesen. Ich stellt' es mir vor, wie es immer weiter drang, anhielt, bis vor meine Thür kam, den Rachen nach mir aufsperrte .... Im Ganzen war's kein Spaß; aber zwischen der Hoffnung, daß es nicht kommen werde und der entsetzlichen Furcht, daß es komme, war zum wenigsten kein Raum für die Langeweile.

Uah ah ah! Ich muß gähnen ....

Jedesmal wenn ich gegähnt habe, tritt ein kurzer Moment ein, wo ich gar nichts denke. Dies geschieht, während der Kiefer sich wieder zurechte fügt und die Kinnladen wieder ihre gehörige Lage gewinnen. Und dann hinterher fange ich wieder an zu denken, aber gewöhnlich an etwas anderes als vorher, so auffrischend ist das Gähnen für den Verstand, und macht einen Eindruck, wie ein weißes Blatt zwischen zwei Kapiteln.

— Was ist? — Herr Retor. — Ich bin nicht zu Hause. — Der Herr ist nicht zu Hause. — Herr Retor: Nur einen Moment. — Ich bin beschäftigt, Herr Retor. — Herr Retor: wann soll ich wiederkommen? .... — Morgen, Herr Retor. — Herr Retor eintretend: Ich wollte Ihnen nur dies chronologische Tableau der allgemeinen Völkergeschichte vorlegen .... — (Für mich) Hol' ihn der Teufel mit seinem allgemeinen Tableau! Um fünf Franken will er mich prellen. Dieser Dummkopf von Bedienten, dieser Jacques, weiß auch mit nichts Bescheid. (Laut) Was beliebt?

„Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, mein Herr, daß noch kein Tableau dieser Art die Vollkommenheit des vorliegenden erreicht hat. Sie sehen hier vier verschiedene Chronologieen mit Rückführung auf die Jahre der christlichen Zeitrechnung und die Jahre seit Erschaffung der Welt. Hier haben Sie die ganze vollständige Reihe der alten Aegyptischen Könige und der Könige von Babylonien ....

(Für mich) Ich wollte, daß man sie Dir auf den Rücken zählte, Deine Babylonischen Könige und Deine fünf Chronologieen, Hallunke! Für mich ist eine schon zu viel, und er verlangt von mir, ich soll vier und noch eine kaufen! (Laut) Sehr schön, Herr Retor; aber ich treibe keine Geschichte. — Ich will Sie nur noch darauf aufmerksam machen, mein Herr, daß Sie hier den Kaiser Kan-tien-si-long haben .... — Herr Retor, meine Geschäfte gestatten mir nicht, Ihnen zuzuhören. — Ich bin fertig .... den Kaiser Kan-tien-si-long, der auf dem Tableau von Hocquart fehlt. Ferner mach' ich Sie darauf aufmerksam .... — Ich bin davon überzeugt, daß Ihr Tableau vollkommen ist, Herr Retor .... — Sie erlauben, daß ich Ihnen ein Exemplar hinlege? .... — Ich kann keinen Gebrauch davon machen. Außerdem besitze ich das Hocquart'sche. — Eben darum! Wenn Sie mir's erlauben wollen, mein Herr .... — Nein, Herr Retor, denn ich sehe es nie an. — Eben darum! Wenn Sie das meinige besäßen, mein Herr, so würden Sie nicht müde werden, es anzusehen, zumal da es nur den halben Preis kostet .... — Ich erkläre Ihnen, Herr Retor, daß ich's um gar keinen Preis haben mag."

Hier tritt ein langer Moment des Stillschweigens ein, während Herr Retor sein Tableau langsam zusammenrollt und ich ihm zusehe, sehr ungeduldig, ihm mein Kompliment zum Abschied zu machen.

„Würden der Herr nicht geneigt seyn, eine Encyclopädie zu kaufen? — Nein. — Dreißig Bände in Folio,? — Um so weniger. — Mit Kupfern? — Nein. — Und mit einem Inhaltsverzeichniß? — Nein. — Von Mouchon? — Nein, nein, nein!! — So habe ich die Ehre, mein Herr .... Sie würden mich aber doch sehr verbinden, wenn Sie eins von diesen Tableau's nähmen .... — Aber, Herr Retor, ich sage Ihnen, daß ich keins will. — Ich bin Familienvater. — Das weiß ich. — Sehen Sie, mein Aeltester hat, mit Permission zu sagen, eine fatale Krankheit gekriegt. — Um so schlimmer. — Meine Frau, die mit dem Siebenten niederkommen soll. — Ich wünsche ihr eine gute Stunde. — Mein Jüngster hat sich das Bein verrenkt .... — Dafür kann ich nichts. — Und für fünf Franken, statt zehn .... — Wahrhaftig, das ist unerträglich! — Für drei Franken .... um nur Brod zu haben. Wollen Sie denn, daß eine achtbare und anständige Familie kein Brod haben soll? ....

(Für mich, während ich den Ring meiner Börse zurückschiebe) Verdammte Familie ... Unerträglicher Familienvater! Sieben Kinder! Nun ja! Er kann's auf funfzehn und zwanzig bringen, was weiß ich? ... Und ich muß am Ende noch für jedes ein verwünschtes chronologisches Tableau der allgemeinen Völkergeschichte kaufen! (Laut) Hier — Und nun lassen Sie mich in Ruh'.

Ich schließe die Thür hinter ihm ab und kehre wieder zu meinem Sitz. Eine finstere Melancholie, ein bitterer Verdruß gesellt sich zu der Langenweile, die ich schon ohne Herrn Retors Besuch empfunden. Indem mein Auge das Tableau der allgemeinen Völkergeschichte, das er ausgebreitet auf meinem Tisch zurückgelassen, durchlauft, ist kein einziger unter all' den Namen, die es aufzählt, bis auf Kan-tien-si-long und Nectanebus, der mir nicht mein persönlicher Feind schiene, ein unausstehlicher Beleidiger, ein Schurke, der sich mit den Familienvätern gegen meine Börse und meine Ruhe verschworen. Was die chronologischen Reihen anbelangt, die ich da zur Linken sehe, so machen sie auf mich einen so abscheulichen Eindruck, daß ich den mit wahrer Wonne abprügeln könnte, der sich unterstanden hat, sie zusammenzustellen; denn wenn uns zuweilen ein Jucken die Langeweile vertreibt, so versenkt uns eine Chronologie unvermeidlich hinein. Zum Henker mit den Chronologen! In's Feuer mit dem Tableau! ...

Doch zwei Mächte fallen mir in den Arm und retten das Tableau. Einmal scheint mir's, als wär' ich die drei Franken in's Feuer, die ich eben dafür gezahlt, und für's Andere könnte dies Tableau dereinst meinen Kindern nützlich werden. Dies letztere ist eine ganz absonderliche Vorsicht, da ich noch nicht verheirathet bin und gar nicht glaube, daß ich heirathen werde.

Vielleicht, daß ich mich doch wohl, wenn ich verheirathet wäre, weniger langweilen würde. Zum mindesten würden wir unserer Zwei seyn, uns in Gemeinschaft zu langweilen; das ist doch ergötzlicher. Sehen wir wohl Familienväter der Langeweile preisgegeben? Niemals; die Familienväter sind munter, thätig; haben immer Lärm, immer Bewegung um sich, eine Frau, die sie anbetet ....

Eine Frau, die mich anbetete! Ein, zwei Jahr, nun ja. Aber wenn sie Miene machte, dreißig, funfzig Jahre lang mich anzubeten! Hu! das begießt mich wie mit kaltem Wasser. Funfzig Jahre lang angebetet! Wie einem das lang werden muß, endlos! Und dann überall die Kinder, schreiend, weinend, sich zankend, wie sie auf Stöcken reiten, Alles um einen herum das Oberste zu unterst kehren, sich Schaden thun ... Und die ganze Erholung dafür, ihnen Geist und Herz bilden mit meinem chronologischen Tableau der allgemeinen Völkergeschichte!! Ach! man muß es wohl, sehr wohl überlegen, ehe man an's Heirathen geht.

Und doch hatte ich ein Auge auf ein junges Wesen, die in jeder Hinsicht für mich passen würde. Ein hübsches Vermögen, eine angenehme Gestalt, passende Charaktere. Aber sie hat fünf Tanten, Vater und Mutter und zwei Onkel; in Summa zwölf oder elf nahe Verwandte. So wie nur die Rede auf die Heirath kommt, überhäuft mich das Alles mit Zuvorkommenheiten, Freundlichkeit, Schmeicheleien, sieht mich mit Heirathes-Augen an; 's ist, um vor Langeweile zu sterben. Ich gähne ihnen in's Gesicht; sie verdoppeln ihre Zärtlichkeit. Dann fühle ich entschieden, daß meine Liebe wankt, und siehe da, so verstimmt, bemerke ich vor einiger Zeit, daß meine junge Dame einen Pickel auf der Nase hat.

Dieser Pickel machte den ungeheuersten Eindruck auf mich: indem ich ihn einen ganzen Abend lang betrachtete, fühlte ich, wie meine Liebe mir aus allen Poren entwich, fühlte ich die gesammte Verwandtschaft auf meinem Rücken, fühlte ich, daß ich ledig bliebe, und tausend andere Dinge mehr. Und es war nicht sowohl der Pickel, der so auf mich wirkte, als die Mühe, welche die junge Dame sich

gab, um des Pickels wegen noch liebenswürdiger und geistreicher zu seyn als gewöhnlich. Das machte ihn mir viel größer, viel beleidigender. Bei jedem Witzesschlag, bei jedem Lächeln, bei jeder Artigkeit fand ich ihn unangenehmer, widerwärtiger, unziemlicher, unverschämter. Abscheulicher Undank, wird man ausrufen, und mit Recht; aber so ist's, so findet man's, wenn man in die Tiefen des menschlichen Herzens blickt. Es hat Mitleid mit einer Wunde, es entschuldigt eine Migräne, aber es verzeiht keinen Pickel auf der Nase.

Ich war der Verbindung niemals näher gewesen, als an dem Tage vorher, ehe ich den unglückseligen Pickel gewahrte; ohne ihn wäre gegenwärtig der Antrag gemacht, und statt daß ich jetzt Langeweile habe, würde ich die Besuche der Verwandten, die Glückwünsche der Freunde empfangen und die Liebkosungen meiner jungen Braut. Dieser Pickel hat Alles verdorben. Er hat die menschliche Bedürftigkeit in die seligen Höhen meiner Liebe hineingeführt; er hat die Binde von meinen Augen genommen, die schon nicht fest saß in Betracht der Verwandten; er hat Fuß gefaßt in meiner Phantasie, mitten in alle meine Vorstellungen hat er sich eingenistet, um von da aus Allem an die Nase zu fliegen, was herein will, Tochter, Vater, Mutter, Tanten; so hat sich seit diesem Pickel mein ganzes Schicksal verwandelt.

Aus allem diesen hab' ich den Schluß gezogen, daß ich zum Unglück mit einem außerordentlichen Zartgefühl geboren und zu gut von der Natur ausgestattet worden bin, um jemals vollkommen glücklich seyn zu können.

Indessen, wie ein gefühlvolles Herz stets das gebieterische Bedürfniß nach zärtlicher Neigung empfindet, warf mich dies unglückliche Abenteuer in eine andere Richtung zurück. Ich fühle sehr bestimmt, daß ich, mit Rücksicht auf diesen Pickel, ein anderes junges Frauenzimmer anbete, auf die ich ursprünglich mein Auge geheftet hatte, die ich jedoch später, von meiner Liebe zu der eben Versprochenen verdrängt, aufgab. Sie hat ein reizendes Profil, eine Griechische Nase — und daß darauf kein Pickel, wie auf der ihrer Nebenbuhlerin, zu sehen ist, hat in mir ein in der That etwas erloschenes Feuer wieder entflammt. Ihr Witz scheint mir natürlicher, ihre Manieren, ihre Freundlichkeit anmuthiger, uneigennütziger; da sie keine Unvollkommenheit unter dem Gewand der Liebenswürdigkeit zu verbergen hat, so erscheint sie mir wahrhaft liebenswürdig. Außerdem hat sie keine Verwandten mehr, ein Umstand, der mich von Tag zu Tage verliebter macht in ihre Reize und ihr schönes disponibles Vermögen.

Mein einziges Bedenken ist, daß ihr kein Anderer außer mir den Hof macht. Das macht mir am Ende Langeweile und beleidigt auch meine Eigenliebe. So schön eine Blume auch seyn mag, wenn alle Welt sie verschmäht, warum soll ich sie wollen? und ich namentlich, der mit einem so feinen Sinne begabt ist, und der ich mir, und mit einigem Rechte, schmeichle, einen gewählten und nicht leicht zu befriedigenden Geschmack zu besitzen!

Vor zwei Monaten kam ich auf den Ball; sie tanzte mit einem schönen Offizier; anmuthig, freundlich, lebhaft, schien sie mein Eintreten nicht gewahr zu werden. Um so mehr entflammte sich meine Glut; ich hätte in diesem Augenblick um sie anhalten können, ich war dicht daran, zu heirathen. Schnell fordere ich sie auf; zum ersten Galopp? — Mit Vergnügen. — Zum ersten Contretanz? — Mit Vergnügen. — Zum dritten Walzer? — Mit Vergnügen. — Zum fünften Galopp? — jedes Mal mit Vergnügen, nie eine abschlägige Antwort; keiner, der sie mir streitig machte! Meine Flamme verminderte sich so, daß ich den ganzen Abend lang Kuchen aß. Und ich bin gewiß, daß ich von diesem Tage an, wenn ich nicht zu viel gegessen hätte, einem anderen Fräulein meine Huldigungen würde dargebracht haben, die mir meine Aeltern seit lange her empfohlen, und die damals von Allen und auch von dem schönen Offizier umschwärmt wurde. (Schluß folgt.)

England.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

(Schluß des ersten Artikels.)

Von nun an wurde der thierische Magnetismus genau und bestimmt von dem Mineral-Magnetismus geschieden, und obwohl Mesmer noch eine Zeit lang fortfuhr, sich des Magnetsteins zu seinen Experimenten zu bedienen, so war es doch nicht in Bezug auf die demselben inwohnende Kraft, als vielmehr wegen der Eigenschaft, die er ihm gewissermaßen als Konduktor seines neu entdeckten Einflusses beimaß. Im Jahre 1776 entsagte er jedoch seinem Gebrauch gänzlich. Als er aber fand, daß seine Entdeckungen zu Wien eine große Herabwürdigung erfuhren, wo sie namentlich durch Störck und Ingenhauß, welchen Letzteren Mesmer zur Entgegnung den „kleinen Experimentenmacher bei den Hofdamen" nannte, lächerlich gemacht worden waren, unternahm er eine Experimentalreise durch Schwaben und die Schweiz, wo er einen furchtbaren Nebenbuhler an dem Pater Johann Joseph Gaßner gefunden hatte, welcher schon längst durch Austreiben der Teufel, die er für die Hauptursach der meisten Krankheiten hielt, berühmt war. Mesmer nun zeigte seinerseits denselben Takt, welchen seine Nachfolger bei ähnlichen Schwierigkeiten immer gezeigt haben, und statt die Wahrheit an den Kuren des Pater Gaßner in Frage zu ziehen, adoptirte er sie auf einmal als Facta und erklärte sie für schlagende Resultate jener großen Kräfte, die er selbst kürzlich entdeckt hatte. Er folgte ihm sogar in der Heilung einer Augenkrankheit und anderer Uebel, und kehrte, mit Certifikaten über diese Heldenthaten versehen, nach Wien zurück. Hier unternahm er die Kur der Mademoiselle Paradis, die an Blindheit und Konvulsionen litt, und nachdem er sie eine Zeit lang magnetisirt hatte, erklärte er sie für vollkommen hergestellt. Barth, ein Augenarzt, ging zu ihr, um sie zu sehen, und erklärte sie noch immer für blind, und ihre Familie fand, als sie nach Hause zurückgekehrt war, daß die Konvulsionen noch nach wie vor andauerten. Dies war ein trauriger Mißstand, aber Mesmer, dessen großes Talent namentlich in einer schamlosen Stirn bestand, behauptete, es wäre dies ein falsches Gerücht, das man zur Verunehrung seines Rufes ausgesprengt habe; das Mädchen sey ganz gesund, und nur ihre Familie zwänge sie, sich noch konvulsivisch und blind anzustellen. Diese kaltblütige Unverschämtheit war indeß doch etwas zu stark, und Mesmer hielt es für besser, Wien zu verlassen, und entschied sich nach einigem Bedenken für Paris als den nächsten Schauplatz seiner Thaten. Hier trat er anfangs bescheiden auf, wandte sich zuerst an die Gelehrten und Naturforscher, um ihnen sein System zu erläutern, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, sich Anhänger zu erwerben; dann sah er sich nach Patienten um, und gab vor, einige Kuren verrichtet zu haben; aber da er keine Aufmerksamkeit erregen konnte, ließ er endlich sein Memoire „über die Entdeckung des thierischen Magnetismus" erscheinen. Hierin stellte er siebenundzwanzig allgemeine Propositionen auf, worin er nicht nur das Daseyn eines magnetischen Fluidums, sondern auch das eines antimagnetischen behauptete, welches letztere im Körper gewisser Personen so mächtig sey, daß schon ihre Gegenwart hinreiche, um die Wirkung der magnetischen Kraft in anderen zu verhindern. Jetzt wandte er sich an Herrn Le Roi, den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, und es wurden mehrfache Unterhandlungen angeknüpft, um eine öffentliche Untersuchung über sein System zu veranlassen, die jedoch Mesmer immer geschickt abzubrechen verstand, wenn es zu etwas Entscheidendem kommen sollte. Auch geschah nichts, bis sich endlich Deslon, ein Französischer Arzt von einigem Ansehn, für einen Anhänger und Verbündeten Mesmers in der Ausübung des Magnetismus erklärte, was der Sache dann viel Aufmerksamkeit erregte. Ihre Heilmethode bestand in Folgendem:

In der Mitte des Zimmers war ein Gefäß von ovaler oder zirkelförmiger Gestalt, ungefähr vier Fuß im Durchmesser und einen Fuß tief, aufgestellt. In dieses wurde eine Anzahl von Flaschen, strahlenförmig geordnet und mit den Hals nach außen gelehrt, gelegt, welche wohl verkorkt und mit magnesirtem Wasser angefüllt waren. Dann wurde Wasser in das Gefäß so weit, bis es die Flaschen bedeckte, geschüttet, auch hin und wieder gestoßenes Glas oder Eisenfeilspähne dem Wasser beigemischt. Dies Gefäß wurde das Baquet genannt. Von seinem Deckel, der mit vielen Löchern durchschossen war, liefen lange dünne bewegliche Eisenstäbe herab, die von den Patienten an den kranken Körpertheil gelegt werden konnten. Außerdem war an dem Ring des Deckels eine Schnur angebracht, welche, wenn die Kranken in einem Kreise umhersaßen, rund um sie geschlungen wurde, um eine Konnexions-Kette zu bilden; eine zweite Schnur diente zur Vereinigung ihrer Hände, und es wurde ihnen anempfohlen, so eng und dicht bei einander zu sitzen, daß sie sich mit ihren Knieen und Füßen berühren konnten, was für ganz wunderwirkend ausgegeben wurde, um dem magnetischen Fluidum den Weg zu erleichtern. Hierzu kam noch, daß die Magnetiseure in der Runde umhergingen, sich mit den Kranken in Rapport setzten, sie mit ihren Knieen umfingen, ihnen zärtlich die Nervengänge entlang strichen und einen besonders zärtlichen Druck auf verschiedene Gegenden der Brust und des Unterleibes ausübten. Die Wirksamkeit solcher Behandlung auf zarte Frauen ließ sich voraussehen, aber es hörte mit dem bloßen Wirken noch nicht auf.

Das Haus, welches Mesmer bewohnte, war besonders herrlich gelegen, mit geräumigen Sälen, die prächtig geschmückt waren; buntes Glas und farbige Vienden streuten überall ein andächtiges Dämmerlicht aus, Spiegel schimmerten in abgemessenen Zwischenräumen an den Wänden entlang, ein geheimnißreiches Stillschweigen herrschte ringsumher, zarte Wohlgerüche durchdüfteten die Luft, und von Zeit zu Zeit ließen sich melodische Töne einer Harmonika oder Gesangstimme vernehmen, die zur Verstärkung der magnetischen Kräfte angewandt wurden. So sah man seine Salons bald zum täglichen Zufluchtsort alles dessen werden, was für glänzend und, so zu sagen, spirituell in der Pariser Modewelt gelten wollte. Damen von Stande, welche sich durch Trägheit, Vergnügungslust oder Uebersättigung an den Freuden der Welt Nerven-Affectionen und Hypochondrie zugezogen; durch Ausschweifungen entnervte Wüstlinge, denen die Lust alle Reizbarkeit aufgezehrt, und die nun einem zerrütteten Körper und frühzeitigem Greisenalter zu begegnen suchten, strömten in Schaaren herbei, um sich von den ergötzendsten Aufregungen und ganz neuen Wirkungen, welche dieser mächtige Magiker in seiner Gewalt haben sollte, bezaubern zu lassen. Mit einer von Neugier und den eigenen Wünschen erhitzten Einbildungskraft kamen diese Leute herzu; sie glaubten, weil sie unwissend waren, und dieser Glaube war eigentlich Alles, was bei der Ausübung des magnetischen Zaubers gefordert wurde. Die Frauen, die immer am meisten hingerissen in ihrem Enthusiasmus sind, empfanden bei sich zuerst Gähnen und Spannungen, dann leichte Nervenzufälle und endlich Krisen der Aufregung, je nachdem die Gehülfen der Magnetiseure (jeunes hommes beaux et robustes comme des Hercules) die sanften Striche und Berührungen, wodurch sie den magnetischen Einfluß übertrugen, vervielfältigten und verlängerten. Wenn die Zuckungen einmal begonnen, theilten sie sich schnell den übrigen mit, und man weiß, daß ein hysterisches Frauenzimmer, sobald es afficirt worden, in allen von ähnlicher Körper-Beschaffenheit in demselben Gemach einen gleichen Anfall hervorbrachte. Mitten in diese seltsame Scene trat dann Mesmer selbst ein, in einem lang herabwallenden Kleide von lilienfarbiger Seide, das reich mit goldenen Blumen besetzt war; in seiner Hand hielt er einen langen weißen Stab. Mit einer Miene höherer Autorität und magischer Würde sich nähernd, schien

er dann Leben und Bewegung aller in der Krisis liegender Individuen gewissermaßen zu regieren. Da gab es von Herzklopfen ergriffene Damen, die mit Ersticken bedroht waren; diesen mußte die Schnürbrust gelöst werden; andere, von fürchterlichen Krämpfen im Halse befallen, zerstießen die Wände, oder wälzten sich selbst auf der Erde herum, von Zeit zu Zeit lautes Geschrei ausstoßend, — dann mußte die Heftigkeit der Krisis gemildert werden. In diesem Falle beschrieb er mit seinem Stab gewisse Linien über ihren Körper, und auf der Stelle wurden sie ruhig, erkannten seine Gewalt an und fühlten je nach den Richtungen, in denen er seine Hand über sie hinbewegte, Ströme von heißen oder kalten Dämpfen durch ihr innerstes Wesen hinrinnen.

Mesmer befand sich jetzt auf einem schönen Wege; er hatte Ruf erlangt und war der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs geworden; Geld, wonach ihn besonders gelüstete, regnete nur so auf ihn herab, und es wurde ihm sogar eine hübsche Pension und der St. Michaels-Orden angetragen, wenn er eine reelle Entdeckung in der Medizin machen und sie den Aerzten des Königs mittheilen würde. Das weitere Verfolgen dieser Sache war es aber eigentlich, was Mesmer am meisten fürchtete, und statt das Anerbieten anzunehmen, zeigte er sich im Gegentheil bemüht, eine wunderbare Hochherzigkeit zu affektiren; er sprach von seiner Verachtung des Geldes gegenüber seiner Liebe zur Wissenschaft, seiner Philanthropie und seiner Besorgniß, ob auch seine große Entdeckung von der Regierung anerkannt und beschützt werden würde; dann, die Verhandlungen wieder abbrechend, reiste er plötzlich nach Spa, wo er die Qual erleben mußte, zu hören, daß Deslon unterdeß in Paris in seinem Geschäft und in seinen Einnahmen ganz an seine Stelle getreten war. Um ihn in seinem Mißgeschick zu trösten, eröffnete Bergasse, einer seiner Patienten, eine Subscription für hundert Theilnehmer, zu hundert Louisd'or für jeden, deren Vortheile ihm unter der Bedingung angeboten wurden, daß er sein Geheimniß den Subskribenten entdecke, die es dann in ihrer Gewalt haben sollten, damit zu machen, was ihnen gefiele. Mesmer ergriff auch diesen Vorschlag mit offenen Armen und kehrte nach Paris zurück, wo die Subscription alsbald zu Stande kam, und da die Großmuth der Subskribenten ihre Versprechungen noch überflügelte, so nahm er nicht weniger denn eine Summe von 340,000 Livres ein. Unter seinen Jüngern befanden sich La Fayette, d'Eprémenil und Bergasse, dem er den ganzen Plan zu verdanken hatte.

Jetzt erschienen zahlreiche Schriften von allen Seiten. Court de Gébelin, der Verfasser des „Monde primitif", bekannte sich selbst durch den Magnetismus geheilt und wurde einer seiner eifrigsten Anhänger, aber unglücklicherweise starb er bald darauf, und bei seiner Oeffnung nach dem Tode ergab es sich, daß seine Nieren sich im Zustande einer vieljährigen Desorganisation befanden, und daß deshalb seine magnetische Heilung nicht anders als in seiner Einbildung existirt haben konnte. In dem Attest wurde dieser Fall folgendermaßen angegeben: „Herr Court de Gébelin, der Verfasser der Urwelt, starb, nachdem er durch den Magnetismus geheilt worden war." Um dieselbe Zeit aber trat der berühmte Chemiker Berthollet, der sich auch hatte verleiten lassen, einer der Jünger Mesmer's zu werden, mit einer kräftigen Bekanntmachung auf, worin er das Ganze für Quacksalberei erklärte, und man sagt, er solle sogar so weit gegangen seyn, einem Meister mit einer Tracht Prügel zu droben, weil er ihn betrogen habe. Endlich wurde jedoch beschlossen, eine ernste Untersuchung stattfinden zu lassen, der König richtete die Aufmerksamkeit der Akademie der Wissenschaften auf diesen Gegenstand und ein Prüfungs-Komité ward ernannt, unter deren Mitgliedern sich Bailly, Franklin, Lavoisier und Andere befanden. Da erkannte Mesmer auf Einmal die Gefahr, in der er schwebe, er verweigerte jeden Umgang mit den Mitgliedern der Kommission und machte sich selbst unsichtbar, um sich den Untersuchungen zu entziehen. Es bedurfte indeß dazu seiner Gegenwart nicht. Deslon, der ihm lange in der Praxis zur Seite gestanden, kannte seine Theorie und war entweder aufrichtiger, oder einfältiger als sein Meister. Er legte den Mitgliedern der Kommission offen das ganze Verfahren dar, entdeckte alle die mannigfachen Abstufungen der Konvulsionen, Krisen und Kuren und setzte sie dadurch in den Stand, sich und jeden Anderen zu überzeugen, daß Mesmer ein verwegener Charlatan und Deslon ein ziemlicher Simpel gewesen. Der darüber abgefaßte Bericht, der ein Muster klarer logischer Entwickelung und scharfsinniger Beweisführung ist, ist bereits so oft gedruckt und so allgemein verbreitet, daß wir uns hier wohl bloß auf Hervorhebung der Resultate desselben beschränken können.

Es wurde darin gezeigt, daß es keine Spur von dem Daseyn eines allgemeinen Fluidums oder einer magnetischen Kraft, mit Ausnahme der Wirkungen desselben im menschlichen Körper, gebe; daß diese Wirkungen auch ohne Striche oder andere magnetische Manipulationen hervorgebracht werden könnten, und daß diese Manipulationen, für sich allein, nicht hinreichten, um diese Wirkungen hervorzurufen, wenn sie ohne Wissen des Patienten angewendet würden, daß es deshalb bei den erlangten Erfolgen darauf ankomme, ob die Einbildungskraft wolle, wenn auch der thierische Magnetismus nicht wolle. — Als End-Resultat wurde endlich folgendes gewichtige Wort ausgesprochen: Der Magnetismus wird jedenfalls für die Philosophie nicht ganz unnütz vorhanden gewesen seyn, obschon ihn diese verdammen muß. Er hat die Geschichte der Irrthümer des menschlichen Geistes um eine Thatsache bereichert und eine große Erfahrung über die Macht der Einbildungskraft kennen gelehrt.

Dieser Bericht mußte Mesmer vernichten, und er kehrte darauf in sein Vaterland wieder zurück, um dort seine schlechterworbenen Schätze zu genießen. Sein System aber gewann in Busancy bei dem Herrn von Puységur eine Freistätte. Durch diesen wurde der Somnambulismus entdeckt und zu dem System hinzugefügt. Zu gleicher Zeit machte Pététin in Lyon die Erfahrung, daß kataleptische Kranke, die er in einem Zustand eines natürlichen Somnambulismus ansah, ein Buch lesen oder Bonbons schmecken konnten, wenn man sie ihnen auf den Magen legte. Diese Thatsache, welche er eine Uebertragung der Sinne nannte, machte er der Wissenschaft zum Geschenk. Was jedoch die Fähigkeit betrifft, in den Zustand des eignen Innern hineinzusehen, oder dieselbe Gunst einem Anderen zu erweisen, verbunden mit der Eigenschaft, zukünftige Dinge vorauszusagen und die Beschaffenheit der Krankheit selbst zu beschreiben, so ist dies, wie wir glauben, eine Entdeckung des Herrn von Puységur, die man ihm nicht abstreiten darf.

Aber die Revolution war unterdeß herangekommen, und die Leute hatten keine Zeit mehr, auf diese kindische Abgeschmacktheiten zu achten. Der thierische Magnetismus kehrte zu seinem mütterlichen Boden nach Deutschland wieder zurück, wo er seitdem fortfuhr, Blüthen zu treiben. In England traten wenig Versuche der Art an's Licht. Nur in Frankreich führte er noch unter den Auspizien des Herrn von Puységur eine zweifelhafte Existenz weiter. Diesem Mann, den ein angenehmes Aeußere empfahl, konnte es, da er seine Kranken zugleich eben so gut fütterte als magnetisirte, nie an einer hinreichenden Anzahl derselben fehlen. Es schien ihm zu langweilig und mühsam, auf Jeden individuell zu wirken, und er half sich daher zur größeren Bequemlichkeit damit, daß er einen alten Ulmenbaum auf dem Marktplatz magnetisirte und von dessen Zweigen eine Anzahl Stricke herunterhängen ließ, die als Leiter des Fluidums dienen sollten. Ein Reisender, der sich aus Paris dorthin begeben hatte, um Zeuge dieser Kuren zu seyn, fand mehr als hundert und funfzig Menschen in verschiedenen Zuständen der Aufregung um diesen Baum versammelt; dennoch getraute sich Keiner, eher in eine Krisis zu verfallen, als bis sich Einer zur Einholung der Erlaubniß auf das Schloß begeben hatte und mit einem frischen Vorrath des Fluidums wieder zurückkam, worauf denn alsbald eine allgemeine Bewegung ausbrach. Es ergab sich aber, daß durch diese Versammlungen mehr die Bevölkerung dieses Landstriches, als die Gesundheit oder Moralität seiner Einwohner, zunahm.

Inzwischen war das Verfahren des Magnetismus sehr vereinfacht worden; Baquets, Zauberstäbe und das eifrige Streichen verschiedener Körpertheile waren außer Mode gekommen, und mit ihnen verschwanden zugleich großentheils die heftigen Krisen und convulsivischen Anfälle, welche mit dem Gebrauch jener in Zusammenhang gestanden. Eine mehr träumerische Art der Operation, die sich ausschließlicher auf die Einbildungskraft richtete, war in Aufnahme gekommen, und mit diesem Wechsel der Behandlung trat auch ein Wechsel der Erfolge hervor; — der Somnambulismus war entdeckt worden. Um dessen direkte Abhängigkeit von der Einbildungskraft außer allem Zweifel zu setzen, erfand der Abbé Faria eine noch einfachere Methode, denselben hervorzubringen. Er setzte den Kranken auf ein Sopha, bat ihn, die Augen zu schließen und sein Bewußtseyn zusammenzunehmen, und dann auf einmal sprach er in einem strengen gebietenden Tone: „Schlafe!" Der Erfolg davon war gewöhnlich eine leichte Zuckung, welche durch den Körper des Patienten fuhr, oder Hitze, Transpiration und selbst zuweilen Somnambulismus. Wenn der erste Versuch nicht glücken wollte, so unterwarf er den Patienten einem zweiten, dritten oder sogar vierten, und schlug dieser nicht an, so erklärte er ihn für unfähig, behandelt zu werden.

Im Jahre 1813 gab Herr Deleuze seine „Kritische Geschichte des thierischen Magnetismus" heraus, die durch den ernsten philosophischen Ton, den sie affektirt, noch des einzigen Verdienstes, das sie sonst hätte haben können, nämlich unterhaltend zu seyn, sich entschlagen hat. Auch traten mehrere periodische Schriften hervor, die dem Magnetismus gewidmet waren, aber nur eine kurze Dauer erlebten. Im Jahre 1826 erschien Bertrand's Werk über den Magnetismus, das sich mit folgenden Worten ankündigte: „Ich glaube an die Phänomene des Somnambulismus, aber ich schreibe dies Buch, um zu beweisen, daß der Magnetismus nichts als eine bloße Chimäre ist." Georget widmete dem Magnetismus in seiner „Physiologie des Nervensystems" ein Kapitel. Dieser junge Schriftsteller besaß eine glänzende Phantasie, verstarb aber, noch bevor sein Urtheil zur Reife gelangt war. Er war zuerst Materialist, dann Magnetist, und schrieb eine Abhandlung „über die Narrheit", die viel gepriesen wurde. Der letzte Akt des magnetischen Dramas war aber die Niedersetzung eines Comité's von Seiten der Französischen Königlichen Akademie der Medizin zur Untersuchung einiger neuen Proben des Magnetismus. Die Ernennung dieses Comité's erfolgte am 28. Februar 1826; es erstattete seinen Bericht im Juni 1831. Auf diesen Bericht werden wir in unserem zweiten Artikel, worin wir uns zur Prüfung der Thatsachen des thierischen Magnetismus wenden wollen, zurückkommen.

(F. Q. R.)

Bibliographie.

A popular view of the correspondency between the Mosaic ritual and the facts and doctrines of Christian religion. (Uebereinstimmung des mosaischen mit dem christlichen Ritus.) Von dem Prediger W. Greswell. Pr. 6½ Sh.

The church of England indefensible. (Gegen die Anglikanische Kirche.) Von C. Redford. Zweite Auflage. Pr. 2½ Sh.

An hebrew chaldee and english lexicon. (Hebräisch-Chaldäisch-Englisches und Englisch-Hebräisches Wörterbuch.) 2 Bde. Von Selig Newman. Pr. 33 Sh.

Nine years of an actors life. (Neun Jahre aus dem Leben eines Schauspielers.) Von R. Dyer. Pr. 7 Sh.

The freeness and sovereignty of grace. (Die Freiheit und Herrschaft der Gnade.) Von Miß Graham. Pr. 3 Sh.

Frankreich.

Le chateau de St. Ange. (Die Engelsburg.) Roman von Viennet, Mitglied der Akademie. Paris, 1834.

Der Verfasser dieses Romans, Herr Viennet, hat sich in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, in die Zeit der Päpstlichen Regierung Alexander's VI., des Ahnherrn jener Familie Borgia, versetzt, die Italien mit Schmach bedeckt hat. Der Held des Romans ist der Prinz Zizim, ein Sohn Muhammed's II., der, nachdem er seinem Bruder Bajazet den Thron von Konstantinopel streitig gemacht, zu den Rittern von Rhodus und den Fürsten des christlichen Europa seine Zuflucht nehmen mußte. Zizim befindet sich seit drei Jahren in der Gewalt des Papstes, zu der Zeit, wo die geheimen Unterhandlungen Alexander's VI. mit dem Sultan Bajazet begannen, der, die Nebenbuhlerschaft seines Bruders fürchtend, den Papst zu bewegen sucht, seinen Gefangenen umbringen zu lassen, indem er Jenem für diese That eine Belohnung von 300,000 Dukaten und die Reliquien von Konstantinopel, so wie außerdem noch eine Hülfsmacht von 12,000 Türken gegen Karl VIII. verspricht, der damals, in Feindschaft mit dem Papst, Ansprüche auf die Krone Neapels machte. Indeß vereinigen sich mehrere Umstände, um die Ausführung jenes verrätherischen Planes zu hindern. Zizim bringt dem Papste, der seine Bewachung und Erhaltung übernommen hat, jährlich 40,000 Dukaten ein. Auch hat der Großmeister von Rhodus, von Aubusson, zur selben Zeit zehn Rhodisische Ritter zu seiner Obhut abgesandt. Dazu kommt noch, daß eine junge Negerin aus dem Serail Bajazet's entwichen ist, um ihren alten Herrn, den Prinzen Zizim, aufzusuchen und mit ihm in der Gefangenschaft zu leben. Anfangs unter der Maske eines Sklaven, bewacht sie mit aller Sorgfalt der leidenschaftlichsten Liebe das Leben ihres Königlichen Geliebten und läßt nicht einen Bissen in seinen Mund kommen, ohne ihn selbst geprüft und gekostet zu haben. Vergeblich wird ihr Geschlecht durch die unkeusche Lucrezia Borgia verraten; sie verdoppelt ihre Wachsamkeit, um ihren Herrn vor den Nachstellungen des Kardinals Valentin zu schützen, der, ungeduldig über die Unentschlossenheit Alexander's VI., selbst den Entschluß gefaßt hat, für seine Person die von Bajazet ausgesetzten Dukaten zu gewinnen. Noch ein anderer Umstand reizt die Afrikanerin endlich zur Rache. Cäsar Borgia will seinen Kardinalshut ablegen und die Oberherrschaft über Benevent und Tarent durch die Vermählung mit der Prinzessin Charlotte von Neapel erlangen, die uns der Verfasser als die einzige tugendhafte Frau darstellt, die damals in Rom und Italien gewesen. Diese Fürstin, von Liebe zum Prinzen Zizim, ohne es selbst zu wissen, hingerissen, glaubt anfangs, keinen anderen Zweck zu haben, als ihn zum Christenthume zu bekehren, und scheint in Betreff seiner nichts Anderes in ihrem Herzen zu empfinden; aber die Gefahren, denen Zizim ausgesetzt ist, entdecken ihr bald, daß ein lebhafteres und menschlicheres Gefühl sie zu dem Prinzen hinziehe, dessen Tugenden und Eigenschaften eine Satire auf die Christen der damaligen Zeit zu seyn schienen. Diese Liebe, gegen welche die Prinzessin von Neapel vergeblich ringt, reizt zu gleicher Zeit die Eifersucht der Negerin Semire und des Cäsar Borgia. Indeß kann Semire nur seufzen und klagen, während der Kardinal, ungezügelt in seiner Rache, diese mit einem Eifer verfolgt, der ihn früher oder später zum Ziele führen mußte.

Das Hauptwerkzeug des Verbrechens wird ein Italiäner, Namens Fabricio, der, aus Rom vertrieben, nach Konstantinopel geflohen war, wo er das Vertrauen Bajazets sich erworben hatte. Er kommt nach Rom, mit geheimer Bewilligung des Papstes, unter dem Namen und in der Tracht des Gärtners Deman, zurück, um den Borgia's den Plan mitzutheilen, den die Eifersucht des Sultans erdacht hat. Obgleich von Zizim aus den Händen einiger Banditen befreit, von denen die heilige Stadt heimgesucht wird, obgleich er in dem Palast jenes Prinzen, den er aus dem Wege zu räumen beauftragt ist, selbst Zuflucht gefunden hat, läßt er sich doch nicht einen Augenblick von der Habsucht zurückhalten. Die Statthalterschaft Morea's ist ihm vom Sultan verheißen worden, und er kann sich nicht entschließen, diese Beute fahren zu lassen; indeß macht ihm Zizim selbst den Vorschlag, sich in die Hände seines Bruders auszuliefern, wenn Fabricio dazu beitragen wolle, daß er aus dem Gefängniß entkomme; und der Italiäner, der in diesem Vorschlage einen neuen Vortheil erblickt und auf diese Weise die ganze Belohnung des Sultans zu erhalten hofft, die derselbe für den ausgesetzt, der ihn von seinem Bruder befreien würde, wird auf ein Mal menschlich aus Interesse und aus Ehrgeiz. Er täuscht die Eifersucht und den Geiz Cäsar Borgia's und trägt seit einiger Zeit unter dem Schein, die Komplotte desselben zu unterstützen, nur dazu bei, sie zu vereiteln. Es ist das wahre Charakterbild eines Intriganten, der auf sein Ziel losgeht, ohne sich im geringsten um die Mittel zu kümmern, und der weder Ehre noch Schande, weder Menschlichkeit noch Grausamkeit verschmäht, wenn nur sein Interesse dabei die Rechnung findet. In Italien trägt man im funfzehnten Jahrhundert über ein Verbrechen weiter kein Bedenken. Jenes Land war dem Mordgesindel, den Nacht- und Tagedieben, den Aufwiegelern, den Meuterern und allerlei Parteien preisgegeben. Herr Viennet hat in seinem neuen Roman eine Menge Personen aufgenommen, die den Zustand der Sitten jener Epoche trefflich charakterisiren. Karl's VIII. Einfall in Italien verschafft unserem Autor die Gelegenheit, den König von Frankreich in seinen Kreis zu ziehen, ohne jedoch der Einheit seines Planes zu schaden, indem Karl im Zusammenhange mit der Erzählung die Auslieferung Zizims von Alexander VI. erzwingt. Indeß konnte Cäsar Borgia, von Eifersucht und Geiz gequält, sein Opfer nicht so ganz aufgeben. Er veranstaltet ein Gastmahl für die Prinzessin von Neapel in seinen Garten zu Tivoli; und hier ist er entschlossen, Zizim, gleich allen Feinden seines Hauses, den Garaus zu machen. Der Ottomanische Prinz hat seinerseits den Plan entworfen, bei Gelegenheit dieses Gastmahls aus der Gefangenschaft zu entkommen. Fabricio unterstützt diesen Plan und vereitelt alle Entwürfe des Kardinals. Allein auch Zizim's Plan wird durch den plötzlichen Tod der jungen Afrikanerin vernichtet, die im Tumulte an demselben Abend erschlagen wurde; und der Prinz wird in der Engelsburg eingesperrt, wo der Papst selbst hinkommt, um hier ein Asyl gegen die Französische Armee zu finden. Das Weitere ist aus der Geschichte bekannt. Alexander VI. wird gezwungen, seinen Gefangenen herauszugeben; aber Cäsar Borgia hat ihm vor der Auslieferung Gift beibringen lassen; und der Tod des unglücklichen Zizim zerstört zu gleicher Zeit die eigennützige Freundschaft Karl's VIII und die zärtlichen Hoffnungen der Prinzessin von Neapel, für welche durch Semirens Tod das Herz des Geliebten frei geworden war. Die Mönche und die Bublerinnen Rom's sind von Herrn Viennet in diesem Gemälde der Verderbtheit des funfzehnten Jahrhunderts nicht vergessen worden. Nur hat sie unser Autor auf eine ziemlich zarte Weise dargestellt, um die Sentimentalität unserer Zeit nicht zu beleidigen.

Der vorliegende Roman scheint uns noch interessanter, als der Thurm von Montlhery desselben Verfassers; und Herr Viennet, welcher, wie er selbst in seiner Vorrede sagt, sich genöthigt sieht, die Bühne zu verlassen, wo er wahrscheinlich ein aufgeregtes und ungünstiges Parterre finden würde, wirft sich mit größerer Freiheit und Sicherheit auf die neue Bahn, die er sich eröffnet hat. Jene Vorrede ist nicht weniger lesenswerth, als der Roman selbst. Unser Autor erklärt in derselben seinen Feinden einen harten Krieg, und er hat gar nicht Lust, ihrer etwa zu schonen; er hält sie für unversöhnlich und nimmt auch seine Maßregeln danach. Man wird es ihm wahrscheinlich mit Zinsen entgelten lassen; er erwartet es. Indeß da ihre Angriffe nicht gehindert haben, daß sein erster Roman in drei Wochen vergriffen wurde, so werden sie es wohl auch nicht hintertreiben können, daß der zweite in noch kürzerer Zeit völlig verkauft werde, und daß also der Buchhändler eine neue und gleichzeitige Auflage beider Werke wird veranstalten müssen.

Bibliographie.

Nachst dem Lustspiel „Bertrand und Raton" von Scribe (S. Nr. 143 des „Magazins" vom Jahre 1833) ist unter demselben Titel noch ein anderes Lustspiel, und zwar von dem verstorbenen Picard, so eben im Druck erschienen. Scribe's Stück heißt bekanntlich mit seinem zweiten Titel: „L'art de conspirer"; das von Picard dagegen: „L'intrigant et sa dupe."

Voyage à Prague et à Leoben. (Reise nach Prag und Leoben, oder Briefwechsel eines Vaters mit seinem Sohne, im J. 1833) Vom Viremis Walsh. Pr. 5 Fr.

Essai sur l'instruction et l'éducation d'un prince au XIXe siècle. (Ueber den Unterricht und die Erziehung eines Prinzen im 19ten Jahrhundert.) Vom Grafen v. Baublanc. Pr. 4 Fr.

Mannigfaltiges.

— Aus dem Asiatischen Rußland. In Kasan giebt es acht Bibliotheken. Die Universität, dieser einzige und merkwürdige Lichtpunkt Europäischer Wissenschaftlichkeit im nördlichen Asien, besitzt eine Bibliothek von 12,810 Werken, die 25,973 Bände bilden, und deren Geldwerth auf 214,714 Rubel B. A. angeschlagen wird. Sie besitzt außerdem noch 258 Handschriften in Slavischer, Hebräischer, Arabischer und anderen Sprachen. Sie wurde im Jahr 1807 begründet, bestand damals aus 4022 Bänden und wuchs seitdem durch Schenkungen und Ankäufe zu ihrer gegenwärtigen Größe. Der Kaiser hat zu ihrer Vervollständigung, außer der früheren Bibliothek-Dotation von jährlich 1000 Rubel, noch 2500 Rubel jährlich angewiesen und ein Kapital von 25,000 Rubel geschenkt. Die Universität besitzt noch eine besondere Studenten-Bibliothek, aus 750 Werken, größtentheils Hand- und Hülfsbüchern, bestehend. Die dritte Bibliothek gehört dem Gymnasium; die vierte dem geistlichen Seminarium. Die vier anderen Bibliotheken sind Privateigenthum, und unter diesen zeichnet sich die des Herrn Professors Erdmann durch ihre orientalischen Handschriften vorzüglich aus. (Dorp. Jahrb.)

— Gaukelkünste der Türkischen Derwische. Es giebt noch jetzt in Konstantinopel zwei Mönchs-Orden, die Mewlewi's und die Ruhani's. Die Ersteren führen in ihrer Moschee zweimal wöchentlich einen heiligen Tanz auf, welcher darin besteht, daß sie sich im progressiven Takte einer kläglich-frommen Musik, mit geschlossenen Augen, rückwärts übergelegtem Korfe und ausgestreckten Armen auf den Fußspitzen rasch herumwirbeln. In dieser äußerst gezwungenen Stellung bleiben sie unglaublich lange, ohne daß einer fällt, oder gegen den anderen stößt. Die Ruhani's gelten bei den Muselmännern sehr viel wegen ihres exemplarischen Lebenswandels und wegen der Mirakel, die sie alle Freitage im Angesicht des Publikums verrichten. Sie handhaben glühendes Eisen und stecken sich's in den Mund, ohne Schaden zu nehmen; sie durchbohren sich die edelsten Theile mit Messern und bleiben doch unverletzt; sie schlagen sich ungeheure Nägel in die Hirnschale und befinden sich sehr wohl dabei. Diese Scheinwunder würden oft den gelehrtesten Physiker in Staunen setzen. (Costantinopoli, di A. Baratta.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Freitag den 14. Februar 1834.

Frankreich.

Introduction à la science de l'histoire, ou science des développemens de l'humanité. (Ueber Entwickelung und Fortschreiten der Humanität.) Von Buchez. Paris, 1833.

Ueber dieses von Französischen Kritikern als höchst originell bezeichnete Werk (das wir jedoch noch keine Gelegenheit hatten selber zu prüfen), theilen wir hier auszugsweise einen Bericht mit, den Hr. Geoffroy de Saint-Hilaire der Französischen Akademie der Wissenschaften abgestattet hat. Schon der Umstand, daß es dieser Ehre werth befunden worden, zeugt von dem Interesse, das es erregt.

„Vor Allem", heißt es in dem akademischen Bericht, „muß ich zu erwägen bitten, daß es zum ersten Male geäußerte Ansichten sind, die ich näher zu charakterisiren übernommen habe, und daß neue Ideen sich nothwendig nur in der eigens zu dem Zwecke geschaffenen Sprache mittheilen lassen. Meine Ausdrücke werden daher natürlich die des Verfassers seyn; doch will ich sie, um verständlicher zu seyn, so viel ich kann, durch gewöhnliche und geläufige Redeweise erläutern."

„Herr Buchez greift die herrschende Ansicht an, die er in folgender Formel zusammenfaßt: „„Die menschliche Gesellschaft wird geboren, wächst heran, altert und stirbt, so gut wie die Individuen, so daß ihre Bewegung sich in einem Kreise von Phänomenen, in den sie unabänderlich eingebannt ist, verläuft."" Herr Buchez setzt dieser Ansicht die Idee des Fortschrittes (l'idée-progrès) entgegen, als eine, wie er sich ausdrückt, durchaus neue und eigenthümlich Französische, eine Idee, die die Synthesis aller Bereicherungen der Naturwissenschaften in den neuesten Zeiten ist, und diese Idee des Fortschrittes wird die Mittel darbieten, ein Gesetz aufzufinden, wonach die Weiterentwickelung der socialen Verhältnisse sich vorherbestimmen lasse. — Diese Idee setzt voraus, daß die Gesellschaft unaufhörlich und in geradliniger Bewegung einem Ziele zustrebt; da es eine Bewegung giebt, ist also auch die Möglichkeit ihrer Berechnung da. Der Verfasser hat diese Idee ins Licht zu setzen gesucht und zu ihrer Begründung seine wissenschaftlichen Einsichten eröffnet, und so wäre — nach seiner Meinung — auch zugleich die Untersuchung über das Gesetz des Humanitäts-Fortschrittes angestellt."

„Hier folgt in möglichster Kürze der Plan des Werkes:

„Der Verfasser führt seinen Leser durch die Reihe von Ideen hindurch, die ihn selbst zu seinen Resultaten geführt haben; er beginnt daher mit der Darstellung der gräuelvollen Anarchie, welche die Gesellschaft aufreibt, und die daran Schuld hat, daß die energischsten Männer unserer Zeit an einer Abstellung derselben verzweifelten. Dies Schauspiel zeigt, daß die sozialen Angelegenheiten jetzt nothwendig vor allen Fragen erledigt werden müssen."

„Das Werk des Herrn Buchez zerfällt in zwei Bücher, deren jedes seine Kapitel hat."

„Erstes Buch. (Kapitel 1, 2, 3, 4.) „Die Humanitäts-Entwickelung", sagt der Verfasser, „ist eine Function des Universums und also nach einem allgemeinen Gesetze sich vollziehend. Durch Beobachtung der Vergangenheit kann man dahin kommen, jenes Gesetz zu erkennen. Als allgemeines Resultat ergiebt sich aus der Beobachtung der Vergangenheit, daß der Fortschritt ein eben so humanes als universelles Gesetz ist. Diese Thatsache jedoch kann auf den Namen eines Gesetzes in der ganzen wissenschaftlichen und praktischen Ausdehnung des Wortes nicht früher Anspruch machen, oder es ist nicht früher unser wahrhaftes Eigenthum, als von dem Moment ab, wo wir seine Formel gefunden, so daß wir aus der Vergangenheit die Zukunft deduziren können."

„Im 3ten Kapitel schreitet der Verfasser auf dem Wege der Rechnung durch metaphysische Hypothesen vorwärts und gelangt zu Deductionen, die er als Physiologie-Sociale bezeichnet. Diese Abhandlung, in der die Ideen sich glücklich verketten, scheint mir vielmehr vor das Tribunal der Akademie der moralischen Wissenschaften zu gehören, und ich übergehe sie hier."

„Endlich im 6ten Kapitel, dem letzten des ersten Theiles, prüft der Verfasser die Progreß-Idee, nachdem er sie a posteriori untersucht, nun auch a priori. Er sucht ihre absolute Definition, er zeigt, daß durch die von dieser Idee abstrahirten Bestimmungen sich als nothwendige Konsequenzen ergeben: der Mensch als Individuum und als Glied der Gesellschaft, die Welt selbst, so daß man sagen kann, daß die Idee des Fortschrittes das Wort, das Wesen des Universums sey."

„Das zweite und letzte Buch führt den Titel: Genesis. Ich folge dem Verfasser in seinen Prolegomenen, seine Ausdrücke beibehaltend. Die Geschichte ist eine Genesis; man kann ihr nicht anders einen encyklopädischen Charakter geben, als vom Gesichtspunkte der Genesis aus; und von ihm aus muß man die Erzählung von den verschiedenen Bildungsformen vernehmen, durch welche vor Allem die Welt, insbesondere die Menschheit, durchgegangen. Hier müssen zwei Gesetze erkannt werden: das eine, die Bewegung ausdrückend, wonach jede Wirkung Ursache wird und jede Ursache Wirkung war; und das zweite, welches Rechenschaft giebt von dem Ausstreuen der Keime, die unter einander ganz unabhängig sind, und die sich isolirt manifestiren. Die Verbindung dieser beiden Ideen bildet eine religiöse Encyklopädie unter der Reihe eines eigenen Gesetzes oder des Prinzips, das in der Formel: „Die Willensäußerung Gottes" (la volonté de Dieu) enthalten ist."

„Im ersten Kapitel des zweiten Buches, das Géogénie überschrieben ist, stoßen wir zuerst auf Materien, die am meisten mit den Gegenständen der Forschung dieser Akademie in Beziehung stehen. Der Verfasser erklärt dort die Geschichte, oder, was er als solche giebt, die Formation der Rinde unseres Erdballs und der lebenden Wesen, die ihn bewohnen."

„Drei große wissenschaftliche Fakta (die drei Wissenschaften, bei uns als Geologie, vergleichende Anatomie und Embryogenie bekannt) entsprechen einander und unterstützen sich wechselseitig. Die Geologie führt uns die Geschichte der Mittelstufen vor, auf welchen die Entwickelung des animalischen Keims nach verschiedenen Graden sich in vollster Energie offenbart hat. Die vergleichende Anatomie zeigt uns noch unter unseren Augen lebende Exemplare aller dieser bereits vervollkommneten Formationen, und die Embryogenie bestätigt das Tableau von der Ordnung des Fortschrittes thierischer Bildungen, von der niedrigsten an bis zu der des Menschen hinauf, uns alle Stufen der Organisation zeigend, die ein jedes Wesen zu überschreiten hat, um seiner Bestimmung gemäß zu werden."

„Der Verfasser charakterisirt diese drei großen Fakta, wie folgt: „Die Geologie befaßt das Studium der Erdschichten, welche die Rinde des Erdballs bilden, und die Untersuchung der Reste der in ihnen begrabenen organisirten Wesen. Sie verbreitet die Vermittelung von zwei speziellen Wissenschaften, der Mineralogie und Zoologie. — Herr Buchez, der in einer möglichst generalisirten Charakteristik die aus der Verbindung beider Wissenschaften gewonnenen Resultate zu vereinigen sucht, geht von der Idee eines hierdurch bereits erreichten Erfolges aus. Ich für mein Theil gehe keineswegs auf die Idee ein, die Herrn Buchez geleitet, und bin im Gegentheil vielmehr der Meinung, daß das Hineintragen der einen Disciplin in die andere weder so glücklich noch so nutzvoll sey, als man gemeindin glaubt. Nach meinem Dafürhalten wäre eine jede der beiden Wissenschaften selbstständig geblieben, ohne in die andere einzudringen. Man hat ohne Krink Thatsachen entlehnt und aufgenommen, ihnen bald mehr oder weniger Ausdehnung gegeben, als recht ist. Ich führe als Beispiele nur folgende zwei Stellen an:

1) „Die Zoologie sagt zu dem Geologen: Meine fossilen Thiere, die in den temperirten Ländern gefunden werden, sind ihrer Beschaffenheit nach der heißen Zone angehörig; denn ich habe durch die Analyse ihrer Struktur dargethan, daß sie in vollkommener Analogie mit den Thieren stehen, die unter der Linie leben. Der Geolog, der ohne Bedenken dies Faktum hinnimmt, bringt es sofort in sein System und schließt daraus, daß die Temperatur der heißen Zone ehemals auch in den Regionen des mittleren Europa's in der antediluvianischen Zeit die herrschende gewesen."

„Das Faktum an und für sich wird Niemand bestreiten; aber hat man ihm nicht eine zu große Ausdehnung gegeben? Bleibt man bei der strikten Konsequenz eines solchen Einblicks stehen, so ist man in Bezug auf das ausgesprochene Faktum nur folgendes zu sagen berechtigt: Die Respiration der vor der Geburt des Menschen organisirten Geschöpfe war ohne Zweifel heftiger, da sie unter Verhältnissen des Klimas standfand, welche der Entwickelung ungeheurer Organisationen günstig waren, von denen noch jetzt die unterm Aequator lebenden Thiere Beispiele darbieten. Mir gilt dies, keineswegs als eine Hypothese, und ich habe in einem Memoire dieses Prinzip zu begründen gesucht, welches ich als ein Faktum betrachte. Beschränkt man auf diese Weise diese geologische Ansicht auf ihre gehörige Ausdehnung, so brauchen die Geologen nicht ferner Gründe für ihr Prinzip von einer hohen Temperatur aufzusuchen, weder in einem terrestrischen Feuer von energischer

sich alle Länder gleichen, wie sich zwei Stöpsel, zwei Kessel, zwei Geleise gleichen. Hüttenwerke im Chamounï, eine Tuchfabrik im Parthenon, Rom mit kurzen Waaren, Syrakus mit Spulanstalten. Ueberall Kapitalisten, Handwerker, Buchhalter, überall Maschinen im Gange, die Männer konsumirend oder produzirend, die Frauen.... ja die! was wird man mit ihnen in dieser Industrieweit anfangen? Ich seh's nicht ab. Die Damen mitten unter den Hüttenwerken, den Kohlen, den Comteirs, den dicken Kapitalisten — was soll aus ihnen werden? Höchstens werden sie als Zugabe der Mitgift fungiren.

Das sind meine Sorgen um meine Enkel und besonders um meine Enkelinnen. Arme Täubchen, was wollt ihr auf der Welt! Eure Schönheit, eure Anmuth, eure holde Liebenswürdigkeit fallen Männern zur Beute, die sie besitzen werden, ohne sie zu kennen, entweihen werden, ohne sie zu würdigen und zu genießen, Zahlenmenschen, Gewerbsleute, nach Jean Baptiste Say, Geizhälse bei all' den Ausgaben, die nichts einbringen, und die ihr so gern habt, für Toilette, Juwelen, Bälle, Schauspiel, und die lieber zehn Tausend Franken für ein Geleise herausrücken werden, als dreißig Sous für einen neuen Besatz. Arme Täubchen! Wenn ich daran denke, so verzicht' ich auf's Heirathen und will mein Geschlecht nicht bis auf euch hinabführen! Was giebt's schon wieder?

— Werden der Herr zu Mittag speisen? — Alle Wetter, ob ich speisen werde! — Ich meine zu Hause? — Wart' einmal — nein. Ich werde außer dem Hause speisen. Nein, ich speise hier. — So will ich das Essen besorgen. — Halt! nein. Recht erwogen — ich esse außer dem Hause.

Nun ab! Ich muß gähnen. Und Du wohl auch, mein Leser. Doch genug. Uebrigens kommt es oft, daß ich Langeweile habe; wenn Dir's gefällt, mir Gesellschaft zu leisten, wie heut, ein Wink, und ich bin da. Soll ich Dir ein mächtig Mittel gegen die Langeweile sagen? Stochre Dir die Zähne. Das will ich nach Essen bis Abends thun. Auf Wiedersehn. (Bibl. Un.)

England.

Bilder aus der Englischen Provinz.

Meine beiden Tanten.

Die Philosophen behaupten, daß wir jedes Ding nur aus seinem Gegensatz erkennen. Ist diese Annahme begründet, so kenne ich meine beiden Tanten gewiß vollkommen; denn seit der Schöpfung von Licht und Schatten hat es niemals größere Gegensätze gegeben. Beide waren indeß gute Geschöpfe, wie Licht und Finsterniß an ihren respektiven Plätzen zwei gute Dinge sind. Das Gleichniß von Licht und Schatten war übrigens auf meine Tanten nicht so anwendbar, wie das von Krume und Kruste — Krume und Kruste eines frischen Brodtes, dessen erstgenannter Bestandtheil außerordentlich zart und weich, der letztere aber desto härter, trockener und spröder ist. Die Eine war meines Vaters, die Andere meiner Mutter Schwester, und — senkerbar genug — Beide hießen Bridget (Brigitte). Um nun Beide zu unterscheiden, nannten wir Kinder gewöhnlich die Sanfte und Ruhige Tante Bridget; die Lärmende und Keifende aber Tante Fidget. *)

Ein so ruhiges, harmloses, verträgliches Geschöpf, wie Tante Bridget, konnte man nirgends finden. Sie war nicht allzugroß, aber ganz erstaunlich wohlbeleibt. Ihr Gewicht betrug zwar nicht mehr als 280, oder höchstens gegen 300 Pfund — heißes Wetter veranlaßte eine kleine Differenz — aber ich nannte sie nur deswegen erstaunlich wohlbeleibt, weil sie eben ganz Fettlamine und vielleicht ohne alle Muskeln war. Sie besaß eine so unzerstörbare Gemüthsgleichheit, daß sie meines Bedünkens in ihrem ganzen Leben keine leidenschaftliche Regung gekannt hat. Ihre größte Unbehaglichkeit war der Wechsel von Tag und Nacht; es wurde ihr sauer, um des Frühstücks willen Treppe ab, und noch saurer, um des Nachtlagers willen Treppe an zu steigen. Lag sie jedoch einmal im Bette, so konnte sie zehn Stunden in einem fort schlafen, ohne zu träumen. War das Frühstück eingenommen, so setzte sie sich mit ihrem Strickzeug in den behaglichen Lehnsessel am Kamin, und auf einem Pultchen zu ihrer Seite lag ein dicker Quartant, dessen Blätter sie mit Hülfe einer Stricknadel umwenden konnte. Jetzt war sie für den ganzen Tag zufrieden und glücklich. Die Pein des Aufstehens war verschmerzt, und das unbehagliche zu Bette Gehen machte ihr vorläufig noch keinen Kummer. Da ich ihre Abneigung vor körperlichen Strapazen kannte, so gab ich ihr einst den naseweisen Rath, zwei Tage in einen zu verwandeln, damit sie nur halb so oft die Treppen zu ersteigen hätte. Jede andere Person, als Tante Bridget, würde meine Impertinenz mit einer Ohrfeige erwiedert haben; allein diese harmlose Kreatur nahm Alles gut auf und antwortete: „Ja, mein Kind, das könnte mir viel Anstrengung ersparen; allein ich fürchte, meine Gesundheit litte darunter; ich hätte dann zu wenig Bewegung." Tante Bridget liebte die Ruhe und wohnte auch in der ruhigsten Gegend auf Erden. Aber so unbegränzter Gutmüthigkeit wird in dieser argen Welt übel mitgespielt. Ihr Hühnerhändler betrog sie gewiß um wenigstens zehn Prozent, weil sie mit Allem vorlieb nahm, was er ihr anbrachte. Besonders liebte sie Enten, ohne Zweifel, weil sie mit der ruhigen Bewegung dieser Geschöpfe sympathisirte; allein es war nicht ihre Art, um den Preis zu feilschen, und sie scheute die Mühe des Wählens. Daher überließ sie es ganz dem Verkäufer, welche Exemplare er schicken und welchen Preis er dafür ansetzen wollte. Ich habe so verwitterte, krätzbalichte, halb verhungerte Enten auf ihrem Tische gesehen, daß ich zuweilen nicht umhin konnte, auf den Federviehhändler zu schimpfen; allein Tante Bridget's Antwort war immer die nämliche: „Ach! ich kann das ewige Betrügen nicht leiden." Mit ihren Weine war es wie mit dem Geflügel; sie bildete sich ein, Porto und Xeres zu besitzen; allein sie hatte nie etwas Besseres, als Portu und Kap Madeira. Mit einer weiblichen Ergötzlichkeit blieb sie ganz unbekannt; sie hatte nie den Genuß, ihre Dienstmädchen auszuzanken. Einmal machte sie einen schüchternen Versuch, der ihr jedoch mißlang. Sie besaß ein kostbares, blau emaillirtes und vergoldetes Porzelan-Service, das eine ihrer Mägde aus Nachlässigkeit fallen ließ. „Nun, dies ist doch zu arg", sagte meine Tante; „ich will sie wirklich deshalb zur Rede stellen." Ich hoffte schon, die gute Tante endlich einmal in Leidenschaft zu sehen, was ein eben so seltener Anblick gewesen wäre, als der einer blühenden Amerikanischen Aloe. Sie klingelte mit heroischer Energie und mit einer Miene, die einen ernstlichen Verweis anzukündigen schien. In der That, wäre der Schellenzug Betty gewesen, so würde sie den ersten Satz einer furchtbaren Strafpredigt zur Hälfte gehört haben; allein bevor noch Betty erschien, war meine Tante schon ganz verkühlt. „Betty", frug sie, „ist denn Alles entzwei?" „„Ja, Madam."" „Wie ist denn das zugegangen?" „„Das Geschirr glitt vom Teller herunter, Madam."" „Nun denn, so sey ein ander Mal vorsichtiger." „„Ja, Madam."" Des anderen Morgens wurde ein neues Service angeschafft. Dies war nicht etwa zum ersten oder selbst zum zweiten und dritten Male, daß die Kannen und Tassen meiner Tante ein vorzeitiges Ende erreichten. Die Mägde meiner Tante hatten einen köstlichen Dienst; sie führten im untern Stockwerk ein wahres Schlaraffenleben. Man wunderte sich darüber, daß sie nicht bemerkte, wie man ihr mitspiele; allein die gute Seele wollte nie etwas sehen, was ihren Frieden stören konnte. Sie war das leibhafte Emblem des stillen Oceans, ein weiblicher Buddha.

Ganz anders qualifizirte sich meine Tante Fidget. Diese glich der Tante Bridget nur in Einem Stücke; sie hatte keine Unze Fleisch an ihrem Körper; aber eben so wenig Fett — sie war ganz Haut und Knochen. So leicht, wie eine Feder, so dürr, wie eine Dachschindel, würde jeder Wind sie umgewebt haben, wenn sie nicht derbe Ueberschuhe getragen hätte. Von Ruhe wußte sie nichts; sie flog den ganzen Tag herum, wie ein Weberschiffchen, und hatte an jeder Person, an jeder Sache etwas zu tadeln. Ihre Zunge und ihre Zehen rasteten keinen Moment. Hätte sie nur so viele Loth gewogen, als meine Tante Bridget Pfunde wog, sie würde in einer Woche sechs Paar Schuhe zerrissen haben. Ich glaube, daß Tante Bridget niemals in das Innere ihrer Küche geblickt hat; allein Tante Fidget war überall zugleich, sah Alles, hörte Alles, behielt Alles im Gedächtniß und zankte über Alles. Weder Dienstboten noch Verkäufer konnten sie überlisten. Mit scharfem Auge bevbachtete sie die Waagschalen, und kein Fleischer durfte in ihrer Gegenwart die Hammelkeule hastig in die Schale werfen, um so zu ergänzen, was am Gewicht fehlen mochte. Ihre Liebe zur Gerechtigkeit im Handel war so groß, daß sie, wenn der Fischhändler ihr Sardellen für einen Penny zukommen ließ, die eine Sardelle zum Austauschen zurückschickte, weil sie nur Ein Auge hatte. Sie führte ein so genaues Inventarium über alle ihre Habseligkeiten, daß sie den Dieb einer ihrer Stricknadeln ausfindig gemacht haben würde. Einst mußte ihre Dienerschaft eine halbe Nacht aufbleiben, um ein vermißtes Stück Käse zu suchen, das man endlich — in der Mausefalle antraf. „Du liederliches Ding", sagte sie zu ihrer Magd, „hier ist Käse genug für drei Mausefallen." In dem Eifer, womit sie das Stück Käse aus seinem Kerker erlöste, hätte sie beinahe ihre Finger eingebüßt. Ich speise bei Tante Fidget nicht so oft als bei Tante Bridget, weil sie mich von nichts Anderem, als von den Artikeln, die auf ihren Tisch kamen, oder von den Schlechtigkeiten ihrer Dienstboten unterhielt, mit denen sie jeden Monat wechselte. Eben so zog sie aus einer Wohnung in die andere, und wer sie öfter besuchen wollte, der hatte oft größere Noth, sie zu finden, als den Pantoffel beim Versteckspiel. Was mir aber besonders an ihr mißfiel, war, daß sie unaufhörlich die gute Tante Bridget auslog und durchhechelte, während Letztere von aller Welt Gutes sprach.

Beide sind jetzt nicht mehr unter den Lebenden — placide quiescant, wenn anders die Ruhe eines künftigen Lebens für Tante Fidget keine Höllenpein ist. (N. A. M.)

*) Was sich etwa durch unstät übersetzen ließe; to fidge about heißt unruhig umherschweifen.

Mannigfaltiges.

— Französische Literatur des Jahres 1833. Die Zahl der im vorigen Jahre in Frankreich erschienenen Werke beträgt 7011. Hiervon waren:

1) Gedichte, Lieder-Sammlungen, u. dgl.	275
2) Medizinische, juristische, naturgeschichtliche, staatswirthschaftliche und kameralistische Werke	532
3) Romane und Erzählungen	355
4) Geschichtswerke und Berichte über wirkliche Ereignisse	213
5) Philosophische und moralische Werke	102
6) Schöne Künste, Reisen u. dgl.	170
7) Theologische Werke und Gebetbücher	235
8) Theaterstücke	179
9) Bücher in fremden Sprachen	604
10) Pamphlete, Broschüren, Reden in besonderem Abdruck, Plaidoyers, Antitriniks, Journale u. dgl. m.	4346
Zusammen	7011

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Montag den 17. Februar 1834.

Deutsche Literatur im Auslande.

Der Verstorbene in Schweden. — Laokoon in Italien. — Goethe-Zelter in England. — Rabel in Frankreich. — Nouvelle Revue-Germanique.

Wir haben unter der Ueberschrift „Deutsche Literatur im Auslande" lange keine Mittheilung im „Magazin" gemacht; nicht weil es uns an Stoff dazu fehlte, sondern weil er allzureichlich vorhanden war. Allerdings war es aber nur ein Ueberfluß an Unbedeutendem. Wie Alles, was herabfällt von einer Höhe, im Verhältnisse zu derselben progressiv an Schwere zunimmt, hat auch die Deutsche Literatur in den letzten Jahren immer mehr und mehr materielles Gewicht bekommen, ein Gewicht, das auf jeder neuen Leipziger Messe drückender lastet, und wir dürfen uns daher auch nicht wundern, wenn uns das Ausland jetzt mehr in Masse — multa non multum — übersetzt als früher. Vorzüglich haben es unsere Holländischen, Dänischen und Schwedischen Nachbarn an Fleiß nicht fehlen lassen. Die Leihbibliotheken dieser unserer Germanischen Brüder müssen jetzt gerade so schlecht seyn, wie die unserigen; mindestens begegnen wir in ihren Romanen-Verzeichnissen ganz denselben vaterländischen Namen, deren bloßer Klang uns schon gähnen macht. Ja, die Alltäglichkeit scheint unter ihnen so viele Bewunderer zu haben, daß sie sogar das wenige Bessere, was wir noch besitzen, verschmähen; und während die breitgetretenen Romane, die poetischen Raserein und die historischen Unthaten der Herren X, Y und Z dutzendweise übersetzt werden, bleiben Tieck's meister- und musterhafte Novellen, Leopold Schefer's poetisch hingehauchte Lebens-Skizzen und Heinrich Stieglitz's glut- und farbenreiche Bilder des Morgenlandes unübertragen. Das Beste, was in der letzten Zeit seinen Weg von Deutschland nach Schweden gefunden hat, sind noch die Briefe eines Verstorbenen. Der „Verstorbene" ist hier, eben so wie früher in Frankreich, wirklich für todt gehalten worden und muß sich daher auch in Skandinavien mit einem schläfrigen Nachruhm, statt des beifälligen Zurufs der Mitwelt, begnügen. Sein Werk führt hier den Titel: En afleden Tysk-Furstes bref under en resa i England. (Eines verstorbenen Deutschen Fürsten Brief während einer Reise in England.) *)

Erfreulich ist die Erscheinung einer Italiänischen Uebersetzung des Lessing'schen Laokoon vom Ritter Londonio **); erfreulich, wenn sie auch erst 70 Jahre nach dem Originale kommt. Haben wir Deutsche doch über 200 Jahre warten müssen, bevor wir eine auch nur erträgliche Uebersetzung des Shakespeare erhielten. Gute Uebersetzungen trefflicher Schriftsteller des Auslandes waren aber überall die Vorläufer eines Umschwungs in der eigenen Literatur, auf die sie einen unverkennbaren anregenden Einfluß üben. So hat die wiederaufgefundene Kenntniß und die erste Uebersetzung der Alten nicht allein zur Wiedererweckung der Wissenschaften in Italien und im ganzen Abendlande beigetragen, sondern auch eine ganz neue Aera in der Süd-Europäischen Literatur hervorgerufen. So halfen die Uebersetzungen Spanischer Dramen Molière und das Jahrhundert Ludwig's XIV. bilden; so wirkte der Reiz Italiänischer Novellen mit schöpferischem Zauber auf Shakespeare und seine Zeit, und so ging die erste erträgliche Uebersetzung des Britischen Heros der Blüthe unserer eigenen Literatur voran.

In Italien, wo unlängst eine neue Uebersetzung der Werke von Winckelmann und eben auch Lessing's Laokoon mit einer Wärme aufgenommen worden, die sie kaum noch in ihrem Vaterlande erwecken, läßt dies auf einen wieder erwachten Eifer für die Kunst schließen, von dem man sich viel versprechen darf, und in der That hat auch bereits die letzte (in diesen Blättern schon besprochene) Kunst-Ausstellung in Mailand einen höheren Begriff von dem jetzigen Zustand der bildenden Kunst in einem Lande gegeben, aus dem uns in den vorangegangenen fünf Jahren nur Nachrichten über ausgezeichnete Leistungen Nicht-Italiänischer Künstler — Deutscher und Französischer — zugekommen sind, und wo das einzige neuere Kunst-Institut von Bedeutung — das für archäologische Korrespondenz in Rom — die Stiftung Deutscher Kunstfreunde ist.

Interessant ist es, daß der Göthe-Zelterische Briefwechsel ***) noch vor seiner vollständigen Erscheinung die Aufmerksamkeit des Auslandes und zwar schon dergestalt erregt hat, daß Englische Zeitschriften einzelne Briefe bereits in Uebersetzungen mittheilen. Es geschieht zwar Aehnliches in Deutschland alle Tage und wir selbst geben oft von Werken Auszüge, die erst vor einem halben Monat in Paris oder London erschienen sind. Wir Deutsche sind jedoch von jeher ein mit der Feder eroberndes Volk gewesen; kein fremdes Land giebt es, und sey es auch noch so entlegen, von dem wir nicht, gleich den Reunions-Kammern Ludwig's XIV., einzelne Provinzen durch einen genialen Federzug uns angeeignet und mitunter zu unseren schönsten Domainen gemacht hätten. Es ist dies ein Vortheil, den wir längst vor England und Frankreich voraus haben, wo man erst seit wenigen Jahren auf die Entdeckung gekommen ist, daß die im Auslande gemachten Eroberungen des Geistes weniger kosten und desto mehr Früchte tragen als die des Schwertes.

Die geistvolle Charakteristik Goethe's von Mrs Austin hat in England schon ein vorbereitendes Interesse für Goethe's Leben mit seinen Freunden erweckt, und so darf es auch weniger Wunder nehmen, wenn eine in dieser Sphäre sich zeigende neue Erscheinung sogleich als etwas Erwartetes begrüßt wird. Inzwischen traut doch der Englische Kritiker *) seinen Landsleuten nicht Sinn genug für ein bloßes Kunstleben ohne politischen und skandalösen Beischmack zu, um eine vollständige Uebersetzung des Briefwechsels goutiren zu können. „Dürfen wir wohl" sagt er, „mit gutem Gewissen Englischen Lesern die Korrespondenz zweier Männer empfehlen, von denen der Eine in der belebtesten Hauptstadt und der Andere an einem der gebildetsten Höfe Deutschlands lebte, der Eine unter Sängern und Musikern, der Andere unter Vornehmen und Literaten, und die dennoch Einer den Anderen nicht mit skandalösen Geschichtchen unterhalten? eine Korrespondenz, in welcher die genauesten Untersuchungen über die Fähigkeiten und Verdienste von Künstlern und Schauspielern geführt werden und doch gar keine Anspielungen auf ihr Privatleben und ihre Klätschereien vorkommen, ja, worin die vornehme Welt nur in ihrer Beziehung zu Kunst und Wissen genannt wird? Wir fürchten, daß dies kein einladender Speisezettel für Leute ist, die einen guten Englischen Appetit nach Skandalen haben, und wir besorgen, daß die ungemeine Herzlichkeit und Ungezwungenheit, mit der die beiden merkwürdigen Freunde von sich und ihren häuslichen Angelegenheiten reden, kaum als eine Schadloshaltung für das, was fehlt, angesehen werden dürfte. Was uns betrifft, so gestehen wir, daß wir, trotz der innigen Bewunderung, die wir für den Genius und die unvergleichliche Geistesthätigkeit Goethe's hegen, in dem vorliegenden Werke ein größeres Interesse an dem Charakter seines treuen Freundes und leidenschaftlichen Bewunderers genommen haben. Niemals haben sich vielleicht zwei befreundete Männer in Stellungen befunden, die so sehr mit einander kontrastirten. Goethe wurde in einem Alter, wo die meisten Menschen kaum begonnen haben, des Geschickes sturmbewegte Wellen zu empfinden, in einen sicheren, ruhigen und anmuthigen Hafen gesteuert, wo er gegen Ungewitter und Stürme geschützt war. Zelter dagegen war immer auf offenem Meere. Goethe selbst hat irgendwo den peinlichen Widerspruch geschildert, der zwischen dem Geschmack und den Arbeiten Zelters, seinem Genius und der Beschäftigung, durch welche er seinen Lebensunterhalt gewinnen mußte, gelegen hat. Dies giebt jedoch nur einen unvollkommenen Begriff von den Kämpfen dieses wunderbaren Mannes mit einem widrigen Geschicke, von den Sorgen, Mühen und Arbeiten, die ihn quälten, und gegen die er mit aller Macht eines aufrichtigen, wackeren und wohlwollenden Herzens und mit einem Geist ankämpfte, der sich ganz der Veredlung der Kunst, zum Ruhme Gottes und zur Erhebung der Menschen, gewidmet hatte. Mit merkwürdiger Geradheit und Schärfe des Geschmacks und des Urtheils, mit außerordentlicher Empfänglichkeit für die Wirkungen der Kunst in allen ihren Zweigen und mit einem heftigen Temperamente scheint er die wärmsten und zartesten Empfindungen verbunden zu haben, die er mit gleicher Einfachheit und Innigkeit zu erkennen giebt. Seine Sprache ist schlicht, zutraulich, oft sogar grob, gemischt mit alten Sprichwörtern und Redensarten, die unter den Deutschen noch nicht ganz in Vergessenheit gekommen sind, aber kräftig, ausdrucksvoll, malerisch, zu weilen rührend und poetisch. Kein anderes Wort dürfte diese Sprache wohl so gut charakterisiren, als dasjenige, womit sie Goethe zu wiederholten Malen bezeichnet, und das wir nicht gut übersetzen können, nämlich das Deutsche Wort „derb."

Man sieht hieraus, daß unser Engländer sich und seinem Publi-

*) Upsala, bei Palmblad.

**) Del Laocoonte, ossia dei limiti della pittura e della poesia; discorso di G. E. Lessing recato dal tedesco in italiano del Cav. C. G. Londonio. Milano, 1833, per Antonio Fontana.

***) Berlin, bei Duncker und Humblot.

*) The Athenæum, Jan. 4. 1834.

kum ein ziemlich treffendes Bild von den beiden Männern entworfen hat. Er theilt hierauf zur völligen Charakterisirung Zelters die beiden schönen Briefe mit, worin Z. seinem Freunde den Tod seiner Frau und den seines Sohnes anzeigt, ferner Goethe's Antworten darauf, und mehrere andere Mittheilungen des Ersteren aus dem Gebiete der Deutschen Musik. Die Uebersetzungen sind meisterhaft und zeugen von einer gleichen Gewandtheit in beiden Sprachen.

Die Goethe-Zeltersche führt uns auf eine andere fast gleichzeitig mit ihr erschienene Sammlung von Briefen, die, obwohl noch nicht in den Händen des großen Publikums, — dem indessen, wie wir hören, eine schon so vielfach begehrte Mittheilung bald bevorsteht — sich doch schon im ganzen gebildeten Deutschland zahlreiche Freunde und begeisterte Verehrer erworben hat. Unsere Leser errathen wohl, daß wir „Rahel", jenes großartige Denkmal aus dem Nachlasse der Verstorbenen meinen, das Herr Varnhagen von Ense als ein unvergängliches Monument auf dem Grabe seiner Freundin errichtete.

Die Briefe „Rahels" haben bereits in Frankreich einen kompetenten Introducteur gefunden. Herr St. Marc Girardin hat das Geschäft übernommen, seine Landsleute mit der geistreichen Frau bekannt zu machen, und dasjenige, was er bei dieser Gelegenheit über ihre Persönlichkeit sagt,*) darf auch als eine freundliche Erinnerung an Berlin gelten, wo der anspruchslose liebenswürdige Mann vor vier Jahren geweilt hat, und wo Rahel's Haus nicht wenig zu dem guten Eindrucke beigetragen haben mag, den Preußens Hauptstadt auf ihn gemacht, und wodurch er im vorigen Jahre zu einem zweiten Ausfluge nach Deutschland, und namentlich zu einem Besuche von Wien und München bewogen wurde. Daß er Rahel's Namen öfter ausgesprochen als gelesen hat, beweist der Umstand, daß er immer Madame de Warnhagen schreibt, was übrigens zu den Fehlern in der Deutschen Rechtschreibung gehört, die sehr viele Franzosen machen, indem sie uns ihr V nicht ebenfalls lassen wollen und der Meinung sind, daß wir mit unseren F und W hinlänglich zufrieden seyn können.

Herr St. Marc Girardin, der unter Anderem auch sagt: „Madame de Warnhagen, qui parlait le français avec une élégance remarquable, même à Berlin, où la société le parle si bien, s'occupait beaucoup de notre littérature", hat dadurch zu einem kuriosen Irrthum Anlaß gegeben. Einer von den schnellfertigen Französischen Rezensenten, die nichts lesen, aber Alles beurtheilen — eine Gattung, die übrigens auch in Deutschland zu finden ist — giebt nämlich zwei Tage darauf, nachdem jene Kritik im Journal des Débats gestanden, ebenfalls eine Anzeige der Lettres de Madame de Warnhagen**), und da er, ungeachtet er mit solcher Geläufigkeit von dem Buche spricht, als hätte er es von vorn bis hinten verschlungen, doch wahrscheinlich nichts weiter daron gelesen, als die Rezension im Journal des Débats und die Uebersetzung einiger Brief-Fragmente, die dabei mitgetheilt wurden, so ist es wohl ein leicht erklärlicher Irrthum, wenn Alles, was er sagt, auf der Meinung begründet ist, daß Rahel's Briefe — Französisch geschrieben sind. Welche große Genugthuung für unseren Franzosen, daß die geistreichsten Frauen dans le nord in seiner Muttersprache schreiben! Er thut sich auch nicht wenig darauf zu gut.

„Un livre curieux", beginnt er, „et qui prouve à quel point la langue française est devenue familière aux étrangers, vient de paraitre à Berlin sous le titre de Rahel, souvenir à ses amis." Nachdem er darauf einige Notizen über das Leben der Verfasserin gegeben, fügt er selbstgefällig hinzu, daß es doch keine kleine Ehre für die Französische Sprache sey, wenn, aller ihrer Schwierigkeiten ungeachtet, Ausländer es so weit brächten, sie, wie Frau von Warnhagen, mit solcher Leichtigkeit und Gewandtheit zu schreiben, als wären sie in Paris „à deux pas de la Sainte-Chapelle" geboren. Der Stil der Verfasserin erinnere an Frau v. Sevigné und Jean Lafontaine, „et s'il lui arrive d'être par momens un peu germanique, c'est de ce germanisme qui n'est ni sans grâce ni sans charme", so sey es ein Germanismus, wie er sich zuweilen auch in den Reden und in der Unterhaltung Benjamin Constant's bemerklich gemacht habe. Kann man die Naivetät wohl weiter treiben? Um nun aber auch zu zeigen, welche ausgezeichnete Männer des Auslandes sich der Französischen Sprache in ihren Schriften bedient hätten, beruft sich unser Franzose nicht etwa auf Leibnitz, Alexander von Humboldt oder Ancillon; nein! er weiß ganz andere Dinge. Seine Autoritäten sind d'Ilèle et Monsieur de Lichtemberg, besonders aber die Observations sur lui-même dieses M. de Lichtemberg, die er als Muster aufstellt, gleich welchen die Briefe Rahel's würdig seyn dürften, in der Französischen Literatur einen Rang einzunehmen. Und Unwissende solchen Schlages dürfen in Frankreich als Kritiker auftreten! Wahrlich, nur seiner Unwissenheit könnte es allenfalls zu gut gehalten werden, wenn ein anderer Französischer Kritiker dieses Schlages in einem Artikel über die neuere Französische Literatur***) sagt: „Tout ce qui se fait en dehors de la France est chétif et sans écho; tout ce qu'elle prend sous sa protection et à qui elle fait parler sa langue devient grand." Wäre diese Ansicht in Frankreich wirklich verbreitet, so müßte jeder Deutsche Gelehrte, der, weil er das Französische, wie ehemals das Lateinische, als ein bequemes Medium unter den Gelehrten betrachtet, hin und wieder ein wissenschaftliches Werk in jener Sprache herausgiebt — wie dies kürzlich erst wieder Thiersch gethan — fortan sich schämen, auch nur eine Zeile Französisch drucken zu lassen. Doch dem ist nicht so. Die Französische Literatur hat längst aufgehört, sich für die allein seligmachende zu halten, wie wir dies täglich von ihren besseren Schriftstellern und von ihren geachteteren Journalen erfahren.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit ganz besonders die Verdienste hervorheben, die sich eine Französische Zeitschrift, die Nouvelle Revue-Germanique, um die Kenntniß und Verbreitung der Deutschen Literatur in Frankreich erwirbt. Ohnedies sind wir dieser Zeitschrift eine réparation d'honneur schuldig, da wir ihr vor längerer Zeit*) den Vorwurf gemacht, daß die Deutschen Werke, über welche darin Bericht erstattet werde, mehr dem Gerathewohl als einer verständigen Auswahl diesen Vorzug zu verdanken hätten. Dies findet nicht allein schon seit längerer Zeit keine Anwendung mehr auf die Revue Germanique, sondern es macht sich offenbar ein Streben darin bemerklich, diejenige Seite des Deutschen Geistes, die entweder dem flüchtigen Franzosen entgeht oder als fremde Nationalität von ihm zurückgestoßen wird, durch ein vermittelndes Medium ansprechend und verständlich zu machen. Gleichsam von selbst stellt sich der Deutsch-Französische Elsaß als ein solches Medium dar; hier finden wir einen Deutschen Boden und Französische Gewächse darauf; freilich an sich selbst ein widerwärtiger Anblick, der, selbst vom grandiosen Straßburger Münster aus, einem Deutschen Gemüthe noch Grauen erwecken kann — aber als Uebergang ein vortreffliches Studium sowohl für Deutsche als für Franzosen. Beide können zwar hier ihre Sprache auf die leichteste Weise verlernen, denn an keinem anderen Orte in der Welt wird wohl neben einem so lauderwelschen Deutsch ein so schlechtes Französisch geradebrecht, als im Elsaß. Aber wenn dies von der Bevölkerung im Allgemeinen gilt, so macht der Gelehrtenstand, der sich namentlich in Straßburg immer ausgezeichnet hat — wir dürfen nur an Oberlin, Schweighäuser, Koch erinnern — eine rühmenswerthe Ausnahme, und zwar auch schon in der Beziehung, daß er vorzugsweise dem Deutschen Geiste noch am meisten treu geblieben ist und die Wiege seines Wissens wie seines Glaubens — denn die berühmteren Gelehrten Straßburgs waren von jeher und sind noch immer Protestanten — bei der alma mater jenseits des Rheins sucht.

In Straßburg wird die Nouvelle Revue Germanique herausgegeben und dies scheint uns auch der passendste Ort dazu. Haupt-Redacteur derselben ist Herr Berger (Associé der Buchhandlung F. G. Levrault in Straßburg und Paris), der mit seltener Uneigennützigkeit kein Opfer scheut, um sein allerdings in Frankreich noch nicht genug anerkanntes Unternehmen, dem eine persönliche Vorliebe für Deutsche Wissenschaft und Literatur zum Grunde liegt, zu erhalten und wo möglich einem besseren Erfolg entgegenzuführen. Kann ein so löbliches Streben von Deutschland, dessen Ehre und Preis es doch gilt, unterstützt werden, so sollte es billigerweise geschehen, und wir nehmen daher auch gern die Gelegenheit wahr, Deutsche Lesegesellschaften aufzufordern, sich, statt eines der vielen schlechten Deutschen Journale, ein gutes anzuschaffen, das zwar in Französischer Sprache geschrieben wird, ihnen aber doch mehr über ihr Vaterland sagt, als manches nur allzu narkotisch wirkende Blatt der Heimat.

Das uns vorliegende letzte Heft der Revue Germanique enthält nachstehende Artikel: 1) Novalis; eine poetisch gehaltene und treffliche Charakter-Schilderung; 2) Correggio, von Oehlenschläger; eine Uebersetzung des Trauerspiels, nebst einleitenden Bemerkungen über den Dichter und seine Werke; 3) Ueber die Preußische Städte-Ordnung; eine Uebersetzung des bekannten Savigny'schen Aufsatzes in Ranke's historisch-politischer Zeitschrift, nebst einer Hinweisung auf die Vorzüge des Preußischen vor dem Französischen Munizipalwesen, vom Professor Klimrath in Straßburg; 4) Deutsche Abendgesellschaften; eine fast etwas zu schmeichelhafte Skizze Deutschen Gemüthlebens. 5) Reisegedichte (Potsdam, Leipzig, Weimar, Jena, Thüringerwald, Rudolstadt, Koburg, Stuttgart.) 6) Gedanken und Aussprüche von Goethe. 7) Rezensionen. (Das Leben Aug. Lafontaine's, von Gruber; Dorfvater Jahrbücher; Mohl's Polizeiwissenschaft ꝛc.) Ein großer Theil der in diesem Heft enthaltenen Aufsätze ist aus der Feder desselben jungen Franzosen, dessen wir schon öfter, seiner Deutschen Studien halber, Gelegenheit hatten, in diesen Blättern zu gedenken. Zuletzt gab uns Herr Xaver Marmier durch seine Feuilles volantes, jene freundlichen Blätter der Erinnerung an Berlin, einen willkommenen Anlaß, den wohlwollenden Französischen Literaten, die Deutschland nicht um ihrer, sondern um seiner selbst willen lieben, einen Deutschen Gruß zuzurufen. Heute freuen wir uns um so mehr, einen ähnlichen Gruß hier wiederholen zu dürfen, als wir im Stande sind, ihn jenem jungen Autor, der zur Vollendung seiner Deutschen Studien abermals nach Deutschland gekommen ist und sich jetzt in Berlin befindet, persönlich abstatten zu können. **)

J. Lehmann.

Frankreich.

Die Reise des Capitain Dumont d'Urville. ***)

Die Zeit der großen Entdeckungen ist vorüber, wenigstens für die nächste Gegenwart; und bis die Sonne ein neues Festland an den Küsten des Eismeeres reifen läßt, müssen wir uns an dasjenige halten, was wir besitzen, und uns auf Erforschung der Küsten und geographische Berichtigungen beschränken — Arbeiten, zu denen die ausgebreitetsten Kenntnisse und der höchste Muth erforderlich sind.

*) Journal des Débats, 1. Janv. 1834.
**) Le Foyer, 1834, No. 2.
***) Amr. Pichot, France Littéraire. Janv. 1834.

*) Nr. 3 des Magazins vom Jahre 1832.
**) Seitdem dies geschrieben ward, ist Herr Marmier bereits wieder nach Leipzig abgereist und hat als freundliches Andenken ein zweites Heft seiner jedem Freunde Französischer Poesieen sich empfehlenden Feuilles volantes (Berlin, bei Hande und Spener) zurückgelassen.
***) Voyage de l'Astrolabe autour du monde exécuté pendant les années 1826, 1827, 1828 et 1829. — 10 Bde. mit 20 Kpfrn. Pr. 60 Fr.

Wenn man bedenkt, daß das Innere von Afrika fast gänzlich unbekannt ist, daß seine Küstenländer noch lange nicht genau genug untersucht worden sind, so sieht man leicht, wie viel noch in jenen unermeßlichen Meeren zu erforschen steht, die den Erdball von der Behringsstraße bis zu den Eis-Inseln des Südpols umgürten — von dem südlichen Theile bis zum Kap Horn, deren Entdeckung erst von gestern ist. Denn, was will ein Zeitraum von vier Jahrhunderten und die Wirksamkeit von etwa zwanzig Seefahrern ersten Ranges bedeuten, dem ungeheuren Raum gegenüber, der zu durchmessen ist, und gegen all' diese verschiedenen noch unbekannten Theile eines Bassins, welches wenigstens zwei Drittel des Erdkreises einnimmt, wenn man gegen die beschränkten Kräfte des Menschen die Gefahren eines Elementes in Anschlag bringt, das viel mehr sein Feind als sein Sklave ist, und die unübersteiglichen Hindernisse der Natur und des Zufalls?

So gaben Magelhaen's Nachfolger vielmehr Andeutungen von Entdeckungen, als sichere Bestimmungen, und erst im letzten Jahrhundert stellte der unsterbliche Cook die Geographie des stillen Oceans und der Südländer unabänderlich fest. Von ihm datirt sich die wirkliche Kenntniß des Polynesischen Archipels, der oceanischen Welt, und die Entdeckung der Sandwichs-Inseln. Als ihn der Tod mitten aus der Fülle seiner Bemühungen und Resultate hinwegriß, konnte er eine von ihm gebrochene Bahn anderen bedeutenden Seefahrern hinterlassen.

Herr Dumont d'Urville ist der Letzte, der diese Meeresfahrt um die Welt fortgesetzt hat, und gehört zu denen, die sie mit höchstem Glück und Ruhm vollbringen gedurft. In der zwiefachen Absicht reisend, sowohl die unvollkommenen Zeichnungen der Küsten, welche die Karten seiner Vorgänger lieferten, zu ergänzen, als auch alle für die Wissenschaft wünschenswerthe Materialien zu sammeln, sollte er zu gleicher Zeit Untersuchungen anstellen, ob irgend ein Gestade des stillen Oceans Spuren vom Namen und den Schiffen La Peyrouse's bewahrt haben möchte. Noch über seine Hoffnungen gelang Herrn Dumont d'Urville's Unternehmen; seine hydrographischen Arbeiten sichern ihm einen ehrenvollen Platz in den Annalen der Schifffahrt, und die kostbaren Entdeckungen, womit er alle Zweige der Naturgeschichte bereichert hat, erwerben ihm den Dank der wissenschaftlichen Welt. Hierzu kommt noch, gleichsam als ein neuer Ruhmes- und Ehrenschmuck, daß es Herrn Dumont d'Urville durch eine Gunst der Vorsehung aufbehalten war, das Andenken La Peyrouse's an demselben Gestade zu feiern, wo dieser berühmte Capitain sein Grab gefunden.

Somit folgen wir denn, als neugierige Reisende, dieser großen Expedition und wenden uns zur Erforschung einer Welt, die uns kaum bekannt ist.

Die „Astrolabe" ging auf der Rhede von Toulon am 22. April 1826 unter Segel, und nachdem sie die Insel Miraka passirt hatte, ging sie am 19. Mai bei Gibraltar vor Anker. Wenn gleich diese Stadt nur von sehr untergeordnetem Interesse sehn kann, bei einer Expedition, die an's Ende der Welt will, so verdient sie dennoch keineswegs mit geringschätzender Gleichgültigkeit von den Reisenden übersehen zu werden. Wer fühlt nicht bei ihrem Anblick eine große und feierliche Erhebung in seiner Brust, in dem Moment, wo diese Säulen des Herkules überschritten werden, diese Schranken, die die Natur an's Ende einer Welt gesetzt hat, und an deren Fuß der Stolz der Alten stillstand in Trümmern vor dem unbekannten Ocean? Die Veränderung des Oceans ist eine Veränderung des Schicksals für uns Europäer! Wir hatten keine Furcht auf diesem Mittelländischen Meer; auf seinem mütterlichen Busen trug es uns lieblich dahin, und wir dachten gar nicht mehr, daß sich der Abgrund öffnen könne, so lange die Ufer des großen Vaterlandes den Horizont begränzten! Ueber Gibraltar hinaus, sagen wir der Wiege Lebewohl! Wo ist unser Grab?

Als Kriegs- und Seeplätze sind sich Gibraltar und Malta in mehr als einer Hinsicht einander ähnlich. — Bevor indessen die Politik daran gedacht hat, sie in ein Fach zu bringen, hatte ihnen die Natur ein und dasselbe Klima und dieselbe Vegetation gegeben. Jenseits Gibraltars liegt ein kleiner Platz, Algesiras genannt, wo man im Vorüberfahren eine moralische Betrachtung machen kann, denn wenn die Menschen an diesem Orte nicht mehr Mauren noch Araber sind, so sind sie gewissermaßen zur Schadloshaltung, Schleichhändler. So konnten sich die Korsaren von Tanger, und die Schleichhändler von Algesiras über die Meerenge Grüße senden.

Nun befand sich die „Astrolabe" auf der Höhe des Oceans; im West-Süd-Westen tauchte eine der Salvages vor ihm auf, unfruchtbare Felsen, woran sich die Wogen brechen, und auf denen sich die Vögel ergötzen, aber deren höchst dürftige Vegetation noch keinen Menschen herbeigelockt hat. Unfern von dieser wüsten Insel, und gleichsam verkündigt durch sie, erhebt sich über einen bewölkten Horizont der Pik von Teneriffa. Obgleich dieser Punkt, der interessanteste auf den Kanarischen Inseln in tausend und einer Beschreibung, so viel nur Reisende die Westküste von Afrika besucht haben, seine Stelle gefunden, können wir doch nicht dem Vergnügen widerstehen, Herrn Dumont d'Urville auf seiner mühseligen und gelehrten Exkursion zu begleiten. Nachdem man Strecken, die mit Lava, Schlacken und vulkanischen Blöcken bedeckt sind, zurückgelegt hat, kommt man nach Laguna, einer ziemlich hübschen, aber traurigen und öden Stadt; sie hat ihre schönen Tage zur Zeit der alten Spanischen Monarchie gehabt, heut zu Tage wächst Gras in ihren einsamen Straßen. Auf der Höhe von Laguna (ungefähr 400 Toisen) merkt man nichts mehr von Afrikanischer Temperatur; man glaubt, die Luft der Provence und anderer Gegenden des südlichen Frankreichs zu athmen, und das Schauspiel, das man vor Augen sieht, vermindert keineswegs diese Täuschung. Hier erblickt man grüne Ebenen, Getraide-, Mais- und Kartoffelfelder, dort Weinberge, dicht belaubt mit verschlungenen Reben wie die Italiänischen; da und dort Lusthäuser Villen, die Gibel mit Buschwerk und Bäumen bekränzt, den Fuß in Wiesen; und dieses köstliche Panorama breitet sich amphitheatralisch über die ganze Westküste aus. Es ruhen freilich genug traurige Erinnerungen in dieser kleinen Insel, die ihr Haupt so hoch über den Ocean erhebt. Hier ist das Grab eines unglücklichen Volkes, welches die Spanische Grausamkeit für immer von der Erde vertilgt hat. Wenigstens sollen sie in den Annalen der Geschichte leben, jene halbwilden Guanen, die genug von den Rechten der Natur und der Menschlichkeit wußten, um als Vertheidiger derselben zu sterben.

Wenn man hinter Laguna die Küste weiter verfolgt, und zwar in der Richtung des Pik, gelangt man nach dem Städtchen Orotava, merkwürdig durch seinen botanischen Garten, wo die seltensten Pflanzen das Auge des Liebhabers und die Wißbegier der Kenner fesseln. Man weiß, daß der ungeheure Stamm des Drachenbaumes von Teneriffa fast einen Europäischen Ruf hat; Herr Dumont d'Urville wollte sich überzeugen, ob dieser Ruf gegründet sey: — dieser Baum hat nicht weniger als 48 Fuß Umfang um seine Basis, und seine Höhe beträgt beinahe 75 Fuß; wenn man eine zweite Hälfte hinzunimmt, die der Wind im Jahre 1819 losriß, so würde man das Louvre von oben nach unten durchschneiden müssen, oder die Gewächshäuser des Jardin des Plantes, um diesen riesenhaften Gast einigermaßen einzuquartieren. Und nun sehe man, ob es nicht ein eben so großer Verdruß ist, ein großer Baum zu seyn, als ein großer Mann? Nicht weit davon steht ein kleiner Emporkömmling von Palmbaum, ganz dünn und ganz nachgiebig, der seinen schwankenden Stamm hundert Fuß hoch erhebt! Armer Drachenbaum! —

Sobald man aus Orotava hinaustritt, beginnt die Erhebung des Terrains, und in ununterbrochenem Steigen gelangt man auf den Gipfel des Pik. Alle Reiche der Vegetation, von den kultivirten bis zu den wilden Pflanzen, folgen nach einander auf den Stufen des Berges in einer Höhe von ungefähr 1000 Toisen. In dieser Höhe trifft man nur noch einige Haidekräuter und etwas Thymian, kleine Cisthen und einige Gräser an. Dies sind die letzten Spuren der Vegetation; dann bietet der Boden nur Haufen von Basaltblöcken dar. Es beginnt nun eines der erhabensten Schauspiele, welche die Natur dem Menschen aufbewahrt, ein riesenhaftes Gemälde, wo sich die entgegengesetztesten Farben und Elemente der Schöpfung verbinden, um Augen und Herz zu bezaubern. Auf diesen kaum erloschenen Oefen, unter diesen rauchenden Aschen und gähnenden Kratern stehend, thront der Reisende auf den Wolken, die sich wie ein weites Eismeer zu seinen Füßen ausbreiten, aus dem man glauben sollte, die beschneiten Gipfel der Alpen und Apalachen hervorragen zu sehen.

Ungeachtet diese Region 200 Toisen über dem Meeresspiegel liegt, ist ihre Temperatur noch angenehm, und man athmet mit Leichtigkeit; sobald man aber diese Strecken einer trostlosen Wüstenei, welche die Spanier canádas nennen, überschritten hat und auf dem letzten Drittel des Berges angelangt ist, empfindet in der Regel ein Jeder Unbehagen und Beschwerden des Athmens; indessen blieb Hr. d'Urville selbst und der größte Theil seiner Begleiter glücklicherweise davon verschont. Der letzte Kranz des Pik, über dem Schlunde, ist der Zuckerhut, von nicht beträchtlicher Höhe, dessen steiler Abhang indessen das Hinansteigen äußerst schwierig macht. Der Gipfel dieses kleinen Kegels ist mit Rauchlöchern und halbausgefüllten Kratern bedeckt, deren größte Tiefe 60 bis 80 Fuß betragen mag.

So ist der Pik von Teneriffa beschaffen, dessen Formation von drei durchaus verschiedenen Zeitaltern zeugt.

Sämmtliche an der Südwestküste von Afrika zerstreute Inseln, vom grünen Vorgebirge bis Ascension, bieten nur Anführten von zurückschreckender Unfruchtbarkeit dar. Die „Astrolabe" kam im Angesichte von Santjago und la Praya vorbei, und als gegen die Mitte der Küste von Guinea der Thermometrograph 400 Faden oder 2000 Fuß Tiefe hinabgelassen wurde, ergab sich, daß die Temperatur des Meerwassers in dieser Gegend nur 5 Grad 2 Zwölftel betrug, während sie auf der Oberfläche 26 Grad 8 Zwölftel war. Ein anderer Versuch, bei 1000 Faden Tiefe, lieferte kein genügendes Resultat, des zu großen Luftdrucks wegen, den der Thermometrograph erlitt. Am 12. Juli passirte man die Linie, und die Matrosen verfehlten, ihrer Gewohnheit nach, nicht, diesen merkwürdigen Tag der Reise durch die Ceremonie der Taufe zu feiern.

Bis dahin — man segelte um die Spitze von Afrika herum — hatte die „Astrolabe" noch keinen Mann verloren, und der Gesundheitszustand der Mannschaft war erfreulicher als bei der Abreise von Toulon; dies Glück, das schon dem Anfang der Expedition hold war, sollte ihm treu bleiben bis an's Ende, denn, wenn man erwägt, daß die Strapazen und zahllosen Wechselfälle einer Reise um die Welt der „Astrolabe" während der vier Jahre, daß sie sich auf der See befand, von achtzig Mann nur eilf hinweggerafft haben, während eine Englische Korvette, welche mit Untersuchung der Afrikanischen Küsten beauftragt war, in demselben Zeitraum, in Folge von Krankheiten, die aus dem Einfluß des Klima's entstanden, eine große Anzahl Offiziere, zwei Naturforscher und mehr als hundert Matrosen verlor, so muß man gestehen, daß der Muth und die Sorgfalt des Menschen nicht hinreichen zur Vollführung seiner Entwürfe und ein unbekannter Wille dieselben heiligt oder verwirft.

Um desto schneller nach den Südländern und dem Archipel der Inselwelt, dem eigentlichen Zweck der Reise, zu gelangen, übergehen wir die unbedeutenden Inseln, die sich an der Südwestspitze von Afrika befinden. Eben so haben die Klippen von Martin Vaz, die Insel la Trinité, Saint-Paul nichts, was die Aufmerksamkeit oder Neugier an sich ziehen könnte. Alles ist von Vegetation entblößt und jedes Anlanden durch Klippen fast unmöglich gemacht, die von Möven und Sturmvögeln wimmeln. Bei der König-Georgs-Insel beginnt man, sich von dieser ermüdenden Einförmigkeit des Meeres und der

Felsen zu erholen. Ein grüner Rasenboden, völlig bedeckt mit einer neuen Art von Bäumen, scheint einen neuen Theil der Welt anzukündigen. — Hier ist für die Schiffe wenigstens ein guter und sicherer Hafen, für die Menschen Schatten und Wasser zu finden. In den Waldungen im Innern breitet der König der südlichen Pflanzenwelt, der schöne Encalyptus, gleich undurchdringlichen Gewölben, seine breiten dicht belaubten Zweige aus, und zwischen den mannigfaltigen Gräsern, die den Boden bedecken, murmeln Bäche frischen und lebendigen Wassers! Oh! wie schmeckt man dann diesen Blumenstrauß der Pflanzenwelt, der von der Natur gleichsam vergessen worden, in dieser weiten Oede des Oceans! Man erblickt auch die ersten Australier auf der Georgs-Insel. Diese Insulaner, die dieselbe Physiognomie wie die von Port Jackson darbieten, kamen den Offizieren der „Astrolabe" die in's Innere des Landes beordert waren, zuvor; äußerst sanft und friedlich sind diese Wilden, übrigens von vollkommener Unwissenheit. Mitten im Meere lebend, kennen sie nicht die dürftigsten Elemente der Schifffahrt. Auch verurtheilt sie ihre Unfähigkeit, sich irgend eine Hülfe zu verschaffen, zum allerkläglichsten Daseyn. Die Rinde und Wurzel einiger Pflanzen bilden ihr hauptsächlichstes Nahrungsmittel. Als Schutz gegen schlechtes Wetter haben sie nur ein einziges Kleid, und dies besteht aus dem Fell des Känguruh, das kaum auf der Schulter festsitzt.

Nach Erforschung der Insel von verschiedenen Seiten, nahm die „Astrolabe" ihre Richtung auf Port-Western, wo das Pflanzenreich nicht minder herrlich ist, als auf der George-Insel. Es giebt sogar an mehreren Orten der Philips-Insel Waldungen, die sich mit den Amerikanischen messen könnten.

Am 19. November ging die „Astrolabe" unter Segel, und nach einer Fahrt von zehn Tagen, während welcher ihr die Moncur Inseln zu Gesicht kamen, und die Jervis Bay berühret ward, kam sie zu Port-Jackson, dieser jungen und mächtigen Mutterstadt einer neuen Welt, an.*) (F. L.)

England.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

Zweiter Artikel.

Wenn wir zur Untersuchung der wirklichen Thatsachen des Magnetismus übergehen, so begegnet uns hier zuerst das Faktum, daß eine große Anzahl von Personen, die Zeugen magnetischer Experimente gewesen, ihren Glauben an die Existenz einer magnetischen Kraft erklärt haben. Da drängt sich natürlich die Frage auf, durch welche Mittel sie wohl zu diesem Glauben gelangt, und wie wir uns etwa die nämliche Ueberzeugung verschaffen könnten? Wir wollen die Antwort aus der Feder des Verfassers der kritischen Geschichte des Magnetismus, Herrn Deleuze, der gemeiniglich der „Nestor des thierischen Magnetismus" genannt wird, entnehmen: „Die einzig reelle und feste Ueberzeugung ist die, welche wir aus unserer unmittelbaren Erfahrung gewinnen. Der Weg also, um von dem Daseyn des thierischen Magnetismus überzeugt zu werden, ist kein anderer als zu magnetisiren. Die Ausübung des Magnetismus erfordert aber vor Allem den lebhaften Wunsch, ihn gut anschlagen zu sehen, festen Glauben an seine Wirksamkeit und ein völliges Vertrauen bei der Anwendung desselben. Der Wunsch hängt von Dir selbst ab, aber den Glauben hast Du nicht ganz in Deiner Gewalt, doch bist Du im Stande, Deine Seele in solchen Zustand zu versetzen, in dem sie sich befinden würde, wenn Du glaubtest. Auch mußt Du auf eine Zeit lang all' Dein Wissen von Physik und Metaphysik vergessen und aus Deinem Sinn alle Gegenständlichkeiten entfernen. Du mußt Dir einbilden, daß es in Deiner Macht stehe, die Krankheit in Deine Hand zu nehmen und sie nach einer bestimmten Seite hinzuschieben. Gestatte den Patienten noch zu gleicher Zeit, sich eigener Heilmittel zu bedienen. Magnetisire niemals vor wißbegierigen Personen. Und — damit wir nicht etwa noch das Beste vergessen — laß in den ersten sechs Wochen, nachdem Du diese Studien begonnen, Deine Vernunft noch nicht über Dich Herr werden!"

Wahrlich, Herr Deleuze ist sehr bescheiden; er verlangt von einem Menschen weiter nichts, als seiner Vernunft zu entsagen, sich eine Abgeschmacktheit einzubilden, sein Wissen zu vergessen, mit Leichtgläubigkeit anzufangen, und dann verspricht er, ihn mit Glauben endigen zu lassen. Herr Deleuze mag der „Nestor des thierischen Magnetismus" seyn, aber er ist ohne Zweifel der Thersites des gesunden Menschenverstandes. Und ist es nicht schon a priori ein unwiderstehliches Argument gegen das ganze System, daß solche Präliminarien zu dessen Aufnahme selbst von einem Manne für nothwendig erklärt werden, der allgemein für den weisesten und am meisten philosophischen Vertheidiger des Magnetismus gilt?

Vielleicht giebt es einige Menschen, die der Meinung sind, daß ihnen die Aufopferung ihrer Vernunft durch den Glauben an den thierischen Magnetismus vergolten werden könnte; gewiß giebt es aber auch Andere, die mit uns denken werden, daß „le jeu ne vaut pas la chandelle." Für diese Letzteren wollen wir hier fortfahren zu untersuchen, ob die neu angestellten Experimente einige Hoffnung lassen, in Jedermanns Gemüth eine Ueberzeugung zu begründen. Diese Experimente wurden, was wir zuerst bemerken wollen, unter den allergünstigsten Umständen gemacht. Das Comité war geduldig, aufmerksam und so weit entfernt davon, gegen das System im voraus eingenommen zu seyn, daß es vielmehr, wie wir zeigen wollen, einige seiner Folgerungen bei sehr unvollständigen Beweisen zugestanden hat. Seine Sitzungen dauerten gegen fünf Jahre, während welcher Zeit es öffentlich bekannt war, daß man in Anstellung von Experimenten begriffen, und das Comité widmete jeder von den Magnetiseuren ihm zugehenden Mittheilung, wenn sie selbst die lächerlichsten Abgeschmacktheiten enthielt, seine willige Aufmerksamkeit. Die magnetischen Operationen wurden durch die Herren Foissac, Dupotet, Chapelain und Andere, deren Geschick Niemand abläugnen wird, geleitet. Dies Comité war besonders auf Veranlassung des Herrn Foissac, eines jungen Arztes und Magnetiseurs, ernannt worden, der, seines obskuren Rufes müde, sich entschlossen hatte, die Aufmerksamkeit auf seine Kuren zu ziehen. Er schrieb deshalb an die Akademie, indem er ihr zu Gemüth führte, daß, seit der förmlichen Verdammung seiner Kunst durch den Bericht von 1784, eine neue Thatsache entdeckt worden wäre, nämlich der Somnambulismus, und daß er von der außerordentlichen Natur derselben selbst im Stande wäre an einem weiblichen Patienten, der sich unter seiner Kur befände, Beweise darzubringen. Seine Angabe von dem, was sie, in Gemeinschaft mit anderen Somnambulisten, thun könne, ist so außerordentlich, daß wir uns nicht enthalten können, die darauf bezügliche Stelle seines Schreibens hier anzuführen: „Die Somnambulen, wenn sie ihre Hand abwechselnd auf Kopf, Brust und Unterleib eines Fremden legen, entdecken unmittelbar seine Krankheiten, zugleich mit den Leiden und Wechseln, die dadurch bedingt sind; sie sagen außerdem an, ob die Heilung möglich, leicht oder schwer, nah oder entfernt, und welche Mittel angewandt werden müßten, um den Erfolg auf dem besten und sichersten Wege zu erreichen. Bei dieser Prüfung, die sie anstellen, weichen sie niemals von den bekannten Regeln der Medizin ab, und ich möchte weiter gehen und behaupten, daß in ihren Inspirationen der Geist des Hippokrates lebt." Alsdann lud er die Akademie ein, sich in ein Hospital zu begeben und Personen, die mit irgend einer Krankheit, sey es einer akuten oder chronischen, einer einfachen oder komplizirten, behaftet wären, auszuwählen, und er wolle eine Gewähr dafür leisten, daß seine Somnambule in allen Fällen die Krankheit mit Bestimmtheit entdecken und mit Geschicklichkeit behandeln würde. Daß die Akademie von solchen in die Augen fallenden Abgeschmacktheiten Notiz nehmen konnte, ist es nur, worüber wir uns wundern. Die Akademie ernannte wirklich ein Comité zur Untersuchung der Behauptungen des Herrn Foissac, und dieser führte seine Somnambule demselben vor; und von diesem Comité finden wir berichtet, daß die Somnambule in keinem einzigen der Phänomene, die sich Herr Foissac hervorzubringen verbürgt hatte, richtig zutraf. Wir wollen deshalb die Glaubwürdigkeit des Herrn Foissac nicht in Zweifel ziehen, sondern uns dies lieber auf dem kürzeren Wege erklären, daß sein Urtheil, wenn er je eines besaß, durch seinen Enthusiasmus und seine Einbildungskraft gänzlich bewältigt worden war. Dies kann zugleich einen Beweis liefern, mit welcher Vorsicht man selbst die bestimmtesten Behauptungen der magnetischen Experimentenmacher aufnehmen müsse, wenn sie nicht durch die Aussagen unparteiischer Zeugen unterstützt werden.

Und hier zeigt es sich zuerst augenscheinlich, daß das Comité eher für als gegen dem Magnetismus eingenommen war, Statt jetzt in Herrn Foissac zu dringen, daß er sein Versprechen erfülle, oder auf Einmal die Sitzung zu schließen, und zu erklären, daß er das nicht habe leisten können, was er unternommen, suchte es vielmehr den Irrthum desselben zu entschuldigen, indem es sagte, „daß es selbst unerfahren, mißtrauisch und vielleicht zu ungeduldig sey." Was! man haben zwar gehört, daß, nach Herrn Deleuze Leichtgläubigkeit ein nothwendiges Attribut eines zum Magnetisiren Geeigneten seyn müsse: aber soll diese Eigenschaft denn auch bei einem Zeugen und Beobachter als nöthig vorausgesetzt werden müssen? Es scheint also, daß man auf unserer Hut sein müssen, von Männern etwas aufzunehmen, die der Meinung seyn können, daß ein Wunder „wegen ihres Unglaubens nicht vollführt worden sey. (Schluß folgt.)

*) Wir behalten uns vor, in einem zweiten Artikel auf diese interessante Reise zurückzukommen.

Mannigfaltiges.

— Roman und Musik. La sainte-baume heißt ein kürzlich in Paris erschienener musikalischer Roman des durch viele in Journalen zerstreute Aufsätze über Musik bereits bekannten Herrn J. d'Ortigue, der in diesem Werke eine originelle Idee durchzuführen versucht hat. Jedes Kapitel trägt nämlich eine Ueberschrift, oder auch mehrere, und zwar nicht in Worten, sondern in Noten, um auf diese Weise den musikalischen Leser — und zwar geschieht es meistens durch Stellen aus bekannten Opern und Symphonieen von Mozart, Beethoven, Weber, Spontini, Meyerbeer, Rossini u. s. w. — auf den im Kapitel selbst folgenden Inhalt vorzubereiten und ihn gleichsam, wie ein musikalisches Instrument, dafür zu stimmen. So ist z. B. über einem Kapitel, in welchem die Heldin des Romans den Geliebten sehnsüchtig erwartet, die Jubelstrophe aus dem Gesang der ihren Max nach langem Harren erblickenden Agathe aus Weber's Freischütz in sehr zierlichen Noten abgedruckt; über einem anderen Kapitel, in welchem sich Klosterjungfrauen zu einer Morgen-Andacht in einer Grotte versammeln, befindet sich die Morgen-Hymne aus dem ersten Akte von Spontini's Vestalin. Der Trauermarsch aus Beethovens Sinfonia eroica bildet das Motto (wenn man etwas Wortloses so nennen darf) des letzten Kapitels des Romans, der, wie sich daraus leicht schließen läßt, ein tragisches Ende nimmt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Mittwoch den 19. Februar 1834.

Rußland.

Encyklopädische Fabrik phantastischer Erzeugnisse.

Satirischer Zeitspiegel, von F. Bulgarin.

Schriftsteller seyn!.... Die thörichtste aller thörichten Beschäftigungen! — Während der jetzigen Feiertage habe ich mich endlich davon überzeugt. — In allen mit bloßen Lumpen überfüllten Magazinen und Läden war es gedrängt voll von Käufern, während in den Laden, wo man Lumpen verkaufte, die, in Papier verwandelt, vom Geiste der Schriftsteller befruchtet waren, eine Leere herrschte, wie in den von einheimischen genialen Köpfen herausgegebenen Zeitschriften und wie in allen genialen Taschen. — Lohnt es sich wohl, daß ein Schriftsteller um unseren schwindsüchtigen literarischen Ruhm kämpft, da dieser doch weder leuchtet, noch wärmt, weder Wolle noch Milch liefert? — Jeder Kattundrucker ist hundert Mal besser daran, als der berühmteste Schriftsteller, weil die bunten Kattune nicht nur die Blicke, sondern auch die Banknoten des schönen Geschlechtes an sich ziehen, während der Name des Fabrikanten von Mund zu Mund geht, mit den ausgesuchtesten Sprachschnitzern auf Aushängeschildern glänzt und von den Schriftstellern selbst wiederholt ausgetrommelt wird. Ist das etwa kein Ruhm?

Und was ist denn Literatur? — Ein Amt ist es nicht, ein Gewerbe ist es nicht — kurz, was es eigentlich ist, das weiß der Himmel! — Mit der Literatur gelangt man zu keinem Titel, zu keiner Anstellung von Manufaktur-Erzeugnissen, und muß dabei eine ganze Ewigkeit lang Dinte verschwenden, sich lahm sitzen und zur Belohnung den Tadel und den Spott eines Jeden anhören, dem der Himmel Mittel und Lust gegeben hat, einen Blick in Druckschriften zu werfen! So wahr Gott lebt, ein jeder Kanzleischreiber und jeder Handwerker ist besser daran, als ein Literater! Ich will von der Literatur nichts wissen!.... Sie gehört jetzt weder zum guten Ton, noch zur Mode. Heutzutage muß man vom Gewerbfleiß und von politischer Oekonomie sprechen, um für einen gescheuten Menschen gehalten zu werden und sich vielleicht gar einen Namen zu machen. Ich aber will ehrliche Leute nicht betrügen und nicht mit leeren Worten und Französischen Flugschriften handeln. Ich werde eine Fabrik anlegen und in derselben Gegenstände verfertigen, die dazu dienen sollen, die Mühe der Menschen in ihren wichtigsten Beschäftigungen zu erleichtern, nämlich im Stellensuchen und im Geldmachen. Den glücklichen Erfolg meiner Fabrik verbürgt für's erste ihre ausländische Benennung, die mancher Russe nicht aussprechen kann, und dann für's zweite der Umstand, daß ich mir mit dem ersten Dampfboot werde ausländische Meister kommen lassen. Auch werden alle Materialien in meiner Fabrik ausländische seyn, und obgleich einige derselben bereits in Rußland einheimisch sind, so bin ich dennoch gesonnen, mich an die Urquelle zu wenden.

Haben Sie wohl, meine Herren, vom Magnetismus, vom Mesmerismus, vom Hellseben, von der Homöopathie, vom Liberalismus, von der Transcendental-Philosophie, von der Theorie der politischen Systeme, von der Metaphysik, vom Romantismus und von mehreren anderen Dingen gehört, die man sehr unrechtmäßiger Weise mit dem Namen „Charlatanerien" bezeichnet? Gewiß ist es Ihnen bekannt, was Kriecherei, Titelwuth und Geldgier ist? Alle diese Dinge bilden Materialien zu meiner Fabrik. Ihre Einfuhr ist durch den Tarif nicht verboten, und deshalb sind sie wohlfeil. Auch die Literatur gehört zum Wesen meiner Fabrik, doch nur in so fern sie zum Schmieren meiner Maschinenräder dient. Meine Fabrik ist schon lange in Thätigkeit und am 1. Januar 1834 um 8 Uhr Morgens dem Publikum eröffnet worden. Ich halte es für meine Schuldigkeit, eine Anzeige über den Werth und das Vorhandenseyn meiner Fabrikate bekannt zu machen.

In meiner Fabrik werden Konfekte verfertigt, mit welchen man Vorgesetzte, reiche kinderlose Onkel und Tanten und alle in Ansehen und Würden stehende Leute an gewissen festlichen Tagen beschenken kann, anstatt ihnen Glück zu wünschen. Diese Konfekte sind süß wie Schmeichelworte, mit spirituösen Substanzen angefüllt, um die Köpfe schwindlich zu machen, und bringen einen optischen Betrug hervor durch ihre Aehnlichkeit mit der Natur, d. h. mit Früchten und Beeren. Sie enthalten mit Einem Wort Alles, was zum Glückwünschen nöthig ist, und sind sehr zu empfehlen!

Ich verfertige elastische Corsets, vermittelst welcher der Rücken sich höchst graziös beugt, ohne den Rückgradswirbeln beschwerlich zu fallen. Mit diesem Corset kann man an einem Morgen 3650 Bücklinge machen, ohne auch nur die mindeste Ermüdung zu fühlen.

Es wird bei mir ein Pulver verfertigt, das die erstickende Atmosphäre eines Vorzimmers in süßduftenden Weihrauch verwandelt. Für Neulinge wird sich dieses Pulver als höchst nützlich erweisen.

In meiner Fabrik werden Brillen gemacht, mit welchen man sehr schnell und bequem ein warmes Nest erspähen kann. Bekanntlich giebt es Stellen, die, wenn man sie mit bloßen Augen sieht, sehr wichtig erscheinen, während sie doch eigentlich nichts bedeuten, und dagegen andere, anscheinend unbedeutende, die unter ihren Fundamenten Goldquellen haben. Mit meinen Brillen kann Niemand in seiner Wahl irren.

Es werden bei mir Sieben-Meilen-Stiefel verfertigt, für diejenigen verehrten Herren Beamten, die sich mit Thatenlust und Eifer nach Eolchis begeben — damit sie schneller zu ihren früheren Dienstverhältnissen zurückkehren können. *) Da so sehr Viele Alles zum Opfer bringen, Wissenschaft, Hauswesen, Familienglück, damit sie Zeit gewinnen, um einen höheren Rang zu erhalten, **) so unterliegt es keinem Zweifel, daß meine Stiefel von großem Nutzen werden müssen. Auch eignen sie sich sehr für solche Herren, die sich in besonderen Aufträgen in entfernte Provinzen begeben. Wenn man sich auch in diesen Stiefeln nicht so gut steht, so kommt man doch mit ihnen schnell vorwärts. Und die Hauptsache besteht doch darin, daß man sagen kann: ich bin in 36 Provinzen gewesen.

Ich verfertige einen Barometer, der durch sein Steigen und Fallen den Zustand der Atmosphäre anzeigt, in welcher sich ein Vorgesetzter und derjenige befindet, der Lust zu dessen Stelle hat. Mit Hülfe dieses Barometers kann jeder untergeordnete Beamte ganz genau seinen Eifer abmessen, seine Bücklinge abzählen seine Glückwünsche abwägen und seine Meinung feststellen.

Es werden bei mir Kompasse gemacht, um den am Dienstes-Horizont herrschenden Wind kennen zu lernen und zu bestimmen. Mit diesem höchst nützlichen Werkzeuge versehen, kann man sich durch eine öffentlich geäußerte Meinung über gewisse Personen und Dinge nie kompromittiren, auch niemals falsch manövriren, wenn man um einen gewünschten Platz, um eine Arrende ***) und um andere Lebensbedürfnisse herumlavirt.

In meiner Fabrik werden Camerae-Obscurae für zärtliche und sorgsame Mütter verfertigt, deren Wunsch es ist, ihre Töchter vortheilhaft an Mann zu bringen. Der Liebhaber muß nur dahin gebracht werden, einen Blick in diese Camera-Obscura zu werfen. In derselben verwandeln sich 28 Jahre in 18; Leibhaus-Billette für versetzte Sachen erscheinen als Bank-Billette für eingetragene Kapitalien. Dabei wird eine gedruckte Vorschrift verkauft, wie man diese Maschine gebraucht und auf Bällen, in Abendgesellschaften und in Familienzirkeln aufbewahrt.

Es wird bei mir eine besondere Gattung von Boa's aus Fuchsschwänzen für solche Damen verfertigt, deren Liebhaberei es ist, Prozesse zu beschützen, ihre Günstlinge zu Ehren zu bringen, ihre Gläubiger bei der Nase herumzuführen und in Gesellschaften die erste Rolle zu spielen. Mit diesem Fuchsschwanz versehen, erscheint eine Verleumderin als wohlwollend, eine Streitsüchtige friedliebend und mitleidig, eine Ränkemacherin gottesfürchtig, eine Kokette tugendhaft u. s. w. Diese Boa wird wahrscheinlich bald in die Mode kommen. Sie ist leichter wie die gewöhnlichen.

Es erscheinen in meiner Fabrik lithographische Steine von einer besonderen Masse (die theilweise aus Dummheit, theilweise aus Prahlerei besteht), um die Werke von Walter Scott, Cooper, Balzac, Hugo und anderen Schriftstellern zu copiren. Ganz vorzüglich empfehle ich diese Steine unseren Russischen Romanenschreibern. Ich habe es versucht, eine Pumpe zu verfertigen, um die schönen Stellen bekannter Schriftsteller auszupumpen; mein erster Versuch ist indessen nicht gut ausgefallen.

Auf meiner Fabrik werden auch Kaleidoskope zum Gebrauch der Herren Journalisten verfertigt. Man darf das Publikum nur dazu bewegen, einen einzigen Blick in dasselbe zu werfen, und es dann geschickt vor seinen Augen umherdrehen, um es dahin zu brin-

*) Es ist hier zu bemerken, daß Beamte, die sich schneller befördert sehen wollen, auf 3 Jahre Aemter in Sibirien oder dem Kaukasus annehmen. Kehren sie nach Verlauf dieser Zeit zurück, so werden sie mit höherem Rang und einträglicheren Stellen belohnt.

**) Der steigende Rang erwirbt sich durch steigende Dienstjahre.

***) Arrende ist gleichbedeutend mit Pacht. Ausgezeichneten Staatsdienern verleiht die Regierung Kron-Domainen auf gewisse Zeit ohne oder mit ermäßigter Pacht.

N.

gen, ein ganzes Jahr lang in der Hoffnung hineinzusehen, etwas Nützliches darin zu erblicken. Die Anweisung, wie dieses Kaleidoskop zu gebrauchen ist, findet sich in den Ankündigungen von Zeitschriften.

Viele, sehr viele Sachen werden in meiner Fabrik gemacht; jedoch die Herren Herausgeber der Nordischen Biene sind unerbittlich. Nicht nur wollten sie zu ihrem eigenen Gebrauch keine Proben meiner Fabrikate zum Geschenk annehmen, sondern thaten es auch nur aus Nächstenliebe, daß sie diesen Abriß meiner Ankündigung zum Druck beförderten. Doch dabei ist nichts zu thun, als daß ich mich an andere Zeitschriften wende oder selbst eine drucken lasse und sie mit Visitenkarten allen Leuten comme il faut zusende. (N. B.)

Bibliographie.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint in St. Petersburg eine Monatsschrift unter dem Titel: „Bibliothek der Lektüre, oder Journal für Literatur, Wissenschaften, Künste, Gewerbe, Neuigkeiten und Moden." (Subskr. 50 R. B. Ass. für 12 Hefte jährlich.) Das erste Heft ist erschienen und enthält außer mehreren interessanten Aufsätzen die Ankündigung folgender literarischer Neuigkeiten: „Mazeppa, historischer Roman von F. Bulgarin, erscheint im Laufe des Januar; Phantasie und Leben, von N. Polewoy; soll nächstens erscheinen; das Taschenbuch Nowosselje, zweiter Jahrgang, mit Beiträgen von W. Schukofsky, A. Puschkin, F. Bulgarin, dem Fürsten Schachofskoy und dem Baron Brambeus u. s. w.; ein sittenschildernder Roman von F. Bulgarin, unter dem Titel: „Memoiren des Titulatur-Raths Tschuchin, oder eine einfache Geschichte aus dem gewöhnlichen Leben", in 2 Bänden; wird nächstens erscheinen; ein Roman von N. Gretsch, „die schwarze Frau", in 4 Bänden; soll ebenfalls nächstens zum Druck gelangen. — Dem oben erwähnten ersten Hefte der Monatsschrift sind Zeichnungen der Russischen Nationaltracht beigegeben, in welcher die Hofdamen und Hoffräulein bei feierlichen Gelegenheiten jetzt am Hofe erscheinen. *) — Der Maler Ries hat unter dem Titel: „Souvenirs et Croquis" eine Sammlung von Steindrücken mit Ansichten und Nationaltrachten herausgegeben.

England.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

(Schluß.)

Das Comité begann demnächst, sich nach Ermittelung von Beweisen in den Hospitälern, in den Häusern der Magnetiseure und in den Häusern der Letzteren selbst umzusehen. Die evidente Möglichkeit einer Täuschung, die auf diese Weise eintreten mußte, konnte selbst dem befangenen Blick dieses Comité's nicht entgehen, und es beeilte sich daher auch, uns zu versichern, daß es Maßregeln getroffen, um sich gegen alle Irreleitung zu schützen, „abgesehen davon, daß es von einem Mann von solcher Rechtlichkeit und Unbescholtenheit, wie man Hrn. Foissac immer erprobt, nicht zu gewärtigen sey, daß er sich, mit Verleugnung seines Charakters und seiner Wissenschaft, in eine Verschwörung mit Anderen einlassen könne, um uns zu betrügen." Kann man sich aber eine abgeschmacktere Folgerung denken? Sie suchten sich gegen alle Täuschung zu sichern, „abgesehen" von der, die zwischen dem Magnetiseur und seinem Kranken stattfinden konnte; und dies war gerade die einzige Täuschung, die zu fürchten war; hier aber vertrauten sie der Ehre und Glaubwürdigkeit des Magnetiseurs, den sie „über allen Verdacht einer Verschwörung erhaben" erklärten. Was war von einem solchen Comité zu erwarten? Es hatte in der That einen „robusten Glauben", wie es Jemand sehr glücklich bezeichnet hat, und seine Untersuchungen waren eben so plump, als seine Leichtgläubigkeit grob in die Augen fiel. Dies zeigt sich vor Allem an der Classification der Fälle, die von ihm gemacht wurde, um uns zu belehren, in welchen verschiedenen mehr oder weniger auffälligen Graden sich die magnetische Wirkung bei Jedem äußere. Folgende Grundsätze wurden an die Spitze gestellt:

1) Der Magnetismus hat keine Gewalt über Personen, die sich im Zustande vollkommener Gesundheit befinden, noch über Kranke, wenn sie von einer gewissen Beschaffenheit sind.

2) Bei Anderen treten seine Wirkungen nur leicht hervor.

3) Diese Wirkungen werden zuweilen durch Langeweile, Monotonie, oder durch die Einbildungskraft hervorgebracht.

4) Wir haben sie auch unabhängig von diesen letzten Ursachen, lediglich als Wirkung des Magnetismus allein, sich entwickeln sehen.

Die beiden ersten Fälle, in welchen, wie das Comité erklärte, es „schwer gewesen seyn würde, nicht den Magnetismus als Ursach der Phänomene zuzulassen", sind folgende:

„Ein Kind von achtundzwanzig Monaten, das, wie sein Vater, epileptischen Zufällen unterworfen war, wurde von Herrn Foissac, im Hause des Herrn Bourdois, am 6. Oktober 1827 magnetisirt. Fast unmittelbar nach der Behandlung rieb sich das Kind die Augen, neigte den Kopf nach einer Seite, stützte es auf eines der Kissen des Sopha's, auf das wir es gelegt hatten, gähnte, erschien dann wieder munter, kratzte sich Kopf und Ohren, schien gegen die Annäherung des Schlafes zu kämpfen und erhob sich fast murrend. Wir magnetisirten es noch einmal, aber jetzt stellte sich auch nicht einmal ein Symptom der Schläfrigkeit ein, und wir gaben das Experiment auf. — Ein ähnlicher Fall begegnete uns bei einem taubstummen Knaben von achtzehn Jahren, der von Herrn Foissac funfzehn Mal magnetisirt wurde. Er litt ebenfalls an epileptischen Zufällen, und wir dürfen kaum sagen, daß dieselben, sowohl während dem er uns sah, ganz nachließen, als auch erst acht Monate nachher wieder zurückzukehren anfingen. Als bemerkenswerthe Phänomene aber zeigten sich an ihm während der Behandelung Schwere der Augenlieder, allgemeine Erstarrung, Hang zum Schlaf und zuweilen sogar Schwindel."

Ueber diese Fälle ließ sich nun das Comité folgendermaßen aus: „Beide Fälle scheinen uns sehr bemerkenswerth, da sie sich an zwei Individuen ereigneten, die nicht wußten, was mit ihnen geschah. Das eine befand sich noch nicht in dem denkfähigen Zustande dazu, und das andere hatte auch nicht die leiseste Idee vom Magnetismus. Gleichwohl zeigten sich beide empfindlich gegen den Einfluß desselben, und doch ist es unmöglich, diese Empfindlichkeit hier auf Rechnung der Einbildungskraft zu schreiben."

Daß ein Kind von achtundzwanzig Monaten nicht viel Einbildungskraft besitzt, wollen wir gern zugestehen, aber daß es einen solchen Einfluß erfuhr, der für eine magnetische Wirkung zeugte, müssen wir gänzlich läugnen, und wundern uns, wie ein Mensch von gesunden Sinnen dergleichen behaupten kann. Ein armes kleines Kind wird vorgeführt, auf die Kissen eines Sophas gelegt, umringt von ernstblickenden schwarz gekleideten Männern, deren einer seine Hände auf eine mysteriöse Weise vor dem Gesicht desselben auf und nieder schwingt; und was thut das arme kleine Kind? Es reibt sich die Augen, gähnt, kratzt sich Kopf und Ohren, seufzt und rennt endlich davon. Und das ist der Magnetismus! Die Behauptung aber, daß es unmöglich gewesen, die vollständige Wirkung des Magnetismus an dem Knaben hervorzubringen, weil derselbe taub und stumm war, scheint uns eine ganz auffallende Abgeschmacktheit zu seyn. Denn soll damit gesagt seyn, daß er deshalb keine Einbildungskraft hatte, auf die zu wirken gewesen wäre, so läßt sich durchaus nicht beweisen, daß Taubstumme als solche immer des Vermögens der Einbildungskraft ermangelten.

Nicht wesentlicher sind die Fälle, welche das Comité in seinem Bericht als Somnambulismus und Wirkungen des Hellsehens aufgeführt hat. Wir wollen uns nur noch bei einigen derselben aufhalten.

Paul Villagrand litt an Apoplexie und in Folge derselben an Lähmung der linken Seite. Er wurde in ein Hospital gebracht und dort erst mit Aderlässen, Purgativmitteln, Blasenpflastern und alkalischen Extrakten von nux vomica behandelt. Unter dieser Kur besserte er sich; er konnte bereits mit Hülfe von Krücken gehen, sein Kopfweh hatte nachgelassen und der linke Arm wieder einige Kraft gewonnen, als er von Herrn Foissac zum ersten Male magnetisirt wurde. Er wurde somnambul und unternahm es deshalb, sich selbst etwas zu verschreiben. Man kann jedoch nicht leugnen, daß er in Gebrauch dieser seiner neuen Fähigkeit eine große Discretion bezeigte, denn er verkündigte, daß er nicht anders als vermittelst des Magnetismus kurirt werden könne, dabei vernachlässigte er jedoch keineswegs das, was ihm gut war, sondern verordnete sich den Fortgebrauch der nux vomica, verbunden mit Senf-Umschlägen und den Bädern von Barèges. Da er sich nun so gut bei Kräften fand, hielt er es jetzt für den geeignetsten Zeitpunkt, das neue Talent des Hellsehens und Vorausverkündigens an sich zu zeigen, und er prophezeite deshalb, daß er an einem bestimmten Tage ohne Krücken gehen würde, eine Prophezeiung, die er sich sehr angelegen seyn ließ zu erfüllen, „zum großen Erstaunen der anderen Kranken, die ihn bisher beständig an sein Bett gefesselt gesehen", wie der Bericht vermeldet. Kurze Zeit darauf, als er sah, daß Alles mit ihm wohl stand, hielt sich Paul für sicher genug, zu erklären, daß er zu Ende des Jahres völlig gesund seyn würde. Dabei setzte er den Gebrauch seiner Arzneien immer fort und gebrauchte gelegentlich das Haarseil, Fontanellen u. dgl. bis gegen den Schluß des Jahres hin, wo er es dann für passend hielt, seine Kur mit einer tüchtigen Dosis Magnetismus zu vollenden. Er wurde demgemäß „am 25. Dezember magnetisirt und verharrte bis zum 1. Januar in einem somnambulen Zustande!" Wie? Schlief er ganze acht Tage hindurch, ohne zu essen? O, keineswegs, lieber Leser! — er wurde regelmäßig zur Mahlzeit aufgeweckt, speiste mit gutem Appetit, verdaute vortrefflich, ging Arm in Arm mit Herrn Foissac spazieren, rann und sprang umher, gab Kraftproben von sich und besuchte seine alten Freunde wieder; kurz, wie ein Schriftsteller sehr gut bemerkte, „sein Schlaf existirte nur im Gehirn der Mitglieder der Kommission."

Ein anderer Fall betrifft das große Mirakel, in den Körper einer anderen Person hineinzusehen, welches, in Gegenwart des Comité's, von Mlle. Celine Sauvage drei Mal vollführt wurde, wie denn überhaupt immer die größten Wunder von weiblichen Schülern des Magnetismus geschehen. Mlle. Celine, von der uns der Bericht nur so viel sagt, daß sie „einen lieblichen Athem gehabt", und sonst alle Nachrichten von ihrem Alter, Temperament, vorbestimmten Körperzustand, Eignung ihrer Natur zum Magnetismus, so wie, von wem sie magnetisirt worden, und wie weit deshalb ein heimliches Einverständniß möglich gewesen, verschweigt, Mlle. Celine, sagen wir, wurde vor dem Comité in einen somnambulen Zustand versetzt und offenbarte während desselben drei Mal die Fähigkeit, die Krankheiten anderer Personen, welche sie berührte, zu entdecken und geeignete Heilmittel dagegen anzugeben. Der erste Versuch ihrer Kunst wurde an Herrn Marc, einem Mitgliede des Comité's, gemacht. „Sie legte ihre Hand auf seine Stirn und die Gegend des Herzens und verkündete nach einem Verlauf von drei Minuten, daß das Blut eine Richtung nach dem Kopfe hin hätte, dann sagte sie, daß Herr Marc jetzt im Augenblick an der linken Seite der Schläfe Schmerzen hätte, daß er oft Bedrückungen fühle, besonders nach dem Essen, daß er oft einen leichten Husten haben müsse; daß der untere Theil der Brust mit Blut überfüllt und der Durchgang der Nahrungsmittel zuweilen gehindert wäre; und daß dieser Theil (indem sie die Gegend des zyphoidischen Knorpels berührte) zusammengezogen sey. — Wir waren besorgt, von Herrn Marc selbst zu erfahren, ob er von dem Allen wisse, was die

*) Vergl. das Schreiben aus St. Petersburg in Nr. 29 der Preußischen Staats-Zeitung v. J. 1834.

Somnambule von ihm verkündet hatte. Er sagte uns, daß er wirklich nach Aufstehen vom Essen, wenn er gehe, einen Druck empfinde; daß er auch, wie sie gesagt, häufig einen Husten habe, und daß er, vor dem gegenwärtigen Experiment in der linken Seite des Kopfes einen Schmerz gefühlt, daß er aber gar nicht empfindlich sey für eine Hinderung in den Schluck-Werkzeugen. „Und — fügt das Comité hinzu — wir staunen erstaunt über diese Analogie zwischen den Empfindungen des Herrn Marc und den Angaben der Somnambule.“ Eine schöne Analogie, in der That! Herr Marc ist, wie wir anderweitig über seine Person vernommen haben, ein fetter, kleiner, kurzathmiger Mann, mit gelber Teint und einem kurzen Nacken. Welcher wundervolle Weissagesinn gehörte nun dazu, daß Mlle. Celine sagen konnte, er habe zuweilen einen kleinen Husten und müsse nach einem starken Mahl Bedrückungen empfinden! Aber sobald sie auch diese vagen Allgemeinheiten überschreitet, irrt sie bei jeder ihrer Angaben. So sagte sie, daß Herr Marc jetzt im Augenblick Kopfschmerzen an dem linken Schlaf habe, und Hr. Marc, aufgefordert, diese Angabe zu bestätigen, entgegnete, daß er vor dem Experiment Kopfschmerzen gehabt. Die Dame setzt hinzu: „es behindert etwas Ihre Schluckwerkzeuge!“ und der kluge Mann erwiedert darauf, er sey für Behinderung dieser Art nicht empfindlich. Eine herrliche Analogie!

(F. Q. R.)

Nachdem der Englische Verfasser dieses Aufsatzes, der seine Ungläubigkeit gegen den Magnetismus wenigstens mit scharfsinniger Laune geltend zu machen verstanden, noch mehrere Fälle dieser Art in ähnlicher Weise durchgegangen, schließt er seine Bemerkungen mit der Behauptung, von der er eigentlich schon von vorn herein offenkundig genug ausgegangen war, nämlich, daß es keinen Magnetismus gebe! Eine schließlich herbeigezogene Stelle aus Russel's Tour in Germany muß ihm endlich noch dazu dienen, zu beweisen, wie gefährlich der Magnetismus auch in Deutschland gewirkt habe und noch bis auf den heutigen Tag wirke, indem dort die Geschichte einer von dem Professor Dr. W. — in Berlin magnetisirten Dame erzählt wird, über deren Glaubwürdigkeit wir uns billig alles Urtheils enthalten. Der Verfasser des von uns auszugsweise übersetzten Aufsatzes kennt offenbar die Geschichte der magnetischen Erscheinungen in Deutschland wenig oder gar nicht; sonst würde er hier auf Fälle gestoßen seyn, die er wenigstens durch seinen witzigen Skeptizismus nicht immer zu beseitigen vermocht haben würde. Diese Nichtberücksichtigung Deutschlands, wo allerdings der Magnetismus am tiefsten und zugleich am ziefsinnigsten gewurzelt, läßt alle seine Behauptungen in einem dürftigen einseitigen Lichte erscheinen, während von der anderen Seite sein Aufsatz in Verfolgung des Schicksals der magnetischen Versuche in Frankreich, auf die er ausschließlich seine Aufmerksamkeit gerichtet, nicht ohne Interesse seyn dürfte, da für diese die Waffe der bloß satirischen Widerlegung vollkommen ausgereicht zu haben scheint. Nur hätte ihn dieser leichte Sieg nicht verführen sollen, in der Raschheit seines Triumphes die Existenz einer magnetischen Wirkung überhaupt abzuläugnen. Hierin verräth sich nur der materielle Engländer, der nicht zu magnetisiren ist, wie denn auch der Magnetismus, selbst zur Zeit seiner größten Verbreitung, wenig oder gar keinen allgemeinen Eingang in England gefunden.

Bibliographie.

Flora Batboniensis. Herausgegeben von C. C. Babington. Pr. 2 Sh.

An examination into the causes of the declining reputation of the medical faculty of the University of Edinburgh. (Ueber den sinkenden Ruf der medizinischen Fakultät der Universität Edinburg.) Pr. 1½ Sh.

The bibliographer's manual. (Bücher-Lexikon.) 4 Bde. Pr. 4½ Pfd.

Reply to the travels of an Irish gentleman in search of a religion. (Erwiederung auf Thomas Moore's katholischer Entdeckungsreise nach der besten Religion.) Pr. 4 Sh.

Frankreich.

Veränderungen des Klima's in Frankreich.

(Auszug aus dem Almanach des Herrn Arago.)

Die agronomischen Zeugnisse, welche ich dem Leser vorlegen werde, scheinen mir darzuthun, daß in gewissen Regionen von Frankreich die Sommer jetzt minder heiß sind, als in früheren Zeiten.

Mehrere alte Familien in Vivarais haben in ihren Besitztiteln Einkommen-Verzeichnisse eingeschaltet, die bis auf das Jahr 1561 zurückreichen. Aus denselben geht hervor, daß auf Bergen, die 300 Ellen über der Oberfläche des Meeres liegen, und wo jetzt keine Traube wächst, viel Wein gezogen wurde. Um diese Thatsache zu erklären, muß man annehmen, daß die Sommer in Vivarais früher heißer waren, als sie es jetzt sind.

Diese Folgerung wird durch ein anderes eben so schlagendes Dokument auch für den Theil derselben Provinz bestätigt, wo noch jetzt Wein gebaut wird.

Vor der Revolution gab es nämlich eine Menge Grundzins in Wein, der im 16ten Jahrhundert eingeführt worden war. Der größere Theil jener Abgaben mußte von dem Wein gezahlt werden, der zuerst aus der Kelter kam. Bei anderen war festgesetzt, daß die Herren den Wein im Fasse wählen konnten. Der Termin dieser Zahlung war auf den 8. Oktober bestimmt. Daraus geht hervor, daß der Wein am 8. Oktober im Fasse oder doch wenigstens zum keltern bereit war. Da man aber den Wein wenigstens acht Tage unbearbeitet in der Kelter liegen lassen muß, so ist daraus abzunehmen, daß die Weinlese früher in den letzten Tagen des Septembers stattfand; jetzt ist dies selten vor dem 15. bis 20. Oktober der Fall.

In den Chroniken der Stadt Mâcon liest man, daß im Jahre 1552 oder 53 die Hugenotten sich nach Lancié, einem Dorfe dicht bei jener Stadt, zurückzogen und daselbst Muskat-Wein tranken, der an Ort und Stelle gewonnen worden war. Jetzt reift die Muskat-Traube in jener Gegend nicht so, daß man Wein daraus machen könnte.

Der Kaiser Julian hatte auf seiner Tafel Wein von Suréne. Der Ruf des Suréner Weines ist heutzutage sprichwörtlich geworden; aber man weiß, in welchem Sinne.*) Uebrigens lege ich auf diesen letzteren Umstand nicht mehr Gewicht, als er verdient. Die Qualität des Weines hängt in der That zu sehr von der Art des Pflanzens und von der Sorgfalt des Winzers ab, als daß sie in der Frage über die Veränderungen des Klima's für einen unwiderlegbaren Beweis gelten könnte.

Man findet in einem alten von Herrn Capefigue angeführten Manuskripte, daß, als Philipp August unter allen Weinen Europa's seinen gewöhnlichen Tischwein wählen wollte, die Winzer von Etampes und Beauvais sich auch zum Wettstreit einfanden. Das Manuskript fügt allerdings hinzu, daß man ihren Wein verwarf. Läßt sich aber vermuthen, daß sie kühn gewesen seyn würden, denselben anzubieten, wenn er so wenig trinkbar gewesen wäre, als es zu unserer Zeit alle Weine aus dem Departement der Oise sind? Dieses Departement bezeichnet gegenwärtig in Frankreich die nördliche Gränze für den Weinbau. Der Bericht der Verwaltung der indirekten Steuern für das Jahr 1830 meldet in der That, daß in dem Departement der Somme keine Weinlese stattgefunden. In einer Gegend aber, wo der Weinbau kaum möglich ist, hat man niemals ein erträgliches Getränk erzielt.

Als Kaiser Probus den Spaniern und Galliern erlaubte, Weinberge anzulegen, bewilligte er den Bewohnern Englands dieselbe Gunst, welche ein wahrer Spott gewesen wäre, wenn zu jener Zeit der Weinberg an der anderen Seite des Kanals nicht Früchte getragen hätte. Wir wissen auch außerdem aus alten Chroniken, daß zu einer gewissen Zeit in einem großen Theil von England die Rede auf freiem Felde wuchs, und daß man daselbst Weinlesen hielt. Jetzt reicht die anhaltendste Sorgfalt, die südlichste und vor allen scharfen Winden geschützte Lage kaum hin, um einige kleine Trauben zur vollkommenen Reife zu bringen.

Dies scheint mir genug, um auch die Ungläubigsten zu überzeugen, daß im Verlauf der Zeit die Sommer in Frankreich und England bedeutend an Hitze verloren haben. Es bleibt uns jetzt nur übrig, die Ursache dieser beunruhigenden Natur-Erscheinung aufzusuchen.

Diese Ursache liegt augenscheinlich nicht in der Sonne; dafür bürgt die Beständigkeit der Temperatur in Palästina. Einige Naturforscher glauben sie in der ungewöhnlichen Ausdehnung der Eismassen des Nordpols zu finden, indem dieselben durch eine allgemeine Bewegung einige Grade südlicher getrieben worden wären.

So viel ist gewiß, daß die östliche Küste von Grönland, als sie gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts entdeckt wurde, frei von Eis war; daß die Norweger sich daselbst ansiedelten; und daß im Jahre 1120 die Kolonie zahlreich und blühend war und einen bedeutenden Handel mit Norwegen und Island trieb. Auch weiß man, daß Andrew im Jahre 1408, als er sein Amt als Gouverneur der Kolonie antreten wollte, die Küste ganz mit Eis bedeckt fand und nicht landen konnte. Dieser Zustand der Dinge dauerte mit einigen Abwechselungen bis zum Jahre 1813 oder 14. Damals fand ein ungeheurer Eisgang statt, und die östliche Küste von Grönland wurde von neuem frei. Die Veränderung des Klimas in Europa würde also danach in der beständigen Anhäufung großer Eismassen, die sich in der Breite von dem Vorgebirge Farewell bis zum nördlichen Polarkreis ausgedehnt hatten, ihren Grund haben.

Diese Erklärung wird aber ganz und gar umgestoßen durch den Umstand, daß die Dokumente, auf welche ich mich gestützt habe, um zu beweisen, daß die Hitze in Vivarais und in Burgund früher sehr stark war, daß jene Dokumente, sage ich, ungefähr anderthalb Jahrhunderte älter sind, als die Bildung der Grönländischen Eismassen. Dazu kommt noch, daß die im Jahre 1814 erfolgte beinahe gänzliche Auflösung jener Eismassen in unserem Klima weder jene bedeutende Veränderungen, die durch ihre Wirkungen auf die Kultur Jedermann deutlich werden, noch auch selbst geringere Modificationen veranlaßt hat, die sich durch die meteorologischen Instrumente dem Physiker kundgeben.

Wir wollen nun sehen, ob die aufgesuchte Ursache der Veränderung unseres Klimas uns nicht näher liegt, ob jene Veränderung nicht ausschließlich von den Arbeiten herrührt, welche durch die Bedürfnisse und Launen einer stets wachsenden Bevölkerung auf tausend Punkten ausgeführt worden sind.

Das alte Frankreich mit dem gegenwärtigen verglichen, bietet eine ungleich größere Ausdehnung von Wäldern dar; Berge, die fast alle mit Waldungen bedeckt waren; zahlreiche Binnen-Seen, Teiche und Sümpfe; Flüsse, deren Austritt nicht durch künstliche Dämme verhindert wurde; ungeheure Strecken Landes, die auf keine Weise bebaut wurden, u. s. w. Also, das Umbauen ganzer Wälder, bedeutende Lichtung der noch vorhandenen, das beinahe gänzliche Verschwinden der stehenden Wasser; die Urbarmachung großer Strecken, die den Steppen Asiens und Amerika's sehr ähnlich sehen mußten, — das sind die vorzüglichsten Veränderungen, welche der Boden Frankreichs seit einigen Jahrhunderten erfahren hat. Und eben diese Veränderungen erfährt heutzutage ein anderes Land. Sie entwickeln sich daselbst unter den Augen einer aufgeklärten Bevölkerung; sie

---

*) Etwa wie unser Grünberger?

schreiten mit einer überraschenden Schnelligkeit vor; sie müssen daselbst gleichsam Schlag auf Schlag die klimatischen Veränderungen zur Folge haben, welche in unserem alten Europa erst durch Jahrhunderte augenscheinlich geworden sind. Dieses Land, Jeder hat es schon in Gedanken genannt, ist Nord-Amerika. Wir wollen daher beobachten, welche Veränderungen im Klima die Urbarmachungen dort hervorbringen. Die Resultate können ohne Zweifel auch auf den früheren Zustand unseres Landes angewendet werden, wodurch uns aprioristische Schlüsse erspart werden, die uns bei einem so verwickelten Gegenstande wahrscheinlich nur irre geleitet haben würden.

Man ist einstimmig der Meinung, daß auf der ganzen Ausdehnung von Nord-Amerika die Urbarmachungen das Klima verändert haben, daß diese Veränderungen immer deutlicher werden, daß die Winter jetzt weniger strenge und die Sommer weniger heiß sind; mit anderen Worten, daß die im Januar und Juli früher beobachteten Extreme in der Temperatur sich von Jahr zu Jahr milder gestalten.

Vergleichen wir nun diese Resultate mit denen, welche aus obiger Erörterung entstehen. Für Florenz springt die Identität ins Auge. In den mittleren und nördlichen Theilen Frankreichs sehen wir, wie die Amerikaner, daß die Sommer an Hitze verloren haben. Vielleicht waren auch die Winter früher kälter, aber dafür haben wir keine sichere Beweise gefunden. Jedenfalls widerspricht, wie man sieht, nichts der Meinung, daß in Europa die Veränderungen des Klima's ausschließlich den Urbarmachungen zugeschrieben werden müssen.

Bibliographie.

La campagne de 1805. (Der Feldzug von 1805, nebst einer Erklärung der Basreliefs auf der Vendome-Säule.)

Le Prince de Machiavel, ou la Romagne en 1502. (Machiavell's Buch vom Fürsten.) Nebst historischen Erläuterungen, von H. Auger. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Histoire parlementaire de la révolution française. (Parlamentarische Geschichte der Französischen Revolution.) Von P. Buchez und P. C. Roux. Erster Band. Erste Lfg. Pr. 2 Fr.

Storia di Corsica. (Geschichte von Korsika.) In Italiänischer Sprache. Von F. D. Renucci. Erster Bd.

Mannigfaltiges.

— Die Homöopathie in Frankreich. Seit dem 1. December 1833 erscheint in Paris am 1sten und 15ten eines jeden Monats, zum fabrikmäßigen Abonnementspreise von 10 Franken, eine homöopathische Zeitschrift unter dem Titel: „Journal de la Médecine Homoeopathique." Herausgeber sind die Herren Léon Simon und Curie, Doctoren der Medizin. Diese Zeitschrift ist theils polemischen Abhandlungen über die Homöopathie, theils fortgesetzten authentischen Berichten über die thatsächlichen Ereignisse in dieser neuen Heilmethode gewidmet. Aus den drei (uns vorliegenden) Nummern ergiebt sich, daß in Bordeaux eine öffentliche homöopathische Klinik unter der Leitung des Dr. Mabit besteht, der als Arzt im Hospital von St. André angestellt ist; daß es außerdem homöopathische Krankenhäuser in Thoissey, Luxeuil und an mehreren anderen Orten Frankreichs giebt, und daß auch in Genf ein homöopathisches Journal in Französischer Sprache erscheint. Ferner enthält eine dieser Nummern folgenden Bericht über eine im vorigen Jahre in Lyon stattgehabte homöopathische General-Versammlung: „Die von dem Dr. Dufresne im J. 1832 gegründete gallikanisch-homöopathische Gesellschaft konstituirte sich und hielt ihre erste General-Versammlung in Lyon. Die Sitzungen fanden am 6., 7. und 8. September von 12 Uhr Mittags bis 4 Uhr Nachmittags in einem Saale des Königl. Kollegiums statt. Das Bureau bestand aus Herrn Dr. Desguidi, Verfasser eines an die Französischen Aerzte gerichteten Schreibens, als Präsident; Hrn. Dr. Dufresne, einem der Gründer der homöopathischen Bibliothek in Genf, als Vice-Präsident, und Hrn. Dessaix und Chajal, als Secretairen. Einer Zahl von ungefähr dreißig Aerzten aus Freiburg, Genf, dem Kanton Waadt, Savoyen, Colmar, Mühlhausen, Luxeil, Grenoble, Digne, Thoissey, Annonay, Amburieux, la Tour du Pin u. s. w., welche gekommen waren, um sich mit ihren Lyoner Kollegen über die Mittel zur immer weiteren Verbreitung der homöopathischen Methode zu besprechen, schlossen sich beinahe eben so viele Freunde der Homöopathie an, die zu den angesehensten Bewohnern der Stadt gehörten und sich alle durch Kenntnisse und Menschenliebe auszeichneten, als Magistratspersonen, Lehrer, Geistliche, Kaufleute, Banquiers, Fabrikanten, Beamte der Universität u. s. w. Nach Mittheilung eines höchst interessanten Briefwechsels mit der homöopathischen Gesellschaft in Rouen und den homöopathischen Aerzten in Turin, Bordeaux u. s. w. wurden mehrere der Versammlung überreichte und eingesendete Denkschriften, vorgelesen, und sehr wichtige Verhandlungen über die schwierigsten Punkte der homöopathischen Theorie und Praxis füllten die beiden ersten Sitzungen aus. Die dritte war fast gänzlich der Untersuchung und der Annahme der von Spezial-Kommissionen früher ausgearbeiteten Statuten gewidmet. Schließlich empfingen die Mitglieder der Versammlung, im Namen des homöopathischen Vereines in Lyon, ein von demselben herausgegebenes vortreffliches Bildniß Hahnemann's in Steindruck. Die nächste General-Versammlung wird am 15. September d. J. in Genf, unter dem Vorsitz des Dr. Dufresne, gehalten werden. Zum Vice-Präsidenten ward Herr Delongchamp aus Freiburg gewählt und zum Secretair Herr Peschier."

— Das Haus und das Grab Bonaparte's. Als wir am Grabe angekommen waren (erzählt ein Reisender in Alexander's „East-India Magazine"), überreichte uns ein dort stationirter Unteroffizier ein Buch, in das wir unsere Namen eintragen sollten; nachdem dies geschehen war, fuhr der Mann fort, uns von der langen Zeit zu berichten, während der er auf dem Eiland vegetirte und wie Napoleon bei seinem Leben dieses Plätzchen zu besuchen pflegte, wie er dort auf dem Rasen ausruhte, indem er eines von seinen Lieblings-Büchern las, das er sich zu diesem Zwecke mitbrachte, und nicht eher fortging, als bis er seinen Durst mit einem Schluck klaren Wassers gelöscht hatte, das aus einer nahen Fontaine floß. Nachdem wir dem alten Hüter des Grabes einige Silberstücke als Zeichen unserer Erkenntlichkeit in die Hand gedrückt, eilten wir nach Longwood, wo wir eben angekommen waren, als ein Regenschauer fiel. Dergleichen sind hier sehr häufig, aber sie halten nicht lange an und verschwinden mit den vorüberziehenden Wolken. Es herrscht hier beständig, sowohl im Winter als im Sommer, im Frühling sowohl als im Herbst, Süd-Ost-Wind; nur zuweilen wechselt er von Ost-Süd-Ost, bis auf Süd-Süd-Ost, über diese Punkte hinaus aber weicht er niemals, weder nach Osten, noch nach Süden. Wir besuchten alle Zimmer von Longwood, unter diesen auch das, in welchem der Kaiser seinen Geist aufgab, und das jetzt von Dresch- und Schwing-Maschinen besetzt ist. Sic transit gloria mundi. — Ich dachte dabei an das Geschick, das die Wohnhäuser großer Männer in anderen Gegenden der Erde getroffen hat; so zum Beispiel das Haus des Erasmus, welches die Besucher Rotterdams mit einer gewissen Art von Wehmuth betrachten, indem sie dasselbe in einen Branntwein-Laden verwandelt sehen! Das Haus, in welchem Shakespeare geboren wurde, findet der neugierige Reisende von einem Fleischer bewohnt! Und Kardinal Wolsey's Haus zu York ist jetzt die Werkstatte eines Leinwebers! Nach einem flüchtigen Blick in das Innere des neuen Hauses, dessen Vollendung Bonaparte nicht erlebte, das aber in der That ein herrliches Gebäude ist und jetzt von einer alten Französischen Dame und ihrer Tochter bewohnt wird, die sich mit Hegen der Seidenwürmer beschäftigen, eilten wir nach unserem Schiffe zurück.

— Vegetabilische Flüssigkeit. In Ceylon, an der Straße nach Trincomale, wurde vor einiger Zeit folgendes merkwürdige Phänomen beobachtet. Ein Baum platzte mit einem Knall, dem einer Pistole ähnlich, und spritzte eine Flüssigkeit aus, die über der zwölf Fuß breiten Landstraße einen Bogen bildete. Der Wasserstrahl hielt sich ungefähr eine Viertelstunde in voller Kraft und wurde dann allmälig zu einem bloßen Tröpfeln vom Baume. Mehrere Arbeitsleute, die von der Eruption Zeugen waren, fingen die Flüssigkeit gierig auf und löschten ihren brennenden Durst mit derselben. In ein Gefäß aufgenommen, glich sie anfänglich jungem Bier; dann erhielt sie eine klare Branntweinfarbe. Der Geschmack war etwas bitter und schleimig. Der Baum, in Malabarischer Sprache madere maran genannt, wächst in diesem Theile von Ceylon sehr häufig und immer an den Ufern fließender Wasser, oder vielmehr in dem Wasser selbst.

(A. J.)

— Wirkung der Musik auf Thiere. Der Hund hat ein vorzügliches musikalisches Gehör. Man hat oft Hunde gesehen, die in die heftigsten Verzuckungen gerieten, wenn sie gewisse Melodien hörten; die Empfindlichkeit der Nerven ist in der That bei einigen dieser Thiere so groß, daß eine Melodie, die sie aufregt, wenn man sie längere Zeit fortsetzt, ihre Gesundheit angreift und endlich ihren Tod herbeiführt. Damit man dies nicht als eine bloße Uebertreibung ansehe, theilen wir folgende Anekdote mit, wie sie uns Richard Mead überliefert. Ein berühmter Violinspieler von meiner Bekanntschaft (sagt der Erzähler) bemerkte einst, daß sein Hund, der während seines Spielens sehr aufmerksam aufpaßte, bei einer gewissen Passage die unzweideutigsten Spuren des Leidens zu erkennen gab; er heulte auf eine schreckliche Weise und schien einen harten Kampf zu bestehen. Eines Tages spielte der Tonkünstler, um sich seiner Entdeckung zu vergewissern, dieselbe Melodie länger als gewöhnlich. Diese Neugierde war verhängnißvoll für den armen Hund, der ein Opfer seiner zarten musikalischen Empfindlichkeit wurde; er fiel zu den Füßen seines Herrn nieder, wo er in wenigen Minuten unter den schrecklichsten Verzuckungen starb. Die Pferde haben auf gleiche Weise zu allen Zeiten eine große Neigung für Musik bewiesen, und zwar scheint die Flöte ihr Lieblings-Instrument zu seyn. Diesen Geschmack hat man bei den Pferden schon in uralter Zeit wahrgenommen. Wir lesen im Aristoteles und Athenaeus, daß die Krotonier bei ihrem Feldzuge gegen die Sybariten aus der Kenntniß dieser Thatsache großen Vortheil zogen. Da sie erfahren hatten, daß diese Weichlinge ihre Pferde nach der Flöte tanzen lehrten, fingen sie, in dem Augenblicke, als die Schlacht anging, statt das Zeichen zum Angriffe zu geben, alle die Flöte zu blasen an; sogleich begann die feindliche Kavallerie, hingerissen von der Musik, zu tanzen und ging zu den Krotoniern über, sammt ihren Reitern, die über das sonderbare Ereigniß höchlich erstaunten. Die menschliche Stimme äußert eben so merkwürdige Wirkungen auf das Ohr gewisser Thiere; wenn auch Beispiele der Art nur selten vorkommen. Der Sänger Laine besaß eine wahrhaft durchdringende Stimme; wenn er in der Oper „der Triumphzug Trajans" auf dem Triumphwagen, gezogen von vier Fränkonischen Rossen, mit seiner kräftigen Lunge die Hymne des Ruhmes zu singen anfing, wurden die Pferde unbändig und scheu, und liefen auf der Bühne so wild herum, daß die Liktoren und Vestalinnen, die den Triumphwagen umgaben, dabei in die äußerste Gefahr geriethen.

(Petit Courrier des Dames.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Freitag den 21. Februar 1834.

China.

Neueste Reise nach China. *)

Herr Majoribanks, einer der Direktoren der Britischen Faktorei in Canton, ließ bekanntlich im Jahre 1832 das Schiff „Amherst" zu einer Reise nach den nordöstlichen Küsten von China ausrüsten. Hauptzweck dieser Reise war, zu ermitteln, ob sich wohl die Häfen des nördlichen China dem Britischen Handel nach und nach öffnen ließen, und ob, ungeachtet der strengen Verbote von Seiten der Regierung, die Stimmung der Eingebornen und der örtlichen Behörden einem solchen Unternehmen günstig seyn dürfte. Das Schiff „Amherst" wurde in Kalkutta ausgerüstet; Herr Hugh Hamilton Lindsay hatte die Direction, und sein Begleiter war der Missionair Karl Gützlaff, ein geborner Preuße. Herrn Lindsay's Instructionen lauteten dahin, daß er jeder Art von Händeln mit den Chinesen sorgfältig ausweichen, gegen keine ihrer Sitten und Einrichtungen verstoßen und sich als Gesandter der Ostindischen Compagnie ankündigen sollte. Die Fracht bestand aus ordinairem Tuche, Camelot's, Kattunen und anderen Artikeln.

Das Schiff ging den 26. Februar 1832 unter Segel. Durch widrige Winde auf seiner Fahrt behindert, gelangte es erst den 30. März nach Namo oder Nanngao, welches an der Gränze von Kuang tung und Fu kian, und nur gegen 220 (Engl.) Meilen von Canton liegt.

„Das stürmische Wetter nöthigte den „Lord Amherst" oft, an der Küste Anker zu werfen. Bei solcher Gelegenheit setzte man jedes Mal einige Mannschaft an's Land, die kleine Exkursionen in die Umgebungen machte. Diese Leute gingen zu Fuße oder fuhren auf einem Kanot die Flüsse aufwärts, bis in die nächsten Städte, die sie nicht nur ungenirt betraten, sondern wo sie auch gleich auf die Wohnung des Mandarins losgingen und ihm den Beweggrund ihres Besuches mittheilten. Bis dahin hatte man geglaubt, jeder Fremde, der es wagte, einen Fuß in das himmlische Reich zu setzen, würde mit Gewalt hinausgeworfen, oder fände wenigstens unübersteigliche Hindernisse. Allein so oft die Engländer irgendwo erschienen, umgab sie ein Haufe von Bewunderern, für welche die Fremden ein ganz neuer Anblick waren, und die ihnen im Allgemeinen viel Wohlwollen bezeugten. Die Mandarinen dagegen, und überhaupt alle Beamte von einigem Rang, sahen die Barbaren mit größtem Widerwillen und bedeuteten ihnen, daß sie ihre Abreise beschleunigen müßten. Die Herren Lindsay und Gützlaff sprachen das Chinesische mit großer Geläufigkeit. Dieses unschätzbare Talent verschaffte ihnen Mittel, ihr Fahrzeug mitten durch die Menge von Junken zu steuern, welche vor den Häfen überall aufgestellt waren. Durch ihre männliche Beredtsamkeit beseitigten sie die Einwendungen der Befehlshaber, welche anfangs drohten, aber nach einigem Hin- und Herreden einen gemäßigteren Ton annahmen. Ueberall ohne Ausnahme fanden die Engländer nur bei den Beamten und Magistrats-Personen Widerstand. Die Bewohner der Städte und Dörfer, die sie besuchten, waren nicht bloß ganz harmlos, sondern zuvorkommend, freundlich und gastfrei. In den Städten rechnete man sich's zur Ehre, den fremden Gästen ein Absteigequartier und eine Mahlzeit zu geben. Viele Dorfbewohner, ganz entzückt über das Anerbieten der Engländer, an Bord des „Amherst" zu kommen, versorgten die Mannschaft mit Fischen und verschiedenen Vegetabilien.

Den 2. April ankerte der „Amherst" vor dem berühmten Stapelplatze Emui (Hia men). Die Gegend, in welcher diese betriebsame Stadt liegt, ist eine der dürrsten und unfruchtbarsten im ganzen Reiche. Sie erhält alle ihre Lebensbedürfnisse aus der gegenüber liegenden Insel Formosa (Tai wan), die mit Recht die Kornkammer des südöstlichen Küstenstrichs von China genannt wird. In Emui wohnen vielleicht die unternehmendsten und reichsten Kaufleute der ganzen Monarchie; allein die Regierung selbst ist dem Flor dieser Handelsstadt binderlich, indem sie die Fremden zu entfernen sucht, und den einheimischen Fahrzeugen übertriebene Zölle auflegt.

Die Ankunft des „Amherst" verursachte großes Aufsehen, und schon nach einer halben Stunde kamen drei Trupps Mandarinen, die von verschiedenen höheren Behörden abgeschickt waren, um das Schiff zu besichtigen und über die Befrachtung genaue Kunde einzuziehen. Sie widersetzten sich lebhaft dem Wunsche unserer Reisenden, ans Land gehen zu dürfen; aber von den Gegengründen der Herren Lindsay und Gützlaff, wenigstens dem Anschein nach, betroffen, entschuldigten sie sich bald mit der Erklärung, daß sie Befehle hätten, die sie weit entfernt seyen zu billigen, jedoch weder ändern noch modifiziren könnten.

Als die Mandarinen fort waren, kamen sehr viele Böte mit Leuten, die zu den angesehensten Bewohnern der Stadt zu gehören schienen, herangerudert. Die Böte der Zollbeamten, die sie nöthigten, sich zurückzuziehen, konnten doch nicht verhindern, daß Einige von dem Englischen Schiffe und dessen Befrachtung genauere Kenntniß nahmen. Ein Chinesischer Bediente des Herrn Lindsay, welcher bei einbrechender Nacht ans Land geschickt ward, um, wo möglich, einen geheimen Verkehr mit der Kaufmannschaft von Emui einzuleiten, kam mit der Nachricht zurück, daß die ganze Küste in Allarm sey; denn es habe sich das Gerücht verbreitet, eine Flotte von zwanzig Kriegsschiffen folge dem „Amherst", um wegen der in Canton geschehenen Beschimpfung der Engländer Rache zu nehmen. Dieser Schrecken war bald vorüber, nachdem man sich überzeugt hatte, daß der „Amherst" nur ein Handelsschiff sey.

Nun setzte sich die ganze Kaufmannschaft von Emui in Bewegung und flehte um Erlaubniß, mit den Fremden Verkehr treiben zu dürfen; allein die Obrigkeit schlug ihr Begehren rund ab, und die Strenge, womit man gegen einzelne Uebertreter verfuhr, schreckte die Anderen zurück. Mittlerweile ergingen unaufhörlich Botschaften, Insinuationen, Notificationen, ja selbst Drohungen an den „Amherst", und die bewaffneten Fahrzeuge erhielten eine Verstärkung. Dessenungeachtet gelang es unseren Reisenden, in die Stadt zu kommen, wo man sie mit großer Höflichkeit empfing. Lindsay, dem einige Mandarinen den Vorschlag thaten, bei dem höchsten Militair-Beamten (Ti tu) der Provinz um eine Audienz anzuhalten, schickte an diese hohe Person eine vorläufige Note, worin er ungefähr Folgendes kund und zu wissen that: Das Schiff „Amherst" (dessen Befrachtung anliegend spezifizirt) ist auf seiner Fahrt von Bengalen nach Japan in diese Bai eingelaufen, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen, deren es dringend benöthigt ist. Statt der gütigen Aufnahme, die wir erwarteten, sind wir feindselig behandelt worden. Es steht den Chinesen frei, mit den Englischen Kolonieen Verkehr zu treiben und sogar in denselben zu verweilen. England ist einer der mächtigsten Staaten Europa's; seine Marine ist furchtbar, und die Gränzen der ihm unterworfenen Länder berühren sich mit den Gränzen China's. Englands Monarchen erlauben ihren Unterthanen, in der ganzen Welt herumzureisen und Handel zu treiben, und ermahnen sie dabei, sich überall schicklich zu benehmen. Auch die Engländer des „Amherst" werden dieser Einschärfung ihres Gebieters nachkommen, sind jedoch fest entschlossen, nicht die geringste Beleidigung zu ertragen."

Zur festgesetzten Stunde kam ein Bote der Mandarinen und führte die Reisenden nach einem Tempel an der Küste, wo die Zusammenkunft stattfinden sollte.

„Ein Truppen-Corps von ungefähr 500 Mann, (so erzählt Herr Lindsay) war an der Küste aufgestellt, und zwar zum Theil in Einer Linie, damit ihre Zahl noch größer erschiene. Eine ungeheure Schaar Neugieriger belebte die Scene. Wir wurden von dem Lao ye mit mehreren anderen Mandarinen mit weißem und goldenem Mützenknopf empfangen. Diese führten uns durch eine doppelte Reihe Soldaten in den Hauptsaal des Tempels, wo sechs Mandarinen in einem Halbkreise saßen. Es waren der Ti tu, der Dsung ping (Beide Kriegs-Mandarinen mit rothem Mützenknopfe); der Fu fu, ein Civil-Mandarin sechster Klasse, und drei andere Kriegs-Mandarinen mit blauen Knöpfen. Vor dem Tempel standen viele Offiziere in Gala-Uniform, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet."

„Der Ti tu war ein wohlbeleibter Greis von offener und einnehmender Gesichtsbildung. Er hielt mein schriftliches Gesuch in seiner Rechten, entfaltete es, und begann mit dem Fu fu, der ihm zur Seite saß, dasselbe zu lesen. Wir standen in geringer Entfernung. Als ich bemerkte, daß man uns keine Stühle anbot, erklärte ich, wir wollten, vor dem erlauchten Tribunal nicht sitzen bleiben. Man wies uns in ein anstoßendes Gemach, wo wir Thee und Erfrischungen erhielten. Bald nachher wurden wir zurückberufen. Der Ti tu wendete sich an mich, und sagte, seine Herren Kollegen und er wünschten zwar, so freundlich als möglich mit uns zu verfahren, da unsere Nationen befreundet seyen; allein sie könnten nicht ge-

*) Der nachfolgende höchst interessante Bericht über die Reise in eine Gegend, die vielleicht seit Marco Polo kein Europaer gesehen hat, ist ein Auszug aus einem auf Befehl des Unterhauses gedruckten Aktenstücke, das nicht in den Buchhandel gekommen ist, und welches den Titel führt: Report of proceedings on a voyage to the northern parts of China, in the ship Lord Amherst; extracted from the papers printed by order of the house of commons, relative to the trade with China. London, 1833.

statten, daß unser Schiff da verweilte, wo es Anker geworfen habe, weil die Gesetze des Reiches in diesem Punkt keine Ausnahme gestatteten; das Schiff müsse sich also etwas entfernen, und man würde uns dann alles Nöthige unentgeltlich liefern. Ich antwortete gleich, der Englische Kaufmann pflege ohne Bezahlung nichts anzunehmen, und das hieße unseren Charakter erniedrigen, wenn wir uns als Bettler traktiren ließen; wir verlangten nichts Anderes, als die Erlaubniß, unsere nöthigen Vorräthe einzukaufen, und man könne dieses Gesuch einer Nation nicht abschlagen, mit der man durch die Bande gemeinsamer Freundschaft verknüpft seyn wolle. Der Li tu war augenscheinlich geneigt, unserem Gesuch zu willfahren, und uns mit so viel Rücksicht zu behandeln, als der Chinesische National-Stolz ihm erlaubte. Allein der Dsung ping, ein Eingeborner von Canton, war ganz anderer Meinung, und gab uns während der ganzen Unterredung seine Animosität zu erkennen. Es entspann sich zwischen ihm und Herrn Gützlaff ein sehr lebhafter Wortwechsel im Dialekte von Fu kian; der Mandarin vergaß sich so weit, daß er behauptete, unser Gesuch sey nur ein Vorwand, um unsere nichtswürdigen Absichten zu bemänteln. Gützlaff, den drohende Geberden und beleidigende Reden nicht außer Fassung brachten, widerlegte dem Mandarin mit so viel Takt und Geist, daß dieser am Ende nichts als Grobheiten zu erwiedern vermochte. Mehrmals war der Li tu genöthigt, den Vermittler zu machen. Das Gelächter der Zuschauer, die sich über sein Mißgeschick zu freuen schienen, hatte die Erbitterung des Dsung ping noch gesteigert."

„Als die Mandarinen endlich überzeugt waren, daß wir jeden unentgeltlichen Beistand entschieden ablehnten, gaben sie nach und versprachen, uns das Verlangte zu mäßigen Preisen zu liefern. Ich dankte dem Li tu und lud ihn zugleich ein, an Bord des „Amherst" zu kommen, was er jedoch ablehnte. Jetzt ergriff der Dsung ping wieder das Wort und beschloß die Konferenz mit den Worten: „„Ich sehe Euch und Euer Schiff nur mit Haß und Verachtung an."" Dann sprach er zu Herrn Gützlaff: „„Was Euch betrifft, so weiß ich, daß Ihr hier in dieser Gegend geboren seyd; Ihr seyd ein Verräther, der unter dieser Verkappung den Barbaren dient."" Gewiß das schmeichelhafteste Kompliment, welches man Herrn Gützlaff wegen seiner Kenntniß der Sprache machen konnte."

Das Ergebniß dieser Verhandlung war für unsere Reisenden von großem Nutzen. Sie überzeugten sich daraus, daß die Chinesen gar nicht so hartnäckig sind, und sogar ihre unveränderlichen Gesetze umgehen können. Sie blieben sechs Tage lang in Emui, binnen welcher Zeit sie ziemlich große Abstecher ins Land machten, wobei immer ein Detaschement Soldaten sie begleitete. Die Offiziere sagten ihnen, dies geschähe aus Besorgniß, daß der rohe Pöbel sie insultiren möchte; aber ohne Zweifel geschah es aus Mißtrauen, denn kein Mensch dachte daran, sie zu beleidigen, selbst wenn sie allein und unbewaffnet gingen.

Den 7. April segelte der „Amherst" weiter, und des anderen Morgens verkündigte eine Proclamation der Regierung, daß die Kaiserliche Flotte das Schiff der Barbaren fortgejagt habe. So viel ist sicher, daß ein Geschwader von zwölf Kriegs-Junken dem „Amherst" eine Zeit lang nachfolgte, und in einer Entfernung von sechs Meilen eine gewaltige Kanonade gegen ihn richtete! Eine echt Chinesische Charlatanerie!

Auf ihrer weiteren Fahrt nach Fu dscheu fu ankerten die Reisenden ein Mal bei der Insel Hai tau, unweit Formosa. Der Statthalter des Distriktes, welcher einige Jahre unweit Makao gewohnt und also häufig Europäer gesehen hatte, kam zu ihnen an Bord. Man behandelte ihn mit großer Auszeichnung und begrüßte ihn mit drei Kanonenschüssen. Allein der Mandarin schien nicht zu glauben, daß er auch den Engländern einige Höflichkeit schuldig sey. Er that eine Frage über die andere, ohne auf Antwort zu warten. Woher kommt Ihr? Zu welcher Nation gehört Ihr? Was führt Euch hierher? Ihr müßt gleich wieder abziehen u. s. w. Kaum hatte Lindsay das Wort genommen, um ihm einige Auskunft zu geben, als er, gegen Gützlaff gewendet, sprach: „Ihr seyd ein Chinese!" Auf dessen verneinende Antwort schrie er: „Herunter mit Eurem Hute, damit ich mich überzeugen kann, ob Ihr nicht einen langen Zopf getragen habt." Der Missionair that ihm diesen Gefallen. „Nein", fuhr der Mandarin fort, „jetzt sehe ich, daß Ihr nur ein Portugiese seyd!" Lindsay stellte ihm vor, ihr Schiff sey ein Englisches; aber der Mandarin sprach kopfschüttelnd: „Ich bin lange in Makao gewesen und kenne die Gebräuche der Barbaren; Euer Schiff ist aus Makao!" Lindsay versetzte, es sey doch seltsam, daß Se. Excellenz ihn einer Lüge beschuldigte. Dann schrieb er auf ein Stück Papier: „Ta ing kue (Großbritanien) ist unser Vaterland", und reichte ihm dasselbe. Der Mandarin aber schrie mit höhnischem Lachen: „Großbritanien! Dummes Zeug! Sagt lieber Klein-britanien; Ihr schwatzt mir nur etwas vor." Jetzt war Lindsay's Geduld erschöpft; er riß dem Mandarin das Blatt, das er noch immer angrinzte, aus der Hand, packte ihn beim Arm und sprach: „Da Ihr nur auf unser Schiff gekommen seyd, um mein Vaterland und mich selbst zu insultiren, so verlasset uns auf der Stelle!" Se. Excellenz bemerkten, daß sie zu weit gegangen waren, und sprachen sehr erschrocken: „Verzeiht mir, ich habe Euch nicht verletzen wollen. Ihr kennt doch das Ta si yang (Portugal) und das Siao si yang (Goa). Nun gut! ich glaube gern an die Existenz des Ta ing kue (Groß-England) und des Siao ing kue (Klein-England). Ich gestehe mein Unrecht." Diese witzige Palinodie war von einer Menge Kratzfüßen begleitet, und der Mandarin zeigte sich jetzt eben so kriechend, als er vorher impertinent gewesen war. Er blieb noch lange an Bord; aber seine wunderlichen Manieren führten uns zu der Vermuthung, es könne in seinem Kopfe nicht richtig seyn. Einige Offiziere von der Suite, die uns ihr Bedauern über das läppische Benehmen des Chefs zu erkennen gaben, bestärkten uns in diesem Glauben. — Dies war übrigens eines der seltenen Beispiele von Unhöflichkeit und Grobheit, die wir bei den Mandarinen bemerkt haben; denn im Allgemeinen betragen sie sich mit Anstand und Würde."

(Fortsetzung folgt.)

Persien.

Fet Ali Schah, sein Hof und seine Familie.

Bruchstück aus einer Reise nach Persien.

Der jetzt regierende König von Persien, Fet Ali Schah, ein Neffe des Eunuchen Aga Mohammed Chan, der in Georgien von einem seiner Kammerdiener ermordet wurde, war vor seiner Thronbesteigung Statthalter in der Provinz Schiras, unter dem Namen Baba Chan; es gab zu jener Zeit mehrere Kron-Prätendenten in Persien, die aber Baba Chan, als der Gewandteste und Schlaueste seiner Nebenbuhler, bald aus dem Wege zu schaffen wußte.

Um die Ruhe in den Provinzen wieder herzustellen, vorzüglich in denjenigen, wo lange Zeit die Anarchie gewüthet hatte, schickte der König nach jeder derselben einen seiner Söhne, mit dem Titel eines Beglerbegs und mit unumschränkter Gewalt in peinlichen Fällen. Später ernannte er, um in seiner Dynastie die sonst nur zu oft mit Blut erkaufte Krone erblich zu machen, seinen zweiten Sohn, Abbas Mirza, der schon von seinem Oheim Mohammed Chan dazu bestimmt worden war, zu seinem Nachfolger. Von diesem Augenblick an führte Abbas den Titel eines Kronprinzen, mit Hintansetzung seines älteren Bruders Mohammed Ali Mirza, der Statthalter in der Provinz Kermanschah war.

Müßte ich nicht befürchten, daß man mich, wegen der Erkenntlichkeit gegen jenen nun verstorbenen Prinzen, der mich mit Wohlthaten überhäufte, der Parteilichkeit beschuldigen möchte, so würde ich nicht aufhören, von einem meinem Herzen so theuren Manne zu sprechen. Abbas Mirza war in der That der schönste und tapferste Fürst in Asien, so wie er auch der humanste und leutseligste unter allen denjenigen war, die in jenem Theile der Welt herrschen. Der ungestüme Mohammed Ali Mirza hörte nicht ohne Erbitterung die Nachricht von dem Vorzuge, den der König seinem Bruder erwiesen. Unfähig, seine Wuth zu beherrschen, reiste er sogleich nach Teheran ab. Fet Ali Schah, der sich durch seine Schmälerungen der Reichs-Gesetze und durch die Einführung des Europäischen Kriegs-Systems die Feindschaft der Großen zuzuziehen befürchtete, suchte seinerseits seinen ältesten Sohn mit vieler Schonung zu behandeln. Da er indessen sah, daß die Unverschämtheit desselben immer mehr wuchs, je mehr Schonung er ihm erwies, so schärfte er ihm endlich die Achtung gegen seinen letzten Willen ernstlich ein, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß er ihn nur mit einer seiner Sklavinnen erzeugt hätte, während sein Bruder Abbas Mirza mütterlicherseits von einer jener großen Frauen aus dem Stamme der Kadschars entsprossen sey. Mohammed Ali Mirza, der sich auf den Beifall stützte, den ihm eine Partei der Großen heimlich zollte, antwortete hochmüthig, er würde, da er seinen Muth von seinem Vater und nicht von der Mutter erhalten, wenn man ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe, seine Rechte geltend zu machen wissen; die Gesetze wären auf seiner Seite, und es hieße sich des Thrones unwürdig zeigen, wenn man sie verletzte. „Da Ihr nicht wißt", sagte er, indem er mit der Hand nach dem Säbel griff, „was Ihr thut, da Ihr wie ein altes Weib handelt, so soll dieses hier zwischen uns richten und über mein Recht entscheiden!"

Als ihn der König festnehmen lassen wollte, war er schon abgereist und hatte alle seine Heerschaaren um sich gesammelt. Da er diese für zu schwach gegen die Gewalt seines Vaters hielt, so wendete er, in der Hoffnung, Jenen auf bessere Gedanken zu bringen, auf ein Mal seine Waffen gegen Soleiman Pascha, den Statthalter von Bagdad, brachte ihm eine totale Niederlage bei und legte ihm einen bedeutenden Tribut auf, den er dem Könige überschickte. Dieser ließ für die überschickte Summe einen Palast erbauen, den er „Soleimania" nannte, proklamirte aber nichtsdestoweniger Abbas Mirza als Kronprinzen, und befahl allen seinen übrigen Söhnen, diesem in des Vaters Abwesenheit dieselbe Ehre zu erzeigen, die sie ihm selbst erwiesen. Alle gehorchten und schienen ihre Achtung für Abbas Mirza zu verdoppeln; indeß nährte jeder von ihnen im Stillen die chimärische Hoffnung, alle übrige Geschwister zu vertilgen, sobald der Vater gestorben seyn würde. Sollte dieser Fall, nämlich der Tod des Fet Ali, eintreten, so würde Persien von neuem in eine schreckliche Anarchie verfallen; denn jeder jener Prinzen würde in seiner Statthalterschaft seine Anhänger finden, und sie würden nicht eher aufhören, sich einander zu morden, bis der Glücklichste von ihnen alle Uebrigen unterworfen hätte.

Der König, der einst der schönste Mann im ganzen Reiche war, ist jetzt ungefähr siebzig Jahr alt. Seine Gesundheit befindet sich, in Folge seiner Lebensweise, seit langer Zeit in einem zerrütteten Zustande. Bei seinem hohen Wuchse hat er einen sehr gekrümmten Rücken und ist schrecklich mager. Er kann sich nur mit großer Mühe fortschleppen; seine früher so starke sonore Stimme ist jetzt rauh und dumpf geworden; er hat in seinem Harem ungefähr sieben Hundert Weiber, die ihm Alle zu Gebote stehen, und von dieser Zahl gehören mehr als drei Hundert zu seinen ehelichen Frauen. Ein großer Theil der übrigen besteht aus jungen Mädchen, welche die Großen mit vielem Eifer aus allen Gegenden des Reiches ihm zuschicken. Er sieht sie gewöhnlich nur Ein Mal und giebt sie dann seinen Offizieren, die sich durch eine solche Auszeichnung sehr geehrt

ählen; diese haben dabei die Gelegenheit zu großen Gastmählern, ie der König mit seiner Gegenwart beehrt. Die Heldenthaten seiner Galanterie sind nicht zu zählen; indeß ist er seit dem Jahre 1813 urch seinen zerrütteten Gesundheitszustand, auf das Anrathen seines Leibarztes, dazu bestimmt worden, sich einige Beschränkung aufzuegen.

Der König verläßt nie sein Harem; seine Söhne allein haben das Recht, hineinzukommen, wenn er sie rufen läßt. Keine seiner Frauen darf sich in seiner Gegenwart setzen, und nur selten erlaubt er es seiner ersten Gattin, die indeß als die Königin betrachtet wird. Er speist immer im Harem, wo ihm Frauen die Küche bestellen; er badet auch daselbst, und läßt sich dabei von jungen Sklavinnen bedienen, von denen die Einen singen oder tanzen, während Andere bei ihm die Geschäfte des Barbiers verrichten.

Die Frauen des Königs sind gleichmäßig in Sectionen eingetheilt und stehen unter der Aufsicht bejahrter Eunuchen, die wiederum selbst einem Chef untergeordnet sind. Alle diese Frauen machen ihrem Chef beständig ihre Aufwartung, damit er sie dem Könige vorstelle, der es oft bei dessen Wahl bewenden läßt, wenn er nicht neue Schönheiten bekömmt.

Der König hatte bei meiner Abreise von Persien eine ungeheure Menge von Kindern; man zählte vierundsechzig Knaben und gegen hundertfünfundzwanzig Mädchen; außerdem waren mehrere Frauen noch schwanger. Es wäre mir schwer geworden, die Zahl Jener genau ausfindig zu machen; die Perser sprechen nie von ihren Frauen und noch weniger von ihren Töchtern, und es ist das schlechteste Kompliment, das man ihnen machen kann, indem man sich nach Jenen erkundigt; es ist eine Art von Schande für einen Perser, deren zu haben, und so sehr sie damit prahlen, wenn eine ihrer Frauen von einem männlichen Kinde entbunden worden, so sehr sind sie wiederum bei schlechter Laune, wenn diese ihnen eine Tochter zur Welt bringt. In dem letzteren Falle spricht man kaum von der Niederkunft; aber wenn es ein Knabe ist, so beeilt man sich, dem Vater zu gratuliren, ihm den Turban vom Kopfe zu nehmen und zu ihm zu sagen: „Heil Deinem Haupte, es ist Dir ein Sohn geboren worden!“ Die Kleider, die der Vater an sich hat, fallen dem Ueberbringer einer so freudigen Nachricht als Eigenthum zu, und es ist Gebrauch, sie für eine große Summe wieder einzulösen.

Alle Söhne des Königs sind, etwa vier oder fünf ausgenommen, in einem fast gleichen Alter, und ich habe selbst bei der großen Revue, die der Schah zu Azerbidschan hielt, sechsunddreißig gesehen, die ihn zu Pferde begleiteten, ein Aufzug, der um so prächtiger war, als die Prinzen von großer Schönheit sind und alle eine mehr oder minder starke Aehnlichkeit mit ihrem Vater haben, wiewohl sie unter einander sich wenig ähnlich sind.

Die Söhne des Königs werden im Königlichen Harem erzogen, bis sie zwölf oder dreizehn Jahre alt sind; in diesem Alter erhält jeder von ihnen die Verwaltung irgend einer Provinz oder Stadt, deren Revenuen ihre Apanage ausmachen. Sie werden sehr jung verheirathet und zuweilen giebt man ihnen schon vorher junge Sklavinnen, mit denen sie zusammen leben, bis ihr Vater ihnen die Frau bestimmt, die sie heirathen müssen, oder die vielmehr zu den ehelichen Gattinnen gehört, die ihnen noch bestimmt sind.

Der König verheirathet seine Töchter mit Vornehmen am Hofe, eine Ehre, um die sich Letztere gar nicht sehr bewerben, denn sie erhalten keinen Brautschatz und sind genöthigt, ein sehr großes Haus zu machen. Solche Männer leben fast immer sehr unglücklich, sie sind genöthigt, ihren Gattinnen eine Achtung zu erweisen, die etwas Sklavisches an sich hat. Sie können auf keine andere Frauen mehr Ansprüche machen, um so weniger dürfen sie sich junge Sklavinnen halten, und kommen sie einmal auf den Einfall, diesen gebieterischen Gemahlinnen nicht zu gehorchen, so haben diese das Recht, sie mit derselben Strenge wie Fremde bestrafen zu lassen.

Fet Ali ist außerordentlich sparsam, ja sogar geizig; er scheint kein anderes Vergnügen, als das zu kennen, Schätze auf Schätze zu häufen. Es giebt kein Land in der Welt, wo man sich mehr genöthigt sieht, Geschenke zu machen, als in Persien; es bedarf derselben überall und Niemand bleibt davon befreit. Der König selbst ist gewissermaßen dazu gezwungen, um nicht gegen die Sitte zu verstoßen; aber die Geschenke, die er macht, sind so armselig, daß es zu Teheran sprichwörtlich geworden ist, wenn man etwas Erbärmliches bezeichnen will, es mit einem Königlichen Geschenke zu vergleichen.

Fet Ali war einst, wie wir schon oben erwähnt haben, der schönste Mann in seinem Reiche gewesen, und es sind noch jetzt deutliche Spuren davon zu bemerken. Er hat einen Bart, dessen Länge und Breite schon manche Poeten in Begeisterung versetzt hat; der Bart ist von dem schönsten Schwarz und geht ihm in Form eines Fächers bis auf die Schenkel hinab, wenn er sitzt. Er verwendet eine besondere Sorgfalt auf ihn, so wie überhaupt auf seine Toilette, zu welcher er viel Zeit braucht. Seine Tracht kündigt einen unglaublichen Luxus und Reichthum an. Er ist leidenschaftlich eingenommen für die Pracht und Etiquette, und sein Hof bietet in dieser Hinsicht ein höchst genaues Musterbild dar. Er thut sehr stolz mit allen seinen Söhnen, wiewohl man leicht bemerken konnte, daß er seine ganze Zärtlichkeit auf den Prinzen Abbas Mirza konzentrirt hatte.

Fet Ali ist endlich auch einer der gelehrtesten und geistreichsten Männer seines Landes. Sein Geist ist vorzüglich zum Spotte und zur Satire geneigt. Vor seiner Thronbesteigung, als er noch Statthalter von Schiras war, brachte er ganze Tage mit dem Studium der schönen Wissenschaften zu. Man hat von ihm mehrere geschätzte Werke und eine Menge praktischer Arbeiten in dem Genre des Sadi und Hafis, die er sich zu Mustern genommen zu haben scheint.

England.

The Stoic, or Memoirs of Eurysthenes, the Athenian. (Der Stoiker, oder Denkwürdigkeiten des Eurysthenes.) Von Jane (Johanna) Kinderley-Stanford. London, 1834.

Die Zeit dieser kleinen Erzählung fällt in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, der Schauplatz ist die Stadt Athen, und sie handelt von des Eurysthenes, eines Anhängers der Schule der stoischen Philosophie, Bekehrung zum Christenthum durch seine eigene Tochter Hermione. Der Gegenstand selbst ist sehr schön behandelt, und die Verfasserin entwickelt eine ungemeine Zartheit des Geschmacks und eine strengere Beobachtung der klassischen Eigenthümlichkeiten, als man kaum von dem schriftstellerischen Versuche einer Dame zu erwarten berechtigt ist. Der Stil ist vielleicht etwas zu künstlich gefeilt; aber doch niemals schwülstig. Durch einige Auszüge aus des Stoikers Selbstbiographie wird man sich einen ziemlich deutlichen Begriff von dem Werthe des Werks machen können.

„Unsere Familie gehörte zu den edelsten und reichsten von Athen. Mein Großvater liebte, wie fast alle Griechen, das Landleben, und mein Vater erbte diese Neigung; denn obgleich ihn seine Lebensweise täglich zur Stadt rief, so wohnten wir doch auf dem Lande. — Es war dies eigentlich nicht zu verwundern; denn in Athen gab es nichts, was einen unabhängigen und wohlhabenden Mann reizen konnte, daselbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Die Straßen waren auffallend unregelmäßig gebaut; die Stadt war schlecht mit Wasser versehen, und die Häuser, mit sehr wenigen Ausnahmen, klein und eng. Die leeren Stellen, welche durch das Niederreißen der Häuser entstanden waren, die Bürgern gehörten, denen zu verschiedenen Zeiten Hochverrath zur Last gelegt worden war, vermehrten noch die Unförmlichkeit der Stadt. Diese Zerstörung war auf Befehl der Regierung unternommen worden, und es wurde nicht erlaubt, auf dem Grunde, der durch das Verbrechen ihrer früheren Besitzer geschändet worden war, neue Häuser zu erbauen. Auch war der Areopag, der die unmittelbare Aufsicht über die Gebäude führte, ein erklärter Feind jeder Neuerung in der Privat-Architektur; dazu kam noch, daß, wenn ein Haus etwas mehr verziert oder sogar ein Stockwerk höher geführt wurde, als die übrigen, gleich ein Haufen eifersüchtiger Beobachter darin einen Stolz sah, der sich mit der Gleichheit in einer Republik nicht vertrüge.“

„Die außerordentliche Pracht der Tempel und der öffentlichen Gebäude gab den Häusern ein noch unscheinbareres Ansehen, als sie wirklich besaßen. Das Auge begegnete nur Extremen, und da nicht die geringste Verbindung zwischen ihnen bestand, so war auch keine Schönheit des Anblicks denkbar. Die 300 Statuen, welche auf den öffentlichen Plätzen errichtet waren, und die Thore von Athen konnten die Mißgestalt der Straßen nicht verbergen.“

„Das war Athen, das große Athen, der Geburtsort so vieler edlen Männer, Helden und Philosophen; die Wiege der Künste und Wissenschaften, und der Punkt, von wo aus die Philosophie ihre Strahlen über die ganze Welt verbreitete. So war es zu der Zeit, wo ich lebte; aber wie ganz anders mag es, lieber Leser, zu Deiner Zeit aussehen! Die Zeit bringt in allen Dingen eine Veränderung hervor. Der Mensch wird geboren und stirbt. Reiche entstehen und gehen unter; — Städte werden erbaut, wo einst der Ocean tobte — und wo jetzt die Wellen rollen, blüheten einst üppige Felder. Athen kann daher vielleicht in einigen Jahrhunderten ein Ansehen haben, welches seinem Ruhme mehr entspricht. Ich habe aber meine Geburtsstadt beschrieben, wie ich sie kannte; und war es daher ein Wunder, wenn die vornehmen Athenienser ungern in der Stadt wohnten, wo ihre Häuser mit denen des Pöbels vermischt waren? Das Land stand ihnen offen, und dort errichteten sie ihre Häuser, ihrem Vermögen und ihrem Geschmacke gemäß.“ —

Dieser Blick in Athen ist eben so bewundernswürdig als Gemälde, als wahr in historischer Beziehung. Athen mit all' seiner glorreichen Architektur und mit seinen glänzenden Festlichkeiten war doch nur ein trauriger Aufenthalt für den, der die Annehmlichkeiten des Lebens liebte. Die aristokratische Empfindlichkeit der Herren der Republik ist natürlich genug, und obgleich sie sich zu dem Dogma der Gleichheit bekannten, so möchten wir doch behaupten, das Mistreß Stanford ihre Abneigung, sich mit den niederen Klassen zu vermischen, nicht übertrieben hat. — Das Landhaus des stolzen Athenienfers ist mit großer Genauigkeit und mit einem Ernst beschrieben, als ob von der Wirklichkeit die Rede wäre.

„Die untere Stube oder Halle, wo meine Mutter in den heißen Sommer-Monaten zu sitzen pflegte, öffnete sich auf zwei Seiten nach einem schönen und üppigen Garten, der eine Auswahl der herrlichsten Gewächse und Blumen darbot. Die Mauern dieser Halle waren von reinem weißen Marmor, und Säulen von demselben Stein im zierlichen Korinthischen Stil trugen das obere Gemach, welches das Aufenthalts-Zimmer im Winter war. Der Fußboden war ebenfalls mit schönen Steinen ausgelegt, und in der Mitte war ein zierlicher Springbrunnen, dessen Wasser die Luft kühlte und erfrischte.“

„Das Winter-Gemach war mit reichen seidenen Teppichen behängt, ausgenommen an einigen Stellen, wo die Mauern mit Figuren und Landschaften, in Fresko gearbeitet, verziert waren. Der Fußboden war von Cedern-Holz und glänzend polirt. Dieses Gemach stand mit den Schlafzimmern in Verbindung, welche auf dieselbe prächtige Weise eingerichtet waren, und in denen sich Glanz mit Bequemlichkeit vereinigt fanden.“

„Der Garten war sehr geräumig und führte in allmäliger Abstufung bis zu den Ufern des Ilyssus, des Flusses, der bei den Athenienfern den Musen geweiht war, und von verschiedenen Punkten aus

hatten wir die Aussicht auf den Tempel der Diana, der auf dem jenseitigen Ufer errichtet war." —

Von der Schönheit und persönlichen Erscheinung seiner Mutter entwirft Eurysthenes ein sehr rührendes Gemälde.

„Meine Mutter war schön, und zwar besaß sie diese Eigenschaft, die unter ihren Landsmänninnen so ungewöhnlich war, in einem hohen Grade. Die Männer setzten damals einen so großen Werth auf persönlichen Reiz, daß, wenn eine Frau nur mäßig schön war, ihr Name von Norden nach Süden, von Osten nach Westen ertönte, und viele Personen unternahmen lange Reisen, um sie zu sehen. Aber dessenungeachtet führte doch meine Mutter ein gänzlich zurückgezogenes Leben und zeigte sich ungern außerhalb ihres Hauses. Ich habe sie niemals gesund gekannt, und es war daher etwas Schmachtendes, eine gewisse Hülflosigkeit in ihrem ganzen Wesen, die selbst einem Kinde Mitleiden einflößen mußte. In ihrer Gegenwart unterdrückte ich unwillkürlich meine lärmende Fröhlichkeit, weil jedes Geräusch ihr Uebelbefinden vermehrte."

Die Mutter war heimlich zur christlichen Religion übergetreten, und Eurysthenes, der von seinem Vater in der stoischen Philosophie erzogen worden war, bemühte sich vergebens, den Gegenstand des Studiums zu erforschen, dem sie sich oft in der Einsamkeit hingab. Endlich nahte ihr Tod, der eine Gelegenheit zur Schilderung der Gebräuche giebt, die bei solchen Gelegenheiten unter den Athenienser herrschten.

„Mit Seelenangst sah ich die Zweige des Alanthus und des Lorbeers über die Thüren unseres Hauses aufstecken, als Zeichen, daß ein Kranker in demselben liege. Meiner Mutter langes schwarzes Haar ward abgeschnitten und in der großen Halle den unterirdischen Gottheiten geopfert; und brünstig schloß ich mich den Gebeten an, welche zum Merkur bei Annäherung des Todesengels emporstiegen. Ich nahm an allen religiösen Gebräuchen Theil; ich kannte zwar deren Bedeutung nicht genaus aber sie standen auf eine mir unbekannte Weise mit der Wohlfahrt meiner Mutter in Verbindung, und das genügte, um meine Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erwecken."

„Meine Mutter verschied allmälig und ruhig; ihre Schönheit nahm zu, je mehr sich das Leben zu Ende neigte; ihre letzte Bewegung war, meines Vaters Hand und meine zusammen zu drücken — ihr letzter Blick fiel auf mich — meine Lippen erhielten ihren letzten Druck — und im zwölften Jahre stand ich am Todbette derjenigen, die mich so zärtlich geliebt hatte, unbeweglich in meinem Schmerz, Alles um mich her unbeachtend, ausgenommen die blasse leblose Gestalt, auf die mein Auge starr gerichtet war. Das Geschrei und Wehklagen der Weiber erweckte mich endlich, und ich schlich mich hinweg. Meine Klage ertönte in der Tiefe meines Herzens schmerzlich und dauernd. Alles, was ich liebte, war dahin. Ich hatte keinen Trost, als die Erinnerung an ihre Zartlichkeit für mich."

Eurysthenes setzte nun seine Studien unter der Leitung seines Vaters fort, der ihm gymnastische Uebungen nicht über einen gewissen Punkt hinaus erlaubte, aus Furcht, den Umrissen seiner Gestalt zu schaden — ein echt Griechischer Zug.

„Er war der Meinung, daß der Körper des Menschen nur bis zu einem gewissen Grade geübt und ausgebildet werden dürfe. Darüber hinaus verliere er auf einer Seite, was er auf der anderen gewinne. Bei Ringern werden die Arme auf Kosten der Füße gestärkt; und bei Schnellläufern gewinnen die Füße, was die Arme verlieren. Das Gleichgewicht der Kraft in allen Theilen wird durch die besondere Stärke eines einzelnen Theiles gestört, und da die letztere nur künstlich hervorgebracht ist, so artet sie bald in Schwäche aus. Ich verwandte daher nicht viel Zeit auf diesen Theil meiner Erziehung; ich lernte schwimmen, reiten und etwas ringen. Meine übrige Zeit war fast ausschließlich den wissenschaftlichen Studien gewidmet. Ich kam nach und nach in die Hände der Grammatiker, der Kritiker und der Mathematiker und zuletzt in die der Philosophen."

„Die Griechischen Philosophen hatten eine noch stärkere Abneigung gegen das Stadtleben, als die übrigen Athenienser; da es aber nicht zweckmäßig war, zu weit von der Hauptstadt entfernt zu seyn, indem daselbst alle Instrumente aufbewahrt wurden und jeder Beistand zu finden war, den Kunst und Wissenschaft verlangten, so ließen sie sich in der Umgegend von Athen nieder, und ihre Garten erstreckten sich von den Ufern des Ilyssus bis zu denen des Cephisus. Die Epikuräer wohnten in der Mitte; die Schüler des Plato gen Norden, und die des Aristoteles gen Süden. Eine Myrten-Hecke oder eine Reihe Oliven-Bäume bildeten die einzige Schutzewand zwischen diesen Schulen, die in ihren Lehrsätzen so sehr von einander abwichen, und doch, wie sie alle denselben Boden bewohnten, so ließen auch alle ihre Vorschriften auf einen Zweck hinaus: vollkommene Güte, Weisheit und Glückseligkeit. Sie waren den Stürmen der Leidenschaften unzugänglich; der Friede verließ niemals ihre Brust; jeder Tag war für sie ein Tag des Genusses, und die Lösung eines Problems war ein Gegenstand der Freude. In dem Schatten ihrer Gärten sitzend, lächelten sie bei dem Anblick eines Haufens Fanatiker und ehrgeiziger Männer, die, wie Rohr durch den geringsten Hauch des Windes, durch den kleinsten Anstoß der Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden."

Von diesen Auszügen läßt sich leicht auf den Ton und Charakter des Werks schließen. Eurysthenes verheirathet sich, wird aber von seiner Frau, nachdem sie ihm eine Tochter, Hermione, geboren hat, verlassen. Diese Tochter wird heimlich Christin und überredet endlich ihren Vater, den neuen Glauben anzunehmen. Die Bekehrten können indeß ihr Glück nicht in Frieden genießen; sie werden von den Behörden verfolgt und auf eine wüste Insel an der Küste von Ithaka verbannt. Hier stirbt Hermione, und ihr Grab ist das erste, welches auf dem öden Deanthe gegraben wird. Der Vater bleibt am Leben, um seine Geschichte zu erzählen und sein Vertrauen in die Wahrheit und in die Tröstungen des Christenthums zu verkünden.

Bibliographie.

Views and descriptions of Cyclopian and Pelasgic remains in Greece and Italy, from drawings by the late E. Dodwell, Esq.; and intended as a supplement to his tour in Greece. (Cyklopische und Pelasgische Ueberreste in Griechenland und Italien.) 131 Kupfer in Fol. nach Zeichnungen von Dodwell. Pr. 6 Pfd. 16½ Sh.

O'Keefe's legacy to his daughter. (O'Keefe's poetischer Nachlaß an seine Tochter.) Pr. 7½ Sh.

Narrative of a tour in North-America. (Reise nach Nord-Amerika, so wie nach Mexiko und Kuba.) Von H. Tudor. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Persia. (Persien.) Von J. B. Fraser. Bildet auch den 15ten Band der Edinburger Kabinets-Bibliothek. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Chinesische Sage vom Ursprung des Asbest. Die Sage, daß der Asbest von einem im Feuer lebenden Thier herrühre, findet sich auch bei den Chinesen wieder. In dem uralten Buche Schan hai king (Wahrhafte Lehre von den Bergen und Meeren), einer mythisch ausgeschmückten Erdbeschreibung, ist hierüber Folgendes zu lesen: „Die Berge des Landes Poschan (Feuer-Berge) senden immer Flammen aus, und das Feuer erlöscht selbst bei anhaltendem Regen nicht. Mitten in der Glut wohnen Mäuse von weißer Farbe, die man fängt, wenn sie aus den Bergen hervorkommen, um Nahrung zu suchen. Aus dem Haar dieser Thiere wird ein Zeug gewebt, welcher Hö-hüan-pü (im Feuer waschbarer Zeug) heißt." In dem großen Mandschuisch-Chinesischen Wörterspiegel des Kaisers Khiänlung finden wir bei dem Worte Feuer-Maus (Chines. Hö-schü; Mandsch. Tuai-singerri) folgende Notiz in Mandschuischer Sprache: „Dieses Geschöpf wird an tausend Pfund schwer. Sein feines Haar ist über zwei Fuß lang. Außer dem Feuer ist es schneeweiß, im Feuer aber hochroth. Aus dem Haare der Feuermaus webt man einen Zeug, der, wenn er schmutzig geworden, ins Feuer gehalten und so gereinigt wird." Auf dem bekannten Monumente von Sie gan fu geschieht der „im Feuer waschbaren Leinewand" als eines Artefaktes der Abendländer Erwähnung. Da aber dieses Monument jedenfalls einer weit späteren Periode angehört, als die Abfassung des Buches Schan hai king, so können wir nicht annehmen, daß die Fabel von der Feuermaus erst durch christliche Mönche zu den Chinesen gekommen sey. Sollte unter dem „Land der Feuerberge" vielleicht Island zu verstehen und somit auf eine vorweltliche innigere Berührung der Chinesen mit Europa's Urbewohnern hingedeutet seyn? Sollte dem Mährchen von der tausend Pfund schweren Maus vielleicht doch etwas Wahrheit, die antediluvianische Existenz eines kolossalen auf Bergen wohnenden Nagethiers, zum Grunde liegen? W. Sch.

— Der Wein in China. Die Chinesen kennen zwar den Weinstock und erlaben sich auch gern an den schönen Trauben, aus Chamul in der Tartarei; aber der Wein, den sie selbst trinken, ist größtentheils ein Gebräu aus Reis und anderen Getraidearten, das sie aus kleinen Täßchen trinken, und Dsieu (in Canton Dsau) nennen. Von seiner gelben Farbe heißt dieses berauschende Getränk auch Hoangdsieu. Es giebt ungemein viele Arten desselben. Der sogenannte Lämmer-Wein (Yangdsieu) ist eine unangenehm schmeckende, aber sehr kräftige Mixtur von Bouillon aus Hammelfleisch und Kräutern. Nicht dieser, wohl aber der Erstere spielt in den anakreontischen Liedern der Chinesen eine große Rolle, und manches Sprüchwort ist ihm zu Ehren ausgeprägt worden, z. B. „Der Wein ist die beste Arznei"; „Nichts verscheucht die Pein so gut als Wein" u. s. w. Der erste Erfinder des Dsieu lebte, wie die Geschichte erzählt, schon unter Yü dem Großen (an zwei Jahrtausende vor Chr.) Man sagt, daß dieser Monarch, als man ihm das neuerfundene Getränk zu kosten gab, dasselbe zwar vortrefflich fand, aber in Erwägung alles Jammers, den dieses süße Gift über sein Reich bringen könnte, den Erfinder auf Lebenszeit in's Exil schickte.

— Britische Infanterie. Das älteste Regiment in Britischen Diensten waren die Coldstream-Guards (General Monk, 1660). Das Königliche Irländische oder 18te Regiment scheint sich besonders in der Belagerung von Namur ausgezeichnet zu haben. Das 25ste und 26ste Schottische und das 27ste Irländische Regiment wurden zur Zeit der Revolution ausgehoben und bestanden damals alle drei aus Presbyterianern. Drei der alten Schottischen Regimenter scheinen sich besonders in den Kriegen König Wilhelms und der Königin Anna hervorgethan zu haben, nämlich das jetzige 21ste oder die Schottischen Füsiliere, das 25ste (Old Edinburgh) und das 26ste oder die Cameronier. Die alten Britischen Fuß-Regimenter wurden zuerst um 1750 numerirt, und zwar nach ihrer Anciennität. Früher unterschied man sie nur durch die Namen ihrer Obersten. Im Jahre 1782 erhielten diejenigen alten Regimenter, die kein anderes unterscheidendes Merkmal als ihre Nummer hatten, die Erlaubniß, sich nach einer oder der anderen Grafschaft in England zu nennen. So z. B. heißt das 52ste Regiment das Regiment Oxford u. s. w. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Montag den 24. Februar 1834.

England.

Naval Adventures during thirty-five years' service. (Abenteuer zur See während fünfunddreißig Dienstjahren.) Von Lieutenant W. Bowers. 2 Bde. London, 1833.

Fünf und dreißig Dienstjahre, und noch immer Lieutenant! Fürwahr, dies ist das härteste aller Geschicke, besonders im Reiche Neptuns. Wie ist es möglich, daß in unserem so aufgeklärten Zeitalter nur noch der Schatten einer Reliquie jenes alten Systems der nautischen Patronatschaft geduldet werden kann? Doch, wir wollen diese Reflexionen für's erste nicht fortsetzen, da das vorliegende interessante Werk unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Lieutenant Bowers hat alle charakteristische Merkmale eines echten Seemannes, d. h. er ist Seemann aus freier Wahl, aus Lust zu Abenteuern, aus jenem angebornen kräftigen Unternehmungsgeist, der eben solchen Regionen zufliegt, wo der Genius und Heldenmuth die beste Anerkennung finden. Im eilften Jahre seines Alters machte er auf dem Schiffe „Whale" (Wallfisch) seine erste Reise, und zwar nach dem Polarmeere. Diese Fahrt war ohne merkwürdige Abenteuer. Gleich nach seiner Rückkehr ging er an Bord einer Westindischen Brigg, die bei Liverpool, wo unser Held das Tageslicht erblickt hatte, vor Anker lag. Die Brigg segelte bald nach Westindien ab, traf aber gerade am Ziel ihrer Fahrt mit zwei Französischen Kreuzern zusammen, die sie endlich kaperten. Die ganze Mannschaft mußte bei einem dieser Kreuzer, der „Pansée", an Bord gehen.

Dieses Ereigniß fiel in den Anfang der Französischen Revolution, und der Verfasser war an Bord der „Pansée" Zeuge von dem festlichen Jubel über die Hinrichtung Ludwig's XVI. Etwa zwei Monate nach ihrer Gefangennehmung wurden Bowers und seine Kameraden, als Austausch für eben so viele Französische Gefangene, von der „Pansée" entlassen, und jetzt kam er auf das Britische Kriegsschiff „Bellona" unter Capitain Wilson. Dieses Schiff nahm an der Expedition gegen Portoriko Theil. Als der Friede mit Frankreich endlich proklamirt war, kehrte der junge Bowers im Juli 1802 nach England zurück; allein es dauerte nicht lange, so war er wieder an Bord, und zwar auf dem Schiffe „Tom", von 270 Tonnen, welches eine spekulative Reise nach dem stillen Ocean machen sollte. Man unternahm diese Fahrt hauptsächlich, um Spermaceti-Wallfische zu fangen. Dieser Zweig des Seehandels ist von Britischen Kaufleuten erst neulich ergriffen worden. Die Schiffe segeln in jeder Jahreszeit nach der Südsee. Sie müssen in gutem Stande, wohl mit Kupfer beschlagen und mit den besten Lebensmitteln, Werkzeugen und Heilmitteln gegen den Skorbut auf drei Jahre versorgt seyn. Noch bis auf die neueste Zeit waren die Küsten von Peru und den Galapagos-Eilanden der vornehmste Tummelplatz dieser Fische; allein vermöge eines merkwürdigen Instinkts haben sie jene Küsten verlassen und der Küste von Japan, den Fidschi- und Navigations-Eilanden, und dem Indischen Ocean sich zugewendet.

Herr Bowers giebt uns einen sehr umständlichen Bericht von den Abenteuern des „Tom" und dem Erfolge der Expedition; fügt aber hinzu, daß der Capitain durch seine Launen und unklugen Streiche die ganze Mannschaft gegen sich eingenommen habe. Unser Lieutenant verließ den „Tom" im Mai 1805 und engagirte sich auf einem Spanischen Handelsschiffe, dem „Rosario", gegen 18 Dollar monatlich. Er war geradezu desertirt, und bald nach dem Antritt seines neuen Dienstes wurde die Sache von Einem aus der Schiffsmannschaft aus Groll verrathen. Man transportirte ihn nach Callao, wo er vier Monate lang in einem Kerker schmachtete. Endlich gelang es ihm durch seine Kühnheit und Schlauheit, sich aus der Haft zu befreien. Zu diesem Zwecke hatte er Mauern ersteigen, tiefe Gräben durchwaten und eiserne Thüren entzwei sägen müssen. Er begab sich sofort auf ein anderes Spanisches Handelsschiff, das nach Valparaiso flott war. Von Valparaiso wollte er mit einem Amerikanischen Schiffe, „Amelia", nach Kadix fahren; allein dieses Schiff wurde durch Stürme genöthigt, auf der Insel Guernsey Zuflucht zu suchen. Unser Lieutenant schildert seine Lage bei der Ankunft des Schiffes mit folgenden Worten:

„Der Capitain hatte sich unsere bloß mündliche Uebereinkunft zu Nutze gemacht und meinen Sold mir vorenthalten. Von Allem entblößt, bis auf die Haut durchnäßt und ohne einen Heller in der Tasche, wußte ich gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Endlich gelang es mir, bei einem armen Schuhflicker ein Nachtquartier zu finden. Des anderen Morgens ging ich wieder nach dem Hafen, um mir etwas Arbeit und ein Frühstück zu verschaffen. Dies glückte mir; ich fand an Bord eines Schiffes Beschäftigung und schrieb nun an die Eigenthümer des „Tom", auf dem ich wieder angestellt seyn wollte. Drei Wochen vergingen, und noch hatte ich keine Antwort; mein spärlicher Sold erlaubte mir nicht, nach London zu reisen, und so folgte ich dem liberalen Anerbieten eines Schleichhändlers, der mit einem sehr schönen Kutter die nordwestliche Küste Irlands besuchen wollte. Die Ladung bestand aus Taback. Wir erreichten die Küste, und obgleich die Kreuzer uns mehrmals sehr in die Enge trieben, so gelang es uns doch, unsere Ladung glücklich ans Land zu bringen."

Als der Verfasser wieder in Guernsey ankam, fand er sich durch briefliche Mittheilungen veranlaßt, nach London zu gehen. In London hatte er nur kurze Zeit verweilt, als die Lust zum Seeleben von neuem in ihm erwachte, und schon nach wenigen Wochen befand er sich zu Plymouth an Bord eines Schiffes von 74 Kanonen. Eine Merkwürdigkeit auf diesem Schiffe war ein Lieutenant, der sein rechtes Bein in einer Schlacht verloren und dafür von dem Schiffszimmermann ein hölzernes bekommen hatte, das zugleich als Schutz- und Trutzwaffe, als wandelnde Muskete diente. Es war nämlich durchbohrt, am Ende mit Metall beschlagen und in der Mitte mit einem Zündloch versehen. Der Besitzer füllte diese Maschine zuweilen mit Pulver und Erbsen, bediente sich seiner Zigarre als Lunte und erschreckte mit der Explosion seines Beines die ganze Nachbarschaft.

Im Jahre 1817 finden wir den unermüdeten Seemann an Bord einer Kriegsbrigg, die nach Livorno fahren sollte, als Vorbereitung zu einer viel wichtigeren Unternehmung in der Südsee. Als dieses Schiff nach London zurückkam, war der letztere Plan wieder aufgegeben, und Herr Bowers übernahm jetzt, bloß zum Zeitvertreib, das Kommando eines Schiffes, welches in St. Domingo Kaffee einkaufen sollte. Das Schiff erreichte jene Insel und ankerte beim Prinzenhafen, als eben der Krieg, in welchem Christoph seine glänzende Rolle spielte, beendigt war. Er fand diesen Seehafen sehr ungesund, wußte aber das grassirende Fieber dadurch von der Mannschaft abzuwehren, daß er sein Schiff, nachdem es seine Ladung abgesetzt hatte, aus dem Hafen steuerte, dasselbe ganz mit Matten und kleinen Segeln zudeckte und Keinem von der Mannschaft erlaubte, es zu verlassen. Er selbst bekam übrigens einen Fieber-Anfall, den er auf folgende Art wieder los wurde: Sobald die Symptome sich zeigten, steckte er seine Füße in eine Kufe mit heißem Wasser, die so verdeckt war, daß der Dampf darinnen blieb; zugleich trank er warme Gerstenbrühe, mit etwas Rum vermischt, legte sich dann, von Schweiß triefend, ins Bett, that einen gesunden Schlaf und erwachte, zwar abgemattet, jedoch ganz von dem Fieber befreit. Dasselbe Mittel versuchte er auch mit gutem Erfolg bei Anderen.

Die Bewohner von Port-au-Prince, der nunmehrigen Hauptstadt des Königreichs Hayti, beschreibt der Verfasser als lebenslustige und prachtliebende Leute. Er besuchte mehrere Gesellschaften, und wurde dabei jedesmal von der Menge wohlriechender Essenzen überrascht, die man in den Zimmern vergeudete. Nach seiner Meinung thut man dies, um den Geruch der starken Ausdünstungen, welchen die Bewohner unterworfen sind, zu vertreiben. Eine andere Festlichkeit, der er öfter beiwohnte, war die Einweihung ihrer Zuckermühlen. Dieses Fest währte zuweilen mehrere Tage. Man baut eine ungeheuere Laube, die mit Zweigen von Palmbäumen und Plantanen bedeckt wird. Die Seiten derselben sind mit Gras austapezirt, das man durch Besprengungen mit wohlriechendem Wasser frisch erhält. In dieser Laube wird erst ein Gottesdienst gehalten, dann gezecht und getanzt. Der Verfasser besuchte öfter die Plantagen, und bemerkte immer, daß die Neger, obgleich ohne anderen Lohn für ihre Arbeit, als einen dürftigen Antheil an den Feldfrüchten doch vergnügt und glücklich aussahen, und so zu ihren unglücklichen Mitbrüdern in den Kolonieen einen auffallenden Kontrast bildeten. Boyer, der jetzige Präsident von Hayti, ist ein dunkler Mulatte von mittlerer Statur, und in mittleren Jahren. Man hält ihn für talentvoll und ehrgeizig. Die Truppen schienen dem Verfasser wohlgekleidet, und gut disziplinirt. Sie tragen blaue, bei den Offizieren mit Gold besetzte Uniform und weiße weite Pantalons. Die Seemacht bestand 1817 aus drei Schiffen, deren Namen — Wilberforce, Abolitionist, und Philanthropist — an den großen Britischen Menschenfreund erinnerten, der bekanntlich zuerst die Abschaffung der Neger-Sklaverei und des Sklavenhandels in Antrag gebracht. Die Schiffe waren übrigens abgetakelt, und die Matrosen, die statt aller Bekleidung ein Tuch um den Leib geschlagen hatten, saßen müßig auf dem Verdeck, und sonnten sich.

Im März 1818 lief das Schiff mit seiner Kaffeeladung in Ham-

burg ein. Herr Bowers erreichte London im Mai und fuhr bald nachher mit derselben Brigg nach dem Stillen Ocean. Auf dieser Reise hatte er mit einigen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, landete jedoch glücklich an der Küste von Chili. Chili, das er schon im Jünglingsalter besucht hatte, war das Eldorado aller seiner Hoffnungen. Er betrat den ersehnten Boden jetzt mit ganz anderen Gefühlen als damals, wo ihm, wie er sich ausdrückt, nichts geblieben war, als die Lumpen, die seinen Körper bedeckten. Herr Bowers miethete sich eine bequeme Wohnung in Santiago und widmete nun seine ganze Muße der Kenntniß des Landes. Bald nach seiner Ankunft in Chili traf auch Lord Cochrane daselbst ein und wurde mit geziemender Ehrerbietung empfangen. Bowers freute sich sehr über seine erneute Bekanntschaft mit vielen Familien, bei denen er während seiner ersten Anwesenheit eingeführt worden war, und aus seiner Erzählung dürfen wir schließen, daß die Chilier wahre Muster von Gastfreundschaft sind. In Santiago scheint unter den höheren Ständen ein ganz anderes gesellschaftliches System zu herrschen, als vormals. Ihre Zirkel geben den feinsten Zirkeln in Europa nichts nach. Der Verfasser giebt uns eine genaue Schilderung der Bälle in Chili. Die Gesellschaft, sagt er, versammelt sich gegen acht Uhr; die Säle werden durch Wachskerzen, Kronleuchter und Armleuchter erhellt. Die älteren Damen setzen sich auf eine Reihe Stühle, die der Wand zunächst stehen; die jüngeren nehmen in der vorderen Reihe Platz. Das Tanzen beginnt um 9 Uhr mit einem lebhaften Contretanz. Die Thüren und Fenster stehen immer offen, damit das Publikum draußen Alles mit ansehen kann. Die Zuschauer sind meistens junge Leute, die nicht das Glück gehabt haben, eine Einladung zu erhalten, und stets in ihre Mäntel vermummt, damit nur ihre intimsten Freunde, die ihnen von Zeit zu Zeit einige Leckerbissen zukommen lassen, sie erkennen. Bis zwölf oder ein Uhr werden Contretänze, Walzer und Menuets aufgeführt. Endlich öffnen sich die Thüren des Speisesaals, und Alles strömt zu den Tischen, an denen gewöhnlich nur für die Damen Platz ist; die Herren stehen hinter den Stühlen, warten ihren Damen auf, von denen auch sie, und zwar Bissen für Bissen, mit Speise versorgt werden. Nach dem Weine beginnt das Spiel der Pelotillas. Diese sind runde Brodtügelchen, mit denen man einander neckend wirft. Die Musik ist für Alle ein Zeichen zum Aufbruch; die jungen Leute stürmen in den Tanzsaal, während die alten Damen so viele Leckerbissen als möglich in ihre Schnupftücher einpacken.

Im weiteren Verfolg seiner Reise ankerte Bowers an einer Landspitze Namens Iquique (20°, 10''). Hier befremdete es ihn nicht wenig, daß ihn Jedermann aufforderte, der „Dame Nina" ein Geschenk zu machen. Endlich erfuhr er, daß dieses Frauenzimmer, die Neuvermählte des Statthalters von Iquique, eine gefeierte Schönheit war. Es gelang ihm, mit Beiden nicht bloß bekannt, sondern nahe befreundet zu werden, und er versichert, er habe diesem Paar in Zukunft mehrmals die Erhaltung seines Lebens zu verdanken gehabt.

Bei seiner Thätigkeit und Geschicklichkeit scheint der Verfasser mit den verschiedenen Distrikten an Süd-Amerika's Südwest-Küste einen vortheilhaften Verkehr getrieben zu haben; und wahrscheinlich würde sein Wunsch, sich Vermögen zu sammeln, mehr als erfüllt worden seyn, hätte ihn nicht eine plötzliche Erkältung fast an den Rand des Grabes gebracht. Unterdeß wurde sein Schiff verkauft, und die Schurken, die in seiner Krankheit um ihn waren, zahlten sein Geld. Nach fünf Monaten war er genesen und — blutarm. Ein edelmüthiger Landsmann, G. Edwards, nahm sich seiner an, so daß er nach einigen Monaten wenigstens wieder einen Theil seines Eigenthums erlangte und eine schnellsegelnde Brigg kaufen konnte, mit welcher er eine Ladung Waizen von Valparaiso nach Lima fuhr.

Lieutenant Bowers benutzte bald mit Vergnügen eine Gelegenheit zur Rückkehr nach England. Auf dem heimatlichen Boden wieder angelangt, ging er nach Cheltenham. Dieser gesunde Aufenthalt wirkte so wohlthätig auf ihn, daß er bald eine neue Handels-Expedition unternehmen konnte. Diesmal fand er Chili in einer bedenklichen politischen Lage. Auf einem kleinen Abstecher von Valparaiso nach Callao hatte er das Unglück, von einem Spanischen Freibeuter gekapert zu werden, der ihn nicht nur rein ausplünderte, sondern auch sehr schnöde behandelte. Endlich wurde er sammt seiner Mannschaft zu Quilca an's Land gesetzt, dessen Kommandant, Lucas Cotera, ihnen sehr viel Gutes erzeigte. Vergebens bot man Alles auf, um des Freibeuters habhaft zu werden. Endlich nahm der Kommodore eines Schiffes der vereinigten Staaten unseren Lieutenannt und seine Mannschaft zu sich an Bord. Der Verfasser kann die Zucht und Ordnung, die er auf diesem Schiffe bemerkte, nicht genug rühmen.

Herr Bowers machte in der Folge noch mehrere glückliche Handels-Expeditionen nach Chili, bis die politischen Umwälzungen in Süd-Amerika ihm keine günstige Resultate mehr versprachen, weil seine vornehmsten Hoffnungen auf den Sieg der Königlichen Sache gegründet waren.

Der Verfasser giebt noch viele Details über verschiedene Individuen, die während der Revolutions-Periode in Süd-Amerika sich hervorgethan. Am Schlusse seines Werkes thut er wohl gemeinte Vorschläge zur moralischen Verbesserung der Britischen Matrosen, und zeigt, wie viel besser die Amerikanischen Seeleute daran sind, als die Britischen.

China.

Neueste Reise nach China.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später ankerte der „Amherst" vor einer Insel, Namens Hu kiang, in der Mündung des Flusses, an welchem Fu tschu fu liegt. Lindsay hatte ein Schreiben an den Vice-König der Provinzen Fu kian und Dsche kiang geschickt, worin er denselben den Wunsch ausdrückte, seine Waaren gegen Geld oder Thee, der in diesem Theile des Reiches für vortrefflich gilt, austauschen zu dürfen. Die Einwohner hatten den „Amherst" kaum erblickt, als sie, von Neugier getrieben, in Haufen herbeieilten und in den ersten Tagen der Mannschaft so lästig wurden, daß man genöthigt war, quer über das Verdeck ein Seil zu spannen, welches sie nicht überschreiten durften. Hier, wie an anderen Orten, wo unsere Reisenden gelandet waren, schlugen sie einen Zettel an, des Inhalts, daß Jeder, der ärztlichen Beistand verlangte, denselben unentgeltlich erhalten sollte. Dieses eben so wohlwollende als politische Anerbieten war den Chinesen, die gewöhnlich auf ausländische Aerzte viel Vertrauen setzen, sehr willkommen. Am Nachmittag des ersten Tages der Ankunft luden zwei Familienhäupter einige Leute von der Bemannung, mit welchen sie plauderten, ein, ans Land zu kommen und ihre Dörfer zu besuchen. Lindsay und Gützlaff nahmen die Einladung an und tranken bei ihren Gästen Thee.

„Nachdem wir", erzählt Lindsay, „etwas herumspaziert waren, wollten wir wieder auf unser Schiff zurück; allein unsere neuen Freunde baten uns inständigst, sie nicht so schnell zu verlassen und ein kleines Abendessen zu theilen, das sie für uns bereitet hätten. Wir sahen uns gezwungen, zu folgen, obgleich die Sonne eben unterging, und sie führten uns in einen großen Saal, wo wir herrlich bewirthet wurden. Unsere Wirthe wollten sich nicht zu Tische setzen. Sie blieben stehen, um uns zu bedienen und die heandrängende Menge von Gaffern in Schranken zu halten. So groß übrigens ihr Eifer und Begierde war, so überschritt doch keiner dieser Insulaner die Grenzen der Schicklichkeit, und wir sahen auf allen Gesichtern nur den Ausdruck des Wohlwollens."

Den folgenden Morgen machte sich Lindsay selbst auf den Weg nach Fu dscheu fu, um sein Gesuch an den Vice-König persönlich zu wiederholen. Bald nach seiner Ankunft sagte ihm ein Mandarin, er werde morgen Audienz erhalten und die Nacht mit seinen Begleitern in einem schönen Hause nicht weit vom Ankerplatz zubringen, wo ihnen alles Nothwendige verabreicht werden sollte. Diesen Versprechungen trauend, kehrten die Engländer an den Ort, wo sie abgeholt worden waren, zurück. Da fanden sie denn, daß die ihnen angewiesene Wohnung nicht auf dem Lande, sondern auf einem Schiff unter, im Wasser stand. Es war dies ein schmutziges Lootsenschiff, mit Individuen von der niedrigsten Klasse angefüllt, die man erst hinaustrieb. Lindsay wollte hier durchaus nicht bleiben, ging mit seinen Begleitern geradeswegs nach dem Zollhaus und erklärte, er werde die Nacht hier zubringen. Kaum hatten die Fremden mit Bewilligung der Zollbeamten hier sich niedergelassen, als ein Mandarin, Namens Huang, derselbe, welcher jene angenehme Wohnung auf dem Fluß für sie bestimmt hatte, ins Zimmer trat und ihnen bedeutete, ihre Nachtruhe würde in dem Zollhause sehr gestört werden, weil dieses Haus ein öffentliches sey. Ein anderer Mandarin von weit feineren Sitten versprach ihnen, sie sollten in einem Hause, wohin er sie führen ließ, und wo die Bureaus eines Tatarischen Generals waren, ein sehr gutes Logis bekommen. Kaum befanden sie sich in dem neuen Lokal, als der unausstehliche Huang ihnen wieder einen Besuch machte und auf die impertinenteste Weise rund heraus sagte, Barbaren dürften nicht über Nacht auf dem Lande bleiben. Lindsay und seine Begleiter überhäuften den Grobian mit Injurien, sagten ihm wiederholt, sie würden nicht von der Stelle weichen, und legten ihre Effekten auf einen großen Tisch, um welchen sie sich setzten, damit er deutlich sehen sollte, daß es ihnen mit dem Hierbleiben Ernst war. Der Streit endete erst gegen Mitternacht, worauf alle Mandarinen sich entfernten, um eine Ruhe zu genießen, deren beide Theile sehr bedurften. Der alte Mandschu, welcher uns diese Wohnung verschafft hatte, nahm sich das Vorgefallene sehr zu Herzen, eben so mehrere seiner Kollegen; allein sie durften nichts einwenden, da Huang ihr Vorgesetzter war. Auch bemerkt Herr Lindsay, daß das Benehmen der meisten Mandarinen, welches anfangs nur Kälte und Gleichgültigkeit verrieth, sehr freundlich und herzlich wurde, sobald sie bemerkten, daß man ihnen die Spitze bot. Selbst Huang bequemte sich endlich zu vernünftigem Raisonnement. Diese Thatsache ist im Allgemeinen so paradox, daß eine längere Erfahrung nöthig war, um uns darüber aufzuklären. Wir können wirklich behaupten, daß wir durch demüthiges Bitten und überhaupt durch Sanftmuth entweder nichts, oder beinahe nichts, von der Chinesischen Regierung erlangt haben. So oft wir aber den festen Willen zeigten, auf jede Gefahr hin unserem Entschlusse treu zu bleiben, wurde uns Alles und scheinbar sehr gern bewilligt.

Ein ähnlicher energischer Schritt flößte dem Chinesischen Admiral Respekt ein, welcher mit seinem Geschwader sich genähert hatte, um die Einwohner von dem Englischen Schiffe zurückzuhalten. In einer finsteren Nacht wäre eine dieser Junken beinahe mit dem „Amherst" zusammengestoßen, und die Fahrlässigkeit der Chinesischen Mannschaft war so groß, daß man, um durch Ablenkung des Schiffes einem Unglück vorzubeugen, vier Englische Matrosen aufs Verdeck der Junke springen ließ. Als die Matrosen in die Junke sprangen, wurden Offiziere und Soldaten von solchem Schrecken ergriffen, daß sie auf das Zwischendeck flüchteten. Einige plumpten sogar ins Wasser. Nachdem man ihnen die Ursache dieser Maßregel erklärt hatte, zeigten sie sich sehr dankbar; aber seit dieser Katastrophe blieb die Flotte immer eine halbe Meile vom „Amherst" entfernt.

Unterdeß entspann sich zwischen Engländern und Chinesen eine lange Verhandlung, welche zu einem Handels-Traktat den Grund legen sollte. Allein die Letzteren zeigten sich so inkonsequent und wortbrüchig, daß Lindsay endlich den eklatantesten Gewaltschritt thun mußte. Der „Amherst" rückte vor und ankerte gerade dem Zollhaus gegenüber. Dieses Mittel hatte die gewünschte Wirkung. Ein Man-

darin, dem Lindsay schon vorher zugesagt hatte, er werde sich mit einer bestimmten Summe für eine Quantität Waaren befriedigen und dann abreisen, verschaffte ihm mehrere Kaufleute, die den Handel abschlossen. Das Schiff nahm hierauf seine alte Station wieder ein. Diese Operation fand bei hellem Tage und in Gegenwart einer Menge Neugieriger statt, die an Bord des „Amherst" kamen.

„Es könnte", sagt Hr. Lindsay, „Jedem, der von dem komplizirten System und der Schurkerei des Chinesischen Gouvernements keine Vorstellung hat, fast unglaublich scheinen, daß drei Tage, nachdem ein Admiral und mehrere Ober-Offiziere degradirt worden waren, weil sie das gewaltsame Eindringen eines ausländischen Handelsschiffes in den Hafen eines der wichtigsten Städte des Reichs nicht verhindert hatten; nachdem in allen Stadtvierteln Edikte angeschlagen waren, die den Einwohnern unter Androhung der strengsten Strafen allen und jeden Verkehr mit den Barbaren untersagten: daß, wie bemerkt, schon drei Tage darauf zwei Kriegs-Junken mit der Kaiserlichen Flagge, bei lichtem Tage, vor Tausenden von Zuschauern, heransteuerten, um kaufmännische Verbindungen mit uns anzuknüpfen, während der Civil-Mandarin des Distriktes am Ufer die Waaren prüfte, und Zeuge der Verhandlung war!"

Noch während der „Amherst" im Flusse verweilte, kam eine Deputation der Aeltesten des Dorfes, wo die Engländer so gute Aufnahme gefunden hatten, an Bord und stellte ihnen folgendes Schreiben zu:

„Wir sind in Menge herbeigeeilt, um Euch zu sehen, weil Ihr die ersten Ausländer seyd, die uns jemals zu Gesicht gekommen. Ihr habt uns ärztliche Hülfe angeboten, und nützliche Bücher geschenkt, aus denen wir Euer Vaterland kennen lernen. *) — Euer Benehmen zeigt uns, daß Ihr brave und menschenfreundliche Leute seyd. Es verdient unser Lob und unseren Dank. Da Ihr jedoch eine andere Sprache redet als wir, so ist unser Verkehr schwierig. Die vornehmen Beamten der Provinz Fu kian, sammt ihren Soldaten und ihrem Anhang, sind Euch sehr abgeneigt. Wollt Ihr Handel mit uns treiben, so begehrt eine Audienz bei Seiner Herrlichkeit dem Fu yuan; werft Euch vor ihm zu Boden und präsentirt Eure Bittschrift. Findet Ihr Gnade in seinen Augen, so macht Euch das zu Nutze. Schlägt er Euer Gesuch ab, so geht in die Distrikte Ku Kang. Dort werdet Ihr frei verkehren können, denn in diesen Distrikten ist kein Gewalthaber. Wenn Ihr dieses Papier gelesen habt, so verbrennet es gleich."

Den 21sten verließ der „Amherst" Fu dscheu fu, um nach dem Archipel Dschu san zu segeln, der auf allen Karten sehr ungenau verzeichnet ist. Als sie im Angesicht von Dschin hai, einer am Ausfluß des Ta hai belegenen Stadt, waren, stiegen Lindsay und Gützlaff in die Schaluppe, fuhren stromaufwärts und landeten zu Ning pho, einer bedeutenden Stadt von ungefähr 300,000 Seelen. Dem Volkshaufen, der sich beim Aussteigen um sie drängte, verkündeten sie, sie seyen ihre alten Freunde, die Engländer, die ehemals durch Handels-Operationen, welche sie jetzt gern wieder anknüpfen möchten, den Wohlstand der Chinesen erhöht hätten. Der Dschi hian empfing die Gäste sehr huldreich und befahl den Bürgern, sie mit zuvorkommender Dienstwilligkeit zu behandeln. Denen, die nach der Ursache ihrer Ankunft fragten, antworteten sie: Die in Canton erlittenen Mißhandlungen hätten sie bestimmt, nach Ning pho zu segeln, wo sie eine bessere Behandlung erwarteten. Auch setzten sie hinzu, man glaube allgemein, daß ein Englisches Geschwader bald kommen werde, um Genugthuung zu fordern.

Des anderen Tages erhielten sie Besuche von Seiten des Dschi hian**) und einiger anderen Mandarinen, die sich äußerst höflich benahmen. Der Dschi hian überreichte ihnen ein Sendschreiben des Dschi fu, worin gesagt war, daß man über ihr Gesuch nicht entscheiden könne, weil der Ti tu abwesend sey; übrigens werde dieser Magistrat persönlich auf das Schiff kommen, um über die beste Art, wie man die Supplik dem Kaiser vorzulegen habe, mit ihnen Rath zu pflegen. Hierauf kehrten Lindsay und Gützlaff nach Dschin hai zurück, wo sie von einem bei der Flotte angestellten Mandarin, der dem Letzteren sehr gewogen war, erfuhren, daß der Dschi fu, trotz seiner schönen Worte, ihre Abreise sehnlichst wünschte.

In einer langen Konferenz mit dem Dschi hian von Dschin hai und dem Ti tu fand Lindsay Beide einem Handels-Vertrage ganz abgeneigt, und der Erstere überreichte ihm sogar eine offizielle Urkunde des Dschi fu***) von Ning pho, welche besagte, daß auf einen dem Kaiserlichen Kabinet zugekommenen Bericht von dem Erscheinen eines barbarischen Schiffes, welches an der Provinz Fu kian und anderweitig wie eine Ratte herumschnüffele, an alle Autoritäten längs der Küste Befehle ergangen seyen, dieses Schiff wegzutreiben und keinen Augenblick rasten zu lassen. Es war ferner in dem Schreiben bemerkt, die Barbaren seyen ränkevoll und wortbrüchig, und kein Chinesischer Unterthan dürfe bei strenger Strafe mit ihnen in Verbindung treten.

Herr Lindsay konnte ein so beleidigendes Edikt nicht kaltblütig anhören. Um ihn zu besänftigen, bedeuteten ihm die verjagten Mandarinen, das Schreiben sey ihnen aus Fu kian zugeschickt, und sie seyen weit entfernt, den Inhalt zu billigen. Lindsay schrieb eine Adresse an den Ti tu von Dsche kiang, in welcher er jenes Edikt lügenhaft und unglimpflich nannte und hinzufügte, „die Briten seyen keine Barbaren, sondern vielmehr eines der gebildetsten Völker; sie seyen weder ränkesüchtig noch treulos, sondern offen, freimüthig und unternehmend; es sey ihr Grundsatz, den Tod einer Beschimpfung vorzuziehen, und sie seyen ohne Menschenfurcht oder Schleichwege hierher gekommen." Schließlich wurden die Vorschläge wegen eines Handels-Vertrages wiederholt.

Es scheint, daß die Mandarinen gern vor Allem den „Amherst" weggewünscht hätten, dessen Anwesenheit im Flusse ihnen gar sehr mißfiel. Sie schickten deshalb wiederholte Botschaften an Herrn Lindsay, und endlich schrieb Einer von ihnen mit Bleistift, die Kaufleute dürften mit den Engländern Geschäfte machen, wenn das Schiff sich zurückzöge, und man würde über diesen Bruch der Gesetze ein Auge zudrücken.

In Folge dieser Privat-Mittheilung begehrten und erhielten die Herren Lindsay und Gützlaff eine Konferenz mit dem Ti tu, und zwar in einem Zelte außerhalb der Mauern von Dschin hai. Drei vornehme Personen, der Ti tu, der Tao tai und der Dsung ping kuan von Ting hai, saßen hier beisammen. Als Lindsay im Hereintreten bemerkte, daß für ihn und seinen Kollegen keine Stühle vorhanden waren, äußerte er sein Befremden darüber. Der Ti tu sagte: „Wenn Ihr in Eurem Vaterlande Mandarinen seyd, so will ich der Erste seyn, der Euch Stühle anbietet; im umgekehrten Falle aber verträgt sich das nicht mit unseren Sitten." Herr Lindsay versetzte, sie seyen nicht Mandarinen, aber als Fremde, die aus fernen Landen kämen, hätten sie ein Recht auf diese Höflichkeit, und in seinem Vaterlande dürfe ein achtungswürdiger Kaufmann selbst in Gegenwart seines Königs Platz nehmen. Jetzt rief der Ti tu: „Stühle herbei! Ihr seyd Mandarinen; ich bitte Euch, niederzusitzen."

Der Ti tu erklärte im Verlauf der Konferenz, er könne sich mit dem besten Willen nicht darauf einlassen, den Engländern ihr Gesuch zu bewilligen, und der Tao tai übergab Herrn Lindsay eine Kopie des Berichtes, den der Vice-König von Fu kian an den Kaiser gemacht hatte, und in welchem unsere Reisenden sehr übel empfohlen wurden. Doch war zugleich bemerkt, zwei von der Gesellschaft sprächen ziemlich gut Chinesisch und könnten schreiben, obwohl unorthographisch.

Ein paar Tage später kamen einige Kaufleute an Bord. Sie prüften die Waaren und zogen dann ab, ohne ein bestimmtes Gebot zu thun. Noch ein paar Tage später meldeten sich andere Kaufleute. Nach langem Feilschen verstand sich Lindsay endlich dazu, statt des Geldes rohe Seide zu nehmen. Man wurde einig; die Kaufleute entfernten sich mit dem Versprechen, morgen früh wiederzukommen; aber Keiner hielt Wort. So konnte der Capitain seine Pläne hier noch weniger realisiren, als in Fu dscheu fu.

Eines Tages beschwerte er sich bei einem der Mandarinen über die ärgerlichen Vorurtheile der Chinesen gegen die Engländer. „Wollt Ihr, daß ich Euch den Grund sage?" versetzte der Mandarin; „wir haben Furcht vor Euch. Ihr seyd uns zu geschickt. Kaum ist Euer Schiff irgendwo hingekommen, so sendet Ihr schon nach allen Richtungen Böte aus; Ihr lasset sondiren, Ihr zeichnet Karten, und in kurzer Zeit kennt Ihr die Gegend so gut als wir." Wirklich war Lindsay an demselben Tage mit Capitain Rees und 14 Matrosen in der Schaluppe eine Meile stroman gefahren, um sich zu überzeugen, ob nicht guter Ankergrund für tiefgehende Schiffe vorhanden wäre. Nachdem sie sich an mehreren Stellen davon überzeugt hatten, geriethen sie auf dem Rückwege mit einigen Böten von Kriegs-Junken, die ihnen den Weg vertraten, in Handgemenge, wobei zwei Mandarinen mit goldenem Mützenknopf ins Wasser plumpten. Dieser Vorfall wurde als ein Mißverständniß ausgelegt, und bald war man wieder ausgeglichen. Herr Lindsay argwöhnte, die Chinesen hätten den Augenblick, wo sie ihre Gäste ohne Waffen sahen, benutzen wollen, um ihrer Person habhaft zu werden.

Den 6. Juni kam es wegen jenes Handgemenges zwischen den Mandarinen und Lindsay zu einer lebhaften Debatte, in welcher der Kommandant der Truppen viel Erbitterung zeigte; da jedoch Lindsay immer dabei stehen blieb, seine Mannschaft sey zuerst angegriffen worden, so ließ man die Sache auf sich beruhen. Des anderen Tages schickte ihm der Tao tai eine Ordonnanz zu, worin diesem Beamten befohlen war, dem Englischen Capitain vorzustellen, daß seit dem 22sten der Jahre Khian lung (1761) nur Canton dem Verkehr mit Fremden geöffnet sey; daß Herr Flint und Andere, die mit Ning pho neue Verbindungen anknüpfen wollten, nichts ausgerichtet hätten; daß die Ti tu's und alle Behörden immer pflichtmäßig über Aufrechthaltung dieses Gesetzes gewacht; daß es gerecht und vernünftig wäre, wenn Herr Lindsay den Gesetzen des Reiches Folge leistend, nach Canton zurückkehrte, und daß nach so häufig wiederholtem Zureden jede Zögerung von seiner Seite gar keine Entschuldigung zuließe. Dieses Dokument enthielt nicht den beleidigenden Ausdruck I (Barbar); und Herr Lindsay mußte zugeben, daß es in den gemessensten und höflichsten Ausdrücken abgefaßt war.

Endlich, nach mehreren fruchtlosen Versuchen, wenigstens einen Theil seiner Ladung abzusetzen, entschloß sich Herr Lindsay, als er keiner Kaufleute mehr ansichtig ward, dem erwähnten Mandarin fünf Prozent anzubieten, wofern er seine Schritte begünstigen wollte; allein zu seiner Verwunderung und Beschämung bot ihm der Mandarin selbst eine Summe von 600 Piastern an, damit er für die Unkosten seiner vergeblichen Reise eine Entschädigung hätte und desto lieber zum Rückweg sich bequemte. Jetzt sah er wohl ein, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als an Bord zu gehen. Zwischen ihm und den Mandarinen wurden Geschenke gewechselt, und sie trennten sich als die besten Freunde.

Den 13. Juni verließ das Schiff „Amherst" Ning pho, und den 17ten passirten unsere Reisenden den Archipel Dschusan durch einen Kanal, den noch niemals ein Europäisches Schiff befahren hatte. In dem Labyrinthe der Inseln dieses Archipels liefen sie einige Gefahr, besonders an der Mündung des Yang dsjö kiang, wegen der beweglichen Sandbänke, die sein Bette anfüllen. Sie riefen einige Fischerböte an, in der Hoffnung, einen Lootsen zu bekommen; aber Niemand wagte es, ihnen diese Gefälligkeit zu thun. Indessen ga-

*) Es ist hier ein Werkchen über England (von Marjoribanks) gemeint, das man bei jeder schicklichen Gelegenheit unter die Chinesen vertheilte.

**) So heißen die Bürgermeister der Städte dritten Ranges (hian).

***) Der Dschi fu ist über eine Stadt vom ersten Range gesetzt.

ben sie dem Capitain Rees einige Nachweisungen, so daß man glücklich Schang hai erreichte, eine Stadt, die noch niemals ein Europäisches Schiff in ihrem Hafen gesehen hatte.

Herr Lindsay stieg mit seinem an den Tao tai adressirten Gesuch in die Schaluppe. Als er die Batterieen passirte, gaben sie ein blindes Feuer, und mehrere von Mandarinen befehligten Böten, die von der kleinen Stadt Wu sung abstießen, verboten der Schaluppe, weiter vorzurücken. Herr Lindsay antwortete bloß, er habe in Schang hai Geschäfte, und setzte seinen Weg fort; aber ohne Zweifel waren die Chinesischen Behörden schon auf die Möglichkeit seiner Ankunft vorbereitet. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Algiers erster Anblick.

Wenn man von Frankreich nach Algier kommt, so erscheint diese Stadt als die Königin des Meeres, in welchem sie sich badet, weiß, amphitheatralisch, rechts und links von schönen Landhäusern umgeben. Eine Bucht, ein mit Masten und Raaen wohl besetzter Hafen, zahlreiche Festungswerke und vor Allem die glänzende Beleuchtung der Afrikanischen Sonne; alles dies hat meine Reiselust nach jenem Lande gebannt, das sich Frankreich zum Besitz ausersehen hat. Die Breite der Straßen wechselt von 3 Metres bis auf 50 Linien; die meisten jedoch sind kaum einen Metre breit. Sie sind krumm und enthalten mehrere Sackgäßchen; die Belle-Etagen der Häuser sind von beiden Seiten herausgebaut, so daß man dadurch in den Straßen gegen den Regen, gegen die Sonne und ihre Lichtstrahlen geschützt ist. Die Häuser sind alle wie über einen Leisten geschlagen; nach der Straße geht selten ein Fenster hinaus, wohl aber zuweilen mehrere Luken. Auf dem Hofe, der von Zimmern ringsum eingeschlossen ist, befindet sich ein viereckiger Kreuzgang, der sowohl nach dem ersten Stocke als nach dem Erdgeschosse führt, ausgeschmückt mit gewundenen Säulen aus Ziegel oder Marmor und mit Gothischen Schwibbogen, ein Gemisch, das allerdings den Kenner und Freund Gothischer Architektur nicht ansprechen kann. Eine Terrasse bekränzt diese Gebäude, deren Mauern aus Ziegelstein und Lehm verfertigt und höchstens 4 Linien dick sind, und die jährlich ein Mal mit Kalk angestrichen werden. Man denkt dabei an die Wohnungen der Alten; es ist ein bequemes Leben in den Kaffeehäusern, aber man hat keine Annehmlichkeiten im eigenen Hause.

In intellektueller Hinsicht sieht es fast eben so sonderbar aus. Man findet hier Mauren mit ihren alterthümlichen Gesichtern, in Turbane und Dolmane gekleidet, mit ernstem, gemessenem Gange; ferner Türken (aber nur in geringer Anzahl), nämlich Kulugli's, die ein Franzose kaum von den Negersklaven zu unterscheiden vermag; außerdem Juden, die leicht zu erkennen sind an ihrem schwarzen Kaftan und an ihrer Kopfbinde von derselben Farbe; hierzu kommen die Araber, gekleidet in Biurnu's von weißer Wolle, mit ihren Kait's aus bräunlichem Kameelhaar um den Kopf; endlich findet man hier noch Biskeri's und Mogrebbi's, die eben so gekleidet sind, sich aber durch Gestalt und Sprache von jenen unterscheiden. Die Letzteren sind Berbern oder vielmehr Eingeborene am Atlas, und sie kommen nur in kleinerer Zahl nach Algier, um sich hier als Lastträger ihr Brod zu verdienen. Unter den Fremden unterscheidet man noch außer den Franzosen Spanier, Piemonteser, Sicilier und Maltheser. *)

Nach dem, was die Europäer, die in Algier wohnen, uns berichten, sind die Mauren faule Leute ohne Kenntniß, die Araber Meuchelmörder, die Berbern von noch schlimmerer Art und die Juden geschickt, aber Schelme. Nach meiner Meinung ist bloß das letzte Urtheil begründet; die Kinder Abrahams sind im Handel, sowohl mit den Christen als mit den Mauren, stets im Vortheil; der dumme Araber glaubt, daß das Französische Geld falsch sey, und daß man ein Jude seyn müsse, um auch nur die Landesmünze gut zu verstehen. Auf diese Weise leitet der Jude allen Handel zwischen Christen und Arabern, und da er Französisch spricht, so ist sein Dienst sehr oft von großem Nutzen; er läßt sich auch dafür genau bezahlen, und zwar oft von beiden Seiten.

Wenn der Araber zu Markte geht, um Lebensmittel nach der Stadt zu bringen, so kommt ihm der Jude, wie man mir erzählte, immer ein oder zwei Meilen entgegen, kauft ihm seine Waaren zu demselben Preise, wie früher unter den Dey's, ab und verkauft sie dann zu dem hohen Preise, der durch die Konkurrenz der Franzosen entstanden ist. Im Jahre 1830 hatte ein schönes Pferd den Werth von 500 Franken, sowohl bei den Franzosen als bei den Arabern; jetzt verkaufen die Letzteren es zwar noch zu demselben Preise, aber der Christ ist zufrieden, wenn er es für 1500 oder selbst für 1800 Franken bekommen kann. Der Druck und die Verachtung lasten noch heute auf den Eingebornen, so wie vor fünf Jahren. Wendet man seinen Blick auf den christlichen Theil der Bevölkerung Algiers, so fällt das Bild noch weit trüber aus. Die Soldaten von der Garnison nennen jeden Bürger aus Europa Bankerouteur, und meistentheils haben sie auch Recht. Mir haben Offiziere erzählt, daß von den meisten Mordthaten, die in der Gegend von Algier vorfallen, Maltheser und Italiäner die Urheber sind, die als Kolonisten gelten, aber kein ehrliches Handwerk treiben.

Algier hat, wie alle Kolonieen, denen ein ungewisser Ausgang bevorsteht, eine Bevölkerung von Taugenichtsen und Abenteurern, die weder Familie noch Vaterland mehr haben, bei denen nur der Durst nach Geld das einzige Triebrad ist.

Ein ernstes Uebel ist zu Algier der unverschämte Schacher, der von den neuen Ankömmlingen mit den Grundstücken getrieben wird. In der seltsamen, aber festen Meinung, daß wir nur 7 Jahre 7 Monate und 7 Tage in Algier bleiben werden, verkaufen die Eigenthümer ihre Grundstücke bloß an Christen, und zwar gegen eine immerwährende Rente und gewöhnlich äußerst billig. Findet ein Wiederverkauf statt, so wird die Pflicht zur Auszahlung der Rente mit übertragen, und anstatt des ursprünglichen Preises bezahlt man jetzt mit lauter Hypotheken; diese leichte Weise zu kaufen, macht, daß man sich Eigenthum von Grundstücken erwirbt, die man noch nie gesehen hat, und sogar von vielen Ländereien und Häusern zu Blida und Medina, über den Atlas hinaus, wo man die Französische Herrschaft noch gar nicht kennt. Da der Gütererwerb immer eine Quelle neuen Reichthums wird, so bauen die ersten Käufer den Boden keineswegs an, sondern machen neue Ankäufe, verkaufen sie wieder und treiben so einen Handel mit Ländereien bis in's Unendliche. (F. F.)

*) Die Sprache dieser Maltheser ist ein Arabischer Dialekt.

Bibliographie.

Grammaire des grammaires anglaises. (Englische Sprachlehre.) Von H. Marquem. Pr. 3 Fr.

De la société et du gouvernement. (Betrachtungen über den gesellschaftlichen Zustand des heutigen Frankreich.) Vom Grafen Henri von Viel-Castel. 2 Bde.

Des chemins de fer. (Die Eisenbahnen als Finanz-Speculationen.) Von Surville.

Mes dernières indiscrétions. Par la Contemporaine. (Frau v. St. Elme's letzte Klätschereien.) 2 Bde., mit Portraits. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Krieg gegen die Pfennig-Blätter. Dem Englischen Pfennig-Magazin und seinen wohlfeilen Kollegen ist ein förmlicher Vertilgungskrieg angekündigt. Als Heerführer der angreifenden Partei treten das New-Monthly-Magazine und die Literary Gazette auf, von denen besonders das erstgenannte Blatt ein tüchtiger Streg ist. Bereits haben wir (im Dezember-Hefte des Magazins von 1833) unter der Ueberschrift: „Die Pfennig-Journalistik ꝛc." das Bülletin des ersten Angriffes mitgetheilt. Seitdem ist schon ein zweites und ein drittes Scharmützel erfolgt, die jedoch zu viele Lokalfarben tragen, um auch im Auslande Interesse zu erregen. Der wesentliche Punkt ist, daß die in ihrer Existenz bedrohten Buchhändler Englands eine Parlaments-Akte erwirken sollen, wodurch die Privilegien der sogenannten Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, deren Firma nur dazu gemißbraucht werde, einige Spekulanten, wie die Herren Charles Knight und Comp., auf Kosten aller bisher bestandenen literarischen Institute, zu bereichern, wieder aufgehoben würden; indem dem Volke kein Nutzen daraus entstehen könne, wenn einerseits oberflächliche bunt zusammengeraffte Begriffe und kindische Spielereien, wie im Pfennig-Magazin, und andererseits gefährliche Theorieen über das Wesen des Staats und des Eigenthums, wie in den Owen'schen Pfennig-Blättern, verbreitet würden.*) Inzwischen macht das Pfennig-Magazin, aller Prophezeiungen von dem baldigen Ende seiner Herrschaft ungeachtet, immer mehr Fortschritte, und während es in England 160,000 Abnehmer zählt, hat es noch einen neuen Erwerbs-Quell darin gefunden, daß es den im Ausland errichteten Pfennig-Magazinen — wozu auch kürzlich eins in Florenz und ein anderes in Warschau gekommen ist — seine Holzschnitt-Stempel ziemlich theuer verkauft und in Nord-Amerika sogar nach dem stereotypirten Satz eine neue Auflage veranstalten läßt, wodurch die in den Vereinigten Staaten ziemlich hohen Eingangs-Zölle von gedruckten Sachen ganz erspart werden.

— Sekten in Nord-Amerika. Es existiren gegenwärtig in den Vereinigten Staaten an dreißig Haupt-Sekten, die sich in eine unendliche Zahl von Unter-Abtheilungen verzweigen. Wir finden dort: Wiedertäufer, methodistische Episkopalen, Römische Katholiken, orthodoxe Kongregirte, Presbyterianer, vereinigte Presbyterianer, die Holländische reformirte Kirche, Presbyterianer von Cumberland, Lutheraner, vereinigte Brüder, Unitarier, Universalisten, Quäker, Menoniten, Tunker, Shaker, die Kirche des neuen Jerusalems. Alle diese Sekten haben ihre gegenseitige Eifersucht bisher nur in einem Wettstreit des Proselytismus geltend gemacht. Möchten sie sich immer in diesen unschuldigen Gränzen zu halten vermögen?

— Die Taxation des Thee's. Es giebt vielleicht kein Produkt auf Erden, das so viele Taxationen erlitte, als die Theeblätter. Den ersten Profit hat der kleine Pächter, welcher sie baut; den zweiten der Fabrikant, welcher sie röstet. Auf dem Wege nach Canton wird der Thee fünf oder sechs Mal taxirt, direkt und indirekt. Nach seiner Ankunft verschafft er den Hong Kaufleuten großen Profit, bezahlt Kaiserliche Abgaben und ist den Auflagen der Beamten der Orts-Obrigkeit unterworfen. Er zahlt ferner ein bedeutendes Frachtgeld an England, bringt der Compagnie tüchtige Sporteln und passirt alsdann durch die Hände des Königlichen Schatzmeisters, der ihm eine ad valorem Abgabe von 100 pCt. auflegt. Endlich haben die Groß- und Kleinhändler noch ihren respektiven Gewinn. (L. P.)

*) Auch eine Deutsche Buchhändler-Stimme hat sich bereits gegen ähnliche Unternehmungen, und zwar in dem zu Gotha erscheinenden „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen", vernehmen lassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Mittwoch den 26. Februar 1834.

England.

Lord Byron's letzte Seefahrt.

Was hat man nicht Alles über Lord Byron gesagt! Mit wie viel unnützen Aufklärungen über diesen so verwickelten und komplizirten Charakter hat man uns überschwemmt! Welcher Analyse hat man nicht den Leichnam des Dichters, der für Griechenland in den Tod ging, unterworfen! Ein Missionair von den Methodisten hat über ihn geschrieben, als wenn er es unternommen, ihn zu bekehren. Eine Dame hat sich die Mühe gegeben, uns zu erzählen, daß sie dies Ungeheuer geliebt, und daß dies Ungeheuer sie betrogen habe. Goethe hat in den Versen des Childe-Harold die Stimme der Verzweiflung erkannt, den Schrei eines sterbenden Jahrhunderts. Einige haben Lord Byron mit Bonaparte verglichen; Andere haben ihn in die Kategorie der gemeinsten Menschen geworfen. Sein seltsames Wesen und seine Phantasieen aller Art haben den Erklärern zu großem Vortheil gereicht. Sie wurden hierdurch in den Stand gesetzt, Byron nach ihrer Willkür, nach der Laune ihres Vorurtheils zu erklären, ihn zu verkehren in jedem Sinne und abwechselnd einen Heros, einen Narren und einen Landstreicher aus ihm zu machen. Was mich betrifft, so will ich mit einfachen Worten angeben, welche Umstände mich einige Wochen lang in seine Nähe gebracht. Wir waren auf demselben Schiffe; eine treffliche Gelegenheit, einen Charakter gründlich kennen zu lernen. Ein Schiff ist ein Gefängniß, dessen sämmtliche Bewohner gar bald ihre Fehler, Thorheiten und Schwachheiten gegenseitig ergründen. Der Lord Byron, von dem ich sprechen will, wird demnach weder so hassens- noch so bewundernswürdig erscheinen, als die verschiedenen Byrons, mit denen man bis heutigen Tages das Publikum unterhalten hat, aber er wird wahrer seyn. Die Stärke dieses seltenen Mannes lag in seinen Gedanken; seine Schwäche in seinem Charakter; sein Unglück in seinen Neigungen und Gewohnheiten. Er hatte einige von den Fehlern, aber auch den größten Theil der Tugenden einer Frau, die im Grund ihrer Seele einem geliebten Gegenstand ergeben, aber kokett, anspruchsvoll, stutzerhaft, unzuverlässig und eitel ist.

Pisa ist eine klösterliche Stadt, eine Stadt der Einsamkeit und der Betrachtung, die ich allen weichgeschaffenen und starken Seelen zum Aufenthalt empfehlen kann. Da giebt man kaum auf die Menschen Acht; der Anblick der Monumente, die Schönheit des Himmels und der träumerischen Atmosphäre, die Einen umgiebt, bemächtigen sich des Reisenden und hüllen ihn ein wie in ein melancholisches Gewölk.

Zu der Zeit, als die Angelegenheit Griechenlands so viel Theilnahme und Interesse in ganz Europa erregte, befand ich mich in Pisa. Dort faßte ich den Plan, mich nach den Jonischen Inseln einzuschiffen, nach Morea zu gehen und Harmodius und Aristogiton's Schwert zu nehmen; ich beauftragte einen meiner Freunde, der in Livorno ansässig war, mir ein Schiff, das nach Zante oder Cephalonia geladen, zu schaffen; trotz seiner Bemühungen konnte er keines auftreiben und rieth mir, mich an Lord Byron zu wenden, der dieselbe Reise machen wollte, und der mir ohne Zweifel nicht abschlagen würde, mich an Bord zu nehmen. Lord Byron, an den ich schrieb, antwortete sehr höflich auf mein Gesuch und ließ mir die Wahl, entweder in Genua zu seinem Gefolge zu stoßen, oder mich in Livorno einzuschiffen. Es war dies eine reine Gefälligkeit von seiner Seite; er brauchte Livorna nicht zu berühren. Ich zog dies Letztere vor und sprach in meinem Antwortschreiben die ganze Erkenntlichkeit aus, der ich mich gegen den berühmten Schiffsherrn schuldig fühlte.

Der „Herkules", eine Englische Brigg, die nach Genua geladen, sollte Lord Byron und sein Gefolge bis nach den Jonischen Inseln bringen; meine Freunde, die Herren Jackson und Lloyd, begleiteten mich an's Ufer und nahmen Angesichts des Schiffes von mir Abschied. Ich wußte, wie wenig Lord Byron die Besuche seiner Landsleute gelegen waren, und wie höchlich ihn dies ermüdende Gefolge verdroß und ärgerte; als ich ihm jedoch Hrn. Jackson nannte, den Sohn des Doktor Jackson, der sein Leben an die Irländische Freiheit gesetzt, äußerte er mir sein lebhaftes Bedauern, daß ich ihn nicht mit an Bord gebracht hätte; keins der abenteuerlichen und schrecklichen Details, die mit Doktor Jackson's Leben und Tod zusammenhingen, war ihm unbekannt. Jackson, durch einen Eid in den Irländischen Aufstand verwickelt, wurde zum Galgen verurtheilt, und empfing aus den Händen seiner Frau, die ihn in seinem Gefängniß besuchte, ein schnelles Gift, welches er ohne Bedenken nahm. Diese Frau lebt noch in Frankreich, wo ihr Bonaparte eine kleine Pension ausgesetzt hat. Lord Byron unterhielt sich lange und mit lebhaftem Interesse über alle einzelnen Umstände mit mir.

Ich hatte ihn nie gesehen; sein erster Empfang erschien mir durchaus verführerisch. Er hatte was Bezauberndes in seinem Blicke und seiner Annäherung; sein Gesicht war mehr überraschend und vornehm, als regelmäßig; man konnte sich nicht enthalten, seine weiße Stirn zu betrachten, die rein und glatt war, wie Alabaster; zwei kleine Bärte von hellem Kastanienbraun liehen seinen zartgezeichneten Zügen einen etwas männlichen Ausdruck, die sonst nicht frei waren von einem gewissen weibischen und eitlen Wesen; seine Augen, von einer tiefen Bläue und äußerst lebhaft, schienen in jenem wogenden feuchten Elemente süßer Lust zu schwimmen, welches wir in den Augen empfindsamer leicht erregbarer Frauen oft Gelegenheit haben zu bewundern. Unter dem Gewebe seiner Haut, die außerordentlich fein war, sah man lange Azursäden streifen, die, unter seine Stirn her und um seine Schläfe sich schlingend, den Lauf des Bluts in seinen Adern zeigten. Sein Lächeln war, wie das Napoleons, unwiderstehlich; aber kaum daß er gelächelt hatte, so machte er ein ganz eigenthümlich mürrisches Gesicht, beinahe wie ein Kind, das schmollt, oder wie ein verzogenes Frauchen, die ihren Mann oder ihre Anbeter ein bischen plagen will. Auch bei Bonaparte kam das Lächeln nur wie eine Anwandlung. Seine Fröhlichkeit entsprang aus dem Ernst und fiel in den Ernst zurück, wodurch die seltsamste Wirkung, wie Frau von Staël berichtet, hervorgebracht ward. Der rege Stolz dieser Männer hielt sie zurück, sich einer Fröhlichkeit hinzugeben, die ihnen ihrer unwürdig schien. Byron's Haar, das von Natur lockig war, fing an grau zu werden; es war schwer, ihn zu verstehen, besonders gegen das Ende seiner Phrasen; er hatte sich angewöhnt, beim Sprechen die Zähne zu schließen, und wenn er lebhaft ward, wurden die Worte, die in seinem Munde rollten, zu einem unbestimmten undeutlichen Klang, einem verworrenen Gemurmel. Was seine Physiognomie betrifft, so hat nur ein einziger Bildhauer, Thorwaldsen, die Hauptzüge derselben gefaßt, und seine Marmorbüste, die ich bei Douglas Kinkaird gesehen habe, vergegenwärtigt ziemlich genau Byron's Kopf; aber die wechselnden Uebergänge, die Färbung, das ganze zarte Spiel, die tausend Veränderungen im Ausdruck, die seine Gestalt charakterisirten — alles das hat nie ein Maler erreicht und wird nie Einer erreichen. Sein Anzug war auffallend und stutzermäßig; eine kurze gestickte Nankingjacke ließ eine Weste von weißem Piqué sehen, die nur halb zugeknöpft war; sehr feine Wäsche; der Hemdkragen zurückgeschlagen, so daß der ganze Hals bloß war; weite Nankingbeinkleider, die am Knöchel eng anlagen, sehr feine Stiefeln und manchmal Kamaschen. Ein breiter Toskanischer Strohhut vollendete dies Kostüm; schmutzig-nachlässige Kleidung war ihm ein Gräuel, und mit fast lächerlicher Sucht neigte er sich zum Ausgesuchten und zu einem Uebermaß von seinem Aufwand hin.

Er hatte so eben gespeist; man brachte ihm eine Flasche Bordeaux-Wein; er lud mich ein, mit ihm zu trinken. Ein über's Verdeck gebreitetes Segel gab uns Schatten, und ich nahm dem berühmten Mann gegenüber Platz, bereit, seine Gedanken und seinen rothen Wein gründlich zu studiren.

„Ich glaube nicht", sagte Lord Byron zu mir, „daß ich in Griechenland werde von großem Nutzen seyn können; aber das Comité wünscht, daß ich mich hinbegebe, und ich gehorche."

Wir erblickten zu gleicher Zeit die Insel Korsika und die Insel Elba. Lord Byron zeigte sie mir und hub an, von Napoleon zu sprechen, und zwar ohne sonderliche Achtung.

„Wie bin ich betrogen worden", sagte er zu mir, „und wie hat mich dieser erstaunenswerthe Mensch getäuscht! So oft ich mein Auge auf diese beiden Inseln richte, fühle ich mich tief erniedrigt, indem sie mich an die ganze Schwachheit unseres Menschthums erinnern. Angebetet hab' ich ihn, diesen Mann, wiewohl ich keineswegs alle seine Handlungen billigte; alle Fürsten Europa's erschienen mir ihm gegenüber wie Pygmäen. Als sein Glück ihn verließ, als Alles verloren schien, warum stürzte er sich da nicht in das dichteste Schlachtgewühl? Warum suchte er nicht den Heldentod unter den Kanonen von Leipzig und Waterloo, anstatt Schritt vor Schritt zu sterben, langsam, schmählich, den Martern seines Felsens und dem Hohngelächter seiner Feinde zum Raube und der Welt das klägliche Schauspiel des Gezänkes um seinen Haushalt und seines ohnmächtigen Zornes gegen seine Kerkermeister gebend? Und ich würd' es ihm noch verzeihen können, daß er leben geblieben, wenn er sich verschlossen hätte in sein Stillschweigen, in seine Größe,

in seine Einsamkeit; wenn er die Verfolgungen, deren Opfer zu seyn er sich beklagte, durch seine Verachtung zermalmt hätte! Aber das Kindische seiner Klagen hat mir ihn ganz verleidet."

Ich hatte einen misanthropischen, rohen, unzugänglichen Lord Byron zu finden geglaubt und sah einen geistvollen Mann vor mir, anekdotenreich, von angenehmem und anmuthigem Betragen, rücksichtsvoll und ungemein höflich. Ich war in Trauer; ich hatte so eben eine Person verloren, die mir sehr theuer war; ich bat Byron, die schweigsame und etwas düstere Laune seines neuen Gastes zu entschuldigen. Er wünschte, Theil zu nehmen an meinem Kummer, und in seinen Unterhaltungen mit mir erzeigte er mir alle Feinheiten und zarten Rücksichten eines Mannes von Welt, oder vielmehr einer geistreichen und empfindsamen Frau; nie werde ich's vergessen, wie er sich bemühte, mich zu zerstreuen, meine Gedanken zu beschäftigen und mich trotz meiner Abneigung in's Gespräch zu ziehen. Er hatte so eben zwei Briefe bekommen, von Thomas Moore und von Goethe, die er mir zeigte.

„Dieser", sagte er von Moore, „ist der unterhaltendste, glänzendste und geistreichste meiner Korrespondenten. Was Goethe betrifft, diesen Patriarchen, der mein Patron und Beschützer ist, so bin ich in Verzweiflung, daß ich seine Meisterwerke nicht in der Ursprache lesen kann; aber nichts wird mich je dahin bringen, die Sprache der Barbaren zu lernen." Des Wortes Barbaren bediente er sich in der Regel, um die Oesterreicher zu bezeichnen. *)

Der Wind, der uns contrair gewesen war, wurde uns günstig, und Byron's Gefolge, welches am Lande geblieben war, kam an Bord. Ich war sehr erstaunt, alle Freunde des Dichters seinen Namen auf eine neue Weise und die er selbst bestimmt hatte, aussprechen zu hören. Sie nannten ihn nicht Baironn, der Englischen Aussprache gemäß, die das J in den Diphthong verwandelt, sondern Bürn; ich muthmaße, daß der Grund dieser eigenthümlichen und gesuchten Aussprache in Byron's aristokratischen Erinnerungen gelegen, ein Bezug auf seinen Ursprung aus einem Normannischen, das ist Französischen Geschlecht. Unfähig, Byron, wie die Franzosen, aussprechen, die einen leichten Druck auf das J legen und die letzte Sylbe durch die Nase sprechen, verstümmelten die Freunde des Dichters seinen Namen und machten Bürn daraus.

Ohne fünf Bedienten mitzurechnen, einen schönen Hund aus Neufundland, einen Schlächterhund und fünf Pferde, hatten wir bei uns den Grafen Pietro Gamba, den Bruder der bekannten Gräfin Guiccioli, Eduard Trelawney, den Piraten, der später seine Memoiren herausgegeben hat; einen jungen Arzt, Namens Bruno, der in Alexandria geboren war; einen Konstantinopolitanischen Griechen, Schilizzi, der sich Fürst nannte; endlich einen Griechen, Namens Vitali, der sich Capitain nennen ließ. Unser kleines Schiff, das nur hundert Tonnen Last bergen konnte, hatte, wie man sieht, seine gehörige Ladung.

Lord Byron schrieb damals an seinem Don Juan, und seine Lektüre stand in Bezug auf das ironische Werk, woran er arbeitete; er machte Auszüge aus Swift und unterließ nie, täglich einen oder zwei von Montaignes „Essais" zu lesen.

„Er ist der unterhaltendste von allen Schriftstellern", sagte er zu mir; „durch lange Studien lernt man nicht so viel, als man an ächter Unterweisung aus seinen Kapiteln, die wie Gewächs aussehen und ohne allen Anspruch sind, schöpfen kann."

Alles Uebrige, was Lord Byron las, stand gleichermaßen in Bezug auf diese Ideen des Skeptizismus und der gesellschaftlichen Satire; der Grimm'sche Briefwechsel, der Versuch über die Sitten, Voltaires philosophisches Dictionair, die Maximen von La Rochefoucauld. So hatte Byron, in einer heroischen That begriffen, der Freiheit Griechenlands sich weihend, zu seinen vertrautesten Rathgebern und, um Montaignes eigene Worte zu gebrauchen, zu seinen Kopfkissenbüchern diejenigen von allen Schriftstellern sich ausgesucht, die den Heroismus am vollständigsten seines Zaubers entkleidet und die Täuschungen der Begeisterung vernichtet haben. Ich darf einen dicken Band nicht auslassen, den ihm Fletscher, sein Kammerdiener, alle Tage brachte, und der zu einem ganz eigenthümlichen Gebrauch bestimmt war: es war eine mühselige Geschichte des Freiheitskrieges im südlichen Amerika, von einem gewissen Hippisley, der sich Oberst titulirt, Gott weiß, von welcher Regierung er seine Epaulettes mag bekommen haben. Ich fragte Lord Byron eines Tages, was er mit diesem fürchterlichen Volumen anstelle, das stets offen vor ihm lag.

„Da drinnen steckt meine Mittagsruhe", antwortete er mir lachend; „selbst wenn ich übler Laune oder unwohl bin, versenkt mich dies bewundernswürdige Buch auf einen Schlag in Schlaf; vergäße Fletscher mir's zu bringen, so jagt' ich ihn fort."

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Lord Byron — wenn dieser Umstand anders wahr ist — vielleicht eben so wenig gekannt hat, als der Kaiser von China die Engländer, welche dieser ebenfalls Barbaren heißt, deren Sprache er nicht erlernen mag.
D. R.

China.

Neueste Reise nach China.

(Schluß.)

Das Land um Schang hai ist ganz flach, von Gräben und Deichen durchschnitten und sehr fleißig angebaut. Es hat große Aehnlichkeit mit Holland. Der nationale Handel von Schang hai ist bedeutender als der von Canton, und manchmal laufen binnen einer Woche an 700 Junken in seinen Hafen ein. Der Fluß Wu sung kiang, an welchem die Stadt liegt, ist von bequemen Kaien und geräumigen Magazinen umgeben und dicht am Lande so tief, daß auch große Schiffe ihre Waaren absetzen und empfangen können.

„Alle Kaie", sagt Herr Lindsay, „waren bei unserer Ankunft mit Zuschauern bedeckt; wir landeten vor einem großen der „Königin des Himmels" gewidmeten Tempel, in dem wir nachmals logirt wurden. Der Haufe theilte sich, um uns durchzulassen, und wir gingen gerade auf den Tempel los, wo eben eine religiöse und theatralische Feierlichkeit vor sich ging, die unsere Ankunft störte. Ich fragte nach dem Wege, der zur Stadt und zum Bureau des Tao tai führte. Als wir das Bureau erreichten, schickte die Wache sich eben an, die Thüren zu verschließen. Wir traten in einen Hofraum, der mit Pöbel angefüllt war. Drei Thüren, die in's Innere führten, wurden uns vor der Nase zugemacht. Nachdem wir einige Minuten vergebens geklopft hatten, stießen zwei von unserer Gesellschaft gegen die mittlere Pforte, bis sie krachend einstürzte, und wir fanden uns nun in einem großen Salon, in dessen Hintergrund der Tao tai mit seinen Adjunkten saß. Trotz unseres ungenirten Eindringens empfing man uns ungemein höflich. Wir erhielten Stühle und wurden mit Thee und Tabackspfeifen bedient."

„Nachdem wir einige Zeit verplaudert hatten, verkündigte man uns die Ankunft des Dschi hiän. Dieser kam gleich nachher, blieb stehen und fing die Unterhaltung damit an, daß er uns wegen unserer Kühnheit leidenschaftliche Vorwürfe machte. Im Verlaufe des Dispuis setzte er sich nieder, und ich that ihm gegenüber ein Gleiches. Das verdroß ihn; er sprang mit zornigen Blicken auf und eilte fort, ohne etwas Ferneres zu sprechen. Die Uebrigen präsentirten uns von Neuem Thee, als wollten sie seine Grobheit wieder gut machen. Bald darauf erschien er wieder und zeigte uns an, der Tao tai (welcher so schnell als möglich von Wu sung zurückgekommen war) wolle uns im Tempel der Himmels-Königin eine Audienz geben. Wir empfahlen uns jetzt dem Dschi hiän nach Chinesischer Weise; allein er schien unsere Höflichkeit gar nicht zu beachten. Ich sagte ihm mit Nachdruck: in meinem Vaterlande benehmen sich die Agenten der Regierung mit Höflichkeit gegen Fremde; bei Euch scheint dies umgekehrt zu seyn. Um aber der ganzen Gesellschaft zu zeigen, daß wir die Regeln des Anstandes kennen und ausüben, machen wir Euch jetzt von Neuem unsere Reverenz. Dies thaten Herr Gützlaff und ich, indem wir uns mit zusammengelegten Händen mäßig verneigten, was unter Personen von gleichem Range die größte Höflichkeit ist. Der Dschi hiän wurde roth vor Aerger; da er aber sah, daß die Lacher nicht auf seiner Seite waren, so gab er uns den Gruß sehr affektirt zurück, worauf wir in den inneren Hof des Tempels traten, den drei große Säle einschlossen."

In dieser Konferenz gab es wieder lebhafte Debatten wegen des Niedersitzens, und der Tao tai zeigte in Betreff der Handels-Vorschläge dieselbe Hartnäckigkeit, die der Dschi hiän bewiesen hatte. Die Nacht sollte Herr Lindsay mit seinen Begleitern im Tempel zubringen und des anderen Morgens, von dem Tao tai selbst begleitet, das Schiff wieder besteigen. Die Mandarinen hätten sie gern in dem Tempel eingesperrt, allein sie trotzten dem Verbote, auszugehen, und schienderten noch viel auf den Kaien herum. Alle Einwohner, mit denen sie plauderten, bewiesen ihnen große Herzlichkeit. Des anderen Morgens gingen sie wieder in die Stadt, wo ihnen besonders die Menge der Wollenzeug-Buden auffiel. Die Mandarinen bewiesen ihnen jetzt die liebevollste Aufmerksamkeit.

Als sie des anderen Morgens auf ihr Schiff zurückkehrten, fanden sie, daß Capitain Rees den Muth gehabt hatte, stromab zu steuern. Um ihn daran zu verhindern, hatte man so lächerliche militairische Maßregeln getroffen, daß Herr Lindsay behauptet, funfzig entschlossene Europäische Soldaten würden das ganze Kaiserliche Truppen-Corps, welches hier Parade machte, zersprengt haben.

Während ihres ganzen Aufenthalts in Schang hai machten die Reisenden viele kleine Ausflüge ins Innere, auf denen man sie oft mit einer lästigen Eskorte beehrte. Die Einwohner der ganzen Gegend sind wohlgekleidet und von frischer Gesundheit. Ihre vornehmste Nahrung sind Nudeln und eine Art Kuchen aus Weizenmehl. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, daß man gleich nach der Aerndte wieder pflügt, wässert und Reis säet, welcher zu Ende Septembers geärndtet wird. Jede Familie kultivirt auch eine kleine Baumwollen-Pflanzung. Während des Winters, der gewöhnlich sehr streng ist, sammelt man für den ganzen Sommer großen Vorräthe von Eis, welches vorzüglich dazu dient, die Fische frisch zu erhalten. Alle Einwohner besitzen die nöthigen Werkzeuge zum Krämpeln, Spinnen und Fabriziren derjenigen Zeuge, die sie nöthig haben, und verkaufen den Ueberschuß ihrer Consumtion.

Den 1. Juli besuchten die Herren Lindsay und Gützlaff mit zwei Offizieren des „Amherst" die große angespülte Insel Dsang ming, die ungefähr 60 Engl. Meilen in der Länge und 15—16 in der Breite hat, und deren Umfang durch den Schlamm des Riesenstromes Yang dsö kiang, dem sie ihr Daseyn verdankt, immer zunimmt. Diese Insel, einer der fruchtbarsten und volkreichsten Distrikte des Chinesischen Reiches, hat meistens gesunde und kräftige Bewohner von der schönsten Gesichtsfarbe, deren Zahl auf eine halbe Million berechnet wird. Auf ihrer Rückkehr waren die Reisenden Zeugen eines merkwürdigen Beispiels von der Strenge der militairischen Disziplin. Ein Mandarin, dessen Mütze mit goldenem Knopf vor ihm her getragen wurde, marschirte zwischen zwei Bewaffneten. Er hatte die Ohren durchstochen, die Augen verbunden und trug ein kleines Fähnlein an einem sehr kurzen Bambusrohr in der Hand. Derjenige, welcher voranschritt, trug einen Zettel mit folgender Inschrift: „Auf Ordre des Generals von Su und Sung hat man diesem Herrn wegen militairischer Pflichtverletzung die Ohren durchbohrt. Jedermann kund und zu wissen." Der Delinquent wurde in diesem Zustande auf den Kaien und auf allen Kriegs-Junken zur Schau gestellt.

Nach vielen unnützen Verhandlungen, die wir hier der Kürze wegen übergehen, brach Lindsay endlich am 8. Juli von Schang hai auf, und der „Amherst" steuerte nach dem Cap Schan tung. In weiter Entfernung folgten ihm wieder mehrere Kriegs-Junken und zogen sich nach einer herzhaften Kanonade zurück. Den 15ten ankerte der Amherst in dem Hafen Wei hai wei, den die Englische Gesandtschaft im Jahre 1806 besucht hatte. Die Stadt, jetzt nur ein schlechtes Dorf, zeigt noch Spuren ihrer ehemaligen Bedeutendheit. In einem kleinen Tempel auf einem Plateau liest man eine Inschrift, welche besagt, dieser Ort sey im Jahre 1400 erbaut und befestigt worden, um das Land gegen die Japanischen Seeräuber zu schützen. Die Eingebornen zeigten sich hier weniger wohlwollend und leutselig als in den anderen Provinzen. Obgleich im Allgemeinen roh und ununterrichtet, sprechen sie doch, selbst auf dem Lande, die gebildete Umgangssprache (Kuan hoa) in ihrer ganzen Reinheit.

Den 16ten segelte der „Amherst" nach Korea, dessen Küste er am folgenden Morgen erreichte. Herr Lindsay wollte sich vor Allem die Magistrate geneigt machen, um dann wo möglich sein Gesuch dem Könige in Person zu überreichen. Da Niemand an Bord der Landessprache kundig war, so blieb den Engländern kein anderes Mittel, als schriftliche Mittheilung, weil die Koreaner sich der Chinesischen Schrift bedienen. Ohne einen anderen Dolmetsch, als ein beschriebenes Papier, gingen sie, von einer Menge Volkes umgeben, auf ein Dorf los; aber kaum hatten sie sich dem Dorfe auf zweihundert Schritte genähert, als man ihnen den Weg vertrat und ein Billet reichte, welches folgende Worte enthielt: „Wenn Ihr nicht augenblicklich abzieht, so werden die Soldaten Euch die Köpfe herunterschlagen." Herr Gützlaff antwortete ebenfalls schriftlich mit der Drohung, man würde ihr Betragen dem Könige anzeigen. Dies machte die Umstehenden eine Weile bedenklich; aber bald drangen sie wieder mit Gebehrden auf schnellen Abzug, und Herr Lindsay, der bei diesem rohen größtentheils aus Fischern bestehenden Haufen keine Möglichkeit zur Verständlichung sah, hielt es für das Klügste, umzudrehen und weiter zu segeln.

Den 21. Juli ankerte der „Amherst" unweit einer Inselgruppe, in deren Mitte die sehr volkreiche Insel Hutton liegt. Bei ihrer Landung fanden unsere Reisenden die Eingebornen weniger wild und menschenfeindlich, als diejenigen, die sie weiter nördlich getroffen hatten. Man erlaubte ihnen jedoch nicht, ein benachbartes Dorf zu besuchen. Der Abgeordnete eines höheren Mandarins, welcher die Beweggründe ihrer Ankunft wissen wollte, erbot sich, das Schiff an einen Ort zu führen, wo es außer aller Gefahr seyn würde. Dieser Mensch, der sehr gut Chinesisch sprach, bemerkte ihnen, die Haupt- und Residenzstadt Han yang läge 200 Li weit von hier. Als man ihn nach dem Namen des Königs fragte, antwortete er: „Ich wage nicht, diesen heiligen Namen zu schreiben. Er herrscht über mehr als 300 Städte; er ist 43 Jahre alt und regiert nun bereits 36 Jahre."

Von den Nachweisungen dieses Koreaners geleitet, verließ der „Amherst" seinen Ankerplatz bei Lok tao, um die tiefe Bai von Ngan kiang zu erreichen, und ankerte vor einem großen Dorfe, wo mehrere Mandarinen residirten, von denen zwei des folgenden Morgens an Bord kamen. Der Eine, Namens Kin, war ein schöner Greis von 60 Jahren, heiterem Humor und offenem Wesen; der Andere, Namens Li, mit einem ehrwürdigen weißen Barte, schien von schwächlicher Gesundheit zu seyn. Sie fragten erst, woher das Schiff käme, was es bezwecke, und ob der an den König gerichtete Brief öffentliche Angelegenheiten beträfe. Herr Lindsay hielt es für angemessen, dies zu bejahen, und schrieb ihnen demgemäß folgende Worte nieder: „Unser Zweck ist, mit Euch Handel zu treiben, unser Schiff ist ein öffentliches, und der Brief handelt von öffentlichen Dingen." Diese Erklärung schien Sie zu befriedigen; da sie aber dem Herren Lindsay noch eine Menge anderer Fragen über den Inhalt des Briefes stellten, so erklärte er, der Inhalt sei für den König allein, und er wünsche sowohl den Brief als die Geschenke diesen Nachmittag offiziell und auf dem festen Lande ihnen zu überliefern. Der Vorschlag einer solchen Neuerung setzte die Mandarinen in sichtbare Verlegenheit; sie sahen einander an, zauderten, diktirten ihren Schreibern einige Worte — kurz, sie faßten gar keinen Entschluß. Die Zusammenkunft fand jedoch statt.

„Die Herren Gützlaff, Simpson, Stephens und ich fuhren mit unseren zwei Koreanischen Freunden (Yang y und Tung uo) dem Dorfe zu und stiegen im Angesicht von etwa funfzig etwas wild aussehenden Bewohnern an's Land. Einige derselben machten die Geberde des Kehlabschneidens und verhehlten nicht ihren lebhaften Wunsch, uns recht fern zu wissen. Diese ziemlich unfreundlichen Demonstrationen benahmen dem ehrlichen Yang y seine ganze Heiterkeit, und er schrieb mit Bleistift, daß wir morgen wiederkommen müßten, da die Mandarinen nicht hier seyen. Dieser gute Rath kam zu spät; obgleich unbewaffnet, waren wir doch entschlossen, die Sache wacker durchzuführen. Wir gingen gerade auf einen der Eingänge des Dorfes los, das mit einer dichten, durch Flechtwerk aus Weidenruthen noch mehr befestigten Hecke von zwölf Fuß Höhe umgeben war, hinter der die Wohnhäuser verschwanden. Indem wir uns näherten, hörten wir einen Lärm von Trompeten und gewahrten bald zwei Soldaten in blauer Kleidung und mit Filzmützen, die, aus allen Kräften blasend, dem Eingang zuschritten. Dann pflanzten sie sich hin, als wollten sie uns den Weg vertreten, und machten einen gräßlichen Spektakel. Einen Augenblick nachher erschienen die Greise Li und Kin, Jeder von vier Trägern in unbedeckten Sänften geschleppt. Li saß auf einem Tigerfell und hatte ein so groteskes Ansehen, daß wir bei jeder anderen Gelegenheit laut hätten lachen müssen.

Die Trompeter schritten voran. Die Alten grüßten uns höflich, und deuteten an's Ufer, wo einige zwanzig Arbeiter eine Art Wagenschoppen zimmerten, welcher der Ort unseres Rendezvous seyn sollte. Vergebens stellten wir ihnen vor, daß wir als öffentliche Geschäftsträger unsere Instructionen auf ehrenvollere Art, und in einem öffentlichen Gebäude abzuliefern hätten. Man wollte durchaus mit uns in den Schoppen. Jetzt versuchte ich Trotz, drängte mich, doch ohne Gewalt zu gebrauchen, durch etwa zehn Eingeborne, und gelangte zu einem kleinen Platze, an einem von einer Verandah umgebenen Hause, wo ich mich niedersetzte, und meinen Wunsch aussprach, daß die Conferenz hier stattfinden möchte. Plötzlich stießen ein Paar Eingeborne ein großes Geschrei aus, und in demselben Augenblick lief ein Soldat zu den Mandarinen und kündigte ihnen an, was vorging. Nach wenigen Minuten hörte man ein neues Geschrei, und wir sahen, wie vier Soldaten zwei Männer vor die Mandarinen schleppten. Die Unglücklichen wurden zu Boden gelegt, und man schickte sich eben an, ihnen Prügel zu geben."

„Wir eilten sogleich auf die Gruppe los. Es wäre niederträchtig von uns gewesen, wenn wir zugelassen hätten, daß zwei Unschuldige für Etwas, das wir gethan, bestraft würden. Ich ging gerade auf den Soldaten los, der eben schlagen wollte, packte ihn beim Arm und schob ihn zurück, während ein Neger von unserer Mannschaft, ein starker und kühner Bursche, dem anderen Soldaten den Stock aus der Hand riß und weit wegschleuderte. Mehr als zweihundert Koreaner drängten sich um die Mandarinen, welche die äußerste Bestürzung zeigten. Während dieses Auftritts schrieb Gützlaff ein paar Zeilen an die Mandarinen, worin er bemerkte, daß wir augenblicklich unser Schiff besteigen und absegeln würden, wenn man diese Unschuldigen für Etwas bestrafte, was wir verschuldet hätten. Die Mandarinen berietben sich einen Augenblick, worauf der alte Li die Angeklagten in Freiheit setzen ließ."

„Die Oberhäupter traten jetzt in den Scheppen, wohin wir ihnen folgten. Man hatte Matten auf den Boden gelegt, worüber man Tigerfelle ausbreitete. Jetzt entspann sich ein kurzer Dialog in der Gebehrdensprache. Wir bezeugten unser Mißvergnügen über diese Aufnahme, und ich überreichte dem alten Li meinen Brief, um ihm keine Zeit zur Reflexion zu lassen. Aber gleich bemerkte ich meinen Fehler; denn wollten wir Zutritt in's Dorf haben, so durfte unser Gesuch nicht unter dem Scheppen abgegeben werden. Glücklicherweise war es noch nicht zu spät, um mein diplomatisches Versehen wieder gut zu machen, und als man mich um Ablieferung der Geschenke bat, sprach ich: „Nein! Geschenke an den König von Korea dürfen nicht so respektwidrig abgeliefert werden; obgleich Ihr Fremden gar keine Rücksicht beweiset, so glaube ich doch, daß die Ehrfurcht gegen Eueren Fürsten Euch nicht erlaubt, ein schriftliches Gesuch und Geschenke an seine erlauchte Person in dieser elenden Baracke zu empfangen!" Sie versetzten mit einiger Betroffenheit: „Wir gehorchen unserem Gesetz." „„Wohl"", sprach ich, „„so werde ich die Geschenke zurückbringen lassen."" Dieses Mittel wirkte. Die Mandarinen suchten uns zu besänftigen und schlugen dann vor, daß nur Herr Gützlaff und ich sie in's Dorf begleiten möchten. Ich verlangte dieselbe Gunst für die Herren Stephens und Simpson; sie wurde bewilligt, und man schickte einen Boten ab, der für ein Lokal zu unserer Aufnahme sorgen sollte."

„Bald nachher bestiegen die Oberhäupter wieder ihre wandelnden Sänften, die Trompeter erneuerten ihren Lärm, und man machte sich auf den Weg, wobei die Soldaten, wie in China gebräuchlich, rechts und links, kreuz und quer in den Volkshaufen schlugen. Im Dorfe angelangt, stiegen die Mandarinen vor einem der ersten Häuser ab. Hier hatte man unter der Veranda bequeme Sitze eingerichtet. Wir ließen die in drei Büchsen verschlossenen Geschenke bringen und legten sie zu den Füßen der Oberhäupter nieder."

„Jetzt wurde Wein mit rohem Knoblauch aufgetragen. Wir leerten die Gläser und schieden als gute Freunde. Als wir an Bord zurückkehrten, kamen die armen Teufel, die wir vor der Bastonade beschützt, uns entgegengelaufen und bezeugten ihre innigste Dankbarkeit. Dieser Umstand mochte überhaupt einen günstigen Eindruck gemacht haben, denn Jedermann grüßte uns jetzt nach der Landessitte, d. h. mit verbundenen und bis zum Gesicht erhobenen Händen. Die Mandarinen schickten uns zwei Schweine, einen Sack voll Reis und Küchengewächse."

Während man die Antwort von Hofe abwartete, gab es viele Zusammenkünfte zwischen den Engländern und Koreanern; da man jedoch nur schriftlich konversiren konnte, so wurde der Dialog nie lebhaft. Es kostete Herrn Lindsay nicht wenig Mühe, über die Einrichtung und Sitten des Landes etwas zu erfahren. Die Koreaner haben zwar ihre eigene Literatur; allein die meisten Bücher, deren sie sich bedienen, sind doch Chinesisch geschrieben. Eines Tages vermochte man den Koreaner Yang y dahin, daß er das Koreanische Alphabet niederschrieb und ein Chinesisches Vaterunser in seine Muttersprache übersetzte. Aber gleich nachher äußerte er die größte Besorgniß und gab durch Gebehrden zu verstehen, die Oberhäupter würden ihm, wenn sie das erführen, den Kopf abschlagen lassen.

Den 9. Juli, nach etwa dreiwöchentlichem Warten, kam ein Bote mit der Entscheidung. Dieses Individuum betrat, in Begleitung der Mandarinen Kin und Li, das Schiff „Amherst." Die Urkunde besagte im Wesentlichen, daß Korea, als ein von China abhängiger Staat, ohne besondere Autorisation des Kaisers in keine Handelsverbindung mit Europäern sich einlassen könnte, und daß die Bittschrift der Engländer dem König nicht einmal vorgelegt werden dürfe, indem schon ihre Annahme von Seiten der Minister eine Uebertretung des Gesetzes sey. Herr Lindsay bemerkte, die Reiche Siam und Cochinchina seyen ebenfalls den Chinesen zinsbar, und gleichwohl dürften sie ausländische Fahrzeuge in ihre Häfen aufnehmen. Die ganze Antwort des Gesandten beschränkte sich auf die Worte: „Meine Nation kann nicht also handeln." Hierauf sagte er, das Gesuch und die Geschenke seyen nur durch einen Fehlgriff der

lokalen Magistrate (Kin und Li) angenommen worden, und befahl, sie wieder auf das Schiff zu bringen. Herr Lindsay opponirte lebhaft, indem er bemerkte, die Uebergabe und Annahme seyen ja offiziell gewesen, und man hätte sich verpflichtet, sie an den König zu schicken. Der Gesandte wurde sehr verlegen und ängstlich bat er, flehte, fiel vor Bücklingen beinahe zu Boden, und gab zu verstehen, man werde ihm den Kopf ab- und den Bauch aufschneiden, wenn Herr Lindsay nicht nachgäbe.

Herr Lindsay ist fest überzeugt, daß an den Widerwärtigkeiten und getäuschten Hoffnungen, die er in Korea erfahren, einzig und allein die Regierung Schuld war, und daß der Gesandte nur nach dem ausdrücklichen Befehl des Königs handelte.

Von Korea wendete sich der „Amherst" nach Süden, und ankerte den 22. August in der Bai Na ya kiang, an der Küste der größeren von den Inseln Lieu khieu (Liquejos). Die befriedigenden Details, welche Capitain Hall über die Leutseligkeit und Gastfreundschaft der Eingebornen gegeben, ließen Herren Lindsay hoffen, daß wenigstens hier seine Pläne sich realisiren könnten.

„Wir landeten", so erzählt Lindsay, „auf dem Hafendamm, an der Mündung eines Flusses. Ein zahlreicher Haufe kam uns entgegen, und einer der Eingebornen redete mich Englisch an, von welcher Sprache er ein Paar Worte gemerkt hatte. Die Meisten sprachen geläufig Chinesisch und überhäuften uns mit Fragen, als sie zu ihrem Erstaunen bemerkten, daß wir dieselbe Sprache vollkommen verstanden. Man führte uns in einen Tempel, wo wir den vornehmsten Sprechern, die sich Yi dschi und Osoko nannten, die Ursache unseres Besuches mittheilten. Der Erstere zeigte mir ein kleines Vokabular in Englischer Sprache und in der von Lieu khieu, das er mit Hülfe des Capitain Stavers im Monat Februar angefertigt hatte. Ehe wir schieden, begehrte Yi dschi ein Verzeichniß unserer Bedürfnisse, damit wir sie baldigst empfingen; als ich aber von Handel sprach, schüttelte er den Kopf und sagte, das Land sey zu arm, als daß es gegen unsere herrlichen Waaren etwas auszutauschen hätte. Es befanden sich eben drei Japanische Junken im Flusse; die Oberhäupter versicherten uns, sie trieben mit den Japanesen gar keinen Verkehr, und diese Fahrzeuge hätte nur ein Sturm genöthigt, in die Bai einzulaufen."

„Des anderen Tages, den 23. August, landeten wir am Abend zu Ponjong, und gingen von da in den Tempel, wo Yi dschi und ein anderer Chef, Namens Amdscha, gleich nachher sich einstellten. Man präsentirte uns Thee und Pfeifen, und bewies überhaupt große Herzlichkeit. Schon nach einer Viertelstunde verwandelte sich unser steifes diplomatisches Gespräch in eine freundliche Unterhaltung. Doch bemerkten wir, daß unsere Wirthe jeden Augenblick mit sich selbst in Widerspruch geriethen. Nachdem wir vergebens auf die Ankunft eines noch höheren Chef's gewartet hatten, überreichte ich Amdscha mein Gesuch an den König."

„Am 24. August besuchten uns Amdscha und zwei andere Chef's in ihren Gala-Mützen. Sie blieben bis zum folgenden Morgen an Bord, durchstöberten das ganze Schiff, und nahmen einen großen Theil der Waaren in Augenschein. Amdscha gab mir deutlich zu verstehen, mein Gesuch werde nicht stattfinden, und fragte, ob unser Schiff nicht dasselbe wäre, welches im Frühling zu Fu dschou fu eingelaufen sey, wo er sich damals auf einer Handels-Junke befand. Im Verlauf der Unterhaltung gaben wir uns alle erdenkliche Mühe, den Argwohn dieser Herren zu beseitigen; allein unsere Kenntniß ihrer Gebräuche und der Chinesischen Sprache schien sie nur noch mißtrauischer zu machen.

Am Morgen des 26sten brachten uns die Mandarinen folgende schriftliche Antwort:

— — — „Nach reiflicher Prüfung will es uns bedünken, daß der Wunsch Eures ehrenwerthen Reiches, mit uns in Handelsverbindung zu treten, in freundschaftlichen Gesinnungen, die wir dankbar anerkennen, seine Quelle hat. Aber unser Land ist arm und klein; das Erdreich ist unfruchtbar; seine Erzeugnisse sind spärlich und man findet bei uns weder Gold noch Silber; also haben wir nichts, was wir Euch gegen Euere kostbaren Waaren anbieten könnten. Außerdem sind wir ohne Gesetze und Bestimmungen über den Handel mit Ausländern, und so ist es schwer, in dieser Angelegenheit an den König zu berichten."

„Schließlich bitten wir den verehrten Herren Hu hia mi (Hugh Hamilton), die Gründe zu erwägen, die uns abhalten, seinem Wunsche Genüge zu thun. Dies ist unsere Antwort."

Diese offizielle und verneinende Urkunde machte der ganzen Diskussion ein Ende. Des anderen Morgens zog der „Amherst" die Segel auf und kam den 5. September in Makao an.

Nord-Amerika.

Einige Notizen über Fenimore Cooper.

Fenimore Cooper, der berühmte Amerikanische Romandichter, erblickte zu Burlington in Neu-Jersey im Jahre 1789 das Tageslicht. Seine Familie war unmittelbar nach dem Ausbruche der Englischen Revolution nach Nord-Amerika emigrirt und hatte sich zu Cooperstown, in der Grafschaft Ortego (in Neu-York), niedergelassen. Der Vater des Herrn Cooper, welcher 1809 starb, war der erste Staatsbeamte in jener Grafschaft gewesen und hatte selbst beträchtliche Erbgüter in Besitz.

Cooper verließ die Schule zu Yale in einem Alter von sechzehn Jahren, um sich dem Seeleben zu widmen. Nachdem er zwei Jahre am Bord eines Kauffahrteischiffes zugebracht und verschiedene fremde Länder besucht hatte, wurde er an einem Kriegsschiffe angestellt. Er heirathete ein Fräulein von Lamey, welche aus einer Familie von jenen Hugenotten herstammte, die nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nach Amerika geflüchtet waren.

Bald verließ er die Marine und hielt sich abwechselnd auf seinem Landgute bei Cooperstown oder auf dem Erbgute seiner Frau zu West-Chester auf. 1821 kam er mit seiner Familie nach Europa und wurde zum Konsul in Lyon ernannt; ein Titel, der bei ihm rein honorär war, denn er ist in seinem Leben nicht nach Lyon gekommen.

Herr Cooper hat sich zu London, Paris, Florenz, Rom, Neapel, Dresden, Bern u. s. w. aufgehalten, um die Sitten der verschiedenen Länder zu studiren. Er ist gegenwärtig im Begriff, nach Amerika zurückzukehren. Die von ihm herausgegebenen Romane sind: die Vorsicht, der Spion, die Pioniere, der Lootse, Lionel Lincoln, der letzte Mohikan, die Prairie, der rothe Korsar, die Hexe der Gewässer, der Bravo, die Heidenmauer und der Henker. Da seine Werke selten unter seinem Namen herauskamen, so sind ihm einige irrthümlich zugeschrieben worden; dagegen glaubt man, daß er noch andere geschrieben hat, zu denen er sich nie als Verfasser bekannt hat.

Cooperstown war während der ersten Jahre der Jugend Cooper's eine Gränzstadt, und wie man versichert, hat er sie im Auge gehabt, als er Templetown in seinen „Pionieren" beschrieb. So oft Cooper die Wälder und die Meere schildert, kann ihm Niemand zur Seite gesetzt werden. Niemals hat ein Schriftsteller die Naturscenen mit so großer Kraft, mit so viel Glück und Wahrheit dargestellt. Seine Schilderungen der Meeresscenen sind unvergleichlich; Alles ist Handlung, Charakter und Poesie. Entwirft er uns ein Bild, so sehen wir dasselbe mit allen, selbst den unbedeutendsten Nebenumständen. Sogar in den Worten, deren er sich bedient, um sie zu beschreiben, hören wir das Geräusch der Wogen, das Geschrei der Matrosen und das Geheul der Segel. Er ist unvergleichlich, wenn er die Sprache der Indianer redet, und wenn er das Leben in der Wüste beschreibt.

Bibliographie.

Aurungzebe — ein Mährchen des Alraschid. 2 Bde. Philadelphia.

The law glossary. (Uebersetzung der in alten Griechischen, Lateinischen, Französischen und Sächsischen Gesetzbüchern vorkommenden und noch heute Geltung habenden Stellen.) Von Thomas Taylor. Albany.

Journal and letters from France and Great Britain. (Briefe einer jungen Amerikanerin aus Frankreich und Großbritannien.) Von Emma Willard. Troy und New-York.

A volume from the life of Herbert Barclay. (Aus dem Leben eines jungen Amerikaners.) Schilderung heimatlicher Sitten. Baltimore.

Mannigfaltiges.

— Die Zahl Fünf. Die Chinesen haben großen Respekt für die Fünf. Nach ihrer Meinung giebt es fünf Elemente — Wasser, Feuer, Metall, Holz und Erde; fünf ewige Tugenden — Güte, Gerechtigkeit, Treue, Wissenschaft und Wahrheit; fünferlei Geschmack — sauer, süß, bitter, herb und salzig; fünf Farben — himmelblau, gelb, fleischfarben, weiß und schwarz; sie behaupten auch, es gäbe fünf Eingeweide — die Leber, das Herz, die Lungen, die Nieren und der Magen. Sie zählen fünf Sinnesorgane — Ohren, Augen, Mund, Nase und Augenbrauen. Ein Chinesischer Dichter hat einen kuriosen Dialog zwischen diesen Organen beschrieben. Der Mund beklagt sich, daß die Nase nicht nur zu nahe an ihm, sondern gar über ihm sey; Letztere hingegen vertheidigt ihren Standpunkt, indem sie zeigt, daß, wenn sie nicht wäre, Jener lauter verdorbene Speisen zu essen bekommen würde. Die Nase beklagt sich ihrerseits, daß die Augen über ihr residiren; diese erwiedern, daß, wären sie nicht, die Menschen mit ihrer Nase übel anlaufen würden. (L. M.)

— Luc-Noi-Nam oder das schwimmende Kind. Wir entlehnen Folgendes aus der Beschreibung eines Besuchs des Hofes von Siam, die im Singapore Chronicle mitgetheilt wird: — „Luc-Noi-Nam ist ein kleines Mädchen in einem Alter von drei Jahren; sie konnte schon, als sie Ein Jahr alt war, schwimmen und scheint nur dann glücklich zu seyn, wenn sie sich im Wasser befindet. Wenn sie hineinkommt, so macht sie mehrere Schwenkungen, aber schwimmt nicht wie andere menschliche Wesen, sondern wälzt sich rund und rings herum, und zwar, wie es scheint, ohne die geringste Anstrengung, sich stets zu erhalten, so leicht wie ein Stück Kork. Kommt sie aus dem Wasser heraus, so ist sie ganz unglücklich, schreit und will mit aller Gewalt wieder hinein. Sie kann weder sprechen noch gehen; der einzige Laut, den sie von sich giebt, ist ein gurgelnder Ton in der Kehle, wie ihn etwa Einer, der erstickt, vernehmen läßt. Die Mutter dieses Mädchens ist eine Frau von schönem Ansehen; sie hat vier Kinder gehabt, zwei Knaben und zwei Mädchen, aber die Ersteren sind gestorben. Das älteste Mädchen ist jetzt sieben oder acht Jahr alt. Diese schwimmt gewöhnlich mit ihrer jüngeren Schwester zusammen, oder bewacht sie, um sie vor jedem Unfall zu schützen. Das „schwimmende Kind" ermangelt auch des Augenlichts und hat bis jetzt keine andere Nahrung genossen als seiner Mutter Milch."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 26. Berlin, Freitag den 28. Februar 1834.

Frankreich.

Die Tage der Proscription.

Erinnerungen aus der Revolution von Charles Nodier.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß Jemand, der seine Memoiren schreibt, nicht umhin kann, von sich selbst zu sprechen; und ich brauche mich deshalb nicht zu entschuldigen. Ich setze voraus, daß mein Leser von Hause aus geneigt ist, in diesen Blättern nichts Anderes zu suchen, als was sich wirklich darin befindet: die Träumereien eines Einsiedlers, der sich damit unterhält, für sich selbst die bürgerliche Epopöe seines Lebens wieder aufzubauen, weil ihn die Vergangenheit in ihrer Anmuth für die Gegenwart entschädigt und ihm dieselbe erträglich macht. Die Jugend des Menschen lebt in seiner Einbildungskraft mit einem unvergleichlichen Reiz, weil sie ihn in Gedanken zu dem Bewußtseyn seiner Kraft, dem Rausch seiner Vergnügungen und sogar zu der Erinnerung an Qualen zurückführt, die ein Gegenstand des Triumphes und der Freude werden, wenn man sie überlebt hat. Vorübergegangene Ereignisse gehören uns eben so wenig an, als Ereignisse, die niemals seyn werden, und doch ergötzt jenes erloschene Zauberspiel, wie der Gedanke an einen schönen Traum, mit dem man sich oft noch lange Zeit beschäftigt.

Indem ich diesen Blättern meines jugendlichen Tagebuches eine Ueberschrift gebe, die dem Inhalte ziemlich entspricht, gedenke ich keineswegs einen großen persönlichen Vortheil aus einer Lage zu ziehen, die unglücklicherweise zu jenen Zeiten ziemlich allgemein war. Mit Ausnahme einiger bevorzugten Menschen, deren Geschicklichkeit ich weit mehr als ihren Charakter bewundere, und die das seltsame Vorrecht hatten, unter allen Regierungen die Proscription zu leiten, ist in Frankreich alle Welt im ausgedehntesten Sinne des Wortes einmal proskribirt gewesen. Es gab keinen Sohn aus einem guten Hause, für so unvermögend und unschädlich man es auch immer halten mochte, der nicht einige Tage im Gefängnisse zugebracht hätte, oder der nicht einige Wochen lang von den Spürhunden der Polizei und der Gendarmerie wie ein wildes Thier verfolgt worden wäre. Es ist dies ein ganz natürlicher Umstand, den ich ohne alle Bitterkeit berichte. Die Regierungen haben das Recht sich zu vertheidigen, wie sie die Macht dazu haben, und das Beste, was man von ihnen erwarten darf, ist, daß sie von jener doppelten Fähigkeit zu ihrer Erhaltung mit etwas Schonung bis zu dem immer versprochenen und immer vergebens erwarteten Augenblick Gebrauch machen, wo aus unseren stürmischen Versuchen endlich eine politische Form hervorgegangen ist, die alle Stimmen für sich hat. Ich wage nicht dafür zu stehen, daß dies schon heute oder morgen oder selbst schon in einigen Monden der Fall seyn wird; aber sicher wird es in der utopischen Aera geschehen, die uns der Liberalismus seit 45 Jahren verspricht.

Einen großen Vortheil haben die gegenwärtigen Proscriptionen dadurch vor den dumpfen und stummen des Kaiserthumes, daß sie wenigstens die Debatten einer prozessualischen Oeffentlichkeit dulden, in denen die Behörden oft nicht die leichteste und glänzendste Rolle zu spielen haben. Jetzt weiß man ganz genau, wie schwer die Ketten eines Gefangenen wiegen, und wie es um die Reinlichkeit seines Gefängnisses steht. Damals entriß man uns unseren Familien, ohne ihnen nur einmal den Namen des stummen Gefängnisses zurückzulassen, wohin sie in der Stunde des Gebetes ihre Blicke zu richten hatten. Man schleppte uns nach Laune von einer Stadt in die andere, von einem Lande in das andere, um der Freundschaft unsere Spuren zu entziehen, und um uns nicht Zeit zu lassen, durch Sanftmuth und Ergebung das Mitleid eines alten Cerberus zu gewinnen, der gegen das Unglück ohnedin schon abgestumpft genug war. Man erschoß unter unseren Fenstern, ohne irgend eine Form des Prozesses, die vier unglücklichen Bretagner Matrosen; man ermordete auf einem Schiffe der Schwanen-Insel auf offizielle Weise meinen Freund Raoul de St. Vincent; man brachte meinen Freund Christoval dahin, sich mit einem Barbiermesser die Kehle abzuschneiden, und die Zeitungen wußten nichts davon, und die Kommission für die persönliche Freiheit empfingen regelmäßig ihr reiches Gehalt, das versteht sich von selbst. Die Unschuld hatte nicht die Aussicht auf ein Urtheil; die Eitelkeit konnte sich eben so wenig durch den Reiz des Aufsehens, als der Heldenmuth durch die Hoffnung auf Ruhm trösten. Auch war die Opposition selten und ängstlich. Und dazu hatte sie wohl guten Grund.

Es ist also wohl, um wieder auf meinen Gegenstand zurückzukommen, fast Niemand, der nicht etwas von der Lebensweise wüßte, von der ich Einiges zu erzählen gedenke, und dies ist der einzige Grund, der meinen Geschichtchen in den Augen mancher Leser einigen Reiz verleihen könnte. Es ist so natürlich, sich für Leiden zu interessiren, die man selbst empfunden hat! — In meiner Jugend war es eine große Frage, zu wissen, was besser sey, das Gefängniß oder die Flucht, oder was schwerer zu ertragen sey, der traurige Aufenthalt hinter finsteren Mauern oder ein elendes Herumtreiben in Wäldern und Feldern? Ich habe lange Zeit hindurch Beides genossen und bin im Stande, zu beweisen, daß eine wie die andere jener im Allgemeinen wenig beneideten Lagen ihre besonderen Annehmlichkeiten haben, die auch in den unparteiischsten Händen die Waagschale zum Schwanken bringen können. Im Gefängnisse richtet sich der persönliche Muth auf an der Gemeinschaft des Unglücks, er wird durch Gespräche aufrechterhalten und durch die Freundschaft unterstützt. Im freien Felde hat man die Luft, den Raum, die Freiheit, den Stolz der Unabhängigkeit, die Eitelkeit auf die Gewandtheit, mit der man allen Verfolgungen entgeht, die Hoffnung auf eine brüderliche Aufnahme in der räucherigen Hütte des Kohlenbrenners, die Abwechselung der Gefahren und der Ereignisse, die sich täglich erneuern, und im Nothfall die Aussicht auf eine heldenmüthige Vertheidigung. Und doch ist es nicht weniger wahr, daß selbst in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, die Wahl noch nicht getroffen ist. Wie oft habe ich nicht selbst hinter Schloß und Riegel gewünscht, ganz nackt auf einen von Meer umspülten Felsen versetzt und allem Ungemach der Witterung preisgegeben zu werden, wenn ich nur dem finsteren Gefängnisse entrissen wäre! Und wieder, wie oft habe ich nicht in ungastlichen Wäldern mich nach einem feuchten Gefängnisse gesehnt, wo ich wenigstens Brod haben könnte, um meinen wüthenden Hunger zu stillen! Der Mensch ist nie zufrieden!

Was die Energie junger Leute gegen alle Gefahren, von denen das wandernde Geschick eines Proskribirten umgeben ist, besonders stärkt, ist jene überströmende Lebenskraft, die sich durch die Bewegung und selbst durch Ermüdung und Entbehrungen noch vermehrt, jener Enthusiasmus des Kopfes und des Herzens, der sich aus allen neuen Gegenständen stets neue Nahrung saugt, und durch den uns Alles Wollust wird. Es giebt fast keinen Tag, an dem ich mich nicht an etwas der Art erinnerte, und unter Anderem an jenen Frühlings-Morgen, wo ich zwei Gendarmen entwischte, indem ich einen zwölf Fuß breiten Bach durchwatete und dann leise in ein schon ziemlich hohes Getraidefeld kroch, wo man mich noch lange suchte, während ich in eiliger Hast auf einem schmalen Fußweg entfloh, wo mich meine Tritte nicht verrathen konnten. Dann kamen Gräben und dichte Gesträuche, die mich aber nicht aufhalten konnten, und zuletzt eine Mauer, die mir ganz gewiß unübersteiglich geschienen haben würde, wenn ich nicht schon hinüber gewesen wäre, als ich diese Bemerkung machte. Ich hatte nun eine Viertelstunde Weges zurückgelegt; aber schon bei den ersten zwanzig Schritten war ich von meinem Entkommen überzeugt gewesen; denn nicht ich, die Erde war es, die floh, die unter meinen Schritten schwand, und die meine unbeweglichen Feinde, ich weiß nicht, wohin, entführte. Man erkläre mir nur, wie es zugeht, daß es in der Jugend Augenblicke der physischen und moralischen Kraft giebt, wo Meerengen und Gebirge nicht für Hindernisse gehalten werden, zauberische Stunden, wo man Alles kann, was man will! — Hinter einem alten Baum versteckt, richtete ich meine Blicke auf den zurückgelegten Weg, der sich wie ein weißes Band durch die Ebene hinschlängelte, und bemerkte mit nicht geringem Vergnügen meine Gendarmen, die lächerlicherweise immer dieselbe Stelle durchsuchten, als ob sie in den Kreis des Popilius gebannt wären, und ihre Blicke immer nach der Gegend gerichtet hielten, die der von mir eingeschlagenen gerade entgegengesetzt war. Nach langer Ueberlegung machten sie mir die Freude, sich im gestreckten Galopp zu entfernen.

In solchen Augenblicken wird die Freiheit nach ihrem wahren Werthe geschätzt. Wie ganz genoß ich damals mein Leben und das Recht, über dasselbe verfügen zu können. Ich hätte nicht mit größerem Stolze durch die weiten Felder, welche sich vor mir öffneten, schreiten können, wenn sie mir erb- und eigenthümlich gehört hätten. Und gehörten sie mir etwa nicht? Nach drei Stunden raschen Ganges, in denen ich mehr als sechs Stunden Weges zurückgelegt hatte, stieg ich, wie durch Zauber, in ein kleines kreisförmiges Thal hinab, welches am Fuße eines Amphitheaters von waldbekränzten Hügeln lag, und welches an den beiden Ufern eines lieblichen Flusses die duftende Pracht seiner blumenreichen Vegetation ausbreitete. Es war das

Thal von Courlans, das anmuthigste im Jura-Gebirge und vielleicht in der ganzen Welt. Ich war wenigstens an jenem und noch an einem anderen Tage dieser Meinung. Alles lebte und athmete um mich, wie ich, Jugend, Freude und Freiheit. — Ich war allein, ohne Gewissensbisse, ohne Paß, ohne Sorge für die Zukunft, denn alle Leiden des Proskribirten waren aus meinem Gedächtnisse verlöscht. Stolz auf meine Unabhängigkeit, auf meine Kraft, auf mein Glück, auf den freien Besitz des Weltalls, den mein Geist umfaßte, hätte ich diese ungewisse zwischen zwei Gefahren ausbrechende Freude nicht gegen die gesicherte Herrschaft der Welt vertauscht. Mein Kopf schwindelte in einem dichterischen Rausch, den ich seitdem nicht wiedergefunden habe, mein Herz zitterte vor Wollust. Plötzlich drangen mir Thränen ins Auge, und ich sank auf meine Kniee. „O, mein Gott!“ rief ich aus, „wie schön ist die Natur! Wie groß bist Du in Deinen Werken und wie allgütig in den Tröstungen, die Du dem Unglücklichen zu Theil werden läßt! O, mein Gott! wenn ich genug geliebt habe, um Dich zu kennen und anzubeten, so nimm meine Seele zu Dir; mein schwacher Körper erliegt unter ihr!“ Darauf legte ich mich mitten unter den Blumen zur Ruhe; denn ich habe mich niemals der Erhörung näher geglaubt. Ich stammelte beim Einschlafen den Namen meiner Aeltern, meiner Schwester Clementine, die ich sah, weil sie es gewollt hatten — und alles Bewußtseyn schwand. Der einzige Gedanke, der mir von jener seligen Ueberspannung geblieben, ist der, daß ich in ihr mehr unaussprechliche Glückseligkeit genossen habe, als in dem ganzen übrigen Theil meines Lebens.

Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man glaubte, daß dergleichen sich oft ereignete. Einige Tage waren kaum verflossen, als jene so reine, so beseligende Glut den bittersten Qualen Platz gemacht hatte. Sechs Gendarmen waren mir so dicht auf den Fersen, daß ich mich genöthigt sah, auf dem Heuboden eines guten und redlichen Bauern Zuflucht zu suchen, wo ich mich in das frisch gemähte Heu vergrub. Es ist schwer, sich einen richtigen Begriff von der Unbequemlichkeit eines solchen Aufenthaltes zu machen, wenn man nicht an sich selbst die Wirkung des betäubenden Geruches und der drückenden Hitze erfahren hat. Ich war verurtheilt, um der Gefangenschaft und vielleicht dem Tode zu entgehen, dort 36 Stunden physischer und moralischer Qual, ruheloſen Schlafes und ermüdender Ruhe zuzubringen, die sich auf keine Weise nach den gewöhnlichen Eintheilungen der Zeit messen lassen. Es war eine anhaltende Marter, die ich später in meinen Träumen noch oft nachempfunden habe, und die Dante in der Aufzählung der Qualen der Hölle vergessen hat. Zuweilen fühlte ich die auf mir liegende Last etwas erleichtert, um sich einige Augenblicke darauf noch drückender zu vermehren. Die Soldaten durchsuchten mit ihren Säbeln das Heu; zweimal war schon mein Fuß berührt, ein dritter Stich verwundete mich an der rechten Hand, die ich über mein Gesicht hielt, um nur spärlich die brennende und vergiftete Luft einzuathmen, welche mein trauriges Daseyn fristete. Wenn die Dunkelheit, welche in diesem Aufenthalte des Elendes und der Verzweiflung herrschte, ihnen gestattet hätte, ihre Säbel beim Herausziehen zu betrachten, so würde mein daran klebendes Blut mich augenblicklich verrathen haben; da aber kein Stöhnen, kein Geschrei, keine Zuckung ihnen verrathen hatte, daß ein Mensch unter ihren Füßen sterbe, so steckten sie ihre Säbel ruhig wieder in die Scheide und entfernten sich, ohne sich weiter Mühe zu geben. Das Heu, welches wieder anfing, mit ungeheurer Last auf mich zu drücken, machte mir zwei Dinge begreiflich: erstens, daß ich von einer Todesnoth befreit war, und zweitens, daß ich der anderen nicht entgehen würde; denn jede Handvoll Heu, die zu der Masse, welche mich erdrückte, noch hinzu kam, hemmte mehr und mehr meinen keuchenden Athem. In der That, als die Reiter, durch ein heraufziehendes Gewitter beunruhigt, sich in den Sattel schwangen, um ihren Quartieren zuzueilen, und als es meinen ehrlichen Wirthsleuten gelungen war, meinen fast leblosen Körper aus seinem unerträglichen Gefängnisse zu befreien, hatte ich nur gerade noch so viel Bewußtseyn behalten, als man bedarf, um daran zu verzweifeln, daß man das ganze jemals wiedererhalten werde. Die schwachen Lebenszeichen, die ich indeß noch von mir gab, entrissen ihnen Ausrufungen der Freude; die armen Leute glaubten ganz gewiß einen Leichnam zu finden. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Souvenirs de fidélité. (Erinnerungen an die Familie Karl's X.) Von A. v. Calvimont und de la Baume. Pr. 4 Fr.

Vie politique de Charles-Maurice, prince de Talleyrand. (Talleyrand's Leben.) Pr. 6½ Fr.

Histoire chronologique d'Angleterre. (Chronologische Geschichte von England.) Von A. Lienyns. Pr. 3 Fr.

Histoire de France. (Eranvillez, Geschichte von Frankreich.) 2 Bde.

Voyage dans l'oural. (A. Th. Kupffer's Reise nach dem Ural im Jahre 1828.)

Influence des vetemens sur nos organes. (Einfluß der Kleidung auf die Gesundheit.) Von Dr. A. Foville.

Observations cliniques sur les difformités de la taille et des membres. (Orthopädische Beobachtungen.) Von Prof. Delpech und Dr. Trinquier. Pr. 20½ Fr.

England.

Lord Byron's letzte Seefahrt.

(Fortsetzung.)

Die Diät, der sich Byron aus Wahl unterzogen hatte, würde wenigen Leuten behagen, und ich kenne deren, die allen Ruhm, den der Dichter bei Lebzeiten und nach seinem Tode genossen, um diesen Preis nicht würden erkaufen mögen. Er frühstückte weder, noch speiste er zu Abend; seine einzige Mahlzeit, die er sein Mittagessen nannte, und die gar wenig diesen Titel verdiente, bestand in altem Cheshire-käse, der im Zustande völliger Verwesung war, mit Gurken und rothen Rüben in Essig eingemacht; von diesem Käse aß er viel und trank Cider oder Porter dazu, den er aus Genua bekam. Kann man sich unter einem heißen Himmel und mitten im Sommer eine Lebensart denken, die so wie diese der Gesundheit schnurstracks zuwiderlief! Ein Mal, ein außerordentlicher Fall, sah' ich Byron einen kleinen gebratenen Fisch speisen; er trank viel und sehr starken Thee, und nach der Mahlzeit hielt er seine Mittagsruh. Hierauf kam er wieder auf's Verdeck und trank Wein und Liqueur mit uns; zu dieser Tageszeit war seine Laune vortrefflich, sein Gespräch voll Witz und ungemein reich an Einfällen und Anekdoten; oft auch hielt er plötzlich inne, wandte sich um, schien eine plötzliche düstere Bewegung, die sich seiner bemächtigte, uns verbergen zu wollen, verließ uns ungestüm und schloß sich in seine Kajüte ein; irgend eine schmerzliche Erinnerung hatte sein reizbares Gemüth, seine ruhlose Phantasie berührt. Schon von Natur äußerst zart, weiblich und für alle Eindrücke leicht empfänglich organisirt, hatte er diese fast krankhafte Beschaffenheit durch die Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise und Diät noch erhöht.

Unter seinem ironischen Scepticismus lief ein Bodensatz von wunderlichem Aberglauben her; er hätte zum Beispiel nichts Wichtiges am Freitag unternommen; Salz oder Oel verschütten, erschien ihm eine sehr böse Vorbedeutung; wie die Türken und Genuesen, schloß er das Entgegengesetzte aus vergossenem Wein; aus allen diesen Schwachheiten machte er kein Hehl und schien seinen geheimen Aberglauben vielmehr auskramen, als verheimlichen zu wollen. Er hatte auf seinen Reisen durch die Welt sich einen Vorrath von Flüchen aller Länder angeschafft, die er nach der Reihe gebrauchte, ohne in der Sprache weiter zu sprechen, aus der die betreffende Formel war; Italiänisch, Griechisch und Französisch kreuzten und drängten sich in seinem Fluchdithyrambus durch einander: anathema sou! Iscia di maledetto! sacredié! Sangue di Dio! Corpo di Bacco! Seine Gewohnheiten waren Englisch, Italiänisch und Morgenländisch zugleich. Wenn er in Zorn war, so spie er mit Heftigkeit auf das Verdeck; es war dies der Ausdruck seiner tiefsten Verachtung. Uebrigens, eigensinnig, wunderlich wie er war, lief sein ganzer Aberglaube auf eine epigrammatische Ironie hinaus, die von keiner großen Stärke war; er war im Grund seiner Seele religiös und gestand unbedenklich, daß man, ohne völlig dumm zu seyn, nicht das Daseyn einer höchsten allgegenwärtigen und allgütigen Ursache leugnen könne. Ich bin gewiß, daß er sich, wenn er länger gelebt hätte, an irgend eine religiöse Sekte angeschlossen hätte, vielleicht sogar an eine fanatische, so wie die Frauen, die, nachdem sie ein Leben der Lust und des Glanzes geführt, in Gottes Armen ihre Reue in Schlaf wiegen. Er zeigte viel Achtung vor den religiösen Vorurtheilen eines Anderen, aber er mußte von der Aufrichtigkeit derselben überzeugt seyn. Was er gern lächerlich machte, das war jene Heuchelei- und Scheinheiligkeit, die immer mehr unter uns zunimmt, und die Noth, Anderen die Tyrannei unseres eigenen Geschmacks, unseres Glaubens und unseres Hanges aufzubürden. Die Schranken des menschlichen Geistes gaben ihm das Gefühl der Erniedrigung: allen großen Geistern haben sie das gegeben; er spottete über unsere Bemühungen, die Geheimnisse zu durchdringen, die Gott und Natur mit einem dreifachen Schleier bedeckt haben. Die Nichtigkeit einer Vernunft, auf die wir so stolz sind, war der stete Gegenstand seines Spottes.

Man kann behaupten, daß kein Mensch leichter zu kennen war als Lord Byron; seine Seele schien völlig durchsichtig und die Offenheit seines Wesens ging bis zur Unbesonnenheit. Das geheimnißvolle Wesen, das er annehmen konnte, das düstere und misanthropische Ansehen, das er sich öfters gab, waren durchaus nicht hinderlich, ihn mit Bequemlichkeit zu durchschauen, wie ein Kind; er konnte nichts verbergen; kaum hatte man ein Paar Tage mit ihm verbracht, so las man deutlich, nicht nur im Grunde seiner Gedanken, sondern auch in der gesammten Geschichte seines vergangenen Lebens. Galante Intriguen, Jugendstreiche, verdammenswerthe Handlungen, er plauderte Alles aus; und meine Reise mit ihm, hätt' ich's gewollt, würde mir's möglich gemacht haben, die vollständige Geschichte seines inneren Lebens zu schreiben. Ich gehe noch weiter, seine Erzählungen in Betreff der Frauen, die er gekannt, sind mir nicht der strengsten Wahrheit gemäß erschienen; mehr als ein Mal schien es mir, daß er nur aus Eitelkeit auf vertrautere Verhältnisse zwischen ihm und den Damen, von denen er sprach, anspielte, die er eben so wenig hätte gestehen, als dem Verdacht eines Fremden preisgeben sollen: Angewöhnungen eines seinen Mannes, der bei den Damen Glück gemacht, die er ungeachtet seines Genius nicht lassen konnte und die man ihm nicht zu streng anrechnen muß. Er wollte weder für einen Mann von Talent noch für einen Helden gelten. Will man wissen, nach welchem Ruf er strebte? Für einen Roué wollte er gelten. Mit dieser seltsamen Schwachheit standen alle die Fehler, die man ihm vorwerfen kann, in Verbindung; er hätte alle Welt so gern glauben machen, daß nie eine Frau der Gewalt seiner Verführung widerstanden habe; es ist wahr, er war wirklich verführerisch; seine glänzende Unterhaltung, seine beweglichen Züge, sein feines Wesen, seine Rede, bald ironisch und leichtfertig, bald einschmeichelnd und von überzeugender Gewalt — alles dies konnte seinen beherrschenden Einfluß auf die Herzen der Frauen nicht verfehlen. Aber eben so sehr, wie ich die Eröffnungen, die ihm über diesen Gegenstand entschlüpften, table, eben so wenig bin ich geneigt zu glauben, daß die Zahl seiner Opfer so beträchtlich gewesen, als er sie angab.

Es war indessen in Byron's unbesonnener Offenheit etwas Unwillkürliches und Unfreiwilliges, was sie verzeihlich machte. Wir haben schon gesagt, es war ihm unmöglich, etwas zu verschweigen; man wußte oft gar nicht, wie man das, was er Einem vertraute, aufnehmen sollte, von so geheimer Natur war es; es bezog sich so auf das engste Häusliche, daß es kein Mensch von richtigem Takt weder hätte erzählen noch anhören mögen. Die erste Regung riß ihn fort, und alle Gedanken, alle Erinnerungen, die so zu sagen auf der Oberfläche seines Hirnes schwammen, gestalteten sich zu Worten und brachen so hervor, wie sein Odem. Man hörte mit Erstaunen, wie er in Schmähungen gegen die loszog, die man für seine genauesten Freunde hielt, und gegen die er die größten Verpflichtungen hatte; und er leugnet es gar nicht; es war eine Sommerwolke, die einen starken Regen herabgoß und verschwand. Hätte ein Anderer in seiner Gegenwart die Personen, die er so übel behandelte, angegriffen, so würde er augenblicklich ihre Vertheidigung übernommen haben. Lady Noël, seine Schwiegermutter, war der Gegenstand seines eigentlichen Hasses. Seine Tochter Ada liebte er vor Allem auf der Welt am meisten.

„Sie bekommt ein großes Vermögen", sagte er eines Tages zu mir; „wenn ich Einfluß auf sie hätte, so würde ich sie abhalten, einen Engländer zu heirathen. Meine werthen Landsleute stellen immer den reichen Erbinnen nach; ich habe, was das Glück meiner Tochter betrifft, allen Respekt vor ihnen."

Byron's körperlicher Fehler betrübte ihn so sehr, daß er oft mit Zorn und Bitterkeit auf diesen Fuß anspielte, der ein wenig kürzer war als sein Genoß, und den er sich schon längst hätte abnehmen lassen, wie er sagte, wenn er nicht befürchtet hätte, hierdurch des Reitens verlustig zu gehen, das er über Alles liebte; auch sah man ihn selten zu Fuß spazieren. Hatte er einen Besuch zu machen, so ritt er zu Pferd; aus Mangel an Bewegung zu Fuß, hatte er Anlage zum Embonpoint, und da er alle dicke Leute abscheulich fand, so hatte er sich jener lächerlich strengen Diät unterworfen, die wir oben beschrieben haben, die seinen Magen verdorben und seine letzte Krankheit und seinen Tod vorbereitet hat.

Er wollte in Allem der Erste seyn. Ich habe ihn oft mit dem Pistol schießen sehen; er war sehr geschickt in dieser Waffe. Gelang der erste Schuß, so legte er das Pistol weg und nahm es nicht wieder, aus Furcht, dem Ruf seiner Geschicklichkeit zu schaden; auch wenn er sehr weit vorbeischoß, legte er die Waffe weg und sagte, dieser Tag sey ein Unglückstag für ihn, und er lasse es darum. Als ich ihn kennen lernte, fehlte er, obgleich seine Constitution sehr erschüttert und seine Nerven in sehr schlechter Verfassung waren, nur selten, und ich will sehr gern an die Heldenthaten dieser Art glauben, die, wie man erzählt, seine Jugendzeit berühmt gemacht haben. Eines Tages stellte er in einer Entfernung von zwanzig Schritt ein sehr dünnes Rohr auf, das der Lady Noël gehörte; sein Pistol, das mit einer kleinen Kugel geladen war, spaltete das Rohr in zwei Hälften, zu großem Erstaunen der Schwiegermutter, die über ihren Sidam sehr erschrak.

Er erzählte uns an Bord von seinen Thaten in dieser Hinsicht sehr Vieles; Trelawney, der nicht minder geschickt war, als er, steckte einen armen Hahn in einen Korb und hing diesen an einen Mast; der Kopf des Thieres sah über den Rand des Korbes hervor, und die beiden Männer, so berühmt in verschiedener Hinsicht, trafen ihn fast immer. Byron hatte eine vollständige Rüstkammer von vortrefflichen Waffen, besonders Pistolen, von denen ein Paar dem berühmtesten Büchsenmacher des Königs, Joe Manton, gehört hatte. Kein Preis war ihm zu hoch für gute Waffen. Eines Tages nahm der Fürst Schilizzi auf dem Verdeck ein Englisches Pistol mit doppeltem Abzug in die Hände, dessen Mechanismus er nicht kannte. Es ging los, und die Kugel streifte Lord Byron's Haare; dieser, ohne die Fassung zu verlieren, nahm das Pistol dem Fürsten aus den Händen, zeigte ihm den Mechanismus desselben und sagte zu Gamba: „Künftig geben Sie dem Fürsten nur Pistolen Italiänischer Fabrik."

Unser Schiff fuhr die Küste hinab; wir genossen ein schönes Schauspiel, das Lord Byron mit der höchsten Aufmerksamkeit beobachtete; er blieb auf dem Verdeck und bewunderte ganze Stunden lang den schönen Himmel mit seiner tiefen Bläue, die so eigenthümlich den Süden Europa's charakterisirt, und diesen weiten klaren Horizont, der ganz vom Feuer der Sonne sprühte. Vor der Mündung des Tiber strebten wir, die Kuppel des Vatikans zu erkennen; aber die aufsteigenden Dünste hielten sie verschleiert. Wir hatten Mühe, die kleine Stadt Albano und die lange Gebirgskette zu unterscheiden.

Eines der Haupt-Vergnügen Lord Byron's war, mit Trelawney zu boxen und zu fechten. Er war ein außerordentlicher Boxer, aber die Schwäche seiner Gesundheit gestattete ihm nicht mehr, diese Uebung lange auszuhalten. Mit dem Rappier zog er gewöhnlich in Kürzeren. Oft badeten auch Beide, als unzertrennliche Gefährten, nahe am Schiffe; vergebens baten wir sie, vor den Hayfischen auf der Huth zu seyn, die in den Gewässern des Mittelländischen Meeres sehr zahlreich sind. Wir näherten uns der Insel Jonza, auf welcher die Neapolitanische Regierung ihre Staatsgefangenen verwahrt, und welche damals noch voll war von jungen Leuten, die an dem Insurrections-Versuch von 1821 Theil genommen hatten. Lord Byron, der sich auf dem Verdeck befand, brach in Schmähungen gegen den jetzigen Zustand Italiens aus.

„Ich habe eine Zeit lang", setzte er hinzu, „der Hoffnung gelebt, im Kirchenstaat einen allgemeinen Aufstand zu bewirken; ich befand mich damals zu Ravenna und würde eine ziemlich bedeutende Rolle in dieser Insurrection gespielt haben; aber der General Frimont wandte sich in Eilmärschen auf Neapel, und nichts konnte vor ihm geben." — „Ich bedauere es nicht", antwortete ich ihm, „daß Sie Ihre Herrlichkeit dieser Gelegenheit, einen Muth zu beweisen, den Niemand bezweifelt, beraubt werden sind. Wie, wollen Sie, daß eine Revolution gelingen soll in diesem Lande, das in so viele erbitterte eifersüchtige und feindliche Parteien zerstückelt ist? Es giebt nichts Homogenes in Italien, und ein Ausbruch der Volkswuth auf diesem oder jenem Punkte, weit entfernt, eine allgemeine Bewegung zu bewirken, würde die übrigen Landschaften Italiens dahin vereinigen, sich still zu halten und der herrschenden Macht zu schmeicheln, aus dem einzigen Grunde, um ihre Nachbarn zu ärgern."

Stromboli gegenüber wurden wir zu unserem Erstaunen keine Flamme, keinen Feuerfunken über dem Krater gewahr, der zwar langsam, aber beständig auswirft. Byron, der sein Glas mit Aufmerksamkeit auf den Gipfel des Vulkans gerichtet hielt, erzählte mir, daß sich der Aberglaube des Volks in vielfacher Hinsicht an den Felsen von Stromboli geknüpft habe, und daß ein seltsames Dokument, das im Archiv der Englischen Admiralität niedergelegt und von der ganzen Mannschaft eines Kriegsschiffes ausgestellt sey, folgendes Wunder bezeuge. Man hatte zwei riesenhafte Gestalten zu gleicher Zeit die Wände des Berges erklimmen gesehen, die einen Menschen, der Eine am Kopf, der Andere an den Füßen, in ihren Händen hielten, und nachdem sie auf dem Gipfel des Berges angelangt waren, ihn eine Zeit lang in der Luft schwebend hielten und ihn zuletzt in den Schlund stürzten. Auf dergleichen einmal gekommen, verfolgte unser Gespräch noch eine gute Weile lang ähnliche Gegenstände, und Gespenster und Erscheinungen, für die Byron übrigens einen großen Respekt affektirte, mußten wacker herhalten.

Was soll ich von der Charybdis und Scylla sagen, aus denen die Phantasie der Alten Ungeheuer gemacht hat, und die in den Augen der jetzigen Seefahrer ein Nichts sind? Man behauptet zwar, daß bei stürmischem Wetter das Gebell der Scylla und der Strudel der Charybdis noch jetzt etwas Furchtbares haben; aber das Meer war ruhig, und Lord Byron, der von ganzer Seele einen schönen Sturm wünschte, erging sich in Verachtung und Spott über diese Schrecken der alten Mythologie. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The history of natural philosophy. (Geschichte der Physik.) Von Powell, Professor in Oxford. Bildet auch Bd. 51 von Lardner's Encyklopädie. Pr. 6 Sh.

Clifton. — Ein Gedicht in zwei Gesängen, von J. Antrobus. Pr. 5 Sh.

Theory of pneumatology. (Jung-Stilling's Beantwortung der Frage: Was soll man von Geister-Erscheinungen halten?) Uebers. von Sam. Jackson. Pr. 6 Sh.

All the debates upon parliamentary reform. (Debatten über die Parlaments-Reform seit 1734 bis 1830.) Pr. 30 Sh.

British and foreign intercourse with China. (Der Verkehr Englands und des Auslandes mit China.) Von Peter Auber. Pr. 10½ Sh.

Allan Breck. — Roman in 3 Bden. Pr. 31½ Sh.

The history of Switzerland. (Geschichte der Schweiz, von H. Zschocke.) Aus dem Deutschen übersetzt. Pr. 5 Sh.

The history of the glove-trade. (Geschichte des Handschuh-Handels.) Von W. Hall. Pr. 5 Sh.

Ostindien.

Ein Besuch in der Hauptstadt von Siam.

Als wir in der Nähe des Palastes anlangten, wurden wir von Radschehir, einem Hausbeamten des Königs, empfangen, und einige Naquodahs, die ebenfalls eine Audienz erhalten sollten, schlossen sich der Gesellschaft an. Wir wurden nicht in gerader Richtung nach dem Palaste geführt, sondern auf einem Umwege, durch enge schmutzige Straßen, bis wir endlich zu einem großen Schuppen oder Hofraum außerhalb der inneren Palast-Mauer gelangten, wo man uns einlud, wir möchten uns niedersetzen und die Geschenke, die wir dem Könige überreichen wollten, in Ordnung bringen.

Endlich erhielten wir den Befehl, vor Sr. Majestät zu erscheinen. Als wir an der Thür der Halle ankamen, bemerkten wir inwendig, etwa zwei Fuß hinter der Thür, einen Chinesisch gemalten gläsernen Schirm, an dem nur immer Eine Person vorbei konnte, und der die außerhalb befindlichen verhinderte, den König zu sehen. Radschehir, der Hafen-Capitain, und die Uebrigen, als sie an der Thür ankamen, warfen sich, wie es bei allen Eingeborenen üblich ist, auf die Kniee und krochen so hinein, nachdem sie außerhalb erst drei Verbeugungen gemacht hatten. Wenn sie vor Sr. Majestät ankommen, falten sie die Hände und machen drei große Verbeugungen, wobei sie jedesmal fast den Boden mit ihrer Stirn berühren. Ich ging aufrecht in den Saal, machte ein Kompliment nach Europäischer Art vor Sr. Majestät, schritt ungefähr fünf Fuß von dem Schirm aus vor, ließ mich, die Füße nach hinten gestreckt, auf den Boden nieder, faltete dann meine Hände, hielt sie vor's Gesicht und schüttelte sie dreimal in der Luft, als Zeichen der Begrüßung. Hierauf las Phya Tschulia ein Verzeichniß von den Geschenken vor, und ich mußte nun meine Hände noch einmal aufheben und schütteln, wobei ich fast der Länge nach auf den Boden hinfiel. Die Naquodahs blieben die ganze Zeit auf den Knieen und Ellenbogen liegen, wie die Siamesen; es schien ihnen dies sehr leicht zu werden, indem sie auf den Beinen und Füßen ruhten und sich auf Arme und Ellenbogen stützten.

Der König erkundigte sich durch Phya Tschulia nach der Ursache, weshalb ich mich nicht nach Europa begeben hätte. Die Antwort war, daß Geschäfte mir es damals nicht erlaubt. Darauf fragte der König, ob ich in Siam gute Gewinnste gemacht; ich erwiederte, daß es mir früher ziemlich geglückt, daß ich aber in den zwei letzten

Jahren Verluste gehabt hätte. Phya Tschulia meinte, diese Antwort könne er dem Könige nicht sagen, und er antwortete statt dessen, früher sey viel zu gewinnen gewesen, jetzt aber nicht mehr. Der König wollte sodann wissen, warum die Amerikaner nicht nach Siam zu handeln kämen. Ich antwortete, weil der Zucker jetzt in anderen Ländern wohlfeiler zu haben sey. Phya Tschulia wollte diese Antwort wieder nicht verdolmetschen, sondern sagte, ich wüßte die Ursache nicht. Se. Majestät fragte, wohin die Amerikaner Handel trieben. Antwort: über die ganze Welt. Dann fragte er, ob noch mehr Engländer in Siam sich niederlassen würden, oder ob ich allein dazu Erlaubniß erhalten hätte. Ich erwiederte, daß gewiß Viele ankommen würden, wenn hier viel zu gewinnen wäre. Diese Antwort wurde dem Könige wieder nicht mitgetheilt, sondern Phya Tschulia sagte statt dessen wieder, wie vorher, daß ich es nicht wüßte. Se. Majestät erkundigte sich hierauf, was die Europäer von Cochinchina dächten, und ob es ein großes Land sey. Antwort: Im Allgemeinen glaubt man, es sey ein großes, aber kein mächtiges Land. Ferner fragte er, ob die Cochinchinesen oder die Birmanen die mächtigste Nation seyen. Antwort: die Birmanen und also natürlich auch die Siamesen. Endlich wollte der König wissen, warum die Engländer nicht nach Cochinchina handelten, worauf ich erwiederte, daß ich es nicht wüßte, aber der Meinung wäre, daß die Produkte dieses Landes für den Englischen Markt nicht angemessen seyen; wohl aber ständen die Franzosen mit diesem Lande in Handels-Verbindungen.

Ich hatte Zeit, mir den Audienz-Saal genau anzusehen. Am oberen Ende desselben befand sich ein großer Thron, ungefähr 20 Fuß hoch, unten breit und oben schmäler. Gegenüber ist ein zweiter Thron, nicht so groß, aber von gleicher Form; und etwa den dritten Theil der Länge des Saales nimmt ein kleiner vergoldeter Tisch ein, 3 Fuß hoch, mit sammetnen Kissen bedeckt, worauf der König saß oder vielmehr lag. An einer Seitenthür zu den Füßen Sr. Majestät befand sich Tschau Fa und gegenüber ein oder zwei andere Prinzen, alle in liegender Stellung. Ziemlich weit hinunter im Saal lag der erste Minister am Boden, und hinter ihm die anderen Minister, ihrem Range gemäß. Die Geschenke wurden in der Mitte des Saales aufgestellt, und die Besuchenden nahmen dicht dahinter Platz. Der Saal wimmelte von Beamten niederen Ranges. Während der Audienz ließ sich der König den Siri und Betel schmecken und spülte sich von Zeit zu Zeit den Mund mit Thee aus. Ein wenig hinter ihm standen eine Menge Aufwärter, meistentheils Knaben. Zu beiden Seiten des Königs waren ihrer zwei, die ihm mit einem goldenen Fächer Kühlung zuwehten; auch befanden sich an beiden Seiten mehrere Schirmträger; und auf einem Kissen neben dem Könige lag das Staats-Schwert; dabei stand ein goldener Spucknapf und eine goldene Betel-Büchse.

Der König ist niedrigen Wuchses, sehr beleibt, aber von schönem Ansehen. Er war in ein ganz gewöhnliches seidenes Siamesisches Gewand gekleidet und mit einem kleinen Stück Flor von hellbrauner Farbe umgürtet. Als er aufstand, nahm er das Staats-Schwerdt in die Hand, ging dann fort, blieb aber einige Sekunden bei Tschau Fa stehen und sprach ein paar Worte zu ihm; so wie er den Rücken kehrte, um durch die Thür hinter dem großen Thron hinauszugehen, machten Alle drei große Salaams oder Verbeugungen und fingen dann an, mit einander laut zu schwatzen.

Die meiste Zeit bei der Audienz ging mit den Titulaturen hin. Bei jeder Frage und Antwort wurden drei Salaams gemacht; dann folgten die Titel, und dann die Frage oder Antwort; zuletzt wurde dies sehr lästig und langweilig.

Der Saal ist ein geräumiges Gebäude, und die Wände und Pfeiler sind so schön gemalt, als wären sie mit Tapeten bekleidet. Die Länge des Zimmers mag etwa 90 bis 100 Fuß seyn. Die Pfeiler, welche das Dach tragen, sind viereckig und sehr stark; sie haben ungefähr 5 Fuß ins Gevierte. Von der Decke hingen mehrere schlechte Chinesische Glasleuchter und einige altmodische Verzierungen herab. An den Wänden zwischen den Pfeilern befanden sich verschiedene Portraits oder Sudeleien auf Glas, Europäische Männer und Frauen vorstellend.

Der Raum außerhalb des Saales ist ziemlich nett, der Boden mit großen Quadersteinen gepflastert. Der Palast nimmt einen beträchtlichen Raum ein und besteht aus mehreren abgesonderten Gebäuden. Nach einer Audienz pflegt man den Fremden die in diesem Bezirk befindlichen Seltenheiten zu zeigen. Das Erste ist ein weißer Elephant. Er wird gewöhnlich mit einer goldenen Decke auf dem Rücken, gleich einem Sattel, und mit einem goldenen Netz über der Stirn vorgeführt. Man nennt ihn den weißen Elephanten, aber er ist eigentlich grau, wie die sogenannten weißen Büffel. Er ist nicht sehr groß, nur 10 bis 11 Fuß hoch; seine Zähne sind klein und sehr alt. Außerhalb befanden sich viele schwarze Elephanten, einige von ungeheurer Größe, gewiß 14 Fuß hoch, mit Zähnen von 6 bis 7 Fuß Länge, und mit goldenen oder vergoldeten Ringen geschmückt. Eine Menge von Sträflingen muß das Gras für diese Thiere mähen; dies gilt in Siam für eine große Schande. Wenn Jemand etwas Böses thut, so pflegt man zu sagen, er sey werth, den Elephanten das Gras zu mähen.

Früher war es Gebrauch, daß man beim Eintritt in den Audienz-Saal die Schuhe ausziehen mußte; im Jahre 1822 wurde noch Herr Crawfurd hierzu genöthigt, aber er sagte nicht, wann er die Schuhe wieder anzog. Es hatte ihm nämlich während der Audienz Jemand die Schuhe versteckt oder gestohlen, und dies war um so verdrießlicher, da es unterdeß zu regnen angefangen hatte und er in seinen seidenen Strümpfen umher gehen und den weißen Elephanten, die Pagode und dergleichen in Augenschein nehmen mußte.

Die nächste Merkwürdigkeit sind zwei oder drei weiße Affen; sie sind sehr klein und niedlich und werden mit einem großen weißköpfigen Elephanten, der wahrscheinlich seines hohen Alters wegen bald ganz weiß werden wird, in Einem Schuppen zusammen gehalten.

Als ich den Palast verließ, sah ich zwei Subaltern-Beamten einen Menschen foltern, um ihm ein Geständniß abzunöthigen, obgleich er fortwährend erklärte, daß er ganz unschuldig sey. Der Unglückliche war zwischen zwei Bambusröhre gelegt, die ihm, wie die beiden Schenkel eines oben offenen Dreiecks bis an den Hals hin gingen und da fest zusammen gepreßt waren, so daß er fürchterlich zerquetscht wurde; an einem seiner Finger hatte er ein kleines Instrument von ähnlicher Art. Seine Füße wurden dann aufgereckt und an den einen unteren Winkel des Dreiecks angebunden, während man einen um die Mitte seines Leibes befestigten Strick nach dem gegenüberliegenden Winkel hinzog, so daß der Arme fast in zwei Hälften zerrissen wurde. Daneben lagen Geißeln, um ihn damit zu peitschen. Endlich legte man noch ein Instrument, das einem Nußknacker glich, an seine Ohren an und preßte ihm so den Kopf zusammen. Er zitterte von Kopf bis Zeh und schien die furchtbarsten Qualen zu dulden.

Bei dem Prinzen Krom-Ma-Tschebet, den ich sodann besuchte, ward ich sehr gut aufgenommen und mit Thee, Zuckerwerk und Früchten bewirthet. Dieser Prinz hat sehr kindische Manieren, und alles Seltene und Auffallende macht ihm übermäßiges Vergnügen. Sein Audienz-Saal ist wie ein Laboratorium mit allerlei Flaschen und Arzneien in kleinen Kasten und Schränken angefüllt. Einen dieser Arznei-Schränke hat er nach seiner eigenen Idee und unter seiner Leitung anfertigen lassen. An dem einen Ende des Saales ist eine Menge Glaswaaren aufgestellt und ein gläserner Thron für seinen Gott Budh errichtet. Der Saal hängt voller Leuchter, von denen einer von besonderer Schönheit und großem Werth ist.

(Singapore-Chronicle.)

Mannigfaltiges.

— Die Sterblichkeit auf den Expeditionen nach dem Polar-Ocean. Es muß uns Wunder nehmen, wenn wir die verhältnißmäßig sehr geringe Zahl der Individuen betrachten, die auf den gefahrvollen Reisen nach dem Polarmeere ums Leben kommen. Die Todesfälle in London verhalten sich nach genauer Berechnung wie 1 zu 40; allein höchst wahrscheinlich ist ihre Zahl weit größer, da die Sterbelisten außerordentlich unvollständig sind. Man vergleiche nun hiermit die Zahl der auf den Expedinonen von Ros, Parry, Franklin, Lyon und Weddell (1818—33) Gestorbenen. Capitain Roß (1818) war sieben Monate abwesend; er beförderte die Schiffe „Isabella" mit 57 und „Alexander" mit 37 Mann. Von diesen 94 Individuen ist kein einziger auch nur erkrankt. Auf der letzten Expedition des Capitain Roß, in der „Victory", mit 23 Mann (1829—33), mußte das Schiffsvolk furchtbare Widerwärtigkeiten überwinden und wäre beinahe vor Hunger umgekommen. Dennoch starben nur drei Personen, und zwei von diesen dreien schon im Anfang der Reise und an Krankheiten, die jenem Klima nicht angehören. Die erste Expedition Parry's begann 1819 und endete 1820. Sie bestand aus den Schiffen „Hekla" mit 58 und „Griper" mit 36 Mann. Während einer zweijährigen Abwesenheit starb von diesen 94 Leuten nur Einer, dessen Lunge aber schon vor der Einschiffung leidend war. Parry's zweite Expedition ging 1821 unter Segel und kehrte 1823 zurück. Sie bestand aus dem „Hekla" mit 60 und der „Fury" mit 58 Mann. Von diesen 118 Personen starben innerhalb dreier Jahre fünf. Der Eine dieser fünf wurde durch einen Zufall getödtet, der Zweite starb an der Auszehrung und der Dritte an einem Lungen-Uebel, das er seinen Ausschweifungen verdankte. Die dritte Expedition Parry's dauerte zwei Jahre (1824—25). Sie bestand aus denselben Schiffen mit 122 Mann, von denen nur Einer durch einen Zufall ums Leben kam. Auch auf seiner vierten Expedition (im Jahre 1827), die gegen sieben Monate dauerte, verlor Parry von 62 Mann nur Einen, der alle frühere Unternehmungen Parry's mitgemacht hatte. Die Zahl derjenigen, welche Franklin auf seiner Land-Expedition folgten, ist nicht genau bekannt. Man schlägt sie auf zwanzig Personen an, von denen vier — zwei durch Schußwunden — ihr Leben einbüßten. Die Expedition Lyon's (1825) dauerte fünf Monate; aber trotz der schrecklichen Wetter, die den „Griper" heimsuchten, ereignete sich unter der ganzen Mannschaft — 41 Personen — kein einziger Sterbefall. Die von Capitain Weddell in der Brigg „Jane" (22 Mann) und dem Kutter „Beaufoy" (13 Mann) unternommene Polar-Reise dauerte an zwei Jahre (1822—23). Es starb nur Einer, der viele Jahre lang an Auszehrung laborirt hatte. Folgendes ist nun das allgemeine Resultat dieser neun Expeditionen: „Die Zahl der Leute betrug 609 und die ganze Periode ihrer respektiven Abwesenheit 17 Jahr und 1 Monat. Dies kommt einer einjährigen Abwesenheit von 10,403 Personen gleich. Nach dem Verhältniß von 1 zu 40 müßten also 26 Personen gestorben seyn, während in der That nur 16 Todesfälle sich ereigneten, von denen wiederum nur sieben als durch die Expedition selbst veranlaßt zu betrachten sind. *)

(Nautical Magazine.)

*) Es darf hier jedoch nicht übersehen werden, daß der Seemann dem Bewohner des trockenen Landes, besonders dem Städter, in jeder physischen Kraft weit überlegen zu seyn pflegt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Montag den 3. März 1834.

Schweden.

Ueber den Schwedischen Dichter Stagnelius.

Am Schlusse des vorigen Jahres, fast gleichzeitig mit Ling's großem Epos „die Asen", erschien ein in der Schwedischen Literatur nicht minder bedeutendes Werk, nämlich der dritte Theil von der neuen Auflage der Stagnelius'schen Dichtungen. Es sind ungefähr 10 Jahre her, seitdem Erik Johann Stagnelius in der Blüthe seiner Jahre dem Vaterlande entrissen ward, das nicht genug seinen frühen Verlust betrauern kann, da er gewiß, wie man aus den von ihm nachgelassenen Werken schließen darf, einer der größten Dichter Schwedens geworden wäre. Aber auch während seines kurzen Sängerlebens hat er die Schwedische Literatur mit den herrlichsten Schöpfungen bereichert, welche alle von der reichsten Phantasie und dem tiefsten Gefühl zeugen. Gewiß ist Manches darin noch nicht zur vollen Reife gelangt; nirgends aber sind die großartigsten Anlagen zu verkennen. Offenbar ist der Einfluß, den die neue romantische Schule in Schweden und die Deutschen Vorbilder, Goethe, Schiller, Herder, Schlegel, auf die Entwickelung seines Dichtertalents ausübten. Der Charakter seiner Poesieen ist meistentheils düster und melancholisch, und dies hängt mit der ganzen, eigenen und räthselhaften Richtung seines Lebens zusammen. Schon früh sich aus dem geselligen Leben zurückziehend, gab er sich oft den niedrigsten Ausschweifungen hin und erhob sich eben so oft wieder zum höchsten Aufschwung lyrischer Begeisterung. Er hatte hierin große Aehnlichkeit mit seinem berühmten Landsmanne, dem Dichter Lidner, der ebenfalls bei einem Leben voller Verirrungen in seinen Dichtungen ein tiefes Gefühl und eine reich blühende Phantasie ausprägte.

Was nun die Dichtungen des Stagnelius anbetrifft, welche nach seinem Tode von Hammarskjöld gesammelt und in drei Bänden herausgegeben wurden (in den Jahren 1824, 25 und 26) und seit 1830 schon in einer neuen Auflage erschienen, so sind sie theils epischen, theils dramatischen, theils lyrischen Inhalts. Sein Epos, „Wladimir der Große", das Erste, womit Stagnelius öffentlich auftrat, ist jetzt auch durch eine schöne Uebersetzung von Olof Berg (Schwedischem Konsul in Königsberg) Deutschen Lesern zugänglich gemacht worden. Zu seinen übrigen epischen Versuchen gehören noch: „Proserpina", dem Claudian nachgebildet, und „Blenda", worin er die Sage von dieser Heldin und ihrer Wärend-Weiber in eine leichtfertige Wieland'sche Epopöe umschuf. *)

Am eigenthümlichsten jedoch entfaltete sich der Reichthum seines Geistes in seinen dramatischen Dichtungen, obgleich im Allgemeinen diese streng genommen nur dramatisirte Elegieen genannt werden können. Freilich zeigen viele von ihnen, daß sein Talent auch ein wirkliches dramatisches Element besaß, das er bei längerem Leben vielleicht vollkommen ausgebildet hätte; auf dem Entwickelungsgrade, den er erreichte, war er aber selten im Stande, seine doppelte Lieblingsneigung für lyrische Musik und episch ausführliche Gemälde zu zügeln, weshalb er es auch liebte, den Dialog mit Chören zu durchflechten. Hierdurch ward natürlich das eigentlich Dramatische vielfach vernachlässigt; desto vollendeter traten dagegen die lyrischen Partieen hervor, worin besonders Stagnelius eine Meisterschaft der Sprache bewährte, in der ihm kein anderer Schwedischer Dichter gleichgekommen ist. Mit seinen Chören, vorzüglich in den historisch-nordischen Trauerspielen „Sigurd Ring" und „Wisdur" giebt es wohl in der Schwedischen Literatur, mit Ausnahme der Chöre in Ling's Agne und einiger bei Lidner, kaum etwas zu Vergleichendes: nur diese können mit jenen in der Gefühlstiefe der Vorstellung, dem Ideenreichthum, der Pracht und Vollendigkeit des Verses wetteifern. In Hinsicht auf die Darstellung der Individualität und Charaktere, die von einer Dichtung im antiken Geiste gefordert werden kann, sind wohl die „Bachanten" (Bachanterne) das vollendetste seiner Dramen; sonst sind es die „Märtyrer" (Martyrerne), worauf Stagnelius' Verehrer mit Recht den meisten Werth legen. In den „Märtyrern" und dem „Ritterthurme" (Riddartornet) wollte er christlich-romantische Schauspiele liefern, weshalb er in ihnen auch die Chöre wegließ. Im „Ritterthurme", dem theatralischsten seiner Stücke, ist Stagnelius, was das Gräuliche des Gegenstandes betrifft, fast noch weiter gegangen, wie der Verfasser der berüchtigten „Lucrezia Borgia", indem er hier einen Vater auftreten läßt, der, von einer verbrecherischen Liebe glühend, seine eigene Tochter verführen will und sie endlich zum Opfer seiner Leidenschaft macht. In keinem aber seiner dramatischen Dichtungen läßt der esoterische Geist seiner Poesie so in seine geheimste Tiefe blicken, wie in „Albert und Julie oder Liebe nach dem Tode" (Albert och Julia eller Kärlek efter döden).

Auch die reiche lyrische und didaktische Sammlung im dritten Bande der gesammelten Schriften trägt denselben eigenthümlichen, schönen und einnehmenden Charakter wie die übrigen Dichtungen des in seinem Vaterlande hochgeschätzten Sängers.

*) Einer alten Sage zufolge, sollen nämlich einst die Weiber in Wärend, einem Distrikte in Smaland, unter Anführung einer gewissen Blenda, während der Abwesenheit ihrer Männer, einen Einfall der Danen heldenmüthig zurückgeschlagen haben.

Bibliographie.

Winterblommer för år 1834 samlade af G. H. Mellin. (Winterblumen für 1834. Gesammelt von Mellin; mit einem Fragment aus Franzén's Epos: Gustav Adolph in Deutschland, einer Novelle: Sigrid den sagra [Sigrid die Reizende], von Mellin, und Gedichten von verschiedenen Verfassern.)

Fria Fantasier. (Freie Phantasieen.) Von Hugo Löwenstjerna. 3 Bde. Stockholm, 1832 und 1833.

Frankreich.

Die Tage der Proscription.

(Schluß.)

Ich wurde durch alle Sorgfalt, welche Wohlwollen und Menschlichkeit eingeben können, in's Leben zurückgerufen, und meine Wunden, die im Grunde nicht gefährlich waren, bedurften nur eines ganz einfachen Verbandes. — Aber befreit zu seyn, war nicht Alles; ich mußte von Neuem fliehen — immer fliehen. Die schreckliche Stunde, wo alle Schleusen des Himmels sich öffneten, mußte benutzt werden, um einen andern Zufluchtsort zu suchen; denn die Untersuchungen wären gewiß in der folgenden Nacht wiederholt worden. Ich mußte vor allen Dingen die große Straße und die besuchten Feldwege vermeiden, um mich der hartnäckigen Verfolgung eines Gendarmen zu entziehen, der, beharrlicher und verschlagener als die anderen, seine Exkursionen immer nur auf einen kleinen Kreis beschränkte, aber diesen dann so genau kannte, daß es schwer war, ihm zu entrinnen. Mein Ziel an jenem Tage war ein kleines Wirthshaus, welches auf Büchsenschuß-Weite von Sellières lag, und dessen rechtschaffener Besitzer unseren politischen Interessen treu ergeben war. Ich hatte dorthin um Mitternacht den pünktlichsten und eifrigsten meiner Emissarien bestellt, einen gewandten, listigen und unerschrockenen Menschen, der durch Beruf oder durch Unglück in alle Arten schlechter Gewerbe eingeweiht war, und in den ich trotz dem nicht das geringste Mißtrauen setzte, weil ich ihn seinem gegebenen Worte eben so unerschütterlich treu bei einer guten und rechtlichen Handlung wußte, als ob es eine schlechte gegolten hätte. Wenn er die ihm ertheilte Instruction nicht pünktlich befolgt hätte, so würde das meine Meinung über ihn nicht verändert, sondern mir nur bewiesen haben, daß er gefangen oder todt sey. An dem erwähnten Orte nun sollte mir Hippolyt Benin meine Depeschen überbringen, d. h. einige Nachrichten von meinen trostlosen Aeltern, einige Aufschlüsse über das Schicksal meiner flüchtigen Freunde und dann vor Allem die in meiner Lage mit Ungeduld erwartete Erlaubniß, einen Posten verlassen zu dürfen, der nicht mehr haltbar war, um mich in der katholischen Schweiz den strengen Regeln der Einsiedler von la Trappe zu unterwerfen; denn ich hatte keine andere Hoffnung und keinen andern Wunsch.

Der Weg von dem Bauerhofe nach Sellières betrug in gerader Richtung kaum zwei Stunden; er ging durch eine tiefe Ebene, die von allen Seiten eingeschlossen war und, wie ich wußte, von keinem Fluß durchschnitten und von keinem schwer zu besiegenden Hindernisse unterbrochen wurde. Es war 8 Uhr Abends. Das ziehende Gewitter nahm noch nicht den ganzen Himmel ein; die untergehende Sonne warf einen horizontalen Strahl auf den Berg von Toulouse, dessen Gipfel er noch einige Zeit beleuchtete und an dessen Fuße die kleine Stadt Sellières ihre krummen Straßen und schlecht gebaute Häuser ausbreitet. Jedenfalls war ich gewiß, den Berg und seinen schwarzen Thurm bei dem Schein der Blitze nicht aus dem Gesicht zu verlieren: denn das Gewitter dauerte noch immer fort, und allem Anschein nach nahm es an Heftigkeit und Furchtbarkeit zu. — Ein Kind, welches mir voranging bis zu dem Orte, wo ich die große Straße durchschneiden mußte, deutete mir durch ein zwischen uns verabredetes Zeichen an, daß der gefährliche Gendarm nicht zu sehen

sey. Ich lief schnell hinüber und warf mich in das Thal, unter einem Regenstrom, der mich schon bis auf die Haut durchnäßt hatte.

Der erste Theil meiner Reise war nicht sehr schwierig, und ich setzte dieselbe mit um so mehr Zuversicht fort, da nach Verlauf einer halben Stunde das Gewitter gänzlich aufgehört hatte. Der zum Theil wieder helle Himmel und die ganz beruhigte Luft versprachen eine heitere Nacht, und der letzte Schein des verlöschenden Tages zeichnete die lustige Kirche so deutlich am Horizont, daß ich glaubte, sie mit den Händen berühren zu können; aber ich gelangte nicht ohne Besorgniß in den tieferen Theil der Ebene. Von allen Seiten strömte das Wasser hinab. Jede abwärts gehende Furche war das Bett eines Baches geworden, und jeder Bach war zum Strome angeschwollen. Lange Zeit lavirte ich mit ziemlicher Geduld an den Ufern der Flüsse hin und her und suchte durch Geschicklichkeit die Hindernisse zu überwinden; ich bemerkte aber bald, daß ich auf diese Weise nicht weiter kam; und so beschloß ich denn, meine Reise für das zu nehmen, was sie wirklich war, für eine nautische Expedition; und ich lächelte sogar bei dem Gedanken, Abends in der Ebene zu ertrinken, welche noch vor einigen Tagen das duftende Gras getragen hatte, in dem ich am Morgen beinahe erstickt wäre. Ich suchte nur beim Durchwaten die Ungleichheiten des Bodens zu erforschen, welche mir der Wasserspiegel verbarg, und mich immer auf der hochliegenden Seite zu halten; denn der geringste Fehltritt konnte von üblen Folgen für einen unschuldigen Verschwörer seyn, der nicht schwimmen konnte. Ich mußte auf diese Weise eine gute Strecke Weges zurückgelegt haben; denn der Berg, der mir zum Pol diente, näherte sich immer mehr und mehr. Mein Muth war nach und nach bis zur Verwegenheit gestiegen, so daß ich erst dann immer von meinem Pfad ablenkte, wenn das Wasser mir über die Hüften stieg, und dann mit vorgestrecktem Fuß den Grund sondirte. Einmal aber gerieth ich in die augenscheinlichste Gefahr; ich sank plötzlich bis an die Schultern ins Wasser, und mein neumodisches Senkblei fand rings umher nirgends Grund. Mein Entschluß war bald gefaßt; er wurde mir durch eine unzweideutige Nothwendigkeit aufgedrungen. Neben, hinter und vor mir war nur der Tod, ein Tod ohne Glanz und ohne Poesie; dagegen hatte ich die wohlbegründete Hoffnung, daß das mich umgebende Wasser bald abfließen würde, da das Gewitter doch nur kurze Zeit gedauert hatte und ich mich doch immer noch auf einem abwärts gehenden Boden befand. In diesem Augenblick brach der Mond im hellsten Glanze durch die letzten ihn verhüllenden Wolken, und das Thal bot eines der außerordentlichsten Gemälde dar, das man sich nur denken kann, besonders für die unglückliche accessorische Person, die in der ungewöhnlichen Composition einen so unbequemen Platz einnahm. So weit das Auge reichte, nichts als ein ungeheurer See, der mit schwarzen Inseln besäet war, auf denen einzeln stehende Bäume, anscheinend ohne Stamm, ihre Zweige hin und her neigten und von weitem wie Wasserpflanzen aussahen. Damals dachte ich aber nicht daran, jenes pittoreske Gemälde der Nachwelt aufzubewahren; ich empfand zu gut, daß die Begeisterung und der Enthusiasmus meiner Jugend den Eindrücken der Kälte nicht widerstand, die sich meiner in ihrer ganzen Strenge und besonders der Theile bemächtigte, die nach und nach nicht mehr vom Wasser bedeckt wurden, und meine klappernde Muse sehnte sich nur nach einem Orte, wo sie ihre Flügel trocknen konnte. Jene Empfindung kündigte mir jedoch an, daß meine Vermuthungen auf dem besten Wege waren, in Erfüllung zu gehen. Mehrere Stunden waren in dieser Lage verflossen und ein Theil des Stromes mit ihnen. In meiner Nähe, so daß ich es mit der Hand erreichen konnte, wurde nun eine Art Vorgebirge sichtbar. Ich klammerte mich an dasselbe mit aller Kraft, welche eine heftige Anspannung der Muskeln und des Willens verleiht, und die Finger tief in das Erdreich eingrabend, schwang ich mich mit einem Satze hinauf, wobei ich aber meine Schuhe in dem sumpfigen Boden zurückließ, wie Empedokles seine Pantoffeln am Rande des Kraters. Ich fühlte mich nicht versucht, von Neuem hinabzutauchen, um sie herauszuholen, obgleich sie fast ganz neu waren und ich mir zwanzig Stunden im Umkreise keine anderen zu verschaffen wußte. Glücklicherweise war mein anscheinendes Vorgebirge etwas ganz Anderes, als eines jener gewöhnlichen Vorgebirge, an denen sich die Wellen eines tiefen Meeres brechen; es war ein wohl conditionirter Isthmus, der das durchweichte Erdreich mit dem festen Lande verband, und an dessen beiden Seiten sich die Wasser trennten, um hinabzufließen und sich, ich weiß nicht wo, zu verlieren. Ich folgte ihm unerschrocken mit nackten Füßen und trat muthig auf die spitzen Steine, welche sich unter meinen Schritten vermehrten. Der eilig aufgelegte Verband meiner Wunden war schon der beständigen Einwirkung der Feuchtigkeit gewichen; mein Blut floß reichlich aus allen Ausgängen, die ihm der Säbel eröffnet hatte, und eine zunehmende Schwäche, ein unbestimmtes Schwindeln, ein allgemeiner Schauder, der krampfhaft alle meine durchnäßten Glieder durchlief, ließen mich schon befürchten, daß ich gar nicht ankommen würde, als ich endlich ankam. O, Glück! es war das bezeichnete Haus; ich konnte mich nicht irren. Ich lehnte mich gegen die Thür, ich klopfte, ich seufzte, ich rief, ich sprach vielleicht. Endlich öffnete sie sich beim Schein einer Lampe und schloß sich sogleich wieder. Ich konnte mir diesen ungastfreundlichen Empfang leicht erklären. In meinem Zustande konnte ich nur Schrecken oder Mitleid einflößen; ich hatte Schrecken eingeflößt.

Eine rauhe Stimme von Innen rieth mir wohlmeinend mich zu entfernen, da ich bei dem geringsten Zeichen der Hartnäckigkeit mit einem scharf geladenen Gewehre begrüßt werden würde. So elend es mir ging und so sehr ich auch der freien Ausübung meiner moralischen Fähigkeiten beraubt war, so fürchtete ich mich doch, wie ein glücklicher Mensch, vor einem Flintenschusse. Ich kroch die Mauer entlang, tastend, und von Zeit zu Zeit die Spuren meiner blutenden Hand zurücklassend. Ich ging von da, alle meine Kräfte zusammennehmend, bei den Häusern, Gärten und Weinbergen vorüber, und als ich zuletzt wieder freies Feld vor mir sah, fiel ich, zum Tode ermattet, auf einen Steinhaufen nieder. In Sellières schlug es zwei Uhr.

Ich lag da in einer Art von Vernichtung, die mich sogar gegen meine Schmerzen unempfindlich machte, als ich aus meiner dumpfen Schwäche, die dem Schlafe eines Kranken glich, durch die Töne eines lustigen Gesanges geweckt wurde. Ich erinnerte mich dunkel, daß der Tag ein Sonntag seyn mußte, und ich dachte, ohne mich weiter darum zu kümmern, daß das Geräusch einen Handwerksburschen verkündete, der sich in der Schenke verspätet hatte. Ich legte mich nur etwas vorsichtiger auf meinem harten Lager zurecht, um ihm beim Vorbeigehen nicht hinderlich zu seyn. Diese Bewegung verrieth mich, und der junge Mensch näherte sich mir, neigte sich zu mir herunter und sagte, mich leise berührend: „Holla, he! mein Freund, wo wohnt Ihr, daß man Euch nach Hause führt? Wenn Ihr auch vielleicht ein Gläschen zu viel getrunken habt, das ist kein Grund, um Euch hier beim Mondschein auf einem Steinhaufen wie einen durchnäßten Hund liegen zu lassen. Der Dunst, der nach einem warmen Regen aus der Erde steigt, ist der Gesundheit nicht zuträglich, das ist bekannt. Der Wein ist, wie meine Mutter sehr richtig sagt, ein schlechter Herr; aber der gute Gott ist für alle Welt da, und die Freunde sind immer zur Hand."

Ich richtete meinen Kopf, so gut ich konnte, zu dem wackeren Burschen in die Höhe, ich dankte ihm und erzählte ihm mit wenigen Worten, was ich ohne Unvorsichtigkeit von meiner Reise und den meinen Abenteuern erzählen durfte, weil mir daran gelegen war, daß er die falsche Meinung, die er in Bezug auf mich gefaßt hatte, nicht mit hinwegnähme. Er konnte mir am anderen Tage, wenn ich, was jetzt fast unvermeidlich schien, den Gendarmen in die Hände gefallen war, auf der Straße begegnen, und sein Mitleid ließ mich einen Werth auf seine Achtung legen.

„Oh! oh!" erwiederte er, „das ist eine andere Sache, und ich bitte um Verzeihung, mein Herr, daß ich Sie für einen Betrunkenen gehalten habe, da Sie doch nur, mit aller schuldigen Achtung gesprochen, ein rechtlicher Vagabunde sind. Das ist übrigens einerlei — wenn Sie nicht etwa ein Deserteur oder einer jener Leute sind, die sich wie die Füchse durch alle Schluchten des Jura-Gebirges für die Angelegenheiten des Prinzen von Conti jagen lassen. — Doch genug gesprochen; schweig' still, mein Mund, das geht Dich nichts an. Was mich aber, in meiner Eigenschaft als Christ, angeht, das ist, Sie irgendwo etwas bequemer unterzubringen, und wenn das Bett eines armen Handwerkers? . . ."

Er hielt bei diesen Worten inne, um ihnen den Sinn einer bescheidenen Frage zu geben.

„Ein Bett!" rief ich aus. „Nein, nein, mein Herr, einen kleinen Platz in Ihrer Kammer, eine Diele, um mich hinzulegen, einen Winkel, um mich niederzukauern. Nichts, nichts, als ein verborgenes Plätzchen, wo ich mich ausziehen, mich wärmen und schlafen kann. Mein Leben liegt in Ihren Händen."

„Dann können Sie ruhig seyn", fuhr der junge Mann fort, indem er sich zu mir niederbeugte; „schlingen Sie nur dreist Ihre Arme um meinen Hals und lassen Sie sich hängen wie ein Kind. Ich bin zwar klein, aber stark genug, um Sie in einem Zuge bis nach Mantry zu tragen, und wir haben nur einige Schritte zu gehen."

„Noch einmal, nein, lieber Freund", entgegnete ich, indem ich mich mit ungeheurer Anstrengung, die ich ihm aber zu verbergen wußte, erhob, „ich würde Sie nur bitten, mir bis dahin Ihren Arm zu leihen, wenn ich nicht befürchten müßte, Ihre Kleider schmutzig zu machen."

„Keine Umstände", sagte er, indem er den Arm, den ich suchte, fest um meinen Körper schlang und mich halb in die Höhe hob, „meine Kleider können das schon vertragen. Mein Gott, wie kalt sind Sie!"

Endlich kamen wir in seiner Kammer an. Es war die höchste Zeit für mich. Ich umarmte ihn mit Thränen der Dankbarkeit und streckte mich mit einer Art von Wollust auf den trockenen Fußboden hin, während er ein Licht anzündete. Einige Augenblicke darauf ruhten meine Glieder in einem Bett, und ich verfiel bald in einen fieberhaften Schlaf, der mir jede Erinnerung an die Vergangenheit raubte. Erst bei meinem Erwachen bemerkte ich, daß ich allein geschlafen hatte, während mein Wirth die letzten Stunden der Nacht auf einem Stuhle zugebracht hatte. Er ließ mir nicht Zeit, mich darüber zu beklagen. Er hatte bereits seine Garderobe gemustert, um das auszusuchen, was am besten einige meiner unbrauchbar gewordenen Kleidungsstücke ersetzen könnte, und er breitete alle seine bescheidenen Reichthümer mit einem sichtlichen Gefühl der Zufriedenheit vor mir aus; denn etwas Reinlicheres und Zierlicheres war gewiß bei keinem seiner Kameraden in ganz Sellières zu finden. Indeß sah ich ihn auf seine schönen neuen Schuhe einen fast beschämten Blick werfen. Es war dies ohne Zweifel für mich der wichtigste Theil der Bekleidung, und das Mißverhältniß war zu groß, als daß ich nur daran denken konnte, von denselben Gebrauch zu machen.

„Wenn es noch", murmelte er zwischen den Zähnen, „Sonnabend wäre. Vor dem Sonntag ist der Arbeiter wohl bei Kasse, aber Montag früh — ja, Montag früh!" Er erröthete bis unter die Augen, versuchte vergebens auf alle mögliche Weise die Schuhe auszuweiten und warf sie endlich voller Verdruß bei Seite.

Ich verstand seine rührende Verlegenheit, griff in die Tasche und zog eine kleine sehr leichte Börse von Marocquin hervor, die durch ihre spezifische Schwere, so gering dieselbe auch war, bei meinem Schiffbruche auf dem Grund gehalten worden war. Sie enthielt noch vier doppelte Louisd'ors, ein ungeheurer Schatz für

einen Menschen, den seine Lebensweise von allen Gelegenheiten zu Ausgaben entfernt hält und von dem Mitleid Anderer abhängig macht. Ich ließ zwei derselben in die Börse zurückfallen, und die beiden übrigen meinem Wirthe in die Hände drückend, sagte ich ihm: „Leisten Sie mir einen letzten Dienst. Ich bedarf in der That Schuhe vom größten Maße, mit Eisen beschlagen, und ein Paar neuer Strümpfe. Alles Andere kann ich entbehren, denn ich bin nicht sehr an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, und ich habe Ihnen dann nur Lebewohl zu sagen und den Himmel zu bitten, daß ich Sie in glücklicheren Tagen wiedersehen möge."

„Gut", erwiederte er lächelnd, indem er sich bemühte, mir eines meiner Goldstücke wieder aufzudringen, „der Herr weiß nicht, was ein Paar Strümpfe und beschlagene Schuhe kosten. Ich werde von einem Doppel-Louisd'or noch mehr als zwei Drittel zurückbringen."

„Nicht doch", entgegnete ich, „Sie werden es mir nicht abschlagen, den Ueberrest für sich zu behalten, um sich zwei bis drei Sonntage zu meiner Erinnerung zu belustigen. Sie wissen, daß jene unschuldigen und natürlichen Vergnügungen Ihnen zuweilen Glück bringen; sie können Ihnen vielleicht wieder Gelegenheit zu einer edelmüthigen Handlung geben."

„Pfui doch!" rief der junge Mann aus und warf das Goldstück auf mein Bett. „Wo bliebe das Vergnügen und die Ehre, seinem Nächsten beizustehen, wenn es Geld einbrächte? Ich müßte Ihnen eigentlich diese Ausgabe ganz ersparen, und ich würde es auch gewiß thun, wenn — wenn nicht gestern Sonntag gewesen wäre."

Ich drang nicht länger in ihn. Er ging fort, um jene kleinen Einkäufe zu besorgen und sich nach Bonin zu erkundigen, der wahrscheinlich noch immer auf mich wartete. Ich rief ihn zurück, als er eben im Begriff war, von Außen den Schlüssel einzustecken, um mich während seiner Abwesenheit einzuschließen.

„Wenn man", sagte ich ihm mit tiefer Rührung, „so glücklich gewesen ist, einen solchen Freund zu erwerben, so würde man sehr undankbar seyn, wenn man sich der Möglichkeit aussetzte, von ihm getrennt zu werden, ohne sich die Mittel zu sichern, ihn eines Tages wieder finden zu können. Sie haben mir weder Ihren Namen noch Ihren Stand gesagt."

„Oh, mein Stand! da würde ich gar nicht fertig werden: Zimmermann, Tischler, Maurer, Dachdecker, Glaser, kurz Alles, was zum Bau eines Hauses nöthig ist. An kleinen Orten thut man Alles, um sich das Leben zu fristen, und doch geht es Einem zuweilen sehr schlecht. Was meinen Namen betrifft, so ist er leicht zu behalten und kommt nicht oft vor. Ich heiße Amour de Dieu."

„Amour de Dieu!" rief ich bebend aus, als ob ich in dem guten jungen Manne ein lebendiges Symbol des himmlischen Schutzes erblickt hätte. „Amour de Dieu, sagen Sie; das ist ja aber ein Name."

„Das ist wohl möglich", erwiederte er lächelnd; „mein Vater erzählte oft, daß derselbe seinen Vorfahren von den guten Leuten im Orte gleichsam als eine Belohnung beigelegt worden sey, und er fügte, mich als Kind liebkosend, oft hinzu, daß es mir immer wohl gehen würde, so lange ich meinen Namen vor Augen hätte. Armer Vater! der Herr wolle seiner Seele gnädig seyn!" — Nun verließ mich mein freundlicher Wirth, und eine halbe Stunde darauf waren meine Kommissionen ausgerichtet.

Ich weiß sehr wohl, daß diese Erzählungen, in denen ich mir vielleicht zu lange gefalle, weit davon entfernt sind, das pathetische Interesse und die leidenschaftliche Bewegung darzubieten, welche man heutzutage in den geringsten literarischen Werken sucht; wenn man aber bedenkt, daß ich sie Stück für Stück aus einem ganz vertrauten Tagebuche hervorhole, das niemals für das Publikum bestimmt war, so wird man mir wahrscheinlich einigen Dank dafür wissen, daß ich nicht versucht habe, der Naivetät meiner Eindrücke durch erdichtete Episoden, die mir nicht schwer geworden seyn würden, mehr Reiz zu verleihen. Gerade weil die sehr gewöhnlichen Thatsachen, die ich erzähle, nicht der Mühe lohnen, daß man sie erfindet, erwecken sie vielleicht in der Seele eines Lesers, der gewöhnt ist, sich mit sanften und wahren Empfindungen zu begnügen, ein wenig von jener liebevollen Theilnahme, die durch das Vertrauen stärker wird; und ich ziehe diese Art von Erfolg bei weitem dem eitlen Vergnügen vor, den Geist durch sinnreiche Lügen in Erstaunen zu setzen. Die Erdichtung hat kein Wort, keinen Namen in diesen wahrhaften Blättern in Anspruch zu nehmen; und wenn mein Leser jemals durch Sellières kommt, so wird ihm mein Freund Amour de Dieu die Wahrheit Alles dessen bestätigen, was nicht zu unmittelbar die Geheimnisse seiner Bescheidenheit berührt. Ich zweifle nicht, daß er noch lebt und noch lange Jahre leben wird. Wenigstens ist die Gewohnheit, gute Handlungen zu verrichten und die Ruhe eines mit sich selbst zufriedenen Herzens eine fast unfehlbare Bürgschaft für ein langes Leben. Die Mildthätigen altern fast nicht. Ach, sie sollten auch nicht sterben!

Hippolyt Bonin hatte sich an dem bezeichneten Ort eingefunden; aber er kam erst bei einbrechender Nacht zu mir, da er Grund hatte, zu fürchten, daß man seine Schritte beobachtete und daß daher sein Besuch meinen Aufenthaltsort verrathen möchte. Die Briefe, welche er mir überbrachte, enthielten die Lösung aller meiner Zweifel; sie gaben mir über Alles ausführlichen Aufschluß. Ich wurde endlich von den Pflichten einer Mission befreit, die noch weit gefährlicher geworden, nachdem sie unnütz war. Mein Vater drang in mich, Frankreich zu verlassen, und erlaubte mir sogar, mich dem einsiedlerischen Leben, zu dem ich mich berufen glaubte, in die Arme zu werfen, unter der Bedingung jedoch, daß ich mich nicht durch ein Gelübde bände. Was meine Freunde betraf, so waren mir einige schon nach dem Auslande vorangeeilt; andere schmachteten in Gefängnissen, die ihre Beute selten wieder herausgaben. Einer von ihnen hatte sich erschossen. Clementine war nicht gesehen worden; aber man sprach davon, daß sie sich verheirathen würde. Mein Herz war zu krank, um sich durch Thränen Erleichterung verschaffen zu können. Ich empfand ein unüberwindliches Bedürfniß, mich kühn wieder in Gefahren zu stürzen, um meinen Kummer zu vergessen. Ich fragte Bonin, ob er ein Mittel wüßte, mich vor Tagesanbruch, ohne die große Straße zu betreten, auf den Punkt der Höhen von Poligny zu bringen, von wo man so deutlich die schimmernde Kette der Schweizer-Alpen erblickt, weil ich überzeugt war, von dort leicht die Gränzen der Schweiz erreichen zu können. Er antwortete mir bejahend, und zwar mit der ihm eigenthümlichen Miene und mit dem sardonischen Lächeln, welches seine kühnsten Entschlüsse zu begleiten pflegte. Ich wußte im Voraus, daß Hippolyt Bonin mir nicht anders geantwortet haben würde, wenn ich ihn gefragt hätte, ob er mir den Weg zur Hölle zeigen wollte.

Ich vertraute mich, ohne länger zu zögern, seiner Führung an, umarmte Amour de Dieu, und wir machten uns auf den Weg.

Der Himmel war sehr heiter, und der Mond schien hell; wir durchstreiften aber einen so dicken und finstern Wald, daß er uns nur von Zeit zu Zeit, wenn eine lichte Stelle kam, sichtbar wurde.

Obgleich es der Unterhaltung Bonin's weder an Gründlichkeit noch an Annehmlichkeit fehlte, so hatte ich doch keine Verbindung, die mir größeren Widerwillen einflößte; ich erzähle vielleicht an einem anderen Orte den Grund dieser Abneigung. Sein spottender Scepticismus, der sich auf alle zarte und edelmüthige Empfindungen des Menschen erstreckte, hatte mein Gemüth oft in seinem tiefsten Innern verletzt. Ich ging daher träumend durch die engen Schluchten, die er mir andeutete, indem ich mich fragte, durch welch' ein unvorhergesehenes Zusammentreffen von Ereignissen die anbrechende Nacht an Angst und Schrecken die vorhergehende wohl noch übertreffen könnte? Ich weiß nicht, warum dieser Gedanke mich so unablässig verfolgte; wahrscheinlich war er mir als ein Vorgefühl geschickt worden. Ehe ich aber zu diesem Theil meiner Erzählung komme, der seltsamer und belebter als der vorhergehende ist, müßte ich von Bonin sprechen, ich müßte ihn schildern, und die tragische und schauderhafte Wichtigkeit, welche sich in der Gegend, wo er gelebt, an seinen Namen geknüpft hat, macht es mir gewissermaßen zur Pflicht. Dieses Kapitel indeß, das schon so lang und für diejenigen, die mich nicht lieben, so leer ist, läßt mir keine Zeit mehr dazu. Der Leser und ich, wir sind gleich ungeduldig, zu Ende zu kommen; und dann habe ich auch nicht mehr den Vorzug jenes elastischen Widerstandes, der mir erlaubte, mich durch die Leiden des heutigen von den Leiden des vorhergehenden Tages zu erholen. Jene krampfhaften Aufregungen kosten mir heute mehr Mühe zu beschreiben, als sie mir damals zu ertragen kosteten, und ich schrecke vor der Nothwendigkeit zurück, eine Erzählung zu vollenden, die nur in der Gegenwart einiges Interesse haben konnte. Ich verhehle mir nicht, daß sie nur dadurch Reiz erhalten könnte, wenn ich in einem hohem Grade die glückliche Gabe eines pittoresken und lebendigen Stils besäße, der Alles lesenswerth macht, und den das Journal des Débats mir abspricht. Ich werde also hier inne halten; es müßte denn eine Stimme, die die größte Gewalt über mich hat, die Fortsetzung meiner Abenteuer verlangen: Die Stimme irgend eines gefühlvollen Wesens, das sich durch brüderliche Sympathie an mich anschließt, und dessen Herz sich gern mit dem meinigen unterhält.

Charles Nodier.

England.

Lord Byron's letzte Seefahrt.

(Schluß.)

Was ist aber, wird man mich fragen, Byron's eigentlicher Charakter? Meiner Meinung nach, eine schnelle, reißende, vorübergehende Empfindungs-Fähigkeit, deren erster Eindruck stark ist, deren Kraft aber verraucht, sobald ihr Zeit gelassen wird, sich abzukühlen; seine erste Bewegung war stürmisch, er versprach Alles, unternahm Alles, Nichts kam in Anschlag. Eine Handlung der Milde, die allergroßmüthigste, die allerunangemessenste, die abenteuerlichsten Entschlüsse, nichts hätte ihn zurückgeschreckt; aber dann kam der Moment der Ueberlegung; die Furcht vor dem Lächerlichen, die Erinnerung an die unzähligen Täuschungen der Welt, der Widerwille gegen die Menschen drängten sich vor seine Seele. So wurden denn seine Versprechungen oft nicht gehalten, man zog sein Wort in Zweifel, man beschimpfte seinen Charakter, ja seine Ehre. Ich habe einige von seinen Freunden kennen gelernt, die, ohne es Byron zu sagen, beträchtliche Summen, die er thörichter Weise versprochen und dann zu geben vergessen hatte, bezahlt haben. Ich bin der Meinung, daß einerseits das Feuer seines Charakters, andererseits der geringe Grad von Klugheit und Vorsichtigkeit, den er besaß, die eigentliche Quelle dieses Leichtsinnes in Versprechungen gewesen ist, den seine Feinde, um ihn anzuschwärzen, so geltend gemacht haben. Zu diesem Fehler rechne man eine immerwährende und aller Besserung unzugängliche Unbesonnenheit im Reden hinzu, die so groß war, daß man ihm weder ein Geheimniß anvertrauen, noch nur ein Wort, worüber es auch gewesen wäre, sagen konnte, das er nicht sogleich wieder ausgeschwatzt hätte; es war dies eine wahre Wuth bei ihm. Von allen Verschwörern war Byron gewiß der ungeschickteste. Uebrigens zweifle ich nicht, daß der Kummer, der sein Leben betrübte, größtentheils durch seine Fehler oder, wenn man will, durch seinen unglücklichen Charakter, der alle Sicherheit des Umgangs mit ihm aufhob, bedingt worden. In seinem Zorn schonte er selbst diejenigen nicht, die seiner Sache zugethan waren, und die er so sehr bedurfte. So berichtete man ihm, daß Herr Blaquière, anstatt ihn in Griechenland zu erwarten, dies Land verlassen habe; er war über diese übereilte Abreise, und nicht ohne Grund, äußerst unzufrieden, da ihm dadurch vereitelt ward, aus Herrn Blaquière's Munde das gesammte Detail über die Lage des Peloponnes zu erfahren; aber er hatte Unrecht,

daß er sich nicht in Schranken hielt und diesen Mann, der ihm in der Griechischen Angelegenheit so nothwendig war, mit allen erdenklichen Verächtlichkeiten überhäufte — mit einem Worte, daß er sich betrug, nicht wie ein Mann, sondern wie ein zorniges Weib. Der Spott, den er unaufhörlich gegen Herrn Blaquière richtete, der, wie er sagte, vor Seligkeit sterbe, sich gedruckt zu sehen, war so munter wie ergötzlich. Ich bedaure, daß er nicht eine kleine Geschichte seiner Reise nach der Türkei, die er in früher Jugend gemacht, verfaßt hat; einige Geschichtchen, die er mir davon zum Besten gab, waren vortrefflich und verdienten aufbewahrt zu werden. Als der Capitain Bathurst, Englischer Seemann, ein Isegrimm von altem Schrot und Korn, dem Türkischen Admiral seinen Besuch abstattete, war Byron mit ihm.

„Nichts Spaßhafteres", sagte Byron zu mir, „als Bathurst's Zorn über die Unwissenheit des Türken. Der Kapudan-Pascha ließ ihn nämlich durch seinen Dolmetscher fragen, ob er wisse, was ein Kompaß sey? „Alter Dummkopf!" schrie Bathurst, „sag ihm von mir, daß das dümmste Schaf der schlechtesten Englischen Fregatte weiß, was ein Kompaß ist." Der alte Türke, dem man die Antwort mit einer leichten Modification beibrachte, strich eine Weile seinen langen Bart, zum Zeichen seines Erstaunens, und rief dann aus: „Diese Giauren sind Teufelskerle!" Herr Adair, der von Großbritanien an die Pforte gesandt worden, begab sich nach Hofe, und in dem festlichen Zuge, der sich nach dem Palast des Sultans hinbewegte, befand sich auch sein späterer Nachfolger, Herr Stratford Canning. Er war jung und von blühender Farbe; sein glattes Kinn, sein sorgfältig frisirtes Haar, sein weibliches Ansehen zogen die Aufmerksamkeit eines alten Türken auf sich, der zu mir trat und mich mit ernstbafter Miene fragte: „Ist dieser schöne Jüngling nicht ein Eunuch, den Seine Britische Majestät unserem erhabenen Sultan zum Geschenk macht?"

Byron hatte die ministerielle Bestimmung seines Freundes Hobhouse prophezeit, der aber zu jener Zeit, als ein Mitglied der Opposition, die wenigste Aussicht hatte, an's Ruder zu gelangen. „Es ist schwer zu glauben", warf ich ein, „daß sich Herrn Hobhouse's Unabhängigkeit jemals unter die Verpflichtungen einer Stelle, und wär' es die allerglänzendste, schmiegen möchte." — „Ohne Zweifel", versetzte Lord Byron; „aber die Zeit wird kommen, wo der Wechsel der allgemeinen Stimmung Hobhouse zwingen wird, einen Posten in der Verwaltung anzunehmen. Nicht er wird der Leitung der Geschäfte, sondern diese wird ihm entgegen kommen." — Byron hatte ganz richtig gesehen, und Lord Grey's Ministerium wie Brougham's Reform haben seine Prophezeiung bestätigt.

„Warum", fragte ich ihn eines Tages, „schreiben Sie keine Epopöe?" — „Nein, die Epopöe ist jetzt nicht an der Zeit; kein Mensch liest ein episches Gedicht. Milton, welch' ein bewundernswürdiger Dichter, und wie viel Leser hat er! Uebrigens verlange ich für mein Theil nur Eins, nämlich meinen Zeitgenossen zu gefallen und gelesen zu werden; wenn man von meinen Werken nach meinem Tode nichts mehr weiß, tanto meglio." — Dies, wie manches Andere des großen Dichters, schien mir einen starken Beigeschmack von Eitelkeit und Affectation zu haben. Es ist wahr, daß die lebhafte, episodische und eigenwillige Natur seines Genius, auch meiner Meinung nach, sich nicht sonderlich vertragen hätte mit dem Geiste der Epopöe; dennoch hielt ich das Gespräch im Gange. Ich hatte das Vergnügen, ihn seine Ideen entwickeln zu hören; ich nannte ihm als Beispiel Tasso und Ariost, die die Lust ihrer Zeit gewesen und die Gleichgültigkeit der Nachwelt so glorreich bezwungen. „Ob!" erwiederte er mir, „die Italiäner und die Engländer haben keine Aehnlichkeit mit einander; die Italiänische Natur ist poetisch; es existirt kein Mensch in diesem Lande, der nicht fähig wäre, die Poesie zu empfinden. Was den Ruhm betrifft, den Sie mir anführen, so lege ich sehr wenig Werth darauf: meine Reise nach Griechenland ist ein Gegenstand viel höheren Stolzes für mich, als alle Gedichte, die ich herausgegeben habe."

Wenn Byron gewerkt hätte, daß irgend Jemand Einfluß auf ihn übe, daß man den Anspruch mache, ihn zu bestimmen, ich glaube, er würde sich nie wieder dazu entschlossen haben, die Person zu sehen, die sich dieses Verbrechens verdächtig gemacht. Man stand sich vortrefflich mit ihm, wenn man sich die Miene gab, als befolge man in Allem seine Meinung und seine Wünsche. Trelawney wußte das sehr wohl, und dieser athletische Mann, dieser neue Herkules, schmeichelte und karessirte Byron, wie ein verzogenes Kind. „Wenn wir in Griechenland nichts ausrichten können", sagte er einmal zu Trelawney, „so ist mein Plan, eine Reise nach England zu machen und dann eine kleine Insel in der Südsee zu kaufen oder zu erobern, wo wir unser Leben beschließen wollen, wenn Ihr mich begleiten mögt."

Trelawney billigte diesen lächerlichen Plan; er that, als hielte er ihn für sehr weise und vernünftig, und versprach Byron, ihm nach der Südsee zu folgen. Schilizzi, der Griechische Fürst, ein Schmeichler, wie Alle seines Volkes, versicherte, es wäre sehr leicht möglich, daß die Griechen einen König wählten, und daß diese Wahl auf Lord Byron selber fallen würde: wer sollte es glauben, daß sich der Dichter mit diesem plumpen Köder fangen ließ? „Bei meiner Treu", sagte er, „diese Idee mißfällt mir keineswegs; ich werde die Griechische Krone nicht ausschlagen, wenn man mir sie anbietet; aber mit meinem Gelde werde ich mich in Acht nehmen und mir, wie Sancho auf seiner Insel Barataria, die Möglichkeit offen halten, abdanken zu dürfen."

Seine Ansichten über die Frauen waren nicht von der Art, daß sie dem schönen Geschlechte gefallen konnten, dem Byron einen so großen Theil seines Lebens geopfert hatte. Beständigkeit, Tugend, tiefe und wahrhafte Anhänglichkeit waren die Eigenschaften, die er den Frauen im Allgemeinen absprach; es ist wahr, daß die Sitten, die seine Jugend umgaben, nicht sonderlich waren, und daß die Kreise der vornehmen Gesellschaft, in denen er seine Lehrjahre zugebracht, von Lastern wimmelten, die um so gefährlicher waren, als sie sich mit einer Scheinheiligkeit und der Heuchelei tiefster Moralität umgaben. Die verheiratheten Frauen der aristokratischen Salons im Jahre 1805 und 1806 und die Sitten der Venetianischen Courtisanen von 1820 waren der Maßstab, wonach er die Frauen im Allgemeinen schätzte; eine sehr ungerechte Ansicht, von der er sich aber nie hat trennen können.

„Nur die Orientalen", sagte er mir oft, „verstehen mit den Weibern umzugehen; sie sperren sie ein, und mit gutem Recht; sie begnügen sich, ihnen einige Künste der Unterhaltung zu lehren, ohne ihnen den Kopf mit romanhaften Thorheiten und dummen Prätensionen zu verdrehen. Nicht allein sind die Orientalischen Frauen sittlicher als die unseren, sondern auch freier und glücklicher. Eine Frau in Europa ist die Sklavin ihres Mannes und ihrer sämmtlichen Liebhaber. Und dies kann sehr weit gehen, wie man weiß. Frau von Maintenon kam in ihrem Alter nur dadurch in Verlegenheit, daß sie eigentlich die Freundin aller ihrer alten Liebhaber hätte bleiben und an Alle diejenigen ihre Gunst verschenken müssen, denen sie sie ehemals geschenkt. Die jetzigen Griechen, die ihren Töchtern nicht gestatten, die Feder in die Hand zu nehmen, handeln wie vernünftige Leute. Eine Frau schreibt nur, um Liebesbillette zu kritzeln; ich für mein Theil, wenn ich noch einmal eine Frau nehmen müßte, würde mir nur eine aus dem Orient holen: ich würde mir eine stille, scheue, unschuldige, einfältige Frau nehmen, deren Herz noch kein Theater und keine Bücher entblättert, und deren Gemüth sich noch nimmer entschlossen hätte als für mich, und die ich mit einer Eifersucht bewachen würde wie ein Tiger."

Byron hatte einen alten Haushofmeister, Namens Lega. Der Geiz war ihm in die Runzeln seines Gesichts geprägt, auf die Stirn, in die Höhlungen seiner Augen. Sie sehen diesen Mann dort, sagte er einmal zu mir, achten Sie ihn hoch, er ist ein ehrenwertherer Mann als Sie und ich; er bewacht meinen Schatz, wie der Drache einst die goldenen Aepfel der Hesperiden. Er wirft auf meine Thaler einen so zufriedenen Blick, als wenn sie sein Eigenthum wären. Er ist nur glücklich, wenn der Haufen meiner Banknoten zu wachsen beginnt; er würde auf einem Koffer voll Geld schlafen, ohne nur daran zu denken, ihn zu öffnen und es anzurühren. Ich sage Ihnen, es ist ein Wunder von einem alten Manne, so ökonomisch ist er für mich, und so redlich für sich selber. Ich habe mir übrigens für meine alten Tage ein hübsches kleines Laster auf, was meiner Jugend nicht gekannt hat: den Geiz. Das ist ein letztes Brett, mich zu retten, und noch am Leben fest zu halten. Ich rechne darauf, daß mein Held Don Juan, nachdem er Europa, Afrika und Amerika verführt hat, die unter einer Menge Frauen als seine Opfer dargestellt werden, von selber ein Ende nehmen wird; er wird Methodist werden, geizig, und, wie gesagt, ein ganz gewöhnliches Ende nehmen. Ich merke schon, daß sich einzelne Symptome der Sparsamkeit bei mir einstellen. Ich war ein Verschwender, als ich nichts besaß: seitdem Lady Noël, die Mutter meiner Frau, Herrin des großen Vermögens geworden ist, welches an mich zurückfallen soll, fange ich an zu sammeln.

Es verhält sich in der That so, daß Lord Byron bei seiner gewöhnlichen Wunderlichkeit aus dem offenbaren Widerspruch seines ganzen Charakters, sich abwechselnd freigebig bis zur Verschwendung zeigte, und dann wieder geizig bis zur Schmutzigkeit. Wenn er gegen Einen etwas hatte, so spielte er ihm alle nur mögliche Possen. Der arme Capitain Vitali hatte dies während unserer Reise zu empfinden. Lord Byron, der gegen ihn erzürnt war, nahm ihn zum Stichblatt. Diese Erbitterung hatte einen sehr kindischen Grund, wie man sogleich sehen wird. Vitali hatte einen Versuch mit Contrebande gemacht; ein Felleisen, das mit Tuch vollgepackt war, hoffte er durchzuschmuggeln. Da er übrigens befürchtet hatte, der Schiffsverrath möchte seinem Gaumen nicht Abwechselung genug darbieten, hatte er in die Mitte des Felleisens ein ganzes gut gebratnes Ferkel gesteckt, welches unglücklicher Weise nach Verlauf von einer Woche verdarb, und einen unerträglichen Geruch verbreitete. Scott, ein alter Schiffs-Capitain, grob und vorlaut, wie alle unsere Seemänner, aber ein Ehrenmann, bemerkte, daß der Geruch, über den sich Jedermann beklagte, aus dem Felleisen kam, und zwang Vitali, es zu öffnen. Der Anblick der verwesten Ueberbleibsel des Ferkels erfüllte uns Alle mit Ekel, und von dieser Zeit an hörte Byron nicht auf, dem Fresser und Schmuggler-Capitain mit seinem Spott, ja mit seinem Haß zu verfolgen. Er begann damit, daß er auf der ersten Zollanstalt, wo das Schiff anlegte, die kleine Ladung, die Vitali durchzuschmuggeln gehofft hatte, angab, wodurch sich der Griechische Capitain gezwungen sah, eine ziemlich beträchtliche Summe zu erlegen. Es gab bald keine boshafte Beschuldigung, die Byron nicht Vitali gemacht, und dieser war nicht nur während der ganzen Reise, sondern auch später bei seiner Ankunft in Griechenland das Opfer aller Bosheiten des Lords.

Sämmtliche glänzende Eigenschaften des Dichters, sein Feuer, seine Ironie, seine Weltkenntniß waren mit so viel Thörichtem, mit so viel Leichtsinn, ja Schwäche verbunden, daß es ihm schwer werden mußte, ein glückliches Leben zu führen, selbst wenn er noch mehr Begeisterung und Genie von der Natur erhalten hätte, als er schon besaß. Er hielt selten sein Wort und flößte wenig Zutrauen ein. Man fürchtete sich vor seinem durchdringenden Verstande. Die Leichtigkeit, mit der er um geringer Ursachen willen aufgebracht wurde, die Unbesonnenheit seiner Reden und die Heftigkeit seiner Leidenschaften mußten ihn vollends zum Unglück verdammen — einen Mann, der zu den allerbedeutendsten unserer Zeit gehört. (Blackwood's Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Mittwoch den 5. März 1834.

England.

Die ersten Kolonisten auf den Seawards-Inseln. *)

Ich wurde in Awbury, bei Bristol, von bürgerlichen und rechtlichen Aeltern geboren, deren Vermögen kaum hinreichte, um ihren Kindern eine gewöhnliche Erziehung zu geben. Auch kann ich weder auf meinen Stammbaum, noch auf meine Kenntnisse eitel seyn. Aber meine Aeltern hinterließen mir ein besseres Erbtheil: eine kräftige Constitution, einen friedfertigen Charakter und ein richtiges Gefühl dessen, was man seinen Vorgesetzten und seines Gleichen schuldig ist.

Wie der größte Theil der jungen Leute, hatte ich, als ich die Schule verließ, große Lust zum Reisen und einen lebhaften Wunsch, mich auf die See zu begeben. Ich nahm daher mit großem Vergnügen das Anerbieten eines meiner Onkel an, mich als Supercargo auf einem Kauffahrteischiffe nach Virginien einzuschiffen. Mein Vater gab mir seinen Segen und die alte Bibel meiner Mutter, und so verließ ich das Dorf, in dem ich geboren und erzogen worden war. Bei meiner Rückkehr von dieser ersten Reise fand ich meinen Onkel vor der Thür seines Hauses.

Ein Trauerflor an seinem Hute fiel mir sogleich ins Auge. Das Herz zitterte mir bei diesem Anblick, und mit erstickter Stimme fragte ich: „Mein Vater lebt nicht mehr!“ Ohne mir zu antworten, drehte er sich um und ging ins Haus, wohin ich ihm folgte. „Der Wille des Himmels muß geschehen, Ned“, sagte er mir; „wie viel Ballen Taback bringst Du zurück!“ — „Mein lieber Onkel“, erwiederte ich, „in diesem Augenblick ist mein Herz zu voll, um von Geschäften sprechen zu können. Erlauben Sie mir, mich einige Augenblicke zu entfernen oder zu meiner Tante zu gehen; ich werde Ihnen später genauen Bericht erstatten.“

Meine Tante suchte mich auf alle mögliche Weise zu trösten, und durch sie erfuhr ich, daß das schmerzliche Ereigniß einen Monat vor meiner Ankunft stattgefunden hatte.

Man brachte Thee, und nun kam mein Onkel zu uns, nahm mich bei der Hand und sagte: „Mein armer Ned, Du hast ein gefühlvolles Herz; Dein Vater war ein guter Vater, mein armer Junge; es ziemt Dir wohl, diesen Schmerz über einen solchen Verlust zu empfinden. Er hat Dir aber nichts hinterlassen, Ned; das Wenige, was er hatte, hat er Deinem Bruder und Deinen Schwestern vermacht. Sie sind jung; er hat gedacht, Du würdest Dir selbst Dein Brod zu verdienen wissen.“ — „Und er hat recht gedacht, mein theurer Onkel“, erwiederte ich, „ich segne sein Andenken doppelt, weil er besorgter für diejenigen gewesen ist, denen es mehr an Hülfsmitteln fehlt, als mir. Ich werde mein Glück aufsuchen.“

Es wurde beschlossen, daß das Ziel meiner zweiten Reise Jamaika seyn sollte. Vor der Abreise aber stattete ich meinem alten Schullehrer, dem ehrwürdigen Will Goldsmith, einen Besuch ab, dessen Tochter Elisa der Gegenstand meiner ersten Neigung gewesen war. Ich reiste zu Pferde, und da ich allein war, so reiste ich langsam und überließ mich ungestört meinem Nachdenken. Meine Gedanken lenkten sich auf die Tage meiner Kindheit; ich sah mich spielend mit meinen Kameraden auf dem Rasen vor dem Hause des Schullehrers; ich dachte an den Platz unter der alten Ulme, wo mein Vater mit einigen alten Freunden zu sitzen pflegte. Ich bildete mir ein, daß es in der ganzen Welt weder einen ähnlichen Mann, noch einen ähnlichen Baum gäbe. Auch dachte ich mit Vergnügen an meinen ehrwürdigen Schullehrer, der so sanft und liebenswürdig war und seine jungen Schüler ohne Züchtigung zu leiten wußte. Er dachte allerdings mehr daran, uns unsere Pflichten, als Lateinisch zu lehren; indeß gelang ihm doch beides. Er liebte meinen Vater, und unsere beiden Familien machten gleichsam nur eine einzige aus. Je mehr ich mich dem Dorfe näherte, je ungeduldiger ward ich; ich dachte an meine Schwestern und an ihre Freundinnen, die Töchter des Pastors; mit jedem Schritte vermehrte sich meine Aufregung. Ich gab meinem Pferde die Sporen und kam im Galopp vor der Thür unseres Hauses an. Meine Schwestern empfingen mich auf das zärtlichste; sie schickten sogleich zu meinem Bruder, und unser Wiedersehen war wahrhaft rührend. Die Kinder hatten sich alle wiedergefunden: aber die Aeltern fehlten. Wir sahen die Stelle an, wo sie gewöhnlich zu sitzen pflegten, und weinten.

Elisa Goldsmith und ich, wir verstanden uns bald; aber mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, wenn ich daran dachte, daß ich sie und ihre friedliche Wohnung so bald wieder verlassen müßte. Die edelmüthige Elisa befreite mich indeß bald von dieser Besorgniß. Sie schwieg einen Augenblick; aber ihre Augen sprachen die beredtste Sprache; sie richtete sie abwechselnd auf ihren Vater und auf mich, und endlich sagte sie mit leiser, aber fester Stimme: „Ich habe lange Zeit an Deine Liebe geglaubt, Eduard; jetzt bin ich fest von derselben überzeugt; und morgen willst Du Awbury wieder verlassen; ich kann es nicht verbergen, was ich bei dem Gedanken an eine neue Trennung empfinde. Mein Vater und meine Schwestern, Ihr werdet Eure arme Elisa nicht zu streng beurtheilen, wenn ich vor Euch die ganze Lebhaftigkeit meiner Neigung bekenne. Eduard! theurer Eduard, ich würde dem Kummer, Dich allein nach jener wilden Gegend abreisen zu sehen, unterliegen; unser Schicksal heißt: mit einander leben oder sterben.“ — Noch ehe sie geendet hatte, war ich zu ihr gestürzt und hatte ihre Hand ergriffen, die ich an meine Lippen drückte; eine glühende Thräne fiel auf diese Hand; sie war das Siegel unserer Verbindung. Ich küßte die theure Hand hundert Mal, und einige Worte der Liebe und des Entzückens stammelnd, setzte ich mich neben Elisa mit der beseligenden Ueberzeugung, daß sie nun mein sey.

Die Trauung fand bald darauf statt, und wir nahmen von unseren Verwandten und Freunden Abschied. Als wir im Begriff waren, abzureisen, sprang der kleine Lieblings-Hund Elisa's in den Wagen und betrachtete sie mit so flehenden Blicken, und ließ so rührende Klagetöne vernehmen, daß sogar mein alter Onkel bewegt wurde und uns zurief: „Nehmt das arme Thier mit, es ist ein gutes kleines Geschöpf, und es hegt für Elisa eine große Zärtlichkeit. Die Hunde bleiben treu; mit den Menschen ist das nicht immer der Fall: Beziehe das nicht auf Dich, Ned! Nimm ihn mit Elisa!“

Wir gingen am 30. Oktober 1733 von Bristol aus unter Segel und landeten in Kingston auf Jamaika, wo wir uns reichlich mit neuen Vorräthen versahen und eine Auswahl aller Arten Handwerkszeug ankauften; dann setzten wir unsere Reise fort, deren Ziel die Honduren waren. Am 24. Nov. bedeckte sich der Himmel mit schwarzen Wolken, das Wetter wurde ungewiß, die See ging hoch, und Alles verkündete uns einen herannahenden Sturm.

Kaum hatten wir die äußeren Fensterläden zugemacht, als der Donner anfing zu rollen und der Regen in Strömen herabgoß. Meine arme Frau war kurz vor dem Ausbruch des Sturmes in die Kajüte gegangen; der finstere und drohende Anblick des bisher so heiteren Himmels hatte sie von dem Verdeck vertrieben. Ich hielt mich nur fünf Minuten länger auf als sie, aber das reichte hin, um bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Ich war kaum in die Kajüte eingetreten, als sich ein so furchtbarer Sturm erhob, daß das Schiff einen Augenblick dem Umsturz nahe schien. In demselben Augenblick kam es mir vor, als ob ich Jemanden von einer Leiter fallen hörte. Der Sturm hatte die Segel in Stücke zerrissen, aber es war der Mannschaft gelungen, des Schiffes Herr zu bleiben. Als das Schiff sein Gleichgewicht wieder erhalten hatte, wollte ich nachsehen, wer den unglücklichen Fall gethan, den ich vernommen hatte; und ich fand meine beiden Ziegen, die mitten in dem Getäusch und der Verwirrung wahrscheinlich eine Zuflucht in der Kajüte gesucht hatten, oder vielleicht absichtlich heruntergestürzt worden waren, was mir noch wahrscheinlicher erschien, da die Thüre gleich hinter ihnen geschlossen worden war, um das Eindringen des Wassers in die inneren Räume des Schiffes zu verhindern. Dieser Umstand, der damals so wenig der Aufmerksamkeit würdig schien, war dennoch von sehr großer Wichtigkeit, und mußte als eine Gunst der Vorsehung betrachtet werden.

Ich versuchte es, meine Frau zu beruhigen, deren Geistesstärke und Zärtlichkeit mir selbst wieder neuen Muth einflößte. „Gott wird uns schützen, mein Freund“, sagte sie; „ich fühle, daß wir diesem furchtbaren Sturm entgehen werden; aber, fügte sie hinzu, indem sie meine Hand drückte, wenn wir Schiffbruch leiden, so sterben wir zusammen und werden uns an einem Ort wiederfinden, wo es keine Trennung mehr giebt.“ Das Gefühl der gegenwärtigen Gefahr gewann aber doch wieder die Oberhand, und weinend stürzte sie sich in meine Arme. Ich bedeckte sie mit Küssen, um ihren Thränen Einhalt zu thun, und sagte: „Vertrauen wir dem Allmächtigen!“

Um zwei Uhr Morgens hörten wir über uns den furchtbaren Ruf: „Klippen! Land! Klippen!“

Ich war noch immer mit meiner Frau unten in der Kajüte. Da

*) Aus dem von Miß Jane Porter herausgegebenen höchst interessanten Tagebuche des Capitain Sir Edw. Seaward, vom Jahre 1733 bis zum Jahre 1749. (Seaward's Narrative of his shipwreck and consequent discovery of certain islands in the Carribean sea.)

ich kein Seemann war, so konnte ich auf dem Verdeck nichts nutzen; als ich aber jenen Ruf vernahm, bestieg ich doch die Leiter, welche hinaufführte; aber die Klappthüre war geschlossen und die Matrosen zu sehr mit ihrer eigenen schrecklichen Lage beschäftigt, um sie mir zu öffnen. Einige Minuten darauf lief das Schiff auf den Strand, und wir wurden mit Gewalt zu Boden geschleudert. Der arme Hund, unser treuer Gefährte, brach in ein dumpfes Geheul aus, welches in diesem Augenblick einen mächtigen Eindruck auf uns machte. „Wir sind ohne Rettung verloren!" rief meine Frau, als sie sich etwas von ihrem Fall erholt hatte. Ich versuchte nicht mehr, sie durch Worte zu trösten, sondern erneuerte meine Anstrengungen, um die Thüre zu öffnen, welche auf das Verdeck führte. Endlich gelang es mir, dieselbe aufzubrechen. Der Capitain rief mir zu, daß das Schiff in wenigen Minuten zerschellt seyn würde, und sagte mir, daß, wenn meine Frau und ich mit ihm das Boot besteigen wollten, wir in einer Sekunde fertig seyn müßten. Ich stieg schnell wieder hinab, und meiner Frau mit kurzen Worten die Gefahr unserer Lage schildernd, drang ich in sie, sogleich mit mir auf das Verdeck zu eilen. „Nein", sagte sie, „ich rühre mich nicht vom Fleck, und Du bleibst bei mir. Sie werden Alle untergehen; ein Boot kann dem Sturme nicht widerstehen. Laß' uns auf Gott vertrauen, Eduard; und wenn wir sterben, so sterben wir zusammen." — „Es ist beschlossen", rief ich aus, „wir bleiben!" — Einen Augenblick darauf bestieg ich wieder, nicht ohne die größte Mühe, das Verdeck; aber von dem Boote war nichts mehr zu sehen.

Das Schiff stieß zum zweiten Male auf den Strand, und mit solcher Heftigkeit, daß ich von der Leiter stürzte; glücklicherweise fiel durch denselben Stoß die Thür hinter mir zu, denn zu gleicher Zeit gingen die Wellen über das Schiff. Meine Frau lief zu meinem Beistande herbei, aber sie wurde selbst auf die andere Seite der Kajüte geschleudert. Ich war nicht verwundet; und wir suchten uns nun beide an der Seite, wo der Wind herkam, fest zu halten. Unsere Lage war fürchterlich; denn aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach mußten wir vor Verlauf einer Stunde von dem wüthenden Meere verschlungen seyn. Wir hielten uns fest umschlungen, und so blieben wir, bis die Bewegung des Schiffes, welche nach und nach immer schwächer geworden war, endlich ganz aufgehört hatte.

Ich schleppte mich noch einmal auf das Verdeck, und ein Strahl der Freude glänzte in meiner Seele, als ich sah, daß der Tag anbrach, und daß das Meer wieder ganz ruhig geworden war.

Ich eilte sogleich zu meiner Frau in die finstere Kajüte zurück. „Komm', theure Freundin", rief ich ihr zu, „komm' auf das Verdeck; der Tag ist angebrochen." Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie zu mir und bestieg die Leiter. Als sie aus der Dunkelheit ans Licht trat, war sie auf's tiefste erschüttert, und sie ergoß sich in laute Ausrufungen des Dankes gegen Gott. Nach einigen Augenblicken heißen Gebetes warf sie ihre Blicke um sich her. „Wo ist das Boot?" rief sie aus, „wo sind unsere armen Gefährten?" — „Vielleicht", erwiederte ich, „sind sie glücklich ans Land gekommen und werden uns bald aufsuchen." — Unser Schiff bot einen traurigen Anblick dar; der große Mast war gekappt und auf dem Verdeck war Alles verwüstet; aber die Morgensonne erglänzte sanft auf dem Ocean und eine entzückende Ruhe herrschte rings um uns her.

Das Land schien hoch zu liegen und reich mit Waldungen besetzt zu seyn; ein leiser Wind von der See trieb unser Schiff ganz an's Ufer, so daß es mit dem Vorderbug beinahe an's Land stieß. Als wir uns somit aus allen Gefahren der See glücklich errettet sahen, fielen wir uns, vor Freude weinend, in die Arme und richteten inbrünstige Gebete des Dankes an den allgütigen Gott.

Zuerst mußten wir nun dem Schiffe inmitten der Felsen einen sichern Platz zu verschaffen suchen, was uns nach einigen Anstrengungen gelang; und als wir uns tief in den Sand eingedrungen sahen, glaubten wir mit vollkommener Sicherheit auf dem Schiffe bleiben zu können. Nun fühlten wir uns aber durch so viele Anstrengungen erschöpft; glücklicherweise fand ich in der allgemeinen Zerstörung eine Flasche Wein, die uns einigermaßen zur Stärkung diente. Hierauf legten wir uns auf das Verdeck, und schliefen ein. Beim Erwachen untersuchte ich das Schiff genauer. Ich fand einen Sack mit Schiffs-Zwieback, der hinter der Leiter aufgehängt war. Zum Glück hatte man in Jamaika zwei Ziegen mit ihren Jungen an Bord genommen; zwei der letzteren hatten sich mit uns gerettet; ein Hahn, drei Hühner und einige Enten waren ebenfalls mit dem Leben davon gekommen. Außerdem fand ich eine große Menge von Früchten aller Art; Apfelsinen, Citronen, Wasser-Melonen u. s. w. und einige Zuckerröhre. Alle diese Vorräthe waren von einem unschätzbaren Werth für den Augenblick und selbst für die Zukunft.

Ich machte den Vorschlag, uns von dem ertrunkenen Geflügel eines zu Mittag zu kochen. Auf die Frage Elisa's, wie wir Feuer machen wollten, wußte ich im ersten Augenblick nichts zu antworten. Bald aber fielen mir die astronomischen Fernröhre des Schiffes ein, und mit Hülfe ihrer Gläser hatte ich bald einige Zweige und trockene Blätter, die ich am Ufer aufsuchte, in Brand gesteckt. Wir hatten kein Wasser, und es konnte gefährlich seyn, zwischen den Felsen eine Quelle aufzusuchen; bei nochmaliger genauer Durchsuchung des Schiffes fanden wir in einem Fasse noch etwas Wasser. Nun machten wir uns daran, unsere Kajüte in Ordnung zu bringen und in den übrigen Theilen des Schiffes aufzuräumen, bei welcher Gelegenheit wir noch einen zweiten Sack mit Zwieback und, was von großer Wichtigkeit war, einige Flinten, Pulver und Kugeln fanden.

Als wir unser bescheidenes Mahl eingenommen hatten, legten wir uns ruhig und mit Dank gegen die Vorsehung nieder; aber unser Schlaf wurde noch oft durch die gräßlichen Bilder der vergangenen Nacht gestört. Wir erhoben uns mit der Morgenröthe, deren sanfte Frische wahrhaft entzückend war. Zwei Apfelsinen mit Zwieback waren unser Frühstück, und dazu tranken wir etwas von unserem Wasser mit Wein gemischt. Nun machte ich meiner Elisa den Vorschlag, uns an's Ufer zu wagen, und das Land zu untersuchen. Da sie einwilligte, so nahm ich zwei Flinten, gab ihr eine Landungsstange, um sich derselben als Stock und nöthigenfalls zur Vertheidigung zu bedienen, und so gingen wir in Begleitung unsers treuen Hundes an's Land.

Wir waren noch nicht weit vom Schiffe entfernt, als wir zu unserer unaussprechlichen Freude einen Quell entdeckten, aus dem im reichsten Maße klares Wasser hervorsprudelte. Wir schöpften sogleich mit den hohlen Händen aus dem erquickenden Born, und unser kleiner Fidèle löschte ebenfalls mit großer Begierde seinen Durst. Als wir so saßen, die Augen auf den murmelnden Bach gerichtet, fing unser Hund an zu bellen; wir horchten auf und vernahmen auf dem Felsen gerade über uns ein Geräusch; ich lud mein Gewehr, der Hund lief rasch mitten durch das Gesträuch den Felsen hinauf; ich kletterte ihm nach und fand eine ungeheure Iguane, die Fidèle getödtet hatte; das Fleisch dieses Vogels ist sehr wohlschmeckend und vermehrte auf eine erfreuliche Weise die Schüsseln unserer zweiten Mittagstafel.

Bei einer neuen Durchsuchung des Schiffes fanden wir gesalzenes Rind- und Schweinefleisch, Thee und Zucker. Wir fingen nun an, die Zukunft zu bedenken, und betrachteten die Möglichkeit eines längeren Aufenthalts auf der Insel mit vieler Ruhe und Ergebung in den Willen Gottes. Unsere erste Arbeit bestand darin, einen Fleck Landes zur Aufnahme des Saamens von Früchten und Pflanzen, den wir von Jamaika mitgebracht hatten, vorzubereiten. Als der Sonntag kam, wollten wir unsere Ehrfurcht für diesen heiligen Tag bezeigen, und legten deshalb unsere besten Kleider an. Meine geliebte Elisa putzte sich, wie sie es in Amboy gethan haben würde, und so setzten wir uns ruhig nieder, und verrichteten unsere Andacht.

Einer der gewöhnlichsten Gegenstände unserer Unterhaltung waren die theuren Freunde, die wir in England zurückgelassen hatten, und wir sprachen oft mit gerührter Dankbarkeit von Elisa's Vater, den wir beide den inneren Frieden verdankten, dessen wir, trotz aller unserer Unfälle, theilhaftig waren.

Zunächst holten wir nun aus dem Schiffe Alles, was zum Aufbau einer kleinen Hütte nöthig war, die ich unter dem dichten Schatten eines Baumes, dicht bei dem urbar gemachten Fleck zu errichten beschloß. Meine Frau beschäftigte sich mit Ausbesserung unsrer Kleidungsstücke oder mit Lesen, während ich an der Hütte arbeitete. Ich grub uns auch einen kleinen Teich, in dem wir Fische aufhoben, deren sich in dem Flüßchen eine große Menge befanden. Meine Frau verfertigte aus Zweigen eine Art von Netz, und nun waren wir immer reichlich mit Fischen aller Art versehen. Diese und einige andere Beschäftigungen, das Einsammeln der schönen vom Meer ausgeworfenen Muscheln und Ausflüge nach den anderen Theilen der Insel vertrieben uns die Zeit. Eines in des Anderen Gesellschaft glücklich, entschlüpfte unseren Lippen kein Murren über unser trauriges Geschick, noch empfanden wir den geringsten Wunsch nach Veränderung.

Eines Tages, nachdem Fidèle lange Zeit heftig in dem Gebüsch gebellt und uns dadurch besorgt gemacht hatte, kam er endlich mit einer ungeheuren Iguane in der Schnauze hervor. Dies hatte an sich nichts Auffallendes, aber es brachte mich auf die Idee, daß, wenn man an dieser Stelle das Gehölz lichtete, unsere Aussicht dadurch sehr erweitert werden würde. Ich machte mich sogleich ans Werk und fand mich bei dieser Arbeit bald am Eingange einer Höhle, in der ich einen Schein erblickte, der von oben hineinzufallen schien. Es war eine natürliche und sehr tiefe Aushöhlung; der Boden derselben war mit Scharen von Vögeln bedeckt, und eine Art von Tauben sah ich in großer Menge in der Nähe umherflattern.

Eines Morgens beim Anbruche des Tages bemerkte ich von dem Verdecke des Schiffes aus eine große Schildkröte, die am Ufer eingeschlafen zu seyn schien. Ich stieg ans Land und mit Hülfe eines Strickes gelang es mir nach großen Anstrengungen, das Thier so zu drehen, daß es auf den Rücken zu liegen kam. Ich schickte mich an, es zu tödten; aber ich hatte nicht Zeit dazu, denn es zog den Kopf in die Schale, und da der Hals der einzige verwundbare Theil an der Schildkröte ist, so mußte ich vor der Hand mein Vorhaben aufgeben; der Gedanke, das unglückliche Thier zu verwunden oder zu verstümmeln, ohne es zu tödten, empörte mein Gefühl. Ich wußte, daß es mir nicht entwischen konnte; ich hatte also alle Zeit, auf systematische Weise zu Werke zu gehen. Ich holte mir noch mehr Stricke aus dem Schiffe, und obgleich die Schildkröte wohl 200 Pfund wog, so gelang es mir doch, sie in weniger als einer halben Stunde auf den höchstgelegenen Theil des Ufers zu ziehen. Ich hatte mir nun meine Beute gesichert; aber was sollte ich damit anfangen? Wir betrachteten sie eine Zeit lang stillschweigend. „Ich möchte nicht, daß Du das Thier tödtest", sagte meine sanfte Elisa, „es fehlt uns nicht an Vorräthen, und wir werden zu leben haben, wenn Du ihm auch nicht das Leben nimmst." — „Wir wollen das mit Muße überlegen", erwiederte ich, „jetzt laß' uns an Bord zurückkehren und uns mit unserem Frühstück beschäftigen, denn ich bin wirklich erschöpft." Beim Frühstück kamen wir auf denselben Gegenstand zurück. Elisa nahm sich eifrig des armen Thieres an, und ich konnte mich über ihr mitleidiges Gefühl nur freuen; indessen, obgleich es uns nicht an Lebensmitteln fehlte, waren sie doch nicht so gesund, daß wir auf jede andere Nahrung Verzicht leisten durften. Unserer Gesundheit waren frische Nahrungsmittel zuträglich, und wir konnten nicht hoffen, daß Fidèle uns täglich eine Iguane fangen würde. Auf unser Geflügel konnten wir noch eine Zeit lang nicht rechnen; denn unsere Hühner sollten erst Eier legen und ihre Küchlein erst groß werden. Ich machte alle diese materiellen Gründe gegen ein unzeitiges Mitleiden gelten, und endlich, nach augenblicklichem Stillschweigen, sagte

Elisa: „Wohlan, es sey! Ich sehe ein, daß Du sie tödten mußt; aber in der That, Eduard, ich glaube noch immer, daß Du es nicht thun wirst." — „Ob! was das anbelangt", entgegnete ich, „das wollen wir gleich sehen." Ich holte ein großes Tischmesser, und nachdem ich es geschliffen und meine Frau an Bord gelassen hatte, begab ich mich fest entschlossen nach der Stelle hin, wo die Schildkröte lag.

Als ich meine Hemds-Aermel aufgekrämpelt hatte, um sie nicht voll Flecke zu machen, erhob ich mein Messer, denn das arme Thier streckte jetzt den Kopf aus der Schale hervor... aber in dem Augenblick, wo ich den Streich führen wollte, glaubte ich in mir die Gewissensbisse eines Mörders zu fühlen, der im Begriff steht, sein erstes Verbrechen zu begehen; meine Hand zitterte, mein Blut erstarrte in den Adern, ein kalter Schweiß bedeckte meine Stirn. In diesem Augenblicke hätte ich, und wenn ein Königreich der Preis gewesen wäre, dem armen Thiere den Kopf nicht abschlagen können. Nachdem ich einige Augenblicke gegen dies Gefühl gekämpft hatte, kehrte ich nach dem Schiffe zurück. Elisa hatte mich niemals mit so verstörten Gesichtszügen gesehen. Ich mochte einem auf der That ertappten Dieb oder einem zum Tode verurtheilten Verbrecher gleichen. „Ich sehe, Eduard", sagte sie, „daß Du es jetzt bereust, das arme Thier getödtet zu haben." — „Nein, mein süßer Engel", erwiederte ich, das Messer hinwerfend, „nein, ich konnte es nicht vollbringen! Deine sanften Worte und mein eigenes Gefühl haben sich meinem Vorhaben widersetzt. Wir wollen dem armen Geschöpfe die Freiheit geben." Sie nahm mich beim Wort, und wir begaben uns sogleich mit Fidèle ans Ufer, machten den Strick los, walzten die Schildkröte wieder auf den Bauch und freuten uns des Anblicks, wie sie, von Furcht gejagt, dem Meere zueilte. „Jetzt, mein theurer Freund", sagte Elisa, „bist Du mir doppelt werth. Gott segne Dich für diese Handlung des Mitleids!"

Zwei Tage darauf, als wir die Felsen entlang gingen, bemerkten wir einen sehr großen Fisch, den ich mit meiner Lanze durchbohrte und so auf den Sand zog. Während wir ihn genauer betrachteten, konnte ich mich einer Bemerkung nicht enthalten. „Wie geht es zu, liebe Elisa, daß wir diesen Fisch nicht allein ohne Gewissensbisse, sondern im Gegentheil mit Freude über das Gelingen getödtet haben? Und doch hatten wir nicht Muth genug, der Schildkröte das Leben zu nehmen!" — „Ich weiß es nicht", erwiederte sie, „aber sicherlich giebt es in uns ein Gefühl, das unser Betragen leitet, ohne daß wir uns dessen deutlich bewußt sind oder uns Rechenschaft davon ablegen können. So zum Beispiel glich das Tödten der Schildkröte allzusehr einem mit kaltem Blute vorher überlegten Morde, als daß sich unsere Herzen nicht hätten dagegen empören müssen." — „Ich glaube", entgegnete ich, „daß Du die Schwierigkeit gelöst hast; denn was den Fisch und die Schildkröte betrifft, so hatte ersterer nicht weniger Recht auf Leben und Freiheit, als letztere."

Die Entdeckung eines Wäldchens von Kokus- und Kakaobäumen, deren Früchte reif waren, verschaffte unseren Mund-Vorräthen einen bedeutenden Zuwachs. Auch unser Gärtchen fing an, einigen Ertrag zu liefern; um den Boden desselben zu verbessern, fiel mir ein, den Taubenmist in der kürzlich von mir entdeckten Höhle als Dünger zu gebrauchen; und als ich eines Tages damit beschäftigt war, fiel mir ein Stück von einem Soldaten-Gürtel mit einem kupfernen Wappen in die Hände, das mir, als ich es gereinigt hatte, das Spanische zu seyn schien. Ich fand aber zu der Zeit nichts Anderes, was mir hätte erklären können, wie jener Gürtel dorthin gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

The danger of opening the ports to foreign corn at a fixed duty considered. (Gegen die Einfuhr fremden Getraides zu einem feststehenden Zolle.) Pr. 3 Pce.

Dr. Armstrong's lectures on the morbid anatomy, nature and treatment of acute and chronic diseases. (Armstrong's medizinische Vorlesungen.) Pr. 16 Sh.

Excursions in the holy land. (Reise nach dem Gelobten Lande, Aegypten, Nubien ꝛc.) Von John Mudge. 2 Bde. Pr. 32 Sh.

Frank and his father. (Unterhaltungen über das erste Buch Moses.) Von B. H. Draper. Pr. 5 Sh.

A practical treatise on bills of exchange. (Das Englische Wechselrecht.) Von J. Chitty. 2 Bde. Pr. 52 Sh.

Frankreich.

De l'Homme et de l'état actuel de la société. (Ueber den Menschen und den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft.) Vom General Donnadieu. Paris, 1834.

Der Verfasser dieses Werkes ist der zur Zeit der Restauration durch seine entschiedenen parlamentarischen Grundsätze bekannt gewordene Deputirte der rechten Seite, General Donnadieu. Auch jetzt sind seine Grundsätze unerschütterlich noch immer dieselben, und um von dem Geiste, in dem das vorliegende Buch geschrieben ist, einen anschaulichen Begriff zu geben, wird es hinlänglich seyn, einige Stellen aus der Einleitung, die 172 Seiten, fast die Hälfte des Bandes, einnimmt, mitzutheilen. Nach einem raschen Ueberblick über die Fälle des Unheils, das durch die Revolutionen aller Zeiten und Länder bewirkt worden, kommt der Verfasser auf Frankreich. „Was thut es seit einem halben Jahrhundert?" fragt er. „Es versucht Alles, wie ein Kranker, der die Krankheit hinter sich zu lassen wähnt, wenn er seine Stelle verändert; aber sie folgt ihm überall und wird heftiger, anstatt nachzulassen. Die Gesetze werden verändert und modifizirt; ein Machthaber folgt auf den anderen, und das Glück stiebt die Menschen. Das kommt daher, weil man eine Sache von höchster Wichtigkeit bei allen diesen verschiedenen Veränderungen übersieht; die Sitten, Verhältniß und Stellung, die Neigungen zu den Gesetzen, um die man sich müht, und die Redlichkeit gegen das Allgemeine. An diese Grundlagen, diese ewige Basis aller Menschen- und Völker-Verbindungen, denkt Niemand, und so baut man immerfort auf Sand..."

Ueber das beliebte Thema der Volkssouverainetät spricht er sich so aus: „Aber dieser Souverain, der in der größtmöglichen Anzahl besteht, folglich aus den untersten Ständen, hat er etwa eine bessere Erziehung als jene Massen, die wir ehemals den großen Haufen nannten? erlauben ihm die Arbeiten, auf die er beschränkt ist, für Gesinnung und Gefühl zu sorgen, und sich geistig aufzuklären? Nein, müssen wir antworten, und was wird also aus diesem Souverain? Der Spielball aller Ehrgeizigen, aller Tribunen, in der Hand von Menschen, die sich vor Leidenschaft und Stolz nicht kennen, die um ihrer unersättlichen Gier zu genügen, nicht danach fragen, ob sie ihr Vaterland in tausend Irrsale und Todeskämpfe stürzen. Sie reden dem Volke von seinem Elend, versprechen ihm ein besseres Loos, führen ohn' Unterlaß den Namen der Freiheit im Munde, und kaum hat das verführte Volk alles Bestehende umgestürzt, so findet es unter seinen neuen Führern ein schlimmeres Schicksal, ein hundertmal schlimmeres als es gehabt; dann von Sturz in Sturz, von Revolution in Revolution eilen Reiche und Völker ihrem Ende zu; Könige, Nationen, Gesellschaften, Alles stürzt in einen Abgrund des Unglücks über einander zusammen...."

Gegen das Ende läßt sich der Verfasser über Heinrich V. folgendergestalt aus: „Man verlangt nach der Rückkehr Heinrich's V., dieses Kindes, auf dem eine große Autorität des Prinzipes ruht; aber was will dieser Wunsch, wenn er so für sich allein steht? In dem Zustande, in welchem wir uns befinden, in dieser Anarchie, unter der wir leben, dieser Auflösung und Vernichtung aller edlen Gesinnungen, des religiösen Glaubens wie der Moralität, da meint man, daß jene Autorität genug seyn werde? Oh, großer Gott! schon zweimal ist das Prinzip wieder hergestellt worden, und zweimal ward es wieder umgestürzt — wird eine dritte Restauration auf besseren Grundlagen ruhen? Werden die Tugenden und der Verstand größer seyn, als sie waren? Das Land, seine Bedürfnisse, der Zustand des geistigen Wesens richtiger begriffen?... Das monarchische Prinzip einzig und allein vermag Europa vor den Katastrophen zu bewahren, die ihm drohen. Die Schwierigkeit besteht darin, Fürsten zu finden, die für die Gegenwart geeignet wären und Weisheit und Gewalt im Gleichgewicht zu halten wüßten. Wenn dies Heilmittel nicht der Himmel sendet, so ist der Jammer nicht zu berechnen, der auf die Erde fallen wird, da wir ja schon auf mehreren Punkten unter der Herrschaft dieser neuen Lehren Städte, Provinzen, ganze Bevölkerungen verschwinden sehen, wie in Griechenland und auf dem weiten Festlande des südlichen Amerika. Wenn die alte Europäische Veste, anstatt dem stetig wandelnden Schritte der Aufklärung zu folgen und sich langsam wieder zu gebären, in diese Bahn der Wechsel von der Wuth der Massen, die ohne Zügel und Leitung toben, geworfen wird, wenn Alle, die Besitz und Befehl in Händen haben, jener Menge erliegen, die sich aus den geringsten und niedrigsten Klassen zu erheben trachtet, dann wird auch das alte Europa, wie jene Länder, von denen wir so eben gesprochen, nichts als ein weites Gefild des Gemetzels und der Zerstörung darbieten, wo sich alle Parteien, eine die andere, der Reihe nach verschlingen werden..."

Am Schlusse seines Werkes sagt Herr Donnadieu: „Es ist ungerecht, die Royalisten zu beschuldigen, sie hätten das Königthum verlassen, zu fragen, wo sie am Tage der Schlacht gewesen wären? Sie waren da, wo man sie hingeschickt hatte, da, wo man sie verlassen hat. Wahr muß man seyn und den Muth haben es zu seyn, wenn man die Begebenheiten vor die Schranken ruft: das Königthum hat die Royalisten verlassen und nicht die Royalisten das Königthum."

Das Buch ist in zehn Kapitel eingetheilt, unter folgenden Titeln: Von der Natur des Menschen. — Von den Völkern des Alterthums. — Vom Ursprung der neueren Staatenverbindungen. — Von der Unwissenheit und Verderbtheit der Regierungen. — Von den Fortschritten der Bildung, von den Sitten Germaniens und von Napoleon. — Von der Wiederherstellung der Monarchie. — Von der machthabenden Gewalt und ihrem Mißverhältniß zu den Gesetzen. — Vom religiösen Geiste und von den Priestern. — Vom Einfluß der Frauen auf die Sitten. — Folgerungen.

Bibliographie.

Les historiettes de Tallemant des Réaux. (Denkwürdigkeiten zur Geschichte des 17ten Jahrhunderts.) Erste Lfg.

La Reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre. (Hortensia Bonaparte's Briefe und Bemerkungen über Italien, Frankreich und England. Aus den Jahren 1831 und 1832.)

Elisa de Rialto. — Erzählung von J. G. Chaudesaigues.

Lettres à Edouard sur les révolutions. (Briefe über die Revolutionen.) Von J. G. Courcelle-Seneuil.

Traité des eaux minérales. (Die Mineralwasser und Heilquellen des Departements der östlichen Pyrenäen.) Von J. Anglada. 2 Bde. Pr. 13 Fr.

Rußland.

Kapodistrias' Ankunft in Griechenland (1831).

(Aus der Schrift: Der Archipelagus und Griechenland in den Jahren 1830 und 1831.)

.... Graf Kapodistrias traf am 10. Januar unter Griechischer Flagge auf dem Russischen Linienschiff „Alexander Newsky" in dem

Hafen von Salamis ein. Sein Gefolge war ziemlich zahlreich. Als Gäste hatte das Schiff aufgenommen: unseren Residenten Grafen P—n, den Obersten S. —, der den Auftrag hatte, die Gränzen des neuen Reiches zu bestimmen, und den Türkischen Agenten Ismael-Bey mit seinem Gefolge. Das Schiff war gewissermaßen ein schwimmender Gasthof, voll Lärmen und Unruhe; an allen Seiten wimmelte es von unzähligen Schaluppen, wie bei gewissen Gelegenheiten in der Residenz von Kutschen. Diese fremdartige Menschenmenge, dieser Witz war auf dem Schiff, trägt einen ganz eigenen Charakter an sich. Der mit 70 Kanonen bewaffnete Riese bewegte sich in systematischem Takte; mitten im Geräusch verschiedenartiger Beschäftigungen, bei der beständigen Bewegung von 700 Menschen, unter Befehlen, Pfeifen und Trommelschlag, herrscht doch überall mechanische Uebereinstimmung. Das Schiff lebt durch Diejenigen, die sich ihm weihten und die Geheimnisse seines Systems kennen; daher gehören Profane nicht auf dasselbe; ihre Thätigkeit und ihre Lebensweise, ja ihre Sprache scheint eine falsche Note im Orchester zu seyn.

Das Griechische Dampfboot „Hermes", eine Korvette und einige andere Kriegsfahrzeuge, stellten sich demüthig vor dem wandernden Palast ihres Regenten auf. Brüderlich lagen Französische, Englische und Russische Schiffe auf dem breiten Meerbusen durch einander. Kuriere in Kanonenbooten, auf Dampf- und Kriegs-Schiffen fuhren täglich ab und zu. Ja sogar aus dem entfernten Aegypten kam ganz unerwartet ein Fahrzeug unter Mehmed Ali's Flagge an. Das rothe Feld der Letzteren mit Sternen im Halbmonde, deutete auf die ehrgeizigsten Absichten. Ihr feuriger Abglanz schimmerte vielfarbig und prahlerisch auf dem weiten Meerbusen von Salamis, und ein langer Wimpel, als Zeichen eines Kriegsschiffes, berührte, der Windstille wegen, matt hinunterhängend, die Wellen.

Das Leben und die Thätigkeit im Hafen selbst bildete den schneidendsten Kontrast mit dem benachbarten Ufer. Die Stadt Ambelaki lag hinter Bergen versteckt, und nicht eine Hütte, nicht ein lebendes Wesen war in der alten Stadt des Ajax zu sehen. Eine Kette nackter Hügel umgürtet das unvergeßliche Meer. Wo soll man historische Denkmale suchen? In welchem Stein ist der Name Themistokles eingegraben? Sollte ein so großer Ruhm wirklich nur durch Herodot bis zu uns gelangt seyn und, außer in den beredten Zeilen des Geschichtschreibers, nirgend jener berühmte Name mehr aufgefunden werden können?

Ich weiß nicht, warum einige unbedeutende Trümmer auf einem Vorgebirge den Namen: Thron des Xerxes tragen. In der Voraussetzung, daß der Persische Herrscher an dieser Stelle ein Zeuge seines Unterganges war, und sich aus Zorn den Bart ausriß, wie es uns der gutmüthige Herodot versichert, durfte man vergebens nach einem Büschel dieses alten Persischen Bartes suchen.

Die Residenten und Admirale hatten beschlossen, sich am 14ten Januar zu einer Konferenz im Hause des Disdar, oder Kriegs-Gouverneurs der Ottomanischen Pforte in Athen, zu versammeln. Zum Einzuge der genannten Herren und ihres Gefolges in die alte Stadt des Theseus hatte der hohe Türkische Beamte eine Prozession (Allai) angeordnet. Diese theilweise imponirende, theilweise lächerliche Prozession begann mit einer Kriegs-Musik — wenn man Musik ein Orchester nennen kann, das die Ohren betäubt durch wilde Noten und Töne, bald schneidend und durchdringend wie die Leidenschaften eines Asiaten, bald dumpf und nichtssagend wie sein Leben, oder entsetzlich wie die Posaune von Jericho; 300 Albanesen folgten ohne alle Ordnung; nach ihnen kamen gegen 100 Reiter — die Blüthe des Türkischen Kriegsvolkes. Die geschmeidigen Gestalten dieser Krieger erscheinen noch vortheilhafter auf einem schönen Roß; Waffen, Anzug, Schabracken, Alles strotzte von Gold. Unaufhörlich in spielender Bewegung sieht man die feurigen Rosse und wie begeistert von der Musik, die ihrem Gehör mehr schmeichelt, als dem empfindungslosen menschlichen. Außerordentlich ist der Eindruck, den unter solchen Umständen die Physiognomieen dieser Leute machen, wenn sie bald wild und lebhaft und trotzig umherblicken, bald ein bleiches und unbewegliches Antlitz darbieten.

Wiewohl sich keine Aehnlichkeit zwischen der hier erwähnten Prozession auf dem Eleusinischen Ufer und dem Zuge der Eleusinischen Mysterien, mit denen der heidnische Aberglaube durch schreckliche Bilder die junge Einbildungskraft des Volkes in Furcht setzte, auffinden läßt, so schwebte mir dennoch die heilige Prozession der alten Oberpriester beständig vor Augen. So geht es uns in einem Lande, wo jeder Winkel irgend ein schönes Ueberbleibsel des Alterthums verbirgt, wo jeder Stein mit heiligen Worten die Sprache klassischer Erinnerungen spricht.

..... Das Haus des Disdar ist ein großes Gebäude, bald von Stein und bald von Holz, das man an einer anderen Stelle für eine Ruine ansehen würde, obgleich es noch lange Reihen von Säulen enthält und man an den Zimmerdecken noch Malereien und Spuren alter Vergoldung bemerkt. Mitten im Hofe befindet sich ein marmorner Springbrunnen. Vor ihm stand der Sohn des Disdar mit einem Turban auf dem 14jährigen Haupt. Von frühester Jugend daran gewöhnt, seine sprudelnde Lebhaftigkeit zu kalter Anschauung zu zügeln, spielte er bis zu unserer Ankunft mit dem Wasser. Ruhig betrachtete er die Reihe der Franken, die goldgestickten Uniformen, die ihm von den alterthümlichen Stiegen entgegenglänzten, und wendete seine Blicke darauf wieder dem spielenden Wasser zu.

Wir traten in ein unsauberes Zimmer, an dessen Wände Waffen und Pferdegeschirre hingen; auf einem Eck-Divan saßen mit wichtigen Mienen Ismael-Bey und seine Gefährten, so wie der Disdar Pericles. Der Tschubutschi-Baschi erhielt den Befehl, Pfeifenröhre (Tschubuki) und kleine Tassen mit Kaffee, aber nur den Capitainen, zu reichen. Unter dieser Benennung, die bei den Türken unzählige Bedeutungen hat, verstand man dieses Mal die vornehmsten Anwesenden; den übrigen Franken ward nur Sorbet dargeboten.

Das Zimmer ward zum Erdrücken voll von Türken aller Klassen, die sich hinzudrängten, um die Fremden zu betrachten. Aber Ismael-Bey:

„Er hob mit Ungeduld den Arm,
Und tiefgebückt ging Alles fort."

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Die Hand des Höchsten rettete das Vaterland. Drama in 5 Akten und in Versen von N. Kukolnik.

Handbuch der Architektur. Vom Architekten Swijasef. Zwei Bände.

Briefe aus Bulgarien. Geschrieben während des Feldzugs von 1829. Von Viktor Teplialoff. (Auszüge aus diesem Werke wurden bereits vor längerer Zeit in der Preuß. Staats-Zeitung mitgetheilt.)

Die Finanzen des alten Rußland. Von G. Hazemeier. (Akademische Schrift, die den großen Demidoff'schen Preis erhielt.) Th. I bis zum Jahre 988; Th. II bis 1236 und Th. III bis 1462.

Mannigfaltiges.

— Verstand und Geld. Unter der Ueberschrift „Excelsior nach Verstand; Fragment aus der Kopeken-Philosophie" schildert der Russische Humorist F. Bulgarin die Schicksale eines Menschen, der sich für sein Geld Verstand einzutauschen sucht. Ein reicher junger Mann, 22 Jahr alt, den man für einen Narren erklärt hatte, weil er namentlich alle Leute für klüger hielt, als er selbst war, und es nicht wagte, seine eigene Meinung zu sagen, befolgte den Rath des Verfassers den Rath seiner Freunde, sich mit seinem Gelde Verstand zu kaufen, was, wie man ihm sagte, ganz gewöhnlich sey; er öffnete ein großes Haus und gab kostbare Gastereien, zu welchen er die gelehrtesten Leute einlud, die er reichlich mit Speise und Trank bewirthete. Er bemerkte aber, daß seine Gäste, wahrscheinlich um sich von ihren angestrengten Arbeiten in ihren Studirzimmern zu erholen, nicht viel Geschenktes hören ließen, und da er nicht fand, daß er durch ihren Umgang klüger ward, sagte er sich von ihnen los und verließ für einige Wochen seinen zeitherigen Aufenthaltsort. Als er zurückkehrte, hörte er, daß seine früheren gelehrten Gäste ihm für seine köstlichen Mahlzeiten den Titel eines gutmüthigen Narren beigelegt hätten. Dieser Titel war also sein einziger Gewinn für seine schweren Auslagen; an Verstand hatte er nicht für einen Kopeken gewonnen. Er suchte ihn darauf bei den Gerichten; er kaufte einen Prozeß, verlor ihn und mit ihn große Summen, ohne für einen Groschen Verstand zu gewinnen. Ja vertraulichen Gespräch sagte ihm einst der Sekretair einer Behörde: Verstand sey in den Gerichten genug vorräthig, jedoch demjenigen, der ihn habe, gar zu nothwendig; er bilde bei den Behörden ein Umsatz-Kapital, welches so großen Gewinn brächte, daß nicht ein einziger Prozessirender im Stande wäre, ihn (den Verstand) zu kaufen. Uebrigens wären Gewissen, Schikanen, Fallstricke u. s. w. genug zu kaufen. — Jetzt suchte unser Held den Verstand bei dem weiblichen Geschlechte, wiewohl auch vergebens. Sehr viel leistete ihm die Bekanntschaft einer berühmten Schauspielerin, von der er sich glaubt hatte, daß sie der Quelle des Verstandes, der Literatur nämlich, am nächsten stehen müsse. Er begab sich nun auf's Land und hoffte unter den Naturkindern den Verstand zu finden; er fand ihn aber nicht, weil die guten Wirthe ihn unter Schloß und Riegel hielten. Nichts blieb ihm übrig, als eine große Reise, auf welcher er indessen überall dieselbe Gier fand, Geld zusammen zu scharren, und dieselbe Gleichgültigkeit, sich Verstand zu erwerben, weil ein jeder von sich glaubte, er habe dessen genug. Mißvergnügt mit Welt und Menschen kehrte er zurück, schloß sich ein und lebte mit seinen Büchern. Nachdem er endlich auf diese Weise zwei Drittheile seines Lebens zurückgelegt hatte, war es ihm zwar gelungen, den Verstand, den er suchte, zu finden; — er hatte aber sein Geld und die Liebe seiner früheren Freunde, die ihn als Narren gekannt hatten, verloren, wobei ihm weniger das Geld als seine ehemalige Narrheit leid that. Früher, sagte er, habe er die Welt, wie ein Jüngling ein schönes Mädchen mit Wünschen und Hoffnungen angeschaut — jetzt betrachte er sie wie ein Operateur einen todten Körper. Wer Geld habe, meint er, brauche keinen Verstand, und wer mit seinem Verstande Geld machen wolle, solle es ja nicht vergessen, daß es nichts Unglücklicheres in der Welt gebe, als einen Menschen, der genöthigt sey, seinen Verstand Kopekenweise für den Buchstaben zu verkaufen.

— Orientalisches. Die Gesellschaft zur Uebersetzung aus orientalischen Sprachen in London (Oriental Translation Fund) hat so eben die von Herrn Joseph v. Hammer in Wien aus dem Türkischen übersetzten „Reisen in Europa, Asien und Afrika; im 17ten Jahrhundert unternommen und beschrieben von Ewlija Effendi", in Englischer Sprache herausgegeben.

— Universität Upsala. Im vergangenen Herbst-Termin war die Anzahl der zu Upsala Studirenden 1381, wovon 269 Theologie, 304 Jurisprudenz, 159 Medizin, 368 Philosophie studirten und 281 sich noch zu keinem bestimmten Fache entschlossen hatten. In Hinsicht des Alters war die Mehrzahl der Studenten zwischen 20 und 25 Jahren, nämlich 702; zwischen 30 und 35 Jahren waren 74 und unter 15 Jahren 14 auf der Universität.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Freitag den 7. März 1834.

Frankreich.

Die Tage der Proscription.

Erinnerungen aus der Revolution, von Charles Nodier.

Zweiter Artikel.

Wenn der vorhergegangene Artikel meinen Lesern nicht ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden ist, so werden sie sich vielleicht erinnern, daß sie mich mitten im Walde mit einem verdächtigen Menschen verlassen haben, der mich durch die doppelte Dunkelheit des Waldes und der Nacht, so gut er kann, auf einem Wege leitet, von wo ich die Höhen von Poligny und, wenn es der Vorsehung gefällt, die Gränzen der Schweiz erreichen kann. Im Fall man sich dessen nicht mehr erinnern sollte, so hat es wenig zu bedeuten, denn das, was ich so eben gesagt habe, hat ganz die Bestimmtheit und Zierlichkeit eines Inhalts-Verzeichnisses; und wenn ich noch hinzufüge, daß mein Gefährte Hippolyt Bonin hieß, so weiß man Alles, was man zu wissen braucht, um das Nachfolgende zu verstehen.

Hippolyt Bonin, der in der Folge einige Bedeutung erhielt, und, großer Gott! welche Bedeutung, war ein Mann von 30 bis 32 Jahren, der, von hinten gesehen, 60 Jahre und darüber alt zu seyn schien, so gekrümmt war sein ermüdeter Körper. Von vorn, und wenn die Energie des Vergnügens oder des Zornes ihn zwang die Perpendikularität und den Gang eines jungen Mannes anzunehmen, war er allerdings etwas ganz Anderes: ein hübscher Bursche aus gutem Hause, als Bauer verkleidet; und da kluge Leute Alles zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen, so hatte ihm diese zweideutige Physiognomie schon mehrere Male dazu gedient, die Identitäts-Fragen vor Gericht zu seinen Gunsten entscheiden zu sehen. Hippolyt Bonin, seines Standes ein Winzer, war übrigens ein Mann von Welt und, was noch mehr ist, ein Glücksritter. Auch ging er, besonders bei wichtigen Gelegenheiten, fast niemals aus, ohne den zierlichen Frack eines Dorf-Stutzers unter seinen Bauerkittel zu tragen. Er war ein vielseitiger Abenteurer, eine Art Abällion oder Sbogar im Kleinen.

Die Natur hatte ihm einige der Gaben nicht verweigert, die ihn zu seiner Lovelace-Rolle geeignet machen konnten. Er war allerdings weder groß noch gut gewachsen, was er indeß mit ziemlicher Geschicklichkeit zu verbergen wußte, wenn ihm daran gelegen war; aber eine fein geschnittene Habichts-Nase, ein frischer und anmuthiger Mund, ein schlaues Lächeln, herrliche Zähne und, vor allen Dingen, Augen von einem himmlischen Blau, über die sich dunkelschwarze Brauen wölbten, die zarteste Gesichtsfarbe, welche ich je bei einem Manne gesehen habe, bildeten zusammen ein merkwürdig ausgezeichnetes Gesicht. Es war nur von seinem Glück bei dem schönen Geschlecht die Rede, und ich mußte oft bitter lächeln, wenn ich sah, wie jener schwimmende, zärtliche und liebkosende Blick, unter dem ich ein sardonisches und grausames Feuer glühen sah, sich auf die armen Frauen richtete. Jetzt noch, nach so vielen Jahren, verfolgt und quält mich oft der schöne Blick Bonin's mit seinem ironischen Ausdruck im Traume.

Außer seinem natürlichen Verstande, der sehr lebendig war und häufig in Witzworten überfloß, entwickelte Hippolyt Bonin in der Unterhaltung Vortheile einer unter Leuten seines Standes nicht gewöhnlichen Erziehung. Sohn eines reichen Winzers, hatte er studirt, um sich dem geistlichen Stande zu widmen. Die Ereignisse machten ihn zum Soldaten-Sergeanten, Kasernen-Redner, Anführer einer Volks-Gesellschaft und, wenn man ihm glauben darf, zu einem der Haupt-Schauspieler bei den tragischen Scenen in dem durch die Guillotine befreiten Lyon. In dem Augenblick, von dem ich gegenwärtig rede, diente Bonin, wie ich, unter den Fahnen des Bundes, der die Bourbons als Oberhäupter anerkannte. Er war constitutioneller Royalist geworden, nicht durch die eigene Anregung einer gewissenhaften Zuneigung; denn Gewissen und Zuneigung hatten wenig Gewalt über ihn; sondern weil er Bonaparte verabscheute, der sich zum Nachtheil der Revolutionairs einen zu großen Theil der Beute zugeeignet hatte, und dann, weil er in einer Restauration nur den Uebergang zu der guten Zeit der Anarchie sah. Als er eines Tages auf eine ziemlich unverschämte Weise mit eigenen angeblich patriotischen Gräueln prahlte, an denen er Theil genommen zu haben vorgab, sagte ich ihm: „Hippolyt, du würdest gut thun, davon vor unseren jetzigen Herren zu schweigen; denn wie ich sie kenne, sind sie die Leute danach, Dich zu hängen, wenn sie am Ruder bleiben." — „Gut", entgegnete er, mich mit jenem süßlichen Blick anlächelnd, der mir Furcht einflößte, „sie sind nicht so hurtig, und sie werden sich nie so zeitig aufmachen, um einen Vorsprung vor mir zu haben." — Bonin drang tausendmal tiefer als ich in die Geheimnisse einer politischen Zukunft.

Unter das väterliche Dach zurückgekehrt und Herr seines Vermögens geworden, hatte Bonin dasselbe in kurzer Zeit verschwendet. Das Spiel hatte ihn in jene Höhlen der guten Gesellschaft eingeführt, wo man die Laster der schlechten raffinirt. Die Armuth hatte ihn wieder daraus verjagt. Alles, was er von jenem Leben der Täuschungen übrig behielt, waren zwei oder drei Liebesbriefe von einer intriganten Gräfin, die uns mit diesem gefährlichen Rekruten ein Geschenk gemacht hatte; da er aber im höchsten Grade mit dem Geiste der Entschlossenheit begabt war, so ertrug er sein Geschick ohne sich zu beklagen und erwartete neue Chancen, die ihm sein Vermögen wiedergeben oder ihm Gelegenheit verschaffen sollten, sich der Reichthümer Anderer zu bemächtigen; wie z. B. die Wiederherstellung des Comité's der öffentlichen Wohlfahrt. Bis dahin bebaute er seinen Weinberg mit dem Säbel an der Seite, sprach Latein mit dem Pfarrer, dessen Predigten er nicht besuchte, nahm den Kleinen mit dienstwilligen Karten das Geld ab, das ihm die Großen gestohlen hatten, trat als unentbehrlicher Agent in allen schmutzigen Angelegenheiten auf, stellte den Deserteuren Marschrouten und den entsprungenen Galeeren-Sklaven Päße aus und konnte dabei noch zehn verliebte Intriguen zu gleicher Zeit unterhalten. Gefällig, dienstfertig, nothwendig, von aller Welt geschont, weil alle Welt ihn mehr oder weniger fürchtete, — so war mein Reisegefährte, und so beurtheilte ich ihn auch schon seit einiger Zeit; aber ich hatte von ihm nur Beweise einer muthigen Treue erhalten, und ich würde mich geschämt haben, das geringste Mißtrauen gegen ihn zu hegen, wenn ich auch keine Waffen gehabt hätte. Ich dachte gar nicht daran.

So ging ich also unbesorgt hinter Bonin her, als sich plötzlich ein scharfes Pfeifen ungefähr hundert Schritte von uns vernehmen ließ. Bonin stand still, ich desgleichen, und in demselben Augenblick hörte ich einen zweiten Pfiff, weit näher, aber dem ersten vollkommen ähnlich; es war Bonin selbst, der auf diese Weise antwortete.

„Was thust Du, Hippolyt?" sagte ich mit leiser Stimme; „wie unvorsichtig! Es sind vielleicht Räuber oder Spione, denen Du thörichterweise unseren Weg verräthst." — „Seyn Sie ruhig", erwiederte er lächelnd, „es sind weder Räuber noch Spione, sondern Freunde."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als das Gebüsch sich öffnete und ein Mann daraus hervorsprang.

„Eine gute Begegnung", rief Bonin lachend aus; „es ist Pancraz selbst. Wer Teufel hätte Dich hier erwartet!" — „Der Teufel in der That, und wahrscheinlich einer seiner Genossen", sagte er, mich mit einem vertraulichen Blick messend; „wird der Sabbath jetzt etwa des Montags gehalten, daß ich Euch zu einer solchen Stunde und noch dazu auf einem Wege treffe, der zu schmal für einen Postwagen ist?" — „Halt's Maul", entgegnete Bonin, indem er ihn am Arme mit fortzog; „und spaße jetzt nicht mit dergleichen Dingen. Im Walde ist das schauerlich."

Sie gingen voran, und ich hörte nichts weiter; aber ich hatte Zeit gehabt, den Neuangekommenen bei einem Strahle des Mondes zu betrachten, und seine Züge werden niemals aus meinem Gedächtnisse schwinden. Es war eines jener auffallenden Gesichter, auf denen sich der Cynismus der Ausschweifung mit der Kühnheit des Verbrechens vermischen. Sein dunkler unförmlicher Bart, seine aus Lumpen zusammengesetzte Kleidung, die über die Schulter hängende Büchse und ein an der Seite hängendes großes Messer machten ihn zum Ideal eines Banditen, wie ich sie wohl früher in Melodramen gesehen hatte. Ich schätzte mich glücklich, daß ich nicht an der Unterredung Theil zu nehmen brauchte, welche meine beiden Abenteurer lebhaft zu beschäftigen schien, und ich folgte ihnen, ohne mich zu übereilen. Es dauerte lange. Meine Uhr repetirte Mitternacht, als Bonin allein zurückkehrte und taumelnd auf mich zu kam.

„Du bist betrunken", rief ich ihm zu und stieß ihn zurück, als er mich im Dunkeln beinahe überrannt hätte; „aber was ist aus Deinem Kameraden geworden?" — „Der Kamerad ist mit leerer Flasche von dannen gezogen, Capitain, leer und trocken, wie das Versprechen eines großen Herrn. Vortrefflicher Branntwein, meiner Treu! Ich weiß nicht, wo er ihn bernimmt, und ein gutmüthiger Mensch, der würdige Pancraz, ein Mensch, der nichts für sich allein behält." — „Ich will es gern glauben, Hippolyt; aber es thut mir leid, daß Du solche Freunde hast." — „Und wie verlangt Ihr sie denn? Man muß nicht so ekel seyn, wenn man sich in Verschwörungen einläßt. Der Buschkrieg wird nicht mit Spitzen-Manschetten

geführt; denn, sehen Sie, man würde sonst leicht Gefahr laufen, sie an den Dornen hängen zu lassen. Solche Freunde, mein Herr! Gott oder der Teufel möchte uns nur in diesem Augenblick 10,000 solcher Freunde zuführen, und ich wollte morgen früh Eure weiße Fahne und Euren Degen oder jeden anderen Bratspieß und jeden anderen Fetzen in Lons-le-Soulnier am Hochaltar bei einem feierlichen Tedeum einweihen lassen. Mein Freund Pancraz, den Sie eben gesehen haben, jener edle und schöne Pancraz, ist ein fester tüchtiger Bursche, unerschütterlich wie der Berg Poupet, der da oben liegt, unerschrocken wie ein Bras-de-Fer, wie ein Cäsar, wie ein Judas Maccabäus, und ich würde es mir zur Pflicht und zum Vergnügen haben gereichen lassen, Ihnen denselben vorzustellen, wenn es möglich gewesen wäre, ihn dem Generalstabe der constitutionellen Restauration einzuverleiben, die für jetzt auf etwas schwachen Füßen steht. Er würde ein trefflicher Kämpe für die gute Sache gewesen seyn; aber er ist nicht hier zu Lande zu Hause."

„Mach' vorwärts und bring' mich an Ort und Stelle! Die gute Sache bedarf des Beistandes eines Straßenräubers nicht." — „Was den Straßenräuber betrifft, da kann ich Ihnen keine Auskunft darüber geben. Ich erkundige mich niemals nach dem Stand eines rechtlichen Mannes von meiner Bekanntschaft, dem es nicht beliebt, ein Schild auszuhängen und Patent-Steuer zu bezahlen. Straßenräuber! Sie bringen mich da auf einen Gedanken. Es ist wahrhaftig möglich! So wie ich wieder das Vergnügen habe, ihm zu begegnen, werde ich danach fragen. Meine Konkurrenz hat er nicht zu fürchten. Das ist das einzige ausgezeichnete Gewerbe, woran ich noch nicht gedacht habe; denn ich will keinem Menschen um einen Heller Unrecht thun, außer im Dienst der Constitution. Wenn der König befiehlt, so ist das etwas Anderes; ich kenne die Pflichten eines Subalternen. Soldat des Bürgerkrieges oder Straßenräuber, auf welcher Seite ist da wohl die meiste Ehre? Man findet nicht so leicht Straßenräuber, die sich bereit zeigen, eine Krone aufzuheben. Die Straßenräuber sind gar so übel nicht." — „Geh' zu", entgegnete ich mit Unwillen, „und vor allen Dingen bitte ich Dich, mich mit Banditen-Monologen zu verschonen. Ich habe meine Gedanken mit anderen Dingen zu beschäftigen, als mit den Träumereien eines Betrunkenen."

Er setzte seinen Weg fort, ohne weiter vernehmlich zu sprechen; dagegen gestikulirte er heftig mit den Armen und stand von Zeit zu Zeit still, als ob er seine Ideen sammeln müsse.

Es war mir in der That Bedürfniß, allein zu seyn und mir, leider zum ersten Male, von meiner Handlungsweise Rechenschaft abzulegen. Es war etwas Wahres in dem furchtbaren Vergleich, den Bonin so eben aufgestellt hatte, und dieser Gedanke lastete auf meinem Herzen wie Gewissensbisse. Wie weit sie doch führt, die Wuth der Meinung! was sage ich — der Eitelkeit, des kindischen Bedürfnisses, einen eitlen Lärm zu erregen, wegen einer eitlen Anhänglichkeit, deren unnützer Erfolg auf nichts weiter hinauslaufen würde, als dem Volke eine neue Kette zu schmieden, oder irgend eine mitleidige Aufwallung in dem stolzen oder feigen Herzen einer Frau zu erregen, die es nicht gewagt hatte, sich für uns zu erklären. Mit welchem Recht hatte ich es unternommen, das Leben und die Ruhe Anderer in jene schmählichen Bewegungen meiner geheimen Leidenschaften zu verwickeln? Und das Geschäft, dem ich mich blindlings unterzog, wer hatte es mir aufgetragen? Wer hatte mir jene Ehefs gegeben, deren geheime Beweggründe ich nicht durchdringen konnte? War mein Beruf selbst auf ein inniges Gefühl, auf eine durchdachte Ueberzeugung gegründet? Nein, das war er nicht. Ich sah damals schon in der Politik, was ich noch jetzt darin sehe: für den Ehrgeiz einen Vorwand, für das Volk eine Täuschung, eine Leiter für die Intriganten und einen Fallstrick für die Thoren. Auch ich war, ohne es zu wissen, einer jener verschmitzten Leute geworden, die die öffentliche Leichtgläubigkeit mit Trugbildern beschäftigen, deren Nichtigkeit sie kennen, oder einer jener dummen Narren, die auf einem Wege, dessen Gefahr sie kennen, mit geschlossenen Augen in den Abgrund rennen. Und diese Gefahr hatte ich niemals besser erkannt, als seitdem sie mich durch den Gedanken an eine Berührung oder gar an eine Verbindung mit dem Auswurf des Menschengeschlechts erschreckt hatte. O, mein Gott! Was würde geschehen seyn, wenn die Soldaten, die mich verfolgten, mich in diesem Walde in Berathung mit einem Verbrecher ergriffen hätten? Welches Andenken würde ich meinen Verwandten, meinen Freunden hinterlassen haben, wenn ich dort getödtet und in eine Grube mit einem Elenden geworfen worden wäre, den die Gesetze ohne Zweifel gebrandmarkt hatten, der dem Schaffott ohne Zweifel verfallen war? Was würde mein Vater empfunden haben? Und doch hatte ich seit zwei Jahren die Ruhe eines unschuldigen und reinen Lebens, meine so süßen Studien, meine so poetischen Träumereien und meine langgehegten Hoffnungen gegen diese Gefahr einer ewigen Schande vertauscht! Wie viel verlorenes Glück für einige unsinnige Aufwallungen! Könnten doch die Unglücklichen, die verflucht seyn sollten, denselben Weg einzuschlagen, jenen schmerzlichen Schrei, jenen Ausbruch tödtlicher Reue vernehmen, der mich damals mit wüthender Hartnäckigkeit verfolgte, als ob er mich zum Wahnsinn oder zum Selbstmord treiben wollte! Der Verschwörer ist vielleicht der strafbarste der Menschen, denn er macht sich vor der Natur und vor Gott für alles Blut verantwortlich, welches seine Umtriebe unnützerweise der Menschheit kosten. Aber dennoch darf man ihn bedauern, denn er ist zu gleicher Zeit von allen Menschen der unglücklichste. Niemand rechnet ihm am Tage des Sieges seine Leiden und seine Gefahren an. Ihm bleibt nur als unbestreitbares Eigenthum die Solidarität des Verbrechens; auf ihn häuft sich in der Geschichte aller Zeiten der Fluch der Völker! Das ruhmvollste Ziel seiner Mission der Verzweiflung ist das Schlachtfeld bei Philippes oder die Ebene von Grenville. Weder Bewunderung, noch Dankbarkeit, sondern Mitleid bereiten ihm eine Art von Apotheose.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die ersten Kolonisten auf den Seawards-Inseln.

(Fortsetzung.)

Eines Tages bellte Fidèle wieder sehr heftig in dem Gebüsch, wo wir erwarteten, den Hund mit einer Iguane herauskommen zu sehen, als sich zu unserem größten Erstaunen sein Gebell in ängstliches Gewinsel verwandelte und wir ihn fliehen sahen, von einem Thiere verfolgt, das einem Schweine ähnlich sah. In demselben Augenblick stürzten sich ungefähr zwanzig andere aus dem Gehölz, und ich feuerte sogleich meine Flinte auf diese Heerde ab. Eines der Thiere fiel, ein zweites verfolgte den Hund bis dicht bei seiner Herrin, die, mit einer Pike bewaffnet, dem Angreifenden einen tüchtigen Schlag versetzte. Nun entspann sich ein heftiger Kampf, indem uns die Peccaries — dies ist der Name jener Thiere — tapfer angriffen; die Feuergewehr und Pike waren ihnen zu gefährliche Waffen, und die, welche nicht getödtet wurden, ergriffen nach kurzem Widerstande die Flucht. Eines der getödteten Thiere nahm ich mit mir, reinigte es, wie man es mit einem Schweine zu thun pflegt, und trug es so in die Höhle, wo ich dasselbe an einen Haken aufhing, den ich in einer Spalte der Mauer eingeschlagen hatte. Später salzte ich es ein, und es gab ein vortreffliches Gericht.

Diese Begebenheit führte eine sehr wichtige Entdeckung herbei, die fast mehr das Ansehen einer Erdichtung als einer wirklichen Thatsache hat. Bei meinem nächsten Besuch in der Höhle nämlich fiel es mir ein, die Stelle genauer zu untersuchen, wo ich den Haken eingeschlagen hatte, denn es war mir aufgefallen, daß jener Theil der Mauer unter meinem Hammer hohl klang. Lange führte meine Untersuchung zu keinem Resultate, obgleich ich mich immer deutlicher überzeugte, daß beim Anschlagen mit dem Hammer jener Theil des Felsens einen ganz anderen Klang von sich gab, als die übrigen Theile der Höhle. Da die Höhle gerade an der erwähnten Stelle sehr dunkel war, so zündeten wir eine Fackel an, bei deren Schein wir nun zu unserm größten Erstaunen bemerkten, daß die Steine daselbst auf eine künstliche Weise zusammengemauert waren. Es fiel nun sogleich der Soldaten-Gürtel und die am Eingange der Höhle gepflanzten Cacao-Bäume ein, und wir zweifelten keinen Augenblick, daß alle diese Dinge mit einander in Verbindung ständen.

Ich verlor keinen Augenblick, um von dem Schiffe eine Eisenstange zu holen und die eingemauerten Steine aufzubrechen. Ich hatte bald eine Oeffnung gemacht, die so groß war, daß ich im Leib hindurch dringen konnte, und als ich den Kopf hineinsteckte, bemerkte ich in der That eine Art von Kammer, in die von oben herab ein schwacher Schein fiel, der aber nicht hell genug war, um mich irgend etwas deutlich erkennen zu lassen. Mittelst der in der angebrachten Oeffnung bildete sich ein Luftzug, der bald alle ungesunde Dünste aus dem Gewölbe hinaustrieb. Nachdem ich Elisa meiner aufmerksamen Elisa erzählt hatte, kroch ich in das Gewölbe hinein und empfing die Fackel aus ihrer Hand. Der Boden war mit einer dicken Lage ganz trockenen Sandes bedeckt, und in einem Augenblick bemerkte ich durchaus nichts, was der Aufmerksamkeit werth schien. Als ich aber ungefähr 10 Schritte weiter gegangen war, sah ich eine Anzahl kleiner Säcke von Leinewand, die in einer Reihe aufgestellt waren, und hinter denen ein länglicher Kasten von Holz stand. Ohne mich bei der Untersuchung ihres Inhalts aufzuhalten, eilte ich zu meiner Frau, um ihr den Fund zu berichten. Sie folgte mir in die Grotte, und nun öffnete ich einen der Säcke, aus dem mir ein glänzendes Metall entgegenschimmerte. „Es ist ein Schatz!" rief ich aus. — „Gott behüte uns davor", erwiederte sogleich meine Frau. „Ei warum denn, meine Liebe?" entgegnete ich und klapperte mit den Geldstücken. „Diese Beutel sind mit Dollars gefüllt", sagte meine Frau, „was sollen sie uns nützen?" — „Jedenfalls, meine gute Elisa, können sie uns nichts schaden; wir wollen sie indeß lassen, wo sie sind, wenn Dir das angenehm ist." — „Ja Ja!" erwiederte sie. — „Indessen wollen wir doch den Kasten untersuchen." — Der Deckel war so fest genagelt, daß wir ihn ohne Werkzeuge nicht öffnen konnten. Wir verließen daher die Grotte, um aus unserer Hütte das nöthige Handwerkszeug zu holen. Ich hielt einige der gefundenen Geldstücke in der Hand; sie waren uns bei dem Schein der Fackel weiß erschienen, weshalb wir sie für Dollars hielten; am Tageslicht aber sahen wir, daß es Gold-Doublonen waren. Ich machte meine Frau auf den großen Unterschied im Werthe aufmerksam. „Nun, Eduard", sagte sie, „ist es nicht uns ganz einerlei, ob es Dollars oder Doublonen oder Pfennige sind? Was sollen wir hier mit dem Gelde machen? Deine Gesundheit, lieber Mann, das ist unser Reichthum, und der Segen Gottes ist unsere unerschöpfliche Goldgrube. Um weiter bekümmere ich mich nichts: nur fürchte ich, daß unsere Entdeckung eine Quelle großer Besorgniß für uns seyn wird." — „Wie so?" entgegnete ich, „wenn wir auch die anderen Säcke mit Gold angefüllt finden sollten, so hoffe ich doch, falls wir uns desselben jemals bedienen könnten, mit Gottes Hülfe einen guten Gebrauch davon zu machen." — „Ich glaube, ich hoffe es", sagte Elisa, „aber der Reichthum, mein lieber Eduard, ist ein gefährlicher Fallstrick." — „Aber, Elisa, Goldsäcke sind hier kein Reichthum; mit Sand gefüllt, würden sie uns von demselben Nutzen seyn."

Hier endete unser Gespräch, und wir beschäftigten uns mit der Zubereitung unseres Mittagsmahles. Unsere Gedanken waren indeß immer auf den Schatz gerichtet, und wir waren ungeduldig, den ganzen Umfang unserer Reichthümer kennen zu lernen. „Nun, meine Liebe", sagte ich, „wollen wir zur Untersuchung des Kastens schreiten

ten.“ Sie zündete unsere Fackel wieder an, und mit Hammer und Stemmeisen versehen, kehrten wir nach der Grotte zurück. Ich öffnete den Kasten. Er war mit verschiedenen goldenen und silbernen Gegenständen angefüllt. Wir fanden darin Kruzifixe und Heiligenbilder von Silber und Gold, goldene Degengriffe, große goldene Oberringe, einige Gold-Barren, eine bedeutende Menge goldener und silberner Stoffe, mehrere silberne Vasen und andere kostbare Gegenstände. Meine Frau bewunderte laut alle diese schönen Dinge; aber als wir Alles besichtigt hatten, fügte sie heiter hinzu: „Nun, lieber Eduard, laß' uns den Kasten und die Grotte wieder schließen; denn alle diese Sachen gehören uns nicht.“ — „O, mein Gott!“ erwiederte ich sogleich, „wie Du willst; denn ich lege gar keinen Werth darauf.“ — Wir verließen stillschweigend die Grotte, und ich legte die Steine wieder vor, wie wir sie gefunden hatten.

Indeß war ich weit davon entfernt, nicht mehr an den Schatz zu denken. Eines Tages, nachdem wir wieder von unserer Entdeckung gesprochen hatten, sagte ich zu meiner Frau: „Lassen wir diese Erörterung für jetzt ruhen; wir können uns später mit Muße damit beschäftigen; aber ich versichere Dir, daß, welchen Entschluß wir auch fassen mögen, er eher zu unserem Glück, als zu unserem Nachtheil ausschlagen wird.“ — „Quäle Dich damit nicht, lieber Mann“, sagte sie, „Gott wird uns erleuchten.“ — Als ich eines Tages die Doublonen genauer betrachtete, bemerkte ich das Bildniß Karl's II. und die Jahreszahl 1670, woraus ich schloß, daß das Ganze schon vor 50 oder 60 Jahren hier niedergelegt seyn müsse, und daß wahrscheinlich keiner der Eigenthümer, die ich mir überdies als Seeräuber dachte, mehr am Leben seyn würde. „Unter solchen Umständen“, sagte ich zu Elisa, „ist der Besitz das einzige Eigenthumsrecht, und ich bin es mir, Dir und unseren Angehörigen schuldig, uns den Schatz zu erhalten und ihn, wenn sich uns die Gelegenheit darbietet, nach England zu schaffen.“ Elisa schwieg einige Augenblicke; endlich sagte sie: „Wenn diejenigen, denen der Schatz gehört, außer Stande sind, denselben wieder in Besitz zu nehmen, so sehe ich in der That keinen Grund, warum wir nicht nach Deiner Ansicht handeln sollten.“ Diese Erklärung befreite mein Gewissen von einer großen Last.

Ich bemerkte jedoch, daß ich nicht mehr mit demselben Eifer, wie früher, arbeitete; und ich bekenne, daß wir uns am nächsten Sonntage nicht mehr so ergeben, wie sonst, in den Willen Gottes fühlten. Am folgenden Sonntage waren wir noch weniger andächtig, und ich machte die Bemerkung, daß gewiß in der Berührung des Goldes etwas liege, was den Menschen demoralisire.

Der Gedanke, die Reichthümer, welche wir entdeckt hatten, zu genießen, bemächtigte sich unserer Seelen, und gerade in dem Augenblick, wo die Zeichen des Wohlstandes unserer kleinen Anpflanzung uns überall entgegenlachten. Alle unsere Gewächse und Früchte waren in dem blühendsten Zustande; eine unserer Ziegen hatte zwei Junge; unsere Enten und Hühner vermehrten sich fortwährend; wir hatten so viel Fische, als wir nur immer brauchten; die Kokusbäume waren unerschöpflich; aber alle diese Dinge machten uns kein Vergnügen mehr; wir sagten nicht mehr, daß wir uns keinen angenehmeren Aufenthaltsort hätten wählen können. Unser einziger Spaziergang war jetzt der Hügel am Meere, aus Furcht, daß uns die Möglichkeit, ein Schiff in See zu sehen, entgehen könnte.

Am 15. April, während wir im dichten Schatten unseres Baumwollenbaumes frühstückten, wurden wir durch das plötzliche Erscheinen eines großen Kanots zwischen uns und der gegenüber liegenden Insel wunderbar überrascht. Wir steckten sogleich ein weißes Tuch auf eine hohe Stange und schwenkten diese in die Luft. Dieses Signal erregte die Aufmerksamkeit des Kanots, welches sogleich auf das Ufer zusteuerte. Die Leute, die darauf waren, riefen uns beim Landen zu: Amigos! Es waren zwei Männer, zwei Frauen und ein junges Mädchen, lauter Neger. Einige Spanische Wörter und ihre Hindeutungen auf unser gescheitertes Schiff machten mir verständlich, daß auch sie Schiffbruch gelitten hatten. Der eine der Männer war ein Gärtner, der andere ein Zimmermann; Beide waren uns nebst ihren Frauen bald von großem Nutzen auf unserer Niederlassung. Elisa unternahm es, ihnen die Englische Sprache und die Grundsätze des Christenthums beizubringen. Wir waren schon länger als ein Jahr auf der Insel, als ein Englischer Schooner von Norfolk in Virginien durch einen Spanischen Küstenwächter auf den Strand getrieben wurde. Ich fragte den Capitain, ob er mir und meiner Frau die Kajüte abtreten und uns mit einigen Koffern nach Jamaika bringen wollte. Wir wurden sogleich Handels einig und meine Kisten an Bord gebracht. Wir nahmen herzlichen Abschied von den Leuten, welche wir auf der Insel ließen, und versprachen ihnen eine baldige Rückkehr; dann schifften wir uns ein und langten nach einer glücklichen Fahrt in Jamaika an.

Ich verlor keine Zeit, um den Transport meines Schatzes nach England zu sichern; und es traf sich so glücklich, daß die Fregatte „the Solway“ im Begriff war, dahin unter Segel zu gehen. An Bord dieser Fregatte schiffte ich den Werth von 40,000 Pfund Sterling ein. Ich erhielt von dem Capitain einen Empfangschein und zahlte ihm ein Prozent für die Fracht. Durch diese Gelegenheit schickte ich jeder meiner Schwestern 500 Pfund Sterling, und meine Frau sandte ihrem Vater eine gleiche Summe. Ich kaufte darauf einen Schooner, der den Namen „Porgbee“ führte, und wählte einen jungen Steuermann, Namens Francis Drake, zum Capitain, für den ich, als Belohnung seines guten Betragens und seiner Thätigkeit, ein Lieutenants-Patent erhielt.

Dann war mein erster Schritt, mich an den Secretair der Regierung zu wenden, um ein Patent als Gouverneur meiner Inseln zu erhalten. Der Secretair fragte mich, wie die Inseln hießen. Ich erwiederte ihm, daß ich sie bis jetzt auf keiner Karte gefunden hätte, und daß ich sie daher nach meinem Namen die Seawards-Inseln genannt hätte. „Und wie ist Ihr Vorname?“ — „Eduard“, erwiederte ich. „Wohl, Capitain Eduard Seaward“, entgegnete er, „Sie sollen das Patent haben: aber Sie müssen 20 Doublonen bezahlen.“ Diese Angelegenheit wurde sonach leicht geordnet.

Hierauf beschäftigte ich mich mit dem Ankauf einiger jungen Neger, nicht in der Absicht, sie als Sklaven zu behalten, sondern um sie 7 Jahre lang als Lehrlinge zu beschäftigen. Die Brigg „Avon“, welche meinem Onkel gehörte, befand sich zufällig in Jamaika; ich belud sie mit einer Ladung nothwendiger Gegenstände für eine entstehende Kolonie, Werkzeuge, Obstbäume, Saamen aller Art, Mundvorrath u. s. w., deren Werth sich im Ganzen auf 10,000 Pfd. Stg. belief. Endlich, nachdem ich alle meine Geschäfte beendigt hatte, schiffte ich mich am 8. April 1735 an Bord meines Schooners „Porgbee“ ein, und am 11ten landete ich glücklich auf einer der Seawards-Inseln. Wir empfanden bei unserer Ankunft, was die ersten Menschen empfunden haben würden, wenn es ihnen erlaubt gewesen wäre, nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese wieder in dasselbe zurückzukehren. Meine liebenswürdige Elisa behauptete jedoch, daß das Geld, welches uns auf eine seltsame Weise zugefallen, nothwendig von der Vorsehung zu einem besonderen Zweck bestimmt sey, und daß jene Reichthümer uns Pflichten und Verbindlichkeiten auferlegten, die wir gewissenhaft erfüllen müßten. Während unserer Vorbereitungen zur Abreise aus Jamaika sagte sie mir: „Ich gestehe, daß ich gern nach England zurückkehrte, meinen Onkel für den Verlust seiner Brigg entschädigte und dann ruhig unser Vermögen genösse; aber“, fuhr sie fort, „genießen ist ein Geschenk von der Gnade Gottes; der Besitz vielleicht auch das Geschenk eines Gottes, aber zuweilen des Gottes, der da gesagt hat: Ich will Dir alle Königreiche der Erde geben, wenn Du zu meinen Füßen fällst und mich anbetest.“ — „In der That, meine Liebe“, erwiederte ich ihr, „ich würde der undankbarste der Menschen gegen Gott seyn, der mir alle diese Schätze zugewandt hat, wenn ich nicht fühlte, daß sie mir nur deshalb auf eine so wunderbare Weise in die Hände gefallen sind, um zu irgend einem besonderen Zweck verwendet zu werden. Die Ankunft der armen verunglückten Neger, und bald darauf die des Schooners, Alles scheint sich vereinigt zu haben, um uns die Mittel zu verschaffen, eine Kolonie in jenem Hafen des Heils zu gründen, dem wir unsere eigene Erhaltung verdanken.“ Thränen netzten bei diesen Worten die Augen meiner Elisa. (Schluß folgt.)

Spanien.

Ein Abenteuer mit Spanischen Räubern.

Zu Ende des Herbstes 1829 schickte ich mich an, von meinem kurzen Urlaub in England nach Gibraltar zurückzukehren. Die Leichtigkeit, mit der man jetzt auf den Dampfböten des Mittelländischen Meeres hin und her fahren kann, giebt dem „Alten Felsen“ (Old Rock) in den Augen des Offiziers, der daselbst in Garnison steht, noch höheren Werth. Dieses Mal wollte ich jedoch mit meinem alten Waffenbruder, Oberstlieutenant P., den Landweg versuchen. Wir reisten über Ostende, Brüssel, Paris und Bordeaux nach Toulouse und von dort durch eine interessante Berggegend nach Perpignan. Hier zwang uns ein heftiger Platzregen, der die kleinen Bergströme bedeutend angeschwellt hatte, einige Tage zu rasten. Endlich wurden die Wege fahrbar und wir erreichten ohne Abenteuer Barcelona. In Barcelona lebten wir eine ganze Woche recht vergnügt und bestiegen den 7. November die Diligence nach Valencia. Die Spanischen Diligencen sehen den Französischen ähnlich; aber in Frankreich reist man erbärmlich langsam, wogegen eine Spanische Postkutsche gewöhnlich innerhalb einer Stunde nahe an neun Meilen (Engl.) zurücklegt. Das Fuhrwerk wird von acht bis zwölf Thieren, theils Pferden, theils Mauleseln, gezogen, die man so anschirrt, wie es der Zufall will. Der Mayoral (Conducteur) sitzt vorn in der Kutschen-Loge und lenkt das buntscheckige Gespann fast nur durch den Ton seiner Stimme. Er hat weder Zügel noch Peitsche und ruft die Pferde bloß bei ihren Namen, als Capitana, Juanito, Tomasina u. s. w., bald liebkosend, bald scheltend, wie es gerade paßt. Dann und wann springt er von seinem Sitz herunter, läuft neben dem Fuhrwerk her und füllt sich doch dabei die Taschen seiner kurzen runden Jacke mit Steinen, die er, sobald er wieder aufsitzt, mit großer Geschicklichkeit nach den linkischen oder störrischen Pferden wirft. Jeden Steinwurf begleitet ein Donnerwetter von Flüchen, und jedes Mal hat seine Bemühung guten Erfolg.

Es waren unserer neun Passagiere. Im Coupé saßen Don Francisco de F., Generallieutenant der Spanischen Armee und zwei Spanische Kaufleute; im inneren Raume, außer dem Oberst P. und mir, ein Spanischer Kaufmann und ein wohlbeleibter lustiger Franziskaner. Die hintere Abtheilung beherbergte Herrn W. B., einen jungen reisenden Engländer und einen zweiten Franziskaner, der aber mit seiner Magerkeit und Schwermuth zu dem Ersteren in starkem Kontraste stand. Wir hatten einen romantischen Weg über wellenförmige Hügel und mit ununterbrochener Aussicht auf das Meer. Am Abend erreichten wir Tarragona, wo sechs Stunden lang gerastet wurde. Solche Perioden der Erholung, die demjenigen, der eine weite Reise unternimmt, viele Strapazen ersparen, giebt es jede Nacht. Den 8ten passirten wir eine prächtige Gebirgs-Landschaft. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang fuhren wir eine Anhöhe hinab zum Ufer des Ebro, durchschnitten seinen reißenden Strom auf einer Fähre und landeten im Dorfe Ampolla, auf Valencianischem Boden. Das Wirthshaus in Ampolla, wo wir diesen Abend Station machten, war das beste, welches wir bis jetzt in Spanien getroffen hatten. Wir setzten uns fröhlich und hungrig zu einem herrlichen

Abendessen. Der Spanische General war sehr guten Humors; er klopfte mir treuherzig auf die Schulter, nannte mich seinen Waffenbruder und erzählte mir seine Thaten bei Bayten und auf anderen glorreichen Schlachtfeldern. Um zwei Uhr des Morgens fuhren wir beim herrlichsten Mondschein weiter. Die Straße ging bald immer mehr bergan, und endlich nöthigte uns ein wirklicher Bergrücken, bloß im Schritt zu fahren. So verstrich eine langweilige Stunde, und eben hatten wir einen ebenen Fleck erreicht, als man uns in gebieterischem Tone alto (halt!) zurief. Sogleich nahm ich meine kostbare Uhr sammt Kette und warf sie nachlässig in eine der vielen ledernen Taschen in der Kutsche. Mein Freund that auf meinen Rath das Nämliche. Kaum waren wir damit fertig, als ein bewaffneter Mann von barbarischem Ansehen den Kutschenschlag öffnete und ziemlich undelikat verlangte, wir sollten aussteigen. Der Spanische Kaufmann und Oberst P., die dem Schlag zunächst saßen, stiegen sofort aus, und ich wollte eben folgen, als ich bemerkte, daß mein Nachbar gegenüber, der muntere Bruder Franciskaner, so weit als möglich in den Winkel gekrochen war und sich anstellte, als ob er schliefe. Ich hatte die Grausamkeit, ihn derb zu schütteln und ihm ins Ohr zu raunen: „Heiliger Vater, einige Herren Spitzbuben bitten sich die Ehre aus, ein paar Worte mit Euch zu wechseln." Jede Replik war vergebens; der ungeduldige Fremdling sah uns scharf an, und wir verließen den Wagen schleunig. Hier entfaltete sich eine majestätische Scene. Die Diligence hielt auf einem kleinen Plateau, so ziemlich in der mittleren Region des gewaltigen Berges, über den die Heerstraße führt, und mit welchem die Sierra del Hued an der Seeseite endigt. Rechter Hand erschien der Abhang fast mauersteil und mit dichter Waldung bedeckt; linker Hand, nur etwa vier Ellen von der Straße, hing das Vorgebirge ins Meer hinaus. Der Schein des Mondes ließ uns eine Gruppe von Böten mit dreieckigen Segeln entdecken, die ein schöner kühler Ostwind vor sich hertrieb.

Die Räuber umzingelten uns so vollkommen, daß an Entrinnen eben so wenig zu denken war, als an Widerstand. Ein Bandit kniete, als wir ausstiegen, mit angelegter Flinte nieder und beobachtete jede unserer Bewegungen. Der General und die beiden Kaufleute mußten ihr Eigenthum zuerst abgeben und traten dann auf den Wink des Räubers bei Seite. Es war mir ein sehr unangenehmes Schauspiel, den alten Kriegsmann und Truppenführer zitternd und leichenblaß zu sehen. Seine Zaghaftigkeit stählte noch meinen Muth: ich schritt, als die Reihe an mich kam, mit möglichster Todesverachtung vorwärts und fixirte den Räuber. Er war ein schöner Mann von brauner Gesichtsfarbe, mittlerer Größe und mittleren Jahren. Er stützte sich nachlässig, doch mit edler Haltung, auf seine kurze Flinte und streckte mir die linke Hand entgegen, indem er sprach: su dinero (Euer Geld!). Ich übergab ihm schweigend meine Börse, die ungefähr vierzig Dollars in Gold- und Silbermünzen enthielt. Er schüttelte sie. „Wie viel ist darinnen?" Ich nannte ihm die Summe und setzte hinzu: „es ist Alles, was ich habe; doch bitte ich, mir den seidenen Beutel zurückzustellen. Für Euch hat er keinen Werth, wohl aber für mich, weil er ein Geschenk ist." Er schaute erst den Beutel, dann mich an, erwiederte nichts, steckte ihn aber ruhig in seine Tasche. „Jetzt Eure Uhr!" „„Ich habe keine."" „Was! keine Uhr?" fragte er mich mit drohendem Blick, „ein so feiner Herr keine Uhr? Das ist unmöglich! Kommt, gebt mir sie ohne Umstände." „„Ich habe meine Uhr in Barcelona zurückgelassen, weil ich hörte, das Reisen sey in dieser Gegend mit Gefahr verbunden, und nun sehe ich, daß man Recht gehabt hat."" Ich kann nicht Worte finden, um den Blick zu beschreiben, den er mir jetzt zuwarf. Es lag eine Mischung von Staunen und Mißvergnügen darin, und dennoch konnte ich unterscheiden, daß ein beifälliges Lächeln im Entstehen war. Er paußirte einen Augenblick; dann sprach er in milderem Tone: „Ihr seyd ein Fremder. Das höre ich an Eurer Aussprache des Spanischen. Wo kommt Ihr her?" „„Ich bin ein Engländer, ein Englischer Offizier, und dieser da (hier deutete ich auf den Obersten P., der ganz kaltblütig hinter mir stand) ist mein Kamerad."" „Valientes son los Ingleses" (die Engländer sind tapfere Leute) rief er lebhaft aus; „ich habe auf dem Schlachtfelde in der guerra de la independencia (im Befreiungskrieg) an ihrer Seite gefochten." Jetzt konnte er sein Lächeln nicht mehr unterdrücken und sagte: „Vaya suba Usted" (geht nur und steigt ein!) „„Queda Usted con Dios"" (Gott behüte Euch!) war meine Antwort, und ich trat ab. Als mein Freund herbeikam und seine Börse ablieferte, frug er: „¿Compañe del otro?" (Kamerad des Anderen?) Der Oberst nickte bejahend. „¿Y militar tambien?" (Auch ein Militair?) „Zu dienen." „Dame su relox!" (Gebt mir Eure Uhr). „„No tengo"" (ich habe keine), antwortete der Oberst, seinen Rock aufknöpfend. „Anda" (Geh!) jetzt war unser beider Verhör geschlossen.

Der dicke Franziskaner und die übrigen Spanischen Reisenden lieferten demnächst ihre Börsen und Uhren ab, wobei sie starke Symptome von Furcht zeigten. Unser Landsmann B. und der magere Franziskaner kamen zuletzt an die Reihe. Während des ganzen Hergangs hatte B. mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit die Scene skizzirt, und Alles war sprechend ähnlich.

Nachdem wir sämmtlich unsere Plätze wieder eingenommen hatten, fingen die Räuber an, zu deliberiren, was sie jetzt thun sollten. „Que haremos con el equipage?" (Was fangen wir mit dem Gepäck an?) fragte Einer unter ihnen, der sich als Schildwache vor den Wagen gestellt hatte. Den Meisten von uns war diese Frage sehr unangenehm; allein der Hauptmann zog uns aus unserer Verlegenheit, indem er die Schildwache abrief. Ein paar Augenblicke darauf kam Einer an den Kutschenschlag und sagte: „Wenn euch euer Leben lieb ist, so schreit und lärmt nicht hinter uns her, wenn wir abziehen. Bleibt wenigstens eine Viertelstunde an dieser Stelle, und dann könnt ihr weiter fahren." Bald bemerkte ich, daß sie auf einigen gewundenen Pfaden am Abhange des Berges hinankletterten, und in wenigen Minuten waren sie verschwunden. Jetzt stiegen wir Alle aus dem Wagen. Der Mayoral und sein Gehülfe standen dicht bei einander, ihre Köpfe auf den Rücken eines der Maulthiere lehnend. Ich warf ihnen ihre Feigheit vor. „Wir sind nicht feig!" sprach der Conducteur in zornigem Ton, setzte aber gleich besänftigter hinzu: „Was sollten wir denn thun? Wie kann eine solche Handvoll Personen, gleich uns, wären wir auch gut bewaffnet, einer so zahlreichen Bande Trotz bieten? Hätte ich irgend Einen dieser Räuber genau angesehen und einen Bekannten in ihm entdeckt, was leicht möglich war, so würden sie mich gleich aus der Welt geschafft haben."

Wir nahmen die Entschuldigung an, gaben jedem unserer Unglücksgefährten einen Schluck Cognac zu trinken und fuhren dann weiter nach der Stadt Vindroz. Hier trugen wir einem würdigen Alcalden die Sache vor. Dieser versicherte, er werde nicht eher ruhen, bis er die ganze Bande eingefangen und uns das Geraubte nach Gibraltar geschickt hätte. Es war beinahe lustig, anzusehen, mit welcher niedergeschlagenen Miene der General zu Tische saß, und wie er sich entsetzte, als Oberst P. und ich unsere Uhren hervorlangten. „Was!" sprach Don Francisco, „Sie haben jenen Schurken Ihre Uhren nicht abgeliefert?" „„Unsere Uhren sollten wir abliefern!"" versetzte ich mit angenommener Verwunderung; „„o nein! wir Engländer lassen uns nichts Anderes, als Geld wegnehmen. Sie haben doch vorigen Abend bemerkt, daß es uns, wenn wir reisen, nur darum zu thun ist, unser Geld baldmöglichst los zu werden? Wir müssen also mit dem Abenteuer von heute Morgen sehr zufrieden seyn.""

Der alte General schien an meinen Späßen keinen Geschmack zu finden, und als wir am Abend unsere neue Station erreicht hatten, verließ er die Diligence und fuhr mit einer anderen Gelegenheit nach Madrid, wohin er als Kommandant berufen war.

Der übrige Theil unserer Reise ging ohne Abenteuer von Statten. Den 10. November zogen wir in der prachtvollen Stadt Valencia ein und waren bald in einem trefflichen Gasthof untergebracht, den ich allen meinen Landsleuten, die nach Spanien reisen, empfehlen will. Er heißt: „Fonda de las Quatro Naciones." (Gasthof zu den Vier Nationen.) (U. S. J.)

Bibliographie.

Observaciones á la historia de la guerra de España. (Anmerkungen zu der in Englischer Sprache erschienenen Geschichte des Spanischen Krieges von Clarke, Londonderry, Southey und Napier.) Von Jose Campa Arguelles, ehemaligem Minister.

Diccionario de hacienda, con aplicacion á España. (Wörterbuch für Techniker und Landbauer.) Zweite Auflage. [Die erste gab der Vers. in London heraus.] Von J. Campa Arguelles.

Mannigfaltiges.

— Moskauische Literatur. In der Nordischen Biene liest man: „Das Schicksal der Russischen Almanache muß nicht nur den Literaten, sondern auch den Bücher-Spekulanten zur heilsamen Lehre dienen. Das Glück, welches im Jahre 1823 der erste Almanach machte, setzte die Thätigkeit einer Menge Literaten und einer Unzahl Nicht-Literaten in Bewegung. Der Moskauische Buchhandel zeichnete sich durch wunderliche Titel, nachlässig gearbeitete Kupferstiche, wohlfeiles Papier und geistlosen Inhalt seiner Almanache aus — und brachte sie in Verfall. Jetzt erscheint in Moskau ein Roman über den anderen, zum Verkauf auf Jahrmärkten und in den Dörfern bestimmt. Und wer schreibt sie? — Das ist ein Räthsel! — Aber geschrieben und gedruckt wird in Moskau sehr viel. Es giebt dort eine ganz besondere Gattung von Literatur, ein besonderes System, einen besonderen literarischen Verein, dessen Organ und Haupt der bekannte Herr Orloff ist, Verfasser einer Menge von Parodieen St. Petersburgischer Romane. Die Journale halten es nicht der Mühe werth, Schriften aus dieser Fabrik zu beurtheilen; die letzteren gehen in einer gewissen Klasse des Publikums von Hand zu Hand, verbreiten in derselben einen schlechten Geschmack, ersticken in ihren Lesern jeden Sinn für bessere Literatur und bringen sie um ihr gesundes Urtheil. Des allgemeinen Bestens wegen sollten Leute von wahrem literarischen Beruf auf Mittel und Wege sinnen, diese unliterarische Sündfluth zu hemmen, die dem Vorschreiten der wahren Literatur und der Aufklärung so verderblich wird und im Kleinen ein Gegenstück des Einfalles der Barbaren in das aufgeklärte Italien ist."

— Menschliches Horn. Vor einigen Jahren lebte zu Neapel ein Mann, Namens Maressa, dessen Kopf eine merkwürdige Erscheinung darbot, indem ihm an der Seite ein Horn emporgewachsen war. Dieses Horn war gelblicher Farbe und sechs Zoll lang; es hatte zwei spiralförmige Krümmungen, und die Spitze desselben neigte sich nach dem Nacken hin. Maressa war schon 75 Jahre alt, als er sich entschloß, sein Horn abnehmen zu lassen; es hatte damals gerade vollkommen die Beschaffenheit eines Widderhornes erlangt. Die mit großen Schwierigkeiten verbundene Operation führte Dr. Pensa aus; allein sechs Wochen darauf zeigten sich wieder zwei dünne Hörner, jedes einen halben Zoll lang, von völlig gleicher Beschaffenheit mit dem vorigen, in der Nähe der Narbe, die jedoch nach einer kurzen Eiterung von selbst verschwanden. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Montag den 10. März 1834.

Italien.

Ueber „Luisa Strozzi", Roman von G. Rosini.*)

„Der historische Roman, d. h. die Darstellung einer wahren Begebenheit mit eingewebten wahrscheinlichen Umständen und mit den Verschönerungen der Einbildungskraft, ist nicht nur Italiänischen Ursprungs, sondern gehört auch zu den Schätzen unserer Literatur." So erklärt sich Herr Rosini über diesen Zweig der Dichtkunst und fügt hinzu, daß er seit dem Jahre 1808 damit umgegangen sey, denselben in Italien wieder aufleben zu lassen, und zwar in einer Manier, „die man vielleicht als unzweckmäßig werde tadeln können, die aber wenigstens sein unbestrittenes Eigenthum seyn werde." Diese Manier besteht nun darin, daß er eine wahre Thatsache auswählt, mit allen ihren wahren und wahrscheinlichen Umständen erzählt und bei jeder schicklichen Gelegenheit Alles, was damals in der Politik, in Künsten und Wissenschaften sich ereignete, Alles, was den Leser unterhaltend belehren kann, ihm vor die Seele führt.

Die wahre Thatsache, welche den vier Bänden des Rosinischen Romans als Grundlage dient, ist die Geschichte der Luisa Strozzi, einer (wie Varchi sich ausdrückt) „nicht minder ehrsamen und tugendhaften, als schönen, edeln und liebenswürdigen Frau", oder (wie Mecatti sie beschreibt) einer Frau von unvergleichlicher Tugend, ausnehmender Schönheit und „ausgezeichneten Geistesgaben." Als Tochter des Filippo Strozzi, welcher damals für Italiens ersten Bürger galt, als Gattin des „nicht weniger durch Tugenden und Sitten, als durch Adel des Blutes und durch Reichthümer berühmten" Luigi Capponi und begabt mit allen vorhin erwähnten edlen Eigenschaften, würde Luisa Strozzi sehr glücklich gelebt haben, wenn das Schicksal sie in jedem anderen Zeitalter in's Daseyn gerufen hätte. Ihre seltenen Reize erregten zum Unglück die Aufmerksamkeit des Alexander von Medici; allein sie wollte ihre reine und große Seele nicht beflecken und mußte so in der Blüthe ihrer Jahre durch Gift um's Leben kommen. Ob ihre eigenen Verwandten dieses Gift ihr beigebracht, um sie den Nachstellungen und Lästerungen des Herzogs zu entziehen, oder ob der Herzog selbst, aus Verdruß darüber, daß eine von ihm versuchte und unverführt gebliebene Frau in Florenz Aufsehen mache, den Todestrank ihr reichen ließ, kann nicht entschieden werden. Unter den Historikern ist Varchi der ersteren, Segni der letzteren Meinung. Diesem folgt auch unser Verfasser.

Zu den wahren Umständen, welche mit der Thatsache verflochten sind, gehören besonders folgende: Luisa wurde, nach dem Willen der Herzogs, zu einer Abendunterhaltung im Hause Nasi eingeladen, wo Giuliano Salviati sie mit unzüchtigen Reden und ehrlosen Handlungen verletzte. Derselbe Giuliano rühmte sich eines Tages, als er eben Luisa aus einer Kirche kommen sah, gegen einige seiner Freunde der Beleidigungen, die er ihr bereits zugefügt, und betheuerte noch ferner, er wolle sie auf alle Weise beschimpfen. Nicht lange nach diesen schurkischen Prahlereien überfielen drei Unbekannte den Salviati zur Nachtzeit und ließen ihn mit zerhauenem Gesicht und gelähmtem Beine liegen. Der Verdacht dieser That fiel auf Francesco Pazzi, Tommaso Strozzi und Piero, Luisa's Bruder. Schon waren die ersten Beiden verhaftet und mit der Folter bedroht, als Piero sich freiwillig gefangen gab, nicht sowohl (wie Varchi sagt) zu seiner eigenen Rechtfertigung, als um Anderer willen, indem er glaubte, der Herzog werde es nicht wagen, einen Sohn des Filippo Strozzi foltern zu lassen, oder jene Beiden grausam zu behandeln und ihn selbst, der sich vielleicht noch weniger rechtfertigen konnte, zu verschonen. Der letzte unter den bedeutenderen wahren Umständen ist endlich der, daß Luisa, wenige Stunden, nachdem sie mit ihrer eigenen Schwester, der Gattin Lorenzo Ridolfi's, zu Abend gespeist, durch Gift um's Leben kam.

Die von dem Autor als wahrscheinlich aufgeführten Umstände stehen in genauerer Beziehung zur Geschichte der unglücklichen Luisa. Der Herzog kommt, mit Hülfe einer Art von Strickleiter, bei nächtlicher Weile in ihr Gemach, so daß sie kaum noch Zeit übrig hat, aus dem Bett zu springen und sich zu retten. Piero Strozzi giebt, nachdem er aus Florenz entkommen, dem Francesco Nasi den Rath, Luisen zu erwerben, damit der Herzog seinen Zweck nicht erreiche und ihr reines edles Blut nicht schände. Die Geschichte sagt in der That nichts davon, auf was für Wege Herzog Alexander der Unglücklichen nachstellte, oder wann er auf Rachegedanken kam, als er die Hoffnung, ihre beharrliche Tugend zu besiegen, aufgeben mußte. Was nun den anderen Umstand betrifft, so ist es zwar gewiß, daß Piero Strozzi dem Nasi jenen grausamen Rath ertheilte; allein es liegt wenigstens im Bereich der Wahrscheinlichkeit, und dieser Umstand giebt uns deutlich zu erkennen, in welche verzweiflungsvolle Lage die Laster eines Einzigen eine ganze Familie stürzen konnten.

Alles dies bezieht sich unmittelbar auf Luisens Schicksale und gehört zum eigentlich Historischen. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir dem Leser auseinandersetzen wollten, mit welcher Kunst Herr Rosini alle merkwürdige Erscheinungen damaliger Zeit im Gebiete der Politik, der Wissenschaften und Künste seinem Werke einverleibt. Wir begnügen uns damit, Einiges nur anzudeuten. Der Dichter läßt einen von den Historikern sehr gepriesenen Jüngling, Francesco Nasi, für Luisen in Liebe erglühen. Sie erwiedert seine Neigung im Stillen und giebt ihm so die Hoffnung, seine Gattin zu werden. Allein die Umstände vereiteln ihre Wünsche: Luisa verheirathet sich mit Luigi Capponi und denkt nie daran, ihre Treue zu beflecken. Dessenungeachtet bleibt Nasi immer ein Freund ihrer Brüder, die ihn, ohne von seiner Liebe zu wissen, als hochherzigen, die Tyrannei verabscheuenden, Jüngling schätzen. Wie nun die Nachstellungen des Herzogs beginnen, da bemüht sich Nasi, die Wirkungen derselben zu vereiteln. Indem Rosini diesen edeln Jüngling in seinem Romane einführt, bahnt er sich den Weg zur Schilderung der gräuelbefleckten Zeiten Alexanders, als die Familie Medici zum dritten Male nach Florenz zurückkehrte. Schon Varchi und Segni haben uns ein so vollständiges und schönes Gemälde dieser Katastrophe hinterlassen, daß sie den Dichter beinahe seines Amtes überheben; Herr Rosini aber bringt in das von ihnen Erzählte Ordnung und Handlung und fügt manche bedeutende Notiz aus anderen weniger bekannten Schriftstellern und aus einem Manuskripte hinzu. Nicht nur die bürgerliche und politische Geschichte sind lebendig erzählt, so daß man alle Gewaltthätigkeiten des Herzogs und seiner Schergen, alle Hoffnungen und Besorgnisse der Gegenpartei wie ein Zeitgenosse mitanschaut und mitempfindet; auch die bedeutendsten Menschen des Zeitalters finden wir mit ihren guten und bösen Eigenschaften treu kopirt. Der getäuschte Ehrgeiz des Filippo Strozzi, der edle Stolz seines Sohnes Piero, Guicciardini und Michelangelo, Berni und Cellini: Alle figuriren in diesem Roman und zeigen ihren Charakter ohne Hülle. Der Verfasser giebt auch nicht wenige Notizen in Beziehung auf Kunstgeschichte und auf die Meisterwerke der Kunst, an denen Toskana so reich ist.

Dürfen wir nach allem dem behaupten, daß man Luisa Strozzi den besten Romanen unserer Zeit beigesellen würde? Als Roman im eigentlichen Sinne des Wortes und als Lektüre zum Zeitvertreib werden diese vier Bände schwerlich viel Glück machen. Betrachten wir das Werk aber als einen Kommentar zur Geschichte, welcher die Motive des Unterganges einer alten glorreichen Republik dem großen Publikum verständlich machen soll, so kann es auf eine zahlreiche Klasse von Lobrednern rechnen.

Was Stil und Sprache betrifft, so finden wir in Luisa Strozzi Fülle, Gewandtheit und Natürlichkeit, aber vielleicht entbehrt sie jener durchgreifenden Eleganz, der man in der Nonne von Monza so große Bewunderung zollte. (F. Ambrosoli.)

*) Vgl. Nr. 139 des „Magazins" vom J. 1833.

Bibliographie.

Del dolore estetico e dell' entusiasmo. (Ueber den ästhetischen Schmerz und den Enthusiasmus.) Zwei Abhandlungen vom Prof. Defendi. Pr. 75 Cent.

Commedie edite ed inedite. (Sämmtliche Theaterstücke des Grafen Francesco Gambaro.) 2 Bde. Wohlfeile Ausgabe. Pr. 3 Lire.

Dizionario universale critico-enciclopedico della lingua italiana dell' abate Francesco d'Alberti, riveduto e corretto, a cui vi è unito il ritratto dell' autore, inciso dal sig. Luigi Rados col suo nuovo metodo cupografico. (F. d'Albertis Kritisch-encyklopädisches Wörterbuch der Italiänischen Sprache.) Pr. jeder Lfg. 2 Lire Ital.

Frankreich.

Die Tage der Proscription.

(Fortsetzung.)

Während ich mich diesen bitteren Betrachtungen überließ, hatte der Himmel sich verändert. Dunkle Wolken thürmten sich von allen Seiten auf. Eines jener nächtlichen Gewitter, die in den Thälern

unserer Gebirge so gewöhnlich und so furchtbar sind, zog herauf. Die stärksten Bäume bogen sich unter der Gewalt des Sturmes. Einer derselben wurde wenige Schritte von mir vom Blitze getroffen. Ich hatte Bonin in der immer mehr zunehmenden Dunkelheit aus dem Gesicht verloren. Bei dem Schein des Blitzes sah ich ihn unter einem Baum sitzen. Er weinte und riß sich die Haare aus; meine Gegenwart schien seinen Schmerz zu verdoppeln.

„Das sind zu viel Thränen für einen Mann", sagte ich. „Wenn wir uns verirrt haben, wie ich vermuthe, so können Deine Klagen zu nichts helfen. Steh' auf und laß' uns eine lichte Stelle suchen, um uns vor den Blitzen zu schützen, die wir durch die Bäume auf uns herabblocken."

„Möchte mich der Blitz getroffen haben", erwiederte er schluchzend, „als ich Sie hierher geführt habe. O, es ist eine Nacht des Unglücks!" — „Allons, Hippolyt, fasse Muth, dieser Wald muß durch irgendwo enden, und vielleicht sind wir nicht weit von einem Dorfe entfernt." — „Dort ist eines", entgegnete er, indem er die Hand ausstreckte und mich in der That bei dem Wetterleuchten, das nicht aufhörte, die Gegend zu erhellen, mehrere ziemlich nahe liegende Gebäude sehen ließ. — „Nun dann! was macht Dich so unruhig? Ist jener Flecken von Gendarmen besetzt? Sind jene Hütten Räuberhöhlen?" Er erhob sich und schritt mit mühsamen und langsamen Schritten vor mir her. „Nein, mein Herr, Sie haben nichts von den Gendarmen zu fürchten, wenigstens für diese Nacht nicht. Sie werden nicht in einer Räuberhöhle schlafen, sondern unter dem Dache eines ehrlichen Menschen, in meinem Bette oder daneben, wie es Ihnen gefällt. Wir sind zu Abergement; ein unglückliches Glas Branntwein, welches der Teufel meinetwegen hätte in Gift verwandeln können, hat mir so das Gehirn eingenommen, daß ich wie ein Vieh instinktmäßig den Weg nach Hause eingeschlagen habe. Wir haben glücklicherweise nicht viel Weg nach den Höhen von Poligny verloren; aber seit den sechs langen Stunden, die wir gegangen sind, haben wir auch keinen Schritt dahin gewonnen."

„Macht Dich weiter nichts besorgt, so beruhige Dich; ich bin an größere Täuschungen gewöhnt. Zwei Stunden der Ruhe werden hinreichen, meine Kräfte wiederherzustellen, um die schlecht angewandte Zeit wieder einholen zu können. Ich denke schon nicht mehr daran." — „Ruhe!" rief er aus, „Ruhe!" die werden Sie bei mir nicht finden. In Bonin's Hause giebt es keine Ruhe." — „Höre, Hippolyt, Deine Worte scheinen mir wirklich verwirrt; solltest Du noch immer Deinen Verstand nicht wieder gefunden haben?" — „Nein, nein, mein Herr, ich bin nicht mehr betrunken. Ich weiß nur zu gut, was ich sage, und wohin ich gehe; aber ich muß es Ihnen erklären, und das ist nicht leicht. Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, Ihnen von meiner Frau zu sprechen, nicht wahr?" — „Du wärest verheirathet, Bonin! In der That, Deine Lebensweise hat mir nicht Anlaß gegeben, das zu glauben; aber ich bin in einem Alter, das Dir meine Nachsicht mit Deinen Schwächen verbürgt. Es giebt keinen Menschen, der nicht der Nachsicht Anderer bedürfte."

„Und der Gnade Gottes, wie Sie zuweilen sagen; aber er hat sie mir verweigert. Und mit welchem Rechte sollte ich darauf Anspruch machen? Meine Frau war ein junges, schönes und gutes Mädchen und dabei von guter Geburt, wenn man das von einem unehelichen Kinde sagen kann. Ihr Vater hatte sie sehr gut erziehen lassen und würde sie vielleicht sehr gut versorgt haben, wenn er nicht plötzlich gestorben wäre. Sie mußte sich nun glücklich schätzen, unter dem Titel einer Gesellschafterin, aber eigentlich als Kammerjungfer in die Dienste der Gräfin von Mont treten zu können, deren Gemahl einer ihrer Freunde ist. Dort erwarb ich ihre Liebe und heirathete sie. Sie hatte etwas Geld erspart, welches ich eben so durchbrachte, wie das meines armen Vaters. Der Kummer und die Entbehrungen machten sie häßlich; ich vernachlässigte sie. Ihre Engels-Geduld verließ sie zuweilen; ich schlug sie. Sie ist wahnsinnig geworden. Das ist Alles."

„Genug, genug, Hippolyt! Ich begreife jetzt Deinen rechten Kummer, und wie unerträglich der Anblick jenes traurigen Hauses für Dich seyn muß. Solche arge Vergehen finden ihre Strafe schon hier auf Erden. Aber, sage mir, hast Du keine Kinder?" — „Ein einziges; einen kleinen Knaben von sechs Jahren, so hübsch, so sanft, so liebenswürdig. O, er wird seiner Mutter ähnlich werden! Theures Kleinod! wenn ich nur wüßte, daß wenigstens er eines Tages glücklich würde. Ich habe ihn in eine Pension gegeben; denn Sie sehen wohl ein, daß es für ihn nicht gut seyn würde, wenn er von ihr oder von mir erzogen würde."

„Noch eine Frage. Wie geht es zu, daß Du Dich noch nicht an den schmerzlichen Eindruck gewöhnt hast, den der Anblick von Abergement auf Dich zu machen scheint? Hast Du mir nicht oft gesagt, daß Du hier wohntest?" — „Ja, mein Herr", erwiederte er, indem er sich mit finsterem Blick zu mir wandte; „aber rechnen Sie es für nichts, daß ich mich genöthigt sehe, Ihnen das Alles zu erzählen? Uebrigens wohne ich nur am Tage dort, und dann ist sie nicht da. Ich weiß nicht, wo sie hingeht; vielleicht arbeitet sie auf den benachbarten Feldern, um etwas Brod zu verdienen. Aber des Nachts ist sie im Hause, und ich suche mir dann irgendwo anders die erste beste Ruhestätte. Seit einem Jahre habe ich sie nicht gesehen, und der Gedanke, sie wiederzusehen, macht mich beben. Sie schläft niemals."

„So verdient auch Dein Unglück ist, verdienter vielleicht, als Du selbst es Dir zu gestehen wagst, so rührt es mich doch darum nicht weniger. Wir müssen indeß irgendwo eine Zuflucht suchen, denn dieses abscheuliche Wetter droht, noch abscheulicher zu werden. Aber, beruhige Dich, ich werde leicht ein Unterkommen in einer jener Hütten finden. Gold öffnet alle Thüren." — „Nehmen Sie sich wohl in Acht, mein Herr, keine Thüre öffnet sich Ihnen zu dieser Stunde, wenn ich sie Ihnen nicht öffne. Dann würde man nicht zögern, dafür stehe ich; aber die Gendarmerie würde benachrichtigt seyn, ehe Sie Zeit gehabt hätten, Ihr Haupt auf einer Handvoll Stroh zu ruhen. Lassen Sie es sich nicht einfallen; ich bin zu sehr gehaßt!"

„Dann, Hippolyt, bleibt uns keine Wahl. Wir schlafen, wo wir sind, hinter jener Hecke, die nach dem Dorfe zu führen scheint. Die Schlafstelle ist zwar nicht sehr behaglich, aber es giebt deren auch schlechtere. Meine erschöpften Kräfte und meine schmerzenden Wunden erlauben mir nicht, weiter zu gehen. Wenn der Himmel sich aufklärt, so hast Du nur ein Wort zu sagen, und Du wirst auf uns nicht zu warten brauchen."

Ich war eben im Begriff, mich in das feuchte Gras niederzuwerfen, als er mich beim Arm festhielt und sagte: „Pfui doch, wo bliebe denn die Gastfreundschaft! Halten Sie mich für einen Bauern? Ich werde diese Nacht ohne Zweifel zu leiden haben, aber Sie haben nichts zu fürchten. Die unglückliche Frau ist verrückt, aber nicht bösartig. Wenn Sie mir versprechen wollten, Alles zu hören und Alles zu sehen, ohne sich in irgend etwas zu mischen; wenn ich besonders hoffen dürfte, daß Sie mich niemals an dieses Gebrechen erinnern wollten — niemals — verstehen Sie wohl? Kommen Sie, mein Herr, kommen Sie, Sie werden sich wenigstens eine Zeit lang ausruhen können. Nur keinen Mund, hier, dort und immer."

„Ich schwöre es Dir", erwiederte ich, indem ich mich fortziehen ließ. Nachdem wir eine ganz kurze Strecke gegangen waren, stiegen wir einige Stufen hinauf und standen vor der Thür. Bonin hielt eine Minute still und sah sie starr an; sein Muth schien ihn verlassen zu haben. Endlich klopfte er an. Die Thür wurde von einem jungen halbnackten Mädchen leise geöffnet.

„Du bist es, Scolastika!" sagte Bonin mit niedergeschlagenem Blick. „Durch welchen Zufall? Ist sie zu Hause?" — „Ich habe sie eben zurückgebracht", erwiederte Scolastika. — „Ich danke. Hat sie begonnen?" — „Noch nicht; aber es wird nicht lange dauern. Sie legt ihren Putz zur Feierlichkeit an." — „Gut, gut", sagte Bonin, immer zerstreuter. Er nahm zitternd die Lampe, welche ihm die kleine Bäuerin überreichte, trat leise ein und führte mich mit Vorsicht in sein Zimmer. Ich warf unwillkürlich einen besorgten Blick auf die Thür desselben. Sie hatte kein Schloß.

Bonin's Zimmer war sehr geräumig, ziemlich reinlich gehalten und mit neuem und poliertem Tafelwerk verziert, welches weder an Farbe, noch mit Firniß überzogen war. Dem Eingange gegenüber stand ein Bett und sonst kein anderes Möbel. Doch ich irre mich; mitten in der Stube stand ein großer Lehnstuhl von Nußbaumholz, auf dessen Lehne ein Christusbild angebracht war; auf den beiden Armlehnen befanden sich große eiserne Leuchter, und am Fuße befand sich ein schmales Brett, entweder zum Fußtritt, oder um darauf zu knieen. Meine erste Bewegung war, das alte Möbel gegen die Wand zu stoßen; aber Bonin verhinderte mich daran, nahm mich schnell bei der Hand faßte und mich nach der Stelle hinter, wo er unser Nachtlager zubereitet hatte. „Man rühre nichts an", sagte er. „Ich habe Ihnen nicht angeboten, mit mir zu schlafen: aber ich habe noch zwei Matratzen, hier ist die eine und hier die andere. Es ist übrigens keine Wahl zu treffen; Sie nehmen den ersten Rang ein. Erinnern Sie sich unserer Verabredung."

Ich nahm ohne weitere Umstände das eine Lager in Besitz. Mein Wirth blies die Lampe aus und warf sich dicht daneben auf das andere. Einen Augenblick darauf glaubte ich zu bemerken, daß er schliefe, und ich versuchte vergebens, ebenfalls einzuschlafen.

Es war zwei Uhr. Gerade vor 24 Stunden wäre ich beinahe auf einem Steinhaufen dicht bei Sellières verschmachtet. Mein jetziges Lager, obgleich hart, hätte mir im Vergleich mit dem vorigen entzückend vorkommen müssen; aber meine Kräfte hatten sehr abgenommen; die Entzündung meiner Wunden, so unbedeutend sie auch waren, verursachte mir ein heftiges Fieber. Meine vom Regen durchweichten Kleider wurden immer kälter auf meinen erstarrten Gliedern. Ich hatte keine Stelle am ganzen Körper, die nicht der Sitz eines peinigenden Schmerzes war.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und ich sah eine Frau oder ein Gespenst hereintreten, die das Zimmer durch den Schein einer rothen und rauchenden Kerze erhellte; es war eine Frau, es war Bonin's Frau! Sie näherte sich dem Sessel und steckte die Kerze auf einen der Leuchter; dann ging sie hinaus und kehrte noch zweimal zurück, das erstemal mit einem Weihkessel von Porzellan und einer Handvoll jenes Räucherwerks, das man bei gewissen kirchlichen Feierlichkeiten verbrennt; das zweitemal mit einem heißen Kohlenbecken und einer neuen Kerze, die sie neben der anderen aufsteckte. Als sie alle diese Gerätschaften in symmetrischer Ordnung vor sich aufgestellt hatte, blieb sie einen Augenblick ganz unbeweglich stehen, so daß man sie für ein Heiligenbild hätte halten können, dem zu Ehren jener religiöse Zierrath ausgebreitet war. Ich benutzte diesen Augenblick, um sie aufmerksamer als bisher zu betrachten. Die Unglückliche konnte höchstens 26 oder 28 Jahr alt seyn; aber ihr hageres und durch Kummer und Gram gefurchtes Gesicht ließ sie weit älter erscheinen. Sie war groß und schlank; ihre regelmäßigen und edlen Züge schienen fein und anmuthig gewesen zu seyn; aber ihr langer dünner und bleicher Mund, der in den Winkeln einen seltsamen Zug bildete, theilte ihnen einen so bitteren Ausdruck stumpfer Schwermuth mit, daß man dieselben nicht ohne Mitleid und Schrecken betrachten konnte. Ihr Anzug war seltsam; ihr dickes schwarzes Haar theilte sich auf der Stirn und hing auf beiden Seiten bis auf die Knie herunter, so daß es, als sie später niederkniete, ihre nackten Füße bedeckte. Statt aller Kleidung trug sie eine Art Hemde von einem sehr weißen Stoffe, das um den Hals in zahlreichen Falten zugebunden war und bis auf die Wade reichte; über den Hüften wurde

s durch eine rothe Schärpe mit langen flatternden Schleifen fest-
ehalten. Man konnte sich über den Gebrauch, zu dem dieses Kleid
estimmt gewesen war, nicht täuschen: es war ein Priester-Gewand;
ber ich habe niemals Gelegenheit gehabt, zu erfahren, welchem mit-
eidigen Priester die arme Wahnwitzige all' diesen Sakristei-Plunder,
essen sie sich zu ihrem Ritus bediente, und den die kleine Scolastika
hre Toilette nannte, zu verdanken hatte. Möge der Himmel ihr
etztes Gebet erhört und die Prüfungen des anderen Lebens für sie
bgekürzt haben.

Obgleich ich unter einem Eindruck schreibe, der nichts von seiner Lebendigkeit verlieren, so verdankt doch diese Schilderung auch nicht den kleinsten Zug der Laune der Einbildungskraft; es ist dasselbe Bild, welches ich seit 30 Jahren vor mir sehe, und bis auf jenen Anzug, dessen Wirkung sich Jedermann leicht denken kann, werden die alten Bauern von Abergement, die Bonin's Frau nur immer unter den gestickten Lumpen einer unglücklichen Wahnwitzigen gesehen haben, die Aehnlichkeit nicht bestreiten.

Nach und nach belebte sich meine Erscheinung und gab sich durch bestimmtere Bewegungen kund; sie streckte endlich ihren nackten abgezehrten Arm aus, der kaum bis einige Zoll unter der Schulter durch ein grobes Hemde bedeckt war, warf Räucherwerk in das Becken und ging mit gemessenem Schritt, eine Kerze in der Hand, um den Sessel herum, wobei sie klägliche Gesänge zwischen den Zähnen murmelte, deren Worte ich nicht verstehen konnte, und die, jedesmal wenn sie still stand, durch herzzerreißende Seufzer unterbrochen wurden. Nachdem sie schon mehreremale den mystischen Kreis umschritten hatte, ohne die Augen weder links noch rechts zu wenden, stand sie einmal vor unseren Betten still und warf einen Augenblick den Schein ihrer flammenden Kerze auf uns. „Er ist da", sagte sie sinnend, als ob sie ihren Geist zu einer Erinnerung aufforderte. „Es sind ihrer zwei; der da ist jung. Es giebt Kinder, die so bosshaft geboren wurden, daß man sie schon in der Wiege verfluchte. Wie müssen ihre Mütter über sie geweint haben!"

Darauf ging sie schnell nach ihrem phantastischen Altar, tauchte die Fingerspitzen in das Wasser und bespritzte mich dann mit eigenen gewebten Tropfen, wobei sie in einem dumpfen Tone die Beschwörungen murmelte, deren man sich früher bei Besessenen bediente.

„Es ist noch kein Teufel", sagte sie mit verwundertem Blick, „er würde ausgefahren seyn."

Meine Haare sträubten sich vor Entsetzen; ein kalter Schweiß drang mir in großen Tropfen aus allen Poren, meine Zähne klapperten. Ich wendete meinen Kopf mit Anstrengung nach Bonin hin; er lag auf dem Gesichte, man sah nur seine Haare und seinen nackten Hals. Er schlief vielleicht; aber das Zittern seiner Glieder und der krampfhaft gespannte Arm, der sich gegen den Boden stemmte, wie ein Hebel, der bereit war, schwere Lasten emporzuheben, bewiesen deutlich, daß er ängstliche Träume hatte. (Schluß folgt.)

England.

Die ersten Kolonisten auf den Seawards-Inseln.

(Schluß.)

Nach unserer Rückkehr auf die Insel war unsere Glückseligkeit vollständig. Zuweilen wanderten wir in unseren Mußestunden am Ufer hin, mit einer der Lieblings-Nummern von Addison's Zuschauer in der Hand. Wie oft dankten wir nicht im Herzen dem vortrefflichen Vater Elisa's, daß er uns die wenigen Blätter mitgegeben, die er von jener unschätzbaren Zeitschrift aufbewahrt hatte. Wir boten uns besonders bei den Stellen auf, wo Herr Addison auf eine so rührende Weise an die Schilderung erinnert, welche Milton von der süßen Unschuld und der vollkommenen Glückseligkeit unserer ersten Aeltern im Eden macht, wo sie keine andere menschliche Gesellschaft als sich selbst hatten. Wir kamen immer wieder auf jene Stellen zurück und verglichen sie mit unserer eigenen merkwürdigen Lage; wir fühlten uns glücklich, vollkommen glücklich, in dieser fast gänzlichen Einsamkeit mit Gott und mit uns selbst.

Die Kolonie erhielt einen Zuwachs an Bevölkerung durch die Ankunft mehrerer Mitglieder unserer beiderseitigen Familien, und in kurzer Zeit vermehrte ein beständiger Handel mit Jamaika und den Honduras-Inseln den Wohlstand derselben auf eine auffallende Weise. Wohnungen entstanden schnell, Vegetabilien aller Art wuchsen im Ueberfluß; die Neger, welche nun in ziemlich großer Anzahl vorhanden waren, hatten sich civilisirt und führten die ihnen aufgetragenen Arbeiten mit Fleiß und Geschicklichkeit aus.

Nach einer dreijährigen Abwesenheit entschlossen wir uns endlich zu einem Besuch in England. Die Ueberfahrt war schnell und glücklich. Durch die Verwendung der Herren Perry und Child, bei denen unsere Doublonen deponirt waren, erhielt ich eine Audienz bei Sir Robert Walpole, um diesen Minister um die Abtretung der mir so theuren Inseln zu ersuchen. Herr Perry, der sehr gut wußte, wie man dergleichen Angelegenheiten bei Hofe betreiben mußte, hatte mir im Voraus meine Instructionen gegeben. „Herr Seaward", hatte er mir gesagt, „ich hasse die Intriguen und die Bestechung unter jeder Gestalt, und ich glaube, daß Sie diese Gesinnungen theilen. Wenn Sie sich aber mit dieser Audienz-Karte melden, so müssen Sie dem Portier eine Krone geben, eine andere dem dienstthuenden Kammerdiener und eine drine dem Huissier, der Sie in das Kabinet des Ministers einführt; und wenn Sie diesem die Karte überreichen, so legen Sie ihm mehrere in Papier eingewickelte Guineen in die Hand und sagen ihm dabei: „„Gnädiger Herr, ich würde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie diese geringe Summe unter diejenigen vertheilen wollten, die ich gestört habe.""" Ich begriff dies leicht und dankte Herrn Perry für alle Mühe, die er sich in meinen Angelegenheiten gab.

Ich hatte zwei Unterredungen mit Sir Robert, und ich erlangte die gewünschte Abtretung für den Preis von ungefähr 2000 Pfund Sterling. Meine Frau erhielt einen Besuch von Lady Sundon, der Intendantin der Garderobe der Königin, welche einige von unseren Goldstoffen für Ihre Majestät zu kaufen wünschte. Die Folge dieses Besuches war eine vertraute Freundschaft zwischen den beiden Frauen und eine Audienz bei der Königin Karoline; aber Lady Sundon hatte Befehl erhalten, vorher über gewisse Punkte Erkundigungen einzuziehen. „Was ist Herr Seaward", fragte sie, „ein Kaufmann?" — „Er ist Kaufmann gewesen", erwiederte meine Frau; „aber er ist es nicht mehr. Er hat sein Geschäft gänzlich seinem Bruder abgetreten und ist jetzt im Besitz eines ungeheuren Vermögens." — „Aber", entgegnete Lady Sundon, „hat er denn gar keinen Rang oder Titel?" — „Sein einziger Titel ist der eines Commandeurs der Seawards-Inseln, und ich kann Ihrer Herrlichkeit sein Patent zeigen, welches von dem Gouverneur von Jamaika unterzeichnet ist." — Meine Frau zeigte der Lady das Papier, worauf diese bemerkte: „Es ist gut; ich freue mich, dies gesehen zu haben; es kann von einiger Wichtigkeit für Sie seyn, wenigstens um eine Audienz bei der Königin, wo nicht mehr, zu erlangen."

Meine Frau hatte in der That eine Audienz bei der Königin und später eine Privat-Unterredung mit ihr, in welcher sie von Ihrer Majestät mit der wohlwollendsten Güte behandelt wurde. Einige Tage darauf erhielt ich die Anweisung, mich am künftigen Freitag im St. James-Palast bei der Toilette der Königin einzufinden, wo mich Lord Harrington vorstellen würde. Ich fand mich demgemäß ein, und als die Reihe an mich kam, erhob die Königin die Hand. Der mir vorher gegebenen Anweisung gemäß, beugte ich rasch das Knie, und plötzlich, ohne daß ich bemerkte, wer es ihr gab, sah ich ein Schwert in der Hand meiner erhabenen Gebieterin. Sie berührte mich damit leicht und mit unaussprechlicher Anmuth auf die Schulter und sagte: „Sir Edward Seaward, stehen Sie auf."

Lady Sundon hatte den Auftrag erhalten, meine Frau nach der Toilette in das Kabinet der Königin zu führen. Als sie eintraten, kam ihnen Ihre Majestät entgegen und sagte, meine Elisa bei der Hand nehmend, mit gütigem Lächeln: „Lady Seaward, ich freue mich, Sie zu sehen." Meine Gattin sah die Königin mit einem überraschen Blick an, aber ohne ein Wort zu sagen. „Ja", fuhr die Königin fort, „ich habe vor einigen Minuten der Liste unserer Ritter einen ehrenwerthen Namen hinzugefügt, und es ist der Ihres Mannes. Ich habe mir das Vergnügen vorbehalten, Ihnen diese Nachricht selbst mitzutheilen." Meine arme Elisa war im Begriff, ohnmächtig zu werden, so sehr war sie erschüttert. Der herablassende Charakter Ihrer Majestät verleugnete sich nicht einen Augenblick. Sie ließ meine Frau neben sich niedersitzen und bat zugleich Lady Sundon, etwas Wasser zu holen, welches sie selbst meiner Elisa darreichte. Nachdem sie sich vollkommen wieder erholt hatte, wurde sie von der Königin mit großer Güte entlassen.

Bei solchen Gelegenheiten konnte keine menschliche Kraft die Aufregung meiner Elisa bemeistern. Sobald sie mit Lady Sundon in mein Zimmer trat, stürzte sie sich in meine Arme, und ihrem Gefühle freien Lauf lassend, weinte sie laut und betug. Nach einigen Augenblicken lächelte sie und sagte: „Nun ist mir wohler. Verzeihen Sie, theure und vortreffliche Freundin, diese Schwäche und meine Unhöflichkeit." — „Einfaches Kind der Natur", entgegnete Lady Sundon, „wollte der Himmel, daß alle Frauen Dir glichen!"

Bald nach meiner Beförderung wurde ich in aller Form zum Gouverneur der Seawards-Inseln ernannt, und der Großmeister der Artillerie erhielt Befehl, mir Kanonen, Flinten, Pulver und alle Munitien, deren ich benöthigt seyn dürfte, zu liefern. Wir standen in großer Gunst bei Hofe und besonders bei der Königin; und als Lady Seaward bei unserer Rückkehr nach den Inseln Abschied nahm, sagte Ihre Majestät: „Ehe ich mich von Ihnen trenne, meine theure Lady Seaward, will ich Ihnen ein Geschenk machen, welches für Sie, wie ich glaube, mehr Werth haben wird, als Gold und Edelsteine. Als ich vor mehreren Jahren im Haag war, lernte ich Saurin kennen. Er gab mir diese eigenhändig von ihm in Französischer Sprache geschriebene vortreffliche Predigt. Ich wünsche, daß Sie dieselbe annehmen und zuweilen zur Erinnerung an mich und an den frommen protestantischen Geistlichen, der sie verfaßt hat, lesen mögen; es war ein vortrefflicher Mann. Auf mein Gesuch hat er ein Buch zum Gebrauch für Jemanden geschrieben, der dasselbe nicht benutzt hat, wie er es hätte thun sollen; aber mein Vertrauen ruht in Gott." Die Königin hielt hier einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Ich glaube, Lady Seaward, daß Sie zu der kleinen Zahl von Leuten gehören, die für Alles, was ihnen Glückliches im Leben begegnet, dem höchsten Gotte die Ehre und den Ruhm geben. Deshalb lege ich meine Königliche Würde ab, wenn ich mit Ihnen allein bin, und ich schätze mich glücklich, meine junge und theure Freundin, daß ich mein Herz Jemanden öffnen kann, den ich für würdig halte, zu erfahren, daß Karoline von England es für den schönsten Titel hält, eine wahrhaft christliche Frau genannt zu werden." Meine Elisa dankte der Königin durch Thränen inniger Rührung, küßte ehrerbietig die Hand, die ihr das Buch überreichte, machte ihre Verbeugung und zog sich zurück.

Bevor wir England verließen, stattete ich einen Besuch in Awbury ab. Am Sonntag hatten wir das hohe Glück, unseren Gott in dem Tempel unserer Väter anzubeten; dort wurden alle unsere süßen Erinnerungen geweckt, unsere Herzen waren gerührt und unsere Andacht um so reiner. In der Nachbarschaft wurde eine Besitzung, Wartland genannt, öffentlich versteigert; ich kaufte sie für 24.000 Pfd. Stg. Nachdem ich allen meinen Verwandten Gutes erzeigt,

einen Geistlichen und einen Arzt für die Insel gewonnen und für den Transport und die Ansiedelung von zwölf Deutschen Familien alles Nöthige angeordnet hatte, nahmen wir Abschied von unseren Freunden in Avbury und Bristol. Wir schifften uns am 2. Mai 1737 am Bord des „Hero" ein, kamen am 13. Juni in Jamaika an und näherten uns gegen Ende desselben Monats unserer geliebten Insel, an deren Ufer sich alle Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, sogleich versammelten und unsere Rückkehr freudig begrüßten.

Einige Zeit nach unserer Ankunft beauftragte mich der Gouverneur von Jamaika, nach Porto-Bello zu segeln, um mich über die von Seiten der Spanier gegen unseren Handel verübte Unbill zu beklagen und die Herausgabe zweier mit Mahagoni-Holz beladenen Schiffe zu verlangen. Ich schiffte mich auf den „Porgbec" ein und wurde von der „Muette", Capitain Thomson, escortirt. Wir konnten keine Genugthuung erlangen; da wir aber erfuhren, daß fünf Handelsschiffe, ein Supercargo und ein Deutscher Kaufmann mit seiner Frau in einem kleinen Thurme nahe beim Ufer gefangen gehalten wurden, so überfielen die Capitaine Drake und Thomson mit einem Theil der Matrosen den Platz und befreiten die Gefangenen. Das Resultat dieser Expedition war eine energische Beschwerde von Seiten des Spanischen Hofes. Dem Könige wurde durch Sir Robert Walpole gerathen, den Oberst Hawey an meiner Stelle zum Gouverneur zu ernennen und Drake und Thomson vor ein Kriegs-Gericht zu stellen. Der König, wie ich später durch Lord Harrington erfuhr, antwortete: „Wenn ich das thun wollte, so würde Philipp bald meinem Gesandten zum Zeitvertreib ins Gesicht spucken. Niemand soll weder Seaward, noch Drake, noch Thomson Leides zufügen; es sind wackere Leute!" Die Könige selbst können jedoch nicht immer ihrem Willen folgen. Im Monat Juni kam eine vom Capitain Knight kommandirte Kriegs-Brigg von England an und brachte mir den Befehl, mich nach Porto-Bello zu begeben, um mich wegen meines Betragens zu entschuldigen und jede vernünftige Genugthuung zu geben. In Begleitung meiner Frau begab ich mich mit dem Capitain Knight nach Porto-Bello, und in einer Audienz sagte ich dem Gouverneur: „Sind Ew. Excellenz geneigt, meine Mission in einem Geist des Friedens und der Versöhnung aufzunehmen?" Man antwortete mir darauf wie folgt: „Sie sind von der Englischen Regierung als ein Angeklagter hierhergesandt, um sich wegen der vor zwei Jahren auf Ihren Befehl begangenen Beleidigungen zu entschuldigen. Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen?" Bei diesen Worten trat der Capitain Knight mit blitzenden Augen vor und sagte im leidenschaftlichsten Tone: „Wissen Sie, Herr Gouverneur, daß Sie mit Sir Eduard Seaward, mit Jemand sprechen, der Ihnen im Range gleich ist, und der von Sr. Majestät dem Könige von England mit den ehrenvollsten Stellen bekleidet ist?" Der Dolmetscher schien verlegen; aber er übersetzte, wie ich glaube, treu das ihm Gesagte. „Der mir an Rang gleich ist?" erwiederte der stolze Spanier, „ich betrachte den König von England selbst nicht als mir an Rang gleich! Was ist er? Wenig mehr als ein Holländer." Als der Dolmetscher diese Antwort übersetzte, brach mein tapferer Seemann los. „Elender", rief er aus, „wagst Du es, so von meinem Könige in meiner Gegenwart zu sprechen!" Bei diesen Worten lief der Dolmetscher aus dem Zimmer, Knight ihm nach, brachte ihn zurück und rief: „Wiederhole ihm, was ich gesagt habe!"

Es ist leicht vorauszusehen, was nach einem solchen Auftritt geschah. Wir wurden beide verhaftet und abgesondert von einander in schauderhafte Gefängnisse geworfen. Lady Seaward fand Mittel, in meinen Kerker zu dringen, und ihre Zärtlichkeit gewährte mir einen süßen Trost. Man entriß sie mir aber bald und sperrte sie in ein Kloster. Nach einigen Wochen erschien jedoch Admiral Veren vor Porto-Bello, und die Englische Flagge wehte auf dem Fort Gloria. Wir wurden in Freiheit gesetzt und waren Zeugen eines seltsamen Auftrittes zwischen dem Englischen Admiral und dem Gouverneur Don Francisco Martinez de Rotez. Nachdem er den Bericht des Capitain Knight vernommen, wandte sich der alte Veren an den Spanier und sagte mit donnernder Stimme: „Sie sind ein feiger Hund! Mit ihrer ganz langen Litanei mißtönender Namen sind Sie doch ein Schuft! Marsch, auf die Kniee, Wicht, und bitte diese ehrenwerthen Herren und den König, unseren Herrn, um Verzeihung, oder ich will Dich peitschen lassen, wie einen elenden Sklaven!" Der bestürzte Gouverneur sagte mit zitternder Stimme: „Yo he offendido!" Diese Entschuldigung wurde als genügend betrachtet.

Bei meiner Rückkehr nach den Seawards-Inseln fand ich, daß während meiner Abwesenheit Alles ganz nach meinen Wünschen gegangen war. Alle Bauten waren beendigt, und die Pflanzungen befanden sich in dem blühendsten Zustande. Von dem Wohlstande der Kolonie kann Folgendes einen Begriff geben. Der Capitain Lüneburger, Commandeur der Fregatte „Seahorse", brauchte frische Mund-Vorräthe und fürchtete, auf der Insel nicht genug für seine ganze Mannschaft zu finden; die Befehle, welche ich ertheilte, um seine Wünsche zu befriedigen, erfüllten ihn mit Erstaunen. „Diego", sagte ich zu einem meiner Leute, „man bringe sogleich Vorräthe von Schildkröten, Kokusnüssen, Reis, Melonen und allen Sorten Früchten für 120 Mann an Bord der Fregatte; morgen früh mit Sonnen-Aufgang wird man sie auch hinlänglich mit Fischen versehen, und so alle Tage, so lange das Schiff Sr. Majestät hier bleiben wird."

Ohne in alle Details des Wohlstandes der Kolonie einzugehen, genügt es, zu bemerken, daß uns Alles so glücklich einschlug, wie wir es nur wünschen konnten; die Vorsehung schien über uns zu wachen und unsere Unternehmungen zu begünstigen. Während des Krieges mit Spanien bemächtigten wir uns mehrerer Seeräuber, griffen ein Geschwader Spanischer Kriegsschiffe an und schlugen dasselbe; als wir später von einer ganzen Flotte umringt wurden und uns in die größte Noth versetzt sahen, rettete uns Gott auf eine wunderbare Weise. In wenigen Augenblicken bedeckte sich der Himmel mit Wolken, Blitze zuckten, und der Donner rollte. Statt der Kanonenschüsse hörte man das Heulen des Sturmes. Ich pries Gott mitten im Sturme, und triefend und erstarrt, aber voller Freude, kehrte ich nach Hause zurück. Meine geliebte Gattin, unser ehrwürdiger Pfarrer und alle meine Freunde stürzten mir entgegen, und in das Haus eintretend, bob ich die Hände gen Himmel und rief aus: „Nun hat Gott uns gerettet!" Der Sturm wüthete drei Tage lang, und als er sich gelegt hatte, erblickten wir überall Trümmer des Schiffbruches, aber kein Segel mehr auf der Oberfläche des Meeres. „Wir können wohl", rief der würdige Pfarrer aus, „wie die Königin Elisabeth bei einer ähnlichen und denkwürdigen Gelegenheit sagen: Afflavit Deus, et dissipantur."

Wir hatten für das Wohl der Kolonie nichts mehr zu thun und da, wie Elisa bemerkte, das Kind jetzt groß genug war, so konnte es sich selbst überlassen bleiben. Wir bereiteten uns demnach zu unserer Abreise von der Insel vor, um uns nach England auf unser Gut Wartland zu begeben. Unsere Anstalten waren bald getroffen, wir schifften uns ein und kamen nach einer glücklichen Ueberfahrt in London an.

Aber der Friede mit Spanien war geschlossen, und ich erfuhr mit einem Unwillen, den ich nicht unterlassen konnte gegen den Herzog von Newcastle auszusprechen, daß durch einen Artikel des Friedens-Traktates in die Abtretung jener wichtigen Inseln an Spanien gewilligt worden war. Nachdem wir unsere Angelegenheiten in London beendigt hatten, kehrten wir nach Wartland zurück, um hier unsere Tage in Ruhe zu beschließen.*)

Bibliographie.

Guide to the islands of Guernsey and Jersey. (Wegweiser nach den Inseln Guernsey und Jersey.) Pr. 7 Sh.

The young seer, or early searches into futurity. (Der junge Seher in die Zukunft.) Von E. F. Dagley. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Gastronomisches. Welche Stunden für das Einnehmen der Mahlzeiten am geeignetsten seyen, und wie groß die Pausen zwischen einer und der anderen seyn sollen, darüber herrschen bis auf den heutigen Tag die verschiedensten Meinungen. Diese Verschiedenheit der Ansichten macht die Regeln darüber immer mehr unsicher, und es überlassen sich Manche, dadurch irre geführt, den größten Ausschweifungen, während sich Andere der strengsten Enthaltsamkeit in dieser Rücksicht unterwerfen. Die beste Regel wäre wohl die, daß der Reiche esse, wenn er hungrig ist, der Arme dagegen, wenn er etwas zu essen hat. Indeß giebt es gewisse allgemeine auf Beobachtung und Erfahrung gestützte Grundsätze, die man in verschiedenen Fällen und Umständen anwenden kann. Bevor wir aber diese Grundsätze entwickeln, müssen wir einen näheren Blick auf die Erscheinungen des Hungers und Durstes werfen. Man hat, um den Hunger zu erklären, sehr viele Hypothesen aufgestellt. Heutzutage stimmen jedoch die Physiologen darin überein, daß er eine Folge des Reizes ist, den das gastrische Fluidum auf die Häute des Magens ausübt. Der Dr. Wasion Philip erzählt uns Folgendes: „Es hatte sich Jemand, um seinen Appetit zu einem mehr als gewöhnlichen Grade zu steigern, vierundzwanzig Stunden aller Speise enthalten. Hierauf empfand er einen ungeheuren Hunger, aber statt diesen zu bekämpfen, trank er, um sich zum Erbrechen zu bringen, warmes Wasser und versetzte dadurch seinen Schlund in einen gereizten Zustand: er brach auch bald das Wasser sammt einem Fluidum aus, das die Mediziner die gastrische Sauce nennen. Nach dieser Operation verlor er seinen Appetit völlig und empfand eine Art von Ekel, wenn er irgend Jemand etwas essen sah; als er dennoch hierauf etwas Brod mit Milch zu sich nahm, stieß es ihm gleich säuerlich auf, und er bekam dabei starke Beschwerden." Das Gefühl des Durstes macht es nöthig, daß Jeder so viel Feuchtigkeit zu sich nehme, als er beim Aushauchen und bei der Verdauung der Speisen verliert. Wir bemerken leicht, daß eine übermäßige Ausdünstung und der Genuß trockener Speisen bald den Durst hervorbringen. Man will gewöhnlich am Munde und Halse die Kennzeichen des Durstes finden, indeß steht dieser mit der trockenen Beschaffenheit jener Organe in gar keinem Verhältnisse; denn sehr oft ist unsere Zunge mit einer dicken trockenen Kruste überzogen, ohne daß wir Durst empfinden, während andererseits dieses Gefühl oft unerträglich scheint, obgleich der Mund voller Speichel ist. Die Mediziner bestehen alle auf die Nothwendigkeit, eine bestimmte Ordnung im Essen, sowohl hinsichtlich der Zahl der Mahlzeiten als in Betreff der Zeit zwischen einer und der anderen, zu beobachten; indeß ist es doch, trotz der Vortheile, die diese Regelmäßigkeit gewähren mag, nicht möglich, für jeden individuellen Fall bestimmte Regeln zu geben. Bei Manchen bleiben die Speisen selten länger in dem Magen als drei, bei Anderen hingegen länger als vier, fünf, ja sechs Stunden, und die Zwischenzeit zwischen den einzelnen Mahlzeiten muß nothwendig nach diesen besonderen Verhältnissen bestimmt werden. (R. Brittanique)

*) Das Werk der verstorbenen Miß Jane Porter, dem dieser Aufsatz entlehnt ist, hat in England außerordentliches Glück gemacht und in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß englische Kritiker, und namentlich die Quarterly-Review, die ganze höchst interessante Erzählung für ein erdichtetes Werk der Herausgeberin erklärt haben

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Mittwoch den 12. März 1834.

England.

Strategische Vorschriften für Verschuldete.

Schulden, sagt ein berühmter Philosoph unserer Zeit, sind ein nothwendiges Uebel. Ich habe mir vorgenommen, darzuthun, durch welche strategische Künste die anderen Fatalitäten, die dieser moralische Krebsschaden nach sich zieht, vermieden werden können. In der Voraussetzung, daß neunzehn Zwanzigstel meiner Landsleute gegenwärtig bis über die Ohren in Schulden stecken, glaube ich der Gesellschaft eine große Wohlthat zu erzeigen und darf mir sogar schmeicheln, daß man, wenn dereinst alle Schulden getilgt sind, mir zu Ehren eine kolossale Statue errichten werde.

Wenn der Mensch zum ersten Mal ins Leben tritt, so bezahlt er gewöhnlich Alles, selbst in Feindes Land. Bei einer vollen Kriegskasse mag dies wohl thunlich seyn; aber ohne diesen gewaltigen Nerv muß man Cäsar's und Napoleon's Maxime beobachten, d. h. den Krieg sich selbst füttern lassen, und ihn durch dem Feinde auferlegte Schatzungen bei Kräften erhalten. Studirt also die Karte des Landes sorgfältig und bedenkt, daß, wenn man den Plan zu einem Feldzuge entwirft, die Leidenschaften und Vorurtheile des Feindes nicht tief genug erforscht werden können. Gewerbsleute müssen mit Rücksicht auf die Depots und Magazine betrachtet werden, aus denen man seine Bedürfnisse entnehmen will; darum verkehrt nur mit solchen, die man „Gewerbsleute nach der Mode" nennt. Ihr enormer Profit setzt sie nicht nur in Stand, lange zu kreditiren, sondern da sie die Hoffnung nähren, eines Tages wegen ihrer großen Reichthümer in den Adelstand erhoben zu werden, so ist die gemeine Taktik des Mahnens unter ihrer Würde. Nur die niederern Klassen muß man fürchten. Mag es nun am Drucke der Zeiten oder am Fortgang des Radikalismus liegen, so viel ist sicher, daß jener Heiligenschein, welcher den Rang sonst umschwebte, und dem ein simpler Bürger so wenig in die Augen schauen konnte, als der Sonne, täglich mehr verbleicht. Die Letzteren laß also fahren, oder Du wirst zu einem Guerilla-Kriege gezwungen seyn, der Dich im Detail aufreibt. Die Ersteren aber sind eine emporstrebende Race; sie bemühen sich bei jeder Gelegenheit, den Charakter von Gentlemen anzunehmen, ein Ausdruck, der heutiges Tages so unbestimmt ist, daß wir ob dieser Anmaßung nicht mit ihnen rechten können. Auch machen sie einen wahrhaft fürstlichen Aufwand. Wer gibt rechercbirtere Gastmähler, als S—th, der Parfümeur? Wessen Privat-Bälle sind glänzender, als die der Hohenpriesterin der Mode, M—r—n C—r—n, auf dem Hanover-Square? Hätte Herr Baron d'Haussez an den Tafeln dieser Leute Zutritt gehabt, er würde schwerlich eine solche Philippika gegen die cuisine Anglaise geschrieben haben.

Seyd Ihr aber so unglücklich gewesen, die obenerwähnten Vorkehrungen zu vernachlässigen, und steckt Ihr einmal ernstlich in Schulden, so bleibt Euch keine andere Zuflucht, als die guerre des positions. Der Manichäer macht immer seine Angriffe unter der Hülle des Morgen-Nebels. Ihr könnt also in der Wahl Eurer Vorposten nicht vorsichtig genug seyn. Dieses Amt wird gewöhnlich einem Bedienten anvertraut. Ist der Bediente ein Irländer, so verräth er Euch aus Dummheit; ist er ein Schotte, so thut er's aus Biederkeit. Wohlgefütterte Englische Tiger leisten in diesem Stück die besten Dienste; sie sind echte Kosaken auf dem Vorposten. Am rathsamsten bleibt es jedoch, daß Ihr Euer Standquartier so oft als möglich ändert und Euren Marsch dem Feinde sorgfältig verhehlt. Ist Euch dies gelungen, so wagt Euch nie vor ein oder zwei Uhr aus dem Hause; denn bis dahin ist jeder Gewerbsmann auf den Beinen und bedient seine respektiven Kunden. Später aber erblickt man sie selten im Freien, weil ein Gentleman nicht gern von seinem Schneider aus der geraden Linie gebracht wird. Einige von denen, welche die Nase am höchsten tragen, kann man jedoch zu jeder Stunde an den medischsten Erholungsörtern sehen. Begegnet Ihr ihnen, so werdet Ihr Euch durch ein freundliches Kopfnicken nichts vergeben; es kann sogar eine projektirte Attake vereiteln. Als Muster dieser Art von Strategie diene folgendes Beispiel.

Vor zwei Sommern schlenderte ich eines Tages in Begleitung eines Offiziers zu Brighton an dem Steyne herum. Plötzlich begegneten wir einem Schneider, in dessen Schuldbuche der Name des Offiziers seit mehr als drei Jahren eine ausgezeichnete Stelle einnahm. Ein recht artiges Frauenzimmer hing an dem Arme des Schneiders, der augenscheinlich bei ihr für etwas mehr gelten wollte, als er wirklich war, und es ist leicht möglich, daß sie es eben so mit ihm machte. Solche Scenen ereignen sich an Bade-Oertern täglich. Der Major sah mit seinem taktischen Auge, daß er sich im Vortheil befand, und benutzte diesen Vortheil sehr geschickt. Er streckte dem Schneider seine Hand entgegen und rief: Ei, Freund, wie geht's? Seyn Sie willkommen! Es freut mich, Sie zu sehen. Kommen Sie bald einmal nach der Kaserne u. s. w. Diese Auszeichnung schmeichelte dem Kleiderkünstler in solchem Grade, daß er wenigstens achtzehn Monate lang keinen Mahnbrief schickte. Nehmt hieran ein gutes Beispiel!

Eine andere Maßregel der Klugheit ist die, daß man sich niemals einem jener wandelnden cul-de-sacs, einem Omnibus anvertraue. Ich war in Paris, als diese Maschinen zuerst eingeführt wurden, und erinnere mich noch, wie die Herzogin von Berry eine Wette einging, sie wolle in einem Omnibus von La Madelaine bis zur Barrière du Temple fahren, ohne entdeckt zu werden. Auch gewann die Herzogin ihre Wette. „Ces lourdes machines", sagte mir eines Tages ein alter royalistischer Edelmann. „Ces lourdes machines finiront par renverser la monarchie! Le peuple vole." Damals lächelte ich ungläubig über diese royalistische Prophezeiung; dennoch bildeten die Omnibus, schon wenige Monate später das vornehmste Element des Systems der Barrikaden, hinter denen die Chiffonniers von Paris auf die Königlichen Garden den Tod schleuderten, und in welchen sie dann gegen Rambouillet vorrückten. Die Omnibus sind demnach ein so republikanisches genus loci, daß es eine fatale Sache wäre, wenn man sich in denselben einem Gläubiger gegenüber sähe. Dies ist aber noch nicht das Schlimmste, die Myrmidonen des Gesetzes liegen gewöhnlich in den Omnibus versteckt, und eine Menge armer Teufel, die einen Marsch à la dérobée auszuführen gedachten, sind nicht mehr zurückgekehrt, um ihre teneras conjuges zu begrüßen, sondern mußten in der dumpfigen Einsamkeit eines Kerkers über die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe philosophiren.

Einige Sachkundige haben die Regel aufgestellt, daß man sich nie an einem Sonntage nach Hyde Park wagen dürfe. Solch' eine Maxime mag vor funfzig Jahren zweckmäßig gewesen seyn, allein jetzt ist sie veraltet. Der einzige Tag, an dem man dort behaglich sich ergehen kann, ist der Sonntag. Dagegen schwärmt an allen fashionablen Orten die Aristokratie des Gewerbstandes herum. In der ganzen vergangenen Jahreszeit waren die zwei auffallendsten Figuren in Kensington-Garden Herr G., berühmter Schuhmacher in der Bondstreet, und sein Bruder. Der Letztere ist in Kleidung und Manieren der Affe des Lords R. von der Leibgarde. Da nun beide denselben Schneider haben, so kann Ersterer zu jeder Zeit einen Rock von demselben Zuschnitt und derselben Farbe tragen, wie Seine Herrlichkeit. Selbst die militairische Reitjacke des edlen Viscount wird vom diesem emporstrebenden Sohn des heiligen Crispins nachgeahmt, dessen Grazie, wenn er die Pariser Gallopade tanzt, ihm ohne Zweifel bei seinen Pär's eben so große Bewunderung erwirbt, als seinem aristokratischen Vorbild auf dem letzten großen Ball in St. Petersburg gezollt wurde.

Diesem freilich mit Strapazen verknüpften strategischen System würde vielleicht mancher von meinen Lesern die noblere Einsamkeit in King's Bench*) oder einen Rückzug über den Kanal vorziehen. Das letztere Mittel ist nicht immer anwendbar; es kann Umstände geben, die einen Menschen an seine Stelle bannen; allein das erstere wird jeder Meister in der Kunst mit Abscheu von sich weisen.

Ein Gefängniß ist ein soziales Grab, und haben seine gewichtigen Portale sich einmal geschlossen, so betrachten uns unsere besten Freunde als Leute, die das Zeitliche gesegnet. „La libertad, Sancho", sagt der Held von La Mancha, „es uno de los mas preciosos dones que a los hombres dieron los Cielos (die Freiheit, Sancho, ist eines der köstlichsten Güter, welche der Himmel uns geschenkt)" Dann fügt er hinzu: „Glückselig der, welchem der Himmel ein Stück Brod gegeben hat, ohne daß er sich bei jemand Anderem als dem Himmel selbst zu bedanken braucht!" Fürwahr, ein Solcher ist glückselig, und wäre diese Bedingung in unserem Vaterland nur zur Hälfte realisirt, so könnten wir mit Virgil ausrufen: redeunt saturnia regna! Doch, um wieder auf unseren Gegenstand zu kommen: behaupte dein Feld, armer Verschuldeter, und biete dem Feinde bis auf den letzten Augenblick eine kecke Stirn. Ein großer Feldherr ist niemals furchtbarer, als in der Stunde der Niederlage; denn alsdann werden erst alle seine gewaltigen Kräfte wirksam. Jetzt nur

*) Dem Gefängniß der Schuldner.

noch ein Beispiel von der Narrheit und Eitelkeit der Londoner Gewerbsleute, und dann bin ich mit ihnen zu Ende. Erst vor wenigen Monaten begegnete ich in der Vorhalle eines Patent Theaters einen schnurrbärtigen Schneider, der vermuthlich durch seine Connexion mit den Condottieri's Dom Pedro's, von denen er Viele aufgeputzt, an dieser militairischen Decoration Geschmack bekommen hat. „Ein schnurrbärtiger Schneider!" Es ist mir, als hörte ich dies einen Greif (griffin), wie wir in Indien sagen, ausrufen: Ja, ihrerer Greif! Ein Schneider mit einem Schnauzbart ist zwar im echten Alt-England noch ein seltener Vogel; beliebt es Euch aber, jenseits des Kanals herumzuwandern, so werdet Ihr bald auf den Gedanken kommen, ein Schneider ohne Schnurrbart sey ein wahrer Phönix, und möget ihr niemals das Unglück haben, einem solchen Thier in die Klauen zu gerathen!

In einem Augenblick, wo die Reisewuth (absenteeism) fast in allen Klassen der Gesellschaft grassirt, wird man einige strategische Regeln über das système de guerre, welches in Frankreichs Hauptstadt zu beobachten, mit Interesse lesen. Von allen Gläubigern dieser Erde, bewahre mich der Himmel vor den Französischen! und sollte ich jemals, wie Saint Simon, eine neue Religion stiften, so wird dies eine der Formeln meiner Litanei seyn. Wie allbereits gemeldet, existirt in England immer noch (den Reform-Bills und politischen Unionen zum Trotz) eine Art von Zauber des Ranges, welcher den Edelmann mit seiner Aegis schirmt. Aber in Frankreich hat die Revolution dem Allen ein Ende gemacht. Magst Du nun Herzog oder Pair, Marschall oder Deputirter seyn, der Französische Manichäer sagt: c'est égal; er respektirt weder Rang noch Stellung, weder Zeit noch Ort; im Gegentheil, je höher der Rang, desto größer sein Triumph. In ihrem Parteigänger-Kriege sind diese Leute fruchtbarer an Hülfsquellen und geschickter in Anwendung derselben, als irgend ein tüchtiger Guerilla, den Spanien jemals erzeugt.

Vor fünf oder sechs Jahren spazierte Sir E. M., Capitain bei den Garde-Grenadiren, von der schönen Pariser Welt umwogt, in den Gärten der Tuilerien auf und nieder. M. war das ächte beau idéal eines Offiziers von der Garde, und so extravagant, daß selbst die Diamantengruben der Serra do Frio, wenn er sie besessen hätte, seinen kostbaren Geschmack nicht befriedigt haben dürften. Er besaß in eminentem Grade jenen bedeutungslos glotzenden Blick, der gewissen Leuten so eigenthümlich ist. Während nun besagter Herr M. mit seiner ganzen edlen suffisance in der Hauptallee einherstolzirte, erspähte ihn plötzlich sein Schneider, der schon lange vergebens auf Bezahlung harrte. Es war dies eine schöne Gelegenheit. Das Schneiderlein machte seinen Flanken-Angriff und manövrirte nun zur großen Belustigung der Umstehenden. Der Capitain aber ignorirte Alles und stapfte majestätisch weiter, bis sein Verfolger, durch die entsetzliche Kaltblütigkeit des Engländers in Wuth gebracht, vermöge eines demi tour à gauche ihm den Weg vertrat und ohne Umschweife sagte: „Mein Herr, Sie sind ein Preller (escroc)." Keine Gesichtsmuskel des Garde-Offiziers kam in Zuckung; kalt und leidenschaftslos wie eine Statue erhob er seinen mächtigen Arm und schleuderte den verwegenen Franzmann mit solcher Kraft von sich, daß er wohl zehn Ellen weit flog und fast ohne Besinnung niederstürzte. Diese Züchtigung ward so behaglich, mit so geringer Anstrengung vollstreckt, daß die Zuschauer vor Schrecken wie festgebannt blieben, während der Capitain mit der vorigen nonchalance seinen Gang fortsetzte. Diese Taktik würde jedoch heutzutage gefährlich werden — dans la jeune France tout le monde est militaire, und Euer Schneider kann zum Capitain bei der National-Garde avanciren. Das point d'honneur ist jetzt so populär, daß der Edelmann dem Träger einer wollenen Epaulette Satisfaction geben muß. Wer also in einem dieser rühmlichen Zweikämpfe den Kürzeren zöge, dem könnte wohl irgend ein gutherziger Freund folgende Grabschrift setzen:

Ci gît Monsieur un tel — oh douleur!
Tué sur le champ d'honneur par son tailleur.

Bei dem Barte des Propheten! Montezuma's Schicksal wäre hiergegen ein Rosenbett. Dem Himmel sey's gedankt, daß ich Frankreich vor den „trois jours" verlassen habe, sonst hätte mir vielleicht ein Lampenputzer mein Lebenslicht ausgeblasen.

In dem Pariser Hotel, wo ich mich aufhielt, stand eine Billard-Tafel. Eines Morgens hatte ich früher als gewöhnlich gefrühstückt, und da das Wetter schlecht war, so wollte ich den Dämon der langen Weile am Billard verscheuchen. Die einzige Person im Saale war ein Mann, der einige Lampen aufputzte. Bei meinem schlichten Verstande hielt ich ihn bloß für den garçon de l'hôtel. „Mon ami", sprach ich zu ihm, „ôtez moi ce drap là", und deutete dabei auf das Tuch über dem Billard-Tische. Zu meinem größten Erstaunen warf er sich herum und gab mir die zornige Antwort: „Monsieur, je vous prie de savoir, que je ne suis pas domestique: je suis lampiste." — Ich muß gestehen, daß ich damals diesen Unterschied noch nicht zu machen wußte.

Die neueste Revolution ist ohne Zweifel bei den Männern populairer geworden, als bei den Frauen. Unter dem alten System war in dem monde marchand der weibliche Theil mit der ganzen comptabilité dans les affaires belastet. Die gegenwärtige Militair-Manie, die neue Organisation der National-Garde hat, weil sie Gatten und Brüder so viele Zeit von Hause entfernt hält, die Sphäre der weiblichen Pflichten weit mehr ausgedehnt. Während diese Heroen in den Tuilerien figuriren, stehen ihre Gattinnen hinter dem Ladentisch. „Depuis les trois jours", sagte eine Haubenstecherin zu einer Dame von meiner Bekanntschaft, „je ne sais plus où donner de la tête. Mon mari n'est jamais au magasin, — tantôt il est de service, tantôt au club, tantôt à exécuter de grandes manoeuvres sur la plaine de Grenelle." Und wo ist er denn heute? fragte meine schöne Freundin. „Mais, Madame, il dine chez Louis Philippe." Nun denke Dir einmal, werther Leser, einen Englischen Friseur, der auf der Hunslower Haide manövrirte oder im St. James-Palast speiste!

Französische Gläubiger vom schönen Geschlecht sind eingefleischte Teufel, wie folgende Anekdote lehren mag. Ich besuchte eine Dame in der Gegend von Berkeley-Square. Als ich den Flur erreichte, fand ich da eine Französische Putzmacherin, die in eine Fluth von Scheltworten gegen die Dame de la maison ausbrach. Es war unmöglich, mit dieser Furie zu unterhandeln, und ich sah, daß die Blokade nur durch eine attaque de front gehoben werden konnte. Demgemäß sprach ich zu dem Portier: Uebergebt diese Person der Polizei! „Comment donc, Monsieur, comment? me faire empoigner par un agent de police!" schrie die entsetzte Furie. „Oui, Madame", entgegnete ich kalt, „ici on ne viole pas impunément les convenances." Als sie nun bemerkte, daß der Portier wirklich Anstalt machte, meinen Befehl zu vollziehen, eilte sie rasch von dannen. Aber ein paar Tage darauf kam sie schon wieder, schoß, ehe noch der Portier sie bemerken konnte, durch den Flur, stürmte die Treppe hinan, riß die Thür des Empfangzimmers auf und nöthigte so die Lady, sie zu befriedigen.

Deutsche Gläubiger sind gleichfalls wüthige Thiere. Dies haben ohne Zweifel viele unserer Landsleute in Manheim und München, den Hauptquartieren der Engländer in Deutschland, bestätigt gefunden. Die Deutsche Sprache ist so reich an Schelt- und Schimpfworten, daß dem angreifenden Mahner eine furchtbare Batterie schweren Geschützes zu Gebote steht. Auf der anderen Seite hat aber der Taback eine so narkotische Wirkung auf den Deutschen, daß sein Phlegma nur selten ganz verscheucht wird (!). Endlich versteht er auch die Details des kleinen Krieges zu wenig.

Rousseau vergleicht unsere moderne Civilisation mit einem Betrunkenen, der zu Pferde sitzt. Hält man ihn auf einer Seite fest, so fällt er nach der anderen. Ich bin viele Länder durchreist und habe stets beobachtet, daß Civilisation und Manichäerei passibus aequis vorrücken. In den Ländern, die wir barbarisch nennen, ist der Terrorismus der Gläubiger unbekannt. Als ich vor einigen Jahren in Süd-Amerika war, versagte ich einmal einem Handwerker seinen Lohn, weil er sehr schlecht gearbeitet hatte. An einem schönen Morgen kommt der Kerl auf mich los und mahnt mich. „Estas loco, amigo? (Seyd Ihr verrückt, Freund?) fragte ich ihn. „No, por Dios, caballero." „Nun denn, so seyd Ihr höchst unverschämt und verdient Eure Strafe." Sofort überantwortete ich ihn einem halben Dutzend Negern, und er mußte 48 Stunden im Gefängniß zubringen. In England hätte dies den Herren in der langen Robe viel zu thun gemacht; allein Süd-Amerika weiß noch nichts von Prozessen.

Ich habe in diesem Artikel nur strategische Vorschriften gegeben. Das Taktisch-Praktische hängt von so vielen Umständen ab, daß es unmöglich ist, für die unendlich verschiedenen Combinationen, welche stattfinden können, eine allgemein gültige Regel aufzustellen. Der Leser studire nur die Feldzüge der größten Meister in der Kunst: Viele von unseren vornehmen Exilirten, die jetzt in Calais und Boulogne sich aufhalten, werden ihm als Muster dienen können.

Was mich selbst betrifft, so muß ich gestehen, daß ich durch frühere Vernachlässigung der strategischen Prinzipien in eine desperate Lage gekommen bin. Allein ich setze noch Vertrauen auf meine Hülfsquellen und lebe der Rache. Ich führe einen Feldzug im Schilde, der mir, wenn das Resultat günstig ist, wieder ganz emporhelfen soll. Allein im Kriege waltet das Schicksal, und sollte ich, trotz aller meiner genialen Combinationen, unterliegen müssen, so will ich wenigstens großartig untergehen. Gleich Simson zu Gaza, will ich meine Feinde unter den Trümmern meines Lebensglücks mit begraben, und eine lautere Wehklage soll dann in den Reihen der Philister von Regent- und Bondstreet ertönen, als man sie bei Watson Taylor's Bankerott oder bei Stevenson's Flucht gehört hat.

(N. M. M.)

Bibliographie.

Helen. — Erzählung von Miß Maria Edgeworth. 3 Bde. 31½ Sh.
The modern acting drama. (Das neuere Drama.) 2 Bde. 20 Sh.
Excursions in Norway. (Reise nach Norwegen.) Von John Barrow jun. 12 Sh.
The life of Gen. Sir John Moore. (Das Leben des Generals Sir J. Moore.) Von seinem Bruder C. Moore. 2 Bde. 21 Sh.
Job. — Ein dramatisches Gedicht von R. Whiffen. Pr. 5 Sh.
The child of the church of England. (Das Kind der Englischen Kirche.) Von C. B. Taylor. Pr. 2 Sh.
Adam the gardener. (Adam der Gärtner.) Von C. C. Clarke. 5 Sh.

Frankreich.

Die Tage der Proscription.

(Schluß.)

Ich habe schon beim Beginn dieser Erzählung empfunden, wie schwer es ist, gewisse Umstände zu erzählen, die auf uns die ganze Macht eines Zaubers ausgeübt haben, und die, in einer anderen Gemüthsstimmung zu ihrem natürlichen Ausdruck zurückgeführt, in nichts von der Ordnung der gewöhnlichsten Lebensverhältnisse abweichen. Ich will daher auch nicht ausführlicher auf die Schilderung jener Qualen eingehen, die der trübe Pinsel eines Salvator, meines Erachtens, nicht mit zu dunkeln Farben hätte auftragen können, und in denen man jetzt nichts als die Wirkung des melancholischen Treibens einer Verrückten auf ein zwanzigjähriges Gehirn erblicken würde. Und doch, o mein Gott! jene Besprengungen mit geweihtem Wasser, jene Räucherungen, jene Kniebeugungen, jenes Geschrei des Opfers,

welches von der Erde an den Himmel, von seinen Verfolgern an den ewigen Richter appellirt, jene Todten-Messe, angestimmt wie von einem Leichnam, der nur in der schauerlichen Stunde unter den Lebenden erscheinen darf — wie lang und wie furchtbar war das Alles! Und dabei erinnerte ich mich, daß Bonin's Frau niemals schlief. Was Bonin betraf, der schlief immerfort. Er zeigte, wie vor zwei Stunden, nur seinen Nacken und seine Haare, seinen gespannten Arm und seine geballte Faust. Man hätte glauben können, daß ihn ein gewaltsamer Tod ergriffen oder eine göttliche Strafe versteinert hätte. Ein solches Glück war ihm jedoch nicht vorbehalten.

Die unheimliche Feierlichkeit endigte fast mit dem Donner; denn das Gewitter hatte nicht aufgehört zu heulen und zu toben. Alle Geräthschaften des Trauer-Gottesdienstes verschwanden eines nach dem anderen, wie sie herbeigebracht worden waren. Die bejammernswürdige Frau hatte mich nicht ganz vergessen; sie ließ, als sie die letzte Kerze fortnahm, ein Lächeln auf mich fallen, aber ein Lächeln, das nichts Feindliches hatte, und in dem ich Hoffnung und Verzeihung zu finden suchte. Den Kopf auf die bohle Hand gestützt, den Athem anhaltend, die Augen stier und den Eid verwünschend, der mich fesselte, hätte ich mit ihr weinen und mit ihr beten, mich ihr zu Füßen werfen mögen; denn wer stand mir dafür, daß sie nicht auch mich in ihrem Wahnsinn zu ihren Feinden zählte?

Mit dem letzten Schimmer der Kerze war das Schauspiel erloschen; die Thür war laut zugefallen; aber in der undurchdringlichen Finsterniß, welche dem hellen Schein der Kerzen folgte, war ich nicht gewiß, ob Bonin's Frau sich entfernt hatte, oder ob sie im Zimmer geblieben war. Ich glaubte, sie noch auf dem knarrenden Fußboden herumwandeln zu hören; ich glaubte sie zuweilen zu sehen; es schien mir, als ob sie dicht zu mir heranträte, sich auf mein Gesicht niederbeugte und mich mit ihrem kalten Athem in seltsamen Tönen anhauchte. Dieser furchtbar ängstliche Zustand dauerte bis zu dem Augenblick, wo die ersten Strahlen der Sonne durch die Fensterläden drangen. Die Glocke von Abergement läutete den Tag ein, und bald darauf schüttelte mich Bonin und bemerkte, es sey Zeit, den Weg aufzusuchen, den wir gestern verfehlt hätten, wenn wir denselben erreichen wollten, ehe uns eine spätere Stunde der Gefahr unangenehmer Begegnungen aussetzte.

Ich dankte ihm. Die Betrachtungen des vorhergehenden Tages und die Aufregungen der Nacht hatten mir einen anderen Entschluß eingeflößt. „Ich bin es müde, mich zu verbergen", sagte ich ihm. „Das Gefängniß hat keine so herbe Qualen, es giebt keine so grausame Todesart, die ich den Anstrengungen des Körpers und Geistes, die seit 14 Monaten meine Kraft und meine Geduld abnutzen, nicht vorzöge. Ich kenne den Weg nach der Schweiz, und ich werde ihn einschlagen, unter dem Schutze Gottes und ohne mich um die Ereignisse zu bekümmern. Wenn Derjenige, der mich durch seinen allmächtigen Willen retten kann, mich in die Hände meiner Feinde fallen läßt, so bedarf er meiner nicht, oder er findet, daß meine Leiden seiner Sache mehr nützen werden, als meine Thaten, und dann möge sein Wille geschehen. Lebe wohl!"

Nach diesen Worten stieg ich den Berg auf dem geebnetsten Wegen hinan und blieb auf der großen Straße, ganz unbesorgt um das, was mir begegnen könnte. Niemals hatte ich mich freier gefühlt, als in dem Augenblick, wo ich mich entschloß, alle Wechselfälle meines Geschickes zu ertragen, ohne mich auf irgend eine Weise denselben zu entziehen, und wahrhaft frei ist auch nur der, der Leiden nicht fürchtet.

Die Folgen dieses Entschlusses gehören dem Gegenstande meiner jetzigen Erzählung nicht mehr an. Ich muß dieselbe zu Ende bringen.

Sechs oder sieben Jahre später, seit einiger Zeit von den Aufregungen einer thörichten Jugend und von den Verfolgungen einer argwöhnischen Polizei befreit, kehrte ich von einem ziemlich langen Ausfluge in unser schönes Jura-Gebirge zurück und kam durch Lons-le-Saulnier, ehe ich mein geliebtes Dorf wieder betrat, von dem ich nur ungefähr noch zwei Stunden entfernt war. Mein Hunger aber wollte früher gestillt seyn, und ich trat deshalb in das Wirthshaus von La Tourelle, das seinen pittoresken Namen einem kleinen runden Vorsprunge verdankt oder wenigstens damals verdankte; denn es ist sehr möglich, daß er sich jetzt nicht mehr vorfindet. So viele Dinge sind seitdem verfallen, Reiche und Monarchieen nicht einmal mitgerechnet. Damals existirte der kleine Thurm mit seinem kreisförmigen Salon, seinen großen Fenstern, mit seinen an der Mauer entlanglaufenden Bänken und mit Madame Poussin, der alten Wirthin. Ich erinnerte mich, daselbst angenehme Stunden mit meinen Schulkameraden an unseren fröhlichen Feierabenden zugebracht zu haben, und ich sah ihn niemals ohne Vergnügen wieder.

Eine Sache war mir unterwegs aufgefallen: die Stadt war mitten am Tage beinahe so öde, wie ich sie vor sechs Jahren bei Nacht nur hätte wünschen können. Noch mehr, die öffentlichen Orte, die Thüren, die Fenster, die Läden waren geschlossen, und ich hätte leicht glauben können, daß alle Einwohner, etwa aus Furcht vor einem Erdbeben, geflohen seyen, wenn ich nicht in einiger Entfernung einen ziemlich bedeutenden Haufen Menschen wahrgenommen hätte, die, nach dem, was ich sah und hörte, nicht zu dem anständigeren Theil der Einwohnerschaft gehörten, sondern gerade im Gegentheil. Es war der grausame und blutdürstige Pöbel, der oft sogar sein eigenes jämmerliches Leben auf's Spiel setzt, um Andere unter der Hand des Scharfrichters sterben zu sehen. In der That, das Schaffott war aufgeschlagen, das Beil der Guillotine schwebte in der Luft; es fehlte nichts als der Henker und das Schlachtopfer, um ein Werk des Anthropophagismus im Namen des civilisirtesten Volkes der Erde zu erfüllen. Ich kehrte eiligst nach La Tourelle zurück und forderte ein anderes Zimmer. Es war keines vorhanden. Ich drehte dem Fenster den Rücken zu und setzte mich nieder.

„Was geht denn in Lons-le-Saulnier vor?" fragte ich die Wirthin. „Hat der wiedererstandene Konvent etwa seine Kommissarien hergeschickt? Hat die Pest hier gehaust? Oder sind die rechtlichen Einwohner plötzlich so große Philosophen geworden, daß sie sich, wie man es immer thun sollte, am Tage einer Hinrichtung in ihren Wohnungen einschließen?"

„Der Herr muß von weit her kommen, um es nicht zu wissen", erwiederte sie, indem sie eilig das Tischtuch aufdeckte und, beide Hände darauf stützend, ihren Kopf zu mir herüberbeugte, was eine lange Erzählung verkündete. „Die Pest hat hier gehaust, wie Sie sagen, mein lieber junger Herr, und etwas noch weit Schlimmeres, was man Typhus oder Trifus oder noch anders nennt. So viel ist gewiß, daß es ein Lateinischer Name ist, und daß die Aerzte nichts davon verstehen. Es ist fürchterlich!" — „Fürchterlich, in der That; und Ihr ängstiget mich. Hat sich diese schreckliche Krankheit auch in die Umgegend verbreitet?" — „O, nein, nicht weiter als nach dem Assisen-Hofe, wo sich die Herren vom Tribunal versammeln. Um Ihnen das begreiflich zu machen, muß ich Sie erst fragen, ob Sie jemals von dem berüchtigten Pankraz gehört haben?" — „Pankraz!" entgegnete ich nach einem Augenblick des Nachdenkens; „ich glaube den Namen zu kennen, und wenn ich mich nicht irre, so muß dieser Pankraz ein ziemlich schlechtes Subjekt seyn. Aber, liebe Frau, was für ein Zusammenhang ist zwischen Pankraz und dem Typhus?" — „Ein ziemlich schlechtes Subjekt!" rief sie, indem sie die Hände gen Himmel erhob, „ein ziemlich schlechtes Subjekt? Ein Straßenräuber, ein Kirchendieb, ein Mordbrenner, ein Mörder! Pankraz ein schlechtes Subjekt? Was muß man denn thun, mein Herr, um ein vollendeter Bösewicht zu seyn und die ewige Verdammniß zu verdienen?"

„Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß ich seinen Namen erst zum zweiten Male hörte, und es ist schon lange her, seitdem es das erste Mal geschah. Lassen Sie uns wieder auf den Typhus kommen."

„Der Typhus und Pankraz, das ist dieselbe Geschichte. Nach zahllosen Verbrechen hat sich der Elende mit einem Theil seiner Bande fangen lassen, und vor drei Wochen sind sie sämmtlich verurtheilt worden. Sie können leicht denken, daß man es nicht an Vorsichtsmaßregeln hat fehlen lassen, um sich des Pankraz zu versichern; denn es hieß, daß er selbst aus der Hölle entwischen würde. Als man ihn und die Seinigen vor Gericht führte, kam er daher aus einem dunkeln feuchten und tiefen Gefängnisse, wo die Luft so schlecht war, daß eine Lampe, die man hinunter ließ, augenblicklich erlosch. Daher entstand das Unglück. Man bemerkte anfänglich, daß Pankraz sehr blaß und niedergeschlagen war, und seine Züge zeigten nicht die Entschlossenheit eines so grausamen und so verwegenen Menschen; aber in dem Maße, in dem er freier die gewöhnliche Luft athmete, nahm er auch seinen unverschämten und drohenden Ton wieder an, und man muß glauben, daß er wieder anfing von dem Leben zu leben, welches er Anderen entzog. Der Räuber hatte in seinen Kleidern, absichtlich oder aus Zufall, den Samen einer Ansteckung mitgebracht, welcher das ganze Auditorium ergriff, so daß das Urtheil des Tribunals, welches Pankraz zum Tode verurtheilte, kaum ausgesprochen war, als die Richter dem Urtheil des Pankraz unterlagen, der sie verurtheilt hatte, vor ihm zu sterben, wie sie denn in der That gestorben sind. Der Präsident, die Räthe, die Zeugen, die Advokaten, die Zuschauer — Niemand blieb verschont. Sie sind schon zu Hunderten gestorben, und seit der Zeit sieht man in den Straßen nur Leichenzüge, bis heute, wo eine Abtheilung Gendarmen, die mit Präservativen gegen die Pest wohl versehen sind, den Leichenzug des lebenden Pankraz begleiten werden. Man versichert, daß sich der Scharfrichter sogar parfümirt hat. Und deshalb, mein Herr, schließt sich Jeder vorsichtig in sein Haus ein, um der Seuche zu entgehen, die er mit sich schleppt. Höre ich ihn nicht? — Ich bitte Sie, das Fenster nicht zu öffnen."

Darauf entfernte sie sich, und ich vergaß ihren Rath. Eine unbezwingliche Neugierde trieb mich, mich zu überzeugen, ob jener Mann des Fluches derselbe wäre, den ich im Walde gesehen hatte, und dessen schreckliche Physiognomie sich meinem Gedächtnisse so tief eingeprägt hatte. Er war schon auf dem Platze; ich glaube sogar, daß bereits einer seiner beiden Gefährten ein Opfer der grausamen Gerechtigkeit der Menschen geworden war, als ich bemerkte, daß Pankraz ihr seinen Kopf streitig zu machen suchte. Stark durch den Schrecken, welchen seine geringste Berührung einflößte, war es ihm gelungen, sich seiner Fesseln zu entledigen; die Henkersknechte lagen am Boden, die Gendarmen fürchteten sich, ihn zu ergreifen, und, bald von den Pferden, die ihn umdrängten, niedergeworfen, bald aufrechtstehend und wüthend, kämpfte er gegen sein unvermeidliches Geschick mit der ganzen Verzweiflung eines energischen und lebenskräftigen Menschen, der nicht sterben will. Lange Zeit verhinderte mich die krampfhafte Volubilität seiner Bewegungen seine Gesichtszüge zu unterscheiden; aber bei einem der schnellen Läufe um das Schaffot herum, richtete er sein Auge nach meiner Seite hin, um einen Ausweg zu suchen. Es war der Räuber, dem ich im Walde begegnet war, und es kam mir vor, als ob er seine Blicke auf mich heftete. Ich sank vor Entsetzen auf meinem Stuhl nieder, ich blieb unbeweglich, und wie durch einen furchtbaren Traum gefesselt sitzen. In demselben Augenblick hörte ich einen lauten Schrei, einen Schrei verzweifelter Resignation. Einer der Henkersknechte hatte seine Fingern fest in das dicke, struppige Haar des Verbrechers gekrallt, und das verhängnißvolle Brett hatte unter seinen Füßen nachgegeben. Er war unter das Beil gefallen, und das Beil fiel auf ihn! —

Tief erschüttert von einem Schauspiel, das ich zu sehen nicht vorbereitet war, und das ich niemals hätte sehen sollen, schloß ich eiligst das Fenster, und doch fiel mein Blick wider Willen auf das letzte Schlachtopfer. Dieser arme Sünder stieg, befleckt durch die Angst, oder gekräftigt durch die Religion, ohne Widerstand von dem

Karren herunter und küßte unter Strömen von Thränen das heilige Bild des Gekreuzigten. Er wendete mir das Gesicht zu, als er zum letzten Male seine bleichen Lippen auf das Kreuz drückte. Es war Hippolyt Bonin! Der Unglückliche hatte seine Gewissensbisse zu tödten geglaubt und hatte seine Frau getödtet. Der Zufall vereinte ihn mit Pankraz im Gefängnisse und machte sie zu Gefährten im Tode.

Charles Nodier.

Vie politique de Charles-Maurice, prince de Talleyrand Par Alexandre Sallé. 8. (Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand.) Von Alexander Sallé. Paris, 1834.

Dies Werk dünkt uns noch zu frühzeitig und übereilt. Unserer Meinung nach, muß man den Tod des großen Diplomaten abwarten, um ein unparteiisches Urtheil über seine Handlungen zu gewinnen, die einen so großen Einfluß auf das Schicksal Europa's gehabt haben, und die noch gegenwärtig für die Wiedergeburt Frankreichs von Nutzen seyn können. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Wem hat er nicht Stoff zur Unterhaltung gegeben, dieser Hofmann im Prälaten-Gewande, dieser beredte Deputirte, dieser feine schlaue Diplomat, dessen Laufbahn in alle Epochen fällt? Unter dem ancien régime, unter dem Direktorium, unter dem Konsulat, unter dem Kaiserreich, während der Restauration, wie bei dem Fall der Bourbonen, überall und immer sieht man Herrn Talleyrand de Périgord im sicheren Hafen über die Wohlfahrt einer Regierung wachen, ihren Fall voraussehen und mit einem Takt, der nur ihm eigenthümlich ist, immer oben auf, immer sich unentbehrlich machen."

Am Schluß des Buches spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus: „Das politische Leben des Fürsten Talleyrand stellt den Kampf, das Ringen eines genialen Mannes mit den größten Epochen unserer Geschichte dar. Ihre Verschiedenartigkeit übt nichts zur Sache; abwechselnd hat sich Talleyrand als ihren Führer oder Feind, als ihren Verbündeten oder Gegner gezeigt; aber immer ist er ihr Herr gewesen, selbst im Augenblicke des blutigsten Gefechts; und während die ausgezeichnetsten Männer, ganze Regierungen, Napoleon selber gefallen sind, leuchtet die unsterbliche Stirn des prophetischen Diplomaten stets an der Seite des Sieges!"

Das Buch ist übrigens lesenswerth, besonders der authentischen Dokumente wegen, die es enthält.

Rußland.

Der Wasserfall der Imatra. *)

Aus dem Tagebuche eines Russischen Reisenden.

... Schon eine halbe Stunde sitze ich vor der wunderbaren Imatra. Vor mir hin zieht sich eine Kette nackter Felsen, wie eine lange glatte schwarze Mauer. Zwischen dieser Mauer und dem Ufer, an welchem ich sitze, braust der Wasserfall. Eine Masse grauer Wellen, eine die andere zerschlagend, trennt sich in weißen Garben, wächst empor und sprudelt schäumend umher. In stolzen Reihen übereinanderstürzend, brechen schwarze Wogen sich an den Felsen. Plötzlich eilt ein ganzer Wasserberg heran, macht sich zischend eine Bahn durch die Wellen und zerstiebt endlich in glänzenden Perlen; gleich erscheint jetzt die Oberfläche des Wassers, sie wird ruhig und verwandelt sich in Schaum.

Ich begab mich an das äußerste Ende des Wasserfalles und blickte stromaufwärts. Meinen Augen bot sich eine Kette gelber mit weißen Korallen besäter Hügel dar, durchschnitten von schwarzen Streifen, die, in einer Sekunde in grauen Schaum verwandelt, sich dann nach verschiedenen Richtungen hin sogleich wieder aufs neue bildeten..... Anfangs ergießt sich die Imatra in zwei kleinen Wasserfällen und stürzt sich brüllend in eine Kluft hinunter; siedend, lärmend, brausend, eine Woge über die andere stürzend und ungefähr ½ Werst in ungestümer Eile dahin rasend, erringt sie sich endlich, eine durchsichtige Staubwolke hinter sich lassend, die Freiheit. Ich warf in dieses siedende Chaos ein Stück Holz; es ward aufgenommen, umgedreht, zurückgeschleudert, und — verschwunden war es. Ich warf einen Stein hinein; er rollte den Felsen entlang, fiel in die Wogen, ward in die Höhe geschleudert, und — verschwunden war auch er. Ich kroch bis zum Wasserfall selbst hin und setzte mich auf einen hervorspringenden Felsen; da sprang mir eine Welle entgegen, thürmte sich auf, platzte und bedeckte mich mit nassem Staub.

Um aber die Imatra in ihrer ganzen Kraft und Größe kennen zu lernen, muß man es sehen, wie sie aus der Kluft emporspringt. Hier erblickt man weder Wogen noch Wellen, sondern eine einzige große bewegliche Krystall-Wand..... Eine Wassermasse, die eine einzige unebene glänzende Woge bildet, tanzt wild zwischen zwei schwarzen nackten Felsen einher, durchbricht die vor ihr brausenden Wellen, stürzt plötzlich zur Seite und verschwindet, nachdem sie vorher noch eine neue Masse ihr entgegenzischender Wogen verschlang.

Der ganze Wasserfall bildet eine großartige Schleuse; einen langen schwarzen Behälter, angefüllt mit sprudelndem Wasser, das jede Minute seine Schranke überspringen will; es brüllt, lärmt, schäumt und stürzt sich endlich in das ihm bestimmte Bassin.... Ich war betäubt, erstarrt, besinnungslos; meine Blicke verwirrten sich. Alles, was ich zeither von der Imatra gehört hatte, war nur — ein Schattenbild. Sie selbst aber ist ein schönes Gemälde der ungestümen lebensfrohen Jugend! — Heiter und wolkenlos ist der Himmel; die Sonne glüht, aber keinem ihrer Strahlen gelingt es, mit dem Wasserfall zu spielen. — — — Die Wogen warten nicht! Nicht einen einzigen Wunsch kann man mit ihnen absenden; schneller sind sie wie die Gedanken. Der Wald am Ufer steht unbeweglich da; schwarze Felsen blicken ernst in die Tiefe; ein langer Wasserstreif *) erwartet ihn und ruhig die ungestümen Wogen und verschlingt sie in seinen kalten unersättlichen Schoß. .... So ist die Imatra! So ist unser Aller Leben!

..,. Es war zwei Stunden nach Mitternacht; die Nacht köstlich. Wir waren noch 5 Werst vom Wasserfalle entfernt, als wir schon ein dumpfes Getöse hörten; es war das Getöse der Imatra. Als wir in das Thal hinunterfuhren, hinter welchem der Wasserfall braust, erblickten wir über der Imatra selbst und dem Woxa-Strom eine große dicke Nebelmasse, die sich über die ganze Ebene verbreitete. Je näher wir dem Wasserfalle kamen, desto großartiger ward das Schauspiel. Der Nebel begann verschiedene Formen anzunehmen; hier zog sich eine Kette von Bergen hin; dort bildete sich zwischen Himmel und Erde ein undurchdringlicher Vorhang. Wilde mit Wald bedeckte Felsen schienen zu schlummern, als wären sie vom Getöse des Wasserfalles eingewiegt; am klaren Himmel glänzte der Mond; stärker tobte der Wasserfall. ... Wir fuhren in den dichtesten Nebel hinein; — Alles war verschwunden; nicht fünf Schritte weit konnte man den Weg unterscheiden. Vor uns bildeten sich dunklere Wolkenmassen und erhoben sich eine über die andere. Nachdem wir den Nebel aber endlich durchfahren hatten, leuchtete der Mond um so klarer uns entgegen, und die reizendste Natur erschien in ihrer wahren wunderbaren Gestalt.

*) Vergl. die Schilderung dieses merkwürdigen Wasserfalles (auf der Straße von Wiburg nach Helsingfors) von Heinr. Stieglitz in Nr. 96 des Magazins von 1833.

Bibliographie. In Russischer Sprache erschien neu:

Die Erhebung des gesegneten Hauses Romanoff auf den Russischen Thron. Romantische Schilderung geschichtlicher Ereignisse von Sergey. Moskau. (Russische Blätter stellen dieses Buch als eine schlechte Compilation aus der bekannten Moskauer Fabrik Orloff, Sigoff und Comp. dar.)

Mannigfaltiges.

— L'Europe littéraire. Diese Zeitschrift hat nunmehr, nachdem sie ein Jahr lang auf jede mögliche Weise, bald durch literarisch Getriegenes und bald durch politisch Extravagantes, ein Publikum vergebens zu erhaschen gesucht, zu erscheinen aufgehört. Der bisherige Herausgeber, Hr. Feuillide, zeigt dies mit der naiven, aber rührenden Bemerkung an, daß er der einzige Narr gewesen, der noch an den Geschmack des Pariser Publikums geglaubt und diesem Glauben sein ganzes Vermögen aufgeopfert habe.

— Wirthshäuser in Lissabon. In einem Schreiben eines Englischen Reisenden, der zum ersten Mal in Lissabon gewesen ist, lesen wir Folgendes in Betreff der dortigen Wirthshäuser: — „Wenn doch einmal ein Gastwirth von London, der dort seine Rechnung nicht finden kann, hierherkäme; ich würde ihm empfehlen, bald seinen Wohnort zu verlassen und hier unter billigen Bedingungen das erste beste Wirthshaus zu übernehmen; ich wette darauf, daß er bald alle Ursache haben wird, sich Glück zu wünschen. Ich bin gewiß in meinem Leben viel gereist, aber nie habe ich einen Ort gefunden, an dem man so sehr in Verlegenheit gerath, indem man sich nicht die geringste Bequemlichkeit verschaffen kann. Selbst in dem Inneren der Sierra-Morena in Spanien ist man nicht so übel daran, als hier, wo die Straßen voller Koth sind und der Schmutz in den Häusern in jeder Gestalt sich zeigt; Nichts läßt sich hier mit irgend einem anderen Orte vergleichen: wollte man alles eau de Cologne, das hier erforderlich wäre, anwenden, so würde bald selbst Farina in Köln nicht den nöthigen Bedarf auftreiben können."

— Fischhandel in London. In dem auf Befehl des Unterhauses erschienenen Report of the select Committee on British Channel Fisheries liest man: Ein ziemlich bedeutender Theil der an den Britischen Küsten aufgefangenen Fische wird nach London verschickt; auch giebt es an jedem Fischerorte Leute, die sich damit beschäftigen, die Fische nach London zu schaffen. Zuweilen werden sie in Wannen dahin verfahren, und zwar manchmal sogar per Post, wobei jedoch, in Folge mehrfach eingelaufener Beschwerden, die Fische von jeder sonst gewöhnlichen Abgabe frei sind. Alle Fischer haben ihre bestimmten Kleinhändler zu London, deren es eine große Menge in jener Hauptstadt giebt. Diese setzen die Fische auf das bestmöglichste ab, und die Eigenthümer sind gemeiniglich mit ihrer Geschäftsführung völlig zufrieden. Indeß ist der Absatz in London, besonders was die Makrelen und Häringe betrifft, sehr schwankend. Die Makrelen-Schiffe kommen daher so zeitig, als es nur möglich ist, nach der Stadt; und ist nun ein Schiff des Morgens um fünf Uhr mit zehn Tausend Makrelen angekommen, so verkauft es das Hundert zu 48 bis 50 Schillinge; kommt es aber erst um zehn Uhr Vormittags an, so kann es nicht mehr als 31 bis 36 Schillinge für's Hundert verlangen, und kommt es gar erst Nachmittag, so bekommt es höchstens 24 bis 28 Schillinge für's Hundert. Die Konkurrenz, die unter den Makrelenschiffen in London stattfindet, macht, daß sie auf alle mögliche Weise, das eine dem anderen, zuvorzukommen suchen; und man hat Beispiele, daß ein Fischer für zwanzig Pfund ein Dampfschiff gemiethet hat, um mit seiner Waare früher als seine Nebenbuhler in London anzukommen. Der Preis der Fische läßt sich im Voraus so schwer bestimmen, daß nicht einmal der Händler denselben angeben kann, ehe er seine Fische wirklich verkauft hat.

*) Der Woxa-Strom, dem der 6 oder 7 Klafter breite Wasserfall entspringt, und der ihn später wieder aufnimmt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Freitag den 14. März 1834.

Frankreich.

Eine Vorlesung über Französische Literatur.

Gehalten von J. J. Ampère, im Collége de France.

Herr Ampère hat am 14. Februar d. J. seine Vorlesungen über Französische Literatur, zu denen er an die Stelle des verstorbenen Andrieux berufen wurde, eröffnet. Es mußte für einen so jungen Mann die Berufung gerade zu diesem Lehrzweige, der immer am Collége de France ein besonders anziehender und viel gesuchter war, etwas sehr Schmeichelhaftes seyn, und er mußte sich auch nicht besser dafür geltend zu machen, als indem er die hohe Bedeutung der Literatur, die er nun hier zu vertreten hat, den versammelten jungen Leuten so zeigte, wie es ihrer National-Eitelkeit am meisten schmeichelte. Der Deutsche Leser dürfte hier manches finden, womit er nicht einverstanden, ja, worüber er sich wundern möchte, und zwar um so mehr, als Herr Ampère ihm aus früheren Schriften auch in Bezug auf sein Franzosenthum als ein bescheidener Literat bekannt ist. Es kann jedoch eben der Umstand, daß es die erste Vorlesung ist, die übrigens auch viel Geistreiches und darum hier Mittheilenswerthes enthält, einigermaßen als Erklärung dienen. Das Kollegien-Publikum will in Frankreich eben so geschmeichelt seyn, wie das Theater-Publikum.

Nach einer Einleitung zum Lobe seines Vorgängers Andrieux fährt Herr Ampère folgendermaßen fort:

„Die Literatur ist nicht nur, wie man gesagt hat, der Ausdruck des gesellschaftlichen Wesens, sondern sie ist auch die Seele und das Werkzeug desselben. Sie ist nicht nur der Spiegel, der das Bild der Gesellschaft zurückwirft, sondern der Stachel und Trieb, der sie erregt, der Odem, der sie beseelt und entzündet. Sie nimmt tausend Formen an, faßt tausend Arten und Geschlechter in sich, hat tausend Namen. Glaube, Zweifel, Politik, Philosophie, Thorheit oder Weisheit kommen durch sie zur Erscheinung, und sie ist es, die alle diese Mächte hervorruft, dieselben treibt, entwickelt, fortpflanzt. Sie gründet oder zerstört, zerstreut oder verbindet, verwirrt oder ordnet. Die Bücher machen die Zeiten und die Völker, wie die Zeiten und die Völker Bücher machen. Ein Gedicht macht ein Volk. Das heroische Griechenland hat den Homer hervorgebracht, und aus dem Homer ist das gebildete Griechenland hervorgegangen. Die Bücher erschaffen die Religionen, die Reiche, die Revolutionen. Ein Buch hat das Menschengeschlecht dem Christenthum einverleibt, ein Buch hat die Herrschaft der Kalifen gegründet, und Bücher sind es gewesen, die die Französische Revolution in's Leben gerufen haben.

Mann kann sich freilich das Studium der Literaturgeschichte sehr leicht und bequem machen, wenn man sie auf irgend eine bevorzugte Epoche beschränkt, außer der man sich zum Gesetz macht, Alles zu mißkennen, oder was noch sicherer ist, Nichts zu kennen. So zählt man dann vier oder auch fünf Epochen, die man Jahrhunderte nennt, in denen der menschliche Geist, der vor ihnen und nach ihnen nichts als Erbärmlichkeiten vollbracht, lauter Wunder gethan hat. Nach dieser Rechnung wäre die Poesie in Frankreich um die Zeit der Jahrgelder Ludwigs XIV. geboren und ohne Rettung kurz nach Voltaire, zugleich mit dem ancien regime, Todes verblichen. In den Zeiten, die der unsrigen vorangingen, behandelte man die Geschichte so: man ließ sich nicht herab nachzuforschen, was unsere plumpen Vorfahren gethan, in der tiefsten Finsterniß des Mittelalters, im Schooße der gewaltigen Religionskämpfe des sechzehnten Jahrhunderts. Gegenwärtig ist man gewahr worden, daß die Nationalität eines Volkes sich aus seiner Geschichte bildet, und daß es, um die Wurzeln der unserigen kennen zu lernen, ein nothwendiges Erforderniß sey, ihnen nachzugehn in jenen kräftigen durchwühlten Boden des Mittelalters. Man hat eingesehen, daß man die Trümmer der Vergangenheit alle durcheinander in den Ofen werfen muß, Elend und Ruhm, Trauer und Größe, die Rüstung des Ritters, des Leibeigenen Kette, den Krummstab des Bischofs, das Scepter des Königs und die Thränen und den Schweiß und das Blut, um das Gebild des Vaterlandes strahlend hervorzuziehen. Es verhält sich durchaus eben so mit unserer Literatur; das große Jahrhundert, und wer könnte diesem Namen seine unsterblichen Rechte abläugnen wollen? das große Jahrhundert ist nicht aus sich selber geboren worden, andere Jahrhunderte sind ihm vorangegangen und haben es vorbereitet. Und diese, minder begünstigt, minder zierlich, haben auch ihre Größe gehabt. Sie haben gelebt, gelitten, haben gesungen, geseufzt, gescherzt; haben wir das Recht, ihren Stimmen unser Ohr zu verschließen, weil sie roher und offner waren? Paßt es für uns in unserer Zeit, nur mit demjenigen zu sympathisiren, was den Glanz der Höhe athmet? Fürchten wir der Aristokratie unseres Geschmacks Abbruch zu thun, wenn wir das Pamphlet des Ligusten lesen, die Chronik des Mönchs, das Histörchen des Erzählers, das Possenspiel, woran sich das niedere Volk bei seinen Arbeiten ergötzte? und ist allein die Pracht von Versailles im Stande, uns zu rühren?

Wir unseres Theils sehen nicht die ganze lyrische Poesie Frankreichs in einigen Stanzen von Malherbe, einigen Oden von Rousseau und einer Strophe von Pompignan. Wir studiren sie in unseren Troveren, den zierlichen Schülern der Troubadours, deren Lieder Deutschland und England nicht verschmäht haben, zu wiederholen. Ich wage sogar, den schadigen Namen Ronsard's zu nennen; ich nehme, voll von einer aufrichtigen, aber keineswegs blinden Bewunderung, Partei für Herrn Hugo's großes lyrisches Talent, für die hohe religiöse und melancholische Begeisterung des Herrn von Lamartine; beachte die wenigen Volkslieder, die noch im Grunde einer entfernten Provinz zu finden sind, in einer Mundart, die erlischt; halte mich an jene reiche Lieder-Poesie, jene einheimische Muse, die fröhlich durch unsere Geschichte geht, beginne mit den satirischen Weihnachts-Liedern, den couplets der Frondeurs, wo die Spott-Aber unserer Väter zu strömen anfing, und ende bei denen, in die der Dichter der Freiheit, des Ruhmes, mit einem Wort, der Dichter des Volkes, eine so gewaltige Flamme und ein so großes Gefühl ergossen, Béranger.

Unser dramatischer Reichthum ist der, dem man noch am meisten hat Gerechtigkeit widerfahren lassen, und doch ist der Stoff noch lange nicht erschöpft.

Es bleibt in gewisser Hinsicht nichts dem gerechten Lobe hinzuzufügen übrig, welches man an unsere großen Tragiker und unseren unvergleichlichen Molière verschwendet hat; aber in Betreff der Ersteren wäre über Nachahmung der Formen des Alterthums viel zu sagen, jene Nachahmung, aus der man mehr gemacht hat, als billig. Man hat zu sehr Sophokles oder Euripides in Racine's oder Voltaire's Tragödien gesucht, zu wenig Versailles und die Encyklopädisten und die Fronde bei Corneille. Wir werden übrigens den bekannten Kreis der dramatischen Werke durchgehen, mit der Wiege unseres Theaters beginnen, mit jenen Anfängen, wo wir unter den Wundern und Moralitäten das Meisterwerk freien Scherzes, diese wahre Posse, die Posse vom Avocat patelin, antreffen. Später, nach Molière, welch' ein Reichthum, welche Mannigfaltigkeit von Lustspielen voller Salz und Laune, Figaro, die große revolutionnaire Komödie, Pinto, diese vortreffliche historische, und das witzige Theater von Klara Gazul (Prosper Merimée)!

Wenn man an die Geschichte des Französischen Epos geht, so fühlt man sich von einem gewissen Grauen, von einem unwillkürlichen Schauder ergriffen. Es ist dies der übelberüchtigste Bezirk unserer Literatur. Wir haben dann die traurige Aussicht, in dieser Wüstenei der Poesie als einzige Erquickung trübes schales Wasser und als einzigen Zufluchtsort die Pyramiden des Pater Lemoine zu finden, oder das rothe Meer, worin Saint Amand seine Poesie ersäuft, oder die Felsen, worauf Chapelain die seine gesäet. Ich weiß, daß diese pedantische Epoche Fortsetzer bis auf unsere Tage gehabt hat, und mein Schrecken verdoppelt sich, wenn ich bedenke, wohin uns diese Untersuchung führen könnte. Müssen wir also bei der Henriade stehen bleiben, jenem talentvollen Werke, aber dem einzigen, wo Voltaire die Kunst, langweilig zu seyn, verstanden hat? oder müssen wir uns auf den Ausspruch beschränken, den ein dunkles Orakel, das uns leider nicht vor unglücklichen Versuchen bewahrt hat, über uns ergehen lassen: die Franzosen haben keinen epischen Sinn, sie haben kein Epos und können keins haben?

Ich würde mich diesem Beschluß ganz gutwillig unterwerfen und mir mein Theil leicht herausnehmen, wenn ein Epos nothwendigerweise ein Gedicht seyn müßte, das in eine gewisse Anzahl von Gesängen, gewöhnlich zwölf oder vierundzwanzig, eingetheilt werden, einen Olymp, eine Hölle enthalten, mit einem Wort, nach dem Zuschnitt der Iliade oder der Odyssee gefertigt werden müßte; — feste Formen der Composition, beiläufig gesagt, die seit dreitausend Jahren von Jahrhundert auf Jahrhundert auf Treu und Glauben übergehen, und die gegenwärtig, ohne vor ihren unbezweifelbaren Rechten an die Bewunderung des menschlichen Geschlechts etwas einzubüßen, unter dem Auge der Kritik sich in Volksgedichte, poetische Ergüsse der Urdervölkerungen verwandeln zu wollen scheinen; — so daß von Virgil bis auf Milton, Tasso und Klopstock, sämmtliche epische Dichter

alter und neuer Zeit ihre Gedichte und sämmtliche Verfasser von Poetiken ihre Gesetze des Epos nach einer gegebenen Voraussetzung, nach der vermeinten Alleingültigkeit der Homerischen Gedichte gemacht hätten. Demnach würden diese Nachahmungen nur eine Reihe von Gemälden seyn, die sich nicht ähneln, eines auf das andere nach einem eingebildeten Original kopirt. Wenn es sich so verhielte, so dürfte meines Erachtens wenig daran gelegen seyn, zu wissen, ob ein Franzose im Stande gewesen, ein neues Nachbild zu verfertigen. Es würde nicht der Rede werth seyn, ob sich ein Genie mehr von dieser großen Mystification der Jahrhunderte hätte zum Besten haben lassen.

Wenn aber die epische Poesie etwas Anderes ist, als das angenommene Fachwerk, worein man sie geworfen hat; wenn sie der unwillkürliche Ausdruck einer heroischen Bildungszeit ist, eine Schöpfung von Gesängen, die anfangs zerstreut im Volke erschallen und die später von Rhapsoden in Gedichtkörper gesammelt werden, so hat unsere Heldenzeit, unser Mittelalter sein Epos gehabt. Das Französische Ritterthum hat es erzeugt und sich in ihm ausgedrückt. Dies Epos des Mittelalters besteht aus jenen tausend Rittergedichten, die man aus dem Staube unserer Bibliotheken hervorzuziehen beginnt, wo sie zu unserer Schande schlafen, während alle andere Nationen sich angelegen seyn lassen, die übrigen ans Licht zu stellen; Frankreich sollte nicht episch seyn? nun beim Himmel! Frankreich, das die Sarazenen zurückwarf und in den Kreuzzügen vorauging! Frankreich sollte keine Kriegsgesänge behalten, kein Heldengedicht bewahrt haben! Frankreich im Mittelalter ohne Epos! Es hat Europa damit überschwemmt und ausgestattet.

Aber hauptsächlich ist es unsere Prosa, meine Herren, was unsere Zierde ausmacht, was bestimmt ist, all' unsere Sorge und all' unser Stolz zu seyn. Ich glaube keiner Schwachheit einer National-Eitelkeit zu fröhnen, wenn ich sage, daß keine Literatur Europa's sich in diesem Punkte mit den unsrigen messen kann. Hier wenigstens müssen wir nichts von dem aufgeben, was unser ist, auf keinen Theil unseres Satzes Verzicht leisten.

Seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erreichte schon die Französische Prosa in Villehardoin's Geschichte einen bedeutenden Grad von Würde und eine gewisse Großartigkeit in ihrem Wesen; bald geschmeidiger, vertraulicher, steigt sie mit Anmuth zur Gutmüthigkeit des Erzählers, zur rührenden Einfalt des Hrn. v. Joinville herab. Es ist dies der muntere Schritt der Erzählung, der auf den majestätischen Gang des Epos folgt; dann sehn wir die Chronik Froissarts, der die Beweglichkeit, die Unordnung, die Mannigfaltigkeit der Ritterromane wieder in's Leben ruft, Kämpfe, Turniere, Waffenthaten und Abenteuer. Mit Froissart geht das Mittelalter um 1400 zu Grabe. Das funfzehnte Jahrhundert ist ein Uebergang vom Ritterthum zur Politik, von der Dichtung zur Wirklichkeit, den in der Geschichte Ludwig XI. und in der Literatur Commines darstellt, ein Mann von Machiavellischer Natur, aber nicht so keck und nicht so groß; dann kommt das wunderbare sechszehnte Jahrhundert, die Aera der Freiheit des modernen Geistes. Sie beginnt bei uns mit Rabelais, der den zwiefachen Charakter seiner Zeit in sich vereinigt, die ausgebreitete Gelehrsamkeit und die Kühnheit des Witzes; immer attisch in seinem Stile, selbst bei der größten Ausgelassenheit, Reformator unter der Kutte, und einem Mönch des Mittelalters an Laune gleich, Großes und Kleines mit cynischer Schamlosigkeit versprottend. Später tritt Montaigne auf, sein Spott ist süßer und feiner, in einer Sprache, die einen geringeren Grad von Vollkommenheit besitzt, aber ungemein malerisch und überraschend ist, frei, sorglos, dahinwallend wie der Gedanke, der sie trägt und sie verschmilzt und zertheilt, biegt und bricht nach seinem Gefallen. Beide bewundernswürdig durch den unnachahmlichen Gebrauch unserer Sprache, die sie sich selbst überlassen, in ihrem ganzen Reichthum, ihrer Gewalt und Fülle, ungefähr ein Jahrhundert vor der Akademie und Herrn von Vaugelas.

Die Namen der großen Prosaisten der beiden folgenden Zeitalter sind zu natürlich mit Ihrem Gedächtnisse verwebt, als daß es nöthig wäre, sie demselben vorzuführen. Nur daran denken Sie, meine Herren, daß wir um diese klassischen Namen herum eine Menge minder berühmte und sogar Schriften ohne Namen zu ordnen haben; Schmähschriften, Memoiren, Briefe, alles dies wird uns zum Stoff, die Entwicklung des Geistes und zu gleicher Zeit die der Französischen Sprache zu verfolgen; denn wir werden das Studium des einen mit der anderen stets Hand in Hand gehen lassen. Wir verfolgen die Geschichte dieser schönen Sprache von ihren Anfängen an, über welche Herrn Raynouards Arbeiten schon ein helles Licht verbreitet haben, bis zu der Prosa unserer Tage, die von einer Unzahl von Keckheiten, Seltsamkeiten und fremdartigen Formen bedroht und überzogen wird; die freilich den rechtmäßigen Geburten der Zeit und eines neuen gesellschaftlichen Wesens die Arme zu öffnen, nie aber das, was sie ist, vollkommen und auf einmal zu verlieren verbunden ist, ihren Charakter und eigenthümlichen Vorzug: die Klarheit, die Reinheit, die Natürlichkeit und Leichtigkeit der Wendungen. Sie davor zu bewahren, heißt nicht, sie zur Narrheit verurtheilen, zur Gleichförmigkeit, sie zur Armuth und Nacktheit zurückführen. Kann es eine größere Fülle, eine kühnere Freiheit geben, als in der Prosa des siebzehnten Jahrhunderts? Eine reichere Mannigfaltigkeit, als im Stil unserer großen Prosaisten? Hat Bossuet mit Fenelon, oder Pascal mit Labruyere Aehnlichkeit, oder Voltaire mit Rousseau, oder Buffon mit Montesquieu? Und ist nicht endlich ein Schriftsteller ihres Stammes der originellste Schriftsteller unserer Zeit? Wer handhabt die Französische Sprache mit größerer Kenntniß als Herr von Chateaubriand? Und wer hat ihr einen Charakter zu geben gewußt, der neuer wäre? Sie sehen, meine Herren, aus diesen flüchtigen Bemerkungen, wie reich das Feld ist, das sich uns öffnet, wenn wir es in seiner ganzen Ausdehnung durchmessen; wenn wir unsere gesammte literarische Entwickelung umfassen, von da an, wo die Französische Sprache im zwölften Jahrhundert zu stammeln beginnt, bis zur gegenwärtigen Stunde, die, nachdem sie so viele Denkmäler der Beredsamkeit, der Geschichte und der Poesie aufgerichtet, endlich diese Blüthe des Genius, die sich mit dem Alter zu verjüngen scheint, daran wendet, das vollendetste und unvergänglichste von Allem zu erbauen, jene Mémoires, die unter einem allzubescheidenen Titel das Bild oder, besser gesagt, das Ebenbild dieser Zeit, die alte und neue Gesellschaft, Europa und Amerika, zwei Jahrhunderte und zwei Welten in sich fassen werden.

Ja, meine Herren, das Feld ist von ungeheurem Umfange, und um sich darauf zurecht zu finden, muß man es sogleich abstecken, es in seine verschiedenen Theile und Erzeugnisse eintheilen und klassifiziren.

Man muß sie nach ihren wahrhaften Analogieen ordnen, nicht nach willkürlichen und erzwungenen. Hierdurch allein wird es möglich, Methode und wissenschaftlichen Zusammenhang in die Literatur zu bringen. Alle Denkmäler müssen zusammengestellt werden, die von Natur zu einem Geschlecht gehören, die Theil haben an einem und demselben Ganzen, die die Wirkungen einer Ursache sind, die Ergebnisse einer und derselben Bewegung des Geistes oder der Gesellschaft.

Jedes dieser Denkmal-Geschlechter entspricht einem Zeitalter des menschlichen Geistes; jedes dieser Zeitalter hat seine Literatur, so wie jede geologische Epoche durch Erscheinung gewisser Gattungen organisirter Wesen, die zu einem und demselben System gehören, bezeichnet ist. Und wie diese auf einander folgenden Epochen der Geschichte des Erdkörpers durch große Revolutionen getrennt sind, durch Meer-Senkungen, Gebirgs-Erhebungen, durch ungeheure Umwälzungen, so die literarischen Epochen durch große gesellschaftliche Krisen oder große religiöse Erschütterungen, durch das Auftreten neuer Völker oder den Untergang eines mächtigen Reiches, und man kann auch hier die Bruchstücke aufweisen, welche die Zeitalter des Menschengeistes in den Schichten der Trümmer zurückgelassen haben, unter denen sie begraben worden.

Das Doppel-Eindringen des Christenthums und der Barbaren in Gallien, das Ritterthum und die Kreuzzüge, die Religions-Kriege und die Fronde, die Europäische Monarchie Ludwig's des Vierzehnten und die Europäische Monarchie Voltaire's, endlich die Revolution — dies sind die Haupt-Wechsel der Französischen Gesellschaft, zwischen denen die verschiedenen Phasen unserer Literatur ihre naturgemäße Stellung einnehmen.

Achten wir indessen, meine Herren, auf eine wesentliche Verschiedenheit, welche die Zeitalter der Natur von denen des Geistes unterscheidet. Jene folgen auf einander, ohne daß die älteren irgend eine Thätigkeit auf die nachfolgenden ausüben. Jede Periode bringt ihre neuen Schöpfungen von Wesen, die von den früheren nicht vorgebracht sind. Dies ist nicht so in der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Werke. Jeder Tag der Vergangenheit hat sich an der Gegenwart gearbeitet. Im Embryo muß man das Leben des Thieres studiren, die Organisation der Pflanze am Saamen, wenn sie ganz vorhanden ist; auf gleiche Weise muß man alle menschliche Entwickelung, und besonders alle literarische, in ihrem dunklen geheimnißreichen Keime erfassen. Individuen und Jahrhunderte stempeln sich zu Bastarden, wenn sie nicht ihren Vater kennen; gemein und unnatürlich ist es, ihn zu verleugnen, und eine Pflicht und eine Lust dagegen, die Genealogie seiner Zeit zu liefern. Unsere Zeit, ihrer Geburt nach von gestern, ist von edlem und altem Geschlecht; sie schreibt sich weit her. Der Geschichte liegt es ob, ihre Titel aufzufinden und ihre Ahnen ihr wiederzugeben.

Meine Herren, ich wünschte, ich vermöchte dies Grund-Princip mit größerer Energie auszudrücken; das Wesen der Geschichte besteht für mich in dem tiefsten Studium, in dem innersten Gewissen seyn *des lebendigen Zusammenhanges der Zeitalter*. Das ist das Band, der Knoten, der organische Einheitspunkt des Geschlechts.

Das Werk eines jeden Jahrhunderts besteht aus dem, was es selbst hinzugethan und was es überkommen hat. Es ist also nöthig, um ein genaues Verzeichniß von dem literarischen Reichthum einer Zeit zu geben, daß man die Grundlage des Vermögens kennt, das es von den früheren Jahrhunderten geerbt, Baarschaften, die es umgemünzt und mit seinem Gepräge geschlagen hat.

So in Frankreich; als das Mittelalter vergangen, mißkannt, fast vergessen war, hat es doch nicht einen gewissen Bestand von Empfindungen, Gedanken, Poesie jenen Jahrhunderten hinterlassen, die nichts von ihm wissen wollten — undankbaren Erben, die vom Vermächtniß zehrten, ohne dem Geber zu danken! Weder Corneille, noch Racine, noch Voltaire dachte daran, daß die Empfindungen der Liebe und ritterlicher Ehre, denen sie auf der Bühne eine so edle Sprache liehen, in jenen Zeiten aufgekeimt waren, die sie verachteten. Und doch kann man dreist behaupten, daß die Literatur der Kinderjahre, wenn sie nicht im Mittelalter erblüht wäre und durch die Romane und die Tradition der Sitten der Folgezeit überliefert worden, nimmermehr in den Zeiten Ludwig's XIV. oder seines Nachfolgers entstanden wäre. Hätten die Troubadours nicht existirt, so hätten wir keinen Cid, keine Andromache, keine Zaire. Daß diese Meisterwerke den Geistern, die sie erschufen, möglich werden konnten, dazu mußte das ritterliche Gefühl, dies anmuthige Reis, das auf den Germanischen Stamm gepfropft worden, seine Wurzeln noch unter die laue Asche der Römischen Bildung strecken; bis es, lange Zeit von den Stürmen des Mittelalters geschüttelt und aus der Ferne von einem linden Hauche des Orients gepflegt, endlich zu seiner Entfaltung kam unter den Blitzen der Fronde und der Sonne Ludwig's XIV.

Bisher, meine Herren, habe ich den Gesichtspunkt, unter welchem

chem wir die Geschichte unserer Literatur studiren müssen, zu erweitern und festzustellen versucht. Vielleicht habe ich schon einige Schritte zum Ziele gethan. Vielleicht erscheint sie Ihnen unter größeren Verhältnissen, als man sie gewöhnlich dargestellt hat.

Doch dürfen wir hierbei nicht stehen bleiben. In der That, meine Herren, ich habe bisher gesprochen, als ob die Französische Literatur die einzige in der Welt wäre, und als ob sie in keiner Beziehung zu den übrigen Literaturen stände. Aber diese Beziehungen sind zahlreich; sie machen ihre Geschichte erst vollständig.

Frankreich, meine Herren, ist nicht wie China, wie dieses von der Welt abgeschiedene Land, das hinter seiner großen Mauer, an den äußersten Enden des Orients gelebt hat, ohne von dem ganzen Getümmel des Occidents etwas zu vernehmen, ohne zu wissen, daß man von einem Homer gesprochen, von einem Alexander, daß ein Römisches Weltreich sich erhoben hatte — China, das unterdessen, auch für sich selbst so wenig Getümmel und Lärm wie möglich erregend, vierzig Jahrhunderte an der Seite des menschlichen Geschlechts ausgedauert, ohne es athmen zu hören. Frankreich ist nicht so; es ist der grade Gegensatz von China. Wären die Alpen und die Pyrenäen, seine Mauern, noch höher, und der Rhein noch breiter, es überspringt zu gern Mauern und Gräben, und geht dahin, Schwert oder Fackel in der Hand, Reden oder Lieder im Munde, bald den Königen zur Unterhaltung Lehren zu geben, bald den Völkern Worte ins Ohr zu sagen, die sie aufwecken; ein neugierig und rasches Volk, wohl ein wenig eitel und hochmüthig, läßt es sich bald mit Lächeln bald mit Verwunderung von den Angelegenheiten fremder Länder erzählen; dann wiederholt es sie auf seine Art, mit seinem Humor, mit der reißenden Schnelle seiner Wendungen, mit dieser hellen und wohllautenden Stimme, mit diesem freien, entschiedenen, ja schneidenden Wesen, das man an ihm kennt und ihm verzeiht. Und die anderen Völker nehmen gern die Reichthümer von ihm wieder, die sie ihm gegeben, weil es, wenn es dieselben mit seinem Zeichen versehen, ihnen dann auch den Stempel aufgedrückt hat, der sie für den Umlauf und den allgemeinen Verkehr der Ideen geschickt macht.*)

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Nouveau tarif des douanes françaises. (Französischer Zoll-Tarif.) 4. 12 Fr.

Constitutions de l'armée francaise. (Französische Heeres-Verfassungen.) 32. 2 Fr.

Le droit civil expliqué suivant l'ordre des articles du code. (Das Französische Civilrecht.) Von Troplong. Erster Bd. 9 Fr.

Aide-mémoire portatif d'art militaire et de fortification. (Handbuch für aktive Militairs.) Von L. Lebas. 4 Fr.

De la prospérité de l'agriculture et du commerce en France. (Landbau und Handel von Frankreich.) Von Magnien Grandprej. 3 Fr.

Pratique de l'élève des chevaux et de l'entrainement des chevaux de course. (Ueber Zucht und Behandlung der Pferde.) Von Olivier Chateau.

Histoire et roman. (Geschichte und Roman.) Von Audibert.

England.

Die erste Auffindung der Pitcairn-Kolonie.

Aus dem Schiffs-Tagebuche des Capitain Pipon.

Den 17. September 1814, gegen halb drei Uhr des Morgens, entdeckten unsere Fregatten bemahe zu gleicher Zeit Land. Die Küste erstreckte sich in einer südsüdöstlichen Richtung von fünf bis sechs Seemeilen. Wir befanden uns nach unserer Berechnung unter 24° 40′ südlicher Breite und 130° 24′ westlicher Länge (von Greenwich). Da auf allen Karten, die wir mitführten, in dieser Gegend kein Land verzeichnet war, so brannten wir vor Begierde, die Insel kennen zu lernen; denn Pitcairn-Eiland mußte nach allen früheren Berechnungen unter 133° 24′ westlicher Länge liegen.

Mit Tages-Anbruch steuerten wir nach der Küste, und unser Erstaunen mehrte sich noch, als wir regelmäßige Pflanzungen und Hütten erblickten, die sich viel zierlicher ausnahmen, als diejenigen, welche wir noch jüngst auf den Marquesas-Inseln gesehen.

Bald kamen Einwohner, die ihre Kanoes auf den Schultern zur Küste trugen, sich hineinsetzten und uns entgegenruderten. Wer malt aber unsere Verwunderung, als wir diese Leute sehr gut Englisch sprechen hörten und erfuhren, diese Insel werde von den Nachkommen Fletcher Christian's bewohnt, welcher im Jahre 1788 gegen seinen Capitain Bligh eine Verschwörung angezettelt, das Schiff Bounty**) weggenommen und den Capitain mit 19 Anderen in einem Boote seinem Schicksal überlassen hatte. Die rebellischen Abenteurer waren dann weiter gesegelt, um auf irgend einer Insel in der Nachbarschaft von Otaheite sich niederzulassen. Dies gelang ihnen nicht, und so fuhren sie den 22. September 1789 wieder nach Otaheite, wo sechzehn Mann von dem Schiffsvolk zurückblieben. Der Rädelsführer selbst verließ Otaheite mit den Uebrigen zur Nachtzeit und war seitdem verschollen.

Der erste Eingeborene, welcher an Bord des „Briton" kam, war Thursday October Christian's (Donnerstag Oktober Chr.), ein Sohn Fletcher Christian's von einer Otaheiterin. Er war der Erstgeborene auf diesem Eiland und erhielt von dem Monat und Wochentag seiner Geburt die Vornamen Donnerstag Oktober.

Dieser Sohn Christian's, damals ungefähr 25 Jahr alt, war ein schöner und majestätischer junger Mann von sechs Fuß Höhe, rabenschwarzem Kopfhaar und offener interessanter Gesichtsbildung. Er trug statt aller Bekleidung ein Tuch um die Hüften und einen Strohhut mit schwarzen Hahnenfedern, ungefähr so, wie ihn die Spanier in Süd-Amerika tragen, nur kleiner. Seine braune Gesichtsfarbe hatte nicht die unangenehme Beimischung von Roth, wie bei den wilden Indianern. Er vereinigte mit einem frischen und fröhlichen Humor viel Dienstwilligkeit, und wir freuten uns, in seinen freundlichen Zügen Englische Ehrlichkeit zu lesen. Er hat eine Frau, die viel älter ist, als er — eine von denen Otaheitischen Frauen, welche den Meuterern folgten.

Er sprach das Englische sehr nett; eben so sein Begleiter, George Young, ein schöner Jüngling von 17 oder 18 Jahren. Beide erzählten uns viele merkwürdige Thatsachen, verwiesen uns aber wegen fernerer Details an einen befahrten Mann, Namens John Adams, den einzigen überlebenden Engländer, welcher die abenteuerliche Fahrt mitgemacht hatte. Dieser Letztere war, nach seinem Geständniß, bei der Meuterei durchaus nicht betheiligt, weil er damals krank darniederlag. Von John Adams hängt die Wohlfahrt der ganzen Kolonie ab. Ohne seinen Rath und Beistand würde sie bald aussterben, da fast alle Einwohner sehr junge Leute sind, und das Land, obgleich sehr fruchtbar, ohne Kultur nichts einbringt. Fletcher Christian hatte das Schiff „Bounty", da es dieser Insel an gutem Ankergrund fehlt, in eine Bai gegen die Klippen gestoßen, um die zu einer Niederlassung nothwendigen Artikel ans Land zu schaffen. Dann verbrannte er das Schiff, damit sein Aufenthalt nie entdeckt würde.

Wir fanden die Kolonie sehr blühend. Es war Ueberfluß an Ziegen, Schweinen, Federvieh, Früchten und Gemüsen — kurz, sie hatten, wie der alte Adams sich ausdrückte, Alles, was zu einem behaglichen Leben gehört. Sir Thomas Staines und ich waren außerordentlich begierig, über das Schicksal Christian's und seiner Begleiter etwas Näheres zu erfahren, und besonders aus diesem Grunde begleiteten wir seinen Sohn an die Küste. Als man dem alten Adams bedeutet hatte, wir kämen unbewaffnet und, nicht um ihn festzunehmen, ging er uns entgegen und führte uns in seine Wohnung. Seine vor Alter blinde Frau begleitete ihn. Die gute Familie bewirthete uns sehr gastfrei mit gerösteten Yams-Wurzeln, Kokus-Nüssen, frischen Eiern u. s. w. Adams wollte auch ein Schwein schlachten, was wir jedoch ablehnten, weil die Zeit uns kein längeres Verweilen erlaubte. Nicht ohne Lebensgefahr waren wir an dem Ufer gelandet, denn hätte sich ein stärkerer Wind erhoben, so würde das Wiedereinschiffen fast unmöglich gewesen seyn. Um wieder auf unsere Boote zu kommen, mußten wir furchtbar steile Anhöhen erklimmen. Die ganze Insel ist überhaupt so beschaffen, daß die Einwohner, im Fall eines Angriffs, in Schlupfwinkeln sich zurückziehen könnten, wohin kein Mensch fähig wäre, ihnen zu folgen

Als das Schiff „Bounty" ankam, hatte es neun Engländer, elf Otaheitische Frauen und sechs Männer aus Otaheiti an Bord. Die Engländer wurden getödtet oder starben, bis auf John Adams. Von den Otaheitern waren noch sechs Frauen am Leben. Die Kolonie zählt jetzt gegen 40 Personen, doch vermuthlich ohne die Kinder. Die auf der Insel geborenen jungen Männer sind ungemein schön und wahre Athleten-Gestalten. Die jungen Frauen und Mädchen verdienen noch mehr Bewunderung; sie sind außerordentlich kräftig, von der reizendsten Gesichtsbildung und der liebenswürdigsten Sittsamkeit. Alle, sowohl Männer als Frauen, haben fast ganz die Englische National-Physiognomie. Von einem so viel versprechenden Stamm darf man wohl eine tüchtige Nachkommenschaft erwarten. Hier giebt es keine Verführungen, keine schlechte Sitten, und nach Adams' Zeugniß hat noch kein junges Frauenzimmer der Unkeuschheit sich schuldig gemacht. Die jungen Männer leben gleichfalls musterhaft und warten geduldig, bis sie Eigenthum genug haben, um sich verheirathen zu können. Die Trauungs-Ceremonie vollzieht der alte Adams.

Bis jetzt leben diese Leute in vollkommener Eintracht und zeigen im gegenseitigen Verkehr große Rechtlichkeit. Das Englische, wovon selbst die alten Otaheiterinnen viel gelernt haben, ist ihre gewöhnliche Sprache. Die jungen Leute reden mit einem sehr angenehmen Accent, und ihre Stimmen sind äußerst harmonisch. Ihr kleines Dorf bildet ein niedliches Viereck. John Adams wohnt am oberen Ende desselben und Thursday October ihm gegenüber. Der Mittelraum ist ein schöner Hof, in dem das Federvieh sich herumtreibt. In ihren Wohnungen haben sie vielen Hausrath, als Betten, Bettstellen, Tische und große Kisten. Ihre Kleider machen sie aus der Rinde eines gewissen Baumes. Dies ist die Beschäftigung der älteren Frauen. Die jüngeren Frauenzimmer bestellen mit ihren Brüdern den Acker, und der alte Patriarch erlaubt eben darum keine sehr frühen Heirathen, weil die Frauen, wenn sie erst Mütter sind, mit ihren Kindern genug zu schaffen haben.

Obschon die jungen Damen der Kolonie bei der Wahl ihres Anzugs kein anderes Vorbild haben, als das ihrer Otaheitischen Mütter, so kleiden sie sich doch viel sittsamer, als die Marquesas-Insulanerinnen. Sie tragen immer ein Stück Linnen, das von den Hüften bis zu den Knieen reicht, und gewöhnlich eine Art Mantel, der lose über den Schultern hängt und bis auf die Knöchel herabfällt. Diese Hülle dient jedoch nur als Schutz gegen die Hitze oder rauhes Wetter, und häufig ist der obere Theil ihres Körpers ganz unbedeckt. Besonders viel Geschmack und Geschicklichkeit verkünden ihre selbst gefertigten Mützchen aus grünen Blättern, womit sie das Auge gegen die Sonne schützen.

Wir beklagten, daß uns nicht Zeit genug übrig blieb, um die höher belegenen Theile der Insel mit ihren schönen Plantagen zu besuchen. Diese Gegenden gewährten, von fern gesehen einen sehr

*) O, Franzose! — Dieser Ausruf soll unsere ganze Rache seyn. Führe hr. n. so fort, so würde er sich und sein Frankreich gar bald nach China hin manövriren.

**) Dieses Schiff sollte den Brodfruchtbaum aus Otaheite nach Westindien verpflanzen.

malerischen Anblick. Was uns am meisten Wunder nahm, war der Umstand, daß John Adams den jungen Ansiedlern sogar etwas Religion beigebracht hatte. Sie beten des Tages mehrmals und kennen auch das Vaterunser. Oft rufen sie den Erlöser an, und sprechen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und will sagen: Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor dir; ich bin nicht würdig, Dein Sohn zu heißen."

Nach Allem, was wir von dem Patriarchen erfahren konnten, war die Kolonie damals gegen 25 Jahr alt. Allein es war unmöglich, das Datum ihrer Begründung mit Sicherheit zu bestimmen. John Adams hatte zwar ein Tagebuch gehalten; allein es betraf nur ökonomische Dinge.

Fletscher Christian hat diese Insel gewiß für Pictavia angesehen. Obgleich nun das Eiland, welches wir Pitcairn nennen, auf unseren Karten drei Längengrade westlicher liegt, und die Differenz in der Breite 9 Meilen ausmacht; so muß doch hier ein großer Irrthum obwalten; denn wir hatten auf unserem Schiffe drei gute Chronometer, die sehr wenig von einander abwichen.

Es scheint, daß Fletscher Christian nach seinem unbesonnenen Streiche niemals sich glücklich fühlte. Er wurde tiefsinnig und menschenfeindlich; seine Tyrannei zog ihm den Haß aller seiner Gefährten zu, und endlich tödtete ihn ein Otahaitier, dessen Weib er nach dem Tode seiner eigenen Frau gewaltsam entführt hatte. Dies ereignete sich etwa eilf Monate nach ihrer Niederlassung auf der Insel.

Seit Gründung der Kolonie wurde die Insel nur von Einem Schiffe besucht, einem Amerikaner aus Boston, im Jahre 1808. Der Capitain landete, und verschaffte sich alle Arten von Lebensmitteln, welche die Insel hervorbringt. Zwei andere Schiffe segelten in weiter Ferne vorüber, und ein viertes, das nahe genug kam, schickte kein Boot an die Küste, ohne Zweifel, weil das Landen mit großer Gefahr verbunden und gar kein Obdach gegen den Wind vorhanden ist, der, auch wenn er sehr gelinde weht, die See mit größtem Ungestüm gegen die Klippen treibt.

Wir überzeugten uns bei unserer Ankunft, daß John Adams in seiner Berechnung der Tage einen Fehler begangen hatte: er glaubte nämlich, es sey Sonntag der 18. September, während wir Sonnabend den 17ten hatten. Der Amerikanische Capitain, welcher im Jahre 1808 landete, war an dieser Konfusion Schuld. Also feierten die guten Leute den Sabbath statt des Sonntags.

Die Kolonie von Pitcairn beweist recht deutlich, daß Noth die Mutter der Erfindungen ist. Durch Arbeit und Ausdauer haben es die Einwohner so weit gebracht, daß sie recht gutes Ackergeräth besitzen. Sie wünschten nur einige Jagdflinten, um die wilden Schweine erlegen zu können, die auf ihrer Insel sehr zahlreich sind. Wir schenkten ihnen einige Französische Gewehre und Pulver, auch einiges Geschirr zum Kochen, dessen sie ganz ermangelten.

John Adams sagte mir, er könne aus einer Wurzel auf dieser Insel ein geistiges Getränk destilliren, das an Güte dem Jamaika-Rum nicht nachstehen würde. Da er jedoch von diesem Trank weit mehr Schaden als Nutzen befürchtete, so ließ er es weislich bei der Probe bewenden.

Nach meiner Schätzung hat die Insel ungefähr sechs Meilen Länge und drei bis vier Meilen Breite. Sie ist größtentheils mit Wald bedeckt; der Boden scheint sehr fruchtbar; allein es werden noch viele Jahre vergehen, bevor er durch Ausrodung ganz urbar gemacht ist.

Indem ich diese flüchtige Skizze beschließe, erlaube ich mir noch zu bemerken, daß man, nach meiner Ansicht, sehr unweise handeln würde, wenn man die junge Kolonie zerstörte und die harmlosen Pflanzer gewaltsam wegführte. Pitcairn Eiland, ehemals ein unwirthbarer Fleck, wird in Zukunft manchem bedrängten Schiffe, das bei den gastfreien Ansiedlern Zuflucht sucht, aus der Noth helfen können.

Um drei Uhr Nachmittags gingen wir bei schönem Wetter an Bord und kamen nach einer Fahrt von 25 Tagen in Valparaiso an.*)

(U. S. J.)

Bibliographie.

On the connexion of the physical sciences. (Ueber den Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften.) Von Mrs. Somerville. 7½ Sb.

The old maidens talisman and other strange tales. (Erzählungen.) Vom Verf. des Chartley. 3 Bde. 27 Sh.

The british battalion at Oporto. (Das Britische Bataillon in Porto.) Von Corporal Knight. 5 Sh.

The rules of court. (Die Englische Prozeß-Ordnung von der frühesten bis auf die jetzige Zeit.) Von E. F. Wordsworth. 5 Sh.

Lays and legends of various nations. (Sagen und Volkslieder mehrerer Nationen.) Abth. I. Deutschland. Von W. J. Thoms. 2½ Sh.

Schweden.

Resa genom Umeå Lappmarken ꝛc. (Reise durch Umeå Lappmark in Westerbottens Lehn, im Jahre 1832.) Vom Professor J. W. Zetterstedt. Oerebro, 1833.

Lappland, dieser merkwürdige Theil der Skandinavischen Halbinsel, welcher durch die Forschungen berühmter Männer schon längst eine wohlbekannte Provinz innerhalb der wissenschaftlichen Welt geworden, ist doch vor dem größeren Publikum, selbst in Schweden, ungeachtet Högström's jetzt veralteter Beschreibung, des Stödtebrandschen kostbaren Prachtwerkes und anderer Schriften, ein Land geblieben, an das man wenig gedacht hat, bis in den letzteren Jahren ein eben so allgemeines und lebhaftes Interesse für jene entlegenen Gegenden durch Lastadius' originelle und lebendige Schilderungen erweckt wurde, während andererseits auch, freilich auf eine betrübender Weise, eine dort entstandene Hungersnoth die Aufmerksamkeit darauf hinzog.

Eine neue Beschreibung von einer Reise in Lappland muß daher unter gegenwärtigen Umständen auf eine große Zahl Leser rechnen können, zumal wenn sie von einem bekannten Gelehrten herrührt, der zu wissenschaftlichen Zwecken gereist ist. Professor Zetterstedt's Haupt-Wissenschaft ist die Zoologie, vorzüglich die Entomologie, und es wurde die Reise, auf der ihn noch der Magister Dahlbom begleitete, hauptsächlich in der Absicht unternommen, um Insekten für die entomologische Sammlung in Lund einzusammeln. Obgleich die Witterung ungünstig war, so wurden doch von den beiden Naturforschern ungefähr 22,000 einzelne Insekten eingesammelt, worunter viele neue Gattungen und Arten (wie eine neue Species von Phryganea, eine neue Gattung von Diptera, die Wiedemannia genannt wird, eine neue Art Chirnomos u. s. w.). Auch die Flora jener Gegenden wurde von ihnen fleißig beobachtet, was um so wünschenswerther war, da man von der Vegetation in den südlichen Lappmarken noch unvollkommene Kenntnisse hat, und Herr Zetterstedt mehrere Strecken durchreiste, die selbst von Linné und Wahlenberg entweder gar nicht, oder nur flüchtig besucht wurden. Interessante Notizen werden über die Tannen- und Fichtengränze gegen die Gebirgsseite in Umeå Lappmark mitgetheilt, welche die Erfahrung von der größeren Unregelmäßigkeit in den inneren Verhältnissen dieser Baum Arten, je weiter hinauf sie auf den Gebirgen vorkommen, bestätigen. Die Tanne erreicht an allen den Orten, wo ein sumpfiges und wässeriges Erdreich und eine gegen den Sturm geschützte Lage ihr Fortkommen begünstigt, eine größere Höhe als die Fichte.

Auf Abol, einer Insel in dem Angermanelf, trägt bei fast 63° n. B. der Kirschbaum noch jährlich Früchte, und Himalaya-Korn wird noch bei 63° 6′ Br. mit Vortheil gepflanzt. Die Eichenpflanzung soll noch auf dem Gute Merlo in Medelpad (62° 5′ Br.) glücken, und in einem Garten bei Umeå (63°,8 Br.) wächst der nördlichste Apfelbaum in Schweden. Außer zoologischen und botanischen Beobachtungen enthält die Reise noch eine Menge ökonomischer, statistischer und ethnographischer Bemerkungen und eine besondere Beschreibung der Distrikte in Lycksele Lappmark.

Bibliographie.

Tre Septemberdagar i Stockholm. (Drei Septembertage in Stockholm.) Erzählung von Oskar Patrik Sturtzenbecher. 36 Sk.

Bref från Napoleon till Josefina ꝛc. (Briefwechsel zwischen Napoleon und Josephine.) Uebersetzt von A. F. — Oerebro. 1 Rdr.

Handbok för Riksdagsmän. (Handbuch für die Mitglieder des Reichstages.) 32 Sk.

Fornordiska Minnen. (Altnordische Erinnerungen.) Von Cronholm. Erster Theil.

Mannigfaltiges.

— Chinesische Geschichtschreiber. Herr Professor Neumann in München sagt bei Gelegenheit einer Anzeige des „Thing pe ley", einer im J. 1821 in China herausgekommenen Geschichte der Pacification der Räuber: „Durch einige mißverstandene Angaben der Missionaire war bis jetzt in Europa die Meinung verbreitet, die Geschichte der in China herrschenden Dynastie dürfe nur nach dem Erlöschen derselben geschrieben werden. Dies ist nur der Fall bei den offiziellen von dem Kollegium der Reichshistoriographen bearbeiteten Annalen. Privatleuten ist es in China so wenig wie in Europa verwehrt, die Geschichte der einzelnen Herrscher und der unter ihnen vorgefallenen merkwürdigen Ereignisse in besonderen Werken darzustellen. Solche von der Regierung nicht besoldete unberufene Historiographen werden im Gegensatze zu den Hofgeschichtschreibern auswärtige Geschichtschreiber, d. h. solche, die im historischen Kollegium weder Sitz noch Stimme haben, genannt. Solch ein auswärtiger Geschichtschreiber ist der Verfasser der vorliegenden Geschichte der Aufstände im achtzehnten Jahre der Regierung Kia king, d. h. im Jahre 1814, welche in mehreren Provinzen des Reichs die Ruhe störten und selbst das Leben des Monarchen bedrohten. Dieses Geschichtswerk ist gerade in gegenwärtigem Augenblicke, wo sich in einigen südlichen Provinzen des Chinesischen Reiches mächtige Parteihäupter gegen die regierenden Mandschu erheben haben, von besonderem Interesse. Wir glauben jedoch nicht, daß, so lange im Norden des Reiches und in der Mongolei Ruhe herrscht, der Thron der Mandschu einer ernstlichen Gefahr ausgesetzt sey. Mögen die Rebellen des Südens auch eine noch dreimal größere Macht auf die Beine bringen, sie werden immerdar — dies zeigt die Geschichte des Chinesischen Reiches — von der kräftigeren und kriegerischen Bevölkerung des Nordens besiegt werden." (B. A.)

*) Neueren Zeitungs-Nachrichten zufolge, soll sich die Kolonie auf der Pitcairn-Insel, wegen Mangels an gesunden Lebensmitteln, vor einiger Zeit wieder zerstreut haben; eine positive Bestätigung dieser Nachrichten ist jedoch keineswegs schon bekannt worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin, in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Montag den 17. März 1834.

Afrika.

Reise des Missionairs Kay in das Land der Kaffern.

Die Afrikanischen Stämme, welche Europa unter dem allgemeinen Namen der Hottentotten und Kaffern kennt, sind diese doppelte Benennung dem Zufall, der Unwissenheit der Reisenden und der tiefen Dunkelheit schuldig, in welcher ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Ideen, ja sogar ihr Daseyn Jahrhunderte lang begraben gelegen. Der Ausdruck Hottentotte kommt in den Sprachen jenes Landes nicht vor: die Eingebornen haben ihn angenommen, glaubend, er sey Holländisch; und bei den Holländern hat er sich im Gebrauch erhalten, weil diese vermeinten, das Idiom der Eingebornen rechtfertige ihn. Der Name Kaffer, den man auch Caffre und bisweilen Kafer schreibt, hat einen leicht zu erkennenden Ursprung; er ist das Arabische Wort Kafir, ungläubig, das Schmähwort, womit sämmtliche dem muhammedanischen Glauben nicht ergebene Völker von den Orientalen beehrt werden. Mit diesem Namen wurden alle Stämme der Südostküste von Afrika bezeichnet, welche sich der muselmännischen Bekehrung entzogen hatten. Die ersten Europäischen Seefahrer entlehnten diese Benennung von den Mauren und Arabern der Nordostküste Afrika's, und sie wurde von da an gleichbedeutend mit dem Wort Hottentotte. Die Eingebornen fühlen sich beleidigt, wenn man sie Kaffern nennt; schon der bloße Klang dieses Worts ist ihrem Ohre zuwider, des ungewohnten Schalles wegen; der Buchstabe f kommt in ihrer Sprache nur äußerst selten vor, ein doppeltes f niemals; und der Buchstabe r, seltsam genug, ist ihnen völlig unbekannt.

Der eigentliche wahre Name dieser Völker, die wir Hottentotten und Kaffern nennen, ist Quoequoe: ein bekanntes Wort, als allgemeine Benennung in allen Gauen des Kafferlandes, was aber nur ein einziger Reisender, nämlich Barrow, anführt. Barrow ist es, der zuerst einigen Aufschluß über dieses Land gegeben hat. Er hat die Aufmerksamkeit Europa's auf dasselbe erregt und den Unterschied zum Bewußtseyn gebracht, der zwischen Hottentotten und Kaffern, zwei völlig von einander gesonderten Stämmen, besteht. Vor ihm hatten Uebertreibung und Leichtgläubigkeit alle Berichte, die sich auf jene Völker bezogen, entstellt. Die Schwedischen Reisenden, Lunberg und Sparmann, hatten merkwürdige Details über die der Kap-Kolonie benachbarten Horden gegeben; aber die Gränzen, innerhalb deren sich ihre Beobachtung bewegte, waren sehr enge. Landsleute Linnées, der eben die Naturgeschichte in Europa zu allgemeinem Leben erweckt hatte, waren sie dem Studium dieser Wissenschaft ausschließlich ergeben. Sie würden geglaubt haben, ihrer Würde als Reisenden zu nahe zu treten, wenn sie sich gestattet hätten, über diesen Kreis hinauszugehen, und sich mit moralischen Reflexionen oder Betrachtungen über die Sitten zu befassen. Ihre Reisen sind für die Wissenschaft von Nutzen gewesen, haben aber wenig Interesse für das größere Publikum. Ein Franzose, Levaillant, schlug einen entgegengesetzten Weg ein: er machte aus seiner Reise in Afrika eine Art von egoistischem Roman, der aus der Lesung Rousseau's entsprungen und in jener Manier der Französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts verfaßt war, die sich selber so wohlgefällig, so offenherzig darzustellen wußten, und ihre Persönlichkeit zum Helden der Dichtung ausersahen, die sie dem Publikum darboten. Es giebt nichts Unterhaltenderes, als die Erzählung des Französischen Reisenden, selbst wenn sein Bericht im Grunde an und für sich wahr ist, weiß er ihn so vortrefflich auszumalen und zu gestalten, daß es durchaus unmöglich wird, das Wahre vom Falschen zu sondern; man wird nicht zwei Seiten im Levaillant finden, die man nicht mit Interesse läse, und wiederum keine einzige, die den verständigen und sinnigen Mann, der sich nicht mit Versicherungen ohne Beweise begnügt, vollkommen zufrieden stellen könnte. Es ist ein reisender Romandichter, der glänzend schreibt, leicht und lebendig schildert, dessen Erzählung voll Bewegung und Frische ist. Er trägt vor, wie die Völker des Südens, mit Gesten, mit Exclamationen, ja man könnte fast sagen, mit Geschrei. Er lügt weder durchaus, noch sagt er durchaus die Wahrheit. In eine unwahrscheinliche Erzählung streut er einige wirkliche Thatsachen ein, und mitten in einem Bericht, wo er sich nur über seine Liebschaft mit einer Hottentottin ergeht, müssen einige naturgeschichtliche Bemerkungen herhalten, die unzähligen Unwahrscheinlichkeiten und Gasconnaden des Reisenden zu tragen und mit durchzuschleppen.

Nach ihm entwarf Herr Barrow, der das Kafferland sehr schnell durchreiste, mit sicherer Hand, wenn auch nicht so glänzend, in einem wahrhafteren Bilde die rohen Umrisse dieser Stämme. Er sah sie in ihren ländlichen Hütten, und nicht nur im offenen Felde, wie sein Vorgänger. Er wagte, mit einer Freimüthigkeit und einer Kraft, die seinem Charakter Ehre machen, die Barbarei der ersten Holländischen Kolonisten an's Licht zu ziehen und sie den Annalen der gebildeten Welt preiszugeben. Der Professor Lichtenstein, der nach ihm reiste, bestätigte alle Thatsachen, die Barrow angegeben, dehnte seine Untersuchungen weiter aus, entdeckte einen neuen Zweig der nämlichen Völkerfamilie, den Stamm der Bechouanas, und zeigte, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die fast unbekannten Regionen des südlichen Afrika's von diesem Stamme bevölkert worden. In der That, von dem Lande, welches die Hottentotten bewohnen, bis zum Wendekreise hin und vielleicht noch darüber hinaus, sind alle diese Völkerschaften mit einander verschwistert. Sie sprechen eine und dieselbe Sprache oder den Dialekt einer und derselben: die Wurzeln der Wörter, die Bestandtheile der Rede, der Bau der Sätze sind die nämlichen; sie verstehen sich vollkommen unter einander. Burchel und Tompson, die reisenden Missionairs Campbell, Philip, Moffart, Kay, der Capitain Owen, stimmen in ihren Behauptungen wie in ihren Muthmaßungen sämmtlich überein. Der verletzte der Reisenden, die wir so eben angeführt, Herr Kay, hat dieser Menge von Thatsachen kürzlich höchst wichtige Untersuchungen und Ergebnisse hinzugefügt. Seine Bemerkungen beziehen sich fast ausschließlich auf die drei Stämme von Amakosa, Amatembou und Amapouda; als Zugabe finden sich einige oberflächliche Angaben, die Zoulous und die Bechouanas betreffend. Die drei erstgenannten Stämme haben das ganze Land von der östlichen Gränze der Kolonie bis zur Umgegend von Natal Hafen*) inne. Es ist kaum möglich, eine Verschiedenheit in ihren Sitten, Sprachen und Gewohnheiten zu entdecken. Es ist das nämliche Volk, das sich in mehrere unabhängige Bezirke theilt.

Diese drei Stämme, denen man den Gesammtnamen der Kaffern gegeben, und die Herr Kay zum speziellen Gegenstand seiner Untersuchungen gewählt hat, bilden eine sehr schöne Race. Ihre Gestalt ist groß, ihr Körper stark, ihre Verhältnisse schön. Durch die Form ihres Kopfes und durch ihre Gesichtsbildung nähern sie sich mehr den Europäern, als der Hottentottischen Race oder den Negern des westlichen Afrika's; wolliges Haar, kraus und schwarz, beschattet ein Antlitz von brauner Farbe, dessen kupferfarbiger Teint indessen keineswegs der Durchsichtigkeit ermangelt. Man findet bei ihnen nichts von jenem Mißtrauen, jener Treulosigkeit und versteckten Wildheit, welche die nicht civilisirten Nationen zu charakterisiren pflegt. Ihr Benehmen ist offen, Frohsinn in ihren Sitten, und ein gewisser Adel und eine gewisse Würdigkeit in ihren geselligen Verhältnissen. Minder glücklich von der Natur ausgestattet als die Männer sind die Frauen; sie sind kleiner, ihre Muskeln treten schärfer hervor, ihre Gestalt ist untersetzt und knochig, die Glieder stark, ihre Gesichtszüge im Allgemeinen wenig regelmäßig, aber wohlwollend und angenehm. Das Hottentottische Weib ist eine Art von gefühllosem Thier; die Frau der Kaffern dagegen, wenn sie nicht krank oder hinfälligen Alters ist, lebhaft, munter, liebenswürdig. Herr Barrow redet von ihrer beständigen Heiterkeit und guten Laune, wie von einem Muster, das selbst in Europa nicht zu häufig angetroffen wird. Die häßlichsten unter den Kaffernfrauen haben in der Regel sehr schöne Zähne.

Die ganze Bekleidung der Kaffern besteht aus Thierhäuten, die so zubereitet und gegerbt sind, daß sie an ihrer Geschmeidigkeit und der Weiche ihres Pelzes nichts verlieren. Die Haut eines Ochsen oder einer Kuh, in gewisser allgemein bestimmter Form zurechtgeschnitten, bildet den ingoubo, einen Mantel in Griechischer Weise, der über die Schultern geworfen wird, und den alle Kaffern tragen. Die Anführer und Fürsten tragen Leoparden- und Pantherfelle, die in demselben Gebrauche sind; gewöhnlich aber übergeben sie diese schönen Felle einem Diener, der den Fürstenmantel seines Herrn in der Hand trägt, und die Schultern Jenes sind bloß mit dem gewöhnlichen ingoubo bedeckt. Dies ist die ganze Bekleidung des Kaffern. Ehemals trug man auch bei gewissen Gelegenheiten, wo man den ingoubo abwerfen mußte, eine Art von Schurz, eine Sitte, die man als zu weibisch abgeschafft hat. Der Kaffer denkt, man müsse auf-

*) Natal Hafen ist der Hauptort einer kleinen Kolonie, die der Lieutenant Farewell im Jahre 1824 gegründet hat, um die Civilisation dieser Völkerschaften zu beschleunigen. Die protestantische Missionsgesellschaft in Paris, an deren Spitze der Admiral Verhuel steht, hat ebenfalls einige Missionairs zu den Bechouanas geschickt, ihnen das Christenthum und sein Gefolge, die Civilisation, zu bringen.

rechtstehend und nackt seinem Feinde entgegentreten. Nacktheit erregt ihm weder Gedanken von Schicklichkeit, noch von Unschicklichkeit; nur das, was sich auf sein Verhältniß zu einem Gegner bezieht, kommt in Betracht; diesem soll er sich ohne Hülle, ohne Rüstung, ohne Vertheidigungswaffe zeigen. Es ist eine Art von Heroismus; doch halten einige Stämme des inneren Afrika's noch sorgfältig auf das Tragen jenes Schurzes. Der Schmuck der Frau ist mannigfaltiger, anständiger und hübscher. Auch sie trägt den ingoubo, dessen Kragen hinten mit einer Art von Schnippe oder Schoß versehen ist, die mit mehreren Reihen Knöpfen verziert ist. Ihre Brust ist mit der imbeka bedeckt, einer Art Leibchen von weichem Leder, was die Etikette ihr verbietet abzulegen, ausgenommen wenn sie säugt oder krank ist. Der kaïo, ein kleiner lederner Schurz, und der ipouri, ein eigenthümlicher Kopfputz, sind auf gleiche Weise unerläßlich. Der ipouri ist eine Art Turban aus dem blauen Fell der Antilope, die ebenfalls ipouri heißt. Er ist mit weißen und blauen Glasperlen besetzt, nicht nach Bestimmung und Wahl der Frau selbst, sondern nach einem Muster, von dem sich keine entfernen darf. Die bräunliche Farbe der Eingeborenen paßt außerordentlich gut zu dem Blau und Weiß, womit diese Mützen verziert sind; und Herr Barrow behauptet, sie dürften nur von einem Oberst der schwarzen Kavallerie getragen werden, um ihren vollständigen Effekt zu machen.

Diese armen Frauen, die ihre ganze Garderobe auf dem Leibe tragen, die keinen Moden-Almanach bekommen, vollständig angekleidet schlafen müssen, die wie Sklaven behandelt werden, die Ochsen beladen, anspannen, füttern müssen, die Tapeten, Körbe und grobes Geschirr zum häuslichen Gebrauche anfertigen, das Land bauen, graben, backen und eggen, haben doch das Mittel gefunden, auch auf ihre Weise eitel zu seyn. Sie tragen Armbänder von Elfenbein, und hierdurch unterscheiden sich die Frauen der vornehmen Welt von denen des Volkes; eiserne und kupferne Ringe um die Arme und Knöchel, Ohrringe von Kupfer und Glas, Schnüre von kleinen Muscheln, endlich Halsbänder von Glasperlen, deren Zahl bisweilen beträchtlich ist. In dieser Zahl ergeht sich hauptsächlich die Eitelkeit der Kaffrischen Frau; ich habe welche gesehen, die an hundert funfzig Halsbänder trugen. Alle Sorgen für das Hauswesen fallen ihnen zu; auf die Männer kommt der Krieg, die Jagd und die Zucht der Heerden.

Der inkhou, oder die Hütte des Kaffern, ist nicht viel mehr als das Lager eines wilden Thieres; bei weitem schlechter gebaut, als die Strohhütte des Bechouana und der übrigen Stämme im Innern. Man denke sich Baumzweige, die an einem Ende in die Erde gepflanzt und deren obere Enden über einander gebogen sind, der Kuppe eines Bienenkorbes ähnlich, ohne Fenster und ohne Rauchfang. Ein Mann von mäßiger Größe kann nicht aufrecht darin stehen. Die breitesten und tiefsten haben funfzehn Fuß; doch habe ich welche gesehen, die nur sechs Fuß tief waren. Ein Dutzend oder halb Dutzend solcher Hütten, die zusammenstehen, bilden ein oumri oder Dorf, welches seinen oubouhlanti hat, eine Art Versammlungsplatz, wo auch die Hürden sind. Dies ist die ayoxa, das Forum, das Vorrathshaus des Kaffern. Er legt eine viel größere Wichtigkeit auf die gute Lage und Bequemlichkeit des oubouhlanti, als auf irgend etwas Anderes. Er lebt sehr wenig im Hause und zieht sich nur während der Nacht und bei schlechtem Wetter in seine sogenannte Hütte zurück. Der Strahl der Sonne, reine Luft und warmes Wetter locken ihn in die Wälder und Thäler. Da sorgt er für seine geliebten Heerden, seinen einzigen Reichthum. Was sollten ihm Gold und Silber und Edelsteine, die die gebildeten Völker mit solcher Begierde suchen? Er braucht, um glücklich zu seyn, nichts weiter als große Heerden. Sie zu schützen, zu pflegen, zu vermehren ist sein einziges Geschäft von seiner ersten Kindheit an bis in die letzten Tage seines Lebens; dies ist sein Mittelpunkt, darauf geht alle seine Kunst, Politik, Religion und Industrie. Er denkt nichts als seine Heerde; er lebt nur für seine Heerde, er weiß die Physiognomieen aller dieser gehörnten Köpfe auswendig, alle ihre Eigenschaften, Vorzüge und Fehler, Alter und Geschlecht von jedem Stück Vieh; diese Bestimmungen allein interessiren ihn. Und er, der selten weint, der von unempfindlicher wenig reizbarer Natur ist, er vergießt Thränen, wenn der Häuptling des Stammes, sein Recht übend, ihm den liebsten Ochsen oder die liebste Kuh nimmt. Dann wird sein Herz zerrissen; dann hat er kein Maß in seiner Verzweiflung. Sein Weib und sein Sohn können sterben, und er wird nichts nach ihrem Verluste fragen.

Die Geldmittel, deren sich die Kaffern bedienen, sind sehr beschränkter Art. Sie bestehen in Knöpfen, Eisendraht und Glasperlen. Ehemals war Vieh einziger Vertreter des Reichthums; aber Alles geht der Verderbniß zu, und das Eindringen der civilisirten Nationen hat bei den Kaffern diese eiteln und armseligen Schätze in Schwung gebracht, die ihnen eben so gute Dienste thun, wie unsere Barren, und für alle Bedürfnisse ihres Verkehrs genügen. Von Zeit zu Zeit wird auch eine Lanze als Zahlungsmittel angenommen. Das Elfenbein des Elephanten, das man ehemals nur brauchte, um Spangen und Ringe daraus zu verfertigen, ist jetzt ein Gegenstand der Ausfuhr geworden. Man biete ihnen einen Gegenstand zum Kauf an, dessen Werth uns beträchtlich dünkt, und sie werden nur darauf eingehen, wenn sie hoffen, ihn zu Vermehrung ihrer Heerden gebrauchen zu können.

Vor zehn Jahren waren Ochsen und Kühe ihr einziger Besitz. Wir haben ihnen Hammel, Ziegen und Pferde gegeben. Mehrere Engländer haben sich das Vergnügen gemacht, den jungen Häuptlingen Renner von vorzüglicher Race zu schenken, die sie mit großer Sorgfalt und Liebe behandelt haben. Amabachi (so nennen sie das Pferd) ist ihnen fast so theuer geworden, als das Arabische Roß den Scheiks der Wüste ist. Die alten Krieger, die an den Gebräuchen der Vorzeit hängen, betrachten diese neue Sitte als Entartung. „Sonst", sagte ein Häuptling, „war es nicht so; die Kinder gebrauchten ihre eigenen Füße. Wenn sie auf die Jagd gingen, so hatten sie nicht vier Füße zu ihrem Dienst, die wie der Donner schlagen. Als Ihamst jung war, wandelte er wie ein Held; unsere Kinder lassen sich tragen, wie Kranke."

Ihre Lebensweise ist durchaus patriarchalisch und ihre Kost sehr einfach; sie lassen Milch in schmutzigen ledernen Säcken so lange stehen, bis sie gerinnt, in Dingern, die kein Europäer ohne Ekel betrachten kann, und die Morgens und Abends den Kühen an die Euter gebunden werden; diese Speise, die sie amuras nennen, ist ihre Hauptnahrung zu allen Zeiten; die Milch in ihrem natürlichen Zustand wird für die Kinder aufgehoben. In die geronnene Milch thun sie das Mehl von einer Art Hirse oder Weizen aus Guinea (holcus sorgum), was die Kaffern amazimbre nennen und die Bechouanas mabali; gekocht wird es in kleinen Körben aufgetragen, wo jeder Speisende mit den Fingern hineinlangt; manchmal wird auch daraus eine Art Suppe bereitet, und man weicht es dann in Milch ein; auch auf Kohlen wird es geröstet, ein ähnlicher Gebrauch, wie bei den alten Griechen, und man genießt es dann in Form eines Kuchens. Einige Hülsenfrüchte und Mais dienen ebenfalls zur Nahrung, welche die Kaffern nie aufbewahren; den Mais rösten sie bloß und verspeisen ihn von der Aehre. Noch darf ich eine Art Zuckerrohr nicht vergessen, die imse heißt. Der süße Saft, den dies Rohr enthält und der von äußerst angenehmem Geschmack ist, wird bisweilen in ihre Hirsensuppe gemischt. Dann und wann, aber selten, essen sie Fleisch. Auf solche Weise ernährt sich eins der kräftigsten Völker der Erde; es begnügt sich mit einer Mahlzeit des Tages und nimmt außer derselben nur noch eine Tasse Milch zu sich. Die Philosophen und Aerzte würden es kaum glauben, wie gering die Zahl der wahrhaften Bedürfnisse unserer Natur ist, wenn die Civilisation nicht hinzutritt, sie zu steigern und zu vervielfachen.

Die Kaffern haben übrigens auch ihre Vorurtheile in Bezug auf die Wahl der Nahrungsmittel; wie die Araber verschmähen sie mit Ekel Schweine, Fische, Geflügel und Eier, die sie für unrein ansehen, so wie das Fleisch des Elephanten. Ihr einziges geistiges Getränk ist ein gegohrner Saft, den sie aus Honig bereiten, wenn die Bienenstöcke viel getragen haben; sie trinken ihn unmäßig an Festtagen.

Der Kaffer ist kein Krieger, sondern ganz eigentlich ein Hirt; die Kenntnisse, die er besitzt, in Bezug auf Zucht und Wartung der Heerden, können in ihrer Art nur mit der Wissenschaft eines geschickten Englischen Jokeis verglichen werden. Der kleinste Flecken auf der Haut eines Ochsen, das geringste dieser Art entgeht ihm nicht. Ein incos ukulu (Oberhaupt ersten Ranges), so groß auch die Zahl seiner Diener und Vasallen ist, führt seine Kühe auf die Weide; er hat seine Lust daran, den Hörnern des Thieres alle möglichen seltsamen Formen, die er nur ersinnen mag, zu geben; er ruft sie bei ihren Namen, weiß sie wohl zu unterscheiden und zieht sie, wie ein Jäger seine Hunde, wie ein Rossknabe seine Pferde; bisweilen zwingt er sie, mit einander um die Wette zu laufen, und diese sonst so plumpen Thiere erlangen eine gewisse verhältnißmäßige Schnelligkeit. Der ganze Stamm ist bei dieser großen Feierlichkeit zugegen, und der siegende Stier wird mit allgemeinem Lärm und Geschrei zu seinem Eigenthümer im Triumph zurückgeführt.

Es fehlt dem Kaffern nicht an Gewandtheit und industrieller Geschicklichkeit; er versteht kein Eisen zu schmelzen, wie die Afrikaner aus dem Innern; ist er aber einmal im Besitz des rohen Materials, so bearbeitet er es nach seinem Geschmack auf einem Felsenstück, das ihm als Amboß, und mit einem Stein, der ihm als Hammer dient; er macht Lanzenspitzen daraus, Armbänder, Ketten, Degen und Beile. Man brauchte einem oumkandi (Kaffrischen Schmidt) nur bessere und vollkommenere Werkzeuge zu geben, und er würde sich bald genug an unsere Europäischen Handwerker heranarbeiten.

Die Waffen der Kaffern bestehen nur in einem Speer, der assagai heißt, einer kleinen Keule und einem Schild; der Speer ist sechs bis sieben Fuß lang, sehr dünn und am einen Ende mit einer eisernen Spitze von einem oder zwei Zoll Breite und einem Fuß bis achtzehn Zoll Länge (nach Englischem Maß) versehen. Die Hand, welche diesen antiken Speer wirft, bemüht sich, ihm eine schwingende Bewegung mitzutheilen, die seine Schnelligkeit noch erhöht. Jeder Krieger trägt im Felde ein Bündel von sechs oder sieben solcher Speere; in einer Entfernung von funfzig bis siebzig Schritt ist es ihm ein Leichtes, einen Menschen oder eine Antilope durch und durch zu bohren. Die Keule ist kurz, knotig, und wird gebraucht, bald den Feind zu zerschmettern, bald seine Streiche zu parieren; eine Stierhaut über zwei Kreuzstäbe gespannt, bildet einen ovalen Schild, an welchem die Stäbe zum Griff dienen, was aber von keinem Nutzen gegen Feuergewehre ist; die Bewohner des Innern, die mit den Portugiesen zu thun gehabt, haben aus Rhinozerosfellen andere Schilde von derselben Form verfertigt, aber stärker, von denen die Kugeln abprallen. Diese nackten, athletischen, braunen Krieger, die in geschlossenen Reihen auftreten, deren nervige Arme aus der Ferne ihre Speere schleudern, die sich in Detachements von einander sondern, auf die Knie fallen und sich niederkauern, um die Geschosse der Feinde zu vermeiden, sich dann wieder mit mächtigem Sprunge erheben, mit einer so plötzlichen Bewegung, wie eine Feder, die aufspringt, gewähren ein schönes Schauspiel. Die Kriege sind im Allgemeinen nicht sehr blutig; der Diebstahl eines Stückes Vieh hat gewaltthätige Wiedereintreibung zur Folge und vielleicht einige Speerwürfe; ein Paar unbedeutende Wunden beenden die ganze Sache. Indessen sind einzelne Stämme, unter anderen die Zoulous und die Mantaties viel wilder, als die, welche Herr Kay besucht hat; sie formiren geschlossene Bataillons, die sich, Keule und Speer in der Hand, auf das Dorf, das sie ausersehen, werfen und Alles auf ihrem

Wege zerstören. Die Kaffern jagen Antilopen, Büffel, Löwen, Rhinozeros, Flußpferde und Elephanten; die Jagd ist eine heftige Leidenschaft bei ihnen, und sie ziehen sie allem anderen vor.

Die Regierung ist patriarchalisch und gleicht der aller ursprünglichen Horden; das Oberhaupt ist erblich; aber der Vater hat das Recht, dasjenige unter seinen Kindern zu wählen, das er zum Nachfolger wünscht. Dies kann nur ein Sohn von der ersten Frau seyn, die gewöhnlich aus einem anderen Stamm ist. Der Adel heißt amapagati (Alten, Senatoren); diese werden bei schwierigen Angelegenheiten stets um Rath gefragt und dienen der übrigens unumschränkten Gewalt des Häuptlings als Gegengewicht. Wenn es sich darum handelt, eine Privatsache abzuurtheilen oder einen Streit zu schlichten, so wählt der Häuptling zwei oder drei amapagati, mit denen er sich umgiebt, und die seine Jury bilden. Die Art und Weise, wie die Justiz ausgeübt wird, verdient eine nähere Beschreibung.

Der Kläger wendet sich an den Häuptling, und sogleich wird der Beklagte aufgefordert, sich vor demselben zu stellen. Das Volk setzt sich in Kreise, im Kraal, der Hürdenstätte der Heerden, und beobachtet das tiefste Stillschweigen. Die beiden Parteien bleiben am Eingange stehen und geben ihre Gründe; den Frauen ist es nicht gestattet, in den Umkreis des Gerichts einzutreten. Die Reden sind lang, lebhaft, und die Mitglieder der Jury, sich nach der Reihe erhebend, treten auf die Seite desjenigen der beiden Gegner, dem sie Recht geben. Oft bleiben wichtige Sachen fünf oder sechs Tage ohne Entscheidung; aber gewöhnlich, da die Advokaten ihre Beredtsamkeit und die Richter ihre Vernunft unentgeltlich aufwenden, werden die Prozesse äußerst geschwind abgethan; es ist gar nicht möglich, daß sie lange währen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Vorlesung über Französische Literatur.

(Schluß.)

Außer den Beziehungen des Einflusses, von denen ich so eben gehandelt, giebt es Beziehungen der Vergleichung. Die Literaturgeschichte hat so gut ihre Philosophie, wie die Geschichte des gesellschaftlichen Wesens.

In der That, die Geschichte ist den Bedingungen der Zeit unterworfen und beschränkt sich darauf, ein Bild der vorüberrauschenden und wechselnden Wirklichkeit zu geben; die Philosophie erhebt sich über die Zeit und sucht die unveränderliche Wahrheit. Was fragt die Philosophie der Geschichte danach, ob zwei Völker eine Wirkung auf einander gehabt haben, ob der Zufall eine geschichtliche Beziehung derselben eingeleitet oder nicht, wenn sie eine Analogie in ihrer gegenseitigen Lage und Bestimmung entdeckt? Gleicherweise die Philosophie der Kunst; sie nimmt keinen Anstoß daran, daß zwei Literaturen in keiner Berührung mit einander stehen, wenn sie nur an irgend einem Punkte ihrer Entwickelung eine innere Verwandtschaft oder Entgegensetzung darbieten. Hier, sehen Sie, gewinnt unser Gegenstand eine neue Ausdehnung, und seine Größe hat keinen anderen Maßstab, als den des gesammten menschlichen Geistes.

Wovon ich ausgehe, und worauf ich zurückkomme, das ist unsere National-Literatur, meine Herren; aber sicher auf dem Boden des Vaterlandes fußend, wird es mir vergönnt seyn, mit meinen Blicken über seine Gränzen hinauszuschweifen, alle Zeiten und Denkmäler heraufzubeschwören, um in ihnen mit den verschiedenen Epochen und Monumenten der Französischen Literatur Analogieen oder Gegensätze zu finden; nichts soll uns hier hemmen, weder Zeit noch Ort: nach unserem Bedürfniß, wie wir sie brauchen, werden die verschiedenen Bildungsstufen, die verschiedenen Poesieen des Orients, des Alterthums, der modernen Zeit vor uns erscheinen. So den literarischen Gesichtspunkt durch Vergleichung vergrößern, heißt sich über das Schauspiel der Dinge, die uns umgeben, zu dem des Erdballs erheben und von dem Schauspiel des Planeten zur Betrachtung der Welten übergehen.

....Kritik und Begeisterung sind zwei für tüchtige literarische Studien unerläßliche Bedingungen. Wie nun aber das gehörige Maß bestimmen, innerhalb dessen diese beiden Vermögen sich in ihrer Uebung zu halten haben? Glücklicherweise giebt es noch ein drittes, was man kaum definiren und doch nicht wegleugnen kann, ein geheimnißvolles und echt Französisches Vermögen*), den Geschmack.

Der wahrhafte Geschmack ist nicht jene kleinliche Reizbarkeit, die sich von der geringsten Kühnheit beleidigt fühlt und sich vor der leichtesten Neuerung entsetzt, er ist ein eben so männlich-kräftiges als zartes Gefühl, was unter allen Formen, unter allen Namen, das Genie zu erkennen und verehren versteht. Das Studium, weit entfernt, ihn zu beeinträchtigen, soll ihm Stärke und Breite geben. Ueben wir also dieses köstliche Vermögen, ohne welches die Kunst nicht existirt, geben wir mit ihm an die literarischen Compositionen jeder Zeit und jedes Landes, wie man an den Meisterwerken der Musik und der Malerei sein Ohr und seine Augen bildet.

Die Zukunft, meine Herren, ist der Glaube unserer Zeit; sie ist die Fackel der Vergangenheit, das Gestirn der Gegenwart. Alles, was nur heutzutage denkt, ringt danach, die noch verhüllten Lettern ihres strahlenden Symbols zu entziffern. Sie hat ihre Zweifler und Verächter, sie hat ihre blinden Verehrer und ihre Fanatiker. Bleiben wir fest, meine Herren, dieser großen Idee unserer Zeit gegenüber; lassen wir uns nicht unsere Vernunft durch diesen Gedanken der Zukunft verwirren, der so schwankend wie mächtig ist, gleich dem Gedanken des Unendlichen. Bewahren wir mitten unter den Sekten, die sich bilden, den Schulen, die auftreten, den Meinungen, die ans Licht wollen, die Freiheit unseres Urtheils und die Unabhängigkeit unseres Geistes.

Derjenige, welcher zu Ihnen spricht, wird sie immer für sich in Anspruch nehmen, wie für Alle. Er gehört keiner Sekte, keiner Schule an; er ist ein Soldat jener großen Entdeckungs-Expedition, jenes großen Eroberungsheeres, was sich aller Orten rührt und aufbricht und mit Flammeneifer auf ein Ziel losgeht, das ihm noch nicht völlig sichtbar geworden. Welches es sey, vermag vielleicht kein Einziger zu sagen. Aber die Seelen haben die Ahnung davon und das Vorgefühl. Hört hin! Aus jedem Munde, aus allen Büchern, von allen Kanzeln und Katheedern erschallen Stimmen, die eine religiöse, moralische, gesellschaftliche Verjüngung verkündigen oder verheißen. Auf dem Boden der Religion ruft der vorwärtsdringende Verfasser der Études sur l'histoire de France die Umbildung des Christenthums aus, dessen Poesie er wieder erweckt hat. (!!!) Herr de la Mennais, ungeachtet des traurigen Widerstandes, strebt, den Katholizismus durch den Bund mit Philosophie und Freiheit zu verjüngen. Ein tiefer Denker, dessen Ruf von Tag zu Tage wächst, Herr Balanche, hat schon längst die Wiedergeburt der Gesellschaft von einer neuen Offenbarung des Christenthums erwartet und gefordert. Auf dem Boden der Philosophie ertönt der Ruf nach den Neuerungen der Zukunft noch viel unumwundener. Man höre die aus dem Saint-Simonismus hervorgegangene Schule, die seinen Verirrungen entronnen; höre meine jungen berühmten Kollegen, Herrn Lerminier, dessen Beredtsamkeit Ihnen gerade an diesem Orte so gegenwärtig ist; Herrn Jeoffroy, dessen ruhig klarer Geist den neuen Horizont immer mehr und mehr erhellt. Man höre die Diskussion des Tages, wie die Erhebung in ihr wächst, wie überall eine übereinstimmende Richtung unter den verschiedensten Namen und Farben hervorbricht. Glauben wir also an die Zukunft, und suchen wir ihre Wege. Dringen wir auf verschiedenen Pfaden zu dem Ziele, wohin der Gott der Menschen sie führt. Ziehen wir dahin, eine freiwillige Schaar, unser einziges Kommando: Vorwärts! unser einziges Losungswort: Freiheit! Ziehen wir dahin, Jeder unsere Fahne schwingend und uns aus der Ferne Signale des Geistes und Grüße der Freundschaft zusendend. Und wenn auf dem weiten staubigen Wege oder in den Sümpfen der Ebene unser Glaube wanken und unser Herz sinken wollte, dann laßt uns einander anfeuern, die Monumente des Genius betrachten, die die Heerstraße der Zeiten kränzen, wieder lesen die göttlichen Werke unserer Väter, wie die Krieger Sparta's zur Schlacht gingen, Hymnen im Munde, nachdem sie niedergefallen vor den Haus-Altären und den Halbgöttern des Vaterlandes.

Meine Herren, ich habe mein Bekenntniß mit Aufrichtigkeit und vollem Vertrauen vor Ihnen abgelegt; ich habe Ihnen das Ideal gezeigt, nach welchem ich immerdar beharrlich streben werde. Das Unternehmen ist groß; aber in Wahrheit, wozu wäre die Jugend denn gut, wenn nicht zum Erstaunen großer Unternehmungen, und zum Hegen stolzer Hoffnungen? Ich zähle übrigens, meine Herren, auf den Beistand der Zeit und den Ihren; und wende mich nun an den zahlreichen Theil des Auditoriums, dem ich mich besonders nahe fühle durch Alter und gemeinsame Neigung; ich bitte Sie, meine Herren, gewähren Sie mir ferner Ihr Wohlwollen und Ihren freundschaftlichen Beistand. Wir haben eine lange Zeit mit einander vorwärts zu gehen! halten wir uns gegenseitig aufrecht! ermuthigen wir einander auf diesem langen und oft beschwerlichen Wege, auf dem Sie mir gestatten, Ihr Führer zu seyn. Die Wissenschaft ist immer ein Bedürfniß für den Menschen; es giebt Zeiten, wo sie eine Pflicht ist. Eine solche ist die unserige; wir befinden uns in einem Zwischenakt des großen gesellschaftlichen Drama's, welches im Jahre 89 begonnen hat, oder vielmehr dies Drama ist wie die alte Tragödie, deren Gang durch keine Pausen unterbrochen wurde; es erhob sich nur zwischen den Verwickelungen und Katastrophen die Stimme des Chors, immer würdig und gemessen, immer in höherem Einklang und prophetisch, aus dem, was vorgegangen, die geistige Lehre ziehend, und ahnen lassend, was kommen mußte. Es ist an uns, meine Herren, das Geschäft eines ernsthaften Chores zu übernehmen, auf daß keine Lücke sey in dem großen Drama; daß die Stimme der Seele nicht verstumme in den Zwischenpausen der Handlung; daß sie sich abrolle in ihrer majestätischen Einheit, und die Scenen der Vergangenheit sich anknüpfen an die Lösung der Zukunft.

(R. d. d. M.)

*) Lessing hat dieses Französische Vermögen besonders zu rühmen verstanden.

Bibliographie.

Un accès de fièvre. (Das Fieber.) Erzählung von J. Becard. 7½ Fr.

Le bigame. (Der Mann mit zwei Frauen.) Roman von H. Ballie. 4 Bde. 12 Fr.

Le comptoir, la plume et l'epée. (Eine Sittenschilderung unserer Zeit.) Von Lamothe Langon. 15 Fr.

Sur l'état de la société. (Der Zustand der Gesellschaft zu Anfang des J. 1834.) Vom Grafen Du Hamel. ½ Fr.

Louvel et l'inconnu. (Louvel und der Unbekannte.) Von Hrn. von Lamothe-Langon. 2 Bde. 15 Fr.

Scénes de la vie de Provence. (Leben in der Provence.) Von Balzac. Erster und zweiter Band. 15 Fr.

Simon de Nantua. — Erzählung von L. de Jussieu. 3 Fr.

Le triomphe de Bacchus. (Trinklieder.)

England.

Die beiden Capitaine Roß.

Der Capitain John Roß, der von seinem Neffen James Clarke Roß zu unterscheiden ist, lernte schon von früh an den Seedienst ken-

nen. Im Jahre 1805 wurde er Lieutenant, und sieben Jahre darauf ward ihm durch die Begünstigung von Seiten des Admirals Sir George Hope, mit welchem er auf der „Victoria" gedient hatte, der Oberbefehl über ein Schiff anvertraut. In der Ostsee verschaffte er sich als Capitain der „Briseis" auch die Achtung der Schwedischen Regierung und erhielt von derselben zur Anerkennung seiner Verdienste den Schwert-Orden. Für einige Jahre zog er sich bald darauf in das Privatleben zurück, bis der zufällig angeknüpfte Umgang mit einem reichen und wohlwollenden Patrioten, Felix Booth, in John Roß einen lange im Stillen gehegten Wunsch zur Reife brachte. Die Bereitwilligkeit des Freundes zur Beisteuer von Geldmitteln war eben so groß als des Capitains Eifer, um den entworfenen Plan zu einer Nordpol-Expedition in Ausführung zu bringen, und so war in möglichst schneller Zeit ein Dampfschiff, Namens „Victoria", welches bei Liverpool zur Fähre gedient hatte, in ein Segelboot verwandelt, dessen Construction und Ausrüstung für eine nordwestliche Durchfahrt berechnet war. Am 23. Mai 1829 verließ Capitain Roß die Themse mit der „Victoria" und einem Transportschiff, das ihn so weit begleiten sollte, als der Andrang des nördlichen Eises die Weiterfahrt desselben nicht behinderte. Seitdem war erst in der Mitte des Oktobers 1833 eine erfreuliche Nachricht eingelaufen, daß die „Victoria" wohlbehalten ihre Fahrt fortgesetzt habe.

Ungleich bedeutender sind die Verdienste des Capitains James Clarke Roß. Dieser begann unter dem Befehl seines Oheims auf der „Briseis" seine Laufbahn und hatte bereits den Marinedienst fertig erlernt, als die „Isabella" von ihrer Nordsee-Expedition zurückkehrte. Durch diese Reise war nichts weiter gewonnen, als die Ehren-Rettung Baffin's, der bis dahin in den Augen des Publikums für einen Betrüger gegolten hatte. Mit dem Erfolg des Unternehmens unzufrieden, beschloß die Regierung eine neue Sendung. Die „Hekla" ward ausgerüstet, der Lieutenant Parry im Januar 1819 zum Führer ernannt und der jüngere Roß zu seinem Begleiter bestimmt. Am 4. September durchschnitt die „Hekla" den 110.° westlich von Greenwich, und die Offiziere nebst der Mannschaft gewannen dadurch den in Folge einer Parlaments-Akte ausgesetzten Preis von 5000 Pfund Sterling. Im Oktober 1825 war die Fahrt beendet, und Parry's Berichte waren voll vom Lobe des jüngeren Roß. Die durch diese Expedition gewonnenen Entdeckungen machten einen endlichen Erfolg bei fortgesetzter Ausdauer so wahrscheinlich, daß Parry im nächsten Frühjahr mit den beiden Schiffen „Hekla" und „Fury", von denen das letztere unter seinem speziellen Befehl stand, zu einer neuen Fahrt abgesandt wurde; Roß war abermals sein Begleiter. Am 29. April verließen die Schiffe Deptford und erreichten Anfang Juni die Davis-Straße. Nach einer Untersuchung der Nordost-Küste Amerika's kehrte man im Oktober 1823 zurück. In seinem diesmaligen Bericht hob Parry besonders das Verdienst hervor, das sein Begleiter sich um die Aufbewahrung ausgestopfter Vögel und anderer Thiere erworben hatte. Als nicht minder wichtig und von wissenschaftlichem Interesse wurden seine Mond-Beobachtungen und seine Bestimmungen der Länge nach Chronometern gerühmt.

Das Verlangen, das endliche Ziel der Unternehmungen vor Augen zu sehen, war durch die letzte Expedition keineswegs befriedigt, vielmehr nur lebhafter erregt; man beschloß einen dritten Versuch, und am 8. Mai 1824 segelten die „Hekla" unter dem Capitain Parry und die „Fury" unter dem Lieutenant Roß von Deptford ab. Beide Führer waren bereits vor längerer Zeit in ihrem Range erhöht. Am 10. September erreichten die Schiffe den Lancaster-Sund, und am 1. Oktober wurden sie genöthigt, in der Prinz-Regenten-Einfahrt bei Port Bowen ihre Winter-Station zu nehmen. Im Juni des nächsten Jahres wurde Roß mit vier Mann abgeschickt, um nordwärts von dem gewählten Ankerplatz die Küste der Prinz-Regenten-Einfahrt zu untersuchen, an den schon früher besuchten Stellen (die Einfahrt war im August 1819 entdeckt worden) nochmals Beobachtungen wegen der geographischen Länge anzustellen und den Zustand des Eises in jenen Gegenden genau kennen zu lernen. Lieutenant Roß hatte in einigen Tagen seine Untersuchungen beendet, und am 20. Juli waren die Schiffe im Stande, ihre Winter-Station zu verlassen und in See zu stechen. Kaum war man jedoch acht Meilen gesegelt, als die Weiterfahrt durch den Andrang der Eisschollen unmöglich wurde. Die „Fury" schleuderte ein heftiger Wind gegen die Küste; man brachte die Ladung ans Land, nahm Offiziere und Mannschaft an Bord der „Hekla" und war genöthigt, mit dieser allein die Rückfahrt anzutreten. Am 10. Oktober 1825 erreichten die Seefahrer die Orkney-Inseln. Aus dem dermaligen Bericht des Capitain Parry ergab sich, daß die Zoologie in Folge dieser Expedition mit 8 Arten Säugethiere, 29 Vögel-, 5 Fisch- und 12 Insekten-Spezien durch die Bemühungen des Lieutenant Roß bereichert war.

Dies war von Seiten der Regierung und auf Königlichen Schiffen der letzte Versuch zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt. Capitain Parry's Eifer ruhte jedoch nicht, und bald war es ihm durch die Verwendung des Viscount Melville, damaligen ersten Lords der Admiralität, möglich, die Mittel zu einer neuen Unternehmung zu gewinnen, bei der man auf Schlittenböten den Nordpol zu erreichen bezweckte. Am 25. März 1827 segelten Parry und Roß mit der „Hekla" von Neuem ab und landeten gegen Ende Juni in einer Bucht auf Spitzbergen, die nach dem Schiffe später benannt wurde. Von dort aus begannen sie ihre wunderbare Reise durch die Eismassen auf zwei eigens dazu erbauten Schlittenböten, „Unternehmung" und „Bestrebung" genannt, Parry auf jenem, Roß auf dem letzteren. Wenige Tage waren sie mit großer Beschwerde vorgerückt, als Lieutenant Roß eine schwere Quetschwunde erhielt, welche ihn außer Thätigkeit setzte und sogar die Besorgniß erweckte, die Verletzung des Rückgrades werde von den traurigsten Folgen werden. Gleichwohl setzte man die mühsame und alle Abwechselung entbehrende Fahrt bis zum 26. Juli fort, wo man etwas weiter als bis 82° 45' vorgedrungen war und am weiteren Vorrücken verzweifelte. Nach der Rückkehr stattete Parry über die Resultate der Reise Bericht ab, und Roß, der inzwischen zum Commandeur befördert war, gab die Beschreibung seiner neu gewonnenen zoologischen Schätze. Ihm zur Ehre hatte Parry eine kleine Insel, nunmehr das nördlichst gelegene bekannte Land, nach dem Namen des wackern Gefährten benannt.

Im Mai 1829 lag die „Victoria", zu deren Ausrüstung Herr Felix Booth, wie wir oben bemerkten, die Geldmittel beigesteuert hatte, unter der Anführung des Capitain John Roß segelfertig, und der Neffe James Clarke Roß war bald entschlossen, an der Reise seines Oheims Theil zu nehmen, um die astronomischen und naturhistorischen Untersuchungen zu leiten. Der letzte Brief des Commandeurs der „Victoria" war abermals voll vom Lobe des James Clarke, der den Reisenden sich auch um deswillen ganz unentbehrlich machte, da er der Einzige war, der, der Sprache der Eskimo's mächtig, mit den Eingebornen der Polar-Länder sich zu verständigen wußte.

Diese letzte Expedition wird sich in wissenschaftlicher Hinsicht zweifelsohne als höchst wichtig erweisen, und es stände nur zu wünschen, daß alsbald noch eine andere veranstaltet würde, um die wahre Lage des Magnet-Pols genau kennen zu lernen, da die Ergebnisse sämmtlicher Entdeckungsreisen bisher nur eine Annäherung an dessen wahre Lage enthalten. Es versteht sich von selbst, daß der nunmehr zurückgekehrte jüngere Roß, der dreizehn Sommer und acht Winter in den arctischen Regionen verlebt hat und sich trotz aller Anstrengungen und Mühen einer festen Gesundheit erfreut, diese Unternehmung leiten müßte. (U. S. J.)

Bibliographie.

Oaths, their origin, nature and history. (Ueber den Eid, seinen Ursprung und seine Geschichte.) Von A. Sedgwick. Zweite Auflage. 4 Sh.

Sir Rodolph of Hapsburgh. (Rudolph von Habsburg.) Historischer Roman. 3 Bde. 31½ Sh.

Entomologia Edinensis. (Edinburger Insektenkunde.) Von J. Wilson und J. Duncan. 12 Sh.

A treatise on field fortification. (Ueber Feld-Fortification.) Von J. S. Macaulay.

Mannigfaltiges.

— Zur Arithmetik des menschlichen Lebens. Einige frühere Blätter des „Magazins" (Nr. 4, 9 und 11 von d. J.) theilten mehrere statistische Uebersichten der Mortalität in verschiedenen Ländern Europa's mit. So ungewiß auch immer die einzelnen numerischen Details und die aus ihnen gezogenen Folgerungen seyn mögen, so haben sie doch ein eigenes Interesse, selbst für denjenigen, welcher unbefangen genug dasteben möchte, um den verführerischen Reiz imponirender Hypothesen zurückzuweisen. Wir geben hier zu jenen Mittheilungen einen ergänzenden Beitrag, welcher zeigt, auf welche auffallende Weise sich der Gesundheits-Zustand in Europa und durch ihn die menschliche Lebensdauer verbessert hat. Die Stadt Genf giebt in der Folge von fast drei Jahrhunderten für die wahrscheinliche und mittlere Lebensdauer in verschiedenen Zeiträumen folgende Uebersicht:

			Wahrscheinliche Lebensdauer.		Mittlere Lebensdauer.*)	
Von 1500	bis	1600	4 Jahre	9 Monate	18 Jahre	5 Monate
„ 1601	„	1700	7 „	11 „	23 „	4 „
„ 1701	„	1760	27 „	3 „	32 „	8 „
„ 1761	„	1800	32 „	4 „	33 „	7 „
„ 1801	„	1813	37 „	10 „	38 „	6 „
„ 1815	„	1826	45 „	10 „	38 „	10 „

Diese günstigen Resultate müssen theilweise der Vervollkommnung der moralischen und physischen Erziehung zugeschrieben werden. — Auffallend sind zwei Sprünge in der Progression der wahrscheinlichen Lebensdauer, der eine zu Anfang des 18ten, der andere zu Anfang des 19ten Jahrhunderts. Ob die Vervollkommnung der Entbindungskunst, die Abschaffung des früher allgemeinen Gebrauchs, die Kinder einzuschnüren, für die erste Epoche, und für die zweite die allgemein eingeführte Vaccination durch die Sorgfalt des Professors Odier so günstige Wechsel hervorgebracht, bleibt dahin gestellt, doch kann der Einfluß dieser Umstände wohl nicht ganz in Abrede gestellt werden.

— Französische bildende Kunst. In Paris zählt man gegenwärtig 593 Maler, und zwar Aquarell-, Thier-, Blumen-, Genre-, Geschichts-, Marine-, Landschafts-, Naturgeschichts-, Miniatur-, Portrait- und Ruinen-Maler; außerdem 431 Decorations-, Zimmer-, Tapeten-, Glas- und Wagen-Maler; 366 Architekten; 130 Bildhauer; 373 Kupferstecher, Stempel-, Holz- und Steinschneider, so wie Graveurs aller Art.

*) Die wahrscheinliche Lebensdauer bezeichnet das Alter, bis zu welchem die Mehrzahl der Neugebornen stirbt; die mittlere Lebensdauer jedoch das durchschnittliche Alter aller Verstorbenen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Mittwoch den 19. März 1834.

England.

The Pilgrims of the Rhine; by the author of „Pelham" etc. (Die Pilger des Rheins.) Von E. L. Bulwer. London, 1834.

Seit langer Zeit ist kein Werk dem Englischen Publikum mit solchem Prunk schon lange vorher angekündigt worden, wie das vorliegende Buch. Ein ganzes Jahr hindurch hat es uns in Zeitungen und Magazinen verfolgt, und durch das lange Harren auf das verheißene Geschenk war unsere Geduld fast erschöpft. Wahrscheinlich ist sein Erscheinen durch die glänzende typographische Ausstattung und durch die beigegebenen herrlichen Kupfer verzögert worden; und in der That, wenn ein solches Verdienst im Stande ist, das Publikum dafür zu entschädigen, daß man seine Neugier einer so tantalischen Folter unterworfen hat; und die Verleger, denen die Ankündigung ihres Plans und die Entschuldigungen wegen des Verzugs schon im voraus beträchtliche Kosten verursacht haben müssen, zu rechtfertigen, so kann die Pracht des Werkes gewiß vollkommen Genüge leisten. Das Buch ist so elegant, nicht allein was den äußeren Einband betrifft, denn dies ist ein schon gewöhnlicher Vorzug, sondern vermöge seines Papiers, seines Drucks und seiner Kupfer, daß es bloß um dieser Eigenschaften willen Käufer finden würde, selbst wenn es sich nicht durch seinen inneren Gehalt Popularität erwerben sollte. Doch das wäre ein leidiger Triumph für einen Genius, wie Bulwer, wenn er sich durch den Kupferstecher erst Eingang in die Welt verschaffen müßte. Nein, das Buch gehört zu denen, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen würden, und wären sie im gröbsten Gewande erschienen.

Der Plan, welcher dem Werke zu Grunde liegt, dient eigentlich nur als Faden zur Anknüpfung von Erzählungen und Ortssagen; abwechselnd Erzähler und Zuhörer sind drei Rhein-Reisende, die sich mit solchen Unterhaltungen die traurige Eintönigkeit einer Reise zu erheitern suchen, welche in der vergeblichen Hoffnung unternommem worden, die Gesundheit eines an der Abzehrung dahinschwindenden schönen Mädchens wiederherzustellen. Vane, der Vater Gertrud's, bildet einen frappanten Gegensatz zu dem romantischen Trevelyan, ihrem Geliebten, und Gertrud ist ein weibliches Wesen, das mit dem Ideal, welches die Welt von dem Schönen sich bildet, nahe Verwandtschaft hat. Trevelyan, dessen Liebe zu Gertrud hoffnungslos ist, weil ihr Körperzustand keine Heilung mehr zuläßt, lebt in einer Traumwelt, ihm wird alles Sichtbare und Fühlbare zu Poesie, und der Mondschein zehrt ein bedeutendes Theil seines Talents hinweg; Vane schilt ihn einen unpraktischen Liebhaber und streitet mit ihm über den Werth der Lebenserfahrung, aber Trevelyan ist von seinen Idealen so eingenommen, daß Vane, der doch wirklich ein Mann von Gefühl ist, von ihm der Hartherzigkeit und des Mangels an Phantasie beschuldigt wird. Dieser Widerspruch in den Charakteren belebt die trübe Reise, in die durch das gelegentliche Erzählen einer Geschichte zur Aufheiterung der sterbenden Gertrud noch mehr Abwechselung gebracht wird. Die meisten dieser Geschichten werden an dem Ort erzählt, wo sie vorgefallen seyn sollen, und da die Kupfer der Einbildungskraft zu Hülfe kommen und uns das Lokal selbst vor Augen führen, so wird die scenische und dramatische Wirkung noch vermehrt. Da aber der ganze Plan eine idealistische Richtung hat, so hat der Dichter auch die Geisteswelt in die Handlung hineingezogen, und hin und wieder erscheint an den Ufern des Rheins, ohne gerade auf das Geschick der Reisenden einzuwirken, eine Elfenschaar, die sich nach Geisterart erlustigt. Es sind Englands Elfen, die, der grünen Hügel überdrüssig und liebeskrank, einen Ausflug nach Deutschland gemacht haben, um zu sehen, wie es ihren Freunden in jenem Theil der Welt ergeht, und um neue Mährchen zu sammeln, mit denen sie sich dann in ihrem unfreundlicheren Lande, in den kühlen Mondnächten, die Zeit vertreiben wollen. Wir müssen gestehen, daß es uns nicht gelingen will, diesem wunderlichen Einfall Bulwer's ein Interesse abzugewinnen; er hat zwar seine Elfen recht lieblich dargestellt und ihnen einige artige Geschichtchen in den Mund gelegt, sie auch recht nette Soirées halten lassen, aber der Zusammenhang zwischen ihnen und den irdischen Charakteren des Romans ist zu lose, um die Phantasie des Lesers anzusprechen; denn gewiß wird man sich eher darüber wundern, was die Elfen eigentlich sollen, als an ihrem Erscheinen Gefallen finden. Herr Bulwer scheint einen etwas unklaren nnd wirren Einfluß der Geisterwelt im Sinne gehabt zu haben, und das Resultat davon ist dieses Buch; aber wenn es auch nicht ganz unmöglich ist, einigermaßen zu errathen, was er gewollt, so ist doch so viel klar, daß es ihm nicht gelungen, seinen Gedanken solchen Lesern verständlich zu machen, deren Gemüth nicht schon für dergleichen Eindrücke gestimmt ist. Das Ideale verträgt keine mühsam ausgeführte Entwickelung; es ist zu ätherisch für eine analytische Untersuchung; denn am Ende, wir mögen es nun anstellen, wie wir wollen, sind wir nie im Stande, es durch eine angemessene Form auszudrücken. Es läßt sich wohl fühlen, aber nicht beschreiben, nicht darstellen. Und dies ist auch Herrn Bulwer nicht entgangen, denn er spricht den Wunsch aus, daß die Kritiker und das Publikum sein Werk „nicht sowohl nach den Regeln der Prosa, als nach denen der Poesie beurtheilen möchten, weil es nach diesen entworfen und ausgeführt worden." Eigentlich aber ist es ein Gemisch von beidem; es ist weder Poesie, noch Prosa, sondern bald das erstere, bald das letztere. Der vorherrschende Charakter jedoch ist der eines poetischen Gemüths, das sich in der Einsamkeit des Rheins in träumerische Melancholie versenkt.

Am meisten gefällt uns die Geschichte von Trevelyan und Gertrud. Die Leidenschaft Trevelyan's für ein Mädchen, die dem Tode mit raschen Schritten entgegeneilt, und der keine Arznei mehr helfen kann, ist überaus rührend und anziehend; und die milde Heiterkeit, die Reinheit und die liebreiche Geduld Gertrud's hat der Verfasser trefflich gezeichnet. Wir wollen uns die Else Nymphalie von Trevelyan und Gertrud erzählen lassen, wie sie, ihren Gespielinnen von ihren nächtlichen Abenteuern meldend, die hoffnungslos, aber innig Liebenden schildert:

„Darauf kam ich an eine einsame Kammer, in der ein Mädchen von der zartesten Jugend betend neben ihrem Bett kniete, und ich sah, daß der Hauch des Todes über sie hingegangen war, und Mehlthau lag auf den Blättern der Rose. Im Zimmer war Alles still und lautlos; der Engel der Unschuld schwebte über dem Gemach. Ihr Herz war voll Liebe und voll heiliger Gedanken, und ich ließ sie träumen von dem langen Leben, das ihr versagt war, und von einer seligen Heimath, von den Küssen ihres jungen Geliebten, von ewiger Treue und immer gleicher Zärtlichkeit. So mochte sie wenigstens in Träumen genießen, was das Schicksal in der Wirklichkeit ihr verweigert hatte! Und als ich das Gemach verließ, fand ich ihren Getreuen, eingehüllt in seinen Mantel, neben der Thür hingestreckt, denn sein inneres Gefühl weissagt ihm mit Fieberschauer und Verzweiflung das Geschick, das ihrer harrt, und so empfindet er eine Beruhigung, ein Wonnegraus, wenn er die Entfernung, die ihn jetzt wenigstens nur augenblicklich von ihr trennt, vermindert weiß. Und diese Liebe schien mir eine andere zu seyn, als die Liebe der gewöhnlichen Welt, und ich hemmte meinen Flug und betrachtete sie, denn ich dachte, es möchten Jahrhunderte vergehen und an Schönheit und trauriger Wahrheit nicht ihres gleichen bringen. Aber entfernt hielt ich den Schlaf vom Auge des Liebenden, wohl wissend, daß der Schlaf ein Tyrann für ihn sey, der ihm die wenige noch übrige Zeit der wachenden Zärtlichkeit für die Geliebte verkürze; und ein ängstlicher Seufzer um sie war ihm, trotz aller Qual, süßer als der schönste Elfentraum. Also ließ ich ihn munter und wach die lange Nacht hindurch und fühlte, daß die Kinder der Erde doch etwas haben, was sie mit seligeren Geistern verbindet, so lange sie nur wahre Liebe unter sich rege erhalten."

Am gelungensten sind diejenigen Theile des Werks, welche die natürlichsten sind, besonders aber die Schilderung des Verlaufs jener trügerischen und tödtlichen Krankheit, die besonders England so eigen ist. Die Ebbe und Fluth in den Lebensgeistern, die sichtbaren Uebergänge von Bläße zu hektischer Schönheit, von Niedergeschlagenheit zu Fröhlichkeit, die überirdische Anmuth und der himmlische Ausdruck, den die Schwindsucht mit fürchterlicher Ironie den Zügen ihres Opfers verleiht, die Aufregung und Hoffnung selbst gegen die innere Ueberzeugung, die schlaflos und peinvoll durchwachten Nächte am Lager des Kranken, der keine Aussicht zur Besserung giebt, dies Alles ist auf diesen Blättern meisterhaft erhaben geschildert. Hier eine Stelle daraus, deren Wahrheit ihre Länge entschuldigen wird. Gertrud und Trevelyan sitzen allein in einem ärmlichen Gasthofe in der kleinen Stadt Brül. Sie sprechen „von Dingen, die nur für Liebende da sind!"

„Diesem Gespräch folgte ein noch süßeres Schweigen, das Schweigen des beruhigten und überfließenden Herzens. Die letzten Laute der Vögel, die langsam sinkende Sonne im Westen, der Duft des fallenden Thaus erfüllten ihr Inneres mit jener tiefen geheimnißvollen Sympathie, die zwischen Liebe und Natur waltet."

„Nach diesem Schweigen, das lange, lange dauerte und doch wie ein Augenblick verging, nahm Trevelyan wieder das Wort, aber

Gertrud antwortete nicht; er strebte noch einmal, ihr einen süßen Ton zu entlocken, aber als er sich umwandte, sah er sie ohnmächtig dahingesunken."

„Dies war das erste Zeichen davon, welchen Grad ihre stets zunehmende Schwäche schon erreicht hatte. Trevelyan's Pulsschlag stockte, dann pochte ihm das Herz gewaltig, als wollte es den Busen sprengen; tausend Besorgnisse überkamen ihn, er faßte die Geliebte in seine Arme und trug sie ans offene Fenster. Die untergehende Sonne bestrahlte ihr Antlitz, von dem das Spiel des jungen Herzens und der warmen Phantasie gestohen war, und als sie so still und ruhig dalag, konnten dem gequälten Herzen Trevelyan's die Spuren der zerstörenden Krankheit nicht verborgen bleiben. O Gott, welch' Gefühl durchbebte ihn da! Sein Herz ward wie Stein, aber er fühlte einen Blutstrom in seine Schläfe emordringen; es schwamm ihm vor den Augen, er war betäubt von der Größe seiner Verzweiflung. In der letzten Woche hatte er Hoffnung geschöpft für seine Gefährtin, denn Gertrud war stärker erschienen, als sie sich wirklich fühlte, weil ihr Glück sie trügerisch emporhob; und wenn er auch in Augenblicken, wo er die bettische Röthe kommen und versliegen, ihre Schritte wanken und ihre Brust in kurzen Athemzügen sich bewegen sah, die Hoffnung wieder plötzlich schwinden fühlte, so erfuhr er erst jetzt die ganze Fülle der Angst, die furchtbare Gewißheit des Schlimmsten, was da kommen konnte, die ihm beim Anblick des ruhigen schönen Bildes zum ersten Mal durch die Seele fuhr, und neben dieser Todesangst fühlte er doch, über die Geliebte hingebeugt, die ganze Leidenschaft der glühendsten Liebe! Da ruhte sie in seinen Armen, ein leiser Hauch stieg von den Lippen empor, auf denen die Rosen noch weilten, und das lange, reiche Haar, weich und seiden wie das eines Kindes, machte sich aus seinen Fesseln los; Alles, Alles, was zu Gertrud's Schönheit gehörte, war so lieblich, so rein und so jugendlich! Kaum siebzehn, schien sie doch noch viel jünger, als sie war; ihre Gestalt hatte die frühere Fülle verloren, aber doch auch ihre Trümmer, wie schön, wie anmuthig waren sie noch! Der Nacken weißer als Schnee, die Hand so klein, so nett! Der Liebende fühlte ihr Gewicht kaum in seinen Armen, und er, welch' ein Gegensatz! er in voller Pracht und Blüthe der schönsten Männlichkeit! Diese hohe Stirn, die lebhaften Züge, das stolze Auge, die kräftige Gestalt! Und auf ein so gebrechliches, dem Tode verfallenes Wesen hatte er all' seine jugendlichen Hoffnungen gesetzt, sein ganzes Herz ihr hingegeben, den Stolz seiner Mannheit, seinen Ehrgeiz, seine Pläne, seine volle Kraft ihr geopfert."

„„O Gertrud!"" rief er, „„ist es — ist es wirklich so? Ist keine Hoffnung mehr?""

„Und als nun Gertrud allmälig wieder zu sich kam, die Augen aufschlug und Trevelyan ins Angesicht schaute, da war der Aufruhr in seinem Innern so heftig, sein Gefühl überwältigte ihn so sehr, daß er sie fest an seinen Busen preßte, als ob der Tod selbst sie ihm nicht entreißen sollte; dann entstürzte ihm ein Thränenstrom wie in krampfhafter Todesangst, nicht die Thränen, die dem Herzen Linderung geben, sondern jener Ausbruch des im Innern tobenden Sturmes, jene brennenden Thränen, die von einer das Mark des Lebens zermalmenden Erschütterung zeugen."

„Gertrud, die nun wieder ganz wach war, schlang staunend und besorgt ihren Arm um seinen Nacken, sah ihn mit unverwandtem Blick an und beschwur ihn, zu reden."

„„War es meine Krankheit, Geliebter!"" sagte sie, und die Musik ihrer Stimme mahnte ihn nur noch lebhafter, wie bald sie ihm auf ewig verstummen werde. „„Nein, nein"", fuhr sie mit innigem Ton fort, es war nur die Hitze des Tages; ich fühle mich jetzt besser, mir ist ganz wohl, ängstige Dich nicht um mich""; und nun küßte sie ihm mit aller Unschuld und Liebe der ersten Jugend die heißen Thränen von den Augen."

„Es war in diesem armen Mädchen, die ihr Schicksal noch so wenig ahnte, eine Unbefangenheit und Harmlosigkeit, die ihr Geschick doppelt rührend machte, und wodurch sie eben über den kräftigen durch das Leben und seine Erfahrungen gestählten Trevelyan einen so unwiderstehlichen Zauber ausübte; und wie sie nun ihr Haar beiseit strich und mit der lieblichsten Anmuth zu ihm aufblickte, konnte er sich kaum enthalten, ihr den Grund seiner Angst und Verzweiflung zu gestehen. Aber die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung, die Nothwendigkeit, ihr eine Gewißheit zu verbergen, die nur, indem sie sich ihrer Phantasie bemächtigt hätte, ihr Schicksal beschleunigt und ihr den harmlosen Genuß der Stunde verbittert haben würde, diese Nothwendigkeit ermannte ihn und gab ihm wieder Fassung. Mit gewaltsamer Anstrengung, wie nur der Mann ihrer fähig ist, hielt er den Ausbruch seiner Gefühle zurück und suchte durch einen raschen Strom von Worten die Aufmerksamkeit der Geliebten von seiner Wehmuth abzulenken, da er ihr doch den Grund derselben nicht eröffnen konnte. Zum Glück kam Vane bald zurück, und Trevelyan verließ eilig das Zimmer, indem er Gertrud der Sorgfalt des Vaters überließ."

„Gertrud versank in träumerisches Sinnen."

„„Ach, mein theurer Vater!"" sagte sie plötzlich, und nach einer Pause fuhr sie fort: „„Wenn es wirklich schlimmer mit mir stände, als ich immer geglaubt habe, wenn ich jetzt sterben sollte, wie würde Trevelyan das tragen? Möchte mich Gott doch um seinetwillen leben lassen!""

„„Mein Kind"", versetzte der Vater, „„sprich nicht so; Du befindest Dich besser, viel besser als früher. Ehe der Herbst zu Ende geht, wird Trevelyan's Glück Deine pflichtmäßige Sorge seyn. Denke [illegible] so kleinmüthig von Dir selbst.""

[illegible] dachte nicht an mich"", erwiederte Gertrud seufzend, [illegible] ihn!"" —

[illegible] un einmal so viel von dieser traurigen Geschichte mitgetheilt haben, wollen wir sie auch zu Ende bringen. Wer niemals das Unglück gehabt hat, den Verlauf und das Ende einer abzehrenden Krankheit an einem jungen schönen Wesen mit anzusehen, möchte vielleicht glauben, daß das Erhabene in dem folgenden Auszuge meist dem Talent und der Beredsamkeit des Verfassers zuzuschreiben sey. Aber das Ende solcher Kranken, deren Hoffnungen in diesem Leben nicht erfüllt worden, und die das Ziel ihrer Liebe und ihres Strebens in einem Jenseits zu erreichen trachten, ist wunderbar poetisch. Sie werden von Gedanken und Gefühlen bewegt, die kaum dieser Erde angehören, und selbst ihre Art, sich auszudrücken, scheint ihnen von oben eingegeben. Unsere Wanderer haben so eben das Ziel ihrer Reise erreicht, und auch Gertrudens Leben nahet sich seinem Ende.

„Sie wohnten nicht in der Stadt, sondern hatten ihren Aufenthaltsort in deren Umgebungen gewählt, an einer Stelle, wo sich ihnen die Aussicht auf den Neckar öffnete; und sie sahen vom Fenster aus ein kleines Segel munter vorübergleiten; bald war es ihren Blicken entschwunden, und die frühere Einsamkeit ruhte wieder über den Gewässern."

„„Das Segel ist uns aus dem Gesicht"", sagte Gertrud, ihm nachblickend, „„aber immer gleitet es noch fröhlich dahin, obgleich wir es nicht mehr sehen; und ich fühle, ja, Vater, ich fühle, ich weiß, daß es auch mit uns so ist. Wir gleiten hinab auf dem Strome der Zeit, entschwinden dem Auge der Menschen, hören aber darum doch nicht auf, zu seyn.""

„Und als nun die Dämmerung herabsank, äußerte sie den Wunsch, mit Trevelyan allein zu seyn, bevor sie sich zur Ruhe begäbe. Er saß in dem Augenblick nicht an ihrer Seite, denn er getraute es sich nicht, sondern mit abgewandtem Antlitz hielt er sich in einiger Entfernung von ihr. Sie rief ihn beim Namen; er antwortete weder, noch kehrte er sich um. So schwach sie war, erhob sie sich doch vom Sopha und schleppte sich langsam das Zimmer entlang, bis zu ihm hin; dann sank sie in seine Arme."

„„O Du Böser!"" sagte sie, „„Du Böser, noch einmal! Willst Du Dich von mir wenden? Komm, laß uns noch einmal auf den Fluß hinschauen; sieh, schon bricht die Nacht über ihn herein. Unsere freundliche Reise, das Bild unserer Liebe, ist geendet, unser Segel entfaltet sich vielleicht nicht wieder. Deine Stimme wird nicht mehr die Pein der Krankheit durch Erzählungen und Gesänge mildern; die Fahrt ist zurückgelegt, das Schiff zerbrochen, und Nacht deckt seine Trümmer; aber jetzt, in dieser Stunde, liebe mich noch und sey mir so hold wie immer. Laß mich noch Deine einzige Gertrud seyn, laß mich die Augen diese Nacht, so wie sonst, mit dem süßen Bewußtseyn schließen, daß ich geliebt bin.""

„„Geliebt! O Gertrud! Wie kannst Du so sprechen!""

„„Komm, Geliebter, das ist wieder Dein Selbst!"" Und damit schmiegte sie sich mit matten Armen liebkosend an seinen Busen; „„und nun"", fuhr sie feierlicher fort, „„laß uns vergessen, daß wir sterblich sind; laß uns nur daran denken, daß das Leben ein dieser Theil, nicht das Ganze unserer Laufbahn ist; laß uns in dieser schönen Stunde, da wir noch beisammen sind, die Gegenwart des Ewigen in uns fühlen, dann wird uns der Tod nur eine kurze Trennung scheinen; und wenn erst der Schmerz des Scheidens vorüber ist, dann denke nur immer, daß wir bald uns wiedersehen werden. Wie! Du wendest Dich noch von mir ab? Sieh, ich weine nicht und bin nicht betrübt. Ich habe den Schmerz unserer Trennung überwunden, willst Du von mir Dich besiegen lassen? Erinnerst Du Dich, Albert, daß Du mir einst erzähltest, wie der Weiseste der Weisen des Alterthums, im Gefängniß und den Tod vor Augen, seine Freunde mit dem Beweis von der Unsterblichkeit der Seele tröstete. Ist das kein Trost? reicht er nicht hin? oder hältst Du ihn nur für weise von den Lippen der Weisheit, aber für eitel von den Lippen der Liebe?""

„„Still, still!"" sagte Trevelyan verwirrt, „„oder ich muß glauben, daß Du schon ein Engel bist.""

„Doch wir ziehen einen Vorhang über dieses Zwiegespräch und lassen die letzten heiligen Worte, die sie noch auf Erden mit einander wechselten, unenthüllt."

„Als Vane und der Arzt sich leise wieder ins Zimmer stahlen, winkte ihnen Trevelyan, still zu seyn. „„Sie schläft"", flüsterte er, „„Si!"" Und wirklich war sie, ermattet von ihrer Aufregung und eingewiegt von dem Glauben, daß sie den beruhigt, bei dem ihr Herz immerdar weilte, an seiner Brust in Schlaf oder vielleicht in Ohnmacht versunken. Wie sie nun da lag, so schön, so hinfällig, so zart, wandelte sich die Dämmerung in Nacht, und der erste Stern schimmerte, wie die Hoffnung auf ein Künftiges, in die Finsterniß der Erde herein."

„Nichts glich der Ruhe draußen, außer die lautlose Stille drinnen; denn Niemand in der Gruppe regte sich oder sprach, und Trevelyan, über die Geliebte gebeugt, verwandte seine Augen nicht von ihrem Angesicht; er hing über ihrem halb offenen Munde und glaubte ihren Athem einzusaugen. Aber ach, der Athem war schon entflohen! Ohne einen Seufzer war sie vom Schlaf in den Tod hinübergesunken, in einen glücklichen, sehr glücklichen Tod! Eingewiegt in den Armen der wandellosen Liebe und in ihren letzten Gedanken durch das Bewußtseyn ihrer Unschuld und durch himmlische Zuversicht erheitert und erquickt!" —

Das ist echter Genius; — es ist uns nie ein rührenderes und treueres Gemälde des tiefsten Leidens vorgekommen.

Die Novellen, welche in den Roman verwebt sind, zeugen von großer Gewandtheit, und einige darunter, zum Beispiel „das Mädchen von Mecheln" und „Meister Fuchs als Freier", sind ausnehmend schön und dramatisch.

Aber es ist ein Unglück, daß Herr Bulwer seinen besten Werken durch Selbstgefälligkeit und Affectation schadet. Wären die literari-

schen und persönlichen, unmittelbaren und mittelbaren Eitelkeiten, die den Zauber der Sprache so häufig trüben, aus dem Buche getilgt, so würde man ihm unbedingte Bewunderung zollen müssen. Proben von dieser Schwäche, worin der Verfasser des „Pelham" befangen ist, brauchen wir nicht erst anzuführen, denn das Publikum kennt den Charakter der Schwäche, die wir meinen, schon zur Genüge. Vielleicht dürfte man dagegen nichts einzuwenden haben, daß auch Herrn Bulwer's Portrait diesem Buche beigefügt ist, denn es ist nun einmal in neuester Zeit ein Fehler beliebter Autoren, daß sie der Welt auf diese egoistische Weise ihr Antlitz zeigen; aber wir können nicht umhin, unser Bedauern darüber kundzugeben, daß ein Mann von solchem Talent es nicht verschmäht hat, der niedrigsten aller Leidenschaften auf eine so kleinliche Art zu fröhnen. Die Eitelkeit des Herrn Bulwer ist seiner unwürdig; sie bringt uns dahin, daß wir uns unwillig von seinen Blättern wegwenden. Wir sehen in ihm einen jungen Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, der aber sein höheres Talent fast nur in der Absicht anwendet, um dadurch, daß er der Menge schmeichelt und ihr Urtheil besticht, seiner Eigenliebe zu dienen. Abwerfen sollte er die leichte Hülle des literarischen Ehrgeizes und fortan seine Bücher nur sich selbst widmen. (A.)

Bibliographie.

Medica sacra. (Die in der heiligen Schrift vorkommenden wichtigen Krankheits-Arten.) Von Dr. Thomas Shapter. 7 Sh.

Hymns for the lifting up of the hearts of god's people. (Lieder und Gebete.) 3 Sh.

An Encyclopedia of geography. (Geographische Encyklopädie.) Von Hugh Murray. Erste Lfg. 5 Sh. [Das Ganze wird aus 12 monatlichen Lieferungen bestehen.]

Sketches in Spain. (Spanische Skizzen aus den Jahren 1829—30—31 und 32.) Von Cap. Coot. 2 Bde. 21 Sh.

The Hamiltons, or the new era. (Das neue Zeitalter.) Roman vom Verfasser der „Mütter und Töchter." 3 Bde. 31½ Sh.

Spirit of peers and people. (Pairs- und Volks-Geist.) Eine nationale Tragi-Komödie. 5 Sh.

Afrika.

Reise des Missionairs Kay in das Land der Kaffern.

(Schluß.)

Diesen Wilden fehlt es durchaus nicht an einer gewissen ernsten Höflichkeit (ein Erbtheil des ursprünglichen Lebens), die alle ihre Diskussionen leitet. Die Mitglieder unserer berathenden Versammlungen sollten immerhin eine kleine Reise ins Land der Kaffern machen, um dort ohne Gezänk diskutiren und ihre Ansichten ohne Grobheit behaupten zu lernen. Nie wird ein Redner unterbrochen; man hört aufmerksam Alles an, was Einem der Gegner einwirft; das Gedächtniß des Einen, viel treuer als ein geschriebenes Dokument, führt dem Anderen jedes Argument, worauf er sich stützt, wieder vor; er wiederholt sie sämmtlich mit einer erstaunenswürdigen Genauigkeit und sogar in derselben Ordnung, in der sie vorgetragen wurden. Der Kaffer spricht wenig, aber mit Würde und Ernst, gewichtig, so, als wenn er etwas Bedeutendes von sich gäbe. Die kleinen Kinder selbst, wenn die gewöhnlichste Frage an sie gerichtet wird, thun einen Schritt vorwärts, strecken die Hand aus, gleichsam als wollten sie ihren Worten mehr Gewicht und Würde geben, und sprechen ihre Antwort mit feierlichem Ton. Selten bestraft man einen Verbrecher mit dem Tode; Diebstahl, Ehebruch und Mord werden durch eine Geldstrafe gebüßt, die sich in einigen Fällen auf das ganze Eigenthum des Angeklagten erstreckt, in anderen nur in einem oder zwei Stück Vieh besteht.

Das Religiöse ist bei den Kaffern noch auf der untersten Stufe der Entwickelung; sie verharren noch im Fetischismus. Man könnte die in ihrem Stamme verbreiteten abergläubischen Vorstellungen als Trümmer eines alten ausgearteten Kultus ansehen, als Zeugen einer vollkommeneren und höheren Bildung. Sie haben kein religiöses System; der Herr des Donners, Qudahli, flößt ihnen eine Art unbestimmter Furcht ein; einige Stämme verehren ihn mit einem Schreckens-Kultus und bringen ihm unter dem zwiefachen Namen des Morienko und Burinko Opfer. Der gute Geist Tiko ist von den Missionairs in Dutiko verwandelt worden, den allmächtigen guten Geist; so nennen sie den Gott, in dessen Lehre man sie jetzt unterweist, und den sie nun in ihrer Unwissenheit eher für ihren alten Geist ansehen mögen, als für den Gott der Christen. Tikalosli, ein wunderlicher unsichtbarer Dämon, in der Art der Schottischen Kobolde und Spuken, ist, wie sie sagen, der böse Geist der Frauen; er ist es, der sie zu schlechter Aufführung bewegt, daß sie ihres Mannes vergessen und den Frieden des Hauses stören. Bisweilen treten die Männer, die Ursache zu haben glauben, sich über ihre Frauen beklagen zu müssen, zusammen, stürmen eine leere Hütte, die sie als Aufenthaltsort des Dämon Tikalosli annehmen, und erheben, wenn sie diesen wohlfeilen Sieg errungen haben, ein großes Freudengeschrei. Herr Kay ist bei mehreren abergläubischen Ceremonien zugegen gewesen. Er hat den Manen eines Vorfahren eine Ferse opfern sehen, den man der Verheirathung eines jungen Mädchens geneigt machen wollte; ingleichen ist er Zeuge gewesen von der Ehrfurcht der Kaffern für einige Zauberer; auch hat er bemerkt, daß die Beschneidung in allgemeinem Gebrauche bei ihnen ist, ohne weitere Spur des Islamismus. Bei Eintritt des mannbaren Alters werden die jungen Leute von ihren Freunden getrennt, leben drei Monate lang isolirt und werden dann wieder mit einer großen Ceremonie in die Gesellschaft zurückgeführt, wo alsdann die Beschneidung erfolgt. Die, welche dies Geschäft verrichten, tragen eine seltsame phantastische Kleidung, sprechen gewisse Worte und werden zu den Kriegern gerechnet. Die mannbaren Mädchen sind einer ähnlichen Ceremonie unterworfen.

Die Leichen der gemeinen Leute werden dem Zahn der Hyänen preisgegeben; die der Häuptlinge und ihrer Weiber werden auf dem Kraal begraben. Im Allgemeinen halten die Kaffern die Gegenwart des Todes für etwas Pestartiges und dem ganzen Dorfe Unheilbringendes. Die Magiker haben, trotz der Bemühungen der Missionairs, ihre Gewalt über die Nation nicht verloren. Bei alle dem scheint uns Herr Kay die Frevel des Kaffrischen Heidenthums zu stark aufgetragen zu haben; als Missionair für die Verbreitung der christlichen Religion in diesem Lande interessirt, war ihm diese Neigung, von der wir reden, nur zu natürlich; aber er hat sich nicht lange genug in dem Lande aufgehalten und ist der Kaffrischen Sprache nicht Meister genug, als daß wir seine Urtheile für unfehlbar halten könnten.

Das Christenthum hat diese beinahe unbekannten Gegenden nur unvollkommen civilisirt. Dafür hat die Militair-Verwaltung die unter dem Namen des Kommando-Systems bekannten Gewaltthätigkeiten eifrig fortgeübt. Es besteht ganz einfach in der Fertigkeit, die Eingeborenen ins Innere des Landes zurückzudrängen und sie zu zwingen, die Landstriche, die sie inne haben, Schritt vor Schritt zu räumen. Die Schuld der Einzelnen wird mit allgemeiner Buße gestraft, man brennt die Hütten nieder, bemächtigt sich der Heerden, und der Englische Soldat wird zum gefühllosen Henker. Nichts gleicht dem Entsetzen der Eingeborenen, wenn sich das Gerücht verbreitet, daß ein Kommando im Anzug sey. Die Holländische und Englische Regierung wetteifern ordentlich in Grausamkeit. So oft man das Territorium einer Kolonie ausdehnen will, wird zu einem Kommando geschritten. Es ist dasselbe System, welchem die Urstamme Amerikas unterworfen worden; es scheint in der That, daß die modernen Völker, so wie sie sich vom Mutterlande entfernen und die Herrschaft der gewohnten Gerichte hinter sich lassen, wieder in die Wildheit zurückfallen. Herr Kay erzählt fürchterliche Beispiele von Gemetzeln, die Engländer und Holländer an diesem Volke verübt, das von Natur sanft und menschlich ist. Man begnügt sich nicht damit, die Einwohner zu tödten, man erregt ihre auswärtigen Feinde, rührt ihre alten Streitigkeiten auf und verhetzt und reizt sie gegen einander; gar oft scheinen die Handlungen des Kolonisten dem Wilden zugehörig, und die des Wilden verrathen die sanftere Bildung und die christliche Seele. Wozu die glühenden und beredten Predigten des Christenthums, wenn sie nicht durch Thaten bestätigt werden? Nicht Rede, sondern Beispiel bekehrt die Völker. Anstatt das Loos der wilden Stämme, die mit uns in Berührung kommen, zu verbessern, machen wir es hundert Mal schlimmer und stürzen sie in Verderbniß. „Ich habe innerhalb des Forts", erzählt der Lieutenant Rose, „den Häuptling Gouka gesehen, von dem Herr Barrow so viel Gutes in seinen Reisen gesagt hat. Er war zu Barrow's Zeit neunzehn Jahr alt; er ist jetzt sechszig und die Civilisation über ihn gekommen: welch eine Veränderung! Die Engländer, die ihn in ihren Schutz genommen, haben ihn ihre Laster gelehrt. So wankt er denn jetzt umher, ein elend tief gesunkenes Wesen, blökt sich in den Lumpen einer alten Uniform, stets betrunken, im Kreise seiner fünfundzwanzig Weiber, bereit, sie für einige Tropfen Branntwein zu verkaufen.*) Das sind die Früchte unseres Schutzes. So civilisiren wir die Erde. Die Völker sind einfach und zutraulich, wenn wir zu ihnen kommen, und treulos und verrätherisch, wenn wir von ihnen gehen. Sie waren nüchtern, wir machen sie zu Säufern; sie waren muthig und ehrlich, wir machen sie zu Feiglingen und Spitzbuben. Nachdem wir ihnen unsere Laster eingeimpft haben, dienen uns dann diese Laster selbst wieder zum Vorwand, die Unglücklichen von der Erde zu vertilgen."

Und dies ist noch nicht Alles: während die Wilden sich zu den schlechten Sitten der Europäer hinneigen, nehmen diese ihrerseits die Laster der Wilden an. Täglich sieht man die Kolonisten in den Wäldern umherstreifen, vom Ertrage ihrer Jagd leben und sich Hütten bauen, wo sie wie die Kaffern leben mit einem Dutzend Weibern. Auf der Küste von Guinea ist dies so gewöhnlich, daß man jetzt auf diesen Wechsel der Sitten und Lage ein Sprüchwort hat. Man sagt von einem Menschen, der die Afrikanischen Sitten annimmt: er wird schwarz; und meiner Meinung nach ist der Einfluß der Europäischen Sitten auf die Schwarzen lange nicht so bedeutend, als der der rohen auf die Europäer.

Herr Kay hat eine Kolonie emanzipirter Hottentotten besucht, die im Jahre 1829 ein am Strome Kat gelegenes Thal zum Wohnsitz erhielten. Vor ihrer Emanzipation waren sie die faulsten, schmutzigsten und verworfensten Wesen, die man sich denken kann. Sie übertrafen in Lastern alle benachbarte Stämme. Die Emancipation allein hat sie gerettet. Sie befinden sich heut in blühendem Zustande; und dieser Beweis zu Gunsten der freien Arbeit spricht beredt genug zu uns, als daß wir noch eine weitere Betrachtung hinzuzufügen brauchten. Die Parteimänner der alten Irrthümer erheben ein groß Geschrei, wenn man davon anfängt, die Afrikanische Race zu veredeln; mag sie dies Beispiel zum Schweigen bringen. Moralität, Wohlstand, Religion — Alles haben diese armen Sklaven durch Beschäftigung und Arbeit erlangt. (Edinburgh Magazine.)

*) Dieser Fürst ist vor zwei oder drei Jahren gestorben und wurde von den Engländern als der einzige König des Kaffrischen Küstenlandes betrachtet. Im Innern verfolgt der berühmte Tschaka, an der Spitze von 15 bis 16,000 Mann, den Lauf seiner Eroberungen. Gouka und sein Reich wurden ohne dessen Schutz der Engländer längst unter die Herrschaft dieses Eroberers gekommen seyn.

Frankreich.

Das Schloß Robert's des Teufels.

Ungefähr drei Lieues von Rouen kamen wir am Fuße eines hohen Hügels an; wir erklimmten den Rücken desselben, der links mit schönen Eichen besetzt war, und erreichten endlich die Spitze eines Gipfels, welche die ganze Gegend rings umher beherrscht. Es war der herrlichste Anblick, den man sich nur denken kann — ein weiter dichter Wald, von unzähligen Thälern, die sich bis an den Horizont hinanschlängelten, eingeschlossen; die tausendfachen Schattirungen des Herbstlaubes an den von der entblätternden Zeit noch nicht ganz entkleideten Aesten und die von den wellenförmig rauschenden Bäumen rings umher geworfenen stets abwechselnden Schatten boten einen Anblick von Mannigfaltigkeit und Reichthum an Farben dar, wie man ihn selten genießt. Die Anhöhe, auf der wir uns befanden, war ehemals befestigt gewesen, und noch jetzt sieht man einige Ueberreste der Mauern, die den Namen des „Schlosses Robert's des Teufels" führen.

Woher diese Benennung herzuleiten ist, wissen wir nicht. Die einzige Nachricht, die wir darüber erhalten konnten, überlieferte uns eine alte Frau, auf die man sich nicht eben sehr verlassen dürfte. „Vor Alters", sagte sie, „als noch die Normandie von Frankreich getrennt war, war der Graf Robert Herr dieser Burg, ein wilder, kühner, junger Mann, der besonders in dem Rufe stand, Dinge zu thun, die er nicht hätte thun sollen. Seine Frau Mutter führte ein gar seltsames einsiedlerisches Leben; nach dem Tode ihres Gemahls lebte sie geschieden von aller Welt, indem sie sich nur mit ihren Büchern unterhielt, die Jedermann für Zauberschriften hielt, weil sie Niemand außer ihr verstand, und weil sie bloß mit Geistern sich unterredete. So hieß es unter den Leuten, obgleich Niemand je einer solchen Gespenster-Unterhaltung selbst beigewohnt hatte. Wie dem aber auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß sie, als sie in den letzten Zügen lag, einen Kapuziner aus einem Kloster in der Nachbarschaft zu sich kommen ließ, der, wie es schien, über die ungeheuren Sünden, die er in ihrer Beichte vernahm, so sehr in Erstaunen gerieth, daß man ihn halb wahnsinnig aus dem Zimmer stürzen sah. Als einer von den Bedienten, aus lauter Ergebenheit gegen seine Gebieterin und nicht im geringsten aus Neugierde, ihm nachlief und ihn nach dem Inhalt der Beichte fragte, erwiederte er, wie ein Mann, der nicht recht bei Sinnen ist, mit einem Schwure, daß er nicht im Stande sey, das Fürchterliche zu wiederholen; aber der junge Graf, rief er laut, ist — der Teufel, und seine Mutter ist nicht um ein Haar besser."

„Der Bediente, ein sehr religiöser Mensch, glaubte Alles, was ihm der Kapuziner mitgetheilt, ging sogleich nach dem Schlosse zurück und erzählte allen Leuten, daß sein junger Herr der Teufel wäre. „Es ist der Teufel!", schrie der Bediente. „Der Teufel!" rief der Kellner aus, indem er sich die Hand vor's Gesicht hielt. „Der Teufel!" schrie der Stallmeister laut, indem er seine Reitstiefel schnell abwarf. „Der Teufel!" wiederholte die Kammerjungfer der Gräfin und trat näher an den Stallmeister heran. „Erschreckt nicht, Johanna", lispelte er, „der Teufel selbst soll Euch nichts Leids thun bei Nacht, denn ich werde bei Euch Schildwacht stehen." — „Pfui! lästert doch nicht, Roger", rief Johanna, „wer weiß, was Alles seyn kann!" Auf diese Weise sprachen sie Alle darüber und stimmten endlich überein, es wäre wohl möglich, daß der junge Graf der Teufel sey."

„Als die alte Gräfin verschieden und beerdigt war, ließ Robert seinen Keller, der seit einiger Zeit in Verfall gerathen, von neuem füllen, und nachdem er sich eine große Gesellschaft von jungen Rittern und Adeligen zusammenberufen hatte, lebten sie lustig und guter Dinge — sie sagten, bis sie völlig ermüdet, aßen, bis sie übersättigt, tranken, bis sie betrunken waren, besprützten die alten Weiber mit Koth, wenn sie ritten, und küßten die jungen Mädchen auf eine ganz ungebührliche Weise; so daß Jedermann nun ganz überzeugt ausrief, Graf Robert sey — der Teufel."

„Bald ereignete es sich, daß sich der Graf in die Aebtissin des Klosters Beauchamp verliebte, die durch ihren Bruder, den Marquis von Millemont überredet worden war, den Schleier zu nehmen, indem Jener einige Gewissenszweifel und Bedenklichkeiten hatte, ihr die Mitgift auszahlen zu müssen, die ihr Vater ihr hinterlassen, im Falle sie eine eheliche Verbindung einginge. Dessenungeachtet ließ der Graf, der sich um religiöse Dinge gar nicht kümmerte, seiner Begierde freien Lauf; er verkleidete sich nebst sechs seiner wilden Genossen als wallfahrende Nonnen und kam in diesem Aufzuge des Nachts im Kloster an, wo er die Gastfreundschaft für sich und seine Gefährten in Anspruch nahm, die ihm auch von der Aebtessin und ihren sechs Nonnen gewährt wurde, wobei diese den fremden Damen mit jeder Art von Gefälligkeit zuvorkamen. Was hier nunmehr noch vorging, ist Niemand bekannt; aber Jeder verkündete nun noch mehr als je, daß Robert unbezweifelt — der Teufel sey."

„Dies Ereigniß konnte der Marquis von Millemont nicht ganz ungerügt vorbeigehen lassen; denn er hatte eine große Abneigung gegen die Söhne und Erben, die etwa dem weiblichen Stamme seiner Familie entsprießen könnten. Allein der Graf Robert kümmerte sich wenig darum, ob er dies oder jenes wünschte, und lebte fort in Saus und Braus, bis ihn endlich der Marquis in einer Nacht plötzlich mit vieler Mannschaft überfiel und ihn ohne Gnade fangen wollte. Der Graf, obwohl betrunken, wie ein alter Schildknappe, focht doch so kühn, daß Jedermann schwur, der Graf Robert sey — der Teufel; indeß ward er bald durch die Uebermacht bezwungen; man trieb ihn mit den Wenigen seiner Genossen, die nachher noch mit dem Leben entkamen, von Zimmer zu Zimmer, bis auf den äußersten Wall, von wo er sich, ehe man ihn noch packen konnte, hinab in den Schloßgraben warf; alle, die hier zugegen waren, versicherten und betheuerten, daß das Wasser, als er herabfiel, sich erhitzte und zischte, wie wenn ein Stück heißes Eisen plötzlich hineingeworfen worden wäre. Dies überzeugte nun Alle vollkommen, daß der Graf Robert nichts Anderes als — der Teufel sey."

„Von jener Zeit an", fuhr die alte Frau fort, „ist das Schloß allmälig in Verfall gerathen. Es dünkt mich noch, wie es doch über die ganze Gegend emporragte; allein jetzt mißt sich die Höhe jener aufschießenden Bäume mit demselben, und ihr jugendliches Grün scheint des gesunkenen Alters zu spotten, vergessend, daß es selbst altert und vergeht, wie jenes und ich. Jedes Jahr reißt etwas von diesen Trümmern mit sich fort, und es ist nur zu bewundern, daß der Zahn der seit der Verödung des Schlosses nun schon vergangenen Jahrhunderte dasselbe noch nicht gänzlich vernichtet hat." (M. M.)

Bibliographie.

Madame de Genlis, ou les deux Jean-Jacques. — Lustspiel in 2 Akten von G. Dalby.

La menteuse. — Lustspiel in 3 Akten von Simonnin. 1½ Fr.

L'Espagne, souvenirs de 1823 et de 1833. (Spanien in den Jahren 1823 und 1833.) Von Adolph v. Bourgoing. 7½ Fr.

La France. (Geographische, statistische und topographische Beschreibung von Frankreich.) Von P. A. Dufau. 2 Fr.

Mémoires du maréchal Suchet. — Neue Auflage. 2 Bde. 35 Fr.

Oeuvres complètes de Ludwig Tieck. (Zweite Lieferung oder Bd. 5 und 6 von Tieck's sämmtlichen Werken.)

Vie de Démosthènes. (Das Leben des Demosthenes, nebst historisch-kritischen Anmerkungen.) Von M. A. Boulé. 7½ Fr.

Voyages en France et en Italie. (Reisen in Frankreich und Italien.) Von Chateaubriand. 2 Bdchn. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Montecuculi und Valentini. Wir theilen aus dem neuesten Hefte der Foreign Quarterly Review ein vergleichendes Urtheil über den Türkenkrieg des General Valentini mit, das von einem allgemein geschichtlichen Interesse seyn dürfte: „Das Werk des General Valentini über den Türkenkrieg *) ist namentlich für militairische Leser höchst interessant, denn nur von ihnen können die zahlreichen Details, die vielfachen scharfsinnigen Untersuchungen über strategische Gegenstände nach ihrem ganzen Umfang gewürdigt werden. Es ist das Werk eines Veteranen, der in der Ruhe des Friedens sich damit beschäftigt hat, in einer klaren unaffektirten Manier und in einem von allem Bombast merkwürdig freien Stil Thatsachen zu erörtern, die mit den in diesem Jahrhundert geführten Türkenkriegen, an denen er zum Theil persönlichen Antheil genommen, in Zusammenhang stehen. Das Werk ist großentheils nach demselben Plan abgefaßt, wie der hierher gehörige Theil von Montecuculi's Kommentarien über die Kriegskunst. Montecuculi, einer der erfahrensten und glücklichsten Feldherren seiner Zeit, der die Türken in der berühmten Schlacht von St. Gotthard (1664) geschlagen hat, hegt gleichwohl vor ihrer militairischen Fähigkeit, ihren großen Hülfsmitteln, ihrem ungebändigten Muth und ihrer Beharrlichkeit im Angriff eine so hohe Achtung, daß er die Nothwendigkeit eines stehenden Heeres zum Schutz Europa's gegen die Türken behauptete. General Valentini nimmt die Geschichte der Türkischen Kriege in dem letzten Theil des vorigen Jahrhunderts (nicht volle hundert Jahre nach dem Schluß von Montecuculi's Werk) wieder auf, aber sein Werk enthält nichts als einen Katalog von gänzlichen Niederlagen, schwach bestandenen und schimpflich beendigten Kriegen. Nach einer Vergleichung beider Berichte besteht der Unterschied zwischen dem ehemaligen und dem gegenwärtigen Zustand der Türkischen Armee in Folgendem. 1) In der schwächeren Truppenzahl, welche sie jetzt ins Feld stellen, da ihre Massen immer der Grund ihrer Ueberlegenheit gewesen sind. 2) Im Mangel an Vorbereitungen und Kriegs-Vorrath, worauf sie früher sehr aufmerksam gewesen, und womit sie daher immer in Ueberfluß versorgt waren. 3) Im Mangel von gedienten Truppen. 4) In der Geschicklichkeit und Fähigkeit, welche ehemals ihre Feldherren auszeichnete, die nicht aus den Sklaven des Serails, sondern aus den Soldaten gewählt wurden, welche auf dem Schlachtfelde die größte Fähigkeit entwickelt hatten. 5) In der schlechten Mannszucht ihrer Heere und der Unmöglichkeit, nach einer Niederlage Ordnung herzustellen. Sie hatten früher die anerkannt beste leichte Infanterie in Europa, und ihre Spahi's und Delhi's, eine vortreffliche Kavallerie sind jetzt so weit herunter, daß Valentini sie „eine Asiatische Kanaille zu Pferde" nennt. Aber außer allen diesen Ursachen ihrer immer zunehmenden Schwäche darf man es auch nicht übersehen, daß sie seit den Zeiten Peter's des Großen in ihren Kriegen mit Rußland aufgehört haben, die Angreifenden zu seyn. Die Hoffnung auf Gewinn und Beute, das einzige Motiv bei Barbaren, reizt sie nicht mehr, und an die Stelle derselben ist das Vorgefühl unvermeidlicher Niederlage getreten. Und darauf rechnete Diebitsch, als er mit einer Handvoll Menschen über den Balkan ging.

*) Der dritte Band der „Lehre vom Krieg" des berühmten Verfassers. (Wohlfeile Ausgabe des ganzen Werkes, Berlin, bei Veit und Comp.) Dem Englischen Kritiker lag die Französische Uebersetzung des Türkenkrieges vom Herrn Major Blesson vor. (Berlin, bei Finke.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Freitag den 21. März 1834.

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

Ein vorläufiger Bericht von Jules Janin.

In der Vorrede zu seinen sämmtlichen Werken äußert sich Herr von Chateaubriand folgendermaßen über seine Memoiren: „Ich habe die Denkwürdigkeiten meines Lebens zu schreiben unternommen; dieses Leben ist sehr bewegt gewesen. Ich habe zu wiederholten Malen das Meer durchschifft, habe in der Hütte der Wilden gelebt und in dem Palast der Könige, in den Feldlägern und in den Städten. Als Reisender in den Gefilden Griechenlands, als Pilger zu Jerusalem, habe ich auf Trümmern aller Art gesessen; ich habe Ludwig's des Sechzehnten Königthum vorübergehen sehen und das Kaiserreich Bonaparte's; ich habe die Verbannung mit den Bourbonen getheilt und ihre Rückkehr verkündigt. Zwei Gewichte, die an mein Schicksal gebunden zu seyn scheinen, lassen es abwechselnd steigen und sinken in gleichem Verhältniß: man zieht mich herab, man läßt mich fahren, man holt mich wieder; heut werd' ich ausgeplündert, und morgen wirft man mir ein Gewand um, um mich von neuem zu plündern. An diese Stürme gewöhnt, betrachte ich mich immer, in welchem Hafen ich auch ankomme, als einen Seemann, der bald wieder zu Schiffe muß, und gründe mir auf dem Lande keinen Heerd. Ich brauchte nur zwei Stunden, um das Ministerium aufzugeben und die Schlüssel des Hotels dem einzuhändigen, der es beziehen sollte."

„Soll ich's bedauern oder mir Glück dazu wünschen — meine Schriften haben einem großen Theil der Schriften meiner Zeit ihre Farbe mitgetheilt. Mein Name ist seit fünfundzwanzig Jahren in die Bewegungen des gesellschaftlichen Zustandes verwebt; in das Reich Bonaparte's ist er eingeschrieben, an die Wiederherstellung des Kultus, an die der legitimen Monarchie und an die Gründung der constitutionellen geknüpft. Ein Theil mag meine Person nicht, predigt aber meine Lehren und nimmt von meiner Politik Besitz, sie zu eigenem Gebrauch zustutzend; ein anderer Theil würde sich wohl in meine Person zu finden wissen, wenn ich sie nur von meinen Prinzipien lostrennen wollte. Die größten Angelegenheiten sind durch meine Hände gegangen; ich habe fast alle Könige gekannt, fast alle Menschen, Minister oder Andere, die zu meiner Zeit eine Rolle gespielt. Ludwig dem Sechzehnten ward ich vorgestellt, habe Washington gesehen im Anfang meiner Laufbahn und bin zum Beschluß in die heutigen Angelegenheiten gerathen. Mehrere Male hat mir Bonaparte mit seinem Zorn und seiner Macht gedroht, und doch zog ihn eine geheime Neigung zu mir, wie auch ich eine unfreiwillige Bewunderung der Größe, die in ihm war, empfand. Ich hätte unter seiner Regierung Alles werden können, wenn ich gewollt hätte; aber stets hat mir zu weltlichem Gelingen eine Leidenschaft und ein Laster gefehlt: Ehrgeiz und Heuchelei."

„Solche Wechsel des Schicksals, die fast vom Austritt aus meiner unglücklichen Kindheit mich heimgesucht und an mir gearbeitet haben, mögen vielleicht ein Interesse über meine Memoiren verbreiten. Die Werke, die ich herausgegeben, werden als Proben und Beweisstücke dieser Memoiren dienen. Man kann darin zum voraus lesen, wer ich gewesen bin; denn sie umfassen mein ganzes Leben. Leser, welche Freunde von dieser Art Studien sind, werden die Erzeugnisse meiner Jugend mit denen meines jetzigen Alters in Verbindung setzen. Es giebt immer etwas auszubeuten, wenn man einen menschlichen Geist in seinen verschiedenen Richtungen zusammenfaßt." —

So äußert sich über die Memoiren seines Lebens der größte Schriftsteller, der größte Dichter unserer Zeit. Dies Blatt, das ganz gut als Vorrede zu seinen Memoiren dienen kann, giebt uns eine um so höhere Vorstellung davon, je einfacher und bescheidener sich der Verfasser darin ausspricht. In Wahrheit, kein Mann in unseren Tagen repräsentirt jene Epoche, die zugleich Republik, Kaiserreich und alte Monarchie war, vollkommener als Hr. v. Chateaubriand. Er ist der Größte an Geist, mit der Feder, in der Poesie, durch sein Herz; ich sage nicht an Genie, er ist der Zweite in dem Jahrhundert, die erste Stelle muß er Bonaparte lassen. Aber Bonaparte hat nicht seine Memoiren geschrieben. Wir haben von ihm einige Worte von seinem Felsen her, und über diesen Punkt ist er auch ganz ruhig, denn sein Leben ist in ganz Europa eingeschrieben mit Feuer und Schwert, mit Untersuchung, Freiheit und Ruhm: sein Leben ist überall. Herrn von Chateaubriand's Leben ist bis jetzt nur in seinen Werken: da einzig muß man es suchen. Wer diese gewaltigen Bücher, in denen die ganze Menschheit vorüberzieht, zu lesen versteht, dem wird nichts dunkel seyn in dem Leben des Autors. Er ist ganz darin. Da ist er zu finden, wer nur zu suchen weiß, als Reisender, als Skeptiker, als Gläubiger, als Dichter, Philosoph, Christ, Franzose, Royalist, Freiheitsmann, als Edelmann, Bürger, Soldat, Historiker, der Mann der Tage des Kampfes, der Getreue, der seine gestürzten Könige vertheidigt, der Minister, der den allgewaltigen Königen Rath ertheilt; der Jüngling ist darin, der Greis schon; Leidenschaften, Lust, Täuschungen und Hoffnungen und Verzweiflung, Morgenträume, Gemüth und Geist und Herz, der ganze Mensch, der ganze Dichter sind in den Werken Chateaubriand's zu finden, und er hat etwas ungemein Schönes und Wahres mit den Worten gesagt: Meine Werke sind die Proben und Beweisstücke meiner Memoiren; man wird im Voraus lesen können, was ich war! Und so haben wir unsererseits schon längst darauf gedacht, Blatt für Blatt Chateaubriand's Memoiren, die in den zweiundzwanzig Oktavbänden seiner sämmtlichen Werke zerstreut stehen, zusammenzustellen; denn wir wußten recht gut, was Alles in diesen Entwickelungen eines menschlichen Geistes, und welchen Geistes, auszubeuten wäre!

Plötzlich erschallt in der literarischen Welt die Kunde: Herr von Chateaubriand hat die Memoiren seines Lebens vollendet! Noch mehr, in der Abtei aux Bois, unter den gütigen schirmenden Augen der Madame Récamier, dieser Frau von so viel Geist und Herz, deren liebenswürdiges und holdes Andenken mit in allen unseren poetischen Erinnerungen seit mindestens zwanzig Jahren verwebt ist, liest der große Dichter, liest Chateaubriand seine Memoiren vor. Er hat bestimmt, sie sollen erst nach seinem Tode erscheinen; doch will er, eh' ihn der Tod abruft, die Erinnerungen dieses schönen und großen Lebens an sich vorübergehen lassen, um sich vor Zeugen zu versichern, ob er immer den beiden herrschenden Gefühlen seiner Seele treu geblieben, der Liebe zu einer Religion des Erbarmens und einem aufrichtigen Eifer für die öffentlichen Freiheiten. So hat er zu diesem großen Gedankenfest seine Freunde eingeladen, jung und alt; er hat seine Seele und sein Herz vor ihnen aufgedeckt; er hat ihnen die Bekenntnisse seines Lebens vorgelesen. Herr von Chateaubriand ist an der Spitze des neunzehnten Jahrhunderts gewandelt, das er eröffnet hat, gleich nachdem J. J. Rousseau das achtzehnte beschlossen. O, mein Gott! welch' eine Geschichte, welch' eine Biographie, eine, vor der Plutarch zurückgetreten wäre! Welch' ein Beschreiber und welches Helden! Welch' ein Erzähler und welcher Geschichte! Was erwartet man wohl von einer Biographie, vor der der Geist des Christenthums und die Märtyrer nur zerstreute Fragmente sind und bloße Beweisstücke!

Und nun! Bald sind es vierzehn Tage, daß Herr von Chateaubriand die Vorlesung seiner Memoiren begonnen hat. Die neidischen Thüren der Abtei aux Bois haben sich hinter dem Vorleser und seinen Zuhörern geschlossen; kein Ton, kein Schall der Stimme, kein Lebenszeichen ist aus dem großen so lebhaft bewegten Kreise hervorgedrungen; die alten Mauern sind stumm geblieben und verschwiegen, und von diesem Endurtheil unserer Zeit, von diesen letzten Worten, die die Feierlichkeit des Grabes haben, von diesem literarischen Testamente Chateaubriand's weiß Frankreich, weiß Paris, weiß Europa nichts. Herr von Chateaubriand hat vierzehn Tage lang ein neues Buch vorgelesen, dessen Held er ist, und von diesem Buche ist noch Nichts ins Publikum gedrungen!

Nein, so soll's nicht seyn! Man soll nicht sagen, daß die Mauern der Abtei aux Bois hierbei stumm geblieben wären, daß sie nicht einige der Worte, die sie gehört, offenbart hätten; man soll nicht sagen, daß wir Anderen, wir das große Publikum, jenem erwählten Auditorium nicht einen Theil seiner Erhebung und seines Entzückens zu entreißen gewußt hätten. Und aus welcher Berechtigung sollen wir diesen Vorzug den Erwählten des Herrn von Chateaubriand zuerkennen? Wer unter ihnen ist ihm ergebener als wir? Haben sie mehr Bewunderung als wir für sein Genie? Haben sie mehr Neigung zu seiner Person? Haben sie mehr Eifer für seinen Ruhm? So ist es denn ein ungerechtes Glück, das sie als die Ersten den Nachlaß dieser Offenbarungen genießen läßt. Sie sind bei Madame Récamier, wohl! sie sehen Herrn von Chateaubriand von Angesicht zu Angesicht, hören seine Stimme, sind zuerst zugegen bei den Entwicklungen dieses großen wundervollen Daseyns, das mit allen Größen Europas zusammenhängt, nun gut! aber sollen wir darum nicht das Recht haben, an die Thür der Abtei zu treten, einige Töne, die

in der Luft irren, aufzufangen? Dort, wann es Mitternacht schlägt, das entzückte Auditorium auseinandergehen zu sehen, die zerstreuten Aeußerungen seiner Begeisterung zu sammeln und zuzuhören von fern, wenn es seine Bewunderung dem Sausen des Windes, dem Klatschen des Wassers, den Sternen, die am Himmel glänzen, mittheilt? Und wenn wir nun so glücklich gewesen wären, einen Strahl jenes Ruhmes zu erhaschen, warum sollten wir nicht, die wir durch kein Versprechen gebunden sind, Alles sagen, was wir schon wissen? Warum sollen wir unsere Beute nicht theilen mit allen literarischen Menschen unserer Zeit? Herr von Chateaubriand hat seine Memoiren gelesen ohne uns: nun wohl! indessen wissen wir genug von diesen Memoiren, um davon reden zu können; haben genug davon reden hören, von Leuten mit kaltem Blute, von dichterischen Köpfen, von allen denen, die sie gehört haben, um mit Hülfe dieser zerstreuten Notizen und hauptsächlich mit Hülfe der Werke Chateaubriand's einige Stücke dieses großen noch zurückgehaltenen Werkes zusammenstellen zu können, dieses Monumentes von Erz und Gold, das der Verfasser nach seinem Tode hinterläßt, als Leichenrede, Denkstein und Grabmal zugleich.

Man begreift leicht, welchen Eindruck die ersten Worte der Memoiren Chateaubriand's machen mußten, die Worte: Testamentarische Vorrede. Es ist dies der letzte Wille des Verfassers, seine Memoiren erst nach seinem Tode bekannt zu machen. Es existiren nur zwei Abschriften von diesen Memoiren: die eine ist in die Hände der Frau von Chateaubriand, die zweite in die der Madame Récamier niedergelegt. Es heißt, daß diese Memoiren von Englischen Spekulanten mit 25,000 Franken der Band gekauft seyen. In der That, sehr betrübende Notizen. Engländer sollen den größten Schriftsteller unseres Vaterlandes herausgeben — Memoiren, welche die Ungeduld des Publikums nicht zu begehren wagt; so grausam ist die Bedingung, unter welcher der Verfasser sein letztes Werk bekannt machen will! und er selbst lächelnd bei all' diesen trüben Gedanken, gegenwärtig, noch lebend, bei einer Vorlesung seines Nachlasses; in leibhaftiger Gestalt noch die Worte hörend, die für uns aus einem Grabe ertönen werden, wenn wir sie einmal vernehmen. So war der Eindruck des ersten Abends. Das erste Buch ist übrigens ganz den Ahnen des Dichters und seinem verstorbenen Vater gewidmet, ein Geschlecht von alten eigensinnigen Edelleuten, arm, aber von altem Adel, die sich standhaft von Ludwig XIV. fern hielten. Einer der denkwürdigsten dieses alten Geschlechts ist der Vater Chateaubriands. Er war arm wie sein Vater und mit seiner Mutter allein hinterblieben. Kaum funfzehn Jahre alt, trat er eines Tages vor das Bett seiner alten Mutter, die krank war, und bat sie um ihren Segen; denn, sagte er, er sey entschlossen, auswärts sein Heil zu versuchen. Seine Mutter segnete ihn. Er schiffte sich in Saint-Malo ein; er wurde zwei Mal gefangen und einkam beide Mal. Nach seiner letzten Rückkunft nach Saint-Malo verheirathete er sich mit einem jungen adligen Fräulein, mit der er mehrere Kinder hatte; Herr von Chateaubriand und seine Schwester Lucile waren die jüngsten; sie wurden im Schloß Combourg erzogen, dem Stammsitz der Chateaubriand's, was sein Vater wieder an sich gebracht hatte.

Schloß Combourg ist uns schon bekannt; wir haben es verfallen und schon für immer verlassen in René gesehen. „Durch die lange Tannenallee gelangte ich zum Schlosse; ich wandelte durch die einsamen Höfe, stand still und betrachtete die Fenster, die hier noch fest, dort halb zerbrochen waren, die Disteln, die am Fuß der Mauern wuchsen, die Blätter, die auf der Schwelle des Thores und der öden Treppe lagen, wo ich so oft meinen Vater und seine treuen Diener gesehen hatte. Der Marmor war schon mit Moos überzogen, gelbe Veilchen wuchsen zwischen dem zerrissenen losen Gestein; ein unbekannter Wächter öffnete mir trotzig das Thor.... Meine Augen einen Moment mit meinem Schnupftuch bedeckend, trat ich ein unter das Dach meiner Ahnen; ich lief durch die hallenden Zimmer, wo nur das Geräusch meiner Tritte zu hören war. Die Zimmer waren schwach erhellt durch ein kümmerliches Licht, das durch die geschlossenen Laden eindrang. Ich besuchte das, wo meine Mutter ihren Geist aufgegeben hatte, das, in welches sich mein Vater zurückzuziehen pflegte, das, wo ich in meiner Wiege geschlafen hatte, endlich das, wo ich der Freundschaft mein erstes Gelübde geweiht, an dem Busen einer Schwester. Ueberall hingen die Tapeten herab, und die Spinne spann ihr Gewebe an den wüsten Gesimsen. Ich verließ eilig diese Orte, entfernte mich mit großen Schritten und wagte nicht, mich umzusehen. Wie süß, aber wie überraschend sind die Augenblicke, die Geschwister in Gesellschaft mit ihren bejahrten Eltern verleben."

Worüber der Verfasser in René nur kurz, in seinen Memoiren aber sehr ausführlich spricht, ist der Respekt und die Furcht, die ihm sein Vater einflößte. Sein Vater war ein Mann von hoher Gestalt, von ernstem und strengem Ansehen, durchaus gebietend in seinem ganzen Wesen, sein Gang war gemessen, seine Stimme feierlich, sein Blick funkelnd. Im Laufe des Tages machte der junge Franz von Chateaubriand lieber einen langen Umweg, als daß er seinem Vater in den Wurf kam; und sobald es dunkel wurde, versammelte sich in diesem einsamen Schloß, das mitten in den Wäldern in einer entlegenen Gegend lag, die ganze Familie in einem großen Saale, die Mutter und die beiden Kinder zusammengekauert unter dem ungeheuren Kamin, und der Vater in seinen Mantel gehüllt auf und ab spazierend, ohne ein Wort zu sprechen. Nach Maßgabe, wie sich der Herr und Gebieter von dem Winkel, wo sie an einander gedrückt saßen, entfernte, wurde das Gespräch zwischen der Mutter und den Kindern belebter; je leiser die Tritte des gnädigen Herrn erschallten, desto lauter erhoben sich die Kinderstimmen; aber plötzlich drehte der alte Graf sich um, kam von der Thür nach dem Kamin zurück; sogleich gerieth das Gespräch in's Stocken, und je näher er kam, je stummer wurde es. Bisweilen blieb er vor dem Kamin stehen; man hörte keinen Athemzug; und dann fragte er mit seiner tiefen Stimme: Was sagt man? Durch das tiefste Stillschweigen wurde geantwortet; er setzte seine Promenade wieder fort, und auf solche Weise in wechselndem Geschwätz und Schweigen verging der Abend.

Sobald es eilf Uhr war, stieg der alte Herr in sein Zimmer hinauf; man lauschte alsdann und hörte ihn oben gehen; das alte Estrich zitterte unter seinem Tritt; endlich wurde Alles still, und Mutter, Sohn und Schwester stießen einen freudigen Schrei aus; die beiden Kinder spielten und scherzten, oder auch, was noch ergötzlicher war, sie erzählten sich Gespenster-Geschichten. Unter diesen Geschichten war eine, die Herr von Chateaubriand in seinen Memoiren erzählt, und die einst als ein Muster von Erzählung gelten wird. — Wir theilen ein paar Stücke, die wir von dieser Erzählung haben erhaschen können, mit.

„Nachts, um Mitternacht, hört ein alter Mönch in seiner Zelle an die Thür klopfen. Eine winselnde Stimme ruft ihn; der Mönch will erst nicht aufmachen. Endlich erhebt er sich und öffnet: es ist ein Pilger, der um Obdach bittet. Der Mönch weist ihm ein Lager an und legt sich wieder auf seines; aber kaum ist er eingeschlafen, als er plötzlich den Pilger am Bett stehen sieht; er winkt dem Mönch, ihm zu folgen. Sie gehen mit einander hinaus; die Thür der Kirche öffnet sich und schließt sich hinter ihnen. Der Priester am Altar begeht das Sakrament. Als sie vor dem Altar sind, schlägt der Pilger seine Kapuze zurück, und der Mönch erblickt einen Todtenkopf. „Du hast mir eine Stätte an Deiner Seite vergönnt", sagt der Pilger; „ich gebe Dir dafür eine Stelle auf meinem Bett von Staub!"

Man kann sich hiernach einen Begriff machen von dem kostbaren Entsetzen, das die Geschichte erregte, und wie sich die Schwester ängstlich an den Bruder drängte und der Bruder an die Schwester, so oft sie erzählt wurde. Nichts ist rührender, als die Blätter Chateaubriand's, die von dieser schönen verständigen kleinen Schwester Lucile handeln! Seine ganze Kindheit verbrachte er an der Seite seiner Schwester; Beide hatten gleichen Kummer und gleiche Lust; gleiche Angst bewegte Beide.

„Furchtsam und schüchtern vor meinem Vater, fand ich mein Behagen und meine Befriedigung nur bei meiner Schwester. Eine süße Uebereinstimmung des Wesens und Geschmacks verband mich ihr; sie war ein wenig älter als ich. Wir hatten unsere Lust daran, auf den Hügeln herumzuklettern, durch den Wald zu laufen, wenn die Blätter fielen; das Andenken daran erfüllt jetzt noch meine Seele mit Wonne. O, Traumbilder der Kindheit und des Vaterlandes, verliert ihr nimmer eure süße Gewalt!"

„Bald wandelten wir still, dem Brausen des Herbstes lauschend oder dem Rascheln der trockenen Blätter, die traurig um unsere Füße wehten; bald verfolgten wir in unschuldigem Spiel die Schwalbe durch die Wiese, den Regenbogen über die feuchten Hügel; bisweilen murmelten wir auch Verse, die uns das Schauspiel der Natur eingab. Wir hatten alle Beide eine leise Trauer in der Tiefe unseres Herzens, wir hatten das von Gott oder von unserer Mutter!"

Man sieht schon, was er für ein Kind war: vom Kinde kann man auf den Schulknaben schließen. Ein Träumer, ein Dichter, lernt er nachlässig und nur innerhalb der festgesetzten Stunden, langweilt sich auf der Schule und nimmt hier, wie im väterlichen Hause, seine Zuflucht zur Freundschaft, die ihm die Stunden kürzt. Der junge Franz v. Chateaubriand erhielt auf dem Gymnasium zu Rennes seine Schulbildung; hier studirte er, so viel er eben studiren konnte, Bezou's Arithmetik und fand als Gegengewicht zu Bezou den Horaz, den Horaz expurgatus und die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, zwei neue Freunde. Diese Schul-Erinnerungen sind von Hrn. v. Chateaubriand höchst reizend erzählt; ganz mit derselben Frische und kindlichen Anmuth, mit derselben leidenschaftlichen Lust für die Natur, wie die ersten Bücher von J. J. Rousseau's Bekenntnissen. Er erinnert sich der geringsten Umstände seines Knaben-Alters. Er hat eine Thräne für jeden Freund, der ihm gestorben ist, unter Anderen für seinen Freund Régille, aus der Vendée, der in Quiberon starb. Dieser Brave war bei den Blauen Gefangener auf sein Wort; als es Nacht geworden, springt er ins Meer und benachrichtigt ein Englisches Schiff, sich ja nicht heranzuwagen. Die Engländer wollen hierauf Régille mit sich nehmen; er aber, seinem Worte getreu, schwimmt wieder zurück, kommt in Quiberon an und wird am anderen Morgen — sein letztes Wort war: Es lebe der König! — erschossen. Armer Régille! er hätte immer sein Wort brechen können; was war für die Blauen ein Leichnam weniger?

Die Schule zu Rennes bietet Herrn von Chateaubriand wenig andere Erinnerungen dar. Alle seine Schulkameraden, oder fast alle, sind todt. Unter den Geschichten, die er erzählt, ist folgende die lustigste: Es war auf der Schule streng verboten, Vogelnester auszunehmen. Eines Tages, auf einem Spaziergange, entdecken die munteren Schüler im Wipfel eines mächtigen Baumes ein Elsternest; die Mutter flatterte in den höchsten Zweigen und bewachte ihre Brut. Was war zu thun, um zu dem verbotenen und doch so sehr begehrten Neste zu gelangen? Mit Blick und Geberde zeigt ein Knabe dem anderen das Nest. Wer steigt zuerst hinauf? Du, Louis? Du, Viktor? Willst Du's, Franz? — Ich will's, sagte Franz, da er die Anderen sich bedenken sah; ich thu's! und so kletterte er hinan. Er klettert, schwingt sich von Ast zu Ast, steigt und steigt, sieht gar nicht, wie hoch er kommt, hört den Beifall und die Bewunderung der Unterstehenden und steigt immer zu. Endlich ist er dem Neste nahe; die arme Mutter, bedrängt, fliegt traurig von dannen; der kleine Franz langt mit der Hand in das Nest. — Keine Vögel, kleine Eierchen auf dem weichen Flaum, noch warm. Er will nicht mit leeren Händen vom Baum herunterkommen, nimmt die Eier und steckt sie in seine Busentasche. Hierauf schickt er sich zur Rück-

lehr an. War es schwer gewesen, hinaufzukommen, so war das Herabsteigen erst doppelt schwierig; die Zweige geben nach, brechen, er gleitet aus, zerreißt sich Gesicht und Hände; so gelangt er endlich an eine Stelle, wo der Baum, sich in zwei Hälften theilend, eine Gabel bildet; auf diese Gabel kommt er zu reiten und schöpft nun Athem, ein Bein auf dieser, das andere auf jener Seite.

Als er so reitet, Athem schöpft und von der Höhe herabzukommen versucht, hört er plötzlich seine Kameraden schreien: „Der Lehrer kommt! der Lehrer!" Und in der That zeigte sich der Lehrer in einiger Entfernung; Alles ergriff, wie vorhin die Elster, die Flucht, und Franz von Chateaubriand blieb allein oben, reitend, auf seinem Baum. Nur einer seiner Mitschüler war unten stehen geblieben und sagte ihm: „Rette Dich, Franz! rutsche herunter, umschlinge den Stamm mit beiden Armen!" Vielleicht war dieser treue Unglücksgefährte kein Anderer, als jener edle Régille. Armer Régille!

Franz befolgte seinen Rath; sich mit beiden Händen am Baume festhaltend, gleitete er an der rauhen Rinde herab; so kam er auf die Erde, obgleich ein wenig zerfetzt, das war er freilich. Indessen was thut's! der Lehrer hat nichts gesehen. Er setzt sich in Marsch, holt seine Kameraden ein; der Lehrer sieht ihn kommen und betrachtet ihn. O, verzweifeltes Unglück! verdammter Zufall, an den keiner gedacht! die Eier, die verwünschten Eier sind auf Franzens Brust beim Herunterrutschen zerdrückt worden; seine Weste hat die Farbe gewechselt; die Elster hat sich gerächt; ihre Eier schreien um Rache. Der Lehrer, ein hartköpfiger Bretagner, kündigt dem jungen Chateaubriand an, er werde ihn auspeitschen lassen. Es wird zur Schule zurückgegangen, mit wie traurigen Empfindungen kann man sich denken.

Kaum ist man ins Haus getreten, so läßt der Lehrer Franz von Chateaubriand auf sein Zimmer rufen, um die angedrohte Strafe an ihm zu vollziehen. Nun fängt der kleine Franz an mit gepreßtem Herzen, die Augen voll Thränen, die Hände ringend, zu bitten und zu flehen, ihm doch nur diese Schande zu ersparen. — Er begehrt eine andere Strafe. — Das Karzer — bei Wasser und Brod — irgend eine Aufgabe — zweihundert Verse aus dem Horaz auswendig zu lernen. — Alles umsonst! der Lehrer hat es einmal gesagt, und Franz soll ausgepeitscht werden. Der Lehrer steht auf, ihn zu peitschen; Franz aber, wie er sieht, daß seine Bitten vergeblich sind, entschließt sich kurz als ein echter Edelmann; er lehnt sich gegen die Wand und vertheidigt sich gegen seinen Peiniger mit Fußtritten und Faustschlägen; er beißt und schlägt um sich herum, schreit, kratzt, flieht umher, kriecht unters Bett, verschanzt sich hinter Tisch und Stühle; ein junger Löwe hätte sich nicht besser wehren können. Endlich, des Kampfes müde, giebt der Lehrer nach; Franz trägt den Sieg davon, schöner und würdiger als der kleine Jean Jacques bei einer ähnlichen Gelegenheit.

Nachdem er so zehn Monat in Studien und Erholungen verlebt, in ewigem Wechsel von Träumerei und Zorn, von Heftigkeit und Geduld, fleißig in seinen Stunden, indeß in seinem Geiste schon jene mäßig weisen wohlklingenden Perioden sich bildeten, die er später schrieb, und das Gefühl der Poesie schon in seiner Seele war, die er später, er zuerst und er allein, zu Frankreichs großer Bewunderung fand, ging er in den Ferien zum Besuch nach Combourg. Er sah das alte Schloß wieder, das vom Meere bespült ward, umarmte seine Mutter, sing von neuem vor seinem Vater an zu zittern, plauderte mit seiner kleinen Schwester, arbeitete mit ihr; sie lauschten wieder dem verworrenen Gebrause des Waldes und des Meeres. Hierauf wurde er nicht auf die Schule zurückgeschickt, sondern sogleich zum Regimente. Abends war er noch Schüler und am anderen Morgen Soldat; eh' er sich's versah, mit einem Male Soldat und exerzirte. — Eins! Zwei! Eins! Zwei! — Gewehr auf! Präsentirt das Gewehr! und niemals Feuer! — Als er den Dienst gelernt hatte, warschiren, seine Flinte putzen und sein Lederzeug, seine Patrontasche schwarzmachen konnte, u. dgl. avancirte er. Er wurde Korporal, Sergeant, Unterlieutenant. Nun unterwies er die Anderen. Er brachte ihnen Alles bei, was man ihm beigebracht hatte. Eins! Zwei! — Eins! Zwei! — Rechts um! Links um! Vorwärts marsch! Rechten! Linken! Gewehr auf! Gewehr in Arm! — Alles dies begab sich in Dieppe, wo er in Garnison stand; die Kiesel des Meeres waren sein Schlachtfeld; so würde er nach dem Ausspruch seines Obersten ein ganz vollkommener Offizier.

Als die Erziehung des jungen Chateaubriand auf diese Weise vollendet war, schickte ihn sein Vater nach Paris, dort sein Heil zu versuchen. Er sagte noch einmal dem alten Schloß, seiner Mutter und Schwester Lebewohl und reiste dann mit dem Postwagen ab, allein mit einer Dame, die er bis nach Paris begleiten sollte. Doch, wie Herr von Chateaubriand sagt, lassen wir seine Memoiren sprechen:

„Ich habe Combourg nur dreimal wiedergesehen: beim Tode meines Vaters fand sich die ganze Familie auf dem Schlosse zusammen, um von einander Abschied zu nehmen. Zwei Jahre später begleitete ich meine Mutter nach Combourg; sie wollte das alte Stammhaus neu einrichten; mein Bruder sollte meine Schwägerin dort einführen: mein Bruder kam nicht nach Bretagne und heirathete bald darauf mit seiner jungen Frau*), für die meine Mutter das Brautbett aufgeschlagen hatte, das Schaffot; das letzte Mal besuchte ich Combourg vom Hafen aus, als ich im Begriff stand, nach Amerika zu gehen."

„Nach sechzehnjähriger Abwesenheit, auf dem Punkt, den heimathlichen Boden für die Trümmer Griechenlands zu vertauschen, ging ich, in den Haiden meines armen Bretagne, was mir von meiner Familie übrig geblieben, noch einmal zu umarmen; aber ich hatte nicht den Muth, die Wallfahrt in die väterlichen Gefilde zu unternehmen. In den Haiden von Combourg bin ich das Wenige geworden, was ich bin; da hab' ich meine Familie bei einander gesehen, die nun zerstreut ist. Von zehn Kindern, die wir waren, sind nur noch vier am Leben. Meine Mutter starb vor Schmerz; die Asche meines Vaters ist in alle Winde gestreut."

„Wenn meine Werke mich überleben, ich einen Namen hinterlassen sollte, so wird vielleicht, von diesen Memoiren geleitet, einst der Wanderer einen Augenblick an den Orten verweilen, die ich beschrieben habe. Er wird das Schloß finden, aber vergebens die große Allee suchen oder das Gehölz; es ist heruntergeschlagen; die Wiege meiner Träume ist verschwunden wie die Träume. Allein auf seinem Felsen stehen geblieben, scheint der alte Thurm die Eichen zu beweinen, die ihn umgaben und gegen die Stürme schützten. Einsam und allein, wie er, habe ich um mich und neben mir das Geschlecht, das meine Tage verschönte und mit Schutz und Schirm lieb, ins Grab sinken sehen, wie er; Dank dem Himmel, daß mein Leben nicht so fest auf der Erde steht, wie die Thürme, in denen ich meine Jugend verlebt!"

So weit die beiden ersten Vorlesungen!

(Fortsetzung folgt.)

*) Fräulein von Rosambo, die Enkelin des Herrn von Malesherbes, wurde nebst ihrem Gemahl an einem und demselben Tage mit ihrem berühmten Großvater hingerichtet.

England.

Lord Chatam.

Eine biographische Skizze, von T. B. Macauley.

Die enthusiastischen Verehrer des älteren Pitt haben ihn zum Muster eines Staatsmannes und Redners erhoben. Von dieser Uebertreibung ist man etwas zurückzukommen.

William Pitt, Lord Chatam, war ohne Widerrede ein großer Mann; aber seine Größe war weder vollständig noch in ihrer Art vollkommen. Das politische Leben eines Hampden oder Somers gleicht einem klassischen Drama, das man als Ganzes bewundern kann, und dessen kleinste Details sich auf die Haupt-Handlung beziehen. Das Leben des Lords Chatam ist ein glänzendes, aber unregelmäßiges Drama; ein Stück ohne Einheit des Planes, mit ganz herrlichen Stellen, deren Wirkung durch die Schwäche oder die Uebertreibung des Vorhergehenden und Nachfolgenden noch erhöht wird. Die Ansichten des Lords Chatam waren schwankend. Bei einigen der wichtigsten Handlungen seines Lebens wurde sein Benehmen augenscheinlich durch Stolz und Rache geleitet. Er hatte einen Fehler, der von allen Fehlern des Menschengeschlechtes am seltensten die wahre Größe begleitet; er war außerordentlich geziert; das fast einzige Beispiel eines Mannes von Genie, der eine edle und große Seele hatte und dabei ohne Einfachheit des Charakters war. Er war Schauspieler im Kabinette, Schauspieler im Conseil, Schauspieler im Parlamente, und sogar im Privatleben konnte er sein theatralisches Wesen und seine theatralischen Stellungen nicht ablegen. Man weiß, daß einer seiner ausgezeichnetsten Freunde niemals in sein Zimmer eingelassen wurde, bevor nicht Alles gehörig angeordnet war, bevor nicht das Licht mit einem Effekt à la Rembrandt auf das Haupt des edlen Schauspielers fiel, bevor nicht sogar das weiße Tuch, in das seine gichtischen Beine eingehüllt waren, wie eine Griechische Draperie zurecht gelegt und seine Krücke mit eben so viel Kunst und Anmuth gestellt war, wie die des Belisar oder des Königs Lear.

Mit allen seinen Fehlern und mit allen seinen Ziereien besaß der ältere Pitt dennoch, in einem außerordentlichen Grade, mehrere Elemente der Größe: glänzende Talente, lebhaftes Gefühl, einen edelmüthigen Enthusiasmus für das Große und Schöne. Es war etwas in ihm, das selbst seine politischen Schwankungen veredelte. In einem Jahrhundert niedriger und schmutziger Verderbtheit, in dem Jahrhundert der Doddingtons und der Sandys war es doch etwas, einen Mann zu finden, der vielleicht, unter dem Einfluß irgend einer heftigen Aufwallung, sich verleiten lassen konnte, sein Vaterland in's Verderben zu stürzen, der sich aber nie so weit erniedrigt haben würde, es zu bestehlen, einen Mann, dessen Fehler nicht aus einer schmutzigen Liebe zum Gewinn, sondern aus einem unersättlichen Durst nach Macht, Ruhm und Rache entsprangen. Die Geschichte ist ihm das Zeugniß schuldig, daß er in einer Zeit, wo Alles, was man in Finanz-Angelegenheiten nicht geradezu eine Betrügerei nennen konnte, für erlaubt hielt, die gewissenhafteste Uneigennützigkeit zeigt; daß er in einer Zeit, wo man allgemein glaubte, daß nur durch die gemeinsten und unsittlichsten Mittel regiert werden könnte, sich an die edelsten Gesinnungen der menschlichen Natur wandte; daß er kühn versuchte, durch die öffentliche Meinung zu bewirken, was jeder andere Staatsmann nur durch Bestechung für möglich gehalten haben würde; daß er weder wie Pelham in der Aristokratie, noch wie Bute in der persönlichen Gunst des Souverains, sondern in der Mittelklasse seinen Beistand suchte; daß er dieser Klasse ein festes Vertrauen zu seiner Unbestechlichkeit und zu seinen Talenten einflößte; daß er, von ihr unterstützt, den Hof und die Oligarchie zwang, ihm, trotz ihres Widerwillens, einen großen Theil der Gewalt einzuräumen, und daß er sich dieser Gewalt auf eine Weise bediente, die bewies, daß er sie weder aus Eigennutz noch aus bloßer Eitelkeit, sondern hauptsächlich deshalb gesucht hatte, um dem Staate bei Lebzeiten nützlich und von der Nachwelt nach seinem Tode geehrt zu seyn.

Als Redner erregte Lord Chatam bei seinem ersten Versuche die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer; seine gewandte Zierlichkeit und seine körperlichen Vorzüge nahmen vom ersten Augenblick an für ihn ein; die Uebung entwickelte bald seine seltenen Talente.

In unseren Tagen ist die Nation das Auditorium eines Parla-

mente-Mitgliedes. Die 3 oder 400 Personen, die dabei gegenwärtig seyn können, wenn eine Rede gehalten wird, können von der Stimme und dem Wesen des Redners entzückt oder unzufrieden damit seyn; aber in der Berichterstattung, welche am anderen Morgen von Tausenden gelesen wird, verschwindet jeder Unterschied zwischen der edelsten und der gemeinsten Gestalt, zwischen dem schönsten und dem mißtönendsten Organ, zwischen den anmuthevollsten und den ungeschicktesten Bewegungen. Vor 100 Jahren erfuhr man außerhalb des Hauses sehr wenig von dem, was innerhalb desselben vorgegangen war. Zu jener Zeit war daher der Eindruck, den ein Redner auf seine unmittelbaren Zuhörer hervorbringen konnte, Alles. In den Parlamenten von Alt-England waren, wie in den alten Republiken, die Eigenschaften, welche den Vortrag einer Rede veredelten, weit wesentlichere oratorische Elemente als heutzutage; jene Eigenschaften besaß Lord Chatam im höchsten Grade. Auf dem Theater würde er der schönste Brutus, der schönste Coriolan gewesen seyn. Diejenigen, welche ihn nur in den Tagen seiner abnehmenden Kraft gekannt haben, als seine Gesundheit untergraben, sein Geist durch die große Anstrengung geschwächt war, behaupteten, daß sein Vortrag damals gewöhnlich dumpf und monoton gewesen und kaum von den ihm zunächst sitzenden Mitgliedern verstanden worden sey; daß er zuweilen, wenn er gereizt wurde, seine Stimme einige Minuten lang erhoben habe, um sie aber bald darauf wieder zu einem unverständlichen Gemurmel herabsinken zu lassen. So war der Graf von Chatam, — aber ein ganz Anderer war William Pitt. Seine Gestalt, als er zum ersten Male im Parlamente erschien, überraschte durch Anmuth und Würde, sein Blick durch Lebendigkeit und Feuer; seine Stimme wurde, wenn er dieselbe auch gar nicht erhob, auf den entferntesten Bänken vernommen. Wenn dieses Organ seinen ganzen Umfang entwickelte, so konnten die Töne desselben mit denen einer Orgel in einem großen Dome verglichen werden; sie erschütterten den Saal und konnten auch außerhalb desselben fast in dem ganzen Palast von Westminster vernommen werden. Er pflegte jene Vorzüge mit der anhaltendsten Sorgfalt. Sein Spiel als Redner glich, wie ein beobachter Kritiker bemerkte, dem Spiele Garricks. Der Ausdruck seines Gesichtes war bewundernswürdig; er brachte oft einen feindlichen Redner durch einen Blick des Unwillens und der Verachtung ganz außer Fassung; dabei hatte er alle Töne seiner Stimme, von dem leidenschaftlichen Schrei bis herab zu den sanftesten Modulationen, vollkommen in seiner Gewalt. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die Mühe, welche er sich gab, um seine natürlichen Anlagen zu vervollkommnen, in anderer Beziehung einen nachtheiligen Einfluß auf ihn ausübte und ihm jenen theatralischen Geschmack aneignete, der, wie schon bemerkt, ein Flecken in seinem Charakter war.

Aber nicht allein und nicht hauptsächlich seinen äußeren Eigenschaften verdankte der ältere Pitt den großen Einfluß, den er beinahe 30 Jahre lang auf das Unterhaus ausübte. Er war ohne Zweifel ein großer Redner, und aus den Erzählungen seiner Zeitgenossen, aus den noch vorhandenen Bruchstücken seiner Reden läßt sich leicht die Art seiner Beredsamkeit abnehmen. Er war kein Redner, der sich auf seine Reden vorbereitete, und gerade die Reden, bei denen er es gethan hatte, waren seine schwächsten. Die ausgearbeitete Lobrede, welche er dem General Wolfe hielt, wurde für eine seiner unvollkommensten Arbeiten gehalten. „Niemand in der Kammer", sagte ein Kritiker, der ihn oft gehört hatte, „wußte weniger als Lord Chatam, was er sagen würde." Seine erstaunenswürdige Leichtigkeit war ihm in der That oft nachtheilig. Er war nicht der Herr, sondern der Sklave seines Wortes; er hatte so wenig Herrschaft über sich selbst, wenn er erst dem rednerischen Impulse nachgegeben hatte, daß er nicht gern Theil an einer Erörterung nahm, wenn er ein wichtiges Staats-Geheimniß bei sich trug. „Ich muß schweigen", sagte er eines Tages zu Lord Shelburne, „denn wenn ich mich einmal zum Reden erhoben habe, entschlüpft mir Alles, was ich auf der Seele habe."

Er war indeß kein Redner für die Diskussion. Daß er es im Anfang seiner parlamentarischen Laufbahn nicht war, ist nicht auffallend: es giebt keinen parlamentarischen Redner, dem es ohne eine lange Praxis und ohne vielfache Niederlagen gelungen wäre, in den Debatten zu glänzen. Fox selbst schrieb seine Ausbildung in diesem Theile der Redekunst nur dem von Anfang an gefaßten Entschlusse zu, wenigstens ein Mal in jeder Sitzung zu sprechen, gleichviel, ob gut oder schlecht. „Fünf Sessionen hinter einander", erzählte er oft, „habe ich es nur ein Mal versäumt, das Wort zu nehmen, und selbst dieses eine Mal thut mir noch leid." Es würde in der That schwer seyn (mit Ausnahme des Herrn Stanley, dessen parlamentarisches Talent einem Instinkt gleicht) einen großen Redner anzuführen, der sich nicht auf Kosten seiner Zuhörer ausgebildet hätte.

Wenn aber diese Kunst eine von denen ist, die selbst die schönsten Rede-Talente sich nicht ohne eine lange Uebung zu eigen machen, so kann sie doch auch andererseits einem natürlichen Talente und einer anhaltenden Uebung kaum entgehen. Man darf sich daher wundern, daß Lord Chatam es in dieser Kunst nie zu einer Vollkommenheit brachte, er, ein Mann von so ganz ausgezeichnetem Talente, dessen ganzes Leben in parlamentarischen Kämpfen bestand, der mehrere Jahre lang der dirigirende Minister im Unterhause war. Er sprach ohne Vorbereitung; aber seine Worte folgten dem Laufe seiner Gedanken und nicht dem Laufe der vorliegenden Erörterung. Er konnte allerdings hin und wieder die Ausdrücke eines feindlich gesinnten Redners im Gedächtnisse behalten und dieselben auf eine beißende und verwundende Weise beantworten; einige der berühmtesten Züge seiner Beredsamkeit wurden durch ein unvorsichtig hingeworfenes Wort, durch ein Lächeln, durch ein Beifallszeichen veranlaßt; aber dies ist die einzige Art von Erwiederung, in der er sich ausgezeichnet zu haben scheint. Lord Chatam ist vielleicht der einzige große Redner Englands gewesen, dem nichts daran lag, das letzte Wort in einer Debatte zu haben, und der aus freier Wahl gewöhnlich vor seinen gefährlichsten Gegnern sprach. Sein Genie gehörte fast ausschließlich der Rhetorik an. Er glänzte weder in der Exposition, noch in der Widerlegung; aber reich waren seine Reden an treffenden Bildern, an gut erzählten Anekdoten, an glücklichen Anspielungen und an leidenschaftlichen Anrufungen. Seine Schmähungen und sein Spott waren furchtbar. Niemals vielleicht flößte ein Englischer Redner so viel Furcht ein.

Was aber seinem Vortrage die meiste Kraft gab, war der Schein der Aufrichtigkeit, des glühenden Gefühls, der moralischen Größe, welcher aus Allem, was er sagte, athmete. Sein Stil war nicht immer vom reinsten Geschmack; mehrere seiner Zeitgenossen erklärten ihn für zu blumenreich. Mitten in dem Enthusiasmus, mit dem Walpole von einer der schönen Reden des Lord Chatam spricht, gesteht er doch ein, daß einige seiner Metaphern zu übertrieben gewesen wären. Die Citate und die klassischen Anekdoten des großen Redners erinnerten zuweilen an die Gemeinplätze eines gelehrten Gymnasiasten; aber das waren Nüancen, um die sich sein Auditorium wenig bekümmerte. Der Enthusiasmus des Redners ergriff alle die, welche in seiner Nähe waren; seine Glut und sein edles Wesen gaben dem kältesten Bilde Feuer und Würde und Bedeutung der kindischsten Anspielungen.

Mit Lord Chatam zugleich waren zwei Männer in der Verwaltung, die nur ihm nachstanden: Murray und Fox der Vater. Murray war erst General-Anwalt und später General-Prokurator. Er übertraf den Lord Chatam bedeutend an Geschmack, an Stärke des Raisonnements, an Gründlichkeit und Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse. Sein parlamentarisches Talent gab sich niemals in so leuchtenden Blitzen kund; aber sein Reichthum des Ausdrucks, seine Klarheit, seine Ruhe wurden auch niemals durch ein Wölkchen verdunkelt. An Verstand, glaube ich, gab er dem Lord Chatam nichts nach; aber hinsichtlich jener moralischen Eigenschaften, denen Lord Chatam hauptsächlich seinen Erfolg verdankte, stand er hinter ihm zurück. Murray besaß nicht die Energie, den Muth, den umfassenden und kühnen Ehrgeiz, wodurch in Zeiten politischer Aufregung große Männer entstehen. Sein Herz war ziemlich kalt, sein Charakter vorsichtig bis zur Aengstlichkeit, sein ganzes Wesen ernst bis zur Pedanterie. Er setzte sein Glück oder seinen Ruf niemals auf eine Gefahr, die er vermeiden konnte. Einmal hätte er sehr gut Premier-Minister werden können; aber er hatte kein anderes Ziel, keinen anderen Wunsch, als das erste richterliche Amt. Es war dies zwar eine weniger glänzende Stelle, als die des ersten Lords des Schatzamtes; aber sie war auch den Stürmen weniger ausgesetzt, und Murray zog sie jeder anderen vor.

Fox, der Vater des großen Mannes, dessen mächtige Anstrengungen zu Gunsten des Friedens, der Wahrheit und der Freiheit den Namen unsterblich gemacht haben, war Kriegs-Secretair. Er war der Liebling des Königs, des Herzogs von Cumberland und einiger der angesehensten Whigs. Seine parlamentarischen Talente waren ausgezeichnet. Als Redner war Fox, der Vater, fast in jeder Beziehung das Gegenstück von Pitt, dem Vater. Seinem Aeußeren fehlte es an Anmuth; sein Kopf, wie ihn uns Reynolds und Roubillac auf der Leinwand und im Marmor aufbewahrt haben, kündete viel Verstand an; aber seine Züge waren hart und sein Anblick im Ganzen finster; seine Manieren waren linkisch, sein Vortrag nicht fließend; er suchte oft nach einem passenden Worte; aber, begabt mit einer durchdringenden und scharfen Logik, die in den Debatten über eine politische Frage so sehr an ihrer Stelle ist, wurde er in der Diskussion als parlamentarischer Redner vielleicht nur von seinem Sohne übertroffen. In der Erwiederung war er dem Lord Chatam eben so überlegen, als dieser ihm in der Declamation. In intellektueller Hinsicht war die Waagschale zwischen den beiden Nebenbuhlern gleich; aber auch hier neigte sie sich hinsichtlich der moralischen Eigenschaften auf die Seite Chatam's. Fox besaß allerdings Tugenden. In seinen natürlichen Anlagen, wie in seinem Talente, hatte er eine große Aehnlichkeit mit seinem berühmten Sohne; dieselbe Sanftmuth, dieselben Leidenschaften, dieselbe Freimüthigkeit, dieselbe Kühnheit, denselben Eifer, dieselbe Innigkeit gegen seine Freunde, dieselbe Unbefangenheit gegen seine Feinde. Niemals war ein Mann aufrichtiger und mit größerem Rechte von seiner Familie und von seinen Freunden geliebt; aber unglücklicherweise war er in einer schlechten politischen Schule erzogen worden, in einer Schule, deren Lehrsätze darin bestanden, daß die politische Tugend nur eine Koketterie sey, daß jeder Patriot seinen bestimmten Preis habe, daß man nur durch Bestechung herrschen könne, daß der Staat eine den Politikern überlieferte Beute sey. Die lockere Moral des Herrn Fox bildete einen merkwürdigen Kontrast mit der theatralischen Rechtlichkeit des Lord Chatam. Die Nation mißtraute dem Einen und hatte ein unbegränztes Vertrauen zu dem Anderen. Aber fast alle Staatsmänner der damaligen Zeit haben die Erfahrung gemacht, daß das Vertrauen des Volkes für etwas gerechnet zu werden verdient. So lange Alles friedlich zuging, so lange es keine Opposition gab, so lange alle Aemter durch die Gunst der herrschenden Koterie erlangt wurden, hatte Fox einen entschiedenen Vortheil über Chatam. Als aber die schwierigen Zeiten kamen, als Europa durch den Krieg erschüttert wurde, als das Parlament sich in Parteien theilte, als die öffentliche Meinung lebhaft aufgeregt wurde, schwang sich der Liebling des Volkes zur höchsten Gewalt empor, und sein Nebenbuhler verschwand in der Menge.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Montag den 24. März 1834.

Morgenländisches.

Voyage en Syrie et dans le desert. (Reise zum Ankauf Arabischer Hengste durch Syrien und die Wüste.) Von Louis Damoiseau. Paris, 1833.

Nach dem Zeugnisse des Herausgebers war diese Reise von dem verstorbenen Verfasser nicht für die öffentliche Bekanntmachung bestimmt; eine Tendenz, die bei Schriften dieser Art meist für Natürlichkeit und Wahrheit zu bürgen pflegt und somit als erste Empfehlung vorausgeschickt werden mag. Auf alle Fälle scheint uns die Herausgabe höchst zweckmäßig, und Herrn Damoiseau's Andenken kann dadurch nur gewinnen. Herr D. wurde im Jahre 1818 unter dem Ministerium des Herrn Lainé abgeschickt, Syrien und die Wüste als Roßarzt bei einer Remonte zum Ankauf Arabischer Hengste für Französische Gestüte zu durchreisen. Auf dieser Reise sammelte er die Materialien zu einer Schrift über die edelsten Pferderacen Arabien's; der Tod hat ihn an der Vollendung seines Werkes gehindert; was das vorliegende betrifft, so besteht es aus Notizen, die er für sich selbst und seine Freunde in Bezug auf seine Beobachtungen, Anschauungen, und Abenteuer aufgezeichnet hatte. Der Stil, obschon im Ganzen ziemlich gewöhnlich, hat dennoch eine große Klarheit und Sicherheit, wie es Menschen, deren Geschäft es sonst nicht ist, zu schreiben, öfters gelingt, wenn sie Gegenstände, die mit ihrer Eigenthümlichkeit in Verbindung stehen, zu behandeln haben. Der Gesichtspunkt, unter welchem Herr Damoiseau Syrien und die Wüste sieht, ist neu und originell. Es lebt Keiner, der ein Land, und wär' es auch sein Vaterland, in seiner vollständigen Totalität aufzufassen vermöchte; ein Jeder sieht in der Welt, die ihn umgiebt, die Dinge, die ihn am meisten interessiren, und wären sie auch noch so unbedeutend: ein Soldat sieht Waffen, ein Landmann Aecker, ein Roßarzt mußte Pferde sehen. Dies hat denn Herr Damoiseau gethan, und dies verleiht eben seiner Schrift ein Interesse, das ihm ohne diese Abweichung von der gewöhnlichen Heerstraße der Reisebeschreibungen abgehen würde.

Gulliver machte einmal eine Reise in das Land der Houinnmms, wo die Pferde herrschen: dies ist nun nicht ganz der Fall in dem Lande, wo der Herr Damoiseau reist, aber es ist doch eine Gegend, die an die Gulliversche gränzt, ein Land, wo die Genealogieen der Pferde, die Begebenheiten der Pferde, ihre Geschichten, ihre Wechsel, ihre Abenteuer Alles beschäftigen. Herr Damoiseau, als Roßarzt, findet sich dort gehegt und gepflegt, gefeiert und geschmeichelt, wie anderwärts ein Wohlthäter des Menschengeschlechts; die Pascha's und vornehmen Herren, erstaunt über seine Wissenschaft und seine Kuren, laden ihn ein, ihre Marställe und geliebten Thiere zu besuchen, wie einst der König von Persien den Hippocrates, seine Staaten zu sehen. Wär' ich Roßarzt, nirgend anders als in Syrien schlüg' ich mein Zelt auf, mitten in der Wüste. Einer der unterhaltendsten und am besten gerathenen Abschnitte ist der, welcher den Ankauf eines prächtigen Hengstes, Namens Abu-Phaar, unter dem Stamm der Foedans-Anazes, behandelt. Herr Damoiseau ließ sich, unter dem Schutz des Stammhaupts, den er ganz gehörig bezahlen mußte, im Lager dieser Nomadenhorde nieder, die gewöhnlich an den Ufern des Euphrats wohnt; er verweilte einige Zeit daselbst, ärgerte sich, nichts zu finden, was nach Frankreich gebracht zu werden verdiente, und fing schon an, den Arabern zu mißfallen, die der Fremde verdroß, der so verächtlich that, und so wenig Lust hatte, seine Piaster bei ihnen zu lassen, als ihn sein guter Stern den Abu-Phaar finden ließ, die Perle und den Abgott des Lagers der Anazes. Wir theilen die betreffenden Stellen im Folgendem mit, deren Naivetät und Lokalfarbe ein Auszug nur verwischen könnte.

„Am nächsten Morgen sah ich eine große Anzahl Beduinen im Lager ankommen, alle auf Stuten reitend; sie stellten mir mehrere junge Pferde vor, von denen mir aber auch nicht eines behagte, und auf die ich somit gar nicht bot. Doch plötzlich gewahrte ich von Mittag her unter einem Araber von sehr hoher Statur einen röthlichen Grauschimmel, ein Pferd, das mich durch Wuchs, edlen Gang und durch die Leichtigkeit, mit der es seinen schweren starken Reiter trug, überraschte. Es schien von Süden zu kommen und sich in der Richtung meines Zeltes zu nähern. Ich ging ihm entgegen, um es näher zu betrachten: als es mir gegenüber stand, sah ich, daß ich mir von seiner Schönheit, obgleich es sehr mager war, eine ganz richtige Vorstellung gemacht hatte. Ich fragte also den Eigenthümer, ob er es verkaufen wolle; er antwortete mit Nein und setzte hinzu, sein Pferd stamme aus dem edelsten Geschlecht; seit drei Jahren (das Pferd war sechsjährig) pflanz' es sich kräftig fort bei mehreren Stämmen, den berühmtesten durch die Schönheit und Güte ihrer Produkte, und habe von früh bis Abend zweiundzwanzig Meilen gemacht. Mehr konnte ich nicht aus ihm herausbringen, er wandte um und verschwand."

„Alles dies, was ich erfahren, vermehrte nur mein Verlangen, das köstliche Thier in meinen Besitz zu bekommen. So kam ich ziemlich verstimmt in mein Zelt zurück, und entschloß mich, Saïd-Hassan zum Vertrauten meines Unmuths zu machen. Hassan suchte meine Hoffnung zu beleben, indem er mir das Versprechen gab, nichts unversucht zu lassen, den Eigenthümer des Abu-Phaar auszukundschaften, und ihn dahin zu bringen, das Pferd mir abzulassen."

Noch denselben Abend, als die Sonne unterging, führte der Zufall den Gegenstand seiner Bewunderung in die Nähe des Herrn Damoiseau.

„Während dieses Auftritts, wobei auch Saïd-Hassan gegenwärtig war, erfuhr ich, daß der Araber, dem unser Held gehörte, Nasr hieß. Ich ersuchte also Saïd Alles aufzubieten, Nasr dahin zu bringen, daß er eine Tasse Kaffee bei mir tränke. Mein Zeitgefährte gab meinem Vorschlag seinen Beifall, ging an den Araber heran und überbrachte ihm meine Einladung, die sogleich angenommen wurde. Nasr kam auf uns zu, Abu-Phaar am Zaum führend; mehrere andere Beduinen, die gegenwärtig waren, folgten, und wir ließen uns sämmtlich auf den Sand nieder. Ich bot meinen Gästen eine Pfeife vorzüglichen Tabak, und als Alle damit versehen waren, ließ ich den Kaffee bringen. Das Gespräch war anfangs sehr gleichgültig; aber Saïd, der meine Unruhe und Ungeduld sah, wußte es bald auf Abu-Phaar zu lenken, und drang stark in Nasr, ihn mir zu verkaufen. Der Araber wollte sich lange zu keiner Antwort verstehen, indessen von Saïd's lebhaftem Anliegen gedrängt, richtete er endlich die so lang erwarteten Worte an mich: „Thu Dein Gebot."

„Ich weiß nicht, ob ich es schon einmal gesagt habe, aber niemals bestimmt ein Araber in der Wüste, von dem man ein Pferd kaufen will, den Preis; der Käufer muß bieten und muß sich überbieten, bis der Verkäufer, ihm die Leine in die Hand gebend, hierdurch anzeigt, daß der Kauf abgeschlossen ist.

Ich fing also an zu bieten, 1500 Piaster (1125 Fr.). Nasr schwieg. Von einem Hundert Piaster (75 Fr.) nach dem anderen stieg ich bis auf 2500 (1875 Fr.). Kaum hatte ich diese Summe, ausgesprochen, als Nasr, der bis dahin sehr ruhig geblieben war aufstand, sich auf seinen Abu-Phaar schwang und, ohne ein Wort zu sagen, eilig davonsagte. Die Furcht, sich vom Gelde verführen zu lassen, war ohne Zweifel die Ursache seiner Flucht. Wie dem auch seyn mochte, ich sah mich grausam getäuscht und konnte die ganze Nacht lang nicht aufhören, den Verlust der günstigen Gelegenheit, wie ich meinte, zu beseufzen."

Am anderen Morgen sollte Herr Damoiseau die Wüste verlassen, um mit einer Turkomannen-Karawane nach Aleppo zurückzukehren. Als schon sein Zelt und Gepäck auf sein Kameel geladen waren, entschloß er sich, noch einen letzten Versuch bei Dubaï, dem Haupt des Stammes, zu machen und ihn zu bitten, sich bei Abu-Phaar's Herrn für ihn zu verwenden. Als Herr Damoiseau dem Beduinen-Scheich funfzig Piaster, wenn er ihm zum Kauf verhelfen wolle, versprochen hatte, widerstand dieser nicht länger, ließ einen seiner Araber auf einen Dromedar aufsitzen und befahl ihm, sogleich aufs eiligste Nasr und sein Pferd aufzusuchen. Während dieser Zeit zog die Turkomannen-Karawane immer vorwärts in die Ferne der Wüste.

„Die Stunden flossen dahin; man wird sich die Ungeduld leicht vorstellen können, mit der ich der Rückkehr des Boten entgegensah. Wie groß war meine Freude, als ich endlich in einem Reiter, den ich mit äußerster Schnelligkeit aus jener Gegend, wohin man geschickt hatte, herkommen sah, Nasr erkannte. Er sprengte geradeswegs nach Dubaï's Zelt; wir folgten ihm. Als ich beim Abu-Phaar vorbeikam, fühlte ich, wie alle meine Besorgnisse wieder lebendig wurden; obgleich er ohne Zaum war und als einzigen Schmuck einen der schlechtesten Sättel trug, war er mir nie so schön vorgekommen. Ich knüpfte ein Gespräch mit Nasr an, indem ich ihn nach dem Grunde fragte, weshalb er sein Pferd ohne Zaum bestiegen. „Weil es keinen braucht", antwortete er mir. Dubaï nahm ihn bei Seite, wechselte leise einige Worte mit ihm und sagte hierauf sehr laut, er solle mir den Abu-Phaar verkaufen. Der Araber ließ sich ein wenig bitten und forderte mich endlich auf, meine Gebote zu thun. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen.

„Gestern Abend", sagte ich ihm, „bot ich Dir 2500 Piaster;

heut lege ich noch hundert dazu." — „Ist nicht genug", versetzte Nasse; „biete weiter."

„Ich legte noch hundert Piaster hinzu, und so von Gebot zu Gebot kam ich bis auf 2900 (2175 Fr.). Ich war entschlossen, noch höher zu geben, als der Araber an mich herantrat und mir endlich die Leine des Abu-Phaar in die Hand gab. Sich dann an sein Pferd wendend, richtete er auf Arabisch eine kleine Rede an dasselbe, worin er es von der bevorstehenden Trennung unterrichtete und es ermahnte, sich gegen seinen neuen Herrn als eben so gehorsamen und treuen Diener zu beweisen, als es ihm gewesen wäre; dann seinen Mund mit Tabacksrauch füllend, näherte er sich seinem alten Gefährten und blies ihm denselben in die Nasenlöcher: die Arabischen Pferde haben diesen Geruch sehr gern; auch zeigte Abu-Phaar für seinen Herrn die lebhafteste Anhänglichkeit, die auch diesen wiederum zu neuen Freundschaftsbezeigungen hinriß." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

(Dritte Vorlesung.)

Wir glauben, nicht erst nöthig zu haben, dem Leser zu sagen, daß alles dies, was wir hier geben, nur das gestalt- und farblose Skelett des schönsten Werkes von Chateaubriand ist. Was wir mittheilen, theilen wir nur vom Hörensagen mit; von der ganzen großen vollständigen Geschichte eines großen Mannes, die zu Anderen in vollster Lebens- und Farbenfülle gedrungen ist, haben wir nur einen Schimmer, nur einen Bericht aus der zweiten Hand erhascht; sie erscheint also hier sehr verstümmelt, sehr unordentlich. Immer indessen ist das Interesse, das sich an Herrn von Chateaubriand's Memoiren knüpft, so lebhaft, daß man es uns Dank wissen wird, auch in solchem Zustande einige Details derselben im Voraus mitgetheilt zu haben, deren Reiz und Natürlichkeit gar nicht zu verwüsten ist, auch wenn sie selbst, wie hier geschieht, ihrer ursprünglichen Form und Hülle, ihres jungfräulichen Gewandes so zu sagen, entkleidet und beraubt sind. — Kehren wir nun zu unserem Helden zurück, wo wir ihn verlassen haben.

In einem Reisewagen haben wir ihn verlassen, allein mit einer schönen Frau, wie er zum ersten Mal nach Paris geht, als unschuldigen, schüchternen jungen Menschen, der von dem Treiben und den Sitten nichts wußte, die seiner warteten; so schüchtern in der That während der ganzen langen Reise, daß seine Reisegefährtin, die mit einem Militair zu reisen glaubte, nicht einmal einen Schüler in ihm fand. Auch war sie kaum angekommen, als sie sich dem jungen Unterlieutenant mit einer sehr kühlen und spöttischen Verbeugung empfahl, als wollte sie sagen: Laß die Frauen und studire Mathematik! Aber wo ist ein schöner, schüchterner und anständiger junger Mann, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben auf ähnliche Weise begrüßt worden wäre?

Paris pflegt auf junge Leute, die es zum ersten-Mal sehen, gewöhnlich einen zwiefachen völlig entgegengesetzten Effekt zu machen. Unser junger Offizier, schüchtern und träumerisch wie er war, mußte dies erfahren und seinen schönsten Träumen, als er die große Stadt betrat, Lebewohl sagen. Fahr wohl, meine Poesie! Man denke sich, daß er in der rue du Mail im hôtel de l'Europe zu wohnen kam, in einem kleinen Zimmerchen im dritten Stockwerk, ganz allein mitten in diesem Lärm, ganz allein in diesem Gewühl! Glücklicherweise trat in dem Augenblick, als er sich auf's peinlichste verlassen fühlte, sein älterer Bruder ins Zimmer, schloß ihn zärtlich in die Arme und stellte ihn sogleich seiner Familie und seinen Freunden, Herrn von Malesherbes und anderen Literaten, in Paris und in Versailles, der Stadt und dem Hofe vor.

Herr von Malesherbes war der Erste, der den jungen Franz von Chateaubriand mit Wohlwollen aufnahm und begriff. Von dieser Zeit an hat Chateaubriand für Herrn von Malesherbes eine ununterbrochene Dankbarkeit bewahrt, eine Dankbarkeit, welche der Achtung gleichkam, die er vor seinen Tugenden hegte. „Die Verbindung, die seine Familie mit der meinigen vereinte, verschaffte mir oft das Glück, ihm nahe zu kommen. Es war mir ordentlich, als nähm' ich an Stärke und Freiheit zu in der Gegenwart dieses tugendhaften Mannes, der, mitten in der Verderbniß der Höfe, auf so hoher Stufe des Ranges sich die Reinheit des Herzens und den Muth des Patrioten zu bewahren gewußt. Ich werde nie die letzte Unterhaltung vergessen, die ich mit ihm hatte: es war an einem Morgen; ich fand ihn zufällig allein bei seiner Enkelin. Er fing an, von Rousseau zu sprechen, mit einer Begeisterung, die ich nur zu lebhaft theilte. Ewig wird er vor meiner Erinnerung stehen, der ehrwürdige Greis, der sich so freundlich herabließ, mir Rath ertheilte und sagte: „Es ist nicht Recht von mir, daß ich Sie von diesen Dingen unterhalte; ich sollte es Ihnen vielmehr zur Pflicht machen, diese Glut der Seele zu dämpfen, die unserem Freunde so viel Unglück bereitet hat. Ich bin wie Sie gewesen; Ungerechtigkeit empörte mich; ich habe so viel Gutes gethan als ich vermochte, und nicht auf den Dank der Menschen gerechnet. Sie sind jung; Sie werden viel zu sehen bekommen; ich habe nur noch kurze Zeit zu leben." Was er im Erguß eines vertraulichen Gespräches und in der Güte seines Herzens noch hinzufügte, laß' ich weg; ich fühlte mein Herz zerrissen als ich von ihm ging; ich empfand schon damals das Vorgefühl, daß ich ihn nicht wiedersehen sollte!"

„Herr von Malesherbes war eigentlich groß zu nennen; nur ließ ihn seine zerrüttete Gesundheit nicht so erscheinen. Was er im höchsten Grade Erstaunenswerthes an sich hatte, war die Kraft, mit der er in einem so vorgerückten Alter sprach. Wenn man ihn sitzen sah, ohne daß er sprach, mit seinen ein wenig tief liegenden Augen, seinen grauen Augenbrauen und seiner gütigen Miene, so hätte man ihn für eine jener heiligen Gestalten, die Lesueur's Pinsel hervorgebracht, halten mögen. Aber kam man dahin, die empfindlichen Seiten zu berühren, so erhob er sich wie der Blitz; augenblicklich öffneten sich seine Augen und wurden größer. Nach den feurigen Worten, die aus seinem Munde strömten, und nach seinem gedankenvollen und frisch beseelten Antlitz zu schließen, hätte man glauben sollen, einen jungen Mann vor sich zu sehen, in der vollen Glut des raschen Alters; nur an seinem kahlen Kopf und der öfteren Undeutlichkeit der Worte, eine Folge der fehlenden Zähne, erkannte man den Siebziger. Dieser Kontrast verdoppelte den Reiz seiner Unterhaltung, wie man das Feuer gern hat, das im Winter mitten im Schnee brennt."

„Herr von Malesherbes hat Europa mit dem Hall seines Namens erfüllt; aber der Vertheidiger Ludwig's des Sechzehnten ist in anderen Epochen seines Lebens nicht minder bewunderungswürdig gewesen, als in der letzten, die es so ruhmvoll bekrönt hat. Er war der Beschützer der Schriftsteller; ihm verdankt die Welt den Emil; und man weiß, daß er der einzige Mann von Herz gewesen, den Marschall von Luxemburg ausgenommen, der Jean-Jacques aufrichtig geliebt hat. Mehr als einmal that er die Pforten der Bastillen auf; er allein verschmähte es, sich vor den Lastern der Großen zu schmiegen, und ging rein aus dem Schimmer hervor, worin so viele Andere ihre Tugend gelassen hatten. Man hat an ihm getadelt, daß er demjenigen zu sehr nachgegeben hatte, was man die Grundsätze des Tages nannte. Wenn man darunter Haß der Mißbräuche versteht, so war Malesherbes freilich schuldig. Was mich betrifft, so gestehe ich, wenn er nichts weiter gewesen wäre, als ein guter und freier Edelmann, bereit sich für den König, seinen Herrn, zu opfern, und mehr auf seinen Degen als auf seinen Gott vertrauend, daß ich ihm meine aufrichtige Achtung gezollt hätte; aber das Geschäft, ihn zu rühmen, hätte ich Anderen überlassen."

Aus den ernsten Salons des Herrn von Malesherbes kam der rasche Jüngling in Gesellschaften, wo es freier zuging, wo sich die Schriftsteller mit den Literaten jener Zeit versammelten. Seltsam! so wohl er sich dem ehrwürdigen Greise gegenüber befunden hatte, so schüchtern und bange ward ihm zu Muth vor einigen gefeierten Literaten, die er später auf ihren wahren und kläglichen Werth herabsetzen sollte. Man kann sich des Lächelns nicht enthalten, wenn man in dem „Versuch über die Revolutionen" noch die lebhaften Spuren des ersten Enthusiasmus des Verfassers findet, der freilich in der Folge sehr abnahm, wenn nicht ganz verschwand. Wer waren die großen Männer, die er zu jener Zeit sah? Herr von Fontanes, der Herzog von Nivernois, der Chevalier Bertin, Herr Le Brun, der Chevalier de Parny, der royalistische und christliche Dichter jener Zeit; Champfort, den er den Weisen Griechenlands vergleicht, Champfort, dessen blaues Auge Blitze schoß; vor allen Flins, den er den berühmten nennt. Nichts ist köstlicher als dieses literarische Gemälde in seinen Memoiren „Epimenides, rief er aus, hat Herrn Flins seinen Tribut gezollt, und ihm das Sujet zu seiner Komödie geliefert." Herr von Chateaubriand hat einen vortrefflichen Kommentar zu diesem Ausruf seiner Bewunderung für Herrn Flins gegeben: „Sollte man nicht glauben", sagt er, „eine jener abenteuerlichen Ausrufungen zu lesen, wie von Diderot in der Geschichte der beiden Indien unter dem Namen des Abbé Raynal vorkommen. — O! Abschinga-Ufer, du bist nichts, aber Eliza hat das Licht der Welt auf dir erblickt."

Aus den Zirkeln der Stadt kommt er an den Hof. Es erschien durchaus nothwendig, unseren jungen Edelmann dem Hofe vorzustellen. Doch, um vorgestellt werden zu können, mußte er Soldat und zum wenigsten Capitain seyn. Seinem Bruder, der nicht Soldat war, war es nicht vergönnt gewesen, in die Königlichen Wagen zu steigen, einer seines Namens mußte dieser Auszeichnung unter jeder Bedingung theilhaftig werden, das verlangte die Ehre der Familie. Indessen war Franz von Chateaubriand nur Unter-Lieutenant in der Infanterie, im Regiment Navarra; man machte ihn zum Capitain in der Kavallerie, und so bestallt kam er an den Hof und sah König Ludwig den Sechzehnten von Angesicht zu Angesicht.

„Ludwig der Sechzehnte war gut gewachsen; er hatte breite Schultern, der Bauch trat hervor; sein Gang war schwerfällig, watschelnd. Er war kurzsichtig, die Augen zugekniffen, sein Mund war groß, seine Stimme tief und gewöhnlich. Er lachte gern aus vollem Halse, der Ausdruck seines Gesichts war Heiterkeit, nicht eben die, welche aus einem überlegenen Geiste, sondern mehr die herzliche Fröhlichkeit eines wohlanständigen Mannes, die aus einem guten Gewissen entspringt. Er war nicht ohne Kenntnisse, zumal in der Geographie; übrigens hatte er seine Schwächen wie jeder Mensch. Es machte ihm zum Beispiel Spaß, seine Pagen zu necken; um fünf Uhr Morgens hinter den Fenstern des Palais den Herren seines Hofes aufzupassen, die weggingen. Wenn man auf der Jagd zwischen ihn und den Hirsch gerieth, so konnte er ungeheuer zornig werden, wie ich selber erfahren habe. Einmal, als eine Hitze zum Ersticken war, fühlte sich ein alter Edelmann, der bei seinen Marställen angestellt war und ihn auf die Jagd begleitet hatte, so ermüdet, daß er vom Pferde steigt, sich der Länge nach hinstreckt und im Schatten einschläft. Ludwig kommt des Weges, sieht den guten Alten und macht sich den Spaß, ihn aufzuwecken. Er steigt selber vom Pferde, und keineswegs in der Absicht, dem alten Diener wehe zu thun, läßt er ihm einen ziemlich schweren Stein auf die Brust fallen. Der Alte erwacht, und in dem ersten Moment des Schmerzes und des Zornes schreit er laut: — Ha! daran erkenn' ich Sie! so sind Sie schon als Kind gewesen, Sie sind ein Tyrann, ein grausamer Mensch, ein wildes Thier! Er war daran, den König mit einem Strom von Beleidigungen zu überschütten. Ludwig machte, daß er nach seinem Pferde kam, halb in Lachen, halb ärgerlich, diesem Mann, den er

sehr lieb hatte, wehe gethan zu haben, und sagte im Davonreiten: — „Oh! wie böse ist er! wie böse! wie böse!"

Ohne Zweifel ist man neugierig, zu wissen, wie unser junger Unter-Lieutenannt in der Infanterie und Capitain in der Kavalerie auf seine Gefahr erfuhr, wie zornig der König wurde, wenn man zufällig zwischen den Hirsch und ihn gerieth. Die Geschichte ist in den Memoiren wahrhaft reizend erzählt, und ist so unterhaltend und so hübsch gestaltet, daß man sie auch hier noch mit Vergnügen lesen wird. Also, kurz darauf, nachdem er bei Hofe vorgestellt war, empfing der junge Chateaubriand eine Einladung, an einer Königlichen Jagd Theil zu nehmen.

Man kann sich denken, welchen Eindruck der Hof auf unseren Jüngling machte. Nichts war der Herrlichkeit jenes Hofes von Versailles zu vergleichen, der sich beim Klange der Hörner in Bewegung setzte. Festlich glänzt die Sonne, die Rosse wiehern, die Pagen sprengen daher, die Damen, die Kavaliere, alle Großen, der König mit seinen Garden. Man steigt in die Wagen, in die Hof-Equipagen, und fährt nach dem Gehölz von Saint-Germain. Es war Sitte, daß Jeder, der an der Königlichen Jagd Theil nahm, ein Königliches Pferd erhielt. Unserem Capitain der Kavallerie ward eine Stute, die Heureuse genannt, vorgeführt, die ohne Stange und Sporen geritten wurde. Alsbald nimmt die Jagd ihren Anfang, die Meute geht los, und die Hörner erschallen. Die Heureuse, ganz außer sich, ist nicht zu halten; sie jagt dahin, schnell wie der Wind, reitet Alles über auf ihrem Wege, Männer und Frauen, ohne Halt, ohne Ziel. Man hatte den jungen Mann bedeutet, ja nicht zwischen den König und das Wild zu kommen, wenn er nicht den Zorn des Monarchen auf sich laden wolle! aber sein Pferd kehrte sich an nichts, bis er an einem Kreuzweg einen Schuß vernimmt; da steht es still, der Reiter steigt ab, zieht seinen Hut, denn zwanzig Schritte von ihm steht, die Büchse in der Hand, der König, der eben den Hirsch erlegt hat. — Er ist nicht weit gekommen, sagt der König und zeigt nach dem hingestreckten Hirsch. Zu gleicher Zeit kam der ganze Hof heran, und man kann sich das Erstaunen und die allgemeine Verwunderung denken, als man den neuen Ankömmling mit dem Könige allein fand und erfuhr, daß er die Dreistigkeit gehabt, sich mit Sr. Majestät in ein Gespräch einzulassen! Als der König fort war und Chateaubriand mit mehreren Jägern allein zurückblieb, wollten sich diese über den Kavallerie-Capitain, der sein Pferd nicht hatte halten können, lustig machen. Eine umgestürzte Eiche befand sich in der Nähe, mit vollem Laub und Zweigen; Chateaubriand schlug vor, mit dem Pferde darüber wegzusetzen, über Stamm und Zweige; aber seine Aufforderung wurde nicht angenommen, und er kehrte mit der Ehre des Tages nach Hause zurück. Dies ist die ganze Geschichte des jugendlichen Hofmannes. Er fand sich sogleich von vorn herein wenig geeignet für dies Handwerk. „Mein Charakter war dem Hofwesen so entgegengesetzt, ich empfand eine solche Verachtung gegen gewisse Leute und verhehlte sie ihnen so wenig, es war mir so wenig an dem gelegen, was man steigen nannte, daß ich gleichsam die Rolle eines Vertrauten in der Tragödie spielte, dessen Geschäft in Kommen, Gehen, Zusehen und Schweigen besteht."

Uebrigens hatte der feurige Jüngling zu viel Verstand und zu viel Geistesblick, als daß er den Hof hätte studiren sollen, zu einer Zeit, wo die Stadt der beunruhigend rege Gegenstand aller Betrachtungen wurde, als daß er auf die Vergangenheit hätte sein Augenmerk richten sollen, da die Zukunft vor seinen Blick heranzog. Was war Versailles für ihn, wenn Paris auftritt? Was das alte Palais ihm, wenn die Bastille erstürmt ward! Er sollte noch Zeit genug übrig haben, Ludwig den Sechzehnten zu beweinen, seinen unglücklichen König, dem nicht mehr weit zu kommen beschieden war, wie dem Hirsch, dem er die Todeswunde beigebracht; dem Jünglinge ziemte es, die zu betrachten, die nun auftraten, Mirabeau zum Beispiel. Denn er sah Mirabeau, hörte von der Tribune herab das furchtbare Gestammel, das sich nach und nach zu jener mächtigen Beredtsamkeit entwickelte, die man kennt. Er sah Mirabeau in den Kaffeehäusern, wo er von seinen Liebschaften mit einem so melancholischen Lächeln sprach. Das muß eine Gestalt seyn, der Mirabeau Chateaubriand's, von ihm gesehen und von ihm geschildert! Man denke, ob sich Mirabeau wohl gern mag mitgetheilt haben einer Seele, wie diese, so lebendig, so entgegenleuchtend in solchem Feuerblick! Sie speisten oft zusammen, und eines Tages, als sie vom Tisch aufstanden, legte Mirabeau, der von seinen Kollegen sprach, seine beiden großen Hände auf die Schultern des jungen Mannes und sagte zu ihm: — „Sie werden mir nie meine Ueberlegenheit vergeben."

So hat er diese große Revolution beginnen sehen, die den Erdkreis durchwandeln sollte; hat das Jahr 89 gesehen, das das Jahr 93 schon im Keime enthielt; hat Versailles und die Bastille zusammenstürzen, hat die Redner beginnen und die Könige enden sehen; hat gesehen, wie das achtzehnte Jahrhundert, dieses schöne, das sich noch ganz um Voltaire, Rousseau und Diderot bewegte, von der geschriebenen Beredtsamkeit zur leibhaftig redenden, von der Tragödie zum Pamphlet, vom Buch zum Journal überging — wie ein morsches Staats- und Volksleben zusammensank und ins Grab, völlig todt und in allen Lebenspunkten aufgerieben, wie eine alte geistreiche Courtisane, die Witz, Stolz, Gunst und Liebe zu Grunde gerichtet. Er hat das Volk kommen hören und die gewaltige Stimme des Volkes vernommen, das nicht Französisch zu sprechen versteht, das gar keine bestimmte Sprache spricht und nur ein Wort in allen Sprachen kennt: Freiheit! Er sah, wie der Sammet des Thrones ganz und gar abgenutzt war und unter diesem Sammet ein nacktes blutiges Brett zum Vorschein kam, das Brett der Guillotine — sah eines Tages von Versailles nach Paris in einem Wagen, den man unter Gedräng und Stößen, über und über vom Pöbel mit Koth beworfen, dahinzog, Etwas, was einem Mann, einer Frau, einem Kinde glich: es waren die, die man den König, die Königin und den Dauphin genannt — sah, Entsetzen! die ersten abgeschlagenen Häupter, die blutige Trophäe auf der Spitze einer Pike, die winkende Losung der Volkswuth; er mußte das Alles sehen, er, der gekommen war, jenes poetische und Königlich gesinnte Frankreich in der Nähe zu schauen, das Frankreich Ludwig's des Vierzehnten und Bossuet's, das Frankreich Pascal's und Condé's, das Land der schönen Frauen und der Chevalerie, die lächelnd bezaubernde Heimat der schönen Sprache — das unglückliche Frankreich, das Danton und Marat gehören sollte!

Auch kann man sich vorstellen, wie er erbebte, wie er zurückschauderte. Welch ein Entsetzen ihn ergriff, als er eines Tages an einem Fenster seines Hotels stand und ein abgeschlagenes Haupt Aug' in Auge an ihm vorübergetragen wurde, und er das kalte bleiche Antlitz nah an dem seinigen fühlte; an dem seinigen, das bleich ward wie jenes. Chateaubriand, bei diesem Anblick aller Klugheit vergessend, schrie laut: Mord! Die Beredtsamkeit kam ihm, dem Jünglinge, da oben an jenem Fenster seiner Wohnung zur Vertheidigung Ludwig's des Sechzehnten und seiner Krone, wie sie ihm nach so vielen Revolutionen auf der Tribune der Pairskammer gekommen, der Krone Karl's des Zehnten ein letztes Lebewohl zu sagen — der rührende hochherzige Trauergesang, worin der Pair von Frankreich von uns Abschied nahm! Damals war es nahe daran, daß die über jenen Schrei erbitterte Menge das Haupt des jungen Chateaubriand auf eine zweite Pike gespießt hatte. Das Volk stürmte schon auf das Thor des Hotels los, es zu sprengen und einzubrechen; da wogte ein anderer Haufen heran und drangte den ersten weiter; denn in jener Zeit riß ein Schwarm den anderen fort, Wuth folgte auf Wuth, ein Haupt fiel über's andere, und nichts war unbeweglich, als das Schaffot, und nichts stand unerschütterlich, als der Scharfrichter.

Herr v. Malesherbes, der besser wußte als irgend Einer, was es sagen wollte, eine Revolution, erbarmte sich des zarten Jünglings, den er dem leichten Zufall des Todes wie so viele andere Unglückliche entgegen gehen sah. So trieb er ihn aus Frankreich unter einem würdigen Vorwand. Herr von Malesherbes war ein Freund der Geographie. Es lag immer auf dem Tisch in seinem Kabinet eine Karte ausgebreitet. — Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, sagte Malesherbes, und ohne zu seufzen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich nach Amerika gehen, dort was Großes unternehmen, zehn Jahre lang reisen. Zehn Jahre lang! Der edle Greis sagte noch nicht genug.

Dieser Rath wirkte auf Chateaubriand. Ein großer Gedanke trieb ihn fort; an Gefahren, die auf ihn lauerten, denen er entränne, dachte er nicht. Er reiste ab. Er nahm von Herrn von Malesherbes Abschied und schiffte sich in Saint-Malo ein, wohin seine Mutter kam, ihm Lebewohl zu sagen. Der Tag dieser Abreise ist an ein Datum der Geschichte geknüpft. Mirabeau war ein Paar Tage vorher gestorben. Leb' wohl denn, Vaterland! wie Lord Byron sagte.

Bibliographie. Unter der Presse befinden sich:

La Bohême. (Mittheilung über Böhmen.) Von Tibaudeau. 2 Bde.

Le chemin plus court. Roman von A. Karr. 2 Bd. 15 Fr.

Le chevalier d'Eon. — Von Alphonse Francois. 2 Bde.

Eine Uebersetzung Jean Paul's (welcher Werke, ist nicht angegeben) ist von P. Chasles, einem tüchtigen Mitarbeiter des Journal des Débats, angekündigt.

Dänemark.

Esquisse orographique de l'Europe etc. avec un Commentaire à l'Esquisse orogr. de l'Eur. par O. N. Olsen; Capitain d'Artillerie, Lecteur en Topographie à l'école supérieure militaire de Copenhague. (O. N. Olsens orographische Karte und Tabellen von Europa). Kopenhagen, 1833.

Wie sehr der Mensch geneigt ist, in den einzelnen Gebieten seiner Erkenntniß sich in die oberflächliche Richtung des Nebeneinanderliegenden zu verlieren, ohne den Blick nach der Höhe und Tiefe, nach einem kausalen innern Zusammenhang zu erheben, beweist deutlich auch die Geschichte der Geographie. Während die entlegensten und gefahrvollsten Meere durchschifft, fremde Erdtheile entdeckt und die entferntesten Inseln bekannt und besucht wurden, blieb z. B. das Europaische Alpengebirge, im Innern des Erdtheiles jener weltentdeckenden Völker Jahrhunderte hindurch ziemlich unbekannt, und erst die Erforschungen eines la Condamine unter dem Aequator, auf den Gipfeln der Cordilleren in Peru, wirkten nach Europa zurück, um einen Horace de Saussure auf die Gipfel der Alpen zu versetzen. Wenn indeß dieses Schicksal großer Gebirgslandschaften in den gefahrvollen und abschreckenden Anstrengungen begründet ist, die zu ihrer Erforschung wiederholentlich nothwendig sind, so theilte doch die physische Geographie in den hypsometrischen Fortschritten selbst in leicht zugänglichen Länderräumen das Loos der physischen Wissenschaften überhaupt, die nur allmälig und langsam fortschreiten. So kam es denn, daß während Eilande in den fernsten Oceanen nach astronomischer Länge und Breite längst richtig bestimmt, und in unsere Karten eingetragen waren, es uns doch an Darstellungen fehlte, welche den heimathlichen Grund und Boden nach dem eigenthümlichen Typus seiner Plastik in den Erhebungs- und Senkungs-Verhältnissen veranschaulichen konnten. Das Material zu solchen Arbeiten war zu wenig, das wenige zu zerstreut. Miltenberg's „Höhen der Erde" (Frankfurt a. M. 1815) verdienen allerdings Anerkennung, aber seine Verdienste werden von denen der Herren Bredsdorff und Olsen bei weitem überflügelt.

Bereits 1823 hatte die geographische Gesellschaft zu Paris eine

Darstellung der orographischen Verhältnisse Europa's als Preis-Aufgabe bekannt gemacht. Die einzigen Konkurrenten waren die Herren Berghaus und Olsen. Ihre Arbeit, eine Karte nebst einem kommentirenden Text, erhielt als Accessit eine goldene Medaille von 600 Franken und sie selbst die Aufforderung, derselben eine möglichst größere Vollkommenheit zu geben. Bei der aufmunternden Theilnahme von Seiten der Societät der Wissenschaften in Kopenhagen und der eifrigsten Anstrengung des Herrn Olsen gewann das Werk bald eine neue Form und größeren Inhalt, doch verzögerten persönliche Amts-Verhältnisse die schon für das Jahr 1829 angekündigte Erscheinung desselben.

Die nun erschienene Karte enthält außer der zur überschaulichen Darstellung der Bedeutsamkeit üblichen (hier sehr schwach gehaltenen) Schraffirung nach der Abdachung noch Kurven, die, bei einem angenommenen Niveau-Unterschied von 1000 Fuß, Ordinaten für die vertikale Dimension bilden, wie Parallele und Meridiane für die horizontale. Hierin, in dieser Fixirung der Höhe nach einer Skala durch Kurven, liegt das eigenthümliche Verdienst dieser geographischen Arbeit, wenn auch die Idee solcher Höhenkurven bereits 1728, wie Herr Olsen selbst bemerkt, von Dupain-Triel bei Bearbeitung einer Karte von Frankreich angewandt wurde. — Die Karte wird im Osten durch eine gerade Linie von der Bug-Mündung bis zum Onega-See begränzt, weil weiter ostwärts die Kurven bei diesem Maßstabe von 1000 Fuß und selbst bei einem nur halb so großen von 500 Fuß weniger anwendbar wären und für einen noch geringeren das hinreichende und zuverlässige Material fehlt. So sehr indeß diese Karte sich auch noch durch den schönen Stich des Herrn Seehusen auszeichnet, so mögen wir es doch nicht verhehlen, daß bei Vermehrung der Kurven in Hochgebirgen die deutliche Uebersicht gefährdet wird. Sollte aber 1) durch einen größeren Maßstab der Karte und 2) durch Bezeichnung der Kurven mit Zahlen nicht eine größere Deutlichkeit und leichtere Uebersicht erstrebt werden können?

Ein zweifacher Druck und dreifaches Kolorit liefern 5 verschiedene Ausgaben:

1) Druck Nr. I Europa mit einfacher Kurvenskala;
2) Druck Nr. II " " Kurvenskala und Schraffirung;
3) orographische Karte } kolorirt auf { Nr. II
4) hydrographische " } kolorirt auf { Nr. I
5) geognostische " } kolorirt auf { Nr. I

Auf der geognostischen Karte, die wir vor uns haben, geben 4 Farben nach Omalius und d'Halloy von der Verbreitung der Ur-, der secondairen, tertiären und vulkanischen Formationen eine klare Uebersicht.

Doch ungleich schätzbarer als die Karte ist der tabellarische Kommentar zu derselben. Zwölf Systeme 1) Island und die Faröer Inseln, 2) das Skandinavische, 3) Britische, 4) Hesperische, 5) Gallische, 6) Germanische, 7) Alpinische, 8) Karpatische, 9) Hellenische, 10) Italische System, 11) die Krim (bildet auf der Karte ein Kartoon), und 12) die großen Ebenen Europa's bilden mit gewissen Unterabtheilungen eben so viele Tabellen. Den Kopf einer jeden bildet eine Uebersicht der geographischen Position nach Länge und Breite, der hypsometrischen nach dem Maximum, Minimum und Medium der Erhebung und der Naturgränzen. Die 6 vertikalen Spalten enthalten:

1) den Namen der gemessenen Höhe;
2) die Abbreviatur desselben auf der Karte;
3) und 4) die geographische Länge und Breite;
5) die Höhen-Angabe;
6) verschiedene Messungen mit Angabe der Beobachter, der Quelle und verschiedenen Methode.

Ein alphabetisches Verzeichniß erleichtert das Aufsuchen des Einzelnen, und ein anderes der bei der Bearbeitung gebrauchten Literatur ist eine dankenswerthe Zugabe. Und so ist denn dieser Kommentar, der sehr zweckmäßig auch einzeln verkauft wird, als ein wahrhafter Schatz hypsometrischer Daten zu bezeichnen, wenn man auch nicht immer den sub Rub. 5 angegebenen Höhen folgen darf. Capitain Olsen leitet nämlich öfter die hier aufgenommene Zahl als Medium aus den verschiedenen sub Rub. 6 angegebenen ab, ohne auf die geringe Zuverlässigkeit Rücksicht zu nehmen, der doch manche Angaben längst verfallen und daher in Vergleich mit neueren werthvollen gar nicht zu kombiniren sind; doch bieten immer die sub Rub. 6 mitgetheilten Angaben Stoff genug zu eigenen Combinationen und helfen so dem Geographen aus seiner hypsometrischen Noth. J. Löwenberg.

Mannigfaltiges.

— Eine neue musikalische Zeitschrift in Paris. Die seit dem Anfange dieses Jahres erscheinende Gazette musicale de Paris scheint sorgfältiger redigirt zu werden, als man bisher an den Französischen musikalischen Zeitungen zu sehen gewohnt war, und verspricht deshalb auch eine längere Lebensdauer, während die von Fétis herausgegebene Revue musicale bereits des Todes verblichen ist. Die Gazette musicale de Paris, von der uns mehrere Hefte vorliegen, ist an die Stelle jener eingegangenen Revue getreten und empfiehlt sich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts, so wie besonders durch Original-Aufsätze, von denen das Diner de Beethoven, von Jules Janin, bereits in Deutsche Zeitschriften übergegangen.

— Mitleid mit Verbrechern. In dem vortrefflichen Werke des Erzbischofs von Dublin, über die Bestrafung der Verbrecher, findet sich folgende Bemerkung gegen jenes falsch verstandene und übel angewandte Mitleid, durch welches Manche sich verleiten lassen, bei Bestrafung der Verbrecher die Größe des Verbrechens immer geringer anzuschlagen: — „Ein rein übertriebenes und übel angebrachtes Mitleid ist in der That ein Irrthum, der, wie jeder andere Irrthum, zu verzeihen ist; wenn aber das Mitleid von dem, der es verdient, sich abwendet und gegen den, der es nicht verdient, sich hinneigt, dann ist der Irrthum eben so gefährlich, als im bürgerlichen Leben höchst gefährlich. Es scheint mir ein Kennzeichen des rohesten und barbarischsten Charakters eines großen Theils unserer Nation zu seyn, daß wenigstens das gemeine Volk verhältnißmäßig sehr wenig Gefühl für Mitleid, wenn wir das gegen die Verbrecher abrechnen, hat. Die von der strafenden Gerechtigkeit zugefügten Leiden dürfen in der That nicht das Maß überschreiten, das heißt, sie dürfen nicht die Gränzen verletzen, die ihnen das Objekt bestimmt, denn in allen Fällen sind die Strafen bejammernswerth, da überhaupt jedes Leiden ein Uebel ist; daß aber diese Uebel allein, oder wenigstens vorzugsweise, bei solchen Leuten Mitleid erregen, die sonst gegen die Leiden, die durch gesetzwidrige Gewaltthätigkeiten oder durch Besorgnisse vor Gewaltthätigkeiten hervorgerufen werden, gefühllos sind, das zeugt von einer höchst gefährlichen und schändlichen Beschaffenheit der öffentlichen Meinung. Man sagt, daß es in Korsika und in mehreren Italiänischen Staaten sehr schwer hält, einen Eingeborenen für Gehalt zur Uebernahme eines Nachrichter-Amts zu bewegen, daß dagegen aber wieder nichts leichter sey, als für eine mäßige Summe Leute zu dingen, die nach irgend Jemandes Belieben, Jeden ermorden, den man ihnen bezeichnet. Ich kann es kaum angeben, ob und inwiefern wir in unserem so gebildeten Staate darüber hinaus sind. Es ist mir bekannt, welch ein lebhaftes Mitleid mit den Mordbrennern und Aufrührern in verschiedenen Gegenden des Reichs, und ganz besonders zu Bristol, manifestirt oder wenigstens fingirt wurde, welche Versuche gemacht wurden, sie von ihren Strafen zu befreien, welche Theilnahme man Einem zu erkennen gab, der eine solche erleiden mußte, mit welcher Erbitterung und Verachtung die Diener und Vollstrecker der Gerechtigkeit und Alle, die dazu berufen waren, den gewaltsamen Verletzungen der Gesetze Einhalt zu thun, behandelt wurden; wie sehr kontrastirt dies aber mit der Gleichgültigkeit, mit der man die Leiden derjenigen betrachtete, die bedroht, gemartert, geplündert, abgebrannt, der Subsistenz und mitunter gar des Lebens beraubt wurden, und die in jeder Hinsicht alle mögliche Ansprüche auf das Mitleid ihrer Landsleute hätten, nur daß ihnen das, wie es scheint, am meisten wirksame Recht darauf, der Umstand, selbst Verbrecher zu seyn, fehlte."

— Der Maler Morland. Dieser Künstler hatte sein liederliches Leben so weit getrieben, daß er in den letzten Jahren des Morgens nicht zu malen anfangen konnte, bevor er, wie er es nannte, aufgeschüttet war; sein Lieblingsgetränk war Wachholder-Branntwein — ein Getränk, das auch Byron liebte. Wenn er so betrunken war, setzte er sich in einem begeisterten Zustande nieder und that Wunder in seiner Kunst; mit Leichtigkeit und Glück lieferte er so bisweilen ganz erstaunliche Arbeiten. Er steckte oft in Schulden; dann ging er nach Donatty's Wirthshaus, wo er oft für seinen täglichen Bedarf malte. Donatty besaß einige seiner glücklichsten Skizzen und war stolz darauf, sie seinen „Kunden" zu zeigen.

— Der muthmaßliche Thronerbe von Awa. Dieser Birmanische Prinz ist ein Mensch von ungewöhnlichen Gaben, der seine ganze Bildung sich selbst verdankt, dabei aber furchtsamer Natur und immer in Besorgniß, der König und seine Minister möchten davon Wind bekommen, daß er sich für die Wissenschaften interessire. Ein Reisender, der seine nähere Bekanntschaft gemacht, behauptet, er würde in einem liberaleren Lande bald die Ueberlegenheit seiner Einsichten und Kenntnisse zeigen. Er erwartet mit Ungeduld die Erscheinung eines Kometen, welcher, wie er glaubt, nach der Berechnung einiger Französischen Astronomen in gegenwärtigem Jahr erscheinen und die Erde zerstören soll. Der Prinz besitzt ein sehr gutes Teleskop, ein Thermometer, ein Barometer und eine Luftpumpe, muß aber alle diese Maschinen im strengsten Inkognito lassen. (A. J.)

— Das Erklimmen der Brandungen. Die Art, auf welche die Indianer die Brandung am Mazarony-Flusse bei Demerary erklimmen, ist folgende: Die Brandung bricht sich nicht im Ganzen an einer Fläche, sondern sie dringt durch eine Menge von Felsenritzen mit Gewalt durch, indem nämlich breite inzwischenliegende Granitfelsen die verschiedenen Brüche des Abhanges von einander trennen. Am Fuße dieser einzelnen Felsen befindet sich ein Wirbel, in welchen das Boot hineingetrieben und festgesetzt wird. Die Mannschaft springt dann auf die Felsen und sucht, so weit sie kann, Fuß zu fassen; hierauf ziehen sie, vermittelst eines langen starken Seils, das kleine Boot in einen der Brüche des Abhanges hinein, wo sich Wasser genug befindet, um es flott zu machen, und zwar schleppen sie es mit vieler Mühe heran. Nachher ziehen sie es aus der Strömung und bringen das Hintertheil desselben auf die obere Seite des Felsens, von dessen unterer Seite sie eben hinaufgestiegen sind, und lenken mit dem Vordertheile den Strom aufwärts; auf ein gegebenes Signal springen sie dann Alle in das Boot hinein und machen alle mögliche Anstrengungen, um in einer Diagonale die verschiedenen Strömungen zu durchkreuzen, bis sie in einen anderen Wirbel hineinkommen. In dieser Zwischenzeit befinden sie sich in der größten Gefahr; wenn sie nicht mit ganzer Gewalt die Ruder fassen, so wird das Vordertheil des kleinen Bootes von der Strömung ergriffen, es treibt dann seitwärts nach dem Abhange zu und wird umgeworfen. Wird nicht mit aller Kraft lebendig gearbeitet, so kann auch das Boot nicht den Strömungen widerstehen, und das Hintertheil wird zuerst nach dem Abhange hinabgerissen; denn die Strömungen der Brandung reißen mit einer solchen Schnelligkeit fort, daß sie zehn oder zwölf Meilen in einer Stunde zurücklegen würden. Auf diese Weise bringen nun die Indianer oft mehrere Stunden damit zu, einige hundert Fuß zu ersteigen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Mittwoch den 26. März 1834.

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

(Vierte Vorlesung.)

Auf folgende Weise giebt Herr von Chateaubriand selber die große Idee an, die ihn nach Amerika trieb: „Diese Reise, die ich damals unternahm, war nur das Vorspiel einer zweiten viel wichtigeren, wozu ich den Plan Herrn von Malesherbes mitgetheilt hatte. Ich hatte nämlich nichts Geringeres vor, als auf dem Landwege die große Frage einer Durchfahrt aus der Südsee ins nördliche Atlantische Meer zu entscheiden. Es ist bekannt, wie, ungeachtet der Bemühungen des Capitain Cook und der folgenden Seefahrer, diese Sache noch immer im Dunkel geblieben."

Er fuhr also ab nach der neuen Welt! Was liegt uns an dem Projekt, das ihn dazu bewog? Was kümmert uns eine nördliche Durchfahrt und ob sie gefunden oder nicht gefunden? Wir sind mit der Entdeckung von etwas Besserem, als jener Durchfahrt, beschäftigt, wir haben unsere großen Dichter aufzusuchen und zu finden. Jedem das Seine! Dem Capitain Cook, dem Capitain Parry und allen Uebrigen — die Entdeckungen, die Durchfahrten, die neuen Länder, die unbekannten Sterne am Himmel; dem Amerikaner die Städte, die er in der Wildniß gründet, die Gesetze, die er giebt, die Revolutionen, die wir ihm senden, und die er uns ausgeboren, verstärkt, vergrößert, schrecklicher zurückschickt; aber unserem Dichter die Wildnisse und mächtigen Wälder Amerika's, ihm die großen Ströme, die blühenden Bäume, die melancholischen Gesänge in den ungeheuren nie gesehenen Wäldern, der Donner des schäumenden Wasserfalls, ihm die Einöde, ihm der Wilde in den Einöden, ihm Chactas, ihm Atala, ihm seine Poesie, der Wohllaut seines Wortes, sein tiefer und melancholischer Blick auf diese Erde, vor der er staunt! Aus ihm einen Reisenden machen? Er ist mehr als ein Reisender, er ist ein großer Dichter! Was soll ihm eine nördliche Durchfahrt? Diese ganze Erde, er kennt sie, versteht sie durch und durch, hat sie geschaut vom Anbeginn ihrer Schöpfung; sie ist sein Erbe, sein Land, ist sein Gedicht, sein Buch, ist die keusche Leidenschaft seiner Jugend, wird das reizende Angedenken seiner reifen Jahre seyn und die rührende Wehmuth seines Alters! Also nur ruhig! Der Reisende wird bald dem Dichter Platz machen! Der große Entdeckungs-Gedanke bald genug der Phantasie Platz machen! Und so geschah es ihm auch! Kaum ist er auf der Höhe des Meeres, kaum hat er den Himmel erblickt, die Sonne, die Gestirne, als er sich auch seiner wundervollen Neigung hingiebt; er beschreibt das Rauschen des Windes und der Gewässer und die heilige Stille des Meeres; Alles bewundert er, den Matrosen auf der Höhe des Mastes und über dem Matrosen die wandernde Schwalbe, die vom Fluge ausruht! Nichts entgeht ihm. Jener rege Blick, den wir Alle kennen, umfaßt die Unermeßlichkeit des Meeres und des Himmels — das Land ist fern, weit entfernt. Giebt es ein Land? Kaum weiß er's.

Diese Eindrücke des Meeres findet man überall in Chateaubriand's Werken. In seinem Geist des Christenthums, in den Natchez, in seiner Reise, in seinen Memoiren hauptsächlich, so lebendig ist seine Erinnerung. Wie wohl ihm ist, wenn er von der Einöde des Oceans spricht! „Mitten auf dem Meere seyn, hieß nicht für mich, mein Vaterland verlassen haben; es war, als würd' ich von meiner Amme auf meinen ersten Wanderungen, von der Vertrauten meiner ersten Lust, getragen. Die Verse des Lukrez gewannen so recht Anwendung auf mich, jene Verse:

Tum porro puer ut saevis projectus ab undis
Navita....

Aufgewachsen als Gesell der Winde und Wellen, stimmen diese Wellen, diese Winde, diese Einsamkeit, die meine ersten Lehrer waren, gerade zur Natur meines Geistes und zur Unabhängigkeit meines Charakters; vielleicht verdanke ich dieser wilden Erziehung eine gewisse Tugend, von der ich sonst nichts gewußt hätte: die Wahrheit ist, daß kein Erziehungs-System an und für sich einem anderen vorzuziehen ist. Was Gott thut, das ist wohlgethan; seine Vorsehung leitet uns, wenn sie uns ruft, eine Rolle zu spielen auf der Bühne der Welt."

Selbst wenn man Herrn v. Chateaubriand's Memoiren nicht gelesen hat, ist es leicht, ihm auf seinen Reisen zu folgen. Was den Reiz derselben ausmacht, ist, daß das Ganze einem epischen Gedicht gleicht, das Tasso erdacht und Sterne geschrieben haben könnte. Bei Saint-Malo, wie gesagt, ging das Schiff, welches Chateaubriand trug, unter Segel, gewann das hohe Meer, und am 6. Mai 1791 warf man bei der Insel Graciosa, einer der Azoren, Anker. Von Graciosa ging es nach Saint-Pierre und von da die Küsten von Maryland und Virginien entlang. Da, in einer jener schönen und ruhigen Nächte, fand Chateaubriand nicht eine unbekannte Inselgruppe, wohl aber die herrlichen Stellen seines „Geistes des Christenthums" — jene Schilderung des Sonnen-Untergangs: „Der Feuerball der Sonne, untertauchend in die Fluth, durchglühte das Tafelwerk des Schiffes, mitten in den gränzenlosen Raumen." Einige Tage später schrie die Wache „Land!" Sie waren auf dem Amerikanischen Kontinent.

„Ich verharrte eine Zeit lang, die Arme über einander geschlagen, den Blick umhersendend, in einem Gemisch von Empfindungen und Gedanken, die ich damals nicht entwirren konnte, gegenwärtig nicht zu schildern vermöchte. Dieser Kontinent, unbekannt der übrigen Welt während der ganzen Dauer des Alterthums und der langen Reihe christlicher Jahrhunderte; die ursprünglichen wilden Zustände dieses Erdtheils und die späteren seit Columbus Ankunft; die erschütternden Stöße, welche die Herrschaft der Monarchieen Europens in dieser neuen Welt erleiden sollten; wie das alte Daseyn der Gesellschaft sein Ende erreicht in dem jungen Amerika; das Erstehen einer Republik, wie man sie bisher noch nicht gekannt, welche einen Wechsel im menschlichen Geiste und in den politischen Zuständen verkündigt; die Theilnahme meines Vaterlandes an diesen Begebenheiten; diese Meere und diese Gestade, die ihre Unabhängigkeit zum Theil der Flagge Frankreichs und Französischem Blute verdanken; der große Mann, der plötzlich aus der Mitte des Streites und des Kampfes, aus der Tiefe der Wüsten hervorragt, Washington, Bewohner einer blühenden Stadt auf derselben Stelle, wo ein Jahrhundert vor ihm William Penn ein Stück Land von den Indianern gekauft; die Revolution und die Freiheit, die Frankreich mit seinen Waffen unterstützt hatte, von den Vereinigten Staaten über den Ocean nach Frankreich zurückgesandt; endlich mein eigenes Schicksal, die Entdeckungen, auf die ich ausgeben wollte in diesen Einöden einer Urwelt, deren weites Reich sich hinter dem engen Bezirk einer fremden Civilisation noch in unerforschte Fernen ausdehnte: das Alles bewegte mich und beschäftigte meinen Geist."

Sobald aber dieser erste Moment verworrenen Gewühls vorüber ist, tritt der Dichter sogleich wieder hervor. Wir sehen ihn, wie er die fremden Vögel bewundert, die Droffeln, die Papageien, die Trefflichkeit der Englischen Ansiedelungen, die grauen, schwarzen und gestreiften Eichhörnchen, und mitten unter all' diesen Gegenständen sehen wir wieder unseren Dichter mit seiner Betrachtung: „Nichts ist alt in Amerika, als die Wälder, die Söhne der Erde und die Freiheit, die Mutter des gesammten Menschengeschlechts." So durchreist er sämmtliche Vereinigte Staaten, bis er endlich in Philadelphia ankömmt. Mit ihm zu gleicher Zeit fuhr ein Wagen, mit vier muthigen Pferden bespannt, die vom Bock aus leicht regiert wurden, in die Stadt: es war Washington's Wagen.

Der Bericht von der Aufnahme des jungen Reisenden bei Washington ist ein Meisterstück von Erzählung.

„Ein kleines Haus im Englischen Geschmack, das sich von den benachbarten Häusern durchaus nicht unterschied, war der Palast des Präsidenten der Vereinigten Staaten: keine Wache davor, keine Lakaien. Ich klopfte; ein junges Dienstmädchen öffnete mir. Ich fragte sie, ob der General zu Hause wäre; sie antwortete mir Ja. Ich sagte ihr, daß ich einen Brief an ihn abzugeben hätte. Die Magd fragte mich nach meinem Namen, der schwierig Englisch auszusprechen und den sie nicht behalten konnte. So sagte sie mir denn freundlich: Walk in, Sir! Treten Sie ein, mein Herr, und führte mich durch einen engen langen Gang, wie man als Vorzimmer in den Englischen Häusern gewöhnlich antrifft, in das Empfangzimmer, wo sie mich ersuchte, den General zu erwarten."

„Ich war nicht aufgeregt. Seelengröße oder Glücksfälle bringen mich nicht außer Fassung; ich bewundere die erste, ohne mich niedergeworfen zu fühlen; alles Irdische flößt mir eher Mitleid als Ehrfurcht ein. Das Antlitz eines Menschen wird mich nie in Verwirrung setzen."

„Nach Verlauf von einigen Minuten trat der General herein, ein Mann von hoher Gestalt und mehr ruhigem und kaltem als vornehmem Ansehen. Die Abbildungen, die von ihm existiren, sind ähnlich. Ich übergab ihm schweigend meinen Brief; er erbrach denselben, sah nach der Unterschrift und rief freudig aus: — Oberst Armand! So nannte er den Marquis de la Rouarie, der sich auch so

unterschrieben hatte. Wir setzten uns. Ich trug ihm, so gut es gehen wollte, den Beweggrund meiner Reise vor. Er antwortete mir in einzelnen kleinen Worten Englisch oder Französisch. Er hörte mich mit einer gewissen Verwunderung an. Ich rückte ihm näher und sagte mit einiger Lebhaftigkeit: — Es hat weniger Schwierigkeit, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, als ein Volk zu schaffen, wie Sie gethan haben! — Well, well, young man! rief er aus, mir die Hand reichend. Er lud mich auf den folgenden Tag zu Mittag ein, und wir trennten uns."

„Ich fand mich pünktlich zur bestimmten Zeit ein. Wir waren nur fünf oder sechs Personen bei Tisch. Das Gespräch drehte sich fast allein um die Französische Revolution. Der General zeigte uns einen Schlüssel aus der Bastille vor. Mit diesen Bastillenschlüsseln wurde zu damaliger Zeit eine ziemlich alberne Spielerei getrieben, und man vertheilte sie in beiden Welten. Hätte Washington die Sieger der Bastille in den Gossen von Paris liegen sehen, wie ich, er würde weniger Glauben an seine Reliquie gehabt haben. Der Ernst und die Macht dieser Revolution bestanden nicht in ihren blutigen Greueln. Nach der Widerrufung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 zerstörte derselbe Pöbel aus der Vorstadt Saint-Antoine die protestantische Kirche zu Charenton mit eben solcher Wuth, wie er die Kirche von Saint-Denis im Jahre 1793 verwüstete."

„So war mein Zusammentreffen mit diesem Manne, der einer ganzen Welt die Freiheit errungen. Washington ist ins Grab gestiegen, ehe noch die geringste Aufmerksamkeit meine Spur auf der Welt begleitete; ich bin an ihm vorübergegangen als das unbekannteste Wesen; er stand in seinem vollen Glanze und ich in meinem tiefsten Dunkel. Mein Name ist ihm vielleicht nicht einen Tag lang im Gedächtniß geblieben. Und doch preise ich mich glücklich, daß seine Blicke auf mir geruht haben. Ich habe mich davon erwärmt gefühlt mein ganzes Leben lang. Es ist eine Tugend in dem Blick eines großen Mannes."

„Ich habe später Bonaparte gesehen; so hat mir die Vorsehung die beiden Wesen gezeigt, die es ihr gefallen an die Spitze der Schicksale des Jahrhunderts zu stellen." —

Hierauf folgt die herrliche Parallele zwischen Washington und Bonaparte, die im ganzen Alterthum nicht ihres Gleichen findet, weil das Alterthum nicht drei solche Männer gehabt hat, wie Washington, Bonaparte und Chateaubriand — einen Washington, der die Vereinigten Staaten als Trophäe auf seinem Schlachtfeld läßt, und einen Bonaparte, der nur für sich handelt, nur sein eigen Schicksal auf sich nimmt. Diese schon durch und durch vortreffliche Parallele hat in den Memoiren einen bewundernswürdigen Zuwachs erhalten, denn Bonaparte wird für Geister solchen Ranges alle Tage größer.

Nachdem er sich Washington empfohlen, setzte Chateaubriand seinen Weg fort. Die Verwunderung Washington's hielt den Jüngling nicht zurück. Er reiste ins Land der Wilden; da, sagte ihm eine geheime Ahnung, werde er einen sichern Fund thun. Wenn er auch noch an die bewußte Durchfahrt dachte, so währte dies in keinem Fall lange. Die dichtende Phantasie schwebte bald von neuem an seiner Seite wie ehemals auf der Schule Horaz und der heilige Augustinus oft genug Bezouts Arithmetik verdrängt hatten. Zum Zeugen hierfür ruf' ich nur jene köstliche Erzählung auf, die in den Memoiren erst recht ihre gehörige Stelle erhalten wird. Ich frage Alle, die sie lesen, ob das die Stimmung eines Menschen ist, der ernstlich mit Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt umgeht!

„Ich reiste nun ab nach dem Lande der Wilden und hatte mich auf dem Paketboot eingeschifft, das von New-York nach Albany den Hudsen-Strom hinaufgeht. Die Reisegesellschaft war zahlreich und angenehm und bestand aus mehreren Frauen und einigen Amerikanischen Offizieren. Ein frischer Wind führte uns freundlich dem Orte unserer Bestimmung zu. Den ersten Tag gegen Abend waren wir auf dem Verdeck versammelt, ein kleines Mahl von Früchten und Milch einzunehmen. Die Frauen saßen auf den Bänken des Kastells, die Männer zu ihren Füßen. Das Gespräch war nur kurze Zeit laut. Ich hab' es immer bemerkt, daß man beim Anblick eines schönen Naturgemäldes unwillkürlich in Schweigen versinkt. Plötzlich rief Einer, ich weiß nicht gerade wer, von der Gesellschaft aus: — Hier ist die Stelle, wo der Major André hingerichtet wurde. Alle meine Gedanken erhielten sogleich eine andere Richtung. Man hat eine sehr hübsche Amerikanerin, die Romanze auf den unglücklichen jungen Mann zu singen. Sie gab unserem Dringen nach — und eine schüchterne Stimme ließ sich hören, wonnig und tief bewegt. Die Sonne ging unter, wir fuhren gerade zwischen hohen Bergen. Hier und da erblickte man über den Abgründen hängend einige einzelne Hütten, die abwechselnd verschwanden und wieder zum Vorschein kamen zwischen bald weißen und rosenrothen Wolken, die in der Höhe dieser Ansiedelungen schwebend dahinzogen. Wenn man über diesem Gewölk die Scheitel der Felsen und die langhaarigen Wipfel der Tannen entdeckte, so glaubte man fast, kleine Inseln im Meere schwimmen zu sehen. Der majestätische Strom, bald nördlich, bald südlich fließend, dehnte sich in gerader Linie vor uns aus, eingeschlossen zwischen zwei parallel laufenden Ufern, wie eine Tafel von Blei; dann plötzlich sich wendend, wälzte er seine goldenen Wogen um die Ecke eines Berges, der hervorspringend in die Fluth mit seiner Pflanzenfülle, einem großen grünen Strauße, an einem blauen und purpurrothen Bande hängend, glich. Wir beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Was mich betrifft, so wagte ich kaum zu athmen. Nichts unterbrach den klagenden Gesang meiner jungen Reisegefährtin, als das gefühllose Geräusch des Schiffes, welches die Wellen durchschnitt." —

Und je weiter er in der neuen Welt kam, desto weiter kam er auch in der Poesie. Es war ein großes Werk, sie zur Wirklichkeit zu bringen, diese Poesie, die ihn zu dem gemacht hat, was er ist, ihn, der von der Poesie bis dahin nichts weiter gehabt hatte, als die literarischen Ehren des Mercure de France, eine beneidete Auszeichnung, auf die er stolz genug gewesen war.

Mag er sich denn nach Lust und Neigung vertiefen in die jungfräulichen Wälder Amerika's! „Als ich mich, nachdem der Mohawk überschritten war, in Wäldern sah, die noch nimmer gefällt worden, gerieth ich in eine Art von Trunkenheit. Ich lief von Baum zu Baum, rechts und links, wie es kam, zu mir selber sagend: — Hier ist kein Pfad mehr zu verfolgen. Keine Städte mehr, keine engen Häuser, keine Präsidenten, Republiken und Könige... Und um es zu fühlen, ob ich wirklich im Besitz meiner Urrechte wäre, gab ich mich allen Aeußerungen des ungebundenen Willens hin, die den langen Holländer, der mein Führer war, ganz außer Fassung brachten, so daß er mich in seiner Seele wohl für verrückt hielt." —

Aber, wird man sagen, wie stand es in dieser Zeit um die Durchfahrt? Pah! Was Wissenschaft! Was Geographie! Sind nicht in den Wäldern die blauen Mädchen, die beiden, die ihn lieben, und die er liebt, die reizenden Gestalten holder Einfalt und Unschuld — zuerst Atala und dann die junge Tochter der Natchez! Speist er nicht zu Nacht mit einem ganzen Stamme der Wilden und schläft an ihrem Feuer ein, nachdem er mit den Kriegern getrunken und geraucht? Wer spricht von Durchfahrt? Sagt er uns nicht, daß er ganz hingerissen ist, außer sich, entflammt, trunken, frei, ganz allein, umherschweifend leiblich so wie geistig in seiner Einbildungskraft, Dichter, wie es ihm behagt, ganz Dichter; glühend sieht er da und Thränen in den Augen und Lächeln um die Lippen und den Freudesturm von Lachen und Jubel in Brust und Kehle und die Seligkeit im Herzen bei der Offenbarung seines Genius. Da rief er aus: — Auch ich! Auch ich! Anch io, anch io! Welch ein Schauspiel! Dieser Jüngling in dieser jungen Welt! Dieser Mensch ganz allein in der Oede dort, dieser civilisirte Flüchtling aus Paris, und aus welch' einem Paris! hüpfend und springend wie ein Reh! Fahr' wohl, Trübsinn! Fahr' wohl, Melancholie! Er irrt umher, läuft, streckt sich nieder, schläft, horcht auf, spricht und schaut, träumt, ruft sich bei seinem Namen, raucht, läßt sich seine Mahlzeit rösten, ihm schmeckt das blutige Fleisch, er betrachtet die schlafenden Kinder, die in den Zweigen des Baumes hangen. Hat er noch zu etwas Anderem Zeit? Muß er nicht den Fall des Niagara sehen, von dem er zwei oder drei unübertreffliche Beschreibungen geliefert hat? An ihm liegt es nicht, daß er das erste Mal nicht in den Schlund hinabstürzt, und daß ihn sein Pferd nicht zum zweiten Mal mit herunterreißt. Mit einem zerbrochenen Arm kommt er davon; aber man wird schnell geheilt in Amerika! Dann stürzt er sich in den Erie-See und sieht am Gestade des Sees wundervolle höchst reizende Riesenschlangen; er kennt ihre Weise, ruft sie bei ihren Namen; wenn man es wünscht, so läßt er sie tanzen beim Klang einer Flöte. Er geht über funfzig Ströme auf schönen in der Luft schwebenden Brücken, die seine schöpferische Einbildungskraft an Stahl- und Goldgeflechten hangen läßt. Bisweilen sieht er still am Ufer eines Sees, um die Tausende von Fischen zu sehen, die in der durchsichtigen Fluth spielen; ein ander Mal sind es Vögel, um die er anhält, oder er schließt auch wohl die Augen und leiht sein Ohr dem vereinigten Getöse der Flüsse, die ins Meer strömen. Dies Getöse war so groß, daß er nicht den Hall vernahm, mit welchem das Thor des Temple hinter dem Könige zufiel.

Dies Entzücken hat gar kein Ende, dieser Sturm, dies Hingerissenseyn gar keine Gränzen. Er ist wie Jener im Gedicht, der dem neu erschaffenen Universum gegenüber nur O! O! O! auszurufen weiß, und sonst nichts. Bisweilen schrieb er sogar ganze Seiten, die alle zusammen weiter nichts sind, als ein langer Ausruf des Entzückens. Von seinem Durchfahrts-Projekt wollte man sprechen, und man sähe nicht, wie ihn die kleinsten Hindernisse einen ganzen Tag lang aufhalten! Einmal, als er über eine Wiese kommt, sieht er eine äußerst magere Kuh in Ruhe weiden. Plötzlich erscheinen drei Männer mit fünf oder sechs fetten Kühen auf der Wiese und treiben die magere Kuh mit Stockschlägen fort. Bei diesem Anblick fällt es unserem Reisenden unmöglich, seinen Weg kaltblütig fortzusetzen. „Eine Wilde, dem Anschein nach nicht besser dran als die Kuh, trat aus ihrer einsamen Hütte, ging auf das erschrockene Thier zu, rief es freundlich heran und bot ihm zu fressen. Die Kuh lief auf sie zu, ihr den Hals mit sanftem Freudengebrüll entgegenstreckend. Die Kolonisten drohten der Indianerin aus der Ferne; sie ging nach ihrer Hütte zurück. Die Kuh folgte ihr und blieb an der Thür stehen, wo ihre Gönnerin sie mit der Hand streichelte, während das dankbare Thier die hülfreiche Hand leckte: die Kolonisten hatten sich entfernt."

Bist du wie ich, Leser? ist dir diese Kuh lieber als alle nördliche Durchfahrten?

Und was sagt man zu seiner lustigen Unterhaltung mitten in den Wäldern? Jener Kammerdiener, der die Herren Wilden mit ihren Damen in ihrer Behausung tanzen läßt und ihnen auf seiner Fiedel die Arie von Madelon Friquet aufspielt? So vereinigte seine Reise in den Wäldern die Reize der Einöde mit dem Zeitvertreib der Civilisation. Oft auf Indianischen Trümmern sitzend, einem Englischen Hause gegenüber, das, erst gestern erbaut, von Bäumen geschirmt ward, die so alt wie die Welt waren; Arm in Arm mit Wilden am Ufer eines Flusses, wo das Krokodil spielend durch seinen klaffenden Rachen das Wasser des Sees in bunten Garben hindurchschießen ließ, nahm er sein Mahl ein beim Gesang des Pelikans, beim Geklapper des Storches, der hoch in den Wolken verborgen war, ein Mahl, das aus frischen Forellen bestand, und in diesen Augenblicken der Stille der Bewunderung und der Ruhe war er glücklich wie ein König. „Auch war ich wohl mehr als ein König. Wenn mich das Schicksal auf einen Thron gestellt und eine Revolution mich von demselben hinunter gestürzt hätte, so würde ich, anstatt mein Elend in Europa

umherzuschleppen wie Karl und Jakob, zu den Thronbegierigen gesagt haben: Mein Platz erregt euren Neid, wohlan, versucht das Geschäft; ihr werdet sehen, es ist nicht so herrlich. Schlagt euch todt um meinen alten Mantel, ich gehe in Amerika's Wälder, die Freiheit zu genießen, die ihr mir wiedergegeben habt!"

Wahrhaftig, man kann sich der Unruhe, der Angst so recht aus der vollsten Seele und von ganzem Herzen gar nicht entschlagen, wenn man den Frieden und die Stille und die Begeisterung dieses jungen Mannes sieht. So rein ist er in diese Wälder eingegangen, so jung, so voll Liebe für Alles, was schön, für Alles, was edel und gut ist; so viel Tugend hat er mitgebracht, so viel Unabhängigkeit, so viel Muth; er ist so glücklich und so stolz über den dichterischen Drang, der sich in ihm offenbart, ganz neu, ganz gerüstet, der überall hervorbricht, in Geschrei und Thränen sich Luft macht, in seinem Schweigen sich regt, in den durchwachten Nächten, in seinem Schlaf, unter freiem Himmel, in der Hütte der Wilden, mitten auf den großen Strömen, an der Seite der blauen Mädchen, an der Seite der Krieger, fern von den Menschen und unter den Menschen, überall und immer! Es ist ein so schönes Schauspiel, dieser Mensch, der so glücklich, so vollkommen glücklich ist, daß man in Furcht schwebt vor einem plötzlichen so leicht möglichen Verschwinden dieses Glücks. Bei jedem Schritt, den der junge Mann in dem wilden Leben vorwärts thut, kann man doch, aller Lust ungeachtet, den Gedanken nicht los werden, daß er Edelmann ist, Offizier, in die Königlichen Wagen gestiegen ist, daß er dem Könige angehört, den man jenseits eingekerkert, dem Adel Frankreichs, den man jenseits niedermetzelt, daß er einen Bruder, eine Mutter, Verwandte, Freunde, sein Regiment und was noch Alles jenseits zurückgelassen hat! O ihr Bäume des Waldes, hüllt ihn tief ein in euren heiligen Schatten; ihr Vögel ohne Zahl und Namen laßt ohne Aufhören und ohne Ende euren Jubelgesang vor seinen Ohren erschallen; rauscht ihr alten Ströme; tose weites Meer; erhebt euch in eurer Wuth ihr Hurrikane! Indianischer Fischer, zieh ihn mit dir; hattet ihn fest mit Blumenketten ihr jungen Töchter der Wilden! O, daß die ganze Amerikanische Welt aufstehen möchte, ihn festzuhalten — der Himmel geben, daß in den Einöden kein Gerücht aus Frankreich zu ihm dränge! Gnade, Gnade für ihn! Er ist so glücklich! so wohl ist ihm hier! Aber es giebt ja kein Mittel, welches das Unvermeidliche verhindern könnte — der furchtbare Donner von Frankreichs stürzendem Thron mußte ja zu ihm dringen.

Chateaubriand sollte seinem Schicksal nicht entgehen. Hören wir, wie er jenen Donner der zusammenstürzenden Monarchie vernimmt. Es ist dies wieder eines jener Meisterstücke von Erzählung, die man nicht oft genug lesen und bewundern kann: „Von Wäldern zu Wäldern umherirrend, war ich bis in die Gegenden gekommen, welche die Amerikaner erst urbar machen. Eines Abends erblickte ich am Ufer eines Baches ein Häuschen, das aus Baumstämmen erbaut war. Ich bat um Obdach; es ward mir gewährt."

„Die Nacht brach herein. Die Wohnung war nur durch das Feuer des Heerdes erhellt. Ich setzte mich in eine Ecke des Kamins. Während meine Wirthin das Abendessen bereitete, nahm ich ein Englisches Journal, das am Boden lag, und las beim Schein des Feuers mit gebücktem Haupte. Mit großen Buchstaben erblickt' ich die Worte: Flight of the king, Flucht des Königs. Es war der Bericht von dem Abzug Ludwig's des Sechzehnten und der Gefangennehmung des unglücklichen Monarchen zu Varennes. Das Journal erzählte ferner von den zunehmenden Auswanderungen und der Vereinigung fast aller Offiziere der Armee unter den Fahnen der Französischen Prinzen. Ich glaubte die Stimme der Ehre zu vernehmen und gab mein Unternehmen auf."

Hier sagt der Dichter nicht genug; er hat damals viel mehr gethan als sein Unternehmen aufgegeben; er gab seine Poesie auf, er sagte seinen geliebten Wäldern Lebewohl, er leistete Verzicht auf diese völlig neue Erde, deren poetische Seite er zuerst geschaut und erfaßt hatte; Allem, was er gesehen, und Allem, was er noch nicht gesehen hatte, sagte er Lebewohl. Lebt wohl ihr Berge! Lebt wohl ihr Thäler! Ihr Wasserfälle! Ihr Bewohner der Wälder, ihr Wälder lebt wohl! Der Dichter nimmt Atala und die Natchez mit und kehrt aus dieser blühenden stillen Welt nach dem ganz alten, ganz zermürbten Paris zurück, der Stätte der Trümmer und der Empörung, die ihn schon im Jahre 89 mit Grausen erfüllt hatte, und dies Paris war nun ins Jahr 92 gelangt, großer Gott!

Ich glaube nicht, daß jemals ein junger Mann einen größeren Beweis von Entsagung, Muth und Hingebung für seine Ueberzeugung geliefert hat. Es giebt welche, die aus Pflichtgefühl ihren Studien, ihrer Familie, ihrer Liebe entsagen; wohl! aber seiner Poesie entsagen! seinem begonnenen Gedicht Lebewohl sagen! aus der neuen Welt in die alte zurückkehren, aus den Wäldern und Einöden in die Stadt und das verworrene Gewühl, aus einer Welt, die eben geboren worden, in eine, die auf dem Todbett liegt, aus der Freiheit des Wilden in die Freiheit der Kannibalen! Die Stille zu verlassen, die Ruhe, Flüsse, Wüsten und Blumen und mit unvollkommenen Ideen, unvollendeten Gedichten, unter dem Einfluß eines unterbrochenen Traumes zurückzukehren! Und wozu? um blutige Schaffotte zu sehen, Menschen, die sich schlachten, umgestürzte Throne und zerstörte Tempel; zurückzukehren, ohne irgend Etwas vertheidigen zu können, weder Gott, noch den König, weder die Lebenden, noch die Todten; zurückzukehren, um sich unter Trümmern zu verbergen und nicht wagen zu dürfen, auf diesen Trümmern zu weinen! Das will etwas sagen, und das hat er ohne Bedenken, ohne irre zu werden, sonder Reue und Schrecken gethan.

Er kehrt nach Philadelphia zurück, sich einzuschiffen, und das Erste, was ihn an seine Civilisation erinnert, ist, daß er kein Geld hat, die Ueberfahrt zu bezahlen. Ein anständiger Capitain läßt sich willig finden, ihn auf sein Wort nach Europa zu bringen. So schiffe er sich ein. Durch einen Sturm gelangt er in neunzehn Tagen an die Küsten von Frankreich; endlich leidet er zwischen den Inseln Guernsey und Origny Schiffbruch. Mit der Erzählung dieses Sturmes beschließt Herr von Chateaubriand das vierte Buch seiner Memoiren: „Sobald ein Holländisches Schiff vom Sturm überfallen wird, kriechen Offiziere und Matrosen in die Seiten des Schiffes; alle Luken werden geschlossen; nur den Schiffshund läßt man auf dem Verdeck, der während des Sturmes bellt und heult. Unterdessen trinken die Offiziere und die Matosen und rauchen, das Aufhören des Sturmes in dieser Weise erwartend. Der Sturm hört auf, der Hund bellt nicht mehr; dann steigt die Mannschaft wieder aufs Verdeck. — Und ich, sagt er, ich bin der Schiffshund, den die Restauration auf dem Verdecke gelassen, sie vom Sturm zu benachrichtigen, während sie unter Dach und Fach war!" Man merkt wohl, daß dies nicht die genauen Worte Hrn. v. Chateaubriand's sind, daß ich sie verderbe, daß ich sie vernichte. Verzeihe man mir's! Ich habe sie ja nicht aus dem Munde des Dichters selbst vernommen, weiß sie ja nur vom Hörensagen — mein ganzer Bericht ist ja nichts weiter, als eine Erinnerung aus der zweiten Hand.

Morgenländisches.

Damoiseau's Reise durch Syrien und die Wüste.

(Schluß.)

So sehen wir denn unseren Franzosen den Gegenstand seiner Wünsche erlangen; seine unangenehme Reise war ihm vergütet; er machte sich aus der Wüste auf und nahm das edelste und schnellste ihrer Kinder mit sich. Doch gab es nun neue Schwierigkeiten; die Karawane war schon sehr weit und mit ihr Gepäck und Geld des Reisenden; außerdem war es im Stamme ruchbar geworden, daß man ihm den Abu-Phaar wegführen wolle, den König der Gefilde; Alles erhob sich; man müsse zusammentreten, hieß es laut, die Sache verhindern, den Räuber festhalten; bei so bewandten Umständen war es demnach mehr als zweifelhaft, daß man ihm gestatten würde, den Hengst auf Kredit mitzunehmen. Glücklicherweise zog ihn einer seiner Arabischen Freunde aus der Verlegenheit, indem er ihm folgenden Rath gab: „Besteig' den Abu-Phaar", sagte er ihm, „als wolltest Du ihn versuchen, und bist Du dann in einiger Entfernung, so jag' der Karawane nach. Halte Dein Geld bereit und erwarte die Araber, die man zu Deiner Verfolgung abschicken wird, und die nicht säumen werden, Dich einzuholen." Dies beschloß Herr Damoiseau zu thun.

„Ich fand den Rath gut. Ich bestieg also den Abu-Phaar; kaum aber sahen dies die Araber, als sie mich umringten und mich aus dem Sattel zu werfen versuchten. Ich sah meinen Plan im Entstehen scheitern, als mir einfiel, die Autorität des Sheichs zu meiner Hülfe aufzurufen. Er kam und bedeutete die Beduinen, wie natürlich es wäre, daß ich vor meinem Abgange das Pferd, das ich gekauft hätte, auch versuchen wollte. Diese wenigen Worte beschwichtigten die Erbitterung, die gegen mich laut geworden war. Man gab mir also Raum, und ich ließ Abu-Phaar Schritt gehen. Ich habe schon gesagt, daß er ohne Zaum war; ich fürchtete deshalb, seiner nicht Meister werden und ihn nicht lenken zu können, wohin ich wollte; aber gar bald überzeugte ich mich, daß ein Zaum, wie Nassr mir versichert hatte, für dies edle Thier durchaus unnütz gewesen wäre; denn kaum war ich auf Flintenschußweite vom Lager entfernt, so hatte ich nichts weiter nöthig, als ihn nur mit dem Steigbügel zu berühren, und mächtige Staubwolken flogen um mich auf, und in wenigen Sekunden war ich den Blicken meiner guten Beduinischen Freunde entschwunden. Nach einer kleinen Stunde hatte ich die Karawane erreicht. Ich ließ das Kameel, welches mein Gepäck trug, augenblicklich Halt machen; indessen gewahrte ich bald, daß ich nicht alle Schwierigkeiten, die meiner warteten, vorausgesehen hatte. Die übrige Karawane hielt nicht an. Mein Kameel wollte nicht zurückbleiben, und um sein Nachlaufen zu verhindern, mußte ich es auf die Erde niederlegen lassen und ihm beide Vorderfüße auf die Oberarme festbinden, vermittelst einiger Stricke, mit denen ich glücklicherweise versehen war. Es schleppte sich eine Zeit lang auf den Knieen fort und wurde nicht eher ruhig, als bis es seine Reisegefährten gänzlich aus dem Gesicht verloren hatte."

Nachdem die Bezahlungs-Angelegenheit beseitigt war, machte sich Herr Damoiseau auf den Weg, gerade durch die Wüste nach Aleppo. Es scheint uns eine gewisse Größe in dieser einfachen schmucklosen Erzählung unseres Reisenden, wie er, sich völlig allein überlassend, auf seinem Arabischen Renner diese weiten Oeden durchmißt und endlich in jenen steinernen Städten anlangt, die man in den Gegenden, woher er kommt, nicht kennt, und auf deren Pflaster sein wilder Gefährte mit Erstaunen den Hall seiner Hufe vernimmt. Herr D. berichtet im Verfolge seiner Erzählung:

„Kurz darauf hört' ich, ziemlich weit hinter mir, ein Pferdegetrappel, was mich erinnerte, auf meiner Hut zu seyn. Als ich mich umwandte, sah ich eine Schaar Beduinen, beinah so beträchtlich wie jene, die ich erst verlassen; sie schienen dieselbe Richtung zu verfolgen wie ich. Nach einer kurzen Beobachtung wurde mir klar, daß sie mich verfolgten, denn bald setzten sie ihre Pferde in scharfem Galopp, bald wieder in Schritt, wie sie zu thun pflegen, wenn sie eine Karawane verfolgen oder selber die Flucht ergreifen. Ich richtete meine Bewegungen nach den ihrigen ein; sagten sie, so sagte ich auch; ritten sie Schritt, so that ich das Gleiche; ich wollte meinen Abu-Phaar nicht erschöpfen. Diese Art von Kampf dauerte ziemlich lange; nachdem sie wahrscheinlich gemerkt hatten, daß es ihnen schwer gelingen würde, mich zu erreichen, sah ich sie endlich Halt machen

und sich dann entfernen. Gott weiß', wie froh ich wieder athmete. Ich konnte nicht weiter, denn zur Ermüdung gesellte sich eine niederwerfende Hitze und der wüthendste Hunger. Nirgends war ein Platz zum Rasten, als ich endlich an den Rand eines Baches gelangte, in welchem eine reiche Quelle klaren Wassers strömte, und an dessen Rande einige Büschel grünes Gras standen."

„Ich stieg vom Pferde, band meinen Abu-Phaar am Vorderfuß mit der Leine fest, um ihn so nach Gefallen grasen zu lassen, unterdessen ich nach der Quelle ging, mir den Bart zu waschen und meinen Durst zu löschen. Als ich herankam, fand ich drei Beduinen, die an der Erde saßen und Datteln und Gurken aßen; sie waren bewaffnet, zwei mit schlechten Säbeln, der dritte mit einer Luntenflinte. Sobald sie mich erblickten, gaben sie mir das Zeichen, mich zu ihnen zu setzen und ihr Mahl mit ihnen zu theilen. Die Einladung kam mir sehr gelegen, und ich ließ mir's nicht zweimal sagen. Ich nahm also Platz. Kaum hatte ich mich niedergelassen, als ein vierter Beduine, auf einer sehr schönen grauen Stute reitend, erschien. Absteigen, sich zu uns setzen, ohne eingeladen zu seyn, und von unserem bescheidenen Vorrath tüchtig zulangen, ohne daß ihm die Wirthe davon anboten, alles dies war das Werk einiger Sekunden. Nachdem die Mahlzeit beendet war, richteten sich die Augen des neuen Ankömmlings nach jener Seite, wo Abu-Phaar graste. Sobald der Herr derselben das Thier erkannt hatte, äußerte er den Wunsch, ich möchte dem Abu-Phaar einen Sprung erlauben. Da ich nicht wußte, was mir noch von Unfällen auf meinem Wege zustoßen konnte, so mußte ich eifrig dafür Sorge tragen, daß die Kräfte meines Pferdes nicht geschwächt wurden. Ich schlug also dem Araber sein Begehren ab. Er schien erzürnt und machte Anstalt, mit Gewalt zu erlangen, was er auf dem Wege der Güte nicht erhalten konnte. Er war schon aufgestanden und ging auf Abu-Phaar los, um ihn in Freiheit zu setzen, als ich, rascher als er, hineilte, ihm die Leine vom Fuße losmachte und mich in den Sattel schwang. Da der Araber mich zur Flucht bereit sieht, springt er auf seine Stute und jagt auf mich los. Ich gebe meinem Abu-Phaar die Ferse, mein Gegner verfolgt mich eine halbe Stunde lang; doch ritt ich schneller als er. Unglücklicherweise leistete Abu-Phaar nicht gehörige Folge; oft ging er langsam und wollte Kehrt machen, zur Stute hin. Diese Lage fing mir endlich an, unerträglich zu werden: ich war entschlossen, mich derselben zu entreißen. Mitten in der Wüste sah ich mich von einem einzelnen Beduinen verfolgt, der keine andere Waffen als eine Lanze hatte, während ich im Gürtel einen guten Damascener und zwei Pistolen trug. Einen Moment lang war ich Willens, dem Araber ein Gefecht zu liefern und ihm seine Stute abzunehmen, doch schreckte mich die Furcht zurück, später anderen Beduinen zu begegnen, die, meine Beute leicht erkennend, mir dieselbe unbedingt abnehmen und Blut durch Blut an mir rächen würden. Ich kannte die Religion der Araber und ihr Gesetz der Wiedervergeltung zu gut und hatte ein zu schlagendes Beispiel von seiner Ausübung erlebt, als daß ich nicht sogleich wieder meinen Plan hätte aufgeben sollen. Nach solchen Ueberlegungen begnügte ich mich, die Schritte meines Pferdes zu hemmen, und drohende Blicke auf meinen Gegner zu schießen, der ohne Zweifel aus meiner Pantomime und dem plötzlich veränderten Schritt des Pferdes auf einen baldigen Angriff schloß, schnell umdrehte, und in die Wüste entfloh."

„Endlich war ich frei! Ich ließ meinen Abu-Phaar Schritt gehen; aber eine neue Verlegenheit entstand: ich war vorwärts gejagt, ohne eigentlich zu wissen, in welcher Richtung. Die Wüste trägt keine Spuren der Wege; kaum bewahrt der Sand einige Augenblicke lang die Spur der Hufe, die ihn niedergetreten. Ich mußte also, ehe ich weiter konnte, darauf denken, mich zu orientiren. Alles, was ich von meinem Wege wußte, war, daß er nach Norden ging. Nach einigen Momenten sorgfältiger Beobachtung bemerkte ich, daß ich mich zu weit westlich gewendet. Ich kehrte also Abu-Phaar's Kopf nach Osten, und nach einigen Minuten Weges hatte ich die Freude, am äußersten Horizont der Sandflächen, die mich umgaben, die Spitzen der Minarets von Aleppo auftauchen zu sehen. Nach Verlauf einer Stunde war ich der Stadt schon so nahe, daß sich die Menge ihrer Gebäude deutlich vor meinen Blicken entfaltete. Als Abu-Phaar bei den ersten Häusern ankam, schien er zu erschrecken und wollte nicht weiter; was ihn indessen besonders zu verwirren schien, war der eigentliche Schall, der bei jedem seiner Tritte auf dem Pflaster ertönte. Er beugte jedes Mal den Kopf und betrachtete den Boden mit unruhiger Neugier. Es war ohne Zweifel das erste Mal, daß er gebaute Häuser sah. Auch hatte ich die größte Noth, den Widerwillen und die Art von Scheu zu besiegen, die ihm die Menge der neuen Gegenstände verursachte, und ich mußte vom Sattel herunter und ihn an der Leine führen, um nur durch die Straßen zu kommen. Alle Franken wünschten mir zu meiner Rückkehr Glück, und um so lebhafter, als sich wenige Tage vorher das Gerücht verbreitet hatte, es sey eine Revolution in der Wüste ausgebrochen, und alle befürchtet hatten, ich würde eines der ersten Opfer derselben geworden seyn. Hierauf wurde Abu-Phaar in den Stall geführt, ich eilte ins Bad und wechselte dann mein schmutziges Lumpen-Kostüm, das ich seit meiner Ankunft in der Wüste getragen, gegen Europäische Kleider um."

Dieser Auszug wird hinreichend seyn, wie wir glauben, Herrn Dameisteau's Manier zu zeigen und den ganz eigenthümlichen Reiz zu bekunden, der in seiner Erzählung herrscht. Seine Bewunderung für schöne Pferde ist so naiv und so aufrichtig, daß man unwillkürlich daran Theil nehmen muß, und es kommt einem vor, als könnte man sich leicht daran gewöhnen, ein nicht minderes Interesse für das Leben der Pferde als für das der Menschen zu hegen; man lernt diese Völker lieben, denen die Thiere Diener und Freunde sind, und nicht bloße Maschinen, wie uns. — So ward einmal der Oberste der Arabischen Stallknechte, der Sais-Baschi, als er die Pferde spazieren reitet, durch einen gewaltigen Satz des Maßud beinahe abgeworfen, der, es verschmähend, sich wie seine Gefährten über einen Bach mit einer Fähre setzen zu lassen, ihn mit einem einzigen Satz, und ohne einen Anlauf zu nehmen, überspringt. Der Turban des Reiters blieb in den Zweigen eines Ahorns hängen; aber der brave Muselmann, nachdem er sich kaum von der Erschütterung dieses unerwarteten erstaunlichen Sprunges erholt hatte, voll von Begeisterung und Bewunderung, warf sich auf die Erde zu den Füßen seines Pferdes und küßte sie ihm, es mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien überschüttend.

Italien.

Manuale della letteratura italiana etc. (Handbuch der Italiänischen Literatur.) Von Francesco Ambrosoli. Mailand, 1831—33. 4 Bde.

Das Erste, was dem Leser dieses Werkes in die Augen fällt und große Beachtung verdient, ist der Umstand, daß der Verfasser vor Allem dahin strebt, den wahren Werth der Italiänischen Literatur ins Licht zu setzen. In der gegenwärtigen Periode, wo Italien so wenig hervorbringt und von dem Auslande nur so viel entlehnt, als dazu dient, seine älteren literarischen Produkte in Staub zu begraben, ist dies eine fast bewundernswürdige Erscheinung.

Herr Ambrosoli theilt seine Literatur-Geschichte in sechs Perioden (Jahrhunderte). Vor jeder Periode steht eine Untersuchung über den möglichen Einfluß der politischen Begebenheiten auf die Literatur. Dann kommt eine summarische Uebersicht der Gelehrten überhaupt, die in jedem Jahrhundert blühten, endlich eine Charakteristik der Schriftsteller nebst einer Auswahl besonders schöner Stellen ihrer Werke. Die Einleitungen (discorsi) sind mit tiefer Sachkenntniß und feiner Einsicht geschrieben. Sie zeigen uns die wahre, geistige Gränzscheide der Jahrhunderte, den Punkt, wo jedes Jahrhundert seine eigenthümliche Physiognomie zu erhalten anfängt. Wenn der Verfasser eine ihm eigenthümliche Meinung verträgt, so enthält er sich fast immer eines Urtheils: er überläßt es dem Leser, aus den Thatsachen, die er erzählt, aus den Beispielen, die er angeführt hat, sein Urtheil zu konstruiren. Bei seinen Citaten giebt er Proben von seinem Geschmack und großer Belesenheit.

In der Vorrede nennt Herr Ambrosoli diese vier Bändchen den ersten Theil seines Werkes, das er beschreiben eine chronologische Blumenlese der Italiänischen Literatur betitelt. Im zweiten gedenkt er über die Ursachen der Blüthe und des Verfalls der Literatur Italiens in ihren verschiedenen Perioden zu sprechen. Aber wir können es nicht verschweigen, daß vorliegender erster Theil uns als der nützlichste erscheint. Der Geist des Verfassers wird sich zwar in dem folgenden freier ergehen können, allein wir werden in jedem Falle ein Buch voll Meinungen erhalten, denen man nicht immer beizutreten braucht. Im ersten Theile sprechen die Autoren sich selbst ihr Urtheil; es ist gleichsam das Drama der Literatur.

Dessenungeachtet bleibt noch manches interessante Problem zu lösen, manche Betrachtung anzustellen, manche historische Denkwürdigkeit und manche Thatsache, die in vorliegendem zunächst für die Jugend bestimmten Theile nicht vollständig entwickelt werden konnte. Gewiß wird das ganze noch übrige Material in Herrn Ambrosoli einen eben so scharfsinnigen als geschmackvollen Bearbeiter finden, was auch sehr zu wünschen ist; denn gerade in literar-historischer Hinsicht haben die meisten Geschichtschreiber Italiens weit mehr kompilirt als geläutert und geordnet.

Als Stilist steht Herr Ambrosoli bereits in einem so guten Rufe, seine Aufsätze, von denen namentlich das Feuilleton der Gazetta di Milano einen großen Theil veröffentlicht, werden so viel und gern gelesen, daß es überflüssig wäre, die Schreibart des Werkes zu loben.

Mannigfaltiges.

— Die Melonen von Bochara. Capitain Burnes hat der botanischen Gesellschaft in Kalkutta von diesen berühmten Melonen Kerne zugeschickt, wobei er Folgendes bemerkt: „Die Melonen Indiens geben uns durchaus keinen Begriff von der Köstlichkeit derjenigen, die in Turkestan gedeihen. Die Türkische Melone hat öfter den bedeutenden Umfang von drittehalb bis drei Fuß. Noch viel dicker sind diejenigen, die man im Winter zieht; zwei solcher Früchte geben eine Esels-Ladung. Einige glauben, eine so große Frucht könne nicht besonders schmackhaft seyn, und doch übertrifft keine Frucht der Erde die Melone von Bochara an Wohlgeschmack. Selbst die Ispahaner Melonen halten mit ihr keinen Vergleich aus. Das Fleisch der ersteren ist ungefähr drittehalb Zoll dick und schmeckt bis an die Schale lieblich. Diese Melonen enthalten eine so große Quantität Zuckerstoff, daß man unmittelbar Zucker-Syrup und folglich auch Zucker aus ihnen gewinnen kann. (A. J.)

Beim Ablaufe des Quartals werden diejenigen Leser, deren Abonnement zu Ende geht, ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Freitag den 28. März 1834.

Rußland.

Eark-Ura,
die Armenische Kolonie auf dem Berge Ararat.

(Aus dem Reise-Portefeuille eines Russen.)

Auf dem oben genannten, aus der ältesten geschichtlichen Epoche uns so bekannten Berge in der Provinz Eriwan hat sich die Kolonie Eark-Ura, von den jetzt bestehenden gewiß eine der ältesten in der Welt, deren Armenischer Name so viel heißt als: erste Anpflanzung der Weinreben, bis auf den heutigen Tag erhalten. Von der Begründung dieses merkwürdigen Dorfes sagt die Tradition Folgendes: Als Noah sich nach dem Ablauf der Fluthen mit der Arche vom Ararat herabließ, pflanzte er auf dessen nordöstlichem Abhange die ersten Weinreben. An dieser Stelle gründete sich in der Folge das Dorf Eark-Ura, das sich und seinen Namen bis auf die heutige Zeit erhalten hat. — Die ganze Umgegend ist romantisch. Unten in der Ebene zu den Füßen der Bewohner strömt der Arax; wie auf der flachen Hand gewahrt man vor sich die weite Eriwansche Fläche ausgebreitet; die ganze Landschaft ist von den blühenden Gärten der umliegenden Dörfer geziert. Der Beobachter hat vom Standpunkte jenes Dorfes einen weiten unbeschränkten Gesichtskreis vor sich, den kaum die in bläulicher Ferne über den Horizont hervorragenden Nahitschewanschen Berge zu begrenzen vermögen, selbst einen Theil der Gebirgskette von Aderbidschan vermag der geübte Blick des Forschers zu erspähen; — doch jenseits dieser noch neue Naturschönheiten zu entdecken, ist das schärfste Auge nicht mehr fähig.

Hier pflegte während der Perser-Herrschaft der jedesmalige Sardar (Gouverneur) von Eriwan die Sommer-Monate zu verbringen. Hier steht noch jetzt ein geräumiges schönes Schloß, die frühere Sommer-Wohnung dieses Großbeamten des Persischen Reichs. Es umfaßt in einer Ringmauer eine Menge von Nebengebäuden, in welcher die zahlreiche Familie dieses Satrapen und die seine Suite formirenden Beamten bequem untergebracht werden konnten. Das Klima des Berges Ararat ist mild und gesund, das Wasser der vielen nahen Bergquellen von vortrefflichem, reinem Geschmack. Um den kleinen Ararat herum, 6 oder 7 Werste von der Kolonie, giebt es hinreichendes Gehölz zur Feuerung, wiewohl mit diesem Artikel die ganze Provinz Eriwan nur spärlich versorgt ist. Das Dorf selbst ist von dem Schlosse durch einen tiefen, breiten, mit Gebüsch bewachsenen Graben getrennt; mehrere Quellen haben in ihm ihren Ursprung, die in den Sommer-Monaten mit Hülfe des auf dem Ararat schmelzenden Schnees einen ziemlich bedeutenden Fluß bilden. Das Dorf Eark-Ura zählt 170 Wohnhäuser, in denen über fünf hundert Armenische Familien leben. Tartaren trifft man hier nicht an.

In jedem wohlorganisirten Staate gewährt die Anwesenheit des Oberhaupts, des Provinzial- oder Stadt-Chefs an dem oder jenem Orte den Bewohnern Freude und Muth. Sie gewahren in seiner Gegenwart Sicherheit und Aufmunterung für ihre verschiedenen Erwerbs-Quellen, vorzüglich belebend aber wird sie fast überall für Industrie und Handel. Das armseligste Dorf wandelt sich bei einem solchen Umstande in ein gewühlvolles Städtchen um. In Persien ist's anders, gewöhnlich führt dort die Gegenwart des Chefs in dem Orte, wo er residirt, dessen Ruin herbei; je angesehener und mächtiger er ist, desto unheilvoller wirkt er auf die von allem gesetzlichen Schutze entblößten Volksklassen.

Härter gedrückt und geplündert, als die Bewohner anderer Persischen Provinzen, wurden bisher die Bewohner von Eark-Ura. Die mildere Behandlung der Russen, nach erfolgter Besitznahme Eriwans und der Provinz von unserem Armee-Corps, schien ihnen daher in den ersten Monaten ein neuer für sie aufgegangener Glücksstern zu seyn, dessen Wirklichkeit sie lange für einen Traum hielten. Das Gefühl der neuen Freiheit belebte sie mit Entzücken. Die Ankunft des General Krassowski, des von dem Kaiser für die Verwaltung der Provinz Eriwan ernannten Central-Chefs, ließ sie nach und nach aus ihrem Stumpfsinn erwachen. Bei seinem Einzuge kamen sie ihm eine große Strecke entgegen, drängten sich um seine Person, jeder von ihnen war bemüht, seine Füße, die Zipfel seiner Uniform zu küssen. Ein solches Schauspiel in seinen kleinsten Nüancen sich der Phantasie deutlich zu vergegenwärtigen, ist nicht möglich, es muß gesehen werden. Fest und ohne Falsch ist die Liebe der Eark-Uren zu uns Russen. Ehemals setzte sie die Ankunft des Sardar in Furcht und Schrecken, jeden Moment mußten sie den Verlust ihres Gutes fürchten, viele von ihnen waren selbst ihres Lebens nicht sicher; jetzt wissen sie, daß sie unter dem Schutze der Gesetze, nicht unter der Willkür der Macht stehen.

Welchen Druck mußten sie nicht bisher selbst in der Verrichtung ihrer Religions-Gebräuche und ihres Gottesdienstes erleiden. Ihre im Dorfe sich befindende St. Stephans-Kirche ward vor Alter baufällig und erheischte Ausbesserung, der geringste Versuch dazu blieb ihnen aber streng untersagt. Eine Glocke an derselben war ihnen sogar nicht erlaubt, weil sie zuweilen den im Genusse seiner Sinnen-Lüste entnervten Satrapen stören konnte. Jetzt dagegen sind die Behörden bemüht, den Bewohnern alle Mittel zur Ausbesserung ihres zerstörten Tempels zu gewähren; der General versprach ihnen sogar, für ihre Kirche eine Glocke aus einer der besten erbeuteten Persischen Kanonen gießen zu lassen. Dieser Beweis väterlicher Landesfürsorge hat sie außerordentlich erfreut. Die edlen Gefühle des Nationalstolzes und der Liebe zur Heimath, die der bisherige Druck der Sklaverei erstickt hatte, wurden dadurch mit neuem Feuer in ihnen belebt.

Unterhalb der Kolonie giebt es eine Menge Fruchtgärten, die man für die besten in der ganzen Eriwanschen Provinz hält. Die kolossale Höhe der darin stehenden Bäume zeugt von ihrem Alter. Auf dem Ararat befinden sich mehrere Klöster, deren erste Gründung man aus der fernsten Vorzeit ableiten will. Von einem derselben ist die in der Armenischen Kirchengeschichte erhaltene Tradition merkwürdig genug, um hier erwähnt zu werden. Der heilige Jakob, heißt es darin, wünschte einige Fruchtbäume, die in der Arche Noah's gewesen, zu erhalten. Er unternahm daher eine Wanderung an den Ort, wo sie stehen geblieben war. Die Beschwerden der Reise schreckten ihn nicht ab, er erreichte glücklich ihr Ziel. Plötzlich hemmt seine Schritte aber vor dem Eingange des Ortes ein ungeheurer Felsen; zwar giebt er die Hoffnung, auch dieses Hinderniß noch zu besiegen, nicht auf, er sieht sich aber nach seinen größten Anstrengungen getäuscht. Die Riesenmassen des Felsens wanken nicht, selbst die in seinen Klüften nistenden Raubvögel wagen sich nicht über seine Gränzen in einen Ort, den des Ewigen unendliche Liebe durch eine so wundervolle Begebenheit für immer als heilig bezeichnete. Nun sieht der fromme Mann reuevoll sein freches Unternehmen ein und gründet an der Stelle, wo die Natur ihm einen deutlichen Wink von seiner Ohnmacht gab, ein Bethaus, das noch heutiges Tages seinen Namen führt.

Unfern von diesem Kloster ist ein großer Stein ganz mit Wasser angefüllt, das nie austrocknet, obgleich nicht zu ermitteln ist, wie das Wasser hinein kömmt; im Winter friert es jedoch zu. Man bedient sich dieses Wassers gegen die Heuschrecken, und es wird behauptet, die Felder und Garten, die damit benetzt würden, blieben von diesem Ungeziefer frei. Der Volksglaube fügt noch hinzu, man müsse ein Gefäß, in dem dies Wasser aufbewahrt würde, nie auf den Boden stellen, sonst verlöre dessen Stärke seine Wirkung. Dem Vorgeben nach, soll man sich dieses Wassers schon oft mit dem besten Erfolge gegen die Heuschrecken in Georgien bedient haben.

Ein Sommer-Aufenthalt in den Umgegenden von Eark-Ura gehört zu den anmuthigsten Vortheilen, den diese Kolonie künftig den in Eriwan etablirten Russischen Beamten gewähren könnte. Kein Ort möchte vielleicht willkommener zur Aufschlagung eines militairischen Lagers seyn, als die Südseite des angegebenen Schlosses.

Nicht weit von der Strömung des Arax führt ein steil hinaufgehender Pfad auf den Ararat, der sich von seinem Fuße bis nach Eark-Ura 15 Werste hinaufzieht. Dieses Dorf ist überhaupt von der Stadt Eriwan nur 42 Werste entfernt. Der gegenwärtige Volks-Aelteste von Eark-Ura ist Stephan Hodschan, wohlhabend und den Russen sehr ergeben. Er verdient die Dankbarkeit seiner Landsleute schon darum in einem hohen Grade, weil er sehr mildthätig gegen seine dürftigen Brüder ist.

Am rechten Ufer des Arax, dem Dorfe Aralük gegenüber, erheben sich einige Hügel. Sie erregen in der That durch ihr Daseyn Erstaunen, indem man nicht begreifen kann, wie auf eine vollkommene Fläche diese einzelnen Steinberge hingekommen sind. Auf einem derselben bemerkt man noch die Ruinen eines früher dort gestandenen Klosters. Ueberhaupt ist die Provinz Eriwan voll von alterthümlichen Denkmälern, deren geschichtlichen Ursprung aber fabelhafte Traditionen entstellen und dem Forscherblick verhüllen. Die Geschichte dieses Landes muß wichtig seyn, aber Zeit und Mittel sind nothwendig, um den sie noch bedeckenden Schleier zu lüften. Sollten die Zeitverhältnisse den Bemühungen der Forscher nicht hinderlich seyn, so könnte die Geschichte der von den Russen neuacquirirten

Provinz Armenien, welche zugleich die Geschichte der ersten Wiege des Menschengeschlechts würde, der wissenschaftlichen Welt Schätze aufdecken, die man bis jetzt nicht ahnte, und die im Gebiete der Geschichte vielen Hypothesen ein Ende machen würde, welche in derselben noch bis jetzt aus Nichtkunde der Facta eine Art von Autorität behaupten. Leonhard Freiherr von Budberg.

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Raissa. Russisches Volks-Trauerspiel in 5 Akten und in Versen. Nach einer wahren Begebenheit von A. S. (Russische Blätter meinen, es sey dies ein höchst komisches Trauerspiel.)

Versuch einer Schilderung des gemeinen Russischen Rechts. Vom Kandidaten der Universität Dorpat, K. D.

Notizen über das Gouvernement Jeniseisk im östlichen Sibirien. Vom Saatsrath J. Pestoff.

Biographische Nachrichten aus der Regierungszeit Peter's des Großen. Von A. Wiskowatoff.

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

(Fünfte Vorlesung.)

Ich habe zu erwähnen, daß jedes Buch dieser Memoiren mit einem prächtigen Eingang beginnt, denn dieses Werk, in welchem sich das Leben des größten Schriftstellers unserer Zeit so wundervoll abspiegelt, ist seit langer Zeit unternommen und angefangen. Es ist oft unterbrochen worden, oft wieder aufgenommen, an den verschiedensten Orten, im Zelt, im Palast, in der Vallée aux Loups, in der Rue d'Enfer, im Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, in Berlin, in London, überall. Es ist unter dem mannigfaltigsten Wechsel der Schicksale, aber immer mit einer gleichen unveränderlichen Seele geschrieben. Welche Epoche seines Lebens auch der Verfasser erzählt, immer sorgt er dafür, bevor er an die Erzählung der Vergangenheit geht, uns in den gegenwärtigen Moment zu versetzen: was sich zur Zeit gerade seinen Blicken darbietet, eine große Begebenheit, oder ein großer Mann, oder eine schöne Landschaft, ergreift er sogleich, faßt er sogleich auf, und er kommt auf seinen Gegenstand und seinen Helden, der er selber ist, nur zurück, wenn er ihm eben nicht mehr ausweichen kann. Diese Einleitungen, von denen ich hier spreche, sind herrliche rednerische Stücke und durchaus kein ungehörig Beiwerk, sondern greifen vielmehr tief in die eigentliche Haupt-Erzählung ein und dienen dazu, auf eine bewunderungswürdige Weise Zeit, Ort, Moment, Stimmung der Seele und des Geistes, in welchen der Verfasser denkt, schreibt und erzählt, zu verzeichnen. Nun wird man aber nicht erwarten, daß ich von diesen herrlichen Eingängen auch nur eine Vorstellung geben soll; die Vollendung der Französischen Sprache ist darin zu einer Höhe gelangt, die wir, selbst im Vergleich zu Chateaubriand's früheren Schriften, unerhört und nie erlebt nennen müssen.

Nehmen wir den Faden der Erzählung wieder auf; so mannigfaltig und doch so einfach, gewährt sie die Unterhaltung eines guten Romans, dessen Held natürlich, ehrenwerth, geistvoll und gut ist, kaum an seinen Genius denkt und das Meiste dem Zufall überläßt, dem allmächtigen Beschützer höherer Geister. Kaum verheirathet (er heirathete kurz nach seiner Zurückkunft), begiebt er sich mit seiner Frau nach Paris, wo sie hinter der Kirche Saint-Sulpice, cul-de-sac Féron wohnten. Hier erhebt sich Herr von Chateaubriand zur vollen Höhe der Geschichte. Welch ein Schauspiel das Paris von 92! Er sah es ganz, durchlief es von einem Ende bis zum anderen, sah all' die Blutmenschen von Angesicht zu Angesicht. Er vernahm all' das Getümmel, das Geschrei, all' das wilde Gelärm auf der Tribune, in den Theatern, im Palais-Royal, auf den Straßen, in den Journalen; er stand dem Schrecken gegenüber Aug' in Auge, diesem Tiger, dem kein wildes Thier der neuen Welt an Furchtbarkeit zu vergleichen war. Er sah Robespierre, sah Marat, sah Danton, diesen furchtbaren Freiheitsnarren des Volkes, er war in den Sitzungen des Jakobiner-Klubs. Nach dem, was man von dem großen Stil und der Farbengebung Chateaubriand's kennt, kann man sich von diesen Blättern eine Vorstellung machen, auf denen er uns die weite, schwach erleuchtete Kirche vorführt mit ihrem stürmischen Getümmel und ihrem Düster, wie die Fledermäuse, die bisher friedlich in diesen feuchten Gewölben gehaust, ihr Schreckensgekreisch ausstoßen vor den Redner-Stimmen der Bergpartei, wie das Geschrei der Fledermäuse den Hall dieser groben Stimmen übertönt, so daß immer von Zeit zu Zeit Flintenschüsse an die Decke gethan werden — eine eigene Art, sich Ruhe zu verschaffen. Nichts entgeht Chateaubriand von diesem düsteren Schauspiel; nicht jene Rednerbühne, die aus einem Paar Balken bestand, die kreuzweis über einander gelegt waren, nicht die alten Folter-Werkzeuge, die hinter dem Redner hingen; ein sehr passendes Emblem an diesem Orte, wo täglich zahllose Todes-Urtheile gesprochen wurden. Mittlerweile wanderte Alles, was nicht an der thörichten Koblenzer Unternehmung Theil genommen, aus Frankreich aus, um einen letzten, verbrecherischen, vergeblichen Rettungs-Versuch zu machen.

Hier wirft Herr von Chateaubriand, der ein eben so großer Meister in Weisheit wie in Schilderungen ist, die Frage auf, ob die Emigration erlaubt war? Diese schwere Frage muß ihn aufs ernsthafteste beschäftigt haben, denn er beschwört, um sie mit besserem Glück zu entscheiden, den großen Schatten Malesherbes — ganz in antiker Weise, eine Art des Gespräches, wie sie seit Platon von den größten Geistern immer wieder angewandt worden. Uebrigens war diese Emigrationsfrage schon früher von Herrn von Chateaubriand aufs vortrefflichste behandelt worden: „Ich warf mir folgende Frage auf, als ich die Herrschaft der dreißig Tyrannen beschrieb: Warum erhebt man Thrasybulus bis in den Himmel? Und warum setzt man die Französischen Emigranten aufs tiefste herab? Der Fall ist, streng genommen, ganz derselbe. Die Flüchtlinge zweier Länder, versetzt, gezwungen, in die Verbannung zu wandern, greifen in fremden Ländern für eine alte Verfassung ihres Vaterlandes zu den Waffen. Die Worte ändern nichts an den Sachen. Ob die Ersteren sich für die Demokratie und die Anderen für die Monarchie schlagen — die Sache bleibt an und für sich ganz dieselbe.

Ein ehrlicher Ausländer, an seiner Ofenecke in einem ganz ruhigen Lande, sicher, Morgens aufzustehen wie er sich Abends niedergelegt, im Genuß seiner Güter, in einem wohlverschlossenen Hause, Freunde drinnen und Sicherheit draußen, urtheilt bei einem Glas Wein, daß die Französischen Emigranten sehr unrecht gethan haben, und daß man nie sein Vaterland verlassen müsse; und dieser ehrliche Ausländer raisonirt ganz folgerecht. Er sitzt warm und behaglich, Niemand verfolgt ihn, er kann umherspazieren, wo er will, ohne Furcht, beleidigt, ja vielleicht ermordet zu werden; man brennt sein Haus nicht nieder, macht nicht Jagd auf ihn, wie auf ein wildes Thier, und das Alles aus keinem anderen Grunde, als weil er Jakob und nicht Peter heißt, und weil sein Großvater, der seit vierzig Jahren todt ist, das Recht gehabt, auf den Bänken einer Kirche zu sitzen, mit zwei oder drei Hanswürsten in Livree hinter sich; der ehrliche Ausländer, sag' ich, hat ganz Recht, wenn er meint, man müsse sein Vaterland nicht verlassen.

Ueber Unglück muß das Unglück urtheilen. Der Behaglichkeits-Fülle plumpes Herz vermag die zarten Gefühle des Unglücklichen nicht zu verstehen. — Wenn man ohne Leidenschaft betrachtet, was die Emigranten in Frankreich gelitten haben, wo ist der Glückliche, der, wenn er ehrlich seyn will, die Hand auf's Herz! zu sagen wagt: — Ich hätt' es nicht so gemacht, wie sie!

Die Verfolgung beginnt zu gleicher Zeit in allen Theilen von Frankreich, und man muß ja nicht glauben, daß das politische Glaubensbekenntniß die Ursache davon war. Man konnte der beste Demokrat seyn, der hitzigste Patriot, ein bekannter Name, den man führte, war hinreichend, für vornehm zu gelten, verfolgt, verbrannt, an die Laterne geknüpft zu werden; dies beweisen die Lameths und so viele Andere, deren Häuser zerstört und verwüstet wurden, ungeachtet sie zu den Häuptern der Revolution und der konstituirenden Versammlung gehörten."

Nun wohl! und doch bin ich gewiß, und wenn das Unglück der Zeit uns also heimsuchte, wird man's sehen, daß, je ernsthafter und vollständiger diese seine neue Apologie der Emigration ist, Herr von Chateaubriand am wenigsten sich dazu verstehen würde, das Vaterland in den Tagen der Gefahr zu verlassen; er weiß gegenwärtig zu wohl, daß der Tod eines Menschen auf dem Schaffot, aber einem Stätte, das innerhalb der Mauern errichtet ist, mehr Nutzen bringt, als das Leben deffelben Menschen außerhalb der Mauern in den Reihen der Fremden. Eine Königliche Sache mit dem Doppelschild der Treue und der Leiden zu vertheidigen, das ist schön!

Unterdessen brachte jeder Tag inmitten dieser gegen alles Adliche wüthenden Stadt Herrn von Chateaubriand neue Gefahr. Paris als Hauptstadt war keineswegs ein solcher Schutzort, daß jeder Ehrmann daselbst das Stück trocken Brod, das ihm blieb, in Ruhe verzehren konnte. Chateaubriand hatte genug mit sich zu kämpfen, doch mußte er endlich nachgeben und abreisen. Es fehlte ihm auch diesmal an Geld, und dies ist einer von den Vorzügen dieser an Begebenheiten so reichen Biographie, das unaufhörliche Wiederverlieren dieser Phrase. **Es fehlte an Geld!** das ist die einzige Metapher, deren Wiederholung in einer langen Erzählung nie monoton wird; der einzige stets unerwartet kommende, stets ergreifende Schlag, der einzige Verstoß, der seine Entschuldigung immer mit sich führt, die einzige Verwirrung, die man stets verzeiht, der einzige Kummer, der immer begriffen wird. **Es fehlte an Geld!** O mein Gott! ja, der große Haufe weiß allein diese Phrasen Männern, die über ihn stehen, Dank, weil er dabei seine himmlische Freude empfindet, einen großen Mann von so erhabenen Gedanken und gewaltigen Begebenheiten auf gleiche Stufe mit Jedermann herabfallen zu sehen — durch diese Phrase, die so einfach und zugleich so dramatisch ist: **Es fehlt an Geld!**

Also, es fehlte an Geld. Herrn von Chateaubriand's Vermögen bestand nur in Assignaten aus der Mitgift seiner Frau. Wie also aus Paris kommen? Nach vielem Suchen findet er einen Retter aus der Vorstadt Saint-Honoré, der ihm 12,000 Franken leihen will. Er geht selber, holt die 12,000 Franken und legt sie in sein Portefeuille; auf dem Rückweg nach seiner Wohnung in der Straße Féron begegnet ihm ein vertrauter Freund. Sie plaudern mit einander und gehen Arm in Arm auf und ab. Die Langeweile aller dieser armen Leute mitten unter dem ganzen Volk, das fast täglich seine Unterhaltung in den Klubs oder am Schaffot hatte, war groß. Kurz, Herr von Chateaubriand, war es nun Schwäche, war's Langeweile, oder Begier, das Glück zu versuchen, geht mit seinem Freund in ein Spielhaus in der Straße Richelieu. Er spielt und verliert; verliert die ganze Summe bis auf 1500 Franken. Er hatte damit vielleicht seinen und seines Bruders Kopf verloren! Doch faßt er sich; er verläßt das Spiel, setzt sich in einen Fiaker, der Fiaker fährt ihn nach seinem Hause in der Straße Féron: er tritt zu seiner Frau ins Zimmer, will sein Portefeuille aus der Tasche ziehen; er sucht, das Portefeuille ist weg. Er hat es im Wagen verloren — seine letzten 1500 Franken!

In Verzweiflung, wie noch nie, verläßt er sogleich das Zimmer. Was sollte er beginnen? Was aus ihm werden? Er läuft auf den Saint-Sulpice-Platz hinunter. Von Kindern, die dort spielten, und die er fragt, erfährt er, daß der Fiaker so eben ganz besetzt fortge-

fahren sey. Auf seine Erkundigungen weist man ihn nach der Wohnung des Kutschers; er läuft hin und wartet auf ihn an der Thür. Um zwei Uhr Morgens kommt der Kutscher nach Haus; der Wagen wird durchsucht, kein Portefeuille zu finden! Der Kutscher hatte am vergangenen Abend drei Sansculotten und einen jungen Geistlichen gefahren, dessen Wohnung er Chateaubriand angiebt.

Dieser geht nach Hause, legt sich nieder, und so recht eine von jenen wahrhaft muthigen Seelen, die über Nichts die Fassung verlieren und sogleich in den Grund der Dinge blicken, sinkt er bald in festen ruhigen Schlaf, als schliefe er umsonst in der gastlichen Hütte der Wilden. Am Morgen wird er von einem jungen Abbé geweckt, der sich bei ihm erkundigt, ob er den Chevalier von Chateaubriand vor sich habe? Zu gleicher Zeit händigt ihm der junge Mann sein Portefeuille und die 1500 Franken ein, womit nun Chateaubriand und sein älterer Bruder, in Begleitung eines Bedienten, nach Brüssel abgehen.

Sie hatten den Bedienten in bürgerliche Kleider gesteckt und ließen ihn in der Diligence wie an den Wirthstafeln für einen Freund passiren. Der arme Mensch, aller dieser Ehren ungewohnt, benahm sich in seiner neuen Würde höchst ungeschickt. Er wagte sich kaum niederzusetzen, kaum zu essen in Gegenwart seiner Herren, und gerieth abwechselnd aus dem tiefsten Respekt in die ordinairste und spaßhafteste Vertraulichkeit. Um der Verlegenheit die Krone aufzusetzen, sprach er im Schlaf und schwatzte des Nachts ganz laut und vor allen Leuten in der Diligence aus, was er am Tage mit der größten Noth zu verbergen und zu verschweigen gesucht. Er sprach im Schlaf von nichts Anderem, als von Grafen, Marquis und gnädigen Herren; zu guter letzt, es war bei Cambrai, in einer Nacht einmal von seinem Geheimniß schier erdrückt, außer sich, ruft er, um diesem Zwange, der ihm unerträglich war, zu entgehen, dem Kutscher: „Halt! Halt!" zu. Man öffnet ihm den Schlag und ohne Hut und ohne Weiteres ergreift er queerfeldein die Flucht. Nur mit Mühe konnte Herr von Chateaubriand den Conducteur dahindringen, daß er, ohne auf ihren Reisegefährten Rücksicht zu nehmen, den Weg fortsetzte. Am folgenden Tage wurde der Bediente angehalten, arretirt, ins Gefängniß geworfen und seine mehr ungeschickte als böswillige Aussage war noch in der Folge ein Grund, daß Chateaubriand's Bruder zum Tode verurtheilt wurde.

Unterdessen erreichten die beiden Brüder ohne weiteren Unfall Cambrai; sie waren auf ihren Päßen als Weinhändler, Lieferanten der Nordarmee, angegeben. Von Cambrai kamen sie mit Leichtigkeit nach Brüssel. Brüssel war voll von Royalisten; es war der Hauptversammlungsort des Heeres der Prinzen; man sprach dort nur von Siegen, Triumphen, Restauration, Würden und Ehrenstellen, altem Hofe und Vorrechten. Wenn man diese mit Blindheit geschlagenen Marquis und Chevaliers hörte, so gingen sie eben nur, jener Posse aus dem Wallhause ein Ende zu machen und den König morgen wieder auf seinen Thron zu setzen; für sich allein wollten sie den ganzen Ruhm dieser Unternehmung und alle Vortheile haben; jeder neue Ankömmling war ihnen zur Last, und sie sahen ihn für einen gefährlichen und unnützen Begleiter und Mitbewerber an. Die Ausgewanderten hatten sich schon in zwei Klassen getheilt: Zuerst- und Spätergekommene; den Zuerstgekommenen gehörte ausschließlich das Recht der Restauration. Die Verblendeten! Auch Herr von Chateaubriand und sein Bruder wurden sehr schlecht aufgenommen. Man fragte sie, was sie wollten? Woher sie kämen? Warum sie sich so sehr zur Unzeit aufgemacht und nicht lieber ruhig die Ankunft der Königlichen Armee abgewartet hätten, da sie's ja in Paris ganz gut hätten mitansehen können?

So wurden sie von ihren Brüdern und Verbündeten aufgenommen; Herr von Chateaubriand bemühte sich vergebens in sein Regiment, das Regiment Navarra, welches eines von denen war, aus welchen die Armee der Prinzen bestand, einzutreten; es verschloß sich ihm mit solcher Hartnäckigkeit, daß er in eine der Bretagnischen Compagnieen eintrat, die eben zur Belagerung von Thionville abgingen. Es sollte sich Alles in seinen abenteuerlichen Schicksalen ausgleichen. Wenn zuerst der Unterlieutenant in der Infanterie zum Capitain in der Kavallerie gemacht worden war, um in den Hof-Equipagen zu sitzen, so wurde nun der Kavallerie-Capitain ein gemeiner Soldat. Den Tornister auf dem Rücken, ein elendes Gewehr im Arm, das keinen Hahn hatte, und so vorwärts marsch! Um auch recht bemerkbar zu werden, trug er seine weiße Uniform und marschirte ganz grade einher, als ihm der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., zu Pferde begegnete und ihn fragte: — Wohin marschiren Sie! — Ins Gefecht, entgegnete Chateaubriand. — Daran erkenne ich den Französischen Adel, sagte der König von Preußen; Chateaubriand salutirte und marschirte weiter.

Chateaubriand hatte schon einmal in Brüssel ganz dasselbe Gespräch mit Champfort gehabt. Woher kommt der Herr? fragte Champfort. — Vom Niagara, Herr. — Wohin geht der Herr? fuhr Champfort fort. — Wo man sich schlägt, Herr! Und die Conversation war zu Ende. Vielleicht mochte Champford, einer der letzten Skeptiker, die Frankreich gehabt, glauben, der junge Mann mache sich über ihn lustig.

So marschirte er denn seines Weges, leicht sein Gepäck tragend und in poetischen Träumen die Begegnung des Feindes erwartend. Diesmal war der Feind seine nordwestliche Durchfahrt, die er sich mühte, zu finden. Wie er auf die Entdeckung jener Durchfahrt ausgegangen war, so marschirte er jetzt dem Feind entgegen, dem Zufall folgend, bald in Traumgedanken; immer herrschte die Phantasie in ihm. Wie oft indessen sollte er noch hinseufzen nach seinem Amerika! „Den Bourbons nützte es nicht, daß ein Bretagnischer Junker über's Meer zurückkam und ihnen seine ruhmlose Ergebenheit widmete. Hätte ich, meine Reise fortsetzend, mit dem Journal, das meinem Leben eine andere Wendung gegeben, die Lampe meiner Wirthin angezündet, so hätte sich Niemand um meine Abwesenheit bekümmert, denn keiner wußte, daß ich existirte. Ein einfacher Kampf zwischen mir und meinem Gewissen führte mich auf den Welschauplatz zurück; ich hätte machen können, was ich gewollt, weil ich der einzige Zeuge dieses Kampfes war; aber von allen Zeugen ist es dieser gerade, vor dem ich mich am meisten fürchte, zu erröthen."

So kam er vor den Mauern von Thionville an. Die Republikaner in dieser Stadt waren voll ausdauerndem Muth und fürchteten sich nicht vor jenen ermüdeten Royalisten, die vor Hunger umkamen und schlecht geführt wurden: gute Duellanten und tüchtige Kämpen auf der Hirschjagd; ganz brave junge Leute, aber die nichts von Geduld und Ausdauer wußten, auch sonst durchaus untauglich waren und mit Hohn und Spott von den Belagerten empfangen wurden. Das erste Mal, als sie ihre Mörser abfeuerten, fielen die Kugeln sechs Fuß weit von der Mauer nieder. Diese royalistische Armee begann nun die Belagerung. Sie schlugen Zelte auf, machten Gräben, stellten Posten aus, hielten Musterung und feuerten, wenn sie Flinten und Pulver hatten. Herr von Chateaubriand, Soldat, patrouillirte mit den anderen Soldaten. Diese Edelleute spazierten, ihrer Jagd-Manier gemäß, die Flinte unterm Arm, umher, und jeder brachte in's Soldaten-Handwerk seine galanten Gewohnheiten und liebenswürdigen Worte von ehemals mit. Die Schilderung dieses Lagers vor Thionville ist ein Genrebild von höchst reizender und ungemeiner Feinheit. Was Herrn von Chateaubriand betraf, so gab er sich, in Ermangelung einer Flinte mit einem Hahn, voller Wonne seinen poetischen Träumen hin. Er machte sich jetzt das Soldatenleben zu Nutze, wie er sich das Leben der Wilden zu Nutze gemacht hatte. Wenn er des Morgens erwachte, so horchte er dem Krähen der Hähne aus der Nachbarschaft; seine Lust war, die morgendliche Lerche aus einem Graben aufsteigen zu sehen, die ihre frohen Triller in die Lüfte wirbelte; aus jedem dieser Kontraste sog er Gewinn: hier aus der stillen schönen Natur, die in Schmuck und Glanz unter der aufgehenden Sonne dastand, dort aus dem Menschen, der in Lumpen, häßlich und bleich, unter den Waffen stand, sich für Ideen todtschlagen zu lassen; aus blühenden Bäumen und aus Flinten und Bajonetten, aus dem rauschenden Bach und den Trommeln des Lagers. Eindrücke, die man in voller Lebens- und Farbenfülle mit dem Feuer des Frühlings und der Jugend geschildert in einem der schönsten Bücher, in den *Märtyrern*, finden kann.

Oft wurde er mitten aus seiner Begeisterung vom Korporal abgerufen, die Suppe zu machen, ein Geschäft, welches er mit großer Geschicklichkeit verrichtete, das mußte ihm auch der Neid lassen; zu anderen Malen suchte er sich einen guten Fleck am Rande einer Pfütze, kniete auf den grünen Rasen nieder und wusch sich sein Hemd aus — so geschickt, wie ein anständiger Edelmann nur immer seyn kann, der sich seine Wäsche auf dem Leibe und ohne Seife auswäscht. Ja, und selbst an diesen sonderbaren Umständen fand der junge Geist die poetische Seite heraus, der er sich zuwendete. Was hätte er nicht an diesen Tagen der Wäsche darum gegeben, hatte er in Homer's Zeiten zurückgelangen und der holden Nausicaa begegnen können!

Zu anderen Malen hatte er die Wache im Lager oder durchstreifte die Umgegend. Auf diesen Streifereien begegnete ihm immer Etwas. So fand er unter Anderem eines Tages einen dicken Mann in einem Graben liegen, mit dem Gesicht auf dem Boden, ohne Regung und athemlos. Sogleich tritt Chateaubriand hervor und rekognoszirt; sein Gewehr angelegt, geht er mit kleinen Schritten vorwärts und erkennt endlich seinen dicken Vetter Moreau, der so dick war, daß er, einmal in den Graben gefallen, bis zum Untergang der Welt darin liegen geblieben seyn würde, wäre nicht der Soldat Chateaubriand dazu gekommen und hätte ihm mit Hülfe seiner Flinte wieder auf die Beine geholfen.

Abends, wenn die Suppe verzehrt war, wenn es nämlich Suppe gab, wurde gesprochen, gespielt, gelacht — und man machte den gnädigen Herrn unter dem Zelt; Chateaubriand war in seinen Träumen, er arbeitete schon an seiner Atala. Eines Tages fuhr sogar durch das Manuskript der Atala, welches er im Tornister trug, eine Kugel hindurch, und das Leben des Dichters ward durch diesen Umstand gerettet, aber, sagte er mit jenem liebenswürdigen Lächeln, das ihm eigen ist: *Atala hatte noch das Feuer des Abbé Morellet auszuhalten.*

Endlich mußte die Belagerung von Thionville aufgehoben werden. Sie endigte wie die Belagerung von Troja, nur mit dem Unterschied, daß im gegenwärtigen Falle die Belagerten es waren, die zuerst die Geduld verloren. Zu den Strapazen und dem Hunger kam noch eine schreckliche Ruhr hinzu, die man die „Preußische Krankheit" nannte. An dem Tage, als Chateaubriand aus dem Lager abmarschirte, wurde er durch ein Stück von einem brennenden Balken am Beine verwundet, so daß er zu gleicher Zeit eine Wunde am Bein, die Blattern und die Preußische Krankheit hatte, also sehr traurige Marschgefährten. Doch auch diesmal verließ ihn sein Muth nicht; er bewies, daß eine große Seele stets Herr des Körpers ist, den sie belebt. Er marschirte, so gut es ging. So oft er durch eine Stadt kam, wies man ihm den Weg nach dem Hospital; er aber marschirte vorwärts. In Namur sah eine arme Frau, wie er im Fieber zitterte, erbarmte sich seiner und warf ihm eine alte Decke über die Schultern. Er lächelte der alten Frau zu und setzte voller Stolz seinen Weg fort, in seine Decke eingewickelt. Endlich fiel er in einen Graben. Als er dahingestreckt lag, bewegungslos und ohne Bewußtseyn, kam das Gefolge des Fürsten von Ligne vorbei. Einem aus demselben fiel es ein, an den Leichnam heranzutreten; man fand noch Spuren des Lebens an ihm und warf ihn auf

einen Bagagewagen; am Thor von Brüssel wurd' er abgesetzt; unser Freund, sich selber überlassen und seiner dreifachen Krankheit, geht in die Stadt. Er klopft an die Thür des Wirthshauses, wo er schon einmal logirt hatte; man schlägt ihm die Thür vor der Nase zu; so wandert er von Wirthshaus zu Wirthshaus, von Haus zu Haus, und von jeder Schwelle wird er fortgestoßen. Was soll man mit diesem hinkenden, bleichen, völlig aufgelösten Menschen, der in den letzten Zügen liegt, in Brüssel machen? Brüssel hat sich später durch den Nachdruck seiner Werke bereichert; aber es ist nicht die Art dieser Stadt, Schriftstellern, welche sie so ungestraft bestiehlt, Hülfe zu gewähren, und wär' es auch nur einen Tag lang.

Endlich befand er sich wieder vor der Thür jenes ersten Wirthshauses, und konnte nicht mehr weiter. Sein Gedanke war, auf dieser Schwelle in seiner Decke zu sterben. Er hatte schon seine Rechnung mit dem Himmel gemacht, als ein Wagen vorüberfährt — in dem Wagen sein Bruder! Man denke sich diese Scene des Entzückens und des Schmerzes. — Sein Bruder hatte 1200 Franken in der Tasche, von denen François sogleich die Hälfte erhält. Ungeachtet dieser fünf und zwanzig Louisd'or nahm man ihn nicht in das schöne Haus ein: ein mitleidiger Barbier ließ sich bewegen, ihm ein Plätzchen in seiner Kammer zu gönnen. Hier nahm sein Bruder von ihm Abschied, und ging nach Frankreich zurück — zum Tode.

Er seines Theils, obgleich seine Wunde nicht einmal gehörig verbunden war, denn Keiner wollte sich diesem Geschäft unterziehen, aus Furcht, von seiner doppelten Krankheit angesteckt zu werden — er genas. Er war gesund, aber mit der Krankheit war auch sein Geld zu Ende. So entschloß er sich, nach der Insel Jersey zu gehen und sich dort an die Royalisten der Bretagne anzuschließen. Für eine unbedeutende Summe, die er sich lieh, fuhr er nach Ostende. „In Ostende stieß ich auf mehrere Bretagner, meine Landsleute und Kameraden, die denselben Plan hatten wie ich. Wir miethoten ein kleines Schiff nach Jersey, man packte uns ein, und wir fuhren ab. Rauhe Witterung, Mangel an Luft und Raum, die Bewegung des Meeres trugen das Ihrige bei, meine Kräfte vollends zu erschöpfen; widriger Wind zwang uns, bei Guernsey liegen zu bleiben.

Da ich dem Tode nah war, so trug man mich an's Land und setzte mich an eine Mauer, das Gesicht der Sonne zugewandt, daß ich so meinen letzten Seufzer verhauchen sollte. Eine Fischersfrau ging vorbei; die erbarmte sich meiner, rief ihren Mann herzu, und dieser brachte mich mit Hülfe zweier anderer Englischen Matrosen, in eine Fischerhütte, wo man mich in ein gutes Bett legte. Und wahrscheinlich bin ich dieser Handlung der Barmherzigkeit mein Leben schuldig. Am nächsten Morgen ward ich wieder eingeschifft, und als ich zu Jersey ankam, befand ich mich in einem vollständigen Delirium. Ein mütterlicher Oheim, der Graf Bédée nahm mich auf, und ich schwebte mehrere Monate lang zwischen Tod und Leben.

Im Frühjahr 1793, als ich mich stark genug glaubte, wieder die Waffen zu ergreifen, ging ich nach England; aber meine Gesundheit, anstatt sich nach und nach zu befestigen, wurde immer schwächer; ich wurde brustkrank und konnte kaum athmen. Geschickte Aerzte, die ich um Rath fragte, erklärten mir, ich könnte mich so noch Wochen lang hinschleppen, vielleicht mehrere Monate, vielleicht Jahre lang, müßte mich aber vor jeder Strapaze hüten und würde kein hohes Alter erreichen."

An dieser Stelle kommt nun eine jener unerwarteten Wendungen vor, die Chateaubriand's Vortrag so viel Leben und Ueberraschendes verleihen:

„Seine Excellenz der Herr Vicomte von Chateaubriand, Pair von Frankreich, Gesandter in London, Großoffizier der Ehrenlegion ꝛc. Und nun die ganze Stadt, die herbeiströmt, ihn zu sehen, und die Ehrenwache, die man ihm ertheilt, und alle Machthaber der Zeit um ihn herum und neben ihm! — Es war der nämliche junge Mensch, der vor vierzig Jahren in London einging, arm, nackt, flüchtig, unbeachtet, krank und von den geschicktesten Aerzten aufgegeben."

Die Memoiren sind voll von solchen köstlichen Wendungen. Man erzählt sich schon eine ganze Menge. Er gefällt sich in Kontrasten und weiß keinen von der Hand. Plötzlich ist aus dem unbeachteten, dürftig gekleideten Dichter, der nach London hereingebt, der Pair von Frankreich und der Gesandte geworden; und nun giebt er wieder zwei Todtenscheine, den seines Vaters und den seiner Mutter. Als der alte gnädige Herr auf seinem alten Stammgut zum Sterben kam, war es noch gerade Zeit, alle Ehren, die er von seiner Geburt an besessen, auch noch auf dem Todtbette zu genießen. Es hieß in seinen Kirchenbüchern: „Heut, an dem und dem Tage, starb in seinem Schlosse der sehr edle Herr Vicomte René August von Chateaubriand, Herr zu Combourg und anderen Orten. Er wurde im Chor der Kirche beigesetzt; eine Marmortafel bezeichnete sein Grab und trug sein Wappen aber nicht lange. Auf diese pomphafte Notiz läßt er den Todtenschein seiner Mutter folgen; man kann sich denken, mit welch einem melancholischen Lächeln, wie sanft und wie wehmüthig.

„Auszug aus den Sterbe-Registern der Stadt Saint-Servant, erster Bezirk Departement Ille-et-Vilaine, Jahr VI der Republik Fol. 35 lautet wie folgt: Am zwölften Prairial des Jahres VI der Französischen Republik sind vor mir Jacques Bourdasse, Munizipalbeamter der Gemeinde Saint-Servant, der Gärtner Jean Boslé und der Tagelöhner Joseph Boustier, Beide majorenn und aus der Gemeinde, erschienen; dieselben haben ausgesagt, daß Appoline-Jeanne-Susanne von Rébée, geboren in der Gemeinde Bourseuil den 7. April 1726, des verstorbenen Ange Annibal von Rébé und der Renigne Jeanne Marie von Ravenel Tochter, Frau des René August von Chateaubriand, in der Wohnung der Bürgerin Compon am heutigen Tage ein Uhr Nachmittags Todes verblichen ist; auf diese Aussage, von deren Wahrheit ich mich überzeugt habe, habe ich gegenwärtiges Actum abgefaßt, das Jean Boslé allein mit mir unterschrieben, da Joseph Boustier erklärt hat, daß er nicht schreiben könne."

(Schluß folgt.)

Australien.

Neuere Nachrichten aus Sydney.

Herr Dr. Lhotsky, der Deutsche Gelehrte in Neu-Holland, mit dessen Plan zur Civilisirung der Papuas wir unsere Leser im vorigen Jahre (Nr. 80 des „Magazins") unterhalten haben, hat uns neuerdings einige Nachrichten über seine Untersuchungen zur genaueren Kenntniß des fünften Welttheils zukommen lassen. Seine letzten Mittheilungen reichen bis zum Juli 1833. Die Papuas scheinen damals noch eben so uncivilisirt gewesen zu seyn, wie zuvor, indem die Australier noch nicht für gut befunden haben, auf die philanthropischen Pläne des Hrn. Lhotsky einzugehen. Dagegen scheint man sich in Neu-Holland um so mehr für einen anderen seiner Pläne zu interessiren, der nichts mehr und nichts weniger als die Verwandlung Australiens in ein Eldorado bezweckt. Für die Verbrecher, die ihm Europa bisher zugesandt, soll es uns in der Folge Gold und Edelsteine zurückschicken, ein vortrefflicher Tausch, bei dem die Diamanten wohlfeiler werden, die Verbrecher dagegen, welche sie aufsuchen sollen, im Preise steigen dürften. Herr Dr. Lhotsky, der eine vollständige Sammlung aller bisher in Neu-Holland aufgefundenen Mineralien besitzt, hat in den Jahren 1832 und 1833 zu Sydney Vorlesungen über Geologie und Mineralogie gehalten, worin er nachzuweisen suchte, daß der Boden von Neu-Holland nicht bloß an Metallen jeder Art reich, sondern auch, nach Analogie der von ihm beobachteten Brasilianischen Damm-Erde, diamantenhaltig seyn müsse. Er widerspricht den bisher in Europa verbreiteten Ansichten über die in dieser Beziehung ungünstige Beschaffenheit des Bodens von Neu-Holland, so wie namentlich über den Mangel an Flüssen, deren bei jedem tiefern Eindringen in das Land immer neue entdeckt werden, die sich wahrscheinlich in einen gemeinsamen Binnen-See münden, weshalb sich denn auch kein größerer Strom in das Meer ergießt. Als einziges Hinderniß, daß bisher noch kein Bergbau in Australien zu Stande gekommen, bezeichnet er den Umstand, daß die Regierung bei jedem Verkaufe von Ländereien, die künftig etwa sich findenden Kohlen-Bergwerke und edlen Metalle sich vorbehalte. Er glaubt jedoch, daß dieses Hinderniß sich werde beseitigen lassen, wenn der Regierung und dem Parlamente in dieser Beziehung die geeigneten Vorstellungen gemacht würden. Einstweilen hat sich auf seinen Vorschlag eine Aktien-Gesellschaft zur Aufsuchung von Bergwerken, eine „Australian mine exploring company", mit dem geringen Einschusse von 1½ Pfund Sterl. für jede Aktie gebildet, und Herr Lhotsky will sich zunächst selbst auf eine Entdeckungs-Expedition in das Innere des Landes begeben. Im Ganzen soll diese Expedition aus 5 Menschen bestehen, die 4 Pferde mit sich führen, und sich mit den nöthigen Mund-Vorräthen an gesalzenen Kängurubs und Fischen versehen, und vorerst das Land westlich von der Twofold-Bay und die Australischen Alpen besuchen sollen, wo die Formation der Berge ein günstiges Resultat verspreche, und bis wohin sich ohnedies die Kolonie bald ausdehnen dürfte. Die Anzahl der Interessenten für dieses Unternehmen soll bereits sehr bedeutend seyn, und Herr Dr. L. gedachte in diesem Jahre (1834) seine Reise anzutreten. Den vollständigen Plan zu dieser Aktien-Gesellschaft, der aus 10 Artikeln besteht, hat der Unternehmer ebenfalls eingesandt.

Um aber in der Zwischenzeit, bis dieses Unternehmen zur völligen Ausführung gekommen seyn wird, nicht müßig zu seyn, hat Herr Dr. Lhotsky, in Gemeinschaft mit dem Prediger Hrn. Ralph Mansfield, in Sydney eine Monatsschrift nach Art der Englischen Reviews unter dem Titel: New-South-Wales-Magazine gegründet. Bisher hatte es nur politische Zeitungen auf dem fünften Welttheil gegeben, jetzt kommt auch eine belletristische zu Stande, zu der, wie es in der Ankündigung heißt, sämmtliche Dichter und Schriftsteller des Welttheils ihre Beiträge versprochen haben. Das Journal wird sich mit folgenden Hauptgegenständen beschäftigen: 1) Naturgeschichte des Landes; 2) Land- und Gartenbau; 3) Handel und Gewerbe; 4) Finanzen der Kolonie; 5) Gesetzgebung; 6) Gerichtsverhandlungen; 7) gesellschaftliche Zustände mit einem Hinblick auf die Verbrecher-Kolonisten; 8) Beförderung der Emigration aus Europa nach Neu-Süd-Wales; 9) Geschichte des fünften Welttheils; 10) Tages-Ereignisse; 11) kritische Uebersicht der Literatur des Australischen Kontinents; 12) Gedichte; 13) medizinische Statistik; 14) Topographie des Landes; 15) meteorologische Tabellen; 16) Moden-Artikel für die Australischen Damen; 17) literarische Nachrichten aus Europa und 18) endlich Miscellen.

Man ersieht hieraus, daß, so sehr die Australische Monatsschrift ihren Europäischen Schwestern nachgebildet ist, sie doch auch einen ganz eigenthümlichen unterscheidenden Charakter hat, der sie für Europa recht interessant machen dürfte. Sie wird sowohl nach London als nach Edinburg zum buchhändlerischen Vertrieb in Europa gesandt werden. Die erste Nummer sollte am 1. August 1833 erscheinen und eine halbe Krone kosten. Herr Dr. Lhotsky hat insbesondere die Redaction des naturwissenschaftlichen Theiles dieser Zeitschrift übernommen.

J. Lnn.

Beim Ablaufe des Quartals werden diejenigen Leser, deren Abonnement zu Ende geht, ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Montag den 31. März 1834.

Morgenländisches.

Das Reich Tunkin in Hinter-Indien.

Dieser Staat liegt auf der Halbinsel jenseit des Ganges, zwischen 17° und 23° nördlicher Breite. Er enthält ungefähr 15,000 Französische Quadratmeilen. Im Norden gränzt Tunkin an China, im Osten an das Meer, im Süden an Cochinchina und im Westen an die Berge von Laos. Ein großer Strom, der in China entspringt, durchfließt das Land von Nord-West nach Süd-Ost. *) Tunkin ist dem Chinesischen Reiche tributpflichtig und war ehemals selbstständiges Königreich. Jetzt bildet es nur einen Haupttheil des Reiches Annam.

Die Annalen dieses Landes, seit 600 Jahren gesammelt, aber erst seit 200 Jahren gedruckt, sind mit vielen Fabeln vermengt. Tunkin ist erstaunlich bevölkert; man schätzt die Einwohnerzahl auf 20 Millionen. Es zerfällt in zwölf Provinzen.

Eine Menge von Flüssen, die das Land bewässern, sind dem Transport und Verkehr äußerst günstig. Man sieht keine Wagen, aber die Flüsse wimmeln von Fahrzeugen.

Die Regierung ist despotisch, doch giebt es einen gedruckten Kodex vernünftiger Gesetze. Der König hat keine Frauen, wohl aber Kebsweiber in großer Zahl. So kann der jetzt regierende Fürst, obgleich erst 40 Jahr alt, schon eine Familie von dreißig Söhnen aufweisen, seiner vielen Töchter zu geschweigen.

Die Verwaltung besteht aus den Ministern und zweien Klassen von Mandarinen, den bürgerlichen und militairischen. Es giebt keinen anderen Adel, als den des Verdienstes. Die vornehmsten Kriegs-Mandarinen bekleiden die ersten Würden in Staat und Palast, und die sechs höchsten Civil-Beamten sind die Minister. Sie bilden mit den fünf obersten Kriegs-Beamten den Staats-Rath. Dieses Kollegium hält seine Sitzungen öffentlich, und der König giebt Jedermann Audienz. In allen Provinzen giebt es Kollegien, die dem ersteren untergeordnet sind.

Jede Provinz (Schu) zerfällt in mehrere Departements (Phi), jedes Departement in mehrere Kreise (Hu pen), ein Kreis in mehrere Kantone (Tong), ein Kanton in mehrere Munizipalitäten (Scha), diese wieder in mehrere Dörfer (Thon), und endlich jedes Dorf in mehrere Sectionen (Schom).

Die Provinzen, Departements und Kreise werden von Beamten verwaltet, die der König wählt; die Vorsteher in den kleineren Bezirken aber werden von dem Volke gewählt.

Tunkin hat, streng genommen, nur Eine Stadt, und diese ist die Hauptstadt. Dagegen sind die Dörfer zahlreich und sehr bevölkert, auch mit Bäumen oder Bambushecken verzäunt, die den Eingang verwehren.

Die Armee besteht gesetzmäßig aus 110,333 Mann. Dazu kommt noch eine Königliche Garde und die der Freiwilligen im Dienste der Mandarinen, was in Allem 150,000 Mann ausmacht. Franzosen, die 1774 und 1792 nach Tunkin flüchteten, haben der Armee eine ziemlich gute Organisation gegeben. Sie ist Europäisch bewaffnet, mit Ausnahme von Lanze, Bogen und Schild. Auch die Marine hat eine Reform erlitten. Die Tunkinesen haben einige nach Europäischen Mustern gebaute Schiffe.

Das Land ist fruchtbar; allein die Aerndte fällt in den verschiedenen Jahreszeiten sehr verschieden aus. Das niedrige Land ist vielen Regen und Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die Berge sind ungesund. Die häufige Dürre schadet dem Reise sehr. Insekten, Typhons, Diebe und Erpressungen der Mandarinen sind die Plagen der armen Ackerbauern. Die Felder geben im Allgemeinen jährlich zwei Aerndten von Reis oder von Reis und Baumwolle. Das Zuckerrohr gedeiht sehr gut. Gemüsesorten gedeihen mit außerordentlicher Schnelligkeit. Die Auflagen sind unmäßig groß, das Geld spärlich vorhanden. Die Mandarinen werden zum Theil mit Reis besoldet.

Die Industrie ist erbärmlich und der Handel mit dem Auslande beinahe Null; dagegen ist er sehr lebhaft im Innern. Die vornehmsten Erzeugnisse des Landes sind Reis, Baumwolle, harte Holzarten, Seidenzeuge und Stoffe verschiedener Art. Das gewöhnliche Getränk ist der Thee, wie in China, denn es giebt keinen Wein. Man bereitet aus Reis ein geistiges Getränk, das jedoch theuer ist. Auch fabrizirt man rohen Zucker, Oel und eine große Quantität schönes Salz.

*) Vermuthlich ist der in der Provinz Yünnan entspringende Sungca gemeint.

Man bereitet eine Menge Papier aus Baumrinden, und es giebt sogar eine Druckerei. Auch wird aus einigen Gruben sehr reines Gold gewonnen. Die mit einem eleganten Firniß überzogenen Holz-Arbeiten und die gewebten Binsenmatten sind sehr hübsch. Elfenbein, Ebenholz, Eisenholz, Schildkrötenschalen, Zimmt, Indigo und Kupfer gehören ebenfalls zu den Produkten Tunkins.

Nächst dem Reis sind Fische das gewöhnlichste Nahrungsmittel. Eine salzige Brühe aus eingeweichten Fischen, die man in großen Kufen zerstampft, dient als gewöhnliche Würze der Speisen. Das Fleisch ist selten, mit Ausnahme des Schweinefleisches, das übrigens wenig genossen wird. Man verabscheut den Gebrauch der Milch. Nur die Vornehmen verspeisen Früchte, als Bananen, Orangen, Ananas, Pfirsiche, Zuckerrohr, Wasser-Melonen u. s. w. Es giebt weder Birnen, noch Aepfel, noch Kirschen.

Das Land erzeugt Thiere von jeder Art: Büffel, Ochsen und Kühe zum Ackerbau, Pferde und andere Hausthiere, Elephanten, Tiger, Bären, Rhinocerosse, Füchse, Hirsche, Bisam-Gazellen, wilde Schweine, Affen, Hühner, Tauben, Enten, Gänse, Sperlinge, Schwalben, Eissern, Adler, Fledermäuse, Raben, Schildkröten, Schlangen und alle Gattungen Insekten, besonders Ameisen. Die weißen Ameisen zerstören die Aernote und die Speise-Vorräthe in den Häusern. Die Pferde werden fast nur von gewissen subalternen Mandarinen geritten. Vornehmere lassen sich in Hangematten tragen.

Betel und Areka sind bei Männern und Weibern allgemein im Gebrauch. Sie werden gekaut, wie bei dem Europäischen Pöbel der Taback.

Das Geld besteht (wie bei den Chinesen) aus durchbohrten Kupfermünzen, die an einer Schnur hangen. Es ist wegen seines Gewichtes sehr unbequem.

Die Wohnungen sind sehr einfach. Nur Pagoden, Paläste und Häuser vornehmer Personen werden mit Ziegeln oder Backsteinen gedeckt. Alle übrigen Häuser haben Schilfdächer. Die Mauern bestehen aus Brettern oder Bambusstengeln, mit etwas Lehm verklebt. Wegen der Feuchtigkeit des Erdreichs stehen die Häuser zwei Fuß hoch über dem Boden. Das Trinkwasser ist ungesund.

Die Hitze ist stark, jedoch erträglich. Im Winter fällt kein Schnee, aber die Nordwinde sind einen oder zwei Monate lang sehr schneidend.

Die Tunkinesen sind nur mittlerer Größe, aber wohl gewachsen; ihr Gesicht ist breit, jedoch nicht so platt, wie das der Chinesen. Augen und Nase sind klein, Kopf- und Barthaar schwarz. Das Kopfhaar lassen sie lang wachsen, auch der dünne Kinnbart bleibt stehen. Ihre Haut ist braun, kupferroth und olivenfarbig, je nachdem ihr Beruf sie mehr oder weniger der Sonnenglut aussetzt. Man sieht wenige verwachsene Personen. Männer und Frauen färben sich die Zähne im 18ten Jahre schwarz. Wer den großen Herren spielen will, der läßt seine Nägel lang wachsen.

Die Kleidung besteht aus weiten Hosen und einer Art von Hemde darüber, welches von vorn über einander geht. Das Galakleid ist ein langer Rock mit sehr weiten Aermeln, gewöhnlich von schwarzer Farbe. Die vorherrschende Farbe der Kleidung ist kastanienbraun. Die weibliche Tracht ist der männlichen fast ganz gleich. Gewöhnlich geht man barfuß; nur zum Ausgehen werden Sandalen angezogen. Ein mehr oder weniger feines Stück Leinwand umhüllt den Kopf. Ein ungeheuer großer Hut aus Palmblättern dient nur auf Reisen. Die Krämpen dieses Hutes sind am oberen Theile angebracht; er schützt gegen Sonne und Regen. Die Kinder läßt man lange nackt gehen.

Die Frau wird nicht klösterlich eingesperrt, wie in China. Man hat Bedienten, aber keine Sklaven. Die Beschäftigungen der Frauen sind ungefähr dieselben wie bei uns. Die ältesten Söhne stehen in großer Achtung und haben größeren Theil an dem väterlichen Erbe als ihre Brüder.

Die Justiz ist käuflich; Geständnisse erpreßt man durch die Folter. Im Gefängniß wird der Kopf des Verbrechers durch einen tafelförmigen Klotz gesteckt, der nach dem Grade des Verbrechens leichter oder schwerer ist. Dies ist eine wahre Tortur; man kann dabei weder liegen noch gerade stehn. Die gewöhnliche Todesstrafe ist Enthauptung. Vornehme werden erdrosselt, wie in China.

Die Mahlzeiten sind frugal; man speist zwei oder dreimal des Tages, wie in Europa. Der Besucher wird mit Thee, Betel und einer Pfeife Taback bewirthet. Man sitzt auf Matten am Boden. Der Tisch ist ein etwas erhöhter Theil des Fußbodens. Bei großen Mahlzeiten sitzen je vier Personen um einen kleinen Tisch.

Vor Mandarinen wirft man sich dreimal nieder. Ein Vornehmer

merer wird selten ohne Geschenke angegangen, die in einer Schnur Kupfermünzen, in Früchten, Fischen, einem Schweine, Leinwand, Hausrath oder Seltenheiten des Landes bestehen.

Die Aerzte von Tunkin lernen ihre Kunst aus Chinesischen Büchern, Kenntniß der einfachen Medikamente und Erfahrung bilden ihr ganzes Wissen. In der Anatomie sind sie völlig unwissend, denn das Oeffnen einer Leiche würde ein Verbrechen seyn. Sie verordnen Pillen, Salben und Pflaster. Selten werden Aderlässe, desto häufiger aber die Moxa angewendet. Verschiedene Krankheiten sind dem Lande eigenthümlich; der Aussatz kommt häufig vor.

Die Tunkinesen sind Götzendiener: ihre Religion kommt der Chinesischen sehr nahe, die Priester stehen in geringem Ansehen.

Der Tunkinese hat ein ziemlich sanftes Naturell, ist aber gegen Geringere auffahrend. Für große Tugenden und große Laster besitzt er gleich wenig Empfänglichkeit. Sie ersetzen ihre Schwäche durch Schurkerei, doch mit mehr Zurückhaltung als die Chinesen. Sie lieben Aufwand und Ehrenbezeugungen. Streng und feierlich in ihren Manieren, haben sie gleichwohl einen flatterhaften Sinn. Dem Diebstahl sind sie sehr zugethan.

Die Sprache von Tunkin ist leicht zu erlernen, aber sehr schwierig auszusprechen. Sie hat einen geringen, ganz einsylbigen Wortvorrath. Die Construction ist natürlich und logisch. Sie haben keine grammatischen Formen, aber viele kleine Partikeln. Ein und dasselbe Wort ist abwechselnd Nomen, Pronomen, Verbum oder Adverbium. Dessen ungeachtet hat die Sprache hinreichende Klarheit, wird aber gleichsam abgesungen.

Das Chinesische hat vier verschiedene Betonungsarten, das Tunkinesische aber sechs. Sie heißen der gleiche, der tiefe, der scharfe, der dumpfe, der leichte und der schwere Ton. Eine große Zahl von Wörtern hat diese sechs Töne, die sechs verschiedene Bedeutungen ausdrücken. So z. B. bedeutet ma, wenn es ohne Accent gesprochen wird, Hanf; má, Aerndte; mà, Tag; mâ, aber; mǎ, Pferd; mã, Grabmal u. s. w. Dem Ausländer macht es große Mühe, diese Töne zu unterscheiden. Man bezeichnet sie an den Wörtern selbst.

Diese Sprache hat sehr viele Ausdrücke für Dinge des gewöhnlichen Lebens, ist aber für Alles, was mechanische und künstlerische Verrichtungen betrifft, sehr ärmlich ausgestattet, und an Wörtern für abstrakte und religiöse Begriffe fehlt es ihr ganz. Dagegen ist sie reich an Höflichkeitsformeln. Durch Zusammenstellung mehrerer Wörter entstehen neue Begriffe. Wenn zwei Substantive oder ein Substantiv und ein Pronomen auf einander folgen, so regiert das Erste das Zweite. So z. B. bedeutet Geld Ihr, das Geld, welches Euch angehört.

Das Chinesische ist die Sprache der Gelehrten und Vornehmen, ungefähr wie Latein und Französisch in Europa.

Die katholischen Missionaire haben sich genöthigt gesehen, ein besonderes Alphabet zu erfinden, vermittelst dessen sie die Landessprache mit Römischen Buchstaben schreiben. Es ist folgendes:

Vokale.

á, â, à, e, ê, y, o, ô, ò, u, û.

Konsonannten.

b, bl, c, ch, gesperrtes d, g, gh, h, k, kh, l, m, n, ng, ngh, nh, ph, qu, r, s, t, th, tr, v, x.

End-Konsonannten.

c, h, m, n, ng, nh, p, t.

Tonzeichen (mit a).

a, à, á, ą, a̰, a̋.

(N. A. d. V.)

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

(Schluß.)

Hier hören die Memoiren Chateaubriand's auf. Die Vorlesung derselben, oft unterbrochen von dem Ausruf der Bewunderung, von Thränen und jener tiefen Stille, welche die Stimme des Lesers weit mehr besingt, als der rauschende Beifall, hat in allen Zuhörern die lebendigste und tiefste Theilnahme erregt. Dieser langsam ruhige Ueberblick eines an Thaten und Gedanken so reichen Lebens konnte seinen Eindruck nicht verfehlen. Die Anfänge dieses jungen Mannes, der später Herr von Chateaubriand werden sollte, waren die sicheren Vorboten des reinsten Ruhmes unserer Zeit. In diesem Buche ist Alles zu finden. Erinnerungen eines Jünglings, erzählt mit dem Ernste des Greises; der Bericht eines Kindes, dessen Welt die Nachwelt ist; Widerwärtigkeiten der Jugend neben dem Kummer des Alters; bittere Schmerzen im fünfundzwanzigsten Jahre, tiefe Schmerzen im siebzigsten; hier eine Monarchie, die auswandert, und die Rückkehr dieser Monarchie; hier ein junger Mann, der von Varennes kommt, um mit seinem Könige zu sterben; dort ein Greis, der bei Hofe in Ungnade gefallen, Tags darauf von Cherbourg abreist — in der tiefsten Trauer um dieses Königthum, seine Liebe, seine Poesie und seinen Glauben! — Das ist wohl ein Schauspiel, das mit Allgewalt auf junge Gemüther, auf edle Frauen und auf die gesammte geistreiche Versammlung wirken mußte, die sich unter den halb weltlichen halb heiligen Schatten der Abtei au Bois zusammengefunden hatte.

Ja, dieser Eindruck muß ein sehr tiefer, dies Entzücken von einer unendlichen Lebendigkeit gewesen seyn, da wir Uneingeweihten den Nachhall davon so tief in Geist und Herzen empfunden haben. Himmlischer Vater! was haben wir denn Herrn von Chateaubriand gethan, wir Anderen, wir, die Bewunderer seines Genius, die Kinder, die unter seinen poetischen Augen aufgewachsen sind, deren Jugend er vor dem falschen Skepticismus und der Voltaire'schen Ironie, dieser austrocknenden und austörrenden, die nur Voltaire allein ohne Gefahr aushalten konnte, weil er Voltaire war, bewahrt hat? Was haben wir denn dem großen Dichter gethan, daß er uns nicht zugelassen, uns nichts vertraut hat von diesem — fast müssen's wir sagen, von diesem Nachlaß seines Genius? Warum hat er uns nicht gesagt: „Kommet, kniet nieder an der Thürschwelle, legt euer Ohr ans Schlüsselloch, auf daß ihr nicht gänzlich dieser Offenbarung vor der Zeit verlustig gehet." Beim Himmel! wir wären gekommen, wir Anderen, und da mit entblößtem Haupte auf unseren Knieen, auf dieser steinernen Schwelle, unseren Odem in der Brust anhaltend, hätten wir diesen Vermächtnißworten gelauscht, für die wir schon hätten zeugen wollen gegen Jeden, gegen Alle. Aber Herr von Chateaubriand hat an uns nicht gedacht: er hat gewählt. Und wir, wir sind darauf beschränkt worden, die einzelnen Theile dieser Kunden zusammeln, aus diesen unordentlichen Ueberlieferungen ein Ganzes zusammenzustellen und den ersten Theil dieser Memoiren mit Hülfe der früheren Materialien, die uns zu Gebote standen, in solcher Weise, wie geschehen ist, nachzubilden. Mehr davon zu erfahren, müssen wir warten, wir Alle, bis Herr von Chateaubriand die Vorlesung seiner Memoiren fortsetzen wird. Sie ganz zu besitzen, müssen wir seinen Tod abwarten. Gebe Gott, daß wir noch recht lange warten müssen!

Herrn von Chateaubriands Memoiren gehen bis zu seiner ersten Reise nach England. In England beginnt im eigentlichen Sinne des Wortes sein literarisches Leben, mit jenem Werke, welches der Gegenstand so vielen Streites gewesen ist und schon einen Schriftsteller ersten Ranges bekundet, der Versuch über die Revolutionen.

Die letzte Vorlesung, die Herr von Chateaubriand gehalten hat, enthält die Geschichte seiner Reise zu Karl dem Zehnten ins Exil. Gegenwärtig ist er beschäftigt, seine neuesten, und das heißt zugleich seine schmerzvollsten Erinnerungen zu schreiben. Er ist ganz sicher, sich auf Alles zu besinnen, was ihm seit vierzig Jahren begegnet ist; aber kann er wohl sicher seyn, sich auf Alles dasjenige zu besinnen, was ihm seit 1830 vorgekommen ist? Wieviel Begebenheiten! wieviel Unglück, wieviel Verrath, Fehlschlag und Widerwärtigkeit! Auch bereit er sich, Alles zu Papier zu bringen, was er in unseren letzten Jahren gesehen und erlebt hat, wie man sich eines drangvollen Tagewerks zu entledigen pflegt; ist es abgethan, so wird er sich nur mit verstärkter Lust und Liebe den unglücklichen Schicksalen seiner Jugend wieder zuwenden.

Könnt' ich doch aus den glänzenden Meisterwerken, von denen ich gesprochen habe, eine wundervolle Stelle über das Altern der Menschen anführen! über den Menschen, der inmitten dieser ewig jungen Natur alt wird! Weß Namens und Alters Ihr auch seyd, meine Leser, Ihr würdet bei Lesung dieser Stelle finden, daß Ihr schon sehr alt seyd und Herr v. Chateaubriand noch sehr jung ist! —

Man denke! Zu schildern ist eine Epoche, von 1789 bis 1834, die für sich allein mehr Revolution, mehr Wechsel, Zertrümmerungen, Ruhm und Unheil enthält, als drei Jahrhunderte in unserer Geschichte zusammengenommen; von 89 bis 34 hat Frankreich mehr berühmte, bedeutende und gewaltige Menschen hervorgebracht, als alle Völker Europas zusammengenommen seit hundert Jahren. Wer diese Fülle von Thatsachen, die zu entwickeln, von Revolutionen, die zu beschreiben, diese Masse von Menschen, die zu beurtheilen sind, betrachtet, muß eingestehen, er mag wollen oder nicht, daß kein Geschichtsschreiber alter oder neuerer Zeit ein Werk von solcher Bedeutsamkeit, Größe und Schwierigkeit je unternommen hat.

Nie haben in der That die Annalen der Welt ein so großes verworrenes Gewühl von Thaten und Prinzipien auf einem einzigen Punkte dargeboten, nie haben sie in so kurzer Zeit so viel große Menschen geboren werden und sterben sehen, nie ist das alte Schicksal, nie die christliche Vorsehung, nie Tacitus, nie Bossuet, nie der Zweifel, nie der Glaube, nie Voltaire, nie Montesquieu versucht worden, einen Stoff von solcher Bedeutsamkeit zu ordnen, die Gerüchte so verschiedener Zungen und Stimmen zur Erzählung zu gestalten, auf einen solchen Strudel der entgegengesetztesten Meinungen Rücksicht zu nehmen, solch' eine Fluth unerhörter Glücksfälle und solch' ein Meer von unermeßlichem und undenkbarem Unglück vorüberzuführen. Früher, als die Menschen in Massen sich dem Blick des Geschichtschreibers in ihrer Blöße und im Schlummer der Kindheit darstellten, ein schwaches Licht des Geistes sparsam verbreitet war, als das Schicksal ihrer Wiege auch über ihr Grab entschied, da war das Werk des Geschichtschreibers leicht; waren die Massen in Ruhe, so bestand sein Geschäft darin, jenen schwachen Schimmer der Erleuchtung, die geistigen Mächte, die sie beherrschten, zu betrachten; waren sie in Bewegung, so beschränkte er sich darauf, über die Haupt-Begebenheit zu urtheilen und nachzusehen, ob die Menschheit auch ihre Bestimmung richtig erfüllte, ob sie mit sicherem Schritte aus der Wiege ins Grab ginge. Aber heutzutage, wo Jeder aus dem Volk seine Stimme hat, wo jede Individualität in der Masse zu ihrem Rechte kommt, wo jede Meinung eine Meinung, jeder Wille ein wirklicher Wille ist, wo das Volk nicht mehr ein tausendköpfig Thier, sondern ein Mensch mit tausend Köpfen ist — wer wagt es da, diesen neuen Bewohner in der Welt der Geschichte gründlich ins Auge zu fassen? wer diese neue Erscheinung in der politischen Welt zu schildern? wer diese Macht, die erst gestern ans Licht getreten, zu beurtheilen, wo der Geschichtschreiber selbst Partei ist, und die er nicht beurtheilen kann, ohne sich selber zu beurtheilen, und von der er nicht reden kann, ohne von sich selber zu reden? Man sieht wohl, daß von dem Tage an, wo das Volk mit Ernst und Kraft auf den Schauplatz der Welt getreten, die Geschichte im eigentlichen Sinne des Worts für immer in den Schlaf des

Todes gesunken ist. Die Helden sind andere, und die Geschichte ist eine andere. Keine Anrufungen der Gottheit und der Musen mehr, wie in Herodot's Geschichten, keine schönen in Athenienssischer Schule gebildeten Reden, wie in Titus Livius' Büchern, keine Chroniken der Klöster oder Feudalherrschaften, wie in unserer alten Geschichte, keine Biographieen der Könige von Frankreich, wie in unserer neueren. Das ist Alles vergangen und vorbei! Die Geschichte hat die Gestalten von allen Völkern der Welt angenommen; sie war bei den Griechen ein Gedicht, bei den Römern eine Rede, eine Heiligen-Legende oder ein Operntext bei unseren Vorfahren; heutzutage ist sie weder Poesie, noch Beredtsamkeit, noch Glauben, noch Königthum; heut, wo alle Dinge auf Wogen gehen, alle Prinzipien in Frage gestellt werden, heut giebt es nur noch eine Art Geschichte zu schreiben, die nämlich, daß man ein Mensch gewesen ist, viel gethan und viel gesehen hat, auch viel gesehen worden ist, daß man alt ist, geschätzt wegen irgend eines Vorzuges oder besser noch wegen eines Mangels, daß man wie die Geschichte gewesen ist, bald oben, bald unten, daß man von allen Geschicken, guten oder schlimmen, bis auf den innersten Grund zu sprechen im Stande ist, und zwar öfter von Glück, wenn man mehr geschätzt als geliebt seyn will, hingegen öfter von Unglück, wenn einem mehr an dem Mitgefühl als an der Achtung seiner Leser gelegen ist. Ein Mann von solcher Beschaffenheit, der zu schreiben versteht, der die Menschen weder hochhält, noch haßt, der sie so sieht, wie sie sind, mittelmäßig und eitel, aber nicht zu böse, wird dann der Meister seyn, nicht der Geschichte seiner Zeit, denn seine Zeit wird durch nichts von alle dem vorgestellt, was die Geschichte macht, weder durch ein Prinzip, noch durch einen Gott, noch durch einen Menschen — sondern die Geschichte seines Lebens zu schreiben, seines Lebens, welches das Leben aller Menschen seiner Zeit gewesen ist. Und so hat Herr von Chateaubriand, indem er nur seine Memoiren zu schreiben meinte, in der That die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, nicht mehr und nicht weniger, geschrieben.

War nun aber keine frühere Epoche von so großer Schwierigkeit für die Geschichtschreiber, so hat auch keine eine vollständigere und bewunderungswürdiger verfaßte Geschichte, als unsere erhalten wird. Denn man denke sich, daß, während Herr von Chateaubriand seine Memoiren schreibt, auch Herr von Talleyrand mit Abfassung der Seinigen beschäftigt ist. Chateaubriand und Talleyrand, dies Zweigespann, zusammengekettet vor eine Epoche! — Der eine, ihren poetischen und royalistischen Sinn repräsentirend, der andere, ihr politischer Ausdruck, der Geist ihrer praktischen Nützung; jener, der Erbe Bossuets, der Bewahrer und Erhalter des religiösen Prinzips, dieser, der Erbe Voltaires, sein Gott der Zweifel, diese große sichere Gewißheit der Geschichte; der eine, die Vergangenheit unter dem Auge der Zukunft betrachtend, der andere, sich an die Gegenwart haltend, als an den einzigen Herrn der Zukunft; der eine begeistert und voll unerschütterlichem Glauben, der andere ironisch und immer bereit, sich überreden zu lassen; der eine beredt auf der Tribune, in seinen Schriften, überall, der andere nur im einsamen Gespräch, auf seinem Lehnstuhl, an seinem Kamin; der eine der Mann von Genie, und es bekundend, der andere stets von dem Wunsch beseelt, für einen geistreichen witzigen Mann zu gelten; jener voll von Liebe der Menschheit, dieser viel weniger Egoist, als man meint; jener gut, dieser minder böse als er scheinen will; jener in Sprüngen und Bogen gehend, brausend wie der Donner oder eine Stelle der heiligen Schrift, dieser hinkend und — er weiß nicht wie, aus Zufall, immer zuerst am Ziel; jener immer offen, wenn sich der andere versteckt, redend, wenn der andere schweigt, dieser immer auf dem Platz, sobald es Zeit ist, auf dem Platz zu seyn, ohne daß man ihn sieht, ohne daß man ihn hört, überall gegenwärtig, Alles sehend, fast Alles wissend; der eine gebildet durch sein Herz, der andere durch seinen Kopf; der eine ein Edelmann unter dem Volk, der andere ein Edelmann unter den Edelleuten, der letzte in Frankreich, und der auch als Edelmann sterben wird; der eine von einer Partei, von begeisterten Verehrern, von Bewunderern umgeben, der andere nicht einmal von Vertrauten, nur von Schmeichlern, Verwandten und Dienern; der eine geliebt, angebetet, besungen, der andere kaum gefürchtet; der eine immer jung, der andere immer alt; der eine stets geschlagen, der andere stets Sieger; der eine das Opfer der verlornen Sache, der andere der Held der triumphirenden; dem einen beschieden, noch einmal Gott weiß wo zu sterben, dem anderen als Fürst und in seinem Hause, eine Bischofsmütze zum Pfühl; der eine vom Volk zu allen Zeiten im Triumph getragen, der andere vom Volk zu allen Zeiten ertragen; der eine nie aus dem Gewühl des Volks herauskommend, der andere gar nicht wissend, was Gewühl des Volkes ist; der eine ein bewährter großer Schriftsteller, der andere ein großer Schriftsteller, ohne daß man es denkt; der eine seine Memoiren schreibend, um sie seinen Freunden vorzulesen, der andere, um sie vor seinen Freunden zu verbergen; der eine, sie aus Eigensinn nicht bekannt machend, der andere, weil sie erst acht Tage nach seinem Tode vollendet seyn werden; der eine immer nach oben und in die Ferne schauend, der andere immer unten umher und auf's nächste; der eine, der erste Edelmann der Zeitgeschichte, der sie angekleidet und in vollem Schmucke gesehen, der andere der Kammerdiener, der alle ihm verhüllten Mängel und Gebrechen kennt; der eine immer um zehn Jahre voraus im Leben, der andere immer um zehn Jahre zurück; der eine, Chateaubriand genannt, der andere, sich Fürst von Benevent nennend. Dies sind die beiden Männer, welche das neunzehnte Jahrhundert zu seinen furchtbarsten Richtern, seinen gefährlichsten Beurtheilern, zu seinen beiden sich einander schroff gegenüberstehenden Geschichtschreibern, auf deren Ausspruch es von der Nachwelt gerichtet werden wird, bestellt hat.

Jules Janin.

Testamentarische Vorrede der Memoiren Chateaubriand's *).

Paris, den 1. August 1832.

Da ich den Augenblick meines Todes nicht voraussehen kann; da in meinem Alter die dem Menschen zugestandenen Tage nur noch Tage der Gnade sind, so will ich mich, in der Furcht, überrascht zu werden, über eine Arbeit aussprechen, die dazu bestimmt ist, die Langeweile jener letzten und müßigen Stunden zu täuschen, welche Niemand mag, und mit denen man nichts anzufangen weiß.

Die Memoiren, an deren Spitze man diese Vorrede lesen wird, werden meinen ganzen Lebenslauf umfassen; sie sind im Jahre 1811 begonnen und bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Ich erzähle in dem, was theils vollendet, theils erst skizzirt ist, meine Kindheit, meine Erziehung, meine erste Jugend, meinen Eintritt in den Dienst, meine Ankunft in Paris, meine Vorstellung bei Ludwig XVI., den Beginn der Revolution, meine Reisen in Amerika, meine Rückkehr nach Europa, meine Auswanderung nach Deutschland und England, meine Rückkehr nach Frankreich unter dem Konsulate, meine Beschäftigungen und meine Arbeiten unter dem Kaiserreiche, meine Reise nach Jerusalem, meine Beschäftigungen und meine Arbeiten unter der Restauration und endlich die vollständige Geschichte jener Restauration und ihres Falls.

Ich habe fast alle Männer kennen gelernt, die zu meiner Zeit eine große oder eine kleine Rolle im Auslande oder in meinem Vaterlande gespielt haben, von Washington bis Napoleon, von Ludwig XVIII. bis Alexander, von Pius VII. bis Gregor XVI., von Fox, Burke, Pitt, Sheridan, Londonderry, Capodistrias bis Talleyrand, Mirabeau u. s. w., von Nelson, Bolivar, Mehmed-Ali bis Suffren, Bougainville, Lapeyrouse, Moreau u. s. w. Ich habe zu einem Triumvirat gehört, welches ohne Beispiel in der Geschichte ist: drei Dichter mit verschiedenen Interessen und von verschiedenen Nationen waren fast zu gleicher Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten: ich in Frankreich, Canning in England und Martinez de la Rosa in Spanien.

Ich habe die Meere der alten und der neuen Welt durchschifft und den Boden von vier Welttheilen betreten. Nachdem ich in der Hütte des Irokesen, unter dem Zelte des Arabers, in den Wigwams der Huronen, unter den Trümmern von Athen, Jerusalem, Memphis, Karthago, Grenada und in den Wäldern der Griechen, Türken und Mauren geruht habe; nachdem ich mit dem rohen Bärenfell der Wilden und mit dem seidenen Kaftan der Mamelucken bekleidet gewesen bin; nachdem ich Armuth, Hunger, Durst und Verbannung erlitten, habe ich mich, als Minister und Botschafter, in Gold gekleidet, mit Orden und Bändern geschmückt, an die Tafel der Könige gesetzt, den Festen der Prinzen und Prinzessinnen beigewohnt, um wieder in Armuth zu verfallen und das Gefängniß zu kosten.

Ich bin mit einer Menge Personen aus allen Ständen in Verbindung gewesen; ich besitze ungeheure Materialien, mehr als 4000 Privat-Briefe, die diplomatischen Korrespondenzen meiner verschiedenen Gesandtschaften und die meines Durchganges durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, unter denen sich einzige und ganz unbekannte Aktenstücke befinden. Ich habe die Muskete des Soldaten, den Stab des Reisenden und des Pilgers getragen; als Schiffer haben meine Schicksale die Unbeständigkeit meines Segels getheilt; wie der Eisvogel habe ich mein Nest auf den Wellen gebaut.

Ich habe mich um Krieg und Frieden bekümmert; ich habe Verträge und Protokolle unterzeichnet und auf dem Wege zahlreiche Werke erscheinen lassen. Ich bin in Geheimnisse der Parteien, des Hofes und des Staates eingeweiht gewesen; ich habe die seltensten Unglücksfälle, das höchste Glück und die größten Berühmtheiten in der Nähe gesehen. Ich habe Belagerungen, Kongressen, Konklaven, dem Wiederaufbau und dem Umsturz von Thronen beigewohnt. Ich habe Geschichte gemacht, und ich konnte sie schreiben. Und mein einsames, träumerisches, poetisches Leben ging durch jene Welt der Realitäten, der Katastrophen, des Geräusches und des Lärms hindurch mit den Söhnen meiner Träume: Chactas, René, Eudorius, Aben-Hamet; mit den Töchtern meiner Phantasie: Atala, Amelia, Blanca, Velleda, Cymodocäa. In und neben meinem Jahrhundert übte ich vielleicht auf dasselbe, ohne es zu wollen und ohne es zu suchen, einen dreifachen, einen religiösen, politischen und literarischen Einfluß aus.

Ich sehe um mich her nur noch vier oder fünf Zeitgenossen von altem Rufe. Alfieri, Canova und Monti sind verschwunden; aus seiner glänzenden Zeit hat Italien nur noch Pindemonte und Manzoni erhalten; Pellico hat seine schönsten Jahre in den Gefängnissen des Spielberges hingebracht; die Talente des Dante'schen Vaterlandes sind zum Stillschweigen verurtheilt oder gezwungen, in fremden Ländern zu verweilen; Lord Byron und Canning sind jung gestorben; Walter Scott scheint im Begriff, uns zu verlassen; Göthe ist im hohen Alter, mit Ruhm bedeckt, von uns geschieden. Frankreich hat von seiner so reichen Vergangenheit fast nichts mehr aufzuweisen; es beginnt eine andere Aera; ich bleibe nur übrig, um mein Jahrhundert zu begraben, wie der alte Priester im Thale von Beziers, der, ehe er selbst dahinsank, die Glocke läuten mußte, als der letzte Bürger verschied.

Wenn der Tod den Vorhang zwischen mir und der Welt gesenkt haben wird, dann wird man finden, daß mein Drama in drei Akte zerfällt.

Von meiner ersten Jugend an bis zum Jahre 1800 bin ich Soldat und Reisender gewesen; von 1800 bis 1814, unter dem Konsu-

---

*) Nach Jules Janin's (von uns mitgetheiltem) Bericht über seine Memoiren, der, wie Herr von Chateaubriand sich äußert, eben so glänzend als schmeichelhaft für den Verfasser derselben war, hat sich dieser auf den Wunsch mehrerer Freunde veranlaßt gesehen, die von Janin erwähnte testamentarische Vorrede vollständig abdrucken zu lassen.

lote und Kaiserreiche, war mein Leben literarisch, und seit der Restauration bis heute war mein Leben politisch.

In meinen drei auf einander folgenden Laufbahnen habe ich mir immer eine große Aufgabe gestellt; als Reisender strebte ich nach der Entdeckung der Polar-Welt; als Literator habe ich versucht, die Religion auf ihren Trümmern wiederaufzubauen; als Staatsmann habe ich mich bemüht, den Völkern das wahrhaft monarchisch-repräsentative System mit seinen verschiedenen Freiheiten zu geben. Ich habe wenigstens zur Eroberung derjenigen beigetragen, die sie alle in sich schließt: der Preßfreiheit. Wenn mir oft meine Unternehmungen fehlgeschlagen sind, so war es das Geschick, welches mir treulos wurde. Die Fremden, denen ihre Pläne gelangen, wurden vom Glücke unterstützt; sie hatten mächtige Freunde und ein ruhiges Vaterland hinter sich; so gut ist es mir nicht geworden.

Von den Französischen Schriftstellern meiner Zeit bin ich fast der einzige, dessen Leben seinen Werken gleicht: Reisender, Soldat, Dichter, Gesetzgeber, habe ich die Wälder in den Wäldern besungen, auf den Schiffen das Meer geschildert, in den Lagern von Waffen gesprochen, in der Verbannung die Verbannung kennen gelernt und an den Höfen, in den Geschäften und öffentlichen Versammlungen die Fürsten, die Politik, die Gesetze und die Geschichte studirt. Die Redner Griechenlands und Roms bekümmerten sich um die öffentliche Sache und theilten ihr Geschick. In Italien und in Spanien am Schlusse des Mittelalters nahmen die ersten Heroen der Künste und Wissenschaften an der gesellschaftlichen Bewegung Theil. Welch' stürmisches und schönes Leben, das des Dante, des Tasso, des Camoens, des Ercilla, des Cervantes!

In Frankreich sangen und schrieben unsere alten Dichter und Historiker inmitten der Pilgerfahrten und Schlachten: Thibault, Graf von Champagne, Villehardouin, Joinville, entlehnten die Seltsamkeiten ihres Stils den Abenteuern ihrer Laufbahn; Froissard sucht die Geschichte auf der Landstraße und erfährt sie von den Rittern und Geistlichen, denen er begegnet. Aber von der Regierung Franz I. an sind unsere Schriftsteller isolirte Männer gewesen, deren Talente Ausdruck des Geistes, aber nicht mehr Thatsachen der Epoche seyn konnten. Wenn ich zum Leben bestimmt bin, so werde ich in meiner Person, die sich in meinen Memoiren abspiegelt, die Grundsätze, die Ideen, die Ereignisse, die Katastrophen, die Epopöen meiner Zeit repräsentiren, um so mehr, da ich eine Welt habe beginnen und endigen sehen, und da die entgegengesetzten Charaktere jenes Anfanges und jenes Endes sich in meinen Ansichten wiederfinden. Ich bin mir zwischen den beiden Jahrhunderten wie ein Zusammenfluß zweier Ströme erschienen; ich habe mich in ihr getrübtes Wasser gestürzt, mit Bedauern mich von dem alten Ufer entfernend, wo ich geboren wurde, und mit Hoffnung dem unbekannten Ufer zuschwimmend, an dem die neuen Generationen landen werden.

Die Memoiren, in Kapitel und Bücher getheilt, sind zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geschrieben worden; jene Abtheilungen führen natürlich immer eine Art von Vorrede herbei, in welcher die seit dem letzten Abschnitte vorgefallenen Ereignisse berührt und die Orte geschildert werden, wo ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehme. Die verschiedenen Ereignisse und die wechselnden Formen meines Lebens geben auf diese Weise eine in die andere über; es trifft sich, daß ich in den Augenblicken des Glücks von den Zeiten meines Elends und umgekehrt in den Tagen der Leiden von den Zeiten des Glücks zu sprechen habe. Die verschiedenen Gefühle meines verschiedenen Alters, meine Jugend in mein Alter übergehend, der Ernst meiner Jahre der Erfahrung die froheren Jahre trübend, die Strahlen meiner Sonne von ihrem Anfange bis zu ihrem Untergange sich kreuzend und vermischend, geben meiner Arbeit eine unbeschreibliche Einheit. Meine Wiege hat etwas von meinem Grabe, mein Grab etwas von meiner Wiege; meine Leiden werden Vergnügen, meine Vergnügen Schmerzen, und man weiß nicht, ob diese Memoiren das Werk eines braunen oder eines grauen Kopfes sind.

Ich sage dies nicht, um mich zu loben; denn ich weiß nicht, ob es gut ist; ich sage, was ist, was, ohne daß ich selbst daran dachte, durch die Unbeständigkeit der gegen meine Barke losgelassenen Stürme geschehen ist, die mir oft, um dieses oder jenes Bruchstück meines Lebens niederzuschreiben, nur die Klippe gelassen haben, an der ich Schiffbruch litt.

Ich habe diese Memoiren mit einer wahrhaft väterlichen Verliebe abgefaßt; ich möchte in der Gespensterstunde auferstehen, um die Korrektur zu besorgen; die Todten arbeiten rasch.

Die Noten, welche den Text begleiten, sind dreierlei Art; die ersten, die sich am Schlusse eines jeden Bandes befinden, enthalten Aufschlüsse und rechtfertigende Aktenstücke; die zweiten, unter dem Text, beziehen sich unmittelbar auf die Zeit der Erzählung; die dritten sind nachträglich geschrieben und tragen das Datum und den Ort ihres Entstehens. Ein oder zwei Jahre der Einsamkeit in einem Winkel der Erde würden zur Beendigung meiner Memoiren hinreichen; aber nur während der neun Monate, die ich im Schooße meiner Mutter zubrachte, habe ich Ruhe gehabt, und wahrscheinlich werde ich jene Ruhe vor der Geburt erst im Schooße unserer gemeinschaftlichen Mutter nach dem Tode wiederfinden.

Mehrere meiner Freunde haben in mich gedrungen, schon jetzt einen Theil meiner Geschichte zu veröffentlichen; ich habe ihrem Wunsche nicht nachgeben können. Zuvörderst würde ich wider Willen weniger offen und weniger wahrhaftig seyn; und dann habe ich immer angenommen, daß ich in meinem Grabe aufrecht sitzend schriebe. Das Werk hat dadurch einen gewissen religiösen Charakter angenommen, von dem ich es nicht ohne Nachtheil entkleiden könnte; es würde mir schwer werden, jene weit her tönende Stimme zu erstikken, die aus dem Grabe erschallt, und die man in dem ganzen Laufe der Erzählung vernimmt. Man wird es nicht auffallend finden, daß ich einige Schwächen beibehalte, und daß ich um das Schicksal der armen Waise, die ich nach mir auf der Welt zurücklasse, besorgt bin. Wenn Minos der Meinung ist, daß ich in dieser Welt genug gelitten habe, um in der anderen wenigstens ein glücklicher Schatten zu seyn, so dürfte etwas von dem Glanze aus den elysäischen Feldern, der mein letztes Gemälde bestrahlte, die Fehler des Malers vielleicht theilweise verdecken. Das Leben steht mir schlecht; vielleicht kleidet mich der Tod besser!

Bibliographie.

Chansons et poésies diverses. (Lieder und Gedichte.) Von Felix Romad.

Souvenirs de Tusculum. (Unterhaltungen zweier Freunde bei den Ruinen von Cicero's Landhaus.) Von Abbé ***. 3½ Fr.

De l'aristocratie en France. (Die Französische Aristokratie.) Von R.

Mannigfaltiges.

— Arbeitsamkeit und Zufriedenheit. Das Leben des Geschichtschreibers William Roscoe liefert uns ein merkwürdiges Beispiel von Einfachheit. Dieser ausgezeichnete Mann war fast ganz sein eigener Lehrer, und er hatte seine Emporhebung aus einem niedrigen Stande lediglich seinen eigenen Anstrengungen zu verdanken; sein Vater war Besitzer eines Wirthshauses nebst Garten und einer Kegelbahn zu Liverpool gewesen. In einer von ihm selbst entworfenen Schilderung seiner Jugendjahre erzählt Roscoe Folgendes: „In einem Alter von zwölf Jahren, nachdem ich die Schule verlassen hatte, fing ich an, meinem Vater in seinen Arbeiten beim Ackerbau behülflich zu seyn, und zwar vorzüglich bei dem Anbau von Kartoffeln, die zum Verkauf bestimmt waren; er hatte nämlich jedes Jahr denselben einige Morgen Landes gewidmet und verkaufte sie, wenn sie zeitig reiften, zu sehr hohen Preisen. Er bediente sich beim Anbau derselben bloß des Spatens; kamen sie zeitig hervor, so wurden sie in der Gegend von Lancashire als ein wahres Lieblingsgericht angesehen. Sobald sie die gehörige Größe erreicht hatten, pflegten wir sie gewöhnlich in großen Körben auf unseren Köpfen zu Markte zu tragen, wobei mir immer die Disposition über den Verkauf überlassen wurde, und wobei ich meinem Vater bald ein sehr nützlicher Gehülfe ward. Mit diesen und ähnlichen mühsamen Beschäftigungen, vorzüglich mit dem Ackerbau, an dem ich viel Vergnügen fand, brachte ich mehrere Jahre meines Lebens zu, indem ich meine Erholungsstunden der Lektüre widmete. Durch diese Lebensweise wurde mein Körper stark und gesund und mein Geist aufgeheitert und gebildet: noch bis auf den heutigen Tag denke ich sehr wohl an jenen köstlichen Schlaf, der auf meine Arbeiten folgte, und von dem ich in früher Morgenzeit wieder abgerufen wurde. Sollte man mich fragen, welchen Stand ich für den glücklichsten halte, so würde ich antworten: derjenige ist es, der den Erdboden mit eigenen Händen anbaut."

— Amerikanische Wildniß. Herr Douglas, der in den ersten Tagen des Juni 1833 sich von England aus auf dem Schooner „Atalanta" nach Buffalo einschiffte, landete in der Nähe des Großen Flusses, wo er von dem Herrn Campeau eine Barke miethete, auf der er bis zu der sechs Meilen von dem Landungsplatze entfernten Insel fuhr, in der Absicht, dieselbe zu Fuß zu erklimmen. Kaum war er einige Augenblicke vorwärts gegangen, als er schon die Spur verloren hatte, und ohne zu merken, daß er sich verirrt hätte, schritt er immer weiter, bis endlich Müdigkeit und Hunger ihm seine Gefahr klar vor Augen stellten. Fünf und zwanzig Tage lang streifte er in den Wäldern umher, indem er sich bloß mit Schnecken, und mitunter mit einer Schildkröte oder einigen Fröschen das Leben fristete. Es mangelte ihm an Brennholz, um sich Feuer zu machen, auch war er den Regengüssen ausgesetzt, ohne ein Obdach zu finden. Herr Campeau und die Uebrigen, die über das lange Ausbleiben des Herrn Douglas in Angst gerathen waren, schickten einige Indianer ab, um ihn aufzusuchen; bald schickten sie eine größere Zahl aus, die ihn einige Tage hintereinander aufsuchte; jedoch war Alles vergeblich; endlich verzweifelten sie daran, den Vermißten je wieder zu sehen. Indeß befand sich unser fast ganz erschöpfter Wanderer, nachdem er die Wildniß rings umher durchstreift hatte, am 4. Juli an der Mündung des Schwarzen Flusses, neun Meilen südlich vom Kalamazu. Das erste menschliche Wesen, das er hier fand, waren zwei Indianer, denen er durch Zeichen zu verstehen gab, daß er sich verirrt hätte. Diese führten ihn sogleich zu dem Hause des Herrn Butler hin, das an der Mündung des Kalamazu lag; dies war nämlich die einzige weiße Familie, die innerhalb dreißig Meilen zu finden war. Als er in diesem gastfreundschaftlichen Hause ankam, sah er so erschöpft und abgemagert aus, wie ein im Kerker verschmachteter Gefangener. Sein langer Bart, seine zerrissenen Kleider, sein eingefallenes Gesicht, alles dies trug dazu bei, das Mitleiden jener Leute rege zu machen, die Alles aufsetzten, um seine Gesundheit und Kräfte wiederherzustellen. (American Paper.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Mittwoch den 2. April 1834.

Deutsche Literatur im Auslande.

Tieck geschildert von Xaver Marmier.

Das Märzstück der in Nr. 21 dieser Blätter mit gebührendem Lobe gedachten Nouvelle Revue Germanique enthält *), als dritte der biographischen Studien, folgende mit eben so viel Liebe als Kenntniß verfaßte Schilderung des Dichters, welchen wir vor allen den unseren nennen dürfen, und sie verdient hier wohl um so eher eine Stelle, als Tieck bisher noch kaum bei seinen Landsleuten eine solche mit so viel Hingebung unternommene und ausführliche Würdigung gefunden hat, und kaum noch ein Anderer von der Zunge des jungen Verfassers so gut in dem literarischen Deutschland zu Hause ist. Er schreibt:

Dresden, den 1. März 1833.

„Lieber Freund.

Ich erinnere mich wohl, als wir zu Straßburg von einander schieden, war eine Ihrer letzten Empfehlungen bei meinem Eintritt in Deutschland, daß ich ja nicht versäume, Tieck zu besuchen. Dieses Verlangen, das Sie in mir erregt hatten, und das übermäßig wuchs, als es mir möglich war, seine Werke in der Ursprache zu lesen, ist nunmehr erfüllt. Ich bin nach Dresden gekommen und habe Tieck besucht.

Es fehlte nicht, daß verständige und wohlunterrichtete Leute, wie man sie häufig in der Welt antrifft, diese Reise tadelten, in einer Jahreszeit, wie sie sagten, wo die Umgebungen Dresdens noch reizlos, ohne Blätter und Blüten, gar nicht dem ähnlich sehen, was sie im Sommer sind. Die trefflichen Leute, welche vielleicht einen langen Weg machen würden, um einen berühmten Wasserfall, einen Wald, eine malerische Landschaft zu sehen, begreifen nicht, wie man eine solche Wallfahrt machen kann, um von Angesicht zu Angesicht den Mann von Genie zu sehen; den Mann, der, ein Auserwählter des Himmels, die schwermüthige Leier des Dichters und die begeisterte Leier des Propheten trägt; den Mann, der die Vergangenheit in sich abspiegelt und über die Gegenwart hinausschaut, gleich jenen, wie die Schotten glauben, mit Gesichten der Zukunft begabten Geistern; den Mann endlich, der zum vorleuchtenden Stern seiner Zeit und noch zum Chorführer der folgenden Zeiten bestimmt ist.

Alles dies behaupte ich von Tieck; und wahrlich, wenn es eine wahrhafte und rückhaltlose Bewunderung giebt, so ist es diese, welche man einem fremden Dichter bezeigt, mit dem man sich nur vorübergehend begegnet, den man nur einmal begrüßt, den man vielleicht nie wiedersieht, und dessen Einfluß man sich nimmer bedienen wird, um sich einen Weg zu bahnen, um sich einige Stufen höher auf der Leiter des schriftstellerischen Ruhmes zu erheben.

Allerdings sind die im Frühlinge so frischen und anmuthigen Umgebungen Dresdens noch ihres grünen Schmuckes beraubt; allerdings ist Dresden noch traurig mit diesen blassen Sonnenstrahlen, welche kaum in die Straßen fallen, mit diesem scharfen Winde, der sie durchstreicht: aber an der Ecke des alten Marktes steht ein gutes altes Haus, grau anzusehen, mit engem, dunklem Eingange, worin ich Alles vergessen sollte, was ich von den Ufern der Elbe und den malerischen Gegenden der Sächsischen Schweiz erwarten durfte. Dort wohnt Tieck; dort fand ich, wie ich mir hätte vorstellen sollen, den Mann von Genie freundlich und bescheiden, der so liebreich von Anderen, von sich selber so zurückhaltend spricht, der sich wenig um die Höhe kümmert, auf welche er gestellt ist, und mit brüderlicher Hand alle diejenigen aufnimmt und in sein reines und bescheidenes Inneres einführt, welche im Namen der Kunst und Poesie zu ihm kommen.

Dort wohnte ich den abendlichen Vorlesungen bei, welche in Deutschland so berühmt sind, und von welchen in Ihrem Blatte schon die Rede gewesen ist. Die Fremden und alle gebildeten Leute in Dresden bemühen sich um die Ehre, dabei zugelassen zu werden; daher sich täglich ein mannigfaltiger und anziehender Kreis um Tieck bildet; und ich habe manchmal die Versammlung so zahlreich gesehen, daß man auch, wie bei Malherbe, zu den noch Kommenden hätte sagen können: „Warten Sie, denn es sind keine Stühle mehr da.“ Es ist aber auch eine wahrhaft wunderbare Sache, diese neue und zu einer so hohen Vollkommenheit ausgebildete Schauspielkunst kennen zu lernen, diesen freien, leichten, unendlich mannigfaltigen Vortrag zu hören, der alle Töne annimmt, und dem der furchtbarste leidenschaftliche Ausdruck, wie der heiterste Scherz des Lustspiels zu Gebote steht. Es ist bewundernswürdig, zu sehen, wie Tieck, ohne innezuhalten, ohne die Namen der Sprechenden anzusagen, bloß durch die Biegungen seiner Stimme, durch seine Gebehrden, durch den Ausdruck seines Gesichts das Alter, Geschlecht, den Charakter, die Angst oder die Kühnheit, die Ruhe oder Heftigkeit aller derjenigen, welche er darstellt, so treffend auszudrücken weiß, daß er allein alle Schauspieler eines Stückes in sich vereint und gleichsam zum Diapason dienen könnte, um den Ton zu bestimmen für alle darin vorkommenden Verhältnisse, für alle darin sich durchkreuzenden Verwickelungen, für alle mannigfaltigen Kämpfe und darin auftretenden Charaktere. Für alles dies besitzt er eine reine, klangreiche, starke und volle Stimme, welche mit der größten Beweglichkeit begabt und fast unermüdlich ist; denn er liest manchmal drei bis vier Stunden hinter einander, ohne daß seine Zuhörer die geringste Veränderung im Klange seiner Stimme verspüren; und dazu kommt noch ein begeistertes und höchst ausdrucksvolles Gesicht und ein lebhafter leuchtender Blick, welcher für sich allein schon einen ganzen Auftritt aussprechen kann.

Da wir nun einmal von Tieck reden, so erlauben Sie mir, mein Freund, Ihnen zugleich einige seiner vorzüglichsten Werke vorzuführen, und Ihnen, wo möglich Rechenschaft von dem abzulegen, was ich bei denselben empfunden habe. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich keinesweges darauf Anspruch mache, eine genügende Darstellung von dem zu geben, was wir diesem großen Schriftsteller verdanken. Um würdig davon zu reden, genügten nicht einige Blätter, wie ich Ihnen hier sende, sondern ein ganzes Buch würde dazu erfordert, und vor Allem ein längeres und gründlicheres Studium, als dasjenige, welches ich gemacht habe. Wie dem nun sey, ich gebe, was ich vermag; und wenn diese Mittheilung auch diejenigen, welche Tieck kennen, nichts lehrt, so dient sie doch vielleicht denjenigen, die noch nicht Alles kennen, was er geschrieben hat, als Inhaltsverzeichniß seiner Schriften.

Es giebt schon mehrere Ausgaben von Tieck's Werken; die Novellen, die Gedichte, die Schauspiele, sind an verschiedenen Orten wiederholentlich nachgedruckt. Ferner, als Tieck anfing zu gefallen, und sein Name vor einem Buche dessen Erfolg verbürgte, da bemühten sich manche, mit ihm in Verbindung zu treten, und ließen gern, ohne Zweifel aus bloßer Großmuth, eine Erzählung oder einen Roman, welche sie geschrieben, unter seinem Namen erscheinen. Die Herausgeber hatten nichts dagegen einzuwenden, denn es war dabei für sie nur Gewinn: die Leser aber murrten, denn sie erkannten in dem, was unter dieser entlehnten Aegide ihnen geboten wurde, nicht die Feder, nicht die Art und Weise ihres Lieblingsdichters. Endlich hat Tieck den Wünschen seiner Leser und den Vorstellungen seiner Freunde nachgegeben und sich selber zu einer Ausgabe seiner Werke verstanden: der ersten, in welcher Alles gesammelt ist, was er verfaßt hat, und worin nichts von dem aufgenommen ist, womit man ihn so gewissenhaft beschenkt hatte. Diese in Berlin bei Reimer in Lieferungen erscheinende Ausgabe besteht schon aus 15 Octavbänden. Fünf andere werden nächstens ausgegeben, und Alles, was Tieck seit 1819 geschrieben hat, wird noch nicht darin begriffen. Dies würde auch noch 10 Bände betragen, meist Novellen, welche gegenwärtig in verschiedenen Sammlungen, unter Anderen in dem bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden Taschenbuch Urania, zerstreut stehen.

Einer der ersten Versuche Tieck's ist Abdallah, eine schreckliche Erzählung, die er unter Einwirkung eines furchtbaren Paradoxons verfaßte, und welche durch die Leidenschaften, die sie aufregt, und durch die Entwickelung, zu welcher sie führt, alle die Schriftsteller unserer Tage zur Verzweiflung bringen könnte, welche es sich zum eigentlichen Gegenstand machen, die Nerven ihrer Leser zu erschüttern, und ihnen empörende Gemälde vor's Auge zu führen. Aber Abdallah, so entsetzlich er ist, ist wahrlich nichts weniger, als ein Gewebe von Gräueln, welche ohne Kunst an einander geflickt *) sind, wie wir in vielen gegenwärtig erscheinenden sogenannten Romanen sehen. Die Keime eines wahrhaften ausgezeichneten Talents entfalten sich hier allerdings auf eine etwas wilde Weise, jedoch mit entschiedenen un-

*) Außerdem: Uebersicht von Göthe's Leben, nach ihm selber; Schilderung Deutscher Universitäts-Sitten und Unsitten; über die Preußischen niederen Schulen; beurtheilende Anzeigen von: Hüllmann's Römische Grund-Verfassung; Mittermaier's und Zachariä's Zeitschrift für Rechtswissenschaft; Göthe's Nachlaß Bd. 1—5; Immermann's Alexis; Schober über die Aristanischen Schauspiele, und verschiedene kürzere Anzeigen. v. d. H.

*) Im Franz. cousues: was als ein Wortspiel mit dem bekannten Horribilfirkifax Sue gelten könnte.

verwerflichen Anzeichen. Die Gespräche zwischen Omar und Abdallah, obschon sie sich um eine furchtbare Angel drehen, um auffallende und manchmal verzweiflungsvolle Vorstellungen, werfen gleichwohl von Zeit zu Zeit einen flammenden Blitz tief auf den Grund alles dessen, was die Aufgabe unseres Lebens ausmacht. Ferner finden sich in dieser Erzählung dramatische Zusammenstellungen, über welche ich nichts anderes zu setzen wüßte, z. B. jene, wo Abdallah sich in Gegenwart seines Vaters befindet, den er eben seinen Verfolgern ausgeliefert hat, und der noch unbekannt mit dem Verrath und Mordanschlag seines Sohnes so gütig und zärtlich mit ihm redet; dann jene, wo die Hochzeit, welche der Preis dieses Verraths ist, gefeiert wird, wo Abdallah bleich, abwesend und wie bewußtlos allein mit seiner jungen Gattin bleibt, und diese ihn anfangs durch zärtliche Worte und Liebkosungen zu zerstreuen sucht, aber mit einem Schrei des Entsetzens sich seinen Armen entreißt, als sie vernimmt, um welchen Preis sie seine Gattin geworden ist.

Auf Abdallah folgt in der Zeitreihe William Lovel, in zwei Bänden, welchen der Verfasser sehr jung anfing, ich glaube, als er noch auf der Universität war, und an welchem er in den Jahren 1793—1795 arbeitete. Tieck war damals, wie er selber in dem Vorbericht erzählt, ein Raub jener inneren Umwälzungen, welche alle starke und vom Genie durchdrungene Seelen erfahren müssen, hin und her schwankend zwischen allen den mannigfaltigen Geheimnissen der menschlichen Natur, zwischen dem Zweifel und dem Glauben, zwischen dem Mitgefühl, welches ihn zu den Menschen hinzog, und dem Widerwillen, welchen er manchmal gegen sie empfand. In dieser Herzenswallung, in diesem Gedankenfieber, auf diesem düsteren und stürmischen Pfade, welchen einige wohlthuende Lichter erhellten, meist aber trübe Wolken verschleierten, faßte er den Gedanken zu William Lovel.

William Lovel konnte demnach für ihn nicht eins von jenen eitlen, wunderlichen Erzeugnissen seyn, wie wohl jedem jungen Mann hervorzubringen bestimmt, der einige Muße hat und etwas Einbildungskraft in sich verspürt, der liest und geliebt wird, und der sich nichts besseres zu thun weiß, als seine Feder zu spitzen, um aller Welt kund zu thun, wie seine erste Geliebte hieß und welches Ende sein erster Liebeshandel nahm. Vielmehr war William Lovel, wenn ich mich nicht täusche, das nothwendige Ergebniß jenes Fieberschauers, welchen der junge Schriftsteller bestehen mußte, die Frucht des inneren Sturmes der Gedanken, Entschließungen und widersprechenden Träume, welche seine Seele in allen Richtungen durchkreuzt hatten. Es war, nach so vielen Tagen der Kämpfe, wo der Sieg noch unentschieden blieb, ein weiter Kampfplatz, wo er Allem freien Lauf ließ, was ihn bestürmte; es waren die eröffneten Schranken, worin er die verschiedenen Systeme der Philosophie und der Weisheit, des Unglaubens und der Unschuld, welche er so vielfältig in allen ihren Erscheinungen beobachtet hatte, gegen einander auftreten ließ. Hier ist Balder mit seiner traurigen entzauberten Natur, seinem Hasse gegen die Menschen, welche ihm nicht Alles gewährt hatten, was seine heiße und leidenschaftliche Seele von ihnen erwarten mußte, mit seinem Ekel an dem Leben, in welchem er nur Täuschungen erfahren hatte. Hier ist William Lovel lebhaft, aufwallend, empfänglich; Lovel, der sich Allem hingiebt, was seinen Sinnen schmeichelt, Allem, was seine Einbildungskraft reizt, der von einer reinen jungfräulichen Liebe einem entehrten Weibe in die Arme fällt, und aus einer wahren und herzlichen Freundschaft in Verbindung mit Wesen tritt, welche nur Verachtung verdienen; Lovel, für den man Theil nimmt, sobald er erscheint, von dem man große Dinge erwartet, und den man mit Trauer von Stufe zu Stufe sich ins Unglück stürzen sieht, als ein Opfer derselben allzu lebhaften Empfindung, welche uns anfangs für ihn einnimmt, und jener Empfänglichkeit des Gemüthe, welche gleichsam sein Schicksal ist. Ihm zur Seite steht Amalie, deren keusches und anmuthiges Bild über sein ganzes Leben schwebt; wie ein Gedanke der Tugend und der Religion, ein vom Himmel kommender Gedanke, bis zum letzten Augenblick auch durch die tief in Lastern versunkene Seele dringt. Weiter ist hier Rosa, boshaft, kalt, hinterlistig, mit dem bezaubernden Schlangenblick und dem durch Blumen träufelnden Gift; Rosa, der längst mit allen Grundsätzen und jedem Gedanken der Tugend gebrochen hat, der den Himmel und die Menschen verhöhnt und nur noch Einen Gedanken hat, den, sich noch mehr in seiner Menschenverachtung zu befestigen und noch stärkere Fortschritte in der Verworfenheit zu machen, worin er sich von einem noch größeren Bösewicht, als er, unterrichten läßt: Waterloo, der immer nur unter einer Art von Schleier von Zeit zu Zeit erscheint, wie ein geheimnißvolles Wesen, wie der höllische Geist, der alle Federn dieses Dramas spielen läßt. Daneben ist der Prosaismus des Menschen, welcher nicht eben durch seine Einbildungskraft gequält worden, und der mehr mit den Büchern, als mit der Welt gelebt hat, durch Mortimer dargestellt; das Laster in allen seinen Abstufungen durch die Blainville und Laura, und die einfache, unbefangene und redliche Tugend durch den guten und getreuen Willy.

Nach dieser Darlegung würde man sich jedoch mit Unrecht diesen Roman als eines von jenen allegorischen Werken vorstellen, welche ihre Bahn mittelst Betrachtungen und Abhandlungen in Hin- und Herreden zurücklegen, und die ihren Personen kaum die Kraft mittheilen, ihre Rolle anständig durchzuführen; ungefähr, wie, ich glaube, im Mittelalter auf unserer Schaubühne die vier theologischen Tugenden und die sieben Todsünden thaten. Es ist nichts weniger als das: es ist ein Buch voller lebhafter und leidenschaftlicher Handlung, welches keinen Augenblick die Theilnahme erschlaffen läßt. Und wenn ich auch begreife, daß Tieck dieses Buch sehr jung durch die Begeisterung und Kraft des darin entfalteten Lebens hervorbrachte, so begreife ich jedoch nicht, wie er, noch so jung, schon so viel Kunst und zugleich so viel Wahrheit hineinlegen, so viel Dinge bis auf den Grund durchdringen konnte, was allein die Erfahrung lehren zu können scheint; wie er seine Auftritte so vertheilen, seine Gegensätze mit einer solchen Geschicklichkeit hinstellen konnte, als man gewöhnlich nur von einer geübten Hand erwarten darf. Es ist auch dieses wieder eines von jenen Geheimnissen des Genies, das schon gleich beim Eintritt in die Laufbahn alle Schranken durchbricht, welche die übrigen Menschen so lange aufhalten.

Wenn Sie vom William Lovel unmittelbar zum Sternbald übergehen, so ist Ihnen, als wenn Sie ein schroffes Gebirge verlassen, wo der Sturzbach von Felsen zu Felsen springt, wo der Sturm die finsteren Waldpfade durchbrauset, wo das Geschrei des Aleers, das Rauschen der stürzenden Wogen und der schwankenden Baumwipfel einen wilden Zusammenklang bilden, in welchem zugleich ein unbeschreiblicher Reiz liegt — und Sie nun auf eine grüne Aue herabsteigen, wo stille und sanfte Eindrücke Sie erfüllen, wo der rieselnde Bach nur einen süßen Seufzer hat, wo Blumen um Sie her sich duftend erschließen, wo der Himmel Sie mit seinem schönen tiefblauen Mantel umhüllt, kurz, wo Alles Freude und Heiterkeit athmet und die Seele in Träume der Seligkeit und der Liebe wiegt. — Die Anlage und der Bau dieses Werkes sind sehr einfach; es ist nichts weiter, als die Geschichte eines jungen Malers, der, ein Schüler Albrecht Dürer's, ungern die Werkstatt seines geliebten Meisters verläßt, um in Holland und Italien neue Belehrungen zu schöpfen; der unterwegs mit einigen anderen jungen Leuten Bekanntschaft macht und endlich nach Rom gelangt, um dort diejenige wiederzufinden, welche ihm nur einmal erschienen, deren Bild ihm aber stets gegenwärtig geblieben ist. Aber dies Alles ist mit so sinnigen und so geschickt entwickelten Belehrungen über die Kunst, mit so anmuthiger Ausführlichkeit, mit so malerischen Schilderungen innerer Zustände durchwebt; alles dies athmet so viel dichterischen Geist, so frische und reine Einbildungskraft, so viel liebliche, tröstende, fromme und angenehm zu wiederholende Gedanken, daß man, wie mich dünkt, den Besitz dieses Buches nicht mehr entbehren kann, wenn man es gelesen hat; und es giebt Auftritte darin, wie z. B. der Abschied zwischen Franz und Sebastian, Franzens Heimkehr in sein Geburtsdorf, wo er sogleich auf den Kirchhof geht, ob er dort nicht etwa auch die Namen seiner Aeltern findet, dann die Vorgänge bei Lukas von Leiden und viele andere, welche man nicht müde wird, immer wiederzulesen.

Schon vor mehreren Jahren ist Sternbald ins Französische übersetzt worden: aber, guter Gott, wie! die meisten Gedanken des Buches sind entstellt oder verstümmelt, ganze Stellen ausgelassen, und die köstlichen Gedichte, welche es enthält, ganz übergangen oder, was noch schlimmer ist, in abscheuliche Prosa verdolmetscht. Kann das wohl unseren Landsleuten ein würdiges Bild von Sternbald geben? Ich glaube übrigens, daß dieses eins von den Büchern ist, mit welchem alle Kunst eines Uebersetzers vergeblich ringen würde, und welches man in der Ursprache lesen muß, um alle Schönheiten desselben zu empfinden. Aber Sternbald ist unglücklicherweise nicht vollendet; wir haben nur den ersten Theil, welcher uns den Albrecht Dürer und seine Kunstansicht darstellt: der zweite sollte dasselbe für Rafael leisten; und es bleibt immer zu bedauern, daß der Verfasser diesen zweiten Theil ungeschrieben ließ. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Künstler-Portraits.

I. Talma.

Wenn man Talma nur auf der Bühne in tragischen Rollen gesehen hatte, so pflegte man in der Regel seinen Charakter für düster, heftig, energisch zu halten, wie sein Talent dies Gepräge trug. Kam man ihm aber im gewöhnlichen Leben näher, so fand man einen einfachen, harmlosen Menschen, der bis zur Schwachheit nachgiebig und natürlich und naiv war wie ein Kind. Weit entfernt, eine große Kraft des Willens zu besitzen, machte er es sogar ganz mittelmäßigen Leuten äußerst leicht, zur Herrschaft über ihn zu gelangen. Nicht, daß er keinen Witz gehabt hätte und nicht viel Witz, oder nur etwa von dem, der reich an Worten und arm an Gedanken ist und nur der oberflächlichen Bildung genügt; nein, er hatte den, welchen ein bewunderungswürdiger Geschmack, ein richtiger feiner Takt verleiht, mit einem Wort, eine gebildete Intelligenz. Wenn er sich gehen ließ, so war darin die größte Gutherzigkeit, Hauptelement des ganzen Zustandes aber die äußerste Trägheit; denn man kann in der That sagen, daß er täglich kaum mehrere Stunden lebte. Die unbestimmte Träumerei, die dann die Vermögen seines Geistes begrub, glich fast dem Schlafe; und vielleicht war diese Ruhe eine der nothwendigen Bedingungen seines Daseyns, so oft er sich der gewaltigen Geisteserhebung hingegeben, die seine Darstellungen beherrschte. Solche Ermattung ist zu natürlich nach dergleichen Anstrengungen, wie sie ein großer Schauspieler erleidet, der kein Wort spricht, keine Bewegung macht, ohne sich der eignen Persönlichkeit zu entkleiden und eine fremde anzunehmen. Und wer war mehr bezahlt mit dieser Gewalt vollkommener Umgestaltung, als Talma, der uns, einem Zauberer gleich, Nero, Orest oder den unglücklichen Karl VI. nach der Reihe vorzuführen wußte! Wenn er auf der Bühne stand, so war er der Charakter, den er darstellte. Nach den ersten Vorstellungen des Othello fanden einige Leute von Geschmack die Katastrophe zu gewaltsam, und Talma willigte, obgleich nicht ohne Widerwillen, in eine Abänderung, wonach Desdemona am Leben bleiben sollte. Als er Abends in's Theater kam, hatte er die neuen Verse eingelernt und versprach, sie zu deklamiren; aber fortgerissen von der Situation und der inneren Wahrheit dieses mauriſchen Charakters, den er sich vollkommen angeeignet hatte, gerieth er so in Eifersucht und Wuth,

daß er Mademoiselle Desgarcins tödtete, ungeachtet man ihm die Variante aus der Coulisse zuschrie; nach diesem Vorfall wollte er nichts mehr von einer anderen Katastrophe hören.

Diese Beweglichkeit der Seele, die es möglich macht, Leidenschaften, Charakter und das ganze Wesen einer gegebenen Person augenblicklich anzunehmen, besaß Talma in einem wahrhaft erstaunenswürdigen Grade. Ich erinnere mich noch, wie er einmal bei einem Freunde in Gesellschaft aufgefordert wurde, einige Verse zu deklamiren; er wählte Aegisths Träume aus dem Agamemnon des Hrn. Lemercier und äußerte, daß er die ganze Stelle wohl nicht wissen würde, da er sie lange nicht gesprochen. Man formirt einen Kreis; er steht auf, in einem braunen Ueberrock, beginnt, und nach den ersten Versen hat seine Gestalt nichts Bürgerliches mehr, sein schöner Kopf gewinnt einen Ausdruck von Adel und Unglück, zugleich ehrfurchtgebietend und rührend; sein Schritt, sein Blick, seine Geberde, Alles ist tragisch, Alles furchtbar; man vergißt, daß man sich in einem Salon befindet, man ist mit ihm bei jenem gräßlichen Mahle, wo der Vater das Blut seines Sohnes trinkt, dem er halt den Becher, nähert ihn schaudernd seinen Lippen, Alles zittert .... da verläßt ihn plötzlich das Gedächtniß. Er fährt mit der Hand über seine Stirn, faßt sich, und wir sehen Talma wieder. „Da bin ich wieder", sagt er lächelnd; er bewegt den Arm von neuem vorwärts, und Aegisth erscheint wieder, mit dem Blick des Schreckens, dem bleichen Munde, den zitternden Knieen, dem zu Berge gesträubten Haar — all' das Entsetzen mit so reißender Schnelligkeit, daß Madame Pasta, die zugegen war, einen Schrei der Bewunderung ausstieß.

Es ist ganz in der Ordnung, daß Talma nach Anstrengungen dieser Art, die Körper und Geist zugleich erschöpfen mußten, das Bedürfniß fühlte, seine Kräfte in einer Art von Apathie wieder zu sammeln, die bei ihm ganz eigenthümlich war; daß er zerstreut, träumerisch erschien, und daß man ihn zu mancher Stunde für einen ganz gewöhnlichen Menschen halten konnte, besonders wenn er sich von fremden Gesichtern umgeben sah; denn unter seinen Freunden, und er hatte sehr viele, fand man ihn fast immer munter, gesprächig, liebenswürdig im allerhöchsten Grade. Neben anderen vortrefflichen Eigenschaften war seine Freimüthigkeit wahrhaft merkwürdig. Ich glaube nicht, daß er je seine wahre Gesinnung bei irgend einer Angelegenheit verschwiegen hat, und man kann wohl sagen, daß er eben so groß von sich, wie von Anderen dachte. Es ist wahr, daß er nichts zu verbergen hatte, denn, seine Neigung zur Verschwendung abgerechnet, die seine Freunde stets bekämpften, und ungeachtet welcher er nach seinem Tode doch ein sehr hübsches Vermögen hinterließ, war es schwer, einen Fehler an ihm aufzufinden. Gut, gefällig, ohne Tücke, kannte er weder Neid, noch Haß. Wenn er behauptete, er hasse Geoffroy, so war dies nichts als ein leeres Wort: diese Stimmung wurde ihm jeden Morgen durch gewisse Leute eingeflößt, die unter der Maske wohlwollenden Antheils ihm das Blatt des Journal des Débats verlasen oder zu lesen gaben, jede Spitze, jede Schmähung hervorhoben, ihn auf die Folter spannten, Alles aus Freundschaft, wie es diese Art Leute zu machen pflegen, die gewöhnliche Umgebung talentvoller Menschen. Durch diese guten Freunde aufgeregt, gerieth Talma bisweilen in die fürchterlichste Wuth, aus der ihn aber die geringste Sache so schnell und so vollkommen herauszureißen im Stande war, daß er das Blatt und Geoffroy obenein ganz und gar vergessen hatte, wenn man seinen Zorn weiter erregen wollte.

Nichts war interessanter, als ihn über seine Kunst sprechen zu hören; er sagte kein Wort über eine Rolle, das nicht aufs lebhafteste empfunden, aufs tiefste durchdacht war, so daß seine Reden, wären sie aufgeschrieben worden, wahrhaft kostbare Studien für Alle, die sich dem Theater widmen, seyn müßten. Obgleich er sehr wenig in komischen Stücken gespielt hatte, besaß er ein außerordentliches Urtheil für diese Gattung, und nie fragte ihn ein Komiker, Autor oder Schauspieler, nutzlos um Rath; der tiefe Ernst seines Talents und das Melancholische seiner Natur hinderten ihn nicht, mit einem außerordentlichen Takt an allen Dingen die lächerliche Seite herauszufinden. Auch würde Talma in seinen heiteren Stunden eine Farce eben so gut gespielt haben, wie Odry, dafür bürgt die Komik, die ich ihn einmal in der Rolle des schönen Leander habe entwickeln sehen. Kein Mensch erzählte übrigens eine närrische Scene besser als er, und seine Kunstrichter in den Provinzen versahen ihn unaufhörlich mit Vorrath dazu. Von seinen Geschichten, die uns am meisten zu lachen gemacht, will ich eine zum Besten geben, mit dem Bemerken, daß man die reinste Wahrheit hören wird.

Er war in einer Stadt angekommen, um daselbst einige Vorstellungen zu geben, und sollte zuerst die Rolle des Ninias in Semiramis spielen. Unglücklicherweise hatte der Schauspieler, der die würdigen Väter gab, den Fehler an sich, daß er sich fast alle Abend betrank; und obgleich die Directrice (die Madame Lobrau hieß) Bitten und Drohungen angewandt hatte, ihn dahin zu vermögen, nur während Talma's Anwesenheit nüchtern zu bleiben, kam der unglückselige würdige Vater am ersten Abend völlig betrunken an und versicherte, es sey ihm rein unmöglich, den Oberpriester zu spielen. Da das Haus zum Erdrücken voll war, so gerieth Madame Lobrau, die nicht Lust hatte, eine solche Einnahme zu verlieren, in Wuth, sprach von Strafe, vom Gefängniß, so daß der arme Mensch in Schrecken gerieth und einwilligte, aufzutreten. Obgleich er sich kaum auf seinen Füßen halten konnte, kleidet man ihn an und stößt ihn auf die Bühne, ohne zu bemerken, daß er den Brief und die Königliche Binde, die der Oberpriester erst im vierten Akt übergeben muß, in der Hand hat. Beim Anblick eines so zahlreichen Publikums geräth der würdige Vater durchaus nicht in Verwirrung, denn er hatte seinen Entschluß gefaßt. Mit taumelnden Schritten wankt er aufs Proscenium. „Meine Herren", fängt er an, „die barbarische Madame Lobrau verlangt, daß ich in diesem Zustande spielen soll. Ich weiß keinen einzigen Vers aus meiner Rolle; ich würde das ganze Stück umwerfen; Herr Talma wird sich ganz allein viel besser aus der Sache ziehen. Hier, Ninias, hört mich an: hier ist der Brief, hier die Binde; Semiramis ist Eure Frau Mutter; bringt das Alles in Ordnung, wie Ihr wollt; ich gehe zu Bett."

Auch verschiedene Scenen aus den Revolutions-Versammlungen, wobei er zugegen gewesen, erzählte Talma auf die spaßhafteste Weise; denn er hatte seine Jugend in dieser Zeit des gesellschaftlichen Umsturzes verlebt, wo Leute, die nicht lesen konnten, Malesherbes und Lavoisier aufs Blutgerüst schickten. Es ist durchaus nichts daran, daß er, wie einige schlecht unterrichtete Personen behauptet haben, jemals, weder durch Handlungen, noch durch Reden, an den Frevels dieser traurigen Zeit mit Theil genommen; vielmehr hatte er mehrmals Grund, für seinen Kopf zu zittern, da er mit einigen Girondisten in vertrauten Verhältnissen stand; er hat uns oft gesagt, daß er länger als einen Monat nicht zwei Nächte hinter einander an demselben Orte geschlafen habe, aus Furcht, verhaftet zu werden.

Man brauchte ihn übrigens nur zu sehen und zu hören, um einzusehen, daß ein solcher Mensch zu keiner Zeit blutdürstig gewesen seyn konnte; auch ist die schwerste Thatsache, die man gegen ihn vorgebracht hat, die, daß er ohne Halsbinde und in der freien losen Kleidung, wie zu jener Zeit die Schüler aus Davids Atelier gingen, in den Straßen umhergewandelt sey. Das Vergehen ist leicht, wie man sieht, und um so weniger bedenklich, da Talma unsere Fracks, unsere runden Hüte, mit einem Wort, die Französische Kleidung nicht ausstehen konnte. Man weiß, daß er Zeit seines Lebens auf dem Theater seine Kollegen gequält, Molière im Kostüm der Zeiten Ludwigs des Vierzehnten zu spielen, so wie er sich in der Tragödie nach den antiken Steinen und Münzen kleidete. Somit ist es sehr natürlich, daß er als einer der ersten auf die Seite jener jungen Künstler trat, die uns vermögen wollten, unsere Kleidung umzuwandeln, aber gewiß debuten sich seine revolutionnairen Wünsche nicht viel weiter aus; dies kann mancher Ehrenmann bezeugen, der ihn gekannt und geliebt hat. (Fs. Fr.)

Bibliographie.

De l'Algérie et de sa colonisation. — Vom Grafen H. von B. 3 Fr.

Du mécanisme de la société en France et en Angleterre. — Von Rubichon. 6 Fr.

Politique de Napoléon. (Die Pläne Napoleon's, des Kriegers und des Gesetzgebers.) Von einem ehemaligen Offizier der großen Armee. 6 Fr.

Persien.

An Historical and Descriptive Account of Persia etc. (Beschreibung und Geschichte Persiens, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag.) Von James Fraser. Edinburg, 1833.

Dieses gelehrte und schätzbare Werk beginnt mit einer allgemeinen Beschreibung Persiens, in welcher wir von den Gränzen, den Bergketten, den Flüssen, Salzwüsten und ausgedehnten Ebenen Kunde erhalten. Viele unrichtige Vorstellungen, die uns Reisende von der Pracht Persischer Städte und von der Natur des Bodens beigebracht, sind mit Kritik und Sorgfalt beseitigt. Der Verfasser hat bekanntlich einen großen Theil des Landes, das er beschreibt, selbst durchwandert; dieser Umstand giebt seiner Kritik noch mehr Glaubwürdigkeit und seinen Schilderungen noch lebhafteres Interesse.

Nach der allgemeinen Beschreibung folgt die besondere der einzelnen Provinzen. Bei Schilderung der vornehmsten Städte werden nicht selten das Sonst und Jetzt in Parallele gestellt. Als Beispiel erwähnen wir seine Bemerkungen über die Stadt Schuschter (Schuster), die man für das alte Schuschan oder Susa hält. Er behauptet, dieser Ort mache keine so starken Ansprüche auf die Identität mit Susa, als Schus, wie man jetzt einen Haufen Ruinen am Ufer des Karasu nennt, in denen Löwen, Hyänen und andere Raubthiere hausen. „Mitten in dieser Oede, am Fuße eines der bedeutendsten Trümmer, steht ein kleines und verhältnißmäßig neues Gebäude, welches an der Stelle errichtet seyn soll, wo die Gebeine des Propheten Daniel ruhen. Solch einen Anblick gewährt das alte Susa!"

Der Verfasser gedenkt einer Ebene zwischen Ispahan und Teheran, die so gleichförmig abgeplattet ist, daß man Gegenstände, die 12 (Engl.) Meilen weit liegen, nur etwa 3 Meilen entfernt glaubt. „Bei heiterem Wetter", bemerkt er, „konnten wir uns schwer davon überzeugen, daß ein Punkt, den wir beinahe mit der Stimme erreichen zu können glaubten, wohl 20 Meilen entfernt und unser Nachtquartier seyn sollte." Eines der merkwürdigsten Natur-Phänomene in Persien ist aber der große Salzsee von Urumea in Aserbidschan, welcher 300 Englische Meilen im Umfang hat. Unter dem niedrigen Wasser dieses Sees, der, so viel man weiß, kein lebendes Wesen beherbergt, sieht man einen vollkommenen Salzboden. Seit einigen Jahren hat das Wasser ohne sichtbare Ursache abgenommen; denn es existirt kein Abfluß, und mehrere große Ströme ergießen sich in den See.

Die alte Geschichte Persiens ist kurz, aber meisterlich behandelt. Jeder, der sich daran versucht hat, weiß, welche Mühe es kostet, verschiedene Data einer und derselben Begebenheit in Einklang zu bringen und die außerordentlich abweichenden Nachrichten Griechischer und Persischer Historiker, ja selbst viele der vornehmsten Charaktere zu identifiziren. Erwägen wir ferner, daß Firdusi's Riesen-Epopöe, der Schah Nameh, vielleicht das einzige Werk ist, wel-

ches, in Ermangelung alter Annalen, einiges Licht in diese Finsterniß werfen mag, so werden wir billigerweise niemals eine vollkommen beglaubigte und zusammenhängende Geschichte Alt-Persiens erwarten können.

Die Religion der alten Perser ist ebenfalls schön analysirt. Hr. Fraser nennt die vornehmsten Punkte des Zendavesta und die Gründe für ihre Echtheit. „Der Verfasser dieses heiligen Buches", bemerkt er, „hat augenscheinlich von dem Systeme der Hindu's und von dem der Juden viel erborgt. Er pfropfte die fremden Reiser auf den Chaldäischen Stamm, den er in voller Blüthe, wenn gleich von Irrthümern überwachsen, vorfand. Das verwickelte Ritual, die häufigen Ceremonien und die Annahme des mystischen Honover (Schöpfungswortes) sind deutlich hebräischen Ursprungs (!). Der größere Theil der Mythologie, insbesondere die Fabel vom heiligen Stier u. dgl., vor Allem aber die Sanskrit'sche Abkunft der Zend-Sprache selbst, verweisen nach Indien; Kosmogonie, Sterndeutung und Verehrung der Gestirne nach Assyrien."

In dem Kapitel über die Alterthümer des Landes hat der Verfasser ebenfalls den Beobachtungen und Theorieen der Vorgänger seine eigenen lokalen Bemerkungen hinzugefügt. Er vergißt nicht, Alles dasjenige mitzutheilen, was über die Keilschriften bekannt geworden. Wir können jedoch nicht annehmen, daß alle Ruinen aus den Zeiten der Sassanidischen Dynastie von Europäern erforscht worden seyen, und dürfen fernere Entdeckungen hoffen, wenn einst mehr Civilisation und weniger Aberglaube in dem weitläuftigen Reiche herrschen werden. Fände man nur eine ähnliche schätzbare Inschrift, wie die Rossette'sche Tafel, welche Keilschrift und Griechisch oder selbst Pehlwi-Charaktere enthielte: welcher Strom von Licht würde durch dieselbe auf die finsteren Räume der Persischen Geschichte geworfen werden, wie mancher Irrthum würde ausgemerzt, wie manches ungeahnte Faktum käme an den Tag! Freilich hat wohl kein Land von gleicher historischer Bedeutung so wenige Ueberreste seines alten Glanzes bewahrt, als Persien.

Der originellste Theil des Buches ist das Kapitel: „über die Hülfsquellen und die Verfassung Persiens." Herr Fraser behauptet, das Land sey gar sehr überschätzt worden. Die Landstraßen sind größtentheils in einem so erbärmlichen Zustande, daß der Handel unmöglich gedeihen kann. Man hat noch nicht daran gedacht, die gefährlichen Pässe, die der Wanderer auf und abklimmen muß, nur einigermaßen gangbarer zu machen; die Bevölkerung ist weit geringer, als man gewöhnlich annimmt; der Handel ist beschränkt, und die Staatseinkünfte können nicht viel mehr als 1½ Millionen Pfd. Sterl. betragen. Der Islam ist im Verfall, und die strengeren Wissenschaften sind noch immer in ihrem Kindesalter.

Der Verfasser hatte öfter Gelegenheit, den Einfluß der Regierung auf die Nation zu beobachten. Wir lassen ihn selbst reden:

„Die Beamten aller despotischen Höfe gleichen einander, weil sie mit der Regierung, die sie als Werkzeuge gebraucht, in gleicher Form gegossen sind. Sie sind Sklaven der Laune ihres Monarchen; ihr ganzes Daseyn hängt von seiner Gunst ab, und eben deshalb neigen sich alle ihre Kräfte zur Sicherung dieses Gutes. Verstellung und Schmeichelei sind ihr vornehmstes Studium: ihre Seele brütet nur über Intriguen, und sie bringen ihre Zeit damit hin, daß sie auf die lasterhafteste Weise jene Schätze zusammenhäufen, die ihre Ausschweifungen befriedigen. So wird der Hof und Alles, was damit zusammenhängt, den Armen ein Gegenstand des Schreckens und des Abscheus."

„Leute von solcher Erziehung können nur wenig Tugend besitzen. Sie werden geschickt im Geschäftsleben, sind oft wohl unterrichtet, scharfsinnig, fein, milde und höflich, und lassen ihre Gefühle nur selten laut werden; allein unter diesem gleissenden Deckmantel sind sie Betrüger, Verräther, bestechliche Schurken. Dies ist mit wenig Ausnahmen der Charakter des Persischen Hofs und seiner Magnaten, und das verderbliche Beispiel der Hauptstadt wirkt in jedem Distrikte des Reiches ansteckend."

„Die Staats-Minister werden gewöhnlich aus den sogenannten Mirsa's (Mirza's) gewählt, einer Art von Secretairen, die sich solchen Geschäften geweiht haben, welche höhere Bildung voraussetzen. Solche Personen sind im Allgemeinen frei von der Arroganz der Chefs und Vornehmen und besitzen eben so viel Geschmeidigkeit als Verstellungskunst. Sie nehmen keinen Theil am Kriegswesen und führen nicht einmal Schwerter. In ihrem Gürtel steckt ein Kalemdahn oder Schreibzeug statt des Dolches. Jedes Individuum hat Zutritt zu dem Monarchen, der seine Beschwerden pflichtmäßig anhört und oft nachmals zu Erreichung seiner selbstischen Zwecke davon Gebrauch macht. Die Steuereinnehmer in den Provinzen, welche auf der einen Seite mit raubgierigen Vorgesetzten, auf der anderen mit einem Volke zu thun haben, das selbst gerechten Forderungen mit Widerwillen genügt, sind so erbärmlich daran, daß ein alter Hofmann, den der Fürst von Schiras wegen Bestrafung eines berüchtigten Räubers konsulirte, dem Fürsten sagte: „„Uebergebt ihm die Verwaltung eines Distriktes in Fars; ich wüßte kein Verbrechen, für welches diese Anstellung nicht eine angemessene Strafe wäre.""

Trotz allen Erpressungen der Regierung leben die Minister, die Vornehmen und alle öffentliche Beamte in scheinbarem Ueberfluß. Die Unterthanen sind so wenig niedergedrückt, daß sie ihre Beschwerden ganz ungenirt vor die höchsten Tribunale bringen. Viele Kaufleute und Grundbesitzer sammeln bedeutende Reichthümer, und verstehen es, die Raubsucht der Großen zu eludiren. Die fast allgemeine Klage über Armuth gründet sich oft nur auf die Besorgniß, das Erworbene wieder abtreten zu müssen.

„Armuth und Elend", sagte der Mihmandar der Britischen Gesandtschaft nach Teheran, zu dem Verfasser „Armuth und Elend walten durch alle Klassen der Gesellschaft. Ich selbst habe angeblich einen Jahrgehalt von 150 Toma's, allein er wird mir so erbärmlich schlecht ausgezahlt, daß ich meines Standes und meiner Familie wegen gezwungen bin, Schulden zu machen." Eben so war es zu Chardin's Zeit: „Diese Menschen", sagt er, „sind die größten Verschwender auf Gottes Erdboden; es ist ihnen eine Pein, Geld aufzubewahren. Alles wird sofort ausgegeben. Gesetzt den Fall, der König schenkte Einem von ihnen 50,000 oder 100,000 Livres; so wäre schon nach 14 Tagen die ganze Summe durchgebracht. Er kauft Sklaven von jedem Geschlechte, — sieht sich nach Mätressen um — kleidet und möblirt sich kostbar, und bald hat er keinen Pfennig mehr. In weniger als zwei Monaten verschwindet die ganze Herrlichkeit, Stück für Stück. Erst kommen die Pferde dran, zunächst die überzähligen Bedienten, dann die Mätressen, dann die Sklaven; endlich die Kleider."

Nichts giebt einen sprechenderen Beweis von dem sittlich verderblichen Einfluß der Regierung in Persien, als die allgemeine Unempfindlichkeit gegen Königliche Ungnade. Ein Minister oder Statthalter beleidigt den König, oder wird angeklagt, sey es auf gerechter oder ungerechter Weise. Man verurtheilt ihn, fast ohne ihn anzuhören; sein Vermögen wird konfiscirt; seine Sklaven werden Andern geschenkt; sein Weib und seine Kinder erleiden Beschimpfungen und seine Person wird gemißhandelt oder gar durch den Henker verstümmelt. Alle diese empörenden Strafen betrachtet er nur als Pollen, die den Glanz seines Hofglücks eine Zeitlang verdüstern, und die Erfahrung lehrt, daß er sich selten verrechnet, denn der Sturm geht häufig eben so schnell vorüber, als er gekommen ist. Die Königliche Caprice begnadigt den Delinquenten wieder; seine Familie und diejenigen seiner Sklaven, die noch vorhanden sind, werden ihm zurückgestellt; auch sein Vermögen wird ihm, nach Abzug alles Ueberflüssigen, wieder ausgezahlt. Ein Bad stärkt seine zerprügelten Fußsohlen, eine Kappe verhüllt seine beschnittenen Ohren und ein Ehrenkleid bedeckt alle seine Sünden. Oft erhält er sogar die vorige Statthalterschaft zurück und verkündet dem bisherigen Stellvertreter, der ihn zu Fall gebracht, von seiner Seite die Ungnade der Majestät. Es ist in der That erstaunlich, mit welcher Unvorsichtigkeit König und Minister entweder Fremden oder solchen Unterthanen, die allenfalls Unbill und Schmach erlitten, irgend ein öffentliches Amt zutheilen. Die Verwaltung eines eroberten Staates wird gar oft dem Chan oder Fürsten anvertraut, der ihn vorher unumschränkt beherrschte; der begnadigte Rebell empfängt in einer anderen Provinz das Ober-Kommando und der entsetzte Statthalter wird einem Distrikte vorgesetzt, dessen Verwaltung die gewissenhafteste Treue erfordert.

Hier noch einige Anekdoten, die zur Charakteristik des Landes dienen.

„Ein Mann kaufte von einer Person, die hinter einem Fenster saß, einen Stock mit schönen Weintrauben und faßte denselben an einem Ende, um ihn mit sich zu nehmen; allein alle Trauben waren künstlich an den Stock befestigt und fielen eine um die andere nach Innen zu ab, so daß der Käufer nichts als den kahlen Stock behielt. „O Sejjid, o Molla, o Hadschi!" rief der Getäuschte. „Ihr kennt mich also!" sprach der Verkäufer, indem er die Thür öffnete und heraustrat. „Ich habe Euch in meinem Leben nicht gesehen", entgegnete der Geprellte; „allein ich war fest überzeugt, daß Niemand, der an diese heiligen Titel (es sind die Benennungen von Geistlichen) kein Recht hatte, mir einen solchen Streich hätte spielen dürfen."

„Ein anderes Individuum beklagte sich einst bei Molla Ahmed, Muschtehed von Ardebil, Abbas der Große habe ihm seine Schwester entführt und gewaltsam ins Harem eingesperrt. Der heilige Mann gab ihm sogleich eine Note an den König, worin die lakonischen Worte standen: „„Bruder Abbas, gieb dem Ueberbringer seine Schwester wieder.""" Der Monarch entließ das Weib sogleich aus dem Harem, zeigte den Höflingen die Note und sprach laut: „„Laßt dies Papier in mein Leichentuch legen; denn der Umstand, daß Molla Ahmed mich „Bruder" genannt hat, wird mir am Weltgerichtstage nützlicher seyn, als alle Handlungen meines Lebens.""

Der Verfasser beschließt sein Werk mit Notizen über Afganistan, Beludschistan und Persiens Naturgeschichte.

Mannigfaltiges.

— Die Abdankungsfeder. So nennen die Engländer diejenige Feder, mit welcher Napoleon im J. 1814 seine Abdankungs-Akte zu Fontainebleau unterzeichnete. Wer aber besitzt diese Feder? In England allein rühmen sich nicht weniger als 300 Personen im Besitz der kostbaren Reliquie zu seyn. Und in der That produzirt auch jeder dieser 300 das schriftliche Zeugniß des Kastellans von Fontainebleau, daß sein theuer bezahlter und in einer prächtigen Kapsel ruhender Kiel das denkwürdige Instrument sey, mit welchem der entscheidendste Federstrich Napoleons geführt worden. Aber hat denn Napoleon seine Abdankung 300 Mal unterzeichnet? Nichts weniger! Es geht den 300 Engländern wie den drei Söhnen in Lessing's „Nathan" mit dem Ring ihres Vaters; keiner besitzt den echten, obgleich ihn jeder zu haben meint. Die echte Abdankungsfeder hat der Kastellan von Fontainebleau, ein Invalide der alten Garde, als ein Andenken seines Kaisers, sich aufbewahrt, während er den reliquiengierigen Engländern für schweres Geld die alten Federkiele verkaufte, womit seine Frau die Namen der Thoren sich aufgezeichnet hat, die Alle, und zwar jeder im Vertrauen, um Napoleon's Abdankungsfeder sich bewarben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Freitag den 4. April 1834.

Frankreich.

Künstler-Portraits.

II. Mademoiselle Mars.

Ich beginne mit der Bemerkung, daß Mademoiselle Mars 55 Jahr alt ist. Und wenn ich so ohne Umschweif, ohne ängstlich höfliche Wendungen beginne, so geschieht es, weil ich nicht begreife, was die Erinnerung an ihr Alter, für eine Frau, wie die Mars Verletzendes haben kann. Die 60jährige Ninon, der noch Jünglinge den Hof machten, konnte mit Recht zu mancher jungen Herzogin sagen: „Sehen Sie doch, Madame, wer ich bin, und wer Sie sind; und ich bin 60 Jahr alt.“

Wie wenig hat überhaupt das Alter bei einem Schauspieler zu bedeuten; wenn nur das Talent nicht gealtert hat. War Talma nicht noch zwanzig Jahr alt, als er kurz vor seinem Tode den Orest von Soumet spielte?

Aber es giebt eine Menge Leute, die sich ihr Vergnügen durch eine ängstliche Zergliederung verderben. Wie viel Frauen habe ich nicht zur Zeit der glänzenden Debüts des Herrn Ponchard gesehen, die behaupteten, daß ihnen dieser vortreffliche Sänger — der vortrefflichste, den wir vielleicht je gehört haben — unerträglich sey. „Er ist zu häßlich“, sagten sie, „man kann ihn nicht ansehen. Sehen Sie nur, wie klein und dürr er ist, was für Gesichter er beim Singen schneidet! Ellevion, das war ein Sänger!“ Und jene Damen schlossen die Augen oder hielten die Fächer vor's Gesicht; es war eine Art Mode geworden. Aber Ponchard siegte über seine Gestalt, über sein Gesicht und über die Vorurtheile der Frauen, die einen Sänger sehen wollen und sich nicht die Mühe geben, ihn zu hören. Er begann eine Künstler-Laufbahn und durchlief sie mit Erfolg, weil er Seele, eine vortreffliche Aussprache und eine unendliche Fertigkeit besaß.

Was kümmern sich aber die Zuschauer, die nur ins Theater laufen, um junge und hübsche Schauspielerinnen zu sehen, um Intelligenz, Verdienst und selbst um Genie? Weder das Drama, noch der Charakter zieht sie an; ihnen ist es lediglich um einen augenblicklichen Sinnenkitzel zu thun. Sie denken an den Mann oder an die Frau, aber keineswegs an den dramatischen Künstler. Für sie verfertigt Cauchoix jene schweren und riesenhaften Perspektive, die der stärkste Arm nicht lange vor dem Auge halten kann, die vielleicht vortrefflich seyn können, um den Mond zu betrachten, die für mich aber den Hauptfehler haben, daß sie den Schauspieler zu nahe vors Auge bringen.

Es ist in der That ein schönes Vergnügen, den Kopf eines Schauspielers wie ein Insekt durch's Mikroskop zu betrachten, neugierig alle Flecken auf der Haut eines Gesichts zu studiren und sich alle Täuschungen, die der Schauspieler auf die Entfernung berechnet und mit großer Kunst hervorgebracht hat, zu zerstören. Ich hüte mich wohl, von einem so entzaubernden Verbündeten Gebrauch zu machen; ich will ein Theatergesicht sehen, wie ich eine Decoration sehe. Wenn ich in einem Himmel oder in einem Baumstamm die einzelnen Pinselstriche bemerkte, so würde ich enttäuscht seyn, um wie viel mehr bei einem menschlichen Gesicht. Im Theater pflege ich fast nur zu hören, und da ich das Glück habe, etwas kurzsichtig zu seyn, so macht mich dies sehr geeignet, das Schauspiel zu genießen. Ich weiß wohl, daß man mich täuscht; aber ich habe auch nicht gehofft, daß man mich nicht täusche. Es würde mir sogar sehr leid thun, wenn man nicht versuchte, mich zu blenden; denn ich verlange nicht Wirklichkeit, sondern nur Wahrheit, die Wahrheit der Kunst. Die Wirklichkeit ist plump, die Wahrheit voller Reiz. Diese Wahrheit hat allerdings etwas Conventionelles, und bei dem Conventionellen ist immer Lüge; aber die Kunst besteht darin, geschickt zu lügen und aus einer Summe zarter Lügen eine Wahrheit zu machen. Wenn man die Wirklichkeit auf dem Theater haben wollte, so müßte man damit anfangen, am hellen Tage zu spielen, denn die Lampen ahmen das Sonnenlicht schlecht nach; man müßte ferner auf dem Lande, oder in einem wirklichen Palast, oder auf einem wirklichen Meere spielen und alle Decorationen zerreißen. An die Stelle des Scheins müßte die wirkliche Handlung treten, und das würde unmöglich, lächerlich oder abscheulich seyn.

Die Kunst hat Bedingungen; aus denselben heraustreten heißt sie entstellen. Die theatralische Kunst vervollständigt die dramatische; Diese liebt einige Uebertreibungen der Gefühle, der Wirkungen, der Worte, weil sie auf die in gewisser Entfernung versammelte Menge wirken will; die andere hat Bewegungen, Zutholen, Decorationen, rothe und weiße Schminke zum Dienst der Kunst des Dichters. Damit zwischen diesen beiden Künsten Uebereinstimmung herrsche, muß die zweite der ersten gehorchen, sie unterstützen, ihr den Ausdruck, das Wort, den Anblick, die Bewegung geben; das kann sie nur durch gewisse Mittel, und diese Mittel kann sie nicht alle so gut verbergen, daß sie einem Glase von Cauchoix entgingen. Wer das Theater wirklich liebt, besuche dasselbe ohne den fatalen Teleskop, der den Schauspieler gleichsam anatomisirt. Ich liebe es zu sehr, ein Glas klares, helles, frisches Wasser zu trinken, als daß es mir jemals einfallen könnte, einen Tropfen desselben jenem durchdringenden Auge der Physik zu unterwerfen, das mir ich weiß nicht welche schauderhafte Bewohner zeigen würde, die sich darin myriadenweise bewegen, sich schlagen, sich erwürgen und verzehren und das Wasser in ein widerwärtiges Durcheinander von Lebenden und Todten verwandeln. Wohlan! Es ist mir eben so sehr Bedürfniß an die Reinheit des Gesichtes eines Schauspielers, als an die meines Glases Wasser zu glauben.

Nicht ohne Grund möchte ich die zu guten und also zu unhöflichen Perspektive aus dem Theater verbannt wissen. Sie haben aus unseren Schauspielhäusern wahrhafte Amphitheater boshafter Zergliederungen gemacht. Neulich Abends bin ich ein Opfer jener grausamen Instrumente geworden; es war im Theatre-Français. Mademoiselle Mars auf der Bühne; ich bewunderte sie aufrichtig; sie stellte Elmire dar, mit ihrem Reiz, mit ihrem Anstand, mit der Anmuth und dem Geist, die ihr eigenthümlich sind. Ich fand sie allerliebst, höchst verführerisch und eines edleren Liebhabers, als des Herrn Tartüffe, würdig. Neben mir saß ein junger Herr, in seinen blauen Rock wie in einen Schnürleib eingezwängt, vom Scheitel bis zur Spitze des Kinnes frisirt, steif in seiner hohen Halsbinde, weiß behandschuhet, einer jener unnützen Stutzer, die von gewissen Frauen noch geliebt werden, eines jener Wesen, die durch Alles gelangweilt werden, die Alles schlecht finden und sich ungeschliffenerweise ihrer Langenweile halber an der Gesellschaft rächen, indem sie ihr ihre sehr langweiligen Personen aufdringen. Dieser Herr hatte ein Perspektiv, und wir befanden uns im Orchester.

In meinem Egoismus des Genusses eingeschlossen und jenem Uebelästigen durch die heilige Aufmerksamkeit entgehend, die ich der Darstellung des Molière'schen Meisterwerkes widmete, bemerkte ich anfänglich den verächtlichen Blick und die spöttelnde Miene nicht, mit der mein Nachbar die große Schauspielerin betrachtete. Er wurde nach und nach ungeduldiger, drehte sich beständig um und lachte auf eine unerträgliche Weise; er wurde mir sehr lästig, und ich sagte es ihm.

„Ich bewundere“, erwiederte er, „die Nachsicht, mit der Sie alle diese Leute ansehen und anhören. Es ist abscheulich!“ — „Das ist Geschmacksache“, sagte ich, „und ich bin nicht Ihrer Ansicht. Ich bin zufrieden, ich ergötze mich ohne Geräusch und ohne Jemanden lästig zu fallen. Machen Sie es gefälligst eben so. Langweilen Sie sich, ohne mich durch Ihre ungeduldigen Bewegungen und durch Ihr ironisches Lächeln davon in Kenntniß zu setzen.“ — „Aber es steht mir doch wohl frei“ . . . . „Nein, die Freiheit unter gebildeten Leuten besteht darin, daß man nichts thut, was einem Anderen lästig ist.“

Nach einigen anderen Bemerkungen kam er auf Mademoiselle Mars und sagte, sein unerbittliches Glas immer vor dem rechten Auge haltend: „Was Teufel, warum will sie noch immer junge Frauen spielen? O, ihre Züge“ —.... Und nun entwarf er mir ein fast bis zum Fantastischen übertriebenes Bild. — „Ich sehe nichts von dem Allen, mein Herr.“ — „Da, nehmen Sie einmal meinen Operngucker.“ — „Gott behüte mich davor.“ — „Sie wollen sich also nicht überzeugen lassen?“ — „Ich sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein. Meine Augen entdecken nichts von dem Unheil, das Ihr Glas verkündet. Ich sehe eine allerliebste Gestalt, feine und richtige Bewegungen, ein geistreiches Lächeln, glänzende Augen, schöne Zähne, rabenschwarzes Haar; ich höre eine köstliche Stimme und den Ton der guten Gesellschaft; was brauche ich mehr? Für mich ist es immer dieselbe Mlle. Mars, die ich schon vor zwanzig Jahren gekannt habe, als sie 35 Jahr alt war und mit hinreißender Anmuth ganz junge Mädchen darstellte. Sollte sich mein Gesicht noch bessern, so würde ich nicht mehr in's Orchester gehen, sondern mir auf der hintersten Gallerie den Punkt aussuchen, der mir meine Täuschung ließe. Mademoiselle Mars ist für mich kein Gegenstand der Kunst; ich betrachte sie wie ich ein schönes Gemälde von Velasquez, von van Dyk, von Holbein oder von Raphael betrachten würde. Wenn ich vor dem Kopf eines jener Meister stehe, so nehme ich keine Loupe zur Hand, sondern ich gehe so weit zurück, um gerade den Punkt zu finden, wo

der gewalte Kopf den besten Eindruck auf mich macht. Wenn es Ihnen nur um eine hübsche Frau zu thun ist, so suchen Sie sich dieselbe im Saal auf; und wenn Ihnen die Schauspielerin nicht jung und hübsch genug ist, so sehen Sie, statt durch das kleine Glas Ihres Opernguckers, durch das große, und hören Sie dann zu."

Er versuchte es und sagte: „Sie haben wahrhaftig recht; das ist ein allerliebstes Miniatur-Bild; ich sehe nun die kleine Mars, von der mir mein Vater so oft erzählt hat." — „Welch' einen schlechten Dienst leistete Ihnen Ihr Glas. Es machte Sie ungerecht gegen ein Talent, das nicht seines Gleichen hat, und das wir nur zu früh vermissen werden. Ich sehe eben so gern eine hübsche Frau als Sie; aber bei einem Schauspieler ist die Schönheit nur ein untergeordnetes Verdienst. Was haben Fehler zu bedeuten, die verschwinden, wenn man sein Perspektiv umkehrt, oder wenn man klug genug ist, sich desselben gar nicht zu bedienen? Mlle. Mars ist immer so alt, wie sie seyn muß, weil sie die Kraft und die Anmuth der darzustellenden Rolle, des darzustellenden Alters hat; mehr verlange ich nicht. Sie könnte Ihnen mit der Stelle aus einer Komödie antworten:

„Mein Taufschein ist nur alt, ich bin es nicht."

Mlle. Dancourt spielte noch in ihrem 60sten Jahre jugendliche Liebhaberinnen, und neben ihr glänzten Mlle. Gaussin und Mlle. Dumesnil, die beide jung waren; und man duldete sie nicht allein, sondern sie gefiel. Wer steht der Mars zur Seite, um uns für ihren Verlust zu trösten? Finden wir uns also in ein Unglück, das wir nicht ändern können; um so mehr, da dieses Unglück noch nicht sehr groß ist. Mlle. Mars wird nur erst dann zu alt seyn, wenn ihre melodische Stimme rauh und zitternd geworden ist, wenn sie nicht mehr gehen kann, wenn die Kunst ihr fehlt, um die Verwüstungen der Zeit zu verdecken, und diese Zeit ist gewiß noch sehr weit entfernt. Monvel hatte keine Zähne und keine Kraft mehr, als er noch den Augustus spielte; aber er hatte eine Seele. Man sagte, es wäre höchstens der Schatten Monvel's; es war ein erhabener Schatten. Wir sind, Gott sey Dank! noch nicht auf den Schatten der Mlle. Mars reducirt. Wenn die Zügellosigkeit der Einbildungskraft Sie in's Theater treibt; so gehen Sie nach dem Vaudeville und sehen Sie Mlle. Atala und Mlle. Bildmen, oder nach den Variétés und sehen sie Mlle. Marchetti und Mlle. Jenny Colon. Das sind sehr schöne Frauen, bei denen Sie sich ungehindert Ihres Perspektivs bedienen können. Aber wenn Sie sich ein Vergnügen des Herzens und des Geistes verschaffen wollen, so kommen Sie hierher, um Mlle. Mars zu studiren. Betrachten Sie dieselbe mit den Augen des Geistes, und Sie werden Sie weit schöner finden, als jene vier allerliebsten Masken, hinter denen kein dramatisches Leben, kein Künstler-Gefühl ist."

Mein junger Herr, indem er meiner Predigt zuhörte, schob langsam seinen Operngucker zusammen; er lachte nicht mehr. „Sie haben vielleicht Recht", sagte er; „aber gestehen Sie, daß Jugend und Schönheit selbst einer vortrefflichen Schauspielerin nicht schaden." — „Ganz gewiß nicht", entgegnete ich, „wie echtes Gold sich auch in dem Schmuck einer Schauspielerin sehr gut ausnimmt. Wenn sich aber Kupfer in der Entfernung eben so gut ausnimmt, wie Gold, was ist mir dann daran gelegen, ob es Kupfer oder Gold ist?"

Wir wechselten weiter kein Wort. Das Perspektiv glitt in die Tasche seines Eigenthümers, der die letzten Akte des Tartüffe ruhig mit anhörte und der Elmire oft Beifall zollte.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Pratique des accouchemens, ou mémoires et observations choisies sur les points les plus importans de l'art. (Die Hebammen-Kunst.) Von Frau Lachapelle. Erster Bd. 20 Fr.

Recherches sur l'origine et les progrès futurs de la Clinique. — Von Serre. 8 Fr.

Mémoire sur les moyens de rendre l'eau de mer potable. (Ueber die Trinkbarmachung des Meerwassers.) Von J. Pernet.

Itha, comtesse de Toggenburg. (Verfolgte Unschuld, moralische Erzählung.) Von L. H. 7½ Fr.

Traité de métrologie ancienne et moderne, suivi d'un précis de chronologie et des signes numérique. — Von Saigey.

Deutsche Literatur im Auslande.

Tieck geschildert von Xaver Marmier.

(Schluß.)

Dichterleben, in zwei Theilen, ist für die dramatische Kunst dasselbe, was Sternbald für die Malerei. Hier sind eben so die Gedanken über Erfindung und Darstellung für die Schaubühne mit sicherem Urtheil und erlesenem Geschmack entfaltet; und Shakespeare ist hier die vorherrschende Gestalt, wie Albrecht Dürer im Sternbald. Es ist übrigens gegenwärtig, wo wir so viele mit dem Titel geschichtlich beehrte Romane haben, nicht überflüssig, zu bemerken, daß Tieck dieses Dichterleben erst nach tiefen und schwierigen Forschungen an Ort und Stelle über die Schriften, den Charakter und das Leben der Personen, welche er vorführt, verfaßt hat. Es enthält zugleich die Frucht der Untersuchungen, welche er zur Herausgabe der beiden Bände Alt-Englisches Theater und zwei Bände Vorschule zum Shakespeare, denen noch zwei folgen werden, angestellt hat. Und Tieck erfreut sich des Ruhmes, die Zeit vor Shakespeare, so wie die Lebenszeit dieses großen Dichters selber, besser zu kennen, als irgend ein Engländer.

Dieses Dichterleben hat allgemeine Aufnahme bei dem Deutschen Volke gefunden, wo Alles, was sich auf den großen Englischen Bühnendichter bezieht, viel begieriger gesucht wird als in Frankreich.

Nach diesen größeren Romanen muß man unter Tieck's Werken an die Erzählungen und Mährchen gehen, und zunächst an den Phantasus, eine Verbindung derselben mit Unterhaltungen über die Kunst, wo die Schranken zu einem dichterischen Wettstreit eröffnet sind, und alle Kämpfer ihre Meinungen auf die Bahn bringen, ihre verschiedenen Ansichten von der Dichtkunst und dem Schauspiel darlegen und hierauf ein von ihnen verfaßtes Werk dieser Art, als Beispiel ihrer Behauptungen, mittheilen. Der Phantasus gleicht also keineswegs den mannigfaltigen in Einen Rahmen gefaßten Erzählungen, welche wir kennen; man kann ihn weder den wunderlichen und phantastischen Mährchen der Tausend und Einen Nacht vergleichen, noch den ergötzlichen, manchmal etwas ausschweifenden Novellen des Boccaccio, noch weniger dem Heptameron der Königin von Navarra, und auch nicht der Lalla Rukh des Th. Moore. Anderswo sind die einzelnen Erzählungen der wesentlich vortretende Theil des Werkes, und Alles, was sich ihnen anfügt, scheint nur herbeigeführt, um ihnen leichteren Eingang zu verschaffen: hier dagegen scheint der Dichter vielmehr bemüht, einen Grundsatz der Kunst, eine Richtschnur der Beurtheilung aufzustellen, und die Erzählung dient nur als Zugabe, um seine Gedanken noch auf eine andere Weise darzustellen. Es ist demnach für den Künstler ein zugleich belehrendes und unterhaltendes Buch; und welche köstliche Erzählungen sind darin die vom blonden Eckbert, dem getreuen Eckart und dem Liebeszauber!

Eine Menge anderer Erzählungen, eigentlich Novellen genannt, findet sich zerstreut in verschiedenen Taschenbüchern; einige sind auch schon in der neuen vom Dichter selbst besorgten Ausgabe seiner Werke gesammelt. Es würde eine weitschichtige und diese kurze Uebersicht weit übersteigende Aufgabe seyn, eine nach der anderen vorzunehmen und alle nach ihrer besonderen Art abzutheilen. Ich will nur bemerken, daß alle Novellen Tieck's, und besonders die in den letzten Jahren geschriebenen, ein unterscheidendes Gepräge, eine vortretende Eigenthümlichkeit an sich tragen, wodurch es fast unmöglich ist, sich zu täuschen, wenn man einige von ihnen mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Es sind Dichtungen, welche sich durch alle Veränderungen in's Unendliche hindurchspielen, und gewiß kann man sie weder der Eintönigkeit noch der Einförmigkeit anklagen, denn sie durchlaufen allmälig alle Tonarten und nehmen alle Gestalten an: aber die Zweige des Baumes mögen sich immerhin nach allen Richtungen strecken und mannigfaltige Gestalt annehmen, der Stamm bleibt doch immer derselbe, und Tieck verbreitet über diese ganze Art der Hervorbringungen eine Farbe, welche kein anderer nachmachen kann, eine bewundernswürdige Wahrheit und Feinheit der Malerei, eine eigene Art von schalkhafter Gutmüthigkeit, einen Witz *), der ganz ungesucht von selber kömmt, und einen Anstrich von Laune, verbunden mit einem seltenen Grad von Treuherzigkeit und Redlichkeit.

Vor Tieck, wage ich zu behaupten, kannte man in Deutschland noch nicht diese Art aus dem häuslichen Leben entlehnter Novellen, ausgestattet mit wahrhaften Grundzügen und mit dem Gepräge einer Art von Deutscher Volksthümlichkeit. Thümmel dichtete Erzählungen in poetischer Prosa nach dem Muster des Telemach (!); Wieland, in seiner geistvollen, beredten und anmuthigen Darstellung, schrieb nur Sachen, die sich auf Griechenland, auf Frankreich bezogen, auf alles Andere eher, als auf Deutschland. Lafontaine pinselte mit flacher Empfindelei seine sogenannten Familiengemälde und ward der Ducray-Duménil jenseit des Rheins. Musäus hat sich vielleicht am meisten der Vorstellung genähert, welche wir uns von der volksthümlichen Novelle machen; aber auch seine Darstellungen, auf der Grundlage alter Ueberlieferungen, können nicht in den Kreis der Lebendigkeit eintreten, deren Ziel insgemein diese Novelle ist, und seine Jagd auf Ein- und Ausfälle und ungehörige Anspielungen verderben häufig wieder, was sonst seine Gemälde Wahres und Anziehendes haben. Ich geschweige übrigens jener Menge von abgeschmackten unwahren Erzählungen, Schäfer- und Hirtendichtungen, welche sich bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts in Deutschland verbreiteten. Auch wir haben unsere Scudery und Fontenelle gehabt, wie Deutschland seine Lohenstein und Geßner. Sie mögen in Frieden ruhen!

Da kam aber Tieck, der, genährt mit der Kenntniß der alten Italiänischen Erzähler, so wie der alten heimischen und Spanischen Volksbücher, endlich seinem Vaterlande diese Art der Darstellungen gegeben hat, welche ihm noch fehlte; diese Art, welche man so zuversichtlich versucht, welche man so leicht wähnt, die indessen zur vollendeten Ausführung so viel Arbeit, Geschick und Aufmerksamkeit erfordert.

In Deutschland ist es gegenwärtig, wie in Frankreich; jeder junge Mensch, der von der Schule abgeht und kaum ein paar gute Uebungen der Redekünste gemacht hat, betrachtet sich von rechtswegen berufen, Novellen zu schreiben. So sind die Buchläden überschwemmt von dergleichen Werken, welche, bald im Alterthum, bald im Mittelalter, bald in unserer Zeit, von Kriegs- oder Liebesgeschichten, Vaterlandsliebe oder Räuberleben handeln, durchmischt mit Romanzen oder Elegieen, wie man nur will. Es giebt gegenwärtig, glaube ich, Tausende auf der Welt, welche keinen Tag zu Bette gehen wollen, ohne ihre Novelle geschrieben zu haben; nicht anders wie ein guter Christ sich nicht niederlegt, ohne sein Gebet verrichtet zu haben. Wer so jede Narrheit, welche ihm durch den Kopf geht, auf's Papier werfen kann, findet die Sache ohne Zweifel sehr leicht; aber wer diesen Zweig der Kunst gründlich erwogen, wer alle Abstufungen der Zeichnung berechnet, alle Feinheit der Ausführung und alle Sorgfalt begriffen hat, welche diese kleinen Gemälde aus dem

*) Der Französische Verfasser behält hier das Deutsche Wort mit der Sache

Leben erfordern, die wir Novellen nennen, — Männer, wie Tieck und Rodier, haben die Schwierigkeiten derselben erkannt und könnten uns etwas davon sagen.

Bevor ich die hauptsächlichsten Prosa-Werke Tieck's verlasse, darf ich nicht unbemerkt lassen, daß seine Prosa sich auszeichnet durch eine große Klarheit, einen reinen, freien und richtigen Stil; was in Deutschland kein geringes Verdienst ist, wo die Schriftsteller so große Freiheit haben, ihre Redensarten auszuspinnen, neue Wörter zu schaffen und ihre Wortfügungen dermaßen zu verschränken, daß sie ihren Landsleuten selber schwer verständlich sind. Goethe und Tieck sind für die Behandlung der Deutschen Prosa auf gleiche Höhe gestellt, und Niemand kann sich in dieser Hinsicht neben sie, noch über sie setzen.

Tieck hat drei Bände lyrische Gedichte, Elegieen, Balladen, Lieder, Romanzen, Sonette herausgegeben. Diese Gedichte tragen ebenfalls eine unterscheidende, sehr eigenthümliche Gesichtsbildung, welche ich bei keinem anderen Dichter wiederfinde. Es ist dies die lebhafte, tiefe und treffende Natur-Ansicht und Darstellung seiner Gemälde. Es ist noch mehr als dies, es ist eine unbeschreibliche Kunst, die Natur zu beleben, Allem, was er ergreift, Seele, Gedanken, Empfindung mitzutheilen, dergestalt, daß der Dichter sich auf Wiesen, Wälder und Hügel begiebt und Wiesen, Wälder und Hügel, die darauf sprießenden Blumen, die darin weilenden Bienen, die sie durchschwebenden Vögel für ihn eine geheimnißvolle Sprache haben, eine Sprache, welche er versteht, und auf welche er als Freund, als Bruder, als Dichter antwortet. Es ist kein Idyll; denn das Idyll enthält etwas Abgeschmacktes und Unwahres, was sich hier nicht wiederfindet. Es ist noch minder Polytheismus; denn dieses Wort würde für uns Alles ausschließen, was es Geheimnißvolles und Träumerisches in diesen Gedichten giebt. Es ist ein Glaube und eine Schöpfung des Dichters; es ist seine Seele, welche sich der äußeren Natur mittheilt, welche Alles durchdringt, was ihn umgiebt, und welche durch die Macht des Gedankens Allem, was den Blicken leblos erscheint, Leben und Stimme verleiht: kurz, es ist ein Saitenspiel, welches man dem Winde aussetzt, und welches abwechselnd ertönt von dem Hauche der es liebkosenden Lüfte, dem Gemurmel des Baches, dem Gesange der Nachtigall.

Die Balladen und Romanzen sind alle vom Geiste des Mittelalters durchdrungen, und man kann daran sehen, wie gründlich der Dichter diese Zeit erforscht hat. Der unbefangene Glaube, die Einfalt, manchmal der Aberglaube, die herzliche, zarte und ehrerbietige Liebe und das ritterliche Leben des Mittelalters finden sich hier schön und getreulich ausgedrückt.

In der ersten Reihe dieser Gedichte, nämlich in denen, welche auf Natur-Schilderung ausgehen, glaube ich, wird man die mannigfaltigen einzelnen Stücke des Zerbino am meisten bewundern, die Wanderlieder, Nachtlieder, Lieder der Sehnsucht *) u. a.

Von den Balladen möchte ich die vom treuen Eckart dem Besten an die Seite stellen, was die Spanischen Romancero's aufzuweisen haben.

Unter den Sonetten wird man unbedenklich die an Schlegel und Novalis auszeichnen.

Wir kommen nun zu der Schaubühne, welche eine bedeutende Stelle in Tieck's literarischer Laufbahn einnimmt. Seine Schauspiele sind großentheils aus alten Sagen und Volksmährchen genommen.

Tieck ist einer der ersten, der einsah, welchen glücklichen Einfluß auf die neue Literatur die Kenntniß der Werke des Mittelalters ausüben könnte; nicht des verstümmelten, verfälschten, verjüngten, nach dem neuesten Geschmack gekleideten Mittelalters, sondern des in seiner wahren Gesichtsbildung, Geberde, Gang und eigenthümlichen Gestalten wiedergeborenen Mittelalters; des in seinen Schönheiten bewunderten, in seinen Geheimnissen verstandenen und selbst in seinen Irrthümern ehrwürdigen Mittelalters; kurz, des Mittelalters, welches, wie eine alte Malerei von einer zerstörten Leinwand, auf ein starkes neues Gewebe übergetragen wird, das sie aufnimmt und ihr wieder neues Leben giebt, ohne ihr irgend etwas von ihren ursprünglichen Grundzügen zu nehmen.

Das ist es, was Tieck beabsichtigte; das ist es, was er zu verwirklichen suchte, überzeugt, daß dieses auch ein Weg sey, die Kunst auf eine anziehende und erhabene Weise zu zeigen und sein Vaterland mit bedeutenden und durch das Gepräge der Volksthümlichkeit ausgezeichneten Werken zu beschenken. Sein Aufenthalt zu Rom in den Jahren 1805 bis 1806, und dann zu Paris im Jahre 1817, hatte zum Hauptzweck, auf diese vergessenen und unbekannten Quellen, auf diese Lieder der alten Minnesinger**), auf diese kostbaren Handschriften zurückzugehen, von welchen er vor allen in der Vaticanischen Bibliothek eine reiche Sammlung fand. ***)

Ausgerüstet mit diesen gründlichen Kenntnissen, voll Begeisterung für das Mittelalter und mit wunderbarem Geschick begabt, es zu erfassen und zu verstehen, machte er sich daran, eine Reihe von Schauspielen zu schreiben, die erste dieser Art, welche man noch in Deutschland gesehen hatte, und vermuthlich die einzige, welche man jemals darin sehen wird; denn ich wüßte eben nicht, wer sich nach ihm auf dieselbe Bahn wagen dürfte.

Man könnte diese Stücke in zwei Reihen sondern, auf der einen Seite die witzigen und launigen Stücke, wie der gestiefelte Kater, der kleine Däumling, Blaubart, Rothkäppchen, die verkehrte Welt u. s. w.

Auf der anderen Seite die ernsthafteren, erhabeneren und umständlicher ausgeführten Stücke, wie Fortunatus, Kaiser Octavian, Genoveva.

Die ersten haben, wie ihre Ueberschriften zeigen, zum Gegenstande die Volksmährchen, welche Deutschland mit Frankreich gemein hat; jene Mährchen, welche der unschätzbare Perrault sich bemühte uns zu eigen zu machen, welche wir als Kinder lesen, und welche wir in der Folge weit weniger vergessen, als Alles, was wir auf der Schule und in der Welt lernen. In Tieck's Darstellungen herrscht dieselbe Kindlichkeit, dieselbe zutrauliche Gutmüthigkeit, eine ganz eigenthümliche Unbefangenheit und Treuherzigkeit, so daß die Kunst ganz verschwindet, wiewohl sie in Fülle vorhanden ist, und daß man ihn nur für einen der guten Erzähler halten möchte, der nicht um die Wirkung besorgt ist, welche er hervorbringen will, sondern der in seinem Gedächtnisse nachsucht und uns unbefangen die Geschichte wiedererzählt, welche er vernommen hat, und an welche er glaubt.

Der gestiefelte Kater und der kleine Däumling sind unbedenklich zwei köstliche Stücke; die verkehrte Welt schäumt von Geist über, selbst für einen Ausländer, welcher indessen nicht alle darin vorkommende Anspielungen verstehen kann, die sich auf einzelne Schriftsteller und literarische Begebnisse Deutschlands beziehen. Aber in dieser ganzen Reihe möchte ich dem Rothkäppchen noch den Vorzug geben; ich habe es gelesen und wieder gelesen, ich habe auch das Glück gehabt, es vom Dichter selber vorlesen zu hören, und ich kann nicht ausdrücken, welches Vergnügen mir dieses Stück gemacht hat. Ich kenne auf der Welt nichts so Liebliches, so Gutes, so Schalkhaftes und so Wahres, als das Wesen dieses armen kleinen Mädchens, die, weil sie ein rothes Käppchen trägt, sich nun nichts Schöneres kennt, als die rothe Farbe, und die hingeht, mit ihrer Großmutter zu schwatzen, den Jäger zu necken und mit den Vöglein zu kosen; und nichts ist so natürlich, so herzlich und vor Allem so echt Deutsch, als die Gestalt der guten Großmutter und das salbungsreiche und etwas märrische Gespräch, welches sie mit ihrer Enkelin führt. Das Selbstgespräch des Woifes und sein Zusammentreffen mit dem Hunde ist auch ein Stück vollendeten Humors.

In der anderen Reihe ist Fortunatus ein langer und prächtiger Roman, gedichtet nach jenem alten Volksbuche, welches die Reise durch ganz Europa gemacht zu haben scheint, und dessen Erfindung man gegenwärtig gemeinlich einem Engländer zuschreibt; obschon man sich, wie ich glaube, öfter ein Vergnügen daraus macht, uns dergleichen Sachen zu nehmen, welche uns angehören, namentlich die Geschichte der vier Heimonskinder, deren Erfindung einige Deutsche Schriftsteller uns jetzt absprechen wollen.

Das Schauspiel Fortunatus, wie es Tieck gedichtet hat, ist viel ausgedehnter, als die bekannte Volkserzählung; aber gewiß wird es Niemand einfallen, denke ich, den Umfang zu bedauern, welchen er ihr gegeben, um die lebhaften, warmen und naturwahren Auftritte, welche er daraus hervorgerufen hat.

Aber von allen Schauspielen Tieck's sind die beiden nach ursprünglich Französischen Erzählungen gedichteten, Kaiser Octavian und Genoveva, diejenigen, welche den ersten Rang behaupten und die höchste Vorstellung von seinem Genie geben. Hier entfaltet sich die Einbildungskraft des Dichters in ganzer Fülle, hier ergießt sich seine Poesie in Strömen, unter allen Gestalten, mit allen Bildern und in allen Tonarten, welche darin anzuwenden möglich war, in mannigfaltigen Liedweisen, Terzinen, Sonetten, antiken Versmaßen, Alexandrinern und manchmal in reiner wohllautender Prosa.

Hier ist es, wo der Dichter, obschon einen ursprünglich entlehnten Stoff behandelnd, Schöpfer geworden ist, wo das Mittelalter größer geworden ist, größer durch seine Feder, und wo die wunderlichen Einbildungen Bojardo's, die von Ariost enthüllten feenhaften Räume, die ritterliche Feierlichkeit Taffo's überstrahlt sind durch diese zwei großen, diese zwei bewundernswürdigen Gedichte, Kaiser Octavian und Genoveva.

Und welches von diesen beiden vorzuziehen sey, darüber schwankt der Gedanke von einem zum anderen, ohne sich entscheiden zu können. Octavian ist ohne Zweifel reicher, umfassender, nach einem größeren Maßstabe angelegt; Genoveva hat mehr Feuer, mehr Frische. Aber in einem, wie im anderen, finden wir die erhabene Treuherzigkeit der Zeit, welche sie darstellen; die Gemüthlichkeit der Künstler des Mittelalters; das tiefe gläubige Gefühl, ohne Vernünftelei und Zweifelei; die ritterlichen Kriege und Kämpfe, die abenteuerlichen Unternehmungen und frommen Wallfahrten: kurz Alles, was wir bei den Dichtern des Mittelalters zu finden gewohnt sind, bis zu den herkömmlichen Zeitsprüngen, bis zu jener herrlichen Unbekümmertheit, wodurch sie Alles mit einander vermengen, was sie erfüllt, den Papst und den Kaiser, die Christen von Jerusalem und den Sultan von Babylon, wodurch sie unglaublicherweise alle ihre Personen hin- und herreisen lassen, so daß, zum Beispiel, eines schönen Tages der Sultan vor den Thoren von Paris erscheint und der Kaiser Octavian, seine Gemahlin Felicitas und ihre beiden Söhne, mit Marcebillen und dem Pflegevater Florestan's sich Alle, ich weiß nicht wie, am Hofe des Königs von Frankreich zusammenfinden.

Ferner ist es im Octavian die schmerzlich-erhabene Gestalt der Felicitas, welche durch das ganze Stück hinschreitet und es beherrscht.

In Genoveva ist es das rührende Mißgeschick dieser unschuldig angeklagten Gattin, welche nur dem Tode entgeht, um in einen vielleicht noch schlimmeren Zustand zu fallen.

Endlich ist es in beiden Werken ein unbeschreiblicher Reiz, welcher uns von Seite zu Seite, von Auftritt zu Auftritt fortzieht, und der uns nur Eine Besorgniß übrig läßt, nämlich, zu früh an das Ende des begonnenen Buches zu gelangen.

---

*) Auch dieses Wort behält der Französische Verfasser.

**) Troubadours et Minnesinger setzt der Französische Verfasser.

***) Welche bekanntlich durch die Herstellung 1813—15 wieder nach Heidelberg gebracht worden, sammt den früher von Rom nach Paris entführten Heidelberger Schätzen, bis auf den reichsten Schatz, eben die große prachtvolle Handschrift der Minnesinger, welche freilich nicht erst von Rom nach Paris gekommen war.

Ich betrachte diese beiden Gedichte als zwei erhabene Denkmale des Mittelalters, welche in die Mitwelt versetzt worden, und ich möchte gern, aus voller Theilnahme für die Literatur meines Vaterlandes, ihm eine genügende Uebersetzung dieser Werke geben. Das ist aber etwas, das ich weder hoffen darf, noch kann.

Deutschland verdankt Tieck außerdem noch die erste, wahrhaft vollständige Uebersetzung des Don Quixote; eine Uebersetzung des Alt-Englischen Theaters in zwei Bänden, des Theaters vor Shakespeare in vier Bänden; einen Theil der Verdeutschung des Shakespeare selber, welche Schlegel mit so großem Erfolg begann und sein Freund nun vollendet; endlich die Herausgabe der Werke des der Kunst, für welche er so große Hoffnungen erregte, zu früh entrissenen Dichters Novalis, und eine sehr geschätzte Arbeit über die Nibelungen.*)

Bemerken Sie noch, daß ich unter seinen Prosa-Werken weder sein kleines Meisterstück Magelone, noch den Griechischen Kaiser, noch den Aufstand in den Cevennen, noch die Ahnenprobe, noch viele andere Novellen genannt habe, welche sämmtlich eine besondere Würdigung verdienten; daß ich unter seinen Schauspielen nicht einmal den Abschied, Karl von Berneck, die vier Heimonskinder u. s. w. erwähnt; endlich daß ich von seinen lyrischen Gedichten nur im Vorbeigehen und nicht mit der gebührenden ernsten Aufmerksamkeit gesprochen habe; aber ich hoffe, Sie werden wohl einsehen, daß ich hier nur einen Umriß liefern wollte, um auf dessen Ausführung später zurückzukommen, und daß Tieck, wenn dieser Bericht ihm zu Gesichte kommt, mir verzeihen wird, die liebenswürdige Gastfreundschaft, welche er mir erwiesen hat, so übel belohnt zu haben.

Und nun, was soll ich zum Schlusse dieses Briefes noch Anderes hinzufügen, als was Sie eben so gut wissen, als ich, nämlich, daß es vergangenes Jahr noch zwei Dichter-Könige in Deutschland gab, Goethe und Tieck, und daß nunmehr, da Goethe todt ist, Tieck beide Throne einnimmt und ohne Nebenbuhler herrscht.

Deutschland muß gegenwärtig schon anerkennen, was er alles Gutes und Großes für dasselbe geschaffen hat, und er ist einer von jenen Geistern, von jenen berühmten Namen, deren Rang nichts von der Zeit, von den Umständen borgt, und die stets fortwachsen müssen, in dem Maße, wie manche Nebenbuhlerschaft, manche eifersüchtige und kleinliche Befangenheit, welche ihn noch zu verdunkeln trachten, sich zerstreuen werden, um dem ruhigen und parteilosen Urtheile der Nachwelt Platz zu machen.

Was Frankreich betrifft, so muß ich unglücklicherweise sehr befürchten, daß es immer nur die Hälfte von Tieck's Schönstem erkennen wird, denn es muß sich der Uebersetzung bedienen, und ich möchte wohl wissen, welche Art der Uebersetzung, sey sie auch mit allem erdenklichen Geschick gemacht, ein richtiges Bild des Kaisers Octavian und der Genoveva wiederzugeben vermöchte.

Und nun, da ich vielmehr an einen Freund, als an einen der Herausgeber der Nouvelle Revue Germanique schreibe, und da es nicht das erste Mal ist, daß der Freund die Geduld gehabt hat, meine Verse anzuhören, schließe ich mit einem an Tieck gerichteten Sonette." —

Dieses Sonett ist schon bei Gelegenheit der hiesigen Feier von Tieck's 60jährigem Geburtstag (31. Mai 1833) in diesen Blättern aus den Feuilles volantes, souvenirs d'Allemagne desselben Verfassers in Uebersetzung mitgetheilt worden. v. d. H.

Morgenländisches.

Ursprung der Kriegerstämme in Nepal.

Der große Urstamm der Bewohner des Himalaya, östlich vom Flusse Kali, oder in Nepal, ist Mongolischer Raçe. Dies erhellt zur Genüge aus ihrer Physiognomie und ihren Sprachen. Allein vom zwölften Jahrhundert an trieb die Fluth muselmännischer Eroberung und Bigotterie eine Menge Brahmanen aus den Ebenen Hindostans in die benachbarten Gebirge, die jetzt den westlichen Theil des Königreichs Nepal bilden. Hier bürgerten die Brahmanen sich ein. Sie fanden die Eingebornen unwissend und ohne eigentliche Religion, aber muthig und stolz.

Ihr nächster Zweck war, diese wilden Alpenbewohner zum Hinduismus zu bekehren und solchergestalt die unsichere Autorität zu befestigen, die ihre Bildung und Gelehrsamkeit ihnen erwarb. Sie sahen, daß diese Barbaren einen für Kenntnisse empfänglichen Geist, aber zugleich auch einen freien unabhängigen Sinn hatten. Demzufolge ertheilten sie den ersten und ausgezeichnetsten der Bekehrten, dem Glauben, welchen sie predigten, zum Trotz, die Insignien und Privilegien der Krieger-Kaste (Kschatriya). Allein die Herren Brahmanen wollten außer ihrem Ehrgeiz auch ihre Sinnenlust befriedigen. Sie fanden die weiblichen Eingebornen — selbst die vornehmsten unter ihnen — gar nicht spröde, jedoch entehrender Behandlung eben so abgeneigt, als die Männer. Die Frauen opferten zwar dem fein gebildeten Brahmanen ihre Keuschheit, aber die Früchte ihrer Liebe durften nicht als verworfene Bastarde angesehen werden, sondern mußten in der neuen von ihren Vätern eingeführten Ordnung der Dinge einen bedeutenden Rang einnehmen. Auch dieser ihrer Nachkommenschaft ertheilten die Brahmanen, in noch stärkerem Widerspruch mit ihrem Glauben, den Rang der zweiten Kaste. Diese beiden Wurzeln gaben dem zahlreichen und weit verzweigten Stamme der Cha's (Rhas) seine Entstehung. So groß die Fortschritte der Hindu-Religion im Reiche Nepal sind, und so sehr die Brahmanen sich's angelegen seyn lassen, einem Herkommen entgegenzuarbeiten, das den Prinzipien des Brahmanismus schnurgerade zuwiderläuft: so bestehen die Cha's doch immer noch darauf, daß die Kinder eines Brahmanen von einer Eingebornen alle Insignien und Privilegien der Kschatriya's erhalten.

Unter solchen Vergünstigungen huldigten die Cha's*) bald gänzlich dem Brahmanismus, d. h. sie vertauschten ihre alten Götter gegen neue, setzten Brahmanen an die Stelle ihrer Gurus und schlachteten keine Kühe mehr. In anderen Punkten des Ceremonial-Gesetzes sind sie noch jetzt wenig gewissenhaft. Sie bedienten sich der überlegenen Kultur der Ausländer als eines wirksamen Mittels, um die benachbarten Urstämme zu unterjochen, erfreuten sich des glücklichsten Erfolges und wurden nach und nach gleichsam hinduisirt. Selbst ihre heutige Sprache ist ein verdorbener Dialekt des Indischen.

Die Echtariah's sind die mehr oder weniger unvermischten Nachkommen von Radschputen und anderen Kschatriya's aus dem Flachlande, die in den Alpen von Nepal Schutz vor den Muselmännern oder als Abenteuerer Kriegsdienste suchten. Weniger politisch, als die Brahmanen, und besser geeignet, den Schutz, dessen sie bedurften, mit ihrem guten Schwerte zu erkrotzen, fühlten sie auch weniger Bedürfniß, ihr stolzes Blut mit dem der Eingebornen zu vermischen. Daher suchen sie noch heutzutage eine Art von Superiorität geltend zu machen, obgleich beide Raçen seit langer Zeit nicht mehr wesentlich verschieden sind. Solche Kschatriya's aus den Ebenen von Hindostan, die minder streng am Hergebrachten festhielten und Weiber aus dem Stamme der Cha's als Beischläferinnen zu sich nahmen, durften nur den väterlichen Titel, nicht den Rang, auf ihre Kinder übergehen lassen. Vermählten sich aber ihre Nachkommen durch zwei Generationen wieder mit Weibern der Cha's, so wurden sie echte Cha's oder echte Kschatriya's an Rang und Privilegium, mußten aber den Titel dran geben. Sie waren Cha's, nicht Kschatriya's, und dennoch führten sie die stolzen Beinamen der Indischen Kriegerkaste und genossen jede Auszeichnung, die den Kschatriya's in Hindostan zu Theil wird! Die Echtariah's reden die Sprache der Cha's, keine andere.

Die übrigen militairischen Stämme sind die Magar und Gurung, welche jetzt die meisten Soldaten liefern. Da sie dem Einfluß der Brahmanen später und mit mehr Beschränkung sich hingegeben, als die Cha's, so haben sie besonders Sprache und Physiognomie reiner bewahrt. Doch reden sie neben ihrer Nationalsprache auch die der Cha's. Die Brahmanen verweigern ihnen die Insignien der Indischen Kriegerkaste, und so bilden sie eine Art von Mittelklasse zwischen diesen und den Waisya's.

Die militairischen Stämme von Nepal sind also Cha's, Magar und Gurung, jeder mit vielen Verzweigungen. Diese hochländischen Krieger, die ihr Mahl in einer halben Stunde absolviren, dem Ceremonial-Gesetz durch bloßes Waschen des Gesichts und der Hände genügen und vor dem Kochen ihre Turbane abnehmen, lachen über die pharisäische Strenge unserer Indischen Soldaten. Die Ersteren schleppen im Kriege Provision für mehrere Tage auf dem Rücken; den Letzteren würde dies als eine Beschimpfung erscheinen. Die Ersteren haben in fremdem Kriegsdienst nur die Aussicht auf Ruhm und Beute; die Anderen sehen dabei nichts als Befleckung und Gefahren.

Nach meiner Berechnung beträgt die Zahl der enrollirten Streiter jener drei Stämme gegen 30,000. Ich glaube, daß wir ohne unüberwindliche Schwierigkeiten einen bedeutenden Theil dieser Krieger in Dienst nehmen könnten. Die Energie ihres Charakters, ihr Unternehmungsgeist und ihre Freiheit von Kasten-Zwang würden uns trefflich zu Statten kommen. Sie sind die besten aller Indischen Soldaten. (Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Macht der Gewohnheit. Jedermann kennt die Geschichte von dem Lichtzieher, der, nachdem er zu Vermögen gekommen, sein Handwerk aufgab und sich auf dem Lande, nicht weit von London, ein Haus kaufte, um da sein Leben zu genießen; als er so einige Monate dem Schlaraffenleben gefröhnt, ließ er den, der sein Geschäft übernommen hatte, um Erlaubniß bitten, zu ihm nach der Stadt kommen zu dürfen, um ihm an den Tagen, wo er Talg schmelze, arbeiten zu helfen. Etwas Aehnliches erzählt man von einem Manne, der lange Zeit einen Schnapsladen hatte; nachdem der Mann seinen Kram aufgegeben, beschäftigte er sich damit, daß er immer ein Faß mit Wasser füllte und es dann quartweise ausschöpfte, um ein anderes damit zu füllen. Auf gleiche Weise giebt es eine Geschichte von einem Fleischer, der in einer kleinen Provinzialstadt wohnte; nachdem er einige Zeit sein Geschäft aufgegeben, ließ er seinen alten Kunden melden, daß er Willens sey, von nun an wöchentlich ein Mal ein Lamm zu schlachten, und zwar bloß zum Vergnügen. (The doctor.)

*) Dies ist ein Irrthum: wenigstens ist von einer solchen Arbeit nichts gedruckt.

*) Anfänglich der Name eines kleinen Stammes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Montag den 7. April 1834.

England.

Was ist Freiheit?

Patriotische Phantasie eines Engländers.

Geneigter Leser! Ich würde Dir unendlich verbunden seyn, wenn Du mir eine befriedigende Antwort auf obige Frage geben könntest. Ich glaube, daß ich in meiner Muttersprache ziemlich bewandert bin, und ich schmeichle mir auch, ihren großen Urquell, das Deutsche, und ihre intime Verbündete, das Französische, zu verstehen. Ich kann den Don Quixote Spanisch, den Dante Italiänisch lesen, und was die klassischen Alten betrifft, so mußte ich diese vor meinem 18ten Jahre schon auswendig. Ja, es ist mir sogar mit Doktor Bowring die Idee gekommen, meine Nase in Russische, Holländische, Skandinavische und in die Dialekte der Magyaren zu stecken, und doch will ich verdammt seyn, wenn ich aus irgend Einem von diesen verschiedenen Idiomen die Bedeutung des Wortes Freiheit herausklauben kann! Thomson feiert sie in fünf Gesängen, Glover macht sie zum Gegenstand einer Epopöe. Ich habe die Freiheit in funfzig Tragödien obsiegen oder fallen sehen und noch vor kurzem herzlich über sie gelacht, als ich sie in Paris, in der Comédie Française, durch den Witz des Herrn Scribe gar ergötzlich travestirt sah. Ich habe Locke gelesen, Blackstone studirt, fast hundert Bände parlamentarischer Debatten durchblättert, Johnson's, Walker's und Bailey's Wörterbücher konsultirt; aber allen meinen Nachforschungen zum Trotz bin ich über die Bedeutung des Wortes Freiheit noch eben so unwissend, wie zur Zeit meines ersten Eintritts in diese wunderliche Welt.

Neulich begegnete ich einem Freunde, einem lebensfroben, frisch von der Universität kommenden Jüngling, der bei mehreren hübschen Cousinen in meiner Nachbarschaft seine Weihnachten feierte. Ich fragte ihn, was er unter „Freiheit" verstünde. „Meiner Treu!" versetzte er, „das kann ich Euch gründlich sagen, denn meine Wange schmerzt mich noch, so oft ich dieses Wort höre." Ich schüttelte ihm schweigend die Hand, um den klaren Strom seiner Erinnerung nicht zu unterbrechen. „Ihr kennt Beatrice", fuhr er fort. „„Ach! ja — ein holdseliges Mädchen!"" „Nun, von ihrer Holdseligkeit kann ich eben nicht viel rühmen. Wir spielten am Sylvester-Abend um Pfänder, und ich küßte sie noch eh' es an der Zeit war. Dafür gab sie mir eine Ohrfeige, mit der Bemerkung, es sey doch äußerst ungeschliffen, daß ich mir eine solche Freiheit herausnähme." — Bei Fräulein Beatrice und vielleicht bei den Meisten ihres Geschlechts ist also Freiheit gleichbedeutend mit Robheit.

Ein anderer meiner Freunde, der sich bei seiner Heirath verpflichten mußte, seiner Schnupftabacksdose Valet zu sagen, sucht oft mit folgenden Worten Trost bei mir: „Darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu fragen, ob Sie Ihre Dose bei sich haben?" In den Augen dieses Mannes ist der höchste Segen der Freiheit nichts mehr und nichts weniger als eine Prise Taback: ohne dieses Labsal würde er die Magna Charta nicht eines Hellers werth achten.

Auf meinen Wanderungen durch die Distrikte der Manufaktur-Arbeiter habe ich mir über diesen Gegenstand Aufklärung gesucht. Nirgends hörte ich das Wort Freiheit so oft aussprechen, als in diesen nach Töpfer-Arbeit, Wolle und Baumwolle duftenden Regionen. Es cirkulirt in jedem Munde und blickt uns in jedem Lokalblatte fast aus jeder Zeile entgegen. Alle Parteien scheinen darum zu kämpfen, und keine Partei gewinnt den Preis. Die Unionisten, welche ihre Kräfte rasch organisiren, um höheren Lohn und weniger Arbeit zu bekommen, erklären die eben genannten Vortheile für wahre Freiheit. Spricht man aber mit ihren Vorgesetzten, so versichern uns diese, ihre Widersetzlichkeit gegen die Forderungen der Arbeiter entspringe nicht aus Egoismus, sondern aus rein patriotischen Grundsätzen; denn, sagen sie, gesetzt, wir geben unseren Arbeitern nach, so würde die Freiheit eines Jeden, der sein Kapital in den oder jenen Gewerbszweig gesteckt hat, vernichtet seyn. Beide Theile berufen sich also auf die Freiheit, obgleich in Bedeutungen, die einander so entgegengesetzt sind, wie Nord- und Südpol.

Werfe ich einen Blick in die „Morning-Post", so erfahre ich, daß die Freiheit des Vaterlandes ihr Grab gefunden hat, seitdem die Reformbill Gesetz geworden ist. Lese ich die „Times", so werde ich des geraden Gegentheils belehrt; die Herrschaft der Freiheit beginnt erst mit dieser Periode. Consultire ich den „Herald", so wird mir die Meinung beigebracht, daß Freiheit in England nie bestehen könne, so lange man Verbrechen, die minder erheblich sind, als der Mord, mit dem Tode bestrafe. Höre ich den „Globe" raisonniren, so findet eine ganz entgegengesetzte Doktrin bei mir Eingang: „Strafen von der strengsten Art sind unbedingt nothwendig, in einem Lande, wo das Haus eines Jeden sein Kastell ist, und wo der Einbrecher die Freiheit in ihrer Wurzel zerstören will." Fällt mir nun gar die „Krisis" der Owenianer in die Hände, so werde ich in eine Art von Philosophie eingeweiht, die Verbrechen jeder Art, entweder für unwillkürliche, oder ganz unschuldige Handlungen, oder für Akte der Selbstvertheidigung erklärt, die in jedem Betrachte zu rechtfertigen sind. Dies erinnert mich an eine sehr originelle Rede, die ein Raubmörder einst am Galgen hielt, und worin die Gründe gegen die Ungleichheiten des Kriminal-Gesetzes in hellem, obgleich spaßhaftem Lichte erschienen.

„Gute Leute", sprach der Mörder, „da ich euch nun einmal zur Schau dienen soll, so könnt ihr nichts Geringeres thun, als den Mann, der euch auf diese Weise angenehm unterhält, mit Höflichkeit behandeln. Einige vorwitzige Zungen, deren Geplauder bis zu mir dringt, sind sehr geschäftig, euch in Wuth zu setzen. Ich habe gemordet, so viel ist sicher, und dennoch hoffe ich, kein Mörder zu seyn. Ich bezweckte allerdings einen Raub, aber meine Absicht hatte an dem Morde, dessen ich mich schuldig machte, keinen Antheil. Der Angegriffene schrie um Hülfe und war ein so hartnäckiger Schreier, daß ich mich genöthigt sah, ihn zu tödten, wofern ich nicht meine Freiheit einbüßen wollte. Darum raisonnirte ich also: wenn ich ihn umbringe, so komme ich davon, und werde ich erhascht, so wird meine Strafe im schlimmsten Fall nicht ärger seyn, als wenn ich seiner schonte und mich gutwillig ergäbe. Ich kann wegen des Mordes nur gehangen werden und müßte schon wegen des Einbruchs dasselbe Schicksal erleiden. Dieser Gedanke, ihr guten Leute, bestimmte mich, ihn aus der Welt zu schaffen; also war das, was ihr Mord nennt, bloße Selbsterhaltung. Daß ich aber in jedem Fall hingerichtet worden wäre, bezeugen hier meine beiden Kollegen, die ein Gesicht schneiden, als wären sie bereits am Ziel ihrer Fahrt, obgleich sie noch nicht einmal die Segel aufgezogen haben. Der Eine von ihnen hat Speck, der Andere ein paar Hemden gestohlen. Das Gesetz muß doch wohl klüger seyn als ihr, und sintemal es dem Gesetze gefallen hat, unsere Verbrechen einander gleich zu stellen, so fesselt aus Höflichkeit oder Mitleid euere Zungen und laßt mich ohne Lästerung sterben."

Fürwahr, die Freiheit kann in fast allen Theilen der Welt zu ihren Anhängern sagen: „Fesselt euere albernen Zungen und laßt mich sterben ohne Lästerung."

Lebt nur irgendwo in England ein liber homo (ein ächter Freimann) so bin ich es. Wohl, was ist die Folge davon? Es vergeht kaum ein Monat, in dessen Verlauf ich nicht einmal vor den Großen oder Kleinen Jury's erscheinen müßte. Nun aber sind mir Jury's von aller Art ein Gegenstand des Abscheus, insbesondere Special-Jury's, gegen die ich einen unvertilgbaren Haß habe. Damit soll nicht geläugnet werden, daß die Einrichtung an und für sich großes Lob verdiene, ich ärgere mich nur, so oft ich selbst unter Androhung einer schweren Geldbuße gezwungen werde, mich den Geschworenen anzuschließen. Schon vor Tagesanbruch muß ich bei rauhem und regnichtem Dezember-Wetter auf's Gericht. Die Sache, welche zuerst auf der Liste stand, und die ich verhandeln soll, wird aufgeschoben, weil die Mitglieder noch nicht beisammen sind, oder ein Zeuge noch auf sich warten läßt. Eine andere Sache kommt zur Untersuchung, z. B. ein Wegerecht, oder der Lauf eines Wassers, oder sonst etwas Amüsantes, das die Kanzlei, zugeschickt und woran sie den ganzen Tag zu beraiben haben, obgleich die Entscheidung jeden Augenblick erfolgen kann. In der Nacht komm' ich müde, erschöpft und auf die ganze Welt grollend nach Hause. Den nächsten Morgen muß ich wieder an meinen Posten. Noch ist die Kanzlei-Sache nicht abgethan; sie wird erst gegen Mittag erledigt. Jetzt erst kommt meine Sache an die Reihe. Es ist ein schrecklich verwickelter Handel, der mich drei Tage beschäftigt. Noch nicht genug. Der Richter geht uns zu Leibe; wir ziehen uns auf unser Zimmer zurück, wo ein geschworener Gerichtsdiener uns Feuer, Licht und Speise vorenthält, bis wir zu einmüthiger Entscheidung uns bequemen. Ich habe meine eigene Meinung in der Sache; ich behaupte, der Ausspruch müsse zu Gunsten des Klägers lauten: drei oder vier meiner Kollegen sind derselben Ansicht, und wir holen unsere Nachtmützen hervor, um zu zeigen, daß wir bei unserer Entscheidung bleiben wollen. Unsere acht Gegner sind eben so hartnäckig. Es wird Nacht; es kommt ein sehr unfreundlicher Dezember-Morgen, und endlich zwingt uns unser höchst unerquicklicher Zustand — Unrecht zu ha-

den. Man entscheidet einmüthig für den Beklagten! Nachdem ich also die ganze Woche auf dem Gericht verloren — nachdem ich eine ganze Nacht ohne Feuer, Speise oder Licht eingesperrt und so gezwungen worden bin, entweder zu sterben, oder meine Ansicht zu widerrufen — nach allen diesen Plackereien sagt man mir, ich sey ein freier Mann — ich lebe im Lande der Freiheit! Ist solcher Mißbrauch eines Wortes jemals erhört worden! Ein liber homo! Sagt lieber ein Galeerensklave, obgleich auch dessen Loos dem meinigen vorzuziehen ist; denn die Kette lastet wenigstens nur auf seinem Körper — seine Meinung ist frei.

Ich liebe ein stilles, häusliches Leben und bringe gern meine Abende daheim, in Gesellschaft meiner Bücher, im Kreise meiner Familie zu. Da giebt es denn bald Musik, bald eine Partie Whist, und nichts stört die allgemeine Ruhe, die ich für das summum bonum unseres Daseyns halte. Allein meine Töchter wachsen auf und werden (ich selbst muß es gestehen) recht hübsche Mädchen. Man bestürmt uns mit Einladungskarten; ich soll an Orte gehen, wo es mir nicht behagt, und zögere ich nur einen Augenblick, so umgaukeln mich freundlich bittende Gesichter, die noch viel wirksamer sind, als der Zwangsbefehl eines morgenländischen Despoten. Ich muß geben, muß schauen, muß plaudern und Geplauder hören, opfere meinen Schlaf, zuweilen sogar meine Gesundheit, und dennoch sagen mir die Whigs, daß ich ein vollkommen freier Mann bin, ja noch freier, als irgend einer meiner Vorfahren, obschon ich mein Ahnen-Register bis auf König Alfred den Großen zurückführen kann.

Es pocht Jemand an meine Thür und bittet mich um Geld. Da ich ihm jedoch nichts schuldig bin, so glaube ich, daß ich die Freiheit habe, ihn abweisen zu können. Der Mann ist aber zufällig ein Verwandter von mir — wenigstens sagt er so — und bat mit seinen häufigen Besuchen und zudringlichen Bitten meine Geduld bereits erschöpft. Er begegnet mir auf der Straße, insultirt mich und geht vielleicht, da er mir an Leibeskraft sehr überlegen ist, so weit, daß er mich wacker durchprügelt. Es steht mir nun frei, ihn dem Polizei-Amt übergeben und fünf Jahre einsperren zu lassen. Thue ich dies, so regt sich alsbald ein öffentliches Mitgefühl zu Gunsten des Armen und zum Nachtheil des Reichen. Schon am nächsten Morgen liegt auf jeder Wirthstafel eine Karrikatur, auf welcher ich als ein kleines armseliges Männlein mit Spatzenbeinen und in altmodischer Perücke erscheine, während mein Angreifer mit aller männlichen Schönheit eines Herkules ausstaffirt ist. Welches ist also meine Stellung in diesem Lande der Freiheit! Man giebt mir auf öffentlicher Straße impune eine Tracht Prügel, und appellire ich an das Gesetz, so werde ich durch die Karrikaturen einer freien Presse „zu ewiger Schande" verdammt. Ich frage Dich abermals, theurer Leser, kannst Du mir sagen, was Freiheit ist?

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The history of the twelve great livery companies of London. (Geschichte der 12 großen Innungen von London.) Von W. Herbert. Erster Band. 14 Sh.

Journal of a West-India proprietor. (Tagebuch eines Westindischen Pflanzers.) Von M. G. Lewis. 12 Sh.

Lectures on the criticism, interpretation and leading doctrines of the bible. (Vorlesungen über biblische Exegese.) Von Conybeare. 7 Sh.

Chemistry, meteorology and the function of the digestion, considered with reference to natural theology. (Natur- und Gotteslehre.) Von W. Prout. 15 Sh.

Frankreich.

Künstler-Portraits.

II. Mademoiselle Mars.

(Fortsetzung und Schluß).

Hippolyte Mars wurde im Jahre 1778 geboren, in demselben Jahre mit der Dauphine. Man erzählt, daß ihre Mutter in Versailles und einige Stunden nach Marie-Antoinette entbunden worden sey. Mademoiselle Mars und die Dauphine, an demselben Tage, in derselben Stadt und beide von Königinnen — der Königin von Frankreich und einer Theater-Königin — geboren, haben sehr verschiedene Schicksale gehabt. Der Erfolg, das Glück, die Bewunderung, die Liebe haben die eine begleitet; große Leiden, Unglücksfälle ohne Zahl, Gefangenschaft, ein dreifaches Exil und vielleicht auch die Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung haben den Muth und die Ergebung der anderen auf die Probe gestellt. Die Tochter Marie Antoinette's hat sehr oft geweint, wenn der Tochter der Schauspielerin Alles entgegen lachte.

Die Mutter der Mademoiselle Mars spielte in der Provinz erste tragische Rollen; sie versuchte sich niemals in Paris, weil die Härte ihres Accentes und ihre südliche Aussprache den Parisern Anstoß gegeben haben würden. Auf einer Reise, welche Monvel machte, begegnete er der Madame Mars; sie war schön, er war verliebt: Monvel wurde Vater. Das Kind wuchs empor, hübsch, niedlich, verständig, Schauspielerin von Natur. Monvel entdeckte bald in seiner Tochter das theatralische Talent. Er ließ sie zwar in einem Kloster erziehen, bestimmte sie aber für's Theater und übernahm mit Vergnügen die Pflicht des Vaters und des Lehrers. Er wollte sich selbst in einem weiblichen Talente fortsetzen; und dies wurde ihm bei den eminenten Anlagen seines jungen Zöglings nicht schwer.

Die Praxis der theatralischen Kunst, oder was man richtiger das Handwerk nennen sollte, ist dem Schauspieler so nothwendig, daß er sich demselben nicht früh genug widmen kann. Monvel ließ seine Tochter die [illegible] treten, sobald sie im Stande war, sich verständlich zu machen. Man sah sie damals auf dem Theater der Mademoiselle Montansier Kinder-Rollen mit einer für ein solches Alter seltenen Geschicklichkeit aufführen. Ihr Vortrag war nicht allein Sache des Gedächtnisses, ihr Antheil an der Handlung des Stückes war nicht etwas mühsam Erlerntes; es war eine erworbene Kunst, eine handelnde Vernunft; es war schon Komödie. In jener Zeit der Liebe für das Theater, wo jeder Schauspieler, der etwas versprach, von einer aufmerksamen und verständigen Kritik ermuntert und geleitet wurde, erregte das Debüt der jungen Schauspielerin natürlich Aufsehen.

Von den Kinder-Rollen ging Mademoiselle Mars zu den sogenannten naiven über. Nun fing die Kritik an, sich ernstlich mit ihr zu beschäftigen; man machte auf jene Anmuth, auf jene anständige Schalkhaftigkeit, auf jene unbefangene Heiterkeit, auf jene bescheidene Lebhaftigkeit aufmerksam, die wir seitdem immer an ihr bewundert haben. Niemals ist etwas Vollkommneres auf dem Theater erschienen, als die Mars in naiven Rollen; niemals war aber auch ein Erfolg so vollständig, so allgemein und so dauerhaft. Zwanzig Jahre lang erhob sich keine Stimme, um gegen die Bewunderung zu protestiren, welche die Menge zu den Füßen des verführerischen jungen Mädchens hinzog; der Neid fand keinen Makel an ihr; die Kabalen, sonst so gewöhnlich in der theatralischen Welt, wurden durch die allgemeine Achtung, welche ihr schönes Talent einflößte, gefesselt.

Talma suchte noch, als die Mars bereits gefunden hatte. Er mußte durch die übertriebene Declamation, durch den schwerfälligen und eintönigen Vortrag durch, um zu der edlen Natürlichkeit zu gelangen, zu der er sich am Ende seiner dramatischen Laufbahn erhob. Mlle. Mars, von einer dramatischen Fee mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, war sogleich zu jener Wahrheit gelangt, deren Nüancen sie mit einem seltenen Scharfsinn auffaßte. Die Natur, aber die gewählte Natur, die einzige, welche von der Kunst nachgeahmt zu werden verdient, war der Gegenstand aller ihrer Studien. Sie hatte schöne Vorbilder; und dabei Takt genug, um sich nicht auf's Kopiren einzulassen. Sie gab sich Rechenschaft von Allem, was Jeder aufbot, um sich eine originelle Manier zu bilden, wie man alle Stile aufmerksam prüft, um sich in der Malerei oder in den Wissenschaften einen eigenthümlichen Stil zu bilden. Nichts entging ihr, weil sie als wahre Künstlerin beobachtete; sie benutzte Alles, weil sie mit vernünftiger Kritik auszuwählen wußte; sie glich Niemanden, weil sie gewissenhaft ihre eigene Natur befragte, weil sie derselben niemals Gewalt anthat, und weil sie wußte, daß jede Nachahmung unfruchtbar ist.

In der Welt muß der Künstler die Natur studiren; die Bücher, die Galerieen genügen weder dem Schauspieler, noch dem Schriftsteller, noch dem Maler. Mlle. Mars suchte die gute Gesellschaft auf und wurde in derselben aufgenommen, wie sie es erwarten konnte. Die Annehmlichkeiten ihres Körpers und ihres Geistes, ihre Erfolge, welche täglich bedeutender wurden, ließen sie in dem Zirkel der Mlle. Contat glänzen, welche die ausgezeichnetsten Leute und die berühmtesten Künstler bei sich sah. Alle Personen, die sich nach irgend einer Richtung hin bedeutend hervorgethan hatten, konnte man in dem Salon der berühmten Contat finden. Diese Schauspielerin hatte viel Freundschaft für Mlle. Mars, welche, das Theater Faydeau verlassend, ohne Debuts in die Gesellschaft des Theatre Français aufgenommen wurde.

Es war, glaube ich, im Jahre 1812, als Mlle. Mars, die bis dahin eine eben so reizende Liebhaberin als naive Soubrette gewesen war, ihre Herrschaft über die ersten Rollen in der Komödie ausdehnte. Es war eine Kühnheit, aber keine Verwegenheit. Mlle. Contat hatte sich zurückgezogen und hinterließ eine Erbschaft, die schwer anzutreten war. Mlle. Mars meldete sich, und man erkannte sie als gesetzmäßige Erbin an; sie wurde Sylvia, wie sie Rosine und Henriette gewesen war. Ich habe Mlle. Contat niemals gesehen; aber man hat mir gesagt, daß Mlle. Mars nicht den ganzen Umfang des Talents habe, welches jene Schauspielerin in den Rollen der großen Koketten entwickelte; das ist möglich. Es ist auch vielleicht wahr, daß einige der Eigenschaften der Mlle. Mars, welche ihre Darstellung junger Mädchen so vollkommen machten, in der Frau, die ihre Liebhaber täuscht und eine Intrigue zum Vortheil zu ihrer Koketterie leitete, etwas zu stark hervortraten. Mlle. Contat hatte einen grandiosen Typus aufgestellt; sie zeigte eine stolze Stirn, ein kühnes Auge, einen sicheren Gang, sprach in einem entschiedenen Ton, stolz und laut. Das konnte allerdings schön seyn; aber Mlle. Contat hatte eine andere Organisation als Mlle. Mars; sie gehorchte ihrer Natur, und ich weiß nicht, warum man der Mars einen Vorwurf daraus machen will, daß sie der ihrigen nachgab, die weniger energisch, als zärtlich, liebenswürdig und geistreich war. Ueberdies hatte Mlle. Contat in der Welt Koketten gesehen und Mlle. Mars niemals.

Früher, vor der Revolution von 1789, gab es bei den Frauen galante Traditionen; sie schrieben sich vom 16ten Jahrhundert her und wurden während der Regierungen Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. sorgfältig beibehalten. Die Liebe war damals, wie der Krieg, eine Sache der Taktik, der Strategie; man vertheidigte sich, indem man angriff; man ließ sich nach allen Regeln von zwei oder drei Liebhabern zu gleicher Zeit belagern, machte Jedem Hoffnung und ergab sich endlich aus Laune dem, der am wenigsten gekämpft hatte. Diese Koketterie war eine Kunst; die Tochter eines guten Hauses lernte die ersten Grundsätze derselben von ihrer Frau Mutter, die ihren Grad in jenen Schlachten gewonnen hatte, wo Kleidung, Schminke, Schönpflästerchen, Liebesbriefe, Thränen, Schmollen, Schwüre die gewöhnlichen Waffen waren. Ich weiß nicht, ob Brantôme und Bussy-Rabutin die Gemälde, welche sie von den Frauen ihrer Zeit entworfen, übertrieben haben; aber ich kann nicht umhin, an Koketten aus Nei-

ganz oder aus Zeitvertreib zu glauben. Diese sind es besonders, welche wir auf dem Theater sehen, und diese sind es auch, welche das Ende der Regierung Ludwig's XV. bezeichneten und noch in die Zeit Ludwig's XVI. übergingen. Mlle. Contat sah jene Frauen und stellte sie dar; Mlle. Mars sah nichts dem Aehnliches. Unter dem Directorium und unter der Kaiserlichen Regierung gab es Frauen, die der Liebe sehr ergeben waren, die man Courtisanen von gutem Ton nennen konnte; aber es gab keine Koketten. Mlle. Mars hatte bei diesen Lais der Republik und der Armee, die Griechenland und Rom in ihrer unschicklichen Kleidung und in ihren zügellosen Sitten parodirten, nichts zu studiren, und sie mußte daher eine edlere Natur aus sich selbst schöpfen.

Wenn ich an dem Talent der Mlle. Mars etwas tadeln möchte, — und es ist beinahe Hochverrath, daran zu denken — so wäre es nicht die Komödie, welche mir Stoff dazu gäbe, sondern das Drama. Mlle. Mars hatte gefühlt, daß der heftige Ausdruck gewisser Leidenschaften ihrer künstlerischen Organisation widerstehe; sie besaß Feinheit und Würde, wo es der Kraft und der Leidenschaft bedurfte; sie hatte eine sanfte, reine, musikalische Stimme, wo ein starkes und mächtiges Organ nothwendig gewesen wäre; sie lachte so gut, daß es ihr schwer geworden seyn würde, gut zu weinen; auch spielte sie niemals in der Tragödie*). Während Mlle. Volnais als Prinzessin, die durch die Uebertreibungen der klassischen Declamation gezwungen wurde, ewig in Verzweiflung zu seyn, Thränenströme vergoß; während Mlle. Bourgoin aus der Chimene ein niedliches Kammermädchen machte, das böse wurde; während das Regiement des Theaters Mlle. Rose Dupuis, die gar keinen Beruf dazu hatte, zwang, sich in tragischen Schmerz zu ergießen, blieb Mlle. Mars in ihrer Sphäre. Was würde sie aus Eriphila, aus Junia oder aus der Geliebten des Cid gemacht haben? Ich weiß es nicht; aber ich freue mich, daß sie das Glück gehabt hat, einer abgeschmackten Regel zu entgehen, die sie wahrscheinlich zu einer mittelmäßigen Schauspielerin in der Tragödie gemacht haben würde, während sie eine ganz ausgezeichnete im Lustspiel geworden ist. Warum hat sie aber seit einigen Jahren ihrem Talente Gewalt angethan und dasselbe dem Drama zugewendet? Mlle. Mars hat eine Entschuldigung, und ich beeile mich, dies anzuerkennen.

Eine Komödie zu schreiben, war fast unmöglich geworden; alle Rang-Unterscheidungen verschwanden vor der constitutionellen Gleichheit; es gab keine Kasten mehr, keine gesellschaftliche Auszeichnungen, keine Verschiedenheit in den Kleidern und in dem Streben und also auch keine Gegensätze in dem theatralischen Gemälde. Molière und einige seiner Nachfolger hatten über die Charaktere und über die großen Erbärmlichkeiten des menschlichen Herzens Alles gesagt. Picard hatte alle Nüancen der Lächerlichkeiten der Mittelklassen geschildert; die feine Komödie des Kaiserreiches war nur eine zuweilen glückliche Nachbildung der Komödie des 17ten Jahrhunderts. Was die Tragödie betrifft, so war sie nur eine kalte und seelenlose Nachbildung der Tragödie, wie sie drei große Meister, die von den antiken Schönheiten begeistert waren, aufgefaßt hatten. Corneille, Racine und Voltaire hatten nichts zu thun übrig gelassen (f). Das Theater war also das Kaiserreich und auf das Directorium zugeschnitten. Napoleon liebte die Alten, und dann folgte er einer Regierung, die die Republiken des Alterthums nur zu sehr nachgeahmt hatte. Die knechtische Nachahmung des Römischen und Griechischen war eine Mode der Zeit: der Kaiser war Cäsar; unsere Halb-Brigaden, unsere Regimenter wurden in der offiziellen Sprache der Dichter zu Legionen; die Kirche Unserer lieben Frauen zu Paris war das Kapitol, das man bestieg, um einen Sieg zu feiern; man machte Senatoren, nachdem man Tribunen gemacht hatte. Die Sprache füllte sich mit Griechischen Ausdrücken an; die Häuser, die Möbel wurden mit antikem Zierrath versehen; man malte nichts mehr als Griechen und Römer, wenn die Darstellung der Schlachten etwas Zeit übrig ließ; man schlug Medaillen, die nichts Französisches hatten, als die Lateinischen Anspielungen. Es war eine Manie, die den Künstler zum Kopisten verdammte. Die Kunst wurde aber endlich dieser Knechtschaft müde, und sie versuchte eine Revolution. Bald, wie es immer der Fall zu seyn pflegt, ging sie zu weit; sie zerbrach alle Götzenbilder, verleugnete alle Götter und betrat aufs Gerathewohl die Pfade des Unbekannten. Sie war bisher gebindert und in eine hergebrachte Form eingezwängt worden; jetzt schwer sie nicht allein diese, sondern jede edle und reine Form ab; ihr Wahlspruch war Natur und Wahrheit, und dieser wurde fast immer übertrieben oder zum Lügner; ihre Natur war nüchtern, ihre Wahrheit abschreckend. Das Theater seinestheils zeigte sich oft noch weniger weise, als die Malerei; es ließ sich Uebertreibungen zu Schulden kommen, die der Reform schadeten, statt ihr zu nützen. Es ist hier nicht der Ort, um diese Behauptungen durch Beweise zu belegen; aber ich berufe mich auf die Leser, deren Gedächtniß getreu ist, und die sich der letzten 10 Jahre erinnern.

Mademoiselle Mars wollte, wie Talma, der Reform ihren Beistand leisten; es war dies eine sehr ehrenwerthe Gesinnung; aber, meines Erachtens, überließ sie sich derselben zu ihrem Nachtheil. Nicht, als ob sie nicht in einigen Dramen manches Schöne geleistet und Proben eines großen Talents abgelegt hätte; ich hüte mich wohl, etwas zu bestreiten, was augenscheinlich ist. Wenn aber auch Mlle. Mars vollkommener als irgend eine andere Schauspielerin war, so war sie doch nicht so vortrefflich wie im Lustspiele. Sie hat sich dabei angestrengt, ohne ihrem Ruhme etwas hinzuzufügen. In dem Drama, welches weint, welches außer sich ist und sich krümmt, in dem Drama, welches man heutzutage macht, wo man sich die Haare ausrauft, sich auf den Knieen hinschleppt, und das Theater mit dem Körper einer verzweiflungsvollen Frau gleichsam auskehrt, besaß Mlle. Mars nicht jene Dosis schlechten Geschmackes, welche nothwendig ist, um zu einer so gewaltsamen Wirklichkeit hinabzusteigen. Ihre Stimme, wenn sie sich erhebt, um Leidenschaft auszudrücken, bleibt immer angenehm; es ist ein junges Mädchen, das böse wird, aber nicht eine Frau, die schreit; und das heutige Drama will Geschrei. Man bedarf weniger des Genies als der Wuth, um jene Stücke zu spielen, die mit Wüthen beginnen und mit Raserei endigen. Das Drama, welches der Mlle. Mars zusagt, ist Eduard in Schottland, es ist Valerie, es sind einige Scenen in der Schule der Alten, es ist Heinrich III.; aber trotz ihres Reizes und der Ueberlegenheit ihres Talentes sagt ihr Hernani nicht zu, noch weniger die Kinder Eduard's. Mlle. Mars ist der personifizirte Geschmack, sie ist das feine Lustspiel, das zierliche, geistreiche Lustspiel, welches Feinheit, Anmuth des Vortrages, geschickte Uebergänge zuläßt; Alles, wobei die Ruhe verliert, die ihre Schönheit ausmacht, ist ihrer Natur und also auch ihrem Talente zuwider. Mlle. Mars kann keine Niobe seyn; sie ist glücklicherweise zum Lachen verurtheilt.

Das alte Lustspiel hat keine andere Stütze mehr, als Mlle. Mars; so wie Talma die alte Tragödie unterstützte; er faßte sie in sich zusammen, und wenn er am Leben geblieben wäre, so würde er sie durch alle Revolutionen und durch alle Reactionen der Kunst hindurchgeführt haben. Mlle. Mars ist uns Molière schuldig; sie überlasse das Drama Anderen und gebe uns das Lustspiel.

Ich hoffe, daß die Laufbahn der Mlle. Mars noch nicht beendigt ist, denn jedes Mal wenn ich das Glück habe, sie im Lustspiel zu sehen, finde ich sie vollkommener und schöner; sie ist für mich, wie die Stücke von Molière: das Letzte, das ich sehe, halte ich immer für das schönste.

Wir hören täglich unserem Jahrhundert den Vorwurf machen, daß es große Talente nicht zu würdigen und nicht zu bezahlen wisse; da wir von Geld sprechen müssen, nachdem wir ein großes Verdienst zergliedert haben, so wollen wir sehen, ob dieser unserer Zeit gemachter Vorwurf in Bezug auf Mlle. Mars gerecht ist. Mlle. Mars gehört nicht mehr zu den Societairs des Theatre Français, und sie hat den Titel, den sie ehemals besaß, als derselbe monatlich 12 bis 1500 Fr. werth war, nicht zu bedauern, da er jetzt dem Künstler weder Geld noch Ehre einbringt. Mlle. Mars ist Pensionairin, und ihr Gehalt, als solche, beträgt 30,000 Fr. Für diese 30,000 Fr. ist sie verpflichtet, dreimal wöchentlich zu spielen. Wenn sie öfter spielt, erhält sie eine besondere Vergütigung. Jedes Jahr hat sie einen zweimonatlichen Urlaub, den man, wenigstens auf 14 bis 15,000 Fr. anschlagen kann. Unabhängig von diesem Einkommen, das sich, wie man sieht, auf ungefähr 45,000 Fr. beläuft, bezieht Mlle. Mars eine der Zahl ihrer Dienstjahre angemessene feste Pension; diese Pension beträgt jetzt etwas über 8000 Fr., was eine Dienstzeit von ungefähr 35 Jahren voraussetzen läßt. Die genaue Zeit des Eintritts der Mlle. Mars ist niemals auf offizielle Weise konstatirt worden. Die Register des Theaters melden in dieser Beziehung nichts Bestimmtes; und die Künstlerin, von ihren Kollegen über diesen Punkt befragt, hat sich darüber nicht aussprechen wollen. Mlle. Mars hat gesagt, daß sie sich dessen nicht erinnere, und daß das Comité Gedächtniß für sie haben müsse, wenn es sich um eine Geld-Angelegenheit handele. Wenn man die Pension ihrem Gehalte, dem Urlaube und den außerordentlichen Vergütigungen hinzufügt, so nimmt die bewundernswürdige Schauspielerin jährlich gegen 60,000 Fr. ein. Das ist gewiß nicht zu viel; aber man kann doch auch das Jahrhundert nicht undankbar nennen.

Mlle. Mars lebt in der Welt auf einem großen Fuße. Ich sehe täglich vor meinem Fenster eine sehr geschmackvolle Equipage vorüberfahren, die Mad. Elmire von ihrem hübschen Hotel in Neu-Athen nach dem Theater der Rue Richelieu bringt; denn Mlle. Mars hat ein Hotel in jenem Viertel, wo der militairische Ruhm, von dem Marschall Gouvion St. Cyr vertreten, und die Künste, von Talma, Horace Vernet, Picot Mauzaisse, Alaux, Thomas, Arnault, H. Monnier, der Mars und der Duchesnois repräsentirt, sich vor einigen Jahren vereinigt fanden. Das Geschick Neu-Athens ist veränderlich, wie das der Welt. Talma und der Marschall St. Cyr sind längst todt. Thomas, der Geschichtsmaler, den die Qualen des Reichthums verrückt gemacht hatten, ist vor kurzem gestorben; Herr Mauzaisse hat sein kleines Haus, das er vielleicht zu rasch erbaut hatte, verlassen; Mlle. Duchesnois sucht ihr Hotel zu verkaufen, weil es für ihre Vermögens-Umstände nicht mehr paßt; Mlle. Mars bewohnt noch ihr allerliebstes Haus, wo sie sich als Erbin des liebenswürdigen Wesens der Mlle. Contat zeigt, wie sie die Erbin ihres Talentes ist. Die Gesellschaften bei Mlle. Mars sind, wie man sagt, sehr angenehm; das ist sehr leicht zu glauben, wenn man weiß, daß diese Frau, deren Verstand zum Sprichwort geworden ist, die ausgezeichnetsten Künstler und Literaten bei sich sieht.

Ich weiß nicht, ob man, von dem Vermögen der Mlle. Mars sprechend, eines gewissen Vermächtnisses erwähnen muß, welches ihr vor wenigen Jahren ein Greis hinterließ, der lange Zeit hindurch ein stiller Verehrer ihrer Reize und ihres Talentes gewesen war. Man hat auch von Börsen-Geschäften gesprochen; das sind aber Details, in die ich mich nicht einlassen will, wenn ich sie auch anders kennte, als vom bloßen Hörensagen. Ich bekenne nur, daß ich Mühe habe, mir Celimene oder Sylvia vorzustellen, wie sie ihre Verehrer entläßt, um einem Wechselmäkler Audienz zu geben; ich begreife nicht, wie der Mund, der so allerliebst sagt:

„Faut-il prendre un bâton pour les mettre dehors?"

die barbarischen Worte: Report, Ultimo, Zeitkauf, Prämie, Differenz

*) Anmerk. des Verf. Mlle. Mars hat nur einmal in einer Tragödie, und zwar den Veniamin in „Omasis" von Baour de Lormian, gespielt.

Anmerk. des Uebersetzers. Dann muß Herr Jal (Verf. dieses Art.) die Desdemona im Othello für keine tragische Rolle halten; denn diese hat der Schreiber dieses zu verschiedenen Malen von Mlle. Mars darstellen sehen.

aussprechen kann. Alle Welt hat erzählt, daß Mlle. Mars, in den Gedanken verliebt, der sich aller Künstler-Köpfe bemächtigt hatte, an der Verschönerung von Paris mitzuarbeiten, viel Land in einem Viertel gekauft hat, wohin die Civilisation noch nicht gedrungen war. Dieses Bau-Fieber ging vorüber, und Mlle. Mars mußte sich, wie leider so viele Andere, an ihrem guten Willen zur Verbesserung genügen lassen.

Ich muß mich vielleicht zum Schlusse entschuldigen, daß ich in Mlle. Mars, nach der Schauspielerin, die Frau von Welt gesehen habe; aber ich hoffe, daß ich nicht indiskret gewesen bin. Ich würde trostlos seyn, wenn ich aus der Rolle gefallen wäre, die mir allein geziemt, indem ich für den Leser Mlle. Mars vervollständigte, die ich anfangs nur jenseits der Lampen schildern wollte; aber das Publikum will den kommerziellen Werth — ich erröthe fast über diesen Ausdruck — den in Francs ausgedrückten Werth der Talente, welche es bewundert, kennen lernen, und so mußte ich wohl etwas von den Vortheilen sagen, welche die Schauspielerin aus ihrer Stellung zieht. Das Hotel, die Equipage, das Gehalt, sind öffentlich, wie das Talent, welches sie hervorgebracht hat und rechtfertigt; ich habe davon sprechen dürfen; alles Uebrige ist Geheimniß, und ich habe kein Wort davon gesagt. Wenn ich von Mlle. Lecouvreur zu sprechen hätte, so würde ich nicht von dem Marschall von Sachsen schweigen; aber Mlle. Lecouvreur und der Sieger von Fontenoy gehören der Geschichte an.

A. Jal.

Rußland.

Die Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna. (In Russischer Sprache.) Von A. Weidemeyer. 2 Theile. St. Petersburg, 1834.

Für die Herausgabe dieses Werkes kann man Herrn Weidemeyer nicht anders als dankbar seyn. Bisher besaß Rußland nicht nur keine Geschichte, sondern nicht einmal die kleinste Skizze der bemerkenswerthesten Ereignisse während der Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna, „die", nach den Worten Katharina's II., „ein schöneres Muster der Nachahmung darbietet, als es die glänzendsten Eroberungen thun." Der Zweck des Herrn Weidemeyer war es nicht, eine vollständige Geschichte jener Zeit zu liefern; sein Buch ist eine Fortsetzung der von ihm früher herausgegebenen Schrift: „Blick auf die Haupt-Ereignisse in Rußland seit dem Ableben Peters des Großen." Er schildert in demselben die denkwürdigsten Begebenheiten jener Zeit, der Reihe nach, einfach, klar und deutlich und schöpfte seine Nachrichten sowohl aus inländischen und ausländischen Werken, als aus handschriftlichen Urkunden, denen er interessante Bemerkungen zur Charakteristik jener Zeit hinzufügte. Als Muster des offiziellen Stiles jener Periode entnehmen wir aus der vorliegenden Schrift eine in den damaligen Zeitungen abgedruckte Anzeige über die Landesverweisung des Marquis de la Chetardie (im Jahre 1774).

„Wiewohl der Brigadier der Französischen Armee, Marquis de la Chetardie, der bisher hier als Privatmann und ohne öffentlichen Charakter lebte, das Menagement nicht verdient, das den Gesandten fremder Herrscher an den Europäischen Höfen zusteht, so hat Ihre Kaiserl. Russische Majestät dessenungeachtet befohlen, diesem Herrn Marquis geziemend zu wissen zu thun: — Welchergestalt gedachter Chetardie, nach seiner Rückkehr an den hiesigen Kaiserlichen Hof, anstatt den ihm, wie früher, so wie auch bis jetzt, bewilligten nicht geringen Auszeichnungen (wovon die fremden Herren Gesandten Augenzeugen sind) zu entsprechen und die Achtung gegen Ihre Kaiserliche Majestät zu verdoppeln, sich so weit vergaß (gewiß ohne Befehl des Königs, seines Herrn), es zu versuchen, die Treue mehrerer Individuen und der Geistlichkeit zu erkaufen, sich eine Partei zu bilden und viele Unanständigkeiten von hier hinaus zu schreiben, was eben so wenig erlaubt ist, als es von irgend einem Herrscher gelitten werden kann, über welche Frechheit des besagten Marquis in verschiedenen seiner eigenhändigen Original-Depeschen die unbestreitbarsten Beweise vorhanden sind. — Da es indessen Ihrer Majestät der Kaiserin, aus angeborener Großmuth, nicht beliebt, mit besagtem Chetardie seiner Schuld gemäß, und wie sein unerwartetes Betragen es verdient, zu verfahren, sondern Ihren Zorn der Vergessenheit zu übergeben, so ist der Befehl erlassen, ihm, dem Chetardie, als Privatmann und ohne öffentlichen Charakter, anzudeuten, binnen 24 Stunden, ohne mit Jemanden zusammenzukommen, die hiesige Residenz und so schnell als möglich das Reich zu verlassen, wobei sich Ihre Kaiserliche Majestät überzeugt zu halten geruhen, daß er, Chetardie, wie bereits oben erwähnt, ohne Befehl und Vorwissen seines Herrn sich hier so unverschämt und als Fremder so ungewöhnlich aufgeführt habe, so wie Höchstsie andererseits den freundschaftlichen Gesinnungen für Sr. Majestät den König von Frankreich, in Folge der Fehler eines seiner Unterthanen, nicht entsagte, sondern gern geneigt ist, dieselben so wie bisher auch künftig zu kultiviren."

Die Reise, die Herr Alexander von Humboldt vor einigen Jahren nach Rußland und Sibirien unternommen, sollte nicht bloß der Wissenschaft, sondern auch der schönen Literatur Früchte tragen. So weiß die Nähe schöpferischer Geister, und wäre es auch nur im Vorüberfliegen, selbst in Regionen, die kein milder Himmel zu den leicht fruchtbaren macht, den Keim des Schönen zu wecken. Eine Deutsche Anthologie Russischer Dichter war ein längst gefühltes Bedürfniß. Befinden wir uns doch zu unseren östlichen Nachbarn fast in demselben von uns vielfach bespöttelten Verhältnisse, in welchem sich zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere westlichen Nachbarn zu uns befanden. Bevor die Seherin Staël mit ihrem Prophetenstab an den Felsen des Deutschen Parnasses schlug, so daß er auch jenseits des Rheines zu sprudeln anfing und den Franzosen eine neue Hippokrene gebar, hatten diese noch gar keine Ahnung von dem, was in der Literatur ihrer nächsten Gränznachbarn Großes vorgegangen war. Wir unsererseits haben nun zwar in diesen Blättern durch einzelne Artikel auf die lieblichen Dichtungen Schukowsky's, auf Alexander Puschkin's begeisterte Gesänge und auf Sagoskin's Romane aus der Russischen Geschichte hingewiesen; es konnten dies jedoch nur Andeutungen aus der Ferne seyn, die vielleicht den oder jenen auf eine nähere Kenntniß nur noch um so begieriger machten. Als Herr von Humboldt nach Moskau kam, brachte er den Wunsch mit, daß eine solche Uebersiedelung Russischer Erzeugnisse nach Deutschland stattfinden möchte, und kaum von ihm ausgesprochen, fand der Wunsch auch schon Gewährung; eine in Rußland geborne junge Deutsche, Fräulein Karoline v. Jaenisch, fühlte sich dadurch angeregt, eine Blumenlese aus Russischen Dichtern für Deutsche zu veranstalten, und die erste Abtheilung davon ist bereits unter dem Titel

Das Nordlicht. Proben der neueren Russischen Literatur, von Karoline v. Jaenisch *)

erschienen. Wir begnügen uns hier, die Freunde Nordischer Literatur auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, indem wir hinzufügen, daß sich in diesem Büchlein sowohl Gedichte als Novellen und Bruchstücke aus größeren Werken von Puschkin, Schukowsky, Baron Delwig, Baratinsky, Jasikoff, Wenewitinoff, Somoff u. A. befinden. Als Probe von dem Talente der Uebersetzerin theilen wir hier ein Kleinrussisches Volkslied mit, das uns, so sehr auch die neueren Russischen Dichter ihre Muster in Deutschland, Frankreich und England mit Glück nachzuahmen wissen, doch durch seine Natürlichkeit am meisten angesprochen hat. **)

Steht ein Ahornbaum am Wasser,
Neiget tief sich nieder.
Der Kosak hat Leid erfahren,
Gramet sich ohn' Ende.

Mußt Dich, Ahornbaum, nicht neigen,
Bist noch grün an Zweigen;
Mußt Dich, Du Kosak, nicht gramen,
Bist noch jung an Jahren.

Ahorn möchte sich nicht neigen,
Wasser untergrabt ihn;
Der Kosak nicht trauern möchte,
Doch das Herz thut weh ihm.

In das Russenland geritten
Ist er, in die Fremde;
Einen schwarzen Rappen hatt' er,
Einen Nußbaumsattel.

Ist in's Russenland geritten,
Ist auch dort gestorben,
Von der süßen Heimat ferne,
Unter fremden Leuten.

Sprach: O, werfet auf von Erde,
Mir ein hohes Grabmal;
Einen Beerenstrauch mir pflanzet
Zu des Grabes Haupten.

Vöglein kommen dann geflogen,
Picken an den Beeren;
Bringen von der süßen Heimat
Kunde dem Kosaken.

Mannigfaltiges.

— **Englische Literatur im Jahre 1833.** Nach Bent's Literary-Advertiser sind im vorigen Jahre in England 1160 neue Werke erschienen, wobei neue Auflagen, kleine Broschüren und periodische Blätter nicht mitgerechnet sind, im Ganzen also 20 weniger als im Jahre 1832. Die Zahl der neuen Kupferstiche betrug 74 (mit Einschluß von 34 Portraits), von denen 13 in Linienmanier, 48 in Mezzotinto und 13 in Kreidemanier, Aquatinto u. s. w. gestochen sind.

— **Buchhandel in Nord-Amerika.** Die Fabrication des Buchmachens — denn mit dem Namen Literatur ist ein so mechanisches Geschäft wohl schwerlich zu bezeichnen — macht in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika eben solche Fortschritte, wie jeder andere Fabrik- und Industriezweig in diesem Lande des Materialismus. Namentlich thun sich die Buchhändler von Boston durch die schöne typographische Ausstattung ihrer — meistens nachgedruckten Englischen — Werke sehr hervor. In New-York und den südlicheren Staaten, wo man nur wohlfeil kaufen will, nimmt man es mit Papier und Druck weniger genau. Ein großer Theil aller Bücher erscheint daher auch, gleich den Zeitschriften, lieferungs- oder heftweise; die jedesmalige Ausgabe, die ein Käufer für den zwölften oder vierundzwanzigsten Antheil eines Buches zu machen hat, ist ungemein gering und wird daher leichter von Vielen gewagt. Cooper's und Washington Irving's Werke werden in Lieferungen zu 18¾ Cents (etwa ¼ Thaler Preuß. Cour.) ausgegeben, so daß jeder aus 4 Lieferungen bestehende Band auf 75 Cents zu stehen kommt. Im Verhältnisse mit anderen Amerikanischen Büchern ist dieser noch ziemlich hoch, weil hier nämlich ausnahmsweise einmal Honorar bezahlt worden und ein wirkliches Verlagsrecht stattfindet.

---

*) Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

**) Vergleiche übrigens auch die in Nr. 124 des „Magazins" vom J. 1833 befindlichen Proben Russischer Volks-Poesie.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Mittwoch den 9. April 1834.

Frankreich.

Eine Sitzung der Académie Française, vom Jahre 1766.

(Aus einer Vorlesung im Athénée Royal, von Leon Halevy.)

Wir wollen uns in Gedanken zu einer Sitzung der Académie Française begeben, die in der letzten Periode des achtzehnten Jahrhunderts, eines Jahrhunderts, das so glanzvoll, so leichtsinnig und doch zugleich so ernst war, gehalten wurde. Wir versetzen uns in das Jahr 1766; wir passiren an einem Donnerstage, im November, die Straße Du Coc, wo zwei Schweizer als Schildwachen mit ernster Miene auf- und abgehen, die vielleicht einst Opfer des 10. Augusts werden sollen. Wir kommen nach einem Saale par terre, rechts von der Louvre-Uhr. Wir befinden uns in einem weiten Vorzimmer, das sowohl nach der Académie Française als nach der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres führt. Wir wenden uns links nach jenem schönen Zimmer, wo das von Saint-André gemalte Bildniß Ludwig's XIV., ferner das der Königin von Schweden, jener berühmten Christine, und die von verschiedenen Meistern gemalten Portraits der hingeschiedenen Akademiker die Wände zieren. Es ist erst Ein Uhr; noch hat sich Niemand eingefunden; aber es werden die Mitglieder der Versammlung in großer Masse erscheinen, denn es soll hier eine Wahl vorgenommen werden; man wird hier die Stelle des alten ehrwürdigen Hardion, des Custos der Königlichen Privat-Bibliothek, des Professors der Literatur und der Geschichte, wieder besetzen, der vor kurzem zu Versailles, aus Gram über den Tod des Dauphins, des Sohnes Ludwig's XV., gestorben ist. Jener bescheidene und emsige Schriftsteller, der Uebersetzer des Theokrit und des Anakreon, hinterläßt uns achtzehn Bände einer Universalgeschichte, die vielleicht in späterer Zeit Linguet vollendet. Es haben sich nicht wenig Kandidaten zu der Stelle gemeldet, und nicht ohne lebhaften Kampf wird der Stuhl wieder besetzt werden.

Noch ist Niemand da, aber in jenem Kabinett, im Hintergrunde des Saales, das als Bibliothek benutzt wird, sieht man einen kleinen Mann mit bitterer spöttischer Miene verschiedene Werke aufschlagen. Es ist der ordentliche Secretair der Bibliothek, der Verfasser der „Bemerkungen über die Sitten", ein gerechter und gewandter Mann, wie ihn Jean-Jaques sehr wohl charakterisirt; es ist Duclos, der so eben aus seinem einfachen bescheidenen Zimmer, das über dem Sitzungssaale sich befindet, heruntergekommen ist. Vielleicht ist es heute das letzte Mal, daß er einer Zusammenkunft der Akademie beiwohnt; der aufrichtige, unabhängige, ehrliebende Landsmann und Freund des La Chatelais ist gegen den Herzog von Aiguillon lebhaft aufgetreten. Auch will er, um gewisse ziemlich lebhafte Reden in Vergessenheit zu bringen, die er bei jener Gelegenheit gehalten, dem Rathe seiner Freunde folgen und auf einige Zeit Frankreich verlassen. Trotz der Aeußerung Ludwig's XV.: „Ob! Was Duclos anbelangt, der mag immerhin frei sprechen!" fürchtet Duclos doch den Zorn des Ministers, und aus kluger Vorsicht unternimmt er eine Reise nach Italien; jedoch will er vorher noch die Wahl des Thomas unterstützen, dessen Charakter und Talente er liebt.

In jener Zeit, die auch ihre zwei Parteien, die der Bewegung und die des Widerstandes, hatte, gehörte Duclos, obwohl er Philosoph war, zur Partei des Widerstandes. Sein Wahlspruch war: „Siehe da, jene Bande der kleinen Gottlosen, die mich noch am Ende zur Beichte schicken werden!" ein tiefer sinnreicher Spruch, der zu gleicher Zeit seinen Charakter und seine Stellung in der philosophischen Welt deutlich bezeichnet. Der Einfluß, welchen Duclos bei den Wahlen der Akademie Française ausübte, hatte ihm den Vorwurf des Despotismus zugezogen; allein er war nichts mehr als gerecht; er unterstützte das Verdienst und bekämpfte die Parteilichkeit. Seinem Temperamente nach ein Frondeur, seiner Neigung nach Philosoph, mit Geist und Herz dem ersprießlichen Neuen ergeben, aber ein Feind jedes unverschämten Uebermuthes und der Prahlerei, hielt er sich in einer Art von Juste-Milieu, die ihn mitten unter jener Welt der Originale einen ganz eigenthümlichen Charakter und ein wahrhaft originelles Ansehen gab.

So eben hat es im Louvre zwei Uhr geschlagen; die Mitglieder der Versammlung strömen schaarenweise herbei. Jener Mann, mit den lebhaften und geistreichen Gesichtszügen, ist d'Alembert; seine einfache bescheidene Tracht kündigt jene achtbare Armuth an, die ihn keinesweges verhindert, wohlthätig zu seyn; er denkt nach über eine mathematische Aufgabe oder über einen Artikel für die Encyklopädie. Er tritt herein, in Begleitung seines Freundes Watelet, jenes Watelet, der, in der Zeit der Pracht und der Wollust lebend, in sich alle Kunst und alle Wollust zu konzentriren scheint. Maler, Bildhauer und Kupferstecher in einer Person, hat er die Kunst zu malen, in Versen, die zwar der Wärme und der Kraft ermangeln, aber harmonisch und leicht dahin fließen, besungen. Das Gedicht ist weder durch Erfindung noch durch glänzende Darstellung ausgezeichnet, aber die Betrachtungen, von denen es begleitet ist, kündigen einen Mann von Geschmack und einen guten Schriftsteller an. Watelet hat mehrfache gegründete Ansprüche auf die Achtung unserer Zeit; denn er ist, so zu sagen, der Erfinder der Vignetten, die in unserer jetzigen Literatur eine so große Rolle spielen. Er war es, der sein Gedicht mit einem Luxus drucken ließ, wie es nur sein glänzendes Vermögen ihm gestattete; er schmückte es selbst mit den vortrefflichsten Kupferstichen aus. So eben hat er sich niedergesetzt, um einige Einladungskarten, zu einem Diner, in seiner reizenden Wohnung zu Moulin-Joli, zu schreiben. Jener Mann dort, dessen wildes und freies Ansehen zu gleicher Zeit etwas Militairisches, Gelehrtes und Seemännisches an sich hat, ist der große Reisende La Condamine, ein Physiker, Chemiker, Astronom und ein gewandter Schriftsteller. Von einer unheilbaren Neugier zu jeder Zeit geplagt, stellt er sich hinter Watelet, um über seine Schultern zu sehen, was er schreibt. Letzterer hatte hierbei die Gelegenheit, unter sein Schreiben dieselben Worte zu setzen, die einst die Frau von Choiseul bei einer ähnlichen Gelegenheit anwendete: „Ich würde Ihnen weit mehr mittheilen, wenn nicht Herr La Condamine hinter mir stände und das läse, was ich Ihnen schreibe." Es ist bekannt, was La Condamine bei jener Gelegenheit erwiederte: „Ah! Madame, ich versichere Ihnen, daß ich nicht lese!" Eben so taub als neugierig, hört er nicht auf Saurin, der ihn laut ruft und sich nach seinem Befinden erkundigt. In der Nähe Saurin's, des Verfassers des „Spartacus", der noch mit seinem Drama „Beverley" beschäftigt ist, welchem das erhabene Spiel Molé's einen so großen Erfolg verschaffen soll, hat sich so eben der General-Advokat Seguier niedergelassen, ein Mann, der seines Ahnherrn, des berühmten Peter Seguier, vollkommen würdig ist. Er hatte, als er in die Stelle Fontenelles eintrat, eine schöne Lobrede auf ihn verfaßt. Eben hat er sich, wiewohl vergeblich, gegen das grausame Urtheil erklärt, das vom Parlamente in Paris gegen den unglücklichen Lally gesprochen wurde, und er verdient jetzt, mehr als je, das, was Duclos von ihm ausgesagt: „Das ist ein Name, der des Verdienstes entbehren, und ein Verdienst, das des Namens entbehren kann."

Zwei Abbé's erscheinen jetzt zu gleicher Zeit: der Eine ist der Abbé Trublet, den Voltaire in seinen Satiren so wenig schonte und in seinem „Armen Teufel" gar zu sehr mitnahm. Indeß war der Abbé Trublet weder ein böser Mann, noch etwa ganz ohne Verdienst. Als ein Feind aller Verse, hatte er an jener großen lächerlichen Verschwörung Theil genommen, die von Lamotte und Fontenelle gegen die Französische Poesie angestiftet worden war. Er behauptete, in Uebereinstimmung mit ihnen, daß man Verse, wenn sie auch noch so schön seyen, nicht lesen könne, ohne sich zu langweilen; auch hatte er das große Verbrechen begangen, in Betreff der Henriade, die er zum Belag seiner Behauptung als ein Werk voller schönen Verse zitirte, sich folgendermaßen zu äußern: „Und ich weiß nicht, warum ich beim Lesen derselben gähnen muß." Von daher schreibt sich jener ungeheure Zorn Voltaire's, dem Trublet die Berühmtheit verdankt, die ihm gewiß weder seine Artikel im Mercure, noch seine bescheidenen Versuche über Literatur und Moral verschafft haben würden.

Der andere Abbé, der mit Trublet eingetreten, ist der ehrwürdige Abbé Batteux, Professor der Griechischen und Römischen Philosophie am Collège Royal, welches jetzt Collège de France heißt. Seine Uebersetzung des Horaz in Prosa, die erste, welche die Franzosen aufzuweisen haben, hatte ihm die Pforten der Akademie geöffnet; acht Jahre darauf giebt er seine Abhandlung über die schönen Wissenschaften heraus, ein Werk, das heute für so ungenügend, so arm, so geringfügig gilt, während es damals als ein dem Unterricht und der Wissenschaft geleisteter wichtiger Dienst anerkannt wurde.

Dort sitzt Herr Lauree von Saint-Pelage, jener unermüdliche Verfasser der Untersuchungen über das Ritterwesen, jenes Muster der brüderlichen Freundschaft, dessen Namen man nicht ohne Rührung aussprechen kann. Sein Bruder, für den er eine so lebhafte Zärtlichkeit bezeigt, und die ihm dieser in so hohem Grade erwiederte, ist vor kurzem gestorben. Er wird ihn nur wenige Zeit

überleben. Er wird jene Geschichte der Troubadours, zu der er wichtige Materialien gesammelt hat, nicht vollenden können.

Duclos macht auf einmal ein saures Gesicht und kehrt der Thüre des Saales den Rücken zu; gewiß, weil er den alten Abbé d'Olivet eintreten sah, wider den er bekanntlich eine große Abneigung hat. Die vierundachtzig Jahre, unter deren Last das platte Haupt d'Olivet's sich beugt, haben die Strenge seines Charakters noch nicht gemäßigt. Unbeugsam und streng, in der Moral, wie in der Grammatik, kommt er zur Sitzung, um gegen Piron, im Falle irgend eine verwegene Stimme diesen Dichter für die vakante Stelle vorschlagen sollte, den Bannstrahl zu schleudern. Der Verfasser der Reimsucht hatte keinen bitzigeren, keinen unversöhnlicheren Feind, als den Abbé d'Olivet. Dieser Uebersetzer des Demosthenes und des Cicero, dieser strenge und unbarmherzige Grammatiker, der die Fehler bei Racine aufgefunden, dieser d'Olivet hatte Boileau gekannt; er sprach unaufhörlich von ihm und war stolz auf ihn! Er hatte Voltaire in die Akademie Française eingeführt! Voltaire nannte ihn seinen Lehrer, und dieser machte sich eine Ehre daraus! Zwei Jahre nach dieser Sitzung starb er, jener unbeugsame Abbé, der zwei bedeutende Zeitalter durchlebt, und der noch in der letzten Zeit die unwandelbare Strenge der Sitten, die Starrheit der Regeln der Syntax in einer Periode repräsentirte, die eine politische Revolution, ja vielleicht eine Revolution der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, in ihrem Schoße trug, die durch ihre Ausschweifungen hinsichtlich der Sitten ein Vorspiel der Aufhebung aller Mißbräuche abgab, und die später das Königthum, das göttliche Recht und selbst die Grammatik entehren sollte.

Hört! Donnernde Equipagen erschüttern das Pflaster des Louvre. Platz gemacht für die Mächte der Erde, für die Großen des Hofes und der Kirche! Das ist der Bischof von Limoges, der freilich noch wenig geleistet, und dort der Herzog von Saint-Aignan, der noch gar nichts geleistet hat! Hier ist der Graf von Clermont, fürstlichen Geblüts; er will mit aller Gewalt Mitglied der Akademie werden; doch gedenkt er nicht, seine Antrittsrede, wenn er sie auch selbst abfassen sollte, je zu halten; denn er hat erfahren, daß in einer öffentlichen Sitzung jeder aufzunehmende Kandidat, wäre er auch fürstlichen Ranges, unter die Menge der simplen Akademiker treten und unter diesen die letzte Stelle einnehmen müsse. Diese Empfindlichkeit muß freilich etwas kindisch erscheinen, aber man muß sich wohl über dieselbe bei einem Manne nicht wundern, der zu jeder Zeit und überall eine Wuth darauf hatte, der Erste seyn zu wollen. Man darf nur folgende Antwort hören, die ihm nach der Niederlage bei Krefeld gegeben wurde, um sich davon zu überzeugen. Als er nämlich zu Neus ankam und sich erkundigte, ob sich schon Flüchtlinge gezeigt hätten, erwiederte man ihm: „Mein Herr, Sie sind der Erste.“ (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Canova et ses ouvrages. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben und über die Werke Canova's.) Von Quatremère de Quincy. 10 Fr.

Eloge de M. le baron Cuvier. (Lobrede auf Cuvier.) Von Laurillard.

Essai historique et archéologique sur la reliure des livres et sur l'état de la librairie chez les anciens. (Gelehrte Untersuchungen über Buchbinderei und Buchhandel bei den Alten.) Von G. Peignot. 2½ Fr.

Mémoires récréatifs et anecdotiques du Physicien-Aéronaute E. G. Robertson. (Unterhaltende Memoiren des Luftschiffers Robertson.) 2 Bde. 15 Fr.

Observations sur l'Odyssée d'Homère. (Ueber die Odyssee.) Von Dugas-Montbel. 9 Fr.

England.

Was ist Freiheit?

(Schluß.)

Ich bin Schriftsteller, und so oft mir Material und Muße genug zu Gebote steht, um über ein Lieblingsthema zu schreiben, setze ich mich an die Arbeit, dem Schwerte Trotz bietend, das an einem Pferdehaar über meinem Haupte hängt. Ich schreibe rüstig drauf los und wähne mich dabei im Besitze der uneingeschränktesten Freiheit. Bevor ich aber das Papier, worauf ich schreiben will, erhalte, muß ich erst dem König ein kleines Douceur — eine Gebühr (duty) — entrichten. Schreibe ich bei Tage, so muß ich mein Tagesticht bezahlen. Wünsche ich etwas frische Luft in meine Bibliothek, so kostet die Luft mir Geld. Schreibe ich auf einem Tische, so bezahle ich Zimmerholz-Steuer (timber-duty). Fühle ich das Bedürfniß, mich mit einer Tasse Thee oder Kaffee oder einem Glase Wein zu laben, so muß ich den König deshalb um Erlaubniß bitten, die er mir nicht eher bewilligt, bis ich ihm einen ansehnlichen Theil des Honorars abtrete, das ich für mein Buch bekommen soll.

Wohlan, ich schicke mein Manuskript in die Druckerei. Jetzt muß ich wieder mit einer Gebühr herausrücken, und zwar für das Papier, welches meine Gedanken typisch in Empfang nehmen wird. Ist die Operation des Druckens vorüber und will ich nun meinen Nachbarn anzeigen, daß ich ein Buch herausgegeben habe, dessen Ankauf ich wünschte, so muß ich wieder Contribution bezahlen, in der Form von Anzeige-Gebühren (advertisement duty), und diese Contribution erneuert sich, so oft ich meine freundlichen Winke an das Publikum wiederhole. Hiermit sind aber die Gebühren, denen ich mich unterwerfen muß, wenn ich von meiner persönlichen Freiheit den Gebrauch mache, daß ich dem Chor der Schriftsteller mich anschließe, noch lange nicht zu Ende. Ich muß ein Exemplar meines Werkes dem Britischen Museum, ein zweites der Oxforder Bibliothek, ein drittes der Cambridger, vier Exemplare den vier Schottischen Universitäten, ein achtes Exemplar dem Sion College in London, ein neuntes der Advokaten-Fakultät in Edinburg, ein zehntes dem Trinitäts-Kollegium in Dublin und ein eilftes dem Kings-Inns-College in derselben Hauptstadt zum Präsent machen. Vor kurzem hat die Universität von Aberdeen, wo ich nicht irre, in diesem Betracht ihr Geburtsrecht gegen ein Linsengericht vertauscht, indem das Gouvernement der Whig's ihre literarischen Privilegien kaufte und der Bibliothèque royale de France zuwendete. Gesetzt nun, eines dieser Institute wäre zu arm, um mein Werk zu kaufen, so könnte es mir wohl die Gefälligkeit erweisen, ohne dasselbe vorlieb zu nehmen, oder zu Anschaffung eines Exemplars unter seinen Mitgliedern und Gönnern eine Subscriptionsliste cirkuliren lassen. Allein wer darf mir sagen, daß ich die Freiheit habe, so viele Bücher zu schreiben, als mir gefällt, wenn ich diese Freiheit beinahe Schritt vor Schritt bezahlen und endlich noch so reichen Etablissements, wie den Bibliotheken von Oxford, Cambridge, Schottland, Dublin und Paris, eilf Exemplare schenken muß?

Endlich, sage ich! Die Verletzungen meiner Freiheit sind damit noch keineswegs zu Ende. Noch lauern die Kritiker, ein gar furchtbares Geschlecht, im Hintergrund. Um diese Herren für mich zu gewinnen, muß ich noch wenigstens 25 Exemplare aufopfern. Einige derselben liegen mit einander in stetem Kampfe. Entweder haben sie entgegengesetzte politische Ansichten, oder sie sind Nebenbuhler in ihrer Profession. Gesetzt nun, es ereignete sich — durch Nachlässigkeit eines Boten, oder durch Saumseligkeit des Buchbinders — das Unglück, daß der Eine sein Exemplar später empfinge, als der Andere, so würde Ersterer all' seinen Groll auf den beglückteren Gegner über mich ausschütten. Der Zeitungsschreiber stellt die geschenkten Bücher gewöhnlich in die Bibliothek der Redaction und gedenkt ihrer mit keinem Worte. Der Wochen-, Monat- und Quartal-Kritiker liest meinem Werke, das ich ihm zuschicke, eine unbarmherzige Lection, und empfängt er kein Exemplar, so kauft er das Buch, um mich für meine scheinbare Verachtung seiner Autorität zu züchtigen. Schwatzt nur von Freiheit! Ich weiß in der That nicht, worin sie besteht, oder wo sie zu finden ist, es müßte Euch denn als eine Kleinigkeit erscheinen, daß der Staat, die öffentlichen Institute und die Kunden einem Schriftsteller jeden Lohn für seine Arbeit entziehen dürfen.

Als die Reform-Bill durchgegangen war, bekam ich Lust, Mitglied des Parlamentes zu werden. Ich wandte mich an die Wähler eines der neuen Boroughs, damit ihre süßen Stimmen mir zum Ziel meines Ehrgeizes verhelfen möchten. Ich war so klug, mehrere hochtönende Phrasen über die Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit durch die direkten Steuern in meine Rede einzuflechten; ich sprach von Freiheit der Presse, Freiheit der Neger, Freiheit des Gottesdienstes, Magna Charta, Major Charta u. s. w. Ich ärndtete ungestümen Beifall und wurde fast mit Beifallsjauchzen gewählt. Es giebt im Parlamente eine Partei, die man Ultra-Whigs nennt, und die eben nicht Radikale sind. Ich schloß mich diesen Leuten an, weil ich glaubte, ihre Grundsätze stimmten mit den meinigen. Ich nahm Theil an den Diners ihrer Parteihäupter, an ihren Comité's und Coterieen. Eine Zeit lang segelte ich mit ihnen gerade vor dem Winde her, indem ich alle ihre Vorschläge annahm und für alle ihre Verbesserungen votirte. Dann und wann erhob ich meine Stimme im Parlamente, wurde beifällig angehört und faßte einiges Vertrauen zu meinen eigenen Hülfsquellen. Die Pensions-Liste wurde der Gegenstand einer Berathung. Meine Freunde wollten sie ganz abgeschafft wissen. Ich durchflog die Liste. Als ich nun fand, daß die meisten pensionirten Individuen Frauenzimmer waren, die 50—200 Pfund jährlich einnahmen, da regte sich tiefes Mitleid in meinem Innersten. Wenn jene armen Frauen diese kärgliche Pension bezogen, so waren sie derselben gewiß bedürftig. Außerdem habe ich das andere Geschlecht von frühester Jugend an geliebt und hochgeschätzt. Ich erklärte mich also definitiv gegen solch ein tyrannisches Verfahren.

Bald sah ich mich am Rande eines Vulkans. Im Parlamente gab es kalte Blicke und steife Begrüßungen, außer demselben keine gemeinsame Berathung, keine Einladungen mehr — kurz, ich war mit den Ultra-Whigs zerfallen. Alles dies schien mir gar wunderlich. Ich hatte den Wahn genährt, daß meine Kollegen den Gang der Freiheit vorzugsweise beschleunigen wollten, und jetzt kam ich dahinter, daß der Genuß dieser Freiheit nur den Häuptern der Partei vorbehalten war.

Dabei hatte es nicht sein Bewenden. Einige Tage später wurde mir eine lange Reihe von Resolutionen zugeschickt, die ich ohne Ausnahme mit Beifall aufnehmen sollte. Der erste dieser Beschlüsse war für die Abschaffung aller Pensionen überhaupt. — Ich las nicht weiter; ich warf Alles mit Einem Male ins Feuer, fest entschlossen, in Sachen dieser Art gar kein Votum mehr abzugeben.

War ich wirklich Mitglied einer freien berathenden Versammlung und doch nicht berechtigt, meine Freiheit so anzuwenden, daß ich über Dinge jeder Art selbstständig urtheilte? Mein höfliches und ausweichendes Antwortschreiben veranlaßte eine Replik, in der man mir die Alternative stellte, entweder zu unterschreiben, oder abzutreten. Ich begab mich geradeswegs nach der Schatzkammer und verlangte eine Anstellung als Steward der Chiltern Hundreds*), welche mir von den Ministern mit großer Freude zugetheilt ward. Ich verließ das freie Parlament Großbritanniens und Irlands, wo ich gar bald fand, daß ich nicht länger verweilen konnte, ohne jeder Art von Freiheit zu entsagen.

*) Die gewöhnliche Form, wenn ein Parlaments-Mitglied durch die Annahme eines Amtes seine Kommittenten in den Stand setzen will, eine neue Wahl zu treffen.

Meine Begriffe von Freiheit, — obgleich in diesem Lande immer etwas trübe — waren niemals unbestimmter und unfaßlicher, als während meiner gesetzgebenden Automatie. So lange die Whigs nicht im Ministerium waren, deklamirten sie stets über die Beschwerden Irlands. Die erste Maßregel, welche sie, nach ihrer Anstellung, einem reformirten Parlamente vorschlugen, war die Aufhebung aller Constitution in jenem zerrütteten Lande. Herr O'Connell erklärte, wie natürlich, ein solches Gesetz würde die Freiheit Irlands vernichten. Lord Althorp versicherte dem Hause, sein Plan sey die einzige Methode, diese Freiheit zu retten. Die Schiffs-Eigenthümer klagten, das System des freien Handels werde ihren schnellen Ruin herbeiführen; Herr Poulett Thomson demonstrirte ihnen vor, sie seyen, diesem System zufolge, besser daran, als jemals! Die Manufakturisten versicherten, die Korngesetze brächten sie in einen Zustand von Sklaverei, weil das Brod durch dieselben so theuer würde, daß sie zwölf bis vierzehn Stunden arbeiten müßten, um es zu verdienen, und keine Zeit übrig behielten, um Zeitungen zu lesen. Die Ackerbauer dagegen sprachen gar nichts von Freiheit; diese, meinten sie, wäre längst annullirt; die außerordentliche Wohlfeilheit des Korns mache den Landmann zu einem wahren Leibeignen. Das Haus votirte mit Stimmenmehrheit gegen die Malzsteuer, weil man glaubte, der Unterthan werde dadurch freier, wenn er einen Topf Bier trinken könnte, statt einer Pinte; die Minister arbeiteten diesem Votum mit Stimmenmehrheit entgegen, indem sie behaupteten, man müsse sonst die Freiheit des Unterthanen durch eine Vermögenssteuer vernichten. Die Gewerbsleute von London machten Vorstellungen gegen die Haus- und Fenster-Steuern, und mehrere wollten sie schlechterdings nicht bezahlen, weil die Freiheit dadurch gröblich verletzt würde. Der Minister des Innern beauftragte den Sheriff, die Bezahlung einzutreiben, indem er proklamirte, wenn diese Taxen nicht eingingen, hätte die Freiheit Britanniens ihr Ende erreicht. — Die „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" glaubt die Freiheit in Wohlfeilheit der Bücher zu finden; die Buchhändler aber behaupten, jene Societät, jetzt eine Corporation, sey das wahre Emblem des Despotismus. Der Arme erklärt, seine Freiheit sey verloren, wenn der Tagelohn nicht gesteigert würde; die Hausbesitzer aber sagen: mit unserer Freiheit ist es aus, wenn dies geschieht. Die Eigenthümer der Omnibus schreien, sie gäben keinen Heller für die Reform, wenn sie nicht mehr zwischen Piccadilly und St. Paul's Wettrennen anstellen könnten. — Was ist nun endlich Freiheit, frage ich wiederholt? Ist sie in England zu finden?

Ich gehe nach Spanien. Dort finde ich zwei politische Parteien, die Freunde der Königin und die des Don Carlos. Beide bekämpfen sich im Namen der Freiheit! Ich mische mich unter Maulthiertreiber und Bauern. Ich sehe diese Leute in Schatten und Sonnenschein, immer guten Humors, bei frugalem Genuß ihres schneeweißen Brodtes, ihres kühlen und würzigen Weins und ihrer köstlichen Früchte. Sie hören Messe, singen zur Guitarre, tanzen den Fandango und drängen sich zu den Stiergefechten, nicht anders als herrschte tiefer Friede im Lande. Niemals kommt ihnen Polizei zu Gesicht, und kaum wissen sie, daß eine Regierung existirt, so wenig verspürt man von ihren Wirkungen. Sie haben keine Armen-Taxe, keine Haus- und Fenster-Steuern, keine Staatsschuld von 800 Millionen, keine Abgaben vom Wachen, vom Pflaster und von der Beleuchtung — mit einem Worte, keines von den Uebeln, denen wir glückseligen Bewohner des „Landes der Freiheit" ausgesetzt sind. Und dennoch sagt man mir, wenn ich heimkehre, die Spanier leben in der tiefsten Sklaverei und Unwissenheit! Für ihre Geschicklichkeit in der Algebra und den mathematischen Wissenschaften will ich nicht stehen; allein so viel darf ich behaupten, daß sie in Allem, was praktische Freiheit betrifft, weit aufgeklärter sind, als wir. Sie besitzen die wohlfeile Freiheit des gesunden Verstandes, gegen die wir Briten die unvollkommene, stümperhafte und entsetzlich kostbare Freiheit nach dem Gesetze eingetauscht haben.

Ich gehe nach Frankreich. Der Herzog von Fitzjames versichert mir, die Freiheit seines Vaterlandes sey mit Heinrich V., welchem allein er ewige Lehnstreue schwören will, aus Frankreich abgezogen. Herr Guizot und Herr Barthe heißen mich über den Herzog lachen, weil sie, vermöge ihres Juste Milieu — was so viel bedeutet als: keiner Partei Platz machen und alle Parteien niederdrücken — die Freiheit der großen Nation auf eine unerschütterliche Basis gegründet hätten. Betrachte ich aber die Tuilerieen und frage Ludwig Philipp, was aus den Lilien, seinem alten Familien-Wappen, geworden sey: so zuckt er die Achseln, als wollte er sagen: meine Souverainetät wird durch die Souverainetät des Volkes beschränkt und muß ihr nachgeben, so oft die beiden Gewalten in Konflikt kommen. Spaziere ich nach der Rue Jacob, so finde ich dort eine Societät, welche an Wiederherstellung der verlorenen Freiheit Frankreichs, ja des ganzen Erdbodens, emsig arbeitet. Ihr erster Glaubensartikel, den ich beschwören soll, ist aber der, daß sie in Sachen der Freiheit die einzigen Richter und von Robespierre's Manen dazu erkoren sind, der Freiheit Proselyten zu schaffen. Bis dahin hatte ich den Wahn genährt, Robespierre sey der ärgste Tyrann gewesen, den die stürmischen Zeiten der Französischen Revolution gebaren. — Die Sache der Freiheit in Robespierre's Namen predigen! Das gründete sich, nach meinem schlichten Dafürhalten, auf eine so unfaßliche Erklärung des Wortes, wie ich ihr auf allen meinen Wanderungen zur Entdeckung des echten magnetischen Pols der Freiheit noch nicht begegnet war.

Die Freiheit, so dachte ich endlich, flieht, wie der Handel, nach Westen; ich muß den Atlantischen Ocean überschiffen und zusehen, ob sie in den Vereinigten Staaten zu finden seyn mag. Als Vorbereitung zu dieser Reise las ich die Biographie des Präsidenten Adams, weiland der Stolz der Föderalisten und Washington's Freund; allein ich fand, daß er den Präsidenten-Stuhl kaum eingenommen hatte, als er schon an seiner Wiedererwählung zu zweifeln begann. Die populäre Partei wandte sich gegen ihn und gegen seinen speziellen Bundesgenossen, den Staats-Secretair Timothy Pickering. An einem schönen Morgen — im Monat Mai — war der sehr ehrenwerthe Herr Timothy nicht wenig überrascht, als der Präsident ihm folgende lakonische Note zuschickte:

„Mein Herr! Da ich mich genöthigt sehe, in der Verwaltung der Staatsangelegenheiten Einiges abzuändern, so halte ich es für schicklich, den zeitigen Staats-Secretair davon in Kenntniß zu setzen, daß er sein Amt niederlegen könne, wenn es ihm so gefällt. Es wäre mir angenehm, wenn er selbst den Tag bestimmen wollte, an dem seine Abdankung stattfinden soll. Ich wünschte bis Montag Morgen, auch wohl etwas früher, eine Antwort auf dieses Schreiben, da die Ernennung eines Nachfolgers an den Senat geschickt werden muß, sobald er sich versammelt hat.

Mit Werthschätzung u. s. w.

John Adams."

Nun, sagte ich zu mir selbst, wenn es Timothy nicht gefällt, abzudanken, so wird er's ohne Zweifel nicht nöthig haben. Man wird ihm doch in einem Lande, das die Wiege der Freiheit ist, sein Amt nicht wegnehmen, ohne ihm wenigstens Unfähigkeit oder Nachlässigkeit zur Last zu legen? Timothy's Antwort war folgende:

„Nachdem ich Ihren gefälligen Antrag reiflich erwogen, halte ich es nicht für meine Pflicht, abzudanken."

Schon eine Stunde nachher kam die Replik des Präsidenten:

„Mein Herr! Verschiedene Beweggründe und Bedenken, die meines Erachtens für die Verwaltung von höchster Wichtigkeit sind, erfordern eine Veränderung in dem Staats-Departement. Sie sind hiermit jedes künftigen Dienstes als Staats-Secretair entbunden.

John Adams,

Präsident der V. St."

Eine noch despotischere Methode, einen öffentlichen Beamten, der sein Amt fünf Jahre hindurch ohne Tadel verwaltet hatte, zu entlassen, würde wohl in keiner Monarchie angewandt worden seyn. Die Anti-Föderalisten bedrohten Adams mit Absetzung, und um diese Herren für sich zu gewinnen, raubte er Pickering sein Amt. Adams verfehlte übrigens doch seinen Zweck und wurde vom Volke abgesetzt. Konnte wohl Timothy's Entlassung mit etwas Anderem entschuldigt werden, als mit den Ränken des Präsidenten, und gründete sich die Verwerfung des Letzteren auf etwas Anderes als auf die Launen des Volkes? Diese Fakta verwirrten meine Begriffe von republikanischer Freiheit.

Als ich aber nach Philadelphia reiste und sehen mußte, wie der weiße Mann den schwarzen überall beschimpft und demüthigt; als ich dort einen meiner Verwandten schwer, obwohl unwissentlich, beleidigte, weil ich ihm zumuthete, mit mir und einer Person, die an der Table d'hôte neben mir saß, ein Glas Wein zu trinken — wohl bemerkt, diese Person war, wie ich nachmals erfuhr, so unglücklich, den funfzigsten Theil der verdammten Neger-Tinte auf ihrer Haut zu bewahren — da verlor ich den Muth, selbst auf Amerikanischem Boden, meine Forschungen nach Freiheit fortzusetzen. Der Name war vorhanden; die Sache aber weder dort, noch irgend sonst wo auf Erden. (N. M. M.)

Australien.

Mittheilungen aus Van-Diemens-Land. *)

Erster Brief.

Newtown, November 1829

Es ist nur zu wahr, mein geliebter Heinrich! Verurtheilt, fast an der Welt Ende zu gehen, um eine schon seit lange geschwächte Gesundheit herzustellen, mußte ich mich fügen, wie schwer es mir auch wurde; und so bin ich denn endlich in Hobarttown, der Hauptstadt von Van-Diemens-Land, von welcher Sie, wie von einer Oede, haben sprechen hören. Ich löse jetzt mein Versprechen, berichte Ihnen kurz von meiner Hierherreise und von den Eindrücken, mit denen mich der Anblick dieses neuen Erdstriches erfüllt hat. Da ich weiß, daß der Name Van-Diemens-Land, in unserem Lande ausgesprochen, nur trübselige Bilder hervorruft, als wäre es das Land der Mörder und Räuber, so darf ich darauf rechnen, daß meine Beschreibung für Sie durch Neuheit und Ueberraschung reizvoll seyn wird. Vor Allem muß ich bekennen, daß, als die Fakultät mir hierherzugehen die Ordre gab, ich mein Todes-Urtheil zu hören glaubte, und daß meine lange mühevolle Reise über das stürmische Meer für mich der Weg nach Dante's Hölle, „zu der Stadt der Qualerkorenen", schien. — Wie groß mußte also mein Entzücken seyn, als, wie auf einen Zauberschlag, der herrlichste Anblick sich meinen Blicken entfaltete und eine reine frische Luft eine von dem Gluthauche der Tropenländer aufgezehrte Gesundheit labend anwehte! — Doch ich will mir nicht selbst vorgreifen. Sie müssen mit mir am Ufer des wohlthätigen Van-Diemens-Landes aussteigen.

Den 17. August vorigen Jahres verließen wir Batavia auf einem Kutter, der kaum dreihundert Tonnen trug — eine wahre Nußschale! Das wird Ihnen unbesonnen erscheinen; allein die Communication zwischen diesem Lande und Batavia ist so spärlich, daß wir die erste dargebotene Gelegenheit ergreifen mußten, um dieser ausdörrenden

*) Journal of a voyage from Calcutta to Van Diemensland. Herausgegeben von Mrs. A. Prinsep. Diese Mittheilungen rühren von einem jungen Manne her, der, aufgerieben, wie viele Europäer, von dem pestilenzialischen Klima Indiens, zu spät durch eine Veränderung des Aufenthalts eine schon früh untergrabene Gesundheit herzustellen versuchte. Er starb in dem Alter von 28 Jahren und hinterließ Frau und Kinder, die seine Reise mitgemacht hatten. Seiner Wittwe verdanken wir die Mittheilung dieser an einen Freund gerichteten Briefe.

Atmosphäre und den ewigen Regengüssen zu entrinnen. Bald sahen wir das Mißliche unseres elenden Fahrzeuges ein; denn, seiner Kleinheit und Unsauberkeit zu geschweigen, war es, ursprünglich zum Transport von Gewürzen bestimmt, nur für die Schifffahrt nach den heißesten Gegenden eingerichtet und bot keinen Schutz gegen die eisigkalten Winde, die uns anfielen. Doch, trotz dem Allem, fühlten wir uns durch den Temperaturwechsel beglückt und genossen schon im voraus das herrliche Klima, dem wir entgegengingen. Fast einen ganzen Tag verweilten wir bei dem kleinen Holländischen Fort Angir in der Sundastraße; der Reichthum und die Anmuth der umliegenden Inseln entschädigte uns reichlich für diesen Verzug. Das Meer war bedeckt von vielen Hunderten kleiner Fahrzeuge, die an Schnelle mit einander wetteiferten, und sich den Vorsprung zu den Schiffen, die an diesem Sammelorte vor Anker lagen, abzugewinnen suchten. Bald waren auch wir von den Eingebornen des Landes umringt, die eine Masse Früchte, künstlich gefertigter Matten, Muschelchen u. a. Kleinigkeiten brachten, wie man sie wohl einem mit Lascaren (Bengalischen Schiffsleuten) bemannten Fahrzeuge zur Ladung bietet. Diese Letzteren dachten nicht an die Gefahren, denen sie sich entgegenstellten. Hätten sie dieselben vorhergesehen, sie hätten gewiß Alle ihren Posten verlassen. Inzwischen kamen zwei große Fahrzeuge von Europa an und brachten uns, — das köstliche Gut für arme Exilirte! — Neuigkeiten aus der Heimath. — Angir ist nur ein elendes Nest, wie günstig es sich auch vom Meere aus darstellt, im Vorgrunde einer ungeheuren Gebirgskette gelegen.

Die ragenden Höhen von Java, auf die mein Blick fiel, riefen mir ein lebhaftes Schmerzgefühl hervor, diese durch die Schönheit ihrer Natur und den Reichthum ihrer Erzeugnisse so anziehende Insel nicht besuchen zu können; meine Gesundheit gestattete es nicht. Wir benutzten das Wehen des Wechselwindes, um Abends unsere Segel zu lüften. Schnell entschwanden die Küsten von Java und Sumatra unseren Blicken, während wir sanft auf den stillen Wogen der Meerenge hinschaukelten, und bald barg sich die Sonne in ihrer ganzen Pracht hinter die schöne Gebirgskette, welche die Südspitze von Sumatra bekränzt, und ließ nur einen langen glänzenden Goldstreif zurück. In das Anschauen dieses herrlichen Anblicks verloren, nahmen wir von den Tropen Abschied.

Welcher Wechsel der Temperatur trat plötzlich ein! Ein heftiger West erhob sich Tags darauf, trieb unser Fahrzeug mit wüthender Gewalt, daß es bald in den Abgrund versank, bald, durch eine mächtige Woge emporgetragen, den Himmel zu erreichen schien. Ich habe nie etwas Aehnliches erfahren, und die Erinnerungen unserer schrecklichen Fahrt vom Kap der guten Hoffnung nach Madagaskar wurden durch unsere gegenwärtige Lage verwischt. Der ungeheure Ozean schien auf uns von dem Pole her entfesselt einzudringen; kein Festland ließ sich blicken, um der von dem schrecklichen Schauspiel des sturmbewegten Meeres geängstigten Phantasie einen Halt zu bieten. Ich stürzte mich in die Kajüte, außer Stande, das, was um mich vorging, zu fassen, und als ich wieder zu mir kam, hatten wir bereits die Tropen weit hinter uns, und unsere Fahrt war so schnell, daß wir fast in einem Augenblicke aus der drückendsten Hitze in eine sehr empfindliche Kälte übergingen. In drei Tagen erfuhren wir einen Temperaturwechsel von 3°; das Thermometer sank von 80° auf 50° F. (21° auf 8° R.) Der Frost schüttelte uns; — und Röcke, Mäntel, Wollhemden und sogar Wolldecken, alle diese Mittel wollten nicht ausreichen für unsere durch das Klima Indiens entnervten Körper. Wir hatten die Absicht gehabt, die neue Kolonie am Schwanenflusse zu besuchen: aber der heftige Wind machte es uns unmöglich, und wir steuerten um das südlichste Kap von Neu-Holland, ohne die Küste bemerkt zu haben. Wir zogen einen Theil der Segel ein und entdeckten endlich — während eines beständigen Orkans, — am ersten September Morgens, die schneebedeckten Gebirge von Van Diemen.

Wenig vorbereitet auf den Anblick, der uns jetzt ward, waren wir vor Ueberraschung außer uns über diese gigantesken Kolosse und ihren ewigen Schnee. Fünf Wochen vorher erstickten wir vor Hitze unter der Linie. Wie dieser ungeahnte Wechsel auf uns wirkte, läßt sich nicht beschreiben. Ein herrliches Sonnenlicht erhellte das Land; aber es war zu ohnmächtig, die eisige Atmosphäre des Südpols zu erwärmen. Abends trieb uns der vom Lande her wehende Wind aufs hohe Meer; wir gewannen Nachts unsere Stellung wieder, und als ich um 7 Uhr Morgens aufs Verdeck stieg, umsegelte das Fahrzeug die dunkle Spitze des Tasman, dessen trüber von Schneewolken verdüsterter Anblick unsere armen Lascaren und Malayen entsetzte, die, schon von den Anstrengungen einer rauhen Nacht erschöpft, kaum noch die Kraft hatten, die Seile zu beiden Seiten des Mastes zu erklimmen.

Die Regengüsse, der heftige Wind und die abschüssigen Hügelreihen konnten leicht glauben machen, daß wir die Küste von Cornwallis entlang segelten, wenn nicht die Dürre des Landes und der wilde Anblick des Ozeans diese Täuschung zerstört hätten. Wir fuhren von Zeit zu Zeit an kleinen Kähnen vorbei, deren jedes am Tane einen Wallfisch mitzog, dessen Blut das Meer röthete und das Innere der Fahrzeuge überschwemmte. Zahllos breiteten sich vor uns Inseln und Felsen aus, alle mit furchtbaren Namen bezeichnet; ängstlich sahen wir einem Lootsen entgegen, der im Stande wäre, das Fahrzeug durch die Klippen hindurchzuleiten. Endlich sahen wir einen gutgelaunten Englischen Matrosen an Bord kommen und waren über seine Erscheinung in so entlegenen Ländern nicht minder erstaunt, als Ihr in London seyn würdet, wenn Euch an der Themse ein Steuermann vom Ganges begegnete.

Wir erfuhren, daß Hobarttown noch 40 Meilen entfernt sey; doch gaben wir lebhaft der Hoffnung Raum, es noch Nachmittags zu erreichen. Je mehr wir uns dieser Hauptstadt näherten, desto mehr senkte sich die Steile der Hügel, der Boden ward fruchtbarer, die Klippen verschwanden, und statt ihrer erblickte man mit üppigem Grün bedeckte Hügel. Der Strom ward immer reizender; wir sahen im Vorüberziehen kleine Buchten, die ihrer Sicherheit halber von den Kolonisten zu Anlagen benutzt waren, und deren reiche Triften und gesegnete Saatfelder mit dem dunkeln Grün der Wälder schön kontrastirten. Wir konnten unseren Blick von diesen reizenden Meiereien gar nicht abwenden; wir glaubten bei den Antipoden die Reminiscenzen an unser geliebtes England wieder zu finden. Endlich, nachdem wir eine kleine Bucht uns zur Linken passirt, zeigten sich uns die weißen Häuser von Hobarttown, auf einem sanften Abhange erbaut, über den das mächtige Tafelgebirge hinausragte: ein höchst malerischer Anblick! —

Mit unserer größeren Annäherung überraschte uns die Ausdehnung der Stadt und die Größe ihrer Gebäude mehr und mehr; und da ich auf diesen bis jetzt so gefürchteten Boden meinen Fuß setzte, war ich in der besten Stimmung; denn alle meine Besorgnisse waren, noch bevor wir den Anker auswarfen, verschwunden.

Mit Beeiferung und Wohlwollen ward ich erwartet und aufgenommen, da, wo ich mich als einen Fremden, Verbannten betrachten zu müssen glaubte. Sie können sich mein Erstaunen vorstellen, als ich in dem zweiten Schiffe, das von Bord kam, meinen alten Reisegefährten B. erkannte. Es war eben sechs, und der Abend schien frisch werden zu wollen. Dennoch stieg ich an's Land, um für meine Familie eine Wohnung zu suchen, und war, so wie der Capitain, innig erfreut, so viele Anklänge an England in der großen Straße von Hobarttown zu gewahren: die Wagen, die Häuser, Magazine, die jungen Mädchen mit ihren hohen Schuhen, die Knaben mit Steinchen spielend, rosige Gesichter, frisches Wangenroth, und, was über Alles ging, die süßen Töne unserer Muttersprache: alles dies zusammen versetzte uns in ein Entzücken, das man selbst empfunden haben muß, um es zu kennen. Noch größerer Genuß wartete unser nicht weit von hier, im Hotel Macquarie, wo uns ein schöner Salon aufnahm und wir Thee und herrliches Butterbrod, vor einem tüchtigen Feuer sitzend, einnahmen.

Die Wahl der Wohnung hatte ihre großen Schwierigkeiten; denn die kleine Zahl der uns angebotenen Häuser stach so auffallend gegen unsere fast prachtvollen Wohnungen in Indien ab, daß wir uns nur mit Mühe entschließen konnten. Domestiken, dieser wesentliche Bestandtheil eines Haushaltes, sich zu verschaffen, ist fast unmöglich; die drei Schwarzen, die uns geführt hatten, reichten nicht hin. — Für die Freien giebt es nämlich so viele Wege zum Geldgewinn, daß sich keiner zu dienen entschließt, die einzigen Diener sind also die Deportirten, und, — wenn man die innere Geschichte eines jeden Haushaltes erführe, müßte man oft schaudern, in welchen Händen das Hauswesen sey. Nachdem wir unsere Dienerschaft vollzählig gemacht, ergab sich, daß unser Koch ein Mörder, unser Lakai wegen Diebstahl und meiner Frau Kammerzofe, als der Bigamie überwiesen, hierher gebracht war. Was also thun in so mißlicher Lage? Nichts blieb übrig, als die unangenehme Wahrheit zu vergessen. — Gern nahmen wir später das Anerbieten eines Beamten an, mit ihm auf seinem Landgute zu Newtown, zwei Meilen von Hobarttown, zu wohnen. Dort eben schreibe ich diesen Brief, vor einem großen Fenster sitzend, das nach einem prachtvollen Garten sieht. Alle in England bekannten Früchte wachsen in reicher Fülle in diesem Garten. Unsere Wohnung ist bequem, nicht weit von ihr die zur Meierei gehörigen Gebäude; der Derwent-Fluß rollt seine Fluthen nahe vorbei; schöne Auen, mit lieblichen in Englischer Art gebauten Häusern, bekränzen die Höhen der Umgegend, und im Hintergrunde erheben sich mächtige Gebirge, von dunkeln Wäldern bedeckt, die noch keine menschliche Hand gelichtet. Mir ist in England kein Landgut vorgekommen, das dieses übertraf; vielleicht sind nur zwei oder drei Gegenden der Schweiz hiermit vergleichbar. Die ganze Umgegend bietet einen reizenden Anblick, und man versichert uns, daß, je weiter wir in der Insel vordringen, desto entzückender seyen deren Reize. Unter so günstigen Auspizien haben wir uns in Van Diemen's Land niedergelassen. — Nächstens Etwas über Hobarttown und seine Umgegend.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Vegetation in einer Bleimine. In einer Bleimine bei Nether-Hurth in England entdeckte am 20. Februar ein Bergmann, Namens Jonathan Woodmaß, eine Menge frischer Kartoffeln, die einige Faden tief unter der Oberfläche gewachsen waren. Die Kartoffeln waren hellroth; einige von ihnen hatten sechs Zoll im Umfange; mehrere Stengel waren achtzehn Zoll lang und trugen an der Wurzel sechzehn bis neunzehn Stück von jener Frucht. Wie es scheint, haben die Bergleute gegen das Ende des verflossenen Jahres eine Menge Kartoffeln als Wintervorrath nach jener Mine gebracht und dieselben, um sie gegen Frost zu schützen, darin vergraben; dabei sind nun mehrere kleine, die man nicht achtete, bei Seite geworfen worden, und diese schlugen, ohne im geringsten mit Erde bedeckt zu seyn, Wurzeln und brachten die erwähnte Kartoffelmasse hervor. Eine Menge Kartoffeln, die auf diese Weise im Herzen der Erde aus der Tiefe emporkeimten, wurden gekocht, und ihr Geschmack war vortrefflich.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Freitag den 11. April 1834.

England.

Salvador, the Guerilla. By the author of the Castilian. (Salvador, der Guerilla-Führer.) Von Don Telesforo de Trueba. 3 Bde. London, 1834.

Wie der Spanische Bauer zur Zeit der Französischen Invasion den Guerilla-Krieg in seiner Heimath führte, ist allgemein bekannt; vorliegender Roman, das neueste Werk des in England lebenden Spaniers Don Telesforo de Trueba, ist jedoch das erste, in welchem diese merkwürdige historische Erscheinung zur Grundlage einer romantischen Erzählung gemacht ist. Der Schauplatz ist gut gewählt, und der Stoff so reich an pittoresken und romantischen Zügen, daß es sogar schwer seyn würde, die Darstellung aller anziehenden und wirksamen Scenen zu berauben. Die Haufen bewaffneter Bauern selbst, die bald für Patrioten, bald für Räuber gelten müssen, ihr Gefecht, zu dem sie aus dem Hinterhalt der Berge hervorbrechen, das Scharmuziren und Wegelagern, das an die ritterliche Romantik des Mittelalters erinnert, die Züge persönlicher Tapferkeit und Hingebung für ihre Freiheit in den Bergen, die Furcht und der Schrecken, den sie über die Landschaft verbreiten, wenn hier und dort in der Stille der Nacht ein Schloß, ein Dorf plötzlich in Flammen steht, — diese Scenen bieten sich dem Novellisten ganz von selbst dar und verleihen an sich schon, ohne Hülfe einer künstlichen Darstellung, ein allgemeines Interesse.

Obschon der Verfasser den gegebenen Stoff frei behandelt hat, so bestehen doch die interessanten Partieen seiner Erzählung aus Situationen, die er dem Thatsächlichen der Geschichte entlehnt hat. Salvadors Leben läßt sich mit wenigen Worten in seinen Hauptzügen zusammenfassen. Empört über die Unthat, die ein Französischer Soldat an seiner Mutter verübt, flieht der junge Spanier in die Gebirge, errichtet eine Guerilla-Bande, und verrichtet überall im Felde Wunder der Tapferkeit. Dabei hat er, wie sich das von selbst versteht, seine Liebschaften und findet die Herzen ihm gewogen. Seine erste Geliebte, die schöne Blanca, ist eine bloße Puppe, die der Autor keiner ausführlichen Zeichnung für werth gefunden zu haben scheint. Wir erfahren nur wenig von ihr, und dies Wenige ist auch nicht im Stande, lebhaften Antheil an ihrer Person einzuflößen. Zum Glück ist sie nicht das einzige Weib, das den Helden liebt, dem alsbald auch ein zweites Herz entgegenfliegt. In einem scharfen Gefecht mit den Franzosen verwundet, wird Salvador in das Haus eines Hidalgo gebracht, dessen zwei Töchter ihn während seiner Krankheit pflegen. Elvira, die eine derselben, fühlt bald eine Neigung zu ihm, und ist von ihrer Leidenschaft so berauscht, daß sie nach seiner Genesung seinen Truppen folgt und unter ihnen Dienste nimmt. Zweimal rettet sie ihn vom Tode und bewährt sich als einer der wackersten Guerilla's. Als sie jedoch Salvadors Liebe zu Blanca erfährt, sucht sie im Kampfe den Tod, den sie auch bald findet. Schließlich giebt der Herzog von Wellington der Halbinsel den Frieden, die Franzosen werden hinausgetrieben, Salvador legt sein Waffenhandwerk nieder, heirathet seine holde Blanca — und der Vorhang fällt. Für einige in Spanischer Manier verfaßte Episoden kann sich der Leser nur wenig interessiren, und wie gesagt, das Anziehendste im ganzen Roman ist die Schilderung der Guerilla's. Wir theilen ein paar kurze Auszüge mit, die von dem Ganzen zwar keinen Begriff geben, jedoch unter den einzelnen Partieen zu den besten gehören dürften. Zunächst die Schilderung eines Guerilla-Bivouacs.

„Salvador's Bande hatte sich auf dem grünen Rasen gelagert; ihre Musketen, Karabiner und Säbel ruhten zur Seite. Einige hatten sich zum rancho gruppirt*), Andere rauchten gemächlich ihre Cigarren, während noch Andere sich der Erquickung des Schlummers hingaben. Der Schmuck ihrer seltsamen Kleidung trug nicht wenig dazu bei, das Romantische der ganzen Gruppe zu erhöhen. Sie waren nicht mit gleichen Waffen versehen, sondern jeder führte das Instrument, dessen Gebrauch ihm am meisten bequem und bekannt war. Deshalb sah man ein wunderliches Gemisch von Musketen, Karabinern, Vogelflinten, Pistolen, Schwertern, Säbeln, Rappieren, Lanzen, Speeren und Dolchen. Auch ihre Kleidung bot nichts Uebereinstimmendes, vielmehr war sie ein buntscheckiges Gemisch phantastischer Anzüge. Der eine prunkte in der brillanten Uniform eines Französischen Lanciers, die er sich angelegt hatte; ein Anderer steckte in einem halb militairischen, halb bürgerlichen Maskeraden-Putz; Manche hatten sich mit Uniformen von der Spanischen Miliz versehen; noch Andere hatten nur zur Hälfte oder gar zum dritten und vierten Theil soldatische Tracht. Das ansehnlichste und in der That am besten geschmückte Stück ihrer Kleidung war die Kopfbedeckung, obschon sich auch hier die seltsamste Buntscheckigkeit zeigte; Czakos und Helme, Sturmhauben und Dreimaster, Soldatenmützen und gewöhnliche Hüte sah man in regelloser Verwirrung unter einander gemischt; Federn und Roß-Schweife flatterten mit stolzer Pracht in der Luft. Um sich jedoch die Illusion nicht zu verderben, thäte es noth, das Pedal der romantischen Helden nicht allzu genau in Augenschein zu nehmen, denn es war nicht selten, daß der Guerilla, der sich mit einem prachtvollen Dragoner-Helm brüstete, in Stiefeln, Schuhen und Strümpfen, wenn nicht auch noch in einem anderen nothwendigen Kleidungsstück, die trübseligsten Blößen offenbarte."

*) rancho wird das gemeinschaftliche Mahl, die Beköstigung der Soldaten genannt.

Wir heben demnächst die gelungene Schilderung einer Menschenklasse hervor, die für Madrid eine wahre Last ist. Der Verf. spricht von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Spanischen Hauptstadt, und fährt so fort:

„Eine andere Klasse bilden die pretendientes oder Stellen-Jäger, und diese in der That seltsame Zunft verdient einige Aufmerksamkeit. Das Haschen nach Stellen in Spanien, oder vielmehr in Madrid — denn an diesem Punkte strömen die pretendientes aus allen Theilen des Landes zusammen — wird bona fide wie eine ordentliche Profession getrieben. Wie man anderswo Jemand bezeichnet, wenn man sagt, er sey ein Jurist, ein Naturforscher, ein Kaufmann oder ein Künstler, so sagt man in Madrid, er ist ein pretendiente, ohne an den Begriff „Stellen-Jäger" den mindesten Makel zu knüpfen. In der That ist ein solcher auch ein ganz arbeitsamer Mann, und wenn man einen von ihnen anhielte, sich eine Zeit lang mit irgend einem Zweige der Industrie oder des Handels vertraut zu machen, er würde ein ganz brauchbares und unabhängiges Subjekt werden. Aber mit keiner dieser Beschäftigungen macht man in Spanien sein Glück. Das höchste Gut scheint nach der Gesinnung der Spanier darin zu bestehen, daß man un empleo (eine Stelle) hat, d. h. auf Kosten seiner Nachbarn lebt. Ein Fremder würde erstaunen, wenn man ihm die Anzahl und die in vieler Hinsicht absolute Nutzlosigkeit solcher Stellen aufdeckte. Einen Monat nach dem anderen, oft auch ein Jahr nach dem anderen, laufen die pretendientes lärmend umher, und in dieser Unermüdlichkeit, mit der sie ihr Geschäft betreiben, liegt ein Zug von Seelengröße, denn der Aspirant harrt mit unsäglicher Geduld und füttert seine Hoffnung mit den Versprechungen seiner Patrone, die in Spanien wie überall damit verschwenderisch umgehen. Tag für Tag steht der pretendiente auf, macht seine Toilette und hüpft fort, um vor dem großen Herrn und der großen Dame, — oder leider oft genug vor einem kleinen Herrn und einer kleinen Dame, den gehorsamsten Diener zu spielen. Täglich wird er abgewiesen; aber seinen eingefleischten pretendiente ficht das nicht an, er erneuert seine Angriffe, und wenn er endlich erfährt, daß die Stelle, nach der er so lange geschmachtet, einem glücklicheren Mitbewerber zugefallen ist, so verzweifelt er keineswegs an sich und seinem Geschick, er geht und sucht einen anderen gleichviel welchen Posten, der noch offen ist, und den er ohne Zeitverlust in Belagerungszustand erklärt. Denn dieser staunenswerthe Eifer ist nicht auf eine besondere der Eigenthümlichkeit des Expektanten vorzugsweise entsprechende Stelle gerichtet; ein Spanischer pretendiente ist allezeit bereit, die Pflichten dieses oder jenes Amtes zu erfüllen. Gott segne die Guten; sie bilden eine verdienstliche Klasse der menschlichen Gesellschaft! Machet Ihr eine Promenade im Prado, so werdet Ihr einen ganz anständig gekleideten Mann erblicken, der gar tiefsinnig und kummerbeladen aussieht. Ihr haltet ihn für einen Liebenden oder einen Poeten. Wer ist er? — „Ein pretendiente." — Warum blickt er so schwermüthig? — „Ihm ist eine große Ungerechtigkeit widerfahren; die Stelle, die er haben sollte, ist einem Anderen gegeben." — In der That! — und was waren seine Verdienste, die ihn zu derselben berechtigten? — „Ei nun, er hatte sich drei Jahre lang darum beworben!" — Besuchet Ihr das Theater, so sehet Ihr bald einen Mann, der nach seinen Manieren und der ganzen Haltung seines Wesens ein Kritiker zu seyn scheint. Was ist er? — „Ein pretendiente." — Schlendert Ihr nach dem Sonnenthor zu, so begegnen Euch bald drei, vier, fünf anständige Herren, die in offiziellster Eile hier- und dorthin laufen: Es sind lauter pretendientes. Ueberall, wo Ihr geht, auf Spaziergängen, auf öffentlichen Plätzen, in den tertulias, in der Kirche, überall stoßt Ihr auf solche brodlose Subjekte, die nichts thun, als auf ein Etwas warten. In England

hört man oft genug die Klage, es sey höchst schwierig, einen jungen Mann in einem Banquier-Hause unterzubringen; allein dort giebt es noch mancherlei Anwartschaften, in der juristischen, medizinischen Laufbahn oder in irgend einem Zweige des Fabrikwesens sein Glück zu machen. In Spanien ist dies keineswegs der Fall. Dort könnte man einige gute Aerzte, Juristen, Kaufleute und vor Allem noch einige gute Fabrikanten allerdings gebrauchen; allein man kennt einen bequemeren schöneren Beruf, die Profession eines Stellen-Jägers, der sich für alle Aemter weit mehr als für ein einzelnes qualifizirt. Will dort Jemand weder Soldat, noch Priester werden, oder fühlt er in sich keine Fähigkeit dazu, so sucht er ganz einfach ein pretendiente zu werden, da die nöthigen Erfordernisse hierzu gering genug sind."

Die Charakteristik im Werke ist übrigens nur dürftig; die meisten Personen bewegen sich wie Figuren in einem Phantasma vor unseren Augen; sie haben kaum ein Quentchen Lebensstoff in sich. Die beste Partie ist die Schilderung der Scene im Wirthshause mit dem tobenden selbstsüchtigen Gastwirth, dem stürmischen Aufwiegler (dessen Charakter bewundernswürdig gehalten ist), der koketten Casilda, dem Spion, dem stolzen hartherzigen Fidalgo, den aufgeblasenen Französischen Soldaten und den beiden Spanischen Verräthern. Die ganze Scene ist mit solcher Lebendigkeit und Wahrheit gegeben, daß der übrige Theil des Romans keinen Vergleich mit derselben aushält. Die ganze Geschichte Elvirens ist gewöhnlich und ganz aus der Luft gegriffen; die Spielwuth der Soldaten, die als letztes Hülfsmittel ihre Degen einsetzen, die Späße des Wirths, der an gewissen Merkmalen Alles vorhersieht und nicht einmal das Gelingen seiner Eierkuchen richtig prophezeit, so wie die List Salvador's, der den Nachstellungen entgeht, indem er seine Kleider mit den Lumpen eines Bettlers vertauscht, alle diese Züge sind nichts weniger als neu. Dazu kommen einige Inkonsequenzen und Unwahrscheinlichkeiten, die sonst der Spanischen Novelle eigen sind und von Don Telesforo in verwandtschaftlicher Hinneigung zu denselben nachgebildet scheinen. *)

Frankreich.

Eine Sitzung der Académie Française, vom Jahre 1766.

(Fortsetzung.)

Jener Herzog und Pair, der von Versailles zur Wahl hierher gekommen ist, mit der eleganten Uniform eines Königlichen Brigadiers, das ist der Herzog von Villars, ein Spanischer Grande und Gouverneur der Provence, Sohn des Siegers bei Denain; aber ohne die Talente seines Vaters, konnte er nur in der Akademie seine Stelle ersetzen. Dort der andere Herzog, der neben ihm sitzt, kann sich in der That rühmen, seinen Platz in der Akademie seiner Feder zu verdanken, ein für einen Herzog, ja, zuweilen auch wohl für einen Bürgerlichen, wahrhaft außerordentlicher Ruhm. Als Nachfolger Massillons verstand er es, ihm mit Anstand und Talent eine Lobrede zu halten. Pikante Fabeln, vermischte Schriften in Prosa und in Versen bekunden die Gewandheit und die Grazie seines Geistes. Er hat den „Agricola" von Tacitus in Prosa übersetzt; er hat Fragmente aus Pope, Milton, Virgil, Ovid, Properz und Anakreon in Versen nachgeahmt. Er war der Freund Montesquieu's gewesen; und als Gesandter beim heiligen Stuhle im Jahre 1748 hatte er das Glück, den „Geist der Gesetze" aus jenem berüchtigten Index zu retten, ein Sieg, den heutzutage ein Gesandter von Frankreich kaum erringen möchte. 1762 erwarb er als Gesandter in London den Frieden für sein Vaterland. Später sollte er noch die Rechte des Parlaments gegen des Ministerium ehrenvoll und energisch vertheidigen. Ein rechtschaffener Mann, ein fruchtbarer und eleganter Schriftsteller, ein philosophischer Staatsmann, ich meine den Herzog von Nivernais.

Wir sehen dort noch einen vornehmen Herrn, aber wiederum einen gelehrten Vornehmen, der mit Eifer die Wissenschaften treibt, die er verehrt, den Marquis von Paulmy d'Argenson. Ein Neffe des Grafen d'Argenson, des Kriegs-Ministers, ein Sohn des Marquis, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, ist er selbst zum Gesandten zu Venedig ernannt worden, und bald wird er seine prachtvolle Bibliothek, die reichste, die jemals ein Privatmann besessen, mit Widerwillen verlassen. Er hat den Plan zu einer universellen Romanen-Bibliothek gefaßt, und sobald er nur auf die öffentlichen Geschäfte verzichten kann, wird er diesen Plan in Ausführung bringen. Auch wird er seine Vermischte Aufsätze zu einer großen Bibliothek herausgeben, und vom Jahre 1775 bis 1786 erscheinen 120 Bände von diesem großen Herrn. Im Jahre 1781 kauft Monsieur, Graf von Artois (der nachherige König Karl X.), dem Marquis d'Argenson seine Bibliothek, jene unermeßliche ungeheure Sammlung, die Letzterer mit großen Kosten bis auf hundert Tausend Bände vermehrt hatte, ab und gestattete ihm die lebenslängliche Benutzung derselben. Sie bildet gegenwärtig die Bibliothek des Arsenals, und so macht das Privat-Eigenthum eines Staats-Ministers aus der Zeit Ludwig's XV. jetzt eine der reichsten öffentlichen Bibliotheken der Hauptstadt aus. Wir sehen hieraus, daß, wenn auch die Akademie Française in jener, wie zu jeder anderen Zeit, Männer in ihre Mitte aufnahm, die keinen anderen Anspruch auf diese Auszeichnung, als die Macht und die Gunst, hatten, sie andererseits wiederum unter den vornehmen Herren Männer zu wählen verstand, die unter allen Verhältnissen, unter die sie immer das Geschick hätte versetzen mögen, den Wissenschaften und der Wissenschaft Ehre gemacht haben würden.

*) Eine geschickte Deutsche Bearbeitung dieses Romans (von Dr. G. Fridenberg) ist unter der Presse und wird in Berlin bei Dunker und Humblot erscheinen.

Wir können dieses indeß nicht in Betreff des Marschalls Richelieu, jenes alten Siegers bei Fontenay, behaupten, der, von Ambra duftend, so eben angekommen ist. Er wurde in einem Alter von achtzig Jahren gewählt, obgleich er in seinem Leben nichts Anderes als Liebesbriefe geschrieben und auch nie die Orthographie erlernt hatte. Es ist wahr, er verstand Latein, was er den Bemühungen des Abbé Saint-Rémy zu verdanken hatte, der im Jahre 1711 zusammen mit ihm in der Bastille eingesperrt worden war. Da er nicht orthographisch schreiben konnte, obgleich er Latein verstand, ernannte man ihn 1732 zum Ehrenmitgliede in der Akademie des Inscriptions, an die Stelle des Präsidenten von Maisons, die er bald auch bei seiner Wittwe vertrat. Obgleich ein Freigeist, ein Spieler, ein Despot, ein eifriger Beschützer der Dübarry, ein Feind des Choiseul und der Parlamente, findet sich doch ein Zug an ihm, der seinem Andenken Ehre macht: er hatte das Unglück, auf der Jagd einen Mann zu tödten; seit diesem Augenblick hat er auf jenes verhängnißvolle Vergnügen verzichtet, nachdem er die Wittwe und die Kinder des Verstorbenen mit Wohlthaten überhäufte; das ist denn alles Literarische, was das Leben dieses Akademikers aufzuweisen hat. Als erster Edelmann in der Kammer des Königs und als Sultan der Coulissen des Italiänischen Theaters, will er sich alle Mühe geben, um der Akademie den Herrn Favart aufzudringen, dessen Wahl er wünscht. Gewiß hat Madame Favart des Morgens dem eleganten Pavillon von Hanovre einen Besuch abgestattet, und der Marschall hat dem Verfasser der Drei Sultaninnen oder vielmehr dem Manne einer schönen Frau seine Stimme versprochen.

Zu Gunsten Favart's, oder vielmehr zu Gunsten seiner Frau, erscheint auch jener kleine Abbé, der so eben duftend hereintritt. Es ist Crebillon's Nachfolger in der Akademie, es ist der Abbé von Boissenon, dessen kleine schlüpferige Anekdoten und anmaßungsvolle Komödien heut zu Tage so gänzlich vergessen sind, und von dem wir nichts mehr als die Erinnerung an seine kleinen skandalösen Schriften noch haben. Kränklich und schwächlich, „sein ganzes Leben hindurch an seiner Engbrüstigkeit sterbend", wie er sich selbst ausdrückte, und bei alle dem sich keiner Ausschweifung enthaltend, fürchtete er, einmal in einer jener häufig wiederkehrenden Krisen, die ihm seine kanonische Exilust zugezogen, vom Tode überrascht zu werden, und wollte daher auf alle ungewisse Fälle im voraus von seinem irdischen Leben absolvirt werden. Da ihm aber sein Beichtvater die Absolution verweigerte, suchte er sie beim Papste nach, der sie ihm unter der Bedingung, daß er dem heiligen Stuhle tausend Thaler, so wie sechstausend Livres den Armen vermachen und außerdem alle Morgen sein Breviarium hersagen würde, ertheilte. Der letzte Punkt von jener Bedingung war ohne Zweifel derjenige, dessen Erfüllung ihm die größte Anstrengung kostete. Wie dem aber auch sey, er erfüllte sie alle, und vielleicht hatte er die silbernen Medaillen, die ihm sein musterhaft fleißiger Besuch der Akademie Française einbrachte, dazu benutzt, seine Buße dem heiligen Vater damit zu bezahlen!

Welch eine sonderbare bizarre Versammlung, wo ein Abbé von Boissenon neben einem Kardinal von Luynes und ein Kardinal von Luynes neben einem Bernis sitzt! Paul d'Albert von Luynes, Erzbischof von Sens, erster Almosenier der Dauphine, der Mutter Ludwig's XVI., hatte 1743 die Stelle des Kardinal Fleury in der Akademie erhalten, indem er Voltaire vorgezogen wurde, den man erst drei Jahre später zum Mitgliede ernannte. Dieser Kardinal hatte in seiner Jugend Fénelon kennen gelernt, mit dem sein Großvater, der Herzog von Luynes und Chevreuse, so nahe befreundet war. Er sprach von Fénelon immer mit Enthusiasmus. Als ein eifriger Vertheidiger der Jesuiten, hatte er in den Provinzial-Versammlungen von 1755, 1758 und 1760 mit Kraft und Muth für die Rechte der Kirche und gegen die Einschreitungen der Behörden gesprochen. Es war wohl auch nichts Anderes von einem Prälaten zu erwarten, der seinen Kardinalshut einer Familie proskribirter Könige zu verdanken hatte. Es ist nämlich bekannt, daß der Hof von Rom den vertriebenen Stuarts die Beibehaltung des Rechts, gleichmäßig mit den übrigen gekrönten Häuptern, ein Individuum für die Kardinalswürde vorzuschlagen, gestattete, und auf diese Weise wurde Herr von Luynes 1756 auf die Empfehlung Jakob's III. von Benedikt XIV. zum Kardinal ernannt. Welch ein Kontrast! Dieses ernste strenge Leben eines Luynes und das äußerst lockere Leben eines jungen Abbé Bernis, der sein Glück der Frau von Pompadour, seine akademische Würde leichten schätzenden Poesieen und die hohen Aemter, mit denen er bekleidet ist, seinen Galanterieen und Intriguen zu verdanken hat! Uebrigens beschuldigt man Bernis mit Unrecht, als habe er im Rathe jene traurige Allianz Frankreichs mit Oesterreich begünstigt, die den siebenjährigen Krieg und jenen für Frankreich schimpflichen Frieden von 1763 herbeigeführt. Im Gegentheil behauptet Duclos in seinen Geheimen Memoiren über die Regierungen Ludwig's XIV. und Ludwig's XV., Memoiren, die erst nach der Revolution herausgegeben wurden, daß Bernis für das System Heinrich's IV. und Richelieu's gestimmt hätte, daß nämlich Frankreich gegen Oesterreich das Protektorat der Deutschen Staaten übernehmen sollte. Nachdem er 1764 zum Erzbischof von Alby und fünf Jahre darauf zum Gesandten zu Rom ernannt worden, starb Bernis im Jahre 1794, zu Grunde gerichtet durch die Französische Revolution, die seine reichen Abteien aufgehoben und ihm, in Folge seiner Weigerung, auf die Constitution zu schwören, sein Erzbisthum Alby entzogen hatte. Sein Gedicht, die gerächte Religion, eine matte Schrift, ohne Farbe und ohne Poesie, wurde nach seinem Tode herausgegeben und machte seinem Andenken wenig Ehre; dagegen seine Korrespondenz mit Voltaire, die 1799 zum ersten Mal gedruckt und seitdem noch einmal aufgelegt wurde, voller Urtheil, Geschmack und Geist ist und die

große Achtung rechtfertigt, die Voltaire gegen seinen gesunden Verstand und seine feine scharfsinnige Kritik öffentlich zu erkennen giebt.

(Schluß folgt.)

Australien.

Mittheilungen aus Van-Diemens-Land.

Zweiter Brief.

Mein theurer Heinrich! Indem ich meinem Versprechen nachkommen will, fühle ich mit Bedauern die Unzulänglichkeit meiner Darstellung, Ihnen die Schönheit des Bildes, das ich vor Augen habe, vorführen zu können. Sie stellen sich vielleicht Van-Diemens-Land als eine grausenhafte Wildniß vor, als einen in allen Beziehungen würdigen Aufenthalt für die Spitzbuben und Schurken, deren sich England alljährlich hier entladet; Sie haben gewiß nicht erwartet, daß es hier eine schöne Stadt geben kann, von großen Straßen durchschnitten, mit reichen Magazinen versehen, deren Inhaber ganz eben so ansehnlich sind, wie in den blühendsten Städten von Devonshire oder in der Grafschaft Sussex, und daß das Gebiet des Landes schon in Provinzen getheilt sey, deren jede zahlreiche Städte und Dörfer besitzt. Aber dem Allem ist dennoch also; hier hat England gezeigt, was die Industrie in siebenundzwanzig Jahren leisten kann. Die Ansicht des Hafens bietet einem geschickten Maler das schönste Panorama.

Die Stadt Hobarttown ist ausgedehnter, als ich nach dem ersten Anblick geschlossen, da der größere Theil derselben durch die Anhöhe, auf welcher sich die Wohnung des Gouverneurs erhebt, verdeckt blieb. Sie hat fast 1¼ Meile im Umfange, und die Straßen schneiden sich fast durchaus unter rechten Winkeln. Doch hier ist es auch mit der Regelmäßigkeit aus. In der Anlage der Häuser sieht man nichts mehr davon; man erblickt deren von allen Höhen und Formen, von der schlechtesten Hütte aus Pfahlen und Brettern bis zu den elegantesten Läden, über deren Glasthüren Schilder mit Goldbuchstaben prangen. Anfangs wurden die wenig zahlreichen Häuser in Zwischenräumen aufgebaut; diese füllen sich, je volkreicher das Land wird, mehr und mehr aus, ja man baut noch neue Stockwerke zu den alten hinzu, so daß die mehrstöckigen Häuser immer gewöhnlicher werden, besonders in den Hauptstraßen, der Macquarie- und Elisabethstraße. Auf jener befinden sich die schönsten öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Vornehmeren, auf dieser die schönsten Läden der Stadt. Die Straße Macquarie zieht sich von Osten nach Westen, so wie auch der Weg, der zwei Meilen fast in gerader Linie fortläuft, von dem Quai bis zu dem Besserungshause für Frauen; von da ab zieht er sich durch Schluchten, mit dichtem Buschwerk eingesäumt, bis zum Fuße des großen Tafelgebirges, das hier Mount Wellington heißt und 4000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt. Immer spärlicher und kleiner werden die Wohnungen, je weiter man sich von der Stadt entfernt, da die Reichen sich nach dem Mittelpunkte des Geschäftstreibens gezogen und ihre elenden Hütten denen überlassen, die erst ihr Glück versuchen. Die Elisabethstraße, von Norden nach Süden gehend, ist unsere gewöhnliche Passage, wenn wir nach der Stadt kommen, und mit jedem Tage werd' ich mehr überrascht von dem lebendigen Schauspiele, das sie darbietet, durch Mannigfaltigkeit der Läden, Schönheit der darin ausgelegten Waaren und das wohlbehagliche Aussehen der Bewohner. Den Hauptgesichtspunkt der Straße bildet das Haus des Gouverneurs, mit schönen Anlagen umgeben; in der Ferne gewahrt man die Masten der Schiffe und die klaren Gewässer des Flusses. Allem diesem verbindet sich ein Reiz der Frische und Neuheit, an die Jugend der ganzen Kolonie mahnend, und macht einen angenehmen Eindruck. Noch giebt es mehrere unansehnliche Straßen, doch mehrt sich mit jedem Tage die Zahl der Häuser.

Beim Beginne meines Aufenthaltes hier fühlte ich mich oft durch den Anblick der reichen, mit denselben Luxus-Artikeln, wie in unserm England, versehenen Kaufläden überrascht, noch mehr aber dadurch, daß ich den Preis der Gegenstände durchaus nicht im Verhältnisse mit dem langen Wege fand, den sie zu machen hatten, kaum um ein Drittel höher als in London. Die eigentlichen Lebensbedürfnisse und besonders Alles auf Ackerbau Bezug habende kann man um noch viel geringeren Preis haben.

Im Jahre 1819 war das Gefängniß das einzige aus Ziegelsteinen erbaute Haus, und bis 1826 kam fast kein neues hinzu, wegen des großen Reichthums der Gegend an Holz; doch hat man seitdem eine Art braunen Gesteins entdeckt, das allmälig das Holz vertritt und minder theuer ist, als Ziegelsteine. — Die Umgegend der Stadt ist fast baumlos; denn mit der neuen Kolonisten eigenen Hast hat man auch nicht Einen Baum geschont. Der Weg von Hobarttown nach Newtown, noch vor zwei Jahren mit Bäumen und Buschwerk dicht bewachsen, ist jetzt ganz gelichtet und das umliegende Land in kleine Parzellen getheilt, die fast alle schon Käufer gefunden haben.

Seit kurzem hat man Steinkohlen von der besten Qualität entdeckt; noch hat man davon keinen Gebrauch gemacht, da die Einwohner nach einer Ordre des Gouverneurs nur Holz brennen dürfen. Die Stadt wird reichlich mit Wasser versehen durch drei Ströme, die am Mount Wellington entspringen und an welchen Lohgerbereien, Mühlen und Brennereien angelegt sind. Außer diesen genannten Gebäuden sind noch zu bemerken drei Kirchen für den katholischen, presbyterianischen und episkopalischen Gottesdienst, so wie auch viele sehr besuchte Schulen. Die Anglikaner sind so zahlreich, daß sie wohl bald eine neue Kirche brauchen werden; wenigstens muß man dies aus der Frequenz ihrer Kirchen schließen, die reich gefüllt sind, obgleich hier den Sonntag dreimal Gottesdienst gehalten wird; und zwar zuerst nur für die Deportirten, die in mehreren Häusern der Stadt dienen. Ich werde von diesen noch in einem anderen Briefe sprechen. Obgleich das Land von Spitzbuben bevölkert ist, so lebt man doch in völliger Sicherheit; dies ist eine Folge der trefflichen Verwaltung des jetzigen Gouverneurs, Oberst Arthur. Wir haben unter den Beamten des Gouvernements vortreffliche Gesellschaft gefunden. Die übrige Bevölkerung ist zu wenig gemischt, um Interesse zu gewähren.

Wir haben unseren Weihnachten nicht, wie Ihr, mit Plumpudding und Gewürzkuchen gefeiert, und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde, daß wir, während Ihr die harte Winterkälte auszustehen habt, im blühendsten Sommer leben, von Blumen und Früchten umgeben. Indeß, wenn Feuer im Ofen ein wesentliches Ingredienz dieser Festlichkeit ist, so kann ich versichern, daß kein Abend verstrichen, wo wir seiner hatten entbehren können. Mir ist nirgends ein so veränderliches Wetter vorgekommen; den letzten Freitag wehte ein heißer Wind, und das Thermometer stand auf 92° F. (26⅔° R.), den Tag darauf fiel es bei kaltem Regen auf 52° F. (9° R.). Weniger auffallend ist dieser Wechsel bei dem Uebergange aus einer Jahreszeit in die andere. Im Winter fällt wenig oder kein Schnee; das Klima ist im Allgemeinen trocken; der geringste Windzug gestaltet sich fast stets zu einem Orkan, und der Südwind ist schärfer, als der Nordwind in England. Aber trotz dem Allen ist mein Befinden gut, und ich darf mich wieder des Glückes erfreuen, mit einem Buche oder Bleistifte in der Hand die Fluren durchstreifen zu können, ohne Furcht vor der Gluthsonne der Tropen; hier wenigstens findet man leicht einen Ruheort, von dem aus man ungestört die wildromantischen Naturscenen betrachten kann, die diesem Lande so viel Interesse verleihen.

Dritter Brief.

15. März 1830.

Mitten im März, mein theurer Heinrich! sind wir schon mit der Lese des Obstes in diesem Lande der Wiedergeburt beschäftigt. Beiläufig gesagt, ist dieses keine sonderliche Delice; aber der Moment der Abreise rückt heran; denn der Winterkälte mag' ich nicht hier entgegen zu gehen! Unser Gepäck ist bereits an Bord; nicht ohne Schmerz haben wir von unserer Wohnung zu Newtown Abschied genommen, und wir warten im Hotel Macquarie einen günstigen Wind ab, um unsere Segel zu entfalten. Bevor ich das Land verlasse, theile ich Ihnen einige während meines Aufenthalts gemachte Bemerkungen mit. Was meine Aufmerksamkeit vornämlich angezogen, sind die zahlreichen Erwerbsquellen, die die Insel darbietet, welche nach meinem Dafürhalten mehr Mittel zum Gewinnen hat, als das so gepriesene Indien. Was meinen Sie zu der Veränderung, die in mir vorgegangen? Nichts von romanhaften Gedanken! Nur Waares, Reelles! Denn mitten in allen Wundern der Natur und in dem interessanten Schauspiel von Wiedergeburt, das sich vor meinen Augen entfaltete, hatte ich doch kein würdigeres Objekt für mein Nachdenken, als den enormen Gewinn, den man hier von seinem Kapitale ziehen kann.

Diese Kolonie ist reich an ergiebigen Ländereien; hier findet man Sicherheit und Gesundheit, die ersten aller Güter; hier hat man Alles, Geld ausgenommen; daher der Werth dieses letzteren höher steht, als sonst irgendwo.

Auf Hypotheken geliehene Kapitalien verzinsen sich hier bei der größten Sicherheit auf 15—20 pCt. Legt man sein Geld in Wolle an, so gewinnt man 50 vom 100; beim Wallfischfang, hundert vom Hundert. Die reichsten Particuliers der Kolonie haben sich zur Anlegung von zwei Banken auf Actien vereinigt; die Dividenden bringen gegenwärtig 16 pCt.; die Aktie beträgt 100 Pfund Sterl.; das Unternehmen beruht auf solider Basis und beschränkt sich fast nur auf das Diskontiren der Scheine. Das kann unglaublich scheinen! Bedenken Sie jedoch, daß nach diesem so ganz unbekannten Erdstrich noch kein Mensch Kapitalien geschickt hat. Außer diesen pekuniären Vortheilen hat dies schöne Land so große Reize, daß wir fast entschlossen sind, uns hier mit unserem kleinen Vermögen niederzulassen, lieber, als in Bengalen mit Krankheit und Tod zu kämpfen; und, falls Einem aus meiner Familie ein Mißgeschick begegnet, würde ich nicht Anstand nehmen, ihn nach Van Diemen gehen zu heißen, daß er dort seinen Umständen wieder aufhelfe. Berechnen Sie, was 15 pCt, durch 15—20 Jahre angesammelt, für eine Summe geben, und Sie werden gewiß kein besseres Mittel finden, für Ihre Kinder zu sorgen, als 100—200 Pfd. Sterl. hieher zu schicken zu irgend einer Unternehmung, sey es zum Schiffbau, oder zum Wallfischfange, oder auch nur in die Bank. Ich sehe den sich mehrenden Wohlstand der Insel voraus; schon bildet sich eine regelmäßige Communication mit Indien und eröffnet eine neue Quelle von Reichthümern. Ich biete Ihnen meine Dienste nach meiner Rückkehr an; halten Sie Ihre Dollars und Rupien bereit, und Sie sollen genaue Rechenschaft über deren Verwendung bekommen. Man findet hier die zwei wesentlichsten Punkte für das Gelingen einer Speculation, Sicherheit und Einfachheit der Mittel. Der Ackerbauer kann des Absatzes seiner Produkte so lange sicher seyn, als das Land im Fortschreiten begriffen ist: und so lange die Zinsen in dieser Höhe bleiben, kann man des Zuwachses der Bevölkerung und des Reichthumes sicher seyn. So lange ferner der Wachsthum der Einwohner mit der Steigerung der Kapitalien im Verhältnisse bleibt, hat man nicht zu befürchten, daß die Interessen sich mindern. Nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit darf man also schließen, daß sich der Werth der Grundstücke und des Eigenthumes nur erhöhen wird, und daß eine, auf ein Grundstück angelegte Summe, sobald deren Interessen zum Kapital geschlagen werden, sich in 15 Jahren verzehnfacht. Nehmen Sie nun noch hinzu, daß der Preis der Grundstücke hier so niedrig ist, daß man mit 200 Pfd. Sterl. hier schon eine ansehnliche Besitzung ankaufen kann, während man in England mit den Interessen dieser Summe kaum einigen

Flitterstaat eines Modehändlers bezahlen kann. Für 1000 Pfd. hat man hier ein schönes Land von 1200 Morgen, davon 200 bereits kultivirt, das Uebrige gewinnt jeden Tag an Werth. Kartoffeln und Getraide wird nach Sydney ausgeführt, Wolle nach England; der mittlere Preis der letzteren ist sechs Pence das Pfund. Noch ist die Kolonie in ihrer Kindheit; aber ihre Haupt-Erwerbsquellen werden schon mit der Zeit aufgefunden werden.

Die noch nicht urbar gemachten Grundstücke werden in dem Verhältnisse von 640 Morgen oder einer Quadratmeile für 500 Pf. St. abgelassen; man verkauft einer Person nicht mehr als 2560 Morgen, 4 Quadratmeilen, und nicht weniger, als 320. Das ganze Land enthält deren 15,000,000, davon die Hälfte fast in Felsen und undurchdringlichen Waldungen, das Uebrige in Frucht- oder Weideland besteht, in dem Verhältnisse von 1 an Fruchtland auf 6 in Weideland. Im Dezember 1829 waren erst 1,323,553 Morgen abgelassen; zur Vertheilung übrig waren also noch 13,676,447. Die Wolle hier ist von außerordentlich feiner und schöner Beschaffenheit; je sorgfältiger sie bereitet wird, desto sichtlicher ist auch die Steigerung ihres Werthes. Der Weizen gedeiht wunderbar; der Scheffel wiegt 60 bis 65 Pfund. Man fängt an, Hafer mit günstigem Erfolge zu säen; minder gut war der Ertrag der Gerste; Erbsen und Hülsenfrüchte gedeihen gut und in Fülle. Felle sind hoch im Preise, besonders die des Seekalbes; sie gelten in England 25 Shilling das Stück; — die von den Kängurus werden fast ganz in der Kolonie aufgebraucht, zur Bereitung von Hüten und besonders von Schuhen, zu denen sie ganz vorzüglich sind. Schickt man diese Felle nach London, so kommt das Pfund auf 6 Pence, und die Schuhmacher gewinnen mindestens 100 pCt. gegen den ursprünglichen Preis des Stoffes. — Von dem Reichthume an Früchten und Pflanzenprodukten hab' ich schon gesprochen. Der Wachsthum der Bäume ist so reißend schnell, daß dem Fremden alles in dieser Beziehung Erzählte unglaublich erscheint. Mehrere Kolonisten, die erst seit sechs bis sieben Jahren hier ansässig, haben in ihren Gärten Bäume, die dem Ganzen das Ansehen eines alten Obstgartens geben. Nur das Fleisch ist noch etwas theuer.*) Die Deportirten, die hier den größten Theil der Bevölkerung bilden, nützen dem Lande sehr; sie arbeiten um geringen Lohn, während von den Freien, denen tausend Wege des Gewinnens offen stehen, keiner sich hergeben würde, für den Anderen zu arbeiten. Durch das Talent und die Festigkeit des Oberst Arthur, der die Deportirten unter außerordentlich strenger Zucht hält, durch die Tretmühle als Strafmittel und das herrliche Rindfleisch und den trefflichen Pudding als Belohnung, hat die Kolonie eine sehr günstige Umgestaltung erfahren.

Vor zehn Jahren wurden die Gebälge vom schlechten Gesindel, das sich seiner Ketten entrissen hatte, beunruhigt, und es tödtete oder beraubte jeden, der sich diesen Schlupfwinkeln nahete. Doch hat eine tüchtige Polizei sie ihren Ketten wieder zuzuführen und diese Mißbräuche abzustellen gewußt. Die Verbrecher, für die sie bestraft worden, sind nicht zur öffentlichen Kunde gelangt, und man kann sie von ihnen selbst erfahren. Ein Tagebuch über ihre Aufführung während der Reise bestimmt ihre schlechtere oder bessere Aufnahme bei ihrer Ankunft. Nach 6 oder 7jährigem Aufenthalte hier, wenn über sie keine Beschwerde Statt gefunden, erhalten sie eine Bescheinigung und das Recht, einen Laden oder ein ander Geschäft anzulegen. Sie sehen, daß ihnen aller mögliche Antrieb zur Besserung geboten wird, wogegen sie streng bestraft werden, sobald sie die Vorschriften, denen sie unterliegen, übertreten. Auch ihre Herren haben sich nach diesen Reglements zu halten, bei Strafe des Rechtes verlustig zu gehen, Verbrecher im Dienste haben zu dürfen, was hier als Vergünstigung angesehen wird.

Die Deportirten werden nach Maßgabe ihrer Vergehungen und der Klagen ihrer Herren durch eine gewisse Anzahl Tage in der Tretmühle oder durch einsame Haft oder durch harte Straßen-Arbeit bestraft. Sie erhalten dann eine bald schwarze, bald gelbe Montirung, werden gefesselt und von Bewaffneten begleitet. An 120 sind für Hobarttown und die Umgegend zu diesem Geschäfte bestimmt. Sie theilen sich in 2 Klassen nach dem Grade ihrer Strafbarkeit. An 350 sind für öffentliche Arbeiten durch die ganze Kolonie bestimmt. Für die Frauen besteht die Strafe ebenfalls in einem gelben Kleide, allein Eingesperrtseyn und dem Verluste ihres Haares. Sie sind im Allgemeinen noch viel entwürdigter, als die Männer, und ich bedaure die Damen sehr, die diese elenden Kreaturen in ihr Haus aufnehmen müssen; doch muß man sich der bitteren Nothwendigkeit fügen. Man traut ihnen so wenig, daß sie selbst aus einem Hause ins andere nur unter Aufsicht gehen dürfen. Die Besserungshäuser für beide Geschlechter sind gesondert. Ein Bedienter, der unter die Sträflinge gekommen, kann nur auf Befehl des Magistrats wieder entlassen werden. So lange man sie hält, muß für ihre Kleidung und Nahrung gesorgt werden; Geld darf man ihnen unter keinem Vorwande geben. Die jährliche Ausgabe, die ein solcher Diener Alles in Allem verursacht, beträgt ungefähr 20 bis 25 Pfd. St. — Das herrschende Laster bei den Deportirten ist der Trunk, und leider wird es durch die vielen Tabagieen in der Stadt nur gesteigert. Ich weiß gewiß, daß seit Oktober 1829 für Hobarttown 50 und für die Umgegend 67 Patente ertheilt worden. Indeß, wenn diese Unglücklichen in die Hände eines guten charakterfesten Herrn kommen, ist es nicht selten, daß sie doch wieder einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft gewinnen. Die Kinder werden noch mehr gefürchtet, wie die Männer, und man vermeidet es, so sehr man kann, von ihnen welche in Dienst zu nehmen, so daß der Gouverneur eine Verordnung hat müssen ergehen lassen, daß man ein Kind auf eine gewisse Anzahl von Mannern zu nehmen gehalten sey.

Hobarttown, die Hauptstadt der Insel, vergrößert sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, und da sein Hafen der einzige gute im Lande ist, wird es immer seine Suprematie behaupten. Gleicherweise steigt der Werth der umherliegenden Grundstücke; um Ihnen eine Vorstellung zu geben, führe ich bloß an, daß ich in diesem Augenblick für drittehalb Morgen Landes 100 Pfd. Sterl. zahle, während dieselben vor 6 Jahren für 4 Pfd. verkauft wurden. Der Preis der der Stadt zunächst gelegenen Grundstücke ist 300 Pfd. für den Morgen. Da das Stück, das ich angekauft, nicht drei Viertel Meilen weit liegt, so habe ich Ursache, zu glauben, daß binnen vier bis fünf Jahren die Stadt sich bis hierher ausdehnen wird, und daß ich 750 Pfd. wenigstens zurückbekomme für das, was mich hundert gekostet. Gewisse Anlagen im Innern der Stadt werden bis auf 200 Pfd. der Morgen verkauft. Wenn erst ein regelmäßiger Verkehr mit Indien sich wird gebildet haben, wird gewiß alljährlich hierher eine große Zahl Kranker kommen, die die Anmuth des Klimas und die Gesundheit der Luft hierherzieht *); und da dann die Häuser in keinem Verhältnisse mit der Bewohnerzahl stehen werden, so wird der Preis der Baustellen sich erhöhen, so wie auch der Miethzins, obgleich dieser schon gesteigert genug ist.

Man hat nicht zu besorgen, daß die neue Kolonie am Schwanenflusse dieser Eintrag thun möchte, vielmehr wird sie einen neuen Ausweg für deren Produkte eröffnen. Schon der Umstand, daß sie nicht das Hülfsmittel der Deportirten hat, ist ihrem Emporkommen hinderlich. Sobald nämlich Kolonisten sich in einem neuen Lande niederlassen, hat Alles eine natürliche Tendenz, sich als gleich zu betrachten. Der Kapitalist hat keinen Vorrang vor dem Arbeiter; sein Geld ist ihm fast unnütz; er muß den Boden bebauen lassen, und Keiner will für den Anderen arbeiten, sobald er sicher ist, daß er, indem er für sich arbeitet, sich ein Eigenthum verschafft. So ist es aber nicht mit jenen Verbrechern; sie müssen Arbeiter seyn und auch die bärtesten Arbeiten übernehmen. Dazu kommt die Erfahrung, daß alle Kolonieen, nach denen sie geschickt wurden, sie nicht nur nicht fürchteten, sondern im Gegentheil immer noch noch mehreren Ankömmlingen verlangen, und daß die eminenten Fortschritte von Neu-Süd-Wallis nur mit ihrer Hülfe gemacht wurden.

1819 bestand die Bevölkerung von Van Diemen aus 5000 Seelen; jetzt zählt man deren 24,000, und die Hälfte bilden die Deportirten. Die Gesammtzahl der Eingeborenen beträgt 600, die man leicht in Furcht niederhalten kann, wenn sie sich nicht zum friedlichen Zusammenleben mit der neuen Population entschließen wollen. Die Gesetze sind für Alle gleich; doch wird noch viel Zeit verstreichen müssen, ehe man ihnen wird können begreiflich machen, daß sie bei der neuen Lage der Dinge mehr zu gewinnen als zu verlieren haben. Die gesellschaftlichen Verhältnisse von Hobarttown sind angenehm, und wir haben uns darin ganz wohl befunden; das Interessanteste für den Fremden bleibt jedoch die eigenthümliche Zusammensetzung dieser Masse. Die Einwohnerschaft des künftigen Reiches Van Diemen — denn gewiß ist es in 50 Jahren ein unabhängiger Staat — ist zum großen Theil aus dem Abschaum der Bevölkerung, dessen sich England hat entladen wollen, gebildet. Vielleicht kommen später achtbarere Menschen hierher, wenn erst die Vortheile dieses Aufenthalts mehr erkannt werden **), und in Erwägung der auf die Kinder gewandten Sorgfalt kann ich für das heranwachsende Geschlecht nur das Günstigste hoffen. In dieser Hoffnung und mit den lautersten Wünschen für das Gedeihen der Kolonie nehme ich von dieser Insel Abschied.

Mannigfaltiges.

— Ausländisches in Paris. Die glänzendsten Equipagen, welche die Aufmerksamkeit der Pariser bei der diesjährigen Oster-promenade von Longchamps erregten, gehörten vier Ausländern an, nämlich dem Herrn Aguade, einem Spanier, Herrn Schickler, einem Deutschen, Herrn Stagpoole, einem Engländer, und dem Grafen Demidoff, einem Russen. Allerdings für Paris eine auffallende Erscheinung. Weniger Verwunderung darf es erregen, daß auch die vier schönsten Frauen, die auf dieser Promenade gesehen wurden, Ausländerinnen waren: eine Italiänerin, eine Spanierin, eine Engländerin und eine Polin. Die Französinnen, und namentlich die Pariserinnen, gehören bekanntlich nicht zu den schönsten ihres Geschlechts in Europa, und man darf in Paris immer dreist eine Wette dieser eingehen, daß unter drei wahrhaft schönen Frauen, denen man zunächst begegnen werde, mindestens zwei Ausländerinnen sich befinden würden.

— Ungeheurer Hagel. Als ein ganz gegründetes Faktum wird berichtet, daß in der Gegend von Mysore, an der Gränze des Reichs des Sultans Tippoo, bei Seringapatam kürzlich eine Eismasse niederfiel, welche die Größe eines Elephanten hatte. (L. P.)

*) Der mittlere Preis des Fleisches ist für Ochsenfleisch 7 Penny das Pfund, für Schopsenfleisch 5; vom Geflügel kostet das Paar 3 Schilling, Gänse und Kalekutische Hühner 9 Sh.; das Pfund Butter 1½ Sh.; Thee 2½ Sh.; brauner Zucker 3 Penny; Kartoffeln von erster Sorte 10 Shilling; die Tonne von zweiter 6; Weizen 8 Penny der Scheffel.

*) Ich habe hier vom 16. Oktober bis zum 23. Februar meteorologische Beobachtungen angestellt, deren Resultate ich hier mittheile. Regen 6 Tage. Heftige Winde 24 T. Schönes Wetter 28 T. Herrliches Wetter 29 T. Stille Winde 7 T. Der 26. Januar war der heißeste Tag. Thermometer 99° F. (30° R.); der 16. Oktober war der kälteste. Thermometer 56° F. (10° R.).

**) Zwei- bis dreihundert Chinesische Arbeiter sind jüngst nach Van Diemens-Land gekommen und sind eine treffliche Acquisition für die arbeitende Klasse geworden; denn die Handwerker dieser Nation haben mehr Fleiß und Geschicklichkeit, als die jeder anderen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Montag den 14. April 1834.

Schweden.

Kunst und Journalistik in Schweden *)

Nur zwei Städte in ganz Schweden haben permanente Theater, das heißt, solche, die von Anfang September bis Ende Mai dem Publikum offen stehen. Diese beiden Städte sind Stockholm und Gothenburg. Indeß giebt es noch einige Städte, in denen sich Schauspielhäuser befinden, und wo abwechselnd von herumziehenden Truppen, je nachdem sich diesen eine Aussicht auf lohnende Einnahme darbietet, Vorstellungen gegeben werden. Wie ich glaube, erfreuen sich dieses Vortheils nur folgende Städte: Linköping, Jönköping, Karlskrona, Upsala, Geste, Norköping und Örebro.

Die Bevölkerung der Schwedischen Städte ist zu unbeträchtlich und zu wenig konzentrirt, um dem Gedeihen der Theater aufhelfen zu können.

Gustav III. hatte zu Stockholm ein Französisches Theater gegründet; es war eine schöne Schauspieler-Gesellschaft, das Theater war besucht, die Einnahmen genügten so ziemlich, um die bedeutendsten Kosten damit zu bestreiten, und das Uebrige lieferte die Freigebigkeit des Königs; allein nach dem Tode jenes Monarchen, der auf einem Ball im Saale des Schauspielhauses ermordet wurde, schloß man das Theater und entließ die Französischen Schauspieler, eine Maßregel, die jedoch weit entfernt war, bei den Schweden, die Französische Sprache und Literatur vorzugsweise vor allen anderen lieben, Beifall zu finden. Der berühmte Schauspieler Monvel hatte lange Zeit auf jenem Theater gespielt. Seit der Zeit fanden sich zu verschiedenen Malen Französische Schauspieler in Stockholm ein; zu der letzten Truppe, die jene Stadt besuchte, gehörten auch Mademoiselle Georges und Madame Mainvielle-Fodor.

Mademoiselle Taglioni ward zu Stockholm geboren. Ihr Vater war ehemals der erste gefeierte Tanz- und Balletmeister zu Stockholm, wo er die Tochter Karstens, eines in Schweden sehr berühmten Tragikers und Sängers, heirathete, dem Gustav III, jener große Beschützer der Künste und Künstler, den Titel eines Hof-Secretairs verliehen.

Herr Taglioni, ein Mann von Geschmack und Talent, hat zu Stockholm eine Grund-Reform in dem Kostüme und der Ausschmückung auf der Bühne zu Stande gebracht; er war es, der jenen Wust, jene Fischbeinröcke, jenen Puder à la Maréchale, jene Taubenflittige, die bis dahin die Gottheiten des Olymps schmückten, ohne Schonung vertilgte. Nach einem langen Aufenthalte in Schweden, ging er nach Deutschland, wo seine Tochter im Jahre 1822 unter seiner Leitung auf dem Theater zu Wien auftrat. Es ist bekannt, welche Aufnahme jene einzige Künstlerin, als sie nach der Französischen Hauptstadt kam, in Paris fand, und welchen Enthusiasmus ihr außerordentliches Talent noch immer erregt.

Die Wittwe des Herrn Karsten lebt noch jetzt zu Stockholm, so wie auch die beiden Brüder der Madame Taglioni, der Mutter. Der erste Tragiker daselbst ist gegenwärtig Almlöf; er ist der Talma Schweden's; es giebt dort auch einen Komiker, der bei der Menge beliebt ist; dieser heißt Hjortsberg. Größtentheils werden in Stockholm Nationalstücke und Uebersetzungen von den besten Französischen, Deutschen und Englischen Werken aufgeführt. Im Parterre mußte man noch vor kurzem stehen; jetzt aber ist es zum Sitzen eingerichtet, ein Umstand, der auf das Betragen der Zuschauer einen glücklichen Einfluß gehabt hat, denn es herrscht jetzt daselbst immer Anstand und Ruhe. Das Theater hat auch eine Wärmestube und eine Art Kaffehaus, das ungefähr wie eine Kapelle aussieht.

Die Schweden belustigen sich gern damit, daß sie in ihren Privatgesellschaften selbst Vorstellungen geben. Ich war einmal zu einem Diner auf dem Lande eingeladen; man hatte mir vorher gesagt, daß man ein Französisches Stück aufführen würde, und ich muß gestehen, daß meine Neugier, zu erfahren, wie jene Schauspieler ihre Aufgaben lösen werden, im höchsten Grade gespannt war. Ich fand die Bühne sehr schön eingerichtet; die Decorationen waren von mehreren jungen Leuten aus der Gesellschaft gemalt worden, und ich ward von dem Ensemble, mit welchem sie „Une Farce" aufführten, sehr angenehm überrascht; ihre fremdartige Aussprache störte nicht bei dem Interesse, das mir ihr einfaches Spiel und ihr ungezwungener Vortrag einflößten.

Man wundert sich darüber, daß ein König, der ein geborner Franzose ist, noch kein Französisches Theater zu Stockholm gegründet hat; aber es läßt sich leicht denken, daß derselbe Grundsatz, der ihn in allen anderen Angelegenheiten geleitet, ihn auch in dieser Hinsicht dazu bewog, die Sache so zu lassen, wie er sie bei seiner Ankunft in Schweden vorgefunden.

Der Geschmack für die Musik ist unter den höheren und mittleren Klassen der Bewohner Schwedens sehr verbreitet, und ihre Erziehung trägt zur Entwickelung und Vervollkommnung dieser Neigung sehr bei, die mit einem wahren Enthusiasmus ausgebildet und durch einen glücklichen Wetteifer unterstützt wird. Im Winter sind die Konzerte sehr häufig, und man findet fast in allen Häusern, die nur einigermaßen bemittelt sind, Forte-Pianos. In Stockholm giebt es mehrere musikalische Gesellschaften, die sehr fleißig ihre Zusammenkünfte halten; eine von diesen, der harmonische Zirkel, zu der die Vornehmsten gehören, wird oft durch die Gegenwart der Königlichen Familie beehrt; auch wird die Neigung zu dieser Kunst seit einigen Jahren ganz besonders durch den Prinzen Oskar gepflegt, dessen feiner und gebildeter Geschmack sich allmälig von oben herab verbreitet.

Indessen erstreckt sich diese Anlage der Schweden zur Musik nicht über die höheren und mittleren Klassen hinaus; das gemeine Volk befindet sich in dieser Hinsicht noch in einer völligen Barbarei; ich kenne nichts, das weniger melodisch wäre, als die Volksgesänge in Schweden; es sey denn, daß man in dieser Rücksicht etwa den Holländischen und Englischen Bauern den Vorrang zugestehen wollte, zu denen man auch füglich die in dem nördlichen Frankreich hinzurechnen könnte. Die einzigen Völker in Europa, die von Natur eine musikalische Anlage haben, sind die Italiäner, die Deutschen, die Russen und die Bewohner des südlichen Frankreichs. Wir müssen freilich gestehen, daß sich mehrere jener Volkslieder durch eine bewunderungswürdige feine Harmonie auszeichnen; allein diese hört man auch nur bei Personen, die den ganzen Reiz und das Verdienst dieser köstlichen Compositionen zu würdigen verstehen; dagegen kommen sie nicht bis zu den untersten Klassen, und wenn sie auch dahin gelangen, so geschieht es nur, um da völlig entstellt zu werden.

Es erschien in Stockholm eine Sammlung von Volksgesängen in drei Bänden, von Geyger und Afzelius, in der sich alte Melodieen befinden, die von Hesner aus Upsala geordnet wurden. Die alten Schweden standen in dem Rufe, eine bestimmte Vorliebe für die Musik zu haben; sie hatten Harfen und Violinen: dies letztere Instrument soll, wie man sagt, aus Schweden herstammen; und der große Gebrauch, den man davon in Dalekarlien macht, dürfte wohl jene Vermuthung bestätigen; indeß muß man hinzufügen, daß der Haupt-Typus jenes Instruments in dem Lande seiner Geburt zu keiner großen Vollkommenheit gediehen ist.

Die Typographie ist in Schweden noch in ihrer Kindheit; nicht eine einzige Druckerei befindet sich in einem nur erträglichen Zustande, selbst die von Oelen, der doch der Didot seines Landes ist, nicht ausgenommen. Die Schweden haben noch alte Typen, die man selten erneuert, auch bedient man sich noch immer jener Gothischen Buchstaben, die man in Deutschland umzubilden anfängt. (!) Ihre Schriftgießereien, deren es zwei zu Stockholm und eine zu Örebro giebt, haben gar keine Fortschritte gemacht. Die meisten anderen Typen kommen aus Frankreich; indeß bedient man sich derselben nur in außerordentlichen Fällen, und zwar ohne den eigentlichen Vortheil davon zu ziehen, denn die Pressen befinden sich in einem so schlechten Zustande, und ihr Papier ist so häßlich, daß man unmöglich irgend einen erträglichen Druck damit zu Stande bringen könnte.

Da in Schweden von sehr wenig Werken eine große Anzahl Exemplare aufgelegt werden, so hat sich das Bedürfniß nach Pressen, die mit Dampf getrieben werden, noch nicht fühlbar gemacht, und es giebt bis jetzt auch nicht eine einzige der Art in Schweden. Man hat indeß vor kurzem für die Abendzeitung in Stockholm eine Presse bestellt, die fünfzehnhundert Exemplare in einer Stunde liefern soll.

Es giebt in ganz Schweden nur achtundzwanzig Druckereien, von denen zehn zu Stockholm, drei zu Gothenburg, zwei zu Upsala und zwei zu Norköping sich befinden. In den anderen Städten, wo dergleichen sind, ist immer nur eine anzutreffen, so daß in Schweden auf neunzigtausend Seelen nur Eine Druckerei kommt, während in Frankreich schon auf fünfundvierzigtausend Einwohner Eine zu rechnen ist.

Der Umstand, daß die Buchdruckerei in Schweden so wenig Fortschritte gemacht hat, rührt ohne Zweifel von den Beschränkungen

*) Aus der so eben in Paris erschienenen Voyage en Suède, von Alexandre Daumont.

ber, denen die Presse in jenem Lande fast immer unterworfen war, trotz dem, daß es sich schon seit 1719 einbildet, im Besitze der Preßfreiheit zu seyn; das war eine Freiheit mit Censur, Gefängnißstrafe und Confiscation. Gustav III., jener eifrige Verfechter der alten Monarchie, gab den Befehl, daß die Journale die Französische Revolution weder im guten, noch im bösen Sinne erwähnen sollten; er wollte, daß das Schwedische Volk über jenes große Ereigniß weder raisonniren, noch nachdenken sollte. Unter der Regierung Gustav's IV. gab es in ganz Schweden nur zwei Journale, und ein Censur-Tribunal beschnitt und vernichtete nach Willkür alle Erzeugnisse der Presse. Französische und Dänische Bücher durften ganz und gar nicht eingeführt werden. Erst nach der Thronbesteigung des Herzogs von Südermanland, unter dem Namen Karl's XIII., erhielt die Schwedische Nation mehr Preßfreiheit; jedoch hatte man sich eine kleine Beschränkung vorbehalten, nämlich daß die Journale nach Gutdünken der Regierung unterdrückt werden könnten. Indessen verbreiteten, sobald diese Freiheit gegeben worden war, eine Menge neuer Bücher, die bis dahin in Schweden gänzlich unbekannt waren, neue Ideen unter dem Volk; auf allen Seiten kamen zu derselben Zeit zahlreiche Journale heraus, und seit jener Zeit haben zwar wenige die Gränzen der Mäßigung überschritten; allein einige sind schon der Gegenstand gerichtlicher Untersuchungen gewesen, und eines, das unter dem Titel der Bürger (Medborgare) erschien, wurde 1832 verboten.

Der Argus ist das beste unter allen Journalen, die in Schweden erscheinen; es besteht seit etwa zwölf bis vierzehn Jahren, und man findet in demselben häufig vortreffliche Artikel, die sich durch ihre Tiefe auszeichnen; auch thut es sich ganz besonders durch den großartigen Stil hervor, in dem es die Staats- und staatswirthschaftlichen Fragen behandelt. Es ist ein großer Bewunderer des „Journal des Débats", das es auch oft ganz ausbeutet. Die Redacteure des Argus sind die Herren Johanson und Scheutz. Es erscheint nur zwei Mal wöchentlich; die Zahl seiner Abonnenten übersteigt nicht funfzehn bis sechzehn Hundert, und der Abonnementspreis beträgt nicht mehr als 12 Franken jährlich.

Der Post och Inrikes Tidningar (ein offizielles Blatt) erscheint alle Tage, außer Sonntag; es ist der Schwedische „Moniteur" und zeichnet sich lediglich durch seine erbärmliche Redaction aus. Es nährt sich fast rein von Uebersetzungen der Reisen und anderer neuen Werke, die im Auslande erscheinen, und seine besten Artikel sind ohne Zweifel die Ordonnanzen, zu denen es ein Repertorium bildet. Diese Zeitschrift wurde bisher vom Obersten Nordfort redigirt, der vor kurzem gestorben ist; es ist mir nicht bekannt, ob sein Nachfolger mehr Sorgfalt auf jenes Journal, dessen Eigenthümerin die Schwedische Akademie ist, verwendet. Die meisten Staatsbeamten lesen dieses Journal, das ungefähr funfzehn Hundert Abonnenten hat. Der Abonnementspreis auf ein Jahr beträgt 16 Franken.

Das älteste Journal in Schweden ist Stockholms Posten (der Courier von Stockholm). Die Dichter und Gelehrten Leopold und Kellgren verschaffen demselben einen Ruf, der seit ihrem Tode immer mehr sinkt. Es erscheint alle Tage, nur nicht am Sonntage, wie dies auch bei allen Journalen der Fall ist, die täglich ausgegeben werden. Das Journalen (das Journal) ebenfalls ein Blatt, das täglich herauskommt, ist politischen und literarischen Inhalts. Es wurde von Walmark, einem sehr ausgezeichneten Gelehrten, redigirt. Der Granskaren (Beobachter) erscheint ebenfalls alle Tage seit zwölf Jahren; er wird auf Rechnung der Regierung herausgegeben, und hat zum Haupt-Redacteur Herrn Lindgren.

Die Heimdall (der Name einer alten Skandinavischen Gottheit) erscheint ein Mal wöchentlich. Dieses Journal wird sehr gut redigirt von dem Herrn Rydquist; man versichert, daß Herr Beskow, Königlicher Kammerherr, einer der ersten Gelehrten Schweden's, an der Redaction jenes Blattes Theil nimmt. Das Aftonbladet (Abendblatt), ein Journal, das ungefähr vor drei Jahren gegründet wurde, erscheint alle Abende; es wird von Herrn Hierta redigirt. Unter allen Journalen Schweden's ist es dasjenige, das am meisten Erfolg hat und ganz besonders im Schwunge ist. Es hat mehr als drei tausend Abonnenten. Von den anderen, weniger wichtigen Journalen dürften wir hier wohl noch das Fadderneslandet (das Vaterland) und die Stockholms Tidning (Stockholmer Zeitung) nennen. Während des Reichstags erscheint ein besonderes Journal, das die Details der Sitzungen enthält; der Titel desselben ist Riksdags Tidning.

Es kommen jährlich in Schweden nicht mehr als zwölf Originalwerke heraus; *) von diesen werden jedesmal funfzehnhundert oder höchstens zwei tausend Exemplare gedruckt; jedoch wurden von der Sammlung der Reden Hagberg's zwanzig tausend, und von der Frithioffs-Saga Tegner's sieben tausend Exemplare aufgelegt.

Der Buchhandel erhält sich vorzüglich von Uebersetzungen; nach dem Zahlverhältniß, in dem sie aus den fremden Sprachen übertragen werden, ergiebt sich folgende Ordnung: Deutsche, Französische und Englische. Man hat erst kürzlich zu Stockholm folgende Werke übersetzt: aus dem Deutschen, das Deutsche Conversationslexikon in 12 Oktav Bänden, und die Allgemeine Geschichte von Müller in 4 Bänden; aus dem Französischen, die Feldzüge der großen Armee von Ségur, die Geschichte der Revolution von Mignet, die Siege und Eroberungen u. s. w. Zu Upsala erschienen die Französischen und Deutschen Klassiker.

*) Dies ist unverkennbar ein Irrthum; besteht auch die Mehrzahl der in Schweden erscheinenden Werke aus Uebersetzungen, so kann man doch wohl durchschnittlich, nicht auf das Jahr, sondern auf den Monat zwölf größere und kleinere Originalwerke rechnen.

Die Kenntniß der Französischen Sprache ist in der Hauptstadt sehr verbreitet; es giebt wenig Personen von Rang, die derselben nicht mächtig sind, und doch bedient man sich derselben bei weitem nicht so häufig, als in England und Rußland; sie wird hier äußerst rein und fast ohne allen fremdartigen Accent gesprochen. Die Hofleute müssen dieser Sprache ganz besonders gewachsen sein, denn sie ist die des Souverains.

Es giebt zu Stockholm ein prächtiges Museum, in dem sich eine Menge Hauptkunstwerke von den großen Meistern Italien's und Schweden's befinden. Unter Gustav III. ist dasselbe sehr bereichert worden, indessen hat es seine bedeutendsten Vergrößerungen der mit Eifer verbundenen Bildung Karl's XIII. und des gegenwärtigen Königs zu verdanken. Wollten wir den Zustand und die Beschaffenheit der Künste in Schweden beschreiben, so müßten wir ein besonderes ganzes Buch daraus machen. Wenig Länder können sich schmeicheln, die Künste mit so vielem Erfolge auszubilden und eine so große Menge von Leuten von Geschmack und ausgezeichneten Künstlern zu besitzen. Wir können uns nicht enthalten, unter den Letzteren folgende zu nennen: Westin, den Geschichtsmaler; Fahlkrantz, den Landschaftsmaler, und den berühmten Bildhauer Goethe, jenen Bildner der Statue Karl's XIII., des jungen Bacchus und der Bacchantin; ferner Byström, den Bildner der Juno und der Statuen Karl's X., Karl's XI. und Karl's XII. (für welche der jetzt regierende König dem Künstler 200,000 Franken zahlte), und endlich Fogelberg, jener Künstler, der so merkwürdig ist, wegen seiner bewunderungswürdigen Statue Odin's, eines Meisterwerkes, das ihn zum höchsten Range emporhebt. Die beiden letzteren Künstler, Fogelberg und Byström, haben zu Rom ihre eigenen Ateliers.

Bibliographie.

Handbok i physiska och politiska äldre och nyare Geographien. (Handbuch der physischen und politischen älteren und neueren Geographie.) Von W. F. Palmblad. 4ter Theil. Ostindische Halbinsel. Malayischer Archipelagus. Upsala, 1838. Pr. 3 Thlr. 8 Sl.

Röfrarbundet. (Die Räuber, von Schiller.) Uebersetzt von St. A. Nicander. Pr. 1 Thlr.

Sophocles sorgespel. (Sophokles' Trauerspiele: Antigone und die Trachinierinnen.) Uebersetzt von P. J. Emanuelsen. Pr. 1 Thlr. 8 Sl.

Frankreich.

Eine Sitzung der Académie Française, vom Jahre 1766.

(Schluß.)

Wie haben gesehen, daß die Geistlichkeit zu jener Zeit zahlreiche Repräsentanten in der Akademie hatte. Wir haben sie noch nicht alle genannt: jener Fürst der Kirche, mit dem edlen stolzen Gange, mit der majestätischen Haltung, mit den schönen regelmäßigen Zügen, das ist der Kardinal Rohan. Prachtliebend, in Schulden tief versunken, voller Albernheit und Eigendünkels, ist er es, der in jener berüchtigten Halsband-Geschichte — dem ersten Vorspiel der Revolution — eine so traurige Rolle spielte. Hier sitzt der Abbé Boisnon, der Königliche Hofprediger, ein glänzender, blühender Redner, aber ein Mann, der den Müßiggang und die Ruhe liebt und das Vergnügen dem Ruhme vorzieht. Er ist es, der eines Tages den Abbé Maury, der, in der Hoffnung, einmal seine Stelle zu erhalten, sich bei ihm nach seinem Leben und nach seiner Jugend erkundigte, die witzige Antwort gab: „Herr Abbé, Sie nehmen an mir das Maaß!" Dort sitzt der Abbé Alary, der alte Lehrer Ludwig's XV., ein Mann, der gar nichts, und daher auch keinen guten König, zu Stande bringen konnte, und der einen armen Poeten in der Bastille einsperren ließ, weil dieser seine Wahl zum akademischen Mitgliede bespöttelt. Dort sehen wir den achtbaren gelehrten Abbé Radonvilliers, den Unterlehrer der Kinder Frankreichs, des Marivaux Nachfolger in der Akademie; er arbeitet noch an seiner Abhandlung über die Art die Sprachen zu lernen, und wird diese nützliche und geistreiche Arbeit in zwei Jahren herausgeben. So eben ist er aufgestanden, da Marmontel eintrat, und ist ihm entgegen gegangen, um ihm freundlich die Hand zu drücken; denn eben so erkenntlich als gut, vergißt er nie, daß Marmontel, als er sich bei dem Tode Marivaux's im Jahre 1763 zugleich mit ihm um die vakante Stelle bewarb, ihm zu Gefallen sich bald zurückzog und ihm alle seine Stimmen abtrat. Marmontel wurde etwas später, aber noch in demselben Jahre, an die Stelle Bougainvilles als Mitglied aufgenommen. Ihm hatte nämlich Thomas dieselbe Höflichkeit erwiesen, die er dem Radonvilliers widerfahren ließ. Obgleich er mehrerer Stimmen gewiß war, wollte er doch seinem Freunde den vakanten Stuhl nicht streitig machen. Dieses Betragen war um so edler, als Marmontel wegen einer ungerechten Beschuldigung, als wäre er der Verfasser einer Parodie, worin der Herzog von Aumont und der Graf Choiseul-Praslin figurirten, gerade um jene Zeit in höchster Ungnade stand, vor kurzem auf eilf Tage in die Bastille gesperrt worden und seines Privilegiums zur Herausgabe des Merkur verlustig gegangen war. Thomas war wegen dieser edlen Handlung, eben so wie sein Freund, in Ungnade gefallen und hatte den Zorn des Ministers Choiseul-Praslin gegen sich aufgereizt. Jetzt war der Augenblick gekommen, in dem Marmontel seinen Freund Thomas wegen seiner Aufopferung entschädigen sollte; er wird seine Wahl mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, mit allem seinem Einflusse unterstützen, und wie man sich leicht denken kann, wird auch der Abbé Radonvilliers nicht der Letzte seyn, der den Namen des Mannes in die Urne wirft, der als beredter Panegyrist des Dugnay-Trouin, des Aguesseau, des Sully, des

Descartes bekannt ist, und der noch später durch das herrliche Lob Mark-Aurel's seinem Ruhme die Krone aufsetzen sollte.

Marmontel nimmt neben dem Bischof von Limoges, Coëtlosquet, Platz und erinnert ihn lächelnd daran, daß dieser ihm einmal die Tonsur gegeben. In der That hatte Marmontel einst die Mönchskutte getragen, er, der Verfasser jener wohl nur sehr wenig moralischen Erzählungen, deren Lektüre wegen ihrer Schlüpfrigkeit und Zoterei heutzutage unerträglich ist. Sehr schlechte Tragödien, mehrere in der Academie Française gekrönte poetische Preisschriften, eine Uebersetzung der Pharsalien in Prosa, die einiges Lob verdient, obgleich sie weder die Farbe noch die Energie des Originals wiedergiebt, ferner eine Französische Poetik, die einen ziemlich guten Geschmack, aber eine etwas seichte Kritik bekundet, das waren die Verdienste jenes Akademikers, der noch keine jener frostigen Komödien mit Arietten, welche die erhabene Muse Gretry's auf's Tapet brachte, geliefert. In der Nähe Marmontel's sitzt Claude von Thiard, Graf von Bissy, Ex-General-Lieutenant bei der Königl. Armee. Die Liebe zu den Wissenschaften war die vorherrschende Leidenschaft dieses Kriegers; er hatte einige Briefe von Bolingbroke über die Geschichte und die zwei ersten Abschnitte aus Young's Nachtgedanken übersetzt. Herr von Thiard, zu der Zeit, deren literarisches Tableau wir hier skizziren, fünfundvierzig Jahr alt, lebte noch bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hinein und starb, nachdem er die Revolution gesehen, deren politische Stürme ihn nie mit sich fortgezogen, im Jahre 1810. Er wurde bei Gelegenheit der zweiten Gründung des Instituts, daß heißt, bei dessen Umbildung in vier Klassen oder Akademieen, zum Mitgliede ernannt, in welcher Eigenschaft ihm Esménard folgte. Der Graf von Thiard, der jetzige General und Deputirte, ist sein Sohn.

Die Sitzung wird bald eröffnet werden, obwohl Einige vom Nachtrabe noch fehlen; indeß kommen sie ja schon: siehe dort den alten Dupré von Saint-Maur, Mitglied der Akademie der Inschriften, Verfasser eines gelehrten Versuchs über die Münzen; man hatte ihn in der Akademie Française aufgenommen, weil er in einer matten blassen Prosa Milton's Verlorenes Paradies übersetzt hat; er ist in der Rechnungskammer, deren Präsident er ist, etwas aufgehalten worden. Dort erscheint Monerif, ein Poet in seinem Zimmer, ein Frömmler am Hofe und ein Wollüstling in der großen Welt; er hat einige naive liebliche Romanzen, christliche Poesieen, einige lustige Lieder, heroische Hirtengedichte und eine Geschichte der Katzen geliefert; ein sonderbares literarisches Quodlibet! Hier nähert sich der bescheidene und gelehrte Herr von Fontemagne, ein überaus edler Greis, von Allen geliebt, eine Stütze der jungen Leute, denen er mit seiner Börse und mit seinem Rathe beisteht, eines der Lichter der Akademie der Inschriften, ein großer Hellenist, ein geschmackvoller Schriftsteller, von einer tiefen und methodischen Gelehrsamkeit, Nachfolger des Bischofs von Luçon, des Buffy-Rabutin in der Akademie Française. Dort kommt Mairan, ein ausgezeichneter Physiker und Mathematiker, einer der Dekane der Akademie der Wissenschaften; einige durch Eleganz und Deutlichkeit ausgezeichnete Denkschriften in Bezug auf Naturgeschichte haben ihm den Eingang in der Academie Française geöffnet. Da er ein großer Liebhaber der Musik ist, so hat er den Morgen mit Violinspielen hingebracht; und indem er nun bemerkt, daß er sich verspätet hat, zieht er beim Hereintreten seine Uhr heraus, jene seine Lieblingsuhr, die ihm der Herzog von Orleans, der Regent, hinterlassen hatte. Siehe hier den Staatsrath Bignon, den Kommandeur, den Königlichen Profos und Ordensmeister, den Königlichen Bibliothekar und Präsidenten des Handelsgerichtes; das sind alle seine literarischen Titel. Dort erscheint der Abbé Delaville, der ehemalige Königliche Gesandte in Holland, dessen Titel denen des Staatsraths Bignon nicht im Geringsten nachstehen. Hier kommt auch der alte Chateaubrun; da er seinen Weg zu Fuß machte, so wurde er von seinen achtzig Jahren etwas aufgehalten. Nachdem er in einem Alter von achtundzwanzig Jahren mit einer Tragödie Mahomet II. welche durchfiel, aufgetreten war, wurde der tragische Poet Haushofmeister beim Herzog von Orleans. Während einer Zeit von vierzig Jahren ließ er die Stücke, die er insgeheim verfaßte, nicht aufführen; nach dem Tode des Herzogs aber trat er wieder auf die Bühne, in einem Alter von achtundsechzig Jahren. Sein erster Schritt war unglücklich gewesen; aber der zweite nach einem Zwischenraum von vierzig Jahren hatte guten Erfolg. Seine Tragödie, die Trojanerinnen, öffnete ihm die Hallen der Akademie: vorzüglich waren es die Talente der Demoiselles Clairon und Gaussin, die zur günstigen Aufnahme jenes Stückes beitrugen, von dem einige hervorstechende erhabene Stellen noch jetzt im Gedächtnisse des Publikums leben. Chateaubrun kann sich über ein schreckliches Unglück noch nicht trösten, das vor kurzem sein Alter niedergebeugt hat; sein Kammerdiener, der in einer unverschlossenen Schieblade zwei Tragödien fand, die der alte Poet eben beendigt hatte, eine Antigone und einen Ajax, nahm sie beide, und bediente sich derselben, um Victualien damit zu verpacken.

Endlich halten zwei Wagen zur selben Zeit im Hofe des Louvre: aus dem einen steigt ein Greis mit ernster strenger Miene; es ist der berühmte Hainault, gebeugt unter der Last des Alters und des Ruhms. Dieser beinahe hundertjährige Greis, seit sechzig Jahren Präsident im Parlament, und seit siebenundvierzig Jahren Mitglied der Academie Française, starb im Jahre 1770, hinterließ aber zwei Werke, die nicht sterben werden, den vortrefflichen chronologischen Abriß der Geschichte von Frankreich, der während seines Lebens acht Mal aufgelegt wurde, und das historische Drama „Franz II.", der erste Versuch, der gemacht wurde, um das Drama auf die Bahn der historischen Wahrheit zu bringen. Wenn es auch dem „Franz II." noch an Lebendigkeit, Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit fehlt, wenn es auch noch nicht den Ansprüchen genügt, die man an das Drama machen kann, so wird es dennoch erhalten werden als das Werk eines schöpferischen und kühnen Genies, das eine neue Richtung der Kunst vorher sah und dem Talent die Bahn der Zukunft und des Fortschritts eröffnete.

Aus dem anderen Wagen steigt majestätisch ein Mann von einer edlen Gestalt, von einem imposanten Wuchse, und von einer großartigen Haltung; er kommt herein, und seine Kollegen stehen auf, um ihm entgegen zu gehen: es ist Büffon, jener berühmte Naturhistoriker, jener große Gelehrte, und bewundernswürdige Schriftsteller; Büffon, dessen Name allein schon für den Glanz einer Epoche und den Ruhm eines Jahrhunderts genügt.

Es sind noch vier Mitglieder abwesend, aber das sind Abwesende, auf die man nicht wartet, denn sie kommen nur sehr selten, und ihre Erscheinung ist immer eine Ueberraschung, wenn es nicht ein wahres Glück ist. Unter diesen vier Abwesenden ist einer, den sich wohl ein Jeder schon selbst in Gedanken genannt hat, es ist Voltaire; es ist jener große Mann, der in achtzehn Tagen Zaïre und die Französische Revolution in vierzig Jahren zu Stande gebracht hat! Festgebannt an sein Gut zu Ferney, kommt er nur äußerst selten, um die Huldigungen seiner Kollegen zu empfangen, die sich mit Freude vor jener Höheit des Talents und des Genies beugen. Man vermißt auch in dieser Versammlung noch den glänzenden Verfasser des Ververt und der Chartreuse, man vermißt Gresset, der, zurückgezogen in seinem reizenden Thale bei Amiens lebend, nichts mehr von dem Erfolge seiner Schriften wissen will, der auf den Rath des Bischofs von Amiens, des Herrn von Lamotte, auf die Poesie sowohl als auf das Theater verzichtet hat; es fehlt diesem Poeten zur völligen Bekehrung nichts mehr, als sich die Jesuitenkutte wieder umzuwerfen, die er seit 25 Jahren abgelegt hat. Nachdem er im Jahre 1755 sein Bedauern „wegen des Aergernisses, das er der Religion durch seine Komödien veranlaßt hatte", öffentlich in einem Briefe zu erkennen gegeben; nachdem er seine leichtfertigen Productionen desavouirt und die Poesie als eine „gefährliche Kunst" behandelt hatte, ein Umstand, der ihm übrigens, nicht unverdienter Weise, die Sarkasmen und den Zorn Voltaire's zugezogen, las er dennoch vier Jahre darauf, im Jahre 1759, jene zwei neuen Gesänge des Ververt, deren Herausgabe er, dem Wunsche seines Bischofs gemäß, beharrlich verweigerte, in einer Privat-Versammlung der Akademie vor. Aber seit jener Zeit kam er aus seiner Zurückgezogenheit nicht mehr hervor, außer im Jahre 1774, um Ludwig XVI. bei seiner Thronbesteigung im Namen der Akademie Glück zu wünschen, und dann noch in demselben Jahre, um Suard in die Akademie aufzunehmen und seine Antrittsrede zu erwiedern. Er starb drei Jahre darauf, nämlich 1777, in dem Rufe des geschicktesten Versemachers in einer an Talenten reichen Periode, und noch jetzt wird er als einer der geistreichsten Männer eines Jahrhunderts genannt, das Beides, die Verehrung und den Mißbrauch des Geistes, so weit getrieben.

Die beiden anderen leeren Stühle gehören einem bigotten Poeten und einem philosophischen Prälaten an, ein Kontrast, der jener Zeit nichts Fremdes ist! Der Prälat ist der ehrwürdige Erzbischof von Lyon, Malvin von Montazet, ein erleuchteter toleranter Priester, der die liturgischen Bücher seiner Diöcese reformirte und auch nie seinen Sprengel verließ, ein Umstand, der allein schon zu den schönsten Reformen gehörte! Man verdankt ihm jene Philosophie, genannt die Lyonsche, die in unseren Schulen so gefeiert wird. Treu seinen Ansichten wie seinem Charakter, wird dieser edle Prälat im Streite der Bischöfe mit dem Parlamente zu Gunsten des Parlaments gegen die Bischöfe auftreten!... Nach seinem Tode, 1788 zu Lyon, folgte diesem ernsten frommen Erzbischof der liederlichste Mensch auf Erden, der leichtsinnigste und ausschweifendste unter den Poeten, der Ritter von Boufflers. Jener bigotte Poet, den wir oben erwähnten, ist Lefranc von Pompignan, Verfasser der heiligen Poesieen, die ein Vers aus dem Armen Teufel verewigte, und der Tragödie Dido, ein Werk von einer steifen Eleganz und erbärmlicher Mittelmäßigkeit, das aber bei alle dem einen großen Erfolg hatte, ein Umstand, der heut zu Tage dem Verfasser den gänzlichen Mangel an allem tragischen Berufe beweisen möchte. (*) Indeß war der Marquis von Pompignan nicht ohne Verdienste. Mit einem ziemlich erhabenen poetischen Gefühle hat er in seinen Oden manche schöne Strophe hervorgebracht, denen es weder an Würze, noch an Enthusiasmus fehlt. Selbst seine „heiligen Poesieen", über die sich Voltaire so sehr lustig macht, enthalten ziemlich zahlreiche Schönheiten. Seine Episteln, seine vertrauten Poesieen sind leicht und zierlich geschrieben. Als ein leidenschaftlicher Bewunderer der Alten, übersetzte er lange vor Delille die Georgika von Virgil in Versen, aber er ließ seine schwache Arbeit erst drucken, nachdem schon Delille sein Meisterwerk herausgegeben hatte. Nachahmungen des Hesiod, des Pindar, des Ovid und des Horaz, eine Uebersetzung des Aeschylus und einiger Gespräche aus Lucian in Prosa bekunden mehr mühsame als glückliche Anstrengungen. Wäre Lefranc von Pompignan mit seinem Ehrgeize nicht über die Gränzen jener bescheidenen Arbeiten hinausgegangen, so hätte er ohne Geräusch und Lärm eine friedliche und ehrenvolle Bahn durchlaufen können; allein dieser Schriftsteller von einer Eitelkeit und einem Dünkel, die sein Talent weit überragten, hielt sich gewachsen, gegen den Geist seines Jahrhunderts und gegen die Männer den Kampf zu bestehen, die ihre Ehre und ihre Moral in ihn setzten. Er griff die philosophische Partei an; in seiner Antrittsrede beging er die Unhöflichkeit, einen gewaltigen bitteren Streich gegen die Philosophen, gegen die Encyklopädisten auszuführen, und ohne weder Voltaire, noch d'Alembert zu nennen, hatte er sie doch deutlich genug bezeichnet. Von daher schreibt sich die Entrüstung jener ganzen Partei gegen Lefranc von Pompignan; man gab ihn dem öffentlichen Ge-

lächter preis. Voltaire leitete, von Ferney aus, dieses, wie man gestehen muß, ganz rechtmäßige Werk der Rache; der Abbé Morellet nahm den thätigsten Antheil daran. Seit jener unglücklichen öffentlichen Sitzung, in der er jenen thörichten und ohnmächtigen Angriff gewagt hatte, erschien Lefranc nicht mehr in der Akademie; er zog sich nach seinem Gute Pompignan zurück, wo er fünf Jahre vor dem Ausbruch der Revolution starb, die ein Werk jener Encyklopädisten war, welche, trotz dem, daß der Marquis von Pompignan sie in seiner Antrittsrede niedergedonnert hatte, Frankreich regeneriren sollten.

Wir sehen, daß in der Academie Française um jene Zeit das ganze achtzehnte Jahrhundert, mit seinen so verschiedenartigen Elementen, mit seinen Bizarrerien und Kontrasten treu repräsentirt ward: flatterhafte und lüderliche adelige Herren; andere hingegen voller Bildung und Hingebung für die Wissenschaften; wollüstige und verkehrte Abbé's, aber auch ernste und strenge; übermüthige und unausstehliche Prälaten, dagegen auch Bischöfe voller Einsicht und Bescheidenheit; Literaten ohne alle Idee des Fortschritts, abgelebte Gelehrte, nichts als die farblosen Reflexe der keuschen und reinen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts, und die Männer des fortschreitenden Geistes, jene lebendige kühne Schaar, Männer der Aufklärung und der Zukunft, für die die Literatur ein Mittel zur Durchkneetung der bürgerlichen Gesellschaft, das Werkzeug eines Apostels und Reformators war.

Während hier nun die Akademie berathschlagt und ihre Stimmen in die Urne wirft, aus der am Ende der Name Thomas gezogen wird, wollen wir unsere Blicke von dieser Versammlung, die noch nicht die ganze Literatur jener Epoche, obwohl beinahe alle Charaktere und alle Nüanzen derselben, repräsentirt, ab und nach Außen zu wenden. Welche Talente und welche Keime von Talenten werden uns hier entgegentreten! Diderot, jene feurige Seele, jener fruchtbare, enthusiastische Geist, hatte schon den bewundernswürdigen Prospectus der Encyklopädie geschrieben; im Familienvater und in dem natürlichen Sohn hatte er ein kühnes pathetisches Talent niedergelegt. Thomas hatte vor weniger Zeit mit seinen kernigen Gedanken, mit seiner energischen Kürze eine an neuen Gestalten reiche und von edler Unabhängigkeit begeisterte Beredsamkeit entwickelt. Der lebhafte und geistreiche Champfort kündigte seine späteren glücklichen Erfolge schon jetzt durch seine von der Akademie gekrönten Preisschriften und durch das schöne Werk, die junge Indianerin, an. Gazotte zeigte sich im Olivier, in dem verliebten Teufel, als Schöpfer eines neuen Genres, in dem er keine Nachahmer fand, so wie er selbst kein Muster nachgeahmt; Labeaumelle übersetzte die Gedanken Seneka's in einem lebhaften und originellen Stile. Lebeau schrieb seine Geschichte der letzten Zeiten des Römischen Reichs; Anquetil arbeitete an seiner Geschichte von Frankreich. Der Abbé Barthélemy, der später jenes prachtvolle Monument der Wissenschaft und des Geschmacks aufführen sollte, jene Reise des Anacharsis, in welcher der Schriftsteller es mit dem Gelehrten aufnimmt, erklärte damals die Mosaique von Palestrina und gab gelehrte Reflexionen über das Alphabet von Palmyra heraus. Bitaubé besang Joseph und übersetzte Homer. Der geistreiche Marquis d'Argens schrieb seine Träume in Briefen, eine Schrift, die einen ephemeren Erfolg hatte. La bletterie erzählte das Leben Julian's und Jovian's; auch versuchte er es, den Tacitus zu übersetzen. Beauzée führte die Philosophie in die Grammatik ein und bahnte dieser Wissenschaft geistreich den Weg. Der Abbé Coyer, einer jener ihrer Zeit vorauseilenden Geister, die von derselben verkannt werden, und die die Zukunft erst zu würdigen versteht, gab unter seinem bescheidenen Namen die moralischen Bagatelle heraus, Schriften, die dem Anscheine nach geringfügig, aber von einer wahren Philanthropie, von edler Kühnheit beseelt sind, und die eines Tages den Ruf erhalten werden, den sie noch nicht haben. Grimm arbeitete an seiner pikanten und lehrreichen Korrespondenz und versuchte sich in einigen leichtfertigeren Schriften. Colle zeichnete sich im Liede, im Vaudeville, ja sogar auch in der Komödie aus, worin jedoch Favart einen delikateren Geschmack und ein geschmeidigeres und mannigfaltigeres Talent bewährte. Dubelloy und Lemierre gaben ihren Witz, ihre Energie kund und lieferten für die tragische Bühne einige glückliche Erzeugnisse. Sedaine brachte fast, ohne es zu wissen, eines der einfachsten und schönsten Dramen zu Stande, auf die die Geschichte des Theaters stolz seyn kann. Saint-Lambert beendigte sein Gedicht, die Jahreszeiten, eine fleckenlose, glänzende Arbeit. Delille machte sich durch einige Oden und Episteln bekannt, und im Stillen reiften seine wohlklingenden Uebersetzungen, seine so reichen und mannigfaltigen Gedichte. Die Lobreden auf den Dauphin und den König Stanislaus verkündeten den Abbé Maury als einen Redner, dem die Zukunft Versuche und Erfolge mehr als in Einem Genre vorbehielt. Der Abbé Mably gab seine Bemerkungen zur Geschichte von Frankreich heraus, die auch der Abbé Millot bearbeitete. La Harpe machte Glück mit seinem Warwick, und überließ sich den Studien, denen wir die Abhandlung über die Literatur zu verdanken haben. Mercier, ein Mann von reicher Einbildungskraft und Kühnheit, arbeitete an seinen gewagten Dramen, und sammelte die Materialien zu seinem Gemälde von Paris, jenem lebendigen und pittoresken Gemälde, das einen Blick in die Zukunft gewährt; Saint-Foix hatte schon vorher ein Tableau von dem alten Paris in seinen historischen Versuchen entworfen. Der Baron von Holbach übersetzte einige wissenschaftliche Werke aus dem Deutschen. Piron entwickelte in seiner Reimsucht jenes edle und kräftige Talent, das er durch ein berüchtigtes Kunstwerk gebrandmarkt hat; endlich den Abbé Raynal beschäftigte noch seine großartige Geschichte Indien's; Condillac gründete eine philosophische Schule, und Jean-Jacques Rousseau gab den Emil und den Contrat-social heraus!

Welche Namen! Welche Talente! Welche Mannigfaltigkeit der Productionen und Bestrebungen! Gewiß, wir sinken in dieser Masse der Arbeiten, in diesem Brennpunkt der Wissenschaft und des Genies Stoff genug, um einen Dorat, einen Gentil-Bernard und einen Crebillon den Jüngeren jenem Zeitalter zu verzeihen.

So kurz und so mangelhaft auch die Betrachtung ist, die wir ihr eben der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet haben, sie wird sie uns doch in Stand setzen, alles das zu würdigen, was jenes große Zeitalter für die Bildung und die Fortschritte der Intelligenz geleistet hat. Ich weiß sehr wohl, daß es ganz überflüssig wäre, eine Thatsache wie diese zu beweisen, wenn wir nicht in einer Periode lebten, die gegen die Zeiten sowohl, als gegen die Menschen undankbar ist, und wenn es nicht heutzutage zum guten Tone gehörte, jene tolle Reaction gegen die Aufklärung und den philosophischen Geist in Schutz zu nehmen, als wenn der Mißbrauch dieser beiden großen Wohlthaten für das menschliche Geschlecht, gäben wir auch zu, dieser Mißbrauch sey gegründet, je den unzähligen Uebeln gleich kommen könnte, die von der Unwissenheit und dem Fanatismus erzeugt werden! Man versetze sich nur, ohne zu einer entfernteren Epoche hinaufzusteigen, in die Zeit, in der Voltaire und Diderot schrieben: welch ein Kontrast zwischen den Institutionen und den Menschen, zwischen der Literatur und der bürgerlichen Gesellschaft! Wir spielen heute mit dem Mittelalter; wir bewundern es wie einen zu Boden gestreckten Riesen: wir studiren seine Gestalten, seinen Bau, sein Kostüm. Allein konnte man wohl an ähnliche Spiele, an ähnliche Studien, an eine gleiche Bewunderung denken, zu einer Zeit, als jener Riese noch die bürgerliche Gesellschaft mit seinen Ruinen überschüttete, und sie mit seinen ungeheueren Trümmern zu Boden drückte?

Jene Macht des Klerus und jene ehrfurchtsvolle Scheu, welche Rom einflößte, ist in der That eine der sonderbarsten Erscheinungen, zu einer Zeit, wo die Priester, ihren heiligen Charakter völlig ablegend, sich allen skandalösen Handlungen preisgaben. Durchlaufen wir einmal das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert. Wen entdecken wir in allen Verschwörungen? Abbés! Welches waren die Theilnehmer an jenen blutigen Vorfällen, von denen wir in berühmten Prozessen lesen? Abbé's! Wen finden wir in den Laboratorien der Giftmischer? Abbé's! Wer liegt in den Spiel- und den Freudenhäusern? Abbé's! Wer steckt hinter den Coulissen der Theater und in den Zimmern der Courtisanen? Abbé's! Und doch! Zu derselben Zeit, wo die Religion durch ihre eigenen Diener so entehrt wurde, ließ das in Dummheit versunkene Volk im Namen der Religion jene schrecklichen Blutbäder der Cevennen anrichten, und noch etwas später, in der Epoche, deren literarisches Gemälde wir eben skizzirt haben, fast in demselben Jahre, in dem wir jene unsterblichen großen Schriftsteller und Philosophen in der Akademie gesehen haben, ließ man einen jungen Mann von siebzehn Jahren, nachdem man ihm die Zunge ausgerissen und den Daumen abgehauen, auf der Straße umkommen, weil er irreligiöse Lieder gesungen und bei einer Prozession den Hut nicht abgenommen hatte! Kannibalenrichter fällten dieses fürchterliche Urtheil, und die Bevölkerung der Hauptstadt, sie vernahm es, ohne zu schaudern, als sie aus dem Theater kam, wo man gerade Mahomet gegeben; das fanatische Volk eilte hin, um sich an jenem grausamen Schauspiele zu weiden, einem Schauspiele, würdig eines Stammes der Anthropophagen! (Fr. Litt.)

Mannigfaltiges.

— Morgenversammlungen. In Spanien gehört es zur allgemeinen Sitte und zum öffentlichen Vergnügen, daß die höheren Klassen männlichen Geschlechts, zwischen zehn und eilf Uhr Vormittags, auf einem Spaziergange oder sonst auf einem öffentlichen Platze zusammen kommen. In Madrid ist die Puerta del Sol der Lieblingsplatz für dergleichen Versammlungen; in Toledo ist es der Zocodover, in Sevilla der Platz Santo-Domingo und in Granada der Platz Bivarrambla und der Zacatin. Diese Versammlungsplätze haben große Aehnlichkeit mit dem Forum der Alten; die Gegenstände, die auf denselben besprochen werden, betreffen nicht bloß Privatgeschäfte, sondern überhaupt die wichtigsten Tagesangelegenheiten, und die Gruppen, die an der Berathung derselben Theil nehmen, debattiren über die einzelnen Punkte mit einem solchen Aufwande von Talent und Eifer und zugleich mit einer so unbegränzten Freiheit, wie man sie, so unglaublich es auch scheint, in der That selten bei anderen Nationen findet. Diese Morgenversammlungen werden von den Spaniern so hoch geschätzt, daß ich von Mehreren — und zwar von Männern, welche die glänzendsten Hauptstädte Europas besucht hatten und dazu, wie ich überzeugt war, bei der Beurtheilung der Vorzüge des Auslandes ganz unparteiisch waren — die Erklärung äußern hörte, daß ihnen alle Ergötzlichkeiten und Genüsse, die London, Wien und Paris darböten, die kurzen Morgenstunden nicht ersetzen könnten, die sie bei der Puerta del Sol zuzubringen gewöhnt wären. Jene Versammlungen haben indeß in der That eine weit größere Bedeutung, als es beim ersten Anblicke scheint. Wer nur den Charakter und die Tendenz jener beständig abwechselnden Gruppen, die sich bei der Puerta versammeln und sich wieder zerstreuen, um sich wieder zu versammeln, recht zu beurtheilen versteht, der wird ohne irgend ein anderes Hülfsmittel stets die Wendungen, welche die öffentlichen Angelegenheiten wahrscheinlich nehmen werden, mit der größten Wahrscheinlichkeit voraus berechnen können und sich selten in seinen Muthmaßungen getäuscht finden. (J. of Ed.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Mittwoch den 16. April 1834.

Frankreich.

Zur Würdigung Pichegru's.

Von Charles Nodier.

Ich habe versprochen, noch einmal von Pichegru zu reden. Es ist dies eine Schuld, die ich seinem Andenken abtrage, eine der theuersten und heiligsten Verpflichtungen meines Herzens.

Zu meinem Unglück habe ich nicht Muße genug, ein Buch zu schreiben, und ein Buch wäre das Geringste, was Pichegru's Andenken erforderte. Andere werden es schreiben: ich meines Theils will wenigstens mein Möglichstes thun, und ihnen Materialien liefern. Was ich gebe, ist weder die Rede eines Anwalts, noch eine Apologie, sondern nur eine Uebersicht.

Entweder wir also mit raschen Umrissen das Leben Pichegru's; die Zeit seiner Würdigung dürfte vielleicht herangerückt seyn.

Pichegru wurde im Jahre 1761 zu Planches geboren, nicht in Arbois, das diesen Ruhm nicht mehr in Anspruch nimmt. Lassen wir ihn dem Geburtsorte Dörfchen, wo er noch einige alte Freunde hat; in ihrem Herzen würde er lieber leben mögen, als in Denkmälern, deren Ungeschick ein so falsches Licht über ihn verbreitet, und auf eine so grausame Weise zu seiner Mißkennung beigetragen hat.

Pichegru's Familie war arm, aber geachtet und anständig; Landleute, aber frei. Sie baute kein eigen Land, weil die Sucht nach Besitz den ganzen Geschlechte, das seinen Namen getragen, fremd war. Der Wohlthruch dieser trefflichen Bauern war: „wacker arbeiten, mit wenig auskommen", und seit vier hundert Jahren diesen sie Pichegru, von pic- hade, und gru- Korn.

Charles Pichegru erhielt den den Minimen von Arbois, welche die Schule dieser Stadt vorstanden, eine sorgfältige Erziehung. Diese Mönche ahnten, was in ihm lag; sie schickten ihn auf ihre Kosten auf die Schule nach Brienne, als einen Schüler, der ein großer Mann zu werden versprach, und er wurde daselbst, kurze Zeit nachher, Repetent Napoleons.

Dies ist der erste Berührungspunkt zwischen den beiden berühmtesten Feldherren eines Jahrhunderts, das an kriegerischer Beredtsamkeit keinem früheren nachstand.

Napoleon ging durch Begünstigung von Seiten Ludwig's XVI. als Lieutenant von Brienne ab; Pichegru als Sergeant zum ersten Artillerie-Regiment, nur kraft seiner Fähigkeiten und seines Fleißes.

Er diente mit Auszeichnung im letzten Amerikanischen Kriege und stieg zum Range eines Adjutanten empor. Mit achtundzwanzig Jahren wurde er Stabs-Offizier, als die Revolution ausbrach.

Pichegru war für alle großen und würdigen Grundsätze derselben begeistert. Sie eröffneten ihrebeiden Gedanken eine so schöne Bahn, entfaltete vor ihm so viel Hoffnungen und Zukunft. Er stand als Präsident an der Spitze der Volksparthei in Besançon, als ein Bataillon Freiwilliger von Gex durchmarschirte; und er bertauschte ohne Bedenken seine Präsidenten-Glocke mit dem Degen; das Bataillon hatte ihn zum Commandeur gewählt.

Zwei Jahre später war Charles Pichegru Ober-General der Rhein-Armee. Diese Armee war nichts, als ein unordentlicher bald entgeisterter Haufen. Die Linien waren genommen, Strasburg wurde betrebt.

An der Spitze dieser Truppen, die auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzen, und schon im Voraus geschlagen waren durch die alte Gewohnheit der Niederlagen, gelang es Pichegru, Mißtrauen und Zwietracht unter den Verbündeten zu stiften. Er erfindet und organisirt einen Scharmützel- und Vorposten-Krieg, den einzigen, den er mit seinen Waffen führen konnte, und gewinnt die Rhein-Gränze. Er wird als Retter des Vaterlandes ausgerufen, und zum zweiten Mal mit der Rettung desselben an der Spitze der Nord-Armee beauftragt.

Pichegru übernimmt die Trümmer dieser Armee vierzig Meilen von Paris, er sammelt sie, verstärkt sie durch seine Gegenwart und das Vertrauen seiner Soldaten, führt sie siegreich nach Kassel, nach Coutrai, nach Menin, bis Rousselaer, bis Hoogdee, nimmt Brügge, Gent, Antwerpen, Herzogenbusch, Benloo, Nimwegen, geht über die zugefrorne Waal, zieht in Thiel ein, durchbricht die Holländische Armee, zwingt die Engländer, sich einzuschiffen, demüthigt sich Amsterdam's und zehn Tage darauf sämmtlicher Vereinigten Provinzen. Seine Feinde selbst gestehen, daß er nur Halt macht, wenn er keine Heere mehr zu schlagen findet.

Er wurde der Artillerie-Sergeant mit einem Male mit der höchsten kriegerischen Gewalt bekleidet, die je eine Demokratie der Macht eines Dogens anvertraut hatte. Er führte die Nord- und die Sambre- und Maas-Armee, und hatte zu gleicher Zeit den Oberbefehl über die Rhein- und Mosel-Armee. Jourdan und Moreau wurden ihm untergeben, und Moreau hat später an ihn erinnert. Sein System war, Europa nicht in Schrecken zu setzen; es war Zeit, von den Eroberungen auszuruhen und der Welt über die Entwürfe der Republik Gewißheit zu geben. Er verlor keinen Tropfen Bluts, keinen Fuß breit Land, und man klagte ihn der Jahrhäftigkeit an. Man ging wirklich noch weiter. Das Beil, das Luckner, Custines, Houchard und Biron hingeschlachtet hatte, war stumpf geworden an so viel Heldenhäuptern; der Verleumdung wurde nun gegen verworfenen Ruhm erfunden; man verleumdete.

In dieser Zwischenzeit hatte Pichegru die Geschenke Hollands und die steilen Belobungen des kaulbaren Frankreichs abgelehnt. Pichegru brauchte so wenig! Zweimal Retter seines Vaterlandes, im Osten und im Norden, und als solcher in zwei Dekreten anerkannt, rettet er Paris bald im Zuge von den Mördern des Germinal, kraft des Konvents, den er mit einem Hauche dürre umblasen können, läßt die Furien des Undants brüllen und zieht sich ruhig in seinen Dorf zurück; da hängt er Scipio's Schwert an Cincinnatus' Pflug auf.

Um diese Zeit begann seine Wirksamkeit als Staatsmann. Der Konvents mehrerer Departements führt ihn in die gesetzgebende Versammlung, die einstimmige Wahl der Versammlung auf den Präsidentenstuhl. So ist er zum zweiten Male Herr von Frankreich, kraft seiner Popularität, wie er es gewesen war, kraft seiner Siege. Was thut Pichegru? Er zieht die Achseln über die Verschläge und Zumuthungen der Parteien, lächelt mitleidig zu ihren Beschwerden. Er verachtet das Direktorium, unterzeichnet; und wer verachtete es nicht! Aber er greift es höchstens mit einigen Verabredungen Worten an. Pichegru war zu groß, um sich mit solchen Feinden zu messen. Wenn er sich hätte erheben wollen, sich zeigen in seiner Mannesgröße, so wäre das Direktorium zusammengestürzt.

Müde, wie Frankreich, und satt der Schwankungen und Ohnmacht einer Regierung ohne moralische Kraft, konnte und mußte er als tüchtiger wohlgesinnter Deputirter sein Augenmerk auf eine andere Ordnung der Dinge richten. Was man nicht hätte tadeln können, wenn er es gethan, haben epsilirt sein Beweis, daß er es gethan.

Die Geschichte wird sagen, Pichegru, sorglos und unbekümmert aus Philosophie und die Menschen gering schätzend und verfahrend, hatte nicht die Kraft nothwendiger Entschleidung, seine hohe Stellung zum Heile eines Volkes zu verwenden, welches nur auf seinen Aufruf harrte; unter diesen Verhältnissen eine Verschwörung zu machen, war eine unverdiente Thal.

Leiden wir ihn diese Energie in seinen politischen Gedanken und jene Kraft des Willens, die ihm die Natur verliehen hatte, so würde er kraft seines Uebergewichts dem Volke sich verschworen haben, wie der Vergingud gegen die Bergpartei, wie Robespierre gegen die, wie er sie nannte, Partei der Räntemacher, wie der Konvent gegen Robespierre, wie Napoleon endlich sich verschwor gegen die Constitution vom Jahre III, das Direktorium und die Räthe.

Was, Aller Meinung nach, ihnen zum Ruhme gereicht, dürfte bei Pichegru nicht als Verrath erklärt werden.

Aber man überstieht, daß ihm das Meiste an der Reinheit seines Rufes gelegen war. Pichegru war vor Allem im vollkommensten Sinne ein Weiser, ein Stoiker in seinen Sitten, Skeptiker in Allem, was die allgemeine Frage des Gemeinwesens betraf, und in gleichgültig gegen die Resultate, um einer baarleren Reih in den Angelegenheiten zu übernehmen. Es war nichts an und in ihm, was sich mit dem Charakter eines Verschwörers hatte vereinigen lassen.

Immer, wenn Pichegru nicht ein Mittel war, konnte Pichegru ein Vorwand seyn. Mann hatte an ihm, wenn nicht ein Haupt, doch wenigstens ein Panier; man wußte seinen Schatten, und man hatte Zutrauen.

Sobald die Tyrannen Zurcht haben, machen sie Staatsstreiche, und solche Staatsstreiche finden ehrliche Männer, die nichts von Verschwörungen verstehen, unverdeteirt. Pichegru wurde auf seinem Posten verhaftet.

Nach dem 18. Fructidor fehlte es nicht an schimpflichen Zusätzen für den gefesselten Löwen. Er war nun Royalist, denn dies war der gewöhnliche Vorwurf, Royalist, wie es Bergingud am 31. Mai gewesen war, Danton am 11. Germinal, Robespierre am 9. Ther-

widrig; wie es Napoleon am 18. Brumaire gewesen seyn würde, wäre Napoleon minder glücklich gewesen.

Ist nicht gesagt, ist nicht in Paris gedruckt worden, Robespierre ginge damit um, Madame de France zu heirathen, und der Mameluck Rustan sey der verkleidete Ludwig der Siebzehnte!

Die Tugend ist schwerer zu entthronen als der Ruhm. Man fühlte gar wohl, daß man eines Haufens von Beweisen bedurfte, und welcher Beweise! Man wird sehen, wenn ich sie durchgehe, worauf sich in einer Republik die moralische Vernichtung und Aechtung eines großen Mannes gründen kann.

Pichegru's Mitschuldige in dieser angeblichen Verschwörung zu Gunsten der Bourbons waren Bourdon de l'Oise, André Dumont, Cochon, Thibaudeau, die sämmtlich zum Königsmord gestimmt hatten, und von denen der Letztere durch Begünstigung gestrichen wurde, Carnot, der zum Königsmord gestimmt hatte, und den das neue Frankreich als seinen Kato, als seinen Patrioten ohne Tadel zu citiren liebt. — Diese Herren sind heutzutage sehr ehrenwerthe Männer, und Pichegru ist ein Verschwörer.

Pichegru hatte in Wahrheit in der Versammlung Verschwörung gestiftet, gerade so, wie er die Armee verrathen hatte, als er den Feind schlug.

Er wurde auf einem Karren nach dem Temple geführt, in den untersten Raum eines Schiffes gesteckt, nach Amerika deportirt und in eine Hütte hineingeworfen, in den schauervollen Wildnissen Sinnamaris.

Von hier gelang es ihm, mit einigen seiner Freunde auf einem gebrechlichen Kanoe zu entkommen und nach tausend Gefahren die gastlichen Ufer Surinams zu erreichen.

Er flüchtete nach England, ich gebe es zu; er wußte doch wohl irgend wohin. Er sah dort die Bourbons, das ist wahr; man sieht seine Landsleute und sucht sie auf in einem fernen Lande der Verbannung; hatte er nicht eben so Billaud-Varennes gesehen, diesen Tiger unter den Jakobinern, der sich erst in der Heimat der wilden Thiere an menschliche Ideen gewöhnte? Er hatte diesen Bösewicht gesehen und sich darum nicht zur Wiederherstellung der Schreckens-Regierung verschworen. Der General oder Marschall Maisen — die Titel sind die schwache Seite in meinem Gedächtniß — hat zu Wien den unglücklichen Herzog von Reichstadt gesehen und wird darum für keinen Verschwörer zur Wiederherstellung des Kaiserreichs gehalten. Scipio hat sich mit Hannibal unterredet und ihm Rom nicht verkauft. — Aber Pichegru, hat er wenigstens nur Dienste angenommen im Ausland, wie Themistokles oder Koriolan? Nein; von der Hand gewiesen hat er sie überall.

Aber hat er vielleicht das Gewicht seines Namens in eine der Schalen der politischen Wage geworfen? Hat er die unsere leichter gemacht? Nein, er ging ein einzig Mal aus Neugier in das Parlament von England; das Parlament erhob sich aus Achtung, Pichegru grüßte und ging hinaus.

Aber hat er nach Popularität im Volke und nach einem Anhalt bei den Mächtigen gestrebt? Nein, seinem natürlichen Hange für die Einsamkeit hat er sich hingegeben, sich auf sein Dorf zurückgezogen.

Aber hat er von England eine Pension und Unterstützungen empfangen? Ach leider! ja, das hat er; so wie es wahr ist, daß alle unsere Generale damals, die an den Angelegenheiten der Zeit Theil genommen hatten, sich schon längst vor einer ähnlichen Erniedrigung sicher zu stellen gewußt. Sie hatten in den Banken Europa's hinreichende Fonds mit vollem Ertrage, um das Mitleid der Völker entbehren zu können. Pichegru, der in England mit 400 Franken, die er sich geliehen, ankam, erhielt, ohne ihn zu begehren, diesen Tribut eines achtungsvollen Bedauerns, den gebildete Nationen dem Unglück eines berühmten Feindes zahlen, dessen Glück Verräther seines Muthes geworden; das Almosen, das die Bewunderung dem Ruhme zollt, der Obolus des Kriegers an Belisar. Pichegru war durch seine Proscription nicht für die Menschheit in den Bann gethan.

Endlich kam er nach Paris zurück, und diesmal bestand hier eine Verschwörung. Aber ist es nicht erstaunlich, daß nach dreißig Jahren, die seitdem verflossen sind, diese verhängnißvolle Unternehmung noch nicht auf ihren wahrhaften Thatbestand zurückgeführt worden ist? Ihr wahrhafter Thatbestand ist folgender:

Napoleon's Ehrgeiz hatte seit dem außerverfassungsmäßigen Beschluß, der ihm das Konsulat auf Lebenszeit übertrug, jede Maske abgeworfen. Er war mehr als Cäsar, dem diese Würde nur auf zehn Jahre prorogirt wurde. Man wußte für gewiß, daß ihm die Gallische Monarchie schon im voraus zugesichert war und daß kein Brutus blieb, der ihn hindern möchte, sich die Kaiserliche Binde drei Monat später um die Stirn zu flechten. Das frech betrogene Volk suchte nach einem Rächer seiner durch Betrug entrissenen und angemaßten Rechte, und fand keinen.

Moreau repräsentirte in Wahrheit die volksthümlichsten und kräftigsten Ideen, und ich bin überzeugt, daß die Menge nicht Anstand genommen haben würde, seinem Roß in den Straßen von Paris nachzufolgen, wenn Moreau, der zu Pferde ein sehr großer Kriegsmann war, nicht neben seinem Pferde etwas weniger gewesen wäre, als ein Mann, nämlich eine gute Frau, unbesonnen und prahlerisch. Er wagte nicht aufzusteigen.

Es würde indessen doch zu streng seyn, zu sagen, er habe nicht einige Gründe gehabt bei der Gelegenheit, um die es sich handelte, um diesen Wechsel und dieses Schwanken von Wollen und Zurückhalten, das seinen politischen Charakter ausmachte, zu beschönigen.

Frankreich theilte sich dem neuen Thron und seinen Stützen gegenüber in zwei durchaus von einander verschiedene Parteien, deren jede einen Repräsentanten verlangte. Die Meinung des einen Theils, gerechtfertigt durch Moreau's schönes kriegerisches Leben, hatte diesen zum Repräsentanten der Republik gemacht; die Opfer des Fructidor hatten es auf ihre Gefahr übernommen, Pichegru zum Repräsentanten der Monarchie aufzustellen; ich meines Theils, indem ich jeden Verrath von ihm wegleugne, wozu ihn die Reinheit seiner Gesinnung unfähig machte, glaube, daß sein Hang allerdings dahinging, weil es unmöglich war, in irgend einer anderen Gestaltung des Staats auf die Rückkehr der Ordnung und Freiheit rechnen zu dürfen.

Moreau, der, wie zu vermuthen, in einem scheinbaren Zugeständniß und Bündniß nur ein Mittel Zeit zu gewinnen sah, und der wie Fabius, dessen Namen wir ihm gegeben hatten, sehr gern Zeit gewann, weil die schleppenden Formen der Klugheit seiner Trägheit willkommen waren, wünschte Pichegru's Beitritt.

Lajolais wurde mit dieser gefährlichen Mission, Beide einander zu nähern, beauftragt und hat sich Schimpf und Schande dabei verdient. Man hat angenommen, meiner Meinung nach sehr ungegründet, daß dieser Offizier im heimlichen Einverständniß mit der Polizei gewesen sey; mein Gefühl hat stets diesen Beschuldigungen widerstrebt, und ich wiederhole sie nur, um sie aus der Geschichte zu vertilgen. — Sey dem, wie ihm wolle, Pichegru siegte über seinen Widerwillen gegen Moreau und trat mit ihm zusammen.

Um was handelte es sich? Den Franzosen zwei große Feldherren zu zeigen, die sie angebetet hatten, ihnen die Freiheit wiederzugeben und sie zu berufen, sich endlich eine den volksthümlichen Formen der Zeit angemessene Regierung zu geben.

Dies war eine Verschwörung, zweifelsohne, und diese ist es nicht, deren Existenz ich bestreite: die Verschwörung des Pelopidas gegen Leontides, die des Thrasybulus gegen Kritias. Ich glaube gegenwärtig, daß ihr Gelingen ein Unglück gewesen wäre, denn Napoleons Sendung ist für mich ein offenbares Geschick der Vorsehung gewesen; aber jene Unternehmung war darum nichts desto weniger für das Volk begonnen und auf Tugend gegründet.

Pichegru brach in Frankreich ein mit Royalisten und Vendeern! Was würde man gesagt haben, wenn er mit Engländern eingebrochen wäre!

Wer Royalist ist, hat doch wohl noch nicht den Namen Franzose verloren! Die Vendee gehört noch zu Frankreich, obgleich man wegen der besonderen Gesetze, die sie regieren, darüber zweifelhaft werden könnte. Nie hat der freche Griffel eines unverschämten Kosmographen sich unterstanden, sie auf der Karte unserer Provinzen fehlen zu lassen.

Der Geächtete des Fructidor führte auf den gemeinsamen vaterländischen Boden die Geächteten aller Epochen, Deputirte, Soldaten, Handwerker, Bauern zurück. Man sey versichert! es waren kaum hundert; ein Triumphgefolge oder Gefährten zum Schaffot. Moreau's Partei war um Moreau versammelt und schwebte durch seine Unschlüssigkeit am Rande des Abgrunds; die kräftigen Republikaner saßen in Sainte-Pélagie, in la Force, in Bicêtre; man vergrub sie auf Rhé und Oléron; der Rest kam in Cayenne und Mahé um.

Pichegru hat für mich gegen all' die Folgerungen, welche man aus dieser ganzen Angelegenheit ziehen könnte, eine entscheidende Antwort in einigen Worten gegeben, die die Prozekakten naiver Weise aufbehalten haben, weil ihnen ihre Bedeutsamkeit entgangen ist. „Ich bin hier mit Euch", sagte er zu dem tapfern Caboudal, „aber nicht für Euch."

Dieses unsterbliche Wort hätte man den Kaiserlichen Pressen wohlweislich entziehen sollen, denn alle vermeintlichen Verrätherien Pichegru's werden hierdurch auf ihren wahren Werth reduzirt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Histoire de Napoléon. Etudes sur les causes de son élévation. (Geschichte Napoleon's und seiner Thronbesteigung.) Von J. B. Bailleul. 2 Bde. 12 Fr.

Maître Pierre, ou le savant de village. (Der Dorf-Gelehrte.) Unterhaltungen über die Erdkunde. Von Saint-Germain.

Voyage en Suède. (Reise nach Schweden.) Ausführliche Darstellungen von dem Handel, dem Gewerbfleiße, dem Acker- und Bergbau ꝛc. von Schweden. Von A. Daumont. 2 Bde. 21 Fr.

Partenopéus de Blois. — Zum ersten Male nach der Handschrift der Bibliothek des Zeughauses publizirt. Von G. A. Crapelet. 2 Bde. 45 Fr.

England.

On the Connexion of the Physical Sciences. (Ueber den inneren Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften.) Von Mistreß Somerville. London, 1834.

Dieses Werk einer der gelehrtesten Damen unserer Zeit ist eine populaire Uebersicht der physikalischen Wissenschaften auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. In ihrer kurzen und einfachen Dedication an die regierende Königin sagt Mistreß Somerville: „Wenn es mir gelungen ist, die Gesetze der materiellen Schöpfung meinen Landsmänninnen verständlicher zu machen, so darf ich mir wohl schmeicheln, daß Eurer Majestät Erlaubniß, Höchstdenselben mein Werk zu widmen, nicht an den unrechten Ort gelangt sey." Sind nun die Landsmänninnen unserer Verfasserin einstweilen ziemlich vertraut mit den technischen Ausdrücken, welche die Geschichte der Fortschritte der menschlichen Speculationen nothwendig in sich begreift, können sie sich mit Oxygen und Hydrogen befreunden, von Perturbationen und Excentricitäten ohne Schauder sprechen hören und kaltblütig annehmen, daß ihr Augenlicht zuweilen polarisirt werden kann, daß ihr Wangenroth sich in complementaire Far-

ben zerlegen läßt; — dann werden sie gewiß Mistreß Somerville's geschickter und meisterhafter Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Naturlehre ihre Bewunderung und Dankbarkeit nicht versagen können. Wir für unseren Theil fügen mit Ueberzeugung hinzu, daß auch kein gebildetes Individuum männlichen Geschlechts dieses Werk ohne Interesse und reiche Belehrung lesen wird.

In den Wissenschaften hat lange Zeit eine wachsende Tendenz zur Zerstückelung vorgewaltet. Ehemals bemächtigte sich das gelehrte Individuum aller Zweige des Baumes der Erkenntniß. Die Scaliger und Vossius waren eben so wohl Mathematiker und Physiker als Philologen und Alterthumsforscher. Allein diese Zeiten sind vorüber. Unternimmt es ein Moralist, wie Hobbes, ins Gebiet der Mathematik, oder ein Poet, wie Göthe, in das Reich der Experimental-Wissenschaft sich zu verirren, so empfängt man ihn mit Widerspruch und sogar mit einiger vornehmen Geringschätzung. Die Wissenschaften selbst verzweigen sich zwar immer mehr, aber die einzelnen Zweige werden isolirter. Wir bekennen uns daher zu der Maxime, daß Einem Genius auch nur Eine Wissenschaft zukommt. Der Mathematiker scheidet von dem Chemiker; der Chemiker von dem Physiker; der erstgenannte bekennt sich wieder zur reinen oder zur angewandten Mathematik; der Chemiker ist vielleicht Elektro-Chemiker, in welchem Fall er die gemeine chemische Analysis Anderen überläßt u. s. w.

Gleichwie aber Verwandtschaft der Sprachen auf Verwandtschaft und gemeinsame Abstammung der Nationen hindeutet, so giebt sich die innere Verknüpfung aller der Wissenschaften, welche in vorliegendem Werke abgehandelt sind, durch die gemeinschaftliche mathematische Sprache zu erkennen, deren alle sich bedienen. Der Raum erlaubt uns nicht, auf diesen Punkt weiter einzugehen, und wir begnügen uns mit Anführung einiger abgerissenen Stellen aus dem durchweg interessanten Buche. Die erste bezieht sich auf die Theorie der wellenförmigen Bewegung (Undulation).

„Wir haben bemerkt, daß die Wärme, wie Licht und Schall, wahrscheinlich Undulation eines elastischen Mediums sey. Wirklich können alle die vornehmsten Phänomene der Wärme durch Vergleichung mit denen des Schalles erklärt werden. Hitze und Schall werden nicht bloß durch ähnliche, sondern oft sogar durch identische Mittel erregt, z. B. Reiben und Schlagen (Friction und Percussion). Beide theilen sich mit durch Kontakt (Berührung) und Radiation (Ausstrahlung), und Dr. Young bemerkt, daß die Wirkung strahlender Hitze, indem sie die Temperatur des Körpers, auf welchen sie fällt, erhöht, der sympathetischen Schwingung einer Saite gleiche, wenn nämlich der Ton einer anderen gleichgestimmten Saite durch die Luft zu ihr dringt. Licht, Wärme, Schall und die Wellen der Flüssigkeiten sind alle denselben Gesetzen der Reflection unterworfen und ihre undulatorischen Theorieen vollkommen ähnlich. Dürfen wir also nach Analogie urtheilen, so müssen die Undulationen einiger der wärmeerzeugenden Strahlen weniger häufig seyn, als die des stärksten Roth im Sonnen-Spektrum; wäre die Analogie aber vollkommen, so müßte die Interferenz zweier heißen Strahlen Kälte erzeugen, wie die Finsterniß aus der Interferenz zweier Licht-Undulationen, die Stille aus der Interferenz zweier Laut-Undulationen u. s. w. entsteht. Die Fortpflanzung des Schalles aber verlangt ein viel dichteres Medium als Licht oder Hitze; seine Intensität nimmt zu, je mehr die Luft sich verdünnt."

Das Folgende wird wegen der Neuheit des Gegenstandes interessiren.

„Nachdem Herr Faraday die Identität der magnetischen und elektrischen Flüssigkeiten durch entlockte Funken, erhitzten Metalldraht und chemische Zersetzungen erwiesen hatte, wurde es leicht, diese Wirkungen durch stärkere Magnete und andere Vorrichtungen zu steigern. Der folgende jetzt gebräuchliche Apparat ist gewissermaßen eine Batterie, deren Agens das magnetische Fluidum statt des Voltaischen, oder mit anderen Worten, die Elektrizität."

„Ein sehr starker Hufeisen-Magnet, aus 12 dicht mit einander verbundenen Stahlplatten gebildet, wird in horizontale Lage gebracht. Eine Barre vom reinsten weichen Eisen hat rechtwinklich gekrümmte Enden, so daß man die Extremitäten derselben den Polen des Magneten gerade gegenüber anbringen kann. Zwei Reihen Kupferdrähte, die man mit Seide überzieht, um sie zu isoliren, werden in Form einer doppelten Schraube um die Barre gewunden. Die Extremitäten dieser Drähte, welche dieselbe Richtung haben, stehen in metallischer Konnexion mit einer Scheibe, die in eine Schale mit Quecksilber getaucht ist, während die entgegengesetzten Enden an ein vorragendes Schraubenstück gelöthet sind, das ein langes und schmales Kupferblatt mit zwei entgegengesetzten Spitzen trägt. Der Stahl-Magnet ist stationair; läßt man aber die Barre mit ihrem Zubehör in horizontaler Richtung umkreisen, so bleibt der Rand der Scheibe immer in das Quecksilber getaucht, während die Spitzen des Kupferblattes abwechselnd hineintauchen und wieder herauskommen. Nach den gewöhnlichen Gesetzen der Induction wird die Barre ein temporairer Magnet, so lange ihre krummen Enden den Polen des Stahl-Magneten gegenüber sind, und verliert ihre magnetische Kraft, wenn sie mit letzteren rechte Winkel bilden. Sie theilt ihren temporairen Magnetismus den Drähten mit, die ihn konzentriren, und während die eine Reihe einen magnetischen Strom der Scheibe zuführt, leitet die andere den Gegenstrom zu dem Kupferblatte. Da jedoch der Rand der kreisenden Scheibe stets in das Quecksilber taucht, so bleibt die eine Reihe der gewundenen Drähte stets mit derselben in Berührung, und der Umlauf ist nur dann vollkommen, wenn die eine Spitze des Kupfers gleichfalls in das Quecksilber taucht, wogegen er, sobald die Spitze sich wieder hebt, unterbrochen wird. So wird also der Umlauf, durch die Rotation der Barre, abwechselnd in Stocken gebracht und erneuert, und da nur in solchen Augenblicken elektrische Wirkung sich manifestirt, so zeigt sich jedesmal, wenn die Kupferspitze die Oberfläche des Mercures berührt, ein heller Funke. Mit Hülfe dieses Apparats wird Platina glühend gemacht und Wasser mit erstaunlicher Schnelligkeit zersetzt. Auch empfängt man durch denselben bedeutende elektrische Schläge. Somit ist die Identität der elektrischen und magnetischen Agentien über allen Zweifel erhaben."

Auf die Lehre von der Identität der Steinkohlen mit dem Diamanten haben sanguinische Personen die Hoffnung gegründet, daß die Englischen Fabriken dereinst mit der Produktivität Golkonda's würden wetteifern können. Solchen Spekulanten sind folgende Reflexionen der Verfasserin zur Beherzigung zu empfehlen:

„Es ist oben bemerkt worden, daß, wenn metallische Auflösungen einer galvanischen Operation unterworfen werden, ein Metall-Niederschlag, gewöhnlich in Form sehr kleiner Krystalle, an den negativen Draht sich ansetzt. Indem Herr Becquerel dieses Prinzip weiter ausdehnte und eine sehr schwache Voltaische Action anwandte, gelang es ihm, aus den mineralischen Substanzen Krystalle von größerer Proportion zu formen, welche dem natürlichen Krystall vollkommen ähnlich sind. Der elektrische Zustand der Metall-Adern macht es möglich, daß viele natürliche Krystalle ihre Form durch einen Akt der Elektrizität bekommen haben. Licht und Bewegung begünstigen das Anschließen der Krystalle. Diejenigen, welche in verschiedenen Flüssigkeiten sich bilden, sind gewöhnlich an der Stelle des Gefäßes, die dem Lichte ausgesetzt ist, häufiger, und ruhiges Wasser von 32° Kälte schießt bekanntlich in Eis-Krystallen an, sobald es geschüttelt wird. Licht und Bewegung sind mit der Elektrizität innig verbunden, und diese kann eben deshalb einigen Einfluß auf die Gesetze der Aggregation haben. Schnell geformte Krystalle sind gewöhnlich unvollkommen und weich, und Herr Becquerel fand, daß zur Krystallisation einiger harten Substanzen Jahre erforderlich seyen. Ist dieses Gesetz allgemein gültig: wie viele Zeitalter mögen dann zur Formation eines Diamanten nothwendig seyn!" (Q. R.)

Bibliographie.

Musical grammar. (Musikalische Grammatik.) Von Calcott. 3½ Sh.

Makanna — oder das Land des Wilden. Roman in 3 Bdn. 31½ Sh.

Hippopathology. (Die Krankheiten des Pferdes.) Von W. Percivall. Erster Bd. 10½ Sh.

The life, character and literary labours of Samuel Drew. (Drew's Leben und literarisches Wirken.) Von seinem Sohne. 12 Sh.

A memoir of the life of Lady Jane Grey. (Das Leben der Lady Johanna Grey.) Für die Jugend bearbeitet. 4 Sh.

Faust. — Von Goethe. In Englische Verse übertragen nebst Anmerkungen von John S. Blackie. 7½ Sh.

Spanien.

Statistische Notizen über Spanien.

Es ist eine irrthümliche Behauptung, daß die Bevölkerung Spanien's weder steigt noch fällt. Thatsächlich läßt sich beweisen, daß dieselbe innerhalb der letzten funfzig Jahre, im Ganzen bedeutend gewachsen ist. Nach amtlichen Berichten vom Jahre 1788 belief sich dieselbe auf 10,043,968 Individuen. Offizielle Berichte von 1797 geben die Einwohnerzahl von Spanien auf 10,541,221 an. 1803 fiel dieselbe auf 10,351,075. 1821 belief sich dieselbe nach einer Berechnung der Cortes auf 11½ Million; 1827 betrug sie nach Hassel 13,953,959, und gegenwärtig muß sie über vierzehn Million betragen.

Spanien hat einen Flächeninhalt von 15,005 Spanischen Quadratmeilen, von denen 20 auf einen Grad gehen, so daß man im Durchschnitt auf die Quadratmeile 800 Einwohner rechnen kann. Die See Provinzen sind bei weitem die bevölkertsten, und zwar ganz besonders Guipuzcoa, Asturien, Biscaya, Valenzia und Granada; so daß im Jahre 1803, zu einer Zeit, wo die mittlere Bevölkerung von ganz Spanien 690 auf die Quadratmeile ergab, in sämmtlichen See-Provinzen 904 Einwohner auf die Quadratmeile, in den übrigen Provinzen aber nur 507 auf die Quadratmeile angeschlagen wurden. Man kann annehmen, daß außer der bedeutenden Zufuhr, die diese Provinzen von der See her erhalten, auch die leichte Communication unter sich, die ihnen ihre Lage an der See-Küste gewährt, auf die Erhaltung der Gesundheit und somit auch auf die Vermehrung der Zahl der Einwohner, von großem Einflusse ist. Auch die bedeutendere Bevölkerung in Portugal führt auf diesen Schluß hin. Man hat Spanien gar nicht unpassend mit einer gestickten Weste verglichen, deren Saum voll und reichlich mit Verzierungen versehen, deren Mitte aber leer und nur mit wenigen hier und dort zerstreuten Blümchen besetzt ist.

Der größere Theil der Ländereien Spanien's gehört dem Adel, der Kirche oder Stadt-Gemeinden an. Der Ackerbau befindet sich in dem bedeutendsten Theile des Landes in einem sehr elenden Zustande. Kaum sind einige Ländereien in Leon, Kastilien, Estremadura und Andalusien eingehegt. Diese Vernachlässigung des Ackerbaues muß man hauptsächlich den darauf nachtheilig einwirkenden Privilegien zuschreiben, die die Eigenthümer der großen Schaafheerden besitzen, daß sie diese nämlich für die Winterweide von den nördlichen Provinzen nach den südlichen treiben dürfen. Dieses vorzüglich von dem Vereine zur Beförderung der Merinoheerden ausgeübte Recht, genannt La Mesta, das auch den übrigen ärmeren Individuen zusteht, macht, daß sämmtliche Ländereien Spanien's eine ungeheuere, allen gemeinschaftliche Besitzung bilden, an die der eigentliche Herr nicht mehr Ansprüche hat, als irgend ein Anderer. Ein-

begungen der Ländereien sind verboten, damit sie nicht den wandernden Heerden hinderlich seyen; und nur seit dem Jahre 1788 dürfen auch Güter, die auf der Straße, welche die Heerden passiren, gelegen sind, zum Anbau von Gartengewächsen, und zum Wein- und Gemüsebau benutzt werden. Eigentliche Meiereien giebt es in Spanien sehr wenige, die Pächter sind schlimmer daran als die Arbeiter in den Städten — sie sind bei allen Anstrengungen nicht im Stande, die geringsten Fortschritte zu machen, und müssen die ihnen nöthigen Gelder durch die Verpfändung ihrer Aernten auftreiben. Es wird angenommen, daß ein Landgut dem Eigenthümer nicht mehr als anderthalb bis zwei pCt. bringt. Die großen Landeigenthümer, deren zu bezahlende Pacht zuweilen eine Million Piaster beträgt, gerathen meistentheils in Verlegenheit.

Ein sehr großes Hinderniß für das Gedeihen, sowohl des Ackerbaues als des inneren Handels, liegt in dem Mangel an Communication zwischen dem Binnen- und dem Küstenlande. Außerdem, daß es die Natur hier an schiffbaren Flüssen hat fehlen lassen und ungeheure Gebirgsketten die Passagen hemmen, findet sich auch noch ein beklagenswerther Mangel an guten Kunst-Straßen und Kanälen. Die auf die Verbesserung der Wege zu verwendenden Ausgaben werden von den Thorzöllen und anderen örtlichen Steuern bestritten; allein, wie man glaubt, giebt die Regierung für diesen Zweck nicht so viel aus, als sie von den Zöllen einnimmt. Die auf die Straßen und Brücken verwendete Summe betrug im Jahre 1826 ungefähr 650,000 Thaler, und 1827 nur etwa 620,000 Thaler, ein Umstand, der von dem deteriorirenden Zustande des Landes einen schlagenden Beweis liefert, der noch um so auffallender wird, wenn man bedenkt, daß die Ausgaben, die in Spanien, in einem Lande, das doch dreiundeinhalb Mal so groß als England ist, auf die Verbesserung der Wege verwendet werden, noch nicht den einundzwanzigsten Theil der Summe beträgt, die man in England allein (ohne Irland und Schottland) zu diesem Zwecke verwendet. Der Ebro-Kanal ist der einzige, der so weit gediehen ist, daß man ihn befahren kann; der Kanal von Kastilien, der die Verbindung zwischen dem Duero und Reynosa zu Stande bringen soll, ist noch im Werke; und vor Kurzem war auch von dem Schiffbarmachen des Tajo und des Guadalquivir die Rede gewesen. Allein, jetzt kann man behaupten, daß nächstens gar keine Schifffahrt mehr im Innern des Landes stattfinden wird.

Seit den letzten zehn Jahren giebt es in Katalonien Fabriken in Seide, Baumwolle und anderen Industrie-Artikeln. In Aragonien, Katalonien und Valenzia findet man auch Tuchfabriken. Die Leder-Arbeiten werden in den nördlichen Provinzen stark betrieben; auch sind die Eisenfabriken von Biscaja beträchtlich, obwohl sie in der letzten Zeit wieder sehr heruntergekommen sind. Was den auswärtigen Handel betrifft, so kann man die Unbedeutendheit desselben aus einem offiziellen Bericht von 1826 erkennen, wo der Betrag der Ausfuhr auf 1,799,485 Pfd. Sterl. und der der Einfuhr auf 3,773,475 Pfd. Sterl. angegeben wird. Der Schleichhandel hat so überhand genommen, daß von den Waaren, die in das Land eingeführt werden, fast um ein Drittheil mehr eingeschwärzt als verzollt wird.

Die Einkünfte werden eingetheilt in die „rentas generales" und „rentas provinciales." Die ersteren werden fast in ganz Spanien eingenommen, und man begreift darunter sowohl die Einkünfte von der Post, von dem Stempel-Papier, von den Zöllen, als auch die von den Königlichen Monopolen. Die „rentas provinciales" fließen bloß aus den Kron-Provinzen in Kastilien, und zwar gehört zu diesen auch eine sehr drückende Abgabe, die man „Alcabala" oder „Octrois" nennt; diese wird von mehreren Artikeln bei ihrer Einfuhr in die Städte und Dörfer erhoben. Nächst der Alcabala sind die Zehnten eine Abgabe, die am meisten Beschwerden veranlaßt; diese fließt hier nicht ganz den Geistlichen zu, denn sie müssen zwei Neuntel als Gebühren an den König davon entrichten, außerdem daß sie noch andere Lasten zu tragen haben, welche die einst so wohlhabende Geistlichkeit in Spanien äußerst heruntergebracht haben.

Man kann aus guten Gründen annehmen, daß seit der Französischen Invasion von 1808 bis 1828 die Einkünfte in Spanien die Ausgaben schwerlich jemals überstiegen, ohne noch die Zinsen, die für die Schuld zu entrichten waren, mit in Betrachtung zu ziehen. In jenem Jahre, in welchem bedeutende Reformen vorgenommen wurden, stellten sich jedoch die Ausgaben (ohne die Zinsen) auf 5,255,639 Pfd., die Einkünfte hingegen auf 5,988,410 Pfund Sterling. Das Besteurungs-System ist so willkürlich und mit so vielen Mißbräuchen verbunden, daß, wie man sagt, die angeblichen Einkünfte von sechs Millionen Pfund dem Lande nicht weniger als zwölf kosten sollen.

Die Kriegsmacht Spaniens besteht aus nicht mehr als 46,000 Mann, deren Sold beständig im Rückstande ist. Mit den Fonds-Inhabern steht es sehr schlimm, indem sie selten auf einmal mehr von den rückständigen Interessen bekommen, als von einem Vierteljahr. Spanien kann in der That als ein insolventes Land angesehen werden, indem es selbst bei dem besten Willen nicht fähig ist, den Verpflichtungen gegen seine Gläubiger ganz nachzukommen.

Die Justiz-Verwaltung befindet sich in einem sehr unvollkommenen, ungewissen und mangelhaften Zustande, und es ist erbärmlich, wie es mit den Verbrechern zugeht. Verbrechen gegen die Person, wie Meuchelmord und Straßenraub, kommen ganz besonders häufig vor. Die Bevölkerung von England und Wales ist doch nur um sehr wenig geringer, als die von Spanien, und doch gab es in beiden zusammen in den Jahren 1826 und 1827 nur 74 Individuen, so daß auf jedes Jahr 37 kommen, die des Mordes und der Mordversuche überführt waren; während in Spanien im Jahre 1826 nicht weniger als 1223 Mordthaten und 1773 mit Stichen und Verwundungen verbundene Mordversuche vorfielen, so daß auf jeden einzelnen Verbrecher von dieser Kategorie in England, 81 in Spanien kommen.

(L. P.)

Mannigfaltiges.

— **Mistreß Trollope.** Diese Dame, die sich durch ihre Schilderung Nord-Amerika's einen literarischen Namen in beiden Hemisphären gemacht hat, ist im Begriff, eine neue Reisebeschreibung unter dem Titel „Belgien und das westliche Deutschland" herauszugeben. Die Brüsseler Buchhändler, die sonst gleich auf alle literarische Neuigkeiten Jagd machen, um im Kleinen das zu thun, was kürzlich der Brüsseler Pöbel im großen Stil ausgeführt — nämlich zu plündern, d. h. wohlfeil nachzudrucken, sollen doch auf diese Neuigkeit nicht sonderlich begierig seyn, da sie in Erfahrung gebracht, daß die Englische Dame auf die Belgier noch viel weniger gut zu sprechen sey, als früher auf Bruder Jonathan, den freien Bewohner von Nord-Amerika.

— **Gerichtshöfe erster Instanz in Frankreich.** Es giebt in Frankreich 361 Tribunale erster Instanz, wo geringere Kriminal- — sogenannte korrektionnelle — Vergehen und Civil-Sachen in erster Instanz, aber ohne Jury verhandelt werden. Preß-Vergehen gehörten früher auch vor diese Gerichte. Die Zahl der Richter bei diesen Tribunalen richtet sich nach der Bevölkerung der Stadt, in der sie sich befinden. In Paris sind bei dem Tribunal erster Instanz 34 Richter, außer dem Präsidenten und den 6 Vice-Präsidenten. In manchen Städten sind jedoch nur 4 Richter und 1 Präsident. Diese Tribunale sind in verschiedene Sectionen getheilt, und jeder Section ist ein Königlicher Procureur beigegeben. Die Geschäfte dieser Gerichtshöfe sind zwischen Civil- und korrektionnellen Sachen getheilt. Diese, wie die Königlichen Gerichtshöfe (cours royales), sitzen an jedem Tag im Jahre, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags. Im Sommer sind jedoch sechswöchentliche Ferien. Die Zahl der Richter dieser Tribunale erster Instanz beläuft sich im Ganzen auf 1626. Die Mehrzahl der Präsidenten hat ein Gehalt von 1875 Frcs.; mit der größeren Einwohnerzahl steigt indeß auch das Gehalt, und einige haben 6000 Frcs. jährlich. Der Präsident dieses Tribunals in Paris hat 16000 Frcs. und jeder Richter 6000 Frcs. jährliches Gehalt. Von diesen Gerichtshöfen können die Parteien in allen korrektionnellen Sachen appelliren. Wenn die Sache in einem Arrondissement verhandelt worden ist, so wird an das Tribunal erster Instanz in der Hauptstadt des Departements appellirt; ist sie aber bei einem solchen anhängig gewesen, so appellirt man an den Königlichen Gerichtshof; in allen Civil-Sachen aber an den Letztern. (Statistics of France.)

— **Die neuen Englischen Kolonieen in Ober-Kanada.** Amerikanische Zeitungen berichten Folgendes von den neuen Englischen Kolonieen in Ober-Kanada: „Mitten unter unseren Seen bildet sich ein neuer Staat, und bald werden wir es mit mächtigen Nebenbuhlern an unseren Nordgränzen zu thun haben. Eine kräftige Bevölkerung, beträchtliche Hauptstädte, ein fruchtbarer Boden, gewinnreicher Handel und Unternehmungsgeist, alles dies muß jene Kolonie emporheben. York, das schon jetzt an 7000 Einwohner zählt, und Kingston, das 5 bis 6000 hat, stehen nur wenigen Dörfern der Vereinigten Staaten nach. Die blühenden Dörfer St. Catherine, Queenston und Niagara im Kataraktten-Distrikt, das Dorf Hamilton am Ontario-See, die Dörfer Coburg und Brockville und die schönen Niederlassungen an der Bucht von Quinte, alle diese zusammen verkünden einen großen Wohlstand in Ober-Kanada. Beträchtliche Kapitalien sind von den aus England Ausgewanderten in der Bank von York niedergelegt worden, die, wie man sagt, von den Gebrüdern Rothschild und dem Herrn Baring unterhalten wird. Fünfundzwanzig Dampfschiffe, die an Ober-Kanada gehören, sind auf dem Ontario-See, in der Bucht von Quinte und auf dem Fluß St. Laurent fortwährend im Gange. Einige unter diesen haben eine Kraft und eine Größe ersten Ranges, und man baut jetzt zwei oder drei neue, die den schönsten Dampfschiffen der Vereinigten Staaten die Spitze bieten werden."

— **Chinesische Leichenbegängnisse.** Die Chinesen sparen keine Kosten, wenn es darauf ankommt, ein glänzendes Leichenbegängniß zu veranstalten. Es werden oft schon lange vor dem Tode einer Person Vorbereitungen zu ihrem Leichenbegängnisse getroffen, und häufig verkauft man die Güter desjenigen, dessen Tod herannaht, um zu jenem Zwecke große Kapitalien aufzutreiben. Die Angehörigen verwenden ungeheure Summen auf die Särge, die sie ihren Eltern oder Verwandten oft noch bei deren Leben zum Geschenk machen. Die Särge sind oft durch Gemälde, Bildhauerarbeit und Inschriften ausgeschmückt. In denselben liegt der Leichnam im völligen Staate, in mehreren Anzügen von seinen besten Kleidern, versehen mit Mundvorrath für jene Welt. Die Leute, die mit zu Grabe gehen, bezeigen in tiefster Ergebenheit ihre Achtung gegen die Leiche, wobei sie oft der Familie mit Rücksicht auf den glänzenden Sarg Komplimente machen. Es wird auch der Leiche so viel Speise von denselben dargebracht, daß sie für die ganze Familie hinreicht. Bei der Wahl der Grabesstätte zieht man die Priester zu Rathe, ein Umstand, auf den viel Gewicht gelegt wird. Der älteste Sohn geht vor der Leiche her, und er hat die Befugniß, den Leichenzug nach Belieben zu unterbrechen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Freitag den 18. April 1834.

England.

Ueber die Wendepunkte der Intelligenz und der Literatur in England seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts.

In aufgeregten Zeit-Perioden, wo die Staaten sich bilden, wo die Völker die inneren wie die äußeren Formen ihres Lebens verändern, und Alles in den Schmelztiegel der Neuerung getaucht zu seyn scheint, ist eine Literatur nicht möglich. Wenigstens wird die Literatur solcher Perioden, die in einer Krisis befangen sind, immer den Charakter des Schwankenden, Verwirrten und Schwächlichen an sich tragen. Wie der Vogel mit ungewissem Flug über die stürmischen Wellen flattert, so kann auch die Literatur unter dem Tumulte der aufgeregten Elemente um sie her ihre Schwingen nicht frei entfalten. Die Mächte der Natur müssen schweigen, die Welt muß still lauschen, sonst vermag der Geist nicht seine Eingebungen auszuströmen. Sieht man in der Literatur eben nur den gewaltigen Ausspruch eines nationalen Gedankens, die Emanation des Volksgeistes, so wird man zugeben, daß ihre Gründung und Ausbildung nur möglich ist, sobald dieser Volksgeist, dessen Organ sie ist, selbst erst feste Form und eine bestimmte Physiognomie gewonnen hat. Wenn die äußeren Bedingungen des Daseyns nicht fest stehen, kann auch der Geist sich in sich selbst nicht konzentriren; tausend unsichere Erscheinungen umschwirren ihn, tausend zerstreute Atome möchten sich an einander schließen, ohne im Wellenschlag der Bewegung dazu eine ruhige Stätte zu finden, alle Prinzipien schwanken, an eine Basis ist nicht zu denken, selbst die Gewissenhaftigkeit und die besonnene Gesinnung fehlt den Gemüthern, wenn die äußere Welt hin und her wogt.

Man betrachte die Französische Literatur zur Zeit der Fronde, die Englische unter Wilhelm III. und dem Langen Parlament: es ist der Schatten eines Körpers, dessen Lineamente sich verwischen und verziehen. Die ersten Lichtfunken der Reformation zündeten in England nur Scheiterhaufen, nicht die Intelligenz an. Erst als Elisabeth die Parteien beruhigt, die Sektirer geschreckt und Alle ihrem Scepter unterworfen hatte, konnten Shakespeare und Bacon erscheinen. Rabelais schrieb in Frankreich zu einer Zeit, als die Königliche Autorität keinem Zweifel mehr unterworfen wurde, während die Ligue, dieser große katholische Bund, keinen einzigen Schriftsteller lieferte. Neben der Fronde gab es keine Literatur, erst nachher leuchtete Corneille's Geist. Als Ludwig XIV. den Harnisch des mittelalterlichen Ritterthums mit dem weiten Mantel einer prachtvollen Hof-Etikette verhüllte, erhoben sich Talente und Genies schaarenweise, die neben einander aufschossen und blühten.

Bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts stand die Englische Literatur auf ihrer Sonnenhöhe; und diese Epoche, welcher Stürme vorangegangen waren, lag im tiefsten Frieden. Milton's Paradies gehört der Restauration an, Dryden lebte in derselben Zeit; einige Talente leuchten unter Karl II. noch hier und dort, unter den Bewegungen der Regierung des zweiten Jakob's verschwinden sie gänzlich. So lange Wilhelm III. auf dem Throne nicht gesichert war und die Ungewißheit obwaltete, ob der Katholizismus siegen oder unterliegen würde, beherrschten Pamphlete die Literatur, die Poesie wurde in Volksgesängen begraben und der Roman unter Tagesblättern und Broschüren. Endlich steht der Thron unter Anna fest; mit der Ruhe kehrt der Glaube an den öffentlichen Kredit zurück; Pope und die Schaar seiner Nebenbuhler treten auf und bilden eine Literatur, die von den Zeitgenossen überschätzt, von der nachfolgenden Generation übermäßig herabgewürdigt wurde. Alsbald folgte ihnen ein zweiter noch größerer Schwarm von Literaten, weil die öffentliche Meinung Beständigkeit erlangt hat und die Jakobiten auf einen Umsturz der Dinge alle Hoffnung allmälig aufgegeben haben. Der Gedanke ist von dem Lärm der Waffen und dem Geschrei der Parteien nicht mehr eingeschüchtert, er kann sich frei entfalten. Wir sehen Junius und Burke sich erheben, Goldsmith, Akenside und einige Andere schließen sich alsbald an. Diese Männer bilden den Schwerpunkt, um den sich der Uebergang vom 18ten zum 19ten Jahrhundert dreht. Cowper, der Zeitgenosse Jener, sah im Innern die großen Veränderungen in Europa voraus. Crabbe reicht schon bis mitten in die neue Generation hinein. Alle diese führen eine weit kräftigere, männlichere, gewichtigere Sprache, als ihre Vorgänger; es scheint sich in ihnen etwas von der alten Kraft der Puritaner erhalten zu haben, und die klassischen Studien, die unter Anna wieder zu Ehren kamen, haben ihnen gediegene Musterbilder vorgeführt. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird die Englische Literatur bereits eine schöngeistige und kündigt die nachfolgende bedeutende Epoche an. So greifen die Perioden in einander, jede Intelligenz hängt von der vorhergegangenen ab, und jedes Jahrhundert ist der Vater des folgenden.

Der Whiggismus, der Geist der Unabhängigkeit, hatte unter Karl II. und Jakob II. im Stillen an den Grundpfeilern der absoluten Macht gerüttelt. Unter Wilhelm III. und Anna begann er seinen offenen Kampf gegen den Absolutismus und den Jakobitismus zu gleicher Zeit. Er hatte seine geschickten und beredten Organe, Polemiker, die durch die Kühnheit ihrer Eloquenz und die Feinheit ihrer Dialektik bedeutsam wirkten; allein noch fehlt ihnen die eigentliche Kunst der Beredsamkeit. Diese erreichte Junius, ein Schriftsteller, der durch das Dunkel, in welchem er sich zu halten wußte, an Berühmtheit nur gewann. Seine Prosa trägt den National-Stempel des Britischen Charakters an sich; seine Ironie ist kalt, giftig, schreckbar, rücksichtslos. Zugleich hat es nie ein Autor in der Kunst, die Verachtung, die er selbst fühlt, in das Gemüth des Lesers überfließen zu lassen, weiter gebracht als Junius. Gleichwohl muß man sich von seinen glänzenden Eigenschaften nicht verblenden lassen, um seine tadelnswerthe Seite zu erkennen. Nur allzu häufig wird seine Satire rein persönlich, und die unerbittliche Strenge, die ihm die Worte diktirt, ist dann oft eine empörende Kälte. Der Biß gewisser Thiere, deren Zunge nach dem Blute des Menschen lüstern ist, kann nicht gefährlicher seyn, als der seinige; Junius kennt kein Mitleid. Nur ist eben zu bedauern, daß er sein Talent oft zu Skandal und persönlicher Injurie gemißbraucht hat. Sonst hält er in Hinsicht der Kunst der Darstellung selbst mit den Alten einen Vergleich aus. Der strenge Ernst der Skulptur scheint seinem Stil diese gewichtige Tiefe und besonnene Haltung eingeprägt zu haben; eine rächende Nemesis führt ihm die Feder. Mit einer siegenden Kraft der Dialektik ausgerüstet, beherrscht er gleichwohl mit ruhiger Besonnenheit seine Einfälle, ordnet klar und sicher seine Beweisführung und zügelt seinen Witz und seine satirische Laune wie ein ruhiger Reiter das schäumende Roß. Stets einfach, obschon gedankenreich und blühend, bei aller Feinheit immer natürlich und naiv in der Wahl seiner Worte, scheint er in seiner Weise unnachahmlich.

Ihm zur Seite steht Burke, dessen Schriften das lebendigste Abbild der Englischen Beredsamkeit liefern mit allen ihren Unrechtlichkeiten, ihrer Rohheit, ihrer Kraftfülle, ihren volksthümlichen Gleichnissen, ihrer heftigen Polemik und den persönlichen Angriffen. Chatham und Pultney hatten diese Art der Eloquenz gegründet, die der Verfasser der Abhandlung über das Erhabene und Schöne zur reichsten Entwickelung brachte. Neben ihm traten noch andere Talente zweiten Ranges auf, wie Sheridan, Grattan, Curran, ebenfalls Irländer wie Burke, die bei gleicher Verwegenheit der Rede weniger Reinheit des Geschmacks zeigen. Die Bewegung, welche die Französische Revolution ankündigte, hatte das alte Schiff der Englischen Staats-Verfassung nicht abtakeln können, allein die Gemüther hatte sie doch mitergriffen und sich in die gesellschaftlichen Zustände eingeschlichen. Die Literatur wurde ein Echo dieser Stimmung; die poetischen Manschetten eines Pope begannen zu schlottern und gingen in Fetzen; die Natur ward wieder ein Tempel, wo man sein Herz frei öffnete. Pope hatte sie aus dem Gesicht verloren, Akenside, Collins und Gray schöpften aus ihrem Reichthum, in Thomson's Jahreszeiten wehte ihr majestätischer Athemzug, wenn gleich nicht ihre lieblich kosenden Zephyre; Goldsmith faßte sie erst von ihrer naiven Seite auf. So verlor die Poesie allmälig ihr lästiges Wickelband und ihre Schnürbrust, und während sie unter Pope in dem engen Kostum der Salon-Mode didaktisch und pedantisch einherschritt, faß sie zu Goldsmith's Zeiten unter dem grünen Laubdach des anmuthigen stillen Dörfchens.

Zwischen diesen angedeuteten Endpunkten und Gegensätzen des Zeitgeschmacks lagen viele Mittelstufen, welche beide Epochen mit einander verbinden und ihre Uebergänge aufzeigen. Zu Produkten dieser Art gehörten die vielen Oden und Elegieen, besonders Gray's bekanntes Kirchhofs-Lied. Goldsmiths Nachfolger in der Poesie war ein Mann, der, von Welt und Menschen geschieden, mit seiner Liebe zur Einsamkeit und zur Einfalt der Natur, einen flammenden Haß gegen die Laster der menschlichen Gesellschaft verband. Dies war Cowper. In den religiösen Grundsätzen der Wiedertäufer erzogen, galt ihm Einfachheit für die erste Tugend; Reinheit der Sitten, Liebe zur Stille eines gemüthlichen frommen Lebens, Anhänglichkeit an die Familie und Hochachtung der natürlichen Bande in der mensch-

lichen Gesellschaft waren nach seiner Ueberzeugung nur die Folgen jener Kardinal-Tugend, in der er die Basis aller anderen fand. Goldsmiths Hang zur Natur war stiller, friedlicher; in seiner Ländlichkeit ist etwas beschränkte Gesinnung nicht zu verkennen. Cowper war bei derselben Richtung des Gemüthes philosophisch und religiös. Seine Liebe zur Einfachheit der Natur verwandelte sich oft in einen Zorn gegen die Verwirrung der Welt, und wie Rousseau, mit dem er die meiste Verwandschaft hat, in prophetischer Begeisterung den Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse des menschlichen Lebens verkündigte, so eiferte auch Cowper gegen die Gebrechen der Staaten, den Luxus der Höfe und die Frivolität der Salons, und ohne Rousseau's stürmische Unruhe zu theilen, drang seine Rede, wie die Stimme des Propheten in der Wüste, aus der stillen Freistatt seines ländlichen Lebens hervor, in die er sich aus Misanthropie zurückgezogen hatte. Wie Rousseau, floh er besonders die Großen der Welt und hatte Worte wie Dolche gegen ihre Laster, Worte wie Honig, wenn er den Aufgang oder Untergang der Sonne und die Freuden des ländlichen Stilllebens schilderte. Wie Rousseau, sagte er mit klaren Worten die Französische Revolution vorher. „O Bastille! Schmach Frankreichs!" lauteten seine Worte, „mehr als hundert Niederlagen hast du jenes Land beschimpft! Aber die Zeit ist nicht mehr fern, wo das niedergetretene Volk sich erhebt und Gottes Hand selbst es dahin führt, die verhaßten Kerkerwände zu zertrümmern."

Waren Junius und Burke für die Englische Prosa des 18. Jahrhunderts, jener in der Polemik, dieser im glänzenden Raisonnement, Musterbilder geworden, so fehlte nur noch die Ausbildung des historischen Stils. Diese sollte von Schottland ausgehen. Bei allem Eifer, der schwesterlichen Nebenbuhlerin England im Kriegsruhm und in der Handels-Thätigkeit nachzukommen, fühlte sich Schottland in beiderlei Beziehungen besiegt; es blieb ihm die Wissenschaft übrig, und es gelang ihm, auf diesem Felde eine neue Bahn zu eröffnen, die England damals noch nicht kannte. Es war die kritisch-historische Forschung. Der skeptische Spürgeist des Kalvinismus und der analytisch prüfende Protestantismus schufen in Schottland eine eigenthümliche historische und philosophische Schule. Robertson und Hume lieferten Musterstücke eines geschichtlichen Stils, den Klarheit und einfache Ordnung eben so sehr wie Geschicklichkeit in der Darstellung und Verkettung der Thatsachen charakterisirt. Dagegen fehlt es freilich dieser analytischen Historiographie an dramatischer Beweglichkeit, an Seelenwärme, und an Glanz des Kolorits. Der Hauch einer minutiösen Kritik zieht frostig durch ihre bewundernden Werke, die für gute juristische Relationen, Anklage- und Vertheidigungs-Schriften, nicht aber für lebensfrische Gemälde gelten können. Die Verfasser sind bei dem Streit der menschlichen Interessen gar nicht betheiligt; sie sind kaltblütige Kritiker, die über den Kampf der Parteien wie über die Varianten einer Griechischen Handschrift entscheiden und dem Getümmel der Welt durch die bleifarbigen Kirchenfenster ihrer Universität zugeschaut haben. Groß und bedeutsam waren sie zweifelsohne; aber wie verbleichen und verschwinden ihre Gestalten, wenn man sie mit Tacitus und Thucydides vergleicht! In den prosaischen Dramen dieser klassischen Muster der Geschichtschreibung sieht man die Begebenheiten vor seinen Augen entstehen, reifen und in sich zusammenstürzen, dies Raisonnement des Erzählers verkriecht sich vor den großen Erscheinungen der lebendigsten Wirklichkeit, oder es blitzt nur hier und dort wie aus dem Winkel hervor, während in Hume und Robertson der demonstrirende Kritiker sich immer vordrängt, um die Thatsachen und Ereignisse dem Leser zu zerreißen, zu zertheilen und zu analysiren. Robertson hat eine weniger zugespitzte, weniger raffinirte Feder, aber mehr Gewissenhaftigkeit als Hume. Dieser ist dagegen weit angenehmer, gefälliger; aber er ist ein parteilicher Advokat, der oft verschweigt, was er sagen sollte, versichert, wo er prüfen müßte, und zu allen Einwänden und Entschuldigungs-Maximen der Gerichts-Sprache seine Zuflucht nimmt. Gibbon, ihr Zeitgenosse, erhebt sich nach unserem Dafürhalten über Beide, obschon er zu seiner Zeit manchem Tadel unterliegen mußte. Weil seine Darstellung in einem Lande, wo man vorzugsweise kritische Forschung verlangte, beredtsam und malerisch seyn wollte, hielt man seine Schreibart für gesucht und phantastisch. Der einzige Tadel, der ihn nach unserer Meinung mit Recht trifft, ist seine Hinneigung zu den Encyklopädisten Frankreich's, deren Grundsätze ihn ganz beherrschen, und deren Haß gegen das Christenthum er theilt. Trotz dem bleibt sein in alle Europäische Sprachen übersetztes Werk über den Verfall und den Sturz des Römischen Kaiserreichs das glänzendste Monument der Englischen Historiographie. (Schluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand des Englischen Theaters.

Das Englische Theater ist seinem gänzlichen Ruin so nahe, daß die Legislatur sich genöthigt gesehen hat, einzuschreiten. Verschiedene von Seiten des Parlaments eingeleitete Untersuchungen haben kein anderes Ergebniß als den Beweis geliefert, daß die Theater-Direktoren sämmtlich Bankerott machen müssen, da das Drama an sich, besonders dasjenige, welches die Engländer legitimate drama (Kunst-Drama) nennen, gar kein Interesse beim Volke erweckt und den Direktoren, um Publikum herbeizuziehen, kein anderes Mittel übrig bleibt, als große Maschinen, künstliche Decorationen, vierfüßige Bestien, phantasmagorische Darstellungen, kurz alles Mögliche, was der dramatischen Kunst auf die beleidigendste Weise widerspricht, auf die Bretter zu schleppen. Es ist bei dieser Gelegenheit förmlich zur Sprache gekommen, daß Sheridan's Stücke keinen Menschen mehr anziehen, Shakespeare's Dramen vor leeren Bänken gespielt werden, und daß man, um die Menge herbeizulocken, Französische Tänzerinnen, Pferde und Elephanten nöthig hat. Mitten unter diesen beklagenswerthen Umständen hat sich ein Herr Alfred Bunn als Autor, Schauspieler, Direktor, vorzüglich aber als Spekulant hervorgewagt, welcher einsieht, daß es sich gar nicht mehr um Kunst, sondern um Charlatanismus handelt. Nachfolgender Dialog giebt ganz getreu eine Vorstellung von dem Zustande des Dramas in England unter der Diktatur des Herrn Bunn und seines Compagnon Polhill.

Trevor. Eilen Sie nicht so gestreckten Laufes vorüber, mein theurer Marston. Ich komme so eben aus Frankreich, und es thut noth, daß Sie mich gefälligst vom Stand der Dinge in Kenntniß setzen. Bitte dringend: wie steht es mit unseren Theatern?

Marston. Ah! aus Frankreich kommen Sie? Nun da wissen Sie mehr von der Sache zu erzählen als ich. Alle unsere Stücke sind ja Französisch; Opern, Lustspiele, Trauerspiele, Pantomimen, vom Alles zermalmenden Melodrama bis zur kleinsten Farce herab. Sie werden nichts als Stücke sehen, die den Pariser Theatern entlehnt sind. Herr Bunn, der sich das zwiefache Privilegium des Covent-Garden und Drury-Lane verschafft hat, und sein Compagnon, der Capitain Polhill, haben alle Hände voll zu thun, um Scribe's Stücke zu übersetzen, die Vaudevilles, welche die Mode auf der anderen Seite des Kanals hervorruft, umzuschmelzen und die Schöpfungen der Porte-Saint-Martin in England zu naturalisiren. Wir haben bereits den Gustav, Bertrand und Raton (dessen Titel bloß eine Veränderung erlitt) und endlich den Aufruhr im Serail, woraus wir einen Aufruhr im Harem gemacht haben. Sie kommen ja wohl so eben aus dem ersten Akt dieses Aufruhrs: darf ich fragen, was Sie davon halten?

Trevor. Ich? das ist eine reine Mystification. Und wenn der Charlatanismus der Französischen Direktoren es möglich macht, die naive Leichtgläubigkeit ihres Pariser Publikums zu täuschen: sind wir nicht doppelt so große Narren als unsere Nachbarn, wenn wir die Hinterlassenschaft ihrer armseligen und nüchternen Späße aus zweiter Hand annehmen?

Marston. Ja, aber mein Gott! es zieht doch und macht Glück, in England wie in Frankreich.

Trevor. Ich glaube es wohl. Man läuft einen oder zwei Monate in der Stadt umher, um es auszuposaunen; man wirft hier eine Annonce hin, dort einen Prospektus, man hat seine Emissäre in den Salons, hinter den Kulissen, in den Café's. Man spielt dasselbe Spiel wie an der Börse, wo der Absatz falscher Neuigkeiten ansehnlichen Gewinn verschafft. „Was mag an dem Aufruhr im Serail seyn?" fragt der Maulaffe gähnend und spielt mit seinen weißen Handschuhen. — O, mein Herr! das wird die außerordentlichste Leistung von der Welt seyn! Hr. Bunn verwendet 24,000 Pfd. Sterl. auf die Darstellung; aus allen Läden hat er die niedlichsten Mädchen engagirt, aus allen Blumengärten hat er das Schönste, aus den Magazinen das Neueste herbeigeschafft. Sie werden 200 der schönsten Frauen sehen, mein Herr, und zwar ohne Schleier; Frauen, die sich auf der Scene baden, ja mein Herr, ein Weiber-Bad auf der Scene, wie der Zettel mit sechs Zoll dicken Gothischen Buchstaben besagt. Der Maulaffe —

Marston. Sie — oder ich?

Trevor. Ach! das bleibt sich ganz gleich, wir sind alle dieselben. — — Also der Maulaffe, wie gesagt, miethet einen Monat vorher seine Loge, bringt die Worte des Mystificateurs überall herum, und am Tage der Aufführung — was sieht, was hört er? Eine armselige Musik, ziemlich dürftige Decorationen, ein absurdes Stück, einen Haufen Weiber von zweideutiger Schönheit und abgelebter Jugend, eine Bade-Scene, in der sich Niemand badet, die für delikate Gemüther allerdings zu unanständig, für Wüstlinge aber noch viel zu anständig ist: kurz, die ganze Sache ist eine grobe Lüge und ein dummer Spaß. Trotz dem darf der Getäuschte nicht äußern, wie sehr er sich langweilt; er kann nicht umhin, das Ballet bewundernswürdig zu finden, das ihm so viel Geld kostet, das er allen seinen Freunden angepriesen und zu dem sich seine Frau in den feinsten Staat geworfen hat. Das Taschenspieler-Stückchen ist gelungen, und mein Herr Direktor lacht sich ins Fäustchen.

Marston. Diese Pariser Theater-Geschichte paßt ganz auf London. Nur hat Frankreich das Verdienst der Erfindung. Ich kann Ihnen versichern, in der Nachahmung sind wir auch nicht ganz übel. Shakespeare, Otway, Massinger werden hier verachtet; haben wir doch gelehrte Bestien, brillante Pantomimen, Dioramen und Panoramen auf der Bühne! Was kümmert sich die theatralische Kunst um Gefühle und Gedanken; sie schmeichelt bloß den Sinnen. Nächstens wird man schöne Effenzen in Räucherpfannen anzünden, man wird Sorbet in den Logen herumreichen und wird das eine dramatische Darstellung nennen. Die es riechen und genießen, haben dann doch für ihr Geld etwas.

Trevor. Heutzutage haben sie nichts als leere Worte, schlechte Melodramen und Journal-Artikel, die ihnen vorschwatzen, sie amüsirten sich. O, mein theurer Marston, sagen Sie mir, wie viel Dummköpfe gehören dazu, um ein Publikum darzustellen?

Marston. O, die Ränke der Herren Direktoren gehen hier noch viel weiter, als Sie wähnen, mein Bester. Wenn Sie wüßten, welche Intriguen man spinnt, welche Maschinen man in Bewegung setzt, wie viel Journalisten man gewinnen muß, welche Künste man für die Kunst aufbietet, um die Anschlage-Zettel und nachher die Theater-Kritiken gehörig zu würzen! Um seinen „Gustav" zu einem Zugstück zu machen, mußte Herr Bunn mehr Mährchen ersinnen, als Tausend und eine Nacht in sich fassen. Er verbreitete, das Stück werde unterdrückt, die Behörde gestatte nicht die Aufführung; dann unterhielt er das Publikum von seinen Unterhandlungen mit dem Minister, von seinen Streitigkeiten mit der Censur; endlich, um alle Minen springen zu lassen, ließ er ausposaunen, die Uebersetzung sey von einer berühmten Frau, oder gar von einer vornehmen Weibdame, oder von einem Lieblings-Autor des Publikums.

Trevor. Ganz wie in Paris. Ich erinnere mich eines Lustspiels von Molière, dessen Intermezzo mit dem Refrain schließt:

O große Macht
Der Marktschreierei!

Man sollte diese Worte zum Leichenstein für unser Jahrhundert auswählen.

Marston. Während dessen verkümmert das wahrhafte Talent, das nur einige wenige Kenner zu schätzen wissen. Sie kennen Sheridan Knowles, einen Mann, der als Dichter und Schauspieler gleich sehr ausgezeichnet ist und sich durch die Energie seines Geistes den höchsten Rang in der literarischen Welt erworben hat. Seiner neuen Tragödie, „der Blinde von Bethnall Green", konnte man den Werth gar nicht absprechen, man mußte es loben, obschon es nicht Mode machte. Der Autor stellt sich an die Spitze eines kleinen Theaters, des Victoria-Theaters; aber trotz all' seinem Talent, trotz den bescheidenen Ansprüchen, die er macht: kann er sich halten? Muß er nicht allen Ruhm und alle Guineen den patentirten Betrügern, den Gaunern der Mode, den Alchymisten des allgemeinen Beifalls, den Spekulanten, die sich von der Dummheit des Publikums mästen, muß er nicht Alles dem Herrn Bunn und Konsorten überlassen? (R. B.)

Bibliographie.

Consumption curable. (Heilbarkeit der Schwindsucht.) Von Dr. Francis Hopkins Ramadge. 8 Sh.

The physiology, pathology, and treatment of asphyxia. (Ueber den Scheintod und seine medizinische Behandlung.) Von Dr. J. P. Kay. 10 Sh.

The judgment of the flood. (Die Sündfluth.) Gedicht von J. A. Heraud.

The language of flowers. (Die Blumensprache.) Mit kolorirten Abbildungen. 10½ Sh.

Cleone. — Erzählung aus dem ehelichen Leben, von Mistreß Leman Grimstone. 2 Bde. 21 Sh.

The revolutionary epick. (Die Epopöe der Revolution.) Von D'Israeli dem jüngern. 4. 9½ Sh.

Frankreich.

Zur Würdigung Pichegru's.

(Fortsetzung.)

Ich übergehe hier die Beschuldigung der Räuberei und der Mordversuche, welche die Polizei so dreist in ihren Plakaten aussprechen. Sie beweist nur, daß der König von Butan nicht die reichen Quellen der Kunst erschöpft hatte, mit dem Volke sein Spiel zu treiben. Pichegru und Moreau Räuber, die Frechheit war spaßhaft genug; Moreau Pichegru nach Paris rufen, daß er Napoleon von der Hand eines Arbeiters umbringen sehe, es ist die ungeschickteste Albernheit, die man jemals dem Pöbel aufgeheftet hat.

Pichegru war der Verschwörung Moreau's beigetreten, ohne andere Absicht und Zweck, als den des öffentlichen Wohls, und er konnte gar keinen anderen haben; er sah den ewigen Zauderer und fand ihn in seiner gewöhnlichen Unsicherheit versunken. Der gesunde und tiefe Sinn, der unsern Helden auszeichnet (ich meine nämlich Pichegru) durchschaute leicht ein Geheimniß, wovon Moreau vielleicht selber nichts ahnte. Moreau wollte die Macht und erwartete, daß man sie ihm ganz fertig zu Füßen legte, weil er sie weder zu erschaffen noch zu ergreifen verstand.

„Auch dieser Mann ist ehrgeizig", sagte Pichegru verächtlich, kehrte in seinen Versteck zurück und hüllte sich von diesem Augenblick an in sein Grabgewand. — Diese zweite Aeußerung zeigt, wie Pichegru von jedem Gedanken eines persönlichen Ehrgeizes entfernt gewesen. Sie steht ebenfalls in den Prozeßakten.

Pichegru in seinem vollen Vertrauen zu dem Mann, der ihn berufen hatte, und völlig entschlossen und bereit für Moreau's Pläne — die Bescheidenheit ist nie weiter getrieben worden — hatte nicht einmal einen Zufluchtsort unter dem Dach eines Freundes. Wäre Pichegru mit einer Partei verschworen gewesen, oder hätte er vom 18. Fructidor her Verbündete oder Mitschuldige zurückgelassen, so würde ihm wohl eine Thür in Paris offen gestanden haben. Es giebt gar keinen schlagenderen Beweis für seine Unschuld.

Was thut Pichegru? Was thut das Haupt dieser monarchischen Verschwörung? Er erinnert sich der Wohnung eines Advokaten aus der Franche-Comté, der sich um keine politischen Bewegungen bekümmerte und höchstens ein Lebemann war, wenn er ja etwas seyn soll; dieser verbarg ihn bei einem Mädchen, das er unterhielt. Das letzte Asyl unseres Alcibiades paßte schlecht zur Strenge seiner Sitten; er verweilte daselbst kaum einige Stunden. Während dieser Zeit war ihm der Name seines ehemaligen Kammerdieners eingefallen. Dieser Mensch sollte in der rue chabanais wohnen, und Pichegru macht ihn ohne Schwierigkeit ausfindig, denn nichts ist leichter zu finden, als ein Verräther, der uns schon sucht.

Man kann sich vorstellen, mit welchem Eifer der unglückliche General aufgenommen wurde; Abends wurde er für 100,000 Franken verkauft und Morgens ausgeliefert.

Es war indessen nicht so leicht, sich Pichegru's zu bemächtigen, als ihn zu ertappen. Er hatte die Thür selbst geöffnet und war im Hemde. Von der Menge umringt, fiel der Bezwinger Europas endlich über zehn Mann, die schon am Boden lagen, zur Erde. Man begnügte sich, ihm Säbelhiebe in die Beine zu geben, um die Ehre zu haben, ihn lebendig wegzubringen. Ein Gendarm hatte ihm den Fuß auf den Kopf gestemmt — der Fuß eines Gendarmen auf Pichegru's Haupt! Pichegru biß ihm mit den Zähnen den Hacken von seinem Stiefel herunter und noch ein Stück von der Ferse mit. Mittlerweile band man ihn mit starken Stricken und knebelte ihn; der Polizei-Commissair war so menschlich, ihm bei der Wache an der Barrière des Sergens den Knebel ein wenig lösen zu lassen, daß er Athem schöpfen konnte; er war dem Tode nahe.

Auf diese Weise wurde Pichegru in das Gemach seines ersten Inquirenten gebracht, der keine andere Sicherheit seiner Person von ihm verlangte, als sein Ehrenwort, und ihn mit aller möglichen Sorgfalt behandelte. Dies rücksichtsvolle Benehmen — die Pflicht jeder fühlenden Seele und jedes gebildeten Geistes wird von Seiten Herrn Réal's Niemand Wunder nehmen, dessen herrliche gerichtliche Vertheidigungsreden eben so viel Gefühl als Geist athmen.

Nach dem gedruckten Verhör hat es den Anschein, daß Pichegru's Antworten trotzig und grob waren. Er weigerte sich, seinen Vaternamen anzugeben; weigerte sich, andere Einverständnisse mit Moreau einzugestehen, als die, von welchen Europa wußte; weigerte sich, zu unterschreiben. Ich rede nach den gedruckten Akten und wie alle Welt.

Ich weiß andere Details. Man hatte kein geheimnißvolles Papier in Pichegru's Kleidern gefunden; aber die Agenten der Polizei schätteten ihren Verdacht auf ein Buch aus, das verrätherisch in unbekannten Chiffern gedruckt war, das man unter seinem Kopfkissen gefunden hatte und das wichtige Geheimnisse enthalten sollte; es war ein Griechischer Thucydides. Herr Réal lächelte und fragte den Gefangenen, ob es ihm vielleicht angenehm wäre, sich im Temple mit einigen anderen Verschwörern derselben Gattung zu unterhalten? Pichegru, durch dies zarte Verfahren besänftigt, dessen vollen Werth kein Mensch inniger zu schätzen verstand, äußerte den Wunsch, Seneca noch einmal zu lesen.

„Seneca!" — Ei, Sie wissen wohl nicht", so sagte Herrn Réal's Amtsgehülfe zu ihm, „daß Régnard's Spieler sich erst zu dieser Lektüre wandte, als er sein letztes Spiel verloren hatte!..." Es war also noch nicht verloren in den Augen Napoleon's und seiner Freunde das letzte Spiel Pichegru's!

Und wenn Pichegru nichts weiter war, als ein nichtswürdiger Verräther, fähig, den Boden und das Blut seines Vaterlandes an die Fremden zu verkaufen, wie galt er doch so viel, daß man damit umging, ihm einen Zug und Vortheil in Napoleon's Spiel zu verstatten!

So bot man ihm kurze Zeit darauf die Gouverneurstelle des Französischen Guiana an, wohin er deportirt gewesen war. Pichegru versprach seine Antwort auf den anderen Morgen, und am anderen Morgen fand man ihn todt.

Ehe ich an diese letzte räthselhafte Begebenheit komme, die auch ein Räthsel bleiben wird, trotz meinem guten Willen, wäre es vielleicht in der Ordnung, anzugeben, wie ich so weit, als mir's gelungen, in das Geheimniß eingedrungen bin.

Was ich erzählen will, ist in Wahrheit niemals schriftlich niedergelegt worden, und es waren doch zwei bedeutende Gründe vorhanden, dieser Anekdote die größtmögliche Oeffentlichkeit zu geben: denn ihre nothwendige Folge war die Rettung der beiden großen Gestalten der Revolution, Pichegru's als Verräthers und Napoleon's als Mörders.

Nein, wahrhaftig! Napoleon hat Pichegru's Ermordung weder anbefohlen noch zugelassen, da er ja nur seine Antwort erwartete, um ihm einen Theil der obersten Gewalt auf einem anderen Punkt der Erde zu überlassen. Er fühlte nur, daß die alte Welt zu eng war, um Beide zugleich zu tragen und zu beherbergen. Nein, wahrhaftig! Pichegru hatte nicht das Vaterland verrathen, da der strengste und parteiischste seiner Richter ihm freiwillig die Ehre zuerkannte, Frankreich in Gegenden zu repräsentiren, wo es nur durch eine unumschränkte Gewalt repräsentirt werden kann, und dort zu herrschen in seinem Namen mit Millionen und Soldaten.

Indessen um dieses Ereigniß aus der Reihe der historischen Erdichtungen, woran Geschmack zu finden man mich beschuldigt, zu verdrängen, möchte der richtige Sinn des Publikums eine andere Gewähr erheischen, als das Zeugniß eines Mannes, der nie, Gott sey gelobt dafür! in dem Verdacht gestanden, an den Geheimnissen der Polizei unter irgend einer Regierung Theil genommen zu haben. — Ich wüßte nichts besseres zu raiben, als sich nach der Wahrheit dieser letzten Umstände bei dem Grafen Réal zu erkundigen, dessen kräftiges Alter alle Erinnerungen seiner Jugend in voller Frische bewahrt; er hat die ganze Sache geleitet und ist folglich der einzige glaubwürdige Gewährsmann. Nur durch ein Läugnen von seiner Seite würde meine Erzählung als falsch dargethan werden. Ich unterwerfe mich dieser Probe mit Vergnügen.

Wir wollen somit von der Hypothese, die ich als zugegeben ansehe, ausgehen und die Gedanken betrachten, welche Pichegru vor seinem Endbeschluß beschäftigen mußten.

Pichegru war der konsularischen Regierung gegenüber schuldig, wie es Thrasybulus gewesen wäre, wenn er in die Hände der dreißig Tyrannen gefallen wäre, wie Pelopidas, wenn ihn ein Thebanischer Spion den Oligarchen ausgeliefert hätte. Nach dem Buchstaben des Gesetzes konnte ihn jeder Richter in Paris mit gutem Gewissen verurtheilen; nur ein einziger Mann war in Paris, der ihn begnadigen konnte, und dieser Mann war Napoleon. Napoleon war geneigt, ihn zu begnadigen; das wußte er. Napoleon wollte noch mehr thun, dies wußte er ebenfalls. Pichegru war nicht nur seines Lebens versichert; eine Begünstigung war ihm angetragen, eine Statthalterschaft, die Würde eines Vice-Königs; ihm, dem Gefangenen, der dem Henker überantwortet werden konnte, ihm versprach man einen Theil der Kaiserlichen Macht. Wäre Pichegru der Verräther gewesen, der seinen Degen schmählich verkauft, um einem Dorfe seinen Namen zu

geben, so würde er nicht angestanden haben, seinen Kopf zu retten, als man ihm fast eine Welt anbot.

Aber für seine große Seele war eine ehrenvolle Beschimpfung darum nicht weniger Beschimpfung. Er zerhieb den gordischen Knoten nicht wie Alexander; sondern er zog ihn zusammen. Ich weiß seinen Selbstmord auf keine andere Art zu erklären. Denn die Ermordung, was diese betrifft, so würde sie glücklicherweise noch schwieriger zu erklären seyn. Das Verbrechen brachte hier keinen Gewinn, und ohne diesen werden in unserer gebildeten Zeit keine Verbrechen begangen. Lassen wir an Bonaparte's Händen, und nur ungern stimme ich mit ein, das unschuldige Blut des Herzogs von Enghien kleben, bis die Geschichte es ihm abwäscht. Zulassen oder Schwäche, ein Nachgeben oder eine Grausamkeit, was es gewesen seyn mag, sein Andenken ist mehr als zu viel dadurch befleckt. Dies Blut schreit lauter als das des Klitus und des Kallisthenes.

Eine sehr kleine Zahl solcher Verbrechen können als wirkliches Werk dessen, der den Nutzen davon — und die Schande davon trägt, angesehen werden; aber dienstfertige Mörder wuchern überall, wo Tyrannen schalten.

Bevor ich an den streitigen Punkt gehe, der übrigens durchaus nicht so verworren ist, als man meint, und nur das kleinste Stück dieses Aufsatzes ausmachen wird, obgleich er der Hauptgegenstand desselben ist, muß ich ein Bild von Pichegru in physischer und moralischer Hinsicht geben. Ich verstehe keine Biographie ohne bildliche Anschauung der Person.

Pichegru war erst zweiunddreißig Jahr alt, als er zum Oberbefehlshaber der Rhein-Armee ernannt wurde; aber wie bei allen bedeutenden Menschen war der Ausdruck seines Gesichts seinem Alter vorangeeilt. Wie der junge Cato, dessen Leben und Tod dem seinigen gleichen, flößte er, obgleich noch jung, schon Ehrfurcht ein. Zwei Jahre vorher hatte Herr v. Narbonne, der damals Kriegsminister war, jenes geistreiche Wort von ihm gesagt, das für eine vollständige Beschreibung gelten konnte; „Was ist denn aus dem jungen Unteroffizier geworden, zu dem die Obersten in Versuchung kamen mit abgezogenem Hute zu sprechen?"

Pichegru kam mir alt vor, und seine ganze Körperbildung trug dazu bei, daß er so erschien. Seine Gestalt, über Mittelgröße, war mehr von kräftigem Schlage als fein und wohlgebildet. Obgleich durchaus nicht fleischig, war er breit. Die Brust offen, der Rücken ein wenig gewölbt, breite Schultern, die einen vollen, kurzen und nervigten Hals trugen, alles dieses gab ihm etwas Athletenartiges, das Ansehen eines Milo oder eines Gladiators wie Spartacus. Sein Gesicht neigte zu der viereckigen Form, die den echten Geschlechtern der Franche-Comté meist eigen ist. Seine Kinnbacken waren ungeheuer stark, seine Stirn sehr hoch und breit gegen die Schläfe hin, die keine Haare bedeckten, ausgewölbt, seine Nase äußerst wohlgebildet, von oben nach unten von einem scharfen Strich durchschnitten, der eine breite Kante bildete. Nichts kam der Milde seines Blickes gleich, sobald er nicht aus Gründen gebietend oder Furcht einflößend aussah. Wenn ein großer Künstler die leidenschaftlose Ruhe eines Halbgottes in einem menschlichen Antlitz darstellen wollte, so müßte er Pichegru's Kopf erfinden.

Seine tiefe Verachtung der Menschen und Begebenheiten, über die er nie anders seine Meinung äußerte, als mit wegwerfender Ironie, vollendete sein Charakterbild. Pichegru diente der gesellschaftlichen Ordnung, die er auf der Welt vorfand, treu und redlich, weil dies sein Geschick war; aber er achtete sie nicht und konnte sie nicht achten. Sein Herz ging ihm nur auf, wenn er an ein stilles Dorf dachte, wo er sein Alter zu verleben hoffte. „Sein Tagewerk thun und ausruhen", sagte er oft, „das ist die ganze Bestimmung des Menschen."

Um ihm einen anderen Ehrgeiz, als den, welcher nach dem träumerischen Müßiggang und dem thätigen sorglosen Dahinwandeln des Weisen trachtet, zuzutrauen, muß man ihm nie nahe gekommen seyn. Ich berufe mich auf Alle, die ihn gekannt haben, auch auf das Zeugniß seiner Feinde.

Man möge aus der Tugend, die ihn beherrschte, einen Fehler machen, ich habe nichts dagegen; aber man soll sie nicht willkürlich entstellen. Ein Kaiserreich wäre zu klein gewesen für seinen Genius, eine Meierei zu groß bei seiner Gleichgültigkeit gegen die Dinge der Welt. Selbst seine Reise nach Paris, ohne Bescheid, ohne Rathschläge, ohne schriftliches Versprechen, auf Treu und Glauben eines Nebenbuhlers, von dessen Schwäche und Wankelmuth er Proben genug hatte, ist nichts als die Handlung eines Trägen, der, voll von Gemüth und hingebendem Eifer, sein Ruheplätzchen in der Sonne verläßt, um sich — noch einmal nützlich zu machen.

Was hätte ihm ein Schatz gesollt? Er hatte nie lernen können, mit Geld umzugehen. Der große Mathematiker von der Schule zu Brienne war nicht im Stande, die Rechnung einer Wäscherin in wirklichem Gelde in Ordnung zu bringen. Wenn man ihm seinen monatlichen Gehalt brachte (er bestand damals aus Assignaten), so schnitt er davon Tag für Tag ab, was er brauchte, um seine Ausgaben in runder Summe zu bezahlen. Das Uebrige trieb sich auf seiner Matratze, auf Tisch und Stuhl umher, oder er trug es auch wohl bei sich.

Pichegru war niemals verheirathet — obgleich die Restauration sich hat angelegen seyn lassen, eine abenteuerliche Person, die sich für seine Tochter ausgab, mit einer Pension auszustatten. Die thörichte Gunst einer Gratification war die nothwendige Folge jener thörichten Bosheit in der Anklage. Sowohl die eine als die andere beruht auf Verfälschung und Lüge.

Pichegru, als Unteroffizier, hatte sich eine „Liebste", wie es die Unteroffiziere nennen, angeschafft; diese konnte bei einem Manne, wie er war, nur eine anständige, ernsthafte und ehrbare Freundin seyn. Dies arme Mädchen, Rose mit Namen, war beinah so alt wie Pichegru, nicht sonderlich hübsch und hinkte. Sie schneiderte, und da sie in dieser Handarbeit äußerst geschickt war, hatte sie davon ein anständiges Auskommen und brauchte Niemandes Gunst in Anspruch zu nehmen. Ich habe zehn Briefe von ihr erbrochen, der Vollmacht gemäß, die mir der General gegeben hatte, alle Briefe, mit Ausnahme derer von der Regierung, zu erbrechen, und ich habe niemals edlere, vernünftigere und rührendere Briefe gelesen. Sie nannte ihn nicht Du; sie ermahnte ihn mit einem Vertrauen, das auf seinen Charakter gegründet war, sich nicht durch den Schimmer des Glücks verblenden zu lassen, der gute Karl zu bleiben, den sie in niedrigem Stande geliebt, und, wenn es ihm möglich wäre, etwas für seine armen Verwandten zu ersparen. Ihrerseits enthielten diese Briefe nichts als schmeichelhafte Schilderungen ihres Wohlstandes und des Erfolges ihrer Arbeiten. Sie hatte sechs Kleider für die Frau eines Repräsentanten gemacht, schnitt sechs andere zu für die Frau eines Generals; sie hatte sogar Gold, und das war etwas sehr Seltenes in jener Zeit. Würdiges treffliches Geschöpf!... Pichegru las diese Briefe immer wieder mit einem so süßen Entzücken und sagte mit solchem Stolz, wenn er sie in sein Portefeuille steckte: „Die Orthographie hat sie doch von mir gelernt!"

Es ist bekannt, daß Pichegru nie Geld vorräthig hatte. Ich habe erzählt, auf welche Weise er bezahlte; wie er gab, wird man sich denken können. Als ich ihn in Weißenburg verließ, waren die Assignatscheine glücklicherweise Abends angekommen, und die Scheere hatte schon eine große Verwüstung darin angerichtet. „Ich muß aber doch", sagte er zu mir, „ein kleines Zeichen des Andenkens an Rose schicken." Dies Zeichen, dies Andenken des ersten Mannes der Republik für eine Schneiderin, die seine beste Freundin war, überbrachte ich; es bestand in einem Regenschirm, der wirklich hübsch war und gerade 38 Francs Assignaten gekostet hatte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Traité d'équitation. (Mathematische Gleichungen.) Vom Bicomte d'Aure. Mit 27 Kupfertafeln. 4. 30 Fr.

L'art de danser à la ville et à la cour, ou nouvelle methode des vrais principes de la danse française et étrangère. (Die Tanzkunst.) Von Albert. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Das Anwachsen der Armuth in den Vereinigten Staaten. Der in Boston erscheinende Advertiser macht darüber folgende Bemerkungen: „Ein Blick auf die Armenlisten und eine Vergleichung derselben mit der Bevölkerung der einzelnen Staaten Nord-Amerika's während der letzten Dezennien zeigt, mit welcher reißenden Schnelligkeit die Armuth überhand nimmt. In Boston belief sich 1819 die Anzahl der Armen auf 395, 1821 stieg sie auf 400 und vermehrte sich stufenweise, bis sie jetzt 800 beträgt. In New-York betrug 1815 die Armentaxe 245,000 Dollars, im J. 1819 schon 368,000, 1822 stieg sie auf 470,000 und gegenwärtig übersteigt sie 700,000 Dollars (beinahe eine Million Thaler Pr. Cour.). Im Staate New-Hampshire zählten 1800 die Listen eine Gesammt-Bevölkerung von 183,858 Seelen und auf 333 Einwohner nur einen Armen; die Unterhaltungskosten der Bedürftigen betrugen damals 17,000 Dollars; im J. 1820 stiegen diese auf 80,000 Dollars, und gegenwärtig zählt man auf 100 Bewohner einen Armen. Pennsylvanien giebt eben so auffallende Resultate, und nachstehende Angaben liefern das Verhältniß der Armuth zur Bevölkerung in Philadelphia:

Jahreszahl.	Einwohnerzahl.	Anwachs.	Armenzahl.	Anwachs.
1790	42,000	—	680	—
1800	67,811	59 pCt.	1390	104 pCt.
1810	92,785	36 „	2500	79 „

In den folgenden Jahren war das Steigen der Armuth allerdings nicht so bedeutend; allein dies war auch eine Kriegs-Epoche, und die Armen nahmen fast sämmtlich, durch die Versprechungen und die Freigebigkeit der Regierung dazu veranlaßt, Dienste. Allein im Jahre 1820, mitten im Schoß des Friedens und des Ueberflusses, brach die alte Wunde mit verdoppelter Intensität wieder auf, denn die Listen ergaben auf 118,323 Einwohner 3090 Arme. Ueber dieses Umsichgreifen des Elends erschreckt, nahm die Regierung zu dem alten Mittel ihre Zuflucht: sie besoldete die Bettler und vermehrte den dazu angelegten Fond, da die Armentaxe nicht mehr ausreichte. Aus nachstehenden Angaben ersieht man die Steigerung der zu diesem Zweck verwandten Summen:

Jahreszahl.	Dollars.	Thaler Preuß. Cour.
1820—1821	40,903	57,264
1821—1822	42,607	59,650
1830—1831	50,610	70,853
1831—1832	64,894	90,851

Diese dem Müßiggange und der Faulheit ertheilten Prämien mußten das Uebel, dessen Quelle man stopfen wollte, im Gegentheil vergrößern. Die Regierung ist auch bereits von ihrem Irrthume zurückgekommen, und gegenwärtig wirken die Mäßigkeits-Vereine so vortheilhaft auf die verarmten unteren Klassen, daß man das Uebel in der Wurzel auszurotten hofft."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Montag den 21. April 1834.

Süd-Amerika.

Die Lianen-Brücken und Tarabiten in Süd-Amerika.

An vielen Stellen, wo man die Flüsse in den Anden und Cordilleren wegen ihrer Tiefe nicht durchwaten kann, sind Brücken über dieselben geschlagen, deren man in jener Gegend drei verschiedene Arten kennt. Erstlich giebt es steinerne, deren Bau von dem gewöhnlichen nicht abweicht, die aber nur in einer sehr geringen Anzahl vorhanden sind; zweitens findet man hölzerne, welche die zahlreichsten sind; endlich giebt es drittens Lianen-Brücken, von einer gefährlichen und seltsamen Construction.

Für die hölzernen Brücken wählt man gewöhnlich solche Stellen, wo der Fluß am schmalsten ist, zwischen zwei hohen Felsen, wo man vier große Balken in die Quere anbringt. Die gewöhnliche Breite einer solchen Brücke beträgt ungefähr fünf Fuß, so daß sie ein Mann zu Pferde kaum passiren kann. Indessen ist diese Art Brücke wenigstens ziemlich sicher.

Der Lianen-Brücken bedient man sich bei solchen Flüssen, über die man wegen ihrer Breite keine Balken legen kann. Man windet nämlich mehrere Lianen, eine Art dünnes biegsames Rebholz, ungefähr wie unsere Waldreben, zusammen und macht aus denselben dicke Kabeltaue, von denen man gewöhnlich für je eine Brücke sechs Stück von dem einen Ufer bis zum anderen über den Fluß ausspannt. Die vordersten Taue auf beiden Seiten werden etwas höher als die vier anderen zwischen ihnen angebracht und dienen so als Geländer der Brücke. Ueber die vier Taue in der Mitte legt man dann querüber starke Stabe, auf welche man Baumzweige wirft, und das bildet dann den Boden, auf dem man hinübergeht. Die zwei Kabeltaue auf beiden Seiten, die zum Geländer dienen, werden an die übrigen Taue angebunden. Man kann dieses Geländers gar nicht entbehren, weil ohne dasselbe die Leute, die über die Brücke müssen, durch das beständige Hin- und Herwanken dieser Maschine zu leicht hinabstürzen würden, besonders da die Brücken an jenen Stellen außerordentlich hoch über dem Wasser hängen.

Es können übrigens nur Menschen über diese Brücken kommen; die Thiere läßt man von einem Ufer zum anderen schwimmen, ein Umstand, der die Reisenden oft lange aufhält; denn die Thiere müssen vorher erst entladen werden, auch läßt man sie immer eine halbe Meile jenseits der Brücke oberhalb durch den Fluß schwimmen, weil man fürchtet, daß die sehr reißende Strömung, die sie immer zu beträchtlichen Abweichungen von der geraden Linie nöthigt, sie einmal zu weit forttreiben könnte. Indessen findet man auch dergleichen Brücken, die so breit sind, daß Maulesel mit ihrer Ladung hinüberkommen können; eine solche ist zum Beispiel die bei Apumirac, eine Brücke, welche von den Kaufleuten, die nach den Haupt-Provinzen in Peru Handel treiben, sehr häufig passirt wird.

Auf einigen Flüssen fügt man zu den Lianen-Brücken noch sogenannte Tarabiten hinzu. Ueber den Fluß Alchipichi, der wegen seiner äußerst reißenden Strömung und wegen der Steine, die er beständig auswirft, sehr gefährlich ist, kann man auf keine andere Weise gelangen. Die Tarabite ist ein bloßes Tau, das aus Lianen oder aus ledernen Riemen besteht; es werden gewöhnlich mehrere Seile zusammengeflochten, so daß das Tau 7 oder 8 Zoll im Durchmesser hat. Man spannt es über den Fluß von dem einen Ufer bis zum anderen aus und bindet es auf beiden Seiten schraff an Pfähle an, von denen einer ein Rad trägt, vermittelst dessen man die Tarabite bis auf den nöthigen Grad spannen kann.

Die Art, wie man vermittelst der Tarabite über den Fluß kommt, ist ganz sonderbar. Es hängen nämlich von derselben zwei große Haken herab, die man längs der Tarabite hinablaufen läßt. Diese tragen einen ledernen Korb, der so breit ist, daß eine Person darin liegen kann. Man setzt sich in diesen Korb hinein, der dann von den Leuten am Ufer so stark abgestoßen wird, daß er, indem er noch außerdem von zweien Seilen am anderen Ufer gezogen wird, längs der Tarabite ganz sanft hinübergleitet.

Wenn man Maulesel über den Fluß bringen will, so bedient man sich zweier Tarabiten, so daß man einen kleinen Zwischenraum zwischen beiden läßt. Die Beine des Thieres werden bis über den Hals auf dem Bauche mit Riemen zusammengebunden, und in diesem Zustande hängt man es an einen großen Haken aus Holz, der dann vermittelst eines Kabeltaues, an das er befestigt ist, zwischen den beiden Tarabiten hinläuft. Es wird nämlich von dem einen Ufer stark abgestoßen, während es von dem anderen Ufer her mit Seilen herangezogen wird. Die an diese Art von Passage schon gewöhnten Maulthiere machen hierbei weiter keine Umstände, sondern lassen sich ruhig zusammenbinden; diejenigen aber, welche man zum ersten Mal auf diese Weise über den Fluß setzen will, werden dabei sehr scheu, und wie sie sich jählings fortgerissen sehen, so machen sie alle Anstrengungen, um sich in die Luft zu schwingen. Die Tarabite von Alchipichi mißt vierzig Toisen von einem Ufer bis zum anderen und befindet sich fünfundzwanzig bis dreißig Toisen hoch über dem Wasser, so daß sie beim ersten Anblick Schaudern erregt.

Frankreich.

Zur Würdigung Pichegru's.

(Schluß.)

Ich weiß, daß alles dies, was ich hier erzähle, sehr kindisch ist; aber warum nicht! Ich schreibe ja nicht ohne Antheil; ich habe meine Lust daran, nach ähnlichen Details im Plutarch zu suchen, und Pichegru war ein Plutarchsmann, wie einer!

Noch mehr Details! Drei Jahre darauf, ich war noch ein Knabe, aber ein Knabe jener Epoche, genährt mit markvollen Studien und hohen Gefühlen, fähig, sich für Alles und besonders für gefährliche Dinge leidenschaftlich zu begeistern, voller Hingebung und voll Durst nach Gefahren — Pichegru, in den Bürgerstand zurückgetreten, aber Diktator in der öffentlichen Meinung, zog damals im Triumph durch jene Städte der Franche-Comté, wo der elende Pöbel später seine Denkmäler in den Koth trat. Einer seiner ersten Gedanken war, mich rufen zu lassen. Ich begleitete ihn nach Arbois. Ich habe ganz allein mit ihm in seinem Wagen diesen Theil seiner Reise mitgemacht. Von Besançon waren es eilf Postmeilen.

Man behauptete, Pichegru hätte sich schon ein Jahr vorher verkauft — als wenn das bei Pichegru nur möglich gewesen wäre! ich übte auf meine Jugendgesellen eine gewisse Spannkraft, ja, wenn man will, einen ungestümen Einfluß aus. Ich hoffe wenigstens, daß man mir das sogar in meinem Vaterlande nicht abstreiten wird. Ich war ein vollkommener Seide, und wäre Pichegru ein Verschwörer gewesen, so würde er mich gebraucht haben. Aber Pichegru machte keine Verschwörungen.

Aber er liebte mich, und seine Rathschläge sind die Regeln meiner Vernunft und meines Lebens geworden. Pichegru's Politik war die Ordnung, die Pflicht, die Moral.

Arbois nahm ihn nicht wie einen seiner Söhne auf, sondern als den König jener Schicksalstage. Nichts war mehr dazu gemacht, ihm zu mißfallen, als jene pomphaften Ceremonien, worunter sich die geheimen Absichten der Parteien widrig und ungeschickt verbargen. Er wußte nur zu gut, daß das Alles gar nicht seiner Person galt, und war entschlossen, die Sache kurz abzumachen. Nach einigen allgemeinen Worten des Dankes und der Gewogenheit, die einer so natürlichen und zarten Seele nicht leicht genug wurden, sagte er zum Präsidenten der Deputation, der zu seinem Empfang gekommen war; „Mein werther Landsmann, die Zeit in meinem Vaterlande zu verweilen, ist mir sehr kurz zugemessen, und sie gehört fast ausschließlich meinen Verwandten auf den nächsten Dörfern. Wenn die Freundschaft, die mich Ihnen verpflichtet, Schuld wäre, daß ich meine Familienpflichten vernachlässigte, so würden Sie gewiß der Erste seyn, der mich tadelte, und mit Recht. Sie können aber mich zum Diner und zum Ball einladen. Obgleich ich seit langer Zeit den rechten Geschmack für diese Art Vergnügungen verloren habe, würde ich doch herzlich gern daran Theil nehmen. Ich würde mich glücklich fühlen, in so trefflicher Gesellschaft einige Gläser von unserem herrlichen moussirenden Wein zu leeren und die jungen Mädchen von Arbois tanzen zu sehen, die sehr hübsch seyn müssen, wenn sie ihren Müttern gleichen; aber ein Soldat hat nichts weiter, als sein Wort, und ich versichere Ihnen auf Ehre, daß ich abgehalten bin. Ich habe vor langer Zeit Wardier, dem Winzer, zugesagt, die erste Mahlzeit nach meiner Rückkehr in die Heimath mit ihm zu halten; und ich kann meiner Treu bis Abend nicht zwei einnehmen."

Es war drei Uhr Nachmittags. Die Aufregung war sehr groß. Es war von nichts Anderem die Rede, als diesen kurz zuvor noch ganz verachteten Winzer aufzufinden, der die Ehre hatte, der Freund des Generals zu seyn. Es war ein armer Teufel, dessen ganzes Vermögen in einem kleinen Stückchen Weinland bestand, und der alle Jahre einmal zu seiner schlechten Kruste Schwarzbrod von seinem selbstgebauten Wein genoß. Die Kinder nannten ihn den verzwei-

selten Barbier, seines melancholischen Wesens wegen, das mit einem gewissen Grimm seiner ganzen Persönlichkeit aufgeprägt war, und er führt diesen Beinamen wahrscheinlich noch heut, wenn er noch am Leben ist.

Man begleitete den General in feierlichem Zuge. Am Ende einer Allee, die, wenn mir recht ist, la Foule heißt, blieb er einen Augenblick vor der alten Linde stehen, woran der Capitain Claude Morel auf Biron's Befehl aufgeknüpft worden. „Nehmt diesen Baum wohl in Acht!" sagte er mit innerer Bewegung.... „Jener brave Mann hat ein Glück genossen, welches der Gegenstand aller meiner Wünsche ist! Er ist für das Vaterland gestorben!..."

Unterdessen hatte man den Verzweifelten in seinem Weinberg aufgefunden und ihm mit Bücklingen und entblößtem Haupt die gehorsamste Einladung der Honoratioren der Stadt überbracht. Er hatte sich sogleich ohne Weiteres zum Feste aufgemacht — und nachdem er Hacke und Korb in einen Winkel geschmissen, warf er sich, weinend vor Freude, in Pichegru's Arme.

„Du bist's, Karole, mein armer Karole!" schrie Barbier.

„Du bist es, mein theurer Freund!" erwiederte Pichegru, ebenfalls in Thränen.

'Ich kann mich täuschen in meinem Urtheil über einen Mann, den ich vor allen bewunderuswerthen Menschen bewundere, aber nie ist mir eine Einfalt und Naivetät der Sitten erschienen, die so nah ans Erhabene gestreift hätte.

Pichegru ließ den Verzweifelten neben sich sitzen, unterhielt sich eigentlich nur mit ihm und ließ ihn nicht von sich, bis er abreiste. Waren Emissairs von Pitt und Coburg dort, so waren sie's gewiß auf ihre eigene Hand.

Das ist nun der Verräther, der für die Aristokratie, für das absolute Königthum Verschwörungen angezettelt!...

Und wenn er für seinen eigenen Vortheil eine Verschwörung gemacht, es über sich hätte gewinnen können, das Volk mit einer falschen Hoffnung zu täuschen, wenn er, die Freiheit verkündigend, die Freiheit verrathen hätte, die Kaiserliche Gewalt, unter verstelltem Schein, sie abzulehnen, sich hätte aufbürden lassen, so würden die, welche ihn später verleumdeten und schmähten, heutzutage, die Stirn im Staube, sein Bild auf der Spitze einer Säule anbeten!

Aber diese Verschwörung zu Gunsten der Bourbons, wo sind die Beweise dafür? Ich werde keinen vergessen.

Ergiebt sie sich aus den Papieren, die man so zum Glück, so recht zur guten Stunde am Morgen des 18. Fructidor in den Bagage-Wagen Klinglin's und d'Antraigne's gefunden? „Es wäre ein Leichtes gewesen, sie auf gesetzliche Weise zu prüfen", sagt der kluge Verfasser des Artikels Pichegru in der Biographie der Zeitgenossen, „die eines der bedeutendsten Anklagestücke ist"; „aber", fügt er hinzu, „die Macht ist in den Händen so vieler Emporkömmlinge, die lieber proskribiren!"

Diese Papiere sind also nicht auf gesetzliche Weise geprüft worden; sie sind nie in natura zum Vorschein gekommen; man hat sich in Betreff ihrer Publication weder in Weise eines schlechten Spions betragen, der falsche Berichte erfindet, um sein abscheuliches Leben zu fristen, noch wie ein Sykophant, der Beweise unterschiebt oder verfälscht, um seinen diplomatischen Sold zu verdienen oder zu vermehren, noch sonst auf irgend eine nichtswürdige Art, die eine Anklage auf Leib und Leben durch schändliches Zeugniß zu verstärken sucht, um sie von sich selber abzuwenden!...

Und wann hat es an Papieren, in Bagage-Wagen oder sonst wo gefunden, gefehlt, sobald es galt, einen großen Mann zu stürzen? Wenn Bonaparte in Saint-Cloud gescheitert wäre, hätte das Direktorium nicht seinen ersten geheimen Vertrag mit dem Herzog von York, seinen zweiten geheimen Vertrag mit Preußen durch Sieyès Vermittelung in Händen? War nicht für sie der 18. Brumaire unternommen? Ich kann sehr kundig von diesen Verträgen sprechen; ich habe sie machen sehen.

Man weiß heutzutage, und es waltet kein Zweifel mehr ob, wie sich Bonaparte mit dem Herzog von York und mit Preußen verstand.

Und dann zugegeben, obgleich mich die Natur der Sache keineswegs zu diesem Eingeständniß zwingt, daß authentische Stücke in diesem Wulst von Nichtsnutzigkeiten vorhanden waren; zugegeben, daß elende Prahlhänse der Königlichen Polizei sich mit einigen bedeutenden Namen versehen hatten, um sich bei ihren Herren zu empfehlen, und daß ihre Herren albern genug waren, sie anzuhören, ja, meinetwegen auch noch die Wahrheit jenes Kaufprojekts zugegeben, wo Pichegru, der Ehelose, sich auf die lächerlichste Weise baare Vortheile für Kinder, die nicht existiren, zusichern läßt; — was beweist das Alles, außer daß die Verschwörungs-Riecher sehr unverschämt sind, und die, welche sie bezahlen, sehr leichtgläubig? Es vergeht kein Tag, wo nicht Betrügereien auf ganz ähnliche Weise im Kleinen das Auditorium des Zuchtpolizeigerichts ergötzen.

Will man wissen, was dies gesetzgebende Corps des Fructidor selbst davon hielt? Barras, Thibaudeau, Cambacérès, und zwanzig Andere, waren sie in diesen Briefen compromittirt, nicht mehr und nicht minder als Pichegru. Hierauf ist also nicht der moralische Bann Pichegru's zu gründen. Betrachten wir das Uebrige.

Ergiebt sich die Verschwörung vielleicht aus dem späten Briefe Moreau's, dieser Anklage, die nach vollzogener Strafe kam und das Direktorium von einem alten Gespräch zwischen Moreau, dem Obergeneral und Pichegru, der schon deportirt war, schon in schmählichen Banden auf einen Karren geworfen worden, in Kenntniß setzte? Das wäre nicht gut, aber was würde daraus folgen? Zweierlei: daß Pichegru dem Moreau glaubte und unter dem wilden Schicksalswechsel des revolutionairen Frankreichs so verständig war, auf die Monarchie zu hoffen. Ein rechtes Wunder! Dies Geheimniß, das Pichegru dem Moreau in's Ohr geflüstert, war das Geheimniß der Komödie, der jüngste Gedanke von Jedermann. Nur wenn Pichegru Moreau für einen Spion und Knecht des Direktoriums gehalten hätte, würde er nicht mit ihm davon gesprochen haben.

Achtung auch für die Asche Moreau's, Moreau's, ach! der in der Mitte der Russen gestorben ist, unter Umständen die auf seinem Andenken viel schwerer lasten, als irgend einer, die man auf Pichegru's Andenken häuft; und der dennoch, allem Anschein nach, unschuldig und frei von Verrath aus der Welt gegangen ist. Ich bin wenigstens unverdächtig, wenn ich ihn vertheidige. Aber dieser Brief Moreau's; Moreau hat ihn abgeleugnet, ohne einen Vortheil dabei zu gewinnen; es war vielleicht vortheilhaft für ihn, wenn er ihn anerkannte — er enthält das männlichste Dokument seines moralischen und politischen Lebens. Er ist also bei der ganzen Untersuchung als nicht vorhanden anzusehen.

Gehen wir immer auf Beweise für die Verschwörung Pichegru's. Ich habe versprochen, keinen auszulassen.

Ergiebt sie sich etwa aus dem wunderlichen Ereigniß, worauf sich der Artikel in der Biographie der Zeitgenossen stützt? Die Ausdrücke des Verfassers, eines Mannes von Kopf und Herz und vollem Takt, der offenbar mit Widerwillen gegen seine innere Ueberzeugung ankämpft, sind zu kostbar, als daß ich mir nicht das Vergnügen machen sollte, sie mitzutheilen. Sie werden mich so ziemlich der Mühe überheben, etwas darauf zu erwiedern.

„Ein Emigrirter", sagte er, „Ueberläufer von der Königlichen Partei, verrieth zuerst, wie man versichert, den Direktoren, die geheimen Pläne des Prinzen von Condé und Pichegru's, Pläne, in die er eingeweiht war, und erhielt zur Belohnung seiner Angeberei Geld und ein Aufpasseramt im Auslande."

Wenn Ueberläufer, Angeberei, Belohnung an Geld und Aufpasseramt im Auslande Wörter in der Sprache der Ehre und der Geschichte werden, will ich sagen, was dieser Zeuge werth ist, und ich würde schon jetzt seinen Werth angeben, wenn er nicht todt wäre.

Oder ergiebt sich die Verschwörung aus Fauche-Borels Gewäsch, der, Gott weiß durch welchen Zufall, zum authentischen Berichterstatter der Restauration geworden ist? Dies erfordert eine etwas weitläuftigere Erwägung. Nur müssen wir uns auf einen andern Boden begeben.

Fauche-Borel war ein wackerer Mann, aufrichtig den Bourbons ergeben, eine untergeordnete Natur, von thätigem und ruhigem Sinne, dienstbar treu wie ein guter Schweizer, und noch mehr, wenn ihm seine Dienstbarkeit etwas eintrug, wie der Schweizer im Sprichwort; ein gefälliger Geldverleiher, der von Koblenz her Schuldner in Menge hat, so daß er stets auf einige Beschützer am Hofe rechnen konnte; ein dienstfertiger Bote, ein unerschrockener Zwischenträger, der zum Lohn Complimente, und für bestandene Gefahren, Versprechungen erhielt. Der Hunger kommt während des Essens und der Verstand im Intriguiren. Er faßte plötzlich den Entschluß, sich für seine Verluste als Mäkler an den fetten diplomatischen Gehalten zu entschädigen; und seine Ansprüche gingen durch, da die Diplomaten des Präsidenten eben keine Heroen waren. Von diesem Augenblicke an durchschnitt er Europa mit seinen Wegen in allen Richtungen, von Stadt zu Stadt, von Lager zu Lager, von Palast zu Palast, bepackt mit Kreditivbriefen auf Atlas, mit Ludwig's Unterschrift und darunter d'Avaray — und gab närrisches Zeug dagegen, alles, was ihm durch den Kopf ging. Nicht daß der arme Fauche nicht wichtige Unterredungen und Zusammenkünfte gehabt hätte, — er hätte dem getrönten Napoleon wohl den Vorschlag gemacht, das Schwert eines Connetable anzunehmen; aber das Resultat seiner Unterhandlungen gestaltete sich so in seinem Gehirn, daß sich die entschiedensten abschläglichen Bescheide in denselben in Zusagen verwandelten und er nie vor seinem flüchtigen Fürsten anders erschien, als mit Lilien in den Händen, die Königlichen Weihrauch dufteten. Man muß deshalb nicht denken, daß Fauche ein systematischer Lügner gewesen wäre. Er war fest von alle dem überzeugt, was er sich eingeredet hatte, und ich habe ihn auch nie von einem Titelchen in diesen Flunkereien abweichen hören, die man scheinbar für baare Münze genommen — von Mitau bis nach Warschau, von Warschau bis nach Hartwell und von Hartwell bis in die Tuilerieen.

Fauche hat mir in Wahrheit oft genug diese Possen mit der Sicherheit eines Theologen, der das Dogma predigt, vererzählt; ich habe ihm ernsthaft zugehört, mich begnügend, ihm bei offenbar falschen Thatsachen, deren Unmöglichkeit Jedermann in die Augen fallen mußte, einigen Zweifel entgegen zu stellen, mir das Vergnügen zu bereiten, sie genau in denselben Ausdrücken von ihm wiederholen zu hören, ohne Zusatz, ohne Weglassung, wie ich schon gesagt habe, daß Fauche in seinen Worten unveränderlich fest war. Nach der zweiten oder dritten Versicherung pflichtete ich ihm bei, im Stillen lachend und ohne stärker überzeugt zu seyn. Unser Streit konnte nicht sehr weit gehen, da Fauche alt und schwach geworden, übrigens in seiner Weise ein nützlicher Agent und treuer Diener gewesen war, viel gelitten hatte, persönlich und in Betreff seiner Familie, und weil ihn zum Endresultat die Restauration arm gelassen hatte, wie die Steine, an denen er sich zuletzt den Schädel einrannte, weil ihm ein Paar elende 1000 Franken-Scheine fehlten, die man so reichlich an die nichtsnutzigen Schmierer und Federfuchser verschwendete. Ich habe ihn gekannt, habe ihn beklagt; ich beschuldige seine armen, vergessenen, verlassenen Gebeine nicht, aber ich erkläre auf mein Ehrenwort und vor allen vernünftigen Leuten jener Partei, der er gedient hat, daß wir nie ein Wort von dem, was er sagte, geglaubt haben.

Mir fällt hier eine merkwürdige Anekdote ein. Fauche hatte einen so blinden Glauben an jene große monarchische Verschwörung,

von der sein Genie, wie er sich einbildete, der Schlußengel gewesen war, daß wenn Gottes Allmacht und Gnade ihn einmal Pichegru im Paradiese der Weisen wiederfinden läßt, er ihm gewiß noch einige Worte darüber vertrauen wird. Erinnerte er sich nicht nach der Restauration an Cambacérès und Barras? Fauche siegreich, hielt es für seine Pflicht, seine unschuldigen Freunde zu besuchen, deren Stellung minder günstig schien, und nichts kann eine bessere Bestätigung von seiner übrigens bekannten Herzensgüte geben. Cambacérès ließ ihn abweisen; Barras, die Krone aller seinen höflichen Männer, bat ihn zum Mittagessen. Die Gesellschaft bestand aus zwanzig Menschen, die noch am Leben sind, von denen einige eine Rolle in den Staatsangelegenheiten spielen und die noch heute über Fauche's Hartnäckigkeit lachen, mit der er Barras gegenüber behauptete, Barras habe sich zu Gunsten der Bourbons verschworen, zu Barras allerbestigstem Verdruß, der Fauche's unerschütterlicher Unwahrheit nur Betheuerungen und Schwüre entgegensetzen konnte. Es war ungemein komisch.

Wahrscheinlich endigte das Diner bei Barras, wie der Besuch bei Cambacérès begonnen hatte, aber solche Kleinigkeiten brachten Fauche keineswegs aus der Fassung. Acht Tage darauf, ganz festgerannt in seine fixe Idee, würde er einem stolz gesagt haben, er habe kürzlich Cambacérès besucht oder bei Barras gespeist, seine alten Mitarbeiter an dem großen so glücklich vollbrachten Werke der Restauration.

Dergestalt ist nun die historische Autorität beschaffen, auf die eine solche Menge „historischer" Lügen gegründet sind, die ich zuerst ihrer Frechheit und Unverschämtheit überführen muß: wahre Korrespondenzen, untergeschobene mündliche Kontrakte und Kaufverhandlungen und schriftliche, Verrätereien umsonst und besoldet, das Geheimniß der Bagagewagen, Montgaillards Zeugniß, der alberne Artikel von Beaulieu in der Biographie universelle, der hundertmal bescheidenere Artikel in der Biographie der Zeitgenossen, wo man Beaulieu nur mit Erröthen abgeschrieben hat, Zusammenhänge mit der Restauration, der es nicht ungelegen kam, noch einen berühmten Märtyrer mehr zu zählen, die späten Ehren, die Triumphe nach dem Tode und unpassende Denkmäler! Hinter alle diesem steckt weiter nichts, als die plumpe Gestalt des unglücklichen Fauche, der der Bürge für Pichegru's Schande vor den Bourbons, vor dem Vaterlande und vor der Nachwelt ist.

Fauche hatte Pichegru nur zweimal vor der Verbannung des Fructidor gesehen, deren Folgen Pichegru nach London brachten. Das zweite Mal führte Pichegru Fauche beim Arm die Treppe hinunter und sagte, sich umwendend, zu seinem Adjutanten: „Wenn der Herr wiederkommt, so seyn Sie so gut, ihn erschießen zu lassen." Dann Gaume beim Hinaufsteigen unter den Arm fassend, fuhr er lachend fort: „Es ist eigentlich überflüssig, ihn zu erschießen; ich hoffe aber, er wird nicht wiederkommen."

Die Restauration folgte, ihrer Weise gemäß, dem einmal gegebenen Impuls. Die Kommission zur Errichtung des Monuments für Pichegru, zu der ich auch gehört habe, und deren Vorhaben und Plan bewundernswerth war, theilte maschinenmäßig dieselbe Ansicht.

Aber, guter Himmel, sagte ich zu Delarue, Sie wissen, daß kein Wort von der ganzen Geschichte wahr ist! — Freilich! antwortete mir Delarue, aber Pichegru ist als Royalist gestorben." — Ich glaub's!

Als Royalist, meinethalben, aber nicht als Verräther! — Mein Geschäft bei der Kommission war hiermit zu Ende und auch mein heutiges.

Und diese lange Vertheidigung, wahrhaftig, nicht für die Republikaner habe ich sie geschrieben. Pichegru war zu rein, um seine Unterstützung den Republikanern unserer verderbten Zeit zu leihen.

Auch nicht für die Legitimisten habe ich sie geschrieben. Pichegru, Legitimist, kraft seines Herzens und seiner Vernunft, hätte nimmermehr seinen ehrlichen Degen einer Sache im geheimen geweiht, der er nicht öffentlich und vor aller Welt geschworen hatte.

Auch nicht für Pichegru's Kinder habe ich sie geschrieben; denn er hat keine hinterlassen.

Auch nicht für seine Verwandten habe ich sie geschrieben. Seine Verwandten leben in ihren Weinbergen und fragen wenig danach, ob Charles Pichegru's Tugend verdächtigt werden möchte.

Auch nicht für sein hohes und unantastbares Andenken habe ich sie geschrieben; es bedarf meiner nicht.

Auch nicht für die Geschichte habe ich sie geschrieben. Was ist Geschichte?

Für die Wahrheit habe ich sie geschrieben.

Sollten Fauche's Bericht, Beaulieu's, Montgaillard's, des Directoriums Ansicht beibehalten und vertheidigt werden — mir wirklich bewiesen werden, daß ich Unrecht habe — ach! ich hätte doch nimmermehr die Kraft, meine schwarze Kugel im Skrutinium der öffentlichen Meinung abzugeben! Ich würde Pichegru nie verdammen, den unglücklichsten großen Mann, wie er der größte war. Aber reden wollt' ich dann nie mehr von ihm. Charles Nodier.

England.

Ueber die Wendepunkte der Intelligenz und der Literatur in England seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Außerdem besaß England damals einen Mann, dem alle Gebiete der Intelligenz geöffnet waren, der Dichter, Lexikograph, kritischer Richter zu gleicher Zeit, in den alten Sprachen nicht weniger wie in den neuen bewandert, eine seltene Erscheinung genannt zu werden verdient. Dies war Samuel Johnson, ein Schriftsteller, dessen Diction eben so abgemessen ist, wie seine Gedanken einer mathematischen Berechnung gleichen. Sein massenhafter Stil, dem man etwas Beweglichkeit und eine lebendige Seele wünschen möchte, die ihm ganz fehlt, ist der sogenannte Anglo-Lateinische, der vom Römischen seine Syntax und seine Struktur entlehnt; jede Periode Johnsons ließe sich Wort für Wort in's Lateinische übersetzen. Dazu kommt eine pedantische Regelmäßigkeit in seiner Satzbildung, die den Mann vollkommen bezeichnet und es erklärlich macht, daß man heutzutage seine Werke wohl citirt, aber nicht mehr liest. Seine Sätze haben in der Regel zwei Verba, die parallel neben einander stehen, zwei Substantiva, zwei Adjektiva halten einander das Gleichgewicht, und zwei Adverbia lehnen sich zur Stützung des kunstgerechten Baues einträchtig an die Redefigur. Es versteht sich, daß sein Gedankengang seinem Stile entspricht; seine abgemessenen Vergleiche durften nichts Neues bringen, seine Vernunftschlüsse mußten richtig, aber ganz gewöhnlich seyn. Die Functionen des Verstandes kannte er, aber das Herz und seine Nüancen blieben ihm verborgen, und doch ist es nur zu wahr, daß auch die Schätze, die der Verstand ausgräbt, todt bleiben, wenn sie der Strahl der Seele nicht erwärmt und belebt. Rousseau, Dante, Byron bestätigen es, daß ein heißer Seelenschmerz die tiefste Quelle ist, aus welcher Offenbarungen hervorsprudeln. Johnson hatte Elend und äußeres Ungemach erfahren, aber einen Schmerz der Seele kannte er nicht. Im Grunde ist er nur für die Englische Philologie von dauerndem Einfluß gewesen; er war der letzte, der Anglo-Lateinisch schrieb. Auf dem Gebiete der Wortforschung schloß sich Horne-Took, ein Staatsmann, ihm an, der in seinen „Amusements of Parley" die Elemente der Anglo-Sächsisch-Normännischen Sprache, die man jetzt in England spricht, kritisch untersuchte und zersetzte. Andere, wie der Alterthümler Percy, der gelehrte Tyrwhitt und der Grammatiker Steevens, gingen weiter und suchten in den alten Balladen die Wurzelstämme mit jener skeptischen Kritik auf, die den Geist des Jahrhunderts charakterisirte.

So wenig die Arbeiten dieser Männer auf die allgemeine Gestaltung der Intelligenz von Einfluß zu sein scheinen, so ist doch aus dieser Hinneigung zu den romantischen Alterthümern der Literatur eine Gattung des Romans hervorgegangen, zu welcher schon der gelehrte Strutt den Grundgedanken faßte, die aber Walter Scott erst in ihrem ganzen Typus fertig konstruirte. Strut's Schottischer Roman, Queen-Hoo-Hall, der erste dieser Art, ist freilich nichts als eine Sammelei von alterthümlichen Fetzen, alten Küraffen, rostigen Waffen und Gothischen Möbeln, unter deren Trümmern der Mensch an sich nicht zu Ehren kommt. Walter Scott ist der Repräsentant einer dem Englischen Geist wesentlich eigenthümlichen Tendenz, und es ist interessant, ihn im Zusammenhang mit dem historischen Standpunkt zu betrachten, den seine Nation einnimmt. Wir enthalten uns eines Weiteren über sein Talent als Dichter, das besonders in seiner kernigen und sicheren Charakteristik, die ihn mitunter zum Shakespeare des Romans gemacht hat, zu finden seyn möchte. Wir sprechen hier von der Richtung der Intelligenz, die er repräsentirt. In alten Schottischen Gemäuern, unter Adelswappen erzogen, ist er rein aus Gewöhnung und naiver Einfalt Aristokrat seiner Gesinnung nach. Wunderbar genug, daß, während Cowper's Nachfolger und Geistesverwandter in der Lyrik, der Schottische Bauer Burns von den freien Bergen des Hochlandes herab, die Stimme der Freiheit erschallen ließ, und über die vornehmen Gebrechen einer starr gewordenen Aristokraten-Welt mit seiner frischen Naturkraft die Geißel schwang, aus eben diesem Hochlande derjenige hervortrat, welcher der geschmähten Adels-Herrschaft den Mantel der Romantik umhing, und Alles sanctionirte, über das jener demokratische Lyriker sein Wehe rief. Verschlossen für die Stimme der neuen Zeit, welche die Französische Revolution über die Welt heraufgerufen, sitzt Walter Scott in zäher Gesinnung auf den Schätzen der alten Zeit, und kein zweiter Scipio, braucht er nicht einmal auf seine Trümmer eine Thräne fallen zu lassen, denn das alte Gemäuer hält noch fest für die Gegenwart, und indem er mit massenhaften Werken vorrückt, hat Burns bloß einige Liedchen, die, schnell verbaucht wie der Athem der Bergesluft, unter dem Klang der alten Rüstungen, die jener schüttelt, verhallen. Wie England's feudalistische Macht dem Helden der Französischen Revolution einen furchtbar unerschütterlichen Wall entgegensetzte, so hat es auch in Walter Scott, welcher Millionen, nicht Tausende für den Schmuck der alten Zeit zu interessiren wußte, gegen die Stimmen der Freiheits-Dichter seinen guten, bombenfesten Damm gefunden. Selbst der große Eindruck, den Crabbe, der satirische Demokrat, durch seinen bitteren Spott auf seine Zeitgenossen macht, war gegen die Wirkung des Walter-Scottismus nur momentan zu nennen. Was Burke in seinen „Bemerkungen über die Französische Revolution" gewollt und beabsichtigt, fand in Walter Scott, ohne sein Wollen und Wissen, den praktischen Vertreter, während Burke's Gegner, Godwin und Mackintosh, die im Sinne der Bewegung schrieben, dieselbe Minorität in ihrer Opposition darstellten, welche Burns und Crabbe auf dem Gebiete der Poesie repräsentirten. So greifen die Zweige der Intelligenz in einander, man kann nicht die Geschichte der Literatur studiren, ohne die politische Historie zu verstehen, und ohne daß man Alles, was den Geist der Nationen bewegt, auf jene bezüglich findet.

Die aristokratische Gesellschaft Englands sollte jedoch auch den Anblick einer Ruine gewähren, deren Fundamente treulos übereinander stürzen und, als triebe sie eine Wuth gegen sich selbst, einander begraben. Walter Scott hatte die Grüfte mit Romantik überkleidet; jetzt sollte ein Mann, der die Eitelkeit, die Gereiztheit und den launischen Stolz sammt allen Gebrechen der Aristokratie besaß, weil er selbst ein Aristokrat war, der seine Kaste aber verabscheute, weil sie seine innerste Seele verletzt hatte, die Blumenkränze, welche die vornehmen Gräber des Feudalismus verdeckten, fortschleudern und mit allem Hohn des gereizten Gemüthes, aller Verzweiflung der wild empörten Seele die nackte Hülle der inneren Verwüstung aufdecken, die das Salon-Leben der hohen Welt bezeichnet. Dieser

Mann war Lord Byron. Weil dieser Mann der Klasse, die er verletzerte, selber angehörte, herrscht ein seltsames Gemisch in dem, was seinen Charakter als Mensch und Dichter ausmacht; daher sein Uebermuth und seine Verzweiflung, sein verwegener, schroffer Stolz und seine Zerknirschung, seine Hoheit und seine Schwäche. In den Wäldern Schottlands hatte er wild seine Jugend verlebt, in den Anmaßungen seines Standes erwachsen, hatte er von früh auf keinen Zügel gekannt. Der Ruhm seines Geschlechts war längst im Sinken; seine Mutter war wahnsinnig, sein Großvater ein Mörder gewesen, sein Vater hatte die Glücksgüter der Familie verschwendet. Arm und doch zu einem reichen Leben geboren, nahmen ihn die Genossen seines Standes mit Spott auf; auch seine ersten dichterischen Versuche waren ein Gegenstand höhnischer Belustigung für mehr als Einen Journalisten. Dies waren die kleinen Anfange, seinen Haß gegen seine Zeitgenossen aufzuregen; sein übriges Leben voller Unglück, Verkennung und Verstoßung schärfte den Stachel, der ihn anfangs zum Widerspruch gegen Einzelheiten, dann zur Verdammung seines ganzen Standes spornte. In seiner stolzen und wilden Unabhängigkeit warf er die Etikette, den gehaltenen Ernst, die Scheinheiligkeit und alle die hundert Kleinigkeiten, die den Aristokraten groß machen, von sich und wurde Mensch, aber ein Rächer der Menschheit, denn die Schärfe seiner Bitterkeit, der Hohn seiner exaltirten Stimmung und das zweischneidige Schwert seiner Zunge, womit er freilich eben so sehr sich selbst als seinen Stand verwundete, war bei der Verfolgung, die er erfahren hatte, zügellos geworden.

So hatte das Jahrhundert abermals nach einer Seite hin ein Organ gefunden. In den edelsten Gliedern Englands, schien es, sollte der Geist der Revolution lebendig werden, gegen dessen Einfluß das stolze Aristokraten-Eiland sich verschließen und sichern zu können wähnt! Auch stand Byron nicht allein. Wordsworth, Coleridge und Shelley sind Seitenverwandte seiner Gesinnung. In Wordsworth treffen wir die Elemente wieder an, in denen sich Crabbe, Cowper und Burns bewegten; nur wurde Cowper's Religiösität in ihm Mysticismus, und die gefühlvolle Naivetät des Schottischen Bauern nimmt in Wordsworth ein Deutsches Kolorit an. Er schwärmt nicht bloß für die Freiheit der Lerche und die Unschuld der träumerischen Blume des Feldes; er betrachtet die zerrüttete Menschengestalt, die in der Pracht der Natur einherwankt; an die Lumpen des unglücklichen Bettlers knüpft er philosophische Gedanken. Das Wesen des armen Jakob, den Shakespeare in seinem „Wie es euch gefallt" zeichnet, ist der Typus der sanft melancholischen und thränenreichen Poesie Wordsworth's. Seine naive Affectation ist unvergleichlich schön und rührend; sie kann an den edlen Yorik erinnern, nur daß er dessen süßen, geschwätzigen Humor nicht in sich vereinigt. Auch Coleridge verräth Deutsche Bildung, er studirte Deutschlands Dichter. Sein Mysticismus ist jedoch nicht so weich, wie er sich in Wordsworth zeigte, obwohl oft nebelhaft genug, trotz einiger leuchtenden Gedanken, die wie Blitze durch seine Dämmerung zucken. Shelley endlich, der Byron's Natur am nächsten verwandt scheint, ist ein ergänzendes Gegenstück zu dessen Eigenthümlichkeit. Seine Bildung hatte eine philosophische Grundlage; er war Atheist in seiner ersten Jugend gewesen und wand sich mit Hülfe der Lektüre Plato's nur langsam aus den Irren der Gedankenwelt heraus. Immer aber blieb er grübelnd, wo Byron schwärmte. Die Priester und ihre Satzungen waren für Shelley, wie die Aristokraten nebst ihren Gebrechen für Byron, Gegenstand des Hasses und der Verspottung.

An diese neue Dichterschule schlossen sich noch manche Talente zweiten Ranges, zu denen Leigh, Hunt, Savage, Landor, Bowles und der allzu sehr gerühmte Thomas Moore gehören, dessen Verdienstlichkeit wohl nur in seinem eleganten Stil beruht. Weit mehr als der Letztgenannte muß jedoch Southey, der Apostat, wie ihn Byron nannte, — nach der ersten Richtung, die er in seiner Jugend einschlug, hierher gerechnet werden, wenn wir alle Seitenlinien dieser Schule zusammenfassen wollen, welche in ihrer antireligiösen und antisocialen Tendenz die geistige Revolution in England hervorrief. Von dem Umsturz der Dinge in Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunders tief ergriffen, gab sich Southey allen Hoffnungen hin, welche wie eine Morgenröthe am Horizonte der Menschheit heraufzusteigen schienen; er wurde Jakobiner seiner Gesinnung nach und schloß sich an Godwin, Mackintosh und Priestley an. Seine ersten Werke waren Hymnen auf die Freiheit und die Emancipation der Völker. Plötzlich schwur er jedoch seine Grundsätze ab und zog sich unter den Schutz der positiven Religion und des moralischen Prinzips zurück. So theilt sich sein Leben in diese beiden Hälften: die erste war eine Dithyrambe gegen die vorhandenen Formen der Welt, die zweite eine prosaische advokatenmäßige Vertheidigungs-Schrift über denselben Gegenstand. In die erste Zeit seines Lebens fallen seine in Indischen und Arabischen Farbenschmuck getauchten Gedichte: Madoc, Thalaba, Kehama's Fluch; der anderen Periode gehören seine historischen Werke an: die Geschichte Brasiliens, die Kirchengeschichte, die Biographie Nelson's u. a.

Bei diesem Konflikt so mannigfaltiger Interessen konnte es nicht fehlen, daß sich in England auch literarische Gerichtshöfe bildeten, vor deren Schranken alle diese sich zum Theil hartnäckig bekämpfenden Richtungen der Intelligenz zur Sprache gebracht wurden. Die periodische Presse bemächtigte sich dieses Schiedsrichter-Amtes seit dem Beginn des 18ten Jahrhunderts. Die Edinburgh Review und die Quarterly Review, als Organe der Whigs und der Tories, wurden die Centralpunkte des großen Kampfes; jene eröffnete eine Perspektive auf die Zukunft, diese einen Rückblick auf die Vergangenheit. Bei aller Konsequenz, womit jede der beiden Parteien ihr gutes Recht vertrat, konnte man gleichwohl eine lebendige frisch bewegte Variation in den Prinzipien beider Journale wahrnehmen, jedes von ihnen hat seine Geschichte gehabt. Die Edinburger Review war bei ihrer Gründung die lebhafteste Gegnerin aller Französischen Richtungen; der bestimmteste Haß gegen Frankreichs moderne Philosophie und das engste Anschließen an das Repräsentativ-System leitete alle ihre Aussprüche. Nach und nach mäßigte sich ihr Eifer gegen die republikanischen Grundsätze, der sterile Whiggismus milderte sich mit der öffentlichen Stimmung, und das Journal erhielt die gegenwärtige Farbe, wonach es das Organ der moderirten constitutionnellen Whigs ist, die den Thron und die Freiheit gleichmäßig unterstützen. Eben so stufte sich der zänkische hochfahrende Ton, in welchem die Quarterly Review anfänglich ihre Grundsätze ausposaunte, allmälig milder ab; das Pochen auf Alles, was Privilegium und absolute Gewalt hieß, hat hier aufgehört, und ein versöhnlicherer Sinn bezeichnet die Tendenz des Journals in seiner jetzigen Gestalt. Neben diesen Haupt-Instituten der Englischen Kritik etablirten sich auch noch andere Blätter von nicht unbedeutendem Gewicht. Seit 30 Jahren besteht das New Monthly Magazine von der Partei der Whigs, Blackwood's Magazine wurde ein Tory-Blatt. Bentham hatte eine neue Philosophie ins Leben gerufen; die Westminster Review wurde das Echo derselben. Die Strenge, womit alle diese Journale, jedes von seinem Standpunkte aus, die Erscheinungen der Literatur beurtheilten, war der Beweis, daß es sich hier um Lebensfragen handelte. Unter der Reihe der Journalisten sah man — ein für andere Länder ungewöhnliches Schauspiel — die bedeutendsten Dichter und die angesehensten Staatsmänner Englands; nicht bloß Walter Scott, Byron, Coleridge, sondern auch Brougham, Gifford, Jeffrey, Hazlitt, Croker, Campbell u. A. ließen sich in den Journalen über die Richtungen der Zeit im öffentlichen Leben wie in Kunst und Wissenschaft vernehmen. So war die ganze Literatur immerfort ein Prozeß über die wichtigsten Angelegenheiten des Daseyns, deren Functionen lebendig zu einem organischen Ganzen in einander griffen; die Literatur Englands ist kein bloßes Residuum für die, welche, von den Interessen des Staats ausgeschlossen, dort ihren eingepferchten Tummelplatz suchen. Von den Genannten verdient besonders Lord Brougham, der Mann des Fortschrittes und der Aufklärung, einer näheren Erwähnung. Er war Advokat gewesen, ohne seinen Geist dadurch zu beengen, er wurde Parlaments-Mitglied und blieb den Wissenschaften getreu. So erhielt er sich jene bewundernswürdige Umsicht, die Freiheit seines universellen Blickes. Sein Stil ist energisch, voller lebendiger und plastischer Bilder, sein Raisonnement eine kernige, gediegene Logik. Gifford und Jeffrey waren ebenfalls bedeutsam; jener als Kenner der älteren Englischen Literatur, besonders des 16ten Jahrhunderts; dieser als Satiriker, der mit der Schärfe seines Schwertes Alles zu Boden schlug, was ihm verfehlt und irrthümlich erschien. Beide standen an der Spitze einer Schaar von Kritikern, die lange Zeit das Schrecken der Literaten waren, aber trotz mancher Ungerechtigkeiten, die sie sich zu Schulden kommen ließen, dadurch bedeutsam wirkten, daß der Stachel ihrer Kritik die Zeitgenossen nie auf ihren etwanigen Lorbeern ruhen ließ und zu neuen Anstrengungen nöthigte. Andere führten mehr den kleinen Krieg, besonders Wilson, der Redacteur des Blackwood, und Hazlitt. Dieser Letztere war, ohne je selbst ein eigentliches Werk geliefert zu haben, berühmt und gefürchtet. Ohne Plan, ohne Prinzip anatomirte er die Productionen seiner Zeit und führte einen ewigen Scharmützel-Krieg, bald hier-, bald dorthin streifend; er war als Kritiker ein Guerilla.

Was die produktive Literatur des heutigen Englands betrifft, so scheinen die Fäden, welche die geschiedenen großen Dichter anknüpften, immer dünner und magerer abzulaufen. Zu den letzten Anhängern der Byron-Shelley'schen Schule gehörte John Keats, ein leidenschaftlich bewegter Kopf, der, über den Angriff eines Journal-Artikels empört, in einem Anfall von Wahnsinn sich entleibte. Walter Scott hat noch immer eine große Reihe Nachfolger, selbst Romandichter von entgegengesetzter Gesinnung eifern ihm in seiner großen Kunst kleiner Ausmalerei nach. Man schreibt unter den verschiedensten Glaubensbekenntnissen Romane in der Walter Scott'schen Manier der Sitten- und Kostüm-Schilderung. Wir nennen den Verfasser des Anastasius, Thomas Hope, und Morier. Anastasius ist ein schönes Gemälde des modernen Orients; seine Leidenschaften, seine Charaktere und Menschen sind treffend gezeichnet. Hadschi Baba und Zorab haben weniger poetisches Verdienst. Miß Edgeworth suchte moralische Intentionen an die Scottische Romanform zu knüpfen und entlehnte etwas von der Manier Richardson's. Galt, Allan Cuningham, Hook blieben in den Bahnen der historisch-romantischen Sitten-Schilderung. Nur Bulwer schien sich zum Haupt einer in England neuen Richtung für die Romandichtung zu erheben; er hat in der That mehr Tiefe des Geistes als die letzten Anhänger der Walter Scott'schen Schule und fesselt durch Katastrophen einer inneren Gemüthswelt. Als Lyriker dürfen wir außer dem Schäfer von Ettrick auch die graziösen und eleganten Dichterinnen Miß Hemans, Miß Mitford und Miß Landon nicht vergessen, namhaft zu machen.

Im Ganzen ist jedoch in England nicht die Literatur, sondern die Politik gegenwärtig vorherrschend, und auch für die nächste Zukunft sieht man dem Konflikte entgegen, der sich zwischen den Anhängern der alten Institutionen auf der einen Seite und den Neuerungslustigen entspinnt, welche den philosophischen Gedanken und die Leidenschaften des Volkes auf ihrer Seite haben. Bei diesem Stande der Interessen Englands scheint die große literarische Epoche, die wir in ihren Hauptzügen darstellten, vorläufig ihren Schlußpunkt gefunden zu haben.

(Dubl. University Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Mittwoch den 23. April 1834.

Schweiz.

Uebersicht des jetzigen Standes und der neuesten Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie. *)

Nur selten gestattet die Tendenz dieses Journal's Raum für die Kritik oder Analyse philologischer Leistungen; denn die Materien, die sie behandeln, würden unerläßlich Untersuchungen und Detail-Erörterungen herbeiführen, die das Interesse des größeren Leserkreises nicht ansprechen; oder sie vertheilen sich unter andere Rubriken, unter die der Mythologie, Archäologie, Literärgeschichte u. s. w., welche nur Unterabtheilungen des Gesammtgebietes der Alterthumswissenschaft ausmachen. — Wenn aber auch rein philologische Gegenstände von dem Bereiche dieses Blattes ausgeschlossen bleiben müssen, so bietet die Geschichte der Philologie nach ihren neuesten Fortschritten, nach den in ihren verschiedenen Disziplinen geltenden Richtungen, Stoff genug zu einem interessanten Bilde, in welchem sich, wie in jeder Uebersicht wissenschaftlicher Bestrebungen, der Gang des menschlichen Geistes, seine Irrgänge und sein Ringen nach dem Wahren anschauen lassen. Freilich müßte ein solches Bild von einem Manne entworfen werden, der, in das Centrum Deutscher oder Britischer (!) Erudition gestellt, mit überschauendem Blicke die ganze Summe von Leistungen, welche den Fortschritt dieser umfangreichen Wissenschaft gefördert, zu umfassen und diejenigen Theile hervorzuheben vermag, in denen sich jetzt das Interesse am lebendigsten und frischesten regt, von denen daher auch die fruchtbarsten und erfolgreichsten Resultate zu gewärtigen sind. Muß ich auch auf die Gunst eines solchen Standpunktes, so wie auch auf manches andere Bedingniß verzichten, so versuche ich doch, die hervortretendsten Züge zu diesem Gemälde anzugeben, die ja bedeutsam genug sind, um demjenigen, der mit Interesse darauf verweilt, sich zu offenbaren und einen so klaren Ueberblick, als mir möglich, zu geben.

Nicht minder, wie in allen übrigen Zweigen der Wissenschaft, hat sich auch in der Philologie jene frische, regsame Thätigkeit gezeigt, die seit dem Ablauf des letzten Jahrhunderts erwacht ist, und während die mathematischen und Naturwissenschaften in Riesenschritten sich bewegten und durch augenfällige, eingreifende Leistungen die Blicke der Welt fesselten, hat auch die Philosophie auf der einen Seite und die Philologie mit dem Gefolge der historischen Disziplinen auf der anderen, nicht minder beträchtliche Bestrebungen aufzuzeigen, die, freilich geräuschloser und verhüllter in ihren Wirkungen, weniger dem Auge des großen Publikums zugänglich sind. Aber sind sie erst erkannt, so bleibt auch die Würdigung nicht aus, und wir haben dafür das Beispiel Frankreich's anzuführen, wo sich, nachdem man von den philosophischen und philologischen Erzeugnissen Deutschland's und England's Kenntniß genommen, der Sinn für diese Studien neu belebt hat.

Friedrich August Wolf, einer der mächtigsten Genien, die sich den philologischen Studien gewidmet, hat die Philologie als Alterthumswissenschaft definirt. Diese Begriffsbestimmung ist vag; im Wortsinne gefaßt, würde sich ergeben, daß Alles in die Philologie hineinfalle, womit sich die Menschen in allen bekannten Ländern der Erde während der 50 Säkula nach der Schöpfung abgegeben; sie würde dann eine wahre Encyklopädie, die nichts, was die Geschichte der Menschheit in diesen ungeheuren Zeiträumen berührt, ignoriren dürfte. In diesem Falle müßte man schaudern vor der Fülle des Materials, welches in seiner maßlosen Ausdehnung die Kräfte eines Jeden, der sich diesem Studium widmen wollte, paralysiren müßte. Aber — die Ausdehnung des Gebietes schärfer ins Auge gefaßt, zieht es sich bald enger zusammen. Es sondert sich in zwei Hauptmassen, die sich unabhängig neben einander stellen, in das Gebiet der orientalischen und der klassischen Philologie; jene befaßt die noch wenig zahlreichen Denkmäler des geistigen Lebens Asiens; diese das Studium der Monumente, die uns Griechenland und Rom hinterlassen haben; denn die der Etrusker und anderer Völker des Occidents können nicht isolirt betrachtet werden und schließen sich mehr oder weniger den Römischen oder Griechischen an. Diese Monumente sind bekanntlich dreifacher Art: Medaillen, Inschriften und Manuskripte. Mit den beiden ersten Studien befassen sich die Disziplinen der Numismatik und Epigraphik, ebenfalls zur Philologie gehörig; allein da in jenen Monumenten historische Fakta erhalten werden sollen, eben so an die Historie sich anschließend. Durch die dritte Art von Monumenten, die Handschriften, sind uns die Schriftsteller der alten Welt aufbewahrt worden, und sie gehören der Philologie im eigentlichsten Sinne an, deren Geschäft es denn ist, sie zu entziffern, zu erklären, vergleichen, ihren Werth nach Authentie und Integrität festzustellen; endlich alle in ihnen niedergelegte Fakta, Ansichten, Begriffe zu deduziren. Hieraus fließen denn die verschiedenen Thätigkeiten der Philologie, die als Grammatik, Hermeneutik, Kritik, Paläographie u. s. w. sich konstituiren und wesentlich nur verschiedene Stufen des Studiums der Manuskripte oder der in ihnen erhaltenen Werke sind.

Um die Fortschritte der Philologie würdigen zu können, müssen wir uns von dem Zwecke Rechenschaft geben, um dessentwillen sie studirt wird. Dieser, von dem sich mehr oder minder Bewußtseyn in dem Einzelnen vorfindet, und zu dem auf scheinbar so verschiedenen Wegen angestrebt wird, ist die Erkenntniß des Alterthums mit Hülfe der vorhandenen unvollkommenen Mittel. Dieses End-Resultat kann nur durch die Erfüllung gewisser Bedingungen gewonnen werden, und dazu vereinigen sich die Arbeiten der Philologen. Es ist die Aufgabe, die Grammatik beider Sprachen vollkommen zu begreifen, das Griechische und Lateinische durch alle Phasen zu verfolgen, vom Homer und den Gesängen der Arvalischen Brüder ab bis zur Epoche der Einnahme Konstantinopels auf der einen und bis auf die Zeiten des Isidorus hinunter auf der anderen Seite (635 Jahre n. Chr.). Es muß zweitens der ganze Bestand von Wörtern und Sprachwendungen beider Idiome durchforscht werden, je nach ihren verschiedenen Bedeutungen und den Modificationen derselben im Gebrauche verschiedener Zeiten. Hieran schließt sich drittens die Aufgabe, mit Hülfe der Grammatik, Lexikographie und historischer, ästhetischer, so wie anderartiger Erläuterung, alle vorhandene Griechische und Römische Autoren klar auszulegen. Endlich kommt viertens dazu die wichtige Obliegenheit, alle noch in Bibliotheken versteckte unedirte Werke zu publiziren und den Text der bereits bekannten sicher zu konstituiren, sey es aus Handschriften oder durch gründliche Sprachkenntniß oder durch eine ein- und umsichtige Kritik. Fünftens muß man sich der Integrität und Authentie dieser alten Denkmäler versichern, d. h. untersuchen, ob die einem Autor beigelegten Schriften wirklich von ihm herrühren, ganz oder zum Theil, und welche Partieen vielleicht einem Zweifel unterliegen, — damit nicht historische Angaben oder archäologische Notizen auf eine Autorität basirt werden, die keinen Glauben verdient. Auf diesen Grundlagen ruht das Alterthums-Studium, durch diese Hülfsmittel kann eine Reconstruction des Alterthums geleitet werden, und so können wir über die Völker der alten Welt eine klarere, unparteiische, von moderner und christlicher Anschauung nicht bedingte Ansicht gewinnen.

Dies Studium umfaßt eine unendliche Fülle von Objekten: Geschichte, Chronologie, Politik, Legislation, Mythologie, Privatleben, Krieg, Schifffahrt, Geographie, Handel, Gewerbe, Ackerbau, Medizin, physikalische, mathematische und Natur-Wissenschaften, schöne Künste, Literatur, Literärgeschichte: das sind zahlreiche Punkte des großen Tableaus, alle bedeutsam und alle bei der Anlage des Gebäudes der Wissenschaft zu berücksichtigen! Ein jeder heischt es, daß auf die Quelle zurückgegangen werde, und diese muß rein seyn, wenn die aus ihr geschöpften Kenntnisse zuverlässig seyn sollen, oder ist sie getrübt, so muß Grund und Ort dieser Fälschung nachgewiesen werden. Jeder der angegebenen Punkte ist seit Wiederherstellung der Wissenschaften Gegenstand der Forschung gewesen, und über einen jeden sind Bemerkungen, werthvolle Untersuchungen vorhanden, die man mit mehr oder minderem Grund systematisch geordnet hat. Doch ist es hier wie in allen Systemen. Gewinnt man neue Data, verfolgt man die Untersuchung weiter, oder leitet sie zu anderem Zweck und nach anderen Gesichtspunkten ein, so müssen Modificationen eintreten, ja oft gänzliche Umgestaltung. Doch das ist ja eben der Weg der Wissenschaft! Steht die eigentliche Philologie still, so wird gleich-

*) Nachstehender in der Genfer Bibliothèque universelle mitgetheilter Aufsatz schien uns, als das Gebiet einer ganzen Literatur umfassend, seines übersichtlichen Charakters wegen, für die Uebertragung in unser Blatt geeignet. So wenig er sich durch besonders neue Ansichten und Gesichtspunkte bemerkbar macht, so wenig Kenntniß der Verfasser gerade von dem inneren Leben, das sich in Deutschland in diesen Disziplinen regt, von dem immer gesteigerten Streben, das rohe Material in seinem Aggregatzustande zu beleben und zu durchgeistigen und unter höhere wissenschaftliche Principien zu subsumiren, so wie von dem Ringen nach einer Methodik dieser Wissenschaften, genommen zu haben scheint, so kann doch der Aufsatz dazu dienen, diejenigen, die diesen Studien ferner stehen, einigermaßen über die im Schwange gehenden Interessen und Richtungen der Philologie zu orientiren. Hier und da hat der Uebersetzer eine Bemerkung zugefügt: deren mehr geben, hieße dem Aufsatze eine gewisse Gleichheit einräumen, worauf es nicht abgesehen seyn konnte. Ueberdies hätten es zu viel werden müssen; wofür eine selbstständige Bearbeitung desselben Thema's am Ende hätte passender eintreten können. D. Uebers.

zeitig auch in allen Alterthums-Wissenschaften ein Stocken eintreten; sie werden sich — so zu sagen — um sich selbst bewegen, ohne einen wahrhaften Fortschritt. Wir haben dies im vorigen Jahrhundert gesehen. Wie die Philologie Leben und Bewegung gewann, nahmen bald die übrigen Alterthums-Studien daran Theil, und die erfreulichen Resultate, die dadurch gewonnen wurden, bezeugen, daß sie eine sichere Leitung gefunden. Denn ohne das Licht alter Sprachenkunde, der Hermeneutik und Kritik werden alle unsere Untersuchungen auf dem Gebiete der Vergangenheit nichts als leere Hypothesen und wesenlose Phantasieen seyn. Zugleich darf aber auch nicht übersehen werden, daß Grammatik, Kritik und Hermeneutik nur Instrumente sind, die nicht um ihrer selbst willen gehandhabt werden, sondern als Hülfsmittel, die vor uns stehenden Gegenstände zu sehen.

Aber bei dem unendlich reichen Material, das unsere Wissenschaft konstituirt, bedarf es der Theilung der Arbeit: der Eine muß Grammatiker, der Andere Kritiker, der Dritte Archäolog, der Vierte Historiker seyn *); noch Anderen muß es obliegen, von Zeit zu Zeit einen Abriß der so gewonnenen Ansichten zu liefern. Keiner aber darf vergessen, daß Alle demselben Ziele zustreben, daß Alle Glieder Eines Körpers sind, und daß es eben so thöricht als undankbar sey, wenn die Einen verächtlich auf die Bemühungen und Leistungen der Anderen herabsehen.

In unserer hier zu gebenden Skizze der philologischen Leistungen in den zwei letzten Dezennien beschränken wir uns auf die Philologie im eigentlichsten Sinne und folgen den angegebenen Gesichtspunkten: Grammatik, Lexikographie, Hermeneutik, Wort- und höhere Kritik.

Durch viele Jahre waren die Klagen über Unrichtigkeiten und falsche Angaben in der Griechischen Grammatik herrschend; die Helleniſten ihrerseits, von der Einfachheit, Regelmäßigkeit und vollkommenen Analogie des Sprachbaues überzeugt, versicherten, daß der Wust von Regeln sich auf einfache und fruchtbare Grundgesetze zurückführen lasse, so daß jene nicht als die Eingebungen eigenwilliger Sprachtyrannei und launenhafter Willkür erscheinen; daß ferner Anomalieen und Ausnahmen nur in dem Lichte höherer, allgemeinerer Prinzipien betrachtet werden müßten, deren Einwirkung eben die Abweichungen von der Regel bestimmt und veranlaßt. Diese Reformation des grammatischen Studiums begann vor mehr als 20 Jahren. Ph. Buttmann war es, dessen mit ausgezeichnetem philosophischem Geiste gearbeitete Griechische Schul-Grammatik, durch die zahlreichen verschiedenen Ausgaben hindurch immer bereichert und verbessert, nicht wenig zur Verbreitung der Liebe zu dem Studium der Griechischen Sprache in Deutschland wirkte. Aus ihr hervorgegangen sind die Werke von Matthiä und Thiersch; in demselben Geiste verfaßt; die Verfasser haben in diesen Büchern gesammelt und methodisch geordnet eine reiche Saat eigener Bemerkungen, durch die unsere grammatischen Kenntnisse gefördert werden.

Andere Philologen ergriffen die Geschichte der Sprache, je nach den verschiedenen, zu gewissen Perioden, geltenden Formen, die Untersuchungen über die Principien, nach denen diese oder jene Sprachweise bevorrechtet ward, über den Einfluß der Analogie auf diese Formation, und überhaupt über die Gränzen dieser Sprachgesetzgebung. In diesem Sinne ist Lobeck's Phrynichus ein Schatz von Beobachtungen, wahr und neu zu gleicher Zeit, angelegt, und von der Ausbeute einer immensen Lektüre ausgestattet. Dahin zu rechnen sind: Schaefer's Anmerkungen zum Ellipsenwerk des Lambertus Bos **) so wie zum Gregorius von Corinth über die Dialekte und die Schrift des Dionysius über die Rhetorik, die von Hermann zum Viger, seine Abhandlungen über die Ellipse, den Pleonasmus, sein schönes Buch de emendande rationi gr. gr., seine tief eingehenden Forschungen über den Gebrauch der Griechischen Partikeln, welche die Bedeutung der Sätze so vielfach und fein nüancirt modificiren; die Syntax von Bernhardy, und die zahlreichen Einzelschriften geschickter Philologen; durch alles dies zusammen genommen hat das Studium der Griechischen Sprache ungeheure Fortschritte gethan. Freilich bedarf es, um den Werth dieser Bestrebungen, sowohl als für sich bestehender, als auch in ihrer Ein- und Unterordnung und Verhältnißmäßigkeit zu dem Ganzen, gehörig würdigen zu können, eines philosophischen und gelehrten Grammatikers, der die Geschichte der Griechischen Sprache in großen Umrissen aufstelle, der mit sicherer Hand ihre Epochen abmarke, der diese zerstreuten Bemerkungen auf einfache und ertragreiche Prinzipien zurückführe, und bestimmt die Lücken der Wissenschaft bezeichne.

Bei der Lateinischen Grammatik ist die Wegräumung alten Wustes für einen zu beginnenden Neubau nicht so dringendes Bedürfniß; die lateinische Sprache bietet weder durch ihre Geschichte einen so langen Weg von Veränderungen, noch durch ihre geographische Ausdehnung eine so reiche Fülle von Dialekt- und Ausdrucks-Differenzen dar. Ueberdies hat sie früh die ausgezeichnetsten Männer beschäftigt, wie einen Gerhard Johann Vossius, Perizonius, J. C. Scaliger, Ruddimann u. A., welche sie früh auf einen höheren Standpunkt förderten, als den die Griechische Grammatik einnahm. Wie indeß die Fortschritte dieser nothwendig auf jene rückwirken mußten, besonders in Rücksicht der poetischen und prosaischen Syntax; wie man ferner einsehen lernte, daß die Bemühungen der Etymologen, aus dem Lateinischen einen Dialekt des Griechischen zu machen, keinen eben günstigen Erfolg hatten, wandte man sich einerseits auf eine sorgfältigere Durchforschung der syntaktischen Verhältnisse, andererseits auf die Ergründung der lateinischen Wörter, indem man auf ihre primitivsten Formen zurückging, den Veränderungen nachging, die sie durch den Gebrauch erfuhren, und durch geistvolle Combination Beziehungen entdeckte, die früher nicht geahnt werden.

Beide Richtungen des Studiums haben werthvolle Arbeiten hervorgerufen; ersterer verdanken wir einen Schatz grammatischer Bemerkungen, die in zahlreichen Commentaren niedergelegt sind, und dann in größerem Zusammenhange in die Grammatiken (von Grotefend, Ramshorn, Zumpt, dessen Werk in's Französische und Englische übersetzt ist) übergingen. So haben wir auch die Forschungen Krügers, über einzelne, grammatische Punkte mit Kenntniß und feinem Sinne gemacht; — die neuere Arbeit Grysar's über die lateinische Idiotismen *), die zugleich eine Ergänzung zu den Elementar-Grammatiken bildet, und in der mehrere interessante Gegenstände, wie der Gebrauch des Pronomen, Wortstellung u. s. w. sorgfältig behandelt werden: und endlich auch noch die neue Ausgabe des Turfellinus durch Hand **) durch neue Observationen und gutgewählte Beispiele bereichert, namentlich aufzuführen. Jene andere, von uns angedeutete Richtung hat den Impuls zu einigen Werken gegeben, die über die ersten Anfänge und Erscheinungen der lateinischen Sprache richtigere Vorstellungen verbreitet haben. So die lateinische Grammatik von Konrad Leopold Schneider. Von einer anderu Seite hat neuerdings Doederlein die Etymologie vieler Wörter aufgefunden, um sich ihres primitiven Sinnes für die synonymische Zusammenstellung zu versichern; er hat auf die reichen Hülfsquellen des Latein für Zusammensetzung und Ableitung aufmerksam gemacht und gezeigt, daß durch Beobachtung des Ganges der Formation für die Ermittelung der wahren Etymologie Wörter in Zusammenhang treten, die man bis jetzt für radikal verschieden gehalten.

Wir schließen unsere Bemerkungen über Griechische Grammatiker mit Erwähnung der neueren Leistungen für die alten Grammatiker durch Bekker, Bachmann, Boissonade, Dindorf, so wie der Sammlung Lateinischer Grammatiker durch Lindemann, welche vortheilhaft die unvollständigen Collectionen des Dionysius, Godofredus und Putschius' ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Verfasser hat bei dieser fabrikmäßigen Vertheilung der Functionen vergessen, einen Chef auszusondern, der die meist in Complicationen erscheinenden philologischen Aufgaben erst chemisch analysirt und unter die Arbeiter gehörigen Ortes und Faches vertheilt. Wenn ferner ein solcher Fach-Historiker unglücklicherweise eine Emendation macht, so muß er sie entweder herunterschlucken oder dem Fach-Kritiker überweisen!

**) Das — fatal genug! — selbst ein wahrer literärischer Pleonasmus ist!

*) Daß dieser Gebrauch des Wortes „Idiotism" selbst ein Idiotism sey, könnte man zwar nun endlich wissen, da es Hermann zum Viger längst gelehrt hat; doch scheint der Mißbrauch entweder noch zu jung oder schon zu alt, um ohne Weiteres abgestellt zu werden! In der Philologie wird auch der Irrthum kanonisch.

**) Daß dies Werk Hand's handwerksmäßig gemacht sey, will von Einsichtigen hier und da verlauten. D. Uebers.

Frankreich.

Babylon, Karthago und Rom.

Aus dem zweiten Bande des so eben erschienenen Werkes: „Literatur und Philosophie", von Victor Hugo.

Es müßte, unseres Bedünkens, ein Bild von Größe und Neuheit geben, wenn man den Versuch machte, die vollständige Geschichte der Kultur vor unseren Augen abzurollen — aufzuzeigen, wie sie stufenweis von Jahrhundert zu Jahrhundert sich über den Erdkreis verbreitet und der Reihe nach alle Theile der Welt ergreift — zu sehen, wie sie in Asien anbricht, in Mittel-Indien, dem Lande der Wunder, wohin die Sagen der Völker das irdische Paradies verlegen. So wie des Tages, ist der Bildung und Entwicklung Aufgang im Osten. Nach und nach erwacht sie und regt sich in ihrer Asiatischen Urwiege. Mit dem einen Arm legt sie China an ein Ende der Welt, mit Hieroglyphen, Feuerwaffen und Buchdruckerkunst, als einen ersten Entwurf ihrer künftigen Werke, als ein unumstößliches und unbewegliches Zeugniß dessen, was sie einmal leisten wird. Mit dem anderen wirft sie gegen Abend hin jene großen Weltreiche von Assyrien, Persien und Chaldäa, jene Wunderstädte, Babylon, Susa, Persepolis, die Häupter der Erde, die nicht einmal ihre Spuren bewahrt hat; dann, während der übrige Erdkreis in tiefem Dunkel liegt, der höchste Glanz der theokratischen Bildungsstufe im Orient, von dem man kaum durch so viele Jahrhunderte hindurch noch einzelne Strahlen gewahrt, einzelne Riesenspuren, und der uns fabelhaft scheint, so fern, undeutlich und trübe ist er geworden! Immer schreitet die Bildung vorwärts und entwickelt sich unaufhörlich; das Innere der Länder genügt ihr nicht mehr, sie siedelt sich an dem Gestade der Meere an; auf die Ackerbauer und Hirten folgen die Geschlechter der Fischer und Handeltreibenden. Phönizier und Phrygier treten auf, Sidon, Troja, Sarepta erstehen, Tyrus, welche die Meere schlägt mit den Flügeln von tausend Schiffen; endlich auf der Stufe, Asien zu überschreiten, gründet der Geist an den Gränzen Afrika's jenes räthselhafte Aegypten, jenes Volk von Priestern und Kaufleuten, Ackerbauern und Seefahrern, welches gewissermaßen den Uebergang bildet von der Asiatischen Bildung zur Afrikanischen, von den theokratischen Welt-Monarchieen zu den handeltreibenden Republiken, von Babylon zu Karthago.

In Aegypten treffen in Wahrheit die drei auf einander folgenden Bildungsstufen Asiens, Afrikas und Europas zusammen. Aegypten ist der Schlußstein des alten Kontinents. Hier thut sich seine Bildung, so zu sagen, aus einander; sie gewinnt eine zwiefache Richtung, eine nördlich, eine westlich; während Aegypten in Europa Griechenland hervorruft, bringt Sidon nach Afrika Karthago — nun verändert sich der Schauplatz, Asien tritt in den Hintergrund. Afrika tritt nun auf, und die Karthager nehmen das Werk der Phönizier, ihrer Väter, auf und vollführen es. Während sich in ihrem Rücken, als Strebepfeiler ihrer Herrschaft, jene Königreiche von Nubien, Abyssinien, Nigritien, Aethiopien, Numidien erheben, während es

fruchtbar wird und sich bevölkert, dies glühende Land, das die Juba's und Jugurtha's tragen soll, unterwirft sich Karthago die Meere und geht auf Abenteuer aus. Es segelt nach Sicilien, nach Korsika, nach Sardinien; bald wird ihm das Mittelländische Meer zu eng, seine zahllosen Schiffe durchbrechen die Säulen des Herkules, wo später die furchtsame Schifffahrt der Griechen und Römer die Gränzen der Welt vermeinte. Bald gehen die Karthagischen Kolonieen über die Hispanische Halbinsel hinaus, wagen sich in den Ocean, dringen kühn in den Norden, und die westlichen Küsten hinausschiffend, bringen sie die Phönizische Sprache zuerst nach Biscaya, wo die Farbe fremder Wörter in der alten Iberischen Sprache zu finden, dann nach Irland, nach Wales, nach Armorika, wo sie noch heutzutage, mit dem ursprünglichen Celtisch gemischt, existirt. Kunde und Lehre bringen sie diesen wilden Völkerschaften von ihren Künsten, ihrem Handel, ihrer Religion; der Dienst des Karthagischen Saturns, aus dem der Celtische Teut wird — die Menschenopfer, ja sogar der bestimmte Gebrauch, dem zufolge die Opfer in Weidengeflechte, die menschliche Form hatten, gesteckt und so lebendig verbrannt wurden.

So giebt Karthago den Celten, was es von der Asiatischen Theokratie empfangen. Die Druiden sind Magier, nur durch Afrika hindurchgegangen. Alles bei diesen Völkern zeugt für ihre Verbindung mit dem Orient. Ihre rohen Denkmäler haben etwas Aegyptisches an sich. Ungeschlachte Hieroglyphen, Punische Schriftzeichen treten an den Flächen derselben hervor, die bis dahin kein Eisen berührt hatte, und es ist nicht bewiesen, ob es nicht die mächtige Karthaginensische Schifffahrt gewesen, die an das Gestade von Armorika jenes Hieroglyphen-Denkmal gebracht, unser Karnak, jenes riesenhafte, ewige Buch, dessen Sinn den Jahrhunderten verloren gegangen, und vor dem jeder Buchstabe ein Granit-Obelisk ist — wie Theben hat die Bretagne ihre Säulenhalle von Karnak.

Und die Punische Kühnheit hat hier vielleicht noch nicht Halt gemacht. Wer weiß, bis wohin Karthago gedrungen ist? Ist es nicht seltsam, daß man nach Verlauf so vieler Jahrhunderte den Dienst der Sonne, des Assyrischen Bel, des Persischen Mithra, in voller Frische in Amerika angetroffen? nicht erstaunenswerth, daß man dort Vestalinnen (die Töchter der Sonne), Reste des Asiatischen und Afrikanischen Priesterthums, die Rom ebenfalls von Karthago entlehnt hatte, wiedergefunden hat? Und ist es endlich nicht höchst wunderbar, daß jene Ruinen von Peru und Mexiko, diese stolzen Zeugen einer alten untergegangenen Kultur, in Ausdruck und Verzierungen den Syrischen Denkmälern, ihrer Gestalt und ihren Hieroglyphen nach, der Aegyptischen Architektur so gewaltig ähnlich sehen?... — Wie dem auch sey, der Karthagische Koloß, der Herr der Meere, der Erbe der Kultur Asiens, mit dem einen Arm auf Aegypten gestützt, mit dem anderen schon Europa umfassend, ist eine kurze Zeit lang der Mittelpunkt der Völker, die Achse, um die sich der Erdball dreht. Da hat Afrika die Weltherrschaft.

Mittlerweile streute die Kultur ihre Saat in Griechenland aus. Dort schlug sie Wurzel und entwickelte sich; vom ersten Emporsprossen an bringt sie ein Volk hervor, tüchtig, sich gegen die Einfälle Asien's, gegen die übermüthigen Ansprüche dieser alten Mutter der Völker zu vertheidigen. Wenn indessen dies Volk das heilige Feuer zu bewahren verstand, so war ihm nicht gegeben, eine Ausbreitung und Fortpflanzung zu bewirken.*) Es fehlte Griechenland an einer Hauptstadt und an Vereinigung; es ist in kleine Republiken gespalten, die sich unter einander bekämpfen, und in deren Innern alle Regierungsformen in einander gähren, Demokratie, Oligarchie, Aristokratie, Königthum; die Griechische Welt, hier durch die frühe Blüthe der Künste entnervt, dort durch engherzige Gesetze in Bande geschlagen, hat mehr Schönheit als Kraft, mehr Glanz als Größe, und die Bildung verfeinert sich dort, ehe sie zu erstarken vermag. Auch entreißt den Händen Griechenland's in Eil Rom die Fackel Europa's, schwingt sie von der Höhe des Kapitols und versendet ihre überraschenden Strahlen rings umher: Rom, seinem furchtbaren Sinnbilde, dem Adler, ähnlich, breitet weit seine Flügel aus, greift mächtig aus mit seinen Fängen, packt das Geschoß des Donnerers und schwingt sich damit empor. Karthago ist die Sonne der Welt, auf Karthago sind seine Blicke gerichtet. Karthago ist die Herrin der Meere, Herrin der Reiche und Völker — Eine prachtvolle Stadt, voll von Glanz und Ueberfluß, strahlend in fremden Künsten des Orients — ein fertiger und vollendeter Staat, der sein Geschäft, seine Zeit und seine Menschen hat. Afrika's Hauptstadt steht sie auf dem Gipfel ihrer Entwickelung, kann nicht höher steigen, und jeder Schritt darüber hinaus ist schon ein Schritt abwärts. Rom dagegen hat nichts; hat zwar schon alle Vortheile, die sich ihm dargeboten, wahrgenommen; aber genommen mehr, um zu nehmen, als um reich zu werden. Es ist noch halb wild, noch halb barbarisch. Seine Erziehung hat es mit seinem Glücke zugleich zu machen. Alles vor, nichts hinter sich. Eine Zeitlang leben die beiden Völker einander gegenüber, das eine in seinem Glanze ruhend, das andere an Größe zunehmend; aber nach und nach beginnt ihnen die Luft und der Raum zu fehlen, sich neben einander zu entwickeln. Rom fängt an, Karthago beschwerlich zu werden. Schon lange ist Karthago Rom's Verdruß. Auf dem gegenüberliegenden Ufern des Mittelländischen Meeres thronend, betrachten sich die beiden Städte Aug' in Auge; dies Meer ist nicht mehr breit genug, sie zu trennen. Europa und Afrika gerathen an einander. Zweien elektrischen Wolken gleich, kommen sie einander zu nah', und entladen sich in Blitz und Donner.

Nun beginnt die Katastrophe des großen Dramas. Welche Spieler auf der Bühne! Zwei Nationen, diese Kaufleute und Schiffer, jene Ackerbauer und Krieger; zwei Völker — das eine durch das Gold, das andere durch das Eisen herrschend; zwei Republiken, die eine theokratisch, die andere aristokratisch — Rom und Karthago; Rom mit seinem Heere, Karthago mit seiner Flotte; Karthago, die reiche, erfahrene listengewohnte Stadt; Rom jung, arm und tapfer; die Vergangenheit und die Zukunft; der Geist der Entdeckung und der Geist der Eroberung; der Genius der Reisen und des Handels; der Dämon des Krieges und des Ehrgeizes; der Orient und der Süden auf der einen Seite, der Occident und der Norden auf der anderen; zwei Welten endlich, die Bildung Afrika's und die Bildung Europa's.

Beide messen sich mit den Augen.

Rom, schon zu beengt in der ihm bekannten Welt, sammelt alle seine Kräfte und alle seine Völker. Karthago, dem Spanien unterthan ist, Armorika und jenes Britannien, das sich die Römer am Ende der Welt dachten, hat schon längst Anker geworfen, und steht schon auf Europäischem Boden.

Der Kampf bricht aus, Rom ahmt im Großen die Seemacht seiner Nebenbuhlerin nach. Der Krieg entbrennt anfangs auf der Halbinsel und auf den Inseln. Rom drängt Karthago nach Sicilien, wo schon Griechenland mit Aegypten zusammengetroffen war, nach Spanien, wo später noch einmal Europa und Afrika, der Orient und der Occident, der Süden und der Norden, mit einander ringen sollten.

Nach und nach wird der Kampf heftiger, die Welt lodert in Flammen, die Kolosse fallen sich an, Leib an Leib; einer umschlingt den anderen, läßt ihn wieder los, umschlingt ihn zum zweitenmal. Sie suchen sich und entrinnen einander. Karthago übersteigt die Alpen, Rom geht über die Meere.

Die beiden Völker, zu Personen geworden in zweien Männern, in Hannibal und Scipio, umfassen sich mit der höchsten Gewalt der Wuth. Es wird ein Kampf auf Leben und Tod. Rom wankt, stößt einen Angstschrei aus: Hannibal ad portas. Aber es gewinnt wieder festen Fuß, erschöpft alle seine Kräfte zu einem letzten entscheidenden Schlage, wirft sich auf Karthago und vertilgt es von der Erde.

Da beginnt das große Schauspiel, das die Geschichte gesehen. Es ist nicht nur ein Thron, der zerbricht — nicht nur eine versinkende Stadt, ein untergehendes Volk. Es ist etwas, was nur einmal gesehen worden — ein verlöschendes Gestirn — eine ganze Welt, die zu Grunde geht; ein Geschlecht, das ein anderes unter diesen Trümmern begräbt.

Ohne Erbarmen thut es das. Nichts darf von Karthago übrig bleiben. Die künftigen Jahrhunderte sollen nichts von ihm wissen, als was seinem unversöhnlichen Feinde gefallen wird.

Sie sollen nur durch einen Schleier dichten Dunkels diese Hauptstadt Afrika's erblicken, ihre barbarische Kultur, die schlechte Form ihrer Regierung, ihre blutige Religion, ihr Volk und ihre Künste, ihre griesenhaften Denkmäler, ihre Flotten mit ihrem Griechischen Feuer, und jenen anderen Erdkreis, der nur ihren Piloten bekannt war, und den das Römische Alterthum die untergegangene Welt nennt.

Nichts soll davon übrigbleiben. Nur sollte Rom lange Zeit nachher noch athemlos von seinen Siegen in sich selber versinken und wie in einem tiefen Traume sagen: Africa portentosa.

Schöpfen wir Athem mit ihm; das große Werk ist vollbracht. Der Streit der beiden Hälften der Erde ist entschieden. Diese Reaction des Occident auf den Orient hatte Griechenland schon zweimal versucht. Argos hatte Troja zerstört. Alexander war, ein Schrecken, durch Persien hindurch bis an den Indus gedrungen. Aber die Griechischen Fürsten hatten nur eine Stadt, nur ein Reich zerstört; aber der Macedonische Abenteurer hatte nur eine Lücke gemacht in dem alten Asien, die sich sogleich wieder über ihm zugeschlossen. Dazu, daß Europa in diesem ungeheuren Drama die Hauptrolle spielen sollte, daß der orientalischen Bildung der Todesstreich versetzt würde, dazu bedurfte es mehr als eines Achill, bedurfte es mehr als eines Alexanders; bedurfte es Rom's.

Tiefsinnende Geister können sich hier der Frage nicht erwehren, was wohl aus dem menschlichen Geschlecht geworden seyn möchte, wenn Karthago in diesem Streite gesiegt hätte? Der Schauplatz von zwei Jahrtausenden wäre ein anderer geworden. Die Kaufleute hätten regiert und nicht die Krieger.

Europa wäre in der Nacht seiner Wüsteneien und Wälder geblieben. Es hätte sich auf der Erde etwas durchaus Unbekanntes gegründet. Es konnte so nicht seyn. Der Sand und die Wüste forderten Afrika zurück, und es mußte die Weltbühne an Europa abtreten.

In Wahrheit, vom Fall Karthago's an dringt die Bildung mit Macht vorwärts. Rom gewinnt einen ungeheuren Wachsthum und entwickelt sich zu solcher Fülle, daß es sich zu theilen beginnt. Erobrer des Erdkreises, führt es, als es keine auswärtigen Kriege mehr zu führen giebt, den Bürgerkrieg. Wie eine alte Eiche, reißt es von einander, entwurzelt sich aber dabei.

Unterdessen ist die Entwickelung der Kultur auf seinem Boden einheimisch geworden — sie ist die Wurzel der Bildung geworden, sie wird ihr Stamm, wird ihre Krone. Vergeblich ist der Versuch der Cäsaren, den sie in der Thorheit ihrer Macht wagen, die alte ewige Stadt abzubrechen und die Hauptstadt der Welt nach dem Orient verpflanzen zu wollen. Sie sind es, die dahingehen, die Bildung folgt ihnen nicht nach, sie aber gehen der Barbarei entgegen. Byzanz wird Stambul; Rom bleibt Rom.

An die Stelle des Kapitols tritt der Vatikan, das ist Alles. Rings herum versinkt die alte Welt; nur die heilige Stadt verjüngt sich neu; sie herrschte durch die Kraft, nun herrscht sie durch den

*) Soll dies etwa eine captatio benevolentiae zu Gunsten Frankreich's auf Kosten Griechenland's seyn? Mindestens scheint auch der unmittelbar folgende Satz den Pariser zu verrathen, der immer vergißt, wie viel in Italien und in Deutschland der Mangel einer einzigen Hauptstadt der Verbreitung allgemeiner Bildung förderlicher gewesen ist, als die Centralisation in Frankreich.

Glauben, mächtiger als durch die Kraft. Petrus ist Cäsar's Erbe. Rom verrichtet keine Thaten mehr, es spricht nur, und sein Wort ist ein Donner. Seine Blitze sind hinführo der Schrecken der Seelen. Auf den Geist der Eroberung folgt der Geist der Bekehrung. Mittelpunkt der Welt, hat es sein Echo unter allen Nationen, und was ein Mensch vom päpstlichen Altan herab zur heiligen Stadt spricht, das ist auch zum Erdkreis gesprochen; urbi et orbi. So bildet Europa eine Theokratie, wie Afrika eine, wie Asien eine gebildet. Alles läßt sich zusammenfassen in drei Städte: Babylon, Karthago, Rom. Ein Lehrer waltet von seiner Kanzel herab über die Könige auf den Thronen. Als Hauptort des Christenthums, ist Rom nothwendiger Hauptort der gebildeten Welt. Einer wachsamen Mutter gleich, schirmt es die große Europäische Völkerfamilie und rettet sie zweimal, vor den Einbrüchen des Nordens und den Ueberschwemmungen des Südens. An seinen Mauern bricht sich die Kraft Attila's und der Vandalen — Rom schmiedet den Hammer, mit welchem Karl den Abderachman und die Araber zermalmt.

Bibliographie.

Recherches sur l'emplacement de Carthage, suivies de renseigemens sur plusieurs inscriptions puniques inédites. (Karthago.) Archäologische Untersuchungen, von C. T. Falbe.

Les recits du coin de feu. (Erzählungen.) Von Barandeguy-Dupont. 4 Fr.

Etude sur l'histoire des arts, ou tableau des progrès et de la décadence de la statuaire et de la peinture antique etc. (Geschichte der Kunst.) Von P. J. Dechazelle. 2 Bde. 15 Fr.

England.

A Voyage round the World etc. (Reise um die Welt.) Wanderungen in Afrika, Asien, Australien, Amerika u. s. w., von 1827 bis 1832. Von James Holman. 1ster Bd. London, 1834.

Der erste von vier Bänden, in welchen wir über eine Weltreise Bericht erhalten, die besonders darum merkwürdig zu nennen ist, weil die auf derselben angestellten mannigfachen Beobachtungen von einem des Augenlichts beraubten Reisenden herrühren. *) Etwanige Zweifel an der Zuverlässigkeit seiner Details, die wohl mancher Leser mit Recht aufwerfen könnte, mag der Verfasser selbst beseitigen:

„Meine Gesundheit", sagt der blinde Wanderer, „war so schwächlich und meine Nerven so abgespannt, daß ich mich für unfähig hielt, ohne Begleiter außerhalb meines Vaterlandes reisen zu können; allein die Wiederkehr meiner alten Kraft und Lebensfrische und die Concentration meines Strebens auf Einen Gegenstand weckten bald auch meine alte Leidenschaft wieder. So unternahm ich denn allein und ohne Augenlicht meine neue gefährliche Wanderschaft. **) So oft ich aller der Scenen gedenke, die an mir vorübergingen, und alles dessen, was ich in Erfahrung gebracht, kann ich nicht umhin, die Güte des Allmächtigen zu preisen, der mich in den Stand gesetzt hat, das größte physische Uebel zu überwinden, und zwar mit Hülfe eines Genusses, der mir stets über alle irdische Genüsse ging. — — — Das Malerische in der Natur ist mir allerdings verhüllt, und Werke der Kunst sind für mich bloße Umrisse der Schönheit, nur Einem Sinne zugänglich; aber vielleicht giebt eben dieser Umstand der Wißbegierde einen lebhafteren Impuls, indem ich die Einzelnheiten sorgfältiger prüfe, als mancher mit den ersten Eindrücken auf's Auge sich begnügende Reisende für nöthig hält. Der Schein kann mich nicht trügen; deshalb komme ich nicht so leicht in Gefahr, übereilte Schlüsse zu ziehen. Ich besuche eben so viele interessante Oerter als die meisten meiner Zeitgenossen, lasse mir die Dinge am Orte selbst beschreiben und glaube deshalb ein eben so gültiges Urtheil darüber fällen zu können, als hätte ich sie mit leiblichen Augen gesehen. Auch könnte ich viele lebende Zeugen meiner rastlosen Forschungen und meines unersättlichen Durstes nach Erkenntniß beibringen."

Im Juli 1827 verließ Holman England in dem Schiffe „Eden" (Capitain Owen), berührte Madeira und die Kanarischen Inseln und kam in Sierra Leone an. Hier giebt er uns Nachrichten von den Eingebornen, von der Wahl des Königs von Bullam, von der Kolonie Liberia, dem Lande Kruh, den Kriegen der Aschantihs. Das Meiste ist schon in öffentlichen Blättern mitgetheilt worden.

Zu Fernando Po ***) angelangt, giebt uns der Verfasser eine lebhafte Schilderung von den Gebräuchen der Eingebornen. So erzählt er bei einer Gelegenheit:

„Wir boten den Wilden zu ihrer Speise Salz an; allein sie wiesen es mit Abscheu zurück und wollten sogar unseren kleinen Salzvorrath wegwerfen. Eben so starke Abneigung zeigten sie gegen den Tabak. Als Einer von unserer Gesellschaft eben seine Cigarre anzünden wollte, streckte ihm der Priester, wie zum Verbote, seinen Stab entgegen, während die Anderen ihm das Anstecken zu erschweren suchten."

Herr Holman machte auf den Flüssen Bonny und Calabar einige Exkursionen ins Binnenland. Wir wählen daraus Folgendes:

— — — „Dieser Tag war der Sonntag der Kalabaren; allein der eben erfolgte Tod eines Bruders des regierenden Häuptlings störte die Feier desselben. Die Leichen-Ceremonie ist grausenerregend; doch halte ich es für Pflicht, sie zu beschreiben, um von dem entsetzlichen Aberglauben einen Begriff zu geben, der immer noch unter einem Volke besteht, das schon Jahrhunderte lang mit den Europäern Verkehr treibt. Als Einleitung sey es gesagt, daß man hier Menschen-Opfer in Ueberfluß bringt, nicht bloß zu Ehren des Königlichen Blutes, sondern auch beim Tode der Großen oder vielmehr der Reichen; denn Reichthümer, die man nach dem Besitze vieler Sklaven schätzt, sind das Einzige, was höheren Rang giebt. Bei der Bestattung des Königlichen Bruders mußten sechs Personen als Opfer bluten, drei Männer und drei Weiber, die man jedoch aus Barmherzigkeit zuvor vergiftet hatte. Fünf dieser armen Geschöpfe wurden aufgeknüpft und in das Grab des Prinzen gelegt. Des sechsten Opfers, einer jungen Favoritin, harrte ein noch entsetzlicheres Schicksal: man warf sie lebendig ins Grab, das man sofort mit Erde ausfüllte."

„Die Gesetze des Landes verdienen vielleicht mehr Aufmerksamkeit, als die irgend eines anderen Afrikanischen Urvolkes. Das ganze alte Calabar wird nach den sogenannten Egbo-Gesetzen regiert. Diese Gesetze giebt ein geheimer Rath, der Egbo-Rath, welcher in einem dazu bestimmten Gebäude sich versammelt. Der Häuptling führt den Vorsitz. Die Mitglieder haben verschiedene Rangstufen, die der Reihe nach erkauft werden müssen. Zuweilen nehmen sie auch Engländer als Mitglieder auf. So erhielt Capitain Burrell aus Liverpool die Würde eines Yampai, eine der bedeutendsten Chargen, die ihm sehr vortheilhaft war, weil er durch dieselbe zu seinem Gelde kam, das die Eingebornen ihm schuldig waren."

„Die Justizpflege dieser Herren ist folgende: Kann Jemand sein ausstehendes Geld nicht eintreiben, oder hat sonst irgend eine Beeinträchtigung stattgefunden, so bittet der Kläger zuerst den Häuptling, die Egbo's zusammen zu berufen, und macht ihn mit dem Gegenstand seiner Klage bekannt. Ist es dem Fürsten genehm, so versammeln sich die Egbo's alsbald, und in der ganzen Stadt werden Trommeln gerührt. Mit dem ersten Trommelschlag muß jede Frau, bei Strafe der Entbauptung, nach Hause gehen und darf nicht eher wieder im Freien erscheinen, als bis die Trommel zum zweiten Male wirbelt und somit andeutet, daß die Sitzung wieder aufgehoben sey. Ist die Beschwerde gerecht, so wird ein Egbo nach dem Hause des Verklagten geschickt und dieser zur Genugthuung aufgefordert. Von diesem Augenblick an wagt kein Bewohner des Hauses vor die Thüre zu treten, bis der Prozeß beendigt ist, widrigenfalls das Haus den Bewohnern über ihren Häuptern eingerissen wird. Der Exekutor ist von Kopf bis zu Füßen in schwarzes Netzwerk gekleidet, trägt eine Mütze mit langer Feder, an der Stirn ein paar Hörner und eine große Peitsche in der rechten Hand. Mehrere Glöckchen hängen ihm an Rücken und Knöcheln. Ein halbes Dutzend fantastisch gekleideter Bewaffneter folgt ihm. Ich fragte eines Tages den Fürsten, wer jener Egbo sey, der mit seinen Schellen dorthin liefe? „„Was, Ihr denkt, dieser Egbo sey ein Mensch? Er ist ein Teufel aus dem Busch; keine Seele kennt ihn""", war die Antwort."

Von Fernando Po fuhr Holman über Ascension nach Brasilien, wo er mit Capitain Lyon das Innere besuchte, und bis dahin reicht der erste Band dieser in ihrer Art höchst merkwürdigen Reisebeschreibung.

Bibliographie.

The legitimate consequences of reform. (Die gesetzlichen Folgen der Parlaments-Reform.) 7½ Sh.

Greenwich, its history etc. (Greenwich und seine Geschichte.) Von H. S. Richardson. 3½ Sh.

Mary Ogilvie. — Erzählung von Andrew Picker mit Verzierungen von Cruikshank. 5 Sh.

Life of Sir Walter Scott. (Das Leben Walter Scott's.) Nebst kritischen Anmerkungen zu seinen Schriften, von G. Allan. 10½ Sh.

Westall and Martin's Illustrations to the bible. (Biblische Darstellungen in Stahlstichen.) Nr. 1. 1 Sh. roy. 4. 2½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Hernan Perez del Pulgar. Unter diesem Titel hat der gegenwärtige Spanische Premier-Minister Don Martinez de la Rosa so eben eine Lebensbeschreibung des genannten Granatischen Helden erscheinen lassen, die er ein „Bosquejo historico", einen historischen Entwurf nennt. Don Martinez de la Rosa gehört zu den ausgezeichnetsten jetzt lebenden Spanischen Stilisten, und auch sein gegenwärtiges Werk wird als ein würdiges Seitenstück der historischen Arbeiten von Solis und Mariana bezeichnet.

— Steigen der Bevölkerung von St. Petersburg. Im Jahre 1725 zählte diese Residenz gegen 75,000 Bewohner; im J. 1735 gegen 105,000; im J. 1750 gegen 138,000; im J. 1775 gegen 185,000; im J. 1805 gegen 295,000 und im J. 1825 über 433,000. — Im Jahre 1740 gab es in St. Petersburg 1420 Häuser; im J. 1765 bereits 4040, worunter 460 steinerne, und im J. 1832 im Ganzen 8300, worunter 2712 von Stein. Die Zahl der Trinkhäuser und Branntweinläden beläuft sich auf 241; diese verkaufen jährlich im Durchschnitt zwischen 1,000,000 und 1,300,000 Eimer Branntwein. (Panorama von St. Petersburg.)

*) Lieutenant Holman trat sehr jung in den Englischen Marine-Dienst und war 26 Jahr alt, als er erblindete. Eine unüberwindliche Reiselust bemächtigte sich seiner, von dem Augenblicke an, wo der Anblick der Heimat ihn nicht mehr erfreuen konnte.

**) Der Verfasser war bereits in Kamtschatka und Sibirien gewesen.

***) Englisches Fort an der Küste von Ober-Guinea.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Freitag den 25. April 1834.

England.

Medwin's Memoiren über Shelley.*)

Jede Persönlichkeit schließt im innersten Schooße ihres Wesens etwas Räthselhaftes in sich, ja sie ist selbst — je größer und bedeutsamer, desto mehr — ein Räthsel, dessen Lösung und Aufhellung nur annäherungsweise möglich wird, wenn uns die gesammte Kenntniß aller einzelnen Beziehungen, Anlasse und Hemmnisse zu Gebote steht, deren Anknüpfungspunkte allerdings der Aeußerlichkeit des persönlichen Daseyns anheimzufallen scheinen, deren Faden aber oft genug bis in das innerste Mark des Seelenlebens hinübergreifen. Je verstecktet und der Weltbühne entrückter ein Leben verfließt, desto kleinlicher spitzen sich oft die Motive desselben zu; wenn aber Kunstwerke aus der verborgenen Werkstätte hervorgehen, so müssen wir diese aufsuchen, um jene zu verstehen. Shelley war und ist als Dichter in Deutschland wenig bekannt. Man hörte wohl von der satirischen Bitterkeit seiner Feder, oder von der melancholischen Ader seiner lyrischen Muse; allein, für ein allgemeines Publikum nicht bestimmt, schien auch das Wenige, das von seinen vielen Productionen dem Druck übergeben war, nicht zugänglich genug, um dem Uebersetzer bereit zu liegen. Nur in einigen Kreisen, wo man überhaupt auf die oft dunklen Irrgänge des Genies mit Theilnahme lauscht, wurde man durch die Kunde, Lord Byron habe mit einer seltenen Treue der Liebe an ihm gehangen, auf Shelley aufmerksam. Byron nämlich, der sich bei dem Glanz seiner äußeren Erscheinung überall in Italien entgegengekommen sah, und den man, von dem Zauber seiner Persönlichkeit angeleckt, überall suchte, so daß er nach der launenhaft dämonischen Willkür seines Wesens mit den Neigungen Anderer, so lange es ihm beliebte, ein Spiel treiben konnte, schien hier selbst zu suchen und dauernde Liebe zu erstreben. Endlich war es auch Shelley's frühzeitiger plötzlicher Tod, der ein Interesse an ihm allgemeiner erweckte. Der seltsame Mensch hatte sich im jugendlich schwermüthigen Ueberdruß am Leben, wie seine Freunde sich erinnern, mehrmals einen Tod in den Meereswellen, und einen frühzeitigen gewünscht: und ihm, dem ein bitteres Geschick alle Lieblingspläne zerstört, alle Ziele seines Strebens entrückt hatte, ging dieser einzige Wunsch in Erfüllung. Im Meerbusen von Genua ward sein noch blühendes Leben ein Raub der stürmischen Wellen.

In den vorliegenden Denkwürdigkeiten über Shelley, deren Wiederabdruck aus Englischen Journalen willkommen seyn muß, hat der Capitain Medwin alle ihm zur Kunde gekommene äußere und innere Begegnisse seines Freundes zu einem Lebensabriß von mäßigem Umfang zusammengestellt, und während sonst Nachrichten aus dem Leben eines Dichters zum spezielleren Verständniß mancher seiner Werke, zumal lyrischer Explicationen, wichtig und wünschenswerth sind, deuten Medwin's Mittheilungen vielmehr nur auf uns unbekannte literarische Schätze hin, die bei Shelley's Gleichgültigkeit gegen Ruhm und Renommée nie gesammelt wurden, und bei der noch größeren Theilnahmlosigkeit der Mehrzahl seiner Landsleute gegen rein innerlich bewegte Naturen meistens als Manuscripte in seinem Nachlaß noch jetzt zurückgehalten werden. Der Capitain Medwin hat vielleicht selbst, indem er eine kleine Anzahl lyrischer Gedichte Shelley's nebst Bruchstücken in Prosa, theils allgemeine Reflexionen, theils Schilderungen einzelner Italiänischer Kunstgegenstände enthaltend, den vorliegenden Memoiren über seinen Freund angereihet hat, hiermit den Versuch machen wollen, ob sich unter denen, die an seinen Lebensschicksalen Antheil zu nehmen schienen, nicht auch für die Muse des merkwürdigen Mannes ein Publikum gewinnen ließe; allein das hier Mitgetheilte hat nur der Zufall dem Herausgeber in die Hände gespielt, und wie es keineswegs als eine Auswahl aus den hinterlassenen Papieren des Dichters anzusehen ist, dürfte sich nicht leicht ein volles Bild von Shelley's Produktivität daraus entnehmen lassen. Auch in Medwin's Nachrichten über des Freundes Leben, über die wir kürzlich hier referirten, ergiebt sich manche Lücke, für deren Ausfüllung uns nichts, als der Wunsch, übrig bleibt.

Percy Bysshe Shelley war zu London im August 1792 geboren. Wie es scheint, einer gewöhnlichen Grammar-School übergeben, entwickelte sich dort, wie in allen jugendlichen regsamen Köpfen der Englischen Nation, ein hartnäckiger Streit des erwachenden Eigenwillens mit den tyrannischen Satzungen der Anstalt, denen sich nur der minder Begabte ganz zu fügen zu können scheint, während der Aufgewecktere in solchem Zwang sich oft seine regelmäßige Ausbildung verkümmert. Noch mehr fühlte sich auf der Schule zu Eton sein Gemüth mit den ihm vorgezeichneten Bahnen in Mißklang, und im Widerspruch mit den nur klassische Bildung einseitig erzielenden Beschäftigungen zog ihn eine früh erwachte Liebe zum Romantischen, Mystischen und Wunderbaren zum Studium der Deutschen Literatur, das, obschon nur sehr fragmentarisch getrieben, nicht ohne Einfluß auf seine Dichtungsweise geblieben seyn kann. Schon in seinem funfzehnten Jahre fühlte er sich durch Bürgers Lenore zu ähnlichen Balladenklängen angeregt. Es sollte ihm jedoch nicht vergönnt seyn, im sanftbewegten Wellenschlag der Dichtung sein Leben zu verträumen; sein ganzer Mensch, als denkendes Einzelwesen und als Mitglied der Gesellschaft, sollte im Innersten eine Erschütterung erleiden, die auch sein äußeres Daseyn für die ganze Zeit seines Lebens haltungslos machte. Es war nur die momentane Verwirrung eines falsch geleiteten Gedankenzuges, wodurch er für immer zum Gegenstand des Hasses und der Verfolgung wurde. Shelley ergab sich auf Oxford-College dem Studium der Philosophie, und wenn sein Gemüth in der Lösung der tiefsten Probleme die einzige Befriedigung zu suchen bemüht war, gefiel sich doch sein scharf ausgebildeter Verstand in dem beharrlichen Eifer, die Gegensätze und Widersprüche des Denkens zu beleuchten und an ihnen zu verharren. Dem bisherigen Kreise der Freunde entzogen, ganz abgeschlossen und eigensinnig sich auf sich selbst verweisend, erreichte jene nationale Eigenheit, die der Engländer selbst so bezeichnend stiffness nennt, in seinem Aeußern den höchsten Grad, während die Skepsis, die sich seines inwendigen Menschen bemächtigt hatte, dazu das gefährliche Correlativ abgab. In dieser Stimmung und unter diesen Studien, die ihn in Hume's Essays sein Evangelium erblicken ließen, verfaßte er unter dem Titel: „Hinterlassene Werke meiner seligen Base" eine Reihe seltsamer, nach Medwin's Aeußerung, bald toller Gedichte, in denen sich eine atheistische, gotteslästernde Gesinnung so baar aussprach, daß ihr Verfasser in Folge eines akademischen Collegial-Spruches von der Universität förmlich ausgeschlossen und verwiesen wurde. Medwin weist hier auf die Deutschen Hochschulen mit der lobenden Bemerkung hin, daß man bei denselben die Verirrungen des Gedankens nicht an der Person zu strafen pflege; Fichte's Verhältnisse in Jena scheint er also nicht zu kennen. Für Shelley war jedoch die Verbannung von der Universität ein Ereigniß, das auf sein ganzes Leben zerstörend wirkte. Die gelehrte Laufbahn war ihm dadurch verschlossen, mit seiner ganzen Familie, über die uns eben so wenig wie über seine Kindheit Genügendes mitgetheilt wird, zerfiel er bei der Härte der orthodoxen väterlichen Gesinnung gänzlich, und eine tragische Scene reiht sich an die andere zu einer Kette von Unglücksfällen zusammen. Trotz der verfehlten Richtung seines Verstandes hatte sein Gemüth bisher noch immer Nahrung gehabt in einem engen Verhältniß zu Miß Harriet G., dessen Innigkeit eine in diese Periode fallende Novelle „Zastrozzi" verrathen soll, an welcher seine Freundin selbst, nach Medwin's Behauptung, einige Kapitel schrieb. Unter den betrübenden Folgen, welche der verdammende Urtheilsspruch der Oxforder Universität nach sich zog, war es für Shelley vielleicht die schmerzlichste, daß dies schöne Verhältniß dadurch für immer sich auflöste und er seine Geliebte bald als Gattin eines Anderen sah. Nach solchen Ereignissen mußte wohl ein tiefer Argwohn gegen die Treue der menschlichen Gesinnung in ihm Wurzel fassen, und seine hypochondrische Stimmung erreichte seitdem nicht selten einen solchen Grad, daß er alle Welt gegen sich verschworen, ja einen Preis auf seinen Kopf gesetzt wähnte. Die von Medwin geschilderte Scene, wo ein Fremder mit einem Pistol einen mißlungenen Angriff auf ihn wagt, hält der Erzähler selbst nur für eine Wirkung von Shelley's Einbildung. Erst später, in Italien, erlebte dieser es wirklich, daß der Haß gegen seine durch das Gerücht noch verschwärzte religiöse Ueberzeugung sich zu Thätlichkeiten gegen seine Person steigern konnte. Ein ihm unbekannter Landsmann drängte sich nämlich in dem Posthause zu Pisa zu ihm heran und fiel, als er seinen Namen nannte, mit dem Ausruf: „So sind Sie ja wohl der bekannte Gotteslängner!" in solcher Wuth über ihn her, daß der Ueberraschte ohnmächtig zu Boden stürzte. Schnell verließ der Fremde jedoch die Stadt, und durch vielfache Nachforschungen ergab sich nur, daß er ein Englischer Offizier sey, der in der Portugiesischen Armee gedient habe.

Um damals aber in England das Maß seines Unglücks übervoll zu machen, so hatte auch eine unregelmäßige Freigebigkeit seine Geldangelegenheiten in Verwirrung gebracht, und dies wie der Haß

*) The Shelley papers. Memoir of Percy Bysshe Shelley by T. Medwin. Lond. 1833. 8.

Aller, die er geliebt und geachtet, drängte ihn zu dem Entschluß, die Heimath vorläufig zu verlassen. Diese seine erste Kontinental-Reise führte ihn durch Frankreich, die Schweiz und den Rhein hinunter zurück. Vergeblich war er jedoch in London bemüht, die abgerissenen Fäden seiner Familienverhältnisse wieder anzuknüpfen; vielmehr scheint eine übereilte Heirath, zu welcher ihn nur der Drang, ein befreundetes Wesen sein nennen zu dürfen, getrieben haben mag, die Disharmonie seiner Lebensverhältnisse dauernd begründet zu haben. So sollte Alles an ihm, wie auch später sein Tod, das Ansehen einer früh und übereilt hervorgetriebenen, schnell verwelkten Blüthe gewinnen. Seine Ehe war nicht kinderlos; allein unverstanden und verkannt, blieb er auch im Verhältniß zu seiner Gattin ein Fremdling, und sein Gemüth verhärtete und vereinsamte immer mehr in sich selbst. Das verschwenderische Leben seiner Frau brachte ihn endlich zu dem Entschluß, sie ihrem Schicksal zu überlassen; er schied von seiner Heimath, und schiffte sich nach Italien ein, wo er mit Lord Byron zusammentraf. Ueber Shelley's Queen Mab waren zwischen beiden schon einige Briefe gewechselt; jetzt erst lernten sie sich in Genua persönlich kennen, und die Achtung, die sie vor einander hegt, ging bald in eine innige Freundschaft über. Die Aehnlichkeit ihrer Schicksale trug bei der Verwandtschaftlichkeit ihrer Gemüther nicht wenig dazu bei, dies Band fester zu knüpfen. Beide waren in freiwilliger und doch gezwungener Verbannung, über Beide hatte sich gleich sehr der böse Leumund der Welt ergossen, sie liebten Einsamkeit, und fanden, nach ihren eigenen Geständnissen, in den stillen Schauern einer Natur-Einöde den einzigen Balsam für die inneren Wunden. Nach Medwin's Darstellung war nun der Gewinn dieses Umgangs, der ihnen bald so sehr zum Bedürfniß wurde, daß sie jeden Tag, an dem sie sich nicht sahen, für einen verlornen hielten, weit mehr auf Byron's Seite, als hatte dessen sich mehr verwilderndes und verflüchtigendes Gemüth eines ruhigeren Tiefsinns bedurft, der allerdings in Shelley's denkender Seele lag. Der Verfasser der Memoiren geht so weit, seit dem Umgang mit Shelley für Byron den Anfang einer milderen, gedankenvolleren Poesie zu statuiren, und diese Hinneigung zu einer Seelenruhe, sogar in der zweiten Hälfte seines Childe Harold nachzuweisen, was wir in dieser speziellen Bestimmtheit dahingestellt seyn lassen. Shelley, der schon früher mit Deutscher Litteratur stückweise sich beschäftigt hatte, verwies den Freund auf Goethe; sie studierten beide den Faust, und für Byron resultirte aus diesem Studium bekanntlich seine Tragödie Manfred. Auch zu Plato wandten sie sich gemeinsam, und Shelley für seinen Theil gestand, daß er es der Lektüre des Phädon verdanke, vom Materialismus, dem er früher gehuldigt, zurückgekommen und geheilt zu seyn. In Bezug auf dieses philosophische Studium, dem sich Shelley vorzugsweise widmete, ergiebt sich nun auch zwischen Beiden in der That eine fortdauernde Differenz, und während der Genannte die nagenden Zweifel seines inneren Menschen hierin beschwichtigen zu können schien, sehen wir, wie sich im Gegentheil in Byrons späteren Gedichten nach wie vor derselbe Skepticismus der religiösen Gesinnung ausspricht. Ueberhaupt blieb der Grundton beider Gemüther, bei aller Verwandtschaftlichkeit ihrer Stimmung, ein sehr verschiedener. Das Gefühl der Verstoßenheit führte beide in die Wüsten und die dunklen Nachtgebiete des menschlichen Seelenlebens; allein, während Byron, sich an seinem Unglück weidend, in diesen Regionen lustwandelte, hielt sich Shelley durch einen nicht ganz geringen Theil Cynismus, den wir an seiner Natur wahrzunehmen glauben, gesichert und verwahrt gegen dies kokette Liebäugeln mit Melancholie und Verzweiflung. Weniger in dem Reichthum seiner eigenen Gaben schwelgend, weniger eitel, und vielleicht zu wenig darauf bedacht, der Welt sein Innerstes, seine dunklen aber auch seine lichten Seiten zu zeigen, lag in Shelley's Wesen der Drang, scharf, bestimmt und in einfacher Klarheit die dunklen Mächte der Gemüthswelt sich zu deuten, und durch diese Deutung sie zu bezwingen mit der Kraft des Bewußtseyns. So finden wir in Shelley's Versen — so weit ich mir bei der nur stückweisen Bekanntschaft mit seinen schwer zugänglichen Werken ein so bestimmtes Urtheil erlauben darf — nicht die tobende Wallung und die Gluth der Empfindung, aber auch nicht, wie sich dies Gegentheil in Byron gleich stark herausgebildet hat, die Fieberkälte der Gesinnung gegen die tiefsten Interessen des geheiligten Lebens. Byron gefällt sich in der Skepsis, und wenn die Dämonen der Verzweiflung an der Wahrheit im Diesseits und Jenseits ihn umflatterten, dünkte er sich ein geweihter Priester, dem die geheimste Offenbarung auszusprechen vergönnt sey. Shelley ging auf seine eigene Skeptik mit dialektischer Prüfung ein; er studierte und mühte sich denkend ab, wo Byron schwärmte und sich berauschte. Dabei blieb Shelley immer noch Dichter, und wenn ihn die Muse wieder heimsuchte, sprachen seine Verse von einer Zerknirschung, aber auch von einer Versöhnung, an die er glaubte, selbst wenn sie noch nicht völlig sein Eigenthum geworden war. „Und doch schwebte bei all' diesem redlichen Bemühen zur Klarheit und Beruhigung zu kommen, — nach Medwin's erschütternder Aeußerung (S. 101) — der Wahnsinn nur an einem Haar über seinem Haupt." Auch vieles, was Byron schrieb, möchte ich zur Erklärung dieser Worte hinzufügen, scheint einen Anflug momentaner Zerrüttung zu verrathen; wir finden bei ihm manchen abirrenden Gedankenzug, der festgehalten und eben für geworden, baare Tollheit seyn würde, der aber im Strom der Gefühlswellen wieder fortgespült wird und nur am Ufer, wo sein Ungestüm einschlug, die Spuren seiner verwüstenden Kraft zurücklässt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

A sketch of history of the Regium Donum. (Geschichte des Regium Donum und der parlamentarischen Bewilligung an arme Geistliche von dissentirenden Kirchen.) Von Thomas Rees. 1½ Sh.

The doctrines of the Baptists not dangerous. (Die Gefahrlosigkeit der Baptistischen Lehren.) Von H. Smith. 1½ Sh.

The Northman. — Gedicht von D. Gladden. 6 Sh.

The natural history of animalcules. (Beschreibung aller bekannten Infusionsthiere.) Von A. Pritchard. 8½ Sh.

Cosmorama. (Die Welt in Bildern.) Mit Erklärungen von J. Aspin. 4½ Sh. kol. 6 Sh.

Eustace Conway — oder Bruder und Schwester. Roman in 3 Bden.

An argument to prove the truth of christian revelation. (Beweis für die Wahrheit der christlichen Offenbarung.) Vom Grafen von Rosse. 10½ Sh.

History of the church of Christ. (Kirchengeschichte.) Von Milner. Neue Ausgabe. 4 Bde. 48 Sh.

Schweiz.

Uebersicht des jetzigen Standes und der neuesten Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie.

(Fortsetzung.)

Die Lexikographie sammelt den ganzen Bestand von Wörtern, sucht deren primitive und daraus abgeleitete Bedeutungen auf, geht dem Faden nach, der sie vereinigt, um die Ursprünge der Modificationen der Grundbedeutung nachzuweisen und die Nüancen, in denen synonyme Begriffe aus einander gehen. Es bedarf hierzu vielfacher Mittel, bei deren Anwendung gewisse Vorsichts-Maßregeln eintreten, die sich auf folgende drei hauptsächliche zurückführen lassen: die Autorität oder das Zeugniß, der Gebrauch oder die Vergleichung, und die Etymologie, welche die Analogie mit befaßt.

Seit einigen Jahren hat die Lexikographie ansehnliche Fortschritte gemacht; die Zahl der in den Wörterbüchern beider Sprachen verzeichneten Wörter ist beträchtlich vermehrt worden und mehrt sich täglich; die Bedeutungen derselben sind nicht nur sicherer gestellt, sondern auch besser geordnet; durch die Ermittelung der Grundbedeutung ist die Einsicht in die Redeweisen erhöhet worden, deren Gebrauch sonst willkürlich schien; man hat gute Arbeiten über Lateinische und Griechische Synonymik gewonnen. Doch fehlt noch viel, daß die Gesetze der Lexikographie so festgestellt seyen, wie ein wissenschaftlicher Geist es fordert; nur wenige Lexika sind frei von Konfusion in der Ableitung der Begriffe, und befolgen durchweg den consequenten Gang wissenschaftlicher Anordnung. Das Alter der Worte, die Phasen ihrer Existenz, die Unterbrechungen, die in ihrem Gebrauche stattgefunden, sind kaum Gegenstand der Beachtung, und doch ist dies Alles schon durch die bloße Namens-Angabe der Autoren geleistet; endlich, wie es uns bedünkt, hat man noch nicht die Analogie hinlänglich zu Rathe gezogen, deren Einfluß so mächtig wirken würde, um die Abschattungen in den Bedeutungen der zu einer Wurzel gehörigen Formen zu erkennen.

Dem ersten der drei von uns aufgestellten Ansprüche ist durch die Publication der alten Griechischen Lexikographen genügt. Diese Lexika oder doch Fragmente von Lexicis enthalten schätzbare Angaben über Bedeutung der Wörter; denn wie jung auch die meisten dieser Kompilatoren sind, so enthalten sie doch Auszüge aus älteren Schriften, die in die blühendste Alexandrinische Zeit hinaufreichen, und können uns wohl über die grammatikalischen Kenntnisse und lexikographischen Ansichten eines Aristarch, Zenodot, Apollonius u. A. belehren. Wir sind gar nicht gemeint, ihre Entscheidungen etwa ohne Prüfung als richtig geltend zu machen; vielmehr haben sie sich, in Ermangelung allgemeiner Sprach-Prinzipien und fester Grundsätze über eine gesunde Etymologie, grober Fehler schuldig gemacht; aber über die Bedeutung seltener Wörter, einzelner Dialekts-Eigenthümlichkeiten und anderer Singularitäten geben sie uns eine Auskunft, deren wir ohne sie entrathen müßten. Ferner gewährt die Einsicht in ihre Betrachtungsweise, in die von ihnen aufgestellten und treulich befolgten Regeln den Schlüssel zu zahlreichen Varianten und Corruptionen, die wir in den Texten der Klassiker vorfinden. Dasselbe gilt schließlich auch von Scholiasten und Grammatikern. — Minder reiche Ausbeute gewähren die Lateinischen Lexikographen; die in diesem Fache gemachten Entdeckungen beschränken sich auf einige Manuskripte von bereits bekannten Autoren. Indeß verdient, wie es uns scheint, das Buch des Festus: de significatione verborum, eine neue Prüfung; eben so der Isidorus von Sevilla. Hoffentlich wird Lindemann beide, nach Handschriften verbessert und erläutert, in seine Collection aufnehmen.

Die zweite Hülfsquelle, aus der die Lexikographie die Bedeutung der Wörter schöpft, ist der Gebrauch der Schriftsteller; diesem Lehrer verdanken wir Alle die Kenntniß der Bedeutung einer Unzahl von Wörtern und Ausdrücken, über die wir weder Wörterbuch noch Sprachkundige jemals befragten. Indeß findet sich bei jedem Autor beider Sprachen doch eine Summe problematischer Wörter, die sich durch Vergleichung der Stellen, an denen dasselbe Wort wiederkehrt, erklären. Diese Resultate, deren Fond das Wörterbuch bildet, das jedes Individuum in seinem Kopfe führt, müssen zum Frommen der Wissenschaft sorgfältig gesammelt und ordnungsmäßig klassifizirt werden; und hierzu scheint das passendste Mittel die Anfertigung von Indices zu jedem Autor, oder zu denen vereint, die analoge Materien behandeln. Durch die Indices zum Homer, Lucian, Demosthenes haben die Griechischen Lexika genug gewonnen; eben so die Lateinischen durch Ritelius, Ernesti. Sehr verdienstlich sind in dieser Rücksicht die neueren Arbeiten von Sturz, dessen Xenophontisches Glossar ein Meisterwerk der Art ist, Schweighäuser, Damm, und die Wörterbücher zu den Tragikern von Schneider, Hesler, Blomfield, Wellauer. Ein Index zum Platon ist so dringendes Bedürfniß für das Griechische, wie einer zum Cicero für die

Latinität. Durch dieses Einregistriren der Wörter bei den Autoren der verschiedensten Zeitalter und aller Dialekts-Formen gewinnt man auch die Materialien zu einem vollständigen Repertorium aller Sprach-Elemente und zu einer historischen Grammatik, die allgemeine Observationen und noch wenig gekannte Prinzipien bieten wird, aus der Vergleichung und Sichtung des reichen Stoffes resultirend. — Bei dieser Gelegenheit kann der vortreffliche Buttmanische Lexilogus nicht unerwähnt bleiben, ein Muster, wie Untersuchungen der Art über Einzelformen und Gebrauchsweise einzelner Autoren angestellt werden müssen.

Die Bemühungen der Holländischen Schule um Etymologie haben, trotz ihrer oft zu systematischen Richtung, Manches dazu beigetragen, eine feste Basis für dieses Studium zu gewinnen. Man ist auf dem von ihnen gebahnten Wege fortgeschritten, jedoch vorsichtiger, hat sich streng nur an das Faktische gehalten, kurz die Schlingen vermieden, in die das Systematisiren so leicht hineingeräth. Doch haben wir keine spezielle Leistung der Art namhaft zu machen, außer etwa Riemer's Auszug aus Schneider's Wörterbuch, der bei seiner vorwaltenden Tendenz für das Etymologische manche ingeniöse, ja zuweilen richtige Bemerkung gegeben hat.

Man hat neuerdings für die Ermittelung der Ursprünge der occidentalischen Sprachen, und namentlich der Griechischen, sich nach dem Sanskrit hingewandt. Ohne uns über Nutzen und Gehalt dieser Untersuchungen ein Urtheil anmaßen zu wollen, glauben wir doch sagen zu können, daß für die Fortschritte Griechischer Sprachkunde wenig Gewinn davon zu hoffen sey; denn ist auch eine Beziehung zwischen dem Sanskrit und dem Griechischen da, so hat dieses dennoch so entschieden seinen eigenen Gang und eine so bestimmt ausgeprägte Physiognomie angenommen, hat sich so frei und selbstständig entwickelt, daß es immer innerhalb seiner selbst studirt werden muß, und nach den Gesetzen der Analogie, die aus ihm selbst geschöpft sind, nicht aber aus einer fremden, gesetzt auch, daß es definitiv erwiesen wäre, daß es dieser seinen Ursprung verdanke. — Dies gilt nicht in gleichem Grade von der Lateinischen Sprache, da das Idiom, welches sich mit dem Griechischen zur Bildung dieser Sprache vereinigt hat, uns unbekannt ist, und das Lateinische Spuren genug darbietet, die es als eine abgeleitete Sprache charakterisiren. Wie wir bereits bemerkt, hat indeß Döderlein gezeigt, daß das Lateinische größere Beweglichkeit für Composition und Derivation besitzt, als man sonst geahnt, und daß es großen durchgreifenden Normen der Analogie folgt, die jedoch nicht so leicht erkennbar sind, als im Griechischen.

Dies sind die drei Hauptwege, auf welchen die Lateinische und Griechische Lexikographie der Lösung ihrer Aufgaben zugeht; und diese gewonnenen Resultate sind bereits in mehreren dem Gebrauche der Schule bestimmten Wörterbüchern niedergelegt, und sie haben zu einem innigeren Verständniß der alten Klassiker, besonders seit dem Gebrauche der Muttersprache zu deren Erklärung, vortheilhaft gewirkt. Wir müssen besonders Passow hier erwähnen, der unter dem bescheidenen Namen eines Auszugs aus Schneider's Wörterbuch ein Werk geliefert hat, das von Seiten der Anordnung, Methode und Genauigkeit alles Frühere übertrifft. Das vor 2 Jahren erschienene Griechisch-Französische Wörterbuch des H. Alexandre hat bei seinen unleugbaren Vorzügen vor früheren Werken der Art die ihm zustehenden Hülfsmittel nicht so benutzt, wie es zu wünschen war. — Unter den Lateinischen Schul-Wörterbüchern sind als die besseren die von Bauer, Lünemann, Kraft, Georges zu nennen; in Frankreich die von Wailly; doch kann der Wunsch nicht unterdrückt werden, daß man, besonders in Frankreich, der Abfassung mehr Sorgfalt widme, als bis jetzt diesen Werken zu Theil geworden, die bei weitem hinter den Ansprüchen zurückbleiben, zu welchen ihre weite Verbreitung und ausgedehnte Wirksamkeit berechtigen. Die Französischen Lateinischen Lexika sind durchaus unvollkommen.

Wenn aus dem Umfange eines Unternehmens für irgend ein wissenschaftliches Fach auf das diesem zugewandte Interesse ein Schluß gestattet ist, so zeigt die Englische Ausgabe des Stephanischen Thesaurus und die bei Firmin Didot noch im Erscheinen begriffene desselben Werkes, wie sehr die klassischen Studien in den letzten Jahren an Theilnahme und Ausbreitung gewonnen. Die Französische Ausgabe, 1831 begonnen, ist theils durch die politischen Begebnisse, theils durch die in dem Umfange des Unternehmens selbst liegenden Mißstände und Hindernisse erst wenig vorgeschritten. Die ersten drei Lieferungen, einen Theil des A umfassend, sind von Hase, Sinner und Fix besorgt; die vierte, den zweiten Band eröffnend, von Hase und den Brüdern Wilh. und Ludw. Dindorf. In dieser zeigt sich ein mehr uniformer Geist, mehr Verarbeitung des reichen Materials, und man fühlt sich durch Parenthesen, Kreuze und Zeichen weniger gestört, als früher, wo es oft schwer war, unter der Masse des Eingeschalteten den ursprünglichen Autor zu erkennen. Doch müssen wir wiederholentlich darauf hindeuten, daß dieser Uebelstand ganz abgestellt werde, und daß je größer der Reichthum, desto dringender das Bedürfniß der Ordnung. — Wir stimmen gern in das dem Werke des Stephanus von den einsichtsvollen Richtern gegebene Lob, müssen aber doch mit Anderen bedauern, daß eine allzu große Verehrung für den großen Namen des Urhebers einen gänzlichen Umguß des Werkes verhindert, durch den es dem jetzigen Stande der Wissenschaft allein genügen kann. Gerade das wäre Zeichen dankbarster Verehrung gegen den Gründer, der dieses Werk jahrelcser Nachtwachen und Mühen gewiß nur in dem Bewußtseyn und der Hoffnung ausführte, daß es seiner Zeit durch ein vollkommeneres würde ersetzt werden. Doch sehen wir erwartungsvoll und mit der innigsten Anerkennung für die Gelehrsamkeit, die Ausdauer und Einsicht seiner Bearbeiter der Fortsetzung entgegen.

Der Lateinische Thesaurus des Robert Stephanus hat nicht so lange, als der Griechische seines Sohnes, auf einen Ueberarbeiter warten dürfen, der es den Bedürfnissen der Wissenschaft gemäßer gemacht. Außer den zahlreichen Editionen im 16ten Jahrhundert ist es neu erschienen im achtzehnten zu Basel durch Ant. Birrius, mit den Zusätzen des Henr. Estienne, die sich am Rande eines Exemplares der Genfer Bibliothek fanden. Dies Werk lag dem Gesnerschen Thesaurus zu Grunde, so wie es gewiß eine reiche Hülfsquelle für den trefflichen Forcellini war. Von diesem letzteren erscheint in Italien eine neue Ausgabe, vermehrt und verbessert durch Furlanetta; eine andere in Deutschland unter Voigtländer's und Hertel's Leitung, die, trotz bedeutender Mängel, nicht ohne alles Verdienst ist.

Die Hermeneutik oder Auslegung der alten Klassiker kann und darf keine andere Basis haben, als eine nach Grammatik und Wörterbuch gemachte wörtliche Uebersetzung; verläßt man diesen Grund, so wird der Schritt unsicher und man fällt in haltungslose Hypothesen und Konjekturen. Doch reicht diese wörtliche Uebersetzung nicht aus, um uns in den Sinn des Autors einzuführen; dazu bedarf es noch anderer Hülfsmittel, die mit dem uns schon Bekannten zusammen die Wissenschaft der Hermeneutik bilden. Diese Hülfsmittel sind innere oder äußere; sie werden uns entweder durch das Werk des Autors selbst, oder in den Werken seiner Zeitgenossen geboten, oder auch durch die Arbeiten, welche im Alterthume schon, und dann in neuerer Zeit es zu erklären versucht haben. In dem Autor finden wir ein Erläuterungsmittel, wenn wir seinen Stil, seine Lieblings-Wendungen sorgfältig studiren; wenn wir jedes Stück, jede Periode in ihrem Zusammenhange zu begreifen suchen; wenn wir in seine Eigenthümlichkeiten, seine Intentionen und Zwecke dringen; endlich, indem wir ihn mit sich selbst vergleichen und uns selbst möglichst mit ihm identifiziren, um die von ihm unvollendet gelassenen Gedanken zu ergänzen und seine Ideen in den dunkeln Ausdrücken wieder zu erkennen. — Reicht dies nicht aus, so haben wir uns an seine Zeitgenossen zu wenden, an die, welche denselben oder verwandte Gegenstände behandelt, so daß wir Dichter durch Dichter, Redner durch Redner, Philosophen durch Philosophen erläutern. Weiter hat man auf die Schüler des Meisters, die Nachahmer, die alten Scholiasten und modernen Interpreten zu rekurriren. Endlich müssen Geschichte, Mythologie, Geographie, Kenntniß der Gebräuche, überhaupt die von den Alten kultivirten Wissenschaften das ihrige beisteuern zu einem vollkommenen Verständniß der Autoren.

Außer diesen allgemeinen Prinzipien folgt die Hermeneutik noch ihrem eigenen Gange, in Rücksicht auf die Gattung der Darstellung, welcher der Autor angehört. Bei einem Dichter wird es darauf ankommen, die Verjüngungen nachzuweisen, mit denen er seinen Ausdruck ausgestattet, die Bilder, mit denen er seine Gedanken verschönt, die Quelle seiner Anspielungen, die Zweckmäßigkeit und Veranlassung der Redefiguren, Licenzen und Kühnheiten des Stils ꝛc. Bei der Erläuterung eines Redners wird es Aufgabe, den Leser möglichst in eine Lage zu versetzen, welche der der Zuhörer analog ist; der Gegenstand der Rede, die wechselseitige Beziehung der entgegenstehenden Parteien, die vorhergegangenen Umstände, die gerichtliche Ordnung, die in dem Rechtshandel angezogenen Gesetze, der Charakter des Redners, die Disposition der Richter oder der Versammlung — müssen erläutert werden. Bei einem Philosophen hat die Hermeneutik anzugeben, welcher Sekte er angehöre, welches deren Prinzipien seyen, die zur Zeit des Autors im Schwange gehenden philosophischen Ansichten; es muß der vorgesetzte Zweck gezeigt werden, die Wahrheit der Aussprüche gewürdigt, ihre Verkettung hervorgehoben, des Autors eigenthümliche und die von ihm bekämpfte Ansicht sorgfältig gesondert, die von ihm angefochtenen und dagegen als fest zu begründenden Sätze aus einander gehalten werden. Endlich — handelt es sich um einen Historiker, Kritiker, einen belehrenden Schriftsteller: dann nimmt die Hermeneutik Alles zu Hülfe, was zum Verständniß dieser verschiedenen Schriftsteller beitragen kann. (!!) (Schluß folgt.)

Frankreich.

Künstler-Portraits.

III. Odry.

Odry ist ein Schauspieler, dem man, was das Niedrigkomische anbelangt, einen von allen übrigen seiner Genossen ganz geschiedenen besonderen Platz anweisen muß. Man denke sich das Allerunvernünftigste, das Possierlichste, das Tollste, das Drolligste, das Närrisch-lustigste; man denke sich die Thorheit selber, die an ihr Ich glaubt, Jabots macht und anlegt, die wie ein Schmetterling herumflattert, die Madrigale zusammenreimt, die alle Mienen der Abgeschmacktheit annimmt, die verführen oder raisonniren will; man denke sich die bürgerliche Eitelkeit, die sich durch nichts außer Fassung bringen läßt, die Tölpelhaftigkeit des Bauern in ihrer ganzen Breite, die Malice des Pariser Arbeiters in ihrer ganz ungezwungenen naiven Gestalt, den Schöngeist aus dem großen Haufen in seiner ganzen prätensiösen Haltung; man denke sich dies Alles und was man sonst noch immer will hinzu, und man wird kaum eine Idee von Odry bekommen.

Das, was Potier gelang, ist auch Odry gelungen, obwohl es schien, daß es Niemand gelingen könnte. Odry redet das Publikum mit Sicherheit, mit Vertraulichkeit an; er spottet über sich selbst, er spottet über das Publikum, und das Publikum lacht über Odry, über jenen Odry, der nicht bloß sich, sondern auch das Publikum auslacht. Die Bauern, nicht so, wie sie die Kunst des achtzehnten oder die ihr nachgeäffte des neunzehnten Jahrhunderts gebildet hat, sondern wie sie in der Wirklichkeit sind, so hat sie Odry auf die Bühne

gebracht. So nachahmen, heißt schaffen. Odry hat auch die Soldaten geschaffen, jene wahren alten Soldaten, die sich auf Ränke verstehen und die Rekruten auf die Beine bringen. — Vernet war es, der die Rekruten erfunden, indem er den Jean-Jean gab — jene schönen schwörerischen Soldaten, jene schönen Tänzer und Verführer der Köchinnen. Er hat den Soldaten aufgefaßt, wie Charlet in seinen bewunderungswürdigen Zeichnungen des Lagers und der Kaserne.

Lepeintre hat den sentimentalen, den politischen, den Oppositions-Soldaten geschaffen, den Starrkopf, den Kahlkopf mit seinen vieljährigen Dienst-Abzeichen und Ehrenkreuzen; das fand vielen Beifall, nachdem die Kaiserliche Garde aufgelöst worden war; das brachte zum Lachen und Weinen; allein das war falsch. Lepeintre bleibt nichts destoweniger ein Mann von Verdienst. Schlauheit und Erfahrung sind die beiden Eigenschaften, die diesen Schauspieler schmücken; er weiß auf gewandte Weise zu schweigen, und seine lauten Ausbrüche reißen das Publikum hin; er wirft einen Blick, gerade so, wie es Potier machte, oder er stößt ein lärmendes, lebhaftes, hinreißendes Geschrei aus, das das ganze Theater durchzuckt. Lepeintre ist das von Scherz berauschende Vaudeville; Philippe das Vaudeville im Galopp; Odry endlich das Vaudeville, das sich brüstet zum Spotte und mit Anmaßung lacht.

Odry bleibt Odry und wird selten die Person, die er darstellt; es ist ein kleines Unglück, aber wer möchte sich wohl darüber beklagen? Odry besitzt nicht die Eitelkeit, sich für einen echten Schauspieler zu halten, wie Vernet, wie ehemals jener bewundernswürdige Tiercelin, den wir jetzt in seinem langen weiten Oberrocke à l'anglaise, die Augen hinter seinen breiten Brillengläsern vergraben, mit ernster Miene, mit gemessenem Gange in der Straße de la Pair und in den Tuilerieen spazieren sehen, still einhergehend wie ein guter Bürger von Paris, noch jetzt die untersten Klassen der Gesellschaft genau beobachtend, die er so trefflich studirt, und die er einst am besten auf der Bühne dargestellt. Tiercelin hat sich zu früh vom Theater zurückgezogen; denn wenn er auch alt war, so hatte er doch noch seine ganze Jugendkraft, alle seine Lebensgeister. Dieser so ergötzliche Mann, der eine ganze Gesellschaft aufzuheitern verstand, war selbst mürrisch und grämlich; er war kein Freund des Theaters, und wenn er auch die dramatische Kunst liebte, so verabscheute er doch die Coterieen. Er war aufgebracht auf die Direktoren eines Theaters, deren Glück er befördert, und die trotz dem Potier allein mit Gunstbezeigungen überschütteten, während sie ihn mit einem sehr geringen Gehalte abspeisten. Er ist vielleicht der einzige Schauspieler, dem nie eine Benefiz-Vorstellung zum Besten gegeben worden. Perlet ist sein Schwiegersohn.

Außerhalb des Theaters ist Odry ein ganz gewöhnlicher Mann von achtundvierzig Jahren, weder groß noch klein, etwas korpulent, mit einer braunen, runden Perrücke, die bis auf den Kragen seines Rockes hinab reicht, eines Rockes von verschossener Farbe, wie ihn ein in der Zurückgezogenheit lebender Gewürzkrämer, oder ein Portier am Sonntag trägt; er schnupft viel Tabak, macht possierliche Verse, und politisirt auf eine noch possierlichere Weise; er trägt Handschuhe, die für seine Finger zu groß, und Aermel, die für seine Arme zu lang sind, darum hat er auch die Vorderärmel immer aufgeschürzt. Er wohnt im Marais.

Früher besaß Odry ein Fayence-Magazin in der Straße Faubourg-Montmartre, denn er war ein Handelsmann. Er war Porzellanhändler, eben so wie der verstorbene Baudrier von der Comédie-Française Krämer war, so wie auch ein gewisser Guerin vom Theatre des Celestins zu Lyon sich mit dem Vertrieb von Wachskerzen, Gebetbüchern, und Wachs-Herzen und Beinen zum ex voto für die Wallfahrten nach der Kapelle Fourvière beschäftigte. Wir haben oben gesagt, daß Odry possierliche Verse macht; er hat auch ein Mal ein, wie wir versichern können, sehr gutes Lied gedichtet, unter dem Titel „die Figurantin." Es enthält ein sehr wahres Gemälde von den Müttern der Pariser Ballettänzerinnen.

Bibliographie. Neue Romane.

Boiteuse et bossue. — Von Frau von M. 7½ Fr.
Corps sans ame. — Von J. Lacroix. 2 Bde. 15 Fr.
Le dernier des gibellins. — Von F. Trembicka geb. de Corri. 7½ Fr.
Deux maitresses. — Dramatische Skizzen von E. Bergounioux. 7½ Fr.
Le fils du régicide. — Von L. E. von Belleval. 7 Fr.
Le mariage et l'amour. — Von Elise Voiart. 7½ Fr.
Mater dolorosa. — Von S. H. Berthoud. 2 Bde. 15 Fr.
La nuit du 13 Septembre. — Von T. Dinocourt. 2 Bde. 15 Fr.
Tout ou rien. — Von Paul Foucher. 7½ Fr.
Le vagabond. — Von Merville. 4 Bdchen. 12 Fr.
La veste de satin, ou les trois régnes, 1789, 1798, 1811. — Von Madame B. Montborne. 7½ Fr.
Le vicomte de Béziers. — Von Fr. Soulié. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Der Blut-Umlauf.** Wer von dem Gegenstande noch keine Kenntniß hat, muß erstaunen, wenn er vernimmt, welche Blutmasse bei einem Thiere von mittelmäßiger Größe innerhalb vierundzwanzig Stunden das Herz durchströmt. Die Blutmasse, die sich zu allen Zeiten bei einem erwachsenen Menschen findet, beträgt wahrscheinlicher Weise 30—40 Pinten (15—20 Quart). Von dieser Masse werden anderthalb Unzen oder ungefähr drei Eßlöffel voll mit jedem Pulsschlage aus dem Herzen getrieben; multiplizirt man diese Zahl mit 75 (denn so viel Pulsschläge nimmt man für jeden Erwachsenen in einer Minute an) so kommen 112½ Unzen oder 7 Pinten (3½ Quart) auf eine Minute, folglich 420 Pinten (210 Quart) oder 52½ Gallonen auf eine Stunde, und 1260 Gallonen oder ungefähr 24 Oxhoft auf einen Tag. Bedenkt man nun, daß bei dem Wallfische, wie man annimmt, mit jedem Pulsschlage 15 Gallonen (60 Quart) Blut das Herz durchströmen, so muß es über allen Begriff gehen, sich vorzustellen, welch eine ungeheure Blutmasse aus dem Herzen jenes Leviathans innerhalb 24 Stunden strömt. Nach einem allgemein angenommenen Gesetze geht der Puls bei größeren Thieren langsamer als bei kleineren; wollten wir nun demgemäß bei dem Wallfische auch nur 20 Pulsschläge auf die Minute annehmen, so beträgt doch die durch das Herz innerhalb 24 Stunden cirkulirende Blutmasse, 15 Gallonen auf jeden Pulsschlag gerechnet, 432,000 Gallonen, das heißt 800 Oxhoft. Ein Blick auf diese ungeheure Blutmasse würde indeß nur ein eitles, anstaunendes Verwundern ohne die volle Erkenntniß des göttlichen Phänomens erregen, wenn wir nicht zugleich hinzufügten, daß das Herz um diesen ungeheuren Blutstrom im Laufe zu erhalten, beständig in Bewegung ist, und daß dasselbe vom ersten Augenblicke unseres Lebens an bis zum Tode, ohne im geringsten müde zu werden, oder irgend eine Pause innerhalb seiner Thätigkeit zu machen, — falls nicht etwa körperliche oder geistige Anstrengung eine Störung verursacht — fortwährend schlägt, oder vielmehr — wie man sich richtiger ausdrückt — das Blut nach den Arterien ausströmt.

— **Das Testament.** Ein allen Besuchern des Pariser Theaters des Variétés und des dabei befindlichen Kaffeehauses wohlbekannter alter Mann aus der Provinz, ein reicher, äußerst eleganter alter Junggesell und ein großer Liebhaber von Gemälden, ein Bersemacher zum Zeitvertreib, Herr Pell...., reiste unlängst nach seiner Heimath, wo er sich in einen Streit verwickelte, bei welchem er so sehr sich alterirte, daß er krank wurde und starb. Als sein Erbe erschien nach seinem Tode zu Paris ein Verwandter von ihm, ein junger Mann, der sich bisher von seiner Hände Arbeit kümmerlich ernährt hatte. Er gründete seine Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des Herrn Pell .... auf ein Versprechen, das dieser ihm vor einiger Zeit gegeben, daß er ein Testament zu seinen Gunsten machen werde. Indeß sah sich der junge Mann in seiner Hoffnung bald getäuscht. Man durchsuchte Alles, man kehrte alle Papiere um und um, aber man fand kein anderes Testament, als einen Entwurf zu testamentarischen Verfügungen in seltsamen Versen und Strophen. Man konnte auf den jungen Mann weiter keine Rücksicht nehmen, sondern schritt zur Versteigerung der Mobilien, unter denen sich eine große Anzahl werthvoller Gemälde befand, die durch Herrn Paillet, Kunsttaxator bei den Königlichen Museen, verauctionirt wurden. Schon hatte dieser eines Vormittags Bilder der Niederländischen Schule verkauft, als endlich ein Werk von Greuze an die Reihe kam. Man hatte dieses Gemälde noch nicht von der Wand heruntergenommen, damit die Kauflustigen es um so besser betrachten könnten. Schon sollte der gerichtliche Taxator das Gebot ausrufen, für das es zu erstehen wäre, als auf einmal beim Herabnehmen ein Papier herausfiel, das zwischen der Leinewand und den Fugen des Rahmens gesteckt hatte. Herr Paillet hebt es auf, öffnet es, und siehe, es war ein Testament, das Testament, nach dem man so lange vergeblich gesucht hatte. Die Fortsetzung der Auction ward aufgeschoben; man schickte das Testament sogleich an den Präsidenten des Civilgerichts, der es für gültig und gut erklärte und verordnete, daß man mit der weiteren Fortsetzung der Auction so lange warten solle, bis der Erbe angetreten haben würde. Der Erbe war wirklich jener junge Mann, dem Herr Pell .... das Versprechen gegeben hatte, ihn im Testament zu bedenken. Der Hingeschiedene hatte Wort gehalten, und sein Verwandter befindet sich nun plötzlich im Besitze einer Million Franken! Der junge Mann, der eine Zeit lang wegen seiner getäuschten Hoffnungen allgemein bedauert wurde, ist jetzt in Paris ein Gegenstand des Neides, was ihn jedoch nicht verhindern wird, nächstens die Tochter eines reichen Banquiers als Braut heimzuführen.

— **Geschichte der Klein-Reußischen Kosaken.** Mit einer solchen ist der Russische Schriftsteller N. Gogol beschäftigt, der sich darüber folgendermaßen äußert: „Bis jetzt haben wir noch keine vollständige und befriedigende Geschichte von Klein-Rußland und dem Volke, das 4 Jahrhunderte lang, getrennt vom großen Rußland, existirte. Den Namen der Geschichte verdienen die (übrigens als Materialien nicht unbrauchbaren) Compilationen aus verschiedenen alten Chroniken nicht, die ohne strenge Kritik und Auswahl, ohne Plan und Zweck, nur höchst unvollständig zusammengetragen wurden. Ich habe mich der Arbeit unterzogen, um in einer vollständigen Geschichte jenes Theiles von Rußland darzuthun, wie sich derselbe früher von Rußland trennte, wie sein politischer Zustand unter fremder Herrschaft war, wie sich jenes kriegerische Volk — die Kosaken — bildete; wie es 3 Jahrhunderte lang, mit den Waffen in der Hand, seine Religion vertheidigte, und wieder an Rußland kam; wie es allmälig aus einem kriegerischen ein ackerbautreibendes Volk wurde, andere Einrichtungen erhielt und sich zuletzt vollständig Rußland einverleibte. Ungefähr 5 Jahre lang benutzte ich mit großer Sorgfalt Chroniken und Alles, was sich auf die Geschichte dieses Landes bezog. Zur Hälfte ist mein Werk fertig; ich verschiebe aber dessen Herausgabe noch, weil sich vielleicht noch manche unbenutzte Materialien in Privat-Händen befinden und mir später zukommen dürften."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Montag den 28. April 1834.

Frankreich.

Bilder des Orients.

Bruchstücke aus dem neuen Werke von Alphonse von Lamartine.

I. Balbek.

Eines Tages hatte ich den Gipfel des mit ewigem Schnee bedeckten Sannins überstiegen und war von dem mit einem Diadem von Cedern gekrönten Libanon in die nackte und unfruchtbare Wüste von Heliopolis hinabgestiegen. Am Schlusse einer langen und beschwerlichen Tagereise auf den letzten Stufen der schwarzen Berge des Anti-Libanon löste sich aus dem Schatten des Gebirges eine ungeheure Gruppe gelber von den Strahlen der Abendsonne beleuchteter Ruinen ab. Unsere Führer zeigten sie uns mit der Hand und riefen: Balbek! Balbek! Es war in der That das Wunder der Wüste, das fabelhafte Balbek, welches glänzend aus seinem unbekannten Grabe hervorstieg, um uns von Jahrhunderten zu erzählen, die aus dem Gedächtnisse der Geschichte entschwunden sind. Wir schritten langsam neben unseren ermüdeten Pferden her, die Blicke auf die gigantischen Mauern, auf die glänzenden und kolossalen Säulen geheftet, die sich immer mehr auszudehnen und zu vergrößern schienen, je mehr wir uns ihnen näherten. Eine tiefe Stille herrschte in unserer ganzen Karawane, Jeder fürchtete, den Eindruck dieses Schauspiels zu verlieren, wenn er sich darüber aussprache; selbst die Araber schwiegen und schienen von einem mächtigen Gefühl ergriffen zu seyn. Endlich langten wir bei den ersten Marmorblöcken, bei den ersten Trümmern an, welche durch die Erdbeben über eine Meile von den Denkmälern selbst fortgeschleudert worden sind, wie trockene Blätter von dem Sturme weit fortgetrieben werden. Die tiefen und weiten Spalten, die wie Thäler die schwarzen Seiten des Anti-Libanon zerreißen, öffneten schon ihre Abgründe unter dem Schritte unserer Pferde; jene großen Becken von Stein, deren Wände noch die tiefen Spuren des Meißels tragen, zeigten noch einige riesenhafte Blöcke, die halb von ihrem Grunde abgelöst, und andere, die schon auf allen vier Seiten behauen waren und nur auf die Arme einer Riesen-Generation, die sie fortbewegen sollten, zu warten schienen; ein einziger jener Blöcke des Balbek war 62 Fuß lang, 80 Fuß breit und 16 Fuß dick. Einer unserer Araber stieg vom Pferde, ließ sich in eine Kluft hinab und kletterte auf einen der Steine hinauf, indem er die eingemeißelten Löcher und das dicht eingewachsene Moos benutzte; oben auf der Plattform lief er hin und her und stieß ein wildes Geschrei aus; aber das Piedestal erdrückte durch seine Masse den Menschen unserer Zeit; der Mensch verschwand vor seinem Werke; es bedürfte der vereinten Kraft von 60,000 Menschen unserer Zeit, um einen solchen Stein nur von der Stelle zu rücken, und die Plattformen der Tempel von Balbek zeigen noch kolossalere, die 25 bis 30 Fuß über den Erdboden erhoben sind, um Säulen zu tragen, die im Verhältniß zu solchen Grundlagen stehen! Wir setzten zwischen der Wüste zur Linken und den wellenförmigen Bergen des Anti-Libanon zur Rechten fort. Die Akropolis oder der künstliche Hügel, der alle große Denkmäler von Heliopolis trägt, erschien uns hier und da über den Gipfeln der großen Bäume; endlich lag er ganz vor uns, und die ganze Karawane stand plötzlich still, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Keine Feder, kein Pinsel kann den Eindruck beschreiben, den dieser einzige Blick auf Auge und Seele hervorbringt; unter unseren Schritten, in dem Bett des Stromes, mitten in den Feldern, rings um alle Baumstämme lagen ungeheure Blöcke von rothem oder grauem Granit, von blutfarbigem Porphyr, von gelbem Stein, so glänzend wie Parischer Marmor; Stücke von Säulen, gemeißelte Kapitäler, Architraben, Verzierungen, Karnieße, Gesimse, Piedestale, zerstreute Glieder, die zu leben schienen, Statuen, die mit dem Gesicht gegen die Erde gestürzt waren; alles das durch einander, zerstreut, in Haufen getürmt und von allen Seiten auf uns eindringend, wie die Lava eines Vulkans, der die Trümmer eines großen Reiches auswirft! Kaum ein schmaler Weg, um sich durch diesen Kehricht der Künste, der die ganze Erde bedeckt, durchzuwinden.

Jenseits dieses Schaums von Trümmern, die wahrhafte Dünen von Marmor bilden, lag der Hügel von Balbek, eine Plattform von 1000 Schritt Länge und 700 Fuß Breite, ganz von Menschenhänden erbaut und aus behauenen Steinen zusammengesetzt, von denen einige 50 bis 60 Fuß lang und 20 bis 30 Fuß hoch sind. Dieser Hügel von geschnittenem Granit stellte sich uns von seiner östlichen Seite dar, mit seinen tiefen Grundpfeilern und seiner unermeßlichen Bekleidung, mit den breiten Oeffnungen seiner unterirdischen Gewölbe, in die sich das Wasser des Stromes schäumend ergoß und im Verein mit dem Winde Töne hervorbrachte, die dem fernen Geläute der Glocken unserer großen Kathedralen glichen. Auf der ungeheuren Plattform zeigte sich uns die eine Seite der großen Tempel, deren Goldfarbe gegen den Hintergrund des azurblauen Himmels wunderherrlich abstach. Einige jener verödeten Denkmäler schienen noch ganz unversehrt, als ob sie gestern erst beendigt worden wären; von anderen sah man nur noch Trümmer, einzelne Säulen, verfallenes Gemäuer. Das Auge verlor sich in den schimmernden Säulengängen der verschiedenen Tempel, und das Ende dieser Welt von Stein war nicht abzusehen. Die drei gigantischen Säulen des großen Tempels, die noch majestätisch ihr reiches und kolossales Gesimse trugen, beherrschten die ganze Gegend und verloren sich in den blauen Himmel der Wüste, wie ein luftiger Altar, zum Opferdienst von Giganten bestimmt.

Wir hielten uns nur einige Augenblicke auf, um einen raschen Blick auf das zu werfen, was wir aus so weiter Ferne und mit so vielen Gefahren aufgesucht hatten; und da wir endlich sicher waren, für den anderen Morgen ein Schauspiel zu besitzen, das selbst der Traum nicht herrlicher gestalten kann, so setzten wir unseren Weg fort. Der Tag neigte sich zu Ende; wir mußten ein Lager suchen, entweder unter dem Zelte, oder in irgend einer Höhle dieser Ruinen, um uns von einem 14stündigen Marsche zu erholen. Wir ließen Balbek links liegen und gingen auf eine Stelle zu, wo aus einem Haufen Trümmern, unter denen wir einige Arabische Hütten bemerkten, ein Rauchsäule aufstieg. Der Boden war uneben und bergigt und hallte unter den Hufen unserer Pferde so hohl wieder, als ob er sich bei jedem Schritte unter uns öffnen wollte. Wir langten vor der Thür einer kleinen Hütte an, die halb durch Marmor-Blöcke bedeckt wurde, und die aus schlecht zusammengefügten Trümmern von Marmor und Porphyr erbaut war. Es war der bischöfliche Palast des Bischofs von Balbek, der in dieser Wüste eine kleine Heerde von 12 oder 15 Christen der Griechischen Gemeinde bewacht. Bis jetzt hatten wir noch kein anderes lebendes Wesen gesehen, als die Schakals, welche zwischen den Säulen des großen Tempels hin und her liefen. Der Bischof, durch das Geräusch unserer Karawane aufmerksam gemacht, kam sogleich herbei, neigte sich vor uns und bot uns Gastfreundschaft an. Es war ein schöner Greis mit silbernem Haar und Bart, von ernsten und sanften Gesichtszügen, ganz ähnlich dem Bilde eines Priesters in einem Gedicht oder in einem Roman, und durchaus würdig, seine Gestalt des Friedens, der Ergebung und der Milde auf diesem feierlichen Schauplatz der Ruinen und des Nachdenkens zu zeigen. Er ließ uns in einen kleinen Hof eintreten, der ebenfalls mit zertrümmerten Statuen, mit Stücken von Mosaik und mit antiken Vasen gepflastert war, und stellte uns sein ganzes Haus, d. h. zwei kleine niedrige Gemächer ohne Möbeln und ohne Thüren zur Verfügung; er zog sich darauf zurück und machte uns, der orientalischen Sitte gemäß, zu unumschränkten Herren seiner Wohnung. Während unsere Araber rund um das Haus die eisernen Stangen aufpflanzten, an welche sie die Pferde mit einem Ringe befestigten, und in dem Hofe ein Feuer anzündeten, um uns ein frugales Mahl zu bereiten, traten wir noch einmal hinaus, um einen zweiten Blick auf die uns umgebenden Denkmäler zu werfen. Die großen Tempel standen vor uns wie Statuen auf ihren Fußgestellen, die Sonne beleuchtete sie mit einem letzten Strahle, der sich langsam von einer Säule zur andern entfernte, wie der Schein einer Lampe, die der Priester mit sich in das Innere des Heiligthums nimmt. Wir blieben einige Augenblicke sitzen, schweigsam und nachdenkend, vor diesem Schauspiel ohne Worte, und kehrten dann langsamen Schrittes in den kleinen Hof zurück, der durch das Feuer unserer Araber erhellt war.

Auf einigen Bruchstücken von Karnießen und Kapitälern sitzend, welche als Bänke dienten, verzehrten wir rasch das einfache Mahl des Reisenden in der Wüste, und unterhielten uns dann noch eine Zeitlang von dem, was unsere Gedanken beschäftigte. Das Feuer erlosch, aber der Mond erhob sich voll und glänzend an dem dunklen Himmel, und beleuchtete unsere wunderbare Umgebung mit seinem melancholischen Lichte. Wir versanken in Schweigen und Träumerei; was wir dachten, in dieser Stunde, an diesem Ort, so weit von der lebenden Welt in dieser Welt des Todes, in Gegenwart so vieler stummen Zeugen, einer unbekannten Vergangenheit, die aber alle unsere kleinen Theorieen von Philosophie und Geschichte über den Haufen stößt; was in unseren Gemüthern, in unseren Herzen,

in unseren Systemen, in unseren Ideen vorging, Gott allein weiß es, unsere Zungen versuchten nicht, es auszusprechen; sie würden gefürchtet haben, die Feierlichkeiten jener Stunde, jenes Gestirns und jener Gedanken zu entweihen; wir schwiegen. Plötzlich, wie eine sanfte und verliebte Klage, wie ein ernstes und durch die Leidenschaft betontes Gemurmel, hörten wir hinter den Ruinen einen Chorgesang ertönen, der in einfacher, rührender Melodie bald schwächer, bald stärker erschallte; es war das Abend-Gebet, welches der Arabische Bischof mit seiner kleinen Heerde verrichtete. Wir waren durch nichts auf jene Musik der Seele, deren einzelne Noten Gefühle oder Seufzer des menschlichen Herzens sind, in dieser Einsamkeit vorbereitet worden. Wir wurden tief erschüttert, und begleiteten mit dem Aufschwung unserer Gedanken, unserer Gebete und unserer ganzen innern Poesie die Töne jener heiligen Musik, bis der Gesang zu Ende war, und der letzte Seufzer jener frommen Stimmen in der gewohnten Stille der alten Trümmer verhallte.

So wird, sagten wir, indem wir uns erhoben, ohne Zweifel die Poesie der letzten Jahrhunderte seyn: Seufzer und Gebet auf den Gräbern, ein klagender Hauch gegen eine Welt, die weder Tod noch Ruinen kennt.

England.

Medwin's Memoiren über Shelley.

(Schluß.)

Von der geringen Anzahl lyrischer Gedichte, die uns im Anhange des vorliegenden Werkes zu Gebote stehen, theilen wir folgendes Deutsch mit, in welchem sich eine Seite von Shelley's Wesen entfaltet:

„Anruf an das Unglück."

Ja, wir lernten Leid' uns kennen,
Schwester uns und Bruder nennen,
Und in Einsamkeit beisammen
Nährten wir die stillen Flammen,
Die der Haufe mag verdammen.

Schreckensvolles Loos! — und doch!
Preisen wir uns liebend noch.
Scheint doch selbst das Burgverließ
Liebenden gar traut und süß,
Inn're Höll' — ein Paradies!

Komm, sey lustig! Streck die Glieder
Auf den Rasen zu mir nieder.
Hörst Du nicht die Mücken summen?
Selbst der Wurm will nicht verstummen,
Lustig seinen Schmerz verbrummen.

Nimm mich d'rum in Deinen Arm —
Einsam kalt — beisammen warm!
Wenn der Freude Klangschalmei'n
Uns kein Schlummerlied verleihn:
Lullt uns doch der Schmerz wohl ein.

So vertraut war Shelley mit dem Mißgeschick des Lebens, daß er mit ihm wie mit einem geliebten Wesen tändeln und scherzen konnte. Weder diese Hingebung an ein beschränktes Daseyn, noch diesen Hang zur Ruhe mitten im Unglück, konnte Byron in dem üppigen Reichthum seines äußeren Lebens kennen lernen.

Diese erste Zeit des persönlichen Umganges, in der sich die Eigenthümlichkeit beider Dichter bestimmter an einander und durch einander hervorbildete, umfaßte besonders den Sommer 1817. Am Comer See verfaßte Shelley seine Eclogе Rosalind and Helen, ein Gedicht, das, nach Medwin's Urtheil, mit glühenden Farben seine Freude an der Natur ausmalt. Aus der lebendigen Erinnerung an diesen Aufenthaltsort entsprang auch sein Revolt of Islam, ein Poem in Spenserischen Stanzen, das den Dichter sechs Monate lang beschäftigte. In Bezug auf die Stimmung, die ihm damals inwohnen mochte, heben wir aus dem Anhang das nachfolgende Lied hervor, bei dessen Uebertragen die Beibehaltung des Maßes, wie bei dem ersten Gedichte, nothwendig schien:

An L., als sie zur Guitarre sang.

Den bleichen Sternenhimmel
Belebt des Mondlichts magischer Schein
Im Schlummer der Nacht.
Dem Saitenton-Gewimmel
Hauchst Deine eig'ne Seele Du ein
Mit Zaubermacht.

Die Sterne möchten rauschen
Doch hält sie der Herrscher, der Mond, gebannt
In starrem Traum:
So still verzaubert lauschen
Dem Sange die Blumen am Bachesrand
Und flüstern kaum.

Mein Herz will überfluthen!
Ach, sing' mir aus jenen Regionen
Einen Ton geschwind,
Wo ewig in Eintrachts-Gluthen
Gefühl, Musik und Mondlicht wohnen
Und Eins nur sind.

Gegen Ende des vorgedachten Jahres eilte Shelley nach England zurück. Unter den betrübendsten Umständen war seine Gattin in Bath gestorben, und die Verwirrung ihrer und seiner finanziellen Umstände zog, im Verein mit mannigfachen Intriguen von Seiten der Verwandten, einen Gerichtsspruch nach sich, in Folge dessen ihm seine Kinder entrissen wurden. Im Frühling des nächsten Jahres verließ er die Heimat wieder, wo er, durch einen beschämenden Prozeß dem Publikum preisgegeben, nun auch kinderlos geworden war, und wo er jeden seiner Schritte von der Geistlichkeit beobachtet sah. Seiner damaligen Mißstimmung scheint mir nachfolgendes Gedicht anzugehören, das einen Anruf an Castlereagh enthält und eine überreizte Hypochondrie verräth.

An England unter Castlereagh's Leitung.

Stumm und kalt wie schlummernde Gebeine,
Todt und kalt wie Felsgesteine.
Ein unselig kreisend Weib,
Starrt mich Englands an mit seinem bleichen Strand,
Einst das freie, jetzt das Sklavenland.

Deine Söhne sind wie Felsenmassen,
Schmerz im Angesicht dem blassen,
Duldend des Tyrannen Fuß.
Freiheit! ob zum Lieblingskind erhofft, erkoren
Hat Dich England dennoch todt geboren.

Wagt kein Brutus seinen Dolch zu führen,
Magst Du jubelnd triumphiren
Unterdrücker, Herr und Herrscher Du.
Leichenhügel, Trümmerhaufen sacht hinab
Bauen Dir den Weg zum sichern Grab.

Hörst Du wohl die wilden Festgesänge?
Mord! schreit Alles im Gedränge —
Tod, Verwüstung, Sünde blüht!
's ist ein Bacchanal zu Deinem Leichenschmause,
Grabgesang für Deine Todtenklause.

Furcht und Mißgunst, Zwietracht, Jammer
Schmücken drastisch Deine Kammer;
Die Verwüstung ist Dein Weib.
Darf ein guter Geist das Brautbett Euch bereiten,
Und zu Hymens Altar Euch geleiten?

Es war erklärlich, daß Italien abermals sein Aufenthalt wurde. Unter den Trümmern einer großen Vergangenheit konnte er sein eigenes Leid zu vergessen hoffen, und während die Naturwelt mit ihrer ewig frischen lebendigen Freundlichkeit ihm neuen Lebens-Athem dort einflößte, konnte er zu dichterischer Thätigkeit Muth gewinnen. Er eilte durch Frankreich und die Schweiz dem ersehnten Lande zu und lebte in Venedig abermals eine Zeit lang in Byron's Nähe. Einige Monate nachher entwarf er in Rom eine Skizze, in welcher er unter den Namen Julian und Maddalo seine und des Freundes Persönlichkeit schilderte. In Rom verweilte er längere Zeit, und zwei seiner größeren Werke, der entfesselte Prometheus und das Trauerspiel: die Cenci, waren die Ergebnisse seiner Begeisterung für die alte Beherrscherin der Welt. Rom, Venedig und Genua waren schon damals die Sammelplätze für diejenigen seiner Landsleute, die sich in den heimischen Verhältnissen irgendwie gedrückt fühlten. Auch der Lyriker Keats, dessen Hyperion und Endymion Shelley besonders schätzte, kam in jener Zeit nach Rom, um Erholung und Ruhe zu suchen. Er fand Beides dort durch einen schnellen Tod im J. 1821. Unser Dichter hielt sich theilweis auch in Neapel, Florenz und in Pisa auf, wo Capitain Medwin ihn traf und den Winter von 1820 zu 1821 mit ihm verlebte. Shelley klagte über seine schwankende Gesundheit; sein Nerven-System schien in der That furchtbar erschüttert. Dabei war sein Aeußeres jugendlich, fast knabenhaft, nur sein von Natur gelocktes Haar mischte sich mit etwas Grau. In Hinsicht auf Diät huldigte er bis zum Extrem Pythagoräischen Grundsätzen, die mit seinem geschwächten Zustande nicht in Einklang standen. Der Genuß des Opiums, an das er sich, um die häufige Schlaflosigkeit zu verbannen, gewöhnt hatte, mochte die Erschlaffung seiner nervösen Organe befördert haben. Medwin, der in Paris und in Indien die Anwendung einer magnetischen Kur kennen gelernt hatte, fand Shelley's weiblich reizbares Naturell für eine solche höchst empfänglich; schon das leiseste Bestreichen seiner Stirn versetzte ihn in den wundersamen traumwachen Zustand. Auch seine Gattin wußte von nachtwandlerischen Scenen ihres Mannes zu erzählen, wo er, im Zimmer träumend hin und her schreitend, Italiänisch gesprochen haben soll.

Zu denen, die ihn zu jener Zeit fast täglich in Pisa besuchten, gehörte auch der Fürst Maurokordato. Shelley las den Freunden mit der ihm eigenen Lebendigkeit seine Uebersetzungen des Prometheus und des Agamemnon von Aeschylus vor. Auch Plato's Symposien, Euripides' Cyklops, und Homer's Hymne an den Merkur hatte er ins Englische übertragen. In dem damaligen Aufstand zu Neapel sah Shelley die Morgenröthe der Italiänischen Freiheit aufsteigen, und wie er zur Zeit der kurz vorhergegangenen Revolte in Spanien seinen begeisterten Paean to Liberty dichtete, so verfaßte er jetzt in gleicher Stimmung seine Ode to Naples. Thomas Moore's Gegengedicht auf dasselbe Thema mit der Anfangszeile: „Ja, nieder in den Staub mit ihnen" — mochte den Grund zu der Disharmonie zwischen Beiden legen oder befestigen. Shelley's Freiheitslied mit dem Anfang: „There's blood on the ground" — bezieht sein Biograph auf einen Aufstand in Manchester. Unter den satirischen Gedichten, die ihm der Unmuth gegen seine Zeitgenossen abnöthigte, befindet sich nach Medwin's Angabe ein sehr bitteres gegen den Gerichtshof, dessen Urtheilsspruch ihn seiner Kinder beraubte. Dasselbe wurde jedoch nicht publizirt und kam mit seinem Nachlaß nur den nächsten Freunden zu Gesicht. Sein größtes Werk dieser Gattung ist eine Aristophanische Komödie: Oedipus der Tyrann oder Schwulstfuß (Swellfoot) der Tyrann. Der Verfasser der Memoiren spricht mit Entzücken von den Schönheiten einzelner Chorgesänge dieses Dramas, das in London zum Druck kam, auf das Geheiß des damaligen Lord-Mayors jedoch gleich am Tage der Publication unterdrückt wurde.

Sehr flüchtig erwähnt Medwin den Besuch, den Shelley im Jahre 1821 Lord Byron in Ravenna abstattete, wohin dieser bekanntlich der Gräfin Guiccioli gefolgt war, um ihr Recht gegen den grausamen Gatten, der sie wie eine Verbrecherin gefangen hielt, zu vertreten. Wir erfahren aus den Denkwürdigkeiten nicht, ob und wie weit Shelley an der Befreiungsgeschichte der Gräfin Antheil nahm. Byron durfte seitdem nicht länger hoffen, in dem Kirchenstaate einen sicheren Aufenthaltsort zu finden; er folgte dem Freunde

nach dem Florentinischen Gebiet. Noch in demselben Jahre sollte jedoch dieser an seiner Seite ein Opfer des Todes werden. Schon oft hatte sich Shelley tollkühn in Lebensgefahr begeben und den Sturm auf der See für sein liebstes Element erklärt. Ein Boot war ihm dasselbe, was dem Kinde sein Spielzeug ist; er kaufte sich in Genua einen Schooner von schlechter leichter Bauart, und obschon er sich keineswegs wie Byron auf die Kraft seiner Arme und sein Schwimmer-Talent verlassen konnte, wagte er sich doch mit ihm in die drohenden Wellen. Medwin überstand denselben Sturm im Meerbusen von Genua, ohne zu wissen, daß derselbe dem Freunde das Leben kostete. Als er glücklich das Land bestieg, hörte er nur, daß zweien seiner Landsleute zur See ein Unglück begegnet sey; der Eine habe sich vergebens bemüht, den Anderen, der nicht schwimmen gekonnt, zu retten. Ohne sich näher nach den betheiligten Personen erkundigen zu können, reiste er sofort nach Genf weiter und erfuhr, seltsam genug, erst hier den Namen des Ertrunkenen. Augenblicklich eilte er nach Genua zurück und fand Byron von einem bitzigen Fieber befallen, als er kaum von dem Leichenbegängniß zurückgekehrt war und die Ueberreste des geliebten Shelley, einem früher einmal geäußerten Wunsche desselben gemäß, an der Küste des Meeres hatte verbrennen lassen. So war die jugendlich zarte Hülle des neunundzwanzigjährigen Mannes, der eine reiche Welt der Erfahrungen in sich barg, frühzeitig gebrochen. Im Golf von Spezzia hatte er noch ein unvollendet gebliebenes Gedicht: „Triumph of Life" begonnen, ein dunkles Fragment, wie Medwin allzu kärglich sich ausdrückt. Einen „Triumph des Lebens" weiter zu führen oder gar zu beendigen, sollte ihm nicht vergönnt seyn. Byron aber fühlte in dem plötzlichen Tode des Geliebten eine tiefe Mahnung, seine sich zersplitternden Kräfte zusammenzufassen und einem großen Ziele zu widmen, um nicht in dem schwelgerischen Müssiggang seiner Italiänischen Intriguen allmälig auch innerlich unterzugehen oder, vom Tode überrascht, spurlos zu verschwinden. Einsam und müssig hatte Shelley seinen Päan der Freiheit gesungen; Byron wollte ihn frei unter freiem Volk anstimmen und ging nach Griechenland. F. G. Kühne.

Bibliographie.

Recollections of a naval life. (Erinnerungen aus dem Seeleben.) Von Cap. J. Scott. 3 Bde.

Wee Watty. — Komische Erzählung von A. Picken. Mit Holzschnitten von Cruikshank.

Cruikshank's cabinet library of fun. (Karrikaturen und andere possierliche Bilder, von Cruikshank.) Erste und zweite Reihefolge. Pr. 11 Sh.

Black gowns and red coats. (Priesterrock und Uniform, oder Oxford im Jahre 1834.) Eine Satire.

Schweiz.

Uebersicht des jetzigen Standes und der neuesten Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie.

(Schluß.)

Schwerlich erwartet man hier von uns eine Uebersicht der täglich sich mehrenden Ausgaben alter Klassiker; es genügt, die Namen von Hermann, Boeckh, Reisig, Dissen, Passow u. A. zu erwähnen, als der Verfasser geschätzter Kommentare zu Griechischen Schriftstellern; Ausgaben mit verdienstlichen Erläuterungen Lateinischer Autoren sind von Eichstädt, Gernhard, Beier, Döring, Zumpt, Naudet, Amar, Tissot, Bremi, Orelli u. A. — Wir berühren noch die Sammlungen oder Bibliotheken klassischer Autoren, dergleichen eine in Turin bei den Herren Pomba unter Leitung Boucheron's erscheint, aus 94 Bänden bestehend, mit lesenswerthen Lateinischen Vorreden; sie zeichnet sich durch Korrektheit aus; die Kommentare sind meist von Deutschen Philologen. Die Pariser Sammlung, aus 140 Bänden bestehend, ist von Lemaire dirigirt, hat einige werthvolle Kommentare Französischer Gelehrten veranlaßt und das Studium alter Literatur in Frankreich verbreitet. — Für Griechische Klassiker ist die Gothaische Bibliotheca graeca von Rost und Jacobs als besonders verdienstlich auszuzeichnen; eben so die Sammlung der Byzantiner, unter Niebuhr's Auspizien begonnen, jetzt unter denen der Akademie zu Berlin fortgesetzt; die Sammlungen von Tauchnitz (wegen der Schäferschen Zugaben nicht zu übergehen); die Sylloge poëtarum graecorum, bei Firmin Didot, mit Boissonade's Anmerkungen; die Teubnerschen Ausgaben u. s. w.

Doch genügt auch ein guter Kommentar noch nicht dem Endzwecke der Hermeneutik; seine Wendungen, Schattirungen des Ausdrucks und des Gedankens können nur durch Uebertragung in die Muttersprache anschaulich gemacht werden; und nur durch eine wiederholte Vergleichung des Autors und der Uebersetzung, wie des Modells und seiner Kopie, erreichen wir das Verständniß jenes, und nur durch die wiederholten Versuche, — die oft genug erfolglos bleiben, — in unserer Sprache die Gedanken auszudrücken, die die Lektüre des Schriftstellers selbst in uns erzeugt, können wir tiefer in ihren Geist und die herrliche Entfaltung der Sprachfülle dringen.

Die Uebersetzungen alter Klassiker, besonders der Dichter und Redner, sind als Kommentare, und zwar als Ergänzungen zu den eigentlich so genannten, anzusehen. Die Zahl, der Werth und der Erfolg der in Frankreich, Italien und Deutschland erscheinenden Uebersetzungen bezeugen ebenfalls das allgemeine Interesse und den Fortschritt der Alterthums-Studien. Der Homer von Dugas-Montbel, Sophokles und Aristophanes von Artaud, Lucretius und Ovid von de Pongerville, Tacitus von Burnouf, die Ethik und Politik des Aristoteles von Thurot, die Aristotelische Rhetorik und einige Schriften des Dionysius von Halicarnaß von Gros, die Briefe des Fronto von Armand Caffan, Cicero de republ. von Villemain, die drei in so kurzer Frist nach einander erschienenen Gesammt-Uebersetzungen des Cicero, deren eine, großentheils von Jos. Vict. Leclerc herrührend, schon zwei Ausgaben erlebt hat, sind, nach unserem Dafürhalten, Leistungen, die der Französischen Literatur und der Philologie gleicherweise zur Ehre gereichen. Man muß eingestehen, daß alle diese Uebersetzer in den Geist ihres Originals tief eingedrungen und, die eigentliche Aufgabe der Uebersetzung wohl kennend, den Autor nicht zu modernisiren gesucht haben, sondern vielmehr ihrer Sprache den Stempel antiker Schlichtheit und Würde aufzudrücken bemüht waren. Die Sammlung des Herrn Panckoucke wird durch die beigegebenen Uebersetzungen manche Lücke dieses Faches ausfüllen. — Deutschland, dessen Sprache so günstig ist für Uebertragungen, hat eine Fülle vortrefflicher Leistungen der Art aufzuweisen. Gegenwärtig erscheint in Stuttgart eine Sammlung von Uebersetzungen. Wir führen noch die Italiänische Uebersetzung der Ciceronischen Briefe durch Cesari an, die des Aeschylus und Sophokles von Bellotti, des Pindar von Mezzanotte, die Deutsche Uebersetzung desselben Dichters von Thiersch und die der Demosthenischen Staatsreden von Jacobs.

Keine Epoche seit der Wiederherstellung der Wissenschaften war so reich an Entdeckungen alter Schriften, als die letzten 20 Jahre. Angelo Majo ist es, dem wir für so manchen bedeutenden Fund verpflichtet sind; er hat aufgefunden: die 2 ersten Bücher der Republik des Cicero und ansehnliche Fragmente der übrigen; mehr oder minder umfangreiche Fragmente der Reden pro Scauro, pro Tullio, pro Flacco u. a. mit alten Kommentaren, die, nach Niebuhr, aus dem vierten Jahrhundert sind; die Briefe des Fronto an die Kaiser Antoninus, Marc Aurel und Verus nebst einigen Antwortschreiben von diesen; Bruchstücke des Symmachus; Einzelnes zu 12 bekannten Stücken des Plautus, und den Namen und ein Fragment der früher unbekannten Vidularia; Scholiasten des Virgil; ein Itinerarium Alexanders; eine Biographie dieses Eroberers von Julius Valerius; einige Reden Griechischer Sophisten und Redner; bedeutende Fragmente des Dio Cassius, Appian, Polybius, Diodor, Dionys von Halicarnaß u. a. Historiker; endlich mehrere kirchliche Schriften. Diese Entdeckungen sind in zwei Sammlungen erschienen: Auctores classici. 5 Bde. 8., und Scriptorum veterum nova collectio, 8 starke Quartbände umfassend. — Nach Majo hat Niebuhr die bedeutendsten Entdeckungen gemacht. Er fand in Verona das Manuskript der Institutionen des Gajus, die für das Römische Recht so bedeutend sind, im Vatikan die Fragmente der Ciceronischen Reden pro Frontejo und pro Rabirio, neue Fragmente des L. A. Seneca, auf seiner Rückreise in St. Gallen Poesieen und ein Bruchstück eines Panegyrikus von Merobaudes, einem Lateinischen Schriftsteller des fünften Jahrhunderts. Endlich ist Amedée Peyron zu nennen, der aus der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand wichtige Lesarten und einige bedeutende Fragmente von Palimpsesten mitgetheilt hat, und besonders wichtig ist seine Auffindung des Katalogs der im Kloster von Bobbio vereinigt gewesenen Manuskripten-Sammlung, die später über mehrere Bibliotheken Italiens zerstreut wurde. — Wir dürfen auch nicht die beiden zum Phaëthon des Euripides gehörigen Fragmente vergessen, die von Hase und Becker aus dem Codex palimps. Claromontanus zu Paris entnommen sind, worauf die Epistein Pauli geschrieben waren. Hermann hat sie erklärt 1821 und Göthe sie ins Deutsche übersetzt und ergänzt. Auch Boissonade's Anecdota seit 1829 sind zu nennen; derselbe hat eine Griechische Uebersetzung der Ovidischen Metamorphosen von Planudes, den Roman des Nicetas Eugenianus und die Fragmente eines Romans von Konstantin Manasses publizirt.

Wir haben noch einer anderen, freilich weniger reellen und glänzenden, aber doch nicht minder nutzvollen Weise zu gedenken, den für uns verlorenen Werken Leben zu geben und bis auf einen gewissen Punkt wenigstens uns über ihren Geist und ihre Darstellung eine Ansicht zu bilden: nämlich durch das Sammeln, Zusammenreihen und Erklären der bei Polygraphen, Grammatikern u. a. Schriftstellern zerstreuten Anführungen, die bald wörtlich treu sind, bald nur den Gedanken referiren. So haben wir Fragmenten-Sammlungen der Sappho, des Alcäus, Stesichorus, Archilochus, Simonides, Tyrtäus, die noch immer interessant genug sind. Von den zahlreichen Arbeiten der Art seyen nur einige bedeutendere angeführt: die Fragmente des Philemon und Menander von Meineke; der Orchita von Lobeck; des Ctesias von Baehr und Lion. Minder reich ist die Aerndte auf dem Felde der Lateinischen Schriftsteller; wir erinnern an Lange's Vindiciae tragoediae romanae; Bothe's Sammlung der Fragmente der Komiker; die Bruchstücke der Dichter Hostius, Lävius, C. Licin. Calvus, C. Helvius Cinna, C. Valgius Rufus, Domitius Marsus, von Weichert zusammengestellt; das Werk von M. H. Meyer: Oratorum romanorum fragmenta ab Appio inde Caeco et Porcio Catone usque ad Q. Aurelium Symmachum, wo man Alles gesammelt trifft, was der Herausgeber von den Reden von 125 Rednern hat auffinden können. Die Sammlung scheint uns mit Sorgfalt und Kenntniß gemacht; sie giebt eine Einsicht in die Leistungen der Römer auf diesem Gebiete, wo sie lange Zeit hindurch weniger Nachahmer seyn konnten, als in anderen, zugleich auch gewinnen wir das Bewußtseyn des ungeheuren Verlustes, den wir erlitten, und über den kaum die schönen Werke des Cicero uns trösten können.

Die Verbesserung des Textes der alten Klassiker war immer etwas Reizvolles für die Philologen, und trotz der Klippen, die diesen Weg bedenklich machen, ist er immer mit Eifer betreten worden. Die mißlungenen Versuche, die nichtigen Bestrebungen haben manche heilsame Lehre zum Ertrage geboten, und man geht jetzt vor- und umsichtiger zu Werke. Die Konjektural-Kritik hat der grammatischen und paläographischen Raum gegeben, und man flüchtet nur zu jener, wenn alle andere Hülfsmittel versagen. Durch das Studium der Manuskripte, die

Sorgfalt, die man auf ihre Klassifizirung in Familien gewandt hat, die Vergleichung der Editionen des 15. und 16. Jahrhunderts, die genaue Erforschung des Ursprunges des receipirten Textes sind Hauptmittel zur Besserung gewonnen. Eben so hat eine tiefere Einsicht in die Syntax beider Sprachen, in den Grund der Unregelmäßigkeiten und Ungenauigkeiten des Ausdrucks eine Unzahl von Correctionen abgewiesen, die in alten und neueren Zeiten den Autoren aufgedrungen worden. Für die Griechischen Dichter ist durch das Studium der Metrik, wenn nicht ein neuer Weg zur Verbesserung, doch ein neues Kriterion zur Ermittelung ihrer Integrität gewonnen.

Nur wenige Schriftsteller beider Literaturen sind es, die nicht seit dem Beginn dieses Jahrhunderts, eine neue Textes-Revision erfahren hätten, und viele sind so weit constatirt, daß man keine der frühern Ausgaben mit Zuverlässigkeit noch brauchen kann. So hat Aristophanes durch den Ravennatischen Codex, und besonders seit Beker's Collation ungemein gewonnen; so ist Platon, die Griechischen Redner, Thucydides erst durch diesen einschlägigen Kritiker festgestellt worden. Auch Coray darf nicht übergangen werden, der so viel zur Wiederherstellung des Textes gewirkt bei Plutarch, Strabon, Isokrates, Aesop u. A. Nur kurz können wir auf Schweighäuser, Gaisford, Poppo, u. M. hindeuten, eben so die Verbesserung der Tragiker durch Deutsche (Hermann, Reisig, Döderlein, Buttmann, Lobeck, Schäfer) und Engländer (Porson, Butler, Blomfield, Elmsley). Noch sind die trefflichen Leistungen Boeckh's und Dissen's, für Pindar, Göttlings für Hesiod u. s. f. zu nennen. Die Lateinischen Dichter sind meist in Rücksicht auf den Text sichergestellt, weniger die Prosaiker; doch haben wir von diesen einige musterhafte Bearbeitungen, so die des Sallust von Gerlach, des Quinctilian, von Zumpt, und sonst noch. Die vortreffliche Ausgabe des Cicero von J. G. v. Orelli hat dessen Text gegen frühere Mißhandlungen sichergestellt. Durch Niebuhr, Beier und Heinrich sind die von Mai o und Peyron aufgefundenen Ciceronischen Fragmente geistreich verbessert worden.

Die von F. A. Wolf angeregten Untersuchungen über Homer haben in den letzten Jahren die Kritiker noch vielfach beschäftigt. Offenbar ist durch diesen Konflikt der Meinungen manches wichtige Resultat gewonnen worden, und der alte Glaube an die Integrität und Authentie der Homerischen Gedichte hat sich Modificationen und Beschränkungen müssen gefallen lassen. Von einer anderen Seite verharrt die ästhetische Betrachtung, die Einheit des Gegenstandes und der Composition in beiden Gedichten urgirend, in dem Gewichte dieser Gegenbehauptung, und sie scheint uns nicht leicht zu erschüttern. Wir möchten daher, als die beste Auskunft, allerdings beträchtliche Interpolationen an verschiedenen Stellen, transponirte Partieen, den Schluß der Odyssee als Anschiebsel einräumen, dagegen müssen wir daran festhalten, daß der Plan beider Gedichte, so wie die Ausführung der Hauptpartieen, von einem Autor herrühre, dem wir ohne Weiteres den Namen Homer beilegen. — Ueber die von Wolf nach Markland's Vorgange angezweifelten Reden Cicero's schwankt das Urtheil noch. — Schleiermacher und Ast haben die Echtheit Platonischer Dialogen in Abrede gestellt: dieser erkennt nur 14 an und verwirft deren 21, jener scheidet zwölf als unecht aus. Gegen Beider Argumente haben sich Thiersch und Socher erhoben; doch will dieser den Platon nicht als Verfasser des Sophisten, Politikus und Parmenides gelten lassen. Auch in den Tragikern hat Boeckh einige Partieen angezweifelt, und im Plautus hat Niebuhr Interpolationen und ungehörige Einschiebsel bemerkbar gemacht.

Nun noch ein Wort über die philologischen Zeitungen und Tagblätter, Memoiren, kritische Institute! Wir nennen die Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der Societät zu Göttingen, der Akademie zu Paris, Turin, die Literatur-Zeitungen von Halle, Jena und Leipzig, die Heidelberger Jahrbücher, die Archive von Jahn und Seebode, das Classical Journal, die Bibliotheca critica nova, das Bulletin von Ferussac und die Masse von Programmen und Gelegenheitsschriften in Deutschland.

Wie flüchtig auch unsere Mittheilungen sind, so hoffen wir doch, gezeigt zu haben, daß die Philologie nicht gegen andere Wissenschaften zurück geblieben, daß sie von bedeutenden Männern gepflegt worden, und daß sie seit einigen Lustren immer tüchtiger ihrem Ziele zustrebt.

Ich schließe mit der Aufzählung der Verluste, die die Philologie seit 1830 erlitten. Deutschland betrauert seinen Niebuhr, dessen tief eingehende Untersuchungen das ganze Gebiet des Alterthums durchdringen, und durch dessen Rath und Förderung so viel Bedeutendes geleistet worden; Schütz, dessen Erläuterungen den Aeschylus zugänglicher gemacht, und dessen oft kühne Konjekturen der Ciceronischen Kritik fördernd waren; den ehrwürdigen Veteranen Beck, der so vielfach gewirkt; Buttmann, von dem ab eine neue Aera des Griechischen Sprachstudiums beginnt, und der so viele Punkte der Mythologie geistreich aufgehellt; Beier, den geschickten Verbesserer des Cicero, Reisig, den jungen Schüler Hermann's, des großen Meisters würdig; Wellauer, von dem die Kritik des Aeschylus Schönes zu hoffen hatte; Passow, der der Lexikographie den richtigen Weg vorgezeichnet, und uns in seinem Wörterbuche ein so würdiges Muster hinterlassen. Frankreich hat seinen Gail verloren, der zu einer Zeit die Alterthums-Studien in Frankreich hegte, wo ihnen kein allgemeiner Antheil, wie heute, entgegen kam, und ihnen so sehr an sicheren Führern gebrach: den gelehrten und liebenswürdigen Thurot, Uebersetzer des Harris, Aristoteles, und Platon; Lemaire, dem seine Sammlung Lateinischer Autoren nicht zu vollenden vergönnt war. Griechenland hat seinen Coray, die Schweiz den jungen, hoffnungsvollen Ustert, Herausgeber der Wolf'schen Vorlesungen über die ersten Bücher der Ilias, den Gebrüdern Orelli's, bei dessen weitschichtigen Unternehmungen, eingebüßt.

Mannigfaltiges.

— Bonaparte, von Herrn von Salvandy. Herr von Salvandy hat in dem in Paris erscheinenden Französischen Conversations-Lexikon den Artikel Bonaparte übernommen. Der Stoff hat sich unter seiner Feder ausgedehnt, und wir werden nun, statt eines Artikels, ein Werk erhalten. Der in der 13ten Lieferung des genannten Lexikons enthaltene Artikel umfaßt nur das erste Auftreten Bonaparte's bis zur Beendigung des ersten Italiänischen Feldzuges. Der übrige Theil seines Lebens wird in den folgenden Lieferungen unter den Worten Konsulat und Kaiserreich erscheinen. Es scheint überdies, daß Herr von Salvandy seine Arbeit über Napoleon nicht in dem Conversations-Lexikon allein lassen, sondern dieselbe zur Grundlage eines besonderen Werkes machen werde.

— Robespierre, von Herrn von Salvandy. „Im Jahre 1749", sagt Herr von Salvandy in seiner oben erwähnten Arbeit über Napoleon „begann unter dem Einflusse Robespierre's das Werk der Wiederherstellung der Ordnung. Ein solches Werk konnte wohl von Robespierre begonnen werden; denn wenn nicht in dem Schoße der Unordnung selbst die Ordnung sich wieder aufzurichten anfinge, wo bliebe dann die Gerechtigkeit der Vorsehung! Diese Gerechtigkeit will, daß das Verbrechen sich selbst erwürge. Daß das Verbrechen durch die Tugend bestraft wird, das ist der gewöhnliche Zustand der Dinge, das ist die gemeine, die menschliche Gerechtigkeit; daß aber das Verbrechen durch sich selbst bestraft, daß es zum Selbstmord geführt wird, das ist die göttliche Gerechtigkeit, und diese giebt sich in Robespierre kund. Er will die Ordnung zu seinem eigenen Vortheil wieder aufbauen; aber die neu errichtete Ordnung stürzt über ihn zusammen, und zerschmettert ihn. Die Ordnung und Robespierre sind unverträglich. Robespierre konnte sich einbilden, daß die Ordnung mit ihm zugleich und unter seiner Herrschaft bestehen würde. Der Mensch vergißt sich so leicht! Aber die Vorsehung vergißt nichts. Das Verbrechen kann nicht Hand in Hand mit der Ordnung gehen. Eines von beiden muß verschwinden. Der Tod Robespierre's ist ein wesentlicher Theil der Ordnung; denn das Leben Robespierre's, d. h. das Leben des Verbrechers, ist die Zerstörung der Ordnung. Die Wiederherstellung der Gesellschaft ist eine zu heilige und zu geheiligte Sache, als daß sie durch Robespierre bewirkt werden konnte, sie würde ein zu schlagender Widerspruch zwischen der Arbeit und dem Arbeiter gewesen seyn. Um den Wagen der Revolution anzuhalten, bedurfte es des eigenen Führers, und um ihn anzuhalten, mußte er ihn zerbrechen; aber mit dem Wagen, den er geleitet hatte, mußte er sich zugleich selbst zerstören. Gott wollte nicht, daß Robespierre's blutige Hand die Zügel des neuen Wagens ergriffe; dazu bedurfte es eines Mannes, der rein von den Verbrechen der Revolution war. Napoleon war der Mann!"

— Die Newa. Folgendes ist eine Beschreibung der jährlich stattfindenden feierlichen Eröffnung der Schifffahrt auf der Newa, wie sie das Russische Werk: „Panorama von St. Petersburg", giebt: „Auf ein von Seiten der Admiralität gegebenes früher verabredetes Zeichen fährt der Chef des Stadtwerftes vom Häuschen Peter's des Großen aus in einer mit Falkonets besetzten und die Flagge des Stadtwerftes führenden Schaluppe der Petro-Pawlowskischen Festung zu. Ihn begleiten alle Privat-Ruderfahrzeuge, deren Besitzer an der Feierlichkeit Theil zu nehmen wünschen. Zu derselben Zeit verläßt der Direktor der Abtheilung für den Schiffsbau im Ministerium der Marine in einer mit der Admiralitäts-Flagge und gleichfalls mit Falkonets versehenen Schaluppe die Admiralität, um sich zur Festung zu begeben. Indem beide Schaluppen sich der Festung nähern, wird letztere von jeder derselben mit 7 Kanonenschüssen begrüßt; die Festung antwortet der Admiralitäts-Schaluppe mit einer gleichen Anzahl und der anderen mit 5 Schüssen. Nach diesen Begrüßungen verläßt der Kommandant die Festung in einer mit seiner Flagge versehenen Schaluppe. Der Chef des Stadtwerftes und der Direktor der Abtheilung für den Schiffsbau oder dessen Stellvertreter fahren dem Kommandanten entgegen, legen, der erstere an seiner linken, der andere an seiner rechten Seite, an und verkündigen demselben die freie Verbindung zwischen den beiderseitigen Ufern des Stromes. Hierauf nehmen alle Ruderfahrzeuge ihre Richtung nach der Schloß-Anfahrt. Voran fährt die Schaluppe des Chefs des Stadtwerftes; ihr folgt die Schaluppe des Direktors und dieser die Schaluppe des Kommandanten. In einer Entfernung von 20 bis 30 Klafter schließen sich nun, einzeln hinter einander rudernd, der letzten jener drei Schaluppen alle Privat-Fahrzeuge an, die mit dem Chef des Stadtwerftes ausgelaufen waren. Die Schaluppe des Kaisers, so wie die Schaluppe des Chefs des Generalstabes der Marine, wenn sich derselbe gerade in der Admiralität befindet, fahren dem Kommandanten entgegen und schließen sich seiner Schaluppe an. Indem der Befehlshaber der St. Petersburgischen Festung sich dem Kaiserlichen Schlosse nähert, begrüßt er dasselbe mit 7 Kanonenschüssen. Nachdem er hierauf gelandet, begiebt er sich mit dem Direktor der Abtheilung des Schiffbaues oder dessen Stellvertreter und dem Chef des Stadtwerftes in das Schloß und berichtet Sr. Kaiserlichen Majestät zuerst über den Zustand der seiner Verwaltung anvertrauten Dienstzweige, und dann über die eröffnete Verbindung der beiderseitigen Ufer des Stromes. Nachdem der Kommandant mit seinen Begleitern in das Schloß getreten und die Flaggen der verschiedenen Schaluppen herabgelassen, kehren die Privat-Fahrzeuge zu ihren Stellen zurück, und die Schifffahrt ist eröffnet."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Mittwoch den 30. April 1834.

Frankreich.

Victor Hugo und Alexander Dumas.

Nach dem Urtheile der Quarterly-Review.*)

Es ist merkwürdig, daß die Französische Literatur, die doch auf die Herbeiführung der Revolution so mächtig eingewirkt, auf die weiteren Fortschritte derselben so wenig Einfluß gehabt und an ihrem Triumphe einen so geringen Antheil genommen hat. Die Herren der Feder hatten das System der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates des alten Frankreichs untergraben, aber sie versteckten sich vor den Herren des Schwertes und zeigten sich nur allmälig wieder, um ihre Demüthigung vor den Letzteren an den Tag zu legen, die in dem natürlichen Laufe des revolutionnairen Alles auf den Ruinen untergegangener Regierungen das Gebäude des militairischen Despotismus aufführten. Mitten unter den mannigfachen politischen Umwälzungen, wo Alles um sie her andere Form annahm, wo Alles neue bisher unbetretene Bahnen einschlug, blieb die Literatur allein zurück, fest haltend an ihren alten verjährten Traditionen, und selbst an dem Tage des Sturzes Bonaparte's herrschten noch, einige geringfügige Modificationen abgerechnet, die kritischen Dogmen aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. in ihrer vollen Kraft. Es lassen sich zwei Punkte zur Erklärung jener Erscheinung anführen: Erstlich hat Frankreich bis zur Restauration nichts von einer Preßfreiheit gewußt; dann aber haben während der ganzen Revolution positivere Interessen, der politische Ehrgeiz und der kriegerische Enthusiasmus, alle Geister, alle Fähigkeiten, alle Talente der Nation in Anspruch genommen. Diejenigen, welche, im Genusse des Friedens und der Freiheit, ihre geistigen Kräfte darauf verwendet hätten, sich neue Bahnen in der Literatur zu brechen, alle diese sahen sich genöthigt, ihr Glück im Heere oder bei der Staats-Verwaltung zu suchen. Wir sprechen hier begreiflicher Weise nur von der schönen Literatur, von der volksthümlichen, von derjenigen Literatur, die sich mehr an die öffentliche Meinung anschließt, die von dieser und der jedesmaligen Regierungsweise geleitet wird. Was die höheren Wissenschaften betrifft, so werden diese von einer eben nicht zahlreichen Klasse angebaut, die, zurückgezogen in ihrem einsamen stillen Zimmer, sich wenig um politische Ereignisse bekümmert; und die mehr materiellen Zweige der menschlichen Kenntnisse werden durch die schnellen Umwälzungen der bürgerlichen Gesellschaft selbst, wenn nicht gerade aufgemuntert, doch in Anregung gebracht. Die Geometrie, die Physik gingen daher auf ihren stillen Pfaden ungehindert fort, während die Chemie, die Geologie, die Medizin und alle sogenannten materiellen Wissenschaften der allgemeinen Richtung gemäß vorwärts schritten; nur der Roman, die Poesie und das Drama blieben zurück in ihren alten Gränzen, beschränkt durch den Schrecken der Republik und durch den etwas verhüllteren, aber doch ganz lästigen Druck der Kaiser-Regierung, durch jene Gewalt, die man mit der eisernen Hand im Sammethandschuh so treffend bezeichnet hat. Was man aber auch immer von unserer Ansicht halten mag, die Thatsache ist ausgemacht und bleibt auffallend. Die volksthümliche Literatur Frankreichs hat seit der Regierung Ludwig's XIV. bis auf Ludwig XVIII. mitten unter den gewaltsamsten Umwälzungen des vulkanischen Reiches nur sehr wenig an ihren Prinzipien geändert, nur sehr wenig neue Dinge hervorgebracht.

Die Restauration hatte anfangs keine merkliche Veränderung für die Literatur veranlaßt. Denn wiewohl die Presse seit der Zeit mehr Freiheit genoß, so bestand doch noch immer die Censur. Die erste Wirkung der Wiedergeburt der legitimen Monarchie war, daß sie den literarischen Dogmen des ancien regime ein Uebergewicht verlieh. Es war ganz natürlich, daß die nämlichen Umstände, welche die Nachkommen Ludwig's XIV. wieder auf den Thron brachten, auch das Ansehen und den Einfluß der Bewunderer Boileau's und Racine's wieder emporhoben.**)

Aber die Freiheit, die erste, welche Frankreich je gekannt, und die friedliche Ruhe, die erste, die es seit funfzig Jahren genossen, ermangelten nicht, auf die Geister der literarischen Jugend einzuwirken. Die Censur verlor mit jedem Tage an ihrer Strenge, und die Kritik eines Geoffroy, Martainville und anderer Journalisten aus der alten Schule war gänzlich verschwunden, so daß man bald die Literatur die verjährten Bahnen verlassen sah. Die Neuerungen wurden um so häufiger und auffallender, als das Ansehen Karl's X. in Folge der vielfachen gegen ihn gerichteten Angriffe immer mehr sank, und die Studirenden der verschiedenen Fakultäten, besonders aber die jungen Literatoren, bemerkten, daß sie eine Macht im Staate bildeten.

Seit einigen Jahren giebt es zwei dramatische Schulen in Frankreich, die man als die Klassische und die Romantische bezeichnet; die Klassiker halten es mit der eleganten Regelmäßigkeit eines Boileau, Racine und Voltaire; die Romantiker nehmen Deutschland's und England's lebensvollere Freiheit von Regelzwang zum Muster. Die Klassiker waren gleichsam die Katholiken in der Literatur — sie verehrten in Aristoteles und seinen Nachfolgern eine Art von päpstlicher Unfehlbarkeit und brachten durch zu strenges Festhalten an verjährten Irrthümern und Mißbräuchen ein System in Mißkredit, welches, obgleich ursprünglich auf Natur und Wahrheit gegründet, durch absurde Formalitäten und unglaubliche Erdichtungen entstellt war. Auf der anderen Seite trieben die Romantiker, gleich den Calvinisten, ihre Verachtung der Autorität der Alten so weit, daß sie, indem sie die Irrthümer der alten Schule ausrotteten, auch viel von ihrer Grazie zerstörten und nun endlich, seit der Juli-Revolution, in alle die unsittlichen und heillosen Ausschweifungen des Freidenkens gerathen sind. Allein es giebt in der Literatur, wie in der Religion, einen weisen Mittelweg zwischen alter Pedanterie und junger Zügellosigkeit, welcher, wie überhaupt alles juste-milieu, den Franzosen verborgen geblieben ist. Sie bekennen sich entweder zur Classicität oder zur Romantik — an die Natur denkt Niemand.

Diese flüchtige Charakteristik der neueren Französischen Literatur wird unsere Leser zur Prüfung einiger der neuesten dramatischen Produkte unserer Nachbarn vorbereiten. Wir beschränken uns darum auf das Drama, weil dieses, als der volksthümlichste Zweig der Literatur, die beste Probe von dem heutigen Geschmack der Nation giebt und denselben durch noch frappantere Beispiele erläutern kann, als Gedichte und Romane, obgleich namentlich die letzteren eben so viel Ungereimtheit, Extravaganz und Sittenlosigkeit zur Schau tragen.

Wir übernehmen dieses Geschäft weniger aus literarischen, als aus moralischen Rücksichten. Das Englische Publikum, das um seine eigene Bühne so wenig sich bekümmert, fragt noch weniger nach dem Pariser Theater*) — allein die neueste Französische Bühne trägt das Gepräge eines so verworrenen Zustandes der Gesellschaft, daß der Gegenstand mehr ein politischer als ein kritischer zu seyn scheint. Daher soll unsere Beurtheilung einiger außerordentlichen Schöpfungen aus den letzten drei Jahren nicht sowohl ihrem individuellen Verdienst, als den allgemeinen Wirkungen und ihrer gemeinschaftlichen Tendenz gelten.

Die beiden Schriftsteller, welche in Novellen und Dramen am weitesten über die Gränze des Wahren und Erlaubten schreiten, — zugleich die populairsten Dramatiker Frankreich's — sind Victor Hugo und Alexandre Dumas. Sie zeigen auch die Stufenfolge, auf welcher Männer, die mehr Talent als Geschmack, mehr Schöpferkraft als gesundes Urtheil besitzen, dahin geleitet werden, daß nicht nur Einer den Andern, sondern Jeder sich selbst überbietet, sobald sie den Weg der gemeinen Popularität erst betreten haben.

Hugo begann mit Hernani, Dumas mit Heinrich III., und noch jetzt halten wir diese beiden Dramen für ihre besten Stücke.

---

*) Ein sehr strenges, von subjektiver Anschauungsweise nicht freies, aber darum doch nicht ungerechtes Urtheil. Interessant ist vornehmlich die durchgeführte Behauptung des Engländers, daß das eigentliche juste-milieu — Natur und Wahrheit, frei von Uebertreibungen nach beiden Seiten — den Franzosen in der Kunst wie in der Politik ein unerreichtes Ziel stets bleiben werde, wie sehr auch ihre Doctrinairs den Weg dahin gefunden zu haben glauben. D. R.

**) Eine Bemerkung, die der Quarterly Review wohl nicht hätte entgehen sollen, ist, daß die literarischen Dogmen des ancien regime selbst die Tragerinnen der freien Lehren der Opposition kildeten, und daß der literarische Protestantismus vorzüglich von den Royalisten gepredigt wurde; denn die Literatoren des Kaiserreichs glaubten durch die Vertheidigung der klassischen Literatur noch für den letzten Sieg Napoleons über die alte Monarchie zu kämpfen. Das Journal des Débats focht ohne Zweifel zu Gunsten Boileau's, vereint mit dem Constitutionnel; indes bewies letzterer weit mehr Intoleranz als das Journal des Débats, das auch das erste Blatt war, das Shakespeare eine kleine Stelle in seinem literarischen Pantheon vergönnte.

*) Wir haben erst kürzlich Gelegenheit gehabt, zu bemerken (Vergl. auch den folgenden Art. England), wie es zwar richtig ist, daß die Engländer keine eigene dramatische Kunst mehr besitzen, wie sie jedoch dafür die Ausschweifungen ihrer Französischen Nachbarn um so mehr nachäffen. Wer sich von der Geschmacklosigkeit der heutigen Englischen Bühne einen Begriff im Kleinen machen will, der braucht nur die Englischen Possen zu sehen, die jetzt auf dem Königstädtischen Theater in Berlin gegeben werden. Der 12jährige Burton, der dabei die Proteus-Rollen spielt, ist zwar ein bewundernswürdiger hübscher Knabe, aber wie traurig muß es mit einem Theater-Publikum beschaffen seyn, das, wie das Englische, solche Fadheiten und Kindereien, wie z. B. Nine in One, selbst von einem Matthews, sich gefallen lassen kann. D. R.

Beide haben genug Romantisches, genug von jener Kühnheit, die über Zeit und Ort sich hinwegsetzt, genug von jenem Geiste, der dem Interesse bis zur äußersten Gränze der Möglichkeit nachspürt, genug extravagante Gefühle und außerordentliche Situationen; aber sie sind frei von jener groben Hintansetzung der Schicklichkeit, von jener Verläugnung aller Moralität, von jenem unseligen Haschen nach den schlechtesten und skandalösesten Beweggründen menschlicher Handlungen, die ihre späteren Werke wahrhaft progressiv bezeichnen, wie der Opium-Esser mit einer mäßigen aufheiternden Portion anfängt, die folgenden Dosen aber so lange verstärkt, bis er in Schwindel, Raserei, Abspannung und Stumpfsinn versinkt. Hernani und Heinrich III. sind dem Englischen Publikum in Lord Francis Egerton's trefflicher Uebersetzung vorgelegt worden. Wir dürfen also voraussetzen, daß unsere Leser mit denselben bekannt sind. In jedem Fall haben sie mit unserem gegenwärtigen Zweck nichts zu schaffen — sie gehören der Restauration an, und erst Ludwig Philipp's Regierung hat die späteren Ungeheuer ans Licht gefördert.

In der Anlage einer bedeutenden Anzahl neuerer Dramen ist die Nachahmung Shakespeare's unverkennbar. Seine historischen Dramen, die uns — abgesehen von ihren eigenthümlichen Schönheiten — wegen des vaterländischen Stoffes so mächtig anziehen, erregten schon vor langer Zeit die Nacheiferung Voltaire's, der jedoch mit dieser dramatischen Gattung sehr übel fuhr. Sein Gracisiren der Adelaide du Guesclin und des Seigneur de Coucy, sein Französiren der Semiramis und des Orest, verleideten dem Publikum wie dem Autor dergleichen Sujets. Chenier benutzte die Revolution und schrieb seine historische Tragödie „Karl IX.", die einen temporairen Beifall fand, weil der große Haufe sich daran ergötzte, einen König von Frankreich in gehässigen Farben zu sehen. Allein hätte auch Chenier mehr Genie gehabt, so wäre doch die pedantische Ausstaffirung des alten Französischen Theaters mit einer Darstellung des wirklichen Lebens, und vor Allem nationaler Sitten, ganz unverträglich gewesen. Andere Versuche ähnlicher Art mißglückten aus denselben Gründen, und allererst in unseren Tagen, als Hugo und seine Verbündeten mit dem politischen auch das kritische Joch abgeschüttelt hatten, wurde eine gewisse Annäherung an Wahrheit und Natur merklich. Gemeine Natur und platte Wirklichkeit ist es gewiß, was ihre Produkte zur Schau tragen; allein obgleich sie unstreitig das Interesse mehr spannen, als die alte Schule mit ihrer decenten Langweiligkeit, so zweifeln wir doch daran, daß ihre Popularität fest begründet seyn dürfte.

Victor Hugo gesteht in mehreren seiner Vorreden, daß er Shakespeare bewundert und nachahmt. Aus der Vorrede zu seinem sechsten und neuesten Stücke erfahren wir die vornehmsten Artikel dieses Glaubensbekenntnisses:

„Es giebt zwei Methoden", sagt er, „wodurch man sein Publikum interessirt: das Großartige und das Wahre. Das erstere wirkt auf die Menge, das andere auf die Individuen. Ein dramatischer Autor muß also vor Allem entweder dem Großartigen nachstreben, wie Corneille, oder dem Wahren, wie Molière, oder, noch besser, er muß Wahrheit mit Größe zu vereinigen suchen, wie Shakespeare. Es war nämlich Shakespeare gegeben — und hierin eben liegt die Ueberlegenheit seines Genius — daß er in seinen Werken jene beiden Eigenschaften vereinbaren, kombiniren, in Harmonie bringen konnte. Diese Eigenschaften sind, wo nicht entgegengesetzt, doch wenigstens so geschieden, daß ein Verstoß gegen die Eine zugleich auch die Andere verletzt. Das Uebertreue kann in Gemeinheit, das Uebergroße in Falschheit ausarten. In allen Schöpfungen Shakespeare's ist wahre Größe und grandiose Wahrheit; überall finden wir den Punkt, wo das Große und Wahre sich kreuzen, und diesen Punkt zu erreichen, ist die Vollendung der dramatischen Kunst. Shakespeare verwirklicht ein Problem, das einem Widerspruch gleicht; er ist stets in der Natur und doch zuweilen darüber erhaben. Shakespeare vergrößert die Gestalt der Objekte, ohne ihre Verhältnisse anzutasten — mit wunderbarer Allgewalt schafft er Etwas, das größer als die Natur und doch vollkommen natürlich ist. Sein Hamlet z. B. bleibt der Natur so treu, als irgend Einer von uns, doch ist er größer — ein Koloß, doch ein wirkliches Wesen — ein Hamlet, nicht Du oder ich, sondern wir Alle zumal — nicht ein Mensch, wohl aber Mensch!"

Indem wir mit herzlicher Freude das Dämmerlicht willkommen heißen, das im heutigen Frankreich einer so langen Periode verblendeter Kritik nachfolgt, und willig anerkennen, daß schon seine Ansicht von Shakespeare in Victor Hugo eine genialе Natur erblicken läßt, müssen wir doch bemerken, daß die Prämissen, von denen der Kritiker ausgeht, nicht ganz unbestreitbar sind, auch sein Schluß nicht streng logisch ist. Mit einem Worte, wir sehen darin den Saamen der Verirrungen und Schmutzflecke, die uns in sämmtlichen Werken Hugo's begegnen. Der Unterschied, den er zwischen dem Wahren (Natürlichen) und dem Großartigen macht, ist nicht begründet. Wahrheit oder Natur scheint uns eher die Ursache und Großartigkeit die Wirkung zu seyn. So enthält Corneille's berühmtes „Qu'il mourut" wenig Großartiges in der abstrakten Idee und noch weniger im Ausdruck; aber seine Wahrheit, nämlich der Umstand, daß es der Person und den Verhältnissen so angemessen ist, wozu noch ein gewisser Grad von Ueberraschung kommt, erweckt in dem Zuschauer oder Leser das Gefühl von Größe, und Wahrheit ist demnach eine eben so unmittelbare Ingredienz in diesem erhabenen Ausruf, als in irgend einer komischen Stelle Molière's. Dasselbe wird man von Lady Macbeth's „Gieb mir den Dolch", und von „Portia ist todt" im Munde des Brutus sagen können. Es würde hyperkritisch erscheinen, wenn wir Herrn Hugo den Einwurf machten, daß einige der herrlichsten Conceptionen Shakespeare's, wie seine Gespenster und Erscheinungen, nicht eben wahr sind, und daß andere, wie seine Hexen und Elfen, weder wahr, noch großartig zu nennen. Man muß die dramatische Wahrheit in keine so enge Gränzen einschließen; genug, wenn, sobald das Daseyn der von dem Dichter geschaffenen Person erst eingeräumt ist, ihre Sprache und Handlungen mit unseren Ideen von dem, was ein solches Wesen wohl sprechen oder thun würde, übereinstimmend sind; allein wie viele von Shakespeare's wunderbaren Gebilden haben durchaus nichts Großartiges! Alle seine komischen und selbst seine gesellschaftlichen Scenen, der Charakter des Falstaff, Sir Toby, Dogberry und Verges, des Jack Cade und seiner Insurgenten, des Menenius, der Rosalinde, Beatrice u. s. w., alles dies ist, nach unserem Gefühl, noch gewaltiger und wunderbarer, als seine tragischen Erhabenheiten. Den Charakter Hamlet's scheint Hugo ganz falsch zu beurtheilen. Es ist nichts Kolossales in Hamlet — wir meinen die theatralische Person; der Genius, der sie schuf, ist allerdings kolossal — sondern Hamlet ist ein Mensch, und zwar so wenig von außerordentlichen Verhältnissen, daß gerade die Menge seiner auffallenden Schwächen eine der eigenthümlichen Schönheiten dieses Charakters ausmacht. Auch kann man nicht mit Recht von ihm rühmen, er sey nicht ein Mensch, sondern Mensch — abstrakter Mensch; im Gegentheil er ist Individuum im vollen Sinne des Worts; er entfernt sich sogar noch mehr von der gewöhnlichen Menschennatur, als die meisten Charaktere des Dichters, und handelt nach Prinzipien und Motiven, die das Gepräge von Etwas tragen, was wir Idiosynkrasie nennen möchten. Wir streiten übrigens vielleicht nur um Worte, und Herr Hugo würde vielleicht wenn er Englisch verstände, in der Hauptsache mit uns einig seyn — wir haben uns nur deswegen berufen gefühlt, die vorhergehenden Bemerkungen zu machen, weil er, welches auch seine bessere Einsicht seyn möge, wenigstens in der Praxis von sehr verwerflichen Begriffen sich leiten läßt. Er scheint anzunehmen, das Verbrechen sey etwas Erhabenes (und zwar je empörender, desto erhabener oder großartiger), und glaubt, Wahrheit mit Erhabenheit zu verbinden, wenn er triviale Vorfälle, Alltagsmenschen und Begebenheiten des gemeinen Lebens mit diesen mengt. Dramatisirt er die Causes célèbres, bringt er die Cours d'Assises auf's Theater, und malt er uns Ehrbruch, Mord, Nothzucht und Unzucht mit allen ihren scheußlichen Details, so glaubt er den rechten Punkt entdeckt zu haben, wo „Erhabenheit und Wahrheit einander kreuzen." Eine Zergliederung einiger seiner Stücke wird diese Geistesverirrung, die er mit Herrn Dumas theilt, in helles Licht setzen, und unsere Leser vor der Gattung von Drama, die Auge und Ohr des verjüngten Frankreichs ergötzt, zurückschaudern lassen. Heinreich III. von Dumas war, wie wir glauben, das erste*) Drama dieser Klasse. Es folgte seine „Christine." Beide Stücke wurden vor der Juli-Revolution aufgeführt, und dies beweist, nach unserer Ansicht, daß die Censoren Karl's X. nicht eben sehr streng waren; denn sicherlich hätte der ganze Charakter dieser Stücke, in welchen die Königliche Würde vorsätzlich verletzt ist, ein Verbot der Aufführung entschuldigen müssen, besonders vor einem so erregbaren und im Entdecken politischer Anspielungen so scharfsinnigen Publikum wie dem Französischen. Hugo's „Marion de Lorme" erschien früher (1829), in einer Zeit, wo jeder Zweig der Literatur in die revolutionnaire Sache verflochten war. Das Werk mußte aber, obgleich es uns politisch weniger beleidigend scheint, als Heinrich III. oder Christine, bis zu den Drei Tagen ungedruckt bleiben. (Fortsetzung folgt.)

*) Hugo publizirte 1827 ein Stück, betitelt Cromwell. Dieses verdient eher den Namen einer dramatisirten Geschichte, als eines historischen Dramas. Es ist so lang als drei gewöhnliche Stücke und hat vermuthlich keine Aufführung erlebt. A. d. Verf.

England.

Die Englische Literatur im Jahre 1834.

Der Zustand der Englischen Literatur scheint uns in diesem Augenblick nicht eben fortschreitend. Wir haben auf dem Gebiete der Poesie seit mehreren Jahren nichts der Erwähnung Werthes gesehen. Hier und da findet sich einmal in Tagblättern eine geniale Leistung, gleichsam um anzuzeigen, daß das Feuer des Genies noch nicht gänzlich unter uns erloschen. Aber kein Gedicht von irgend einigem Umfang oder eigenthümlichem Charakter ist in der letzten Zeit an's Licht getreten.

Die Beredtsamkeit scheint gleichzeitig aus dem Parlamente und den Gerichtshöfen entflohen zu seyn. Herr Macauley, von dessen Genius zu erwarten stand, daß er im Unterhause die Tage oder vielmehr die Nächte der Burke und Canning zurückrufen würde, ist nach Indien gegangen und sitzt dort als Mitglied in einer Art von Kenklave, und seine Ansichten, wenn er sie einmal öffentlich äußern kann, dürfen nur mit gedämpfter Stimme sich vernehmen lassen, was gerade nicht günstig für die Aussprache ist. Er hat manche einsichtige, ja geschickte Männer im Hause zurückgelassen, denen es aber dennoch mehr am Herzen zu liegen scheint, ein gutes Mahl einzunehmen oder zeitig zu Bett zu gehen, als in Anderen oder in sich selbst die Kunst der Rede auszubilden. Die zweimaligen täglichen Sitzungen haben der Conversation so reichlichen Spielraum gegeben, daß die Verhandlungen des einzigen Hauses, das Etwas zu thun scheint (denn das Oberhaus hat kaum seit seiner Eröffnung eine Sitzung gehalten), in einem höchst prosaischen Tone geführt werden und sich selten über die Wasserfläche gemeiner Conversation erheben.

Ganz eben so ist es mit den Gerichtshöfen. Die Rechtsgelehrten darin sind aller Subtilitäten der Gesetze wohl kundig; aber da ist kein Schatten eines Demosthenes oder Erskine. In der That kennen wir manchen Gentleman, dem ein Kursus von Lectionen aus Murray's Grammatik sehr dienlich seyn könnte. Sentenzen, leidlich genug begonnen, aber sehr kläglich ausgeführt, Variationen auf jede

Regel der Syntax vom Tempus und Modus sind das Charakteristische unserer gegenwärtigen gerichtlichen Beredtsamkeit und machen sie zu der unerfreulichsten vor allen Nationen, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen besitzen. Eben so ist die Kanzelberedtsamkeit bei uns durchaus korrekt; aber wahrhaft furchtbar ist sie in ihrer eisigen Kälte, mit der sie das Gemüth der Zuhörer befällt.

Die Erde schien nach allen Seiten durch unsere Reisenden durchforscht, und man kann in diesem Bezuge buchstäblich behaupten, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt. Europa ist durch einen Schwarm von Reisenden förmlich breitgetreten, und ihre Berichte füllen jetzt die Bibliotheken. Wir wissen nichts Bedeutendes im historischen Fache aufzuführen, die vortrefflichen Abhandlungen von Oberst Napier über den Halbinselkrieg (on the Peninsular war) ausgenommen. Einige Fragmente von Sir James Mackintesh's längst erwartetem Magnum Opus sind angekündigt und scheinen darauf berechnet, unseren Verdruß nur vollständiger zu machen, indem uns dadurch die Mittheilung wird, wie wenig wir von den Lucubrazionen eines Mannes, dessen Geist einem jeden Unternehmen gewachsen schien, wenn Gesundheit und Ausdauer nur vorhanden gewesen, zu erwarten haben.

Wir dürfen nur die Worte: „Britisches Drama" hinschreiben, um sofort die trostlose Lage unserer Literatur zu empfinden. Wir müssen Frankreich dankbar seyn für eine amüsante Komödie, die in ihrer ephemeren Erscheinung jetzt unsere Theater ein wenig in Bewegung setzt. Eben so haben einige wenige Melodramen sich Aufmerksamkeit zu verschaffen gewußt; aber im Allgemeinen — müssen wir sagen — sind die Theater aus der Mode, trotz des seit einiger Zeit wieder gesteigerten Zulaufs, der aber nur als aus einer vorübergehenden Laune eines Theils des Publikums hervorgegangen betrachtet werden kann. Es gehört nicht mehr zur gewöhnlichen Lebensordnung, in's Schauspiel zu gehen. Im Gegentheil wird ein zu diesem Behufe bestimmter Abend in bei weitem den meisten Familien als eine auffallende Ausnahme von der Regel betrachtet; ein solcher Abend gilt dann für rein verloren, wenn er nicht noch obendrein gefürchtet wird, wegen Erkältung und Kopfschmerzen, die ihm zu folgen pflegen. Dennoch scheint es nothwendig, ein oder zwei Mal hineinzugehen, wenigstens zu sehen, daß der oder jener Lieblings-Schauspieler, deren mit jedem Jahre immer weniger werden, noch lebe. Aber keinem der Häuser wohnt eine wirkliche magnetische Kraft ein, und Jedermann weiß, wie die Directionen zu kämpfen haben, ihre Etablissements zu behaupten.

Im Vorbeigehen bemerken wir, daß seit einigen Jahren das Drama im Verfall ist, nicht nur in London, sondern in allen den großen Städten, wo es früher sehr im Schwunge gewesen, und daß die dramatische Kunst gleicher Weise sinkt in den Staaten des Kontinents, wo sie vorher blühte. Dies Faktum ist merkwürdig und bildet einen höchst interessanten Zug in der intellektuellen Geschichte des Menschen; es scheint nämlich zu dem Schlusse zu berechtigen, daß die dramatische Kunst den mächtigsten Einfluß auf diejenige Gesammtheit übe, die sich noch am wenigsten aus dem Zustande der Barbarei herausgearbeitet, und daß sie in dem Maße von ihren Reizen verliere, als diese Gesammtheiten zu den höheren Stufen der Civilisation fortgeschritten. Ist diese Bemerkung richtig, so wird einmal eine Zeit eintreten, wo Komödie und Tragödie als Darstellung ganz verschwinden und nur etwas Opernhaftes noch wird geduldet werden: ein Phänomen, das schon längst in Italien sich gezeigt, und das nun in Frankreich und England sich einzustellen beginnt.

Wir, für unser Theil, müssen gestehen, daß, wenn man uns ein Stück von entschiedenem Verdienste darböte, wir einen unendlich höheren Genuß empfinden würden, es in unserem Studirzimmer zu lesen, als es aus dem Munde der Schauspieler und Schauspielerinnen, die sich unserer Bühne bemächtigt, zu hören. Wir sind gar nicht gemeint, die Schauspieler-Talente dieser Individuen herabzuwürdigen. Einige von ihnen können wohl, in Bezug auf ihre respektiven Leistungen, jedem ihrer Vorgänger sich gleichstellen. Ja, noch mehr, wir geben gern zu, daß das ganze Fach alle Achtung verdiene; aber den alten Zauber hat es verloren. Erinnern wir uns nur, was uns in jüngeren Jahren besonders reizte, wenn wir mit athemloser Erwartung in's Schauspielhaus kamen; es war der mysteriöse Nimbus, der Allem, was hinter dem grünen Vorhange war, eine höhere Weihe gab. Die Schauspieler fanden es noch nicht nothwendig, sich um Popularität zu bemühen durch ein ewiges Verneigen und Verbeugen gegen das Publikum, wenn es ihre Anstrengungen beklatschte. Sie betraten alle die Bühne, als gehörten sie allesammt einer anderen von der unsrigen getrennten Welt an; sie hatten ihre eigene Sphäre, das Gebiet des Entzückens, auf welchem ihnen kein anderes Geschäft oblag, als das, die Charaktere, die sie darstellen sollten, durchzuführen, niemals aber an sich zu denken.

Wir haben niemals im Theater eine lebhaftere Illusion empfunden, als da wir zuerst Talma in Paris in der schönen Tragödie Sylla sahen. Nicht nur der große Meister seiner Kunst, sondern auch die mit ihm zugleich auftretenden Schauspieler gingen über die Bretter, ganz ihrer Rolle assimilirt, und sprachen sichtlich das Gefühl aus, daß ihre Erscheinung vor dem Publikum etwas rein Zufälliges sey, das sie selbst nichts anging. Er schien nicht von den Leinwand-Coulissen, sondern von den Straßen des alten Roms herzukommen; Alle, bis zu den Fasces-Trägern hinab, schienen einzig und allein nur an das Geschäft zu denken, das ihnen gegenwärtig oblag. Es war, als wäre plötzlich der Vorhang der Vergangenheit aufgezogen, und als wäre es uns vergönnt worden, in unserer eigenen Atmosphäre eine aufbewahrte antike Scene anzuschauen. Ton, Haltung, Kostüm, — Alles war dem Stücke, nicht der Zuhörerschaft, angepaßt. Es liegt am Tage, wie auf der einen Seite eine solche Anordnung dazu dient, den Schauspieler mit dem von ihm darzustellenden Charakter zu identifiziren, und auf der anderen, den Zuschauer von seiner kritischen Kälte zu einem hochgesteigerten Enthusiasmus fortzureißen. Dagegen ist es jetzt höchste Aufgabe der Künstler, jede zwischen ihnen und ihrem Publikum stattfindende Unterscheidung aufzuheben. Sie treten auf, und befixen und ihun süß und zimperlich, und neigen sich und lächeln, als traten sie in das Gesellschaftszimmer eines Privatmannes. Sie haben keine selbstständige abgesonderte Atmosphäre mehr, und allzudeutlich zeigt sich, daß ihnen keine andere Leistung obliegt, als die, unseren Applaus zu erringen, das einzige Objekt ihrer Anstrengung. — Der Zustand der Bühne war viel besser, als die guten Schauspieler von dem Gesetze als Parias und Landstreicher behandelt wurden, denn jetzt, wo sie zu jeder guten Gesellschaft zugelassen werden. Sonst war ihr vorzüglichstes Streben, als Schauspieler sich auszuzeichnen, jetzt, große Herren und Damen zu seyn.

Außer dem, daß der alte Zaubereiz von unserem Theater gewichen, giebt es noch ganz andere Gründe, die den Genuß des Theaters verdrängen, und die vielleicht nach nicht allzu langer Zeit dem ganzen Schauspielerwesen ein Ende machen, so daß man sich seiner einmal, wie etwa der Mysterien, die ehedem in den meisten Ländern Europa's aufgeführt wurden, oder der noch älteren Darstellungen des Thespis erinnern wird. Die Vergnügungen der Privatgesellschaften sind nämlich jetzt viel mannigfacher, geistiger und anziehender, als sie noch vor sogar dreißig Jahren gewesen. Beide Geschlechter sind in Rücksicht ihrer Bildung viel mehr gleichgestellt, als sie es damals waren, und wohl im Stande, sich wechselseitig genußreiche Unterhaltung zu bieten, die nur selten von einer außer dem Hause übertroffen werden dürfte. Wir Alle lesen, und an Büchern zum Zeitvertreib fehlt es — Dank dem Himmel! gar nicht. Musik und Malerei, Conversation, die elegante Ausstattung unserer Gesellschaftszimmer halten diejenigen jetzt zu Hause, die bei minder fortgeschrittener Civilisation gewiß nie aus dem Theater wegbleiben würden.

Capitain Forbes hat bemerkt, daß zur Zeit großer politischer Gährung die Theater durchaus unbesucht bleiben. Der Prozeß der Königin war ein harter Schlag für diese Etablissements; die Reform-Bill drohte ihnen gänzlichen Untergang. Es ist interessant und für die Charakteristik beider Nationen schlagend, daß jede politische Aufregung in Frankreich gerade die entgegengesetzte Folge hat. So oft dort Unruhen herrschen, sind die Theater zum Ersticken voll. Wir bleiben zu Hause, so oft politische Fragen von Bedeutung verhandelt werden, weil wir über sie reflektiren wollen und über die vortheilhafteste Leitung der öffentlichen Meinung nachdenken. Die Franzosen stehen nicht sowohl unter dem Einfluß einer Meinung als physischer Macht; daher gehen sie aus dem Hause, um Gleichgesinnte zu finden und ihre Macht zu überrechnen.

Je mehr wir uns von der öffentlichen Meinung abhängig fühlen, desto aufmerksamer und gespannter folgen wir politischen Begebenheiten, und dies bewirkt eine Aufregung, der sich kein dramatischer Effekt gegenüberstellen kann. So — durch Politik und Parlament, Klubs und Gesellschaften, Eßzeit, Reize der Häuslichkeit, Abspannung von Geschäften, die ungeheure Größe der Theater, welche Schuld hat, daß die meisten der auf der Bühne gesprochenen Worte verhallen, den wirklichen Verfall der dramatischen Kunst selbst, sowohl in Rücksicht auf Schauspieler, als Dichter — verliert das Theater mehr und mehr, und wir müssen sagen, daß es seinem Ende entgegengehe.

Eben so scheint auch für die Literatur der Fiction — in so weit sich diese auf Novellen beschränkt, als wohlgetroffene Gemälde modernen Lebens — für jetzt wenigstens, die letzte Stunde geschlagen zu haben. Der menschliche Geist nimmt Alles in Intervallen auf. Das eine Zeitalter ist poetisch, das andere satirisch, ein drittes philosophisch, ein viertes gehört wesentlich der Geschichte, dem Kriege, dem Luxus, der Reflexion oder Narrenspossen an. Wir haben schon genug Darstellungen aus dem wirklichen Leben; es ist Zeit, daß wir uns zur Romantik wenden. Daß wir jener Erzählungen bereits müde sind, sehen wir daraus, daß sie, um die merkantilische Phrase zu gebrauchen, nicht mehr so reißend gehen, wie noch vor wenigen Jahren. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The haven of the sea. (Der Seehafen.) Fischer-Gespräche ꝛc. von J. F. Cooper. 2½ Sh.

Our town. — Skizzen von Charakteren, Sitten ꝛc. in der Stadt. Von P. Neerden. 2 Bde. 21 Sh.

Trip to Greenwich fair. (Der Jahrmarkt von Greenwich.) Abbildungen von Cruikshank. 1½ Sh.

Schweden.

Der Volksaberglauben in Schweden.

Ueber den Aberglauben, der noch als Nachhall der alten mythologischen Vorstellungen in einigen Gegenden von Schweden herrscht, enthält das Schwedische Werk: „Ett år i Sverige" *) folgende nicht uninteressante Notizen:

„Von den himmlischen Gottheiten der Asalehre haben wohl noch die Traditionen des Volkes einige Namen bewahrt, ohne jedoch damit eine recht lebendige Vorstellung zu verbinden. Thor, der älteste Gott des Nordens, fährt noch im Donner (thordön) über den Himmel, und in Wärmeland heißt Südwest oder die Himmelsgegend, von woher der Donner am öftersten kommt, die Thorshöhle. Frejas Spinnrocken flimmert noch in der Constellation Orion am nächt-

*) Ett år i Sverige. (Ein Jahr in Schweden.) Herausgegeben von Forsell, mit Zeichnungen von Sandberg und Text von Grafström.

lichen Horizont; Odin's Jagd werden in Schonen einige unbekannte Töne in der Luft im November und Dezember genannt, die wahrscheinlich von Zugvögeln herrühren. Auch Balder's Namen lebt noch in einer Blume (Anthemis cotula), welche das Schonische Volk Balderbrå (Balder's Augenbraue) nennt. Diese und viele andere Benennungen beweisen wohl auf eine recht merkliche Weise die frühere Allgemeinheit der Asiaehre im Norden, doch ist es nicht innerhalb dieses Kreises, wo jetzt der eigentliche Volksglaube seine Welt hat. Vor dem Lichte des Christenthums sind alle Mythenbilder des Himmels verblichen; es ist eine Geisterwelt in und auf der Erde, die in sogenannten niederen Naturgottheiten, zum großen Theil der Eddalehre unbekannt und älter als sie, in den abergläubigen Vorstellungen des Volkes fortlebt. Wir wollen hier in der Kürze ihre Hauptbilder darstellen.

Die Berge sind nach nordischen Volksmythen die schönsten Schlöffer. Zuweilen hört der einsame Wanderer aus ihrer Mitte Gelächter erschallen, und manche Nacht, besonders in der Julnacht (Weihnachtsnacht), schlägt der König die Gewölbthüren zu seinen Sälen auf, die von unzähligen Lichtern erhellt sind und auf hohen Goldpfeilern ruhen, zwischen denen Mädchen in freudigem Tanze dahinschweben und Meth aus reichen buntfarbigen Hörnern darbieten. Tritt dann der Wanderer hinein, so schließt sich der Berg, und er verschwindet. Solche Berg Entführungen werden mehrmals in unseren Volksliedern besungen und leben noch in mancher mündlichen Tradition fort. — In der Erde wohnen Elfen. Sie sind entweder gute oder böse und entsprechen daher fast den Licht- und Schwarz-Elfen der Isländischen Edda. Die schönsten der Elfen wohnen in Hügeln und werden das Hochvolk oder Ljuflingar genannt. Der Elfen-König, einige Zoll hoch, und die Elfen-Mutter haben hier ihren Hof und ihren Skalden, den Harfenmann, dessen Gesang man an den Sommer-Abenden hören kann, wenn man das Ohr an den Elfen-Hügel legt, wie es in einem alten Volksliede heißt. In den Sommernächten stellen sie auf der Wiese ihre Tänze an, wovon noch Spuren in den Ringen gesehen werden, welche das niedergebogene Gras hier und da bildet. Diese Tänze zu stören, ist gefährlich; die Folge davon wird eine Krankheit, Elfwind genannt. Die Elfen laden oft Menschen zu sich; Mädchen werden Elfenbräute, und in Kindesnöthen rufen sie auch Menschenhülfe an und belohnen mit Gold und kostbaren Edelsteinen die helfenden Hebammen. — Zwerge sind ein anderes Erdenvolk. Sie wohnen in erdumfaßten Steinen und sind geschickt in Handwerken und Zauberei. Ihre Töchter locken den Wanderer zu sich. — Die „Tomten" (nahe den Laren der Römer entsprechend) wohnen unter Wohnhäusern, meistentheils unter Ställen. Sie sind des Hofes Schutzgeister, werden auch als klein dargestellt, sind eigensinnig und dürfen nicht gereizt werden. Bei einem Bau beruht das Glück des Unternehmens darauf, ob sie es begünstigen oder nicht. Im ersten Falle hört man sie des Nachts hämmern und zimmern, und die Arbeit des Tages geht leicht von Statten; im entgegengesetzten aber machen sie die Balken schief und krumm, erregen tausend Hindernisse, und die Arbeit wird, wie man sagt, gegengemacht (motgjord). Sie ziehen Reichthum ins Haus (Tomtelyck) und belohnen häusliche Tugenden. Ein Volksgesang bewahrt die Namen zweier Tomten, Ire (idegbet, Fleiß) und Friede (Sinnenfriede). — Die Wettern werden in Bäumen wohnend vorgestellt. Sie sind ceremonielle Leute. In großen Schaaren stellen sie durch den Wald zwischen den sogenannten Pflegebäumen (den Menschen bedeutungsvolle Bäume, die nicht angerührt werden dürfen) ihre Prozessionen an und tragen blaue Lichter in den Händen. Wird ein solches Licht gefunden, so ist es zu Vielem nützlich. Wenn Bäume gefällt werden, so werden sie hauslos, und man hört dann im knisternden Holze ihre klagende Stimme. Zu dieser Klasse von Traditionen gehört auch die Waldfrau, die allein ohne Gatten im Walde umherirrt und durch ihre Schönheit manchen Jüngling verführt; und der Waldgeist, durch dessen Neckereien der Wanderer irre geht und sein Wildpret verliert.

Auch das Wasser hat nach dem Volksglauben seine Gottheiten. Der Neck ist der Gott des singenden Flusses (der Musik). Jünglinge lernen von ihm spielen, müssen aber mit einer Gabe seinen Unterricht bezahlen. Zu den Thieren, welche ihm geopfert werden, werden vorzüglich schwarze Katzen benutzt. Von den Tönen seiner Harfe hingerissen, stürzten sich schon viele Jünglinge und Mädchen in seine Arme und verschwanden so. Aber auch er hört gern Musik und steigt lauschend aus den Wellen. Eine Volkssage erzählt, daß, als der Neck einmal ein schönes Mädchen zu sich gespielt hatte, ihr trauernder Liebhaber am Ufer saß und mit so glücklicher Eingebung spielte, daß die Geraubte ihm zur Belohnung wiedergegeben ward. — Der Stromkerl (Strömkarl) ist ein anderer Flußgott. Er spielt bloß bei Wasserfällen, und eine Art hohen kraftvollen Gesanges wird nach ihm „Stromkarlslag" genannt. Im Meere, dessen Boden prächtige Paläste und schöne Wiesen trägt, worauf weiße Schafe weiden und Bäume wachsen (aber alle mit zur Erde gebogenen Zweigen), wohnen der Meeresmann und die Meeresfrau. Der Erstere entführt manchmal ein Mädchen vom Ufer, und die Letztere wird oft vom Seefahrer gesehen, wie sie auf den Inseln sitzt und ihre Leinwand bleicht oder, auf den Wellen schaukelnd, ihr langes schönes Haar kämmt.

Diese ganze Geisterwelt mit ihren wechselnden poetischen Gestalten bezeichnet den Zusammenhang des Menschen mit der Natur und ihre Gewalt über ihn. Eine Mythe jedoch drückt den Vorzug des Menschen vor allen diesen Wesen aus. Sie erwarten noch Erlösung, sagt das Volk, „sind noch nicht befreit" (återlöste) und äußern oft Klage und Trauer darüber. Als einst Jemand den spielenden Neck erinnerte, daß er mit allem seinem Kunstvermögen doch nicht Gottes Kind werden könne und nicht des Himmels Herrlichkeit in einem künftigen Leben schauen würde, da tauchte er klagend und winselnd in den Strom nieder. Im Allgemeinen verräth sich der Einfluß, den der Katholicismus auf den uralten Volksglauben gehabt hat, in der dunkleren Färbung, die er jenen Naturwesen gab. Sie wurden Troll (Hexen), böse, feindlich gegen die Menschen und mußten mit Beschwörungen verjagt werden. Man kann dadurch den Aberglauben einer späteren Zeit unterscheiden, der die alten Vorstellungen zu verdrängen suchte. Thor ward gestürzt. Odin's Pferd ging vor den Tönen einer Kirchenglocke durch, und eine Rolle mit Mönchsbuchstaben machte den Gott selbst fliehen. Die Heldenzeit ward von den Heiligen verdrängt. Johannes bekam Balders Zeit und seine Blumen. So erbleichten und verschwanden nach und nach die heidnischen Bilder.

In Hinsicht auf Bezauberungen, Verwandlungen und Gespenster herrscht noch mancher Aberglaube bei unserem Volke. Der Raum erlaubt uns nicht, hier diesen Gegenstand näher zu berühren; wir wollen nur eine einzige Vorstellung anführen, die ihres hohen Alters wegen merkwürdig ist. In der poetischen Edda wird an mehreren Stellen von den Folgdien als Gespenstern oder Schutzgeistern gesprochen. Noch ist derselbe Name mit derselben Bedeutung da. In der Gegend von Hedemora in Dalekarlien nennt das Volk eines Verstorbenen Schatten oder Gespenst Fylgia.

Bibliographie.

En Winter i Hernösand. (Ein Winter in Hernösand.) Novelle in Briefen von Wilhelmina. 28 Sk.

Förbundsbröderna. (Die Bundesbrüder.) Romantische Erzählung von Wermland. 4. Bde.

Mannigfaltiges.

— Unterrichts-Unwesen. Vor einigen Jahren kam ein gewisser S. aus Irland nach London, miethete sich daselbst eine Chaise mit ein Pferd dazu und fuhr unter dem Scheine von großer Wichtigkeit nach den Lehranstalten mehrerer Lady's, denen er sich mit großer Artigkeit zu einer Vorlesung über neue Regeln der Mnemonik, die er erfunden, erbot; er stellte ihnen vor, daß sie, wenn sie nicht sogleich auf der Stelle von seinem Anerbieten Gebrauch machten, der Wohlthat auf immer verlustig gingen, die er ihnen mittheilen wollte, indem ihre Schulen durch seine neu entdeckte Methode, die den Zöglingen die Mittel an die Hand gebe, alle Arten von Kenntnissen mit außerordentlicher Leichtigkeit aufzufassen, berühmt werden und vor allen anderen hervorglänzen würden. Er brachte auf diese Weise in einer Woche an 100 Pfund zusammen, dann kaufte er sich eine Chaise und ein Pferd für sich und seinen Sohn, der ihn begleiten mußte, und besuchte der Reihe nach alle Schulen in der Umgegend von London, wobei er mehrere Monate hinter einander täglich nicht weniger als 30 Pfund einnahm; hierauf bereiste er in derselben Weise ganz England mit großem Erfolge. Er ließ sich für eine Vorlesung, die ungefähr eine Stunde dauerte, 5 Shillinge von jedem Zögling in der Klasse bezahlen; dann verkaufte er noch jedem ein Buch, in dem seine neu entdeckten Prinzipien enthalten waren, für 2 Shillinge und 6 Pence. Unser Charlatan liefert uns einen Beweis davon, wie leicht sich die gescheidtesten Männer in England aufbinden lassen; er hatte nämlich Zeugnisse über den Nutzen und die Zweckmäßigkeit seines Systems bei sich, die er von allen Schulen ersten Ranges innerhalb zwanzig Meilen in der Umgegend von London während der kurzen Zeit eines Monats aufgetrieben, und die von den berühmtesten Männern, die England in der Pädagogik aufzuweisen hat, unterschrieben waren. Kurz vor seiner Abreise aus England wandte er sich an den Vorsteher einer bedeutenden Schule und machte ihm den Vorschlag, daß er ihm eine große Summe Geldes vorschießen wolle, wenn er ihn als Kollege in seiner Anstalt aufnähme. Der Schulvorsteher, der schon bei einer früheren Gelegenheit seine Verachtung gegen den Irländischen Charlatan zu erkennen gegeben, bezeigte ihm jetzt sein Erstaunen darüber, daß er noch auf eine so hohe Begünstigung Ansprüche machen wolle. „Darüber dürfen Sie sich gar nicht wundern", erwiederte der Irländer, „es kommt daher, daß ich eine sehr große Meinung von Ihrem Scharfsinne habe, mit dem Sie meine Pläne durchschauten, so wie ich zugleich von Ihrer Redlichkeit überzeugt bin, da Sie, obgleich ich Ihnen meine Dienste unentgeltlich angeboten hatte und nur von den einzelnen Zöglingen eine Vergütigung verlangte, nicht zugeben wollten, daß sie ihre Zeit durch mich verschwendeten." Voltaire äußerte sich einmal während seines Aufenthalts in England gegen mehrere Engländer, daß er sich über nichts so sehr wundere, als wenn er höre, daß einer von ihren Landsleuten sich über Krankheit beklage; als sie ihn um die Ursache fragten, erwiederte er: „weil ich bemerkt habe, daß Euch ein gewisses Mittel gegen alle Krankheiten zu Gebote steht." Sein bitterer Spott war offenbar gegen die Englische Leichtgläubigkeit gerichtet. Wie würde Voltaire erst jetzt erstaunen, wenn er die Menge der Akademieen und Seminarien sähe, die sich an jedem zehnten Hause in großen Buchstaben ankündigen, außer jener Schaar von durchaus erleuchteten Männern, die sich's angelegen seyn lassen, Knaben in allen Sprachen, in zwölf Lectionen u. s. w. auszubilden. Es kommt gewiß in keinem Geschäft, in keinem Gewerbe, in keiner Kunst so viel Betrügerei und Charlatanerie vor, als im Englischen Schulwesen. (F. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Freitag den 2. Mai 1834.

Rußland.

Das Publikum.

Ich, Du, Er und Sie. Wir, Ihr, Sie und Sie.
Russische Grammatik.

Was ist das Publikum? — Fragt Ihr die Dichter und Romantiker, so werden sie Euch, Gott weiß, was, sagen. Sie werden Euch dasselbe gleich ausmalen und es Euch unter der Gestalt eines launischen, leichtsinnigen Weibes im Kolombinen-Kostüme u. s. w. aufführen. Wir Journalisten haben keine Zeit, Gestalten und Hyperbeln auszudenken, und da wir täglich zu dem Publikum sprechen, so müssen wir uns einfach und deutlich ausdrücken. Wir dienen dem Publikum als Berichterstatter, müssen alle seine Launen ertragen, den Ausdruck seines Mißfallens geduldig anhören und, wenn es gut für uns gestimmt ist, äußerst vorsichtig seyn. Schwer ist es, im Dienst des Publikums zu stehen, und wenn es mit irgend etwas verglichen werden soll, so kann man es eher mit einem eigensinnigen Pascha, als mit einem eigensinnigen Frauenzimmer vergleichen. In seinem Zorn ist das Publikum unerbittlich und unversöhnlich — das eigensinnigste Weib dagegen trägt Mitleid in ihrer Brust! Wie aber soll man es anfangen, vom Publikum selbst zu sprechen, ohne seinen Zorn zu erregen? — Wir wollen es versuchen.

Die Bevölkerung eines jeden Bezirks, einer jeden Stadt, eines jeden Städtchens, ja bisweilen sogar eines Dorfes besteht aus einem Publikum und aus Pöbel. Zu ersterem gehören die Leute, die lesen und schreiben, denken und urtheilen können. Die verschiedenen Grade der Ausbildung theilen das Publikum in verschiedene Klassen, ohne jedoch seine Zusammensetzung zu verändern. — Es besteht aus einer einzigen Masse, die eine aus drei Absätzen gebildete Treppe hinansteigt. Auf den obersten Stufen erblickt man Homer, Byron, Göthe, Schiller, Walter Scott, Raphael, Canova und alle ausgezeichnete Künstler. Dort sieht man Seide und Sammet, Gold und Edelsteine, Französische Saucen und Mozart's Musik..... Dort findet man verfeinertes Leben und Sinn für das Schöne. Auf den untersten Stufen zeigen sich unseren Blicken die Werke von Alexander Orloff, des berüchtigten Moskowischen Schriftstellers, und seiner Brüder. Man sieht Zigeunertänze und gemeines Backwerk, bunte Kattune, rothe Bänder und Mäntel vom Trödelmarkt. Man findet melancholische Russische Lieder, deren Worte mehr bedeuten, als die Musik, und einen gesäuerten Patriotismus, der unaufhörlich versichert, bei uns sey Alles besser und schöner, als im Auslande — eine Rübe schmecke besser, als eine Ananas, und ein Gemälde von Herrn Polätoff *) sey vorzüglicher, als eines von Dowe **). — Der mittlere Absatz der Treppe enthält ein Gemisch von dem, was die oberen Stufen sinken ließen, und was von den unteren hinaufstieg. Hier sieht man Alles, was man auf den oberen Stufen sah, nur in veränderter Gestalt und in anderem Lichte. Homer und Byron, Raphael, Mozart und Canova erscheinen in verkleinertem Maßstabe; dagegen bewundert man hier seine eigenen einheimischen Homere, Byron's, Raphael's, Mozarte und Canova's. Man findet hier Schinken und Sauerkraut neben Pasteten und Gelée und zwischen Quaß ***) und Champagner eifrige Unterhaltungen über Europäismus und höhere Ansichten.

Gold liegt begraben in Kupfer, und Kupfer in Gold. Man streitet darüber, was besser sey, das Einheimische oder Fremde, und oft wird beides auf falschen Waagen abgewogen. Geschrei und Lärmen hört man hier, wenn man über ernste Dinge spricht, und wenn man sich belustigt. Auf den oberen Stufen herrscht der Kopf, auf den unteren der Magen, und auf den mittleren kämpfen Kopf und Magen um die Oberherrschaft.

Ich bin Soldat, nicht Theolog,
Und kein Professor der Beredtsamkeit,

und kann daher die Schriftsteller nicht leiden, die irgend ein ärmliches Gedanken-Fragment meilenweit hinausrecken, wie man heutzutage in England ein Stückchen Gummi Elastikum zu einem langen feinen Faden ausdehnt. Ich liebe es, daß die Leser meine Bemerkungen auffassen und meine Gedanken selbst weiter ausspinnen. Ein Anderer an meiner Stelle würde vielleicht in den drei Abtheilungen des Publikums Stoff zu tausend komischen und traurigen, lieblichen und karrikirten Bildern finden, während ich mich damit begnüge, meine Leser zu ersuchen, ja nicht zu glauben, daß sich auf dem ersten Absatz der Treppe, auf den obersten Stufen, wo man Gold und Juwelen, Seide und Sammet, Statuen von Canova und Gemälde von Raphael erblickt, nur reiche und angesehene Leute befinden. Ach! Auf den obersten Stufen sieht man viele Leute, die in Gold und Edelsteinen nur in Gedichten schwelgen, ihre Feste nur auf dem Papier begehen, der Welt und des Lebens Freuden nur in einer Dachstube bei einem Endchen Talglicht genießen und Heizung, Speise und Trank lediglich in ihrer Einbildungskraft finden, in diesem Reiche, das ausschließlich Denjenigen zugänglich ist, bei denen die Seele den Körper beherrscht. Frau von Stael, jener Herkules in der Haube, sagte: j'aime l'inutile. — Diese unsterblichen Worte werden von neun Zehntheilen der gesammten Erdbevölkerung nicht verstanden. Unverständlich sind sie dem Kaufmann, dem Gutsbesitzer, dem Fabrikanten, den Ehrgeizigen niederer und höherer Gattung und allen Denen, die nur daran denken, wie sie aus Allem, was Gott schuf und die Menschen erdachten, Nutzen und Gewinn ziehen können. Jene Worte der Frau von Stael begreifen Alles in sich, was das Leben an Blumen darbietet: Künste, schöne Wissenschaften, Poesie, das heißt, die Poesie des Gemüthes, nicht die papierne, mit Einem Wort, Alles, was in Tönen, Farben, Formen, Begriffen und Gefühlen übereinstimmt.

Alle diese Dinge sind völlig werthlos an der Börse, in Kanzleien, in Fabriken, und bei ärndteberechnenden Gutsbesitzern, wo Alles dem Uebergewicht des Nutzens unterliegt. Die Saat der Blumen des Lebens wird von der Natur in die Wiegen gestreut, ohne daß sie darauf sähe, ob diese Wiegen zierlich aus rothem Holz gearbeitet, oder roh aus weißen Fichtenbrettern zusammen geschlagen sind.

Man erstaune daher nicht, wenn man auf den oberen Stufen der Treppe einen Armen neben einem Reichen stehen sieht. Homer, Tasso, Camoens waren arm, und Byron war ein reicher Lord. Um so weniger Grund zum Erstaunen hat man, wenn man auf den niedrigen, ja auf den allerletzten Stufen reiche Leute erblickt, die Whist zu 1000 Rubel den Robber spielen, 10,000 für eine Mahlzeit zahlen, während sie nicht 100 Rubel für ein Buch ausgeben; die Gemälde und Statuen wie Hausgeräth kaufen und Schauspiele und Konzerte nur deswegen besuchen, um sich im Publikum zu zeigen. Dies Alles ist ganz in der Ordnung. Ständen alle Reichen auf den oberen Stufen, so würde es keine arme Künstler geben, und für das Vorhandenseyn und Gedeihen desjenigen, was Frau von Stael unnütz nennt, giebt es keine bessere Nahrung als — die Armuth.

Jetzt frage ich gehorsamst an, wie wir arme Diener des Publikums, die wir verpflichtet sind, ihm zu Gefallen zu leben, und ihm die Zeit zu vertreiben, es anfangen sollen, um uns sowohl die Zufriedenheit derer zu erwerben, die überall nur nach dem Nützlichen und Gewinnbringenden suchen, als Derjenigen, die das Unnütze lieben? Alle unsere Mühe und Arbeit unterliegt dem Urtheilsspruche des ganzen Publikums, so wie es sich uns auf den drei Absätzen der zur sittlichen Vollkommenheit führenden Treppe zeigt. Alles, was auf den oberen Stufen gefällt, wird auf den unteren nicht begriffen, und was das Schlimmste ist, auf den mittleren verunstaltet. Alles, worüber die Leute auf den unteren Stufen vor Freude außer sich gerathen, macht die auf den oberen vor Kälte erstarren, und bringt die auf den mittleren stehenden in Aerger und Zorn. Schade! Ihr wollt Ruhm, das heißt, eine Anweisung auf Ruhm — Ihr wollt Euch einen Namen machen; aber diese Anweisung erhält man nur mit allgemeiner Zustimmung. Es ist durchaus nöthig, daß jede der drei Abtheilungen des Publikums eine weiße Kugel in die Urne werfe. — Ihr müßt Allen gefallen, und daraus entstehen künstlerische Mißgeburten und Karrikaturen: ein Apoll von Belvedere mit krummen Beinen, eine Venus mit rother Nase, ein Herkules im modischen Frack, mit einer Reitgerte in der Hand, und ein hektischer Theater-Sänger mit Löwenhaut und Keule! Auf den unteren Stufen ist man außer sich über die rothe Nase der Venus, und die krummen Beine Apollo's; auf den mittleren wird über die Vermischung des Lächerlichen mit dem Schönen laut gelacht, und versichert, es könne und müsse so seyn, und auf den oberen zuckt man die Achseln, und bedauerte das mißbrauchte Talent, während man aus Mitleid eine weiße Kugel in die Urne wirft. Der Name ist gemacht! Die Nachwelt aber haut der Venus die rothe Nase ab, zerbricht die krummen Beine Apollo's, zieht dem Herkules den Frack aus, entreißt Löwenhaut und Keule dem Theater-Sänger, und bezeichnet den

*) Ein schlechter Portraitmaler.
**) Ein Engländer, der bekanntlich eine Menge vortrefflicher Bildnisse für die Kaiserliche Gallerie in St. Petersburg malte.
***) Das allergemeinste Volksgetränk.

Künstler, während man die Fragmente seiner Arbeit aufbewahrt, mit dem Stempel der Charakterlosigkeit.

Furchtbar ist das Urtheil der Nachwelt, furchtbar aber auch das gleichzeitig lebende Publikum, das mit einem Schlage den Namen, die Ruhe und die Hoffnungen eines Menschen vernichtet! — Uebrigens ist es zwar unerbittlich in seinem Zorn, aber auch gutmüthig und geduldig. Leicht verzeiht es eine kleine Charlatanerie, niemals aber Lüge, Betrug und Großprahlerei. — Bringt etwas, was lange vergessen war, in eine neue Form und gebt es für Eure eigene Arbeit, für ein Original aus; schimpft auf berühmte Männer und macht Euch über sie lustig; stellt das Mittelmäßige durch ein Mikroskop dar und das Gemeine durch ein Verkleinerungsglas: das Publikum wird es Euch verzeihen, obgleich es sich nicht so leicht hintergehen läßt, als Ihr wohl glauben möget. Nur erniedrigt nicht, was ihm gefällt, und wenn Ihr auf die rothe Nase der Venus und auf Apollo's krumme Beine hinweiset, so vergeßt nicht, auch der Schönheit der anderen Theile zu gedenken. Ich wiederhole es: zürnet, schmähet, macht allerlei Hokuspokus — nur lügt nicht! Sagt keine Unwahrheiten auf Kosten des Künstlers, des Kaufmannes, des Richters, des Polizei-Kommissars, mit Einem Wort, auf Kosten irgend eines Menschen, der mit dem Publikum in Verbindung steht. Es liebt Geschwätz und Schmähungen, doch nur zu seiner Belustigung; es verabscheut aber schmähende Verleumder, falsche Kritiker und belegt sie mit der furchtbaren Strafe der Verachtung und des Mißtrauens.

Thöricht, oder sehr von sich eingenommen ist Derjenige, der da glaubt, es sey möglich, das Publikum zu regieren. Keine Gewalt auf Erden giebt es, die im Stande wäre, die Meinung des Publikums zu schaffen oder zu vernichten. Einen heftigen Wind kann man benutzen, niemals aber einen Wirbelwind machen und ihm eine beliebige Richtung geben. Die Meinung des Publikums gleicht dem Winde! Der gewandte Mann spannt seine Segel, fährt seinem Ziel entgegen und lavirt, wenn er es versteht; — wer gegen den Wind segelt, bleibt zurück. Wer aber, dem Publikum anhängend, aus Leibeskräften gegen den Strom rudert und glaubt, er werde das Publikum mit sich ziehen, ist entweder belachens- oder beklagenswerth. Die Meinung des Publikums weht, wie es die Passat-Winde thun, zu bestimmten Zeiten nach einer gewissen Richtung hin; ihre Punkte sind, Mannigfaltigkeit, Neuigkeiten, Kürze, Originalität und Wahrheit. — Freunde und Nicht-Freunde! richtet Eure Segel dahin! Und Du, unser Beherrscher, den Zahnärzte, Buchhändler und Beneficianten, auf Plakaten und in Anzeigen Verehrungswürdig nennen, Du, der aus dem Horn des Ueberflusses, Modehändler, Weinhändler, Spielkarten-Verkäufer und alle Diejenigen mit Deinen Gaben überschüttest, die sich mit Anfertigung und Verkauf solcher Dinge beschäftigen, die Du als nützlich bezeichnest; o Wesen, das man Publikum nennt! Nur um Eines bitten wir Dich: liebe das Unnütze in dem Sinne, der in den Worten der Frau von Stael enthalten ist. Aus diesem Unnützen entspringt Großes.

Thaddäus Bulgarin.

Bibliographie.

In Russischer Sprache: „El Trovador, oder Rache für Rache." Spanische Erzählung aus dem J. 1826, von Tonkatschejeff. Erster Theil.

Die Vorzeit der Saporoger. Geschichtliche Notizen, Volkslieder und Sagen dieses Kosaken-Stammes. 3 Bde. Charkow.

Das Weib, wie es viele, oder der Mann, wie es wenige giebt. Russisches Original-Vaudeville.

In Deutscher Sprache: „Suwarow's Leben und Heerzüge", von Friedrich von Smitt. Erster Theil. (Eine Russische Uebersetzung wird unter des Verf. Aufsicht mit vielen Veränderungen und Zusätzen erscheinen.)

Frankreich.

Victor Hugo und Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Marion de Lorme, eine berühmte Courtisane unter Ludwig XIII., war zuerst die Geliebte des unglücklichen Cinq-Mars und nach seinem Tode aller Welt zugänglich. Dessenungeachtet hat Herrn Hugo's Muse sie nicht verschmäht. Unter den zahlreichen Liebhabern dieser interessanten Dame — lauter jungen Stutzern — befindet sich ein edleres Subjekt, ein gewisser Didier, den Marion liebt, und der (ohne zu wissen, wer sie ist) ihre Neigung erwiedert. Als Didier eines Tages gleich nach dem Marquis de la Savary zu einem abendlichen Rendezvous sich eingefunden hat, wird der Letztere unter Marion's Fenster von vier Mördern angefallen. Didier springt heraus und rettet ihn. Beide kehren auf Marion's Zimmer zurück, wo Didier über die Familiarität, mit welcher der junge Hofmann seine „angebetete Marion" behandelt, entrüstet wird und jetzt an dem, welchen er gerettet, sich zu rächen beschließt. Um eben diese Zeit ist auf Antrieb des Kardinals Richelieu ein Königliches Edikt erschienen, das alle Duellanten mit dem Tode bedroht. Kaum ist diese Proclamation bekannt gemacht, so begegnet schon Didier dem Savary, insultirt ihn, und sie fechten. Marion, von dem Geräusch erschreckt, stürzt aus dem Hause, und da sie von dem Edikte nichts weiß, ruft sie die Wache. Didier wird ergriffen; Savary rettet sich dadurch, daß er den Schein annimmt, als wäre er getödtet, und begleitet in Vermummung den leeren Sarg, der mit seinem Namen überschrieben ist, zu dem Schlosse seines befahrten Onkels, des Grafen von Nangis. Didier wird in's Gefängniß gebracht, von wo er mit Hülfe und in Begleitung Marion's entkommt. Beide schließen sich an eine Truppe wandernder Schauspieler, die fast gleichzeitig mit dem Leichenzug im Schlosse eintrifft. Savary, ein jovialer, großmüthiger, aber leichtsinniger Jüngling, begeht seine eignen Exequien mit fröhlicher Laune, hat aber so viel Indiscretion, daß er Didier an einen der Trabanten des Kardinals verräth und ihm über das eigentliche Gewerbe der keuschen Marion die Augen öffnet. Tief gekränkt, stößt Didier seine Geliebte mit Verachtung von sich, und Savary, der das Geheimniß seines eigenen Daseyns zu früh offenbart, wird sammt Didier festgenommen und zum Tode verurtheilt. Der alte Onkel und Marion flehen bei Ludwig XIII. vergebens um Gnade für Beide. Sein Spaßmacher L'Angely erwirkt diese Gnade endlich, weil er beide Gefangene dem Monarchen als vortreffliche Falkeniere schildert; aber ein Befehl zur Hinrichtung von Seiten des Kardinals vermag mehr als die Amnestie seines Herrn. Der Graf de Nangis besticht einen Kerkermeister, um seinen Neffen zu retten; Savary will nur unter der Bedingung, daß Didier sein Glück theile, den Kerker verlassen und besteht darauf, man soll, falls nur Einer entrinnen könne, den Gegner statt seiner befreien. Marion von ihrer Seite bewegt den Ober-Scharfrichter des Kardinals durch ein skandalöses Opfer dazu, das er Didier's Bande lösen will; aber Didier, tief gerührt von Savary's Edelmuth, will lieber sterben, als von einer so ehrlos erkauften Erlaubniß Gebrauch machen. Beide werden zum Blutgerüst geführt. Eine ungeheure scharlachrothe Sänfte, die den kranken Kardinal trägt, der bald nachher starb, wird über die Bühne getragen. Marion flieht mit Ungestüm um Gnade für beide Jünglinge. Eine Stimme aus der Sänfte antwortet: Keine Gnade! Die Wiederkehr der Sänfte verkündet die Vollstreckung der Execution, und Marion, voll wilder Verzweiflung, endigt das Stück damit, daß sie, auf die Sänfte deutend, ausruft:

Schaut Alle hin — dort zieht der rothe Mann vorüber!

(Sie fällt auf das Pflaster.)

Bei aller Gemeinheit und Unwahrscheinlichkeit des Sujets ist dieses Stück wenigstens decent geschrieben, enthält einige, zwar übertriebene, doch mit geschickter Hand skizzirte Charaktere damaliger Zeit, und hat im Ganzen jene Art von Interesse, das ein tragisches Melodrama öfter einflößt. Aber il n'y a que le premier pas qui coûte, und der nächste war bereits ein gewaltiger Schritt*).

— — — Wir kommen jetzt zu Alexander Dumas. Vielleicht hätten wir seiner zuerst gedenken müssen; denn Victor Hugo hat ihn mehrmals ziemlich handgreiflich zum Muster genommen. So z. B. legt er in „Marion de Lorme" (1831) einigen jungen Männern eine Kritik mehrerer Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. in den Mund, wie schon Dumas im seiner „Christine" (März, 1830) gethan. Wir finden auch in „Christine" alle Elemente der Maria Tudor — eine eifersüchtige, hartherzige und hartnäckige Königin, verliebt in einen Italiänischen Abenteurer, der einem jungen Mädchen heimlich seine Liebe weiht. Ein Feind der Favoritin verräth der Königin den Liebeshandel und wird das Werkzeug der Execution des Günstlings. Die Königin, wegen der spretae injuria formae in seinen Tod willigend und ihre übereilte Rache wieder bereuend, sucht nur Trost in der Gesellschaft des verführten Mädchens, ganz wie die katholische Maria. Beide Stücke haben in der That nur Eine Intrigue. Dieser Umstand kommt uns sehr merkwürdig vor — jedoch es ist nicht unsere Sache, darüber zu entscheiden. Herr Dumas selbst hat sich, so viel wir wissen, über keine literarische Dieberei beschwert,**) und so kommt uns dieses Recht noch viel weniger zu.

„Christine" ist, einige kräftige Stellen abgerechnet, ein langweiliges Stück, und fand auch sehr wenig Beifall. Die Juli-Revolution, an welcher Herr Dumas eifrigen Antheil nahm, gab seiner Muse eine andere Richtung. Er entsagte den historischen Stoffen und erdachte eine Art von bürgerlicher Melpomene, die Gräuel der Familien des Atreus und Oedipus in die Wohnungen der propriétaires und employés von Paris verpflanzend. Sein erstes Werk dieser Art war vermuthlich „Antony." Antony ist — gleich Hugo's Didier und Gennaro — ein Bastard und Findling; er bemüht sich aber in die Gesellschaft zu kommen und gewinnt die Neigung einer Demoiselle Adèle, die er jedoch unverantwortlicher Weise wieder verläßt, worauf sie einen Oberst Hervey heirathet. Nach dreien Jahren erscheint Antony wieder in Paris und schreibt ein Billet an Madame Hervey, worin er sie als alte Freundin ersucht, ihr aufsuchen zu dürfen. Sie ahnt von solch' einem Zusammentreffen nichts Gutes, fährt in dem Wagen ihrer Schwester von Hause fort und läßt diese den Besucher empfangen. Zum Unglück werden die Pferde scheu und gehen mit dem Wagen durch. Antony, der eben ankommt, stürzt herbei, zügelt die Pferde, wobei er einige Wunden und Quetschungen empfängt, und — rettet Madame Hervey. Da dieser Vorfall beinahe an ihrem Hause sich ereignet, so werden sie Beide ins Haus der Dame gebracht, wo Antony's Wunden, die er vorsätzlich noch schlimmer macht, ihn eine Zeit lang zwingen, das Zimmer zu hüten. Adèle erkennt wieder die Gefahr, in der sie schwebt, und entschließt sich, zu ihrem Manne zu fliehen, der in Straßburg im Quartier liegt. Antony folgt nach, und kommt ihr auf dem Wege bald zuvor. Er erreicht mit eintretender Nacht ein kleines Gasthaus, zwei Stationen vor Straßburg. Hier schickt er alle vorräthigen Postpferde fort und nimmt die wenigen Zimmer in Beschlag. Adele kommt an — kann nicht mehr weiter — ist wider Willen genöthigt, die ganze Nacht zu bleiben und wird in eines der Zimmer logirt, welches der Fremde auf Ansuchen der Wirthin ihr

*) Der Englische Kritiker geht hierauf zu einer Darlegung des Inhalts von Victor Hugo's „Le Roi s'amuse", „Lucrezia Borgia" und „Marie Tudor" über, die unsere Leser bereits sammtlich aus früheren Artikeln kennen.

**) Vermuthlich, weil sein eignes Gewissen in diesem Punkte nicht ganz rein ist.

überläßt. Die Zimmer sind aber durch einen Balkon verbunden — und jetzt nehme Herr Dumas selbst das Wort:

(Antony erscheint auf dem Balkon — öffnet das Fenster — steigt herein — verriegelt hastig die Thür.)

Adèle (aus einem Kabinet tretend, wo man ihr Bett aufgestellt hat). Was bedeutet dieser Lärm? — Ein Mann! — Ah!

Antony. Stille! (Er verstopft ihr den Mund mit einem Schnupftuch.) Ich bin's — Antony! (Er zerrt sie in das Kabinet.)"

Und hiermit endigt der Akt!

Die Zwischenpause füllt drei Monate. Der Vorhang geht in die Höhe, und wir befinden uns auf einem Balle in Paris. Adèle kommt in Begleitung Antony's — man flüstert sich in der Gesellschaft viele skandalöse Dinge zu — eine Frau von Camps spricht besonders von Frauen, die weglaufen, von Nächten in Wirthshäusern u. s. w. — Adèle wird von Gewissenspein erdrückt. — Antony fragt, ob Frau von Camps einen Gatten, Bruder oder Sohn habe; es ist klar, daß er von diesen Genugthuung fordern möchte — zum Glück oder Unglück steht die Dame ganz allein — es bleibt ihm also kein anderer Ausweg, als der Dame ihre insultirenden Reden zurückzugeben. — Adèle fährt mit zerrissenem Herzen nach Hause. Antony folgt ihr, und da ihm ein Spion die Kunde gebracht hat, daß ihr Mann auf dem Wege nach Paris sich befinde, will er sie zur Flucht überreden — mütterliche Liebe zu ihrer kleinen Tochter läßt sie zögern — es wird Zeit verloren — der Gatte kommt an — ist schon vor der Zimmerthür — droht, sie mit Gewalt zu erbrechen — das schuldige Weib will durch die Hand des Verführers sterben — er ersticht sie — Oberst Hervey stürzt herein und ruft aus:

„Höll' und Teufel! was seh' ich? Adèle!" —

Antony. Todt! — ja todt! — (Er schleudert den Dolch zu den Füßen Hervey's.) — sie widerstand, und ich ermordete sie."

Mit dieser edelherzigen Lüge, die den Ruf der armen Frau retten soll, endet das Stück!

Bald nach „Antony" folgte „Teresa", dem vorigen Stücke verwandt, nur noch grandioser. Dort gab es nur einen simpeln Ehebruch und einen Mord; hier haben wir doppelten Ehebruch, doppelten Mord, und als Würze noch etwas Blutschande. Oberst Delaunay, ein Französischer Offizier, hat zu Neapel ein junges Weib, Namens Teresa, geheirathet, und bringt sie mit nach Hause, wo er schon eine liebenswürdige Tochter, Amalie, besitzt, die nur wenig Jahre jünger ist, als sein Weib, und die er dem Arthur von Savigny bestimmt, welchen er in Neapel gekannt hat. Arthur ist ihm nach Paris vorangegangen, liebt Amalie, und wird von ihr geliebt. Unglücklicher Weise waren Teresa und Arthur in Neapel bekannt worden, und hatten sich geliebt. Jetzt treffen sie wieder zusammen, und die alte Liebe erwacht. Arthur, der wenigstens noch etwas Scham und Ehre kennt, entschließt sich, seine Heirath aufzugeben, in diplomatische Dienste zu treten, und so der gefährlichen Versuchung für immer auszuweichen. Teresa bestreitet diesen Vorsatz — sie bedeutet ihm, solch ein plötzlicher Bruch würde ein für sie und ihren Mann verderbliches éclaircissement herbeiführen, — sie sagt ihm, wenn er diese und Amalien heirathete, so müßte seine Leidenschaft für sie (Theresa) sich dämpfen; sie wollten recht gute platonische Freunde seyn u. s. w. Er willigt ein — er bleibt — er heirathet Amalien, und — und — wird ihr untreu — entehrt seinen Schwiegervater! Amalie bemerkt auf die Länge, daß ihr Mann sich unglücklich fühlt, — sie sieht ihn nach einem Büreau gehen, wo er sorgfältig einige Briefe versiegelt — sie argwöhnt eine Intrigue — ein Schlüssel fällt ihr in die Hände, der das Pult öffnet — sie kommt in Versuchung, ein Paket zu nehmen, das sie unerbrochen ihrem Vater überreicht — er findet in demselben die doppelte Schuld seines Weibes und seines Schwiegersohns. Er kann seine Wuth nicht unterdrücken, obgleich er die Ursache verschweigt. — In der ersten Aufwallung seiner Leidenschaft sucht er Händel mit Arthur, und fordert ihn zum Zweikampf; dann besinnt er sich eines Besseren: er bittet Arthur um Verzeihung, und betreibt seine und Amalien's Abreise. Sobald Teresa entdeckt hat, daß ihr Mann hinter die Intrigue gekommen, und und daß sie von Arthur — „diesem Feigling" — verlassen ist, ruft sie einen Bedienten, der ihr aus Italien gefolgt, und sagt:

„Paolo, als wir Italien verließen, hast du wohl gedacht, daß du, einsam dastehend im fremden Lande, eines jener widrigen Geschicke erleben könntest, die man nicht zu überleben im Stande ist?"

„Paolo. Ja, ich dachte, Sie könnten sterben.

Teresa. Und gegen solches Unglück hast du ohne Zweifel ein Mittel?

Paolo. Ich habe deren zwei.

Teresa. Welche?

Paolo. Dieses Gift und diesen Dolch!

Quid plura? — Sie nimmt das Gift, und der Bediente, von dem jetzt erst an den Tag kommt, daß er seine Gebieterin innigst, ehrlich ehrerbietigst geliebt hatte, ersticht sich. Das Gift wirkt langsamer als der Dolch — Teresa erfährt noch Paolo's Tod, von dem sie keine Notiz nimmt; während aber die Umstehenden mit dem Leichnam des Dieners beschäftigt sind, sagt sie zu Delaunay:

„Eile dich, und vergieb mir, während Diese da dich nicht sehen — vergieb mir, und sag' ihnen dann in Gottes Namen, du habest mir geflucht."

De. Meine Verzeihung und mein Segen über dich, armes Weib; Gott wird nicht strenger seyn, als ich es bin.

Ter. Vielleicht! (Stirbt.)"

Und mit diesem peut-être endigt die erbauliche Unterhaltung!!

Herrn Dumas' neuestes Produkt, zu Anfang dieses Jahres aufgeführt, übertrifft Teresa in eben dem Grade, wie Teresa den Antony übertrifft, d. h. an Unsittlichkeit und Abgeschmacktheit. Es ist „Angela" betitelt.

Herr Alfred d'Alvimar, ein junger Mann von 33 Jahren, fand sich im 23sten Jahre völlig ruinirt. Er hatte ein bedeutendes Vermögen besessen, aber Alles mißglückte ihm, und mit der Sonne des Glücks wendete sich die Welt von ihm ab. Menschenfeindlich und verzweiflungsvoll, griff er zum Leben eines Abenteurers. Er hatte einer gewissen Ernestine, Marquise von Rieux, welche unter der vorigen Dynastie bei Hofe etwas galt, die Cour gemacht; allein die drei Juli-Tage überraschten Beide an einem Badeort, wo sie, um den Schein zu retten, für Bruder und Schwester sich ausgaben. Der Mann dieser Dame emigrirt mit Karl X.; der berechnende d'Alvimar sieht jetzt, daß Frau von Rieux ihm nichts mehr nützen kann, und nach einer abscheulichen Scene, in welcher Beide auf gleich unverschämte Weise ihren Charakter enthüllen, kehrt die Marquise, über d'Alvimars niedrige Motive empört, nach Paris zurück. D'Alvimar hat bereits ein junges Mädchen, Namens Angela, nebst ihrer Tante (Tochter und Schwägerin eines alten Bonapartistischen Offiziers) ausgespürt und rechnet darauf, daß diese Familie unter der neuen Regierung einiges Glück machen werde. Beide Damen logiren im Hause des Brunnen-Arztes, Doktor Müller, der einen Sohn hat, welcher das gerade Gegentheil von Alfred, nämlich ein moralischer und edelmüthiger Jüngling, ist. Was kann aber ein solcher Pinsel gegen Herrn d'Alvimar ausrichten? Sobald Frau von Rieux abgereist ist, ziehen Angela und ihre Tante in die verlassene Wohnung derselben. D'Alvimar hat einen geheimen Schlüssel. Wir sehen auf der Bühne die arme Angela in ihrer neuen Wohnung, wie sie eben schlafen gehen will; schon ist sie halb entkleidet und auf dem Wege nach ihrem Kabinet; d'Alvimar erhält vermöge des geheimen Schlüssels Zutritt und — verführt sie. Den andern Morgen erwartet man Angela's Mutter, die Gräfin Gaston; sie ist eben die Dame, welche an dem neuen Hofe Kredit haben soll. D'Alvimar will sich bei ihr in Gunst setzen und hofft, daß sie ihm, nach dem, was geschehen ist, ihre Tochter nicht abschlagen werde. Er geht aus der Stadt und zwar längs der Chaussee, auf welcher sie ankommen soll, um auf diese Weise einer Dame, die er nie gesehen hat, zu begegnen. Natürlich muß ein glücklicher Zufall sein Bundesgenosse seyn; d'Alvimar rettet das Leben der intentirten Schwiegermutter, und sie kommen als alte Bekannte nach Hause. Gute Auspizien für die arme Angela! aber leider ist ihre Mutter ein schönes Weib von 31 Jahren, die, ehe noch d'Alvimar um ihre Tochter anhalten kann, gleichsam sich selbst anbietet. D'Alvimar ergreift die günstige Gelegenheit und reist mit der Gräfin nach Paris, wobei er die arme Angela in dem Wahne läßt, daß er sich noch um den mütterlichen Konsens bewerbe. Acht Monate vergehen. Der Gräfin Gaston Einfluß verschafft ihrem Anbeter die Aussicht auf eine diplomatische Sendung; allein der Preis dieser Gunst ist, daß sie, eine Frau von Rang, auf einem von ihr zu gebenden Balle Madame de Marsay, die Maitresse des Ministers, empfangen soll. Die Letztere erscheint; sie ist Niemand Anderes, als d'Alvimar's alte Freundin, Frau von Rieux, die aus Eifersucht oder Haß erwirkt hat, daß er schon in drei Tagen als Attaché abreisen muß. Dies ist eine fatale Sache; seine Verbindung mit Gräfin Gaston könnte unter solchen Umständen nicht stattfinden. In einem Anfall von Liebe und Edelmuth entsagt er seiner Charge. Aber ach! mitten in diesem frohen Wirrwarr kommt ein Bedienter, der die Nachricht bringt, daß Fräulein Angela angekommen sey und ihn zu sprechen wünsche. Der Kasus ist dringend; denn vor neun Monaten erfolgte die nächtliche Zusammenkunft — ein Doktor muß herbei; zum Glück ist Heinrich Müller einer von den Ballgästen. D'Alvimar macht ihn zu einem Halbvertrauten, verbindet ihm die Augen und führt ihn auf das Zimmer der kranken Dame, von der er nicht mehr weiß, als daß sie dem jungen Frankreich einen Bürger mehr geschenkt hat!!

Der vierte Akt beginnt mit dem vierten Tage nach dieser Begebenheit und zeigt uns Angela, wie sie leidend auf einem Ruhebett liegt. Ihre Mutter, die neben ihr sitzt, findet sie moralisch und physisch unwohl, kann aber die Ursache beider Uebel nicht entdecken. Der Arzt wird von neuem gerufen. Das Aussehen der Kranken, das Zusammentreffen der Zeit, die Lage des Zimmers: Alles bringt den scharfsinnigen jungen Arzt auf den wahren Zusammenhang der Sache. Er nöthigt die Patientin zum Geständniß und bewegt sie dann, auch ihrer Mutter Alles mitzutheilen. Die Gräfin tritt herein, und da sie nicht ahnt, was sie erfahren wird, so antizipirt sie das Vertrauen ihrer Tochter durch Offenbarung ihrer eigenen Geheimnisse. Sie sagt, daß sie sich verheirathen werde, ohne jedoch den Mann zu nennen. Sie empfängt die Glückwünsche ihrer Tochter. Jetzt ist die Erwartung des Publikums aufs höchste gespannt; wie werden die beiden Frauen aus dieser beklemmenden Situation herauskommen? Endlich wirft sich Angela vor ihrer Mutter auf die Kniee und ruft: „Wenn ich mein Kind hier hätte, ich wollte es Dir zu Füßen legen." Diese Scene wurde mit schallendem Beifall aufgenommen!! Die Katastrophe rückt heran. D'Alvimar ist einen Augenblick geneigt, Angela's Ehre zu retten, aber ein Ministerwechsel läßt ihn den Verlust seiner Mission befürchten, und er will nun die Tochter sammt der Mutter aufgeben. Schon hat er sich zur Abreise gerüstet — da erscheint Müller von neuem. Erbitterung auf der einen und Gewaltthätigkeit auf der anderen Seite machen ein Duell unvermeidlich. Der Doktor hat die Wahl der Waffen; durch lange Kränklichkeit geschwächt, kann er den Degen nicht führen. Er schlägt ein Pistolen-Duell vor, und zwar so, daß nur Eine von den Pistolen geladen ist. „Sehen Sie zu, welche von beiden Sie wählen", sagt Müller, „es ist ein Gottes-Urtheil." D'Alvimar wählt sein Pistol — die Parteien treten hinter die Coulissen — man hört einen Schuß, und — gleich nachher tritt Müller wieder herein, heirathet Angela, adoptirt das Kind, um ihren guten Namen zu retten, und endet die Handlung damit, daß er seiner jungen Frau ankündigt, sie habe keine

Ursache zu großer Dankbarkeit, denn er erwarte binnen Jahresfrist seinen Tod, weil er mit der Schwindsucht behaftet sey!! — Es ist unmöglich, die Sensation zu beschreiben, welche dieses Stück allgemein hervorbrachte. Vor Allem begeisterten die Worte Müller's: „Es ist ein Gottes-Urtheil." Die Vorstellung selbst war schlecht genug; was uns aber als das Aergste erscheint, ist der Umstand, daß einige Kritiker, die zur Partei der Royalisten gehören und wahre Christen seyn wollen, diese ruchlose und absurde Berufung auf Gottes Urtheil als ein „sentiment religieux" preisen!

(Schluß folgt.)

England.

Die Englische Literatur im Jahre 1834.

(Schluß.)

Wohin wir unseren Blick werfen, sehen wir Ebbe in der Literatur, insoweit Originalität und Neuheit unser Augenmerk ist. Denn auf der anderen Seite ist man jetzt vielfach mit bildlichen Darstellungen beschäftigt, die mehr oder weniger sich auf unsere Literatur beziehen und uns wohl einigermaßen für die sonstige Mittelmäßigkeit unserer Zeit entschädigen können. Wir meinen besonders die Darstellungen von Bibelscenen, die jetzt drei Künstler beschäftigen. Indeß gebührt Hrn. Murray gewiß vor Allen der Preis. Die Zeichnungen sind von Turner u. a. unserer Meister ersten Ranges nach Entwürfen von Reisenden, die die Gegenden gesehen haben. Wir haben einige dieser Skizzen gesehen, und vergleichen wir sie mit dem, was der Kupferstecher daraus gemacht hat, so müssen wir wahrhafte Bewunderung dem Genius des Letzteren zollen, der die unter einander geworfenen Massen von Gebirgen und Gebäuden, kaum von einander zu unterscheiden, die chaotische Verwirrung, worin Bäume, Thürme, Wolken, Ebenen, Thäler auf dem Papiere durch einander liegen, wie mit einem Talisman in Ordnung, richtiges Verhältniß, klare Perspektive zu vertheilen gewußt und mit dem warmen lebendigen Odem der Wirklichkeit belebt.

Stellen wir aber die Wiederabdrücke, die die Pressen in so überschwenglicher Masse liefern, und die Verzierungen, die ihnen, um sie besser in Cours zu setzen, beigegeben werden, bei Seite, so bleibt durchaus nichts, was wir als ein Lebenszeichen der Zeit aufweisen könnten. Ein Verzeichniß der in den letzten sechs Monaten erschienenen Bücher liegt vor uns, und wir müssen gestehen, daß vielleicht nie ein literärischer Gourmand ein unerquicklicheres Register in Händen gehabt. Unter anderen Werken finden wir hier: „Validity of thoughts on medical reform"; nach dem Wenigen, was wir davon kennen, mag es ein zwar sehr schätzbares, aber doch wohl sehr trockenes Unternehmen seyn. Demnächst sehen wir: „Exposition of the false medium and barrier, excluding men of genius from the public"; dies Buch erscheint uns als ein Wörter-Kaleidoskop. Wenn der Verfasser Johnson's Dictionnair aufgeschlagen und die Wörter in einen mit Gläsern versehenen Tubus gethan hätte, so würde er, wenn er nur sorgfältig auf die verschiedenen Bewegungen und daraus entstehenden Gestaltungen geachtet, alle mögliche Argumente gefunden haben, und eben so gut geordnet, wie die von ihm auf eine um so viel schwierigere Weise zusammengestellten. Demselben erleuchteten Philosophen haben wir auch ein anderes Werk noch, ganz desselben Charakters, zu verdanken, betitelt: „Pairs- und Volksgeist, eine nationale Tragi-Komödie." Diese beiden Werke sind beispiellos in unserer Literatur; in ihnen stellt sich ein zerrüttetes Gemüth mit der Prätension der Unsterblichkeit dar, dem die ganze Welt nicht recht ist, weil sie von der Unabweislichkeit seiner Ansprüche nicht ganz durchdrungen zu seyn scheint. Die Freunde des ehrenwerthen Gentleman sollten ein wachsames Auge auf ihn haben.

Unter den verschiedenen literarischen Novitäten begegnen wir ferner in unserem Kataloge: „Dr. Tobias Crisp's Works, complete!" Wir bezweifeln keineswegs, daß Dr. Crisp ein höchst achtbarer Schriftsteller sey, müssen uns aber unsererseits zu der Schuld bekennen, noch niemals früher seinen oder seiner Werke Namen in der Literatur vernommen zu haben. — Virgil und Lucan haben schon genug von unseren Dolmetschern auszustehen gehabt; doch hören wir, daß Herr Wallis damit umgeht, diese beiden Dichter zu tranchiren; er übersetzt nämlich eine „Auswahl" aus den Georgicis und Pharsalibus in sein eigen Englisch; denn es ist ganz allein sein. Pindar und Anacreon sind auch mit neuen Uebersetzungen bedacht worden. Eben so ist über die höchst wichtige und einflußreiche Streitfrage von den „Round towers" in Irland eine gelehrte Diatribe erschienen, die, wie alle andere Abhandlungen über diesen Gegenstand die Frage noch verwickelter macht, als sie früher war.

Es wäre verlorene Mühe, die Masse von Druckschriften aufzuzählen, die in sauberer Ausstattung seit kurzem an's Licht getreten sind, aus dem sie nur allzubald wieder verschwinden. So viel steht fest, daß die Zeit, worin wir leben, ein Zeitalter der Flickarbeit (age of vamp) zu heißen verdient. Die verkäuflichsten Werke sind die aus altem Material zusammengestoppelten, die Arbeiten der literarischen Flicker, die schwarmweis das Land bedecken und zahllose Werke publiziren, an denen nichts bezahlt wird, als das Papier. Seit drei Jahren überschwemmen sie das Land mit ihren apokryphischen Lehren für das Volk. Die Pflege und Veredlung des Geschmackes hat einem System von Pfennig-Journalistik weichen müssen, das auf einem unwürdigen Plagiatthume beruht. Auf solchen armseligen Bogen erhält man nun die Essenz von theuren Büchern, an deren Ausarbeitung vielleicht die Studien eines ganzen Lebens verwandt worden. Erscheint einmal irgend ein bedeutendes Werk, so wird es sofort die Beute dieser Druck-Heuschrecken. Bald in der Form eines Auszugs, bald in anderer Gestalt verändert, können wir für wenige Pence die werthvollsten Partieen eines neuen Buches kaufen, das eine Guinee kostet, und mit Recht. Die Folge dieser Operation wird seyn, daß man die Original-Ausgaben außer Cours setzen und Autor und Verleger ganz um den Gewinn bringen wird, der ihnen von den Lesern, zu deren Ergötzung und Belehrung sie geschrieben, mit Billigkeit gezahlt werden muß. Kann wohl unter solchen Umständen erwartet werden, daß der gekränkte Autor wieder sich zu seinen Studien wenden und sich bei einem Werke nochmals mühen werde, das ihm ungestraft gestohlen werden kann? Wird sich wohl ein Verleger zu einer kostenvollen Unternehmung entschließen, deren Frucht er Personen zu Theil werden sieht, die an seine Gefahr dabei sich nicht kehren und nur die Größe seiner Verantwortlichkeit steigern?

Uns sind einige Manuskripte von Werken vorgelegt worden, auf deren Abfassung gewiß viele Jahre verwandt worden. Wir haben einige derselben wegen ihres großen Reichthums an Gelehrsamkeit bewundern müssen, und fanden manche wohl geeignet, der Wissenschaft förderlich zu seyn. Doch mußten wir aus Gründen der Klugheit ihre Publication widerrathen, so lange sie auf dem literarischen Markte mit zwei so mächtigen Corporationen, wie die „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" und die „Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntniß" zu kämpfen haben, deren ausgesprochener Zweck es ist, die Verlagsartikel unserer Buchhändler in Makulatur umzusetzen, und aus dem, von diesem dargebotenen Material, ihr eignes Machwerk zusammenzuflicken und dies zum möglichst niedrigen Preise zu verkaufen. So lange solche Maßregeln dem gesetzmäßigen Buchhandel im Königreiche entgegenarbeiten dürfen, wär' es Wahnsinn, wenn eine Buchhandlung sich in ein Unternehmen von irgend einigem Umfange einließe. Das Ziel dieser Innungen scheint das zu seyn, in der Knospe schon die Frucht des Genius zu zerstören und an die Stelle einer großartigen Literatur die risacciamenti aus einem Wuste von mühseliger Tagarbeit ohne Geist und Geschmack zu substituiren.

Der vor uns liegende Katalog zeigt die Folgen dieses Corporations-Systems in allen Zweigen der Literatur. Die Wiederabdrücke alter Schriften ausgenommen, enthält er nicht einen einzigen Titel eines Werkes, von dem es wahrscheinlich wäre, daß es auf die Nachwelt komme. Neulich hat ein Mitarbeiter der Quarterly Review eine interessante Beurtheilung der vorzüglichsten Geschichtswerke über die Türkei, die in Deutschland erschienen, mitgetheilt und bemerkt, daß die Uebersetzung einiger derselben ins Englische eine bedeutende Acquisition für unsere Literatur wäre. Da aber ein solches Werk vier Bände füllen würde, findet sich kein Englischer Buchhändler, eine Speculation solchen Umfangs zu wagen, gesetzt auch der Uebersetzer verlangte kein Honorar. Unser Publikum ist schon so verwöhnt, seinen wissenschaftlichen Bedarf aus Pfennig-Collectionen zu bestreiten, daß es sich zu einer Geschichte der Türkei in vier Bänden nicht entschließen könnte.

Wird sich die, schon sichtbar auf die Literatur geäußerte Wirkung bloß auf die eben verstrichene Periode beschränken? Ohne Frage: Nein! Wohl mögen sich hie und da Männer von hellem Verstande und edlem Sinne finden, die ihre geistigen Besitzthümer werden wegwerfen wollen, unbekümmert um den Erfolg, in so weit dieser das Pecuniaire angeht. Allgemein aber kann diese Stimmung nicht seyn, noch kann sie den Bestand unserer Literatur vergrößern, und Werke hervorrufen, wie die eines Addison und Pope, Goldsmith, Campbell, Moore, Byron, Southey. Können wir wohl dieser Männer würdige Nachfolger erwarten, unter denen, die unter der Skale dieser Pfennig-Remuneration aufgewachsen sind? Wenn es ein Mal mit der Wissenschaft dahin kommen kann, daß jede literarische Leistung in ihrer Originalform ganz gewinnlos ist, was haben wir von der Weisheit dieser Zünfte zu halten, die einer momentanen Speculation alle die Mittel opfern, durch welche allein die wahrhaften Interessen der Literatur gefördert werden können? — Auch Frankreich ist angesteckt von diesem Systeme, und dort sind bereits deux sous-Blätter im Schwunge. Die Holzschnitte dazu sind in England stereotypirt, wenn man so sagen kann, und die Platten werden nach Paris geschickt, so daß die Pariser Buchhändler sie zu noch niedrigeren Preisen liefern können, als selbst die Englischen. Seit einigen Jahren sind die auf dem Kontinente publizirten Bücher ohnedies um ein Bedeutendes wohlfeiler als in unserem Lande, obgleich es den Gobelets, Mongies, L'Advocats von Paris — diesen Mäcenaten der Französischen Literatur — nicht möglich war, mit den Zwei-Sous-Lieferungen zu rivalisiren. Allerdings wird in Frankreich die Wissenschaft immer einen Zufluchtsort an dem Institut haben, wo sie mit Achtung und Werthschätzung wird behandelt werden; anderen literarischen Erscheinungen ist der jetzige Zustand Frankreichs eben so ungünstig, wie unser eigener. So sind die Aussichten für die Literatur unter den beiden am meist civilisirten Nationen der Welt auf einen Zustand gänzlicher Trostlosigkeit herabgekommen. *) (N. M. M.)

Bibliographie.

The curate of Marsden. (Unterhaltungen eines Pfarrers mit seiner Gemeinde.) Von E. und M. Attersoll. 3½ Sh.

Sir Hartford Jones Brydges' account of His Majesty's mission to the court of Persia in the years 1807—11. (Die Britische Gesandtschaft nach Persien in den Jahren 1807—11.) 2 Bde. Mit Kpfrn. 28 Sh.

*) Nehmt ein Exempel daran! D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Montag den 5. Mai 1834.

England.

Weisheit der neueren Diplomatie.

Von einem alten Minister. *)

Die Belehrungen des alten **) Ministers, wenn er sich auch, wie uns scheint, einen höheren Charakter beigelegt haben mag, als ihm zukommt, umfassen doch, von den wichtigsten Punkten des Völkerrechts bis zu den kleinsten Kleinigkeiten der Hof-Etikette, Alles, was einem Diplomaten in seinen Amtsbeziehungen zu wissen nöthig ist, und man wird seinem Buche, mag er selbst Rang und Titel haben, wie er will, auch ein allgemeines Interesse nicht abzusprechen vermögen.

Die Schriftsteller, welche bisher über das Völkerrecht geschrieben haben, sind unter einander sehr uneins über den Ursprung dieses Rechtes, und es ist verschiedentlich die Frage aufgeworfen worden, wie von der Existenz eines Rechtes die Rede seyn könne, das weder irgendwo durch eine Gesetzgebung eingeführt worden, noch vor einem bestehenden Tribunal gehandhabt werden kann. Von Manchen ist sogar das Vorhandenseyn eines wirklichen Systems von Regeln, wodurch die Verhältnisse der Nationen unter einander bestimmt wären, abgeläugnet worden, während Andere in der Kenntniß des Völkerrechts eine Antwort auf jede nur irgend mögliche Frage zu finden behaupten. Wir glauben, daß beide Theile Unrecht haben. Denn ohne uns hier in metaphysische Erörterungen über den Ursprung des Moralgefühls oder über die natürliche Grundlage des Prinzips der Gleichheit einlassen zu wollen, sind wir doch der Meinung, daß dasselbe Gesetz auch für die zu Nationen verbundenen Menschen walten müsse, welches für jeden einzelnen Menschen Gültigkeit hat; und dies ist, unter Christen, das Gesetz Gottes, welches die Grundlage aller Tugend und Ehre bildet. Dasselbe Motiv, mag es nun mehr oder weniger aus der Religion abgeleitet seyn, das einem Menschen verbietet, seinem Nachbar Unrecht zuzufügen, verdammt ihn auch, wenn er sich Beleidigungen gegen einen anderen Staat herausnimmt. Die Menschen sollten immer daran denken, daß sie, wenn sie auch als ein gemeinschaftlicher Körper handeln, doch nachher Mann für Mann gerichtet werden. Dies große Grundprinzip hat auch der Verfasser des Traité complèt an die Spitze seiner Betrachtungen gestellt.

Ueber die Bedeutung der Diplomatie in der Geschichte des neueren Europa theilt uns der alte Minister nun zuvörderst einen Aufsatz des Grafen Sebastiani, ehemaligen Französischen Ministers des Auswärtigen, mit, der manches Interessante enthält, und von dem wir hier ebenfalls einen Auszug folgen lassen.

Nach dieser Darstellung des Grafen Sebastiani gewann die Wissenschaft des Völkerrechts und der Diplomatie zuerst zur Zeit Franz I. eine regelmäßige Gestalt, damals, als Europa von einer Universal-Herrschaft des Hauses Oesterreich bedroht wurde. Der Bund zwischen Frankreich und England, als Elisabeth erklärte, daß der Fall der Französischen Monarchie auch der Fall Englands seyn würde, brachte vor Allem große Wirkungen hervor. Zu dieser Zeit wurden mit Gewalt Unterhandlungen jeder Art angeknüpft, die Diplomatie näherte sich ihrer Vollendung, und die Dispüte, besonders die aus dem Kabinet Heinrich's IV., lieferten gleich große Proben des Scharfsinnes und der Redlichkeit, und können, ungeachtet ihrer veralteten Form, noch heut für Muster gelten. Wenn Sebastiani die große Festigkeit, weise Politik und seltene Rechtschaffenheit an den Ministern dieses Königs hervorhebt, so möchten wir nur die letztere, die Rechtschaffenheit, verneinen. Denn nachdem Heinrich IV. durch das Drängende seiner Lage und weil ihm Elisabeth nur so geringe Unterstützung widerfahren ließ, zu dem Vertrag von Vervins, den Sebastiani so viel lobpreist, getrieben worden, fuhr er fort, Spanien durch seine aufrührerischen Provinzen fortwährend zu beleidigen, und hörte nie auf, England zu einem heimlichen Bund aufzufordern, um mit ihm gemeinschaftlich jene Maßregeln gegen Spanien fortzusetzen, von denen ihn sein gegebenes Wort hätte abhalten sollen. — Richelieu's Politik wird darauf als machiavellistisch und unmoralisch verdammt. Unter Mazarin gründeten die Westphälischen Verträge ein Gebäude, das bis zur Französischen Revolution dauerte, und nach dem Frieden von Nimwegen (1679) begann die persönliche Diplomatie Ludwigs XIV. Die ganze Periode von dem Vertrage von Vervins bis zu dem von Utrecht, stellt die reißend schnellen Fortschritte, welche die Diplomatie in Europa machte, so wie die Geschicklichkeit und den Einfluß der diplomatischen Kunst Frankreich's dar. — Die Bedeutsamkeit des Westphälischen Friedens wird alsdann gebührend hervorgehoben. Die Verträge von Münster und Osnabrück gliederten die verschiedenartigsten Interessen in Mittel-Europa, und obgleich sie der Form nach fast in jedem nachfolgenden Vertrag selbst bis auf die neueren Zeiten hin angeführt werden, so übten doch ihre Bestimmungen nur geringen Einfluß auf Krieg und Frieden im achtzehnten Jahrhundert. Aber ohne Zweifel übertrafen die Westphälischen Verhandlungen, hinsichts der diplomatischen Form und Diskussion bereits Alles, was man an früheren Beispielen gekannt hatte. — Die Diplomatie Ludwig's XIV., die zu Utrecht endete, wird als die innigste Verbindung zwischen Diplomatie und Gewalt bezeichnet. Die einzigen Intriguen in Madrid vielleicht ausgenommen, welche dem Tode Karl's II. vorhergingen, hatte politische Geschicklichkeit an den Kriegen, die zu Utrecht beendet wurden, nur wenig Antheil. Denn die Resultate, die, nach der Behauptung Sebastiani's, für Frankreich nur theilweise günstig waren, wurden durch tapfere Soldaten und gute Generale erfochten. Ueberhaupt kann man sagen, daß, wo Frankreich anders, als durch seine Waffen Vortheile erlangt hat, es dies jedesmal weniger der Geschicklichkeit seiner Diplomatie, als der Laxheit seiner Grundsätze verdankte, denn es zeichnete sich nicht so sehr in der Kunst Verträge zu schließen, als in dem Leichtsinn aus, sie zu brechen. Den Erfolg der Französischen Diplomatie unter Richelieu und Ludwig XIV. schreibt Sebastiani vornehmlich dem Nachdruck zu, mit dem dieselbe zugleich von den Französischen Waffen unterstützt wurde, indem man jederzeit ernstlich mit Gewalt zu drohen und sie auch erforderlichen Falls anzuwenden pflegte. Unter Ludwig XV. nahm die diplomatische Kunst einen sehr glänzenden und scharfsinnigen Charakter an, ohne jedoch, bei der Schwäche der Regierung, Nutzen bringen zu können. Die merkwürdigste Begebenheit dieser Periode war die Oesterreichische Alliance von 1756. Es war jedoch keineswegs die Schuld dieser diplomatischen Maßregel, daß Frankreich nicht, in Bezug auf Polen, einschritt. Denn wenn Frankreich nur ein kühnes Wort gesprochen hätte, würde sich Oesterreich mit ihm gegen die Theilung vereinigt haben. Hingegen mußte Frankreich unter Ludwig XVI. und kurz vor der Revolution durch seine Unschlüssigkeit und Zaghaftigkeit die schönste Gelegenheit verloren geben, England durch eine lebhafte Unterstützung der Republikaner in Holland zu bestrafen. Diesen beiden Perioden der Diplomatie folgte eine dritte, in welcher Napoleon alle diplomatische Kunst verachtete, und dadurch die Macht, die er durch seine Siege errungen, wieder einbüßte. Hätte Napoleon nach der Schlacht bei Marengo auf Talleyrand's Rath gehört, sich durch Bundesgenossen verstärkt, und die besiegten Staaten beschützt, so würde er sich eine große und dauernde Herrschaft gegründet haben. Aber der Eroberer vernachlässigte den Rath seines klugen Ministers, erzürnte Rußland durch ein unvorsichtiges Enthüllen seiner Absichten auf die Türkei, und rief allmälig den Widerstand gegen sich hervor, der ihn zuletzt überwältigte.

So weit Sebastiani. Wir unsererseits möchten sagen, daß Napoleon nicht so sehr die Diplomatie verachtet habe, als daß vielmehr das Objekt seiner Diplomatie schlecht gewesen. Er war selbst ein sehr erfahrener Diplomat und verstand bei Gelegenheit alle Machinationen dieser Kunst auszuüben. Nach der Schlacht bei Austerlitz und bei Tilsit zeigte er sich als ein guter Unterhändler. Man sagt gewöhnlich, Unterhandlungen würden sein Reich zu Chatillon gerettet haben; das heißt aber nichts anders als: Mäßigung und Zugeständnisse würden ihn gerettet haben. An diplomatischer Geschicklichkeit fehlte es ihm nicht, aber, wie auch Sebastiani bemerkt, an wahrer politischer Weisheit. — Sebastiani's vierte Periode, die, in welcher wir gegenwärtig leben, wird von ihm vorzugsweise die Periode der Diplomatie genannt, und er hofft, daß die nämlichen Resultate, welche bisher nur durch Blutvergießen hervorgebracht werden konnten, fortan nur durch Politik und Diplomatie sich würden erreichen lassen. Wir glauben auch, daß die Diplomatie an die Stelle des Krieges treten könne, aber dann nicht die nämlichen Resultate erzeugen werde. Wir sind der Meinung, daß gegenwärtig durch ganz Europa ein lauteres Verlangen nach Frieden herrscht, während es in den früheren Zeiten ein überwiegendes Verlangen nach Vergrößerung war.

*) Dem nachfolgenden Artikel liegt eine in der Foreign Quarterly Review erschienene Beurtheilung des Traité complet de Diplomatie, ou Théorie générale des relations intérieures des Puissances de l'Europe, d'après les plus célebres autorités. Par un ancien Ministre. Paris, 1833. zu Grunde.

**) Richtiger wohl: ehemaligen.

Es würde noch weit mehr für die Diplomaten zu thun gegeben haben, wenn die Zahl der unabhängigen Staaten sich so erhalten hätte, wie sie der Verfasser des Traité complèt im funfzehnten Jahrhundert darstellt, wo es in Europa mehr als 2000 Souverainetäten gab, theils Königliche oder lehnsherrliche, theils kirchliche oder städtische. Unter diesen befanden sich 1414 allein in Deutschland. Vor der Französischen Revolution war die Zahl auf 249 reduzirt worden, von denen sich 227 in Deutschland und 13 in Italien befanden. Die Französische Revolution und die Eroberungen Napoleons brachten die Zahl auf 49 zurück. Die Arrangements, die in Folge des Friedens von 1815 eintraten, stellten den Charakter der Souverainetät in manchen Staaten, in denen sie bereits erloschen war, wieder her, und es giebt jetzt mehr als 60 Staaten in Europa, von denen 29 in Deutschland und 5 in Italien noch nicht eine Bevölkerung von 500,000 Seelen jeder haben. Und selbst unter den größeren Staaten sind manche durchaus unvermögend, ihre eigene Unabhängigkeit zu bewahren.

Die Aufzählung der unabhängigen Staaten führt unseren Verfasser auf das Europäische Gleichgewicht, und er behauptet, daß es, während es denen, die den Frieden wünschen, zur Basis ihrer Politik diene, zugleich für diejenigen, deren ehrgeizige Absichten auf Vergrößerung gerichtet wären, als Vorwand gelten müsse. Wir lassen die von ihm entworfene Skizze einer Geschichte dieses Prinzips folgen, das, wie er sagt, ein integrirender Theil des Völkerrechts geworden ist.

Zur Zeit der Größe des Römischen Reiches und bis nach dem Tode Karls des Großen herrschte das Gesetz der Eroberung vor. Nach der Auflösung des Reiches Karls des Großen begann das Streben nach einer überwiegenden Gewalt zu verschwinden. Deutschland und Italien waren durch innere Factionen und durch Streitigkeiten mit dem Römischen Hof wie in Stücke zerrissen. Frankreich war schwach durch die Spaltung mit seinen Provinzen und durch innere Kriege. Ludwig XI., unter welchem Burgund mit Frankreich wieder vereinigt worden, gab der monarchischen Herrschaft eine gewisse Festigkeit, bis in den Tagen Karls V. und Franz I. ein neues System der Politik seinen Anfang nahm, das in der Eifersucht dieser beiden Monarchen seinen Ursprung hatte. Die Beschränkung der Macht des Hauses Oesterreich begann mit dem Aufstand der Niederländischen Provinzen. Frankreich und England nahmen mit Freuden diese günstige Gelegenheit wahr, Oesterreich zu schwächen. Religiöse Streitigkeiten, verbunden mit politischen Zerwürfnissen, hatten den dreißigjährigen Krieg und die Westphälischen Verträge herbeigeführt, wodurch Oesterreich einen zweiten Stoß empfing. Die Eifersucht zwischen Oesterreich und Frankreich wurde noch vermehrt durch den erfolgreichen Ehrgeiz Ludwigs XIV., und dies ist die wahre Epoche, auf welche der Ursprung des Gleichgewichts-Systems zurückzuführen. Es entstand aus der Bestürzung, welche das Haus Oesterreich und Holland, als es eine selbstständige Macht geworden, bei der Gewalt Frankreichs zu empfinden vorgaben. England nahm wenig Antheil an den Streitigkeiten des Continents. Elisabeth, in Uebereinstimmung mit Heinrich IV., und nachher Cromwell, schritten zwar ein, aber ihre Absichten waren hauptsächlich nur auf Holland und Spanien gerichtet. Die Englische Politik schwankte jedoch so lange, bis der Haß Wilhelms III. gegen Ludwig XIV. endlich jene Eifersucht und selbst Animosität zwischen England und Frankreich hervorrief. Diese Eifersucht brach besonders bei den Streitigkeiten über die Erbfolge in Spanien und nach dem Tode des Kaisers Karls VI. unter der Maske des Gleichgewichts-Systems hervor. Der Friede von 1748 stellte zuerst Preußen in das Europäische Staaten-System hinein. Die Dazwischenkunft dieser neuen Macht, sowie Rußlands, das durch Peter den Großen aus dem Zustande der Barbarei herausgehoben war, machte eine neue Abwägung des Gleichgewichts-Systems nothwendig. Frankreich und England waren jetzt gewissermaßen die Sammelpunkte aller Parteien. Die Französisch-Oesterreichische Alliance von 1756, der Familien-Vertrag von 1761 und die mannigfachen Begebenheiten bis zum Jahre 1789 brachten neue Combinationen und eine Mannigfaltigkeit von Bündnissen und Aenderungen hervor.

Diese Skizze unseres Verfassers mag hinreichen, das Prinzip des Gleichgewichts-Systems anschaulich zu machen. Indem er bemerkt, daß ein allgemeines Prinzip dieser Art zwar durch keine öffentliche Convention anerkannt seyn könne, leitet er es doch aus dem Recht her, welches jeder Staat besitze, sich einer jeglichen Maßregel zu widersetzen, wodurch sich irgend eine Macht eine ausschließliche Herrschaft anmaßen möchte; und da jede Macht ihre eigenen Gesichtspunkte über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit im Verfahren einer anderen behaupten müsse, so sey es unmöglich, bestimmte Regeln hinsichtlich der Beurtheilung eines solchen Verfahrens aufzustellen. Es würde auch, fügt er hinzu, eine zu große Sinnbeschränkung des Wortes: Gleichgewicht seyn, wenn man es nur immer auf den Fall der Opposition gegen die Vergrößerung einer Macht beziehen wollte. Es bezieht sich jedesmal eben so sehr darauf, die Verkleinerung einer anderen zu verhindern. So war es wesentlich für die Sicherheit der anderen Staaten, sich der Zerstückelung Oesterreich's nach dem Tode Karl's VI. zu widersetzen, eben so wie der Vereinigung Frankreich's und Spanien's zu einer Monarchie. Das Naturrecht kann nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Völker, welche denselben Wettheil bewohnen, ein Bündniß unter einander errichten, um die unverhältnißmäßige Stärke eines Einzelnen von ihnen zu verhindern, die mit ihrer eigenen Unabhängigkeit unverträglich erscheint. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Nationen an der Gründung eines Gleichgewichts, sey es eines allgemeinen, oder eines nur auf besondere Theile von Europa anwendbaren, gearbeitet haben, und daß eine Veränderung in diesen verschiedenen Systemen als eine gerechte Ursache zum Kriege von ihnen betrachtet wird. Wie schwierig es aber auch seyn mag, ein richtiges Gleichgewicht herzustellen, so hat doch das System den unläugbaren Vortheil, daß dadurch jede nach Uebermacht strebende Gewalt durch die Drohungen und Gefahren des Krieges in ihrem Ehrgeize gehemmt wird.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Victor Hugo und Alexander Dumas.

(Schluß.)

Das nächste Drama, dessen wir gedenken müssen, ist „La Tour de Nesle", dem Titel nach das Produkt der Herren Gaillardet und ***. Der Dreigestirnte soll wieder Herr Dumas seyn. Jedenfalls ist das Drama aus seiner Schule und selbst nach verarbeitender Lektüre der obigen Stücke immer noch sehr geeignet, den Leser staunen zu machen. Am südlichen Ufer der Seine, unweit des jetzigen Pont des Arts, stand vor Zeiten das alte Schloß la Tour de Nesle. Der gemeinen Sage gemäß, bediente sich eine gewisse Königin — was so viel heißt, als eine sehr ungewisse Königin — dieses Thurmes, um daselbst ihren Liebhabern Rendezvous zu geben. Damit aber der Skandal geheim bliebe, ließ sie den Günstling einer Nacht am nächsten Morgen aus den Fenstern des Kastells rücklings in den Fluß stürzen. Die Sage fügt noch hinzu, daß von einer langen Reihe Liebhabern nur Einer, Namens Buridan, diesem Schicksal entging. Auf diese Fabel ist das Drama gegründet, und als Heldin desselben hat man Margaretha von Burgund, Ludwigs X. erste Gemahlin, erkoren. Gleichwie aber Herr Puff meinte, daß „wenn Eine Morgen-Kanone gut knallte, ihrer drei noch besser knallen müßten", so fand man es ersprießlich, der Margaretha in ihren Schwestern und Schwägerinnen, Blanka und Johanna, zur Alliirte beizugeben. Ein junger Mann, Philipp Daulnay, der einen Bruder, Namens Walter, hat, welcher bei der Königin sehr hoch angeschrieben ist, kommt nach Paris, um ihn und sein Glück zu suchen. Gleich am Tage seiner Ankunft benachrichtigt ihn eine Zerschenträgerin, daß eine vornehme Dame für seine Gestalt sich interessirt und ihn für künftige Nacht auf das Schloß Nesle beschied. In einem Kaffeehause wird Philipp mit einem Soldaten, Namens Buridan, bekannt, der gleichfalls unlängst in Paris angekommen ist. Es ergiebt sich, daß Beide dieselbe Weisung erhalten haben; sie glauben von zwei Schwestern eingeladen zu seyn, und entschließen sich, das Abenteuer zu versuchen. Bald finden wir sie in dem berüchtigten Schlosse. Margaretha scheint besonders dem jungen Philipp sehr gewogen und wünscht, ihn aus den Händen ihrer eigenen Myrmidonen zu erretten. Er, mit seiner bonne Fortune zufrieden, besteht darauf, die Dame möge eine Maske ablegen, die ihr Gesicht verhüllt. Als sie sich weigert, zieht er eine Nadel aus ihrem Haar und ritzt ihr das Gesicht, um seine unbekannte Wohlthäterin bei nächster Gelegenheit wieder zu erkennen. Diese Indiscretion ändert Margaretha's Vorsatz, und aus Besorgniß, entdeckt zu werden, überläßt sie Philipp dem Schicksal seiner Vorgänger. Buridan, der mit einem anderen Galan von den Schwestern der Königin zu treffen worden ist, entdeckt den Rang dieser Damen und sieht den Abgrund vor sich. Er benachrichtigt Philipp von ihrer gemeinsamen Gefahr und läßt ihn mit einer in das Blut seines eigenen Armes getauchten Feder einen Beglaubigungsbrief an Walter schreiben. Einer der Werkzeuge Margaretha's, welcher Buridan persönlich verpflichtet ist, räth ihm, aus dem Fenster in den Fluß zu springen und sein Heil durch Schwimmen zu versuchen. Kaum hat Buridan den verzweifelten Sprung gethan, als Philipp, den man hinter der Bühne erstechen, ganz von Blut triefend, hereinwankt und zu Margaretha's Füßen stirbt.

Der nächste Morgen beginnt mit dem Lever der Königin, welchem Walter, ihr permanenter Günstling, beiwohnt. Sie erzählt ihm, sie habe vergangene Nacht von einem jungen Manne geträumt, der so schön und ihrem Walter so ähnlich gewesen sey! — Das Gespräch wird durch ein Geschrei des Volkes unterbrochen, welches zwei Leichname von Ermordeten entdeckt hat. Walter, schon beunruhigt wegen der Abwesenheit seines Bruders, stürzt hinaus, um die Leichen zu rekognosziren. Buridan tritt, als Zigeuner verkleidet, herein, — zeigt Margaretha ihre Nadel, erzählt ihr die Schreckniße der vorigen Nacht und droht, sie augenblicklich zu verrathen, wofern sie nicht diesen Abend in dem Wirthshause, wo das Rendezvous verabredet worden, ihn treffen wolle. Damit es der Königin nicht einfalle, mit ihm kurzen Prozeß zu machen, hat Buridan dem Walter das Papier zugestellt, auf welches Philipp das Geheimniß seines Schicksals geschrieben, doch erst nach Walter's feierlichem Versprechen, daß er den Brief vor Ablauf zweier Tage nicht erbrechen wolle. Da die Königin jetzt in Beider Gewalt ist, so muß sie schon Buridan nachgeben, der nichts Geringeres, als Premier-Minister zu werden, beabsichtigt. Er versteht sich mit einem Befehle der Königin zur Verhaftung Marigny's, des wirklichen Ministers, den er zu verdrängen eilt. Kaum ist er aber fort, so schickt die Königin zu Walter, — sagt ihm, Buridan sey der Mörder seines Bruders — entlockt ihm durch Schmeichelei das Papier und läßt ihn, von seiner brüderlichen Erbitterung Vortheil ziehend, einen Befehl zu Buridan's Verhaftung überbringen. Kaum hat nun Buridan den Minister arretirt, als er selbst von Walter verhaftet wird. Alle kommen in's Gefängniß. In einem unterirdischen Kerker des Chatelet, trifft Buridan wieder mit seinem alten Freunde Landry zusammen, der sein Wächter ist. Er bewegt ihn, vermittelst einer bedeutenden Summe, den Kerker und seinen Dienst zu verlassen und nach Buridan's Wohnung zu gehen, in welcher er ein kleines eisernes Kästchen finden wird, das er, wofern ihm binnen zwei Tagen von Buridan nichts zu

Ohren kommt, dem Könige selbst übergeben soll. Magaretha erscheint bald in dem Vorsaal des Chateliet, wo sie die Nadel, den einzigen angeblichen Zeugen ihrer Schuld, zerbricht und in fürchterliche Drohungen gegen Buridan ausbricht. Allein bald wendet sich das Blatt. Buridan, obgleich an den Boden gefesselt, wird durch wenige Worte neuerdings Meister der Königin. Er erinnert sie daran, daß Herzog Robert von Burgund, vor etwa zwanzig Jahren eine Tochter hatte, die schön wie ein Engel, aber schlecht wie ein Teufel war. Auch befand sich an seinem Hofe ein junger und schöner Page, Lyonnet de Bournonville. Die Prinzessin und der Edelknabe liebten einander, und diese Liebe hatte sehr materielle Folgen. Die Furcht vor dem väterlichen Zorn bewog sie, dem Jüngling einen Dolch zu geben und ihn an's Bette ihres Vaters zu führen. Der Herzog starb durch die Hand des Pagen! Nach dieser Gräuelthat war die Anwesenheit des Mörders dem Fräulein unheimlich: sie drang vermittelst eines Briefes in ihn, sich selbst zu verbannen, und dieser Brief enthielt das Geständniß des Verbrechens. Er verschwand — allein er ist nicht todt; noch lebt er — und Brief und Dolch sind ebenfalls vorhanden — Magaretha ist die Prinzessin, und Lyonnet de Bournonville ist Buridan. König Ludwig wird morgen in Paris erwartet. Buridan sagt ihr, daß er Maßregeln getroffen habe, die er nicht wieder zurücknehmen könne, daß dieser Brief die erste Petition seyn wird, die man dem König bei seiner Ankunft überreicht. Kein menschliches Mittel kann die Königin retten, wenn Buridan nicht erster Minister wird und den Inhalt des eisernen Kästchens unterschlägt — und so kommt es auch; Marigny wird aufgeknüpft — Lyonnet de Bournonville ist erster Minister — und ihm präsentirt Landry das Kästchen. Magaretha spielt jetzt ein anderes Spiel; sie affektirt inniges Einverständniß mit Buridan, obgleich sie ihn mehr haßt, als sie ihn jemals liebte, und hängt desto zärtlicher an Walter, den Buridan aus Eifersucht erilirt wissen will. Mit gegenseitiger Duplizität des Gefühls affektiren sie Sehnsucht nach Erneuerung der alten Vertraulichkeit, und es wird ein neues Rendezvous auf der Tour de Nesle verabredet, zu welcher Buridan den Schlüssel erhält. Jeder von Beiden gräbt dem Anderen eine Grube. Margaretha beauftragt ihre Myrmidonen, den Mann, der durch die geheime Thür eintritt, niederzustoßen; Buridan dagegen verräth das Liebesverständniß Walter's und der Königin an den König; er giebt Waltern den Schlüssel zur Hinterthür und läßt ihn an seiner Stelle auf Margaretha warten. Zugleich empfängt er einen von dem König selbst unterschriebenen Befehl an den Capitain der Garden, welcher dahin lautet, daß dieser die Burg umzingeln und alle darin Anwesenden gefangen vor den König schleppen soll. Nachdem alle diese Maßregeln getroffen sind, entdeckt Buridan, daß die Prinzessin Zwillinge geboren hat, nämlich zwei Knaben, Walter und Philipp. Erschreckt über den Tod des einen Sohnes und die Gefahr des anderen, steigt er, um den Letzteren zu retten, durch ein Fenster an der Wasserseite in den Thurm. Schon ist es zu spät; Walter fällt durch die Hand der Bravo's seiner Mutter. Während das lasterhafte Paar wegen des selbst verschuldeten Todes der Kinder von Entsetzen ergriffen ist, stürzt die Königliche Garde herein. Vergebens berufen sich Königin und Minister auf ihren Rang: sie werden ohne Umstände abgeführt.

So endigt ein Gewebe von Intriguen und Abscheulichkeiten, wie kaum irgend ein Drama es aufweisen kann.

Nicht zufrieden, die Moralität ihrer Landsleute an den Pranger zu stellen, verschonen diese Herren auch uns Engländer nicht. Als Beispiel berufen wir uns nur auf Richard Darlington von Alexander Dumas. Das Stück beginnt in dem Hause des Dr. Grey, eines Apothekers und Geburtshelfers in der Stadt Darlington, wohin eine Postkutsche in größter Eile treibt. Aus dieser Kutsche trägt ein maskirter Mann in seinen Armen ein junges Frauenzimmer, die eben Geburtswehen fühlt und ärztlichen Beistandes bedarf. Kaum ist noch Zeit übrig, die Patientin hinter die Scene zu bringen, wo ihr Geschrei und die Ausrufung des Doktors uns mit dem Verlaufe der Niederkunft bekannt machen. Nach wenigen Minuten kommt der Doktor zurück und gratulirt dem Mann in der Maske zur Geburt eines schönen Knaben. Es wird verabredet, daß der Knabe bei dem Doktor bleibe, daß sein Tauf-Name Richard sey, und sein Zuname — „Wie heißt diese Stadt?" — „Darlington" — „Wohl, so mag er Richard Darlington genannt werden." In diesem Augenblick kommt eine andere Postkutsche: es ist der Vater der Lady — ein Marquis de Sylva, Portugiesischer Edelmann am Hofe von London. Man erfährt jetzt, daß das Fräulein vor einigen Jahren in die Themse gefallen und durch einen Mann von gemeinem Stande wieder herausgezogen worden ist. Die nächste Folge war eine geheime Bekanntschaft, die Folge der Bekanntschaft gegenwärtige Krisis. Die Stimme des Vaters dringt zu den Ohren der Lady; sie stürzt — fünf Minuten nach ihrer Niederkunft! — bleich und en désordre — herein und fleht, man möge sie nicht von ihrem Manne trennen. Der Vater, welcher eine gesetzliche Vollmacht bei sich führt, ist hartnäckig — der Liebhaber tritt hervor — der Vater reißt ihm die Maske ab und verkündet nun seiner Tochter, daß ihr Retter und Verführer — der Henker ist!

Sechsundzwanzig Jahre vergehen. Richard ist erwachsen und passirt für den Sohn des Doktors, obgleich er den Zunamen Darlington führt! Es wird zu Wahlen für das Unterhaus geschritten. Ein gewisser Tompson, „intrigant subalterne", ermuthigt Richard, für die Grafschaft", oder was bei Herrn Dumas das Nämliche sagt, für den Borough sich wählen zu lassen. Tompson spekulirt nämlich auf Mäklerlohn.

„R. Ihr möchtet mich also zu Eurem Werkzeug machen?"

„T. Nein, mein Gönner. Sie werden das Schiff seyn und ich eine daran gebundene Barke."

„R. Was für Chargen wünscht Ihr denn?"

„T. Herr Richard, Privatmann — Tompson, sein Bedienter; Herr Richard, Landjunker — Tompson, sein Verwalter; der ehrenwerthe Sir Richard, Parlamentsglied — Tompson, sein Secretair; Mylord Richard, Minister — Tompson, was Mylord aus ihm machen will."

So weit gut; aber plötzlich entdeckt die Gegenpartei, — der Himmel weiß, wie das Geheimniß an den Tag kam — daß Richard nicht der Sohn des Dr. Grey ist. Was ist nun zu thun? Zum Glück hat der Doktor eine Tochter Jenny — sie und Darlington lieben sich mehr als Geschwister. Richard heirathet Jenny und wird nach vielen vorangegangenen Absurditäten Parlamentsglied. Bald sehen wir ihn im Unterhause, wo er eine gewaltige Rede hält. Die Minister sind erschüttert; die Oppositions-Partei sieht ihren nahen Triumph. Der Marquis de Sylva, jetzt ein reicher Portugiesischer Banquier in London, wird Agent des Ministeriums, zu Bestechung des jungen Patrioten. Der treue Tompson, welcher dies wittert, ruft Richard heraus, und er hört aus einem Vorgemach, wie Sylva für ihn die Pair-Würde und eine Heirath mit Miß Wilmor, einer reichen Erbin, in Vorschlag bringt. Unterdeß gehen die Debatten im Hause ihren Gang, und ein Blick durch die Gardine, welche das Vorgemach von dem Hause trennt, zeigt den Triumph der Oppositions-Partei. Um ihren Sieg vollständig zu machen, bedarf es nur noch der Replik des Sir Richard. Allein er hat Sylva's Vorschläge gehört und entsagt nun dem Rechte der Replik. Durch diesen simplen Akt wird das Ministerium, zum Erstaunen aller Parteien, gerettet! Jetzt aber entstehen erst bedeutende Schwierigkeiten — die Basis der ganzen Anordnung ist die Heirath mit Miß Wilmor. Sir Richard hat aber bereits drei Jahre Jenny Grey zur Frau — das ist ein Hinderniß — aber der geistreiche Tompson weiß ein Mittel, es zu beseitigen — eine Ehescheidung. Richard, der seine Jenny im Strudel des Ehrgeizes fast vergessen hat, nimmt den Vorschlag an und macht ihr einen Besuch, um ihre Einwilligung zu erhalten; allein das eigensinnige Weib ist unvernünftig genug, einen so bescheidenen Vorschlag abzulehnen. Damit fällt Alles über den Haufen. Jetzt affektirt Richard Ehre und Konsequenz und droht dem Kabinet, seine infamen Bestechungs-Versuche im Parlamente anzuzeigen. Große Konfusion! Endlich erscheint der Deus ex machinae. Das Kabinet wird in der Antichambre des Königs gehalten; Richard soll ein paar Minuten verziehen; die Thür des Königlichen Zimmers öffnet sich, und ein Unbekannter tritt heraus. Der Unbekannte dittirt ihm sein Recht auf Miß Wilmor und noch obendrein ein Patent auf die Grafschaft Carlsten in die Feder, und nun sind seine Wünsche mehr als erreicht. Tompson will die lästige Frau Jenny aus England entfernen und den Heirathe-Kontrakt aus dem Kirchenbuche reißen. Diesen Plan unterbricht ein unvorhergesehener Zufall. Ein gewisser Manbray begegnet Tompson, als er eben im Begriff ist, Jenny gewaltsam wegzuführen. Er hält den Wagen an, befreit sie, bringt sie in Richard's Haus, wirft dem Letzteren seine Falschheit vor und kündigt sich als Richard's Vater an. Das Drama endigt damit, daß der neugebackene Pair die erquickliche Nachricht bekommt, er sey der Sohn des Henkers!!!

Obgleich das Vorangegangene eine Skizze des Richard Darlington seyn soll, so können wir doch unseren Lesern ehrlich versichern, daß sie noch immer kaum einen schwachen Begriff von allen den unverschämten und lächerlichen Abgeschmacktheiten haben, von denen es strotzt und wimmelt. Wir verlangen durchaus nicht, daß ein Fremder mit allen Details unserer Sitten und Einrichtungen vertraut sey; allein wir begreifen auch nicht, wie ein wohlunterrichteter Mann in den vornehmsten Prinzipien unseres politischen und gesellschaftlichen Lebens so über die Maßen unwissend seyn kann.

Wir haben in unserer Uebersicht von der ästhetischen Ausführung dieser Stücke wenig Notiz genommen, und zwar aus mehreren Gründen: erstlich war ihre sittliche oder unsittliche Tendenz der Hauptzweck unserer Betrachtung; zweitens würde eine ästhetische Kritik mehr Zeit und Raum erfordern; endlich wollen diese Stücke kaum für Poesie gelten, und der Stil ist nicht eben gewählt. Ohne Zweifel war es den Verfassern hauptsächlich um interessante Situationen zu thun. Die alten tragischen Elemente des Schreckens und Mitleids sind dem, was die Italiäner imbroglio nennen, und was eigentlich der Komödie oder vielmehr der Farce angehört, aufgeopfert. Beaumarchais gab, wo nicht die ersten, doch wenigstens die meisterhaftesten Proben dieses Stils, und seine beiden Komödien sind höchst kunstreiche und unterhaltende, obgleich etwas dissolute Beispiele des imbroglio, das er auch in seiner tragischen Fortsetzung derselben, „La Mère coupable", mit sehr pathetischem Effekt versuchte. Diese „Mère coupable" ist allerdings, unseres Bedünkens, die schuldige Erzeugerin alles Unsinns der Herren Hugo und Dumas; allein Beaumarchais hat das Ergreifende im Gefühl — seine Nachahmer kennen nur das Ueberraschende in der Situation. Aber selbst als bloße Kunstwerke haben diese Dramen so auffallende Mängel, daß wir sie nicht ungerügt lassen können: der erste ist außerordentliche Armuth an Erfindung, welche die Autoren zu so häufigen Wiederholungen desselben Charakters und ähnlicher Situationen treibt. Nichts kann weniger neu seyn, als ihre Neuigkeiten — nichts serviler, als ihre Freiheit — nichts gemeiner, als ihre Abschweifungen. Uneheliche Abkunft, Verführung, Nothzucht, Ehebruch und Blutschande sind ihre Motive — Dolch, Gift und Entehrung ihre Mittel; und selbst diese Grundtöne wiederholen sie bis zum Ekel, sich selbst und Andere wiederkäuend.

Betrachten wir die Frauen, die in zehn von Herren Victor Hugo und Alexander Dumas verfaßten Dramen, die seit drei oder vier Jahren in Paris aufgeführt werden, figuriren, so finden wir darunter acht Ehebrecherinnen, fünf Geschändete von verschiedenem Range und sechs als Opfer eines Verführers, unter denen zwei fast an der

Schwelle der Bühne niederkommen; wir sehen ferner vier Mütter, die verliebt sind in ihre Söhne oder Schwiegersöhne, und von diesen vieren gelangen drei zur Befriedigung ihrer sträflichen Begierde; eilf Personen werden mittelbar oder unmittelbar von ihren Liebhabern getödtet; endlich spielen Bastarde und Findelkinder die Hauptrollen in sechs von jenen Dramen. Wir wissen sehr wohl, daß die Verbrechen, und zwar die schändlichsten Verbrechen, von jeher auf dem Gebiete der Tragödie gehaust haben; wir sind auch der Familien des Atreus und des Laïus eingedenk, die in dem historischen und mythologischen Theater bei allen Völkern wiederkehren; auch kennen wir in unserer Literatur die „schöne Bäckerin", „Jane Shore", „George Barnwell" und mehrere andere von demselben Schlage; indeß haben doch die meisten Stücke dieser Art wenigstens eine moralische Tendenz; keines beleidigt die Decenz, keines regt die verbrecherischen Leidenschaften auf. In den älteren Perioden unseres Theaters fanden sich zwar auch oft gemeine Ausdrücke und mitunter auch eine ziemlich undelikate Scene; indeß hat sich bei uns der Geschmack der modernen Zuschauer schon seit langer Zeit an dergleichen Unanständigkeiten gerächt. Was aber bei Betrachtung des gegenwärtigen Französischen Theaters uns in Erstaunen setzt und betrübt, ist, daß in demselben auf einmal die Ausnahme in die Stelle der Regel getreten; daß man jeden Abend auf allen Theatern einer großen civilisirten Nation, so wie in allen Werken seiner volksthümlichsten Schriftsteller nur Skandalosa findet; daß man endlich dergleichen Unsittlichkeiten funfzig bis sechzig Mal hinter einander aufführen sieht, bis unterdessen der Autor, um es gerade heraus zu sagen, von Gewinn und Ruhm angespornt, die Zeit gehabt hat, ein neues Stück, das in eben dem Grade oder noch mehr unsittlich ist, zu fabriziren.

(Q. R.)

Bibliographie.

Considérations chrétiennes pour toute l'année. — Vom Pater Crasset. 4 Bde.

Examen sur le droit administratif. — Von Horace Degouy. 3 Fr.

Jurisprudence du 19e siècle, ou table tricennale du recueil général des lois et des arrêts. — Von Strey und de Villeneuve. 4. 32 Fr.

Projet de code général des lois fondamentales et constitutionnelles d'une monarchie représentative. — Von Sylvestre Pinheiro-Ferreira.

Conseils aux jeunes gens qui sortent des études primaires. — Vom Baron von Theis. 1½ Fr.

— Berichtigung. In Nr. 47 des Magazins ist bei der Französischen Bibliographie das Wort équitation mit équation verwechselt worden — ein Irrthum, der um so leichter aus der Feder fließen konnte, als das angeführte Buch in dem uns vorgelegenen „Bulletin bibliographique" unter der Rubrik „Sciences mathématiques et militaires" sich befand.

Spanien.

Sátira contra los abusos y despropósitos introducidos en el arte de la declamacion teatral. (Satire gegen die Mißbräuche und Abgeschmacktheiten, welche in die theatralische Declamation eingeführt worden.) Von Don Manuel Breton de los Herreros. Madrid, 1834.

Der beste Wille kann verjährte Mißbräuche nicht an Einem Tage abschaffen; darum hat ein Schriftsteller, der den Ungereimtheiten des Zeitalters in unseren Tagen, und noch dazu in Spanien, entgegenarbeiten will, Material in Ueberfluß. Herr Breton sah ohne Zweifel ein, daß des Bücherschreibens kein Ende seyn würde, wenn er gegen alle Abgeschmacktheiten überhaupt ankämpfen wollte, und beschränkt sich deshalb weislich auf die des Theaters. Wir glauben sogar, daß letzteres zu mehr als Einer Satire den Stoff hergeben könnte. Unser satirischer Dichter hat in der That nicht einmal den Zweck, über alle Mißbräuche, die im Schatten der Bühne gedeihen, seine Geißel zu schwingen. Er will nicht von der verdrießlichen Complication sprechen, welche aus der Theilung der dramatischen Censur in eine geistliche und politische Censur entsteht; nicht von der Langsamkeit der geistlichen und politischen Censoren; nicht von der Freiheit, welche diese Herren usurpiren, indem sie Theaterstücke verbieten, die ihnen aus Caprice mißfällig sind, ohne mit irgend einem Grunde sich zu verantworten. — Er klagt nicht über den Mangel einer positiven Instruction für die Censoren, deren Launenhaftigkeit und Parteilichkeit nichts im Wege steht — nicht über die ungeheuren Lasten, welche die Theater zu tragen haben u. s. w. Eben so wenig ist es ihm, wie er ausdrücklich sagt, in den Sinn gekommen, das Privatleben der meisten Schauspieler zu rügen. Sein einziges Sujet ist, wie bemerkt, die Declamation, und nicht der beißende Pfeffer des Juvenal, sondern das lieblich mundende Salz des Horaz würzt seine Satire. Der gefällige und harmonische Versbau empfiehlt das Gedicht von einer anderen Seite, und wollte ein Recensent in diesem oder jenem übel klingenden oder schlecht gewählten Ausdruck ein Muttermal entdecken, so würden wir ihm den Spruch Horazens: ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis, in's Gedächtniß rufen. Das Werkchen verdient aufmerksame Lektüre, vor Allem aber von Seiten derjenigen, die einer so schweren Kunst, wie der der theatralischen Declamation, sich widmen.

(Revista Española.)

Bibliographie.

Manual de ordenanzas y táctica militar, para instruccion de los gefes, oficiales, sargentos y cabos de voluntarios de la Reina Isabel II. (Handbuch für den Militairdienst.) Valencia. 8 Rs.

Amor y honor, ó los estrojos de las pasiones.. (Liebe und Ehre.) Trauerspiel in 3 Akten und in Prosa. Madrid. 4 Rs.

Los amigos enemigos ó guerras civiles. (Die feindlichen Freunde.) Geschichtliche Original-Novelle, von Rafael Humara y Salamanca, Verfasser des Don Ramiro. 2 Bde. 24 Rs.

Mannigfaltiges.

— Crebillon. Als dieser Tragiker seinen Catilina herausgab, benahmen sich seine Gläubiger so unbarmherzig gegen ihn, daß sie auf den Ertrag des Stückes sowohl beim Buchhändler, bei dem es erschien, als auch bei dem Theater, wo es aufgeführt wurde, Beschlag legten. Der Dichter, über dies Verfahren äußerst aufgebracht, wandte sich mit einer Bittschrift an den König (Ludwig XV.), in welcher er auseinandersetzte, daß es bis dahin etwas Unerhörtes gewesen, die Erzeugnisse des menschlichen Geistes zu den mit Arrest belegbaren Sachen zu rechnen, und daß, wollte man ein solches Verfahren zulassen, die Männer, die bisher ihren Fleiß literarischen Arbeiten zugewandt, sich nicht mehr der Herausgabe von Werken unterziehen würden, die dem Vaterlande oft zum Nutzen und zur Ehre gereichten. Hierzu fügte er noch die Bemerkung: „daß der größte Theil der Männer, die sich der Literatur widmen, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, dergleichen Begünstigungen nöthig hätten, zu denen sie ihre Anstrengungen und Mühen berechtigten; auch habe man es in Frankreich nie zugegeben, daß man auf das Honorar der Advokaten oder anderer Gelehrten und Künstler Arrest schlage." Das als Erwiederung dieser Petition unmittelbar vom König im Conseil ausgegangene Dekret vom 21. Mai 1749, das die Restitution des in Rede stehenden Arrests verordnete, hatte folgende Aufschrift: — „Dekret des Königlichen Conseils, zu Gunsten des Herrn Crebillon, des Verfassers der Tragödie Katilina, mit der Verordnung, daß die Erzeugnisse des Geistes nicht zu den mit Arrest belegbaren Sachen gezählt werden sollen."

— Sir Godfrey Kneller. Sir Peter Lely war lange Zeit der erste Maler am Hofe Karl's II.; aber gegen das Ende dieser Regierung hatte sich Herr Godfrey Kneller den Weg nach London gebahnt und durch mehrere interessante Arbeiten es dahin gebracht, daß ihm der König die Erlaubniß ertheilte, sein Bildniß zu malen. Karl II. hatte damals gerade schon Lely den Auftrag zur Anfertigung seines Portraits ertheilt. Als man ihn daher fragte, ob er vielleicht lieber Kneller dazu gebrauchen wolle, rief er in seiner gewohnten Naivetät aus: „Was Gutgut! können denn nicht zwei Männer zu gleicher Zeit mein Portrait malen? Ich mag ihnen nur einmal sitzen, da mögen sie denn beide zu gleicher Zeit es so gut machen, als sie können." Dem Befehle des Königs durfte nicht widersprochen werden. Lely, als der erste Maler, ließ den König so sitzen, wie es ihm (Lely) gut schien, indem er alle Vortheile der Position sich zu Nutze machte, während Kneller sich in die Nothwendigkeit des Geschicks fügen mußte. Aber trotz dieses Nachtheils brachte Sir Godfrey ein Gemälde zu Stande, das dem Könige wohl gefiel; man bewunderte ihn am ganzen Hofe, und er wurde bald der Liebling des Königs; dagegen ward Peter Lely's Gesundheit immer schwächer, und er gab bald seinen Geist auf, um Kneller allein im Glanze zu lassen. Letzterer war der Reihe nach Hofmaler bei folgenden Regenten: Karl II., Jakob II., Wilhelm III.; bei der Königin Anna und bei ihrem Gatten, dem Prinzen Georg von Dänemark, so wie auch bei den Königen Georg I. und Georg II. (F. M.)

— Der Zehnte. Jakob Brock war das zehnte Kind seiner Aeltern. Als die Mutter dieses Knaben dem Herrn Barnard, Rektor von Magbera, nachherigem Bischofe von Limerick, der als ein Freund Johnson's bekannt ist, den Zehnten entrichten sollte, sagte die arme Frau: „Ew. Ehrwürden haben bis jetzt den Zehnten von allem, was ich besitze, außer von meinen Kindern; es ist aber billig, daß Sie auch von diesen den Zehnten erhalten; so nehmen Sie denn hier meinen zehnten Sohn und sorgen für ihn." Herr Barnard nahm das Kind wirklich zu sich, bekleidete es und schickte es in die Schule, wo es immer der Zehnte genannt wurde.

— Der jüngste Tag bei den Moslimen. Wenn das Ende der Welt heranrückt, so wird außerordentliche Verderbtheit und Entartung auf Erden herrschen. Die Moral wird öffentlich verletzt, die heiligen Schriften werden verhöhnt, die Tempel des wahren Gottes durch Götzenbilder entweiht. Der Antichrist — jetzt noch in eine Höhle eingesperrt — wird alsdann auf Erden erscheinen. Er trägt sein einziges Auge mitten auf der Stirn und reitet auf einem Esel. In der einen Hand trägt er Mose's Stab, in der anderen Salomo's Siegel. Mit dem ersteren schlägt er die Gläubigen an die Stirn und läßt ein weißes Mal zurück, welches über das ganze Antlitz sich ausbreitet. Die Ungläubigen werden schwarz gezeichnet. Der Antichrist wird aber nicht lange regieren, Jesus Christus besiegt ihn mit Hülfe des letzten der Imam's, und bald nachher kommt das Ende der Welt. Die Posaune des Erzengels Azrafiel ruft alle Todten ins Leben. Diese werden in drei Haufen rangirt. Der erste, die Propheten und Patriarchen, zieht ohne vorhergehendes Verhör in den Himmel ein. Die wahren Gläubigen haben sich eines geliauben Urtheils zu erfreuen; an die Ungläubigen aber ergeht ein unerbittlicher Spruch.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Mittwoch den 7. Mai 1834.

Spanien.

Skizzen aus Spanien.*)

Das in der Anmerkung genannte Werk über Spanien, das Ergebniß eines vierjährigen Aufenthaltes (1829—32), soll, ungeachtet seines bescheidenen Titels, viel besser und selbst vollständiger seyn, als irgend eine andere bis jetzt erschienene Beschreibung der Pyrenäischen Halbinsel. Viele, die das merkwürdige Land genauer kennen, und selbst geborene Spanier versichern, daß die Beobachtungen im Ganzen sehr treffend seyen und jede Seite von gründlicher Einsicht in Spanische Art und Sitte zeuge. In den ersten Kapiteln finden wir reichhaltige Notizen über manche Gegend, die noch wenig besucht worden ist, wie z. B. die Alpujarras**) und den Küstenstrich von Valencia bis Malaga. Das zweite enthält einen interessanten Bericht über die schätzbaren Bleigruben von Adra. Im dritten Kapitel werden wir mit der Sierra de Segura, einem waldigen Striche in Andalusien, bekannt gemacht. Wir geben folgenden Auszug aus diesem Kapitel.

— — „Ich wählte den besten Baum, und wir bereiteten uns ein Bivouac, indem wir mit den abgefallenen Zweigen ein Feuer anzündeten. Kaum loderte die Flamme empor, als der Führer, dessen Unwissenheit und Eigensinn uns in diese Lage versetzt hatte, sich der Länge lang ausstreckte und in Zeit von einer Minute fest einschlief. Wir banden unsere Pferde dicht am Feuer an und hielten unsere Waffen in Bereitschaft, weil wir mit Grund einen Angriff von Wölfen befürchten konnten. Als der Tag graute, machten wir uns auf den Weg und kamen wieder auf die Straße, die wir verlassen hatten; allein es zeigte sich bald, daß sie nur eine Communication zwischen einigen Kornfeldern bildete, und daß wir immer tiefer in den Wald geriethen. Ein Schäfer, der uns zufällig begegnete, sagte uns, wir seyen zwei Leguas von der Landstraße abgeirrt. Mit Hülfe dieses Begleiters kamen wir glücklich aus dem Labyrinth heraus, passirten eine herrliche romantische Gegend und erreichten um Mittag die Quelle des Flusses Segura. Nahe dabei ist ein Meierhof (cortijo) und nicht weit davon liegen zwei schlechte Dörfchen, Pontones genannt, die in einem kleinen Hohlgrunde (barranco) zusammenstoßen. Die Einwohner waren recht höflich, aber von sehr ärmlichem Ansehen, und ihre nackten Kinder nahmen sich mit ihrer schmutzigen schwarzen Hautfarbe wie kleine Indianer aus. Die ganze Scene war so wenig einladend, daß ich nach dem Casas de Carrascas, einem etwas entfernten Weiler ging, der viel besser aussah. Dort gab es keine Nachtherberge (posada), allein wir wurden in einem reinlichen und anständigen Privathause aufgenommen, wie es die gastfreie Sitte in diesem entlegenen Distrikte verlangt. Der Wirth stellte uns keine Fragen, konnte aber seine Verwunderung über unser Erscheinen nicht unterdrücken. Wir wurden mit einer bota (ledernen Flasche) köstlichen Weines aus Baza regalirt, speisten von unserem reichlichen Vorrath und vergaßen so die Unbequemlichkeiten der Nacht. Die Aussicht war hier ungemein weit; gelichtete Waldstrecken zogen sich nach allen Richtungen hin; die Segura drang durch eine enge Schlucht aus weißem Kalkstein zu den warmen Thälern Murcia's, und an jener Seite zeigten kühnere Umrisse den Abfall der Ströme gegen Andalusien und den Guadalquivir. Ich nahm einen neuen Wegweiser nach Orcera an, um den ersten los zu werden, allein dieser bat so flehentlich, wir möchten ihm erlauben, uns aus purer Freundschaft zu begleiten, daß ich ihn behalten mußte. Wir passirten einen sehr schmalen Landrücken, der die Ströme Segura und Guadalquivir von einander trennt, und fuhren viele Gruppen edler Pinien, welche die Barbarei der Bauern während des Sommers durch Brand zerstört hatte, so daß nur noch die abgestorbenen Stämme dastanden. Ein abschüssiger Pfad führte zum Bett eines Stromes, der dem nördlichen Arme des Guadalquivir reiche Nahrung giebt. Die Scene war prächtig; die dicht gruppirten Nadelbäume warfen den dichtesten Schatten, aus dem wir immer gleichsam emportauchten, und es folgte eine herrliche Nacht. Die funkelnden Sterne, die Lichter auf dem Berge Segura de la Sierra, der uns gegenüber emporstieg, die Wachtfeuer in den Meierhöfen am Fuße der Felsen, Alles erinnerte an eine Nacht im Feldlager vor Troja. Nur das unaufhörliche Bellen der Schäferhunde unterbrach die allgemeine Stille. Endlich kamen wir an einen tiefen Hohlgrund, über welchem Kirche und Häuser von Orcera hervortagten. Jetzt war guter Rath theuer; nirgends eine Spur von Passage, ausgenommen ein Weg für Fuhrwerke, der sich, wie man wußte, sehr weit herumwand. Der Soldat in unserem Gefolge war vor einigen Monaten im Dorfe einquartiert gewesen, kannte aber den Zugang eben so wenig. Ein paar Knaben waren an jener Seite mit Hülfe einer Laterne beschäftigt, Vögel zu fangen, allein das Rauschen des Wassers hinderte sie, unseren Zuruf zu hören. Endlich erspähten wir eine Spalte in einer Gartenhecke; wir gingen frisch durch die Hecke und dann durch den Strom in eine mit Immergrün bewachsene Kluft, die gleich einer Gallerie zum Dorfe hinaufführte. Alles lag schon in tiefem Schlafe, ausgenommen eine schlaftrunkene Wache auf dem freien Platz des Ortes, und mit genauer Noth erlangten wir in einem elenden Wirthshause Zutritt. Früh am Morgen stand ich auf und wandelte in dem Orte, den wir im Dunkeln erreicht hatten. Dann suchte ich die Behörden auf. Der militairische Magistrat, dem ich zuerst meinen Besuch machte, war ein ältlicher wohlbeleibter Mann in abgetragener Uniform, ein Märtyrer der Gicht und Engbrüstigkeit. Ich wollte meinen Paß von ihm visiren lassen, weil ich wußte, daß die Civilbehörden bei solch' einem Akte viele Umstände machten. Der Kommandant bewies mir große Höflichkeit, begann die Unterhaltung mit etwas Anderem — es gilt nämlich in Spanien für eine Grobheit, wenn man gleich von der Angelegenheit spricht, die zwei Personen zusammenführt — und wandte sich dann zu meinem Passe. Nach einigem Zaudern und Besinnen sagte er mit ängstlicher Miene: „Ich kann den Paß nicht visiren; Sie müssen zu dem Alkalden (Schultheiß)." So ging ich denn nach dem Hause des Letzteren, das einstöckig war, und dessen Licht durch die Thür fiel. Ich fand einen dicken Stöpsel in Bauernkleidung und noch verschiedene andere Personen, die theils auf dem Lehmboden, theils auf niedrigen Stühlen saßen. Alle speisten an einem Kartoffelbrei, den sie mit Löffeln aus einer Schüssel schöpften. Dieses Gericht ist in Südspanien sehr allgemein. Der Alkalde war ausnehmend artig und sagte mir, ich möchte in seinem Namen zu dem Escribano (einer Art Notarius) gehen, dieser werde den Paß unterzeichnen. Sofort begab ich mich nach der Wohnung des Letzteren, der viel anständiger wohnte, aber nicht zu Hause war. Ich besuchte jetzt einen Einwohner, an den ich empfohlen worden, und bald nach mir kam auch der Alkalde, mit einer alten Capa über den Schultern, zu uns. Ein junger Tagedieb, vermuthlich ein Verwandter, begleitete ihn und machte sich auf Unkosten des alten Mannes lustig. Beide waren erstaunt, mich hier zu sehen, sprachen aber bald mit leiser Stimme von der Veranlassung ihres Besuches, der unerhörten Ankunft eines Fremden in Orcera! Der gute Alkalde wußte keinen Rath; mein Wirth aber rieth mir, an die höheren Autoritäten mich zu wenden. Dies that ich gern, und die erste Autorität, welche ich anging, brachte meine Angelegenheit in Ordnung. Es waren zwei Offiziere von der Marine. Man bot mir Chokolade, dem Alkalden aber eine Flasche mit einem gräulichen Spiritusum an, das die Bergbewohner trinken. Dieses Getränk war jedoch so außerordentlich stark, daß der würdige Mann kein Glas davon leeren konnte. Der Jüngere dieser Offiziere besaß viele Kenntnisse. Er hatte bei Trafalgar mitgekämpft, und erzählte mit jener biedern Einfalt, jener edlen Aufrichtigkeit, die einen schönen Zug in dem Wesen des Spaniers ausmacht. Als die Affaire mit dem Paß in Ordnung war — die Offiziere selbst übernahmen alle Verantwortlichkeit — brachen wir nach dem Hause des Escribano auf, der nun das Seinige that, wobei er mit lächerlicher Gewissenhaftigkeit bemüht war, sich selbst sicher zu stellen."

Jenes Dorf gehört zu Segura de la Sierra, welche Stadt, eine Legua weiter, auf einer Anhöhe liegt. Von Orcera aus wird Cadix mit Bauholz aus der Sierra versorgt. Das Dorf mußte im Befreiungskriege als Festung dienen, und die früheren prächtigen Gebäude zum Aufenthalte der Offiziere wurden eingeäschert.

Das vierte Kapitel enthält eine Beschreibung der Nordküste Spanien's und Asturien's, sammt der Rückkehr über Valladolid nach Madrid. Dann kommt eine Beschreibung von Cuenca, der Alcarria und Guadalajara, aus der wir folgendes Bruchstück ausheben.

„Als ich den Zweck meiner Reise erreicht hatte, wandte ich mich nach Guadalajara. Zwei Straßen führen von Cuenca nach Priego, eine Haupt-Station meiner Reise, die eine, über die Sierra, die andere, welche länger ist, über die Ebene. Zum Glücke — nämlich für die Erdkunde — wählte ich die letztere. Ich ließ die große Straße nach Madrid linker Hand liegen, passirte einige elende Dör-

*) Sketches in Spain. Von Capitain S. E. Cook. 2 Bde. London, 1834.
**) So nennt man die südliche Abtheilung des Hochgebirges Sierra Nevada, die sich gegen Malaga hin erstreckt, und in deren Schluchten noch einige Tausend Moriscos wohnen.

ser in einer fruchtbaren, aber schlecht angebauten Gegend, und gelangte nach Canaveras, einem großen Orte in einem Thale der Alcarria. Die Straße war mit wandernden Bettlern und Zigeunern bedeckt. Von Canaveras nach Priego geht man über eine zum Theil bewaldete und wildreiche Hochebene. Priego hat eine schöne Lage auf einem Vorsprung über dem kleinen Flusse Escobas, wo er der Sierra entströmt. Ich besuchte ein Kloster, das in ächt mönchischer Wildniß, in einer tiefen Schlucht und zwischen Abhängen liegt, die mit Fichten bekleidet sind. Das Wirthshaus zu Priego war äußerlich hübsch, aber von Innen das gerade Gegentheil. Die Gaststube, eigentlich nur der Vor-Stall —mit dem Stalle stand sie in unmittelbarer Verbindung — hatte ein rußiges und entsetzlich schmutziges Ansehen. Im oberen Stock waren zwei Zimmer, aber Betten konnten wir nur mit Mühe erlangen. Das Brod war hier kein käuflicher Artikel, und der Doktor mußte mir einen Laib Brod von seinem Proviant abgeben. Mit einbrechender Nacht kam der Alkalde von der Jagd zurück. Die Trophäe war eine ungeheure wilde Katze, die seine Hunde erlegt hatten. Das ganze Dorf strömte herbei, um sie zu betrachten. Mir gelüstete nach dem Fell des Thieres, und so gab ich meinem Diener insgeheim den Befehl, daffelbe um jeden Preis zu kaufen. Leider aber bekamen Einige der Anwesenden eine Anwandlung von Eßlust, und man deliberirte darüber, ob die Katze eßbar sey, oder nicht. Viele bejahten dies, Andere schwiegen; nur der Alkalde und ich schüttelten die Köpfe. Endlich erschien ein wohlgekleideter Herr, prüfte das Thier mit Kennermiene und erklärte dann, es würde, in Reis gekocht, sehr schmackhaft seyn. Jetzt war die Unterhandlung geschlossen; der Rathgeber ärndtete lauten Beifall, und man schritt zur Section des Katzen-Ungeheuers. Nach der Zubereitung wurde befunden, was ich selbst einräumen mußte, daß wildes Katzenfleisch an Farbe und Geschmack dem Fleische der Kaninchen — der Lieblingsspeise dieses Raubthieres —vollkommen ähnlich sey. Der Alkalde nahm als echter Spanier mit einem Theile vorlieb, zur Erinnerung an den Fang. Bei dem Mahle zeigten die Gäste eine humoristische Aufregung, die mit der gewohnten feierlichen Ruhe dieser Leute in starkem Kontraste stand. Nach der Mahlzeit gab es ein Bankett, an dem nur wenige Auserwählte Theil nahmen. Die Gäste tranken Wein bis spät in die Nacht und zogen dann weiter, um in der aguardienteria, einem Orte, wo Branntwein verkauft wird, dem Ganzen die Krone aufzusetzen. Hier machten sie einen solchen Lärm, daß der Alkalde, dessen Liberalität den Spektakel veranlaßt hatte, die ganze Gesellschaft in's Gefängniß stecken ließ. Diese Scene der Fröhlichkeit sah' denjenigen Scenen vollkommen ähnlich, die man in Spanien auf die Bühne gebracht hat, und welche den Stoff ihrer unnachahmbaren Sainetes bilden. Während des ganzen Bachanals bemerkte man nicht die geringste Unsittlichkeit oder Verletzung der gegenseitigen Achtung — wie ganz anders ist dies bei den unteren Volksklassen im größten Theile des übrigen Europa's!"

„Unser Gastwirth war ein grob ungemeißelter Bauer; sein Weib das gerade Gegentheil. Sie war eine junge Frau von achtzehn Jahren, und hatte schon zwei Kinder. Ihre schlanke und edle Gestalt würde an jedem Orte aufgefallen seyn. Ihre Hautfarbe, mit Ausnahme der Hände, war so weiß wie Schnee, ihr Haar und Auge schwarz; ihr Mund klein und lieblich; ihre Züge von rein Griechischer Form. In der schmucklosesten Kleidung führte sie bei der drolligen Scene den Vorsitz, besorgte dann wieder ihre Küchengeschäfte, und besänftigte ihr Kleines, das eine sehr üble Laune hatte, mit den zärtlichsten Liebkosungen. Konnte sie ein paar Augenblicke zur Theilnahme an der Unterhaltung erübrigen, so that sie dies mit der edlen Natürlichkeit und unvergleichlichen Grazie einer Spanierin." — —

„Die Lage von Priego ist schön und das Klima herrlich. Obgleich es am Fuße der Sierra liegt, so gedeihen die Gartengewächse hier doch sehr früh. Der Wein ist von der besten Qualität. Da ich bemerkt hatte, daß wir außerordentlich viel Wein konsumirten, so fragte ich nach der Ursache, und der Stallknecht (mozo) sagte mir, er pflege Abends die Schultern der Maulthiere mit Wein zu waschen, um sie dergestalt zu erfrischen. Das Korn war ebenfalls wohlfeil; dennoch litten die armen Leute Noth, und Viele würden im vergangenen Winter vor Hunger umgekommen seyn, wenn ein Beamter des Ortes sich nicht ihrer erbarmt hätte. Man findet hier eine zerstörte Ritterburg; eine Plaza und regelmäßige Gebäude waren angefangen worden, aber unvollendet geblieben. Das Gasthaus hatte einen regelmäßigen Aufsatz, einen offenen Uebersatz, wie im Lande Valencia gebräuchlich, und das Dach war von zierlich gemeißelten Karyatiden unterstützt. Die alte Kirche war Gothisch gewesen, und noch ist ein Tudor-Bogen übrig, welcher den Eingang bildete. Ein prächtiges neues Gebäude, nur halb vollendet, sollte das alte ersetzen. Es ist sehr im Stile des Bruneleschi. Der Architekt heißt Miguel Lopez."

Eine Beschreibung von Saragossa und Navarra, nebst den freien Provinzen, die jetzt der Schauplatz des Bürgerkrieges sind, hat in gegenwärtiger Zeit besonderes Interesse. Der Charakter des Volkes, welcher von dem aller übrigen Spanier abweicht, ist der Gegenstand des sechsten Kapitels. Im siebenten erhalten wir eine allgemeine Skizze von Andalusien, Estremadura, Toledo, Valencia und Catalonien Das achte Kapitel handelt ausschließlich von Madrid. Wir finden hier auch interessante Notizen über die dortigen Gemälde-Gallerieen, von denen der Verfasser annimmt, daß sie beinahe in ganz Europa ihres Gleichen nicht haben. Der Klerus und das Militair sind Gegenstände besonderer Kapitel. Ueber die Hinrichtung des Generals Torrijos, der 1832 in Malaga erschossen ward, lesen wir Folgendes:

„Die schreckliche Tragödie dieses Generals ist ein auffallendes Beispiel von der seltsamen Vermengung der militairischen Junctionen mit denen der Polizei. Dieser unglückliche Mann war ein höchst ausgezeichneter Offizier und zur Zeit der letzten Invasion Statthalter von Kartagena. Er hatte treffliche Konnexionen, und sein Charakter war in jeder Beziehung untadelig. Er übernahm das Kommando eines der Trupps, die nach der Juli-Revolution in Spanien einfallen sollten, und fand zu seinem Unglück Mittel, heimlich in Gibraltar unterzukommen. Mehrere Monate logirte er in einigen der merkwürdigen alten Häuser dieser Festung. Da nun die Polizei seine Person nicht kannte und die Regierung ohne besondere Anzeige kein wirkliches Recht hatte, eine allgemeine Nachsuchung zu halten, so blieben alle Versuche, seiner habhaft zu werden, erfolglos. Unterdeß mißglückten alle Anstrengungen seiner Gefährten, und man rieth ihm vergebens, sein Talent und seinen Patriotismus für bessere Zeiten aufzusparen. Eine Ursache seiner Hartnäckigkeit war, wie man jetzt erst bestimmt weiß, ein Briefwechsel mit dem Statthalter von Malaga, Moreno, der den edlen Mann durch vorgeschützten Antheil an seinen Plänen in die Falle locken sollte. Es ist unbegreiflich, wie ein Torrijos und Lopez de Pinto mit ihren großen Talenten und ihrer feinen Weltkenntniß die Narren eines Menschen werden konnten, der in ganz Spanien berüchtigt war. Die Unglücklichen ließen sich durch ihre enthusiastische Leichtgläubigkeit in solchem Grade blenden, daß sie wirklich ohne Waffen bei Malaga landeten. Es entspann sich eine lange Unterredung zwischen Torrijos und dem Statthalter, die Ersterem noch keinen Aufschluß über die wahren Absichten des Letzteren gab. Erst als Torrijos mit Lopez in ein Kloster gesperrt wurde; als die Kapuziner kamen, um Beide zu ihrem augenblicklichen Tode vorzubereiten: da gewahrten sie die Schlinge, in die sie unbesonnener Weise gerathen waren. Die Mönche hatten beim Hereintreten: „Wißt ihr, was uns zu euch führt?" „Nein, ich weiß es nicht", versetzte Torrijos, „allein ich ahne was Böses." Nur der Ausruf: „Gott! welcher Verrath!" entfuhr noch seinen Lippen. Sofort ermahnte er seine Gefährten, ihrem Tode mit männlicher Fassung entgegenzugehen. Seine Güte und Sorgfalt war ihnen ganz gewidmet bis zum letzten Augenblick. Er verbot den Mönchen nicht ihren geistlichen Beistand, und dies war ein echter Beweis seiner Seelengröße; denn er wußte, daß die Kapuziner, wo nicht als Individuen, doch wenigstens als Körperschaft seinen Tod verschuldet hatten. Seine letzten prophetischen Worte sollen gewesen sein: „„Ihr habt einen Triumph des Augenblicks, aber eure Tage sind gezählt. Noch ehe diese Generation vorübergeht, werdet ihr nicht mehr seyn, und unsere Kinder werden eure Besitzungen erben.""

„Die oberste Militairperson der Provinz war damals der alte Graf de los Andes, früher Vice-König von Peru. Bei dem ganzen Prozeß hatte man ihn übergangen. Er forderte den Statthalter von Malaga zur Rechenschaft; allein dieser antwortete, er habe als Chef der Polizei gehandelt und außerdem unmittelbare Ordre von der Regierung erhalten. Der General-Capitain wandte sich nach Madrid, fand Moreno's Angaben bestätigt und — nahm seine Entlassung, worauf der Verräther an den erledigten Posten kam."

England.

Weisheit der neueren Diplomatie.

(Schluß.)

Unser Verfasser geht hierauf zu einigen wichtigen Fragen über das Recht der Verträge über, und nachdem er den Grundsatz aufgestellt, daß ein Vertrag nur dann bindend sein könne, wenn der Unterhändler dabei seine Vollmachten nicht überschritten, setzt er ferner auseinander, daß ein Vertrag auch nur erst, nachdem er ratificirt worden, Gültigkeit erlangt haben könne. In unseren Zeiten giebt es zwei berühmte Beispiele von stattgefundener Desavouirung der bevollmächtigten Unterhändler bei einem Vertrage. Dies war im Jahre 1800, wo der Graf St. Julien die Friedens-Präliminarien mit Frankreich unterzeichnete, deren Ratifizirung der Kaiser nachher verweigerte, indem er vorgab, daß der Graf seine Vollmachten überschritten hätte, und im Jahre 1806, wo der Graf d'Dubril zu Paris einen Vertrag von Seiten Rußlands abschloß, den sich Kaiser Alexander ebenfalls zu ratifiziren weigerte, weil er dem Buchstaben wie dem Geiste der von ihm ertheilten Instructionen entgegen gewesen sey. Was die Garantieen bei den Verträgen anbetrifft, so lobt der Verfasser hier besonders Friedrich den Großen, der Garantieen mit Deutlichkeit abgefaßt zu vergleichen pflegte, die zwar ergötzlich für das Auge, aber sonst zu keinem anderen wirklich nutzenbringenden Zweck verhanden wären. In wiefern dies auf permanente Garantieen bezogen wird, sind wir vollkommen derselben Meinung. Eine Garantie für die Erfüllung eines bestimmten Gegenstandes, der unmittelbar in's Werk gerichtet werden soll, kann indeß nicht für ungeeignet gehalten werden, aber eine permanente, oder auf unbestimmte Zeit, einem Staate oder Fürsten gegebene Zusicherung, ihm den Besitz eines Theiles seines Territoriums, oder durch einen Vertrag ihm zugestandenes Recht aufrecht zu erhalten, würde allerdings in jedem nur denkbaren Falle eine ebenso unkluge als unnütze Handlung seyn, weil eine solche Garantie von Seiten eines Staates gar nicht zu erfüllen ist. Die Garantie einer Dynastie ist die schlechteste von allen. Von Bündnissen dieser Art, hat sich England schon seit vielen Jahren gänzlich frei gemacht, und obwohl es den Vertrag zur Ausschließung der Familie Napoleon's einging, so wollte es doch den Thron der Bourbons keineswegs garantiren. Die einzige spezielle Garantie, die von England in dem Wiener Vertrage gegeben wurde, war die der Besitzungen, welche von dem König von Sachsen an Preußen abgetreten worden, und es ist hier nicht der Ort, uns über diese Ausnahme von der allgemeinen Regel zu verbreiten.

Indem unser Verfasser manche schöne Regeln über die Interpretation der Verträge aufstellt, vermissen wir jedoch mancherlei Aufschlüsse von ihm über die Sprache und die Abfassung derselben. Früher war die Lateinische Sprache dabei üblich und in neueren Zeiten die Französische; bisweilen wurde auch die Sprache jedes Landes in einer besonderen Kopie daneben gebraucht, und dies ist die am meisten vorzuziehende Manier, deren sich auch, wie wir glauben, Canning bediente. Zuverlässigkeit der Uebersetzungen ist dabei freilich ein Haupterforderniß, wenn nicht die seltsamsten Mißverständnisse ausbrechen sollen, wie es einmal in einem zwischen England und einem Süd-Amerikanischen Staate abgeschlossenen Handels-Vertrag, der in Englischer und Spanischer Sprache ausgeführt worden, der Fall war, wo sich ein Theil auf eine Bestimmung berief, die nur durch einen Uebersetzungsfehler in der Urkunde vorhanden war. Unser Verfasser erzählt uns, daß die Lateinische Sprache in den diplomatischen Korrespondenzen zwischen den Europäischen Mächten bis zum siebzehnten Jahrhundert üblich gewesen sey, zu welcher Zeit permanente Gesandtschaften gewöhnlich wurden. Die Diplomaten, die meistentheils der Sprachen der verschiedenen Länder, an die sie gesandt wurden, unkundig waren, sahen sich daher gewöhnlich von der allgemeinen Unterhaltung und von der Gesellschaft der Frauen ausgeschlossen. So wurde die Französische Sprache überall eingeführt. Die Eleganz des Racine trug in Europa den Sieg über die erhabene Gewalt Shakespeares davon. Die Werke der Französischen schönen Geister wurden von nun an allgemein mit Begierde gelesen, Jedermann suchte den Französischen Gesellschaftston nachzuahmen, und das Französische wurde die Sprache der Höfe. Ein großer Vortheil bleibt es jedoch sicherlich, jedesmal in der eigenthümlichen Landessprache verhandeln zu können und den Gegner zu nöthigen, sie zu erlernen, und seine Erwiederungen in derselben Sprache abzufassen. England hat in der letzten Zeit Sorge getragen, sich dieses Vortheils zu bemächtigen, indem, wie bekannt, durch Canning der entschiedene Befehl an alle auswärtige Agenten erlassen wurde, in ihren schriftlichen Mittheilungen sich keiner anderen als der Englischen Sprache zu bedienen. Persönliche Unterhandlungen werden dagegen fast noch überall in Französischer Sprache geführt. —

Es ist bekannt, daß in älteren Zeiten die Vollziehung der Traktate durch Geißeln geschah. Das neueste Beispiel in der Englischen Geschichte lieferte hiervon der Vertrag zu Aachen. Einige der Haupt-Verbindlichkeiten von Seiten Englands betrafen Amerika und konnten nicht gleichzeitig mit denen, die gegen Europa vorhanden waren, in Vollzug gesetzt werden. England sandte deshalb den Grafen von Sussex und den Lord Cathcart als Geißeln nach Frankreich, um dort so lange zu verweilen, bis der Vertrag völlig vollzogen wäre. Dieser Gebrauch ist jetzt gänzlich abgekommen, und man weiß auf bequemere Weise Alles durch die Gesandtschaften zu verrichten.

Der diplomatische Charakter führt bedeutende Privilegien mit sich für den, der ihn trägt, und unser alter Minister macht besonders darauf aufmerksam, daß es ein Punkt der Ehre seyn müsse, dieselben nicht zu mißbrauchen, vornehmlich da früher das Vorrecht der Gesandten, von Civil- und Kriminal-Prozessen befreit zu bleiben, zu weit getrieben worden sey. Mehrere Beispiele hiervon werden erzählt, worauf der Verfasser zu dem Abschnitt über diplomatische Etiquette, die ohne Zweifel zu den delikatesten Fragen des ganzen Gegenstandes gehört, übergeht. Und in der That, dieser Punkt ist bedeutend, denn wie abgeschmackt auch ein zu weit ausgedehnter Kleinigkeitseifer hierin werden kann, so darf doch ein Diplomat nie zugeben, daß die Würde der Nation, die er repräsentirt, auch in den anscheinend kleinlichsten Dingen zurücktrete.

Der Verfasser handelt unter der Ueberschrift: „Von den Gleichheitsrechten" ausführlicher von dem Rang der Nationen und Souveraine. Alles dies ist freilich von geringerer Bedeutung geworden, seitdem die auf dem Wiener Kongreß versammelten Minister den vernünftigen Beschluß gefaßt hatten, alle streitige Punkte des Ceremoniells fahren zu lassen und ihre öffentlichen Akten in alphabetischer Ordnung, wie sie die Französische Sprache den verschiedenen Nationen anwies, zu unterzeichnen. Sonst hatten immer Frankreich, Spanien, Oesterreich und Rußland nach einer allgemeinen Bevorzugung gestrebt, die jedoch keinem von ihnen jemals eingeräumt worden war. Merkwürdig ist, daß, obwohl Republiken gemeiniglich den Königen nachstehen müssen, Cromwell doch für England den Rang behaupten durfte, den es unter seinen Königen besessen. Neuerdings hat nun ein richtiges Gefühl mancherlei Aushülfen zu treffen gewußt, um alle Streitigkeiten über Sachen der Form und des Ceremoniells zu vermeiden, und zwar unter dem allgemein angenommenen Prinzip der Gegenseitigkeit, und wenn vielleicht irgend ein gestrenger Diplomat oder großmächtiger Souverain damit nicht begnügt seyn sollte, so dient gewöhnlich ein Protest dazu, um die vermeintlich verletzte Würde zu befriedigen.

Wir wollen jedoch zu einem Gegenstand von größerer Wichtigkeit übergehen. Dies ist die Frage, ob ein Diplomat sich der Bestechung bedienen dürfe, um sich Freunde oder Kundschaft von irgend einer Sache zu erwerben? Der alte Minister ist der Meinung, daß es nach dem Völkerrecht nicht für ungesetzmäßig erachtet werden könne, obwohl er zweifelt, daß es für die Dauer politisch seyn möchte. Wir unsererseits können es weder für politisch, noch für gesetzlich gerechtfertigt ansehen. Zwar kann es Gelegenheiten geben, wo Bestechung erlaubt seyn mag, wenn z. B. Gründe vorhanden sind, Verrath oder die plötzliche Ausführung irgend eines geheimen Streiches zu argwöhnen, wo es dann nicht wider die Ehre seyn dürfte, durch Bestechung von Personen sich Gewißheit dieses Argwohns zu erwerben. So handelte England vollkommen gesetzmäßig, indem es die Kenntniß der geheimen Artikel des Tilsiter Vertrags zu erkaufen suchte, und der Französische Hof ist bekanntlich zu allen Zeiten verschwenderisch in der Anwendung von Bestechungsmitteln gewesen. Unser alter Diplomat verdammt jedoch mit großer Strenge den üblichen Gebrauch der Verletzung des Post-Geheimnisses, obwohl er diesen Gebrauch als sehr allgemein in Bezug auf diplomatische Korrespondenzen schildert.

(F. Q. R.)

Frankreich.

Ueber Victor Hugo's neuestes Werk.

Das neueste Werk Victor Hugo's (Littérature et Philosophie mêlées), aus dessen zweitem Bande wir bereits in Nr. 49 dieser Blätter ein Bruchstück mittheilten, ist in der Revue des deux mondes (Tome II. 3. série) von Herrn Gustave Planche einer sehr scharfen Kritik unterworfen, der indessen keineswegs eine persönliche Animosität zum Grunde zu liegen scheint. Vielmehr läßt der Recensent einigen früheren Werken des Dichters volle Gerechtigkeit widerfahren, spricht ihm jedoch alle historische Auffassungsgabe ab und macht ihm den Vorwurf, daß er in seinen Dramen alle geschichtliche Personen zu bloßen Trägern und Vertretern seiner abstrakten, kahlen und nüchternen Moral-Ideen umgemodelt habe. Zuvörderst heben wir von dem, was in dem Aufsatze über die Vorrede des Werkes gesagt wird, Einiges heraus: „Diese Vorrede", sagt Herr Planche, „gehört zu dem Bedeutendsten, was Victor Hugo seit jenem bekannten Vorwort zum Cromwell geschrieben hat, das eine so muntere und lebensfrische Polemik ankündigte. Einige der im J. 1827 vom Autor angeregten Fragen und Untersuchungen sind jetzt 1834 wieder von ihm aufgeworfen und theils auf dieselbe, theils doch in ganz entschieden anderem Sinne beantwortet. Victor Hugo ist nicht mehr derselbe seitdem, sein Standpunkt in der Literatur ist ein anderer geworden, deshalb hat sich seine Natur auch geändert. Damals zog er rüstig und kühn aus, um eine ihm noch unbekannte Welt zu erobern. Als Stütze und als Sporn waren ihm die lebendige Hoffnung einiger gleichgestimmten Freunde und die stets wachsame Feindschaft derer zur Seite, welche die Poesie durch die Nachahmung des Althergebrachten in ihrem Fortschritt zu hemmen suchten. Heutzutage hat sich das ganze Verhältniß geändert. Die Polemik ist erschlafft, die früher feindliche Gesinnung gegen die Romantik hat ihren Stachel verloren. Während er damals Genossen suchte, die, mit ihm vereint, das ferne Land erobern sollten, hat er inzwischen zu sich selbst Vertrauen gefaßt, und das ferne Land ist ein nahes geworden, er hat es erobert. Alle seine Gedanken sind ins Leben getreten, er hat nicht mehr nöthig, von einer neuen Kunst und Poesie sich und dem Publikum Träume auszumalen, da seine Träume in einer Reihe von Bänden zur Wirklichkeit geworden sind. In alle Formen hat sich das, was er bezweckte, ergossen, in Stein und Marmor seine Phantasie ihre Gebilde ausgeprägt — und somit muß es natürlich erscheinen, daß seine Gedanken auch in ihrer Form nicht mehr dieselben sind, da sie an Macht und Ausdehnung so sehr gewonnen haben, und daß die Sprache des Neurers nach und nach den Ton eines Befehlshabers, fast möchte ich sagen eines literarischen Diktators, angenommen hat. Wie lange eine solche Art literarischer Oberhoheit dauert, ist nicht genau zu sagen; — sehr lange aber ist der Bestand beim Wechsel der Dinge nicht."

Die übrigen Ausstellungen, die Herr Planche an dem Werke macht, betreffen folgende Punkte. Nicht bloß die oben gerügte herrische Diktator-Miene, die sich Victor Hugo jetzt zu geben sucht, wird an seinem stolzen Styl getadelt, sondern auch die Ueberladung mit Bildern und gewaltsam aus allen Gebieten der Wissenschaftlichkeit herbeigezogenen Gleichnisse, mit denen er seine Gedanken verbrämt. Mit treffender Genauigkeit schildert er allerdings, heißt es ferner, die Metamorphosen, welche die Französische Sprache in ihrer geschichtlichen Ausbildung durchlaufen hat, allein es ist zu tadeln, daß dabei nicht einmal der Versuch gemacht ist, die Revolutionen der Sprache mit den National-Revolutionen in Verbindung und Zusammenhang zu bringen. Victor Hugo hat fast die Miene, als sähe er in der Sprache ein Ding, das selbstständig existiren kann, ohne von den Bewegungen des Volksgeistes mit ergriffen zu werden.

Der wichtigste Theil der Vorrede ist des Verfassers Theorie der dramatischen Poesie. Das Räthsel seiner Dramen ist hiermit gelöst, und das Publikum muß es ihm Dank wissen, daß er seine Grundsätze über die Bildung eines dramatischen Stückes so offen und klar mittheilt, denn man erfährt nun, warum Cromwell, Karl V., Richelieu, Franz I., Lukretia Borgia und Maria Tudor, wie sie in seinen Gedichten dastehen, so wenig ihren Originalen in der Geschichte gleichen. Nach dem, was der Dichter im Jahre 1827 über seine dramatischen Maximen veröffentlichte, konnte man sich diese Mißgriffe gar nicht erklären; erst jetzt weiß man nun, daß diese Ungleichheit zwischen Victor Hugo's dramatischen Helden und den historischen Urbildern aus Prinzip erzielt ist. Wer Racine's Schüchternheit in der Erfindung und Ausführung des Drama's und Voltaire's philosophische Umschmelzung des historischen Stoffes so scharf wie Victor Hugo als Abirrungen der dramatischen Poesie kritisch erörtert hat, dem muß man zurufen: Deine diktatorische Gesetzgebung führt eben so wenig, wenn nicht noch viel weniger, zur wahren Kunst. Es ist nicht zu leugnen, daß Voltaire die Poesie zu einem bloßen Organ seiner philosophischen Gedanken machte; aber auch Victor Hugo sucht in der Poesie etwas anderes als Poesie, wenn er aus Oliver Cromwell einen fanatischen Possenreißer, aus Karl V. einen Abenteurer, aus Richelieu einen blutdürstigen Tiger, aus Franz I. einen Helden für die Schenke, aus der Tochter Alexander's VI. eine fromme, demüthige Mutter, und endlich aus der Tochter Heinrich's VIII., in welcher die Geschichte die strengste Bigotterie personifizirt hat, eine zügellose Liebhaberin durchaus absichtlich gemacht hat. Es bedarf gar keines

weitläufigen historischen Studiums, um den Charakter der genannten Personen richtig aufzufassen; Victor Hugo hat die geschichtlichen Gestalten prinzipiengemäß und mit seiner Theorie ganz konsequent entstellen, wenigstens umformen wollen. Man braucht nur einige Blicke in Sismondi und Heeren zu thun, um zu erfahren, daß Karl V. von früh auf eine ernste Gemüthsrichtung mit vieler berechnenden Klugheit verband, daß er in der Schwelgerei nur für Augenblicke Genuß finden, sein Reich und seine Regierungs-Sorgen, und wäre es um der lieblichsten Frauen Reize willen, niemals, und wäre es auch nur auf eine Nacht gewesen, vergessen konnte. Wenn Cromwell mit den Rund-Köpfen jemals in seinem biblischen Kauderwälsch gescherzt hat, so kann das nur für eine Episode seines Lebens gelten, die eine der Haupt-Tendenz seiner inneren Natur widersprechende Scene ausnahmsweise darstellt, und ich zweifle sehr, daß der Mann Zeit gehabt hat, sich um possenhafte Heirraths-Geschichten zu bekümmern, wie sie im Scarron einen Platz finden. Jener Kardinal-Minister, der Ludwig XIII. beherrschte, um Frankreich zu regieren, hat vor den höchsten Häuptern niemals sein Knie gebeugt. Andererseits weiß man auch von ihm, daß er Blut vergoß, bloß um sich an dem Anblick zu ergötzen. Die Menschen, die ihm im Wege standen, galten ihm nur für unpassende Zahlen, die er mit einem Federzug auf dem Papiere strich. Ein Kopf auf dem Schaffot war ihm ein Name, den er aus der Liste tilgte. Zwischen einem solchen historischen, d. h. dem wahren Richelieu, und dem Blutsauger, den Victor Hugo mit demselben Namen belegt, ist ein großer Unterschied. Eben so ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß die Tochter des sechsten Alexander über ihr Benehmen, indem sie in Victor Hugo's Drama einem edlen Zuge des Gemüthes nachgiebt, errröthen würde. Ist diese Stimmung, in der sie Victor Hugo erscheinen läßt, als eine momentane begründet und geschichtlich wahr, so kann sie keineswegs als eine dauernde Gemüthsrichtung angesehen werden, und ein Dichter, wenn er es nicht aufgegeben hat, Charakterzeichner zu seyn, darf die Ausnahmsfälle nicht als Grundzüge der Seele auffassen. Wie diese Messalina verfehlt ist, so ist auch Maria Tudor falsch dargestellt. Nur eine lügnersche Libellisten-Feder kann es wagen, in der Tochter des achten Heinrich eine unkeusch verliebte Mode-Dame zu schildern. Gegen diese Darstellung spricht die ganze Geschichte ihrer Regierung, so wie die gesammte Aussage der Zeitgenossen. Ihre zahlreichen an Philipp II. gerichteten Briefe sprechen eine Eifersucht in Bezug auf seine Treue aus, die nicht in dem Gemüthe einer Fürstin wohnen kann, die nach des Dichters Darstellung ihren Hof mit lüderlichen Abenteurern anfüllt. Maria, dahin stimmen alle Zeugnisse, hatte nur Einen Gedanken, den sie mit grausamster Konsequenz treu in sich hegte: die Wiederherstellung des katholischen Kultus. Das Beil ist während ihrer Regierung zu keinem anderen Zwecke gefallen, als um den Rebellen Stillschweigen aufzuerlegen.

So hat denn in der That Victor Hugo, indem er die Geschichte auf das Theater bringen wollte, das Theater aus der Geschichte herausgebracht. Seine eigens erfundenen Phantasie-Gestalten steckte er nur in ein historisches Kostüm und taufte sie nach großen wichtigen Namen der Geschichte. Der Vorwurf, den er so prahlerisch Voltaire macht, er habe die Historie nach Willkür umgemodelt, trifft auch ihn nicht weniger; nur mit dem Unterschiede, daß Voltaire seiner philosophischen Polemik, Hugo seiner phantastischen Laune die Treue des Thatsächlichen opfert.

Diese Bemerkungen konnte jeder unbefangene Leser der Werke Victor Hugo's längst machen; jetzt aber erfahren wir erst aus der Vorrede des obgedachten Buches, was dem Dichter die leitende Ursache war zu dieser Umgestaltung des Historischen, und warum ihn das Faktische, wie es ist und war, genirt, so daß er es schnöde von sich stößt, um sich die Ellbogen frei zu machen. Wie er nämlich alle Gesetze des Stils in einer Antithese von Bildern vereinigt sieht, so bezweckt er mit der dramatischen Poesie nichts als moralische Antithesen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Kontrast von Charakteren oft von großer Bedeutsamkeit und Wirkung seyn kann, allein es fragt sich, ob derselbe mit Gewalt vollständig und systematisch ausgearbeitet werden soll, um ein Pro und Contra auf beiden Seiten der Prinzipien des Guten und Bösen gehörig zu konstruiren. Die Geschichte hat es mit anderen Dingen als mit moralischen Beweisführungen zu thun. Die geheimen Springfedern, welche Ereignisse von wunderbarer Größe an das Licht der Welt hervorzauberten, sind hier aufzuspähen, das großartige Spiel der Leidenschaften ist hier zu belauschen, welche die ganze Fülle dessen, was Mensch heißt, entwickeln und zur Offenbarung bringen. Nicht mit der Schneider-Elle der Moral läßt sich das Große, Gigantische ermessen, das vielmehr wie ein Phänomen der Natur dasteht, in welchem sich diese in aller Tiefe ihrer Bedeutsamkeit enthüllt. Wer die Poesie nicht um ihrer selbst willen auffaßt, dem müssen auch Geschichte und Philosophie nur für klingende, gehaltlose Namen gelten; der Mensch an sich und die Natur desselben müssen für ihn bedeutungslos seyn, wenn er ihre Mysterien durch ein moralisches Rechen-Exempel zu enträthseln denkt und die Konflikte der historischen Ereignisse, wo der innerste Wille des Subjekts in der That sich erklärt, abändert und umbildet, je nachdem er rechts oder links zu der Gruppirung seines moralischen Schaustücks ein plus oder minus gebraucht.

Fragen wir uns, was für Victor Hugo, nachdem wir gesehen, wie er mit der historischen Treue die größten Interessen zugleich preisgiebt, eigentlich noch übrig bleibt: so haben wir zu antworten, ein blendender, bilderreicher Stil, eine harmonisch tönende Sprache, die dem Ohre schmeichelt, den Weg zur Seele aber nicht zu finden vermag. So war es ihm eine Zeit lang gelungen, einem oberflächlichen Publikum, das keine tieferen Bedürfnisse kennt, seine monotonen Dramen gefällig zu machen, denn daß sie einförmig sind und ganz dieselben Eindrücke hervorrufen, sie mögen in Aachen, in Ferrara oder in London den Schauplatz haben, läßt sich nicht leicht in Abrede stellen. Nur eines möchten wir noch an Victor Hugo loben: er hat Alles überblickt und gewußt, was er gewollt. Sein Fehler liegt nicht in dem Unvermögen, das Falsche zu vermeiden, vielmehr hat er es aus falsch gestellter Theorie bezweckt. Den Vorwurf einer Inconsequenz kann ihm Niemand machen, der seine Theorie mit seinen Dramen verglichen hat.

Was unser Autor über Voltaire in obgenanntem Werke sagt, ist nichts als eine rhetorisch angehäufte Wiederholung seines früheren Urtheils, das die Ehre des Wiederabdrucks eben nicht verdiente. Die literarischen Bemerkungen über das Theater wird man richtig und treffend nennen müssen; aber alle Aeußerungen über Geschichte und Philosophie sind schwankend, gewöhnlich, ungenügend und beweisen nichts weniger als eine bedachtsame reifliche Erwägung. Seine politischen Raisonnements bestehen in Declamationen, welche die Luft des Seminars ausathmen und durch das Studium der Geschichte widerlegt werden. Nur alte Kindermuhmen und Landpfarrer schreiben die Französische Revolution noch dem Verfasser des Candide in die Schuhe. Es giebt in Frankreich, um ein treffendes Wort des Herrn von Barante zu wiederholen, nur einen Einzigen, der mehr Witz und Geist hat als Voltaire, und dieser Einzige ist das Gesammt-Publikum. Mit einem Pamphlet stürzt man keine Monarchie von vierzehn Jahrhunderten, und Voltaire verbreitete nur in der Form einer lebendigen und geschickten Mittheilung die allgemein verbreiteten Ideen seiner Zeit. Will man jedoch den fast wunderbaren Einfluß, den er hatte, richtig würdigen, so muß man die ersten Akte des historischen Dramas nicht vergessen, zu dessen Beendigung er allerdings viel beitrug. Schon Fénélon hatte die Monarchie Ludwig's XIV. unter der sinnreich gewebten Decke einer gelehrten Fiktion angegriffen und lächerlich gemacht; er war zu seiner Zeit nicht weniger kühn als Voltaire in der seinigen. Eben so müssen, um den Zusammenhang der Dinge vollständig zu überblicken, Passerat und d'Aubigné als Fénélon's und Voltaire's Vorgänger in der politischen Satire betrachtet werden, ohne welche die Mauern der Bastille ebenfalls nicht erschüttert wären. Von Ludwig dem Elften zum Herzog von Guise, von der Ligue zu Richelieu, von Richelieu zur Fronde, und von dieser zur allgemeinen Versammlung der Stände des Reichs ist ein ununterbrochener logischer Fortschritt, und Voltaire ist ein Glied, ein Schlußglied in der langen Kette der Geister, welche das Feuer schürten, sey's mit Absicht, sey's nur von der allgemeinen Stimmung ihrer Zeit getrieben, die in ihnen Sprache gewann. Dieses Ineinandergreifen der Geister und Ereignisse nachzuweisen, ist des Historikers Aufgabe; man muß die Geschichte studiren, um sie schreiben zu wollen. Möchte Victor Hugo durch andere Werke das Besprochene bald vergessen lassen.

Bibliographie.

L'Espagne et ses révolutions. — Von Em. Marliani. 5 Fr.

Des divers gouvernemens considérés dans leurs rapports avec le bien-être des populations. — Vom Baron von Massias. 3 Fr.

Précis de l'histoire de l'éloquence. — Vom Abbé Henry. Erster Bd. 4 Fr.

Considérations sur l'appréciation de la folie. — Von J. L. Belhomme.

Introduction à l'étude de la chimie par la théorie anatomique. — Von A. Bautrimont. 3½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Eine alte Schauspielerin. Im Jahre 1720 wurde eine Farce: „Der Offizier auf halbem Sold", auf das Drurylane-Theater in London gebracht. Eine Mistreß Fryer — eine Irländerin, die seit der Regierung Karl's II. die Bühne verlassen hatte — erhielt in diesem Stück die Rolle einer alten Großmutter. Auf dem Theaterzettel hieß es: „Die Rolle der Lady Richlove wird Madame Peg Fryer übernehmen, die seit funfzig Jahren nicht aufgetreten ist." Lady Richlove sollte eben eine sehr hochbejahrte Frau seyn, und Peg Fryer spielte diese Rolle meisterhaft. Nach dieser Posse betrat sie noch einmal die Bühne, um im fünfundachtzigsten Jahre einen Jig zu tanzen. Anfangs schien sie sehr abgespannt, kaum erklangen aber die ersten Töne der Musik, so tanzte sie fast eben so leicht und lebhaft, wie ein zwanzigjähriges Mädchen. Nachmals übernahm sie eine Gastwirthschaft in London und starb endlich 1747 in einem Alter von hundertundsiebzehn Jahren! (L. P.)

— Robert Palmer. Der verstorbene Schauspieler Robert Palmer war in seiner Jugend ein Zettelankleber, welcher Umstand den übrigen Schauspielern sehr wohl bekannt war. Eines Abends, als er die Rolle des „Sir Brilliant Fashion" spielen sollte, stolzierte er mit blitzenden Schnallen an Schuh und Knie und mit einem Brillantring am Finger aus der Garderobe. Einer aus der Gesellschaft fragte ihn, ob die Steine echt seyen? „Ich trage nichts als Diamanten", versetzte Palmer. „„Ich gratulire Euch dazu"", sagte John Bannister, „„denn mir ist noch in frischem Andenken, daß Ihr einst nichts als Kleister truget.""" Das hierdurch veranlaßte Gelächter wurde noch schallender, als Herr Jordan ausrief: „an die Mauer damit, Robert — an die Mauer wirf Deine Diamanten!" (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Freitag den 9. Mai 1834.

Frankreich.

Bilder des Orients.

Von Alphonse de Lamartine.

II. Jerusalem.

Eines Tages hatte ich auf einem steinigen Felde, wo ein paar knotige und verkrüppelte Oelbäume standen, ein Zelt aufschlagen lassen, unter den Mauern von Jerusalem, einige hundert Schritte von David's Thurm, ein wenig über den Brunnen von Siloe hinaus, der noch über das morsche Gestein seiner Grotte fließt, unweit vom Grabe des Königlichen Dichters, der ihn so oft besungen hat. Die hohen schwarzen Terrassen, die ehemals Salomon's Tempel trugen, erhoben sich zu meiner Linken, bekränzt mit den drei blauen Kuppeln und den leichten luftigen Säulen der Moschee Omar's, die jetzt auf den Trümmern von Jehovahs Hause steht. Die Stadt Jerusalem, worin gerade die Pest wüthete, war ganz eingetaucht in Strahlenfluthen der blendenden Sonne, die von ihren tausend Kuppeln, ihrem weißen Marmor, ihren Mauern, die von den Jahrhunderten und den salzigen Winden des Asphaltischen Sees geglättet sind, als wären sie polirt, brennend zurückprallten; kein Lärm, kein Geräusch erhob sich aus ihrem weiten Bezirk, der stumm und düster still war, wie der Schlaf eines Todten; ihre breiten Thore standen offen, und von Zeit zu Zeit sah man den weißen Turban und rothen Mantel des Arabischen Soldaten, der die unnütze Wacht an diesem verödeten Thore hielt; Niemand kam, Niemand ging, nur der Morgenwind, der einsam den wirbelnden Staub der Straße erhob, gab einen Augenblick lang das täuschende Bild einer Karawane; als aber sein kurzes Spiel vorüber war, als er sich legte und sterbend dahinsäuselte über die drei Palmen des Hauses des Kaiphas, da fiel der Staub wieder, da erschien die Oede von neuem rings umher, und keines Kameels, keines Maulthiers Huf hallte wieder auf dem Gestein der Straße. Von Viertelstunde zu Viertelstunde nur wurden die beiden Flügel, die an allen Thoren von Jerusalem zugeschlossen sind, geöffnet, und wir sahen die Todten hinausbringen, die so eben der Pest erlegen waren, und die immer von zwei nackten Sklaven auf einer Bahre in die Gräber getragen wurden, die nah um uns herlagen. Bisweilen begleiteten Türken, Araber, Armenier und Juden in langem Zuge einen Todten und begruben ihn mit Gesang zwischen den Oelbäumen; dann gingen sie mit langsamen Schritten und schweigend nach der Stadt zurück; gewöhnlich wurden die Todten ungefolgt beerdigt, und sobald die beiden Sklaven einige Hände tief den Sand oder den Staub des Hügels ausgegraben und den Verpesteten in sein letztes Bett hineingelegt hatten, setzten sie sich auf denselben Fleck, wo sie so eben die Erde zusammengescharrt hatten, nieder und theilten sich in die Kleider des Todten; dann, ihre langen Pfeifen anzündend, rauchten sie still und betrachteten den Dampf, wie er in leichten blauen Wolken aufstieg und sich in anmuthige Gestaltungen in der lauen regen durchsichtigen Herbstluft verlor.

Zu meinen Füßen breitete sich das Thal von Josaphat wie ein weites Grab aus; der Bach Kedron durchfurchte es mit silberweißen Streifen; es war überstäet mit großen Kieselsteinen und die Wände der beiden Hügel, die es einschließen, waren ganz weiß von Gräbern und gemeißelten Turbanen, das stolze Denkmal der Osmanlis; ein wenig rechts senkte sich der Oelberg ab und ließ zwischen den zerstreuten Ketten der nackten vulkanischen Kegelberge von Jericho den Horizont sich in weiter Perspektive ausbreiten wie einen erleuchteten Laufgang zwischen ungleichen Cypressenwipfeln. Unwillkürlich richtete sich das Auge dorthin, angezogen von dem Glanz und dem bleifarbenen Schimmer des Todten Meeres, das am Fuße dieser Berge liegt; ganz im Hintergrunde begränzten die blauen Gebirge des steinigen Arabiens den Horizont; aber begränzen ist nicht das rechte Wort, denn diese Gebirge schienen durchsichtig wie Krystall, und man sah noch darüber hinaus oder glaubte noch jenseits ihrer einen weiten unendlichen Horizont sich ausdehnen und in Purpur und Lichtduft schwimmen zu sehen.

Es war die Stunde des Mittags, wo der Muezzin, der Sonne achtend, von der höchsten Gallerie des Minarets die Stunde des Gebetes singt — mit lebhafter beseelter Stimme, die da weiß, was sie sagt und singt, und viel besser, meiner Meinung nach, als die geist- und bewußtlose Stimme unserer Kirchenglocken. Meine Araber hatten aus einem Sack von Ziegenhaaren meinen Pferden Gerste gegeben, die hier und da um mein Zelt herum mit Eisenringen festgebunden waren, die man ihnen um die Füße gelegt hatte; die schönen lieben Thiere standen unbeweglich; ihr Kopf gesenkt und beschattet von ihrer langen wallenden Mähne, ihr graues Haar leuchtend und dampfend unter den Strahlen der senkrechten Sonne; die Männer hatten sich unter den Schatten des breitesten Olivenbaumes geflüchtet; sie hatten ihre Matte ausgebreitet und rauchten und erzählten sich Geschichten aus der Wüste oder sangen Lieder von Antar. Antar, diese Mustergestalt des umherschweifenden Arabers, Hirt, Krieger und Dichter zugleich, der die Wüste in allen ihren Verhältnissen und Beziehungen in seinen Volksgesängen geschildert, ein Epiker wie Homer, voll Wehmuth wie Hiob, Liebender wie Theokrit, Philosoph wie Salomo — seine Verse, die die Phantasie des Arabers bald in Träume wiegen, bald mächtig aufregen, hallten in vollen Tönen in der belebten Gruppe meiner Gefährten wieder, und so oft der Dichter das Gemüth dieser wilden, aber empfindungsvollen Menschen getroffen hatte, vernahm man ein leises Murmeln von ihren Lippen, sie falteten die Hände, erhoben sie über ihr Ohr und riefen, das Haupt neigend, bald dieser, bald jener: Allah! Allah! Allah! Wenige Schritte von mir weinte ein junges Türkisches Weib um ihren Gatten an einem jener kleinen Monumente von weißem Stein, mit denen die Hügel um Jerusalem alle übersäet sind; sie schien kaum achtzehn oder zwanzig Jahre zu zählen, und ich habe nie ein so hinreißendes Bild des Schmerzes gesehen; ihr Profil, das der zurückgeschlagene Schleier mich sehen ließ, hatte die reine Bildung der schönsten Köpfe des Parthenon, aber zu gleicher Zeit den Adel, die Süßigkeit und schmachtende Anmuth der Asiatischen Frauen; eine bei weitem weiblichere Schönheit, und viel liebreizender und bezaubernder für das Herz, als die strenge und männliche Schönheit der Griechischen. Ihr Haar, von einem dunklen Goldblond, wie das Erz der antiken Statuen, eine Farbe, die in jenem Sonnen-Lande gleichsam als ihr dauernder Wiederschein ungemein geschätzt ist — ihr Haar, gelöst von ihrem Haupte, floß um sie hernieder, und berührte im buchstäblichen Sinne den Boden; ihr Busen war, nach der Sitte der Frauen aus diesem Theil von Arabien, ganz offen, und wenn sie sich niederbeugte, um den steinernen Turban zu umfassen oder ihr Ohr auf das Grab zu legen, so berührte ihre entblößte Brust die Erde und grub ihre Form in den Staub, gleich dem schönen Busen der begrabenen Atala, dessen Umriß noch in dem Sande des Grabhügels zu sehen war, in Chateaubriand's herrlicher Dichtung! Sie hatte mit allen Arten von Blumen das Grab und den Boden umher bestreut; ein schöner Damasteppich war vor ihr ausgebreitet; auf diesem Teppich standen mehrere Gefäße mit Blumen und ein Korb mit Feigen und Gerstenkuchen, denn sie verbrachte hier den ganzen Tag in solchem Leide. Ein Loch, das in die Erde gegraben war und sich ihrer Meinung nach über dem Ohr des Todten befand, diente ihr zum Sprachrohr in die andere Welt, wo der schlief, den sie besuchte; sie bückte sich alle Augenblicke auf diese enge Oeffnung und sang Worte hinein, mit Schluchzen gemischt; dann legte sie das Ohr daran, als ob sie eine Antwort erwartete, und schickte sich dann wieder zum Singen an und weinte auf's neue! Ich bemühte mich, die Worte zu verstehn, die sie also murmelte, und die bis zu mir drangen, aber mein Arabischer Dolmetscher konnte sie nicht recht verstehen oder übertragen. Wie leid thut mir's um diese Worte! Was für Geheimnisse der Liebe und des Schmerzes — was für seelenvolle Seufzer zweier von einander gerissener Seelen mochten diese verworrenen in Thränen gebadeten Worte enthalten! Ob! wenn je Etwas einen Todten erwecken könnte, so wären es solche Worte, aus solchem Munde gestammelt!

Zwei Schritt von dieser Frau spielten unter einem Stück schwarzen Zeuge, das als Sonnenschirm über zwei in die Erde gesteckte Stäbe gebreitet war, ihre beiden kleinen Kinder mit drei schwarzen Abyssinischen Sklavinnen, die, wie ihre Gebieterin, auf einem über den Sand gedeckten Teppich hingekauert lagen. Diese drei Frauen, sämmtlich jung und auch schön, mit den Formen und dem scharfen Profil des Abyssinischen Negers, gaben in ihren verschiedenen Stellungen eine Gruppe, wie drei aus einem einzigen Stein gebildete Statuen; die eine hatte ein Knie auf der Erde und hielt auf der anderen eines der Kinder, welches seine Arme nach der Seite hinstreckte, wo die Mutter weinte; die zweite ruhte kniend auf ihren beiden Füßen und hielt die Hände gefaltet über ihre Schürze von blauem Zeug, wie Canova's Magdalene; die dritte stand ein wenig niedergebeugt über ihre beiden Gefährtinnen, und sich bald rechts bald links neigend, wiegte sie an ihrem Busen, den die Natur erst

zu bilden anfing, das kleinste der Kinder, und versuchte umsonst, es in Schlaf zu lullen. Sobald das Schluchzen der jungen Wittwe bis zu den Kindern hindrang, fingen diese an zu weinen, und die drei schwarzen Sklavinnen, nachdem sie ihrer Gebieterin schluchzend geantwortet, huben einschläfernde Weisen, Kinder- und Ammenworte ihrer Heimath an zu singen, die beiden Kleinen zu beschwichtigen.

Es war ein Sonntag; zweihundert Schritte von mir hinter den dicken hohen Mauern von Jerusalem vernahm ich, je nachdem der Wind mir's zuwehte, von der schwarzen Kuppel des Griechischen Klosters her, das ferne schwache Echo der Vesper; die Hymnen und Psalmen Davids stiegen nach zweitausend Jahren auf, von fremden Stimmen und in einer neuen Sprache auf den nämlichen Hügeln erschallend, wo sie eingegeben worden, und ich sah' auf den Terassen des Klosters einige alte Mönchsgestalten des heiligen Landes gehen und kommen, ihr Brevier in der Hand und diese Gebete murmelnd, die schon so viele Jahrhunderte lang gemurmelt worden in den verschiedensten Sprachen und Weisen!

Und ich war auch da, alle diese Dinge zu besingen, die Jahrhunderte in ihrer Wiege zu studiren, hinabzusteigen bis zur Quelle, den unbekannten Lauf einer Weltbildung, einer Religion; mich mit dem Geiste der Orte und dem verborgenen Sinn der Geschichten und Bewegungen zu beseelen an diesen Gestaden, die der Ausgangspunkt der neuen Welt waren, und mit einer tieferen Weisheit und einer wahrhafteren Philosophie die ernste Poesie und den Gedanken der vorgeschrittenen Zeit, in der wir leben, zu nähren!

Diese Scene, die der Zufall vor meine Augen führte, brachte mir die Schicksale und Wahnen aller Poesieen in ziemlicher Vollständigkeit vor die Seele: die drei schwarzen Sklavinnen, welche die Kinder mit naiven Liedern einwiegen, stellten die Hirten- und Naturpoesie aus der Kindheit der Nationen dar; die junge Türkische Wittwe, die ihren Gatten beweint und ihre Seufzer auf sein Grab singt, die elegische und leidenschaftliche Poesie, die Poesie des Herzens; die Araber, kriegerische Stellen recitirend, Liebes- und Wunderthaten Antar's, die epische und kriegerische Poesie der Nomaden oder erobernden Völker; die Griechischen Mönche, die auf ihren einsamen Terrassen die Psalmen singen, die heilige Poesie, die Lyrik der Begeisterung und religiöser Umgestaltung; und ich, sinnend unter meinem Zelte und historische Wahrheiten oder Gedanken über alles Irdische sammelnd, die Poesie der Philosophie und der Betrachtung, die Tochter einer Zeit, wo die Menschheit sich studirt und begreifend fasst bis in das Innere der Gesänge selber, womit sie sich in ihren Mußestunden ergötzt.

Somit hätten wir die ganze Poesie in der Vergangenheit; aber was soll in der Zukunft aus ihr werden?

Einige Monate nachher auf einer Reise im Libanon war ich des Scheiks von Eden Gast, eines Arabisch-Maronitischen Dorfes, das unter dem spitzesten Zacken jenes Gebirges an der Gränze der Vegetation liegt und nur im Sommer bewohnbar ist. Der edle ehrwürdige Greis hatte mit seinen Söhnen und einigen seiner Diener meine Spur bis Tripoli hin verfolgt und mich in seinem Schlosse Eden mit einer Würde und Feinheit im Benehmen und einem Anstand der Sitten aufgenommen, wie man sie sich von einem unserer ehemaligen großen Herren am Hofe Ludwig's XIV. vorstellt. Ganze Bäume brannten auf dem großen Herde; Hammel, Ziegen, Hirsche lagen in Haufen in den weiten Gewölben, und die hundertjährigen Schläuche der goldnen Weine des Libanon wurden von seinen Dienern aus dem Keller geholt und flossen für uns und unsere Begleitung. Nachdem wir einige Tage verweilt und diese schönen Homerischen Sitten, die poetisch waren wie die Orte selbst, wo wir sie wiederfanden, studirt hatten, gab mir der Scheik seinen ältesten Sohn und eine Anzahl Arabischer Reiter mit, mich in die Cedern Salomo's zu führen: die berühmten Bäume, die noch das Heiligthum des höchsten Gipfels ausmachen, und die man seit Jahrhunderten als die letzten Zeugen von Salomo's Ruhm zu verehren kommt. Ich will sie hier nicht beschreiben, sondern nur von der Heimkehr an diesem Tage reden, auf der wir uns in den Felsenschluchten und Gründen verirrten, von denen dieser Theil des Libanon auf allen Seiten zerrissen ist, und uns plötzlich gerad' am Rande einer ungeheuren Felsenwand von mehreren tausend Fuß Tiefe, die das Thal der Heiligen einschließt, befanden. Die Wände dieses Granitwalles fielen so senkrecht in die Tiefe, daß auch nicht die Ziegen des Berges einen Pfad hätten hinausfinden können, und unsere Araber mußten sich mit dem Bauch auf die Erde legen und sich über den Abgrund hinausbeugen, um bis in den Grund des Thales zu blicken. Die Sonne sank, wir waren schon lange umhergeirrt, und es konnte noch mehrere Stunden dauern, bis wir unseren verlorenen Pfad, um nach Eden zurückzukommen, wiedergefunden hätten. Wir stiegen vom Pferde, und, uns einem unserer Führer vertrauend, der unweit des Ortes eine natürliche Felsentreppe wußte, die von Maronitischen Mönchen, den Bewohnern dieses Thales von undenklichen Zeiten her, eingehauen worden, gingen wir eine Weile an dem Rande der Wände entlang, stiegen endlich auf diesen schlüpfrigen Stufen hinab und gelangten auf eine aus dem Felsen hervorspringende Plattform, die eine freie Aussicht darbot.

Das Thal fiel in breiten und sanften Abhängen unterhalb der Schneeregion und der Cedern ab, die einen schwarzen Flecken auf dem Schnee bildeten — hier rollte er über Rasenstücke herab, von einem gelblichen zarten Grün, wie das auf den hohen Spitzen des Jura und der Alpen; und eine Menge sprudelnder Wasserfäden, welche hier und da aus der Schneedecke hervorquellen, durchfeuchteten den Rasen dieser Abhänge und vereinigten sich zu einer Fluth von Wellen und Schaum am Fuß der ersten Felsenterasse. Dort stürzte das Thal plötzlich ab, in eine Tiefe von vier oder fünfhundert Fuß, das Wasser mit ihm, und, sich ergießend über eine mächtige Fläche, bedeckte es bald den Felsen mit einem flüssigen und durchsichtigen Schleier, riß sich bald von ihm los in sprühenden Bogen, und endlich niederfallend auf ungeheuere, vom Gipfel losgetrennte Granitblöcke, brach es sich daran, borst tosend aus einander, und hallte wieder, wie ein ewiger Donner. Der Wind, den sein Sturz erregte, drang bis zu uns, wirbelte den Wasserdampf in tausend Farben in die Höhe, wehte ihn hier und dort hin über das ganze Thal, und schlug ihn als Thau über die Zweige der Sträucher und auf die Zacken der Felsen nieder. Nach Norden zu wurde das Thal der Heiligen immer tiefer und erweiterte sich immer mehr; weiterhin, ungefähr zwei Meilen von dem Punkte, wo wir standen, ragten zwei kahle dunkle Berge, deren Gipfel sich einander zuneigten, nahe an einander und ließen kaum eine Oeffnung von einigen Toisen; hier schloß sich das Thal. Jenseit der beiden Berge, die es so begränzten, erblickte man am Horizont Etwas, was einem See glich, von einem noch tieferen Blau als des Himmels; es war ein Stück des Syrischen Meeres, das von einem wunderbaren Golf, den andere Berge des Libanons bildeten, eingeschlossen war. Dieser Golf war zwanzig Meilen von uns entfernt, aber die Durchsichtigkeit der Luft ließ ihn uns sehen, als lage er zu unseren Füßen, und wir unterschieden sogar zwei Fahrzeuge unter Segel, die, zwischen dem Blau des Meeres und des Himmels ausgespannt und durch die Entfernung verkleinert, zwei Schwänen glichen, die am Horizont vorüberfliegen. Dies Schauspiel zog uns anfangs mit solcher Macht an, daß wir unsere Blicke auf keine einzelne Stelle des Thales richteten; als aber der erste Rausch vorüber war und sie den wallenden Dunst des Abends und des Wassers zu durchdringen vermochten, entwickelte sich ein anderes Naturschauspiel nach und nach vor unseren Augen.

Bei jeder Wendung des Stromes, wo die stürzenden Wogen ein wenig Raum ließen, erhob sich ein Maroniten-Mönchskloster in rothbraunem Gestein neben dem Grau der Felsen, und der Rauch daraus stieg zwischen den Pappel- und Cypressenwipfeln in die Luft. Die Klöster waren von kleinen Feldern umgeben, die dem Felsen oder dem Strome abgewonnen waren und so wohl bearbeitet und blühend erschienen, wie die sorgfältigst gepflegten Gärten unserer Landhäuser; hier und dort sah man die Maroniten in ihren schwarzen Kaputzen, wie sie von der Arbeit auf den Feldern zurückkamen, Einige ihre Spaten auf der Schulter, Andere kleine Schwärme Arabischer Hühner vor sich her weidend, Andere, die Hand am Pflug, ihre Ochsen antreibend, unter den Maulbeerbäumen. Mehrere dieser Wohnungen des Gebetes und der Arbeit hingen mit ihren Kapellen und Einsiedeleien auf den höchsten Spitzen zweier mächtigen Bergketten. Einige waren in den Felsen gehauen. Man sah nichts weiter als die Thür, darüber ein Dach, unter welchem die Glocke hing. Unter der Wölbung des Felsens traten alte und schwache Mönche auf kleine Terrassen hinaus, um Luft und Sonne zu genießen. Ueberall, wo der Fuß des Menschen nur hinkonnte, auf dem Rande der steilsten Abhänge, auch wo das Auge keinen Zugang wahrnahm, bald ein Kloster oder ein Kreuz, ein Betstuhl, eine Einsiedelei, hier und da Einsiedlergestalten, wandelnd zwischen Felsen und Gebüsch, arbeitend, lesend oder betend.

Eines dieser Klöster war eine Arabische Druckerei zum Unterricht des Maronitischen Volkes, und man sah auf der Terasse eine Schaar Mönche kommen und gehen und die weißen Blätter feucht Papier über ein Gerüst von Stäben ausbreiten. Nur der Maler wäre im Stande, ein Bild von der Menge und dem wunderbaren Reize dieser Freistätten zu entwerfen. Jeder Stein schien seine Zelle zu haben, jede Grotte ihren Eremiten, jede Quelle hatte ihre Bewegung und ihr Leben, jeder Baum seinen Einsiedler in seinem Schatten; überall, wohin das Auge drang, waren Thal, Gebirg und Abhänge, so zu sagen, lebendig unter seinem Blicke, und ein Schauspiel des Lebens, des Gebets, der Beschauung entfaltete sich in diesen ewigen Gefilden und übergoß sie mit heiliger Weihe. — Nun aber sank die Sonne, die Arbeiten des Tages waren gethan, und all' die schwarzen durch das Thal zerstreuten Gestalten kehrten in die Grotten oder in die Klöster zurück. Von allen Seiten her läuteten die Glocken die Stunde der Abend-Andacht; einige mit mächtigem und brausendem Getön, wie Winde über's Meer gehen, andere mit leiseren Klängen, gleich Silberstimmen der Vögel in Getraidefeldern; noch andere klagend und aus weiter Ferne, wie Seufzer in der Nacht und in der Oede der Wildniß. All' diese Glocken antworteten einander von den beiden gegenüberliegenden Seiten des Thales, und die tausend Echos der Grotten und Schlünde hallten sie in verworrenem Schalle wieder; das Gebrause des Stromes mischte sich darein, und das Rauschen der Cedern, und die tausend klingenden Quellen und Wasserfälle, von denen die beiden Seiten des Gebirges durchschnitten sind. Hierauf ward es einen Augenblick still, und ein neues, süßeres, melancholischeres und ernsteres Getön erhob sich und erfüllte das Thal: es war der Gesang der Psalmen, die, auf einmal aus jedem Kloster, jeder Kirche, jedem Betstuhl, jeder Zelle des Gebirges aufsteigend, sich in einander mischten und bis zu uns hinüberdrangen, wie ein Gemurmel der See, eine einzige melodische Klage des ganzen Thals, welches Seele und Stimme empfangen hatte; dann wallte ein Weihrauchgedüft von jedem Dache, von jeder Grotte empor und erfüllte mit heiligem Balsam diese Luft, wo Engel hätten athmen können.

Bibliographie.

Prodrome d'atomie, nouvelle science universelle. — Von J. J. G. Serratrice.

Saint Vincent de Paul peint par ses écrits. — Herausgegeben von Gossin.

Nouvelles considérations sur les rapports du physique et du

moral de l'homme. — Ein nachgelassenes Werk von Maine de Biran. 8 Fr.

Nouveau barème complet du spéculateur de la bourse. — Von Alexander S.... 1½ Fr.

Annales politiques, pour servir d'introduction à la révolution de 1789. — Gedicht in 12 Gesängen, von St. Etienne. Erster Gesang. 1½ Fr.

Histoire poétique, tirée des poètes français, avec un dictionnaire poétique.

Annales secrètes d'une famille pendant 1800 ans. — Von A. Creuzé de Lesser. 2 Bde. 15 Fr.

Aphorismes moraux et politiques mêlés de pensées diverses. Par un ancien magistrat.

Brigandages des bureaux, ou souvenirs et observations sur les actes arbitraires et les escobarderies usitées dans l'administration des douanes.

England.

Eröffnung eines Assisenhofes in England. *)

Die Eröffnung eines Assisenhofes geschieht in England mit vieler Feierlichkeit. Der Ober-Sheriff **) erläßt an den Adel, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft und die freien Gutsbesitzer eine Einladung, sich im Rathhause der Districts-Hauptstadt einzufinden, um sich von dort nach der Gränze der Grafschaft zu begeben und die Königlichen Richter, welche zur Abhaltung der Gerichts-Sitzung abgeordnet sind, gemeinschaftlich zu empfangen. Ein festliches Mahl wird bereitet, und die Weinfässer des Sheriffs werden fleißig angezapft. Mit der Dämmerung des Abends beginnt von den Kirchthürmen das Glockengeläute, das die Feier des nächsten Tages verkündigt, und ein zahlreicher Haufe von Männern, Weibern und Kindern drängt sich nach den Thoren der Stadt, um Zeuge des feierlichen Einzuges zu seyn.

Zur anberaumten Stunde sieht man am anderen Morgen die Flügelthüren des Rathhauses geöffnet; der Sheriff empfängt seine Gäste in einem großen Saale, in dessen Mitte ein langer mit Flaschen, Schüsseln, Gläsern und Backwerk besetzter Tisch die Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nimmt. Am äußersten Ende des Tisches sitzt der Sheriff, vor ihm steht eine ungeheure Bowle Punsch, die für die zahlreichen Gäste, welche ihm ihren Gruß machen, bestimmt ist. Zu beiden Seiten reihen sich die Bürger der Stadt und die Gutsbesitzer, welche, der Einladung Folge leistend, in ihren Festkleidern zu Pferde erschienen, um sich dem Zuge anzuschließen. Der Sheriff empfängt seine guten Landgäste mit vieler Traulichkeit, und es ist eine komische Gruppe, wie diese Herren vom Lande ihn gutmüthig und derbhaft in ihre Arme schließen, dann aber tappisch nach den vollen Gläsern greifen und sie im Umsehen hinunterstürzen. An dem anderen Ende der Tafel sieht man den Unter-Sheriff, der sich beeifert, die Honneurs zu machen. Sobald jedoch die Stunde des Aufbruchs da ist, erhebt sich der Sheriff und fordert seine Freunde auf, mit ihm den Saal zu verlassen und zu Pferde zu steigen. Alsbald verkündet ein Trompeten-Geschmetter das Herannahen des Reiterzuges, an dessen Spitze der Pedell erscheint, mit einem dreieckigen Hute und seinem Ceremonie-Kostüm geschmückt, das mit gestickten Knopflöchern und scharlachrothen Fransen verbrämt ist. In seiner Rechten glänzt ein langer weißer Stab. Hinter ihm, in einem Zwischenraum von mehreren Schritten, reiten zwei ganz wie der Pedell in die Livrée des Sheriffs gekleidete Trompeter, mit ihren Wappen auf seidenen Fahnen, die um ihre Instrumente gewunden sind. Diese halten von Zeit zu Zeit an und blasen eine Trauer-Melodie, die man nur bei dieser Feierlichkeit zu hören pflegt. In einiger Entfernung hinter den Trompetern reiten die Polizei-Beamten der Grafschaft, sämmtlich mit weißen Stäben bewaffnet, alsdann der Haufe der guten Bürger mit lachenden Mienen, eine wohlgenährte Heiterkeit im Angesicht. Auch der Kerkermeister der Grafschaft spielt beim Feste eine Rolle; er trägt, ohne Zweifel als Abzeichen seines traurigen Geschäftes, in der rechten Hand einen schwarzen Stab. Nach ihm kommt der Unter-Sheriff, alsdann der Groß-Sheriff, der auf einem prächtigen mit einer glänzenden Schabracke geschmückten Pferde reitet, einen dreieckigen Hut auf dem Haupte und den Gala-Degen des vorigen Jahrhunderts an der Seite. Zu seiner Linken und Rechten erscheinen zwei schöne Pagen in elegantem Kostüm; einige Schritte hinter ihm drängt sich in ungeordneten Massen ein Schwarm von Reitern, der aus den Edelleuten der Grafschaft, den Squires, Bürgern, Pächtern, Anwalten und Leuten jedweden Ranges zusammengesetzt ist. Eine zahlreiche Reihe von Karrossen beschließt den Zug, es sind die Familien-Equipagen des Sheriffs, sein Gala-Wagen und die Kutschen des Lord-Lieutenants und des Adels aus der Umgegend. Der ganze Zug bewegt sich zwei bis drei Meilen vorwärts, um die Königlichen Richter einzuholen. Einer alten Gewohnheit gemäß, wählt man zu diesem Tage jedesmal einen Sonntag, und wenn das Wetter die Feierlichkeit begünstigt, sieht man eine unzählige Menge Bauersleute aus der Nachbarschaft herbeiströmen, die dem großen Schauspiel beiwohnen wollen, wenn sich die Assisen-Richter in festlicher Prozession in die Hauptkirche der Stadt begeben, um zweimal an demselben Tage an dem Gottesdienste Theil zu nehmen.

Ein anderer Menschenschwarm, der sich von den Stäben der Konstabler schwer zügeln läßt, belagert inzwischen die Zugänge zum Rathhause. Die Gallerieen des Saales, in welchem die Richter die Sitzung halten, sind mit den schönsten Frauen und den durch Verdienst oder Geburt ausgezeichnetsten Männern der Grafschaft angefüllt. In Scharlach und Hermelin gekleidet, nehmen die Richter auf den vergoldeten Stühlen Platz; weiter unten um den bescheidenen runden Tisch, der sich am Fuße der Estrade erhebt, reihen sich die Beamten unteren Ranges. Sobald der Hof versammelt ist, beginnt man damit, die Personen aufzurufen, welche die Jury zu bilden bestimmt sind. Jeder Aufgerufene erhebt sich und begrüßt den Richter des Königs. Sämmtliche Beamte der Grafschaft breifern sich ebenfalls, demselben ihre Ergebenheit und Ehrfurcht zu bezeigen. Sie legen, der an sie ergangenen Aufforderung gemäß, von der Verwaltung ihres Amtes Rechnung ab und nehmen dafür Lob oder Tadel entgegen, wie es dem Stellvertreter der Majestät gefällt. Auf der anderen Seite erblickt man die Anzahl der getreuen Bürger und freien Gutsbesitzer, welche über die Gegenstände, die man ihrem Urtheil vorlegt, ihr Gutachten abzugeben haben. Dies ist die sogenannte kleine Jury, auf die man jedoch von Seiten des Publikums eben nicht mit Wohlgefallen hinblickt, weil ihr das Recht zusteht, über Leben und Tod eines freien Mannes zu entscheiden.

Sobald der Aufruf der Geschworenen beendigt und jeder derselben seinen Eid abgelegt hat, hält der Richter, dem Gebrauche gemäß, eine feierliche Anrede an dieselben, welche mit ehrfurchtsvoller Stille aufgenommen wird. Alsdann beginnt die Verhandlung selbst, indem man die Anklage der großen Jury vorlegt, welche aus mindestens zwölf und höchstens dreiundzwanzig Personen besteht. Gewöhnlich sind es die angesehensten Männer und die vornehmsten freien Gutsbesitzer der Grafschaft, welche den Körper der großen Jury zu bilden ernannt werden. Haben diese den Thatbestand und die vorgebrachten Anklagepunkte in Kenntniß genommen, so ziehen sie sich in ein besonderes Berathungs-Zimmer zurück, wo sie die Zeugen der Anklage allein vernehmen. Ist die Anklage nach der Ansicht der großen Jury nicht hinlänglich gerechtfertigt, so erklärt dieselbe sie für nichtig, schreibt auf die Rückseite der Klageschrift: nicht bewahrheitet, oder: nicht begründet, und der Angeschuldigte wird unmittelbar in Freiheit gesetzt. Erklärt aber die große Jury im Gegentheil die Anklage für begründet (hierzu ist völlige Uebereinstimmung sämmtlicher Mitglieder der großen Jury erforderlich), so wird der Angeschuldigte sofort vor die kleine Jury, vor seine natürlichen Richter geführt. Man sieht also, daß, um in einer Lebenssache verdammt zu werden, die Uebereinstimmung von 24 Personen nothwendig ist, welche die große und die kleine Jury ausmachen. Der Angeklagte steht nunmehr vor seinen natürlichen Richtern und es erfolgt der Aufruf und die Eidesleistung der Geschworenen. Sodann werden die Anklagepunkte von dem Kanzlei-Schreiber (Clerc of the Arraigns) vorgelesen, und man fragt den Betheiligten, ob er sich für schuldig oder für nicht schuldig halte? Erklärt er sich für nicht schuldig, so setzt der General-Anwalt der Grafschaft den Thatbestand, wie er sich aus den Anklagepunkten ergiebt, auseinander, und die Zeugen werden gemeinschaftlich vom Präsidenten und vom Vertheidiger befragt. Alsdann hört man die Vertheidigung und die Aussagen der Gegenzeugen an. Der Präsident macht darauf von dem Pro und Contra der Sache ein Resumé und unterwirft dieselbe der Entscheidung der Jury, welche den Angeklagten, auf die vom Kanzlei-Schreiber gestellte Frage, für schuldig oder nicht schuldig erkennt. Zieht das Verbrechen die Todesstrafe nach sich, so erhebt sich der Richter, indem er die schwarze Mütze aufsetzt, spricht das Urtheil aus und bestimmt den Tag der Vollziehung desselben. Zieht das Verbrechen nur eine entehrende Strafe nach sich, so wird die Ankündigung derselben auf einen anderen Tag verschoben, an welchen über alle Gerichtssachen das Urtheil gefällt wird, und der deshalb der Urtheils-Tag (sentence-day) heißt.

*) Jede Grafschaft in England ist in sechs Districte getheilt. Für jeden District werden zwei Richter abgeordnet, die auf den Befehl des Königs zweimal jährlich die Sitzung der Geschworenen abhalten. Nur die Grafschaft Middlesex macht von dieser Sitte eine Ausnahme.

**) Dem Sheriff liegt die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe ob; er ist der oberste Beamte der Grafschaft. Jedermann, welches Ranges, welcher Würde, welcher Geburt er auch seyn mag, steht ihm nach, wenn er seine Functionen ausübt. Er hat in allen Civil- und Kriminal-Fällen die Jurisdiction und den Vorsitz im Gerichtshofe.

Die Londoner Theater.

Man hört so häufig die Englische Bühne mit der Französischen vergleichen, daß es wohl nicht unzweckmäßig seyn dürfte, wenn wir bei einer Schilderung der Theater von London zugleich auf die von Paris einige Blicke werfen und auf die Besonderheiten hinweisen, die sowohl in materieller als in moralischer Hinsicht die Bühnen beider Länder charakterisiren. Das Französische Theater hatte ursprünglich die Tendenz, allen Klassen der Gesellschaft ohne Unterschied Befriedigung zu gewähren, denn es gab anfangs noch keine besondere Komödienhäuser für den gemeinen Mann. Darum verband auch Molière mit seinen größeren Stücken, die nur für die Gebildeten gemacht waren, wie sein „Misanthrop", zugleich immer eine jener zur Belustigung des schlichten Bürgers dienenden Farcen, wie „der Arzt wider Willen." Allein nach dem Tode Molière's griffen die fremden Theater zu Paris Platz. Der gemeine Mann wandte sich nach jenen neuen Bühnen hin, wo der geringe Eintrittspreis die Menge in Masse herbeilockte, und das Theatre Français blieb seit der Zeit der sogenannten vornehmen Welt überlassen.

Was die großen Theater Englands betrifft, so wurden diese von jeher und zu allen Zeiten von dem gemeinen Manne besucht, und man sieht auch in London unter den niedrigsten Klassen Leute, die mit den Meisterwerken Shakespeare's gar wohl bekannt sind, während man in Frankreich nur in dem schon etwas vorgeschrittenen Theile der Gesellschaft Zuschauer für ein Theater herausfindet, auf dem man die Dramen der großen Meister der Nation aufführt.

Es gab einmal eine Zeit, wo man sich in Frankreich über die ausschweifende Zügellosigkeit der Englischen Bühne beschwerte; jetzt hat man die Rollen umgetauscht. England hat kein Theater mehr, auf dem man solche Skandalosa aufzuführen sich erkühnte, wie es

täglich in Frankreich geschieht, und die Französischen Stücke müssen erst ganz sorgfältig beschnitten und gesäubert werden, ehe man sie in den Uebersetzungen auf die Englische Bühne bringen kann.

London hat fast eben so viel Theater als Paris; wir wollen vorläufig nur von den beiden vorzüglichsten Bühnen jener Stadt, von Druryplane und Covent-Garden sprechen, und werden später einmal auf die anderen Theater zurückkommen.

Druryplane, als das älteste Theater Londons, dürfte wohl darauf Ansprüche machen, von uns zuerst erwähnt zu werden; allein da es im Ganzen nichts aufzuweisen hat, was es vor Covent-Garden auszeichnete, da auf beiden Bühnen ungefähr dieselben Stücke und sogar dieselben Schauspieler zu sehen sind, können wir wohl füglich beide Theater zusammen neben einander betrachten.

Sonderbarer Weise befinden sich in der so ungeheuer ausgedehnten Stadt London die beiden Haupt-Theater, die sich ein und demselben Genre zugewandt haben, ganz dicht neben einander, gerade so, wie ehemals das Theatre des Nouveautés und das Theatre Feydeau in Paris. Oft werden an einem Tage die nämlichen Stücke auf beiden Nachbarbühnen aufgeführt, und ein Fremder glaubt zuweilen im Druryplane zu seyn, während er sich im Covent-Garden befindet.

Beide Schauspielhäuser, besonders das von Covent-Garden, sind außerordentlich geräumig und fassen weit mehr Zuschauer, als die Französischen Schauspielhäuser. Sie haben erstlich ein ungeheures Parterre, dann einen Gallerie-Rang, wo man nur in großem Staate erscheinen kann, hierzu kommen die Logen ersten, zweiten, dritten und vierten Ranges, die sämmtlich eigentlich nur einzelne von einander isolirte Amphitheater bilden; in jeder Loge sind sechs bis acht stufenweise erhöhte Bänke angebracht, und auf jeder Bank können zehn bis zwölf Personen Platz nehmen; hierauf folgt eine zweite Gallerie, und endlich noch eine dritte Gallerie, die das Paradies unserer großen Theater bildet. Die Preise der Plätze sind folgendermaßen bestimmt: drei Shilling sechs Pence (1¼ Thlr.) zahlt man für einen Platz im Parterre, sieben Shilling (2⅓ Thlr.) in den Logen, zwei Shilling (⅔ Thlr.) in der zweiten Gallerie und einen Shilling (10 Sgr.) in der dritten. Es giebt außerdem noch einige besondere Seitenlogen in geringer Zahl, die keinen festen Preis haben, gewöhnlich aber mit einer halben Guinee bezahlt werden. Mit einem Logenbillet versehen, kann man sich nach Belieben den ersten, zweiten oder dritten Rang wählen. Die vornehme Welt begiebt sich gewöhnlich nach der ersten Gallerie, wo man durchaus in strengster Gala erscheinen muß, und wo die Damen selbst in Hüten nicht eingelassen werden; die anderen Ranglogen werden, mit Ausnahme der Privatlogen, zu denen besondere Eingänge führen, meist von den gemeinen Dirnen in Beschlag genommen, aus denen fast allein der weibliche Theil der Zuschauer besteht. Die Einnahmen betragen, wenn sie gut sind, 400—600 Pfund (3—4000 Thaler); aber auch selbst in den schlimmsten Zeiten hat man kein Beispiel, daß die Einnahme von Druryplane oder von Covent-Garden sich unter 50 Pfund (350 Thaler) belaufen hätte. Indeß sind auch die Kosten außerordentlich bedeutend; auf beiden Theatern ist für jedes Genre ohne Unterschied gesorgt, für das Trauerspiel sowohl als für das Lustspiel, für die Oper, für Farcen, Pantomimen, Ballets u. s. w., und es versteht sich von selbst, daß für jedes Genre eine besondere Schauspielertruppe unterhalten werden muß.

Es geschieht ohne Zweifel, um sich die Kosten so viel als möglich zu erleichtern, daß die Theater-Direktoren die vorzüglichsten Künstler nur für eine gewisse Anzahl von Darstellungen engagiren, ein Umstand, wodurch jede engere Verbindung der einzelnen Schauspieler unter einander vernichtet wird; alle Gehalte werden wöchentlich ausgezahlt, und zwar werden diese, nach den einzelnen wirklich zu Stande gekommenen Vorstellungen, berechnet, denn es steht auch dem Direktor frei, dieselben nach Gutdünken zuweilen auszusetzen, in welchem Falle die einzelnen Schauspieler auf ihr Honorar verzichten müssen. Druryplane und Covent-Garden werden gewöhnlich Anfangs Oktober eröffnet und im Mai oder Juni geschlossen. Gewöhnlich wird alle Tage, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, gespielt. Nur während der Fastenzeit werden bloß zwei oder drei Stücke wöchentlich aufgeführt.

Der Anfang der täglichen Vorstellungen, die gewöhnlich aus einer großen Komödie oder einer Oper, dann aus einem zweiten weniger wichtigen Stücke und endlich aus einem Ballet oder einem großen Schauspiele bestehen, ist immer um sieben Uhr, und das Ende nie vor Mitternacht, zuweilen nicht vor ein Uhr. Um halb Zehn wird man zur Hälfte des festgesetzten Preises eingelassen. Wir dürfen mit Recht behaupten, daß der gemeine Mann das Theater nirgends so billig hat, als in London, denn es steht ihm hier der Eingang nach der dritten Gallerie für einen halben Shilling frei, etwa so viel, als wir dem Bedienten geben, der uns die Wagenthür öffnet.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Egypt and Mohammed Ali. (Reisen im Nil-Thale.) Von James Augustus St. John. 2 Bde. 30 Sh.

The life and adventures of John Marston Hall. (J. M. Hall's Leben und Abenteuer.) Vom Verf. des „Richelieu". 3 Bde. 31½ Sh.

A history of egyptian mummies. (Die Mumien, so wie die Verehrung und Einbalsamirung der heiligen Thiere bei den Aegyptern.) Von T. J. Pettigrew. 4. 42 Sh.

Necessity of popular education, as a national object. (Der Volks-Unterricht, eine Nationalsache.) Von J. Simpson. 7½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Am Rhein! Am Rhein! Ich wollte, sagt Mistreß Hemans (in ihrem Werke über Englische National-Poesie), Ihr hättet Sir Walter Scott eine herrliche Scene beschreiben hören, deren Zeuge einer seiner Freunde war. Als das Heer der Deutschen Befreier auf seiner siegreichen Heimkehr aus Frankreich bei Ehrenbreitstein über den Rhein setzte, stimmten sie beim ersten Anblick des Stromes allzumal den nationalen Gesang an: „Am Rhein, am Rhein!" Zwei Tage lang dauerte der Zug, und während dieser ganzen Zeit hallten die Felsen von dem Gesange wieder; denn jeder Trupp erneuerte das Lied bei der Ueberfahrt. Selbst die Kosaken wurden mitten in ihrer wilden und stürmischen Kriegsmusik von dem allgemeinen Enthusiasmus fortgerissen und brüllten aus voller Kehle: „Am Rhein! Am Rhein!"

— Alexander Dumas und sein Verleger vor Gericht. Alexander Dumas und Herr Barba, der mehrere seiner Werke verlegt hat und nun gegen die Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften, welche der Dichter bezweckt, gerichtlich protestirt, erschienen am 28. v. M. vor dem Tribunal der ersten Instanz. Aus den Erklärungen des Herrn Barba ergab sich unter Anderem, daß „Heinrich III." vom Dichter für 6000 Franken verkauft wurde. Ueber diesen Handel beklagte sich der Verleger nicht, weil nicht er, sondern sein Vorgänger, Herr Bezard, denselben abgeschlossen hatte. Dagegen setzte er seinen Verlust bei dem von ihm unternommenen Verlag eines andern Dramas: „Stockholm und Fontainebleau" aus einander, das er für 10,000 Fr. an sich gekauft und von dem er 4500 Exemplare habe drucken lassen, während noch 3700 auf seinem Waarenlager erlägen. Vor Kurzem sey ihm zu Ohren gekommen, daß Herr Dumas eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke beabsichtige, und da er keinerlei Vertrag etwas dawider habe, daß man Alexander Dumas lese, wohl aber für seine 3700 Exemplare „Stockholm und Fontainebleau" besorgt sein müsse, so protestire er gegen eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke, bis die einzelnen verkauft seyen. Der Autor behauptete dagegen, die Prätension des Buchhändlers sey unerhört. Das Tribunal verschob die Entscheidung auf die nächste Sitzung. (F. P.)

— Neues Mittel, sich Geld zu verschaffen. Zwei dem Anschein nach anständige und vornehme junge Männer hatten neulich in einer Pariser Restauration, nahe am Kanal, ein glänzendes Frühstück eingenommen. Man hatte es an Champagner nicht fehlen lassen und war heiter und guter Dinge, so lange der edle Rebensaft in den Gläsern schäumte. Die Rechnung aber zu bezahlen, schien ein Ding der Unmöglichkeit, denn es fand sich in ihren Taschen nicht ein Sou. Schnell macht jedoch der Eine ein Mittel ausfindig, um sich die nöthige Summe zu verschaffen. „Was meinst Du, Freund?" sagte er, „willst Du die Hand mit im Spiele haben, so gelingt mein Plan." — „Alles, was Du willst, thu' ich", antwortete der Tischgenoß. „wenn nur die Ehre unserer Familien nicht kompromittirt wird." — „Wohlan!" sagt Jener, „Du kannst schwimmen: laß uns diesen Vortheil benutzen." — „Was willst Du damit sagen?" — „Du verstehst mich nicht?" — „Nicht im mindesten." — „Nun so höre. Man zahlt Jedem 15 Franken, der einen Leichnam aus dem Wasser zieht, und 25 Franken, zieht man einen noch Lebenden gerettet heraus. Frisch auf denn: Du machst den Kopfsprung in dem Bassin, und ich fische Dich sogleich wieder auf." — Gesagt, gethan, und im nächsten Augenblick sind die Rollen bewundernswürdig durchgeführt. Der edle Retter läuft sogleich zum Polizei-Kommissair, um die im Namen der öffentlichen Wohlthätigkeit festgestellte Belohnung in Empfang zu nehmen. Schon soll auch die Prämie ausgezahlt werden, als unglücklicher Weise der Wirth, der Alles mit angesehen und gehört hatte, ohne an das Gelingen des Unternehmens zu glauben, herbeigelaufen kömmt, und Protest einlegt. (F. P.)

— Ein neues Werk von Herrn Inglis. Der durch seine Reiseberichte über Tyrol und andere Länder bekannte Schriftsteller, Herr Inglis, dessen treffliches Werk „Spanien im Jahre 1830" von Lord Aberdeen im Oberhause wegen der Genauigkeit der darin enthaltenen politischen Aufschlüsse so sehr gerühmt wurde, hat so eben eine interessante Beschreibung der Inseln des Kanals herausgegeben. Es bedurfte dazu keiner sehr langen Reise, denn man kann eine jede der drei bedeutendsten Inseln, Jersey, Guernsey und Alderney, in einem oder zwei Tagen durchwandern; aber Herr Inglis begnügte sich nicht mit einem oberflächlichen Ueberblick, und er hat uns daher das Resultat zweijähriger Beobachtungen gegeben. Die geographische Darstellung einer jeden Insel ist malerisch und treffend, aber der Leser wird wahrscheinlich die Schilderung der Volkssitten und die ausführliche Beschreibung der Gesetze, des Besitzthums und der Ortsverwaltung noch anziehender finden. Leider gestattet uns der Raum nicht, einen Abriß von dem Theil des Werkes zu geben, der sich auf die Steuerfreiheit der Bevölkerung und auf die Blüthe ihres Handels bezieht, welche letztere besonders durch Umgehung der Britischen Zölle befördert wird. Diese Inseln, welche bis jetzt fast so wenig bekannt waren, als ob sie nur ein paar Grade vom Nord-Pol entfernt lägen, werden nun allgemeineres Interesse erregen, und Herrn Inglis Buch, das zugleich ein sehr nützlicher Reisegefährte ist, wird ihnen gewiß mehr Besuch zuwenden. Vielleicht dürfte Guernsey binnen kurzem eine furchtbare Nebenbuhlerin der Insel Wight werden. Das Werk besteht in zwei Bänden, die freilich auf schlechtem Papier sehr nachlässig gedruckt sind und doch 21 Schilling kosten, und das zu einer Zeit, wo die Bücher so allgemein im Preise sinken.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Montag den 12. Mai 1834.

Frankreich.

Meine Ueberfahrt nach Amerika.

Aus den Memoiren Chateaubriand's.

Vor zweiundzwanzig Jahren also entwarf ich in London die Natchez und Atala; ich hatte gerade in meinen Memoiren bei der Epoche meiner Amerikanischen Reisen. Diese Zeit findet hier ihren eigentlichen Anknüpfungspunkt. Uebergehen wir jene zweiundzwanzig Jahre, wie sie in der That in meinem Leben übergangen worden, und treten unsere Reise nach den Wäldern der neuen Welt an; die Erzählung von meiner Gesandtschaft wird zu ihrer Zeit, so Gott will, folgen. Die paar Monate meines hiesigen Aufenthaltes werden mir so viel Muße gewähren, um vom Fall des Niagara zur Armee der Prinzen nach Deutschland zu gelangen und von der Armee der Prinzen auf meinem Rückzuge nach England. Der Gesandte des Königs von Frankreich mag die Geschichte der Französischen Emigrirten an demselben Orte erzählen, der ihn als Verbannten empfing. Es handelt sich jetzt von Meeren und Schiffen; giebt es einen besseren Ort, als London, um von dergleichen zu reden?

Ich habe erzählt, daß ich mich zu Saint-Malo eingeschifft. Wir fuhren aus dem Kanal heraus, und die gewaltige Strömung von Westen her kündigte uns unseren Eintritt in den Atlantischen Ocean an.

Wer nie zu Schiffe gewesen ist, wird sich schwer von den Gefühlen eine Vorstellung machen können, die sich der Seele bemächtigen, wenn man vom Bord eines Schiffes rings umher nichts sieht, als die ernste drohende Stirn des Abgrunds. Es liegt in dem gefahrvollen Leben des Seemannes eine Unabhängigkeit, die von der Entfernung des Landes herrührt; alle Leidenschaften der Menschen läßt man mit dem Ufer hinter sich; zwischen der Welt, die man verläßt, und der, welche man sucht, hat man keine andere Liebe und kein ander Vaterland, als das Element, von dem man getragen wird. — Da sind keine Berufspflichten mehr zu erfüllen, keine Besuche mehr zu machen, keine Journale, keine Politik mehr. Selbst die Sprache des Matrosen ist nicht mehr die gewöhnliche Sprache; es ist eine, wie sie Meer und Himmel, Stille und Sturm reden. Man wohnt in einer Wasserwelt unter Wesen, deren Kleidung, Sinn und Geschmack, Sitten und Ansehen den ursprünglichen Völkern nicht gleichen; sie haben die Plumpheit eines Meerwolfes und die Leichtigkeit eines Vogels. Man sieht nicht die Sorgen der Gesellschaft auf ihrer Stirn; die Falten, die sie durchfurchen, gleichen denen eines schlaffen Segels und sind minder durch das Alter hineingegraben, als durch Wind und Wellen. Die in Salz getränkte Haut dieser Leute ist ganz roth und rauh, wie die Fläche des Felsens, den die Brandung schlägt.

An ihrem Schiffe hängen die Matrosen mit leidenschaftlicher Liebe; sie weinen vor Schmerz, wenn sie es verlassen, und vor Freude, wenn sie es wiedersehen. Sie haben keine Ruhe in ihrer Familie; wenn sie auch hundert Mal geschworen haben, sich nicht mehr in die See zu wagen, so können sie's doch nicht lassen, wie ein Jüngling, der sich den Armen einer leidenschaftlichen treulosen Gebieterin nicht entwinden kann.

Auf den Werften zu London und Plymouth findet man häufig Sailors, die auf dem Schiffe geboren sind, die von ihrer Kindheit an bis in ihr hohes Alter nie ans Ufer gekommen sind, das Land nur vom Bord ihrer schwimmenden Wiege gesehen haben — Zuschauer einer Welt, die sie niemals betreten. In diesem Leben, das auf einen so engen Raum beschränkt ist, unter den Wolken und über den Abgründen, erhält Alles für den Seemann die Bedeutung eines Lebendigen: ein Anker, ein Segel, ein Mast, eine Kanone sind Gestalten, denen er mit Neigung zugethan ist, und deren jede ihre Geschichte hat.

Das Segel riß an der Küste von Labrador; der Segelmeister hat das Stück eingesetzt, das Sie da sehen. — Dieser Anker hielt das Schiff, als es die übrigen Anker schleppte, zwischen den Korallenbänken der Sandwichs-Inseln. — Der Mast da brach in einem Sturm am Kap der guten Hoffnung; er war nur einfach und ist jetzt bedeutend stärker, seitdem er aus zwei Stücken besteht. — Diese Kanone ist die einzige, die im Treffen von Chesapeak nicht demontirt wurde.

Die Neuigkeiten an Bord sind ungemein interessant: es ist so eben mit dem Senkblei sondirt worden; das Schiff hat zehn Faden. — Der Himmel im Süden ist hell; wir befinden uns auf der Höhe; wir sind in der und der Breite. — Die Abweichung der Magnetnadel beträgt so und so viel Grad; der Sand in der Uhr läuft schlecht: wir werden Regen bekommen. — Fliegende Fische haben sich im Süden gezeigt: das Wetter wird still. Im Gewölk in Westen ist ein Lichtstreif erschienen: morgen wird der Wind aus jener Richtung wehen.

Das Wasser hat die Farbe gewechselt; man sieht Holz und Seegras treiben; man erblickt Möwen und Enten; ein kleiner Vogel kommt und setzt sich auf die Segelstangen: es muß beigelegt werden, denn man ist dem Lande nah.

Im Hühnerstall ist ein Lieblings-Hahn, der, so zu sagen, heilig gehalten wird und alle anderen überlebte; er hat sich Ruhm erworben, indem er während einer Schlacht gekräht hat wie auf dem Pachthofe unter seinen Hühnern. Unter dem Verdeck haust eine Katze, die zweimal die Reise um die Welt gemacht und sich in einem Schiffbruch auf einer Tonne gerettet hat. Der Hahn bekommt von den Schiffsjungen Zwieback, in Wein getaucht, und der Kater hat das Privilegium, in der Hangematte des Unter-Capitains zu schlafen, so oft es ihm beliebt.

Der alte Matrose hat viel Aehnliches mit dem alten Bauer; ihre Geschäfte sind freilich verschieden; der Matrose führt ein unstätes Reiseleben, der Bauer verläßt nie sein Feld — aber Beide sind gleich sternkundig und sagen das Zukünftige vorher, indem sie ihre Furchen ziehen; die Lerche, das Rothkehlchen, die Nachtigall sind die Propheten des Einen, der Sturmvogel, die Seeschnepfe, der Eisvogel die des Anderen. Abends kriechen sie, der Eine in seine Hangematte, der Andere in seine Hütte; schwanke Wohnungen, in denen die ruhigen Gewissen von dem Orkan, der sie umsaust, nicht gestört werden.

Is the wind tempestuous blowing,
Still no danger they descry:
The guiltless heart its boon bestowing,
Sooth them with its lolly boy, lolly boy etc. etc.

„Wenn der Sturmwind braust sind sie ruhig and wissen von keiner Gefahr. Des Herzens Unschuld, ihren Balsam auf sie träufelnd, wiegt sie ein mit ihrem Schlaf', Kindlein, schlaf! ꝛc."

Der Matrose weiß nicht, wo der Tod seiner harrt, auf welchem Schiffe er sein Leben, dies abgenutzte Reisekleid, lassen wird; wenn er seinen letzten Seufzer im Sturme ausgehaucht hat, so erhebt ihn vielleicht die Woge von neuem, und festgeklammert an ein Ruder, glückt es ihm, seine Reise fortzusetzen; vielleicht erwacht er auf einer wüsten Insel, die kein menschlicher Fuß betritt, wie er einsam in seiner Hangematte eingeschlafen ist, mitten auf dem Ocean.

Das Schiff für sich selber ist ein merkwürdiger Gegenstand der Betrachtung: empfindlich für die leiseste Bewegung des Steuerruders, ein Hippogryph, ein Flügelroß, gehorcht es der Hand des Piloten, wie ein Pferd der Hand des Reiters. Der Glanz der Masten und des Takelwerks, die Leichtigkeit der Matrosen, die daran umherklettern, die verschiedenartigen Ansichten, in welchen sich das Fahrzeug darstellt, wie es bald durch einen contrairen Südwind seitwärts geneigt daherschwimmt, bald in vollem Laufe mit einem günstigen Nordwind vorwärts fliegt, machen diese geschickte Maschine zu einem Wunder des Menschengeistes. Jetzt bricht sich die Welle und braust schäumend um den Kiel, ein ander Mal durchschneidet er die widerstandslose ruhige Fluth. Flaggen, Wimpel und Segel krönen die Schönheit dieses Neptunschlosses; die untersten Segel, in ihrer ganzen Breite entfaltet, schwellen umher gleich mächtigen Säulen; die obersten, in der Mitte zusammengezogen, gleichen den Brüsten einer Sirene. Von einem stürmischen Winde dahergeweht, durchfurcht das Schiff mit seinem Kiel, wie mit einer Pflugschar, unter großem Getöse das Gefild des Meeres.

Auf diesem Wege durch den Ocean, dieser langen Bahn, auf der man keinen Baum, kein Dorf, keine Stadt, keinen Thurm, keine Glocken, keine Gräber zu sehen bekommt, dieser Straße ohne Meilenstein, deren einzige Marken die Wogen sind, wo die Winde die frischen Pferde und die Sterne die Leuchten sind, ist, das Aufsuchen unbekannter Länder und Meere ausgenommen, die Begegnung zweier Schiffe das schönste Abenteuer. Man entdeckt sich gegenseitig an dem unermeßlichen Horizont, man lenkt und kommt auf einander los. Mannschaften und Passagiere drängen sich auf's Verdeck. Die beiden Schiffe nähern sich einander, ziehen ihre Flagge auf, ziehen ihre Segel halb ein und legen sich einander gegenüber. Sobald Alles still ist, besprechen sich die beiden Capitains, die ihren Platz auf dem Hinterkastellen genommen, mit dem Sprachrohr: „Der Name des Schiffs? Aus welchem Hafen? Der Name des Capitains? Woh-

kommt es? Wie viel Tage auf der See? Länge und Breite? Mit Gott! Fahrt wohl!" Man löst die Schnüre, das Segel flattert auf. Die Matrosen und die Passagiere beider Schiffe sehen sich einander entschwinden, ohne ein Wort zu sagen; die Einen schiffen der Sonne Asiens entgegen, die Anderen der Sonne Europas. Die Zeit entführt und trennt die Reisenden auf der Erde noch viel eigentlicher und viel schneller, als es der Wind thut auf dem Ocean; man macht sich Zeichen aus der Ferne: Mit Gott, fahrwohl! Der gemeinsame Hafen ist die Ewigkeit.

— Und wenn das begegnende Schiff Cook's oder Lapeyrouse's war? — Der Schiffsmeister meines St. Malo'schen Schiffes war ein alter Faktor, Namens Pierre Villeneuve, dessen bloßer Name mir schon wohlgefiel, der guten Villeneuve wegen. Er hatte in Indien gedient und in Amerika unter dem Grafen d'Estaing; er war in einer Menge Schlachten dabei gewesen. Vorn auf dem Schiff am Vogspriet sitzend, wie ein alter Veteran unter der Laube seines Gärtchens im fossé des Invalides, kaute Pierre ein Priemchen Taback, das ihm die Wange aufblähte, wie eine Geschwulst, und schilderte mir den Augenblick des Kommandos zur Schlacht, den Donner des Geschützes unter dem Verdeck, das Anprallen der Kugeln gegen Lafetten, Kanonen und Gebälk. Ich ließ ihn von den Indianern erzählen, von den Negern, von den Kolonisten; fragte ihn nach der Kleidung jener Völker, wie die Bäume aussähen, was für eine Farbe Erd' und Himmel, was für einen Geschmack die Früchte hätten, ob die Ananas besser wären als die Pfirsichen, die Palmen schöner als die Eichen. Er setzte mir das Alles durch Vergleichungen, die von bekannten Dingen hergenommen waren, aus einander: die Palme war eine große Kohlstaude; das Gewand eines Indiers, das Kleid meiner Großmutter; — die Kameele wurden mit einem buckelichten Esel verglichen; alle orientalischen Völker, und namentlich die Chinesen, wären feig und diebisch. Villeneuve war aus der Bretagne, und wir verfehlten nicht mit dem Lobe der unvergleichlichen Schönheit unseres Vaterlandes zu schließen.

Die Glocke unterbrach unsere Gespräche; sie gab das Zeichen zu Ablösung und Ausziehen der Quartierwacht, zur Ankleidestunde, zur Musterung, zu den Mahlzeiten; des Morgens trat die Mannschaft auf ein Zeichen auf dem Verdecke in Reihe und Glied und wechselte ihre blauen Hemden mit frischen, die im Tauwerk trockneten. Das ausgezogene Hemde wurde unmittelbar darauf ausgewaschen.

Bei den Mittags- und Abendmahlzeiten saßen die Matrosen im Kreise um die hölzernen Schüsseln und tauchten einer nach dem andern der Reihe nach, ohne einander zu betrügen, ihren zinnernen Löffel in die Suppe, die unter der schwankenden Bewegung des Schiffes hin und her wogte. Wer keinen Hunger hatte, verkaufte für ein Stück Taback oder ein Glas Branntwein seine Portion Zwieback und Pökelfleisch an einen Kameraden. Die Passagiere speisten im Zimmer des Capitains. Bei schönem Wetter spannte man ein Segel über den hinteren Theil des Verdeckes und speiste im Angesicht des blauen Meeres, welches hin und wieder mit weißen Flecken durch die Striche des Westwindes gezeichnet war.

In meinen Mantel gehüllt, schlief ich des Nachts auf dem Oberverdeck. Meine Blicke waren nach den Gestirnen über meinem Haupte gerichtet. Das schwellende Segel wehte mir die Frische des Westes zu, der mich unter dem Himmelsdom einwiegte: halb eingelullt, halb wieder ermuntert vom Winde, war ich bald am Himmel, bald im Traum.

Die Passagiere am Bord des Schiffes stellen ein von dem der Mannschaft durchaus unterschiedenes gesellschaftliches Daseyn dar: sie gehören einem andern Elemente an, haben ihre Bestimmungen und Schicksale auf dem Lande. Einige reisen, ihr Glück zu versuchen, andere, Ruhe zu finden: diese kehren in ihr Vaterland zurück, jene verlassen es; andere gehen zur See, sich von den Sitten der Völker zu unterrichten, Künste und Wissenschaften zu studiren. Man hat Muße in dieser dahin schweifenden Herberge, die mit den Reisenden selber reist, einander kennen zu lernen, mancherlei Abenteuer zu erleben, Widerwillen und Abneigungen zu fassen, Freundschaften zu schließen. Wenn jene jungen Frauen erscheinen, die aus Englischem und Indischem Blute stammen, in denen die Schönheit Clarissens mit Sakontalas Zartheit vereinigt ist, dann spinnen sich Ketten, welche die balsamischen Winde Ceylons knüpfen und lösen, süß wie sie, wie sie leicht und lose.

. . . . . .

Aufenthalt auf der Insel Saint-Pierre in Neu-Foundland.

Der Gouverneur wohnte im Fort am Ende der Stadt. Ich speiste zwei oder drei Mal bei ihm und fand in ihm einen Offizier von ungemeiner Artigkeit und Gefälligkeit. Er zog hinter einer Bastion einige Europäische Gemüse. Nach Tisch zeigte er mir, was er seinen Garten nannte. Ein feiner und lieblicher Heliotrop-Duft drang uns aus einer kleinen Pflanzung blühender Bohnen entgegen; kein Zephyr des Vaterlandes, kein Liebeshauch wehte ihn uns zu, sondern ein rauher New-Foundländischer Wind, der von der verbannten Pflanze nichts wußte, ohne Sympathie der Erinnerung und Lust. In diesem Dufte, der Licht, Kultur und Welt vertauscht hatte, war die ganze Melancholie schmerzlichen Bedauerns, trennender Entfernung und sehr flüchtiger Jugend.

Wir gingen dann im Gespräch unter dem Mast auf und nieder, welcher die auf dem Fort aufgesteckte Flagge trug. Die neue Französische Fahne wehte über unseren Häuptern, während wir das Meer, das uns von dem Heimatlande trennte, wie Virgils Frauen betrachteten: flentes. Der Gouverneur war in Besorgniß; er gehörte zur geschlagenen Partei, war übrigens mit seinem Aufenthalt auf diesem Felsen sehr unzufrieden, der für einen Trauer meines Schlages wohl als passende Freistatt gelten mochte, aber für einen Mann, den die politischen Angelegenheiten interessirten, oder der nicht jene Leidenschaft in sich trug, die Alles ausfüllt und die übrige Welt verschwinden läßt, unerträglich seyn mußte. Er wollte von der Revolution hören; ich fragte um Auskunft über die nordwestliche Durchfahrt. Er stand gewissermaßen als Vorposten vor den Wildnissen, wußte aber nichts von den Eskimos und erhielt aus Kanada nur Redensarten.

Eines Morgens war ich in orientalischem Schweigen allein hinausgegangen, um in der Richtung von Frankreich her die Sonne aufgehen zu sehen. Ich setzte mich auf einen Felsenvorsprung, die Füße über die Wellen hinaushängend, die sich unten am Felsen brachen. Eine schöne Fischerin erschien auf dem oberen Abhang; obgleich es kalt war, ging sie mit bloßen Füßen durch den Thau. Ihre schwarzen Haare waren in ein Büschel mit einem Indischen Tuche eingebunden, das sie um den Kopf geschlungen hatte; über diesem Tuche trug sie einen Rohrhut, wie sie dort zu Lande im Gebrauch sind, in Form eines Schiffes oder einer Wiege; ein Strauß von Heidekraut steckte an ihrem Busen, dessen schöne Form sich abzeichnete in dem leichten weißen Gewebe ihres Hemdes. Von Zeit zu Zeit bückte sie sich nieder, die Blätter von einer aromatischen Pflanze zu pflücken, die auf der Insel unechter Thee heißt. Mit der einen Hand that sie diese Blätter in einen Korb, den sie mit der anderen hielt. Sie wurde mich gewahr: ohne zu erschrecken, kam sie, sich zu mir zu setzen, stellte den Korb neben sich hin und ließ sich, wie ich, die Beine über dem Meer, nieder, die Sonne zu betrachten.

Wir verharrten einige Minuten, ohne zu sprechen und ohne es zu wagen, uns Einer zum Andern hinzuwenden; endlich, als der Muthigste, sagte ich: „Was pflückt Ihr da?" Sie erhob ihr Paar große schwarze Augen auf mich, die schüchtern und stolz blickten, und erwiederte: „Ich pflückte Thee." Sie zeigte mir ihren Korb. „Bringt Ihr diesen Thee Eurem Vater und Eurer Mutter?" — „Mein Vater ist auf dem Fischfang mit Guillaumy." — „Was macht Ihr im Winter auf der Insel?" — „Wir stricken Netze; Sonntags gehen wir zur Messe und zur Vesper, wo wir Lieder singen, und dann spielen wir auf dem Schnee und sehen, wie die Burschen die weißen Bären jagen." — „Wird Euer Vater bald zurückkommen?" — „Ach! nein; der Capitain führt das Schiff nach Genua mit Guillaumy." — „Aber wird Guillaumy wiederkommen?" — „O ja! nächstes Jahr, wenn die Fischer heimkehren. Er wird mir ein gestreiftes seidenes Leibchen mitbringen, einen Rock von Musselin und ein schwarzes Halsband." — „Und Ihr werdet Euch dann putzen für Wind, Gebirg und Meer. Soll ich Euch ein Leibchen, einen Rock und ein Halsband aus Amerika schicken?" — „O nein!"

Sie stand auf, nahm ihren Korb und eilte einen Felsweg hinab, der sie durch einen Tannenwald hinunter führte. Mit wohlklingender Stimme sang sie ein Missionairlied:

Tout brûlant d'une ardeur immortelle,
C'est vers Dieu que tendent mes désirs.

Sie jagte auf ihrem Wege die Möwen auf und die schönen Reiher mit den Federbüschen am Haupte; sie schien selber von ihrem Geschlecht zu seyn. Am Meere angelangt, sprang sie in einen Kahn, entfaltete das Segel und setzte sich an's Steuer; man hätte sie für eine Fortuna halten mögen; sie entschwand mir:

Vider picciola nave; e in poppa, quella
Che guidar gli doveva, fatal donzella.

Ach! ja. Ach! nein, Guillaumy; das Bild des jungen Matrosen auf einer Segelstange, mitten im Sturm, verwandelte Saint-Pierre's widerwärtigen Felsen in ein Land der Wonne.

L'isole di Fortuna, ora vedete.

(R. d. P.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke.

La chambre de ma femme. — Lustspiel von Dumersan. 1½ Fr.
Le domino rose. — Vaudeville von Ancelot und Alexis Decomberousse.
Hénin, ou le pecheur de Boulogne. — Geschichtliche Anekdote von Menissier.
Je fais mes farces. — Vaudeville von Désaugiers, Gentil und Brazier. 1½ Fr.
Léonard. — Drama in 4 Akten von Laqueyrie. 1½ Fr.
Les liaisons dangereuses. — Drama in 3 Akten von Ancelot und Xavier. 2 Fr.
Le ménage du maçon, ou les mauvaises connaissances. — Lustspiel in 6 Abtheilungen von Desnoyers und Devasne.
Le mentor faubourien. — Vaudeville von Jaime. 1½ Fr.
Le remplacement. — Militairisches Tableau von E. Vanderburch.

England.

Die Theater in London.

(Schluß.)

Der Umstand, daß auf den beiden ersten Bühnen der Hauptstadt allerlei Genre ohne Unterschied betrieben werden, so wie der Mangel an Unterstützung von Seiten der Regierung, haben den Tod der Englischen dramatischen Kunst herbeigeführt. Die Schauspiel-Direktoren wenden jetzt die bedeutendsten Kosten auf Pantomimen oder Spektakelstücke, welche die Menge herbeilocken; dagegen vernachlässigen sie echt künstlerische Werke, die nur eine gewählte Zahl von Zuhörern ansprechen möchten. Das geringe Honorar, mit dem man die Theaterdichter für ihre Bemühungen abspeist, hat sie veranlaßt, aller Mühe der originellen Arbeiten zu entsagen und nur wenig zu den Uebersetzungen hinzuzufügen, bei deren Erfolge sie nicht so viel zu wagen haben. Vor Zeiten erhielten die Dichter die Einnahme für die dritte Aufführung ihrer Stücke. Jetzt hat man jenes System aufgegeben.

Der Autor hat jetzt für ein großes Stück Anspruch auf eine Summe von 400 Pfund, die man in zwanzig Theile, nach den ersten zwanzig Vorstellungen, zerlegt. Erreicht aber ein Stück die erwähnte Zahl nicht, so werden dem Verfasser verhältnißmäßig so viel Zwanzigtheile abgezogen. Ist ein Stück zwanzig Mal gegeben worden, so wird es Eigenthum der Bühne, auf der man es aufgeführt, in so fern es noch nicht gedruckt ist. Sobald man es aber publizirt hat, wird es als öffentliches Eigenthum betrachtet, und alle Theater haben dann das Recht, es ohne irgend eine Honorirung des Dichters aufführen zu lassen. Oft machen sich's die Direktoren bei dem Verfasser, dessen Stück sie annehmen, zur Bedingung, daß er sein Manuskript erst nach einer gewissen Zeit an Andere verkaufen dürfe; dann hat aber auch das Manuskript an Werth viel verloren und bringt dem Verfasser nur sehr wenig ein. — Wir wollen hier als Beispiel nur ein Ereigniß anführen, das vor zwei Jahren einem der ausgezeichnetsten Schriftsteller Englands widerfahren ist.

Herr Sheridan Knowles, Verfasser des „Virginius", des „Wilhelm Tell" und mehrerer anderer mit Recht geschätzten Werke, befand sich im J. 1832 in einer äußerst traurigen Lage. Wiewohl er täglich die Stücke, mit denen er die Bühnen seines Vaterlandes beschenkte, unter dem rauschendsten Beifall aufführen sah, mußte er doch in einem Zustande der drückendsten Armuth schmachten, ohne je die Aussicht zu haben, von seinen vor längerer Zeit publizirten Stücken irgend einen Nutzen zu ziehen, da ihm auf dieselben gar kein Recht mehr zugestand. Indeß war ihm noch eine letzte Hoffnung übrig geblieben: das war ein Stück, auf das er viel rechnete, und das man seit einiger Zeit im Theater Drurylane angenommen hatte.

Herr Knowles entdeckte seine traurige Lage dem Direktor jener Bühne, der sogleich das Stück einstudiren ließ. Allein die Lage des Dichters sollte noch kritischer werden. Das Stück war für zwei Hauptrollen eingerichtet. Nun konnte aber zum Unglück nur Ein Schauspieler aus der Gesellschaft des Theaters Drurylane diejenige von den beiden Rollen spielen, die der anderen etwas nachstand. Jener Schauspieler war Macready, für den Herr Knowles den Virginius und Wilhelm Tell geschrieben; jener Macready, der dem Dichter einen Theil seines Rufes und seines Glückes zu verdanken hatte. Indessen, wer weiß nicht, wie es mit der Erkenntlichkeit der meisten Schauspieler steht! Macready wollte nicht eine Rolle übernehmen, die er für eine secondaire und seines Talentes unwürdige hielt. Der arme Knowles mußte das Stück zurücknehmen und ging in seiner Verzweiflung zu Charles Kemble, dem Direktor von Covent-Garden. Dieser nahm unseren Schriftsteller auf's bestmöglichste auf. Allein hier trat ein neues Hinderniß entgegen; Kemble war zwar geneigt, die Rolle zu übernehmen, die Macready ausgeschlagen; wo sollte man aber auf dieser Bühne einen Schauspieler für die erste bedeutendere Rolle auftreiben? Als sich Kemble von der Unmöglichkeit, das Stück aufführen zu lassen, überzeugt hatte, brachte er es dem Dichter zurück. Allein dieser faßte nun, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, einen neuen Entschluß. „Kemble", sagte er, „wie, wenn ich Ihnen einen Schauspieler stelle, der diese Schwierigkeit hebt, würden Sie dann mein Stück ohne Verzug auf die Bühne bringen?" — „Morgen wollen wir sodann gleich Probe halten", antwortete Kemble. — „Gut!" erwiederte Knowles, „so treffen Sie denn bald Anstalten für die Probe zu morgen: der Schauspieler, der Ihnen fehlt — ich habe ihn gefunden. Das Publikum hat ihn noch nie gesehen, und doch hat es ihm schon zuweilen Beifall geklatscht. Es wird ihm seine Nachsicht gewiß nicht versagen, davon bin ich überzeugt; ich, ich selbst werde in meinem Stücke auftreten, und sollte irgend ein Zeichen der Unzufriedenheit bei den Zuschauern sich regen, so würde ich sie folgendermaßen anreden: „„Meine Herren, Sheridan Knowles hat sich mit Vertrauen Ihnen dargestellt, indem er hoffte, daß das, was er einst geleistet, ihm die Nachsicht für das verschaffen würde, was er jetzt leistet; sagen Sie ihm, ob er sich getäuscht hat."" Knowles sprach dies mit Thränen in den Augen; Kemble warf sich ihm in die Arme. — „Nein, mein Freund!" sagte er gerührt zu ihm, „das Publikum wird nicht zum Verräther an Ihrem Zutrauen werden; Sie waren der erste Schriftsteller Englands, Sie werden einer seiner guten Schauspieler werden. Sie werden die Hauptrolle spielen und ich die zweite; meine Tochter wird auch eine Rolle übernehmen, und ich stehe Ihnen für den glänzenden Erfolg." — Den Tag darauf wußte schon ganz London, daß Herr Knowles in seinem eigenen Stücke auftreten werde, und dies machte ungemein viel Sensation. Der Zulauf war bei der ersten Aufführung des Hunchback (des Buckligen) ungeheuer, und ein dreifaches rauschendes Beifallrufen begrüßte den Dichter-Schauspieler bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne. Man zweifelte nicht einen Augenblick an seinem glänzenden Zwillings-Erfolge; das Stück erlebte mehr als funfzig Darstellungen, und Herr Knowles wurde auf eine sehr vortheilhafte Weise als Schauspieler engagirt. So büßte einer der besten dramatischen Dichter Englands als Schauspieler die Sünden, die er begangen, indem er seinem Vaterlande mehr als die Hälfte seines Lebens widmete und es mit seinen Werken beschenkte.

Der Umstand, daß die beiden Theater Drurylane und Covent-Garden seit kurzem unter der Leitung eines einzigen Direktors stehen, hat der National-Literatur vollends den Todesstoß versetzt; es ist seitdem Alles den Spektakelstücken zum Opfer gebracht worden, und Knowles hat sich zurückgezogen, er sammt seinen Stücken, verjagt durch die Empörung im Serail und andere Arbeiten von derselben lärmenden Gewalt, die die Bühnen jener vereinigten Theater in Beschlag genommen haben. Seit jener Zeit spielt und schreibt er Komödien für Theater zweiten Ranges, wo er, wie sich gar nicht zweifeln läßt, mit Beifall gekrönt wird, wenn auch nicht mit solchem, der seines Talents und seiner großmüthigen Standhaftigkeit würdig wäre.

Bibliographie.

Christianity and polytheism contrasted. (Christenthum und Polytheismus.) Von Roß D. Mangles. 1½ Sh.

Treatise on the progress of literature and its effects on society. (Die Verbreitung der Literatur und deren Einfluß auf die Gesellschaft.) 7 Sh.

The anatomy of the human eye. (Anatomie des menschlichen Auges.)

Guide to the german language. (Anleitung zum Erlernen des Deutschen.) Von Professor Bramsen. 3½ Sh.

The conspiracy. (Die Verschwörung.) Venezianische Geschichte in 3 Bdn. 31½ Sh.

Despatches of the Duke of Wellington. (Depeschen des Herzogs von Wellington vom Jahre 1799 bis zum Jahre 1818.) 20 Sh.

The art of being happy. (Die Kunst, glücklich zu seyn.) Von Draper. 3 Sh.

Duties of men. (Uebersetzung von Silvio Pellico's: Dei doveri.) 5 Sh.

Three voyages along the coast of China, in 1831—32—33. (Drei Reisen an der Chinesischen Küste.) Von Karl Gützlaff.*) 12 Sh.

Spanien.

Vidas de Españoles celebres etc. (Leben berühmter Spanier.) Von Don Manuel José Quintana. Dritter Band**), enthaltend die Biographie des Don Alvaro de Luna, Connetable's von Castilien, und des Bartolomé de las Casas, Beschützers der Amerikaner. Madrid, 1834.

Es ist gewiß ein betrübender Gedanke, daß, wo wie in Spanien so wenige neue Werke erscheinen, welche die Aufmerksamkeit des literarisch Gebildeten mit vollem Rechte in Anspruch nehmen, auch Begebenheiten und Umstände so leicht eintreten, welche die fortgesetzte Publication eines bereits vorhandenen gelehrten oder geistreichen Buches stören oder verspäten. Das vorliegende Werk wurde von Hrn. Quintana vor vielen Jahren, und zwar nach einem sehr verständigen Plane, begonnen. Allein die politischen Erschütterungen seines Vaterlandes, die den Verfasser in ihrem Strudel mit fortrissen, hemmten die Fortsetzung der wichtigen Arbeit. An seinen häuslichen Heerd zurückgekehrt, war es seine erste Sorge, den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen. Früchte dieser Bemühungen waren der 1830 erschienene zweite und der gegenwärtige dritte Band.

Die verschiedenen Epochen, in welchen die einzelnen Bände der Vidas celebres erschienen sind, haben jedem Bande seinen eigenthümlichen Charakter gegeben, wovon die Ursache theils in den politischen Ereignissen, theils in den verschiedenen Lebensaltern des Autors zu finden ist. So zeigen die ersten Biographieen das Feuer und die Begeisterung der Jugend, das romantische Kostüm, mit welchem der Jüngling alle Gegenstände bekleidet, die seinen Blicken sich darbieten. Auch erscheint uns das Leben jener Männer im Halbdunkel ferner Jahrhunderte, wo die Phantasie noch freier sich ergehen kann. Je näher wir aber der Gegenwart rücken, desto mehr häufen sich die Angaben für oder wider eine historische Thatsache, desto umsichtiger und verständiger wird der Historiograph. So erkennen wir im ersten Bande des Quintana'schen Werkes den Dichter, im zweiten und dritten aber den philosophischen Berichterstatter. Wir sehen den Mann, dessen geistiges Wesen gleichsam durch das läuternde Sieb der Erfahrung gegangen ist, der gelitten und Menschenkenntniß gesammelt hat. Der erste Band verkündet auf jeder Seite ein edles jugendliches Dichtergemüth, das die menschlichen Handlungen nur so beurtheilt, wie sie dem äußeren Sinn erscheinen; der dritte athmet die Bitterkeit der Enttäuschung, die traurige Wahrheit der Erfahrung.

Die beiden Biographieen, welche dieser Band enthält, boten dem Verfasser mehr als gewöhnliche Schwierigkeiten, die er wohl eingesehen hat, die ihn jedoch nicht entmuthigen konnten. Don Alvaro de Luna, ein Spiel der Launen des Schicksals, ein Opfer seiner eigenen Erhebung und ein warnendes Beispiel für Günstlinge, gehört zu denjenigen Menschen, die in Spanien eine große Berühmtheit erlangt haben, aber jene unfruchtbare Berühmtheit, welche die Tochter eines eben so geräuschvollen als unnützen Daseyns ist. Ueberhaupt muß man gestehen, daß von den vielen Spaniern, die ihre Namen in der Geschichte verewigt, nur eine beschränkte Zahl wahrhaft segensreich gewirkt hat. Hieraus erklärt sich's ohne Zweifel, warum die Nation nicht weiter gekommen ist, während Einzelne ihren Ruhm ganz besonders förderten. Zu schwach, um über ihr Zeitalter sich emporzuschwingen, sind sie dem Impulse desselben gefolgt und haben den Umständen unterliegen müssen. Betrachtet man Spaniens große Männer aus politischem Standpunkte, so waren sie meistens sehr klein. Diesen großen und zugleich kleinen Männern wird auch der Connetable beigezählt werden müssen. Sein Wirken war geräuschvoll, wie das Wüthen eines Sturmes, aber es trug keine heilsamen Früchte.

Der Gegenstand der zweiten Biographie ist Bartolomé de las Casas, allerdings ein edler und außerordentlicher Mensch, wenn wir bedenken, daß er in einem Zeitalter, wo seine Landsleute der festen Meinung waren, die unglücklichen Indianer seyen nur zum Besten der Europäer geschaffen, für die Rechte der Ersteren kühn seine Stimme erhob. Las Casas ist von den Ausländern eben so

*) Auf die dritte Reise dieses unseres unermüdlichen Landsmannes werden wir nächstens in einem besonderen Artikel zurückkommen.

**) Ueber die beiden ersten Bände vgl. Nr. (?) des Magazins v. J. 1832.

unkritisch gepriesen, als von den Spaniern ungerecht verachtet werden. Er war kein Mann von überlegenem Geiste, aber sein menschenfreundlicher Fanatismus — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — erhob ihn über die Gewöhnlichkeit. Seine Exaltation schadete den Wirkungen seiner edlen Absichten; aber der redliche Wille allein macht den Menschen nicht groß: er muß seine Pläne durchführen und ihren Triumph sichern können. Der wahrhaft Starke zwingt das Schicksal; er durchschaut alle Hindernisse und weicht ihnen geschickt aus, oder bewältigt sie; der Alltagsmensch unterliegt. Sey es, daß Niederlagen oft größeren Ruhm bringen, als selbst Triumphe: niemals wird der, welcher stets besiegt wird, ein gewaltiger Kämpfer seyn. Das ganze Verdienst, welches wir unserem Las Casas zugestehen können, beschränkt sich also darauf, daß er in seiner Ansicht von den Amerikanern dem Zeitalter voranellte, daß er den beharrlichsten Muth und einen exemplarischen Eifer besaß.

Herr Quintana widerlegt in seiner Vorrede mit siegenden Gründen die Beschuldigung, die man ihm machen könnte, daß ihm an der National-Ehre seines Vaterlandes wenig gelegen seyn müsse, da er in die Ansichten und Gefühle des Beschützers der Indianer so freimüthig einstimmt. „Darf man wohl", sagt er unter Anderem, „seinen Eindrücken Schweigen gebieten, und das Urtheil, welches Menschlichkeit und Gerechtigkeit uns eingeben, darum verstummen lassen, weil die Ehre des Vaterlandes dabei leiden kann? Allein die Ehre des Vaterlandes besteht in wahrhaft großen edlen und tugendhaften Handlungen seiner Bewohner, nicht aber darin, daß man solche Thaten, die schon ihrer Natur nach den Stempel der Verkehrtheit und Unmenschlichkeit tragen, durch kümmerliche Entschuldigungsgründe zu beschönigen sucht."

Wenn die edle Selbständigkeit des Herrn Quintana einer Vertheidigung bedürfte, was könnten wir so energischen Worten hinzufügen? Der Schriftsteller ist nicht der Mann einer Nation: der Philosoph gehört allen Ländern an. Vor seinen Augen giebt es keine Gränze, keinen scheidenden Markstein: die Menschheit betrachtet er nur als eine große Familie.

Die klare und elegante Erzählungsgabe des Autors, sein nerviger und doch fließender Stil, seine reine und edle Sprache, können als Muster empfohlen werden. Der kritische Scharfsinn und die Unparteilichkeit des echten Historikers räumen seinem Werke in diesem Fache der Literatur eine ehrenvolle Stelle ein, und wir wünschen sehnlichst, der Spanische Plutarch möge das Unternehmen fortsetzen, welches ihm selbst und seinem Vaterlande zu so großem Ruhme gereicht.

Coleccion de novelas históricas originales españoles. El Primogénito de Albuquerque. (Sammlung historischer Original-Novellen. Der Erstgeborne des Albuquerque.) Von D. Gregorio Perez de Miranda. Vier Bände. Madrid, 1834.

Eine Sammlung neuer Spanischer Original-Novellen ist gewiß eine willkommene Gabe nach der langen Unfruchtbarkeit auf dem Felde Spanischer Romantik, das bisher nur fade Nachahmungen Französischer Muster erzeugte. Zwar findet sich allerdings noch kein Scott, Tieck, Hoffmann oder Cooper unter den Spanischen Novellisten, aber wenn selbst in England Jahrhunderte vergehen mußten, bis ein Walter Scott erschien, so wäre es unbillig, zu verlangen, daß die Spanischen Schriftsteller, die in dieser Collection eine neue Bahn sich brechen, auch gleich das Höchste erreichen sollen. Es ist schon ein unermeßlicher Vortheil, daß sie vaterländische Gegenstände behandeln, und die verschiedene Schreibart der Verfasser wird gleichfalls das Interesse gespannt halten.

„Der Erstgeborne des Albuquerque" bildet den Anfang der Sammlung, und schon dieser hat unsere Hoffnungen nicht getäuscht. Die Geschichte fällt in die Regierungszeit Don Pedro des Grausamen, dessen Charakter originell gezeichnet ist; im Ganzen wird man aber sagen müssen, daß zu viel Gelehrsamkeit und Chroniken-Stoff die Intrigue und selbst die Helden der Novelle beinahe erdrücken. Die wahrscheinlichen, von dem Dichter erdachten Begebenheiten, müssen mit dem historischen Theile geschickt verwebt seyn, aber niemals dürfen Phantasie und Erfindungskraft der Erzählung der Thatsachen untergeordnet werden; denn, wie historisch auch die Novelle sey, niemand wird sie um der Data willen konsultiren. Den erwähnten Uebelstand abgerechnet, empfiehlt sich der „Primogénito" jedem patriotischen Spanier.

Vergleicht man ihn mit dem, was auf der Pyrenäischen Halbinsel seit vielen Jahren in dieser Gattung geschrieben werden, so ist er ein Meisterwerk, ein Koloß. Man weiß, daß der Autor die besten Vorbilder studirt hat. Sein Stil ist korrekt, fließend und harmonisch. Der Herausgeber der Collection besitzt bereits die Manuskripte noch vieler anderen Novellen, die ebenfalls der Spanischen Geschichte entlehnt sind. Mögen sie bald in Druck erscheinen! (R. E.)

Bibliographie.

La dama blanca. (Die weiße Dame.) Lustspiel in 3 Akten und in Prosa. Madrid. 4 Rs.

El foro español. (Spanische Gerichts- und Prozeß-Ordnung.) 24 Rs.

Nociones grográficas y astronómicas para comprender la nueva division del territorio español. (Die neue Eintheilung Spaniens, nach dem Dekret vom 30. November 1833.) Nebst einer Karte von Spanien. Von José Mariano Vallejo. 4 Rs.

Mapa general de España y Portugal. (Neue Karte von Spanien und Portugal.) 16 Rs.

Paralelo del cólera-morbo con el veneno de los hongos. (Aehnlichkeit der Cholera mit der Vergiftung durch Pilze und Schwämme, nebst einem Vorschlage zur gleichen Behandlung beider Krankheiten.) 4 Rs.

Repertorio médico extrangero. (Repertorium der ausländischen Medizin.) Monatschrift, herausgegeben von Dr. José de Lictor Castroverde. — 4 Hefte sind bereits erschienen.

Mannigfaltiges.

— Sammlungen ungedruckter Aktenstücke. Die Buchhandlung L. Hauman und Comp. in Brüssel, die sonst nur „Gedrucktes druckt", liefert unter vorstehendem Titel (Collections des documens inédits) auch einmal etwas Ungedrucktes, das der gelehrte Archivar Gachard herausgiebt. Zwei Bände sind bereits erschienen, die besonders für die Geschichte Belgiens von großem Interesse sind.

— Literarisches Leben in Rußland. Eine in der Nordischen Biene enthaltene (wahrscheinlich von dem Dichter N. Kukolnik verfaßte) Anzeige des Dramas „Rußland und Bathory", vom Baron Rosen, giebt folgende traurige Schilderung von dem gegenwärtigen Stande der Kritik und des literarischen Lebens in Rußland: „Das Schicksal unserer Literatur bleibt, mir wenigstens, ein beständiges Räthsel. Viele, sehr Viele bewegen sich, schreiben, tadeln, streiten und vertragen sich — und bei allem dem ist kein Merkmal vorhanden, aus welchem man ein Urtheil über den Charakter, über die allgemeine Richtung der Literatur ziehen könnte. Weder in den Gegenständen der Kritik, noch in der Kritik selbst findet sich eine Verwandtschaft, eine Aehnlichkeit. Oft lese ich Auszüge eines und desselben Werkes in verschiedenen Zeitschriften, und in einer derselben wird der Gegenstand der Kritik eben so unbegründeter Weise den Werken Göthe's gleichgestellt, als man ihm in anderen sogar das Verdienst der Mittelmäßigkeit versagt. — Woher das kommt, weiß man nicht; leider aber ist nicht abzusehen, wie dem Uebel abzuhelfen seyn sollte. Das Publikum schenkt sein blindes Vertrauen immer seiner Lieblings-Zeitschrift, und daher geht uns die letzte Instanz der Literatur — die Meinung des Publikums — verloren. Was können wir unter solchen Umständen von der Zeit erwarten? Das, was bisher in Rußland der Entwickelung literarischer Talente entgegenstand, Oberflächlichkeit der Schriftsteller, Oberflächlichkeit der Leser, allgemeine Gleichgültigkeit gegen alles Erhabene und Schöne..... Und wenn einem unfruchtbaren durch allgemeine Vernachlässigung erstarrten Boden auch dann und wann ungewöhnlich üppige Blumen entsprießen — so schreibe man ihr Emporblühen ja nicht der eigenen Sonne zu; sie gehören einem Geheimnisse an, und das Publikum hat keinen Antheil daran. — Wir besitzen eben so wenig eine Kritik, als eine Literatur; wir täuschen uns in Betreff der letzteren, wenn wir die Werke von Schriftstellern verschiedener Zeiten und verschiedenen Werthes in eine und dieselbe Klasse stellen, während ihre Schriften größtentheils nur und zwar leider unbrauchbare Bestrebungen waren, der Literatur einen Anfang zu geben und sie in Gang zu bringen. Talente giebt es in der sogenannten Russischen Literatur sehr wenige und geniale Köpfe noch weniger — und die fast immer vergeblichen Versuche der Letzteren, den eingeschläferten Sinn für das Schöne zu wecken, dem Publikum eine Sprache, einen Schatz von Büchern zu schaffen, halten den widrigen Kampf mit der Mittelmäßigkeit nicht aus; mißvergnügt, entsagen sie ihren Wünschen — und entschließen sich leider, mit Zurücksetzung des Publikums und ihrer eigenen Talente, für sich allein, für ihre eigenen materiellen Interessen zu wirken. Exempla sunt odiosa. Alle streben nun einem Ziele entgegen, ein zerrissenes Wider-, ein Anachoreten-System bildet sich in unserer literarischen Welt; die dem literarischen Leben so unentbehrliche gegenseitige Mittheilung hörte auf, während sich andererseits aristokratische einander bekämpfende Parteien bildeten, die leider von gutgesinnten Leuten nicht völlig ausgerottet werden konnten. Daher kommt es, daß wir in den literarischen Erzeugnissen unserer Zeitgenossen keine gemeinschaftliche Richtung sehen. Wir haben, dem Himmel sey es geklagt, sogar noch keinen allgemeinen guten Geschmack; ein Jeder urtheilt, nicht nach Verstand und Gefühl, sondern nach der augenblicklichen Laune einer gekränkten oder geschmeichelten Eigenliebe, oder als Verwandter, als Freund, und bisweilen, zur Schande sey es gesagt, aus pecuniairem Interesse. Solchergestalt kann die Kritik, dieser Trabant unseres literarischen Planeten, den Kreis um seinen Haupt-Körper nicht verändern, und daher richtet sie ihre Aufmerksamkeit weniger auf Werke, die eine genaue und unparteiische Zergliederung verdienen, als auf die Flugschriften von Recensenten-Freunden oder Feinden."

— Russisches Conversations-Lexikon. Ein solches ist in St. Petersburg unter dem Namen Taschen-Encyklopädie angekündigt. Es wird eine Bearbeitung des Deutschen Conversations-Lexikons mit einer größeren Ausführung oder auch neuen Hinzufügung aller für Rußland ein näheres Interesse habenden Artikel seyn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Mittwoch den 14. Mai 1834.

Frankreich.

Die Herzogin von Abrantes und Lady Blessington.

Zwei Zwillings-Gestirne sind es, die zu gleicher Zeit am literarischen Horizonte in England und Frankreich aufgegangen: zwei Schriftstellerinnen, die lange, ehe sie das Scepter der Mode im Gebiete der Literatur ergriffen, als Autokratinnen im Reiche der Schönheit und des guten Tons geherrscht haben und gegenwärtig die Richterinnen in letzter Instanz in Allem sind, was das literarische Wissen und die Künste beider Nationen anbelangt; zwei Damen, deren Salons zu Sammelplätzen der literarischen Welt geworden, deren zahlreiche Bände mit Eifer gelesen werden, deren Leben sich füglich in zwei gleich ruhmwürdige Phasen abtheilen läßt, von denen die eine der Koketterie, der Eleganz, dem Putze, dem leichten Epigramm, dem beißenden Scherze, dem Glücke, zu glänzen, der Kunst, durch äußere Vortheile und durch die Grazien des Putztisches zu herrschen gewidmet war; die andere hingegen dem Redigiren, der Veranstaltung des Drucks, dem Korrigiren und Reviditen geweiht, bestimmt, den Ruf der Schriftsteller zu erschaffen oder zu vernichten; mit dem Zwecke, im Reiche der Intelligenz zu herrschen und die Nachwelt oder, wo nicht diese, doch wenigstens die Mitwelt zu blenden.

Es bieten sich dem Beobachter in dem Doppelgeschick beider Damen, so wie in der Tendenz ihres Geistes einige höchst auffallende Analogien dar. Beide Frauen besitzen das merkwürdigste Gedächtniß, das selbst die geringsten Details aufbewahrt, wie es nur irgend ein Chronikenschreiber sich wünschen könnte. Beide sind sehr schön gewesen; beide Wittwen, und zwar Wittwen von zwei Männern, die gleich toll gewesen sind, die in ihrem Paroxismus sich aus dem Fenster gestürzt und den Kopf auf dem Straßen-Pflaster zerschlagen haben; beide warteten die unvermeidliche Epoche des Dahinwelkens ihrer Reize ab, bevor sie sich um das Diplom der Schriftstellerei bewarben. Beide, elegante Schwätzerinnen, haben sich's vorgesetzt, mit dem Publikum zu plaudern, das sie auch gutmüthig angehört: die Eine hat sich Lord Byron, die Andere Napoleon zum Patronen erwählt; zwei Männer, die bekanntlich die merkwürdigsten unserer Zeit sind. Indem sie auf diese beiden Genien, als ihre Repräsentanten, sich stützten, haben sie ihrem lieblichen Geschwätz mehr Kühnheit so wie den redseligen Einfällen mehr Lebendigkeit zu verleihen gewußt. Sie haben uns Interesse abgewonnen für tausend unbedeutende Details, für tausend geringfügige Umstände aus dem Privatleben, die für uns gar kein Interesse hätten, wenn wir nicht in denselben den Schlüssel zu einem Räthsel, irgend eine Beleuchtung jener noch nicht genug erhellten Charaktere, eine Entwickelung der noch zu sehr verwirrten Geschichte beider Männer zu finden hofften. Beide Frauen sind bewundernswürdig im Auffassen einzelner Ereignisse; beide kommentiren mit hervorstechender Gewandtheit die Moral der Konvenienz und die Theorie der Pflichten, so wie man sie in den Boudoirs und in den Salons zu lehren pflegt. Die Aristokratie, auf allen Punkten geschlagen, verjagt aus unserer Gesellschaft, hat von neuem zwei Kastelle, zwei Haupt-Vertheidigungspunkte, gewonnen, es sind die Salons beider Damen. Beide lehnen sich gegen die neuen Sitten, gegen den Verfall der alten Courtoisie, gegen die heranstürmende Demokratie auf; beide führen eine sanfte, liebliche, offenherzige Sprache, und ihre schärfsten Satiren sind mit dem Gewande einer, möchte man sagen, naturwahren Lieblichkeit angethan.

Nachdem wir die ähnlichen, beiden Frauen gemeinschaftlichen, Verhältnisse berührt haben, kommen wir nun auf die hervorstechenden von einander abweichenden Besonderheiten. In den Adern der Herzogin von Abrantes fließt das reine Blut der Komnenen, während Lady Blessington gar keinen Stammbaum hat. Junot, ein tapferer Soldat, ein Mann von Energie, hat den Namen seiner Familie und seiner Nachkommen mit einem Ruhme bedeckt, den man weder dem Hrn. Farmer, dem ersten Gemahl der Lady Blessington, noch dem Lord, der sie als Wittwe geheirathet, zuschreiben wird.

Man muß gestehen, daß der Zufall jenen beiden Damen günstig gewesen war, indem er ihnen die vertrauliche Bekanntschaft zweier Männer, die unsere Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nehmen, eines Lord Byron und eines Napoleon, zugeführt hat. Beide haben sich auch in der That ihre günstigen Verhältnisse ganz vortrefflich zu Nutze gemacht. Die Herzogin von Abrantes besonders hat sich nicht damit begnügt, eine Analyse Napoleons zu geben; sie bestrebte sich vielmehr, ihn uns zu zeigen, wie er als Privatmann, wie er im Hausrocke, wie er in den Stunden der Launen und der Grillen, wie er in seinen geheimen Audienzen, in seinen tête-à-tête mit schönen Frauen, wie er in seinen kindischen Belustigungen sich benahm. Man muß ihre Memoiren als die einzige gute Laterna magica der häuslichen Sitten aus der Kaiserzeit ansehen, als das einzige bewegliche Gemälde, in dem sich alle Lächerlichkeiten und alle Gestalten, sogar alle Kostüme und alle wechselnden Moden aus jener Epoche abspiegeln. Wir dürfen uns nicht darüber beklagen, daß sich manche Frivolitäten, Koketterien, geheime Geschichtchen und einzelne Skandalosa in diesen Memoiren vorfinden. Ihr Verdienst besteht vielmehr eben in diesen Details, die sich nicht bis in das Gebiet der eigentlichen Geschichte hin erstrecken, obwohl sie dieselbe gleichsam durch ein Gitter durchsehen lassen. „Jeder Tag meines Lebens", sagt die Herzogin von Abrantes an einer Stelle, „bildet eine Seite meines Buches." Mit dieser subjektiven Färbung, die den objektiven Thatsachen einen ganz besonderen Reiz verleiht, hat sie geistreiche Begebenheiten vorgetragen, die sie allein erfahren. Den ungeheuren Erfolg, dessen sich ihre Schrift erfreut, hatte sie gar wohl verdient; denn es giebt in der That nichts Amüsanteres, nichts Charakteristischeres, als diese Memoiren. Vielleicht hat sie Unrecht gethan, daß sie nicht mit ihnen ihre literarische Laufbahn schloß; das Talent, das sie entwickelt, und das sie nach unserer Meinung zu dem ersten Range unter den Memoiren-Schreibern erhebt, hat sie unmittelbar ihrem erfahrungsreichen Leben, ihren Erinnerungen, dem Salon und dem Palais, der Lebhaftigkeit und der Kraft zu verdanken, mit der alle diese vorüberziehenden Bilder ihrem Gedächtnisse sich eingeprägt, so wie endlich dem natürlichen Gewicht, das sie darauf legt, und dem dramatischen Interesse, das ihr selbst diese Erinnerungen einflößen.

Was Lady Blessington betrifft, so hat sie, wie die Herzogin von Abrantes Napoleon, zum Gegenstande ihrer Memoiren Lord Byron auserwählt. Vielleicht mehr zur Satire geneigt, als die Herzogin, aber doch eben so sehr an das Geschwätz der Salons gewöhnt, muß man sie hören, wie sie mitten unter den Notabilitäten Englands über Alles und über Nichts sich unterredet, wie sie die conversazioni zu Rom, die Salons von „St. James' Square" und selbst die kleinen gelehrten und poetischen Vereine Irlands, ihres Vaterlandes, beschreibt. Mit welchem Geschmack, mit welcher Lebhaftigkeit, mit welchem pikanten Humor weiß sie nicht alle Lächerlichkeiten aufzufassen, in ihre Tiefe aufzunehmen und als ein frisches Produkt wieder aus sich zu erzeugen.

Lady Blessington hat Lord Byron keineswegs geschont; sie war weit entfernt, das Bildniß dieses berühmten Mannes in nur glänzenden Farben darzustellen, wie es die Herzogin für ihr Portrait, für Napoleon, zu thun bemüht war. Der Frauen-Eifer, den die Frau von Abrantes bewährt, wird bei der Lady Blessington ganz vermißt, und oft ist der Leser ihrer bewundernswürdigen „Unterhaltungen", die so vortrefflich geschrieben, so fein und anmuthig skizzirt sind, versucht, zu glauben, daß sie die geheimen Mängel ihres Bildes dem Publikum aufzudecken, seine Schwächen darzuthun, seine kleinen Fehler öffentlich zu verrathen, nicht aber seine Vergehen zu entschuldigen oder den Schlüssel zu seinem Charakter zu geben, bezweckt hätte. Indeß muß uns gerade diese Strenge, die jedoch nie verletzend oder gemein wird, nur desto mehr Vertrauen zu ihren Behauptungen einflößen; wir können uns auf sie verlassen, wenn sie Lord Byron vertheidigt, wenn sie seine Fehler und Ausschweifungen unter einer mildernden Farbe darstellt. Es ist uns nichts von der ganzen Englischen Literatur bekannt, das eine feinere Beobachtungsgabe bewährte, als manche Seiten in den „Unterhaltungen von Lady Blessington." Man sieht, daß das ganze menschliche Herz vor ihren Augen sich aufgethan; sie deckt die tausendfachen Geheimnisse der Eitelkeit, des Eigensinns, der Verkehrtheit und der kindischen Einfalt auf, die dem Philosophen und dem dramatischen Dichter so oft entgehen; sie setzt das Zergliederungsmesser selbst an die einzelnen zuckenden Fibern an. Die vornehme Welt zu London, wie sie im Anfange unseres Jahrhunderts beschaffen war, ihre erkünstelte Sittsamkeit, ihre Untersuchungen, ihre Abgeschmacktheiten und Albernheiten haben bis jetzt noch keinen besseren Maler, als unsere Lady Blessington, gefunden. Allein auch sie hat, wie die Herzogin von Abrantes, Unrecht daran gethan, daß sie jenes reizende Werk nicht ohne Nachfolger ließ. Ihre nach den so erfolgreichen „Unterhaltungen" herausgegebenen Romane sind von einer Menge Kritikern, und zwar nicht mit Unrecht, angegriffen worden. Man vermißt in diesen neuen Erzeugnissen die alte glänzende, lebhafte, an possierlichen Einfällen, Impromtus, feinen Analysen der Verhältnisse des menschlichen Herzens und der für-

gerlichen Gesellschaft unendlich fruchtbare Schwätzerin. Sie erscheint jetzt als die Moralpredigerin der Salons, als eine Predigerin, die an ihre eigene Moral selbst nicht glaubt, und der es nicht gelingen kann, Andere zu überzeugen. (T. M.)

Bibliographie. Neue Romane.

Un coeur de jeune fille. — Von Michel Masson. 7½ Fr.
Les deux Cartouches du XIXe siècle. — Vom Marquis von St. Martin. 4 Bde. 12 Fr.
Les deux renégats. — Von Amedée Bast. 4 Bde. 12 Fr.
L'obligeant. — Von Raban. 3 Bde. 9 Fr.
Paillasse. Episode de carnaval. — Von E. Burat de Gurgy. 7½ Fr.
Shildine. — Von J. Lesguillon. 2 Bde.
Soussrances. — Von der Gräfin Hautefeuille.
Tiel le rodeur, romans et tableaux de genre. — Von Fr. Mercey. 2 Bde.
Hélène. — Von Marie Edgeworth. Aus dem Englischen von L. Sw. Belloc. 3 Bde.

England.

History of the Revolution in England etc. (Geschichte der Englischen Revolution im Jahre 1688.) Von J. Mackintosh. London, 1834. 4.

Dieses schon ums Jahr 1822 begonnene Werk, dessen berühmter Verfasser kurz vor der Vollendung mit Tod abgegangen ist, behandelt eine der denkwürdigsten Epochen in Englands Geschichte, und ist mit eben so viel Gründlichkeit als Scharfsinn und philosophischem Geiste abgefaßt. Einige Auszüge als Belege des eben ausgesprochenen Urtheils werden denjenigen Leser, welchen das Detail der Thatsachen weniger als Reflexion und Darstellungsgabe interessiren, nicht unwillkommen seyn.

Das Werk beginnt mit folgender gedrängten Uebersicht des politischen Zustandes in der Zeit, als Jakob II. den Thron bestieg.

„Obgleich der Kampf mit widrigen Schicksalen das Gemüth stärkt und erhebt, so ist doch die Nothwendigkeit, ein lange fortgesetztes Unglück mit Geduld zu ertragen, weit eher geeignet, unsere moralische Kraft zu lähmen. Große Unglücksfälle verwirren den Geist vielleicht in eben dem Grade, wie großes Glück, und außerordentliche Wechsel des Schicksals erzeugen oft die entgegengesetzten Fehler der Unbesonnenheit und der ängstlichen Bedächtigkeit, indem sie bald zu viel Vertrauen, bald zu viel Mißtrauen einflößen. Wenige Menschen haben so plötzliche Wechsel des Geschickes erlebt, wie Jakob II.; aber leider verdankte er sein Glück niemals, und selbst sein Unglück nicht immer sich selbst. Die Angelegenheiten seiner Familie schienen wenige Monate vor ihrer glänzenden Restauration in der niedrigsten Ebbe sich zu befinden. Vier Jahre vor dem Tode seines Bruders schien es wahrscheinlich, daß Jakob von der Thronfolge ausgeschlossen würde, und seinen Freunden blieb kein anderer Ausweg, dieses Mißgeschick abzuwenden, als daß sie für Beschränkungen der Königlichen Autorität stimmten, welche dem König bald nur noch seinen Titel gelassen hätten. Allein die Demüthigungen, welche das letzte Parlament unter Karl hatte erfahren müssen, die Vernichtung einiger seiner furchtbarsten Widersacher und die allgemeine Entmuthigung seiner Anhänger bahnten ihm den Weg zu friedlicher, selbst populärer Thronfolge. Die Niederlage der Rebellen von Monmouth und Argyle schien seinen Thron auf unerschütterliche Basis zu gründen, und die Umstände waren ihm vielleicht günstiger, als irgend einem seiner Vorgänger, wenn er seine Macht erweitern, oder wenigstens seine constitutionelle Autorität ungestört ausüben wollte. Die Freunde der Freiheit, entmuthigt durch Ereignisse, welche sämmtlich ihre Sache in Mißkredit brachten, wurden mit erfolglosen Verschworenen und geschlagenen Rebellen verwechselt: sie schienen der Gnade eines Fürsten preisgegeben, der sie mit Grund als unversöhnliche Feinde seiner Anschläge betrachtete. Die eifrigen Anhänger der Monarchie glaubten schon, die Früchte eines 50jährigen Kampfes unter einem Monarchen reifen zu sehen, der große Erfahrung, gerüsten persönlichen Muth, Menschenkenntniß und eben so viel Fähigkeit als Neigung zu Geschäften besaß. Die vorangegangene trübe Zeit hatte Leute von friedlichem Temperament mehr als jemals dazu bestimmt, eine bestehende Verfassung zu unterstützen. Der große Haufe, dem eine neue Regierung wohlgefällt, und der gewöhnlich kräftige Unternehmungen bewundert, zeigte viele Symptome jenes so menschlichen Hanges, dem Glücklichen Beifall zuzujauchzen und für die siegende Partei sich lebhaft zu interessiren. Die Autorität der Tories in einem Parlamente, das unter solchen Umständen zusammentrat, wurde durch das zahlreiche Beitreten von servilen Mitgliedern aus niedrigem Stande, mit denen der Hof, nach Aufhebung der Städte-Privilegien, das Unterhaus füllte, sehr vermehrt. In Schottland hatte die herrschende Partei so tyrannisch regiert, daß die absolute Gewalt des Königs ihr einziges Schild gegen die Erbitterung ihrer Landsleute zu seyn schien. Die Irische Nation, einem Herrscher, der sich zu ihrem unterdrückten Glauben bekannte, innig ergeben, bot unerschöpfliche Hülfsquellen zur Organisation eines tapferen begeisterten Heeres, welches immer bereit war, jeden Funken von Aufruhr im Reiche zu ersticken. Jakob's Einkünfte waren beträchtlicher als die irgend eines früheren Britischen Fürsten. Er war der erste, welcher ein stehendes Heer von ungefähr 20,000 Mann besaß, und seine furchtbare Flotte war ein mächtiges Werkzeug in den Händen eines Fürsten, dessen Geschicklichkeit und Tapferkeit im Seekrieg ihn den Seeleuten theuer gemacht und beim Volke gut empfohlen hatte. Der politische Zustand des Auslandes mußte dem König ebenfalls günstig seyn."

„Die Bourbonen des 19ten Jahrhunderts haben fast genau dieselbe Rolle gespielt, wie die Stuarts am Ende des 17ten, und gehen wir von Jakob II. zu Karl X. über, so können wir mit Recht sagen: mutato nomine de te historia narratur. Ludwig XVI., ein liebenswürdiger und tugendhafter Fürst, wurde wie Karl I. von England auf das Blutgerüste geschleppt; jedem von Beiden folgte ein ferner Despotismus; ein Napoleon und ein Cromwell stiegen zur höchsten Gewalt, und Beide unterbieten den militairischen und Nationalruhm ihrer Länder. Dann wurde die vertriebene Königs-Familie zurückberufen: Ludwig XVIII. und Karl II. regierten bis an's Ende ihres Daseyns in üppiger Ruhe. Ihnen folgten Karl X. und Jakob II. Beide determinirte Widersacher des Geistes ihrer Zeit, hartnäckig und unbeugsam. Nach wenigen Jahren und sehr kurzem Kampfe, der mehr einem Aufruhr als einer Revolution glich, wurden Beide gestürzt, vertrieben, und ihre nahen Verwandten, Ludwig Philipp von Orleans und Wilhelm von Nassau, auf die erledigten Throne gesetzt, Beide, nachdem sie viele constitutionnelle Prinzipien und nothwendige Reformen anerkannt hatten. Bis dahin ist die Parallele vollständig, und jetzt sehen wir die exilirte Königsfamilie vom Auslande her ihre Rechte fordern, und diese Forderungen von einer bedeutenden Partei im Reiche selbst unterstützen. So geschah es in England unter Wilhelm von Oranien, Georg I., und Georg II. und es wurden sogar blutige Versuche zur Herstellung des Alten gemacht. Noch steht es dahin, ob auch Frankreich in seinen Vendée's Schottische Hochlande bekommen, ob es auch hier landende Prätendenten, Bürgerkrieg und furchtbare Executionen geben werde, und ob das endliche Resultat eine fest begründete unbestritten loyale Souverainetät seyn dürfte."

Jakob II. stand in engen Freundschafts-Verhältnissen mit Ludwig XIV., der damals den Zenith seines Ruhms erreichte hatte, und Frankreich und England vertrugen sich damals so gut wie jetzt, obgleich aus ganz anderen politischen Gründen.

„Alle diejenigen Völker", sagt der Verfasser, „welche vor Frankreichs steigender Macht zitterten, richteten ihre Blicke auf Jakob und bubten um sein Bündniß, in der Hoffnung, er werde bald mit Ludwig brechen, und England werde seinen alten und edlen Posten als Wächter der Unabhängigkeit der Nationen wieder einnehmen. Jakob, oder vielmehr ein Mann von Genie und Seelengröße an seiner Stelle, würde mit Elisabeth's Ruhm gewetteifert und die Großthaten Marlborough's anticipirt haben. Ganz Europa fürchtete ihn, oder bewarb sich um seine Gunst. Wer konnte sich's also träumen lassen, daß dieser große Monarch, nach vierjähriger Regierung, dem Thron entsagen und landflüchtig werden würde, und zwar nicht bloß ohne vorangegangenen Bürgerkrieg, sondern fast ganz ohne Störung der öffentlichen Ruhe, als bloßes Ergebniß seiner unklugen und unwürdigen Maßregeln, die gleichwohl bis zu dem Augenblick seiner Absetzung ungehindert wirkten!"

Mit wahrer Meisterschaft zeigt uns der Verfasser, wie Jakob in seinen Bemühungen, den katholischen Glauben auszubreiten, immer despotischer zu Werke ging. Während der Papst selbst und die gemäßigten Katholiken seine Maßregeln mißbilligten, ermunterten den König die katholischen Lords, die nach Hofämtern geizten, die Jesuiten, insbesondere sein Beichtvater, und alle Parteigänger Frankreichs zu den äußersten Schritten, die auch seinem Temperamente viel angemessener waren. Jakob verwechselte Gewaltthätigkeit mit Energie, und diese einzige Maxime leitete ihn auf allen seinen Wegen. Man entschuldigte die Nothwendigkeit seines Verfahrens damit, daß die Katholiken bei Lebzeiten des Königs erstarken müßten, um vor den Feindseligkeiten seines Nachfolgers desto sicherer zu seyn. Der Sieg, den die Partei der Proselytenmacher über die gemäßigten Katholiken und die protestantischen Tories davontrug, wurde durch einige Hof-Intriguen, die bis jetzt den Historikern noch wenig bekannt geworden, erleichtert und gesichert.

„Maria von Este, Jakobs Gemahlin, wurde schon im 15ten Jahre verheirathet; sie war in solcher Unwissenheit aufgewachsen, daß sie vor ihrer Heirath nicht einmal von Englands Daseyn etwas gewußt hatte. Die Vorschriften ihrer Religion, welche sie streng beobachtete, übten auf ihre Lebensweise größeren Einfluß, als dies bei Italiänischen Prinzessinnen der Fall zu seyn pflegt. Bei ihrer Ankunft in England zeigte sie eine kindische Abneigung gegen Jakob, die aber gar bald zu leidenschaftlicher Zärtlichkeit wurde. Allein weder ihre Zuneigung noch ihre Schönheit konnte das Herz des unbeständigen Fürsten, der mit einem warmen Eifer für seinen Glauben den größten Hang zu Ausschweifungen verband, auf die Dauer fesseln. Ihr Leben wurde durch die Triumphe ihrer Nebenbuhlerinnen und durch ihre häufigen gefahrvollen und fruchtlosen Schwangerschaften verbittert. Ihre erste furchtbarste Mitbewerberin war Katharina Sedley, ein Weib von geringen persönlichen Reizen, die aber von ihrem Vater, Sir Charles Sedley, jenen Witz und jene Lebhaftigkeit geerbt hatte, welche sie an den Priestern und religiösen Meinungen ihres Königlichen Liebhabers ohne Schonung übte. Sie war freimüthig, keck, und ihre Scherze mehr unterhaltend als fein. Bald nach seiner Verheirathung überredete man den König, seinen Umgang mit ihr zu entsagen, und obgleich sie im Palaste wohnen blieb, sah er sie doch mehrere Monate nicht. Der Umgang wurde aber nachmals erneuert, und Jakob erbot sich sogar, in der ersten Glut wiedererwachter Liebe, ihr den Titel einer Herzogin von Dorchester zu geben. Sie lehnte diese gefährliche Standes-Erhöhung ab, dem Könige versichernd, solch ein Schritt würde den Groll der Königin und aller Katholiken erregen, und ihr selbst den Untergang bereiten. Jakob bestand auf seinem Vorsatz, und sie gab endlich nach, unter der Bedingung, daß, wenn man ihn jemals wieder bewegen sollte, den Umgang mit ihr abzubrechen, er selber zu ihr kommen und ihr seinen Entschluß persönlich anzeigen sollte. Der neue Lord

brachte die geahnete Wirkung hervor. Maria, stolz auf ihre Schönheit, immer noch verliebt in ihren Gatten und voll religiösen Abscheus vor den Lastern der Sedley, machten ihrem Herzen durch die lautesten Ausbrüche des Verdrusses und Schmerzes Luft. Einmal sagte sie zu ihm: „Ist es möglich, daß Ihr bereit seyd, Eurem Glauben eine Krone zu opfern, und doch um desselben Glaubens willen einer Maitresse nicht entsagen könnt? Wollt Ihr einer solchen Leidenschaft wegen das Verdienst Eurer Opfer verlieren?" Bei einer anderen Gelegenheit rief sie aus: „Gebet mir meinen Brautschatz, macht sie zur Königin von England und laßt mich sie niemals wiedersehen." Bei öffentlichen Hof-Diners aß und redete sie mit dem Könige nicht. Ihr Eifer für die katholische Religion einerseits und andererseits die profanen Späße der Lady Dorchester machten beide Frauen zu Anführerinnen der katholischen und protestantischen Partei am Hofe. Die Königin wurde von dem katholischen Klerus unterstützt, der, wie viel Schonung er auch öfter den Schwächen des Königs bewies, im Kampfe zwischen einer orthodoxen Königin und einer ketzerischen Maitresse nicht neutral bleiben konnte. Diese Intriguen mischten sich frühzeitig in die Plane der beiden Minister, welche immer noch gleichen Einfluß beim Könige zu haben schienen. Lord Rochester, der seit der Niederlage Monmouth's die Abnahme des Königlichen Vertrauens fühlte, bemühte sich, den Lord Sunderland zu stürzen, und durch die Gunst der Maitresse wieder emporzukommen. Er hatte an einem Maitressen-Hofe gelebt und durch Galanterie sich aufrecht gehalten. So hielt er es beinahe für unmöglich, daß eine begünstigte Maitresse nicht über eine Königin triumphiren sollte. Da er Bruder der ersten Herzogin von York war, schenkte ihm Marie nicht ihre Freundschaft, und als Haupt der Partei der Englischen Kirche war er ihr noch mehr im Wege. Rochester und seine Gemahlin waren die vornehmsten Rathgeber der Maitresse. Er bewog den König insgeheim, der Sedley jenen Ehrentitel zu ertheilen, vermuthlich um den Bruch zwischen König und Königin noch größer zu machen. Sunderland mußte sich jetzt inniger als jemals an die Königin anschließen. Seine mächtigsten Verbündeten waren die Priester, allein er flehte auch um Hülfe bei Madame Mazarin, einer sehr schönen Frau von wenig Geist und viel Verschmitztheit, um deren Hand schon Karl II. während seines Exils sich beworben, die er aber nach seiner Wiedereinsetzung verschmäht, und der er, als sie zehn Jahre später nach England kam, nicht einmal den Rang einer Maitresse bewilligt hatte. Die Ermahnungen der Geistlichkeit, unterstützt von der Schönheit und den Thränen der Königin, siegten endlich über das Ansehen der Lady Dorchester. Jakob ließ ihr durch den Lord Middleton, einen seiner Staats-Secretaire, seinen Wunsch zu erkennen geben, daß sie Whitehall verlassen und nach Holland gehen möchte, wohin eine Jacht sie bringen sollte. In einem eigenhändigen Schreiben gestand er ihr, daß er sein Versprechen gebrochen habe, und sagte, er besäße nicht Festigkeit genug, um ihr seinen Wunsch mündlich auszudrücken. Sie begab sich sofort nach ihrem Hause auf dem St. James-Square, und erbot sich, nach Schottland oder Irland, oder auf ihres Vaters Güter nach Kent zu gehen; gegen ein Exil auf dem Kontinent aber protestirte sie, weil man dort Mittel finden könnte, sie lebenslänglich in ein Kloster einzumauern. Als man ihr nun drohte, sie mit Gewalt fortzuschaffen, appellirte sie gegen Eingriffe in die Freiheit eines Unterthanen an die Magna Charta. Der Streit währte eine Zeit lang, und die Räthe des Königs willigten endlich in ihre Reise nach Irland, wo Rochester's Bruder Lord-Lieutenant war. Sie warnte den König, auf seiner Hut zu seyn, und sagte ihm freimüthig vorher, daß er die Krone verlieren würde, wenn er den Rath der katholischen Zeloten folgte. Sie nannte sich mit Stolz eine Märtyrerin des protestantischen Glaubens, und rühmte sich noch viele Jahre später, sie habe weder ihre Religion verändert, wie Lord Sunderland, noch auch nur eingewilligt, bei einer Disputation über die Wahrheit derselben zugegen zu seyn, wie Lord Rochester."

„Von jetzt an gelangten die ärgsten katholischen Fanatiker zur höchsten Autorität. Auch Rochester, das letzte protestantische Glied im Ministerium, wurde entlassen. Durch das bestochene Urtheil der Richter erhielt Jakob Gesetzkenntniß, die militairische und bürgerliche Autorität in die Hände seiner ergebensten Anhänger zu legen; selbst die Richter wurden nach Gefallen entbehrlich; das Militair erzog man mehr zu Contreverstalisten als zu Kriegern; die Universitäten wurden gedrückt, Schottland und Irland ganz willkürlich behandelt. Eines Tages sagte Jakob zu Barillon: „Gott hat es zugelassen, daß alle Gesetze, die zur Befestigung des Protestantismus gegeben sind, jetzt als Grundlage meiner Maßregeln zu Wiederherstellung der wahren Religion dienen, und hat mir das Recht verliehen, eine unumschränktere Gewalt in kirchlichen Dingen zu üben, als andere Fürsten."

Wir lassen nun noch die Schilderung des Zustandes der Dinge folgen, wie er nur wenige Monate vor Ausbruch der Revolution beobachtet wurde.

„Es hat wohl niemals eine scheinbar tiefere Ruhe in England geherrscht, als um jene Zeit. Kein Nebelfleckchen am Himmel weissagte dem gemeinen Auge einen Sturm. Keine tumultuarische Bewegungen, die unter Karl I. Vorboten des Krieges waren; keine jener Zusammenrottungen, die zuweilen durch ihre disziplinirte Unthätigkeit eben so schreckbar sind, als durch Excesse. Selbst die gewöhnlichen Kennzeichen nationaler Mißbilligung, welche einen legalen Widerstand gegen die Gewalt vorher verkündigen, waren nicht vorhanden. Der Strom von schmeichlerischen Adressen floß immer noch dem Throne zu, ohne durch eine einzige Vorstellung irgend eines unabhängigeren Geistes unterbrochen zu werden. Es scheint nicht, als ob man politische Gegenstände auf den Kanzeln diskutirt hätte, obgleich diese die einzigen Orte waren, wo das Volk freimüthig angeredet werden durfte. Verschiedene Betrachtungen werden uns diese räthselhafte Stille und Unthätigkeit erklären. Bei der Hoffnung und Furcht, die in einem solchen Zustand der Dinge mit einander wechseln, hat jeder Mensch viel zu verbergen, zu dessen Offenbarung erst der Verlauf einiger Zeit nothwendig ist. Mißtrauen und Argwohn, diese Väter des Stillschweigens, werden von dem ersten geheimen Bewußtseyn, daß man zu kühneren Plänen gestimmt ist, in volle Thätigkeit gerufen. Unter solchen Umständen brauchen wir Zeit, um unsere Gegner zu belauschen, um Redlichkeit und Muth unserer Feinde zu prüfen. Ist die menschliche Natur durch so gewaltige Triebfedern angeregt, so deliberirt der Verstand allerdings selten; allein der Konflikt und das Wechseln starker Empfindungen, welche den Schein von Ueberlegung haben, stimmen uns natürlich zu einer schrecklichen Pause vor der unwiderruflichen Handlung. Die Kühnsten müssen von Zeit zu Zeit ihrer eigenen Gefahr mit Besorgniß entgegensehen; die Unbesorgtesten zuweilen an ihrem Erfolge verzweifeln. Diejenigen, welche der Ehre leben, sind dann und wann zu der traurigen Betrachtung gezwungen, daß sie, wenn es ihnen unglücklich geht, von der Menge, für die sie sich aufopfern, insultirt werden, und rechtschaffene Leute erbleichen oft über die unvermeidlichen Unglücksfalle, denen sie durch unsichere Rettungsversuche ihr Vaterland aussetzen. Ist das Schwanken des Gemüthes endlich zum kecken Entschluß geworden, so bedarf es einer ferneren Periode der Zurückhaltung, um die Mittel der Mitwirkung zu bereiten und die Plane der Handlung zur Reife zu bringen. Aber noch einige andere Umstande kamen hinzu. Im Jahre 1640 waren der niedere Adel und der Klerus dem Hofe ergeben, während der höhere Adel und die großen Städte dem Parlament anhingen. Das Volk mißtraute seinen getheilten Vorgesetzten, und die tumultuarische Entfaltung seiner Kraft (das natürliche Ergebniß quälenden Verdachtes) diente dazu, seinen eigenen Willen zu manifestiren, während die Feinde des Volkes unter den höheren Standen dadurch eingeschüchtert wurden. Im Jahre 1688 war der Zustand des Landes umgekehrt. Klerus und niederer Adel zeigten zum ersten Mal Unzufriedenheit mit der Krone. Die Majorität des Adels und die wachsende Macht der handeltreibenden Klassen, neu gestarkt durch so ungewöhnliche Bundesgenossen, wurden dem Könige eben so abgeneigt, wie der große Hause der Nation. Das Volk vertraute seinen natürlichen Führern, die bei dieser Gelegenheit vielleicht mehr Impuls gaben als empfingen. Keine Volkshäupter waren nothwendig, und das Volk blieb ruhig und vertrauensvoll, bis das Signal zum Handeln gegeben war. Dieser wichtige Umstand hatte noch eine andere Folge; die ganze Leitung der Opposition fiel stufenweise in immer wenigere Hände; jeden Tag wurde es leichter, sie ruhig zu dirigiren. Es war eben so wichtig, das Ungestüm der Menge zu zügeln, als es unter anderen Umstanden Noth gethan hätte, ihm nachzusehen. Daher wurde auf einer Seite behutsames Schweigen eben so leicht, als auf der anderen Energie und Raschheit, und durch das ganze herrschte eine Harmonie, ein Zusammenwirken der Kräfte, wie sie bei so gefahrvollen Unternehmungen unumgänglich nothwendig sind." (L. G.)

Bibliographie.

Flora borealis americana. (Botanik der nördlichen Theile des Britischen Amerika's.) Von W. J. Hooker. Erster Bd. 4. 6 Pfc. 12 Sh.

India. — Ein Gedicht, von einem jungen Bengalischen Bürger. 7½ Sh.

Scenery of the rivers of Norfolk. (Malerische Flußgegenden in Norfolk.) Von J. W. Robberds jun. 4. 3 Pfd. 13½ Sh.

The flower garden. (Der Blumengarten.) Von Martin Doyle. 2 Sh.

The book of penalties. (Die Englischen Strafgesetze.) Für Layen. 8 Sh.

Speculation. — Roman von der Verfasserin der „Charakterzüge und Sagen aus Portugal". 3 Bde. 31½ Sh.

Morgenländische Literatur.

Gul und Bulbul, d. i. Rose und Nachtigall, von Fasli. Ein romantisches Gedicht, Türkisch herausgegeben und Deutsch übersetzt durch J. v. Hammer. Pesth, 1834.

Das eigentliche Epos ist unter allen Nationen Vorder-Asiens, die man im engeren Sinne Orientalen nennt, nur bei den mit der Griechischen und Deutschen Race urverwandten Persern zu Hause. Aber der schlummernde Keim epischer Schöpfungen wurde erst lange nach einer glorreichen Vorzeit, die niemals wiederkehren sollte, in's Daseyn gerufen und stand in herrlichster Blüthe, als Persiens Nationalruhm längst hingeschwunden war. Die schmachvolle Gegenwart entrückte den patriotischen Firdusi zu den Helden der Sage, die sein riesiges Schahnameh Zug für Zug ausmalt und ihre Thaten bis in's Einzelne verfolgt. Wo der Nationalruhm fortbesteht, fortwuchert, da bleibt für eine so langathmige Epopöe wenig Zeit übrig, und der Dichter hat mehr Veranlassung zu lyrischen Ergüssen.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn der Osmanische Türke, der sein neues Vaterland in Kleinasien und im südöstlichen Winkel Europens einer ganzen Reihe von Siegen und Triumphen verdankte, der, immer an's Herrschen gewohnt, die Zukunft mit neuen Siegespalmen sich entgegenwinken sah — wenn dieser, obgleich sonst ein eifriger ästhetischer Schüler des Persers, in den Heldengedichten desselben keine Aufmunterung zu ähnlichen Versuchen fand. Erst, als das epische Talent des Lehrers eine andere Richtung nahm, als die Geschlechtsliebe, durch die Lehrsätze einer Klasse von edlen Schwärmern, der Sufi's, veredelt und der Liebe zum Weltgeiste näher gerückt, das Motiv kühner Abenteuer

wurde und ein romantisches Epos erzeugte: da fühlten auch Türkische Dichter in ihrem Busen eine sympathetische Saite tönen, und sie überboten sogar ihre Persischen Muster in diesem Gebiete, zwar nicht an fruchtbarer Poesie, wohl aber an poetischer Fruchtbarkeit.

Wer hat nicht von Jussuf und Suleicha, von Medschnun und Leila, von Chosrn und Schirin gehört? Diese und viele andere Liebes-Epopöen der Perser haben die Osmanen geschäftig übersetzt, ausgeschmückt oder nachgeahmt. Eine ehrenvolle Ausnahme war Muhammed-Fasli, der unter Suleimann dem Großen seine „Rose und Nachtigall" schrieb, ein Gedicht von 2500 Doppel-Reimen, das sich nicht minder durch Originalität, als durch Züchtigkeit empfiehlt.

Gleich wie die Worte „Gul und Bulbul" echt Persisch, so ist auch der zum Grunde liegende Mythos ein echt Persischer. Wo konnte die anmuthige Sage von der Liebe des Fürsten der geflügelten Sänger zur Blumenkönigin besser aufblühen und gedeihen, als in Iran's Rosengärten? Wohin konnte sie von dort aus zweckmäßiger verpflanzt werden, als in die wollusthauchenden Rosenhaine am Bosporus?

Die Nachtigall, Symbol des Mannes, fühlt ein unbestimmtes, verliebtes Sehnen, bis ihr der Ostwind von dem Daseyn der herrlichen Rose Kunde zuweht. Die ersten Hindernisse der Befriedigung ihrer Gluth findet sie in der Sprödigkeit der Königlichen Geliebten, in boshaften Verleumdern unter den Blumen bei Hofe und in dem neidischen Dorne, der sie vom Rosenbeet zurückscheucht. In ihrem Leid sich verzehrend, sucht die Nachtigall bei einem anderen grausbegabten Geschöpfe, dem Veilchen, kärglichen Trost, und schon bereut die Rose ihre Koketterie, als der glühende Schah August den Schah Frühling, in dessen Reiche sie aufgeblüht, entthront. Die Blumen-Königin muß mit dem Ex-Fürsten Frühling über die Berge flüchten. Aber der strenge August wird bald von dem Herbst-Schah besiegt, der von seiner Seite dem Winter-Schah nicht widerstehen kann. Endlich ist es dem Frühling vergönnt, nach der Stadt Rosenhain zurückzukehren. Er kommt in Begleitung der schmucken Rose, die sich des beständigen Liebenden — der Nachtigall — erinnert, ihm freundlichen Gruß entbietet und seine Gattin wird.

Auch an diesem orientalischen Geistesprodukt wird derjenige Leser, der keinen Sinn für den Orient mitbringt, so viel auszusetzen haben, daß des Bemäkelns kein Ende seyn dürfte. Wo nicht bloß menschliche Gefühle, Gedanken und Gesinnungen, sondern auch alle erdenkliche Handlungen des Menschen auf Thiere, ja auf Blumen übertragen sind — wie ist da nur eine momentane Illusion, nur ein minutenlang gespanntes Interesse denkbar, wenn wir nicht mit dieser morgenländischen Traumwelt uns gleichsam identifiziren wollen! Dem lesenden Publikum im Westen könnte man wohl zurufen: so ihr nicht umschlaget und werdet wie die Kinder, so gelanget ihr nicht in's Heiligthum der Rose und Nachtigall!

Daß die kurzen Verse und die Doppelreime des Originals dem metrischen und rhythmischen Uebersetzer oft großen Zwang auflegen mußten, ist natürlich. Osmanischen Poeten steht eine unglaubliche Fülle von Reimen zu Gebote, weil sie, außer dem eigentlich Türkischen, noch über den ganzen Arabischen und Persischen Sprachschatz verfügen können; den Deutschen Dichter würde es aber sehr übel kleiden, wenn er in Ermangelung Deutscher Reimwörter ad libitum ausländische, und z. B. bald Lateinische, bald Französische wählte. Diese und andere Schwierigkeiten, als unübersetzbare Wortspiele u. s. w., in's Auge fassend, wird man demjenigen, was Herr von Hammer geleistet, rühmende Anerkennung nicht versagen können. Wer aber den Vollgenuß dieser Dichtung haben will, der wende sich an das Türkische Original, welches ihm hier in der schönsten und elegantesten Ausstattung geboten wird. Der Leser glaubt das Facsimile des zierlichsten Codex vor sich zu sehen, und die zum Druck des Textes gebrauchten Nestalik-Typen sind unverbesserlich. Dr. W. Sch.

Bibliographie.

The Taleaf Shereef. — Indische materia medica. Uebersetzt von Playfair. Kalkutta. Pr. 6 Sh.

A dictionnary of the Maratha language. (Wörterbuch der Marratten-Sprache.) Von mehreren Pundits (Hindostanischen Schriftgelehrten). 4. Litbographirt. Bombay.

Johnson's Rasselas. (Rasselas, in einer Bengalischen Uebersetzung mit dem Text en regard.) Von dem Radschah Kali Krisna Bahadur. Kalkutta. Pr. 4 Rupien.

The journal of the asiatic society of Bengal. (Journal der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen.) Herausgegeben von J. Prinsep. Erster Band, Januar bis Dezember 1833. [Enthält unter Anderem Analysen der Puranas und interessante Notizen über Tübetanische Litteratur.] Kalkutta.

Transactions of the medical society of Calcutta. (Verhandlungen der medizinischen Gesellschaft von Kalkutta.) Kalkutta.

Mannigfaltiges.

— Schwedisches in Schlesien. Dem Herausgeber ist von sehr schätzbarer Hand nachstehende Mittheilung gemacht worden: „In Nr. 52 Ihres „Magazins" führen Sie als Schwedischen Volks-Aberglauben die Fylgien als Gespenster oder Seelen der Verstorbenen an. Merkwürdig ist, daß 11 Breitengrade südlich von Dalekarlien (an 170 Deutsche Meilen) entfernt, in einem einsamen Thale Schlesiens, dem sogenannten Kuhländchen oder dem Quellthale der Oder, der Fylgie noch bis auf diesen Tag als ein heiterer Geist verehrt wird, der in langen Winter-Abenden die Landleute wie der heilige Christ heimsucht. „„Eine liebliche Mummerei, welche die menschliche Gestalt künstlich verleugnet, durch die Lage auf Händen und Knieen und unter weißen Tüchern verbirgt, das höhere Wesen durch grüne und rothe Bänder und eine Art von Monden oder Schmetterlings-Flügeln auf dem Haupte andeutet — bewegt er sich langsam und leise in die Versammlung, richtet sphinxartig sich auf, um landschaftliche Lieder zu singen und kleine Gaben zu vertheilen, und beschließt seine Rolle nicht, ohne das Bild einer dem Menschen befreundeten Gottheit in den Gemüthern zurückzulassen."" So der geistreiche Dr. Meinert, Herausgeber der Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, Wien 1817. 8. — Möglich, daß die Goten (nach den neuesten Forschungen richtiger als Gothen) auf ihren Zügen gen Süden diese Sage verbreiteten. Im Gotischen heißt filgan verbergen, verhüllen. Z—e."

— Gute Kameradschaft unter Feinden. Während des Krieges auf der Spanischen Halbinsel herrschte zwischen den einzelnen Franzosen und Briten nicht die mindeste feindselige Gesinnung. Die siebente Division der Franzosen und die dritte der Englischen Armee lagerten an den Ufern desselben Flusses und die Soldaten beider Nationen badeten sich täglich im Strome. Die Engländer hatten Mangel an Holz, um Hütten aufzuschlagen und gingen, ohne behindert zu werden, auf die Französische Seite, um in dem dortigen Walde das nöthige zu fällen. Zwischen beiden Theilen war sogar ein Austausch der Lebensmittel, besonders von Biscuit und Rum, gar nichts Ungewöhnliches. Bald sollte jedoch diese freundliche Berührung aufhören, und als es ruchbar wurde, daß Marmont etwas im Schilde führe, schüttelten sich die getreuen Nachbarn noch am Abend vor dem 12. Juli wacker die Hände und schieden als die besten Freunde. Die Französischen Offiziere machten dabei die Bemerkung, daß sie jetzt das Freundschafts-Verhältniß aufheben müßten, um sich bald als Feinde entgegen zu treten. „Als Freunde", sagten sie, „nahmen wir uns gegenseitig mit vieler Wärme auf; — als Feinde müssen wir nun dasselbe thun und es uns beiderseits warm, wenn nicht heiß machen." Zehn Tage darauf stießen die siebente Französische und die dritte Englische Division in der Schlacht bei Salamanca auf einander; die Französische wurde vernichtet und aufgerieben. (United Service Journal.)

— Ueberraschender Wechsel. Man erzählt sich von Amurat, dem zweiten Mohammedanischen Fürsten Persiens, folgenden Charakterzug. Er war in einer Schlacht in die Hände seiner Feinde gefallen und saß als Gefangener auf dem flachen Boden, während ein Soldat für ihn ein kärgliches Mittagsmahl bereitete, indem derselbe etwas Fleisch in einem kleinen Topfe kochte. Ein hungriger Hund schlich herbei, steckte den Kopf in das Gefäß, und da er den Inhalt nicht erfassen konnte, rann er sammt Topf und Kochgeschirr davon. Der unglückliche Monarch brach in ein helles Gelächter aus. „Was auf Erden kann einen Mann in eurer Lage zum Lachen bewegen?" sagte einer von der Wache. „Sehr!" versetzte der Fürst, „diesen Morgen noch beklagte sich der Vorsteher meines Haushalts, daß 300 Kameele nicht genügend seyen, um meine Küchengeräthe fortzuschaffen, und nun läuft dieser Hund sammt Geräthe, Vorrath und Allem davon!" (Edinb. Cabinet Library.)

— Leichenbegängnisse in Indien. Trotz der geringen Aufmerksamkeit, die man in Indien den Begräbniß-Plätzen der christlichen Gemeinden widmet, hält man es doch für unumgänglich nothwendig, dem Gestorbenen Zeichen der Ehrfurcht zu zollen, welche für den Lebenden oft traurige Folgen nach sich ziehen. Das Vorurtheil der Menschen verlangt ausdrücklich ein großes Gefolge nach der Begräbnißstelle, während die feierlichen Ceremonien vollzogen werden. Frauen sind keineswegs, wie in England, von der strengen Beobachtung dieser Pflicht ausgeschlossen; bei der Bestattung einer Freundin wird ihre Gegenwart verlangt, und ihr Nichterscheinen würde, wofern nicht genügende Entschuldigungsgründe dabei gedacht werden könnten, für ein Zeichen der gegen die Verstorbene gehegten Verachtung gelten. Nach der Beendigung der Begräbniß-Feierlichkeit wird der nächste Verwandte des Entschlafenen ernannt, die Abwesenden aufzuzählen und die Vernachlässigung der heiligen Pflicht zu rügen, wobei man nur wünschen möchte, der Berichterstatter nähme auf den Eindruck etwas Rücksicht, den solche Trauerscenen, welche auch für das festere männliche Geschlecht oft genug zu angreifend sind, auf das reizbare weibliche Gemüth zu machen pflegen. Krankheit und selbst Tod waren häufig Folgen der Beobachtung einer so schweren Pflicht, besonders bei solchen Leuten, denen die fürchterlichen Ceremonien noch etwas Neues waren. Von einer Anzahl kürzlich angekommener Rekruten, die unlängerweise beordert waren, den Bahren ihrer Kameraden nach dem Grabe zu folgen, fielen zehn oder zwölf ohnmächtig nieder; einige von diesen trug man todt davon und von denen, die nach dem Hospital gebracht wurden, genaß ein einziger. Die feierliche Dienstleistung bei dem Leichenbegängniß wird von dem Lebenden oft für eine Mahnung seines eignen Todes genommen, vorzüglich wenn das Leichenbegängniß von allen in Indien üblichen Trauer-Ceremonien begleitet ist. Der plötzliche Tod, der in Indien so häufig vorkommt, so wie die nothwendige Eile bei der Bestattung des Leichnams, trägt nicht wenig dazu bei, die Schrecken zu vermehren, so daß der Zurückbleibende sich eingeschüchtert und davor gewarnt sieht, daß hier überall, auch wo er es nicht vermuthete, das Verderben auf ihn lauere. (Asiatic Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Freitag den 16. Mai 1834.

England.

Die Reisebeschreibung nach der Mode.

Guter Rath für diejenigen, die Reisebeschreibungen machen wollen, ohne zu reisen. *)

Ansard, auf einen großen Lehnstuhl hingestreckt mit vorwärts gelehntem Rücken, hält den Zeigefinger seiner Rechten an die Stirn und denkt nach. Ein Brief, der ihm aus der Hand gefallen, liegt neben ihm auf dem Fußboden. Bald knüpft er folgendes Selbstgespräch an:

„O Buchhändler, o Colburn! Was ist das für ein toller Einfall, mir eine Reisebeschreibung aufzutragen! Wie kann man verlangen, daß ich eine Reise mache? Zwei Meilen im Nachen auf der Themse, eine sentimentale Promenade nach der Anhöhe von Hampstead, einige Spaziergänge auf den Trotoirs von Bond-Street, das sind alle Reisen, die ich in meinem Leben gemacht habe! Und damit soll ich nun für eine Summe von 200 Pfund Sterling eine Pilgerfahrt am Rhein, in zwei Bänden in 4., zu Stande bringen. Ich habe nie eine Pilgerfahrt gemacht, außer etwa nach Lloyd's Kaffeehaus und nach dem Haymarket-Theater. O, möchte ich doch jetzt meinen guten Genius, den vortrefflichen Barnstaple, erblicken, der mir schon einmal durch ein Rezept aus der Verlegenheit geholfen, das die Anleitung dazu gab, wie man schreiben, ohne Gedanken zu haben, wie man einen Roman ohne Personen und eine Geschichte ohne Ereignisse abfassen könne. Das war ein herrliches Rezept, meiner Treu! Und mein Buch hat sich auch mit Hülfe jener Epitheta, Metaphern und Accumulationen richtig ausverkauft. Horch, da kommt Jemand; o, gäbe doch der Himmel, daß es jener geistreiche Windbeutel sey, meine wahre Vorsehung!"

Barnstaple. Dürfte ich Sie wohl fragen, mein Bester, wer das ist, dem Sie die Epitheta beilegten, die ich beim Oeffnen der Thür aus Ihrem Munde vernahm?

Ansard. Ah! Wie glücklich bin ich, Sie hier zu sehen! Sie sind mir gerade so recht zur Hand gekommen; ich habe Ihnen viel mitzutheilen!

B. (sich setzend). Die Unterhaltung wird wenigstens interessant seyn, wie schon der erste Auftritt es erwarten läßt.

A. Sie wollen mir also die Freundschaft erzeigen und sich für das interessiren, was ich Ihnen vortragen werde?

B. Ich verstehe schon, Sie haben mich etwas zu fragen. Nun, wir wollen gleich sehen... Ehe wir uns aber auf den Gegenstand einlassen, antworten Sie mir doch zuerst, wie es mit dem Roman nach der Mode, den wir neulich improvisirten, abgelaufen ist. Hat er Erfolg gehabt?

A. O, einen herrlichen Erfolg! Der Buchhändler Colburn hat mir ganz pünktlich bezahlt. Hundert schöne Guineen sind in meine Tasche gewandert; und das ist genug. Jedermann glaubte, daß Lord Goderich der Verfasser wäre. Die Männer von Welt haben es gekauft, und die Damen haben es gepriesen. Siebenhundertfunfzig Exemplare waren, ehe noch eine Woche verflossen, ausgegangen. So viel haben wir nämlich als die erste Auflage passiren lassen. Das Uebrige wurde als zweite Auflage unter das Publikum gebracht.

B. Ohne daß jedoch auch nur eine Linie zum zweiten Mal gedruckt wurde?

A. Das versteht sich, wie es jetzt in der Mode ist. — „Das ist ja", sagte ich zu Colburn, „ein Erfolg, der mich staunen macht." — „Schon gut", erwiederte er, „bei mir geht Alles ab."

B. Das war eben nicht sehr schmeichelhaft.

A. Gewiß nicht, mein Theurer; indeß hat er mir doch eine zweite Arbeit aufgetragen, unter dem Titel: Pilgerschaft an den Ufern des Rheins. Wie dies nun aber machen, mein guter Freund?

B. Schreiben Sie immerhin Ihre Reise.

A. Aber wie, ich bin ja in meinem Leben nicht aus London herausgekommen?

B. Schreiben Sie nur.

A. Schreiben, schreiben; ja das läßt sich wohl leicht sagen. Wenn es sich um eine Reise in meinem Zimmer handelte, oder um eine vollständige Beschreibung meines alten Tisches aus Akajouholz, da ginge es wohl an; aber Landschaften malen, von denen ich nicht die geringste Idee habe! Städte und Dörfer malen, die ich nicht einmal dem Namen nach kenne! Glauben Sie, daß dieser Gordische Knoten so leicht zu durchschneiden sey?

B. Auf alles dies antworte ich ganz einfach: Schreiben Sie nur Ihre Reise und stecken Sie Ihr Geld ein. (Barnstaple nähert sich hierbei dem Heerd und schürt das Feuer an.) Sie werden mir erlauben, mein theurer Ansard, es frei heraus zu sagen, daß Sie im literarischen Fache noch ganz unerfahren sind. Sie schaffen sich selbst Schwierigkeiten, die nicht existiren, Phantome, die ein Hauch verscheucht; Sie fürchten Ungeheuer, die vergehen, wie der Schnee in der Sonne zerschmilzt. Welches sind, ich bitte Sie, die Hindernisse, die Sie aufhalten? Sie haben Deutschland und den Rhein nicht gesehen? Was macht das aus, es haben ja Andere für Sie gesehen! Ist das nicht eben dasselbe? Sie sollen Ereignisse beschreiben, die nie vorgefallen sind: Je nun, so erfinden Sie doch dergleichen, sie werden dadurch nur ein um so pikanteres Gepräge erhalten. Es mangelt Ihnen auch an Landschaften, an Details hinsichtlich der Sitten und des Kostüms? Aber mein Gott! haben Sie denn keine Zeichner, keine Kupferstecher, die einmal für Sie gearbeitet? Lassen Sie andere Leute auf der Deutschen Landkutsche sich herumplagen, die von Pferden gezogen werden, welche mitten auf der Straße fallen; lassen Sie immerhin diese Pferde von betrunkenen Postillonen in einen Graben werfen; machen Sie lieber Ihre Reise am Feuerheerd, in Ihrem Lehnstuhl, und trinken Sie hier Ihren Thee oder Kaffee, anstatt daß Sie dem Kutscher oder dem Bedienten, der Ihnen den Weg zeigt, Trinkgeld geben. So werden Sie auf eine weit bequemere und sichrere Weise reisen.

A. Ich muß gestehen, daß ich in der That so unerfahren bin, wie Sie mir eben durch Ihr Kompliment zu bezeugen die Gefälligkeit hatten; hol' mich der Henker, wenn ich etwas davon verstehe.

B. Wenn ich nur eine Karte, ein Post- und Reisebuch habe, so will ich es unternehmen, alle nur erdenkliche Reisen zu beschreiben, und zwar nicht nur in allen Theilen der bekannten Welt, sondern auch, wenn man will, auf allen Planeten. Es kommt ja lediglich darauf an, mein Bester, die rohen Materialien, wie wir sie in Reisebeschreibungen vorfinden, zu bearbeiten und die Lücken durch eigene Erfindung auszufüllen.

A. Ah! Füllen Sie doch lieber, wenn Sie es können, meine Börse, das ist ja Alles, was ich hauptsächlich begehre; denn schon hat die Leere darin bedeutend Platz gewonnen.

B. Nur immer zur Sache. In Ihrem Roman haben Sie neulich, mit meiner Hülfe, eine vollkommene Beschreibung der vornehmen Welt geliefert, die Sie nie gesehen hatten; ich hoffe, daß wir auf dem Rhein mit gleichem Erfolge fahren werden. Aber zuerst müssen Sie sich zu einer vorläufigen Ausgabe verpflichten. Sie ist keineswegs bedeutend: Sie werden unterschreiben. . . . .

A. Ich werde Alles unterschreiben, was Sie nur immer wollen.

B. Ich verlange bloß, daß Sie in einem Lesekabinet subskribiren: einige Shillinge werden hinreichen. Durchlaufen Sie dann die „Weinlesen am Rhein", durchblättern Sie die „Reisen am Rhein", plündern Sie hier und da die „Noten", „Albums", „Erinnerungen", „Exkursionen", „Untersuchungen", die „malerischen und sentimentalen Spaziergänge", u. s. w. u. s. w., versteht sich, lauter solche Schriften, welche die Gegenden schildern, die Sie zu ihrem Schauplatze nehmen. Das ist allerdings die schwierigste und ennuyanteste Partie bei Ihrer ganzen Arbeit. Nun wählen Sie aber unter Ihren Vorgängern, die, ohne Kosten zu sparen, wirklich gereist sind, den berühmtesten aus, nehmen dieselbe Route und verfolgen mit einigen unbedeutenden Abweichungen ganz seine Spur; hierbei können Sie ihn lobpreisen, ihm alle übrigen Reisenden aufopfern, so wie ihn auch von Zeit zu Zeit zitiren; das wäre wohl auch das Wenigste, was Sie ihm schuldig sind, man muß gegen die Leute, die man plündert, etwas höflich seyn; verbrauchen Sie nur mit vollen Händen alle Epigramme, die ihnen zu Gebote stehen, gegen die, die nicht seine Meinung theilten, wenden Sie ganze Seiten dazu an, diesen zu widersprechen, sie zu widerlegen und herabzusetzen. Uebersehen Sie wohl das ganze Feld dieser Politik? Ihr Lieblings-Autor, den Sie vor anderen sich auserkoren, wird Ihnen, bestochen von den Lobeserhebungen, Ihr Plagiat gern verzeihen; vielleicht entdeckt er Ihre Gewandtheit, und er sucht Sie auf und ladet Sie zu einem Diner ein. Hat er zufällig über ein Journal zu disponiren, so stehen Ihnen die Spalten desselben ganz zu Gebote: vielleicht werden Sie gar sein Intimus.

*) Unsere Leser werden sich eines ähnlichen Artikels: „der Roman nach der Mode", in Nr. 72 des „Magazins" vom Jahre 1833, erinnern, auf den im gegenwärtigen, der zu jenem eine Art von Anhang bildet, einige Mal Bezug genommen wird.

A. Aber wie werde ich dem armen Mann, dem ich das Buch ausgeplündert, noch in's Gesicht sehen können?

B. Ei, sehen Sie denn nicht ein, daß Ihr Werk einen neuen Prospektus für das seinige abgiebt? Sie wissen noch gar nicht, mein Liebster, wie es in dieser Welt zugeht.

A. Wenn ich auch dies Alles zugebe, lieber Barnstaple, glauben Sie denn aber, daß ich nicht fürchten muß, mehr als Eine Lüge zu verbreiten, indem ich ohne Unterschied allen Behauptungen anderer Reisenden widerspreche? Diese können ja mitunter die Wahrheit auf ihrer Seite haben!

B. Das thut zur Sache nichts; haben sie Recht gehabt, desto besser ist's für sie. Alle Reisende widersprechen sich, das ist eine allgemeine Regel. Nun sind Sie auch Reisender, so müssen Sie ebenfalls Ihren Kollegen widersprechen, aber das Widersprechen allein reicht freilich nicht aus, Sie müssen sie dazu noch lächerlich zu machen suchen.

A. Haben Sie doch die Güte, mir diesen Punkt ein wenig aus einander zu setzen.

B. Nichts ist einfacher, als dies Gesetz. Ihr Vorgänger hat die Ruinen eines Gotischen Schlosses besucht, bei dieser Gelegenheit hat er die Höhe eines alten Thurmes gemessen. Er giebt z. B. 747 Fuß an; so nehmen Sie denn Winkel- und Zollmesser und behaupten dreist, daß er sich getäuscht, und daß die Höhe des Thurmes nur 727 Fuß betrage.

A. Ja, aber dieser Reisende, der an Ort und Stelle gewesen ist, wird's doch wohl besser wissen, als ich, da ich nie den Thurm gesehen?

B. Das kann wohl seyn, allein was schadet das? Weiß man denn nicht, daß alle Reisenden die Sachen übertreiben und vergrößern? Sie dürfen nur die von Ihrem Vorgänger angegebenen Dimensionen etwas herabsetzen, um dadurch beim Publikum mehr Zutrauen als Jener zu gewinnen.

A. Wie aber, wenn ein Dritter kommt, der in der That den besprochenen Thurm mißt, der wird mich doch der Lüge überführen.

B. Es läßt sich von vorn herein wetten, daß der Eine oder der Andere sich täuscht; so sind Sie denn eben so ungenau wie alle Anderen.

A. Jetzt geht mir ein Licht auf; es ist mir, als wenn ich die Sache schon ganz weg hätte, mit noch einer geringen Nachhülfe werde ich im Stande seyn, die Reise ohne irgend einen Führer anzutreten. Wie herrlich ist doch das Geschäft eines Schriftstellers, zu beschreiben, was man nie betrachtet, sich vor dem Publikum nicht im geringsten zu geniren, stets kühn einherzugehen, sich weder um die Wahrheit noch um die Konvenienz zu bekümmern, und am Ende das Portefeuille mit Banknoten und Guineen anzufüllen. Nur eins macht mich noch verlegen, und das ist der Anfang. In welchem Ton muß ich diesen anstimmen? hoch oder niedrig, Allegro oder Andante? Geben Sie mir nur den Grundton an, Sie, mein bester Kapellmeister, die Modulationen und Variationen werde ich schon ausführen.

B. Ergreifen Sie nur die Feder, ich bin bereit, Sie mit meinem Rathe zu unterstützen; nicht ich, sondern das Publikum muß Ihnen den Ton angeben. Heute liebt man Abschweifungen, morgen die sentimentalen Exclamationen und übermorgen die kleinen Sittendetails: unterwerfen Sie sich immerhin dem Publikum als Ihrem Gebieter. Verlangt es etwa, daß Sie auf den gewöhnlichen Menschenverstand renonciren, so hüten Sie sich ja, darauf Ansprüche zu machen. Der Egoismus ist heutzutage im Gebiete der Literatur so ziemlich in der Mode. Fangen Sie also an damit, daß Sie dem Leser erzählen, in welcher Gemüthsstimmung Sie London verlassen haben, was in Ihrem Mantelsacke, wie viel Guineen in Ihrer Börse waren; streuen Sie mit dem Ich, Mich und den Pronominibus Possessivis nur immer freigebig um sich. Es ist unmöglich, daß man sich nicht ein wenig für einen Mann interessire, der so viel Gewicht auf alles das legt, was ihn angeht. Was mich betrifft, so wette ich darauf, daß ich mit dieser Operation eine Reise von 2½ Meilen und zwar bloß in den Straßen in London zu Stande bringen will, die verkauft, gelesen und gepriesen werden soll. Sie kommen zufällig in irgend einen Laden, meinetwegen in eine Apotheke. Der funkelnde Glanz der Kristallkugeln mit den farbenreichen Spirituosen, sollte der nicht die Kraft besitzen, alle magische Geister des Stils heraufzubeschwören? Ein Vorübergehender, der Ihnen auf die Schultern klopft, kann ein Held Ihres Dramas werden; und wenn Sie in dem Kaffeehause nicht nach Wunsch bedient werden, so haben Sie die beste Gelegenheit zu einer langen moralischen Tirade.

A. Wird man sich denn aber nicht über so viele geringfügige Einzelnheiten und Albernheiten beschweren?

B. Gott bewahre! Nur Stil, mein Theurer, Stil! Das ist's, was das Publikum verlangt. Gedanken ermüden, und Thatsachen oder Ideen ihm aufbürden, das heißt, es zu einer Arbeit zwingen, die ihm mißfällt. Schreiben Sie einen Band in Quarto über den König der Flöhe, so werden Sie überall willkommen seyn; dann können Sie in Ihrem ersten Kapitel zwischen sentimentalen Bemerkungen, Sittendetails oder poetischen Ergüssen wählen; besonders sprechen Sie ohne Scheu so viel wie möglich von sich selbst.

A. Tausend Dank, mein Theurer! Schon erwacht meine Einbildungskraft; ich fühle mich begeistert. Wenn Sie hier sind, so ist's mir, als wenn mein Genius in Person mir beistände.

B. Nur immer einen glänzenden Stil, in Diamanten und Perlen gefaßt; enthalten Sie sich der Verba, die Verba sind gemein und abgenutzt; drei Adjektive gehören zu einem Substantiv: das ist das nothwendige Verhältniß; eine Menge hochtrabender Periphrasen: das erspart uns die Mühe, Gedanken aufzufassen; ersetzen Sie die letzteren durch häufige Beschreibungen. Bemerken Sie eine Gotische Kirche, so machen Sie eine Diversion über den Gotischen Stil. Kommen Sie durch ein Deutsches Dorf, so nehmen Sie Gelegenheit, das Kostüm und die Sitten der Deutschen zu beschreiben; es versteht sich, daß Sie dieses Alles auf eine elegante Weise erfassen und geschickt verflechten, vorzüglich hüten Sie sich vor Einförmigkeit. Sie begegnen zufällig einer jungen Bäuerin, so beschreiben Sie ihr Gewand, ihre Mütze, ihr ganzes Benehmen; vergessen Sie nichts, füllen Sie so viel Seiten als möglich an; denn Sie wissen, daß Seiten aus Phrasen und Phrasen aus Wörtern zusammengesetzt werden.

A. Darf ich Ihnen wohl die Bemerkung machen, daß ich, wenn ich Ihre Rathschläge, die ich übrigens alle für vortrefflich halte, genau befolge, als ein Geck erscheinen muß und als ein Mensch, den ich unerträglich finden würde, wenn mich der Zufall mit ihm bekannt machte?

B. In der That, Sie dauern mich, armer Mann. Aber glauben Sie denn, daß die Leser nicht Herren und kompetente Richter über das sind, was ihnen am besten konvenirt? Lieben die Gecken Sie, nun, mein Gott! lassen Sie sie bei ihrer Passion. Die hundert Guineen, welche diese erdichtete Reise Ihnen bringt, welche die Lücken ausfüllen sollen, die das Geschick in ihrer Börse hat entstehen lassen, hätten Sie wohl diese eben so leicht verdient, wenn man Ihnen einen feinen Geschmack, Phantasie und ganz besonders Genauigkeit zur nothwendigen Bedingung gemacht hätte? Wohlan denn! anstatt daß Sie sich thörichter Weise beklagen, machen Sie lieber von Ihrem Glücke Gebrauch, und benutzen Sie die allgemeine Thorheit; erinnern Sie sich daran, daß Alles auf die Art und Weise ankommt, wie man die Sachen giebt; stellen Sie sich dar als ein Mann von Welt, etwas leichtsinnig, zu geistreich, um sich die Mühe zu geben, sorgfältig und ohne Fehler zu schreiben, als wenn Sie auf den Ruf nicht achteten, sich über das Publikum lustig machten, und als ob Sie Ihre Reise mit einem Federstiele schrieben: auf diese Weise wird man Ihnen die gröbsten Fehler verzeihen, man wird Sie achten und lieben und gerührt seyn über Ihre Herablassung.

A. Ihr Scharfblick setzt mich in Erstaunen, und ich sehe, daß in Ihrer Frivolität mehr Beobachtungsgabe und Weisheit steckt, als in meiner Philosophie.

B. Wir wollen keine Zeit verlieren; ich habe Geschäfte; ich will Ihnen, wenn's beliebt, den Anfang der ersten Seite diktiren. Der Eingang ist wichtig; man muß sich mit einer gewissen Würde darstellen, und ganz besonders mit à plomb.... So schreiben Sie denn: „Der schönste Frühling, dessen Hauch seit zwanzig Jahren über die grünen Wiesen und die sammetnen Rasen Englands das frischeste Leben verbreitet, hatte ein angeerbtes Uebel nicht beschwichtigen können, das mich aufrieb, und das den eifrigsten Anstrengungen der Aerzte Trotz bot. Ich fürchtete, einmal wie meine Mutter das Opfer meiner Brustbeschwerden zu werden; ein trockner Husten zerriß mir die Eingeweide. Die Unterhaltungen meiner Freunde ergötzten mich nicht mehr; ich konnte keinen Antheil nehmen an ihren Vergnügungen, ja nicht einmal an ihren Leiden; es war mir, als wenn der Lebensfunke in meinem Innern allmälig zu erlöschen anfinge. Dieses Uebel, das mit jedem Tage heftiger wurde, erzeugte in mir endlich den Entschluß, England zu verlassen und Zerstreuung und Gesundheit auf einer fernen Reise aufzusuchen. Ich hatte schon zu wiederholten Malen Ilfracombe und Brighton, aber ohne Erfolg, besucht, ich fand hier keine Besserung. So war ich denn nun fest entschlossen, nach dem Orient zu reisen, allein meine Familie widersetzte sich diesem Plane, indem sie mir lebhaft die Gefahren einer solchen weiten Reise vor Augen stellte. Ich mußte mich daher schon mit einer kleinen Pilgerfahrt an den Ufern des Rheins begnügen; ich verließ England. den 25ten Juli 1819."

A. Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, mein Lieber; Sie machen mich zu einem Manne mit funfzig Tausend Pfund Renten.

B. Das ist eben meine Politik; der Erfolg hängt davon ab. Hätte ich von Ramsgate und Margate gesprochen, hätte ich Sie in einer Diligence fahren lassen, als ein guter Bürger oder als ein junger Mann, der so eben die Akademie verlassen und funfzig Pfund Sterling in der Tasche hat, die durch die Großmuth seines Buchhändlers bald zu drei oder vierhundert Pfund anwachsen sollen, da wären Sie ein verlorener Mann gewesen. Unsere Welt lebt nur vom Scheine. Zeigen Sie sich dem Publikum von der Seite, wie ich sie Ihnen so eben angegeben, so können Sie auf aufmerksame Leser, gefällige Freunde und Journalisten rechnen, die Ihnen nur zu gern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hätten Sie sich als einen armen Tropf von einem Autor, als einen nothleidenden Reisenden dargestellt, welcher Teufel hätte dann Ihr Zuhörer seyn wollen?

A. Bravo. Wenn man reist, sey es auch nur in den Regionen der Phantasie, so ist die Extra-Post immer angenehmer als die Diligence.

B. Ich habe noch einen sehr wichtigen Punkt vergessen. Haben Sie einige Freunde, an deren Gunst Ihnen etwas gelegen ist, einige Verwandte, deren Erbschaft Ihnen theuer und werth ist, so lassen Sie ja nicht diese Gelegenheit vorbeigehen, sie in Ihrem Werke zu erwähnen; es wird ihnen Freude machen, ihre Namen und ihre Titel auf schönem Velin-Papier gedruckt zu lesen; Sie können erzählen, daß Sie, bevor Sie Ihr Vaterland verließen, einer ehrwürdigen Familie einen Besuch abgestattet haben, deren Gastfreundschaft u. s. w. u. s. w. Wir Engländer sind gerade unter allen Völkern am wenigsten gastfreundschaftlich, und wir freuen uns daher, wenn man von unserer Gastfreundschaft spricht.

A. Sie machen mich verlegen; ich habe keine Verwandten mehr, außer einen äußerst geizigen alten Onkel, der mich für seinen Todfeind hält, und bei dem ich noch keine Tasse Thee getrunken habe.

B. Er ist reich?

A. Ein Millionnair und kinderlos.

B. Das ist ein ganz besonderes Glück. Die einzige Schwäche

sei, die sicher wirkt, und zwar kräftig wirkt, das ist die, die nicht Eigenschaften, die wir besitzen, sondern vielmehr Eigenschaften, deren wir ermangeln, an uns hervorstreicht. Ihr Onkel wohnt?...

A. Zu Bath.

B. Sie werden also erzählen, daß Sie in dem gastfreundschaftlichen Hause des Herrn M..., in dem Hause, das durch den guten Geschmack und die Kunst ausgeschmückt ist, sich einer höchst edlen und zuvorkommenden Aufnahme erfreuten u. s. w. u. s. w... Sagen Sie mir dafür Ihren Dank: durch diese Phrasen machen Sie vielleicht Ihr Glück.

A. Aber ich verabscheue ihn.

B. Ihre Lobeserhebungen sind ein Akt der Liebe und der Hoffnung.

A. So mag's denn seyn. Kommen wir endlich in Dover an?

B. Ja wohl; aber vergessen Sie hier ja nicht die Bemerkung einzustreuen, daß das Wort Dover jetzt Dovor ausgesprochen wird; es ist eine jener Wandlungen der Aussprache, eine der Modulationen, die der Jargon der vornehmen Gesellschaft von Zeit zu Zeit einführt. Jeder gute Englische Gentleman, der nicht eben von dem entlegensten Theile der Provinz herkommt, und der in Sachen der Mode nicht ganz ein Fremdling ist, weiß sich gar wohl damit zu befassen, wenn es seyn muß, alle a in o und alle e in i, je nach der Caprice jener phantastischen Königin, zu verwandeln. Sie werfen zuerst einen Blick auf Dover, und dann schiffen Sie sich ein. Ein Sturm würde hier nicht eben an der unrechten Stelle seyn; aber um originell zu erscheinen, werden Sie alle Ihre Aufmerksamkeit auf kleine geringfügige Dinge lenken, sie beschreiben und sorgfältig detailliren; dagegen müssen Sie alle Gegenstände von einiger Wichtigkeit, die schon von anderen Reisenden betrachtet wurden, bei Seite lassen. Die Felsen bei Dover sind ziemlich merkwürdig; von diesen erwähnen Sie kein Wort. Aber ein Dandy raucht an Ihrer Seite eine Cigarre; dies giebt Gelegenheit zu einer Dissertation über die Cigarren; damit füllen Sie drei Seiten. Sie werden von keiner Seekrankheit befallen.

A. Ich bitte um Verzeihung: es ist mir unmöglich, über die Themse zu fahren, ohne krank zu werden.

B. Ich sage Ihnen, Sie haben nicht die Seekrankheit, Sie können sie nicht haben; denn es ist eine gemeine triviale Krankheit, Ihrer unwürdig. Uebrigens müssen Sie beim Hineinsteigen in das Packet-Boot einen kleinen Roman mit einflechten. Ein eifersüchtiger Mann, eine schöne Frau: sie sinkt ohnmächtig in Ihre Arme; der Mann, selbst krank, richtet sich auf mit einer zugleich schmachtenden und drohenden Miene; Sie hüllen diese ganze Scene in den Schleier einiger zweideutigen Worte ein, und aus reiner Delikatesse hüten Sie sich wohl, die weitere Entwickelung dieses Romans nur anzudeuten: So etwas ist von Interesse für die Frauen; denn die Männer sind es ohnedies nicht, die diesen Büchern Erfolg verschaffen. Seyen Sie übrigens mit den Frauen in Ihrem Werke so freigebig als möglich: Brünetten, Blondinen, Naive, Sentimentale, achtzehnjährige und fünfunddreißigjährige; analysiren Sie ihre Seelen, interpretiren Sie ihre Gesten; messen Sie ihre Taillen und kopiren Sie genau die Farbe ihrer Haare.

A. Aber ich bin sehr schüchtern von Natur, und Sie wissen, daß ich in meinem Leben nur eine einzige Liebe empfunden.

B. Eben so wie Sie nur eine Guinee in der Tasche haben: das sind Schwachheiten, die man dem Publikum nicht mitzutheilen braucht. Nun wollen wir wieder auf unsere Reise zurückkommen. Kaum haben Sie den Fuß auf trockenen Boden gesetzt, fangen Ihre Beine zu wanken an; es schauert Sie an Ihrem ganzen Körper, und Sie bekommen Uebelkeiten: Sie haben die Seekrankheit.

A. Die Seekrankheit zu Lande!

B. Gerade hier. Es stellen sich alle Symptome ein, Sie empfinden alle Wirkungen derselben, und dann überlassen Sie es den Männern von Fach, eine Thatsache zu erklären, die so sonderbar erscheint, und zu der Sie keinen Kommentar liefern.

A. Ah! Sie nennen das eine Thatsache?

B. Es ist ein herrlicher Schluß eines Kapitels. Sie kehren die Ordnung der Natur um, dadurch reizen Sie die Neugier; der Leser bleibt in Ungewißheit; er erinnert sich an Sie; er merkt sich dieses außerordentliche Phänomen und geht an das zweite Kapitel heran, ohne zu gähnen.

A. Sie sind ein genialer Mann, mein Bester, lassen Sie mich jetzt ein wenig; die Fluth der Begeisterung reißt mich fort. Adieu! Barnstaple! Adieu! mein theurer Gönner! Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?

(Barnstaple drückt ihm die Hand, ohne zu sprechen, und zieht sich zurück; die Feder des Reisenden läuft über das Papier und hält nicht eher an, bis sie in einer Wuth sechzehn Folio-Seiten voll geschrieben.)

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Der Neugriechе A. Korais.

Wir theilten in Nummer 94 des Jahrgangs 1832 des „Magazins" eine Biographie des Neugriechen A. Korais mit, die wir in der Hauptsache aus einem daselbst auch angegebenen Neugriechischen Werke des Griechen Kumas entlehnten. Seitdem ist Korais selbst am 6. April 1833 in Paris, beinahe 85 Jahre alt, gestorben und hat, unter seinem übrigen handschriftlichen Nachlasse, auch eine Autobiographie hinterlassen, die bereits in Paris, unter dem Titel: *Βίος Ἀδαμαντίου Κοραῆ, συγγραφεὶς παρὰ τοῦ ἰδίου* (1833), im Drucke erschienen ist. Der Verfasser hat jedoch dieselbe nur bis zum Ende des Jahres 1829 fortgeführt, übrigens sie, nach seinen eigenen Worten, nur deshalb geschrieben, um die Irrthümer derer, welche, da er noch am Leben war, sein Leben beschrieben hatten, zu berichtigen. Namentlich ist letzteres der Fall in Betreff der in der „Biographie nouvelle des Contemporains", t. 5. p. 52 mitgetheilten biographischen Skizze des A. Korais, die wir selbst in dem Magazine von 1832 Nr. 94 mit benutzt hatten.

Im Allgemeinen ist diese Autobiographie an und für sich kurz und nicht erschöpfend, ganz in dem Geiste anderer Schriften des Korais abgefaßt, so daß sie selbst in ihrer Darstellung im Einzelnen den Verfasser auf eine sehr bezeichnende Art charakterisirt. Am ausführlichsten verbreitet er sich auf diesen nur dreißig Seiten über seine Jugend und über die Mittel, mit denen er, oft unter großen Schwierigkeiten, seinen Durst nach Kenntnissen zu befriedigen suchte. Bei dem traurigen Zustande, in welchem sich damals, nämlich im Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die wissenschaftliche Bildung und das Unterrichtswesen in Griechenland und der Türkei befand (in der Türkei selbst dürfte es gegenwärtig nicht viel besser seyn!), können jene Schwierigkeiten von selbst eingesehen werden; aber nur um so mehr zeugt es für den Eifer des Mannes, von dem die Rede ist, und nur um so höher muß sein Verdienst anerkannt werden, daß er, trotz dieser Schwierigkeiten und ungeachtet der geringen Hülfsmittel der Bildung, dennoch in seiner Jugend den Grund legen konnte, auf welchem er sodann in späterer Zeit das zu werden vermochte, was Korais für die Altgriechische Philologie und für das neue Griechenland geworden ist. Unter Anderem erzählt er in jener Beziehung, daß seine Mutter und deren zwei Schwestern zu Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast die Einzigen in der großen Stadt Smyrna (wo Korais am 27. April 1748 geboren ward) gewesen, die Lesen und Schreiben verstanden hätten!

Um auf die oben erwähnte Autobiographie nicht bloß durch die Anzeige von ihrem Erscheinen aufmerksam zu machen, entlehnen wir daraus folgende Stelle, die auch als ein Bekenntniß des Korais über die Griechische Revolution vom Jahre 1821 von Interesse ist. Es ist, wenn nicht anders woher, doch aus dem oben erwähnten Aufsatze im „Magazin" bekannt, daß Korais eine Reihe Altgriechischer Autoren, unter dem Titel: *Ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη*, seit 1805 auf Kosten des Griechen Zosima herausgegeben. Er leitete diese Ausgaben mit einem *Πρόδρομος* (1805) ein, welcher, neben einigen Altgriechischen Werken, ausführliche Prolegomenen enthielt. „Die Vertheilung dieser Prolegomenen in Griechenland", sagt er darüber, „und das dadurch bewirkte Wohlwollen der Griechischen Nation gegen mich belehrte mich, daß dieselbe bereits das Bedürfniß zu fühlen begonnen hatte, sich zu unterrichten, und sie vermehrte zugleich die Hoffnungen, welche ich in Ansehung der nahen Befreiung Griechenlands schon vor fünf Jahren (in der Vorrede zu der im Jahre 1800 von mir besorgten Ausgabe der Schrift des Hippokrates: *Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τοπων*) ausgesprochen hatte. Nur darin hatte ich mich geirrt, daß der Aufstand gegen den Tyrannen, den ich um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts annehmen zu können glaubte, dreißig Jahre früher stattfand. Daß er unzeitig erfolgte, geht aus der Kühnheit der Urheber des Aufstandes hervor, mögen diese nun freiwillig hierbei oder auf Anlaß Rußlands gehandelt haben; so wie es sich auch aus der unklugen Ausführung vieler Gewaltthaten in Griechenland, von jener Zeit an bis jetzt, ergiebt — einer Ausführung, welche Veranlassung gegeben, daß so viel unschuldiges Blut vergossen wurde, und daß beinahe der Griechische Name selbst von der Erde verschwunden wäre, wenn die, die den Tyrannen zu Lande und zu Wasser bekämpft, nicht Thaten, Marathon's und Salamis würdig, gethan hätten. Hätte die Griechische Nation nur wissenschaftlich gebildete Führer über sich gehabt (und sie würde sie gehabt haben, wenn der Aufstand dreißig Jahre später ausgebrochen wäre), so würde sie selbst bei dem Aufstande auch klüger verfahren seyn und dem Auslande eine größere Achtung eingeflößt haben, so daß Griechenland von Seiten des Auslandes manche Leiden sicher nicht erfahren hätte."

Schließlich erwähnen wir hier noch, daß in der angeführten Autobiographie, außer seinem ähnlich seyn sollenden Bildnisse, auch die durchaus ähnliche Handschrift des Korais, so wie die von ihm selbst verfaßte Grabschrift mitgetheilt worden. Letztere lautet:

Ἀδαμάντιος Κοραῆς, Χίος, ὑπὸ ξένην μὲν, ἀλλ᾽ ἐν τῇ φυσικῇ μ᾽ Ἑλλάδι περιλαμπομένην γὴν τῶν Παρισίων κεῖμαι.

(Hier liegt Adamantios Korais von Chios, in der zwar fremden, aber gleich wie Griechenland, das ihn geboren, von ihm geliebten Stadt Paris.)

Ostindien.

Geographie und Statistik des Britischen Indien. *)

Das unten genannte Werk wird eine vollständige Geschichte und Beschreibung der Britischen Kolonieen in Indien enthalten. Der Verfasser lenkt unsere Aufmerksamkeit zunächst auf den Anwachs und die Fortschritte der Britischen Macht in diesem Lande, und erzählt demnächst die Eroberungen und das Entstehen der Präsidentschaften. Dann erhalten wir Nachricht von den pensionirten Fürsten, den unterwürfigen und beschützten Staaten, und von den zinsbaren oder lehenspflichtigen Häuptlingen. Das Klima, die Produkte und die Bevölkerung von Bengalen, Madras und Bombay sind der Gegenstand eines höchst interessanten Kapitels. Am anziehendsten ist jedoch die Schilderung der Alpenländer des Himalaya, die in neuester Zeit so oft von Briten besucht worden. Der Erfolg dieser Excursionen hat die Hoffnung erweckt, daß man einstens durch jene Gebirgspässe einen Landhandel mit China werde anknüpfen können. Die Klimate der

*) History of the British Colonies in Asia. (Geschichte der Britischen Kolonieen in Asien.) Von Montgomery Martin. London, 1834. 1ter Bd.

verschiedenen Gegenden Indiens, wie vorliegendes Werk sie beschreibt, verdienen wohl die Aufmerksamkeit derjenigen, die sich in Indien häuslich niederlassen wollen. Das Klima Bengalens wird wegen seiner ausnehmenden Feuchtigkeit als sehr ungesund geschildert. Gegen die nordöstliche Gränze, wo der Boden sich erhebt, wird es gesünder.

Die Natur-Erzeugnisse der Britisch-Indischen Besitzungen sind äußerst zahlreich und schätzbar. Sie bestehen aus Kokosnüssen, großen Waldbäumen, Reis, Kartoffeln, Waizen und Gerste. Stärkemehl aus Waizen ist jetzt ein Theil der regelmäßigen jährlichen Ausfuhr Kalkutta's. Zuckerrohr wächst aller Orten in üppiger Fülle, desgleichen Baumwolle, und auch an Seide fehlt es nicht. Kaffee von der besten Sorte wird in den südlichen Theilen gefunden, woselbst auch Taback und Indigo zu hoher Vollkommenheit gedeihen.

Die Fauna Indiens ist gleichfalls sehr merkwürdig. Leider sind die Raubthiere noch das Schrecken einzelner Distrikte. So z. B. wurden in den letzten vier Jahren in der Gegend um Agra nicht weniger als tausend Kinder von Wölfen gefressen. Der Verfasser beschreibt, ehe er die Zoologie verläßt, einige Jagden auf wilde und reißende Thiere. Die zur Jagd gebrauchten Leoparden (Tschitahs) werden, gleich Falken, mit einer Kappe versehen und an eine Tafel gebunden, die auf eine von Rindern gezogene Karre befestigt wird. Die Antilopen sind an den Anblick von Rindern gewöhnt und erlauben ihnen daher, sehr nahe zu kommen. Befindet sich die Karre in der rechten Distanz, so macht sie Halt, und man läßt den Leoparden los. Dieser geht nun auf die Lauer, wobei er klüglich eine andere Richtung einschlägt, als die weidenden Antilopen. Er kriecht auf dem Bauche fort, schlüpft hinter jeden Busch oder Erdwulst, der auf seinem Wege liegt, und macht, wo es schicklich ist, auch wohl eine Pause. Plötzlich thut er ein paar gewaltige Sätze, und die Antilope ist sein. Hat er sie entwischen lassen, so kehrt er knurrend und sehr übeln Humors zu seinem Herrn zurück.

Die Ostindischen Besitzungen zerfallen in drei Präsidentschaften: Bengalen, Madras und Bombay (Agra). Jeden Präsidenten unterstützt ein Rath, der aus zwei älteren Civil-Beamten der Compagnie und dem Chef der Armee besteht. Die Verwaltungs-Behörde von Bengalen ist die vornehmste unter den dreien, und ihr Chef wird General-Gouverneur von Indien betitelt. In der Präsidentschaft Bengalen ist ein Ober-Appellationshof, welchem die Appellationshöfe in den Provinzen untergeordnet sind. Die letzteren haben jedoch keine kriminale Jurisdiction. In Bengalen giebt es zwanzig Kommissions-Beamte, die über Magistratur, Staatseinkünfte und Polizei die Kontrolle führen. Die Zahl der Gerichtshöfe in den Sillahs*) und Städten beläuft sich auf 49. An diesen Höfen werden alle Rechtsfälle von geringerer Bedeutung verhandelt. Außer den erwähnten Gerichtshöfen befindet sich in jeder Präsidentschaft ein oberster oder Königlicher Hof, und zu Kalkutta sind ein Brahmanischer und ein Muhammedanischer Rechtsgelehrter den Gerichtshöfen attachirt.

Verhöre vor Geschwornen finden nur an Kriminal-Gerichten statt. Die Eingebornen können zu Mitgliedern großer und kleiner Jurys gewählt werden. Das Kriminal-Gesetz ist fast allenthalben das des Muhammedanischen Kodex, demzufolge Verstümmelung von Gliedern und Peitschenhiebe bis auf den Tod häufige Anwendung finden.

Jede Präsidentschaft hat ihre besondere Armee. Sämmtliche Streitkräfte, die sich auf ungefähr 194,000 Mann belaufen, stehen unter dem Chef von Bengalen. Das militairische Etablissement kostet jährlich im Durchschnitt 9½ Million Sterl.

Die Flotte besteht aus einer Fregatte, vier Schiffen von 18 Kanonen, sechs Korvetten und Briggs, zwei bewaffneten Dampfböten und einigen Geleit-Schiffen. Während der Europäischen Kriege bewies diese kleine Flotte eben so viel Tapferkeit und taktische Kunst, als die Flotte des Mutterlandes.

Die Auflagen sind unmittelbar oder mittelbar; die ersteren bestehen aus dem Ertrage der Ländereien, aus Subsidien, Cessionen von Grundstücken u. s. w. Sie belaufen sich auf ungefähr 15½ Million Pfd. Sterl.; die letzteren, zu denen die Steuer von Salz, Opium, Taback, u. s. w. gehört, betragen über 7 Millionen Pfund. Die vornehmsten Artikel, welche Indien nach Großbritannien schickt, sind: Indigo gegen 7,500,000 Pfund; Baumwolle 30,000,000 Pfund; rohe Seide beinahe 2,000,000 Pfund; Salpeter 2000 Centner; Zucker ungefähr 6200 Centner; Pfeffer ungefähr 4,600,000 Pfund, und eine große Menge Spezereien und Drogen.

Indigo wird in Bengalen in großer Menge gewonnen. Die Indigo-Pflanzungen decken ungefähr eine Million Morgen Landes. Die Einfuhr des Indigos in England betrug sonst jährlich an neun Millionen Pfund; jetzt vermindert sich die Consumtion bedeutend. Die Seide ist gleichfalls ein sehr ausgedehnter Kultur-Artikel. Diese Seide wird manchmal eben so theuer verkauft, als die Italiänische. Baumwolle ist ein Stapelprodukt, findet aber in England wenigen Absatz.

Von dem in Ostindien gewonnenen Opium wird eine ungeheure Quantität nach China verführt und buchstäblich in das Himmlische Reich eingeschmuggelt. Man mache sich einen Begriff von dieser Menge in China abgesetzten Opiums, wenn wir die Summe von 2½ Millionen Pfund nennen, die sie der Regierung einbringt!

„Der Opium-Handel", sagt unser Verf., „wird nicht geheimnißvoll betrieben; man kennt recht wohl die eingeführte Quantität, und die Preise werden stets in dem Canton-Register angezeigt. Da die Opium-Kisten sehr unbehülflich zu transportiren sind, so öffnet man sie an Bord der Schmuggler-Schiffe zu Lintin. Die Chinesischen Schmuggler-Böte kommen bei hellem Tage und man verabfolgt ihnen die Waare gegen eine sogenannte Opium-Order von Seiten des Agenten zu Canton. Oft wird der Handel im Angesicht der Kriegs-Junken geschlossen."

„Die Chinesische Regierung hat öfter die strengsten Proclamationen gegen den Opiumhandel ergehen lassen. Das Opium wird in denselben (mit vollem Rechte) für ein Gift erklärt, und Kaiserliche Edikte sollen unwiderruflich seyn; aber die unteren Behörden drücken ein Auge zu, vielleicht sogar die oberen. Zollbeamte, die eine Partie Opium weggefischt haben, lassen zwar den Schmugglern zuweilen die Köpfe herunterschlagen und stecken auf einer Anhöhe ein Feuer an, als ob sie die übel berüchtigte Waare verbrennten; aber in der That bleibt das Opium unversehrt und schleicht sich durch die ganze Monarchie, bis innerhalb der Mauern des Kaiserlichen Palastes."

Bengalen handelt mit Nord-Amerika, Frankreich, dem Persischen Golf und Arabien; aber die Indische Compagnie hat bedeutende merkantilische Verbindungen mit einer großen Menge Fürsten angeknüpft, deren Staaten nördlich von ihren Besitzungen liegen. Der Chef des Pendschab, Maharadscha Rendschit Singh, ist nun auch im Besitze des reizenden Thales von Kaschmir.

Die Insel Ceylon kann dem Europäer nicht als Aufenthalt angepriesen werden; die Monsuhns herrschen hier aller Orten, und eine Menge rohrbewachsener Sümpfe verpestet die Luft. Doch giebt es auf dieser Insel eine Hochplatte, ungefähr 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, wo der Sommer fast niemals tropisch zu nennen, und wo man im Winter Eis findet. Das Pflanzenreich auf Ceylon ist üppig wuchernd und die Thiere sehr merkwürdig. Die Eingebornen bekennen sich zum Buddhismus, dessen Priester niemals ein Feuer anzünden, aus Besorgniß, es möge dabei ein Thier um's Leben kommen. Sie kochen deshalb gar keine Speise und leben ganz vom Betteln. Ihre Kleidung ist ein großer gelber Mantel, der die rechte Schulter und Brust unbedeckt läßt; sie scheeren sich Kopf und Bart und gehen barfuß.

Zu Erleichterung des Verkehrs zwischen Europa und Asien schlägt Herr Martin eine Dampfschifffahrt über das Kap der guten Hoffnung vor. Diese Route würde, nach seiner Meinung, sämmtliche Asiatische und Afrikanische Kolonieen einander näher bringen, während eine Communication über das Rothe Meer nur einem Theile der östlichen Besitzungen Britanniens diese Wohlthat verschafft. Ein Dampfschiff von 1000 Tonnen, mit einem Kohlen-Vorrath von 800 Tonnen, soll zwischen London und Kalkutta keine Station machen und die Fahrt in 60 Tagen vollenden. Dies würde in der That eine brillante Unternehmung seyn, da die Entfernung 13,700 Engl. Meilen beträgt. Herr Martin macht einen Ueberschlag der Kosten, die ein solches Etablissement erfordern würde, und scheint mit Ungeduld auf das Resultat zu harren.

*) Die Sillahs sind Distrikte von ungefähr zwei Millionen Seelen.

Mannigfaltiges.

— Progressive Veränderung der Familien in England. Theilt man die Gesammtzahl der Familien in England in drei Klassen, so ergiebt sich in den 20 Jahren von 1811 bis 1831 folgende numerische Veränderung:

	1811	1821	1831
Ackerbautreibende Familien . .	697,353	773,732	761,348
Familien, die sich hauptsächlich mit Handel, Manufaktur-Arbeiten und Handwerken beschäftigen	923,588	1,118,295	1,182,912
Alle andere Familien, die nicht in jene beiden Klassen einbegriffen sind	391,450	454,690	801,076

Man sieht hieraus, wie die Anzahl der mit Ackerbau beschäftigten Familien in dem Zeitraum von 1811 zu 1831 nur wenig gestiegen, von 1821 zu 1831 sogar geringer geworden ist, während die dritte Klasse von Familien in den 20 Jahren mehr als um das Doppelte größer geworden ist. (Hopkin's Great Britain.)

— Ein Schauspieler an Einem Abend in drei Rollen an drei Orten. Der Englische Schauspieler Sloman hat die Wette gestellt, an einem und demselben Abend, und zwar in einem Zeitraum von fünf Stunden, in drei verschiedenen Städten, Maidstone, Rochester und Canterbury, drei verschiedene Rollen geben zu wollen. Rochester ist von Maidstone neun und von Canterbury 27 (Engl.) Meilen entfernt; rechnet man dazu, daß von den fünf von ihm selbst bedingten Stunden mindestens zwei auf das Spiel verwandt werden, ihm also nur drei übrig bleiben, um die 39 Meilen zurückzulegen, so möchte man sich wohl geneigt fühlen, mit Sloman's Gegner Partner zu seyn.

— Dicke Schönheiten in Kalabar. Die Favoritin des Fürsten Ephraim von Alt-Kalabar, erzählt Lieutenant Holman in seinem Reisebericht, war so beleibt, daß sie sich kaum bewegen, geschweige gehen konnte; auch seine übrigen Geliebten hatten eine verschwenderische Korpulenz, und ihre Schönheit bestand mehr in der physischen Masse, als in der Symmetrie des Gesichtes oder der Gestalt. Will Se. Majestät sich von neuem vermählen, so suchen seine Blicke nach derjenigen, die in der Mast am weitesten schon zu dem Grade der Wohlbeleibtheit gediehen ist, welcher durchaus zur Würde einer Königin gehört. Wir sahen ein hübsches junges Weib, das diese Feuerprobe oder vielmehr Fettprobe der Aufmästung zu bestehen hatte. Sie saß an einem Tische vor einem großen Kübel voll mehligen Futters, das sie so schnell, als sich nur immer der Löffel von der Schüssel zum Munde bewegen ließ, verschlang.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Montag den 19. Mai 1834.

Frankreich.

Französische Komik. — Potier.

Was unsere Väter die Französische Fröhlichkeit nannten, jene Lachlust, jene Erschütterung des Zwerchfells, die so wohlthätig, so gesund ist, jener Eifer für die Einfälle des Witzes, jene unbeschränkte Heiterkeit, mochte sie auch hier und da ein wenig unverschämt seyn, alles das kennen wir gar nicht mehr.

Man lacht nicht mehr viel in Frankreich; und warum? Hat sich der Charakter der Nation verändert? nein; aber er steht unter dem Einfluß von Umständen, die ihn verdecken und verfälschen. Er macht sich nur gelegentlich Luft und nur von kurzer Dauer sind seine Sprünge. Wir erröthen darüber, daß wir gelacht haben, und moralisiren gleich darauf, als wollten wir uns Verzeihung auswirken für jene ungeziemende Lustigkeit, die gar nicht für ein Volk paßt, dessen Würde ein ernsthaftes Wesen gebietet..... so sagt man nämlich.

Das Lachen ist bei uns nichts mehr als ein Verziehen der Lippen, eine Grimasse des schlechten Tons. Pfui, über die Possen! Pfui, über Hanswurst! Ach, wir sind sehr vernünftig!.... Ja, und sehr langweilig!

Man unterhält uns, oder giebt sich vielmehr das Ansehen, uns zu unterhalten, mit den Ergötzlichkeiten des Mordes, den Freuden des Ehebruchs, den Zeitvertreiben des Lasters und des Verbrechens, mit den Stürmen der Eifersucht und allen den zügellosen Affekten des unmoralischen blutigen Dramas, von dem die Tragödie entbrannt worden ist, und welches in kurzem selber wieder entfernt werden wird; denn die Zeit der Reaction ist da.

Solch' ein Wahn konnte nicht von Dauer seyn — diese trübe, wilde Verirrung, die mit dem Anspruch, reformiren zu wollen, auftrat, und von ihrer Kanzel, zu der das Drama auf einer Doppelleiter hinaufgestiegen war, deren einer Fuß an's Thor eines Kirchhofs, deren anderer an die Thür eines übelberüchtigten Ortes angelehnt worden, herabschrie, sie käme, die Zügellosigkeit des achtzehnten Jahrhunderts abzuschaffen! — Ich werde wahrhaftig nicht behaupten, daß das Theater des achtzehnten Jahrhunderts moralisch war. Behüte der Himmel! Es war ebenfalls närrisch — aber Narrheit gegen Narrheit gehalten, ziehe ich die lustige vor.

Wenn man heutzutage in's Theater geht, so muß man sich schwarz kleiden wie zu einem Begräbniß; wenn man herauskommt, so weiß man, daß man die Nacht von schweren Träumen geplagt seyn wird.

Wenn Thomas-Diafoirus Demoiselle Argan das Anerbieten machte, sie mit einer anatomischen Section zu unterhalten, ist er lächerlicher, als der Schwarm unserer großen Dramendichter, die uns zu einer Zergliederung in fünf Akten und zwanzig Tableaus einladen, alles dessen, was es im menschlichen Herzen Widerwärtiges und Unsauberes giebt?

Ungeachtet alles Talents, das das moderne Drama bisweilen an den Tag gelegt, ungeachtet des Reizes der Wirklichkeit mit dem es ausgestattet ist, ungeachtet aller blendenden Pracht seines Beiwerkes, ungeachtet aller materiellen Vervollkommnung, welche ihm die theatralische Kunst verdankt, hat uns das moderne Drama das Theater verdorben. Sein Genius, der beibringend seyn sollte, ist dem Theater durchaus verderblich geworden. Es hat auf den Ruhm Anspruch gemacht, wahrer zu seyn, als das alte Drama; es enthält eine größere äußerliche Wirklichkeit, das ist aber auch Alles, und das heißt, es ist materieller armseliger Ruhm! Nie hat es Gewalt und Tiefe, Adel und Einfachheit, Leidenschaft und Schönheit gehabt, wie das des alten Corneille oder Molière's. Es hat schrecken wollen, und doch, es mochte den Mund noch so voll nehmen, gelang ihm dies nicht auf eine Weise wie Crebillon. Es ist auf Scherz und Munterkeit ausgegangen, und weit hinter Destouches, Regnard, am allerweitesten hinter Beaumarchais zurückgeblieben; denn auf Nichts versteht es sich schlechter, als auf Lustiges und Komisches.

Das Komische ist von ihm vernichtet worden, auf eine Zeit wenigstens. Es hat das Publikum an die Affekten des Assisenhofes gewöhnt. Es hat der Zuschauer Gemüth und Geist und Interesse an unwürdigen Gegenständen abgenutzt, hat alle Welt verdüstert, und zwar ebensowohl aus Ohnmacht als mit absichtlichem Bestreben. Um komisch zu seyn, reicht der bloße Wille nicht hin. Das Komische ist das Allerschwierigste in der Bühnenkunst, wie in der Malerei das Heitere und das Licht. In einem Gemälde, wie in einem Theaterstück, erreicht man mit Schwarz, recht vielem Schwarz im Gegensatz zum Lichten, mit kräftigem Schatten, den ein Lichtstrahl durchbricht leicht eine Wirkung. David pflegte dies den Pistolenschuß im Keller zu nennen. Aber Wirkung zu erreichen mit einem freien jugendlichen Frauenkopf, der sich leicht abhebt auf einer lichten Luft, mit einem kleinen Liebes-Zwiespalt zwischen einer Mariane und einem Valère, das ist schwierig. Das verstanden Raphael und Molière zu machen, und das hat die neuere Malerei und das neuere Drama gar wenig versucht, weil sie recht gut wissen, daß es ihnen damit nicht gelingen möchte. Die Lustigkeit auf dem Theater, wie sie unsere großen Autoren in den zwölf Jahren von 1821 bis 1833 zum Besten gegeben, hat fast immer etwas Gezwungenes, Grimassenhaftes, Uebertriebenes gehabt, immer Falsches und Ueberladenes; was das Komische betrifft, so ist es fast jedes Mal verunglückt, so oft es noch versucht worden. Man wird ohne Zweifel Ausnahmen anführen, aber sie sprechen für die Wahrheit meiner Behauptung gerade aus diesem Grunde, daß sie Ausnahmen sind.

Die Karrikatur war ehemals ein Bild, worin sich die Lustigkeit aussprach; heutzutage hat sie den Anstrich der Bitterkeit der Zeit; sie spiegelt den Haß der Parteien ab und unterhält ihn. Dies ist aber nicht das Amt dieser Satire, die mit dem Bleistift geschrieben wird. Der Muthwille steht ihr vortrefflich, er macht sie lustig, lebhaft, beißend; der Zorn hingegen entstellt sie, macht sie häßlich, schwarzgallig, ungerecht, grausam. Der Spott empfiehlt sie; wird sie schmähsüchtig und verleumderisch, so verliert sie unser Interesse. Unter dem Kaiserreich ging sie bis zu den beleidigendsten Persönlichkeiten gegen Napoleon; aber damals war die Presse nicht frei, der Diskussion war kein Raum gegönnt, und die Feinde Bonapartes wollten seine Person und seine Regierung brandmarken. So wurde die Karrikatur zum Pasquill und zur Meuchelwaffe. Man suchte sie, begünstigte sie, weil sie verborgen umherschlich, und man in Frankreich immer sehr geneigt ist, Vertriebene und Flüchtlinge aufzunehmen. Ich habe sie blutgierig und voller Gift und Haß gesehen, aber dann habe ich auch diejenigen sogar nicht lachen sehen, deren Meinung sie diente: sie gebrauchten sie wie einen elenden Helfershelfer, dessen man sich bisweilen bedient und den man verachtet.

Uebrigens war die Karrikatur unter dem Kaiserreich ohne Macht. Wenn sie sich in leichten Feindseligkeiten erging oder als Kritik des gesunden Urtheils auftrat, wie bei der projektirten Landung in England, so nahm man sie mit Wohlgefallen auf; ward sie heftig, so tadelte man sie doch nicht offenbar, so lange man sie als eine nützliche Waffe betrachten konnte.

Der Französische Charakter wird heutzutage auf eine sonderbare Weise verkannt; man ist über das Ziel hinausgegangen, weil man den richtigen Takt, es gerade zu erreichen, verloren hat; man hat nicht daran gedacht, daß jede Beleidigung, die der Beleidigte nicht rächen kann, mit der Französischen Großmuth im Widerspruche steht. Karl der Zehnte sagte ein sehr wahres Wort in dieser Hinsicht: man sprach in seiner Gegenwart von gewissen Schriften, worin er sehr hart mitgenommen war. „Diese Schriften sind elende Feigheiten, denn ich bin der einzige Mann im Königreich, der die Verfasser nicht zur Rechenschaft ziehen kann."

Die Karrikatur unserer Zeit versteht nicht mehr zu lachen, weist nur die Zähne; man könnte sie eine Furie nennen, die schön thun und gefallen will. Sie müßte mit Maaß von der Freiheit Gebrauch machen, wenn sie von Erfolg seyn wollte, müßte gebildet seyn, zu scherzen verstehen, mit Heiterkeit die Thorheiten schildern, müßte vor allen Dingen nicht boshaft verleumderisch zu Werke gehen und nicht die Verachtung alles gesellschaftlichen Anstandes predigen. Alle Parteien sind in diese Zügellosigkeit verfallen, deren traurige Wirkung darin besteht, daß sie Haß und Grimm verewigt und die Kunst herabwürdigt. Feder und Bleistift sollen nicht in die Schärfe des Stilets ausarten; das Stilet ist eine unedle Waffe. Je vollständiger die Freiheit ist, desto bescheidener muß die Satire seyn. Alles zu sagen ist keine Kunst; wenig zu sagen und viel zu verstehen zu geben, das ist eine Kunst.

So ist es mit jener Lustigkeit bestellt, jener Französischen Wuth, um welche uns die Ausländer eben so tadelten wie beneideten. Paris erstickt unter dem düstern Grabestuch, worin es die Ereignisse, das dramatische System und die Schule unserer Karrikaturen eingehüllt haben. Die Unordnungen der Regentschaft sollen nicht wiederkommen, wie ich hoffe, wohl aber das Lachen jener Zeit, das uns noch, obwohl selten genug, vom Theater her erschallt und begrüßt, und in den Rollen unserer Salons, die von Weltleuten gespielt werden, bei denen die vis comica eine kostbare Gabe der Natur ist.

Auf dem Theater ist eine der Quellen des Komischen gänzlich versiegt: die Bedienten sind jetzt unmögliche Personen. Sie sind niemals sehr wahr im gewöhnlichen Sinne gewesen, aber sie waren eine Sitte der Kunst, die sich auch übertriebener Mittel, die Lustigkeit zu erregen, nicht schämte. Die Kammerdiener und Soubretten hatten nie zu den Geheimnissen ihrer Herrschaften Zutritt und Schlüssel in der Art, wie dies die komischen Schauspieler darstellten — das scheint mir gewiß, eben so wie ich überzeugt bin, daß Achill, Hektor, Agamemnon, Cäsar oder Hannibal keine Sklaven oder Freigelassene zu Vertrauten hatten, sondern Freunde und solche, die ihnen gleich standen. Der Vertraute war ein dramatisches Mittel, ein nützliches Rad im Getriebe; er handelte wenig, hörte viel, sprach bescheiden und erzählte die Katastrophen. Der Bediente hatte eine thätigere Rolle; er lief und intriguirte, hatte oft Verstand für seinen Herrn; er war behend, verlogen, voller Pfiffe und Kniffe, ein Gaudieb; seine Sitten waren das Gegenstück, die Parodie von den Sitten des jungen Herrn, dem er diente; er war eine äußerst unterhaltende Maschine, bisweilen auch verständig, wie der Raisonneur, aber in lächerlichen Formen, die den Ernst wieder unmittelbar seiner Natur entkleideten. Die neuere Komödie, die mehr den wirklichen Zustand der gesellschaftlichen Verhältnisse schildert, hat den Bedienten verabschiedet und nichts an seine Stelle zu setzen gewußt. Eben so wenig hat sie etwas an die Stelle des Oheims und des Vormunds gesetzt, die betrogen werden, des leichtgläubigen Vaters, der sich immer durch die Thränen einer falschen Zärtlichkeit seines Kindes oder durch die Schmeicheleien einer falschen Ergebenheit des Bedienten anführen läßt — der alte wohlbekannte père ganache und père dindon (gutherzige und polternde Vater). Livree tragen gegenwärtig in den neueren Stücken nur die Laiaien, welche die Stühle setzen, und der unselige F...., der die Briefe bringt. Die gute Zeit der Bedienten ist vorüber! Lebt wohl Gilles, Hektor, Mascarill! Diese komischen Halbgötter haben keine Verehrer mehr, als uns, die wir an den Tagen ins Theater gehen, wo Niemand darin ist, und wo F.... spielt. Samson und Monrose haben die Tressen an ihren Kleidern verloren; sie haben nur eine Livree behalten, um in den Stücken aufzutreten, die sich allein noch durch die Person der Demoiselle Mars halten, Stücke, welche die Uebersättigung, das Bedürfniß nach Neuem, das verachtende Urtheil einer literarischen Revolution und die Mittelmäßigkeit der Schauspieler beim Publikum in Vergessenheit gebracht hat.

Und nicht nur die Bedienten, die Vormünder, die polternden Väter sind es, die wir verloren haben; der gute Geschmack des Jahrhunderts, der so zärtlich und zimperlich geworden ist, daß er kaum zu lachen wagt, hat uns außerdem noch einer Menge anderer trefflicher Dinge beraubt, die freilich sehr naiv und albern, aber äußerst ergötzlich waren. Mit einem einzigen Streich hat man die alten Gestalten des Marktes, die herrlichen Masken niedergeschlagen: Arlequin, albern und witzig, Herrn Cassander, leichtgläubig, gutherzig, den schönen Leander, Narr und schöner Geist, eben so leicht zu betrügen wie Cassander; Gilles... Ach! Gilles ist uns geblieben; aber er hat sich auf ein Seiltänzer-Theater, aux Funambules, zurückgezogen. Dies Zurückziehen, wir müssen es sagen, hat ihm ein Reich und eine Herrschaft erworben. Er hat nämlich hier einen würdigen Darsteller gefunden, die Perle aller Gilles', einen Gilles, groß wie die ganze Poesie der Volkspoesie. Dieser Gilles heißt Debureau und belustigt das Volk; man sieht an der Thür seines Theaters in gereihten Haufen, wie ehemals vor den Theatern Préville's und Talma's. Debureau spricht nicht und macht mehr zum Lachen, als die meisten komischen Schauspieler, denen die Rede zu Gebote steht. Der Minister der schönen Künste hat ihn zur Stummheit verurtheilt; aber Debureau hat die Geberde, und in seinem mimischen Talent entwickelt er so viel Feinheiten, einen so wahren Ausdruck, daß er ein Gefallen erregt, als wenn er die spaßhaftesten Dinge vortrüge; er ist ganz ruhig, geberdet sich nicht wie ein Marktschreier; öffnet nicht etwa einen großen Mund, um glauben zu machen, er lache, kneift nicht die Muskeln seiner gepuderten Gestalt zusammen, schneidet keine närrische Grimassen; er ist fern von der Uebertreibung des Englischen Clown und den Possen des Italiänischen Hanswurstes, er ist der Französische Gilles, ein Künstler, fein, lustig und nie plump.

So bedauern wir also Arlequin, Cassander und den schönen Leander. Ich gestehe, daß sie abgenutzt waren; was aber hat man nicht abgenutzt? Was hat man nicht mit den Atriden gemacht? Und nun! soll ich auf diese Atriden, die man so oft in Alexandrinern ohne Poesie vorgeführt hat, wie Cassander mit seiner Tochter, und Arlequin und Pierrot in Vaudeville-Versen — soll ich deshalb auf sie Verzicht leisten? Keinesweges. Ich liebe Iphigenien immer, trotz Guimond de Latouche, liebe Agamemnon um Racine's und Nepomucène Lemercier's willen.

Die lustigen Gestalten waren schon halb erloschen als Potier erschien. Potier brachte den Sinn des guten Lustspiels, der seinen höheren Komik in die Posse, zu deren Rollen ihn seine dünne und lächerliche Gestalt, so wie seine schwache und näselnde Stimme verurtheilten. Uebrigens verdankt ihm die Posse das Glück, sich häufig zu einem feinen sinnigen Kunstwerk erhoben zu haben. Potier hat sich einmal auf eine Weise dargestellt, die mich jeder Schwierigkeit, sein Bild zu entwerfen, überhebt; er spielte den Don Quixote, und es war, als ob Cervantes ihn prophezeit hätte, als er die spaßhafte Figur des Ritters von la Mancha gezeichnet. Wenn man jemals von einem Schauspieler hat sagen können, daß er Gestalten erschaffen, so gilt dies von Potier, für den jegliche Rolle nichts weiter war, als ein Entwurf, die Aufgabe eines Sprüchworts, worin er sich nach der Fülle seiner komischen oder possenhaften Natur geben ließ. Die Bühne begeisterte ihn; da fand er den Geist des Witzes, die feurige Lebendigkeit, mit der er seinen Dialog belebte, und der Beobachtung der Welt, die er außer dem Theater gemacht hatte, Licht und Farbe gab. Potier schuf sich einen Mitspieler, der bis auf ihn gänzlich außer dem Bereich der scenischen Darstellung geblieben war: das Publikum der Logen und des Parterre. Er redete es an, sprach mit ihm, fragte es, zwang es beinah, zu antworten; er warf, so zu sagen, den Damm nieder, die Pyrenäen, die zwischen Schauspieler und Zuschauer aufgethürmt waren, und die keiner vor ihm, weder Préville, noch Dugazon, zu überschreiten gewagt hatte; er machte das Publikum zu seinem Vertrauten, schwatzte mit demselben, erregte es zum Lachen und Weinen, unterwarf es gänzlich und schaltete endlich nach Willkür mit ihm. Das war ein Sieg, der dem Sieger Mühe kostete; denn Brunet war da und Tiercelin auch! Potier triumphirte; Alles wurde ihm zum strahlenden Verdienst angerechnet; seine Länge, seine Magerkeit waren Reize; seine Stimme, welche dumpf, klanglos, ohne Kraft war, wurde zu einem ungeheuren Wirkungsmittel; Alles, was fehler- und mangelhaft an ihm war, wurde durch sein komisches Geschick und die Gunst des Publikums, das sein Vertrauter geworden war, zu trefflichen Eigenschaften verwandelt. Seine Laufbahn war eine lange Apotheose, ein langer Ausbruch von Gelächter. Kaum hatte man ihm den Wink zu geben gewagt, daß es Zeit wäre, für ihn abzutreten, als er sich schon selber entschloß, von uns Abschied zu nehmen. Seine innere Kraft, sein Genius war noch mächtig und feurig, nur die Maschine war schwach geworden, nur sein Körper, von der Gicht ergriffen, war gebrechlich geworden, obwohl er noch jung war. An dem Tage, wo er im Theater des Variétés sein Lebewohl sagte, war er wahrhaft wundervoll; die Jugend, die Frische des Talentes waren ihm zurückgekehrt, und ich erinnere mich, daß Talma, beim Hinausgehen aus dieser Vorstellung, die eben so zu lachen als zu weinen machte — denn Potier besaß diese doppelte Gabe, durch ein paar Worte zu rühren oder auch vor Lachen bersten zu machen — zu mir sagte: — „Potier ist der vollkommenste Komiker unserer Zeit. Ich glaube, ich bin auch etwas werth; das Publikum hat die Güte, ebenfalls so zu denken; ich habe Ruf; ich habe die dramatische Kunst um einige Schritte weiter gebracht, und doch! ich wollte, ich wäre Potier. Ich habe mein Möglichstes gethan, Lekain gleichzukommen, und bin nie über Lekain eifersüchtig gewesen; wenn ich über irgend Jemand eifersüchtig seyn könnte, so müßte ich's über Potier seyn." Dies Lob war aufrichtig, denn Talma log nie; es ist so schmeichelhaft, daß Alles, was ich noch hinzufügen könnte, ohne Kraft seyn würde. Potier reist noch in der Provinz umher und überlebt sich leider. Er hat einen Sohn, der seinen Namen führt und ihn kopirt. Potier hatte Niemand kopirt. A. Jal.

Bibliographie.

Encore deux années, ou 1832 et 1833. — Von H. de Jailly. 7½ Fr.

Les femmes célèbres de tous les pays, leurs vies et leurs portraits. — Von der Herzogin von Abrantes und Joseph Straszewicz. Erste Lfg. Pr. in Fol. 10 Fr., in 4. 4 Fr.

Les juifs dans le moyen-âge. — Historischer Versuch über den bürgerlichen Zustand, den Handel und die Literatur der Juden im Mittelalter. Von G. B. Depping. 8 Fr.

Notice sur les différentes éditions des Heures gothiques, ornées de gravures, imprimées à Paris à la fin du XVe siècle au commencement du XVIe. — Von J. P. Brunet. (Nur 30 Exemplare sind hiervon abgezogen.)

Guide aux Pyrénées, itinéraire pédestre des montagnes. 1stes Bochen in 18.

Histoire de Provence. — Von Aug. Fabre. Erste bis dritte Lfg. Pr. jeder Lfg. 1 Fr. 30 C.

Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV. — Von Capefigue. Erster und zweiter Bd. 15 Fr.

La Normandie en 1834. Erste Lfg. 4 Fr.

England.

Die Reisebeschreibung nach der Mode.

(Schluß.)

Anfard (müde vom Schreiben). Himmel! Himmel! Das wird herrlich geben! Eine donnernde Beschreibung, zwanzig Epitheta in Einer Phrase; Farbe, freilich nach der Laune des Zufalls hingeworfen, aber doch mit Kühnheit hingeworfen: „Die wirbelnde, funkelnde, strahlende, rauschende, kaskadenförmige, den Bord des Schiffes mit Diamanten überziehende Welle!..." Hat das wohl Sinn? Ich zweifle daran. Man wird sagen, daß ich ein Kolorist bin; und wenn die Journalisten mir wohlwollen, beim Himmel! da kann ich für den Rubens in der Literatur gelten... Ah! (er gähnt) Das ist doch Te...r... mörderend, so zu reisen.

(Er schläft ein. Der Vorhang fällt, und wir finden ihn erst nach zwei Tagen, noch an sein Bureau gekettet. Dieses Mal, wo er sich schon in der Mitte des zweiten Bandes befindet, treffen wir ihn an, wie er eben einschlafen will, nachdem er einige sentimentale Seiten voll geschrieben. Barnstaple tritt herein.)

Barnstaple. Eingeschlummert.

A. (träumend). Henry! Schurke!... Die Postkutsche!... Die Achse bricht!

B. Der arme Anfard reist!... Anfard! He da, wachen Sie doch auf!

A. (mit geschlossenen Augen). Noch eine Minute... Die Pferde sind noch nicht angespannt... einen Augenblick, ich bitte Sie... (er öffnet die Augen). Ah!... Bei meiner Ehre, Barnstaple, ich schlief reisend und reiste schlafend. Ich war eben im Hotel de Londres und redete mit einem Kammerdiener. Glauben Sie wohl, daß ich bei dem lebhaften Eifer, meine Reise zu schreiben, mich endlich überreden

habe, daß ich wirklich reise? Ich will kein ehrlicher Mann seyn, wenn ich nicht jetzt versucht bin, Sie für einen Postillon zu halten!

B. Das ist herrlich für Ihre Reise! Sie werden dem Leser von der außerordentlichen Müdigkeit erzählen, die Sie überfiel, von dem Schlafe, der Sie überwältigt, von den bunten Träumen, die Sie umflattert haben. Heutzutage braucht man, um Erfolg zu haben, nur etwas phantastisch zu seyn; also die Schilderung eines von der Phantasie gebildeten Kopfkissens...; ein Mondstrahl auf den Schieferdächern der Phantasie... u. s. w u. s. w.

A. Ah! Nein, wenn meine Reisebeschreibung von lauter solch albernem Geschwätz voll wird, mein guter Barnstaple, was wird da das Publikum dazu sagen?

B. Lassen Sie das nur immer; das sind ja Wahrheiten, Thatsachen. Sie haben geschlafen, nun erzählen Sie es dem Publikum: Sie haben Träume gehabt; Sie haben goldene Säulen, purpurne Wolken, weiße und rothe Frauen, blauliche Sylphiden gesehen: alle diese Phänomene zeigen Sie dem Publikum in einem eleganten Stil; und ist das nicht am Ende besser als ennuyante Abhandlungen über die Gesteine und Gräber, als das Ausmessen der Säulen und der Dimensionen der Metopen in vier Quart-Bänden, wie es ehemals gemacht wurde? Nur immer Muth, und so gehen Sie weiter; wir wollen sehen, wo sind Sie denn nun?

A. Aber ich reise per Post, und das wird denn doch schon etwas ennuyant. Kommen Sie mir mit Ihrer reichen Phantasie zu Hülfe; es sind jetzt drei Wochen, daß ich aus diesem erstickenden Postwagen nicht herausgekommen bin, und daß ich mich damit erschöpfe, die umliegenden Landschaften zu malen, wobei ich sorgfältig alle Verse Lord Byrons in meine Prosa umsetze und die schönsten Stellen aus allen unseren Poeten in nicht gereimte Seiten umforme.

B. Sie verstehen die Sache: nur etwas mehr Uebung, und Sie werden einer der herrlichsten Schriftsteller. Sie sind nun? . . . .

A. In der Hälfte meines zweiten Bandes. Aber meiner Treu, Sie kommen mir gerade recht; helfen Sie mir jetzt, ich muß gestehen, ich kann nicht mehr weiter.

B. Sind die Räder Ihres Wagens schon einmal gebrochen?

A. Ja, ohne Zweifel.

B. Haben Sie sich in einer einsamen entlegenen Hütte aufgehalten, wo Alles so melancholisch und romantisch ist?

A. Das versteht sich von selbst.

B. Haben Sie schon einen Reisegefährten gefunden, der schmachtend, weiß und blond, sentimental und selbst schwindsüchtig ist?

A. Das versteht sich. Aber ich habe auf seine Gesellschaft verzichtet. Nun möchte ich aber doch nicht mehr allein reisen, anderthalb Bände über Misanthropie und isolirtes Leben, das ist wohl genug. Wir wollen sehen; geben Sie mir doch einen Reisegefährten.

B. Das will ich thun. (In einem gelehrten Ton.) Dieser Reisegefährte darf aber kein Mensch seyn; denken Sie wohl, mein lieber Ansard, an das was ich Ihnen jetzt sage. Die Philanthropie ist nicht mehr in der Mode; und hätten Sie auch wunderbarer Weise das Organ des Wohlwollens auf der vorderen Seite Ihrer Hirnschale entdeckt, so wären Sie es doch sich selbst, als Autor, schuldig Misanthrop zu werden; Sie müssen die menschliche Gesellschaft hassen, Ihrer Race fluchen, einen tiefen Abscheu gegen Alles haben, was Gesetz, Tugend oder Convenienz heißt; parodiren Sie Jean-Jaques und Lord Byron; ohne die Talente dieser Männer zu besitzen, werden Sie, indem Sie ihre Grillen und Einfälle adoptiren, die Meinung erregen, als wäre ihr Genie Ihr Eigenthum. Als Reisegefährten werde ich Ihnen nicht einen Menschen . . . nein, ich werde Ihnen . . . einen Pudel geben.

A. Einen Pudel!

B. Ja wohl, alle Männer von Genie haben die Thiere geliebt, und es leidet keinen Zweifel, daß Sie ein Mann von Genie sind. Sehen Sie wohl, wie viel philosophische Betrachtungen, wie viel pikante Epigramme gegen die Menschheit, wie viel kleine romanhafte Abenteuer Sie Ihrem treuen Amor zu verdanken haben werden! Sie finden ihn in einer kleinen Deutschen Stadt; hier haben Sie Gelegenheit, das Städtchen zu beschreiben; Sie kaufen ihn auf dem Markte für einige Gulden; hier wird der Markt geschildert, auf dem Sie den glücklichen Kauf gemacht; sein Herr weint, indem er ihn von sich läßt, da können Sie einen weinenden Menschen skizziren. Oh! wie viel Seiten, wie viel Linien, mein liebster Freund! und wie viel Shillinge wird das Ihnen einbringen! Benutzen Sie Sterne, das ist ein gutes Muster; entlehnen Sie ihm Phrasen und Wendungen und geniren Sie sich gar nicht; finden Sie auch von Zeit zu Zeit Mangel an Sinn in Ihren Productionen, so grämen Sie sich darum weiter nicht; man wird sehr gern diese kleinen Fehler der Laune, der Caprice, der Phantasie und besonders der den genialen Männern ganz eigenen Bizarrerie zuschreiben.

A. Allein es bedarf doch dazu wenigstens eines gewissen Talents zur Ausschmückung der Darstellung, und ich weiß nicht, wie ich durch die Schilderung meines Pudels, der Schönheit seines weißen Haars, der Anmuth seiner Bewegungen, oder, wenn Sie so wollen, seiner Gesten, den Leser fesseln soll.

B. Bah! Sagen Sie doch alles, was Ihnen einfällt; das ist ein Mittel zu einem schönen Stil. Die Farben kommen von selbst, so gut wie sie können; das giebt eine fließende äußerst pikante Originalität.

A. Sie haben mich wieder beruhigt; indeß muß ich Sie doch noch um einige nähere Erläuterungen bitten.

B. Ich wiederhole Ihnen, daß dies etwas durchaus Nothwendiges ist. Nehmen Sie einmal alle Farben, die Ihnen nur zu Gebote stehen, mischen Sie dieselben in einem großen Kessel und dann tauchen Sie Ihren Pinsel ein und bestreichen damit die Wand; es ist evident, daß hier Etwas herauskommen muß. Affektiren Sie nicht etwa eine weinerliche Empfindsamkeit, wie die aus den Zeiten Sterne's. Im Gegentheil verabscheuen Sie die Männer, verwünschen Sie die Frauen, rühmen Sie sich damit, daß Sie keine Prinzipien haben, und bewahren Sie Ihre ganze Theilnahme für Ihren einzigen Freund, den treuen Amor, auf.

A. Aber, dies Alles, fürchte ich, wird frivol und albern erscheinen.

B. Frivol! Keinesweges. Sagen Sie originell, neu, außerordentlich, pikant. Wichtige Dinge bieten sich uns zu sehr in Menge dar, als daß wir nicht diejenigen bewundernswürdig finden sollten, die uns von Nichts erzählen. Sie werden weder den Tories noch den Whigs mißfallen. Unter der Decke dieser Flatterhaftigkeit des Stils werden alle ihre Böcke, gesetzt nämlich, es sollten dergleichen mit unterlaufen, ohne Zweifel übersehen. Sagen Sie nur, zu wiederholten Malen, daß Sie keine Pretensionen machen, so wird Ihre Reise als Gentleman gewiß einen ungeheuren Erfolg haben.

A. Nun, ich wünsche es; es ist aber dabei freilich eine unerläßliche Bedingung, daß das Englische Publikum sehr gutmüthig sey!

B. Dieses Publikum! O ein excellentes! Interessiren Sie nur die Frauen für Ihren Amor; in jedem Kapitel lenken Sie von neuem die Aufmerksamkeit der Leser und Leserinnen auf ihn. Sie werden dadurch eine gute Meinung von Ihrem Zartgefühl erregen und Ihre Deklamationen gegen das menschliche Geschlecht werden dadurch nur um so mehr Gewicht erhalten.

A. (die Feder ergreifend). Es ist genug, lieber Barnstaple; Ihr magischer Stab ist fruchtbarer, als der Stab Aarons; es war ohne Zweifel aus Hochachtung für Sie, daß unsere Sprache die Wörter humbug, hoax, cant, fudge-fadge, fiddle-faddle erfunden hat, so zahlreiche Synonyme zur Bezeichnung eines Begriffs, für den die Franzosen nur Einen Ausdruck: Charlatanismus aufzuweisen haben. Mächtiger Barnstaple, bewundernswürdiger Schöpfer, Charlatan par excellence, sobald Herr Bunn todt ist, werden Sie Direktor unserer Oper!

B. Schreiben Sie, schreiben Sie nur immer. Schildern Sie nur die Deutsche Stadt. Seyn Sie ja weitläufig, wiederholen Sie sich oft; wenn Sie kurz sind, so wird Ihr Volumen nicht voll, und man wird sagen, daß Sie ein trockener, farbenarmer Schriftsteller sind. In einer Deutschen Stadt muß es eine Gotische Kirche geben; zeichnen Sie mir nun die Gotische Kirche, das ist ein schöner Gegenstand.

A. Apropos, wie viel muß ich für meinen Amor bezahlen?

B. (nachdem er einige Augenblicke nachgedacht). Wenigstens vierzig Pfund Sterling.

A. Vierzig Pfund Sterling für einen Pudel!

B. Nicht einen Penny weniger. Merken Sie wohl, mein junger Freund, daß in der öffentlichen Meinung eine Sache nie mehr werth ist, als sie gekostet hat. Die Buchhändler, die Theater-Direktoren, die das sehr gut wissen, lassen daher immer mit großer Aufmerksamkeit bei ihren Bekanntmachungen in den Journalen die Summe, die sie für ein Manuskript bezahlt haben, zehn Mal höher angeben, als sie ihnen wirklich gekostet hat; denn es ist ihnen bekannt, daß die öffentliche Meinung bei Beurtheilung eines Werkes sich nach der Höhe des Preises richtet, den man dafür angiebt. Dieser Hund, für den Sie 40 Pfund zahlen, wird sich durch einen wunderbaren Scharfsinn auszeichnen; er wird Musik verstehen, und Sie werden ihn im Nothfalle mit einer menschlichen Stimme bellen lassen.

A. Ah! das ist doch etwas zu bunt! Aber sagen Sie mir nur, wie mache ich es bei meiner Rückkehr, nehme ich meinen Pudel mit?

B. Nur diese Albernheit lassen Sie sich nicht einkommen; er muß sterben! Sie werden ihn selbst tödten! Sie tödten ihn, nachdem er toll geworden! Sie sehen wohl, daß Amor die einzige dramatische Person in Ihren zwei Bänden macht; in ihm konzentrirt sich das ganze Interesse. Hätten Sie das Unglück, ihn leben zu lassen, so sind Sie nicht sicher, daß eine von unseren Ladies, deren Sympathie und Zartgefühl Sie aufgeregt, ihn für ihre Abendstunden in Anspruch nimmt, und das könnte Sie in Verlegenheit bringen.

A. Was Sie da sagen, ist vollkommen wahr. Allein diesen armen Hund tödten! Das könnte mich zum Barbaren machen.

B. Keineswegs. Sie wenden dabei Ihren Kopf um; zwei Mal fällt Ihnen das Pistol aus den Händen, Amor richtet sein sterbendes schmerzenvolles Auge noch einmal auf Sie; sein letzter Kampf, Ihre Verzweiflung, Ihre Verwünschungen gegen die Medizin, die bis auf den heutigen Tag noch kein Universalmittel gegen die Wasserscheu erfunden... Ach, das ist ja herrlich, mein Theuerster, Sie haben hier eine wahre Goldgrube!

A. Nehmen Sie meinen innigsten Dank, mein bester Schutzengel. Der Tod Amors wird eine wunderbare Episode abgeben. Gehen Sie noch nicht fort, ich bedarf Ihrer; mir fehlen noch die Glanzpunkte meines Werkes. Ich habe Wasserfälle, Gebirge, Abgründe beschrieben; ich bin zwei Mal von Wölfen und drei Mal von Räubern überfallen worden; ich habe mir eine Episode bei Gelegenheit einer Bekanntschaft mit einer jungen Bäuerin erlaubt: und soll ich es Ihnen gestehen, lieber Barnstaple, ich habe viel gestohlen. Es giebt wenig Memoiren, Biographieen, Erzählungen und Beschreibungen, die ich nicht benutzt und sehr geschickt ausgeplündert! Ich hätte nicht übel Lust, dem Dichter Shelley die Schilderung einer Kathedrale zu entlehnen; allein da sie so vortrefflich ist, diese Schilderung, so hält mich eine gewisse Scheu zurück; man wird mich des Plagiats anklagen.

B. Welch ein Kind sind Sie doch! Bis jetzt haben Sie Verse in Prosa umgesetzt; das war also kein Plagiat; dann haben Sie in den aus fremden Beschreibungen entlehnten Stellen nur etwas in den Nebenumständen, zuweilen auch nur den Ort der Darstellung geändert, und nun werden Sie mit einem Male über Vorwürfe bedenklich, die man Ihnen bei der Entlehnung einer herrlichen Schil-

derung machen könnte. Lassen Sie mich doch einmal diese Stelle lesen. (Nachdem er gelesen.) Der Autor spricht hier von Sonnenstrahlen, von der Durchsichtigkeit der Kirchenfenster, von den Gotischen Säulen, auf denen sich diamantene Farben abspiegeln. Gut! Das können Sie Alles wohl gebrauchen; nur anstatt der Sonne nehmen Sie den Mond; zünden Sie tausend Wachskerzen in der Kathedrale an; schreiben Sie die glänzenden Schilderungen der Gotischen Bogengewölbe ganz ab; verlieren Sie auch nicht eine der religiösen Betrachtungen des Verfassers; nur lassen Sie alle Reime, Inversionen und Elisionen weg, die den Dichter zu erkennen geben könnten; so wird denn Ihr Werk fertig seyn. Man wird Sie in allen Journalen lobpreisen. Jene glänzende Stelle wird als Probe des unermeßlichen beschreibenden Talentes angeführt werden, durch das Sie sich auszeichnen, und eine lange Zeit wird vergehen, ehe ein übel gelaunter Kritiker den Betrug entdecken und Shelley das wieder zustellen wird, was Sie ihm genommen haben.

A. Bei meiner Ehre, Barnstaple, Sie sind ein vortrefflicher Mann! Ihr Mondlicht in der Kathedrale gefällt mir ungemein! Eine glückliche Idee! Uebrigens wird mein ganzes Werk, wie es die Amerikaner nennen würden, ein wahres Mondlicht seyn. Denn darunter verstehen sie bekanntlich eine Sache ohne Realität, ohne Substanz und ohne Wärme.

B. Sie brauchen Geld, nicht wahr?

A. Ohne Zweifel.

B. Nun gut! Das Mondlicht, das Ihnen dergleichen verschaffen soll, wird dann schon etwas Solides seyn. Sie sind Gastronom?

A. Ach, ob ich Gastronom bin! Ein armer junger Advokat ohne Prozesse kennt die Liebe und die Gastronomie nur als sehr unbestimmte Ideale.

B. Seyn Sie in Ihrer Reise nur ganz Gastronom.

A. Gott stehe mir bei!

B. Hat man Sie beleidigt?

A. Beleidigt?

B. Ja. Sie müssen den Patriotismus eines guten Engländers bewähren; Sie müssen sich beim Bürgermeister beklagen, die Ehre der Nation vertheidigen und dabei einen fürchterlichen Lärm machen; alle Deutsche müssen Sie um Verzeihung bitten, und die Ehre der Englischen Nation muß in Ihrer Person wieder hergestellt werden. Schmeicheln Sie ja, mein Theurer, diesem engherzigen und kleinlichen Patriotismus unserer Landsleute. Jedermann wird Ihnen dafür Dank wissen, und der Kaufmann in der City, der nie ein Buch kauft, wird Sie lesen, nur um zu erfahren, wie John Bull in der Fremde die Ehre seiner Nation vertheidigt hat.

A. Das heißt aber, sich an die Thorheiten seiner Mitbürger wenden.

B. Glauben Sie, daß man die Menschen durch ihre Tugenden bewegt? Man muß sie gerade bei ihren Lastern und Lächerlichkeiten ergreifen. Noch einen kleinen Wink: Sind Sie während Ihrer Reise einmal krank gewesen?

A. Nein.

B. Sie müssen sich durchaus eine kleine vornehme Krankheit erdichten. Man gilt für keinen Mann von Geist, wenn man nicht von Zeit zu Zeit die Migraine hat.

A. So werde ich denn die Migraine haben. Aber was wende ich für eine Kur an, wenn ich fragen darf?

B. Sechs Flaschen Champagner.

A. Ein schönes Mittel.

B. Es ist originell, und das wird eben erfordert. Wohlan! mein Theurer, fürchten Sie nichts. Lassen Sie auch Frau von Staël in Ihrem Buche erscheinen; eine Erinnerung an diese berühmte Frau, zwei Worte über Canning und eine Anekdote von Goethe.

A. Aber ich muß gestehen, ich weiß nichts Neues von diesen berühmten Leuten zu sagen.

B. So erfinden Sie doch. Die Frau von Staël muß in jedem Werke über Deutschland Platz finden... Ah! Ich hätte bald etwas vergessen. Erzählen Sie nur Ihren Lesern von der Leichtigkeit, mit welcher Sie im Innern Deutschlands die Banknoten Englands diskontirten. Man muß dem Volke gefallen, für das man schreibt, man muß es erhaschen, anziehen und fortreißen; denn unsere guten Landsleute haben ja nichts Wichtigeres auf dem Herzen, als die Erhaltung ihres öffentlichen Kredits.

A. Wunderbar!

B. Gehen Sie nur auf diesem Wege fort, mein Theurer, und Sie werden sich bald in höheren Regionen bewegen und längere und kühnere Reisen unternehmen können. Wir werden bald nach Afrika, nach Tombuktu und selbst über Tombuktu hinaus reisen; wir wollen in das Centrum jener noch unerforschten Gegenden eindringen, wo der Mensch kaum leben kann; wir werden an Kühnheit Klapperton und Bruce noch übertreffen.

A. Wie aber, wenn man erfährt, daß ich nie London verlassen?

B. Alles setzt Sie doch in Verlegenheit, Sie armes unerfahrenes Kind! Man begiebt sich nach einem kleinen Dorfe in der Umgegend von London; man nimmt von seinen Freunden Abschied; man trifft mit großem Geräusch die Vorbereitungen zur Reise und vier Monate darauf erscheint man wieder, und man hat Afrika gesehen. Wollte ich mich in diese Geschäfte mischen, ich würde von Congo die Universalgeschichte aller Negerracen, eine schwarze Iliade, die Sammlung der Tragödien und Komödien, die zu Tombuktu seit Erschaffung der Welt aufgeführt wurden, eine Sammlung von Volks-Balladen, und noch dazu einen Ballen historischer Romane mitbringen. In der Theorie und in der Praxis, in Sachen des Journals und des Theaters, der Politik und des Handels ist der innere Werth der Waare nichts im Vergleich mit dem Geräusche, das man damit macht, um sie zu vertreiben. Lord Byron und Sheridan, beiden Männern ist es nicht gelungen, Drurylane mit Zuschauern zu füllen; heutzutage lockt ein Marktschreier die Menge hinein. Milton verkaufte sein Manuskript für vier Pfund Sterling; Shakespeare verkaufte seinen Heroldt für eine Guinee; Sie werden Ihre Reise für einige hundert Pfund Sterling verkaufen.

A. Aber ich werde als ein infamer Lügner erscheinen.

B. Glauben Sie etwa, daß Gold ohne Legirung auf dem literarischen Markte Cours hat? Geben Sie dem Publikum das, was es verlangt, und übrigens seyn Sie unbesorgt. Auch wollen Sie mir dieses Mal wieder die Gefälligkeit erzeigen, mich nicht auf die Liste der Unglücklichen zu setzen, denen Sie ein Exemplar Ihrer romanhaften, poetischen und zusammengestohlenen Pilgerfahrt zuschicken.

(Metropolitan)

Bibliographie.

The London spring annual, pictorial and lyrical. (Frühlings Almanach für 1834.) 4. 21 Sh.

The state of man. (Der Mensch.) Gedicht von C. Tennant. 10½ Sh.

Two old men's tales. (Erzählungen zweier Alten.) 2 Bde. 21 Sh.

The accidents of human life. (Die Zufälle des menschlichen Lebens.) Nebst Winken zu ihrer Verhütung, von Newton Bosworth.

Tales about Europe, Asia, Africa and America. (Erzählungen aus vier Welttheilen.) Von Peter Parley. 7½ Sh.

Tales for the common people. (Erzählungen für das Volk.) Von More. 3½ Sh. — Dessen Geschichten für Leute aus der mittleren Ständen. 3½ Sh.

Gravitation. — Von G. B. Airy. 7 Sh.

A tribute to learning, fame, science and genius. — Von C. F. Crest. 4. 4½ Sh.

Mannigfaltiges.

— **Ein Gebet des Chinesischen Kaisers.** Bei Gelegenheit einer großen Dürre im Jahre 1832 brachte der jetzt regierende Kaiser von China dem Himmel ein außerordentliches Opfer und begleitete dieses Opfer mit einem in die Pekinger Zeitung eingerückten Gebete, aus dem wir folgende Stellen ausheben: „Bin ich dem Opferdienste unehrerbietig gewesen? Hat Hochmuth und Dünkel meines Herzens sich bemeistert? Bin ich in meinem Kaiserlichen Berufe lässig geworden? Habe ich unehrerbietige Reden ausgestoßen und deshalb Zurechtweisung verdient? Habe ich Belohnungen und Strafen nicht immer nach Verdienst zuerkannt? Ist die Stimme der Unterdrückten überhört worden? Habe ich unwürdige Beamte angestellt, die mein Volk plagen? Ist unschuldiges Blut vergessen worden? u. s. w. u. s. w. — — Auf meinen Knieen bitte ich den erhabenen Himmel, meiner Unwissenheit und Einfalt sich zu erbarmen. Meiner Sünden sind so viele, daß ich ihnen nur mit Mühe entgehen kann. Mit der Stirn an den Boden schlagend, flehe ich zum erhabenen Himmel, seine gnädige Hülfe bald zu senden — einen baldigen himmlisch wohlthätigen Regen — das Volk nicht vor Hunger sterben zu lassen und meine Missethat zum Theil von mir zu nehmen."

(A. J.)

— **Der Urang-Utang, ein stummer Mensch.** Wir hatten auf unserem Schiffe, erzählt Jesse in seinem „Nebenleser auf dem Felde der Naturgeschichte", einen armen kleinen Urang-Utang, der in allen äußeren Beziehungen die Gewohnheiten des Menschen sich so sehr angeeignet hatte, daß ihm nur die Sprache zu fehlen schien, um sich in Allem menschlich zu geberden. Auf unserer Rückkehr aus Indien legte das Schiff bei Isle de France (Mauritius) an, um frische Lebensmittel einzunehmen. Der Affe begleitete die Matrosen täglich ans Land und trieb sich mitunter auch allein an der Küste umher. Jeden Morgen besuchte er eine von den daselbst aufgeschlagenen Buden, in denen man Kaffee und andere Getränke verkauft, und ließ sich von der alten Verkäuferin sein Frühstück besorgen, indem er sie durch Zeichen von seinen Wünschen in Kenntniß setzte. Auf dem Schiffe selbst bewies er sich gegen Jedermann höchst anständig und zuvorkommend, nur einen Einzigen von Allen schien er zu fürchten. Dies war der Fleischer. Diesen hatte er, der Ausübung seines Amtes gemäß, oft Schafe und Ochsen schlachten gesehen, und seine thierische Verwandtschaftlichkeit mit diesen Geschöpfen in sich verspürend, besorgte er von dem Messer dieses furchtbaren Mörders seiner Mitbrüder ein gleiches Loos. Oft schlich er sacht zu dem Manne hin, den er wie seinen Opferpriester furchtsam verehrte, untersuchte ihm die Hände und prüfte Finger für Finger, ob kein gefährliches Instrument zwischen ihnen versteckt sey. In Betreff seiner nächtlichen Bequemlichkeit hatte er es zu einem hohen Grade von Kultur gebracht, indem er für ein weiches Ruhelager so sehr besorgt war, daß er den Matrosen immer einige Decken entwandte, um sie für sich zu benutzen. Bei Tische, wozu man ihn freundschaftlich einlud, war er durchaus anständig und gesittet. Er verstand Löffel, Messer und Gabel wenigstens schon in dem Maße wie ein sieben- oder achtjähriges Kind zu führen. Nach seiner Ankunft in England begann er zu erkranken und erlag zum großen Leidwesen Aller, die ihn kannten, bald dem Einflusse des ihm fremdartigen Klimas. Einer seiner Lieblinge auf dem Schiffe, der Koch, wenn mir recht ist, pflegte ihn wie eine Krankenwärterin. Sobald derselbe ins Zimmer trat, erhob er den Kopf vom Kissen und richtete auf ihn sein bittendes Auge, als hoffe er von ihm eine Linderung seines Zustandes. Schon nach einigen Tagen war er verschieden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Mittwoch den 21. Mai 1834.

China.

Ueber eine Chinesische Encyklopädie auf Einem Bogen.

Mitgetheilt von Dr. W. Schott.

Es giebt wohl in keinem Lande solch' eine Unzahl großer und kleiner Encyklopädieen, Real-Wörterbücher und Quodlibete, als in China, und nirgends ist man redlicher bemüht, auch dem größeren Publikum — insofern es lesen kann — die Schöpfungen und Forschungen privilegirter Geister, insbesondere der Alten, durch Auszüge, Paraphrasen u. s. w. verständlich zu machen. Es ist übrigens nicht wahr, daß in China bloß die Stimme der Alten gehört werden darf — obgleich wir Europäer dieses Vorurtheil unserer Alten bis auf den heutigen Tag gläubig nachgesprochen haben. — Auch dort im fernsten Osten hat man zu jeder Zeit, von Autoritätsglauben und Bücher-Souverainetät unabhängig, nach Wahrheit gerungen. Das von einzelnen Individuen genügig Erworbene ist freilich der Menge nicht zu gut gekommen; es überlebte den Entdecker nur als todter Buchstabe oder wand sich, fast unbemerkt, in dem engen Rinnsal einer philosophischen Sekte durch. Aber die Gründe dieses Stillstehens oder partiellen Fortschreitens sind anderweitig zu suchen. Dem Chinesen, dessen ungeheures über die Maßen bevölkertes Land gute Straßen und Kanäle in Ueberfluß hat, fehlt es ganz an literarischen Zeitschriften, jenen geistigen Communications-Straßen, ohne die eine nationale Fortbildung kaum möglich ist und eine Menge bedeutender Erscheinungen spurlos vorübergeht. Es fehlt ihm nicht an Geist, an Talent oder Empfänglichkeit für neue Ansichten, wohl aber an — Begeisterung, die allein fähig ist, Großes zu vollenden.

Wollen wir das Gediegene, Tüchtige, wahrhaft Nutzbare in der Chinesischen Literatur ausspüren, so darf uns weder ein klassisch gewordener Name oder Büchertitel, noch eine bestimmte Periode bestechen. Bei den Chinesen sind in jedem Zeitalter die tiefste Einsicht, die gesündeste Kritik, die klarste Darstellung Wandnachbarinnen der Seichtigkeit, der Konfusion und Abgeschmacktheit gewesen, und selbst die Resultate gesunder Beobachtung durch den äußeren Sinn hat man ungestraft ignorirt und veraltete lappische Fabeln wiederkäuen dürfen. Sehen wir davon ab, daß in China nichts geschrieben werden darf, was der regierenden Dynastie gefährlich werden könnte, so herrscht daselbst wirklich zu große Freiheit der Censur. Und allerdings müßte die Censur da kräftig einschreiten, wo im Reiche der Schriftsteller theils Despotismus, theils Anarchie, und so wenig kritische Anhänglichkeit besteht; denn Recensenten giebt es in China nicht.

Vor Allem hüte sich der Europäer, wenn ihm eine der vielen populairen Encyklopädieen oder Blumenlesen des Wissenswürdigsten, womit in China der gemeine Mann beschenkt wird, vor die Augen kommt, selbige als Quintessenz der nationalen Kultur zu betrachten. Der ganze Inhalt solcher Schriften, sofern er Naturbeobachtung, Völker- und Länderkunde betrifft, ist weit mehr auf kurzweilige pikante Unterhaltung als auf Belehrung berechnet, und wir finden darin eine Menge fabelhafter Notizen, deren sich mancher wackere Chinesische Beobachter und Schriftsteller schon vor einem Jahrtausend geschämt haben würde, die jedoch öfter, als der Mythenzeit entstammend, nicht ohne Interesse sind.

Ein solches Abstraktum des Wissenswürdigsten erschien im 61sten der Jahre Khang-hi (1722), und zwar auf einem ungeheuren Blatte von beinahe 5 Fuß Länge und 3 Fuß Breite. Der Verfasser oder Kompilator war ein gewisser Liü-ngan-schi aus Schao-hing-fu in der Provinz Dsche-kiang. Als Mitarbeiter oder Revisoren nennt er seine fünf Vrudersöhne. Der Inhalt ist kosmogonisch, astronomisch, physikalisch, geographisch, historisch, naturphilosophisch, dämonologisch und moralisch!*)

Ganz oben, im mittleren Raum, sieht man die fünf Welttheile auf eine von Meer umflossene Scheibe zusammengedrängt. Die Scheibe umziehen neun Kreise, die planetarischen Räume versinnbildend. An den Umrissen der Welttheile, wie ungeschickt sie auch gezeichnet sind, erkennt man den Einfluß Europäischer Karten, eben so an den Namen der einzelnen Länder. Dieses wird jedoch mit Stillschweigen übergangen, obgleich der Verfasser, wie unten zu sehen, mit unseren Geographen sogar polemisiren kann. Amerika ist in den äußersten Osten gerückt; der fünfte Welttheil in die Mitte nach Süden. Wir geben nun einen Auszug des Interessantesten aus den Beschreibungen, die zu beiden Seiten der Weltkarte stehen.

„Die Erde schwebt mitten im Himmel, der sie umgiebt und aus neun Schichten oder Stockwerken besteht. Die Substanz jeder Himmelsschichte ist hart und fest, ohne Farbe, und läßt das Licht hindurchschimmern, wie Glas oder Krystall. Sonne, Mond und Sterne sind an diese Schichten befestigt. Die Sterne sind wie spiegelhell polirte Kugeln aus Stein; darum reflektiren sie das Sonnenlicht. Unter dem Monthimmel befindet sich die Region des Feuers; dann kommt die Eis-Region, dann die gemäßigte. Diese drei Regionen haben Substanz, aber keine sichtbare Gestalt. Alle lebende Wesen athmen die dritte Luft-Sphäre." — „Die Kruste unseres Erdkörpers ist Erde; dann folgt Sandstein; unter dem Sandstein sind schwimmende Felsen. Unter den Felsen ist Meer, unter dem Meere wieder Himmel. Erde und Meer drehen sich nicht mit dem Himmel herum. Das Meer trägt die Welttheile, unter denen es wegfließt, gleich Schiffen."

Die Voraussetzung, daß der erdumgürtende Ocean von allen Seiten mit dem Firmamente sich begränze (s. unten), erzeugt natürlich die Frage: Warum kann man nicht zu Schiffe bis an den Himmel kommen? Unser Autor beweist die Unmöglichkeit aus folgenden Gründen:

„Im Osten der Erde ist das Fluth-Meer, dessen Gewässer bis zum Himmel sich aufthürmen. Wollte ein Schiff diesen Wasserberg hinansteigen, so würde es umgeworfen; im Westen befindet sich das Sturz-Meer, dessen Wassermassen sich in einen ungeheuren Abgrund hinunterstürzen, in welchem jedes Schiff seinen Untergang finden müßte. Nordwärts ist das Eis-Meer, wo die Schiffe im Eise versperrt bleiben. Nur in derjenigen Gegend, die dem Himmel zunächst, fließt das Wasser schnell und ist vom Eise frei. Endlich tief im Süden findet man das Gluth-Meer, dessen Wasser siedendem Oele gleicht und die Fahrzeuge verzehrt." Entschuldigung genug für die Zaghaftigkeit des Chinesen, wenn man ihm eine Weltreise zur See anmuthen wollte! Der Verfasser fährt fort:

„In Europäischen Büchern heißt es: ...Erde und Meer bilden zusammen eine Kugel, die, von den drei Luftkreisen umgeben, frei schwebt. Die ganze Oberfläche ist bewohnt, und doch erscheint die Erde ihren Bewohnern überall unten, der Himmel aber oben. Süd-Amerika z. B. soll gerade unter China liegen, so daß die Bewohner des Einen Landes denen des anderen die Füße zukehren müßten; auf der Einen Hemisphäre soll Sommer seyn, wenn auf der anderen Winter ist u. s. w.'" Allein schon das Brunnenwasser zeugt gegen diese Annahme. Wenn dieses im Winter von warmer und im Sommer von kalter Temperatur ist, so kann man sich die Ursache nicht anders erklären, als daß unsere Erde vom Wasser getragen wird. An Wintertagen wirkt die Sonne stark unter der Erde; das Wasser erhält dadurch eine warme Temperatur und bringt warm in die Erde; an Sommertagen, wo die Sonne nur wenig unter der Erde wirkt, ist es gerade umgekehrt. — — — Der Ocean ist bodenlos, d. h. er wird nur von dem Himmel begränzt. Diejenigen Meere aber, die von Land umgeben sind, haben einen Boden, der gleichfalls Erde ist. Der Erdkörper ist eigentlich kreisrund; wenn man ihn viereckig nennt, so will man damit nur sagen, daß er feststeht und nicht weiter rückt." — —

Nach bestmöglicher Erklärung verschiedener physikalischen Erscheinungen — Ebbe und Fluth, Erdbeben, Gewitter, Wärme und Kälte u. s. w. — geht der Verfasser zur Kosmogonie über und raisonnirt über Anfang und Ende der Welt.

„Ein Weltalter," bemerkt er, „wird auf ein Yuan (129,600 Jahre) festgesetzt.*) Ein Yuan zerfällt in 12 Hoei, jedes von 10,800 Jahren. Ein Hoei umfaßt 30 Yün, ein Yün 12 Schi (Generationen). In dem ersten Hoei wurde der Himmel geschaffen, im zweiten die Erde, im dritten der Mensch. In's achte Regierungsjahr Yü des Großen (des Fluthenbändigers) fällt der Anfang des siebenten Hoei. Jetzt leben wir gerade in der Mitte dieses Hoei. Zu Anfang des eilften Hoei wird die Natur verschlossen werden und kein Mensch mehr existiren; zu Anfang des zwölften verwandeln sich Himmel und Erde wieder in ein Chaos. Dann kommt das erste Hoei eines neuen Weltalters, und der Him-

*) Ein Exemplar desselben verdankt der Verfasser dem eifrigen Beschützer und Förderer der morgenländischen Studien, Herrn Baron Schilling von Canstadt in St. Petersburg.

*) Nämlich von Schao-kang-dsie, der unter den Sung (954—1279) lebte. Er hat vielen Widerspruch gefunden (Chou-King, par Gaubil, Discours Prélimin. S. LI.)

mel wird von Neuem geschaffen. Vor Pan-ku's*) Zeit war zwischen Himmel und Erde Alles Wasser. Erst um Pan-ku's Zeit verminderten sich die Gewässer allmälig, und das Land trat hervor. So trennten sich Himmel und Erde. Obschon sie aber bereits getrennt waren, so blieb die Erde dennoch dem Oberhimmel nahe. Darum gab es ungeheure Ueberschwemmungen. In der Folge traten die Gewässer immer mehr zurück und verminderten sich; die Erde aber senkte sich nach und nach, bis sie mitten im Himmelsraum schwebte. Da gelangte die Kultur zur höchsten Blüthe, und so ist es seit den Zeiten Yao's und Schün's bis auf den heutigen Tag.

„In Zukunft wird das Wasser immer mehr zurücktreten und die Erde immer tiefer sich senken, so daß sie dem Unterhimmel nahe kommt. Dann werden Tag und Nacht weit ungleicher; es giebt allmälig weder Wind noch Regen, weder Frost noch Hitze mehr. Die Bevölkerung des Erdbodens wird dünn, und die Menschen kommen wieder in den rohesten Naturzustand. So versiegen die Gewässer endlich ganz; die Erdscheibe stößt mit dem Unterhimmel zusammen; es giebt furchtbare Erdbeben, und die Menschheit ist ausgestorben. Wenn die Erde auf dem Himmel festsitzt, so entsteht wieder ein Chaos. Dann erzeugen sich die Gewässer von neuem. Sie schaffen den Himmel wieder, der alsdann ohne Ende kreiset."

Es kommt nun zunächst Etwas über die fünf Welttheile und dann eine Aufzählung wieder Naturwunder, die zum Theil sehr lebhaft an Martin Behaim's Reiseberichte erinnern. „Derjenige Welttheil, der in der Mitte und nach Norden zu liegt, heißt Asia. Der Reiche oder Länder sind über hundert; das bedeutendste ist das Mittelreich (China)**). Inseln giebt es einige hundert an der Zahl. Nordwestlich von Asien liegt Europa, das etwa 70 große Reiche zählt. Südwestlich von Asien liegt Libyen (Afrika) mit hundert Reichen und einigen hundert Inseln. Im Osten von Asien liegt Amerika, welches eine südliche und eine nördliche Hälfte hat. In der Mitte ist eine Schlucht, die beide verbindet. Dieser Welttheil ist überaus groß; der Inseln und Reiche giebt es über tausend. Tief im Süden von Asien liegt Mewalantika. Nach diesem Welttheil kommen nur wenige Menschen. Seine Staaten und Bewohner sind noch unbekannt."

Alle Reiche und Länder, von deren Bewohnern irgend eine paradoxe physische Eigenschaft erwähnt wird, und überhaupt fast alle große Seltenheiten, findet man auf Inseln im erdumgürtenden Ocean (Meerwunder). Wir begnügen uns mit einer Auswahl derselben. Die Bewohner des Hundereichs haben Hundeköpfe, lange Schweife und ihre Sprache gleicht dem Bellen der Hunde. — Die Bewohner des Zwerglandes messen nicht mehr als neun Zoll und sind ein Leckerbissen der Kraniche. — Der Taschenkrebs von tausend Li (im Umfang), welcher allein die Stelle einer bedeutenden Insel vertritt, liegt zwischen China und Amerika und ist genau auf die Karte gezeichnet. — Die Bewohner des Landes Ti-yin sind gleich dem Menschenfische (Meerweibchen) halb Menschen und halb Fische; von den Hüften abwärts letzteres. Auf dem Schwanze können sie stehen. — Im Reiche Yeu-li haben die Menschen ihre Kniee verkehrt sitzen und lassen sich mit vorwärts gekrümmtem Unterschenkel nieder. — Im Lande der verbundenen Körper sind die Bewohner, senkrecht genommen, nur halbe Menschen. Erst wenn ihrer zwei sich an einander fügen, entsteht ein vollkommener Mensch. — Im Lande der durchbohrten Körper ist bei jedem Einwohner die Mitte des Rumpfes von Natur durchbohrt. Will der Edelmann sein Haus verlassen, so steckt er eine Stange durch die Oeffnung und befiehlt zwei Bürgerlichen, ihn an derselben zu tragen. — Im Reich der langen Nächte dauern Tag und Nacht gerade ein halbes Jahr. Man ersetzt das Sonnenlicht durch Thranlampen. Nach Anderen hat diese Insel (die am Nordpol zu suchen) bloß Nacht und niemals Tag. Auf einem Berge desselben wohnt ein Genius, der Erleuchter der Finsterniß. Er hat ein Menschen-Antlitz und einen Drachenkörper von tausend Li. Erhebt er sein Riesenhaupt, so tagt es im ganzen Nordmeer. — — — Das Meerwasser ist meistens grün; nur in Ost und West giebt es rothe, in SO. und NW. aber salzlose Meere. In einer Gegend unweit Portugal glänzt das Meerwasser zur Nachtzeit wie Feuer. Es behält diesen schönen Glanz, wenn es in Gefäße geschöpft wird.

Der Leser wird in diesen Kuriositäten hin und wieder nur verlappte Wahrheit entdecken, und am Ende kommt sogar eine ziemlich reine Wahrheit. Der Sentimentale wird nicht ohne tiefe Rührung an jene Insel denken können, wo alle Bewohner nur Halbwesen sind, bis die Sympathie sie als echte Unzertrennliche an einander kleistert; und wie beneidenswerth wird Manchem der lange Genius erscheinen, der seinen Kopf nicht zu zerbrechen, sondern nur emporzurecken braucht, um alle Finsterniß zu verscheuchen! Kann man aber einen Chinesen der Intoleranz gegen das Ausland beschuldigen, wenn er fast Alles, was über die Gewöhnlichkeit, über das platte Alltagswirken sich erhebt, nur im Auslande zu suchen geneigt ist? Uebrigens versichern wir unseren Lesern, daß kein vernünftiger Chinesischer Geograph, auch wenn er ganz ohne Konnexion mit Europäern geblieben, von diesen pikanten Gerichten etwas anstischt. Vielleicht haben sogar verschmitzte Europäer, geistlichen oder weltlichen Standes, zu Vermehrung des Mythenschatzes das Ihrige beigesteuert.

Gleich unter der Weltkarte präsentirt sich eine roth gezeichnete Sternenkarte in zwei Hemisphären, der nördlichen und südlichen, mit den Chinesischen Benennungen der Sternbilder. In einer Anmerkung gesteht der Verfasser, daß Europäische Gelehrte zuerst auf den Gedanken gekommen sind, die Hohlkugel des Himmelsgewölbes durch den Aequator zu theilen. Rechts von der Sternenkarte befindet sich eine Tabelle der Chinesischen Geschichte bis auf Kaiser Khanghi; zur Linken eine schlechte Karte des eigentlichen China. In einem Quadrate unter der ersteren sind die Nebendynastieen nachgeholt, auch als Lückenbüßer etwas über das Wesen der Seele gesagt; unter der letzteren aber die Abgaben der verschiedenen Provinzen verzeichnet, wobei Zölle und Salzsteuer besonders gerechnet werden. Dann folgt eine Auswahl von Naturmerkwürdigkeiten, die dem Lande China eigenthümlich, z. B. Paukenschall, der von Zeit zu Zeit aus Bergen ertönt; heiße Quellen; Berge, die zur Nachtzeit leuchten u. s. w. Besonders merkwürdig sind: das warme Thal in der Provinz Hu kuang, wo man im rauhesten Winter Sommerwärme verspürt; der Feuer-Brunnen am Fuße eines Berges der Provinz Szö tschuan — auf der Oberfläche des Wassers flackert Feuer, und dennoch bleibt das Wasser kalt —; der Seemarkt in der Provinz Schantung, bei Teng tschen fu, eine optische Täuschung; — wenn man daselbst, im Frühling oder Sommer, aus der Ferne in's Meer schaut, so erblickt man eine ganze Stadt und einen Marktplatz, wo Menschen und Pferde sich lustig herumtreiben" — u. s. w.

Von hier wendet sich der Verfasser zur naturphilosophischen und moralischen Symbolik der Chinesen, die in der vornehmsten Offenbarung ihrer Geisterwelt enthalten ist, der mystischen Tafel, welche der Protoplast Fuhi durch das Drachenpferd empfing, und deren Inhalt den Urtext des Yking oder des Buches der Verwandlungen bildet. Durch die Combination der änigmatischen Zeichen, dieses heiligsten der kanonischen Bücher, erhält man Aufschlüsse über die Geheimnisse der Natur, die Pflichten und die Bestimmung des Menschen, welcher der Natur oder dem ewigen ordnungsvollen Walten der Weltseele (dem Tao) gemäß leben soll. Der weise Staatsmann und der Weise im Privatleben folgen diesem ewigen Vorbilde, und ihre Pflichten konzentriren sich in der Großen Lehre (dem Ta hio), welche gleichsam die Wurzel ist, aus welcher der ganze Stammbaum der Moral in allen seinen Verästungen sich entwickelt.

Confucius spricht:

„Der Weg des Ta hio besteht darin, daß man die eigne Tugend verklare, das Wohl der Menschen fördere und im höchsten Guten feststehe."

Die dritte dieser Maximen ist unfruchtbar: sie dringt nur auf Konsequenz in den beiden ersten, gleichsam den Spiegelhaltern einer bedeutenden Nachkommenschaft. Die Pflichten des Menschen gegen sich selbst spalten sich in fünf Aeste und diese wieder in zwanzig Zweige; die Pflichten gegen Andere zählen zwei Aeste und zwanzig Zweige. Jeder Ast und Zweig hat seine besondere Ueberschrift und seine besonderen Erläuterungen, durch Sprüche alter Volkslehrer besiegelt. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir das ganze Pflichten-Register hier einrücken und den Kommentar verdeutschen wollten, besonders da über die Moral der Chinesen schon beinahe zu viel geschrieben worden ist.

*) Ist nach der Chinesischen Mythe der erste Mensch und wird oft mit einem Beile abgebildet, wie er eben im Begriff ist, das Chaos, eine bizarre Felsenmasse, zu behauen.

**) Das gleichwohl auf der Karte nicht in die Mitte, sondern in den südöstlichen Winkel gerückt ist, der ihm zukommt. Auch seine Ausdehnung ist verhältnißmäßig

Frankreich.

Fünfunddreißig Jahr in Französischen Staatsgefängnissen.

In England ist so eben eine Uebersetzung der bereits im J. 1790 von Thiery herausgegebenen Geschichte der Gefangenschaft des unglücklichen Marquis de Latude erschienen.*) Das Buch, das in Frankreich kaum noch gekannt wird, hat in England ein zahlreiches Publikum gefunden, das die in der That fast allen Glauben übersteigenden Schicksale jenes Staatsgefangenen, wogegen die Gefängniß-Leiden Silvio Pellico's nur ein Kinderspiel zu nennen sind, mit Begierde gelesen hat. Wir theilen hier nach Englischen kritischen Blättern einige Auszüge mit.

Der Marquis von Latude war fünfunddreißig Jahr in Französischen Staats-Gefängnissen in enger Haft; doch war die Haft allein nicht das Herbste seines Mißgeschicks, er ward auch gemartert und auf alle mögliche Weise mißhandelt. Seine Verfolger schienen Freude daran zu haben, daß sie ihm erst einen Hoffnungsstrahl scheinen ließen, um ihn dann in desto größere Qualen zu stürzen. Gewiß wird der Leser nach dem Verbrechen fragen, in Folge dessen Latude so unerhörte Behandlung erfahren mußte, die dem Staate nicht allein enorme Summen**) kostete, sondern auch von den Ministerien mit solcher Wichtigkeit behandelt wurde, als wäre es eine Angelegenheit von höchster Bedeutung. Wir gestehen, hierauf keine Antwort zu haben. Nach seinem eigenen Berichte war er durchaus unschuldig. Indeß wollen wir zur Ehre der Menschheit lieber annehmen, daß eine Schuld den größerem Einflusse, als die von ihm enthüllte, der unerbittlichen Härte zu Grunde gelegen.

In seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre war Latude unbeschäftigt in Paris. Sein Vater, der Marquis von Latude, ließ ihn zu Bergen op Zoom in das Ingenieur-Corps eintreten. Der Friede von 1748 entzog ihn dieser Laufbahn, und er ging nach Paris, um Mathematik zu studiren. Die Marquise von Pompadour beherrschte damals Frankreich; ihr Wille war höchste Entscheidung. Sie war allgemein verhaßt, und tausend Anschläge zu ihrem Sturze projektirt. Dies rief nicht bloß ihre aufmerksamste Wachsamkeit, sondern auch exemplarische Grausamkeit in Bestrafung ihrer Feinde hervor. Alles dies wußte der junge Latude, und nach eitlem Ruhme dürstend, ent-

*) Memoirs of Henry Masers de Latude etc. now first translated by John Wm. Calcraft. Dublin, 1834.

**) Nach seiner Flucht nach Holland kostete es die Regierung 175,000 Livres, ihn zurück zu bekommen.

warf er einen Plan, der Frankreich nicht von diesem herrschsüchtigen Weibe befreite, sondern ihn nur bei ihr in Verdacht und Ungunst brachte. Er formte einen Brief, füllte ihn mit Knallsilber und legte ihn zur Post, bat dann um eine Zusammenkunft mit der Marquise, und gab vor, eine Verschwörung gegen ihr Leben entdeckt zu haben, indem man sie vermittelst eines mit Knallsilber gefüllten Briefes tödten wolle. Die Marquise beeiferte sich, ihm ihren Dank für seine Pflichttreue zu zeigen, und bot ihm sogar Geschenke. Er war außer sich vor Entzücken; indeß ward er nach wenigen Tagen festgenommen, und in die Bastille gesetzt: Nachdem er eine Zeitlang in diesem elenden Gefängniß zugebracht, ward er in das Kastell von Vincennes abgeführt. Hier erhielt er ein viel besseres Zimmer und ward überhaupt besser behandelt; doch hatte er zu entfliehen beschlossen, und da er täglich einen Abbé in einem der Gärten spazieren gehen sah, suchte er seinen Wächtern zu entkommen, that, als wenn er den Abbé aufsuchen wollte, täuschte so die Schildwachen und gewann wirklich das Freie. Er begab sich sofort nach Paris; aber sein Unglücksstern, der ihn nie verließ, gab ihm den Gedanken ein, dem Könige eine Vorstellung einzureichen, worin er sich wegen seines gegen Madame Pompadour begangenen Fehlers rechtfertigte und um die Königliche Begnadigung bat. Die Antwort hierauf bestand in einem Verhaftsbefehl; er ward festgenommen und wieder nach der Bastille gebracht. Seine Behandlung war über die Maßen grausam und kaum zu ertragen, wenn ihm nicht ein Leidensgefährte, der in dasselbe Gefängniß mit ihm zusammengesperrt war, Trost gewesen. Ungebeugt durch dies Mißgeschick, beschloß er seine Flucht, die jedoch fast unausführbar schien, so unübersteigliche Schwierigkeiten standen ihr entgegen. „Durch die Thore der Bastille zu entkommen — daran war nicht zu denken. Alle Arten von Hindernissen waren vereinigt, dies unausführbar zu machen. Nichts blieb übrig, als der Weg durch die Luft. In unserem Zimmer war ein Kamin, dessen Röhre zu der Spitze des Thurmes führte; allein, wie alle in der Bastille, war auch dieser von Eisengittern durchflochten, die an mehreren Stellen nicht einmal den Rauch durchließen. Gesetzt aber, wir erreichten wirklich die Spitze des Thurmes, so hatten wir einen Abgrund von 200 Fuß unter uns; unten erwartete uns dann ein Graben, der auf der anderen Seite von einer hohen Mauer beherrscht wurde, die erklommen werden mußte. Allein waren wir, — ohne Werkzeuge, — jeden Moment Tags und Nachts bewacht, dazu die Masse von Schildwachen, die die Bastille umgaben."

Doch suchte er seinen Plan zu realisiren. Vor Allem spürte er einen Ort aus, dort seine Werkzeuge zu verstecken. Er entdeckte durch scharfe Beobachtung endlich einen Zwischenraum zwischen dem Fußboden seines Zimmers und der Decke des darunterliegenden. Er schärfte zwei Eisenhaken, die zu einem Tische gehörten, und machte einen Feuerstahl zu einer Art von Feile. Mit diesen Werkzeugen begann er und sein Gefährte die Drähte von dem Kamin zu durchfeilen. Diese mühevolle Arbeit kostete sie sechs Monate. Die nächste Aufgabe war die Verfertigung einer hölzernen Leiter, was mit gleicher Geschicklichkeit ausgeführt wurde, und dann einer Strickleiter, an die sie all' ihr Leinenzeug wandten.

„Der obere Theil des Bastille-Gebäudes ragt drei bis vier Fuß über seine Mauer hervor; dies mußte nothwendig zur Folge haben, daß unsere Leiter hin und her schwankte, und nichts war natürlicher, als den Hals zu brechen. Diesem vorzubeugen, machten wir noch einen Strick, 360 Fuß lang, an dem sich, wer zuerst hinabstieg, festhalten konnte."

Noch andere Stricke wurden verfertigt, worauf sie achtzehn Monate wenden mußten, und noch war ihre Arbeit nicht geendet; denn es fehlten Hülfsmittel, mit denen sie, nachdem sie durch den Graben gekommen, durch die Mauer nach dem Thore St. Antoine gelangen konnten. Bald waren auch diese angeschafft, und nun war das gefahrvolle Experiment leichter zu bestehen.

„Wir warteten bis nach dem Abendrote; unsere Wächter hatten bereits uns eingeschlossen. Ich bestieg zuerst den Kamin. In meinem linken Arme fühlte ich Schmerzen; ich achtete ihrer nicht; doch bald empfand ich größere. Ich hatte nämlich keine der Vorschriftsmaßregeln genommen, die Schornsteinfeger gebrauchen. Fast erstickte ich im Russe, meine Kniee und Ellbogen waren ohne die bei solchen Prozeduren nöthigen Lederbedeckungen, die Haut rieb sich ab, und das Blut rann über Hände und Füße. So gelangte ich zur Spitze des Kamines, von dort ließ ich einen Knäuel Bindfaden hinab, mit dem ich mich versehen hatte. D'Allegre befestigte daran das Ende des Strickes, womit unser Mantelsack verschnürt war. Ich zog diesen in die Höhe, und brachte ihn auf die Plattform der Bastille. Gleicherweise zogen wir die hölzerne Leiter, die beiden eisernen Haken und unsere übrigen Instrumente hinauf, zuletzt zogen wir unsere Strickleiter empor, deren Ende ich hinab hängen ließ, um dem d'Allegre das Emporklimmen zu erleichtern; oben hielt ich sie mit Hülfe eines großen Holzpflockes, den ich zu dem Ende angeschafft. Ich steckte ihn durch die Stricke und legte ihn quer über die Röhre des Kamins. So ward meinem Gefährten sein Aufsteigen viel leichter, als mir. Ich stieg von dem Gipfel des Schornsteins, wo ich mich in sehr mühseliger Positur gehalten hatte, und nun standen wir Beide auf der Plattform der Bastille. Jetzt ordneten wir unsere Werkzeuge. Unsere Strickleiter wickelten wir zu einem Knäuel von etwa vier Fuß Durchmesser zusammen, und rollten ihn nach dem Tour du Tresor, der für unser Niedersteigen am gelegensten schien. Wir befestigten das eine Ende der Leiter an ein Stück von einer Kanone, und ließen sie an der Mauer herab; dann machten wir den Holzpfahl an und ließen damit die Strickleiter 360 Fuß nieder; den Strick zur Seite band ich fest um meinen Leib, und d'Allegre ließ ihn langsam herab, bis ich unten war. Trotzdem schwankte ich in der freien Luft, bei jedem Schritte, den ich that. Die bloße Erinnerung hieran macht mich noch jetzt schaudern. Endlich langte ich in den Graben an, und d'Allegre ließ Mantelsack und unsere anderen Habseligkeiten herab. Glücklicherweise fand ich eine trockene Stelle, die dem Wasser, welches den Graben füllte, unerreichbar war, und dort legte ich Alles hin. Bald folgte mein Gefährte nach und kam wohlbehalten an; den Vortheil hatte er vor mir voraus, daß ich ihm mit aller Kraft die Leiter hielt und jedes Schwanken verhinderte. Als wir im Graben waren, fühlten wir es schmerzlich, unsere Leiter und anderen Instrumente nicht mitnehmen zu können, diese köstlichen Monumente und Zeugnisse dessen, was Liebe zur Freiheit Alles vermag. Bald hörten wir — in einer Ferne von etwa sechs Toisen — die Schildwache auf- und abgehen, dadurch waren wir gezwungen, unseren Plan, durch die Brustwehr und den Gouverneurs-Garten zu entkommen, fahren zu lassen. Wir durchwateten den Graben der Bastille gerade nach der Mauer hin, die jene von dem Thore St. Antoine trennt. An dieser Stelle befand sich ein kleiner Graben von etwa sechs Fuß Breite und anderthalb Tiefe, wodurch also die Tiefe des Wassers vergrößert ward."

„Sonst reichte uns dies nur bis in die Mitte des Körpers, hier bis an die Achseln. Vor wenigen Tagen erst war es aufgehaut, und noch schwammen Eisstücke im Wasser. Neun Stunden brachten wir hier zu, erschöpft von Arbeit und vor Kälte starr. Plötzlich sahen wir zwölf Fuß über uns eine Patrouille, die mit ihrer Laterne gerade die Stelle beleuchtete, an der wir uns befanden. Es blieb uns nichts übrig, als unsere Köpfe im Wasser zu verbergen, bis sie fort war; so erging es uns einige Male des Nachts. Endlich nach neunstündiger unausgesetzter Arbeit hatten wir ein Loch mit Hülfe unserer Eisen zu Stande gebracht in einer Mauer von 4½ Fuß Dicke, das geräumig genug war, und wir Beide krochen durch. Aber bald begegnete uns ein unvorhergesehener Unfall, der uns theuer hätte zu stehen kommen können. Als wir den Graben St. Antoine durchschwammen, um auf die Straße nach Bercy zu gelangen, fielen wir in den Aquadukt. Hier ging das Wasser neun Fuß über unser Haupt, zwei Fuß Schlamm hatten wir unter uns, und dies hinderte uns, durchzukommen, obgleich der Aquadukt nur sechs Fuß breit war. D'Allegre fiel auf mich und hätte mich beinahe niedergerissen. Bald war es um uns Beide geschehen. Ich gab ihm aber einen tüchtigen Faustschlag, so daß er mich losließ. Gleichzeitig ruderte ich vorwärts und entkam der Gefahr. D'Allegre zog ich am Haare nach. Bald waren wir aus dem Graben, und als die Glocke eben fünf schlug, befanden wir uns auf der Landstraße."

So miraculös dies Alles scheinen mag, so darf man doch die Wahrheit nicht bezweifeln. Nach der Einnahme der Bastille ward Strick und Leiter gefunden an einem verborgenen Orte, und ein daran befestigter Zettel des Gouverneurs bewahrheitete die Umstände.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Louis Philippe et la contre-révolution de 1830. — Von Sarran jun., dem Verfasser von „Lafayette und die Revolution von 1830". 2 Bde. 16½ Fr.

Excursions en Grèce pendant l'occupation de la Morée par l'armée française, dans les années 1832 et 1833. — Von J. L. Lacour. 7½ Fr.

Histoire des comtes de Foix de la première race. — Von P. Gaucheraud.

Histoire fantastique de la révolution de juillet, en 70 articles. — Von A. Reitement. 2 Bde. 15 Fr.

Histoire du gouvernement représentatif en France. — Erscheint in Lfgen. in 4. Pr. jeder Lfg. 2 Fr.

Histoire universelle du XIXe siècle, divisée en grandes périodes decennales. — Von Chapuys-Montaloville. — Das Werk wird aus 100 bis 120 Lfgen. bestehen. Pr. jeder Lfg. 50 C.

Mémoires de tous. Collection de souvenirs contemporains. — Erster Bd. 4½ Fr.

La sirène de la Vendée, ou la comète de l'annonciade. Esquisses de la mer et de l'avenir. 3 Fr.

England.

Die Schönheit der Thier-Gestalt.

(Aus einer Vorlesung über Zoologie, gehalten im zoologischen Museum zu London.)

Nicht zu allen Zeiten und nicht bei allen Völkern sind immer dieselben Ansichten über das Schöne gäng und gäbe gewesen. Vorurtheile und falsche Eindrücke haben oft auf Irrwege, zu einem verdorbenen Geschmack, geführt. So findet der Chinese an einem Frauenzimmer nichts so schön, als einen durch Einzwängung übermäßig verkleinerten Fuß; der Aethiopier zieht der Europäischen Habichtsnase die dicke platte Nase seiner Nation vor; der Mexikaner kann nicht begreifen, wie es zugeht, daß man bei anderen Völkern eine schmale Stirn, lange Ohren und herabhängende Brüste nicht für die ersten Erfordernisse der wahren Schönheit gelten läßt. Unter wie vielen Gestalten ist nicht schon die Schönheit dargestellt worden! Bald hat man sie als einen Herkules, bald als eine Venus abgebildet; je nachdem Vorurtheile oder die täuschende Phantasie dazu bestimmten, ließ man sie als ein Sinnbild der Anmuth und Zartheit oder als ein Emblem der Kraft und Stärke erscheinen. Will man aus dieser Verwirrung der verschiedenartigsten Ansichten zur wahren Erkenntniß des Schönen gelangen, so muß man an die Natur herangehen und sie in den vollkommenen Typen betrachten, wie sie dieselben bei den mannigfachsten Klassen organischer Wesen ausgedrückt hat. Was nicht natürlich ist, das ist nur ein falscher Glanz, ein erborgter Schmuck, ein fremdartiges Nebending oder ein namenloses Unge-

heuer; die Natur allein bildet die Regel, gegen die man nie verstoßen darf, das sichere Maß, nach dem Alles gemessen werden muß, und endlich das Gesetz, wonach die Fehler, die Mißgeburten und Abirrungen des menschlichen Geistes zu verdammen sind. So wird sich's erweisen, daß die Schönheit bei den Thieren nur in dem Ebenmaaß der physischen und intellektuellen Kräfte besteht.

Warum räumen wir dem Löwen den höchsten Rang unter allen vierfüßigen Thieren ein? Geschieht dies nicht aus Anerkennung seiner Schönheit, seiner Majestät und seiner Kraft? nicht wegen des genauen Ebenmaßes seiner Glieder, wegen jener vollkommenen Gleichmäßigkeit, die seinen ganzen Körper bezeichnet, weil er behend, rüstig, großmüthig und verstandig ist? Denn welches andere vierfüßige Thier läßt sich mit ihm vergleichen, welches hat mehr Grazie, mehr Muth, mehr Kraft und Stärke? Hierzu kommt noch, daß er sich auch erkenntlich zeigt, daß er eine gute Behandlung zu vergelten weiß. Obgleich er sich ferner seiner Macht und Ueberlegenheit bewußt ist, macht er doch nur, wenn es dringend Noth thut, davon Gebrauch; frei und rechtlich, greift er seinen Feind nie hinter'm Rücken an: und so verdient er denn durch dieses Band der physischen und intellektuellen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, den Vorzug vor allen anderen Thieren. Wollte man mit ihm etwa den Elephanten vergleichen, so ragt bei letzterem freilich die ungeheure Gestalt hervor, indeß bildet diese im Ganzen doch nur eine unförmliche plumpe Masse. Es ist wahr, man kann ihm auch einen gewissen Verstand nicht absprechen, und er läßt sich auch leicht als Hausthier abrichten: allein wem sollte man es wohl verdenken, daß man von seinem so sehr entwickelten Gehirn bei weitem mehr erwartet? Man betrachte nun erst seinen langsamen Gang, im Vergleich mit der Behendigkeit und außerordentlichen Beweglichkeit des Löwen. Welch' eine Lebhaftigkeit, welch' eine Gewandtheit müssen wir bei diesem majestätischen Thiere bewundern! Dagegen wie sehr ist jenes plump und unbeholfen in Allem, was es unternimmt. Man vermißt seine nervigen Glieder, man beklagt sich über seine starken Muskeln; man verlangt die Aeußerung jener Kraft, deren eine so enorme Masse wohl fähig seyn sollte.

Und ist es nicht eben die Verbindung der intellektuellen und physischen Eigenschaften, ist es nicht die vollkommene Harmonie des ganzen Wesens, die uns an dem Roß interessirt und ergötzt, die uns dasselbe als den Typus des Schönen unter den Thieren hinstellt? Wohlgestaltet, mit regelmäßigen Formen, mit einem Ebenmaß der Glieder, mit seinen scharfen, genau ausgeprägten Zügen, vereinigt es Anmuth und Würde, Behendigkeit mit Kraft und Muth. Mit Vergnügen betrachten wir es, wie es aufspringt beim Trompetengeschmetter, wie es wiehert mitten im Schlachtgetümmel, wie es beim Kanonendonner, beim Waffengeklirr umherschnaubt, wie es ungeduldig mit dem Hufe den Boden stampft! Wie schön ist es anzusehen, wenn es mit feuersprühender Nase, die lange Mähne schwingend, beim ersten Signal in die drohendsten Gefahren stürzt, wenn es ohne Scheu in das Gewühl hineindringt und sich glücklich zu fühlen scheint, indem es mitkämpft für den Sieg. Es ergötzt uns die Folgsamkeit, mit der es sich uns hingiebt, der edle Stolz, der es stets belebt. Es ist weder undankbar noch boshaft, es vergißt nie eine Wohlthat und bewährt stets seine Anhänglichkeit gegen seinen Herrn.

Dagegen verachten wir wiederum mit Recht jenes Thier, das sich nur in den dichten Wäldern Amerikas findet, das Faulthier oder Ai, weil die Natur ihm alle ihre Gaben versagt hat, weil es das häßlichste und dümmste unter allen Thieren ist. Sein Körper gleicht einem ungestalteten Klumpen, der beim ersten Anblicke als unbeseelt erscheint; seine intellektuellen Fähigkeiten sind so beschränkt, daß es kaum, vermöge seines Instinkts, den Baum aufzufinden weiß, von dem es seine Nahrung erhält; es hat kaum so viel Geschick und Kraft, um nach mehreren Tagen der Qual und Mühe endlich mit genauer Noth zu den Zweigen zu gelangen, deren Früchte es sättigen; dann ist es so wenig im Stande, vom Baume herabzuklettern, daß es vielmehr gleich einem Gebäll auf den Boden herabsinkt und hier, ohne Vertheidigung dem mörderischen Zahn der Raubthiere preisgegeben, ihnen nicht auszuweichen vermag. Es bringt sein Leben in der tiefsten Einöde zu und kennt keine andere Gesellschaft, als die Pflanzen, von denen es sich ernährt. Wäre dieses Thier blind geboren, so hätte man es wahrlich zu den Pflanzen rechnen müssen; indeß hat es die Natur nur kurzsichtig werden lassen, und wir können in der That nicht behaupten, daß dies nicht zu seinem Besten geschehen sey! Seine Füße entbehren des Tellers; auch kann es die Zehen an denselben nicht auseinander bringen. Sein Haar ist zottig und gleicht dem von den winterlichen Stürmen ausgetrockneten Grase. Seine Beine sind zu kurz und machen schon durch die Art und Weise, wie sie am Leibe hangen, einen üblen Eindruck. Es hat sechsundvierzig Rippen, während sich am Elephanten nur vierzig befinden. Seine Klauen sind unverhältnißmäßig lang. Wollte man alle Thiere hinsichtlich ihrer verschiedenen Ansprüche auf den Vorrang unter einander in eine gewisse Ordnung bringen, so würde dies arme Geschöpf den letzten Rang unter allen einnehmen müssen. Kommen wir auf unseren Exkursionen durch einen Wald und bemerken zufällig jenes unglückliche Geschöpf, so werden wir von seinem Anblicke zurückgescheucht, während der Aras uns hinreißt, unsere Augen von der ganzen belebten Natur abwendet, um ihn allein mit Bewunderung anzustaunen. Seine imposante Kraft, der glänzende Scharlach seines Leibes, die angenehme Abwechselung von Roth, Blau, Gelb und Grün, die Farben seiner Fittige, sein schöner scharlachrother und blauer Schweif, sein wellenförmiger Federbusch, alles dies scheint vereint uns aufzufordern, ihm den Titel eines Königs des Waldes zu ertheilen.

Wenn wir nun den Begriff des Schönen an denjenigen Thiergattungen verkörpert finden, an denen wir den Zusammenfluß dieser verschiedenartigen Verhältnisse bemerken, wenn wir ihn denjenigen hingegen absprechen, die derselben ermangeln: sind wir nicht dann zuweilen ungerecht, indem wir, von Vorurtheilen geleitet, uns von mehr glänzenden als reellen Eigenschaften blenden lassen? So leben wir aus reiner Parteilichkeit, indem wir von den schönen Farben bestechen werden, das hübsche Fell, den hohen schlanken Wuchs, den geraden Kopf der Giraffe, während wir alle diese Titel einem unserer treuesten und nützlichsten dienenden Thiere bloß aus dem Grunde absprechen, weil es zu lange Ohren hat, weil sein Haar rauh und von matter Farbe ist. Dabei aber entdecken wir an der Giraffe weder Behendigkeit, noch Kraft, noch Gewandtheit, weder Muth, noch Klugheit; an ihren Gliedern ist weder Ebenmaß, noch Verhältniß zu bemerken; ihr Rumpf ist zu kurz, ihre Beine sind zu ungleich, ihre Muskeln zu stark: während der Esel ganz proportionirt gebaut ist, mit Geschmeidigkeit und Kraft versehen, geduldig unsere Lasten trägt, allerlei Mühen und Beschwerden, ohne daß seine Gesundheit darunter leidet, unternimmt und an Einsicht, die man nur zu sehr verkennt, weit über dem Grade steht, den man ihm einräumen will. Auf eben dieselbe Weise ist man seit den Zeiten des Aristoteles bis auf unsere Tage gegen den sanften friedlichen Geismelker eingenommen. Indeß gehören diese Vorurtheile doch nur zu den Seltenheiten, und wir sind nicht immer parteiisch in unseren Urtheilen.

Fragen wir nun, warum wir bei einer Vergleichung der Vögel mit den Würmern und Fischen jenen den Vorzug einräumen? Wir können nicht Anderes antworten, als weil sie durch unermeßliche Eigenschaften vor diesen ausgezeichnet sind, weil sie ein Ebenmaaß in ihren verschiedenen Verhältnissen haben, weil sie proportionirt gebaut sind, weil sie kraftige Muskeln, glänzendes Gefieder, einen scharfen Blick, einen subtilen und feinen Geruch besitzen; hierzu kommt, daß sie außer ihren unvergleichlich zarten Stimm-Organen noch durch ein Nachahmungs-Talent und ein zum Erstaunen treues Gedächtniß ausgezeichnet sind; nichts entgeht ihnen, keine Schwierigkeit steht ihnen je im Wege; mit Genauigkeit führen sie melodische Töne aus, singen Variationen und harmonische Gesänge nach, geben Wörter und ganze Phrasen wieder, die man ihnen in kurzer Zeit beigebracht. Sie kennen den Ort, an dem sie das Tageslicht erblickt, sie lieben ihr Vaterland und werden zu Vertrauten der sie umgebenden Personen! Und mit welcher Geschicklichkeit bauen sie nicht ihr Nest! Mit welcher Behendigkeit fliegen sie nicht von einem Ort zum anderen, indem sie mit einem leichten Schlage ihrer Fittige die Lüfte zertheilen. Wie sie sich hinaufschwingen hoch über die Erde, auf der Alles geht und kriecht, gleichsam als wenn sie dieselbe ihres Aufenthaltes unwürdig hielten! Wie frei und wie glücklich sind sie! Dagegen finden wir die Würmer und die Fische fest gebunden durch ihren Instinkt, der sie zur Selbsterhaltung und zur Fortpflanzung ihrer Gattung antreibt. Da es ihnen an allen angenehmen Eigenschaften gebricht, da intellektuelle Fähigkeiten ihnen fast ganz abgehen, so können sie uns in Vergleich mit jenen begabteren Thieren nicht anders als häßlich erscheinen. Und gewiß, es giebt keine wahre Schönheit ohne die Verbindung physischer und geistiger Vorzüge!

Mannigfaltiges.

— Schulbildung in Island. In dem kirchlichen Kodex dieses Landes befindet sich ein Artikel, welcher für den Schul-Unterricht der jungen Generation eine bedeutende Bürgschaft leistet, indem er dem Bischofe und jedem Geistlichen niederen Ranges das Recht ertheilt, einer Frau, die nicht lesen kann, die Einsegnung zur Ehe zu verweigern. Gegenwärtig wird dies Gesetz freilich nicht mit derselben Strenge als in früheren Zeiten in Anwendung gebracht. Die Bücher, die im Besitz der niederen Klassen sind, wurden während der letzten zwei oder drei Jahrhunderte gedruckt; sie sind meistens religiösen Inhaltes. In manchen Kirchspielen besitzt die Kirche noch eine kleine Sammlung von Druckwerken, welche unter der Aufsicht des Priesters in den Familien zu deren Belehrung und Bildung zirkuliren. (Mackenzie's Reisen in Island.)

— Graue Papageien. Es gab solche Thiere, die ein Alter von 50, 60 und gar 100 Jahren erreichten. Nach Le Vaillant's Erzählung befand sich ein grauer Papagei im Hause des Herrn Meinck Hupfer zu Amsterdam gegen 32 Jahre, nachdem er schon 41 Jahre von dem Oheim desselben, der ihn seinem Neffen hinterließ, ernährt worden war und mindestens zwei oder drei Jahre zu der Zeit alt war, als er nach Europa gebracht wurde. Als Le Vaillant ihn sah, war der Vogel bereits in einem Zustande völliger Entkräftung. Er hatte Gesicht und Gedächtniß verloren und befand sich in einer Art lethargischen Schlafes; von Zeit zu Zeit fütterte man ihn mit Bisquit, den man in Madeira-Wein tauchte. In den Tagen seiner Blüthe führte er eine sehr geläufige und bestimmte Sprache, repetirte allerlei Sentenzen, holte seines Herrn Pantoffeln und rief die Diener herbei. Mit dem sechzigsten Jahre begann sein Gedächtniß abzunehmen; statt Neues zu erlernen, vergaß er das Alte und mischte, seltsam genug, die abgelernten Phrasen durch einander. Jährlich setzte er regelmäßig einmal seine Federn ab, bis zum Alter von 65 Jahren, als die rothen Federn auf dem Schweife durch gelbe ersetzt wurden; später änderten sich die Farben weiter nicht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Freitag den 23. Mai 1834.

England.

Gibbon, Burke und Chateaubriand.

(Nach Fraser's Magazine.)

Die drei Männer, deren Namen an der Spitze dieses Artikels glänzen, haben ihre Zeit aufgeklärt und ein halbes Jahrhundert mit ihrem Ruhme erfüllt. Alle drei haben an den öffentlichen politischen Verhandlungen Theil genommen, Haß und Freundschaft, und zwar Beides in den höchsten Extremen, erregt, so wie zu den intellectuellen und materiellen Fortschritten ihrer Mitlebenden beigetragen. Alle drei Politiker haben hauptsächlich um den literarischen Lorbeer, um den Ruf des Schriftstellers gerungen.

Der Erste, Edward Gibbon, war auf seiner politischen Laufbahn gänzlich verunglückt; allein das Geschick wollte ihn für die traurige Rolle, die ihn das Unterhaus hatte spielen sehen, entschädigen, indem es ihn bei der Nachwelt den Titel eines Heerführers der Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts vorbehielt. Herr von Chateaubriand, dem die Philosophie und die Geschichte mehr als Einen Irrthum, mehr als Einen Widerspruch, mehr als Eine Uebertreibung vorzuwerfen hat, nimmt dagegen einen glänzenden Platz unter den Staatsmännern seiner Zeit ein. Eine feste Säule aller gesunkenen Parteien, allein dastehend mitten unter den Ruinen, hatte er Schmeicheleien für jedes Unglück und Worte der Begeisterung selbst für diejenigen, deren Fall seine Beredtsamkeit herbeigerufen und vorbereitet. Wie man ihn auch immer beurtheilen mag, seine Rolle bleibt, wenn auch nicht die vornehmste, doch gewiß die ritterlichste und logischste von allen, die bei unserem Europäischen Drama mitspielen.

Edmund Burke hat mit einem innigern Bande das Talent des Gelehrten, die Mission des Redners und die Geschäfte des Politikers zu verbinden gewußt. Und dieser Doppel-Erfolg könnte seinem Ruhme vielleicht eine längere Dauer begründen, der aber an Glanz nie den des Herrn von Chateaubriand übertreffen wird. Wir wollen bei der Skizzirung dieser drei merkwürdigen Männer mit Gibbon, dem bewundernswürdigen Schriftsteller, dem tiefen Denker und dem gewandten Kolorisiten, den ein unglücklicher Gedanke dazu antrieb, um einen Platz im Englischen Parlamente sich zu bewerben, den Anfang machen.

Die Natur hatte ihn hierzu nicht geschaffen: er war grundhäßlich; und zwar war seine Häßlichkeit keine solche, die Respekt einflößt, die den Charakter der Energie und der Kraft an sich trägt, oder die Schrecken um sich her verbreitet; Gibbon hatte vielmehr ein unedles Ansehen; eine platte Nase, eine dickleibige, pausbäckige Figur, eine gemeine Physiognomie; keine Schärfe, keine Würde, keine Feinheit im Blicke. Die Gewohnheit, in der Einsamkeit zu leben, hatte seine Manieren steif und plump gemacht; zu diesem linkischen unbeholfenen Wesen, mit dem die Gelehrten größtentheils viel zu kämpfen haben, kam noch eine höchst empfindliche Eitelkeit, der Wunsch, zu glänzen, und jenes beständige Affektiren, jener Mangel an Einfachheit hinzu, der schon der Kritik der Madame Du Deffand, jener blinden Hellseherin, wie sie Voltaire nannte, nicht entgangen war. „Gewiß", sagte sie einmal zu ihrem jüngeren Freunde Walpole, „Ihr Schützling Gibbon weiß viel; seine Unterhaltung ist sehr belehrend und keineswegs eintönig; was aber den Witz anbelangt, den Sie ihm zuschreiben, so kann ich in diesem Punkte Ihnen nicht ganz beipflichten. Er legt zu viel Gewicht und Werth auf seine zierlichen Einfälle; er macht sich zu viel Unkosten und strengt sich dabei zu sehr an, um sie aufzutreiben. Ich stehe, wenn ich mit ihm zusammen bin, immer auf dem Sprunge, ihm zu sagen: „Geben Sie sich nicht so viel Mühe: Sie sollten ein geborner Franzose seyn, dann ginge es besser."

Leichtigkeit, Einfachheit, Natürlichkeit des Vortrags, die Eigenschaften, mit denen Kraft, Feuer, Kolorit, Feinheit und dialektische Gewandtheit sich gar wohl vereinigen lassen, sind wesentliche Erfordernisse des Redners; ohne sie ist er nicht im Stande, auf seine Zuhörer Eindruck zu machen; man wird ihn immer nur für einen Phrasenmacher halten, für einen Menschen, der den Zweck hat, zu täuschen; er wird als ein Rhetor gelten, und Niemand faßt dann Zutrauen zu ihm. Letzteres war auch bei Gibbon der Fall, wenn er im Unterhause sich erhob, oder wenn er auch nur in dem Zirkel seiner Freunde kurze Vorträge hielt. Uebrigens war Gibbon äußerst kritisch; er schmiegte und beugte sich nicht unter die Ideen und Gewohnheiten Anderer. In seinen stillen Studien hatte er sich an scharfe regelrechte Argumentationen und Syllogismen gewöhnt, aus deren Kreis er nie heraustreten wollte. Seine immer vorher ausgearbeiteten, zu ciceronianischen, zu sehr kombinirten Phrasen zogen das Publikum nicht an, und selbst in den Salons war nach der Aussage seines eigenen Freundes, Suard, der ihn genau beobachtete, sein mündlicher Ausdruck fast gar nicht vom schriftlichen verschieden. Zu diesen schon ziemlich zahlreichen Nachtheilen des parlamentarischen Redners kam noch eine kreischende lispfende Stimme, mehrere anstößige Manieren in der Aussprache und einige fremdartige Ausdrücke, die seinen langen Aufenthalt zu Lausanne und zu Paris verriethen.

Gibbon war ein Philosoph, kein Politiker; er hatte sich in der Wahl seiner Carrière getäuscht. Schon von Natur schüchtern, hatte er noch außerdem mit zu vieler Aufmerksamkeit die Vergangenheit studirt, um nicht die Zukunft zu fürchten. Er hatte in der Geschichte gesehen, welche Ströme von Blut die Revolutionen kosten. Er fürchtete die unvermeidlichen Uebel, welche die nothwendigen Begleiter aller politischen Aufregungen sind und doch nur entfernt liegende und ungewisse Vortheile hervorbringen. Indolent und furchtsam, sah er die Englischen Kolonieen gegen den Mutterstaat sich erheben, wie die Republik Amerika's aus dem Schooße der Verzweiflung hervortrat, die die willkürlichen Maßregeln der Regierung einflößt, und wie eine ungeheure Revolution sich vorbereitete; er hatte Furcht davor. Er, der mit so viel Glück die Verkettung der politischen Ereignisse der Vergangenheit, ihre entferntesten Konsequenzen, ihre kühnsten Resultate, ihre verwickeltsten Zusammenhänge zu analysiren verstand, dieser hellsehende Mann war blind hinsichtlich der Gegenwart, hinsichtlich jener Krisis der Amerikanischen Revolution, die vor seinen Augen ausbrach. Er sah es nicht ein, daß der Abfall der Kolonieen früh oder spät stattfinden müsse, und daß der Mutterstaat bei dem Versuche, die emanzipirte Tochter mit Ketten an sich zu fesseln, sich schrecklichen und ernsten Gefahren aussetzte.

Lord North verkündete damals seine Absicht, jene Bewegung zu unterdrücken, England die Kolonieen wieder zu verschaffen, die sich von ihm losgerissen, alle Rechte des Mutterstaates wiederherzustellen und dem Geiste Großbritaniens jenen magischen Glanz wiederzugeben, der sich seit dem Ausbruche des Amerikanischen Krieges verdunkelt hatte; heutzutage bedauern und tadeln wir jene verhängnißvollen ohnmächtigen Maßregeln, die man zur Erreichung jenes Resultates angewandt. Es ist bekannt, wie sehr unpolitisch, schwankend und ungeschickt das Benehmen des Lord North gegen die Kolonieen gewesen. Seine Forderungen waren ohne Kraft und seine Zugeständnisse ohne Würde; allein damals hielt mehr als Ein rechtschaffener Bürger, mehr als Ein eifriger Patriot es für Pflicht, sich dem Ministerium anzuschließen. Die Sache der Amerikaner war heroischer Art, aber auch die der Engländer entbehrte nicht eines gewissen Adels. Wenn der Wunsch der Unabhängigkeit, wenn das Gefühl ihrer natürlichen Rechte den Amerikanern den Muth verlieh, der erforderlich war, um sich in einen gefährlichen Kampf einzulassen; wenn wir heute selbst mit jenen edlen Anstrengungen sympathisiren, so hatte doch auch die Sache Englands die Kraft, bei seinen Kindern einen edlen Enthusiasmus zu erregen. Diese sahen die politische Existenz ihres Vaterlandes gefährdet; wenn Großbritanien im Kampfe unterliegt, sagten sie, muß es nicht herabsinken und mit den Staaten dritten oder vierten Ranges in ein Niveau treten, muß es nicht seiner triumphirenden Kolonie das Prinzipat einräumen, das es bisher selbst besessen? Wir wollen die bei dieser Gelegenheit von Gibbon an die Wittwe seines Vaters gerichteten Aeußerungen hier mittheilen. „Die Amerikanischen Angelegenheiten", sagt er, „haben uns jetzt ganz in Beschlag genommen. Ich bin der Sache der Regierung ergeben, die mir in den gegenwärtigen Verhältnissen die Sache meines Vaterlandes zu seyn scheint. Es gilt unseren Handel und unsere Macht, und vertheidigen wir diese nicht, was soll aus uns werden!"

Das waren die damaligen Ansichten Gibbon's; aber er hatte sich getäuscht, zugleich mit vielen Anderen. Es ist bekannt, daß die scharfsinnigsten Männer jener Zeit, Chatam und Burke, nicht weiter als er in die Dunkelheit der Zukunft eingedrungen, und daß sie die Größe und Apotheose Amerika's nicht vorherzuverkündigen gewußt. Als ein persönlicher Freund des Lord North, blieb ihm Gibbon in allen seinen kritischen Unternehmungen getreu und verließ ihn selbst bei seinem Falle nicht. Als alle Projekte dieses Staatsmannes, als alle seine Maßregeln, alle seine Pläne gescheitert und von der Gewalt der Dinge vernichtet worden, äußerte sich Gibbon bei der Herausgabe seines vierten Bandes in seiner Vorrede in folgenden Worten, die seinem Charakter und seinem Gemüth immer Ehre machen werden:

„Ich will nur Einen Gönner, Einen Patron, das ist das Publikum; aber wenn ich nach noch einem Anderen Verlangen hätte, so würde ich mir diesen Staatsmann auswählen, der sich während des Laufes einer langen stürmischen von dem Glücke nicht begünstigten Verwaltung viele Gegner seiner Politik, aber keinen persönlichen Feind zugezogen hat; dem selbst nach seinem Falle treue und aufrichtige Freunde geblieben; der, nachdem er von dem Gipfel seiner Macht herabgestürzt, von dem Schicksal verfolgt und von schrecklichen Krankheiten heimgesucht wurde, nichts von jener Leutseligkeit, Geschmeidigkeit und unwandelbaren Liebenswürdigkeit verlor, die ihn charakterisiren. Lord North mag es der Freundschaft vergönnen, diese unparteiische Sprache der Geschichte zu reden. Hätte er noch jetzt über die Königlichen Gunstbezeugungen zu verfügen, so würde die Freundschaft schweigen." (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Fünfunddreißig Jahr in Französischen Staatsgefängnissen.

(Schluß.)

Durch Erfahrung klüger gemacht, beschloß Latude, Frankreich zu verlassen. Er trennte sich von seinem Gefährten, und Beide schlugen verschiedene Wege ein. Nach vielen Abenteuern ward er jedoch zu Amsterdam wieder festgenommen, die Holländische Regierung ließ es ruhig geschehen, und er ward wieder nach der Bastille gebracht. Jetzt wurde er mit größerer Strenge behandelt, in ein Gefängniß gethan, wo nichts als weniges Stroh war, und den härtesten Entbehrungen unterworfen. Hier war es, wo er, um die gräßliche Einsamkeit zu zerstreuen, einen Hollunderzweig, den er unter seiner Streu gefunden, in ein Flageolet verwandelte! Hier entwarf er mehrere Pläne zur Verbesserung der Verwaltung, und dafür ward ihm denn durch Vermittelung seiner Freunde die Freiheit, auf der Plattform der Bastille umhergehen zu dürfen. Von hier aus konnte er in die Zimmer der Häuser rings um die Bastille sehen, und so fiel er zwei jungen Frauenzimmern in die Augen. Mit der größten Aufopferung hatte er sich Schreibmaterialien verschafft: sein Blut diente ihm als Tinte, und so machte er ein Paket, einen Bericht über die hartherzige Marquise, die Geschichte seiner Leiden und Instructionen für seine Freunde enthaltend. Dies Paket warf er auf die Straße hinab, und die Frauenzimmer nahmen es auf mit den Zeichen lebhaftesten Interesses für ihn. Drittehalb Monate verliefen, ohne daß hierauf etwas Anderes erfolgt wäre, als täglich ein Zeichen inniger Theilnahme von Seiten der Frauen, das er freilich nicht zu deuten wußte.

„Endlich am 18. April 1764, ein Viertel auf Zehn Morgens; sah' ich sie an's Fenster gehen und eine Papierrolle aufwickeln, worauf mit großen Buchstaben die Worte: „die Marquise von Pompadour ist gestern, den 17. April 1764, gestorben", zu lesen waren."

„Ich glaubte," — ruft Latude aus — „den Himmel offen zu sehen!" — Er meinte, jetzt seyen seine Verfolgungen geendet; aber er irrte sich stark. Den Beamten der Bastille war streng aufgegeben, den Tod der Marquise dem Gefangenen zu verheimlichen; und als es herauskam, daß er nichtsdestoweniger im Besitze der Kunde davon war, — denn er hatte es unvorsichtiger Weise in einem Briefe, worin er um seine Befreiung bat, geäußert, ward er zu neuen Qualen verurtheilt. Es ist wahr, daß er den Polizeiminister u. a. Verwaltungsbehörden mit Gegenvorstellungen und Einwendungen bestürmte und sie dadurch erbitterte. Doch wie konnte es anders seyn! Seine Leiden waren über allen Vergleich groß und mußten sein Gemüth empören. Mit Ketten beladen, ward er nach Vincennes zurückgebracht. Eine gefährliche Krankheit befiel ihn, und der Gouverneur wies ihm ein bequemes Zimmer an und erwirkte ihm die Freiheit, im Garten spazieren gehen zu dürfen. Diese Erlaubniß machte er sich bald zu Nutze; er beschloß, die Flucht zu versuchen.

„Den 23 November 1765 ging ich im Garten um vier Uhr Nachmittags. Das Wetter war klar, doch umzog es plötzlich ein dichter Nebel. Immerfort drängte sich meiner Phantasie der Gedanke auf, daß dies meiner Flucht günstig sey. Doch wie meinen Wärtern entkommen und den Wachen, die jeden Ausweg beobachteten? Ich hatte beständig einen Sergeanten und zwei Kerkermeister bei mir, die mich auch nicht eine Sekunde allein ließen. Einlassen konnt' ich mich nicht mit ihnen: denn ihre Zahl, ihre Waffen und Körperkraft gab ihnen die Uebermacht. Eben so wenig konnte ich heimlich auf die Seite gehen; denn ihrer Amtspflicht gemäß, mußten sie mir immer auf dem Fuße folgen. Es blieb also nichts zu thun, als durch irgend eine kühne Wendung sie zu überraschen und ihr Erstaunen zu benutzen. Ich wandte mich unbefangen an den Sergeanten mit der Frage: „Wie finden Sie das Wetter?" — nachdem ich ihn nämlich auf den Nebel aufmerksam gemacht. „Sehr schlecht!" sagte er. Mit gefaßter Stimme erwiederte ich: „Und ich — ich finde es sehr günstig für eine Flucht!" — Indem ich dies sprach, stieß ich mit den Ellbogen die beiden Wachen bei Seite, schob den Sergeanten weg und lief davon. Ich kam bei einer dritten Schildwache vorbei; die gewahrte mich erst, als ich vorüber war. Jene vereinigten sich endlich und schrieen: „Halt ihn! halt ihn!" Bei diesem Rufe setzte sich Alles in Bewegung, die Fenster wurden aufgerissen, die Beamten liefen hin und her, und Jeder rief: „Halt ihn! halt ihn." Es war unmöglich, zu entkommen. Indeß wollte ich die Gelegenheit benutzen, mir durch das Gedränge Bahn zu machen. Ich schrie noch lauter als die Anderen: „Halt ihn!" — Meine Handbewegung entsprach dem Rufe. Alle wurden dadurch irre, und der Nebel begünstigte dies; sie thaten es mir nach und verfolgten mit mir den Flüchtling, den ich zu suchen vorgab. So drang ich glücklich immer weiter und hatte nur noch eine Station zu passiren. Ich war am äußersten Ende des Hofes. Nur Eine Wache war noch übrig; doch sie zu täuschen war schwer, denn wer ihr auch immer in den Weg kam, mußte ihr verdächtig erscheinen, und sie hatte das Recht, ihn festzunehmen. Ich hatte dies nur zu gut berechnet. Bei meinem ersten Rufe: „Halt ihn!" stellte sie sich mitten in den Weg, der hier besonders eng war, und um mein Unglück voll zu machen, kannte mich der Soldat. Es war Chenu. Sobald ich seinem Posten nahe kam, hemmte er meinen Lauf, hieß mich stehen bleiben, oder er würde mir sein Bajonet durch den Leib rennen. „Mein theurer Chenu" — sagte ich — „Ihr seyd nicht fähig, so etwas zu thun; Eure Ordre ist, mich zu arretiren, aber nicht, mich todt zu machen." Langsam näherte ich mich ihm, und als ich dicht an ihm war, sprang ich über seine Muskete und entriß sie ihm mit solcher Gewalt, daß er hinstürzte. Ich sprang über ihn hinweg, schleuderte die Muskete in eine bedeutende Entfernung, damit er nicht auf mich feure, und — ich war wieder in Freiheit."

Ein Mann von solchem Muthe, solcher Energie und Ausdauer, und dabei von so entschiedenem Talente verdiente seine Freiheit wohl; doch immer verwirrte ein Eigensinn des Geschicks auch seine günstigsten Aussichten. Man sieht, er hatte einen Hang nach schwierigen verwickelten Lagen und verdarb sich so jede Gunst des Erfolgs. Kaum hatte er etwas errungen, so nahm auch sein Streben gleich eine solche Richtung, daß er aller Vortheile verlustig ging. Von Vincennes begab er sich nach Paris in das Haus der beiden jungen Frauenzimmer, die er so lebendig interessirt hatte; diese aber waren arm. In einer aus Verzweiflung und falschem Vertrauen gemischten Stimmung beschloß er, seinem persönlichen Feinde und Verfolger, dem Polizei-Lieutenannt Sartine, zu schreiben und ihm seine Adresse zu nennen mit dem Versprechen des pünktlichsten Gehorsams und sorgsamster Verschwiegenheit, wenn er ihm seine Freiheit sicherte. Das Resultat kann voraus geahnt werden. Er ward wieder festgenommen und in das Gefängniß von Vincennes geworfen. Er wußte nicht, daß es des Ministers Absicht war, ihn in eine Dubliette zu stecken. Dies ist ein unterirdischer Kerker, in dem der Gefangene so lange an seinem elenden Daseyn nagt, als es seinem Kerkermeister behagt, und wo er endlich entweder vor Noth und Kummer stirbt oder heimlich zum Tode gebracht wird. Endlich kam er durch Erfahrung dahinter. In dieser Zeit beschäftigte ihn die Erfindung von allerlei Instrumenten, theils seine Zeit zu kürzen, theils seine Flucht zu bewerkstelligen. Einer seiner Pläne war, die fünf Fuß dicken Mauern des Gefängnisses zu durchlöchern und mit Hülfe einer Stange und beschriebenen Papiers eine Communication mit denjenigen Gefangenen anzuknüpfen, die einzeln in dem nebenbei gelegenen Hofraume umhergehen durften. Sechsundzwanzig Monate brauchte er, dies endlich zu bewerkstelligen. Nähere Details übergehen wir. Ueberraschend sind seine Machinationen, um schreiben zu können, so wie seine Ausdauer in der Ausübung dieser mühevollen Operation. Endlich nach wiederholtem Anliegen ward dem unglücklichen Gefangenen seine Freiheit angekündigt; doch ward hinzugefügt, daß es der Minister für rathsam halte, ihn nur allmälig an reinere Luft zu gewöhnen, und daß er demnach zunächst in ein Kloster gehen solle.

„Bald erfuhr ich die Wirkungen von des Herrn von Rougemont's Instructionen. Die beiden Gefreiten banden mich, als sie mit mir den Wagen bestiegen, und führten uns nach Charenton. Mein Leidensgefährte verrieth mehr Muth und Haltung, als ich. Er sagte mir, daß er ein Schweizer sey, aus dem Kanton Freiburg, und sein Name Thorin. Er fragte nach Neuigkeiten, und im Laufe des Gespräches erfuhren wir von unseren Wächtern, daß Ludwig XV. vor siebzehn Monaten gestorben sey."

Charenton war und ist noch ein Aufenthalt von Wahnsinnigen und konnte dem armen Latude eben keine Freude gewähren. Endlich wurden ihm durch die menschenfreundliche Verwendung einiger Aufseher des Instituts einige Erleichterungen seiner Haft erwirkt. Er durfte sich unter die Eingesperrten mischen, deren Viele persönlicher und politischer Vergehungen halber hier waren und nicht mehr an Wahnsinn litten, als ihre Aufseher. Bald gewann er sich Freunde, und einer von diesen, dem mächtiger Einfluß zu Gebote stand, interessirte seine Mutter zu Latude's Gunsten. Diese Frau schrieb an Herrn von St. Vigor, den Controlleur der häuslichen Ausgaben der Königin, und es erfolgte eine Antwort, auf die der Unglückliche wenig vorbereitet war. Herr v. St. Vigor fertigte sofort eine Ordre zu seiner Befreiung aus.

„Endlich also war ich frei! Gleich nach Ankunft der Ordre verließ ich Charenton. Ich hatte weder Hut, noch Rock. Meine Garderobe bestand in einem paar Strümpfen und Beinkleidern, durchlöchert und abgetragen. Schuhe hatte ich auch nicht, sondern Pantoffeln, die mir die barmherzigen Brüder geschenkt hatten. Ein Rock, den ich 1747 in Brüssel gekauft hatte, war in den Gefängnissen vermodert und von Ungeziefer zernagt worden. Das war meine Garderobe! Ich hatte keinen Pfennig in der Tasche, war ohne alle Hülfe, Freund und Bekannten! Doch was ging mich das Alles an! Ich war ja frei!" —

Wie lange währte dieser Traum? Der arme Latude hatte in seinem Freudenrausch übersehen, daß die lettre de cachet, die ihm seinem Gefängnisse entriß, zugleich seine Verbannung enthielt. Kaum war er in Paris angekommen, als man ihm anzeigte, er habe sich sofort, bei Verlust seiner eben gewonnenen Freiheit, auf den Weg nach Montagnac zu begeben; dies sollte nämlich sein Exil seyn, ein Ort, den er aus freier Wahl gewiß zuletzt sich würde ausgesucht haben. Doch endete auch hier sein Leiden nicht! Da er St. Breci erreichte, 43 Lieues von Paris, ward er in des Königs Namen arretirt.

Diese unausgesetzte Verfolgung scheint uns geradezu unglaublich! Was hat er verbrochen, diese nie rastende Mißhandlung zu verdienen? Selbst der häufige Wechsel in den Verwaltungs-Behörden brachte seinem Schicksale keine Aenderung! Wenn hier keine ande-

ren Ursachen zu Grunde liegen, als die, denen er selbst seine Leiden beimißt, so war die damalige Französische Regierung der schmachvollste Despotismus, den je die Welt gesehen! — Jetzt sollte er nach Bicêtre gebracht werden. Kaum bedarf es der Bemerkung, daß dies Gefängniß viel härter war, als die Bastille. Latude schauderte, als er den Namen hörte. Seine Leiden hier sind zu empörend, als daß wir sie im Detail erzählen möchten. Doch trug er Alles standhaft und versäumte keine Gelegenheit, zu schreiben und sich zu beschweren. Nach wiederholt vergeblichen Versuchen, sich Gehör zu verschaffen, arbeitete er endlich ein vollständiges Memorial aus und wußte einen Boten zu dessen Uebergabe zu erlangen. Der Bote verlor das Packet auf der Straße. Glücklicherweise fand es eine junge Frau, und sie unternahm es, die Absichten des Schreibers zu erfüllen. Diese heroische Frau, Madame Legros, beschloß, Alles zur Befreiung des Unglücklichen aufzubieten, den sie niemals gesehen hatte. Auch ihr Mann wandte dazu all' seinen Einfluß an. Fortwährend war sie bereifert, Leute für den Unglücklichen zu interessiren; ihre Bequemlichkeit opferte sie bereitwillig der Ausführung ihres Planes. Sie wandte sich an Minister und Hofdamen, ließ sich weder durch Kälte, noch durch Drohungen abweisen, und wenn auch die ihr entgegenstehenden Hindernisse wohl den kräftigsten Mann abzuschrecken geeignet waren, so machte sie das Alles in ihrem Entschlusse nicht wankend. Gegen diese Theilnahme mußten Alle, die sich je für Latude interessirt, zurückstehen. Alle Ermahnungen, sie möchte sich nicht für einen vom Könige ein für alle Mal Proskribirten verwenden, konnten sie nicht anders stimmen. An mehr denn 200 Personen wandte sie sich und ward entweder mit Verdruß oder unter leeren Versprechungen abgewiesen. Bei alle dem hatte sie Latude noch nicht gesehen, da der Zutritt zum Bicêtre ihr nicht gestattet ward. Endlich fand sie auch hierzu Mittel. Sie interessirte den Abbé Legal für den Gefangenen, und er erwirkte die Erlaubniß, ihn zu sehen; doch galt diese nur für ihn allein; sie mußte sich begnügen, ihn aus der Ferne, wenn er in den Gefangenen-Saal ging, vom Hofe aus zu sehen. Sie ließ Latude wissen, daß sie sich in den Haufen der Zuschauer mischen werde, und um ihm kenntlich zu seyn, würde sie einen Myrthenzweig in der Hand haben.

„Die bestimmte Stunde kam heran. Zwei Wächter, mit großen Keulen bewaffnet, öffneten die Thür meiner Zelle und hießen mich, ihnen folgen. Mein dürftige Kraft erlag meinen Gefühlen; meine Kniee zitterten, und ich konnte mich kaum fortschleppen; meine Wächter führten mich. Und meine mehr als mütterliche Freundin! — Bleich und athemlos wartete sie meiner Ankunft entgegen. Sie erfaß mich und wandte unwillkürlich vor Schauder ihre Augen ab. Sie hatte ein Gespenst vor sich mit wild stierem Blick, eingefallenem Gesicht, bleichen Lippen und verwildertem Barte, der ihm fast das Gesicht verhüllte; sie sah mich heranschwanken unsicheren Schrittes und mit Lumpen bedeckt. Ich näherte mich dem Orte, wo sie stand; mein schwaches Auge, von dem Tageslichte ungewohnt geblendet, versagte, und ich konnte sie nicht gleich herausfinden; aber mein Herz kam den geschwächten Organen zu Hülfe. Ich sah, ich flog auf sie zu, ich fühlte mich in ihren Armen und unsere Thränen strömten vereint. Vergebens versuche ich diesen außerordentlichen Moment zu beschreiben, der die Summe aller Leiden von vierunddreißig Jahren der Verzweiflung und Qual aufwiegt. Meine Freundin bat mich, sie zu verlassen und in den Saal zu gehen, wo Abbé Legal mich erwartete; sie blieb, um meiner zu harren und mich von Neuem durch Tröstung aufzurichten; wir weinten um die Wette; die Menschlichkeit meiner Wächter sogar ward rege, und sie gestatteten mir wenige Minuten zur Zwiesprache."

Wie ein Sonnenstrahl eine verdüsterte Landschaft, erhellt dies Begebniß die traurigen Tage des Unglücklichen. Glücklicherweise führt es uns zu einem erfreulichen Ausgange. Drei Jahre hatte Madame Legros standhaft ausgeharrt. Sie bekommt endlich den Bescheid, daß Latude niemals frei werden würde. Doch machte sie das nicht absiehen. Sie gewann vielmehr Mad. Necker für ihre Absicht. Diese edle Frau erwirkte seine Befreiung, aber zugleich war der Befehl, nach Montagnac in's Exil zu gehen, damit verbunden. Hier erhob sich wieder Mad. Legros; sie wollte nicht zugeben, daß der Gefangene seine Haft verlasse, bis dieser Spruch zurückgenommen sey.

„Meine Feinde besorgten, ich möchte durch Appellation an das Publikum eine Rücknahme des Beschlusses zu bewirken suchen, und fürchteten die theilnehmende Verwendung meiner Fürsprecher. Sie gaben daher allmälig und langsam nach. Erst wollten sie nur zugeben, daß ich drei Tage in Paris bliebe; endlich waren sie auch zufrieden, daß ich in der Hauptstadt bliebe, jedoch unter der Bedingung, daß ich weder auf Kaffeehäusern, noch auf Promenaden oder sonst an öffentlichen Orten mich sehen ließe. Diese präliminären Vorsichtsmaßregeln gaben das bündigste Zeugniß, wie ungerecht meine Verfolgung war, da meiner Feinde Furcht sie so sichtlich anklagt und der Ungerechtigkeit überführt. Eine ganze Nacht wandte meine großmüthige Freundin daran, die neue Ordre, durch die mein Exil zurückgenommen ward, zu erlangen. Erschöpft von Anstrengung, kam sie um zwei Uhr Morgens zurück. Sie konnte kaum den Tagesanbruch abwarten; um diese Zeit kamen schon ihr Mann und Herr Girard, mir den endlichen Erfolg zu melden. Bald kam sie selbst. Den 22. März 1784, — an diesem mir ewig denkwürdigen Tage, — trat ich in mein neues Leben ein. Meine Freunde umarmten mich und weinten mit mir. Wie ein schreckliches Traumgesicht lag die Vergangenheit hinter mir; vor mir sah ich nur Ruhe und Frieden. Ich folgte ihnen nach ihrer ärmlichen Wohnung und fand für mich ein Zimmer so eingerichtet, als wäre ich seit lange erwartet. Mit kindischer Freude sah ich um mich. Alles zog mich an, Alles machte mir Freude!" Bald wurden für Latude von Mad. Legros Subscriptionen eröffnet, und sein Schicksal war nun gesichert. Das freundliche Ende entschädigt reichlich für die schmerzlichen Gefühle, die wir beim Lesen des Buches empfinden. — Nach dem Ausbruche der Revolution begann Latude einen Prozeß mit den Erben der Marquise von Pompadour und erhielt eine anständige Versorgung für seines Lebens Rest. Er starb erst 1805, 80 Jahr alt, nachdem er Leiden erduldet, die, nach des Englischen Uebersetzers Ausdruck, „auch eine eiserne Natur hätten zertrümmern müssen."

Das Werk ist mit großer Unbefangenheit geschrieben und trägt im Ganzen die Miene der Glaubwürdigkeit. Nirgends zeigt sich Streben nach Uebertreibung, vielmehr ist es mit sichtlicher Flüchtigkeit abgefaßt, und gerade die Scenen, wo der Verfasser sich am meisten versucht fühlen mußte, als Heros zu erscheinen, sind mit treuer Schlichtheit erzählt.

Bibliographie. Neue Romane.

La Béarnaise. — Scenen aus den Feldzügen der Franzosen in der Regentschaft Algier. Von E. de la Gournerie.

Le bourreau du Roi. — Von Roland.

Elie Marieker. — 7½ Fr.

Les pélerins du rhin. — Von Bulwer; übersetzt von Defauconpret. 2 Bde. 5 Fr.

Schinderhannes. — Aus dem Englischen. 2 Bde. 15 Fr.

Le secrétaire intime. — Von George Sand (Madame Dudevant). 2 Bde. 15 Fr.

Sous les rideaux. Contes du soir. — Von Ed. Thierry und H. Trianon. 7½ Fr.

Italien.

Ein Schreiben Michael Angelo's.

Wer Michael Angelo liebt —; und es giebt Leute, die ihn zwar bewundern, aber nicht lieben — wem der Brief eines bedeutenden Menschen eine eben so kostbare Reliquie ist, wie eine Statue oder Hymne von ihm; wer sich den schmerzlichen Genuß bereiten will, den Genius im Kampfe mit Entwürdigung und Schmach, seine angeborene Güte mit Verleumdung ringen zu sehen — der lese diesen Brief, den Herr Ciampi in einer Florentinischen Bibliothek aufgefunden, Ciampi, der Entdecker so vieler früher unbekannten Dokumente, der uns zuerst ein Autograph des Boccaccio gezeigt, dem wir eine solche Masse schätzbarer Mittheilungen über die alten Verbindungen Polens und Italiens verdanken.

Wir theilen einige Bruchstücke dieses Briefes mit, dem durchaus der Stempel jener trüben Stimmung, jener bitteren Enttäuschung aufgedrückt ist, die bereits an dem Herzen des Greises nagte, und die noch dreißig Jahre nachher seine Seele füllen sollte; denn er lebte neunzig Jahre, der arme große Mann!

„Sie fordern mich auf, zu arbeiten, um ruhig zu seyn. Ich erwiedere Ihnen hierauf, daß man mit dem Kopfe malt und nicht mit den Händen, und daß derjenige, dessen Geist nicht frei ist bei der Arbeit, die Kunst entwürdigt und sich selbst. Noch immer ist die Bestätigung des letzten Kontrakts nicht erfolgt, und in Folge der unter Klemens stipulirten Akte werde ich täglich gesteinigt, als hätte ich den Heiland gekreuzigt. — Ich schwör' es Ihnen, daß ich niemals in meinem Leben das Geld erhalten, von dem in dieser Akte die Rede ist. — Indeß, angenommen selbst, daß es mir ausgezahlt worden (da ich es doch einmal eingestanden habe und nicht widerrufen kann), setzen wir sogar den Fall, daß ich noch außerdem Summen empfangen habe; bringen wir Alles in Rechnung und sehen dann zu, was ich Alles für Papst Julius verfertigt zu Bologna, Florenz, Rom, von Bronce und Marmorwerken und Gemälden; bringen Sie die Zeit in Anschlag, die ich bei ihm verlebt, d. h. die ganze Zeit seiner Regierung, und urtheilen Sie dann, was man mir schuldig ist. Ich sage Ihnen, daß ich nach Verhältniß meiner Besoldung von Paul III. mit gutem Gewissen von dem Erbe des Papstes Julius Fünftausend Studi zu fordern habe. Allein wenn dies der Lohn meiner vieljährigen Arbeiten ist, so habe ich selbst daran Schuld, da ich mich nicht geschickter zu benehmen gewußt. Ohne das, was mir der jetzt regierende Papst giebt, würd' ich Hungers sterben. Glaubt man indeß gewissen Leuten, so hat mich Julius reich gemacht, und ich habe die Altäre bestohlen. Und Sie wissen, welchen Lärm sie machen. Ich könnte wohl ein Mittel finden, sie zu Paaren zu treiben. Aber dazu bin ich der Mann nicht!"

Hier die Geschichte jenes Kontraktes!

Der im Jahre 1503 erfolgte Tod des Vaters von Cäsar Borgia (Alexander VI.) brachte Julius II. auf den päpstlichen Stuhl, diesen letzten Papst des Mittelalters, einen Mann, dessen Kraft die seines Zeitalters überragte. Michael Angelo war neunundzwanzig Jahr alt, das Mittelalter in einem Riesengeiste personifizirt darstellend. Diese beiden Männer mußten einander verstehen. Julius berief ihn sofort nach Rom, nicht um sein Bild oder irgend ein Denkmal seiner Triumphe von ihm anfertigen zu lassen, sondern sein Grabmal. Michael Angelo verfertigte das Modell, und es war, wie Vasari meldet, ein glänzendes Zeugniß seiner Meisterschaft: „und dieses Monument überstrahlte durch seine Schönheit, Größe, grandiosen Verzierungen und die reiche Pracht der Bildsäulen auch die prächtigsten alten Grabmäler." Während indeß der Künstler in Carrara weilte, um selbst die Marmorblöcke auszusuchen, und nach seiner Rückkehr nach Florenz, bemühten sich seine Feinde (denn Michael Angelo hatte Feinde!), unter diesen Bramante, ein Verwandter und Freund Raphaels und eben daher eifersüchtig auf des Florentiners Ruhm, den Papst zu bereden, daß es weder ihm angemessen, noch besonders erfreulich sey, so sorgsam sein Grabmal zu bestellen: daß es ungünstiger Vorbedeutung sey: daß sein Tod beschleunigt werden könnte durch

den mächtigen Eindruck, den der stete Anblick einer so prächtigen, ewigen Ruhestätte auf seinen Körper übte. Sie riethen ihm daher, Michael Angelo anderweitige Arbeiten aufzutragen, Gemälde z. B. — Indem man ihn so von der einen Kunst zur anderen trieb, indem man ihn zur Frescomalerei, einer ihm fremden Kunstgattung nöthigte, hoffte man, ihn einzuschüchtern, ihn, wie Vasari sagt, in Verzweiflung zu bringen, die Verdienste Raphaels entschiedener hervortreten zu lassen, oder doch wenigstens ihn so dem Papst zu verleiden und sich seiner zu entledigen. Aber eine solche Kleinigkeit konnte einen Michael Angelo nicht außer Fassung bringen; man wollte schlechte Frescomalereien, er macht dafür Meisterwerke; man rechnete auf seine Ungeübtheit, und sie wird für ihn eine neue Quelle hoher Originalität; man will keine Bildhauerarbeiten von seiner Hand, nun so wird er malen, aber auch seine Gemälde werden herrliche Skulptur seyn: man will kein Todten-Denkmal, — nein! er wird also Tod und Leben zugleich darstellen! er läßt vor unseren Augen die Menschheit aus dem Grabe erstehen; man will seinen Genius niederdrücken — er wird ihn dreifach erhöht zeigen! — Michael Angelo war mit dem Papste übereingekommen, daß er all' seinen Geldbedarf zu der Arbeit von dem Papste selbst ausgezahlt erhalten solle, um alle Umwege zu vermeiden. Bei dieser Gelegenheit nun konnte er ganz deutlich sehen, daß der Papst anderen Sinnes geworden. Hören wir seine eigenen Worte:

„Der Marmor, den ich vor längerer Zeit bereits in Carrara bestellt hatte, war schon nach Rom gebracht worden, und da ich kein Geld mehr vom Papste bekam, weil ihm das ganze Unternehmen leid geworden war, so mußte ich die hundertfunfzig bis zweihundert Dukaten für die Kosten des Transportes mir leihen. Zu gleicher Zeit waren von Florenz Arbeiter angekommen, die ich zu diesem Monumente berufen hatte. (Einige von ihnen sind noch am Leben.) Ich hatte das Haus, welches mir der Papst angewiesen hatte, mit Betten und anderem Hausrathe für die Werkleute versehen und alles zur Arbeit Nöthige hineingeschafft. Ich sah ein, daß ich ohne Geld vielfach würde behelligt werden; daher drang ich fortwährend in den Papst, Alles zu beschleunigen. Eines Morgens, da ich zu ihm gegangen, um von der Sache zu sprechen, ließ er mich durch einen Stallknecht abweisen. Ein Bischof aus Lucca, der zufällig zugegen war, fragte den Stallknecht: „Kennt Ihr denn diesen Mann nicht?" — Und dieser sagte zu mir darauf: „Verzeihen Sie, mein Herr! Aber ich handle laut meiner Ordre!" — Ich ging nach Hause und schrieb dem Papste folgende Worte: Heiliger Vater! Diesen Morgen bin ich in Folge der Anordnung Ew. Heiligkeit aus Dero Palast gewiesen worden. Daher theile ich Ew. Heiligkeit mit, daß ich hinführo nicht mehr in Rom bleibe. — Diesen Brief schickte ich an Signor Augustin, den Hausmeister, daß er ihn dem Papste bestelle. Ich rief einen gewissen Cosmo, der bei mir wohnte und für meine Rechnung als Zimmermann arbeitete, und einen noch lebenden Arbeiter, der ebenfalls bei mir wohnte, und sagte ihnen: Suchet einen Trödler, verkauft allen Hausrath und kommt nach Florenz. Ich machte mich auf und reiste nach dieser Stadt. Der Papst, nachdem er meinen Brief erhalten, schickte mir fünf Maulesseltreiber nach, die mich um die dritte Vormittagsstunde zu Poggibonzi erreichten und mir einen Brief vom Papste überbrachten, in welchem es hieß: „Gleich nach Ansehung dieses — bei Strafe Unserer Ungnade — verfüget Ihr Euch nach Rom." Die erwähnten Maulesseltreiber forderten von mir eine Antwort, die dem Papste bewiese, daß sie mich wirklich getroffen. Ich ließ ihm sagen, daß ich, wenn er seine Versprechungen hielte, zurückkommen würde: sonst solle er nicht hoffen, mich je wieder zu sehen. Julius erließ hierauf drei Restripte nach einander an die Signoria von Florenz. Diese ließ mich endlich aufsuchen und sagte mir: Wir können uns um Deinetwillen nicht in Händel mit dem Papste einlassen. Du mußt hingehen, und wir wollen Dich mit solchen Titeln versehen, daß eine jede Dir zugefügte Beleidigung als dem ganzen Staate angethan betrachtet werden soll. Ich erhielt die Briefe und kehrte zum Papste zurück. Was hierauf erfolgt, ist zur Wiederholung zu umständlich. Ich füge nur hinzu, daß mich diese ganze Sache tausend Dukaten kostete: nach meiner Abreise von Rom gab es großen Lärm, und die Schande des Papstes war groß; fast alle Marmorblöcke, die ich auf dem St. Petersplatze stehen hatte, waren gestohlen, namentlich die am wenigsten roh en, so daß ich alle Ausgaben noch einmal machen mußte. Deshalb nun behaupte ich, daß zur Entschädigung für all' meine Verluste der Erbe des Papstes Julius mir noch fünf tausend Dukaten schuldet. Und sie, die mich um meine Jugend gebracht und um meine Ehre und mein Vermögen, diese Menschen nennen mich einen Spitzbuben!"

Alle diese Details finden sich auch bei Condivi, der gleichwohl diesen Brief des Michael Angelo nicht kannte, und es finden sich dort mitunter Abweichungen, die besser als irgend ein Argument die Authenticität des Briefes außer Zweifel setzen. Condivi erzählt, daß die fünf Couriere des Papstes, die beordert waren, ihn, wo sie ihn auch immer fänden, aufzugreifen, da sie ihn auf dem Gebiete von Toskana gefunden, wo sie keine Gewalt gegen ihn brauchen konnten, um so weniger, als Michael Angelo ihnen drohte, sie zu tödten, wenn sie sich irgend etwas gegen ihn herausnähmen, sich endlich auf's Bitten legten und ihn ersuchten, dem Papste schriftlich anzuzeigen, wie er erst zu Florenz von ihnen sey erreicht worden, damit der Papst einsehe, daß sie ihn nicht mit Gewalt hätten fortführen können. Michael Angelo erinnerte, wie Condivi meldet, in seinem Briefe den Papst an seine treuen und guten Dienste, die keineswegs eine solche Belohnung verdienten. Nach dem dritten päpstlichen Schreiben, worin der Republik aufgegeben ward, den Rebellen, freiwillig oder gezwungen, nach Rom zu schicken, ließ Pietro Soderini, damaliger Gonfaloniere, den Michael Angelo rufen und sagte ihm: „Du hast mit dem Papste einen Kampf bestanden, wie ihn kaum ein König von Frankreich würde bestanden haben. Jetzt aber darfst Du Dich nicht länger bitten lassen; jetzt mußt Du hinreisen." — Michael Angelo jedoch, den Zorn des Papstes fürchtend, beschloß nach dem Orient zu gehen, um so mehr, als der Sultan ihn durch einige Franziskaner hatte aufsuchen lassen, um eine Brücke von Konstantinopel nach Pera anzulegen. Aber Pietro Soderini, dessen Seele von Machiavelli mehr der Hölle, als des Fegefeuers würdig erachtet worden, machte ihm bemerklich, wie es besser sey, unter dem Papste zu sterben, als unter den Türken zu leben. Um ihn zu beruhigen, fügte er noch die Versicherung hinzu, daß die Republik ihn mit dem geheiligten Titel eines Gesandten versehen würde: einem Titel, der, wie es scheint, zu allen Zeiten ehrwürdiger war, als der eines großen Dichters, großen Bildhauers, Malers, Architekten oder Patrioten. Indeß — und das ist auch Etwas! — wandte ein Papst seinen Despotismus, seine Couriere, seine Diplomatie dazu an, einen genialen Menschen, den er verloren, wieder zu gewinnen; eine Republik widersetzte sich drei Monate lang dem Papste; endlich schickt sie ihn, aber nicht geknebelt, auch nicht mit einem Verweisungspasse, sondern durch ihr Siegel geschützt, als einen würdigen Repräsentanten ihres Ruhmes. Damals galt ein Genie noch etwas in der Welt; die auf dem Census gegründete Freiheit war damals noch nicht erfunden; Kunst und Talent erschienen jenen armseligen Politikern noch als eine Angelegenheit, die es sich verlohnte, mit Ernst zu betreiben. — Im Jahre 1513 starb Julius und hinterließ dem Buonarotti die Ehre, endlich das Grabmal zu beginnen, jedoch nach einem weniger reichen Entwurfe. Michael Angelo fertigte deren drei an; der letzte erhielt den Beifall des Neffen des Papstes. Aber Leo X. schickte den Künstler nach Florenz, um die Façade der Heiligen Lorenzkirche, der Kirche der Mediceer, würdig ihres Namens und ihres Vaterlandes, wo deren sterbliche Reste ruhen, anzulegen. Michael Angelo aber wollte durchaus das Monument des Papstes Julius II. vollenden; er liebte diese Arbeit, wie man seine alten Erinnerungen liebt, wie man den frühen Ruhm seiner Jugend liebt, wie man das Andenken eines Menschen liebt, der uns Uebles angethan, aber doch uns zu verstehen würdig war. Leo verharrte in seinem Entschlusse; Michael Angelo verließ Rom weinend. Er ging nicht, für sein Vaterland zu arbeiten, sondern für die Mörder dieses so geliebten Vaterlandes, für den Oheim des Clemens.

Leo starb, und unser Künstler ward wieder Bildhauer und machte Grabdenkmäler. Adrian starb, Clemens folgte. Michael Angelo ward wieder Architekt, baute die Laurentianische Bibliothek und die Sakristei. Mittlerweile nahm der Neffe von Julius, der Herzog von Urbino, sein Bildhauertalent in Dienste; Clemens auf der anderen Seite wollte ihn mit den Gemälden des Weltgerichts beschäftigen. Aber es zog den Michael Angelo mehr zu seiner alten Beschäftigung. Seine Berechnungen mit dem Herzoge von Urbino wurden vorgenommen, und, um dem Papste beschäftigter zu erscheinen, als er es wirklich war, willigt er darein, sich als Schuldner einer um tausend Thaler höheren Summe, als die er erhalten, zu bekennen. Man bät ihn beim Worte; wider sein Wissen wird dies Eingeständniß in den Kontrakte aufgeführt, und das ist es, worüber er in diesem Briefe Klage führt, der allem Anschein nach im Jahre 1534 geschrieben ist. So sind es denn volle dreißig Jahre, daß ihn diese Grabmals-Tragödie, wie er sich ausdrückt, verfolgt. Der Blüthenkranz seiner Jugend wird die Dornenkrone seines Alters. Da sehen wir denn die Freuden des Ruhmes! Da sehen wir, was die großen Zeitalter der Leo, Ludwig, Augustus sind! Ich sag' Euch: Nicht, weil sie den Genius beschützt, genießen diese Männer ihres Ruhmes: nein, weil der Genius sie beschützt! (F. d. P.)

Bibliographie.

Sonetti di ogni secolo della nostra letteratura con note. (Sonnette aus jedem Jahrhundert der Italiänischen Literatur.) Mit Anmerkungen herausgegeben von Francesco Ambrosoli. Mailand.

Della vita e dell istituto di S. Ignazio, fondatore della compagnia di Gesù. (Das Leben des Ignaz von Loyola und der von ihm gestiftete Jesuiten-Orden.) Von dem Pater Jesuiten Dan. Bartoli. Pr. 8 Lire.

Von dem großen Italiänisch-Deutschen und Deutsch-Italiänischen Wörterbuche des Herrn Professor Valentini in Berlin ist in Mailand ein Nachdruck mit einigen unbedeutenden Veränderungen erschienen. Für unseren Mitbürger kann dies als eine entschiedene Anerkennung des Werthes seiner Arbeit dienen.

Mannigfaltiges.

— Hochzeits-Belustigungen der Dschabts von Bhurtpore. Vor der Trauung bindet man ein Armband aus einer Art Gras um die rechte Hand der Braut und um die linke des Bräutigams. Während Beide einander gegenübersitzen, ist Jedes bemüht, das Armband des Anderen loszuknüpfen. Gelingt dies dem Bräutigam eher, so darf er sich zu künftiger Superiorität im häuslichen Leben gratuliren; im umgekehrten Falle aber hat die Braut den Triumph. Auch wird dem Brautpaar ein hohes Gefäß voll Wasser vorgesetzt, in das man Juwelen und Goldstücke wirft. Beide tauchen ihre Hände hinein, und wer das Meiste herausfischt, der hat das Spiel gewonnen. (A. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Montag den 26. Mai 1834.

Frankreich.

Ueber die Volks-Dialekte (les patois), von Charles Nodier.

Ohne daß man erst auf die Patavinität des Livius zurückzugehen brauchte, von der eine klare Idee zu geben selbst dem besten Lateinisten schwer fallen dürfte, erklärt sich die Etymologie des Wortes patois am besten aus ihm selbst. — Das patois ist die Sprache der Väter (patres), die Sprache des platten Landes (pagus), die Sprache des Vaterlandes (patria). Diese Sprache hat sich in der schlichten Volksmasse erhalten, die von dem Mittelpunkte alles Treibens entfernt ist, isolirt durch Lebens-Verhältnisse, und die, meiner Ansicht nach, glücklicher Weise der unmittelbare Impuls der fortschreitenden Bildung ist. — Diese Sprache hat vor der geschriebenen und gedruckten den unermeßlichen Vortheil, daß sie nur sehr langsam sich umbildet. Das Patois ward die wesentliche Vermittelung zwischen den eingebornen und klassischen Sprachen, welche letztere sich in den Städten gebildet, wie das besonders aus der Etymologie derjenigen Wörter, die ihre prägnantesten Eigenthümlichkeiten bezeichnen, hervorgeht: so die Wörter politesse *), atticisme, urbanité, civilité, astuce. Das Landvolk hat seinerseits nur rusticité und das patois aufzuweisen.

Es bedarf eben keiner tief eingehenden Reflexion, um einzusehen, daß das Patois viel naiver und dem Fortschritte der Bedürfnisse der Gattung gemäßer, in seinem Sprachbaue viel reicher ist, als die Schriftsprache an interessanten Aufschlüssen über den Gang der Sprachbildung. Fast unwandelbar in seiner Aussprache, Prosodie, Betonung, selbst in der Orthographie, wo es nämlich geschrieben wird, erinnert es unmittelbar an den Ursprung des Wortes, und oft können wir zu diesem nur mit Hülfe der Volkssprache gelangen. Hier hat weder die Alles abglättende Feile des Sprachgebrauches, noch der barbarische Kehrbesen eines pedantischen Purismus die Urkraft der Sprach-Elemente verwischt. Wie es sich ursprünglich gebildet, so hat sich das Wort erhalten, unangetastet von den Künsteleien spekulativer Gelehrten oder hirnloser Typographen, die hier durch keine abgeschmackte Variante die Reinheit der Abstammung getrübt. Das Patois ist nicht vorübergehend, wie eine Mode; es ist unsterblich, wie eine Tradition; es ist die angeborne, lebendige, nackte Sprache; aber die gebildete Sprache ist ein Schattenbild, ein Gliedermann.

Spricht man zu der gewöhnlichen Sorte von Gelehrten von dieser Volks-Sprache, so denken sich die Herren sofort darunter einen wirren regellosen Jargon, der durchaus der Willkür anheimgefallen, und der nicht sowohl in Folge eines Uebereinkommens, als aus Gewohnheit, gewisse Ideen eigenthümlich ausdrückt. Aber das ist ein gewaltiger Irrthum. Eine solche imaginaire Sprache wäre der Erfindung durchaus unzugänglich, obgleich sie freilich den Mangel an aller Erfindung fast zu bedingen scheint. Der Mensch vermag nicht, sich eine Sprache ohne Methode zu bilden; er vermag nicht, eine neue Methode in der Anordnung der Wörter zu erfinden; er bildet seine Grammatik und seine Terminologie, wie die Biene ihre Zelle, wie der Vogel sein Nest. Das ist seine ganze Gelehrsamkeit!

Jenes Patois hat seine eben so regelmäßige Grammatik, seine eben so angemessene Terminologie, seine eben so bestimmte Syntax, wie die reine Gräcität des Isokrates und die reine Latinität des Cicero. Weniger den Launen einer Sprachmode unterworfen, ist es vielleicht im Allgemeinen viel mehr harmonisch in sich selbst, viel vernunftgemäßer zusammenhängend. Der gelehrte André de Poza spricht dies sehr bestimmt in seinem sehr selten gewordenen Buche de la antiqua lengua de las Españas aus, indem er, von einem dieser Dialekte handelnd, sagt, daß es selbst unter den gebildetsten Europäischen Sprachen nichts in sich Begründeteres und Vernunftgemäßeres geben könne.

Um eine gehörig organisirte Sprache zu finden — und ich verstehe unter einer solchen nur eine auf konsequenten grammatischen Prinzipien beruhende, die in sich selbst ohne Widerspruch in ihrem Declinations- und Conjugations-System so wie in ihrer Wortbetonung und Aussprache ist, — hat man sich unbedenklich an die Vulgärsprache zu wenden. Vergleicht man diese mit der gebildeten der Schrift, so wird man ihr Gedrungenheit und Kürze nicht absprechen. Sie sagt so vollkommen, was sie sagen will, daß die geschicktesten Stylisten es nicht wagen, sie zu übersetzen, aus Furcht, ihre ausdrucksvolle Energie zu entnerven, und gerade die geistreichsten, wirkungsvollsten Stellen, die wir in den Werken des Rabelais, Montaigne, La Fontaine so unnachahmlich finden, verdanken sie der kecken Freiheit, mit welcher sie, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, sich des Patois bedient. Man hat ja wohl auch versucht, die köstlichen Noëls des Lamennoye in sogenanntes gutes Französisch zu übersetzen. Das ist eine schöne Arbeit geworden!

Verlangt man von der Sprache Zierlichkeit und Anmuth, — was kann sich dann wohl mit der canzonnette und pastourelle des Südens messen, gesungen nach melodischen Weisen, die die Seele freudig erheben. Es kann Keinem entgehen, daß dies das Werk eines jugendlich frischen Volkes sey, welches die Poesie und Musik seines Jünglingsalters singt und der Frauen Ohr fesselt und der Greise Herz erquickt. Jene jungfräuliche Anmuth des Patois, die ihm und nur ihm angehört, haben unsere gebildeten Sprachen längst verloren.

Fordert man von einer Sprache Reichthum, so gebe ich gern zu, daß das Patois nicht reich ist; aber ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß einzig und allein die armen Sprachen in dem Besitz einer wahrhaft innerlichen Poesie sind, in welcher nichts der Nachahmung gehört. So hat der Verlauf der Zeiten und Umstände die Theilung festgestellt; den reichen Sprachen gehört Kunst und Geschmack, der Luxus des gelehrten Wissens und die Verschwendung synonymischer Begriffe: den armen aber die Lebendigkeit des Ausdrucks und das Malerische der Bilder, — kurz: die Poesie!

Ja wohl! das Patois ist arm! Es weiß nichts von odéon, chevalorama, mélolonthe, hat nicht jene Menge von halbbarbarischen Sprach-Compositionen, die die Wörterbücher der civilisirten Nationen überschwemmen; es weiß nichts von Linguistik und Lexikologie und von tausend anderen auf das Griechische und Lateinische gestützten Barbarismen, mit denen der Pedantismus die Sprache bereichert. Aber führet dem Patois irgend eine sinnliche Erscheinung von scharfausgesprochener Eigenthümlichkeit und klar hervortretenden Besonderheiten vor, und Ihr werdet sehen, mit welcher Energie es ihm einen treffenden Namen beilegen, mit welcher Lebhaftigkeit es die neue Erscheinung malen wird. Man sagt, das Patois sey arm, und ich habe es nicht bestritten. Allerdings ist es arm an Wörtern, die sowohl im physischen als im moralischen Leben des Menschen unnütz sind, arm an jenen Ueberladungen der Sprache, die den Gesellschaftskreisen und gelehrten Sitzungen ihren Ursprung verdanken; aber es ist reicher, als unser Idiom, an sprechenden Onomatopöen, an sinnvollen Metaphern, an treffenden Anschauungen; es ist reicher durch die Beweglichkeit der Sprache und durch den Rhythmus des Tonfalls; es ist reich an eigenthümlichen und neuen Wendungen und Auffassungen, wo sich in dem Worte der Gedanke und in dem Gedanken das Wort verjüngt; seine Dialekte sind reicher, denn wir, schon in ihrem Alphabet, da sie Accentuation, Ton- und Lautverhältnisse besitzen, deren geheime Harmonie unseren Sprachen unerreichbar ist; am meisten übertreffen sie uns aber in dem Reichthum an Articulationen. Ich habe einmal nachgewiesen, daß wir selbst in unserem Französisch deren zwanzig besitzen, die durch die Schrift nicht ausgedrückt werden können, und es ist ein Leichtes, noch andere zwanzig im Patois nachzuweisen, die niemals durch die Schrift wiederzugeben seyn werden. — Ich behaupte, daß es kein Lautverhältniß in den Europäischen Sprachen giebt, das sich nicht in dem Patois Frankreichs wieder fände, und wovon ich nicht sofort ein Beispiel anführen könnte. Wer einem jeden sein besonderes Zeichen zu geben und alle dann philosophisch anzuordnen verstände, wäre der Aufstellung eines Universal-Alphabets sehr nahe, wenn er nicht hierdurch schon wirklich dazu gekommen. Es ist dieser Versuch leicht auszuführen, und ich überlasse ihn jüngeren, ardenteligeren Geistern, die bis jetzt der Entwickelung meiner Sprachansichten gefolgt und sich das Substantielle derselben zu eigen gemacht.

Ich stelle demnächst Folgendes als Thatsache hin: Das Studium des Patois der Französischen Sprache ist, da es der eigentlichen Etymologie am nächsten und der alten Orthographie und Aussprache so treu geblieben, eine für die Kenntniß der Französischen Wurzelwörter unerläßliche Vorbereitung; der Schlüssel zu allen Radikalen und allen Sprachformen ist in ihm zu suchen; ja ich gehe noch weiter und behaupte, wenn es auch ein Paradoxon genannt werden sollte, was mir ganz gleichgültig ist, — daß Jeder, der die Volks-Dialekte seiner Sprache, gleichviel welcher, nicht sorgfältig durchforscht, diese nur zur Hälfte kennt. — Sehr glücklich spricht diese Ansicht schon das Wort lettres und lettrés aus; denn der Schriftsteller, der nicht die Bedeutung des Buchstaben (lettre) und des Wortes kennt, verdient kaum zu schreiben. Die Bedeutung des Wortes aber

*) Doch nicht von πόλις?

und des Buchstaben lehrt die Etymologie, die meisten der Etymologieen erläutern sich jedoch nur durch die Volkssprache.

Es giebt gewiß Niemand, der nicht mit mir über das eben Gesagte nach zehn Minuten Nachdenkens einverstanden wäre, vorausgesetzt, daß diesen mindestens zehn Tage gründlichen Studiums voran gegangen sind. Es giebt Niemand, der nicht mit mir fühlte, daß man, wenn das Patois untergegangen wäre, eine besondere Akademie stiften müßte, um dessen Spuren wieder aufzufinden, um diese unschätzbaren Monumente des ersten und ursprünglichen Gedankenausdrucks zu Tage zu fördern. Die gelehrten Gesellschaften, die sich so würdig bestreben, die verwitterten Schriftzüge auf zertrümmerten Marmorstücken des alten Hetruriens zu entziffern, oder eine Inschrift Ober-Aegyptens zu erklären, oder eine Zeile der Atellanen zu lesen, sie dürften wohl auch unsere alten Familien-Denkmäler nicht verschmähen, diese bedeutenden Zeugnisse fortschreitender Entwickelung, durch welche unsere Literatur zu der Höhe gefördert worden, auf der wir sie durch die bewundernswürdigen Schriften des siebzehnten Jahrhunderts erblicken. Sie werden sogar nöthigenfalls eingestehen müssen, daß diese unübersehbare Fülle von Dialekten, dieser natürliche und absichtslose Schmuck der romanischen Sprachen, ihnen einen Zug von Jugendlichkeit und Originalität verleiht, wie sie nur Originalsprachen besitzen. — Und doch — wer sollt' es glauben? — dringt man jetzt im Namen der Civilisation auf die gänzliche Ausrottung des Patois; ich habe die großen Anmaßungen jener Aufklärungssucht in Zeitungsblättern und sogenannten literarischen Werken gelesen. „Wie?" fragt Ihr, „es ist einem geistvollen Manne in den Sinn gekommen, diese anmuthsvollen Dialekte zu vernichten, die der Sprache sind, was dem Gebäude der Grund, der Baum den Früchten und der Boden der Saat? Wohin soll sich der Ausdruck der menschlichen Sprache flüchten, wohin deren Grammatik, entthront durch die Invasion der Sprache der Willkür und thörichter Schulweisheit, wenn das Patois, ihr tröstliches Asyl, wie dem Geächteten die Wüste, die Einsamkeit den Weisen, ihnen versperrt wird? Muß man wirklich verzichten, um einigen Monopolisten der Gelehrsamkeit zu gefallen, auf die lieblichen Gesänge der Provence und von Languedoc, auf die ergötzlichen rébus der Picardie, die kindlichen Kirielés von Lothringen und die geistvollen noëls von Bourguignon? Lebe wohl Bellaudière, lebe wohl Goudouli, Zerbin! lebet wohl, Ihr lieblichen Kinder der Troubadours! Unnachahmlicher Lamonnoye, gutmüthiger Spötter, dessen Pfeil trifft, ohne zu verwunden, muthwilliger Sänger La Fontaine, von Euch sollen wir auf ewig scheiden!" —

Ja, meine Lieben! Dieses fortgeschrittene Zeitalter der Intelligenz verdammt Euch unwiderruflich. Ihr habt Euer höchstes Glück, die Freiheit der Presse, nur unter der Bedingung erlangt, auf die Freiheit Eurer Sprache zu verzichten. Jenes quasi-Französische Kauderwelsch der modernen Politik — das ist Eure Sprache! Hört Ihr! Die Sprache Eures Landvolkes ist Nichts. Die Könige und die Götter sind bereits fort; verjagt nun auch noch die Sprache, diesen letzten Rest des menschlichen Geistes! Und glaubet ja nicht, daß Ihr in Eurem Schmerze schon den ganzen Umfang jenes Verbannungsbefehls ermessen! „Tod den Dialekten!" — Wahrlich! in diesem Losungsworte kündigt sich ein tief eingreifendes Uebel an, eine barbarische Grausamkeit, gegen die die Flammen der Alexandrinischen Bibliothek erbleichen! Sehet ihren Umfang! Sie hört auf bei Walter Scott und beginnt mit Homer!

Soll ich es erst ausdrücklich sagen, daß ich in meinen flüchtigen Betrachtungen über diese Volks-Dialekte, die offenbar mit unserer gebildeten Sprache dieselben Wurzeln anerkennen, die besonderen Sprachen nicht habe mitbefassen können, die, eigenthümlichen Charakters, und, obgleich räumlich zu uns gehörig, eine ganz abgeschlossene Nationalität aussprechen, auf einen anderen Ursprung und einen anderen Genius hindeuten, wie das Nieder-Britanische des alten Armorika und das Baskische der Eispprenäischen Thäler? Das sind selbstständige Sprachen, eben so selbstständig, wie das Französisch der Akademie, und es fehlt ihnen nur an einigen großen literarischen Berühmtheiten, um auch, wie etwa das Holländische, Schriftsprache zu seyn, oder selbst wie das Englische, das, mehr als irgend eine, eine Bastard-Sprache ist, deren Zwitter-Abstammung wir kennen, in die Schranken mit den klassischen und modernen Sprachen zu treten, nachdem es seinen Shakespeare, Milton, Scott, Byron hervorgebracht. Das Baskische und Britanische erwartet nur noch einen Dichter; denn alles zur Poesie Erforderliche haben sie bereits, wie es in England vorhanden war bei dem Auftreten Chaucer's, in Frankreich bei dem Villon's. —

Man wird gewiß alles dies für eine Polemik gegen Luftgebilde halten, für einen jener Phantasiekämpfe, wie sie überspannte Gemüther gegen nicht vorhandene Feinde bestehen zum bloßen Vergnügen, wie es dem berühmten Don Quixote erging; aber es war alles Ernstes die Rede davon, das Nieder-Britanische auszurotten und wahrscheinlich auch die übrigen Volks-Dialekte. Man will das Breton ausrotten! Aber mit welchem Rechte rottet man eine Sprache aus, die, wie alle übrigen, einen höheren göttlichen Ursprung hat? und welches Mittels bedient man sich, dies zu bewerkstelligen? Weiß man denn auch, was eine Sprache ist, wie tief sie in dem Volksgeiste wurzelt, und wie mächtige Anklänge sie in dessen Herzen findet? Weiß man denn, daß eine Sprache ein Volk ist und noch mehr: seine Seele und seine Intelligenz? Eine Sprache! Jenes Siegel, das Gott selbst dem Menschengeschlechte aufgedrückt, um es über das Thier zu erheben und bis zu ihm selbst emporzuführen — dies wollt Ihr verwischen? Welche Tollheit, und welche Armseligkeit! —

Wenn man erst zu solchen Theorieen gekommen ist, sollte man mindestens den schrecklichen Muth haben, auch die Konsequenzen davon anzunehmen. Man sollte die Dörfer mit Feuer zerstören, mit dem Schwerte ihre Bewohner austreiben; bewaffnet müßte man an dem Ufer des Flusses stehen, wie die Gileaditer, um den letzten Ephraïmiten zu vertilgen, den sein Sibboleth verriethe. Und merkt wohl, auch durch dies Blutbad würde nicht eine der Eigenthümlichkeiten des Patois zerstört! Denn die beiden rivalisirenden Articulationen, um die vor Jahrtausenden so viele Menschen hingeschlachtet worden, bestehen noch heute an denselben Fluthen des Jerdan! Wohlan denn, Leute von Gilead! da es einmal für Eure abgeschmackte Civilisations-Theorie unerläßlich ist, so rottet die Sprachen aus — wenn Ihr es vermöget!

Bibliographie. Neue Theaterstücke.

L'alibi. — Lustspiel in 3 Akten und in Versen, von A. de Leuvré. 2 Fr.

Le brigand et le philosophe. — Drama in 5 Handlungen, von Felix Piat und A. Luchet. 2½ Fr.

Une dame de l'empire. — Vaudeville von Ancelot und Pavie.

La fille du cocher. — Vaudeville von Rougemont. 1½ Fr.

Juliette. — Drama in sechs Tableaux von Albert, F. Lehrenfr. und A. Brot.

La revolte des modistes. — Vaudeville in 3 Akten von Valen und Cogniard.

La venitienne. — Schauspiel in 5 Akten, von Anicet-Bourgeois. 6 Fr.

Albert, ou séduction et remords. — Drama in 2 Akten, von Leon Guibert.

Un mariage à rompre. — Vaudeville von Fournier und Arnould.

Théophile, ou ma vocation. — Vaudeville von Varin, Arago und Desvergers.

England.

Gibbon, Burke und Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Einer der geistreichsten und beredtesten Beurtheiler der Englischen Geschichte, Herr Villemain, hat, wie es uns scheint, das Betragen Gibbon's als Parlaments-Mitglied zu streng gerügt. Freilich hatte dieser, wie er richtig behauptet, ein eisiges Temperament, und seine natürliche Indolenz hat wohl dazu beigetragen, daß man ihn zu den Freunden des Ministeriums und zu den Stützen des Lord North rechnete; aber er hat Unrecht, wenn er behauptet, daß Gibbon allen edlen Gefühlen unzugänglich war. So wie Voltaire, sein Lehrer und Vorbild, hat auch Gibbon keinem edlen Gedanken, keinem philanthropischen Entwurf sein Herz verschlossen. Selbst Porson, sein erklärtester Feind, wagte es nicht, ihn in dieser Hinsicht anzugreifen. „Dieser Geschichtschreiber", sagt er an einer Stelle, „achtet die Menschenrechte, ficht mit Beredtsamkeit zu Gunsten der Toleranz und zeigt sich nur dann unempfindlich und barbarisch, wenn es sich um Schandungen von Frauen und Christen-Verfolgungen handelt." In der That war Gibbon ungerecht gegen die Frauen, die ihn oft maltraitirten, und gegen die Christen, deren Dogmen er nicht achtete; aber etwas Anderes, als die Schwäche und die Intoleranz in diesen beiden Punkten, läßt sich ihm nicht vorwerfen.

Nachdem die ersten Hoffnungen Gibbon's vereitelt waren, nahm seine Schüchternheit im Parlamente noch mehr zu, und er begnügte sich seit der Zeit mit einem stillen Votum. „Eine niedrige Stellung", sagte er, „aber die Klugheit verurtheilte mich dazu. Weder durch die Natur noch durch die Erziehung ist mir jene energische Unerschrockenheit zu Theil geworden, die dem Tumulte, dem Lärmen und Wüthen der Menge trotzt, und die dem Staatsmann so unentbehrlich ist:

Vincentem strepitus, et natum rebus agendis.

„Der Stolz verbindet sich bei mir mit der natürlichen Indolenz, und gerade der Erfolg meiner Schriften hat mir den Muth benommen, der erforderlich ist, um gegen eine berathende Versammlung aufzutreten und einen mühsam errungenen Ruhm auf's Spiel zu setzen. Uebrigens ist es jetzt schon zu spät, meine Studien als Redner zu machen, denn ich glaube mit Cicero, daß, wenn auch der Dichter geboren wird, doch der Redner der Erziehung und einer langen Lehrzeit bedarf." Gibbon hatte Recht. Diejenigen Redner, die in einem schon vorgerückten Alter öffentlich zu sprechen anfangen, haben es nie zu einer natürlichen, gewandten und nachdrucksvollen Beredtsamkeit gebracht. Alle die Männer, die während der Französischen Revolution durch ihre deklamatorische, aber auch oft energische und feurige Beredtsamkeit ganz Europa in Erstaunen gesetzt, sind früher Advokaten gewesen. Pitt, Fox und Canning haben zu Cambridge und Oxford die Proben ihres Rednertalents abgelegt, eben so wie die Herren Stanley, Macaulay und Sir Robert Peel, die noch jetzt Lieber und die einzigen wahren Redner sind, die dem Unterhause zur Zierde gereichen. Wenn das reformirte Parlament so arm an ausgezeichneten Rednern ist, so muß man, wie ich glaube, diese Armuth dem vorgerückten Alter zuschreiben, in dem sich die meisten Mitglieder befinden. In einem Alter von vierzig Jahren lernt man es nicht mehr, wie man sich mitten unter den feindlichen Fluthen der heraufstürmenden Gegenparteien aufrecht erhalten, wie man ihre empörten Wogen, die mit Gewalt einander treiben, zurückdrängen, wie man ihre Ungewitter durch den Donner seiner Stimme überwältigen, wie man auf eine energische und pittoreske Weise improvisiren müsse.

Zu Gunsten unnützer oder verderblicher Maaßregeln votiren und eine stumme Rolle auf der großen politischen Bühne spielen, das war der ganze Antheil, den Gibbon an dem Drama nahm, in das er sich auf eine so unglückliche Weise gemischt hatte. Sein Ruhm sollte nicht auf diesem Schauplatze begründet werden. Als Historiker gehört er Europa an, wo seine hohe Stellung keinen Nebenbuhler zu

fürchten hat. Schon ist das Piedestal, das die Statuen des größten Theils unserer Geschichtschreiber trägt, morsch geworden. Hume, dessen Darstellung so viel Anmuth und dessen Stil so viele Reize hat; Palgrave, der scharfsinnige und gelehrte Alterthumsforscher; Turner, der mit so viel Fleiß und Glück die Sitten jeder einzelnen Epoche studirt hat; Hallam, der freisinnigste und bitterste unserer Schriftsteller; Mackintosh, der offenherzige und wohlwollende Philosoph; Lingard, der leidenschaftliche und gewandte Advokat, alle diese Männer haben ihre mehr oder minder scharfen Kritiker gefunden, die den Eigenschaften, welche sie auszeichnen, Fehler an die Seite zu setzen wußten, die sie entstellen. Hume und Lingard ermangeln der Zuverlässigkeit; es ist bekannt, wie sehr unvollkommen Mackintosh ist; man sucht bei ihm vergeblich das Zusammenerfassen der ganzen menschlichen Gesellschaft; Hallam und Palgrave haben uns mehr gelehrte Untersuchungen als eigentliche historische Werke hinterlassen. Aber das große Werk Gibbon's steht noch unangetastet da auf seiner alten unerschütterlichen Basis. Er hat sich selbst über die Versuche Robertson's erhoben, jene Muster der naturgemäßen und eleganten Schreibart. Sein Gemälde ist großartiger, sein Plan ausgedehnter; nie wird Jemand im Stande seyn, daran von neuem zu arbeiten, wo er einmal gebaut hat; Niemand wird je einen Fuß in das Gebiet zu setzen wagen, das von ihm geweiht worden: es ist die alte Civilisation, die da erstirbt; es ist die neue Civilisation, wie sie eben aufkeimt; die alte Welt im Hinschwinden, die neue Welt im Beginnen.

Um ein solches Gemälde zu vollenden, bedurfte es einer Vereinigung außerordentlicher Eigenschaften, einer alle Proben aushaltenden Geduld, einer gränzenlosen Gelehrsamkeit, eines reichen, die Tiefe erschöpfenden Stils. — Wie ist er gefallen, der Römische Koloß! Nachdem es so viele Republiken und Reiche verschlungen und verzehrt, wie ist endlich dieses ungeheure, auf Ruinen gegründete Reich selbst zur Ruine geworden! Auf welche Weise haben sich aus seinen Trümmern neue Republiken, neue Reiche entwickelt! Wie ist die Religion Griechenlands und Roms untergegangen! Welches war der Fortschritt der beiden neueren Religionen, die unter sich die Welt getheilt! Und wie hat die Wiege des christlichen Europas in dem Sarge des heidnischen Platz gefunden! Ein erhabener und schwieriger Gegenstand! Wo sollte man eine Geisteskraft aufsuchen, die alle diese Details zu beherrschen, zu beleuchten, zu umfassen vermochte? Gibbon besaß sie.

Niemand hat je mit mehr Glück als Gibbon die Gewandtheit und Eleganz des Französischen Genius, die angestrengte unermüdete Gelehrsamkeit des Nordens und die Concentration, die Solidität, die männliche Kraft, die charakteristischen Eigenschaften Englands zu vereinigen gewußt. Es ist etwas ganz Außerordentliches, diese Gründlichkeit der Untersuchung, diese Tiefe der Forschung, verbunden mit den stachelnden Sarkasmen, mit der Freidenkerei Voltaire's, mit der Französischen Lebendigkeit. Es ist wahr, um dieses große Monument zu vollenden, hat sich Gibbon ganz in seinem Werke konzentrirt und sich demselben aufgeopfert. Seine Geschichte des Verfalls des Römischen Reichs ist sein ganzes Leben. Liebe, Religion, Politik, Alles wird von ihm den Studien untergeordnet. Er lebt nur durch sie und für sie. Die Schätze seines Wissens häufen sich und wachsen an: und er ist glücklich. Was liegt ihm an dem Ruhme des politischen Redners und an der Eitelkeit der Salons? Wir lesen mit Vergnügen seine Memoiren, ein treues Bild der Gefühle und Genüsse des Gelehrten. Ohne Leidenschaft, ohne Sinnlichkeit, ohne übertriebene Ansprüche, würde er, wie er selbst sagt, auf Alles verzichten, nur nicht auf das Glück, zu studiren. In der That ein herrlicher Anblick, diese angestrengte Jugend, diese glänzenden Jahre der Reife und dieses geehrte Alter, denen wir ein Meisterwerk, das schönste Produkt des achtzehnten Jahrhunderts, zu verdanken haben!

Was den Stil Gibbons anbelangt, so kann man ihm den Vorwurf des Mangels an Einfachheit machen; alle seine Phrasen sind geziert und steif; indeß entschädigt uns hinreichend dafür sein stets energischer, kräftiger und farbiger Ausdruck. Sein Kolorit erinnert uns an Rubens. Selten weitläufig, nie langweilig, erscheint das Gepräge seines Gedankens immer kräftig. Seine Schilderungen sind beseelt, seine Erzählungen fließen in einem Strome lebendig fort.

Das Geheimniß der Größe Gibbons ist die Ausdauer, die Concentration aller Ideen und aller Anstrengungen auf ein Ziel, auf einen Brennpunkt. Sein mittelmäßiges Vermögen, seine ihm angeborne Schüchternheit und Kälte hatten es ihm nicht erlaubt, in der Welt zu glänzen. Durch seinen unheilbaren Skeptizismus wurde er vom Katholizismus zum Protestantismus und vice versa verschlagen, bis er endlich einem förmlichen Unglauben sich ergab. Die reiche Muße, die ihm sein Aufenthalt zu Lausanne gewährte, benutzte er dazu, die voluminösesten Sammlungen nachzuschlagen und alle Autoritäten zu erforschen, die einiges Licht auf die Geschichte Roms zu werfen im Stande waren. Die arbeitsame, thätige Biene baut ihre Zelle mit keiner unermüdlicheren Ausdauer; jeder Tag, jede Stunde vergrößerte die ungeheure Masse der mannigfachsten Kenntnisse. Gibbon hatte Rom in den Dichtern, in den Rednern, in den Mährchenerzählern, ja selbst bei den Geometern und Astronomen des Alterthums aufgesucht. Erst nachdem er alle diese Materialien erschöpft, alle diese Minen ausgebeutet und in die unermeßlichen Tiefen eingedrungen, erst dann legte er Hand an's Werk. Sein Geist war geschwängert und gesättigt von der gesammten Erkenntniß des Alterthums; sein Gedächtniß war voll von allen Merkwürdigkeiten hinsichtlich der Sitten, der Gewohnheiten und anderer Details des heidnischen Lebens; endlich trugen selbst seine philosophischen Ketzereien, die ihn zum Gegner des Christenthums machten, nur dazu bei, den feurigen Enthusiasmus noch mehr zu entflammen, mit dem er sich der unsterblichen Stadt, der Stadt des Romulus und der Vesta, geweiht hatte.

Und soll man noch bedauern, daß dieser Mann nicht den Stürmen der Politik, dem lärmenden Getöse der Rednerbühne, den heftigen Zänkereien der Pamphlete, ein Leben hingegeben, das tausend Mal nützlicheren und edleren Anstrengungen gewidmet war? Als er zu Westminster Platz genommen, hatte er sich in seinem Beruf getäuscht; als politischer Redner oder als verliebter Seladon war Gibbon etwas Absurdes, ein Ding an der unrechten Stelle. Wir wollen diesen Theil seines Daseyns vergessen und nur an den Geschichtschreiber denken.

Als Gegner des Christenthums verdient Gibbon ernste Vorwürfe. Er ist der Sohn jener Voltaire'schen Schule, die, weit entfernt, die großen Fortschritte der Civilisation anzuerkennen, welche die Erscheinung Christi in der Geschichte hervorgerufen, sich darauf beschränkt, die vorübergehenden Uebel und die traurigen, aber unvermeidlichen Resultate der großen Revolution zu betrachten, die mit der Zerstörung des Römischen Reichs den Polytheismus ausgerottet. Eine äußerst enge, beschränkte Ansicht, die viele erhabene, aber von Vorurtheilen eingenommene Geister mit Gibbon getheilt haben. Jede Aufregung, die Plagen und Schmerzen als nothwendige Begleiterinnen in ihrem Gefolge führt, erscheint in ihren Augen nur als ein Uebel. Sie fragen nicht nach, ob das Menschengeschlecht dadurch gewachsen ist, ob nicht etwa die einen Augenblick empörten Wellen, nachdem sie die Schranke übersprungen, eine friedlichere Richtung genommen haben? sie wollen sich lediglich mit der unglücklichen Katastrophe und mit dem Mißgeschick beschäftigen, das ihr unmittelbar gefolgt. Aus diesem Gesichtspunkte hat Gibbon, nach dem Beispiele Voltaire's, die Geschichte betrachtet. Stößt er auf die Fehler der Christen, so bezeichnet er sie mit scharfen Zügen und haucht ihnen selbst seine Gifte ein; kommt er hingegen zu ihren Tugenden, so stellt er sie in einem schwachen Lichte dar und kommentirt sie nur, um sie ihres Glanzes zu berauben. Seine Lobsprüche bewahrt er für die Erfolge des Arabers oder des Tataren, des Muhammed und des Dschengis auf; er dramatisirt ihre Heldenthaten und verschwendet seine lebhaftesten Farben an sie. Das sterbende Heidenthum erhält in seinem vortrefflichen Werke glänzende Schattirungen, gleich dem Untergang der Sonne. Der Triumph der neueren Religion giebt ihm nur Gelegenheit zu Sarkasmen, zur Entstellung oder höchstens zu einer kalten, alles Eifers ermangelnden Billigung. Findet er auf seinem Wege die ersten Väter der Kirche, jene erhabenen Philosophen, die das Mittelalter zu Heiligen erklärt, so wie sie das Alterthum zu Göttern gemacht haben würde; jene Männer, die ihr Glaubensbekenntniß vor den Augen der Henkersknechte ablegten, und die mitten unter der allgemeinen Ausartung des Menschengeschlechts eine unaussprechliche Reinheit in sich bewahrten: er wagt es, ihren Ascetismus lächerlich zu machen; er stellt sie dar als beschränkte Geister, als furchtsame Seelen; er, der ihnen Hymnen gesungen und ihre Apotheosen gefeiert hätte, wenn sie sich nur mit dem Namen irgend eines Philosophen geschmückt, wenn sie sich Stoiker oder Peripatetiker, Anhänger des Plato oder des Anaxagoras genannt hätten!

Das ist (wie Guizot es richtig bemerkt hat) der große Flecken des unsterblichen Werkes, das uns Gibbon hinterlassen. Ein neuerer Schriftsteller, den wir im Anfange unseres Artikels genannt, dessen Ruf auf zwei Welten gegründet ist, Herr von Chateaubriand, schien durch Geist und Neigung dazu bestimmt zu seyn, das Gegengift jener traurigen Lehre zu erfinden und die Fehler derselben wieder gut zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Schweden.

Bilder aus dem Schwedischen Volksleben.

(Aus Daumont's Reisen in Schweden.)

Das isolirte Leben, welches viele Schweden in ihren Wäldern und Gebirgen führen, hat vielen Antheil daran, daß sie gern reflektiren und beobachten. Aber eine glühende Seele birgt sich unter dem stillen Ernst ihres Aeußeren. Ihre ausgezeichnete Feinheit im Umgang deutet auf einen hohen Grad von Civilisation.

In Schweden sind die Stände scharf geschieden. Der Edelmann kommt wenig in Berührung mit dem Bürgerlichen, und dennoch vertragen sich beide Klassen ungemein gut. In den Abendgesellschaften wird mit Leidenschaft gespielt; nur die Frauen spielen selten, und die Mädchen niemals.

John Carr, ein sozialer Engländer, hat die Schwedischen Damen weiland gepriesen. Er fand sie jedoch etwas wohlbeleibt und etwas spröde. Er findet es tadelnswerth, daß sie ihre niedlichen Füßchen verstecken, daß sie den ganzen Körper in einen langen, schwarzen Mantel einhüllen; daß sie sich auf der Straße nicht umsehen, und daß sie ihm, John Carr, niemals erlaubt haben, sie zu küssen. Herr Daumont spricht ehrerbietiger: in seinen Augen ist die schöne Schwedin ein wahres Urbild an wunderbarer Harmonie aller Formen; nichts gleicht der Feinheit ihrer Züge, dem blendenden Weiß ihrer zarten, durchscheinenden Haut, der Anmuth ihrer Bewegungen, dem Liebreiz ihrer Mienen, der Grazie ihres Ganges und ihrer Manieren. Er findet sie sanftmüthig, arbeitsam und — à quelques exceptions près — treu gegen ihre Gatten. Dieses Lob erstreckt sich sogar auf Mädchen vom niedrigsten Stande, die man in Schweden zu allen Handthierungen gebraucht. Der Fremde staunt, wenn er eine allerliebste Schwedin von zwanzig Jahren auf einen Kutschenbock sich schwingen sieht, wo sie mit kräftigem Fäustchen die Zügel packt, und ihre Passagiere durch die schauerlichsten Einöden fährt.

Herr Daumont rühmt auch die Reinlichkeit der Schwedischen Gasthäuser, die Uneigennützigkeit und den Dienstfleiß der Wirthe

Dagegen verschmäht sein Französischer Gaumen die Schwedischen Speisen, und die in Lübeck fabrizirten Franzweine. Nur in Stockholm trinkt man sehr guten Bordeaux zu mäßigem Preise. Aber nirgends hat wohl die Kochkunst schlechtere Fortschritte gemacht, als bei den Schweden, obwohl man vielleicht in keiner Residenz so stark und so häufig ißt, wie in Stockholm. Nach dem Aufstehen, um zehn Uhr, um zwei Uhr, um vier, um sechs, und um neun Uhr wird gegessen, und diese Mahlzeiten bestehen nicht etwa aus leichten Leckereien, sondern aus tüchtigen Schnitten Schinken, gewaltigen Stücken Kalbsbraten, ungeheuren Fischen in allen Saucen, Butter, Käse und Suppen von Milch, Bier und Syrup. Ein Schwede konsumirt jährlich im Durchschnitt 30 bis 36 Pfund Fleisch, ein Franzose 24; ein Engländer aber, wie bekannt, nicht unter 210 Pfund.

Adel und Bürgerstand beschwören die langen Winterabende durch zahlreiche Klubs und Gastmähler, bei welchen Creme, Pasteten, Puddings, Champagner, Bordeaux und Rheinweine nicht gespart werden. Es gehört ein starkes Nervensystem dazu, um mit einem Schwedischen Trinker gleichen Schritt zu halten. Wenn man auf die Gesundheit eines Reisenden trinkt, so muß er diese Höflichkeit jedem einzelnen Gaste zurückgeben, und dabei jedes Mal sein Glas bis auf den Grund leeren. Damit ist aber die Sache noch nicht abgethan. Vor dem Kaffee müssen noch zwei ungeheure Punsch-Bowlen geleert werden, von denen jede wenigstens 30 Flaschen faßt, und kein Tropfen darf übrig bleiben.

Der Altschwedische National-Charakter hat sich wohl in keiner Provinz treuer bewahrt, als in Dalekarlien, der Wiege ihrer politischen Selbstständigkeit. Wir lassen Herrn Daumont eine Bauern-Hochzeit der Dalekarlen (Thalkerle) beschreiben, wobei er selbst zugegen war.

„Am Abend vor dem Trauungs-Tage kamen über 200 Gäste herbeigeströmt. Man empfing sie im Hause der Verheiratheten (mariée), wo sie Schinken aus Schweine- und Rennthierfleisch, Wildpret, Butter, Käse, Bier und Branntwein als Zubuße niederlegten. Des Abends, gegen sieben Uhr, fuhr die Braut (fiancée), von ihrem Vater und einigen Verwandten begleitet, nach der Pastorwohnung, wo sie übernachten sollte, um des Morgens desto früher bereit zu seyn. Der Bräutigam, seine Familie und die Gäste kommen bei Zeiten nach. Von dort aus ging der Zug vorwärts."

„Der Büttel eröffnete die Prozession mit einer Peitsche, um die Thiere aus dem Wege zu treiben. Ihm folgten drei Musikanten, welche auf der dreisaitigen Dalekarlischen Geige spielten. Dann kam die Braut (fiancée) in Gala, zu ihren Seiten ein naher Blutsverwandter und der Rudiman oder Viertels-Soldat; hierauf die Hochzeitsritter 8 oder 10 an der Zahl: nach diesen eine gleiche Anzahl von Brautjungfern in grünem Rock und schwarzem Kamisol, mit langen auf dem Scheitel festgeknüpften Haarflechten, von denen unzählige bunte Bänder herabflatterten. Endlich erschien die Vermählte (mariée), von ihrer Tante geführt. Ihr Kleid war aus schwarzer Seide; ihr blondes Lockenhaar umwallte ihren schönen Busen; ihre kleinen Hände waren mit fein gestickten Handschuhen bekleidet und ihr Halstuch mit erfinderischer Pracht geschmückt."

„Man gelangte zur Kirche, wo der Pastor alsbald die Neuvermählten segnete. Dann ging es nach dem Hause des Vaters der Braut. Die Mutter und die Köchin empfingen den Zug auf der Schwelle; die Letztere bemächtigte sich der Braut und führte sie in die Küche, wo sie ihr von den zubereiteten Speisen zu kosten gab — ein Gebrauch, dessen Ursache unbekannt ist."

„Die Neuvermählte nahm an der Tafel zwischen ihrem Gatten und dem Pastor Platz. Der Tisch war mit dem feinsten Weißzeug bedeckt; das Service von schönem blauen und weißen Fayance. Der Fußboden war mit Feldblumen und grünen Zweigen von Fichten geschmückt. Appetit und Heiterkeit würzten das einfache aber reichliche Mahl. Als man sich anschickte, das Tischtuch wegzunehmen, stand die Neuvermählte mit dem Rudiman auf; die Musikanten schritten voran, und so ging der kleine Zug um den Tisch. Die junge Frau hielt eine silberne Schale voll Branntwein, die sie jedem Gaste zum Austrinken präsentirte; dann reichte der Rudiman einen Teller herum, auf welchen Jeder eine Gabe oder das Versprechen einer Gabe zum Besten des jungen Paares niederlegte. Alle Geschenke wurden durch den Rudiman und die Fanfaren der Musik laut proklamirt. Die Musiker spielten das Geschenk-Lied (Skänk-låten). Auf jeden Trinkspruch antwortete die Frau: „Gott erhalte Euch! es ist meine Gesundheit und die meines Danneman (Freibauern)."

Nach dieser Zeremonie machte der Musikant einige Hanswurstenstreiche, und zuletzt wurde ein züchtiger Tanz aufgeführt. Das Fest dauerte mehrere Tage. Endlich erschien der Küchenjunge mit kläglicher Miene, in der einen Hand den Hahn eines Fasses und in der anderen ein leeres Kasserol haltend. Jeder verstand diese Sprache und ging nunmehr nach Hause.

Bibliographie.

Smygbandlaren. (Die Schleichhändler.) Novelle von Willibald Alexis. — Bildet das erste Bändchen der Novellen dieses Autors, die sämmtlich übersetzt werden sollen.

Emmas Warning. — Schwedische Original-Novelle.

Antiquarisla Anteckningar. (Antiquarische Bemerkungen.) Erstes Stück. Herausgegeben von Ebbe Sam. Bring, Professor der Geschichte, und Carl Axel Holm. Lund. 4.

Anteckningar under en Resa till och ifrån Warschau wid flutet af Polska Fribets-Kriget 1831. (Bemerkungen auf einer Reise nach und von Warschau im J. 1831.) Von S. J. Stille. Lund. Pr. 1 Rdr. 16 Sk.

Mannigfaltiges.

— Der Weter-See in Schweden. Dieser See hat 30 Stunden in der Länge und 7—8 Stunden in der Breite. Die Schifffahrt auf demselben ist sehr lebhaft, allein die Fahrzeuge müssen oft gewaltige Stürme aushalten, weil hohe Berge den See von allen Seiten einschließen. Der Wind stürzt sich von den Gipfeln derselben auf die Oberfläche des Wassers und es entstehen Orkane, die hier noch furchtbarer wüthen, als im Meere selbst. Dieser See zeigt noch andere merkwürdige Phänomene. Oft steigen und fallen seine Gewässer bei heiterem Himmel mit überraschender Schnelligkeit. Unterirdische Winde erheben die Wogen urplötzlich und bilden heftige Strömungen, die ihre Richtung jeden Augenblick verändern. Selbst im Winter, wenn der See mit einer Eiskruste überdeckt ist, zerbrechen die unterirdischen Winde das Eis mit Riesenkraft und erschrecken die friedlichen Ufer-Bewohner, denen solcher Lärm eine traurige Katastrophe verkündet. Das Wasser des Weter-Sees liegt höher als das des Baltischen Meeres, dem es durch die Motala zufließt. Seine Klarheit ist übrigens ungemein groß, und man soll in einer Tiefe von hundert Fuß den kleinsten Gegenstand unterscheiden können.

(Daumont, Voyage en Suède.)

— Pflanzen-Duft bei Nacht. Während des Athemholens absorbirt das Thier aus der atmosphärischen Luft Sauerstoff-Theile, welche es, zumal am Tage, mit dem Kohlenstoff des Blutes vermischt, in Form von Kohlenstoff-Säure der Luft wieder mittheilt. Pflanzen, welche den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, absorbiren Sauerstoff und Kohlensäure aus der Atmosphäre, welche sie auflösen, indem sie den Kohlenstoff einsaugen und den Sauerstoff ausathmen. Im Schatten oder während der Nacht absorbirt die Pflanze Sauerstoff, den sie mit Kohlenstoff vermischt wieder ausströmen läßt. Durch diesen Lebens-Prozeß im Reiche der Natur erklärt es sich, daß Pflanzen während der Nachtzeit die atmosphärische Luft für den Bedarf der Thiere verschlechtern, am Tage aber verbessern. Die Fälle sind häufig genug, daß auch Personen in Zimmern, die mit Blumen angefüllt waren, während des Schlafens erstickt sind.

— Pasquill und Hühnermord. Neulich fand in London vor dem Herrn George Norton, einem der Magistrats-Personen von Whitechapel, wegen einer erschlagenen Henne und eines darob entstandenen Pasquills, eine gerichtliche Verhandlung statt, die manchen komischen Zug darbot. Es erschien nämlich, als natürlicher Beistand seiner angeklagten Frau, Herr William Vandersteen, der ein gutes Bein von Fleisch und Blut und ein schlechtes von Holz und Schienen hatte, vor Gericht; in seiner Hand trug er den Leichnam seiner Lieblings-Henne, die bei ihren Lebzeiten, nach des Besitzers Antenauseinandersetzung, außerordentliche körperliche wie geistige Vorzüge und Tugenden besessen. Herr und Mistreß Vandersteen hatten sie in Ermangelung eigener Küchlein an Kindesstatt angenommen. Diese Henne, Namens Jenny, wie sie von der ebenfalls anwesenden Besitzerin geheißen worden, ward eines Morgens früh auf dem Rosenbeete eines Nachbars todt gefunden. Der Nachbar, Herr Stanley, — nicht der Staats-Sekretair für die Kolonieen, sondern kurzweg der Privat-Gentleman Herr Stanley, — war ein Liebhaber von Blumen, insonderheit von Nelken, deren er so viele in seinem Garten zog, daß es manchem bedünken mochte, der gute Mann wolle Nelkenöl pressen. Früh Morgens um drei Uhr hört der Gentleman ein Geräusch vor seinem Fenster, er öffnet dies und siehe! Nachbars Jenny macht auf seinem Nelkenbeet eine Morgen-Promenade und bückt sich wohlgefällig mit ihrem Schnabel auf die edlen Blümchen; bei diesem Bücken mochte sie auch wohl picken. Mit heftigem Zorn eilt der Gentleman die Stiegen seines Hauses hinunter. Sein Blick droht Unheil und der Besenstiel in seiner Rechten läßt auf einen blutigen Ausgang schließen. Man täuscht sich nicht; der Zornige schleicht sich an die Henne heran und ein einziger Schlag auf ihr Haupt macht ihrer irdischen Laufbahn ein Ende. — Um zehn Uhr desselbigen Tages öffnet Mistreß Vandersteen ihr Fenster, ruft ihr „Putt, putt!" und wirft das Futter in den Hof. Aber Jenny kömmt nicht, und ein Blick auf des Nachbars Garten zeigt sie ausgestreckt auf dem Beete, das ihr zum Bette des Todes geworden war. Augenblicklich läßt die Frau sich den Leichnam des Lieblings holen und hängt denselben an ihre Hausthür mit einem Zettel um den Hals des todten Thieres, auf welchem folgende Zeilen zu lesen standen, die jetzt, eben so wie die Henne, als corpora delicti dem Richter vorlagen:

O, seht das arme Thierchen voll Blut,
Meine Lieblings-Henne, mein schönstes Gut;
Es lockte sie zu seiner Thür
Ein Nelkenpresser, und schlug nach ihr.
Sie rief den jungen, frischen Tag
Mit ihrem Glück-auf-Lied wach.
Das wurmte den Nelkenpresser tief,
Der gern noch länger träge schlief.
Drob hat er ihr blutige Rache geschworen:
So ging mein Schoßkind mir verloren.
Sonst preßt' er Oel, nun preßt er Blut;
O schaut, was Nachbar-Freundschaft thut!

Der Richter erklärte, da Herr Stanley wegen Injurien geklagt hatte, daß das Gedicht kein Pasquill sey und hieß die vorgeladenen Parteien abtreten, nachdem jeder Theil seine Gerichtskosten bezahlt hatte. Herr Vandersteen murrte über Unbilligkeit, daß er auch noch Geld verlieren solle, da er schon an seiner Jenny einen unersetzlichen Verlust erlitten habe, und Mistreß Vandersteen betheuerte, daß Herr Stanley kein Gentleman mehr genannt werden könne, da er, wie ein Mörder, die Hühner tödte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Mittwoch den 28. Mai 1834.

Deutsche Literatur im Auslande.

Goethe's Faust in England und Frankreich. — Hayward, Syme, Blackie. — Deutsche Lexikographie. — Jean Paul. — Nouvelle Revue-Germanique. — Marmier. — Die Universität Jena.

Den beiden ersten unvollkommenen Englischen Uebersetzungen von Goethe's Faust, der vollständigen von Lord Francis Leveson Gower und der fragmentarischen von Shelley, folgte bekanntlich im vorigen Jahre die Uebertragung in Prosa, von Hayward. Wir haben uns bei Gelegenheit eines Artikels über die Kunst des Uebersetzens (Nr. 77 u. ff. des „Magazins" vom J. 1833) unumwunden gegen diese Art der Bearbeitung poetischer Kunstwerke ausgesprochen, wenn wir auch den Fleiß des Herrn Hayward und das Verdienst seiner Arbeit durchaus nicht in Abrede stellen konnten. Ein Gedicht, das als Kunstwerk in eine andere Sprache übertragen werden soll, muß seine poetische Form behalten, weil es sonst, der Absicht des Uebersetzers entgegen, zur bloßen Paraphrase wird, die dem Leser zwar vom Materiale nichts vorenthält, ihn aber das Ideale, den eigentlichen Reiz des Kunstwerkes, um so schmerzlicher vermissen läßt. Die Arbeit des Herrn Hayward, so trefflich sie an sich auch war, brachte doch eben auch keine andere Wirkung hervor. Allerdings mußte schon das bloße Inventarium des Materials, so vollständig, wie es in der H.schen Uebersetzung dargeboten ward, einen bedeutenden Eindruck in England machen, das jetzt eben auch keinen Reichthum an eigenen klassischen Dichtern besitzt; die erste Auflage ward bald vergriffen, so daß bereits eine zweite erschienen ist; aber je mehr der „Faust" bekannt wurde, um so lauter sprach sich auch der Wunsch nach einer poetischen Uebertragung aus. Es wohnt in diesem „Faust" ein wunderbarer Zauber, der seine Macht nicht bloß auf Einzelne, Eingeweihte, sondern auf ganze Nationen gleich ausübt. Bekannt ist der Eindruck, den sein Erscheinen in Deutschland gemacht; wer bis dahin noch an Goethe's Genius gezweifelt, trat beschämt in den Hintergrund und mischte sich unter seine Bewunderer. Die Wirkung, die er in Frankreich hervorgebracht hat, schildert uns ein neuerer Französischer Kritiker*) folgendermaßen: „Anfangs nur fragmentarisch gekannt durch die beredte Darstellung der Frau von Staël, später auf eine ausgezeichnete Weise von Stapfer übersetzt, ist Faust in das Französische Publikum gerade in dem Augenblicke gekommen, wo jugendliche Dichter-Kräfte sich regten, um den alten Schlendrian zu verlassen und einen neuen frischen Lorbeer sich zu gewinnen. Welch' eine Anlockung für diese zugleich glühenden und skeptischen Gemüther, die eben so das Leben mit seinen Leidenschaften, wie die Philosophie mit ihren abstrakten Begriffen, liebten, die an Allem zweifelten und doch Alles besitzen wollten; welche Anlockung mußte ihnen Faust mit seiner abenteuerlichen Geistes-Kühnheit und seinen leidenschaftlichen Gluthen, Margarethe mit ihrer so naiven und reinen Liebe, Mephistopheles mit seiner kalten diabolischen Ironie, ja, Mephistopheles vor Allem gewähren, der ganz der Mann war der neuen literarischen Schule, der große Prototypus, nach welchem sowohl die Helden der poetischen und romantischen Schöpfungen des Tages, als die Verfasser dieser Werke selbst sich modelten. Die satanische Philosophie des Mephistopheles hat in Frankreich mehr Anklang gefunden, als die Lehren Kants oder Schellings, und der Teufel ist ein besserer Professor gewesen, als Herr Victor Cousin."

Wie mangelhaft indessen, dieses Anklangs ungeachtet, die ersten Uebersetzungen des Faust auch in Frankreich waren, ist hinlänglich bekannt. So wurde z. B. die Harz-Gegend von Schirke und Elend mit den Worten übersetzt: „La scène se passe entre coquin et misère" (Schirke hatte der Uebersetzer wahrscheinlich als einen Druckfehler für Schurke angesehen) und die Worte des Herrn im Prolog: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange" hießen im Französischen: „Un homme de bien jusque dans les rangs de la foule aveugle.

Herr Hayward hat seinen Vorgängern, und namentlich dem Lord F. L. Gower, wenn auch nicht eben so grobe, doch nicht minder das Original entstellende Verstöße nachgewiesen; während ihm selbst der Ruhm gelassen werden muß, daß er nichts versäumt hat, was zum Verständniß und zur Erklärung des Faust in seinem Vaterlande dienen konnte. Damit aber hatte er diesem keineswegs auch den Dichter wiedergegeben. Dies mußte die Aufgabe einer späteren Arbeit bleiben, die freilich von Hayward so vorbereitet war, und zu der er so entschieden angeregt hatte, daß gleichzeitig zwei Dichter sich fanden, die auf seinem Fundament ihr Gebäude errichteten. Herr David Syme*) und Herr John S. Blackie**) haben ihre beiden Arbeiten fast in derselben Woche bei zwei verschiedenen Buchhändlern in Edinburg erscheinen lassen, und Beiden muß die Anerkennung zu Theil werden, daß sie ihr Werk mit großer Liebe behandelt haben. Beide unterscheiden sich jedoch wesentlich von einander. Herr Syme hat sich nämlich von dem Gedichte, oder auch von dem Bestreben, etwas ganz Englisches, d. h. ein Werk zu liefern, dem es gar nicht anzusehen, daß es kein Original sey, so hinreißen lassen, daß er hier und dort kleine Aenderungen und hin und wieder sogar Zusätze sich gestattet hat. Herr Blackie dagegen ist mit einer wahrhaft religiösen Scheu zu Werke gegangen, und wenn daher seine Verse auch oft nicht so fließend wie die seines Nebenbuhlers sind, so trägt er doch das Verdienst einer größeren Treue davon, der andererseits auch nichts von dem Verständnisse geopfert worden. Wir theilen zum Belege von Beiden die Uebersetzung der herrlichen Zueignung des Faust mit, die ohnedies ein für sich bestehendes Ganzes bildet.

Blackie.

„Ye hover nigh, uncertain shapes! again,
That erst the misty eye of Fancy drew!
Shall I at length your shadowy flight detain,
And the fond dreaming of my youth pursue?
Ye press around! — resume your ancient reign,
As from the past's dim haze ye rise to view —
The magic breath that wafteth on your train
Stirs in my breast long-silent chords again.

Ye raise the images of happy days,
And many a dear-loved shade ye bring to view;
The echo like of half-forgotten lays,
First-love and early friendship ye renew;
The pang returns, life's labyrinthine maze
Again the plaint of sorrow wanders through,
And names the loved ones, who, by Fortune reft
Of fairest hours, the world and me have left.

They hear no more the sequel of my song,
The souls to whom I sung my early lay;
Dispersed for ever is the friendly throng,
The echo of my lyre has died away.
My sorrow floats a careless crowd among,
Whose praise hath ceased my listless heart to sway,
And they who once were merry with my mirth,
If yet they live, are scattered o'er the earth.

And I recall, with long-unfelt desire,
That realm of spirits, silent and serene!
My lisping lay, like the Æolian lyre,
Gives wavering tones, with many a pause between;
My heart is moved with youth's returning fire,
Tear follows tear where long no tear hath been;
I see the present as a distant goal,
The past, revived, is present to my soul."

Syme.

„Round me, aërial forms! ye come again,
Once in the morning of my life, through tears
Appearing brighter. Shall I now detain,
Now hold you fast, as in those vanished years
I gladly would have done! still to that vain
Delusion do I cling? the darkness clears —
Ye come! ye are triumphant! I am young.
In the soft breathings round your footsteps flung.

Ye bring with you the thoughts of happier times,
Many dear shadows at your bidding start;
Like an old tale, or far-off village chimes,
First-love and friendship come to me, my heart
Begins to bleed again, and these dark rhymes
Are but the voice of its rewakened smart;
I see the good and beautiful that played
Round me as if they would not change or fade.

They cannot hear this song, — they whom I tried
To sing to first, those friendly hearts, are gone;
The loud and cheerful voices have all died,
At the old echo, — and this cry of one,
The sole survivor, falls upon a wide,
Wide world, in which he feels himself alone;
Its praise is worthless, all who would have read
Because they loved me, are dispersed or dead.

*) Bibliothèque Universelle, février 1834.

*) Faust, a tragedy. Translated from the German of Goethe, by David Syme. Edinburgh, Black, 1834.

**) Faust, a tragedy. By J. W. Goethe. Translated into english verse; with notes and preliminary remarks, by John S. Blackie. Edinburgh, 1834. Blackwood; London, Cadell.

Some long unwonted yearnings for the still
And quiet land of spirits strongly seize
My inmost soul. My descant seems to thrill,
Like an Æolian harp's tone on the breeze;
Tears follow tears, and as their currents fill
Their fount, my heart grows softer by degrees;
Life's cold realities look distant, while
The lost, the loved, come nearer me and smile."

Die beiden oben angedeuteten Unterscheidungs-Merkmale lassen sich hier ohne Mühe erkennen; Syme hat unstreitig größeren Schwung, Blackie dagegen schmiegt sich bei weitem mehr und auch zarter dem Originale an. Meisterhaft ist bei Blackie besonders die dritte Strophe:

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Wiederklang.
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang.
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Wogegen bei Syme besonders die Schlußverse:

Was ich besitze, seh' ich wie im weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

zwar frei, aber kühn und höchst poetisch übersetzt sind.

Herr Blackie hat übrigens seinen Beruf und seine ausgezeichnete Kenntniß des Deutschen auch dadurch dargethan, daß er seiner Uebersetzung eine Zueignung an die Manen Goethe's in einem Deutschen Sonnette vorausschickt. Als einen erfreulichen Beweis, wie sehr unsere Muttersprache jetzt auch im Auslande gekannt und geehrt ist, theilen wir dieses Sonnett hier mit:

Versuch' ich's, mich so kühnlich hoch zu heben
Zu den Genien reiner Lebensstrahlen?
Und wag' ich's frech, mit schwacher Hand zu malen,
Was Dir nur ziemt, das buntbewegte Leben?

Wie soll der Kinderzunge lallend Streben
Aussprechen, was des Mannes Kraft gesungen?
Wie soll des Menschen Stimme wiedergeben,
Was aus der starken Gotterbrust entsprungen?

O, wenn der Liebe ungestümer Drang
Mich trieb, daß ich das Heiligste entweihe,
Mich zu berauschter frecher Sünde zwang:
So sende Du aus der Verklarung Reihe
Der Himmels-Harfen liebevollen Klang,
Und wenn Du mich nicht loben kannst, verzeihe!

Noch vor zehn Jahren konnte man in England keinen Deutschen Namen mit fünf Buchstaben drucken, ohne dabei sechs Fehler zu machen, und heutzutage giebt die Times sogar mit der größten Genauigkeit das in Deutscher Sprache abgefaßte Verzeichniß der in den Deutschen Opern, die jetzt in London gegeben werden, vorkommenden Rollen und darin auftretenden Künstler; die Literary-Gazette beeifert sich, jede Notiz mitzutheilen, die sie von künftig erscheinenden Deutschen Werken erlangen kann, und giebt lange Auszüge aus vierbändigen Deutschen Memoiren, die in Deutschland selbst erst zur Hälfte bekannt worden sind. „The schoolmaster is abroad" würde Lord Brougham sagen, wenn er Zeit hätte, sich mit der Deutschen Literatur zu beschäftigen.

Aber nicht bloß unsere klassischen Dichter und unsere klassischen Opern, von denen die Ersteren alle gestorben sind und die Letzteren vorläufig nicht fortgesetzt werden, sondern auch unsere klassischen Ausgaben der Klassiker par Excellence, der alten Griechen und Römer, sind fortwährend ein Gegenstand der Nachfrage in England. Bekannt ist, wie sehr unser Mitbürger, Herr Professor Becker, mit seinen Editionen für Englische Rechnung beschäftigt ist. Die Namen Buttmann und Zumpt sind den scholars in Eton und Edinburg eben so geläufig, wie unseren Gymnasiasten. Der Deutschen Lexikographie wird nicht ohne Neid der erste Rang eingeräumt, und wir können es uns nicht versagen, hier in dieser Beziehung einen Auszug aus der kompetenten Quarterly-Review mitzutheilen.

„Während wir", heißt es in einem Artikel der genannten kritischen Zeitschrift über Griechische und Englische Lexikographie, *) „und zwar mit Recht uns rühmen, unsere Nachbarn auf dem Festlande in allen bedeutenden Kunstzweigen weit hinter uns gelassen und, was die verschiedenen Fächer der Wissenschaft betrifft, mindestens gleichen Schritt mit ihnen gehalten zu haben, begnügen wir uns, wie es scheint, bei unseren klassischen Studien mit einem durchaus secundairen Range. In der Kenntniß der todten Sprachen im Allgemeinen, besonders aber der Griechischen und der Lateinischen, haben die Deutschen einen Vorsprung gewonnen, und zwar nicht bloß vor uns, sondern vor dem ganzen übrigen Europa; ja, sie haben dabei ein so entschiedenes Uebergewicht erlangt, daß ihre Nachbarn alle Hoffnung aufzugeben scheinen, sie jemals wieder erreichen zu können, weshalb sich denn diese auch damit begnügen, als bloße sklavische Nachahmer ihrer Siegesbahn zu folgen. Als glänzende Ausnahmen möchten nur etwa die Namen Porson, Elmsley, Gaisford, Blomfield, Mitchell und vielleicht noch einige Andere erscheinen, die es gewagt haben, selbstständig zu denken und zu untersuchen, und deren Leistungen im Gebiete der Griechischen Literatur sie mit ihren ausgezeichnetsten Zeitgenossen auf gleiche Linie gestellt haben. Wenn wir erwägen, wie allgemein das alte Griechisch in England getrieben wird, so scheint es in der That auffallend, daß solche Beispiele anerkannter Ueberlegenheit so selten unter uns sind. Aber es läßt sich nicht läugnen, daß das Studium des Griechischen nichts weniger als ein kritisches bei uns ist und darum auch, was als nothwendige Folge davon erscheint, weder tief eingehend noch dem Gegenstand entsprechend seyn kann. Vielen ist es zur Gewohnheit geworden, auf die Arbeiten des Kritikers vornehm herabzublicken und sie mitunter sogar als unvereinbar mit dem Charakter eines eleganten Gelehrten zu erklären; Andere begnügen sich mit einer oberflächlichen Kenntniß der Klassiker und ziehen es vor, das Gebiet der neueren Sprachen nebst einigen von den vielen anderen Wegen der Wissenschaft zu durchstreifen; denn ihnen ist es vielleicht darum zu thun, für universelle Gelehrte zu gelten; wieder Andere endlich müssen ihre klassischen Studien wider Willen abkürzen, weil sie gezwungen sind, ihre Zeit und ihre Talente auf ein bestimmtes Brodstudium zu verwenden. Welches indessen auch immer die Ursachen seyn mögen, so kann doch in keinem Falle die Thatsache geläugnet werden, daß wir verhältnißmäßig nur wenige wahrhaft klassische Gelehrte besitzen, wenige, die in das Studium der Griechischen Sprache, ihres Baues, ihrer Bildungen, ihrer Analogieen tiefer eindringen. Zum Beweise brauchen wir nur anzuführen, daß wir für die beste Ausgabe fast jedes Griechischen Klassikers und für die besten Noten zu jeder Ausgabe immer unseren Deutschen Nachbarn verpflichtet sind; daß die besten, ja die einzigen Griechischen Grammatiker, die dieses Namens werth sind, die Buttmann, Matthiae und Thiersch sind, und daß als die einzigen werthvollen Griechischen Lexika, die seit Stephanus und Scapula erschienen, die Werke von Schneider und Passow angesehen werden müssen." (Schluß folgt.)

*) Es kommen darin folgende Werke zur Sprache:
Griechisch-Deutsches Wörterbuch, von J. G. Schneider. Dritte Ausgabe. Leipzig, 1819.
Handwörterbuch der Griechischen Sprache, von Franz Passow. Vierte Ausgabe. Leipzig, 1830—31.
Thesaurus Graecae Linguae, ab Henrico Stephano constructus. Herausgegeben von Hase ꝛc. Dritte Ausgabe. Paris, 1831.
A new greek and english lexicon; principally on the plan of the greek and german lexicon of Schneider. By James Donnegan M. D. Zweite Ausgabe. London, 1831.

England.

Gibbon, Burke und Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Herr von Chateaubriand, ein beredter und gelehrter Mann, der an der großen politischen Bewegung seiner Zeit Antheil genommen, ist ganz besonders als ritterlicher Vertheidiger des angegriffenen Katholizismus und der alten wankenden Monarchie aufgetreten. Diese Hauptrichtung sind mehrere in poetischer Prosa geschriebene Aufsätze aus seiner Jugend, eine große Anzahl von Flugschriften aus seinen reiferen Jahren und die historischen Studien, die er vor kurzem herausgegeben, gewidmet. Als Geschichtschreiber sowohl, wie als Redner und Staatsmann, in jedem dieser drei Gesichtspunkte verdient er eine besondere Zeichnung, eine strenge Analyse, zu der wir uns um so mehr berufen fühlen, als seine Landsleute eine solche zu entwerfen gewiß Anstand nehmen. Die historische Figur Chateaubriand's zeigt sich uns heute in einem von zu vielen Leidenschaften hin und her bewegten Spiegel, in einer zu sehr aufgeregten Welle, als daß ein treues Bild daraus entnommen werden könnte. Herr von Chateaubriand, der Geschichtschreiber, Diplomat, Staatsmann und Redner, verschwindet, und man sieht nur den Anhänger der Monarchie, der so gewaltig zur Herbeiführung ihres Sturzes mitgewirkt, den Legitimisten, den Freund Ludwig's XVIII., der zum Centrum der Opposition geworden. Alle durch diese einander durchkreuzende Ideen aufgeregte Leidenschaften lassen fast nichts als ein Urtheil der Billigkeit zu, keine aufrichtige Würdigung, die, dem Staatsmanne und dem Schriftsteller, jedem seinen wahrhaften Rang zuerkennt.

Das Leben des Herrn von Chateaubriand, seine Schriften, seine Rolle, sein Gedanke, ja selbst sein stilles Wirken in der Zurückgezogenheit, Alles zielt bei ihm nach Effekt. Sein Stil hat Glanzpunkte und Farben bis zum luxuriösen Ueberflusse. Seine Anstrengungen, seine Hingebungen, seine Betheuerungen geben sich durch äußeres Gepränge und auffallende in die Augen springende Erscheinungen kund, die wundersam seiner Schreibart entsprechen. Ueberall ist seine Vernunft Sklavin zu den Füßen seiner Phantasie und seiner Leidenschaften. Die Phantasie, eine dem Dichter eigenthümliche Eigenschaft, bedarf des Kontrastes und des Effektes; von daher schreibt sich sein brennender Durst nach unerwarteten Verbindungen und nach großen Bewegungen; von daher kommt die meisterhaft-magische Gewandtheit seiner Combinationen, überhaupt alles das, wodurch er sich die Popularität errungen, und was später die Fortdauer seiner Werke kompromittiren dürfte; Alles, was sich auch in seinem Benehmen als Minister, als Deputirter, als Diplomat und als Parteigänger wiederfindet. Bei seinem lebhaften Zartgefühl und bei seiner natürlichen Hinneigung, ein Opfer der Täuschung zu werden, hat freilich sein Vaterland alle diese schauspielerartigen Wendungen, allen diesen Charlatanismus der Gedanken und der Action bewundernswürdig finden und mit Ruhm krönen müssen; allein ein solcher Ruhm kann auch nur in einer solchen Atmosphäre entstehen. Die übrigen Nationen Europa's erkennen ihn nicht an.

Sehen wir, wie dieser Mann mit einem nicht zu verkennenden Talente es versucht hat, das Christenthum gegen die Angriffe Voltaire's und Diderot's zu vertheidigen. In den Märtyrern und dem Geist des Christenthums will Chateaubriand nicht beweisen, daß die christliche Religion wahr, moralisch und fruchtbar, sondern vielmehr bloß, daß sie poetisch und interessant sey. Es handelt sich nicht darum, eine Parallele zwischen dem Heidenthum und dem wahren Glauben, sondern nur zwischen Homer und Tasso, zwischen Camoëns und Virgil aufzustellen. Die Abhandlung, anstatt eine religiöse zu seyn, wird rein literarisch, eine Abhandlung über Kunst und Geschmack, und nichts mehr. Was den Glanz der Farben, die Schönheit der Schilderungen und den Zauber des Stils betrifft, so

kann man dies Alles bei ihm gar nicht ableugnen. Wenn man aber auch zugiebt, daß Chateaubriand ein bewundernswürdiger Maler ist, so kann man doch nicht einräumen, daß er Verstand, daß er Gedanken habe. Es ist die Haupt-Idee in allen seinen Schriften, es ist ihr innerer Sinn, worüber der denkende Leser in Erstaunen geräth, indem er so viele Beredtsamkeit an kindischen Tand, an Täuschung verschwendet sieht. Die Kritiker des Kaiserreichs, die den erhabenen Stil des Verfassers in einzelnen Punkten angegriffen, haben sehr wenig Urtheilskraft bewährt; das Wesen seines Hauptgedankens hätten sie analysiren müssen.

„Wie!" hätten sie zu ihm sagen sollen, „so vertheidigen Sie die Lehre Christi! Einen gekreuzigten Gott durch rhetorische Floskeln! Eine geistige Religion durch pomphafte Worte! Wie! Sie setzen dem lachenden Paganismus, seinem wollüstigen Pompe, seiner Verehrung der Schönheit, seinem die Schönheit befruchtenden Götzendienste eine Religion des wahren Ernstes entgegen, eine Religion der Aufopferung und strengen Entsagung? Das Symbol des Christenthums ist die Marter, der Schmerz; dagegen ist der Typus der heidnischen Religion die aus dem Bade steigende Venus, die regierende Schönheit. Dem Polytheismus die grandiosen glänzenden Farben zu entreißen, um das Christenthum damit auszumalen, ist das nicht eine Lüge? So wie Sie die Religion Christi darstellen, hat sie weder Bossuet oder Fenelon, die Katholiken, noch Tillotson, der Protestant, je aufgefaßt. Sie werden zum Verräther an ihr, indem Sie sie in Schutz nehmen!"

Es ist übrigens bekannt, welch' ein Geschrei unter der Geistlichkeit in Europa gegen jenes Buch, das doch ihr Interesse wahrzunehmen vorgab, sich erhob. Die poetische Seite unserer Religion ist der moralische Schmerz, dies Aufgeben seiner selbst, der heilige Ernst, von dem das Evangelium spricht, die Bescheidenheit und die Reinheit. Man vergleiche nur mit dem stolzen hoffärtigen Stil des „Geist des Christenthums" die Schriften, welche die alten Kirchenväter gegen ihre Gegner gerichtet, und man wird bald ersehen, wie sehr Herr von Chateaubriand, eben indem er die Sache des Christenthums übernahm, sich von dem wahren christlichen Geiste entfernte.

Es ist ein sonderbares Schauspiel, daß ein Staatsmann sich von der Poesie, ein Diplomat sich von der schwindeligen Phantasie hin- und herreißen läßt; daß ein Geschichtschreiber sich mehr um Farben als um Thatsachen bekümmert; daß ein Dialektiker nur in lauter Metaphern und Hyperbeln raisonnirt. Das ist das Bild Chateaubriands. Es giebt nichts Feierliches, nichts Ernstes in der Welt, nichts Wichtiges und Edles, das er nicht vertheidigt oder angegriffen, oder vielmehr, das er nicht wechselsweise vertheidigt und angegriffen, wenn auch nicht mit Gründen, doch wenigstens mit Worten, wenn auch nicht mit kräftigen Beweisen, so doch mit schönen Phrasen. In seinem ganzen Leben, in seinem ganzen Stil, in seinem ganzen Benehmen als Gesandter und Minister giebt sich etwas Pomphaftes und Glänzendes, wir möchten sagen, etwas Eitles, kund. Der schlimmste Dienst, den man diesem großen Manne hätte leisten können, wäre der gewesen, alle seine Hindernisse aus dem Wege zu räumen, jede Opposition gegen ihn aufzuheben, endlich seinem Worte, seiner Macht, seinen Entwürfen eine freie Entwickelung zu gestatten. Kampf ist sein Element, Opposition seine Kraft. Hätte er gleichzeitig mit Bossuet gelebt, so wäre er Atheist gewesen!

Befindet sich Chateaubriand ohne Opposition, so können wir ihn nicht begreifen; er muß kämpfen, nicht um zu siegen, sondern um zu kämpfen; er muß seine Zeit angreifen, und nur durch den Streich, den er geführt, hallt sein Name wieder. Republikaner zur Zeit des ancien régime, Katholik unter der Herrschaft des philosophischen Atheismus, Kavalier der Bourbonen unter Bonaparte, liberal unter Ludwig XVIII. und die Rolle des Hampden spielend unter Karl X. — was ist aus allen diesen Oppositionen unter allen Regierungen, aus allen diesen ritterlichen Kämpfen mit scharfen und stumpfen Waffen hervorgegangen? Ein buntes, wirres Leben ohne Zusammenhang; ein Leben ohne Prinzip und ohne Zweck; ein ungeheurer Aufwand von Kräften, die auf eine schlechte Weise vergeudet wurden! Die gesammelten Werke Chateaubriand's bilden ein großes Arsenal, in dem Alles zu finden ist; Waffen gegen und für die Freiheit; für und gegen die Monarchie. Hier wird in wohllingenden Phrasen bewiesen, daß die Republik etwas Wunderbares, dort, daß die constitutionelle Monarchie allein gut sey; bald zeigt sich uns der Polytheismus unter liebenswürdigen Farben, bald schreckt uns sein abscheulicher Anblick zurück. Heute, wo die repräsentative Verfassung in Frankreich herrscht, lobt Herr von Chateaubriand die Lehnsherrschaft; unter Bonaparte, dem absoluten Kaiser, neigte sich derselbe Mann zur Theokratie und zur Herrschaft der Mönche hin. Damit so viele Widersprüche, wenn auch nicht unbemerkt, doch wenigstens so vorübergingen, daß sie unserem Schriftsteller nicht allen Kredit benahmen, hat ihn die Natur mit einer herrlichen Beredtsamkeit ausgerüstet, und sind seine Mitbürger, sey es mit einer sehr großen Indifferenz, oder mit einem sonderbaren Wankelmuth, in ihren Meinungen ausgestattet worden.

Chateaubriand hat nie Philosophie kundgegeben, weder in seinen geistigen Produkten, noch in seinem äußeren Benehmen; er ist ein junger Dichter, der selbst am Rande seines Grabes nicht altert. Seine Religion besteht aus reiner Leichtgläubigkeit, es ist der poetische Glaube des Mittelalters. Er glaubt an Traditionen, Legenden und Gespenster; sobald nur eine Erzählung etwas Pittoreskes an sich hat, erscheint sie als gut in seinen Augen. Er läßt in seinen historischen Schilderungen die unglaubwürdigsten Thatsachen zu, Geschichtchen, die ohne alle Begründung und Wahrscheinlichkeit sind, bloß weil sie eine glänzende und bizarre Seite haben. Irrthümer dieser Art befinden sich in seinen historischen Studien in großer Zahl; so zum Beispiel vermischt er mit den christlichen Märtyrern Apollonius von Thyana, den bekannten philosophischen Charlatan, und nimmt die Volks-Sagen als vollkommen gegründet an, nach denen Jesus Christus unter die Reihe jener niedrigen heidnischen Götter gesetzt wurde, von denen der Pantheon an der Tiber überschwemmt war.

Leidenschaftlich für die Antithese eingenommen, läßt er nie eine Gelegenheit vorbeigehen, um sich des künstlichen Kontrastes zu bedienen, und versagt sich nicht leicht den Genuß eines Epigramms. Den Römischen mit Purpur und Gold bedeckten Kaisern setzt er die zwölf Apostel, die zwölf Gesetzgeber entgegen, die barfuß gingen und einen weißen Stab trugen; dem erloschenen Glanze der sterbenden Roma stellt er den dunkeln geringen Anfang des Christenthums gegenüber; dem am Kreuze leidenden Heiland den Tiber, wie er auf Kapreä stirbt; den Märtyrerschilderern und Kirchenvätern die Petrone und die Martiale. Eine erkünstelte und von Kapitel zu Kapitel fortlaufende Anhäufung von Gegensätzen, die den Leser ermüdet, ohne ihn aufzuhellen. Wenn sich Gibbon als Ankläger des Christenthums unmoralisch und schlüpfrig zeigt, so scheut sich Chateaubriand nicht, dieselben Waffen zu ergreifen und sie gegen die heidnischen Institutionen zu wenden. Die Lateinischen Stellen Chateaubriand's stehen hinsichtlich der Unkeuschheit den Griechischen bei Gibbon gar nicht nach.

Obwohl Beide gleich ungerecht sind, so hat doch Gibbon wenigstens ein großes Werk hinterlassen, das unter vielen Gesichtspunkten vollkommen zu nennen ist, und das bis auf einen gewissen Punkt durch tausend Schönheiten die Ungerechtigkeit und die Leidenschaftlichkeit, die wir ihm als Christen vorwerfen, wieder gut macht. Seine Vertheidigung des Heidenthums ist satirisch und geistreich; dagegen ist die Vertheidigung des Christenthums von Chateaubriand rein deklamatorisch und weitschweifig. Beide durch Vorurtheile geblendet, haben noch eine bedeutende Lücke auszufüllen, eine schöne Laufbahn für einen neuen geistreichen Geschichtschreiber übrig gelassen.

Die Kardinal-Tugend Chateaubriands, die Kunst, die Gegenstände mit Glanz und Erhabenheit zu zeichnen, hat sich besonders in den beschreibenden Theilen seiner Werke entwickelt. Bei ihm erscheinen alle Gemälde der Natur, wenn auch ein wenig übertrieben, doch glänzend und mit einem wunderbaren Leben und Effekte. Seine Reise von Paris nach Jerusalem, die großen Portraits in dem „Geist des Christenthums" nehmen einen Rang unter den Musterbildern der Französischen Sprache ein. Dagegen bleibt sein Einfluß als Staatsmann und Philosoph eine Null, und wollen wir einmal beide Eigenschaften in Einer Person vereinigt sehen, so müssen wir weder auf den stillen, der Zurückgezogenheit huldigenden Gibbon, noch auf den glänzenden Gesandten Ludwig's XVIII., sondern vielmehr auf Edmund Burke, den Englischen Redner, unsere Blicke richten. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

A journal of a three years residence in Abyssinia. (Des Missionnairs Sam. Gobat Tagebuch eines dreijährigen Aufenthalts in Abyssinien.) 7½ Sh.

The mirror of time. (Zeitspiegel, von der Schöpfung bis auf den heutigen Tag.) 2 Bde. 18 Sh.

Douglas d'Arcy. (Bruchstücke aus dem Leben eines Abenteurers.) 6 Sh.

The art of wine-making in all its branches. (Die Kunst der Wein-Fabrication.) Von David Booth. 4 Sh.

Sayings and doings in America. (Amerikanisches Thun und Treiben.) 2 Bde. 21 Sh.

First report of the commercial relations between France and Great-Britain. (Erster Bericht über die Handelsverhältnisse zwischen Frankreich und Großbritanien.) Von J. Bowring. 14 Sh.

Italien.

Ueber ein neu entdecktes Manuskript Torquato Tasso's.

Seit zwei Jahrhunderten sind die Historiker in Betreff der Liebesgeschichten und der Einkerkerung Torquato Tasso's verschiedener Meinung. Man schrieb über diesen Gegenstand Abhandlungen, Romane, Komödien und ernste Dramen: man hörte den Tasso auf Bühnen hier irre reden und dort Triller gurgeln, wie eine Nachtigall. Allein die Gelehrten zweifelten immer an seinen verliebten Abenteuern, so wie an der Ursache seiner Verhaftung, und diese Zweifel gaben so vielen Abhandlungen ihr Daseyn, als Dante's Ausleger über dessen „allegorischen Windhund" in die Welt geschickt haben. Genug, daß Dante von einem Hunde, und zwar von einem zukünftigen Hunde spricht, welche Prophezeiung Jeder sich deuten mag, wie es ihm beliebt, und wer weiß, ob der große Dichter, der göttliche Seher, nicht alle seine Ausleger in diesem Hunde symbolisirt hat! Was freilich Tasso betraf, so schien es keine Ketzerei, von ihm zu glauben, daß er Eleonoren den Hof gemacht und mit Gegenliebe belohnt worden; denn welches Weib hat jemals einem berühmten Manne widerstehen können, der ihren Reizen huldigte, und noch dazu einem Manne von so idealer Schönheit, von so ritterlichem Charakter wie Torquato Tasso?

Dessenungeachtet wollten die Herren Gelehrten dieses Liebesverständniß in Zweifel ziehen: ei, ihr gewaltigen Leute! ihr würdet an euerem eignen Daseyn verzweifeln, wenn ihr euren Nächsten nicht zu schikaniren verständet. Allein was Wunder! die Herren verstehen sich nicht auf Liebe und ersticken diese edle Regung im Staube ihrer Foliobände: sie würden ihre Liebeserklärung mit Citaten aus Herodot, aus Diodor und Gott weiß aus was für klassischen Alten würzen!

Zur Sache: es befindet sich in Rom, in der Falkonieri'schen

Bibliothek, ein verschlossenes Käschen. Man öffnet dasselbe: es enthält einen Schatz, einen papiernen, aber kostbaren Schatz, ein Manuskript des Tasso. Misserini, der Verfasser von Canova's Leben, erhielt von Herrn Alberti, dem jetzigen Besitzer, die Erlaubniß, das Autograph zu studieren, und schrieb über dasselbe einen Brief an Leopoldo Cicognara, kurz vor dem Ableben dieses gefeierten Historiographen der Bildhauerkunst. Es sind Verse, theils verliebten, theils zürnenden Inhalts, und sie zerfallen in mehrere Abtheilungen. Eine derselben besteht aus den Gedichten, welche Herzog Alfons auffand, als er den Dichter in Belriguardo gefangen hielt; eine andere, die von Tasso diktirten, nachdem er in das Kloster San Francesco eingesperrt worden war; die dritte Abtheilung wurde in Eleonorens Gemächern und zwar nach ihrem Tode gefunden; die Gedichte der letzten Abtheilung endlich schrieb Tasso meistentheils in dem Hospital St. Anna.

Aus dem Studium dieses Manuskriptes erhellt jetzt unwidersprechlich, daß Tasso es wagte, für die Prinzessin Eleonore in Liebe zu erglühen, und daß Alfons' Schwester seine Neigung erwiderte, obgleich mit der edelsten platonischen Liebe. Dennoch hatte die Prinzessin ihm gelobt, eines Tages seine Gattin zu werden, und diese beruhigende Aussicht mußte den Dichter um so mehr in den Schranken der Züchtigkeit halten.

Der offene und edelherzige Tasso war im seligen Entzücken über die vorzugsweise Gunst, welche das herrliche Weib ihm schenkte, so unbedachtsam, daß er seine geheime Glut und sein unnennbares Glück einem verstellten Freunde, Namens Matalo, wenigstens durch Winke, zu verstehen gab. Eines Tages überraschte Matalo den Tasso, als er eben an einem verliebten Sonnette dichtete, riß ihm das Blatt aus den Händen und entfernte sich.

Von Wuth entbrannt, forderte Tasso den Verräther zum Zweikampf. Dieser konnte aber für Matalo sehr übel ablaufen, da Tasso für den gewaltigsten und geschicktesten Fechter seiner Zeit galt. Die Brüder des Verräthers stellten dem Dichter nach, um ihn meuchlerisch zu tödten, aber ohne Erfolg.

Jetzt brachte Alfons den Tasso nach seinem Landgute Belriguardo, theils um ferneren Händeln vorzubeugen, theils um sich in den Besitz derjenigen Dokumente zu setzen, die ihm über Tasso's Verhältniß zu Eleonoren genugsame Auskunft geben konnten.

Nachdem er seiner Papiere sich versichert und gefunden hatte, was er suchte, zeigte er diese Dokumente dem Dichter und sagte ihm, er müsse sich durchaus verrückt stellen und, damit sein Wahnsinn der Welt desto glaublicher würde, in dem Kloster San Francesco sich behandeln lassen.

Der Dichter versprach dies und bat um Verzeihung. Als er aber nachmals auf seine Befreiung aus dem Kloster drang und der Fürst mit seiner Erlaubniß zögerte, schrieb Tasso verwegene und furchtbare Verse gegen Alfons und den ganzen Hof, die er dem Alfons sogar zuschickte, so daß Letzterer endlich ausrief: „Nun bleibt mir kein Zweifel mehr: Tasso ist ein wirklicher Narr geworden!" Er ließ ihn demnächst in den Kerker St. Anna bringen. Das Weitere können wir als bekannt voraussetzen.

Damit aber Niemand glaube, die Prinzessin Eleonore habe ein Kieselherz besessen, so fügen wir noch hinzu, daß derselbe Herr Alberti ein Büchlein bewahrt, welches eine Abschrift des „Labyrinthes der Liebe" von Boccaccio enthält. Auf dem Einband sieht man die Umrisse der Villa Belriguardo, in Gold gestickt, und auf der ersten Seite steht ein Madrigal von Tasso's eigner Hand, in welchem er sagt, dieses Buch sey ein Geschenk Eleonorens, und die Stickerei von ihren schönen Händen. „Aus diesem Labyrinth", sagt der Unglückliche, „werde ich nur den Ausgang finden, wenn ich entseelt bin."

Möchte das neu gefundene Manuskript recht bald im Druck erscheinen! Keine edle Seele wird bei Lesung dieser hingeweinten Verse der Thränen sich erwehren können, die unbefriedigte oder unbeglückte Liebe einem herzlich mitfühlenden Wesen entlockt. Besonders herzzerreißend sind drei Canzonen, die Torquato in seinem letzten Kerker dichtete.

Tasso gehörte zu denjenigen Sterblichen, deren Leben eine ununterbrochene Kette von Leiden ist. Als sein befreites Jerusalem ans Licht trat, wurde diese Schöpfung von finsteren Kritikern so arg mitgenommen, daß er selbst sich einbildete, sie sey schlecht gerathen. Er feilte daran und verdarb manches Schöne wieder. Der Tempel des Ruhms blieb ihm bei seinen Lebzeiten verschlossen; dagegen schmachtete er lange Jahre in einem Narrenhause. Als er endlich auf dem Kapitol gekrönt werden soll, überfällt ihn eine plötzliche Krankheit, und er stirbt am Vorabend seines Triumphes. In dem Winkel einer Kirche wird er beigesetzt, und auf seinem unscheinbaren Leichenstein liest man nur die Worte: „Torquato Tasso's Gebeine."

Als ich einst in tiefer Bewegung an diesem Grabstein trat, sagte mir der gute Mönch, der mich begleitete: „Deine Thränen sind gerecht, mein Sohn; aber neige Dein Haupt vor der Allmacht der Meinung; auf diesem kleinen Steine ruht die Verehrung ganzer Jahrhunderte." (G. d. Milano.)

Bibliographie.

Del tempio eretto in Possagno da Antonio Canova, esposizioni di Melchior Missirini. (Canova's Tempel in Possagno.) Mit 14 Abbildungen. Venedig. 4. 24 Lire Austr.

Saggio politico su la popolazione e le pubbliche contribuzioni del Regno delle due Sicilie al di qua del Faro. (Statistische Mittheilungen über die Bevölkerungs- und Abgaben-Verhältnisse des Königreichs Neapel.) Von M. L. R. — Neapel.

Dizionario militare italiano. (Militair-Lexikon.) Von Giuseppe Grassi. 4 Bde. Zweite Auflage. Turin.

Il Costume antico e moderno, e Storia del governo, della milizia, della religione, delle arti scienze ed usanze di tutti i popoli antichi e moderni, provata coi monumenti dell' antichità, e rappresentata cogli analoghi disegni dal dott. Giulio Ferrario. (Die Sitten der alten und der neueren Zeit, dargestellt in ihren Trachten, Ceremonien, Gebräuchen u. s. w.) — Erscheint heftweise und soll aus 1000 Bogen Text und mehr als 1500 Abbildungen bestehen. Der Text wird sowohl in Italiänischer als in Französischer Sprache ausgegeben. — Mailand.

Mannigfaltiges.

— Ueber die Schwermuth der Nachtigall. Unter den Briefen des großen Staatsmannes Fox findet sich ein an den jetzigen Premier-Minister Englands, den Grafen Grey, gerichtetes Privatschreiben, worin derselbe über den Charakter der Nachtigall eine Untersuchung anstellt, von der man eben nicht geglaubt hätte, sie könne Gegenstand des Briefwechsels und der Unterhaltung dieser Männer gewesen seyn. Allein dem ist in der That so, und Fox scheint fleißig nach Citaten in den Autoren herumgesucht zu haben, um Aeußerungen über den Gesang der Nachtigall nebeneinander zu stellen. Er zitirt Sophokles Elektra, die mit einer Nachtigall verglichen wird, weil ihr Klageton die ganze Nacht dauerte. Auch über Penelope in der Odyssee ergeht derselbe Vergleich, nur, wie Fox sich aus der Lektüre zu erinnern vorgiebt, geschähe es hier weniger der Trauertage als ihres Gefühls der Einsamkeit wegen. Der Briefsteller bedauert, die bezügliche Stelle nicht wieder auffinden zu können und stellt dem Freunde die Aufgabe, er möchte die letzten zwölf Bücher der Odyssee zu diesem Zwecke durchlesen; jedenfalls würde seine Mühe entschädigt werden, er möge die Stelle finden oder nicht. Auffallend scheine es ihm, schreibt Fox, daß Theokrit sechs oder sieben Mal des Gesanges der Nachtigall Erwähnung thue, aber nie mals von ihrem klagenden und melancholischen Charakter spreche. Noch mehr verwundert er sich jedoch, daß in einer Stelle von Chaucers „Flower and Leaf" der Gesang der Nachtigall ein lustiger (a merry note) genannt werde, so daß Dryden in seiner Abhandlung über diesen Vogel, gegen das gewöhnliche Verständniß, das Wort „merry" auf den Dompfaffen bezüglich verstanden habe. Schließlich meint Fox, dergleichen Untersuchungen interessirten ihn mehr als die Verhandlungen im Parlamente. Was aber den Charakter der „lustigten" betrifft, den Chaucer in der Musik der Nachtigall finden sollte, so beruht dies auf einem philologischen Mißverständnisse. In Chaucer's Zeit bedeutete „merry" keineswegs das, was heutzutage bei dem Worte gedacht wird; man nannte „merry" damals Alles, was seiner Natur entsprechend und in seinem Wesen vollkräftig war. So erhalten z. B. in alten Balladen Menschen diese Benennung (merry men), auch England heißt merry England, worunter man nicht weniger als ein lustiges oder ein Land voller Spaßmacher, vielmehr ein Land voller Kraft und Energie, ein mannhaftes zu verstehen hat. Am schlagendsten springt dies in die Augen, wenn man in Chaucer „merry organ" liest, worunter die Kraft der Kirchen-Orgel gemeint ist. An sich ist überhaupt der Gesang der Nachtigall nicht geradezu melancholisch zu nennen, nur die Stimmung des menschlichen Gemüths im Dunkel des Abends und der Nacht, wo der schüchterne Vogel die Fülle seiner Töne ergießt, macht sein Schmettern und Flöten zu einem schwermuthsvollen. Oder man müßte denn das Wort „melancholy" in dem schöneren Sinne verstehen, in welchem es auch Milton in seinem Penseroso nimmt, wo es die Innigkeit des Gefühls bedeutet. Nun wird sich unser innigstes Gefühl allerdings immer der Sprache des Ernstes bedienen, denn die Töne des leichteren Frohsinns erschöpfen nicht den tiefsten Gehalt unserer Seele; allein mit der gewöhnlichen Bedeutung der Melancholie verbindet man häufig dumpfe Lähmung des Gemüthes. Dergleichen wird aber überhaupt nicht in Tönen laut, am wenigsten in den Akkorden der Nachtigall.

(Leigh Hunt's London Journal.)

— Scholastische Disputationen unter Hunden. Man liest in Leigh Hunt's Journal von einem närrischen Kampfe zwischen Anhängern des Descartes und Anhängern des Aristoteles. Den in Frankreich hartnäckig geführten Streit zwischen beiden philosophischen Schulen parodirte ein Französischer Mönch auf folgende Weise. Er hatte vier Hunde groß gezogen, von denen er den einen Descartes, den anderen Aristoteles nannte, jedem von beiden theilte er einen Schüler oder Anhänger zu. Beiden Parteien hatte er aber einen solchen gegenseitigen Haß eingeflößt, daß, wo Aristoteles den Descartes nur erblickte, er auf denselben losfuhr, mit einer Wuth, die Descartes in gleichem Maße theilte. Oft lud sich der Mönch eine Gesellschaft zusammen, und die Hunde lagen in seiner Gegenwart ruhig neben ihm, Aristoteles und sein Anhänger auf der rechten Seite, Descartes nebst seinem Schüler ihm zur Linken. Der Mönch sprach nun zu beiden von der Nothwendigkeit einer gegenseitigen Ausgleichung, und knurrend schienen beide Philosophen in sich zu gehen und auf ihrem Generalhaß einen harmonischen Ton zu suchen. Kaum verließ jedoch der Herr seinen Sitz, so war der Kontrapunkt gefunden, und zum blutigen Kampfe stürzten beide Sekten über einander her und konnten nur auf des Herrn Gebot auseinandergebracht werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Freitag den 30. Mai. 1834.

Frankreich.

Jerusalem und seine Umgebungen.

(Aus dem IV. Bande von Michaud's Correspondance d'Orient.)

Wir waren in einem Gebäude eingekehrt, das man das Neue Kloster nennt; es ist von dem Kloster zum heiligen Erlöser nur durch die Breite einer Straße geschieden und hat die Bestimmung, Pilger aufzunehmen. Es hat zwei Stockwerke, von denen das eine für Europäische Reisende, das andere aber für morgenländische Christen eingerichtet ist. Die Zimmer, oder vielmehr die Säle, die man zu unserer Disposition gestellt, liegen nach einer steinernen Gallerie zu und haben wegen der Sorgfalt, mit der man sie vor den Strahlen der Sonne zu schützen gesucht, ein etwas düsteres Ansehen erhalten. In jedem Zimmer stehen zwei oder drei Betten. Da ich sehr müde war, als ich mich zu Bett begab, so fand ich dasselbe sehr bequem und angenehm. Meine erste Empfindung bei meinem Erwachen war die Freude darüber, daß ich mich in Jerusalem befand, und wie ich gestehen muß, war diese Freude nicht frei von jenem Erstaunen, das der Gedanke an meine ferne Reise bei meinen Freunden und zuweilen auch bei mir selbst unter dem fremden orientalischen Himmelsstriche erregt hatte.

Ich betrieg eine der Terrassen dieses klösterlichen Gasthauses, um hier die Aussicht auf Jerusalem zu genießen, auf jene Stadt, für die ich so viele Länder durchkreuzt und so viele Mühseligkeiten überstanden, auf jenes Jerusalem, dessen Name meine Feder so oft bezeichnet, auf das mein Gedanke so lange verweilt, und das bei meinen historischen Arbeiten und Beschäftigungen stets meinem Geiste gegenwärtig, mir endlich als eine Stadt vorkam, in der ich selbst gewohnt. Der Anblick der heiligen Stadt hatte bei mir anfangs keine Aenderung in der Idee hervorgebracht, die ich mir nach unseren alten Chronikenschreibern, nach den Reisebeschreibungen und Zeichnungen, die mir oft vor Augen gelegen haben, von derselben gemacht. Ich hatte hier Gelegenheit, die Genauigkeit zu erforschen, mit der das Panorama von Jerusalem, das man vor einigen Jahren auf dem Kapuziner-Boulevard zu Paris zeigte, entworfen war; ich erkannte hier Alles wieder, was ich in jenem treuen Bilde gesehen, sogar bis auf die Terrasse, auf der ich mich befand, und die steinerne Gallerie, die als Vorhalle zu unseren Zimmern diente.

Es war hier diese Stadt, von einem so bleichen und düsteren Ansehen, auf einem unebenen, öden und dürren Boden erbaut. Als ich meinen Blick auf das vor mir ausgebreitet liegende Jerusalem warf, bemerkte ich mitten in der Stadt die erhabene Kuppel der Kirche des heiligen Grabes; gegen Osten die Moschee Omar's, deren bleierner Halbmond in den Strahlen der Sonne glänzte; unter der einförmig aufgeführten Häusermasse ragten einige ungeheure Gebäude hervor, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen; es war das Kloster zum heiligen Erlöser, die Wohnung unserer Römischen Ordensgeistlichen, dann das Griechische Kloster, das Serail des Mussellim's, das auf dem Platze erbaut ist, wo ehemals das Richthaus stand; zu meiner Rechten erblickte ich das Schloß, das noch jetzt der Thurm David's heißt; gegen Mittag erhob sich auf dem Theile des Berges Zion, der von der heiligen Stadt eingeschlossen ist, das schöne Armenische Kloster. Ich konnte auf der Anhöhe der Terrasse mit meinem Finger auf die verschiedenen Thore Jerusalems zeigen; gegen Norden das Damascener-Thor; gegen Westen das Bethlehemer-Thor; gegen Süden das David's- oder Zions-Thor; gegen Osten das St. Stephan's-Thor; nach dieser Seite zu verweilten meine Blicke auf dem schönen Oelberge, dessen Anblick dem großen ernsten Gemälde, das sich vor meinen Augen entwarf, eine sanfte melancholische Farbe lieh.

Noch ergötzte ich mich an dem interessanten Anblicke Jerusalems, als einer der frommen Väter zu mir trat und mich fragte, wie wir die Nacht zugebracht, und was wir für denselben Tag vorzunehmen beschlossen hätten; wir konnten natürlich nichts Anderes im Sinne haben, als Jerusalem zu besuchen. Man hatte uns einen katholischen Araber, Namens Joseph, zum Führer gegeben, der im Kloster zum heiligen Erlöser als Dolmetscher angestellt war. Wir führten außerdem die Reisebeschreibung des Herrn von Chateaubriand bei uns, die den Reisenden nie im Stiche läßt; es ist mir kein Werk bekannt, das die heiligen Oerter auf eine genauere, vollkommenere oder anziehendere Weise dargestellt hätte.

Wir besuchten zuerst den Berg Zion, jenen heiligen Berg, dessen Ruhm von den Propheten so sehr gefeiert wird. Um zu dem Zions-Thor zu gelangen, mußten wir das Armenische Stadtviertel, das schönste und sauberste in Jerusalem, passiren. Hier zeigte man uns links des Weges den Platz des Palastes des Hohenpriesters Hannas. Als wir aus der Stadt waren, erblickten wir das heilige Cornaculum, das ehemals eine Kirche, jetzt aber eine Moschee bildet, den Ort, wo die versammelten Apostel mit neuen Zungen begabt wurden, und von wo aus sie sich in die Welt theilten, in der sie das Evangelium predigen sollten. Wir sahen das Gebäude, das man das Haus des Kaiphas nennt; man zeigte uns den Ort, wo Jesus Christus eine Schmerzensnacht zugebracht, den Hof, wo Petrus seinen Meister verleugnete, ehe der Hahn gekräht.

Der Berg Zion ist nicht, wie man etwa glauben könnte, ein vom Boden Jerusalems aus sich erhebendes Gebirge; es bildet vielmehr eigentlich nur dadurch einen Berg, daß man es mit den umherliegenden Thälern in Verhältniß setzt, denn es ist beinahe nicht höher als der Boden, auf dem die heilige Stadt aufgeführt ist.

Der Berg Zion gewährt den Anblick eines wüsten Glacis; diese Oerter, die von der David's-Harfe wiedertönten, die den Glanz Salomon's gesehen, diese Oerter werden jetzt nur von einzelnen Reisenden besucht und von Todten, die hier das letzte Gericht erwarten; denn der Berg Zion dient gegenwärtig zum Gottesacker für alle christlichen Nationen.

Von dem heiligen Berge aus erblickten wir westlich die Anhöhe des heiligen Georg, die Straße von Bethlehem und weiterhin das Kloster des heiligen Elias, südlich den Hügel von Akeldama oder des Blutackers, östlich das Thal von Siloe und den Sündenberg. Wir würden es schlecht bezeichnen, wenn wir nur sagten, daß uns alles dies einen herrlichen Anblick gewährte oder das Bild einer reizenden Landschaft darstellte; denn jeder Hügel, jedes Thal, jedes Winkelchen, das wir hier entdeckten, erweckte in uns die Erinnerung an das, was wir in unserer Kindheit erlernt haben; der Gedanke führt uns bei dem ersten Anblicke unwillkürlich auf den heimatlichen Boden zurück und versetzt uns in die ersten Tage, in die ersten Studien unserer Jugend; und auf diese Weise erhält das Bittere, das Traurige und das Schmerzliche, das die Bilder des verödeten Jerusalems in uns erregen, einen gewissen Anschein der Milde und der Lieblichkeit.

Nachdem wir den Berg Zion durchzogen, wollten wir die Leidensstraße besuchen; zu diesem Zweck gingen wir längs der äußeren Mauern von Jerusalem, indem wir das Thal Josaphat rechts ließen, und kamen durch das St. Stephan's-Thor zur Stadt hinein. Man kennt aus zahlreichen und treuen Berichten genugsam die einzelnen Punkte, die auf der Leidensstraße merkwürdig sind, das Bogengewölbe des Ecce homo, den Ort der Geißelung, den Ort, wo Maria ihrem zur Schädelstätte wallenden Sohne begegnete, die verschiedenen Stellen, wo der Gott-Mensch, gebeugt unter der Last des Kreuzes, hinstürzte, den Platz, wo Simon von Cyrene das Kreuz auf sich nahm, das Haus der Veronika, die aus Mitleid mit ihrem Schleier das Blut und den Schmutz abwusch, von dem das Angesicht unseres Heilandes entstellt war. In den übrigen Städten Griechenlands und Asiens sind es Marmor-Säulen, die uns den Weg zu den Ruinen zeigen, hier sind es verfallene Gemäuer, rohe Felsen oder plumpe Maalsteine, deren bloßer Anblick schon hinreichend verkündet, daß es nicht die Großen der Erde waren, die diesen Weg betraten; die christliche Demuth giebt sich noch in den letzten Spuren des Gott-Menschen zu erkennen.

Als wir die Leidensstraße verließen, befanden wir uns in der Nähe der Kirche des heiligen Grabes. Beim Eintritt in diese Kirche wurde ich von der Gegenwart mehrerer Muselmänner überrascht, die an der Thür auf einer hohen Estrade mit Pfeifen und Stäben versehen da saßen, und von denen Einige Schach spielten. Als wir weiter vorwärts in der Kirche gingen, erblickten wir eine Menge Menschen von den verschiedenartigsten Physiognomieen und Kostümen, die zwar nicht auf ein und dieselbe Art zu beten, aber doch mit Einem Herzen der Andacht hingegeben zu seyn schienen. Von allen Seiten des Tempels erhob sich ein Stimmengemurmel, als wäre es in einem Bazar oder auf einem öffentlichen Platze. Wir folgten unserem ehrwürdigen Führer, ohne ihn etwas zu fragen, bis wir in einer kleinen Kapelle ankamen, die sich gerade unter der Kuppel der Kirche in der Mitte eines großen Schiffes befand. „Wir sind jetzt in der Engelskapelle", sagte unser Führer, „hier war es, wo ein Engel den dreien Marien verkündete, daß Jesus auferstanden sey." Die Engelskapelle besteht aus einem schmalen mit Marmor ausgelegten Plätzchen, in dessen Mitte sich eine Porphyrsäule befin-

det. Von hier kommt man durch eine niedrige Pforte nach einem anderen noch engeren Plätzchen; das ist das heilige Grab. Eine Tafel von weißem Marmor bedeckt die Grabstätte, und eine Menge silberner Lampen erleuchten dieses Heiligthum.

Dieses Grab ist es, zu dem seit achtzehn Jahrhunderten alle Nationen hingeströmt sind. Hier hat man Gott in allen Sprachen gelobt, die auf der Erde gesprochen werden; diese Stätte, die noch nicht vier Quadratfuß im Umfange hat, und die Desbaies ein „einfaches in den Felsen gehauenes Zimmer" nennt, sie war es, um deren willen die ganze Welt in Aufregung gerathen, und durch die zu den Zeiten der Kreuzzüge der Occident und der Orient mehrere Mal heftig erschüttert wurden. Auf unserer Reise von Europa nach Jerusalem haben wir mehrere andere Gräber gesehen, denen das Alterthum gehuldigt; wir haben hier eine ganze Allee berühmter Grabmäler passirt: aber welches Denkmal hätte unser Gemüth so tief ergreifen können, als dasjenige, das Gott selbst geweiht, und das, nach dem herrlichen Ausdrucke Chateaubriand's, das einzige Grab ist, das einst dem letzten Gericht nichts zu übergeben haben wird!

Nachdem wir aus dem heiligen Grabe gestiegen waren, zeigte uns unser Führer die heiligen Orte in der Kirche der Auferstehung; wir sahen zuerst die Kapelle der Jungfrau, und die der Maria Magdalena; hier war es, wo der Erlöser nach der Auferstehung Letzterer erschien und zu ihr sagte: „Weib, rühre mich nicht an." Mulier noli me tangere.

Hierauf sahen wir die Kapelle der Kleider-Vertheilung, dann die der Auffindung des heiligen Kreuzes, den Stein der Salbung, das Grab Joseph's aus Arimathia, die Kapelle der Maria aus Syrien und die große Griechische Sakristei, die den Chor der Kirche bildet, und in welcher man einen zirkelförmigen Marmor zeigt, welcher das Centrum oder die Mitte der Welt bezeichnet; alle diese heiligen Oerter liegen aber nicht etwa in gerader Linie, sondern man muß oft in unterirdische Gänge und in dunkle Grotten hinab, so wie zuweilen wiederum auf Treppen hinaufsteigen und Felsen hinanklimmen. Einige von diesen Orten sieht man beim Sonnenlichte, zu anderen aber kann man nur vermittelst des Lampenschimmers gelangen. Alle diese Kapellen, alle diese Sakristeien gehören theils den Lateinern, theils den Griechen, den Armeniern, den Abyssiniern, den Syriern und den Kopten an; ein Geist des Wetteifers, der beinahe an Ehrgeiz gränzt, trennt alle christlichen Sekten scharf von einander; und die Wörter, die schon so vielen Streit hervorgebracht, das Mein und Dein, diese Wörtchen haben sich auch in der Kirche des heiligen Grabes geltend gemacht.

Wir waren endlich an der Schädelstätte angekommen. Man gelangt dahin durch eine Treppe von zwölf bis funfzehn Stufen; es sind überall Altäre da zu sehen, wo das Kreuz angebracht war, wo Christus verschied, wo beim letzten Seufzer des Gott-Menschen der Felsen sich gespaltet. Dieses ganze Gebirge ist mit Marmor, Porphyr, silbernen Platten und köstlichen Steinen bedeckt, und eine Menge Lampen sind daselbst angezündet. Es ist noch nicht lange her, daß die Reisenden beim Herabsteigen von Golgatha die Gräber Gottfried's von Bouillon und Balduin's, der Könige von Jerusalem, zu sehen bekamen. Erst im Jahre 1808, als die Kirche des heiligen Grabes in Brand gerieth, zerstörten neidische Hände mitten in der allgemeinen Verwirrung, die Grabmäler der Königlichen Befreier. Zwei steinerne mit Matten bedeckte Bänke, haben jetzt ihre Stelle eingenommen.

Als wir diese Stelle verließen, führte man uns in ein an das Lateinische Kloster anstoßende Zimmer; hier wurde vor uns eine alte Kiste geöffnet, die noch aus den Zeiten der Kreuzzüge herrührt, und man zeigte uns das Schwert und die Sporen Gottfried's; das Schwert, welches sehr groß und schwer ist, hat nicht im geringsten gerostet; unser guter Führer nahm dabei eine geheimnißvolle Miene an, als er uns dasselbe sehen und berühren ließ. „Die Türken", sagte er zu uns, „wissen es nicht, daß wir dieses Schwert besitzen. Wenn sie es wüßten, so würden sie uns desselben bald berauben, denn sie sind überzeugt, daß mit diesem Schwerte die Christen einst Jerusalem wieder erobern müssen. So oft Einer zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen wird, gürtet man ihm das Schwert um und legt ihm die Sporen Gottfried's an, aber alles dies geschieht geräuschlos in der Stille, und die Gebete, die bei dieser Feierlichkeit verrichtet werden, und besonders der Eid, auf die Bekämpfung der Ungläubigen, werden mit leiser Stimme ausgesprochen."

Nachdem wir die Kirche des heiligen Grabes verlassen hatten, beschlossen wir, uns nach dem Oelberge zu begeben, und wir gingen, zu diesem Behufe durch das St. Stephans-Thor aus Jerusalem hinaus. Die Pilger pflegen, wenn sie vom Thale Josaphat hinabsteigen, sich an dem Orte zu verweilen, wo, nach der Ueberlieferung, der heilige Stephan gesteinigt wurde. Der Bach Kedron, der fast immer versiegt ist, durchzieht das Thal von Norden nach Süden; es führen zwei Brücken über den Bach, von denen die eine bis zur Straße, die nach dem St. Stephans-Thore führt, die andere hingegen bis zur Straße nach dem Berge Zion hin geht. Gegen Norden besuchten wir die unterirdische Kirche, die man das Grab der heiligen Jungfrau nennt; man gelangt zu derselben vermittelst einer breiten marmornen Treppe von funfzig Stufen; am Gewölbe hängen eine Menge Lampen und Zierrathen, und wenn bei feierlichen Gelegenheiten alle diese Lampen angezündet sind, so muß dieser unterirdische Tempel einen Strahlenglanz um sich her verbreiten, der es mit dem des gestirnten Himmelsgewölbes aufnehmen dürfte. Dieser Ort wird von allen Nationen, den muhammedanischen sowohl als christlichen, die in Jerusalem wohnen, verehrt. Nicht weit von der Sakristei der Jungfrau zeigt man die Grotte, wo der Blutschweiß Jesu floß, und in der Nähe dabei, noch immer in dem Thale, erblickt man den Oliven-Garten, oder den Garten von Gethsemani.

Die Oelbäume, die man hier gewahrt, sind Zeugen aller Revolutionen Jerusalems gewesen. Man findet sie erwähnt in den Berichten unserer alten Pilgrime; die Zahl derselben wurde im sechzehnten Jahrhunderte auf neun angegeben; jetzt zählt man deren nur acht; sie werden nur durch eine einfache Befriedigung von Steinen geschützt; Niemand denkt daran, sie der Früchte zu berauben, aus denen heilige Reliquien verfertigt werden, und Jedermann verehrt sie als die Zeugen Gottes und die Zeitgenossen Jesu. Es haben zwar einige Schriftsteller den Einwand machen wollen, daß doch Titus alle Bäume in der Umgegend Jerusalems umhauen ließ; indeß ist es bekannt, daß der Oelbaum aus seinem Stamm-Ende und den Wurzeln von selbst wieder emporschießt.

Weiter südlich überraschte uns der Anblick der Grabmäler Abraham's, Zacharia's und Josaphat's, die mit bewundernswürdiger Kunst in Stein eingebauen sind. In einiger Entfernung von diesen Gräbern, gegen Süden, breiten sich nach dem Abhange des Thales zu die Grabmäler der Israeliten aus, und nicht weit davon entspringt die Quelle Siloë am Fuße des Berges Zion, deren Gewässer, die nur alle drei Tage fließen, sich in einem Bassin sammeln. Als wir auf dem Oelberge weiter vorwärts schritten, erblickten wir die Grotte, in der die Apostel das Symbol des christlichen Glaubens festsetzten, und den Ort, wo der Erlöser für seine Jünger das Vater Unser entwarf. Welche Worte wurden je öfter wiederholt, als die, die aus dem Munde Christi entquollen! Welch' ein Geisteswerk hat sich wohl einer größeren Verbreitung unter den Völkern erfreut, als das Credo, das aus jener bescheidenen Gebirgsgrotte emporgeflogen!

Der Oelberg ist von der Natur in drei Theile getheilt, von denen noch jedes durch einen Fußsteig durchschnitten wird; nördlich befindet sich der Berg der Galiläer; südlich der Sündenberg und in der Mitte der Himmelfahrtsberg. Auf dem letzteren ist eine kleine Kapelle errichtet, die von einem muselmännischen Santon (eine Art Mönch) bewacht wird; in derselben zeigte man uns einen Stein, auf dem ein Fußstapfe eingedrückt war. Jesus Christus ließ nach der Volkssage, als er nach dem Himmel aufstieg, diese Spur auf der Erde zurück; unser Cicerone (Führer) setzte zu uns, als wir aus der Kapelle kamen: eh questo, lo crede que vuole (was das anbelangt, so glaube es, wer da wolle). Viele Neuere haben an die Wahrheit dieser Ueberlieferung geglaubt und glauben noch daran, allein die Kirche hat keineswegs einen Glaubensartikel daraus gemacht. Uebrigens ist auf dem Oelberge Alles schön, klar, heiter, und der glänzende Anblick des Firmaments scheint uns deutlich noch jetzt den azurnen Weg zu bezeichnen, den der Sohn Gottes genommen. Der Oelberg hat keineswegs die düstere Physiognomie, welche die ganze Gegend charakterisirt; er ist überall angebaut und an mehreren Stellen mit den Bäumen dicht besetzt, nach denen er benannt ist.

Bibliographie.

Etudes de moeurs et de critique sur les poètes latins de la décadence. — Von D. Nizard. 2 Bde. 16 Fr.

Li lablel dou Dieu d'amours. — Nach einer Handschrift der Königlichen Bibliothek. (Nur 100 Exemplare sind abgezogen.)

Illustrations israélites, recueil des portraits des juifs les plus célèbres de tous les siècles, accompagnés de leur biographie. — Von Eugen Breza.

England.

Gibbon, Burke und Chateaubriand.

(Schluß.)

So wie Chateaubriand und Gibbon, ist auch Edmund Burke aus dem Schoße der Dürftigkeit hervorgegangen und hat sich von da zum höchsten Ruhme emporgeschwungen. Gibbon hatte ein sehr mäßiges kleines Vermögen; zu zwanzig Jahren sehen wir ihn ein einsiedlerisches, bescheidenes und dürftiges Leben führen. In demselben Alter irrte auch Chateaubriand in der Welt umher, ohne Hülfsquellen und fast ohne alle Aussichten. Eben so kommt Burke nach London, wo er keine Freunde hat, und lebt elend, indem er sich vom Pamphletschreiben ernährt.

So wie alle ehrgeizigen Männer Englands, hat auch Burke damit angefangen, daß er auf die Seite der Opposition trat. Hier verrichtete er seine ersten Waffenthaten. Unter Wilkes trat er zum ersten Male auf. Wie hätte er wohl die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen können, wenn er sich bloß dem Ministerium angeschlossen hätte, eine Anschließung, die nie einen Anschein von Servilität vermeiden kann? Von den Bewohnern Bristols zum Repräsentanten im Parlamente erwählt, wußte er sich dieser Auszeichnung würdig zu machen, indem er alle ihre Erwartungen in Erfüllung brachte und durch die ersten Reden, die er hielt, die Zuhörer in Erstaunen setzte. Die Verbindung der Philosophie mit dem Redner-Talent mußte bei diesem jungen Mann ganz besonders auffallen, da er nicht wie Pitt einen Vater hatte, der seinen Geist in die Gießform der parlamentarischen Beredtsamkeit warf und seine politische Erziehung mit vollenden half. Wenn Burke einen Gegenstand aufnahm, so erschöpfte er ihn auch. Seine erste Sorge war, alle Gedanken und Thatsachen auf Einen Brennpunkt zu konzentriren. Oft war eine Anekdote, ein Datum, ein Eigenname, die sogar zuweilen dem vorliegenden Gegenstande ganz fremd zu seyn schienen, hinreichend, um Licht über denselben zu verbreiten; und wenn er mit einer bewundernswürdigen Kraft und Energie seinen Schatz ergoß,

ßert und bereichert hatte, dann trat die Beredtsamkeit in Person, gestützt auf die Logik, erst eigentlich hervor, berührte diese ungeheure unförmliche Masse, hauchte ihr eine Seele ein und erfüllte sie mit feuriger Gluth und einer bewundernswürdigen Fruchtbarkeit. Gibbon war Geschichtschreiber, Chateaubriand Dichter, Burke war Redner. Nur war er es, wie wir hinzufügen müssen, in einem für seine Zeit zu hohen Grade, und die Geschäfts- und Kaufleute, die seine Zuhörer bildeten, waren oft nicht im Stande, bis zu den Wolken sich hinaufzuschwingen, in denen er mit Leichtigkeit sich bewegte. Diese Ueberlegenheit des Redners, die ihn weit über das Niveau seiner Zuhörer stellt, ist fast ein Fehler zu nennen. Denn wozu kann es nützen, daß man vor unaufmerksamen Bürgern, vor Minister-Lehrlingen, die nur an die Zeit zum Diner und an die Zahl der Stimmen denken, alle Schätze der Beredtsamkeit und der Philosophie verschwendet? Oft hat er sich selbst in seinen Reden gegen diese allgemeine Mittelmäßigkeit erhoben, die alle Harmonie zwischen ihm und seinen Zuhörern vernichtete. Oft aber konnte er es sogar bei Gelegenheit einer unbedeutenden administrativen Maßregel nicht lassen, den glänzenden und kühnen Flittigen seiner gewaltigen Phantasie ihren freien Schwung zu geben.

Burke befand sich in der Nothwendigkeit, nicht bloß mit mächtigen Männern, sondern selbst mit ganzen Corporationen und Städten zu ringen. Die Stadt Bristol, die ihn zum Parlaments-Mitgliede ernannt hatte, erklärte ihn bald darauf als dieser Auszeichnung unwürdig. Sie wandte sich gegen ihn mit jenem grillenhaften Zorn, den man oft bei dem großen Haufen gewahrt, indem sie ihm den Vorwurf machte, nicht etwa, daß er sich als ein schlechter Deputirter benommen, sondern daß er zu wenig Achtung gegen seine Wähler an den Tag legte, daß er ihnen nicht oft genug die Visiten gemacht. Aus jener Zeit her schreibt sich die Abneigung Burke's gegen die Demokratie. Er erkannte zu sehr die Unfähigkeit der Menge, ihre eigenen Interessen zu würdigen und die Menschen zu beurtheilen. Er bot den Pamphleten Trotz, mit denen seine Feinde ihn zu überwältigen suchten, und verzichtete auf jene Ehre der Popularität, die sich nur durch so viele Erniedrigungen erkaufen läßt. Bald erhielt er einen furchtbaren Mann zum Gegner, der seine Stelle in der Opposition einnahm, und dessen Ruf die Stürme jener Zeit überlebt hat. Fox folgte dem Laufe des Stromes, der seine Zeitgenossen fortriß; er gab der Opposition, die Burke und Buckingham bisher geleitet, einen neuen Charakter. Die Opposition dieser beiden Männer hatte sich noch in einer gewissen Breite als etwas besonders Generöses und Kühnes bewegt. Fox bemächtigte sich des neuen Geistes; er sah die Französische Revolution kommen. Aus einer vornehmen Familie abstammend, mit Kühnheit, Gleichmüthigkeit und Witz ausgerüstet, mit den Gewohnheiten und Lastern der Aristokratie bekannt, wollte er Demagog werden, um durch den Glanz der Popularität das zu ersetzen, was ihm an wahrer Achtung und Zutrauen entging.

Burke besaß zu viel Philosophie, Gewissen und Verstand, ein zu ernstes und bescheidenes Wesen, als daß er einem Manne wie Fox den Sieg hätte streitig machen sollen. Er konnte sich nicht so hastig von seinem alten Zögling, der jetzt sein Minister geworden, losreißen; er unterstützte ihn sogar in einigen seiner Maßregeln, unter anderen auch bei der Einbringung seiner berühmten Bill in Betreff Indiens, wobei er sich zugleich ein bewundernswürdiges Monument der Beredtsamkeit errichtete.

„Was!" rief Burke aus, „wir nennen uns Eroberer, und anstatt gleich den Römern die besiegten Völker zu civilisiren, begnügen wir uns damit, zu zerstören! Dieser Usurpatorenstolz, der uns nach so entfernten Regionen geführt, hat er daran gedacht, seine eigenen Krankheiten zu heilen, ist es ihm eingekommen, wenigstens glänzende Monumente auf dem Boden zu errichten, den er verheert? Wo sind unsere Schulen, Kirchen, Paläste und Hospitäler? England, die Beherrscherin Indiens, hat daselbst noch keine Kanäle gegraben, keine Brücken gebaut, keine großen Straßen angelegt. Wir haben Indien durchkreuzt, nicht wie ein Fruchtbarkeit um sich her verbreitender Fluß, sondern gleich wilden Tigern oder Elephanten, die Alles umstürzen, was ihnen aufstößt. Werden uns unsere Besitzungen durch einen Aufstand unter den Eingebornen oder durch eine Invasion der Barbaren entrissen, so bleibt von unserer gegenwärtigen Zeit, von unserer Macht nichts übrig, als unsere Verwüstungen!"

So oft sich Burke über Indien verbreitete, erhob er sich auf den höchsten Gipfel der Beredtsamkeit, gleichsam als wenn er aus den bizarren Sitten jenes entfernten Landes, aus den Gluten seines Klimas und aus der seltsamen Pracht seines Kultus neues Feuer und neue Begeisterung geschöpft hätte. Seine Phantasie hatte etwas Orientalisches, und seine Gewalt bestand vorzüglich in der Verbindung einer gedrungenen überzeugenden nördlichen Argumentation, einer kräftigen und scharfen Dialektik, mit einer Poesie, der die Strahlen der Asiatischen Sonne ihre Farben zu leihen schienen. Das waren die wunderbar vereinigten und verschmolzenen Vorzüge, die in den Reden Burke's gegen Hastings, den General-Gouverneur Indiens, hervorglänzen.

Diese Reden sind das einzige Beispiel, das die neuere Zeit den Verrinischen des Cicero an die Seite zu setzen hat. Sein Prozeß gegen Hastings dauerte zehn ganze Jahre, und die spätere Lossprechung des Angeklagten war nur die Folge der Ermattung der Richter. Es handelte sich um ein Land, so groß wie Europa, und um Summen, die dem Budget Englands gleich kommen. Hastings, der, einst arm und von geringer Herkunft, Unterricht in fremden Sprachen, die Stunde zu einigen Shillingen, ertheilte, hatte sich allmälig emporgeschwungen bis zum General-Gouverneur Indiens. Es wurden ihm Erpressungen vorgeworfen; man beschuldigte ihn mehrerer Handlungen der Barbarei. Niemals wurde eine Anklage mit größerer Feierlichkeit vorgebracht. Es war zu Westminster, mitten unter allen berühmten Männern jener Zeit, unter jenen großen majestätischen Gewölben, im Angesichte der Lords und der Gemeinen, wo der erste Redner der neueren Zeit seine Anklage-Rede hielt. Er brauchte neun Tage, um sie zu vollenden, und zehn Jahre vergingen, ehe man das Urtheil aussprach. Es ist uns hier nur gestattet, den Schluß jenes Meisterwerkes von Burke mitzutheilen:

„Das sind die letzten Worte, die ich an Sie richte, Mylords: alle diese Verbrechen, ich schreibe sie Warren Hastings zu. — Wo wollen Sie einen größeren Akt der Gerechtigkeit unserer Nation auffinden? Es handelt sich um untersochte Könige, um geplünderte Reiche, um Monarchien, dem Raube preisgegeben. — Wo werden Sie je einen größeren Verbrecher finden, Mylords? Sah man jemals mehr Verruchtheiten, lastend auf einem Haupte? Nie mehr wird uns Indien solche Schuldigen überliefern; es kann dieselben nicht mehr ernähren; Warren Hastings hat seine Schätze erschöpft; seine Quellen sind nun versiegt. — Wo werden Sie je größere Ankläger finden, Mylords? es sind die Bürger Englands, welche durch die Gränzscheiden der Natur, durch Länder und Oceane von Indien getrennt, die den Einwohnern Hindostans geschlagenen Wunden, als wären es ihre eigenen, schmerzhaft empfinden, und sie bitten um Gerechtigkeit für ihre, um einen ganzen Erd-Durchmesser von Ihnen entfernten Brüder. Sie stehen zu Ihnen, Mylords: „„Rächen Sie Ihre Beleidigungen, so rächen Sie uns selbst!"" Wo werden Sie je ein Tribunal finden, dem eine strenge und vollkommene Gerechtigkeit mehr ziemt? Vor dem Könige, vor den Pairs von England, vor den Dienern der Religion, vor allen edlen und ehrenwerthen Männern der vereinigten Königreiche, vor Ihnen klage ich Warren Hastings an. Ihren Händen überliefere ich die Interessen Indiens und die der Menschheit. Ich übergebe sie Ihnen ohne Scheu; ich als der Abgesandte der Gemeinen, klage Warren Hastings des Hochverraths an. Ich klage ihn an im Namen Großbritaniens, im Namen des Parlaments, an deren Vertrauen er zum Verräther wurde. Ich klage ihn an im Namen Englands, dessen Ehre er geschändet hat. Ich klage ihn an im Namen des Indischen Volkes, dessen Gesetze er vernichtet, dessen Freiheit er zerstört, dessen Eigenthum er geplündert, dessen Land er verwüstet hat. Ich klage ihn an im Namen jener ewigen Gesetze der Tugend und Gerechtigkeit, die er verletzt! Ich klage ihn an im Namen jener Gesetze unserer Nation, die er mit Füßen getreten. Ich klage ihn endlich an im Namen der menschlichen Natur, die er schändlich beleidigt, in jedem Alter, in jedem Geschlecht, in allen Verhältnissen, durch Erpressung und Raub, durch viehische Wollust und Vergiftung, durch Feuer und Schwert!"

Wir sind jetzt, nachdem eine geraume Zeit seit jener Anklage verflossen ist, wohl im Stande, die Billigkeit oder Unbilligkeit derselben zu beurtheilen. Burke hatte, wie es oft den Menschen widerfährt, Recht und Unrecht; Recht, wenn wir ihn von dem allgemeinen moralischen Standpunkte aus, Unrecht, wenn wir die speziellen Verhältnisse betrachten, auf die er sich stützte. In der Nothwendigkeit, mit den barbarischen Radschah's Krieg zu führen und sich gegen wilde Völker zu vertheidigen, gezwungen, um sich zu erhalten, die Eingebornen des Landes zu unterjochen, nahm Warren Hastings seine Zuflucht zu ungerechten Waffen; er bediente sich der Bestechung, der Erpressung, der Täuschung, ja selbst der Mordgesellen; er formte seine Politik nach der Orientalischen, er wurde Radschah und Asiatischer Despot. Als solcher war es schwer, ihn anzuklagen. Sah man aber in ihm nur den Englischen Magistrat als Christ, so war es unmöglich, die meisten seiner Handlungen zu rechtfertigen. Das Resultat seines Wirkens in Indien war, daß die Englische Macht daselbst Wurzel faßte und unermeßliche Schätze der Ostindischen Compagnie zuflossen. Seine Mittel waren die eines Politikers, der um so wüthender und grausamer wird, als er es ohne Aufhören mit verrätherischen und blutgierigen Gewalthabern zu thun hat.

Es herrscht in der Geschichte der Menschheit eine schreckliche aber unvermeidliche Logik. Die Unterjochung Hindostans durch England war noch eine Unbill frischer That. Um diese ungerechte Sache nicht fahren zu lassen, konnte man keine gerechte Mittel anwenden. Einige protestantische Englische Kaufleute hatten sich mit List eines unermeßlichen Territoriums bemächtigt, das dem Muhamedanischen Gesetz und dem Brahmanischen Polytheismus unterworfen war; sie hatten die moralische und physische Schwäche der Eingebornen, ihre lange Sklaverei, ihre Schüchternheit und ihre inneren Streitigkeiten sich zu Nutze gemacht. Kaum war das Verhältniß der Unterjocher zu den Unterjochten, wie eins zu hundert. Die Hindus hatten eine tiefe Abneigung und einen unwiderstehlichen Haß gegen die Männer des Nordens, die sie zu beherrschen und tributbar zu machen gekommen waren; eine zwar duldende, passive Antipathie, die aber doch unbesiegbar und gewaltig war. Aus dieser unnatürlichen Lage gingen alle die Uebel, alle die tyrannischen Ungerechtigkeiten hervor, die Burke mit einem so tragischen Accent, mit einer so großen Gewalt anzuklagen gewußt; allein er übersah, daß Warren Hastings das nothwendige und ungerechte Instrument einer ungerechten Sache war. Er vergaß, daß das Englische Volk, wenn es Jenen verurtheilte, sich selbst verurtheilt hätte; daß selbst die Grausamkeiten, über die man sich mit so viel Recht beklagte, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch als die nothwendigen Folgen der Stellung, des anomalischen Verhältnisses angesehen werden mußten, das wir eben angedeutet haben; endlich vergaß er, daß der große Verbrecher in der ganzen Sache nicht Warren Hastings oder seine Subsituten, sondern die Leidenschaft, die Begierde nach Gold es war, die die Ost-Indische Handelsgesellschaft zur Unterjochung eines durch so viele Kontinente und Meere von ihr getrennten Landes angetrieben.

Wir sind indeß weit entfernt, durch unsere Bemerkung über die zum Theil ungegründeten und verfehlten Ansichten Burke's seiner Beredtsamkeit und seinem hervorragenden Talente, etwas zu entziehen;

eben so wie man Gibbon wegen seiner Ungerechtigkeit gegen das Christenthum keineswegs seine glänzenden Eigenschaften als Geschichtschreiber, und wie man dem Herrn von Chateaubriand wegen seiner Declamationen für und gegen die Freiheit, wegen seines beständigen Hin- und Herschwankens, nicht auch seine Krone als großer Schriftsteller entreißen kann. Es ist ein starker Fehler für einen Staatsmann, sich in zu erhabene spekulative Theorieen, in jene vagen Theorieen zu versteigen, die alle Objekte in ein dunkeles Gewölk einhüllen und nichts bieten, was für den einzelnen Fall passend ist. Chateaubriand und Burke, beide Männer haben dies Unglück erfahren, nur mit dem Unterschiede, daß Chateaubriand sich seiner generellen Theorieen bediente, um seine augenblicklichen Leidenschaften geltend zu machen, Burke aber im Gegentheil für generelle Theorieen in Leidenschaft gerieth, die er als die höchsten Gesetze der Politik aller Zeiten anerkannt wissen wollte. Diese starre Unbiegsamkeit Burke's riß ihn viel zu weit mit sich fort, eben so wie die heftige Leidenschaft Chateaubriand's diesen oft zu gewaltigen Irrthümern und immer in Widerspruch mit sich selbst brachte.

Hinsichtlich des literarischen Verdienstes nehmen wir keinen Anstand, Burke weit über den Französischen Schriftsteller zu setzen, den wir neben ihm genannt haben, selbst in seinen Irrthümern bleibt ihm das Verdienst der Consequenz, der Gewissenhaftigkeit; er folgt immer seiner eigenen Meinung. Als gewandter Metaphysiker, ausgezeichnet durch eine äußerst lebhafte Erfindsamkeit, durch eine energische Diktion und durch ein wunderbares Kolorit, nimmt er unter den Englischen Rednern dieselbe Stelle ein, wie Demosthenes unter den Griechischen.

Wir erlauben uns nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß bei Burke eben sowohl, als bei Chateaubriand und Gibbon, das Wesen und die Beschäftigungen des Gelehrten zu sehr den Staatsmann im Zaume hielten. Und betrachten wir sie als Männer, die große Interessen angeregt, die den Impuls zu Staatsgeschäften gegeben, so können wir uns nicht enthalten, diese Redner- und Dichtertalente, selbst wenn wir ihre konzentrirteste Energie, wie die Burke's, und den kühnen Glanz, wie den Chateaubriand's, in's Auge fassen, doch den Chatam's und Pitt's unterordnen müssen, die einen reellen thätigen Einfluß auf die National-Interessen geübt und stets ihre Mission als Staatsmänner über die als Gelehrte gesetzt haben.

Deutsche Literatur im Auslande.

Goethe's Faust in England und Frankreich. — Hayward, Syme, Blackie. — Deutsche Lexikographie. — Jean Paul. — Nouvelle Revue-Germanique. — Marmier. — Die Universität Jena.

(Schluß.)

Von Jean Paul wird nächstens die erste erträgliche Uebersetzung und zwar in Frankreich erscheinen, wo Herr P. Chasles, ein kenntnißreicher Literat, der sich auch mit Shakespeare, und zwar nicht ohne Glück, beschäftigt hat, den Titan herausgeben wird. Wir erwarten jedenfalls etwas Besseres von ihm, als das, was bisher im Auslande über und von Jean Paul erschienen ist; etwas Erschöpfendes gehört wohl vorläufig noch zu den Unmöglichkeiten.

Die Nouvelle Revue-Germanique hat mit diesem Jahre einen neuen Cyklus begonnen. Unsere Französischen Nachbarn machen es nämlich anders, wie wir Deutsche Journalisten. Wenn bei uns eine Zeitschrift alle Kinderkrankheiten und Jugendstreiche überstanden und ein gesetztes Alter glücklich erreicht hat, so rühmen wir uns dessen gar zu gern; so verkündet der Freimüthige, der doch unter seiner jetzigen Redaction von Neuem jung geworden, gleichwohl tagtäglich, daß er bereits seinen einunddreißigsten Geburtstag gefeiert habe; ja, der „Nürnberger Friedens- und Kriegs-Courier" hat nicht übel Lust, mit Methusalem um die Wette zu leben, denn bis auf den 160sten Jahrgang, den er in jeder Nummer an der Spitze trägt, hat er es nun bereits gebracht, und läuft dieser Courier so mäßig und nüchtern fort, wie bisher, so dürfte ihm schwerlich der Athem früher ausgehen, als seinen Lesern. Ein Französisches Journal von fünf oder zehn thut dagegen wie ein Frauenzimmer von dreißig Jahren; es fängt nämlich wieder, wenn auch nicht ganz von Anfang, doch mit einer bedeutend kleineren Zahl an, als sein Geburtsschein besagt; deuxième, troisième série heißt es dann gewöhnlich, und das Publikum hat doch nun wieder eine junge Zeitschrift. Die zweite Serie der Nouvelle Revue-Germanique beginnt mit einer Einleitung des Herrn J. Willm, der sich hier zum ersten Male als Herausgeber nennt, und der, wie dies ganz in der Ordnung ist, in der zweiten Serie noch viel trefflichere Dinge verspricht, als bereits in der ersten gestanden haben. Was bleibt nicht Alles noch auszubeuten in Deutschland! ruft er seinen Lesern zu. „In der Philosophie ist der ganze Hegel mit seiner Schule noch kennen zu lernen; Hegel, der die Abstraction bis an die äußersten Gränzen der Möglichkeit gebracht, der mitten unter mühseligen und scheinbar trockenen Untersuchungen eine Masse kostbarer Saamenkörner in allen Zweigen des Wissens ausgestreut hat, und der einem großen Theile der jetzt lebenden Deutschen Gelehrten die Richtung vorgezeichnet, welche sie eingeschlagen und der sie noch lange als getreue Trabanten eines der glänzendsten Sterne folgen werden, welche sich bisher am Horizonte der Intelligenz erhoben..... Die historischen und philosophischen Wissenschaften werden fortwährend in Deutschland mit Vorliebe getrieben, und reiche Aerndten erwarten uns noch auf diesem Felde aus dem Anbau eines Böckh, Ottfried Müller, Bähr, Kreuzer, Lachmann, Ast, Lassen, Hüllmann, Dahlmann, Ideler, Raumer, Aschbach, Pfister, Stenzel, Kruse, Ranke, Johansen und so vieler anderen ausgezeichneten Geister. Die Rechtswissenschaft, besonders der philosophische und historische Theil derselben, hat in Deutschland Repräsentanten erster Klasse; wir haben bereits mehr als Ein Mal der Arbeiten Thibaut's, Mittermayer's, Welker's, Savigny's und Gans' gedacht und werden noch oft Gelegenheit haben, auf sie zurückzukommen. Einer unserer Mitarbeiter wird im Laufe dieses Jahres eine Reihefolge von Artikeln über die Lehrvorträge der Rechtswissenschaft in Deutschland liefern. In der schönen Literatur haben sich seit Kurzem neue Namen hervorgethan. Der Ruhm Tieck's, Grillparzer's, Uhland's ist bereits von älterem Datum; der von Menzel, Börne, Heine, Grabbe, Immermann, Steffens, Spindler, Gustav Schwab*) datirt aus den letzten Jahren, und zwei junge Dichter, Pfitzer und Zedlitz, haben sich erst ganz in der neuesten Zeit zu einem bedeutenden Rang erhoben. Deutschlands Genius ist nicht mit Jean Paul und Goethe in's Grab gestiegen; und wenn er zuweilen verschwindet, so geschieht es nur, um verjüngter und in einer der Zeit angemessenteren Gestalt wieder zu erscheinen."

Von Zedlitz's „Todtenkränze" theilt die Revue in ihrem Januar- und Februar-Hefte eine zwar verständliche und treue, aber freilich prosaische Uebersetzung mit. Marmier, dessen Charakteristik Tieck's wir vor kurzem vollständig mitgetheilt, fährt rüstig fort, das Feld der Deutschen Literatur für seine Landsleute auszubeuten. Nächst einer recht mit Liebe entworfenen Darstellung Uhland's giebt er auch eine ganz in der Weise seines Lehrers Charles Nodier gearbeitete Farbenskizze des berüchtigten Philologen Johann Georg (oder wie er sich aus Liebe zum Griechischen selbst nannte Eulogius) Schneider. Ueber seinen Aufenthalt in München theilt Herr Marmier einen Artikel mit, bei dem er wider Willen aus seiner gewohnten Rolle fällt. Er, der sonst an Deutschland Alles lobt und unübertrefflich findet, der Berlin in zwei poetischen Büchlein besungen hat, tritt hier plötzlich mit einer gewaltigen Philippika auf. Tantaene animis coelestibus irae? Wir Berliner könnten dies freilich als einen Relief ansehen, der uns noch mehr hervorhebt, aber was werden die Münchener dazu sagen? Indessen klerdet den sonst so mädchenhaften zarten Marmier die kleine Aufwallung gar nicht übel, und wir wollen ihm auch ferner nicht grollen, wenn er dem Weihrauch, den er unserem Deutschland so reichlich streut, hin und wieder einiges Attische Salz beimischt.

Ein anderer Französischer Gelehrter, der sich in diesem Augenblicke in Berlin befindet, Herr de la Nourrais, hat eine Reihefolge von Artikeln über die Deutschen Universitäten begonnen, von denen Jena den Gegenstand der ersten Mittheilung ausmacht. Der Verfasser gefällt sich nicht darin, wie so manche seiner Französischen und Englischen Vorgänger, in der Deutschen Universitäts-Stadt nichts als die Bierkneipen, die Paukereien**) und die subtilen Unterscheidungen von Fuchs, bemooster Haupt, Philister ꝛc. bemerkenswerth zu finden; er geht vielmehr in die Geschichte der Begründung und der Fortschritte der Universität Jena ein und theilt dabei manche interessante Data mit, die selbst in Deutschland nicht allgemein bekannt seyn dürften. So erfahren wir z. B., daß in dem Zeitraume von Ostern 1558 bis Michaeli 1786, also in 228 Jahren, nicht weniger als 90,689 Studirende bei jener Universität inskribirt wurden, und zwar:

im 16ten Jahrhundert, von 1558 bis 1600 . . 10,851
im 17ten Jahrhundert, von 1600 bis 1700 . . 39,402
im 18ten Jahrhundert, von 1700 bis 1786 . . 40,435

Die reichsten Jahre in jenem Zeitraume waren 1711, 1712, 1715, 1717, 1733 und 1752, die ärmsten aber 1611, 1626, 1636, 1637, 1640 und 1656. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts zählte man einmal 4000 Studirende in Jena; während des siebenjährigen Krieges erhielt sich die Zahl noch auf 13—1400; in den Jahren 1778 und 1779 sank sie jedoch schon auf ihren jetzigen Stand: 5—600.

Einer recht con amore gearbeiteten Uebersetzung von Chamisso's „Peter Schlemihl" von Colbert und einer ehrenden Anerkennung von Varnhagen von Ense's kritischer Sammlung „zur Geschichtschreibung und Literatur" müssen wir endlich ebenfalls noch gedenken, um das Vorzüglichste zu nennen, was die letzten Lieferungen der Nouvelle Revue-Germanique gebracht haben. J. Lehmann.

Mannigfaltiges.

— Die Türkische Sprache. Keine Sprache hat so vielfache die Art und Weise des Ausdrucks so genau bestimmende Verbalformen, als die Türkische. Es finden sich in derselben nicht nur Verba für das Activum und Passivum, für das Transitivum und Reciprokum, sondern auch Verba kooperativa, meditativa, frequentativa, negativa und endlich auch noch Verba, die das Unmögliche bezeichnen. Hierzu kommen noch Zeitwörter der Meinung und Zeitwörter des Wissens. Die letzteren werden da angewandt, wo der Sprechende andeuten will, daß er aus eigener Ueberzeugung spreche und seiner Behauptung ganz gewiß sey; die ersteren hingegen bezeichnen das, was der Sprechende nur für wahrscheinlich hält oder nach dem Zeugnisse Anderer glaubt.

*) Eine gar seltsame Nebeneinanderstellung.

**) Ein neuerer Englischer Reisender, der Verfasser der Highways and byways, meint (New-Monthly-Magazine, April 1834), das Wort Pauterei komme von den Englischen Wörtern poke (Sack, Beutel) und awry (spr. arrikrumm, schief, schlimm) her; eine andere vernünftige oder nationale Ableitung des Wortes könne er wenigstens nicht auffinden. (for I know not a more rational or national derivation for it.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Montag den 2. Juni 1834.

Spanien.

La Conjuracion de Venecia. (Die Verschwörung von Venedig im Jahre 1310.) Historisches Drama in fünf Akten, von Don Francisco Martinez de la Rosa. Madrid, 1834.

Dieses neue Drama des Spanischen Premier-Ministers, Don Francisco Martinez de la Rosa, wurde im vorigen Monate auf dem Teatro del Principe in Madrid zum ersten Mal aufgeführt. Die Anwesenheit der verwittweten Königin und des Hofes verlieh dieser ersten Vorstellung einen ganz besonderen Glanz, doch hat sich auch das Urtheil des Publikums entschieden für das neue Trauerspiel ausgesprochen, das seitdem zu wiederholten Malen mit großem Beifall aufgeführt worden. Den nachstehenden Bericht über dieses Drama entlehnen wir der in politischen Dingen sehr ministeriellen und daher wohl auch hier nicht ganz unparteiischen Revista Española:

„Venedig, dieses merkwürdige Phänomen in der Politik, diese gewaltige Stadt, welche die Meere despotisirte, während sie ihre eigene Sklavin war, ist für den Dichter wie für den Historiker ein ergiebiges Aerndte feld. Die Herrschaft des Terrorismus, der hier so viele Jahre allen Menschenrechten ungestraft Hohn sprach, liefert zu herrlichen Bühnen-Effekten Stoff in Ueberfluß, und indem der Verfasser die berühmte Verschwörung von 1310 wählte, gab er einen Beweis von seinem feinen Sinn in der Wahl eines Themas. Die aristokratische Regierung Venedigs, auf eine kleine Zahl patrizischer Familien reduzirt, veranlaßte eine ganze Kette von Verschwörungen. Das unterdrückte Volk sehnte sich nach dem Wiederbesitz seiner usurpirten Rechte; Argwohn und Mißtrauen, diese untrennbaren Gefährten tyrannischer Willkür, bestimmten zu Handlungen empörender Grausamkeit. Daher das schreckliche inquisitorische System, welches, wie Herr Martinez sagt, selbst die Klagen am Galgen erstickte. Wichtige politische Gründe bewogen den Gesandten von Genua, jene berühmte Verschwörung zu begünstigen. Wir treten zuerst in das Haus des Gesandten, wo die Häupter der Verschworenen darüber sich berathen, wie man der tyrannischen Oligarchie während des Karnevals den Todesstreich geben soll. Diese Periode ungemessener Fröhlichkeit scheint ihren geheimen Plänen förderlich.

Der erste Akt ist eigentlich nur die Exposition des Dramas. Wir sehen aber schon den Vorkämpfer — Rugiero — durchschimmern, einen verwaisten Jüngling, dessen Eltern und Heimat unbekannt, der aber, seiner Stellung und Gesinnung nach, echter Venezianer ist. Im zweiten Akte treten wir in das Pantheon der Familie Morosini, an deren Spitze zwei Brüder stehen: Pedro, erster Präsident des Tribunals der Zehn, und Juan, Senator. Pedro unterhält sich mit seinen Kundschaftern über eine Verschwörung, von der er weiß, daß sie angezettelt ist, und Rugiero gehört zu den entdeckten Verschworenen. Ein unerwartetes Geräusch unterbricht das Gespräch. Es ist Laura, die Tochter des Senators Morosini, welche sich insgeheim mit Rugiero vermählt hat und jetzt an diesem grauenvollen Orte zum dritten Mal mit ihm zusammentrifft. In dieser Scene vertraut Rugiero seiner Geliebten einen Theil der Verschwörung; einer der Spione löscht die Lampe aus, die ihnen leuchtet; die Schergen des Tribunals ergreifen den Jüngling im Finstern, während seine unglückliche Gattin besinnungslos niedersinkt. Im Anfang des dritten Aktes findet sich Laura wieder in ihrer Wohnung, ohne zu wissen, auf welche Weise; in schrecklicher Ungewißheit wegen des Schicksals ihres Gatten, entschließt sie sich, dem Vater das Geheimniß ihrer Verbindung zu gestehen. Dies geschieht in einer Scene voll Gefühl und Interesse. Der zärtliche Vater verzeiht ihrem Ungehorsam und verspricht, er wolle das Seinige thun, um Rugiero zu retten. Aber Juan, der Senator, ist unversöhnlich. „Sage mir nur Eins (fragt er seinen Bruder), ist Rugiero am Leben?" — „Er lebt." — „Gott sey Dank dafür! Aber sag' es Deiner Tochter nicht." — „Warum?" — „Weil sie ihn dann zweimal beweinen müßte!" —

Der St. Markus-Platz, der Mittelpunkt des Karneval-Jubels, ist die Scene des vierten Aktes. Verschworene in Maske, die unter dem Haufen zerstreut sind, harren der zwölften Stunde entgegen. Nichts ist genialer erdacht und dramatischer, als dieser Akt. Mitten im Getümmel und in der sorglosen Heiterkeit eines bunten Volkshaufens erwartet der Zuschauer mit klopfendem Herzen den Ausbruch der Empörung. Es schlägt zwölf, und sobald das Losungswort „Venedig und die Freiheit!" ertönt, sind alle Klingen gezückt, und auf Jubellieder folgt Todesstöhnen. Aber die Oligarchie hat schon ihre Maßregeln getroffen; der gefesselte Rugiero kann nicht mit den Seinen zu Hülfe kommen, und die regierende Partei triumphirt. „Schleppt sie zum Tribunal, die das Schwert verschont hat", ruft der Präsident in wildem Grimme, während schon mancher wackere Patriot entseelt oder verwundet zu seinen Füßen liegt.

Im fünften Akte sehen wir die Schuldigen vor dem Tribunal. Man schreitet zum Verhör: Laura wird befragt; allein ihr Geist ist zerrüttet, und sie fragt nur nach ihrem Gatten. Während Rugiero seinen Richtern Rede steht, erkennt ihn der Präsident Morosini, der ihn verurtheilen soll, als seinen Sohn. Betäubt von Entsetzen über dies schreckliche Wiedererkennen, zieht er sich vom Tribunal zurück: Rugiero wird verurtheilt, und wie er eben nach dem Richtplatz aufbricht, stürzt ihm Laura entgegen. „Du endlich hier!" ruft sie aus: wahnsinnige Freude malt sich in ihren Zügen; man reißt sie von dem Gatten weg; sie ruft noch einmal: „wohin führen sie Dich!" erblickt bald nachher die Richtstätte und sinkt mit einem Schrei des Entsetzens leblos nieder.

Der Plan ist meisterhaft angelegt: das Interesse bleibt durch die ganze Handlung lebhaft gespannt, und zwar vermittelst natürlicher, wahrscheinlicher, nothwendiger Motive: wir nennen sie nothwendig, weil gerade hierin die künstlerische Vollendung liegt. Ein möglicher Erfolg ist nicht genügend: der Zuschauer darf keinen Augenblick von der Gefahr abgezogen werden, und deshalb darf der Erfolg, nachdem die Grundbedingungen feststehen, nur so und nicht anders sich gestalten. Eine Verschwörung gegen Tyrannei wird auf der Bühne immer das lebhafteste Interesse erregen, weil man so sehnlich einen glücklichen Ausgang wünscht, und weil dieser Ausgang schwer vorherzusehen. Es erfordert großes dramatisches Talent, den Rugiero, im Arm der Geliebten und von Feinden belauscht, sein furchtbares Geheimniß offenbaren zu lassen, — man möchte ihm Schweigen gebieten — eine Scene der Liebe zwischen Gräbern ist entsetzlich: nicht minder ist es die zärtlichste Leidenschaft mit den Gefahren einer Verschwörung im Bunde. Warum hat aber Herr Martinez die Scene zwischen Laura und Rugiero verlängert? Wie können sie so lange sprechen, da ihre Gefühle doch so mächtig sind? Der Dichter, der ein Weib sagen läßt: „Ach, wie heiß sind Deine Thränen, Rugiero! laß mich, laß mich; mit meiner Hand will ich sie trocknen", sollte doch den Werth einer kurzen Scene kennen, wenn sie von Leidenschaft durchglüht ist. Schön ist die Scene zwischen Laura und ihrem Vater, allein ihre Wirkung müßte noch größer seyn, wenn nicht auch hier die zärtlichen Gefühle zu sehr durchgesprochen und gleichsam zerfetzt würden. Das Gefühl ist eine zarte Blume; wer viel an ihr herumtastet, dem verwelkt sie unter den Händen.

Das Hauptverdienst des Stückes erkennen wir in der Disposition und den herrlichen Kontrasten des vierten Aktes und der Scenen am Schlusse. Das gerichtliche Verhör mußte dem großen Publikum besonders interessant seyn: die meisten Zuschauer sind selbst unglücklich, und wer kann sich überhaupt eines ungetrübten Glückes rühmen? Man sympathisirt mit dem Unterdrückten, und jede energische Antwort vor einem hartherzigen Richter hat etwas Wohlthuendes. Allein dies ist nicht die glänzendste Seite des Herrn Martinez; sein Verdienst besteht vielmehr in jener tiefen Menschenkenntniß, womit er die Wirkungen vorbereitet, womit er sich in das Herz des Zuschauers stiehlt, womit er eine zarte Regung um die andere heraufbeschwört, bis wir verstummen und weinen müssen.

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne eine Reflexion zu machen, die unserem Autor sehr vortheilhaft ist. Wir sehen in unserem Vaterlande zum ersten Mal einen Minister, den die Muse begeistert, und unter welchen Umständen! Eine Königliche Verordnung, der Grundstein des Gebäudes unserer politischen Wiedergeburt, und ein Drama voll poetischen Verdienstes — beide aus derselben Feder sind in Einer Woche ans Licht getreten! Wir wissen nicht, ob solch' ein merkwürdiges Zusammentreffen schon außerhalb Spaniens erlebt worden ist."

Bibliographie.

Consideraciones sobre la organizacion social de Francia é Inglaterra, conforme á su estado civil politico y militar etc. (Der Zustand der gesellschaftlichen Einrichtungen in Frankreich und England.) Aus dem Französischen übersetzt und mit dem gegenwärtigen Zustand in Spanien verglichen, von M. Malo.

Poesias. (Gedichte.) Von Don Jacinto de Solar y Quiroga.

Coleccion de las comedias de D. Leandro Fernandez de Moratin. (Moratin's sämmtliche Lustspiele.) 2 Bde. Neue Ausgabe. Pr. 36 Reales.

Isabel y libertad. (Isabella und Freiheit.) Ode, der städtischen Miliz von Spanien gewidmet, von Don J. P. Comoto. 2 Rs.

Un novio para la niña. (Ein Bräutigam für das Mädchen.) Lustspiel in 3 Akten und in Versen, von D. Manuel Breton de lo Herreros. 6 Rs.

Historia de la vida y viages de Cristobal Colon. (Kolumbus Leben und Reisen, von Washington Irwing.) Uebersetzt von J. G. de Villalta. 4 Bde. 20 Rs.

Frankreich.

Das Leichenbegängniß Heinrich's IV.

(Aus dem eben erschienenen Werke „Maria von Medicis", von Lottin de Laval.)

Heinrich IV. war todt, hingestreckt von Mörders Hand! Ganz Paris war in einen Schmerz versunken, der in seiner unverstellten Theilnahme seinen Grund hatte. Mit Ausnahme einiger alten Anhänger der Ligue von der Partei der Sechzehner, waren Alle, Handwerker und Bürger, Kaufleute und Dürftige, in tiefer Betrübniß, und jeder war entschlossen, durch ein prachtvolles Leichenbegängniß die ganze Liebe kund zu geben, die er zu dem großen Könige hegte.

Der Sarg war auf die Bahre gelegt worden. Achtzehn Tage blieb er im Louvre ausgesetzt, in einem Zimmer, das mit den reichsten Tapeten, die die Krone besaß, ausgeschlagen war; über den Sarg war eine große aus Goldstoff gewirkte Decke ausgebreitet, auf welcher ein silbernes Kreuz künstlich angebracht war. Ein prächtiger Traghimmel von Goldstoff war über den Sarg aufgespannt. Auf beiden Seiten desselben standen zwei Altäre, zehn andere waren in der großen Gallerie errichtet; an jedem Tage sangen die Bischöfe und die Pfarrer aus allen Kirchspielen von Paris sechs große und hundert kleine Messen ab. Estraden mit Goldstoff belegt waren für die Kardinäle und Prälaten errichtet; am Fuße derselben lagen schwarze Sammetkissen, bestimmt für die Prinzen und einige Großen des Reichs. Ein goldenes Kreuz und ein silberner Weihkessel standen auf einer in Stein gehauenen Tafel da. Am Fuße des Sarges sah man die Wachskerzen und in der Nähe dabei die zwei Wappenkönige in glänzendem Kostüme, auf ihre Degen gestützt, gegenüber dem Weihkessel.

Es fand bald eine schöne und rührende Feierlichkeit statt. Einige Prälaten murmelten halb laut ihre Gebete, als plötzlich ein Geräusch aus der Ferne, gleich dem dumpfen Getöse beim Heranrücken einer schweigenden Volksmasse, sie auf einen Augenblick von ihren Psalmodien abwandte, es war der junge König, der herbeikam.

Der Graf Saint-Paul empfing ihn unter der Halle des großen Saales. Ludwig XIII. hatte einen weiten Trauermantel von violettem Sammet um; er trug ein Wamms von dunkler Seide mit zwei Miedern aus weißem Atlas und einen Trauermantel in gewöhnlicher Form. Die Prinzen seines Gefolges waren in reiche Trauermäntel, alle in schwarzen Sammt eingehüllt. Die Herzöge von Orleans und Anjou, die Brüder des Königs, gingen ihm zur Seite; hinter ihnen folgten unmittelbar die Kardinäle von Joyeuse und Sourdis. Der Fürst von Conti, der Graf von Soissons, der Herzog von Guise, der Fürst von Joinville und der Herzog von Elboeuf trugen die Schleppe des Königsmantels. Die Prälaten, die bei der Leichenfeier ihren Dienst hatten, trugen ihre Bischofsmützen auf dem Haupte und stützten sich auf goldene Bischofsstäbe. Das Gefolge der Prinzen, aus einer großen Zahl von Edelleuten bestehend, drängte sich, niedergeschlagen und neugierig hinschauend, unter der großen Halle des Saales.

Welch' ein zauberischer Anblick, diese Menge von Fürsten, Kardinälen, Bischöfen und vornehmen Herren, alle mit Seide, Sammet, Silber und Gold bedeckt, in der Mitte jenes ungeheuren Saales, dessen Wände mit Tapeten ausgeschmückt und mit Wappenschilden der Waffenpracht Frankreichs und Navarras behangen waren, — im Angesichte eines unter dem Trauergerüste ruhenden Leichnams!

Die Wappenkönige schickten sich schon an, dem König Ludwig XIII. den Sprengwedel darzureichen, damit er den Leichnam seines Vaters mit Weihwasser besprenge, als sie plötzlich durch ein Murren oder vielmehr durch das Zurückstoßen der vornehmen Herren davon abgehalten wurden.

Mehrere Damen in schwarzen Gewändern erschienen unter der Halle; hierauf sah man Maria von Medicis, in violetten Sammet gekleidet, mit einer weißen Halskrause, entblößten Hauptes, ohne den geringsten Schmuck, in tiefer Betrübniß bis zum Trauergerüst hinwanken. — „Bete mit mir, mein Sohn", sagte sie zu Ludwig; „hier ruht Dein Glück, Dein und mein Glück und der Ruhm Frankreichs. Gebe Gott, mein vielgeliebter Sohn, daß uns hier nicht alle Hoffnungen erstorben seyn mögen. Wenn das Unglück einmal die Schwelle eines Palastes überschritten, dann ist es selten, daß es in dem Vorhofe stehen bleibt. Der große Stamm ist gefallen...., die Sprößlinge sind noch schwach. Kommt her, Ihr, meine übrigen vielgeliebten Kinder, und betet mit uns zu Gott bei dem Leichnam Eures erhabenen Vaters." Die zwei jungen Herzöge von Anjou und Orleans ließen die Schleppe des langen Königsmantels fallen und stellten sich hin zu ihrer Mutter. Darauf beteten sie alle vier.

Es lag etwas Großes und Erhabenes in diesem Gedanken Maria's, da sie ihre drei Söhne um sich her gruppirte und ihnen die irdischen Ueberreste Heinrich's IV., ihres Vaters, zur Verehrung empfahl. Nach dieser feierlichen Stille trat die Königin zu Ludwig heran, nahm den Weihwedel und sagte zu Jenem mit einer herzerschütternden Stimme, die aber nur von ihm gehört werden konnte: „Du siehst, mein Sohn, diese Menge von Edelleuten, deren Augen in Thränen schwimmen, weil sie uns weinen sehen; aber siehe! der größte Theil derselben geht damit um, Dir Deine Krone zu entreißen, um sie einem Bastard auf's Haupt zu setzen! Du hast keine bessere Stütze, als Deine Mutter; Ludwig, schwöre ihr also bei dem Leichnam Heinrich's des Großen, ihr ganz das Scepter zu übergeben, bis Du das Mannesalter erreicht haben wirst!"

Der kleine König warf einen liebevollen Blick auf das Haupt Maria's von Medicis, das ihm Achtung und Ehrfurcht einflößte; hierauf streckte er seine rechte Hand nach dem Sarge hin und sagte mit lauter Stimme: „Ich schwöre es, meine theure Mutter!" Die Königin wandte sich sodann mit einem Blicke bitterer Verachtung gegen einige vornehme Herren unter ihren Feinden und zog sich hierauf, nachdem sie die erstarrte Hülle des großen Königs mit dem Weihwasser besprengt, wieder zurück. Die Hofleute sahen neugierig einander an, allein da Niemand die Worte Maria's gehört, so konnten sie nichts als dunkle Vermuthungen aufstellen.

Hierauf beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen zum Leichenbegängnisse. Die Gruft von Saint-Denis war in Bereitschaft gesetzt und die Großwürdenträger des Kapitels trafen alle Anstalten zu jener feierlichen Bestattung. Herr von Rhodes, der Groß-Ceremonienmeister, begab sich, in Begleitung von vierundzwanzig geschworenen Ausrufern von Paris, nach den Sälen des Parlaments und nach den Wohnungen der Unterbeamten, dann nach der Rechnungskammer, um alle obrigkeitlichen Personen dazu einzuladen, daß sie sich zur Theilnahme an dem Königlichen Leichenbegängnisse verträten. Sodann gingen die Ausrufer nach dem großen Saal, stellten sich um die Marmortafel herum, vor jener unendlichen Menge von Adelichen, Bürgern und gemeinem Volke; hierauf hörten sie mit einem Mal auf, mit ihren Glöckchen zu klingeln, und einer von ihnen rief mit lauter Stimme:

„Meine edlen und andächtigen Herren, betet zu Gott für die Seele des hohen, mächtigen und vortrefflichen Fürsten, des allerchristlichsten, erhabenen, siegreichen, an Großmuth und Gnade mit Keinem zu vergleichenden Heinrich des Großen, durch die Gnade Gottes Königs von Frankreich und Navarra, der in seinem Louvre-Palast dahingeschieden; betet zu Gott, daß er seine Seele zu sich nehme. Dienstag um zwei Uhr Nachmittags wird der Leichnam Sr. Majestät von hier nach der Kirche von Paris gebracht werden, wo an demselben Tage früh und Abend Seelenmessen gelesen werden, und den anderen Morgen darauf werden die gewöhnlichen Gebete und feierlichen Verrichtungen stattfinden, nach deren Verrichtung die Leiche in der Kirche von St. Denis in der Gruft der Könige von Frankreich beigesetzt werden wird. Betet zu Gott, daß er seine Seele zu sich nehme."

Der Dienstag kam heran; noch nie hatte man ein Leichenbegängniß von einer so außerordentlichen Pracht gesehen. Es war ein Gemälde, würdig des genialen Pinsels eines Rubens und der herrlichen Begeisterung eines Paul Veronese.

Zuerst marschirten die Bogenschützen der Stadt Paris in ihren Hoquetons, jeder mit einer Fackel und dem Wappen von Paris in der Hand, aus dem Louvre; sie bildeten eine Gasse längs der Rue, des Pont neuf und den mit schwarzem Tuche belegten Straßen; sobald die Louvre-Uhr zwei geschlagen, setzte sich der Zug in Bewegung.

An der Spitze bemerkte man die geistlichen Orden der Kapuziner, der Augustiner, der Franziskaner u. s. w.; dann folgten fünfhundert Arme, in Trauer gekleidet, mit einer Kapuze auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand, dann die Invaliden, der Hauptmann der Scharwache mit seinen Schützen, dessen Fahne auf dem Fußboden nachschleppte, hierauf die Sergeanten des Chatelets mit Stäben und die Kommissarien des Chatelets.

Ein Groß-Offizier zu Pferde erschien an der Spitze der Hof-Secretaire (scribes du palais); er hatte einen mit weißem Sammt belegten Stab in der Hand. Die sechsunddreißig Kirchspiele von Paris mit ihren fünfhundert Priestern in silbergestickten Kasuzen, dann die Nonnen von Notre-Dame, von St. Etienne-des-Grès und von Ste. Opportune, die Chorherren und die Sänger der Kathedrale, alle diese bildeten den ersten Theil des Leichenzugs und hatten allein das Recht, den Choral in den Straßen der Stadt anzustimmen. Hinter diesen erschien die Universität mit ihren Lehrern der Theologie, dann die Schulen der Rechte und der Medizin, hierauf die Tonkünstler der Königlichen Kapelle. Endlich kam der Adel.

Hierauf sah man den Leichenwagen mit den Waffen des verstorbenen Königs langsam herannahen. Der Sarg war mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, durchkreuzt von weißem Atlas; vierundzwanzig Wappenschilde mit den Wappen Frankreichs und Navarras in goldgestickter Arbeit bedeckten denselben mit Pracht und Reichthum. Der Wagen wurde von sechs Pferden gezogen, die mit der großen schwarzsammetnen mit Silberflitter durchwirkten Königlichen Pferdedecke umhüllt waren.

Um den Leichenwagen herum erblickte man die hundert Edelleute und die Schweizerwachen, hierauf die Herren de Praslin, de Montespan und de Vitry, — dann die Königlichen Stallmeister; Benjamin trug die goldenen Sporen, de Vezeno die stählernen Panzerhandschuhe, de Pluvenel den Königlichen Schild, der Vicomte von Isle-Adam den Königlichen Waffenrock und der Herr von Clermont den Königlichen Helm.

Hierauf kamen die Almoseniere, die Beichtväter, die Erzbischöfe; hinter ihnen, ganz nahe am Leichenwagen, sah man die Gesandten von Venedig, von Spanien und Savoyen zu Pferde, begleitet von drei Bischöfen, die auf prächtigen Maulesein ritten; dann folgten die Kardinäle mit ihren rothen Mänteln, dann das Ehrenpferd mit einer von Gold-Lilien durchwirkten azurfarbenen Decke, dann die Sänfte mit dem Königlichen Bilde, auf den Schultern getragen, umgeben von den sechs Präsidenten, Potier, Forget de Thou, Et-

guier, Molé und Camus, in rothe Gewänder und in harminbesetzte Mäntel gehüllt und mit ihren Sammetmützen auf dem Haupte. Hierauf folgten die fünf Fürsten von Conti, Soissons, Guise, Joinville und Elboeuf zu Pferde, begleitet von den Herzögen von Epernon, Montbazon und von den neun großen Rittern des heiligen Geistes, mit mehr denn hundert anderen Edelleuten.

Dergestalt bewegte sich der Leichenzug fort bis zur Kirche Notre-Dame. Allmälig zerstreuten sich der Adel und die Geistlichkeit auf dem Vorhofe der Kirche, und es blieben nur die Stallmeister und die große Volksmasse zurück; Jedermann wollte einer der größten Feierlichkeiten der Christenheit beiwohnen.

Eine unermeßliche Menge drängte sich unter die Gothischen Hallen und in das Schiff der Kirche Notre-Dame hinein; man wurde getrieben, gestoßen; man erstickte. Es war ein Anblick, fähig das härteste Gemüth zu erschüttern. Drei tausend vornehme Herren und eine große Anzahl von Damen, die meisten in Trauer gekleidet, stimmten mit ihren Pagen und Stallmeistern in die feierlichen Trauergesänge der Chorherren der Kathedrale ein. Das in den Hintergrund zusammengepreßte Volk ließ dumpfe Seufzer des Schmerzes vernehmen. Die Bischöfe aus den benachbarten Diöcesen und die Erzbischöfe, in ihre reichen Gewänder von Sammet und Silberstoff gehüllt, trugen Kerzen in der Hand, die Wohlgeruch verbreiteten. Die Myrrhe des Orients und die Aloe brausten in goldenen Räucherpfännchen, und der blaue durchsichtige Duft stieg in spielenden luftigen Wellen zu dem hohen Gewölbe empor, bis er endlich umherwirbelnd verschwand und jedem Anwesenden das Bild Heinrich's vor die Seele stellte, der, dem schwebenden Dufte gleich, plötzlich verschwunden war.

Der Erzbischof von Condy hatte die Messe gelesen; der Erzbischof d'Aire hielt die Leichenrede und sprach den letzten Trauervers. Hierauf, wie man sich anschickte mit dem Königlichen Leichnam nach St. Denis aufzubrechen, entstand ein Gedränge unter der Volksmasse, das sich von dem Chore der Kirche bis zu den äußersten Hallen erstreckte.

„Per dio!" rief halb laut einer der vornehmen Herren aus, indem er sich gegen einen jungen Mann wendete, der durch eine feine reizende Gestalt hervorstach, der aber mit großem Ernste der Trauer hingegeben war, „Sie könnten lieber hinter den Pfeilern hier zurückbleiben, moussour. Veramente! Es wäre besser, daß Du den Windhund einer Dame am Koppelseile führst, als daß Du hier den vornehmen Herren den Vorschritt abgewinnen willst." — Und der Italiäner, der es nicht anders wollte, als daß der Stallmeister auf der Stelle gehorche, drückte ihm mit Gewalt die Arme zusammen und warf ihn nach der anderen Seite der Säule hin.

„Per dio! Wissen Sie moussour d'Estrées, wem dieser Schurke gehört? Nie ist in unserem Italien ein Bettler so unverschamt gewesen. Veramente! Wäre es nicht in der Kirche, und wäre es an einem weniger verhängnißvollen Tage, ich würde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen lassen."

„Sie sind ein Unverschämter", Marquis d'Ancre, erwiederte hierauf der Stallmeister", ich weiß es wohl, daß Ihr Italiäner, Ihr von der Königin höchst verabschenten Kreaturen, weder Pulver noch Gift sparet; aber nehmt Euch in Acht, daß man Euch nicht mit Zinsen zahlet, wann die Stunde der Vergeltung herankommt!" Als der Marquis d'Ancre diese vorbedeutungsvollen Unglücksworte aus dem Munde jenes jungen subalternen Stallmeisters vernahm, lief ihm die Schamröthe über's Gesicht; er griff mit der Hand nach seinem Degen, allein der fortellende Strom der Menge hatte den jungen kecken Mann seinen Blicken entzogen.

Jener kecke Mann war Luynes, dienend beim Grafen von Lude als ein einfacher Edelmann; er war mit zum Leichenbegängnisse gekommen, um mit vielen Anderen das Gefolge seines Herrn zu vergrößern. — Nach den Berichten der damaligen Zeitschriften heißt es, daß Luynes zu jener Zeit so arm war, daß er für sich sammt seinen zwei Brüdern, Cadenet und Brantes, nur Einen Mantel hatte, und daß sie sich wechselseitig genöthigt sahen, das Zimmer zu hüten, wenn einer von ihnen in dem gemeinsamen Mantel ausgegangen war.

Unter dem Portal der Kirche Notre-Dame begegnete Luynes seinem Bruder Brantes, der in einen schwarzen Mantel gehüllt war, den er so eben im Chatelet sich geliehen. Brantes bemerkte die Aufregung in dem Gesichte seines Bruders. „Was ist Dir, Luynes? Du zitterst! Der Kummer, den der Tod des Königs erregt, ist er im Stande, eine so große Erschütterung hervorzubringen? Bist Du etwa beleidigt worden, mein theurer Bruder? Die zarten Lippen des jungen Mannes wurden ganz blaß; er streckte seinen Arm nach der Seite des Kirchenschiffes hin, wo die großen Herren sich befanden, und sagte zu Brantes: „Von dort ist der Schimpf gekommen; es ist ein elender Italiäner, dieser Concini, den das Geschick zum Marquis d'Ancre gemacht! Bekümmere Dich aber weiter nicht um meinen Streit, lieber Bruder. Ein Jude von Genua hat mir verheißen, daß mein Stern eines Tages glänzen werde; durch den Tod Heinrich's IV. hat seine Prognostik an Glauben gewonnen, denn mein Herr, der Graf, hat mir versprochen, mich nächstens bei dem jungen König als Falkonier anzubringen." — „Aber wie hängt denn dies mit Deinem Streite zusammen?" erwiederte Brantes. — „Dieser Posten wird mir Gelegenheit verschaffen, Ludwig XIII. alle Tage zu sehen; bald werde ich meine Talente zeigen können, und dann schlage ich mich zu den Feinden Concini's. Der Adler liebt Blut; Du weißt aber nicht, daß die Livrée des Marquis d'Ancre röthlich violett ist. Das ist die Farbe des Bluts, und der Adler wird sich zu rächen wissen!"

In diesem Augenblicke kam der Zug in dem Vorhofe an. Es war der zweite Tag der Leichenfeier: die Menge folgte dem Sarge bis St. Lazare. Hier hielt die Geistlichkeit an und kehrte nach Paris zurück. Aber die vornehmen Herren, die bisher zu Fuß gefolgt, ruhten nur einige Augenblicke aus, um sich zu sammeln, und stiegen hierauf zu Pferde oder setzten sich in die Wagen ein, die man herbeigeschafft, und begaben sich nach dem hängenden Kreuz. Hier empfingen der Großprior und die in Trauer-Kapuzen gehüllten Mönche von St. Denis die Leiche aus den Händen Heinrich's von Condy, Erzbischofs von Paris, und den Tag darauf, am ersten Juli, hielt der Kardinal, Herzog de Joyeuse, die letzte feierliche Messe und begrub einen der größten und besten Könige, die Frankreich je gehabt.

Ostindien.

Indische Panoramen.

Delhi. *)

Kein Fleck im Britischen Indien wird von dem gebildeten und fühlenden Wanderer mit einer lebhafteren inneren Bewegung betreten, als die alte Residenz der Groß-Moguls. Die stolzen Thürme Delhi's, seine prächtigen Denkmäler muselmännischer Gewalt und daneben seine auffallenden Merkmale christlicher Ober-Herrschaft, müssen die Seele mit einem Gemisch von Ehrfurcht, Bewunderung und Freude erfüllen. In keiner anderen Gegend Ostindiens zeigen die Eingebornen ein so ernstliches Bestreben, die Gewohnheiten der Europäer nachzuahmen, und obwohl die Mischung des Alten und Neuen jetzt noch etwas barock ist, so kann man doch aus der Duldung aller Arten von Neuerungen, die in Delhi sich manifestirt, auf die baldige gänzliche Abschaffung vieler orientalischen Vorurtheile schließen.

Die neuere Residenz der muselmännischen Könige, von den Eingebornen Schahdschehanabad **) genannt, steht im Mittelpunkt einer sandigen Ebene und ist an allen Seiten von den Ruinen des alten Delhi umgeben, welche zu der neuen Vorstadt, den Europäischen Villa's und den vor kurzem errichteten Kantonnements für drei Regimenter Sepoy's in merkwürdigem Kontraste stehen. Die berühmten Gärten von Schalimer, mit ihren Zugängen von Cypressen, ihren Springwassern und Rosenlauben und dem herrlichen Schatten ihrer dunklen Cedern, an welche Schahdschehan eine Million Sterling verwendet haben soll, sind jetzt größtentheils verödet. Die Raubzüge der Mahratten haben wenige Trümmer zurückgelassen, und zwischen diesen erheben sich die Paläste der christlichen Herrscher.

An der Straße, die ehemals bis Lahore geführt haben soll und ganz von den sich begegnenden Aesten der Mango-Bäume überlaubt war, die jetzt spurlos verschwunden sind, erheben sich die militairischen Kantonnements unter einer Reihe Sandsteinhügel. Einige Schriftsteller haben diese Kantonnements mit einer Enbuscade verglichen, und der felsige Hintergrund begünstigt diese Idee. Der Verlust des reichen, schattigen Laubwerks der Tamarinden und Cedern Schahdschehan's, ist durch die Parkinsonien nicht ersetzt worden, weil diese nicht Blätter genug haben, um die grelle Wirkung ihrer bunten Blüthen zu dämpfen.

Das neuere Delhi, oder Schahdschehanabad, ist von einem prächtigen Wall aus rothem Granit umgeben und hat die schönsten Thorwege von der Welt. Die Mauern waren ehedem so hoch, daß sie Alles verhüllten, ausgenommen die höchsten Thürme. Jetzt sind niedrige Walle mit massiven Basteien an ihren Platz gekommen. Von außen her ist der Anblick prachtig; Dome und Moscheen, Kuppeln und Minarets und dazu der Kaiserliche Palast, einem Berge von rothem Granit vergleichbar, erheben sich aus ganzen Hainen dichtbelaubter Bäume. Orientalische Dichter haben die Gebäude mit Felsen aus Perlen und Rubinen verglichen, die einem smaragdenen Meer entsteigen. Nähert man sich der Stadt vom östlichen Ufer des Dschemna, so scheinen alle Träume von orientalischer Pracht ins Leben getreten. Bekanntlich findet man in dem Audienz-Saal des Königs von Delhi folgenden Vers, den auch Moore in seiner Lalla Rookh ***) zitirt:

Ob! giebt es ein Elysium auf Erden,
So ist es dies, ja dies! —

Obgleich nun der Glanz der Groß-Moguls verblichen ist, so könnte diese Hauptstadt wegen ihrer prachtvollen Gebäude und üppigen Gärten doch noch immer ein Eden des Entzückens heißen, wenn man nicht unaufhörlich mit allzu irdischen Staubwolken kämpfen müßte. Der Staub in Delhi raubt Einem Gesicht und Athem; er ist ganz unerträglich. Die Fremden beeilen sich, alles Sehenswerthe in möglichst kurzer Zeit zu sehen, und ziehen sich dann nach einem Asyl zurück, wo der dürre Boden gewässert wird, und wo sie frei athmen können, ohne ein paar Unzen Sand und Erde verschlucken zu müssen, so oft sie die Lippen öffnen.

Der Tschandri Tschohk, oder die Hauptstraße, ist breit und schön. Die Häuser sind in verschiedenem Stil gebaut, indem hin und wieder auch abendländischer Geschmack sich eingeschlichen hat. Nicht selten erblickt man Griechische Piazza's, Portico's und Peristyle, welche das Haus eines Muhammedaners oder Hindus zieren. Balkone sind sehr gewöhnlich und der Lieblingsaufenthalt der morgenländischen Gentlemen, die in weitem Negligée aus weißem Musselin ihre Hukah rauchen, auf die Menge herabschauen, ohne von dem Staube, der die Luft anfüllt, Notiz zu nehmen. Die Kaufläden sind mit allen Europäischen Produkten und Manufaktur-Artikeln ver-

*) Man vergleiche hier den Artikel: „das heutige Delhi und der jetzige Großmogul." (Juni 1832, Nr. 66.)

**) D. i. Wohnung des Königs der Welt, aus den Persischen Wörtern شاه (schah), König; جهان (dschehan) Welt und آباد (abad) Wohnung zusammengesetzt.

***) Lalla Rookh, oder nach Deutscher Orthographie Laleh Ruch, heißt die Tulpenwange. Mit diesem Persischen Epitheton ornans werden oft schöne Orientalinnen belegt.

sehen, und an vielen derselben hängen Schilder, auf welche Namen und Gewerbe der Einwohner mit Lateinischen Buchstaben gemalt sind — eine Seltenheit in einer Stadt Hindostans. Die Häuser sind mehrentheils weiß angestrichen; über der Verandah oder am Dache hängen Teppiche, Schawls, Schärpen und Tuchstreifen von jeder Farbe, und Schirme mit rothen, blauen oder gelben Thierfiguren auf grünem Grunde beschatten die Fenster.

In den Straßen Delhi's herrscht vom frühen Morgen bis zum späten Abend ein ohrzerreißender Lärm: Verkäufer schreien ihre Artikel aus; wandernde Musikanten kratzen auf ihren Geigen; dann und wann brüllt ein Leopard, der zum Verkauf ausgeboten wird; Kameele wehklagen in gellendem Ton; ein riesiger Elephant trompetet; Pferde wiehern; Wagenräder knarren. Die Menge der Fuhrwerke ist ungeheuer, und vielleicht sieht man hier mehr Gattungen derselben, als in irgend einer Stadt auf Erden. Englische Equipagen, die man dem Klima angepaßt hat, stoßen sich mit Palankins, Ochsenkarren und einheimischen Wagen, die wie Käfiche und Laternen aussehen. Prinz Baber, der zweite überlebende Sohn des regierenden Fürsten, fährt in einer Englischen mit acht Pferden bespannten Kutsche. Oft trägt er die vollständige Uniform eines Englischen Offiziers, mit dem Groß-Kreuz des Bath-Ordens geschmückt. Mirsa Salem *), ein anderer Prinz von Kaiserlichem Geblüt, escortirt eine Favoritin in einem ähnlichen Wagen. Gewöhnliche Englische Kutschen, mit vier Pferden bespannt und von Postillons gefahren, sind sehr häufig das Eigenthum wohlhabender Eingebornen. Zuweilen erblickt man ein Kabriolet, das mit schwarzem, goldgesticktem Sammet ausgeschlagen ist.

Die Thiere, welche man öffentlich zum Verkauf ausbietet, sind, außer den Jagd-Leoparden: Vögel in Käfichen, Persische Katzen und Persische Windhunde. Die Verkäufer kommen aus Kaschmir, Persien und Tibet. Außer den vielen Geschäftsleuten wimmeln die Straßen Delhi's auch von Bettlern und Müßiggängern. Zu den Letzteren gehört besonders eine Klasse stutzerhafter Muhammedaner, die ihr schimmerndes Käppchen schief sitzen haben, damit man den frisirten Haarbusch bemerke.

Fremde, welche Delhi besuchen, wünschen gewöhnlich bei Hofe vorgestellt zu werden. Der Kaiserliche von Schah Dschehan erbaute Palast ist ein sehr herrliches Gebäude. Die äußere Mauer an der Vorderseite ist 60 Fuß hoch, von oben mit Zinnen versehen und mit kleinen runden Thürmen geziert; die Eingänge sind prachtvoll. Das Ganze besteht aus rothem Granit, wird durch einen Graben geschützt und hat, obgleich es nur Pfeilen und Flintenkugeln widerstehen kann, ein massives und großartiges Ansehen. Ein hoher Gothischer Bogen in der Mitte desjenigen Thurmes, der das Portal bildet, führt zu einem prächtigen Vestibul und durch eine gewölbte Säulenhalle zum inneren Hofe. Ein zweiter Eingang führt in ein anderes Viereck, welches den Audienz-Saal (Diwani Chaß) enthält. Der Thron des Großmogul besteht aus herrlich gemeiseltem und mit Gold ausgelegtem weißen Marmor; das Konopeum desselben ist eine Draperie aus Goldstoff, mit Perlenreihen verbrämt. Der viereckige Hofraum, dessen Mitte der Audienz-Saal (eine Art Pavillon) einnimmt, ist außerordentlich schön, von reich gezierten Bauten eingefaßt, mit Blumenbeeten und Fontainen geschmückt. Der König sitzt mit gekreuzten Beinen auf Polstern; nur bei feierlichen Gelegenheiten erscheint er in Galakleide, und ist gewöhnlich ganz in Shawls eingewickelt.

Die Austheilung der Chilat's oder Ehrenkleider war vormals eine sehr wichtige Sache und ist es vielleicht noch in den Augen der Eingebornen, über welche der abhängige König noch einen Schatten von Gewalt hat. Den persönlichen Rang und die Gunst, in welcher der Beschenkte steht, erkennt man an der Zahl der Artikel und am Werthe des Stoffes. Zu denen Chilat's, welche die besonderen Günstlinge des Monarchen empfangen, gehören Schwerter mit gestickten Gürtein, deren Griffe oder Scheiden von getriebenem Silber und mit Edelsteinen besetzt sind; Schilde, mit Silber gerändert; reich gezierte Dolche; prächtige Turbane, Shawls, Taschentücher u. s. w., Perlenschnüre und Juwelen. Diese prächtigen Geschenke sind aber nicht ganz uneigennützige Merkmale des Königlichen Wohlwollens: das beschenkte Individuum muß ein angemessenes Gegengeschenk machen.

Der Hof von Delhi ist noch immer ein Ort, wo bedeutende politische Intriguen gesponnen werden. Der Handel dieser Hauptstadt ist sehr ausgedehnt, besonders in Shawls. Es herrscht ein ununterbrochener Verkehr zwischen Delhi und Kaschmir, welches letztere seine weltberühmten Shawls in ungeheuerer Menge dorthin versendet. Die Arbeiten der Schneider und der Goldschmiede sind unübertrefflich. Weniger gelingt den Eingebornen das Schleifen und Fassen der Diamanten, und ihre Arbeiten in Stein und Elfenbein sind sehr unvollkommen.

Die Zahl der in Delhi wohnenden Europäer ist nicht groß, und die ungeheure Superiorität der Civilbeamten über das Militair erzeugt eine Eifersucht, die dem geselligen Verkehr äußerst schadet. Mangel an unverheiratheten Damen ist oft sehr fühlbar, und fällt dieser Mangel in eine Periode, wo kein angesehener Fremder die Kaiserstadt besucht, so stocken alle Lustbarkeiten. Die von dem Residenten gegebenen Feste sind gewöhnlich sehr glänzend. Auch Personen von Rang unter den Muselmännern laden oft Europäische Besucher zu ihren Gastmahlen, von welcher Ehre selbst die Damen nicht ausgeschlossen sind.

Der Abscheu, mit dem selbst diejenigen Asiaten, welche in ihren Equipagen und Möbeln der Europäischen Mode huldigen, die Sitten und Gebräuche solcher Engländer betrachten, mit denen sie in nahe Berührung gekommen sind, offenbart sich zuweilen in lautem, mündlichem Tadel, weit mehr aber in schriftlichem. Es circuliren nämlich in Delhi unter den Eingebornen sogenannte Schbar's, eine Art skandalöser Chroniken in Persischer Sprache, die einigen unserer Englischen Journale sehr ähnlich sind, nur mit der Ausnahme, daß sie ungedruckt bleiben, und daß man die Namen der gebrandmarkten Subjekte ganz ausschreibt. Folgende Beschreibung eines Europäischen Gastmahls mag dem Leser einen Begriff von dem Charakter dieser Blätter geben. „Die feinen Herren von hohem Rang haben gestern Abend ein Fest angestellt, zu welchem alle Offiziere eingeladen waren. Auf dem Tische stand ein kleines Schwein. Herr M. N. N. schnitt dieses Schwein in kleine Stücke, und reichte die Stücke herum. Selbst die Damen aßen davon. In ihrer Sprache heißt das Schwein ham (Schinken!). Nachdem sie sich mit dieser ekelhaften Speise gemästet hatten, tranken sie eine Menge Wein, und machten dann einen großen Spektakel, ohne Zweifel, weil sie betrunken waren. Alle erhoben sich zwei oder vier Mal von ihren Sitzen, schrien hip! hip! und brüllten, ehe sie von Neuem tranken. Nach dem Essen tanzten sie ihre schamlosen Tänze, indem jeder die Frau eines Anderen im Kreis herum zerrte." Das mürrische und liebloseBenehmen so vieler Britischen Beamten wird in folgender Stelle sehr gut charakterisirt. „Die Regierung hat doch sehr unklug daran gehandelt, daß sie Herren — als — m — anstellte. Dieser Mensch ist ein erklecklicher Dummkopf, und dabei sehr aufbrausend. Er selbst kann gar kein Geschäft abmachen, und dennoch ärgert er sich, wenn geschicktere Leute ihm helfen wollen. Als die sehr ehrenwerthen Hindostanischen Vornehmen ihm gestern aufwarteten, war er eben aufgestanden, ging ihnen halb angekleidet entgegen, und fragte: „was wünschen Sie! was wünschen Sie!" Sie antworteten: „wir wünschen nur unsere Aufwartung zu machen." Er grunzte dagegen: „nun, dann können Sie wieder gehen!"

Man könnte viele Excesse der Britischen Residenten wohl entschuldigen, wären sie nur freundlicher und leutseliger, und suchten sie etwas mehr nach Popularität. In Indien ist die Zuneigung des großen Haufens kein Gefühl, das sich verflüchtigt, wie in Europa. Die Hindu's sind keine launenhafte Nation und vergessen niemals empfangene Wohlthaten. Man hat namentlich in Delhi schon Beispiele davon erlebt, daß die Eingebornen herbeigeströmt kamen, um einem Residenten, der in Ungnade gefallen war, ihr Beileid zu bezeugen, obgleich die Gunst dieses Mannes ihnen gar nichts mehr nützen konnte. Und dennoch hört man so viele Klagen über Indische Verstellung und Undankbarkeit! Eben diejenigen, deren Hochmuth und Impertinenz öffentliche Unzufriedenheit erzeugt hat, bemühen sich, den Charakter der Eingebornen Hindostans zu verschwärzen.

(A. J.)

*) Mirsa (nicht Mirza) bedeutet einen Prinzen oder Fürstensohn. Es ist verstümmelt aus Mirsad oder Mirsadeh und letzteres aus dem Arabischen Emir (abgekürzt Mir) und dem Persischen Sadeh (Sohn) zusammengesetzt.

Mannigfaltiges.

— Unbefangenheit Richard Cromwell's. Der zweite Protektor lebte bekanntlich, nachdem er sein Staats-Amt niedergelegt hatte, als Privatmann noch bis zur Regierungszeit der Königin Anne. In dem neunzigsten Jahre seines Lebens wurde er als Zeuge zu einem Civil-Prozesse in Westminster-Hall vor Gericht geladen. Der Anwalt seiner Gegenpartei schmähte den guten alten Mann noch wegen seines Vaters Verbrechen, aber der Richter tadelte dies Benehmen und befahl, dem Greise einen Stuhl zu bringen. Die Königin Anna soll, wie man zu ihrer Ehre sagt, das Verfahren des Richters gelobt haben. Von Westminster-Hall mußte sich Richard nach dem Oberhause verfügen, und als er vor den Schranken stand, zischelte man sich in der ganzen Versammlung in die Ohren und gab seine Verwunderung zu erkennen, daß solch' ein Mann vor der Barre stehen müsse. Lord Bathurst aber, einer der zwölf neu erwählten Pairs, trat zu ihm hin und knüpfte eine Unterhaltung an. Zufällig fragte er ihn, wie lange er den Sitzungen im Oberhause nicht beigewohnt habe? „Niemals, seitdem ich dort oben auf dem Präsidenten-Stuhl saß", entgegnete Cromwell ganz unbefangen.

— Skrupulöser Stelzengang der alten Logik. Am ersten Februar des Jahres 1640 wurde eine Vorstellung der Geistlichkeit der Englischen Puritaner gegen die Episkopal-Kirche im Unterhause vorgelesen, und Herr Harbottle Grimstone stellte den Streitpunkt folgender Weise auf: „Ob Bischöfe jure divino sind, ist die Frage. Ob Erzbischöfe nicht jure divino sind, liegt außerhalb der Frage. Ob nun aber Bischöfe, von denen es fraglich ist, ob sie jure divino, oder Erzbischöfe, bei denen es außerhalb unserer Frage liegt, ob sie nicht jure divino sind, Kirchendiener, die in der That jure divino sind, absetzen können, darüber mag der Sprecher des Hauses entscheiden." Hierauf erhob sich unverzüglich Herr Selden und entgegnete also: „Ob die Convocation der Bischöfe jure divino ist, steht die Frage. Ob das Parlament nicht jure divino ist, liegt außerhalb der Frage. Ob die Religion jure divino ist, darüber darf man gar keine Frage erst anstellen. Ob nun aber die Convocation der Bischöfe, von der noch in Frage steht, ob sie jure divino, und das Parlament, von der es gar nicht zur Frage kommt, ob es nicht jure divino sey, in die Religion, welche ohne alle Frage jure divino ist, sich einmischen dürfen, das überlasse ich Ihnen, Herr Sprecher des Hauses, zu entscheiden." (Albion.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Mittwoch den 4. Juni 1834.

England.

Ein blinder Taubstummer.

Nicht ohne Ehrfurcht für die Gewalt des menschlichen Geistes werden unsere Leser den unerhörten Fall eines Individuums vernehmen, das von Geburt an seiner vorzüglichsten Sinne beraubt war: des Auges, das allein alle die anderen Sinne ersetzt, am schnellsten und unmittelbarsten belebt und erfreut und an Reichthum seiner Genüsse und Belehrungen sie überwiegt; — des Ohres, welches die Straße ist vom Geist zum Geist, das der Gedanke selbst zu seinem nächsten Organ erhoben, und dessen ihm zuwogendes Wellenmeer von Lauten er in die Gestaltungen der Kunst und zum Element des Wissens umzubilden vermocht hat; — endlich der Sprache, deren Verlust dem des Gehörs mit grausamer Nothwendigkeit sich anschließt und damit das ganze Vorrecht menschlicher Natur aufzuheben scheint. Und dennoch ist es dem also von der Natur verwaist gebornen, aber vom Geist nicht verlassenen Menschen gelungen, über die ungeheure Kluft, die ursprünglich und, wie es schien, für immer die verarmte, umnachtete Seele von der reichen Welt umher abschied, die ihm ein unverständliches, verworrenes, erdrückendes und dennoch mit ewiger Sehnsucht anziehendes Jenseits erscheinen mußte, über diese Kluft, wenn nicht einen unmittelbaren Zugang zu bauen, doch einen lebendigen hin- und herüberrennenden Verkehr zu eröffnen.

Doch vielleicht schon zu viel Betrachtungen, da, nach der richtigen Würdigung eines Französischen Kritikers in der Revue de Paris, der nachstehende schmucklos vorgetragene Bericht des Sir James Mackintosh, des Bürgen für die Authenticität des Faktums, mit der schlichten Einfachheit des Originals wiedergegeben werden muß.

„James Mitchell, Sohn eines protestantischen Geistlichen in der Grafschaft Nairn in Schottland, ist den 11. November 1795 geboren. Früh bemerkte die Mutter, daß ihr Kind blind geboren sey, denn sie sah keine Neigung an ihm, die Blicke zum Licht oder sonst auf etwas Glänzendes zu wenden. Bald mußte sie mit Schmerz entdecken, daß es auch taub sey, denn sie gewahrte, daß kein Geräusch, wie stark es auch war, seinen Schlummer zu stören vermochte. Seine Taubheit war eine völlige, die Blindheit ging, wie in manchen Fällen vom Staar, nicht bis zur gänzlichen Beraubung des Gesichts. — Als Mitchell gehen lernte, schienen lebhafte leuchtende Farben ihn anzuziehen. Wiewohl seine ganze Lebensgeschichte beweist, daß das Seh-Organ, als geistige Auffassung vermittelnd, ihm damals sehr wenig Hülfe gewährte, dankte er ihm doch großen Sinnengenuß.

Er pflegte zwischen sein Auge und leuchtende Gegenstände Körper zu bringen, von denen er bemerkt hatte, daß sie vorgehalten die Lichtstärke vermehrten; so gehörte es zu seinen liebsten Unterhaltungen, Sonnenstrahlen mittelst Glasscherben, durchsichtiger Kiesel und dergleichen zu verdichten: er brachte sie zwischen Aug' und Licht und ließ sie nach allen Richtungen spielen. Oft brach er mit den Zähnen die Form, die ihm für diese Gegenstände die günstigste schien. Ein anderes Mittel, seine Sehnsucht nach dem Lichte zu stillen, bestand darin, daß er Thür und Fenster schloß und dann unablässig die Augen auf irgend eine Oeffnung oder Ritze heftete, durch welche die Sonnenstrahlen eindrangen. Oft in Winternächten drückte er sich in eine düstere Ecke des Zimmers, zündete sich zum Vergnügen eine Kerze an, und dann malten, wie bei der Befriedigung seiner anderen Sinne, Mienen und Geberden die glühendste Neugier.

Der Grad der Sehkraft, den er genoß, möchte sich schwer oder gar nicht genau bestimmen lassen, doch kann man vermöge der ausnehmenden Feinheit, die Tast- und Geruchsinn bei ihm erlangt haben, so daß sie ordentlicherweise die eigensten Verrichtungen des Gesichts ersetzen, berechnen, daß er, wenn irgend nur, eine sehr beschränkte Hülfe vom Seh-Organ empfing. Das Aussehen seines Staarübels lehrte zudem, daß er höchstens Farben und die Grade der Lichtstärke zu unterscheiden im Stande war. Frühzeitig hat James Mitchell von der erwähnten ausgezeichneten Feinheit des Tast- und des Riechsinnes Beweise gegeben. Kommt ein Fremder an, so weiß er es unmittelbar durch den Geruch, der ihn nach dem Orte leitet, wo der Fremde sich befindet, den er sofort betastet. In dem entlegenen Bezirke, wo er lebt, sind die Besucher der Pfarrei in der Regel Männer. Das erste ist nun, daß er untersucht, ob der Fremde Stiefel trägt. Ist das ermittelt, so geht er fort, nach dem Hausflur, sucht die Reitgerte, prüft sie sorgfältig; dann geht's in den Stall, wo er mit gleicher Aufmerksamkeit das Pferd befühlt. Kommen die Besucher zu Wagen an, so ist Mitchell gleich im Schuppen, untersucht das Fuhrwerk und probirt wiederholentlich die Sprungfedern. Sicherlich leiten ihn hier nur Geruch und Gefühl.

Von seiner Kindheit an schlägt er mit Schlüsseln oder anderen hellklingenden Dingen gegen die Zähne. Da, wie natürlich, im Geschmack und Geruch seine Hauptgenüsse liegen, ißt er oft mit unangenehmer Gefräßigkeit. Seinen Tastsinn zu üben, belustigt er sich zu ganzen Stunden damit, abgerundete Kiesel im Bach aufzulesen, sie dann in einen Kreis zu ordnen und sich in die Mitte desselben zu setzen.

Als er einen Raum von zwölfhundert Fuß rings um das Pfarrhaus durchkundschaftet hatte, wagte er dreist und ohne Führer, auf diesen so Zoll für Zoll mit dem Gefühl eroberten Besitzthum herumzuspazieren, und mit jedem Tage drang er ein wenig weiter vor, erst mit der nämlichen Vorsicht, bald mit gleicher Dreistigkeit. Mit Schrecken sah ihn sein Vater einst auf einer dieser Entdeckungsreisen, wie er gerade sich auf allen Vieren über einen schmalen Steg schleppte, der über einen an dieser Stelle tiefen und reißenden nachbarlichen Bach führte. Sogleich wurde er festgehalten, und um von so gefährlichen Experimenten künftig abgeschreckt zu werden, zwei bis dreimal im Flusse untergetaucht. Dies hatte den gewünschten Erfolg. Das Gesinde ward angewiesen, ihn nicht in den Stall zu lassen, wenn fremde Pferde darin waren; aber da man ihn mehrere Male so festgehalten hatte, war er so listig, die Küchenthür hinter den Leuten abzuschließen, um zu den Pferden gehen und sie streicheln zu können.

Um die Rauhigkeiten an der Oberfläche der Gegenstände zu beurtheilen, legt er seine Zunge darauf; und so will auch Dr. Gordon, ein gelehrter Beobachter dieses Knaben, die Gelegenheit, mit Körpern gegen die Zähne zu schlagen, eher seinem Verlangen nach einer eigenthümlichen Wahrnehmung über ihre verhältnißmäßige Härte als einem Eindruck auf die Gehörnerven beimessen. Sein beschränkter Verkehr mit der sichtbaren Welt dient ihm nur zum Spielen. Kurz, was James sich von geistiger Einsicht und von Regeln für sein Verhalten zu eigen gemacht hat, scheint ganz von seinem Tast-Organ oder dem Riech- und Geschmackssinne ausgegeben, welche sonst bei wohlorganisirten Menschen fast ganz zu der Rolle von Agentien für sinnliche Potenzen herabgesetzt sind. An keinem Mitglied in James Mitchell's Familie nimmt man ein Unvermögen, einen Bildungsfehler wahr; und sein außerordentliches Gebrechen hängt weder mit einer allgemeinen Unvollkommenheit, noch mit einer besonderen Krankhaftigkeit seines Baues oder der Verrichtungen der anderen Organe zusammen. Seine Gesundheit war stets fest, seine Leibesbeschaffenheit kräftig, sein Denken, Fühlen, Thun den gewöhnlichen Gesetzen menschlicher Natur unterworfen. Seine Gelehrigkeit und seine Schlauheit verrathen, wenn man seinen Verlust von zwei Sinnen in Anschlag bringt, oft einen höheren Grad von Urtheilskraft, als in manchen Organisationen sich findet, bei denen die Zugänge offen stehen, auf welchen die Elemente der Bildung in den Geist gelangen.

Seine Gesichtsbildung bezeichnen alle Beobachter einstimmig als eine kluge. Während einer ganzen Zeit, da sein Fuß von einer schweren Verletzung heilen mußte, saß er gewöhnlich am Ofen, mit dem Fuß auf einem kleinen Schemmel. Mehr als ein Jahr nachher nöthigte einen Burschen im Hause, mit dem er spielte, ein ähnlicher Unfall, auf einem Stuhle zuzubringen. Der junge James merkte, daß sein Kamerad länger auf einem Fleck blieb, als er pflegte, untersuchte ihn aufmerksam und entdeckte bald durch den Verband am Fuße, was vorging. Gleich lief er auf den Boden, suchte unter altem Hausrath das Fußbänkchen hervor, das seinem eigenen Beine so hülfreich gewesen, trug es in die Küche hinunter und schob es dem Verwundeten sacht unter den Fuß.

Ein ander Mal hatte ein Geistlicher, der bei der Familie zum Besuch war, die Tochter vom Hause in den Garten geführt. Als sie vom Spaziergange zurückkamen, merkte Mitchell, unstreitig durch den Geruch, daß seine Schwester nasse Schuhe hatte. Er kam heran, befühlte sie und ruhte nicht, bis sie andere anlegte.

Seine Mutter hatte ein Pferd verkauft, das James, wie man dachte, mittelst des Gefühls unterscheiden gelernt hatte. Einige Wochen nachher kehrte der Käufer zurück, und um ihn auf die Probe zu stellen, stieg er unfern der Pfarrwohnung ab. James roch das Pferd, ging geradeswegs auf den Baum, an welchen es gebunden war, führte es in den Stall, nahm ihm Zaum und Sattel ab, maß ihm ein Mäßchen Hafer vor, schloß die Thür ab und kam mit dem Schlüssel in der Tasche zurück.

Er kennt den Gebrauch der gemeinsten Werkzeuge, und es ist für ihn eine Freude, seine Kenntnisse in diesem Gebiete zu erwei-

teru; so macht es ihm Vergnügen, Zimmerleute und andere Handwerker in ihren Werkstätten zu besuchen, offenbar um die Gestalt ihres Handwerkzeuges und ihre Arbeiten zu studiren. Zuweilen hilft er den Pächterburschen auf dem Hofe, besonders beim Ausfegen und Reinigen des Stalles. Auch Mauerlöcher bessert er aus und hat sich selbst Häuserchen aus Erde mit kleinen Oeffnungen zu Fenstern gebaut. Man hat ihm das Korbflechten beibringen wollen; es scheint ihm aber die nöthige Geduld, damit fertig zu werden, gefehlt zu haben.

Er ist nicht ohne Begriffe von Eigenthum, weiß, was ihm gehört, verwahrt es und rührt nichts an, was Andere gebrauchen. Will man ihm zeigen, daß er Unrecht, daß er etwas schlecht gemacht hat, und verfährt dabei sanft, so zeigt er Betrübniß, behandelt man ihn hart, so wird er böse. Wird er von der Familie getrennt, so äußert er Bangigkeit. Als Kind empfand er nicht minder die Entfernung eines gewohnten Dieners; seit er sich aber an den Wechsel der Leute auf dem Pachthofe gewöhnt hat, achtet er nicht mehr darauf.

Sein Vater nahm ihn 1808 nach London, die Hülfe der Arzneikunst in Anspruch zu nehmen. Man durchbohrte ihm das Trommelfell des einen und des anderen Ohres ohne sichtbaren Erfolg. Man wollte, so viel es das heftige Sträuben des armen Kindes zulassen mochte, ihm auch den Staar auf dem linken Auge operiren. Beides vergebens! 1810 brachte man ihn nochmals nach London, und Wardrop operirte ihm das rechte Auge, nachdem er durch eine Vorrichtung ihm den Kopf festgelegt hatte. Eine kleine Besserung des Gesichts läßt hoffen, die Chirurgie werde es mit ihm einst noch weiter bringen.

1811 verlor James seinen guten würdigen Vater. Seine Empfindungen bei diesem Todesfall und dem Leichenbegängnisse werden verschiedentlich geschildert. Die Aussagen seiner Schwester und des Dr. Gordon ergeben, daß diese neuen Ereignisse eher seine Aufmerksamkeit, Neugier, Ueberraschung rege machten, als irgend ein Gefühl, das vorauszusetzen ließe, er habe von der Art der mit seinem Vater vorgegangenen Veränderung eine klare Vorstellung. Der gewohnte Gang seiner Empfindungen für sittliche und sociale Beziehungen führte ihn bei diesem Begegnisse nothwendig irre. Es hatte ihm sonst Spaß gewährt, ein todtes Huhn auf die Füße zu stellen, und er lachte, wenn es umfiel, statt sich stehend zu erhalten. Aber der erste menschliche Leichnam, den er anrührte, war der seines Vaters, und er wendete sich mit Aeußerungen des Erstaunens und des Widerwillens ab. Er trat an den Sarg, den Körper zu besehen. Den Tag nach dem Leichenbegängniß ging er Abends an das Grab und schlug mit beiden Händen darauf. Ob aus Gefühl, ob, um es den Todtengräbern nachzuthun, als sie den Sarg verschütteten, mochte seine Schwester, die ihn in der Nähe beobachtet, nicht entscheiden. Mehrere Tage kehrte er nach dem Grabe zurück, und seitdem wohnt er regelmäßig allen Leichen-Feierlichkeiten auf diesem Kirchhofe bei.

Ein Schneider kam, ihm zur Trauer-Kleidung Maß zu nehmen; James nahm ihn in das Zimmer hinauf, wo sein Vater gestorben war, legte den Kopf zurück, wies mit dem Finger auf das Bett und führte ihn dann an die Stätte, wo sein Vater ruht. Als er vor einiger Zeit krank war, wollte man ihn in das Bett legen, in welchem sein Vater verschieden war: er wollte keinen Augenblick darin bleiben, wurde aber ruhig, als man ihn in ein anderes brachte.

Als kurz nach dem Tode seines Vaters die Mutter unpäßlich war und das Bett hütete, sah man ihn weinen. Ein Vierteljahr später war an einem Sonntag-Abend ein Geistlicher anwesend: Mitchell zeigte ihm die Bibel seines Vaters und gab der Familie ein Zeichen, niederzuknieen.

Seine Schwester hat einige Mittel erfunden, zwischen ihm und seinen Nebenmenschen eine Mittheilung einzuleiten, von welcher die Natur ihn ausgeschlossen zu haben scheint. Mit verschiedenen Berührungen äußert sie ihre Zufriedenheit oder ihr Mißfallen. Hauptsächlich berührt sie seinen Kopf mit verschiedener Abstufung der Stärke und auf verschiedene Weise. Einige leichte freundliche Schläge auf Kopf, Rücken, Hand bedeuten ihre Zufriedenheit; ein paar weniger ein einfaches Ja; Mißfallen bezeigt sie mit der Weigerung dieser Zustimmungszeichen und mit einem sanften Abwehren. So hat sie eine Tast-Sprache erfunden, die nicht bloß ein Mittheilungs-, sondern auch ein Erziehungsmittel ist: eine durch Bewegungen vermittelte Sprache muß Vorstellungen ausdrücken helfen, die keines der einfachen für den Tastsinn verständlichen Zeichen ihm zuführen würde.

Ist seine Mutter abwesend, so beruhigt die Schwester seine Bangigkeit, indem sie ihm den Kopf so oft sacht auf ein Kissen neigt, als die Mutter Nächte wegbleiben wird. Er selbst theilt seine Gedanken auf eigenthümliche Weise Anderen mit. Dr. Gordon hatte ihn aufs Auge gedrückt: er streckte den Arm aus, um an die Operation zu erinnern, die er an dem für ihn entferntesten Orte ausgehalten hatte. Will er essen, so zeigt er dahin, wo die Nahrungsmittel stehen; will er seiner Familie bedeuten, daß er zum Schuster gehe, so ahmt er das Verfertigen von Schuhen nach. Wiewohl ihm von Anderen keine Kunde als mittelst einer Berührung seines Körpers zugeht, sucht er selbst doch nicht, die Anderen zu berühren. Man kann nicht eigentlich sagen, daß er seine Zeichen an die Augen der Anderen richte; ein inneres Gefühl hat ihn belehrt, daß die Anderen mit Mitteln begabt sind, seine Zeichen zu verstehen, ohne Anwendung der Betastung, vermöge einer unbegreiflichen ihm versagten Fähigkeit.

Von höheren Wesen scheint er keinen Begriff zu haben und zeigt also auch keine Spur solcher andächtigen Gefühle, die zu den allgemein charakteristischen Eigenschaften unserer Gattung gehören. — Seine einzigen Versuche, sich wirklich zu äußern, beschränken sich auf ein Geheul, mit dem er dem heftigen Zorn, zu dem er vermöge seiner Lage schnell geneigt ist, Luft zu machen sucht. Thränen vergießt er gewöhnlich, wenn seine Neigungen ein Hemmniß erfahren; doch auch ein Seelenleiden ruft sie in ihm hervor. Mit lautem Gelächter bezeugt er seine Freude über das Gelingen einer List, mit welcher er Andere in lächerliche Verlegenheiten bringt. Von einer Reihefolge von Gedanken und Meinungen, wie sie menschliche Naturen bezeigen, hat man kein Zeichen an ihm entdeckt.

Bibliographie.

The Gael and Cymbri, or an inquiry into the origin and history of the Irish Scoti, Britons and Gauls. (Die Gäten und Cymbern; eine Untersuchung des Ursprungs und der Geschichte der Irländischen Scoten, der Briten und der Gallier.) Von Sir W. Betham. 15 Sh.

The origin and history of the constitution of England. (Geschichte der Englischen Verfassung und der früheren Irländischen Parlamente.) Von Sir W. Betham. 15 Sh.

Romance of ancient history. (Romantik der alten Geschichte.) Erste Serie. Aegypten. 2 Bde. 21 Sh.

Essays on electricity and magnetism. (Versuche über Elektrizität und Magnetismus.) Von P. Cunningham. 9 Sh.

Man, as known to us theologically and geologically. (Der Mensch in theologischer und geologischer Beziehung.) Von Rev. Nares. 7 Sh.

On diseases peculiar to females. (Ueber Frauenzimmer-Krankheiten.) 10 Sh.

Frankreich.

Ursprung der Spielkarten.

Von dem Bibliophilen P. L. Jacob.

Der Ursprung der Spielkarten ist eine der schwierigsten Fragen der Archäologie, und, wie geringfügig auch der Gegenstand an sich, so ist er doch schon mit Gründlichkeit von den Gelehrten behandelt worden. Peignot, der Letzte, der seine Aufmerksamkeit auf diese Untersuchung gerichtet, hat sich mit einer Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten begnügt, ohne ein selbstständiges Resultat auszusprechen, das nur nach genauer Vergleichung der Quellen gegeben werden kann. Ich will meine, vielleicht nicht uninteressante Untersuchungen, die auf einer prüfenden Vergleichung der alten Spielkarten beruhen, hier mittheilen.

Der Abbé Legendre hat die Notiz wiederholt, daß die Lydier die Karten während einer Hungersnoth erfunden, die sie durch dies Spiel fast vergaßen. Es ist wohl möglich, daß die Lydier ein Spiel mit bemalten Blättern (tabulae sigillatae) kannten, nach Art des Gänsespiels; sicher aber waren das nicht die Karten des Piquetspiels. Die Karten sind mit dem Schachspiele aus dem Oriente gekommen. Dieser Ursprung scheint unbestreitbar, ohne daß man darum auf den Einfall des Court de Gébelin einzugehen brauchte, der den Aegyptern die Ehre der Erfindung der Karten vindizirt, und sie für Hieroglyphen erklärt. Es finden zwischen dem Schach- und Kartenspiele gewisse Aehnlichkeiten statt, die man nicht dem bloßen Zufalle wird zuschreiben wollen. Man hat Gründe, zu vermuthen, daß ursprünglich die Karten ganz nach Art des Schachspiels eingerichtet waren. Um der Entscheidung des Zufalls einigen Raum zu lassen, und um die möglichen Wendungen des Spiels mehr in's Gleichgewicht zu setzen, fanden sich gewiß die Läufer, Ritter und Thürme schon in den ersten Karten, die ein doppeltes Schachspiel darstellten. Vielleicht spielte man zu Vieren, wo denn Jeder seine bestimmte Farbe hatte, und, so zu sagen, seine Truppen-Abtheilungen, um sie operiren zu lassen. Diese Analogieen sind fast zur Gewißheit erhoben durch die Vergleichung der Tarokkarten (tarots) des funfzehnten Jahrhunderts, in denen sich Laufer und Thurm finden, letzterer mit dem Namen maison de Dieu. Der allegorische Sinn ist in beiden Spielen derselbe; beide stellen ein Bild des Krieges dar; so giebt es auch unter den Tarokkarten eine, auf der das Resultat des Schachmatt bildlich dargestellt ist: der Tod, auf dem bleichen Pferde der Apokalypse reitend.

Ursprünglich waren die Karten nicht zahlreicher, als die Schachfiguren; sie waren in zwei Gruppen getheilt, die eine roth, die andere schwarz. Eine Vergrößerung der Zahl der Karten machte bald neue Combinationen nöthig, und allmälig entfernten sich beide Spiele von ihrer ursprünglichen Analogie.

Wie dem auch sey, das ist gewiß, daß die Karten längst vor dem Jahre 1392 in Gebrauch waren, und man hat mit Unrecht ihre Erfindung erst jener Zeit zugeschrieben. Die Synode von Werchester verbietet schon 1240 dem Klerus die anstandwidrigen Spiele, und unter anderen das vom Könige und der Königin; ein Italiänisches Manuskript vom Jahre 1297 spricht von Karten, die naibi heißen; Klosterstatuten vom Jahre 1337 verbannen die Karten unter dem Namen paginae; endlich führt ein Edikt des Königs von Kastilien vom Jahre 1387 sie unter den verbotenen Spielen auf.

Man hat lange und vergeblich gestritten, ob die Karten Deutschen, Französischen, Spanischen oder Italiänischen Ursprunges sind; mir scheint gewiß, daß sie keine Französische Erfindung sind. Die Farben der Karten sind in den verschiedenen Ländern verschieden; die Franzosen haben: pique, trèfle, carreau und coeur; die Spanier: Schwerdt, Stock, Pfennig (denier) und Schale (coupe) die Deutschen: Grün, Eichel, Schellen und Roth; aber diese Farben sind erst gleichzeitig mit dem Piquetspiele aufgekommen, das unter Karl VII. erfunden worden. Bis dahin kannte man in Europa nur die sogenannten tarots, mit bizarren Gestalten, nach Art des Todtentanzes, bemalt. Diese Karten, mit allerlei Schilderungen und Be-

zierungen versehen, stellten vor: den Papst, den Kaiser, den Einsiedler, Narren, Gehenkte, Schildknappen, Sieger im Triumphe, Verliebte, den Mond und Astrologen, die Sonne und die Parzen, die Gerechtigkeit, das Glück, die Mäßigkeit, die Tapferkeit, endlich den Tod, das jüngste Gericht und die Kirche. Erst der Regierungszeit Karl's VII. gehört die Erfindung der Französischen Karten und des Piquetspiels, das vielleicht eine Nachahmung des Deutschen Landsknechtspiels ist. Endlich verschwanden jene grotesken Figuren des Todtentanzes, den man in ewiger Wiederholung erblickte, gemalt auf den Rändern der Meßbücher, gewirkt auf den Degengriffen, dargestellt in den Kirchen und Palästen, auf Kirchhöfen, besungen von den Poeten in Reimen und von jedem Biersieder hergespielt; ja, jedes Vergnügen verdunkelten sie gleichsam durch den Schatten trauriger Erinnerungen. Ganz verschwand freilich der Tod nicht aus dem Kartenspiele, das wieder wie anfänglich, ein Kriegesspiel ward.

Karl VI. hatte durch einen Befehl vom J. 1391 bei Strafe von 10 Sous alle Spiele untersagt, die seine Unterthanen von den Waffenübungen abzögen. Um dieses Verbot zu umgehen, unterzog sich der tapfere Labire oder vielmehr ein Waffenträger, der sich unter dem Bilde des Trèfle-Buben, ohne sich zu nennen, darstellen ließ, des Geschäftes, das Kartenspiel so zu reformiren, daß es in die Reihe militairischer Uebungen eintreten konnte; trèfle stellt das Stichblatt am Degen vor, carreau das viereckige Eisen an einem Pfeile, pique die Spitze einer Partisane und coeur das mittelste einer Schießscheibe; das As, Name einer alten Münze, bedeutete den Truppensold; die vier Könige stellten die vier Weltmonarchieen vor, die Jüdische, Griechische, Römische und Französische; denn Karl VII. konnte, als Nachfolger Karl's des Großen, auf die Herrschaft des Occidents Anspruch machen; David, Alexander und Cäsar trugen ebenfalls den Hermelin und das lilienbekränzte Scepter; die vier Damen des Tarocks bildeten Judith, die Tapferkeit darstellend, Pallas, die Gerechtigkeit, Rahel, das Glück und Argine die Mäßigkeit. Diese Argine, ein bloßes Anagramm aus regina wird wohl Marie von Anjou seyn, die Gemahlin Karl's VII., ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Sanftmuth; die vier Buben (valets oder varlets) stellten den Adel Frankreichs von seiner heroischen Zeit bis zum Ritterthum vor. Hector von Troja, der Vater jenes mythischen Francus, der für den ersten König von Frankreich gilt; Ogier von Dänemark, einer der Paladine Karl's des Großen; endlich Labire, der tapferste Heerführer Karl's VII., der sich als Trèfle-Bube in einen so mannhaften Kreis in seiner Eigenschaft als Erfinder oder Reformator des Kartenspiels begeben. Da die Holzschneidekunst erst 1423 erfunden ward, so wurden die Karten früher in derselben Art koloriert, wie die Manuskripte, und kamen sehr hoch im Preise, so daß 1431 der Herzog von Mailand, Visconti, 1500 Goldstücke für ein einziges Spiel Karten einem Französischen Maler zahlte. Als aber durch die Kupferstecherkunst die Möglichkeit, sie ins Unendliche zu vervielfältigen dargeboten war, verbreiteten die Deutschen Künstler ihre Karten über ganz Europa, und so sank ihr Preis bedeutend herab. Die Stadt Ulm machte so ansehnliche Geschäfte in diesem Artikel, daß ganze Ballen von Spielkarten nach Italien und Spanien geschickt wurden, gegen die man Gewürze und andere Waaren eintauschte. Ein Kartenmaler nannte sich Briefmaler. Trotz der vielfachen polizeilichen und kirchlichen Verbote behauptete sich das Kartenspiel an der Spitze aller übrigen mit dem Schach- und Damenspiele. Das Landsknechtspiel, piquet, Triumphspiel, prime, flux, Einunddreißig, comdemnale, mariage und eine Menge anderer Kartenspiele waren nach einander in den Wirthshäusern und den höchsten Cirkeln an der Tagesordnung. Ludwig XII. spielte, wie Hubert Thomas im Leben Friedrichs des Zweiten meldet, im Angesicht seiner Soldaten im Feldlager Flux; Pantagruel, wie Rabelais erzählt, fand die Matrosen in Bordeaux am Ufer Luette spielen. — Die Karten selbst scheinen der Seelenwanderung unterworfen zu seyn, so große Veränderungen haben die Könige, Königinnen und Buben in Namen und Kostümen sich müssen gefallen lassen. Die Regierung Karls IX. führte Jagdknechte, Diener des Adels und des Hofes ein, die das Gefolge von Augustus, Konstantin, Salomon und Chlodwig bildeten, so wie der Damen Clotilde, Elisabeth, Pantheslea und Dido. Die Regierung Ludwigs XIV., der seinen Karten die Devise gab: J'aime l'amour et la cour, vive la reine! vive le roi! war mit diesen Königlichen Celebritäten noch nicht zufrieden und zog Cäsar, Ninus, Alexander und Cyrus den Helden, Pompeja, Semiramis, Rerane und Helena, Roger, Renaud und Roland vor. Der Trèfle-Bube ward mit dem Schilde des Kartenmachers abgefunden. Man könnte ein Buch schreiben über die Revolutionen, die die Karten erfuhren, bis zur Zeit der Französischen Republik, — der einigen und unauflöslichen — wo an die Stelle der vier Damen die vier republikanischen Tugenden traten, und die vier entthronten Könige durch vier Philosophen: Voltaire, Rousseau, Lafontaine und Molière ersetzt wurden.

Bibliographie.

Scènes de France et d'Afrique. — Von Ed. Suau. 7½ Fr.

Dziady, ou la fête des morts. — Gedicht, nach dem Polnischen des Mickiewicz.

Servantois et sottes chansons couronnés a Valenciennes. — Aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek. 8 Fr.

Abrégé de l'art d'accorder soi-même son piano. — Von C. Montal.

Manuel de l'accordeur, ou l'art d'accorder son piano, mis à la portée de tout le monde. — Von G. di Roma.

Examen du Salon de 1831. — Von A. D. Bergnaud.

Histoire de la peinture italienne, depuis Prométhée jusqu'à nos jours. — Von E. F. Duard.

Nord-Amerika.

Patrick Watkins.

(Aus dem Reiseberichte des Amerikanischen Capitains Porter.)

Auf der wüsten Karls-Insel im Ost-Ocean befindet sich eine Gegend Namens Pat, die vielleicht das Andenken eines Irländers verewigen wird. Der Matrose Patrick Watkins war nämlich zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem Englischen Schiffe entflohen und hatte auf diesem Theile der Insel, der von ihm seinen Namen führt, seinen Wohnsitz aufgeschlagen. In einem Thale, das kaum zwei Morgen kulturfähiges Land, das einzige der ganzen Insel, das die Mühe des Anbaus lohnen zu können schien, umfaßte, errichtete er sich eine dürftige Hütte, pflanzte Kartoffeln und Kürbisse in großem Ueberflusse und vertauschte sie für Branntwein oder Geld. Das Aeußere dieses Mannes war so zurückstoßend wie möglich. Lumpen bedeckten seine Blöße, von Ungeziefer starrte sein Leib. Sein rothes Haar, der wildverwachsene Bart, seine von der Sonne furchtbar gebräunte Haut, aber auch seine wilden Manieren erregten Furcht und Entsetzen. Kein anderer Wunsch schien ihn zu beseelen, als sich eine hinreichende Menge Branntwein zu verschaffen, um sich in einem Zustande immerwährender Trunkenheit zu erhalten. Mehrere Jahre hindurch lebte dies Wesen, das die Gränze zwischen dem Menschen und dem Thiere überschritten hatte, in dieser Einsamkeit, und einmal, nachdem er sich mehrere Tage aus seiner Hütte entfernt hatte, fand man ihn völlig sinnlos auf der Erde kriechend und auf den Felsen der Küste herumrutschend. Er schien Alles, was an den Menschen erinnert, abgeworfen und die Natur einer Schildkröte angenommen zu haben.

Einige Zeit darauf befand sich ein Englisches Schiff in der Nähe der Insel, das einen Neger mit einer Schaluppe abschickte, um sich nach trinkbarem Wasser auf der Küste des Eilandes umzusehen. Der wilde Patrick mußte in einem mehr menschenähnlichen Zustand zurückgekommen seyn, denn er stand, als der Neger mit dem Boote landete, eine alte Flinte, die er sich nebst Pulverhorn verschafft haben mochte, in der Hand, eines Angriffs gewärtig auf seiner Hut. Zwei Schüsse fielen plötzlich zur Seite des Negers, die ihn, ohne zu treffen, zum Ziele hatten. Kaum blieb dem Erschrockenen Zeit, sich umzusehen, als der Kannibale über ihn herfiel, sich seiner bemächtigte und ihn mit sich fortführte, indem er ihm durch Zeichen zu verstehen gab, er müsse sein Sklave werden. Der eingeschüchterte Schwarze stellte sich willig und folgte ihm durch die Windungen der Felsen, die zur Wohnung des Wilden führte; bald aber die Unbehülflichkeit des neuen Zwingherrn wahrnehmend, ergriff er eine Gelegenheit, sich von ihm zu befreien. Beide zusammen mochten ein seltsames Bild abgeben; es war ein Europäer, der mindestens zum Wilden herabgesunken war, und ein geborener Wilder, der eine Europäische Kultur-Stufe erreicht hatte. Der beschwerliche Felsenpfad machte es nothwendig, daß der Neger hinter seinem Herrn ging; plötzlich nahm er bei einer Biegung des Weges den Zeitpunkt wahr, faßte den Patrick bei der Kehle, warf ihn zu Boden und schleppte ihn gebunden nach der Küste, von wo er mit Hülfe seiner Schaluppe alsbald am Bord des Schiffes ankam. Man mußte den ungeberdigen Kobold durch Peitschenhiebe in Ruhe zu bringen, und da man sich jetzt der Erzählungen Anderer, die das Eiland schon früher besucht hatten, erinnerte, so nöthigte man den Patrick, die Dollars, die er für seine Kartoffeln eingehandelt habe, ihnen auszuliefern. Da er sich weigerte, war man grausam genug, ihm die Hütte und den mühsam angebauten Garten zu zerstören und das Geld mit Gewalt zu nehmen; er selbst hatte einen Augenblick benutzt, gefesselt wie er war, in die Schluchten des Innern der Insel zu entwischen. Sobald er die Gegend von seinen Verfolgern befreit glaubte, kam er aus seinem Versteck hervor, rieb seine Handschellen an der Rinde harter Bäume ab und ging mit Eifer an sein Tagewerk. Schiffe kamen ab und zu nach der Insel, um von Patrick Felsfrüchte einzuhandeln.

Sein Bemühen ging jetzt darauf, sich Gefährten und Gehülfen seiner Arbeit zu verschaffen, um die Einbuße, die er erlitten, schneller wieder zu ergänzen. Dies gelang ihm auf folgende Weise. Er lud zwei Matrosen, die auf einer Schaluppe zu dem gewöhnlichen Zwecke zu ihm abgesandt waren, freundlich ein, in seine Hütte zu kommen, bewirthete sie nach Möglichkeit und machte sie trunken, während er die Barke vom Ufer löste und den Wellen preisgab, welche dieselbe bald davontrugen. Die berauschten Matrosen lagen im Felsen versteckt, und ihre Gefährten, die vielleicht abgeschickt wurden, sie zu suchen, mußten, da sie die Schaluppe nicht mehr in der Bucht fanden, der Vermuthung Raum geben, dieselben hätten bereits die Insel verlassen und seyen vom Winde in die See getrieben. Somit kehrten sie zu ihrem Schiffe zurück, und die Matrosen sahen sich von aller Welt verlassen und genöthigt, Patrick's Schicksal zu theilen. Vielleicht mochten sie auch ihren Vortheil in der Gemeinschaft mit Patrick sehen und von ihm die Mittheilung seiner in dem Innern der Insel vermutheten Schätze hoffen.

Bald darauf war jedoch der Verkehr mit Patrick auf der Karls-Insel ganz unterbrochen, und es hieß, er sey mit Hülfe einer Schaluppe, die er entwendet haben mochte, nebst seinen Gefährten nach Guayaquil übergeschifft. Die Genossen waren indessen entweder ein Opfer des Mangels an trinkbarem Wasser oder der Grausamkeit ihres Herrn geworden, denn dieser kam dort allein an und wandte sich bald weiter nach der Insel Payta, wo ein schwarzbraunes Mädchen, zu dem der Kannibale eine Neigung faßte, sich entschloß, ihm nach der alten geliebten Karls-Insel zu folgen, deren sterile Schönheiten er ihr in ein interessantes Licht gesetzt haben mußte. Seine scheußliche Gestalt war vielleicht gerade die Ursache, daß sie in ihm ein überir-

dischen götzenartiges Wesen verehrte. Kurz vor seiner Abreise machte er sich jedoch den Eingebornen durch allerlei böswillige Streiche verdächtig, und über seine Nichtswürdigkeit empört, warfen sie ihn in Haft und machten ihn auf diese Weise unschädlich. Laut der letzten Nachricht, die ein Schiff, das an jener Insel landete, mitbrachte, saß Patrick Watkins noch immer im Gefängniß und harrt der Lösung seines wundersamen Geschicks.

Mannigfaltiges.

— Unendlichkeit des Himmelsraumes. Wie groß auch die Entfernung der Erde von der Sonne erscheint, so ist sie ihr doch, im Vergleiche mit dem Uranus nahe, dieser Planet ist nämlich nicht weniger als 1,843,000,000 Meilen von dem Lichte entfernt, das die Welt erwärmt und erleuchtet. Die Spitze des Planetensystems bildend, kann er die Sonne nicht größer sehen, als wir die Venus. Die Erde kann nicht einmal vermittelst eines Teleskops einem so entfernten Körper sichtbar seyn. Aber der Mensch, der Bewohner der Erde, durchdringt die unermeßlichen Räume des Systems, zu dem sein Planet gehört; er nimmt den Durchmesser seines Kreises als die Grundlinie eines Dreiecks, dessen Spitze in die Sterne reicht. Wie erhaben aber auch dieser Gedanke ist, so erweist er sich doch nicht als vollkommen richtig; denn die sichtbaren Stellungen der Fixsterne erscheinen uns, trotz der jährlichen Revolutionen der Erde, doch nicht merklich verändert; und trotz aller Hülfsmittel, die sowohl der Fortschritt der neueren Astronomie, als auch die Vervollkommnung der Instrumente dargeboten, ist es noch immer zweifelhaft, ob eine merkliche Parallaxe auch auf der uns nächsten dieser fernen Sonnen entdeckt worden. Wenn ein Fixstern die Parallaxe von einer Sekunde hätte, so betrüge dessen Abstand von der Sonne 20,500,000,000,000 Meilen. In solcher Entfernung schwindet nicht allein die Erdkugel zu einem Punkte zusammen, sondern das ganze Sonnensystem, in dem Brennpunkte des mächtigsten Teleskops gesehen, könnte mit dem Faden eines Spinnengewebes bedeckt werden. Der Lichtstrahl, der 200,000 Meilen in einer Sekunde durchfliegt, würde 3 Jahre 7 Tage brauchen, um diesen Raum zu durchdringen. Einer der uns nächsten Fixsterne könnte drei Jahre entzündet oder verlöscht seyn, bevor wir ein so wichtiges Begebniß nur merkten. Doch ist auch diese Entfernung noch klein, verglichen mit der der entferntesten Körper, die am Firmamente sichtbar sind. Die Fixsterne sind ohne Zweifel leuchtende Körper, wie die Sonne; es ist daher wahrscheinlich, daß sie einander nicht näher sind, als es die Sonne dem nächsten von ihnen ist. Viele der Sterne, die uns in der Milchstraße und anderen Nebelflecken als einander ganz nahe erscheinen, mögen in der endlosen Ausdehnung des Raumes weit aus einander liegen, ja um viele tausend Räume mögen sie von einander entfernter seyn, als der erste dieser Sterne von uns, und das Licht braucht wohl tausende von Jahren, um zur Erde von jenen Sonnenmyriaden zu gelangen, von denen unser Planet „nur der dunkle, ferne Genosse" ist.

(Mrs. Somerville's Connexion of the physical sciences.)

— Die Bevölkerung der Erde auf einem Punkte beisammen. Eine Englische Quadrat-Meile enthält 3,097,600 Quadrat-Ellen, und nimmt man an, daß auf einer Quadrat-Elle Raums vier Menschen von unterschiedlicher Korpulenz Platz haben, so könnten 12,390,400 menschliche Wesen, mithin die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten, sich ohne Unbequemlichkeit auf einer Quadrat-Meile beisammen befinden. In gleicher Weise könnte das zahllose Heer des Xerxes, von welchem die Griechen fabelten, sein Vortrab sähe dem Aufgang der Sonne zu, während der Nachtrab deren Untergang noch vor Augen hätte, in geschlossenen Gliedern auf einem Felde von 100 Morgen Landes aufgestellt werden, und Jedermann würde die Stimme eines und desselben Redners vernehmen. Die Einwohner der ganzen Erde, die man auf 900 Millionen angiebt, würden einen Kreis von 10 Engl. Meilen im Durchmesser nicht ganz ausfüllen und wären fast im Stande, eine starke Glocke, die im Mittelpunkte desselben geläutet würde, sämmtlich zu hören.

— Kean, der Liebling des Englischen Publikums. Während des Zeitraums von 1814—1833 war Edmund Kean auf der Englischen Bühne ein Stern erster Größe und der Liebling, wenn nicht der Abgott des Publikums. Den Rollen, die er gab, verlieh er durch eine ganz eigenthümliche Auffassung des Charakters ein so festes Gepräge, daß man, auch wenn man andere Schauspieler dieselben darstellen sah, nichts anderes als eine getreue Nachahmung von Kean's Spiel verlangte. Kean selbst aber war mit diesen Nachahmereien nicht immer zufrieden, und im Unwillen über einen Stümper, der ihn als Shylock kopirte, dessen Kopie aber wie eine Karrikatur aussehen mochte, warf er demselben einmal ein Weinglas an den Kopf. Die Schauspieler hüteten sich auch in der Regel, seine Persönlichkeit zu auffallend wiederzugeben, wenn sie ihn selbst im Theater wußten. Der Schauspieler Anderton spielte in Manchester eine Rolle, in welcher Kean Meister war, so daß das Publikum nicht anders zufrieden gestellt werden konnte, als wenn der Darsteller an den Liebling erinnerte. Kean war aber zugegen und Anderton wußte darum. Deshalb bemühte er sich, seiner sonstigen Gewohnheit zuwider, seiner Darstellung alles zu nehmen, was eine bloße Kopie Kean's scheinen konnte. Bald erhob sich jedoch ein lautes Gemurmel unter den Zuschauern. „Gieb uns Kean, gieb uns Kean!" scholl es plötzlich mit tausendstimmigem Echo aus allen Logen, und Anderton sah sich genöthigt, seine Rolle nach der beliebten und gewohnten Weise zu spielen. „Ich habe Sie nicht gesehen!" sagte Kean beruhigend zu dem furchtsamen Schauspieler, als er nach der Beendigung der Vorstellung mit ihm zusammentraf. Während des angegebenen Zeitraumes, in welchem der berühmte Künstler im wahren Sinne des Wortes Epoche machte, nahm er jährlich im Durchschnitt 10,000 Pfund Sterling ein, und es ist seinen Freunden unerklärlich, wie er, da er weder Spieler war, noch sonst eine hervorstechende Leidenschaft zu befriedigen schien, diese Summen verschwenden konnte, so daß er wenige Tage vor seinem Tode in Gefahr war, wegen 100 Pfund, die er nicht abtragen konnte, gefänglich eingezogen zu werden. Wahrscheinlich lag der Grund seiner fortwährenden Geld-Verlegenheit in der Freigebigkeit, zu der er ohne alles Maaß und Ziel einen Hang in sich trug.

— Das Feldgeschrei. Ursprünglich war das Feldgeschrei nur eine Anrufung der Gottheit und der Heiligen, wozu noch in späteren Zeiten der Name der besonderen Familie oder des Landes kam, die oder das eines solchen Rufs als gemeinsamen Kennzeichens sich erdiente. Das Feldgeschrei „Montjoye St. Denis" ist zusammengesetzt aus dem Namen des Schutzpatrons der Könige von Frankreich, und — wie Einige meinen — einem Ausrufe des Chlodwig, der, indem er den heiligen Dionys um Hülfe anflehte, versprochen, ihn als seinen Jupiter (mon Jove) anzuerkennen. Andere nehmen die Worte für ma joie; noch Andere erklären sie durch den Hügel Montmartre, auf welchem St. Denis und seine Gefährten unter Decius den Märtyrertod litten. „Montjoye" ward auch von einigen Adlichen Frankreichs als Feldgeschrei angenommen. Nur die indessen, welche ein Kommando hatten und in dem Heere das Banner trugen, waren zu einem eigenen Feldgeschrei berechtigt. (F. d. P.)

— Ein Wald unter dem Meere. Bei Dieppe in der Normandie haben die Geologen unter dem Meer eine Menge von Baumstämmen entdeckt, die in angeschwemmter Erde am Fuße des Strandes westlich vom Cap d'Ailly gleichsam eingewühlt sind. Im vergangenen Februar wurde ein großer Theil dieser Stämme bei niedrigem Wasserstand entblößt. Sie scheinen die Trümmer eines versunkenen Waldes zu seyn. Das Holz der meisten ist zu Torf geworden; doch bewahren viele derselben unter ihrer Hülle von Torf ein ganz frisches und gesundes Mark von schöner reihgelber Farbe. Diese Bäume sind theils Eichen, theils Kastanien; auch will man Tannen und noch andere Gattungen gesehen haben. Sämmtliche Bäume liegen von Südost nach Nordwest und haben eine Neigung von ungefähr 80 Grad gegen ihre Basis. Seit langer Zeit wissen die armen Bewohner der Küste von dem Daseyn dieser vegetabilischen Trümmer und lösen ganze Stücke derselben ab, um sie als Brennmaterial zu verbrauchen, so schlecht auch diese Art Heizung ist. Möchte die Wissenschaft bald einen vortheilhafteren Gebrauch davon machen!

(N. A. V.)

— Eine neue Wunderhöhle. Kürzlich wurde in einem Englischen Bergwerke in der Nähe von Falmouth eine wunderbare Höhle entdeckt. Einige Arbeiter waren damit beschäftigt, um den Eingang in die Mine zu erweitern, und fanden ganz unerwartet eine Oeffnung, welche mit einigen alten Gängen in Verbindung zu stehen schien. Ohne Verzug wurden Anstalten getroffen, die Stelle näher zu untersuchen, und so fand man den Eingang zu einer schmalen Höhle, deren Boden und Seitenwände ganz das Ansehen wie der Rand eines Meerufers hatten, welchen täglich die Welle benetzt. Gleichwohl ließ sich kein Zusammenhang mit dem Wasser-Elemente entdecken. Bei näherer Untersuchung zeigte sich eine Menge kegelförmiger Säulen von Eisen Oxyd in verschiedener Größe von 6—18 Zoll. Diese waren von dem Herabträufeln des Wassers vom Dach-Gewölbe entstanden und gaben der Vermuthung Raum, daß die Scheidewand zwischen der Höhle und der See noch nicht lange bestehen könne. Indem man ungefähr 120 Fuß südwärts verschritt, schien die Grotte in eine schmale Spitze auszulaufen und ihr Ende zu finden. Als man sich jedoch bückte, so zeigte sich eine kleine Oeffnung. Der Inspektor des Bergwerks prüfte sie näher und entdeckte, indem er durch dieselbe in die Höhe blickte, eine neue, weite, prachtvolle Höhlung. Die ganze Ausdehnung des Schlundes betrug in der Länge 200 Fuß, in der Höhe abwechselnd 30—70, in der Breite 20—40 Fuß. Unter Anderem fand man in derselben ein Fisch-Skelett von 2 Fuß Länge. Dies Gerippe schien dem ersten Anblick nach so vollständig und wohlerhalten als möglich, bei der leisesten Berührung zerfiel es jedoch in Staub mit Ausnahme des Hirnschädels, der sehr fest war. Die ganze Entfernung der See von dem Süd-Ende der Höhle beträgt 400 Fuß.

(Falmouth Packet.)

— Seefahrten der Bewohner von Cochinchina. Das Indische Meer wird jetzt von Schiffen besucht, die dem Könige des Reiches Anam gehören. Diese Schiffe sind mit Eingebornen bemannt, die aber gewöhnlich einen Europäer oder einen Portugiesen aus Macao als Lootsen mit am Bord haben. Der Zweck ihrer Reisen scheint eher wissenschaftlich als kaufmännisch zu seyn, da die Befrachtung der Schiffe verhältnißmäßig unbedeutend ist. Vor zwei oder drei Jahren kamen zwei Cochinchinesische Schiffe nach Kalkutta. 1833 segelten vier derselben nach Batavia. 1832 lag eines bei Manilla vor Anker. „Einer ihrer Notabeln", sagt die Singapore-Chronicle, hat uns im vergangenen Jahr um so viele Indische Zeitungen, als wir auftreiben könnten, und wir waren so glücklich, ihn mit einigen Nummern der Zeitungen von Kalkutta, Madras, Bombay, dem Cap, von Canton und Australien beschenken zu können. Diese Blätter waren für einen Europäischen Hofbeamten bestimmt, welcher das Interessanteste daraus zur Belehrung Seiner Cochinchinesischen Majestät übersetzen sollte. (A. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 68. Berlin, Freitag den 6. Juni 1834.

Frankreich.

Paris während des Direktoriums.

Aus dem Tagebuche des Herrn Charles de Constant*).

Paris, 12. Mai 1796. Gestern, nach meiner Ankunft, habe ich bei Very soupirt; das Essen war vortrefflich und kostete doch nur 1400 Franken. Ich gab einen Louisd'or und erhielt 6500 Franken an Assignaten zurück.

Man hat eben eine Verschwörung entdeckt, an deren Spitze ein gewisser Babeuf steht; dieser Mensch, den man wenigstens für verrückt erklären muß, wollte das Direktorium stürzen und die blutige Regierung der Schreckensmänner erneuern; er ist arretirt, und da viele Fremde in die Verschwörung verwickelt sind, so hat man sämmtlichen Nicht-Einheimischen den Befehl gegeben, Paris zu verlassen und sich mindestens zehn Meilen entfernt zu halten. Ich hoffe, daß ich vermöge des Kredits, den mein Vetter Benjamin genießt, in Paris werde bleiben dürfen.

Den 14. Mai. Man läßt sich die Entdeckung der furchtbaren Verschwörung der Babeufisten eifrig angelegen seyn. Gestern früh schloß man plötzlich den Garten der Tuilerieen, und am Abend war ich um ein Haar im Palais Egalité eingesperrt worden. Diese Orte sind gleichsam die Netze, in denen man seine Leute fangen will. Ueberall sind die Wachen verdoppelt; bei jedem Schritte werde ich von Patrouillen angehalten; der Wachthäuser sind so viele, daß kein Mensch ihnen entgehen kann; ich muß hinein und meine Papiere vorzeigen. Wehe dir, wenn man sie nicht in Ordnung findet! Hundert Mal hat mich diese Nacht das Geschrei: Qui vive? aus dem Schlafe geweckt.

Ich bin auf der Mairie gewesen, um einen Paß zu holen. Da war ein großes Gedränge; ich mußte mich hinten anschließen und warten, bis die Reihe an mich kam. Anderthalb Stunden lang hatte ich Muße zum Beobachten: Die Munizipal-Beamten und die Commis waren gegen Jedermann höflich; sie bevorzugten Niemand und kränkten Niemandes Recht. Gleichwohl standen hier Leute von jedem Rang. Das ist doch einmal wahre Gleichheit, dachte ich. Wer sollte ihr Daseyn in einem Paßbüreau ahnen?

Den 15ten. Ich bin im Theater der Republik gewesen, wo man den „Leviten von Ephraim" spielte, ein schreckliches und blutiges Stück, das unter allen Zuschauern Grausen und Abscheu erregte. Wenn Fictionen eine angemessene Wirkung hervorbringen sollen, so müssen sie mit den Sitten der Zeit und den Tages-Ereignissen im Kontraste stehen; die Herrschaft Robespierre's liegt uns noch zu nahe, als daß Metzeleien und Details von Hinrichtungen nicht einen zu starken Eindruck machen sollten. Wäre es nicht besser, um milde und friedliche Sitten zurückzuführen, das Bild derselben darzustellen und ihren Zauber fühlbar zu machen? Die Hinrichtungen, der Krieg und alles Unglück, das er nach sich zieht, haben unser Mitleid abgestumpft; man muß es durch Schauspiele ganz anderer Art wieder hervorrufen. Talma hat eine zu studirte Natürlichkeit; er kann noch nicht edel und ungekünstelt zugleich seyn; Vanhove ist kalt und schwerfällig; er hält mit Molé und dem unnachahmlichen Contat keinen Vergleich aus.

Den 16. Mai. Wir sind doch solche Sklaven der Gewohnheit, daß fast alles Neue uns Anstoß giebt. Ohne Zweifel ist dies der Grund, warum die Griechischen Kostüme, welche unsere Damen jetzt tragen, obgleich elegant und sehr malerisch, mir so wunderlich vorkommen. Man sollte fast denken, sie seyen gar nicht bekleidet; das Korset ist sehr kurz und liegt unter dem Busen knapp an; von da hängen lange Draperieen lose herunter; die Arme sind bei den Meisten bis zur Schulter entblößt; die Fußbekleidung ist sehr nett, der Schuh ist platt und die seidenen Strümpfe haben bunte Zwickel. Die Kleiderstoffe sind kostbar und brillant; den Kopf schmückt eine Haube à la folle, oder ein großer einfacher Hut, der nach hinten sitzt. Der Schminke bedient man sich wenig oder gar nicht mehr. Die Frauen scheinen mir kräftiger und stärker, als vormals; sollte es daher kommen, weil sie mehr auf den Beinen sind? Doch sieht man auch wieder einige Kutschen fahren.

Den 17. Mai. Noch habe ich nicht die Erlaubniß, in Paris zu bleiben; mein Gesuch ist aber durch Madame Tallien überreicht worden, deren Reizen nichts widerstehen kann. Da ich ohne Sicherheitskarte bin, so ist mir kein freies Handeln gestattet.

*) Eines Genfers und nahen Verwandten Benjamin Constant's, der auch in diesem Artikel mehrere Mal genannt wird.

Das Talent der Rede war bei den Franzosen von jeher ziemlich allgemein; jetzt scheint es noch mehr vervollkommnet und bei allen Klassen zu Hause. Man bekümmert sich wenig um Literatur; Krieg, Politik, Handels-Speculationen erfüllen alle Köpfe, und Genuß ist der Zweck aller Handlungen. Was die Politik des Innern betrifft, so ist sie von der Art, wie sie in allen freien Staaten seyn dürfte: die Opposition, an deren Spitze Tallien, Louvet u. s. w. stehen, und die, wie man sagt, einen Rückhalt an den Jakobinern hat, führt Krieg mit denen, welche die öffentlichen Aemter einnehmen, um diese zu erobern. Eben so geht es in England, nur mit dem Unterschiede, daß dort ein König die Stellen vertheilt; hier in Frankreich verfügen Mehrere darüber, und darum ist hier der Intrigue und Infamie ein weiteres Feld geöffnet. Es wird eine andere Revolution nöthig seyn, um das Direktorium zu stürzen; aber zu diesem Zwecke wird man die Constitution verändern müssen. Die Jakobiner sind nicht zahlreich, und jeden Tag giebt es deren weniger; die Partei Tallien will sie als Schreckbilder gebrauchen, würde es aber nicht wagen, sich ihrer zu bedienen. Das Französische Volk läßt sich von Meinungen, die es mit Leidenschaft erfaßt, so leicht abbringen, seine quecksilberne Lebendigkeit hat so oft neuen Zündstoff nöthig, daß es dem ersten Charlatan sich hingiebt, der ihm geschickte Verspiegelungen macht. Wer in einer so veränderlichen Atmosphäre lebt, der macht wenig Fortschritte in der Kenntniß des menschlichen Geistes; dagegen sammelt er viele Erfahrungen, die zur Kenntniß der Gesellschaft dienen.

In der Vorstadt St. Antoine hört man Lärm; bewaffnete Macht ist nöthig gewesen, um die Rotten zu zerstreuen; es sind die Jakobiner, sagt man, die Babeuf aus dem Temple befreien wollten.

Ich bin Boissy d'Anglas auf der Straße begegnet; wir haben ein paar Augenblicke von den öffentlichen Angelegenheiten gesprochen. Er klagt über die Schwäche, den Egoismus, die Einsichtslosigkeit und das Verderbniß des Gouvernements. Er wünschte mehr Tugend und erhabene Ideen; er wünschte mit Einem Worte, daß die Leute an der Regierung ihm glichen. — Dann bin ich in einem Hause mit Jean Debry und Cambacérès zusammengetroffen; diese Herren kommen, wie mir scheint, in Verlegenheit, wenn man gern wissen möchte, nach welchen Prinzipien sie gehandelt haben; man sollte denken, sie hätten weder Zweck noch Plan gehabt und wären von den Umständen, vor Allem aber von der Furcht, im Rückstand zu bleiben, getrieben worden.

Den 19. Mai. Heute bin ich durch die Tuilerieen geschlendert, deren düstere und einsame Baumgänge in diesem Augenblick einen ruhigen Zufluchtsort darbieten und Träume der Vergangenheit in uns hervorrufen. Mein erster Gedanke, als ich diesen Palast wiedersah, bezog sich auf die thörichten Eitelkeiten dieser Welt; der zweite betraf die Kürze ihrer Dauer, selbst in unserem an sich schon kurzen Leben. Auf dem Revolutions-Platze sieht man noch Trümmer eines Blutgerüstes und drei oder vier schlanke Pappeln. Dort war die Behausung des verhängnißvollen Werkzeuges, das so manchem Leben ein Ende gemacht hat.

Den 23. Mai. Die Erlaubniß, in Paris zu bleiben, läßt auf sich warten; nichts kommt hier vorwärts, wenn keine Freunde da sind, die es eifrig betreiben. Ich muß den Haussuchungen mich entziehen, die man jetzt anstellt. Ein Freund hat mich bei Herrn B., in der Straße Chayon, nahe am Temple, untergebracht. Diese reiche Bürgerfamilie vereinigt mit der Gutmüthigkeit und den Gewohnheiten, auch die Unwissenheit und die Vorurtheile der Pariser Bürger. Ich werde hier wie ein verzogenes Kind behandelt; man sieht, daß ich traurig und krank bin, und läßt mir daher Freiheit genug. Madame B. bringt mir des Abends in einer schönen silbernen Schüssel, die ein Erbstück der Familie ist, eine köstliche von ihr selbst zubereitete Suppe. Alle Glieder dieser ehrenwerthen Familie haben die wahre Höflichkeit des Herzens. Herr B. hat Ludwig XVI., Robespierre und eine Menge Anderer auf den Richtplatz begleitet. Nach seiner Ansicht sind Schwäche und die Macht des Beispiels an Allem Schuld gewesen. Jeder erkannte das Uebel, aber keine Stimme erhob sich dagegen. „Es hätte", sagte er treuherzig, „gar weniger Stimmen bedurft, um diesen Abscheulichkeiten ein Ende zu machen." „„Wo bliebst Du denn mit der Deinigen, guter Mann?"" fragte ich ganz leise.

Den 5. Juni. Gestern habe ich bei Benjamin dinirt, und zwar mit denen, welche man die Schoßkinder des Direktoriums nennt, mit Bergoin, Rieuff, Méchin, Foulète, Julian und Anderen. Man ergab sich der rauschendsten Freude; die freiesten Reden, die ungeworfensten Ausdrücke belebten unsere Unterhaltung; keine Celebrität,

Digitized by Google

kein noch so großer Ruf wurde von diesen munteren Aristarchen ungeprüft gelassen. Man hat über die Factionen gestritten, die jetzt ihr Wesen treiben. Diese Herren scheinen vor der Faction Orleans sich zu fürchten, welche immer noch fortbesteht und die Constitutionellen mit den Jakobinern vereinigt; Erstere als Gewalthaber, Letztere als Werkzeuge, die immer bereit sind, an der Verwirrung Theil zu nehmen, ihren Fall zu rächen und dann zu plündern. Diese Faction zählt eine Menge Enthusiasten und Narren unter ihren Anhängern. Die Regierung nennt den reinen Girondisten einen guten Patrioten, der eine auf Gesetze basirte Republik wünscht, wenn die Gesetze der freie Ausdruck der Majorität, wenn sie weise und menschlich sind. Als Benjamin sah, in welches Staunen die Unterhaltung der Gäste mich versetzte, sagte er mir mit einer Miene, die Verachtung ausdrückte: „Und doch bilden diese Herren den Hof des Direktoriums, jenes Direktoriums, das Frankreich lenkt und Europa bekriegt!“

Den 9. Juni. Man lebt hier immer in ängstlicher Erwartung einer politischen Bewegung; man sieht auf dem Vesuv, hört den Berg brüllen, sieht Rauchsäulen emporsteigen, zittert und — bleibt. Das Direktorium ist unschlüssig; man sagt, es gehe damit um, Paris zu verlassen; diese Maßregel würde ihm den Untergang bringen; es käme nie wieder zurück. Barras ist der Einzige, der kein Hasenherz besitzt. Man hat eine neue Verschwörung entdeckt, deren man die Anhänger Babeuf's und Drouet's bezüchtigt. Diese Leute bewohnen im Temple die Gemächer Ludwig's XVI. und seiner Familie!

Ich habe den Oscar aufführen sehen, eine Tragödie, zu der Arnault von Madame Tallien, die er anbetet, begeistert worden seyn soll. Ein kleiner Herr, dessen ganzes Kinn eine gelbe Kravatte versteckt, und dessen künstlich gelecktes Haar ihm bis auf die Nase fällt und kaum das Gesicht bemerken läßt, sagte neulich in einem Salon: „Ich begreife nicht, warum man dieses Stück Oscar nennt; man könnte ihm eben so gut einen ganz anderen Namen geben.“ — Auch einem sehr netten Ball habe ich beigewohnt, wo die Elegants von beiden Geschlechtern, perfekte Tänzer, in einem Contretanz ein wahres Ballet darstellten. Man bildete einen Kreis, man stieg auf Stühle, selbst auf Tische, um dieses Schauspiel zu genießen!

Den 13. Juni. Zwei Gesandte sind angekommen, ein Deutscher und ein Neapolitanischer; Beide haben Vive la République! gerufen. Die Macht gebietet, und die Furcht überredet. Die Ausgaben der Regierung sind ungeheuer; Triebwerk und Formen sind noch komplizirter als vordem; in den Antichambern wartet man sich zum Narren, ganz wie unter dem alten Regime. Man ergreift außerordentliche Maßregeln, damit die Ruhe in Paris nicht gestört werde; das Mißtrauen ist an der Tagesordnung. Als ich heute Abend nach Hause ging, begegneten mir zehn Reiter-Patrouillen, jede zu 50 Mann. Ich war nach den Elysäischen Feldern gegangen, um hier einen schönen Abend zu genießen; von 8 Uhr an spaziert man dort zwischen zwei Reihen hübschen Frauenzimmern, deren Beschäftigung darin besteht, daß sie sich so vortheilhaft als möglich produziren. Die Pariserinnen, wie die Französischen Damen überhaupt, besitzen mehr als alle Damen des übrigen Europa die Kunst, zu scheinen und Figur zu machen. Jeder Vorübergehende kann sich einbilden, daß sie ihm besondere Aufmerksamkeit schenken.

Heute Morgen war ich in Bagatelle, wo ich die mehr als wollüstigen Gemälde des Boudoirs betrachtete. Als ich mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ich hier in Gesellschaft so vieler jungen Damen sey, stopfte man mir den Mund mit der Bemerkung, diese Gemälde seyen Kopien von Antiken.

Jedermann übt seine Industrie, um Geld zu gewinnen. Die Preise aller Dinge wechseln von Tag zu Tag in solchem Grade, daß eine wahre loterie universelle entsteht. Vormals sahen wir den Marktschreier im geflickten Kleide nur auf öffentlichen Plätzen seinen Theriak verkaufen. Jetzt geschieht dies überall, in den Straßen, auf der Börse und in den Salons. Jedermann spielt die Rolle des Marktschreiers so, daß nur die Fremden darauf achten. Einer schreit vor einem mit Waaren beladenen Gerüst: „Für sechs Sous! Für sechs Franken! Es ist unglaublich! Schaut nur, ihr Herren, es ist ein wahrer Spottpreis!“ Und wirklich, es sind schöne Porzellane, Möbeln, Tableaux, Kleider, Spitzen u. s. w., die viermal mehr werth zu seyn scheinen, als man verlangt. Ein Anderer hält einen Hut voll Thalern in der Hand, den er schüttelt, um glauben zu machen, daß er schon viel verkauft hat, und daß man sich beeilen muß, wenn man noch wohlfeil ankommen will. Ich habe einen alten Freund besucht, der mir zufällig begegnete; er hat mich seinem Vater, dem Grafen von C., vorgestellt, den ich vor einem mit Papieren bedeckten Büreau sitzend fand, in Konferenz mit einem Wechsel-Agenten, der seine Befehle in Empfang nahm. Von da gingen wir in einen Salon, wo zwei Schwestern meines Freundes, Beide sehr hübsch und in leichtem Morgen-Anzug, damit beschäftigt waren, daß sie Seidenzeuge, Musseline, Stickereien u. s. w., die sie verkaufen oder vielmehr wiederverkaufen, falteten und rangirten.

Madame Tallien, die seit dem 9. Thermidor Epoche macht, ist von mehr als mittler Größe; sie ist herrlich gewachsen, bräunlichen Teints, klar, voll Gesundheit und Jugendkraft. Ihre wohlgeformten schwarzen Augen und ein etwas unstäter Blick erhöhen den Reiz ihrer Physiognomie. Ihr feiner Mund ist kirschroth, ihre Lippen sind klein und schmal, ihre Zähne vollkommen schön; ihre Nase weder Griechisch, noch Römisch, doch ganz allerliebst; ihr Gesicht ein schönes Oval; Portament, Arme und Hände ungemein schön. Ihr ganzes Wesen ist entzückend, voll Sanftmuth, Lebendigkeit und Reiz. Ihre helle und wohltönende Stimme hat nicht die bei Pariserinnen so gewöhnliche scharfe Accentuirung. Ihr Anstand ist höchst edel; ihre Manieren sind einnehmend, ihr Geist aufgeweckt. Neulich sah ich sie in einem Kleide, oder vielmehr einer Tunika, mit grünem und orangefarbigem Bande, das von der Taille aus um die Schultern ging; sie trug ein Halsband aus Bernsteinkugeln, die rautenförmig geschliffen waren, und eine feine, vielfach gewundene, goldne Kette, an welcher ein goldenes Herz hing. Ihre bis zur Schulter entblößten Arme waren mit starken Bracelets von Gold und Haaren geschmückt; schönes schwarzes Lockenhaar umfloß ihren Nacken. Ueber den Schultern trug sie einen Kaschmir-Shawl, mit dem sie spielte und elegant sich drapirte.

Madame Tallien rührt uns zu Thränen, wenn sie die Einzelnheiten ihres wild bewegten Lebens erzählt, besonders wenn sie von ihren Leiden während ihrer Einkerkerung spricht. In Versailles wurde sie festgenommen und nach Paris vor das revolutionnaire Comité gebracht, das aus 25 Schurken bestand, die in ihrer Gegenwart speisten und das edle Weib den ganzen Tag ohne Speise und Trank auf dem Bänkchen sitzen ließen. Von da schleppte man sie nach einem Kerker; sie kam über den Revolutionsplatz, wo die Guillotine unermüdet thätig war. Ihre Wachen zwangen sie, den Kopf aus dem Wagen zu strecken, und sagten dabei: „In dreien Tagen wirst du auf dieser Bühne mitspielen.“ Man führte sie in zwölf verschiedenen Gefängnissen herum, bevor man eines fand, in dem noch Platz war. Endlich kam sie in la Force unter. — Diese Frau kümmert sich gar nicht um politische Dinge und versinkt oft in tiefe Schwermuth. „Ich habe so viel gelebt!“ ruft sie aus. Sie spricht von Liebe und Freundschaft, wie ein Weib, das den Zauber beider Gefühle, aber auch ihre Bitterkeiten kennen gelernt hat. Kommt es darauf an, eine edle Handlung auszuführen, so opfert sie ihr gern den Schein und selbst die Konvenienz. Dies ist das Bild einer Frau, auf die jetzt alle Blicke gerichtet sind, und die allen Uebrigen zum Muster dient.

Noch nie hat man weniger die Verstellung gekannt, als heutzutage; das Leben ist zu kurz, zu gefährdet, als daß es sich der Mühe lohnte, zu heucheln..... Alles ist seit Abschaffung der Assignaten sehr theuer geworden; dies beweist nicht die Seltenheit des Geldes, wohl aber bessere Würdigung der Sachen und des Geldes selbst. Mit der Wiederkehr des Luxus kommen auch Elend, Betteley, Diebstahl, Verbrechen, Selbstmord. Die Polizei ist sehr thätig; allein die Zahl der Leidenden ist sehr groß. Eine Frau in meiner Nachbarschaft hat sich heute die Kehle abgeschnitten; ein Vater von sieben Kindern hat sich gestern aus dem Fenster gestürzt. Ueberall sieht man Krüppel, hölzerne Beine, Arme im Verband; meistens sind es junge Krieger, die von der Armee zurückkommen.

Sonst war es ein Vortheil, als Fremder in Paris zu seyn, und viele Franzosen wählten fremdes Kostüm; in dieser Hinsicht hat das Blatt sich gewendet; die Fremden haben keine Autorität mehr; der Franzose fängt an, dasjenige zu schätzen, was im Inlande gemacht wird, und macht mit sich selbst den Anfang.

Ich bin mit Herrn Pelet de la Lozère bekannt geworden, der so in Gunst steht, wie ein großartiger, wahrhaft sittlicher Charakter es verdient. Er hat mir eine Einlaßkarte zum Rathe der Fünfhundert gegeben; um ein Uhr bin ich hingegangen und von der Eröffnung der Sitzung Zeuge gewesen. Der Rath versammelt sich bei den Tuilerieen, im alten Manège, diesem Schauplatz der rasenden Thorheiten des Konvents. Der Saal ist ganz ohne Decoration; man sieht nur einen Sitz für den Präsidenten, eine Tribune, den Tisch der Secretaire und numerirte Bänke für die Mitglieder. Unter der öffentlichen Gallerie ist eine Bank für die Damen und für solche, die Eintrittskarten haben. Ueberall in Frankreich hat das schöne Geschlecht Sitz und Stimme. Ich hörte Vorträge von Cambacérès, Dumolard, Lebrun, Daunou und Boissy d'Anglas. Ein zuvorkommender und geschwätziger Nachbar, der gern an der Diskussion Theil genommen hätte und die Redner apostrophirte, je nachdem sie für oder wider seine ganz revolutionnairen Ansichten sprachen, zeigte mir die berühmtesten Mitglieder. Ich bat ihn, mir Sieyes zu zeigen; er suchte ihn mit den Augen, und als er ihn nicht gewahrte, sagte er mir: „Wäre ein Vorhang im Saale, so bin ich überzeugt, er würde dahinter stecken.“

Von dem Rathe der Fünfhundert ging ich nach dem Boulognerwäldchen, um eine partie de barres zu sehen, zu der ich eingeladen war. Viele Zuschauer hatten sich im Phaeton, zu Pferd und zu Fuße eingefunden. Man sah hier Damen, die ihre Schönheit und ihr Luxus berühmt macht. Die jungen Leute, welche an die Stelle der Marquis, der Pagen u. s. w. gekommen, sind Agioteurs, Lieferanten, Schreiber von Prokuratoren, u. s. w. Die Mitglieder des Gouvernements tragen keinen Luxus zur Schau; man nennt ihre Maitressen nicht, man spricht nicht von ihrer petite maison, man sieht sie nicht im Phaeton dahinrollen. Barras ist der einzige, dessen Charakter Aller Augen auf sich zieht, und den man in dieser Hinsicht mit den grands seigneurs de l'ancien régime vergleicht. Das Spiel ging übrigens schlecht, und beinahe hätte ein armer Mann, der dem Rennern zwischen die Beine gerieth, sein Leben eingebüßt. Diese süßlichen Herrchen, die nur von Mädchen, von Pferden und Millionen sprechen, nahmen es dem armen Teufel sehr übel, daß er ihr Vergnügen derangirt hatte, und dachten nicht daran, ihm zu helfen.

Den 26. Juni. Während ich eben schreibe, bin ich Zeuge einer sehr schmerzlichen Scene. In dem Hause gegenüber zankt sich ein Ehepaar auf das lebhafteste. Alle Fenster stehen offen, und so kann ich Alles mit ansehen. Der Mann will durchaus geschieden seyn; die Frau weigert sich; sie hat ein schwaches und kränkliches Ausseben; sie stillt ein Kind von zwei Monaten; seit einem Jahre sind sie vermählt. Der Streit hat diesen Morgen um 6 Uhr angefangen und ist jetzt, in der Mittagsstunde, noch eben so lebhaft, wie zu Anbeginn. Der Mann bleibt verstockt; er hat nach dem Friedensrichter und nach Zeugen geschickt; eben sind sie angekommen; sie scheinen es mit dem Manne zu halten; die Frau ist in Verzweiflung.... O Gott! eben hat sie sich aus dem Fenster stürzen

wollen; schon im nächsten Augenblick war es zu spät, sie zu retten. Der Friedensrichter sucht Beide zu versöhnen; der Mann weigert sich; der Spektakel dauert fort; die Scheidung wird ausgesprochen; man schließt das Fenster. — Im Nachbarhause ist eine Familie, bei der es nicht besser zugeht; Mann und Frau prügeln einander vom Morgen bis zum Abend. Etwas weiter von hier wohnt eine Frau, die neulich geschieden worden ist und sehr zufrieden scheint, daß sie ihre Freiheit wieder erlangt hat. So treibt man es in der Straße Chapon und vielleicht in ganz Paris.

Notre-Dame-des-Victoires, Madame Bonaparte, ist heute früh nach Italien gereist, wo sie an den Triumphen ihres Gemahls sich weiden will. Was gedenkt sie da zu sehen? Ein besiegtes Volk, immer bereit zur Empörung und immer durch gräßliche Züchtigungen bestraft. Ach, der Ehrgeiz ist ein Ungeheuer, das Alles herrlich findet, was ihm zur Nahrung dient!

Diese ganze Nacht ist stark hin und her patrouillirt worden. Gestern hörte ich bei Ruggieri sagen: „Welche Narrheiten sind diese Komplotte, mit denen man uns Furcht einjagen will! Sehet die Freude und das Vergessen aller politischen Interessen, welche hier walten!“ Der Sprecher reichte einer sehr hübschen Dame den Arm, deren Blicke und Reden gar keine Lust zur Revolte verkündigten. Wenn der Franzose mit seiner Geliebten Frieden hat, so glaubt er gern, daß überall Frieden herrsche. — Der Luxus, die Freiheit, ihm zu fröhnen, und die Zahl der Fremden mehrt sich alle Tage in Paris; je mehr Equipagen aufkommen, desto nothwendiger wird es, seine eigne zu haben. — Unzählige Journale und ein paar kaum gelesene Broschüren sind jetzt Alles, was man von Literatur besitzt. Man sagt: wenn der Mensch im Glücke sich wiegt, so bessert er seine Fehler nicht; ist dem wirklich so, dann muß ich die Französische Nation für die allerglücklichste erklären. Alles hat sich rund um den Franzosen verändert; er allein ist derselbe geblieben. Man findet bei ihm noch eben den Leichtsinn, eben die Sucht, zu genießen, eben die unüberlegte Hingebung an das erste beste Individuum, eben das Bedürfniß, in Alles seine Nase zu stecken, dasselbe Talent, sich zu langweilen, die nämliche Unruhe, den nämlichen erfinderischen Geist. Seine Ungeduld macht ihm jeden Wechsel willkommen; das Monotone tödtet ihn; Vernunft nennt er Pedanterei; Narrheit und Uebertreibung belebt er Geist und Aufgeweckheit.“ (B. U.)

Bibliographie. Neue Romane.

Blanche et Bleue, ou les deux coleuvres-fées. — Chinesischer Roman von Stanislas Julien. 7½ Fr.

Cagliostro, ou l'intrigant et le cardinal. — Vom Verfasser der Denkwürdigkeiten der Madame Dubarry. 2 Bde. 15 Fr.

Le cavalier de Saint-Pons — Geschichte aus dem Jahre 1784. Von Theod. Muret. 2 Bde. 15 Fr.

L'ossuaire. — Spanischer Roman. 2 Bde. 15 Fr.

Pauvre fille. — Fatalistischer Roman, von Victor Lefloch 7½ Fr.

Les solitaires d'Isola-Doma, suite de Silva. — Vom Verfasser des Lorenzo. 2. Bde.

England.

Die Theater in London.

Zweiter Artikel.*)

Befindet sich einerseits die Englische Theater-Literatur, wie wir gesehen haben, in einem vernachlässigten Zustande, so wird andererseits auch auf die alten Meisterwerke der Nation keineswegs eine größere Aufmerksamkeit gewandt. Drei oder vier Tragödien von Shakespeare: Hamlet, Julius Cäsar und der Kaufmann von Venedig, sind fast alles Klassische, was man auf dem Londoner Theater-Repertorium findet; und auch die genannten Stücke werden bald aus demselben verschwinden, weil Niemand da ist, der sie aufführen könnte. Es giebt in London keine Tragiker mehr von Ruf. Young hat sich seit zwei Jahren von der Bühne zurückgezogen; Kean ist vor einem Jahre gestorben; Kemble ist mit seiner Tochter nach Amerika gegangen; nur Macready ist noch da geblieben, um durch seine Darstellung dem Publikum einigen Geschmack für jene Stücke abzugewinnen, die sonst keinen Reiz mehr für dasselbe haben.

Die kleineren Stücke, die sogenannten Farcen, die gewöhnlich als Intermezzi zwischen den großen Vorstellungen aufgeführt werden, sind fast alle Uebersetzungen aus dem Französischen, und gerade diese Stücke werden meistentheils gut gegeben, indem die Londoner Komiker, unter denen sich Liston, Parder, Keeley und dessen Frau, Madame Vestris u. s. w. besonders auszeichnen, im Allgemeinen gute Schauspieler sind.

Was die Theater-Musik anbelangt, so haben die Engländer eigentlich nicht viel Nationales; zu allen Zeiten haben sie Tonkünstler aus dem Auslande zu sich berufen, unter denen Einige bei ihnen sich eingebürgert. Händel, der in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blühte, ist der berühmteste unter denselben. Seine Musik wird noch jetzt in ganz England gefeiert, und es hat bis auf den heutigen Tag noch kein Komponist den Stern jenes Mannes verdunkeln können, den die Engländer als ihren Landsmann adoptirten. Die Englischen Komponisten machen fast alle nur Arrangements; sie thun, als ob sie die Französische Schule verachteten, obwohl sie dieselbe ganz entsetzlich plündern. Es wird in London Johann von Paris mit der Musik von Boieldieu gegeben, die aber hier, freilich nach einer sonderbaren Travestirung, den Namen eines Komponisten des Landes trägt. Es ist bis jetzt noch keine Arbeit von Hereld im Ganzen übersetzt worden, obwohl die meisten seiner Melodieen in zwanzig musikalischen Arbeiten verschiedenen Namens in England zerstreut sind. Zampa wurde voriges Jahr, jedoch mit sehr wenig Erfolg, von der Deutschen Schauspieler-Gesellschaft aufgeführt. Gegenwärtig macht man aber wieder einen Versuch im Theater Drurylane mit einer Uebersetzung des Pré aux Clercs *). Auber hat in England mehr Glück gemacht; seine Stumme erfreut sich eines außerordentlichen Beifalls. Als diese Oper zum ersten Mal erschien, ließ man den Herrn Bishop, den die Engländer für einen großen Komponisten halten, nach Paris reisen. Herr Bishop erklärte bei seiner Rückkehr, daß die Musik es nicht verdiene, die Englischen Worte zu begleiten, daß ihm aber der Text einer Uebersetzung wohl werth schiene, zu der er auch bereit wäre, eine passendere Musik zu komponiren. Allein so verführerisch auch sein Vorschlag war, so wurde er doch nicht angenommen, weil, wie es scheint, der Künstler einen zu hohen Preis dafür verlangte. Während voller zweier Jahre war von der „Stummen“ nicht weiter die Rede. Unterdessen aber wurde diese Oper im King's-Theater Französisch aufgeführt, und die Musik erfreute sich eines so großen Beifalls, daß man sich entschloß, das Stück übersetzen zu lassen. Der Capitain Livius erhielt den Auftrag dazu, und die Oper hatte einen ungemeinen Erfolg.

Die übrigen Stücke des Herrn Auber, die ins Englische übersetzt worden, sind: Fra Diavolo, woran man gar nichts geändert; ferner der Schwur und Gustav, welches letztere wieder sehr großen Beifall gefunden hat.

Der Castil-Blaze Englands ist kein Engländer. Es ist ein Portugiese, Namens Rophino Lacy. Seine Uebersetzungen sind die besten, denn er ist ein Mann von Geschmack, und, frei von allen Vorurtheilen seiner Nation, sucht er nicht, den Ideen eines Anderen seine eigene Meinung unterzuschieben, etwas, das sonst bei den Englischen Arrangementmachern wohl zu geschehen pflegt.

Außer den Opern, die man hier fast nur durch Uebersetzungen kennt, werden auch viele Liederspiele (pieces with music) in London aufgeführt. Hier haben die einheimischen Komponisten ein freies Feld. Die meisten Rollen werden von Schauspielern ausgeführt, die nicht singen, und nur zwei oder drei Sänger werden dazu genommen, wozu außerdem noch ein Chor sich gesellt. Dieses Genre ist es, das man seit einigen Jahren im Theatre des Nouveautés in Paris, in der Darstellung verschiedener Stücke, wie Heinrich V., Raphael, die drei Katherinen u. s. w. nachahmt.

Die Englischen Sänger haben herrliche Stimmen, aber eine etwas plumpe und anmuthlose Manier. Die Tenoristen sind unter ihnen sehr selten. Wir können fast nur Braham anführen, der gegenwärtig über sechzig Jahr alt ist, an dem man aber noch die Spuren einer außerordentlichen Stimme erkennen kann. Unter den Frauen zeichnen sich besonders Miß Peyton, Miß Inverarity, Miß Sherrif, Miß Cawse u. s. w. aus. Es giebt in London zwei Bassisten von großem Talente, Herrn Phillipps und Herrn Serguin, den Sohn eines Franzosen, der aber zu London geboren, und dessen schöne Stimme und vortreffliche Methode es mit Levasseur und Derivis aufnehmen können.

Bei den Orchestern der Londoner Theater bemerken wir große Genauigkeit in der Ausführung, aber einen Mangel an Nüancirungen und feinen Wendungen; und man darf nach der ersten Aufführung eines Stückes nicht etwa auf eine Verbesserung in der Folge rechnen. Vielmehr kann man sich bei der funfzigsten Aufführung eines Musikwerkes auf dieselbe Einförmigkeit, auf denselben Mangel an Gefühl und Wärme der Tonkünstler gefaßt machen, den man bei der ersten Darstellung anstößig gefunden. Gute Instrumental-Musik-Künstler sind in England sehr rar und äußerst theuer. Die Orchester von Drurylane sowohl, als von Covent-Garden, stehen denen von Paris nach, übertreffen jedoch die besten in den Französischen Provinzialstädten.

Zu Weihnachten werden in London die Pantomimen gegeben, die man als ein wahrhaftes National-Genre betrachtet. Sie sind, weil die Schulferien gerade in das Weihnachtsfest fallen, eigentlich bloß für Kinder berechnet; indeß benutzt das ganze Publikum mit Vergnügen die Gelegenheit, selbst wieder Kind werden zu dürfen und jenen ergötzlichen Possen beizuwohnen. Die Pantomime dauert nicht weniger als zwei oder drei Stunden. Den ersten Theil bildet das, was man die historische Darstellung der Pantomime nennt; diese muß mit der Metamorphose der vier Hauptpersonen, nämlich des Clown, des Pantalon, des Harlekin und der Colombine, schließen. Dieser erste Theil ist zusammengesetzt aus Dialog und Gesang. Den zweiten bildet die reine Pantomime, dahin gehören die Rennen, die Stockprügel, die Ohrfeigen, die Clown und Pantalon unter einander austauschen, die Liebes-Scenen zwischen Harlekin und Colombine, die zum Erstaunen mannigfaltigen Verwandlungen der Decorationen, die dem Ganzen einen großen Reiz verleihen. Die Pantomime wird, wenn sie Beifall findet, den ganzen Monat Januar hindurch fortgesetzt, und zuweilen dauert der Erfolg derselben sogar bis zur Fastenzeit fort.

Beobachtet man das Publikum in einem der großen Säle der Londoner Theater, so begreift man kaum, wie manche Schriftsteller das Englische Volk einer phlegmatischen Kälte beschuldigen können; es ist vielmehr unmöglich, größeren Lärm, allgemeineren Jubel über einen gelungenen Bühnen-Effekt wahrzunehmen; man kann das laute Lachen und Beifallklatschen, wie es in den Londoner Theatern ganz gewöhnlich ist, nur mit dem Tumulte vergleichen, der in Paris in den Gratis Vorstellungen stattzufinden pflegt. Jeder beim Publikum beliebte Schauspieler wird mit ungeheurem Applaus empfangen, und dieser muß denselben immer durch eine tiefe Verbeugung erwiedern, mag die Rolle, die er spielt, eine Situation erheischen, wie sie nur immer

*) Vergl. Nr. 56 des Magazins.

*) In Berlin unter dem Titel „der Zweikampf“ auf die Bühne gekommen.

wolle. So oft irgend eine Stelle in einem Stücke dem Publikum gefällt, wird als Aufforderung zur Wiederholung derselben Beifall geklascht; zuweilen giebt das Publikum sein Verlangen durch den Zuruf des Französischen Wortes encore, encore, das hier aber Englisch ausgesprochen wird, kund. Auf diese Weise läßt man immer die Ouvertüre zum Freischütz und der Stummen und andere noch größere Stücke wiederholen.

Die Unzufriedenheit des Publikums wird von demselben durch ein kleines Zischen angedeutet, ungefähr so, wie die Kapellmeister es machen, wenn sie andeuten wollen, daß ihre Tonkünstler pianissimo spielen sollen. Dagegen ist starkes Zischen, mit Händeklatschen verbunden, ein Zeichen des rauschendsten Beifalls. Das Publikum verhält sich gemeiniglich sehr unruhig. In einigen Londoner Theatern liest man auf Anschlagzetteln in den obern Gallerieen die Anzeige, daß es bei Leibesstrafe verboten sey, seine Nachbarn in's Parterre hinab zu werfen; denn dies kommt mitunter wohl vor, wenn das Publikum, das zur zweiten Hälfte der Darstellung zum halben Eintrittspreise hereinkommt, den Saal mit solchen Zuschauern schon besetzt findet, die die ganze Vorstellung sehen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

African sketches. (Skizzen aus Afrika.) Von Thomas Pringle. 10½ Sh.

Principles of the commercial law of Scotland. (Das Schottische Handelsrecht.) Vom einem Advokaten. 7½ Sh.

An essay towards an easy and useful system of logic. (Versuch eines leichten und nützlichen Systems der Logik.) Von Robert Blakey. 4½ Sh.

Voyages round the world. (Reisen um die Welt.) Von E. Janing. 16 Sh.

Dudley castle. (Schloß Dudley.) Von Mrs. Sherwood. 2 Sh.

Spanien.

Reden und Nichtreden.

(Eine Spanische Parabel.)

Wir theilen nachstehenden Artikel aus der Revista Española als ein Beispiel von der Art und Weise mit, wie sich unter den gegenwärtigen Umständen die Presse in Spanien ausspricht. Man wird in diesem Artikel zwar den Einfluß Französischer Nachbarlichkeit und moderner Begriffe nicht verkennen, andererseits aber auch die ganz eigenthümlichen Merkmale wiederfinden, die der Spanische Charakter, ein Gemisch von hohem Ernst und barocker Abschweifung, überall an sich trägt.

„Ein Philosoph hat irgendwo behauptet, der Mensch sey von Natur böse — gewiß eine boshafte Verläumdung! Wir unseren Theils haben noch nie so gedacht. Der Mensch ist das unglücklichste Wesen, was man auch dagegen einwende — denn welches andere Thier ist, wie er, mit der unseligen Gabe des Sprechens und Anhörens ausgestattet? Der Naturforscher wird mir antworten: „Gerade hierin liegt die Ueberlegenheit der menschlichen Natur"; ich aber, der ich mehr vom Naturmenschen als vom Naturforscher habe, werde ihm entgegnen: „Meines Dafürhaltens ist es gerade umgekehrt."

Denke Dir einmal, geneigter Leser, einen von Hunger gequälten Löwen (und der Hunger ist vielleicht das Einzige, was der Mensch mit dem Löwen gemein hat), dem Du einen Hammel präsentirtest: Du wirst das Raubthier mit derjenigen Energie, Gewandtheit und Zuversicht, welche die Befriedigung eines positiven Natur-Bedürfnisses erheischt, auf seine unschuldige Beute losstürzen sehen. Hieltest Du ihm aber den Artikel einer Zeitschrift vor, wie anmuthig er auch geschrieben sey; sprächest Du ihm von Glückseligkeit, von Ordnung und Wohlseyn, so müßte man Dir rathen, ein wenig abseits zu treten; denn seine Tatze könnte Dir, falls er Dich verstünde, mit Ueberzeugung demonstriren, welcher Genuß seine Glückseligkeit ausmacht. Dem Tiger ist es Bedürfniß, den Rehbock zu verzehren; allein der Rehbock wartet gewiß nicht, bis er seine Gründe erfahren hat. In dem vernunftlosen Thiere ist Alles positiv und vernunftgemäß. Das Weibchen betrügt nie sein Männchen und umgekehrt; sie reden nicht, und darum gerade verstehen sie einander; der Schwache flieht den Starken, sobald er ihn wittert, und dies ist die einzige Bedingung der Ordnung.

Man gebe den Thieren den Gebrauch der Sprache: da werden sie zuvörderst einer Akademie bedürfen, welche die Vollmacht hat, ihnen zu erklären, daß dieses oder jenes Wort eine andere Bedeutung haben soll, als diejenige, die sie gern damit verbinden möchten; sie werden Schriftsteller nöthig haben, die ihnen auf dicken Stößen Papiers ihre Meinungen kund thun; der stärkere Löwe wird auf einen Baum steigen und dem schwächeren Geschöpfe vorpredigen, daß es nicht geschaffen ist, um nach eigenem Willen zu leben, sondern nach dem Willen des Redners; und das Schlimmste von der Sache wird nicht etwa seyn, daß der Löwe spricht, sondern daß die schwächere Bestie ihm vielleicht Glauben schenkt. Die Thiere werden jeder Sache ihren Namen geben: das Eine werden sie Raub, das Andere Mord, das Dritte Lüge nennen, und in Folge dieser Namengebung werden alle Wälder und Gebüsche mit Missethätern sich füllen. Eitelkeit und Eigenliebe werden ins Daseyn treten; das edle Thier, das vordem seine vierundzwanzig Stunden ruhig verschlafen konnte, wird vor lauter Wahngebilden kein Auge schließen können und seinen Bruder, den es bis jetzt nur tödtete, um ihn zu verzehren, um eines leeren Begriffes halber verfolgen. Gieb ihnen die Sprache, und sie werden einander belügen: das Weiblein sein Männlein aus Liebe, der Große den Kleinen aus Ehrgeiz, der Ebenbürtige den Ebenbürtigen aus Rivalität, der Arme den Reichen aus Furcht oder Neid — sie werden regiert seyn wollen, aber, großer Gott, wie viel Köpfe und Sinne! Diese Partei wird für einen Einzigen sich schlachten lassen; jene wird einem Einzigen gebieten wollen, was mir eben als kein großer Triumph erscheint; hier werden Alle zumal befehlen wollen (was ich recht gut verstehe); dort werden sie Deputationen absenden und sich am Ende von denen beherrschen lassen, die am lautesten und am längsten schreien können. Welche Konfusion! Welches Labyrinth! Ein Labyrinth, welches darthut, daß auf Erden eine Wahrheit existirt, eine positive Sache, die einzige gerechte und gute Sache, die Alle anerkennen, und in der Alle übereinstimmen.

Mit einem Worte: da es den Thieren an Vernunft und Sprache gebricht, so bedürfen sie keines Redners, der ihnen sagt, wie sie es anfangen sollen, um glücklich zu werden; sie täuschen nicht und werden nicht getäuscht; sie glauben nicht und verlangen keinen Glauben. Bei uns Menschen ist es ganz anders; der Mensch spricht und hört an; der Mensch glaubt, und nicht bloß an das, was er glauben möchte; er glaubt an das Weib, an die Meinung, an die Glückseligkeit — sogar an die Lüge kann er glauben. Sage ihm, er besitze Talent — die Antwort seines Innern lautet: ganz gewiß! Sage ihm, er sey das vornehmste Wesen im Weltall — sein Inneres antwortet: sonder Zweifel; sage ihm, daß du ihn lieb hast — herzlichen Dank, antwortet er mit gläubigem Gemüthe. Wüßt du ihn zum Tode führen, so ändere nur die Worte, und sprich: „Ich führe dich zum Ruhm" — er wird gutwillig gehen. Wüßt du ihm etwas befehlen, so sage nur mit schlichten Worten: „Ich soll dich beauftragen" — Ganz wohl, wird er entgegnen.

Hierin besteht die ganze Kunst, seine Mitmenschen zu regieren. Und der Mensch sollte wirklich böse seyn? Welche Schaar von Wölfen wird mit einem Manifeste vorlieb nehmen? Fleisch werden sie verlangen und keine Worte. Sagt ihnen doch einmal: „der Hunger, o Wölfe, hat aufgehört; erstickt ist das Ungeheuer auf ewige Zeiten" — „Pure Lüge! werden die Wölfe schreien: nur fort zur Hürde! den Hunger erstickt man mit Hammelfleisch." Zu Menschen aber sagt eine Zeitschrift: „Die Hydra der Zwietracht, Ihr Mitbürger, liegt von starker Hand niedergestreckt: von heute an wird Ordnung die Basis des socialen Gebäudes seyn; schon dämmert die Morgensonne der Gerechtigkeit an diesem oder jenem Horizonte; der Bogen des Friedens (der keinen Frieden andeutet) schimmert nach dem Gewitterstrum (der noch nicht ausgetobt hat); von heute an wird Gesetzmäßigkeit (die des Zirkels Quadratur ist) die Grundlage des gemeinen Besten seyn u. s. w. Siehst du nicht, wie die guten Leute bei den Worten Hydra der Zwietracht, Gerechtigkeit, Gemeinwohl, Horizont, Regenbogen und Gesetzmäßigkeit in die Hände klatschen, wie sie Verse machen, Ehrenpforten errichten, Inschriften darauf setzen? O wunderbare Gabe der Sprache! Leicht erkaufte Glückseligkeit! Studirt nur das kurze Wörterbuch der Modephrasen, vergeßt nicht, dann und wann „Morgen" zu sagen, und füttert die Menschen alle Tage mit Worten: dann könnt ihr gemächlich auf euren Lorbeern ruhen!

Dies ist die neueste Geschichte des Spanischen Volkes, dies die Geschichte des Menschen — Alles Worte, Lärm und Wirrwar, nichts Positives. Selig diejenigen, die nicht reden; denn — sie verstehen einander."

Bibliographie.

Gaceta medica de Madrid. (Madrider medizinische Zeitung.) Erscheint vom 7. Juni ab wöchentlich ein Mal.

Oda á la convocacion de Córtes. (Ode auf die Zusammenberufung der Cortes.) 2 Rs.

Tratado de ortografia castellana. (Die Spanische Rechtschreibung.) Von J. M. Gonzales. 4 Rs.

Mannigfaltiges.

— Umblick auf einer Fahrt von Norköping nach Stockholm. Diese Fahrt, und zwar auf einem Dampfboote, bietet dem Landschaftsmaler eine ganze Reihe zauberischer Scenen, wenn das Schiff durch jenes Labyrinth von Eilanden sich windet, wo die Meeresfläche ruhig ist, wie ein See; wenn es, von riesigen Bergen umgeben, einen Paß durchsegelt, dessen Ufer und Strauchwerk man rechts und links mit den Händen greifen kann; wenn es an Felsengruppen vorüberfährt, die den zackigen Thürmen alter Schlösser gleichen; an eingestürzten Bergen, die ein ungeheures Amphitheater bilden; an kahlen, von tiefen Schluchten zerfurchten Bergen, dem Ebenbild verwunderter Kolosse. Hier denkt man sich den schauerlichen Aufenthalt der Götter und Helden Odin's. Der Reisende hat keine Ahnung davon, daß er in der Nähe einer großen, schönen und civilisirten Hauptstadt sich befindet, deren natürliche Vormauer jene tausende von Inseln bilden, die keine Flotte ungestraft passiren dürfte. Eben hatten wir eine Landzunge umfahren, als das prächtige Stockholm, wie durch einen Zauberschlag, meinen Blicken sich enthüllte. Vom Eingang des Hafens betrachtet, ist die Aussicht auf Schwedens Hauptstadt ungemein entzückend. Prächtige Gebäude ziehen sich, zerstreut oder in Gruppen, um den ungeheuren Hintergrund des Hafens, der von Schiffen wimmelt. Schöne Häuser, Felsen, Gebüsche und Gärten wechselten auf diesem Gemälde, und der Riesenbau des Schlosses krönte die herrliche Scene. (Daumont, Voyage en Suède.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Montag den 9. Juni 1834.

Frankreich.

Wissenschaftlicher Zustand Europa's zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. 1450—1517.

Von Capefigue.*)

Das funfzehnte Jahrhundert ging zu Ende — der allgemeine Charakter dieser Epoche war ein Trieb der Arbeit und der Untersuchung gewesen, ein Bedürfniß der Forschung, eine eigenthümliche Unruhe des Geistes; mächtige Kräfte, die eine Umwandlung hervorriefen, ohne die Mittel dazu, noch Ende und Ziel derselben genau zu bestimmen. Die Kirche hatte noch immer ihre Macht über die Einbildungskraft der Völker; überall war noch jene fromme Begeisterung für die alte Kirche rege, für den Heiligen der bescheidenen Kapelle oder den Patron der bürgerlichen Genossenschaft, für die schützende Jungfrau der freien Gemeinde oder des feudalen Stammschlosses, für diese Opfer, in denen die Mysterien des Katholizismus unter Pracht und Gepränge und Weihrauchgedüft dargeboten wurden. Gleichwohl gewannen Spötterei und Angriffe gegen die Hierarchie des Klerus einen Charakter von Allgemeinheit und Zusammenhang. Es war nicht mehr das einzelne Spottgedicht der Trouvèren gegen die Mönche und Geistlichen, damit Ritter und Knappen darüber lachen konnten, sondern der ernste Ausdruck des aufgeklärten und wissenschaftlichen Geistes der Europäischen Gesellschaft, worin sie hervortraten. Der Gedanke einer Reformation war allgemein geworden; an den Höfen der Fürsten wurde er ausgesprochen, in den Parlamenten, in den Versammlungen der Reichsstände, im Schoße der Kirche selber; die Konzilien von Basel und Kostnitz hatten sich vorzugsweise mit ihm beschäftigt; man sprach davon auf den Kanzeln als von einer Nothwendigkeit; als sicherer Grundsatz, als Ueberzeugung stand schon in allen Köpfen fest: daß die Kirche in Haupt und Gliedern reformirt werden müsse; und der Widerstand der Päpste, der Unwillen und Verdruß der Geistlichkeit hatten diesem tiefgefühlten Bedürfniß noch größere Stärke und allgemeinere Beliebtheit gegeben.

Eine große Erscheinung war in dieser Zeit an's Licht getreten und hatte sie beherrscht. Um das Jahr 1440 ward die Buchdruckerkunst erfunden, und Richtung und Streben des allgemeinen Geistes waren gerade von solcher Beschaffenheit, daß man über die neue Erfindung allgemein mit einem wahren Feuereifer herfiel. Ich kenne keine Erfindung in der neueren Zeit, die mit solcher Schnelle und in so durchgreifender Vollständigkeit ihre Resultate gewonnen hätte. Kaum war die Buchdruckerkunst bekannt, als die Pressen fast brachen unter der Menge der Bücher. Von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1521 wurden durch Aldus Manutius' und Anderer mühevolle Sorge mehr als dreitausend Werke für Theologie, Philosophie und alte Literatur gedruckt, und die Kataloge jener Männer stehen für immer als ein Wunder des menschlichen Geistes da. Es wurde eine wahre Wuth, Bücher zu drucken, und alle Zweige des Wissens ergriff sie. Ein Gelehrter in Deutschland, England oder Frankreich konnte seine große Bahn nicht beginnen, bevor er nicht eine Wallfahrt gethan hatte nach Rom in die neuen Druckereien, nach Florenz und Venedig; dort wurde er Faktor, korrigirte Scholien, verglich Handschriften und Uebersetzungen, und sein Ruf war begründet, sobald aus seinen Händen ein Plato, oder ein Virgil, oder ein heiliger Hieronymus mit einem verbesserten Text und einem Kommentar von einigen Tausend Noten hervorging.

Diese ungeheure Vermehrung der Bücher traf zu gleicher Zeit die profane wie die geistliche Literatur. Mit der Buchdruckerkunst zusammen, und gleichsam um ihr einen neuen Reiz und Anregung zu geben, war die hehre Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften angebrochen, jene lichtbringende Auswanderung der Griechen, welche die reine und unverfälschte Wissenschaft des alten Griechenlands nach Italien mit herüber gebracht hatten und von Italien nach Frankreich und Deutschland. Da gingen neue Ideen auf — man sah ein Geschlecht von Gelehrten über alle Arbeiten des Geistes sich verbreiten, in alle Forschungen mühseligster Studien sich versenken; ein Schriftwechsel, ein Verkehr in Briefen, Disputationen und Kontroversen erhob sich in allen Theilen des gebildeten Europa's; ein Gelehrter im sechzehnten Jahrhundert war ein Mann von allgemeiner Bedeutung, den alle Welt kannte, um den sich die Fürsten bemühten und sich mit einander um die Ehre stritten, ihn an ihrem Hofe zu haben, an ihrer Universität ihn anzustellen. Wenn man ein Homerisches Fragment entdeckte, einen guten Text des Euripides oder Anakreon geben konnte, so ließ sich die Stimme der Erkenntlichkeit von allen Orten und Enden hören; man suchte den berühmten gelehrten Mann auf, dessen Nachtwachen von dem kostbaren Denkmal des Alterthums den Schleier aufgehoben hatten, man bekränzte ihn mit dem Lorbeer auf dem Kapitol. Wo giebt es einen Ruf, so ausgebreitet und bedeutend, wie damals der des Erasmus? Was ist der Größe jener Achtung vergleichbar, die er zu gleicher Zeit in Holland, in Italien, Frankreich und England genoß? Das Leben des Erasmus ist der lebendige Ausdruck der Gelehrsamkeit dieses Jahrhunderts.

Der Doppeleinfluß der Buchdruckerkunst und der Griechischen Wissenschaft verlieh dem Geiste eine größere Unabhängigkeit und gab der Wissenschaft außerhalb des Katholizismus eine Stelle im Leben. Die Gelehrten sagten sich nicht öffentlich los von dem alten Glauben der Kirche; sie stellten noch nicht jene Lehre der Vernunft und der Untersuchung auf, welche später das alte Gebäude der Kirche erschütterte; aber in freundlicher Beschäftigung mit den Griechischen und Römischen Musen, schöpften sie Erleuchtung aus dem Quell der platonischen Philosophie und ließen sich hinreißen von dem glänzenden Pantheismus Homers und Hesiods. Man hatte Systeme über Gott und über die Seele, die, wenn auch nicht im Widerspruch mit dem Katholizismus, doch zum wenigsten unabhängig waren von den religiösen Dogmen der Kirche; man kommentirte die heiligen Schriften, brachte sie in Beziehung mit einander, in Uebereinstimmung, und diese Beschäftigung mit den Texten, diese Lust an Scholien und Interpretationen, führte Kühnheiten in Bezug auf die Lehre und Deutungen derselben herbei; jeder Gelehrte hatte seine Uebersetzung, seinen Text, und der Geist des Streites gewann von da an ein größeres und minder abgegränztes Feld. „Warum", schrieb der große Gelehrte dieses Jahrhunderts, Erasmus, „sollte es mir nicht erlaubt seyn, den Text der heiligen Schrift im Sinne der Alten wiederherzustellen, ohne ein allgemeines Konzilium deshalb zu versammeln?"

Dieser Geschmack am Alterthum, dieser Eifer für seine Philosophie, seine Geschichte und Mythologie brachte die seltsamsten Vergleichungen und Analogieen hervor, die für die Richtung oder Studien und Ansichten jener Zeit ungemein charakteristisch sind. Erasmus, den ich immer citire, weil er in Gelehrsamkeit und Forschung seine Zeit beherrschte, hörte in Rom eine Lobrede auf Christus. Der Prediger, für die mythologische Götterwelt begeistert, rief aus: „Was ist die erste Person der Dreinigkeit anders, als Zeus oder Jupiter optimus? Die zweite ist Apollo oder Aeskulap; und Diana, die reine Jungfrau, die Keusche, ist sie mit was Anderem zu vergleichen als mit Maria? Ist Deine Hingebung, o Christus", fuhr er fort, „ohne Beispiel im Alterthum? Curtius, Decius, Cecrops und Iphigenia sind dies nicht alle freiwillige Opfer gewesen? Und während die Alten ihrem Erretter Altäre errichtet, haben die Juden Dich, o Christus, mit Schmach überhäuft! Aber tröste Dich über diesen Undank! Sind Sokrates und Phocion nicht zum Giftbecher gezwungen worden? Ist Scipio für seine Dienste anders belohnt worden als mit Verbannung? und Aristides wurde verfagt, weil er der Gerechte hieß."

Auch die Poesie zur Zeit der wissenschaftlichen Wiedergeburt hatte einen mächtigen und großen Anstoß gegeben. Es war schon lange her, daß Dante's Genius den katholischen Glauben erschüttert; hatte er nicht die Kirche in den Schlünden der Hölle dargestellt, im Koth versinkend und unter ihren Sünden zusammenstürzend, und verglich Petrarch nicht den päpstlichen Hof mit Babylon im Feuer des Himmels; fall' herab auf sie! rief er in seinem Unwillen aus. In dieser Schaar von Lateinischen und Italiänischen Dichtern, die selbst in den Schulen Roms blühten, hörte man nichts als Klagen über die Kirche und über die Sitten der Geistlichen, und Sonnette, Episteln, Oden stellen die Unheiligkeit der Mönche und Priester dar.

Dieser Unabhängigkeit des Geistes und der Verwirrung der Lehren hatten die Universitäten einen Damm entgegensetzen wollen; die Philosophie des Aristoteles, durch scholastische Theologie entstellt, herrschte in diesen Körperschaften, die anfangs der Wissenschaft derlich gewesen waren und sie später innerhalb der Gränzen, sie ihr gezogen, einzuschränken suchten. Es erhob sich ein

*) Aus dessen neuestem historischen Werke: Histoire de la reforme, de la ligue et du regne de Henri IV. Wir werden nach und nach mehrere der interessantesten Kapitel dieses Buches, von welchem bisher nur die beiden ersten Bände erschienen sind, mittheilen. Der Leser wird sich dadurch selbst am Besten ein Urtheil über die Ansichten des Verfassers bilden können, der, obwohl vom katholischen Standpunkte aus, doch eine ganz eigenthümliche Darstellung der großen Zeit giebt, die er zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht hat. D. R.

zwischen der platonischen Philosophie, der wissenschaftlichen Freiheit, dem brennenden Eifer für schöne und großartige Studien und der gebieterischen Barbarei der Sätze und des Formelwesens der Schule. Die Universität hatte den Versuch gemacht, sich der Buchdruckereien zu bemächtigen; sie hatte sich zum Beschützer und Leiter derselben aufgeworfen, und vermöge der Censur, die sie über alle Werke verhängte, gedachte sie sich die Leitung der geistigen Bewegung im Mittelalter zu bewahren, aber ihre Zeit war vorüber; die Wissenschaft nahm eine andere Richtung, ihr Bestreben ging dahin, sich von jeglicher Autorität, welcher Art sie auch seyn mochte, zu befreien, und schon erhoben sich innerhalb der Kirche selber die Grundsätze, welche die große Reformation vorbereiten sollten.

(Nach einer kurzen Erwähnung der beiden Konzilien zu Basel und Konstanz, der pragmatischen Sanction, der Predigten Hußens und Savonarolas, heißt es weiter:)

Im Monat Juli 1485 stellte ein Geistlicher, Namens Jean Lailliet, in der Schule zu Paris folgenden Satz auf: „Sankt Peter hat von Jesus Christus weder die Gewalt über die anderen Apostel noch das Primat empfangen; alle diejenigen, welche die geistliche Hierarchie bilden, haben von Christus ein gleiches Ansehen erhalten, so daß die Pfarrer mit den Bischöfen von Einem Range sind, was Macht und Gerichtsbarkeit im Regiment der Kirche betrifft. Der Papst kann nicht die ganze Strafe und Schuld der Sünden durch Ablaß aufheben, und wenn ich einmal von den Päpsten reden soll, so kann ich nichts bestehen lassen: ihre Beschlüsse und Dekretalen sind nichts als eitler Spott, und die Römische Kirche ist nicht der Schlüssel der übrigen Kirchen."

Die Italiänische Schule bietet in gleichem Sinne zu dieser Zeit die philosophische Lehre Pico's von Mirandola dar, eines Mannes von bewunderungswürdigem Geiste und Gelehrsamkeit, der ebenfalls den Damm der Autorität durchbrach. Aus seinen mächtigen Werken habe ich folgende Sätze als letztes Ergebniß herausgezogen: „Jesus Christus ist nicht wirklich in die Hölle hinabgestiegen; die sterbliche Sünde, weil sie eine endliche Handlung ist, wird nicht durch ewig dauernde Strafe gebüßt; man soll keine Kreuze oder andere Bilder anbeten; Jesus Christus kann wirklich und wahrhaftig auf dem Altar seyn, ohne daß das Brod in seinem Körper verwandelt zu werden braucht." Pico von Mirandola widerrief zwar diese Kühnheiten; aber sie bildeten nichts desto weniger ein systematisches Gebäude, das mit dem Prinzip des Gehorsams und der Autorität des Katholizismus in geradem Widerspruche stand; sie griffen die wirkliche Gegenwart, den Bilderdienst und die ewige Dauer der Höllenstrafen an.

So tritt uns überall ein Bedürfniß der Untersuchung und der Geistesfreiheit entgegen, das Verlangen nach einer Reformation aus der Mitte der Kirche oder von außen her; der Kampf zwischen Vernunft und Glauben war eröffnet, zwischen Unabhängigkeit und Autorität, Scholastik und platonischer Philosophie. Hierzu kam die Menge der Texte der heiligen Schrift, die Freiheit der Uebersetzungen, die Fehler, die man in den katholischen Versionen fand — jedes Wort der Schrift konnte Gegenstand eines Streites werden, und so war es nicht schwer, die Basis der Kirche selbst anzugreifen.

Und dann endlich hatte sich eine Freiheit des Geistes der ganzen Gesellschaft bemächtigt, die zu charakterisiren nicht leicht ist. Die Schlösser der Barone wie die Städte der Bürger hallten von einer Kühnheit der Rede wieder, die man zur Zeit der strengen katholischen Ordnung nicht gekannt hatte. Die Zügellosigkeit der Geistlichen hatte die Achtung untergraben, die man vor der gesammten Körperschaft des Klerus gehegt. Innerhalb der Kirche selber war ein Sträuben und eine Ungeduld gegen die Regeln, ein Bedürfniß des Wechsels und der Umwandlung; das Leben wurde nicht mehr ausschließlich durch religiöse Erhebung beherrscht. Wenn die Massen des Volkes vor ihren Heiligen auf den Knieen lagen, so zeichneten sich einzelne Männer von Geist durch Unfrömmigkeit aus. Man entschuldigte Rabelais' Scherze, und das eigenthümliche Leben dieses Mannes giebt uns einen Beweis für die Duldsamkeit der Päpste, der Könige und großen Herren gegen die Frevel der Ideen. Forderte Rabelais nicht den Kirchenbann als eine Gnade, um sich über seine Wirkungen lustig zu machen? und im Moment seines Todes rief er aus: „Ich gehe einem großen Vielleicht entgegen! den Vorhang herunter, die Posse ist aus." Und solcher Gottlosigkeit ungeachtet, genoß Rabelais die Freundschaft zweier Kardinäle, Franz des Ersten und seines ganzen freudenreichen Hofes.

Das Ansehen der Geistlichkeit war gesunken, ihr Reichthum und Besitz noch in ihren Händen — Könige, Barone und Ritter nach nichts so begierig als nach den Gütern der Kirche. Das kecke Wort der Säcularisation der Klöster und Vertheilung der Kirchengüter brauchte nur ausgesprochen zu werden, um bei allen Europäischen Herrschern den vollsten Anklang zu finden.

Bibliographie. Neue Romane.

Elie Tobias. Histoire allemande de 1516. — Von J. Chabot. de Bouin. 2 Bde. 15 Fr.

Elisa de Rialto. — Von J. G. Chandesalgues. 7½ Fr.

Fadière. — Von Alph. Karr. 7½ Fr.

La fiancée du pays d'Auge, ou les aventuriers normands. — Geschichte aus der Normandie, von Theodor Sauger. 2 Bde.

Une châtelaine du XIIe siècle. — Novelle von Frau v. Rauchoup.

England.

Ayescha, James Morier's neueste Sittenschilderung.

Der Verfasser des Zohrab und des Hadschi Baba hat von neuem in einem drei Bände starken Roman sein großes Talent bethätigt, womit er die Zustände des orientalischen Lebens vergegenwärtigt. Sein neues Werk führt den Titel: „Ayescha, das Mädchen von Kars", und die Türkei ist diesmal der Schauplatz seiner Schilderungen. Zur Charakteristik des Buches wollen wir hier einige Skizzen aus demselben mittheilen, die uns zwei interessante orientalische Bilder vor Augen führen. Das erste Bruchstück ist die Schilderung einer Türkischen ungezähmten Keiferin.

„Zabetta trat in diesem Augenblick ins Zimmer. Sie hatte sich in der Stadt vielfach bemüht, über die Verhaftung Osmond's nähere Kunde einzuziehen, und war eben von ihrer Wanderschaft zurückgekehrt. Ihre Leidenschaften waren durch das, was sie gehört hatte, aufgeregt. Hier erzählte man sich, wie ein Ungläubiger mit Hülfe eines Anderen des Teufels Suleiman Aga's Tochter nach den Bergen von Kardistun entführt habe. Dort sagte man ihr, Suleiman Aga hätte den Giaur (Fremdling) mit seinem Weibe zusammen angetroffen; er hätte sie in den Sack gesteckt und, wie es einer Uebelthäterin dieser Art im Lande des Propheten immer geschehen müsse, in den Strom gestürzt. Die dem Palaste ihres Gemahls zunächst Wohnenden betheuerten, gesehen zu haben, wie Suleiman's Mohr dem Ungläubigen den Hals umgedreht und im Hofraum todt zu Boden gestreckt habe. Alles dies sagte man ihr wieder, ohne zu wissen, daß sie, als des Paschas Weib, am meisten dabei betheiligt sey. Einen giftigen Groll gegen ihren Eheherrn im Herzen, kehrte sie nach der Wohnung zurück.

Sobald sie Suleiman erblickte, rief sie aus: „So konntest Du denn gegen Dein eigenes Haus wüthen? Bei Allah! Deinen eigenen Bart mußtest Du in blinder Wuth zu Markte bringen, damit Jedermann, sammt Weibern und Kindern, Deiner spottet! Und weshalb dies Alles? Weil ein Hund von Imam tückisch genug ist, Dir Lügen ins Ohr zu flüstern!" — „Bist Du toll geworden, Zabetta?" sagte Suleiman, ohne sich aus seiner nachlässigen Lage aufzurichten. „Weshalb schiltst Du mich, da ich nichts gethan habe?" — „Wie? Nichts gethan?" schrie das eifernde Weib; „nichts gethan, wenn Du Deine Frau entehrst, Dein Kind vernichtest? Nichts gethan, wenn Du uns zum Mährchen und zum Gespötte der ganzen Stadt machst? Ist das nichts, wenn Du einen unschuldigen Mann in Lebensgefahr bringst? Ich beschwöre Dich, nach welchen Grundsätzen heißt das nichts gethan haben?" — „So wahr Allah lebt! ich habe nichts gethan", sagte Suleiman. „Wenn es der Hirschkalb so gefällt, sich zu den Füßen des Löwen hinzukauern: ist es die Schuld des Löwen, wenn er sie zum Mittagsschmause gut genug findet? Wenn ein Giaur auf eigenen Antrieb seine Heimath verläßt und hierher kommt, um unseren Gesetzen Hohn zu bieten, ist es die Schuld des Muselmannes, wenn er sie vertheidigt und den Verbrecher bestraft? Weiber sprechen immer in der Sprache des Herzens, nie in der Sprache des Kopfes!" — „Was hast Du gegen die Weiber einzuwenden?" entgegnete Zabetta ärgerlich. „Was wärst Du ohne Weib? Ein ausgetrockneter alter Strumpf, ohne Alles, was ihn erfrischte und belebte; ein schmutziger Haufe in einem Winkel, ohne alle hülfreiche Hand, Dich zu säubern. Gebt mir, Ihr Männer! Ihr sprechet, als wenn die Zunge Euren Händen, nicht Eurem Kopfe angehörte. Ihr greift immer zum Stocke und zur Strenge, wenn das Bischen Witz, das Ihr habt, Euer Gehirn verlassen hat. Was wolltet Ihr Männer anfangen, wären die Frauen nicht da, um Euch zu leiten? Aber so lange Zabetta in Deinem Hause ist, sollst Du sie reden hören, und hättest Du nur Ein Ohr, um sie zu vernehmen, so will' ich nicht ablassen, Dir zuzuschreien, daß Du den unglücklichen Fremdling retten mußt. Ich sage, Du mußt ihn retten; Du hast das Unglück heraufbeschworen, Du mußt es wieder bannen." — „Bist Du toll, Weib, daß Du so redest!" rief Suleiman aus; „warum kramst Du so nutzlose Worte aus? Wer anders als der Imam ist der Ankläger des Ungläubigen? Er sah die That — er ist Zeuge des Verbrechens. Was kann ich gegen Thatsachen sagen?" — „Imam, Imam!" schrie Zabetta spottend und stemmte, indem sie dem Hausherrn dreist ins Gesicht blickte, die Hände in die Hüften. „Man sollte meinen, die alte Vogelscheuche, die ihre Gebetsformel vom Minaret herunterkrächzt, wäre eine so heilige Person, wie der Prophet selbst! Und er ist doch nur ein alter Geck, ein zahn- und bartloser Narr, der, statt sich um die Angelegenheiten seiner Moschee zu bekümmern, lieber wie ein Vogel von schlechter Vorbedeutung herumflattert und bis in unsere Harems sich einschleicht, um zu lauschen, wo er nicht sollte, Unheil sich einzubilden, wo keines auch in der Ahnung vorhanden ist, das Familienglück zu zerstören durch seine falsche Tücke, Vater und Tochter, wie Mann und Weib gegen einander aufzureizen und Gerüchte in Umlauf zu bringen, die allerhand Unglück stiften, das Niemand denn Allah verhüten kann. Geh', geh'! laß mich nichts mehr von Deinem Imam hören, Du müßtest ihm denn auf die Fußsohlen eine Bastonade haben zukommen lassen. Suleiman Aga! Du mußt dieser Sklaverei ein Ende machen. Geh' zu dem Mekemed und bestehe darauf, daß der ungläubige Engländer in Freiheit gesetzt werde. Wallah billah! ich will nicht ruhen, bis er frei ist."

Suleiman ließ den Zorn der Frau austoben und saß ganz still. Dann blickte er auf Ayescha und entgegnete: „Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Wenn der Franke seinen Glauben ablegen und sich zum Islam bekennen will, so soll sie sein Weib werden, und dann mag Alles wieder gut seyn." — „Was waren das für Worte!" schrie Zabetta. „Sein Weib soll sie werden, sagst Du? Sie wird keines Mannes Weib, den ich ihr nicht wähle. Bin ich etwa nicht da, um meinen Rath mit zu geben? Zeigt mir in aller Welt den Mann, der etwas vom Heirathen versteht! Männer verstehen von der Auswahl eines Gatten für ihre Tochter nicht mehr als von der Auswahl der Farben für ihres Weibes Kleider. Ihre Pfeifen, Pferde und Kameele mögen sie sich aussuchen, auf dem Bazar mögen sie sitzen und verkaufen und laufen, sich zanken und gaunern,

aber in Dinge, die sie nicht angehen, sollen sie sich nicht einmischen. Allah! Allah! was soll aus der Welt werden, wenn eine Mutter mit ihrer Tochter nicht mehr thun darf, was sie will? Geht weg, Männer! geht rauchen, geht beten, aber die Heirathsangelegenheiten überlaßt den Weibern." — „Es ist keine Unbill in dem, was Du sagst", versetzte Suleiman mit gefälliger Miene, „es sey so! Aber wenn Du des Franken Leben retten willst, so muß er seinen Glauben abschwören, und wenn Deine Tochter ungekränkt davonkommen soll, so darf er das Mädchen nicht eher heirathen, als bis er einer der Unsrigen geworden ist."

Diese Worte mäßigten in etwas Zabetta's Wuth. Sie führte noch in anderer Beziehung etwas im Schilde und wollte hier nicht weiter den hartnäckigen Widerspruch gegen jede Willensäußerung ihres Mannes durchfechten; und wie der Donner des Geschützes, wenn die Schlacht zu Ende sich neigt, allmälig erstirbt, so legte sich der Schwall ihrer Worte nach und nach, und endlich zog sie ab mit langsam verhallendem Gemurmel.

Die zweite Scene vergegenwärtigt uns eine Gruppe Türkischer Beamten in Kars, die das Gepäck eines Englischen Reisenden visitiren: „Zuvörderst ward der ganze Inhalt des Mantelsacks ausgeleert. Er enthielt vornehmlich Osmond's Kleider. Sodann wickelte man Alles aus einander, Leibröcke, Ueberröcke, Hemden und Strümpfe, welches Alles die Gegenwärtigen mit einem stummen Erstaunen erfüllte. Man sah nicht ein, wie es möglich sey, daß ein Mann so viel Sachen mit sich führen könne, deren Gebrauch man nicht zu errathen vermochte. Besonders bewunderten die Türken die glänzenden Schönheiten einer Uniform, in welcher ihr Eigenthümer bei Hofe zu erscheinen pflegte; aber als sie gar ein Paar lederne Beinkleider gewahrten, war es auch für den Witz der Gelehrtesten unter ihnen eine zu schwere Aufgabe, die mögliche Bestimmung dieses nie geschauten Dinges zu enträthseln. Denn ihre eigenen Pumphosen, die wie zwei weite Müller-Säcke mit Löchern am Ende aussehen, durch die sie die Füße stecken, gleichen diesen engen ledernen Schläuchen in keiner Weise. Man wandte das Ding nach hinten und vorn, nach allen Seiten. Der Mufti kam zuerst auf den Gedanken, es müsse ein Luxus-Artikel ganz eigener Art seyn, und forderte einen bärtigen Schechadar auf, seine Ansicht darüber mitzutheilen. Dieser aber stand still, in den Anblick des seltsamen Dinges versunken, und wußte nicht aus noch ein. Der Mufti kam auf den Einfall, es möchte ein Kopfputz seyn, und somit stülpte er dem alten Mann die Lederhosen über den Kopf. Die langen Theile fielen ihm zu beiden Seiten herab, und der Mann mit dem bärtigen Antlitz mochte wie Herkules aussehen, als er die Löwenhaut um seine Schultern warf. „Barikallah! gelobt sey Allah!" rief der Mufti aus, „ich hab' es gefunden, vielleicht sind dies die Insignien eines Englischen Paschas von zwei Roßschweifen." „Aferin! wohl gesprochen!" pflichteten die Gerichtspersonen bei, die zugegen waren. Aber der Pascha war anderer Ansicht; er betrachtete die Beinkleider von einem ganz anderen Standpunkte, und mithin mußten sie ihm in durchaus verschiedenem Lichte erscheinen. „Wozu kann das Ding anders bestimmt seyn", sagte er, indem sein träges Auge sich erleuchtete, „wozu anders, als zu Wein? Dies ist vielleicht die Haut eines Europäischen Thieres. Die Franken trinken Wein und bewahren ihren Wein in Häuten oder Schläuchen auf, wie unsere eigenen Ungläubigen ebenfalls zu thun pflegen. Ist es nicht so?" fragte er, sich zu Bogos, dem Armenier, wendend. „Ganz, wie Ew. Hoheit es befohlen haben, so ist es!" sagte dieser. „Wohlan denn", fuhr der Pascha, über seine Entdeckung vergnügt, fort: „Diese Haut hat bis jetzt Wein enthalten, wir wollen sie zu Wasser benutzen. Geht und laßt den Saka sie mit Wasser füllen." Gesagt, gethan. Nach wenigen Tagen sah man die Englischen Beinkleider auf dem Rücken eines Wasserträgers durch die Stadt paradiren. Heimlich flüsterte man sich jedoch zu, daß sie nicht lange nachher zu dem Gebrauche, zu dem sie der Pascha gleich anfangs bestimmt hatte, verwendet und Sr. Hoheit Lieblingsweine darin transportirt würden.

In dem Deckel-Behälter des Mantelsacks entdeckten die Türkischen Visitatoren außerdem einen Stiefelknecht und ein Paar hölzerne Stiefelanzieher. Diese Artikel setzten den Türkischen Witz abermals auf eine harte Probe. Wie wäre es auch möglich gewesen, daß sie so seltsame Maschinerieen mit einem Paar Stiefeln nach ihrer Art in Verbindung gebracht hätten, da sie in ihr Schuhwerk mit den Füßen so leicht hinein- und herausfahren, wie man eine bequeme Schlafmütze auf- und absetzt. Sie wähnten anfangs, die Dinge seyen Instrumente für nekromantischen oder astrologischen Gebrauch, zuletzt meinte man, es seyen Werkzeuge zur Tortur, und was scheint passender als die Stiefelhaken, um den Daumen zu quetschen, die Fingergelenke zu zerbrechen oder die Augen auszuböhlen? So mußte es seyn, es blieb kein Zweifel übrig, und der Pascha befahl seinem Lieblings-Schreiber, die Faust zwischen die hervortretenden Spitzen des Stiefelknechts versuchsweise zu legen, was er auch mit innerlichem Widerstreben that. Zugleich schrie er aber laut auf, als wenn die Gabel zusammenfaßte, und ein lautes Gelächter belohnte seinen Heldenmuth. Die Instrumente selbst wurden dann dem Scharfrichter mit dem Befehle übergeben, sie bei nächster Gelegenheit praktisch zu prüfen. Darauf begann man, den Inhalt eines Garderobe-Kästchens zu untersuchen. Jedermann glaubte beim Anblick der vielen Flaschen, er fände Delikatessen für den Gaumen. Man versuchte Eau de Cologne, Eau de Lavande und konnte sich nicht denken, wie die Franken hieran Wohlgeschmack finden könnten. Aber wer möchte das Gesicht beschreiben, das der Pascha machte, als er, durch die glänzende Farbe angelockt, aus einer Flasche voll Myrrhen-Tinktur einen kräftigen Zug that! Der Mufti, ein Mann, der nie lachte, außer wenn er seinen Amtsgenossen in Verlegenheit sah, konnte den Kitzel kaum unterdrücken, als der Pascha sich so gröblich geirrt hatte, während die herumstehenden Diener ihre Blicke gewaltsam auf die Fußspitzen hefteten, um einem gleichen Reize zum Lachen nicht nachzugeben und sich vor den Peitschenhieben, die ohne Zweifel darauf erfolgt wären, zu hüten. Inzwischen hatte der Imam der Moschee, dessen stechende Blicke seine Sucht nach guten Sachen verriethen, aus dem Kasten eine mit Silber beschlagene Büchse hervorgezogen und beim Oeffnen eine teigartige Masse darin entdeckt, deren Duft unwiderstehlich war. Somit streckte er die Spitze seines Zeigefingers hinein, schabte, so viel er konnte, los und schnappte es mit dem geöffneten Munde auf. Bald aber kam die Reue nach, denn als wenn sich die Brechruhr bei ihm zeigte, begann er zu sprudeln und zu speien. „Was habt Ihr denn?" sagte einer und grinzte ihn an. „Bah! schaut doch!" rief der Pascha, der froh war, einen Leidensgefährten zu sehen; „schaut doch! der Imam wird krank." Die Natur der Substanz, die dieser verschluckt hatte, zeigte sich auch bald durch den weißen Schaum, der auf seine Lippen trat. Da gab man anderen Vorstellungen Raum; man vermuthete einen Anfall von Tollwuth, glaubte, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben — und in kurzem stand der Mensch ganz allein da, denn Jedermann wich vor ihm scheu zurück, wie vor einem, den man nicht berühren darf. Der Leser braucht kaum davon in Kenntniß gesetzt zu werden, daß der Mufti eine starke Dosis Savon de Naples verschlungen hatte.

Als er sich in etwas erholt, trat man wieder näher und setzte die Visitation der Geräthschaften fort. Jedes Stück wogen die Türken in der Hand, als könne man sie nach dem Gewichte taxiren, wandten die Bücher hin und her, zerbrachen die Thermometer und Barometer und verbogen die mathematischen Instrumente, so daß sie nicht wieder in die Kasten gelegt werden konnten. Vor Allem zog eine kleine elfenbeinerne Büchse ihre Aufmerksamkeit auf sich. Diese war so niedlich gearbeitet, daß jeder von ihnen sie zu haben wünschte und sich alle wie Kinder geberdeten, die sich um ein Spielzeug zanken. Endlich wurde sie dem Mufti überlassen. Dieser Mann gefiel sich immer darin, über Andere zu lachen; bald aber kam die Reihe an die Anderen, ihn selbst ebenfalls auszulachen. Er wandte die Büchse hin und her, endlich schrob er sie auf, und eine schmale Röhre mit einem Bündel Hölzchen als den Inhalt entdeckend, kam er auf die Vermuthung, er habe ein Fränkisches Schreibzeug vor sich, das Flüssige in der Röhre sey die Tinte und die Hölzchen die Federn. Er versuchte ein Hölzchen in die Röhre zu stecken, er zog es heraus, und ein plötzlicher Feuerstrahl fuhr ihm entgegen. Wer könnte den Schreck des Türken schildern! Er warf das Ganze von sich, als hätte er ein Spiel des leibhaftigen Teufels in ihm entdeckt. „Hilf, Allah!" schrie er laut, die Augen starrten ihm aus dem Kopfe, der Mund stand geöffnet, seine Hände klammerten sich an dem Polster an, sein ganzer Körper lag hintenüber. „Es giebt nur einen Gott, Allah beschütze mich!" rief er wiederholt und blickte unverwandt auf den Teufels-Spuk, der am Boden lag. Die Umherstehenden waren anfangs nicht weniger erschrocken; sie standen furchtsam im Kreise um das gefahrdrohende Wunderding und erwarteten mit neugieriger Spannung den Erfolg. Als sich aber keine weitere Explosion zeigte, wurde die feierliche Stille, indem sich die Blicke von der Büchse ab zu dem Mufti wandten, durch ein unterdrücktes Lachen unterbrochen, das sich immer lauter und schallender erhob. Pascha Suleiman, der schon mehr mit Franken im Verkehr gestanden hatte, war endlich kühn genug, das doch immer noch gefährlich scheinende Ding mit großer Vorsicht aufzuheben; allein von allen Seiten beschwor man ihn im Namen des Propheten, es hinzulegen, und er befahl sodann dem Armenier Bogos, die ganze Maschine sammt Hölzern und Allem nach dem Flusse zu tragen und sie bei Gefahr seines Kopfes zu versenken. Würde der Teufels-Spuk ihm noch einmal vor Augen kommen, so thue er hiermit beim Koran und allen Imams das Gelübde, jeden Armenier wie alle Christen in Kars zu tödten."

Die Theater in London.

(Schluß.)

Das Kings-Theater ist für die vornehme Welt in London bestimmt. Es ist ein ungeheures Schauspielhaus. Es hat ein Parterre, sechs Ranglogen und eine Gallerie. Ein Platz im Parterre kostet acht Schillinge (2⅔ Thlr.); die Logen werden abonnementsweise vermiethet. Die Direction erhält nicht nur keine Unterstützung von Seiten der Regierung, sondern sie muß noch dazu eine Abgabe entrichten, die zuweilen auf 16,000 Pfund (112,000 Thaler) getrieben wird. Die Abonnements bringen der Direction abwechselnd 25—35,000 Pfund (175,000—245,000 Thaler). Die Ausgaben, die dieselbe in jeder Hinsicht zu machen hat, sind ungeheuer. Mehrere Musikmeister der Kapelle erhalten für jeden einzelnen Abend 1, 2, 3—4 Pfund. Und dabei ist das Orchester doch nur sehr mittelmäßig besetzt; so wie auch die Ausführung der Musikstücke im Allgemeinen sehr schwach ausfällt. Man sieht oft sehr große Künstler auf dem Kings-Theater, allein da man auf dieselben ungeheure Summen verwenden muß, so werden solche nie fest engagirt, und es entsteht nie ein ordentliches Ensemble auf dieser Bühne. Die Vorstellungen beginnen gewöhnlich im Februar und werden im Juli geschlossen. Am Tage der Eröffnung des Theaters wird das bekannte Volkslied „God save the King" von der ganzen Schauspielergesellschaft gesungen, und die Zuhörer stehen dabei alle, bis die National-Hymne geendigt ist. Es ist ein herrlicher Anblick, dieser ungeheure Saal voll von Zuschauern im reichsten Schmucke! Auch ist es besonders interessant, zu hören, wie die Englischen Wörter im Munde der Italiänischen Sänger klingen, die größtentheils nicht ein Wort von jener Sprache verstehen: wie zum Beispiel Madame Pasta, die, so oft sie an die Reihe kam, die Strophe zu singen, immer God shave

the King (Gott scheere den König) deutlich aussprach, worüber das Publikum nicht wenig sich lustig machte.

Die Abonnenten dieses Theaters haben auf nicht mehr als sechzig Vorstellungen Anspruch; am Donnerstage wird gewöhnlich das Abonnement suspendirt, und zwar ist die Vorstellung dieses Tages nicht etwa weniger glänzend, als in der übrigen Woche. Das Talent der Direction besteht darin, bei den Abonnenten durch die Darstellungen, die für sie gegeben werden, keine Unzufriedenheit zu erregen und doch dem Donnerstage, der gewöhnlich den Benefiz-Vorstellungen gewidmet wird, einen besonderen Reiz zu verleihen, damit die Abonnenten für jenen Tag Extra-Logen miethen. Die Einnahme kann bis gegen 1200 Pfd. (8000 Thaler) betragen, ohne die Geschenke mit zu rechnen, die für die einzelnen Schauspieler, denen die Benefiz-Vorstellung gegeben wird, noch besonders einlaufen. Der Handel mit den Logen wird öffentlich getrieben. Die Buchhändler sind es hauptsächlich, die sich damit beschäftigen; sie miethen eine oder mehrere Logen auf ein Jahr und verkaufen die einzelnen Billete zu dem höchsten Preise.

Im Jahre 1832 gab man im King's-Theater zum ersten Mal Deutsche Opern. Diese Neuerung machte Glück. Robert der Teufel mit Französischem Texte ward jedoch, trotzdem, daß er von Nourrit, Levasseur und Madame Damoreau ausgeführt wurde, nicht mit gleichem Beifall aufgenommen. Im letzten Jahre unterhielt Herr Mont-Mason, der Direktor jener Bühne, eine Schauspieler-Gesellschaft für die Italiänische, eine für die Deutsche und eine für die Französische Oper, so wie endlich ein Französisches Ballet. Er hatte ungeheure Einnahmen, und doch machte er am Ende der Saison einen Bankerott von mehr als 400,000 Franken!

Die Versuche, Französische Künstler in England einzubürgern, schreiben sich schon von sehr langer Zeit her. Ungefähr 1750 ließ man den berühmten Tänzer Noverre nach London kommen, damit er ein Französisches Ballet aufführe. Allein trotz der Stütze des Adels und des Königs selbst, sahen sich doch die Französischen Tänzer genöthigt, der aufgereizten Wuth John Bull's zu weichen, der damals in seinem blinden Nationalhasse keine Fremden und am allerwenigsten Franzosen auf seinem Theater zulassen wollte. Schon einige Jahre vorher hatte der Herr Monnet vergeblich versucht, ein Französisches Theater zu London zu errichten. Er liefert uns selbst folgendermaßen die Geschichte seines verfehlten Zweckes. „Der Vorhang geht auf; in demselben Augenblicke werden wir von einem Hagel von Aepfeln, Steinen, Orangen und Lichtern überfallen. Trotz dieses Tumults wollen wir doch anfangen; allein das lärmende Getöse verdoppelt sich, von den Logen steigt man hinab in's Parterre, von dem Parterre nach den Gallerieen hinauf. Auf der einen Seite glänzt es von Degen, auf der anderen schlägt man sich mit Rohrstöcken; man rauft sich die Haare, die Perrücken aus und reißt sich die Halstücher entzwei. Der Adel übt, um uns zu unterstützen, Heldenthaten aus, die man allein zu London kennt. Man stelle sich vor, wie ein Herzog einen Lastträger beim Kragen packt, wie er ihn mit geballten Fäusten zu Boden drückt, und dieser sich nicht eher ergiebt, bis ihn seine Stimme und seine Kräfte gänzlich verlassen. Unsere Freunde fürchteten mit Recht, daß unsere Gegner es sich einfallen lassen könnten, uns auf der Bühne zu umzingeln. Um daher diesem Unfalle vorzubeugen, springen fünf oder sechs Lords, denen bald hundert andere folgten, mit dem Degen in der Hand auf die Bühne, um uns in Schutz zu nehmen. Hierauf ist das Parterre geneigt, zu kapituliren; wir bleiben die Sieger, und man hört uns ruhig zu. Einige Unruhige wollten die folgenden Darstellungen zu unterbrechen suchen, allein in einigen Minuten bemächtigte man sich der Aufrührer. Einer dieser Ruhestörer, der mit einer ungeheuren Pfeife bewaffnet war, glaubte sich in einem Winkel des Parterres hinlänglich geborgen; allein man beobachtete ihn genau, und in dem Augenblicke, wo er das Instrument an den Mund brachte, versetzte man ihm einen so derben Schlag mit der Faust in's Gesicht, daß ihm die Pfeife bis mitten in die Kehle drang. Vermittelst solcher kleinen gewaltsamen Maßregeln gelang es uns endlich, die Ruhe herzustellen, und schon konnten wir die Hoffnung hegen, unsere Vorstellungen für die Zukunft fortzusetzen, als plötzlich ein Umstand uns nöthigte, unseren Plan aufzugeben. Es handelte sich um die Wahl eines Parlaments-Mitgliedes. Mylord ***, aus einem der angesehensten Häuser Englands, war fast aller Stimmen gewiß, als man ihm endlich in der öffentlichen Versammlung die Frage vorlegte, ob er nicht zu denen gehörte, die für die Errichtung eines Französischen Theaters in London unterzeichnet hätten? Vergeblich versicherte er das Gegentheil; ein Apotheker erklärte, daß Jener nicht nur zu den Unterzeichnern gehöre, sondern daß man ihn sogar mit dem Degen in der Hand die Französischen Schauspieler vertheidigen gesehen habe. Das Volk begann hierauf, den Lord auszuzischen, und schrie laut auf den Straßen umher: „Nieder mit Mylord ***! Nieder mit den Französischen Schauspielern!" Unsere Vorstellungen wurden durch denselben Lärm unterbrochen, man warf von den Logen eine Menge Pamphlete in's Parterre herab, die man sich einander aus den Händen riß, und über die man auf Unkosten des Lords in lautes Lachen ausbrach. Sein Nebenbuhler hingegen, der die Gelegenheit nicht unterließ, sich in einer der ersten Logen zu zeigen, wurde unter rauschendem Beifallklatschen empfangen. Endlich legte sich der Sturm. Mylord *** gelang es durch seine Freigebigkeit, das Volk wieder für sich zu gewinnen; es begnügte sich mit unserem Falle, und wir blieben allein die Opfer des Nationalhasses."

Vergleichen wir hiermit das, was sich seit einem Menschen-Alter und was sich in unseren Tagen in jener Sphäre ereignet. Ungefähr 1817 ließ sich eine Französische Schauspielergesellschaft zu London nieder. Das Theater hielt sich anfangs nur durch Subskribenten, und zwar in einem sehr beschränkten Lokal; sobald man aber von dem Erfolge hörte, dessen sich die Englischen Schauspieler zu Paris erfreuten, erhielt auch das Französische Theater zu London die Erlaubniß, bei offener Kasse zu spielen, und so ist es auch bis auf den heutigen Tag geblieben.

Einige Jahre darauf gab sich in England die Vorliebe für die Franzosen auf eine noch lebhaftere Weise kund, als Herr Laporte auf dem Theater Drurylane zu London und auf dem Theater zu Edinburg in Englischer Sprache debütirte. Dieser Künstler wurde mit dem ungetheiltesten Beifall von den Engländern aufgenommen, die sich nicht genug darüber wundern konnten, daß sie einen Fremden ihre Landessprache so rein und schön sprechen hörten.

In dem Jahre 1832 gaben Mademoiselle Mars und Armand, unterstützt von der Französischen Schauspieler-Gesellschaft zu London, mehrere Vorstellungen im Theater Covent-Garden, die sehr besucht waren. Sie führten vorzüglich die Komödien Molière's auf, die von den Engländern ganz besonders geschätzt werden. In demselben Jahre verfaßte ein Französischer Komponist, Herr Adam, für Covent-Garden die Musik zu zwei Stücken, von denen eines, His first Campaign, Erfolg hatte, das zweite aber nur drei Vorstellungen erlebte. Herr Coulon und Mademoiselle Pauline Leroux tanzten gleichfalls auf demselben Theater in der Stummen von Auber. So sahen die Engländer in demselben Jahre in ihrem National-Theater, das von einem Franzosen, Herrn Laporte, dirigirt wird, Französische Stücke von Französischen Schauspielern aufführen und einen Französischen Komponisten und Französische Schauspieler auf derselben Bühne mit Beifall beklatschen, wo sie vor zwanzig Jahren sich nicht zeigen durften, ohne mitunter ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Bibliographie.

Pharmacopoeia Homoeopathica. — Herausgegeben von Dr. F. F. Quin. 7 Sh.

A guide to the isle of Wight. (Führer nach der Insel Wight.) Von W. C. F. G. Sheridan. 6 Sh.

Origines biblicae. (Biblische Untersuchungen.) Von C. T. Bell. Erster Bd. 10 Sh.

Ovid's Fasti. — Mit Englischen Anmerkungen von C. S. Stanford. 5½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Das neuentdeckte Manuskript Torquato Tasso's. Ein sehr geschätzter Kenner der Italiänischen Literatur theilt uns in Bezug auf diesen (in Nr. 64 des Magazins angeregten) Gegenstand folgende Bemerkung mit, wonach in die Richtigkeit der von der Gazzetta di Milano gemachten Angaben einige Zweifel zu setzen seyn dürften: „Nicht nur ist der Name des Maddalò de' Freeci im Matalo geschrieben, sondern die Fabel von dem Buche, das Prinzessin Eleonore dem Dichter geschenkt haben soll, ist handgreiflich falsch. Ohne zu untersuchen, ob im 16ten Jahrhundert schon Stickereien, die Landschaften darstellen, üblich gewesen seyn möchten, ist das genannte Buch selbst von der Art, daß schwerlich eine der lasterhaftesten Frauen jenes Jahrhunderts es dem Pietro Aretino oder dem Ariost, geschweige denn Eleonore von Este dem keuschen Sänger des Gerusalemme hätte schenken können. Das Labirinto d'Amore, auch Carbaccio genannt, ist eine über allen Glauben schmutzige, im höchsten Grade cynische Schmähschrift, in welcher Boccaccio sich die unappetitliche Häßlichkeit einer Wittwe, um deren Gunst er sich vergebens beworben, von deren verstorbenem Manne in einem Detail, das keine Mysterien scheut, beschreiben läßt. In der That, diese Wahl der Prinzessin wäre originell zu nennen!

Halle. K. W—t."

— Genie und Talent. Der Sinn dieser beiden Wörter wird sehr oft ganz dunkel aufgefaßt und ihr Verhältniß zu einander so falsch angegeben, als wären sie nur dem Grade nach von einander verschieden. In einer uns eben vorliegenden Schilderung, die uns sonst gar nicht mißfällt, heißt es: „ein Mann von großem Talent, ein wahres Genie", als wenn ein Genie nur etwas höher als gewöhnlich auf der Stufenleiter des Talents stände. Talent und Genie haben durchaus nichts mit einander gemein, es sey denn, daß sie beide eine Geisteskraft bezeichnen. Hinsichtlich der Beschaffenheit dieser Geisteskraft aber sind sie nicht nur von einander verschieden, sondern sogar wie Pole einander entgegengesetzt. Talent ist die Fähigkeit jeglicher Art, insofern sie sich mit und durch den Willen und in der Aeußerung der Thätigkeit kund giebt. Genie hingegen ist, wie schon die Ableitung des Wortes (von dem Lateinischen genius) zu erkennen giebt, die weit seltenere Geisteskraft, die in der rein geistigen Anlage begründet ist — in der geistigen Vereinigung des Entgegengesetzten, der Niedergeschlagenheit und der höchsten Fröhlichkeit, der Lust und des Schmerzes, ganz unabhängig von dem Willen. Es ist rein passiver Natur. Das Talent ersinnt Mittel an, um zum Ziele zu gelangen. Das Genie ist stets am Ziele. Das Talent steht auch nicht einmal in der entferntesten Verbindung mit dem Temperamente; das Genie hingegen zieht seine kräftigste Nahrung aus diesem. Das Talent endlich ist, um uns eines Ausdruckes der kritischen Philosophie zu bedienen, diskursiv, das Genie hingegen, gleich dem anschauenden Geiste der Engel, intuitiv. —

(Opium-Eater.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Mittwoch den 11. Juni 1834.

China.

Gützlaff's dritte Reise an den Chinesischen Küsten.

Wir haben in Nr. 23 des Magazins über diejenige Reise berichtet, die unser Landsmann, der in Berlin gebildete Missionair Herr Karl Gützlaff, in Begleitung des Herren H. H. Lindsay auf dem Schiffe „Lord Amherst" nach den Chinesischen Küsten gemacht hat. Seine erste Reise, die er nach einem längeren Aufenthalte in Siam, von hier aus nach der Mandschu-Tartarei und nach China unternahm, fällt bereits in das Jahr 1831. Der Bericht darüber ist im vorigen Jahre zu Rotterdam, wo Gützlaff früher auch seine „Geschichte der Ausbreitung von Christi Königreich auf Erden"*) herausgegeben hat, in Holländischer Sprache unter dem Titel „Bericht von einem dreijährigen Aufenthalt in Siam und von einer Reise nach der Mandschu-Tartarei" erschienen. Er enthält namentlich über Siam viele interessante und lehrreiche Bemerkungen, die zum Theil auch in die Preußische Staats-Zeitung übergegangen sind. Jene Reise auf dem „Lord Amherst" war die zweite, und endlich haben wir jetzt über die dritte Fahrt an den Chinesischen Küsten zu berichten, die mit Ausnahme dieser Expeditionen, an welchen sämmtlich Herr Gützlaff als kenntnißreicher Dolmetscher und als Verbreiter des Evangeliums Theil genommen, von keinem Europäischen Schiffe seit undenklichen Zeiten, wenn überhaupt jemals, besucht worden sind.

Seine Freunde in Europa waren zuletzt in einiger Besorgniß, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, daß Herr Gützlaff bei der dritten Chinesischen Reise, die er am 21. Oktober 1832 — also kaum 7 Wochen nach seiner Rückkehr von jener mit Herrn Lindsay auf dem „Amherst" unternommenen Expedition — in Macao angetreten hatte, umgekommen sey. In der That hatte auch diese dritte Reise mit mehr Schwierigkeiten als die früheren, und namentlich mit gefahrdrohenden Natur-Ereignissen zu kämpfen, doch ist sie am Ende noch sehr befriedigend abgelaufen. Während die zweite Reise nämlich auf das eigentliche Chinesische Meer, das gelbe Meer und den Koreanischen Archipelagus sich beschränkte, dehnte sich die letzte über das Japanesische Meer nach der Küste der Mandschurei bis zum 40sten Grade N. B. aus. In diesem Breitengrade, der bekanntlich der Europäischen Lage von Madrid, des südlichsten Theils von Neapel und Griechenlands entspricht, hat das Schiff „Sylph", mit welchem Gützlaff die letzte Reise gemacht, in einer allerdings schon etwas vorgerückten Jahreszeit mit den Wirkungen eines Frostes zu kämpfen gehabt, wie er sich kaum in den nördlichen Ausdehnungen der Ostsee im Finnischen und Bothnischen Meerbusen fühlbar zu machen pflegt.

Wir besitzen über diese Reise drei verschiedene Berichte: erstens, einen kürzeren, den Gützlaff selbst in einem ursprünglich Holländisch abgefaßten Schreiben an seine Freunde in Europa abgestattet hat; zweitens die Nachrichten, die der Englische Cargadeur des vornehmlich zu Handelszwecken ausgerüsteten „Sylph" im „Canton-Register" über die Expedition mitgetheilt, und drittens endlich die Englische Relation Gützlaffs, die kürzlich unter dem Titel: Three voyages along the coast of China zu London erschienen ist. Wir wollen aus allen drei Quellen das Interessantere hervorheben, und auf diese Weise einen vollständigen Ueberblick der dritten Reise unseres auch unter den unzähligen Beschwerden derselben nicht ermüdeten Landsmannes geben.

Herr Gützlaff schrieb zunächst an seine Freunde aus Niu pi long in der Provinz Schet Kiang unterm 7. März 1833: „Ihren liebreichen Brief empfing ich zu Macao, und ich beeile mich, Sie von den Einzelnheiten meiner gegenwärtigen neuen Reise in Kenntniß zu setzen. Tröstlich ist es für mich zu wissen, daß die Freunde in der Heimat meiner gedenken und mich mit ihrer Theilnahme begleiten. Es stärkt mich dieses in meinem Berufe, aber — während ich dieses schreibe, verbreitet vielleicht ein verheerender Krieg seine Schrecken in Holland und im Deutschen Vaterlande; möge Sie der Himmel doch davor bewahrt haben! Meine Bemühungen in China sind nicht ganz fruchtlos geblieben. Dieses große Land ist uns nicht mehr so völlig verschlossen, und wir haben hier schon mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als in Java, wo jede neue fremde Idee streng verboten ist. Ja, während wir bis jetzt noch keine direkt feindselige Handlung von Seiten der Chinesischen Regierung erfahren haben, kommen uns die Einwohner auf das freundlichste und offenherzigste entgegen; freilich bisher mehr aus Neugierde als aus wahrer Theilnahme, doch jedes große Werk kann ja nur stufenweise zu Stande kommen."

„Am 21. Oktober 1832 verließ ich den Hafen von Macao, um mich in Kalkutta der Expedition auf dem Schnellsegler „Sylph" anzuschließen. Gleich anfangs hatten wir mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen; heftige Gegenwinde und entsetzliche Abgründe drohten jeden Augenblick unserem Fahrzeuge den Untergang. Der Himmel fügte es jedoch, daß wir nur einen einzigen Matrosen verloren. Da wir aber außer Stande waren, unsere Fahrt ruhig fortzusetzen, so entschlossen wir uns, an zwei verschiedenen Plätzen: Kin siak und Ka schen in der Provinz Kanton, zu landen. Die Einwohner, die mich von meinen früheren Besuchen kannten, begrüßten mich auf das freudigste und ließen auch meinen Gefährten einen freundlichen Empfang zu Theil werden. — Einige Wochen nachher erreichten wir die Küste von Fo kiën, wo die guten Bewohner, als wir wieder die Anker lichteten, uns gar nicht entlassen wollten und sich fast an unserem Schiffe festklammerten, um uns auf diese Weise noch einige Tage zurückzuhalten. Einen Monat nach unserer Abreise erreichten wir das Vorgebirge Schang tong, von wo wir nach der Mandschu-Tartarei in See stachen. Wir landeten dort zuerst in der Bucht Tung tose kauw, wo die Einwohner, größtentheils noch Chinesen aus Schan tong, sich meistens freundlicher als die Mandschuren zeigten, auf die wir später gestoßen sind. Nachdem wir am 28. Nov. die Rhede von Kai schu, einer sehr bedeutenden Handelsstadt, verlassen hatten, liefen wir auf eine Sandbank, wo wir in Gefahr kamen, Schiff und Leben zu verlieren. Die Küstenbewohner zeigten sich zwar äußerst menschenfreundlich bei unserer Noth, aber die Mandarinen verweigerten uns jeden Beistand. Schon gaben wir Alles rettungslos verloren, als uns plötzlich ein starker Südwind die gelbe Fluth wieder zuführte und unser Schiff von Neuem flott machte. Die Kälte war dabei, obgleich wir uns nur zwischen dem 40sten und 41sten Grade N. B. befanden, ganz unbeschreiblich groß und selbst für mich, der ich doch ein geborner Nordländer bin, recht empfindlich. Wie sehr aber unsere armen Bengalischen Matrosen darunter litten, können Sie sich leicht denken. Am 13. Dezember retteten wir 12 Chinesen, die sich auf einer mit Wellen kämpfenden, untergehenden Dschonke befanden, das Leben. Diese nahmen wir auf unser Schiff, mit ihnen segelten wir den Fluß Bu surg hinauf, an welchem die berühmte Handelsstadt Schang hai liegt. Hier besuchte ich wieder die Gegenden, wo ich vor wenigen Monaten mit Herrn Lindsay gewesen war, und wo die zahlreichen Bewohner, dankbar für den Beistand, den wir ihnen geleistet, und für die wohlthätigen Lehren, die wir zurückgelassen, uns ebenfalls auf das freudigste empfingen, was meinem Herzen sehr wohl that. — Unser Weg ging von hier aus nach Tscha po, welches der einzige Handelsplatz zwischen Japan und China ist. Die Bevölkerung ist hier ungemein dicht, und man kann annehmen, daß Strecken, die in Europa von Hunderten bewohnt werden, hier fast mit eben so vielen Tausenden bedeckt sind. Wir haben die vornehmsten Inseln des Gebietes Schu san besucht und uns sogar eine geraume Zeit auf einer Insel, Namens Pu to, die von zahlreichen Buddhistischen Priestern bewohnt ist, aufgehalten. In einem Zeitraume von sechs Monaten und neun Tagen, die wir an der Chinesischen Küste zubrachten, haben wir interessante Punkte und volkreiche Städte, die keinem Europäer bisher noch bekannt waren, in großer Anzahl entdeckt. Ein dereinst erscheinender ausführlicher Reisebericht dürfte ungemein überraschende Aufschlüsse geben. Das Chinesische Reich ist von einem noch gar nicht gehörig erkannten Umfange und bietet noch viele neue Hülfsquellen für Handel und Wissenschaft dar. Wiederholte Erfahrung hat uns nun gelehrt, daß es recht gut möglich seyn wird, Handels-Verbindungen mit der ganzen Chinesischen Küste anzuknüpfen. Unsere Bemühungen waren in dieser Beziehung sowohl in Scha kiang als in Fo kiën vom günstigsten Erfolge, und wir kehrten daher auch, von den besten Hoffnungen beseelt, am 29. April 1833 nach Macao zurück. — Diesen Brief, der in Scha kiang aufgefangen wurde, beendigte ich in Kanton am 17. Mai 1833. Karl Gützlaff."

Im Canton-Register befindet sich demnächst folgender Bericht über einen Theil jener Reise des „Sylph" und zwar über dessen gefährliche Strandung auf der Sandbank bei Kai schu:

„Trotz der heftigen Nord- und Ostwinde, welche in der Jahreszeit, in der wir abreisten, zu herrschen pflegen, erreichten wir doch innerhalb eines Monats das Vorgebirge Schan tung. Von da segelten wir nach der Küste der Mandschu-Tartarei, wo wir am 24. November in einer weiten Bucht ankamen. Das Wetter war bisher

*) Geschiedenis der Uitbreiding van Christus Koningrijk op Aarde. 2 Bde. mit Karten und Tabellen.

ziemlich leidlich gewesen, aber heute empfanden wir zuerst ein wenig Kälte. Mehrere Dschonken lagen hier vor Anker, welche Produkte aus jenen fruchtreichen Gegenden theils nach Kiang nan, theils nach Schan-tung und Fuh kien geladen hatten. Wir unterhielten uns lange mit einigen Capitainen dieser Fahrzeuge, die uns einstimmig widerriethen, weiter nördlich zu segeln, indem wir, wie sie meinten, auf Eis stoßen würden. Indeß konnte dies keineswegs Europäer abschrecken, die von Jugend auf an Kälte gewöhnt waren. Und kämen wir auch, so dachten wir, an gefährliche Stellen, so könnten wir uns ja gar bald wieder südlich wenden und der Gefahr, im Golph von Lian fung einzufrieren, leicht entgehen. Mit diesem Entschlusse steuerten wir bis nach Kai schu hinauf, einem sehr großen Handelsplatze. Indeß fanden wir es nach mehreren Untersuchungen doch für unrathsam, in dieser Jahreszeit hier Anker zu werfen, da das Wasser zu seicht war und die heftigen Nordwinde uns leicht auf eine Sandbank hätten werfen können.

Wir verließen daher die Rhede von Kai schu, um nach Kin schu zu gehen, und entfernten uns von der Küste, um aus dem seichten Wasser herauszukommen. Der Wind war uns günstig; wir hatten alle Segel beigesetzt und freuten uns schon im Voraus auf das Vergnügen, sehr bald die große Chinesische Mauer zu sehen, als wir auf einmal das fürchterliche Geschrei vernahmen, daß das Schiff angelaufen sey! wir merkten bald an den ziemlich derben Stößen, die wir empfanden, daß dies in der That der Fall sey. Da wir jedoch das Wasser noch zwei Faden tief fanden, so schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, daß wir bei eintretender Fluth loskommen würden. Aber ach! Wie sehr hatten wir uns getäuscht, die Fluth kam freilich, aber sie trieb uns mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Sandbank hin. Wir versuchten es, da der Wind sich nach NO. gewendet hatte, wieder abzustoßen, allein Alles war vergeblich. Wir begannen nun, das Segelzeug und einen Theil der Ladung selbst über Bord zu werfen, um das Hintertheil des Schiffes zu erleichtern. Unterdessen fiel das Wasser auf acht Fuß; die Stöße hörten auf, da das Schiff festsaß, und so brachten wir eine Nacht zwischen Furcht und Hoffnung zu.

Wie wenig jedoch jede Hoffnung begründet war, zeigte sich leider am folgenden Tage! Ein sehr kalter Nordwind hatte während der Nacht heftig getobt. Das Wasser fiel immer mehr bis zu einem Grade, der uns hätte in Verzweiflung bringen mögen — es hatte kaum noch sechs Fuß Tiefe. Die Bengalischen Seeleute, die wir am Bord hatten, sogenannte Laskaren, verloren alle Kraft und überließen sich einer tobenden Verzweiflung; auf die Handvoll Europäischer Schiffsleute war aber nicht zu rechnen. Unsere Lage wurde stündlich schrecklicher, die Kälte wurde immer strenger, und Eisschollen umgaben bereits das lecke Schiff. Wir glaubten anfangs uns durch Schwimmen retten zu können, aber die Küste lag noch in meilenweiter Entfernung von uns; das Wasser war äußerst kalt. Zur selben Zeit war die See sehr stürmisch, und wir hatten Ursache, zu fürchten, unsere Böte könnten umgestürzt werden, ehe wir noch die Küste erreichten. Aber was war mit den armen Laskaren zu machen, die völlig hülflos dalagen? Nachdem wir das Schiff aufgegeben hatten, beschlossen wir endlich, daß sich etliche Leute nach der Küste begeben sollten, um Hülfe herbeizuschaffen und wenigstens die Indischen Matrosen zu retten.

Es war am 29. November, als wir, nämlich acht Europäer, unter denen sich Herr Gützlaff befand, und dreizehn kranke Laskaren, nach Kai schu steuerten. Das Thermometer in der Kajüte zeigte dreiundzwanzig Grad unter Null. Der Wind blies heftig, und schäumend überzog die Fluth unser Boot mit Eis und durchnäßte unsere Kleider; indeß schützte uns doch dasselbe Eis gegen die schneidende Kälte. Die Leiden unserer Laskaren waren sehr groß, ihr fürchterliches Geschrei zerriß uns das Herz; aber was half unser Mitleid, da wir ihnen keine wirksame Hülfe leisten konnten! „Wir sterben, ach, wir sterben!" war ihr gemeinsamer Klageruf. Nachdem wir sie, Einen nach dem Anderen, so gut als möglich verpackt und ihnen so viel Kleider, als wir selbst entbehren konnten, umgeworfen hatten, überließen wir sie ihrem Schicksal. Nach und nach verhallte ihr Geschrei, indem Einige sich nicht mehr zu rühren vermochten und Andere in eine Art von Betäubung gefallen zu seyn schienen. So erreichten wir nach manchen vergeblichen Versuchen Nachmittags in der jämmerlichsten Lage die Küste. Die Gegend, wo wir landeten, war öde, wir erblickten nur einige Fischerhütten und mehrere Fischerböte, die am Gestade angebunden waren.

Wir erstiegen das Land, indem Einige von uns die Mund-Vorräthe, die wir mitgenommen hatten, trugen, Andere aber die Laskaren mit sich fortschleppten. Wir begegneten bald den Fischerleuten, die, erstaunt über unsere jämmerliche Lage, uns sehr bemitleideten und nach unserem Boote hastig hinabliefen. Obwohl wir sie nicht um Hülfe baten, begaben sie sich doch unmittelbar ans Werk, halfen uns unser Gepäck fortbringen und öffneten ihre Hütten, um uns aufzunehmen. Hier fanden wir Lagerstätten mit erwärmten Decken. Wir legten die Laskaren, von denen Einige ganz erfroren waren, hinein; aber die Hitze reichte nicht hin, ihre Glieder aufzuthauen. Sie schrieen fortwährend „Feuer, Feuer!" und die mitleidigen Fischer zündeten immer mehr an, obgleich das Brennholz, das sie dazu brauchten, vielleicht das letzte war, das sie hatten. Wir begannen nun, unsere beeisten Kleidungsstücke abzuwerfen, und machten's uns in unserer neuen Wohnung bequem. Eine kurze Unterhaltung mit unseren Wirthen belehrte uns, daß wir es mit ganz armen Leuten zu thun hätten, denen es Freude machte, ihren leidenden Brüdern zu Hülfe zu kommen. „Wir haben uns oft in ähnlichen Umständen befunden", sagten sie, „und wissen daher, wie Ihr zu bemitleiden seyd. Wir stehen Euch mit unseren Böten, mit unserem Leben zu Gebote, wir wollen, sobald die Zeit Euch günstig ist, mit Euch abgehen und bitten Euch nur, uns die Stelle zu zeigen, wo Euer Schiff gestrandet ist." Wir gingen auf eine Anhöhe und zeigten sie ihnen; sie machten eine Miene des Mitleids, zuckten die Achseln und sagten: „Das ist freilich sehr gefährlich; indeß das thut nichts, wir wollen's versuchen." Hierauf kam ein etwas mehr Ansehen habender Mann hinzu, mit dem wir über unsere Angelegenheiten sprachen; dieser versicherte uns zwar ebenfalls seine Bereitwilligkeit, fügte jedoch hinzu: „Ich bedaure, daß Sie uns erst bei den Mandarinen die Erlaubniß dazu auswirken müssen." Diese Worte trafen uns wie ein Donnerschlag. Wohl wissend, daß jedes menschliche Gefühl der Brust eines Mandarinen verschlossen sey, hielten wir alles Bitten für fruchtlos. Auch konnte, während wir nach der Stadt Kai-schu gingen, die noch zehn Meilen entfernt lag, das Schiff schon in Stücken zertrümmert oder umgeworfen seyn; indeß blieb uns hier keine Wahl übrig; wir konnten jene Leute nicht überreden, uns ohne höhere Erlaubniß beizustehen.

Unterdessen hatte Einer von den Laskaren den Geist aufgegeben, mehrere Andere lagen regungslos, und diejenigen, welche wieder zu sich gekommen waren, hatten sich um ein Strohfeuer herumgesetzt. Der Rauch in der Hütte war uns unerträglich geworden, und wir suchten daher andere Quartiere, und zwar zunächst in einem Tempel, der auf einem nahen Hügel stand. Hier begegneten wir einem Priester, der, in Gemeinschaft mit seinem Koche, uns den Eingang verwehren wollte. Wir erinnerten ihn daran, daß es in der Schrift heiße, alle zwischen den vier Meeren wohnende Menschen seyen Brüder, und daß es ihm Freude machen müßte, wenn ein Freund aus weiter Ferne zu ihm käme. Diese klassischen Stellen aus dem Konfucius besänftigten ihn bald; Herr Gützlaff zitirte aus den Werken jenes Weisen noch einige Grundsätze über Gastfreundschaft, und darauf erlaubte er uns, einzutreten, indem er sich wegen seines rohen Benehmens gegen Leute, die mit den erhabenen Schriften des Konfutsi so vertraut seyen, entschuldigte und uns zu Tische einlud. Wir fanden in dem Gebäude eine Gesellschaft wohlgekleideter Leute aus Schan-tung, die Alle unserem Mißgeschicke ihre Theilnahme schenkten und uns zu trösten versuchten. Wir zeigten ihnen eine Uhr und eine Spieldose, durch die wir ihre Neugierde und Bewunderung aufs höchste erregten. Unsere kunstreiche Nation flößte ihnen große Achtung ein. Wir befanden uns hier ganz vortrefflich; obgleich sehr viele Gäste da zu seyn schienen, erhielten wir doch eine gute Lagerstelle, und wir empfanden diese Nacht nur wenig Frost. Am folgenden Tage war das Wetter heiter, die Kälte aber immer noch streng; wir zogen unser großes Boot in die Bucht, wobei uns jene Fischer wieder kräftig beistanden. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Politische Lage Europas beim Eintritt der Reformation.

Von Capefigue.

Die Lage Europas, der Geist der Spaltung, die Zwietracht der Fürsten, der Streit der Verhandlungen, der sich von allen Seiten in den Schulen erhob, mußten auf gleiche Weise das Umsichgreifen der Forschung und der religiösen Neuerung begünstigen. Es ist ein seltener Fall, daß im Reiche der Gedanken eine Revolution ausbricht, ohne einen Boden der Wirklichkeit vorzufinden, der schon für sie bereitet ist.

Das Deutsche Reich war immer nach der goldnen Bulle regiert worden; es blieb nach wie vor ein Wahlreich, und der Wunsch, den Purpur und das große Schwert Karls des Großen zu tragen, säete Irrsal und Verwirrung unter die Glieder des Deutschen Staatskörpers. Die Herzöge von Oesterreich, von Sachsen und Baiern, und auch die geistlichen Churfürsten lebten in unaufhörlichen Streitigkeiten, lagen in Krieg mit einander, schlossen Separatfrieden und strebten jeder für sich nach vollkommener Unabhängigkeit und souverainer Gewalt. Bei solcher Beschaffenheit der Reichsstände galt keine Meinung an und für sich; was der eine Churfürst wollte, konnte der andere zurückweisen; die Zwangsmittel, welche nach den Reichsbullen gestattet waren, konnten nur durch die Waffen vollstreckt werden, gingen langsam, und es war in der Mitte dieser Anarchie ein Leichtes für eine Neuerung, sich unter die Flügel eines Churfürsten zu retten. Die orthodoxen Ansichten hatten nicht immer Deutschland beherrscht; die beständigen Streitigkeiten mit dem heiligen Stuhl hatten hier die Ketzerei begünstigt, und die Schulen hallten noch von den Lehren Johann Hußens und Hieronymus von Prag wieder. Auch wenn man den persönlichen Charakter der Churfürsten betrachtet, sieht man leicht, daß sie viel zu mächtig waren, um sich je dem bloßen Willen des Kaisers Maximilian, der damals die Deutsche Krone trug, zu unterwerfen. Die geistlichen Churfürsten, als Unterthanen Roms, mußten jede Gelegenheit, weltlich zu werden, ergreifen — hierdurch nur konnten sie von den Zahlungen an die päpstliche Kammer loskommen.

In Böhmen waren noch die alten Gährungsstoffe der Hussitischen Ketzerei vorhanden; die Sektirer kämpften mit Beharrlichkeit gegen den doppelten Einfluß der strengen Gesetze und der katholischen Predigten an; die heterodoxen Lehren waren in das Volk übergegangen; sie bildeten die Stützen der Massen, und Halt und Widerstand der Menge nahm zu, nachdem sie einen Bischof und einen Klerus ihres Glaubens erlangt hatte. — Polen hielt am alten Glauben fest, und seine tapferen Kämpfe gegen die Türken beschäftigten es zu sehr, als daß es sich noch mit religiösen Neuerungen hätte befassen können. — In den Niederlanden, unter der Regierung Margarethens von Oesterreich, ward, besonders im dritten Stande, ein Geist der Unabhängigkeit rege; man gedachte der Zeiten, wo es nach den städtischen Rechten in Gent, Lille, Douai den Zünften erlaubt war, sich zu bewaffnen und auf dem Rathhause zusammen zu kommen und

über Krieg oder Abgaben zu berathen. Jegliches Prinzip der Freiheit mußte in diesen nur mit Mühe unterworfenen freien Städten seinen Anklang finden. — Im Norden seufzte Dänemark unter der Tyrannei Christian's II., der in den Chroniken der Grausame heißt, der Tyrann oder der Nero des Nordens. Schweden war damals fest vereinigt mit seiner Krone, und die Päpste, ihre Gewalt über das kaum civilisirte Volk mißbrauchend, erhoben in vollster Ausdehnung ihrer Macht Zehnten und Ablaßgelder. — In Preußen, welches erst spät dem Heidenthum entrissen worden, mußten die Deutschen Ritter, unter ihrem Großmeister vom Hause Brandenburg, eine Säcularisation wünschen, denn hierdurch wurden die reichen Güter des Ordens ihr Eigenthum. — Was die Schweiz betrifft, so war es, bei ihrem Sinn für ländliches Leben und Gebirg, ganz natürlich, daß sie sich mit Begeisterung einer Lehre zuwandte, welche die Geistlichkeit zu einer Einfachheit der Sitten und Ansichten, die zu der ursprünglichen vaterländischen stimmte, zurückführen mußte. — In England lagen die bewegenden Hebel in anderen Ursachen. Heinrich VIII., der kaum erst die letzten Ansprüche der Yorks zum Schweigen gebracht, hatte sich gegen Papst Leo X. ungemein ehrfurchtsvoll bewiesen, weil er seiner Unterstützung bedurfte; doch ein Fürst mit mächtigen Leidenschaften und heftigem Eigenwillen, wie er war, mußte er mit den Päpsten brechen, sobald ihn diese in den Ausschweifungen seiner Neigungen beschränken wollten. Im Englischen Volke lebten die Lehren von Wicleff und John Huß, die im vierzehnten Jahrhundert religiöse Freiheit und Gleichheit gepredigt und das Oberlehnsrecht des Papstes als einen Despotismus aus den Zeiten König Johanns her dargestellt hatten. — Spanien dagegen bedurfte des Katholizismus und seiner Gesetze. Kaum hatten Ferdinand und Isabella die Mauren bezwungen, als Ximenes schon die Waffen der Inquisition gegen sie ergriff und in Sitten und innere Ueberzeugung der neuen Unterthanen einzudringen suchte. Der Katholizismus wurde Staatsgesetz, weil er in diesem Lande den Unterthanen vom Rebellen unterschied; der alte Ursprung der Mauren verschwand durch die Taufe, und die strenge Beaufsichtigung der katholischen Sitten hielt an einem erhaltenden und sichernden Prinzipe fest. — Italien war mehr ein Schlacht- und Intriguenfeld, als ein geordneter Staat. Das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand, vom Deutschen Reich, von Spanien und von Frankreich in Anspruch genommen, wimmelten unaufhörlich von Miethstruppen; Italien wurde von Eroberern durchzogen, alle Augenblick wechselten Sieger und Besiegte. Es hatte zu unmittelbare Interessen, zu dringende Beschwerden, als daß es sich mit religiösen Fragen hätte beschäftigen mögen. Auf diesem zerstückelten Boden fielen die Ketzereien dahin, und man hatte kein Beispiel von einer Meinung von einiger Stärke und Bedeutung. Uebrigens war die Inquisition in Bewegung, und man entging schwer der gewaltigen Aufsicht der Dominikaner.

Die Regierungen Karl's VIII., Ludwigs XII. und Franz I. in Frankreich, bis auf Luthers Auftreten, werden in politischer Hinsicht durch ein Paar große Begebenheiten charakterisirt: durch die Reichsstände von 1483, die von 1498 und das Konkordat mit Leo X. Die Züge nach Italien, diese Rittertämpfe dreier Regierungen, können bei der politischen und religiösen Bewegung nur in Einer Beziehung in Betracht kommen*), da nämlich hier die Interessen der Eroberung mit denen des Papstes in Kollision kamen, so gaben sie den Königen von Frankreich den Willen des Widerstandes gegen die päpstlichen Bullen. Es kam häufig vor, daß von einem Schlachtfelde in Italien, in Neapel oder Mailand, Karl VIII. und Ludwig XII., wenn sie irgend eine große Treulosigkeit, einen Verrath der Päpste erfuhren, an ihre Parlamente oder an die Universität schrieben, man solle die Prinzipien einer Nationalkirche in's Leben treten lassen, und es sollten die Rücksichten geistlicher Unterwerfung und der Geldabgaben, welche sämmtliche religiöse Institutionen an das katholische Oberhaupt bänden, aufhören.

Während der langen Streitigkeiten des Römischen Stuhls mit der Krone hatte sich in Frankreich eine Ansicht der Rechtsgelehrten und der Parlamente gebildet, die, ohne geradesweges auf eine vollständige Reform auszugehen, doch die Unabhängigkeit der nationalen Kirche, die Trennung des Weltlichen und Geistlichen im Staate als ein Prinzip aufrecht erhielt. Diese dritte Partei, die in der Geschichte der lutherischen Reformation eine bedeutende Rolle spielte, wurde vom Richterstande, von den wissenschaftlich Gebildeten und von der Universität repräsentirt. Die Reichsstände, fast immer unter dem Einfluß dieser wissenden und bürgerlichen Klasse stehend, folgten gleicher Weise der neuernden Bewegung. Es war ein seltener Fall, wenn sie nicht mit ihren Beschwerden über Auflagen und mit der Zurückforderung der alten Freiheiten ihre Klagen über das Supremat der Päpste verbanden.

Der Charakter der Reichsstände von 1356 war mehr der Ausdruck einer tumultuarischen Volksbewegung, als ein wirklicher Fortschritt; die Stände von 1483 hingegen, bei Karl's VIII. Regierungsantritt, verfuhren mit Ordnung und Regelmäßigkeit. Alle ihre Schritte waren wohlüberlegt, und sie sind vielleicht der würdigste Vorläufer der repräsentativen Regierung. Die Prinzipien, die hier aufgestellt wurden und in den feierlichen Diskussionen zur Sprache kamen, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

„Den Ständen kommt das Recht zu, die Regentschaft zu bestimmen, und den Staats-Rath während der Minderjährigkeit des Königs einzusetzen; sie können das Kontingent der Waffenmänner, Ritter und Bannerherren bestimmen, und nicht nur die Steuern votiren, sondern auch Rechenschaft verlangen von ihrer Verwendung, sich die Rechnungen und die Verzeichnisse der Ausgaben vorlegen lassen. Aus der Mitte der Versammlung selber soll der König eine bestimmte Anzahl Mitglieder für seinen Staats-Rath wählen. Die drei Stände vereinigen sich zu einer gemeinsamen Repräsentation und haben einen gemeinschaftlichen Redner, die Stände werden alle zwei Jahre zu bestimmter Zeit zusammenberufen."

Hierzu kommt noch das Prinzip der Volks-Souverainetät, das mit großer Kühnheit aufgestellt wurde. Philipp Pot, Herr von la Roche, Adelsdeputirter von Bourgund, äußerte sich folgendergestalt: „Meine Herren, sobald sich die Menschen gesellschaftlich vereinigen, so wählen sie zu Königen und Herren diejenigen unter ihres Gleichen, welche die Weisesten sind; wenn diese nach ihrer Erhebung nur auf Raub und Ungerechtigkeit dächten, so wären sie keine Hirten, sondern reißende Wölfe. Ein Staat oder eine Regierung ist die Sache des gemeinsamen Wesens, und die Sache des gemeinsamen Wesens ist die Sache des Volkes, welches die Könige wählt und ihnen die Gewalt überträgt; Sie, meine Herren, sind die Repräsentanten dieses Volkes." Und der Kanzler, dem Redner antwortend, schrie: „Philipp Pot, Eure Meinung ist also, eine Republik zu gründen und das Volk gierig und aufrührerisch zu machen!"

Nicht minder kühn zeigten sich die Stände in Betreff der kirchlichen Fragen: Adel, Bürgerstand und niedere Geistlichkeit erklärten sich innig einverstanden mit den reformatorischen Ideen der großen Konzilien zu Kostnitz und Basel. Und nicht auf feierlichen Einspruch beschränkten sie sich, sie klagten die Päpste Alexander und Martin förmlich an, „welche aus diesem Königreich in vier Jahren eine Summe von mehr als zwei Millionen Franken in Golde herausgezogen hätten; wie könne man einen so erstaunlichen Geld-Verlust ertragen?" Und diese Forderungen, diese Klagen rührten nicht von einzelnen unruhigen und neuerungssüchtigen Geistern her, sondern von den gesammten aus allen Landen des Reiches, von der Normandie bis zur Dauphiné, zusammengesetzten Ständen.

Der Gedanke einer National-Kirche verband sich damals in den Köpfen aller Rechtskundigen mit den Ansichten der städtischen Freiheiten; die Hallen, die Gewerke bewahrten ihre tiefe Ehrfurcht für die äußeren Formen des Katholizismus, für die Bilder ihrer Patrone; aber die wissenschaftlich Gebildeten, die unter dem höheren Bürgerstand so viel Ansehen und Macht besaßen, schritten vorwärts, und dieser Bürgerstand wurde damals zu allen Landes-Angelegenheiten mit zugezogen. Immer mußte der dritte Stand auftreten, die Hauptbeschlüsse und Verordnungen zu sanctioniren.

Der Geist der Freiheit und des Urtheils war also in die thätige Klasse der Bürger übergegangen; er konnte den Grundsätzen von unfehlbarer Autorität, welche die Römische Kirche für sich in Anspruch nahm und als Bedingung der Rechtgläubigkeit aufstellte, gar wenig günstig seyn. Nun aber brachten die Italiänischen Interessen, über welche die Könige von Frankreich so oft mit den Päpsten zerfallen waren, ein Resultat von höchster Bedeutsamkeit zu Wege, welches, unter Franz dem Ersten, vielleicht als das Hinderniß anzusehen ist, daß die alte Monarchie des heiligen Ludwig von Luther's Neuerungen getrennt blieb. Ich spreche von dem großen Konkordat, das durch den Kanzler Duprat mit Papst Leo dem Zehnten geschlossen wurde.

Diesem gewaltsamen Akt widersprachen die Geistlichkeit, die Universität, das Parlament, Alle, welche die Gallikanische Kirche mit Schrecken in die Hände des Königs und des Papstes kommen und absolute Gewalt an die Stelle der kirchlichen Freiheit treten sahen; einmüthig stemmte man sich dagegen; die Universitäten und Rechtsgelehrten hielten an den Ideen einer mäßigen Reform fest, wie sie in den Konzilien zu Basel und Kostnitz und durch die pragmatische Sanction aufgestellt waren. Aber der König, der damals die Hauptgewalt besaß, hatte nicht mehr dasselbe Interesse für die kirchlichen Beschwerden; begnügt mit den materiellen Zugeständnissen, die er vom Papste erhalten, verlangte er nicht mehr nach einer allgemeinen Kirchen-Versammlung; er hatte durch das Konkordat erlangt, was er wollte, denn es that den beiden zeitgemäßen Ideen Genüge: der absoluten Befestigung seiner Macht und dem Bedürfnisse der Einkünfte und freien Leben, um diese an seine Hofleute und die ihm ergebene Geistlichkeit zu vertheilen.

Doch blieb im Grunde ein Gährungsstoff der Zwietracht übrig, mit dem sich hier und da alter Sauerteig von Ketzereien aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert verband. Wenn in den großen Städten die Magistrate, die Corporationen der Kaufleute sich unter ihren Emblemen, ihren Heiligen und Patronen im Kultus des reinen Katholizismus vereinigten; wenn man sie nur mit Mühe von ihren heiligen Kirchen, von Feierlichkeiten und Gebräuchen losgerissen hätte, die mit den alten Gewohnheiten ihres Daseyns und Familienlebens zusammenhingen, so mußten sich dagegen die einfachen Landleute leichter zu einer Reform hinneigen, die sie von dem Zehnten ihres Feld-Ertrages erlöste und ihnen einen zinsfreien ihrem natürlichen Sinne viel angemesseneren Gottesdienst darbot. Man gedachte noch in einzelnen Gegenden der Walliser, der Armen von Lyon, der Albigenser, und diese Traditionen mußten einer religiösen Reformations-Bewegung durchaus förderlich seyn.

So war der Zustand der Europäischen Staaten beschaffen, als Luther mit seiner Lehre auftrat.

*) Der Grund, warum diese Züge der Reformation gegenüber in so geringen Betracht kommen, liegt in der Nichtigkeit und Unbedeutendheit dieses ganzen Eroberungsplanes, der Frankreich erschöpft und eben so ruhmlos geendet hat, wie er thöricht und ungerecht unternommen worden.
(Anmerk. des Verfassers.)

Bibliographie.

Traité d'astronomie. — Von Sir J. F. W. Herschel. Aus dem Englischen übersetzt von A. Cournot. 4 Fr.

Examen du mosaïsme et du christianisme. — Von Reghellini de Schio. 3 Bde. 25 Fr.

Fortifications de Paris, ou examen de ces questions: doit-il

être fortifié? Les systèmes présentés peuvent-ils être admis? — Von A. J. Paixhans. 5 Fr.

De l'amortissement. — Von A. v. Gasparin.

Manuel du constructeur des chemins de fer. — Von E. D. Biot. 3 Fr.

Le nouveau parfait jardinier. — Von Lozeilier. — 3½ Fr.

Coléoptères du Mexique. — Von A. Chevrolat. Erstes Heft. — 1½ Fr.

Spanien.

Los amigos enemigos, ó guerras civiles. (Die feindlichen Freunde, oder der Bürgerkrieg.) Historische Original-Novelle von Don Rafael Humara y Salamanca. Madrid, 1834.

Der Verfasser, schon bekannt durch seinen „Ramiro", hat die gefeierten Thaten des ersten Bourbonischen Fürsten, der über Spanien herrschte, und den Spanischen Erbfolgekrieg überhaupt zum Gegenstand dieser zweiten Novelle gemacht. Es würde schwer seyn, eine Analyse dieses Werkes zu geben, da eine ganze Menge historischer Episoden in die Handlung verwebt sind. Der Leser wird die historische Wahrheit hier mehr geachtet finden, als es in Werken ähnlicher Art der Fall zu seyn pflegt. Die Sitten der damaligen Periode sind getreu wiedergegeben: der Charakter Philipp's von Bourbon und der seines Mitbewerbers, des Erzherzogs Karl, die Politik der Zeit, und die wechselnden Erfolge des Spanischen Erbfolgekrieges, lassen, so wie man sie in den Amigos enemigos dargestellt sieht, auf ungemeine Kenntnisse und anhaltendes Studium von Seiten des Verfassers schließen. Vielleicht ist der geschichtliche Theil gegen den Romantischen zu umfassend; vielleicht hat der allzu militairische Autor in seinen Schlacht- und Kampfberichten über Gebühr sich geben lassen. Allein darum verliert er doch sein Ziel niemals aus den Augen. Die Charaktere sind gut gezeichnet und geschickt durchgeführt. In den Leidenschaften der Haupt-Personen herrscht Wahrheit und tiefes Gefühl. Was aber diesem Romane seinen größten Werth giebt, ist der sittliche Geist, welcher über das Ganze waltet: immer sehen wir die Tugend geehrt, und immer erscheint sie uns in reizendem Gewande. Die Diction ist klar, energisch oder leidenschaftlich, wo es ziemt, und nicht selten elegant.

Die Amigos enemigos werden ein großes Publikum finden. Ihr Verfasser hat zu seinem Vortheil ein Terrain betreten, auf dem heutigestages so viele ihre Kräfte vergeuden und so Wenige etwas Lesenswerthes liefern. (R. E.)

Bibliographie.

Tratados de legislacion civil y penal. (Jeremy Bentham's Abhandlungen über Civil- und Kriminal-Recht.) Aus dem Englischen und mit Anmerkungen von Dr. Ramon Salas. 5 Bde. 4.

El duende de la corte. (Der Hofkobold.) Satire von Jozé Dopalde. 2 Bde.

Inocencia de la sangre en la produccion de las enfermedades del cuerpo humano. (Schuldlosigkeit des Blutes bei der Erzeugung der menschlichen Krankheiten.) Ein Dialog, von Don Buenaventura Ramonet y Torrens, Professor der Chirurgie.

Tratado de la organizacion y táctica de la artillería. (Die Artillerie und ihre Geschichte seit der frühesten Zeit.) Aus dem Deutschen des Herrn von Grewenitz, auf höheren Befehl übersetzt von Capitain Juan Dominguez Sangran.

Mannigfaltiges.

— Jean Paul's Titan, von Chasles. Die günstige Erwartung, die wir von dieser Französischen Bearbeitung gehegt, scheint etwas voreilig gewesen zu seyn; den Proben nach zu urtheilen, die von Journalen daraus mitgetheilt werden — uns selbst sind die beiden bereits erschienenen Bände noch nicht zugekommen — ist aus dem Deutschen Titanen ein Französischer Zwerg geworden. Herr Hofrath Wirth in Frankfurt a. M., der geschätzte Uebersetzer des Lingard, weist in einer uns vorliegenden Frankfurter Zeitschrift dem Herrn Chasles eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schnitzern nach, die allerdings hinlänglich darthun, daß Herr Chasles des Deutschen nicht mächtig genug ist, um Jean Paul so zu verstehen, daß er ihn auch zu reproduziren vermag. Es muß freilich in Betracht kommen, daß ein Französischer Bearbeiter von originellen Deutschen oder auch Englischen Schriftstellern immer unter den zweien Wegen zu wählen hat: entweder der eleganten geschmeidigen Form einen großen Theil der ursprünglichen Kraft und Besonderheit zum Opfer zu bringen, oder die Form nicht zu achten und den Franzosen einen barocken Fremdling vorzuführen, der zwar Französisch spricht, aber in seiner ganzen äußeren Erscheinung sich als Ausländer, freilich von nicht gewöhnlichem Schlage, darstellt. Bei der Ungeschicklichkeit der Franzosen, fremde Eigenthümlichkeiten zu begreifen, bleibt das Letztere immer ein Wagstück, das selten gelingt, und Herr Chasles hat es daher vorgezogen, jenen anderen Weg einzuschlagen, d. welchem der fremde Autor in eine Art von Prokrustes-Bett gebracht wird, um ad usum Delphini hier ausgereckt und dort gekürzt zu werden. Doch nicht genug, daß Herr Chasles das, was er verstanden, dem Französischen Geschmack angepaßt, hat er auch das, was er nicht verstanden, mit edler Dreistigkeit dem Uebrigen akkommodirt; hieraus ist aber leicht abzunehmen, daß der Französische Jean Paul dem Deutschen nicht viel ähnlicher sieht, als das Löschpapier, auf dem der Deutsche gedruckt ist, dem seinen Velin, mit dem ihn der Französische Verleger ausgestattet hat. J. L.

— Portugiesische Ansichten in Theater-Sachen. Wir übersetzen wörtlich Folgendes aus einer der neuesten Nummern der zu Lissabon erscheinenden Chronica Constitucional: „Unser Korrespondent tadelt, daß man morgen wieder das Ballet, „der Korsar" betitelt, aufführen will, da es bereits funfzehn Male nach einander gegeben worden sey; man würde an dessen Stelle besser das Ballet Lysia libertada (das befreiete Lusitanien) in Scene setzen, welches nicht wie das andere fehlerhaft sey und überdies die ungetheilten Lobsprüche, sowohl Ihrer Majestäten als des Publikums, eingeärndtet habe. Unser Korrespondent analysirt demnächst das letztgenannte Ballet, und nachdem er der Erfindungsgabe des Verfassers Montani Beifall gezollt hat, geht er die verschiedenen darin enthaltenen Rollen und ihre Ausführung durch, wobei er der Ansicht ist, daß im Ganzen der Verfasser glücklicher in der Darstellung der Hölle*) als des Paradieses gewesen sey. Unser Korrespondent bedauert, daß, ungeachtet der ihr gemachten desfallsigen Bemerkungen, die Signora Farina**) sich doch nicht bemüht habe, mehr Dezenz bei ihren Pas und in ihrer Kleidung zu beobachten. Die Theater sind die Schule des Volks, es lernt dort durch Zuschauen, was es nicht aus guten Büchern, die außerhalb des Bereichs der weniger unterrichteten Klassen sind, zu schöpfen vermag. Von den ältesten Zeiten her ist das Theater für geschickt erachtet worden, die Sitten zu verfeinern. Dort lernt man die Geschichte der Vorfahren; dort erblickt man Tugenden und Laster, dargestellt mit ihren Folgen, das Verbrechen bestraft, die heroischen Thaten belohnt. Die Japanesen, die Chinesen, die Athenienser, die Griechen und die Incas von Peru scheueten keine Ausgaben für ihre Theater. Die Jesuiten zogen durch Schauspiele viele Götzendiener zu unserer Religion herüber. Wir folgern daraus, daß es an seiner Stelle ist, in unserem Blatte von Zeit zu Zeit von unseren Theatern zu sprechen, als der Schule, in welcher der gute Geschmack unseres Volkes sich auszubilden hat."

— Sammlung Italiänischer Sonnette. Der heutige Italiäner, in so manchem Gebiete, das seine Vorältern schaffend und erweiternd betraten, zum fleißigen Sammler herabgesunken, sammelt jetzt sogar auch Sonnette — Sonnette, die ihm weiland so spottleicht wurden, daß er sie gleichsam aus dem Aermel schütteln konnte. Welche Aussichten! Herr Francesco Ambrosoli, der rühmlich bekannte Herausgeber eines Handbuches der Italiänischen Literatur, hat jetzt als Zugabe eine Auswahl von ungefähr zweihundert Sonnetten aus jeder Periode, mit analytischem und kritischem Kommentar, der auf ihre Verdienste hinweist und ihre Mängel tadelt, ans Licht treten lassen.***) Es versteht sich, daß die Anordnung chronologisch ist: der Verfasser beginnt mit Dante und endigt mit Monti. Die Lücken der neuesten Zeit füllt Herr Ambrosoli mit Sonnetten von eigener Composition aus, die neben denen der Muratori, Parini, Foscolo, Sbedoni einen ehrenvollen Rang einnehmen. Auch hat er Ceva's und Bettinelli's Abhandlungen über das Sonnett und einige schöne Kapitel aus Gherardini über denselben Gegenstand beigefügt. Ein Sträußchen so lieblich duftender Blumen — bemerkt die Gazzetta di Milano — darf man sogar Damen unter die Nase halten!

— Badende Indierinnen. Bei dem Beginne unserer Fahrt auf dem Ganges ergötzte uns ganz besonders die überaus zarte Schönheit und Anmuth in den Bewegungen der jungen Indierinnen, die täglich ihre Waschungen in dem heiligen Strome vornahmen, oder dessen geweihte Fluth sie in stiller Andacht nach ihrer Wohnung trugen, theils zu häuslichem, theils zu gottesdienstlichem Gebrauche. Sie tragen das Wasser in drei runden metallnen oder irdenen Gefäßen auf dem Kopfe; die Gefäße, eines kleiner als das andere, sind über einander gestellt und bilden einen Kegel mit Einschnitten, dessen Spitze abgestumpft ist. Unbeschreiblich zierlich und leicht bewegen sie sich unter dieser Bürde. Sir Charles Wilkins theilte mir das traurige Ende von einer dieser schönen Indierinnen mit. Als er einst auf dem Hoogbly-Strome fuhr, sah er, wie ein ungeheurer Alligator über eine Gesellschaft badender Frauen herfiel ein schönes Mädchen fortschleppte und sich mit demselben in die Mitte des Stromes stürzte. Pfeilschnell schoß das Thier; man versuchte, es mit einem der kleineren Böte, die den Strom bedeckten, zu verfolgen; aber dies konnte sich nicht gegen die Gewalt der Fluthen behaupten. Inzwischen sah man das arme geraubte Mädchen, dessen Beine von der einen, Haupt und Schultern von der anderen Seite der Kinnbacken des Ungeheuers herabhingen, die Hände nach Hülfe ausbreiten, die ihr nicht gewährt werden konnte. Der Alligator stürzte mit seiner Beute in den reißendsten Theil des Stromes, gleichsam um alle Rettungsversuche unmöglich zu machen, verschwand endlich mit seinem Raube in der Fluth und ward nicht wieder gesehen. Oft hat man Alligatoren im Hoogbly gefangen und geöffnet und hat Armbänder und anderen Kinder- und Frauenschmuck in großen Massen in ihrem Magen gefunden. (Oriental Annual.)

*) In dieser figuriren die bedeutendsten politischen Gegner der jetzt zu Lissabon siegreichen Partei; unter anderen der kürzlich verstorbene Minister Basto, den es uns als Staatsmann zu beurtheilen hier nicht zusteht, welcher aber im Privatleben als ein moralischer und unentbehrlicher Mann galt.

**) Dieselbe figurirt im Paradiese. Anmerk. des Uebersetzers.

***) Sonetti di ogni secolo della nostra letteratura con note, pubblicati per cura di Francesco Ambrosoli. Milano, 1834. 1ster Band in 12.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Freitag den 13. Juni 1834.

Afrika.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Von einem Britischen Offizier.

Die ersten Eindrücke, welche der Tafelberg und die Kapstadt auf einen Fremden machen, sind nach den Jahreszeiten sehr verschieden. Im Winter sieht man oft die ganze gewaltige Felsenmauer und den Löwenkopf, der gleich einer ungeheuren abgestumpften Säule in die Wolken strebt, von einem undurchdringlichen grauen Wolkenschleier verhüllt. Unter diesem Nebelmeer zieht ein langer schwarzer Gürtel (die Basis der Berge), an dessen unterem Rande die bei solcher Witterung düstere und melancholisch aussehende Stadt bis in die See sich zu verlieren scheint. Der „Verbotene Bezirk", jener nächtlich schwarze Gürtel am Fuß der Berge, hat alsdann ein recht *verbietendes* Ansehen. Aber welch' ein Kontrast, wenn der mächtige Sonnenstrahl im Sommer den Vorhang wegzieht! Dann sehen wir zur Rechten die versenkten röthlichen Abhänge des Löwenrumpfes, von dem herrlichen blauen Ocean bespült; die vorspringenden Felsenspitzen und tiefen Furchen des senkrechten Tafelberges, und die silbergrauen bogenartig gewölbten Felsengruppen an seinem Fuße; das sogenannte *Tafeltuch* gleicht im Sommer einem blendend weißen über den Gipfel ausgebreiteten Laken. Im Herbst und Winter nimmt sich die Landschaft jedoch am vortheilhaftesten aus; dann schimmern die weiße Stadt und die zerstreuten Landhäuser im lachendsten Grün, und alle Farben haben jene tropische Lebhaftigkeit und Reinheit, die dem Europäer eben so neu als erfreulich ist.

Der Landungsplatz liegt gerade unter den Kanonen der Citadelle. Ueberlassen wir jetzt unsere Bagage ihrem Schicksal, und werfen wir einen Blick auf die Gebäude. Die beiden Britischen Regimenter liegen theils in der Citadelle, theils in einer langen Reihe regelmäßiger, dem Ufer zugewendeten Kasernen. Die Citadelle ist ein fünfeckiges Fort, das der Teufelsberg, welcher vom Tafelberge zur nordöstlichen Seite der Bucht vorrückt, in ziemlicher Ausdehnung beherrscht. Sie hat Raum genug für sechs Kompagnieen Infanterie und eine halbe Kompagnie Artillerie. Die Wohnstuben sind zahlreich und geräumig, nur fehlt es gar sehr an Stallung, wogegen mit den anderen Militairhäusern ein vortreffliches Stallgebäude verbunden ist. Der Paradeplatz, ein regelmäßiges Viereck von 600 Schritt Länge und 200 Schritt Breite, ist mit einer Mauer eingefaßt, und von einer dreifachen Reihe Schottischer Tannen umgeben. In seiner Nähe erhebt sich das zierliche Kaushaus.

Die Kapstadt erstreckt sich an einer Seite in sanfter Erhebung bis zum Fuße des Löwenberg's; an der anderen zieht sie in bedeutender Ausdehnung durch die von den Kolossen Teufelsberg, Tafelberg und Löwenberg eingeschlossene Ebene. Das Ganze hat die Form eines verlängerten Amphitheaters, in welchem die Stadt so ziemlich die Stelle der Bühne einnimmt. Auf jeder der umliegenden Höhen liegen sie vor unseren Blicken ausgebreitet. Die platten Dächer, die weißen Gebäude und rechtwinkligen Straßen geben ihr mehr das Ansehen eines Bau-Plans als einer wirklichen Stadt.

Schlendern wir durch die Straßen, so begegnen uns schwarze Männer aus Mozambique, braune Hindu's, schmutzig gelbe Hottentotten, und schöne Europäer oder von Holländern abstammende „Afrikander" in buntem Gemisch. Die Häuser sind alle glänzend weiß und nie mehr als zweistöckig; die breiten und reinlichen Straßen schmückt hin und wieder eine Reihe Bäume. Die meisten Häuser haben an der Vorderseite einen Zierrath, z. B. falsche Pfeiler, oder noch gewöhnlicher eine Stukkatur-Arbeit im inneren Hausflur, welcher um ein Bedeutendes über dem Niveau der Straße liegt, ist außerhalb der Thüre fortgesetzt, und mit zwei steinernen Ruhebänken versehen; diese Erhöhung vor dem Eingang nennt man auf Holländisch *Stoep* (sprich Stuhp).

Vom West-Ende der Stadt läuft eine Landstraße längs dem Fuße des Löwenrumpfs, auf welchem ein Signalhaus steht, das der Kapstadt von jedem ankommenden Schiffe Kunde giebt. Die Straße zieht sich um den Löwenkopf, ersteigt das Joch zwischen dem Tafelberg (3700 Fuß) und der Zinne des Löwenkopfes (3500 Fuß) und kehrt vermittelst der Long-Street in die Kapstadt zurück. Die Long-Street, beinahe eine (Engl.) Meile lang, hat ein sehr modisches und aristokratisches Ansehen. Ueber der Stadt, gegen den Fuß des Berges hin, liegen zerstreute Villa's, zum Theil äußerst niedlich gebaut, mit Gärten, Rebenhügeln u. s. w. Läßt man die Straße Long-Street liegen und wendet sich rechts, so kommt man auf einem breiten Wege durch die Gärten des Gouvernements, Gärten, die vormals eine lange Doppelreihe starker Eichen beschattete. Im Sommer ist dieser Gang der kühlste und angenehmste. An dem einen Gartenthor befindet sich ein Wachthaus, dessen Insassen Tag und Nacht von unzähligen Mosquitos zermartert werden. Der Verfasser spricht hier aus eigener Erfahrung.

Gute Lebensmittel sind am Kap sehr wohlfeil und in Ueberfluß vorhanden. Rind- und Hammelfleisch kauft man zu zwei Farthing das Pfund. Vorzüglich schön sind die Hühner und Puter; auch giebt es sehr viele Arten von Fischen, worunter der Engelfisch und der Stockfisch wegen ihres Wohlgeschmacks besondere Erwähnung verdienen. Die Märkte sind am besten mit Obst versehen. Sowohl Obst als Gemüse gedeihen rings um die Kapstadt vortrefflich. Man findet köstliche Weintrauben, Orangen, Pfirsiche, Aepfel, Birnen, Pflaumen u. s. w. in Ueberfluß.

Unter den einheimischen Wein-Sorten ist der *Constantia* die berühmteste. Dieses Getränk verdient jedoch eher *Liqueur* als Wein zu heißen. Außerdem giebt es eine Menge leichten Landweins, den man *Hock* nennt, und der wegen seiner Säure ohne Beimischung von Wasser kaum trinkbar ist. Doch erinnert sich der Verfasser, eine Sorte getrunken zu haben, die eben so gut schmeckte wie Rheinwein. Zu den aus Europa an das Kap verpflanzten Weinen *) gehört der *Pontak*, von dem es zwei Sorten giebt, ein süßer und trockener (ölichter) Wein. Die eine Sorte gleicht altem Port-Wein, besitzt aber weniger Herbheit und vermuthlich weniger Alkohol. Ferner giebt es *Muscadel*, *Frontignac* u. s. w. Unechter Madeira wird in Menge fabrizirt und leider auch Branntwein, der Fluch so mancher unserer Kolonieen.

Das Klima am Kap ist vielleicht noch gesünder, als das in England. Die Sommerhitze wird zuweilen drückend, allein sie wirkt dann nur in der Stadt und der von Bergen eingeschlossenen Ebene. Ein paar Englische Meilen weiter, auf dem Lande, ist die Temperatur einige Grade schwächer, und der Winter hat große Annehmlichkeiten. Wer möchte wohl unseren Regen und Wind, unseren Frost und Schnee dem bei mäßiger Kälte immer hellen und freundlichen Winter-Himmel am Kap vorziehen, wo es nur wenige Tage regnet, und wo dieser Regen selbst nur zu Erquickung des Grüns und der Pflanzenwelt dient!

Das menschenfeindliche Fürsichseyn, welches den Engländer aller Orten auszeichnet, hat bis auf die neueste Zeit zwischen uns und den Holländern am Kap eine scharfe Gränzlinie gezogen. Fast alle dort wohnende Engländer sind Civilbeamte und Militairpersonen. Die in der Stadt und ihren Umgebungen sehr zahlreichen Holländischen Familien halten sich ohne Zweifel für nicht geringer, als die Briten, und man könnte wohl erwarten, daß die regierende Nation in einer vergleichungsweise neuen Kolonie, wo sie nur eine kleine Minorität bildet, wenigstens den Versuch machte, mit den oberen Klassen der ursprünglichen Herren des Landes freundlichen Verkehr anzuknüpfen. Allein von solcher Herablassung sind wir Engländer weit entfernt. Ja, wir leben nicht einmal unter *uns* im besten Einverständniß. Kleinliche Eifersüchteleien, Klatschereien und Verläumdungen sind in der Kapstadt sehr gäng und gäbe. Unter dem Militair hat der Verfasser noch die liberalste Denkweise gefunden.

Was die Schönheit der Holländischen Mädchen betrifft, so giebt es hierüber gar verschiedene Meinungen. Der Verfasser hat sie im Durchschnitt recht *hübsch* gefunden; ihr klarer und frischer Teint, ihr schönes Auge, ihr Haar und ihre zarte Körperfülle gewähren einen freundlichen Anblick. Aber Mangel an Ausdruck und Unregelmäßigkeit der Züge berauben sie jenes höheren Grades weiblicher Liebenswürdigkeit, den die Englischen und Irischen Damen so häufig besitzen. Die Zahl der zwischen den hübschen *Afrikanderinnen* — so heißen die Nachkommen der Europäer am Kap — und zwischen den *Indiern* geschlossenen Ehebündnisse bekundet, daß man ihre Reize zu schätzen weiß. *Indier* nennt man dort, beiläufig bemerkt, nicht etwa die Eingebornen Hindostans, sondern die Civil- und Militairbeamten der Compagnie.

Die große Mehrheit dieser Herren besteht aus Junggesellen, und wer nicht hoch besoldet ist, der lebt in Kosthäusern, deren es in der Stadt sehr viele giebt. Den sogenannten Indier erkennt man leicht an seiner bleichen Farbe, seinem Hang zum Herumschlendern und im Sommer an einer weißen Kattunjacke, dieser so praktischen Bekleidung in heißen Klimaten. In diesen Tagen der Oekonomie und

*) Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß der Constantia selbst in gerader Linie von unserem *Johannisberger* abstammt.

Einschränkung sind sie keineswegs Alle für Nabob's zu halten. Der Moher-Baum ist zu oft geschüttelt worden, und die früheren goldenen Tage der Ausgelassenheit und Verschwendung sind vorüber. Damals brachte ein Statthalter seinen ganzen Gehalt durch, obwohl er viel größer war, und jedes Haus, in dem man Bälle gab, stand Fremden offen.

Von den Kasernen aus gesehen, erscheint die Tafel-Bai in einer Ausdehnung von einigen zwanzig Meilen und wird an der entgegengesetzten Seite von den schönen Bergen des Hottentottischen Hollands begränzt, deren schroffe Abhänge an milden Winter-Abenden den rosigen Schimmer einer Alpen-Landschaft haben. Am Eingang der Tafel-Bai liegt Robben-Island, eine kleine Felsen-Insel, die mit einer Lage weißen Sandes überdeckt ist, den die Süd-Ost-Winde während des Sommers in ganzen Wolken herbeiwehen. Man kann diese Sandwolken in einer Entfernung von funfzig Englischen Meilen vom Meere aus sehen. Robben-Island, die Station eines Detaschements, hat keinen einzigen Baum oder Bach, aber Kaninchen und Wachteln ohne Zahl. Die Kaninchen sind sehr schön; man hat ihre Ahnen aus England hinübergeschifft. (U. S. J.)

China.

Gützlaff's dritte Reise an den Chinesischen Küsten.

(Schluß.)

Drei von uns gingen nach Kai schu, um die Hülfe der Mandarinen zu ersehen. Wir hatten einen Führer genommen, der so langsam ging, als wenn er unseren Schmerz über den Zeitverlust unseren unglücklichen Gefährten am Bord des Schiffes noch empfindlicher hätte machen wollen. Unser Weg führte uns durch mehrere fruchtreiche Gefilde; schöne Meierhöfe und eine blühende gesunde Bevölkerung erinnerten uns an unsere Heimath, von der wir jetzt so fern waren. Aus einer Proclamation, die in der Chinesischen und in der Mandschu-Sprache überall verbreitet war, konnte man die väterliche Sorge der Regierung für das Erbland der Kaiserlichen Familie, die bekanntlich von Mandschuischer Abkunft ist, deutlich ersehen. Sie befahl nämlich die Urbarmachung wüster Gegenden, gewährte dem Volke Erleichterung von harten Auflagen und ermunterte es zur Fortsetzung des Ackerbaues. Das Land ist sehr hügelig, von Baumgängen häufig durchschnitten und wird durch einige Kanäle bewässert. Es war ein sehr schöner Tag, und wir hätten uns in der That mit den herrlichen Naturscenen ergötzt, wenn wir nicht so sehr unserer hülflosen Lage eingedenk gewesen wären. Die Leute, denen wir begegneten, staunten alle über unsere Erscheinung; zogen sich aber, nachdem sie einige Fragen nach unserem Vaterlande und nach unserem Vorhaben an uns gerichtet hatten, wieder zurück. Nachdem wir nun mehrere Dörfer passirt hatten, erblickten wir endlich die hohen Wälle von Kai schu. Das Volk erschien zahlreicher, und schöner gebaute Häuser boten sich unseren Blicken dar. Bisher hatten wir nicht einen einzigen Tartaren gesehen; alle Leute, denen wir begegneten, waren Kolonisten aus Schang tung; aber innerhalb der Stadtthore änderten sich die Gestalten, und wir bemerkten gleich, daß wir uns nun nicht mehr im eigentlichen China befänden.

Kai schu ist eine sehr große von einer neuen sehr hohen Mauer umgebene Stadt und bildet den Haupt-Stapelplatz der Tartarei. Die Häuser sind alle niedrig; auch waren hier keine Gebäude von einiger Wichtigkeit; aber das Gewühl der Kaufleute in den Straßen und die reichen vollen Läden überzeugten uns, daß hier der Stapelplatz sey, von welchem jährlich über zwei Tausend Dschouken abgehen.

Unser Führer war uns plötzlich entwischt, und wir waren genöthigt, den Weg selbst aufzusuchen, bis wir endlich einem Polizei-Beamten begegneten. Er führte uns nach einem öffentlichen Büreau, gab uns einige Stückchen Papier und ersuchte uns, das, was wir eigentlich wollten, schriftlich anzugeben. Nachdem wir die Neugierde der Wohllöblichen Polizei befriedigt hatten, drangen wir darauf, uns sogleich eine Zusammenkunft mit dem ersten Mandarinen des Distrittes zu verschaffen. Je mehr wir sie indeß mit unserer Bitte um eine unmittelbare Audienz bestürmten, desto unbarmherziger zeigten sich die Leute. Unterdessen war das Volk sehr zahlreich geworden; neugierig, uns zu sehen, stürzte es von allen Seiten herbei; es hatte sich auf einem Abhange an der Mauer entlang aufgestellt, und der Haufe vermehrte sich mit jedem Augenblicke. Es waren im Allgemeinen recht wohlgekleidete Leute, deren Einige weite tuchene Wämser trugen. Sie interessirten sich sehr für uns, richteten unaufhörlich Fragen an uns und wurden, um uns Allen ins Gesicht sehen zu können, so zudringlich, daß wir sie am Ende von uns abwehren mußten.

Wir hatten eine beträchtliche Zeit mit vergeblichen Versuchen zugebracht, die Mandarinen zu unseren Gunsten zu stimmen. Schon begannen wir zu verzweifeln, als wir nach einem Zimmer gerufen wurden, wo man uns wegen unseres Vorhabens zu examiniren anfing. Wir gaben sogleich befriedigende Auskunft über das, was das Schiff betraf. Die Unterhaltung wurde schriftlich auf Papierstreifen geführt. Wir wichen allen unnöthigen Fragen aus, brachten die Herren aber dadurch auf, daß wir ihnen nicht die vollen Vor- und Zunamen des Schiffsvolks auch anzugeben wußten. Die Besuche, die wir erhielten, waren hier sehr zahlreich, und einige Vornehme schienen sehr unterrichtet zu seyn. Man trug ein spärliches Mittagmahl auf, an dem wir nur mit Widerwillen Theil nahmen. Aus der Unterhaltung ersahen wir bald, daß die Mandarinen von unserem Schiffe gar keine Notiz nehmen wollten; sie hatten keinen Begriff von der Gefahr, in der wir uns befanden, und wir beschlossen daher, sie sogleich zu verlassen. Indeß wünschten wir doch noch einen Versuch zu machen; wir ließen ein großes Becken voll mit Wasser ins Zimmer bringen. Hierauf nahmen wir eine Schale, die vor ihren Augen so schwamm, bis sie zufällig auf den Boden fiel; auf diese Weise theilten wir ihnen eine sichtbare Erklärung unserer Lage mit; wir ließen nachher die Schale heftig an das Becken anstoßen und überzeugten sie so, wie unser Schiff in Stücke zermalmen müsse. Nachdem wir sie nun so, wie die kleinen Kinder, belehrt hatten, überreichten sie uns schriftlich die Worte: „Wir verstehen Eure Gefahr und sind bereit, Euch zu helfen.“ Hierauf sandten sie uns einen militairischen Mandschu-Mandarinen, der der Vorläufer zweier Civil-Mandarinen war; dieser fragte uns, ob unsere Nation zu bestimmten Zeiten einen Tributträger nach Pecking abschicke. Wir antworteten ihm, daß wir einen Gesandten, nicht aber einen Tributträger dahingeschickt hätten! „Gut“, sagte er, „das läuft auf das Nämliche hinaus. Wir wollen Euch sogleich fortschaffen.“ Man packte uns sodann auf zwei Karren und fuhr uns unter einer Militair-Bedeckung nach Ma-tow, dem Hafen von Kai schu.

Nach einem qualvollen Hin- und Herrütteln auf jenen elenden Karren kamen wir endlich an dem Orte an, wo sich eine Menge fremder Leute aus Fuh kiën um uns versammelten und Herrn Gützlaff, als einen alten Bekannten, wie ihren Landsmann begrüßten. „Wir sehr würden wir uns freuen“, sagten sie, „Euch zu Hülfe kommen zu können; schaffet Euch nur die Erlaubniß, und wir wollen schon brav arbeiten.“ Ihre Lichterfahrzeuge waren in dieser Jahrezeit an das Ufer gezogen, wo sie dick mit Eis bedeckt lagen. Indeß hatte ein Südwind, der den Tag über geweht hatte, das Eis zum Aufthauen gebracht, was ihnen einige Aussicht gewährte, ihre Schiffe in die offene See bringen zu können. Während wir über den Plan zur bestmöglichsten Ausführung unseres Vorhabens berathschlagten, wurden zwei Capitaine von Fuh kiën, die Eigenthümer jener Fahrzeuge, vor den obersten Magistrat gerufen, der ihnen den dringenden Befehl ertheilte, auf der Stelle in See zu stechen. Sie nahmen anfangs einigen Anstand, knieeten nieder und baten, daß man ihnen Zeit lassen möchte, die Sache erst recht zu überlegen; aber der Mandarin drohte ihnen mit harten Strafen, bis sie endlich einwilligten, augenblicklich, trotz der Lebensgefahr, in See zu gehen. Wir unsererseits, froh über diesen Erfolg, waren schon im Begriff, von den Mandarinen Abschied zu nehmen, als sie auf ein Mal einen anderen Ton annahmen. Nach einer kurzen Unterredung hatten sie nämlich beschlossen, uns nicht eher Hülfe zu schicken, als bis sie ihren Vorgesetzten Bericht darüber erstattet hätten. „Wie!“ sagten wir zu ihnen, „wenn unsere Freunde unterdessen alle umkommen, was wollet Ihr da thun? Von diesem Augenblicke an seyd Ihr für das Leben von 80 Personen verantwortlich: kommen sie um, so wird sie der große Kaiser, der auch gegen die fernen Fremdlinge Mitleid hegt, von Euch fordern.“ Auf diese Worte erhielten wir keine Antwort; sie eilten davon, und wir wurden wieder auf die Karren gepackt und unter einer zahlreicheren Eskorte nach dem Tempel abgeschickt, um wieder mit unseren Gefährten vereinigt zu werden. Wir befanden uns nun in einer verzweifelten Lage. Wir konnten weder uns selbst noch unseren Freunden helfen, und trübe Ahnungen erfüllten unsere Seele. Nur die Hoffnung auf Gott, der uns nie verließ, gab uns allein noch Trost, und trotz unserer elenden Lage hegten wir das zuversichtlichste Vertrauen, daß er uns seine mächtige Hülfe schicken werde.

Unterdessen waren unsere Freunde im Tempel, bei denen wir nun wieder ankamen, damit beschäftigt gewesen, sich Wasser zu verschaffen, um es an Bord zu schicken. Sie hatten den ganzen Tag in Angst zugebracht und kamen uns nun mit den freudigsten Begrüßungen entgegen. Allein wie niedergeschlagen wurden sie, als sie das Resultat unserer Bemühungen erfuhren! Herr Gützlaff setzte folgenden Brief an den ersten Würdenträger von Kai schu auf, der noch denselben Abend abgeschickt wurde:

„Der Englische Capitain Lo und seine achtbaren Begleiter benachrichtigen den ersten Staats-Beamten von Kai schu, daß ihr Schiff auf eine Sandbank gelaufen sey und nicht flott gemacht werden könne; wir befürchten, daß das Schiff, wenn es noch nicht zu Grunde gegangen ist, gar bald zertrümmert seyn werde, so wie wir es schon in unserem vorläufigen Berichte angaben. Trotz unserer dringendsten Bitten, die Lichterschiffe von Fuh kiën abzuschicken, um das Leben unseres Schiffsvolkes zu retten, hat Ew. Excellenz uns die Erlaubniß dazu verweigert, und so sind Sie verantwortlich für das Leben jener Leute. Die Einwohner des Reichs der Mitte hegen Mitleid in ihrem Herzen; der große Kaiser erbarmt sich auch der Fremdlinge aus der Ferne und giebt keineswegs zu, daß sie wie die Thiere behandelt werden. Wir hoffen, Ew. Excellenz wird diesem Beispiele folgen. Aber wenn Sie das Leben von achtzig Menschen gering achten, und sie alle umkommen, so werden Sie dieses zu verantworten haben. Unsere Regierung wird genau nach denselben nachforschen. Wir hoffen daher in tiefer Ergebenheit, daß Ew. Excellenz die Sache untersuchen und unsere Bitte gewähren werden. — Im 12ten Jahre von Taou-kwang, am 9ten Tage des 10 Monats.“

Unser humaner Priester erhielt von den Mandarinen die bittersten Vorwürfe, weil er uns in dem Tempel aufgenommen und so großmüthig unsere Bedürfnisse befriedigt hatte. Er wandte sich jedoch gegen die Mandarinen und sagte: „Wenn jedes menschliche Gefühl aus Eurer Brust gewichen ist, so tödtet nur immer die unglücklichen Fremden mit grausamer Härte; was mich aber anbelangt, so will und kann ich ihnen nie die Pflicht der Gastfreundschaft versagen.“ Diese kühne Antwort brachte Jene zum Stillschweigen, und sie zogen sich sogleich zurück. Unsere Zimmer waren nun angefüllt mit Mandschu-Soldaten und einer Menge von Fremden, die während des ganzen Tages sich hierher gedrängt hatten.

Ehe wir zu Bette gingen, beschlossen wir, das große Boot nach

unserem Schiffe zurückzuschicken, um, was möglich war, zu retten und das Uebrige aufzugeben.

Als der nächste Morgen graute, schrieben wir einen Brief an den Capitain, worin wir ihn aufforderten, die äußersten Anstrengungen anzuwenden, um das Schiff flott zu machen, und so lange auszuhalten, bis dasselbe etwa so leck geworden seyn würde, daß es gar keine Hoffnung, zur Rückreise wieder ausgerüstet werden zu können, übrig ließe. Der von der Verzweiflung diktirte Brief wurde auf der Stelle abgesandt, während zwei von uns zurückblieben, um noch ein Mal zu versuchen, ob wir die Mandarinen gewinnen könnten. Eben unterhandelten wir mit einem Mandarinen über den Verkauf von Lebensmitteln, als wir auf ein Mal unsere Gefährten mit dem Freudenruf: „Unser Schiff ist gerettet; es hat Anker geworfen; wir haben es vom Hügel aus erblickt", zurückkommen sahen. Diese Nachricht erfüllte uns mit der höchsten Freude, während die Mandarinen von Schrecken getroffen waren. Derselbe Mann, der uns vor einem Augenblick mit der keckſten Insolenz behandelt hatte, wurde nun im äußersten Grade höflich; er brachte Entschuldigungen vor und ersuchte uns, die uns zugefügte Beleidigung zu vergessen. Wir wollten jetzt unserem großmüthigen Wirthe die Lebensmittel bezahlen; allein der Mandarin verlangte, daß wir sie von diesem als Geschenk annehmen sollten. Dies beleidigende Benehmen reizte unseren Unwillen; wir sagten ihm derb die Wahrheit, und das Ende war, daß wir ihm die von ihm erhandelten Sachen zurückgaben. Hierauf traten wir mit leichtem Herzen unsere Abfahrt an, während wir die Laskaren noch zurückließen.

Am Bord des Schiffes erfuhren wir, daß ein günstiger Südwind das Wasser angeschwellt hatte; es wurde immer tiefer und wuchs von zwei bis auf sechs Faden, so daß wir bald unbeschädigt davonkamen.

Am 2. Dezember gingen wir nach der Küste zurück, um unsere Laskaren abzuholen. Der Wind kam von Süden, und es fiel ein schwüler Regen. Das Eis schwamm in großen Stücken, die sich von der Küste losgerissen hatten. Es war gegen Abend, als wir unseren ersten Landungsplatz wieder erreichten. Unsere Fischer, die über unsere unerwartete Rettung außer sich vor Freude waren, überhäuften uns mit Glückwünschen. Wir gingen, nachdem wir uns hinsichtlich der Lebensmittel, von denen wir Jenen eine ganze Liste aufgetragen hatten, getäuscht sahen, eben ab, um uns einzuschiffen, als eine große Masse von Truppen den Hügel herunterkam. Wir wandten uns an den kommandirenden Offizier und forderten ihn ganz ernstlich auf, sich zurückzuziehen, um vorzubeugen, daß wir nicht zu den Waffen griffen. Anfangs schienen Jene einiges Bedenken dabei zu haben; als sie aber einen Matrosen mit einem paar Pistolen in den Taschen erblickten, liefen sie in großer Eile davon und waren in einem Nu nicht mehr zu sehen.

Indeß erschien doch bald ihr Chef wieder in einem kleinen Wagen und ließ sich auf einem Hügel nieder, um von da aus unsere Operationen besser zu beobachten. Er sandte zwei Offiziere herab, die uns in den bescheidensten Ausdrücken ersuchten, zu ihrem Befehlshaber hinaufzukommen, der ein ausgezeichneter Mann und ein Verwandter des Kaisers sey. Wir fanden in ihm einen alten abgelebten Tartaren, der mit einer Pfaufeder geschmückt war. Er sprach gebrochen Chinesisch und hatte einen Dolmetscher bei sich. Wir redeten ihn mit kurzen und energischen Worten an, indem wir mit lebhafter Sprache das grausame Benehmen der Regierung zu Kai schu schilderten, die uns den Beistand versagte, als wir in der größten Noth waren. Er versprach uns, es dem Kaiser zu melden. Wir nahmen hierauf Abschied; er wiederholte mehrere Mal: „der hocherhabene Himmel hat Euch gesegnet; ich wünsche Euch eine schnelle glückliche Reise!"

So reisten wir denn ab, nachdem wir noch einen herzlichen Abschied von unseren Fischern und dem Priester genommen hatten, welche abgeschickt waren, um uns wieder auszusöhnen. Bei unserer Rückkehr nach dem Schiffe hatten wir sehr stürmisches Wetter, und unser Boot befand sich in nicht geringer Gefahr. Die Laskaren litten wiederum unsäglich von der Kälte. Am 3. Dezember verließen wir jene traurigen Gegenden. Unser Schiff war von Außen und Innen mit hartem Eise überzogen; wir hatten eine sehr unsichere Fahrt, besonders als Schneegestöber und Nebel den Horizont bedeckten. Wären wir aber länger geblieben, so würden wir ohne Zweifel mit unserem Schiffe eingefroren seyn. Die Folgen jener strengen Kälte am Bord des Schiffes waren übrigens sehr traurig, und hätten wir nicht auch einige Europäische Schiffsleute gehabt, so wären wir nicht im Stande gewesen, das Fahrzeug zu regieren. Die Sandbank, bei der wir angelaufen waren, befindet sich 40° 34′ N. Br. und 151° 48′ O. L." —

So weit der Bericht im Canton-Register, dem wir nun noch einen kurzen Auszug aus Gützlaff's in England erschienener Relation folgen lassen:

„Am 3. Dezember war unser Schiff noch von Außen und von Innen mit einer Eiskruste überzogen. Nach mehrstündiger Arbeit gelang es uns indessen, die Anker zu lichten, und jetzt sagten wir dieser rauhen Gegend ein schnelles Lebewohl. Als wir wieder in die Bai Tung tose kau einliefen, sahen wir eine große Menge Dschonken vor Anker liegen. Die freundlichen Eingebornen bewillkommneten uns und versorgten uns mit Lebensmitteln und Brennmaterial. Die Abwesenheit der Mandarinen machte sie zutraulicher, und sie thaten Alles, was in ihren Kräften stand, um uns gefällig zu seyn. Diese Leute zeigen viel gesunden Verstand und sind frei von jenem die Menschheit entwürdigenden Aberglauben, der im südlichen Asien herrscht. In ihren Gewohnheiten und Manieren glichen sie unserem Landvolk; einige ihrer Pachtgüter waren vortrefflich bestellt, und Wohlstand ist allgemein. Die Stadt Kai schu, welche wir besuchten, liegt etwa 10 (Engl.) Meilen landeinwärts, ist von einer hohen Mauer umgeben und sehr volkreich. Sie treibt ausgedehnten Handel; die Häuser aber sind niedrig und schlecht gebaut. Die Chinesischen Ansiedler, welche einen Theil der Bevölkerung ausmachen, haben viel Betriebsamkeit; die Tartaren dagegen leben behaglich und genießen die ihnen von der Regierung bewilligten Vortheile der Verfassung. Unfähig, in diesen nördlichen Breiten länger zu verweilen, steuerten wir nach den Küsten von Schang tong. Aber auch dort war die Kälte grimmig, und so richteten wir unseren Lauf nach Schang hai, im südlichen Theile der Provinz Kiang su.

Dieser mittlere Theil des östlichen Küstenstriches von China ist eine ununterbrochene Tiefebene von schwarzer lehmiger sehr fruchtbarer Erde und durch zahllose Kanäle bewässert. Die Bevölkerung ist ungeheuer und, aus der Menge von Kindern, die wir sahen, zu schließen, in unaufhörlichem Zunehmen. Schang hai scheint der größte Stapelplatz des Reiches zu seyn. Man kann es die Pforte des Chinesischen Binnenlandes nennen. Während unseres Aufenthaltes in diesem Hafen (vom 25. Dezember 1832 bis zum 5. Januar 1833) war das Wetter, obgleich der Ort unter 31° N. Br. liegt, ziemlich rauh. Den 5. Januar fuhren wir von dort ab nach Tscha pu, einem Hafen an der Nordküste der Provinz Schet kiang, unter 30° 37′ Br. Bevor man die Anhöhen erreicht, die den Hafen dieser Stadt bilden, ist die ganze Küste vom Ausfluß des Hoang ho (34° Br.) an flach und kaum sichtbar, selbst wenn das Schiff dicht am Lande fährt. Ueberall weicht das Meer zurück; die Untiefen werden bei niedrigem Wasser trocken und verwandeln sich nach und nach in urbares Land. Ein paar Meilen nördlich von Tscha pu wollten wir landen; allein selbst unser kleines Boot blieb auf dem Grunde sitzen, und wir mußten über eine Meile durch Schlamm waten, bevor wir an die Küste kamen. Von Tscha pu südwärts aber wird das Land mit wenig Unterbrechung wellenförmig und hügelig. Tscha pu ist der einzige Stapelplatz des Kaiserlichen Alleinhandels mit Japan. Ebbe und Fluth sind hier so bedeutend, daß die kleineren Dschonken bei niedrigem Wasser trocken stehen. Mit Einschluß der Vorstädte hat die Stadt wohl fünf Englische Meilen im Umkreis, ist viereckig und von vielen Kanälen durchschnitten, die mit dem Flusse Hang dschen verbunden sind. Die ganze Gegend bietet einen überaus malerischen Anblick. So weit das Auge reicht, reihen sich Dörfer an Dörfer, dazwischen erhabene Pagoden, romantische Mausoleen und zahlreiche Tempel. Mit Recht nennt man die Landschaft am Hang dschen und bei Tscha pu das Chinesische Arkadien. Sogar die Eingebornen scheinen sich auf die Schönheit derselben etwas einzubilden. Sie sind der Natur noch zu Hülfe gekommen und haben die Scene durch Kanäle, zierliche Straßen, Plantagen und schöne Gebäude reizender gemacht. Nirgends fanden wir so viel Offenheit und herzliches Wohlwollen als hier. Man überhäufte uns mit verständigen Fragen über unsere Heimath und wurde unserer Gesellschaft gar nicht überdrüssig.

Als wir zuerst landeten, war eine bewaffnete Macht längs der Küste aufgestellt. Die Soldaten trugen Lunten-Gewehre und brennende Lunten zum Abfeuern. Ein Tartarischer General stand in einem Tempel und leitete ihre Operationen. Da wir jedoch an das Feuer der Chinesischen Batterien, die gewöhnlich keinen Schaden anrichten, gewöhnt waren, und wußten, daß ihre Gewehre nicht treffen, so passirten wir kaltblütig die Vertheidigungslinie. Die Soldaten retirirten, und ein dichter Volkshaufe im Hintergrund überrannte ihr Lager, so daß viele Zelte einstürzten. Nach diesem Vorfall gab es nichts Unangenehmes mehr; man verstattete uns volle Freiheit, herumzugehen und mit dem Volke zu plaudern, und nur dann und wann störten uns einige Beamte mit ihren Bedenklichkeiten. Nachdem wir aber bei dem Vice-Statthalter (einem sehr verständigen und feinen Mann) am Hang dschen eine Audienz gehabt hatten, war das Mißtrauen beseitigt. Auf einer unserer Exkursionen nahm ich eine Kiste voll Bücher mit. Wir besuchten einen zierlichen Tempel auf einem bedeutenden Hügel, der die ganze Gegend beherrscht. Als ich die Bücher aus dem Boote nahm und einem Manne von ehrwürdigem Aeußeren ein Exemplar überreichte, las er den Titel desselben laut, worauf Alle herbeiströmten und ihre Hände ausstreckten, um die nämliche Gabe zu empfangen. Schon in wenigen Minuten war mein Vorrath erschöpft, allein die Kunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Wir sahen die Leute wohl sechs Stunden lang auf einem Hügel, vor dem unser Schiff ankerte, zusammen sitzen. Sobald wir uns der Küste näherten, kamen sie schnell herab, empfingen neue Bücher von mir und eilten dann zu ihren Freunden in den benachbarten Dörfern.

Am 14. Januar änderten wir unsere Station und ankerten vor einer Insel. Hier zeigte man noch größere Begierde, unsere Bekanntschaft zu machen; auch traten uns keine Mandarinen störend in den Weg. Auf diesem malerischen Eiland steht ein sehr geräumiger Tempel, der ein wahres Labyrinth darstellt. Ein Edikt war hier angeschlagen, das den Besitz aller Art von Waffen bei Lebensstrafe untersagte. Die Priester hatten schon längst einige christliche Bücher gewünscht und weinten fast vor Verdruß, als sie keine bekommen konnten. Schon vorher war ich am jenseitigen Ufer gelandet, wo die mich umringende Menge mir so lange zusetzte, bis ich meinen ganzen Vorrath an Büchern unter sie vertheilt hatte. Nur wenige Individuen konnten nicht lesen, und so dürfen wir uns von dieser Bücherſaat eine gesegnete Aerndte versprechen. —

Der Zustand der Armen ist im Winter sehr hart. Jeder Strauch wird umgehauen, jede Wurzel ausgegraben. Die Anhöhen sind entweder kahl oder mit wenigem Nadelholz bewachsen. Die Leute aus der Volksklasse ziehen im Winter wohl ein halbes Dutzend Jacken über einander an und verdicken sie noch durch aufgenähte Lappen und Baumwollenfutter. Ihre Unreinlichkeit und warme Bekleidung erzeugen eine Menge Hautkrankheiten, die oft einen sehr bösartigen

Charakter annehmen. Der Missionair wird sich um das leibliche Wohl der Chinesen von Dsche kiang viel Verdienst erwerben, wenn er eine bedeutende Quantität Schwefel und Mercurial-Salbe mit sich führt. Besonders aber muß er die Augenübel genau studieren, weil diese in China häufiger sind, als irgend wo. Dies liegt an der eigenthümlichen Struktur des Chinesischen Auges: die Augenlieder kehren sich leicht um, und so entsteht eine Entzündung.

Auf der Insel P u t o befinden sich zwei große und sechzig kleine Tempel, die alle in demselben Stil erbaut sind. Das Idol K u a n y i n (K u n y a m) nimmt unter den übrigen Idolen einen ausgezeichneten Rang ein.*) Es sollen auf diesem kleinen Eiland 2000 Priester wohnen. Keinem weiblichen Wesen und überhaupt nur solchen Laien, die im Dienste der Priester stehen, ist es erlaubt, hier zu wohnen. Man hat dieser Schaar von Müßiggängern Grundstücke angewiesen, die sie verpachten; das will aber nicht ausreichen, und so unternehmen sie Bettlerfahrten bis nach Siam. Wir sahen viele hübsche Kinder, die sie gekauft hatten, um sie frühzeitig in die Mysterien des Buddhismus einzuweihen. Jedem, der dieses Priester-Eiland zuerst besucht, erscheint es wie ein Feenland. Die großen in Granit gehauenen Inschriften, die vielen Tempel nach allen Richtungen, die malerische Landschaft selbst mit ihren vielgestaltigen Felsen, und ganz besonders ein prachtvolles Mausoleum, das ungeheuerste, das ich jemals gesehen, und welches die Gebeine von tausend und aber tausend Priestern enthält: alle diese Dinge wirken mächtig auf die Phantasie.

E n g l a n d.

Englische Notizen über Händel.

Ein neu erschienenes Englisches Werk von C. Farren unter dem Titel: „The mortalities of celebrated musicians" giebt auch von Händel einen kurzen Lebens-Abriß, dem wir folgende Einzelheiten entlehnen, von denen nur ein Theil in Deutschland bekannt seyn dürfte. Händel war den 24. Februar 1684 zu Halle an der Saale geboren. Sein Vater bestimmte ihn anfangs für das Studium der Rechte, bald aber schien es ihm unmöglich, die Neigung seines Sohnes nach eigenem Wunsche zu leiten, und so gab er ihn in die Schule Zachau's, der an der dortigen Hauptkirche Organist war. Die Fortschritte, die der Jüngling im Orgelspiel machte, waren so reißend, daß er in seinem neunten Jahre nicht allein für seinen Meister den Gottesdienst versah, sondern in den drei folgenden Jahren hindurch jede Woche eine geistliche Kantate komponirte. Nachdem er erst Berlin und Hamburg und sodann Florenz, Venedig, Rom und Neapel besucht hatte, kehrte Händel nach Deutschland zurück und fand in dem Kurfürsten von Hannover, der ihn zu seinem Kapellmeister machte, einen großen Beschützer. Gleichwohl war die mehrfach an ihn ergangene Einladung mehrerer Englischen Großen, nach der Insel zu kommen, zu reizend für ihn, als daß er jene Stellung in Hannover nicht hätte bald aufgeben sollen. Er ging 1710 nach England, und bald war sein Entschluß gefaßt, dies Land zu seiner zweiten Heimath zu machen, da er sich glücklich schätzte, wie er selbst sich oft äußerte, „einem Lande angehören zu können, wo Niemand seiner Religion wegen eine Beeinträchtigung seiner Menschenrechte zu befürchten hätte." Als Georg I. auf den Britischen Thron berufen wurde, fürchtete Händel, seinem ehemaligen Wohlthäter, den er verlassen hatte, entgegenzutreten; allein er konnte sich dem Auftrage nicht entziehen, eine Bewillkommnungs-Musik zu setzen, mit welcher man den König bei seiner Landung begrüßen wollte. Händel komponirte die „Wasser-Musik", und der König wurde davon so entzückt, daß er begierig nach dem Namen des Komponisten fragte und den früheren Günstling von neuem an sich zu ziehen beschloß. Als die Königliche Akademie die Errichtung einer Italiänischen Oper beschloß, wurde Händel zum Kapellmeister ernannt. Die fortwährenden Zänkereien mit den Sängern, so wie die Differenzen zwischen ihm und denen, die an der Spitze des Unternehmens standen, machten es ihm jedoch bald wünschenswerth, dieser Geschäfte überhoben zu seyn, um sich ganz und allein der Vollendung mehrerer Compositionen, die er im Geiste entworfen hatte, zu widmen. Dies war eine von den Ursachen, die den Zustand seiner Finanzen eine Zeit lang sehr in Unordnung brachten. Später verschafften seine Werke ihm einigen Wohlstand. Die zum Besten des Findelhauses veranstalteten Aufführungen seines Messias, den er im J. 1741 komponirte, brachten in dem Zeitraume von 1749—1777 eine Summe von 10,299 Pfund Sterling ein, so daß Händel mit Recht der Wohlthäter des Instituts genannt wurde. Von Gestalt war Händel breit, dick und unförmlich; aber seine Gesichtszüge waren fein markirt, freundlich und klug. Sein Gesundheits-Zustand war gut, aber sein Benehmen verrieth eine Heftigkeit, die auf nichts Rücksicht nahm. Er trug eine ungeheuer große, buschige, stark gepuderte Perrücke, die er mit vieler Sorgfalt behandelte. Saß sie ihm gut, so war er auch bei guter Laune; hing sie etwas schief, so war stürmisches Wetter in seinem Gemüth, und so war die Perrücke das wahre Barometer seiner Stimmung. Sein Protektor Georg I. ergötzte sich oft an diesen Wetterbeobachtungen; aber nie durfte es Jemand wagen, über den Musiker einen Scherz fallen zu lassen, und wehe der Hofdame, die ihr Lachen nicht unterdrücken konnte, wenn Händel zugegen war. Zu den hohen Vergünstigungen gehörte auch die Erlaubniß, die ihm gegeben wurde, seine Oratorien in Carlton-house zur Probe zu bringen. Zur Krönung Georg's II. schickten ihm die Bischöfe den von ihnen selbst zusammengestellten Text, den Händel in Musik setzen sollte; allein er sandte denselben mit der Bemerkung zurück, „er könne selbst die Bibel lesen und sich seine Textworte zusammensuchen." Mistreß Cibber, die durch den gefühlvollen Vortrag ihres Gesanges damals in Ruf stand, war seine Lieblings-Sängerin und besuchte ihn häufig auf der Süd-Seite der Brook-street, wo er lange Zeit wohnte. Bemerkenswerth war es bei ihm, daß er Hände wie ein Riese, aber gleichwohl Finger wie ein Kind hatte. Die Knöchel schienen fast rückwärts biegsam und, wie es bei Kinder-Händen der Fall ist, mit Grübchen versehen. Zugleich berührte er die Tasten so leise und unscheinbar, daß man glauben konnte, seine Finger wüchsen mit der Klaviatur zusammen, die so abgegriffen war, daß sie löffelartige Höhlen hatte. — In der letzten Periode seines Lebens verlor Händel die Augenkraft; aber er ließ sich trotz dem immer noch in Konzerten hören und spielte mit der alten Meisterschaft nach wie vor. Es war ein trübseliger Anblick, wenn der alte Meister sich zu seiner Orgel führen ließ und dem Publikum seine Verbeugung machte, bevor er sich setzte. Saß er aber erst, so riß er Alle hin durch die Gewalt und Fülle seines begeisterten Spieles. Am Charfreitag, den 6. April 1759, leitete er die Aufführung eines Oratoriums zum letzten Male; 7 Tage darauf, am 13ten, entschlief er in einem Alter von 75 Jahren, von Allen, die ihn kannten, geachtet und geehrt. Sein Denkmal befindet sich bekanntlich in der Westminster-Abtei.

*) Es ist dies eine weibliche Gottheit der Buddhisten, eine Art von Himmelskönigin.

Bibliographie.

Dramatic beauties. (Auswahl schöner Stellen aus älteren und neueren dramatischen Dichtern Englands.) 16. 4½ Sh.

Catherine de Medicis — oder die beiden Glaubensbekenntnisse. 10½ Sh.

Plan for better security of vessels navigating the Thames. (Plan zur Verbesserung der Themse-Schifffahrt.) Von Ackerley. 10½ Sh.

Bingham's antiquities of the christian church, and other works. (Die Alterthümer der christlichen Kirche, nebst anderen Schriften von Bingham.) 8 Bde. 3 Pfd. 4 Sh.

Geography simplified. (Vereinfachte Erdkunde.) Von einem erfahrenen Lehrer. 4 Sh.

Concordance to the psalms of David. (Konkordanz zu den Psalmen.) Von Girdlestone. 4½ Sh.

Inquiry into the principles and practice of medicine. (Ueber medizinische Prinzipien und Praxis.) Von Dr. Holland. Erster Band. 12 Sh.

Historical and statistical account of New-South-Wales. (Historisch-statistischer Bericht über Neu-Süd-Wales.) Von J. D. Lang. 2 Bde. 21 Sh.

Life of a soldier. (Soldatenleben.) Von einem Offizier. 3 Bde. 31½ Sh.

London at night. (London des Nachts.) Nebst anderen Gedichten, von Lady Emmeline Stuart-Wortley. 5 Sh.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Allmälige Ausrottung der Thiere. Dieses außerordentliche Naturphänomen, worüber uns die Geologie die ersten Aufschlüsse gegeben, macht sich jetzt als eine Folge menschlicher Einwirkungen viel mehr bemerklich, als zu irgend einer Epoche seit der Schöpfung unseres Planeten. Der Pelzhandel giebt dafür das beste Zeugniß. Mit unaufhörlicher Feindseligkeit sind alle Thiere stets verfolgt worden, deren Pelze oder Felle dem Menschen nützen können. Unmittelbar nach der Entdeckung von Süd-Georgien durch Capitain Cook im J. 1771 begann man von Amerika aus Seehundsfelle nach China zu verführen, wo sie zu ungeheuren Preisen gekauft wurden. Eine Million und zweimalhunderttausend Felle wurden von dieser Insel allein seit jener Zeit ausgeführt, und eine fast gleich große Zahl von der Insel Desolation! Die Zahl der Seehunde, die in den Jahren 1821 und 1822 auf den Süd-Shetlands-Inseln (63° S. B.) geschlachtet worden, beläuft sich auf dreimalhundertzwanzigtausend! Diese Thiergattung ist auf diesen Inseln nun gänzlich ausgerottet. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Pelzhandel fast eingehen wird. Wir wissen vermöge unserer vorgeschrittenen geographischen Kenntnisse, daß keine neu zu entdeckenden Länder mehr vorhanden sind. In Nord Amerika nehmen die Thiere allmälig ab durch die ewigen Jagden und dadurch, daß Wälder und Flüsse, die den Thieren sonst Aufenthalt und Nahrung geboten, zur Nutzung der Menschen verwandt werden. Sie werden, wie die Eingebornen des Landes, von der Fluth der Civilisation weggeschwemmt. (American Journal of Science.)

— Fußgänger-Virtuosität. Die Geschicklichkeit, ohne zu ermüden bedeutende Strecken zu gehen, ist eine sehr nützliche, und besonders haben sich die Engländer darin ausgezeichnet. Ein guter Fußgänger geht — bei gutem Wege — sechs Englische Meilen wovon 4½ auf eine Deutsche gerechnet werden, die Stunde, d. h. wenn er eben nur eine Stunde laufen will. Ist er ein sehr guter Fußgänger, geht er sogar in zwei Stunden hinter einander zwölf Meilen. Achtzehn Meilen in drei Stunden zu gehen ist schwerlich Jemand im Stande, obgleich es Einige wollen prästirt haben. Bei je fünf Meilen in einer Stunde können wohl Fußgänger des ersten Ranges vierzig Meilen in acht Stunden zurücklegen, und vielleicht funfzig in zehn. Bei vier Meilen in je einer Stunde kann man eine lange Zeit gemächlich fortlaufen. (Walker's Manly Exercises.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Montag den 16. Juni 1834.

England.

Die Sprache der Phönizier in Irland.

Es ist schon oftmals die Behauptung aufgestellt worden, daß die Gaelischen Iren von den alten Phöniziern abstammen, und daß die Sprache von Tyrus und Sidon noch jetzt in den Ebenen der grünen Erin geredet werde; eben so oft ward diese Behauptung jedoch, der es bisher an jeder kritischen Grundlage mangelte, lächerlich gemacht, und man begnügte sich daher mit der alten Annahme, daß das Gaelisch-Irische, das Scotische, das Wallisische und das Nieder-Bretagnische zu einem und demselben Sprachstamme gehörten, den man gewöhnlich mit dem gemeinsamen Namen der Celten bezeichnet. Gegenwärtig, nachdem die lange vernachlässigte Irische Sprache in Großbritanien ein Gegenstand gelehrter Forschungen geworden, ist auch jene Behauptung von neuem angeregt, und zwar gleich mit solchem Ernste und so vielen kritischen Waffen vertheidigt worden, daß sie auch der Aufmerksamkeit Deutscher Geschichts- und Sprachforscher nicht unwürdig scheint. Wir beeilen uns daher, auf das in dieser Beziehung vor wenigen Wochen in Dublin und London erschienene Werk des Sir William Betham: „The Gael and Cymbri; or an inquiry into the origin and history of the Irish Scoti, Britons and Gauls, and of the Caledonians, Picts, Welsh, Cornish and Britons" hinzuweisen, indem wir zunächst einige Bemerkungen darüber aus der Literary-Gazette und alsdann die Vorrede jenes Werkes selbst mittheilen.

„Sir William Betham", sagt die Literary-Gazette, „hat bei seinen Forschungen nach dem Alt-Irischen eine neue Fundgrube entdeckt. Die Gaelische Sprache ist ihm zum Faden geworden, der ihn durch die dunklen Labyrinthe leitet, welche die klassischen Schriftsteller Griechenlands und Roms unerhellt gelassen; sie hat ihm die Mittel gewährt, die Straßen und Wege aufzudecken, die der Phönizische Handel nach dem Westen sich gebahnt. „Es bleibt", wie er selbst sagt, „noch viel zu untersuchen übrig, noch Vieles, das auf die alte Geschichte der Gaelen oder Scoten und ihre Vorfahren, die Phönizier, dereinst Licht werfen wird." Man darf indessen das Vertrauen zu ihm haben, daß er selbst den einmal eingeschlagenen Weg bis zu Ende verfolgen wird.

Unser Verfasser erregt nicht bloß insofern unser Interesse, als er uns die Geschichte der Phönizier enthüllt; der Hauptgegenstand seiner Untersuchung ist vielmehr das Milesisch-Irische, ein Punkt, über den man lange mit Eifer hin und her gestritten hat, der aber gewiß noch nie so klar entwickelt worden, als durch ihn. Seine Forschungen haben zu den unerwartetsten und merkwürdigsten Resultaten geführt. Wer hätte je die Behauptung gewagt, daß die Walliser nicht die Nachkömmlinge der Briten sind, die mit Cäsar gefochten, und daß sie ihr romantisches Cambrien nicht vor dem fünften oder sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in Besitz genommen; daß die Namen der Flüsse, Gebirge und Ortschaften von Wales nicht Wallisisch, sondern Gaelisch oder Irisch sind; — daß die Briten, die gegen Cäsar gekämpft, Irisch oder Gaelisch gesprochen, daß alle ihre Eigennamen Gaelisch waren, und daß die Gallier, die Cäsar Celten nennt, eben dieselbe Sprache geredet; — daß die Benennungen aller Völker und Individuen, die bei Cäsar, Tacitus und Sueton als Bewohner des Celtischen Galliens und Britaniens, mit Einschluß von Wales, erwähnt werden, in der Irischen oder Gaelischen Sprache ihre Bedeutung finden; daß die Namen der Flüsse, Gebirge, Vorgebirge, Buchten und anderer Gegenstände von Bedeutung in Britanien mit Einschluß von Wales, in dem Celtischen Gallien und Spanien, so wie auf den meisten Inseln und Küsten des Mittelländischen Meeres, eigenthümlichen Begriffen in der Irischen oder Gaelischen Mundart entsprechen; daß die Celten eine Kolonie der Phönizier waren, und daß das Gaelische die Sprache sey, die man zu Tyrus und Sidon gesprochen; daß die Phönizier, obgleich sie in Kanaan gewohnt, dennoch nicht von Ham, wie Heeren annahm, sondern von Sem abstammten. Diese und noch manche andere Thatsachen, die sowohl über die alte Geschichte und die klassische Literatur im Allgemeinen als über die Geschichte Irlands insbesondere Licht verbreiten, werden in dem uns vorliegenden Werke nicht nur behauptet und dargestellt, sondern auch im Ganzen durch überzeugende logische Gründe gerechtfertigt und auf eine interessante Weise entwickelt."

So weit die Literary-Gazette; in der Vorrede seines Werkes spricht sich Sir William Betham über den Gegenstand seiner Untersuchung folgendermaßen aus:

„In der Ueberzeugung, daß durch die Aufhellung des wahren Ursprungs und der Geschichte des Irischen Volkes auch die der übrigen Europäischen Nationen stark beleuchtet werden würde, widmete ich mehrere Jahre der Untersuchung dieses Gegenstandes, und die Resultate derselben haben die kühnsten Erwartungen, die ich davon gehegt, weit übertroffen. Vor Allem richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Sprache, die Gesetze, die Religion, die Sitten und Institutionen der Gallier, die, wie Cäsar erzählt, sich selbst Celten nannten; und als Resultat dieser Untersuchung stellte es sich außer allem Zweifel fest, daß die Iren, die Briten und die Gallier zu Cäsar's Zeiten alle ein und dieselbe Sprache geredet, daß sie alle gleiche Abkunft, Religion, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten hatten, und daß sie in der That nur verschiedene Zweige eines und desselben Volkes bildeten. Hiermit wäre nun der eine Punkt, wie ich glaube, vollkommen beseitigt — die Scoten oder Iren waren Celten. Es tritt mir nun aber die zweite Frage entgegen: „„Wann ließen sich die Celten in Irland nieder?"" Zur Beantwortung dieser Frage mußte ich mir erst die vorläufige Aufgabe stellen: „„Wer waren die Celten?""

„Ich durfte mich nicht bei der gewöhnlichen Annahme beruhigen, daß sie von Gallien aus die Britischen Inseln in Besitz genommen, wiewohl die meisten Englischen Schriftsteller, die allesammt die Milesische Sage als fabelhaft verwerfen, bisher nichts Besseres als diese Alternative zu adoptiren wußten, als wären diese Eilande von Leuten, die in gebrechlichen mit Thierhäuten bedeckten Weidenkähnen von der nächsten Küste des nachbarlichen Kontinents herbeigekommen, bevölkert worden. Die Frage: „„Wer und woher waren die Celten?"" führte zur Untersuchung der Geschichte aller alten Völker Europa's; indeß war auch diese Frage bald auf eine eben so befriedigende Weise beantwortet; es war bandgreiflich, daß ein enges Verwandtschaftsband die Celten und die Phönizier zusammenhielt — es erhellt, daß ihre Sprache, ihre Religion so wie ihre Institutionen nicht nur ähnlich, sondern sogar identisch gewesen seyen; sie trieben nicht nur Handel mit Spanien, den Britischen Inseln und dem Celtischen Gallien, sondern sie bevölkerten auch alle diese Länder, indem sie die früheren Einwohner derselben vertrieben oder ausrotteten und ihre eigenen Leute dahin verpflanzten."

„Nachdem wir nun auch den zweiten lange bestrittenen Punkt beseitigt, warf sich uns von selbst die dritte Frage auf: „„Waren die Walliser identisch mit den alten Briten, die gegen Cäsar gekämpft, und die, nachdem die Römische Provinz Britanien in die Hände der Sachsen fiel, nach Wales geflüchtet, daselbst ihre Unabhängigkeit behauptet und ihre Sprache, ihre Gesetze und Institutionen ihren Nachkömmlingen überliefert haben?"" Ich hatte bisher immer die affirmative Beantwortung dieser Frage für die richtige gehalten, und wenn auch eine geringe Bekanntschaft mit der Wallisischen Sprache zu dem Schlusse führen mußte, daß diese von der Gaelischen wesentlich abweiche, so erschien dies doch nur als eine Abweichung von der Regel, und ich war immer noch geneigt, beide Sprachen, ihrem Ursprunge nach, für identisch zu halten. Allein da sich mir hierauf in der Annahme, daß die Walliser die alten Briten wären, unauflösliche Schwierigkeiten und Verwirrungen entgegenstellten, so beschloß ich, den Bau der Wallisischen Sprache genauer zu untersuchen, und mit Erstaunen fand ich bald, daß sie von der Gaelischen total verschieden sey, daß sie nicht die geringste Verwandtschaft mit derselben habe, wenn wir nicht etwa den Umstand einer Verwandtschaft zuschreiben wollten, daß, wie fast in allen Sprachen, so auch in jenen beiden, sich mehrere Wörter finden, die ganz dieselbe oder eine ähnliche Bedeutung haben. Nachdem wir also festgestellt, daß die Walliser und Gaelen zwei ganz verschiedene Völker gewesen, und daß demnach die Vorfahren der Walliser nicht die Briten waren, die gegen Cäsar gefochten, da diese unbezweifelt Gaelen waren, so kommen wir nunmehr auf die Frage: „„Wer waren die alten Bewohner von Wales, und zu welcher Zeit haben sie dieses Land in Besitz genommen?""

„So sind wir denn auf eine neue Schwierigkeit von nicht geringer Erheblichkeit gestoßen, die wir jedoch mit gleichem Erfolge beseitigt. Schon Lhuyd und Rowland, zwei der vorzüglichsten Wallisischen Schriftsteller, haben, ohne selbst zu wissen warum, zu der Meinung sich bekannt, daß die den Wallisern vorangegangen Bewohner von Wales ein Volk gewesen, das die Irische Sprache geredet, und das den meisten Ortschaften dieser Provinz so wie allen Theilen Englands ihre Benennungen gegeben; ferner daß die Wallisischen Namen der Flüsse und Ortschaften sich nur in den östlichen und südlis-

chen Theilen von Schottland vorfinden; demnach erscheint es klar, daß die Picten, die jenes Land bewohnten, die Vorfahren der Walliser waren, und daß sie Wales, Cornwall und Britanien zur Zeit der Auflösung des Römischen Reiches in Besitz nahmen; sie waren übrigens, so wie sie sich selbst Cimbrer nannten, ursprünglich eine Kolonie der Cimbrer, eines Volkes, das einmal die benachbarten Küsten von Jütland, den alten Cimbrischen Chersones, die Gegend, die dem Lande der Picten gegenüber liegt, bewohnte. Das ist der Ursprung und die Geschichte der Gaelen und Cimbrer, wie sie auf ihrer wahren Basis beruht und in sichtbare Uebereinstimmung gebracht ist, während sie in ihrer bisherigen Gestalt voller Verwirrungen, voller Unregelmäßigkeiten und Widersprüche war. Die falschen Angaben in Beziehung auf die Geschichte der Walliser schreiben sich vorzüglich von den Machwerken Geoffrey's von Monmouth her, aus d.m Anfange des zwölften Jahrhunderts. Unter den früheren Schriftstellern läßt sich Gildas ganz und gar nicht mit den Behauptungen Geoffrey's in Uebereinstimmung bringen; auch sprechen diejenigen Stellen in dem Werke des Letzteren, die als die unmittelbaren Worte des Nennius angeführt werden, offenbar für die Ansicht Gildas' und stellen das Faktum fest, daß die alten Briten Gaelen waren. In der That hat man nichts gegen jene Meinung aufzuweisen außer den elenden Machwerken Geoffrey's und der Wallisischen Triads, die ihren Charakter als Erdichtungen zu offenbar an der Stirn tragen, um auch nur das geringste Gewicht haben zu können."

„In den ältesten Quellen finden wir das Wort Scot und Scoti von Scyth oder Scytha abgeleitet. Nennius, der die Irischen Schriftsteller citirt, nennt sie sowohl Scoti als Scothi und läßt sie aus Spanien herkommen. Bei den Angelsächsischen Schriftstellern werden sie im Allgemeinen Scyts und Scytisc genannt. Pinkerton leitet das Wort von sceltze (so viel als scattered, zerstreut) ab. Chalmers läßt es von Scuite oder sculze (kleiner Mensch) herkommen. Woher er diese Ableitung hat, weiß ich nicht. Gaelisch ist das Wort nicht. Macpherson will es von coit (Wallisisch coed Holz) herstammen lassen; — colz bedeutet im Gaelischen ein Boot oder einen mit Thierhäuten bedeckten Weidenkahn. Macpherson führt sceut (Schiff) aus dem Gaelischen an. Vallancey meint, daß Scoten und Scythen dasselbe Volk sein müssen, und er bemüht sich zu beweisen, daß die Iren Indo-Scythen seyen, indem er annimmt, das Wort müsse von dem Landstrich hergeleitet seyn, welchen sie ursprünglich bewohnten. Die Irische Sage leitet Scot von Scota, einer Tochter eines der Pharaonen, her. Das Gaelische Wort sculze bedeutet indeß so viel als Wanderer, eine Person von umherschweifender Lebensart, und vielleicht hatte man unter dem Namen Scythen jedes umherziehende Volk begriffen, ohne Rücksicht auf das Land, das sie bewohnten, und den Stamm, aus dem sie entsprangen. So wurden alle Tartarischen Stämme in den nördlichen Gegenden Asiens und Europas und eines großen Theils von Germanien Scythen genannt. Die Iren wurden später von ihren Nachbarn Scoten genannt. Eumenius nennt sie Hiberner; sein Zeitgenosse Porphyrius hingegen spricht von Scoticae gentes, worunter er die Scottischen Völkerschaften, die Britanien bewohnten, versteht. Die Römischen Schriftsteller haben die Scoten auf den Britischen Inseln nicht zu den Scythischen Nationen gerechnet, sondern bezeichneten sie vielmehr immer mit dem Namen Scoten. Beda führt die Picten als eine Scythische Nation an, die ohne Zweifel vom nördlichen Europa gekommen wäre. Das Gaelische Scuite (Wanderer) war eine Benennung für die Phönizier, eine Benennung, die ihnen vor allen anderen Völkern eigenthümlich zukam. Ihre Wanderschaften waren weit ausgedehnter als die irgend einer anderen Nation. Sie gelangten zuerst bis zu den Säulen des Herkules und vertrauten sich den Wogen des unendlichen Oceans, wie er den damaligen Ansichten gemäß bezeichnet wurde, an; in der That waren sie es, denen wir den Namen Ocean zu verdanken haben; offenbar von olce (See) und cean (Kopf, Haupt,), das heißt zusammen Hauptsee. Scot, Scuite und Wanderer ist übrigens bloß eine Uebersetzung des Namens, unter dem die Phönizier bei den Griechen und überhaupt bei den Alten bekannt waren. Phoenice bedeutet nämlich ein Wanderer zur See, von sceln (ein Landmann) und olce (zur See), das heißt ein Seemann. Den Namen Phönizier erhielten sie, ehe sie sich an den Küsten von Tyrus und Sidon niederließen. Herodot erzählt uns, daß sie von den Arabern Homeriten genannt wurden, ein Name, der eben so viel als die Benennung Phönizier bei den Griechen bedeutet, nämlich Seefahrer. Wenn ich hier sage: „bei den Griechen", so verstehe ich darunter das Phönizische Wort, wie es bei den Griechen aufgenommen worden; denn in der Griechischen Sprache selbst läßt sich keine Bedeutung für jenes Wort auffinden, und die vielen Versuche, das Wort aus dem Griechischen zu erklären, haben nur zu den auffallendsten Absurditäten geführt. Scud bedeutet im Gaelischen so viel als Schiff, und sculz culne einen Schiffsmann, das ist der eigentliche Sinn des Wortes Phenice; ein Wort, das von derselben Wurzel als sculze herstammt und so viel als Wanderer oder Reisender über die See bedeutet. Diese zwei Wörter, oder vielmehr das zusammengesetzte Wort, spricht man im Gaelischen skidden aus, und es bedeutet buchstäblich einen Schiffsmann oder Seemann."

„Man könnte uns den Einwurf machen, daß doch die Briten und Gallier nach unserer Annahme ebenfalls Gaelen waren; woher kommt es nun, daß diese bei den alten Schriftstellern nicht auch Scoten genannt werden? Indeß läßt sich nicht erwarten, daß man die negative Behauptung wird beweisen können; vielleicht sind in der That auch diese Völker ursprünglich Scoten (oder Wanderer) genannt worden; allein als sie in festen Wohnsitzen sich niedergelassen, schon ehe sie die Griechen und Römer kennen gelernt, hatten sie diese Benennung verloren. Auf eine gleiche Weise ist dieser Name bei den Iren, die unbezweifelt bei den späteren Römischen Schriftstellern Scoten genannt werden, so wie die Benennung Scuits bei den Angelsachsen, schon lange verschwunden, während man noch jetzt die Einwohner von Nordbritanien ausschließlich damit bezeichnet. Es ist ferner zu bemerken, daß der Hochländer, der eigentliche Nachkomme der Albanischen Scoten heutzutage sich selbst nicht Scot nennt; fragt man ihn in seiner Muttersprache, was für ein Landsmann er sey, so antwortet er entweder, er sey ein Albanach oder ein Gaele. Er wird nie sagen, ich bin ein Scote. Wir hätten nunmehr zwei Thatsachen, die hinreichen können, das Verschwinden jener Benennung bei den Britischen und Gallischen Gaelen uns zu erklären. Wir wollen übrigens, obgleich unsere eben angegebene Ableitung gewiß die richtige ist, doch noch eine andere hinzufügen, die dem Ursprunge jenes Namens zu Grunde zu liegen scheint. Der Name Scot kommt erst nach der Auflösung des Römischen Reiche in Erwähnung, und so könnte er denn zuerst den umherschweifenden Irischen Raubhorden beigelegt worden seyn, die um die westlichen Küsten Britaniens herumschwärmten. Es läßt sich also denken, daß die Briten, die auch Gaelisch sprachen, die umherschwärmenden Seeräuber in ihrer Sprache Scuite nannten, eine Benennung, die nachher auf die ganze Irische Nation ausgedehnt und endlich auch von den Albanischen Scoten selbst adoptirt wurde. Es war dann auch eben so natürlich, daß die Sachsen ihr ganzes Land Schottland nannten."

„Ich bin mit der Absicht an mein Werk gegangen, eine von allen Vorurtheilen freie Untersuchung anzustellen, ohne mich dabei im geringsten von einer Vorliebe oder Neigung für Irland leiten zu lassen; man wird finden, daß ich wenige Irländische Quellen citirt habe, außer der Gaelischen Sprache selbst. Ich habe sogar in der Geschichte Irlands die Erzählungen des Nennius und Giraldus Cambrensis den Irländischen Manuskripten und der Geschichte Keating's vorgezogen, wiewohl man zugeben muß, daß das Werk dieses gelehrten Schriftstellers, hinsichtlich seiner Einfachheit und Treue, in Original weit über den unechten Englischen Uebersetzungen steht, die von Dermot O'Connor herausgegeben wurden. Was aber die Milesische Sage anbelangt, so wird man finden, daß sie auf Wahrheit gegründet sey; und obgleich sie nur eine matte unvollkommene Erzählung ist, so bildet sie doch die wahrhafte Geschichte der ersten Niederlassung der Celten in Europa."

„Ich lege nunmehr die folgenden Seiten nicht ohne bange Erwartung dem gelehrten und kritischen Publikum vor. Sie führen, wie ich glaube, den Beweis, daß alle Phönizischen Kolonien lange vor der christlichen Zeitrechnung in Spanien, Irland, Britanien und Gallien sich niedergelassen, und daß sie sich selbst Gaelen und Gaetachen oder Celten nannten; ferner, daß die Irländer, die Gaelen in Schottland und die Manks unter den Nachkommen jenes alten Volkes jetzt die einzigen sind, die noch ihre ursprüngliche Sprache aufbewahrt. Ich habe mich bemüht, den Gegenstand in ein klares Licht zu stellen, und überlasse nun das Uebrige dem Urtheile kompetenter Richter, indem ich wohl weiß, wie schwierig es ist, vorgefaßte Meinungen in der Geschichte, die schon zu Vorurtheilen der Nation geworden, wieder auszurotten, oder auch nur daran zu rütteln; allein da ich von der Wahrheit meiner Behauptungen fest überzeugt bin, so wage ich es immerhin, mein kleines Fahrzeug vom Stapel zu lassen, indem ich mir die Kritik nicht nur nicht verbitte, sondern sie vielmehr ausdrücklich zu freien Mittheilungen auffordere; — denn mein Streben ist nach Wahrheit, ich will nur die reine Wahrheit und nichts außer der Wahrheit."

„Jedoch muß ich, was einen Punkt betrifft, die gefällige Nachsicht meiner Leser in Anspruch nehmen; — es könnten sich nämlich unter den zahlreichen Namen der Flüsse und Ortschaften, die ich zusammengestellt, vielleicht einige falsche befinden, indeß kann ich für die Richtigkeit der gegebenen Erklärungen im Allgemeinen stehen. Die Benennungen derjenigen Ortschaften, die ich persönlich kenne, treten so charakteristisch hervor, daß ich an der Genauigkeit derer gar nicht zweifle, die mir unbekannt sind. Wenn diese Namen alle auf eine gründliche Weise entwickelt werden, was für ein wichtiger und wertvoller Gewinn für die geographische Wissenschaft! Welches Licht muß dies nicht über die alte Geschichte verbreiten! Bisher waren die Versuche der gelehrten und einsichtsvollen Geschichtsschreiber, die Namen der Ortschaften zu erklären, nicht auf die Sprache basirt, die von dem Volke, auf das die Gegenstände sich bezogen, gesprochen wurde; sie konnten daher auch nur zu Irrthümern und Absurditäten führen. Jetzt hingegen besitzt die Englische Kritik reiche und hinreichende Mittel, um ihre etymologischen Zweifel aufzuklären; es haben seit kurzer Zeit nicht weniger als vier gute Wörterbücher der Gaelischen Sprache die Presse verlassen; nämlich das Irisch-Englische von Edward O'Reilly, dann eine neue Ausgabe von O'Brien's Irisch-Englischem Wörterbuche, das viele wertvolle topographische Notizen enthält; ferner Armstrong's Scottisch-Gaelisches Lexikon und endlich das glänzende Werk, das unter der Leitung der Schottischen Hochländer-Gesellschaft herausgegeben wurde, das reichhaltigste und ausführlichste von allen. Diese Werke stehen alle den Englischen Gelehrten und Kritikern zu Gebote und gestatten ihnen, weit mehr als es sonst möglich war, befriedigende Untersuchungen anzustellen, zu denen sie vertrauensvoll eingeladen werden."

„Die alte Geschichte ist von den Griechischen und Römischen Schriftstellern mehr entstellt als beleuchtet worden. Es ist offenbar, daß diese alle die geschichtlichen Ereignisse der Phönizier in ihre eigene Geschichte einzuweben sich bemüht, und daß beide Nationen danach strebten, die Urkunden desjenigen Volkes zu vernichten, dem sie ihre Literatur und die ersten Elemente ihrer Civilisation zu verdanken hatten. Die Phönizische Sprache ist zweitausend Jahre dadurch ein Geheimniß geblieben; man konnte nicht die geringste Gewißheit in derselben erlangen; wenigstens verstand man sie so unvollkommen, daß alle Versuche, auch nur die kleinsten Inschriften auf

Münzen, Medaillen oder Marmorplatten zu erklären, zu nichts als zu weitschweifigen und dunkeln Muthmaßungen führten. Spanheim, Bochart und Gebelen haben sich bemüht, dieselbe durch das Hebräische verständlich zu machen, allein ihre Versuche sind mißglückt oder wenigstens ganz unvollkommen ausgefallen. Wenn es auch verwandte Sprachen sind, so liegt doch die Verwandtschaft des Hebräischen mit dem Phönizischen zu fern, als daß sie bei einem ähnlichen Vorhaben von Nutzen seyn könnte. Wenn auch die Phönizier eben so, wie die Juden, von Schem und Eber abstammten, so standen sie doch wiederum in einem so großen Verkehr mit fremden Nationen, daß ihre Sprache sich bald mit anderen zu sehr vermischte und im Laufe der Zeit veränderte, während die der Hebräer rein und unvermischt blieb. Die Entdeckung, daß es noch jetzt ein Volk in Island giebt, das die Sprache der Phönizier redet, ist eine Thatsache von der größten historischen Wichtigkeit, indem wir dadurch leicht die phönizischen Inschriften zu entziffern, so wie den ganzen Umfang des Handels und der Schifffahrt jenes Volkes, wie ihn die alten Benennungen der Plätze in allen Theilen der alten Welt deutlich bezeichnen, zu entwickeln in Stand gesetzt werden können."

Frankreich.

Politischer Charakter der ersten Periode der Reformation (1517—1535) in Frankreich. *)

Von Capefigue.

So also wurde fast in halb Europa die Reformation ins Werk gesetzt! Wie aber mitten in dieser allgemeinen geistigen Bewegung sah es mit Frankreich aus? Hatte es sich in seinen alten katholischen Glauben verschanzt, wollte es von Luthers Neuerungen nichts wissen? Wir haben hier zuvörderst die Fortschritte der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung anzugeben, um den Umschwung der religiösen Ansichten mit einiger Sicherheit und Genauigkeit verfolgen zu können.

Das Lutherthum war in seinem Beginn ein Schulstreit gewesen, an welchem alle wissenschaftlich gebildete Männer Europa's mehr oder weniger Theil genommen hatten. Ich habe schon gesagt, daß diejenigen, welche nicht Kühnheit genug gehabt, die neue Lehre zu predigen oder anzunehmen, sich doch sämmtlich in der gemeinsamen Meinung des Widerstandes gegen die Geistlichkeit und die Römische Herrschaft begegneten. Unter den Gelehrten, den Philosophen, Philologen und Alterthumskundigen waren sehr Wenige, welche die Kirche in ihrem Absolutismus vertheidigten. Erasmus, Robert Etienne, Scaliger, alle jene bedeutenden Männer, die damals in großer Zahl an den Universitäten wirkten, gestanden einander in freundschaftlichen Mittheilungen mehr oder minder offen die dringende Nothwendigkeit einer Reformation. Der Geschmack an den Wissenschaften, an der Lateinischen und vaterländischen Poesie, die freigebige Unterstützung von Seiten Franz des Ersten, der Schutz, die Begünstigung, die er dem Fleiße der Gelehrsamkeit angedeihen ließ, hatte eine große Anzahl von Gelehrten und Dichtern um ihn versammelt, die sämmtlich ihr Ohr den Lehren hinneigten, die aus Deutschland in den Schulen von Paris wiederhallten. Dieses Bestreben, Alles zu verändern und umzuwandeln, wurde bald zur Mode; die leichtfertigsten Geister, die weltlich gesinnten Zerstreutesten aus dem Gefolge des Hofes beschäftigten sich mit religiösen Lehren, und Marot, mitten unter seinen Liebes-Scherzen und zügellosen Liedern, brachte, nach einer Uebersetzung, die ihm der ernste Bazable gemacht hatte, die Psalmen in Verse.

Franz der Erste und Margarethe von Navarra, Ludwigs des Zwölften Tochter, Herzogin von Ferrara, liebten über Alles jene Spiele des Geistes und Witzes und widmeten ihre besondere Sorgfalt jener Wissenschaft der Gelehrsamkeit, welcher der König erst vor kurzem im Collége de France eine sichere Stätte gegründet hatte. Konnte dieser Fürst, der an Erasmus, als dieser der Ketzerei beschuldigt war, schreiben ließ, „daß ihm eine Stelle in seinem Königreich offen und der reiche Schatz von Tours zu seiner Disposition stände", konnte er wohl einen großen Widerwillen gegen Lehren haben, zu denen sich diese nämlichen Männer im geheimen Austausch einer milden Philosophie bekannten? Mußte nicht Margarethe von Navarra, die für Alles, was das Käppchen der Wissenschaft oder das anmuthige Barett des Dichters trug, schwärmte, eben dieselben Männer beschützen, die ihrem Vertrauen so nahe standen und sich ihrer Gunst in zwangslosem Umgange erfreuten?

Woher kamen aber nun jene Verfolgungen, welche die Regierung Franz des Ersten bezeichnen? Wie ist jene blutige Verfolgung der Ketzerei, deren gewissermaßen philosophischen Ausdruck der König um sich hatte, zu erklären? Verschiedene Ursachen wirkten hierzu mit. Wenn sich das Lutherthum nicht durch zu weit greifende Neuerungen von den Universitäten und der Schule der Rechtsgelehrten getrennt, wenn es sich vor allen Dingen in seiner Reinheit dargestellt hätte, ohne sich in das herbe Gewand des Sektenwesens, des Sakramentstreites zu kleiden, ohne seinen Bilderkrieg, den Streit über das Abendmahl und die Messe, über Alles, was zur Einbildungskraft und zum Gemüth der Völker sprach, hartnäckig zu führen, so wäre es ihm vielleicht glücklicher gelungen, sich in Frankreich einzubürgern. Aber unter der strengen Feder Calvin's maßte sich die Reformation das Richter-Amt über die Fesselosigkeit der Sitten an, die Franz des Ersten Hof verschönte; sie klagte die Edelleute der Gräuel Babylons an, nannte Diana von Poitiers eine Courtisane, zog gegen Aufwand, Feste und Künste los. Aus einem Instinkt des Herrschers sah Franz der Erste mit Schrecken jenes Infragestellen der Macht und des geltenden Ansehens, jene Wahlformen und republikanischen Bestrebungen, die überall an die Stelle des Alten und Ueberkommenen in der Monarchie traten. Er sah darin nicht nur einen Krieg gegen die Kirche, sondern einen Angriff gegen das weltliche Scepter, eine Regierungsweise, die seine Vergnügungen, seine Verschwendung und seine Krone bedrohte. Es existirten in der Welt des Staates, so wie der Katholizismus sie gebildet hatte, Gewalten, welche vom König selber unabhängig, Meinungen, welche mächtiger waren, als sein Wille. Wenn der philosophische Gehalt der Reformation geheim blieb oder innerhalb der Gränzen gewisser Sätze und Bücher verschlossen, so predigten die verfolgten Ketzer und handelten öffentlich und kräftig auf die thatkräftigste Weise. Hierzu erwäge man noch die Sorglosigkeit des Königs, den niederen Stand und das Ungestüm der Meisten, welche die Verfolgung traf, und man wird sich jenen Widerspruch im Wesen des Königs, der die Philosophie der Reformation begünstigt und die Reformirten verfolgt, so ziemlich erklären können.

Wenn man in düsteren Gemälden die traurigen Gerichte geschildert hat, die über die ersten Reformatoren in Frankreich ergingen, so hat man nicht genug auf den Geist jener Zeit Rücksicht genommen, auf jene kriegerischen Sitten von Schlacht und Blutvergießen, Turnieren, Zweikämpfen, Meuchelmord und Vergiftung. Wo man sich aus den Armen eines Weibes in den Tod stürzte, wo der Astrolog das feine Gift bereitete oder den Dolch schärfte, die Stützen seiner verhängnißvollen Verständigungen, wo die Gesetze die Todesstrafe vervielfältigten und Tod die Strafe des geringsten Vergehens war: ist es da noch zu verwundern, daß diese grausamen Sitten sich auf gleiche Weise gegen die Sektirer richteten, die das alte Gebäude der religiösen Ueberzeugungen und öffentlichen Institutionen erschütterten? Wer den Geist jener Zeit will kennen lernen, der sehe die groben Holzschnitte an, worauf die Hinrichtungen einiger unglücklichen Edelleute, Bürger oder Bauern dargestellt sind, überall tritt uns ein Charakter der Lust und der Festlichkeit entgegen, vornehme Damen stehen geputzt an allen Fenstern, und das Volk lärmt, und es ist ihm wohl. Das Leben hatte damals noch nicht den hohen Werth, den ihm die Gesetze gesichert haben, seit der Mensch zu seiner Würde wieder erhoben worden.

Das erste Zeichen des Lutherthums in Frankreich gab sich gleich ein paar Jahre nach Luthers Auftreten kund. Ein Flandrischer Edelmann, Namens Berquin, von untadeligem Ruf, aber ein Feind des Mönchthums und der großen Sitten-Verderbniß der Klöster, wurde als Ketzer und Anhänger Luthers angegeben. Und doch behauptete er nur den einfachen Satz, „daß es ein großer Aberglaube sey, die heilige Jungfrau beim Anrufen dem heiligen Geiste vorzuziehen." In diesem Satz glaubte man eine Neigung zur Reformation zu sehen, und als das Parlament die Papiere und Studienbefte Berquin's untersuchen ließ, fand sich unter denselben der größte Theil der theologischen Abhandlungen Luthers. Ein erstes Urtheil überwies diese Ketzerei dem Erzbischof von Paris, und ein zweites lautete folgendermaßen:

„In Anbetracht der von der theologischen Fakultät zu Paris angenommenen Bestimmungen hat der Hof befohlen, daß sämmtliche von Luther verfaßte Schriften öffentlich vor Notre-Dame verbrannt werden sollen, und es wird zu diesem Endzweck Jedermann von Seiten des Königs zur Pflicht gemacht, die besagten ketzerischen Bücher herbeizuschaffen und auf der Kanzlei niederzulegen; wer sie zurückbehält, soll aus dem Königreich verbannt und seine Güter sollen eingezogen werden." Gleicherweise erging das Verbot, sich der Lehre Luthers zuzuwenden, und die Königlichen Beamten wurden ermächtigt, alle dergleichen Personen aufzugreifen und sie als der Ketzerei Verdächtige in die Hände der Bischöfe zu liefern. Hinsichts der scheueren Prinzipien Melanchthon's zeigte sich das Parlament minder streng; wer seine Bücher besaß, sollte sie auf die Kanzlei bringen; sie sollten dann dem Erzbischof von Paris vorgelegt werden und dieser sie von der theologischen Fakultät untersuchen lassen.

Noch erlitt Berquin keine weitere Strafe, als daß ein öffentlicher Widerruf von ihm gefordert wurde und er abschwören sollte, über irgend einen Gegenstand wieder zu schreiben; er beharrte aber in seinem Glauben. Ein zweites Urtheil bestimmte, die Zunge solle ihm durchbohrt werden; Berquin appellirte qu'il aurait la langue percée en den Papst und an den König, und ein dritter Beschluß lautete dahin, ihn lebendig auf dem Grève-Platz zu verbrennen. Dies grausame Urtheil wurde vollzogen, während in Meaux wegen des Verbrechens der Ketzerei Jean Leclerq dieselbe Strafe erlitt. Vierzehn Reformatoren, die auf dem Markte gepredigt hatten, wurden sämmtlich, um mich eines Ausdrucks jener Zeit zu bedienen, in den feurigen Ofen geworfen. Auf solche Weise hatte die Reformation schon einen Theil der Bevölkerung mächtig aufgeregt. Die Städte Lyon, Langres, Bourges, Poitiers, Autun, Troyes, Issoudun, Rouen, Agen, Meaux waren die Hauptsitze einzelner kleiner Sakramentirer-Schulen geworden.

In diesem Boden Frankreichs, den die Reformation nun zu durchwühlen begann, waren Fermente alter Ketzereien vorhanden, die den Neuerungen leichter Spiel machen sollten. Das alte Languedoc hatte unter seinem schönen Himmel, der den Troubadours und den Liebeshöfen geleuchtet, den mächtigen Glauben der Albigenser gesehen; die Gefilde Lyons und des Dauphiné gedachten noch Peter Waldo's, des Predigers der Armen an Geist, und wenn auch die neue Lehre nicht genau die nämlichen Prinzipe aufstellte, so stand sie doch jenen alten Glaubensansichten viel näher, als der Katholi-

*) Was die günstige Beurtheilung betrifft, die hier Franz des Ersten unkönigliches Benehmen gegen die Deutschen Protestanten und seine Verfolgung ihrer Französischen Glaubensbrüder von Herrn Capefigue erfährt, so wissen wir durch Raumer's getreue Darstellung, was wir davon zu halten haben. Zur allgemeinen Würdigung jenes Charakters, der so lange nach dem aus der Zeit seiner Schmeichler und seines Hofes überkommenen Werthe gegolten hat, erinnern wir unsere Leser an Napoleon's Ausspruch: „Franz der Erste sey ein Turnierheld, einer jener großen Pygmäen gewesen."

zismus mit seiner Pracht und seinem Pompe, seinem Weihrauch, seinen prunkenden Festen und der Hierarchie seines reichen Klerus. Einerseits also die Gelehrten, und andererseits einzelne reiche Bürger und eine Partei armer Bauern, dies waren die Elemente der Reformation bei ihrem ersten Auftreten in Frankreich.

Zwei mächtige Gewalten kämpften gegen Luthers Lehre, bisweilen sogar wider den Willen des Königs: die Parlamente und die Universität. Begierig nach jeder möglichen Vergrößerung ihrer Macht verfolgten die Parlamente ohne Unterlaß die Ketzerei; während Franz der Erste die Widmung der von dem geistreichen Clemens Marot ins Französische übersetzten Psalmen annahm, verbot das Parlament sämmtlichen Druckern, irgend ein Buch der heiligen Schrift, das ohne seine Erlaubniß übersetzt worden, zu verkaufen. Dies geschah weniger aus einem religiösen Grundsatz, denn in seinem eignen Schoße waren Elemente der Reformation vorhanden, als aus dem Bedürfniß, das Uebergewicht seines Ansehens zu zeigen und sich als strengen Bewahrer der alten Satzungen darzustellen. Heftig in ihrer Verfolgung war die Universität, ihr Urtheil war unbarmherzige Verdammung. Immer zurück hinter dem lebendigen Fortschritt der Welt, suchte sie durch ihre Verhandlungen und Schlüsse die Bewegung der Geister zu hemmen. Es wurde kein Buch bekannt, das sie nicht mit vornehmer Anmaßung untersuchte, den weltlichen Gerichten angab, der strengsten katholischen Kritik unterwarf. Sie kämpfte eben so für Aristoteles, wie für den katholischen Glauben, für verjährte und verknöcherte Formeln, wie für die Gesetze der Kirche, für das wankende Ansehen seiner Philosophie, wie für das Gebäude der Religion. Das Reich einer unabhängigen Vernunft, welche die ganze wissenschaftliche Vergangenheit der Schule erschütterte, war für die Universität ein Feind, der ihr den Untergang drohte. Diese beiden Institute, das Parlament und die Universität, traten an die Spitze des katholischen Widerstandes; sie versuchten sich in der Rolle der Gewalt, die sie später in der Ligue übernahmen und ausführten.

Dieser Widerstand aber ging außerhalb des Hofes und des Kreises von Wissenschaft und Gelehrsamkeit, den er beschützte, vor sich. So oft sich die Universität, die Kirche oder das Parlament an einem in der Literatur berühmten Namen vergriffen, nahmen Franz der Erste oder Margarethe denselben in Schutz. Aus seinem Kerker zu Madrid schrieb der König an die Universität, Marot in Freiheit zu setzen, und der Dichter bezeugte hierüber seinem Königlichen Beschützer seine Erkenntlichkeit. Franz der Erste widersetzte sich aus allen Kräften, als Bücher wie Luther's oder Erasmus' dem Henker vor Notre-Dame überliefert werden sollten — wie die Universität in ihrer katholischen Unduldsamkeit befahl.

Die Geschichte kann sich die Frage aufwerfen: wie so mitten unter jenen Interessen, die Franz den Ersten mit den protestantischen Fürsten Deutschlands gegen Karl den Fünften verbanden, der König von Frankreich den Protestantismus nicht unterstützte, der sich mit solcher Beharrlichkeit und Stätigkeit erhob und bis in seinen Palast drang. Heinrich der Achte redet ihm in einem vertraulichen Briefe zu, eine National-Kirche zu proklamiren und dem Beispiel, welches er selber in England gegeben, zu folgen. Diesem aber standen mehrere Gründe in Frankreich entgegen. Erstens war der Katholizismus von ungeheurer Macht im Volke; Alles war um diese breite Basis eines alten gesellschaftlichen Prinzips organisirt und geformt, das Königthum, die Institutionen, die Massen. Andererseits hatte das Konkordat die Krone für die Aufrechterhaltung der päpstlichen Oberherrschaft gewonnen. Dadurch, daß Franz der Erste zu den Pfründen ernannte, war er gewissermaßen (!) Herr der Kirchengüter und seiner Geistlichkeit. Man hätte in der Monarchie Alles umkehren müssen, und dies ohne ein dienliches Resultat für den König. Ein Gedanke vor Allem nahm den König dagegen ein; er war nämlich der unwandelbaren Ueberzeugung, daß die kirchliche Reformation die politische nach sich ziehen und diese strengen und kühnen Männer, die den Glauben des Volkes zu erschüttern vermochten, zu gleicher Zeit mit dem alten Glauben auch das Königthum stürzen würden.

Und doch beharrte Franz auf dem einmal eingeschlagenen Wege, die Verfolgungen gegen die thätigen Reformatoren zu ermäßigen und der philosophischen Schule sein Vertrauen zu schenken. Die protestantischen Fürsten Deutschlands, die mit ihm gegen Karl den Fünften verbunden waren, hatten sich bei ihm über die traurigen Verfolgungen beklagt, denen man ihre Brüder in Frankreich unterwerfe. Franz antwortete: „Nicht gegen Eure Brüder bin ich mit Strenge verfahren, sondern gegen einige Aufrührer, die den Frieden des Königreichs unter dem Vorwand der Religion gefährdet hatten. Übrigens fragt es sich, ob man sich nicht über den letzten Punkt vergleichen kann? Es würde mir sehr lieb seyn, wenn Ihr mir einige von Euren Theologen schicktet, uns mit ihnen zu besprechen und uns zu verständigen!" An Melanchthon schrieb der König: „Ich kenne Eure guten Absichten für den Frieden der Kirche; Euer Brief an du Bellay, den Erzbischof von Paris, hat mich davon überzeugt. Kommet so schnell als möglich an meinen Hof und besprecht Euch mit meinen Doktoren über die Mittel, wie Zucht und Ordnung in der Kirche herzustellen sey. Dies Schreiben möge Euch als Geleitsbrief dienen; ich bitte Euch, Euch von diesem frommen Vorhaben nicht durch schlechte Rathschläge abbringen zu lassen. Euer Kommen wird mir angenehm seyn, Ihr mögt als Privatmann oder als Gesandter von Euren Kollegen zu mir kommen."

Melanchthon war Willens, den Wunsch des Königs von Frankreich genau zu erfüllen; wurde aber durch den Churfürsten von Sachsen abgehalten, der ihm nicht die Erlaubniß, seine Staaten zu verlassen, geben wollte. Auch Luther war der Meinung, Melanchthon solle nach Paris gehen, um jenen Verfolgungen Einhalt zu thun und bekehrend zu wirken. Er wußte, daß die Milde seines treuesten und gelehrtesten Schülers der philosophischen Schule, die Franzens gebildeter Geschmack an seinen Hof gerufen hatte, behagen würde und hoffte aus seiner Gegenwart viel für die Ausbreitung der Reformation.

Fassen wir diese erste Periode des Protestantismus in Frankreich, vor Calvin, zusammen, so können wir sagen, er war im Fortschreiten; einzelne Verfolgungen bezeichneten wohl den Geist der Universität und die Richtung der alten Magistratskörper; neben diesen Verfolgungen aber ermuthigte ein geheimer Schutz philosophischer Gesinnung die Anstrengungen des reformirenden Geistes. Die Partei der Neuerer war noch nicht stark genug, offnen Krieg zu erheben; sie verbarg sich unter dem äußeren Kultus, um der Beaufsichtigung zu entgehen; aber sie schrieb und predigte ihre Lehre. Bis auf Calvin war die Reformation in Frankreich weder eine Macht noch ein System, und erst mit der Metzelei der unglücklichen Waldenser von Mérindol und der Alpenthäler beginnt die Anwendung der Waffengewalt und der wirkliche Krieg gegen dieselbe.

Bibliographie.

De la régence d'Alger, solution de ces questions: Doit-on conserver cette régence? Peut-on la coloniser? — Von J. B. Flandin.

Quelques réflexions sur la situation politique et militaire de la confédération suisse. — Von J. M. Hubert.

Du gouvernement représentatif. 1 vol. in 8.

De l'état actuel de la France, et de la nécessité de s'occuper de son avenir. — Vom Baron von Feruſſac. 1½ Fr.

Du gouvernement d'Alger. — Von A. E. Cerfberr.

Histoire abrégée de la liberté individuelle chez les principaux peuples, anciens et modernes. — Von L. Rigen de Beriv. 7½ Fr.

Oeuvres de Danville. — Herausgegeben von Manne. 2 Bde. 50 Fr.

Répertoire général des causes célèbres françaises, anciennes et modernes. — Herausgegeben von B. St. Elme.

Mannigfaltiges.

— Katherine Howard. So heißt die neueste Tragödie des Herrn Alexander Dumas, des vorgeblichen Nacheiferers Deutscher und Englischer Muster, Shakespeare's und Schiller's, Goethe's und Byron's. Die vierte Frau Heinrich's VIII., dessen fünf Königinnen fast alle das Schicksal haben, auf die Bühne gebracht zu werden — zwei davon sahen wir in der neuesten Zeit in Berlin: Anna Boleyn, als Oper, und Katherine Parr in Raupach's Lustspiel „Mulier taceat in ecclesia" — ist die Heldin des neuen Trauerspiels, das sich seinen Vorgängern „la tour de Nesles", „Antony" und „Angèle" würdig anreiht. Ehebruch, Blutschande und Henker aller Art helfen wieder die Hauptmotive des Dramas bilden. Katherine Howard ist darin, allen historischen Daten zum Hohn, vor ihrer Verheirathung mit Heinrich VIII. bereits mit einem Lord Ethelwood heimlich vermählt; sie verläßt ihn treulos, und er, um sich zu rächen, übernimmt selber die Rolle des Henkers, der den König zum Wittwer seiner vierten Gemahlin macht. Es ist dies, wie man sieht, ein ganz neuer Gedanke. Der dramatische Terrorismus scheint indessen den Pariſern nach gerade auch nicht mehr zu behagen; das neue Trauerspiel soll bei seiner ersten Aufführung nur einen sehr mäßigen Beifall gefunden haben.

— Getraidebau in Frankreich. Der Boden Frankreichs enthält 50 Millionen Hektaren (10,000 Millionen Quadratruthen). Davon werden alljährlich etwa 14 Millionen Hektaren den Saaten gewidmet. Man theilt das Land hinsichtlich des Ackerbaues in zehn Regionen ein. Die neun ersten Regionen umfassen je 1—2 Millionen Hektaren, auf denen Getraide angebaut wird. Die zehnte Region, welche die Insel Korsika bildet, baut nicht mehr als 34,000 Hektaren an. Von den 14 Millionen Hektaren rechnet man etwas mehr als das Drittheil, ungefähr 4½ Millionen, auf den Weizenbau, 2½ Millionen auf den Roggenbau, 1,180,000 auf den Gerstenbau und 2¼ Millionen auf den Haferbau. Das Uebrige kommt auf die anderen verschiedenen Arten von Sommergetraide. Man rechnet im Durchschnitt auf die jährliche Getraide-Aerndte 155,076,000 Hektoliter. Davon kommen auf den Weizen 48 Millionen Hektoliter, 16 Hektoliter auf die Hektare gerechnet, auf den Roggen 22,300,000 Hektoliter, so daß 8½ Hektoliter auf die Hektare gerechnet wird, auf die Gerste 17 Millionen Hektoliter, 11 Hektoliter auf die Hektare, und endlich auf den Hafer 41 Millionen Hektoliter, 16 Hektoliter auf die Hektare gerechnet. Auf die Saat wird mehr als ein Sechstel der Aerndte verwendet. Konsumirt werden jährlich 97 Millionen Hektoliter, so daß auf die Person 2 bis 4 Hektoliter kommen; zum Bedarf der Thiere werden 29½ und für die übrigen Bedürfnisse 1,600,000 Hektoliter verwendet. Auf diese Weise wird jährlich gerade so viel konsumirt als produzirt. Wenn aber ein Mißjahr eintritt, so werden fünf Millionen weniger eingeärndtet als konsumirt wird, und es muß alsdann dieses Defizit durch Ueberschüsse aus guten Jahren oder durch die Einfuhr gedeckt werden.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Mittwoch den 18. Juni 1834.

Frankreich.

Duplessis-Mornay, Heinrich's IV. Zeitgenosse.

So unleugbar es ist, daß Heinrich IV. vorzüglich durch seine große und liebenswürdige Eigenthümlichkeit die bedeutenden Hindernisse, die sich seiner Herrschaft entgegenstellten, überwand, so gebührt doch ein Theil des Verdienstes unbedenklich den Männern, welche ihn in den schwierigsten Lagen durch die Weisheit ihres Rathes unterstützten.

Zwei ihrem Verdienste nach gleiche, dem Geschicke nach, das ihnen zu Theil geworden, aber höchst verschiedene Männer nehmen unter diesen den ersten Rang ein, Sully und Duplessis-Mornay; jener geehrt im Leben durch Aemter und Schätze, im ungestörten Genusse der Königlichen Gunst, dieser für alle seine Dienste fast keinen Lohn empfangend, als den seines edlen Bewußtseyns und das unbeschränkte Vertrauen seiner Glaubensgenossen; jener weltbekannt und gerühmt als einer der fähigsten Minister, dieser nur selten erwähnt und durch Unterdrückung und Entstellung von Thatsachen verkannt.

Mögen die folgenden Mittheilungen dazu beitragen, Mornay's Andenken wieder aus der Vergessenheit hervorzurufen und seine Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Landsleute wie auf den Ruhm der Nachwelt geltend zu machen.

Veranlaßt wurden wir zu diesen Mittheilungen durch die bändereiche Sammlung seiner seit dem Jahre 1824 erscheinenden Memoiren, die jetzt bis zum 12ten Bande (das Werk soll 15 Bände stark werden) erschienen ist. *) Ihr voran gehen Memoiren über Mornay, von dessen Gemahlin verfaßt, um einst ihrem Sohne, den sie jedoch überlebte, als Vorbild zu dienen; sie reichen bis zum Jahre 1606, wo sie selbst ihrem Gatten durch den Tod entrissen wurde. Die übrigen Bände bestehen aus Mornay's Briefen und den von ihm entworfenen Staats-Akten, die in solcher Vollständigkeit bisher noch nicht erschienen sind und, wenn das Versprechen der Herausgeber erfüllt wird, sich auf 9000 Dokumente belaufen werden.

Philipp von Mornay, oder, wie er gewöhnlich nach seinem Erbgute Plessis-Marly genannt wurde, Duplessis-Mornay, wurde den 5. November 1549 zu Buhy, dem Familiensitze seines Vaters, geboren. Er war von vier Söhnen der zweite und hatte sich, gleich vielen anderen jüngeren Söhnen in jener Zeit, für die Kirche bestimmt. Aber seine Absicht wurde vereitelt, theils durch den zu frühen Tod seines Oheims Bertin de Mornay, Dekan von Beauvais und Abt von Saumur, dessen Pfründen ihm, sobald er das kanonische Alter erreicht haben würde, abgetreten werden sollten, theils durch die geheime Anhänglichkeit seiner Mutter an die Calvinistischen Lehren. Indessen hatte er noch einen anderen Oheim, den Bischof von Vannes, später Erzbischof von Rheims, welcher, wiewohl fern von Orthodoxie im katholischen Sinne des Wortes, doch wünschte, daß Philipp die Priesterweihe nehmen und sein Nachfolger im Amte werden sollte. Er wurde daher in ein Kollegium gebracht und mußte für eine Zeit lang den geistlichen Kandidatenrock tragen. Aber schon in seinem zehnten Jahre, als sein Vater starb, war er nicht ganz unbekannt mit den Hauptlehren der Reformation. Er hatte aufmerksam das Neue Testament gelesen und war überrascht, darin keine Erwähnung vom Fegefeuer, vom Anrufen der Heiligen und von Reliquien-Verehrung zu finden. Der Zweifel an den Glauben, in dem er auferwachsen war, mußte ihn natürlich zu einem einfacheren und vernünftigeren führen. Im Jahre 1560 bekannte sich seine Mutter, die schon in ihrem neunundzwanzigsten Jahre mit sechs Kindern in den Wittwenstand versetzt war, und deren Gesinnung sich schon längst von dem herrschenden Glauben entfernt hatte, mit ihrer ganzen Familie offen zur protestantischen Kirche. Philipp nahm ihre Lehren in jenem frühen Alter aus innigster Ueberzeugung an und verzichtete daher völlig auf die glänzenden Aussichten des katholischen Priesterstandes. Vergebens wandte sein Oheim, der mit gleichen Zweifeln nicht gleiche Uneigennützigkeit verband, seine Ueberredungskünste an, ihn zu einem anderen Entschlusse zu bewegen. Während der sechs folgenden Jahre setzte er auf einem der Kollegien zu Paris seine Studien fort und legte daselbst den Grund zu der Gelehrsamkeit, durch die er später so ausgezeichnet wurde.

Im Jahre 1567 kehrte Philipp von Paris nach Buhy, in der Absicht zurück, um seiner Mutter Einwilligung zu seiner Theilnahme an den bürgerlichen Unruhen zu erlangen, welchen die Religion als Vorwand diente. Da aber jetzt gerade der Friede von Chartres, der freilich nur kurze Zeit Bestand hatte, geschlossen wurde, so begab er sich auf Reisen. Er ging durch die Schweiz nach Deutschland und blieb einen ganzen Winter bei dem berühmten Tremellius zu Heidelberg, aber die ausgelassenen Sitten der Deutschen scheinen ihm nicht zugesagt zu haben; um sich dem Rausche ihres geselligen Treibens zu entziehen, ging er daher nach Italien. Zu Padua widmete er sich dem Studium des kanonischen und weltlichen Rechts; aber bald war er der Eitelkeit der Italiänischen Lehrer überdrüssig, die, wie er sagte, weniger lasen, um ihre Schüler zu unterrichten, als um ihre eigene Fertigkeit zur Schau zu tragen. Da er niemals zur Messe ging und selbst unvorsichtig genug war, sich mit einigen Professoren in Streitigkeiten über kitzliche Punkte der Theologie einzulassen, so wurde seine Ketzerei offenbar. Er hielt es daher für gerathen, Padua zu verlassen und nach Venedig zu gehen. Allein auch hier warteten seiner Gefahren. Eines Tages schickte der Staats-Inquisitor zu ihm und ließ ihm einen schriftlichen Eid über seine Ansicht in Betreff mehrerer Glaubensartikel abfordern; er antwortete auf Italiänisch, daß seine religione ihm nicht gestatten würde, sich darauf einzulassen. Diese Antwort war doppelsinnig, da er durch religione sowohl sein Gewissen bezeichnen konnte, als auch einen geistlichen Orden; und wenn er einem solchen angehörte, so war jeder Eid überflüssig. In diesem letzteren Sinne wurde er vom Boten verstanden, der jetzt nur seine Verwunderung darüber bezeugte, daß ein so junger Mann schon Mönch sey. „Es giebt viele noch jüngere", war die nicht minder zweideutige Erwiederung. Der Bote ging und ließ sich nicht wieder blicken. Hier fügt Frau von Mornay hinzu: „Cependant son intention n'était point de dissimuler, mais leur faire entendre franchement sa profession et leur rendre raison de sa foi."

Auch bei anderen Gelegenheiten während seines Aufenthaltes in Italien stand unseres jungen Reisenden Betragen in völligem Einklang mit seinen Grundsätzen; obgleich er unnöthiges zur Schau tragen sorgfältig vermied, so zeigte er sich doch unzweideutig, indem er, gleich Luther, Calvin und Knox, den Widerruf für entehrend betrachtete. Keine Rücksicht auf persönliche Gefahr konnte ihn dazu bewegen, solchen Gebräuchen der katholischen Kirche, die er als götzendienerisch ansah, die äußeren Zeichen der Verehrung zu zollen; so blieb er z. B., als einst in Gegenwart des Dogen, der Senatoren und vieler Edeln von Venedig die Hostie vorbeigetragen wurde und alle Anwesenden auf die Kniee niedersanken, allein mit unbedecktem Haupte stehen. Alle sahen ihn an, aber keiner wagte es, ihn zu belästigen. Weniger kühn war er zu Ankona: unvermerkt entfernte er sich von seinen Reisegefährten, einem Abte und einigen Wallfahrern, die zur Kapelle der heiligen Jungfrau zu Loretto wallten und die, wie er fürchtete, ihn für seine Ketzerei bald büßen lassen würden. Auch in Spoleto war er in nicht geringer Gefahr. Gegen Ende eines Erdbebens, das zwei Monate angehalten hatte, wurde noch ein neues Bild der heiligen Jungfrau den unzähligen vorhandenen hinzugefügt. Dieses Bild — so behauptete der große Haufe — hatte mehrere erstaunliche Wunder verübt, und seine Thränen hatten die Stadt vom völligen Umsturz gerettet. Dankbarkeit und Aberglaube wetteiferten, dasselbe heilig zu sprechen: feierliche Prozessionen mit Fahnen, Crucifixen strömten unter kirchlichen Gesängen aus den benachbarten Städten und Dörfern zu dem Platze, wo es stand, und wehe dem Ketzer, der sich weigerte, diese heiligen Symbole zu begrüßen und der Jungfrau für ihre Wunderthaten die schuldige Verehrung zu zollen. Leicht hätte Mornay bei dieser Gelegenheit zum Märtyrer werden können, wenn nicht der Papst kurz vorher einen Befehl erlassen hätte, daß bei Strafe der Excommunication keiner sich herausnehmen solle, irgend Jemand heilig zu sprechen, bis seine angeblichen Wunder ganz besonders bestätigt worden wären. Dies rettete Duplessis. Als er jedoch vor der Kapelle vorbeiritt, die, ungeachtet des Päpstlichen Erlasses, zahlreich besucht war, hielten einige aus dem Haufen sein Pferd an, befahlen ihm, niederzuknieen, ließen ihn indeß, da er sich widersetzlich zeigte, seinen Weg fortsetzen. — Die vielen Wunder der Heiligen, von denen er durch ganz Italien hindurch vernahm, bewogen ihn, Nachsuchung nach solchen Individuen zu halten, die dergleichen an sich selbst erfahren hätten; aber, wie sich denken läßt, waren diese vergebens; von einem Orte wurde er stets nach dem anderen verwiesen, indem Jeder behauptete, die Thatsache stehe fest, nur über den Namen des Ortes, wo sie sich

*) Mémoires et correspondance de Duplessis-Mornay, pour servir à l'histoire de la réformation, et des guerres civiles et religieuses en France, sous les regnes de Charles IX., de Henri III., de Henri IV. et de Louis XIII., depuis l'an 1571 jusqu'en 1623.

zugetragen habe, herrsche Zweifel, Irrthum. So vorsichtig er sich auch in Rom benahm, so gerieth er daselbst doch in eine Gefahr, aus der ihn nur noch ein geschickter Rückzug rettete, und in Cremona wurde er, nachdem man ihn durch manche verfängliche Frage auf die Probe gestellt hatte, schon dem Groß-Inquisitor als Ketzer angezeigt, als er sich schnell davon machte und über Venedig nach Wien ging. Darauf besuchte er Ungarn, Mähren, Böhmen, Sachsen, Thüringen und Hessen und kam im Jahre 1571 in Frankfurt a. M. an. Den Winter dieses Jahres brachte er in Köln zu, wo er die Bekanntschaft des nicht unberühmten Spanischen Theologen, Pedro Ximenes, machte, mit dem er sich öfters in Disputationen über streitige Religionslehren einließ. Diese veranlaßten ihn zu einer Lateinischen Abhandlung, auf die sein Gegner ihm die Antwort schuldig blieb. Im Frühling des folgenden Jahres reiste er durch die Niederlande nach England. Hier überreichte er der Königin Elisabeth ein Gedicht von einigen hundert Versen, in welchem er sie dringend zur Vernichtung des Antichrist und zur Wiederherstellung der wahren Kirche ermahnte. Welchen Erfolg dieses gehabt, darüber schweigt der Bericht. Nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten kehrte er von England wiederum nach Frankreich zurück, ungefähr drei Wochen vor den Gräueln der Bartholomäusnacht.

Bald nach seiner Rückkehr überbrachte Mornay dem Admiral Coligny seinen Discours au Roi (Karl IX.), der in der Absicht geschrieben war, diesen Monarchen zu einem Kriege gegen die Spanier in den Niederlanden zu bewegen. Da dieses ein Gegenstand war, der dem Admiral sehr am Herzen lag, so überreichte er diese Schrift dem König; und so überzeugt war der ehrwürdige Mann, daß schon eine Streitmacht zur Unterstützung des Prinzen von Oranien abgeschickt werden sollte, daß er Mornay als eine dazu geeignete Person, diesen davon zu benachrichtigen, vorschlug. Aber schon war die Lunte angezündet und bereit, die höllische Explosion zu bewirken, welche den rechtlichsten und tugendhaftesten Theil des Französischen Volkes vernichten sollte. Der Untergang der Hugenotten war beschlossen, und dieser Beschluß wurde mit solcher Verschwiegenheit und Ausdauer durchgeführt, daß Sully's Ausruf gerechtfertigt wird, wenn er Karl und dessen Mutter, Katharina von Medicis, „un prodige presque incroyable de dissimulation" nennt.*).

Gleichwohl argwöhnten manche Protestanten einige Tage vor jenem schrecklichen 24sten August Verrätherei und suchten ihr Heil in der Flucht. Mornay selbst war so fest überzeugt, daß irgend ein tragisches Ereigniß vorbereitet werde, daß er sich weigerte, an den eitlen Festlichkeiten, die die Verheirathung des Königs von Navarra mit Margarethe von Valois begleiteten, Theil zu nehmen. Aber wie groß die nahe Gefahr auch war, wie sollte er ihr auf eine ehrenvolle Weise entgehen, so lange der junge Heinrich, der Prinz von Condé, der Admiral und noch viele andere Häupter der protestantischen Sache derselben Gefahr ausgesetzt waren? Er entschloß sich daher, nachdem er die Flucht seiner Mutter gesichert hatte, den Erfolg abzuwarten und die Gefahr, welche jene bedrohte, zu theilen. Wenig hat daran gefehlt, daß dieser Entschluß sein Verderben herbeigeführt hätte, denn mehr als ein Mal stand er auf dem Punkt, die Zahl der Schlachtopfer zu vermehren, welche die höllische Politik des Hofes dem Tode geweiht hat. Seine Flucht ist so merkwürdig, daß wir sie mit den Worten der Frau von Mornay mittheilen wollen:

„Sein Wirth war Poret, ein Katholik, aber ein Mann von Ehre; bei diesem wurden Nachsuchungen nach ihm angestellt. Kaum hatte er Zeit, seine Papiere zu verbrennen und sich unter dem Dach des Hauses zu verbergen. So lange die Nachsuchung dauerte, wagte er nicht, aus diesem Schlupfwinkel hervorzukommen, und auch der Rest des Tages wurde in Besorgniß zugebracht. Indessen sandte er zu Herrn von Foix, in dessen Freundschaft er großes Vertrauen setzte, mit der Bitte, ihm in seiner Gefahr Beistand zu leisten; aber dieser hatte sich selbst, da er sich in seinem Hause nicht für sicher hielt, nach dem Louvre geflüchtet. Am folgenden Tage (Montag) begann das Wüthen der Menge; der geängstigte Poret bat Duplessis, zu fliehen, da er ihn doch nicht retten könne und sein längeres Verweilen beider Verderben herbeiführen würde; seine eigene Gefahr, setzte er hinzu, würde er gering achten, wenn er dadurch die Rettung eines Anderen sichern könnte. Schon waren die Mörder in dem Hause des Nachbars, eines Buchhändlers, schon hatten sie diesen Unglücklichen umgebracht und seinen Leichnam aus dem Fenster geworfen, da erst schnallte Duplessis sein Schwert um und entfernte sich, während die Rotte das Nachbarhaus plünderte. Durch die Rue la Martin ging er nach der Allee Trouffevache nach dem Hause eines durch Geschäftsverbindung ihm bekannten Rechtsanwalts. Der Weg war lang, und schon hier mußte er manchem unangenehmen Vorfall begegnen. Zufällig traf er den Anwalt vor seiner Thür, aber in demselben Augenblicke, als er sich vor dem Hause befand, ging auch der Hauptmann der Schaarwache vorbei. Girard versprach, ihn am anderen Morgen in Sicherheit zu bringen, bis dahin mußte er unter seinen Leuten als Schreiber arbeiten. Leider aber hatten Duplessis' Diener, die ihm ohne Befehl einer nach dem anderen in diesen Zufluchtsort gefolgt waren, Aufmerksamkeit erregt. Mit Einbruch der Nacht schickte der Hauptmann der Schaarwache zum Anwalt und befahl ihm, den Fremden, den er in seinem Hause bewirthete, auszuliefern. Man denke sich die Bestürzung! Früh am anderen Morgen mußte er sich davon machen, und nur durch die Begleitung und den Schutz eines Schreibers des Anwalts, der in der Eile vergessen hatte, seine Pantoffel mit anderem Fußzeuge zu vertauschen, gelang es ihm, nach manchen vergeblichen Wegen, aus dem Thor von St. Denis zu entkommen. Aber die Pantoffeln waren einem Soldaten von der Wache aufgefallen, und eine solche Tracht stimmte nicht mit der von den Wanderern angegebenen Absicht, zu ihren Verwandten nach Rouen zu reisen, überein. Vier Füseliere mußten ihnen daher nachsetzen und nahmen sie bei Bilette, zwischen Paris und St. Denis, fest, wo gerade die Fuhrleute, Steinbrecher und Pflasterer der ganzen Gegend in Masse versammelt waren und wüthende Drohungen gegen ihn ausstießen. Er suchte sie durch Worte zu besänftigen, aber der Haufe schleppte ihn zum Fluß, um ihn zu ertränken. Der Schreiber, unter sich, schwor, Duplessis sey kein Hugenot, und indem er vergaß, daß jener sich an dem Thore für den Schreiber eines Advokaten ausgegeben hatte, nannte er ihn Herr von Buhy, dessen Haus in der Umgegend von Paris sehr wohl bekannt sey. Aber die Raserei verschloß die Ohren der Menge. Hieran merkte Duplessis, daß sie ihn nicht kannten, daher erinnerte er sie, daß sie doch gewiß nicht gern Einen Menschen statt des Anderen tödten wollten, und daß er sie an angesehene Männer in Paris verweisen könne, um über ihn Erkundigung einzuziehen; sie sollten ihn, so streng sie nur wollten, bewacht, in irgend einem Hause der Vorstadt lassen, bis sie da, wo er ihnen angab, Erkundigung über ihn eingezogen hätten. Dieses wurde ihm endlich zugestanden, und nun verwies er sie an die Rambouillets und selbst an den Kardinal, ihren Bruder, indem er wohl wußte, daß jene hohen Herren diesen Menschen aus der niedrigsten Klasse des Volks den Zutritt nicht gestatten würden. Wirklich sahen diese auch schon die Unausführbarkeit dieses Vorschlags ein, als gerade der Postwagen nach Rouen ankam, man hielt ihn an, um zu erfahren, ob Duplessis von irgend einem der Passagiere gekannt sey. Auch diese Probe fiel, wie natürlich, zu seinem Nachtheil aus, und nun drohten sie, ihn ins Wasser zu werfen. In ihrer Ungewißheit aber quälten sie ihn mit ihren Kreuz- und Querfragen so sehr, daß er erklärte, er würde ihnen nicht mehr antworten, sie möchten mit ihm machen, was sie wollten. Aber während dieses Wortwechsels waren zwei Leute aus diesem Haufen, zu dem auch von Duplessis erwähnten Herrn Girard geschickt, um ihm einige Zeilen folgenden Inhalts von Duplessis' Hand zu überbringen: „Mein Herr, ich werde von den Bewohnern der Vorstadt St. Denis festgehalten; sie wollen nicht glauben, daß ich Philipp Mornay, Ihr Schreiber, sey, dem Sie erlaubt haben, während dieser Feiertage nach Rouen zu gehen, um daselbst meine Verwandten zu besuchen. Ich bitte Sie, diese Thatsache zu bestätigen, damit ich die Freiheit erhalte, meine Reise fortzusetzen." Nachdem Girard, ein großer stattlicher Mann, diese Worte gelesen hatte, machte er zuerst den Leuten Vorwürfe, daß sie einen seiner Diener belästigt hätten, und bescheinigte dann auf der Rückseite des Briefes, daß Philipp Mornay weder Rebell noch Irrgläubiger (er wollte nicht Hugenot sagen) sey. Dieses Papier that seine Wirkung, plötzlich nahmen die Leute einen anderen Ton an und führten ihn zu dem Platze, wo sie ihn aufgegriffen hatten."

Aber Mornay's Gefahren waren mit dieser Entweichung aus der Hauptstadt noch nicht zu Ende. Zu Jory-le-Temple, wo er übernachtete, traten zwei Männer in das Zimmer, in welchem er sich befand, mit den Worten, daß sie einen Hugenotten witterten. Er hatte die Fassung, sich zu stellen, als höre er diese Bemerkung nicht, ließ sich mit größter Ruhe in ein Gespräch mit einigen Leuten in seiner Nähe ein und beschwichtigte so in der That allen Argwohn. Auch dem einäugigen Ungeheuer Montafié, welcher an der Spitze seiner blutgierigen Rotte die Gegend dort verheerte, entkam er auf seinem Wege nach Buhy nur mit genauer Noth. Er erreichte das Schloß seiner Vorfahren, aber es war verödet; die ganze Familie war zerstreut, Niemand wußte wohin. Endlich nach mancher Bedrängniß und Gefahr schiffte er sich heimlich zu Dieppe ein und landete in England.

Auch bei diesem zweiten Aufenthalte in diesem Lande suchte er der Königin dringende Vorstellungen, die wahre Kirche wiederherzustellen und „das Thier zu Rom" zu stürzen. Ja er ging in seinem Hasse gegen das Papstthum so weit, daß er in Versuchung gerieth, als Freiwilliger gegen die „Irischen Barbaren" zu ziehen, wie Frau von Mornay sie nennt. Aber die Erhebung des Herzogs von Anjou, des heftigen Protestantenfeindes, auf den Polnischen Thron und der rastlose Ehrgeiz seines Bruders, des Herzogs von Alençon, dessen Politik es war, sich an den Protestanten eine Stütze zu erwerben, eröffneten dem Verbannten den Weg zur Rückkehr.

In der Verbannung scheint es Mornay's Absicht gewesen zu seyn, sein Glück an das Schicksal des Herzogs zu knüpfen, der zwar sein Verdienst kannte, jedoch sich fürchtete, ihn zu gebrauchen; bald sah er daher ein, daß er sich auf diesen Prinzen nicht verlassen könne. Gleich nach dem Frieden zu Chatenais (im Mai 1576) zwischen dem Herzog und seinem Bruder, Heinrich III., der auf die Krone Polens verzichtet hatte, um die von Frankreich zu empfangen, verband er sich mit einem zuverlässigeren Freunde der religiösen Freiheit. Dieser war Heinrich von Navarra, der, nachdem er aus dem Hofe entkommen war, an dem man ihn während der Bartholomäusnacht als Gefangenen zurückgehalten hatte, das anerkannte Haupt der Protestanten wurde. Gar sehr bedurfte dieser Prinz eines so fähigen und eifrigen Rathgebers in seinem verzweifelten Kampfe gegen die Häupter der Ligue, zumal da diese durch den Hof unterstützt wurde. Aber Mornay's Kühnheit in der Ausführung war eben so anerkannt als seine Weisheit im Rathe. Schon als Anhänger des Herzogs von Alençon war er tapfer kämpfend gefangen genommen und von der Frau von Fenqueres ausgelöst worden. Diese, damals eine Wittwe, wurde bald darauf, wenige Monate vor seiner Verbindung mit Heinrich, seine Gemahlin und zeigte sich eines solchen Gatten würdig.

Um dieselbe Zeit gewährte die Zusammenberufung der drei

*) Herr Capefigue, aus dessen Histoire de la reforme etc. wir in den letzten Blättern Auszüge mitgetheilt, verspricht in den folgenden Bänden, nach Aktenstücken, die er in den städtischen Archiven von Paris gefunden, ganz neue Aufschlüsse über das blutige Drama der Bartholomäus-Nacht, die, seiner Meinung nach, bisher immer höchst einseitig und nach denselben ungenauen Berichten dargestellt worden sey.

Stände zu Blois Mornay eine Gelegenheit, die Tiefe seines politischen Blickes und die Freisinnigkeit seiner Ansichten zu offenbaren, eine Freisinnigkeit, in welcher er dem Aufgeklärtesten seiner Landsleute, dem berühmten Kanzler de l'Hopital, gleich kam. Dennoch billigte er die Stände-Versammlung zu der Zeit nicht, da er es erkannte, daß die Gemüther der Menschen, der katholischen wie der protestantischen, noch viel zu sehr erbitzt wären, als daß sich eine leidenschaftlose Aufspürung des Ursprungs und der Heilung der bestehenden Uebel erwarten ließe; er sah es, daß der größere Theil der erwählten Abgeordneten dem Interesse der Ligue angehörte. Aber da die Zusammenkunft unvermeidlich war, entschloß er sich, die Abgeordneten an die Pflicht, die sie ihrem Lande schuldig waren, zu erinnern — an die Verpflichtung, das Edikt aufrecht zu erhalten, das kürzlich zu Gunsten der Kalvinisten gegeben worden war — das einzige vorhandene Mittel, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten. Wohl wußte er, daß, wenn seine „Remonstrance aux Etats de Blois" auch auf die Deputirten selbst geringe Wirkung hervorbrächte, sie doch für den denkenden Theil des Volkes nicht vergebens geschrieben seyn würde, und damit sie ein um so größeres Gewicht erhielte, gab er sie unter der angenommenen Bezeichnung eines Katholiken heraus. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke.

Dupont mon ami. — Vaudeville in 3 Akten, von Paul de Cock und Cogniard. 1½ Fr.

L'honneur dans le crime. — Schauspiel in 5 Akten, von Maillan. 1½ Fr.

La passion secrète. — Lustspiel in 3 Akten, von Scribe. 4½ Fr.

Salvoisy, ou l'amoureux de la Reine. — Lustspiel in 2 Akten, von Scribe, de Rougemont und de Comberousse. 2½ Fr.

Valentine, ou le château et la ferme. — Melodrama in 5 Akten von Pixérécourt und Cornu. 2½ Fr.

England.

Das Berg-Steigen auf der nördlichen und südlichen Erdhälfte.

Es ist allgemein bekannt, daß der Reisende, der die Spitze des Mont-blanc oder irgend eines Gebirges auf der nördlichen Halbkugel besteigt, einen immer mehr zunehmenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe verspürt. Sein Gesicht schwillt an, seine Lippen erhalten eine schwarzblaue Farbe, eine Schläfrigkeit bemächtigt sich der Sinne, aus Nase, Mund und Augen dringt Blut hervor. Gerade das umgekehrte Phänomen zeigt sich bei Berg-Reisenden der südlichen Erdhälfte. Der Blutlauf nimmt bei ihm, je höher er steigt, in immer stärkerem Grade eine entgegengesetzte Richtung. Sein Kopf wird in demselben Verhältnisse vom Blute entleert, als sich beim Besteigen der Bergrücken in unserer Hemisphäre die Blutgefäße des Kopfes anfüllen. Die Bläße und Schwäche der Gesichtszüge nimmt zu, Betäubung und Schlaflosigkeit steigern sich, und bald entstehen Erbrechen und Ohnmacht. Bei dem ersten Reisenden tritt nicht selten ein Schlagfluß ein, während bei dem anderen eine völlige Entkräftung erfolgt.

Eine horizontale Lage einzunehmen, ist in beiden Fällen sehr heilsam; sonst aber sind die Hülfsmittel, zu denen man seine Zuflucht nimmt, sehr verschieden. Am schädlichsten ist für den, der Nordberge besteigt, der Genuß stimulirender Getränke und der Gebrauch von Riechwasser, womit man gerade beim Besteigen der südlichen Berggegenden Mund, Nase und Ohren bestreichen muß, um das Entweichen der Lebensgeister gewissermaßen zu verhindern. Wer die Schweizer-Alpen besucht, muß sich hüten, Wein oder Liqueur gegen die Beschwerden, die ihn in der höheren Atmosphäre anwandeln, in Gebrauch zu nehmen, denn man hat häufig die Erfahrung gemacht, daß diese Reizmittel apoplektische Zufälle beschleunigen. Man schreibt dies bekanntlich der Dünnigkeit der Luft zu, die in den Berg-Regionen der nördlichen Erdhälfte herrscht. Durch die Verminderung des Druckes, den die leichtere Atmosphäre auf den Körper ausübt, werden die weicheren Theile desselben erweitert und geben dem Blut-Andrange nach.

Die entgegengesetzte Erscheinung, die sich in den Andes des südlichen Amerika's ergiebt, muß in einer Ursache begründet seyn, die mit der Dünnigkeit der Luft nicht zusammenhängt. Der General Miller macht uns in seinen Memoiren mit dieser Ursache bekannt, die der Armee Bolivar's beim Uebergange über die Cordilleras so verderbringend wurde. Sie beruht, nach seiner Angabe, nämlich in dem Sirocco, der mit seinem giftshauchenden Luftstrom die oben beschriebene Wirkung hervorbringe. Allein diese auch von den Einwohnern Peru's ganz allgemein behauptete Ansicht mag nicht ganz gegründet seyn. Der geschickte Englische Ingenieur, der die Arbeiten der großen Wasserleitung von Tocha nach Peru leitet, Herr Scott, schreibt das ganze Phänomen den Wirkungen der Elektrizität zu. Er machte nämlich die Bemerkung, daß auf mehreren Punkten auf jenen Gebirgen die geschilderten Zufälle, die den Reisenden anwandeln, von weit geringerer Stärke sind, und daß an diesen Stellen der Stand des Elektrometers sehr niedrig war, während derselbe an Punkten, wo die Erscheinungen im verstärkten Grade stattfanden, bedeutend höher sich ergab. Und es möchten sich überhaupt wohl die Phänomene in der nördlichen und in der südlichen Erdhälfte auf die Elektrizität zurückführen lassen, wenn man den bemerkenswerthen Umstand erwägt, daß die elektrischen Pole in jener und in dieser auf verschiedene Theile des menschlichen Körpers ihren Einfluß äußern.

Man hat dem Lieutenant Lecanut, der während Napoleons Gefangenschaft auf Helena nach der Insel Ascension gesandt wurde, die Entdeckung zu verdanken, daß die Elektrizität in der nördlichen Halbkugel den oberen, in der südlichen Erdhälfte den unteren Theil des Körpers stärker in Anspruch nimmt. In jener entsteht demnach ein Andrang des Blutes nach dem Kopfe, in dieser nach den Füßen, und die Symptome des Schlagflusses wie der Ohnmacht stellen sich in Folge dieser Blut-Circulation ganz natürlich ein. Es erklärt sich daraus ebenfalls, wie die horizontale Lage, in die man den Körper bringt, in beiden Fällen das aufgehobene Gleichgewicht wiederherstellt. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der diese Ansicht sehr bestätigt. Die Reisenden, welche die Andes besuchen, spüren nämlich, so lange sie zu Pferde sitzen, fast gar keine Anwandlung der Art, wie wir sie oben bezeichneten, weil sie durch das Kalbfell, welches man in Peru unter den Sattel zu legen pflegt, und welches bekanntlich ein sehr schlechter Leiter der Elektrizität ist, vor den Einflüssen derselben geschützt sind.

Der Doktor Cunningham, der in Gesellschaft des Capitain Hope und mehrerer anderen Personen eine Exkursion nach der Wasserleitung machte, die man in der Ebene von Chinchillon ungefähr 14,000 Fuß über der Meeresfläche baut, machte die Bemerkung, daß weder er, noch irgend Jemand unter seinen Begleitern, bis zu dem Augenblick, als man zu Fuße zu gehen genöthigt war, um zu den weniger zugänglichen Stellen zu gelangen, von irgend einer Unannehmlichkeit befallen worden sey; erst dann wurde die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme eines Einzigen, der davon befreit blieb, von dem Soroche befallen, wie die Peruaner nach dem Sirocco diesen Zustand nennen. „In demselben Augenblick", erzählt Cunningham, „als meine Füße den Boden berührten, spürte ich eine gewisse Betäubung, einen Schwindel im Gehirn und seine Neigung zum Erbrechen, die von einem Zittern am ganzen Körper begleitet war. Ich fühlte mich so schwach, daß ich mich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte; ich stieg wieder auf mein Maulthier, und indem ich den Kopf auf des Thieres Hals lehnte, war ich im Stande, meinen Weg bis zu dem Orte fortzusetzen, wo wir unseren Mittagstisch aufschlagen wollten."

Die Thiere sind übrigens, wie der Mensch, dem Soroche unterworfen. Das erste Symptom, das sich bei den Mauleseln zeigt, ist ein heftiges Zittern, dem ein schnelles Athemholen und dann eine unüberwindliche Neigung zum Stillstehen folgt. Läßt man sie in diesem Zustande, so fallen sie alsbald zu Boden und erheben sich oft nicht wieder. Sobald der Reiter bei seinem Thiere das Herannahen dieses Zustandes merkt, muß er die Zügel hängen lassen und das Thier nöthigen, den Kopf so lange, bis es sich erleichtert fühlt, niederzuhalten. Die Maulesel wissen auch schon die heilsame Wirkung dieser Maßregel und beobachten sie häufig aus eigenem Antrieb. Was man sonst in gewöhnlichen ohnmächtigen Anwandlungen gebraucht, ist auch gegen den Soroche anwendbar, Branntwein, mit Wasser vermischt, kaltes Wasser, riechende Essenzen u. s. w. Die Peruaner vergleichen den Soroche mit der Seekrankheit, mit welcher derselbe auch in der That manche Aehnlichkeit hat. Das Schwinden des Bewußtseyns, die Schwäche des Pulses, die Reizbarkeit des Magens, die Bleichheit des Gesichts und der kalte Schweiß sind Symptome, welche beide Zustände mit einander gemein haben.

Bibliographie.

The history of Mohammedanism and its sects. (Geschichte des Muhammedanismus und seiner Sekten.) Von W. C. Taylor.

The book of fishes. (Fisch-Buch.) 1 1½ Sh.

The West-India sketch-book. (Westindisches Skizzenbuch.) 2 Bde. 21 Sh.

Conversation on gardening. (Ueber Gartenbaukunde.) 2½ Sh.

A treatise on the training etc. of the english racehorse. (Ueber Pferdezucht.) Von R. Darvill. Zweiter Bd. 21 Sh.

Schweden.

Biographie von Kraus, nebst 50 Briefen von ihm.

So lautet der Titel einer Schrift, die vor einiger Zeit zu Stockholm herauskam, um das Andenken eines berühmten Deutschen zu feiern, der in und für Schweden gewirkt hatte. Kraus war einer der ausgezeichnetsten von den fremden Tonkünstlern, welche Gustaf III. an sein Land zu fesseln wußte. Er war aus Schwaben gebürtig, hatte mehrere Deutsche Universitäten besucht, kam aber schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre (im Jahre 1781) nach Schweden. Ursprünglich für die Diplomatie bestimmt, hatte er sich im eigenen Vaterlande noch keinen Namen als Musiker erworben, und erst in Schweden gründete er seinen Ruhm als trefflicher Komponist durch mehrere herrliche Schöpfungen, von denen besonders die Oper Aeneas in Karthago (gedichtet von Kellgren) und die Musik zu Gustaf des Dritten Leichenfeierlichkeit zu nennen sind. Obgleich er späterhin die Aufmerksamkeit von Haydn, Gluck, Neukomm und anderen berühmten Männern auf sich zog und an manchen Orten in Deutschland als Komponist geschätzt ward, so kam doch seine Berühmtheit außerhalb Schwedens keineswegs seinem Genie und seinen Verdiensten gleich. Er theilte in dieser Hinsicht einerlei Schicksal mit vielen Künstlern und Schriftstellern in einem vom Mittelpunkte der Bildung so sehr entlegenen Reiche.

Was nun die über ihn jetzt erschienene Schrift betrifft, so sind besonders seine darin enthaltenen Briefe interessant. Aus ihnen tritt lebendig und klar sowohl der Mensch als der Künstler hervor; sein edles warmes Herz, sein überlegener Geist, seine liebenswürdige ungekünstelte Persönlichkeit, Alles enthüllt sich darin gleich erfreulich für den moralischen wie für den ästhetischen Sinn. Er zeigt darin den Künstler, wie er seyn muß, Alles, was er berührt, verschönernd.

Das Wort beherrscht er fast mit derselben Gewalt, wie den Ton. Eben so klar und durchsichtend, so einfach, zart und herzlich, wie in seinen Musikwerken, zeigt er sich auch in seinen Darstellungen an Freunde und Verwandte. Auch wo des Jünglings mehr schwärmerische Auffassung des Lebens und der Menschen sich ausspricht, trifft man einen reinen und hellen Blick. Aus der Zeit seines Universitätslebens findet sich ein kurzer Brief, der einen Blick in die damalige Sturm- und Drang-Periode der Deutschen thun läßt; wir theilen ihn daher unseren Lesern mit.

„Nun will ich", schreibt er, „Ihnen bloß erzählen, daß ich hier die Rolle eines Polyhistors spiele. Wie das zugeht? Ganz natürlich! Hier finden sich viele Leute, die durch ihre Trans- und Initionen im Anfange meinen Kopf so rasend machten, daß ich mich wirklich für einen Idioten hielt. Vielleicht hatte ich Recht. — Aber ich ward dreist, entriß ihnen sowohl Maske als Domino und sah die bunte Lapperei in natura. Als ich darauf gewahrte, daß dies den Zuschauern und respektive Zuhörern gefiel, fing ich an, die Wahrheiten der Jurisprudenz mit der Geographie zu demonstriren, die Philosophie mit der Musik zu beweisen, das Deutsche durch das Italiänische auszulegen, und ich kam mir noch einmal so groß vor. Nota bene: dies ist hier so in der Mode."

Bibliographie. Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Juden. (Der Jude.) Von Spindler.

Andaktsbok för bildade Qvinnor. (Andachtsbuch für gebildete Frauen.) Von Friedrich Ehrenberg. — Uebersetzt und mit einigen neuen Gebeten ausgestattet von O. Nordhammar. 4 Rdr.

Andaktsstunder. (Stunden der Andacht.) Nach der 12ten Deutschen Auflage übersetzt. 4 Bde. 10 Rdr.

Erlkungen. (Erlkönig, von Goethe.) Mit Musik von Schubert.

Mannigfaltiges.

— Versuch mit einem Dampfschiff im Jahre 1543. Für die sehr merkwürdige Thatsache, die wir unseren Lesern hier mittheilen, sprechen zu zahlreiche Beweise, als daß man sie noch in Zweifel ziehen könnte. Wir schöpfen sie zunächst aus einem Journal der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, das sie einem Spanischen Werke entlehnt, einem Werke, das man bereits in Amerika in's Englische übersetzt, während man es in Spanien selbst kaum kennt. Diese Vernachlässigung von der einen und jener Eifer auf der anderen Seite lassen sich leicht erklären: es handelt sich um das Werk des Don Martin Fernandez de Navarette über die Reisen und Entdeckungen der Spanier seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, in welchem sich bisher noch nicht herausgegebene Urkunden über die Niederlassungen der Spanier in Hinter-Indien befinden. Diese Urkunden dürfte man in Spanien scheuen, während sie in den alten Spanischen Kolonieen Amerikas sehr gesucht seyn werden. Folgendes ist der Bericht über eine Thatsache, die dem Amerikaner Fulton die Ehre der ersten Erfindung der Dampfschiffe nimmt: Don Blasco de Garay, ein Schiffscapitain des sechzehnten Jahrhunderts, hatte im Jahre 1543 dem Kaiser Karl V. eine von ihm erfundene Maschine vorgezeigt, vermittelst deren man große Fahrzeuge ohne Segel und Ruder vorwärts treiben sollte. Wie es bei jeder neuen Sache zu geschehen pflegt, so fanden sich auch hier ungläubige Leute, und es bildete sich bald eine starke Opposition, die den Erfinder verhindern wollte, sich öffentlich mit seinem Versuche zeigen zu dürfen. Indeß war der Kaiser anderer Meinung, und auf seinen Befehl kam der Versuch im Hafen von Barcelona am 17. Juni desselben Jahres zu Stande. Der Erfinder hat keine Beschreibung seiner Maschine herausgegeben; aber nach den Berichten der Zuschauer bestand sie aus einem Apparat, vermittelst dessen eine große Quantität Wasser zum Sieden gebracht wurde, ferner aus Rädern, die statt der Ruder dienten, und aus einer Vorrichtung, wodurch die Kraft des Wasserdampfes weiter geleitet wurde. Der Versuch wurde auf dem mit Getraide beladenen Schiffe „Dreieinigkeit", geführt von Capitain Scarza und 200 Tonnen haltend, auf Befehl des Kaisers und seines Sohnes Philipp's II., der hier auch zugegen war, angestellt. Es werden folgende Personen als Zeugen jener Thatsache genannt: Heinrich von Toledo, der Statthalter Peter Cardona, der Schatzmeister Ravago, der Vicekanzler Franz Galla und mehrere andere Personen von Rang, theils aus Kastilien, theils aus Katalonien. Der Kaiser und sein Sohn waren; so wie die übrigen Zuschauer, durch den Versuch der Maschine befriedigt, aber der Schatzmeister Ravago behauptete, sie gewähre dem Fahrzeuge nicht mehr als die Schnelligkeit von zwei Meilen in drei Stunden, und der große Dampfkessel setze das Schiff der beständigen Gefahr einer gewaltsamen Explosion aus. Die übrigen Anwesenden behaupteten im Gegentheil, daß die Maschine dem Schiffe eine sehr sanfte Bewegung und die Schnelligkeit von einer Meile in der Stunde verschaffe. Nach diesem Versuche ließ Garay seine Maschine auf's Land bringen, stellte im Arsenal von Barcelona alle Holzstücke derselben auf und ließ die übrigen Theile nach seiner Behausung schaffen. Diese Thatsachen finden sich in den Original-Registern verzeichnet, die man in den Archiven von Simancas unter den Papieren von Katalonien und den Registern der Kriegskanzlei vom Jahre 1543 aufbewahrt.

— Kunst-Ausstellungen mit leeren Rahmen. Jedes Mitglied der Londoner Akademie hat das Recht, oder vielmehr die Pflicht, eine bestimmte Zahl Gemälde zu jeder Kunst-Ausstellung zu liefern. Es war ein altes Herkommen, daß der Akademiker, im Fall er sein Gemälde am Tage der Einsendung nicht fertig hatte, den leeren Rahmen nebst einer Beschreibung des Gemäldes, das hinkommen sollte, einsandte. Die Beschreibung wurde im Katalog abgedruckt und der Rahmen öffentlich aufgehangen. Der Künstler gewann dadurch zwei oder drei Wochen zu Vollendung seiner Arbeit, und schickte er sie nur kurze Zeit vor dem Schlusse der Ausstellung ein, so war Alles gut. Dies Vorrecht hatten indessen nur die Mitglieder der Akademie. Bei einer Gelegenheit schickte auch der Maler Lawrence einen bloßen Rahmen zur Ausstellung. Als der König durch die Säle schritt und den leeren Rahmen gewahrte, fragte er, was dies bedeute? Sir W. Beechey, der dem Könige zur Seite ging, stellte die Sache so vor, als sey es nur eine usurpirte Gerechtsame gewisser Künstler, die ihren Kollegen großen Schaden bringe. Der König sprach etwas ereifert: „Das ist traurig, sehr traurig! Kann solch ein ungerechtes Herkommen nicht abgeschafft werden?" „„Ganz gewiß; wenn Eure Majestät mich zu beauftragen geruhen, so kann ich bewirken, daß ein Gesetz gegen diesen Mißbrauch durchgehe."" „Nun wohl, Beechey, ich beauftrage Sie damit." Bei der nächsten Sitzung eröffnete Beechey der Akademie, Se. Majestät habe ihm befohlen, dafür zu sorgen, daß kraft eines Gesetzes kein Gemälde angenommen werde, welches nach dem Termin der Ablieferung einginge. Das Gesetz ging durch, aber Niemand kümmerte sich darum, Beechey allein ausgenommen. Schon im folgenden Jahre schickten einige Akademiker wieder leere Rahmen mit Beschreibungen. Aber in der nächsten Sitzung erhob sich Beechey und begehrte, man möge das Gesetz vorlesen. Als dies geschehen war, trug er darauf an, daß man jenen Rahmen dort, der Herrn West, dem Präsidenten, angehöre, jenen anderen (von Herrn Lawrence) und noch einen dritten aus dem Saale schaffe. Groß war die allgemeine Ueberraschung, und vergebens machten die beleidigten Künstler Vorstellungen. Mit der Hartnäckigkeit eines Shylock rief Beechey: „Dem Gesetze, das auf besonderen Befehl Seiner Majestät gegeben worden, muß man Folge leisten, und ich habe den Auftrag, darüber zu wachen!" Seit jener Zeit durfte kein Akademiker mehr von jenem Herkommen Gebrauch machen. (L. P.)

— Unerwarteter Theater-Effekt. Vor einigen Monaten gab es zu Cadix, im Theater, bei Gelegenheit eines gelinden Erdstoßes, einen gewaltigen Aufruhr, besonders bei dem schönen Geschlechte. Diejenigen Damen, welche auf dem großen Balcon die obersten Bänke einnahmen, mußten die Erschütterung am meisten verspüren; sie schrieen deshalb auch am ärgsten und wären gern mit Blitzesschnelle unter freiem Himmel gewesen. Der Balcon hat eine stufenweise Erhöhung; aber die Damen vergaßen in ihrem Schrecken, daß man beim Abwärtslaufen höchstens zwei Stufen überspringen darf, und ließen sich wie todte Körper auf diejenigen plumpen, die zum Unglück tiefer standen. Eine sehr schöne Andalusierin übertönte noch alle Anderen und that einen Satz in das Orchester, wo sie nicht anders der Baßgeige niederfiel. Mehrere Damen hatten jedoch auch so viel Muth, daß sie fest auf ihren Bänken blieben, und dies bewirkte, daß viele Männer, die sich ebenfalls gern auf die Beine gemacht hätten, Unerschrockenheit heuchelten, um ihren ritterlichen Muth nicht zu kompromittiren. Die Schauspielerin, welche eben als Imogene mit Walter ein Duett sang — man gab nämlich den Piraten — entfloh sammt ihrem kleinen Sohne und ließ den wilden Walter allein, der, ohne nur einen Augenblick die Fassung zu verlieren, das Duett kaltblütig beendigte. — Am folgenden Abend erschienen die Senoritas nicht im Theater, weil irgend ein Pseudoprophet gewissagt hatte, das Erdbeben werde nach 24 Stunden wiederkehren; allein es blieb bei der Weissagung, und Alles lief gut ab.

— Marsch einer Elephanten-Heerde. Eines Tages bemerkten wir frische Spuren eines Elephanten-Trupps. Die ungeheuren Fußstapfen dieser Thiere waren überall sichtbar; aber die deutlichsten Merkmale ihres Alles zerstörenden Marsches hatten sie in den Dickichten zurückgelassen. Oft sahen wir in fast undurchdringlichem Buschwerk Pfade gestampft, und diese Pfade waren mit großer Klugheit durch die dünnsten Stellen des Waldes gezogen, so daß man, dieselben verfolgend, in kürzester Zeit die nächste offene Savanne oder Furt im Flusse erreichte. Bei solchen Gelegenheiten tritt der große männliche Elephant immer voran, durchbricht die verschlungenen Büsche, tritt die Sträucher nieder, und zerknickt die größeren Aeste mit seinem Rüssel. Eine Menge Mimosenbäume fanden wir ganz aus dem Boden gerissen, und so umgelegt, daß die vierbeinigen Riesen an den saftigen Wurzeln gemächlich saugen konnten. Wo die Bäume von bedeutender Stärke waren, hatte der Elephant einen seiner Stoßzähne, ganz wie eine Brechstange, unter der Wurzel eingebohrt, um ihre Basis zu erschüttern, bevor er sie mit dem Rüssel entwurzelte. Viele der größeren Mimosen hatten jedoch allen Anstrengungen widerstanden. Während wir diese und andere Proben der Klugheit und kolossalen Kraft des Elephanten bewunderten, sahen wir uns plötzlich im Mittelpunkt der Heerde. Sie hatte sich gruppenweise in einem Thale zerstreut, wo sie sich an den jungen Mimosen und anderen saftigen Gewächsen gütlich thaten. Während wir behutsam weiter gingen, kamen uns einige Gruppen deutlicher zu Gesicht. Es waren, wie es schien, besondere Familien, ein Männchen, ein Weibchen und Junge von allerlei Größe. Die gigantische Körpermasse ihrer Anführer wurde immer auffallender; die ruhige Würde ihres ganzen Benehmens flößte beinahe Ehrfurcht ein. Obgleich unserer zwölf berittene Jäger waren, so schienen sie doch ganz und gar keine Notiz von uns zu nehmen. (African Sketches.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Freitag den 20. Juni 1834.

Aegypten.

Aegypten im Jahre 1834.

Von Achille de Vaulabelle.*)

Sehr viele Schriftsteller haben sich durch das im Mittelalter in Europa so häufig wiederkehrende Verhältniß, daß die besiegten Völker gegen die Sieger sich auflehnen, dazu verleiten lassen, in dem letzten Türkisch-Aegyptischen Kriege einen Aufstand des Arabischen Stammes gegen den Türkischen sehen zu wollen. Es ist indessen klar, daß diese Ansicht nicht richtig war. Die Aegypter sind keine Araber im eigentlichen Sinne des Worts. Vielmehr haben die Araber in gleicher Weise wie die Türken das Land unterworfen. Die Einen wie die Anderen sind daselbst noch jetzt ansaßig, aber freilich unter verschiedenem Range; die Türken, die zuletzt in das Land eingefallen, sind die gegenwärtigen Herren des Landes; sie verwalten es und ziehen die Einkünfte aus demselben; dagegen sind die Araber größtentheils in niedrige Sklaverei versunken; und weit entfernt, noch jetzt einen besonderen Stamm auszumachen, findet man sie vielmehr zum größten Theil im Innern Aegyptens nur im Zustande der Fellah's oder Landleute, als wahre Leibeigene, die seit mehreren Jahrhunderten ihre gänzliche politische Existenz verloren und in unseren Tagen im äußersten Elend sich befinden. Mit anderen Worten, die Masse der Aegyptischen Bevölkerung besteht aus zwei Völkerstämmen, die beide aller politischen Gewalt verlustig gegangen, aus den muselmännischen Arabern und den christlichen Kophten, Völkerstämmen, die nicht sowohl durch ihren besonderen Nationalcharakter, als vielmehr wegen ihrer Religion von einander geschieden sind; mit diesen beiden Stämmen nun haben sich die Ueberreste aller alten Völkerschaften, Eroberer sowohl als Unterjochte, vermischt; die Oberfläche ist indessen Türkisch geblieben.

Mehmed Ali selbst ist ein Türke und versteht nicht einmal die Arabische Sprache; alle Offiziere seiner Flotte und seiner Armee sind Türken; alle seine Beamten, alle Civilbehörden bestehen aus Aegyptern, Kophten, Griechen oder Ausländern.

Heutzutage bilder die Arabische Race, in mehr oder weniger zahlreichen Stämmen über alle Punkte Afrika's und Asien's in den dürren Sandwüsten umher zerstreut, nirgends einen regelmäßigen organisirten Staat. Indeß giebt es doch einen Ort, wo man einen Stamm, unvermischt, mit seinen Sitten und seinen Hauptleuten, als unabhängigen Herrn über seinen Boden, antrifft: das ist im Nedjd, mitten im Gebirge, ohne Zweifel die Stätte seiner Wiege; hier freilich entfaltet sich ein wahrer Kampf zwischen der Arabischen, unter dem Namen der Wechabiten, kämpfenden und der Türkischen hier gerade durch die Aegyptischen Truppen vertretenen Race, ein Kampf, der vielleicht weniger religiös als politisch war, und wobei es sich zu gleicher Zeit um materielle und um geistige Interessen handelte; denn es waren zwei Prinzipien, die im Nedjd gegen einander in die Schranken traten, das eine verständig, lebendig, thätig, nach der politischen und bürgerlichen Freiheit strebend, repräsentirt durch den Arabischen Hauptmann Abd Allah den Saud; das andere blind, stets verderbend, Alles bemüht, in ein todtes Niveau zu bringen, und repräsentirt durch den Türken Mehmed Ali.

Die Siege Ibrahim's konnten diesem Kampfe kein Ende machen; Städte wurden dem Erdboden gleich gemacht, mehrere Tausende von Einwohnern mußten über die Klinge springen; allein trotz dem blieb Arabien im Mittelpunkte desselben mit allen seinen Gedanken und seinem Streben nach Unabhängigkeit, und einen Tag nach dem Tode Abd Allah's entzündete sich der Krieg von neuem auf allen Punkten der Halbinsel. Es ist auch bekannt, daß derselbe zum entschiedenen Nachtheil der Aegypter ausfiel.

Diese Thatsachen werden hinreichen, um zu beweisen, daß der Grund des allgemeinen Krieges im Jahre 1833 (1249 der Hegschra), der das Ottomanische Reich in zwei dem Umfange nach fast gleiche Theile zerspaltete, keineswegs in dem Aufstande eines unterdrückten Stammes gegen den Unterdrücker zu suchen sey; vielmehr war es in der That ein Kampf des Ehrgeizes und der Interessen zweier regierenden Häuser.

Als Mehmed Ali im Monat Mai 1805 durch die Einwohner von Kahira, die den Ehurschid Pascha abgesetzt, mit der Würde eines General-Statthalters von Aegypten bekleidet worden, erbeutete dieser neue Vice-König nichts mehr als die Hauptstadt sammt ihrem Gebiete und einen Theil des Deltas dazu; fünf ganze Jahre hindurch mußte er kämpfen, bis es ihm gelang, den Mammelucken den übrigen Theil des Bodens abzugewinnen. Erst in der Mitte des Jahres 1811 konnte er endlich zu Syene am Mittelländischen Meere seine unumschränkte Gewalt ausüben. Seit der Zeit wuchs seine Macht immer mehr; seine drei Söhne erbeuteten der Reihe nach Hedschas, Nedjd, die beiden Nubien, Sennaar und Kordofan; endlich im Jahre 1833 erweiterten sich die Gränzen seines Reiches gegen Norden bis auf zwanzig Tagemärsche von Konstantinopel.

Es bietet sich in dem Glücksbilde Mehmed Ali's das ganz eigene Verhältniß dar, daß jeder seiner Schritte, die er auf der Bahn der politischen Größe zurückgelegt, für das Land Aegypten nur immer einen höheren Grad der Ohnmacht herbeiführte. Das Land ist gerade um so viel geschwächt worden, als der Gebiete dreifielen an Größe gewonnen. Aegypten zählte im Jahre 1805 mehr als 2,200,000 Einwohner, heute hingegen schätzt man die Bevölkerung Aegyptens kaum auf 1,700,000. 1805 gingen die Auflagen von dem Volke ohne Schwierigkeit ein; der Boden wurde noch von freien Händen angebaut, Aegypten hatte seine Ackerbauer, Grundeigenthümer, Kaufleute und Fabrikanten; jetzt hingegen sind die Fellahs an den beiden Ufern des Nils alle zusammen nicht im Stande, den Betrag eines einzigen Piasters aufzutreiben; nicht Ein Einwohner hat einen Zoll Landes als seinen Besitz aufzuweisen. Die sonst unter den Individuen vertheilte Industrie ist ganz geschwunden, und Aegypten zählt nunmehr nur Einen Eigenthümer, Einen Kapitalisten, Einen Fabrikanten und Einen Kaufmann.

Das ist Mehmed Ali. Auf seine Rechnung und nur für die Vergrößerung seines Schatzes bebauen die Fellahs das Land und ärndten sie; für ihn beschäftigen sich die Weber von Said an ihren Webstühlen; für ihn arbeiten und zimmern die Handwerker Kahira's und des ganzen Deltas; für ihn endlich werden alle Gegenstände des Luxus sowohl als die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu Markte gebracht. Als Mehmed Ali zur Regierung gekommen, war das Volk mit Kleidungsstücken versehen, und trotz der verheerenden Streifereien einzelner Rotten von Türken, Mammelucken, Albanesen und Arabern, gewährte ihm doch die Fruchtbarkeit des Bodens und seine Industrie die Mittel zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse; heutzutage hingegen sieht man eine große Menge Einwohner im buchstäblichen Sinne des Wortes nackt einher gehen und ganz eigentlich vor Elend und Hunger umkommen.

Diese Schilderung könnte übertrieben scheinen, besonders wenn man sie mit den Beschreibungen vergleicht, die einige Handelsagenten von dem Lande machen, die dabei interessirt sind, den Flor Mehmed Ali's so wie sein ganzes Verwaltungssystem in dem glänzendsten Lichte darzustellen. Die schnellen Fortschritte Aegyptens in der Civilisation Europas gelten seit einigen Jahren als eine fast allgemein anerkannte Thatsache; die meisten Politiker und Journale wissen für die Selbstsuchten Mehmed Ali's in der Wissenschaft und Industrie nicht Lob genug aufzutreiben; Alle klatschen in die Hände, wenn sie von jenem Muselmann sprechen, der mit großem Kostenaufwand Gelehrter, Mathematiker, Medizinar, Mechaniker, Künstler und endlich den ganzen Luxus der civilisirten Welt nach dem alten Nilthal verpflanzt. Allein, ist auch Aegypten reich genug, besitzt es hinreichenden Wohlstand, um jenen Luxus zu ertragen, um den rechten Nutzen davon zu ziehen? Weit entfernt, diese Frage zu bejahen, müssen wir vielmehr die gegenwärtige Richtung Mehmed Ali's als eine verderbliche betrachten, denn dieser Fürst wird dadurch von nothwendigen Einrichtungen abgehalten, welche seine Regierung unmittelbar erbreifolt, und er verschwendet Geldessummen, die er auf eine weit nützlichere Weise anwenden könnte.

Was soll in der That die Kenntniß der Medizin bei einem Volke bewirken, das vor Hunger umkömmt? Wozu so viele Manufakturen in einem Lande, dessen Einwohner nicht einen Lappen zu kaufen im Stande sind, um ihre Blöße damit zu bedecken? Was nutzen Zucker, Indigo und chemische Produkte denen, die ohne Obdach und ohne Brod sind? Was können endlich die Geometer und Mathematiker einem Lande nützen, dessen Bevölkerung, von ihrem eigenen Boden vertrieben, nicht im Besitze eines Morgen Landes ist und die nichts zu theilen, nichts zu messen hat?

Das erste Element des Glücks für ein Land ist seine Bevölkerung; Mehmed Ali hat aber zu allen Zeiten die Zahl der Bewoh-

*) Aus einer neuen Lieferung von Denain's und Dejamare's Histoire de l'expedition française en Egypte. Es wird durch diese Schilderung vollkommen bestätigt, was einzelne Englische Schriftsteller bisher immer schon wider die Verwaltung Mehmed Alis vorgebracht haben, wahrend die Französischen größtentheils als seine unbedingten Bewunderer auftreten.

ner Aegyptens immer mehr verringert. Andererseits ist freilich das Bevölkern eines Landes nur da möglich, wo die einzelnen Familien ihre Nahrung leicht zu erschwingen vermögen; nun aber enthält das heutzutage dem Ackerbaue überwiesene Land nicht einmal zwei Drittheile von dem Boden, der noch vor zwanzig Jahren von den Arabern angebaut worden, und man ist kaum mehr im Stande, die nöthigsten Lebensmittel demselben abzugewinnen, da der Vice-König die besten Getraidefelder in Plantagen für Baumwollenstauden und Maulbeerbäume verwandelt hat. Was hilft unser Industrie- und Fabrikenwesen, das er sich angeeignet, gegen die unglücklichen Folgen jenes Doppelsystems? Aegypten geht zu Grunde aus Mangel an Menschen, die ihm weder die Chemie noch die Mechanik ins Leben zu rufen vermag.

Mehmed Ali hat die Civilisation bei der Ferse ergriffen; er glaubte ihr ganzes Wesen zu erfassen, indem er eine große Kriegsmacht, eine zahlreiche Flotte ausrüstete, und indem er bedeutende Kanäle anlegte, Alles Dinge, die in Europa gewöhnlich erst das Resultat einer großen Entwickelung des Reichthums und der Bevölkerung sind. Aegypten unterhält bei einer Einwohnerzahl, die sich noch nicht auf 1,700,000 beläuft, gegen 80,000 Soldaten; sein auswärtiger Handel ist zu einer reinen Null herabgesunken, denn der Vice-König macht hier den einzigen Kaufmann, und der einzige Hafen des Landes ist mit mächtigen Kriegsschiffen voll gepfropft; was den inneren Vertrieb anbetrifft, der weniger durch die unmittelbaren Operationen Mehmed Ali's geleitet wird, so beschränkt sich dieser auf einen geringen Detailhandel, und dazu hat man zwanzig Meilen lange Kanäle mitten in jenen Sandgegenden gegraben.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Duplessis-Mornay, Heinrich's IV. Zeitgenosse.

(Fortsetzung.)

In jener berühmten „Remonstration" verweilt Duplessis zuerst bei der Nothwendigkeit eines anhaltenden Friedens für die Heilung der Wunden, welche der Bürgerkrieg dem Staate geschlagen; dann erinnert er die Katholiken, wie vergeblich ihre eifrigsten Bemühungen, die Protestanten auszurotten, gewesen seyen.

„Zuerst", sagt er, „verbrannten wir sie lebendig bei langsamem Feuer, ohne Rücksicht auf Rang und Geschlecht; doch so sehr verfehlten wir unsere Absicht, daß sie, statt dadurch vertilgt zu werden, die Flammen mit ihrem Blute löschten; mitten im Feuer vermehrte sich ihre Anzahl. Dann ertränkten wir sie, aber es schien, als hätten sie ihre Brut im Wasser zurückgelassen. Als ihre Zahl wuchs, fochten wir gegen sie und besiegten sie in wiederholten Schlachten; und konnten wir sie nicht mit offener Gewalt überwinden, so schlugen wir sie durch List. Wir berauschten sie bei unseren Hochzeiten; wir töpften sie, wenn sie schliefen; und doch sahen wir sie wenige Tage darauf so stark wie vorher sich gegen uns erheben, mit gesänderen und stärkeren Häuptern als je. Da wir sie also nicht vernichten konnten, warum wollen wir sie nicht leben lassen? Da wir durch thierische Gewalt nichts erreicht haben, so laßt uns doch versuchen, was Milde vermag. Da der Krieg uns nichts genutzt hat, obgleich wir ihm Geld, Leben und selbst unsere Ehre geopfert haben, so laßt sie doch fürder in Frieden unter uns leben."

Die folgenden Bemerkungen, die er an die unduldsamen katholischen Eiferer seiner Zeit richtet, sind so schlagend, daß sie auf die unduldsamen Eiferer aller Bekenntnisse und Zeiten passen.

„Man hat uns gelehrt, diese Leute (die Hugenotten) als Ungeheuer zu betrachten; wir haben sie verfolgt, als wären sie tolle Hunde; aber sehen wir sie nur an, so finden wir, sie sind Menschen von derselben Anlage und Beschaffenheit wie wir. Man hat uns verboten, in irgend einem Verkehr mit ihnen zu stehen, gerade als wären sie Ungläubige, und doch sind sie Christen, die denselben Gott anbeten, die ihr Heil in demselben Christus suchen, die an dieselbe Bibel glauben; Kinder sind sie desselben Vaters, die Anspruch machen auf dasselbe Erbtheil und nach demselben Willen wie wir. Man hat uns gesagt, sie seyen nicht Franzosen: ihre Sprache und ihre Sitten, ihre Vaterlandsliebe und ihr Haß gegen unsere auswärtigen Feinde beweisen hinlänglich das Gegentheil; Viele unter ihnen haben sich ruhmvoll im Kampfe ausgezeichnet und sind bereit, es stets von neuem zu thun. Der ganze Streit zwischen ihnen und uns liegt in dem Einen Punkt: Sie haben, da sie gewisse Mißbräuche in unserer Kirche wahrnahmen (von denen wir selbst manche als solche anerkennen), eine Reform derselben verlangt und, da wir ihnen kein Gehör gaben, sich von ihr getrennt, weil sie fürchteten, daß sie durch eine längere Gemeinschaft mit uns Schaden an ihrer Seele leiden würden. Weil nun sie und wir verschiedene Wege zur ewigen Glückseligkeit erwählen, ist es darum gesagt, daß wir Einer dem Anderen die Gurgel abschneiden müssen? Nun frage ich, wollt Ihr lieber, daß diese Leute Atheisten werden, oder daß sie bleiben, was sie sind? Wären sie Atheisten, wie viel schlimmer stände es um *sie*, da, weil sie an nichts glauben würden, auch keine Hoffnung zu ihrer Besserung wäre; wie viel schlechter aber auch um *uns*, da, weil sie vor Nichts Furcht und Achtung haben würden, wir uns in dem Verkehr mit ihnen nicht auf sie verlassen könnten; und wie viel schlechter endlich um den *Staat*, da sie, ohne den Glauben an Gott als unseren künftigen Richter, sich auch wenig um die Obrigkeiten, die er auf Erden eingesetzt hat, kümmern würden. — Wer kann aber jetzt zweifeln, daß eine große Zahl von ihnen Atheisten werden würde, wenn wir sie wie die Thiere, ohne Gottesdienst, zu leben zwingen? Man wird mir vielleicht antworten, daß ihnen der katholische Kultus ja noch bleibe. Aber wenn sie ihn *nicht* beobachten, so kann er ihnen nicht zum Segen gereichen, und *wenn* sie ihn beobachten, so werden sie aus frommen Leuten in ihrer Weise nicht Katholiken, sondern Heuchler werden — nicht Gläubige, sondern Ungläubige, und werden sich so sehr gewöhnen, den Gott, den sie äußerlich verehren, zu betrügen und ihr Gewissen zu verletzen, daß sie kein Bedenken tragen werden, auch Menschen zu hintergehen."

Wir haben diese Stellen nicht ausgezogen, weil sie etwas unserem aufgeklärten Jahrhunderte besonders Neues enthalten, sondern als Beweis freisinniger Denkart in jener aufgeregten Zeit.

Von dem Religionseifer wendet sich der Verfasser zu *dem* Staatsmann, gegen dessen Ansicht es ist, daß in einem Lande zwei Religionen neben einander bestehen, ohne die öffentliche Ruhe zu stören. Um das Gegentheil zu beweisen, führt er die Deutschen und Polen an, die zu weise seyen, ihre religiösen Streitigkeiten durch Waffengewalt zu entscheiden, und die in vollkommener Eintracht mit einander lebten; den Papst, der die Juden dulde; — und das gute Einverständniß, das in so vielen persönlichen Verhältnissen zwischen Franzosen verschiedenen Bekenntnisses herrsche. „Selbst mitten in den Kämpfen", sagt er, „unterhielten wir uns, als wären wir nur Feinde, so lange unsere Visire geschlossen sind. Und, frage ich, wo ist der Katholik, der nicht einen Hugenotten zum Freund hätte? Welcher Hugenotte würde sich nicht im Falle der Noth für einen Katholiken dem Tode weihen? Was sollte uns also hindern, das insgesammt auszuführen, was wir, jeder einzeln, für unsere Freunde thun? Nicht die Religion ist es, was unseren Frieden stört, sondern die Leidenschaften *Anderer*, denen wir nur zu sehr willfahren. Ich frage den Staatsmann, der nicht zwei Religionen im Staate dulden kann, welche von beiden er zu vernichten beabsichtigt? Ohne Zweifel wird er antworten: „die schwächere". Aber da wird er doch wissen, daß dieses wieder zu Feindseligkeiten führt; ihre Ausübung kann nicht durch Edikte unterdrückt werden, der Friede kann nicht bestehen, ohne dieselbe zu gestatten. So müssen wir also die Waffen wieder ergreifen! Aber wissen möcht' ich, was wir dadurch gewinnen."

Zum Schluß legt der Verfasser den Franzosen die Nothwendigkeit der Eintracht an das Herz, in einem des Menschen, Christen und Philosophen würdigen Ton, als ein Mann, der den umfassenden Blick eines Kanzlers de L'hopital mit der wohlwollenden Gesinnung eines Fenelon verband. Unglücklicher Weise waren seine Ermahnungen mitten unter Vorurtheilen und Leidenschaften ausgesprochen, die zu hartnäckig und heftig waren, um zur Erkenntniß und Ruhe gebracht zu werden. Die sanfte Stimme derselben wurde überhört bei dem Toben der Stürme, die den politischen Horizont mit dichten Wolken überzogen und verfinsterten. Gleichwohl ist diese Remonstration ein so vortreffliches Werk, daß, wenn sie auch das einzige Denkmal von Mornay's Weisheit, seine einzige Bestrebung für das Wohl seines Landes wäre, er dennoch gerechten Anspruch auf seine Dankbarkeit, ja wir können sagen, auf die Verehrung der Nachwelt haben würde.

Das folgende Jahr (1577) kam er in besonderem Auftrage *seines* neuen Herrn zum dritten Mal nach England. Zwar gelang es ihm nicht, eine Unterstützung durch Mannschaft auszuwirken, aber nach manchen Bemühungen erlangte er von Elisabeth 80,000 Kronen Subsidiengelder für die protestantische Sache. Indessen begünstigte ihn das Glück bei diesem Aufenthalte in England, und zwar dadurch, daß es ihm zwei treue Freunde schenkte, Sir Francis Walsingham und Sir Philipp Sidney. Auf der Rückreise ging er mit seiner Familie nach den Niederlanden, um den Prinzen von Oranien, der damals in dem Kriege mit Spanien begriffen war, mit seinem Rathe zu unterstützen. Bei seinem Aufenthalte in Antwerpen fiel ihm ein Buch in die Hände, welches das Geschlecht des Hauses Lothringen von Karl dem Großen ableitete; sogleich erkannte er die Absicht desselben, nämlich zu beweisen, daß dieses Haus größeres Anrecht auf den Thron von Frankreich habe, als das der Valois, und schickte einen Auszug davon an Heinrich III., welcher, diesen Dienst anerkennend, ihm auftrug, die Falschheit dieses Stammbaums öffentlich darzuthun. Auch dieses Auftrages entledigte er sich auf eine würdige Weise.

Im Jahre 1582 kehrte Duplessis auf den ausdrücklichen Befehl seines Königlichen Herrn nach Frankreich zurück. Keinen Augenblick rastete er in seinem Dienste. Bald wendete er sich mit nachdrücklichen Vorstellungen an den König von Frankreich, um diesem schwachköpfigen Monarchen über die Pläne der Guisen die Augen zu öffnen; bald beschäftigte er sich damit, Heinrich's von Navarra Schritte zu rechtfertigen und die Vorurtheile, die zwischen den Kalvinisten und ihren katholischen Mitbrüdern bestanden, zu entfernen. Der Brief, den er für Heinrich an den Erzbischof von Rouen (den spätern Kardinal von Vendôme) aufsetzte, gereicht dem Herrn wie seinem Diener zur gleichen Ehre. Es heißt darin: „Sie behaupten, daß ich, um mir den Beifall des Adels wie des Volks zu erwerben, meine Religion ändern müsse, und stellen mir die unangenehmen Folgen davon dar, wenn ich dieses zu thun unterließe. Ich glaube, Vetter, daß die guten Leute beider Bekenntnisse (und um deren Beifall allein ist es mir zu thun) mich mehr achten werden, wenn sie mich einer Religion ergeben sehen, als keiner; und wohl könnten sie vermuthen, daß ich keine habe, wenn sie sehen, daß ich allein aus weltlichen Rücksichten (keine andere führen Sie an) von der einen zur andern übertrete. Lieber Vetter, sagen Sie den Leuten, die nun noch auf die angebliche Nothwendigkeit eines solchen Wechsels bestehen, daß, wenn sie wissen, was Religion ist, sie auch einsehen müssen, daß dieselbe nicht wie ein Hemd aus- und angezogen werde."

Zwar wissen wir, wie bald Heinrich diesen Grundsätzen untreu geworden ist; auf Duplessis aber hatte dieses keinen Einfluß, im Gegentheil befestigte ihn die Zeit nur seine frühere Ueberzeugung; und da es ihm nicht an Ehrgeiz fehlte, so mag die Ergebenheit an eine Sache, die ihre Anhänger in Nachtheil setzte, ihn manchen Kampf gekostet haben. Dieses vermuthen wir aus einem Zusammentreffen

mit dem König von Frankreich im Jahre 1584. Nachdem er sich bei Heinrich III. eines sehr delikaten Auftrages seines Herrn entledigt hatte (er sollte nämlich für eine der Maßgreiha von Valois auf Befehl ihres Bruders öffentlich zugefügte Beleidigung Genugthuung fordern), fragte ihn der König noch, ob er nicht zu einem Religionswechsel geneigt sey? Hier bekannte er, daß er einst länger als zwölf Jahre bemüht gewesen sey, sich für den Rücktritt zur Römischen Kirche zu bilden; daß er sich zu diesem Zwecke mit den ausgezeichnetsten Geistlichen unterhalten habe, daß die mächtigste Stütze ihrer Gründe aber immer weltlicher Vortheil gewesen sey. „Endlich, Sire, hat mein Gewissen den Sieg davongetragen, obgleich es wohl wußte, daß der Lohn dieses Sieges Ungemach, Verlust und Gefahren, die ich seitdem zu ertragen hatte, seyn würde." — „Das kommt nur daher" — erwiederte Heinrich — „weil Du damals von Leidenschaft bewegt warst." — „Ja, Sire, aber es war eine Leidenschaft, die mit meinem Gewissen im Widerspruch stand, ein durch Jugendträume erhitztes Verlangen, mich emporzuschwingen; doch die ruhigere Stimme des Gewissens hat gesiegt."

Diese unerschütterliche Anhänglichkeit an den verfolgten Glauben, diese stete Sorge, ihn und seine Bekenner zu vertheidigen und ihren Vortheil auf jegliche Weise zu fördern, gewann ihm das unbegränzte Vertrauen seiner Religionsgenossen. Und wohl verdiente er es. Denn seinen zwar mit Achtung, aber doch mit großem Nachdruck abgefaßten Vorstellungen an den König von Frankreich wegen Uebertretung der Edikte verdankten die Kalvinisten den Grad von Duldung, dessen sie sich erfreuten. So war ihre Dankbarkeit der Grund des gewaltigen Einflusses, den er bis an das Ende seines Lebens über sie behauptete, und der ihm unter seinen Feinden den Namen eines Hugenotten-Papstes zuzog.

Aber bei all' seinem Einflusse, bei seinen so wohlbegründeten Ansprüchen auf die Dankbarkeit seiner Glaubensgenossen war doch seine Familie eine Zeit lang (im Jahre 1584) durch den Pfarrer und die Aeltesten der Gemeinde von Montauban von dem Genusse des heiligen Abendmahls ausgeschlossen. Dieser Vorfall ist ein merkwürdiger Beweis des starren puritanischen Geistes, der sich so früh bei den Schweizerischen und Französischen Protestanten offenbarte, der ein so charakteristischer Zug bei den Englischen Puritanern des folgenden Jahrhunderts war, und der noch bis auf den heutigen Tag in manchem Eiferer für die Anglikanische Kirche fortlebt. Ursache jener Ausschließung war nämlich, daß Frau von Mornay darauf bestand, ihre Haare in Locken zu tragen, obgleich eine ausdrückliche Verordnung gegen die Eitelkeit bestand. Die Gemeinde-Vorsteher waren erstaunt über ihre Frechheit, daß sie in einem Schmucke, der nur für unzüchtige Weiber passe, den Zutritt zum Abendmahle verlange! Frau von Mornay behauptete, die Verordnung sey nicht allgemein, oder sey mißverstanden, und daß man an keinem anderen Orte darauf bestehe. Es war umsonst; die Sache wurde so ernst, daß sie eine Spaltung in der Gemeinde von Montauban herbeiführte. Sie sandte ein langes Glaubensbekenntniß an den Pfarrer und die Gemeinde-Vorsteher mit dem Hinzufügen, daß sie an eine National-Synode appelliren würde. Alles war vergeblich; sie, wie ihre Kinder und ihre ganze Dienerschaft, wurden von dem Genusse des heiligen Abendmahls ausgeschlossen, bis sie die strafbaren Locken abgeschafft hätte; ja, dieses Verbot wurde sogar auf Mornay selbst ausgedehnt. Da entschloß sich Frau von Mornay, zu einem drei Lieus von Montauban entfernt wohnenden Pfarrer, der weniger ängstlich war, zu gehen, um von ihm das Abendmahl zu empfangen. Inzwischen ruhte diese gewichtige Sache bis zur Versammlung der nächsten Synode. Was in dieser darüber beschlossen wurde, wird uns nicht berichtet.

Die Enthüllung der geheimen Absichten des Königs von Spanien und der Ligisten (Heinrich III. abzusetzen und den Guisen zu krönen) bewogen Duplessis, mit seines Herrn Einwilligung, den unglücklichen König zu besuchen, um ihm die Augen über die den Staat bedrohenden Gefahren zu öffnen. Sogleich erhielt er eine Privat-Audienz. Er eröffnete seine Mittheilung mit der Bemerkung, daß er wohl wisse, daß, was nur von Hugenotten käme, mit Argwohn betrachtet würde; doch bitte er Se. Majestät, zu glauben, daß auch ein Hugenotte zugleich ein guter Franzose seyn könne. Als der König erfuhr, wie weit die Verrätherei seiner eigenen Kreaturen und Untergebenen getrieben war, wollte er zuerst die entsprechenden Maßregeln ergreifen; aber mit einer Weichlichkeit, die eben so charakteristisch für ihn als unverantwortlich war, bestand er darauf, die ganze Angelegenheit seiner Mutter, der Katherina von Medicis, mitzutheilen. So kam diese Entdeckung der Verschwörung wieder den Anstiftern derselben zu Ohren, die jetzt nichts änderten, als die Art ihrer Ausführung. Wenig hat daran gefehlt, daß durch den Tod Mornay's die Unvorsichtigkeit des Königs noch offenbarer geworden wäre, da ihm der Herzog von Guise einen Hinterhalt gelegt hatte, dem er nur auf eine fast wunderbare Weise entkam. Doch der Monarch war ungeachtet seiner Schwäche doch dankbar, er bot Duplessis eine Belohnung von 100,000 Livres an, welche dieser jedoch mit der ihn bezeichnenden Uneigennützigkeit ausschlug. Ein solches Benehmen war um so edler, als damals seine Vermögens-Umstände sich in einer bedeutenden Verwirrung befanden, die allein durch seine Anhänglichkeit an die Sache des Königs von Navarra entstanden war.

Die Herrschaft, die Mornay mit Recht über Heinrich's Geist ausübte, und die Redlichkeit seiner Absicht verleiteten ihn zuweilen, einen Ton gegen ihn anzunehmen, welchen ein weniger edler Fürst wohl schwerlich geduldet haben würde. Hiervon finden wir ein merkwürdiges Beispiel, als nach der Gewißheit über den Tod des Herzogs von Anjou Heinrich als der anerkannte präsumtive Erbe der Französischen Krone dastand; bei dieser Gelegenheit sandte Mornay seinem Herrn einen Ermahnungsbrief, in welchem er ihn zu jedweder Tugend ermunterte — zur Achtung gegen den König von Frankreich, zur Gerechtigkeitsliebe, zur Großmuth, zur Mäßigung, zur Sorge für das Volksglück, zur Sanftmuth gegen seine Feinde und vor Allem zur Gottesfurcht. Er ermahnte ihn zur Gelassenheit in seinen Ueberlegungen, zur Würde in seinen Betragen, zur Ausdauer in seinen ernsten Angelegenheiten und zur Festigkeit in allen Dingen. Er erinnerte ihn, daß nicht allein Tugend, sondern auch ihre äußere Erscheinung bei demjenigen nothwendig sey, dessen Beispiel einen so mächtigen Einfluß auf Andere haben müsse. Der Schluß dieser Lehre ist noch bestimmter: „Entschuldigen Sie, Sire, noch ein Wort Ihres treuen Dieners. Nicht länger geziemen Ihnen diese offenen Liebeshändel, denen Sie so sehr nachhängen. Liebe mögen Sie auch künftig üben, aber gegen die ganze Christenheit und insonderheit gegen Frankreich; dahin lassen Sie alle Ihre Handlungen zwecken, sich in den Augen dieser beliebt zu machen. Und Ew. Majestät mögen es mir glauben — denn dafür bürgen mir die Züge Ihres Antlitzes — nur wenige Monate werden vergehen, und Sie werden das Wohlwollen des Volkes erlangen und auf ehrenvolle und gesetzmäßige Weise die ganze Gunst genießen, die es erweisen kann, wenn Gott und Ihr gutes Recht dasselbe zu dem Ihrigen machen wird."

Des Herzogs von Anjou Tod war für den König von Navarra anfangs eher nachtheilig als günstig. Die Katholiken konnten nicht ohne Unruhe die Aussicht wahrnehmen, einen Ketzer auf dem Thron zu sehen, und dem Herzog von Guise wurde es leicht, die Ligue zu verstärken. Aber wem sollte nach dem Tode des regierenden Hauptes die Krone zufallen? Die Verschworenen (denn so kann man die Anhänger des Hauses Lothringen nennen) wollten sie dem Kardinal von Bourbon, dem Oheim des Königs von Navarra, zuwenden. Aber dies war nur ein Schein-Manöver; denn außer Zweifel scheint es zu seyn, daß Guise für sich selbst nach dem Throne strebte. Der schwache Monarch wurde beredet, oder vielmehr gezwungen zu einem Vertrage mit seinen rebellischen Unterthanen — zu einem Vertrage mit denen, die schon so lange danach gestrebt hatten, ihn abzusetzen. Dieser Vertrag beschloß die gänzliche Vernichtung der Protestanten, wenn sie nicht innerhalb einer gegebenen Frist auswanderten.

So sehr Heinrich auch daran gewöhnt war, das Königliche Ansehen erniedrigt zu sehen, so war er doch auf das Ereigniß nicht gefaßt, daß der König einer so großen Nation der Verbündete der Schlechtesten der Empörer werden würde. Auch dem scharfblickenden Mornay, der damals mit einem Auftrage an den Französischen Hof geschickt war, hatte nicht die Möglichkeit davon geträumt; im Gegentheil schmeichelten seine Briefe seinen Gebieter mit der Hoffnung, daß viel eher die beiden Könige eng verbunden ihre vereinigten Streitkräfte gegen die Ligue führen würden. Als Heinrich das Edikt von Nemours empfing, zeigte er es seinen Freunden mit den Worten: „Urtheilt, ob ein solcher Streich nicht im Stande ist, mich zu vernichten! Mein treuer Duplessis ist betrogen worden; — aber welcher Biedermann kann solch' einen Hof, solch' einen König begreifen?"

Aber weder Duplessis noch Heinrich waren lange muthlos bei dieser beunruhigenden Nachricht: keiner von Beiden hatte einen Geist, der durch Mißgeschick leicht gebeugt wurde. „Sire", sagte Duplessis, „Sie mögen dem Himmel danken, daß Ihre Feinde einen Kampf begonnen haben, den Sie doch früher oder später bestehen mußten. Besser ist's, daß er während der jetzigen Regierung, als nach Ihrer Thronbesteigung eingetreten ist, und jung werden Sie ihn besser durchführen, denn als bejahrter Mann." Beide erhoben sich mit der Entschlossenheit von Männern, denen der Tod zu keiner Zeit Schrecken einflößen kann, denen derselbe vielmehr stets lieber ist als Niederlage und Unterwerfung. Während Heinrich die Ritterschaft des Königreichs um seine Fahne sammelte, war Mornay nicht weniger thätig, mit dem Schwert und der Feder die Rechte seines Gebieters und seiner verfolgten Brüder zu vertheidigen. Seine berühmte „Déclaration du roi de Navarre contre les calomnies de la ligue" war außerordentlich gut darauf berechnet, einen Eindruck auf den denkenden Theil der Nation zu machen. Sie blieb ein unwiderlegtes und nicht zu widerlegendes Dokument; nie waren die verbrecherischen Pläne einer ränkesüchtigen Partei so klar auseinandergesetzt, oder die Sache eines beleidigten Königs so siegreich vertheidigt worden. Um Blutvergießen zu ersparen, machte Heinrich, seine Würde als erster Prinz von Geblüt außer Augen setzend, den Vorschlag zu einem persönlichen Kampf auf Tod und Leben zwischen ihm und dem Herzog Guise, zu welchem Jeder von ihnen zwei, zehn oder zwanzig Genossen mitbringen solle. Und obgleich Mornay in manchen Dingen Puritaner war, war er in anderen doch einer der ritterlichsten Männer, und wir finden, daß er mehr als ein Mal sich geneigt fand, sich in einen Zweikampf einzulassen. Auch hier verweigerte er die Abfassung der Herausforderung, wenn er nicht zu einem der Mitkämpfenden ernannt würde, — welcher Bitte Heinrich, der seine Tapferkeit kannte, gern willfahrte. Aber die Herausforderung wurde nicht angenommen: der Herzog war abgeneigt, sein Leben für eine Sache zu wagen, deren Durchsetzung auf dem gewöhnlichen Wege er für sicherer hielt.

Die letzten vier Jahre der Regierung Heinrich's III. und die ersten vier Heinrich's IV. (1585—1593) gehörten zu den geschäftigsten von Duplessis' ganzem Leben. Als Oberaufseher über des Königs Privatangelegenheiten und Finanzen kann er als sein Premier-Minister und vertrauter Rathgeber in jeder Angelegenheit betrachtet werden. Abwechselnd verrichtete er das Amt eines Staats-Secretairs, eines Finanz-Ministers, Gesandten, militairischen Befehlshabers, verfaßte Flugschriften und leitete die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen; und auf jedem dieser Posten waren seine Dienste so wichtig, daß sein Königlicher Gebieter oft äußerte, er könne eher sein Hemd entbehren als Duplessis.

Im Jahr 1587 nahm Mornay an Heinrichs glänzendem Siege von Coutras Theil, indem er eine Tapferkeit bewies, die der des Bourbonen selbst gleichkam. Vor dem Beginn der Action offenbarte er einen ihn sehr bezeichnenden Zug: Nachdem er dem Könige wegen eines neuen Liebeshandels Vorwürfe gemacht hatte, drang er in ihn, vor dem Richter Aller, vor dem er vielleicht in wenigen Augenblicken erscheinen müsse, ein öffentliches Bekenntniß seiner Sünden abzulegen. Einige Hofleute wollten Heinrich bereden, daß ein solches Bekenntniß zu erniedrigend und seiner unwürdig sey. Aber der König erwiederte nur: „Wir können uns vor dem Himmel nicht zu sehr erniedrigen, vor Menschen nicht zu wenig Achtung haben.“ Er kniete und die Armee mit ihm. Als der Herzog von Joyeuse, der feindliche General, dieses sah, rief er aus: „Der König von Navarra fürchtet sich!“ „Glaubt das nicht“, antwortete sein Lieutenant, der die Kalvinisten besser kannte, „diese Leute sind immer am furchtbarsten nach dem Gebet!“

Nachdem der Herzog von Guise und sein Bruder, der Kardinal, auf den Befehl Heinrich's III. ermordet waren, und dieser sich genöthigt sah, selbst die Hauptstadt zu meiden, um der Wuth der Liguisten zu entgehen, unterhandelte Duplessis in Verbindung mit Sully einen Vertrag zwischen den beiden Monarchen, demzufolge sie ihre Streitkräfte gegen die Ligue, die jetzt von dem Herzog von Mayenne geleitet wurde, vereinigen wollten. Eine der Bedingungen dieses Vertrags war, daß Saumur dem Könige von Navarra abgetreten werden sollte, um als Deckung seines Ueberganges über die Loire und als Unterpfand für die Reformirten zu dienen. Duplessis wurde zum Befehlshaber dieser Festung eingesetzt. Dieser Posten verschaffte ihm einen festen Wohnsitz für seine Familie, die von Ort zu Ort herumgetrieben worden war und von dem Ungemach der vorigen Jahre viel erlitten hatte. (Schluß folgt.)

Persien.

Persische Art, zu reisen.

Jeder Fremde von einigem Ansehen reist in Persien in Begleitung eines Beamten, der zugleich für alle seine Bedürfnisse zu sorgen hat. Ein solcher Mihmandar ist außerordentlich für die Bequemlichkeit des Reisenden besorgt. Selbst Prinzen aus der Königs-Familie sah ich, sich eine Ehre daraus machen, bei einem Englischen Botschafter dies Geschäft zu übernehmen. Der Mihmandar ist mit unumschränkter Macht bekleidet, wählt sich ein Gefolge zu Fuß oder zu Pferde, Diener und Beamten. Er jagt die Einwohner aus ihrer Wohnung, um den Reisenden, der seiner Sorge anvertraut ist, gut zu beherbergen, requirirt Pferde aus der Nachbarschaft und erlaubt sich jede Freiheit zum Besten des Fremden. An Schaden-Ersatz ist für den leidenden Theil nicht zu denken, weder Zahlung noch Dank erfolgt auf die geforderte Beisteuer behufs der Reise, und das Volk ist froh, wenn es nicht Gold und Silber auftreiben muß, um den Befehlen des Mihmandar zu genügen.

Zum ersten Male kam ich mit einem solchen Beamten bei meiner Abreise aus Tiflis in Berührung, wo wir dem Russischen Commandeur unseren ersten Mihmandar verdankten. Dies war ein recht hübscher junger Mann, von brauner Gesichtsfarbe wie ein Tartar, prächtig gekleidet, gut beritten und bewaffnet. Er gab uns bis an die Persische Gränze das Geleit. Da wir jedoch nur durch eine kleine Anzahl Dörfer kamen, bot sich uns wenig Gelegenheit, seinen Diensteifer kennen zu lernen. Wir lagerten unter freiem Himmel, hielten unser Mahl von dem, was wir mit uns führten, und lenkten unseren Marsch nach dem Stand der Sonne. Sobald wir am Ufer des Araxes anlangten, entließen wir ihn mit einem Geschenk und einem guten Zeugniß, indem wir unseren Weg nun allein fortzusetzen beschlossen.

Als wir Tabris verließen, vertrauten wir uns einem anderen Mihmandar an. Dieser war in Vielem das Gegenstück unseres früheren Führers. Statt der Feinheit, des guten und manierlichen Benehmens unseres jungen Tartaren sahen wir einen Mann im Greisen-Alter vor uns, schlicht gekleidet und beritten, der nichts Wohlgestalteres an sich hatte, als seinen gut dressirten Bart; auf seiner Stirn las man schon, daß Rohheit und aufbrausende Hitze zu seinem Charakter gehörten. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß dieser unser Begleiter Ali hieß, denn, wo man auch in Persien geben und stehen mag, immer stößt man auf einen Ali. Dieser Ali bemühte sich, ganz gegen unser Erwarten, uns in jeder Weise angenehm zu seyn; allein sein Eifer schaffte uns eher Bedürfnisse, als daß er sie befriedigte. Er erhöhte unsere Ausgaben, schaffte Ueberfluß an Unnöthigem herbei, während wir an dem, was wir wirklich gebrauchten, Mangel litten, und setzte uns stets in Verlegenheit. Dies war noch nicht Alles. Wenn wir uns gegen Abend einem Orte näherten, so befahlen wir ihm, der Karawane vorauszureiten, um uns Quartier zu machen. Allein selten fanden wir ihn, wenn wir den Ort betraten, anders wieder, als im vollkommensten Wort- und Hand-Gefecht mit dem Herrn des Hauses oder den Dienern. Einmal trafen wir ihn im Wirthshause, vor Wuth schäumend, als er einen armen Kaufmann, der auf Ali's Geheiß nicht sofort sein Zimmer räumte, blutig peitschte. Der Unglückliche duldete auch ruhig diese Mißhandlung und wunderte sich, als wir uns seiner annahmen.

Es dauerte nicht lange, so betraten wir Kurdistan. Ich erinnerte mich, oft von dem aufbrausenden Charakter der Kurden, so wie von ihrer Bösartigkeit und besonders von ihrem unüberwindlichen Hasse gegen die Perser gehört zu haben. Andererseits glaubte ich auch anfangs, wahrzunehmen, daß Ali sein gebieterisches Benehmen gegen die Bewohner dieses Landes einigermaßen modifizirte; allein bald sah ich ein, daß ich mich geirrt hatte. Es war das traurigste Wetter, das nur ein Reisender haben kann. Ein unaufhörlicher Regen durchnäßte unsere Kleider, und völlig durchfriert, sahen wir uns genöthigt, in der ersten besten Dorf-Hütte, die wir erreichen konnten, ein Unterkommen zu suchen. Als wir bis zu einer kleinen Strecke von Aschtappa vorgerückt waren, eilte Ali, seiner Gewohnheit gemäß, uns voraus. Je mehr wir uns aber dem Dorfe näherten, desto mehr vernahmen wir einen wüsten Lärm, der von Augenblick zu Augenblick stieg. Wir fürchteten, die Bewohner seyen von einer Mörderbande überfallen, bald aber wurden wir eines Besseren belehrt. Ali war es, der die Kurden gegen sich aufgehetzt hatte. Er schwang sich, da er sich gegen die Wüthenden nicht anders retten konnte, auf die Mauer im Hofe eines der Häuser im Dorfe, denn während Einige ihn insultirten, knüpften sich Andere schon den Turban auf, um ihn zu knebeln. Unsere Lage war kritisch genug. Einerseits konnten wir Ali nicht im Stiche lassen, andererseits ließen wir zu große Gefahr, wenn wir ihn vertheidigen wollten. Wir verlangten laut die Loslassung unseres Mihmandar, allein das Geschrei der Wüthenden erneuerte sich; Weiber und Kinder ließen ein wildes Geheul vernehmen, und während man mit Steinen nach Ali warf, fiel man zugleich über uns her, da wir mitten in den Hofraum getreten waren, und vollzog an uns eine Bastonade von ziemlich empfindlicher Art. Endlich zog Ali seinen Degen und begann auf die Kurden scharf einzuhauen, bis es uns gelang, uns zwischen die Kämpfenden zu werfen und durch Bitten und Vorstellungen sie dahin zu bewegen, die Waffen niederzulegen. Dies war das einzige Mittel, einem blutigen Ausgange vorzubeugen. Das ganze unangenehme Begegniß hatten wir aber der heftigen Gemüthsart und der Insolenz Ali's zu verdanken. Damit nicht zufrieden, daß die Bewohner des Hauses ihm ihre besten Zimmer einräumten, hatte er darauf bestanden, daß sie sich ganz und gar aus dem Gebäude entfernen sollten, und nach der Frau mit der Peitsche geschlagen. „Wir sind keine Perser, wir ertragen solche Behandlung nicht!“ Dieser Ausruf war das Signal, das alle Nachbarn aufwiegelte, und auch jetzt, nachdem die Thätlichkeiten eingestellt waren, erhob sich dasselbe Geschrei. Mitten im tobenden Gewühl der Kurden, blieb uns nichts übrig, als ihre Partie zu ergreifen und das Benehmen unseres Mihmandar laut zu tadeln. Trotzdem verweigerte der Mann der gemißhandelten Frau uns den Eintritt in sein Haus und wies jeden Preis, den wir für ein Nachtquartier boten, hartnäckig ab. Wir hätten zweifelsohne die Nacht unter freiem Himmel zubringen müssen, wenn sich nicht ein anderer Bewohner unserer erbarmte.

Ali begleitete uns noch bis zur Stadt Suliman. Dort gab uns der Türkische Pascha einen angesehenen Mann zum Führer bis Bagdad mit, auch stellte er mehrere Diener zu unserer Aufwartung. Der neue Mihmandar, den Ibrahim mit einer sehr ausgedehnten Vollmacht versehen hatte, war außerordentlich auf unsere Bequemlichkeit und unsere Unterhaltung bedacht. Er war unerschöpflich darin, eine Kurzweil der anderen folgen zu lassen, lauschte die Wünsche uns an den Augen ab und bereitete unser Nachtquartier in den Moscheen, im Fall die Gebäude der Einwohner ihm nicht elegant genug schienen. So hatten wir hinlänglich Gelegenheit, in den genauesten Verkehr mit den Leuten jedes Ranges zu treten, ihre Zustände kennen zu lernen, von ihrem Ackerbau, ihren Gewerben und sonstigen Beschäftigungen uns zu unterrichten. Täglich versammelten sich um das Haus, in welchem wir unser Quartier aufschlugen, Haufen von Bauern, um uns Reis, Brod, Geflügel, Eier und Früchte anzubieten, und sie wurden bloß mißlaunig, wenn wir ihnen dafür Geld reichen wollten. Nichts hielt schwerer, als unserem Führer eine Summe als Geschenk für seine vielen Bemühungen aufzudringen.

Mannigfaltiges.

— König Lear. Die Engländer besitzen auch eine Art von Schröderschem Bühnen-Lear, nämlich einen zugestutzten, für den großen Haufen mundrecht gemachten, der in jedem Zoll — ein Theater-König ist. Der berühmte Mann, dem die Engländer dieses Kunstwerk verdanken, hieß Tate, war zu seiner Zeit ein poeta laureatus und starb bereits vor 150 Jahren; sein Werk aber lebte fort bis auf die jetzige Zeit, denn Quin, Booth, Barry, Garrick, Henderson, Kemble und Kean gaben nach einander seit dem Jahre 1681 Shakespeares König Lear, verballhornt von Tate. Hundertundfunfzig Jahre! Wer sollte glauben, daß die Geschmacklosigkeit eines ganzen Volkes, und zwar in Bezug auf seinen größten Dichter, von so langer Dauer seyn kann! Während auf unseren Deutschen Bühnen der schröderisirte Lear längst schon durch den echten Schlegel verdrängt war, spielten die Engländer immer noch ihren Tate! Endlich hat es Macready am 23. Mai 1834 zum ersten Male wieder gewagt, den König Lear so zu geben „as Shakespeare wrote it“ — wie ihn der Verfasser schrieb, nicht wie Tate ihn ballhornirte. Und das Wagestück gelang! Der restaurirte Lear ist eine der applaudirtesten Rollen Macready's geworden. Aber noch bleibt diesem viel zu thun übrig, um den zürnenden Schatten Shakespeare's völlig zu versöhnen. König Lear wird nämlich in England ohne die köstliche Rolle des Narren gegeben, ohne den Narren, den einzigen Menschen, der, den beiden Hyänen von Töchtern gegenüber, den alten Vater, und uns mit ihm, zu besänftigen weiß. „Wo ist mein Narr!“ frägt Lear vergebens. Herr Macready weiß keine Antwort darauf, als entweder, daß er keinen Schauspieler hat, dem er die schwere Rolle anvertrauen kann, oder daß er das Englische Publikum nur nach und nach wieder an Shakespeares kecke Gestalten gewöhnen darf. Aber Shakespeares zürnender Schatten! Er könnte auch Herrn Macready zurufen:

„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holt Du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Montag den 23. Juni 1834.

England.

Die Organisation einiger Thierpflanzen.

Herr Lister hat neulich der Königl. Societät zu London das Resultat seiner Untersuchungen mitgetheilt, die er im Verlauf des vorigen Sommers über die Organisation mehrerer Zoophyten in den südlichen Gebirgen Englands angestellt. Er stellte die einzelnen Thierpflanzen, jede in einem besonderen gläsernen Gefäße, in paralleler Ordnung vor seinem großen achromatischen Mikroskop auf, das er in horizontale Lage brachte. Um die Zoophyten in ihrem völlig gesunden und kräftigen Zustande beobachten zu können, war er besonders bemüht, das Seewasser in den Gefäßen durch neues, welches er mit einem Heber einfließen ließ, während ein anderer Heber das alte auf der anderen Seite entfernte, immer frisch zu erhalten. Bei einem Individuum von der Gattung Tubularia indivisa sah er mit Hülfe eines hundertfachen Vergrößerungsglases im Innern der Korallröhre ein Zusammenfließen von kleinen Theilen, die vollkommen der Circulation glichen, die man an einigen Pflanzen bemerkt. Die Richtung der fließenden Bewegung war den kleinen Spirallinien parallel, die man auf der Röhre wahrnimmt. Jeder Fluß nahm ungefähr die Hälfte vom Umfang der Röhre ein, trat auf der einen Seite aus dem Polypen heraus, auf der anderen drang er hinein. Die Theilchen, aus denen der Fluß sich bildete, waren von verschiedener Größe, einige sehr klein, andere etwas größer, einige waren von runder, andere ohne alle regelmäßige Gestalt. An den Punkten, wo die Korallröhre sich zusammenzieht, bildete der Fluß kleine Wirbel. Auch die Oeffnungen des Magens und des Mundes bilden eigenthümliche Strömungen; die eine zieht sich zusammen, während sich die andere erweitert, als ständen sie gegenseitig in Verkehr und ergänzten einander. Diese Art Ebbe und Fluth stellt sich regelmäßig nach einer Zwischenzeit von achtzig Sekunden ein. Bei allen Arten von der Gattung Sectularia, welche Herr Lister beobachtete, sah er Strömungen einer weichen Masse, welche sich in der Substanz der Polypen selbst und in ihrem Magen ausdehnte. Jedoch behauptete der Fluß in dieser Gattung nicht so unausgesetzt dieselbe Richtung wie bei der vorgenannten ersten. Nachdem er eine oder zwei Minuten lang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in Thätigkeit gewesen ist, wird er schwächer und steht alsdann still, oder verwandelt sich in eine unsichere Fluctuation; bald darauf tritt wieder ein erneutes Leben ein und die Strömung schlägt mit der vorigen Schnelligkeit nunmehr die entgegengesetzte Richtung ein, gerade so wie Ebbe und Fluth auf dem Meere wechseln. Hält man absichtlich an einer Stelle der Korallröhre die Bewegung auf, so setzt sich doch nichts desto weniger in den Zweigen der Thierpflanze die Strömung fort. Herr Lister behauptet, auch bei verschiedenen anderen Zoophyten, besonders bei den Gattungen Campanularia und Plumularia, ganz analoge Erscheinungen wahrgenommen zu haben. Sehr interessant ist auch, was er von dem Eierstock der Thierpflanzen und von den Bewegungen sagt, die dann stattfinden, wenn sich die Eier von dem Stocke lösen. In einigen Fällen hat es der junge Polyp schon zu einem gewissen Grade der Entwicklung gebracht, ohne sich jedoch schon abgesondert zu haben; plötzlich aber wird seine Substanz von dem Polypen selbst, der ihn erzeugte, verschlungen und verschwindet gänzlich. Solche Herausbildungen, die wieder in sich zurückgehen, wiederholen sich häufig. In verschiedenen Theilen derselben Gruppe sieht man nicht selten einen von den Polypen stufenweise verschwinden und sich auflösen, während eben dadurch vielleicht andere mit neuer Kraft aufschießen und eine reißende Anschwellung gewinnen. Im Innern dieser Thierpflanzen nahm jener Beobachter die Circulation einer flüssigen Masse wahr, deren kleine Theile mit denen, die sich im Blute der Thiere einer höheren Gattung befinden, die größte Aehnlichkeit hatten. Der ganze Prozeß dieser Circulation schien eine Absonderung und Vertheilung des Nahrungsstoffes nach den einzelnen Armen der Polypen zu bezwecken.

Frankreich.

Duplessis-Mornay, Heinrich's IV. Zeitgenosse.

(Schluß.)

Bald nach der Ermordung Heinrichs III. (1589.) war der erste wichtige Dienst, den Duplessis, seinem Herrn, dem nunmehrigen König von Frankreich, erwies, daß er sich des Kardinals von Bourbon bemächtigte, dessen Person die Liguisten aus selbstsüchtigen Absichten so sorgfältig bewachten. Obgleich er unpäßlich war, führte er doch seinen Plan mit einer Sicherheit aus, die die Bewunderung des Königs erregte. „Das nenne ich in der That einen Dienst", sagte er, „was Duplessis thut, ist nie halb gethan!" — Im folgenden Jahre (1590) starb der alte Kardinal, wodurch er seinen Neffen zwar von einem Nebenbuhler befreite, aber die Wuth seiner Feinde nicht besänftigte.

Im Jahre 1592 kam Duplessis wiederum nach England, um Unterstützung zur Fortsetzung der Belagerung von Rouen nachzusuchen, aber seine Sendung hatte nicht sogleich guten Erfolg. Obgleich Elisabeth gerechten Grund hatte, darüber zu klagen, daß ihre Truppen in Frankreich aufgerieben würden, — daß sie schon beträchtliche Summen zur Unterstützung der protestantischen Sache vorgeschossen — daß sie genug gethan habe und man es ihr nicht verargen könne, wenn sie nun nichts mehr thue, — so hatte Mornay doch Recht, daß er diese unglückliche Wendung seiner Angelegenheit einer mächtigern Ursache zuschrieb — nämlich der ängstlichen Besorgniß der Königin für den Grafen von Essex, dessen kostbares Leben sie nicht länger an der Spitze ihrer Truppen preisgeben wollte. Fast spaßhaft war es, wie sie bei jeder Audienz, die sie Mornay gab, sich über diesen Liebling äußerte; bei jeder Gelegenheit kam sie wieder auf den Grafen zurück, in einem Ton, der verletzte Neigung und beleidigten Stolz verrieth. „Sie wolle ihm (dem Grafen) schon merken lassen, daß er weniger Einfluß habe, als er glaube — sie sey allein Königin im Lande — und er sey einer der niedrigsten Unterthanen in demselben." Duplessis, der wahrnahm, wie die Sachen standen, ersuchte seinen Gebieter, dem Liebling die Rückkehr zu gestatten. Es geschah, und die begehrte Hülfe wurde unverzüglich geschickt.

Nun kommen wir zu dem ersten und zwar sehr wichtigen Schritt, den Heinrich ohne Mornay's Zustimmung that, — es war der Uebertritt zur katholischen Kirche. Da Heinrich sah, daß nur wenig Aussicht war, seine Feinde zu überwinden, da sie vom Papst und von Spanien aus durch Geld und Truppen unterstützt waren, daß seine Siege den Kampf nur in die Länge zu ziehen schienen; und daß, wenn er auch endlich seinen Zweck erreichte, Frankreich vernichtet, seine Städte geplündert, und seine fruchtbaren Ebenen mit Blut getränkt sein würden, — so entschloß er sich endlich, zu dem Glauben der Mehrzahl seiner Unterthanen zurückzukehren. Gleichwohl war auch dieses Unternehmen gewagt; es konnte seine treuen Freunde die Kalvinisten abwendig machen, ohne die Führer der Katholiken zu gewinnen. Die letzteren sowohl von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, als von seinem Entschlusse, die Herrschaft ihrer Kirche aufrecht zu erhalten, und dabei die Ersteren mit dem Uebertritt auszusöhnen, indem er ihnen ihre Rechte und Privilegien sicherte, dies waren offenbar einander widersprechende Aufgaben. Aber sollte einmal eine Partei entfremdet werden, so mußte es die schwächere sein. Das war die Stimme der Politik, bei welcher die Dankbarkeit schweigen mußte.

Die Leichtigkeit, mit der Heinrich übertrat, ist ein Beleg für die Richtigkeit der Bemerkung Montaignes (in den Memoiren des de Thou), der, selbst mit dem Könige persönlich bekannt, sein bisheriges Festhalten an dem Protestantismus nur politischen Rücksichten zuschreibt. Heinrich erklärte den Bischöfen, die er bei dieser Gelegenheit versammelt hatte, daß er schon zum Uebertritte entschlossen sey und dazu nur geringer Vorbereitung bedürfe. Von Kindheit auf an das Geräusch der Waffen und den Strudel der Zerstreuungen gewöhnt, war er ernster Ueberlegungen kaum fähig; und wahrscheinlich mußte er eben so wenig von dem Glauben, den er verließ, als von dem, zu welchem er sich jetzt bekannte. Was Wunder, daß weltliche Interessen bei ihm den Ausschlag gaben.

Sully spricht von diesem Schritte, an dem sein Rath den größten Theil hatte, mit sichtbarem Wohlgefallen. Er treibt seine Freisinnigkeit, oder vielmehr seinen Indifferentismus noch weiter, als sein Gebieter, so daß man einigen Grund hat zu zweifeln, ob er überhaupt religiöse Grundsätze gehabt habe; wenigstens hat er dieselben seinen politischen Grundsätzen untergeordnet.

Nicht so Duplessis. Bei der ersten Nachricht von Heinrich's Absicht war er eben so erstaunt wie betrübt. Er wiederholte die derben, aber nachdrücklichen Worte, daß er nicht begreifen könne, wie Jemand eine Religion mit der anderen vertauschen könne, als ob sie ein Hemd sey, und es stehe zu fürchten, daß dieser Tausch die Verfolgungen der Protestanten erneuern würde. Er schrieb einige nachdrückliche Vorstellungen, in welchen die Anhänglichkeit an seinen

Glauben ihn bisweilen die seinem Könige schuldige Achtung aus den Augen setzen ließ. Er behauptete, daß der Schritt vom Götzendienst zur Unduldsamkeit nicht so groß sey, als von der Wahrheit zum Götzendienst; und in mehr als einem Briefe deutet er verstohlen darauf hin, daß die aufgebrachten Kalvinisten sich wohl so weit vergessen könnten, einen anderen Beschützer ihrer Rechte zu suchen. In den Briefen jedoch an die Geistlichen und Vorsteher jener Konfession bedient er sich nur der Sprache der Gesetzlichkeit; und offenbar gingen seine Aeußerungen mehr aus Betrübniß, als aus Zorn hervor. In seinem Brief an de Lomenie (Th. 5, S. 510) beklagt er auf eine energische Weise die Lage des Königs. „Vom Grunde meiner Seele", schreibt er, „trauere und klage ich über den Abgrund, in den unser König gesunken; ich kann nicht ruhig dabei seyn. Sagen Sie ihm, ich bitte Sie, daß, wenn er irgend wünscht, seiner doppelten Knechtschaft, — der zeitlichen wie geistigen — zu entgehen, einer Knechtschaft, die mich so sehr betrübt, ich meinen Muth verdoppeln werde, ihm beizustehen, wenn gleich meine Treue keines Zuwachses mehr fähig ist. Sie (die Katholiken) geben ihm keinen Frieden im Staate, aber sie rauben ihm den des Gewissens; sie bringen die Empörer nicht zum Gehorsam, aber sie kühlen die Anhänglichkeit seiner treusten Freunde; sie setzen ihn nicht in seine Herrschaft ein, — denn diese zu verleihen, ist Gottes, nicht des Teufels Gnade — aber sie thun, was in ihren Kräften steht, daß er seinem himmlischen Reiche entsage. Betrübt bin ich, ihn so gestürzt zu sehen, so betrogen, so verrathen; und selbst unter den Katholiken finde ich keinen edlen Mann, der nicht mit mir übereinstimmte. Aber der Beschluß muß bei ihm beginnen; wir können nur seinen Willen thun."

Erst nach Verlauf von zwei Monaten nach des Königs Uebertritt erschien Duplessis wieder an seinem Hofe, und auch da nur auf den wiederholten ernstlichen Befehl Heinrich's. Nach seiner Ankunft zu Chartres (September 1593), wo sich der König damals aufhielt, blieb er drei Stunden mit ihm allein. Der König bemühte sich auf's Aeußerste, sich vor seinem treuen Diener zu rechtfertigen: er suchte zu beweisen, daß jener Schritt nicht die Sache der Klugheit, sondern der Nothwendigkeit gewesen sey; daß das Betragen seiner eignen katholischen Anhänger und die geringe Unterstützung, die er von den Protestanten erhalte, ihn an den Rand eines Abgrundes gebracht hätten, von dem keine andere Errettung möglich war; seine Zuneigung zu dem protestantischen Glauben und zu denjenigen, die ihm anhingen, sey dessenungeachtet immer noch dieselbe, und er hoffe, Gott werde gnädig gegen ihn seyn; endlich bezeigte er seine Hoffnung, daß es ihm einst möglich werde, eine Vereinigung zwischen beiden Religionen zu Stande zu bringen, die, nach seiner Ansicht, in wesentlichen Dingen viel weniger verschieden seyen, als die Erbitterung ihrer Verkündiger die Welt glauben mache. Mornay bemerkte erwiedernd, daß eine solche Vereinigung in Frankreich nicht eher bewirkt werden könne, als bis des Papstes Macht gestürzt wäre; daß selbst, wenn ein Französischer Papst erwählt würde, nichts Gutes von ihm zu erwarten sey; daß die zu einer Kirchenverbesserung noch so geneigten Päpste nach ihrer Erhebung auf den päpstlichen Stuhl die bittersten Feinde derselben geworden seyen, wie z. B. Pius II., Hadrian IV. u. A.; und daß, wie der Kardinal du Bellay wohl bemerkt habe, an diesem Sitze der Kinder des Verderbens eine Plage hafte, die augenblicklich auch solche befalle, die dem Anscheine nach die besten Männer gewesen seyen.

Es kann indeß nicht geleugnet werden, daß jener Schritt, als Einleitung zu einem allgemeinen Frieden, dem Lande die größten Segnungen verschafft hat. Die Mehrzahl des Volkes trug schon längst Verlangen nach dem Frieden; Niemand, als die ehrsüchtigen Häupter der Ligue, wünschte die Fortsetzung des Kriegs, und auch diese nur, um dadurch bessere Bedingungen vom Könige zu erlangen. Nach langen Unterhandlungen, in welchen von den Talenten und Erfahrungen Duplessis' oft Gebrauch gemacht wurde, unterwarf sich ein Haupt nach dem anderen, eine Stadt nach der anderen, und endlich stellte der Friede von Vervins mit Spanien und Savoyen (1598) die vollkommene Ruhe Frankreichs wieder her.

Dasselbe Jahr ist denkwürdig durch die Bekanntmachung des Edikts von Nantes, durch welches der König den Druck, unter welchem die Reformirten so lange geseufzt hatten, aufzuheben beabsichtigte, und welches, ehrlich und vollständig ausgeführt, jenen gewiß genügt haben würde. Aber des Königs Absichten wurden durch die Widerspänstigkeit und Unduldsamkeit der verschiedenen Parlamente und Gerichtshöfe, von denen einige die Ausführung des Edikts geradezu verweigerten, andere seinen Inhalt überschritten, zum großen Theil vereitelt. Und manche Anmerkung in der Korrespondenz von Duplessis beweist, daß die Protestanten nicht viel Ursache hatten, sich über die Thronbesteigung ihres früheren Glaubensgenossen zu freuen. Wir brauchen nur auf einen „Discours etc." (Bd. 7, p. 257) hinzuweisen, der im Jahr 1597 abgefaßt ist und aus dem hervorgeht, wie sehr ihre Geduld erschöpft war, und daß sie, unwillig über die geringe Anerkennung ihrer Dienste, beschlossen hatten, sich vom Könige loszusagen, und schon ihre Streitkräfte zurückzogen, während Heinrich mit der Belagerung von Amiens beschäftigt war. Mornay wird von Sully beschuldigt, bei dieser Gelegenheit zur Gegenpartei gehört zu haben. Doch wahrscheinlich ist diese Beschuldigung ungegründet; wäre sie es aber auch nicht, so würde es ihm wohl nicht schwer werden, sich vor sich selbst darüber zu rechtfertigen. Der Erfolg lehrte, daß der von den Hugenotten eingeschlagene Weg der richtige war. Furcht mußte erringen helfen, was von der Dankbarkeit nicht zu erlangen war.

So zahlreich auch Duplessis' Feinde am Hofe waren, so blieb doch, wie beharrlich sie sich auch bemühten, ihm die Ungnade seines Gebieters zuzuziehen, Heinrich's Hochachtung und Dankbarkeit gegen ihn lange unerschüttert. Als z. B. gegen das Ende des Jahres 1597 ein Edelmann, Namens St. Phal, der, von Duplessis beleidigt, vergebens von ihm eine Ehrenerklärung gefordert hatte, in seiner Leidenschaft so weit gegangen war, ihn zu Angers auf offener Straße mit einem Stocke anzufallen — zeigte sich keiner so bereit, wie der König, ihm Genugthuung zu versprechen. Der Brief, den er bei dieser Gelegenheit schrieb, macht seinem Herzen Ehre:

„Fontainebleau, den 8. November 1597.

Lieber Duplessis! — Außerordentlich entrüstet bin ich über die Kränkung, die Sie erfahren haben; ich bin als König wie als Freund durch dieselbe mit verletzt. In ersterer Eigenschaft werde ich nicht unterlassen, Ihnen wie mir Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen. Stände ich nur in der zweiten Eigenschaft da, würde keiner bereitwilliger sein Schwert ziehen und für Sie sein Leben wagen, als ich. Seyn Sie versichert, daß ich Ihnen in dieser Angelegenheit dienen werde als Ihr König, Gebieter und Freund Heinrich."

So empfindlich war Mornay aber auch gegen Kränkung — so bemüht, seine Ehre zu rächen — daß er allen einflußreichen Verwandten und Freunden schrieb und in sie drang, ihm beizustehen, seinen Beleidiger vor Gericht zu ziehen oder wenigstens Genugthuung von ihm zu erlangen. Die Folge davon war, daß nicht allein der König, sondern auch die mächtigsten Unterthanen, Katholiken wie Protestanten, sich der Sache Duplessis' annahmen, indem alle Eifersucht und, was mehr ist als dieses, aller Religionshaß auf den gebietenden Ruf ritterlicher Ehre beigelegt wurde. Mornay verfolgte diese Angelegenheit fast ein Jahr hindurch mit solchem Ernst, als ob das Schicksal des ganzen Königreichs davon abhinge, und beendigte sie in der Gegenwart des Königs und seiner Edeln auf eine Weise, die dem verwundeten Stolze unseres muthigen Hugenotten wohlthat. Mit sichtbarem Wohlgefallen verweilt sein Biograph bei der ausführlichen Beschreibung der großartigen Feierlichkeiten bei Gelegenheit dieser Ehrenrettung. Für uns haben diese Dinge eben so wenig Interesse, wie die massenhaften Belege dafür, die mit abgedruckt sind, und überhaupt erscheint dieser große Mann bei keiner anderen Begebenheit seines Lebens so klein, wie gerade bei dieser. Sed errare humanum est.

Doch zum Unglück für Frankreich wurden die Bande des Vertrauens und des guten Vernehmens, welche so manches Jahr hindurch zwischen Heinrich und diesem Freund und Rathgeber seiner Jugend bestanden hatten, immer lockerer, obschon jener nicht aufhören konnte, ihn zu achten. Mornay's rastlose Thätigkeit zu Gunsten seiner Religionsgenossen, der hohe Posten, den er einnahm, nicht nur als ihr Unterhändler, sondern auch als ihr Vorkämpfer in religiösen Streitigkeiten, machten ihn der katholischen Partei besonders verhaßt und entfremdeten ihm allmälig das Zutrauen des Königs. Im Jahre 1598 gab er seinen Traktat über die Einsetzung des heiligen Abendmahls heraus, in welchem er die einzelnen Lehren der katholischen Kirche angriff und wie D'Andelot, der Bruder Coligni's, zumal die Messe für eine Gotteslästerung erklärte. Seine Freunde, die es voraussahen, welchen Widerspruch seine kühnen Ansichten ihm zuziehen würden, baten ihn, diese Schrift anonym herauszugeben; aber sie vergaßen, daß sie mit einem Manne zu thun hatten, der, wenn er glaubte, sich einer Pflicht zu entledigen, stets die Folgen unbeachtet ließ. Das Buch machte größeres Aufsehen, als er gedacht hatte — nicht nur bei der Französischen Geistlichkeit, die es an einigen Orten durch Henkersband verbrennen ließ, sondern auch in Rom. Der päpstliche Legat verlangte seine Unterdrückung; der Papst selbst verringerte noch um ein Beträchtliches den Ueberrest der Gunst, die Heinrich noch gegen den Verfasser hegte, und da es damals des Königs besondere Politik war, sich den päpstlichen Stuhl zu befreunden, so konnte er dazu getrieben werden, seinen alten treuen Freund preiszugeben.

Aber nicht allein die Lehren in Mornay's Werken griff man an; man erklärte, viele seiner Citate seyen unrichtig oder falsch ausgelegt, und auch dagegen mußte sich der Verfasser erheben, indem er sich zur Widerlegung bereit zeigte. Sein Hauptgegner war der Bischof von Evreux, der später so berühmte Kardinal du Perron, der mit päpstlicher Erlaubniß eine öffentliche Disputation zu Fontainebleau in Gegenwart des Königs gegen ihn ansetzte.

Frau von Mornay klagt, offenbar mit Grund, bitter über die Parteilichkeit, die Heinrich hier für den Bischof zeigte, indem er sich durch einen um jeden Preis über das Haupt der Kalvinisten erworbenen Sieg dem Papste gefällig zeigen wollte; ferner darüber, daß Casaubonus und andere Anwesende nicht zum Richten, sondern zum Auslegen und Bestätigen der Citate aufgefordert wurden, und daß der Monarch sich selbst das Recht vorbehalten habe, zu entscheiden, wer der Sieger sey.

Die Zusammenkunft fand im Mai 1600 Statt; der Ruhm des Sieges wurde vom Könige dem Bischof ertheilt, der hoch erfreut Sully fragte, „was halten Sie nun vom Papste?" „Das er noch viel besser ist, als Sie glauben", erwiederte der kluge Minister, „da er dem Bischof so eben den Kardinalshut verliehen hat" — eine Weissagung, die jedoch erst vier Jahre später in Erfüllung ging.

Wahrscheinlich war diese ganze Sache eine Hofintrigue, um auf Mornay's Kosten die päpstliche Partei zu heben; und er selbst wurde durch ihren üblen Ausgang so sehr ergriffen, daß er in eine tödliche Krankheit verfiel. Dennoch wurde er bald wieder hergestellt, und nun war seine erste Sorge, selbst während er noch zu Fontainebleau auf dem Siechbette lag, mit dem Beistande seines Sohnes und einiger Freunde, einen kurzen Bericht über den Hergang der ganzen Disputation abzufassen und diesen unter seine Glaubensgenossen zu vertheilen.

Von dieser Zeit an sprach Duplessis zwar noch zuweilen mit dem Könige, wechselte auch noch einige Briefe mit ihm; aber selten wurde er in wichtigen Angelegenheiten befragt und noch seltener durch Kö-

nigliche Gnadenbezeugungen erfreut. Dies ist ein Flecken im Andenken des Königs, der, wenn die Politik ihm verbot, sein Vertrauen einem Hugenotten zu schenken, doch durch Dankbarkeit dazu verpflichtet war, einen eifrigen und treuen Freund zu belohnen, der in seinem Dienste ergraut war. Mornay klagte, daß er nach 25jähriger Arbeit für den König nicht im Stande sey, seine Schulden zu bezahlen, oder eine Ruhe Landes zu kaufen. „Ich ziehe mich zurück", schreibt er an seinen Freund Lomenie, „ohne irgend eine Belohnung, ohne ein Haus, um darin zu wohnen, ohne ein Amt oder eine Versorgung; unglücklich ist aber nur derjenige, der allein den Menschen gedient hat, aber ich habe Gott gedient und seine Belohnungen sind sicher."

Im Jahre 1602 entging Duplessis kaum der Gefahr, ermordet zu werden, während er in der Kirche von Saumur dem Gottesdienste beiwohnte. Es scheint, daß ein gewisser Anastasius de Vera, ein nichtswürdiger fanatischer Mönch aus Sizilien, zwei junge Leute aufgereizt hatte, denjenigen, der der Kirche Gottes so vielen Schaden zugefügt hatte, umzubringen. Der Versuch wurde vereitelt durch die Gewissensbisse des einen der Mörder, gerade in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, den tödtlichen Streich auszuführen: alle drei Schuldige wurden eingezogen, verhört — der Mönch wurde hingerichtet, der eine der jungen Leute in die Verbannung und der andere auf die Galeere geschickt.

Drei Jahre später hatte Duplessis das größte häusliche Unglück, das ihn je getroffen, zu erleiden, durch den Tod seines einzigen Sohnes, Philipp, eines talentvollen Jünglings, der die schönsten Hoffnungen erregt hatte. Er fiel bei der Erstürmung der Hauptstadt Geldern's in der Armee, die Prinz Moriz gegen Marquis Spinola befehligte. „Ich habe keinen Sohn mehr", rief der gefaßte, aber tief betrübte Vater bei der Nachricht aus, „ach, bald hab' ich auch keine Gattin mehr!" Seine Worte waren prophetisch: dieses Ereigniß wurde die Ursache ihres Todes. Dennoch äußerte auch sie in wahrhaft ritterlichem Sinne: „In gerechter Sache und ehrenvollem Kampfe zu sterben — welch' ein Glück für den, der in der Kirche Gottes geboren, in seiner Furcht erzogen und schon in frühem Alter durch Tugend ausgezeichnet ist! Aber unsere Betrübniß kann nur durch den Tod enden.".

Allgemeine Theilnahme erregte dieser Unfall, und auch der König, ohne Rücksicht auf das gespannte Verhältniß, schrieb ihm folgende Zeilen: „Ich fühle Ihren Verlust, der zugleich der meine ist, ich fühle ihn, wie es einem wohlwollenden Herrn Bedürfniß ist, und der bin ich Ihnen, wie ich es Ihrem Sohne war. Ich hoffte, er würde Ihre Treue und Dienstbeflissenheit nachahmen, so wie er Ihre Tugenden nachgeahmt hat. Trösten Sie sich aus Liebe zu mir, und wie Ihre eigene Weisheit und Standhaftigkeit es erfordert." — Diese erneute Freundlichkeit des geliebten Königs tröstete in der That den treuen Diener: sie fiel auf das Herz des alten Mannes, wie der Regen auf trocknen Boden.

Nur vier Monate überlebte die Mutter ihren Sohn, und dieser zweite Schlag war für Duplessis eben so schmerzhaft als der erste, fast übermannte er ihn. „Du kannst Dir denken", schreibt er an Casaubonus, „wie groß meine Betrübniß ist; ihre Bitterkeit ertrage ich, so gut ich kann, und finde meinen einzigen Trost in Gott. Ihm soll der Rest meiner Tage geweiht seyn, der, wenn noch so kurz, mir doch zu lang seyn wird." Dennoch milderte auch seinen Kummer die Zeit; die Verpflichtungen eines jeden Tages erforderten seine Thätigkeit; menschlichen Leidenschaften abgestorben, ganz der Religion lebend, setzte er seinen ausgebreiteten Briefwechsel mit den größten und weisesten Leuten seiner Zeit fort, mit weniger Antheil für die Personen, mit denen, als für die Gegenstände, über die er sprach.

Aber bei der Ermordung Heinrich's IV. brach die Liebe, die Alter und Zurücksetzung in Duplessis' Herz zu erlöschen gedroht hatte, wieder in ihrer ganzen Fülle hervor. Der junge König und die Königin Mutter baten ihn, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, seine Glaubensbrüder dazu geneigt zu machen, dem Sohne denselben Gehorsam wie einst dem Vater zu erweisen. Rührend ist seine Anrede an die zu Saumur versammelten Pfarrer und Gemeindevorsteher; Thränen flossen über seine gefurchten Wangen, als er das Schicksal seines ermordeten Herrn betrauerte.

„Unser König — der größte König, den die Christenheit seit fünf Jahrhunderten gehabt hat — der so viel Ungemach, so viele Gefahren bei Belagerungen, Schlachten und meuchelmörderischen Anfällen glücklich bestanden hat, ist doch endlich durch den Dolch eines Elenden gefallen, der dadurch den ganzen Staat in Trauer versenkt hat." — Darauf vermahnte er sie, dem neuen König und der Königin Mutter, als Regentin, den Eid der Treue zu leisten und fährt dann fort: „Ich gebe Euch voran und leiste vor Gott diesen Eid. Nichts will ich mehr von Hugenotten und Papisten hören; verpönt sind diese Worte in unseren Gesetzen: aller Haß verschwinde aus unseren Herzen. Und gäbe es auch kein Edikt, aus Liebe zum Vaterlande, zu unseren Angehörigen und zu uns selbst müßte ein solcher Haß für immer verlöschen."

Leider gereichten die von der Regierung ergriffenen Maßregeln nicht zur Zufriedenheit der Nation, am wenigsten der Reformirten, denen Alles, nur nicht Milde gezeigt wurde. Aber man schmeichelte Duplessis, wegen seines außerordentlichen Einflusses auf die Protestanten, lange Zeit, indem man ihn mit eiteln Hoffnungen hinhielt. Sein Herz trauerte bei den Uebeln, die er herannahen sah, und tiefer Unwille bewegte sein edles Gemüth bei den tyrannischen Handlungen und der frechen Treulosigkeit, die sich das unwissende, unfähige und nichtswürdige Ministerium gegen die Bekenner des reformirten Glaubens gestattete. So groß war sein Unwille, daß er in seinen Streitschriften Jakob I, den „Hüter des Protestantismus", zu einem Vernichtungskrieg gegen den Antichrist auffordert. Die Erwiederung des Königlichen Pedanten auf diese Aufforderung ist charakteristisch; sie lautete folgendermaßen:

„Wir müssen etwas sagen über die Ermahnung, die Sie an uns gerichtet haben, in Ihrem Briefe sowohl wie in der Vorrede zu Ihrem Buche, daß wir künftig die Feder verlassen und, mit dem Schwert in der Hand, den Antichrist aus seiner Veste vertreiben sollen. Aber obgleich wir die Glut Ihres Eifers loben, zumal in Betracht Ihrer greisen Jahre, so bitten wir doch, zu überlegen, daß wir weder in der heiligen Schrift, noch in der Lehre oder dem Beispiele der ursprünglichen Kirche, besonders in ihrer größten Reinheit, irgend eine Berechtigung finden können, uns aus bloß religiösen Gründen zu einem Offensiv-Kriege gegen irgend einen Fürsten oder einen Potentaten, mögen sie geistlich oder weltlich seyn, zu erheben. Außerdem haben wir keinen Grund, zu erwarten, daß unsere Kraft allein für die Ausführung einer so großen Unternehmung hinreichen wird, und noch weniger in diesen späten Zeiten die Hoffnung auf Wunder." (Thl. XI, S. 309.)

Verfolgungen machen oft selbst den Mildesten unduldsam und den Philosophen zum Fanatiker. Dies war der Fall mit Mornay, der dessenungeachtet seinem Könige ergeben blieb, obgleich er sich nicht scheute, ernste Vorstellungen zu machen, wenn Bitten sich unwirksam zeigten. „Der verstorbene König, Euer Vater", schrieb er an Ludwig XIII., „würde diese neuen Minister in die Schule geschickt haben, weil sie, wie unwissende Quacksalber, brennen und schneiden, um eine leichte Erkältung abzuwenden, und, ohne sich lange zu besinnen, einen Arm von dem anderen trennen."

Im Jahre 1621 wurde die Vernichtung der Protestanten durch die Regierung beschlossen. Der König stellte sich an die Spitze seines Heeres, um Rochelle, das festeste Bollwerk der Reformirten, zu bestürmen. Zur Ausführung dieses Plans war die Besetzung von Saumur, wo Mornay seit so vielen Jahren Gouverneur gewesen war, wegen seiner Lage und Festigkeit, nothwendig. Der König schrieb ihm, indem er ihm seine Absicht, während einiger Zeit daselbst zu bleiben, zu erkennen gab und ihn versicherte, daß er an diesem Orte nicht die geringste Veränderung vornehmen werde. Mornay, sich auf das Fürstenwort verlassend, traf Zurüstungen für den Empfang des Hofes; aber die treulose Absicht dieses Besuchs bemerkte er erst, als ihm 100,000 Kronen unter der Bedingung, daß er die Festung dem Könige ausliefere, angeboten wurden.

„Wäre ich ein Mann, der sich bestechen läßt" erwiederte der Patriot im Unwillen, „so hätte ich Millionen gewinnen können, aber ich habe immer mehr dafür gesorgt, der Reichthümer und Ehren würdig zu seyn, als sie zu erwerben."

Jedoch es war im Rathe des Königs entschieden, daß der Platz ausgeliefert werden solle; und die Minister sandten einen gemessenen Befehl dazu ab. Aber wider ihren Willen wurden ihre Herzen gerührt, da sie so den alten Krieger und Staatsmann der einzigen Belohnung, deren er für seine glänzenden Dienste genoß, beraubt sahen. Er zog sich auf sein Schloß la Foret-sur-Sèvre zurück. Hier schrieb er einen nachdrücklichen Brief an den König, den er indessen auf inständiges Bitten seiner Freunde nicht abschickte. Er bat darin um die Erlaubniß, mit seiner Familie (er hatte mehrere Töchter und durch diese eine zahlreiche Nachkommenschaft) und den irdischen Ueberresten seiner Vorfahren, Frankreich zu verlassen, und fügte hinzu:

„Vielleicht wird man auf mein Grab schreiben: Hier liegt ein Mann, der im 73sten Jahre seines Lebens, von denen er 46 Jahre dem Dienste zweier großen Könige ohne Tadel geweiht, für kein anderes Verbrechen, als weil er seine Pflicht gethan hat, gezwungen wurde, im fremden Lande seine Ruhestätte zu suchen."

Er starb den 11. November 1623.

Die Aussagen seiner Zeitgenossen, der Katholiken wie der Protestanten und die Menge seiner Schriften zeigen uns eine so seltene Vereinigung von Talenten, Tugenden, edlen Grundsätzen und Einsichten mit so wenig Zusatz menschlicher Schwäche, daß Duplessis-Mornay als ein in seiner Art einziger Charakter in der Geschichte erscheint.

Wir schließen diesen unvollkommenen Entwurf mit den Worten eines beredten Schriftstellers, Lacretelle's, welcher in seiner Histoire des Guerres de la Religion folgendermaßen von ihm spricht:

„Unter allen Gefährten Heinrich's von Bourbon war der strenge Duplessis-Mornay derjenige, der den größten Einfluß auf seine Pläne und die größte Herrschaft über seine Seele ausübte. Dieser stoische Protestant erkannte früh, daß halbe Tugenden sich als einen schwachen Damm gegen die Laster seiner Zeit erweisen würden. Er war zugleich ein vollendeter Krieger, ein bewunderungswürdiger Staatsverwalter und ein aufrichtiger und tiefer Politiker. Durch ihn schrieb Heinrich seine Manifeste, seine Briefe an den König, die Edeln und den dritten Stand, die einzigen Dokumente jener Zeit, in denen wir ein Herz erblicken. In ihnen entspringt die Beredtsamkeit aus dem Adel der Gesinnung; selbst jetzt, nachdem eine Reihe großer Schriftsteller die Französische Sprache gereinigt und verschönert hat, kann doch kein Manifest lebhaftere und kräftigere Ausdrücke aufweisen."

Bibliographie.

Des destinées de la poésie. — Von Alphons von Lamartine. 2 Bde. (Auszüge daraus befinden sich bereits in Nr. 51 und 56 des „Magazins" unter der Ueberschrift: „Bilder des Orients".)

Histoire du Privilége de St.-Romain, en vertu duquel le privilége de la cathédrale de Rouen délivrait anciennement un meurtrier tous les ans, le jour de l'Ascension. — Von A. Floquet, in Rouen. 2 Bde. 10 Fr.

Histoire de mes Rélations et de mon Procès avec le libraire Wurtz, suivant lui, propriétaire, et, suivant la vérité, simple éditeur de mon livre: De la Législation civile, commerciale et criminelle de la France, etc. Vom Baron Locré.

Lyon et Paris en avril 1834, précédé, etc. 1 vol. in-18, avec un plan de Lyon. — 1 Fr. 50 C.

Aegypten.

Aegypten im Jahre 1834.

(Schluß.)

Europa hat stets in Aegypten nichts als Mehmed Ali gesehen, und dieser Fürst hat seinerseits wiederum in seinem Lande nichts als sich selbst gesehen. Zwei Generationen wurden von ihm für seine Armee, für seine Flotte und für das Graben seiner Kanäle in Beschlag genommen.

Dieses schreckliche Auftreiben alles Menschen-Kapitals nöthigte ihn bald, seinen Sohn Ismail fünfhundert Meilen weit oberhalb Siena nach Soldaten auszuschicken; er hat die beiden Nubien, Sennaar und Kordofan entvölkert; ganze Dörfer, Kinder, Weiber und Greise wurden ausgehoben, und alles dies ohne irgend einen Vortheil für Aegypten; denn täglich werden noch jetzt vor den Thoren Kahiras und selbst auf den Straßen in der Stadt Ackerbauer und Arbeiter aufgegriffen, um die Lücken auszustopfen, die durch beständiges Desertiren und durch Krankheiten in den Regimentern des Vice-Königs von selbst entstehen. Es wird genügen, wenn wir ein Beispiel unter tausenden hervorheben, um zu zeigen, wie weit sich die Civilisations-Versuche dieses Fürsten erstrecken und wie die Lage dieses Landes beschaffen sey, das er zu civilisiren vermeint.

Im Laufe des Jahres 1826 sah sich der Vice-König einmal genöthigt, 12,000 Mann rekrutiren zu lassen. Sogleich wurden von einem Ende Aegyptens bis zum anderen ganze Familien von den Behörden in allen Dörfern aufgegriffen und nach dem Lager von el Chanqah fortgeschleppt. Bald waren alle Straßen von Unglücklichen bedeckt, die nackt, paarweise an einander gebunden, mit schweren Fesseln am Halse und am Arm beladen, von Reitern getrieben wurden, die man zu diesem grausamen Gendarmeriedienst abgerichtet. Einige jener Unglücklichen mußten beinahe zweihundert Meilen marschiren; den Meisten folgten die Frauen und die Kinder; Hunger und Mattigkeit hatte sie aufgerieben, ehe sie noch am Ziele angekommen waren. Als sie auf einem Platze zusammen waren, ließ man sie in einer ungeheuren Saudedene in eine Reihe treten, worauf dann die Offiziere die Musterung begannen. Wir fügen das offizielle Resultat der Musterung hier bei:

Angelangte, aber nicht angenommene und wieder zurückgeschickte Rekruten	36,000
Angenommene Rekruten	12,000
Frauen, Mädchen, Kinder und Greise, von denen ein Drittheil im Lager zurückblieben	22,000
Totalsumme	70,000

Auf diese Weise, waren 70,000 Unglückliche auf eine Zeit von beinahe vierzig Tagen mit Verlust ihrer Aernten und aller Subsistenzmittel aus ihren Wohnungen getrieben, um den Truppen des Vice-Königs 12,000 Rekruten zu verschaffen. Das ist aber noch nicht Alles; jene als zum Kriegsdienste untauglich Zurückgeschickten sind mit dem einen beschwerlichen Marsche nicht etwa für immer davon frei geworden. Sobald es vielmehr zu einer neuen Werbung kommt, sieht man dieselben Unglücklichen von neuem mit einem Stricke am Halse auf denselben Märschen herbeischleppen; man hatte sie als Schwächlinge, Einäugige oder Lahme zurückgewiesen; ihre körperliche Beschaffenheit hat sich seit der Zeit noch gar nicht verbessert; allein das thut zur Sache nichts, bei jeder neuen Rekrutirung werden sie wieder fortgeschleppt, ohne Zweifel nur um mitzuzählen. Weder das Alter noch die Ehe gewähren einen Schutz dagegen; ein Mann von funfzig Jahren, wenn er nur gesund und bei Kräften ist, ein Familienvater mit einem Hause voller Kinder, Alle werden auf gleiche Weise ausgehoben. Im letzteren Falle folgt die ganze Familie ihrem Hausvater nach der Garnison und nach dem Lager und erhält eine Zugabe-Ration.

Im Jahre 1830 waren zu Alexandrien mehrere Kriegsfahrzeuge, die man in einem Europäischen Hafen hatte bauen lassen, angekommen; es fehlte an Matrosen. Auf der Stelle ließ der Gouverneur von Alexandrien alle Eselstreiber in der Stadt, so wie alle Fellahs von drei Meilen in der Runde aufgreifen, und in einer Zeit von drei Tagen war jedes der neuen Fahrzeuge vollkommen bemannt.

Wir wollen gar nicht von dem berüchtigten Bau des Kanals Mahmudjeh sprechen; es ist bekannt, daß 200,000 Fellahs acht ganze Monate daran arbeiteten, ohne während der Zeit ein Obdach oder irgend eine Ration zu erhalten, ohne andere Werkzeuge als ihre eigenen Hände; man weiß auch gar wohl, daß die Leichname von zwanzig Tausenden, die vor Hunger und Elend umgekommen waren, zur Erhöhung der steilen Ufer mit beitragen mußten.

Könnten die Einwohner Aegyptens aus diesem Lande der Verzweiflung entfliehen, so ist es wahrscheinlich, daß beide Ufer des Nils heutzutage schon ganz unbewohnt wären; allein da sie im Norden durch das Mittelländische Meer, im Süden durch die Einöden Nubiens, im Westen durch die Libyschen Sandwüsten und im Osten durch das rothe Meer abgesperrt sind, so bleibt ihnen keine andere Zuflucht gegen den wüthenden Despotismus der Unterbeamten Mehmed Ali's, als die in den alten verfallenen Gebäuden in den Städten. Mit jedem Tage gehen neue Dörfer zu Grunde, ihre Bevölkerung ist auf einmal verschwunden; diese häufigen Auswanderungen kommen den großen Städten zu Gute; so hat zum Beispiel Kahira heutzutage eine fast noch einmal so starke Einwohnerzahl, als es vor zwanzig Jahren gehabt.

Indessen müssen wir doch bemerken, daß wenn auch Mehmed Ali in unseren Augen, die wir in Europäischer Weise zu denken und zu handeln gewöhnt sind, täglich an der Civilisation und an der Humanität sich vergeht, man ihm doch wiederum keine so große Vorwürfe machen kann, wenn man das System seiner Politik sowohl als seiner Verwaltung vom orientalischen Gesichtspunkte aus beurtheilt. Denn im Orient sind die Plünderungen des Eigenthums, die Handels-Monopole, die Unterjochung der Bevölkerung lauter Dinge, die das gemeine Recht anerkennt. Das Individuum als politisches Mitglied hat kein besonderes Recht; nur ein einziges Recht ist gültig und heilig, das ist das Recht des Herrschers, sey es auf einen Sieg, auf Erbschaft oder auch wohl gar auf Usurpation gegründet: „Denn", sagt der Koran, „Allah verleiht den Sieg, wem er will, und läßt nur den herrschen, den er auf dem Throne erhalten will." Auch fühlt das Aegyptische Volk gar nicht einmal seine Bedrückung, in dem Maße, wie wir Mitleid mit ihm empfinden, es empört uns, wenn wir es in einem solchen Elend, in einer solchen Erniedrigung sehen; dagegen bei ihnen drängt sich dies schmerzliche Gefühl gar nicht einmal auf; sie leiden, ohne darüber zu klagen, sie leiden in ihrer Verzweiflung und Resignation, gleich den Kranken, die sich einer unvermeidlichen Amputation unterziehen.

Diejenigen, welche Mehmed Ali genau kennen, stimmen übrigens alle darin überein, daß dieser Fürst nie ernstlich auf die Rolle und den Namen eines Civilisations-Beförderers Anspruch gemacht; einheimische oder fremde Höflinge legen ihm diesen Titel bei, und er läßt es hingehen. Die Verpflanzung Europäischer Kultur-Erzeugnisse nach Aegypten war ihm immer nur ein Mittel, nie ein Zweck. Denn wie wir schon erwähnt haben, ist Aegypten in seinen Augen, bei allen seinen Handlungen und Unternehmungen nichts weiter als sein Ich. Was Europa anbelangt, so hat er von seiner ganzen Civilisation nur nach Einem Resultate gestrebt: das waren einige Bataillone, die Peletonfeuer geben und im Carré sich bewegen können; er hat seit langer Zeit nur Einen Menschen in Europa gesehen und bewundert: das war der General Bonaparte.

Mehmed Ali hat, wie einige seiner Vertheidiger behaupten, in Aegypten nur den vorgefundenen Despotismus der Türkischen Paschas, seiner Vorgänger und Genossen bestehen lassen; und dazu hat er noch, sagen Jene, Saamenkörner der Civilisation ausgestreut, die erst später einmal in dem Lande zum Gedeihen kommen werden.

Allein man civilisirt nicht Sandwüsten, sondern Menschen; Mehmed Ali aber entvölkert Aegypten von Tage zu Tage immer mehr und verwandelt es in lauter Einöden. Was seine völlig uneingeschränkte Herrschaft über seine Unterthanen betrifft, so dürfen wir nur daran erinnern, daß er seine höchste Gewalt weder dem Erbrecht, noch einem Siege, noch dem Willen des Sultans, sondern dem Beschlusse des Volkes zu verdanken hat; daß es seinen Vorgänger Churschid im Namen der verletzten Freiheit, im Namen der beleidigten Menschenrechte, des Thrones entsetzte, und daß endlich die Scherifs und Einwohner von Kahira ihn erst dann zum Vice-König wählten, nachdem er die Verpflichtung durch und für das Volk zu herrschen eingegangen war.

Nur Ein Gedanke vermag uns bei dem trüben Bilde des gegenwärtigen Aegyptens Trost einzuflößen. Dies ist das Walten der göttlichen Vorsehung. Mehmed Ali hat in Folge seines persönlichen Interesses die Schranken gebrochen, die bisher den Orient vom Occident geschieden; es findet gegenwärtig zwischen beiden eine gemeinschaftliche Verbindung, ein wechselseitiger Austausch der Ideen statt: und das ist das Wesentliche. Hat auch Mehmed von unserer Civilisation nur das angenommen, was seiner Politik zusagte, so werden doch die Völkerschaften bald das für sich nehmen, was ihr Interesse erheischt. Der allgemeinen menschlichen Bildung war stets in der Geschichte dieser Weg vorgezeichnet; sie schreitet fort vom Bekannten zum Unbekannten; Aegypten wird von diesem allgemeinen Gesetze keine Ausnahme machen.

Uebrigens ist die Gewalt Mehmed Ali's mit seiner eigenen Person eng verbunden. Aegypten ehrt in ihm ein Glück, das noch jetzt alle Einbildungskraft in Erstaunen setzt. Aber es ist sehr zu bezweifeln, daß das von ihm so mühsam errungene Reich ihn auch überleben werde; Ibrahim besitzt zwar, wie sich nicht leugnen läßt, einen kräftigen Arm und einen gewaltigen Kopf, allein schon ist er durch die Anstrengungen des Krieges gebrochen; auch hat er sich durch seinen Zorn und seine Strenge den Haß mehrerer seiner Unterbefehlshaber zugezogen, der ohne Zweifel nicht ohne Nachtheil für ihn im Falle einer Thronbesteigung zurückwirken muß.

Was wird einmal aus dieser ungeheuren Erbschaft werden? Es ist nicht leicht, diese Frage der Zukunft zu lösen. Indeß wollen wir uns nicht abhalten lassen, unsere Vermuthung darüber hinzuwerfen. Die Arabische Halbinsel wird, wie es uns scheint, von neuem einer einheimischen Regierung, der Herrschaft der Wechabiten, zufallen. Syrien, zu mächtig für das durch einen Erbfolgekrieg in sich zerrissene Aegypten, dagegen zu schwach, um sich unabhängig zu behaupten, dieses Land wird ohne Zweifel wieder unter die Gewalt des Großherrn gerathen. Was aber Aegypten selbst anbelangt, so ist es nicht unmöglich, daß sich neue militairische Dynastieen, neue Mammelucksche Milizen in demselben bilden; wenigstens wird das immer der Fall seyn, so lange nicht etwa in Folge einer Erschütterung in Europa die Türken aus Konstantinopel verjagt und der Thron des Sultans zu Kahira wieder aufgerichtet werden sollte. Was jedoch die Gegenwart anbelangt, so dürfen wir nur noch hinzufügen, daß, wenn einerseits Mehmed Ali derjenige Fürst ist, dessen Gewalt als die mächtigste im Orient sich bewährt, Aegypten andererseits das am meisten unterdrückte und unglücklichste unter allen muselmännischen Ländern ist.

* Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Mittwoch den 25. Juni 1834.

England.

Erinnerungen eines alten See-Capitains.

Von Flexible Grummet.

I. Der erste Ausflug.

Wer weiß nicht noch, wie vor dreißig Jahren, vor unseren hungerigen Zeiten, ein ordentlicher Ostindienfahrer aussah! Wie herrlich, wenn von Bengalen oder dem himmlischen Reiche des Theebaums und der kleinen Schuhe ein Schiff frisch einlief in den Hafen von Deptford, und nun seine Kajüten ihren bunten Vorrath auskramten, wie ein Bazar in Kalkutta! Da konnte man noch Geschäfte machen, ohne die Quälereien von Zöllen und Abgaben; denn jeder Zollbeamte trug eine Nebelbrille mit einem Ueberhang von Banknoten. In jenen Tagen des Glücks störte nichts den ehrlichen Handel — kein Eingucken in fremde Angelegenheiten — kein Ausleeren der Mantelsäcke mit schmutziger Wäsche — kein Auftrennen der Matratzen — kein Nachspüren nach falschen Böden in den Koffern — kein Anhämmern an die Schiffsballen, um geheime Schranke darin zu entdecken. Jeder konnte da sein bescheidenes Theil verdienen; und war Einer tölpisch genug, sich ein Ungemach zuzuziehen, nun wohl, so war die Waare fort, und damit war es aus. Aber jetzt muß so ein armer Schelm schwere Strafe bezahlen, oder er wird in ein Loch gesteckt, als wenn die Freiheit des freien Engländers um nichts besser wäre, als ein Bündel abgetragener Hosen.

Ein merkwürdiger Anblick war es, zu sehen, wie in düsterer Finsterniß, unter Kanonengestellen und altem Gerümpel, Matrosensacken und Schiffszwieback die glänzendsten Schätze des Orients von schmutzigen Händen gehandhabt und oft hurtig in irgend einen entlegenen Winkel versteckt wurden. Selbst unseres hochberühmten Herrn Waithman's *) Laden kann solche Shawls nicht liefern, wie ich aus einem alten Boote schleppen sah; und kein Juwelier kann Brillanten aufweisen, die denen an Güte gleichkommen, die mit meiner Hülfe aus einem Tischbein, das sich vortrefflich auf- und zuschrauben ließ, herausgewandert sind. Da lagen Eure ächten Bandanos und Pullikats auf der Lafette eines Achtzehnpfünders ausgebreitet, aus dem sie so eben herausgezogen waren, als ausgezeichnet gute Emballage von wohlgefüllten Patronen von Kugel-Thee Kostbare Spezereien von Arabien, Seide von Persien und China, Zimmt von Ceylon, Ginghams und Nankings, Pfeifenköpfe und Pfeifenröhre, was war da nicht zu sehen! Und manche schöne Dame, wahrlich, und manche edle Dame wandelte die engen Pfade im Innern des Schiffes, ging hindurch durch die Irrgänge von Salpetersassern und Farbeholz, von leeren Kisten und vollen Ballen, von Theer-Eimern und Weinpipen, nur um sich jene Kostbarkeiten einmal anzusehen. Und wenn sie endlich in der Kajüte angelangt waren, mit welchem geheimnißvollen Hokuspokus wurden dann die Schätze an das Tageslicht gebracht. An das Tageslicht? Nein, an das Tagesdunkel, obgleich am hellen Mittag; denn die Laden waren geschlossen, und das Ochsenauge (ein rundes Fenster im Verdecke des Schiffs) war noch nicht erfunden. Damit war es aber noch nicht abgethan: ein Schiffsjunge wurde als Vorposten vor die Kajütenthür gestellt, um ungebetene Gäste anzumelden; aber eben dieses geheimnißvolle Treiben erhöhte den Werth des Kaufes unglaublich. Ja, ja, ich könnte manche vornehme Dame nennen, deren zartgebaute Schultern, deren lieblich geformter Hals dieser Art von Freimaurerei ihren Schmuck verdanken. Doch ach, wohin verliere ich mich; schon 30 Jahre sind seitdem verflossen!

Auf einem schönen Schiffe, das im Dienste der wohllöblichen Ostindischen Compagnie stand, habe ich meinen ersten Ausflug gemacht. Aber wie haben sich seitdem die Zeiten verändert! Offizianten an allen Ecken und Enden, am Bord, im Hafen, an den Thoren, — und was kann man noch schmuggeln? — kaum eine halb ausgeräuchte Pfeife Taback.

Und doch hat mich noch ganz kürzlich der Streich eines listigen Burschen ergötzt. Dieser trug nämlich ohne Zweifel eine Menge Contrebande bei sich; dennoch aber ging er ganz ruhig einher, mit einer Schachtel von ziemlicher Länge und Dicke unter dem linken Arme. Als er an das ungeheure Thor (eine Ausgeburt der Pagode zu Dschagernauth) angelangt, hält ihn der Offizjant an und befiehlt ihm, die Schachtel zu öffnen. Er thut es mit scheelmischem Seitenblicke, und siehe, eine Schlange streckt ihr Haupt zur Oeffnung heraus. Erschreckt fährt der Offizjant zurück, nieder war der Deckel, und mein Jakob durch's Thor.

Niemals werde ich vergessen, mit welchem Stolz ich — ich war nur um Weniges breiter und länger als ein gut gewachsener Affe — meinen blauen Schifferock zum ersten Male anzog, mit Aufschlägen und Kragen von schwarzem Sammet, mit glänzenden goldenen Knöpfen, auf denen ein aufgerichteter Löwe mit einer Krone zu sehen war; freilich wollten Spaßvögel von der Königlichen Marine wissen, es sey nur ein Esel, der mit einem Topfe gekochten Reis davonlaufe. Doch das war nur ein dummer Spaß! Auch trug ich einen Gürtel um den Leib, und ein Dolch von der Länge eines Brettnagels hing an meiner Seite. In fünf Minuten war ich ein Mann — hatte meinem Spielzeug, wie meinen Schulkameraden, den Abschied gegeben — mir ein Liebchen und eine Tabacksdose angeschafft — trank Grog und schwur beim Kater.

Aber meine Mannheit bekam einen harten Stoß, als ich mich zu Northfleet (wo das Schiff zum Auslaufen bereit lag) einschiffte und den mir als See-Kadetten angewiesenen finsteren Aufenthalt im Mitteldeck erblickte. Die eine Seite desselben bildete die dicke Schiffsplanke, die Hinterwand ein dünner Bretter-Verschlag, die Vorderseite ein Haufe schmutziger Schiffstaue, und der Eingang war offen, denn er führte zu der Oeffnung einer Luke in dem untersten Schiffsraum. — Dieser gähnende Abgrund verschlang nun vollends allen meinen Muth. Ein Wunder wäre es gewesen, wenn ich mich da nicht wieder in das älterliche Haus zurückgesehnt hätte.

Mein Vater war ein streng moralischer Charakter; überhaupt war die Unsittlichkeit der großen Städte in unserer Gegend unbekannt. Kaum könnte ich sagen, daß ich jemals da einen vollkommen betrunkenen Menschen gesehen hätte. Zwar lebte in unserer Nachbarschaft ein Schuster, der früher Matrose gewesen war, und der mochte sich gern einmal etwas zu gute thun, doch viehisch betrunken sah ich ihn nie. Aber nun war ich plötzlich in eine Gesellschaft versetzt, wo dieses und noch andere Laster im höchsten Grade herrschten. Die Mannschaft hatte gerade an dem Tage einen Theil ihres Lohnes als Vorschuß erhalten, und nun war das Schiff bedeckt von liederlichen Weibern, die es sich angelegen seyn ließen, den armen Theerbrüdern das Geld wieder abzunehmen; besinnungslos lagen die meisten von ihnen da, in Folge der geistigen Getränke, die jene Harppen heimlich an Bord gebracht hatten. In der That, ein widerwärtiger Anblick war es, und zumal für mich, der ich zwar ein gedankenloser, aber doch unschuldig aufgewachsener junger Mann war, dem die Möglichkeit einer solchen Scene bisher nie in den Sinn kommen konnte.

Bald mußte ich es mir nun gar gefallen lassen, einem dicken Kerl, in dessen Dunstkreis ein Grenadier hätte ohnmächtig werden können, zum Gegenstand des Scherzes zu werden — dieser Mensch nahm meinen Miniatur-Körper in seine Arme und wiegte mich wie ein Wickelkind, zur großen Erniedrigung meines langen Rockes und meines Dolches, aber zur ungemessenen Freude Aller, die es sahen und diese That mit dem Gebrüll des herzlichsten Gelächters feierten. Was für eine Lage für einen Offizier! *) Dahin war mein männliches Wesen, und ich schrie aus Leibeskräften. — Und doch hat auch dieses Uebel sein Gutes gehabt, indem die Erinnerung an diese widrige Scene mich oft gegen Verführung schützte. — Endlich wurden Segel und Flagge aufgezogen — die Passagiere eilten an Bord — ein Detaschement Soldaten wurde eingeschifft, und wir warteten nur auf die Ankunft des Capitains, um aus dem Hafen nach den Dünen auszulaufen.

Aber ein Vorgegniß, das bei der Einschiffung der Soldaten stattfand, darf ich nicht zu erwähnen vergessen: es hat mir damals Thränen entlockt, und ich habe seitdem oft mit Gefühlen daran gedacht, welche zu beschreiben ich nicht unternehmen werde.

Jeder, der von und nach Gravesend reist, kennt das Indische Wappen **) zu Northfleet. Ich habe es seit vielen Jahren nicht gesehen; aber damals war es ein einsames Haus, das am Ufer des Flusses lag; hinter demselben erhoben sich Kreidefelsen, die den Vordergrund zu einer wilden Landschaft machten, und vor ihm erstreckte sich ein schmaler Damm, der zugleich als Esplanade und Quai diente. Kein Garten, ja kein Baum zierte dieses Haus, sondern nur um dem Bedürfnisse zu genügen, schien es gerade auf diesem Fleck errichtet zu seyn.

*) Seidenwaarenhändler und Alderman in London.

*) Jeder See-Kadet hat Offizier-Rang

**) Ein Wirthshaus.

Es war an einem Herbsttage — die Hitze der Sonne wurde durch einen kühlen Wind gemildert; lebhaft fluthete der Strom, und manches leichte Schiff hüpfte auf seinen Wogen; nach allen Richtungen sah man Wimpel, die munter im Sonnenstrahl flatterten. Kühn eilten andere Schiffe, ihre schwellenden Segel dem Winde bietend, der See zu, während Hoffnung und Pläne die Herzen der Schiffenden belebten.

Auf dem Vorsprung vor dem Wirthshause war das zur Einschiffung bestimmte Detaschement aufgestellt, gerade als ich in einem Boot an das Land geschickt wurde, um dem kommandirenden Offizier einen Rapport zu überbringen. Als ich ausstieg, bemerkte ich, daß die Soldaten einen Kreis gebildet hatten, in dessen Mitte ihre Offiziere um eine Trommel standen, während in einiger Entfernung außerhalb des Kreises eine Anzahl Frauen gruppenweise versammelt war; und Alle schienen in gespannter Erwartung dessen, was geschehen sollte. Zuerst glaubte ich, es würde Kriegsgericht gehalten, und hielt mich daher etwas seitwärts, zumal da die Soldaten absichtlich alle Fremden aus dem Kreise auszuschließen schienen; aber bald überzeugte mich die Rumflasche, die von Hand zu Hand ging und, wenn sie leer war, stets von neuem gefüllt wurde, daß meine Vermuthung falsch sey. Und doch herrschte ein ungewöhnlicher Anstand und eine fast ängstliche Stille, die auch einen Anderen, als mich, neugierig gemacht haben würde. Verstohlen rückten die Weiber dem Kreise näher, mit sichtbarem Bemühen, etwas von dem wahrzunehmen, was innerhalb der Linie vorging. Einige von ihnen waren alt und trugen die Spuren eines mühseligen Lebens auf ihren Gesichtern, Andere jünger und von munterem Ansehen; aber eine war unter diesen von kaum 20 Jahren, die sich etwas von den anderen entfernt hielt, und die, obgleich sie in ihrer Kleidung nichts hatte, was an die höhere Gesellschaft erinnern konnte, doch durch ihren Anstand und ihren Blick eine feinere Bildung unwidersprechlich verrieth. Sie war nicht schön, oder auch nur niedlich, aber ihr ganzes Wesen hatte den Ausdruck der Unschuld und wurde noch anziehender durch den sichtbaren Kampf zwischen Furcht und Hoffnung, der ihren Busen bewegte. In tiefe Trauer war sie versenkt: ihr blasses Antlitz erschien noch blasser durch die schwarze Haube, die einen Theil desselben beschattete.

Der Kreis blieb ungestört, nur traten die Soldaten einzeln aus demselben in die Mitte vor und kehrten dann wieder auf ihren Platz zurück; und wundern mußte ich mich darüber, von Zeit zu Zeit das Fallen eines Würfels auf die Trommel zu hören, dem oft ein tiefer Seufzer, zuweilen ein freudiges Gelächter folgte. Jeder Augenblick schien die Spannung zu steigern.

Endlich wurde ein Name aufgerufen, bei dem das junge Weib, die sich bewußtlos an mich herangedrängt hatte, krampfhaft zitternd aufathmete; eine flüchtige Röthe überzog ihre Wangen, aber schnell waren sie wieder blässer als zuvor, und ihre Lippen schienen sich zum brünstigsten Gebet zu bewegen. Ihre Augen waren auf einen Soldaten gerichtet, den seine saubere Kleidung vor den Kameraden auszeichnete. In demselben Augenblicke sah auch er sich um und warf ihr einen Blick zu, der Hoffnung einzuflößen schien, obgleich seine bewegten Züge offenbarten, daß sein Kummer dem ihrigen gleich kam.

Er schritt in die Mitte vor; in diesem Augenblicke herrschte tiefes Schweigen und mancher ängstliche Blick war auf meine Nachbarin gerichtet, die, ohne es zu wissen, ihre Hand auf meine Schulter gelegt hatte. Sie schauderte leise zusammen, als der Soldat die Würfelbüchse ergriff, aber athem- und bewegungslos blieb sie, während er die Würfel schüttelte und niederwarf; mehrere Male nach einander that er dies — dann stand er einen Augenblick wie versteinert; doch schnell kehrte er mit stolzem Schritt auf seinen Platz zurück, während sich mitleidiges Gemurr ringe um den Kreis vernehmen ließ. Das Weib starrte ihn an, aber er schaute sich nicht nach ihr um; da stieß sie einen matten Schrei aus und sank wie entseelt vor meinen Füßen zusammen. Ihr Gatte, der jetzt die Erlaubniß erhielt, aus dem Gliede zu treten, ließ sich auf den grünen Rasen nieder und nahm sein Weib in die Arme.

Mir war jene Scene völlig unerklärlich, aber doch zugleich so rührend, daß sie mir eine Fluth von Thränen entlockte. „Das arme Ding", sagte eine der Frauen, „sie hat keine Aeltern, kein Obdach; sie wird den Abschied vom Manne nicht ertragen."

„Aber warum müssen sie sich denn trennen?" sagte ich; — „sicherlich wird der Capitain sie mit ihrem Gatten reisen lassen, wenn sie es wünscht."

Die Frau betrachtete mich einen Augenblick mit zweifelnder Miene; aber da sie Thränen in meinen Augen bemerkte, gab sie mir die Lösung des Räthsels, daß nur eine beschränkte Anzahl von ihnen mit ihren Männern eingeschifft werden dürfe und das Loos dieses meiner Heldin verweigert habe. Von Angst gemartert, die sein stolzer Geist vergeblich zu unterdrücken suchte, saß ihr unglücklicher Gatte noch da, indem er jeden Augenblick erwarten mußte, sie, die bewußtlos in seinen Armen lag, durch den Tod zu verlieren. Der Himmel war heiter und die Luft erquickend, aber wie viele verwundete Herzen gab es auf diesem kleinen Raume, den die Sonne mit ihren goldnen Strahlen beschien.

Dennoch war der Ausgang dieses Dramas glücklicher, als ein solcher Anfang erwarten ließ. Der schmerzliche Abschied beider Liebenden in dem Augenblicke, da das Detaschement an Bord gehen mußte, hatte die Aufmerksamkeit und das Mitleiden der ganzen Mannschaft in so hohem Grade erregt, daß es unserem Kaplan leicht wurde, durch eine Kollekte den Betrag der Ueberfahrt für die zärtliche Gattin zusammenzubringen. Nach sichtbarer Ueberwindung eines stolzen Gemüthes nahm der junge Mann diese Summe an, dann warf er sich auf die Kniee und rief, die Hände zum Himmel gestreckt, mit Heftigkeit aus: „Großer Gott, ich danke Dir." — Wie ein Kind schrie ich vor Freuden, als das zärtliche Paar das Schiff bestieg.

Endlich kam Capitain W— an Bord; die Anker wurden gelichtet; günstiger Wind schwellte die Segel, unsere Soldaten spielten eine lustige Melodie, und unser stattliches Schiff begann seinen stolzen Lauf, indem es, zu beiden Seiten ein fruchtbares Ufer, schnell den Strom hinunterglitt.

Wir hatten reichlich Passagiere an Bord, an allen Ecken und Enden stieß man auf sie. Unter ihnen befand sich ein berühmter Richter mit zwei Töchtern, Offiziere von der Armee und der Marine, neu angestellte Commis und unbärtige Kadetten, ein Tanzmeister sammt seiner Geige; zwei Geistliche, von denen der Eine eine Frau und zwei liebenswürdige Töchter bei sich hatte; drei oder vier heirathsfähige Mädchen, die sich wohl nicht ohne Absicht in die weite Welt wagten; und noch manche andere Personen, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnern kann.

Als wir gerade auf einer Untiefe waren, sagte mir einer meiner Kameraden, der seine zweite Reise machte: „Lieber Grummet, fragen Sie doch einmal den Steuermann nach dem Namen des Schiffes, das da heraufkommt." — Ich in aller Unschuld that ihm seinen Willen, ohne daran zu denken, oder auch nur zu wissen, daß wir uns auf einer höchst gefährlichen Stelle befinden, wo der Steuermann alle Aufmerksamkeit anwenden muß, um nicht auf's Trockene zu gerathen. Aber in demselben Augenblicke, als ich die Frage ausspreche, dreht sich der alte See-Drache um und versetzt mir einen solchen Tritt, daß ich mich eilig in eine ehrerbietige Entfernung von ihm zurückzog und zu meinen Kameraden flüchtete; statt aber bei diesen Mitleid zu finden, verhöhnten sie mich unbarmherzig, daß ich ihren Witz nicht verstanden hätte. So lernte ich Schweigen, wenn Reden Gefahr bringt.

Noch denselben Abend erhob sich ein heftiger Sturm, fürchterlich klapperten die Taue und Segelstangen; dunkelroth ging die Sonne unter, daß das ganze Meer wie von Blut gefärbt erschien. Jetzt trat die Dunkelheit ein, und tausende von Blitzen durchzuckten den Himmel; von mehreren Seiten ließen sich Nothschüsse vernehmen, und Fahrzeuge mit zerschmetterten Masten wurden erblickt. Unser Schiff hatte einen guten Lauf, mit Macht durchschnitt es die Wogen, daß der Schaum das Verdeck weit überbrauste; aber zwei handfeste Matrosen mit blanken Aexten auf der Schulter standen am Mastbaum jeden Augenblick bereit, ihn umzuhauen, sobald der unermüdlich wachsame Steuermann, der wohl wußte, daß das Leben mehrerer hundert Menschen von seiner Sorgfalt und Geschicklichkeit abhing, ihnen das Zeichen dazu geben würde.

Mir war diese ganze Scene fürchterlich, und mit Schauder erblickte ich Schiffstrümmer, an die sich Unglückliche verzweiflungsvoll angeklammert hatten; mit grausem Geschrei umflatterten Seevögel ihre Köpfe; auch ihr Angstruf durchdrang den Sturmwind, aber es war unmöglich, ihnen zu Hülfe zu kommen, und hunderte mußten in das nasse Grab versinken.

Der Tag kam heran, und der Wind beugte gleichsam ehrerbietig seine Macht vor den Strahlen der Sonne, die das Bild der Zerstörung erhellte. Auf unserem Schiffe krochen jetzt die Soldaten-Kadetten aus dem Schifferaum hervor (immer ein sicheres Zeichen von gutem Wetter), Bänke wurden auf das Hintertheil gestellt, die Reisenden blickten auf die weißen Felsen unserer glücklichen Insel, und manche unter ihnen wünschten sich jetzt die ärmlichste Wohnung auf ihrer Küste; so war ihre Seele noch vom Sturme erschüttert. Und ich selbst hätte in diesem Augenblick meine Wappenknöpfe und meine Sammet-Aufschläge, meinen Dolch, und was ich hatte, hingegeben, um windsicher am Mittagstische in meiner Aeltern Wohnzimmer zu sitzen; und ich nahm mir ernstlich vor, meiner Mutter zu schreiben, sie solle alles Mögliche anwenden, mich von einer so mühseligen und gefahrvollen Lebensweise zu befreien; ja ich faßte den Entschluß, wenn ich jemals wieder meinen Fuß auf festen Boden setzen sollte, mein Leben nicht noch einmal einem solchen schwimmenden Sarge anzuvertrauen.

Ich ging gerade auf dem Hintertheil des Schiffes umher, als der alte Steuermann mich zu sich rief; aber ich, noch seiner letzten Begrüßung eingedenk, hatte nicht sonderliche Lust, seiner Einladung zu folgen; auch hätte ich nicht den Muth dazu gehabt, wenn ich nicht etwas, das einem freundlichen Lächeln ähnlich sah, in seinem Greise-Gesicht zu erkennen geglaubt hatte. „Junger Herr" — sagte er, als seine Stimme mich erreichen konnte — „Junger Herr, Ihr seyd nur ein Nesthühnchen, und es thut mir leid, daß ich Euch so rauh angefahren habe, ich möchte nicht, selbst nur von einem Kinde, in Feindschaft scheiden; gebt mir d'rum die Hand und vergeßt meine Beleidigung." Ich gab ihm die Hand. „Und nun", fuhr er fort, „nehmt einen Rath von mir an: spielt nie mit einer Patrone und Lunte, richtet an einen Steuermann keine unnütze Fragen; und vor Allem, habt ein wachsames Auge auf Leute, die Eure Freunde zu seyn scheinen; hätten Eure Kameraden Euch nicht gefoppt, so — doch Ihr seyd ein guter Herr, und gewiß werde ich es noch erleben, Euch als Capitain zu sehen." Ich schüttelte dem alten Grautopf herzlich die Hand, aller Groll war verschwunden, und diese wenigen Worte machten einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth.

Aegypten.

Die Irren-Anstalt in Kahira.

Wie einflußreich auch immer die Bemühungen der Europäer auf die sogenannte Civilisation Aegyptens seyn mögen, so läßt sich doch nach der Beschreibung, die ein Reisender, der kürzlich dies Land besucht hat, von dem Irrenhause in Kahira macht, leicht ab-

nehmen, daß die Wohlthaten jener Civilisation sich noch nicht bis auf die unglücklichen Bewohner dieses Hospitals erstreckt haben. Uebrigens darf dies nicht in Staunen setzen. Wer die Geschichte dieser Anstalten bei allen Völkern der Erde verfolgt, dem wird es nicht entgehen, daß die Verbesserung der Maßregeln in der Kur der Wahnsinnigen eines der spätesten Resultate der Civilisation ist. Ja, es ist noch gar nicht so lange her, daß man in allen Ländern Europas die Unglücklichen, die ihres Bewußtseyns beraubt sind, für Wesen ansah, die einen niedrigeren Rang als das Thier einnähmen, und sie mit derselben Härte behandelte, wie man wilde und bösartige Ungethüme zügelt.

„Wir begaben uns", erzählt der Reisende, „von dem Kloster aus nach dem Irrenhause, das einen Flügel einer großen Moschee einnimmt. Es ist nicht zu läugnen, daß eine Irren-Anstalt in allen Ländern ein schreckbares Schauspiel bietet, das den menschlichen Stolz tief demüthigt; allein man wird vielleicht nirgends von solchem Schauder und solchem Gefühl des Widerwillens ergriffen, als in dieser Anstalt zu Kabira. Der Anblick der scheußlichen Wächter und der Zustand ihrer Schlachtopfer, die mit Wunden und Narben bedeckt sind, ist so entsetzenerregend, daß es Ueberwindung kostet, sich jene Scenen in der Erinnerung zu vergegenwärtigen. Mitten in dem Hofraume ist ein viereckiger Teich, den man mit dem Namen einer Fontaine beehrt, der jedoch, nach seinem Aussehen und dem Geruche, der ihm entsteigt, zu schließen, weit mehr einer Kloake gleicht. Die von ihm verpestete Atmosphäre ist giftiger und verderbter, als die Luft in einem anatomischen Saale während der Hundstage. Die Mauern und das Steinpflaster sind mit einer grünlichen, flüssigen Materie bedeckt, welche den Geist auf die Schrecken, die seiner in den Zellen selbst warten, vorbereitet. Rings an der Mauer, die den Hof umschließt, sieht man eine Anzahl Oeffnungen, die mit eisenbeschlagenen Thüren verwahrt sind, und die man für Eingänge zu den unterirdischen Gewölben, in denen man die wilden Bestien zum Stiergefechte aufbewahrte, halten könnte. Allein in jedem Verließe sieht man, wenn man sich an das Gitter lehnt, ein menschliches Wesen, meistens in der völligsten Nacktheit. Eine schwere Kette hängt an dem eisernen Halsbande, das seinen Nacken umschließt. Diese Kette reicht zum Gitter der Thür heraus, umzieht die Mauer wie ein Blumengewinde bis zu der Gitteröffnung des nächsten Käfichs, wo sie mit dem Halseisen des zweiten Wahnsinnigen in Verbindung gesetzt ist, so daß alle diese Unglücklichen an einer einzigen Schnur von Eisen aufgereiht erscheinen und alle genöthigt sind, die Bewegung, die einer von ihnen macht, mitzumachen.

In der ersten Zelle, wenn man von der rechten Seite an rechnet, sahen wir einen jungen Araber, der in einen lethargischen Zustand versunken war, aus dem ihn nichts aufrütteln konnte. Nur einmal wandte er das Auge, als wir vor ihm standen; sonst hätte man ihn für eine Bildsäule halten können. Der zweite war ein Soldat, der aus Candien, wo er den ersten Anfall von Tollheit bekam, von Mehmed Ali hierher geschickt wurde, um den Rest seiner Tage hier zu verleben. Er saß ganz nackt mit untergeschlagenen Beinen und die Arme über der Brust gefaltet, dem Gitter ganz nahe; das Auge hatte er geschlossen, als wenn er schliefe. Als man ihn beim Namen rief, hob er langsam den Blick auf. Einer der Fremden reichte ihm eine Blume, er nahm sie und betrachtete uns mit Wohlgefallen; als man einige Worte an ihn richtete, lächelte er träumerisch vor sich hin, und sobald wir ihn verließen, versank er alsbald wieder in seinen halbwachen Schlummer. Das Individuum im nächsten Raume lag im Winkel gekauert, mit seiner Matte bedeckt. Als man ihn rief, streckte er den Kopf hervor und heftete sein verstörtes und erloschenes Auge auf seine Besucher, dann hüllte er sich wieder in seine Matte und entzog sich unserer näheren Betrachtung. Hinter dem benachbarten Gitter befand sich ein junger Mensch ungefähr von achtzehn Jahren, welcher, als man ihn gewaltsam aus seinem Dorfe schleppte, um ihn unter die Rekruten zu stecken, den Verstand darüber verlor. Es war also Heimweh die Ursache seines Wahnsinns, und man weiß, wie oft in Europa bei zweckmäßiger Behandlung dieses Uebel gehoben wurde. Unter den hier vorhandenen Umständen war es nicht möglich. Nach ihm kam ein junger Araber, der mit einer außerordentlichen Geläufigkeit der Zunge die Geschichte seiner Einkerkerung vortrug. Seine Schwester, sagte er, sey an Allem Schuld, sie habe ihn aus dem Vaterhause verstoßen und ihn hierher transportiren lassen. Alsdann kam ein anderer Araber, der so wollüstig wie ein Satyr war und sich außer seiner wahnsinnigen Neigung auch durch den unerschöpflichen Strom seines Geschwätzes bemerklich machte.

Um jedoch die Reihenfolge der Unglücklichen zu unterbrechen, mache ich nur noch auf den Schrecklichsten unter ihnen aufmerksam. Dieser Mensch, der in Kabira einer angesehenen Familie angehörte, war durch Lasterhaftigkeit in seinen Zustand versunken. Mit Wunden und Beulen bedeckt, saß er abgemagert, ein Bild der Verwesung, da; ein Fieberfrost schüttelte seine dürren entfleischten Glieder. Seine brennend stechenden Augen, die aus ihren Höhlen zu treten schienen, irrten ungewiß umher, während seine Geberden die widerliche Art seines Lasters verriethen. Neben ihm saß ein Moslemin, der, als er hörte, wir seyen Franken, einen Schwall von Verwünschungen gegen uns ausstieß, die in Aegypten sich nur der Tolle erlauben darf. Man kannte nicht die Geschichte seines Wahnsinns. Ein anderes Wesen, das uns auffiel, hatte aus allzu ängstlicher Gewissenhaftigkeit den Verstand verloren. Der Mensch bürdete sich ein schreckliches Verbrechen auf, und da man ohne Weiteres Wahnsinn an ihm zu verspüren vermeinte, steckte man ihn gleich in diesen Ort des Schauders, wo man ihn mit Kopfarbeiten beschäftigte und ihn vielleicht erst vollständig sinnlos machte. Oder er stellte sich vielleicht auch toll, um der Strafe für ein wirklich begangenes Verbrechen entgehen zu wollen. Nun befand er sich aber an einem Orte, dessen Bewohner man eben nicht anders als Verbrecher behandelte. Das hatte ihm vielleicht den lächelnden Zug gegeben, womit er sich in seiner Thorheit zu betrachten pflegte.

Der alte Wächter, der uns herumführte, blieb bei all' dem Unglück, das er uns zeigte, gefühllos, er ärgerte sich nur über das inkonsequente Gewäsch, das die Armen machten, die über ihren Zustand sprachen. Ich habe nicht erfahren können, wie es mit der Nahrung und Pflege, die man diesen Verdammten zukommen läßt, stehen mochte. Was ich sah und selbst darüber kombiniren konnte, war schon genügend, mich aller Fragen über Einzelnes zu entheben. Die Anstalt wird nicht selten von reisenden Aerzten besucht, obwohl sie zur Schande des Landes ein Gegenstand des Widerwillens für jeden Fremden seyn muß." (K. B.)

Morgenländische Literatur.

Der Arabische Dichter Achtal.

Das Zeitalter der Unwissenheit, wie die Araber die vor-Mohammedanischen Jahrhunderte nennen, hat Dichtungen hervorgebracht, die von keinen aus den schönsten Zeiten der Chalifen-Herrschaft übertroffen worden; vielmehr sank die Kraft und die erhabene Einfachheit des Alterthums allmählig zu studirtem Gepränge und Luxus in Worten herab. Aber unter den Ommiaden blühten drei Dichter, Achtal, Sarasdak und Dscherir, die im Range den alten Dichtern zunächst stehen. Der gelehrte Schebari, der zu Harun's Zeit lebte, pflegte von Achtal zu sagen: „Hätte er nur einen Tag zu der Zeit der Unwissenheit gelebt, so würde er in meinen Augen als der erste Dichter gelten." Aber die Werke der drei Genannten sind uns nur aus Bruchstücken bekannt; daher kann hier weniger von ihren Leistungen als von ihren Lebensumständen die Rede seyn, aus denen manches Bemerkenswerthe über die Sitten und Begriffe jener Zeit gewonnen wird. Man wird aus den einzelnen Zügen wahrnehmen, welche Macht damals das poetische Talent besaß, und daß die Waffen des Lächerlichen nicht minder als bei uns in den Arabischen Städten und den Beduinen-Zelten gefürchtet wurden.

Achtal, der eigentlich Giat den Gaut hieß, gehörte zu der Familie Benu Malek abe Dschjocham, die in Mesopotamien wohnte, als ein Zweig des großen Stammes Tagbleb. Damals waren drei meist aus Christen bestehende Arabische Stämme vorhanden: Bekra, Tagbleb und Teneuk. Giat blieb dem christlichen Glauben, in dem er aufgezogen war, ungeachtet aller Anerbietungen, wenn er Moslim würde, treu. Sein Großvater, Selme, Sohn Tarefa's, hatte sich durch seine Thaten einen Namen erworben, er gehörte zu den vier Helden, welche als die tapfersten Araber, vom Könige Noman den Munjer Lanzen zum Geschenk erhielten. Giat, unter dem Zelte von armen Eltern erzeugt, bekam von einer Stiefmutter kaum so viel, seinen Hunger zu stillen. Aber er mußte schwere Arbeit verrichten, die Ziegen hüten. Seine ersten Verse sollen aus jenen Zeiten herstammen. Einst bemerkte er bei seiner Stiefmutter einen Schlauch Milch und einen Beutel mit Datteln und Rosinen; er fand ein Mittel, die Frau zu entfernen, und nun stillte er während ihrer Abwesenheit seinen Hunger. Sie fiel, als sie zurück kam, mit einem Stocke zornig über ihn her, aber er entfloh und rief:

Giat stahl der Alten Milch und Trauben.
Sie tobt; doch Giat lacht zu ihrem Schnauben.

Bei welcher Veranlassung Giat den Beinamen Achtal bekam, ist nicht bekannt. Nach Demiri, wegen seiner schlaffen, hängenden Ohren. Dem Kitab el Aghani zufolge, bedeutet dieses Wort einen albernen Schwätzer und hatte der Name folgenden Ursprung. Kaab, Sohn Dschaal's, damals der berühmteste Dichter in dem Stamme Tagbleb, besuchte eines Tages die Familie Malek abe Dschjocham. Dieser Mann war wegen seines Talentes bei den Tagblebiten so geachtet, daß man wetteiferte, ihm eine gastfreundliche Aufnahme zu bereiten: man richtete für ihn ein besonderes Zelt ein und füllte einen durch Stricke eingezäunten Vorplatz mit geschenktem Vieh an. Die Familie Malek erzeigte dem Dichter die gewohnten Ehrenbezeugungen; Giat aber jagte das Vieh aus dem Platze in die Ebene, und als man ihm Vorwürfe machte und die Thiere wieder einbrachte, wiederholte er seine That. Seit dieser Zeit machten Kaab und Giat Spottverse auf einander. Gaut aber, den ungleichen Kampf fürchtend, wollte Kaab besänftigen und sagte: „Kümmere Dich nicht um die Reden meines Sohnes, das ist ein junger Narr (gilam Achtal)". Achtals Ruhm hat in der Folge diesen Schimpfnamen geadelt.

Achtal erwarb sich bald einen Namen. Um sich zu Glück und Ruhm eine Bahn zu öffnen, machte er eine Reise nach Damaskus, der Hauptstadt Moawia's. Hier ward er dem Hofe durch Kaab bekannt, der nicht sowohl aus Großmuth, als um sich selbst aus einer Verlegenheit zu ziehen, hierzu bewogen wurde. Es lebte damals ein Dichter, Namens Abderaman, aus der Familie der Anzarier*), der Ramle, des Chalifen Tochter, besang. Prinz Jezid, Moawia's Sohn, hierüber aufgebracht, wollte seinen Vater zur Bestrafung des Verwegenen reizen, der Chalif aber begnügte sich, dem Dichter zu sagen: „Man hat mir hinterbracht, Du schilderst in Deinen Versen Deine Liebe zu Ramle, der Tochter des Beherrschers der Gläubigen." „Allerdings", entgegnete Abderaman, „hätte ich eine berühmtere Schönheit gekannt, deren Namen meinen Gedichten mehr Glanz und Leser verliehen, so würde ich sie besungen haben." „Nun", sagte Moawia, „warum feierst Du nicht ihre schönere Schwester Hind?" Des Chalifen Absicht war, auf diese Weise Abderaman mit sich selbst in Widerspruch zu bringen, so daß, wenn er beide Schwestern besänge, das Publikum einsehe, seine Liebe zu jeder von ihnen sey nichts als Faction. Jezid, durch dieses Auskunftsmittel nicht befriedigt, forderte Kaab zu einem Spott-Gedicht auf die Anzarier auf: Kaab aber, ein

*) Einwohner von Medina, welche nach Muhammeds Flucht aus Mecca den Islam angenommen.

Muselmann, schützte vor, daß er den Zorn des Chalifen fürchte und überdies es nicht wage, Männer anzutasten, die dem Propheten Beistand gewährt haben; aber er kenne einen talentvollen Dichter fremden Glaubens, der diese Rücksichten nicht habe, dies sey Achtal. Der Prinz ließ diesen sogleich holen und übertrug ihm eine Satire gegen die Anzarier, mit dem Versprechen, ihm mit seinem ganzen Ansehen beizustehen, wofern der Chalif gegen ihn zürnen sollte. Achtal machte sich sogleich an's Werk und verfertigte ein giftiges Gedicht, worin folgender Vers vorkam:

Ruhm und Großthat sind das Erbe der Koreisch; aber
unterm Turban der Anzarier bergen sich Feigheit und Geiz.

Noman ben Beschir, einer der Vornehmsten unter den Anzariern *), trat, als er von dieser Satire hörte, vor den Chalifen, zog seinen Turban ab und sagte: Beherrscher der Gläubigen, siehst Du an mir ein Zeichen von Geiz und Feigheit? „Nichts als Ehrenhaftes sehe ich an Dir", entgegnete der Chalif. „Nun, versetzte Noman, Achtal behauptet, diese Laster steckten unter unseren Turbanen." „Ich gebe Dir die Erlaubniß, ihm die Zunge abzuschneiden", sagte der erzürnte Chalif, zugleich schickte er nach Achtal, um ihn der Rache Nomans auszuliefern. Achtal hat den Beamten, der ihn ergriffen hatte, ihn zuvor zu Jezid zu führen, und dieser vertheidigte ihn so warm bei Moawia, daß seine Zunge gerettet wurde.

Jezid, der nicht lange nachher zum Thron gelangte, behandelte Achtal, dessen Ruhm schnell wuchs, sehr gut, und seine Nachfolger vergaßen ihn nicht bei ihrer freigebigen Behandlung der Dichter. Insbesondere genoß er hohe Gunst bei dem Chalifen Abdelmelik, zu dessen vertrautem Umgang er gehörte. Jedoch lebte er nicht ausschließlich am Hofe, sondern wechselsweise in Damaskus und in Mesopotamien unter seiner Familie, den Benu Malek. Er hatte mehrere Kinder, das älteste hieß Malek, und seit der Geburt dieses Sohnes erhielt er nach Arabischer Sitte den Zunamen Abu Malek (Malek's Vater). Seine erste Frau hatte er verstoßen und heirathete nun eine andere, die selber von ihrem Mann sich geschieden hatte. Aber diese Ehe war nicht glücklich; man zankte sehr oft, Achtal bedauerte seine erste Frau, das Weib ihren vorigen Mann. Dem Wein war er sehr ergeben, weil er meinte, er beförderte glückliche Einfälle. Zu dem muselmännischen Dichter Mutemmikel sagte er: Du wärst der König der schönen Geister, wenn Du Wein trinken würdest. Als er einst nach Damaskus reiste, stieg er bei Abdelmelik's Secretair, Ebe Serhun, ab. Er machte dem Chalifen seine Aufwartung, und auf dessen Frage, wo er sich eingemiethet hätte, sagte er, bei Ebe Serhun. „Ach", antwortete Abdelmelik, „Du kennst die besten Plätze, und was läßt Du Dir geben?" „Feines Brod", erwiederte Achtal, „wie Ihr esset, köstliches Fleisch und die ausgesuchtesten Weine." „Denkst Du denn gar nicht", fuhr lächelnd der Chalif fort, „wie oft ich wegen Deiner Neigung zu diesem Getränk mich geärgert habe? Werde ein Muselmann, ich überschütte Dich mit Reichthümern." „Aber wie soll ich es ohne Wein aushalten?" fragte der Dichter. „Wie kann", sagte der Chalif, „ein Getränk einen Reiz haben, das anfangs bitter schmeckt und zuletzt betrunken macht?" „Weil", versetzte Achtal, „zwischen diesen beiden äußersten Punkten eine Stelle des Genusses mitten inne liegt, gegen welches Euer ganzes Reich in meinen Augen nicht mehr Werth hat, als ein Schluck Wasser aus dem Euphrath."

Derselbe Chalif forderte einstmals Achtal auf, ihm Verse zu recitiren. „Meine Kehle ist trocken", sagte der Dichter, „lasset mir doch etwas zu trinken bringen." „Gebet ihm Wasser", befahl der Chalif dem Bedienten. „Das trinken die Esel", rief Achtal, „auch fehlt es mir zu Hause nicht an Wasser." — „Man gebe ihm Milch!" — „Milch! ich bin schon lange von der Brust entwöhnt." — „Gebet ihm Honigwasser." — „Ich bin ja nicht krank." — „Nun, was willst Du denn?" — „Wein." — „Was, ist es bei mir Gebrauch, den Personen, die ich aufnehme, ein so verfluchtes Getränk vorzusetzen? Wenn ich nicht Dein Talent so hoch schätzte, würde ich Dich gebührendermaßen behandeln." Achtal, wohl wissend, daß die Leute des Chalifen nicht so streng sich an die Vorschrift des Gesetzes halten, ging hinaus und forderte Wein bei einem Pallast-Bedienten. Er trank mehrere Gläser und kam dann mit irren Augen und wankendem Schritt wieder in Abdelmelik's Zimmer, wo er eins seiner Meisterstücke, ein Lobgedicht auf die Ommiaden, vorlas. Da der Chalif sah, daß er betrunken war, ließ er ihn durch einen Sklaven nach Hause führen, schickte ihm ein Ehrenkleid und eine beträchtliche Summe Geldes. „Jede Familie", sprach er, „hat einen Sänger ihres Ruhmes; der Dichter des Hauses Omeia ist Achtal."

In diesem Lobgedicht wurde nämlich ein Vers berührt, des Inhalts: „Der hartnäckigste Feind unterwirft sich endlich ihrem Gesetze; sie sind die barmherzigsten Menschen nach dem Siege." Er erregte sogar den Neid der Abassidischen Chalifen. Der Stifter dieser Dynastie, Abul Abbas Seffa, wurde gebeten, einen Dichter zu hören, welcher ein Gedicht zu Ehren seines Hauses verfaßt habe, und rief: „Was kann er von uns sagen, das dem Verse des Christen zum Ruhm der Ommeia's gleich käme?" Auch wird erzählt, Harun Alraschid habe einmal seine Hofleute gefragt, welchen Vers sie für den schönsten hielten von allen, die zum Ruhme der Ommiaden oder Abassiden gemacht worden. Nachdem man lange gestritten, entschied Harun für den erwähnten Vers. (Schluß folgt.)

*) Wurde unter den Chalifen Merman von dem Volke in Hama ums Leben gebracht.

Mannigfaltiges.

— Persische Prinzen. Dem jetzigen Schah von Persien sagte sein Minister eines Tages, er fühle sich sehr unglücklich, weil er ganz kinderlos sey, und pries den Schah wegen seiner zahlreichen Nachkommenschaft glücklich. „Gut", sagte der Schah, „wenn dem so ist, so will ich Dir den größten Beweis meiner fürstlichen Gunst geben. Eine meiner Frauen hat in vergangener Nacht einen Sohn geboren, sobald das Prinzchen das Zimmer verlassen kann, will ich ihn mit allem Zubehör in Dein Haus schicken, Du sollst ihn adoptiren und erziehen." Der Schah hielt sein Versprechen. Um die Zeit meiner Anwesenheit war das Knäblein etwa sechs Jahr alt und machte dem alten Manne großen Kummer. Eines Tages besuchte ich den Minister, und man führte mich in ein kostbar möblirtes Zimmer nahe dem Harem; allein ich entdeckte zu meinem Erstaunen, daß alle die herrlichen, brokatenen und mit Kaschmir-Shawls überdeckten Polster und Matratzen an verschiedenen Stellen wie mit einem Messer zerschnitten waren. Bald darauf erschien der Minister und sagte, als wir uns niedergelassen hatten, mit einem Seufzer: „Da seht nur, was mein prinzlicher Sohn vorigen Abend Schönes angerichtet hat, weil ich mich weigerte, einige sehr kostbare Juwelen für seine Mutter zu kaufen. Gott segne Euer Land, wo kein Mensch verpflichtet ist, ein Kind zu erziehen, das er selbst nicht gezeugt hat!" Ich entgegnete ihm: „was das betrifft, so könnten sich Eure Excellenz dennoch irren; so viel aber ist sicher, daß der König von England seine Söhne oder Töchter niemals den Ministern zur Erziehung und Pflege übergiebt." (Jones's Mission to Persia.)

— Franzosen und Engländer bei Tische. Setzt sich ein Franzose, um sein Mittagsmahl zu halten, an seinen Tisch von Tannenholz und vor sein zerrissenes Tischtuch, so verfehlt er nie, eine Serviette dergestalt um seinen Nacken zu legen, daß seine Kleider in jeder Weise geschützt sind; denn seine Manier beim Essen setzt allerdings dieselben einer großen Gefahr aus. Ein Engländer aus den mittleren Ständen würde sich solcher Veranstaltungen schämen, denn ohne die geringste Sorgfalt auf seinen Anzug zu verwenden, wird er weder diesen, noch das damastene Tischtuch, welches über seinen Mahagoni-Tisch gebreitet ist, jemals besprützen. Der Franzose wischt fortwährend seine beschmutzten Finger mit der Serviette ab und bedenkt dabei nicht selten seine Nachbarn zu beiden Seiten. Der Engländer der mittleren Klasse bedient sich nie der Serviette, weil seine Finger nie einer solchen Reinigung bedürfen. Der Franzose ist eigentlich gar nicht im Stande, die linke Hand nach dem Munde zu führen. Zuerst hackt er seine Fleischspeise in kleine Stücke, nimmt dann die Gabel in die Rechte, während die Linke eine Masse von Weißbrod auf den Teller bringt; jeden Brodstreifen wischt er dann rings herum durch die Sauce und verschlingt ihn dann mit den Fleischstücken zugleich. Ueber diese Bestialität würde ein Englischer Bauer erröthen. Nach dem Essen wäscht der Franzose sich Hände und Mund in dem Becken, das vor ihm und der Gesellschaft steht, der das Vergnügen gegönnt wird, die Charybdis oder den Niagara, den jener von sich speit, anzuschauen. In England kennt man diese Mode nicht, es müßte denn unter Leuten seyn, deren Gefühl und Magen gegen solche Beleidigung der Sitte des Anstandes abgehärtet sind. Bei orientalischen Völkern, die weder Messer noch Gabeln kennen, läßt man sich dergleichen Händewaschung gefallen, und sie mag dort entschuldigt werden, obwohl sie stets den Widerwillen der Englischen Reisenden erregt hat. Des Engländers Tischtuch ist nach dem Mittagsmahl so rein und sauber wie zuvor, während der Franzose gleichsam von einem Schweine-Troge aufsteht. Kurzum in Allem, was den Tisch und das Essen betrifft, steht der Franzose hundertmal hinter dem Engländer zurück.

(Walker's Physiognomy, founded on Physiology.)

— Zucker, ein Gegengift gegen Vergiftungen durch Grünspan. Es kann bei den nicht selten sich ereignenden Unglücksfällen, die aus dem Gebrauch von kupfernen Geschirren entstehen, nicht unzweckmäßig seyn, unsere Leser mit einem Mittel dagegen bekannt zu machen. Zucker ist es, der sich uns als das kräftigste Gegengift gegen Grünspan und ähnliche Kupferpräparate bewährt, wiewohl es schwierig ist, diese wohlthätige Wirkung zu erklären. Herr Duval spritzte vermittelst einer Röhre von elastischem Gummi vier Drachmen in Essigsäure aufgelösten Grünspan in den Darmkanal eines Hundes; ungefähr vier Minuten darauf spritzte er auf eben dieselbe Weise vier Unzen starken Syrups hinein; diese Dosis wiederholte er nach je halbstündigen Pausen mehrere Mal, bis er es auf zwölf Unzen gebracht hatte. Während dieser Zeit empfand das Thier einige heftige Aufregungen und gerieth auch in kleine Verzuckungen; aber gleich nach dem letzten Einspritzen wurde es gänzlich ruhig, und nachdem es ein wenig in Schlaf gefallen war, erwachte es, ohne die geringste Wirkung des Giftes zu verspüren. Herr Orfila führt uns mehrere Beispiele von Personen an, die absichtlich oder zufällig Grünspan verschluckt hatten und durch die Anwendung von Zucker wiederhergestellt wurden. Derselbe fand durch mehrere Experimente, daß eine Dosis Grünspan, die einen Hund in ein oder zwei Stunden zu tödten im Stande wäre, wenn sie vorher mit einer Quantität Zucker vermischt wird, ohne allen Schaden verschlungen werden kann. Man könnte annehmen daß, so, wie das Alkohol die Eigenschaft besitzt, die konzentrirtesten Salzsäuren in Aether zu neutralisiren, so auch der Zucker die Kupfer- und Bleikalke neutralisirt. Wenn eine Unze weißen Zuckers eine halbe Stunde mit einer Unze Wasser und zehn Gran Grünspan zusammen gekocht wird, so entsteht daraus eine grüne Flüssigkeit, in der man selbst vermittelst der empfindlichsten Reagentien keine Spur von Kupfer aufzufinden vermag; nur auf dem Boden des Gefäßes, in dem es gekocht wird, bleibt ein Niederschlag von unauflöslichem Kupfersalz zurück. (Journal des Connaissances Usuelles.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Freitag den 27. Juni 1834.

Nord-Amerika.

Die letzten Augenblicke ausgezeichneter Menschen.

(Aus der North-American-Review.)

„Unser Leben", sagte Sir William Temple, „gleicht dem Wein; der, welcher ihn rein genießen will, darf das Glas nicht bis auf den Grund leeren." Lord Byron sprach oft von dem Tode, und niemals mit Furcht. Seinen Aeußerungen nach, wünschte er nicht, alt zu werden. Der Ausspruch jenes alten Dichters, der einen frühen Tod eine Gunst nennt, welche der Himmel seinen Lieblingen schenkt, wurde oft mit Beifall von ihm zitirt. Den gewissen Tod nannte er den einzigen Erlöser von den Beschwerden des Lebens, die kein Mensch ertragen würde, wären sie nicht von beschränkter Dauer.

Doch erklärt das allgemeine menschliche Gefühl ein hohes Alter für glücklich und ehrenvoll. Nach einem thätigen und erfolgreichen Wirken ist die Ruhe des abnehmenden Alters recht heiter und ergötzlich. Jedermann ehrt die Alten; graue Haare sind eine Krone des Ruhms, ein Gegenstand der Ehrfurcht, aber nicht des Neides. Der Abend unseres Lebens ist nicht nothwendig bewölkt; der Greis vertauscht die Unruhe des Ergeizes mit der Ruhe der Beobachtung, und geht im heiteren Genusse befriedigter Wünsche seinem Grabe zu.

Der Glückliche — damit stimmen Alle überein — fürchtet sich, dem Tode in's Auge zu schauen; der Unglückliche erwartet vom Tode Rettung. Ein ausgezeichneter, aber unbefriedigter Mann sagte: „Ich denke oft an den Tod, und betrachte das Grab als einen Zufluchtsort. Dieser Gedanke hat für mich etwas Erquickendes; nur an einem schönen Tage, in der Einsamkeit, in einer schönen Gegend, wenn die ganze Natur des Lichts und Lebens sich erfreut: dann ist mir der Tod zuwider."

Dies ist die Sprache der Affectation. Der Mensch betrachtet den Tod nie mit Gleichgültigkeit, wie viel Veranlassung zum Lebensüberdruß er auch haben mag. Die Religion kann die Seele zum Glauben an ein künftiges Daseyn erheben; der Ehrgeiz kann Gefahren trotzen; die Melancholie gegen eine Verlängerung unseres Daseyns Abscheu empfinden; die Philosophie mit Fassung dem Tode entgegen sehen; das Gefühl der Schande die Seelenstärke herausbeschwören — immer aber müssen diejenigen, welche Todesverachtung besitzen, von den Schrecknissen des Todes abstrahiren. Ein natürlicher Instinkt treibt uns zur Selbsterhaltung, und dieser Instinkt kann nicht erstickt werden. Jeder, der den Tod unmittelbar anschaut und Gleichgültigkeit vorgiebt, ist ein Heuchler, oder ein Selbstbetrogener. Das Kind blickt seine Mutter an, als wollte es in ihrem Auge einen Strahl von Hoffnung lesen; der älteste Mann ist nie so alt, daß er nicht einen Tag länger zu leben wünschte; selbst der sterbende Säugling versucht, in seinem Bette sich aufzurichten, und will Hülfe suchen, wo er liebende Pflege gefunden hat.

Einer der ersten Feldherren Napoleon's wurde in einem Kriege mit Oesterreich von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet. Als der Wundarzt ihm erklärte, daß alle Hoffnung verloren sey, wollte der Sterbende durchaus Napoleon an sein Bett haben, als könnte dessen Machtwort seine Wunde heilen und die Natur selbst überwältigen. Er starb unter Verwünschungen, mit welchen er den armen Chirurgus überhäufte. Diese Erzählung könnte unglaublich scheinen, hätten wir nicht im niederen Privatleben einen ähnlichen Fall erlebt. Ein Kranker verfluchte den Arzt, der ihm sein nahes Ende angekündigt hatte, und wollte den Gesetzen der Natur Hohn sprechen. Diese Art von Wahnsinn erschien Einigen als Gotteslästerung; es war nur der Instinkt der Selbsterhaltung, wie er in rohen Gemüthern sich kund giebt.

Selbst Menschen von großer Religiosität sehen dem Ende ihres Daseyns nicht immer heiter entgegen, und der Philosoph zeigt mitunter einen Abscheu, der nicht unterdrückt werden kann. Doctor Johnson war der Lehrer seines Zeitalters; seine Werke sind voll von Ergüssen der Frömmigkeit, von strengen Lehren reflektirender Weisheit. Man konnte erwarten, daß die Religion ihn mit dem, was die Vorsehung beschlossen, versöhnen, daß die Philosophie ihn lehren werde, der unabwendbaren Nothwendigkeit sich zu fügen, daß endlich die Wissenschaft ihm Vertrauen auf die Kunst seiner Aerzte einflößen werde. Dennoch war es nicht so. Eine düstere Wolke umnachtete sein Gemüth; er hatte nicht Kraft des Entschlusses genug, seine Unruhe zu beschwören; in der Ohnmacht der Verzweiflung machte er sich die Abwesenheit seiner Pfleger zu Nutze, und brachte sich selbst verschiedene entkräftende Wunden bei, als könnte so zwecklose Zerfleischung seines schwachen Armes ein Daseyn fristen, dessen Tage, wie die besten Aerzte in London versicherten, schon gezählt waren.

„Giebt es etwas auf Erden, das ich für Dich thun kann?" sagte Taylor zu Dr. Wolcott, als dieser auf seinem Todesbette lag. Die Liebe zum Leben diktirte folgende Antwort: „Gieb mir meine Jugend zurück." So lauteten die letzten Worte des satirischen Dichters.

Wenn Johnson von Wunden, die er sich selbst schnitt, seine Rettung erwartete, wenn der Dichter keine andere Bitte mehr an seinen Freund hatte, als die vergebliche Bitte, ihm seine Jugend zurückzugeben: so dürfen wir wohl dasjenige glauben, was uns die Historiker von dem Ende Ludwigs XI. von Frankreich erzählen. Dieser Monarch hatte eben so viele große Eigenschaften als abschreckende Laster: er besaß Muth, einen mächtigen Willen, tiefe Kenntniß der Menschen und der Geschäfte; Gewissenspein, Furcht, Ekel am Leben und Abscheu vor dem Tode waren die Gefühle seiner letzten Augenblicke. Die Unwissenheit der damaligen Aerzte verlieh sich zum Theil schon durch den Glauben, daß Kinderblut die Gebrechen des Alters heilen könne. Der Monarch, welcher zuerst das Epithet „Allerchristlichster" führte, verging sich in seinem Egoismus so weit, daß er die Adern junger Kinder öffnen ließ, und ihr Blut mit Behagen einschlürfte. Er glaubte, es werde ihn wieder jung machen, oder wenigstens der Altersschwäche steuern.

Unnütze Grausamkeit! Endlich, als er den gewissen Tod herannahen sah, ließ er einen Anachoreten von Calabrien, den heiligen Franziskus von Paula, kommen, und bat ihn um Erhaltung seines Daseyns. Er warf sich vor dem Manne, der im Rufe solcher Heiligkeit stand, auf die Knie, er weinte, er bettelte; er hoffte, die Fürbitte eines Calabrischen Mönchs werde Wunder thun, und seinen Tod beschwören.

In der Brust manches Individuums ist die Liebe zum Ruhm dann und wann stärker als die Liebe zum Leben. Wenn aber diejenigen, deren ganzes Leben ein Kampf um irdischen Ruhm ist, ihren Zweck um jeden Preis verfolgen können: so mag wohl unter diesen die Klasse der Politiker doppelt so großen Werth auf ihr Daseyn legen. Lord Castlereagh konnte in der That sich selbst entleiben; allein es geschah nicht aus Ueberdruß am Leben; sein Gemüth beschwerte der precaire Zustand seiner eigenen Erhebung, die erfolglose Politik, in die er sein Vaterland eingesponnen hatte. Er liebte den Tod nicht, er betrachtete ihn nicht mit Gleichgültigkeit; er hatte keine Zeit, an seine Schrecknisse zu denken, weil seine Aufmerksamkeit durch andere Gegenstände absorbirt war.

Das Schiff des Marquis von Badajoz, Vicekönigs von Peru, wurde von Capitain Stayner in Brand gesteckt. Die Marquise und ihre Tochter, die Braut des Herzogs von Medina-Celi, kamen im Feuer um ihr Leben. Auch der Marquis wollte lieber sterben, als die Erinnerung an solch ein Unglück mit sich herum tragen. Das Leben war ihm nicht gleichgültig; aber sein Inneres brütete über namenlosem Schmerz, er zog den Tod vor, weil der Tod ihm aus dem Gesichte war: es blieb ihm kein Raum zu Betrachtungen über das einzige Mittel, das Heilung versprach. Seine irdischen Leidenschaften blieben dieselben; nur ihr Triebwerk war eine Zeitlang gehemmt.

Frau von Sevigné schildert in ihren Briefen mit vieler Wahrheit die Gefühle des Ehrgeizigen, wenn er plötzlich von dem Schauplatze seines Wirkens und seiner Triumphe abgerufen wird. Das Gerücht hatte Louvois, den mächtigen Minister Ludwig's XIV., eines Selbstmordes angeklagt. Sein Tod war allerdings unerwartet, allein er fiel als Opfer weiblicher Rache. Derselbe Mann, dessen Gewalt über alle Kabinette Europa's sich erstreckte, dessen Pläne die Politik einer Welt umfaßten, wurde in einer Nacht abgerufen. Wie viele Geschäfte geriethen da in Stocken! wie viele Projekte waren gescheitert! wie viele Geheimnisse sollte Grabesnacht verschleiern! Wer kannte den gordischen Knoten lösen, den seine Politik geschlungen hatte? Wer sollte die Kriege beendigen, die er angefangen, wer die Streiche ausführen, die er zugedacht hatte? Wohl konnte er dem Todesengel zurufen: „Laß mir nur einen Augenblick Zeit; schone mich nur so lange, bis ich dem Herzog von Savoyen Schach geboten, bis ich den Prinzen von Oranien schachmatt gemacht habe!" Allein es war anders beschlossen; die Verwüstung der Pfalz, die Verfolgungen der Hugenotten sollten gerächt werden, und Louvois mußte, wie Ludwig XI., erfahren, daß der Tod für alle Vorstellungen und Bitten kein Ohr hat.

Obgleich man aber die Liebe zum Leben für einen allgemeinen Instinkt erklären muß, obgleich die Verachtung des Todes wahre

Heuchelei ist, so folgt daraus noch nicht, daß man dem Tode immer mit Verzagtheit entgegengeht. Es gehört zur Tugend und männlichen Würde, das Unvermeidliche standhaft zu ertragen. Oft wählt man den Tod aus freien Stücken; aber selbst darin manifestirt sich der natürliche Instinkt. Ein Gefühl von Scham, ein Sehnen nach Gewinn, nach Auszeichnung u. s. w. können uns eben so wirksam gegen den Tod erhärten, als die heiligste Pflicht. Aber die Motive selbst sind Liebe zum Lebensgenuß, also zum Leben. Der gemeine durch Lohn gedungene Kriegsmann stellt sich dem todbringenden Feuer eines feindlichen Heeres bloß, so oft er dazu befehligt wird; er thut es sogar in einem Kampfe, von dem er nicht einsieht, was er bezwecken soll, und den er vielleicht sehr mißbilligen würde, wenn er tiefere Einsicht hätte. Das Leben des Soldaten ist voller Kontraste, aus Arbeit und Müßiggang zusammengesetzt. Die Liebe zu einem behaglichen Leben, die Gewißheit des täglichen Brodes und eine noch in die Ferne gerückte Gefahr können wohl einen Trupp Abenteurer begeistern. Der Kaufmann besucht um des Gewinnes willen die gefährlichsten Klimate; er wandert durch Gegenden, deren Luft verpestet und von Seuchen schwanger ist, und trotzt dem Anblick unzähliger Leichen, die man vor seinen Augen einscharrt. Allein derselbe eifrige Spekulant würde mit panischer Furcht aus seinem Vaterlande fliehen, wenn die Seuche dorthin käme. Die Indischen Wittwen besteigen den Holzstoß mit größter Standhaftigkeit und huldigen gern einem barbarischen Gebrauche, gegen den das männliche Geschlecht ohne Zweifel längst sich empört hätte. Darf man gleichwohl annehmen, daß diese unglücklichen Opfer den Zauber des Daseyns nicht fühlen oder die Schrecken des Todes verachten? Gewiß würden sie um Gnade flehen, wenn Gnade möglich wäre; sie würden ihre Todesfurcht bekennen, wenn Scham und Sitte sie nicht zum Tode verurtheilten.

Kein Mensch setzt sich in seinem Berufe häufigeren Gefahren aus, als der rechtschaffene Arzt. Er scheut nicht die bösartigste Krankheit; er betritt unerschrocken ein Hospital, wo die giftigsten Dünste sich sammeln, und beobachtet mit der Ruhe des Weisen alle Symptome der ansteckendsten Uebel. Selbst nach dem Tode des Kranken sucht er mit seinem zergliedernden Messer die verborgene Ursache des Uebels zu entdecken und vermehrt seine eigene Gefahr, während er von seinen Mitmenschen die Gefahr zu entfernen bemüht ist. Und warum dies? Ist der Arzt gleichgültig gegen den Tod? Keineswegs. Die Gewohnheit, an der Erhaltung des Lebens Anderer zu arbeiten, kann ihn gegen seine eigene Existenz nicht abstumpfen. Der Instinkt des Lebens offenbart sich in ihm, wie in jedem Menschen; er weicht jeder Gefahr aus, bei welcher sein Ruhm als Arzt nicht ins Spiel kommt.

Es könnte paradox erscheinen, daß die Furcht vor dem Tode manchmal sogar zum Selbstmord führt, und daß der Selbstmörder im Augenblicke seiner That das Leben noch lieben kann. Willst Du Dich davon überzeugen? Drohe ihm nur mit einer anderen Todesart, als diejenige ist, die er gewählt hat, und er wird den Tod fliehen, wie jeder andere Mensch. Er wird sich gegen einen Mörder wehren, wenn er auch im Begriff ist, sich selbst die Kehle abzuschneiden; er wird auf der See, wenn das Schiff im Sturme versinken will, aus allen Kräften mitarbeiten, um es zu retten, gesetzt auch, er hätte den Vorsatz, bei der ersten Windstille über Bord zu springen. Stelle ihn ins Vordertreffen einer Armee, und kein Mensch kann dafür bürgen, daß er tapfer seyn wird; sage ihm, es wüthe eine Seuche, und er wird sich mit Schutzmitteln umlagern. Nur unter dem Einen Gesichtspunkt, welchen das Gemüth in irgend einer wahnsinnigen Aufregung gewählt, können die Schrecken des Todes das Gefühl des Abscheus und Ueberdrusses nicht bewältigen, das ihm den Tod wünschenswerth macht, weil alle gehoffte Glückseligkeit für ihn verloren ist.

Es wird also nicht schwer seyn, diejenigen, welche nicht bloß Gleichgültigkeit gegen den Tod, sondern sogar Verachtung gegen denselben affektiren, nach Verdienst zu würdigen. Ein Französischer Moralist erzählt uns von einem Bedienten, der auf dem Schaffotte, wo er gerädert werden sollte, lustig herumtanzte. Wir wollen ein selbst erlebtes Beispiel anführen. Ein Weib sollte gehängt werden, weil sie ihrem Liebhaber bei Ermordung ihres Gatten hülfreiche Hand geleistet hatte. Sie war eines von den Geschöpfen, die das Leben und den sinnlichen Lebensgenuß über Alles lieben. Auf ihrem Wege zum Galgen begleitete sie ein Geistlicher, der eben nicht das Pulver erfunden hatte, und die Verbrecherin that nichts Anderes, als daß sie den guten Mann neckte und mit ihren Scherzreden aufzog. Sprach er von jener Welt, so lobte sie seinen neuen Wagen; beweinte er ihr Schicksal und ihre Aussichten, so bedauerte sie, daß er dem unfreundlichen Wetter sich aussetzen müsse; sie kicherte und plauderte, als ging es zu einer Hochzeit. Warum dies? Weil sie den Tod nicht fürchtete? Nein, weil sie ihn wirklich und in hohem Grade fürchtete. Wenn der Verbrecher lustig zum Tode geht, so thut er's, um die Fußtritte des heranrückenden Todes nicht zu hören.

Der gewöhnlichste Kunstgriff, die Gedanken vom Tode selbst abzulenken, ist wohl der, daß man sie alle auf die Art des Sterbens oder die letzte Ehre konzentrirt. Die Eitelkeit läßt ihre Opfer nicht los; sie macht sich noch in der letzten Stunde geltend. „Wenn ich todt bin", sagte ein Indianischer Häuptling zu Washington, „wenn ich todt bin, so laß die dicken Gewehre (die Kanonen) über mir abfeuern." Diese Worte hat man als Inschrift auf seinen Grabstein gesetzt, obgleich sie nichts als der naive Ausdruck einer allgemein menschlichen Eitelkeit sind. Der große Sultan Saladin (richtiger Salheddin) verordnete in seiner letzten Krankheit, daß man statt der gewöhnlichen Standarte sein Sterbekleid vor dem Zelte entfalten solle: der Herold, welcher dieses Gewand in der Luft flattern ließ, mußte dabei laut ausrufen: „Schaut her! dies ist Alles, was Saladin, der Besieger des Orients, von allen seinen Eroberungen mitnimmt!" Hierin irrte er sich. Der Sultan kam nackt in die Welt und hat sie nackt verlassen. Grabkleider sind ein überflüssiges Gerüst und dem Leichnam eben so unnütz, als Scepter oder Diadem. Auch Saladin war eitel. Er wollte sterbend seine Macht mit seiner menschlichen Schwäche grell kontrastiren lassen und aus seinem Tode ein Epigramm machen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The writings of George Washington. (Washington's Schriften.) Nebst dem Leben des Verfassers, von Jared Sparks. Erster und zweiter Band. Boston.

Sketches of eccentricities of Col. David Crocket. (Excentrische Skizzen.) Neu-York.

A general history of banes. (Geschichte der Banken.) Von I. P. Goddard. Neu-York.

Something new. (Etwas Neues.) Von M. P. Barton.

Popular essays on naval subjects. (Seebilder in populairem Gewande.) Neu-York.

The harpes head. — Eine Sage von Kantucky. Von James Hall. Philadelphia.

The village belles. (Die Dorfschönen.) Erzählung. 2 Bde. Neu-York.

The aristocrat. — Amerikanische Erzählung. Philadelphia.

Morgenländische Literatur.

Der Arabische Dichter Achtal.

(Schluß.)

Achtal's beißende Satire hätte beinahe seinen Untergang herbeigeführt, als einst Abdelmelik, der die Dichter gern in seiner Gegenwart wetteifern ließ, seinem Günstlinge Gelegenheit gegeben, auf Unkosten eines Nebenbuhlers zu glänzen. Die Taghlebiten hatten nämlich unweit Tekrit einen gewissen Omaïr den Kaschab getödtet, der zur Familie der Benukais, einem Zweige des Stammes Benu Bekr, gehörte. Zwischen den Stämmen Taghleb und Bekr herrschten schon seit etwa 60 Jahren vor der Hedschra Feindschaft. Temim, der Bruder des Erschlagenen, unternahm es, ihn zu rächen, und sprach das Oberhaupt der Benu Bekr, Zofar den Hareth, um Hülfe an. Dieser schickte Reiter aus, welche verschiedene in Syrien ansässige Taghlebiten-Familien angreifen und plündern sollten. Diese erschlugen jeden, der sich nicht durch die Flucht retten konnte. Zofar brach selber gegen die Benu Taghleb in Mesopotamien auf, die bei seiner Annäherung beschlossen hatten, sich nach den andern Seiten des Tigris zu begeben; aber er holte sie bei dem Flusse Kabal ein, der sich unweit Mossul in den Tigris ergießt, gerade als sie ihre Ueberfahrt bewerkstelligen wollten. Es entspann sich ein heftiges Gefecht, die Taghlebiten wurden geschlagen, eine große Anzahl kam durch das Schwert, noch eine größere im Tigris um. Die Sieger erschlugen sogar die Weiber. Der Krieg dauerte mehrere Jahre, bis endlich i. J. 73 nach dem Tode Abdalla's den Zobeir ihr Haß etwas nachließ; die Kämpfe hörten auf, und die Oberhäupter der beiden Stämme fanden sich sogar beisammen am Hofe Abdelmelik's. Dieser Chalif aber war so unvorsichtig, zuzugeben, daß sie vor ihm ihre Waffenthaten rühmten, und Verse zu deren Verherrlichung anzuhören. Bei einer solchen Veranlassung deklamirte Achtal ein Gedicht, in welchem er seinen Stamm, die Benu Taghleb, über alle anderen erhob und die Gegner, insonderheit die Benu Kais verachtungsvoll behandelte. Hadjaj, ein kriegerischer Dichter der Benu Kais, der in Achtals Versen persönlich angegriffen worden, stand auf, um fortzugehen. Der Chalif hielt ihn zurück und nahm ihm das Versprechen ab, nichts zu thun, was die Feindschaft zwischen den Stämmen Bekr und Taghleb wieder erwecken könnte. Nach einigen Tagen trat Achtal die Rückkehr nach seiner Heimath an. Trotz seinem Versprechen, führte Hadjaj eintausend Reiter nach Pessafa, einem Orte, der eine halbe Tagereise vom Euphrath ab liegt. Ohne sie mit seinem Vorhaben eher bekannt zu machen, las er ihnen hier Achtals Verse vor und sagte: „Entweder müssen wir fechten oder die Schmach dieser Satire annehmen; wer Herz hat, komme mit mir, die übrigen können nach Hause gehen." Keiner verließ ihn. Noch denselben Abend traten sie ihren Marsch an und kamen vor Tagesanbruch in Ajenet Errubab an, neben dem Thale Bechr, wo die Taghlebiten-Familien wohnten, unter denen sich Achtal befand. Von der Nacht begünstigt, stürzten sie über sie her und erschlugen Alles, was sie erreichen konnten; den schwangeren Frauen schnitten sie den Leib auf. Ein Sohn Achtal verlor in dieser Nacht das Leben; Achtal selber fiel den Feinden in die Hände und verdankte seine Rettung nur seiner Gegenwart des Geistes. Er rief, daß er ein Sklave des Stammes sey. Da er einen alten grauen Mantel trug und keinem bekannt war, ließ man ihn laufen. Hadjaj befahl seinen Gefährten hierauf, sich zu zerstreuen, er selbst floh in die Griechischen Provinzen, um zu warten, bis des Chalifen Zorn gegen ihn gestillt seyn würde. Auf die Bitte eines angesehenen Mannes aus der Familie Kais ward ihm in der That Verzeihung zu Theil.

In der Folge erlangte Achtal von dem Chalifen eine kleine Rache für die Unbilden, die Zofar den Hareth den Taghlebiten angethan hatte. Dieser Zofar war lange im Aufruhr gegen den Chalifen, da er es mit Abdalla, dem Sohne Zobeir's, gehalten hatte, unterwarf sich jedoch endlich. Er ward an den Hof berufen und begab sich unter einer Bedeckung von Kartiffa dorthin. Abdelmelik empfing ihn zuvorkommend und ließ ihn neben sich auf dem Throne sitzen. Ein vornehmer Muselmann, Ebn Zilkela, trat ein, und als

er Zofar auf dem Ehrenplatze sah, vergoß er Thränen. Der Chalif fragte, was ihm wäre. „Beherrscher der Gläubigen", erwiederte Jener, „wie soll ich nicht bittere Thränen vergießen, sehe ich diesen Menschen, der kürzlich gegen Euch rebellisch war, dessen Säbel noch trieft von dem Blute meiner Familie, die als Opfer der Treue gegen Euch fiel; wenn ich, sage ich, diesen Mörder der Meinigen neben Euch auf dem Throne sehe, zu dessen Füßen ich stehe!" Der Chalif erwiederte: „Wenn ich ihn habe neben mir sitzen lassen, so geschah es nicht, um ihn über Dich zu erheben, sondern lediglich, weil seine Sprache die meinige ist und seine Unterhaltung mir gefällt." Achtal, der in diesem Augenblick in einem anderen Saale des Palastes trank, hörte von Zofar's Aufnahme bei dem Chalifen. „Ich will", sprach er, „dem einen Schlag versetzen, wie es Ebn Zitela nicht vermocht hat." Sogleich trat er zu dem Chalifen herein und deklamirte, nachdem er ihn einige Augenblicke fest angesehen hatte, folgende Verse:

> Das Getränk in meinem Becher glänzt wie das lebhafte
> Auge des Hahns; es feuert den Geist des Trinkers an.
> Wer davon drei volle Gläser ungemischt trinkt, empfindet
> das Verlangen, wohlzuthun. Er schreitet, sanft sich schaukelnd,
> wie ein reizendes Mädchen der Koreisch, und läßt
> die Flügel seines Kleides im Winde flattern.

„Was sollen diese Verse", fragte der Chalif; „gewiß, Abulmalek, hast Du einen Einfall im Kopfe." — „Wahrhaftig", erwiederte Achtal, „viele Gedanken fallen mich an, sehe ich auf Eurem Throne neben Euch denjenigen sitzen, der gestern sagte: „„Schon wachst das Gras auf den Gräbern der Kriegs-Opfer, und unsere Herzen nähren noch dieselbe Begierde."" Als Abdelmelik diese Worte hörte, gab er mit dem Fuße dem Zofar einen Tritt vor die Brust, daß er vom Throne fiel, und rief: „Gott möge diese Leidenschaften aus Deinem Herzen tilgen." — „Um des Himmels willen", rief Zofar, „erinnert Euch, Herr, des versprochenen sicheren Geleits." Späterhin gestand er, daß er niemals geglaubt habe, seiner letzten Stunde so nahe zu seyn, als in dem Moment, wo Achtal gesprochen hatte.

Vornehmlich übte Achtal die Schärfe seiner Satire gegen Dscherir. Dieser aber, gleich geschickt in der Kunst des Epigramms, rächte sich nicht durch Gewaltthätigkeiten. Beide Dichter führten ihr Leben hindurch einen Federkrieg, der, nach dem Bericht des Abu Obeida, auf folgende Art entstanden war. Der Ruhm von Dscherir und Farazdak, Beide jünger als Achtal, hatte sich in Irak auszubreiten begonnen, fast um dieselbe Zeit, als dieser christliche Dichter in Syrien sich einen Namen erworben. Achtal hörte oft von ihnen, hatte aber noch nichts von ihren Versen gesehen. Er schickte seinen Sohn Malek nach Irak, mit dem ausdrücklichen Auftrage, ihre Verdienste kennen zu lernen und etwas von ihren Erzeugnissen mitzubringen. Malek machte die Reise, hörte die Verse jener Beiden und ward nun bei seiner Rückkehr von seinem Vater gefragt, wie er die beiden Gegner beurtheile? „Ich habe gefunden", sagte Malek, „daß Dscherir aus einem Meere schöpft, und Farazdak aus einem Felsen haut." — „Der aus einem Meere schöpft", versetzte Achtal, „hat den Vorzug." Späterhin trat er selber eine Reise nach Irak an und befand sich in Kufa, als Waschar, ein Bruder des Chalifen, Statthalter des Landes war. Farazdak's Freunde fürchteten, Achtal möchte vor dem Fürsten den Dscherir loben und Farazdak herabsetzen, sandten ihm tausend Drachmen, Kleider, Wein und ein Maulthier und ließen ihm sagen, er möchte nur ihren Freund über Dscherir erheben. Achtal ließ sich dazu bewegen, machte Verse gegen Dscherir, die dieser nicht unbeantwortet ließ, und so begann ihr gegenseitiger Kampf.

Beide Dichter hatten sich lange Zeit mit beißender Satire verfolgt, aber niemals gesehen, als der Zufall sie zu gleicher Zeit nach Damaskus führte, wo sie sich in Gegenwart Abdelmelik's trafen. Achtal, der zuerst in dem Zimmer war, betrachtete den Hereintretenden, als er den Namen Dscherir hörte, neugierig. Dscherir bemerkte es und fragte ihn, wer er wäre. „Ich bin", versetzte Achtal, „derjenige, der Dir oft schlaflose Nächte gemacht und Deine ganze Familie gedemüthigt hat." — „Dann Wehe Dir, wer Du auch seyst", rief Jener, und sich zu dem Chalifen wendend: „Beherrscher der Gläubigen, wer ist dieser Mensch?" — „Achtal ist es", antwortete der Chalif lächelnd. Dscherir überhäufte ihn mit verachtungsvollen Namen und verlangte von dem Chalifen die Erlaubniß, einige Verse gegen den Christen hersagen zu dürfen. Aber der Fürst wollte nichts hören, und Dscherir ging schnell fort. „Dscherir behauptet", sagte Achtal zu Abdelmelik, „er würde in drei Tagen Euer Lob aufsetzen; ich habe ein Jahr zur Anfertigung eines Panegyricus verwandt und bin doch nicht zufrieden." Auf des Chalifen Wunsch las Achtal seine Arbeit vor, die dem Beherrscher so wohl gefiel, daß er ausrief: „Willst Du denn, daß ich in einer öffentlichen Bekanntmachung Dich für den ersten Arabischen Dichter erkläre?" — „Mir genügt", entgegnete Achtal, „dies aus dem Munde des Fürsten der Gläubigen zu hören." Es stand gerade vor dem Chalifen ein großer Becher; er ließ ihn, mit Gold gefüllt, dem Dichter überreichen, schenkte ihm ein Ehrenkleid, und einer seiner Offiziere mußte vor ihm herrufen: „Dies ist der größte Arabische Dichter!" Er blieb in immer gleicher Gunst bei Abdelmelik. Vertraulich ging er unangemeldet, mit goldener Kette geschmückt, in das Zimmer des Fürsten, oft noch die Spuren des Weins auf dem Barte. Durch die Freigebigkeit Abdelmelik's verwöhnt, verachtete er geringere Geschenke. Der Prinz Hescham gab ihm einst für Verse, die er ihm zu Ehren verfertigt hatte, 500 Drachmen; Achtal kaufte sogleich für die ganze Summe Aepfel und vertheilte sie unter die Kinder des Stadtviertels.

Achtal machte öftere Reisen nach Kufa. Die dort wohnhaften Nachkommen von Bekr Ebn Wail nahmen ihn achtungsvoll auf, obgleich die Stämme Bekr und Taghleb lange mit einander verfeindet waren. Sie wählten ihn sogar zum Schiedsrichter, und seine Entscheidungen, die er in der Moschee ertheilte, wurden mit Ehrfurcht entgegengenommen. Sonderbar stach gegen diese Achtung und den Rang, den er bei den Arabern bekleidete, die Strenge ab, mit der die christlichen Priester ihn behandelten; sie legten ihm, als einem sündigen Verleumder, körperliche Strafen auf, denen er sich auch demüthig unterwarf. Als er einstmals von dem Pfarrer in eine Kirche von Damaskus gefangen gesetzt wurde, trat ein vornehmer Muselmann, Namens Jshak, ein. Achtal bat ihn, bei dem Pfarrer für ihn zu bitten. Jshak that es. Der Geistliche erwiederte: „Das ist ein Ihres Mitleids unwürdiger Mensch, ein Bösewicht, der mit seinen Satiren Jedermann angreift." Dennoch gab er Jshak's Bitten nach und begab sich mit ihm in die Kirche. Er trat zu Achtal hin, erhob seinen Stock und sprach: „Feind Gottes, wirst Du noch Beleidigungen Deinem Nächsten sagen, noch mit bissigen Ausfällen Männer und Weiber verfolgen?" — „Nie mehr", sagte Achtal, indem er dem Priester die Füße küßte. Nach diesem Auftritte ging Jshak mit Achtal aus der Kirche, konnte sich aber nicht enthalten, seine Verwunderung darüber zu äußern, daß ein bei dem Chalifen und dem Publikum so hoch stehender Mann auf solche Art sich vor dem Priester demüthige. „Hier stehst Du", erwiederte Jener, „was Religion ist."

Farazdak, der persönlich dem Achtal nicht bekannt war, reiste einst durch die Heimath der Benu Taghleb, und trat unerkannt bei Achtal ein. Dieser bewirthete ihn und sagte: Du bist Moslim, ich Christ; was gebe ich Dir zu trinken? „Dasselbe, dessen Du Dich bedienst" war die Antwort. Während des Mahls rezitirte Achtal zuweilen Verse, und sein Gast vollendete jedesmal das Gedicht, aus welchem die Verse waren. Als Achtal, über diese poetische Gelehrsamkeit erstaunt, fragte, wen er bewirthe, und Farazdak sich zu erkennen gab, warf er sich vor ihm nieder; aber auch Farazdak warf sich vor Achtal nieder, beschämt darüber, daß ein Mann von solchem Talente sich für geringer als ihn halten könne. Achtal rief seine Leute herzu und erzählte ihnen, daß sein Gast Farazdak sey. Man beschenkte sogleich den Dichter mit vielen Kameelen, Farazdak theilte sie den folgenden Tag unter die Armen des Stammes aus und setzte seine Reise fort.

Achtal starb in hohem Alter. Abulfarabdsch, der Verfasser des Kitab el Aghani, scheint ihn den beiden anderen Dichtern nicht gleich zu setzen, während Abu Obeida, Abu Amun Schebani und Hammad Errawie ihm den höchsten Rang zuerkennen. Er selber erkannte sich laut Medaini's Bericht die Palme zu. Selbst Dscherir ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren; Achtal, sagte er, habe mehr Kühnheit als er und Farazdak und wisse seinen Gegner an der empfindlichsten Stelle zu treffen. Als Achtal mit ihm in Kampf sich eingelassen, sey er schon zu alt gewesen; dieser Umstand und sein Christenthum wären allein ihm nachtheilig gewesen. Der berühmte Grammatiker Junis gab Achtal den Vorzug vor seinen beiden Nebenbuhlern, weil seine Sprache korrekter ist, und er die meisten Stücke von einer gewissen Länge verfertigt hat, die durchweg ohne Fehler sind. Nach Abu Obeida's Urtheil giebt es unter Achtal's Werken zehn Kassiden (Gedichte), die tadellos seyen; hiernächst zehn andere, die den besten nur wenig nachständen. Aber unter Dscherir's Sachen kenne er nur drei von solcher Güte, unter denen des Farazdak keines. Als ein besonderer Vorzug wird dem Achtal nachgerühmt, daß er niemals in seinen Satiren das Schamgefühl beleidigt habe. Er pflegte von sich selber zu sagen: „Niemals habe ich ein Spottgedicht gemacht, das ein junges Mädchen nicht ohne zu erröthen anhören könnte."

Afrika.

Eine Scene in der Libyschen Wüste.

Wir reisten endlich von Alexandrien ab, um uns nach Syuah, das in den äußersten Oasen liegt, zu begeben. Es lag für mich schon in dem Gedanken ein großes Vergnügen, das im Alterthum so berühmte Libyen zu sehen, das Land dieser alten Griechen-Kolonie zu betreten und auf die Tempel-Ruinen des Jupiter Ammon mich zu setzen. Noch ganz erfüllt von den Eindrücken, welche die Stadt, die der Macedonische Welt-Eroberer gegründet, eben auf mich gemacht hatte, träumte ich schon von den Scenen, die in der Pentapolis meiner harrten. So ließ ich die reichen Gegenden, die um Alexandrien sich ausdehnen, ruhig an mir vorübergleiten und blieb mit meinen inneren Vorstellungen beschäftigt, bis wir die Wüste erreichten. Wir hielten des Abends unter dem Schatten der großen Palmen an und machten am Tage neben den hier und dort auf unserem Wege gegrabenen Brunnen Halt. Nach zehn Tagemärschen durch ein üppiges Land, das vom Reichthum seiner Vegetation strotzt, kamen wir eines Abends am Rande eines Brunnens an, der einen Ueberfluß kühlen Wassers enthielt.

„Laßt uns hier anhalten", sagte mein Führer, „unsere Schläuche füllen und die Pferde tränken. Wir werden nun keinen Brunnen mehr antreffen, bis zur Fontaine zu Syuah, welche die Einwohner dieser Stadt und ihre Gärten mit Wasser versorgt." Ich gab der Aufforderung Abel Asra's, so hieß mein Führer, Gehör; wir stiegen ab, und in wenigen Augenblicken hatten wir uns mit dem nöthigen Wasserbedarf für die Reise versehen. Endlich brachen wir auf und nahmen Abschied von der kühlen Stätte. Die blühenden Felder hörten nun auf, die brennende sterile Sandwüste lag vor uns. Kein Baum, kein Hälmchen, kein Gräschen, kein Wasser war da zu erspähen, selbst der Thau fehlte; wir befanden uns in dem wüsten Ocean des Sandes, wo keine Spur von Weg sich zeigte. Die Leichtigkeit des Bodens verwischte die Abdrücke unserer Schritte, und es

war unmöglich, den Tritt eines Reisenden, der unser Vorgänger gewesen war, irgendwo zu erblicken. Nur von Zeit zu Zeit stößt man auf einen Steinhaufen, den die Hand eines Wanderers, der diese Wüste passirte, hier und dort errichtete; aber oftmals sind auch diese leichten Anzeichen von der Spur eines lebenden Wesens so sehr vom Sande begraben, daß man sie kaum auffindet. Die Sonne warf ihre brennenden Strahlen fast lothrecht auf unsere Scheitel, kein Gewölk ließ sich blicken, um sie mit Schatten auch nur auf Augenblicke zu verhüllen, die Luft glühte, und doch war die Hitze des Erdbodens noch hundertmal unerträglicher, als die der Atmosphäre. Mein Schweiß wurde zu Blut. Für einen Engländer mag dies wenig auffallend erscheinen, aber selbst mein Begleiter, der an die Temperatur des Landes gewöhnt war, wurde so erschöpft und ausgedörrt wie ich. Wir ließen unsere Pferde nach eigenem Gefallen gehen, der Zügel hing schlaff auf ihrem Halse, unserer Hand fehlte die Kraft zum Lenken. Aber nach einigen Stunden, als wir rings umher keinen Steinhaufen mehr erblickten, machte Abel Asra die Bemerkung, daß wir uns verirrt hätten. Vergebens war unser Bemühen, die Spuren unserer Tritte wiederaufzusuchen, um den Weg zurückzunehmen. Trotz aller Zusprache meines Führers war ich der Verzweiflung nahe. „Laßt uns nur weiter ziehen", wiederholte er in einem zuversichtlichen Tone, „wir haben noch für fünf Tage Lebensmittel und für sechs Tage Wasser, bis dahin, bin ich gewiß, sind wir an Ort und Stelle."

Plötzlich bemerkten wir in der Ferne etwas, das wir für Zelte und hin und her laufende Menschen hielten. „Wir sind gerettet!" rief ich laut vor Freude. „Es sind Jäger, die ihr Wild verfolgen", sagte Abel Asra. Bei diesen Worten verdoppelten wir unsere Schritte, und bald sahen wir zwei von dem Haufen, Männer, die auf uns zuliefen und ihre Turbane hoch in die Luft schwangen. „Seyd uns willkommen!" riefen sie uns zu, indem sie uns ehrerbietig begrüßten, „und Gott und Muhammed sey gelobt, der Euch sendet. Wir schweiften hier auf der Strauß-Jagd umher", erzählten sie weiter, „und ein reicher Fang ward uns zu Theil; aber seit einem Tage fehlt es uns an Allem, um unseren Durst zu stillen. Ach, Fremdling, ich sage es Dir noch einmal, Muhammed hat Dich gesandt, um uns einem sicheren Tode zu entreißen, denn wir sind um vier Tagereisen vom nächsten Brunnen entfernt, und unser Durst ist brennend. Wenn in Deinen Schläuchen noch Vorrath ist, öffne sie uns aus Erbarmen und laß uns trinken. Komm nach unseren Zelten und ruhe dort aus von den Beschwerden der Reise." Der Ausdruck seiner Worte rührte mich tief; mein eigenes Unglück vergaß ich beim Anblick des fremden. Wir beschleunigten unsere Schritte nach den Zelten, jubelnd empfing man uns und labte sich an unseren Wasserschläuchen. Nach einigen Fragen erzählte ich ihnen, daß wir vom Wege verirrt wären und Syuah das Ziel unserer Reise sey.

„Der Weg dorthin ist leicht von hier zu finden, aber etwas lang", sagte der Aelteste von ihnen. „Sechsmal wird die Sonne auf- und siebenmal untergehen, bevor Du dort ankommst. Aber am sechsten Tage wirst Du ein Dorf, Namens Msellem, antreffen. Klopfe dort an die Thür des Jägers Sarvah, und sein Weib wird Euch beherbergen und mit neuen Lebensmitteln versehen, sobald Du sagst, daß Du Sarvah's Retter in der Wüste warst." Als ich dem Manne dankte, ergriff der Jüngling, der uns nach den Zelten geführt hatte, meine Hand, und indem er auf fünf prachtvolle Strauße hinwies, die man zur Jagd abgerichtet hatte, sagte er: „Wähle Dir, Fremdling, diejenigen aus, die Dir gefallen. Sie sind noch jung und fast ganz zahm, denn wir halten sie gut und ziehen sie mit Milde groß. Für eine Beleidigung würden wir es aber ansehen, wenn Du nicht dies kleine Zeichen unserer Erkenntlichkeit annehmen wolltest." Ich wußte in der That nicht, ob ich das Anerbieten doch nicht abweisen sollte, da ich die Schwierigkeit, diese Thiere nach dem Orte meiner Bestimmung mitzuführen, in Betracht zog. Auf Abel Asra's Bemerkung jedoch, daß ich die Eigenliebe der Jäger verwunden würde, entschloß ich mich, zwei Strauße anzunehmen, mit dem Entschlusse freilich, sie sich selbst zu überlassen, sobald ich mich entfernt haben würde. Ich wählte den schönsten männlichen und den schönsten weiblichen. Anfangs fraßen sie von dem Hafer, den wir den Pferden vorwarfen; darauf verschlangen sie mit einer Gier, die mich in Erstaunen setzte, einige Kieselsteine, die zu ihren Füßen lagen. Ich band eine Leine an ihren Hals und Fuß, überzeugte mich jedoch bald, daß diese Vorsicht unnütz war. Nachdem wir einige Datteln zu uns genommen hatten, brachen wir auf und sagten den Jägern Lebewohl. Die Strauße, die ich zum Geschenke erhalten hatte, erregten uns nicht die geringste Unbequemlichkeit; sie trabten neben unseren Pferden und richteten sich ohne weitere Aufforderung ganz nach dem Tempo unseres Marsches. Gleichwohl hätte ich sie, meiner ersten Absicht gemäß, ihrem Schicksale überlassen, wenn mein Führer mich nicht durch seine Bitten vermocht hätte, sie bei mir zu behalten.

Inzwischen entleerten sich unsere Wasser-Schläuche zusehends, und unseren hungrigen Pferden schien das Futter, das ich ihnen reichte, nicht genug; sie wurden merklich magerer und litten augenscheinlich Mangel. Es war am dritten Tage, seitdem wir von den Jägern schieden, als wir Halt machten und ich nach unserem Mittagsmahle mich auf einer Matte dem Schlummer hingab. Plötzlich wurde ich durch ein lautes, scharftönendes Geschrei erweckt. „Was giebt es, Abel?" rief ich erschrocken. „Ein großes Unglück ist uns begegnet", erwiederte mein Führer, „das eine unserer Pferde ist eben gestorben, und das zweite ist für die Fortsetzung unserer Reise untauglich." Ich war wie vom Blitz getroffen, und fühlte die ganze Schwere dieses Unglücks. Tausend Gedanken flogen ängstigend durch meine Seele; bald war ich düster und nachsinnend, bald trieb mich die Verzweiflung zur lauten Klage. „So laß uns denn" sagte ich endlich, zu meinem Führer, „dem Himmel Trotz bieten und dennoch unser Ziel zu erreichen suchen, das, nach dem was uns der Jäger Sarvah andeutete, nicht mehr als drei Tage-Reisen entfernt seyn kann. Laß uns das Dorf Msellem erstreben, von dem unser Freund sprach." Diese Worte waren in voller Erbitterung gegen das Schicksal ausgesprochen, im Grunde aber fehlte es mir schon an Kräften, ihm zu trotzen, und Msellem zu erreichen. Vor allen Dingen mußten wir für den Transport unseres Trinkwassers sorgen; unmöglich konnten wir uns jedoch mit den Schläuchen selbst beladen. Wir nahmen versuchsweise unsere Zuflucht zu den Straußen. Ihr gigantischer Wuchs, ihre muskulösen Schenkel und langen Beine berechtigten zu der Hoffnung, uns in ihrer Dienst-Leistung nicht zu täuschen. Wir beluden die Thiere mit dem Nothwendigsten unserer Habseligkeiten und setzten uns selbst hinauf, um diesen gabelförmigen Ritt auf ihnen zu versuchen, und indem wir ihnen alle Freiheit ließen, trafen sie selbst am richtigsten die Gegend, wo Msellem liegen mußte. So sich selbst überlassen, indem wir nur einen Stock dann und wann zur Lenkung anwandten, trugen sie uns in schnellem Trabe davon. Erst später las ich in den Schriften Buffon's, Pearce's und Mungo Park's, daß es keineswegs neu sey, sich der Strauße als Lastthiere zu bedienen. Mitunter lüfteten sie auch ihre Flügel, wie der Schiffer die Segel, und fuhren bei dieser Unterstützung und bei der sonstigen Schnelligkeit ihrer Füße wie der Blitz mit uns über die Sandfläche dahin. Es mußte ein seltsames Schauspiel seyn, uns auf dem Halse der Vogel-Pferde reiten zu sehen, während wir unsere Habseligkeiten mit den Händen festzuhalten bemüht waren, damit sie bei der Schnelligkeit des Rittes nicht verloren gingen. Wir konnten kaum Athem schöpfen, so flog der Luftzug an uns vorbei, unsere Haare standen starr in die Höhe gerichtet, und unsere Kleider flatterten im Wehen des Windes; mein Hut und meines Gefährten Turban waren bald zu Boden gefallen, ohne daß wir Zeit zum Anhalten hatten, um sie uns wieder zu verschaffen. Wir fürchteten, unsere Renner würden ihre Kräfte erschöpfen, allein sie blieben fortwährend in einem Zuge. Gegen Mitternacht erblickten wir einige Bäume und schlecht gebaute Häuser. Sogleich stieg in uns die Vermuthung auf, wir seyen bereits in Msellem angelangt. In zwölf Stunden hatten wir in der That einen Weg zurückgelegt, zu dem man in der Regel drei Tage nöthig hat. Eine lebhaftere Freude erinnere ich mich aber nie in meinem Leben gefühlt zu haben, als jetzt beim Anblick menschlicher Wohnungen. Es war nicht eher möglich, den Lauf unserer Vögel zu hemmen, als bis wir uns zu Boden geworfen hatten, was auch nur mit vieler Mühe von statten ging. Wir brachten die Nacht im Gesträuche zu und suchten, als der Morgen graute, das Haus Sarvah's, dessen Weib uns mit vieler Freundlichkeit aufnahm. Gegen Abend brachen wir wieder auf, und befanden uns bald auf dem Territorium der Stadt Syuah.

Mannigfaltiges.

— Ibrahim Pascha. Schon in seiner frühen Jugend hatte sich Ibrahim durch seine Feldzüge in Hedschas hervorgethan; indeß hatte er es doch nicht weiter als zur Berühmtheit eines gewöhnlichen Türkischen Generals gebracht. Sein Geist und Charakter blieben eigentlich noch unentwickelt, bis der Feldzug gegen die Griechen ihn mit den Europäern in Berührung brachte und ihm für die Neuerungen seines Vaters Interesse einflößte, die er anfangs mit fast ganz gleichgültigen Augen betrachtet. Seit jener Zeit erscheinen Geist und Gemüth total an ihm verändert. Er hatte den Werth Europäischer Civilisation erst schätzen lernen, die, wie er nun deutlich sah, die Elemente aller Staats- und Kriegsmacht in ihrem Schoße trägt, und diese Ueberzeugung trug ganz besonders dazu bei, seinen Charakter sanfter und milder zu machen. Diejenigen, welche ihn in der Nähe gesehen, stellen ihn als einen Mann von scharfer Beobachtungsgabe dar, der in allen seinen Handlungen einen solchen Ernst und eine Strenge bekundet, daß seine Befehle auf die zähen Gemüther der Türken noch mehr Eindruck machen, als die des Paschas selbst. Als General soll er an seiner Gestalt, an seinem lebhaften scharfen militairischen Auge vor Allen kenntlich seyn. Seine Befehle sind genau abgefaßt und werden mit Eifer befolgt; erfordert es die Noth, so scheut er keine Gefahr und befindet sich zuweilen selbst an der Spitze seiner Schaaren im Schlachtgetümmel. Man hat ihn, und vielleicht mit Recht, wegen großer Verwüstungen in Morea angeklagt, und die Europäischen Admirale, die in der Schlacht bei Navarin ihre Flotten befehligten, werfen ihm noch dazu Treulosigkeit vor. Was seine Gestalt anbelangt, so ist er von mittlerer Statur, von besonders regelmäßiger Haltung, mit dem lebhaften scharfen Auge des Paschas und von einem noch ernsteren und gebieterischeren Ansehen als er. Bei der Energie seines Geistes und bei der Kräftigkeit seines Körpers, der sich etwas zur Korpulenz hinneigt, ist ihm jede Bewegung und Anstrengung sehr erwünscht, und er erfreut sich auch nie einer vollkommneren Gesundheit, als während der Zeit, die er auf seinen Feldzügen und in den Schlachten zubringt. (Egypt and Mohammed Ali.)

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Montag den 30. Juni 1834.

England.

Kandien und seine Bewohner.

Von einem Britischen Marine-Offizier geschildert.

Die Insel Kandien gehört ohne Zweifel zu den fruchtbarsten Ländern der Erde, und doch ist sie so vollleer, daß kaum ein Drittheil des Bodens angebaut werden kann. Alles verkündigt Armuth und die zerstörende Hand des Despotismus, und wenn die Bewohner des alten Kreta den heutigen Kandioten glichen, so erhalten wir einen hohen Begriff von der Weisheit des Minos, der dieses Volk lange Jahre regieren und endlich eines natürlichen Todes sterben konnte; denn das Kehlabschneiden ist nirgends mehr zu Hause, als auf dieser Insel.

Minos und Mustafa Pascha sind die Einzigen gewesen, denen es gelang, diese heillose Nation in Respekt zu halten. Von der Verwaltungsart des Minos wissen wir freilich nicht viel mehr; desto genauer haben wir die seines Türkischen Nachfolgers kennen gelernt.

Als diese Insel um die Zeit der Beendigung des Griechischen Freiheitskampfes an Mehmed Ali kam, war sie ein nothgedrungenes Geschenk von Seiten des Sultans. Die Kandioten führten immer noch Krieg mit der Pforte, und obgleich die Türken der Städte sich bemächtigen konnten, so war doch voraus zu sehen, daß sie endlich hinausgejagt würden, da der Sultan nicht im Stande war, Verstärkung zu schicken. Bis dahin gab es täglich Gemetzel und Plünderung: weder Alter noch Geschlecht wurde verschont, und ganze Schaaren Griechischer Kinder wurden in die Sklaverei geschleppt. Die Griechen hatten keine Sklavenmärkte und würgten darum Alles nieder, was in ihre Hände fiel. So oft ein Grieche einem Türken begegnete, gab es einen Zweikampf auf Tod und Leben. Unaufhörlich kreuzten sich Säbel und Jattagan, und Jeder schimpfte den Andern: ungläubiger Hund! Der schlaue Grieche lauerte seinem Feind oft hinter einem Felsen auf und erlegte das muselmännische Wild mit der jauchzenden Freude eines Jägers.

Die Türken bedienten sich einer sehr summarischen Methode, um ihre Feinde aus den Dörfern zu treiben; sie zerschlugen die Dächer aller Wohnhäuser, und noch jetzt sieht man eine Menge Dörfer und kleine Städte, deren Häuser keine anderen Dächer haben, als den blauen Himmel. Manches schöne Kloster ist abgedeckt und unbewohnbar; manche Kirche und Burg ist nur noch ein Denkmal verzweifelter Gegenwehr. In diesen Dörfern kämpfte Mann gegen Mann, und das Gemetzel wogte rastlos von Haus zu Haus; hier bot der Grieche mit aller Glut und Tapferkeit seiner Ahnen dem Unterdrücker Trotz, und vertheidigte seine Familie bis auf den letzten Athemzug. Wohlhabendere Familien, sowohl Griechen als Türken, welche Landhäuser besaßen, verschanzten sich in denselben, und schlugen die Stürme ihrer Gegner zurück. Alle diese Häuser waren mit Schießscharten, meist für kleine Kanonen, versehen, hatten Proviant und Garnison, wie regelmäßige Festungen. Die Garnison bestand meistens aus Bauern und Gesinde, leistete aber den kräftigsten Widerstand. Ein reicher Griechischer Kaufmann, der ein bedeutendes Landgut besaß, vertheidigte sich in demselben abwechselnd gegen die Türken und seine eignen Landsleute, und war immer so glücklich, daß er endlich im ungestörten Besitz des Gutes blieb.

So stand es in Kandien, als Mehmed Ali diese Insel erhielt. Dieser schickte zwei Regimenter Linientruppen (8000 Mann) und eine große Schaar Albaneser unter dem Kommando des Mustafa Pascha dorthin.

Mustafa ist ein schöner Mann in mittleren Jahren, mit langem, schwarzem Barte, schönen schwarzen Augen und sehr einnehmenden Gesichtszügen. Obgleich man von ihm sagt, er könne wie ein Tiger aussehen, wenn er in Wuth geriethe, so läßt sich dies bei oberflächlicher Bekanntschaft nicht einmal ahnen. Im häuslichen Kreise ist er üppig und dem Sinnengenuß ergeben, an der Spitze seiner Truppen aber der tüchtigste Kriegsmann. Obgleich ein Türke, besitzt er doch ungewein viel Lebensart, und sein Benehmen gegen Fremde ist sehr liebenswürdig. Gegen Europäische Damen beweist er Galanterie, und erlaubt ihnen, die Frauen seines Harems zu besuchen. Was aber alle diese guten Eigenschaften verdunkelt, ist seine blutdürstige Grausamkeit, und gänzliche Unempfindlichkeit gegen menschliches Leiden. Kaum hatte er die Insel als Statthalter betreten, so begann er schon das Werk der Vergeltung mit größter Wuth; alle Plünderer und mit Waffen versehene Personen, die man ertappte, wurden aufgeknüpft, und diesen schmählichen Tod mußten Hunderte sterben. Die Furcht vor Mustaf hatte schon eine Menge Kandioten dazu bestimmt, nach anderen Griechischen Inseln auszuwandern. In den letzten paar Jahren sind jedoch über 6000 der alten Bewohner zurückgekehrt, und haben Schutz gefunden. Die Bevölkerung mag jetzt überhaupt in raschem Zunehmen seyn.

Bevor wir von Mustafa uns beurlauben, muß ich den Leser noch mit einer bedeutenden Person in seinem Gefolge bekannt machen, einem wahren Universal-Genie, das Alles unternimmt, Alles beaufsichtigt und den Statthalter selbst gewissermaßen beherrscht. Dieser Mann ist kein anderer, als Doctor Coperale — wer ihn zum Doktor gemacht, weiß kein Mensch — General-Inspektor der Militair-Hospitäler, Secretair des Pascha, Arzt des Harems, Ober-Intendant bei der Quarantaine u. s. w. Nichts geschieht ohne seine Bestimmung, vom Erbauen eines Palastes bis zum Reinigen einer Dachtraufe. Er ist Architekt, Ingenieur, Arzt, Geburtshelfer, Apotheker und Geheimschreiber; das Volk betrachtet ihn als einen kleinen Großwesir. Er hat in Smyrna das Licht der Welt erblickt und nennt sich einen Franzosen, da seine Aeltern Franzosen waren. Dieser Mann spricht wenigstens fünf Sprachen mit Geläufigkeit und ist ein recht gewandter Gesellschafter.

Die Insel Kandien hat ein majestätisches Ansehen. Wenn der höchste, so ziemlich im Mittelpunkt liegende Berg Ida zur Winterszeit sein schneebedecktes Haupt in die Wolken streckt, so scheint er uns der Ehre nicht unwürdig, die Wiege einer Gottheit gewesen zu seyn. Die Insel hat ungefähr 46 Seemeilen Länge bei einer Durchschnittsbreite von 25. Die Einwohner sind hauptsächlich Türken und Griechen, doch halte ich die letzteren für weit zahlreicher. Alle Lebensgenüsse kann man sich hier in Fülle verschaffen; die Rebe und der Feigenbaum gedeihen fast ohne menschliche Beihülfe; die Olive ist in solchem Ueberfluß vorhanden, daß sie beinahe einen Stapel-Artikel ausmacht; der Orangen- und Citronenbaum, die Aprikose, der Pfirsich, Aepfel, Granatäpfel u. s. w. wuchern alle fast ohne Pflege des Menschen. Die ganze Atmosphäre der Insel hat einen aromatischen Geruch, der aus den Blumen und Sträuchern sich entwickelt, die zwischen den Felsen wild wachsen und den Hasen und Gemsen zur Nahrung dienen. Wein gewinnt man aus den Weingärten am Ida; im Innern giebt es Wildpret in Menge, und Schafe und Ziegen kauft man wohlfeil.

Die Bai von Suda, in welcher wir Anker warfen, ist vielleicht einer der schönsten Häfen in der Welt. Sie liegt an der Nordküste und nahe dem westlichen Ende. An der einen Seite erheben sich hohe Berge, an der anderen ein Kap. Die Bai ist für die größten Schiffe tief genug und hat vortrefflichen Ankergrund. Auf der Insel Suda, am Eingange der Bai, steht ein Fort, das aus weißen Steinen erbaut ist und einen düsteren Felsen krönt. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde dieses Fort, nach heldenmüthiger Gegenwehr seiner Venezianischen Besatzung, von den Türken erobert.

Als wir dieses Fort besuchten, empfing uns der kommandirende Bei mit großer Höflichkeit und wies seine Leute an, uns Alles zu zeigen. Es giebt hier nur einen Landungsplatz, und ihm gegenüber, ein paar Schritte von der See, ist der einzige äußere Eingang zur Festung. Ein langer Gang zwischen Mauern führte uns in die Stadt, die ganz aus Einer Straße besteht, ungefähr 150 Häuser, 2 Moscheen und Kasernen für etwa 600 Mann enthält, welche die Garnison bilden. Die Werke sind zum Theil sehr massiv, aber so unregelmäßig, wie Alles, was Türken gemacht haben. Die Kanonen waren schlecht aufgestellt und noch schlechter montirt. Einige waren von sehr starkem Kaliber, andere nur für sechs- oder neunpfündige Kugeln tauglich. Alle hatten eine entsetzliche Länge, oft über 15 Fuß, und ohne Zweifel hatten sie ursprünglich den Venezianern angehört. Sehr lächerlich kam es mir vor, daß die ungeheuersten 48 Pfünder dicht neben 9 oder 12 Pfündern aufgepflanzt waren. Die meisten Lafetten bestanden aus ungehobelten Baumstämmen und aus Aesten, auf denen sogar die Rinde noch saß; die Schwämme waren Stangen, um die man alte wollene Lumpen oder Stücke Lämmerfell gewickelt hatte.

Taback und Arak waren hier die einzigen verkäuflichen Artikel; das Fort erhält nur einen täglichen Proviant aus den Dörfern in der Ebene. Auf allen Gesichtern las man Heiterkeit und Wohlbehagen, und die Häuser waren in viel besserem Stande, als der Türke gemeinhin für nöthig hält.

An der rechten Seite der Bai zieht die alte Venezianische Heerstraße zwischen dem Seehafen Kanea und der Stadt Kandia

sich hin. Die Straße ist schmal, aber wohlgepflastert, und war gewiß ehemals ein vortreffliches architektonisches Werk. Die Türken haben sie sehr vernachlässigt. Wandert man längs dieser Straße, so hat man immer einen silberklaren Bach eiskalten Wassers zur Seite, der aus den Felsenritzen entspringt. An der einen Seite des Weges sieht man hohe Felsenreihen, auf denen die wilde Ziege muthwillig herumhüpft, an der anderen tiefe Hohlgründe, die bis ans Meer hinabreichen.

Sobald wir gelandet waren, begaben wir uns nach dem Seehafen Kanea, etwa fünf Meilen weiter. Der Weg dahin führt durch ein schönes mit Griechischen und Türkischen Villa's angefülltes Thal, in dem Oliven, Orangen, Citronen, Feigen und Granatäpfel die Fülle wachsen. Die Stadt ist recht hübsch gebaut; Straßen und Basars sind geräumig und wohlgepflastert und die Kaufläden gut ausstaffirt. In vielen Straßen stehen marmorne Fontainen. Der kleine nur für Schiffe unter 300 Tonnen taugliche Hafen war früher als Rendezvous der Venezianischen Galeeren berühmt. Jetzt wird er, wegen des sehr eingeschränkten Handels, immer unbedeutender. Den Hafen beschützen mehrere Festungswerke, und die ganze Stadt ist mit einem Graben und Wällen umgeben.

Die Bevölkerung Kanea's besteht aus Türken, Griechen, einigen wenigen Italiänern und Maltheſern und vielen Juden. Die Garnison bilden 600 Arabische Soldaten des Paschas, die vortrefflich exerciert sind, da man ihnen das Exercitium unbarmherzig einbläut. Diese Truppen reichen schon hin, um den Griechen alle Empörungslust zu verleiden. Letztere dürfen bei Lebensstrafe nicht einmal Waffen tragen. Es giebt hier sechs Moscheen und mehrere christliche Kirchen; alle Religionen werden, wie in Aegypten, toleritt. Der Türkische Begräbnißplatz außerhalb der Mauer hat eine Menge schöner marmorner Grabsteine aufzuweisen. (U. S. J.)

Bibliographie.

A treatise on internal intercourse and communication in civilised states, and particularly in Great-Britain. (Ueber den inneren Verkehr und die Communication civilisirter Staaten, insbesondere Großbritaniens.) Von Thos. Graham. 5 Sh.

The entomological cabinet (Britische Insektenkunde.) Von J. Samouelle. 2 Bde. Pr. 3 Pfd.

Introduction to the study of nature. (Einleitung zum Studium der Natur.) Von J. S. Bushnan. 9 Sh.

Nord-Amerika.

Die letzten Augenblicke ausgezeichneter Menschen.

(Schluß.)

Wollt ihr die Eitelkeit in der Todesstunde recht con amore walten sehen, so besucht die Paläste reicher und vornehmer Wüstlinge, wo die Caprice Gesetze giebt und sinnliche Genüsse das Leben aufzehren. Der eitle Narr hat Muße zur Narrheit, und sein Paroxysmus endet nicht eher, bis er ausgeathmet hat. Der Französische Hof war zu Choisy, als Frau von Pompadour in eine tödtliche Krankheit fiel. Der Etikette gemäß durften nur Personen von Königlichem Geblüt in Versailles sterben. Verkündet es jetzt in den fröhlichen Zirkeln von Paris, daß etwas Unerhörtes erlaubt worden ist! Oeffnet euch, ihr Pforten des Palastes, um die liebste Maitresse des Fürsten zu empfangen! Ihr Gemächer, in denen das Laster frech walten und triumphiren, aber nicht den Geist aufgeben durfte, seyd jetzt die Zeugen einer noch ungesehenen Scene!

Die Marquise befragte ihre Aerzte mit Festigkeit; sie bemerkte ihr Zögern; sie fühlte die Hand des Todes und beschloß, als Königin zu sterben. Ludwig XV., obgleich selbst keiner starken Aufregung fähig, ließ sich's doch angelegen seyn, der sterbenden Freundin diesen Trost zu bewilligen. Die Höflinge drängten sich um das Lager einer Frau, die mit ihren letzten Athemzügen noch Gunstbezeugungen und Aemter vertheilte. Fürsten und Große machten diesem Weibe ihre ehrerbietigste Aufwartung, deren Macht und Einfluß in einer tödtlichen Krankheit sich gleich blieben und die sie zu ihrem Erstaunen kostbar gekleidet fanden. Die Spuren des Todes auf ihrem Antlitz waren durch Schminke verdeckt. Sie lehnte auf einem herrlichen Polster; in ihrer Gegenwart verhandelten die Minister politische Fragen; sie rühmte sich dessen, daß sie noch im letzten Augenblick die Zügel der Herrschaft hielt. Selbst ein sykophantischer Klerus bewies der sterbenden Maitresse Achtung und schämte sich nicht, durch seine häufigen Besuche die Laster eines Weibes zu heiligen, das den Palast nur als Ehebrecherin betreten hatte. Nachdem sie den Gebräuchen der Römischen Kirche Genüge gethan, suchte sie zunächst die Approbation der Philosophen. Kein Gedanke an Reue! Als der Pfarrer von ihr schied, sagte sie ihm sterbend: „Warten Sie einen Augenblick; wir wollen mit einander das Haus verlassen.“ Kaum war sie todt, so veränderte sich die Scene. Zwei Domestiken trugen sie auf einer Bahre nach ihrem Hause. Der König stand am Fenste und sprach: „Die Marquise wird auf ihrer Reise schlechtes Wetter haben.“

Es ist allgemein bekannt, daß die vorwiegende Leidenschaft in der letzten Stunde noch einmal auflodert, wie das zitternde Licht noch einmal ungewöhnlich hell scheint, bevor es erlischt. Die Zeit, welche alles Andere zerstörend berührt, verschont die herrschende Leidenschaft, die mit der Seele innig verknüpft ist. Napoleon verschied gleichsam zu einem Gewittersturm, und seine letzten Worte zeigten, daß seine Gedanken auf dem Schlachtfeld waren. Der verdiente Verfasser der Memoiren Cabot's, eines Werkes, das an Genauigkeit und umfassender Forschung den meisten der neueren Werke über Entdeckungen zur See weit überlegen ist, erzählt uns, daß der Entdecker Nord-Amerikas, in einem Fiebertraum vor seinem Tode, noch einmal auf dem Ocean und auf Entdeckungsreisen zu seyn vermeinte. Wie manches Auge hat wohl Thränen vergossen, wenn es die erdichteten Schicksale eines Fergus Mac Ivor las! Nicht weniger Bewunderung verdient der Marquis von Montrose. Er hatte für die Stuarts gefochten und fiel in die Hände der Presbyterianer. Er wurde zum Tode verurtheilt; sein Kopf und seine Glieder sollten vom Leibe getrennt und in verschiedenen Städten Schottlands öffentlich aufgehängt werden. Mit dem Stolze der Loyalität und mit edlem Trotze hörte er seinen Richterspruch und antwortete: „Ich wünschte, ich hätte so viel Fleisch, daß man, als Beweis, für welche Sache ich leide, in jede Stadt der Christenheit ein Stück davon senden könnte!“

Betrachten wir jetzt einen Mann, dessen Charakter bis ins Alter fleckenlos war und der bis zum letzten Augenblick unerschüttert blieb. Es ist gleichsam an der Mode, Sir Henry Vane einen Fanatiker zu nennen. Was ist aber Fanatismus? Sir Henry war allerdings ein strenger Kalvinist; allerdings hat er ein schwer verständliches Werk über das „Geheimniß der Göttlichkeit“ (mystery of godliness) geschrieben, in welchem Alles, was wir verstehen, vortrefflich ist, und also für das Uebrige wenigstens ein günstiges Vorurtheil erweckt. Wenn eifrige Vertheidigung der bürgerlichen und religiösen Freiheit, wenn Verzeihung erlittener Kränkungen, wenn der Glaube, daß Gottes Barmherzigkeit auf alle Kreaturen sich erstrecke, für Zeichen eines fanatischen Sinnes zu halten sind; wenn Sir Henry Vane aus Fanatismus die Gewissensfreiheit in dem Langen Parlament unterstützte, der Verfolgung der Katholiken eifrig entgegenarbeitete und immer eine eben so uneigennützige als gewissenhafte Konsequenz zeigte: dann mag man ihn getrost einen Fanatiker nennen. Das Volk von Massachusets wollte ihm sein Amt nicht lassen, und als er in England mächtig war, da vergalt er dieser Kolonie mit Wohlthaten. Er widersetzte sich der Tyrannei Karls I., ohne einer seiner Richter zu werden. Er opponirte gegen Cromwell's Tyrannei. Als dieser gewaltige Mann ins Unterhaus trat, um das Parlament aufzuheben, weil es an Gesetzen arbeitete, die sein Suprematrecht bedrohten: da warf ihm Vane seinen Verrath vor. Als die Musketire in den Saal des Parlamentes traten und Alles schwieg: da rief Vane, dem gewaltigsten Mann in Europa zugewendet: „Das ist nicht rechtschaffen. Es streitet gegen Moralität und Rechtschaffenheit.“ Wohl konnte Cromwell, seiner verbrecherischen Pläne bewußt, antworten: „Sir Henry Vane! Sir Henry Vane! Gott befreie mich von Sir Henry Vane!“

Vane erlebte noch Cromwell's Sturz und die Restauration. Der streng sittliche Mann, den Cromwell gefürchtet hatte, war jetzt das Schrecken eines entarteten Hofes. Man beschloß seinen Untergang. In einem anderen Zeitalter oder Lande würden ein Giftbecher oder der Dolch eines Banditen das rechte Mittel zu diesem Zwecke gewesen seyn: in diesem Zeitalter der Bestechlichkeit wählte man den juristischen Mord. Sein Tod war ein deliberirtes Verbrechen, aber eines Monarchen ganz würdig, dem ein Staatsmann von so reiner Seelengröße als ein lästiger Zuchtmeister erscheinen mußte. Den Abend vor seiner Hinrichtung brachte Sir Henry in Gesellschaft seiner Familie zu, und die Zeit verging ihm, als weilte er friedlich in seiner Wohnung. Am nächsten Morgen wurde er enthauptet. Die geringste Nachgiebigkeit würde ihn gerettet haben. „Tausendfacher Tod über mich“, rief Vane, „eh' ich die Reinheit meines Gewissens befecke!“ Die Geschichtschreiber sagen, er habe das Leben geliebt; allein er endete mit der Standhaftigkeit eines Patrioten und der Heiterkeit eines Christen.

Lorenz von Medici wählte auf seinem Sterbebett den Savanarola zum Beichtvater. Der strenge Anachoret stellte den sterbenden Sünder unerbittlich zur Rede. „Glaubt Ihr vollkommen an die Barmherzigkeit Gottes?“ „„Ja, ich fühle sie in meinem Herzen.““ „Seyd Ihr wahrhaft bereit, alles Eigenthum, das Ihr ungerechter Weise erworben, wieder herauszugeben?“ Der sterbende Herzog zögerte; er überzählte in seinen Gedanken die Summen, die er angehäuft; Selbsttäuschung flüsterte ihm zu, er habe fast Alles ehrbarer Weise erworben; allein die Qualen der Hölle schreckten ihn, und so bekannte er seine Bereitwilligkeit. Noch einmal fragte der entschlossene Mönch: „Wollt Ihr der Souverainetät über Florenz entsagen und der Republik ihre demokratische Verfassung wiedergeben?“ Lorenz hatte, wie Macbeth, eine Krone erworben, aber, ungleich Macbeth, konnte er sich rühmen, Vater von Prinzen und Stammherr eines Fürstenhauses zu seyn. Sollte er dieser glänzenden Hoffnung entsagen? Sollten die Drohungen eines Beichtvaters ihn einschüchtern und als bloßer Kaufmann zu sterben zwingen, ihn, der regierender Fürst gewesen war? Nein! und hätte die Hölle schon unter seinem Lager sich aufgethan. „Nein“, rief er, „nein, das kann ich nicht!“ Savanarola entfernte sich entrüstet und Lorenz starb ohne Beichte.

„O Himmel, schütze mein Vaterland!“ rief der wackere Quincy, als er sterbend Massachusets noch einmal erblickte — „O, mein Vaterland!“ waren die letzten Worte des großen Pitt.

Der Feige stirbt in panischer Angst; dem Abergläubischen füllen Schreckbilder die Seele. Wir wissen von einem Manne, den die Furcht vor der ewigen Pein so gewaltig ergriff, daß er ihr gleichsam entgegenstürzte und aus Verzweiflung sich die Kehle abschnitt, wie ein Schwindlicher dem Rande des Abgrundes zutaumelt, dem er ausweichen wollte. Jedermann kennt die Ruchlosigkeit und die schändlichen Laster des 70jährigen Alexander VI., aber der Name seines natürlichen Sohnes, des Cäsar Borgia, ist noch berüchtigter. Borgia hatte den Herzog von Gravina, Oliverotto, Vitellozzo Vitelli und einen Anderen, unter dem Vorwand eines Vertrages, durch die feierlichsten Eide nach Sinigaglia gelockt, wo Oliverotto und Vitelli meuchlerisch ermordet wurden. Was that der sterbende Vitelli? Er bat den ehr-

losen Borgia, seinen Mörder, ihm von Alexander Erlösung aus dem Fegefeuer zu erwirken!! Hat ein Sterblicher jemals größere Schwäche und Verzagtheit bewiesen?

Selbst Cromwell war auf seinem Sterbelager nicht frei von Aberglauben. Er fragte den Prediger Godwin, ob die Auserwählten der Seligkeit verlustig werden könnten? „Niemals", versetzte dieser. „„Dann bin ich gerettet"", sagte der Mann, dessen letzte Jahre mit Grausamkeit und Tyrannei befleckt waren; „„dann bin ich gerettet, denn ich weiß zuversichtlich, daß ich einst im Zustand der Gnade war.""

In einer wackeren Seele bleibt das Gefühl der Ehre bis zum letzten Athemzuge wach. „Uebergebt das Schiff nicht", rief Lawrence, als sein Herzblut dahinströmte. Abimelech seufzte darüber, daß er durch die Hand eines Weibes unrühmlich fiel. Wir kannten einen Mann, der in seinen letzten Augenblicken so lebhafte Besorgniß zeigte, sein Vermögen werde nicht ausreichen, um seine Schulden zu decken, daß er kaum Zeit hatte, an die unglückliche Lage seiner Familie zu denken. Wir haben immer den Heldentod des Sir Richard Grenville bewundert, der mit seinem einzigen Schiffe einer zahlreichen Flotte die Spitze bot, und, als er schon tödtlich verwundet war, mit Aufbietung aller seiner noch übrigen Kräfte den Feinden zurief: „Hier sterbe ich Richard Grenville, mit heiterem und ruhigem Gemüthe; denn ich habe als braver Soldat, für Vaterland, Königin, Religion und Ehre fechtend, mein Leben beschlossen."

Das Publikum von Boston und seinen Umgebungen ist neuerlich mit den einzelnen Umständen der Verrätherei Benezikt Arnold's bekannt geworden, und zwar durch einen Forscher, dessen Scharfsinn und Parteilosigkeit nicht weniger Ruhm verdienen, als seine Emsigkeit und geschickte Darstellung. Das Opfer des Verraths war André. Dieser protestirte gegen die Art seines Todes, nicht gegen den Tod. Er scheute nur den Galgen, — nicht den Verlust des Lebens. Was ihm diese Scheu einflößte, war sein edler Stolz, dasselbe Hochgefühl, welches die Brust eines Lawrence, Nelson und Wolfe durchglühte.

Ein Mensch, der innere Harmonie besitzt, begegnet dem Tode mit Ruhe, mit Resignation und Hoffnung. Der heilige Ludwig starb auf den Trümmern von Karthago, ein christlicher König, der sich vergebens abmühte, die Religion Muhammeds da auszurotten, wohin Dido die Syrischen Idole verpflanzt hatte. „Meine Freunde", sagte er, „ich bin am Ziele meines Laufes. Es ist natürlich, daß ich, als euer Haupt und Führer, euch vorangehe. Ihr müßt mir folgen. Haltet euch bereit zum Aufbruch." Dann segnete er seinen Sohn, gab ihm weisen Rath, empfing das Sakrament und starb mit den Worten Davids: „Ich werde in Dein Haus kommen, und in Deinem heiligen Tempel anbeten."

Der Pfarrer von St. Sulpice fragte den Geistlichen, der Montesquieu's Beichtvater gewesen war, ob der Pönitent ihn befriedigt habe? „Ja, versetzte Vater Rouft, wie ein Mann von Genie." Der Pater hatte Montesquieu gefragt: „Herr, seyd ihr vollkommen überzeugt von der Größe Gottes?" „„Ja"", versetzte der scheidende Philosoph, „„und von der Kleinigkeit des Menschen.""

Wie ruhig waren die letzten Augenblicke Cuvier's! Fest überzeugt, daß die Hand des Todes auf ihm ruhe, unterwarf er sich doch ärztlicher Behandelung, um nur seinen Freunden gefällig zu seyn. Als man ihm Blutegel ansetzte, bemerkte der große Naturforscher, er selbst habe entdeckt, daß diese Thierchen rothblütig seyen. Diese Entdeckung war eine seiner frühesten. Die Gedanken des sterbenden Naturforschers weilten auf dem Schauplatz seines früheren Lebens, an der Küste der Normandie, wo er, in der Einsamkeit des sich selbst bewußten Genius, am Rande des Oceans hinsudernd, durch Beobachtung der Wunder des thierischen Lebens, die in seinen Tiefen erzeugt werden, den Weg zur Unsterblichkeit sich bahnte. Er gedachte seiner in Armuth verlebten Jugend, der grämlichen Zurückweisung, die seine ersten Ansprüche auf Beförderung fanden, und aller Wechsel von Handlung und Leiden, durch die er zur höchsten Auszeichnung sich emporarbeitete. Der Mann, dem es in seiner eigenen Heimat an Mitteln fehlte, um Pastor eines Dörfchens zu werden, hatte die feinsten Zirkel von Paris durch die Klarheit seiner Beschreibungen entzückt, wie die Anmuth und der Fluß seiner Rede die Aufmerksamkeit der Deputirten-Kammer auf sich zogen. Jetzt sagte er sein Ende gelassen vorher. Sein Athem wurde rasch: er erhob das Haupt, und ließ es, wie in tiefer Betrachtung, wieder sinken. Seine Seele war ohne schweren Kampf zu ihrem Schöpfer hinübergegangen. Ein zufällig Hereintretender hätte denken können, der edle Greis schliefe in seinem Lehnsessel am Kamin und würde leise durch's Zimmer geschritten seyn; um ihn nicht zu stören.

Eben so ruhig und sanft starb Albrecht Haller, Cuvier's großer Vorgänger. Den Abend seines Lebens brachte er in seinen theuren Alpen zu, und als die Todesstunde nahte, da beobachtete er mit philosophischem Gleichmuth die Ebbe des Lebens und prüfte seinen Pulsschlag, bis die Seele entflohen war.

Bibliographie.

The biography of Roger Williams, founder of the State of Rhode-Island. (Das Leben Roger Williams', Gründers des Staates Rhode-Island.) Boston.

Library of American biography. (Amerikanische Biographieen.) Bd. I. Enth. das Leben von John Stark, Charles B. Brown, Rich. Montgomery und Ethan Allan. Herausgegeben von Jared Sparks. Boston.

Biographical memoirs etc. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben Daniel Boone's, des ersten Kolonisten von Kentucky.) Von Timothy Flint. Cincinnati.

The life of Thos. Jefferson. (Thomas Jefferson's Leben, nebst einer Auswahl aus seinem umfassenden und unvergleichlichen Briefwechsel.) Boston.

Geography of the heavens. (Uranographie.) Nebst Himmelskarten. Von E. H. Burrett. Hartford.

The constitutional class-book. (Kurze Darstellung der Constitution der Vereinigten Staaten, zum Gebrauche der höheren Gymnasial-Klassen.) Von Jos. Story. Boston.

Morgenländisches.

Die weißen Elephanten im Reiche der Birmanen.

Aus des Italiänischen Pater Sangermano Werk über das Birmanische Reich.

„Es hatte zu der Herrlichkeit der Birmanischen Regierung nichts gemangelt, als der Besitz eines weißen Elephanten, und dieser wurde ihr endlich im Jahre 1805 zu Theil, wo man ein solches Thier weiblichen Geschlechts in den Wäldern von Pegu aufgefangen. Das ängstliche Streben des Monarchen nach einem weißen Elephanten hängt mit der allgemeinen Vorstellung der Birmanen zusammen, nach welcher dergleichen Thiere eine übernatürliche Hoheit besitzen, deren sie ihre Gebieter theilhaftig werden lassen. Wenn ein König oder Fürst ein solches Thier in seine Gewalt bekommt, so weiß er sich nicht glücklich genug zu schätzen, da er dadurch im höchsten Grade mächtig und unüberwindlich wird; auch ist das Land, in dem sich dasselbe befindet, anerkannt reich und keinem Wechsel des Glücks unterworfen. Kein Wunder also, daß die Birmanischen Könige von jeher den Titel eines Herrn des weißen Elephanten als den ehrenvollsten, den es nur immer gäbe, ansahen. Um die Unterthanen zum Aufsuchen eines so geschätzten Thieres desto mehr anzuspornen, ist von der Regierung ein Edikt erlassen, nach welchem ein Jeder, der das Glück hat, eines in seine Gewalt zu bekommen, auf der Stelle zum Range eines Mandarinen erhoben und außerdem noch von allen Lasten und Abgaben befreit wird. Nicht aber bloß weiße Elephanten, sondern auch rothfarbige, so wie auch gefleckte und solche, die ganz schwarz sind, werden hochgeschätzt, wenn auch nicht in dem Grade, wie die ersteren; in den Proclamationen der Birmanischen Könige finden wir daher auch die Titel: Herren der rothen, gefleckten Elephanten u. s. w. Meine Leser werden sich von der abergläubischen Verehrung des weißen Elephanten keinen deutlicheren Begriff machen können, als indem ich hier die Geschichte eines solchen Thieres liefere, das während meines Aufenthaltes in jener Gegend aufgefangen worden. Unmittelbar nachdem man des Elephanten sich bemächtigt, hatte man ihn mit scharlachrothen Schnüren gebunden, und die vornehmsten Mandarinen wurden abgeschickt, um ihm seine Aufwartung zu machen. Man hatte ein Haus, wie man es gewöhnlich für die größten Minister und Generale einrichtet, eigens für ihn aufgebaut, und zahlreiche Sklaven wurden beordert, für die Sauberhaltung desselben beständig zu sorgen, ihm jeden Tag die frischsten Kräuter, nachdem man sie immer zuerst in klarem Wasser gewaschen, darzureichen und ihn überhaupt mit Allem zu versehen, was nur immer zu seiner Bequemlichkeit dienen könnte. Da der Platz, wo er gefangen wurde, von Mosquitos heimgesucht ward, so hatte man ein schönes seidenes Netz gesponnen, das ihn vor denselben schützen sollte; um aber auch jedes andere Ungemach von ihm abzuwehren, mußten noch besondere Mandarinen Tag und Nacht bei ihm wachen. Kaum hatte sich die Kunde von dem weißen Elephanten unter das Publikum verbreitet, als eine unermeßliche Menge von Leuten aus jedem Alter, Stand und Geschlecht, nicht bloß aus allen umliegenden Gegenden in der Nachbarschaft, sondern sogar aus den entferntesten Provinzen herbeiströmten, um ihn in Augenschein zu nehmen. Die bloße Aufwartung genügte aber noch nicht, um die hohe Achtung gegen jenes übernatürliche Wesen kund zu geben; man fiel, die Hände über den Kopf zusammengeschlagen, auf die Kniee vor ihm nieder und betete es an wie einen Gott, und zwar nicht etwa bloß ein oder zwei Mal, sondern fast unaufhörlich hinter einander fort. Bald beschenkte man es mit Reis, Früchten und Blumen, nebst Butter, Zucker und selbst Geld, und man schätzte sich so glücklich als möglich, wenn man das heilige Thier mit eigenen Augen gesehen."

„Endlich erschien die Ordre des Königs, daß der weiße Elephant nach Amarapura gebracht werde; sogleich wurden zwei Böte aus Teak*)-Holz zusammengezimmert, auf welchen man einen prächtigen Pavillon aufgerichtet, mit einer Kuppel, ähnlich dem des Königlichen Palastes. Weder Sonne noch Regen konnten hineindringen; denn er war mit goldgestickten Seidenteppichen von allen Seiten reichlich ausgeschmückt. Für den Transport dieses glänzenden Pavillons hatte man drei große zierlich vergoldete Fahrzeuge ausgerüstet, mit lauter Rudern bemannt und von unzähligen anderen Böten begleitet, von denen einige mit jeder Art von Mundvorrath, andere mit Mandarinen, Musikchören oder tanzenden Bajaderen besetzt waren; den ganzen Zug schloß eine Schaar von 500 Soldaten als Wache. Die Städte und Dörfer längs des Flusses, auf dem der Zug sich bewegte, mußten überall frische Kräuter und Früchte für das Thier herbeischaffen, so wie die ganze Gesellschaft mit allen Arten von Mundvorrath versehen. So oft der Zug ein wenig anhielt, wurde er von Menschenhaufen aus allen Gegenden eingeschlossen, die herbeigeströmt waren, um das Thier anzubeten und ihm ihre Geschenke darzubringen. Der König und die Königliche Familie schickten von Zeit zu Zeit Boten aus, um sich nach dem Wohlbefinden des weißen Elephanten zu erkundigen und ihm reiche Geschenke in ihrem Namen verabfolgen zu lassen."

„Drei Tage vor seiner Ankunft in der Residenz ging ihm Badensachen selbst mit seinem ganzen Hofe entgegen. Der König war

*) Ein Indien eigenthümlicher Baum, dessen Stamm zum Bau benutzt wird.

der erste, der ihm seine Ehrfurcht bezeigte und ihn anbetete, indem er ihm zur selben Zeit eine große goldene Vase überreichte; unmittelbar nach ihm traten alle Prinzen von Geblüt und alle Mandarinen heran und brachten ihm ihre Huldigungen und Geschenke dar. Um seinen Einzug in die Residenz noch besonders auszuzeichnen, wurde auf Befehl des Königs ein höchst glänzendes Fest veranstaltet, das drei Tage hinter einander mit Tanz und Musik und Feuerwerken gefeiert wurde. Man hatte dem Elephanten ein ganz besonders prächtiges Haus zur Wohnung angewiesen, das nach Art des Königlichen Palastes ausgeschmückt war; hundert Soldaten wurden ihm als Leibwache gegeben; dazu kamen noch vier oder fünfhundert Sklaven, deren Pflicht es war, ihm beständig ihre Aufwartung zu machen, ihn mit Futter zu versehen und ihn Tag für Tag mit wohlriechendem Sandel-Wasser zu waschen. Es wurde ihm auch bald ein Ehrentitel ertheilt, so wie ihn die Prinzen des Königlichen Hauses zu führen pflegen; und für seine Subsistenz überwies man ihm mehrere Städte und Dörfer, die ihn mit allem Nöthigen versehen mußten."

„Alle Gefäße und Instrumente, die bei der Bedienung unseres weißen Elephanten angewendet wurden, bestanden aus reinem Golde; außerdem hatte er noch zwei große goldene Sonnenschirme, von der Art, wie sie nur dem König und seinem Sohne verstattet waren. Unter den Tönen musikalischer Instrumente und durch den Gesang tanzender Bajaderen wurde er täglich in den Schlaf eingewiegt. So oft er ausging, folgte ihm ein langer Zug von Mandarinen, Soldaten und Sklaven, die goldene Sonnenschirme trugen, in der Weise, wie es beim König Sitte ist. Die Straßen, die er passirte, waren alle vorher gefegt und mit Wasser gesprengt. Fortwährend wurden ihm täglich von den Mandarinen aus dem ganzen Königreiche die kostbarsten Geschenke dargebracht; man erzählt, daß ihm einer von ihnen eine 480 Unzen schwere goldene Vase überreicht habe. Es ist indeß wohl bekannt, daß alle diese Geschenke und der Eifer bei der Ueberreichung derselben mehr der politischen Habsucht des Königs fröhnen, als etwa dem Drange der Verehrung der Unterthanen des Reichs gegen diesen Elephanten; denn man weiß recht gut, daß diese goldenen Geschirre und Zierrathen am Ende alle in die Königliche Schatzkammer fließen."

„Der Besitz des weißen Elephanten hatte Badonsachen mit der ausgelassensten Freude erfüllt. Er bildete sich ein, daß ihm das heilige Thier auf eine gewisse Weise die göttliche Natur mitgetheilt, und er hoffte nunmehr nicht bloß alle seine Feinde zu besiegen, sondern er rechnete auch zuversichtlich darauf, daß ihm sein Leben wenigstens um 120 Jahre verlängert werden werde. Als Symbol dieser Hoffnung ließen die Glieder der Königlichen Familie 120 gläserne Lampen und andere Dinge von derselben Zahl verfertigen, die nach dem Rathe der Brahminen an einem bestimmten Tage in der großen Pagode aufgestellt werden sollten; allein schon war der Elephant an der Menge von Früchten und Zuckerwerken, die ihm von den Händen seiner Verehrer ohne Unterlaß dargereicht wurden, plötzlich gestorben, und alle Hoffnungen und Aussichten waren mit ihm auf einmal verschwunden. Es ist unmöglich, die Bestürzung Badonsachen's über dieses unglückliche Ereigniß zu beschreiben; denn in demselben Maße, wie der Besitz eines weißen Elephanten einem Brimanischen Könige die Bürgschaft des höchsten Glückes ist, eben so erscheint der Tod des Ersteren, als das unglückseligste und verhängnißvollste Omen für den Letzteren. Auf diese Weise war Badonsachen, noch vor Kurzem von dem ungebändigsten Stolze hoch aufgeblasen, jetzt ein Sklave der niedrigsten und marterndsten Furcht geworden, indem ihn jeden Augenblick eine bange Angst vor seinen Feinden, die ihn entthronen würden, bekommen hielt, und indem er fortwährend von dem peinigenden Gedanken geplagt ward, daß ihm nur wenige Tage noch in dieser Welt zuzubringen gestattet sey."

Mannigfaltiges.

— Fassungskraft der Irländer. So viele Irish Bulls auch die Engländer von den Bewohnern der Nachbar-Insel zu erzählen wissen, sind diese doch nichtsdestoweniger durch eine gewisse Elastizität des Geistes und vor Allem durch ihre merkwürdige Auffassungsgabe ausgezeichnet vor ihren Englischen Brüdern. Anderson erzählt in dieser Beziehung (in seinen Sketches of ancient native Irish) Folgendes: „Ich habe Kinder gekannt, welche die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens ohne Buch, ohne Feder und ohne Schiefertafel erlernten. Ja, der Lehrplatz war nichts Anderes als — der Kirchhof. Die Leichensteine mit ihren Inschriften dienten statt der Bücher, während ein Stückchen Kalk und abermals die Leichensteine den Rest ersetzen mußten. Der berühmte Patrick Lynch, geboren im Jahre 1757, welcher auf diese Weise Irländisch lesen und schreiben gelernt hatte, kam hernach zu einem Pfarrer, der, eben so wie er, kein Englisch verstand, bei welchem er aber vermittelst des Irländischen die alten Sprachen erlernte und die Klassiker studirte. Nachdem er sich auf diese Weise treffliche Kenntnisse im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen erworben hatte, ward er durch Familien-Unglück genöthigt, den Pflug zu ergreifen. Diesen führte er fünf Jahre lang. Endlich wurde er davon wieder erlöst und kam als Hauslehrer zu einem Gutsbesitzer, bei welchem er Englisch lernte, und wo er sechs Jahre zubrachte. Nach mancherlei Beschäftigungen in dieser Weise ließ er sich zu Carrick am Suir nieder, wo er Schriftsteller zu werden anfing. Er schrieb zuerst einen historisch-chronologischen Kalender, hatte jedoch nicht die Mittel, ihn im Druck erscheinen zu lassen. Da kam er auf die Idee, sich mit einem Barbier zu affectiren, der ihm einige Typen verschaffte, und mit Hülfe einer Blasebalg-Presse setzte und druckte er nun eigenhändig sein erstes Werk. In der That war seine Presse auch die erste, die in der Stadt und in der ganzen Gegend von Carrick jemals errichtet wurde. Bald darauf schrieb und publizirte er auf diese Weise eine vergleichende Pentaglotte des Englischen, Griechischen, Lateinischen, Hebräischen und Irländischen, wobei er mehrere Irrthümer in den Angelsächsischen Etymologieen Johnsons berichtigt. Von Carrick kam er nach Dublin, wo seine Kenntnisse bereits bekannt geworden waren und nunmehr ihre Würdigung fanden. Er hat sich namentlich um die Herausgabe Irländischer Chroniken vielfache Verdienste erworben, war lange Zeit Secretair der Gaelischen Societät in Dublin und hat unter vielem Anderen eine geographische und statistische Geschichte Irlands geschrieben."

— Neue Schwedische Oper. Am 16. Mai ward auf dem großen Theater zu Stockholm eine neue Schwedische Original-Oper aufgeführt, genannt: Ryno oder der wandernde Ritter. Der Text ist von dem bekannten Dichter Bernh. v. Beskow, die Musik zum Theil von Brendler, durch dessen zu frühzeitigen Tod Schweden ein großes musikalisches Talent verlor. Ein ausgezeichneter Dilettant, und zwar, dem Vernehmen nach, der Kronprinz von Schweden, vollendete, was Brendler unvollendet gelassen. Schwedischen Blättern zufolge hat diese Oper großen Beifall gefunden.

— Medizinisches Kollegium in Konstantinopel. Schon seit mehreren Jahren besteht in Konstantinopel, in der Nachbarschaft der Moschee Schahsadeh (des Königssohns), eine medizinische Schule (Tebbchaneh), die in vier Klassen zerfällt und 140 Schüler zählt. Die Lehrgegenstände in den beiden unteren Klassen sind hauptsächlich Sprachen; in der dritten Klasse Anatomie, Physiologie, Semiotik und Pharmakologie; in der vierten Klasse Naturwissenschaften (Botanik, Physik, Chemie) und Pathologie. Lehrer sowohl als Eleven bekommen außer pecuniairer Besoldung ihre tägliche Ration Brod und Fleisch, die Besoldungen aber werden von der vierten Klasse abwärts immer kärglicher. So bezieht der Lehrer in Prima, eigentlich Quarta, jährlich 800 Ghrosch (Reichsthaler); von den beiden Lehrern in Sekunda der Erste 750, der Zweite 500 Thaler; von den beiden in Tertia der Erste 300, der Andere 200. Das Quantum des Primaners sind 100 Thaler; des Sekundaners 50; des Tertianers 36; des Quartaners 20. Von je 10 Schülern ist Einer beauftragt, die übrigen Neun zu beaufsichtigen. Dieser heißt der On-Baschi (Haupt von Zehnen). Die Abzeichen der verschiedenen Klassen sind aus Gold oder Silber und in herzförmiger Gestalt. Die Lehrer erhalten Abzeichen aus Brillanten. Die geschickten und kenntnißreichen Schüler (den Bataillons-Aerzten als Gehülfen zugegeben) der vierten Klasse werden in die Hospitäler geschickt. Haben sie durch mehrjährigen Dienst ihre Kenntnisse vervollkommnet und ihr Talent praktisch ausgebildet, so werden sie selbstständige Aerzte.

(Tekwimi Wekâji)

— Schiffahrt der Wilden. Ein Mährchen aus alter Zeit erzählt, daß man durch einen gespaltenen Baumstamm, auf dem ein kühner Wilder sich den Meereswogen anvertraut, zuerst auf die Idee zur Erbauung eines Kahnes gekommen. Die frühesten Nachrichten über die Schiffahrt finden wir bei den Aegyptern, die mit Flößen über den Nil setzten. Auch die Phönizier machten bald von dieser Erfindung Gebrauch, und es wird erzählt, daß viele Inseln, selbst die am entferntesten von ihnen liegenden, wie Sicilien und Korsika, vermittelst jener einfachen Fahrzeuge von ihnen bevölkert wurden. So unglaublich auch diese Berichte zu seyn scheinen, so wird man sie doch bald natürlicher finden, wenn man bemerkt, daß die Eingebornen von Peru auf ihren Flößen, die sie nach den schwammigten Baumstämmen, aus denen sie zusammengebunden werden, balza nennen, noch jetzt Seereisen unternehmen. Ein solches Fahrzeug besteht aus einer Anzahl von Baumstämmen, die fest zusammengebunden und durch kreuzweis darüber gelegte Balken verstärkt werden. Letztere laufen in einen Bogen schmal zusammen, damit sie so das Wasser leichter zertheilen, während die senkrechten Baumstämme unter der Oberfläche des Wassers die ungestümen Wogen abhalten und die Fahrt gegen den Wind möglich machen. Wir haben dergleichen Balzas auf der offenen See gesehen, die, mit 10 bis 20 Tonnen beladen, kräftig gegen die Passatwinde sich behaupteten, die längs den Küsten von Peru gewöhnlich herrschen. Freilich gewährt diese Art von Schiffen nicht immer die gehörige Sicherheit; wenn die einzelnen unregelmäßig zusammengefügten Balken auf eine ungleiche Weise von den Meereswogen gehoben werden, so reißen die Riemen, mit welchen sie zusammengebunden, zuweilen entzwei oder lösen sich auf, und so verschwindet oft die verrätherische Barke unter den Füßen des Seemannes, oder die einzelnen Balken stürzen krachend an einander, und das Schiff wird auf diese Weise vernichtet. Indeß leiden die Versuche des rohen Schiffers zuweilen wiederum gar keinen Vergleich mit denen der späteren Zeit. Die Eingebornen des nordwestlichen Amerikas wagen sich auf ihren kleinen mit Thierhäuten bedeckten Fahrzeugen von bewundernswürdigem Ebenmaße mitten unter die stürmischen ungestümen Meereswogen, die über dieselben hinweggehen, und überflügeln sogar die leichtesten Barken, die wir kennen. So steuert auch die fliegende proa von den Ladronen-Inseln mit unvergleichlicher Kühnheit gegen den Wind, und zwar mit einer Schnelligkeit, die alle Erfindsamkeit der gebildeten Welt weit übertrifft.

(The Sea Service.)

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Sechster Band,

Juli bis Dezember

1834.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Juli: Zur Charakteristik Dom Pedro's. Nach Hodges (87).

September: Die Räumung von Santarem. Von einem Offizier in Dom Miguel's Diensten (112). Die letzten Tage Dom Miguel's in Portugal. Von einem Offizier in Dom Miguel's Diensten (113).

Oktober: Seefahrt der Portugiesen im Jahre 1541, von Goa bis zur äußersten Spitze des Rothen Meeres, von João de Castro. Zum ersten Mal nach der Original-Handschrift herausgegeben vom Prof. A. Nuñes de Carvalho (130).

November: Ausflug nach Cintra und Mafra (139).

Dezember: Bourmont's Commando in Portugal und die Belagerung Lissabons durch die Miguelisten. Aus dem Tagebuche eines Französischen Offiziers (152).

Spanien.

Juli: Skizzen zu einer Geschichte der Spanischen Malerkunst (86). Der Page des Don Enrique el Doliente. Von Don Mariano Jose de Larra (90). Bibliographische Mittheilungen.

August: Zur Charakteristik der heutigen Spanier (101). Die Weltgeistlichen und der Gottesdienst in Spanien (103).

September: Eine Fahrt auf dem Guadalquivir (109).

Frankreich.

Juli: Die Lateinischen Dichter des silbernen Zeitalters. Von A. Villemain (80). Paris während des Direktoriums. Aus dem Tagebuche des Herrn Charles de Constant (82). Pariser Herren-Moden. Kein Mode-Artikel (84). Lully und seine Oper Armida (85). Napoleon und Herr von Bourrienne (85). Die Juden im Mittelalter. Von G. B. Depping (86). Gemälde Frankreich's nach seinen Provinzen. Versuch einer auf die Geschichte angewendeten Geographie. Von Michelet (89). Claude Gueux, von Victor Hugo (90). Bibliographische Mittheilungen.

August: Claude Gueux, von Victor Hugo [Schluß] (92). Ueber Erziehung der Familienmütter oder die Bildung des Menschengeschlechts durch die Frauen. Von L. Aimé Martin (93). Rousseau's Emil und sein Einfluß auf Frankreich (94). Von der gegenwärtigen Erziehung und ihrer Unzulänglichkeit (95). Von der Erziehung der Frauen (96). Pariser Frauen-Moden (97). Französische Malerschule in Rom (98). Mirabeau und Sophie von Monnier (99). Das Privilegium von St. Romain (100). Der Raub der Französischen Kron-Diamanten im Jahre 1792 (102). Die Familie Perrault in Pondichery. Episode aus der Französischen Revolution (103). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die Conversation, von Madame Sophie Gay (105). Die Königstochter vom Kap der Palmen (106). Eine Gespenstergeschichte, von Jules Janin (107). Erinnerungen, von Charles Nodier. Réal (110). Carrier und das Revolutions-Tribunal von Nantes (111). Die Verschwörung des Babeuf (112). Ein Todtengespräch zwischen Camille Jordan und Foy. Von dem Grafen von Peyronnet (114). Die Kreolen in Paris (115). Die Kupferstich-Sammlung der Königlichen Bibliothek zu Paris (117). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Ein Aufstand in Marseille unter Ludwig XIV. (123). Simon Morin, der Französische Messias (124). Ueber die Macaroni-Sprache. Von Charles Nodier (126). Die Bettler in Paris (127). Die Aufsuchung des Schiffes „la Lilloise" an den Isländischen Küsten (129). Boïeldieu. Bibliographische Skizze, von Jules Janin (130). Bibliographische Mittheilungen.

November: Ist Beaumarchais der alleinige Verfasser seiner Werke? (132). Napoleon und die Herzogin von Abrantes (133). Ein Besuch bei Napoleon's Mutter. Von Méry (135). Die Memoiren des Herrn von Chateaubriand (136). Sammlung von Facsimiles berühmter Männer. Von Eugene Cassin (136). Grundsätze der natürlichen Moral. Von dem Marquis von Fortia (137). Die Savoyarden-Kolonie in Paris (140). Christoph Philipp Oberkampf (141). Der Provinzialist in Paris (142). Mirabeau's Memoiren (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Historische Untersuchungen über Bälle und Maskeraden, besonders in Frankreich (145). Ludwig XIII. und Richelieu. Historische Fragmente vom Herzog von Saint-Simon und Briefe des Kardinals (146). Literatur und Kunst unter dem Direktorium und dem Konsulate. Von Ch. Nodier (149). Ueber den Schlüssel zu einigen satirischen Schriften. Von Charles Nodier (153). Ausserliche Chateaubriand's und Mittheilungen über seinen Aufenthalt in England (155). Ueber die Kartoffeln als Nahrungsmittel (157). Bibliographische Mittheilungen.

Schweiz.

Juli: Psychologische Beobachtungen über Träume. Vom Professor Prevost in Genf (83).

November: Eine Chinesische Reise im vorigen Jahrhundert. Mitgetheilt von dem Genfer Charles vonConstant (141).

Dezember: Genf und die Französische Schweiz (144).

Italien.

Juli: Das Fest der heiligen Rosalie. Vom Marchese di Salvo (88). Das Lustspiel der Italiäner (91). Bibliographische Mittheilungen.

August: Alfieri, Manzoni und Silvio Pellico (93).

September: Die hölzernen Marien (107). Theater und Volksleben in Neapel (108). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Neuere Italiänische Werke über Geschichte und Alterthumskunde (154). Die Italiänischen Liebeshöfe im Mittelalter (157).

England.

Juli: Gregorius Hipkins, das Unglückskind (79). Daniel O'Connell und die Irländer (81). Deontologie, oder Wissenschaft der Moral von Jeremy Bentham (83). Von den Vortheilen der Anwendung des Dampfes bei den Arbeiten des Ackerbaues (87). Zur Naturgeschichte des Tapirs (88). Bibliographische Mittheilungen.

August: Bilder des In- und Auslandes, auf Reisen skizzirt. Von Mistreß Jameson (92). Thomas Chatterton (93). Armee-Berichte des Feldmarschalls Herzog von Wellington, auf seinen Feldzügen in Indien, Dänemark, Portugal, Spanien, den Niederlanden und Frankreich, von 1799 bis 1818. Vom Oberst-Lieutenant Gurwood (94). Der Schädel Rammohun Roy's. Eine phrenologische Untersuchung (97). Richard Lander's Tod. Von einem Augenzeugen (98). Miß Mitford's „Karl der Erste" und die Englischen Schriftstellerinnen (99). Des jüngeren Barrow's Reisen im Norden Europa's (101). Frankreich und die Franzosen. Von E. L. Bulwer (103). Die Wasserleitungen in London und Paris (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die Wasserleitungen in London und Paris. [Schluß] (105). Der letzte Stuart und seine Invasion in Schottland. Nach Robert Chambers (106). Die Hexen in Macbeth und der Ort ihrer Erscheinung (106). Mrs. Trollope's Reise nach Belgien und Deutschland (109). Europäische Kolonieen in den verschiedenen Welttheilen. Nach ihrem geselligen, moralischen und physischen Zustande betrachtet (110). Die Katzen-Revolution in Chester (111). Ueber die Nahrhaftigkeit des Zuckers (113). Aus dem Leben der Schauspielerin Mrs. Siddons (117). Bibliographische Notizen.

Oktober: Landreise nach dem nördlichen Ostindien, von England aus durch das Europäische Rußland, Persien und Afganistan. Vom Oberst-Lieutenant Arthur Conolly (118). Mistreß Jameson über die Schauspielerin Siddons (120). Aus Hanna More's Leben und Briefwechsel, von William Roberts (122). Das seltsame Rendezvous (123). Frankreich in geselliger, literarischer und politischer Beziehung. Von Henry Lytton Bulwer (125). Jacob Faithfull. Vom Verfasser des „King's own" [Cap. Marryatt] (126). Erinnerungen an Walter Scott (128). Bibliographische Mittheilungen.

November: Jeffreys, Lord-Kanzler Jacob's II. Eine Skizze der Englischen Rechtspflege des 17. Jahrhunderts (132). S. T. Coleridge. Eine biographische Skizze (134). Pompeji's letzte Tage. Roman von E. L. Bulwer (135). Humoristische Seifenblasen aus Boulogne-sur-Mer. Von einer alten Lady (137). Das Weib, wie es — nicht seyn sollte (140). Eine Schottische Wirthshaus-Scene, unter Jacob V. (142). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Die Insel Jersey (144). Die Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich mit Bezug auf England (145).

Die Flucht des Grafen von Ruhsdale aus dem Tower, im Jahre 1715 (147). Eisenbahnen in England und ihre neuesten Resultate (147). Ein Besuch bei O'Connell (149). Die Deutschen Weinströme (151). Ungemach auf Reisen (155). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

November: Belgiens historischer Hintergrund. Von Nothomb (137).

Dänemark.

August: Ewald, Baggesen und Oehlenschläger (92).

Dezember: Alt-Nordische Literatur (154).

Schweden.

August: Erinnerungen, Auszüge aus Briefen und Tagebüchern. Von Erik Gustaf Geijer (98). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die schöne Dalekarlin. Eine Scene aus dem Leben in Stockholm. 1834 (111). Die Schwedischen Post-Einrichtungen. Auszug aus dem Briefe eines Reisenden. 1834 (115). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolph's. Nach neuen Urkunden von A. Fryxell (119). Bibliographische Mittheilungen.

November: Neue Zeichnungen aus dem Alltagsleben (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Schwedische Geschichte und Statistik, mit besonderer Beziehung auf einige neuere Schwedische Werke (156).

Rußland.

Juli: Literarische Notizen aus Rußland (83). Kabalistik, von Th. Bulgarin (89). Bibliographische Mittheilungen.

August: Der Russische Tanz. Scene aus dem Petersburger Karneval. Vom Fürsten Elim Mestschersky (93). Iwan Stepanowitsch. Bilder aus der Russischen Provinz (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die Revolution, oder ein Tag in Paris im Jahre 1833. Schreiben eines Russen an seinen Freund (113). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Bemerkungen eines Russischen Reisenden über Syrien. Von Ossip Morosoff (122). Bulgarin über die Russische Literatur (128). Vorboten des Todes Katharina's der Großen. Vom Grafen Chwostoff. (129). Bibliographische Mittheilungen.

November: Fragmente aus A. Marlinsky's Skizzen vom Kaukasus. I. Der arme Teufel in Schirwan (134). II. Die letzte Station vor Alt-Schamacha (135). III. Die Gastfreundschaft von Kutkaschi (136). Zusammenkunft des General-Gouverneurs des östlichen Sibiriens mit dem Chinesischen Sargutschei in Maimatschen (139). Die Bettler in St. Petersburg (140). Geschichte der Don'schen Krieger. Von Wladimir Broneffsky (142). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Russische Skizzen. Darum trinke ich keinen Champagner (146). Das Weib mit den Rechten des Mannes. Epilog zu den philosophischen Thorheiten des 19. Jahrhunderts (150). Begebenheiten auf einer Maskerade (157). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

Oktober: Blicke auf einige gelehrte Neugriechen der neuesten Zeit (121). Bibliographische Mittheilungen.

Türkei.

Juli: Türkische Erzählungen von Naseretin Chodschah (84).

Dezember: Handel und Industrie in Konstantinopel (146).

Jonische Inseln.

November: Ein Ausflug nach Ithaka (143).

Asien.

Juli: Die Wehabiten (81).

August: Burnes' Reise nach Buchara (97). Die Druſen (99). Die kolossalen Idole von Bamian in Kabul (102).

September: Arundell's Entdeckungen in Klein-Asien (114). Die Druſen. Zweiter Artikel (114). Notizen über Armenien und Anatolien. Von einem Russischen Offizier (116). Morgenländisches Urtheil über die Engländer. Aus Conolly's Landreise nach Asien (117).

Syrien.

Oktober: Briefe über Palästina (131).

November: Briefe über Palästina [Schluß] (132).

Armenien.

Oktober: Geschichte der Armenischen Königestadt Ani (128).

Arabien.

August: Der Arabische Dichter Farazdak (100).

Oktober: Die Volkssagen vom Avicenna [Ibn Sina] (120). Der Arabische Dichter Dscherir (125).

Dezember: Die Propheten vor Muhammed (144). Zohairs Tod. Episode aus dem Arabischen Roman „Antar" (151).

Persien.

September: Die Juden in Persien. Aus Conolly's Landreise durch Asien (108).

Ostindien.

Juli: Anblick von Kalkutta. Bruchstück aus einer malerischen Reise nach Indien (91).

August: Galanterie- und Buchläden in Kalkutta (100). Die Stadt Kaschmir (104).

Oktober: Indische Religionslehren (127).

November: Die Entführung. Nach dem Sanskrita, von Otto Wilmans (138). Begum Somru, die Indische Amazone (139).

China.

Juli: Die Chinesischen Dschonken. Nach Karl Gützlaff (80).

September: Beschreibung der Stadt Peking (105). Der San Dsjö King. Eine Chinesische Jugendschrift (112).

Oktober: Skizze einer Geschichte China's nebst einem Rückblick auf den Verkehr des Auslandes mit China. Von K. Gützlaff (123).

November: Die Abenteuer des Hung sin. Aus dem historischen Romane: Schui hu tschuan. Uebersetzt von Dr. Wilhelm Schott (133).

Dezember: Beschreibung des Chinesischen Reiches. Von Herrn Keating. Canton 1834 (152). Wu sung, der Held und seines Bruders Rächer. Episode aus dem Romane Schui hu tschuan (153).

Aegypten.

Juli: Die Samun-Grotte in Aegypten (79).

Oktober: Michaud's Bericht über Aegypten (118).

Abyssinien.

Oktober: Die Falaschas (119).

Afrika.

August: Französische Reisende in Süd-Afrika (96).

November: Zusammenkunft mit einem Häuptling der Kaffern (134).

Nord-Amerika.

Juli: Biographieen ausgezeichneter Amerikaner (85).

August: Ueber den Unterricht der Taubstummen. Von einem Nord-Amerikaner (94). Bibliographische Mittheilungen.

September: Ueber das Lebensvermögen der in festen Körpern eingeschlossenen Kröten. Von W. A. Thompson (106).

Oktober: Das Girard-College in Philadelphia, nach Deutschen Grundsätzen eingerichtet (121). Der Brautwerber von Saratoga. Scenen aus Nord-Amerika (124). Bibliographische Mittheilungen.

November: Das Leben und die Lebensbeschreibungen Napoleon's, kritisch geprüft von einem Amerikaner (138). Amerikanische Theater (138).

Dezember: Charakter der Neu-Engländer. Bibliographische Mittheilungen (147).

Süd-Amerika.

Juli: Paraguay und Dr. Francia (89).

September: Leben in Süd-Amerika. Pampas und Gauchos (116).

Westindien.

Oktober: Der gegenwärtige Zustand von Portorico u. s. w. Vom Oberst Flinter (131).

Dezember: Die Bahama-Inseln (150).

Brasilien.

Dezember: Der Diamanten-Distrikt in Brasilien (157).

Digitized by Google

Australien.

Juli: Historisch-statistischer Bericht über Neu-Süd-Wales, sowohl als Deportationsland, wie als Britische Kolonie. Von John Dunmore Lang (79).

Dezember: Sitten und Belustigungen der Bewohner der Karolinen (149). Zustand der Civilisation bei den Polynesiern. Von einem Britischen Marine-Offizier (155).

Mannigfaltiges.

Juli: Die Chinesischen Frauen. — Kindermord in China. — Arabische Sprüche. — Chinesische Etiquette. — Die Wissenschaft zu praktischen Zwecken. — Bettler-Bureau. — Schadow'sche Malerschule. — Blutegel in Ceylon. — Wer ist der Verfasser des Buchs De imitatione Christi? — Arabische Sprüche. — Charles Nodier. — Zucker-Verbrauch in Frankreich. — Eine Scene im Englischen Haupt-Quartier. — Chinesische Verbrechen und Strafen. — Luftspiegelung. — Gregor XVI. — Polnische Literatur. — Chinesische Hof-Neuigkeiten. — Löwen ohne Mähne. — Das Königreich beider Sicilien. — Das Russische Gouvernement Wologda. — Temperatur-Veränderungen in den Blumen von verschiedenen Farben. — Die Pariserinne, ein Deutscher Gassenhauer. — Brautschau in Arsamas. — Russische Geschichtschreibung. — Timon Alceste, oder der moderne Menschenfeind. — Professor Rask. — Der schöne Platz in Moskau. — Der Norwegische Storthing. — Chinesische Typen.

August: Chronologie der Birmanen. — Sicherheits-Heerde für Schiffe. — Die Bewohner von Boston. — Die Hauptmahlzeit. — Chinesische Sprüche. — Das Dorf Kiang, eine Chinesische Elegie. — Die Waise vom Hause Tschao, ein Chinesisches Drama. — Bulbul-Kämpfe. — Behaarte Elephanten. — Wachsthum der Menschen. — Zur Statistik von Konstantinopel. — Die Insel Guadeloupe. — Betrunkene Damen. — Der Thee. — Zu frühe Beerdigung. — Die Kirche in England und in Nord-Amerika. — Ein Feuer auf den westlichen Falklands-Inseln. — Die Gebäude in Canton. — Oxforder Studenten. — Die Universität zu Cambridge in den Vereinigten Staaten. — Bevölkerung der Vereinigten Staaten. — God save the King. — Notizen aus Rußland. — Irländischer Aberglaube. — Eine Portugiesische Hochzeit in Kalkutta. — Moritz Retzsch und Mistreß Jamesen. — Russische Medizinische Literatur. — Jussuf Pascha.

September: Die Buchstaben des Alphabets. — Ein versteinertes Indianisches Kind. — Wird Shakespeare in seiner Heimath verstanden? — Der Schatz der St. Markuskirche zu Venedig. — Beobachtung bei Anlage eines Artesischen Brunnens. — Italiänische Journalistik. — Ueber das Entstehen der Springquellen. — Magnetische Beobachtungen. — Notizen aus Rußland. — Feuersbrünste in London. — Entführungen in Irland. — Musikalischer Verlag in England. — Der Barbier von Sevilla in Sevilla. — Eine Audienz am Birmanischen Hofe. — Die Bevölkerung von Augusta auf Sicilien. — Ein Segel-Wagen vor 40 Jahren. — Eine Hinrichtung in Persien. — Literarische Anzeige, à la Turque. — Spitznamen der Lappländer. — Leichen-Feierlichkeiten der Chinesen. — Der Kaiser von China. — Walter Scott's jugendliche Produkte. — Gesetze gegen den Zweikampf. — Die Temperatur im Innern der Erde. — Dramatische Händel. — Zusammengewachsene Thiere. — Mäßigkeit. — Ein Irischer Priester auf dem Paradebette. — Treue eines Chinesischen Ministers.

Oktober: Gemälde im Louvre. — Falsche Theater-Billets. — Zinkographie. — Preis-Aufgaben. — Monats-Namen der Angelsachsen. — Antiquarisches. — Ein furchtsamer Tiger. — Eine merkwürdige Reliquie. — Erholung eines Künstlers. — Der Lach-Schädel. — Ehemalige Post-Communication im Schottischen Hochlande. — Bewegung. — Die Taucher in Deccan. — Ein Zoophyt in Granada. — Brantschende Getränke. — Urtheil einer Engländerin über Königin Elisabeth. — Ardennen-Schaafzucht. — St. Kilda. — Französische Kriege. — Eine merkwürdige Natur-Erscheinung. — Neue Hunde-Species in Indien. — Sterblichkeit unter Heerführern. — Mittel gegen die Cholera. — Armenische Erziehungs-Anstalt. — Musikalisches. — Die Französischen Frauen. — Dumouriez's Adjutanten. — Etymologisches Wörterbuch der Italiänischen Sprache. — Chinesische Handels-Politik. — Seemännische Geistesgegenwart. — Sterblichkeit in Europa. — Irish Ball.

November: Ertrag der Mineral-Quellen in Deutschland und Frankreich. — Flüchtige Tinte. — Der fürchterliche Fluch. — Die gefahrvolle Jagd. — Kröten-Regen. — Eine Pariserin im Morgenlande. — Die Eskimos in der Gegend des Eis-Kaps. — Buße eines Zakir. — Heinrich IV. und sein Hofnarr. — Lord Grey, skizzirt von einem Konservativen. — Eine Lustreise in den Baskischen Provinzen. — Die Camoënshöhle zu Makao. — Numismatik. — Mathematisches Genie. — Die Jongleurs in Madras. — Die Wasserhose. — Die National-Druckerei in Paris. — Besteuerung, Consumtion und Production von Paris. — Zauberer und Hexen in Rußland. — Das große Archiv in Venedig. — Jaquemonts Urtheil über Kaschmir. — Orientalischer Luxus. — Zeitmesser. — Toilette der Eingebornen von Neu-Süd-Wales.

Dezember: Comfort und Musik. — Russisches Conversations-Lexicon. — Die Weinlese in der Champagne. — Die Englische Familie Shee. — Sandstürme in Sahara. — Das Schachspiel. — Amerikanische Neugier. — Widerlegung. — Sicilische Dörfer. — Ein Winter in Sicilien. — Consumtion verschiedener Artikel in Europa. — Ueber einige Schriftsteller in der Makaroni-Sprache. — Der Bergbau in Frankreich. — Englands Buchhandel mit Frankreich. — Geistige Getränke bei dem Britischen Militair. — Später Gebrauch des Glases in England. — Holländische Sitten. — Langes Hungerleiden. — Musikalisches Rindvieh. — Der Bach Kidron bei Jerusalem. — Anekdote von Vandyk. — Russisches Encyclopädisches Wörterbuch.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Mittwoch den 2. Juli 1834.

England.

Herr Gregorius Hipkins, mit dem Beinamen das Unglückskind.

Kapitel 1.

Eine ganz respektable Gattung von Unsinn wird von einer ganz respektablen Gattung von Leuten geredet, wenn das Unglück eines theuern Freundes der Gegenstand ihres Gespräches ist, welches unfehlbar darauf hinauslauft, „daß dies Alles seine eigene Schuld war.“ Und der Schluß ist dann ganz passend, daß sie es für vernünftig halten, den Freund sich allein aus der Verlegenheit herausarbeiten zu lassen, die er sich, nach ihrer menschenfreundlichen Voraussetzung, selbst zugezogen hat. Aber ich, Gregorius Hipkins, das Unglückskind, protestire gegen diese ganze Lehre. Ich kann es beweisen, daß in zehn Fällen von zwölfen es das Glück eines Menschen ist, das ihn stranden läßt und über seine Existenz entscheidet. Es giebt Leute, welche die weise Mutter Natur nach ihrer erhabenen Absicht zu Pflöcken gemacht zu haben scheint, an die sie die zur Erfüllung derselben erforderlichen Uebel anhängt.

Wenn Theophrast in seiner bunten Sammlung von Charakteren uns auch mit dem eines Unglückskindes erfreut hatte, so würde es darin wahrscheinlich so geheißen haben: — Das Unglückskind ist ein Mann (τοιοῦτός τις οἷος), der, indem er, gerichtlich belangt, zu dem allerletzten Termine hineilt, irgend einem (ὑποδυόμενος) auf der Straße begegnet, welcher ihn mit einer langen Erzählung von einem Seetreffen, von dem die Nachricht so eben in den Piräus eingelaufen sey, hinhält, bis er seine Zeit versäumt hat und seinem Gegner tausend Drachmen bezahlen muß; — oder ein Solcher, welcher, da er sich so eben eine neue Ehlana angeschafft hat, um darin vor den Dikasten als Zeuge aufzutreten, gerade, indem er aus dem Bade steigt, findet, daß ein Dieb mit derselben davongelaufen sey; — oder ein Solcher, welcher, indem er in eine andere Straße einbiegt, um einem nicht sehr geschätzten Bekannten aus dem Wege zu gehen, merkt, daß er sich in ein Sackgäßchen verlaufen hat, während sein Herr Gläubiger am Eingange desselben seiner wartet.

Aber laßt uns auf das wahre Ungemach des Lebens kommen. Derselbe Gregorius Hipkins behauptet, daß es Menschen giebt, die zu Unglück von ihrer Geburt an prädestinirt sind, die mit einem gewissen Geschick für Mißgeschick ausgestattet sind, mit einer gewissen Anlage für Rippenstöße, die zu nichts Anderem da sind, als um einem übelgelaunten Schicksal zum Spielball zu dienen. Ein Solcher kann abreisen, an welchem Tage er nur will, er wird sein Ziel nicht erreichen. Die Fluth, die Andere, welche mit ihm zugleich nach Ruhm und Wohlstand streben, vorwärts treibt, erstarrt in dem Augenblick, wo er sich ihr vertrauen will — der Wind schläft ein, und die müßigen Segel der Schiffe zerfallen in Fetzen.

Ja, eine trübe Reise ist es für Gregorius Hipkins, das Unglückskind geworden. Denn immer hat der Strom ihn auf verhängnißvolle Klippen und Untiefen getrieben und ihn endlich in Kummer und Elend sitzen lassen, „wo er der Welt vergaß und seiner auch die Welt“, bis ein lieber Freund, oder auch gar zwei, — gleich Hiob's philosophischen Nachbarn, die zu seinem Misthaufen wallfahrteten, um ihm moralische Vorlesungen zu halten — sich mir mit Anstand nahen, um mir klarlich darzuthun, ich habe mir das Alles selber zugezogen. Wie die Leute doch vortrefflich das Spiel zu beurtheilen verstehen, wenn die Karten aufgedeckt liegen! War nicht Gregorius Hipkins ohne Unterlaß dazu verurtheilt, beim Spiel den Unglücksplatz einzunehmen? Schweig' doch, du Weisheit, die du von dem Geschehenen deine Orakelsprüche bergst! Hat Unglück ihn nicht von seiner Wiege auf verfolgt? — hat es ihn nicht gehetzt, wie einst die Furien den Orest? Die frühesten Erinnerungen der rosigen Jugend, was melden sie ihm Anderes, als Peitschenhiebe, die er für Beleidigungen erleiden mußte, an denen er keinen Theil hatte — als Schadenersatz für zerbrochene Fenster, zu dem er nach bloßer Vermuthung verurtheilt wurde, weil er in dem locus in quo betroffen worden war — Strafgelder für geplünderte Obstgärten, weil es ganz erwiesen war, daß er an dem Tage des Frevels ganz nahe bei denselben vorbeigegangen sey, oder ein Apfel in seiner Tasche gefunden worden war, den er freilich auf offenem Markte ganz ehrlich gekauft hatte.

Und in seinen reiferen Jahren — was für eine dichtgedrängte Schaar von Widerwärtigkeiten drängte da auf ihn ein, — „kleinere Unannehmlichkeiten“ werdet Ihr sie vielleicht nennen — aber dadurch, guter Freund, werden sie um nichts erträglicher. Größere möchten vielleicht den Seelenadel wecken, der den Wogen muthig trotzt und triumphirend aus ihnen emportaucht; aber auch die leibhaftige Geduld muß untergehen bei dem langwierigen Ringen mit diesen geringeren, aber weit unangenehmeren Mühseligkeiten, die, weil ihnen zum Zerschmettern die Kraft fehlt, sich auf's Zerren und Zerreißen legen. Es mag vielleicht lächerlich erscheinen, sie in die Klasse der Beschwerden zu setzen. Aber in dem dualistischen Kampf des Menschenlebens bedient sich das böse Prinzip gerade dieser Hülfs-Völker, um die Obmacht zu erringen. Wie oft habe ich die glücklichsten Impromptus vorgebracht, die durch irgend einen geringfügigen Vorfall in der nächsten Umgebung in der Geburt erstickt wurden — entweder durch das heftige Zuschlagen einer Thür, oder durch das urplötzlich mir in das Wort fallende Geheul eines modernen Barden auf der Gasse, — ja, einst sogar durch — sie selbst war unschuldig daran — durch eine alte Dame, die so unglückselig nieste, daß das witzigste aller Bon-Mots mir todtgeboren von den Lippen sank. Nie werd' ich es vergessen, wie einst in einer Gesellschaft, in der mir besonders daran gelegen war, zu glänzen, ein gewisser Arzt — ich will ihn nicht näher bezeichnen — von meiner treffendsten Bemerkung eigenmächtiger Weise Besitz ergriff und diese durch bloßen Gaunerkniff als sein Eigenthum passiren ließ — eine List, die nur durch den unglücklichen Umstand unentdeckt blieb, daß er in meiner nächsten Umgebung saß. Und während ich mit anhören mußte, mit welchem rauschenden Beifall mein Witz zu des Doktors Gunsten aufgenommen wurde, verbot mir meine edle Gesinnung, Ansprüche darauf zu erheben. Ein ander Mal mußte ich an einer öffentlichen Mahlzeit Theil nehmen. Ich that's aus menschenfreundlicher Absicht, die freilich in keinem guten Verhältniß zu meiner Börse stand; nun denke man sich meinen Kummer: eilig will ich die von mir zum Beitrag bestimmte halbe Guinee von zwei Guinees, die ich zugleich mit ihr aus der Tasche gegriffen hatte, absondern, — da versetzt mir ein tintischer Tölpel, der in meiner nächsten Umgebung stand, einen Stoß an den Arm, daß Alles zusammen in die Schüssel rollt, zum großen Ergötzen des Sammlers, der mit der Gabe meiner unbeabsichtigten Großmuth davon eilt! —

Und wenn ich ein anderes Mal von weniger lobenswerthen Beweggründen, nämlich, um auch einmal einen Leckerbissen zu genießen, der sich sonst nicht oft meinem Bereiche näherte, mich verleiten ließ, meine Guinee im „Albion“ zu bezahlen oder in irgend einem anderen Tempel, wo man dem Gaumen opfert — da konnt' ich sicher seyn, daß der letzte Rest des auserwähltesten Leckerbissens — wie etwa der letzte Löffel voll von grünen Schoten im April — gerade in dem Augenblicke zu Ende war, da ich ihn bestellen wollte, — oder daß ich gerade „eines alten Huhnes unzertrennbar Knorpelhaus“ vorschneiden mußte, — eine Verpflichtung, die mir seine verwünschte Nähe auferlegte — während mein Teller von seiner zwecklosen Sendung nach einem vol au vent oder einer Schnepfe leer zurückkehrte.

Schon an diesem Unterstreichen der Worte „nächste Nachbarschaft“ und „Nähe“ werdet Ihr gemerkt haben, daß Hipkins eine ganze besondere Theorie in Bezug auf das Glück hat, die ich zur Beleuchtung dieser Vorfälle zusammengestellt habe. Hier ist sie. Wenn man genau sprechen will, kann man vielleicht keinem menschlichen Begegniß Glück, gutes oder schlechtes, zuschreiben; da jeder Wechsel, der sich mit einem Dinge zuträgt, mag es mit Sinnen begabt oder leblos seyn, nur durch die Einwirkung von irgend etwas Aeußerem auf dasselbe erklärbar ist. Aber die Lehre der wahren Kirche in Bezug auf das Glück ist diese, daß unser Wohl und Wehe von einer gewissen relativen Stellung abhängt, die wir entweder unwillkürlich oder aus freien Stücken gegen die Ursache des Wohls und Wehs annäherungsweise einnehmen. Wenn durch unser eigenes freies Handeln unsere nahe Stellung zu dem, was das Uebel hervorbringt, uns dieses zugezogen hat, so sind wir selbst die Urheber unseres Elends, und die Welt wird, nach ihrer anerkannten Barmherzigkeit, gewiß nicht ermangeln, uns dieses in Erinnerung zu bringen. Aber wenn wir, gedrängt durch eine zwingende Gewalt der Umstände, der wir weder entgehen noch widerstehen konnten, in diese Nähe des Unsterns gelangt sind, dann dürfen wir es, in Ermangelung eines besseren Ausdrucks, Unglück nennen, indem dieses diejenige nothwendige Stellung der Dinge ist, der wir unsere Beistimmung nie gegeben haben. Und dieses ist es, was die Menschen aller Zeiten ein Unglück genannt haben. Es ist das Fatum des Homer, die Ate der Griechischen Tragödie, das Schicksal, das Atreus Haus verfolgt — die grause Nothwendigkeit, deren Sichelwagen die Hoffnungen der Menschen niedermäht — der unabwendbare Beschluß, der vom Anbeginn an alle Dinge in seine ehernen Fesseln schlug. Dies ist Hipkins Unglücks-Theorie, nicht ein phantastisches Gebilde, sondern die Frucht der eigenen Erfahrung. In Kummer, Armuth, von seinen Freunden verlassen, auf alle Weise von äußeren Leiden geplagt, hat er sich daran erinnert, daß

seine Stellung in der Nähe des Ufersums eine erzwungene sey, und diese Ueberlegung ward ihm eine Quelle des Trostes und der Stärkung.

Kapitel 2.

Zur ungünstigen Stunde habe ich mir die gerichtliche Laufbahn erwählt. Kein freundlicher Stern leitete mich auf ihr, der flackernde Wachsstock meines eigenen Verstandes war mein einziger Führer. Ich kletterte über ihre steilen Pfade und wand mich durch ihre tiefen Schluchten — von Praxis zu Theorie — von trockenen Beispielen und unglückseligen Formeln zu dunkel geahnten Grundsätzen, die einen ungewissen Lichtstrahl auf das Chaos ergossen, welches man mir als das Engländische Gesetz bezeichnete. Glücklichere Umstände würden meinen Studien eine glücklichere Richtung oder wenigstens mehr Plan und Regelmäßigkeit verliehen haben. Es ist nicht wahr, Ihr Gemeinplatz-Redner, daß Armuth die Regsamkeit erweckt — sie hemmt, sie erstickt sie. Mit groben irdischen Sorgen zu verkehren, das drückt die ätherischen Schwingen des klaren Geistes nieder. — Gleichwohl gelang es mir, die Gerichtsschranken zu erreichen, den terminus a quo. Weh' mir! der terminus in quem lag noch in düsterer Entfernung. Zwei Tage nach meiner Ernennung starb der Mann, der die nothwendigsten Kosten meiner Erziehung von einem Kapital, das nun erschöpft war, nothdürftig bestritten hatte, und ließ mich fast in derselben Lage zurück, die Jaffier's bitteres Dankgebet veranlaßt hat, daß er auch nicht einen Dukaten sein nennen könne. Jener Mann war nicht mein Vater, auch habe ich nicht gewußt, daß ich so glücklich sey, einen zu besitzen. Doch hab' ich diesen Mangel väterlicher Zärtlichkeit nie gefühlt, denn er war in jeder anderen Rücksicht ein Vater, und Alles, was er hatte, ward um meines verhängnißvollen Strebens wegen aufgeopfert. Den 6. Juni des Jahres 1800 erwachte ich an einem schönen Morgen, mit sieben Guineen in der Börse. Es war ein schwaches Kapital; jedoch die letzten Pflichten gegen meinen verschiedenen Freund nahmen alle meine Ueberlegung in Anspruch, und nicht eher, als nach Verlauf einer Woche schaute ich meiner gegenwärtigen Lage ins Angesicht. In Wahrheit, sie hatte ein abschreckendes Ansehen: in einem zerbrechlichen Kahn trieb ich auf tiefe Gewässer und hatte kaum ein paar Ruder zum Leiten; — kein menschliches Wesen, das sich um mich kümmerte, und keine Einkünfte für Unterhalt und Kleidungsstücke, als meine Geistesgaben.

Und obenein noch dieses verwünschte Geschäft, das eine Auslage von Geld erforderte, die meine Mittel, ja meine goldenen Träume selbst bei weitem überstieg! — Aber es war ja meine Wahl — eine kindische Wahl, von der mich leider Niemand, als es noch Zeit war, zurückgebracht hat. Hier muß ich nothwendig auf meinen ersten Entschluß, mich der gerichtlichen Laufbahn zu widmen, zurückgehen, theils weil es zeigt, welche Erbärmlichkeiten oft unwiderruflich über unser ganzes Leben entscheiden, theils weil es zur näheren Beleuchtung jener oben angegebenen Theorie der nahen Stellung deutlich ist. — Noch als Knabe war ich zum Besuch bei einem alten Herrn in Bedford. Seine Wohnung lag nahe, leider, ganz nahe neben dem Stadthaus, so daß das Geräusch und Schreien bei den Assisen in jedem Zimmer ganz deutlich gehört wurde. Hierdurch wurde ich veranlaßt, einem Verhör in einer Sache, die viele Theilnahme erregt hatte, beizuwohnen. Ich drängte mich also hinein und achtete auf das, was vorging. Hier erschien mir ein Anwalt von gewaltigem Knochenbau, der durch seinen langen Athem, seine derben Fäuste und durch unvergleichliche Unverschämtheit jede Zungenaussage niederschlug und die Geschwornen vom wahren Stande der Sache unterrichtete, als das Muster gerichtlicher Beredtsamkeit. Außerdem saß ich auch nahe genug, um in seinen Papieren die Zahl der Guineen zu erkennen, die ihm sein Klient zugesagt hatte. Augenblicklich entflammte sich mein jugendliches Streben; ein zweiter Correggio rief ich aus: auch ich will Anwalt werden. Und so ergriff ich im wilden Taumel ein Geschäft, das der Eckstein wurde, auf den sich alle meine Leiden gründeten.

Dennoch ging ich unverzagt daran. Ich rühmte mich einer ausgezeichneten klassischen Bildung und nährte daher in meinem Innern die Ueberzeugung, daß allein diese Weisheit mir vor vielen Mitbewerbern den Vorzug verleihen müsse. Doch welch' ein falscher Schluß! Denn so unablässig, so unausgesetzt ich auch den Gerichtssitzungen mit beiwohnte, nie fiel für mich das Geringste vor, und bescheiden saß ich unter dem großen Haufen stets auf der hintersten Bank; und keine andere Rede hielt ich vor Gericht, als daß ich auf die Frage des Präses: „Hat einer von den Herren noch Etwas vorzutragen?" — mit der gewöhnlichen Verbeugung antwortete: „Nein, mein Herr." Und dazu mußte ich noch von meinen jüngeren Kollegen scherzhafte Anspielungen auf unsere allzu große Praxis mitanhören. Ja, sie hatten gut scherzen, die an den Börsen der Verwandten und Freunde einen guten Rückhalt hatten; aber für mich — war es bittere Ironie. So lebt' ich Tag für Tag, ich weiß selbst nicht wie, und jeder nächste Tag war mir ein Räthsel. O Westminster-Hall, du frostiges Grab der Hoffnungen, die auf dem Pfade meiner Jugend blühten! wie oft sind unter deinem, den Spinnen gastlichen Gewölbe, die Seufzer unglücklicher Liebe entquollen, doch wie viel öfterer noch das leise unterdrückte Stöhnen eines hungrigen Rechtsanwalts, dessen Thräne den düstern Boden netzt, wenn er mit mattem Pulsschlag an die Noth des Tages denkt! Grab meiner Sommeraussicht, ich habe dich jetzt verlassen und doch suchen mich, beängstigenden Träumen gleich, die Schreckensbilder jener Zeit noch heim.

Eines Nachmittags (den Morgen hatte ich gerade mit einer solchen brodlosen Wallfahrt nach Westminster-Hall zugebracht) kochte ich mir gerade eine Mahlzeit am Kamin, als ein zweifaches Anklopfen an die Thür mich in dieser ernsten Beschäftigung unterbrach. Nicht mit der größten Eilfertigkeit, das muß ich gestehen — denn ich hatte wenig anderen Besuch als den von Gläubigern — erhob ich mich, um zu öffnen; da tritt — man denke sich mein Erstaunen — der Schreiber eines Fiskal in mein Zimmer und legt mir eine Vollmacht auf meinen Tisch mit dem Honorar von sechs Guineen, sammt der halben Krone für den Schreiber, und geht eilig wieder die Treppe hinunter. War es ein Traum? — oder war endlich das Verdienst entdeckt worden? — oder war es ein Irrthum? — Diese letzte Vermuthung sagte mir wenig zu, und so hielt ich mich nicht lange mit ihr auf. Aber kann ich beschreiben, was ich in diesem Augenblicke empfand? „Der Hoffnung Frühling kehrte wieder, und Freude durchzuckte alle meine Glieder." Stehe ab von Deinem Vorwurf, Du Künstler, der Du Dich bemühst, die Empfindungen eines Anwalts zu beschreiben, dem der erste Prozeß übertragen wird! Dergleichen ist zu hoch für jede Kunst. Sechs Guineen, Verläufer von hundert anderen, die in dem ergiebigen Schoße der Zukunft ruhen — das war eine Freude, die an Entzückung gränzte.

Die Magerkeit meiner Börse hatte eine lange Stundung bei meiner armen Wäscherin veranlaßt; sie selbst kämpfte mit den Leiden der Armuth und einer Schaar von Kindern. Zu ihrer demüthigen Behausung flog ich also quer über, Inner-Tempel-Platz, ohne die Porzellantöpfe, die ich im Laufen umwarf, und die Flüche, die mir folgten, zu beachten. Vier von den Goldstücken, die unter so guter Bedeutung mir verliehen worden waren, warf ich ihr in den Schoß, ergötzte mich an der Dankbarkeit, mit der sie sie empfing, und kehrte auf mein Zimmer zurück, um meine Mahlzeit zu verzehren, oder vielmehr, um mich an den Aktenbogen zu weiden, die ich aufschlug, indem ich mit den beiden mir noch übrigen Guineen in der Hand klimperte, und mir eine Musik bereitete, die meinem Gefühle nicht weniger erquicklich war, als die Anwendung der vier andern. — Doch verrätherische Freude! *exitus ovat.*

Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde meldete mir ein lebhaftes Anklopfen eine Erscheinung, die ich mit Freuden in's Rothe Meer verwünscht hätte. Es war der Fiskal selbst, der mir die Vollmacht abforderte, die sein Schreiber in meinem Zimmer abgegeben habe, statt in dem nahe daran stoßenden, das von einem anderen, einigermaßen beschäftigten Anwalt bewohnt war. Nach den gegenseitigen Erklärungen gestand ich meinem Gaste, indem ich ihm den Rest des Geldes anbietend, freimüthig den Gebrauch der vier Guineen, mit dem Versprechen, ihm in wenigen Tagen das Fehlende auszuzahlen. „Machen Sie das", — sagte der rauhe Fiskal — „mit Herrn C— aus. Ich werde ihn die zwei Guineen auszahlen und ihn für den Rest auf Sie anweisen." — Ich machte hiergegen keine Einwendung, in der Ueberzeugung, daß es in ganz England keinen Menschen von rechtlichem Gefühl und guten Sitten gäbe, der mich einen unschuldigen Irrthum würde büßen lassen. Ich hatte mich geirrt. In demselben Augenblicke, da der Fiskal den Herrn C. verlassen hatte, stürzte dieser in mein Zimmer und schmähte mich in ungemessenen Ausdrücken wegen des „Streiches", den ich ihm gespielt hätte. Diese Worte paßten nicht auf mich, wie er bald auch selbst dadurch erkannte, daß ich zum Bambus griff, den ich schon zum Schiedsrichter unseres Streites machen wollte, gerade als er es für gerathener hielt, sich grollend zurückzuziehen. Sein brutales Benehmen trieb mich dazu, das einzige Vermächtniß meines entschlafenen Freundes, eine silberne Jagduhr, zu versetzen; ein nicht zu verachtendes Mittel in der Noth.

An sich war dieser Vorfall unbedeutend, und so betrachtete ich ihn damals. Aber später erwies er sich als ein Glied in der Kette solcher ungünstigen Umstände, die ich Unglück nenne. Ihr nachtheiliger Einfluß auf Gregorius Hipkins Lage wird auch von denen nicht geläugnet werden, die seine Theorie verwerfen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Italy. (Italien, nebst Skizzen von Spanien und Portugal.) Von Will. Beckford. 2 Bde. 28 Sh.

Elements of practical agriculture. (Elemente des praktischen Landbaues.) Von David Low. 21 Sh.

Thirty years' correspondence etc. (Dreißigjähriger Briefwechsel zwischen Bischof Jebb und Alex. Knox.) Herausgegeben von Charles Forster. 2 Bde. 28 Sh.

The auto-biography, etc. (Sir Egerton Brydges, seine Zeit und seine Zeitgenossen. Von ihm selbst dargestellt.) 2 Bde. 28 Sh.

Aegypten.

Die Samum-Grotte in Aegypten.

Das Dorf El Mababdeh ist etwas mehr als eine Viertelmeile von der Arabischen Gebirgskette entfernt; die Untiefen, die den größten Theil des Weges, der nach derselben hinführt, einnehmen, sind vermittelst einiger Dämme in Teiche umgewandelt worden, die fast durch das ganze Jahr mit Wasser angefüllt sind. Dagegen herrscht auf dem ganzen Gebirge eine schreckliche Dürre; wir brachten mehr als eine Stunde damit zu, ehe wir die hohe Gebirgswand erklimmten, die sich in steile Felsen herabsenkt, welche uns zu weiten Umwegen nöthigten. Als wir auf dem Plateau angekommen waren, mußten wir in einer fast eben so langen Zeit den Weg nach Nord-Ost zurücklegen, bis wir uns endlich vor einer unregelmäßigen Oeffnung in dem Boden befanden; das war die Oeffnung der Grotte.

Die sehr harten Kalkfelsen, die die Masse des Gebirges bilden, enthalten in dem ganzen Umfange jener Gebirgskette schwärzliche vollkommen kugelartige Kiesel-steine, von 20 bis 60 Centimetres im Durchmesser, die, wie sie sich allmälig von der Felsenwand losgerissen, in ziemlich großer Zahl in den Schluchten aufgehäuft liegen und das Ansehen von ungeheuren Kugeln haben. Auf dem Plateau erblickt man hier und da auf dem Boden zerstreut, oder in mehr oder weniger beträchtlichen Massen, schöne durchsichtige Krystall-Rhomboide, die, ganz ähnlich dem Isländischen Spath, eben so wie dieser eine doppelte Strahlenbrechung haben und von tausendfachen Feuerfarben in den Strahlen der Sonne glänzen.

Nichts bezeichnet den Eingang der Grotte von Samum, eine Oeff-

nung, die man mit einigen Steinen vollkommen zustopfen könnte, und die durch die Gewalt der Natur bis in das Herz des Gebirges hinein in eine unermeßliche Höhle sich erstreckt. Diese Oeffnung kann innerhalb des Felsens ungefähr drei Metres senkrecht in die Tiefe hinabgehen. Ist man auf dem Boden dieses brunnenartigen Behälters angekommen, so befindet man sich in einer natürlichen Höhle, in einem unermeßlichen Labyrinth von Sälen und Irrgängen, die größtentheils sehr niedrig sind, und die sich in allen Richtungen durchkreuzen und durchziehen. Um weiter vorwärts einzudringen, muß man alle Kleider von sich werfen, sonst läuft man Gefahr, an irgend einer Felsenspitze hängen zu bleiben, indem man, auf dem Bauche kriechend, mühselig von einem Gange in den anderen sich eindrängt. Man gelangt auf diese Weise durch eine Menge unregelmäßiger, mehr oder wenig öder, bald hoher, bald niedriger Säle, die durch tropfsteinerne Zwischenwände von derselben Beschaffenheit, wie die der Grotte von Antiparos, von einander geschieden sind. Dieser Tropfstein, ehemals in vollem Glanze, ist heute mit einer dicken Lage von fettem schimmernden Ruß überzogen, der allein den Beweis führen könnte, daß diese Grotte einst der Heerd einer ungeheuren Feuersbrunst gewesen, wenn nicht schon die Haufen von kalcinirten Knochen, über die man sich fortschleppen muß, hinreichend für jenen Umstand sprächen, eben sowohl wie der Geruch des Rauches, den man hier einhaucht, und der sich mit dem noch verpesteteren Dunst vermischt, den Myriaden von Fledermäusen, die Bewohner jenes düsteren Aufenthalts, um sich her verbreiten.

Nach der Sage in jener Gegend, darf man, in Uebereinstimmung mit diesen Spuren, nicht daran zweifeln, daß das Feuer in der Grotte Samum angelegt worden; mag es nun immer das Resultat einer Unvorsichtigkeit oder einer boshaften Absicht seyn, so viel ist gewiß, daß hier ein dumpfes Feuer mehrere Jahre hinter einander gebrannt hat. In Folge dieser Feuersbrunst ist es uns heutzutage gestattet, in jene öden Katakomben einzudringen, und nur wenn einmal eine neue daselbst ausbräche, dürften wir noch weiter vorzudringen im Stande seyn; denn wenn man eine Viertelstunde in dieser Grotte vorgeschritten ist, bemerkt man statt der Knochen, die man bisher in Asche verwandelt sah, Ueberreste von Mumien, die anfangs halb verzehrt, weiterhin aber immer besser erhalten sind, jemehr man vorwärts eindringt.

Es ist ein trauriger, schauerlicher Anblick, diese vom Feuer verzehrten Trümmer, diese in Kalk verwandelten Leichname, die man mit den Füßen vollends zu Staube zerstößt, und die zum Theil, wo sie in den Felskrümmungen stecken geblieben, ihre zerfleischten Glieder oder die Lappen ihrer Todtentücher uns über den Kopf herabhängen lassen. Man wird von einem gewissen Schauer ergriffen, wenn die Flammen der Fackeln zu der harzgeschwängerten Todtenwäsche hinaufsteigen; wenn man bedenkt, daß ein einziger Funke hier eine neue Feuersbrunst hervorzubringen im Stande sey, deren Opfer der Unvorsichtige, welcher sie veranlaßt, unfehlbar auf der Stelle werden müßte; denn wenn man im Hintergrunde eines engen Geländerganges, aus dem kein Ausgang hinausführt, auf die Leichname einiger Unglücklichen stößt, die die Begierde, oder vielleicht das Bedürfniß, sich ein Asyl aufzusuchen, in diese schauerlichen Oerter hingetrieben, und die, weil sie den Rückgang nicht wieder auffinden konnten, hier unter den Qualen des Hungers und der Verzweiflung umgekommen sind: so pocht Einem unwillkürlich das Herz laut. Der Gedanke an die tausendfachen Krümmungen und Umwege, die man durchlaufen, und in denen man sich selbst leicht verirren kann, dieser Gedanke erregt bald die Besorgniß eines schrecklichen Todes. Dann liegen jene düsteren Schreckensgewölbe centnerschwer auf uns, sie scheinen uns zu erdrücken und für immer von der lebenden Welt zu scheiden; und man fühlt sich von dieser ängstlichen Beklemmung nicht eher wieder frei, als bis man den ersten Schimmer der Tageshelle in den Eingang dieses unterirdischen Gewölbes wieder hereinbrechen sieht.

Die Mumien der Menschen und der Krokodile sind fast die einzigen, die man in der Grotte Samum sieht. Indeß finden sich doch noch einige andere, so wie auch Knochen von verschiedenen Thieren, unter denen Cuvier Wirbelbeine von Hayfischen erkannt hat; es läßt sich aber gar nicht erklären, zu welcher Zeit oder durch welches Zusammentreffen von Umständen und besonderen Verhältnissen die Trümmer jener ungeheuren Fische in diese Grotte hineingeriethen, die mehr als hundert Meilen von dem Mittelmeere entfernt liegt.

Die menschlichen Mumien sind regelmäßig nach den Todtenbetten geordnet, wobei wechselsweise eine über die andere kreuzweis ausgebreitet liegt. Alle sind sorgfältig mit Wäsche und Bändern versehen, aber ohne Bildwerk und ohne Sarg. Bei einigen sieht man kleine goldene Blätter auf die Stirn, auf die Brust und auf die Füße und Hände aufgelegt.

Was die Krokodile betrifft, so sind die größten unter ihnen (und es giebt darunter einige von zehn Metres Länge) auf eben dieselbe Weise jedes für sich in eine solche Menge von Wäsche eingehüllt, daß man damit mehrere Schiffe belasten könnte, während diejenigen, die nur dreißig oder funfzig Centimetres Länge haben, zu je funfzehn oder zwanzig Stück in kleine aus Blättern und Palmbaumzweigen gebildete Ballen zusammengepackt sind; endlich findet man in ähnlichen Ballen die Krokodile der kleinsten Gattung und sogar auch Krokodil-Eier in eine Masse durch eine Art Harz zusammengehalten, verbunden mit Kernen von Dattelbäumen, mit anderen unbekannten Früchten, mit Blättern vom Maulbeerfeigenbaum, mit Schlangen aller Größe, mit Fröschen, mit Eidechsen, endlich auch mit Schwalben in einer wenigstens eben so großen Zahl, wie die der Krokodil-Eier.

Die Anzahl dieser Mumien ist unberechenbar; die Säle sind völlig mit denselben angepfropft, und nur mit der größten Mühe gelangt man dahin, in den engen Zwischenräumen durchzukriechen, die zwischen den Gewölben und den ungeheuren Leichenhaufen noch übrig bleiben, welche am Ende den Durchgang ganz verstopfen und das weitere Vordringen gänzlich hemmen. Man könnte ohne Uebertreibung die Zahl der Mumien, die man jetzt bemerken kann, auf mehrere hundert Tausende anschlagen, und es wurden gewiß noch weit mehr bei der Feuersbrunst in jener Grotte vernichtet, über deren Gränzen man noch gar keine Muthmaßung aufstellen kann. Der Theil derselben, so weit man bis jetzt vorzudringen im Stande ist, kann eine halbe Meile in die Tiefe hineingehen. (N. A. V.)

Australien.

An historical and statistical account of New South Wales, both as a penal settlement and as a british colony. (Historisch-statistischer Bericht über Neu-Süd-Wales, sowohl als Deportations-Land, wie als Britische Kolonie.) Von John Dunmore Lang. 2 Bde. London, 1834.

Doktor Lang, Senior der Schottischen Kirche und Vorsteher des Australian-College zu Sydney, war in Geschäfts-Angelegenheiten nach England gereist, und hat die Muße während seiner Reise dazu verwandt, eine Uebersicht der geschichtlichen Verhältnisse, der jetzigen Lage und der zukünftigen Gestaltung des Verbrechersitzes, Neu-Süd-Wales, zu entwerfen. Die Zwecke, die seine Darstellung verfolgt, sind kürzlich folgende: eine klare Ansicht von dem Einflusse des Transportations-Systems in Rücksicht auf die Australischen Kolonieen zu geben, einen treuen Bericht über den gegenwärtigen Zustand von Neu-Süd-Wales insbesondere zu liefern und die Uebersiedlung achtbarer Familien zu befördern; dazu eine Uebersicht des Wohlstandes und des polizeilichen Verfahrens, das nach seiner Ansicht die Regierung zu befolgen hat. Er ist dieser Anordnung mit Erfolg treu geblieben, und wie sehr auch das Werk sichtbare Spuren der Eil trägt, in der es abgefaßt worden, wie oft es auch planlos und abschweifend ist, so enthält es doch ein bedeutendes Material, das für Jeden, den der Gegenstand interessirt, von Wichtigkeit seyn muß.

Der Gegenstand des Werkes des Herrn Dr. Lang ist schon oft in diesen Blättern besprochen worden; wir können uns daher mit der allgemeinen Angabe seiner Tendenz begnügen. Dr. Lang giebt erst eine Geschichte des Wachsthums der Kolonie, der Ursachen, die auf deren Gedeihen Einfluß geübt, und der Maßregeln, die von Zeit zu Zeit zur Steigerung des Wohlstandes angewandt worden; dies führt ihn zu dem Schlusse, daß die Ansiedelung der besseren Klasse von Verbrechern und deren Anhänglichkeit an den Boden dadurch befördert und ermuthigt werden müsse, daß man für Neu-Süd-Wales alle Freiheiten und Berechtigungen einer Britischen Kolonie gestatte. Schwerlich wird diese unerwartete Argumentation in England Anklang finden. Man ist noch gar nicht darauf vorbereitet, Neu-Süd-Wales als eine Kolonie in dem Sinne zu betrachten, wie Dr. Lang das Wort braucht. Es bedarf noch einer langen und sorgsamen Bearbeitung des Bodens, größerer kaufmännischer Unternehmungen und ansehnlicherer Fortschritte in den Gewerben, ehe wir Neu-Süd-Wales in gleichen Rang mit Kanada oder den Westindischen Inseln setzen können. Dies Faktum sollte wohl auch dem oberflächlichen Beobachter einleuchten; aber der lange Aufenthalt des Dr. Lang in dieser Besitzung und das lebendige Interesse, mit dem er ihren Zustand natürlich betrachten mußte, hat in seinen Augen die Ansprüche derselben auf Europa's Aufmerksamkeit sehr vergrößert.

Ueber die Bevölkerung giebt Dr. Lang folgenden Bericht. Trotz mehrerer Zählungen sind doch statistische Aufnahmen noch nicht regelmäßig eingeführt.

„Indem wir einen Abriß des gegenwärtigen Zustandes der Kolonie versuchen, muß natürlich die Zahl und Vertheilung der Bevölkerung zuerst unsere Aufmerksamkeit fesseln. Doch sind unglücklicherweise unsere Notizen über diesen hochwichtigen Punkt jetzt keineswegs genau. Da indeß der gesetzgebende Rath der Kolonie eben eine Zählung angeordnet, so kann bis zu einem gewissen Grade wenigstens einige Sicherheit hierüber erlangt werden. Eine approximativ richtige Bestimmung, wie sie für unser Vorhaben genügt, ist gewiß möglich."

„Im Jahre 1800, als Gouverneur Hunter nach England zurückkehrte, belief sich die Bevölkerung der ganzen Kolonie auf etwa achttausend Seelen. Ich kann nicht genau bestimmen, wie stark sie bei der Ankunft des Gouverneur Macquarie, gegen das Jahr 1809, war; höchst wahrscheinlich aber überstieg sie nicht die Zahl von eilf bis zwölf Tausend. Da sie im Jahre 1822, dem Antritts-Jahre des Gouverneurs Sir Thomas Brisbane, schon vierundzwanzigtausend überstieg, so hat sich also während der Verwaltung des Gouverneur Macquarie die Bevölkerung verdoppelt. Die jährlichen Zählungen während der vier Jahre von Sir Thomas Brisbane's Gouvernement liefern folgende Ergebnisse:

Gesammtbevölkerung der Kolonie im Jahre		1822	24,168
Desgleichen	"	1823	28,333
Desgleichen	"	1824	33,595
Desgleichen	"	1825	36,366

so daß der jährliche Zuwachs nahe an viertausend beträgt. Während des Gouvernements des Generals Darling ward im Jahre 1828 eine Zählung veranstaltet; doch steht mit gutem Grunde zu vermuthen, daß diese Zählung sehr ungenau war, da sich nach ihr wenig mehr als siebenunddreißigtausend ergaben. Auch konnte kaum von der Art, wie diese Aufnahme im Jahre 1828 veranstaltet ward, Genauigkeit erwartet werden. So war z. B. angeordnet, daß in jedem Hause von dem Konstabel des Distrikts Zettel gelassen werden sollten, die der Hausherr ausfüllen mußte. Da aber dieser anzugeben hatte, ob er als freiwilliger Emigrant oder als Verbrecher angekommen und eben so in allerlei kleine Details rücksichtlich der übrigen Familienglieder eingehen sollte, so mußte es natürlich manchen anständigen Hausvätern einen Anstoß geben, die zwar als Verbrecher angekommen waren, aber in Folge ihres Wohlverhaltens wohl darauf rechnen durften, daß die Behörde nicht nach ihren vergangenen Lebens-Verhältnissen fragen werde. Viele Angaben mußten also notorisch falsch seyn, ja es sind sogar

Fälle ermittelt worden, wo ganze Familien durch die Fahrlässigkeit des Konstabels ausgelassen waren."

„Die Zahl der eingewanderten Freien während der Verwaltungszeit des Generals Darling war gewiß beträchtlich geringer in den einzelnen Jahren, als die entsprechende Zahl während der Administration des Sir T. Brisbane. Da indeß Heirathen und Geburten in der Kolonie unter General Darling bei weitem die entsprechende Zahl unter Sir T. Brisbane überstiegen, so ist mir wahrscheinlich, daß der Mangel an eingewanderten Freien durch den anderweitig bewirkten Zuwachs mehr als ersetzt worden. Eine jährliche Vermehrung von viertausend Personen demnach angenommen, kann die gegenwärtige Bevölkerung der Kolonie nicht unter fünfundsechzig- bis siebenzigtausend Seelen seyn."

Die Ein- und Ausfuhr von Neu-Süd-Wales gewinnt immer mehr an Bedeutsamkeit. Eine der wichtigsten Handelsquellen, deren Folgen für die Zukunft noch umfangreicher werden müssen, ist der Wallfischfang. „Der bedeutendste Handelszweig", erzählt der Verfasser, „ist gegenwärtig der Wallfischfang, mit welchem jetzt nicht weniger als fünfundvierzig Fahrzeuge verschiedener Größe von dem Hafen von Sydney aus beschäftigt sind. Diese Schiffe sind mit lauter inländischen Produkten für ihre Reisebedürfnisse ausgerüstet. Der Anzug der Wallfischfänger ist aus Flachs von Neu-Seeland von Seilern aus Sydney verfertigt, und die reichen Geldsummen, die nach einer glücklichen Fahrt an die Capitaine und das Schiffsvolk vertheilt werden, werden alle wieder in der Kolonie ausgegeben. In Twofold Bay, in der Nähe der Basses-Straße, auf der Ostküste von Neuholland und an den Südküsten von Neu-Seeland sind mehrere Etablissements für den Wallfischfang, die Kaufleuten von Sydney gehören. Der schwarze Wallfisch ist eine von den Arten, die ausschließlich in den Seen von Grönland gefunden werden. Bei weitem wichtiger ist der Spermacetbi-Wallfischfang. Das ganze Gebiet desselben erstreckt sich über den westlichen stillen Ocean, von Port Jackson bis zum Japanischen Meere, und wird meist nur von Fahrzeugen von Sydney durchkreuzt. Die Dauer einer solchen Expedition hängt lediglich von der Geschicklichkeit der Schiffsleute ab."

„In einigen Gegenden hat man den Weinbau einzuführen versucht, und zwar mit solchem Erfolge, daß in nicht allzu langer Zeit die Kolonie sich selbst wird mit diesem ihrem Emporkommen so wesentlichen Artikel versorgen können. Vor mehreren Jahren hat man an verschiedenen Orten Wein gebaut, doch weder in größerem Umfange, noch auch mit der Aussicht, Wein zu bereiten, bis auf die letzten drei oder vier Jahre. Jetzt finden sich durch die ganze Kolonie zahlreiche Weinberge, die zum großen Theile sich der Aufsicht und Bearbeitung der einsichtsvollsten und geübtesten Weinbauer aus dem Süden von Europa erfreuen. Schon sind bedeutende Quantitäten Weins und Branntweins gewonnen worden aus den Weinbergen der Herren Macarthur, in ihren schönen und ausgedehnten Besitzungen zu Camden am Cowpasture-Flusse. Bis zu welcher Güte der Wein hier gedeihen kann, läßt sich nicht vorausbestimmen, da fünf oder sechs Jahre verstreichen müssen, ehe in irgend einer Art guter Wein gewonnen werden kann. Die gegenwärtigen Weine werden von einem Theile der Kolonisten als den weißen Franz- und Rheinweinen in mancher Hinsicht ähnlich gepriesen. Jedenfalls hegt man große Erwartungen, und manche Besitzer sprechen schon von der Wein-Ausfuhr nach Indien und England."

Die Mittheilungen über die Behandlung der Verbrecher und ihre Arbeiten scheinen mit Unparteilichkeit gemacht und enthalten manche gute Bemerkung.

„Auf meines Bruders Meierei zu Hunters River (und so wird es auch wohl in den größeren Besitzungen durch die ganze Kolonie gehalten) steht der Aufseher mit Tages-Anbruch auf und zieht eine Glocke, als Signal, daß sich die Leute zu ihrer Arbeit verfügen. Der größere Theil folgt dem Aufseher zu den der Jahreszeit gemäßen Feld-Arbeiten; die Anderen zerstreuen sich zu ihren verschiedenen Beschäftigungen im Garten, zur Melke oder auf die Wiese. Um acht Uhr wird wieder die Glocke gezogen, und Alles versammelt sich zum Frühstück, worauf eine Stunde gewandt wird. Bis ein Uhr kehren sie wieder zu ihrer Arbeit zurück; darauf wird zu Mittag gegessen und dann wieder bis Sonnen-Untergang die Arbeit fortgesetzt."

„Die Lage eines Verbrechers in der Kolonie ist durchaus von dem Charakter seines Herrn abhängig. Es steht bei diesem, ihm das Joch zu erleichtern, aber auch ihn auf die furchtbarste Weise zu quälen. Im Allgemeinen sind die Verbrecher hier gar nicht übel dran. Sie haben bessere Kleidung, Nahrung und Wohnung, als drei viertel der feldbauenden Klasse in Großbritanien und Irland, während ihre Arbeit noch obenein viel weniger drückend ist. Das große Geheimniß der Behandlung der Verbrecher besteht darin, sie gleichzeitig mit Milde und Strenge zu traktiren, mit ihnen freundlich zu sprechen und zugleich sie keinen Augenblick unbeschäftigt zu lassen. Daß diese Einsicht nicht bei allen Herren vorhanden, hat die Fortschritte der Kolonie nur zu sehr gehemmt und Elend mancherlei Art verursacht."

Die Verschiedenheit des Charakters der Verbrecher muß von einem Gutsherrn, der Gefühl hat, allerdings berücksichtigt werden, und es ist verkehrt, wenn man allen ohne Unterschied dieselben Arbeiten auflegen, dieselbe Härte wollte angedeihen lassen. Es muß ferner erwogen werden, daß die Schuld, um derentwillen sie deportirt worden, dem Grade nach sehr verschieden ist, daß Jemand ein Unrecht begangen haben kann, worauf die Strafe der Deportation steht, ohne im Uebrigen ein schlechter Mensch zu seyn. Es gehört freilich eine bedeutende Einsicht zu dieser Abwägung des Verfahrens nach Personen und Umständen; aber sie ist unerläßlich. Dr. Lang fühlt dies sehr wohl und führt manches Beispiel unwürdiger und ungerechter Behandlung an.

„Einige Besitzer meinen, es sey nöthig, die Verbrecher-Sklaven auf alle Weise zu bedrücken und sich ihnen furchtbar zu machen. Einen solchen Fall hab' ich mit wahrem Widerwillen erzählen hören. Ein Gutsherr hatte auf einem seiner Grundstücke eine Arbeit sehr schwerer und verletzender Art zu verrichten, und befahl einem seiner Sklaven ihre Ausführung, statt sich des viel wirksameren Mittels zu bedienen, ihm eine kleine Belohnung, — etwas Tabak oder ein wenig Wein — dafür zu versprechen. Der Mann war vielleicht selbst einmal in guten Umständen gewesen, und, unwillig über die unwürdige Zumuthung, weigerte er sich derselben. Der Herr wandte sich an den Magistrat und dieser bestimmte fünfundzwanzig oder gar funfzig Peitschenhiebe für den Ungehorsam. Der Mann kehrte zu seinem Herrn zurück, der ihm dasselbe zum zweiten Male befahl, was Jener zum zweiten Male wieder ablehnte. Er ward wieder vor die Behörde gebracht und zu derselben Strafe, wie vorher, verurtheilt. Beim dritten Male war der Arme so gebeugt und abgequält, daß er sich nun in die Forderungen seines tyrannischen Herrn fügte."

Wenn Dr. Lang, um die Uebersiedelung nach Neu-Süd-Wales zu befördern, bemerkt, daß ein Mann mit einem jährlichen Einkommen von 200 Pfd. in England nichts, in Neu-Süd-Wales aber sehr viel bedeute, so ist das sehr gut ausgedacht, den Stolz der Mittelklasse rege zu machen, freilich muß dann auch von den großen Schwierigkeiten und Mühsalen abgesehen werden, die die Auswanderung mit sich führt. Indeß scheint der Doktor mit dem Satan des verlorenen Paradieses darin einverstanden zu seyn, „daß es besser sey, in der Hölle König zu seyn, als im Himmel ein Diener", und daß es demnach wünschenswerther erscheine, in dem ungebildeten Verbrecherlande Neu-Süd-Wales einen hohen Rang einzunehmen, als eine anständige Zurückgezogenheit in der Heimat. — Gewiß ist das Buch reich an interessantem Material, der Stil ist lebendig und gedrungen mit einem Anfluge Schottischen Humors, der den Ernst des Gegenstandes mildert. Ist es auch nicht so praktisch, wie viele andere Werke über denselben Gegenstand, so darf es doch in der Bücher-Sammlung keines Freundes des fünften Welttheils fehlen.

Mannigfaltiges.

— Die Chinesischen Frauen. Betrachtet man die Chinesen auch nur rücksichtlich ihrer Behandlung des schönen Geschlechts, so können sie uns nicht anders, denn als rohe Barbaren erscheinen. Es ist unter den höheren Klassen der Gesellschaft etwas ganz Gewöhnliches, sich Frauen zu erhandeln, die nur zu dem Zwecke aufgezogen werden, um einst als Konkubinen zu dienen, und die unter ein und demselben Dache mit den eigentlichen Ehefrauen leben. Weder den Konkubinen, noch den Ehefrauen ist es aber gestattet, mit ihrem Herrn und Gemahl an Einem Tische zu sitzen oder auch nur vor ihm zu erscheinen, wenn er sich in Gesellschaft mit seinen Freunden oder mit Fremden befindet. Was die niederen Klassen anbetrifft, so findet man bei den rohesten Nationen keine entwürdigendere und sklavischere Behandlungen der Frauen, als bei diesem Volke. Wie bei den Wilden, werden die Frauen häufig von ihren Vätern und Gatten der Schiffs-Mannschaft auf den Dschonken für Geld preisgegeben. Herr Gützlaff erzählt, daß dergleichen schändliche Scenen fast an allen Orten, wo seine Dschonke (auf der von ihm unternommenen ersten Reise an den Chinesischen Küsten) nur immer ankerte, sich ewig wiederholten. Nur von einem Orte berichtet er, wo man einige Englische Meilen in der ganzen Umgegend kein weibliches Wesen zu sehen bekam. Von hier wurde nämlich, wie er erfuhr, auf den ausdrücklichen Befehl der Regierung alle weibliche Bevölkerung verbannt, um den häufigen jämmerlichen Ausschweifungen, die von den jährlich in zahlreichen Massen hier landenden Matrosen verübt wurden, auf diese Weise zu steuern. Jener Ort heißt Kin schu und liegt an dem Busen von Liau tong, an der Küste der Mandschu-Tartarei. Wir wollen hier noch den Ausspruch eines von Ellis citirten Chinesischen Philosophen hinzufügen, der in seiner Schrift über Erziehung, wo er auf die Unwissenheit und den daraus entspringenden Mangel an Liebenswürdigkeit der Chinesischen Frauen zu sprechen kommt, die Männer in folgenden naiven Worten zur Ausbildung der Frauen ermahnt: „Selbst Affen unterrichtet man im Gaukelspiel; Hunde lehrt man Mühlen treten; Mäuse richtet man ab, so daß sie in Walzen laufen, und endlich werden Papagaien unterwiesen, Verse zu recitiren. Wenn es demnach ausgemacht ist, daß selbst Vögel und wilde Thiere durch Unterricht zum Begreifen mancherlicher Dinge gebracht werden können, um wie viel mehr müssen nicht junge Frauen dazu fähig seyn, da sie doch wenigstens an und für sich schon menschliche Geschöpfe sind."

— Kindermord in China. „Am Gestade von Emoe", erzählt Gützlaff, „wurden wir von dem Anblicke eines hübschen neugebornen Mädchens überrascht, das man kurz zuvor getödtet hatte. Wir fragten einige der Anwesenden, warum dies geschehen sey. „„Es ist ja blos ein Mädchen"", war die ganz kaltblütige Antwort derselben." — Es ist, wie unser Missionnair berichtet, bei den Chinesen allgemein üblich, ein richtiges Zahlen-Verhältniß unter den neugebornen weiblichen Kindern auf diese Weise zu erhalten. Das scheußliche Verbrechen des Kindermordes ist bei ihnen so ganz gewöhnlich, daß sie es, ohne im geringsten etwas dabei zu fühlen, sogar unter Lachen und Jauchzen begehen; sie halten es für eine große Unbescheidenheit, irgend Jemand, besonders aber einen Mann von Ansehen zu fragen, ob er Töchter habe. Weder durch die Regierung, noch durch die moralischen Schrift[illegible] sen ist bis auf den heutigen Tag dieser Unsitte gesteuert [illegible].

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Freitag den 4. Juli 1834.

Frankreich.

Die Lateinischen Dichter des silbernen Zeitalters.

Von A. Villemain.

Herr D. Nisard hat so eben unter dem Titel: „Etudes de moeurs et de critique sur les poètes latins de la décadence", ein Werk in zwei Bänden herausgegeben, das wir zum Gegenstande einiger zeitgemäßen Betrachtungen machen wollen.

Giebt es wohl außerhalb der Schulen noch viele Leser der Lateinischen Dichter aus der Zeit des Verfalles Römischer Poesie? Haben bei der Ueberfülle fremder Poesieen, die in unsere Sprache eingedrungen, unsere Dichter von Profession noch Muße, einen Lucan, Persius oder Statius zu lesen? Verdienen denn überhaupt jene Spätlinge der Römischen Muse, die Ausgeburten einer scheuselig verderbten knechtischen Zeit, studirt zu werden? Heißt nicht vielmehr, sie nicht kennen, ihnen ihr Recht widerfahren lassen? — Nur zu bald drängen sich diese Fragen auf und könnten wohl ein Verurtheil gegen das Werk des Herrn Nisard erregen, wenn nicht von den Untersuchungen eines geistvollen Mannes immer Neues und Interessantes erwartet werden dürfte. — „Was geht mich Statius an?" sagt wohl mancher ihm ähnliche Poet in unseren Tagen. „Was kann ich aus diesem veralteten Krame noch lernen?" — O, etwas Hochwichtiges! Die Fehler, die Du selbst begehst! — Statius, Lucanus sind von unschätzbarem Werthe für die Geschichte der Wissenschaften; sie sind die Klassiker des schlechten Geschmacks; sie haben Nachahmer, die sie nicht kennen, eine Schule, die sie niemals gelesen hat. — Hieraus ergiebt sich für eine philosophische Betrachtung der Kunstgeschichte der Grundsatz, daß jedes Zeitalter des Verfalls gewissen allgemeinen obersten Gesetzen folgt, die bei den verschiedenen Völkern unter ähnlichen Zuständen ihrer individuellen Lage fast dieselben Erscheinungen hervorrufen, wie verschieden auch sonst ihre socialen Verhältnisse sind. Jede Zeit des Verfalls kann sich ganz füglich auch eine des Fortschrittes, der Verjüngung, der Schöpfung nennen. Die Untersuchung dieser allgemeinen Gesetze und zu gleicher Zeit der äußerlich hinzutretenden Umstände, welche auf jene umändernd einwirkten, das Studium der Krankheiten des Gedankens, seiner Altersschwäche und Verjüngung bietet eine Fülle von Belehrung. Der Geist des Menschengeschlechts ist der unzerstörbare Wald, wo, während die gealterten Bäume abwelken und sterben, sich schon neues Leben erhebt und üppig grünt. In die ausgelebten Stümpfe kehrt das Leben nie zurück; aber es verjüngt sich zu ihren Füßen.

Wohl ist es eine würdige Untersuchung, in diese moralische Revolution einzudringen und diese Auflösung einer Gedankenwelt anzuschauen, welche das Erstehen einer neuen vorbereitet. Hr. Nisard scheint sich nur mit einigen Lateinischen Dichtern zu beschäftigen; aber er behandelt vielfache Probleme, die zu einer ähnlichen Epoche bei allen Nationen eintreten. Er wendet zu deren Lösung jene großartige Betrachtungsweise an, die man die Metaphysik des Geschmacks nennen könnte, und jene Erläuterungen über Sprache und Stil, die ein so helles Licht über den menschlichen Geist verbreiten. Er wendet ästhetische Betrachtung, literarische und moralische Kritik und endlich die Philologie an. Wir können Hrn. Nisard nicht gleiche Ueberlegenheit in allen diesen Fächern zusprechen; aber belehrend ist er durchaus, und selbst, wo er sich irrt, verläßt ihn sein Geist und seine Gelehrsamkeit nicht. Sein Buch bekundet einen wahren Fortschritt der Alterthumsstudien unter uns.

Die Anordnung, die dem Werke zum Grunde liegt, ist sehr einfach, vielleicht allzu einfach; es ist die chronologische und biographische, abgesehen von den mehr spekulativen Digressionen und dem Urtheil über Lucan, was einen Band füllt. Man schlägt das Buch auf und erwartet, den Gegenstand der Untersuchung angekündigt oder Grundzüge eines neuen Systems angegeben zu sehen, etwa einen allgemeinen Ueberblick der socialen Verhältnisse Roms um die Zeit, die das Werk betrachtet. Nichts von allem dem. Statt dessen findet sich eine Lebensbeschreibung und Charakteristik des Phädrus, in geistreicher treffender Darstellung. Ich mag diese Methode nicht tadeln; doch war wohl über die Zeit des Tiberius noch mehr zu sagen, über den Widerstreit jenes noch sich behauptenden Charakters von Eleganz und der argwöhnischen Tyrannei, die durch den Druck, welchen sie auf die Geister übte, den Sturz der Wissenschaften bei den Römern rascher herbeiführte, als sonst irgendwo.

Nicht ganz genau ist, wenn der Verf. der Etudes schreibt: „Phädrus ist der einzige Dichter, ja, man kann sagen, der einzige Schriftsteller, der den Zeitraum von Augustus bis Nero ausfüllt." Noch beinahe ein halbes Säkulum strömte das Römische Idiom, aus den reichen Quellen des republikanischen Geistes hervorgegangen, in würdevoller Majestät. Wohl war die Bedrückung sehr groß; aber noch verstummte das Genie nicht. In dieser Zeit erst starb Ovid, der in seiner Verbannung noch immer dichtete; viele der von ihm gefeierten Dichter lebten noch, unter anderen Cornelius Severus und Manilius, der Verf. der Astronomica, dieses merkwürdigen Denkmals didaktischer Poesie, einer falschen Geschmackerichtung angehörig. Endlich war Germanicus, dieser natürliche Antipode des Tiberius, dieser Inbegriff ausgezeichneter Tugend und Anmuth, den Tacitus so treffend die schnell endende unglückliche Liebe des Römischen Volkes nennt, ebenfalls Dichter. Aufgewachsen unter den Sagen Griechischer Dichter, im Hause des Augustus, hatte er jenen hohen Sinn, der zu dem Erhabenen der Kunst führt. Sein ganzes Geschick traf hiermit zusammen und mußte seinem Gemüth Schwung geben. Der Erste der Römer drang er zum äußersten Norden; er hatte siegreich den Orient durchzogen, war den Nil entlang bis zur Insel Elephanta gekommen; er hatte in den Wäldern des Nordens die Mysterien der überwundenen Druiden überrascht und sich von den Priestern zu Theben die geheimnißvolle Inschrift auf ihrem Tempel entziffern lassen. (Tacit. Ann. II.) Er war der Abgott Roms, hatte die höchste Macht abgelehnt, liebte leidenschaftlich den Ruhm und das schlichte Leben in der Familie und den Wissenschaften. Dieser Mann besaß gewiß hohe poetische Anlagen, und es ist nicht zu verwundern, wenn er, sich an die herrlichen Erscheinungen des Himmels wendend, die den Manilius begeisterten, die Phänomene des Aratus in gelungenen Versen wiedergab. Genannt mußte er wenigstens werden in dem Namensregister der traurigen Zeit des Tiberius.

Allerdings war diese Epoche ganz unergiebig an Dichtern; selbst die, welche nicht, wie Germanicus, von Kaiserlichem Blute abstammten und verdächtig waren, waren ihres Lebens nicht sicher. Wer kennt nicht die Geschichte des Lucerius Priscus, der, bloß weil er während einer Krankheit des Drusus sich beeilte, eine Elegie auf dessen Tod vorräthig zu dichten und in einer Gesellschaft vorzulesen, dem Senate als ein Majestäts-Verbrecher überantwortet ward? Ein einziger Senator hatte den Muth, zu erinnern, daß, wenn die verbrecherischen Worte, mit denen Lucerius seinen Geist und die Ohren seiner Zuhörer freventlich besudelt, auch durch die härtesten Torturen nicht zu hart bestraft würden, man ihn dennoch mehr der Narrheit, als der Bosheit zu bezüchtigen habe; und daß Nichts von dem zu fürchten stände, der, seine Schuld selbst angebend, sich nur in das Gemüth einiger Weiber habe Eingang zu verschaffen gesucht. Er stimmte daher nur für Verbannung, Einziehen der Güter und Ausschließung von allen bürgerlichen Rechten. Aber ein so mildes Votum drang nicht durch. Der Senat verurtheilte einstimmig den Lucerius zum Tode; der arme Dichter ward in seinem Gefängnisse erdrosselt.

Nicht besser, als die Poesie, ward die Geschichte behandelt. Wer kennt nicht aus Tacitus die Vertheidigung, Anklage und den Tod des Cremutius Cordus? Allein man sieht auch aus diesem Beispiele, daß vielmehr Gefahr und Verfolgung, als dumpfes Schweigen herrschte. Die Werke des Cremutius Cordus, durch die Sorgfalt seiner Tochter Marcia erhalten, wurden publizirt und sogar unter Caligula; und sie gehören unter die Denkmäler aus dieser als so dürr bezeichneten Zeit.

Endlich ist uns in dem Geschichts-Abrisse des Vellejus das Muster einer Darstellung geblieben, wie sie von den Zeiten des Tiberius geboten und hervorgerufen werden konnte; und gewiß, wie sehr auch das Buch durch die Unwürdigkeit seiner Recicenzen und den Geist der Lüge empört, — ein stilistisches Talent und lebhafte Färbung des Ausdrucks können ihm nicht abgesprochen werden. Das Werk des Vellejus verdiente die Aufmerksamkeit Nisard's um so mehr, als gerade die Untersuchungen, mit denen sich dieser beschäftigt, über den Geschmack und dessen Richtungen, von Vellejus mit einer bei den Alten sonst nicht eben häufig vorkommenden Präcision angedeutet und äußerst geschickt mit der Geschichte der Sitten und Institutionen verwebt sind. In einer geistreichen Digression über Griechenland und Rom untersucht Vellejus, woher es komme, daß die Blüthezeit der Literatur in einer Nation nur achtzig oder hundert Jahre währe, und warum nach diesem Zeitpunkte unvermeidlich ein Sinken eintrete. Seine Ansichten hierüber sind einfach und von einem richtigen Sinne eingegeben; sie verdienen beachtet zu werden, wie überhaupt das ganze Buch des Vellejus, das eine Epoche in der Geschichte des Geschmacks bezeichnet.

Ohne Zweifel hat der Verfasser der Etudes dies Alles gewußt; allein es hat ihm gefallen, durch unerwartete Gegenüberstellungen zu überraschen und dem Zeitalter des Augustus das Neronische entgegenzusetzen, mit Uebergehung des dazwischen liegenden Zeitraums. Allerdings hat dieser Kontrast etwas Reizvolles und auch eine gewisse Wahrheit.

Gewiß findet Beziehung, Verwandtschaft statt zwischen der tollen Herrschaft Nero's, seiner aufgedunsenen, verworrenen, überspannten Phantasie, seiner rasenden Ueppigkeit und seiner Begierde nach Blut und Festgelagen, und der schwülstigen Poesie, den übertreibenden Bildern und den kleinlich widerwärtigen Beschreibungen des Lucan, Seneca, und später des Statius. Doch übte Nero diesen Einfluß nicht als Beschützer der Künste, sondern als Tyrann, der durch greuelhaftes Beispiel die Gemüther verwilderte und in ihnen das Bedürfniß nach leidenschaftlichen Bewegungen erregte. Caligula und Domitian, die keine Verse machten und im Cirkus nicht die Leier spielten, influirten auf die Römische Poesie des zweiten Jahrhunderts ganz eben so.

Nach den sehr geistvollen Betrachtungen über Phädrus, gebt Herr Nisard an die Geschichte dieses Verfalls, den er mit seltenem Talente durch alle Gestaltungen verfolgt. Zuerst verweilt er bei den Tragödien des Seneca. Gewiß kann man nicht leicht mit gewandterer Gelehrsamkeit und unparteiischerer Betrachtung diesen Punkt erörtern. Da finden sich sehr schöne Partieen über die Kunst der Griechen, die ohnmächtige Nachahmung derselben durch die Römische Tragödie, die, voll von Anspielungen und rhetorischen Tiraden, mühselig in den Studienzimmern für einige Leser ausgearbeitet worden. Man kennt aus dem Tacitischen Dialoge die Bedeutung dieser Tragödie und die Unruhe, welche der Thyest oder Cato des bekannten Rechtsgelehrten Maternus dem Senate machte.

Es leuchtet ein, daß das nicht mehr die Tragödie war, wie sie noch vor einem Jahrhunderte in Rom unter dem alten Accius geblüht hatte, sondern es war die letzte Anstrengung der politischen Satyre in einer Zeit der Knechtschaft. Der Thyest oder Cato des Maternus mochte einem Stücke von Alfieri ähnlich genug sehen. — Ein anderes Element in der Römischen Tragödie des zweiten Jahrhunderts bilden die philosophischen Sentenzen und Beschreibungen. Herr Nisard folgt dem Seneca in seinen besseren Stücken Schritt vor Schritt und beschreibt mit großer Schärfe und feinem Urtheil diese verfehlte Poesie der Emphase. Seine Vergleichung des Oedipus Rex mit dem Oedipus des Seneca ist das Werk einer besonnenen, scharf eingehenden Kritik, aus der man nur einige Ausdrücke wegwünschen möchte, die aus einem nicht so lauteren Geschmacke hervorgegangen, als die Urtheile des Verfassers.

Nach diesem scharfen Gerichte über Seneca, gebt Herr Nisard auf die Satiren des Persius über, denen er nicht gewogen ist; er würde sie in's Feuer werfen, wie es der heil. Hieronimus gethan. Er findet die Sprache darin verworren und leer, die Philosophie trivial und deklamatorisch, und vor Allem nimmt er das dem Dichter übel, daß er allzu jung geschrieben. Dieser Abschnitt ist trefflich wegen der Entschiedenheit des Urtheils und der Zierlichkeit der Darstellung; Vieles darin ist wahr und in ergötzlicher, belebter, geistvoller Art ausgedrückt. Aber unserem Verfasser will jene melancholische Reinheit, die beinahe christliche Stimmung des Persius keinen Beifall abgewinnen. Es hat sein Mißliches allerdings, allzu jung als Schriftsteller auftreten; aber es giebt gewisse zartere Regungen des Gemüthes, eine Art von Offenheit und Wärme auch bei moralischen Gemeinplätzen, die nur diesem Alter angehören und doch wohl ihren Reiz haben. Die Verse des Persius über seinen Lehrer Cornutus, die Erinnerung an ihre Freundschaft, an die abgelaufene Kindheit des Dichters, da er den Laren sein Purpur-Gewand und die Bulla weihete:

Bullaque succinctis laribus donata pependit.
(Und die Bulla den hochgegürteten Laren geweiht hing.)
Passow's Uebs. Sat. V, 31.

jene Zeit der Unentschiedenheit und die noch verhüllte Lebensbahn des jugendlichen Alters,

Cumque iter ambiguum est et vitae nescius error:
(Trügerisch ladet der Pfad und des Daseyns dunkeles Irrsal.)
Passow das. VI. 34.

das sind allerdings Schönheiten, einfach und ergreifend, die in dem mühseligen Ernste des Persius erfreulich ansprechen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

La Bohème. Roman historique. — Von A. E. Thibaudeau. 2 Bde.
Clotilde. — Von Madame R. R. de Theluffen. 7 Fr.
Départ, voyage et retour. — Indische Novelle, von L. de Darbi.
Eugénie. — Schweizer Novelle, von L. de Darbi.
Elmira. — Von Fr. E. Leloup de Chevay. 7 Fr.
La Renaudie, ou la conjuration d'Amboise. — Geschichte aus dem J. 1560, von B. Boreau. 2 Bde. 13 Fr.
Lucia Mondella. — Italiänische Novelle, nach Manzoni's promessi sposi. 3½ Fr.
Scènes de la vie intime. — Vom Verf. der Elisa Rivers. 2 Bde.
Le siége de Toulon, ou les six derniers mois de l'année 1793. — Von E. M. Masse. 2 Bde. 15 Fr.

England.

Herr Gregorius Hipkins, mit dem Beinamen das Unglückskind.

(Schluß.)

Kapitel 3.

So weit, Ihr Bekämpfer der Hipkin'schen Ansicht, war doch mein freies Handeln nicht mein Schicksal; auch bei meinen folgenden Unfällen werde ich nicht als der Schuldige erscheinen. Durch Mittel, die kaum der näheren Auseinandersetzung werth sind, und besonders durch die Freundlichkeit eines Mannes, der mich diese Freundlichkeit nicht wenig empfinden ließ, wurde es mir gestattet, innerhalb der Barre zu erscheinen. Ich langte in Maidstone an, gerade als das ganze Gericht zu Tische saß, und nahm daher, wie es dem bescheidenen Jüngern gebührt, das untere Ende des Tisches ein. Aber zu meinem unendlichen Erstaunen war mein Empfang erstaunlich frostig, und keine Hand bewegte sich zu freundlichem Gruß. Da ward es mir klar, ich war in einen sogenannten geschlossenen Zirkel hineingerathen. Wie das geschehen war, das war mir selbst ein Geheimniß. Ich verzehrte indeß meine Mahlzeit, aber keiner, das bemerkte ich, forderte mich auf, ein Glas Wein mit ihm zu leeren, oder wandte sich auch nur mit der geringsten Unterhaltung an mich. Das brachte mich für einige Minuten außer Fassung, aber mein Herz war frei von Schuld, und so schreckte mich nicht die absichtliche Verachtung, deren Gegenstand ich jetzt war. Da ich endlich einen Anwalt, dessen Ausdruck mir nicht mißfiel, das Zimmer verlassen sah, so folgte ich ihm, im Vertrauen, bei ihm einige Theilnahme für einen jungen Mann zu finden, der unschuldig in die Verdammniß gerathen war, und ersuchte ihn, mir das Geheimniß zu erklären.

„Herr Hipkins, ist es möglich", sagte er, „Sie sollten also wirklich nichts von unserer Absicht erfahren haben, nach Tisch von Ihrer Zulassungsfähigkeit zum Gerichtstisch zu debattiren?"

„Zulassungsfähigkeit! ist die in Zweifel gezogen?"

„Sie sollen es hören. Es ist wegen einer Vollmacht, die für einen anderen Herrn bestimmt war, und von der Sie sich das Honorar zugeeignet haben."

„Mein Himmel, bin ich des Diebstahls beschuldigt?"

„Was auch die Beschuldigung seyn möge, so muß Ihre Vertheidigung gehört werden, und wenn Sie unschuldig sind, so haben Sie nichts zu fürchten."

„Vertheidigung! Nie werd' ich mich so erniedrigen", sprach ich. „Wer sich gegen eine solche Anschuldigung vertheidigt, giebt schon bald zu, daß sie wahr sey."

Der Anwalt, ohne auf meine weitere Auseinandersetzung zu hören, zuckte die Achseln und ging davon. Auch ich entfernte mich, mit dem doppelten Entschlusse, den Anwalten wie der ganzen Anwaltei ein Lebewohl zu sagen, nachdem ich von dem Manne, dessen unglückselige Nähe mir diese Verfolgung auf mein Haupt gebracht hatte, einen schriftlichen Widerruf erlangt hatte. Denn das war ausgemacht, er mußte geringschätzig und unwahr von mir geredet haben. Es dauerte nicht lange, daß ich von seiner eigenen Hand das Attest, welches ich verlangte, erhielt. Denn nach Wuchs und Körperkraft war er zwar ein wahrer Polyphem (was die Sitten betrifft, wäre der Cyklop in Vergleich mit ihm als feiner Weltmann erschienen) und hätte, hätte es ihm beliebt, mich aus dem Fenster schleudern können, aber er zitterte an allen Gliedern, während er mir das Dokument seiner Schande ausfertigte. Dieses beförderte ich sogleich an den Senior der Anwalte, von denen ich jetzt einstimmig angenommen wurde, während Herr C— wegen seiner niedrigen Gesinnung bittere Kränkung erfuhr. Er ist vor kurzem gestorben, ungeehrt von seinen Kollegen und weder geliebt noch geachtet von irgend einem Anderen.

Vielleicht wird mich Eine, die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, wenn ich ihr diesen Vorfall meines Lebens erwähnte, mich auf die Schulter schlagend, im Tone des Vorwurfs fragen: Aber warum rufen Sie nicht der Untersuchung mit dem Stolze und der Zuversicht der Unschuld? O Freundin, die Du mir meine letzten Tage durch Deine Sorgfalt erhalten hast, mögest Du nie die Quelle der Urtheilssprüche erkennen! Träume nur fort, theures Geschöpf, den Traum, der Dir meldet, daß sie in Gerechtigkeit und Tugend ihren Ursprung haben. Ja, ich gebe es zu, Andere würden es gethan haben und aufgenommen worden seyn, man würde sie mit Glückwünschen von allen Seiten überhäuft haben, und hätte auch der heimliche Groll die Gestalt des offenen Wohlwollens annehmen müssen; aber Gregorius Hipkins Unglückskind konnte es nicht. Sein innerer und äußerer Sinn, das ganze Bündel von Gewohnheiten und Meinungen, welches gerade seine Eigenthümlichkeit bildete — gab das nicht zu. Er hätte sich also aus sich selbst hinaus verbannen lassen müssen — eine tausend Mal schlimmere Verbannung, als die aus der ganzen bewohnten Welt — wenn er sich einem solchen Urtheilsspruche unterworfen hätte. Wo Ehrlosigkeit der Gegenstand der Untersuchung ist, da gilt Untersuchung für Ueberführung; und ich für mein Theil wünsche tausend Mal lieber, man glaubte nur, ich habe wirklich **gethan**, was man mir zur Last legt, als daß ich **fähig** sey, es zu thun.

Kapitel 4.

Die Natur ist in stetem Wechsel begriffen: auf die unfruchtbare Zeit des Winters folgt das neue Leben des Frühlings — aber für einen schwarzen Advokaten-Rock wollte kein neues Leben erscheinen, obgleich er durch verschiedene Uebergänge schon zu einem schimmernden Braun gelangt war, welches gewöhnlich als sein letzter Schritt zum Grabe betrachtet wird. Sollte ich mich ohne Kampf ergeben? Das würde mir nicht schwer geworden. Die ganze Welt stand mir offen, ich hatte nur zu wählen, in welches Loch oder in welchen Winkel ich mich zum Sterben niederlegen wollte. Stumpfsinn, denn Mangel ist nothwendigerweise stumpfsinnig und unentschlossen, bemächtigte sich meiner. Dennoch hätte ich vielleicht mein Glück auf dem Felde der Literatur versucht, denn dies war damals noch nicht so sehr von Offizieren auf halbem Sold und Schiffs-Tagebuchführern überfüllt, wenn ich nicht vor dem Kopfschütteln und Räuspern der Buchhändler, Verleger und Kritiker zurückgeschaudert wäre.

Um mich unangenehmer Gedanken zu entschlagen, wohnte ich gelegentlich den Verhandlungen des Unterhauses mit bei, die zu jener Zeit, da man noch nicht an Reform dachte, wirklich des Hörens werth waren. Damals wurde das Ohr noch nicht durch die rauhe Beredsamkeit jener Weber-Distrikts-Gesandten beleidigt; Fox, Pitt und Windham standen damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes, und Burke war im Begriff, sich seine Lorbeeren zu sammeln. Da entdeckte ich, daß die Zeitungsschreiber für ihre nächtliche Arbeit nicht schlecht bezahlt wurden, und sprach wiederum mit Correggio: „Auch ich will Zeitungsschreiber wer-

den!" Es ist wahr, ich kannte keine Abbreviaturen, aber ich konnte mich auf mein starkes Gedächtniß verlassen, da ich schon mehr als ein Mal eine ganze Rede eines dieser großen Männer davongetragen und mit größerer Treue und Schönheit wiedergegeben hatte, als irgend ein Zeitungsbericht. Vorzügliche Aufmerksamkeit verwendete ich auf Fox, der, wie ich öfters gehört hatte, dem Demosthenes sehr ähnlich war. Diese Parallele fand ich jedoch falsch. In erschreckenden oder sarkastischen Fragen, in schnell leuchtenden Blitzen des Unwillens, die niederschmettern, wo sie einschlagen, war einige Aehnlichkeit. Aber die feste eherne Gedrungenheit des Demosthenes — ja selbst die Anmuth, gleichfalls die Frucht seiner nächtlichen Studien, die über seinen Reden spielt, gleich der Spiegelfläche des nächtlichen Oceans, bewirkten eine große Verschiedenheit zwischen seiner und Fox's Beredtsamkeit, die, sichtlich gehemmt durch die Heftigkeit seiner Gedanken, gleich einem Strome, der erst, nachdem er sich durch ein Dickicht hindurchgewunden hat, in seiner ganzen Kraft erscheint — sich aus seiner Seele ergoß. Auch glaubte ich in Forens Gedanken etwas zu erblicken, was den Augen der Gemeinplatzberichter entging, nämlich eine scharfe Logik, die zu den schönsten moralischen Ansichten leitete.

Perry, der Redacteur der Morning-Chronicle, sah meine Ausarbeitung, und sogleich wurde ich zu einem seiner Berichterstatter gemacht. Ich hatte aber nicht ganz dasselbe Glück mit Pitt. Der Eindruck, den mir eine seiner Reden hervorgebracht hatte, war gleich dem eines Prunkwerkes oder einer Reihe schöner Bilder, wie sie etwa zur Friesverzierung eines antiken Tempels angewendet wurden. Jedes Wort stand auf bewunderungswürdige Weise an seiner richtigen Stelle — aber das Ganze war zu gleichförmig und mit zu wenigen Unter-Abtheilungen, um sich dem Gedächtnisse fest einzuprägen; denn hierzu bedarf es mehr auffallender Gegensätze. Mit einem Wort: Pitt war ein vollkommener Rheter, während Fox, gleich einem Athleten, den Schmuck der Rhetorik, als Hemmung des Muskelspieles seiner Glieder, abwarf. Dieser Umstand war es, der den Werth meiner Dienste als Berichterstatter verringerte; aber noch ein anderer kam hinzu: mit den Sprechern der zweiten und dritten Sorte konnte ich gar nicht fertig werden. Wenn ich ihre Reden verkürzte, klagten sie, daß dieselben verstümmelt würden; wenn ich ihnen ihren unverfälschten Unsinn in seiner ursprünglichen Gestalt auftischte, so schwuren sie, sie seyen entstellt. So hatte ich denn einst die Rede eines Mitgliedes, das ich nicht gut hören konnte, und das aus Leibeskräften einen Vorschlag unterstützte, zu berichten. Da ich die Anstrengung, ihm zu folgen, äußerst lästig fand, fragte ich meinen Nachbar, ob er den Inhalt dessen, was Jener gesagt, aufgemerkt habe. Dieser war, wie ich nachher erfuhr, dem ganzen Antrage entgegen und unglücklicherweise von Gegengründen so strotzend gefüllt, daß er mir diese augenblicklich einen nach dem anderen aufführte. Ich hielt es für ausgemacht, daß sie von dem unvernehmbaren Mitgliede herrührten und er dieselben nur vermöge seines schärferen Gehörs deutlicher als ich aufgefaßt habe. In dieser Ansicht eilte ich also mit meinem Bericht auf das Büreau, und den anderen Morgen figurirte der Redner als mächtiger Widersacher der Bill, die er durch dick und dünn vertheidigt hatte. So wurde ich genöthigt, meine Stelle niederzulegen, und erfuhr auch hier wieder die unglückliche Folge einer ganz zufälligen „Nähe" zu dem dienstfertigen Herrn, der mich so freundlicherweise in Irrthum verleitet hatte.

Aber nun schien der Dämon der Nachbarschaft geneigt zu seyn, das Uebel, das er mir angethan, wieder zu sühnen. In dem Hause eines Freundes saß ich nahe bei seiner Tochter, welche, nach dem erwarteten Absterben eines Verwandten, zu dem Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gelangen mußte. Ich traf sie oft in derselben Familie und war jedes Mal eifrig bemüht, zunächst neben ihr zu sitzen. Sie war, wie man es zu nennen pflegt, verständig, das heißt, sie sagte ganz gewöhnliche Dinge über ganz gewöhnliche Gegenstände, und mir war sie darum nicht weniger lieb, weil sie nicht mit Lektüre angefüllt war. Meine Bemühungen gefielen ihr, und — wir wurden vertheirathet.

Tiefer kann kein Sterblicher den Uebergang zum Ehestand empfinden, als Gregorius Hipkins, das Unglückskind. Das war eine Veränderung an Leib und Seele, ein neuer Mensch fuhr gleichsam in die Haut des Alten. Was für neue Verbindungen und Gewohnheiten — Schwiegerväter und Schwäger, Schwiegermütter und Cousinen! Nun konnte ich nur sehen, denken, fühlen wie sie — mußte bei ihren Streitigkeiten immer eine Partei ergreifen, denn Neutralität ist eine Gnade, die selten gestattet wird. Wie gesagt, bestand das Vermögen meiner Frau nur in Erwartung, die aber so wohlbegründet schien, daß mein Schwiegervater uns inzwischen ein kärgliches Jahrgehalt auszahlte. Hoffnung ist ein lieblich schimmernder Stern, aber ein schlechter Koch für augenblicklichen Hunger. So lebte ich in Wirklichkeit von meines Weibes Launen, von denen sie, um die Wahrheit zu gestehen, keine geringe Auswahl hatte.

Gleichwohl hatte ich mein Plänchen. Dieses bestand darin, der Bücher des alten Oheims, der sich so bald zum Füllhorn unseres Ueberflusses machen sollte, habhaft zu werden. Viele Zeit brachten wir auf seinem Landsitze bei London zu. Er war Oberst in Indischen Diensten und zugleich Baccalaureus, und nachdem er einige Häufchen Geld zusammengescharrt hatte, war er, wie die meisten, die lange in Indien gelebt haben, mit blasser Gesichtsfarbe und verkürzter Leber nach England zurückgekehrt. Der Verkehr mit ihm war in der That leicht: uns lag es ob, seine kriegerischen Begebenheiten, die jede bisherige Wahrheit und Dichtung bei weitem übertrafen, anzuhören — und ihm, sie von Morgen bis Abend zu erzählen. Ein solcher Miles gloriosus wäre ein Schatz für Plautus oder Ben Jonson gewesen. Neun Stunden hatte er bei der ersten Bresche von Seringapatam bis an den Hals im Wasser gestanden — Tigern ruhig ins Gesicht gesehen, um sie zu portraitiren — er war mit Sack und Pack den Ganges passirt, über eine Brücke, die von den Rücken schlafender Alligatoren gebildet wurde — und da er einst zufällig gerade während der Prozession von Dschagernauth hingefallen war, blieb er ausgestreckt ruhig liegen, während der heilige Wagen und Myriaden seiner Verehrer über ihn wegzogen. Kurz, es übertraf bei weitem das Maß meiner Geduld, einem so kolossalen Lügner auch nur die gewöhnliche Höflichkeit zu erweisen. Aber sobald ich nur irgend eine zweifelnde Bemerkung zu äußern wagen wollte, brachte mich ein fürchterlicher Blick der Frau Hipkins oder ein Kniff in den Arm augenblicklich zum Schweigen.

So ging's bis zum Tage unserer Abreise. In dem Zimmer, welches, weil ungefähr ein Dutzend Bücher darin standen, des Obersten Bibliothek genannt wurde, sah ich auf seinem Pult das Bild eines wilden königlichen Tigers, den er in Indien gezeichnet und uns den letzten Abend vorgezeigt hatte. Er hatte, so vermuthe ich, noch einige Striche daran gemacht, denn ein Pinsel lag daneben. Diese Nähe des Pinsels führte meinen Ruin herbei; denn als ich darunter die Worte las: „An Ort und Stelle gemalt", ergriff mich ein unwiderstehlicher Drang, hinzuzufügen: „Als der Tiger davon war". Diese Verfälschung, die seine Wahrheitsliebe und seinen Muth zu gleicher Zeit in Zweifel setzte, wurde er erst einige Tage nach unserer Abreise gewahr. Sie entdecken und ihren Urheber errathen, war Eins; sogleich machte er zu Gunsten einiger entfernteren Verwandten ein anderes Testament und starb kurze Zeit darauf. Bei dieser höchst passenden Gelegenheit entzog uns mein Schwiegervater, obgleich er seine Tochter überschwenglich liebte, unter irgend einem zärtlichen Vorwande, das uns bisher gestattete Jahrgehalt.

Kapitel 5.

Bei dieser Ebbe unserer Kasse fand Frau Hipkins Zerstreuung in Vergnügungen, und diese gewährten ihr das Theater. Damals war alle Welt wie versessen darauf, den jungen Roscius zu sehen, eine Zwerggestalt, nicht über vier Fuß hoch, der die heroischen Charaktere aus Shakespeare darstellte. Damals stand er auf dem Gipfel seines Ruhms; wenn er spielte, war das Theater vom schaulustigen Publikum überfüllt. Auch wir gelangten, ohne bedeutendes Abenteuer, glücklich in's Parterre, nur daß meine Frau einen kostbaren Shawl, ein Geschenk von unserem theuren Oheim, von den Schultern verlor. Aber beim Hinauskommen waren wir nicht so glücklich: das Gedränge war nämlich so arg, daß es Frau Hipkins sehr sauer wurde, meinen Arm zu behalten, und ohne Ende mußte ich ein wahrhaftes Ehestands-gemurr hören: „Beim Himmel, Gregorius, wie kannst Du so dumm seyn!" — „Wie Du mich liebst!" — „Ja, warum kömmst Du auch nicht mit!" Ich konnte nicht weiter. Ganz nahe bei mir hatte ein Mensch mit einem hölzernen Beine gesessen, der während der Vorstellung meinen Beinen mehr als eine Kontusion beigebracht hatte und nun, vermittelst seiner verwünschten Nähe, noch immer dazu bestimmt schien, mir Qual zu bereiten; denn er hatte sich auf meinen Fuß postirt, so daß ich in Todesschmerzen unbeweglich dastehen mußte, während der Strom der Menschen mich von meiner Frau trennte und diese geliebte Kreatur mit in seinem Strudel fortriß. Vergebens schalt' ich, beschwur ihn und fluchte, — er selbst konnte sich nicht regen, da er von dem drängenden Haufen zwischen einem Thürpfosten und der nahen Wand eingeklemmt war. Endlich gab er mir die Freiheit, und, indem ich wieder den Druck eines weiblichen Arms an dem meinigen fühlte, hinkte ich weiter, indem ich mich noch für glücklich schätzte, so schnell wieder von Frau Hipkins aufgefunden zu seyn. In diesem Augenblicke aber veranlaßte mich ein Händedruck, der zärtlicher war, als im zweiten Jahre auch zärtlicherer Ehen als die unsere gewöhnlich ist, mich umzuschauen. Welches Entsetzen ergriff mich: ein scheußliges Weib hing an meinem Arm und schrie ohne Unterlaß: „Theurer Gregorius, Geliebter, hab' ich Dich endlich gefunden!" Sie mußte im Schauspielhause in unserer Nähe gewesen seyn und meinen Namen von meiner Frau gehört haben. Wie sehr ich strebte, mich ihrer zu entledigen, es war vergebens: sie haftete an mir, wie das in Centaurenblut getränkte Gewand am Leibe des Alciden und heulte, auf eine Art, um Gassenbuben und Mietkutscher herbeizuziehen, ich möge sie nicht verlassen. Die Philosophie des Augenblicks ist in solchen Fällen die beste. „Sie ist eine unglückliche Wahnsinnige", sagte ich, ruhig nach Hause gehend und die Ohren hängen lassend, wie Horaz auf der Via Sacra, nachdem alle seine Bemühungen, den Begleiter los zu werden, vergebens gewesen waren.

Aber wie stieg mein Erstaunen, als ich, meinem Hause nahe, vor demselben Frau Hipkins gleichfalls in Begleitung, und zwar in männlicher, stehen sah. Man verlange nicht, daß ich den ferneren Verlauf ausführlich berichte. Kurz, es fand sich, daß meine Frau an ihrer Begleitung, einem Irländischen Krieger, den sie euphonistisch Capitain nannte, und der schon im Theater in ihrer Nähe gesessen hatte, mehr Gefallen fand, als ich an der meinigen; denn während ich mich mit dem letzten Aufbieten aller meiner Kräfte von jener Schreckgestalt befreite, konnte ich hören, wie meine geliebte Gattin die Schlußworte einer freundlichen Verabredung aussprach. Nach einigen Tagen eines nicht allzu freundlichen Zusammenlebens entdeckte ich eines Morgens, daß sie das Haus verlassen habe, und erfuhr, daß sie bereits vor 4 Stunden, in einem Postwagen neben einem Irländischen Capitain sitzend, die Stadt verlassen habe.

Bibliographie.

Legends and stories of Ireland. (Irländische Sagen und Erzählungen.) Von S. Lover. Zweite Reihefolge. 7½ Sh.

The existence of other worlds. (Ueber das Daseyn anderer mit lebenden und vernünftigen Wesen begabten Welten.) Von A. Copland. 5 Sh.

China.

Die Chinesischen Dschonken.

(Nach Karl Gützlaff's „Three voyages along the coast of China.")

Jedes Chinesische Fahrzeug hat im Allgemeinen seinen Capitain oder vielmehr seinen Supercargo. Dieser hat, er mag Eigenthümer seyn

oder nicht, die unumschränkte Aufsicht über die ganze Schiffsladung, er kauft und verkauft davon, je nachdem er es für gut befindet; übrigens hat er über den Lauf und das Treiben des Schiffes gar nichts zu sagen. Darüber hat vielmehr der Ho tschang (Pilot) zu wachen. Während der ganzen Reise liegt es ihm Tag und Nacht ob, auf jede Küste, auf jedes Vorgebirge, bei dem das Schiff vorübersegelt, seine besondere Aufmerksamkeit zu richten. Er sitzt beständig am Bord des Schiffes und schläft gewöhnlich stehend, so wie es nämlich seiner Bequemlichkeit zusagt. Obgleich er das ausdrückliche Kommando über die Matrosen hat, so gehorchen sie ihm doch nur dann, wenn seine Anordnungen ihrem eigenen Gutbefinden entsprechen; sonst schmähen sie auf ihn und trotzen ihm, ganz als wenn er zu ihrer Kameradschaft gehörte. Nächst diesem Piloten kommt der Lo kung (Steuermann), der das Steuer des Schiffes regiert, und unter dessen unmittelbarem Kommando mehrere Andere aus der Schiffsmannschaft stehen. Außerdem befinden sich auf den Dschonken zwei Secretaire, von denen der Eine die Rechnungen führt, der Andere aber die Ober-Aufsicht über die an Bord genommene Schiffsladung hat. Ferner giebt es einen Proviantmeister und einen Hiang kung oder Priester, der den Götzendienst versieht und zu diesem Zwecke jeden Morgen eine gewisse Quantität Weihrauch und Gold- und Silberpapier verbrennt. Die Matrosen werden in zwei Klassen getheilt: Einige heißen Tau muh (Vordermänner), diese haben für den Anker, die Segel u. s. w. zu sorgen; die Uebrigen heißen Ho ke oder Kameraden; sie verrichten die niedrigsten Dienste, wie das Ziehen der Seile und das Lichten des Ankers. Endlich bilden noch ein Koch und einige Barbiere den übrigen Theil der Mannschaft.

Alle diese Personen, mit Ausnahme der zweiten Klasse der Matrosen, haben ihre eigenen Kajüten, welches lange und schmale Behälter sind, in denen man sich bequem ausstrecken, aber nicht aufrecht stehen kann. Will Jemand als Passagier auf einer Dschonke fahren, so muß er sich an die Tau muh (Vordermänner) wenden, um eine ihrer Kajüten zu miethen, die sie ihm zu den ihnen konvenabeln Bedingungen ablassen. Im Grunde herrschen die Matrosen unumschränkt über die Leitung des Schiffes, und sie widersetzen sich jeder Maßregel, die irgend von Nachtheil für sie seyn könnte, und dies geschieht auf eine so dringende Weise, daß der Capitain und der Steuermann, oft, ihres unverschämten Betragens überdrüssig, keinen anderen Ausweg zu finden wissen, als sie um ihren gnädigen Beistand zu ersuchen und um ein milderes Benehmen dringend zu bitten.

Die ganze Schiffsmannschaft besteht aus Leuten, deren Hauptzweck es ist, Handel zu treiben, während sie ihre Verrichtungen auf den Dschonken als ein untergeordnetes Geschäft betrachten. Es steht einem Jeden frei, eine gewisse Quantität Waaren an Bord zu bringen, und mit diesen handelt der Einzelne an jedem Orte, wo nur immer gelandet wird, indem er sich sehr wenig darum kümmert, ob das Schiff früh oder spät den Ort seiner Bestimmung erreicht.

Die gemeinen Matrosen erhalten von dem Capitain nichts als rohen Reis und müssen im Uebrigen für ihre gewöhnlich äußerst magere Kost selber sorgen. Diese Matrosen sind meist in ihrem Dienste gar nicht eingeübt, sondern bestehen größtentheils aus Dürftigen, die sich genöthigt sehen, ihre Heimath zu verlassen; sie vermiethen sich oft zu einem solchen Dienste, ohne je vorher am Bord einer Dschonke gewesen zu seyn. Jeder von ihnen, er mag noch so dumm und unerfahren seyn, theilt seine Befehle aus, und soll irgend etwas von Wichtigkeit unternommen werden, so schreit Einer dem Anderen seine Anordnungen zu, bis endlich Alles in Verwirrung geräth. Da weiß man nichts von Subordination, nichts von gegenseitiger Achtung und Hülfeleistung.

Obgleich die Chinesen schon lange ihren eigenen Kompaß haben, — denn wie man gewöhnlich annimt, waren sie schon einige Jahrhunderte vor der Erfindung desselben in Europa, mit der Eigenschaft des Magnets wohl bekannt *) — so ist doch ihre Schiffahrt bis auf den heutigen Tag nicht weiter, als bis zur Küstenschiffahrt gediehen: sie haben bis jetzt noch keine Seecharten. Bei ungünstigen Winden und heftigen Stürmen ist ihr alleiniger Trost die Meeresgottheit, die sie Mat su po nennen, und deren Bildniß auf jeder Dschonke sich vorfindet. Es wird sorgfältig in einen Schrein verschlossen, vor welchem eine Lampe beständig brennt, und täglich werden hier mehrere Tassen Thee und andere Opfer der Gottheit dargebracht. Die Sorge für dieselbe wird dem Priester überlassen, der nie vor ihr zu erscheinen wagt, wenn er nicht zuvor sein Gesicht gewaschen hat. Bei dem rohen Aberglauben der Seeleute, dem sie von Jugend auf ergeben sind, läßt sich ein solches blindes Vertrauen auf ein nichtiges Wesen wohl erklären; sonst ist ihr Charakter und ihr ganzes Betragen so unmoralisch, daß wir nur mit Widerwillen unseren Blick auf sie richten.

Die Chinesischen Matrosen gehören im Allgemeinen zu der niedrigsten Volksklasse von China. Der größte Theil besteht aus Opiumrauchern, Spielern, Dieben und Wollüstlingen. Sie hören nicht eher auf, Opium zu rauchen, bis all' ihr Lohn verschwendet ist; sie spielen, so lange sie noch einen Dreier in der Tasche haben; sie ziehen ihr letztes Kleid aus, um es einer losen Dirne zu überlassen. Sie sind arm, stecken bis über den Hals in Schulden; sie betrügen und werden auch Einer vom Anderen betrogen, wann und wo es nur immer angeht; und kommen sie in ein Wirthshaus, so haben sie nicht eher Lust, dasselbe zu verlassen, als bis sie Alles, was sie im Vermögen haben, verzehrt, mag sich auch ihre Familie zu Hause im äußersten Elend befinden. —

Herr Gützlaff beschreibt uns die Kajüte, in der er sich auf der Dschonke befunden, als „ein Behältniß, gerade so breit, daß eine Person darin liegen und außerdem noch eine kleine Kiste bei sich haben kann." Seine sechs Mit-Passagiere waren lauter Spieler, Opiumraucher und in jeder Art von Niederträchtigkeit bewanderte Leute. Das ganze Fahrzeug war beständig voll von dem betäubendem Opiumdampfe, der auch die vornehmsten Beamten, die das Schiff zu lenken hatten, nicht verschonte. Wenn man die Unwissenheit, die Verwirrung und Unordnung betrachtet, die in dergleichen schwimmenden Maschinen herrschen, so kann man sich nur darüber wundern, daß viele derselben am Ende doch an ihrem Bestimmungsorte ankommen; dagegen hat man sich darüber gar nicht zu verwundern, daß jährlich eine ungeheure Anzahl derselben untergeht. Die Dschonke, auf der Herr Gützlaff seine erste Reise unternahm, war glücklich in der Tartarischen Bucht von Liau tong eingelaufen. Als sie vor Na moh an der Küste von Ko lee angekommen war, mußte Herr Gützlaff Zeuge einer widrigen abscheulichen Scene seyn:

„Sobald wir geankert hatten", erzählt der Reisende, „schlossen uns zahlreiche Böte ein, mit Frauen am Bord, von denen einige von ihren Eltern, Gatten oder Brüdern herbeigebracht wurden. Ich wandte mich an die Matrosen, die in der Dschonke zurückgeblieben, und suchte durch meine herzlichen Ermahnungen ihre unglückseligen Leidenschaften wenigstens einigermaßen zu zügeln. Allein, o Himmel! kaum hatte ich das Verdeck verlassen, als sie schon alle ihre Scham von sich warfen; und nicht mit Unrecht konnte man unser Fahrzeug in Bezug auf die darauf erfolgten Gräuelthaten mit dem Namen Sodom's belegen. Unsere Matrosen, ohne Gefühl für ihre zu Hause verhungernden Familien, zerstreut, geblendet, betäubt von sinnlicher Lust, schienen Willens zu seyn, Alles, was sie nur immer hatten, eher aufzugeben, als sich von jener Ausschweifung zurückzuhalten, welche Unglück, Elend und Tod zur Folge hat. Nachdem sie endlich alle ihre Habe erschöpft, wurden sie eine Beute des bösen Gewissens und der trübseligsten Verzweiflung. Da sie Opiumraucher und Trunkenbolde von alter Gewohnheit her waren, so bedurfte es jetzt nichts so sehr, als scharfer Getränke und des Opiums; und die Kleinhändler jener Artikel standen auch schon bereit, zu diesem Zwecke hülfreiche Hand zu leisten. Auf diese Weise hatten sich alle Umstände vereinigt, das Laster zu nähren, das erworbene Gut zu verschwenden und die Sklaven der Wollust zu den unglückseligsten Geschöpfen zu machen."

Indeß waren zum Troste des Herrn Gützlaff seine freilich schwachen Ermahnungen mitten unter jenen gräuelvollen Scenen nicht ganz ohne Erfolg geblieben; vielmehr ließen mehrere Individuen, von einem Gefühle der inneren Scham und Schuld ergriffen, sich durch seine ernsten Verweise leiten. Die Zahl derer, die sich zu ihm hielten, wurde immer größer, und er theilte hierauf den Einen Medizin, den Anderen das lebendige Wort Gottes hoffnungsvoll mit. An der Küste fand er die meisten Einwohner in einem Zustande drückender Armuth; manche unter ihnen mußten beinahe vor Hunger umkommen, und sie griffen mit herzlichem Danke gierig nach der geringsten Quantität Reis, die man ihnen reichte. Sehr viele hatten sich, von der Noth getrieben, auf's Seeräuber-Handwerk gelegt, und die ganze Küste von China wird durch solche Leute unsicher gemacht, die zur Nachtzeit die Handels-Dschonken in den Häfen berauben und plündern.

*) Vgl. darüber einen in Nr. 136 der Staats-Zeitung v. d. J. befindlichen interessanten Artikel, wonach auch Herr Klaproth die Ehre dieser Erfindung den Chinesen vindizirt.

Mannigfaltiges.

— Arabische Sprüche. Verzweiflung ist der Tod der Seele. — Verbergung von Betrübnissen ist die edelste Probe des Muthes. — Gieb diese Welt immerhin für die andere fort, du machst dabei einen guten Tausch. — Des Menschen Gelüste sind seine ärgsten Widersacher. — Das Wort ist der Probierstein des Menschen. — Vernichte deine eigene Wohlthat nicht, indem du von ihr sprichst. — Kurz sind die Vergnügungen dieser Welt; dauerndes Vergnügen gewährt nur die gute That. — Eine böse That nur verzögern, heißt schon, sie beginnen. — Mache, da du älter geworden, die Fehler deiner Jugend gut. — Drei Dinge zerstören den Menschen: Hoffahrt, Geiz und Vergnügungssucht. — Ein Drittel des Glaubens ist Wissen, das andere Bescheidenheit und das dritte endlich Edelmuth. — Die Frömmigkeit des Unwissenden ist Aberglaube, die des Unterrichteten Wohlwollen. — Gemüthsruhe ist ein Gewand, das niemals sich abträgt. — Die Anreizung eines Wohlthäters erscheint oft als Bettelei um eine zweite Wohlthat. — Aus den gewöhnlichsten Handlungen der Menschen schließe auf das Geheimniß ihrer Gedanken. — Prunksucht entwürdigt die Wissenschaft, Bescheidenheit ehrt den Mann. — Der knausernde Reiche ist ärmer als der freigebige Bettler. — Verhalte dich mit den Guten, so brauchst du die Schlechten nicht zu fürchten.

(History of Mohammedanism.)

— Chinesische Etikette. Ein Tartarischer Beamter von hohem Range, Ober-Statthalter über alle von Muhammedanern bewohnte Distrikte, die zum Chinesischen Reiche gehören, schickte neulich, am Geburtstage der Kaiserin, nach herkömmlicher Sitte, einen Gratulationsbrief an den Hof. Zu seinem Unglück beging er aber den Verstoß gegen die Sitte, daß er den Brief durch einen expressen Eilboten, der täglich 120 Englische Meilen machen mußte, bestellen ließ, statt ihn dem gewöhnlichen Postboten zu übergeben. Zur Strafe für dieses Vergehen wurde er um Eine Stufe degradirt. Obgleich nun das Gesetz verlangt, daß eine Degradation bei Beamten von hohem Rang nicht eher vor sich gehe, als bis die Zeit ihres Dienstes abgelaufen ist, so gefiel es doch dem Kaiser, jenen Statthalter schon wenige Tage nach Fällung des Urtheils abrufen und degradiren zu lassen.

(Canton Register.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Montag den 7. Juli 1834.

England.

Daniel O'Connell und die Irländer.

Im südwestlichen Theile der Insel Irland findet man eine ganz besonders öde und rauhe Gegend. Scharfe Felsenkämme, lange Reihen dürrer Berge, mit vielen hohen Pics, mit Klüften und bedeutenden Hohlgründen begegnen uns auf jedem Schritte. Hier fürchterliche Abhänge, dort rauschende Waldströme; weiter hin kleine Seen, zahlreiche Buchten und eine Kette schroffer, zackiger Felsen am Meeresufer. An den Fuß dieser Höhenzüge, da, wo die ersten Hügel emporstreben, hat die Natur ein Eden gepflanzt, die herrlichste Landschaft in den drei Reichen, jenes lachende grüne Thal, das der See Killarney wässert. Geht man weiter nach Westen, so schwindet die üppige Vegetation immer mehr. Man erklettert nackte Berge, die ihre dürren Arme in die See strecken. An der zackigen zerrissenen Küste brechen sich die Wogen mit Ungestüm; doch bildet sie auch prächtige Häfen, welche die ganze Britische Flotte beherbergen könnten.

Der eherne Felsengürtel, eine natürliche Vormauer Irlands gegen Südwest, ist in ewige feuchte Dämpfe gehüllt. Am Fuße der Berge liegen einige in finstere Thäler begrabene Städte. Die Dörfer, lauter zerstreute Hütten, tragen das Gepräge der äußersten Dürftigkeit. Der Bauer theilt mit seinem Schwein, seinem einzigen Freunde, ein paar schlechte Kartoffeln, und zuweilen erlabt sich eine hektische Kuh an dem dürren Grase, das aus dem steinigen Erdreich emporkeimt.

Wer in diesen öden Thälern herumstreift, der begegnet dann und wann einigen Hirten und Jägern von auffallendem Aeußern; es sind wilde Naturkinder, deren Gesichtszüge mit den offenen jovialen etwas grotesken Zügen ihrer Celtischen Nachbarn auf eine bizarre Weise kontrastiren. Diese schlanken hagern geschmeidigen Leute mit ihrem dunkeln glühenden Auge, ihrem schwarzen Haar, ihrer regelmäßigen Physiognomie: sie sind Nachkommen der Morgenländer, die sich weiland auf Irländischem Boden ansiedelten und den Englischen Alterthümlern so viel zu schaffen machen. Der Eine hält sie für Milesier, der Andere für Phönizier, ein Dritter für Spanier. So viel ist sicher, daß sie ihren ursprünglichen Charakter, den Arabischen Typus, beibehalten haben.

In dieser Gegend findet man wenige Lehnsgüter. Fast sämmtliche Eigenthümer sind alte Katholiken, deren Väter unabhängige Clanschaften besehligt haben. Die Provinz Kerry ist eine von denen, wo Englands Herrschaft nie Wurzel schlagen konnte. Im äußersten Winkel der Insel, auf dem letzten Gipfel eines Vorgebirges (es ist derjenige Punkt Europa's, der Amerika zunächst liegt), stehen die zerstreuten Trümmer eines alten Klosters. Dicht bei den Ruinen erhebt sich ein weißes unregelmäßiges Haus, die ehemalige Abtei Derrynane, und etwas weiter davon die moderne Wohnung Daniel O'Connells, des großen Agitators.

Seine Vorältern waren Häuptlinge eines Clans und gehörten zu den ältesten jener Krieger, die mit den Sächsischen Eroberern einen Scharmützel- und Beutekrieg führten, aber zuletzt ihrer eigenen Zwietracht erliegen mußten. Seine Aeltern hatten ein mäßiges Einkommen; das erwähnte Haus nebst einigem Grundbesitz verdankte er einem Oheim. Zum geistlichen Stande bestimmt und Katholik, wie seine ganze Familie, studirte er in St. Omer, dem Seminarium aller Irländischen Priester. Die Unduldsamkeit Englands erlaubte damals den Katholiken noch kein Seminarium in einem der drei Reiche. Daniel O'Connell widmete sich den theologischen Studien mit Eifer; aber der geistliche Stand versprach seinem unruhigen Geiste, seiner glühenden Seele einen zu beschränkten Wirkungskreis. Im 15ten oder 16ten Jahrhundert würde O'Connell als Priester einen Kreuzzug angeführt, eine Ligue dirigirt haben. In einer Zeit, wie der unsrigen, mußte er mehr Beruf zum Advokaten in sich fühlen. 1798, in seinem 24sten oder 25sten Jahre, wurde er Mitglied des Irländischen Tribunals; die politische Wiege O'Connell's war von den Stürmen jenes furchtbaren Jahres umtobt; unter ihnen reifte ein Genius, der so viel über sein Vaterland vermochte, der die Fluthen der Opposition aufregte und beschwor, und der seine Landsleute vielleicht noch entsetzlicheren Stürmen preisgeben wird, als diejenigen sind, die sie bereits erlebt haben.

Seit Irlands Eroberung durch Wilhelm III. bis zum Jahre 1783 haben zwei repräsentative Kammern diese Insel regiert, doch so, daß ihre Beschlüsse von dem Englischen Parlamente sanctionirt werden mußten. Als der Amerikanische Krieg ausbrach, als England genöthigt war, alle seine Streitkräfte zu konzentriren, um der Coalition Widerstand zu leisten, von der es sich bedroht sah, als das Beispiel der Neuen Welt die Nationalität der Iren erweckte, da erhoben sich mit einem Male tausend Stimmen für eine unabhängige Verfassung. Die erste Empörung veranlaßte jene kommerzielle Tyrannei durch ihre schamlosen Erpressungen. 60,000 sogenannte „Freiwillige" bedrohten die Engländer und walteten über das Irländische Parlament. Nachdem die Verschworenen alle kommerziellen Hemmketten zerbrochen hatten, verlangten sie den Widerruf der Statute, welche das Irländische Parlament dem Englischen unterordneten. Sie erreichten ihren Zweck. Beide Kammern Irlands maßten sich die Souverainetät an, und während dieselbe Krone über beiden Inseln zu schweben schien, sollten sie fast nur dem Namen nach Eine Monarchie bilden!

Allein wie können zwei unabhängige Gesetzgebungen, die einer einzigen ausübenden Macht unterworfen sind, auf dem Fuße vollkommener Gleichheit bleiben? Wären die Irländischen Kammern auch wirklich unabhängig gewesen, sie hätten sich doch kaum auf Jahresfrist gegen das Englische Parlament behaupten können. Allein ihre Unabhängigkeit war so gut als null. Die Kammer der Pairs erwartete Alles von der Krone. Die Kirche, die Armee, alle Quellen des Glücks, an denen ein verarmter Adel zu schöpfen gedachte, befanden sich in den Händen der Regierung. Das Schloß (so nannte man den Hof des Vice-Königs in Dublin) hatte sich in dem Unterhause eine beständige Majorität zu verschaffen gewußt. Von den 300 Mitgliedern dieses Hauses waren mehr als hundert von der Regierung pensionirt. Die meisten waren durch kleine Körperschaften gewählt, durch Städte oder Flecken, die unter dem Einfluß des benachbarten Herrn standen. Die Irländischen Adeligen, ein geistreiches, humoristisches, dem Vergnügen ergebenes Völkchen, gab ihre Armuth der Gnade eines Ministeriums Preis, das immer bereit war, sie zu kaufen. Da überdies die Katholiken bis zum Jahre 1798 nicht Wähler und nicht wahlfähig waren, so hatte nur ein kleiner Theil der Nation seine Stellvertreter. Zwischen diesen Deputirten und der Nation bestand kein Vertrauen, keine Sympathie. Ihre patriotische Begeisterung verdunstete in lebhaften Declamationen und Protestationen.

Der Zustand der Gesellschaft war nicht weniger bizarr. Es gab keinen Handel, und die Bevölkerung bestand nur aus zwei Klassen, den stets unterdrückten im Elend schmachtenden Bauern und den Lords oder Grundbesitzern, einem Stande, der sich dem Irländischen Charakter in solchem Grade assimilirt hatte, daß keine ihrer Sitten an ihre Abkunft von Englischen Abenteurern erinnerte. Die meisten Grundbesitzer waren Protestanten und haßten den Papst wahrhaft puritanisch; das Einzige, worin sie den Puritanern glichen. Sie bildeten eine kleine unabhängige Aristokratie, welche das Gesetz nach Belieben handhabt. Trotz ihrer Brutalität und Rohheit wurden sie von ihren elenden Vasallen weit höher geschätzt, als ihre gebildeten und ökonomischen Nachfolger. Trunk, Spiel und Zweikampf, das waren die Beschäftigungen des Irländischen Edelmanns. Der Mann comme il faut kannte nur Einen Zeitvertreib, das Duell. In der Liebe, der Politik, den Rechtshändeln löste eine Pistolenkugel alle gordischen Knoten. Um zur Würde eines Richters zu gelangen, war diese gefährliche Promotion vor Allem nothwendig. Einige Anekdoten aus dieser Periode werden dem Leser begreiflich machen, was Irland noch war, als England schon für den wohlgeordnetsten Staat der Erde galt.

Lord Kilkenny, ein Eigenthümer bedeutender Ländereien, lag mit seinen Vasallen in unaufhörlichem Prozesse. Er verlor jeden und beschloß endlich, das Kriegsglück zu versuchen. Er fing damit an, daß er den Advokaten seiner Gegenpartei herausforderte, war jedoch in diesem ersten Duell nicht glücklich. Zwei Kugeln zerschmetterten den Arm des Lords. Sein ältester Sohn übernahm es, ihn zu rächen. Er schoß dem feindlichen Advokaten in die Seite und würde ihn unfehlbar getödtet haben, wenn ein Geldstück in der Westentasche des Getroffenen die Wirkung der Kugel nicht geschwächt hätte. Kaum war der Vater geheilt, als er den zweiten Advokaten forderte, der eine gefährliche Wunde erhielt. Der zweite Sohn wollte auch in die Schranken treten; allein er wählte einen ungünstigen Zeitpunkt: als er eben auf dem Tribunale selbst mit dem dritten Advokaten sich schießen wollte, traten Gerichts-Beamte dazwischen und arretirten Beide. Lord Kilkenny mußte mit dem Verlust seiner Prozesse und mit seinen drei Duellen vorlieb nehmen.

Bei all' dieser Frivolität fehlte es nicht an edeln Zügen. Auch wird man den so sehr berüchtigten George Robert Fitzgerald keineswegs als Typus der Irländischen Nationalität betrachten können. Der Name dieses Menschen, oder vielmehr dieses Tigers, ist in Irland sprüchwörtlich geworden. Aber seine Existenz und seine Verbrechen zeugen wohl am meisten von dem geringen Einfluß, welchen Gesetze und Civilisation

auf dieses Land üben, wo die Barbarei des Mittelalters noch ungezügelt waltet. Von alter und berühmter Familie, ein Besitzer reicher Landgüter, elegant in seinen Manieren, aber treulos, wild und blutdürstig bis zum Wahnsinn, hatte dieser Mensch bereits 30 Personen im Zweikampf ums Leben gebracht, als man mit einem Male entdeckte, daß er einen Panzer von Stahl auf dem Leibe trage. Aus der Gesellschaft verbannt, zog er sich auf seine Güter zurück und organisirte ein Heer von Vasallen, die sämmtlich eben so wild als er, nur weniger feigherzig waren. Von diesen Räubern beschützt, verbreitete er Schrecken in der Nachbarschaft, bot den gerichtlichen Verfolgungen Trotz und verhöhnte die öffentliche Meinung. Die Annalen Irländischer Grausamkeit dürften schwerlich ein zweites Ungeheuer dieser Art noch aufzuweisen haben. Seinen eigenen Vater soll er erst in einen Kerker gesperrt, dann an eine Karre und endlich gar an einen Bären gefesselt haben. Die Richter wagten es nur, ihm drei Jahre Gefängniß als Strafe zuzuerkennen, und der Vice-König (Herzog von Buckingham) sprach ihn frei! Im Jahre 1786 wurde Fitzgerald nach einer Reihe von Verbrechen, deren geringstes schon den Tod verdiente, endlich festgenommen und an der Pforte seiner eigenen Wohnung aufgeknüpft.

Unter dieser äußeren Wildheit und Rohheit barg die Irländische Nation auch manche edle Eigenschaften, einen glühenden Drang nach Unabhängigkeit und einen tiefen Haß gegen England. Während des ganzen 18ten Jahrhunderts war eine Menge kleiner Pächter und Bauern gezwungen, den Herren und Grundbesitzern fast allen Ertrag ihrer Arbeit und Betriebsamkeit auszuliefern. Das Mißvergnügen wurde besonders im nördlichen Irland laut, das von Presbyterianern aus Schottischem Stamme bewohnt war, die größere Industrie besaßen, als ihre südlichen Nachbarn. Von den Französischen Prinzipien begeistert, wünschten sie eine Reform und manifestirten den Abscheu, welchen das verderbte Parlament ihnen einflößte. Die katholische Partei, seit einem Jahrhundert durch den Triumph der Protestanten niedergedrückt, erhob ihr Haupt. Schon lange Feinde des Eigenthums, sahen die Bauern mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo sie kräftiger, entscheidender, blutiger handeln konnten.

Dieses waren die Gährungsstoffe, welche die Rebellion von 1798 vorbereiteten. Die barbarische Züchtigung, die unerbittlich grausame Rache übertrafen noch alle Excesse des wilden Volkes. Die Sieger gewannen neue Kraft, und Pitt ließ seine große Maßregel, die Union, ins Leben treten. Der Unwille über diese Maßregel war allgemein. Vom Edelmann bis zum Bauern empörte sich Alles dagegen. Die besiegten Rebellen murrten im Stillen; die Miliz und der protestantische Adel, welche bei der Unterjochung ihrer Landsleute hülfreiche Hand geleistet hatten, tobten noch ärger und fragten, ob die Aufhebung ihrer theuersten Privilegien der Lohn ihrer Tapferkeit und Loyalität sey. Allein das Irländische Parlament war verderbt, und man erkaufte seine Beistimmung mit klingender Münze. Die Namen der Subjekte, die sich verkauften, und sogar die erforderlichen Summen sind öffentlich bekannt worden; so groß war die Frechheit des Lasters, daß es ganz ohne Hülle zu Werke ging.

Die Masse des Irischen Volkes wurde eine geschworene Feindin der Englischen Aristokratie. Zu dem Gefühle nationaler Entwürdigung, welche jene schimpfliche Verkäuflichkeit einflößte, gesellte sich noch ein anderes. Man hatte den Katholiken versprochen, sie wieder in ihre Rechte einzusetzen. Schon waren einige Schritte geschehen; jetzt reklamirten sie auch das Recht, im Parlamente Sitz und Stimme zu haben. Die protestantische Partei hielt es ausschließlich mit England, und jede politische Faction verkörperte sich innig mit der religiösen, was vor 1800 nicht geschehen war. Daß Pitt die Emancipation der Katholiken aufrichtig wünschte, müssen selbst seine Feinde zugeben; aber seine Alliirte, die alte Englische Aristokratie, lähmte ihm die Hand.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The commercial correspondent. (Handelsbriefsteller.) Von Percival. 2 Sh.

Foreign exchange calculator. (Berechnungen auswärtiger Course.) 2 Sh.

Handbook of agriculture. (Handbuch des Landbaues.) Von James Rennie. 18. 1¼ Sh.

Visits and sketches at home and abroad. (Skizzen der Heimat und des Auslandes.) Von Mrs. Jameson. 4 Bde. 42 Sh.

Tutti Frutti, by the author of the „tour of a German Prince". — 2 Bde. 16 Sh.

Essays on the antediluvian age. (Ueber die antediluvianische Zeit.) Von W. B. Winning. 6½ Sh.

Frankreich.

Die Lateinischen Dichter des silbernen Zeitalters.

(Schluß.)

Ueberdies verdiente auch noch eine andere Seite an Persius besonders hervorgehoben zu werden. Er stellt die moralische Revolution dar, die durch die schrankenlose Verworfenheit der Kaiserzeit herbeigeführt worden; man sieht in ihm den Kampf des menschlichen Gemüthes gegen eine durch Laster und Bildung verderbte Zeit. Persius verspottet die Juden und ihre kleinen dürftigen Lichter, die sie zum Herodesfest an den Fenstern ihrer dürftigen Wohnungen in dem armseligsten Stadttheile anzündeten; aber in seiner Seele arbeitet dieselbe Unruhe, dasselbe Bedürfniß nach Glauben, das in den Gemüthern der Juden und Christen jener Zeit lebte. Ihn widert eben so, wie sie, der Götzendienst, die unreinen Opfer, das entwürdigte Gebet an; er eifert gegen die Formen eines sinnlichen lohndienerischen Kultus; er will die Reinheit der Seele als Opfergabe:

Haec cedo ut admoveam templis et farre litabo.
Dicite, pontifices, in sanctis quid facit aurum?
O curvae in terris animae, et coelestium inanes.

Und das sind nicht Declamationen der Schule, die der junge Dichter versifizirt, hier spricht sich vielmehr das große Problem aus, woran damals die Welt sich zerarbeitete, das Bedürfniß nach geläuterter religiöser Form, dem Wiedergewinne der moralischen Freiheit, der Unterordnung des Sinnlichen, was Seneca und der Apostel mit demselben mystischen Worte: caro, bezeichnen, und was bei Persius, so gut wie bei dem Christen, sündhaft (scelerata) heißt. Gleichzeitig bewegten philosophische und religiöse Umwälzungen die Welt. Sie berührten einander, ohne sich zu kennen, ja sie tauschten oft die Form ihrer äußern Erscheinung. Seneca hatte sich in seiner Jugend ein Jahr lang einem sehr ascetischen Leben unterworfen. Sein Vater fürchtete, daß seine Abstinenz von gewissen Speisen, die er, gleich den später verfolgten Sekten, beobachtete, ihn verdächtig machen könnten; und der Philosoph begab sich dessen aus Klugheit. In ganz verschiedenen Zügen spricht sich der Charakter der beiden Reformen aus, die sich neben einander entwickelten. Die eine war besonnen, in sich verschlossen, spekulativ, suchte sich aber mit der allgemeinen Meinung auszugleichen und mied Gefahren; sie flößte einem Persius seine moralischen Sentenzen ein, sie begleitete einen Seneca an den Hof des Nero. Die andere war kriegerisch, trat laut auf, wandte sich an Alle, selbst von dem Hasse des Volkes umgeben; sie sprach sich unverholen aus unter den härtesten Qualen, auf dem Holzstoße; sie setzte selbst den Stoizismus in Erstaunen durch ihre Gelassenheit auch bei den grausamsten Martern; sie liefere dem Nero Tausende von Menschen für seine unerhörten Lustfeuer. Gewiß, in den Gärten des Nero, wo so viele Unschuldige verbrannt wurden, auf den Katakomben und der blutriesenden Arena, da war es, wo die Poesie und die Begeisterung sich zu den Märtyrern des neuen Glaubens fanden. Ich hab' ihn lieb, jenen Christen, der bei dem Namen Nero's ausrief: „Wir sind stolz auf diesen Urheber unserer Verfolgung! Wer ihn kennt, muß wissen, daß Jeder, den Nero verurtheilt hat, eine Wohlthat für das Menschengeschlecht war." — Diese Hoffnung auf eine große Wohlthat, das war der neue Gedanke, der die Welt bewegte. Die Dichtungen des Alterthums waren umgekehrt; das goldene Zeitalter war in die Zukunft gerückt; man gelangte dahin durch Tugend und Leiden.

Es ist also nicht zu verwundern, wenn bei dem Eintritte so mächtiger Ideen nur wenig Poesie außer dieser erhabenen Sphäre übrig blieb; aber es war wohl der Aufmerksamkeit des Verfassers der Etudes würdig, eben diese mächtige Reaction gegen die heidnische Poesie darzustellen.

Nichtsdestoweniger ist Nisard's Kritik über Persius fein, einsichtig, mit frischer anmuthiger Lebendigkeit ausgeführt. Sogar in philologischer Hinsicht hat er hier Recht, und seine Bemerkungen über den dunkeln Stil des Persius sind durchaus wahr.

Von Persius, dem ernsten Philosophen, wendet sich Nisard zu einem wirklichen Poeten des Verfalls, einem Poeten von Profession, der auf alle Dinge Gedichte macht, dem Heilige Roms. Die Verschiedenheit des Zeitalters allein hat dem schwülstigen nichtigen Talente des Statius einen Charakter verliehen. Er lebte und dichtete unter Domitian und ward begeistert durch Domitian. Doch hat dieser Gegenstand nicht seine Poesie so weit herabgewürdigt, daß er das bronzene Reiterpferd oder den Papagei des Kaisers besungen; zuweilen finden wir in seinen Gedichten eine düstere furchtbare Begeisterung, gleichsam den Widerschein des Kaiserlichen Wüthrichs. Man liest die Thebais nicht, und auch Herr Nisard spricht nur wenig davon. Sie ist ein künstliches, d. h. verfehltes Epos. Aber in diesem Wuste veralteter Fabeln und überfeiner Sentenzen, von Beschreibungen und Gemeinplätzen finden wir oft Züge von großartigem Pathos, Stellen, die durch ungemeine Macht des Ausdrucks und bewundernswürdige Farbengebung überraschen. Statt diese zerstreuten Schönheiten zu sammeln, hat sich der Verfasser der Etudes ein Geschäft daraus gemacht, uns die Stellung eines Mannes, wie Statius, in der Römischen Welt zu zeigen. Er hat die Sitten wiedergegeben, die Personen hergestellt, kurz, einen Lesezirkel unter Domitian zusammengesetzt. Diese Restitution ist vollkommen, wenn sie auch nicht ganz frei von moderner Färbung seyn dürfte. Ich betrachte das Ganze als das Produkt gelehrter Studien, einer lebendigen Erudition, die ein solches Bild entwirft, um Ideen lebendiger hervortreten zu lassen, und die den Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums einen satirischen und romanhaften Anstrich giebt. Einige Kapitel dieses Abschnittes bekunden einen vortrefflichen Kritiker und Polemiker. Das ist nicht die frostige pedantische Manier des Barthelemy in seinen Scenen aus Athen, durchgesehen und verbessert nach den Salons von Chanteloup; es ist eine Vormittags-Scene aus der höheren Gesellschaftswelt Roms in aller Wahrheit der rohen und knechtischen Sitten der Kaiserzeit, mit jenen elenden Delatoren-Physiognomieen, die überall erscheinen, mit den Freigelassenen und der Fadheit jener offiziellen Poesie. Freilich kümmerte sich der finstere, hochmüthige Domitian wenig um Verse und wohnte solchen gesellschaftlichen Vorlesungen nicht bei, mit der mehr populaire Oktavian; und es ist wohl als ein Versuch gegen das Kostüm zu rügen, daß der Kaiser auf dem Bilde erscheint, das sonst sehr gut angeordnet ist. Die Poesie des Statius, voll von Pomp und falschem Geschmacke, mit allen Künsteleien der Gesuchtheit und Kühnheit überladen, ist höchst interessant für die Forschungen des Hrn. Nisard. Ich glaube, daß es keine Form von falschem Pathos, von verfehlter Erhabenheit, kurz, kein Gegenstück des wahren Genies giebt, wozu sich hier nicht die schlagendsten Belege böten.

Uebrigens geht wohl der Verfasser der Etudes in seinem Verdammungsurtheil über die öffentlichen Vorlesungen allzu weit, und er hat wohl Unrecht, wenn er ihnen alle Fehler des Statius zurechnet. Er könnt dies allerdings gut sagen, Schriftsteller unserer Zeit! denen die Presse jeden Morgen tausende von Lesern zuführt. In Rom aber, und

zwar in dem Rom, der Kaiserstadt ohne rostra, ohne Forum, welches Mittel stand da dem Talente zu Gebote, sich laut vernehmen zu lassen? — Die Schulen der Rhetoren, wo der Geist verkrüppelte an der Behandlung grillenhafter Materien. Offenbar sind die öffentlichen Vorlesungen viel vorzüglicher; und wenn ich vollends sehe, daß ein Mann, wie der jüngere Plinius, sie mit solchem Eifer empfiehlt, ihnen mit so großer Sorgfalt obliegt, so halte ich dafür, daß ein sehr würdiges Bestreben hier zum Grunde liegt, der Sinn für Wissenschaft und geistiges Leben, das sich noch in Rom erhielt und geltend machte. Der Verfasser der Études faßt nur den Mißbrauch dieser Vorlesungen, die daraus entstandene Apotheose des schlechten Geschmacks und zunftmäßige Bewunderung in's Auge, und giebt eine zwar schonungslose, doch höchst ergötzliche Beschreibung. Die Vorlesung über den Tod des Löwen des Domitian ist ein Meisterstück der Art: „Lies uns doch, o glücklicher Dichter! irgend eine lamentable Sylva über eine Begebenheit, durch die eine Stelle in Nero's Menagerie erledigt ist! Da der Kaiser nicht mag, daß Du ihm schmeichelst, — schmeichle wenigstens seinem Löwen.“ —

Es leuchtet ein, daß aus dieser so entwürdigten Form Römischen Lebens, dem in reicher Fülle alle materielle Genüsse zu Gebote standen, zwei Gestaltungen der Poesie sich erzeugen mußten, eben aus dieser Genußfülle hervorgegangen: die eine boshaft und zügellos, wie die Tafelgesänge der Römischen Schwelger; die andere, gleicherweise cynisch, aber derberen, ernsteren Charakters, die jene Uebergewalt des Lasters in den Römern in ihrer gräuelhaftesten Gestalt zeigte. Wir dürfen nur die, beide Gattungen repräsentirenden Dichter, Martial und Juvenal, nennen, um zugleich die besten, wenigstens die naturgetreusten Poeten dieser traurigen Epoche genannt zu haben. Trotz seiner Frivolität und seiner oft gemeinen Gegenstände ist Martial, dieses moralischen Schmutzes entkleidet, ein feiner, gewandter und treffender Dichter. Obgleich ein Landsmann des Seneca, hat er dennoch nichts von dem Hispanischen Schwulste dieses Autors; sein Beispiel zeigt, wie dieser Fehler nicht am Lande, sondern an der Schule haftet. Nachdem er dreißig Jahre in Rom gelebt, gehöhnt, geschmeichelt, geschmaust, kehrte Martial in seine Heimat zurück; seine hier geführten Klagen über die Langeweile des Lebens bekunden hinreichend, was Rom einem Schöngeiste seiner Art war. „Diese Feinheit des Geschmacks — sagte er, — diese geistreiche Wahl der Gegenstände, diese Bibliotheken, Theater, Zusammenkünfte, wo man unwillkürlich studirt mit Genuß, kurz Alles, was wir so schnöde verlassen, fehlt uns jetzt und läßt uns einsam und leer.“ Und doch giebt auch das Landleben, die Einfachheit der Sitten, die Einsamkeit diesem Dichter der Verderbtheit Roms manchen glücklichen Vers ein; Beweis genug, daß er für die Kunst geboren war!

Der Verfasser der Études hat Martial's Verdienst vollkommen gewürdigt. Er ist kein Phrasendrechsler, wie Statius, noch auch ein Kopist der Vergangenheit, wie Silius. In seinen kleinen, ganz aus dem Momente hervorgegangenen Stücken stellt er, was er gesehen, dar, und oft mit den gewähltesten Zügen. Kein Schriftsteller liefert mehr Anekdoten aus dem Römischen Leben. Sein Stil gewinnt durch diese Wahrheit des Details, und er ist ein guter Schriftsteller, weil er ein bis in Kleinigkeiten treuer Gewährsmann ist.

Ganz andrer Art sind die widerwärtigen Gemälde des Juvenal. Gewiß ist Juvenal beredt. Seine Dictien, die, chronologisch betrachtet, schlechter seyn müßte, als die des Lucan, ist in der That reiner, gedrungener, würdevoller, ja an einzelnen Stellen, wo sein Zorn sich ausspricht, ist sie von einer unvergleichlichen Schönheit und einer klassischen Originalität. Wäre Juvenal nicht vorhanden, so würde eine Lücke im Römischen Genius fühlbar seyn. Alles, was Herr Nisard darüber sagt, ist voller Leben und zeugt von gründlichem Studium, so wie von einer besonnenen, geistvollen, unabhängigen Kritik, wie sie nur selten unter uns vorkommt. —

Herr Nisard hat bei Gelegenheit des Juvenal eine Digression über die Rhetoren-Schulen eingeschaltet, und über diese falsche Kunstrichtung selbst, die in Rom entstanden aus der Lebendigkeit südlicher Natur und Knechtschaft. Ob er sie vollkommen erklärt? Ich weiß nicht! — Man bedenke nur diese regsame Einbildungskraft, diese leichte, volltönende Sprache, dieses Bedürfniß nach der Rede, wie nach der Bewegung, dieses Streben, sich zu äußern; man nehme dazu dieses gänzliche Abgeschnittenseyn von öffentlicher Mittheilung, diese argwöhnische Regierung, diese Delatoren, die auch das Schweigen anklagen. Man lief in die Declamations-Schulen, um dort ungestraft über Gegenstände reden zu dürfen, die durchaus chimärisch, durchaus abgeschmackt, durchaus aller Wirklichkeit abgewandt waren. Man studirte mit ängstlicher Sorgfalt die Kunst der Beredtsamkeit, für die es doch keinen Schauplatz zur Ausübung gab, man verfiel in Künstelei und Irrthum durch diese Studien ohne reellen Zweck. Es gab Verderber und Beschützer des guten Geschmacks, die Asiatischen und Attischen Rhetoren; aber Beiden ist der Mangel an Natur gemeinschaftlich; Beide gingen gleicher Weise unter; die Miene der Freiheit gebrach ihnen!

Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zeigt Hr. Nisard durch die ihm so beliebte Detail-Kritik, wie Quintilian durchaus ein Schriftsteller der Zeit des Sinkens sey, pathetisch und spitzfindig, wenn er darauf ausgeht, die Beredtsamkeit und das Pathos zu suchen. Doch mußte das seyn: Quintilian hatte den guten Willen, die fleißige Lektüre großer Schriftsteller an die Stelle der oratorischen Gymnastik der Schule zu setzen; daher seine kritischen Blicke, sein feiner Sinn für die Mittel der Kunst; aber kein moralisches Leben, keine wirkliche Leidenschaft wird in ihm wach, außer der nach einem schönen Stile. Er ist ein trefflicher Schriftsteller, edel und voll Geist, wo es sich um das handelt, was er liebt und fühlt, — stilistische Schönheit; übrigens ein Deklamator und spitzfindiger Rhetor, wo es gilt, ein Mensch zu seyn und natürlich zu reden. Das fühlt man gleich, auch in seinen Klagen über den Tod seines Sohnes. Daß aus dieser deklamatorischen Richtung, die sogar die Gefühle eines Vaterherzens verfälschen konnte, ein feiner- und kraftvoller Poet, wie Juvenal, hervorging, das liegt in der Umwälzung der Staats-Verhältnisse, hat seinen Grund in dem Aufblitzen des Geistes und der Freiheit, das harter Tyrannen-Herrschaft zu folgen pflegt. Juvenal hatte das Glück, in einer solchen Zeit zu leben; er schrieb unter Trajan mit aller Frische eines Gluthasses gegen Domitian und seine verhaßte Regierung. Man kennt die Macht dieser Reaction der Geister, die dem Schriftsteller die Leidenschaften eines ganzen Volks einflößt. Zu welchen beredten Aeußerungen hat unter den Franzosen die Erinnerung an den Terrorismus begeistert! Und nun vollends in Rom, wo der Name Domitian's zugleich die Schreckens-Gespenster Tiberius, Caligula, Nero heraufbeschwor! In dieser Begeisterung macht der Dichter seine schönsten Verse! In so fern diese gefahrlos war, ist er allerdings Deklamator; aber, wie sie ernst und tief begründet war, nimmt er auch unsterbliche Farben zu ihrer Darstellung. Sehr richtig bemerkt Hr. Nisard, daß diese Rüge einzelner hervorragender Laster viel untergeordneter sey, als die menschliche Satire des Horaz, zu der sie sich wie ein beredtes Pasquill zu einer gelungenen moralphilosophischen Darstellung verhält.

Gegen die Zeitfolge hat Hr. Nisard Lucan für den Schluß seiner glänzenden Musterung aufgespart. Nicht mit Unrecht hat er als die höchste Leistung der sinkenden Poesie das Epos angesehen, nicht die mythologischen oder nachahmenden Gedichte des Statius, Silius, Valerius Flaccus. Wie ganz sonderbar erscheinen doch diese Pharsalia, von so entwürdigter Schmeichelei dem Gotte Nero gewidmet und doch ganz aus republikanischer Begeisterung hervorgegangen! Ein wie starker Widerspruch gegen das Kaiserreich ist diese Apotheose des Pompejus und Cato! Vor fünfundzwanzig Jahren, in den glorreichen Tagen der Französischen Kaiserzeit, hielt es Hr. Lebrun in seiner Geschichte der Römischen Republik für nöthig, den Cäsar zu rächen, und erhob sich gewaltig gegen die Pompejanische Partei, die, wie er sagt, zu allen Zeiten existirt und nicht ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe. Was mußten erst die Namen: „Pompejus, Brutus“ achtzig Jahre nach der Pharsalischen Schlacht seyn, mitten unter den Nachkommen derer, die in jenem Kampfe mitgefochten! In der sehr lebendigen Darstellung der Lebensgeschichte des Lucan hält es Hr. Nisard für unzweifelhaft, daß der Dichter Theilhaber der Verschwörung gewesen. Die Pharsalia sind eine Verschwörung!

Die strenge, feinsinnig und scharf eingehende Kritik über Lucan's Epos ist fast durchaus gerecht. Der Plan des Gedichts, die Episoden, die Gedanken, der Stil — Alles ist voll Verschrobenheit und Fehlerhaftigkeit; aber in diesem Wuste wohnt ein Geist des Lebens, ein Dichterton, der nimmer verhallen wird.

Von diesen Details geht Hr. Nisard zu höheren Betrachtungen über. Er läßt diese Pathologie der sinkenden Dichtkunst, wie sie in Lucan personifizirt auftritt, für eine Weile bei Seite und umfaßt die Idee der Kunst überhaupt. Aber hier verfällt er in starre entmuthigende Regeln. Nach seiner Ansicht giebt es nur drei Epochen, die die Poesie durchläuft: die der Urdichter (poètes primitifs), der gebildeten Dichter (p. littérateurs) und die der gelehrten Versemacher (les versificateurs érudits). Hr. Nisard bewundert und liebt nur die Dichter der ersten Abtheilung. In die zweite setzt er alle die dichterischen Genien der Griechen, Homer ausgenommen, Lukrez, Horaz, Virgil, Ariost, Tasso, Racine, La Fontaine u. s. w. So etwas ist leicht hingestellt. Aber es handelt sich um eine gründliche Verständigung! Was hiernach höher als die schönste Poesie anzuschlagen ist, sind alte Volks-Lieder, Lieder halbbarbarischer Nationen, Schottische Balladen, Romanzen vom Cid! Wohl giebt es in diesen glückliche Naturzüge; aber gerade der übertriebene Enthusiasmus für diese rohen Ausbrüche kreatürlicher Kraft ist eine der falschen Prätensionen der Schule, die Hr. Nisard bekämpft. Was ist ein Urdichter? Einer, der Nichts von der Vergangenheit überkommen? Dann ist auch Dante nicht einmal ein Urdichter, er, der Träger so vieler heidnischen und christlichen Erinnerungen. Und Milton und Camoëns, wo gehören sie hin, diese gelehrten Dichter, deren Phantasie so neu und schöpferisch? Wenn der Fortschritt der Gesellschaft, wenn die Civilisation die natürliche Bestimmung der Menschheit ist, warum soll nicht die Poesie der schönsten Epochen dieses Fortschrittes natürlich seyn? Es finden sich in dem eleganten philosophirenden Euripides eben so wahre, eben so einfache, eben so pathetische Partieen, wie im Homer. Racine ist oft von einer erhabenen Naivetät. Goethe hat unvergleichliche Züge einfacher Poesie und wahrer Leidenschaft. Daher ist die Kunst und die Poesie ewig. Eine glücklich gestimmte und bewegte Seele schafft unaufhörlich neu und gewinnt die Begeisterung der Urdichter wieder. Man sehe den unerschöpflichen Reichthum des Griechischen Geistes! Theokrit gehört nach Hrn. Nisard's Chronologie unter die gelehrten Versemacher; seinem Genius nach ist er ein lebendiger, natürlicher Dichter. Endlich wir selbst stehen jetzt in der Periode der gelehrten Versifikateren? Das wäre das rechte Wort für einen Mann, dessen Gedichte so beliebt sind, für einen Lamartine? Kaum kann es eine entgegengesetztere Bezeichnung für seinen fesselnden freien Geist geben, der ohne Mühe denkt, überfließt mit Anmuth. Sucht er für den natürlichen anmuthigen Laut seiner Worte etwa die künstlichen Metra der Alten? Ist er etwa voll gelehrter Beziehungen und Anspielungen? — Nein; er ist urkräftig in dem, was seine Kunst Erhabenes hervorbringt; er trekt schöpferisch hervor, was Andere nicht gesagt. Wohl ist diese Gabe eine seltene, und allerdings ändert und trübt die allgemeine Geschmacksrichtung auch die begabteste Natur. Aber abmärken und einbiegen dürfen wir darum die Gestaltungen der Kunst für die Zukunft nicht. Wäre dem also, dann wären Kritiken und Rathschläge umsonst, es wäre nichts mehr zu sagen. Hrn. Nisard's Buch wäre überflüssig; und das thäte mir sehr leid. Wohl ist unsere Zeit gewaltig beschäftigt, und es bedarf einer so nervigen treffenden Darstellung, einer so geistreichen und unterhaltenden Polemik, wie sie Hr. Nisard besitzt, um für zwei Bände über Statius, Seneca, Lucan Leser zu gewinnen. Gewiß bleibt das Werk ein schönes Denkmal wahren Talents und ernster Kritik. A. Villemain.

Bibliographie. Neue Theaterstücke:

Les boutiques. — Lustspiel in 2 Akten von Dumersan. 1½ Fr.

Caravage (1599). — Drama in 3 Akten von Ch. Desnoyers und Alboize. 1½ Fr.

Les mal-contents de 1579. — Drama in 5 Akten von Depagny und Jarry. Musik von Piccini.

Mahmoud, ou le siège d'Ispahan. — Trauerspiel in 5 Akten von Normand Dusié.

Pecherel l'empailleur. — Vaudeville von Duvert und Lauzanne. 2½ Fr.

Morgenländisches.

Die Wehabiten.

Der Name dieser Sekte zog zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit Europa's auf sich; man hatte irrigerweise angenommen, daß der Stifter derselben die Absicht hatte, die Religion Muhammed's zu stürzen und eine neue an deren Stelle zu setzen; auch erhielt sich dieser Irrthum so lange, bis Lord Valentia in seinen „Wanderungen" das Glaubensbekenntniß, welches das Haupt der Wehabiten nach der Einnahme von Mekka niedergelegt, abdrucken ließ. In diesem Aktenstücke befanden sich ungefähr folgende Glaubensartikel: „Es giebt nur Einen Gott. Er ist Gott, und Muhammed ist sein Prophet. Handle nach dem Koran und den Geboten Muhammed's. Man braucht den Segen Gottes für den Propheten nur Ein Mal im Leben zu erbitten. Es ist nicht nöthig, daß man zu dem Propheten flehe, damit er unser Fürsprecher bei Gott werde, denn seine Vermittelung kann uns nichts helfen. Am Tage des Gerichts wird er selbst uns beistehen. Rufe nicht den Propheten an, sondern rufe Gott allein an."

Abd el Wehab, der Gründer der Sekte, war in der Provinz Nedsched in Arabien geboren. Nachdem er sich viele Kenntnisse in mehreren Wissenschaften erworben, machte er eine Reise nach Persien, um sich noch mehr auszubilden, und hier entstand in ihm ein nicht mehr zu unterdrückender Widerwille gegen die abgöttischen Mißbräuche, die sich in den Islam eingeschlichen. Als er nach Hause zurückkehrte, machte er seine Absicht bekannt, den Muhammedanismus in seiner ursprünglichen Reinheit, wie ihn der Stifter selbst hinterlassen, wieder herzustellen, indem er die Verehrung der Imams und der Heiligen, die Anbetung Muhammed's als Vermittlers, die Lehre von der ewigen Dauer des Korans und endlich den Vorzug des Glaubens vor der Moral ausdrücklich verwarf. Dem Verbot des Weines fügte er noch das der geistigen Getränke überhaupt, so wie des Tabacks und anderer Luxus-Artikel hinzu. Abd el Wehab war demnach, wie wir es nennen würden, ein Muhammedanischer Puritaner; und er war so weit davon entfernt, einen neuen Glauben begründen zu wollen, daß sogar die Doktoren der Rechte zu Kabira, seine heftigsten politischen Gegner, nach einer strengen Untersuchung erklären mußten, daß sie ihn keiner Ketzerei anklagen könnten.

Die Predigten Abd el Wehab's hatten indessen wenig Aufmerksamkeit erregt, bis es ihm endlich glückte, den Anführer eines Stammes, Muhammed ebn Saud, einen kriegerischen Häuptling, der seine Residenz zu Derapeh hatte, für seine Ansicht zu gewinnen. Seit dieser Zeit hatten sich politische Interessen an die religiöse Reform geknüpft, und man hatte beschlossen, die Beduinen zu einem ähnlichen Bunde zu vereinigen, wie der des Muhammed war. Abd el Asis, dem Sohne des ersten Anführers der Partei, war es gelungen, seinen Einfluß über den größeren Theil von Arabien auszudehnen, als er im Jahre 1803 ermordet wurde; ihm folgte sein Sohn Saud, der ausgezeichnetste Verbreiter der Wehabitischen Lehren. Seine Heere breiteten sich über die ganze Halbinsel aus, zerstörten die Grabmäler und Kapellen, die man dem Andenken der Muhammedanischen Heiligen errichtet hatte, schlossen alle Läden, in denen verbotene Luxus-Artikel verkauft wurden, und bestraften alle diejenigen, die glänzendere Anzüge hatten, als die Einfachheit der Beduinen erlaubte. Endlich, am 27. April 1803, wurden die Wehabiten Herren von Mekka, jener Stadt, die seit beinahe zwölfhundert Jahren keinen Feind in ihren Mauern gesehen. Hier vernichteten sie alle prächtige Grabmäler, die man der Familie und den Nachkommen Muhammed's errichtet, und schonten selbst das Monument des ehrwürdigen Chadijah's nicht; sie plünderten alle Schätze des heiligen Orts, und nur der Kaaba schonte man. Die Einwohner von Mekka hatten gar keinen Grund, sich über die Eroberung der Wehabiten zu härmen; denn ihr früherer Beherrscher, der Scheriff Ghaleb, war ein Ungeheuer von Grausamkeit, dahingegen war Saud ein weiser und edler Sieger. Gleich nachdem Saud Besitz von der Stadt genommen, schrieb er folgenden charakteristischen Brief an den Sultan, worin er diesem die Nachricht von seinem Siege mittheilte:

„Saud an Selim. Am 4. Moharrem im 1218ten Jahr der Hedschra (27. April 1803) rückte ich in Mekka ein. Ich benahm mich friedlich gegen die Einwohner, zerstörte aber alle Grabmäler, die sie auf eine abgöttische Weise verehrten. Ich hob alle Abgaben und Zölle auf, die über zwei und ein halb Prozent betrugen. Ich bestätigte den Kadi, den Ew. Majestät eingesetzt, in Gemäßheit der Gebote Muhammed's. Ich wünsche, daß Ew. Majestät an die Paschas von Schaum, Syrien, Misr und Aegypten den Befehl ergehen lassen mögen, für die Zukunft nicht mehr mit ihrem Mahamel (eine zierliche Decke, die jährlich der Kaaba zugeschickt wurde) und mit Pauken und Trompeten nach Mekka und Medinah zu kommen. Wozu soll das? Die Religion gewinnt durch diese Dinge nichts. Friede sey zwischen uns, und der Segen Gottes ruhe auf Euch. Mekka, den 10. Moharrem (3. Mai)."

In dem folgenden Jahre wurde Medinah eingenommen; auch hier hatte man mit demselben Fanatismus gegen alle vorhandene Grabmäler gewüthet; während der Niederreißung derselben hörte man die Wehabiten laut ausrufen: „Gott sey denen gnädig, die sie zerstört, und nicht denen, die sie erbaut haben." Selbst der weite Dom bei Muhammed's Grab sollte nicht verschont werden; Saud hatte den Befehl zur Abbrechung desselben ertheilt, allein die dicken starken Mauern trotzten den gewaltigen Anstrengungen der Beduinen, und nachdem mehrere von ihnen von dem Dome herabgestürzt und getödtet worden waren, gab man endlich den Versuch ganz auf. Die Einwohner von Medinah schrieben diesen Umstand der unmittelbaren Einwirkung der Vorsehung zu. Allein schon vorher hatten die Wehabiten die Gräber Hossein's zu Kerbela und das seines Vaters Ali, die bei den Persern so sehr verehrt wurden, zerstört.

Die Furcht vor den Wehabiten hatte sich bald über den Osten hin verbreitet; die Engländer, für ihren Handel besorgt, schickten von Indien aus einige Heere ab, die dem Imam von Moskat gegen sie zu Hülfe kommen sollten, und auf diese Weise ward ihrem weiteren Vordringen an den Küsten des rothen Meeres ein Damm entgegengesetzt. Endlich im Jahre 1811 rüstete sich Mehmed Ali, der berühmte Pascha von Aegypten, um Arabien wieder unter die Türkische Herrschaft zu bringen. Die Wehabiten lernten bald in diesem gewandten, aber grausamen Heerführer einen furchtbaren Feind kennen; seine Soldaten, durch mehrere Ueberläufer auf Europäische Weise diziplinirt, waren den Söhnen der Wüste zu sehr überlegen, und es wurden bald darauf drei Säcke voller Wehabiten-Ohren als Siegeszeichen von dem Pascha nach Konstantinopel geschickt. Medinah und Mekka wurden denselben bald abgenommen, und die Wiederherstellung der heiligen Städte wurde mit der ungemessensten Freude durch das ganze Reich des Sultans gefeiert. So lange jedoch Saud lebte, leisteten die Wehabiten noch immer einen kräftigen Widerstand; aber nach seinem Tode, im Jahre 1814, brachen unter seinen Nachfolgern Streitigkeiten aus, und sein Sohn Abdallah, der endlich die Oberherrschaft erhielt, verlor das Zutrauen der unter ihm stehenden Scheiks. Gegen das Ende des Jahres 1818 brachte der kühne Ibrahim, dem sein Vater die Leitung des Krieges überlassen, Abdallah eine gänzliche Niederlage bei und machte ihn selbst zum Gefangenen. Man schickte ihn in Ketten nach Konstantinopel, wo er vor dem Divan öffentlich zum Verhör gezogen und sammt seinen vorzüglichsten Anhängern dem Tode übergeben wurde.

Indessen hat die Strenge Ibrahims den Geist des Widerstandes bei den Wehabiten noch nicht ganz erstickt; die zerstreuten Banden behaupteten sich bei ihren Streifzügen in der Wüste als unabhängig, und eine Truppe derselben, unter dem Befehl der heldenmüthigen Tochter Abd el Wehab's, hat sich mehr als ein Mal mit den Türkischen Heeren gemessen. Den neuesten Nachrichten zufolge, breiten sich die Prinzipien dieser Sekte im Stillen immer mehr aus, und sollen die Anhänger derselben schon sehr zahlreich seyn. Es ist wahrscheinlich, daß Arabien in Folge der gegenwärtigen Krisis von der Herrschaft des Sultans abfallen, ob es sich aber als ein unabhängiger Staat behaupten, oder ob es unter das neue Scepter Aegyptens kommen wird, darüber kann uns nur die Zeit belehren. (History of Mohammedanism.)

Mannigfaltiges.

— **Die Wissenschaft zu praktischen Zwecken.** Es sind in keiner Zeit so häufige und nützliche Anwendungen der Wissenschaft auf praktische Zwecke gemacht worden, als in der unsrigen. Man benutzt jetzt die Elektrizität dazu, auf stählerne Platten zu graviren, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird man es in diesem Zweige der Kunst zu großen Fortschritten bringen! Eben so wird die Galvanische Säule mit Erfolg beim Sprengen der Steine und Felsen angewandt, um verschiedene Pulverladungen in einem Augenblicke zu entzünden. Es ist nämlich in allen Fällen, wo man großer Steinblöcke bedarf, von äußerster Wichtigkeit, daß die Explosion der an verschiedenen Orten angelegten Pulvermassen zu ein und derselben Zeit erfolge. Durch die Erfindung, wie wir glauben, des Professors Hare in Amerika, ist man vollkommen in Stand gesetzt, diesem Bedürfniß abzuhelfen. Dieselbe empfiehlt sich noch außerdem ganz besonders dadurch, daß sie die Arbeiter weit weniger einer Gefahr aussetzt, als es bei den bisher bekannten Methoden der Fall war. Es läßt sich erwarten, daß man in unseren Steinbrüchen bald Gebrauch von dieser Erfindung machen wird. (Lit. Gaz.)

— **Bettler-Büreau.** In Liverpool findet man ein ordentliches Bettler-Büreau. Für ein paar Sbillinge bekommt Einer, der Lust hat, durch Erregung von Mitleid die Taschen der Mildthätigen in Anspruch zu nehmen, die rührendste, deutlich abgefaßte Schilderung jedes möglichen Unglücks, das ihn zum Gegenstand der Milde und der Barmherzigkeit des Publikums machen muß. Will Jemand als ein herabgekommener Kaufmann erscheinen, so wird ihm eine Darstellung seiner verunglückten Handels-Speculationen in einer Sprache ausgefertigt, die ein Herz von Stein zu erweichen vermag; will er lieber einen Abgebrannten spielen, so erhält er die Beschreibung einer Feuersbrunst, die jeden anderen armen Wicht mit dem peinigendsten Neid erfüllen muß; zieht er einen körperlichen Schaden vor, so kostet es ihm nur eine halbe Krone, um beide Schenkel oder das Genick durch einen Sturz vom Pferde gebrochen zu haben; wünscht er endlich als ein Fremder aus entfernten Landen aufzutreten, so wird ihm eine Reisebeschreibung in einem so rührenden Stil abgefaßt, daß ihm Niemand widerstehen kann. Für eben so billige Preise werden auch allerlei Gebülfen bei der Ausübung des Bettelhandwerks herbeigeschafft, und ein rührendes Weib kostet hier weit weniger, als sonst irgendwo; endlich erhält man nach Belieben zehn kleine Kinder ohne alles Entgelt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Mittwoch den 9. Juli 1834.

Frankreich.

Paris während des Direktoriums.

(Aus dem Tagebuche des Herrn Charles de Constant.)

Zweiter Artikel.*)

Paris, 29. Juni 1796. Eine Mutter mit zwei Töchtern hatte noch vor kurzem in einem Lande gelebt, wo der Adel großer und bedeutender Vorrechte sich erfreut. Die jungen Fräulein hatten eine Erziehung genossen, die gar nicht ahnen ließ, daß sie je der Vorzüge ihrer Geburt verlustig gehen könnten; sie spielten mehrere Instrumente, sie tanzten vortrefflich, zeichneten sehr schön und parlirten Italiänisch und Englisch. Sie waren damit vertraut, Schmeicheleien anzuhören, ohne darüber in Verwunderung zu gerathen; sie verstanden die Augensprache, konnten nach Belieben zerstreut erscheinen und hatten jeder Zeit Gespräche in Bereitschaft, die ganz treulich und aufrichtig klangen, wenn sie es auch nicht waren. Sie benahmen sich grob gegen diejenigen, von denen sie nichts zu erwarten hatten, dagegen sehr aufmerksam und freundlich bei Allen, die irgend einen Namen hatten und im Ansehen standen. Kurz, es fehlte ihnen nichts zu einem glücklichen vornehmen Leben, wäre nicht in dem Lande, das sie bewohnten, eine Revolution ausgebrochen, die alle Privilegien des Adels aufgehoben und ihn nivellirt hatte. Der Krieg, in dem so viele Menschen umgekommen waren, hatte diesen Damen, die nichts als schöne Talente besaßen, die Aussicht geraubt, je einen Gatten zu finden. Ein tiefer Kummer hatte ihre Mutter niedergebeugt; sie war arm und stolz, und konnte sich in ihre traurige Lage gar nicht finden. Mittlerweile war ein weiland Adeliger, der glücklicherweise sein Leben, seine Güter, so wie seine Vorurtheile aus dem Sturm der Revolution gerettet, auf den Einfall gekommen, sich verheirathen zu wollen, um, wie er sagte, sich endlich einmal zu bestimmen. Er ließ sich malen und theilte, während er dem Künstler saß, demselben sein Vorhaben mit. „Meine zukünftige Frau", sagte er zu ihm, „muß von Adel seyn und eine Erziehung genossen haben, die ihrem Stande gemäß ist." — „„Ich glaube, Ihnen dienen zu können"", versetzte der Maler, „„sehen Sie hier die Bildnisse zweier Damen, die ich gezeichnet, während ich ihnen Unterricht gab. Sie besitzen alle Eigenschaften, die Sie von Ihrem Ideale fordern; morgen kommen sie nach Paris; ich werde Ihnen zu einer Zusammenkunft mit denselben behülflich seyn, wobei die Fräulein von Ihrem Vorhaben nicht das Geringste merken sollen, und Sie können dann unter ihnen wählen."" — Es ist eine wahre Geschichte; ich selbst habe jener Zusammenkunft beigewohnt, die zu Neuilly, bei einer Freundin des Malers, stattgefunden. Frau von L. hatte man mit dem Zwecke des Besuchs des vormaligen Ritters*** bekannt gemacht; dieser, ein Mann von ziemlich schöner Gestalt, erschien bald in höchst eleganter Kleidung, weiß gepudert, mit Ringen an allen Fingern und Tabaksdosen in allen Taschen. Sein Begleiter war der Komponist, Herr Boyeldieu, sein Freund und Vertrauter, der über das musikalische Talent der beiden Schwestern urtheilen sollte. Die älteste, vierundzwanzig Jahr alt, die man weder schön noch häßlich nennen konnte, sang, spielte das Piano, rezitirte Verse und las einen Akt aus Zaïre. Die jüngere, von schönerem Ansehen und zurückhaltender als ihre Schwester, spielte eine bescheidenere Rolle und beschränkte sich darauf, liebliche Antworten zu geben, wenn sie gefragt wurde. Die Mutter saß dabei wie auf glühenden Kohlen. Der Ritter forschte und prüfte die Waare, wie einer, der Furcht hat, getäuscht zu werden. Ich, den man insgeheim eingeschoben, damit ich dazu beitrage, die Talente der jungen Fräulein hervorzuheben, ich hatte Muße, alle Personen in jener merkwürdigen Scene genau zu beobachten. Ich glaubte zu bemerken, daß unser Heirathskandidat, ein, wie man sagt, wenig geachteter und wenig achtungswerther Mann, die Mädchen nicht schön genug fand, wiewohl sie ihm ihrem sonstigen Benehmen nach gar nicht mißfielen. Er war ganz unentschlossen; indeß läßt sich leicht voraussehen, daß er bei dem Ueberflusse der Waare, die er suchte, gar bald die Fräulein v. L. vergessen haben wird, die übrigens zu ihrem Glücke bei der Sache gar nicht gerührt waren.

Diese Geschichte dürfte wohl für alle Zeiten und an allen Orten passen; indeß scheint sie mir doch ganz besonders dieser Epoche recht eigenthümlich anzugehören.

Den 10. July. Endlich ist es mir gelungen, die große Gallerie im Louvre zu sehen, die man als ein Museum der schönen Künste eingerichtet. Sie wird kaum groß genug seyn, um alle Gemälde, Statuen, Vasen und kostbaren Marmortafeln zu fassen, die von allen Seiten herbeigeschafft werden, und die in diesem Augenblicke in Unordnung über einander liegen. Diese Gallerie wird eins der schönsten Monumente jener Gattung bilden, die je existirt haben.

Ich habe auch den Saal gesehen, der das aus Trümmern der alten Akademieen zusammengesetzte National-Institut bildet. Er ist merkwürdig gebaut und ausgeschmückt mit weißen marmornen Statuen der ausgezeichnetsten Männer, wie des großen Condé, Catinat, Bayard, Turenne, Tourville, Duquesne, Sully, Molé, L'Hospital, Pascal, Fénelon, Racine, Corneille und Bossuet.

Ich habe das Atelier des Herrn Vincent und sein schönes Gemälde Wilhelm Tell gesehen, der in dem Momente dargestellt ist, wo er den Nachen Gesler's in den See zurückstößt. Herr Vincent ist ein liebenswürdiger Greis, der die Kunst der Malerei von der faden seichten Manier der Schule Boucher's, Vanloo's u. s. w. befreit hat.

Ich habe gestern im Theater Feydeau die „Reimsucht" aufführen sehen, so wie die erste Darstellung des Originals von Hoffmann. Es kommen Situationen und Worte in dem Stücke vor, die sehr pikant sind; die Frauen kommen ziemlich schlecht dabei fort.

Ich könnte mehrere Anekdoten erzählen, die hinlänglich beweisen, daß die Frauen, wenigstens in der Meinung der Pariser, sehr tief gesunken sind. Was auch diesen Umstand immer veranlaßt haben mag, so viel ist gewiß, daß er von ernsten Folgen für die Zukunft seyn kann. Vielleicht wird in dem Uebermaß des Bösen selbst das Heilmittel sich kundgeben.

Den 25sten. Die Republikaner sind gegenwärtig in drei Parteien zerfallen. Die eine will die Constitution, wie sie jetzt besteht, aufrecht erhalten und hat das Bestreben, sie nur durch loyale, gerechte und menschliche Mittel vorwärts schreiten zu lassen. An der Spitze dieser Partei stehen Boissy-d'Anglas, Dupont de Nemours, Carnot, Lareveillière, Thibeaudeau, Crétet, Dussault, Cambacérès, Venezech, Eschasseriaux und Bergoin. Sie möchten gern den Gemeingeist, die Industrie und die wahre Freiheit durch einen gewaltigen Impuls von selbst weiter treiben. Die zweite Partei ist ebenfalls der Republik ergeben, aber sie will dieselbe mit Gewalt vorwärts bringen. Ihre Mittel sind hart und streng; sie haben an der Spitze Barras, Merlin, Sieyes und noch einige Andere. Die dritte Partei endlich, von Tallien, Poultier, Guyomard und den Freunden Drouet's und Babeuf's angeführt, würde gern das Regiment der Jakobiner wieder herstellen; sie predigt Gleichheit der Rechte und Gleichheit der Güter, und sie würde keinen Anstand nehmen, den Schrecken zurückzuführen, wenn er nur der Ausführung ihrer Projekte günstig wäre. Die erste dieser drei Parteien ist die mächtigste; es läßt sich erwarten, daß sie den Sieg davontragen werde; die zweite bildet nur eine schwache Opposition; die dritte endlich, so viel Geräusch sie auch macht, ist doch nicht eben sehr zu fürchten. Man veranstaltet Feste, um den 9. Thermidor würdig zu feiern. Madame Tallien wird ein großes Diner und Barras einen Ball geben. Ich könnte, wenn ich wollte, die legislativen und exekutiven Gewalten tanzen und essen sehen; allein ich kann es mir so schon denken, daß Vestris besser tanzt, als ein Mitglied des Direktoriums, und daß jeder Andere gewiß eben so guten Appetit hat, als dieses.

Ich besuche zuweilen eine Familie, deren einziger Sohn, fünf oder sechs Jahre alt, nach Verhältniß seines Alters sehr vorgeschritten ist. Alles, was nur immer mit der Einbildungskraft in Berührung steht, begeistert ihn, reißt ihn hin: die Poesie, die Declamation, die Malerei, die Musik, alles dies erfüllt ihn mit Lust und entzückt ihn. Man hat ihm nie ein Wort von Religion gesagt, und er besucht oft das Schauspiel und die Oper, wo er die mythischen Götter sieht und von ihnen sprechen hört. Danach hat er sich eine eigene ganz heidnische Religion gebildet. Mit Ehrfurcht spricht er von Jupiter; er lacht über die Unglücksfälle Vulkan's und redet in sehr naiven Ausdrücken von der Liebe. Er begreift leicht, sein Gedächtniß ist zum Erstaunen; er hört leidenschaftlich lesen, und doch hat er selbst noch nicht lesen lernen können. Ich hebe dieses Beispiel nur als eines von vielen heraus, um den Schlendrian der Erziehung zu zeigen, in einem Augenblicke, wo die denkenden Geister über die wesentlichsten Dinge in verwirrungsvollem Zweifel leben.

Ich habe einer Sitzung des Raths der Alten beigewohnt. Der Saal ist weit schöner, als der des Raths der Fünfhundert. In beiden Kammern aber herrscht dieselbe Gemessenheit, dieselbe steife Ordnung. Man hört im Rathe der Alten weder Geräusch noch Tumult; ich glaubte mich in der That in einem aus hochernsten Spaniern zusammengesetzten Senat zu befinden, dessen vorherrschender Charakter in der Langsamkeit sich bekundet. Dieser Senat, eine der Säulen der Repräsentativ-Verfassung, hat, trotz dem, daß er in großer Achtung steht, doch keinen

*) Vgl. Nr. 68 des „Magazins" von d. J.

großen Einfluß auf die Geschäfte und die Männer der Regierung. Der Saal des Raths der Alten befindet sich im Palast der Tuilerieen, den ich bei dieser Gelegenheit durchlief. Ich habe den sogenannten Saal der Freiheit gesehen, der mit einer großen Menge von Fahnen ausgeschmückt ist, die man den Nationen abgenommen, welche gegen Frankreich Krieg geführt und noch führen. Man ist gegenwärtig damit beschäftigt, den Palast und den Garten der Tuilerieen mit einem Glanze zu umgeben, wie er noch nie daselbst stattgehabt; man hat in dem Garten mehr als tausend große Orangenbäume und einige schöne moderne Statuen aufgestellt. Die Regierung ist bemüht, die Verluste wieder gut zu machen, die der Terrorismus den öffentlichen Denkmälern und den Künsten beigebracht. Man stellt die Gebäude wieder her; man sammelt die Gemälde und die Bildwerke; man belohnt die guten Künstler und sucht die Industrie kräftig zu ermuntern.

Da ich jeden Augenblick gewärtig seyn muß, den Ruf nach England zu erhalten, so ging ich zu Seiner Excellenz dem Minister des Innern, Herrn Lacroix, und bat ihn um einen Paß, den man jetzt gar nicht leicht erhält, und der, nach einer ausdrücklichen Erklärung dieses bürgerlichen Ministers, von ihm Niemanden ertheilt wird, den er nicht selbst gesehen und gesprochen. Er nahm mich freundlich auf, und nachdem er meine Gründe angehört, gewährte er mir meine Bitte. Die Fremden genießen gegenwärtig bei der Regierung, die die öffentliche Meinung für sich gewinnen will, eine ziemlich gute Behandlung.

Den 12. September. Der Kanton Bern hat den Herrn von Weiß, Amtmann von Lucens und Verfasser der Philosophischen Prinzipien, die er für wahre Prinzipien hält und als seine Erfindung betrachtet, hierher gesandt. Er ist gekommen, um die Gränzen zwischen Porentruy und den Bernischen Aemtern festzusetzen. Einen ähnlichen Auftrag hat er vom Kanton Basel erhalten. Das beweist, daß das Directorium gar keine feindliche Absichten gegen die Schweiz hat. Herr von Talleyrand, ehemaliger Bischof von Autun, ist kürzlich aus Amerika, wohin er, als die Englische Regierung ihm die Gastfreundschaft versagt, gegangen, nach Paris zurückgekehrt.

Den 20sten. Ich bin mit Herrn und Madame von G. nach dem Louvre gegangen, um den Telegraphen zu besichtigen. Herr Chappe, der Erfinder dieses sinnreichen Mittels, sich mit reißender Schnelligkeit entfernte Mittheilungen zu machen, hatte sich ebenfalls eingefunden. Er setzte uns den Mechanismus des Telegraphen auseinander, ohne uns jedoch den Schlüssel zur Erklärung der Bewegungen und Figuren zu liefern. Während er uns diese Belehrungen mittheilte, erhielt er den Befehl, nach Lille und an die Nord-Armeen die Nachricht von dem Siege gelangen zu lassen, den Bonaparte zu Roveredo erfochten; wir waren Zeugen dieser künstlichen Operation. Die Antwort von Lille: „Es lebe die Republik!" ließ nicht lange auf sich warten; das Ganze war in einigen Augenblicken abgemacht. Zu Meudon hat man ein Institut gegründet, in welchem gelehrt wird, wie man sich der Luftballons bei den Armeen bedienen könne.

Den 1. Oktober. Ich habe heute Frau von B. besucht; dort fand ich Herrn von Talleyrand. Er hat mit seinen beißenden Satiren weder die Menschen noch die Dinge unserer Zeit verschont; sein fruchtbarer Geist fand ein weites Feld in einer Stadt, die, seitdem er Frankreich verlassen, eine ganz andere Gestalt bekommen hat. Ich bemerkte, daß die meisten Mitglieder der ehemaligen konstituirenden Versammlung, die für ihr eigenes späteres Tagewerk eine recht väterliche Milde im Busen hegen, gegenwärtig eine bittere ironische Sprache führen, die sie wahrscheinlicher Weise nicht eher fahren lassen werden, bis man sie in Amt und Würde eingesetzt. Indeß giebt es doch auch Ausnahmen unter ihnen, wie zum Beispiel Herrn Portalis, das Muster der guten Bürger und ein Mann von großen Talenten. Ich habe ihn neulich einmal gehört, wie er sich mit bewundernswürdigem Scharfsinn über die verschiedenen Parteien, die Frankreich jetzt in Bewegung setzen, aussprach, und wie er die Umstände entwickelte, die dem Guten entgegenwirken, das man ausführen möchte und könnte. Er gab die Mittel an, den Uebeln vorzubeugen, die Frankreich noch gegenwärtig bedrohen. Er verlangt für's Erste, daß man die Hoffnung ja nicht aufgebe; dann aber ganz besonders, daß man handele. „Die Bösen", sagte er, „besitzen keine Eigenliebe; sie verstehen einander, ohne sich je verabredet zu haben; keine Leidenschaft, kein Interesse trennt und scheidet sie. Ganz anders ist es bei rechtlichen Leuten; diese sind selten einstimmig, wenn auch ihre Prinzipien einander gleichen; Jeder von ihnen will das Gute in seiner Weise ausführen und hält sich nicht sehr an die Meinungen Anderer; die Eigenliebe bildet immer eine schroffe Scheidewand zwischen ihnen. Die Minorität hat mehr Energie, mehr Muth, als die Majorität, die immer ruhiger und weniger auf ihrer Hut ist, weil sie sich für die mächtigere hält. Darum gelingt es der Minorität, die immer den Parteigeist in ihrem Inneren aufbewahrt, zuweilen, die Majorität zu überrumpeln, sie zu stürzen und sich an ihrer Stelle zu erheben." O, hätte ich doch die ungemein interessante Unterhaltung des Herrn Portalis mit mehr Genauigkeit wiedergeben können!

Den 22. Oktober. Die Englischen Gesandten sind eben angekommen. Es sind Lord Malmesbury, Lord Lewison Gower, die Herren Thomas Grenville, Ellis und Roß. Diese Ankunft erfüllte alle Herzen mit der Hoffnung auf Frieden; die Ansichten und die Wünsche der Franzosen in dieser Rücksicht sind ganz offenkundig.

Den 29sten. Das Directorium hat ein Embargo auf die Häfen des Kanals gelegt, damit Lord Malmesbury mit seinem Hofe nicht korrespondiren könne. Es will, wie man sagt, durch diese Maßregel die Englische Regierung für friedliche Absichten zu bewegen suchen, was jedoch noch sehr zu bezweifeln ist.

Ich habe heute mit Abbé Sicard, dem Lehrer der Taubstummen, und mit Massieu, seinem vorzüglichsten Eleven, dinirt. Der Abbé ist ein kleiner lebhafter Mann, begeistert für sein Werk; er besitzt eine deutliche und bündige Sprache, liebt die Definitionen und ist ein tiefer Denker. Bei allen diesen Vorzügen ist er mir doch immer einigermaßen als Charlatan vorgekommen, obgleich er keineswegs die Absicht hat, irgend eine Täuschung hervorzubringen. Seine Lebhaftigkeit, die selten mit Anderen in Uebereinstimmung ist, wächst, indem er spricht, indem er gestikulirt. Es ist ihm gleichsam ein dringendes Bedürfniß, Andere zu überzeugen, zu überführen. Sein Zögling ist sehr interessant; sein Geist sehr ausgebildet und geübt. Man fragte ihn, zu was die Höflichkeit diene; auf der Stelle antwortete er schriftlich: „Die Höflichkeit dient zum Ausdrucke des Wohlwollens oder der Achtung gegen unsere Nebenmenschen." — „„Was ist die Güte?"" — „Es ist die Eigenschaft desjenigen, der das Gute ausübt, das Böse vermeidet und Anderen das giebt, was ihnen angenehm ist." — „„Kann ein Blinder bewundern?"" — „Ja, die Menschen, aber nicht die Dinge." Gott definirte er so, daß er die Sonne der Ewigkeit, und die Ewigkeit wiederum, daß sie ein Tag sey, der weder einen Vorgänger, noch einen Nachfolger habe. Er hat mich viel über China und die Chinesen gefragt, von denen er ganz richtige Ansichten zu haben scheint.

Den 3. November. Paris wird von Tage zu Tage immer glänzender und prachtvoller. Es giebt hier eine zahlreiche Gesellschaft, die in der zügellosesten Zerstreuung lebt. Man findet sie überall, bei allen Festen und an allen öffentlichen Orten, auf die glänzendste und bizarrste Weise ausgeschmückt. Man sieht Frauen als Floren, Heben und Bäurinnen, die Männer als Husaren, Türken und Griechen gekleidet. Man begegnet dieser Maskerade überall, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen. Diese Gesellschaft ist es, die den sogenannten Opferball veranstaltet, wo die Söhne und Töchter der Guillotinirten mit den Söhnen und Töchtern ihrer Henker zusammen tanzten. Nächst dieser Coterie kommt die der mit Literatur, mit Wohlthaten und den dahin einschlagenden öffentlichen Gebäuden beschäftigten Damen; sie entstand noch vor der Revolution. Hierauf folgt die Gesellschaft des emigrirten Adels, der Konstituanten oder Constitutionnellen. Endlich kommt der Verein der reichen Banquiers, der großen Kaufleute u. s. w.

Den 13. November. Wiewohl mich dringende Geschäfte nach England zurückrufen, so kann ich doch wegen des Embargos meine Reise noch nicht antreten. Ich bin zu Sr. Excellenz dem Bürger Lacroix gegangen, und er wies mich an das Directorium; dieses schickte mich wieder zu dem Herrn Gruvère, dem Agenten der Schweiz, damit er meinen Paß visire, den ich noch zu einer anderen Excellenz der Wohllöblichen Polizei getragen, um die Signatur derselben zu erhalten. Morgen werde ich wieder mit allen meinen Papieren zu Sr. Excellenz dem Herrn Lacroix gehen, der mich dann wiederum, Gott weiß, zu wem, schicken wird!

Es sind kürzlich zwei neue Komödien von Collin-d'Harleville gegeben worden: „Die Künstler" und „Seyn und Schein". Das erste Stück hat keinen Erfolg gehabt; es ist, wie man sagt, der Plan in demselben verfehlt; es enthält lauter Details und bildet kein Ganzes. Der Verfasser glaubte, es sey sein vorzüglichstes Produkt. Hätte er nur seine Köchin zu Rathe gezogen, sie würde ihn eines Besseren belehrt haben. Labarpe wird seine Vorlesungen im Lyceum wieder eröffnen, um die Asche der Literatur wieder in Gluth zu bringen; denn das ist Alles, was noch vorhanden.

Den 23sten. Endlich ist es mir durch meine wiederholten Anstrengungen gelungen, die Erlaubniß zu erhalten, den Kanal trotz des allgemeinen Embargos passiren zu dürfen. Der Admiral Truguet, der Marine-Minister, hat mir diese Begünstigung ausgewirkt. Ich verlasse Frankreich in der größten Verwirrung. Die Regierung ermangelt aller Energie, aller Vorsicht, alles Talentes; überall herrscht Zerstörung und Zerrüttung; der Egoismus erstickt den Gemeingeist. Wie mir scheint, ist Frankreich nie schwächer gewesen, als gerade jetzt; das Directorium schlummert in unbegreiflicher Sorglosigkeit; gegen dieses sind alle Klagen gerichtet; aber im Luxembourg abgeschlossen, wo es wohl bewacht und trefflich gehegt und gepflegt wird, scheint es zu vergessen, daß die Revolution noch immer fortgährt, daß der Krieg noch immer wüthet, daß die Straßenräuber überall in allen Departements rauben und morden, und daß das allgemeine Elend von Tage zu Tage wächst. Man kann das Directorium füglich mit einem Kranken vergleichen, der nur noch einige Tage zu leben hat und dieselben ganz sorglos bis zum letzten Augenblicke zur üppigen Schwelgerei benutzt. So geht es mit der Republik um. Dieses trübe Gemälde bietet keine Lichtseite dar, außer den Siegen Bonaparte's in Italien, die auch nur zur Hälfte dem Directorium gefallen wollen.

Bibliographie.

Céderons-nous? Après l'émeute l'anarchie, après l'anarchie la guerre. — Von P. Maurop. 2 Fr.

Coup-d'oeil sur l'état actuel de la France, au 1er mai 1834. — Vom Ritter de Fonvielle. 5 Fr.

Lettres d'un électeur de 1789 à un jeune électeur de 1834. 3 Fr.

Recueil de Traités de commerce et de navigation de la France avec les puissances étrangères, depuis la paix de Westphalie, en 1648, suivi d'un Recueil des principaux Traités de même nature, conclus par les puissances étrangères entre elles. — Von dem Grafen v. Hauterive und dem Ritter F. de Cussy. (6 bis 8 Bde., deren jeder 8 Fr. kosten wird.)

England.

Daniel O'Connell und die Irländer.

(Schluß.)

Es sind jetzt dreißig Jahre her, daß in einer jener Versammlungen, welche der Union entgegenarbeiteten, ein junger Advokat das Wort nahm; und dies war O'Connell. Sein Debüt war glänzend. Seit jener Epoche hat er sich stets als unermüdlicher Vorkämpfer der katholischen Partei bewährt. Die nämlichen Talente, die ihn als Advokaten ausge-

zeichnet hatten, sicherten auch auf der Rednerbühne seinen Erfolg. Er war kein gründlicher Rechtsgelehrter; aber welcher Mann hat jemals mit solchem Erfolge seine Partei benutzt? Er vereinigt Irischen Humor und Irische Lebhaftigkeit mit jener malerischen, leidenschaftlichen, hinreißenden Beredtsamkeit, die so mächtigen Eindruck auf das Volk macht.

O'Connell ist ganz dazu geschaffen, um in jedem Berufe, der Energie, kaltes Blut und die größte Unerschrockenheit erfordert, Gewaltiges zu leisten. Schaut ihn an; betrachtet diese breiten Schultern, diese athletischen Umrisse, dieses kühne funkelnde geistvolle Auge; seht ihn, behaglich einherschleudernd, seinen Regenschirm wie ein Gewehr auf die Schulter werfend; seht ihn seine Freunde anreden, in vertraulichem, vielleicht trivialem, aber verführerischem Tone; hört diese kraftvolle, wunderbar geschmeidige, bald donnernde, bald sardonische Stimme, diese Aussprache, die zugleich den Priester und den Irländer ankündigt; ihr werdet euch überzeugen, daß das Siegel seines Berufes ihm auf die Stirn gedrückt ist, und daß kein Anderer ihn vertreten könnte.

O'Connell, sagt ein Deutscher Fürst, der den merkwürdigen Mann in Irland gesehen, O'Connell gleicht weit eher einem Marschall der großen Armee, als einem Irländischen Advokaten! In der That, jene kecke Ungenirtheit, jenes Sichgehenlassen, jene barsche Treuherzigkeit findet man weit öfter unter tüchtigen Soldaten, als unter Männern des Gesetzes. Der stämmige, blühende, heitere, offene Mann scheint niemals körperlich gelitten zu haben, und die Sorgen seines Amtes haben seine breite Stirn nicht runzeln, sein starkes Haar nicht verdünnen können.

Im Jahre 1812 bildete sich in Dublin ein katholischer Verein, der die Emancipation der Katholiken auf alle Weise beschleunigen und begünstigen wollte. O'Connell spielte hier die vornehmste Rolle. Der Minister Perceval widersetzte sich energisch den Anmaßungen dieser Gesellschaft. O'Connell hatte die Corporation von Dublin, welche ganz anglikanisch war, schonungslos angegriffen. Drei Jahre nachher vermaß sich's ein gewisser Desterre, der sich zum Ritter der Protestanten aufwarf, O'Connell auf öffentlicher Straße zu insultiren. Des anderen Morgens schickte ihm der Letztere eine Herausforderung, und Beide duellirten sich nach Irischer Sitte, vor Hunderten von Zuschauern. Desterre wurde tödlich verwundet; noch jetzt zeigen die Bauern mit Stolz die Stelle, wo er sank. Seit dieser Zeit hat der Sieger immer Vortheil von seinem Triumphe gezogen und jedes andere Duell ausgeschlagen, unter dem Vorwande, es sey an dem Tode eines Menschen genug, und er wolle keinen zweiten Mord auf sein Gewissen laden.

Schon galt er für den ersten Chef der katholischen Partei, als Georg IV. im Jahre 1821 Irland besuchte. O'Connell empfing ihn an der Spitze eines feierlichen Zuges. Ein unerwarteter Anfall von Loyalität hatte sich der Irländer bemächtigt; alle Parteien bubten um die Gunst des Monarchen. Selbst O'Connell wurde von dem Fieber angesteckt; er kniete vor Georg nieder, überreichte ihm einen Lorbeerkranz und machte, unter lautem Beifall seiner treuen Iren, noch viele andere Kratzfüße. Kaum aber hatte das Königliche Schiff die Küste verlassen, als O'Connell wieder der Alte wurde und für seine Heuchelei gleichsam Buße that.

In England war nichts verändert; der Kampf zwischen Whigs und Tories dauerte fort, während in Irland eine vollständige Revolution ausbrach. Die Katholiken hatten eine furchtbare Kunst gelernt, die Kunst der Association. Schon 1823 erkannten sie O'Connell als ihren Meister an. Die organische Constitution jener berüchtigten Association ist O'Connell's Werk. Sie allein hat, weil sie im Kreise gesetzmäßiger Formen sich bewegte, der Englischen Macht einen kräftigen Schlag versetzt. Sie hat allen den partiellen Verbindungen ihr Daseyn gegeben, welche seitdem die Festigkeit der Britischen Herrschaft erschütterten.

Die beiden Elemente, welche das Irländische Volk in Gährung halten, sind das territoriale und das politische. An das letztere knüpft sich O'Connell's berühmter Name. Hört man ihn reden, so scheint es, als existire kein Mensch, der jeder Empörung so abgeneigt und dem Frieden so günstig wäre, wie er. Immer ermahnt er die insurgirten Bauern zur Einstellung aller Feindseligkeit. Er verklagt sie sogar, als Irlands gefährlichste Feinde; er freut sich am meisten der politischen Bewegungen, die, wie er vorgiebt, das sicherste Mittel gegen die Insurrection des Bauernstandes sind. Allein die Bauern wußten recht wohl, daß O'Connell's ganze Hoffnung auf dem Schrecken ruhte, den ihre Plünderungen verbreiteten. Ihre Dienste sind ihm unter tausend Umständen wichtig, besonders, wenn es sich um eine politische Bewilligung handelt, wie z. B. 1832, bei Abschaffung des Zehnten. Befinden sich die Verbrecher im Bereich der strafenden Gerechtigkeit, so sieht man gleich O'Connell ihnen zu Hülfe kommen. Er ist ihr Freund, er entschuldigt und vertheidigt sie. Auch betrachten sie ihn wie ihren Schutzpatron; sein Portrait schmückt alle Fahnen; sein Name wird mit dem Namen Gottes zugleich ausgesprochen, so oft sie einen Eid schwören.

Nachdem O'Connell's erfinderischer Geist die Masse des Irländischen Volkes auf alle Weise angeregt hatte, ersann er 1828 einen neuen Gährungsstoff. Er repräsentirte damals alle Irländische Katholiken, oder die Katholiken waren vielmehr nur die Werkzeuge seines Ehrgeizes, die Kreaturen seiner Politik. Das Gesetz, welches den Katholiken den Sitz im Unterhause verweigerte, verbot den Wählern doch nicht, sich einen Katholiken auszusuchen. Herr Vesey Fitz-Gerald, Mitglied des Parlamentes, hatte eben seinen Platz im Unterhause gegen ein administratives Amt vertauscht. Er wollte von neuem gewählt seyn und kehrte zurück nach Irland. O'Connell trat als sein Mitbewerber in die Schranken. Alle Pfarrer, alle Vikare verwandelten sich in zügellose Demagogen; jede Sakristei war der Brennpunkt einer Verschwörung, jeder Altar eine Volks-Tribune. Der Irländische Bauer würde, wenn er gegen O'Connell gestimmt hätte, die Wuth seiner Landsleute und selbst ewige Verdammniß befürchtet haben. Ein einziger Priester wagte es, der Sache Fitz-Gerald's sich anzunehmen; er wurde denuncirt und von seinem Bischofe abgesetzt. O'Connell konnte zwar aus seinem Siege keinen Vortheil ziehen, aber dennoch war es ein Meisterstreich; er vermehrte noch den Schrecken, welchen die Association einflößte. Schon waren der östliche, der westliche und der südliche Theil Irlands gegen die Regierung verbunden; im Norden hielten beide Religionen einander das Gleichgewicht, und der Sommer 1828 verging in heftiger Gährung, in einem Zustande unaufhörlicher Feindseligkeit. Ein solcher Zustand der Dinge war zu bedrohlich, als daß die Britische Regierung länger zusehen konnte. 1829 ergriff man eine entscheidende Maßregel; die Emancipation der Katholiken wurde sanctionirt. Die Ehre dieses großen Unternehmens gehört O'Connell und seiner Partei an. Wie vielen Tadel auch die angewendeten Mittel verdienen mögen, der Triumph ist auf seiner Seite.

Kaum hatte diese große Maßregel Gesetzeskraft, als O'Connell vor den Schranken des Unterhauses erschien und in der Eigenschaft eines Repräsentanten der Grafschaft Clare auf einen Sitz im Parlament Anspruch machte. Diese ungerechte Prätention wurde, trotz aller theatralischer Declamationen, zurückgewiesen. Jetzt ließ sich O'Connell von seinen Wählern aus der Grafschaft Clare zum zweiten Mal wählen. Die Tinte des Parlaments, das den Katholiken ihr Privilegium, wofür sie so lange gestritten, zuerkannte, war noch nicht getrocknet, als der Volksbeweger seiner Nation in einer öffentlichen Rede verhieß, er wolle auf so gutem Wege nicht stehen bleiben und Irland von der verhaßten Union mit England losreißen.

Seit diesem großen Schritte spielt O'Connell eine andere Rolle; als Mitglied des Englischen Parlamentes repräsentirt er die ungeheure Majorität seiner katholischen Mitbürger. Anfangs glaubten Viele, in dieser neuen Carriere würden sein glänzender Ruf und seine Talente sehr in den Hintergrund treten; ganz neue und furchtbarere Gegner würden über seine ungeschlachte Beredtsamkeit, seine ungenaue Kenntniß der Aktenstücke und Thatsachen, seine flache Argumentation und die unerhörte Beweglichkeit seiner Ideen triumphiren. Allein O'Connell's Hülfsquellen sind ergiebig; er hat sich den Radikalen im Unterhause angeschlossen, und einige von den Maßregeln, auf welche die Radikalen den meisten Werth legen, sind durch ihn vorgeschlagen worden. So hat er die Gleichgültigkeit, die ihn bedrohte, zu besiegen gewußt. An Kraft der Beweisführung, an klarer, echt rednerischer Auseinandersetzung blieb er hinter gewissen Parteihäuptern weit zurück. So oft er aber in Leidenschaft geräth, ist sein Vortrag kraftvoll und imponirend. Seine Rede zu Gunsten der Reform-Bill ist eine der besten, die man bei dieser Gelegenheit gehört hat. Wenige Mitglieder des Unterhauses haben, so lange die Discussion über die Boroughs Englands und Irlands dauerte, einen solchen Einfluß gehabt.

O'Connell muß zwei ganz verschiedene Rollen spielen; er soll als Tribun Irlands und als Mitglied des Englischen Senates seinem Berufe genügen. Kaum ist die Session zu Ende, so verläßt er London und eilt nach Dublin. Bei seiner Ankunft geräth in dieser gewöhnlich öden und stillen Hauptstadt Alles in Gährung. Das übrige Irland durchzuckt ein sympathetisches Gefühl; man tritt zusammen, man bildet Klubs; O'Connell geht von Einem zum Anderen; er harangirt, peroriert, entflammt die Gemüther und wiederholt Ein und Dasselbe wohl tausendmal täglich. Am Morgen weiht er einem Vereine von Dubliner Kaufleuten seine Beredtsamkeit; am Abend treibt er sich ein paar Meilen von Dublin unter Bauern und Pächtern herum, die von allen Orten und Enden herbeigeströmt sind. Etwas später sitzt er in irgend einer Vorstadt Dublin's zu Tische und erwartet nur den Augenblick des Nachtisches, um über Politik zu improvisiren. Der Text seiner Reden ist Irlands gänzliche Unabhängigkeit. Die freiwilligen Exulanten, die ihr Geld in anderen Ländern zirkuliren lassen, werden nach Irland zurückkehren; die Anglikanische Kirche wird in Irland vernichtet werden; die Protestanten und Katholiken werden als Brüder einander umarmen: so lauten die feierlichen Verheißungen des Demagogen, Verheißungen, die man allemal enthusiastisch aufnimmt, und die jeder Erfolg Lügen straft. Man muß ihn hören, wie er sein Utopien ausmalt und die selige Zeit vorher sagt, wann der Irländer wieder sein eigener Herr seyn und den verwünschten Sachsen mit seinen Gesetzen, seinem Glauben, seinen Fesseln über den Kanal zurück jagen wird. Man muß ihn hören, wie er alle Hyperbeln des Volkshasses in seine Declamationen einmengt. Er schont keinen Menschen, weder den König auf seinem Throne, noch den protestantischen Alderman zu Dublin, noch das Gouvernement der Whigs oder den Vice-König und die Staats-Secretaire, die Irland in Respekt halten sollen.

Eine neue Parlaments-Session fängt an, und O'Connell erscheint an seinem Posten. Seine Anhänger folgen ihm, und in Dublin ist es wieder so still, wie zuvor. Der Insurrections-Rath versucht plötzlich eine andere Taktik; er weiß, daß der Widerruf des Gesetzes hinsichtlich der Irländischen Union die Zustimmung keiner Partei im Unterhause hat. Er erinnert sich, daß noch im gegenwärtigen Jahre nur 29 Irländer und Ein Engländer seinen Antrag unterstützten. Er kann nicht läugnen, daß Irland, aus merkantilischem und industriellem Standpunkt betrachtet, durch seine Vereinigung mit England viel gewonnen und in politischer Hinsicht gar nichts verloren hat. Auch begnügt sich der Volksbeweger mit einem bloßen Scharmützel-Krieg; er schlägt sich als Guerilla; er ermüdet die Regierung; er wirft Klötze in die Räder der Verwaltung; er kämpft gegen alle aktive Maßregeln, die in Betreff Irlands ergriffen werden. Die 30 oder 40 Mitglieder, deren Stimmen er dirigirt, sind immer seine Nachbeter, um nur wieder gewählt zu werden. Da giebt es denn beleidigende, ehrenrührige, gemeine Ausdrücke; die Gegner gerathen von ihrer Seite in Wuth und wollen das Geschrei der Irländer übertäuben. Jetzt nimmt O'Connell das Wort. „Seht", ruft er aus, „wie man Irland behandelt, mit welcher Verachtung man seine Organe anhört, und wie dieses fremde Parlament die gerechtesten Klagen meiner Landsleute erstickt!" Dann ruft er Gott zum Zeugen so schreienden Unrechts: „Das unterdrückte Irland wird davon Kunde erhalten! Das Irische Volk wird es erfahren, wie man

seinen Deputirten mitspielt!" Aber wohl zu merken, ein gutes Drittheil der Berathungen des Englischen Parlamentes absorbiren die Angelegenheiten des verachteten Irlands.

Noch schrecklicher ist O'Connell, wenn er schweigt. Schaut ihn an: die kalte Ironie eines Peel, die beißenden Sarkasmen eines Stanley, der bittere Widerspruch dieses oder jenes Irländischen Tory, die väterlichen Zurechtweisungen eines Redners des Ministeriums, Alles prallt an seiner ehernen Stirn zurück. Hier sitzt er ruhig auf seiner Bank, mit gesenktem Haupt und mit der friedlichsten Miene von der Welt. Beschuldigt man ihn einer groben Lüge, einer ungeheuren Verleumdung, so murmelt er kaum ein paar Worte zu seiner Vertheidigung. Aber wehe Dir, wenn Du ihn angreifst! Er wird sich rächen, Dich mit Hohn und Schmähworten überhäufen, und zwar in irgend einem Briefe an seine Kommittenten, in irgend einer Rede an das Irische Volk.

Kaum war die Emancipations-Bill durchgegangen, als eine andere Bill den Lord-Lieutenant autorisirte, alle Verbindungen aufzulösen, die ihm als staatsgefährlich erscheinen könnten. Man muß gestehen, daß dieses eine sehr verfassungswidrige Handlung war, die nur in der kritischen Lage Irlands ihre Entschuldigung findet. Im Winter 1829 erschien eine Proclamation des Herzogs von Northumberland mit der Unterschrift des Staats-Secretairs von Irland, Henri Hardinge, welche einen der zahlreichen von O'Connell dirigirten Klubs aufhob. Bei dieser Gelegenheit behandelte O'Connell den Herrn Hardinge auf die beleidigendste Weise. Er nannte ihn einen „Glücksritter", einen „Findling des Krieges und des Zufalls", einen „elenden kleinen Englischen Offizier", einen „verkäuflichen und lächerlichen Schreiber". Hardinge, ein alter ausgezeichneter Offizier, glaubte ihn wegen dieser Ehrentitel zur Rede stellen zu müssen. O'Connell antwortete als Advokat. Er suchte im Schatten seines feierlichen Gelübdes ein Asyl gegen das Duell. Seine hartnäckige Weigerung, Satisfaction zu geben, schadete ihm sehr in der öffentlichen Meinung, und eine Zeit lang bemerkte man größere Mäßigung in seinen Reden.

Im Jahre 1830 repräsentirte O'Connell im Parlamente die Grafschaft Waterford. Als die Whigs ans Ministerium kamen, glaubte man, die Opposition O'Connell's werde sich mildern und einer Verwaltung annähern, die in mancher Beziehung der katholischen Partei günstig war. Weit gefehlt: O'Connell wurde nur noch stürmischer, als hätte er geglaubt, seine alten Anhänger usurpirten einen Theil seiner Popularität. Jetzt bot er Alles auf, sie zu verschwärzen. Dublin zeigte in jenem Jahre das wahrhaft merkwürdige Schauspiel eines Kampfes zwischen einem Individuum und einer ganzen Regierung. Das Gefecht begann von Seiten O'Connell's. Diesmal begnügte er sich damit, daß er zum Volke sprach und an die Regierung Proclamationen schickte. Der Irländische Staats-Secretair war ein tüchtiger Mann, Hr. Stanley. Dieser blieb immer einer der furchtbarsten Gegner O'Connell's. Unerschütterliche Charakterstärke, überlegene Talente in Sachen der Verwaltung, außerordentliche Gewandtheit, Feinheit und dialektische Kunst in Debatten machten ihn zu einem der einflußreichsten Mitglieder des Unterhauses. Zum Unglück schadeten sein Jähzorn und sein hochfahrendes Wesen der Popularität, die er in reichem Maße genießen konnte.

Unfähig, der Aufhebung der politischen Gesellschaften entgegenzuarbeiten, schmiedete jetzt O'Connell einen neuen, aber sehr gefährlichen Plan. Seit langer Zeit betrachtete er die Banquiers und die Männer der finanziellen Aristokratie als seine besonderen Feinde; er beschloß, sie zu ruiniren, indem er die Circulation ihres Papiergeldes in Mißkredit brachte. Vielleicht hoffte er auch eine Krisis in den Finanzen, deren unmittelbares Resultat nur eine Revolution seyn konnte. Er ermahnte die Besitzer von Banknoten, darauf zu dringen, daß man ihnen ohne Weiteres den vollen Werth derselben in klingender Münze auszahlte, und so groß war seine Autorität, daß sofort eine allgemeine und schreckliche kommerzielle Reaction in Irland erfolgte. Jeder eilte nach den Banken, um Gold zu fordern, die Bankerotte wurden immer zahlreicher, und eine Menge Familien kamen dadurch in Elend.

O'Connell selbst wurde bestürzt, als er die unseligen Folgen dieses Schrittes gewahrte. Er lenkte ein, und bald kam wieder Vertrauen unter die Kaufleute. Das unglückliche Resultat war seiner Popularität nicht nachtheilig, und das unbedingte Vertrauen seiner Kommittenten kann nur mit dem Vertrauen verglichen werden, das er in seine eigenen Hülfsquellen setzt. Schwerlich dürfte man in ganz Europa ein Volk oder Völkchen finden, das sich einem bloßen Privatmann so blindlings hingeben könnte.

Es ist unbezweifelt, daß das Whig-Ministerium von 1831 der Einsichten und der Hülfe O'Connell's sehr benöthigt war. Gewiß hat man ihm damals Anerbietungen gemacht und sein Wohlwollen zu erkaufen gestrebt. Allein wir müssen O'Connell Gerechtigkeit widerfahren lassen; er widerstand allen Lockungen mannhaft. In dem so schnell aufgelösten Parlamente von 1831 repräsentirte er die Grafschaft Kerry. Die Irländische Parlaments-Reform, obgleich in O'Connell's Augen sehr unvollkommen, gab seiner Partei neue Kräfte.

Im Verlauf der gegenwärtigen Sitzung des Parlaments haben O'Connell's Manöver in Betreff des Irländischen Zehnten großes Aufsehen erregt. Dieser Zehnte ist nur eine Abgabe, die der katholische Grund-Eigenthümer an den protestantischen Klerus zahlt. O'Connell wollte zuerst den ganzen Zehnten abgeschafft wissen, wodurch die Einkünfte der Irländischen Grund-Eigenthümer, die ohnehin verhältnißmäßig zu reich sind, noch vermehrt worden wären. In einer neueren Rede modifizirt er seine Meinung; er verlangt nur die Verminderung des Zehnten und will dasjenige, was er einbringt, zu anderen Staats-Ausgaben verwendet wissen. Man verwunderte sich über diese Mäßigung und glaubte schon, es werde nun bald eine Versöhnung geben. Wir denken anders. O'Connell ist bei allen sonderbaren Widersprüchen und Exzessen, die seine politische Laufbahn bezeichnen, im Grunde doch ein aufrichtiger, seiner Meinung vollkommen treuer Mensch. Würde er aber jetzt seinem unruhigen Berufe nicht gern entsagen, wenn er es mit Ehre, mit Sicherheit könnte?

O'Connell ist nicht mehr jung; vieljährige Mühseligkeiten fangen an, seinen Körper und seinen Geist zu beugen; das Geschrei einer enthusiastischen Menge, die wüthenden Debatten im Parlamente, der Hochmuth des Supremates, die Trunkenheit einer beinahe despotischen, über ein wildes Volk ausgeübten Gewalt: alles dies hat ihn zu lange genährt und wie Fieberschauer durchrieselt, als daß er nicht anfangen sollte, Ermüdung und Ueberdruß zu empfinden. Jetzt hat er eine Familie zu unterstützen und muß an die Erhaltung seines Eigenthums denken. Das durch ihn aufgeregte Irland ist zügelloser, als er selbst vielleicht geglaubt hat. Das Eigenthum ist bedroht; die Zahlungen stocken; die Priester selbst zittern für ihre schwachen Einkünfte und für ihren Einfluß auf ihre rebellischen Pfarrkinder. Alle Volksbeweger werden matt und wünschen Ruhe. Wie aber zu dieser Ruhe gelangen, ohne seine Popularität zu opfern, ohne sich mit Schande zu bedecken? Dies Problem soll eben gelöst werden, und dies ist die gegenwärtige Lage O'Connell's.

Möchte es ihm gelingen, von dem schlüpfrigen Throne, den er einnimmt, herabzusteigen; möge seine Abdankung eben so geschickt seyn, als seine Usurpation brillant gewesen ist! Dann wird man diesen mächtigsten der Agitateren zugleich als den glücklichsten der Staatsmänner preisen können, die auf dem stürmischen Schauplatz Europa's eine Rolle gespielt haben. (K. d. d. M.)

Bibliographie.

Dacre. — Roman von der Gräfin von Morley. 3 Bde.

The surgical and descriptive anatomy of the bones ligaments and joints. (Anatomische Studien.) Von W. H. Thomas. 6 Sh.

An inquiry into the nature of sleep and death. (Ueber Schlaf und Tod.) Von A. P. W. Philip. 8 Sh.

Elements of drawing and flower-painting. (Zeichnen und Blumenmalen.) Von Perkins. 4 Sh.

Ten discourses etc. (Zehn Reden über Moses Leben und Charakter.) Von M. Andersen.

Mannigfaltiges.

— Schadow'sche Malerschule. Das neueste Heft der Revue de Paris — die übrigens unter ihrer veränderten Redaction und seit dem Abgange des Herrn Amedée Pichot an innerem Werthe viel verloren hat — befindet sich ein sehr anerkennender und für die Franzosen recht zeitgemäßer Artikel über die Deutsche Malerkunst in Düsseldorf. Ansprechend ist besonders das, was über Meister Schadow selbst, so wie über seine Schüler Lessing, Bendemann, Köhler und Andere gesagt wird. Eine erfreuliche Nachricht für unsere bevorstehende Kunst-Ausstellung ist die, daß der junge Bendemann mit der Vollendung eines neuen Bildes, den elegischen Seher Jeremias darstellend, beschäftigt ist, das seinen Vorgänger, „die Juden in Babylon", noch bei weitem übertrifft. Meister Schadow selbst soll, wie es in dem Französischen Berichte heißt, von dem neuen Bilde gesagt haben, daß seit der Zeit Raphael's und Michael Angelo's nichts Aehnliches zu Stande gekommen sey.

— Blutegel in Ceylon. In den Wäldern und auf dem morastigen Boden von Ceylon findet sich, besonders zur Regenzeit, in ungeheurer Zahl, eine Art von Blutegeln, die dem Reisenden große Qual bereiten. Sie sind sehr klein und nicht viel größer als eine Nadel; ihre Farbe ist dunkelroth gesprenkelt. Sie kriechen nicht nach Art der Würmer, so wie es unsere Europäischen Blutegel thun, sondern sie sind fortwährend in springender Bewegung, indem sie immer zuerst ihren Kopf an eine Stelle anlegen und dann mit einem plötzlichen Ruck den Schwanz nachziehen, während sie zu gleicher Zeit den Kopf schon wieder vorwärts werfen. Auf diese Weise bewegen sie sich so außerordentlich schnell, daß sie, ehe man es merkt, Einem auf die Kleider kommen, worauf sie dann unmittelbar durch irgend eine kleine Oeffnung auf die Oberfläche der Haut dringen. Sobald sie sich hier befinden, saugen sie sich auch fest, und es ist, da sie durch die leichten Kleider, die man in jenem Klima trägt, immer durchdringen können, fast unmöglich, durch die Wälder und Moräste zur Regenzeit zu kommen, ohne von Blut zu triefen. Auf unserem Wege nach Candy, als wir die engen Pfade in diesen Wäldern passirten, wurden wir von jenen Würmern schrecklich gequält; so oft einer von uns sich niedersetzte oder auch nur einen Augenblick stehen blieb, war er auf der Stelle von einem ganzen Haufen derselben überdeckt; und ehe er denselben wieder los werden konnte, waren Handschuh und Stiefel mit Blut überfüllt. Wir bemerkten dies nicht ohne große Besorgniß; denn wäre ein Soldat von uns aus Trunkenheit oder Müdigkeit auf dem morastigen Boden in Schlaf gesunken, er hätte auf der Stelle verbluten müssen. Wenn ich des Morgens aufwachte, fand ich oft meine Bettdecken und meine ganze Haut-Oberfläche so voller Blut, daß ich ängstlich wurde. Die Holländer, die zu verschiedenen Zeiten in das Innere des Landes eingedrungen, verloren dabei mehrere von ihrer Mannschaft; und wie wir unseren Marsch antraten, sagten sie uns auch, daß wir wohl kaum im Stande seyn würden, durchzukommen. Indeß waren wir, wenn wir auch schrecklich gequält wurden, doch im Ganzen ohne ernste Unfälle davongekommen. Die Thiere werden von diesen Blutegeln gerade so wie die Menschen heimgesucht. Besonders werden die Pferde so sehr gequält, daß sie fortwährend von vorn und nach hinten ausstoßen und um sich schlagen, weshalb es auch sehr gefährlich ist, durch die Wälder von Ceylon zu reiten. (Percival's Ceylon.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Freitag den 11. Juli 1834.

England.

Deontology, oder Wissenschaft der Moral, Nachlaß von Jeremy Bentham, durchgesehen, geordnet und herausgegeben von John Bowring. London, 1834. Aus dem Manuskript in's Französische übersetzt von Benjamin Laroche. Paris, 1834 *).

Nach Westminster-Hall muß man sich versetzen, auf das Forum des Englischen Rechts, um Bentham vollkommen zu begreifen. Die ursprünglichen Sitten, die sich in unmerklichen, aber steten Umbildungen erhalten, der Zufall, der zur Gewohnheit wird, die Traditionen, die jeden Tag an Ansehen gewinnen, das Herkommen, heilig geachtet, wie die Wahrheit und mächtig wie das Gesetz, all' diese Gewalten führen ein Rechtsgebäude auf, das England mit einem gleichen Stolz zu beherrschen scheint, wie der Tower von London die Themse. Einmal darin in diesem Labyrinth des Rechts, kann man nicht mehr hinaus: Advokat oder Klient, Richter oder Mitglied der Regierung, gleichviel; Alle umschlingt es, und Alle müssen seine Windungen durchwandeln. Baco's Versuch dagegen ist fruchtlos geblieben, vergebens hat einer seiner Nachfolger, Henry Brougham, die nothwendigsten Reformen angegeben, (Present state of the law etc. 1828), vergebens selbst eine oder die andere Verbesserung im Entwurf dargelegt; all' diese einzelnen Heilmittel sind bei einem so hartnäckigen und verjährten Uebel wirkungslos geblieben.

Aber ein Mann hat die Ansicht aufgestellt, daß man, um diesen furchtbaren Sitz von Mißbräuchen und Vorurtheilen anzugreifen, sich nicht hineinbegeben, sondern draußen halten müsse, ist der Ueberzeugung gewesen, daß es nur eine einzige Waffe gebe, die dies Chaos, dies rohe Gemisch von Alterthum und Vernunft, zu bewältigen im Stande wäre — den Gedanken; aber der Gedanke in seiner ganzen Kraft und Kühnheit, undegränzt in seiner Ausdehnung, unerbittlich in seiner Untersuchung, scharf, klar, eine Geißel des Irrthums, allein mit sich, nur sich selbst genügend, nur auf der Kraft seines Erkennens beruhend, die Hülsen der Geschichte von sich werfend und zur Palme der Wahrheit vorwärts dringend mit dem Ausrufe der Medea: „Ich, sag' ich, und das ist genug."

Es ist in England, um ein wahrhaft ehrenvolles und bedeutendes Leben zu führen, erforderlich, daß man an den öffentlichen Angelegenheiten thätigen Theil nimmt. Das Parlament, Unter- oder Oberhaus, die Kämpfe der Opposition und des Ministeriums — das ist die einzige Existenz, zu der sich in England der vornehmere Mann bequemen kann. Man studirt in Oxford oder Cambridge, nach Ansicht und Bestimmung seines Hauses, macht hier zugleich mit einer gründlichen und klassischen Bildung seine Fortschritte in der Pferde- und Waffenkunde, in der Rechtswissenschaft und Geschichte des Landes; man macht eine Tour nach dem Kontinent, kommt zurück, sich in eine Carrière zu begeben und eine Frau zu nehmen, schwankt zwischen Whigs und Tories, läßt sich anwerben, tritt ein, wird zu Würden und Ehren befördert: von beiden Theilen wird der Vertrag sorgfältig beobachtet; weder die Aristokratie noch das Volk lassen ihre Repräsentanten im Stich. So kann sich denn der Staatsmann mit Macht und Kraft und Sicherheit entwickeln; aller Augen sind auf ihn gerichtet, er wird getragen und unterstützt, es wird hin und her gesprochen über ihn, und gleicherweise aus den Angriffen und Schmähungen seiner Gegner, wie aus dem Antheil und Beifall seiner Freunde, eröffnet sich ihm eine immer neue Quelle von Kraft und Stärke. Wenn ihm die Sache der Staatsgewalt und der Monarchie mehr zusagt, als die Vertheidigung der Freiheit, so tritt er in Pitt's Fußstapfen; wenn die Liebe der Menschheit, der Demokratie und der Emancipation des Volks ihn von der Aristokratie seiner Erziehung, seiner Gewohnheiten und Erinnerungen losreißt, folgt er Fox. Thaten des Wortes, Kampf der Beredtsamkeit und des Genius, Ihr genügt, ein Leben zu erfüllen. Es ist ein würdiger und edler Gebrauch von seinen Fähigkeiten, sie in gemeinsamen Interessen zu verwenden, in den Arbeiten des Kabinets, in den öffentlichen Verbindungen, in den Klubs, in der Hitze der Diskussionen und Nachtwachen. Man wird nicht alt dabei, das ist wahr, aber man hat auf eine energische, inhaltvolle, bedeutende Weise gelebt, man hat mächtig eingewirkt auf die Angelegenheiten der Welt, hat ein reiches, nützliches, berühmtes Leben geführt.

Nun wohl! aber diese politische Existenz gewährt ihre Genüsse und Vortheile nur demjenigen, der ihren Vorurtheilen und Meinungen mit völliger Ergebenheit anhängt; um in ihr mächtig zu werden, muß man ihr Unterthan und Sklave seyn, und der Despotismus der Sitten erdrückt die Unabhängigkeit der Ideen. Der Gedanke ist zum Schweigen verurtheilt vor der Praxis der Religion und des Rechts, er muß sich verstellen und heucheln, ist nicht frei, nur parlamentarisch und constitutionell. Das Joch liegt auf allen Köpfen, und wird nur von jenen energischen Naturen abgeschüttelt, deren Wahlspruch Sieg oder Tod ist; so hat England innerhalb funfzig Jahren zwei berühmte Revolutionnairs gegen seine Constitution und seine Gesetze sich erheben sehen: einen Dichter und einen Philosophen, Byron und Bentham.

Was bezweckt Childe-Harold? was sucht er auf den Meeren, im Orient und in Griechenland? was anders als eine Stätte, die ihm eine größere Unabhängigkeit als sein Pairssitz in Westminster gewährt, über sein Land zu urtheilen? London soll nicht frohlocken, seine Coterien und Salons dem jungen Lord verschlossen zu haben; es hat einen Furchtbareren als Coriolan und Alcibiades verbannt; dieser Vertriebene regt zu Vollstreckern seiner Rache kein Barbarenvolk auf, sondern die Ideen, die Poesie, und im Gegensatz zu jenem Dichter der Urzeit, von dessen harmonischen Gesängen die Steine bewegt wurden und sich zu Mauern aufthürmten, lösen sich unter Byron's Tönen die Sitten, die Vorurtheile und Satzungen des alten Englands, Stück für Stück aus ihren Fugen und fallen Trümmer über Trümmer dahin; der edle Lord ist ein viel gefährlicherer Revolutionnair als der hitzige Proletarier von Birmingham.

Die ersten Eindrücke, die Bentham auf der Advokatenbank empfing, trieben ihn unwiderruflich davon hinweg. Das ganze Handwerk mit seiner Fertigkeit, all' diese Gebräuche, die der gesunden Vernunft schnurstracks zuwiderlaufen. Der Wust, mit dem die Wahrheit verbaut wird, die Formen der Sitzungen, das Kostüm der Advokaten, ihre Perrücken, die Umschweife der Subtilitäten der Praxis, der langsame Gang der Sachen, das stete Vertagen und Hinhalten der Entscheidung, alles dies rief in Bentham einen unüberwindlichen Widerwillen hervor. Dieser Widerwille ward ihm ein Zeichen seiner Fähigkeit und seines Berufs. Bentham fühlte, daß er in sich selber die Kraft habe, diese Gesetze, die seine Vernunft beleidigten, zu kritisiren. Er erkannte sich für einen tiefen Beobachter, scharfsichtigen Forscher; er fand sein Auge sicher, seinen Verstand fein, seine Logik scharf genug, um Untersuchung und Angriff gegen diese Masse von Vorurtheilen zu wagen. Er richtete sich zuerst gegen die Einrichtungen, die er vor Augen hatte; er beschrieb und censirte mit der umständlichsten und sorgfältigsten Genauigkeit, sowohl die feinsten Details wie die allgemeinsten Gegenstände, ergriff mit unumschränkter Gewalt das Kleinste wie das Größte, und zeigte sich gleichbedeutend im Zergliedern und im Umfassen.

Bei dieser Arbeit wurde er nicht minder durch die Fähigkeiten, die ihm fehlten, als durch die, welche er in hohem Grade besaß, gefördert. Die Poesie und die Einbildungskraft waren kein Hemmniß für ihn; nichts Idealisches schwebte ihm vor, nicht jene unendlichen Empfindungen waren vorherrschend in ihm, jene gewaltigen Stimmen einer überirdischen Welt. Auch nicht dem Ansehen der Geschichte beugt er sich; sie ist für ihn nichts als die Kette der Irrthümer und Mißverständnisse des Menschengeschlechts, und die Menschheit hat, seiner Ansicht nach, bisher nur gelebt, um sich stets zu betrügen. So gesinnt, fern von den hohen Flügen der Poesie, blind für die unvollkommenen, verstümmelten aber unsterblich lebenden Größen der Geschichte, ist er bewaffnet mit einem einzigen Prinzip, mit einem einzigen Criterium, woran er Alles prüft. Mit welcher unermüdlichen Sorgfalt und Genauigkeit läßt er die menschlichen Ideen an seinem Geiste vorüberziehen! Mit welcher Beharrlichkeit auf seinem Prinzipe billigt oder verwirft er sie! Nie trübt sich sein Blick, nie entsinkt ihm der Muth. Seine Seele und sein Leben hat er der Erforschung der Wahrheit, so wie er sie erfaßt hat, gewidmet; er ist ruhig, fest, unerschütterlich; er arbeitet, beobachtet die Menschen und die Dinge ohne Unterlaß; er schreibt täglich und ungeheuer viel; er ist immer gesammelt, immer fertig zum Schreiben, weil er nicht versteht zu schreiben; die Kunst der schriftlichen Darstellung, der Stil ist ihm so fremd, wie die Poesie und die Geschichte, und wenn ihm je die Beredtsamkeit in den Wurf käme, so würde er geradezu in einen Fehler zu verfallen glauben. Er häuft Entwickelung auf Entwickelung, Reformen auf Reformen, überschüttet mit Manuskripten, Plänen, Neuerungen; Alles umfaßt er; sein Kopf, einer der gewaltigsten, die je gedacht haben, wurde grau und blieb heiter unter der Arbeit der Theorieen, und dem Schauspiel der Revolutionen; und immer fleißig, immer ruhig, ist der berühmte Greis im vorigen Jahre sanft entschlafen, in seinem Leben mit nichts Anderem beschäftigt, als mit dem Nutzen des menschlichen Geschlechts.

Die Reihe der Arbeiten Bentham's ist lang; vom Jahre 1776, wo

*) Das Werk ist gleichzeitig in beiden Sprachen und in beiden Hauptstädten erschienen. Der Bericht, den wir hier darüber mittheilen, ist von dem geistvollen Französischen Rechtslehrer Lerminier.

er in seinen Fragmenten über die Regierung Blackstone angriff, bis zur Stunde seines Todes hat er als Englischer Publizist nicht aufgehört, seine Ideen in unzähligen Manuskripten niederzulegen. Die Auszüge, welche Dumont aus Genf daraus gegeben, sind allen denen bekannt, die sich mit der Philosophie der Gesetze beschäftigen. Jetzt, wo uns der Tod Beide, Bentham und Dumont, entrissen hat, tritt ein neuer Interpret des großen Theoretikers auf, Herr Doktor John Bowring, und bietet uns Bentham's Darstellung von der Wissenschaft der Moral dar. Herr Bowring, der in Frankreich rühmlich bekannt geworden, ist Bentham's Schüler und Freund gewesen; der Verstorbene hat ihn zu einem seiner Testaments-Vollstrecker bestimmt und ihm seine Papiere und Schriften in ihrer kostbaren Verwirrung hinterlassen. Wir glauben, zu wissen, daß Herr Bowring die vollständige Herausgabe der noch unbekannten Arbeiten seines berühmten Meisters als eine heilige Pflicht betrachtet, und wenden uns sogleich an die Vorlegung und Beurtheilung des ersten Theiles, der die Grundlagen der menschlichen Prinzipien, die Moral, behandelt und uns mit den tiefsten Gedanken Bentham's bekannt zu machen geeignet ist.

In allen Vorkommnissen und Angelegenheiten des Lebens, wenn sie vernünftig betrachtet werden, sind Vortheil und Pflicht eng verbunden, und in einer gesunden Moral müssen beide zusammenfallen. Die Moral wird den Menschen in den Stand setzen, eine richtige Schätzung seiner Vortheile und Pflichten zu erlangen, und eine Untersuchung derselben wird ihn von ihrer Coincidenz überzeugen. Jeder Mensch handelt in Absicht auf seinen Vortheil — nur daß er nicht da seinen Vortheil sieht, wo er wahrhaftig ist, denn sonst müßte er die größtmögliche Summe von Glückseligkeit erlangen. Deßhalb ist die Aufgabe des Moralisten, zu zeigen, daß eine unmoralische Handlung ein fehlerhaftes Kalkul des persönlichen Interesses ist, und daß der lasterhafte Mensch sich in einer irrigen Schätzung von Wohl und Wehe befindet. Die Tugend zerfällt in Einsicht und gutes Handeln; die erstere hat im Verstande ihren Sitz, das zweite offenbart sich in den Trieben und Leidenschaften. Was ist Glück? Besitz der Lust ohne Unlust. Sein Maß ist die Summe der genossenen Freuden und der vermiedenen Schmerzen. Und was ist Tugend? Was das Meiste zum Glück beiträgt, die Lust auf den höchsten und die Unlust auf den niedrigsten Grad bringt. Das Laster dagegen ist, was das Glück vermindert und das Unglück erzeugt.

Das Wort Deontologie ist gebildet aus den beiden Griechischen τὸ δέον, das Gehörige, und λόγος, Kenntniß, Lehre — die Wissenschaft des Rechten oder Gehörigen. Die Aufgabe des Deontologisten ist, diese Bestimmungen von Pflichten, in denen die Natur die Interessen des Individuums mit seinen Genüssen, sein eigenes Wohlbefinden mit dem der Anderen verbunden und identifizirt hat, aus dem Dunkel, worin sie vergraben liegen, hervorzuziehen — mit einem Wort, seine Aufgabe ist, **das Einzelne dem Allgemeinen gemäß zu machen.** Die Basis der Deontologie ist also das Prinzip des Nützlichen, das heißt mit anderen Worten, daß eine Handlung gut oder schlecht, würdig oder unwürdig ist, Beifall oder Tadel verdient, je nachdem durch dieselbe die Summe des allgemeinen Wohls vergrößert oder verringert wird. Hier entstehen drei Fragen:

1) Was erfordert das allgemeine Wohl? 2) Ist die öffentliche Meinung Eins mit dem allgemeinen Vortheil oder Wohl? 3) Worin besteht die praktische Anwendung, und welche Richtschnur des Handelns muß für jeden einzelnen Fall, der sich unserer Betrachtung darbietet, folgen?

Es handelt sich also darum, zu wissen, ob das, was die Welt Moral nennt, wirklich ein wahrhaftes Mittel zum Wohl, zur Glückseligkeit ist.

Bentham kritisirt die Weise, wie die Moral bisher behandelt worden; er schildert die Moralisten, wie sie als absolute und unfehlbare Monarchen auftreten, der Welt, die sie zu ihren Füßen zu sehen vermeinen, Gesetze geben und für ihre Vorschriften und Verbote einen pünktlichen und vollständigen Gehorsam verlangen. Die Welt ist oft unwillig geworden über die Unverschämtheit ihrer politischen Lenker. **Wer sich für seinen Kopf zum unumschränkten Gebieter in der Moral aufwirft, wer, wie ein Narr in seinen vier Wänden, ein eingebildetes Scepter erhebt, der übertrifft an Unverschämtheit Alles.**

Der Talisman der Moralisten besteht in einem einzigen Worte, womit sich der Betrug das Ansehen von Autorität geben möchte — in dem Worte **Pflicht** — dies Wort muß aus dem Wörterbuch der Moral gestrichen werden. (!) Das Wort **Deontologie** oder die Wissenschaft von dem, was gut ist und sich gehört, ist vor allen anderen als eigenthümliche Bezeichnung gewählt worden, im Reich der Moral das Prinzip des Nützlichen darzustellen.

Die Philosophen des Alterthums werden nicht minder hart ausgescholten als die Philosophen im Allgemeinen. Während Xenophon die Geschichte schrieb, sagt Bentham, und Euklid die Geometrie schuf, brachten Sokrates und Platon abgeschmacktes Zeug zu Markte, unter dem Vorwande, die Weisheit und die Moral zu lehren. Bentham ist unerbittlich gegen die Philosophen, Akademiker und Platoniker.

Alle Lust ist für's Erste ein Gut und soll gesucht werden, wie jeder Schmerz ein Uebel ist und vermieden werden soll. Ein Jeder hat nicht nur die beste, sondern auch die einzige kompetente Entscheidung in dem, was ihm Lust oder Schmerz macht. Bentham giebt ein Verzeichniß der Lust und der Schmerzen.

1) Die sinnlichen — des Geschmacks, Geruches, des Tastgefühls, des Gehörs, des Gesichts, der Geschlechts-Organisation, der Gesundheit oder Krankheit, die Lust des Neuen, Ueberraschenden und die Pein der Langenweile.

2) Die Lust des Reichthums, der Erwerbung, des Besitzes — und diesen gegenüber entsprechend die Schmerzen des Verlustes.

3) Die Lust der Fähigkeit und die Pein der Unfähigkeit.

4) Die Lust der Freundschaft und die Schmerzen der Feindschaft.

5) Die Lust, die aus gutem Ruf und die Schmerzen, die aus schlechtem entspringen.

6) Die Lust, die aus Pflichterfüllung hervorgeht.

7) Die Lust der Frömmigkeit oder die religiöse Lust mit ihren entsprechenden Schmerzen — die erstere aus der Ueberzeugung, der Gnade Gottes theilhaftig zu seyn, die letztere aus Furcht der Verwerfung.

8) Lust und Schmerzen des Mitgefühls und des Wohlwollens.

9) Des Hasses. 10) Des Gedächtnisses. 11) Der Einbildungskraft. 12) Der Hoffnung. Endlich 13) der Ideen-Verbindung.

Nichts ist, Bentham's Meinung nach, von üblerem Einfluß, als die irrige Anwendung oder vielmehr der Mißbrauch der Sprache. Die Wörter **Prinzip, Recht, Gewissen** haben fast immer die Wahrheit der Dinge verwirrt. Die **Tugend** ist ein Wesen der Vernunft (!), eine Wesenheit der bloßen Vorstellung (!!), aus der Unvollkommenheit der Sprache entstanden, der Sprache, die sich viel früher bildete, als die Erscheinungen der Seele beobachtet und begriffen waren. Von dem Worte **Tugend** läßt sich keine ordentliche Definition geben. Eine Handlung ist tugendhaft oder lasterhaft nur insoweit, als sie Glück oder Unglück hervorbringt. Die Anwendung des deontologischen Prinzips allein kann uns in den Stand setzen, beim Gebrauch dieser Wörter: **Tugend und Laster**, das Wahre vom Falschen zu sondern. Nach einer genauen Untersuchung wird man finden, daß **Tugend** und Laster nichts sind, als der Ausdruck zweier Eigenschaften: der Einsicht und des Guthandelns und ihrer Gegentheile. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Psychologische Beobachtungen über Träume.

Vom Professor Prevost in Genf.

Die Phänomene des Schlafs gehören theils der Physiologie oder der Medizin, theils der Psychologie oder der Philosophie an; indessen wollen wir sie hier nur von dem letzteren Standpunkt aus betrachten. Die eben ausgesprochene Unterscheidung knüpft sich an die erste Frage, mit welcher Aristoteles seine Abhandlung „Ueber Schlaf und Wachen" beginnt. Er fragt nämlich: „Inwiefern hängen diese beiden Zustände vom Körper oder von der Seele ab?"

Nach dieser Abhandlung folgt ein kurzes Kapitel „Ueber Träume." Der Philosoph sammelt hier, wie er gewohnt ist, zerstreute Beobachtungen, die er durch spekulative Ansichten einander näher bringt und vereinigt. Er findet, daß der unterscheidende Charakter beider Seelen-Zustände in der Intelligenz und nicht in der Sensibilität zu suchen sei. Indem er von den Illusionen des Schlafes spricht, vergleicht er sie mit den optischen Täuschungen, und scheint so eine ganz neue Theorie vorzubereiten, von der wir bald Gebrauch machen werden. Zum Unglück folgt diesem Kapitel bei ihm gleich ein anderes „Ueber das Weissagen aus Träumen."

Der Verfasser schickt als Prinzip voran, daß die Visionen des Schlafes nicht göttlichen, sondern natürlichen Ursprungs sind. Er zögert jedoch damit, über ihren Werth als Vorbedeutungen abzusprechen, und läßt sich auf Unterscheidungen ein, die, nicht hierher gehören dürften.

Die Traditionen älterer und neuerer Zeit enthalten eine Menge solcher Vorbedeutungen, die Bayle mit seinem skeptischen Geiste beleuchtet und würdigt. Nur zu oft haben die Religionen das populaire Vorurtheil unterstützt und den Traumdeutern von Fach in die Hände gearbeitet.

Schon vor dem Griechen Artemidorus, der um die Zeit Antonin's des Frommen lebte, und seine langen gelehrten Träumereien voll Zuversicht hinschrieb, zählte man wohl zwanzig Schriftsteller über denselben Gegenstand. Selbst ein Cicero, ein Plutarch und viele Andere haben an prophetische Träume geglaubt.

Dem Schottischen Philosophen Dugald Stewart verdanken wir eigenthümliche, mit großem Scharfsinn und lebendigem Interesse entwickelte Ansichten über die Phänomene des Schlafs. Da wir gesonnen sind, von seinen Prinzipien einigen Gebrauch zu machen, so sey es uns erlaubt, dieselben summarisch zu wiederholen.

„Ein einziges Vermögen", sagt er, „ist im Schlafe nicht vorhanden, die Herrschaft des **Willens**. Der Wille selbst besteht: in manchem Traume wollen wir fliehen, greifen, erreichen. Man **will**, aber man **kann** nicht. Der Wille hat seine Gewalt über den Körper verloren."

„Eben so ist es mit seiner Herrschaft über den Geist. Im Zustande des Wachens, oder der vollen Thätigkeit, lenkt der Geist seine Gedanken, wie ihm gut dünkt; er verfolgt einen selbstgewählten Gegenstand; er beharrt in derselben Untersuchung, oder er verläßt sie und wendet sich zu einem anderen Studium, auch wohl zu einer Erholung. Diese geistige Herrschaft des Willens ist im Schlafe suspendirt. Der Wille gebietet, aber seine Befehle sind fruchtlos."

„Von welcher Art ist nun diese Herrschaft des Willens? Die Wirkung des Willens auf den Gedanken läßt sich schwer als eine **unmittelbare** begreifen. Man will, man wünscht, man wählt einen Gegenstand nur, wenn dieser Gegenstand dem Gedanken gegenwärtig ist. Wie sollte der Geist von dem Objekte, das ihn eben beschäftigt, unmittelbar zu einem anderen übergehen, das für ihn abwesend ist? Sehr wohl kann man aber einen solchen Uebergang, eine solche Wahl begreifen, wenn man sie **mittelbar** und auf das Vermögen der Association gegründet denkt."

„Keine Idee bleibt isolirt; alle sind unter einander verkettet. Das Portrait erinnert an sein Original; die Stimme an die Gestalt; die Wirkung an die Ursache u. s. w. Diese Associationen vervielfachen sich ins Unendliche und wirken vom Willen unabhängig. Aber der Geist hat die Macht, ihren Lauf zu hemmen, indem er eine dieser Ideen fixirt und dabei verweilt. So z. B. erweckt der Name Newton eine

Menge von Ideen-Familien. Jedes Individuum läßt diejenigen Ideen an sich vorübergleiten, die keine Beziehung zu dem Gegenstand seiner Forschung haben, und verfolgt Eine Idee, die ihm Resultate verspricht. Der Chronolog hält sich an das Zeitalter oder das Leben des berühmten Mannes; der Physiker an die Attraction; ein Dritter an die Infinitesimal-Rechnung; ein Vierter an die Apokalypse u. s. w."

„Die Ideen-Association, ein ganz unwillkürliches Vermögen, wird nicht suspendirt. Sie führt eine Reihe von Erscheinungen an dem Geiste vorüber, die ihn gewissermaßen zum bloßen Zuschauer machen. Sollen diese Erscheinungen aber Träume werden, so müssen sie einen anderen Charakter annehmen. Dann sind sie nicht einfache Erscheinungen mehr; man glaubt an ihre Realität, als ob man im Zustande des Wachens wäre."

„Eine ziemlich kühne, aber sehr begründete Hypothese erklärt dies Phänomen. So oft unserem Geiste das Bild eines abwesenden Gegenstandes vorschwebt, glaubt er, diesen Gegenstand vor sich zu haben; er hat die Ueberzeugung seines Daseyns, eine Ueberzeugung, die fast immer nur momentan, aber von derselben Art und Stärke ist, wie diejenige, welche auf dem Zeugniß der Sinne beruht. Wenn ich bei Nennung eines Freundes die Idee oder das Bild seines Aeußeren, seiner Stimme, seiner Grundsätze habe und ausrufe: „„Ich sehe ihn, ich höre ihn!"" so nehme man diese Worte im eigentlichen Sinn, und sie sagen dasselbe, was sie sagen würden, wenn dieser Freund leibhaftig da wäre. Aber gleich nachher stören mich lebhaftere Eindrücke in meiner Täuschung, und ich erkenne sie durch rasch wirkende Reflexion als eine solche. Reflexionen von dieser Art setzen einen Akt der Aufmerksamkeit voraus, dem die fliegende Kraft des Willens zum Grunde liegt. Nehmen wir nun an, daß der Wille seine Herrschaft über unser geistiges Vermögen während des Schlafes verliert: so erklärt sich zur Genüge, warum wir das Spiel unserer Täuschungen werden, und bloßen Phantasie-Gebilden dasselbe Vertrauen schenken, als hätten sie Realität."

„Wie kommt es nun, daß man einen Traum nach dem Erwachen bald vergißt, bald seiner sich erinnert? Das Gedächtniß hängt mit der Aufmerksamkeit eng zusammen. Je thätiger die Aufmerksamkeit beim Beobachten war, desto tiefer prägt das Beobachtete sich ein. Ein Akt der Aufmerksamkeit setzt das Erwachen voraus. Gesetzt aber, eine Reihenfolge von Bildern würde aus dieser oder jener Ursache unterbrochen, so kann sie ohne Erwachen, oder bei vorübergehendem Erwachen im Gedächtnisse Spuren zurücklassen. Wahrscheinlich resultirt alsdann die Erinnerung aus einem unvollkommenen Schlafe."

Diese Prinzipien, und die daran sich knüpfenden Reflexionen haben mich seit vielen Jahren zur Sammlung von Thatsachen aufgefordert, die alle nur eigne, individuelle Erfahrungen sind. Jeden Traum habe ich in seiner mehr oder weniger bizarren Form, in seinem mehr oder weniger complizirten Ganzen treu stizzirt, und es wird dem Leser nicht schwer werden, jedes Beispiel auf seine Rubrik zurückzuführen.

Einfluß der ersten Eindrücke. Aristoteles bemerkt, daß die Kinder in ihren ersten Lebensjahren nicht träumen, und daß die Träume erst mit dem vierten oder fünften Jahr beginnen (ohne Zweifel muß man hier an das Griechische Klima und an zusammenhängende Träume denken). „In dieser Epoche", setzt er hinzu, „träumen die Kinder sehr lebhaft." Diese Beobachtung könnte man daraus erklären, daß es Kindern in den ersten Jahren schwer wird, den Zustand des Schlafs von dem des Wachens zu unterscheiden; alle Bilder haben für sie gleiche Realität, und es fehlen ihnen diejenigen Unterscheidungs-Mittel, die man aus den Umständen und aus der Reflexion zieht. Sie müssen zwei Schritte nach einander thun; der erste ist eine unbestimmte und unvollkommene Unterscheidung, der zweite eine gewisse Verknüpfung von Erinnerungen, die so viel wirkt, daß man beim Erwachen das Ganze übersehen kann. Dieser letztere Schritt erheischt einige Aufmerksamkeit und Gewohnheit.

Beispiele. Ich war noch wenig über das Alter hinaus, das Aristoteles als Gränze annimmt, als ich von meinem liebsten Freunde etwas Bizarres und Trauriges träumte. Dieser Traum beschäftigte mich so sehr, daß ich ihn niederschrieb — ein Beweis für die Lebhaftigkeit der Eindrücke, welche Träume in so frühem Alter machen.

Fr. Huber, der berühmte Beobachter der Bienen, welcher schon im achtzehnten Jahre das Augenlicht verlor, sagte mir (in seinem 66sten Jahr), er träume niemals von Begebenheiten, welche in der langen Periode seiner Blindheit sich ereignet hätten. Immer versetzten ihn seine Träume in die Zeit, als er noch sehen konnte. Seine ihm so theuere Familie figurirte niemals in späteren Träumen.

Einfluß äußerer Umstände. Man beobachtet allgemein, daß Dinge, die uns während des Schlafes affiziren, in unsere Träume sich einmengen.

Beispiele. Vor einigen Jahren träumte mir, als badete ich mich in einem Flusse, dessen Wasser sehr kalt ist. Dessenungeachtet fühlte ich die angenehmste Temperatur. Ohne Zweifel war es die im Traum gefühlte Wärme des Bettes.

Ein anderes Mal hielt ich im Traum eine Katze auf meinem Arm, die zu meinem großen Erstaunen, mit ihrem Geschrei die menschliche Rede nachahmend, eine Frage beantwortete, die ich liebkosend an sie gerichtet hatte. Beim Erwachen hörte ich das Miauen einer Katze, welches augenscheinlich meinen Traum erzeugte.

Im Oktober 1811 hörte ich träumend eine Frau den faden und kindischen Ton eines Mannes, der mit Affectation redete, nachahmen. Immer wiederholte sie die nämliche Silbe mit dem nämlichen Ton. Ich wurde auf die Länge ungeduldig, und bemühte mich vergebens, den eintönigen Spott zu unterbrechen. Ich flehte, sie möge aufhören; ich rettete mich in ein entferntes Zimmer, allein das alte Weib und ihr fatales Geleier folgten mir überall. Bei der letzten Anstrengung, diesen Ton los zu werden, erwachte ich, und hörte nun die kurzen, wiederholten, monotonen Schläge eines Blechschmidts, die augenscheinlich meinen Traum veranlaßt hatten.

Das folgende Beispiel macht eine Ausnahme von der Regel. Es wurde Jemand im Schlafe eine Verhärtung am Fuße ausgebrannt, die beim Erwachen durchaus keine Erinnerung zurück ließ, und seine, in dieser Nacht angenehmen Träume nicht störte, obgleich der Fuß während der Operation schmerzhaft gezuckt hatte. Es scheint demnach, daß die Seele in gewissen Fällen, wenigstens im Schlafe, so abstrakt seyn kann, daß sie den scheinbaren Empfindungen des Körpers ganz fremd bleibt. Diese Empfindungen sind alsdann rein mechanisch.

Gedächtniß-Träume. Das Gedächtniß, sey es nun aufbewahrend oder die Erinnerung bewirkend, gründet sich ganz auf zwei Vermögen, Ideen-Association und Aufmerksamkeit. Es giebt unwillkürliche Erinnerungen, die von unbewußter Verkettung der Ideen abhangen. Willkürliche Erinnerung ist bald leicht, bald schwer, oft sogar unmöglich. Bei letzterer ist die Aufmerksamkeit im Spiel; ohne direkt zu wirken, findet sie den gesuchten Gegenstand, indem sie eine Idee fest hält, die zu verschiedenen nach und nach sich entwickelnden Ideenketten gehört. Wenn das Vermögen, das wir Herrschaft des Willens genannt haben, im Schlafe nicht existirt, so muß auch jede absichtliche Erinnerung davon ausgeschlossen seyn, während die absichtslose ihr freies Spiel treibt. Im Traume hat man oft eine lange Kette von Erinnerungen. Die folgenden Beispiele beziehen sich auf willkürliche Erinnerung.

Es fehlte mir im Traume ein Wort, das den Begriff Maraudeur ausdrückt. Ich suchte dieses Wort mit Interesse und machte dabei alle diejenigen Operationen, die ich im Zustand des Wachens angestellt haben würde. Alles vergebens. Endlich, nach gewaltiger Anstrengung, fand ich das Wort und — erwachte. Hier scheint der Wille allerdings einige Kraft geäußert zu haben, die aber zugleich meinen Traum zerstörte.

Ein anderes Mal unterhielt ich mich im Schlafe mit zwei Bekannten. Im Verlauf der Unterredung drehte sich Einer von Beiden um und kehrte mir ein fremdes Gesicht zu, das ich eben nicht anreden wollte; ich empfand im Gegentheil eine Art von Widerwillen, und dieser Konflikt der Gefühle ließ mich erwachen.

Vermuthlich ging damals eine Reihe von Bildern an meiner Seele vorüber, und ich war unfähig, dasjenige festzuhalten, welches mich interessirte.

Träume im Halbschlaf. Während des Halbschlafes kann man oft an der Realität seiner Traumbilder zweifeln, ja sogar fast überzeugt seyn, daß man wirklich träumt.

So träumte mir einst, als säße ich an einer großen Tafel und neben einem mir unbekannten Manne. Nach einigen gleichgültigen Phrasen sagte ich diesem Quidam mit halblauter Stimme ein freundliches Kompliment. Er neigte sich zu mir, als wünschte er die Wiederholung meiner Worte. Darüber ungeduldig, sprach ich zu ihm: „Warum soll ich das Gesagte wiederholen? Du bist ja nur ein Geschöpf meines Traumes." Weg war der Traum.*)

Einfluß unmittelbar vorhergehender geistiger Beschäftigungen. Den 26. November 1831. Gestern Abend brachte ich einige Stunden mit Lesung kleiner Aufsätze eines Kindes zu, das mir theuer ist. Mein heutiger Morgentraum hängt mit dieser Beschäftigung zusammen. Er ist folgender. Mehrere meiner Kollegen waren versammelt, um über ein gegebenes Thema Ausarbeitungen zu machen. Ich selbst kam an die Reihe. Das Thema gefiel mir; ich beschäftigte mich damit und hatte den Plan beim Erwachen sehr gut gemerkt. Was mir im Traume Noth machte, war meine Handschrift, und ich versäumte nichts, um leserlich zu schreiben.

Februar 1831. Ich war ganz neuerlich mit zwei berühmten Dichtern, Tasso und Milton, beschäftigt und studirte zur selben Zeit einige Phänomene des Welt-Systems. Demzufolge träumte ich einen poetischen, mit Kosmogonie vermischten Traum. Dieser Traum zeigte mir eine Reihe sehr schöner Bilder aus der Urwelt, unter dem Embleme von Figuren, welche die schönsten Verhältnisse hatten.

Zwischenredner im Traume. Nicht selten verwundert man sich im Traume über Etwas. Es scheint anfangs schwer begreiflich, wie eine Seele über Ideen oder Kontraste, die ihr eigenes Werk sind, in Staunen gerathen kann. Betrachtet man aber das Vermögen der Association, welches derlei Annäherungen erzeugt, etwas genauer, so wird es begreiflich, daß dieses Vermögen, weil es im Schlafe der Herrschaft des Willens nicht unterworfen ist, eine Idee so mit der anderen verketten kann, wie wir bei freiem Gebrauche desselben nicht zu thun pflegen. Ich weiß nicht, inwiefern diese Lösung des Problems auf die Antworten eines Zwischenredners Anwendung findet. Hier wird man wohl unterscheiden müssen, ob die Antwort leicht vorherzusehen ist, oder ob sie nicht in der Ideenfolge des Träumenden liegt. Im letzteren Falle scheint es, daß der Zwischenredende stumm bleiben müsse.

Beispiele. Im Oktober 1831 träumte mir, als säße ich in einer kleinen Gesellschaft, wo man ein in Kapitel abgetheiltes Manuskript vorlas. Das erste Kapitel war „Religion" überschrieben, das andere „Ackerbau". Zu Anfang des letzteren hielt der Leser inne. Ich nahm das Papier und bemerkte, daß das erste Kapitel mit einer Note schloß, die der Leser übergangen hatte. Ich wendete mich gegen ihn und fragte: warum haben Sie diese Note übergangen? Keine Antwort.

---

*) Der Uebersetzer kann nicht umhin, hier einen eigenen Traum mitzutheilen, den er vermuthlich dem Lesen dieser Zeilen verdankte. Schon in der nächsten Nacht entspann sich zwischen ihm und einigen Bekannten ein lebhaftes Gespräch über Träume, worin eben auch von den Träumen im Zustand des Halbwachens die Rede war. Eine der mitredenden Personen sagte: „In einem Schlummertraume bin ich oft so fest überzeugt, daß ich bloß träume, daß ich zuweilen traumend wünschen kann, der Spaß möge noch geraume Zeit fortdauern." — „Kurios", entgegnete der Referent; „es will mich nun beinahe bedünken, als traumten wir Alle in diesem Augenblicke, oder wenigstens ich." Die Angeredeten zeigten große Verwunderung und — verschwanden in einem Nu! Das Ganze war also ein
Mit Zweifeln am Traum
Begleiteter Traum
Vom Zweifeln im Traum.

Ich wiederholte meine Frage mit verstärkter Stimme. Auch das war vergebens. Ich erklärte ihn für taub und — erwachte.

Ein anderes Mal ließ ich im Traum einen Schüler aus dem Lateinischen übersetzen. Plötzlich verstummt er und nimmt Anstand, ein Wort zu wiederholen, das ich ihm eben erklärt habe. Da ich sein Talent und seinen guten Willen kannte, so wunderte ich mich hierüber. All' mein Zureden war vergebens; er schwieg hartnäckig.

Es scheint, als hätte ich seine Antwort vorhersehen und ihm in den Mund legen müssen. Vielleicht war mein Wille nicht stark genug, um das erwartete Wort zu fixiren, und folgte so einer anderen Ideenreihe.

Einfluß des Aberglaubens. Die Ursachen unserer Irrthümer verdienen um so mehr erforscht zu werden, als die Kenntniß der Ursache fast bei jeder Seelen-Krankheit auch das Heilmittel finden läßt.

Der volksthümliche Aberglaube in Betreff unserer Träume verdankt, wie jede andere abergläubische Vorstellung, der Schwäche unserer geistigen Vermögen und dem Mangel an Aufklärung, welche der volle Gebrauch dieser Seelenkräfte erheischt, ihre Entstehung. Diese allgemeinen Ursachen gestalten sich in jedem Individuum, wie es der Individualität zusagt.

Was dem Träumenden vor Allem dazu bestimmt, seinen Traum für übernatürlich zu halten, ist die zufällige Uebereinstimmung des Traumes mit einer späteren Begebenheit. Die Liebe zum Wunderbaren fügt dann gern noch beglaubigende Umstände hinzu. So ging es vermuthlich mit dem berühmten Traume des Lotichius, der die Belagerung Magdeburg's durch Karl V. sehr detaillirt ankündigte. Dieser poetische Traum galt damals für eine unbestreitbare Weissagung, obschon es dem Verfasser gewiß nicht an Muße gefehlt hat, um seinen Traum post eventum noch umständlicher zu beschreiben.

Die Uebereinstimmung einer Thatsache mit einem vorhergehenden Traume kann so beschaffen seyn, daß sie nichts Wunderbares darbietet, es müßte denn ein ganz besonderer Umstand den Träumenden auf Einwirkung einer höheren Macht schließen lassen. Juan Maldonado, ein Spanischer Gelehrter des 16ten Jahrhunderts, arbeitete emsig an einem Kommentar über die Evangelien, dessen Vollendung er nicht zu erleben fürchtete. Er sah im Traume einen Mann, der ihm Muth einsprach und ihm verhieß, er werde das Ende seines Werkes erleben, aber ihm zugleich ankündigte, daß er bald nachher sterben müßte. So kam es auch wirklich. Maldonado beendigte seinen Kommentar und erlag kurz darauf einer plötzlichen Krankheit. Der wundergläubigste Mensch konnte es natürlich finden, daß ein Autor sich im Schlafe mit einem Werke beschäftigte, welches er wachend immer vor Augen hatte, daß er sich schmeichelte, dessen Schluß zu erleben, und daß seine verdoppelte Anstrengung ihn diesen Schluß nicht lange überleben ließ. Ein Umstand machte das Wunder vollkommen und gab dem Traume Celebrität. Maldonado war an einer Krankheit der Eingeweide gestorben, und man sprach von einer Geberde des prophetischen Boten, die, günstig ausgelegt, diese Art von Krankheit prognosticirte. (B. U.)

Rußland.

Literarische Notizen aus Rußland.

Das Juni-Heft der in St. Petersburg erscheinenden „Bibliothek der Lektüre" giebt uns Kunde von nachstehenden Russischen Werken, die im Laufe des vergangenen Mai erschienen und sich durch ihren größeren literarischen Werth vor anderen auszeichnen.

Zunächst erschienen: ein neuer Band Fabeln von dem in der Russischen Literatur als klassisch erkannten Fabulisten Krülow, mit 93 sich darauf beziehenden Zeichnungen, von einer Meisterhand entworfen; der Briefwechsel der Päpste mit den Russischen Czaren des 10ten Jahrhunderts, nach einer in den öffentlichen Bibliotheken Roms neuerlichst aufgefundenen Handschrift und mit unmittelbarer Uebertragung der Original-Dokumente aus dem Lateinischen Texte in's Russische übersetzt; die Aufsuchung und Zusammenstellung dieser denkwürdigen Akten-Sammlung, welche als ein reicher Beitrag jener angedeuteten Russischen Geschichts-Epoche angesehen werden kann, verdanken wir den aufmunternden Bemühungen des verstorbenen Reichs-Kanzlers Grafen Rumänzow; — Briefe eines Herrn von Jakowenko über die Moldau und Wallachei, in welchen er uns die diese Fürstenthümer während der Jahre 1820 bis 1829 betroffenen politischen Ereignisse, vornehmlich die durch den im Jahre 1820 angefachten bekannten Aufstand des Fürsten Ypsilanti ausgebrochene Revolution, in Folge deren ein offener Krieg mit der Pforte ausbrach, mit Interesse und mit Aufstellung vieler bis jetzt noch dunkel gewesenen That-Umstände, die jene Ereignisse herbeiführten, beschreibt; Herr von Jakowenko, bisher als Russischer Beamter bei dem Postwesen in den Fürstenthümern attachirt, ist schon durch seine im Jahre 1828 hier erschienene Reisebeschreibung der Fürstenthümer, gleichfalls in Briefsform verfaßt, bekannt; ferner eine medizinisch-topographische Beschreibung von St. Petersburg, welche nächst einer gründlichen Darstellung der hier herrschenden Hauptkrankheiten und der sie wesentlich veranlassenden Ursachen treffliche statistische und topographische Notizen über die Kaiserstadt enthält; endlich die sämmtlichen Werke des Admirals Schischkow, 16 Bände, in einer auf Kosten des Verfassers veranstalteten sehr eleganten Auflage.

In belletristischer Beziehung ist vor wenigen Tagen ein Roman des Herrn von Gretsch: die schwarze Frau, in vier Theilen, erschienen, über den eine gründliche unparteiische Kritik noch zu erwarten steht; von einem Herrn von Kentschin wird nächstens ein neuer historischer Roman: Graf Obogansky oder Smolensk im J. 1812 — angekündigt. Derselbe hat sich schon durch seine im vergangenen Jahre erschienenen geschichtlichen Erzählungen bei seinen Landsleuten als ein sehr talentvoller Schriftsteller im Fache der Romantik bewährt.

Der für die Förderung literarischer Zwecke unermüdet thätige Russische Buchhändler Smirdin veranstaltet jetzt neue Auflagen von den Gesammtwerken nachstehender Russischen Schriftsteller: des verstorbenen Dichters Batuschkow, in zwei Bänden; Karamsin's, in 18 Bänden; Schukowsky's, in 6 Bänden, welche dieses Dichters gesammte prosaische und poetische Aufsätze enthalten werden; Derschawin's, in 4 Bänden, mit noch einem besonderen 5ten Supplementbande, als erläuternden Kommentar zu seinen Werken, geordnet und entworfen von Herrn von Elowow, nach des Verfassers eigenen ihm in die Hand diktirten Angaben; Barätinsky's, in 3 Bänden; Koslow's, in 2 Bänden; Bestuschew's — unter dem fingirten Namen Martinsky — Erzählungen in 5 Bänden. Diese neuen ehestens erscheinenden Auflagen von sieben in der Russischen Literatur als klassisch erkannten Schriftstellern, über 40 Bände fassend, sind gewiß eine sehr willkommene Erscheinung in der Russischen Literatur, welche im sichtlichen Fortschreiten begriffen ist.

Von den neuesten im Russischen jetzt erscheinenden Uebersetzungen verdienen vorzugsweise die nach der 13ten Auflage des Deutschen Originalwerkes von dem bei der Reichs-Kontrolle attachirten Staatsrath Krülow übersetzten Stunden der Andacht, welche sich bekanntlich von ihrem Erscheinen bis jetzt in vierzehn rechtmäßigen Auflagen eines unglaublich beifälligen Erfolges in allen Landstrichen Deutscher Zunge zu erfreuen hatten, genannt zu werden. Vor einigen Tagen verließ davon der 2te ins Russische übersetzte Band die Presse, dem die übrigen unmittelbar folgen werden. Herr von Krülow hat sich schon jüngst durch seine gelungene Uebersetzung des Jerusalemschen Werkes: Die wichtigsten Wahrheiten der christlichen Religion, als tüchtiger Uebersetzer empfohlen. Nachdem er ein Exemplar seiner Stunden der Andacht Sr. Kaiserl. Majestät durch den Minister des öffentlichen Unterrichts überreichen ließ, hatte er das Glück, aus Höchster Hand ein kostbares Geschenk zu erhalten.

St. Petersburg. B***.

Mannigfaltiges.

— Wer ist der Verfasser des Buchs De imitatione Christi? Unter Katholiken und Protestanten ist das genannte und von frommen Gemüthern so viel gelesene Buch gewöhnlich als das Werk des Thomas a Kempis (d. h. aus Kempen, einem Preußischen Städtchen auf dem linken Rheinufer) betrachtet worden. Aber für Kritiker und Literateren war es längst ausgemacht, daß weder der heilige Bernhard, noch Thomas a Kempis Verfasser dieser Erbauungsschrift gewesen. Die meisten Stimmen, so auch Ebert im bibliographischen Lexikon, hatten sich nun für den Kanzler Nicolaus Gersen entschieden. Die neuesten Untersuchungen des Präsidenten von Gregory (Paris 1833) haben indessen mit großer Gewißheit dargethan, daß der Verfasser jenes Buches der Benedictiner-Abt Gersen gewesen sey. Herr von Gregory entdeckte nämlich im August 1830 beim Antiquar Techener zu Paris ein Manuskript der Imitatio, das dem dreizehnten Jahrhundert anzugehören schien, und auf der inneren Seite der Decke eine Reihe von Namen aus der Familie de Advocatis (jetzt Avogadro) als die der Besitzer. Aus den Familien-Papieren der Avogadro's, die Gregory benutzen konnte, geht hervor, daß jene Handschrift schon im Jahre 1349 im Besitz der Familie war, also nicht von Thomas a Kempis herrühren konnte, der erst im Jahre 1380 geboren wurde. Außerdem spricht 1) die volle Gleichheit der Grundsätze mit der Regula St. Benedicti für die Annahme, daß das Werk einen Benedictiner zum Verfasser habe; 2) das Buch mußte anonym erscheinen wegen der Ordensregel: ne quid praesumat Monachus habere proprium, weshalb auch kein Orden so viele anonyme Schriften zählt als der Benedictinerorden; 3) die Unterschrift: liber abbatis Johannis Gersen findet sich dreimal in einer andern Handschrift des Buchs, welche Herr von Gregory verglichen hat. Also ist der Verfasser des Buchs De imitatione Christi der Benedictiner-Abt Johannes Gersen a Canabaco (jetzt Caraglia), dessen Bildniß sich auch in der Gregory'schen Ausgabe findet.

— Arabische Sprüche. Einem frommen Gebet in der Nacht folgt ein glücklicher Tag. — Frage nicht, wer er sey, den Menschen, der deine Bruderliebe verlangt. — Dem gelingen seine Anschläge nicht, der auf einen Anderen, als Gott, sich verläßt. — Härter trifft vom Freund ein Schlag, als zwei von einem Fremden. — Was das Herz verschließt (Geiz), ist viel ärger, als was die Hand verschließt (Armuth). — Für zwei Feinde ist selbst die Welt ein zu enger Wohnplatz. — Kurzen Hoffnungen folgt langes Bedauern. — Ungerechtigkeit verdeckt, wie eine Wolke, das Sonnenlicht des Glaubens. — Der Zufriedene ist ein König, der König aber ist der Schatten Gottes auf Erden. — Hast du einen Feind, so suche ihn in dir selbst. — Widerstehe nur dir, so wirst du auch Frieden haben. — Ein Baum ohne Wurzeln kann nicht zur Vollkommenheit gelangen. — Das Gute am Uebel ist ein Uebel für das Gute. — Ehrst du deinen Vater, so wird dich dein Sohn auch ehren. — Ein Herz ist schwer, wenn es voll ist. — Das Wort Gottes ist Arznei für die Seele. — Der Neidische wird hinlänglich durch seinen Neid bestraft. — Das einzige Reich, das nie untergeht, ist das der Wissenschaft. — Die Gesellschaft der Weisen hat Aehnlichkeit mit dem Paradiese. — Wo das Wasser gut ist, da drängt sich der durstige Hause. — Glaubst du, daß Gott deinen Segen verdoppeln werde, wenn du deinen Nebenmenschen nicht auch davon gönnst? (History of Mohammedanism.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Montag den 14. Juli 1834.

Türkei.

Türkische Erzählungen von Nasseretin Chodschah.

Die folgenden Geschichtchen sind aus Nasser eddin Chodschah (gewöhnlich Nasseretin genannt) entnommen. Dieser launige Schriftsteller hat in Türkischer Sprache Erzählungen abgefaßt, unter denen sich gar manche durch Ergötzlichkeit und Originalität auszeichnen. Der Stil des Nasseretin ist im Allgemeinen einfach und natürlich, und besitzt die dem Erzähler so unerläßliche Gabe der Anmuth. Unter den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Paris befindet sich die Sammlung seiner Erzählungen, welche durch den ganzen Orient beliebt sind. Mitten unter den höchsten Unwahrscheinlichkeiten und Ungezogenheiten, von denen das Buch wimmelt, finden sich äußerst feine und geistvolle Züge. Die erste der von uns hier mitgetheilten Geschichten kann diesen unseren Ausspruch begründen, und ist gewiß die geistreichste Persiflage auf die orientalische Gerichtspflege.

I. Er hat nicht für Dich, nicht für ihn, sondern — für mich gesungen.

Eines Tages reisten zwei Türken zusammen, und, von der Anstrengung ermüdet, setzten sie sich am Fuße eines Baumes nieder, um auszuruhen. Ein Vogel, der sich auf einen Ast gesetzt, gewahrte sie und fing zu singen an. Der eine der Reisenden rief sogleich: „Er hat für mich gesungen!" — „Nicht für Dich!" rief sein Gefährte, und sie stritten endlich so lebhaft, daß sie beschlossen, vor Gericht ihre Sache zu behaupten. Sie treten in den Gerichtssaal; der Erste nimmt das Wort, setzt den status causae auseinander und spricht zum Kadi: „Mache, daß er für mich gesungen habe!" und, um sich ihm geneigt zu machen, schenkte er ihm zwanzig Piaster. Jetzt trat der Andere hervor. „Herr", sprach er, „laß' ihn doch für mich gesungen haben!" — und gab dem Kadi vierzig Piaster. Hierauf traten Beide ab, sehr unruhig über den Ausgang ihres Prozesses. Der Richter, der sie gehen sah, schickt einen Tschausch (Gerichtsdiener), um sie zurückzubringen. Dieser rief ihnen zu und führte sie vor den Kadi. „Laßt uns den Gegenstand Eures Streites erwägen!" sagte der Kadi zum Ersten. Dieser sprach: „Mein Herr! wir reisten zusammen. Ein Vogel, der auf einem Zweige saß, bemerkte uns und fing zu singen an. Nun wissen wir nicht, für wen von uns Beiden er gesungen!" — Sprach's, und verneigte sich hochachtungsvoll. Da erhob der Kadi sein Haupt und rief mit mächtiger Stimme: „Nicht für Dich, nicht für ihn — er hat für mich gesungen!" — Und, nachdem er diesen Ausspruch gethan, entließ er sie.

II. Bis so weit lieb' ich meinen Schach; aber darüber hinaus lieb' ich mein Leben.

Unter der Regierung des Sultan Murad lebte ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, der mit der größten Zierlichkeit und Gewandtheit sich auszudrücken wußte. Er hieß Indschili Tschausch. Einstmals ward er als Gesandter an den Hof des Schachs von Persien geschickt. Kaum hatte er den Persischen Boden betreten, als man sich beeilte, dem Könige die Kunde von der Ankunft des Gesandten von Konstantinopel mitzutheilen. Er ward in ein prächtiges Wirthshaus gewiesen, das ganz eigens für ihn eingerichtet worden war: kurz, der Monarch hatte befohlen, daß man dem Gesandten mit aller seiner Würde gemäßen Aufmerksamkeit und Achtung entgegenkomme. Drei oder vier Tage nach der Ankunft begab sich der große Schach — wie es hieß, um die Lustbarkeiten einer Jagd-Partie zu genießen — in ein prächtiges Landhaus, wohin er den Indschili Tschausch einlud. Nicht weit von diesem Orte befand sich ein breiter tiefer Graben. Nach einigen Minuten interessanten Gespräches wandte sich der Monarch an seine Hofleute, mit den Worten: „Wer mich am meisten liebt, der springe über diesen Graben!" — Kaum hat er ausgesprochen, so stürzen in hastiger Eil' alle Hofleute los und rufen: „Wir lieben Euch Alle!" — In ihrem hitzigen Eifer hatten sie sich vielfach beschädigt; der Eine brach den Arm, der Andere das Bein, ja, Mancher büßte seine Ergebenheit mit dem Leben. — Endlich verläßt auch der Gesandte seinen Platz, bereitet sich gehörig vor, hebt seinen Kaftan auf und tritt eine bedeutende Strecke vom Graben zurück. Alle Zuschauer denken nicht anders, als daß Indschili Tschausch auch seinerseits seine Anhänglichkeit an den Schach zu zeigen bemüht, den Graben unbedenklich überspringen würde. Wirklich fängt der Gesandte mit großer Schnelligkeit zu laufen an, und, endlich am Rande des Grabens angelangt, hält er stille. „Nun, so springt doch!" rief der Schach. Indschili Tschausch aber wandte sich gegen die Versammlung mit den Worten: „Bis so weit lieb' ich meinen Schach; aber darüber hinaus lieb' ich mein Leben!"

III. Wenn man Euch sagt, daß auch nur ein einziges Stück nicht zerbrochen sey, so glaubt es nicht.

Unter der Regierung der ersten Chalifen lebte zu Bagdad ein sehr geiziger Kaufmann. Er pflegte immer sein Gepäck sich tragen zu lassen, ohne dem Träger etwas dafür zu bezahlen. Eines Tages versprach er einem Lastträger zehn Paras, wenn er ihm einen Korb mit Porzellan-Geschirre trüge. Unterwegs sagte er zu dem Menschen: „Lieber Freund! Ihr seyd jung und ich bin alt; Ihr könnt noch viel verdienen. Lasset doch von dem Lohne einen Para herunter!" — „Sehr gern!" sagte der Lastträger. So kam er an die Thür seines Hauses, und hatte dem Lastträger endlich so viel abgehandelt, daß er nur noch einen einzigen Para zu bekommen hatte. Endlich, wie sie auf der Treppe waren, sagte er: „Wenn Ihr auch noch diesen Para nachlasset, werde ich Euch drei gute Regeln sagen." — „Es sey!" sagte der Lastträger. — „Wenn man Euch sagt, es sey besser, hungern, als den Magen voll haben, so glaubt es nicht; wenn man Euch ferner sagt, Armuth sey dem Reichthume vorzuziehen, so glaubt es nicht; und sagt man Euch endlich, es sey bequemer, zu Fuße zu gehen, als zu reiten, so glaubt es auch nicht!" — Der Lastträger, hierüber betroffen, entgegnete: „Mein Vater! sind das Eure Regeln? Das weiß ich Alles schon sehr lange. Ich habe Euch zugehört, ohne Euch zu unterbrechen; jetzt ist's an Euch, mich anzuhören. Ich habe Euch einen Rath zu ertheilen, den Ihr noch nie gehört!" — Bei diesen Worten dreht sich der Kaufmann um nach ihm, um seine Worte zu hören. Der Träger macht eine Bewegung und läßt den Korb die Treppe herunterfallen. — „O, mein Vater! wenn man Euch sagt, daß auch nur ein einziges Stück nicht zerbrochen sey, so glaubt es nicht!" — Sprach's und überließ den Geizhals seiner Verzweiflung.

England.

Bentham's Deontologie.

(Schluß.)

Diesen Grundzügen der Moral folgt eine Uebersicht des Prinzips der größtmöglichen Glücks-Erhöhung, sein Ursprung und seine Entwickelung — eine Arbeit, die, nach Bentham's Papieren, vom Herausgeber, Herrn Dr. Bowring, herrührt, und die Entwickelung des Nützlichkeits-Prinzips von Horaz an: Atque ipsa utilitas justi prope mater et aequi — und bis David Hume, der das Nützliche als Prinzip aufgestellt, bis auf Hartley, Helvetius, Priestley, der im Jahre 1768 seinen Versuch über die Regierung herausgab. In diesem Werke erklärt Priestley: das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl für den einzigen gerechten und vernünftigen Zweck einer guten Regierung. „Dies Buch", sagt Bentham, „war für meine Prinzipien der allgemeinen und besonderen Moral entscheidend; ich ergriff die Formel und das Prinzip, die seitdem durch die ganze civilisirte Welt ihre Wanderung gemacht haben. Entzückt, wie Archimedes, als er das Grundgesetz der Hydrostatik entdeckte, rief ich aus: Ich hab's gefunden! Damals dachte ich noch nicht an das Correctiv, das ich mich später, nach reiferer Erwägung, gezwungen sah, jenem Prinzipe hinzuzufügen." Dies Correctiv war das Wort und das Prinzip: Nutzen. Im Jahre 1822 machte Bentham zum ersten Mal von jener Formel: das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl — Gebrauch.

Der zweite Theil vorliegender neuen Ausgabe ist der Anwendung der im ersten Theil auseinandergesetzten Prinzipien gewidmet. Herr Dr. Bowring bemerkt, daß das Material dieses Theiles meist aus Fragmenten bestanden, die, auf kleine Stückchen Papier hingeworfen, in der Begeisterung des Moments niedergeschrieben sind, ungeordnet und ohne irgend eine Art von Plan. Die Moral Bentham's giebt uns den Schlüssel zum Verständniß seiner Gesetzgebung. Wenn wir früher seine Werke betrachteten, mit allen ihren Vorzügen und Unvollkommenheiten, so empfanden wir immer nur zu gut, wie unserem Urtheil die gehörige Sicherheit fehlte. Jetzt ist Alles klar, jetzt steht Alles fest.

Wie sollten wir auch einen Mann nicht begreifen, der frei und offen sagt: „Es giebt kein Recht, es giebt keine Gerechtigkeit, es giebt keine Pflicht. Bisher haben falsche Ausdrücke und falsche Ideen geherrscht; es giebt nur Eine wahrhafte Grund-Idee, in welche alle andere zurückgehen, die des Nützlichen; es giebt nur Einen Zweck, der zugleich das Criterium aller menschlichen Handlungen ist, das Glück; die tugendhafteste Handlung ist diejenige, welche die größte Summe von Glück hervorbringt." Und nicht nur sind diese Prinzipien aufgestellt,

sondern auch mit der äußersten Strenge und Feinheit, durch alle Verzweigungen menschlicher Thätigkeit angewandt, durchgeführt.

Zu seinem Auftreten gegen die Civil- und Kriminal-Gesetzgebung und den Rechtsgang, welche in Europa in Kraft sind, wurde Bentham durch das Schauspiel, das sich in England seinen Augen darbot, veranlaßt, und hierzu war ihm sein Vaterland der unmittelbare Beweggrund.

Was aber sein Leugnen des Rechtes selbst, der Pflicht und der moralischen Gerechtigkeit betrifft, so wurde er hierzu durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts geleitet; sein Ausgangs-Punkt war Helvetius, dessen Schriften ihn besonders anregten, und so sagte er, wie Brutus, zur Tugend: Du bist nur ein Wort.

Als das Christenthum in der Welt erschien, da wandte es sich vor Allem an den Glauben der Menschen; seinem Worte zu glauben, war sein Gebot, und obgleich es die Vernunft nicht leugnete, zog es ihr doch den Glauben vor. Es wäre ungerecht, zu behaupten, das Christenthum habe die Vernunft unterdrücken wollen; aber seine Verbreiter, Sankt Paulus obenan, arbeiteten darauf hin, sie dem Glauben zu unterwerfen; sie überwiesen ihr das Geschäft, die Objekte des Glaubens zu erläutern, das heißt in seinem Dienst und völlig abhängig von ihm. Aber die Unabhängigkeit ist in der Natur der Vernunft selber begründet, und um zu leben, muß sie ihr eigenes Gesetz seyn; sie stand auf, dem Tode zu entgehen, und schuf sich ein Daseyn und ein Geschick durch eine rationalistisch-idealistische Philosophie, deren erster Urheber Descartes ist, und deren glorreiche Fortsetzer Spinoza, Kant, Rousseau, Fichte, Hegel und Schelling sind. Die rationalistisch-idealistische Philosophie des neueren Europa beruht auf der Besitz-Ergreifung des absoluten Rechtes der Vernunft.

Ingleichen hatte das Christenthum, wie es sich mit Macht an den menschlichen Glauben wandte, ihm die Glückseligkeit nach dem Tode verheißen und eine selige oder qualvolle Unsterblichkeit als Ziel gesteckt. Man kann nicht sagen, daß es dem irdischen Glücke hartnäckig feindselig gegenübersteht und die Herrlichkeiten einer glänzenden Bildung als Ursache zu einer künftigen Verdammung ansieht; — denn wir dürfen nie eine Lehre nach den Verfälschungen, die sie erleidet, beurtheilen. Dennoch ist es gewiß, daß das Christenthum sich mehr mit dem Himmel, als mit der Erde beschäftigte, und daß die durch sein Wort verheißene Unsterblichkeit ihm als hinreichende Entschädigung für das Elend und die Entbehrungen hienieden erschien. Als aber Europa eine Zeit lang die Unabhängigkeit der Vernunft gekostet hatte, fing es auch an, seine Gedanken auf das Glück zu richten. Die Menschheit begann, über diesen wichtigen Gegenstand, der zu sehr durch das Christenthum in den Hintergrund gerückt war, zu sinnen und nachzuforschen. Es war besonders im achtzehnten Jahrhundert, daß der Gedanke der Glückseligkeit sich mit Macht in den Geistern geltend machte; — seit hundert Jahren hatte sich die Vernunft frei entwickelt. Da, im Gegensatz zum Christenthum, welches die Erde über den Himmel vergessen, vergaß die Philosophie den Himmel über die Erde; und die Glückseligkeit hienieden, die unmittelbare wirklich gegenwärtige, wurde ihr einiges Ziel und Bestreben. In solchem Sinne suchten Hume, Hartley, der Marquis Mirabeau, Helvetius, Priestley, Condorcet, Bentham die Bedingungen des Wohlbefindens und der menschlichen Glückseligkeit. Es sollte einem unwiderstehlichen Gesetze unserer Natur gehorsamt werden, für dessen Anerkennung endlich die Zeit gekommen war. Seit einem Jahrhundert erhebt sich nun von der Erde ein ungeheurer Schrei um Glück; so oft dieser Schrei sich verdoppelt und sich hören läßt, heißt man ihn eine Revolution. Der Mensch will glücklich seyn; er denkt, daß seine Anlagen ihn zu einer glücklichen Bestimmung berechtigen, und er erkennt in der irdischen Glückseligkeit die natürliche Belohnung der Kraft und des Genies. Dieser Durst nach Glückseligkeit ist so heiß, als im Anfang des Christenthums der Durst nach Unsterblichkeit war; er verzehrt alle Welt, Einzelne begeistert er.

Bentham machte sich zum Ordner all' dieses Dranges nach Glück, der um ihn herum laut geworden; seine historische Grundlage war England, seine metaphysische war Locke, seine moralische Helvetius; die Zeit seines Auftretens war die Französische Revolution. Da, als ausschließlicher Gesetzgeber des Nützlichen und des Glückes, verwirft er gleichmäßig alle übrigen Ausdrücke und Formeln. Die Idee des Rechts erscheint ihm als ein unglückseliger Irrthum und als der unversöhnlichste Feind der Idee des Nutzens; er verwirrt und verwechselt die Natur des Rechts mit den unvollkommenen und erlegenen Nachbildern desselben, und verwirft sie als eine Haupttäuschung. Die Wörter Gerechtigkeit, moralische Prinzipien, natürliche Billigkeit werden ebenfalls verworfen, so ängstlich ist er in seiner Furcht vor Täuschung, so beharrlich in seiner ger-den Verfolgung des materiellen Glückes. Er erfaßt die Sache der Glückseligkeit mit demselben Eifer, wie die ersten Christen den Gedanken der Unsterblichkeit; der heilige Augustinus verwünscht die Freuden dieser Welt, der unreinen Babel, nicht heftiger und leidenschaftlicher, als Bentham alle Gedanken, die beim Nützlichen in keinen Betracht kommen, unbarmherzig verdammt; er verwirft sie ohne Gnade.

Diese glänzende mächtige Erscheinung der Idee des Glücks und des Nützlichen war in der Wissenschaft der Gesetzgebung nothwendig. Sie trat zur gehörigen Zeit in der Mitte zwischen den historischen Traditionen der Europäischen Jurisprudenz und dem demokratischen Spiritualismus Rousseau's und der Französischen Revolution auf; sie zeigte der Vergangenheit, was sie zu sehr verkannt und vernachlässigt hatte, und der revolutionnairen Zukunft, was erreicht werden müsse.

Bentham ist einer der nützlichsten Menschen für das Geschlecht gewesen; ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, großgesinnt mit dem Elend der Menschheit beschäftigt, sich zum Gedanken des Glückes Aller und eines Jeden erhebend — „das Glück des Schlechtesten aller Menschen", sagt er in seiner Deontologie, „macht einen eben so integrirenden Theil in der Gesammtmasse der menschlichen Glückseligkeit aus, als das des besten Menschen" —, ist er zur rechten Zeit erschienen, hat mit Kraft ein heilsames Werk vollbracht, und in rastloser Mühe und seltener Fruchtbarkeit mit seinem Nützlichkeits-Prinzip (oder: der socialen Wissenschaft, science sociale) das ganze Feld der Wissenschaft menschlicher Gesellschaftung umgepflügt.

Als Neuerer will Bentham nichts von der Geschichte wissen und verschmäht sie; eine tiefe Geringschätzung des Alterthums und eine unendliche Hoffnung von den zukünftigen Geschicken der Menschheit charakterisiren ihn; das Bewußtseyn des Menschengeschlechts über sich selbst ist für ihn nur ein Buch des Irrthums; auch hat er es selten aufgeschlagen und immer schlecht verstanden und schlecht gelesen.

Seinem Prinzip des Nützlichen zufolge, sind die idealen Vermögen des Menschen und des Geschlechts für ihn nicht vorhanden; das Glück, das er sucht, schwindet unter seinen Händen, weil er die Natur verstümmelt; es fällt ihm nicht ein, daß der Mensch und die Menschheit Glückseligkeit in der Idee der Unsterblichkeit finden, in der Idee des politischen Rechts, in dem Aufruf, den die Beredsamkeit an die Leidenschaften richtet, in dem Schwung, den die Poesie der Einbildungskraft und der Seele giebt; aller Ehrgeiz und alle Fähigkeiten der Menschheit gehen über die Art von Glück hinaus, womit sich Bentham begnügt.

Auf dem Punkt, wo der berühmte Engländer die Wissenschaft der Gesetzgebung gelassen hat, verlangt diese Gesetzgebung, um neue Bahnen zu durchmessen, heut zu Tage eine Geschichte und ein System. Man muß die Geschichte schreiben, bevor man das System entwirft; aber das System darf nicht aus den einzelnen Stücken der Geschichte zusammengesetzt werden.

Die Geschichte der Gesetzgebungen schreiben, heißt, das Bewußtseyn der Menschheit über sich erneuern, ihre Erinnerungen und Ueberzeugungen rekonstruiren, die Eindrücke, die ihr die Vergangenheit zurückgelassen hat, wahrer und lebendiger machen, und aus dem menschlichen Geschlecht durch die Kenntniß seiner selbst einen Menschen bilden, der reif für alle Größe und für alle Fortschritte ist.

Ein System der Gesetzgebung entwerfen, heißt, der Macht der Menschheit eine Form geben, die übereinstimmt mit den Erinnerungen ihrer Vergangenheit, mit der gegenwärtigen Entwickelung aller ihrer Anlagen und Fähigkeiten, mit allen den fortschreitenden Keimen, die in der Zukunft an's Licht treten sollen; heißt, das aus der Wissenschaft herauszieben, was alle Formen erfüllt, was Philosophie, Kunst, Geschichte, Medizin, Physik, Theologie, Moral, Physiologie ist; heißt, sage ich, das echte Leben der Menschheit gewinnen.

Der Baumeister, der diese Geschichte und dies System bauen wird, ist das neunzehnte Jahrhundert; er kann nie genug Arbeiter haben; Alle sollen kommen, denn Alle sind berufen.

Die menschlichen Staaten-Gesellschaften befinden sich gegenwärtig in dem Falle, daß sie entweder durch die Wissenschaft und die Ideen zu großen Bestimmungen gelangen oder untergehen müssen. Da einmal die Europäische Vernunft, nachdem sie die Bestimmungen des christlichen Glaubens selber als Anhalt ergriffen, sich das Ziel gesteckt hat, alles Menschliche zu begreifen und zu leiten, hat sie keine andere Aufgabe, als die Verfolgung dieses Zweckes; seit dem zwölften Jahrhundert liegt sie im Argen entweder und irrt oder soll endlich triumphiren. Sie drangt nach einer unendlichen und vollständigen Auflösung aller Gegensätze hin, in der sich die Identität der Religion und des Rechts darstellen soll, die Vereinigung des Rechtes und des Glückes, der dreifache Bund des Rechtes, des Glückes und der Unsterblichkeit, der seine Wurzel und sein Leben in einer neuen Einheit gefunden. Ist es nicht, als ob sich die Nationen in diese ungeheure Arbeit, wie nach einem geheimen Uebereinkommen, nach Trieb und Neigung getheilt hätten? Das materielle und positive Glück scheint bis jetzt das Haupt-Augenmerk des ruhmreichen und comfortablen Englands gewesen zu seyn; mehr als jeglichem anderen Volke gehören ihm die großen Fortschritte der Industrie und die weisen Theorieen der Staats-Oekonomie. Deutschland — (nichts ist für Frankreich wichtiger, als mit sorglicher Genauigkeit die charakteristischen Züge der Deutschen Bildung kennen zu lernen, und von allen Seiten her muß es die verschiedenartigsten Schilderungen derselben vernehmen; je mehr heut zu Tage über Deutschland geschrieben wird, desto mehr wird der geistige und friedliche Verkehr zwischen beiden Völkern erleichtert werden. In diesem Sinne bereiten wir gegenwärtig ein Werk vor, welches die moralische und politische Bildung Deutschlands zum Gegenstand haben und unter dem Titel: „Jenseit des Rheins", erscheinen wird) — Deutschland, das Vaterland des Rationalismus und des Idealismus, hat dem glühenden Drange nach Unsterblichkeit die Macht seiner Intelligenz geliehen und den erhabenen Schwung eines tiefen und ernsten Denkens, dem die Erde nicht genug war. Frankreich will durch verständig-logische Erörterung, wie durch aufopfernde Hingebung, Recht und Vernunft in die menschlichen Angelegenheiten bringen. Nun vermischen sich die Geschäfte und Erwerbungen der Nationen mit einander und tauschen sich gegenseitig aus; London und Paris schicken sich kostbare Kunden; Edinburg liest und kritisirt die von Weimar und Berlin ausgegangenen Bücher; Straßburg und Paris lernen Deutschland mehr und mehr schätzen, und Deutschland ist immer achtsam, immer aufmerksam auf die Ideen und Ueberzeugungen Frankreichs. So bereitet sich langsam das neue System der Europäischen Vereinigung vor, das über den alten Zwiespalt triumphiren soll. Die Arbeit wird lange dauern, weil sie universell seyn muß, weil sie alle Elemente der menschlichen Natur umfassen, alle Völker der historischen Welt umbilden muß. Wer wollte hier fehlen? wer sich dieser ungeheuren, aber nothwendigen Aufgabe versagen? Jedes Volk, jeder Mensch muß hierzu das Seinige beitragen; es giebt keine andere Weise, die Menschheit zu lieben, als wenn man der Sache der Ideen und der Wissenschaft seine Dienste weiht. Wenn seit vier Jahren das Bild der Französischen Freiheit sich zu verfinstern scheint — scheuen wir uns nicht, dies Dunkel, das sich zerstreuen kann, der Vernachlässigung zuzuschreiben, mit der die Regierung

und die Opposition die Ideen behandelt haben. Auf der einen Seite hat man in einer revolutionnairen Stellung unbeweglich stehen bleiben, auf der anderen Revolution auf Revolution häufen wollen; diese beiden Irrthümer haben den Bürgerkrieg erzeugt. Der Bürgerkrieg in den Straßen ist ein entsetzenvolles Unglück; die Unbeweglichkeit in den Gesetzen und Institutionen ist eine Schmach der Vernunft, die der Menschheit stets Jammer und Weh bereitet. Hoffen wir, daß die gemeinsame Noth des Vaterlandes das Verlangen bei uns erwecken wird, die Ausgleichung so vieler Irrthümer und Uebel von den Ideen und Prinzipien zu fordern; erwarten wir von keiner Regierung eine nützliche Bewegung, wenn sie nicht von einem verständigen und durchgreifenden Systeme beseelt ist; und gestehen wir eben so wenig einer Opposition wahre Stärke und wahres Leben zu, die nicht dem herrschenden von ihr bekämpften Systeme ein anderes entgegenzustellen vermag, das einen höheren Fortschritt und einen reicheren Quell des Glückes in sich enthält. Verzweifeln wir nicht; es ist unmöglich, daß die Nation, die für die geistreichste der Welt gilt, sich durch Geringschätzung der Ideen muthwillig zu Grunde richten sollte. E. Lerminier.

Bibliographie.

Faust papers. (Kritische Bemerkungen über Goethe's Faust und seine Englischen Uebersetzer.) Von Dr. W. H. Koller. 6 Sh.

Ladie's botany. (Populaires Handbuch der Botanik.) Von John Lindley. 16 Sh.

The revenue and expenditure of the united kingdom. (Großbritaniens Einnahme und Ausgabe.) Von Sam. Wells. 15 Sh.

Gaisford's Sophocles. 15 Sh.

Frankreich.

Pariser Herren-Moden.

Kein Mode-Artikel.

Nimmt man die Mode in der Bedeutung, wie sie im gemeinen Sprachgebrauche aufgefaßt wird, denkt man dabei an alle ihr als eigenthümlich zugeschriebene Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit, wo wollte man dann ihre Existenz anders aufweisen, als in den Modebildern der ihr gewidmeten Journale? Aber diese beständigen Kleider-Revolutionen, dieser ewige Hutformen-Wechsel, diese Westen-Proclamationen, diese Pantalons-Verbannungen und Wiedereinsetzungen: sind sie es wirklich, die die elegante Welt alle Woche zu bestimmten Tagen in Bewegung setzen und erschüttern? Oder sollte nicht vielmehr alles dies nur die Darstellung der Geschichte einer längst vergangenen Zeit, ein Register von Thatsachen aus dem Reiche der Phantasie, eine in steetem Wechsel begriffene Theorie ohne Anwendung seyn?

Wir sind sehr geneigt, das Letztere anzunehmen. Denn in der That wäre kein Schneider im Stande, so vielerlei Kleider zu verfertigen, als die Modeblätter Muster dazu liefern. Und könnte man dem Journalisten dies etwa als seine Schuld anrechnen wollen, daß zwei Blätter mit Zeichnungen, Musikalien, Lobeserhebungen und einigen aus anderen Journalen gestohlenen Miscellen schneller gemacht werden, als Ein Oberrock!

Daß die Mode so sehr schnellfüßig sey, das ist ein leerer Wahn, den nur noch die Städte in der Provinz hegen, ein Phantasiegebilde, dem man in Kalkutta, in Buenos-Ayres Glauben verschafft, damit die Waaren-Vorräthe der Pariser Moden-Fabrikanten um so leichter Abgang finden. In dem Eydemeren-Leben, das seit einem Vierteljahrhundert unser Loos ist, hat ein politisches System keine so lange Dauer als der Schnitt eines Rockes. Eine Hut-Façon verschwindet nicht so schnell, als eine Süd-Amerikanische Regierungsform.

Die Mode ist, nach unserer Meinung, nicht eine schwindlige, kapriziöse Erscheinung, nicht eine in leeren Dünsten schwebende Narrin, die von den eitlen Tages-Ereignissen hervorgerufen und wieder verscheucht wird, nein, es ist eine bewundernswürdige Logik, die sie beherrscht, die sie den Bedürfnissen der Zeit gemäß erschafft, und wenn sie bisweilen auch gegen die Regeln des Geschmacks verstößt, so findet man in ihr doch stets eine gewisse Ordnung und Ruhe.

Durch ihre früheren Excesse gebessert, hat sie nun auf alle ihre Cadegans, auf ihr Opferbaar, auf ihre Hundsohren, auf die Häze à la Paméla und auf die Kleider à la Grandison verzichtet; und sollte man ihr etwa noch die Bolivars, die Morillos und die mannigfachen Variationen der Hutformen, die alle acht Tage erneuert wurden, sollte man ihr die Restaurations-Kleider à la russe, à l'anglaise zum Vorwurf machen? Auch einige neuere wandelbare Spielereien dürften ihr nicht angerechnet werden. Man kann es mit gutem Gewissen behaupten, die Mode hat an jenen Westen mit den über die Brust zurückgeschlagenen Winkeln, an den Röcken mit viereckigem Schnitt, mit abstehendem Kragen, mit weiten Schößen nicht den geringsten Theil; sie weiß nichts von den dichten in Hasenebrot zugespitzten Halsbinden, noch von dem platten Haar à la Buridan, noch von jenen ausgefaserten flockigen mit Sammetband umlegten Filzhüten; kurz die Mode ist es nicht, die jene theils mittelalterliche, theils neuere, theils constitutionnelle, theils republikanische, theils moderne und Neu-Französische Physiognomie herbeigerufen, deren Schöpfer wir in unseren Theatern versammelt sehen.

Es zeichnen sich noch viele Individuen, je nachdem es ihnen gut dünkt, durch besondere äußere Abzeichnungen aus, wie eine Weste aus Rosa-Atlas, eine dreifarbige Kleidung, eine Nadel mit einem H und einem V; Andere ziehen eine Lilie mit einem dazu passenden Symbol vor; noch Andere tragen einen Eremitenbart. Je nun, so lasse man doch Jedem seine Launen und Capricen, die der wahren Mode ohnehin keinen Abbruch thun können.

Wir dürfen behaupten, daß es keine politische Moden mehr giebt. Die im alten Stil sogenannte eigensinnige Göttin, die bürgerliche Mode, vernichtet nur langsam ihre Werke, sie verschlingt nur äußerst selten ihre eigenen Kinder. Noch jetzt lebt der runde Hut und der Rock, die sie uns schon seit einer ziemlich langen Zeit überliefert. Man weiß, daß unsere gegenwärtige Tracht, einige unbedeutende Spielereien abgerechnet, weder von gestern noch von vorgestern herrührt.

Welches ist der Charakter dieser modernen Tracht? Dies wollen wir hier untersuchen. Wohlbekannte Revolutionen haben die Gold- und Silberstickereien, die Rundschnur-Schleifen und den Silber-Flitter des achtzehnten Jahrhunderts zerrissen, zerschmelzen und zertrümmert. Der Mensch legte ein einfaches Kleid an; allmälig wurde der tuchene Rock allgemein und zum Bedürfniß, wie das Brod; bald setzte man auch den runden Hut auf; der Tuchrock und der runde Hut vermählten sich mit einander; der steife Cylinder-Hut zog den Verfall aller Eleganz herbei, er versetzte dem Kostüme den Todesstoß; seine Zerstörungen sind unberechenbar, zu vergleichen mit denen, die das Mahagoni unter den alten Möbeln angerichtet; er war es, der den schwarzen Rock und das weiße Halstuch nach sich zog, die uns gleichsam zu einem Volke von Gerichtsschreibern und Gerichtsboten umgewandelt. Man schreibt gewöhnlich das Verschwinden der Stiefeln mit Schäften den durch die Russen eingeführten Pantalons zu; allein wir erkennen nur den runden Hut als den Urheber dieser Erscheinung an. Hat man einmal einen runden Hut auf, so kann man dazu eben sowohl eine Weste, eine Blouse, oder gar einen Sack, als auch einen Rock tragen. Der runde Hut ist zu Allem fähig.

Diese grausame, unbequeme Erfindung, eine Zwillingsschwester der militairischen Tschakos, lastet noch schwer auf der gegenwärtigen Tracht, die sie abplattet, verrenkt und lange in ihre dürftigen begränzten Formen gebannt halten wird.

Die Engländer, denen man diese barbarische und was man auch immer dagegen sagen mag, wenig ökonomische lächerliche Tracht zur Last legt, sie sollen sich durch eine frische, rege Aufmerksamkeit für den Geschmack und die Eleganz, von diesem Vorwurfe frei zu machen suchen, sie, die so reich, so voller Geld und so unermüdlich in ihren Erfindungen von bizarren Trachten, und neuen Dampfwagen sind, sie, die für die Rechte der Individualität so viel Achtung haben, daß man in den Straßen London's in Kleider-Formen und Farben einhergehen kann, in denen man in Paris das Leben auf's Spiel setzen würde. Allein von dieser Seite läßt sich die Wiedergeburt des Kostümes nicht erwarten. Die Englischen Moden verfallen immer mehr in eine steife Pomphaftigkeit, in eine Verschrobenheit, die man unmöglich zum Muster nehmen kann. Ein unmäßig hoher Hut mit erhabenen Rändern, eine dunkel schattirte Weste, die zuweilen von Schottischen Vierecken belebt wird; ein Rock, dessen kurze, abgeplattete Vordertheile anmuthelos an der Brust anschließen und mit zwei engen Schößen zusammen hängen, die zum Uebermaß lang sind und um eine achtzehn Linien breite Taille herumflattern; enge anschließende Pantalons, die das Bein und den Schenkel durchsehen lassen; breite und hohe Absätze an den Stiefeln; eine kleine steife Kravatte um einen zusammengepreßten Hals, das sind die Haupt-Elemente der Toilette eines Dandy.

Bei den reichen Spaniern und Italiänern hat der Englische Stil seit einiger Zeit die Französische Mode verdrängt, der früher von ganz Europa gehuldigt worden. Noch mehr, das schlechte Beispiel hat sich selbst über das Meer den Weg gebahnt, und die Elegants in den Kolonieen Amerika's und Asien's für sich gewonnen.

Die Deutsche Tracht bietet noch einiges Eigenthümliche dar; allein das Steife und Bogenförmige ihrer Taille, der ungeschickte Ueberfluß an Verzierung der Knopflöcher und der (Ungarischen) Schnüre, die an den Kleidern wie an den Mantelsäcken angebäkelt sind: Alles dies macht jede Art von Propaganda Deutscher Mode unmöglich. *)

Wollten die vornehmen Russen, die fast alle zum Kriegerstande gehören, bei ihren Civil-Trachten die steife unartikulirte Haltung der Uniform und besonders den unmäßigen Mißbrauch der Schnürleiber ablegen, die den Leib gleichsam in zwei Theile schneiden, so müßte man außerdem die Nettigkeit und die Eleganz des Schnittes ehrerbietig anerkennen, die ihre Moden charakterisiren; allein da unsere Soldaten, diese braven Leute, die uns alle nur möglichen Dienste leisten, die man zu Faschinen, zu Schanzkörben und zu Mauern gebrauchen kann, sich nie zu jenen zahmen Trachten bequemen konnten, da man ihnen den Kragen am Rocke immer offen lassen mußte, um ihnen den freien Gebrauch der Halswirbel nicht zu benehmen, wie sollte man wohl diese leichtfertigen, nervigten Krieger zu einem steifen Gange, zu einer Zusammenspannung der Hüften zwingen, wodurch sie aller lebendigen freien Bewegung beraubt, nicht einmal den Kopf im Gehen umwenden könnten, eine Freiheit, die der Franzose sich nie nehmen läßt, die ihn in allen Ländern vor Anderen auszeichnet?

Es bleiben uns demnach wenig Aussichten, irgend einen Versuch zur Nachahmung des Auslandes, wenn wir auch die Vorzüge desselben nicht verkennen wollen, bei uns einzubürgern. Aber wie es scheint, hat man sich bereits in Frankreich selbst gegen die inneren Anomalieen deutlich erklärt, und allmälig wird die Französische Mode in verjüngter Gestalt und in einem neuen Charakter wieder im Triumphe erscheinen.

Es macht sich überall das Bedürfniß fühlbar, etwas mehr Freiheit in unsere Tracht zu bringen und die Tuchmasse, die uns erdrückt, möglichst zu verringern. Daher jene kurzen eleganten Oberröcke mit niedrigem Kragen. Die Pantalons mit Falten sind ihres doppelten Vortheils wegen fast ganz allgemein geworden; denn sie bewirken, daß man bei den Einen den Bauch nicht sieht, während sie den Anderen, die von Natur kein Embonpoint haben, ein solches machen. Vergangenen Winter hat man sich auch dazu verstanden, die Kleider mit einigem reichen Schmucke auszustatten. Die Vordertheile der Röcke à l'anglaise hat man der ganzen Länge nach mit Mohr ausgefüttert; die Aufschläge, sehr niedrig, kurz und bis herab zugeknöpft, sind mit Sammet überzogen worden; in dem Luxus mit den Knöpfen ist man sehr weit gegan-

*) Der Propaganda der Deutschen Mode geht es also ganz eben so, wie der Mode der Französischen Propaganda.

gen; man sah Besätze, deren Grund aus reinem Golde von getriebener Arbeit in Silber à jour bedeckt war, und die ungefähr 1500 Franken kosteten. Es fehlt nicht viel, und wir werden Besätze von Smaragd und feinen Perlen anstatt der Perlenmutter-Knöpfe zum Schmucke gebrauchen.

Die Kunst der Stickerei und die Gefälligkeit der Schwestern und Gattinnen haben sich an den Westenstoffen muthig geübt, in Atlas sowohl, als in Sammet. Auf solchem Grunde sieht man gewöhnlich schöne Rosen emporsprossen, so wie Gold-, Seide- und Silber-durchwirkte Blumen-Bouquets, die an der Brust eines Elegants aufblühen.

Der Sommer führt einen Stillstand in den Mode-Arbeiten herbei; sie giebt sich in dieser Jahreszeit nur in bescheidenen Formen kund. Anstatt der mit lustigem Zierrath überladenen Kleider, anstatt der Westen, deren Stickerei mit nicht weniger als funfzig Thalern bezahlt wird, und uns noch weit mehr kostet, wenn wir sie zum Geschenk erhalten; anstatt der Pantalons mit hervorspringenden Tressen und launenhaften Arabesken an der Seite, empfiehlt sie uns einen kurzen Oberrock aus Tuch oder Frühlingsstoff; weiße Pantalons, bei denen sie selbst die Bänder von weißer Baumwolle abgeschafft hat, die vergangenen Sommer häßlich sich ausnahmen; indeß speist sie uns nicht so wohlfeil ab hinsichtlich der farbigen Halsbinden; diese bestimmt sie uns folgendermaßen: grün und weiß, blau und strohfarben, lila und weiß, butterfarben mit rothem Rand, große und kleine Vierecke, breite Streifen und tausend Streifen; unter allen diesen Mannigfaltigkeiten haben wir nur zu wählen, nur dürfen wir nicht vergessen, oft Abwechselung zu machen. Eine seidene oder Piquéweste mit Zeichnungen, gelbe oder Mais-Handschuhe und immer gefirnißte Stiefeln, dieses bildet den nothwendigen Stoff zur Sommer-Toilette, die übrigens auch die Manschetten und Jabots mit kurzen Falten gern zugiebt.

Die Wuth nach Stöcken scheint unheilbar zu werden. Man sieht auf denselben goldene, ciselirte oder emaillirte Knöpfe mit allerlei Schmelzwerk oder Stein-Krystallisationen; einige Stöcke haben einen Kopf aus Porzellan oder Nephrit, der mit einer langen seidenen oder goldenen Schnur besetzt ist, an deren Ende zwei große Quasten sich befinden. Mehrere Leute, die das Nützliche mit dem Schönen verbinden, nehmen festes Indianisches Rohr, reich verziert, zu ihren Stäben; wir haben selbst einen völlig ausgetrockneten Ochsenziemer, so hart wie eine Eisenstange, gesehen, der zum Stocke diente und dessen Knopf wenigstens 600 Franken kostete.

Der Galanterie-Schmuck, der während einiger Jahre von der Toilette der Herren gänzlich verbannt war, kommt gegenwärtig wieder in Aufnahme; die Englischen Ketten, die Hemdeknöpfe von edlen Steinen werden allgemein Mode.

Es läßt sich nicht verkennen, daß man allmälig zum Geschmacke an kostspieligen Toiletten zurückkehrt. Dieses Symptom giebt sich noch ganz besonders in den hervorstechendsten Zügen in den Moden der Damen kund, die wir nächstens unseren Lesern ebenfalls beschreiben wollen.

(R. d. P.)

Bibliographie.

L'ami du soldat. Projet d'amélioration et Traité complet d'organisation militaire, sous le rapport du personnel, du matériel et du budget de l'armée. — Vom Capitain Hyacinthe de Mauduit. 6 Fr.

Traité d'Astronomie de Sir John Herschel fils. — Aus dem Englischen, von Peyrot. 7 Fr.

Elémens de Musique, d'après une nouvelle méthode de l'écrire, qui en facilite singulièrement l'étude, sans laisser les élèves étrangers à la musique en usage. — Von Louis Chéron. In 4to. Pr. 5 Fr.

Apologie en vers. — Von Jacques Orfel.

Les Délassemens d'un pédagogue. Ouvrage dédié aux Français qui préferent leur conscience à une place. — Von A. Couret.

Poésies legères, Chansons, Romances, Contes, Parodies, Stances, Epigrammes. — Von H. Blanc du Jugeret. 3 Fr.

Traité des Maladies cancéreuses. Ouvrage posthume de G. L. Bayle. — Erster Band. 7 Fr.

Histoire de Russie, racontée aux enfans. — Von Eug. Lemennier. 2 Fr.

Physiologie morale et physique d'Alger 1833. — Von D. J. Montagne. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Charles Nodier.** Von diesem Schriftsteller ist so eben bei Eug. Renduel in Paris ein neues Werk über Linguistik erschienen. Einen interessanten Abschnitt daraus haben wir bereits in Nr. 63 des „Magazins" unter der Ueberschrift „die Volks-Dialekte (les patois)" mitgetheilt.

— **Zucker-Verbrauch in Frankreich.** Zur Zeit Heinrich's IV. war der Zucker in Frankreich noch so selten, daß man ihn Unzenweise in den Apotheken verkaufte, gerade so wie heutzutage die Ebinarinde. Im Jahre 1700 wurde in ganz Frankreich noch nicht eine Million Kilogramm konsumirt; aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wuchs der Verbrauch dieses Kolonial-Artikels so sehr, daß man im Jahre 1789 schon 23 Millionen Kilogramm konsumirte. In Folge der Revolutions-Kriege und der übermäßigen Steuern, die Napoleon auf den ausländischen Zucker gelegt, fiel die Consumtion des Zuckers vom Jahre 1812 im ganzen Französischen Reich, das damals 44 Millionen Einwohner zählte, auf 7 Millionen Kilogramm. Nach dem Frieden im Jahre 1815 war die Consumtion schon wieder auf 16 Millionen gestiegen, und so wuchs sie allmälig immer mehr, bis sie sich im Jahre 1822 auf 35 Millionen belief; im Jahre 1823, als der Spanische Krieg ein Steigen der Preise veranlaßte, sank die Consumtion des Zuckers eine kurze Zeit auf 40 Millionen Kilogramm; bald aber stieg sie wieder auf 61 Millionen, und im Jahre 1831 betrug sie beinahe 80 Millionen; da Frankreich damals 32,500,000 Einwohner hatte, so kamen zwei und ein halb Kilogramm oder fünf Pfund auf eine Person. Trotz dieser überrasch fortgehenden Progression der Zucker-Consumtion scheint es doch, daß sie der der Vereinigten Staaten noch sehr nachsteht, da dort im Durchschnitt 3 Kilogramm auf die Person gerechnet werden; eben so wird sie von der von England, wo man sieben auf die Person rechnet, und von der der Insel Cuba übertroffen, wo Jeder, wie Herr v. Humboldt sagt, der noch nicht weiß, welch' eine enorme Quantität von Zucker in dem Spanischen Süd-Amerika verbraucht wird, in Erstaunen gerathen muß, wenn er bemerkt, daß ganz Frankreich zusammengenommen nicht mehr als drei oder vier Mal so viel Zucker konsumirt, als die Insel Cuba, deren freie Bevölkerung aus nicht mehr als dreimalhunderttausend Einwohnern besteht.

— **Eine Scene im Englischen Hauptquartier.** „Eines Tages", erzählt ein Englischer Krieger in seinen Erinnerungen aus dem Freiheitskampfe, „als unsere Armee sich zurückzuziehen anfing, ritt ich nach einem in der Nähe befindlichen Hügel, um die Operationen derselben, so wie die des Feindes, der noch weiter vordringen zu wollen schien, genau zu beobachten. Auf der Anhöhe befanden sich einige Offiziere, unter denen Einer saß, während die Uebrigen um ihn herum standen und ein Dragoner sein Pferd hielt. Als ich nur noch einige Schritte von der Gruppe entfernt war, bemerkte ich, daß das Haupt derselben Lord Wellington war. Sogleich ward meine Aufmerksamkeit gespannter. Er hielt gerade sein Feldmahl und war eben im Begriff, sich Senf zu einer Fleischschnitte zu nehmen, die auf einem Teller vor ihm lag, als einer von den Stabs-Offizieren herantrat, und dem beim Mahle fleißig beschäftigten Feldherrn zurief: „„Der Feind rückt vor, Mylord."" „Gut, mein Freund!" erwiederte dieser, „nimm doch das Fernrohr, Somerset, und sage mir, wohin er sich zu lenken scheint." Während er dieses sprach, setzte er ganz ruhig sein Mahl, wie es schien, mit der größten Gleichgültigkeit fort. Nachdem der Offizier einige Augenblicke durch das Glas gesehen hatte, sagte er: „Ich glaube sie wenden sich links." „Dann sind sie es in der That," rief nun Wellington, indem er sogleich aufsprang; „gieb mir einmal das Fernrohr." Nun beobachtete er eine Weile die Operationen des Feindes, und rief dann rasch: „Frisch auf! das wird am Ende bald losgehen, reite sogleich ab, Somerset, und sage Clinton und Leith, daß sie sobald als möglich wieder ihre früheren Posten einnehmen mögen! — Sogleich war der ganze Stab in Bewegung; Lord Wellington bestieg sein Pferd, und ich kehrte zu meinem Regiment zurück, das, da unsere Division den Nachtrab des Rückzuges bilden sollte, sich noch gar nicht zum Aufbruche angeschickt hatte. Mit solcher Schnelligkeit und Entschlossenheit gingen die Anordnungen, die über das Geschick der Nationen entschieden, von unserm großen Feldherrn aus."

(Blackwood's Magazine).

— **Chinesische Verbrechen und Strafen.** Aus Eze (in Japan) berichtet man, daß dreiunddreißig in dem Lande herumstreifende Advokaten, die überall Zwistigkeiten anzuregen suchten, eingesperrt wurden, und daß sie auf der Stelle ihre Strafe leiden sollten. Einige Insular-Könige, Pau pa tour ise, Chang isu pu tour tse u. s. w. hat man überführt, daß sie sich unter einander verschworen, eine Person von Belang durch magische Zauberformeln aus dem Wege zu räumen. Sie hatten, wie es scheint, ein schwarzes Buch, in dem die Verwünschungsformeln aufgezeichnet waren. Einem der Könige ist die Strafe zuerkannt worden, niemals ein Kaiserliches Amt mehr bekleiden zu dürfen; eine andere angesehene Person soll auf zwei Monate an den Pranger gestellt werden und sodann hundert Hiebe mit dem Tartarischen Bambus bekommen.

(Canton Register).

— **Luftspiegelung.** Wenn man von Abuscheher in Persien nach der nahe liegenden weiten Ebene wandert, so gewährt die merkwürdige Lufterscheinung, welche die Franzosen Mirage, die Araber und Perser aber Strab nennen, einen herrlichen Anblick, da man die verschiedenen Verwandlungen derselben, je nachdem man sich ihr nähert oder von ihr entfernt, genau zu beobachten im Stande ist. Der Einfluß der Dünste, welche diese Lufterscheinung bilden, auf die Verwandlung der Gestalten der verschiedenen Gegenstände ist wahrhaft wunderbar; sie verleihen ihnen die phantastischsten Umrisse und Formen, so wie sie allgemein die Objekte in der Höhe schwebend und bedeutend vergrößert erscheinen lassen. So erscheint ein Mensch, der in einer Entfernung von anderthalb Meilen durch jene Dunstmasse auf einer gerade Ebene gesehen wird, so lang wie ein Dattelbaum. Die Aehnlichkeit dieser Dunstmasse mit Wasser ist sehr täuschend, so daß man bei Betrachtung derselben alle Metaphern und Schilderungen der Dichter von durstigen und betrogenen Reisenden gar nicht übertrieben findet. Am hervorstechendsten ist an jener Dunstmasse die gewaltige Strahlenbrechung. Wenn ein naher Beobachter etwas hoch steht oder etwa zu Pferde sitzt, so erscheinen ihm Bäume und andere Gegenstände, als würden sie von der Oberfläche eines Sees reflektirt. Sieht man diese Dünste in einer Entfernung von sechs oder sieben (Engl.) Meilen, so erscheinen sie als eine undurchsichtige Masse, die auf dem Erdboden liegt. In der That ist sie gewiß nicht mehr als einige Fuß über demselben erhaben; denn wenn man den niedriger liegenden Theil der Stadt Abuscheher aus dem Auge verliert, kann man doch noch die höheren Gebäude und die Wipfel einiger Dattelbäume in der Nähe derselben deutlich erkennen.

(Sketches of Persia.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Mittwoch den 16. Juli 1834.

Frankreich.

Lully und seine Oper Armida.

Das Edikt von Nantes war eben widerrufen worden, und während ganz Frankreich in einem trostlosen Zustande sich befand, schwelgte der Hof in Genüssen, überzeugt, das neue Gesetz könne nur dem Volke schädlich seyn. Aber bald erstreckte sich die Verfolgung auch auf den Adel, und in Versailles herrschte große Bestürzung. Nach außen hin lobte man die Größe des Monarchen, der seine Unterthanen nicht bloß zeitlich beglücken, sondern auch für ihr Seelenheil sorgen wollte; aber im Stillen flüsterte man einander seine Besorgnisse zu. „O, weh!" sagte Einer zum Anderen, „die Zeit der Vergnügungen ist vorüber; bald werden wir Alle Kapuzen tragen, und statt der Opern nur Messe und Vesper hören dürfen."

Dieses Geflüster gelangte nicht zu den Ohren des Königs; aber Frau von Maintenon erfuhr bald, was vorging. Sie begriff wohl, wie sehr es in ihrem Interesse lag, so trübe Gedanken des Hof-Personals zu verscheuchen; allein was sollte diesem Völkchen angenehme Zerstreuung verschaffen? Seit dem Tode Moliere's hatte die Komödie wenig Reiz mehr, und Racine war nicht eben in der heitersten Stimmung. Der König, seit mehreren Monaten mit religiösen Dingen beschäftigt, hatte nicht Zeit gehabt, ein Divertissement vorzubereiten. Doch erinnerte sich die allgewaltige Maitresse, daß Lully und Quinault mit Abfassung einer Oper beauftragt waren, deren Sujet der König selbst gewählt hatte. Welch' ein Glück, wenn man diese Oper fertig haben könnte! Madame besann sich nicht lange, nahm Absolution für die zu begehende Sünde und schickte nach Lully.

Lully, obgleich von dem Könige gern gesehen, kam selten und nur in Dienstgeschäften nach Versailles. Sein Theater zu Paris, dessen Direktor und einziger Komponist er war, machte ihm viel zu thun; auch hatte er in Paris weit mehr Freiheit, seinen lockeren Lebenswandel zu führen, und endlich verstand er es, den Hofleuten zu mißfallen, die ihn mit ihrem Spott aufzogen, so oft sie ihm begegneten, was Herrn Lully, der selbst gern spottete, unerträglich war. Der Grund aber, warum er die Zielscheibe der Hofspötter geworden, ist folgender:

Seit langer Zeit hatte Lully vom Könige das Adels-Diplom erhalten und nannte sich Herr von Lully. Einst sagte ihm Jemand, es sey doch ein Glück für ihn, daß der König ihn von dem Amte eines Hof-Secretairs dispensirt habe; denn mehrere Hof-Secretaire hätten wiederholt geäußert, sie würden dagegen protestiren. Von jetzt an schlief der Musikus nicht mehr ruhig und rastete nicht eher, bis er als Secretair aufgenommen war. Das Mittel, dessen er sich bediente, um die Zustimmung des Königs zu erlangen, war sehr originell. Im Jahre 1681 sollte der Bourgeois gentilhomme, dessen Musik von Lully war, einmal wieder aufgeführt werden. Lully benutzte diese Gelegenheit, um auch sein Talent als Possenreißer vor dem Könige zu entfalten. Er übernahm die Rolle des Mufti.

Gerade an jenem Tage war der König sehr übeln Humors, und nichts konnte ihm auch nur ein Lächeln abnöthigen. Endlich, in der Ceremonie, die den vierten Akt schließt, erschien Lully mit einem Turban von beinahe fünf Fuß Höhe, so, daß sein Gesicht in der Mitte des Leibes war. Seine kleinen Augen blinzelten noch mehr als gewöhnlich, und er schnitt solch' eine närrische Grimasse, daß Jedermann laut aufgelacht haben würde, wenn der König selbst nicht ernst geblieben wäre. Lully kam nicht außer Fassung und trieb seine Späße immer weiter. Bei dem „donnar bastonnada" überhäufte er den unglücklichen Jourdain (den Helden oder die Dupe des Stückes) mit Schlägen. Letzterer, der sich einer solchen Zugabe nicht versehen hatte, ertrug anfangs jeden Puff, den ihm der Mufti mit seinem ungeheuren Koran auf Haupt und Rücken versetzte, mit ziemlicher Gelassenheit. Als aber diesen Püffen noch Faustbiebe folgten, verlor der neugebackene Edelmann die Geduld, und sagte ganz leise zum Mufti: „Machen Sie aus diesem Spaß ein Ende, oder ich bringe Sie um." „„Desto besser"", antwortete Lully, der eben durch einen verstohlenen Blick bemerkte, daß der König lächelte, „„desto besser! Schlagen Sie mich, so stark Sie nur können!"" Der Schauspieler ließ sich dies nicht zweimal sagen und versetzte dem Mufti einen unerhörten Faustschlag; dieser aber bückte sich schnell und parirte mit seinem Turban. Vergebens wiederholte Herr Jourdain seine wüthenden Angriffe; immer bückte der Mufti das Haupt, wie ein Ziegenbock, und schob ihn mit seiner kolossalen Mütze weit von sich. Endlich stürzte der Gefoppte auf seinen Gegner los, um ihn rings zu bekämpfen; allein dieser warf sich so geschickt an den Boden, daß Herr Jourdain auf den Turban zu sitzen kam. Während Letzterer nun, mit der Wucht des Turbans ringend, sich überkugelte, ließ der Mufti seine Kopfbedeckung im Stich und that einen Satz in das Orchester. Schon seit fünf Minuten lachte der König bis zum Ersticken und versicherte, indem er sich die Augen trocknete, er habe in seinem Leben keinen solchen Spaß gehabt.

Nach der Vorstellung trat Lully vor den König, und Ludwig sagte ihm: „Sie sind der amüsanteste Mann, den ich in ganz Frankreich kenne." Jetzt sprach der Musikus mit kläglicher Gebehrde: „Eben das macht mich sehr unglücklich; denn ich hatte die Absicht, bei Eurer Majestät Secretair zu werden, und die Herren Secretaire werden mich nicht mehr aufnehmen wollen, seitdem ich die Bühne betreten habe." „„Das kann Ihnen nur ehrenvoll seyn"", versetzte der König. „„Gehen Sie in meinem Namen zu dem Herrn Kanzler; ich bewillige Ihnen dieses Amt und außerdem einen Gehalt von 1200 Franken.""

Am Tage seiner Aufnahme gab er den alten Mitgliedern ein prächtiges Gastmahl und regalirte sie des Abends mit der Oper. Man führte den „Triumph der Liebe" auf. „Es war in der That ein merkwürdiges Schauspiel, zwei oder drei Reihen würdiger Männer in schwarzen Mänteln zu sehen, welche die Couranten und Rigodons des neuen Königlichen Secretairs mit bewundernswürdigem Ernst anhörten. Ein paar Tage später begegnete Louvois Herrn Lully zu Versailles. „Guten Tag, Herr Kollege!" sagte er im Vorbeigehen. Dies nannte man ein bon mot des Herrn Louvois, und seitdem rief jeder grand seigneur dem Musikus, wenn er ihn von fern bemerkte, ein „Guten Tag, Herr Kollege!" zu. Dieser Spaß wiederholte sich so oft, daß Lully bald nur nothgedrungen nach Versailles ging.

Eben saß er mit einigen seiner Schauspieler und Musiker in dem „Goldenen Reif", auf dem Platze des Palais-Royal, zu Tische; die Mahlzeit war recht heiter gewesen und der Wein nicht gespart worden. Er erzählte seinen Kameraden eine jener launigen Anekdoten, die er so scharmant vortrug, als seine Frau ihm sagen ließ, er möge schleunigst kommen, denn ein Wagen von Hofe solle ihn nach Versailles abholen. Er ging etwas ungläubig fort; als er aber sah, daß seine Frau ihn nicht getäuscht hatte, bestieg er eiligst den Wagen, schlief auf dem Wege ein und erwachte nicht eher, bis der Wagen anhielt. Ein Abbé erschien an der Kutschen-Pforte und sagte ihm mit niedergeschlagenen Augen: „Herr von Lully, ich habe den Auftrag, Sie zu einer Dame zu führen, die unter vier Augen mit Ihnen sprechen will." Unser Musikus glaubte, er habe eine Eroberung gemacht; er warf einen ärgerlichen Blick auf seine sehr vernachlässigte Toilette und brannte vor Begierde, zu erfahren, welchem Zufall er ein solches Glück verdankte.

Nach vielen Umwegen in einem Theile des Palastes, der ihm ganz unbekannt war, führte man ihn endlich in ein schlicht möblirtes Zimmer, dessen Wände mit Heiligenbildern geziert waren. Er sann hin und her, was dies wohl bedeuten könne, als eine Thür sich öffnete und eine Dame von imposantem Aeußeren dem Musiker entgegentrat, der sie wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht erkannte und ohne weiteres vor ihr auf die Kniee fiel. Frau v. Maintenon war anfänglich erstaunt, allein sie dachte, ein so großer Sünder, ein Mensch, der sein Leben unter Exkommunizirten zubringe, sey einer Tugend, wie der ihrigen, diese Huldigung schuldig. Auch ließ sie diese Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne ihm eine Predigt zu halten. „Herr von Lully", sagte sie, „man behauptet, daß Sie sich schlecht aufführen." Jetzt erst wußte Lully, mit wem er es zu thun hatte, erkannte seinen Mißgriff und entgegnete schnell: „Dem ist gar nicht so, Madame; ich führe nur Opern auf, und das ist Alles." „„Ich weiß"", sagte Frau von Maintenon, „„daß Ihr Amt Sie mit vielen übel berüchtigten Personen in Verbindung setzt; aber der König ist nichtsdestoweniger sehr unzufrieden mit Ihnen, und es wird Ihnen Mühe kosten, seine Gunst wieder zu gewinnen.""

Der Musiker stand vernichtet; er zerbrach sich den Kopf darüber, was für eine Missethat ihm wohl dieses Unglück zugezogen habe. Als Madame so weit mit ihm gekommen war, sagte sie: „Ich weiß ein Mittel, den König mit Ihnen zu versöhnen; binnen acht Tagen müssen wir eine neue Oper haben; geben Sie uns diejenige, die der König bei Ihnen bestellt hat, und Alles wird gut gehen." „„Binnen acht Tagen meine Armida! schrie der Musikus; Madame! das ist unmöglich; es bleibt mir noch ein ganzer Akt zu komponiren, und Quinault wird mit den Veränderungen, die er am Texte machen soll, gar nicht fertig."" „Nun, so komponiren sie diesen Akt schneller als die anderen, oder geben Sie uns wenigstens das, was Sie fertig haben." „Wie", rief der Musiker entrüstet, „ich sollte ein Meisterwerk verstümmeln und stückweise abliefern? Nein, Madame, mögen nun Se. Majestät sich ärgern oder nicht, aber vor Ablauf eines Monats kann ich meine Armida nicht vorlegen; nie habe ich etwas Schöneres komponirt.""

— „Ganz wohl, mein Herr, sprechen wir nicht mehr davon. Ich weiß übrigens, daß Lalande an Etwas komponirt, und der kleine Marais möchte den König ebenfalls seine Musik hören lassen: Einer von Beiden wird schon bereit seyn.“ „„Was soll das heißen, Madame? Werden Se. Majestät andere Opern anhören, als die meinigen?““ „Nein, das darf nicht geschehen; binnen acht Tagen sollen Sie eine Oper haben, zwar nicht Armida“ — „„Nun, ob es Armida ist, oder eine andere, das gilt uns gleich.““ „Wohlan! in acht Tagen sollen Sie eine neue Oper mit Ballets bekommen, Musik von Lully und Text von Quinault. Wollten Sie mir das Sujet angeben?“ „„Mein Herr““, antwortete Frau Maintenon feierlich, „„dergleichen Dinge sind meine Sache nicht.““ Bitte um Verzeihung, Madame, antwortete der Musikus demüthigst; so wie der König Armida gewählt hat, eben so könnten Sie ein anderes Sujet wählen. Armida wird die Oper des Königs heißen, das andere Stück die Oper der“ — Lully hielt inne, denn er fürchtete, schon zu viel gesagt zu haben; allein die Marquise war nicht ungehalten darüber und sprach freundlich: „Es sey! Ihr Werk wird Sie mit dem Könige versöhnen: betiteln Sie es „den Tempel des Friedens.“ Lully entfernte sich unter tiefen Verbeugungen, und fuhr sofort nach Paris zu Quinault, dem er anzeigte, daß in Zeit von acht Tagen eine neue Oper fertig seyn müsse. „„Was soll denn dieser neue Unsinn!““ rief Quinault ärgerlich. „„Schon zum vierten Male lassen Sie mich den letzten Akt der Armida umarbeiten, und ich kann nicht zum Ziele kommen. Verrücken Sie mir mit Ihren Narrheiten das Concept nicht!““ „Oho! mein Herr Confrater in Apollo, wir sind ja übler Laune. Desto schlimmer, beim Henker! Desto schlimmer, denn es handelt sich jetzt nicht von Armida, sondern von dem „Tempel des Friedens.“ „„Werden Sie denn endlich so reden, daß man Sie versteht?““ „Nun, so erfahren Sie denn, daß ich, um dem Könige, unserem sehr erlauchten Herrn, und seiner sehr wenig erlauchten Frau Maitresse, der verwittweten Scarron, nicht im höchsten Grade zu mißfallen, der Letzteren eine Oper versprochen habe, die innerhalb acht Tagen fix und fertig seyn muß.“ „„Was geht das mich an?““ fragte Quinault ruhig. „Oh! das geht Sie sehr wenig an, denn Sie, Herr Philippe Quinault, Auditeur an der Rechnungskammer, Mitglied der Akademie und Ritter des Ordens vom heiligen Michael, Sie sollen ja nur den Text dazu liefern.“ „„Und warum das?““ „Weil ich es versprochen habe. Außerdem wissen Sie ja unseren Kontrakt: ich gebe Ihnen 4000 Livres für ihre großen Tragödien, und 2000 Livres für Ihre Opern mit Ballets; wollen Sie nun in Zeit von acht Tagen 2000 Livres verdienen oder nicht?“, „„Aber, mein Gott!““ versetzte Quinault in viel sanfterem Tone, „„wie können Sie in so kurzer Frist fertig werden? Gesetzt auch, wir Beide würden fertig, können wohl die Schauspieler bis dahin ihre Rollen einstudirt haben? Und wozu diese Oper mit ihrem faden und trivialen Titel?““ „Was den faden Titel betrifft, so habe ich diesen von der Wittwe Scarron's; man rede also etwas leiser, wenn man ihn fade nennen will. Ich unternehme dieses Werk, weil Seine Majestät, ich weiß nicht warum, auf mich zürnen, und weil ich gern wieder begnadigt seyn möchte.“ „„Wie? Was? Zorn des Königs? Noch gestern ging ich nach Versailles, um die vier ersten Akte meiner Armida ihm zu überreichen, die er nach seiner Gewohnheit, erst prüfen will, bevor er sie an die kleine Akademie schickt, und bei dieser Gelegenheit hat er sich mit unendlicher Güte über Sie geäußert.““ „Ei“, sprach Lully, „sollte Scarron's Wittwe mit mir gescherzt haben? Da wär' ich beinahe fähig — aber Lalande und der kleine Marais möchten sich gern produziren — Nein! das Werk muß durchaus zur Vollendung kommen. Lieber Freund, ich habe mein Wort gegeben: also verlasse ich mich auf Sie.“ „„Aber, guter Lully, es ist unmöglich — acht Tage! und dann, der Tempel des Friedens; was, zum Henker, wollt Ihr, daß ich aus diesem Thema mache?““ — „O! es giebt ja nichts Leichteres!“ — „„Der Tempel des Friedens, hm! hm!““

Schon nach dreien Tagen konnte man in Versailles die Probe des neuen Stückes hören. Der Gesang spielte nur eine untergeordnete Rolle, allein man hatte Mittel gefunden, einige Gesang-Partieen, die Effekt machten, für die berühmtesten Sänger einzuschalten.

Am Tage der Vorstellung glaubte Lully, der alle Details beaufsichtigt hatte, nichts vergessen zu haben, als man ihm plötzlich bedeutete, an der Decoration befände sich ein Emblem, das auf der Stelle weggeschafft werden müßte, weil es für den König ein böses Omen sey. Zu einer Oper, die in acht Tagen improvisirt wird, kann man nicht neue Decorationen malen, und so blieb kein anderer Ausweg, als von den bereits vorhandenen die besten auszusuchen. Die Stelle des Friedenstempels vertrat z. B. ein Tempel der Weisheit, auf dessen Fronten unglücklicherweise Minerva's Lieblingsvogel, eine ungeheure Nachteule erschien. Statt dieses Unglücks-Propheten wollte man eine Sonne, das Emblem Ludwig's XIV., sehen. Allein woher jetzt einen Maler nehmen? Schon war Alles gerüstet; schon wartete der König mit Ungeduld in seiner Loge. Der arme Lully riß sich die Haare aus; er rannte verzweiflungsvoll auf dem Theater herum, und verlangte mit großem Geschrei einen Maler, einen Decorateur, einen Mörtelstreicher. Niemand wollte kommen, als höchstens ein verwünschter Garde-Offizier, der ihm schon zweimal gesagt hatte: „Herr von Lully, der König wartet!“ Endlich kam ein Maler, und machte sich gleich an's Werk! er hatte aber kaum angefangen, als der Garde-Offizier von Neuem erschien, und sagte: „Herr von Lully, ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen anzuzeigen, der König wartet.“ „Aber zum Henker!“ versetzte Lully, „was geht das mich an? Der König kann wohl warten, er ist hier die erste Person, und Niemand hat das Recht, ihm sein Warten zu verbieten!“ Jedermann lachte über diese kühne Replik, aber zum Unglück für Lully mußte sie bis zu den Ohren des Königs dringen. Der unumschränkte Fürst wollte diesen guten Einfall seines Hof-Musikus nicht eben gut aufnehmen. Trotz des Beifalls, den die Vorstellung einärndtete, sagte er Lully kein Wort des Lobes, und schon am anderen Tage sollte Lalande sein Stück produziren. (Schluß folgt.)

Napoleon und Herr von Bourrienne.

(Nach dem kürzlich erschienenen Supplement-Bande zu den Memoiren des ehemaligen Finanz-Ministers Herzogs von Gaëta.)

„Niemand“, sagt das Journal de Paris, „hat sich wohl des Vertrauens und der Gunst Napoleon's mehr zu erfreuen gehabt, als sein früherer Secretair, Herr von Bourrienne; aber wir kennen auch Niemand, der sie je mit schändlicherem Undank vergolten! Liest man die von dem Letzteren herausgegebenen Memoiren, so muß man glauben, der erste Konsul habe ihn deshalb seines Amtes als Kabinets-Secretair entsetzt, weil er, von arger Eifersucht geplagt, die seit längerer Zeit allgemein verbreitete Meinung, daß ihm sein Secretair bei der Staats-Verwaltung unentbehrlich wäre, endlich widerlegen wollte. Welche Ungereimtheit! Herr von Bourrienne kannte die Ursache seiner Ungnade besser, als irgend Einer; aber es war seine Absicht, die leichtgläubigen Leute zu täuschen, die zu allen Zeiten und an allen Orten so zahlreich sind. Der Herzog von Gaëta ist bemüht, Licht und Wahrheit über diesen Punkt zu verbreiten. Nachdem er auf eine einleuchtende Weise dargethan, daß Herr von Bourrienne eher des Kaisers, seines Beschützers, als dieser seiner bedurfte, giebt er uns in einer höchst gemäßigten Sprache über die Thatsache folgenden Aufschluß:“

„„Ueble Nachreden hatten sich in Bezug auf eine Angelegenheit verbreitet, durch deren Verwickelung, wie man behauptete, Herr von Bourrienne sich schändlich kompromittirt. Es war die Rede von einer Börsen-Speculation, deren genauere Geschichte meinem Gedächtniß entschwunden. Alles, was ich noch davon weiß, ist, daß sie von einem Stellionat sprach, dessen er, wie es hieß, angeklagt wurde. So verhielt sich die Sache, als der erste Konsul, in einer Privat-Audienz mit mir von der Angelegenheit redete, über die er tief bekümmert zu seyn schien. „Ein Mann“, sagte er zu mir, „dem ich so lange Zeit mein Vertrauen geschenkt! Das ist schrecklich!... Aber, welche Folgen glauben Sie, könnte die Sache haben, wenn ich sie streng untersuchen lasse?“ — „„O!““ antwortete ich, „„ich möchte glauben, daß das Gerücht, das im Umlauf ist, nur von der Lästerzunge der Welt ausgesprengt sey; fände sich aber die Anklage gegründet, so würde sie ein Kriminal-Verfahren nothwendig machen, und es ist leicht zu begreifen, was daraus folgt.““ „Ich sehe“, erwiederte er hierauf bekümmert, „daß ich ihn nicht werde behalten können.“ Bald darauf erfuhr ich, daß Herr von Bourrienne aus dem Kabinet entlassen sey.““

„Auf diese erste Ungnade, die Herr von Bourrienne als eine letzte Empfehlung bei den Bourbonen benutzte, folgte bald eine zweite derselben Art, die er uns selbst in seinem einmal angenommenen Stil als eine empörende Ungerechtigkeit bezeichnet.“

„Der Kaiser, der, nachdem er einen alten Freund aus seiner Umgebung verbannt, seine frühere Zuneigung zu ihm nicht ganz vergessen konnte, war bemüht, sein Loos zu mildern und schickte ihn als außerordentlichen Gesandten nach Hamburg. Allein Herr von Bourrienne war noch nicht lange in dieser Handelsstadt, als er schon Aergernisse neue Ursache zur Unzufriedenheit gab. Der erzürnte Monarch ließ diesem Staats-Beamten die Ordre ertheilen, sechs Millionen zum Behufe des neuen Ministerial-Hotels für die auswärtigen Angelegenheiten zusammenzuschießen. „Das war also“, ruft Herr von Bourrienne in seinen Memoiren aus, „das war also der Lohn, der meiner wartete!“

„Sollte es nicht das Ansehen haben, als sey dieser sentimentale Ausruf einem guten Gewissen entsprungen? Allein man höre, was der Herzog von Gaëta hierüber sagt:“

„„Napoleon hatte von Hamburg aus sehr harte Anklagen gegen das Benehmen des Herrn von Bourrienne vernommen. Das Kontinental-System, gegen das der Letztere in seinen Memoiren so streng eifert, war für ihn, wie man sagte, die Quelle ungeheuren Gewinnes geworden. Der Kaiser trug mir auf, die Sache durch eine Kommission an Ort und Stelle untersuchen zu lassen, und bald darauf erhielt ich einen Bericht, in dem sich alle früheren Anzeigen, die der Kaiser erhalten, bestätigt fanden. Ich stellte diesem den Bericht zu, und er nahm ihn hin, ohne etwas darüber zu sagen. Dieser Bericht mußte durch die Hände des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gehen, zu dessen Ressort die Sache gehörte. Kurz nachher erfuhr ich, daß Herr von Bourrienne zurückberufen und zur Contribution einer Summe, deren Größe ich vergessen, zum Aufbau des neuen Ministerial-Hotels für die auswärtigen Angelegenheiten, verurtheilt worden.““

„Wem wollte man es glauben machen, daß der Kaiser seinem Gesandten eine so harte Contribution aufgelegt hätte, wenn er nicht durch außerordentliche Gründe dazu bewogen worden wäre, und wenn nicht auch seinerseits der mit Börsen-Speculationen beschäftigte Staatsbeamte Grund gehabt hätte, die Oeffentlichkeit gerichtlicher Untersuchungen zu fürchten?“

„Wir glaubten, unseren Lesern die Aufklärung dieser Thatsachen nicht vorenthalten zu dürfen, die geeignet sind, einen der Männer zu charakterisiren, die Napoleon am meisten verunglimpft. Kennt man nur die Prinzipien und das Leben des Herrn von Bourrienne, so wird man nicht anders als mit Vorsicht und mit gerechtem Mißtrauen das lesen, was er, um sich an seinem Wohlthäter zu rächen, dem Papier anvertraut hat.“ *)

Nord-Amerika.

Biographieen ausgezeichneter Amerikaner.

Wen nicht bloß das Gewordene, faktisch Vorhandene, sondern das Werden selbst interessirt; wer nicht bloß dem bereits fertigen Gerüste seine Aufmerksamkeit zuwendet, sondern auch den einzelnen Fäden, welche es bilden, der wird gewiß auf die Anfänge der staatlichen Entwicklung

*) Vgl. das mit dieser Ansicht ziemlich übereinstimmende Urtheil des Herrn Varnhagen von Ense über Bourrienne's Memoiren in des Letzteren Beiträgen zur „Geschichtschreibung und Literatur“. (Hamburg, 1833.)

Nord-Amerika's und diejenigen Männer, welche wirkend und schaffend in diese eingriffen, nicht ohne Interesse blicken. Großartig genug war die Bühne, und eine nicht gemeine Energie mußte den Personen einwohnen, die auf ihr glänzen und handeln wollten. Einen Staat gründen, ein großes umfassendes System aufbauen, ohne Vorgang, ohne Vorbild, dem nachgestrebt werden konnte, dazu ist mehr als gewöhnliche Kraft, größere als gemeine Gaben nöthig.

Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns das von Hrn. Sparks herausgegebene Werk*), das die Lebensgeschichten ausgezeichneter Amerikaner von der Entdeckung Amerika's bis auf die Gegenwart darzustellen beabsichtigt. Sehr richtig bemerkt der Verfasser, daß die Lösung dieser Aufgabe eine vollständige Geschichte des Landes, seiner socialen und politischen Fortschritte, seiner Künste, Wissenschaften und Literatur einschließt, bis zu dem Zeitpunkte, wo es wenigen ausgezeichneten Individualitäten vorbehalten war, Richtung und Fortgang zu bestimmen, wo es denn Aufgabe des Biographen wird, deren Thaten und Ansichten darzustellen. Der Verfasser versichert ferner, daß er sich keineswegs zu einem so umfangreichen Unternehmen würde entschlossen haben, wenn er sich nicht der Mitwirkung bedeutender Männer zu erfreuen hätte. Gewiß ist das Werk ein höchst bedeutender Beitrag zur historischen Literatur Amerika's.

Der erste Band enthält vier Biographieen von Männern durchaus originalen Charakters, von fester entschiedener Persönlichkeit. Wir theilen Einiges über diese in Europa noch wenig bekannten Männer mit.

Den ersten Platz nimmt General John Stark ein, der gefeierte Held von Bennington, dessen Abenteuer hier von Herrn Edward Everett erzählt sind, höchst interessant und mit eleganter Darstellung. Stark war einer jener Eisenmänner, die, in der rauhen Schule des Krieges aufgewachsen, gegen Gefahren gleichgültig und der Furcht unzugänglich sind. Früher hatte er seinen Aufenthalt zu Derryfield — jetzt Manchester — in New-Hampshire. Vierundzwanzig Jahr alt, ward er, da er sich auf einer Jagd-Exkursion von dem Englischen Terrain entfernte, von den Indianern gefangen; bald jedoch wußte er durch seinen unerschrockenen Muth und seine Ueberlegenheit sich ihre Achtung zu erwerben. Er blieb lange genug bei ihnen, um eine innige Vertrautheit mit ihren Sitten und ihrem Charakter und eine Gewöhnung an Entbehrungen und Versagungen zu gewinnen, die ihm in seiner späteren militairischen Laufbahn von großem Nutzen war. Im Jahre 1734 begann für Amerika der siebenjährige Krieg, die große Schule, wie Everett sagt, in der die Häupter des späteren Unabhängigkeitskrieges gebildet wurden. Eine Expedition gegen Crown Point lag in dem Feldzuge-Plane des folgenden Jahres, und Stark ward Lieutenant eines Frei-Corps, das für diesen Zweck gebildet worden war. Er verharrte in diesem Posten beinahe bis zum Ende des Krieges, brachte es bald zum Range eines Capitains und bewährte in mehreren kritischen Affairen die besonnene Uebersicht und die trotzige Kühnheit, welche seinem Charakter eigenthümlich war. Wir führen folgende Anekdote an:

„Im März 1757 ward Fort William Henry durch die Wachsamkeit des Capitain Stark gerettet, da er in Abwesenheit des Major Rogers Commandeur des Frei-Corps war. Als er nämlich den 16ten Abends die Runde machte, hörte er, daß einige seiner Leute eine Lustbarkeit zur Feier des morgenden St. Patricks-Tages verabredeten. Der größere Theil des Corps bestand aus Irländern. Da er wußte, daß auch unter den regulairen Truppen sehr viele von dieser Nation seyen, so sah er die Gefahr ein, welche bevorstand, wenn der Schluß des Tages in Zechgelagen und Schlemmerei drauf ginge. Er trug deshalb den Marketendern auf, ohne seine ausdrückliche schriftliche Ordre keine spirituösen Getränke zu verabreichen; ward er um eine solche angegangen, so schützte er seine Unfähigkeit, zu schreiben, vor, da er eben an der Hand verwundet worden sey. So erhielt er seine Leute nüchtern. Die Irländischen Truppen feierten an anderen Orten überall den Tag mit gewohnter Zügellosigkeit. Die Franzosen, denen dieser Umstand bekannt war, rechneten auch auf die Unfähigkeit der Garnison des Forts William Henry und beschlossen, in dieser Nacht einen Ueberfall zu machen. Aber Stark's Corps trieb sie zurück, während die Armee-Soldaten kaum ihrer Sinne Herr werden konnten."

Beim Ausbruche des Unabhängigkeits-Krieges nahm Capitain Stark keinen Anstand, alle seine Aussichten für die Zukunft, als Englischer Unterthan, aus den Augen zu setzen, und thätig schloß er sich der Sache der Patrioten an. Seine kriegerische Erfahrung, sein taktisches Talent ward auch keineswegs übersehen. Bald nachdem er die Kunde von dem Treffen bei Lexington erhalten, eilte er nach dem Schlachtfelde mit einer Schaar Freiwilliger von New-Hampshire, die später durch den Kongreß von Massachusets in zwei regelmäßige Regimenter verwandelt wurden. Das Kommando über das eine bekam Stark, und er zeichnete sich in der denkwürdigen Schlacht von Bunker-Hill damit rühmlich aus. Eben so kämpfte er bei Trenton und Princeton an Washington's Seite. Im Jahre 1777 wurden mehrere junge Offiziere ihm — aus welcher Ursache ist unbekannt — vorgezogen, und er zog sich deshalb vom Dienste zurück. Gleichwohl montirte er alle seine Familienglieder, die schon zum Kriegesdienste reif waren, für die Armee und blieb überhaupt der Sache der Unabhängigkeit aus allen Kräften stets zugethan. Die Stellung der Patrioten war um diese Zeit kritisch genug. Burgoyne drang mit seinem wohlgeübten Heere vom Norden vor, und der äußerst wichtige Posten von Ticonderoga war ohne Schwertstreich genommen worden. So war also die Grenze unbeschützt. Aber der Staat New-Hampshire erhob sich jetzt mit neuer Kraft. Vor Kurzem hatte die gesetzgebende Versammlung desselben ihre Session geschlossen; sie wurde jedoch auf die Aufforderung des Sicherheits-Comités wieder zusammen berufen. Die ganze Miliz des Staates wurde in zwei Brigaden getheilt, das Kommando der einen dem General Stark übergeben, mit dem Befehle, sofort aufzubrechen und die Fortschritte des Feindes gegen die Grenze zu hemmen. Er nahm den Auftrag an, jedoch mit der Bedingung, einzig und allein den Behörden von New-Hampshire verantwortlich zu seyn; und es ist merkwürdig genug, daß seine Weigerung, westlich vom Hudson zu marschiren, wie General Schuyler angeordnet, — welche Weigerung eben so einsichtig an sich selbst, als dem Lande zuträglich war, — das Mittel wurde, wodurch er den entscheidenden Schlag bei Bennington ausführte. Burgoyne, auf seine Stärke oder die Ohnmacht des Feindes zu sicher rechnend, detaschirte ein Truppen-Corps unter dem Kommando des Oberst-Lieutenant Baum mit der Weisung, Verstärkungen an sich zu ziehen, um damit den Anstrengungen der Loyalisten beizustehen, so wie die Bewegungen und Pläne der Patrioten zu hindern. Gleichzeitig mit Stark's Ankunft in Bennington setzte sich jenes Detachement in Bewegung. Seine Dispositionen waren rasch getroffen, und den 14. August traf er den Feind. Dieser und der folgende Tag verging mit kleinen Scharmützeln ohne irgend etwas Entscheidendes. Aber am 16ten Morgens erfolgte das entscheidende blutige Treffen.

„Zwei Stunden dauerte die Affaire", sagt Stark in seinem Berichte, „und sie war so hitzig, wie ich noch keine gesehen. Es war wie ein langer Donnerschlag." Die feindlichen Indianer, die sich eingeschlossen sahen, nahmen die Flucht gleich zu Anfange. Die Tories wurden über den Fluß gejagt und auf die Deutschen gedrängt, die durch ihre Brustwehr eingeengt waren. Baum vertheidigte sich tapfer, die Deutschen Dragoner bewährten ihre gute Disciplin; doch wurden auch sie endlich bewältigt und mußten ihr Gepäck auf dem Platze lassen. Durch die Ankunft eines von Burgoyne detachirten Britischen Hülfs-Corps bekam der schon flüchtige Baum neuen Muth, und der Kampf begann wieder. Indeß blieb endlich doch der Vortheil auf der Seite Stark's.

Die Folgen dieser Schlacht waren nicht minder bedeutend, als die während derselben von Seiten Stark's entwickelte Feldherrn-Geschicklichkeit. Burgoyne's Operationen wurden gänzlich paralysirt; im nächsten Monate mußte er mit seiner Armee kapituliren. Stark erhielt die ehrenvollsten Danksagungen von seinem Staate und dem Kongresse, ward gleich nachher wieder in den Kontinentaldienst eingesetzt und verharrte in dieser Stellung bis zum Ablauf des Krieges. Der Rest seines Lebens ist durch kein bedeutendes Ereigniß merkwürdig; er starb 1822, in einem Alter von vierundneunzig Jahren, nachdem er alle Generale der Revolution überlebt hatte, den einzigen, Sumpter, ausgenommen. Er stellt ein Bild des vollendeten Patriotismus dar, und zeigt, was dieser, selbst unter den mißlichsten Verhältnissen, zu leisten vermag.

An die Lebensbeschreibung Stark's schließt sich die von Charles Brockden Brown. Interessant ist der Kontrast dieses liebenswürdigen, in stiller Zurückgezogenheit lebenden Gelehrten mit den Abenteuern des rauhen, kühnen Kriegsheldes. Diese Biographie ist von Herrn William H. Prescott geschmackvoll und einsichtig dargestellt. Brown's Verdienste werden unseres Bedünkens jetzt nicht mehr nach ihrem vollen Werthe gewürdigt. Die Verhältnisse des Landes, zumal in Bezug auf Literatur, haben sich seit seiner Zeit bis zur Unkenntlichkeit verändert. Nichts desto weniger gebührt ihm, der zuerst auf unwegsamem Pfade einherzugehen versuchte, die größte Achtung. Sanft und mild in seinem Charakter, wie ein Kind, hat er doch viel Energie und Originalität. Die glänzende Laufbahn kriegerischer Unternehmungen, auf die so viele seiner Vorgänger ewigen Ruhme entgegen gingen, zog ihn nicht an; er liebte Zurückgezogenheit und stille Beschäftigung. Sein nach äußerlicher Unabhängigkeit strebender Sinn verleitete ihn zur Annahme mancher kühnen Theorie; doch fand er, durch einen richtigen Verstand geleitet, bald die Spur wieder, und kehrte ins Geleise zurück. Er liebte den Verkehr mit sich selbst, mehr als den mit seinen Nebenmenschen; eine düstere Melancholie beschattete sein ganzes Wesen, — vielleicht eine Folge seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit; ihm bot die Wissenschaft mehr einen Zufluchtsort, als die Befriedigung seiner innersten Bedürfnisse. Doch verschloß jene Melancholie sein Gemüth keineswegs bis zur Abgestumpftheit gegen Anderer Leid oder Freude. — Manche verkehrte Ansicht, die ihn in seinem früheren Leben irre geleitet, wich später gereifter, männlicher Einsicht; und er ging seinem Ende nicht bloß mit echter religiöser Ueberzeugung entgegen, sondern gab auch ein schönes Beispiel ihrer Macht auf das Gemüth.

So flüchtig auch die Romane Brown's geschrieben sind, und so sichtlich sie ohne Hoffnung und Rücksicht auf Erfolg abgefaßt, so wird im Allgemeinen wohl ihr Ruf sich behaupten. Wieland, der erste derselben, erschien 1798, da Brown siebenundzwanzig Jahr alt war, kurz also vor der Zeit, die man nicht unpassend die Romanen-Periode nennen könnte. Damals waren diese mehr ein Leckerbissen, als tägliches Brod der Leser, mehr eine Verdüre, als das eigentliche Gewebe der Literatur. Noch hatte die sentimentale Novelle sich nicht behaupten können, und der historische Roman war noch nicht entdeckt. Kann man irgend wen als Vorbild für Brown nennen, so war es Godwin. Es fehlte ihm nicht an Kraft, wohl aber an Geschmack; durch eine Art von Anatomie sucht er die Leidenschaften und Fähigkeiten des menschlichen Gemüthes zu enthüllen, aber er vergißt, daß ein solches Verfahren, wenn auch an sonstiger Ausbeute nicht unergiebig, doch keineswegs poetisch sey. Das Geheimniß dieser Kunst harrte noch seiner Enthüllung entgegen; Scott war es aufbehalten, zu zeigen, wie Roman-Helden gleich anderen Menschen leben und wirken, ohne doch aufzuhören, Helden zu seyn. Und doch werden Brown's Dichtungen, trotz ihrer Mängel, noch, wenn auch nicht mit Vergnügen, doch mit Bewunderung von seinen Landsleuten gelesen, und wie sehr wir auch mit der Wahl seiner Gegenstände unzufrieden sind, müssen wir doch dem Talente des Schriftstellers Achtung zollen. Dasselbe gilt von seinem Stile; er stößt uns oft durch Affectation und Geschmacklosigkeit ab; aber er ist männlich und eigenthümlich und, wo der Gegenstand eine gewisse Höhe erreicht, lebens- und kraftvoll. Diese Fehler sind auch seinem einsichtigen Biographen nicht entgangen; besonders treffend sind seine Bemerkungen über den Wieland. In dieser Erzählung ist der Hebel der ganzen Ma-

*) The library of American Biography. Conducted by Jared Sparks. Vol. I. Boston, 1834.

schienerie die Bauchrednerei; der Held derselben wird durch sie zum Morde seines Weibes und seiner Kinder getrieben. Auch der Leichtgläubigste wird hier an den gehäuften Unwahrscheinlichkeiten unüberwindlichen Anstoß nehmen. Doch muß bemerkt werden, daß alle diese Erzählungen vor dem vierunddreißigsten Lebensjahre des Verf. entstanden sind; den Rest seines Lebens widmete er politischen und allgemein literarischen Arbeiten.

Im Jahre 1809 nahm seine Kränklichkeit einen ernsteren Charakter an. Er unternahm mehrere Reisen zu seiner Erholung. Da diese kleinen Exkursionen den gewünschten Erfolg nicht hatten, beschloß er, den nächsten Frühling nach Europa zu gehen. Diesen aber sollte er nicht erleben. Um die Mitte Novembers erkrankte er heftig und litt fortwährend die größten Schmerzen. Er ertrug sie mit wahrhafter Ergebung. Ein treuer Freund, der ihm die Leiden der Krankheit durch innige Theilnahme erträglich machte, spricht sich folgendermaßen darüber aus: „Er fühlte stets mehr für Andere, als für sich, und die Bekümmerniß seiner Umgebung, die sich nicht immer verbergen ließ, schien ihn mehr zu drücken, als seine Schmerzen. Wenn er von dem Ende seiner Krankheit sprach, suchte er es indirekt und mehr verhüllt anzudeuten: „Ihr müßt, wenn ich fort bin, so und so thun", oder „wenn ich entschlafe." Seine Geisteskraft blieb bis zum letzten Augenblicke ungebrochen, obgleich er den Tod schrittweise sich nähern sah. Wenige Tage vor seinem Ende richtete er sich im Bett auf und heftete seinen Blick gen Himmel, nachdem er vorher den Wunsch geäußert, man möchte nicht früher mit ihm sprechen, als er gesprochen haben würde. So mit heiterem Blick blieb er einige Minuten. Dann sagte er zu seiner Frau: „Ich hatte die erhabensten und entzückendsten Empfindungen; ihnen wollte ich mich hingeben und darum durch Sprechen nicht gestört seyn"; zuletzt bat er sie, dieses Moments eingedenk zu bleiben. — Den 19. Februar 1810 ward er sichtlich kränker. Er ließ seine Familie kommen, nahm zärtlich Abschied, blieb jedoch noch im vollen Besitz seiner geistigen Kraft bis zum Westen d. M., wo er starb, neununddreißig Jahr alt. Er hinterließ eine Wittwe mit vier Kindern.

Wir wenden uns nun zu der Geschichte des ritterlichen Montgomery, eines der frühesten und edelsten Opfer des Amerikanischen Unabhängigkeits-Kampfes. Sein Leben hat General Armstrong hier beschrieben. Wie kurz auch seine Laufbahn war, hat sie ihm doch einen neidenswerthen Ruhm erworben. Zu einer Zeit, wo bedeutende Männer keineswegs selten waren, glänzte er durch den Verein strenger und milder Eigenschaften, Zartheit und Kraft, und fiel er auch schon beim Beginne des Krieges, so ward sein Verlust doch schon damals allgemein gefühlt. Er war 1736 zu Raphoe im Norden Irlands geboren. Schon im achtzehnten Jahre nahm er Britische Dienste. Das Regiment, zu welchem er gehörte, war zur Einnahme von Louisburg im Jahre 1758 beordert. Hier sowohl, als in den zwei darauf folgenden Expeditionen zur Unterwerfung von St. Pierre und Port Royal auf Martinique und von Havana zeigte sich seine Tapferkeit und sein Talent in hohem Grade.

Aus dem Zeitraume, der zwischen der Beendigung des Krieges und seinem im Jahre 1772 erfolgten Abgange von der Armee liegt, scheint nichts auf seine persönliche Geschichte Bezügliches aufbewahrt. Er gab sich nach seiner Entlassung den friedlichen Künsten des Landbaues hin, bis er im April 1773 zum Mitgliede des ersten Provinzial-Konvents in New-York erwählt wurde. Zwei Monate darauf, da der National-Kongreß eine Armee zu organisiren begann, ward er Brigade-General. Allgemeines Haupt-Augenmerk war jetzt der Angriff auf Kanada. Montgomery hatte den schwierigeren und wesentlicheren Theil der Unternehmung zu leiten. Im Allgemeinen kennt man die Geschichte dieser Expedition; zwei Monate nach seinem Abgange von Ticonderoga zog er in Montreal ein, und wie spärlich auch die ihm zu Gebote stehenden Mittel waren, machte er es sich doch zur Aufgabe, auch Quebeck einzunehmen. Er beschloß einen nächtlichen Angriff. Mit großer Kühnheit und unverwüstlichem Muthe drang er vorwärts und erhielt drei Wunden, die seinem Leben und seinen Bemühungen ein Ziel setzten. — Die größten Redner des Britischen Parlaments erhoben ihn mit Lobreden, und der Amerikanische Kongreß beeilte sich, ihm „seine dankbare Erkenntlichkeit, tiefe Achtung und innige Verehrung" zu bezeugen.

Die gegenwärtige Sammlung schließt mit der Darstellung einer von der vorigen ganz abweichenden, aber nicht minder bedeutenden Persönlichkeit, mit dem Leben Ethan Allen's, von Hrn. Jared Sparks selbst, der mehrere bis jetzt wenig bekannte Züge aus dessen Geschichte mittheilt. Das Jahr seiner Geburt ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Er ist in früher Jugend mit mehreren Gliedern seiner Familie von Connecticut, seinem Geburtslande, nach den in Vermont von New-Hampshire aus angelegten Kolonieen gewandert. Lange waren diese ein Zankapfel zwischen New-Hampshire und New-York. Wentworth, Königlicher Gouverneur in ersterer Provinz, fertigte mehreren Ansiedlern Patente aus, unter diesen auch dem Allen und seinen Brüdern. New-York, um seine Ansprüche zu behaupten, gab anderen Personen Privilegien, und diese überschwemmten die Besitzungen, welche den Privilegirten von New-Hampshire gehörten. Durch viele Jahre dauerten diese Zwistigkeiten fort. Allen, der vermöge seiner Energie sich bald eine Superiorität über seine Genossen verschafft hatte, trat als Haupt seiner Faction auf, um deren Rechte zu verfechten. Der Raum gestattet keine genauere Auseinandersetzung dieser Streitigkeiten. Die Ansiedler, oder, wie man sie nannte, Green Mountain Boys, widersetzten sich den Ansprüchen New-Yorks vor dem Gerichtshofe von Albany. Da jedoch gegen sie entschieden ward, rüsteten sie sich, um alle gegen sie angeordneten Maßregeln zu vereiteln, trieben die Ansiedler von New-York aus ihren Besitzungen und behandelten die Civil-Offizianten ganz rücksichtslos. Wie hoch auf beiden Seiten die Erbitterung sich steigerte, geht daraus hervor, daß in einer Proclamation der Gouverneur von New-York einen Preis von zwanzig Pfund Sterl. aussetzte für die Festnehmung Allen's und acht mit ihm verbundener Personen. Noch schärfer lautete eine Verordnung, die die Versammlung von New-York gegen dieselben Individuen erließ. Diese nannte zuerst Allen und seine Brüder, und ermächtigte Gouverneur und Rath zu einer Ordre, worin die Angeklagten aufgefordert wurden, sich selbst den Gerichten zu stellen; widrigenfalls sie, als ihrer Schuld eingeständig, den Tod zu leiden hätten. Es läßt sich nicht absehen, wohin diese Streitigkeiten gediehen, wenn sie nicht durch den Ausbruch der Revolution zurückgedrängt worden wären.

Die Einnahme von Ticanderoga und Crown Point, von den Connecticutern und den Privilegirten von New-Hampshire, unter Anführung Allen's ausgeführt, zeigt den Muth unseres Helden hinlänglich. Seine nächste Absicht war die Besetzung von Canada, eine Unternehmung, die, von dem Kongresse lebendiger aufgefaßt und unterstützt, gewiß gelungen wäre. Statt das Kommando über ein Regiment der Green mountain Boys, das unter dem Einflusse des Provinzial-Kongresses von New-York errichtet war, zu übernehmen, schloß sich Allen als Freiwilliger der Armee des Generals Schuyler an. Er ward beauftragt, die Stimmung der Bewohner Canadas zu erforschen, und benahm sich dabei äußerst geschickt. Dann bildete er ein Corps Freiwilliger aus den Canadensern, und wollte mit diesen zu General Montgomery, dem Anführer der Canada-Expedition, stoßen. Er begegnete General Brown, und dieser veranlaßte ihn, an dem Angriffe auf Montreal Theil zu nehmen. Der Plan ward entworfen, Allen's Mitwirkung bestimmt. Brown jedoch handelte nicht der Abrede gemäß, und Allen mußte sich ergeben. General Prescott, Commandeur der Britischen Besatzung zu Montreal, drohte ihm, ihn hängen zu lassen, ließ ihn aber bernach blos an Händen und Füßen fesseln und an Bord eines Kriegsschiffes bringen. Er ward in den untersten Raum geworfen, ohne Bett oder sonstige Bequemlichkeit. So kam er nach Quebek und ward dort dem Gouverneur übergeben, der ihm seine Fesseln abnahm. Als jedoch Arnold mit seiner Armee in der Nähe der Stadt war, brachte man ihn wieder auf ein Schiff und schickte ihn, gefesselt wie vorher, nach England. Während vierzig Tage, die die Reise dauerte, blieb Allen mit 33 anderen, gleich ihm Gefesselten, in einem besonderen Raume des Schiffes, aus dem sie auch nicht ein Mal heraus durften. Nach seiner Ankunft in England ward er leidlicher behandelt. Seine Aussichten für die Zukunft waren höchst trübe, ohne ihn jedoch außer Fassung bringen zu können. Eine List half ihm durch. Er erbielt auf sein Nachsuchen die Erlaubniß, dem Kongresse schreiben zu dürfen. Mit den lebendigsten Farben malte er seine traurige Lage, erzählte seine Behandlung von Anfang bis zu Ende, bat jedoch den Kongreß, nicht früher Repressalien zu gebrauchen, als bis sein Schicksal in England entschieden wäre; dann aber nicht nach Maßgabe der Bedeutung seiner geringen Person, sondern der Sache, für die er gelitten, Rache zu nehmen. Er händigte den Brief dem Aufseher ein. Dieser kam den folgenden Tag, und ließ ihn hart an für die Unverschämtheit, mit der er geschrieben. „Denkt Ihr, wir Engländer seyen Narren, einen solchen Brief dem Kongresse zu schicken? Ich habe Euren Brief an Lord North gesandt!" — Das aber hatte eben Allen gewollt. — Zwei Jahre und sieben Monate dauerte seine Gefangenschaft.

Der Kongreß suchte den Unglücklichen nach seiner Rückkehr durch ein Obersten-Patent zu entschädigen; es ist jedoch nicht bekannt, ob er es wirklich angenommen. Der alte Streit zwischen Vermont und New-York brach wieder aus, und Allen war mit ganzer Seele dabei. Seine Mitbürger drückten ihr Vertrauen zu ihm dadurch aus, daß sie ihn zum General-Commandeur der Miliz des Staates machten, ein Posten von großer Verantwortlichkeit. Anträge, die der Feind ihm machte, zeigte er dem Kongresse an und nahm die Interessen seines Landes mit inniger Theilnahme bis zu Ende des Krieges wahr, wo er dann sich zurückzog und auf seiner Meierei lebte. Im Jahre 1784 gab er ein Werk heraus, worin, wie sein Biograph sagt — „eine unverdaute Halbwisserei, Wahrheit und Irrthum, Verstand und Sophisterei, Gelehrsamkeit und Ignoranz, Befangenheit und Eingenommenheit chaotisch durch einander liegen, und das nennt der Autor ein System!" Das Buch heißt: Compendious System of natural religion; er behauptet darin, daß die Offenbarung des alten und neuen Testamentes falsch sey; doch spricht er den Glauben an zukünftige Belohnung und Bestrafung aus. Er scheint ganz die Prinzipien des Deismus angenommen zu haben. Der Rest seines Lebens ist durch nichts ausgezeichnet. Er starb 1789 zu Burlington.

Mannigfaltiges.

— Gregor XVI. Der gegenwärtige Papst ist, eben so, wie es auch eine große Anzahl seiner Vorgänger war, ein Schriftsteller von Ruf. Eines seiner berühmtesten Werke, welches den Titel führt: „Il trionfo della santa sede e della chiesa contro gli assalti de' novatori", und das zuerst im J. 1799 erschien, wird jetzt zu Venedig in drei verschiedenen Ausgaben von Neuem abgedruckt. Eine dieser Ausgaben, welche in Folio erscheint und dem Papste gewidmet ist, trägt jetzt den Titel: Opera di D. Mauro Capellari, monaco camaldolese, ora Gregorio XVI., sommo pontifice. Besonders merkwürdig ist darin eine Abhandlung über die Unfehlbarkeit der Päpste und über die Unantastbarkeit ihrer Rechte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Freitag den 18. Juli 1834.

Spanien.

Skizzen zu einer Geschichte der Spanischen Malerkunst.

Ein geistreicher Engländer hat zwischen den alten Römern und den Spaniern des Mittelalters eine Parallele gezogen: was den Ersteren, sagte er, die Griechen, das waren den Letzteren die neueren Italiäner. Männer wie Diego Hurtado de Mendoza und Andere versäumten es nicht, in ihrem Wirkungskreis als Gesandte oder als Statthalter unterworfener Städte die kultivirteren Länder wissenschaftlich auszubeuten; sie bereicherten Spaniens Bibliotheken mit Manuskripten, die sie in Italien gesammelt hatten. Ein junger Krieger, Garcilaso de la Vega, wurde auf seinen Feldzügen von den Klagetönen der Italiänischen Dichter begeistert, und es gelang ihm, obgleich er schon im 33sten Jahre starb, den Geschmack seiner Nation zu reformiren, indem er auch der Spanischen Poesie jenes Gepräge aufdrückte. Ob aber Spaniens Literatur an Korrektheit so viel gewann,, als sie an Kraft und Originalität einbüßte, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Der Römer und der Spanier empfingen auch beide ihre Kunst in voller Blüthe aus Ländern, wo man sie genährt und vervollkommnet hatte; allein hier hört die Parallele auf. Die schönen Künste sind nicht von unmittelbarem Nutzen und konnten also bei dem rauhen, praktischen Römer keine Wurzel schlagen. Die Straßen, Brücken, Wasserleitungen und Amphitheater der Römer beweisen zwar, daß die Architektur eine Ausnahme machte; allein diese Kunst wurde auch als die einzige nützliche kultivirt, und wir verdanken die steinernen Denkmäler des Römischen Genius ihrer Herrschsucht oder ihren brutalen Ergötzlichkeiten. Solche Werke verhalten sich zu den Ueberresten des Griechischen Alterthums, wie die Römische Jurisprudenz zu der Philosophie eines Platon. In Spanien finden wir zwar auch Künstler, die nur zu deutliche Merkmale ihrer Italiänischen Erziehung an sich tragen, aber bei Männern wie Navarrete, Zurbaran, Murillo, entdeckt man eine so echt nationale Eigenthümlichkeit, wie sie nur ein Venezianisches Gemälde oder eine Griechische Statue aufweisen kann. Diese Männer waren nicht etwa Spanier, die sich durch Kopiren und sorgfältiges Studium zu Italiänischen oder Niederländischen Malern ausgebildet hatten: sie waren Spanier, die unter dem Einfluß ihrer vaterländischen Natur und Sitten dieselben großen Prinzipien der Kunst anwendeten, welchen die Meister des Auslandes gehuldigt, und bei jedem Pinselstrich den Charakter, die Denkweise ihrer Heimat verriethen. Die Malerkunst hatte in Spanien ein wahres Asyl gefunden.

Die Periode, in welcher Spanien mit Italien sich innig berührte, war für die Spanier ausgezeichnet glücklich. Durch die Vereinigung Castiliens und Arragoniens, und durch die Eroberung des letzten Maurischen Reiches, waren sie aus einem Volke von Gränzbewohnern, das nur kleine Raubzüge anstellte, oder dann und wann eine Bergfeste wegnahm, zu einer großen Nation geworden. In einem und demselben Jahre sah man das Kreuz auf die Alhambra pflanzen und über den Atlantischen Ocean tragen. Als die Schätze der neuen Welt den Spaniern genug Mittel zur Veredlung ihres Geschmackes verschaffen konnten, hatte ihnen ihr Antheil an der Europäischen Politik die Kunstschätze Italiens bereits aufgeschlossen. Viel Amerikanisches Gold wanderte zwar in die Hände des Klerus, allein die innige Verknüpfung der Kunst mit der Religion sicherte ersterer ein gutes Patronat. Die biblische Geschichte und unzählige Legenden lieferten dem Maler unerschöpflichen Stoff: Klöster und Kirchen wetteiferten in künstlerischer Verherrlichung ihrer Schutzpatrone.

Man weiß wenig davon, wie es vor dem 16ten Jahrhundert um die Spanische Malerkunst stand; interessant ist aber die Notiz, daß schon im Jahre 1291, mitten unter den politischen Verwirrungen dieser Epoche ein gewisser Rodrigo Esteban Hofmaler König Sancho des Vierten von Castilien war. Gegen den Anfang des 15ten Jahrhunderts scheinen fremde Maler von einigem Rufe den Königen Castiliens ihre Dienste angeboten zu haben. Gerardo Starnina, ein Schüler des Antonio Veneziano, trat in die Dienste Juan des Ersten, und ein anderer Zögling aus derselben Schule, Dello, kam unter Juan dem Zweiten in solchen Ruf, daß er von diesem Fürsten geadelt wurde. Starnina und Dello waren die Ersten, welche den neuen Italiänischen Stil nach Spanien brachten. Meister Rogel, ein Niederländer, scheint an demselben Hofe gearbeitet zu haben; wenigstens beschreibt Cean ein kleines Betbuch von diesem Meister, das Juan II. im Jahre 1445 den Karthäusern zu Miraflores schenkte. Meister Jorge Ingles, den Inigo Lopez de Mendoza, der mit Recht gefeierte Marquis von Santillana, das Altarstück seines Hospitals zu Buytrago anfertigen ließ, kann, seinem Namen zufolge, ein Engländer gewesen seyn. Sevilla besitzt noch einige Gemälde des Juan Sanchez de Castro und seines Schülers Juan Nuñez, welche gegen Ende des 15ten Jahrhunderts malten. Das Domkapitel von Toledo ermuthigte die Kunst am Meisten; achtzehn Maler arbeiteten an dem großen Altarstücke der dortigen Kathedrale, das um 1500 vollendet ward. Die schönen Gemälde, welche das Winter-Kapitelhaus der Kathedrale schmücken, werden von Ceau Bermudez *) dem Juan de Borgoña beigelegt. Viele dieser Gemälde erinnern lebhaft an Pietro Perugino: sie haben den reinen Stil und die kunstlose Schönheit dieses Italiänischen Meisters. Vor allen zeichnet sich seine „Verkündigung" aus. Viel weniger befriedigt die „Eroberung von Oran", ein späteres Werk Borgoña's in der Mozarabischen Kapelle. Andere berühmte Meister zu Toledo waren Pedro Berruguete, Juan de Villoldo und Antonio del Rincon. Aus dem Stile und der Vortrefflichkeit des Letzten schließt man, daß er ein Schüler des Andrea del Castagno oder Ghirlandajo gewesen sey. Er muß bei Ferdinand und Isabellen in großer Gunst gestanden haben, denn sie verliehen ihm den St. Jago-Orden, und die Bildnisse des Königlichen Paares vormals in der Kirche St. Juan de los Reyes zu Toledo erkannte man als seine Werke. Diese Bildnisse scheinen jetzt verschwunden zu seyn; vermuthlich sind sie von den Franzosen geraubt oder von den Mönchen heimlich verkauft worden. In dem Dorfe Robledo de Chavela, einige Meilen westlich vom Escurial, sieht man noch einen ganzen von Rincon gemalten Altar, welchen Ceau und andere Besucher sehr zu rühmen wissen.

In damaliger Zeit und noch lange nachher war die Spanische Malerei mit der Architektur eng verknüpft und der letzteren Kunst in gewissem Betracht untergeordnet. Ein Gemälde war nur ein Theil des Ganzen und sollte das architektonische Altarstück (retablo) zieren, welches ihm als Rahmen diente. Der Künstler mußte den Rahmen seines Gemäldes selbst vergolden: so arbeiteten Alexo Fernandez, dessen Bruder und Andrea de Covarrubias an Vergoldung und Illuminirung des prächtigen Altarstückes auf dem Hochaltar der Kathedrale zu Sevilla.

In der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts beweist mancher berühmte Künstlername, daß die Malerei auch im Auslande unter Spanischem Schutze gedieh. Ob der Spanische Maler Fernando Gallego seine große Uebereinstimmung mit Albrecht Dürer's Manier einem Studium der Werke dieses Meisters in Deutschland selbst verdankte, ist zweifelhaft. Von allen Städten der Halbinsel dürfte wohl Salamanca die einzige seyn, welche unbestrittene Werke des Gallego besitzt.

Im Jahre 1520 kehrte Alonzo Berruguete aus Italien nach Spanien zurück. Dieser Künstler, ums Jahr 1480 zu Paredes de Nava bei Valladolid geboren, war ein Sohn des bereits genannten Pedro Berruguete und wird von Vasari unter denen aufgeführt, welche Michael Angelo's berühmten Karton des Krieges von Pisa in der Sala de Consiglio zu Florenz studirten. Als er nach Spanien zurückkehrte, wurde er Maler und Bildhauer Karl's V. Dieser Fürst übertrug ihm den Bau seines Palastes zu Granada. Der Grundriß des Gebäudes und der prächtige kreisförmige Hof im Innern, mit seiner Kolonnade aus Breccia (einer Art Marmor) zeugen von Berruguete's ausgebildetem Geschmacke. Leider ist aber dieser Palast rings von Maurischen Trümmern umgeben, die einen ganz verschiedenen Charakter haben und für uns weit interessanter sind. Mit Berruguete beginnt eine einfachere, weniger überladene Architektur, als diejenige war, die Ponz und andere Spanische Schriftsteller nach ihm den platerescken oder Silberschmidt-Stil genannt haben, und von dem die Casa del Ayuntamiento (Rathhaus) zu Sevilla ein so schönes Muster darbietet. Die Holz-Arbeit an dem Chor zu Toledo ist ebenfalls von Berruguete, der überhaupt in Skulptur und Baukunst mehr als in der Malerei leistete, obgleich er in letzterer Kunst Epoche zu machen scheint, weil er zuerst die grandiosen Formen und die korrekte, obwohl überladene Anatomie des Michel Angelo in Spanien einführte. Er starb 1561 zu Toledo.

Daß selbst Spanier von hoher Geburt und vom Kriegerstande den schönen Künsten huldigten, lehrt uns das Beispiel des Don Felipe, eines Sohnes des Don Diego de Guevara. Sein Vater, Herr von Escalante und Trecuño, war nach einander Page bei Herzog Karl von Lothringen, Kanzler bei Erzherzog Albert, dessen Minister an den Höfen von Madrid und Paris und Gesandter Karl's V. in Frankreich gewesen. Sein Sohn, Don Felipe, begleitete den Kaiser nach Bologna, als er sich von Klemens VII. krönen ließ, und wurde dort mit Tizian bekannt. Fünf Jahre später zeichnete er sich in der Expedition gegen Tunis aus. Ceau sagt nicht, daß noch Gemälde von ihm existiren, aber

*) In dessen „historischem Wörterbuche der berühmtesten Spanischen Künstler." Madrid. 1800. 6 Bde. 12.

sein Werk über die Malerei wurde zuerst 1788 in Madrid, und zwar durch Ponz, herausgegeben.

Unter den fremden Künstlern, die damals in Spanien thätig waren, nennen wir zwei Flamänder, Francisco Frutet und Pedro de Campaña. Sie malten ums Jahr 1550 zu Sevilla. Die noch übrigen Schöpfungen ihres Pinsels zeugen von glücklichem Studium der Römischen und Florentinischen Schule. Campaña's Altarstück in der Capella del Mariscal, und seine Kreuz-Abnahme, jetzt in der Sakristei der Kathedrale zu Sevilla, sind beides schöne Gemälde. Murillo blieb einmal sehr lange vor dem letzteren Gemälde stehen. Als ihn Jemand fragte, auf was er denn wartete, gab er zur Antwort: „Ich warte nur, bis diese heiligen Männer den Leib unseres Herrn vom Kreuze herunter haben." Vielleicht der ausgezeichnetste von den Spanischen Meistern, die sich den Geist der Italiänischen Malerei ganz angeeignet hatten und lebhaft an Raphael's Schule erinnern, während man alles nationale Gepräge bei ihnen vermißt, war Luis de Vargas. Im J. 1502 erblickte er zu Sevilla das Licht der Welt und kehrte in seine Vaterstadt zurück, nachdem er die Italiänischen Meister 28 Jahre lang in Italien studirt hatte. Sein frühestes bekanntes Werk ist ein Altarstück, „die Geburt Christi". Die Evangelisten an den Seiten des Gemäldes sind in Michael Angelo's Manier. Sowohl das Hauptgemälde als die kleineren Partieen verdienen von Seiten der Composition und der Zeichnung großes Lob. Noch berühmter ist sein unter dem Namen „Gamba" bekanntes Bild, auf welchem Adam's Bein wahrhaft überraschend aus der Leinwand heraustritt. Perez de Alesio, ein Römischer Schüler Michael Angelo's, soll, nachdem er eine Riesengestalt des heiligen Christoph vollendet hatte, beim Anblicke des Gemäldes von Vargas ausgerufen haben: „Dein Bein (Italiänisch gamba) ist mehr werth als mein ganzer Christoph!" An dem erwähnten Gemälde verdient außerdem noch Vieles Bewunderung. Eine Kindesgestalt im Vordergrunde wetteifert an Schönheit beinahe mit Rafael's Engeln. Die meisten Gemälde dieses großen Künstlers existiren leider nicht mehr. Seine Fresco-Bilder von Heiligen und Aposteln in den Maurischen Nischen der schönen Giralda oder des Thurmes der Kathedrale von Sevilla sind bis auf wenige kaum sichtbare Spuren verschwunden. Sein kreuztragender Christus (genannt Calle de Amargura, v. a. via dolorosa) war schon 1594 dermaßen verblichen, daß man in jenem Jahre einen Portugiesen, Namens Vasco Pereyra, damit beauftragte, ihn wieder anzufrischen. Diesem Gemälde bewies das Volk zu seiner Zeit große Ehrerbietung, und Verbrecher, die ihrer Strafe entgegenzingen, durften vor demselben verweilen und beten, weshalb man ihm auch den Beinamen „El Cristo de los Arotados" (Der Christus der Gestäupten) gab. Ein anderes, noch ziemlich wohl erhaltenes Werk von Vargas stellt unseren Erlöser vor, wie er todt in den Armen seiner Mutter liegt, mit Magdalena, dem Apostel Johannes und anderen Figuren. In den Gesichtern der Leidtragenden herrscht ungemein viel Ausdruck, und der todte Körper mit dem rückwärts herabhangenden Haupte ist vollkommen naturgetreu. Das Gemälde ist gut komponirt, und die Zeichnung hat bei großer Korrektheit Etwas von jener eckigen Schärfe, die uns an den alten Meistern gefällt, weil sie der Würde des Gegenstandes angemessener ist.

Der Charakter des Luis Vargas war eben so liebenswürdig, als seine Frömmigkeit exemplarisch gewesen seyn muß. Nach seinem Tode fand man Werkzeuge der Buße und den Sarg, in dem er zu schlafen pflegte, auf seinem Zimmer. Vermuthlich starb er 1568. Heutzutage sind vielleicht nur acht oder zehn echte Gemälde dieses Künstlers übrig. Die Madrider Gallerie hat wohl kein einziges aufzuweisen. Ein „Christus im Garten" gehört dem Herzog von Dalmatien; eine „Jungfrau" ist im Besitze des Herrn Williams zu Sevilla, und eine andere im Palast Esterhazy zu Wien.

Der nächste Künstler, von dem wir zu sprechen haben, ist Alonzo Sanche Coello, der vermuthlich in der Provinz Valencia gegen Anfang des 16ten Jahrhunderts geboren ward. Er begleitete den Antonio Moro nach Lissabon und verweilte dort eine Zeit lang unter dem Schutze des Don Juan (Joao), welcher die Tochter Karl's V. geheirathet hatte. Nach seiner Rückkehr wurde er von Philipp II. mit großer Auszeichnung behandelt. Man sagt, der König sey oft mit Hülfe eines Hauptschlüssels in die Zimmer des Malers gegangen, habe ihm seine Hand vertraulich auf die Schulter gelegt und mit ihm geplaudert, ohne zuzugeben, daß Coello auch nur von seinem Sitze aufstand. Er schickte ihm oft kleine Briefchen, mit der Aufschrift: „An meinen vielgeliebten Sohn Coello." Die ausgezeichnetsten Werke dieses Künstlers sind seine Portraits. In der Königlichen Gallerie zu Madrid sieht man von ihm unter anderen ein sehr schönes Bildniß der Donna Isabel, nachmaligen Gattin des Erzherzogs Albert. Sein Portrait des unglücklichen Don Carlos, in derselben Gallerie, ist sehr interessant; allein wir können in den Zügen dieses Prinzen keine Spur von dem Blödsinn entdecken, den man ihm zuschreibt. Kein Bildniß hat aber so viel Wahrheit und Leben, als das des Pater Siguenza, der ein Freund des Künstlers war.

Ein anderer Spanier, Gaspar Becerra, kam, wie Berruguete, als Bildhauer, Architekt und Maler aus Italien zurück und wurde gleichfalls von Philipp II. sehr gnädig aufgenommen. In der Sculptur übertraf er alle seine Vorgänger. Er starb 1570. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

La verdadera medicina, ó sea el sistema cierto de las enfermedades. (Sieben medizinische Abhandlungen, unter Anderem auch über die Cholera.) Von Manuel Cusac. 66 Rs.

Tancredo en el Asia. (Tankred in Asien.) Historischer Roman aus der Zeit der Kreuzzüge, von J. C. 2 Bde. 28 Rs.

Defenso del sexo hermoso contra los que le suponen defectos que verdaderamente no tiene. (Vertheidigung des schönen Geschlechtes gegen ungegründete Beschuldigungen.) Von L. del P. 3 Rs.

Lo que yo pediria si fuese procurador en Cortes por cualquier provincia. (Was ich als Procurador [Abgeordneter] bei den Cortes fordern würde.) 2 Rs.

Frankreich.

Lully und seine Oper Armida.

(Schluß.)

Der arme Lully kehrte mit hängenden Ohren nach Paris zurück. Seine großen Anstrengungen, die Königliche Gunst zu gewinnen, hatten gerade das entgegengesetzte Resultat herbeigeführt. Aber bald rief er getröstet aus: „Es leben meine guten Pariser Bürger! Für sie allein will ich von heute an schaffen; sie werden in meiner Armida ein Meisterwerk erhalten, und mir gewiß ihren Beifall nicht versagen, wenn auch ein Zwischenakt etwas zu lang dauern sollte.

Schon des anderen Morgens ging er wieder an die Arbeit, und vielleicht war er nie großartiger begeistert. Der berühmte Monolog: „Endlich ist er in meiner Macht!", welcher fast ein Jahrhundert lang für das Meisterstück musikalischer Declamation galt; das Duett: „Lieben wir uns!"; das berühmte Duett vom Hasse, welches Gluck selbst in solchem Grade schätzte, daß er gleichsam nur die Ferse desselben verjüngte, und noch mehrere andere Stücke versprachen dieser Oper den größten Erfolg. Am Tage der Generalprobe war Lully schon lange vor der festgesetzten Stunde im Theater. Dieses Theater hatte er gleichsam geschaffen; alle Schauspieler waren seine Zöglinge; er allein hatte sie gebildet, nicht bloß im Gesang, sondern auch in der Musik; selbst den Tänzern ertheilte er oft herrliche Rathschläge. Alle Musiker des Orchesters waren in seiner Schule gewesen, denn vor ihm gab es keinen einzigen erträglichen Instrumentisten, kein einziges Orchester in Frankreich. Er war der Erste, welcher die Flöten, die Hautbois, die Fagotte, selbst die Pauken und Trompeten den Violinen beigesellte. Durch ihn wurden Frankreichs Violinspieler die ersten in Europa, und wir brauchen nur einen L'Alleuette, Colasse, Verdier, Baptiste den Vater, Joubert, Marchand, Rebel, Lalande u. s. w. zu nennen, um darzuthun, daß Lully ein eben so geschickter Lehrer als geistreicher Komponist war. Kein Musiker des Orchesters wagte es, vor ihm zu murren, so grob und aufbrausend er auch seyn konnte. Man wußte übrigens, daß sein Zorn bald verrauchte. Er hatte solch ein feines musikalisches Gehör, daß er allemal wußte, von welcher Seite des Orchesters ein falscher Ton ausgegangen war. Dann gerieth er in rasende Wuth, stürzte auf den unglücklichen Musiker los, entriß ihm die Violine und schlug sie mehr als einmal auf dem Kopfe des Sünders entzwei. War die Probe vorüber, so reute ihn seine tolle Aufwallung, der Fehler war vergessen; er bat seinen Zögling um Verzeihung, bezahlte das Instrument und lud ihn bei sich zu Tische. Seine Musiker verehrten ihn beinahe abgöttisch.

Gewöhnlich durfte Niemand der Generalprobe beiwohnen, ausgenommen einige Personen vom Hofe, denen man diese Gunst nicht abschlagen konnte. Dieses Mal erschien kein Einziger. Der unumschränkte Herr hatte dem Kapellmeister ein böses Gesicht geschnitten, und das war genug, um sämmtliche Hofleute zurückzuhalten. „Desto besser", sagte Lully; „nun bin ich alle die schönen Rathgeber los, und meine Sache kann dabei nur gewinnen." Dessenungeachtet ließ sich im Verlauf der Probe Jemand anmelden, der seinen Namen nicht sagen wollte. „Ich habe keine Zeit", sagte der Musiker; „die bewußte Person soll sich nennen, und dann wollen wir weiter sehen." Einen Augenblick nachher bringt man ihm ein schmutziges Stück Papier mit den Worten: „Ein alter Freund". „Ganz wohl", sprach Lully; „man melde dem Herrn, daß ich, wenn Generalprobe ist, keine Freunde habe." Des anderen Tages sollte die erste Vorstellung stattfinden. Als Lully das Theater betrat, überreichte man ihm ein neues Billet, worauf die Worte standen: „Du hast mich gestern nicht sprechen wollen; diesen Abend erwarte ich Dich nach dem Schlusse Deiner Oper." Wieder keine Unterschrift und sehr wenig Ortbegraphie. Lully zerknitterte das Blatt, warf es zu Boden und dachte nicht mehr daran.

Der Saal fing an, voll zu werden, aber man bemerkte noch viele Lücken. Kein Hofbeamter erschien. Die guten Bürger eilten schaarenweise herbei, aber die zuletzt kommenden trugen ihr Geld wieder nach Hause, weil sie an der Kasse den Bescheid erhielten, daß nur noch auf der Gallerie und in den ersten Rangloges Platz übrig sey. Niemand hätte sich erkühnt, an Plätzen zu erscheinen, die sonst nur berühmte und bestallte Personen einnahmen. Man flüsterte einander zu, Lully sey ganz in Ungnade gefallen, und mehrere zaghafte Bürger würden gewiß das Theater wieder verlassen haben, wenn ihre 40 Sols ihnen nicht am Herzen gelegen hätten.

Der Prolog, ganz zum Lobe Ludwig's XIV., wurde sehr gut aufgenommen, aber nach dem Prologe gab es nur spärlichen Beifall.

Als Demoiselle Le Rochois, welche die Rolle der Armida gab, in Rinald's Erdolchung sich ermuthigte, sah man jeden Zuschauer unbeweglich, voll Grausen, die ganze Seele in Auge und Ohr, bis das Nachspiel auf der Violine dem Publikum wieder aufzuathmen vergönnte. Jetzt löste sich Alles in freudige Bewunderung, aber kein lautes Zeichen des Beifalls! Die Oper endigte, wie es schien, so wirkungslos als möglich.

Lully war sehr niedergeschlagen. Langsam und tiefsinnig stieg er die Treppe des Theaters hinab, als ihn Jemand beim Aermel zupfte. Es war ein schlecht gekleideter Mann, den er für einen Bettler ansah. „Laßt mich", sprach er voll Unwillen, „ich kann nichts für Euch thun." „„Baptiste"", sagte der Unbekannte, „„ich habe Dir geschrieben, ich würde nach der Oper zu Dir kommen. Verweile nur einen Augenblick; erkennst Du mich nicht?"" Lully besann sich vergebens. „Das ist natürlich", fuhr der Unbekannte fort, „es sind nun schon an 40 Jahre und Dich selbst hätt' ich nicht wieder erkannt, wärst Du nicht vor mir

nen Ohren genannt worden. Dennoch sind wir uns ehedem recht gut gewesen; erinnerst Du Dich Petit-Pierre's nicht mehr?" — „Petit-Pierre!" rief Lully, „wäre das möglich? Nein, der muß schon lange todt seyn; Ihr täuscht mich; Ihr seyd ein Anderer!" — „Was? Du kannst noch zweifeln? So denke doch an unsere letzte Zusammenkunft im Jahre 1647. Solltest Du vergessen haben, daß ich um Deinetwillen gepeitscht und weggejagt worden bin?" — „Ach nein, gewiß nicht! Ja, ja, jetzt erkenne ich Dich; komm gleich mit mir, laß uns plaudern und an die gute Zeit denken, als wir noch funfzehn Jahre zählten. Komm, armer Peter!" Sofort nahm Lully den armen Teufel in seinen Arm, vergaß alles Mißgeschick und versank in tausend Erinnerungen aus der alten Zeit. Als sie nach Hause kamen, begann Petit-Pierre: „Wie, Lully, Du bist reich, angesehen, umgeben von Allem, was das Leben reizend macht, und Du beklagst die Zeit, als wir noch die Fleischtöpfe in den Küchen des Fräuleins von Montpensier abschäumten?" — „Freilich", sagte Lully, „denn damals war ich erst 15 Jahre alt und jetzt zähle ich meine 53. Als armer zehnjähriger Knabe kam ich von Florenz nach Paris, und der Herzog von Guise schenkte mich, wie ein Spielwerk, der Demoiselle Montpensier; ich war ein artiger Junge; kaum verstand ich ein paar Worte Französisch, und mein Kauderwelsch machte meiner edlen Herrin großen Spaß; aber schon nach sechs Monaten sprach ich so gut Französisch, wie alle Kinder meines Alters; ich hatte keine Originalität mehr, ich war wie jeder Andere, man wurde meiner überdrüssig und verwies mich an den Küchenherrd, wo ich Deine Bekanntschaft machte. Denkst Du noch an die sauberen Streiche, die wir unseren Vorgesetzten spielten? an den Wein, den wir heimlich tranken?" — „Allerdings, mein Theurer, auch an jene sechs Flaschen, die wir gemeinschaftlich stahlen, und die ich verkaufen sollte, um Dir eine Violine zu schaffen." — „Ja wohl", fuhr Lully fort, „das eben war die Veranlassung meines Glückes. Ich übte mich allein auf diesem Instrumente weiter; ein guter Franziskaner in meiner Heimath hatte mir die erste Anleitung gegeben." — „Der letzte Tag unseres Zusammenseyns", sprach Petit-Pierre, „war derjenige, als man uns Beiden die Obhut über den Braten der Prinzessin anvertraut hatte. Des vielen Drehens überdrüssig, flohest Du vom Bratspieß zur Violine; ich hörte Dir mit Ertase zu. Da erschien plötzlich ein vornehmer Herr und führte Dich fort, so daß ich keine Spur mehr von Dir sah. Unterdeß war der Braten verbrannt, wofür ich die Peitsche bekam und stracks weggejagt wurde." — „Jener vornehme Herr", entgegnete Lully, „war der Graf Regent. Er führte mich zur Prinzessin, die mein Talent sehr in Staunen setzte. Man gab mir einen Lehrer, ich wurde in kurzem sehr geschickt und endlich selbst Lehrer. Kaum zwanzig Jahre alt, kam ich an den Hof, wurde Kapellmeister eines neuen Chors von Violinspielern, zeichnete mich aus und bin nun so weit gekommen. Aber Du, was ist aus Dir geworden?"

„Ich trat", antwortete Peter, „in den Dienst eines reichen Engländers, der zurück in sein Vaterland reiste. In Frankreich war ich nur Küchenjunge gewesen, in England galt ich für einen sehr guten Koch. Ich folgte meinem Herrn überall hin, sogar nach Italien, nach Florenz, wo er unlängst gestorben ist. Er hat mir eine Pension von 800 Livres hinterlassen. Oft hörte ich von einem Monsieur de Lully sprechen, allein ich wagte kaum zu glauben, daß es mein armer Baptiste sey. Auch schrieb ich Dir gestern mit einiger Angst und hatte nicht den Muth, mich zu unterschreiben, aus Besorgniß, Du möchtest mich zurückweisen." — „O! da hast Du mich schlecht beurtheilt; Du wirst immer mein Freund bleiben. Wenn Du aber aus Italien kommst, so mußt Du dort etwas Musik gehört haben. Ich will Dich über die meinige urtheilen lassen, und dann sollst Du Dich rühmen, so traktirt worden zu seyn, wie niemals ein Fürst traktirt worden ist. Ich werde meine Armida vor Dir allein spielen lassen; wir Beide werden Zuschauer seyn, und dann sage mir, was Du davon denkst. Aber ich verlange auch, daß Du mir eine Schüssel von Deinem Metier auftischest!" — „Von Herzen gern", versetzte der Andere, „denn jetzt habe ich Talent; ich bin ein guter Koch; ich verstehe die Französische und Italiänische Kochkunst aus dem Grunde." — „Die Italiänische auch?" rief Lully; „o! laß Dich umarmen, Herzensfreund. Nicht Einer von den verdammten Pariser Giftmischern ist im Stande, ein vernünftiges Gericht Makkaroni zu bereiten." — „Sey zufrieden", antwortete Petit-Pierre; „Du sollst Makkaroni, Ravioli, Polenta, kurz, Alles, was Du wünschest, genießen."

Des anderen Tages wurde allen Schauspielern kund gethan, daß man eine Vorstellung ohne Publikum geben wolle. Lully stellte ihnen den Petit-Pierre als einen vornehmen Italiänischen Musikfreund vor, und Jedermann bückte sich vor dem Küchenmeister. Darauf nahmen Lully und sein Freund im Parterre Platz, und das Stück begann. Petit-Pierre schien vor Entzücken außer sich, und Lully, höchlich erfreut, daß sein alter Kamerad ihn so gut zu schätzen wußte, konnte nicht umhin, sich selbst Beifall zu rufen. „Bravo, bravo, Lully", schrie er am Ende jeder Partie, „Du hast nie so was Schönes gemacht, und Du bist ein großer Mann!" Es war dies gleichsam ein Triumph en famille, der unseren Lully mehr befriedigte, als der Applaus eines ganzen Hofes.

Zu Hause angekommen, schloß er sich mit Petit-Pierre, der all' sein Küchengeräth angeordnet hatte, in sein Zimmer ein, und der Komponist half dem Koch in allen Küchengeschäften. Dann setzten sie sich Beide an die Tafel und erzeigten dem Faß solche Ehre, daß sie nach Ablauf einer Stunde überselig waren. Sie weinten vor Zärtlichkeit und umarmten einander wohl hundert Mal. Sie lobten einander um die Wette. „Ach, welche herrliche Musik!" rief Petit-Pierre; „ach, was für köstliche Makkaroni!" retorquirte Lully. — „Ei, wie schön das war!" — „Ei, wie gut das schmeckte!" — „Herr von Lully, Ihr seyd ein einziger Musikus." — „Herr Petit-Pierre, Ihr seyd ein Koch ohne Gleichen." — „Wir sind Beide wahrhaft große Männer." So vertieften sie sich dermaßen in ihr fröhliches Geplauder, daß sie ein starkes Klopfen an der Thür erst nach etwa fünf Minuten hörten. In ihrem trunkenen Uebermuth öffneten sie nicht; die Thür wurde eingestoßen, und ein Trupp vornehmer junger Herren stürzte ins Zimmer.

Die Eintretenden überzeugten sich bald, daß beide Freunde stark benebelt waren. Es gelang ihnen jedoch, Herrn Lully beizubringen, daß der König ihm zu seiner Armida gratulire und das Stück bald möglichst zu hören wünsche.

Die zweite öffentliche Vorstellung der Armida fand ungeheuren Beifall, und das Stück behauptete seinen Ruhm achtzig Jahre lang, bis der große Gluck eine musikalische Revolution bewirkte, in deren Strudel das Meisterwerk Lully's unterging. (A. Adam)

Les Juifs dans le moyen-age, essai historique sur leur état civil, commercial et littéraire. (Die Juden im Mittelalter.) Von G. B. Depping. Paris, 1834.

Im Jahre 1821 stellte die Französische Akademie als Preis-Aufgabe die Geschichte der Juden des Mittelalters in Frankreich, Spanien und Italien. Herr Depping, der bekannte seit länger als 25 Jahren in Paris lebende und in beiden Sprachen schreibende Deutsche, der auch schon den Preis bei der Akademie einmal gewonnen, behandelte diesen Gegenstand in einer Schrift, die „einer sehr ehrenvollen Erwähnung" für werth erachtet wurde. Er sah indessen bald die Unvollkommenheiten seiner Arbeit ein. Eine schärfere Untersuchung belehrte ihn, daß sie zum großen Theile in den zu eng gesteckten Gränzen der Aufgabe lägen, und daß die Geschichte der Juden im Süden von Europa sich nicht füglich von ihren Schicksalen in den übrigen Ländern trennen lasse. Die Studien und Untersuchungen, die, um diese Lücke zu füllen, von dem einsichtsvollen Verfasser angestellt wurden, veränderten bald den Plan des Ganzen, und so giebt er uns jetzt, statt einer skizzirten Abhandlung, ein vollständiges Werk.

Immer wird jenes merkwürdige Volk ein Gegenstand der interessantesten Forschung bleiben, ein Volk, das, wie Herr Depping in seiner Einleitung sagt, „aus seinem Vaterlande vertrieben, sich überall wiederfindet, ohne sich seiner Nationalität oder seines alterthümlichen Kultus entäußert zu haben; das, wo es verfolgt wird, Haß mit Haß vergilt; wo man es human behandelt, sich den Fortschritten der Civilisation und der Aufklärung anschließt." — „Eine Arabische Horde, welche in Mesopotamien die Heerden weidete, leitet die Geldgeschäfte Europa's und giebt Staatsmännern Finanzregeln!" — „Uebrigens war es ein Glück für die Juden, daß sie in diesen Zeiten der Unwissenheit eine für die Regierungen so heilsame Wissenschaft verstanden, da ihnen diese ja doch nur aus Eigennutz Aufenthalt vergönnten. Gemißhandelt von dem Fanatismus eines unwissenden Klerus, verfolgt von dem des Volkes, dienten sie den Königen wie eine Maschine; glaubte man, sie müssen zu können, trieb man sie aus, und sobald man ihrer Geldmittel bedurfte, rief man sie wieder zurück. Das ist der Boden, auf dem ihre Geschichte im Mittelalter ruht."

Indeß gewährte ihnen Frankreich während zweier Regierungen der zweiten Dynastie Ruhe und sogar eine glückliche Existenz. Die duldsame Politik Karl's des Großen hob die strengen Verordnungen mehrerer Konzilien auf, wonach alle Beziehungen und Verhältnisse zwischen Juden und Christen streng verboten waren. Nicht allein hatte er einen jüdischen Leibarzt (denn nicht minder als der Kunst des Geld-Erwerbs haben sich die Juden stets mit Erfolg der Heilkunst befliffen: beides wirksame Mittel, um Einfluß zu gewinnen), sondern noch viel höher erhob sich dieser Monarch über die Vorurtheile seines Jahrhunderts, indem er einen Juden zum Gesandten machte; denn bei seiner Gesandtschaft an Harun al Raschid bedurfte er eines Mannes, der eine gründliche Kenntniß der Orientalischen Sprachen besaß. Karl's des Großen Nachfolger, Ludwig der Fromme, ließ die Juden seiner Staaten eines noch viel umfassenderen Schutzes genießen, indem er ihnen gegen den Bischof Agobard beistand und alle ihren Handel drückenden Beschränkungen so weit aufhob, daß er ihnen gestattete, in der Fremde Sklaven zu kaufen und sie im Innern des Landes zu verkaufen. — Dieser günstige Zustand verlor sich unter Karl dem Kahlen und den letzten Karolingern. Der Klerus übte wieder seinen verderblichen Einfluß. Die Juden wurden im Reiche nur geduldet und mußten Bedrückungen und Gelderpressungen von allen Seiten sich gefallen lassen. Herr Depping führt mehrere interessante Beispiele der Art an; unter Anderem einen Vorfall zu Beziers in Languedoc, der am Palm-Sonntage Statt hatte: „An diesem Tage bestieg der Bischof die Kanzel und richtete folgende Worte an das Volk: „„Ihr habt vor Euch die Nachkommen derer, die Jesus Christus gekreuzigt haben. Den Sitten Eurer Ahnen getreu, bewaffnet Euch mit Steinen **unter dem Beistande Gottes!** schleudert sie gegen die Juden und rächet muthig die Mißhandlung unseres Erlösers, so weit es in Euren Kräften steht."" — Darauf ertheilte er der Versammlung den Segen, die sich schon anschickte, seinem Ausspruche Folge zu leisten. Man bewaffnete sich mit Steinen und rüstete sich, damit die Häuser der Juden zu stürmen. Diese aber, dieselbe Taktik gebrauchend, vertheidigten sich mit Steinen. Die Stadt befand sich in gänzlicher Anarchie und bot das Schauspiel eines bürgerlichen Krieges. So ging es bis zum Passahfeste. Gemeinhin gab es bei solchen Gelegenheiten auf beiden Seiten zahlreiche Verwundete." Gestehen wir nur, daß unsere guten Ahnen eine eigene Art hatten, die Charwoche zu begehen.

Dieser Verfolgungen endlich überdrüssig, entschlossen sich die Juden im zwölften Jahrhundert, sich ihrer Geldmittel zu deren Abstellung zu bedienen, und so kauften sie dieselben durch eine jährliche Rente ab. Die so erlangte Concession enthält folgende Stelle: „Ich erlasse Euch, Juden, sowohl für die Gegenwart, als in Zukunft, Angriffe und Mißhandlungen, die bergebrachtermaßen die Christen dieser Stadt, mit Recht oder Unrecht" u. s. w. — „Mit Recht oder Unrecht!" In diesem

bedenklichen Ausdrucke eines Prälaten jener Zeit gewahrt man doch einen Fortschritt; denn auch nur zu ahnen, daß in jener Mißhandlung ein Unrecht liegen könne, ist schon ein Beweis von Aufklärung, die allen Uebrigen damals abging.

Die Zeit der Kreuzzüge war viel weniger tolerant. In Frankreich, wie in einem großen Theile des übrigen Europa metzelte man in ungeheurer Masse die Juden nieder, als Vorspiel zu der beabsichtigten Vertreibung der Ungläubigen. — „Wir treten eine Reise in weit entlegenen Gegenden an", sagten sich die Kreuzfahrer, „um im Oriente die Gottesfeinde zu bekriegen, während wir seine bittersten Feinde unter unseren Augen leben sehen." — Die Konsequenzen ließen sich leicht hieraus ableiten, und sie waren sehr blutiger Art. Die Logik dieser Leute war bündig genug; schade nur, daß sie von einem falschen Prinzipe ausgingen, indem sie sich zu ihrer Kreuzfahrt verpflichtet glaubten. Der Abt von Cluny begnügte sich, Ludwig dem Jüngern zu rathen, die Juden ihrer ungerecht erworbenen Güter zu berauben, aus Gnade jedoch diese Gottlosen leben zu lassen. Eine fromme Weisung, — die an die philosophische Milde erinnert, mit welcher der Patriarch von Ferney, dessen Passion nicht eben die Juden waren, seinen Diatriben gegen sie im vorigen Jahrhundert den Schluß anfügte: „Indeß muß man sie nicht verbrennen!"

Doch waren diese Mißhandlungen, Grausamkeiten und Martern Nichts gegen die blutdürstige Wuth, mit der man das unglückliche Volk in einem großen Theile Europa's verfolgte, als im Jahre 1348 der schwarze Tod wüthete, der in seinen schrecklichen Symptomen manche Aehnlichkeit mit dem Verderben bringenden Geschenke hatte, das wir neuerdings von Asien erhielten. Die Erzählung von den Auftritten, zu denen dieser die Veranlassung gab, ist eines der interessantesten Kapitel in dem Werke des Herrn Depping, und eben so ihre Analogie mit dem, was vor unseren Tagen sich ereignete. Das Volk im Mittelalter ermangelte nicht, die Juden zu beschuldigen, daß sie Flüsse und Brunnen vergiftet, ja durch Zauberkünste die Luft verpestet hätten. Man beruhigte sich nicht dabei, tausende hinzuwürgen, sondern man quälte sie noch mit den schrecklichsten Foltern. Man erinnert sich noch, zu welchen blutigen Scenen der Eintritt der Cholera in dem Centrum Europäischer Civilisation Veranlassung gab. — „Die Leidenschaften des großen Haufens, wie die der Individuen", sagt unser Verfasser, „sind zu allen Zeiten blind." Doch muß man billig seyn. In unserer erleuchteten Zeit begnügte sich das Volk mit der bloßen Anschuldigung des Vergiftens, ohne die schwarze Kunst einzumischen: ein Beweis, daß die Civilisation doch zu Etwas gut ist.

Durch den Raum beengt, müssen wir es uns versagen, die interessanten Partieen dieser Geschichte, die bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts fortgeführt ist, auch nur anzudeuten.

Verjagt und dann wieder zurückberufen, wie es schon oben bemerkt worden, hatten die Juden endlich ein Uebel zu fürchten, das für sie vielleicht schlimmer war, als Verfolgung, nämlich die Concurrenz der Lombards und die Einrichtung der ersten Leihanstalten (monts de piété) die ihnen einen großen Theil ihres Einflusses nahmen. Sie hatten das Monopol der Darlehne verloren, und in dem Grade, wie sie entbehrlicher wurden, mußten sie fürchten, daß sich die Härte der Maßregeln gegen sie steigern würde. Doch waren glücklicherweise die Sitten milder geworden; sie durften im Schooße der Gesellschaft leben, und allmälig wurden sie, wenigstens in einigen Staaten Europa's, nützliche und geachtete Bürger.

Das Buch des Herrn Depping ist mit großer Unparteilichkeit geschrieben. Wie sehr er auch die Mißhandlungen der Juden im Mittelalter brandmarkt, verbirgt er doch auch solche Momente nicht, wo die Juden offenbar im Unrechte sind. Sein Werk, die Frucht angestrengter Forschung, enthält interessante Details über Sitten, Gebräuche und Literatur der Juden. Selbst die mystischen Extravaganzen ihrer Rabbinen zeugen von einer reichen, vielgewandten Phantasie, der es nur an richtiger Leitung gebrach. Nichts deste weniger enthalten aber ihre Schriften Lehren der Weisheit und Moral, welche die Beachtung des Forschers wohl verdienen. Hier ein, aus dem ersten Kapitel des Depping'schen Buches entnommenes Beispiel:

„In einem rabbinischen Kommentar zur Bibel (Midrasch Raabet) liest man Folgendes: Eines Tages spazirte Hadrian am Ufer des Tiberis und fand einen Greis, der sehr eifrig mit Pflanzen beschäftigt war. Verwundert, in so hohem Alter ihn noch pflanzen zu sehen, erhielt er zur Antwort: „Bin ich es werth, so kann ich noch die Früchte dieses Baums genießen; wo nicht, so geschehe der Wille Gottes. Meine Aeltern haben für mich gepflanzt, und es ist billig, daß ich auch für meine Kinder pflanze." — Sehen wir nicht hier den Ursprung der schönen Fabel vom Greise und den drei Jünglingen?

Passe encore de bâtir mais planter à cet age?

. . . . . .

Mes arrière-neveux me devront cet ombrage.

Und hat wohl Lafontaine, wie reich und ergiebig er auch selbst war, Unrecht gethan, von einem Juden zu borgen? (J. d. P.)

Bibliographie.

Tableau généalogique et chronologique de l'ancienne Monarchie française, depuis Clovis jusqu'à nos jours. — Von Leduc-Houssel.

Relation d'un Voyage en Romélie. In 8vo.

Voyage aux Indes orientales, par le nord de l'Europe, les provinces du Caucase, la Géorgie, l'Arménie et la Perse; suivi de détails topographiques, statistiques et autres, sur le Pérou, Java, Maurice et Bourbon, sur le Cap de Bonne-Espérance et sur Ste. Hélène, pendant les années 1825 à 1829. — Herausgegeben von Charles Belanger.

Episodes des guerres de la Vendée. — Von J. E. Joly. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Polnische Literatur.** Vom 1. Januar 1833 bis zum 1. April 1834 sind in den Warschauer Druckereien 87 verschiedene Werke erschienen, worunter 4 religiösen Inhalts, 9 über Erziehung, 10 dramatischen Inhalts, 12 andere poetische Werke, 8 philologische, 2 historische, 1 naturwissenschaftliches, 3 landwirthschaftlichen und technischen Inhalts, 1 über Börsen-Angelegenheiten, 6 physiologische und medizinische, 2 über Thierarzneikunde, 13 vermischten Inhalts und 14 in fremden Sprachen.

— **Chinesische Hof-Neuigkeiten.** In der Pekinger Zeitung liest man Folgendes über die neunte Tochter eines der Tartarischen Könige. Etwa vor acht Jahren hatte der Kaiser, der für die Heirathe-Angelegenheiten sämmtlicher Königs-Familien in seinem Reiche sorgt, die Verordnung getroffen, daß Jene den Lien sche, den Sohn eines Offiziers der Leib-Garde mit der gelben Fahne, zum Gatten erhalten sollte. Ungefähr eilf Monate aber, bevor die Hochzeit vollzogen werden sollte, wurde der Verlobte vom Tode hingerafft. Als Kih tih, so hieß die Prinzessin, die Nachricht davon hörte, beschloß sie, ihr Haar abzuschneiden, sich zu ihres Verlobten Familie zu begeben und während ihrer Lebenszeit Jungfrau zu bleiben. Als man dem Kaiser von diesem Gelübde der Keuschheit berichtete, ließ er ihr eine Ehrentafel überschicken, die man an der Hausthür aushing, und ertheilte ihr einen Titel zur ehrenvollen Bezeichnung ihrer Tugend. Vor einiger Zeit that Seine Majestät der gelbe Kaiser, der göttliche Urheber des Ackerbaues, indem er auf dem Altar Hwang Te's opferte, „den Becher der Seligkeit", und vollzog die große Ceremonie, indem er drei Mal niederkniete und neun Mal mit der Stirn den Fußboden berührte. Man sah es ihm an, daß ihm diese Ceremonie nicht eben sehr behagte; er beklagte sich auch bei seinem Ceremonien-Meister darüber, daß er die Worte: „Knie, bücke nieder, knie, bücke nieder, knie, bücke nieder", zu langsam ausgesprochen. Eben so kritisirte er den Mann, der ihm das Gebet vorlas, daß er eine zu schwache Stimme habe, und ertheilte den Befehl, daß man einen anderen dazu erwählen sollte, der eine starke klare Stimme hätte und in alle einzelnen Gebräuche und Ceremonien eingeweiht wäre. In Folge der vor kurzem beobachteten Sonnen-Finsterniß glaubten die Feinde des regierenden Hauses, daß Seine Majestät sterben müßte; und sie verbreiteten sobald das Gerücht, daß der Kaiser gestorben sey. Man hat indeß dieses Ereigniß in Peking nicht allein nicht begründet gefunden, sondern der dortige Gouverneur hat auch Spione ausgeschickt, um die Urheber jenes lügenhaften Gerüchts ausfindig zu machen und hart zu bestrafen.

— **Löwen ohne Mähne.** Olivier sah auf seiner Reise in Orient zu Bagdad ein Thier dieser Gattung, welches jene Eigenthümlichkeit hatte, und aus Arabien dorthin gebracht war. In einer der letzten Sitzungen der zoologischen Gesellschaft zu London zeigte der Capitain Walter Smee die Häute eines Löwen und einer Löwin aus Guzarat, von denen das Männchen sich durch den Mangel der Mähne auszeichnete. Zwischen dem Halse und Rücken zeigten sich nur wenig längere Haare, wie bei dem Tschecta oder der Felix jubata (Schneider), und im Nacken, so wie zwischen den Vorderschenkeln, ein langes, wenig dichtes, seidenartiges Haar. Es ist dies eine Varietät, die Herr Smee Felix leo var. Guzaratensis zu nennen vorschlägt. Das Männchen hatte, mit Inbegriff des Schwanzes, eine Länge von 8 Fuß 9½ Zoll Engl. Maaß, und wog, ohne die Eingeweide, 225 Kilogr. Dieser Löwe bewohnt Guzurat in einer Ausdehnung von 40 Meilen, wo er, wegen seiner Farbe, unter dem Namen Ontiah baun (gelber Tiger) bekannt ist. In der heißen Jahreszeit findet er sich in den kleinen Gebüschen und bewaldeten Ebenen, welche die Flüsse Gombermutty und Bhader begränzen, von Ahmedabad bis zu den Gränzen von Cutsch. Er thut den Heerden großen Schaden, fällt aber den Menschen nicht an. Wird er durch eine Kugel verwundet, so zeigt er sehr viel Muth und ist bereit, Jedem Widerstand zu leisten, der ihn angreift, oder er zieht sich langsam und mit Würde zurück. Sein Schwanz ist kürzer, als der des gemeinen Löwen; aber der Haarbüschel am Ende desselben ist schwarz und weit stärker. Nach der Aussage eines Englischen Offiziers in Persischen Diensten giebt es auch in Persien Löwen ohne Mähne, welche die Wälder von Mazanderan und Ghilan bewohnen und denen gleichen, welche auf den Ruinen von Istachr, die man gewöhnlich für die Ruinen von Persepolis hält, vorgestellt sind. Ihrer Eigenthümlichkeit wegen hat man sie für Thiere einer anderen Gattung gehalten. Die Nähe von Persien, Guzurat und Arabien läßt vermuthen, daß der mähnenlose Löwe dieser drei Länder die nämliche Varietät ist. Es bleibt noch zu untersuchen, ob, nach den Vermuthungen des Capit. Hamilton Smith, eine neue Species des Katzen-Geschlechts, die größer als der ungemähnte Löwe, deren Haut und Kinnladen durch Professor Kretschmer aus Nubien sollen eingesandt worden seyn, einerlei ist mit dem Löwen ohne Mähne, der auf den Aegyptischen Monumenten vorkommt, oder ob sich dieses merkwürdige Thier noch an einem vierten Orte findet.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß zum fünften Bande.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 87. Berlin, Montag den 21. Juli 1834

Portugal.

Zur Charakteriſtik Dom Pedro's.

Der Engliſche Oberſt Lloyd Hodges, welcher in den Jahren 1832 und 1833 der Expedition nach Portugal beiwohnte, giebt uns in ſeinem „Narrative of the Expedition to Portugal in 1832 (London, 1833)“ folgende, dem Anſcheine nach, unparteiiſche Schilderung des Ex-Kaiſers von Braſilien:

„Dom Pedro iſt Einer von denjenigen Menſchen, die jede ihrer Gemüthsbewegungen ſo offen zur Schau tragen, daß ſelbſt ein nachläſſiger Beobachter ohne große Mühe bis in ihr Innerſtes zu dringen vermag. Er beſitzt mehrere äußerſt ſchätzbare Eigenſchaften in hohem Grade; aber leider kommen auch ausgezeichnete Fehler dazu, die den wohlthätigen Einfluß der guten Eigenſchaften gar ſehr entkräften. Freimüthig, offen und männlich, dabei von ungemein ſtarkem Körperbau und einer Geſundheit, die allen Beſchwerden und Entbehrungen Trotz bietet, zeigt er einen natürlichen Hang zu kühnen und gefahrvollen Unternehmungen. Alle dieſe Eigenſchaften ſind jetzt in ihrer friſcheſten Blüthezeit, denn der Ex-Kaiſer zählt erſt 36 Jahre. Ein beſonders markirter Zug in ſeinem Charakter iſt ſeine Liebe zur Wahrheit und ein ſkrupulöſes Beſtreben, alle ſeine Verſprechungen zu erfüllen. Von der Stärke und Stätigkeit ſeines Urtheils-Vermögens hat er viel weniger glänzende Proben abgelegt; man darf aber annehmen, daß ein großer Theil ſeiner praktiſchen Mißgriffe auf Rechnung einer mangelhaften Erziehung kommt. Er iſt nie zur Lektüre angehalten worden und hat ſeine Menſchenkenntniß nur von Denen erlangt, die ſeine nächſte Umgebung bildeten. Auch erſieht man aus dem ganzen Benehmen Dom Pedro's, daß ihm in früherer Jugend eine verſtändige Kontrolle fehlte. Gewöhnlich handelt er nach plötzlichen Eingebungen, und zuweilen überläßt er ſich den wüthendſten Aufwallungen ſeines Temperamentes, wo er denn Alles, was ihm in den Sinn kommt, mit wenig Zartgefühl und Rückſicht ausſpricht. Seine vertrauteſten Freunde müſſen dann viel von ihm leiden. Eine nothwendige Folge dieſes Betragens iſt, daß der Eifer mancher Perſon, die in ſeinem Dienſte ſteht, erkaltet, und daß Andere ihm ganz abgeneigt werden. Seine außerordentliche Großmuth wirkt jedoch öfter wieder verſöhnend.

Aus dieſen Bemerkungen wird man leicht abnehmen, daß dem Kaiſer Dom Pedro jenes fürſtlich würdevolle Benehmen fremd iſt, welches einen ſo gewaltigen Einfluß auf die Gemüther der Menſchen äußert. Im Gegentheil, ſeine Unterhaltung hat immer einen ganz ſchlichten und vertraulichen Charakter, wird jedoch niemals anſtößig. Er würde jeden unanſtändigen Ausdruck ſich ſelbſt eben ſo wenig verzeihen, als Anderen.

In ſeinem Privatleben iſt er nicht bloß unſträflich, ſondern bewundernswerth. Man weiß allgemein, welche zärtliche Aufmerkſamkeit er den leiſeſten Wünſchen der Kaiſerin widmet, und wie innig er ſeine Kinder liebt. Die Kaiſerin verehrt man allgemein. Sie beſitzt großen Verſtand und hat ſehr edle Geſinnungen; ihr Urtheil ſoll bei Dom Pedro viel gelten, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß er ſie öfter um Rath fragte, damit die Ohrenbläſerei ſeiner fatalen männlichen Rathgeber neutraliſirt würde. Dom Pedro's Ritterlichkeit giebt ſich auch darin zu erkennen, daß er, ſo oft er von Dom Miguel ſpricht, niemals unzarte Ausdrücke gebraucht. Gewöhnlich ſagt er kurz weg: „Mein Bruder“, wie er auch den König von Spanien kurz weg ſeinen „Oheim“ nannte.

Seiner Religion nach iſt Dom Pedro ein gewiſſenhafter Katholik; inzwiſchen iſt er von den Mißbräuchen der katholiſchen Kirche in Portugal vollkommen überzeugt, und ſollte er als Vormund ſeiner Tochter an die Regierung kommen, ſo darf man wohl annehmen, daß die Kirchen-Reform mit der Staats-Reform gleichen Schritt halten werde.

Dom Pedro beſitzt eine muſterhafte Enthaltſamkeit; er trinkt niemals Wein oder Kaffee, und gewöhnlich klares Waſſer. Die faſt nothwendige Folge eines ſo nüchternen Lebenswandels iſt eine unverwüſtbare Geſundheit. Seine Muskelkraft iſt außerordentlich; er findet großes Vergnügen daran, gewaltige Laſten zu heben und zu tragen, und was der athletiſchen Kraftproben mehr ſind.

Mit allen dieſen bewundernswerthen Eigenſchaften, mit ſeinem angeborenen Sinn für Gerechtigkeit, ſeinem Haß aller Tyrannei und ſeinem allgemeinen Wohlwollen vereinigt er jedoch eine Quantität Eitelkeit, die ſeinen moraliſchen Werth herabſetzt. An einer Privatperſon mag das eine verzeihliche Schwäche ſeyn; der mit Eitelkeit behaftete Fürſt aber ſchadet immer der Wohlfahrt ſeiner Unterthanen. So glaubt Dom Pedro, große nautiſche Kenntniſſe zu beſitzen; das Meiſte aber thut er ſich auf ſein Feldherrn-Talent zu gute; aber man kennt alle Verdrießlichkeiten und Plackereien, deren Quelle dieſe Thorheit geweſen iſt.“

Spanien.

Skizzen zu einer Geſchichte der Spaniſchen Malerkunſt.

(Fortſetzung.)

Einer der merkwürdigſten Koloriſten, die Spanien jemals hervorgebracht, war Juan Fernandez Navarrete, mit dem Beinamen der Stumme. Im dritten Lebensjahre beraubte ihn eine Krankheit ſeines Gehörs, ſo daß er niemals ſprechen lernte. Seine Neigung zur Malerei verrieth ſich ungemein früh; ſchon als Kind verſuchte er, Alles, was ſeine Phantaſie lebhaft ergriff, mit Kohle zu zeichnen. Auf den Rath ſeines erſten Lehrers beſuchte er Italien, wo er beſonders Tizian ſtudirt haben ſoll. Das kleine Gemälde, „die Taufe Chriſti“, welches er nach ſeiner Heimkehr Philipp II. überreichte, erinnert jedoch nicht an die Venetianiſche Schule. Alles trägt vielmehr ein Florentiniſches Gepräge und iſt hinſichtlich der Farbengebung von Navarrete's ſpäteren Werken ganz verſchieden. Der König bewilligte ihm ein Jahrgehalt von 200 Dukaten und eine Anſtellung im Eskurial. Von ſeinen acht erſten Gemälden verunglückten drei durch eine Feuersbrunſt. Ein anderes berühmtes Werk Navarrete's gehört zu den ſchönſten Zierden der Sammlung des Herzogs von Dalmatien. Es iſt Abraham, wie er die Engel bewirthet, und vereinigt mit ſehr ſchöner Farbengebung eine tiefe Schattirung, ein ergreifendes Helldunkel, den Künſtler und ſeine Heimath trefflich charakteriſirend. Cean gedenkt eines ſonderbaren Kontraktes zwiſchen den Mönchen des Eskurials und Navarrete, der alſo lautete: „Navarrete ſoll 32 Gemälde für die Kirche in Arbeit nehmen; 27 dieſer Gemälde ſollen 7½ Fuß hoch und 7½ Fuß breit, die übrigen 5 aber 13 Fuß hoch und 9 Fuß breit ſeyn. Er ſelbſt ſoll die Koſten der Leinwand u. ſ. w. tragen. Für jedes Gemälde ſoll er 200 Dukaten bekommen. Die ſtehenden Figuren ſollen 6¼ Fuß hoch ſeyn, und wenn derſelbe Heilige zweimal vorkommt, ſoll ſein Geſicht nach einem authentiſchen Portrait, wofern man eines ſolchen habhaft werden kann, gezeichnet werden. Auch iſt es dem Maler unterſagt, einen Hund, eine Katze oder eine andere unziemliche Figur auf dieſen Bildern anzubringen. Alle Figuren müſſen heilig und ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie zur Andacht ſtimmen.“ Dieſe Klauſel wurde vermuthlich dadurch veranlaßt, daß Navarrete auf einem für das Kloſter beſtimmten Gemälde einer heiligen Familie einen Hund und eine Katze angebracht hatte, die mit einander kämpften. Navarrete erlebte nicht die Vollendung des Rieſenwerkes; die acht erſten Bilder, welche die zwölf Apoſtel und die vier Evangeliſten darſtellen, ſieht man noch in der Kirche des Eskurial. Einige derſelben ſind faſt über alles Lob erhaben; an Würde kommen ſie den Schöpfungen Fra Bartolomeo's, an herrlichem Kolorit denen des Tizian gleich.

Man ſagt, daß Navarrete, ungeachtet ſeines Naturfehlers, ſchreiben, leſen und mit wunderbarer Präziſion durch die Zeichenſprache ſich mittheilen konnte. Die Scene zwiſchen ihm und König Philipp, als Letzterer mit Königlicher Ungeduld ein Gemälde des Tizian beſchnitten wiſſen wollte, damit es in dem Refektorium Platz fände, dieſe Scene würde ein ſchönes Sujet für einen Maler ſeyn. Der Spaniſche Künſtler gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er bei Gefahr ſeines Hauptes eine genaue Kopie des Gemäldes machen wolle, und bat den König dringend, das Werk ſeines geſchickteſten Lehrers nicht verſtümmeln zu laſſen. Er ſtarb 1579 zu Toledo. Pater Siguenza ſagt nicht zu viel, wenn er behauptet, es verlohne ſich eine weite Reiſe nach dem Eskurial, wenn man auch nur die Schöpfungen dieſes großen Mannes ſehen wolle. In England beſitzt der Marquis von Landsdowne ein Gemälde Navarrete's, welches die verwittwete Heldin der Comuneros, Donna Maria de Pachero, darſtellt, wie ſie im Trauerkleide auf ihrem Maulthier durch die Straßen von Toledo reitet und den ſinkenden Muth der Patrioten anfriſcht.

Es giebt wenige Spaniſche Maler, deren Namen im Auslande ſo wohlbekannt ſind oder ſo oft gemißbraucht werden, als Luis de Morales, wegen ſeiner Trefflichkeit und Schönheit im Ausdruck „der Göttliche“ genannt. Er wurde gegen Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts zu Badajoz geboren, denn ſein Tod erfolgte 1586, und fünf Jahre vorher ſagte ihm Philipp, als er zufällig durch die Stadt kam und den Künſtler anſichtig wurde: „Du biſt ſehr alt, Morales.“ Er antwortete: „Ja, Ew. Majeſtät, und ſehr arm dazu“, worauf ih

der König eine Pension von 300 Dukaten bewilligte. Guilliet*) sagt, Morales habe den Bellino an Energie übertroffen. Ohne genau zu verstehen, was er eigentlich damit sagen will, bemerken wir, daß uns die Verdienste des Spaniers, so weit wir ihn aus der sehr geringen Zahl seiner (von uns gesehenen) authentischen Gemälde beurtheilen können, sehr einleuchtend sind; müssen aber auch hinzusetzen, daß er an Farbengebung und Schönheit der Gesichter dem Venezianischen Meister nicht gleichkommt. Der Charakter seiner weiblichen Köpfe erinnert zuweilen an Parmigianino, und seine bräunlichen Tinten und gemilderte Gradation des Schattens nähert sich der Lombardischen Schule. Er hat ungemein viel Mühe auf die Vollendung seiner Gemälde verwendet. Es ist unmöglich, die Kraft und Schönheit des Ausdrucks an seinen „Jungfrauen" und „Ecce Homo's" in Abrede zu stellen; aber bei den letzteren ist es nicht selten auffallend, daß der Künstler die Seele zu sehr niedergedrückt hat, und daß seine Resignation ein Gepräge von Schlaffheit trägt, welches schon mit dem Charakter eines menschlichen Märtyrers unvereinbar seyn würde. Um aber Morales vollkommen würdigen zu können, müßte man sein Vaterland besuchen, wo es noch Werke des Künstlers giebt, die in größerem Maaßstabe ausgeführt sind.

Dominico Theotocopuli, insgemein „der Grieche" genannt, ist allerdings ein Grieche gewesen; gleichwohl findet er hier seine Stelle. Seine Werke verkünden den geistvollen Schüler Tizian's. Im Jahre 1577 verweilte er zu Toledo, woselbst er das herrliche Gemälde „Espolio de Christo" unternahm, auf welchem Christus dargestellt ist, wie ihm die Henker vor der Kreuzigung seine Kleider ausziehen. Das Gemälde schmückt noch jetzt den Altar der Sakristei. Christus steht in der Mitte und ist in ein Gewand von dunkelm Karmoisinroth gekleidet. Seine Stellung, das lebhafte Kolorit des Gewandes und die Gruppirung der untergeordneten Personen geben dieser Schöpfung eine selten übertroffene Einheit. Die Pracht der ganzen Farbengebung wäre selbst Tizian's würdig. Ein anderes gefeiertes Werk des „Griechen" in derselben Stadt befindet sich zu Santo Tomé und stellt ein sonderbares Mirakel dar, dessen sämmtliche Details eine darunterstehende Inschrift verbürgen soll. Im Jahre 1312 starb ein Graf Orgaz, der fromme Stifter der genannten Kirche, und seine Freunde schickten sich eben an, ihn zu beerdigen, als plötzlich St. Augustin und St. Stephan vom Himmel herabschwebten und den Leichnam mit eignen Händen beisetzten. In den Gesichtern der Leidtragenden malt sich Staunen, mit Entzücken vermischt; die untergeordneten Figuren, von denen viele nach dem Leben gezeichnet waren, sind sehr schön und denen des Tintoretto nicht unähnlich.

Einige der letzten Produkte des Meisters stehen den übrigen außerordentlich nach. Man sieht gar keinen Berührungspunkt zwischen der korrekten Zeichnung, der schönen Farbe seiner früheren und den lang ausgereckten Gliedern, dem aschfarbigen Ansehen seiner letzten Gemälde. Palomino sagt von ihm: „Was er gut machte, hat Keiner besser, und was er schlecht machte, hat Keiner schlechter gemacht." Er starb 1625 in hohem Alter zu Toledo, woselbst er mehrere wackere Schüler gebildet hatte, unter Anderen Mayno und Luis Tristan, welchen Letzteren selbst Velasquez nachahmte. — Ein anderer berühmter Künstler, den Toledo um dieselbe Zeit (1580) hervorbrachte, war Blas del Prado. Palomino erzählt, daß er von Philipp II. nach Marokko gesendet und mit Ehren und Schätzen beladen zurückgekehrt sey.

Das Haupt der Valencianischen Schule war Vincent Joanes, der wahrscheinlich 1523 zur Welt kam. Sein Stil ist, gleich dem vieler Spanischen Maler, ein Reflex dessen, was in Italien schon verschwunden war. Es wäre abgeschmackt, wenn man viel über Joanes sagen wollte, ohne dasjenige gesehen zu haben, was in Valencia existirt; aber seine Werke in der Madrider Gallerie geben uns schon eine sehr hohe Meinung von seinen Verdiensten, obgleich er schwerlich mit Rafael verglichen werden kann, was Palomino zu thun geneigt ist. Sein Portrait des Don Luis de Castelvo erinnert allerdings sehr an ähnliche Produkte Rafael's. Joanes gab den Christusköpfen einen schönen Ausdruck ruhiger Würde. Sein letztes Abendmahl, einst nach Paris geschleppt, jetzt wieder in Spanien, ist ein sehr interessantes Stück, obgleich es von dem „Gemälde-Cyclus", der das Märtyrthum des heiligen Stefan darstellt, vielleicht noch übertroffen wird. Die unerschütterliche, fromme Ruhe des Heiligen kontrastirt schön mit der ziemlich übertriebenen Raserei seiner Verfolger, die übrigens darum so grell gemalt ist, damit der Charakter des Saulus (nachmaligen Apostels Paulus) mehr hervorstehe. Auf demjenigen Gemälde, wo man den Märtyrer zur Hinrichtung führt, schreitet Saul ganz ruhig und mit ernstem, aber melancholischem Blick an seiner Seite, während der Haufe den Heiligen bitter insultirt. Ein Auto da Fé muß dem Spanischen Maler für dergleichen Studien eine gute Schule gewesen seyn. Joanes starb 1579.

Philipp II. war mit rastlosem Eifer darauf bedacht, sein Escurial verschwenderisch auszuschmücken. Diese Mischung klösterlicher Feierlichkeit und Königlichen Glanzes war, wie es scheint, seinem Charakter sehr angemessen. Nach Vollendung des Gebäudes hörte er bei den Mönchen Messe und saß damals in demselben Winkel des Chors, wo er die Kunde von der Schlacht bei Lepanto erfahren haben soll. Diese Hingebung des Königs an sein Lieblings-Projekt bewirkte, daß nach dem Tode Navarrete's und gegen Ende des 16ten Jahrhunderts eine Menge Italiänischer Künstler in Spanien ihr Glück suchte. Die Florentinischen Brüder, Bartolomeo und Vincent Carducho, übten großen Einfluß auf die Theorie und Praxis der Spanischen Kunst. Im Jahre 1633 publizirte der Letztere seine „Dialoge über Malerei", die Cean Bermudez als das beste Spanische Werk über diesen Gegenstand betrachtet. Pedro de Villegas Marmolejo, ein Freund des Arias Montanus, und Alonzo Vazquez haben an der Kathedrale von Sevilla Beweise ihrer Kunst hinterlassen. Juan Pantoja de la Cruz, ein Schüler Coello's, trat etwas zu ängstlich in die Fußstapfen seines Meisters. In der Madrider Gallerie hat man zwei merkwürdige gut ausgeführte Gemälde von ihm, welche die Geburt der Jungfrau und des Heilandes darstellen, und auf denen alle Haupt-Figuren Bildnisse des Hofes und der Familie Philipp's III sind. Pablo de Cespedes aus Cordova, ein Domherr an dortiger Kathedrale, war vielleicht in Wissenschaften ausgezeichneter, als in der Malerei. In dem Domkapitel zu Sevilla hat man jedoch sehr verdienstliche Gemälde von ihm. Cespedes war, gleich seinem Freunde Arias Montanus, Orientalist und im Hebräischen und Arabischen eben so bewandert, als im Griechischen. Cean hat unter anderen Fragmenten seiner Werke auch ein „Lehrgedicht über die Malerei" in sein Wörterbuch aufgenommen. Lope de Vega lobt auch den Juan de Jauregui, den Uebersetzer von Tasso's Aminta, als einen in der Malerei und Schriftstellerei gleich ausgezeichneten Mann.

Das 17te Jahrhundert ist das goldene Zeitalter der Spanischen Kunst, die in voller Blüthe stand, als die Italiänische bereits im Verwelken war; denn obgleich Nicolas Poussin, Andrea Sacchi, Albano, Dominichino und Guercino den Ruhm der letzteren bis über die Mitte dieser Periode fortpflanzten, so blieben doch Männer wie Pietro di Cortona, Carlo Dolce, Maratti u. s. w mit ihrer beständigen Wiederholung conventioneller Formen weit hinter ihren Zeitgenossen, einer Velasquez oder Zurbaran, zurück. Ein entschiedener Nachahmer der Bassaner, Pedro Orrente, wurde in Murcia geboren und starb um das Jahr 1610. Viele seiner Werke sind den meisten Werken, die Bassano's Namen führen, weit überlegen. Keiner hat aber die Prinzipien der Venezianischen Farbengebung glücklicher angewendet, als Juan de las Roelas. Geboren zu Sevilla um 1560, bemühte er sich 1616 vergebens um die Stelle eines Hof-Malers. Im J. 1599 hatte er die Niederlage der Mauren durch St. Jago gemalt, ein ausgezeichnetes der Kathedrale zu Sevilla angehörendes Gemälde. Der Heilige stürmt wie ein Ungewitter gegen den Feind los, und in der Verzweiflung der Besiegten liest man, daß eine übermenschliche Gewalt sie niederwirft. Seine heilige Familie in der Universitäts-Kirche hat Kraft und Zartheit in schöner Harmonie. Die Figuren der beiden Heiligen, Hieronymus und Ignatius Loyola, am unteren Theil des Gemäldes sind schön, und die Gesichter einiger Engel, auf diesem wie auf anderen Gemälden des Roelas, haben eine eigenthümliche Lieblichkeit, die Murillo gewiß hin und wieder zum Muster genommen hat. Das Meisterwerk des Künstlers ist aber der Tod des heiligen Isidors in der Kirche gleichen Namens. Die fromme Miene des sterbenden Heiligen, den seine trauernden geistlichen Mitbrüder unterstützen, die Wahrheit und Kraft des Kolorits und die Schönheit der himmlischen Figuren lassen dieses Werk mit einer ähnlichen Schöpfung Dominichino's keck in die Schranken treten. Roelas starb 1625. Nur in Sevilla kann man sein Talent würdigen lernen; die Madrider Gallerie besitzt ein einziges Gemälde von ihm, dessen Echtheit, wo wir nicht irren, sogar bestritten wird.

Um dieselbe Zeit rühmte sich die Valenzianische Schule eines ihrer ausgezeichnetsten Eleven, des Francisco Ribalta, der zwischen 1562 und 1563 zur Welt kam. Ein mächtiger Sporn zu Entwickelung seines Talentes war die Liebe. Ribalta erglühte für die Tochter seines Meisters und eröffnete sein Herz dem Vater, der ihn mit dem Bemerken abwies, daß er als Maler noch nicht geschickt genug sey, um auf die Hand seiner Tochter Ansprüche zu machen. Die Jungfrau hatte aber, wie es scheint, großes und gerechtes Vertrauen auf die Fähigkeiten des liebenden Jünglings und versprach, drei oder vier Jahre zu warten, bis er aus Italien zurückgekehrt seyn würde. Sie war treu und er fleißig; gleich nach seiner Rückkehr trat er in die Werkstatt seines früheren Lehrers und vollendete in Gegenwart der Geliebten ein Gemälde, das ihr Vater auf der Staffelei gelassen hatte. Als der letztere wieder nach Hause kam, rief er, voll Erstaunen über die Geschicklichkeit des Unbekannten: „Ach! dieser wäre der rechte Mann für meine Tochter, und nicht der Sudler Ribalta!" Bald kam es zur Aufklärung, und die Liebenden wurden vereinigt. Ribalta hat sich einen großen Namen gemacht, aber leider kann auch Er nur in seiner Vaterstadt gewürdigt werden. Sein Tod erfolgte 1628. Er hinterließ einen Sohn, Juan, der in die Fußstapfen seines Vaters trat, und ihn, wie Kenner versichern, vollkommen erreichte.

Unterdeß eilte die mit Valencia rivalisirende Schule von Sevilla den Zeiten eines Murillo und Cano mit starken Schritten entgegen. Juan de Castillo, der Lehrer dieser beiden großen Männer und des Pedro de Moga, hatte sich selbst unter Luis Fernandez, dem Lehrer Pacheco's und Herrera's des Alten, gebildet. Castillo's eigne Gemälde sind übrigens nicht von großer Bedeutung.

Francisco Pacheco, vermuthlich ums Jahr 1571 geboren, ist besonders deshalb merkwürdig, weil der große Velazquez sein Schüler und Schwiegersohn war. Höheren Werth als seine Gemälde hat sein didaktisches Gedicht „Arte de la Pintura", das 1649 herauskam. Im Jahre 1594 malte er auf karmoisinrothem Damast die Wappen und Embleme für die Standarten der Süd-Amerikanischen Flotte, und ein großer Theil des Kenotaph's, das Philipp II. errichtet ward, ist sein Werk. Er war der Erste in Sevilla, welcher die Kunst, Statuen zu bemalen, vervollkommnete. Unter Anderen illuminirte er das Kruzifix des Karthäuser-Klosters, und den heiligen Hieronymus der Hieronymiten zu Santiponce, beide von seinem Freunde Montañes skulpirt. Als Velazquez von dem Grafen Olivares nach Madrid berufen wurde, begleitete ihn sein Schwiegervater. Pacheco starb allgemein betrauert im Jahre 1654.

Ehe Velazquez in Pacheco's Schule trat, war er ein Jünger des Francisco de Herrera (genannt el Viego, der Alte) gewesen, und ohne Zweifel hatte der Stil dieses Künstlers bedeutenden Einfluß auf seinen berühmten Schüler. Herrera verließ zuerst die bedächtige und etwas schüchterne Methode seiner Vorgänger und malte mit einer Art von Wuth, die auch wirklich in seinem Temperamente lag. Er

*) Verfasser des Dictionnaire des Peintres Espagnols. Paris, 1816.

bediente sich der allergröbsten Pinsel, und man sagt sogar, daß er, wenn er zufällig keine Schüler hatte (wie dies wegen seines ungestümen Charakters oft der Fall war), die Farben durch seine Dienstmagd mit einer dicken Bürste auf die Leinwand schmieren ließ und sie dann erst zu Figuren gestaltete. Dessenungeachtet verkünden seine Gemälde ein großes Genie, und eben seinem Genie hatte er es zu verdanken, daß er den Folgen einer sehr gefährlichen Beschuldigung glücklich entging. Herrera graviere besonders gern in Erz und brachte sich dadurch in den Verdacht der Falschmünzerei. Um seiner Strafe zu entgehen, flüchtete er in die Eremitage des heiligen Hermenegild, welche damals den Jesuiten gehörte, und malte dort sein großes Bild, das jenen Königlichen Märtyrer im Zustand der Verklärung darstellt. Sein Haupt ist durch das Beil gespalten, als Strafe für seine Empörung gegen den eignen Vater und für seine Anhänglichkeit an die orthodoxen Lehren der Kirche. Im Jahre 1624 war Philipp IV. zufällig in Sevilla. Erstaunt über jenes Gemälde, frug er nach dem Künstler. Man erzählte ihm Herrera's Geschichte; der König ließ ihn vor sich laden und sprach: „Ein Mann, der solche Talente besitzt, kann sie nicht mißbrauchen." Der Maler kehrte in sein Haus zurück, aber, wie es scheint, mehr zu seiner eignen Freude, als zu der seiner Familie, denn sein jüngerer Sohn bestahl ihn bald nachher und flüchtete nach Rom; seine Tochter aber ging in ein Kloster. Herrera starb 1656, im 80sten Lebensjahre. Sein landflüchtiger Sohn, Herrera der Junge (el moro) genannt, qualifizirte sich in Rom vorzüglich als Koloriſt und malte besonders Fische so meisterlich, daß man ihn „lo Spagnuolo degli Pesci" (der Spanier von den Fischen) nannte. Nach seiner Rückkehr wurde er Hofmaler. Seine Gemälde haben viel Weichheit und Künstelei. Den meisten Effekt macht die Licht- und Schattengebung desjenigen Bildes, welches die das Sakrament anbetenden Kirchenväter darstellt.

Der größte Maler, den Sevilla, — vielleicht selbst Murillo nicht ausgenommen — hervorgebracht hat, ist Diego Velasquez de Sylva, geboren 1599. Seine früh erwachende Lust am Zeichnen bewog seine Aeltern, ihn bei Herrera el viego in die Lehre zu schicken; allein die Barschheit dieses Künstlers trieb den Knaben bald in Pacheco's Schule. Dort nützten ihm die Eingebungen seines richtigen Gefühls mehr als der Unterricht des Lehrers: er skizzirte ohne Unterlaß einen jungen Landsmann, der als Modell von ihm bezahlt ward, in jeder Gebehrde und Stellung, und legte so vermuthlich den Grund zu jener bewundernswürdigen Naturwahrheit und tiefen Auffassung der Charaktere, die seine Bilder auszeichnen. Sein Talent im Führen des Pinsels und in der Farbengebung veredelte er dadurch, daß er Früchte, Fische und Stillleben nach der Natur malte. Zunächst beschäftigte er sich mehr mit Sujets der Niederländischen Schule, und malte dann seinen berühmten „Wasserträger von Sevilla." Die „Geburt Christi", jetzt im Besitz des Grafen von Aguila, gehört auch in jene Periode. Auf diesem Bilde ist die Biegung der Hand und des Armes der Jungfrau etwas steif und eckig, aber die Extremitäten selbst sind an allen Figuren wundervoll gemalt, eben so die alte Frau, die des Kindes wartet. Die Gesichter könnten uns vermuthen lassen, daß der junge Maler zu seinen Modellen Zigeuner gewählt hat. Señor Bravo und Herr Williams in London besitzen ebenfalls Jugendarbeiten des Velasquez, die aber vermuthlich etwas später fallen. Das dem Letzteren gehörige Bild ist prachtvoll. Nachdem Velasquez fünf Jahre in Pacheco's Schule gewesen war, schenkte ihm dieser die Hand seiner Tochter. Velasquez studirte noch ferner solche Werke Italiänischer und Holländischer Meister, die ihm zugänglich waren, und wählte den Luis Tristan als Vorbild.

Im Jahre 1622 machte er eine Reise nach Madrid, und seit jener Zeit bildet sein Leben einen starken Kontrast zu den Schicksalen so vieler mit Armuth und Zurücksetzung kämpfender Talente. Schon im folgenden Jahre berief ihn der damals mächtige Günstling Olivares als Hof-Maler nach Madrid. In demselben Frühling kam Prinz Karl von England mit dem Herzog von Buckingham, in der wahnsinnigen Absicht, um die Infantin zu werben, an den Madrider Hof. Gemälde waren zu jener Zeit eine Modewuth in Spanien, und sehr viele Personen hatten sich Sammlungen angelegt, doch Niemand mit wärmerem Eifer, als Philipp IV. selbst. Prinz Karl kaufte eine große Menge von Gemälden aus den Kabinetten des Grafen Villa Mediane, und viele Personen bei Hofe, unter Anderen der König selbst, machten ihm kostbare Bilder zum Geschenk. Velasquez begann ein Portrait des Prinzen Karl, aber die plötzliche Abreise desselben hinderte ihn an der Vollendung.

Bald nachher erhielt Velasquez den Auftrag, ein Gemälde zu Ehren der Pietät Philipp's III. anzufertigen, wie sie in seiner Vertreibung der Moriskos sich kund that! Dieses Gemälde beförderte den Künstler zur Würde eines Kammerherrn. Damals erschien Rubens in Madrid, und die persönliche Bekanntschaft der beiden verwandten Geister muß ihnen gegenseitig sehr angenehm gewesen seyn. Unterhaltungen mit dem Deutschen Maler und dessen Bemerkungen über die Gemälde des Escurial erweckten Don Diego's alte Sehnsucht, das Geburtsland der neueren Kunst zu besuchen, und nicht ohne Schwierigkeit erhielt er gegen Ende des Jahres 1629 die Königliche Erlaubniß zur Abreise. Zu Venedig, wo er im Hause des Gesandten wohnte, kopirte er Vieles, vor Allem zwei Gemälde von Tintoret. Dann reiste er über Ferrara, Bologna und Loretto nach Rom. Urban VIII. übergab ihm die Schlüssel zu den Logen des Vatikans, und Velasquez blieb ein ganzes Jahr in Rom. Während dieser Zeit bat er, mit Ausnahme seines eigenen Portraits, der „Schmiede des Vulkan" (jetzt in Madrid) und des „Rockes Joseph's" (im Escurial), nichts Selbstständiges gemalt. So schön als die beiden letzterwähnten Gemälde sind, so tragen sie doch kein so starkes Gepräge seiner Eigenthümlichkeit, wie diejenigen, die er in Spanien ausgeführt hat. Die Schwäche der Figur Apollo's in dem Ersteren verräth Nachahmung; die wüthende Eifersucht des Vulkan ist aber ganz Castilianisch. Velasquez kehrte 1631 nach Spanien zurück, und wurde jetzt, wo möglich, noch huldreicher behandelt, als vor seiner Abreise.

Der Sturz des Günstlings Olivares (1643) scheint seinem Schützling nicht geschadet zu haben. Kein Werk des Velasquez giebt eine herrlichere Probe seiner charakteristischen Energie und Wahrheit, als sein Bildniß jenes Ministers. Auf demjenigen Bilde, das Philipp den Vierten mit seiner Jagdflinte und seinen Hunden zeigt, sieht man, trotz der einfachen Kleidung, Blick und Haltung eines Fürsten. Wirklich ist an dem Spanischen Vandyk nichts bewundernswerther, als die Kunst, mit welcher er den unbeschreiblichen Blick eines Mannes von seiner Bildung und Erziehung wiedergiebt. Velasquez machte 1648 eine neue Reise nach Italien, hauptsächlich, um Kunstwerke anzukaufen, weil man damals in Madrid eine Akademie errichten wollte. Zu Rom wurde er Mitglied der Akademie St. Lukas, nachdem er die dortigen Künstler durch ein wundervolles Portrait seines Sklaven Pareja (s. unten) in Staunen gesetzt hatte. Dort hinterließ er auch ein ewiges Andenken an seinen Genius in dem Bildnisse Innocenz des Zehnten (jetzt im Palaste Doria). Im Juni 1651 landete er wieder bei Barcelona, allein das Projekt zu Gründung einer Akademie trat nicht ins Leben. Velasquez erhielt nachmals die Stelle eines „Ober-Quartiermeisters" (Aposentador Mayor) und wurde zu diesem Zwecke im März 1660 nach Irun geschickt, um nach Abschluß des Pyrenäischen Friedens die Königlichen Gemächer auf der Landstraße und an den Gränzen einzurichten. Er erkrankte bald nach seiner Rückkehr, und noch vor Ende des Sommers mußte Spanien den Verlust eines seiner gewaltigsten Künstler beklagen.

Velasquez ist so allgemein nur als Portrait-Maler bekannt, daß wir für Pflicht halten, bei einigen seiner Gemälde, die eine verschiedene Klasse von Gegenständen behandeln und wenigstens eben so meisterhaft ausgeführt sind, länger zu verweilen. Sein vortrefflichstes Werk ist vielleicht „Breda's Uebergabe an Spinola." Das Sujet ist sehr schön konzipirt; der Spanische General empfängt die Schlüssel mit der Miene und Haltung eines Mannes, der einen tapferen Feind ehrt und den Schmerz eines überwundenen Kriegers gern lindern möchte, aus den Händen des Kommandanten. Die Composition des Gemäldes ist bewundernswürdig; der Hintergrund, den man durch zwei Gruppen Spanier und Niederländer hervorschimmern sieht, zeigt uns die Beschaffenheit des Landes und das Grausige des letzten Gefechtes.

Die gemüthliche Ruhe des berühmten „Interier", das Luca Jordano die „Theologie der Malerei" nannte, kontrastirt schön mit dem Gegenstand des vorigen Bildes. Eine ihrer Frauen überreicht der Infantin Margarita eine Schale mit Wasser; zur Rechten sieht man eine andere dienende Person und zwei Zwerge, von welchen der eine seinen Fuß auf den Rücken eines großen, schläfrig aussehenden Hundes setzt; zur Linken steht Velasquez an seiner Staffelei. Die offene Thür mit dem einfallenden Lichte vollendet den wunderbaren Ton und Ausdruck des Gemäldes. Die „Zechbrüder" (Bebedores) müssen Jedermann in Staunen setzen, der Velasquez bis dahin nur als Portrait-Maler gekannt hat. Kein Holländischer Meister würde den Respekt der Zecher vor ihrem Narrenfürsten, oder den Geist der Trunkenheit selbst energischer und schöner ausgedrückt haben. Auch an seinen Leidenschaften erkennen wir den großen Velasquez wieder: seine Skizzen in der Madrider Gallerie, und der Hintergrund seines Gemäldes „St. Antonius und Paul der Eremit" stempeln ihn auch in diesem Departement zu einem Künstler vom ersten Range. Nur wenige Portrait-Maler können mit ihm verglichen werden, vielleicht überhaupt nur Tizian und Vandyk. Es ist, als ob der Pinsel in seiner Hand frei gewirkt hätte und der Wellenlinie, die den Charakter des Originals am treuesten wiedergiebt, instinktmäßig gefolgt wäre. Betrachtet man den Stil eines Malers als das Medium, vermittelst dessen er die Natur darstellt, so ist dieses Medium bei keinem Anderen in solchem Grade durchscheinend und frei von Allem, was den Gegenstand der Abbildung entstellen könnte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Obras de Moratin, precedidas de un juicio critico. (Moratin's dramatische und lyrische Werke.) 5—6 Bdchen. Preis jedes Bändchens 14 Rs. Barcelona.

Al estatuto real. (Walzer für Pianoforte, dem Königlichen Statute gewidmet.) Von J. Espin y Guiller.

Vidas de los padres martires y otros principales santos. (Leben der Märtyrer und Heiligen.) 6 Bde.

England.

Von den Vortheilen der Anwendung des Dampfes bei den Arbeiten des Ackerbaues.

Man hat in England von jeher den hohen Preis des Brodes als ein allgemeines Unglück betrachtet, und wir stimmen mit den Staatshaushalts-Lehrern vollkommen darin überein, daß man für dieses Lebensmittel einen möglichst mäßigen und den armen Volksklassen erschwinglichen Preis erwirken müsse. Unter den zur Erreichung dieses Zweckes vorgeschlagenen Mitteln scheint uns jedoch Manches mit dem Wohle des Landes unvereinbar. Von der Art ist der Vorschlag, die freie Einfuhr des Kornes in England zu gestatten. Nach unserer Ansicht ist das Heilmittel viel schlimmer als das Uebel selbst; um dem einen Theile der Einwohner Erleichterung zu gewähren, will man den Wohlstand einer anderen preisgeben. Urtheilen wir von der Gegenwart. Man kann nicht sagen, daß gegenwärtig der Getraidepreis allzuhoch seyz im Gegentheil war er vielleicht niemals gemäßigter, und doch ist die allgemeine Geld-Verlegenheit aufs Aeußerste gestiegen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß, so oft der Preis eines Lebensmittels so gestellt ist, daß der Produzent Nichts dabei gewinnen kann, auch die ganze Gesellschaft darunter leidet. Dies findet besonders seine An-

wendung auf den Getraide-Handel. Es ist ausgemacht, daß die ackerbauende Klasse jetzt kaum durch ihre Arbeit sich ihre Existenzmittel verschaffen kann. Wie soll sie sich Gegenstände des Vergnügens oder des Luxus verschaffen, durch deren Verbrauch wiederum die Thätigkeit der Manufakturisten erhalten wird?

Gewiß ist es wünschenswerth, daß das Volk sich die Gegenstände seines dringendsten Bedürfnisses für einen seinen geringen Geldmitteln angemessenen Preis erkaufen könne; doch dürfen die dazu benutzten Mittel den Interessen keiner anderen Klasse Eintrag thun; und wir sehen nur Einen Weg hierzu: daß nämlich, wie in anderen Zweigen der Industrie geschehen, auch der Ackerbau eine größere Oekonomie bei seinen Productionsmitteln anwende, und eine nützliche Revolution der Art muß die Anwendung des Dampfes, der schon so Großes für das Transport-System geleistet, auch hier bewirken.

Unleugbar wirkt das neue Transport-System mächtig auf die Anwendung der Zugpferde ein. Aus den dem Parlamente vorgelegten Berichten erhellt, daß die Zahl der im Jahre 1832 für die öffentlichen Wagen gebrauchten Pferde sich auf 192,000 belief. Rechnen wir dazu die zum Handel verwandten Pferde, so können wir 600,000 annehmen. Nun hat man berechnet, daß ein Stück Land von der Größe, daß es Futter für ein Pferd bringt, genau so viel beträgt, als eines, das für acht Menschen Lebensmittel liefern kann. Durch die Abstellung des Gebrauches der Pferde allein gewänne man in England also ein Mittel, auf demselben Boden 4,800,000 Individuen mehr mit Nahrung zu versorgen, also beinahe ein Drittel der jetzigen Bevölkerung Großbritaniens ohne Irland.

Aber, wird man sagen, wenn die Einfuhr von 1,600,000 Quarters — was nur der zwanzigste Theil dessen ist, was England produzirt — schon für verderblich gilt, was ist von einem System zu halten, wonach der Verbrauch im Innern um ein Viertel vermindert wird? Werden nicht die Landbauer dadurch sicherer ruinirt, als durch die Zurücknahme des Korngesetzes? — Hierauf haben wir nur zu entgegnen, daß dieser Gesichtspunkt beschränkt und darum falsch sey.

Indem man auf die angegebene Weise den Verbrauch reduzirt, hört auch zugleich der schmähliche Schacher auf, in Folge dessen uns Irland Lebensmittel zukommen läßt, die auf seinem Grund und Boden zur Nahrung seiner verhungerten Bewohner dienen sollten. Diese heillose Ausfuhr, wie sie Irland erschöpft, verdoppelt zu gleicher Zeit in England die Armen-Taxe und untergräbt die Industrie des Landbauers. Bedient man sich des Dampfes, so gewinnt England nicht nur genug für seinen Bedarf, sondern es wird noch ausführen können; und Irland wird dann seine Kraft auf die Gewinnung edlerer Produkte wenden. Ferner wird durch die Anwendung des Dampfes der Preis für die Arbeiter erniedrigt. Diese Reduction ist so bedeutend, daß auch bei dem niedrigsten Verkaufs-Preise dem Landmann ein schöner Profit bliebe. Die Unterhaltung der Pferde kostet dem Bauer eine anständige Summe, ja sie bildet seine bedeutendste Ausgabe. Doktor Colquhoun berechnet in seinem sehr beachtenswerthen Werke über die jährliche Zunahme des Eigenthums in England und Irland, wo er jede Getraide-Gattung zu funfzig pCt. unter dem offiziellen Marktpreise ansetzt, die jährliche Aerndte an Heu, Streh, Gräsern u. s. w. auf 89,200,000 Pfd. Sterl., und berechnet danach den Bedarf und Verbrauch durch die Pferde.

Gräser zu 45 Shilling jedes Pferd	4,058,000	Pfd.	Sterl.
Heu zu 6 Pfd. Sterl.	10,800,000	"	"
Streh zu 3 Pfd.	450,000	"	"
Erbsen und Bohnen	2,640,666	"	"
Haser	7,395,000	"	"
Summe	25,343,666	Pfd.	Sterl.

So geht also fast ein Viertel des Ertrages darauf mit der Erhaltung eines Werkzeuges des Feldbaues, das durchaus durch den Dampf ersetzt werden könnte. Erwägt man, daß diese ganze Berechnung nur annäherungsweise angestellt ist, und daß sich die Zahl der Zugpferde fast täglich vermehrt, so kann man es kaum Uebertreibung nennen, wenn wir die Kosten der Fütterung in einem Jahre auf 30 Millionen Pfd. Sterl. (200 Millionen Thaler) anschlagen.

Wie hoch man auch immer die Kosten der Anlegung neuer Maschinen berechne, immer wird durch sie eine ungeheure Ersparniß erreicht werden. Die Schwierigkeiten der Anwendung des Dampfes zu agrarischen Zwecken, die man als unüberwindlich dargestellt hat, werden doch wohl nicht größer seyn, als bei allen anderen Zweigen der Industrie. Man denke nur an die ungeheuren Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, als man sich des Dampfes bei der Schifffahrt auf den stürmischen Wogen des Atlantischen Oceans bedienen wollte! Wäre der Britische National-Charakter eben so den agrarischen Fortschritten günstig, wie großen Handels-Unternehmungen, so würden gewiß alle Hindernisse längst beseitigt seyn. Doch wird wohl, sobald die Nothwendigkeit es gebietet, das Schwierige leicht werden. Sind erst die Pferde an den Wagen außer Gebrauch gekommen, so werden sie auch wohl von dem Pfluge verschwinden.

Eben so wissen wir aus den Unterhaltungen mit geschickten Maschinenbauern und der Ansicht ihrer Modelle, daß alle Zweifel von Seiten der Landleute in Bezug auf die Anwendbarkeit des Dampfes für den Pflug, durchaus ungegründet sind, und daß, wenn man nur erst ernstlich will, eine sichere und höchst einflußreiche Verbesserung durch die Anwendung des Dampfes zu erwarten steht. (Rev. Britt.)

Bibliographie.

Essay on nature and application of steam. (Ueber die Natur und Anwendung des Dampfes.) Von Alderson. 10 Sh.

The art of heraldry. (Heraldik.) 3½ Sh.

A summer's tour etc. (Sommerreise durch Belgien, den Rhein hinauf u. s. w.) 5½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Das Königreich beider Sicilien. Nach den neuesten Berechnungen, beläuft sich die Zahl der Einwohner des Königreichs Neapel auf 5,809,837, die von Sicilien auf 1,680,720, alle zusammen auf 7,490,557. Die Einkünfte des Reichs betragen 30,801,933 Dukati, ungefähr 34 Millionen Thaler. Der Handel und die Schifffahrt sind seit 1825 sehr emporgekommen. Im Verhältniß zur Gesammt-Bevölkerung ist die Zahl der Armen nicht so beträchtlich, wie in Frankreich und England. Der Flächen-Inhalt des Königreichs Neapel beträgt 4150 Quadrat-Meilen, von denen 25 auf Einen Grad gehen. Sicilien hat einen Flächen-Inhalt von 1350 solcher Quadrat-Meilen.

— Das Russische Gouvernement Wologda. Da die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften authentische Berichte über die verschiedenen Russischen Provinzen zu erhalten wünschte, so wandte sie sich, um diesen Zweck zu erreichen, an die Vorgesetzten derselben. Der Civil-Gouverneur von Wologda, Herr Nicolaus Brussiloff, erfüllte bald den Wunsch der Akademie, und letztere übergab dessen Abhandlung, die viele interessante Data enthält, dem Druck. Die Russische Provinz Wologda nimmt, wegen ihres ausgebreiteten Ackerbaues, ihrer schönen Saaten und Wälder, ihres bedeutenden Handels, der nur ihr eigenen Erzeugnisse und ihrer bequemen Wasser-Verbindungen mit St. Petersburg und Archangel, eine wichtige Stelle in der Statistik und Geographie Rußlands ein. Das Gouvernement Wologda enthält 337,610 Quadratwerst, jedoch auf diesem großen Raum nur 650,000 Bewohner, beiläufig 2 schlechts oder 2 auf der Quadratwerst. Diese Bewohner bestehen aus eingebornen Russen und Sürjanen. Letztere, 50,000 an der Zahl, leben in den Bezirken Jarensk und Ustsissolsk. Woher sie ihre Benennung haben, wissen sie selbst nicht; sie nennen sich Komi oder Kemi, woraus man schließen könnte, daß sie von den Ufern des Kama-Flusses herstammen. In der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts wurden sie vom Bischof von Perm, Stephan, zum Christenthume bekehrt. Dieser Bischof verfaßte ein Sürjanisches Alphabet und übersetzte die Bibel ins Sürjanische; die Uebersetzung aber ging verloren, und das Alphabet ward vergessen. Die Haupt-Beschäftigung der Sürjanen ist die Jagd. Von Jugend auf im Schießen geübt, sind sie äußerst geschickte Schützen. Sie sind grob und rachgierig, aber treu, hülfreich und höchst redlich. Kein Sürjane öffnet eine durch einen hölzernen Riegel geschlossene Thür. Wenn er auf die Jagd geht, nimmt er Lebensmittel mit und bewahrt diese, um sich nicht damit zu beschäftigen, unterweges in einer Grube auf, die er alsdann zuwirft und mit einem Zeichen versieht. Geht ihm dieser Vorrath aus, oder entfernt er sich zu weit von demselben, so öffnet er irgend eine andere Grube dieser Art, die er auf seinem Wege bemerkt, nimmt, was er bedarf, und deckt sie wieder zu, nachdem er als Bezahlung ein Eichhörnchen oder ein Stück Geflügel hineingelegt. — Seine Mundart hat Aehnlichkeit mit der Finnischen; nur wenig Sürjanen, die in den Städten oder an großen Straßen leben, sprechen Russisch; die Weiber sind so stolz auf ihre Nationalität, daß sie das Russische, wenn sie es auch verstehen, dennoch nicht sprechen.

— Temperatur-Veränderungen in den Blumen der verschiedenen Farben. W. Herschel hat beobachtet, daß ein sehr empfindliches Thermometer, in das violette Licht des Spectrums gebracht, eine um 2° höhere Temperatur als die umgebende Luft zeigte, daß das grüne Licht eine Erhöhung von 2½° gab und in dem rothen Lichte das Maximum, nämlich 4° 58' F., erreicht. Murrey, Verfasser eines geschätzten Werkes über die Physiologie der Pflanzen, entdeckte, als er die angeführten Data durch genaue Experimente bestätigen wollte, daß nach dem Grade der Wärme, welcher die Bildung einer eigenthümlichen durch chemische Verbindung mehrerer verschiedener Substanzen beginnt, jede Farbe der prismatischen Reihe, im Augenblick ihrer Entstehung, eine eigenthümliche und immer dieselbe Temperatur entwickelt. Die von ihm erhaltenen Resultate ergeben, daß die gefärbten Substanzen eine Temperatur zeigten, die höher war, als die mittlere Temperatur der Substanzen, welche zur Zusammensetzung der verschiedenen Farben angewandt wurden, und zwar betrug dies bei dem Violetten 1°, bei dem Blauen 1° 5, bei dem Gelben 2° 5 und bei dem Rothen 7° 5. Aus ähnlichen Versuchen, die er mit größter Sorgfalt über die verschieden gefärbten Theile der Blumen anstellte, schließt er, daß, unter dem Einflusse des Sonnenlichts, jede eigenthümliche Farbe, welche sich in einer Blume findet, eine verschiedene Temperatur besitzt, die in genauem Verhältnisse mit derjenigen steht, welche dieselbe Farbe des Prisma's zeigt. Ein ausgezeichnet empfindliches Thermometer gab ihm, im Schatten, die Temperatur von Richardia aethiopica auf 55° F. (10° 2 R.), Rosa odorata 56° F. (10° 7 R.) und Amaryllis Johnson 56° F. an. In einem Augenblick, wo das Thermometer in der umgebenden Atmosphäre 54° F. (9° 8 R.) zeigte, hatte die Kerria japonica 56° F. und die doppelte rothe Aurore 57° 5 F. (11° 3 R.) Hieraus ergiebt sich eine besondere Temperatur für jede einzelne Farbe. Die Temperatur der weißen Blumen ist, sowohl im Schatten als in der Sonne, von der der Atmosphäre verschieden, und es ist wahrscheinlich, daß sie weniger Luft zersetzen, als die Blumen anderer Farben. Die Temperatur der Blumen ist, die weiße ausgenommen, immer höher, als die der Atmosphäre. Die Bedeckung der Sonne durch eine Wolke bringt eine merkwürdige Wirkung auf die Blumen hervor. Während, unter diesen Umständen die Atmosphäre eine Temperatur von 71° F. (17° 3 R.) hatte, zeigte die Rose nur 72° F. (17° 8 R.).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 88. Berlin, Mittwoch den 23. Juli 1834.

Italien.

Das Feſt der heiligen Roſalie.

Vom Marcheſe di Salvo.

Will man im neunzehnten Jahrhundert die Pracht und den Luxus des Mittelalters in ſeiner glänzendſten Geſtalt dargeſtellt ſehen, ſo reiſe man im Monat Juli nach Sicilien, wenn das Feſt der heiligen Roſalie gefeiert wird, wo das naive Volk voller Bewunderung vor einem bunt gemalten Bilde hinfällt, vor einer Statue von Holz oder Marmor, in Gold und Silber gehüllt, vor dem Haupte einer Jungfrau, das mit einer Roſen-Guirlande geſchmückt iſt, deren Duft zum Himmel emporſteigt. Wie glücklich der Aberglaube! Er iſt entzückt über Wunder, die er nie geſehen, die von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortgepflanzt und endlich zur Rieſengröße herangewachſen ſind.

Es iſt ein herrliches Feſt, das die Gebräuche der alten Völker Trinakriens und die Sitten der neueren Zeiten mit Einem Bande lieblich umſchlingt!

Es iſt ein Gemälde der Gegenwart auf dem Grunde der Vergangenheit! Das Sicilien des Mittelalters und das Sicilien des neunzehnten Jahrhunderts reichen ſich die Hand, und die aus dem Grabe auferſtandene Zeit erſcheint nicht minder lebendig als die gegenwärtige. Alles, was war, Alles, was iſt, tritt hier in einen Kreis zuſammen, um vereint der erhabenen Schutzheiligen zu huldigen, und das Auge, der Geiſt, bemerkt, bewundert zu gleicher Zeit den Pomp der Ovationen, den Enthuſiasmus der Sündenbußen, den Luxus der Kirchen-Ariſtokratie und die andachtsvolle Seligkeit einer Volksmaſſe, die zur Feier des Tages verſammelt iſt, an dem ihre Landsmännin für ihr Heil ein Lied im Chore der Engel anſtimmt.

Zwar ſagt man, daß Sicilien im Sommer von einer brennenden, Alles vertilgenden Sonne heimgeſucht ſey, und daß die furchtbare Hitze auch wohl den geräuſchvollſten Ergötzlichkeiten ihren Jubel nehmen könne; allein dieſe Redensarten beruhen gewiß auf Uebertreibung, denn die Einen erzählen, ohne je geprüft und geſehen zu haben, und die Anderen ſtellen gern Alles, was ſie litten, im vergrößerten Maaßſtabe dar. Was man auch immer dagegen haben mag, der Monat Juli iſt für ein Volksfeſt in Sicilien die geeignetſte Zeit. Jetzt hat man eben die Getraide-Aerndte beendet; die gelben Aehren ſind wie vor zweitauſend Jahren unter dem Schutze der Flava Ceres in reichem Segen emporgeſchoſſen, und auch der dürftigſte Mann iſt jetzt vor Noth geborgen; ſchon ſenken die Bäume ihre ſchwerbeladenen Aeſte mit reifen Früchten auf den Boden nieder; die Sonne erleuchtet und erwärmt nicht nur, ſie erzeugt und nährt auch; ſie ſäet Leben in jede Rinde, in jeden Stängel. Ueberall iſt die Natur ausgeſchmückt und das Land mit Schätzen überdeckt, die man kaum hier eingeſammelt, während dort ſchon neue und zahlreichere emporkommen. Hierzu geſellen ſich die freundlichen Nächte, die azurnen Helmen gleich die Sonnengluth abwehren, und in heiterer Stille unter ihrem Sternenhimmel den Menſchen in eine Atmoſphäre des Halbdunkels verſetzen, in ein Reich der Lieblichkeit und der Milde.

Schon beginnt die große Feier der fünf Tage, jener geräuſchvolle nd zu gleicher Zeit ernſthafte Pomp, wo die Künſte, die Geſchichte, as religiöſe Gefühl, die Kirche, der Palaſt, der Hafen, das Meer, wo lles von Einem Geiſte beſeelt, von Einem Glanze überſtrahlt, vereint ur Verherrlichung der Schutzheiligen beiſteuert. Fünf Tage hinter nander — und doch erkaltet und ermattet das Intereſſe der gutmüthigen Einwohner von Palermo nicht; es iſt wie ihre Sonne, lebhaft und ohne Gewölk. Wollte man den alten Gebräuchen nachforſchen und den Zu mmenhang der nie unterbrochenen Kette der Zeiten auffinden, ſo würde an die Deutung des ungeheuren, titanenmäßigen Wagens leicht erken en, der 100 Fuß hoch iſt, ein Rieſe aus Holz, der am erſten Abende eſes Volksfeſtes ſich erhebt, gleich dem Pferde Troja's, während die nze Stadt von einer Lichtmaſſe, die man überall zu gleicher Zeit an ecken läßt, wie von einem Blitze plötzlich erleuchtet wird. Das rol nde Gebäude, würdig eines Triumphators der kriegeriſchen Roma, mmt ſeinen Ausgang vom Platze des Königlichen Schloſſes, und zieht, it 80 Ochſen beſpannt) langſamen Schrittes durch die große Straße on Caſſero. Auf dem Gipfel des Wagens, der bis in den Himmel reicht, findet ſich eine aufrecht und unbeweglich daſtehende Statue der Heiligen; ihren Füßen ſieht man die Abbildungen der Engel, die himmliſche Miliz, die ſere Heilige in ewiger Glorie umgiebt, die Raphael, die Michael, die Uriel, e Erzengel um die Nähe des Herrn, die feurigen Seraphim, die Che bim des Ruhmes, in der Ordnung, wie die Ueberlieferung aus den eiten der Hierarchie ſie darſtellt. Weiter unten iſt eine Gruppe von ſchönen Kindern auf dem Wagen aufgeſtellt, die mit lachendem Munde, mit ausdrucksvollen Augen, mit Fackeln in den Händen und mit ihren jungen Geſichtern gegen das Volk geneigt, auf deſſen Wünſche nur zu horchen ſcheinen, um ſie in ihre unſchuldige Sprache zu überſetzen und der Heiligen vorzutragen; das Geſchrei dieſer Bambini dringt bis in die Herzen der frommen Menge, die von gottſeliger Freude emporhüpfen. Ganz unten am Wagen ſieht man ein zahlreiches, gut beſetztes Orcheſter. Die Flöten, die Hoboen, die Baßgeigen und die Hörner ſtimmen in einander, bald in kühnem Auffluge, bald in zarter ſanfter Harmonie. Die Melodie vereinigt alle Gefühle des Volkes, eine Hymne folgt auf die andere, und man hat kaum Zeit übrig, ſich von der ſtets hinreißenden Bewunderung zu erholen. Bei dieſem Wagen ſieht man keine Führer; die mit Bändern geſchmückten Ochſen ziehen ihn von ſelbſt, ſo wie wir es auf den antiken Bas-Reliefs finden, wo der Wagen der Venus von weißen Schwänen, Aegyptiſche Gottheiten von Greifen, Juno von einem Pfau und der herumſchwärmende Bacchus von einem zahmen Tiger ohne Wagenlenker von ſelbſt gezogen werden. Ein Gewebe von Gold und Silber hängt in Blumengewinden von dem Gipfel jener Maſchine herab, die in heiliger und harmoniſcher Glorie erglänzt. Bunte Blumen und grüne Zweige ſchmücken die Heilige. Die Engel, die Kinder, das Orcheſter: es iſt ein heiliger Wald, der ſich fortbewegt. Indem dieſer Wagen, der in einem der Bauhöfe des Himmels verfertigt zu ſeyn ſcheint, durch die Stadt zieht, hat es das Anſehen, als wenn er die ganze von Aufmerkſamkeit gefeſſelte eifervolle Volksmaſſe an den Mauern und an den Fenſtern auf ſeinem weiten Rücken mit fortreißen wollte, um ſie nach dem himmliſchen Vaterlande hinüber zu fahren. Sobald der Wagen verſchwunden iſt, zerſtreut ſich die Menge; man kehrt nach Hauſe zurück, aber noch einmal erhebt Jeder ſeine Augen und ſucht die Heilige vergeblich auf der Höhe der Kirchglocke.

Indeß wird die Menge bald von einem anderen großen Schauſpiel herbeigerufen. Was bedeuten dort die majeſtätiſchen Bäume, deren ungeheure Maſſen mit der Illumination à jour zu ringen ſcheinen, die ſich in tauſendfarbigen Guirlanden um ſie her ſchlängelt, und deren trübes Dunkel dieſen gewaltigen Feuerſchlangen trotzt? Die menſchliche Hand hat längs den labyrinthenen Kreuzgängen Lichtwege zu ſchlängeln und zu winden gewußt. Einige Schritte darauf findet man das Luſtwäldchen frei mit ſeiner friedlichen Stille, mit ſeinem Weihrauch, mit ſeinem Halbdunkel. Bald kann man mitten in dieſem Tempel von Arkaden, Säulen und Portiken luſtwandeln, deſſen glänzende Silhouette mit der Nacht wunderbar kontraſtirt. Es lebe der Garten der Villa! Hier findet man die Natur mit ihrem reinen Balſam, hier, wo die Nachtigall ihre fröhlichen Lieder anſtimmt. Dieſe Alleen, dieſe Raſenplätze, alle dieſe herrlichen Anlagen laden die glücklichſten Luſtwandler ein. So gehen wir denn in der Stille einher, wir wenden unſeren Blick auf die glanzvolle Pracht, indem wir zu gleicher Zeit unſer Herz den Genüſſen öffnen, die eine ſo friſche, von der Nachtluft belebte, verjüngte Natur uns bietet.

Sind es nicht Nymphen, dieſe Mädchen, die vor und um uns her wandeln, die Täubchen gleich mit ihren Füßchen den Boden kaum berühren? Dieſe leichtfertigen und von Ueberfluß vollen Toiletten! Unwillkürlich ſieht man ſich verſetzt in die lebensfrohe Zeit der Mythologie, wo es keinen Baum gab, deſſen rohe Hülle nicht die weiße Bruſt einer jungen Göttin in ſich barg. So erſcheinen uns die Armiden in dem Zauberwäldchen, mit ihren ſchwarzbraunen Haaren, von dem vergötternden Hauche Amors angeweht. Die nächtlichen Feſte in den Gärten des Südens leiden nicht den geringſten Vergleich mit denen in anderen Ländern. Die Nacht ergänzt hier, was dem Tage gebricht; ſie gewährt Erquickung und Erholung. Kehren wir nun zu unſerem Feſte zurück, und wir ſehen den morgenden Tag noch friſcher und lebendiger einherſteigen.

Es iſt das Pferderennen, das die Neugierde herbeilockt. Man erwarte nicht etwa die ſteifen zuſammengepreßten Jokeys, die, weil ſie noch nicht genug überlaſtet ſind, Sand in ihre Taſchen nehmen, die auf die Steigbügel treten und die Thiere quälen und mit wildem Geſchrei vorwärts ſtoßen; man denke nicht an einen ledernen Helm in Form einer Melone, oder an eine runde Weſte mit einer Cravache; man erwarte nicht, daß das arme Thier gezügelt ſey, deſſen ſtolzer Gang von dem Willen des Stallmeiſters beſchränkt und beengt wird. Nein, ein ſolches Joch iſt den Barberi nicht aufgelegt, deren Zügel auch ihre Leichtigkeit und Unabhängigkeit verlangen; es iſt kein Sattel, kein Gurt, der ihnen den Leib entzweiſchnitte, kein Zaum, der die Harmonie ihrer Kopfbewegungen ſtörte. Das Pferd läßt man hier als Pferd und macht es nicht zum Centauren.

Frei und voller Wetteifer, wie alle Künſtler und Ringer, ſchwingen

sich hier die akademischen Preis-Bewerber, zwanzig Barberi, auf den Platz der Porta Felice, um die Bahn längs der Straße von Toledo zu durchlaufen, bis zum Palaste des Fürsten hin. Hier ist es, wo der Sieger stehen bleibt, um den Preis seines Triumphes zu erhalten. Er rennt nicht etwa eilig nach dem Stalle hin, wie die Englischen Renner, die oft den Preis ihren verkrüppelten Jockeys zu verdanken haben, und die mit gesenkten Köpfen nach nichts, als nach einsamer Ruhe sich sehnen. Hier durchläuft der Sieger zum zweiten Mal die Bahn, von einem Volke umschwärmt, das ihn jubelnd begrüßt. Stolz darauf, durch die eigene Kraft den jauchzenden Beifall errungen zu haben, schreitet der Barbero einher, gleich den Rennern der Paladins, Bayard, Frontis und Hippogryph. Zur Rechten und zur Linken betrachtet er die Damen, die ihm mit ihren Schnupftüchern, die Männer, die mit lautem Beifallsruf, und die Kinder, die ihm mit ihren Blumenkränzen jubelnd zuwinken. So durchzieht er von Neuem die Bahn, die er so kühn durchflogen; dieses Mal schreitet er so langsam als möglich, um den größtmöglichen Beifall einzuärndten. Hier ist es allein, wo man die Gewandtheit und den Muth eines Rosses würdigen kann; nur bei einem solchen Rennen zeigt sich die Grazie der Thiere nach der Natur in ihrer eigenthümlichen freien Gestalt.

Beobachtet man die Ungeduld, die auf allen Gesichtern zu lesen ist, so ersieht man leicht, daß der Kreis der Belustigungen noch nicht geschlossen, daß ein noch lebhafteres Schauspiel die Menge erwartet. Der ganze Nachmittag verstreicht, während man noch von dem Jubel des vorigen Abends und von dem Wettrennen des heutigen Morgens sich zu erzählen und zu schwatzen hat; dann geht man von Neuem an die Toilette; endlich kommt der Abend heran, und er ist das Signal, der das ganze Volk in einen Haufen zusammentreibt.

Es scheint, als wenn das Meer der Stadt zugerufen hätte, daß sie schleunigst an seine Ufer trete; denn die ganze Stadt eilt an das Meer heran, gleichsam als wenn der Argonautenzug oder die Flotte des Großmeisters, der Rhodus einnahm, oder die unüberwindliche Armada Philipp's II. an der Küste zu sehen wäre. Das blaufarbene Mittelmeer wartet ruhig auf die Huldigung der Insel, die es umgürtet. Die Menge nimmt Platz auf einer unermeßlichen Estrade, am Fuße der Wälle, wo der Palast der Herren von Branci-Forte hervorragt, und gruppirt sich um das marmorne Amphitheater herum. Hier glänzt an der Spitze ihres Gefolges die erhabene aus Neapel gekommene Königliche Familie hervor, deren Anblick der Volksfreude neues Leben einhaucht.

Die große Menge erwartet und haucht mit Lust die kühle Abendluft ein. Die schwüle Stadtluft wird durch die des Meeres erfrischt. Von der Ferne haben alle Neugierigen, in ihrer gespannten Erwartung, das Ansehen einer starren Volksmasse, die ängstlich zu erwarten scheint, sie werde aus den Meeresfluthen einen Zauberer aufsteigen sehen, der sie auf der Stelle festbannen könnte. Man glaubt, eine Fee habe die Küste plötzlich bevölkert und aus jedem Sandkorn auf derselben einen Menschen emporschießen lassen. Ueberall ist derselbe Ausdruck auf den Gesichtern zu lesen; überall herrscht Erwartung; überall wimmelt es von Menschenköpfen: auf den Ballonen, im Hafen, am Ufer. Auch das Meer ist mit Zuschauern bedeckt, deren Fahrzeuge, vor der Banchetta einherkreuzend, mit ihren Seeleuchten, die bald erscheinen, bald verschwinden, eine Armee von gaukelnden Feuergestalten bilden, mit strahlender Stirn, eine schöne Karavane von Phantomen. Etwas weiter sind, gleichsam um den Rester der großartigen Feier zu bilden, die fremden Fahrzeuge voller Verwunderung in einer Reihe aufgestellt. Welch' ein merkwürdiges Schauspiel müssen sie nicht von einem Volke erwarten, das an und für sich selbst schon ein Schauspiel für sie abgiebt! —

Bald kommt der Fürst und zeigt sich auf dem Amphitheater. In ihm erblickt der Adel, das Volk, ganz Sicilien das Bild des Glückes und der Hoffnung; von allen Seiten erschallt Jubelruf und jauchzender Beifall. Plötzlich steigt aus dem Schoße des Meeres eine Rakete auf; das Wasser hat Feuer gespieen; bald steigt noch eine Rakete auf und eine andere folgt, bis sie an allen Punkten des Horizonts wie Gothische Bogengewölbe sich kreuzen, jede aber nach ihrer Seite zu zerplatzt. Kaum hat man das Auge nach einem Punkte hingewendet, als es schon auf einem anderen wie vom Blitze erleuchtet wird und neue Raketen schwirrend die Luft durchfurchen. Bald vernimmt man ein Krachen, als wenn ein neuer Aetna unter den Füßen der Zuschauer hervorbräche: es sind die lärmenden Schwärmer, die mit Gewalt zerzischen und in rothen Feuerfunken aufgehen.

Die Schwärmer und Raketen bilden gleichsam einen kleinen Donner und ahmen dem Zig-Zag des Gewehrfeuers eines Bataillons nach. Es ist keine Nacht mehr. Hier leuchtet eine Bombe, eine Vorläuferin der Sonne, mit ihren unzähligen Strahlen. Plötzlich wendet sie sich, getrieben vom kühnen Prometheus, der sich in ihrer Nähe hält. Sie erlischt. — Auf einmal ist es dunkel geworden, zu Wasser und zu Lande. — Man schwebt in banger Erwartung; man sieht sich einander an; noch bemerkt das Auge einzelne hier und dort zerstreute Raketenflammen, die, gleich Sternen eines Augenblicks, nachdem sie sich den ewigen Sternen genähert, am Windeshauch erlöschen und ersterben. Aber plötzlich schwimmt der Himmel in einem hellen lodernden Feuer, und die fremden Seeleute kommen auf den Kähnen herbei und nähern sich Trinakriens Stadt; noch sind sie im Zweifel begriffen, ob sie in Schrecken oder in Jubel ausbrechen sollen, denn sie glauben, eine ganze Stadt in eine Feuersbrunst verwandelt zu sehen, und sie wissen nicht, ob's zum Spaß und Vergnügen, oder aus großer Verzweiflung geschieht! Die Einen rudern nur langsam fort; Andere, von mehr Kühnheit beseelt, steuern in vollen Segeln los, um ihre Neugier zu befriedigen. Indeß ist dieses plötzliche Feuermeer nicht zufällig entstanden. Zwei Thürme von verschiedenartigem Baue sind in ungeheurer Größe neben einander aufgeführt worden, so daß ein langer schmaler Streif des Horizonts zwischen ihnen gelassen ist; jeder ihrer einzelnen Steine glänzt wie ein großer Diamant, würdig der Krone eines Riesen. Man sieht aus dem einen einen Krieger mit funkelnder Waffenrüstung emporsteigen, dessen Visir gesenkt ist; sein breiter Schild bedeckt ihn fast gänzlich. Aus dem anderen Thurme stürzt sich ein Sarazene, mit einem Turban, auf dem ein Buschreiher sitzt, mit krummem Pallasch, in weiten Gewändern. Die beiden Krieger, als geborene Feinde, da der Erste ein Vertheidiger Siciliens und des christlichen Glaubens, der Zweite zu den Asiatischen Seeräubern gehört, sie stoßen nun auf einander und messen sich gegenseitig mit den Augen; bald fordern sie sich heraus; ihr Arm ist erhoben; die Waffen kreuzen und brechen sich; der Turban des Ungläubigen stürzt zur Erde nieder. Sogleich erfaßt der Muselmann seinen furchtbaren Landschiar mit beiden Händen, beugt sich gegen den Sicilianer hin, um ihm einen tödtlichen Hieb in die Seite zu versetzen; indeß bricht sich das spitzige Eisen an dem treuen Helm des Ritters, und von einem schrecklichen Stoße in der Brust getroffen, stürzt der Sarazene zu Boden nieder, indem er noch jetzt seinen Arm unter Flüchen und Verwünschungen emporhebt und gegen den Thurm von Palermo seine Drohungen ausstößt. Sein Fall ist das Signal, wo das der Schloßthurm erkracht; er spaltet sich und tausend Schwärmer brechen aus seinen Adern hervor; er wird zum ungeheuren Schmelzofen, dessen lärmendes Knistern und Toben durch tausend Echos am Ufer verstärkt und vergrößert wird.

Das Feuerwerk ist zu Ende; der Triumphwagen ist bei Seite geschafft, und die Renner, deren Name unter den Siegern verzeichnet ist, ruhen schlafend auf ihren Lorbeern — und auf dem frischen Stroh. Endlich ist der Tag für die Heilige gekommen, der Tag, an den die Kirche ihr Prachtgewand anlegt und die Gläubigen mit ihren tausend ehernen Kreuzen herbeiruft. Man nimmt die Statue der heiligen Rosalie, jene ehrwürdige Statue, die man bei allen großen Feierlichkeiten in religiöser Andacht öffentlich aufziehen läßt, die stets als eine Landesladе verehrt wird; diese Statue, an die alle Bitten sich richten, an die man mit allen Hoffnungen und Wünschen sich wendet, dieses Symbol des Mitleids und des Erbarmens, sie folgt den übrigen Heiligen der Prozession.*) Welch' ein herrlicher Anblick, diese lange Reihe der Andächtigen, die durch die ganze Stadt zieht, zu einer Stunde, wo der ganze Erdkreis in Schlummer liegt! Die Nacht verbannt den glänzenden Illuminationen ihren feierlichen Charakter; denn der Himmel bleibt schwarz, während die Häuser in voller Pracht zur Verherrlichung der Prozession erglänzen. Die silbernen und hölzernen Kreuze sieht man an der Spitze zu sehen; die Volksmenge ist in Demuth vor ihnen hingestreckt; auf beiden Seiten geben die andächtigen Ordensbrüder, die in ihren weiten Kapuzen abwechselnd die heiligen Verse absingen. Fremd in dieser Welt, zeigen sich diese Mönche nur um der Feier der Heiligen willen, die die Patronin Aller ist; sie ziehen vorüber, und Niemand sieht sie, Niemand vermag ihnen in's Gesicht zu schauen. Alle die unsichtbaren Körper werden von Einer Seele belebt, von dem Glauben; ihr erstarrter Mund hat nur Eine Stimme, das Gebet.

Endlich hört das geräuschvolle Leben auf; die letzte Stunde des Festes hat geschlagen. Noch wiederhallen die Tempelhallen von der heiligen Gesängen. Es sind Gebete für das künftige Jahr! Lebt nun wohl, ihr Gesänge und ihr Ergötzlichkeiten! Lebe wohl, du Pomp, aus dem Schlafe des Alterthums erwacht! Leb' wohl! Die Fackeln erlöschen, die Blumen welken, die Gesänge verstummen, und die Orgel theilt schweigend die Ruhe der Heiligen, deren Statue die Kirche wieder gesehen.

Bibliographie.

Cicognara. Del bello. (Des verstorbenen Grafen von Cicognara Betrachtungen über das Schöne.) Nebst Notizen über sein Leben und seine Werke, von Defendente Sacchi. 4 Paoli.

Elementi d'architettura Lodoliana. (Elemente der Baukunst.) Erster Band. [Es werden 3 Bde., deren jeder 7 Paoli kosten.]

Memoria intorno la vita scientifica del Cav. Scarpa. (Scarpa's Leben in wissenschaftlicher Beziehung.) Von Tagliafico.

I secoli della letteratura dopo il suo risorgimento. (Centuri's Literaturgeschichte, fortgesetzt bis zur Gegenwart, von Stefano Tecozzi. 4 Bde. in gr. 8. à deux col. Pr. 33 Paoli.

Spanien.

Skizzen zu einer Geschichte der Spanischen Malerkunst.

(Schluß.)

Pareja, den wir als den Sklaven unseres Velasquez aufgeführt, wurde selbst ein Maler von Verdienst. Gewöhnlich rieb er seinem Herrn die Farben an und erwarb sich so ein Talent, das in Italien sehr entwickelt ward. Er malte einst ein Bild, das er in Velasquez's Werkstatt aufstellte. Zufällig wurde der König dieses Bild gewahr, und Pareja gestand ihm auf Befragen, daß er ohne Wissen seines Herrn die Kunst kultivirt habe. Da wendete sich Philipp zu Velasquez und sprach: „wer solche Talente besitzt, dem ziemt es nicht, zu dienen.“ Dessenungeachtet blieb der bescheidene Pareja bei seinem Meister und trat nachmals in die Dienste der Tochter des Velazquez, die einen gewissen Martinez Mazo geheirathet hatte, den ausgezeichneten Schüler ihres Vaters, und einen vortrefflichen Landschafts-Maler, wie seine Ansicht von Saragossa genugsam beurkundet.

Jetzt kommen wir zu Francisco Zurbaran, dem Spanischen Caravaggio, der 1598 zu Fuente de Cantes in Estremadura geboren wurde und frühzeitig nach Sevilla, in die Schule des Recles kam. Sein Leben scheint wenig Merkwürdiges darzubieten; desto mehr Leb-

*) Bei dieser Prozession pflegen der heilige Cosmus und der heilige Damian, als Doktoren der Medizin, von dem Volke aufgerichtet und unter die einzelnen Schaaren der Menge herumgetragen zu werden, um die Aufmerksamkeit derselben auf den allgemeinen Gesundheitszustand zu lenken. Wo findet man wohl noch einen solchen Aberglauben in der civilisirten Welt!

tung verdienen sein Stil und seine Werke. Die Stärke seiner Lichter und Schatten begünstigt wohl die Annahme, daß er solche Werke Caravaggio's, die er in Spanien sehen konnte — Italien hat er schwerlich jemals besucht — zu Mustern nahm, aber an einfacher Erhabenheit des Stils ist er dem Italiäner zuweilen sehr überlegen. Wenigstens kennen wir kein Gemälde Caravaggio's, das mit Zurbaran's „Heiligem Thomas" zu vergleichen wäre. Das charakteristische Merkmal seines Systems der Licht- und Schattengebung ist wundervolle Breite und Einheit. Die mächtigen Schattenmassen sind so wenig als möglich durch reflektirte Lichter unterbrochen, und indem der Künstler diese Prinzipien auf die breiten und eckigen Falten der Mönchskleidung anwendete, gab er seinen Draperieen eine Würde, welche den Heiligen und Aposteln, die er besonders gern malte, sehr angemessen war. In diesem Talente glich er weit mehr einigen älteren Meistern als seinen Zeitgenossen; allein er ahmte den Ersteren nicht nach, sondern er sah mit denselben Augen und mit einem Gefühl für das Großartige, das er in seiner nächsten Umgebung fand. Gewiß hat das Studium der Antike die nachtheilige Wirkung hervorgebracht, daß man sich zu einer Art von conventioneller Draperie bequemte, wodurch die Empfänglichkeit des Künstlers, sofern sie der Harmonie des Charakters in der Figur und dem allgemeinen Eindruck ihrer Kleidung galt, ertödtet ward. Zu Sevilla sieht man noch viele Werke von Zurbaran. Dasjenige Gemälde, welches den heiligen Bruno vor dem Papste darstellt, ist höchst merkwürdig, theils wegen des wunderbaren Ausdrucks von Demuth in dem Heiligen, theils wegen der außerordentlichen Einfalt der Composition. Das Gemälde im Kollegium Santo Toma, vielleicht Zurbaran's Meisterwerk, ist unstreitig eine der herrlichsten Schöpfungen, welche die Malerkunst jemals zu Tage gefördert. Thomas Aquinas erscheint, von den vier Lehrern der Lateinischen Kirche umgeben, in den Wolken, und oben schwebt im Verklärungsschein Christus mit der Jungfrau, St. Paul und St. Dominicus. Ganz unten kniet der Erzbischof Diego Deza, der Stifter des Kollegiums, an der einen, und an der anderen Seite Kaiser Karl V. im Krönungs-Ornat. Eine schöne, breite Schattenmasse im Vorgrund kontrastirt mit einem sonnigen Hintergrunde. Nichts kann vollendeter seyn, als die Gestalten der Kirchenväter, besonders die des Hieronymus mit dem aufgehobenen Finger und einem Blicke tiefer Meditation. Außerhalb Spanien besitzt der Herzog von Dalmatien etwa zwölf Gemälde des Zurbaran, und auf der Münchner Gallerie befindet sich ein schönes Bild des heiligen Johannes und der Jungfrau.

Alonzo Cano war 1601 zu Granada geboren. Auf den Rath des Juan de Castillo (s. oben) wanderten seine Aeltern mit ihm nach Sevilla, wo ihr Sohn unter Montañes die Stulptur, unter Pacheca und Castillo die Malerei kultivirte. Die hohe Einfalt der Werke des Cano und die Schönheit seiner Formen und Gewänder beweist, daß er die Antiken-Sammlung benutzte, welche der Herzog von Alcala aus Neapel mitgebracht hatte.

Indem wir von diesem Künstler sprechen, können wir nicht umhin, auf ein sehr interessantes Faktum in der Kunstgeschichte, die Existenz einer großen und trefflichen Schule für kolorirte Stulptur-Arbeiten in Spanien, hinzuweisen. Jene Disposition, etwas Gutes noch besser zu machen und eine schöne Form auch schön zu illuminiren, scheint dem Gefühle ganz analog, welches die abenteuerlichen Compositionen der Spanier, die man Glossen nennt, ins Leben rief, in denen eine ursprünglich schöne Idee durch poetische Variationen späterer Verfasser lang ausgesponnen und gleichsam verwaschen wird. Beide Sonderbarkeiten waren jedoch verschiedenen Ursprungs. Ohne Zweifel haben Priester und Mönche zuerst daran gedacht, durch Färbung der stulpirten Kunstwerke die Illusion des großen Haufens zu erhöhen. Der gemarterte Heilige oder die trauernde Mutter machte gewiß mehr Eindruck, wenn die Figur ganz wie im Leben aussah. Zu Erreichung dieses Zweckes wählte man nun glücklicherweise Männer, deren Genius und Bildung selbst Verirrungen des Geschmackes adeln konnten. Niemand wird das bemalte Kruzifix des Montañes im Kartäuserkloster zu Sevilla sehen, ohne bekennen zu müssen, daß es an Conception und Ausführung ein großes Meisterstück ist. Der sterbende Heiland wendet sein Haupt, als wollte er seine Mutter anreden, und obschon die Einheit der Skulptur dadurch verletzt werden mag, so ist der Ausdruck doch ungemein rührend. Sein St. Hieronymus zu Santiponce ist gleichfalls herrlich, so dunkel seine Hautfarbe, wenigstens jetzt, erscheint. Sein Schüler Roldan stulpirte ein Altarstück, „die Beerdigung Christi". Der Hintergrund ist in Basrelief, die vornehmsten Figuren sind ganz erhaben gearbeitet. Es ist wie ein Gemälde kolorirt, und man kann es wirklich ein in Holz geschnitztes Gemälde nennen. Die stulpirten Jungfrauen Cano's haben, wie die auf seinen eigentlichen Gemälden, einen Ausdruck nachdenklicher Schwermuth. Sein Kopf des heiligen Paulus, obgleich vortrefflich ausgeführt, kann schon weniger gefallen, weil er in seinem gläsernen Behälter zu sehr einem anatomischen Präparate gleicht.

Kehren wir zum Leben unseres Künstlers zurück. Nachdem er den Sebastian de Clanes y Valdes in einem Duell verwundet hatte, begab er sich in den Schutz des Velasquez, dessen großer Einfluß bei Hofe ihn vor den Folgen dieser That schützte. Zwischen 1639 und 1650 verlebte er viele Zeit in Madrid, und 1651 wollte ihn Philipp zum Stiftsherrn an der Kathedrale von Granada machen, jedoch unter der Bedingung, daß er innerhalb eines Jahres die Priesterweihe nähme. Der Künstler hielt aber nicht Wort, obschon die Frist zweimal erneuert wurde, und das Kapitel verstieß ihn. Als er aber nachmals durch den Bischof von Salamanca zum Subdiakonus ernannt wurde, verschaffte ihm der König sein Stiftsherrn-Amt wieder, und er blieb Mitglied des Kapitels bis an seinen Tod, der 1667 erfolgte. Sein Charakter war grillenhaft, sein Temperament ungestüm. Einst zerstörte er ein Bild des heiligen Antonius, dessen Anfertigung der Auditeur von Granada von ihm verlangt hatte, vor dessen Augen, weil es dem Auditeur nicht genug zu gefallen schien. Aus einem ähnlichen Grunde ließ er das Chor der Kathedrale von Malaga unvollendet. Auf seinem Sterbebett soll er ein Kruzifix, das der Beichtvater ihm überreichte, bei Seite gelegt haben, weil es schlecht gearbeitet war.

Cano's Verdienste als Maler sind sehr groß; seine schönsten Gemälde sind vielleicht die Jungfrauen mit den Christuskindern; an dem besten derselben bewundert man die Form der Gesichter, die Zartheit des Gefühls und die treffliche Zeichnung der Extremitäten. Herr Williams zu Sevilla besitzt ein entzückendes Werk von Cano, das „Tobias mit dem Engel" darstellt. Man weiß nicht, ob man den Charakter und die durchscheinende Farbe der Landschaft oder die Zeichnung des Knaben und seines himmlischen Führers mehr bewundern soll.

Betrachten wir jetzt das Leben eines Künstlers, der im Auslande fast als einziger Repräsentant der Spanischen Schule gilt. Bartolomé Esteban Murillo wurde 1638 zu Sevilla geboren. Seine Aeltern brachten den vielversprechenden Knaben in die Schule seines Verwandten, Juan de Castillo. Als dieser Meister nach Cadix zog, malte Murillo zu Sevilla auf Bestellung fort. Eines seiner frühesten Gemälde, jetzt in der Präbende Pereira, stellt die Jungfrau und St. Franziskus mit verschiedenen Mönchen dar. Uns erscheint dieses Gemälde matt und lässt von der späteren Vortrefflichkeit des Künstlers wenig ahnen. Das andere ist eine Jungfrau mit einem Mönch und Engeln. In den Engelsköpfen verräth sich Nachahmung des Roelas, und hin und wieder dammert Murillo's späterer Stil hervor. Das Gesicht der Jungfrau ist sehr schön, und ihr Gewand zwar etwas eckig, aber gut gemalt. Einige andere Bilder aus der ersten Periode verdienen weniger Beachtung.

Murillo erkannte offenbar die Fehler seines ersten Meisters und strebte nach etwas Besserem; die großen Schöpfungen eines Zurbaran und Roelas waren vor seinen Augen, und es ist klar, daß er Beide zu Vorbildern nahm, wie z. B. in dem sehr schönen Gemalde, das Christus zwischen Maria und Joseph darstellt und dem Briten Williams angehört. Dieser Kunstfreund besitzt noch manches Herrliche von Murillo, Alles aus der früheren Zeit. Als unser Künstler beinahe 24 Jahre zählte, kehrte Pedro de Moya, sein ehemaliger Mitschüler, nach Sevilla zurück. Dieser hatte in Flandern die Werke des Vandyk bewundert, dem er bis nach London nachlief und dort, während des letzten halben Jahres, das Vandyk noch lebte, in dessen Schule ging. Murillo bekam nun auch Lust, entweder Italien oder die Niederlande zu besuchen; allein es fehlte ihm zu solch' einer Reise an Geld, und so wendete er sich nach Madrid. Dort verschaffte ihm Velasquez die Erlaubniß, nach Herzenslust zu kopiren. Damit gingen zwei Jahre hin, und 1645 kehrte er, unbekannt und unbeachtet, nach Sevilla zurück. Allein schon im nachsten Jahre setzte er seine Mitbürger durch Arbeiten für das Kloster San Francisco in Staunen. Das Kloster verbrannte 1810, aber viele Gemälde Murillo's, die es enthielt, findet man noch unversehrt in den Salons des Marschalls Soult. Durch die Schöpfungen seines Pinsels zu Wohlstand und Ehre gelangt, heirathete er 1648 ein Fräulein von Pilas, Donna Beatriz de Cabrera y Sotomayor. Ob der Ehestand seinen Stil sanfter, seine Farben zarter machte, wollen wir nicht entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß er um jene Zeit die wunderbar liebliche Manier annahm, welche seine nachmaligen Gemälde charakterisirt. Zwischen 1670 und 1680 erschienen seine berühmtesten Werke, z. B. der „verlorene Sohn", „Abraham mit den Engeln", „St. Peter", „der Teich von Bethesda" u. s. w. Sein „Moses", der an den Felsen schlägt, giebt den schönsten Beweis davon, wie herrlich Murillo ein großes Sujet ausführen konnte; die majestätische dunkle Felsenmasse und Moses daneben bilden gleichsam den Brennpunkt des Ganzen, während die Gruppen zur Rechten und Linken in ihren Details die Geschichte vorangegangener Trübsale und wunderbarer Erlösung mit ergreifender Wahrheit und tiefem Gefühl erzählen. Das Kapuziner-Kloster vor der Puerta de Cordova ist eine wahre Vorrathskammer trefflicher Werke des Murillo. Wir erwähnen nur noch ein Bild, welches den heil. Felix Cantalicius darstellt, wie er den Knaben Jesu aus den Händen der Jungfrau empfängt. Hier sehen wir die höchste weibliche Anmuth und Schönheit an der Jungfrau, und die Farbengebung ist bewundernswürdig.

Murillo ging nach Cadix, um ein großes Gemälde, „die Hochzeit der heiligen Katharina" (in der Kirche des dortigen Kapuziner-Klosters), anzufertigen. Mitten in der Arbeit fiel er vom Gerüste und starb 1682 an den Folgen der Beschädigung.

Eine der wunderbarsten Eigenthümlichkeiten dieses großen Genius ist jenes federleichte Auftragen der Farbe, das die meisten Produkte seiner besten Periode auszeichnet. Der Pinsel scheint frei, von keiner sterblichen Hand geführt, über die Leindwand hingeglitten zu seyn, und es ist, als ob die Farben den Grund kaum berührten. Murillo verstand es, diesen ätherischen hingehauchten Stil mit dem materielleren schön kontrastiren zu lassen. So scheinen die himmlischen Wesen einiger seiner Gemälde aus ganz anderem Stoffe gebildet, als die noch nicht verklärten Erdbewohner. Als Kolorist verdient er gleiche Bewunderung. Der kalte graue Ton des Hintergrundes seiner Gemälde giebt dem zarten verschwimmenden Kolorit der Hauptfiguren unendlichen Werth.

Eine Menge ächter und eine noch größere Menge unächter Werke Murillo's sind in verschiedenen Perioden nach dem übrigen Europa gewandert. Sein von ihm selbst gemaltes authentisches Portrait und eine sehr schöne Sammlung von Original-Zeichnungen Murillo's bewahrt Herr Williams zu Sevilla. Seine drei tüchtigsten Schüler waren Tobar, Meneses und Villavicencio. Sie kopirten ihren Meister so genau, daß sie selbst gute Kunstrichter täuschen konnten. Villavicencio's Talent darf Keiner in Zweifel ziehen, der seine „Knaben, die auf der Straße spielen", in der Madrider Gallerie gesehen hat. Wir erwähnen nur noch Claudio Coello, dem sein schönes Gemälde „Santa Forma" (im Escurial) die Unsterblichkeit sichert. Die Santa Forma ist eine geweihte Hostie, welche wunderbare Spuren der ruchlosen Wuth der Ketzer von Gorkum in Holland (1681) an sich tragen

soll. Auf den Befehl Karl's II. wurde sie aus der Reliquien-Kammer, wo sie bis dahin gelegen, zu dem Altare der Sakristei gebracht. Der König befahl dem Francisco Rici (ein Maler, dessen Stil sehr dem des Baldes gleicht), die Ceremonie zu malen. Rici starb während der Skizzirung, und nun vertraute man das Werk seinem Schüler Claudio Coello, der es nach eigenem Plane komponirte. Der Raum, welchen das Bild einnehmen sollte, war im Verhältniß seiner Breite zu hoch und nicht sehr geeignet, ein historisches Stück zu beherbergen; außerdem sollten fast alle Figuren Portraits von Personen des Hofes und in knieender Stellung seyn. Trotz dieser Schwierigkeiten hat Coello die unangenehme Gleichförmigkeit der Kleidung und Stellung überwunden und ein Werk zu Tage gefördert, dessen Plan und Ausführung gleiche Bewunderung verdienen.

So haben wir diese flüchtige Skizze der Geschichte der Spanischen Malerei bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts und der Regierung des letzten schwachen Fürsten aus Oesterreichischem Stamme fortgeführt. Nach seinem Tode rang Französischer Ehrgeiz um die Spanische Krone, und Französischer Geschmack drohte, das nationale Gepräge der Literatur und der Künste Spaniens zu verwischen. (F. Q. R.)

Bibliographie.

Ensayo sobre la educacion de la nobleza. (Ueber die Erziehung des Adels.) Von Calzada. 2 Bde. 22 Rs.

Anales de la virtud. (Annalen der Tugend.) Nach Frau von Genlis bearbeitet von Calzada. 2 Bde. 24 Rs.

Tratado general de carnes. (Gesundheits-Regeln über den Gebrauch des Fleisches und anderer Lebensmittel.) 4. 14 Rs.

England.

Zur Naturgeschichte des Tapirs.

Man hat lange Zeit geglaubt, daß der Tapir sich nur in den südlichen Ländern der neuen Welt finde, und selbst Büffon war in diesem Irrthume befangen. Neuere Entdeckungen haben diese Meinung widerlegt. Bei Nachgrabungen, die vor Kurzem in Deutschland, Frankreich und England angestellt worden, haben sich mehrere fossile Skelette dieser Thiergattung gefunden, ja, es finden sich sogar auf der Halbinsel Malacca und auf Sumatra lebendige Tapire, die den Amerikanischen vollkommen ähnlich sind. An ihnen zeigt sich derselbe innere und äußere Bau, dieselbe Behendigkeit, ein eben so großer Rüssel; die Ohren sind fast rund und mit einem weißen Rande versehen; das Fell ist fest, dick und von einem sehr kurzen Haar bedeckt; die Beine sind kurz und kräftig, die Vorderfüße in vier, die Hinterfüße in drei Zehen getheilt; sie haben ebenfalls Schneide-, Backen- und zwei große scharfe Hundezähne: kurz, sie unterscheiden sich nur in der Farbe von den Amerikanischen Tapirs. Der Indische Tapir ist nicht dunkelbraun; seine Hautfarbe bietet einen ganz eigenthümlichen Anblick; der Rüssel, der Kopf, der Hals, die Hinter- und Vorderbeine und der untere Theil des Bauches sind schwarz, der Rücken von einem schmutzigen graulichen Weiß, das so sehr von jenem Schwarz absticht, daß man von fern meint, das Thier habe eine weiße Decke über, durch die man nur Schultern und Beine durchsieht. Mit der Zeit bräunt sich das Weiß, und die beiden Farben vermischen sich endlich. Alle Beschreibungen von dem Tapir in beiden Ländern stellen das Thier als äußerst gelehrig und von großer Anhänglichkeit an den Menschen dar; man rühmt seine Verständigkeit, Treue und Ergebenheit gegen seine Herren. Major Farqhuar besaß vor einiger Zeit einen Tapir von vollkommener Schönheit; es war ein Männchen, sanft wie ein Lamm und zahm wie ein Hund; er nährete sich nur von vegetabilischer Kost und bettelte sich während des Essens, schmeichelnd und liebkosend, Brot oder Kuchen aus der Hand seines Herrn.

Sir Stamford Raffles zu Bengalen zog einen weiblichen Tapir auf, der gegen die Fremden eben so wie gegen die Hausleute zahm und vertraulich war; seine herrschende Leidenschaft war das Schwimmen. Auf Sumatra besaß Herr Siddons von Benculen einen sehr sanften gezähmten Tapir; er war äußerst gelehrig, aber träge. Er ließ sich mit besonderem Vergnügen kratzen, und wenn er Jemand kommen sah, lief er zu ihm und quälte ihn so lange, bis er ihm diesen Liebesdienst erwies. Vorzüglich ergötzte ihn das Schwimmen; er spielte und plätscherte in den Wellen und verbrachte eine ansehnliche Zeit im Wasser.

Wir theilen die Angaben des Major Farqhuar und des Sir Stamford Raffles über die Größe ihrer Tapire mit:

	Männchen	Weibchen
Länge des Thieres vom Rüssel bis zum Schweife	6 Fuß 10½ Zoll	8 Fuß 1 Zoll
Umfang des Thieres	6 " — "	6 " 3 "
Höhe der Schultern	3 " 2 "	3 " 3 "
Dicke der Schenkel	3 " 4 "	3 " 9 "

Im Jahre 1772 erfuhr man zuerst zu Fort Malborough, unweit Benculen, daß es auf Sumatra Tapire gebe. Herr Whalfeldt, der die Küste zu beaufsichtigen hatte, war über die auffallende Organisation dieses Thieres so überrascht, daß er darin einen Hippopotamus zu sehen glaubte. Er beschrieb es sorgfältig und gab eine Zeichnung davon. Bald jedoch erkannten die Naturforscher, daß es ein Tapir sey, und berichtigten das Urtheil Whalfeldt's. Viel später, im Jahre 1805, erfuhr Sir Stamford Raffles zu Penang, daß unterm Gouvernement des Sir Georges Leigth die Eingebornen eine Thiergattung entdeckt hätten, die in ihrer äußeren Bildung dem Elephanten gleiche, obgleich weniger stark, als dieser; unglücklicher Weise konnte er sich von der Richtigkeit dieser Angabe nicht überzeugen. Denn das Thier, welches man den Queda nach Penang zu ihm bringen wollte, starb unterwegs, und, ohne daran zu denken, daß auch der Kadaver für wissenschaftliche Beobachtungen interessant sey, warfen es die Matrosen ins Meer. Bei seiner zweiten Anwesenheit ging es Sir Stamford besser, und es ergab sich denn, daß der kleine Elephant nichts Anderes sey, als ein Tapir. Im Jahre 1818 besaß die Menagerie von Kalkutta einen Tapir; es war der, welchen Major Farqhuar der Asiatischen Gesellschaft geschickt hatte. Dieser Tapir diente als Modell für die Zeichnung, die Hr. Diard im März 1819 nach Paris schickte, und die um dieselbe Zeit Cuvier in seinem Werke über die Mammiferen der Pariser Menagerie mittheilte. Im Museum der Ostindischen Compagnie zeigt man noch jetzt einen sehr hübschen ausgestopften Tapir, den Sir Stamford Raffles im Jahr 1820 geschickt. Die Eigenthümlichkeiten des Indischen Tapir sind uns bis jetzt nur wenig bekannt; indeß scheint er durchaus dem der neuen Welt ähnlich zu seyn.

Der Amerikanische Tapir bewohnt die südlichsten Gegenden, Guyana, Brasilien, Paraguay. Er ist das am meisten verbreitete Thier in diesen Gegenden. In seiner Organisation nähert sich der Tapir den Elephanten und dem Schweine an, so daß er gleichsam eine Mittelstufe zwischen beiden Organisationen bildet. Er hat einen Rüssel, wie der Elephant, und bedient sich dessen, wie dieser, die Speisen sich zuzuführen. Obgleich dieser nur kurz ist, kann er ihn zusammenlegen und auf alle mögliche Weise bewegen. Wie der Hippopotamus, liebt er Gewässer, besonders abgelegene Flüsse und Seen; er nährt sich von den Zweigen und Früchten, sieht die Wohnungen der Menschen und sucht sich vorzugsweise hochgelegene trockene Stellen zum Aufenthalte aus. Während der Nacht, oder doch bei sehr frühem Morgen, verläßt er seine Wohnung, um seine Nahrung in feuchten morastigen Gegenden zu suchen. Er geht niemals bei Tage aus, es sey denn bei sehr regnigem Wetter. Er ist fast Amphibie, schwimmt mit der größten Gewandtheit, während er auf dem Lande nur mit Mühe und Unbeholfenheit geht. Obgleich von großer Stärke, macht er dennoch von ihr nur zu seiner Vertheidigung Gebrauch; niemals aber wendet er sie gegen Menschen an. Oft vertheidigt er sich mit Erfolg gegen Tiger und Auerochsen, die er in der Regel von hinten anfällt und verwundet. Er zieht sich dann ins Gebüsch zurück und schleudert von da Zweige und Baumstücke, womit er oft genug seine Feinde tödtet.

Das Weibchen gebiert nur ein Junges, das sie sorgsam erzieht und schwimmen lehrt. In manchen Ländern ißt man das Fleisch des Tapirs, wie z. B. auf Sumatra, doch schmeckt es sehr schlecht.

Im Jahre 1828 kaufte Lieutenant Maw zu Para in Brasilien einen jungen Tapir für die Londoner zoologische Gesellschaft; doch starb er bald. Das wäre der erste lebendige Tapir gewesen, der nach Europa gekommen. Später hat die Gesellschaft einen anderen erhalten, der täglich ein großes Publikum herbeizieht.

Mannigfaltiges.

— Die Parisienne, ein Deutscher Gassenhauer. Unter dieser Ueberschrift theilt eines der letzten Blätter des Freimüthigen die von Herrn A. Kretschmer gemachte nicht uninteressante Entdeckung mit, daß die Melodie jenes von Casimir Delavigne gedichteten Revolutions-Hymnus keine andere als die eines älteren Deutschen ziemlich obscönen Soldatenliedes sey.

— Brautschau in Arsamas. Sobald in dem Städchen Arsamas, in der Russischen Provinz Nischegorod, ein Mädchen das 15te oder 16te Jahr erreicht hat, so ist sie zur Brautschau reif, und von diesem Augenblick an ist auch ihre Freiheit dahin. Vorbei ist es mit Spielen und Tänzen. Verschlossen sind ihr Fenster, Straße und Kirche. In ihrem Zimmer muß sie sitzen und arbeiten und die erste Woche der großen Fastenzeit (vor Ostern) abwarten. Ein ganzes Jahr lang darf sie das Haus nicht verlassen, und nicht einmal ein einzelnes Haar eines männlichen Kopfes, geschweige denn einen solchen Kopf selbst, darf sie ansehen. Erscheint nun endlich die erste Fastenwoche, so führt man sie Freitags zur Beichte, Sonnabends zum Abendmahl und am folgenden Sonntage in die Kirche zum Gebet. Und welche Anstalten gehen diesem Sonntage vorher! Die Mutter läuft zu Bekannten und Gönnern und leiht zu diesem Kirchengange Perlen, Edelsteine, Halsschmuck und schöne Kleider. Früh Morgens wäscht und reinigt sich die Tochter und läßt den Spiegel nicht aus den Augen. Endlich geht es in die Kirche. Alle zur Brautschau bestimmte Mädchen bilden eine geschlossene Reihe; hinter jeder steht ihre Freiwerberin (Swacha). Die heirathslustigen Jünglinge betrachten und beurtheilen die Ausstellung. Sie können ihun, was ihnen beliebt, nur nicht den Gegenstand ihrer Neigung berühren oder ein Gespräch mit ihm anfangen. Hat sich einer ein Mädchen ausgesucht, so wendet er sich an deren Freiwerberin, erkundigt sich nach der Aussteuer, nach der Familie und sogar hinsichtlich nach dem Charakter des Mädchens. Gefällt ihm diese und ihre Aussteuer, so begiebt er sich zu ihren Aeltern und hält um sie an. Werden beide Theile einig, so findet die Hochzeit nach der heiligen Woche statt. Bleibt ein Mädchen unbemerkt, und will Niemand ihre Hand, so kehrt sie zu ihrem Stübchen, zu ihrem Nähtischen, zu ihrer Arbeit zurück und erwartet die nächsten großen Fasten. Wird sie dieser Einsamkeit überdrüssig, so darf sie dem Verwandschafts-Areopag erklären, daß sie gar nicht heirathen, sondern Nonne oder eine Braut Christi werden will. In solchem Fall ist es ihr erlaubt, überall hinzugehen, als ob sie eine verheirathete Frau wäre; überzeugt aber kann sie seyn, daß von dieser Zeit an sich kein Freier mehr meldet, wenn es nicht etwa ein Durchreisender, in Arsamas nicht Ansässiger ist, dem die dortigen Gebräuche, und namentlich die Brautschau, nicht bekannt sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Freitag den 25. Juli 1834.

Rußland.

Kabalistik, von Th. Bulgarin.

Vorwort.

Es ist eine allgemeine Klage, daß die Journalisten viel versprechen und wenig halten. — Ist das aber wohl gegründet? Nein, ich nehme die Verantwortlichkeit für alle meine Kollegen auf mich und bin Willens, hiermit unsere gemeinschaftliche Schuld abzutragen. Wenn es Ihnen, verehrte Leser, zuweilen so vorkam, daß die Journalisten Ihre Erwartungen nicht befriedigten, so will ich mit einem Male Sie für Vergangenheit und Zukunft entschädigen. Ein Geheimniß will ich Ihnen, ein Geheimniß enthüllen, welchem alle Weisen des Alterthums und alle Thoren der Gegenwart nachjagten, ein Geheimniß, einst verborgen in unterirdischen Aegyptischen Tempeln, in den Sibyllinischen Büchern und unter dem Delphischen Dreifuß, jetzt aber in Kaffeekannen und in Spielkarten versteckt. Sie errathen vermuthlich, daß ich Ihnen ein Mittel entdecken will, die Zukunft kennen zu lernen. — So ist es! Sind Sie jetzt zufrieden? — Denken Sie recht darüber nach. Ich bin überzeugt, daß Viele sehr zufrieden seyn werden. Stellen Sie sich die Freude vor, zu wissen, z. B. wann ein alter, eifersüchtiger Mann nach Hause zurückkehrt; zu wissen, was uns, unserer Gattin, unseren Kindern, Verwandten und Freunden widerfahren wird; wie sich unsere Geschäfte und Unternehmungen endigen; wie das Wetter seyn wird, und wenn wir die Zeitungen lesen, was die politischen Ereignisse für ein Ende nehmen dürften. Und wenn Sie Lust haben, sich die Zeit zu vertreiben, so können Sie alle Klatschereien und die häuslichen Geheimnisse aller Ihrer Bekannten erfahren. Sehen Sie, welch' ein Geheimniß ich Ihnen, geliebte Leser, offenbare; nur habe ich eine Bedingung dabei. Sie wissen, daß man mit Ausnahme von Widerwärtigkeiten und Verleumdungen nichts in der Welt umsonst hat. Sie müssen sich daher zuerst mit einer meiner Begebenheiten bekannt machen, und wenn Sie alsdann die Zukunft kennen lernen wollen, so ersuche ich Sie, es mich wissen zu lassen. Das Geheimniß sollen Sie sogleich erfahren. Und somit bitte ich um Ihre Aufmerksamkeit.

Fragmente aus Denkschriften.

..... In unserem Regimente diente als Lieutenant der Fürst Iwan N...., ein schöner junger Mann, gutmüthig, verständig und gebildet. Wir waren Freunde. — Ein Familien-Prozeß und eine projectirte Heirath riefen ihn nach St. Petersburg. Mich zog die Liebe dahin. Wir nahmen Urlaub, und fuhren zusammen mit Postpferden, in des Fürsten Wagen, nach der Residenz.

Die Posthalter in den Ostsee-Provinzen unterwerfen die Reisenden unbedingt ihrem Willen, wie es ihnen gerade convenirt. Lächelnd reichen sie dem Reisenden das schwarze Buch hin, wenn er seinen Zorn in Anklagen ausschütten will; und macht er seinem Aerger durch Worte Luft, so rauchen sie ihr Pfeifchen, warten kaltblütig den Paroxismus ab und thun zuletzt doch, was sie wollen. Und so ließ auch unser Posthalter, ohne auf unsere Versicherung zu achten, daß unser Wagen leicht und der Weg gut sey, sechs Pferde vorspannen, ohne uns einmal einen Vorreiter zu geben. Einer von den Bauern, die von den benachbarten Gütern der Reihe nach zu den Stationen gestellt und auf diese Weise von Hirten gleich zu Fuhrleuten gestempelt werden, kletterte mühsam auf den Kutschersitz, nahm in eine Hand die Zügel von sechs Pferden, schwang mit der anderen eine lange Peitsche und setzte die Gäule in Trott. Bis zur Hälfte des Weges mußten die Pferde angetrieben werden; als es aber einen steilen Berg hinab ging, fiel es ihnen ein, sich in Galopp zu setzen. Die Vorderpferde verwickelten sich in die Stränge und blieben stehen; der nacheilende Wagen aber stieß auf die Deichselpferde und schob sie seitwärts; die erschreckten Vorderpferde sprangen nach der anderen Seite hin; der Fuhrmann ließ die Zügel fallen und sprang hinunter, und in einer Sekunde lag unser Wagen im Graben, nachdem wir wie Pfropfen aus Champagnerflaschen hinausgeschleudert worden waren. Ich stürzte mit dem Kopf gegen die Erde und hätte beinahe den Hals gebrochen; der Fürst fiel auf einen Stein, beschädigte sich die rechte Hand und noch mehr den rechten Fuß. — Sobald ich wieder zur Besinnung kam, sprang ich auf, um meinem Freunde zu helfen, fand aber auf freiem Felde durchaus kein Mittel dazu. Auch unser Diener hatte sich sehr beschädigt und konnte kaum auf den Füßen stehen. Im Begriff, eines der Pferde abzuspannen und zum nächsten Dorfe zu reiten, um den Fürsten auf einem Bauerwagen zur Station bringen zu lassen, erblickte ich plötzlich einen Wagen, der den Berg herunter kam. In einem schönen, mit vier ausgezeichneten Pferden bespannten Landauer saß eine Dame mit zwei Kindern und einem jungen Manne, der, wie es sich später erwies, der Hauslehrer war. Unser im Graben liegender Wagen bewog die Dame, anhalten zu lassen und auszusteigen. Kaum hatte ich Zeit gehabt, unseren Unfall zu erzählen, als sie ihren Leuten befahl, den Fürsten in ihren Wagen zu bringen, sich selbst zu ihm setzte, den Hauslehrer mit den Kindern bei mir ließ, und nach ihrem Gute fuhr, nachdem sie mich gebeten hatte, etwas zu warten. Nach Verlauf einer halben Stunde kam derselbe Wagen, um uns abzuholen, und Pferde für unser Fahrzeug. Nachdem wir eine kurze Strecke auf der großen Landstraße gefahren waren, bogen wir seitwärts ab und stiegen einige Minuten darauf am Thor eines prächtigen großen Landsitzes aus. — Den Fürsten fand ich im Bett und bereits verbunden. Der Hausarzt saß bei ihm und bereitete ein Getränk. Der Kranke hatte Ruhe nöthig; ich erhielt ein eigenes Zimmer.

Nach Verlauf einer Stunde ward ich zum Thee gebeten. Im Saal kam mir der Besitzer des Hauses, Baron N. N. entgegen, der Gatte der Dame, die sich so hülfreich und gastfrei gegen uns gezeigt hatte. Ein Frostschauer überfiel mich, als ich ihn erblickte. Er war ein Vierziger, groß, mager, blaß, mit durchsichtigen starren Augen und finsterem Antlitz. Kalt war sein Blick, und die Worte, die er hervorbrachte, tönten wie aus einem Eiskeller heraus. Ein Lächeln schien sein Gesicht nie belebt zu haben. Nachdem er den Ausdruck meines Dankes kaltblütig aufgenommen, wies er mir einen Platz neben seiner Gemahlin an, setzte sich selbst auf einen Lehnstuhl, senkte das Haupt auf die Brust und verlor sich in Gedanken. Bisweilen suchte die liebenswürdige Frau ihn ins Gespräch zu ziehen, um ihn zu zerstreuen; seine Antworten waren indessen immer kurz und einsilbig. Weder die Schmeicheleien der Kinder, noch die Aufmerksamkeiten seiner Gattin, noch die Gegenwart des Gastes konnten ihn aus seinem Trübsinn reißen und sein Gemüth erwärmen. Er glich einer Marmor-Statue.

Die Genesung des Fürsten schritt langsam vorwärts; ich wurde inzwischen mit allen Hausgenossen bekannt und gewann die Zuneigung unserer guten Wirthin. Im Laufe von 14 Tagen sah ich den Baron nicht ein einziges Mal lächeln, oder seine Aufmerksamkeit auf irgend etwas richten. Er aß, trank, ging, sprach, wie eine Maschine, wie ein Automat. Auf das innigste bedauerte ich die gute, verständige und liebreiche Baronin, daß sie dazu verurtheilt war, mit diesem todten Körper ein trauriges Leben zu führen, und beklagte die liebenswürdigen Kinder, daß sie der väterlichen Liebkosungen und Zärtlichkeiten entbehren mußten.

Ich versuchte es, den Arzt und den Lehrer über die Veranlassung der düsteren Melancholie des Barons zu befragen, der übrigens den Ruf eines unterrichteten, theilnehmenden und wohlthätigen Mannes hatte. Beide zuckten die Achseln und schwiegen. Einst wagte ich es, mich an die Baronin zu wenden. Sie brach in Thränen aus und antwortete nicht. Der Baron erschien in seiner Familie nur, wenn diese zum Mittag- und Abendessen zusammenkam; die übrige Zeit brachte er einsam zu, entweder in seinem verschlossenen Zimmer, oder im Garten, im Park und auf freiem Felde.

Im Hause athmete Alles Ruhe, Zufriedenheit und Wohlstand. Es schien, als ob Alle glücklich wären, mit Ausnahme des Herrn und der Frau, die des Gatten Leiden unglücklich machte.

Endlich besserte sich der Zustand des Fürsten. Er konnte bereits sein Zimmer verlassen, und wir machten Anstalten zur Reise. Der Arzt rieth dem Fürsten, noch einige Tage zu bleiben, bis die Geschwulst aufgehört, und der Baron selbst bat ihn, nicht so zu eilen.

Den Abend vor unserer Abreise ging ich mit dem Fürsten im Park spazieren. Die Luft war still und warm. Wir ließen uns auf eine in einer Akazienlaube befindliche Bank nieder und sprachen von unseren Angelegenheiten, Plänen und Hoffnungen für die Zukunft.

Der Fürst hatte eine lebhafte Einbildungskraft. Nachdem er mir alle seine Zweifel, Besorgnisse und Hoffnungen hinsichtlich seiner Zukunft mitgetheilt hatte, rief er: „Zehn Jahre meines Lebens möchte ich darum geben, wenn ich in die Zukunft sehen, wenn ich erfahren könnte, was mir bevorsteht und welchen Ausgang meine Unternehmungen haben werden. Wenn ich meinen Prozeß gewinne, werde ich reich; heirathe ich nach der Wahl meiner Mutter, die übrigens auch die meinige ist, dann werde ich noch einmal so reich und glücklich dazu ..... dann betrete ich die diplomatische Laufbahn, oder ziehe in die Residenz und lebe dort den Wissenschaften, den Künsten ..... Schade, daß es jetzt weder Astrologen noch Wahrsager giebt! Mein halbes Vermögen würde ich hingeben, um in die Zukunft blicken zu können ....." Plötzlich rauschte es in den Blättern, und vor uns stand der Baron, wie ein Gespenst. Wir waren dergestalt betroffen durch sein Erscheinen, daß

wir uns nicht von der Stelle rührten, ihn mit einer Art von Furcht ansahen und kein Wort sprechen konnten.

„Sie wollen die Zukunft kennen, Fürst!“ sagte der Baron. „Der Himmel behüte sie davor! — Es ist das größte Unglück, das einem Menschen widerfahren kann, weil die Erkenntniß der Zukunft ihn um die einzigen Freuden des Lebens bringt: um Phantasie und Hoffnung. Ich kenne die Zukunft und würde drei Theile meines Lebens und mein ganzes Vermögen zum Opfer bringen, wenn sie mir nicht bekannt wäre!“

Erstaunt sahen wir uns und den Baron an, der, den Blick starr gen Himmel gerichtet, unbeweglich vor uns stand. Thränen rollten über sein blasses Antlitz und schwere Seufzer entstiegen der Brust.

Er setzte sich zwischen uns und hub an: „Hören Sie meine Geschichte und lassen Sie dieselbe sich als Beispiel dienen.“

„Noch vor drei Jahren war ich der glücklichste Mensch in der Welt: gesund, reich, reinen Bewußtseyns, Gatte einer liebenswürdigen und guten Frau, Vater reizender und geistreicher Kinder . . . . . Das Uebermaaß meines Glückes ward mir zur Last und ließ mich etwas suchen, was mir nicht nöthig war. Ich fand Geschmack an mystischen Geheimnissen und Nachforschungen. Der Zufall machte mich mit einem Juden bekannt, der die alte Kabalistik verstand, und in die Zukunft wie in einen Spiegel sah. Er starb in meinem Hause und theilte mir auf seinem Sterbelager sein Geheimniß mit. Nur ein Mal that ich einen Blick in die Zukunft, und von diesem Augenblick an war mein Glück für immer zerstört.“

„Gewiß ist Ihnen meine Kälte gegen Frau und Kinder aufgefallen. Kann ich aber anders gegen sie seyn, wenn ich weiß, daß nach zwei Jahren meine Frau mir untreu wird, die Kinder verläßt und mit einem Liebhaber entflieht? Können mich die unschuldigen Liebkosungen meiner Kinder erfreuen, wenn ich weiß, daß einer meiner Söhne sein Leben am Galgen endigt, und der andere mein ganzes Vermögen durchbringt und dann aus Verzweiflung ein sittenloser Mensch wird? Kann mir irgend etwas im Hause Freude machen, wenn ich weiß, daß nach Hundert Jahren kein Stein mehr auf dem anderen steht? Auf dieser nämlichen Stelle wird eine blutige Schlacht geliefert werden. Mein Haus, meine Orangerie werden durch Kugeln in Brand gesteckt, Garten und Park ausgebauen und zerstört werden, und 10 Jahre später ist diese Stelle ein verödeter Grasplatz. Um meinen Namen vor Vergessenheit und Schmähsucht zu schützen, wollte ich Schriftsteller werden, wozu ich Beruf fühlte; welchen Nutzen aber konnte ich mir davon versprechen, da nach 500 Jahren allen Planeten des Sonnensystems eine Umwälzung bevorsteht und Alles, was wir thaten, in Vergessenheit begraben seyn wird, wie es nach der Sündfluth der Fall war! — 500, 1000, 100,000 Jahre, — sie sind mit der Ewigkeit verglichen, doch nur ein Augenblick! . . . . Wohin ich auch blicke, überall sehe ich nur Verwesung und Vernichtung; überall den Keim des Todes, Verbrechen, Vergessenheit, Unglück, Leiden. Die Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens sind nichts mehr als schnell verschwindende Funken in einem Meer von Dunkelheit. Die Zukunft ist ein dunkler Abgrund, der Jahrhunderte und Minuten, Körper und Geist verschlingt, und dem die Vergangenheit das ist, was eine Null vor einer Zahl: Nichts! Lohnt es nun, unter solchen Umständen zu leben, lohnt es, nachzudenken?“ . . . . .

Der Baron wollte noch fortfahren, als plötzlich der Arzt erschien und ihn fast mit Gewalt nach Hause führte. Wie vom Donner gerührt waren wir sitzen geblieben, bis wir endlich, stillschweigend und über das Gehörte nachdenkend, nach unseren Zimmern zurückkehrten. Der Arzt stattete uns einen Besuch ab. „Jetzt“, sagte er, „können Sie errathen, was dem Baron fehlt. Heute brach sein Paroxismus aus. Er . . . .“ Der Doktor schwieg und fuhr mit dem Finger über seine Stirn. Wir errietben, daß der Baron geistesverwirrt war.

Wer aber würde es nicht werden, wenn die Zukunft sich ihm wirklich offenbarte und er die Erfolge seiner Hoffnungen und Erwartungen vor sich sähe? Der Fürst bereute seinen Wunsch, das Zukünftige kennen zu lernen, und ich meinerseits bin überzeugt, daß Jeder, der nur darüber nachdenken will, bekennen wird, daß Erwartung und Hoffnung allein die Würze des Lebens sind, und daß der eigentliche Genuß nur in der Erinnerung besteht.

Tages darauf fuhren wir ab, ohne den Baron gesehen zu haben. Er lag krank zu Bette.

Sollte einer meiner Leser nun noch wünschen, die Zukunft kennen zu lernen, so kehre ich zum Baron zurück, lasse mir von ihm das kabalistische Geheimniß mittheilen und stelle es unberührt dem Wißbegierigen zu. — Ich erwarte Antwort. (C. H.)

Bibliographie. Neue Werke in Russischer Sprache:

Alphabetisches Verzeichniß der Gesetze des Russischen Reichs.

Mußestunden des Mars; literarische Arbeiten mehrerer Offiziere.

Neue Mußestunden eines Landbewohners. Gedichte von F. Slepuschkin.

Geschenk für Arme. Almanach für 1834. Herausgegeben von dem Neurussischen Damen-Verein zur Unterstützung der Armen.

Fabeln, von Alexey Sileff. 3ter und 4ter Theil.

Erzählungen, nach Russischen Volkssagen von Makaroff.

Die Gemüthskrankheiten, vom Doktor der Medizin, Peter Butkoffski.

Beschreibung des Wologdaschen Gouvernements, vom dortigen Civil-Gouverneur Nikolaus Brussiloff.

Statistische Beschreibung der Provinz Nachitschewan, von W. Grigorjeff (wofür der Verfasser von der Akademie der Wissenschaften den halben Demidoffschen Preis erhielt).

Frankreich.

Gemälde Frankreichs, nach seinen Provinzen.

(Versuch einer auf die Geschichte angewendeten Geographie.)

Von Michelet.

Wir wollen aus dem so überschriebenen Kapitel des in diesen Blättern schon erwähnten historischen Werkes von Herrn Michelet einige geistreiche Gedanken, die sich auf die Literargeschichte beziehen, mittheilen. Es befinden sich darunter manche sehr gewagte Urtheile und Combinationen, aber wegen ihrer Neuheit und der Eigenthümlichkeit in der Darstellung sind sie der Beachtung nicht unwerth.

„Die älteste Tochter der Monarchie, die Bretagne, eine Celtische Provinz, zieht zuerst unsern Blick auf sich. Von da wenden wir uns zu den alten Nebenbuhlern der Celten, den Basken oder Iberern, die eben so hartnäckig in ihren Gebirgen geblieben sind, als die Celten in ihren Haiden und Sümpfen; dann können wir zu den Ländern übergehen, deren Bevölkerung durch Römische und Germanische Eroberungen gemischt wurde; so werden wir, zugleich im Raume wie in der Zeit vorrückend, die Geographie in chronologischer Ordnung übersehen.“

„Der Geist der Bretagne ist ein halsstarriger, blinder Geist des unbeugsamsten Widerstandes und der unerschrockensten Widersetzlichkeit: einen Beweis hierfür liefert Moreau, der Gegner Bonapartes, und noch deutlicher tritt es in der Geschichte der Philosophie und der Literatur hervor. Der Bretagner Pelagius, der einen stoischen Sinn in das Christenthum brachte und in der Kirche zuerst sich zu Gunsten der menschlichen Freiheit erhob, hatte zu Nachfolgern die Bretagner Abälard und Descartes. Alle drei haben der Philosophie ihres Jahrhunderts einen neuen Schwung gegeben; gleichwohl zeigt, selbst bei Descartes, die Geringachtung von Thatsachen, der Geschichte und Sprachen, zur Genüge, daß dieser unabhängige Geist, der die Wissenschaft und Psychologie begründete und die Gränzen der Mathematik so sehr erweiterte, mehr intensive Kraft, als umfassendes Talent besaß.“

„Dieser Geist der Widersetzlichkeit hat sich, als der Bretagner eigenthümlich in dem letzten Jahrhundert und in dem unsrigen durch zwei scheinbar sich widersprechende Thatsachen bewähret. Dieselbe Gegend dieser Provinz (St. Malo, Dinan und St. Brieux), welche unter Ludwig XV. die Zweifler, Duclos, Maupertuis und La Métherie, hervorgebracht, hat in unseren Tagen dem Katholizismus seinen Dichter und seinen Redner geboren, Chateaubriand und La Mennais.

„Poitou, das wir auf der anderen Seite der Loire, der Bretagne und Anjou gegenüber finden, ist ein aus sehr verschiedenen Elementen gebildetes, aber nicht gemischtes Land. Drei sehr verschiedene Bevölkerungen bewohnen drei verschiedene Landstriche, die sich von Norden nach Süden ziehen. Hieraus entstehen die auffallenden Widersprüche, welche die Geschichte dieser Provinz darbietet. Poitou ist der Mittelpunkt des Calvinismus im sechzehnten Jahrhundert, es verstärkt die Armeen Coligny's und versucht die Gründung einer protestantischen Republik; und Poitou ist es auch, von wo in unseren Tagen die katholische und royalistische Opposition der Vendée ausgeht. Die erste Epoche gehört besonders den Küstenbewohnern, die andere vorzüglich dem Bocage. Dennoch gehen beide aus denselben Prinzipien hervor, für das der republikanische Calvinismus und der katholische Royalismus nur verschiedene Formen abgegeben haben, nämlich aus unbezwinglicher Widersetzlichkeit gegen die Centralverwaltung.“

„Gemischt aus dem Römischen — und dem Gewohnheitsrechte, seine Rechtsgelehrten dem Norden sendend und seine Trubadoure dem Süden, ist Poitou selbst, wie seine Melusine eine Mischung verschiedener Naturen, halb Frau, halb Schlange. Gerade in diesem Lande der Mischung, dem Lande der Maulthiere und der Bastarde, mußte dieser seltsame Modus entstehen.“

„Dieser gemischte und widersprechende Charakter hat Poitou verhindert, irgend etwas auszuführen; es hat Alles angefangen: früher war die alte Römische Stadt Poitiers, die jetzt so verödet daliegt, mit Arles und Lyon die erste christliche Schule der Gallier. St. Hilarius hat an den Kämpfen des Athanasius für die Gottheit Christi Theil genommen. Der letzte Schimmer lateinischer Poesie hat in Fortunatus zu Poitiers geglänzt; die Morgenröthe der neueren Poesie ist im zwölften Jahrhundert da aufgegangen. Wilhelm III. ist der erste Troubadour; er ist es, von dem ein alter Schriftsteller sagt: „Er war ein guter Troubadour, ein guter Ritter, und durchstrich lange Zeit die Welt, um die Damen zu täuschen.“ Damals scheint Poitou das Land der Freigeister und freisinniger Denker gewesen zu seyn. Gilbert de la Porin, geboren zu Poitiers, Bischof dieser Stadt und Amtsgenosse Abälards an der Schule zu Chartres, lehrte mit derselben Kühnheit wie jener, wurde, wie er, vom heiligen Bernhard angegriffen, widerrief wie jener, aber beharrte nicht so bei seinen Untersuchungen, wie dieser Logiker aus der Bretagne. Die Poitou'sche Philosophie entstand und ging unter mit Gilbert. Das Poitou der Sümpfe ließ sich, einmal mit der Monarchie vereinigt, von der allgemeinen Bewegung Frankreichs mit fortziehen. Fontenay erzeugte große Rechtsgelehrte, wie Tiraqueau, Bouhier, Brisson, der Adel von Poitou lieferte gewandte Hofleute, wie Theurt, Mortemar, Maillerais, Mauleon. Der größte Politiker und der populairste Schriftsteller Frankreichs gebören Beide dem westlichen Poitou an: Richelieu und Voltaire; Letzterer, zwar in Paris geboren, stammte von einer Familie aus Parthenai.“

„Nur im Fluge wollen wir Limoisin durchstreichen, dieses hochgelegene, kalte, regnigte Land, das so reich an Flüssen ist. Seine schönen Granitbügel, seine großen Kastanienhaine ernähren einen ehrlichen, aber plumpen Menschenschlag, der durch Unentschiedenheit des Charakters furchtsam und ungeschickt ist. Die Bewohner des niedern Landes verhalten sich anders: bei ihnen ist schon der bewegliche und aufgeregtere Sinn der Südländer erkennbar. Die Namen eines Segur, St. Aulaire, Noailles, Pentadour, einer Pompadour und vor allen eines Tu-

renne zeigen schon hinreichend, wie eng sich die Leute dieses Landes der Centralmacht angeschlossen und wie viel sie dadurch gewonnen haben. Der verschmitzte Kardinal Dubois war aus Brive la Gaillarde."

„Die Auvergne wird von beständigen, sich stets bekämpfenden Luftzügen heimgesucht, die durch den Wechsel der Thäler und Berge hervorgebracht und verstärkt werden. Es ist ein kaltes Land unter einem schon südlichen Himmelsstriche, in dem man auf Lavamassen erstarrt. Man könnte die Bewohner einen Menschenstamm des Südens nennen, der durch die Kälte des Nordwindes erzittert und, wie an dem Boden haftend, unter diesem fremden Himmel erhärtet. Ihr Wein ist herbe und ihr Käse bitter, wie die wilden Kräuter, deren Saft er enthält. Das Rothe, die Lieblingsfarbe der Wilden, ist diejenige, welche sie vorziehen. Mehr arbeitsam als erfinderisch thun sie wohl daran, daß sie aus ihren Bergen auswandern, zu denen sie nicht ohne Geld, aber ohne neue Ideen wieder zurückkehren; gleichwohl ist diesen Leuten eine wirkliche Energie nicht abzusprechen, ein bitterer und vielleicht herber Saft, der aber eine Kraft enthält, wie die Kräuter des Cantal. Das Alter hat keine Macht über sie: man sehe nur die Jugendfrische ihrer Greise; eines Dulaure, de Pradt und des achtzigjährigen Montlosier, der seine Arbeiter und Alles, was ihn umgiebt, leitet, der pflanzt und baut, und, wenn es nöthig wäre, ein neues Buch gegen die Priester-Partei oder für das Feudal-System schreiben würde, er, ein Freund und zu gleicher Zeit ein Feind des Mittelalters."

„Dieser inkonsequente und sich widersprechende Geist, den man in anderen Provinzen unserer mittleren Zone bemerkt, erreicht seinen höchsten Gipfel in der Auvergne. Da finden sich jene großen Rechtsgelehrten, jene Legiker der Gallikanischen Partei, die niemals wußten, ob sie für oder wider den Papst seyen; der Kanzler de l'Hopital, der ein zweideutiger Katholik war, Arnaud, der strenge Domat, ein jansenistischer Papinianer, der es versuchte, die Rechtslehre auf das Christenthum zurückzuführen; und sein Freund Pascal, der einzige Mann des siebzehnten Jahrhunderts, der die religiöse Krisis zwischen Montaigne und Voltaire erkannt hat, eine duldende Seele, in welcher der Kampf zwischen Zweifel und Glauben auf eine wunderbare Weise zum Vorschein kam."

„Durch Cahors wollen wir uns in das große Thal des Südens versetzen. Ihr kommt am Abend in einer großen und öden Stadt an, wenn Ihr wollt in Toulouse. Nach der volltönenden Sprache ihrer Bewohner zu urtheilen, glaubt Ihr in Italien zu seyn, aber um Euch zu enttäuschen, reicht es hin, diese Häuser von Holz und Ziegelsteinen zu betrachten; das hastige Sprechen, der kühne und lebhafte Gang werden Euch gleichfalls erinnern, daß ihr in Frankreich seyd. Wenigstens die wohlhabenden Leute sind Franzosen, die geringeren Leute sind von gemischter, vielleicht Spanischer oder Maurischer Abkunft. Hier liegt das alte Toulouse, das einst unter seinen Grafen und Königen so mächtig war; sein Parlament hat ihm die Oberhoheit, ja die unbedingte Herrschaft über den Süden verliehen. Diese heftigen Rechtsgelehrten, die gegen Bonifacius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorency in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Languedoc ist ein alterthümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamisarden fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes erzeugt. Selbst die Katholiken haben hier ihren Protestantismus unter der Form des Jansenismus. Noch in diesem Augenblick scharrt man Pavillo's Grab wieder auf, um ein Getränk von seiner Asche zu bereiten, der eine Heilkraft gegen das Fieber einwohnt. Seit den Zeiten des Vigilance und des Felix von Urgel waren die Pyrenäen der Sitz der Ketzer. Der beharrlichste Zweifler, derjenige, der dem Zweifel am meisten Glauben geschenkt hat, Bayle, ist von Carlat; aus Limoux waren die Ebeniers gebürtig, jene eifersüchtigen Brüder, die jedoch nicht, wie man es geglaubt hat, sich den Brudermord zu Schulden kommen ließen. Und soll ich noch jenen Schauspieler aus Carcassonne nennen, den blutgierigen Schöngeist, Fabre d'Eglantine? Wenigstens wird man dieser Bevölkerung Lebhaftigkeit und Thatkraft nicht absprechen: mörderische Thatkraft und tragische Heftigkeit. Die Geschichte von Nimes ist nicht viel mehr als ein beständiges Stiergefecht."

„Man hat den starken ebernen Geist von Languedoc noch nicht hinlänglich unterschieden von der geistigen Leichtigkeit der Guyenne und von dem jähen Ungestüm der Provence; und doch besteht derselbe Unterschied zwischen Languedoc und Guyenne, wie zwischen den Montagnards und Girondisten, zwischen Fabre und Barnave, wie zwischen dem berauschenden Wein von Lünel und dem Wein von Bordeaux. In Languedoc ist der Glaube stark, unduldsam, oft grausam, und eben so verhält es sich mit dem Unglauben; Guyenne hingegen, das Vaterland von Montaigne und Montesquieu, ist das der schwankenden Meinungen. Fenelon, der religiöseste Mann, den diese Provinz gehabt hat, ist fast ein Ketzer. Noch ärger wird es, wenn man nach der Gascogne vorschreitet, dem Lande der armen Teufel, die äußerst vornehm und äußerst bettelhaft sind, dem Land der verschmitzten Kerle, die alle wie ihr Heinrich IV. gesprochen haben würden: „Paris ist wohl eine Messe werth"; oder wie er an Gabrielle schrieb: „Ich stehe eben im Begriff, diesen gefährlichen Sprung zu thun!" Diese Leute wollen um jeden Preis ihr Glück machen, und es gelingt ihnen. Die Armagnacs verbanden sich mit den Valois; die Albrets, mit den Bourbonen vermischt, haben damit aufgehört, Frankreich seine Könige zu geben."

„Der Provenzalische Geist mag in mancher Hinsicht mehr Aehnlichkeit mit dem Gascogner, als mit dem Languedocer haben; auch trifft es sich nicht selten, daß Völker unter derselben Zone auf diese Weise abwechseln; so ist z. B. Oesterreich, das weiter von Schwaben entfernt liegt, als Bayern, doch in Bezug auf den Geist ihm viel näher."

„Die Eigenthümlichkeit der niederen Provence ist heftig, lärmend, roh, aber doch nicht ohne Anmuth. Man muß diese unermüdlichen Tänzer, mit ihren Schellen am Knie, die Moreska aufführen sehen, oder von neun, eilf oder dreizehn Männern den Schwerdertanz, den Bouchuber, wie ihn ihre Nachbarn von Gap nennen, oder man muß der „Versöhnung der Sarazenen", die alle Jahre im Ries aufgeführt wird, mit beiwohnen. Es ist das Land der Krieger, des Agricola, Baux, Crillen; das Land der unerschrockenen Seefahrer, denen der Meerbusen von Lyon eine rauhe Schule gewährt. Wir brauchen nur den Amtmann von Suffren anzuführen, und jenen Renegaten, der 1706 als Kapudan Pascha starb, oder den Schiffsjungen Paul (er ist unter keinem anderen Namen bekannt), der, auf dem Meere in einer sturmbewegten Barke von einer Wäscherin geboren, Admiral ward und Ludwig XIV. auf seinem Schiffe ein festliches Mahl veranstaltete; aber dennoch verkannte er nicht seine alten Kameraden und wollte neben den Armen, denen er seine Güter hinterließ, beerdigt werden."

„Dieser Geist der Gleichheit kann in dem Lande der Republiken, mitten unter Griechischen Ortschaften und Römischen Munizipien, nicht überraschen. Selbst auf dem Lande war die Knechtschaft nicht so schwer, wie in dem übrigen Frankreich. Diese Bauern waren ihre eigenen Befreier und die Besieger der Mauren; sie allein vermochten es, jene abschüssigen Hügel zu bebauen und das Bett der Ströme zu verengen. Gegen eine solche Natur bedurfte es der freien und kunstverständigen Hände."

„Frei und kühn war auch der Aufschwung der Provence in der Literatur und Poesie. Des Bretagners Pelagius Reclamation zu Gunsten der menschlichen Freiheit wurde in der Provence aufgenommen und unterstützt durch Faustus, Cassine, durch diese edle Schule von Lerins, den Ruhm des 5ten Jahrhunderts. Als der Bretagner Descartes die Philosophie von dem Einflusse der Theologie befreite, versuchte der Provenzale Gassendi dieselbe Revolution in Bezug auf den Sensualismus; und im vorigen Jahrhundert ereignete sich der merkwürdige Fall, daß die Atheisten von St. Malo, Maupertuis und Lametherie, bei Friedrich mit einem Provenzalischen Atheisten, d'Argens, zusammentrafen."

„Nicht ohne Grund nennt sich die Literatur des Südens im 12ten und 13ten Jahrhundert die Provenzalische; in ihr spiegelt sich alle Feinheit und Anmuth, die in dem Geiste jener Gegend lebt. Es ist das Land der schönen, wortreichen und leidenschaftlichen Redner, die, wenn sie wollen, auch beharrliche Redekünstler werden; aus ihm ging Massillon hervor und Mascaron, Flechier und Maury, die theils wahrhafte Redner, theils Rhetoren waren. Aber die ganze Provence, Munizipien, Parlament und Adel, Demagogie und Rhetorik, Alles, mit südlicher Unverschämtheit gekrönt, hat sich vereinigt in Mirabeau, welcher dasteht einem jähen Bergstrom, der Gewalt des Rhonestusses vergleichbar."

„Die Provenzalen nennen die Bewohner des Dauphiné die Francimaux. Das Dauphiné gehört schon zum wahren Frankreich und, trotz seiner geographischen Breite, zum Frankreich des Nordens. Hier fängt die Zone der rothen Bacchen an und der kräftigen Menschen, die den östlichen Theil von Frankreich bewohnen. Ein kräftiger Geist des Widerstandes charakterisirt diese Provinzen; auch der Wissenschaft gaben sie strenge, analytisch verfahrende Geister: Mably und Condillac, sein Bruder, sind von Grenoble; d'Alembert stammt seiner Mutter nach aus des Dauphiné; aus Bourges Bresse, der Astronom, Lalande und Bichat, der große Anatom. Das moralische Leben und die Poesie ist für diese Gränzbewohner, die Leute von Ueberlegung sind und zugleich ihren eigenen Vortheil sehr wohl kennen, der Krieg. Es giebt da auf der Gränze beldenmüthige Städte, wo es ein vom Vater auf den Sohn vererbter fester Gebrauch zu seyn scheint, sein Leben für das Vaterland zu opfern; und häufig mischten sich hier schon Frauen unter die kämpfenden Männer. Nicht Lothringen allein hat Frankreich durch die Hand einer Frau gerettet; in dem Dauphiné hat Margot de Lay Montelimart vertheidigt, und Philis La Tour-du-Pin. La Charce schloß dem Herzoge von Savoyen die Gränze (1692)."

„Hinter dieser rauhen und beldenmüthigen Zone des Dauphiné, der Franche-Comté, Lothringens und der Ardennen breitet sich eine andere milde und an Früchten des Geistes reichere Gegend aus, ich meine die Provinzen Lionnais, Burgund und die Champagne, die ergiebig sind an Wein, an begeisterter Poesie, Beredtsamkeit und an feiner und sinniger Literatur. Sie wurden nicht, wie die anderen, durch Abwehr fremder Ueberfälle in Bewegung gesetzt; besser geschützt, konnten sie die liebliche Blume der Bildung in Muße pflegen."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Paroles d'un Voyant, en réponse aux Paroles d'un Croyant*). — Von J. A. Chabe. 4½ Fr.

Considérations orthodoxes sur le Célibat ecclésiastique. — Vom Abbé de l'Etang.

Convulsions chez les femmes pendant la grossesse, etc. — Von A. Velpeau. 3 Fr.

Dictionnaire encyclopédique présentant par ordre de matières l'explication des mots techniques en usage dans les sciences, etc., etc. — Von E. T. Leclerc.

Erpétologie générale, ou Histoire naturelle complète des Reptiles. — Von C. Duméril und G. Bibron. 1r Theil. 4½ Fr.

*) Wir haben um so weniger geglaubt, die, mehr als sie es verdiente, berühmt gewordene Schrift des Abbé de la Mennais auch in diesen Blättern noch besonders besprechen zu müssen, als ihrer in den politischen Zeitungen, und namentlich auch in der Preußischen Staats-Zeitung, so viele Erwähnung geschehen ist, daß wir voraussetzen dürfen, unsere Leser seyen damit hinlänglich bekannt geworden. D. R.

Les Hirondelles. — Von Alp. Esquiros.
Médecin des Enfans, Guide pratique, etc., etc. — Von Dr. d'Puc. 5½ Fr.
Mémoires sur les caractères anatomiques et physiologiques de l'Inflammation. — Von J. P. Caffort.
Monographie des Cétoines et genres voisins, etc. — Von H. Gory und A. Percheron. Zweite und dritte Lfg. Pr. 6 Fr. jede Lfg.

Süd-Amerika.

Paraguay und Dr. Francia.

Der kürzliche Einfall des Diktators von Paraguay, Dr. Francia, in das Gebiet benachbarter und mächtigerer Staaten veranlaßt uns, einen kurzen, aber zuverlässigen Bericht über jenes Land und sein merkwürdiges Oberhaupt zu liefern.

Vielleicht giebt es wenige Gegenden der Erde, die interessanter und zugleich weniger bekannt sind, als das Land Paraguay in Süd-Amerika, das, wenigstens nach seinem Ueberflusse an Natur-Produkten, mit Recht das Paradies der neuen Welt genannt werden kann. Es findet sich in ihm eine unendliche Mannigfaltigkeit an Holz-Arten, die theils zu Bauten, theils zu Luxus-Gegenständen sich eignen, an Pflanzen, Sträuchen, Früchten und Blumen, als z. B. Cedern, Mahagony und Blauholz in Ueberfluß, das Zuckerrohr, der Paraguaybaum, Kaffee, Tabak, Pfeffer, Baumwolle, Indigo, Reis, Mais und andere Getraide-Arten, die sogenannte verbotene Frucht, Orangen, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln, Bananen, Pisangs, Melonen, Kakao, Wein, die feinste Seide, den besten Honig, die seltensten Blumen, Hornvieh, Schaafe, Pferde und dergl., Vögel von allen Arten und Farben, und Fische in der größten Menge und Verschiedenheit. Außerdem besitzt dieses Land Gold-, Silber-, Kupfer- und Quecksilber-Minen, und, nach Verhältniß seines Flächenraums, eine stärkere Bevölkerung, als irgend ein anderer Staat Süd-Amerikas; sein Klima gehört zu den besten im ganzen Welttheile. Dieses ausgezeichnete Land versah vor der Revolutionszeit 1810 alle benachbarten Niederlassungen mit Tabak und anderen Produkten, und nahm, ungeachtet der Beschränkungen, die den Binnenhandel hemmen, wunderbar an Wohlstand zu.

Seine Verwaltung war von dem Vice-König von Buenos-Ayres abhängig, und diese Provinz hatte den größten Theil an seinem Handel. Natürlich übten die politischen Veränderungen, welche sie trafen, auch einen großen Einfluß auf Paraguay, wo, nach denselben Grundsätzen wie zu Buenos-Ayres, eine provisorische Junta gebildet wurde. Ein berathendes Mitglied derselben wurde Dr. Francia, ein Mann von angesehener Familie und so guter Bildung, als jenes Land Gelegenheit giebt, zu erwerben. Nach Verlauf von kurzer Zeit strebte dieser danach, sich seiner Amtsgenossen zu entledigen, indem er vorgab, daß sie eine Verschwörung gegen das Land beabsichtigten, um sich allein der Verwaltung zu bemächtigen; und durch die Spanier und Priester wurde er, wegen seiner erklärt feindseligen Gesinnung gegen die republikanischen Staaten, in diesem Unternehmen begünstigt. So erhob er sich, indem er die Leichtgläubigkeit der Indianer benutzte und alle Wohlthaten, die sie ihm verdankten, der Eingebung des heiligen Geistes zuschrieb, ohne Widerstand zu der fortwährenden Diktatur von Paraguay. Seine erste Sorge war, eine ihm ergebene Indische Streitmacht zu bilden, und dieses richtete er schnell ins Werk. Mehrere wunderbare Entdeckungen, die er behauptet, gemacht zu haben, verbunden mit seiner feierlichen und verschlossenen Weise, erregten bei diesem einfachen und abergläubischen Volke eine so hohe Meinung von ihm, daß sie ihn mit frommer Verehrung betrachteten und in ihrer Unterwürfigkeit bald so weit gingen, daß sie vor ihm, wenn sie ihm begegneten, wie vor der geweihten Hostie niederknieten und ihr Haupt entblößten; ja, einst wurde selbst ein Spanier, der sich dieses zu thun weigerte, festgenommen, zum Tode verurtheilt und auch wirklich zur allgemeinen Zufriedenheit öffentlich hingerichtet.

Zunächst schritt er nun dazu, alle Verbindungen mit den benachbarten Staaten aufzuheben, indem er an der einzigen zugänglichen Gränze eine feste Linie von Forts errichtete und das Ein- und Auslaufen aller Schiffe in und aus den Häfen der Provinz verbot. Der eingestandene Grund dieses merkwürdigen Cordons war, seine Unterthanen gegen den anarchischen Geist der angränzenden Staaten, besonders von Buenos-Ayres, zu schützen. Dieses hatte nämlich mehrere erfolglose Anstrengungen gemacht, die Macht des Dr. Francia zu vernichten, von denen die Unternehmung unter dem General Balcarce, einem Offizier von tapferer und wahrhaft patriotischer Gesinnung, nur durch die Nachlässigkeit und das wankende Benehmen des Gouvernements ihren Zweck verfehlte, nachdem jener schon bis zur Hauptstadt des Diktators vorgedrungen war.

So gelang es im neunzehnten Jahrhundert, mitten unter Freistaaten eine unumschränkte Herrschaft zu errichten, welche jene von allem Verkehr mit der ergiebigsten Gegend des Landes ausschloß. Die unumschränkte Gewalt in Kirche und Staat übt Dr. Francia nun bald schon zwanzig Jahre und vermag eine im Verhältniß zu dem Lande wohlgeordnete Armee von 30,000 Mann ins Feld zu stellen, um damit seinen freieren, aber weniger einigen Nachbarn Trotz zu bieten. Während dieser Zeit sind die inneren Hülfsquellen dieses schönen Landes aufs Beste benutzt worden, so daß nichts zur Zufriedenheit und Bequemlichkeit seiner Bewohner fehlt. Seine Seiden- und Baumwollenwebereien waren im Stande, solche Kleiderzeuge zu liefern, wie sie sich für jenes Klima eignen, und jetzt haben ihre Magazine einen Ueberfluß an diesen Artikeln, die man vorher aus der Fremde kommen lassen mußte. Auch baares Geld ist in Ueberfluß da, hat aber, wegen des gehemmten Verkehrs mit dem Auslande, nur geringen Werth. Manche Fremde, die früher in diesem Lande Geschäfte gemacht hatten, wurden durch die Hoffnung auf künftigen Gewinn verleitet, da zu bleiben und auch ferner solche Waaren, die durch Aufspeicherung dem Verderben weniger ausgesetzt sind, aufzuhäufen, als Paraguayholz, Tabak u. dergl.

Vor wenigen Jahren bildete sich eine Verschwörung, um den Tyrannen aus dem Wege zu räumen, die aber auf folgende Weise entdeckt wurde: Ein schwarzer Sklave, der gedungen war, ihn zu ermorden, stellte sich hinter die Thür, die zu Dr. Francia's Wohnzimmer führt; als aber das beabsichtigte Schlachtopfer sich nahte, verrieth der feige Neger seine Gemüthsbewegung auf eine so bördare Weise, daß der Diktator, durch das Geräusch aufmerksam gemacht und überhaupt argwöhnisch, seine Wache rief, die den erschreckten Verbrecher ergriff und entwaffnete. Dieser scheint das ganze Komplott angegeben zu haben; denn bald nach seiner Einziehung wurden viele einflußreiche Personen ohne Verhör verurtheilt und hingerichtet. Uebrigens diente dieser Vorfall nur dazu, die Furcht und Verehrung, in der Dr. Francia steht, zu vergrößern und seine Herrschaft zu befestigen.

Folgende Anekdote mag dazu dienen, noch einiges Licht auf den Charakter dieses Despoten zu werfen. Nachdem er einem Zimmermann aufgetragen hatte, zwei kleine Feldstücke mit Lafetten zu versehen, befahl er ihm, genau die Zeit zu bestimmen, wann er damit fertig seyn würde. Der Handwerker verlangte vierzehn Tage dazu. Als nun, nach Verlauf dieser Zeit, das Gestell nicht gebracht wurde, ließ Francia ihn vor sich kommen, um ihn wegen dieser Zögerung zur Rechenschaft zu ziehen, nahm indeß seine Entschuldigung, daß er vorher einen sichern Ueberschlag gemacht habe, an und gewährte ihm noch fernere Zeit. Nachdem der Diktator jedoch zum zweiten und dritten Male, ohne hinreichende Entschuldigung, getäuscht worden war, gerieth er so sehr in Wuth, daß er den unglücklichen Zimmermann, zur allgemeinen Bestürzung für alle lügenhaften und trägen Handwerker, erschießen ließ.

Den größten Theil seiner Zeit bringt dieser sonderbare Mann in der Einsamkeit zu; man weiß, daß Machiavelli sein Lieblings-Schriftsteller ist, und daß er, ohne andere Hülfsmittel, als das Wörterbuch, sich eine Kenntniß der Italiänischen, Französischen und Englischen Sprache erworben hat. Es ist fast unmöglich, in Paraguay sich Auskunft über seine Lebensweise und Beschäftigung zu verschaffen. Sein Name wird nie ohne Lobeserhebungen ausgesprochen, weil das Volk glaubt, daß er die Kunst besitze, sich unsichtbar zu machen, und alles, was sie sagen, hören könne; und da seine ganze Umgebung nur aus Indianern besteht, so haben die Spanier und Fremden keine Gelegenheit, etwas über ihn zu erfahren. Er ist, nach den meisten Angaben, ungefähr 65 Jahr alt, und es ist nach seiner Lebensweise sehr wahrscheinlich, daß er ein hohes Alter erlangen werde, trotz aller grundlosen Gerüchte, die sich über seinen Tod schon oft in den Nachbar-Staaten verbreitet haben.

Das schöne Geschlecht in Paraguay hat im Ganzen eine dunkele Gesichtsfarbe, da die jungen Mädchen von Jugend auf sich ohne Scheu den Sonnenstrahlen aussetzen; sie haben ein heißes leidenschaftliches Blut und verstehen es, wie die Peruanerinnen, die Herzen der Männer zu fesseln. Gastfreiheit herrscht im ganzen Lande, und man braucht nur ein Weißer zu seyn, Spanisch zu sprechen und sich nach den Sitten der Eingebornen zu bequemen, um von den Männern wie von den Weibern auf's allerfreundlichste aufgenommen zu werden. (U. S.)

Mannigfaltiges.

— Russische Geschichtschreibung. Herr Louis Paris hat so eben in Paris eine Französische Uebersetzung der Russischen Chronik von Nestor und gleichzeitig eine „Histoire de Russie d'après les chroniques nationales" erscheinen lassen. Der Französische Bearbeiter hat den einfachen Chronikenstil des Nestors (in doppelter Bearbeitung) der Russischen Schriftsteller, so treu als möglich wieder zu geben gesucht und die dunkeln Stellen desselben durch Anmerkungen erläutert. Seine eigene Geschichte Rußlands hat er in fünf Perioden abgetheilt; die erste von 862 bis 1015 fängt mit der Einführung des Christenthums an und endigt mit der Theilung des Reiches unter verschiedene Beherrscher; die zweite reicht von 1015 bis 1238, oder von der Regierung der Nachkommen Wladimirs des Großen bis zur Eroberung Rußlands durch die Tartaren; die dritte, von 1238 bis 1598, umfaßt die Geschichte der Tartarischen Herrschaft; die vierte, von 1598 bis 1613, beginnt mit dem Erlöschen der Dynastie Rurick's und reicht bis zur Erhebung der Rumänoff's auf den Russischen Thron; die fünfte endlich begreift den Zeitraum von 1613 bis auf die Gegenwart. Der Verfasser begleitet jeden dieser Abschnitte durch ein fleißig ausgearbeitetes Gemälde der Sitten und Gebräuche, so wie der Fortschritte, den die Gesetzgebung, die Literatur u. s. w. in jeder Periode gemacht. Sein Werk wird als höchst brauchbar, sowohl für den Gelehrten von Fach, als für Geschichtsfreunde überhaupt dargestellt.

— Timon-Alceste, oder der moderne Menschenfeind. Unter diesem Titel ist vor wenigen Tagen ein von Jules Janin herausgegebener und von ihm mit einer Vorrede versehener „philosophischer Roman" erschienen (Paris, bei Ch. Gosselin), als dessen Verfasser sich ein Herr Charlemagne nennt. Janin erklärt, die Idee dazu geliefert zu haben, indem er dem Verfasser rieth, seinen Helden zu einem Amalgam des Shakespeare'schen Menschenfeindes Timon von Athen und des Molière'schen Misanthropen Alceste, und dergestalt zu einem Bilde der heutigen Zeit, die nicht kalt und nicht warm, nicht tugend- und nicht lasterhaft sey, zu machen. Ob die Ausführung indessen gelungen, scheint Herr Janin selbst in seiner Einleitung sehr in Zweifel zu stellen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Montag den 28. Juli 1834.

Frankreich.

Claude Gueux, von Victor Hugo.

Sieben oder acht Jahre sind es her, da lebte ein armer Handwerksmann in Paris, Claude Gueux, mit ihm ein Mädchen, seine Liebste, und ein Kind von ihr. Ich nenne dem Leser die Dinge, wie sie sind, und überlasse es ihm, die nöthige Moral in dem Maße aufzulesen, als sie die Begebenheiten auf ihrem Wege ausstreuen werden. Der Handwerker war fähig, geschickt, gescheut, von der Erziehung stiefmütterlich, von der Natur trefflich ausgestattet; lesen konnte er nicht, aber denken. Einen Winter fehlte es an Arbeit: kein Feuer, kein Brodt auf der Dachstube. Mann, Weib und Kind hungerten und froren. Da stahl der Mann. Was er gestohlen, wo er es gestohlen, weiß ich nicht. So viel weiß ich, sein Diebstahl warf drei Tage Brodt und Feuer für Weib und Kind ab, fünf Jahre Haft für den Mann.

Man schickte ihn, seine Zeit abzusitzen, in die Central-Anstalt zu Clairvaux. Clairvaux ist eine Abtei, aus der man eine Bastille gemacht hat; aus der Zelle ist ein Kerker geworden, aus dem Altar ein Pranger. Wenn unser Eins von Fortschritten spricht, verstehen das gewisse Leute auf diese Weise und verfahren danach. So ein Ding unterlegen sie unserm Worte.

Weiter!

Er langt an, kommt in einen Kerker über Nacht, in eine Werkstatt über Tag. Die Werkstatt, die verwerfe ich nicht.

Claude, vordem ein ehrlicher Handwerker, nunmehr ein Dieb, war eine ernste würdige Gestalt. Seine hohe Stirn trug, so jung er war, schon Runzeln; — etliche graue Haare verloren sich unter Büscheln schwarzer; ein sanftes und sehr tief unter den wohlgeformten Bogen der Augenbrauen eingesenktes Auge, geöffnete Nasslöcher, das Kinn vorstrebend, die Lippe hochmüthig — ein schöner Kopf. Man wird sehen, was die Welt daraus gemacht hat.

Er sprach wenig, zumeist mit Gebehrden; etwas Gebieterisches in seinem ganzen Wesen schaffte ihm Gehorsam; seine Miene war gedankenvoll, mehr ernst, als leidend. Er hatte aber viel gelitten.

In der Verwahrungs-Anstalt, wo Claude eingesperrt war, gab es einen Direktor der Werkstätten, eine Art Beamten, wie sie für Gefängnisse sich eignen, zugleich Kerkermeister und Kaufmann, der eben so dem Handwerker eine Anweisung, als dem Gefangenen eine Drohung erheilt, der einem das Geräth in die Hände und die Eisen an die Füße legt. Er selbst war noch eine Abart seiner Gattung, wortkarg, brannisch, seiner Meinung gehorsam, immer die Zügel der Gewalt kurz in der Hand, sonst gelegentlich ein guter Kamerad, ein gnädiger Herr, sogar aufgeräumt und mit guter Manier spaßhaft, mehr hart als ist, auf Gründe sich nicht einlassend, nicht einmal vor sich selber; ein guter Vater, sicher ein guter Gatte, was denn eine Pflicht ist und keine Tugend; kurz, nicht böse, schlimm. Er war einer der Leute, in denen nichts von zuckender oder biegsamer Faser ist, die aus trägen Massentheilen bestehen, die von keinem Anstoß einer Idee, von keiner erbrührenden Empfindung anklingen; deren Zorn eisig ist, deren Haß bitter; die auffahren können ohne Gemüthsbewegung, Feuer fangen, ohne zu erglühen; deren Wärmefähigkeit null ist, und die man oft böse nennen mag; die an einem Ende flackern und am anderen kalt sind. Die Grundrichtung, die Winkellinie seines Charakters war Zähigkeit. Darauf war er stolz, und verglich sich mit Napoleon. Das war nur eine optische Täuschung! So viele Leute führen sich damit an und nehmen aus einer gewissen Entfernung Zähigkeit für Willenskraft, eine Kerze für ein Gestirn. Hatte also der Mann einmal das, was er seine Willenskraft nannte, auf irgend eine Verkehrtheit geheftet, so ging er den Kopf hoch, über Stock und Stein auf die Verkehrtheit hinein und durch bis ans Ende. So seinen Kopf an etwas setzen, ohne Einsicht, heißt, die Narrheit an die Dummheit löthen. Das reicht denn weit. Ueberhaupt, wenn ein Umsturz im öffentlichen oder Privatleben über uns eingebrochen ist, und wir aus den herumliegenden Trümmern forschen, wie der Bruch in das Gebäude gekommen, finden wir immer, daß es blind hin von einem mittelmäßigen und starrsinnigen Menschen errichtet worden, der voll Zuversicht und Selbstbewunderung gewesen. Es giebt in der Welt oft so einen kleinen starrköpfigen Schicksals-Menschen, der sich für eine Vorsehung ausgiebt.

So war der Aufseher der Werkstätten im Central-Gefängniß zu Clairvaux beschaffen: der Feuerstahl, mit welchem die bürgerliche Gesellschaft auf die Gefangenen schlug, daß sie Funken gaben. Ein Funke, aus solchem Stahl aus solchen Kieseln herausgeschlagen, steckt oft eine ungeheure Feuersbrunst an.

Claude Gueux, wie gesagt, in Clairvaux angelangt, wurde numerirt, in eine Werkstatt gethan und an irgend eine Arbeit festgenietet. Der Aufseher machte seine Bekanntschaft, erkannte den tüchtigen Arbeiter in ihm und behandelte ihn gut. Einst sogar, wie es scheint, in guter Laune, und weil er Claude Gueux sehr trübsinnig fand — denn der Mensch dachte beständig an die, welche er seine Frau nannte —, erzählte er ihm in allem Humor zum Zeitvertreib und auch zum Trost, daß die Unglückliche ein öffentliches Mädchen geworden sey. Claude fragte kalt, was aus dem Kinde geworden sey. Man wußte es nicht.

Nach einigen Monaten schien sich Claude mit der Kerkerluft acclimatisirt zu haben und an nichts mehr zu denken. Ein seinem Charakter eigener heiterer Ernst war wieder vorherrschend. Ungefähr auch nach so viel Zeit hatte Claude ein besonderes Uebergewicht über alle seine Kameraden gewonnen. Wie mittelst stillschweigender Uebereinkunft, und ohne daß Jemand, er selbst nicht, wußte, wie so, fragten ihn Alle um Rath, hörten, bewunderten ihn und ahmten ihm nach, was der höchste Grad der Bewunderung ist. Es war kein kleiner Ruhm, dieser allgemeine Gehorsam so ungehorsamer Naturen gegen ihn. Die Herrschaft war ihm geworden, ohne daß er daran gedacht. Das machte der Blick seines Auges. Das Auge ist ein Fenster, durch welches man die Gedanken zum Haupte des Menschen aus- und einsteigen sieht. Bringt einen Menschen, der Gedanken hat, unter Menschen, die keine haben, — innerhalb einer gegebenen Zeit, nach dem Gesetze einer unwiderstehlichen Anziehung, werden die dunklen Gehirne alle mit Ergebenheit und Verehrung sich um das strahlende bewegen. Es giebt Menschen, die Eisen, und andere, die Magnete sind. Claude war ein Magnet.

So war er denn binnen drei Monaten die Seele, das Gesetz, die Ordnung der Werkstatt geworden. Alle Zeiger drehten sich auf seinem Zifferblatt.

Wie nun die wirkende Kraft sich alle Stufen hindurch bethätigte, haßten ihn, vermöge einer ganz natürlichen Gegenwirkung, die Kerkermeister, wie die Gefangenen ihn liebten. So ist's immer: Volksgunst geht Hand in Hand mit Ungnade. Die Verehrung der Sklaven hat ihren steten Vertreter am Hasse der Herren.

Claude Gueux war ein starker Esser. Eine Eigenthümlichkeit seiner Organisation. Sein Magen war so beschaffen, daß die gewöhnliche Nahrung zweier Menschen kaum für seine tägliche Portion reichte. De Custadilla hatte einen solchen Appetit und lachte dazu: aber was ein Stoff zur Lust für einen Spanischen Grande ist, der fünfmalhunderttausend Hammel hat, ist eine Last für einen Arbeiter und ein Unglück für einen Gefangenen.

Als Claude Gueux ein freier Mann auf seiner Dachstube war, arbeitete er den ganzen Tag, verdiente seine 4 Pfd. Brod und verzehrte sie. Jetzt im Gefängniß arbeitete er den ganzen Tag und erhielt unabänderlich für seine Mühe anderthalb Pfund Brod und 4 Unzen Fleisch. Die Gefangenen-Portion ist unerbittlich. Claude hatte also im Gefängniß beständig Hunger. Er litt Hunger, das war Alles: er sprach nicht davon: seine Natur war so.

Eines Tages hatte Claude sein mager Theil eben verzehrt und sich wieder an die Arbeit gesetzt, sich den Hunger durch Arbeit wegzubetrügen. Lustig speisten die andern Gefangenen. Ein blasser, blonder, schwächlicher, junger Mensch trat neben ihn, ein Messer und seine Portion, die er noch nicht angerührt hatte, in der Hand, er blieb neben Claude stehen, als wenn er ihn anreden wollte und nicht wagte. Der Mann, sein Brod, sein Fleisch waren Claude im Wege. Was willst Du? — fuhr er ihn endlich an. — Thu' mir einen Gefallen, sagte der junge Mensch blöde. — Was denn? — Hilf mir das aufessen, es ist mir zu viel. Eine Thräne rann aus Claude's stolzem Auge. Er nahm das Messer, schnitt sich die Hälfte von der Portion des jungen Mannes ab und fing an zu essen. — Habe Dank, sagte der junge Mensch. Willst du, so theilen wir alle Tage. — Wie heißt Du? — Albin. — Weshalb bist Du hier? — Ich habe gestohlen. — Ich auch, erwiederte Claude.

So theilten sie wirklich jeden Tag. Claude Gueux war 36 Jahr alt und sah mitunter wie ein Funfziger aus, so ernst war sein beständiges Denken. Albin war zwanzig Jahr alt und hätte für siebzehn gegolten, so viel Unschuld lag noch in dem Blicke dieses Diebes. Ein enges Band knüpfte sich um Beide, doch mehr eine Freundschaft wie von Vater zu Sohn, als von Bruder zu Bruder. Albin war fast noch ein Kind, Claude schon fast ein Greis.

Sie arbeiteten in einerlei Werkstatt, lagen unter demselben Pfeiler des Gewölbes, gingen zusammen auf den grünen Platz und aßen von demselben Brod. Jeder der beiden Freunde war die Welt des andern. Sie schienen glücklich.

Wir haben schon von dem Arbeits-Aufseher gesprochen. Dieser Mann, den die Gefangenen haßten, hatte sich oft, um Gehorsam zu erlangen, an Claude Gueux wenden müssen, den sie liebten. Mehr als einmal, wenn es galt, einen Aufstand oder einen Tumult zu verhindern, hatte Claude Gueux's Gewalt ohne Titel der amtlichen Gewalt des Aufsehers die starke Hand geliehen. Wirklich vermochten, die Gefangenen in Zaum zu halten, zehn Worte von Claude so viel als zehn Gendarmen. Gar manchmal hatte Claude diesen Dienst dem Aufseher geleistet. Auch haßte ihn der Aufseher von Herzen. Er war eifersüchtig auf diesen Dieb.

Er hatte einen heimlichen, neidischen unversöhnlichen Groll im Grunde des Herzens gegen Claude, den Haß eines Regierenden de jure gegen den Regierenden de facto, der weltlichen Macht gegen die geistliche. Das sind die schlimmsten Arten von Haß.

Claude liebte seinen Albin und dachte nicht an den Aufseher.

Eines Tages, des Morgens, in dem Augenblicke, da die Schließer die Gefangenen immer zwei und zwei aus dem Schlafsaal in die Werkstatt umluden, rief ein Gefangenwärter Albin von Claude's Seite und bedeutete ihn, daß der Aufseher ihn rufen lasse. Was will man von Dir? fragt Claude. — Ich weiß nicht, sagt Albin. Der Wärter führte ihn fort.

Der Vormittag verging, Albin kam nicht wieder. Als die Eßstunde kommt, denkt Claude, er wird Albin auf der Wiese wiederfinden. Albin war nicht auf der Wiese. Er geht zurück in die Werkstatt, Albin wird nicht sichtbar. So verfloß der Tag. Abends, da man die Gefangenen in den Schlafsaal zurückführte, suchte Claude mit den Augen Albin und sah ihn nicht. Er schien in diesem Augenblicke schwer zu leiden, — denn er richtete das Wort an einen Schließer, was er nie that: Ist Albin krank? — Nein. — Wie kommts, daß er heute nicht wieder erschienen ist? — Ei, sagte der Schließer hingeworfen, man hat ihn sein Quartier wechseln lassen. — Die Zeugen, welche diese Umstände späterhin ausgesagt haben, bemerkten, daß bei dieser Antwort des Kerkerknechts Claude's Hand, die ein brennendes Licht hielt, ein wenig bebte. Ruhig fragte er wieder: Wer hat das befohlen? Herr D. (der Aufseher der Werkstätten hieß Herr D.)

Der folgende Tag verlief, wie der vorhergehende, ohne Albin.

Abends beim Schluß des Tagewerks hielt Herr D. seine gewöhnliche Runde in der Werkstatt. So wie ihn nur Claude ansichtig wurde, zog er seine wollene Mütze, knöpfte sein graues Wamms, die traurige Livree von Clairvaux, zu, — denn es wird in den Gefängnissen angenommen, daß ein ehrerbietig eingeknöpftes Wamms die Oberen günstig stimme — und blieb, die Mütze in der Hand, am Ende seiner Bank stehen, den Aufseher zu erwarten. Er kam. Mein Herr! fing Claude an. Der Aufseher wendete sich halb und blieb stehen. Ist es wahr, Herr Direktor, daß man Albin in eine andere Abtheilung gebracht hat? Ja, war die Antwort. — Herr, ich bedarf Albin, um zu leben. Er setzte hinzu, Sie wissen, ich habe nicht genug an der Portion der Anstalt, und Albin theilte sein Brod mit mir. — Das war seine Sache. — Herr Direktor, sollte es kein Mittel geben, mich mit Albin in ein Quartier zu bringen? — Unmöglich. Das ist beschlossene Sache. — Von wem? — Von mir. — Herr Direktor, es ist für mich Tod oder Leben und das steht bei Ihnen. — Ich gehe nie von meinen Beschlüssen ab. — Habe ich Ihnen etwas gethan, Herr Direktor? — Nein! — Nun dann, warum trennen Sie mich von Albin? — Darum!

Mit dieser Erklärung schritt der Aufseher weiter. Claude senkte das Haupt und erwiederte nichts. Ein armer Löwe im Käfig, dem man seinen Hund genommen!

Der Kummer über diese Trennung mäßigte keineswegs, wir müssen es gestehen, den gewissermaßen krankhaften Heißhunger des Gefangenen. Sonst schien nichts an ihm merklich verändert. Er sagte kein Wort von Albin zu seinen Kameraden. Einsam durchschritt er in den Erholungsstunden den Wiesenplatz und hungerte. Sonst nichts.

Doch die ihn genau kannten, merkten an seinem Gesicht etwas Unheimliches, Finsteres, das täglich mehr und mehr sich verdüsterte. Außerdem war er sanfter als je. Viele wollten ihre Ration mit ihm theilen, er schlug es lächelnd aus.

Alle Abende, seit der Erklärung, die ihm der Aufseher gegeben hatte, beging er irgend etwas Närrisches, was an einem so ernsten Mann auffiel. Sobald die übliche Runde zur bestimmten Zeit den Aufseher her und an Claude vorbeiführte, erhob Claude die Augen, blickte ihn fest an und dann mit gepreßter, ingrimmiger Stimme, die bald nach Bitte, bald nach Drohung klang, richtete er die zwei Worte bloß an ihn: Und Albin? — Der Direktor that als hörte er nicht, oder entfernte sich achselzuckend. Der Mann that nicht recht, die Achseln zu zucken, denn es war allen Zeugen dieser befremdlichen Auftritte klar, daß Claude Gueux sich zu etwas entschlossen hatte. Das ganze Gefängniß erwartete ängstlich das Endergebniß dieses Kampfes zwischen Zähigkeit und Entschlossenheit.

Es ist ermittelt, daß unter Anderem Claude einmal zum Direktor sagte: „Hören Sie, Herr Direktor, geben Sie mir meinen Kameraden wieder. Sie werden wohl thun, ich versichere es Ihnen. Merken Sie sich, daß ich Ihnen dies sage." Ein anderes Mal, Sonntags, da er auf dem freien Platze war, saß er auf einem Steine, die Ellenbogen auf die Knie, die Stirn in die Hände gedrückt, mehrere Stunden unbeweglich in derselben Stellung; da tritt einer der Sträflinge, Faillette, an ihn heran und fragt lachend: „Zum Teufel, Claude, was machst Du da?" Claude erhebt langsam sein strenges Haupt und spricht: „Ich richte einen."

Eines Abends endlich, am 25. Oktober 1831, als gerade der Aufseher die Runde hielt, trat Claude ein Uhrglas, das er des Morgens auf dem Gange gefunden, mit Geräusch entzwei. Der Direktor fragte, woher der Lärm rühre. „Es ist nichts", sagte Claude, „ich bins, Herr Direktor, — geben Sie mir meinen Kameraden wieder." — „Es geht nicht." — „Es muß gehen", sagte Claude mit tiefer fester Stimme, sieht dem Direktor ins Gesicht und fügt hinzu: „Ueberlegen Sie. Heut ist der 25. Oktober, ich gebe Ihnen Zeit bis zum 4. November."

Ein Schließer machte Herrn D. bemerklich, Claude drohe, und darauf stehe Einsperrung ins Loch. — „Nichts davon", antwortete der Direktor mit verächtlichem Lächeln, „man muß mit diesen Leuten gut umgehen."

Den Tag darauf tritt der Sträfling Perrot an Claude, der allein und gedankenvoll auf- und abging und die übrigen Gefangenen in ihrem Sonnenplätzchen am anderen Ende des Hofes bei ihren Belustigungen ließ. — „Nun Claude, woran denkst Du? Du siehst so finster aus." — „Ich fürchte", sagte Claude, „dem guten Herrn D. widerfährt bald ein Unglück."

Neun volle Tage sind vom 25. Okt. bis zum 4. Nov. Nicht einen ließ Claude vorüber, ohne den Direktor nachdrücklich an den schmerzlichen Zustand zu erinnern, in den ihn Albins Verschwinden setze. Der Direktor, dessen müde, belegte ihn mit 24stündiger Haft im Loch, weil die Bitte zu sehr wie eine Mahnung aussah. Das war Alles, was Claude erlangte.

Der 4. November kam. Den Tag erhob sich Claude mit heiterem Angesicht, wie man an ihm seit dem Tage nicht gesehen, da Herr D. Beschluß ihn von seinem Freunde getrennt hatte. Er wühlte beim Aufstehen in einem Koffer von unpolirtem Holz, der am Fuße seines Bettes stand und seine paar Lumpen enthielt. Er zog eine Rähscheere hervor. Dies und ein Emile ohne Deckel waren alles, was ihm von dem Weibe geblieben war, das er geliebt hatte, der Mutter seines Kindes und seines einst glücklichen kleinen Hausbaltes. Bücher, sehr unnütze Geräthe für Claude: die Scheere konnte nur ein Zimmer, das Buch nur ein Unterrichteter brauchen: Claude konnte weder nähen noch lesen.

Als er durch das alte geschändete weißgetünchte Kloster ging, welches zur Promenade für den Winter dient, traf er auf den Sträfling Ferrari, der die ungeheuren Eisenstangen eines Fenstergitters unverwandt betrachtete. Claude hielt gerade die kleine Scheere, und wies sie Ferrari mit den Worten: „Heute Abend breche ich jene Stangen mit dieser Scheere."

Ferrari lachte ungläubig, und Claude lachte mit.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde Frankreichs, nach seinen Provinzen.

(Schluß.)

„Ganz nahe an dem Dauphiné liegt die große schöne Stadt Lyon, mit ihrer ausgezeichnet geselligen Eigenthümlichkeit, die Völker wie die Flüsse vereinigend. Lyon war der Sitz der Römischen Verwaltung und später der Mittelpunkt der kirchlichen Macht für das ganze Celtische Gallien. Während jener schrecklichen Zerrüttungen des Mittelalters öffnete diese große kirchliche Stadt einem Haufen von Flüchtlingen ihren Schooß und wurde zu der Zeit der allgemeinen Verwüstung Byzanz, ungefähr wie Konstantinopel allmälig das ganze Griechische Kaiserthum in sich konzentrirte, das sich vor den Arabern und Türken zurückzog. Diese Bevölkerung war ohne allen Landbesitz, nichts hatte sie, als ihre Arme und die Rhone; sie war betriebsam in Gewerben und Handel. Schon seit der Römerzeit hatte Kunstfleiß sich hier gezeigt, und es sind Inschriften von Leichensteinen auf uns gekommen: zum Andenken an einen Afrikanischen Glaser, der Einwohner von Lyon war, und zum Andenken an den Veteran der Legion, einen Papierhändler. Dieser arbeitsame Ameisenhaufen, der sich, zwischen Felsen und dem Flusse eingeschlossen, in düstern abschüssigen Straßen unter Regen und ewigem Nebel regt und bewegt, hat doch ein geistiges Leben und Poesie gehabt. Man denke an unsern Meister Adam, den Tischler von Nevers, an die Meistersänger von Nürnberg und Frankfurt, die Faßbinder, Schlosser und Schmiede waren, und an den berühmten Deutschen Schuster Hans Sachs. In ihren dunkeln Wohnorten träumten sie von der Natur, die sie nicht sahen, und von den schönen Wirkungen der Sonne, deren Schein nicht in ihre Behausung drang; sie meißelten gleichsam in ihren finstern Werkstätten Idyllen über das Landleben, über Vögel und Blumen. Zu Lyon hauchte nicht die Natur, sondern die Liebe die poetische Begeisterung ein. Mehr als Eine junge Laden-Dame hat, im Dämmerlichte einer tiefen Bonnille nachsinnend, wie Louise Labbé und Pernette Guillo, Verse geschrieben, die tiefe Trauer und Leidenschaft athmen, und die nicht für ihre Gatten waren. Aber auch die Liebe zu Gott, man muß es gestehen, und der sanfteste Mysticismus war noch ein Lyonnaiser Charakterzug. Die Kirche von Lyon wurde von St. Pothin gegründet, und zu Lyon hat St. Martin seine Schule errichtet; hier ward unser Balanche geboren, und Johannes Gersen, der Verfasser der „Nachfolge Jesu", wollte hier sterben.

„Es ist eine auffallende und scheinbar sich widersprechende Sache, daß der Mysticismus sich so gern in großen und in sittlicher Hinsicht verderbten gewerbthätigen Städten erhob, wie heutzutage Lyon und Straßburg. Aber dieses kommt daher, weil nirgend anderswo das Herz des Menschen mehr der Stärkung bedarf als hier. Da, wo sich der Gelegenheit zur Befriedigung aller sinnlichen Begierden in reichem Maaße findet, entsteht bald ein Widerwille gegen dieselben; dazu kömmt noch, daß die sitzende Lebensweise des Handwerkers diese innere Gährung befördert. Der Seidenwirker in der feuchten Dunkelheit der Lyoner Straßen, der Leinenweber von Artois und Flandern, erschaffen sich in den Kellern, in dem sie leben, eine Welt und in Ermangelung des äußern Verkehrs ein innerliches moralisches Paradies von sanften Träumen und Visionen; um sich für die Entbehrung der freien Natur, der sie sich nicht nahen dürfen, zu trösten, ziehen sie den Gott zu sich. Kein Stand hat die Scheiterhaufen des Mittelalters mit mehr Opfern genährt, als dieser. Die Waldenser von Arras hatten ihre Märtyrer wie die von Lyon: diese Waldenser oder Armen von Lyon, wie man sie nannte, waren

Jünger des Kaufmanns Waldo, die sich bemühten, zu der Frömmigkeit der ersten Tage des Evangeliums zurückzukehren, und das Beispiel rührender Liebe unter einander gaben. Und diese Vereinigung der Herzen blieb nicht allein innerhalb der Schranken der religiösen Ansichten; noch lange nach der Zeit der Waldenser finden wir zu Lyon Kontrakte, durch die zwei Freunde sich gegenseitig verpflichten, Vermögen, Glück und Leben mit einander zu theilen."

„Autun, dieser alte Sitz der Druiden, ist allein auf seinem quellreichen Arrour stehen geblieben, mitten unter dichten, geheimnißvollen Hainen, zwischen Krystall-Bildungen und Lavaschichten. Dieser Ort rief die Römer nach Gallien, deren erste Sorge war, Lyon gegen ihn zu erbauen. Seit dieser Zeit versiel er immer mehr: selbst nicht einmal ihre berühmten Schulen wußte diese Stadt sich zu erhalten; nichts blieb ihr, als ihr rauher Sinn. Bis auf die neueste Zeit gingen aus ihr Staatsmänner und Rechtsgelehrte hervor, wie der Kanzler Rollin, ein Montbelon, Jeannin und viele Andere. Jener strenge Geist zieht sich vom Osten nach dem Norden: Dupin ist aus Clamecy, Theodor von Beze, der Prediger des Calvinismus, aus Vezelai."

„Das trockene und düstere Land von Autun und Morvan hat nichts von der Burgunder Lieblichkeit; wer das wahre, liebenswürdige und weinreiche Burgund kennen lernen will, der muß durch Chalons an der Saone hinaufgehen, sich dann über die Côte d'or zu der Hochebene von Dijon wenden und von da nach Aurerre hinabsteigen; dies ist ein schönes Land, wo der Wein den Städter ernährt, wo alle Welt sich Bruder oder Vetter nennt, ein Land des Wohllebens und der Festlichkeiten. Burgund ist das Vaterland der Redner, der pomphaften und kirchlichen Beredtsamkeit; grade aus dem am höchsten gelegenen Theile dieser Provinz, der Gegend von Dijon und Mondar, die sich nach der Seine hin erstreckt, sind die Stimmen, die am lautesten wiederhallten, hervorgedrungen, die Stimmen des heiligen Bernhard, Bossuet's und Büffon's. Aber das liebenswürdige Zartgefühl Burgunds tritt auf andern Punkten, mit mehr Anmuth im Norden, mit mehr Glanz im Süden hervor: aus der Gegend von Semur ist die gute Frau Chantal und ihre Enkelin, die Frau von Sevigné, zu Macon ist Lamartine geboren, dieser Dichter des frommen und einsiedlerischen Sinnes, zu Charolles Edgar Quinet, der Dichter der Geschichte und der Menschlichkeit. Die Beredtsamkeit von Burgund gränzt nahe an Rhetorik. Die üppige Schönheit der Frauen von Vermanton und Aurerre bezeichnet nicht schlecht den Charakter der Literatur: Fleisch und Blut, zugleich aber auch Schwulst und übertriebene Empfindsamkeit herrschen hier vor. Man denke an Crebillon, Longepierre und Sedaine."

„Die Städte der Champagne, ihrem Wesen nach demokratisch und im Widerstreit gegen das Feudalsystem, sind eine Hauptstütze der Monarchie gewesen. Es war das Land der guten Mährchen, der kurzweiligen Erzählungen von dem edlen Ritter, von dem biedern und sanftmüthigen Ehemann, von dem Herrn Pfarrer und seiner Magd. Das erzählende Talent, welches in der Champagne und Flandern herrscht, ergoß sich in lange Gedichte und schöne Geschichten. Das Verzeichniß unserer Romanzendichter beginnt mit Chretien de Troyes und Guyot de Provins. Die vornehmen Herren des Landes beschreiben selbst ihre Thaten: Villehardouin, Joinville und der Kardinal von Retz haben uns selbst die Geschichte der Kreuzzüge und der Fronde berichtet. Die Champagne ist gleichsam berufen zur Geschichte und Satire. Während Graf Thibaut seine Dichtungen auf den Mauern seines Palais zu Provins, umgeben von orientalischen Rosen, malen ließ, schrieben die Krämer von Troyes an ihren Waarentischen die allegorischen und satirischen Geschichten von Reinhardt und Isegrim. Das beißendste Spottgedicht, die Menippëische Satire, verdankt unsere Sprache Gerichtsbeamten von Troyes *). In dieser naiven und boshaften Champagne endet die von uns verfolgte lange Linie, die durch Languedoc, die Provence, Lyon und Burgund gebildet wird. In dieser weinreichen und literarischen Zone haben die Bewohner immer mehr an Reinlichkeit und Mäßigkeit gewonnen: drei Grade haben wir hier unterschieden, die Hitze und die geistige Trunkenheit des Südens, die Burgundische Beredtsamkeit und Rhetorik, und die Anmuth und Ironie der Champagne. Es ist die letzte und lieblichste Frucht Frankreichs: auf diesen weißen Ebenen, an diesen trocknen Hügeln, reift der leichte, launenhaft bewegliche Wein des Nordens, der kaum am Boden haftend, unter der sorgsamen Hand des Menschen gedeiht und das wahre Getränk der Geselligkeit ist. Da gestaltete sich auch jene leichte, aber tiefe Erscheinung**), die zugleich ironisch und träumerisch ist, die die Ader der Fabeldichtung wieder auffand und für immer schloß."

„Der streitsüchtige und kriegerische Geist, der den Angel-Sachsen fremd ist, und der aus England nach der Normannischen Eroberung eine Nation von Kriegern und literarischen Kämpfern gemacht hat, ist der eigenthümliche Normannische Geist. Derselbe herbe Saft durchdringt die Bevölkerung zu beiden Seiten des Kanals. Die Normandie hat nichts Beneidenswerthes; ihr schönster Besitz sind die Sagen von einer schöneren Vorzeit. Es ist nicht selten, daß ein Familienvater dieser Provinz sein Vergnügen darin findet, seinen aufmerksamen Kindern einige Artikel aus dem Code civil zu erklären."

„Die Bewohner von Lothringen und des Dauphiné können in Bezug auf Prozessirwuth nicht mit den Normannen wetteifern; der Geist der Bretagne, der härter und verneinender ist, ist doch nicht so habsüchtig wie der der Normandie. Jene repräsentirt den Widerstand, die Normandie die Eroberung, jetzt indessen nur im Gebiete der Natur, des Ackerbaues und der Gewerbe. Dieses ehrgeizige, erobernde Streben geht gewöhnlich aus Beharrlichkeit des Geistes hervor, oft aus kühnem Selbstvertrauen und einer Spannkraft der Seele, die wiederum zuweilen das Erhabene hervorbringt. Beweis hiervon geben auf der einen Seite viele Seehelden, auf der anderen der große Corneille. Zweimal verdankt die Französische Literatur der Normandie einen neuen Aufschwung, zu derselben Zeit, als die Philosophie in der Bretagne von Neuem erwachte. Das alte Gedicht von Rou erschien im 12ten Jahrhundert, als Abälard sich vernehmen ließ; im 17ten Jahrhundert erhob sich Corneille zugleich mit Descartes. Dennoch ist, ich weiß nicht, wie so, dem Normannischen Geiste eine große und fruchtbare Idealität versagt; er kann sich zwar hoch erheben, aber sinkt schnell wieder von dieser Höhe hinab und geräth in die dürftige Verbesserungs-Methode eines Malherbe, in die Trockenheit eines Mezerai, in scharfsinnige Untersuchungen eines La Bruyère und Fontenelle. Selbst die Helden des großen Corneille werden, sobald sie nicht erhaben sind, sehr leicht trockene Dialektiker, die sich nichtigen und unfruchtbaren Spitzfindigkeiten überlassen."

„Weder spitzfindig, noch unfruchtbar, sondern höchst positiv und reell ist der Geist unseres guten, kräftigen Flandern. Im Mittelalter hat vielleicht kein Volk das äußerliche Treiben der Welt richtiger verstanden, keins wußte besser zu handeln und über die Thaten zu berichten. In der Geschichtschreibung konnte damals keine Nation, außer Flandern und die Champagne, mit Italien in die Schranken treten: Flandern besitzt in Froissard seinen Villani, in Commines seinen Machiavelli."

„Das Flandrische Wesen hat wenig Erhabenes, sondern ist sinnlich und plump. Je weiter man nach dem Norden dieses fetten Landes in seiner milden und feuchten Atmosphäre vorschreitet, desto üppiger wird die Gegend, desto mächtiger herrscht die Sinnlichkeit, und desto kräftiger tritt die Natur hervor. Die Geschichte, die Erzählung reichen nicht mehr hin, um dem Bedürfnisse der Wirklichkeit, den Forderungen der Sinne zu genügen; die bildenden Künste mußten zu Hülfe kommen. Die Bildhauerkunst beginnt in Frankreich mit Jean de Boulogne, dem berühmten Schüler Michael Angelo's. Auch die Baukunst erhielt hier einen neuen Schwung, nicht in dem düstern und strengen Normannischen Charakter mit hohen Spitzbögen, die sich zum Himmel erheben, wie die Verse des Corneille, sondern mit reichen vollen Gestaltungen: das Gewölbe schmiegt sich in sanften Krümmen und üppigen Rundungen in die Höhe, die sich bald erweitert senken, bald sich schwellend erheben. Rund und wellenförmig in allen seinen Verzierungen steigt der liebliche Thurm von Antwerpen in sanften Abstufungen in die Lüfte, einem riesenhaften Binsenkorbe vergleichbar."

„Aber auch die Musik und die Baukunst sind noch zu abstrakt: Töne und Formen genügen noch nicht, Farben; wahre und lebendige Farben, getreue Darstellungen des menschlichen Fleisches selbst müssen noch hinzukommen; man verlangt Gemälde von gutmüthigen, aber rohen Festlichkeiten, wo rothwangige Männer und blasse Weiber trinken, rauchen und schwerfällig tanzen; man wollte furchtbare Hinrichtungen, Entsetzen erregende Märtyrerqualen, große heilige Jungfrauen in feister Gesundheit und bäurischer Schönheit im Bilde erblicken. Jenseits der Schelde, mitten unter traurigen Sümpfen und tiefen Gewässern, unter den Deichen von Holland, beginnt die finstere und ernste Malerei. Rembrandt und Gerhard Dow malten, wo Erasmus und Grotius schrieben; aber in Flandern, im reichen und sinnlichen Antwerpen, feierte Rubens schneller Pinsel die Bacchanalien der Malerei. In seinen götzendienerischen Bildern, die von thierischer Gluth belebt sind, finden sich alle Mysterien verhüllt. Dieser furchtbare Mensch, der von slavischem Blute entsprossen, von Belgischer Hitze genährt, zu Köln geboren wurde, aber ein Feind des Deutschen Idealismus war, hat in seinen Gemälden eine schrankenlose Vergötterung der Natur dargestellt."

„Das mittlere Frankreich, das zwischen der feudalistischen Normandie und der demokratischen Champagne gelegen ist, erstreckt sich von St. Quentin bis nach Orleans, ja bis nach Tours. Das ernste Orleans ist nahe an der Touraine, nahe an Rabelais' mildem und lachendem Vaterland; wie die celtische Picardie der ironischen Champagne zur Seite liegt *). Der Adel der Picardie schloß sich schon früh an Frankreich an; das heldenmüthige Haus der Guisen, eine Pikardische Nebenlinie der Herzoge von Lothringen, vertheidigte Metz gegen die Deutschen, nahm den Engländern Calais und hätte beinahe auch Frankreich dem Könige entrissen; Ludwig's XIV. Monarchie ward von dem Picarden St. Simon gerichtet."

„Das Feudalwesen, das Gemeindewesen und die Demokratie bildeten sich in der heißen Picardie auf's kräftigste aus. Die ersten Gemeinden Frankreichs erhoben sich in jenen großen Sitzen der Geistlichkeit, Noyon, St. Quentin, Amiens, Laon. Dasselbe Land erzeugte den Calvin und begann die Ligue gegen ihn. Ein Einsiedler von Amiens hat durch religiöse Begeisterung ganz Europa in Bewegung gesetzt und Fürsten und Völker nach Jerusalem geführt; und ein Rechtsgelehrter von Noyon bewirkte eine Veränderung der Religion in einem Theile von Europa; er gründete sein Rom in Genf und errichtete einen Freistaat im Gebiete des Glaubens."

„Der südliche weinreiche Theil des Landes besitzt, wie man es sieht, nicht den Vorzug großer Beredtsamkeit; nur in der Picardie lebt ein Geist des Weines in den Herzen der Menschen, und man kann sagen, daß, je weiter man aus der Mitte des Landes nach der Belgischen Gränze vordringt, das Blut um so lebhafter wird, daß sich die Hitze mit der nördlichen Lage erhöht. Die meisten unserer großen Künstler, Claude Lorrain, Poussin, Lesueur, Goujon, Cousin, Mansard, Lenotre, David, gehören den nördlichen Provinzen an; und wenn wir nach Belgien hinüberstreifen, wenn wir die Provinz Lüttich, dieses Frankreich im verjüngten Maaße, betrachten, das verlassen zwischen fremden Zungen daliegt, so finden wir daselbst unsern Gretry."

„Um den Mittelpunkt des Mittelpunktes, Paris, Isle-de-France, zu schildern, giebt es nur Ein Mittel, und dieses ist, die Geschichte der Monarchie zu erzählen. Man würde sie durch Aufzählung einiger Namen schlecht charakterisiren; sie haben den National-Geist in sich aufgenommen und ihn wiederum dargestellt; sie sind nicht ein Land, sondern gleichsam der kurze Inbegriff eines Landes. Die zahlreichen

*) Vaserat und Pithou.

**) „Je suis chose légere et vole à tout sujet." Lafontaine.

*) Scheint nach der Karte nicht genau.

Digitized by Google

Schriftsteller, die zu Paris geboren sind, verdanken den Provinzen viel, aus denen ihre Aeltern stammen; sie gehören dem allgemeinen Geiste Frankreichs an, der in ihnen wiederstrahlte. Man erkennt es in Bilson, Boileau, Molière, Regnard und Voltaire leicht, daß etwas dem ganzen Französischen Geiste Gemeinsames vorhanden ist; und will man irgend etwas Lokales in ihnen suchen, so wird man höchstens einen Ueberrest des alten Bürgergeistes in ihnen finden, der weniger umfassend, als verständig, scharf, sichtend und spöttisch ist, und dessen Bestandtheile altfränkischer Humor und parlamentarische Bitterkeit sind. Aber dieser eingeborene und besondere Charakter ist nur secundair, während der allgemeine vorherrscht. Wer Paris nennt, nennt die Monarchie."

„Aber wie konnte sich in einer Stadt dieser große und vollständige Abdruck eines ganzen Landes bilden? Um dieses zu erklären, bedürfte es der ganzen Geschichte des Landes, in welcher die Beschreibung von Paris nur den letzten Abschnitt ausmachen würde. Der Pariser Geist ist zugleich der zusammengesetzteste und höchste von ganz Frankreich."

Bibliographie.

Physiologie et Hygiène des Hommes livrés aux travaux de l'esprit, etc. — Von J. H. Réveillé-Parise. 2 Bände.

Recherches chimiques et médicales sur la Créosote. — Von E. Mignet. 2½ Fr.

Traité de Géognosie, ou Exposé des connaissances actuelles sur la constitution physique du Globe terrestre, etc., mis en rapport avec le premier volume publié en 1828 par M. d'Aubuisson de Voisins. — Von Amédée Burat.

Traité d'Hydraulique à l'usage des Ingénieurs. — Von J. F. d'Aubuisson de Voisins. 9 Fr.

Spanien.

El Doncel de D. Enrique el Doliente. (Der Page des Don Enrique el Doliente.) Historischer Ritter-Roman aus dem 15ten Jahrhundert. Von Don Mariano José de Larra. Vier Bände. Madrid, 1834.

Die Wahl des Helden aus der großen Vorrathskammer der Geschichte ist bei dem historischen Romane vielleicht das Schwierigste. Allzu bekannte Personen, deren Charakter die Geschichte oder die Traditionen bereits hinlänglich ausgemalt haben, scheinen der Phantasie des Novellisten Fesseln anzulegen. Solche Personen aber, die neben einem Rufe, der ihnen Relief giebt, einige Unbestimmtheit in ihren Umrissen zeigen und in einem gewissen Helldunkel erscheinen, lassen der schaffenden Phantasie ein weiteres Feld. Außerdem haben sie den Vortheil, daß sie bis ans Ende einen geheimnißvollen Anstrich, das vornehmste Behikel des Interesses, bewahren.

Der Name Macías ist in Spanien sprüchwörtlich. Alles spricht von dem verliebten Macías, und doch kennt eigentlich Niemand seinen Charakter, seine Stellung und Schicksale. Die ausführlichsten Nachrichten über ihn findet man in dem „Theater der Götter", und in „Tomas Sanchez's Sammlung von Gedichten, die älter sind, als das 15te Jahrhundert." Gleichzeitige Schriftsteller und alte Liederdichter gedenken des Macías, seiner Verse und seines Todes. Aus allen diesen Urkunden ergiebt sich aber nur so viel, daß Macías in Galizien geboren ward; daß er im Hause des berüchtigten Don Enrique de Villena Zutritt erhielt, für die Gemahlin eines Hidalgo von Porcuna, Stallmeisters des Don Enrique, in Liebe erglühte, und, auf wiederholte Beschwerden des beleidigten Ehegatten, durch Don Enrique ins Gefängniß geworfen wurde. In seinem Kerker dichtete Macías verliebte Lieder an die Gebieterin seines Herzens. Eines dieser Lieder fiel in die Hände des Hidalgo, der endlich ein Mittel fand, seine Rache zu ersättigen, indem er durch eine Luke des Kerkers gegen den unbesonnenen Jüngling eine Partisane schleuderte. Von der Dame weiß man nichts Näheres; die ganze Berühmtheit des Macías hat seine Laura nicht aus ihrem Dunkel ziehen können. Von dem Ersteren sind noch einzelne Gedichte im Galizischen Dialekte übrig, die ihre weinerliche Monotonie fast ungenießbar macht.

Diese wenigen und unsicheren Data haben dem Verf. den Stoff zu seiner Novelle geliefert. Eine verheirathete Frau, die einen Jüngling liebt, der nicht ihr Mann ist, bleibt ein schwieriges Thema für einen Autor, der nicht die schlüpfrigen Wege der Französischen Romandichter betreten und seinen Lesern ein moralisches Bild vorhalten will. Wie aber kann eine unlautere und strafbare Zuneigung dieselben edeln und erhebenden Gefühle in dem Leser wecken, die eine fleckenlose Liebe erzeugt? Wie kann man die Lage eines betrogenen Gatten schildern, ohne ihn tief herabzusetzen? Wer wird die wahnsinnigen Liebesklagen eines moralisch verirrten Jünglings mit Begeisterung anhören? Herr Larra hatte nur Einen Ausweg. Er mußte die Leidenschaft des Macías so mächtig darstellen, daß sie alle Vernunft gleichsam niederwürgt; ein ewiger Sturm durchtobt seine Brust; eine Wolke, die kein Sonnenstrahl durchdringt, umnachtet seine Blicke; kein Augenblick der Ruhe, der Erquickung ist ihm gegönnt; der schwächste Lichtstrahl würde die Reflexion in ihm wecken, und er würde nicht mehr der Held eines Romans seyn, sondern ein tief erniedrigter, egoistischer Mensch, der im Stande wäre, das Lebensglück der Geliebten selbst seiner Caprice aufzuopfern. Macías ist das unerbittliche Verhängniß, welches auf Elviren lastet. Sein Charakter erregt also ein unangenehmes Interesse: man kann ihm nicht ausweichen; der Leser zittert, so oft er ihn erscheinen sieht: seine Ankunft ist die eines Unglück weissagenden Kometen; sein wildes Ungestüm, sein Wahnsinn ist für den Leser ein schreckliches Alpdrücken, das durch vier Wände anhält.

In dem Herzen Elvirens läßt der Verfasser, um ihrem weiblichen Zartgefühl nicht zu schaden, einen fürchterlichen Kampf entstehen; sie liebt, weil ein menschliches Herz der Liebe, als solcher, nicht Widerstand leisten kann; aber das Pflichtgefühl kämpft dagegen, und wenn es nicht immer triumphirt, so entlockt seine durch das Ungestüm des liebenden Jünglings herbeigeführte Niederlage Thränen des Mitleids. Elvira ist nicht schuldig, sie ist unglücklich, höchst unglücklich. Ihren Mann mit gehässigen Farben schildern, würde eine gemeine Ausflucht gewesen seyn. Fernan Perez ist rechtschaffen und von zartem Ehrgefühl, und diejenigen Situationen, die manchen Ehemann an seiner Stelle lächerlich machen könnten, erwecken vielmehr Unwillen gegen Macías und das größte Interesse für den Gatten, dessen Ehre in dringender Gefahr schwebt.

Die übrigen Charaktere sind zur Intrigue nothwendig und geben uns einen Begriff von den damaligen Sitten. Don Enrique ist ein mächtiger Feigling, mehr Literat als Politiker, ehrgeizig und zwischen dem Guten und Bösen schwankend. Er thut das letztere aus Eigennutz, ist aber nicht verwerfen genug, um sein Werk zu vollenden. Der Arzt Abenjarsal, das vornehmste Werkzeug der Intrigue, ist nicht genugsam gerechtfertigt, und seine kaltblütige Bosheit bis zur Unwahrscheinlichkeit übertrieben. Unter den untergeordneten Charakteren verdient auch ein Jäger, der Bediente des Pagen, rühmende Erwähnung: seine Freimüthigkeit und barsche Biederkeit gefallen so sehr, daß man ihn fast zum Nachtheil der Hauptpersonen lieben muß.

Besonders lobenswerth ist an diesem Roman, daß er unser Interesse in fortwährender Spannung hält. Manche Scenen, wie z. B. die, welche der Einkerkerung des Pagen vorangeht, zeugen von großer Kraft des Gefühls: man liest nicht, man verschlingt die Seiten, auf welchen Gemüth und Phantasie des Herrn Larra gleichsam zu wetteifern scheinen. So sehr aber der Verfasser als Meister seines Argumentes erscheint, so bemerkt man dennoch durch den ganzen Roman eine unverzeihliche Nachlässigkeit, unverzeihlich, weil alle Fehler, die sie erzeugt hat, bei etwas mehr Aufmerksamkeit zu vermeiden waren. Der Verfasser vergißt sich in solchem Grade, daß er selbst die Jahreszeiten durcheinander wirft. So läßt er an einer Stelle die Fenstern Elviras wegen der drückenden Hitze eines schönen Mai-Abends offen stehen, und bald nachher sitzt Elvira am Kamin, wo sie mit Feuerbränden und der Lektüre des glühenden Amadis den Winterfrost beschwört!

Die Lösung der Intrigue ist über die Maßen furchtbar: Der Verfasser giebt Elviren, die mit dem Leben davon kommt, einem Schicksal preis, das weit bärter ist als hundertfacher Tod. Der Page Macías aber stirbt eines gewaltsamen Todes. Wen die Liebe von einer schwindlichen Felsenhöhe zur andern treibt, der muß endlich in einem Abgrunde sein Grab finden.

Bibliographie.

Boletin de medicina, cirugia y farmacia. — Eine neue medizinische Zeitschrift.

La fortuna y la salud. — Leichte Regeln zur Erhaltung von Glück und Gesundheit. Von Cantaclare.

La catedral de Sevilla. — Roman, bearbeitet nach Victor Hugo's Notre-Dame de Paris. 3 Bde.

La columna de Napoleon. — Genaue Beschreibung und Abbildung der Säule auf dem Vendome-Platze in Paris. Für die Verehrer Napoleon's in Spanien.

Mannigfaltiges.

— Professor Rask. Der Bruder dieses für die Erforschung der altnordischen Geschichte und Sprache zu früh verstorbenen Dänischen Gelehrten, ist jetzt damit beschäftigt, mehrere noch nicht gedruckte nachgelassene Abhandlungen Rask's in Kopenhagen herauszugeben. Der erste Band wird binnen Kurzem erscheinen und einzelne Kritiken, Briefe und Reisebemerkungen, so wie einen Lebensabriß des Verstorbenen enthalten.

— Der schöne Platz in Moskau. Unmittelbar vor dem Heiligen Thore des Kremlin (richtiger Kreml) liegt der „Schöne Platz". Die meisten Gebäude, die ihn einschließen, sind modern, und einige ganz neu erbaut. Hier findet man die besten Kaufläden in Moskau. An einer Seite des Platzes zieht sich eine lange Arkade hin, unter welcher eine ganze Reihe stallähnlicher Läden mit Juwelir-Arbeiten, Büchern, Kleidungsstücken, kurz, allen erdenklichen Artikeln prangen. Dieser Basar ist ein wahres Palais Royal, nur in viel einfacherem Stile. Hier umlagerte uns von allen Seiten ein Haufe langbärtiger, schmutzig aussehender Leute, die ihre Waaren gern abgesetzt hätten. Nur mit großer Mühe konnten wir uns durchwinden, und bisweilen schob man uns recht eigentlich in die Läden hinein. Da, wo Kwaß*) zum Verkauf ausgeboten wurde, hatten wir den bärtesten Kampf zu bestehen. Vor jedem dieser Schenkläden standen ein paar derbe junge Bursche. Sie trugen einen fleischfarbigen Rock, der auf der Brust über einander ging und vermittelst einer Schärpe über den Hüften befestigt war, und weite blaue Pluderhosen, die in plumpe Stiefeln eingestopft waren. Ihr sehr langes, gescheiteltes Haar fiel ihnen bis auf die Hälfte des Arms und zuweilen sogar, besonders wenn sie Bücklinge machten, über das Gesicht. Jedem Vorübergehenden vertraten sie den Weg und fielen vor Höflichkeit fast zu Boden.

(Barrow's Excursions in the North.)

*) Kwaß oder Kwasók (Квасъ, Квасокъ) ist ein beliebtes säuerliches Getränk der Russen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 91. Berlin, Mittwoch den 30. Juli 1834.

Italien.

Das Luſtſpiel der Italiäner.

Die erſten dramatiſchen Verſuche waren bei den Italiänern, wie bei den Deutſchen, die ſogenannten **Myſterien**, in welchen man Heroen, lächerliche Zerrbilder, heilige Perſonen und Geſpenſter bunt durcheinander mengte. Dieſe monſtröſen Produkte, bald Lateiniſch, bald Italiäniſch geſchrieben, verdienten weder Komödie, noch Tragödie, noch Paſtorale zu heißen. Sie waren eine bizarre Miſchung aller Arten des Drama.

Der Erſte, welcher den Italiänern von der ſogenannten Griechiſchen Komödie eine Probe darbot, war Collenuccio, der Ueberſetzer des Amphitrio von Plautus. Dann ließ auch Bojardo ein paar Luſtſpiele des Alterthums überſetzt ans Licht treten. Dieſe Männer eröffneten dem wahren Italiäniſchen Luſtſpiel zu Anfang des 16ten Jahrhunderts ſeine Bahn.

Arioſto, **Bibbiena** und **Machiavelli** waren die Einzigen, deren Luſtſpiele auf der Italiäniſchen Bühne zum erſten Male applaudirt wurden. Arioſt ſchrieb ſchon als zarter Jüngling für das Theater, und zwar bald in Proſa, bald in derjenigen Versart, die man versi sdruccioli nennt. Die Monotonie dieſer Verſe würde heutzutage wohl jedes Publikum in Schlaf wiegen. Ihrem Inhalt nach ſind aber die Komödien des göttlichen Arioſt faſt alle ſehr pikant; der Stil iſt natürlich und oft ſehr lebendig. Der kleine Hof von Ferrara belachte die Anſpielungen des Dichters, und ihm war es geſtattet, die Mängel und Lächerlichkeiten der Großen nach Herzensluſt zu geißeln.

Der Kardinal Bibbiena, Verfaſſer der **Calandria**, deſſen erſte Luſtſpiele vor dem Römiſchen Hofe aufgeführt wurden, ſchilderte in denſelben die Sitten dieſes Hofes und des ganzen Jahrhunderts ſehr naturgetreu.

Bekannt iſt die Tendenz der **Mandragola** des Machiavelli. Dieſes geiſtreiche Stück machte große Epoche und weckte, im Verein mit Arioſt's und Bibbiena's Luſtſpielen, die Nacheiferung anderer Dichter.

Da erhoben ſich denn mit einem Male die Florentiner **Cecchi**, **Firenzuola** und **Franceſco d'Ambria**, deren Luſtſpiele beſonders durch Feinheit des Dialoges ſich empfahlen, aber weit hinter einem einzigen Stücke **Caro's**, „die Lumpenkerle“ (Straccioni), zurückblieben, welches vielleicht noch heutzutage mit Beifall aufgeführt werden könnte.

Aretino ergoß ſeine ſatiriſche Laune in Luſtſpielen, mit denen er die Italiäner beſchenkte. Dieſer Mann hatte das unerklärbare Privilegium, alle Klaſſen der Geſellſchaft, von der vornehmſten bis zur niedrigſten, ſpöttiſch durchziehen zu dürfen. Die Geſchichte verſichert uns ſogar, daß er für ſeinen muthwilligen Spott von den Zeitgenoſſen verehrt und reichlich belohnt wurde. Aretino bildete viele Schüler, beſonders in Venedig, wo Lodovico Dolce einigen ſeiner Stücke eine wahrhaft ſkandalöſe Unſterblichkeit ſicherte. **Laſca** und **Benedetto Varchi** riefen die Luſtſpiel-Dichter durch ihr Beiſpiel zur Anſtändigkeit und Mäßigung zurück.

Gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts gab Italien das Daſeyn einem encyklopädiſchen Manne, deſſen origineller und erfinderiſcher Geiſt auch die Komödie veredelte: es war **Giambattiſta della Porta**. Wahrheit, hinreißende Eleganz des Stils, ein gut motivirter Dialog, eine kunſtloſe und natürliche Intrigue ſind die Vorzüge, die man an den Luſtſpielen dieſes allſeitig fein gebildeten Neapolitaners bewundert.

Das 17te Jahrhundert eilte ſchon ſeinem Ende zu, und noch hatte in ſeinem Verlaufe kein Italiäniſcher Genius das National-Theater bereichert, als plötzlich, doch zum Glücke nur auf kurze Zeit, eine empfindelnde und weinerliche Gattung von Dramen Mode wurde, zu denen **Sforza** den Ton angab. Die Luſtſpiele Borghini's machten größeres Glück, und mit ihnen erhielt die urſprüngliche edle Einfalt und Wahrſcheinlichkeit wieder Bürgerrecht auf der Bühne.

Michael Angelo Buonarotti, ein Neffe des großen Künſtlers Michael Angelo, brachte zwei Komödien ans Licht der Welt, „la Tancia“ und „la Fiera“, von denen die zweite, in fünfundzwanzig Akte und fünf Abtheilungen zerfallend, ein wahres Monſtrum der romantiſchen Gattung iſt. Während nun dieſer Dichter in ſeinen Komödien den Reichthum der Toskaniſchen Sprache darzulegen ſtrebte, brachten andere Schriftſteller die Dialekte auf die Bühne. Calmo und Ruzzante ſchrieben Venetianiſch, Paduaniſch und Bergameſiſch; Carlo Maggi bediente ſich des Mailändiſchen, Ceſare Corteſe des Neapolitaniſchen Dialektes.

Unterdeſſen ſchuf **Ottavio Rinuccini** das Melodrama, welches die Italiäner dermaßen bezauberte, daß ſie an gar nichts Anderes mehr dachten. Hieraus entſtand ein monſtröſes Gemiſch von Fabel und Geſchichte, von Lächerlichem und Weinerlichem. Der Combination ſo bizarrer Elemente verdankten der „**ſteinerne Gaſt**“ (il Convitato di pietra), der „**Simſon**“ (Sansone), und alle die improviſirten Stücke ihr Daſeyn, in denen einige Schauſpieler durch witzige und geiſtreiche Einfälle ſich Beifall erwarben.

Während aber die Italiäner zu wahrem Schofel ſich herabließen, machten die Franzoſen auf der dramatiſchen Laufbahn bewundernswerthe Fortſchritte, welche dem Gigli von Siena nicht entgingen. Dieſer überſetzte (im Anfang des 18ten Jahrhunderts) Molière's Tartuffe, und Racine's „**Plaideurs**“ ins Italiäniſche. Bald nachher gab er mehrere gute Komödien heraus, die ihn ſelbſt zum Verfaſſer hatten. **Scipio Maffei**, der auf die Umgeſtaltung der Italiäniſchen Bühne ſo mächtig wirkte, ſchrieb zwei Luſtſpiele. Nach ihm thaten Becelli, Fra Buonafede, der Marquis Liveri u. A. ihr Mögliches, doch ohne viel zu beſſern.

Der Komiker **Riccoboni** wagte es, Dank den Rathſchlägen des Ritters Maffei, an der Wiedergeburt des Italiäniſchen Theaters zu arbeiten; allein, mochte er nun in der Wahl der Mittel ſich täuſchen, oder mochte das Venezianiſche Publikum ihn ungerecht beurtheilen: ſo viel iſt ſicher, daß Riccoboni nur Tadel und Geringſchätzung einärndtete. Aus Verdruß darüber verließ er Italien und errichtete ein Italiäniſches Theater in Paris, wo ihm Schutz, Ehre und Beifall wurden.

Es ſchien, als ob Italien im 18ten Jahrhundert von ſeinen komiſchen Dichtern wenig hoffen könnte, weil noch keiner dem Theater eine nationale und ſcharf begränzte Form gegeben hatte. Da wurde zum Glück ein **Goldoni** geboren, der mit Recht der Vater des Italiäniſchen Luſtſpiels heißt. Dieſer außerordentliche Mann, den Voltaire „le fils de la nature“ nannte, während zwei ſeiner Landsleute alles Gift hämiſcher Kritik über ihn ausgoſſen, ſchrieb ungefähr hundert und funfzig Luſtſpiele, die alle ſchätzbar ſind wegen der Mannigfaltigkeit, der Intriguen, der Charaktere und Situationen, wegen der Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Dialogs, und einer gewiſſen Jovialität, die freilich oft ins Platte und Gemeine ausartet. Goldoni's Fehler ſind aber verzeihlich, wenn man die ungeheure Menge ſeiner Stücke und die Schwierigkeiten erwägt, die ihm Publikum und Schauſpieler entgegenſtellten. Als Goldoni ſpäter nach Paris ging, ſchenkte er dem Théâtre Français zwei treffliche Luſtſpiele, und man erwies ihm dafür die Ehre, ſeine Büſte neben die des Molière zu ſtellen.

Albergati Capacelli von Bologna blieb ſchon weit hinter Goldoni zurück. Camillo **Federici's** Luſtſpiele (mit der immer wiederkehrenden Perſon im Inkognito) ärndteten allgemeinen, aber vergänglichen Beifall.

Gerardo de Roſſi und der Graf **Giraud** ſchwangen ſich höher empor: Kontraſte, Dialoge, Sprache, Alles iſt komiſch bei ihnen. Noch jetzt ſpielt jede Italiäniſche Schauſpieler-Geſellſchaft die Stücke des geiſtreichen und jovialen Giraud mit Vergnügen, und jedes Publikum hört ſie beifällig an.

Der Tragiker Alfieri ſchrieb am Abend ſeines Lebens Komödien, deren größtes Verdienſt in dem berühmten Namen des Verfaſſers beſteht. Abelloni, Gualzetti u. A. wiederholten nur die Franzöſiſche Empfindelei ihrer Zeit. Sograſi, Marchiſio und Genoino ſchrieben einige ſchöne Luſtſpiele. Ein Stück des Grafen Paradiſi empfiehlt ſich durch die große Eleganz des Stils. Mehrere von Jeſuiten verfaßte Luſtſpiele, lauter Gelegenheitsſtücke, oder für Erziehungshäuſer geſchrieben, ruhen friedlich im Staube der Bücher-Repoſitorien.

Der Ritter **Alberto Nota** hat ſich ſchon viele Mühe gegeben, die Prinzipien der ächten Komödie in Italien aufrecht zu halten, und ſeine Beſtrebungen ſind von den Zeitſchriften ſowohl als vom Publikum beifällig anerkannt worden.

Dasjenige, was die Römer vis comica nannten, haben gewiß Wenige in ſo ausgezeichnetem Grade beſeſſen, wie **Bon**. Seine Luſtſpiele, deren Sujet gewöhnlich Scenen aus dem Privatleben ſind, haben ſehr viel Friſche und Lebhaftigkeit. Wenn Bon ſelbſt die Hauptrollen übernimmt, ſo erfreuen ſich dieſe Stücke in der Regel eines guten Erfolges.

Der Graf **Franceſco Gambara** hat einige gute Luſtſpiele geſchrieben und vollendet jetzt einen Kreis moraliſcher Stücke für die Erziehungs-Inſtitute Italiens. Schon vergangenes Jahr iſt dieſes Werkes in dem Mailänder „Eco“ rühmend gedacht worden.

Meneghezzi verſucht ſich erſt ſeit Kurzem in der Komödie, und zwar mit ziemlichem Glück. Wird er wohl auf dem betretenen

Wege bleiben? Wir hoffen dies, weil sein jugendliches Talent dem Italiänischen Theater neuen Glanz geben kann.

Aus dieser flüchtigen Skizze werden unsere Leser wenigstens ersehen, daß die Italiänische Komödie noch nicht so gar tief gesunken ist, als einige enthusiastische Bewunderer des Ultramontanischen zu behaupten geneigt sind. Auf das Primat Anspruch machen, wäre Tollkühnheit; den anderen Nationen aber als Schleppe sich anhängen, ungerechte Selbstverläugnung *). (A. Piazza.)

Frankreich.

Claude Gueux, von Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

An diesem Morgen arbeitete Claude mit ungewöhnlichem Eifer: nie war ihm etwas so schnell, so gut von den Händen gegangen. Er schien etwas darauf zu setzen, den Vormittag einen Strohhut fertig zu bekommen, den ein achtbarer Bürger von Troyes, Herr Bressier, vorausbezahlt hatte. Kurz vor Mittag ging er unter irgend einem Vorwande nach der Werkstatt der Zimmerleute hinunter, die unter seinem Stockwerk auf gleicher Erde lag. Hier beliebt, wie überall, war er doch eine seltene Erscheinung. Auch war er gleich umgeben. — „Sieh da, Claude!" es war ein Fest. Er warf einen eilenden Blick durch den Saal: keiner der Wachhabenden war gegenwärtig. „Kann mir Einer eine Art leihen?" — „Wozu?" fragt man. Er antwortet: „Um heut Abend den Direktor todt zu schlagen." — Man reicht ihm einige Aexte zur Auswahl; er wählt die kleinste, sehr scharfe, versteckt sie in seinen weiten Beinkleidern und geht. Siebenundzwanzig Gefangene waren hier, er hatte keinem das Geheimniß empfohlen: Alle bewahrten es. Sie sprachen nicht einmal unter sich darüber.

Jeder erwartete, was es geben würde. Die Sache war schrecklich, gerade, einfach. Keine Verwickelung ersinnlich. Claude konnte man nicht rathen, noch ihn angeben.

Eine Stunde später trat er an einen sechzehnjährigen Sträfling, der im Spaziersaal gähnte, und rieth ihm, lesen zu lernen. In diesem Augenblick kommt ein Mitgefangener, Faillette herzu, und fragt ihn, was, zum Teufel, er denn in den Hosen stecken habe. Spricht Claude: „Eine Art, Herrn D. heut Abend todtzuschlagen . . . . . sieht man denn was?" — „Ein wenig", antwortete Faillette. Der übrige Theil des Tages verging, wie gewöhnlich. Um 7 Uhr schließ man die Gefangenen ein, jede Abtheilung in die angewiesene Werkstatt. Die Wachhabenden verließen die Arbeitssäle, um, wie es eingeführt zu seyn scheint, erst nach der Runde des Direktors zurückzukommen. So wurde denn Claude, wie die andern, in seiner Werkstatt mit den Handwerksgenossen eingeriegelt.

Hier ereignete sich nun ein außerordentlicher Auftritt, der weder ohne Würde noch ohne Furchtbarkeit war: der einzige der Art, den irgend eine Geschichte zu erzählen weiß.

Zugegen waren, wie die späterhin angestellte gerichtliche Untersuchung ergeben hat, 82 Diebe, Claude mitgerechnet. Sobald die Wächter sie allein gelassen hatten, stieg Claude auf seinen Schemel und zeigte der ganzen Kameradschaft an, er habe etwas vorzutragen. Alles schwieg.

Nun begann Claude mit erhöhter Stimme: „Ihr wißt alle, daß Albin mein Bruder gewesen ist. Ich habe nicht genug an dem, was man mir hier zu essen giebt. Auch wenn ich für das Wenige, was ich verdiene, mir Brod kaufte, würde es nicht hinreichen. Albin theilte seine Rationen mit mir, und ich hab ihn lieb gehabt, erst, weil er mich ernährt hat, dann, weil er mich geliebt. Der Herr Direktor D. hat uns getrennt. Das that ihm nichts, daß wir beisammen waren: aber er ist ein böser Mensch und hat seine Lust daran, zu quälen. Ich habe Albin von ihm zurück erbeten. Habt ihrs nicht gesehen? Er wollte nicht. Ich ließ ihm bis zum 4. November Zeit, mir Albin wieder zu geben. Dafür, daß ich ihm das sagte, hat er mich ins Loch stecken lassen. Da habe ich ihn denn während der Zeit gerichtet und habe ihn zum Tode verurtheilt." **)

„Heut ist der 4. November. In 2 Stunden kommt er, seinen Umgang zu halten. Ich kündige Euch an, daß ich ihn umbringen werde. Habt Ihr etwas darauf zu sagen?

Alle beobachteten Stillschweigen.

Claude fuhr fort, sprach, wie es scheint, mit ganz besonderer, ihm übrigens eigenthümlicher Beredtsamkeit, erklärte, er wisse wohl, daß er gewaltthätig handle, glaube aber nicht, unrecht zu haben; er berief sich auf das Gewissen der 81 ihm zuhörenden Diebe. Es sey mit ihm aufs Aeußerste gekommen; die harte Nothwendigkeit, sich selbst Recht zu schaffen, sey ein Weg ohne Ausgang, in den man sich zuweilen gedrängt fände. Er könne zwar in der That dem Direktor das Leben nicht nehmen, ohne das eigene daran zu setzen, halte aber für gut, dies für eine gerechte Sache daran zu setzen. Er habe reiflich darüber nachgedacht und nur darüber seit 2 Monaten. Er glaube fest, daß ihm kein Groll fortreiße, doch bitte er, wenn dem so wäre, ihn darauf zu bringen. Er unterwerfe überlich seine Gründe den gerechtdenkenden Menschen, die ihm zuhörten. Er wolle also Herrn D. umbringen, doch wenn einer ihm etwas einzuwenden hätte, sey er bereit, es zu vernehmen.

Eine einzige Stimme ward laut und sagte, Claude sollte, ehe er den Direktor umbrächte, ein letztes Mal es versuchen, mit ihm zu reden und ihn zu bewegen. — „Gut", rief Claude, „ich will es thun."

Die große Uhr schlug acht. Um neun Uhr mußte der Direktor kommen.

Sobald einmal dieser sonderbare Cassationshof die von Claude gefällte Sentenz gleichsam bestätigt hatte, hatte dieser alle seine Heiterkeit wieder gewonnen. Er legte alles, was er von Kleidern und Wäsche besaß, den ärmlichen Rest der Habe des Gefangenen, auf den Tisch, auf wen er von seinen Kameraden nach Albin am meisten lieb hatte, einen nach dem andern heran und theilte alles aus; nur die kleine Scheere behielt er. Dann umarmte er alle: einige weinten; dazu lächelte er.

Es waren Augenblicke in dieser letzten Stunde, in welcher er so ruhig und selbst vergnügt plauderte, daß innerlich mehrere Kameraden hofften, wie sie nachher bekannt haben, er werde vielleicht den seinen Entschlusse abstehen. Er machte sich sogar den Spaß, einen der wenigen Lichter, die das Zimmer erhellten, mit der Nase auszublasen; denn er hatte üble Gewohnheiten, Erziehungsmängel, die seiner natürlichen Würde öfter, als es hätte seyn dürfen, Abbruch thaten. Er konnte nicht dafür, dieser ehemalige Gassenkehrer, daß er mitunter einmal nach den Pariser Straßennimmen roch. Er gewahrte einen jungen bleichen Sträfling, der ihn unverwandt ansah, zitterte, wohl vor Erwartung dessen, was sich unter seinen Augen begeben sollte. „Ei, junger Mensch", sagte er sanft, „Muth! das wird in einem Augenblick gethan seyn!"

Als er seine Habseligkeiten verschenkt, Abschied genommen, Allen die Hände gedrückt hatte, unterbrach er die bewegten Gruppen, die hier und da in den dunkeln Winkeln der Werkstatt sich unterhielten, und gebot, sich wieder zur Arbeit zu setzen. Alle gehorchten schweigend.

Die Werkstatt, in der dies vorging, war ein längliches Viereck mit Fenstern auf den beiden längeren Seiten, und zwei Thüren an den entgegengesetzten Enden. Die einzelnen Gewerke waren auf jeder Seite die Fenster entlang gereihet, die Bänke stießen rechtwinklicht an die Mauer und der zwischen den beiden Reihen der Arbeiter freigelassene Raum bildete eine Art von langem Gang, der in gerader Linie von einer Thür zur andern den Saal durchschnitt. Diesen langen ziemlich schmalen Weg hatte der Direktor, wenn er seine Inspection hielt, zurückzulegen; er mußte durch die südliche Thür eintreten und durch die nördliche hinaus gehen, wenn er die Arbeiter rechts und links gemustert hatte. Gewöhnlich hielt er seinen Durchzug ziemlich rasch und ohne stehen zu bleiben.

Claude hatte sich selbst wieder an seine Arbeit gesetzt, wie Jemand, Element sich zum Gebet begeben haben würde.

Alle waren erwartungsvoll. Der Augenblick nahte. Ein Glockenschlag ertönt plötzlich. „Es ist drei Viertel", sagt Claude, steht dann auf, geht fest durch einen Theil des Saales und lehnt sich in eine Ecke bei den ersten Arbeitern links, dicht neben der Eingangsthür. Sein Gesicht war ganz ruhig und mild.

Neun Uhr schlug. Die Thür öffnete sich. Der Aufseher trat ein. Ein säulengleiches Stillschweigen durch die Werkstatt in diesem Augenblick.

Der Aufseher war unbegleitet, wie gewöhnlich. Er trat ein mit seiner vergnügten, selbstzufriedenen, unerbittlichen Miene, sah Claude nicht, der, mit der Rechten in seinem Beinkleid, links an der Thür stand, ging rasch an den ersten Gewerken vorbei, den Kopf schüttelnd, durch die Zähne sprechend, den üblichen Blick da- und dorthin sendend, ohne zu bemerken, daß aller Anwesenden Augen an einem schrecklichen Gedanken hafteten. Plötzlich drehte er sich heftig um, überrascht Schritte hinter sich zu hören. Claude folgte ihm schweigend seit einigen Sekunden.

„Was machst Du da, he? Warum bist Du nicht auf Deinem Platze?" Claude Gueux antwortete ehrerbietig: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Herr Direktor." — „Worüber?" — „Ueber Albin." — „Schon wieder!" — „Immer wieder", sagt Claude. — „So?" erwidert der Direktor im Weitergehen, „Du hast also an 24 Stunden im Loche nicht genug gehabt?" — Claude (ihm immer folgend): „Herr Direktor, geben Sie mir meinen Kameraden wieder." — „Unmöglich!" — „Herr Direktor", rief Claude mit einer Stimme, die einen Damen gerührt hätte, „ich bitte flehentlich, bringen Sie Albin wieder zu mir; Sie sollen sehen, wie gut ich arbeiten werde. Sie sind frei, Ihnen ist das gleich; Sie wissen nicht, was das heißt, ein Freund! Aber ich, ich habe nur die vier Kerkerwände. Sie können kommen und gehen; ich habe nur Albin. Geben Sie mir ihn wieder. Er hat mich ernährt. Sie wissen's ja. Es kostet Ihnen doch nur die Mühe, Ja zu sagen. Was kann Ihnen das thun, daß in einem und demselben Saale einer sey, der Claude Gueux heißt, und noch einer, der Albin heißt? Denn mehr Verwickelung ist ja nicht bei der Sache. Herr Direktor, lieber guter Herr Direktor, ich flehe ernstlich, im Namen des Himmels!"

Claude hatte wohl niemals so viel auf einmal zu einem Kerkermeister gesprochen. Nach solcher Anstrengung erschöpft, stand er erwartend. Der Direktor antwortete mit der Geberde der Ungeduld: „Unmöglich! Es bleibt dabei. Sag' mir nichts mehr darüber, hörst Du? Es ermüdet mich."

Und dreist, wie er war, verdoppelte er seine Schritte; Claude auch. So redend, waren sie Beide nahe an die Ausgangsthür gelangt; die Achtzig folgten mit Aug' und Ohr athemlos.

Claude berührte den Arm des Direktors sanft: „Aber mindestens möcht' ich wissen, warum ich zum Tode verurtheilt bin. Sagen Sie mir, warum haben Sie ihn von mir genommen?" — „Ich hab' es Dir schon gesagt. Darum."

Und ihm den Rücken kehrend, faßte er die Klinke der Thür. Auf die Antwort des Direktors war Claude einen Schritt zurückgetreten. Die achtzig anwesenden Bildsäulen sahen seine rechte Hand aus seinen Beinkleidern die Art hervorlangen. Die Hand erhob sich, und ehe der Direktor hätte einen Schrei ausstoßen können, hatten drei Hiebe mit der Art — es ist schrecklich, zu sagen —, alle drei in denselben Schädel eingehauen, ihm den Schädel gespalten. In dem Augenblick, wo er

*) Warum der Italiänische Berichterstatter in dieser gedrängten Zusammenstellung mit keiner Silbe des Grafen Carlo Gozzi gedacht hat, ist uns unerklärlich. Die schalkischen Mährchen Gozzi's, jene Muster der heutigen Wiener Zauberpossen, die augenscheinlich dem Italiäner viel verdanken, waren zwar nur eine vehemere Erscheinung auf der Italiänischen Bühne; ihr Einfluß auf die Zeitgenossen, und namentlich auch auf Gozzi's Gegner Goldoni, so wie auf spätere Nachahmer, ist jedoch in einer Geschichte der Italiänischen Bühne unstreitig als ein beachtenswerthes Moment hervorzuheben. D. R.

**) Wörtlich getreu. D. Verf.

rückwärts niedersank, zerriß ein vierter Hieb das Gesicht, und, wie der einmal losgelassene Grimm nicht schnell abläßt, ein fünfter nutzloser Schlag den rechten Schenkel. Der Direktor war todt.

Jetzt warf Claude die Art von sich und schrie: „Nun kommt der Andere dran!" Der Andere, das war er. Man sieht ihn aus dem Wams die kleine Scheere „seiner Frau" ziehen, und, ohne daß es einem einfällt, ihn abzuhalten, stößt er sie sich in die Brust. Die Klinge war kurz, die Brust tief. Er wühlte lange darin, mehr als zwanzig Mal, indem er schrie: „Herz des Verdammten, soll ich dich nicht finden!" — und endlich sank er, in seinem Blute gebadet, zum Tode ohnmächtig nieder.

Wer von Beiden war das Schlachtopfer des Anderen?

Als Claude seine Besinnung wieder hatte, lag er in einem Bette, bedeckt mit Verbänden und mit sorgsamer Pflege gebettet. Zu seinen Häuptern saßen barmherzige Schwestern, dazu der Instructions-Richter mit seinem Apparat; dieser fragte ihn mit vieler Theilnahme: „Wie befinden Sie sich?"

Er hatte viel Blut verloren, aber die Scheere, mit welcher sich tödlich zu treffen sein rührender Wahn gewesen war, hatte ihren Dienst schlecht gethan: keiner der Stöße, die er sich versetzt, war gefährlich gewesen. Keine Wunde war tödtlich geworden, außer die Herrn D. beigebrachten.

Die Verhöre begannen. Man fragte, ob er derjenige sey, der den Direktor der Werkstätten im Gefängnisse zu Clairvaux getödtet habe. Er antwortete: Ja. Man fragte ihn, warum. Er antwortete: Darum.

Inmittelst fingen seine Wunden an zu eitern: ein bösartiges Fieber brachte ihn dem Tode nah. November, Dezember, Januar, Februar vergingen unter Pflege und Vorbereitung: Aerzte und Richter drängten sich um sein Bette: jene seine Wunden zu heilen, diese sein Schaffot zu errichten.

Wir wollen kurz seyn. Am 18. März 1832 erschien er völlig genesen vor den Assisen von Troyes. Eine so große Menschenmenge als für diese Stadt nur möglich war, fand sich ein. Claude erschien in guter Haltung vor dem Gerichte: er hatte sich sorgfältig den Bart abnehmen lassen, und trat mit unbedecktem Haupt auf, in dem düstern Gewande der Sträflinge von Clairvaux, dessen rechte und linke Hälfte zwei Schattirungen von Grau unterscheiden. Der Königliche Prokurator hatte den Saal mit sämmtlichen Bajonetten des Bezirkes anfüllen lassen, um, wie er vor der Versammlung sagte, die Missethäter alle in Zaum zu halten, die als Zeugen an dieser Sache auftreten sollten.

Als das Verfahren eingeleitet werden sollte, zeigte sich eine eigene Schwierigkeit. Keiner der Zeugen der Ereignisse vom 4. November wollte gegen Claude aussagen. Vergebens bedrohte sie der Präsident mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Gewalt. Jetzt befahl ihnen Claude auszusagen. Alle Zungen wurden frei. Sie erzählten, was sie gesehen.

Claude hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu: wenn einer aus Vergessenheit oder Liebe für Claude Facta überging, die dem Angeklagten zur Last fallen mußten, ließ Claude sie wieder ergänzen.

Von Aussage zu Aussage entwickelte sich der Reihefolge der Thatsachen, die wir hier vorgeführt haben.

Es kam ein Moment, bei welchem die anwesenden Frauenzimmer weinten. Ein Gerichtsbeamter rief den Sträfling Albin auf: er war an der Reihe auszusagen: er trat wankend ein, schluchzte, und ohne, daß die Gendarmen es zu hindern vermochten, stürzte er Claude in die Arme. Dieser hielt ihn fest und wendete sich lächelnd an den Prokurator mit den Worten: „Dies ist einer der Missethäter, der sein Brod mit den Hungrigen theilt." Dann küßte er seinem Albin die Hand.

Als die Liste der Zeugen geschlossen war, erhob sich der Königliche Prokurator und nahm folgendermaßen das Wort: „M. H. Geschworene, die bürgerliche Gesellschaft würde in ihren Grundfesten erschüttert werden, wenn die öffentliche Ahndung nicht große Verbrecher wie diese heimsuchen sollte, u. s. w.

Nach dieser denkwürdigen Rede sprach Claude's Anwalt. Vertheidigung und Gegenrede erfolgte jede ihres Ortes und führten die herkömmlichen Manöver in der Rennbahn aus, die man ein Kriminal-Verfahren nennt.

Claude erachtete, noch sey nicht Alles gesagt. Er auch seines Orts erhob sich. Er sprach so, daß ein einsichtsvoller Mann, der bei der Sitzung gegenwärtig gewesen, ganz ergriffen von Erstaunen aus derselben zurückkam. In dem armen Handwerker steckte, so schien es, viel eher ein Redner, denn ein Mörder.

Er sprach stehend; mit eindringlicher, wohlgesparter Stimme; hell, redlich und entschlossen um sich schauend; fast immer mit derselben Geberde, aber der Geberde der Herrschaft. Er trug die Umstände vor, wie sie waren, einfach, ernsthaft, ohne Ueberladung oder Verkleinerung, bekannte Alles, faßte den 296sten Artikel fest ins Auge und legte sein Haupt darauf nieder. Er hatte Momente wahrhaft großartiger Beredtsamkeit, welche die anwesende Menge erregten, daß man einander leise wiederholte, was er zur Versammlung gesagt hatte. Das gab ein allgemeines Geflüster, während dessen Claude Athem schöpfte und den stolzen Blick über die Anwesenden gleiten ließ. An anderen Stellen war dieser Mann, der nicht einmal lesen konnte, weich, fein, gewählt wie ein Gebildeter: dann wieder einmal bescheiden, gemessen, umsichtig, mit sachten Schritten in dem verletzenden Theile seiner Erörterung sich ergehend, voll Wohlwollen gegen die Richter. Nur einmal ließ er sich zu einer Anwandlung von Zorn hinreißen. Der Königliche Prokurator hatte in dem Vortrag, den wir vollständig angeführt, aufgestellt, Claude Gueux habe den Direktor der Werkstätten gemordet, ohne thätliche oder gewaltsame Veranlassung von dessen Seite, mithin ohne Aufreizung.

„Wie", rief Claude aus, „ich soll nicht aufgereizt worden seyn? Ach! ja, wahrlich, so ist's, ich verstehe Sie. Ein Betrunkener versetzt mir einen Faustschlag, ich tödte ihn, so bin ich gereizt worden, Sie begnadigen mich, schicken mich auf die Galeeren. Aber einer, der nüchtern und im vollen Besitze seines Verstandes ist, zerdrückt mir vier Jahre lang das Herz, demüthigt mich vier Jahre lang, sticht mich mit Nadeln täglich, stündlich, jede Minute vier Jahre lang an irgend einer unerwarteten Stelle. Ich hatte ein Weib, für welches ich ein Dieb geworden, er martert mich mit diesem Weibe: ein Kind, für welches ich ein Dieb geworden, er quält mich mit diesem Kinde; ich hatte kein Brod, ein Freund reicht es mir, er nimmt mir Freund und Brod. Ich fordere meinen Freund zurück: er wirft mich ins Loch. Ich nenne ihn Sie, ihn den Polizeischergen, er nennt mich Du. Ich sag' ihm, wie ich leide, er antwortet mir, ich ermüde ihn. Darauf, was soll ich thun? Ich bring' ihn um. Wohl, ich bin ein Ungeheuer, habe diesen Menschen umgebracht, bin nicht gereizt worden — ihr schlagt mir den Kopf herunter: Thut es!"

Eine Betrachtung, erhaben wie wir meinen, die über das System handgreiflicher Aufreizung, auf welches die nach schlechten Verhältnissen ausgeübte Leiter der mildernden Umstände sich stützt, eine ganze Theorie von moralischer Aufreizung emporsteigen läßt, welche das Gesetz vergessen hat.

Die Verhandlungen waren geschlossen, der Präsident gab seine unparteiische, lichtvolle Zusammenstellung; sie lautete: ein niedriger Lebenswandel, ein vollendetes Ungeheuer: Claude's Anfang war gewesen, in Bublschaft mit einem öffentlichen Mädchen zu leben, dann hatte er gestohlen, endlich gemordet. Alles das war richtig.

Als die Geschworenen in ihr Zimmer geführt werden sollten, befragte der Präsident den Angeklagten, ob er über die Stellung der Frage etwas anzuführen habe. „Wenig", antwortete Claude, „doch etwas. Ich bin ein Dieb und Todschläger, habe gestohlen und gemordet. Aber warum hab' ich gestohlen? warum gemordet? Diese zwei Fragen stellen Sie, meine Herrn Geschworenen, neben die andern."

Nach einer viertelstündigen Berathung wurde auf den Ausspruch von zwölf Landleuten, die man die 44 Geschworenen nannte, Claude Gueux zum Tode verurtheilt.

Es ist unbestritten, daß der Umstand, daß der Beklagte sich Gueux *) nannte, vom Beginn der Verhandlung an auf viele von ihnen einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

Man las den Spruch dem Claude vor, der weiter nichts sagte, als „Gut. Aber warum hat der Mensch gestohlen, warum gemordet? Zwei Fragen, die sie nicht beantworten."

Ins Gefängniß zurückgekehrt, verzehrte er sein Abendessen mit Heiterkeit und rief: „Sechsunddreißig arbeitsvolle Jahre."

Er weigerte sich, Cassation einzulegen; eine der barmherzigen Schwestern, die ihn gepflegt hatten, bat ihn mit Thränen darum. Aus Gefälligkeit für sie that er es. Er scheint bis auf den letzten Augenblick widerstanden zu haben; denn gerade, als er sein Gesuch im Gerichts-Sekretariat niederlegte, war der gesetzliche Aufschub von 3 Tagen um wenige Minuten erloschen. Das arme Mädchen gab ihm aus Erkenntlichkeit 5 Franken; er nahm sie und dankte ihr.

Während sein Gesuch vorlag, wurden ihm Entweichungs-Vorschläge gethan von den Verhafteten zu Troyes, die sich alle dafür preisgeben wollten. Er schlug sie aus. Die Gefangenen warfen ihm verschiedentlich durch das Luftloch seines Kerkers einen Nagel, ein Stück Eisendraht, den Henkel von einem Eimer zu. Jede dieser Geräthschaften war für einen so scharfsinnigen Menschen, wie Claude, genug, seine Fesseln durchzufeilen. Er gab den Draht, den Henkel, den Nagel dem Schließer ab. (Schluß folgt.)

*) Bettelmann, Lump, wie man von den Gueusen in Brüel her wissen wird.

Bibliographie.

Annuaire de l'Etat Militaire de France pour 1834, publié sur les documens du ministère de la guerre. 5 Fr.

Programme détaillé de toutes les parties des Mathématiques exigées pour l'admission à l'Ecole Polytechnique. — Von B. Feurnié.

Cabanis, ou la Guerre de sept ans. Roman historique allemand. — Von Wilibald Alexis. 2 Bände. 15 Fr.

Ostindien.

Anblick von Kalkutta.

(Bruchstück aus einer malerischen Reise nach Indien.)

Der Orient! Welch' ein Zauber liegt in dem Worte, welche Fülle von Weisheit und Aberwitz, leidenschaftlicher Glut und weibischer Verweichlichung, üppigen Glanzes und roher Barbarei! Wie verüben sich hier die entgegengesetztesten Extreme! Magisch beschwört dieser Name süße Träume, mährchenhafte Phantasieen, ahnungsvolle Bilder herauf! Der Orient! Mein Fuß betritt jetzt seine reizenden Fluren, ich stehe mitten unter seinen Zaubern, ich schwelge in der Fülle meiner Begeisterung!

Ich bin ein Zugvogel, hinstreifend über die Oberfläche der Erde von den Eismassen Canada's bis zu denen des Himalaya, für einen Augenblick auf der Südspitze Afrika's weilend, und dann wieder auf Neu-Holland, dieser schönen Fehlgeburt. Einen Tag bin ich von dem Gürtel der Britischen Eilande umschlossen, — einen Tag nur; denn am folgenden hat mich mein Flug nach der glühenden Zone Hindostan's getragen, und dann wieder plötzlich durchstreif' ich in beflügelter Eil alle Hauptstädte Europa's. Da meine Bewegungen so reißend schnell vor sich gehen, muß ich allerdings zugeben, daß ich nur wenig Zeit und Gelegenheit zu treffenden oder sehr gründlichen Bemerkungen habe; aber mit einem Blicke überschau' ich, was Andere in ihrem Leben nicht entdecken, und da ich weder am Spleen noch an anderen Uebeln leide, so wird, wie große Fehler auch sonst in meine Darstellungen sich eindrängen mögen, doch der der Wahrheit ihnen nicht aufgebürdet werden können.

Es war der zweite Juni, gerade als der Himmel von den Farben der untergehenden Sonne herrlich wiederglänzte, als sich allmälig die lange Küste von Bengalen vor unseren Blicken ausbreitete. Das Wasser hatte seine blaue Meerfarbe verloren; es erschien grün oder grau und braun, je nach den zahlreichen Sandbänken, welchen wir uns näherten. Die Luft war dick und schwül; aber jeder leise Windhauch wehete uns frisch und belebend einen Duft zu, der nach so vielen Monden zu Wasser labend uns anwehte, den Duft des Orients! Das Schiff gleitete nur langsam fort; so kamen wir in den Gesichtskreis der schwarzen und dann der weißen Pagode; hier war Gandschan und der Sitz des mächtigen Dschaggernaut. Der Mond ging auf, das Schiff warf die Anker aus, und mir ist Nichts mehr von jenem Momente gegenwärtig, als daß ich glaubte, ich sey im Traume. Mit dem Morgen erhoben sich die Winde stärker, wir schifften immer weiter und sahen zahlreiche Schiffe in Bewegung. Der Anblick war äußerst anmuthig; der Himmel, ein großer weiter Teppich ungetrübten Blau's, noch nicht von jener Kupferfarbe durchzogen, mit der er sich, wenn die Sonne ihren Meridian erreicht und glühende Strahlen herabsendet, zu färben pflegt. Als wir weiter segelten, um den Lootsen aufzunehmen, den wir auf uns zukommen sahen in einem Indischen Nachen, waren wir bereits bei der Einfahrt in den Hughly angelangt. Wir waren buchstäblich barrikadirt von Sandbänken, während in jeder Sekunde unser Ohr von den Tönen des Fährmannes begrüßt wurde, der die geringe Tiefe des Wassers und dessen immer merklicher werdende Verminderung ankündigte. Dennoch wurden wir mit furchtbarer Hast vorwärts getrieben. Mit reißender toller Schnelligkeit stürmte der Strom, und das Schiff ward in so raschem Fluge fortgewirbelt, daß mich noch jetzt, nach so langer Zeit, in der Erinnerung schaudert. Das niedrige, morastige, von Tigern bewohnte Eiland Sanger zeigte sich uns plötzlich zur Rechten; doch hatten wir nur so viel Zeit, um einen Blick des Schauders darauf zu werfen, da wir an seine Haifische und Alligatoren, an die traurigen Schiffbrüche, die in der Nähe stattgefunden, und an das unglückselige Schicksal derer uns erinnerten, die, den Wellen entronnen, ein Raub der Tiger wurden. Nächst dem kam uns Kedgeri zu Gesicht. Hier war weder der Strom so reißend, noch der Seewind so ungestüm, und es war also möglich, unsere Briefe durch das Dâk-Boot, das zu ihrem Empfange schon am Ufer bereit stand, zu besorgen. Das Boot war mit acht oder zehn kräftigen, rührigen, wohlgebauten, schönblickenden Männern bemannt, ganz, wie ein Bildhauer sagen würde, heroisch in ihrer Figur, ohne alle Spur von Bekleidung, einen Strick ausgenommen, den sie um die Lenden hatten. Herrn Kyd's Wohnung machte, aus der Ferne schon sichtbar, einen günstigen Eindruck, da sie das erste Muster Anglo-Indischer Bauart darstellte, mit Luxus, Reichthum und allem prahlerischen Glanze ausgestattet, der einen so schroffen Gegensatz gegen die Wohnung der armen beraubten und bedrückten Hindus bildet. Je weiter wir vorwärts kamen, desto stärker schien uns die Bevölkerung auf beiden Seiten des Ufers zu werden. Ueber unabsehbare Ebenen hin breiteten sich die ärmlichen, Bienenkörben ähnlichen Hütten der Hindus, die sprechendsten Zeugnisse der Dürftigkeit und des Elends ihrer Eigner. Während der Hitze des Tages war nur selten einmal ein Hindu zu sehen, es sey denn, daß Einer oder Zwei sich damit beschäftigten, das Wasser vom Salze zu scheiden. War aber die Sonne untergegangen, so konnte man sie gruppenweise an der Schwelle ihrer Wohnungen sehen, die Familienhäupter, greise Männer mit weißen Bärten und muntere Knaben, lachend und springend im Vollgefühle ihrer jugendlichen Unschuld. Unter allen Völkern der Erde giebt es kein so geselliges, an gesellschaftlicher Anmuth so reiches, wie die Hindus. Ihre kurzen Sommernächte sind nicht dem Schlafe, sondern dem köstlichen Genusse, alte Sagen und Volks-Ueberlieferungen in der Erzählung wieder zu beleben, geweiht. Für Musik sind sie so leidenschaftlich eingenommen, daß es kein Dörfchen ohne seinen Sänger giebt; und wie unmelodisch auch diese Gesänge dem Europäer erscheinen, wird er doch, wenn sich erst das Ohr daran gewöhnt hat, finden, daß sie viel mehr eine klagende als eine monotone Weise haben und mehr rohen Charakters sind, als des Ausdrucks ermangeln.

Der Anblick war des Pinsels eines Wilkin würdig, dieses Meisters in der Darstellung des Natürlichen und Wirklichen. Das war ein entzückender Moment! Hier sah man Hindus, die sich schon mehr europäisirt hatten, dort wieder solche, wie sie in den Tagen des Cyrus gewesen, indolent, träge und daher knechtisch, — sowohl geistig als leiblich; der Geist ein Sklave des Aberglaubens, der Leib des Schwertes Knecht. Doch wohin hab' ich mich verirrt? Ich bin in die Irrthümer gewöhnlicher Theorieen verfallen, daß ich alle Klassen der Hindus aus allen Theilen Hindostans in Bezug auf Charakter, Sitten, Gewohnheiten u. s. w. in gleichen Rang stelle. Nichts ist unbegründeter. Ich beschränke daher das Wort „knechtisch" nur auf jenen ansehnlichen Stamm, der die niedrige und unglückliche Gegend von Bengalen bewohnt. Der Schriftsteller ist wahrlich allzu leichtfertig, der ein Volk knechtisch nennen möchte, das einen Nepaulesen und einen Radschputen zu den Seinen zählt. Doch ich muß einlenken; denn ich bin so voll Abschweifungen, wie Tristram Shandy.

Hier gab es wenig Abwechselung in der Gestalt des Landes, es ist durchaus eben, und auch nicht ein Hügel erhebt sich, um die Einförmigkeit zu unterbrechen; aber es ist orientalisch, entschieden orientalisch! das Laubwerk, der Himmel, die Vögel — Alles zeugt, daß hier orientalisches Klima sey. Hier grünt die reizende Palme, der schattenreiche Mango und der weiße Lotus an des Flusses Rand, von dem Gemurmel der Wellen in Schlaf gesungen, und daneben Blumen, würzhaften Geruches und von unaussprechlicher Mannigfaltigkeit und Farbenpracht. Oft ward das Auge durch die Trümmer eines verwitterten Tempels gefesselt, die in dem üppigen Buschwerke versteckt lagen. Bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens erhebt sich dies oft zu einer Höhe und Dicke, daß man es kaum von hohen Bäumen unterscheiden kann. Aber die Sonne war untergegangen, und, so kurz ist in diesen Gegenden das Zwielicht, daß die Nacht auch schon hereingebrochen war, als wir vor der schönsten aller Scenen standen, die keines Malers Pinsel erreichen kann, weil sie die kühnsten Schöpfungen der Phantasie übertrifft; ich kann nicht mißverstanden werden: ich hatte den Garten Reach vor mir. In stiller Pracht ging der Mond auf, seine Schatten fielen auf das Wasser und die Ufer. Der Anker war ausgeworfen. Athemlose Stille herrschte, nur von dem Schlage der Ruder, dem Hingleiten der Gondel oder dem einsamen Gebete eines müden Hindu unterbrochen. Der Windhauch wehte mit Blumenduft geschwängert uns an, und das Auge ruhte bezaubert auf der langen Reihe herrlicher Landhäuser, deren Marmorporticus weit hin erglänzten, und der Glanz, den die zahllosen goldnen Piedestale ausstrahlten, erinnerte an die Pracht der Paläste Venedigs oder an die noch herrlicheren Gebäude des alten Roms. Die Scene war neu, und mußte Jeden, dem sie es war, entzücken. Doch keine Lust ohne Pein! Myriadenweise schwärmten die Muskito's umher, und wir verzichteten gern auf den Anblick der reizenden Herrlichkeiten, um uns hinter die grünen Chinesischen Verhänge zurückzuziehen, die so trefflichen Schutz gegen jene Plage bieten.

Am Morgen war schon Alles wieder in reger Thätigkeit; nach einer halben Stunde fanden wir uns unter den Kanonen eines der ansehnlichsten Festungswerke der Welt. Der Dom des Gouvernementshauses erhob sich glänzend in den Strahlen der Sonne, der sich entfaltende Prospekt nach Chowringhee bekräftigte den Eindruck, den schon der Garten Reach erzeugt hatte, und die Anlagen und Gebäude längs des Strandes, die nur durch ein öffentliches Gebäude, — die Münze, — unterbrochen oder vielmehr begränzt wurden, gaben die Ueberzeugung, daß die Hauptstadt Asiens mehr dem Vortheile der Privaten, als den Interessen nationaler Vergrößerung gewidmet sey. Der Strand war der Punkt, auf den sich unsere ganze Aufmerksamkeit richtete. Nie ist an keinem Orte der Erde ein Schauspiel so lebendiger Handelsthätigkeit erschienen. Zahllose Schaaren aller Racen und Völker versammeln sich hier. Hier sieht man die kleinen wohlgebauten Bengalen im Gegensatz mit der mehr männlichen Schönheit der Parsi; hier die dunkelfarbigen Chinesen mit ihren grotesken Gesichtern neben den schöneren und edleren Mongolen. Türken, Perser und Araber nehmen des Fremden Aufmerksamkeit in Anspruch; die Eigenthümlichkeit ihrer Tracht, das wallende Musselingewand, das so schön gegen die unterscheidene, anmuthlose Tracht der Europäer absticht, die endlose Mannigfaltigkeit ihrer Turbane, in Gestalt und Farbe, je nach ihren Stämmen und Kasten, verschieden. Alles dies bot einen über allen Ausdruck überraschenden lebhaften Anblick dar. Außerdem war der Fluß mit Schiffen bedeckt, auf denen die Banner aller Nationen wehten, vom Osten bis zum Westen. Denn außer dem langen Zuge Britischer Kaufleute sah man hier die kleinen unscheinbaren Dschonken der Chinesen; neben dem Arabischen Halbmonde flatterte die grüne und rothe Flagge Brasiliens, der Russische Adler und die dreizehn Sterne der Nord-Amerikanischen Freistaaten. Früchtebeladen kreuzten Boote auf dem Flusse, dazu Kaiks jeder Gestalt und Größe in bunter phantastischer Ausschmückung.

Doch ich will aussteigen, die Wunder näher anschauen, die meiner harren. Ein Hindu mit seinen langen schwarzen auf die nackten Schultern herabwallenden Haaren begrüßt mich und bietet mir herzlich sein „Willkommen". So gehe ich denn jetzt unter Nabobs, Exzitaine, Faktoreimänner, Indigopflanzer und andere Wunder, weiß der Himmel, welche! Vorher aber sey Euch Lebewohl gesagt; denn ich fürchte, daß Ihr nur wenig Lust verspürt, mir zu folgen.

(East-India-Magazine.)

Mannigfaltiges.

— Der Norwegische Storthing. Das Gebäude in Christiania, wo der Storthing seine Versammlungen hält, gehört zu den besten in der Stadt, und hat eine sehr schöne hölzerne Säulenhalle. Nie habe ich eine äußerlich so ehrwürdige Versammlung gesehen, wie den Storthing. Die meisten Mitglieder sind bejahrt; ihr langes eignes Haar wallt über die Schultern; ihre Kleidung ist ein Rock aus grobem, grauem Tuche. Das ganze Benehmen dieser Männer ist würdevoll und Ehrfurcht gebietend. Sie versammeln sich alle drei Jahre einmal, es müßte denn eine Sache von ganz besonderer Wichtigkeit vorfallen. Ihre Sitzungen dauern vom Februar bis zu Ende August, und alsdann sind sie täglich von Morgens neun bis Abends neun Uhr versammelt. Nur um die Mittagszeit haben sie eine freie Stunde. (Barrow's Excursions in the North.)

— Chinesische Typen. Der Graveur Marcelin-Legrand in Paris hat auf Veranlassung der Asiatischen Gesellschaft sich bewegen lassen, einstweilen 2000 von den gebräuchlichsten Chinesischen Charakteren in Stahl zu stechen. Jede gelehrte Gesellschaft und Druckerei, so wie jeder Privatgelehrte, der auf dieses Unternehmen subskribirt, kann kupferne Matrizen dieser Typen erhalten, deren Zahl auf Verlangen und nach Bedürfniß der Subskribenten in der Folge vermehrt werden soll. Die Charaktere sind unter die 214 Wurzelzeichen der Chinesischen Schrift vertheilt, und jeder derselben wird in der gewöhnlichen Kerbe, an welcher der Setzer den Kopf des Buchstaben erkennt, in Relief gravirt, diejenige Nummer führen, die ihm in dieser methodischen Classification zukommt. Demnach wird jeder Setzer diese Typen eben so leicht handhaben können, als wären es bloße Zahlzeichen, sobald man ihm nur bei dem Chinesischen Charakter, den er setzen soll, die respektive Nummer bemerkt. Die Bedingungen der Subscription wird Herr Marcellin-Legrand auf Begehr einem Jeden zuschicken.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Freitag den 1. August 1834.

England.

Visits and Sketches at Home and Abroad etc. (Bilder des In- und Auslandes, auf Reisen skizzirt.) Mit Erzählungen und Miscellen. Nebst einer neuen Ausgabe des „Tagebuchs einer Gelangweilten." Von Mistreß Jameson. 4 Bde. London, 1834.

Schon längere Zeit nimmt Mistreß Jameson unter den Schriftstellerinnen Englands eine ausgezeichnete Stelle ein. Früher bereits haben wir in diesen Blättern *) ihre „Denkwürdigkeiten berühmter Herrscherinnen" und ihre „Analyse weiblicher Charaktere" (nach Shakespeare), zwei vortreffliche Arbeiten, angezeigt. Mrs. Jameson vereinigt mit dem durchdringendsten kritischen Scharfsinn der Männer den feinsten und edelsten Geschmack der Frauen. Während andere schriftstellernde Damen gewöhnlich an die Sitten und Gestalten des Augenblicks sich halten und diese in ephemeren Novellen abspiegeln, oder conventionnelle Gefühle in künstlichen Versen wiedergeben, widmet Mrs. Jameson ihren Fleiß dem Studium und der Darstellung dessen, was wahrhaft schön ist und geistige Genüsse darbietet. Bei ihr ist Alles wahr, keusch, von dem feinfühlendsten Verstande eingegeben. Die Poesie und die Künste, die Bühne und der individuelle Charakter des Menschen sind das ihrem Genius angemessenste Material. Allein ihre Analyse der Natur beschränkt sich nicht auf individuelle Erscheinungen; sie dringt in die Tiefen des National-Charakters und durchschaut die Völker wie die Personen. Ihr „Tagebuch einer Gelangweilten" (Diary of an Ennuyée) ist ein Werk von so großem Interesse, so ergreifender Wahrheit der Schilderungen, so reinem und energischem Ausdruck, daß es gleich bei seinem ersten Erscheinen die Aufmerksamkeit des Publikums fesselte und gewiß so lange fesseln wird, als lieblich ernste Darstellung der Natur und der menschlichen Leidenschaften etwas über die Leserwelt vermögen. Und welches Werk hält mit ihrer Analyse weiblicher Charaktere des Shakespeare (Characteristics of Women) eine Vergleichung aus? Wo findet man so tiefe philosophische Blicke in die Welt derjenigen Charakter-Bilder, welchen die schaffende Phantasie ihr Daseyn gegeben? wo eine so gründliche Kenntniß der Urquellen des weiblichen Gemüths, eine so feine und umfassende Beobachtung der Sympathieen, der Neigungen und Leidenschaften des eignen Geschlechtes, in einer so erstaunlichen Mannigfaltigkeit weiblicher Individualitäten?

Die „Reisebilder" (Visits and Sketches) enthalten Beobachtungen der Verfasserin auf einer Reise durch einige der interessantesten Gegenden Deutschlands, und berühren alles, was der Verfasserin Merkwürdiges in der Skulptur, Musik, Dichtkunst, Literatur und dem gesellschaftlichen Leben der Deutschen begegnet ist. Ehe wir aber mit Mistreß Jameson nach Deutschland gehen, sey es uns erlaubt, von den angehängten Miscellen Eine mitzutheilen, die uns das beau idéal eines Englischen Pachters zeigt.

„Auf einem Ausflug nach Norden traf ich einst mit einem Pachter aus Sussex zusammen, einem jener derben, reichen und unabhängigen Yeomen, von denen es, wie ich fürchte, nur noch wenig Exemplare giebt. Er war ganz ein Charakter nach seiner Weise, den ich versuchen will, hier zu skizziren, aber nur Miß Mitford **) könnte ihm volle Gerechtigkeit zu Theil werden lassen. Sein Rock war von dem feinsten Tuche; seine Hemdkrause, an der eine ungeheure Busennadel aus Agat steckte, und sein Halstuch waren beide weiß wie Schnee; sein echter Kastorhut bewahrte noch den alten Glanz und ein gewaltiges Bündel goldner Pettschafte zierte seine Uhrkette. Seine Stimme war laut und dictatorisch, und seine Sprache erstaunlich gut und fließend, obwohl mit etwas bäuerischem und provinziellem Anstrich. Er hatte seinen Geist durch die Reform-Bill, die katholische Frage, die Korn-Gesetze, ja durch Alles und Jedes gebildet; über nichts blieben ihm Zweifel; augenscheinlich war er gewohnt, in seinem Dorfe den Ton anzugeben und am runden Heerde den Despoten zu spielen. Sein Weib war ohne Zweifel „sein Pferd, Ochse, Esel — kurz, sein Alles", während die Söhne auf das Gymnasium gingen und die Töchter auf dem Pianoforte spielten. London war in seinen Augen nur ein großes Conglomerat pestilenzialischer Dünste, ein Sammelplatz von Dieben, Kehlabschneidern und Wüstlingen, ein Ort, den kein Mensch von Gefühl, d. h. Keiner, dem sein Leben, seine Gesundheit oder seine Taschen lieb sind, freiwillig betreten sollte. Er dankte Gott dafür, daß er in seinem Leben nur zweimal dort habe übernachten müssen, und zwar in einem Zwischenraum von 27 Jahren. Die erste Nacht schlief er aus Furcht vor Feuer und Ungeziefer unter freiem Himmel, und das zweite Mal wagte er sich nicht einmal über Smithfield hinaus. Was er nicht wußte, das hielt er auch nicht für wissenswürdig, und des Wortes Französisch (womit er alles Ausländische zusammenfaßte) bediente er sich, wenn er den größten Abscheu, die tiefste Verachtung, das tiefste Mitleid ausdrücken wollte. Wir hatten Leistershire durchreist, und in einem Gasthof an der Gränze rief mein Pachter mit wahrem Enthusiasmus: „Ein schönes Land, Madame, ein prächtiges, herrliches Land!"

„„Nennt Ihr dieses Land schön?"" sagte ich zerstreut, denn mein Kopf war voll von den Alpen und Appenninen, den Pyrenäen und dem Po.

„Das versteht sich, und wo wollen Sie ein Schöneres sehen?"

„„Ich habe nichts sehr Pittoreskes bemerkt.""

„Pittoresk!" wiederholte er etwas verächtlich; „was Sie unter „pittoresk" verstehen, weiß ich nicht; aber zeigen Sie mir einen Boden, der Ihnen für Ihre Mühe mehr giebt, wenn Sie ihn umpflügen. Der schöne Boden macht das schöne Land, Madame."

. . . . Den Charakter der Deutschen Frauen, in Vergleich mit dem der Englischen, finden wir in Folgendem geistreich geschildert.

„Gewisse Unterschiede zwischen den Deutschen und Englischen Frauen fielen mir unwillkürlich auf. In den vornehmsten Zirkeln ist die Gesellschaft überall so ziemlich dieselbe. Ein Ball bei Hofe — die Soirée der Frau eines Gesandten — das Diner eines Ministers — haben in jedem Lande fast gleiche Physiognomie. Nur die zweite Klasse der Gesellschaft, welche allerwärts und in jedem Sinn die beste ist, zeigt uns das Gepräge des nationalen Charakters. Ich war nicht dazu verdammt, meine Deutschen Freundinnen immer en grande toilette zu sehen; ich habe bessere Gelegenheit gehabt, ihre häuslichen Sitten und Gewohnheiten zu prüfen und zu würdigen, als die meisten anderen Reisenden."

„Die gebildeten Deutschen Frauen kommen mir natürlicher vor, als wir Engländerinnen. Die moralische Erziehung eines Englischen Mädchens ist gewöhnlich negativ. Man sagt ihr nicht, was sie thun, sondern nur, was sie lassen soll. Immer heißt es: thue das nicht — sage das nicht — denke nicht so! und wagt irgend ein klügeres Kind einmal „warum?" zu fragen, so ist die Mama oder die Gouvernante gleich mit der Antwort bereit: „es schickt sich nicht — es ziemt keinem Fräulein — es ist lächerlich!" Aber ist es denn unrecht? Warum ist es unrecht? „Pah!" lautet die Antwort, „ein junges Mädchen darf nicht raisonniren!" aber Mama, ich dachte — „Du sollst nicht denken, mein Kind! geh' und schreibe Dein Italiänisches Exercij" u. s. w. Die Idee, daß gewisse Leidenschaften, Kräfte, Stimmungen und Gefühle, die Gott selbst in unsere Natur gelegt hat, durch das Machtwort einer Gouvernante, oder durch Modegesetze unterdrückt werden können, ist im höchsten Grade abgeschmackt. Unsere Erzieher bilden sich ein, daß Alles gut sey, wenn sie die Zweifel in uns ertödtet, wenn sie jede Aeußerung eines überschwellenden Gefühls zurückgedrängt haben. Sie wissen nicht, oder bedenken nicht, daß alle Mühe vergeblich ist, wenn unsere Natur jene edleren Kräfte, die uns unmittelbar mit dem Göttlichen verketten, nicht selbstständig benutzen darf."

„Nun aber ist die Deutsche Frau weniger zu einer besonderen Mode erzogen; ihr Geist und Charakter wird im Allgemeinen nicht mit Umgebung der moralischen Gefühle, der Neigungen, der Impulse, gebildet. Die Gefühle manifestiren sich freier, unverhüllter; daher schienen mir die Frauen natürlicher und individueller entwickelt."

„Die Deutsche Frau macht sich viel mehr mit der Haushaltung zu schaffen, als Frauen von gleichem Stande in England. Wir Engländer denken uns, vermöge unseres falschen Zartgefühls, gewisse häusliche Sorgen und Pflichten, an denen gar nichts Gemeines ist, als gemein und plebejisch. Eine junge Englische Dame, die nichts weiter thut, als Beutelchen stricken, Röschen malen, oder ein „dolce mio bene" trillern, würde gewiß ganz erstaunt seyn, wenn sie die junge und schöne Tochter einer vornehmen Deutschen Frau mit dem Schlüsselbund am Gürtel geschäftig hin und herlaufen sähe. Die Beschreibung von Werther's Lotte, wie sie Butterbrode schmiert, hat in England, wo das feine Gefühl eine noch feinere Verbrämung haben muß, Stoff genug zum Lachen gegeben. Keine Prinzessin darf sich verlieben oder selbst wahnsinnig werden, ohne in weißem Atlas zu erscheinen. Einem Jeden, der in Deutschland gelebt hat, ist die Gruppirung des Sentimentalen mit Brod und Butter, oder der Poesie mit häuslichen Sorgen gar nichts Lächerliches. Die Frau eines Deutschen Ministers sagte mir einst, sie habe keine Zeit, die Gemälde-Gallerie mit mir zu besuchen, weil sie heute „ihre Wäsche zählen müsse", und eben diese Dame war eines der liebenswürdigsten und gebildetsten weiblichen Wesen, mit denen ich jemals zusam-

*) Nr. 7 und Nr. 114 des „Magazins" v. J. 1832.

**) Die Verfasserin der „Bilder aus der Englischen Provinz", die wir in diesen Blättern früher mitgetheilt.

mengetroffen bin. Eine andere hochgebildete Frau, die schon bei Hofe figurirt hatte, lehnte Etwas ab — ich weiß nicht mehr was — indem sie bemerkte, daß in ihrem Hause an diesem Tage „große Wäsche" sey, ein Tag, an welchem, beiläufig bemerkt, in Deutschen Haushaltungen das Unterste zu oberst gekehrt wird. Oft kam ich sehr ungelegen zu dieser großen Katastrophe. Wohlbemerkt, ich spreche hier nicht von Gewerbsleuten und Handwerkern, sondern von Leuten meines Standes, ja von noch Höheren. Freilich sind mir auch Damen bekannt geworden, die sich ohne Noth zu wahren Hausmägden erniedrigt hatten, Damen, deren ganze Seele in Küche und Hausrath steckte, und die nur von Gerichten und Saucen sprechen konnten; aber dieselbe Klasse weiblicher Wesen würde in England, statt daß sie der Gedanke, sich nützlich zu erweisen, bethätigte, flatterhaft, albern und ganz ohne Gedanken seyn."

. . . . Eine Bemerkung über Göthe führt die Verfasserin zu folgenden charakteristischen Aeußerungen über seine Schwiegertochter:

„Alle andere Wesen, die mit Göthe in Berührung kamen, wurden durch Einwirkung dieses gewaltigen Geistes in ihrer Individualität mehr oder weniger modifizirt. Mit oder ohne Bewußtseyn, aus Liebe oder aus Furcht, neigten sie sich vor dem großen Manne und verleugneten oder vergaßen ihre Eigenthümlichkeit. Sie waren in seiner Gegenwart gleichsam dunkle Körper, denen die Sonne in mancherlei Graden und Nüancen ihr Licht zutheilte. Nur diese Frau glich einem transparenten Medium, das der Sonnenstrahl durchdrang und erleuchtete, ohne sonst eine Spur zu hinterlassen. Man denke sich ein Weib — ein junges, reichbegabtes, enthusiastisches Weib — das Eigenschaften genug besaß, um Göthen zu fesseln, Talente genug, um ihn angenehm zu unterhalten, Geist genug, um ihn zu würdigen; das vierzehn oder funfzehn Jahre lang täglichen, ja stündlichen Umgang mit Göthe haben konnte, und dennoch vom Anfang bis zum Ende eine vollkommen selbstständige Natur blieb, und zwar weniger wegen der Stärke, als wegen der Reinheit und Zartheit des ursprünglichen Gebildes. Die oft gemißbrauchten Worte „naiv" und „Naivetät" sind, ihrer vollsten Bedeutung nach, auf kein weibliches Wesen, das ich kennen gelernt, so anwendbar. Ihre Unterhaltung war die angenehmste, die ich jemals genossen, weil Alles, was sie spricht, ihr selbst angehört, nichts erborgt ist. Man wird nicht fortgerissen, wie von einem Strome, nicht geblendet, wie durch ein künstliches Springwasser. Es ist der sichtbare Wunsch zu gefallen, — etwas natürliche Koketterie — eine unerzwungene Lebhaftigkeit, Gefühl ohne Künstelei, außerordentliche Beweglichkeit, die jedoch niemals wie Caprice aussieht, und die höchste Feinheit in Gedanken, Gefühl und Ausdruck, was diese Frau so liebenswürdig macht. Von einer so wahrhaft edlen, harmonisch gestimmten Seele hat nie etwas Leichtfertiges oder ein Mißton ausgehen können; die üble Nachrede erstarb in ihrer Nähe; von dem Bösen wollte sie nichts hören, das Arglistige nicht verstehen; das Lächerliche nicht anschauen. Zuweilen zeigte sie in ihren Gefühlen und Eingebungen die wilde Glut des Naturkindes, wie man sie von einer mit Federn geschmückten Indianerin in ihrer Savanne erwarten könnte; aber schon im nächsten Augenblick erinnerte ihr Benehmen an ein bei Hofe erzogenes Kammerfraulein. Schnell im Auffassen und doch weiblich vertrauend, vereinigte sie eine gewisse unruhige Lebhaftigkeit mit einer anmuthsvollen Indolenz. Kein Unrecht würde sie mißtrauisch machen, keine Kränkung erbittern. Die gemeine Wirklichkeit, die Sorgen des Alltagslebens sind ihr nur zu gleichgültig. Sie ist in der That Alles, was andere Frauen gern scheinen möchten, und verräth mit sorglos unabhängigem Geiste, was andere am Meisten zu verbehlen wünschen. Ich zeichne nach dem Leben — was würdet Ihr nun sagen, wenn Ihr solch einem Weibe begegnetet?"

A. „Ich würde sagen, daß sie in diese Welt nicht gehört"

B. „Wie so das?"

A. „Das Weib, das Sie eben geschildert haben, paßt schwerlich für die Welt."

B. „Sagen Sie lieber, die Welt paßt nicht für sie. Wie der Sabbath für den Menschen gemacht worden ist, und nicht der Mensch für den Sabbath: so ist auch die Welt für den Menschen da, nicht der Mensch für die Welt — am wenigsten das Weib."

Jetzt eine kurze beherzigenswerthe Betrachtung unserer Verfasserin über die Stellung der Künstlerinnen zum Leben.

— — „So weit stimmten wir überein; aber im weiteren Verlaufe der Unterhaltung war ich dazu verdammt, einen Strom von Gemeinplätzen und hämischen Spöttereien über diese und jene Künstlerin anzuhören. Die Eine schalt man gemein, die Andere boshaft, eine Dritte launisch und hochfahrend; die Eine sollte dem Porterbier gern zusprechen, die Andere wollte man fluchen gehört haben, und was des Gewäsches mehr war. Selbst der lieblichen Sontag wurden gewaltige Verstöße gegen die Konvenienz vorgeworfen — sie hätte sich einst ihrer Finger bedient, wo sie einen Löffel hätte nehmen sollen! u. s. w. Mein Gott! so betrachtet doch die Stellung dieser Wesen, und werft dann eure Blicke auf diejenigen Frauenzimmer, die, von Kindheit an in alle Regeln und Beschränkungen der guten Gesellschaft eingepfercht und alle Bequemlichkeiten derselben genießend, bald an einer neuen Haube sticken, bald eine Börse stricken, oder in einer Novelle lesen, bei ihren kleinlichen Beschäftigungen ganz glücklich und selig; seht, wie sie, weit, weit entfernt von Mangel, Gram und Furcht, jetzt zu Gerichte sitzen und gegen Andere ihres Geschlechts den Bannstrahl schleudern, gegen Wesen, deren Nervensystem von Kindheit an durch äußerste Anstrengung der Seelenkräfte auf der einen, und betäubende Schmeichelei auf der anderen Seite in ewiger Spannung gehalten wird; die in die Welt geworfen sind, ohne Karte oder Kompaß. Ihre Leidenschaften stehen unter keiner Kontrolle, ihre Energie wird irre geleitet, und der ganze entzündbare poetische Theil ihres Wesens, wie schon ihr Beruf gebietet, bis zum Aeußersten aufgeregt und entwickelt. O! wann wird der Mensch den Menschen schonend beurtheilen? Wann werden menschliche Geschöpfe, und insbesondere Frauen, mit Nachsicht und Gerechtigkeit gegen einander verfahren, und nicht ferner über Wirkungen richten, ohne die Ursachen zu bedenken? Wann wird Nachdenken über diese Ursachen dahin leiten, daß man sie entfernt? Es giebt Uebel, die auf Wenigen lasten, aber auf Viele wirken, in so fern sie die Kunst und den Beruf des Künstlers entweihen; aber spötteln können Alle, denken — nur Wenige."

Wir schließen für's Erste mit einigen interessanten Auszügen aus einem schönen Artikel über die Schauspielerin Fanny Kemble (jetzige Mrs. Butler).

„Von ihrem Genius und seinen Sinn für das Schöne, und von der freundlichen Zuneigung ihres Publikums begünstigt, hatte Fanny Kemble in keiner ihrer Rollen Unglück, selbst als sie noch ein sehr junges und unerfahrenes Mädchen war. Nur sehr selten durfte sie selbst ihre Rolle wählen, was, insofern ihre individuellen Kräfte betheiligt waren, höchst ungerecht und unklug war. Ich weiß, daß sie öfter nur aus Pflichtgefühl spielte; oder vielmehr aus jenem, einer edlen Seele so natürlichen Zartgefühl, welches allen Schein von Anmaßung vermeiden wollte. In einigen Fällen schmerzte mich wirklich diese Demuth, die ich an ihr liebte. Sie durchschaute wohl die traditionellen Abgeschmacktheiten des Kostüms, und die lächerlichen technischen Anordnungen in der Einrichtung der Bühne; allein es stand nicht in ihrer Macht, Etwas zu ändern, und so errang sie Alles mit liebenswürdigem Gleichmuth. Wäre sie bei der Englischen Bühne geblieben*), so würden ihr feiner Geschmack und ihr mächtiger Geist wohl so viel über das Publikum vermocht haben, daß sie mehrere Lieblings-Pläne hätte durchführen können. So beabsichtigte sie, den unverfälschten König Lear wieder auf die Bühne zu bringen, und die echte Cordelia zu spielen. War sie ihrem eigenen Urtheil überlassen, so dachte sie immer mehr an das, was seiner Natur nach würdig und schön, als an den Beifall des großen Haufens, oder an die Summen, die man weit einstreichen würde. So wählte sie zu ihrem ersten Benefiz die Portia, eine Rolle, der jede eitle dünkelvolle Schauspielerin bei solcher Gelegenheit gewiß ausgewichen seyn würde, weil Portia, so wie der „Kaufmann von Venedig" jetzt gegeben wird, nur eine Personen zweiten Ranges ist und wenig ergreifende Momente hat. Man stellte ihr dies vor; allein sie beharrte in ihrer Wahl, und wie seelenvoll war ihr Spiel! wie schwelgte sie gleichsam in dem Vollgenuß der hohen weiblichen Schönheit dieses Charakters, ihre Zuschauer mit sich fortreißend! Sie wehklagte über jede herrliche Stelle, die von profanen Händen ausgemerzt worden war. Die „Camiola" in Massinger's „Maid of Honour" spielte sie ihrem eigenen lebhaften Wunsche gemäß, und gewiß war diese Rolle eine ihrer trefflichsten und vollendetsten; aber die reine Eleganz, die vollkommene Zartheit ihres Spiels sind niemals nach Verdienst gewürdigt worden. Das merkte sie auch und sagte: „„Die ersten Reihen des Parterre und die ersten paar Logen werden mich verstehen; für den Rest des Publikums sollte ich spielen, wie man die Scenen malt — mit groben schwarzen und weißen Pinselstrichen."" — „Bianca" in Millman's „Fazio" war auch eine ihrer schönsten Rollen, und hatte dabei mehr Bühnen-Effekt. Der Ausdruck der schlummernden Leidenschaft und ihre graduelle Entwickelung waren so glühend gemalt, und doch so fein abgeschattet; der Wahnsinn der Leidenschaft und die geistige Zerrüttung so wunderbar unterschieden, so gewaltig ausgedrückt, daß die Zuschauer vor Staunen sich kaum zu fassen wußten. Auch werde ich nie das blasse Gesicht vergessen, mit dem sie diesen Triumph, einen ihrer berauschendsten Triumphe, hinnahm."

— — — „Sie fühlte ganz ihre Stellung. Ihr Ehrgeiz war nicht zunftmäßig. Immer hatte sie das Bewußtseyn einer Kraft, die ihr eine edlere Unsterblichkeit verleihen konnte, als das Schauspiel. Sie hatte, abstrakt genommen, eine sehr hohe Meinung von dem, was ihre Kunst vermochte; allein ihr natürlicher Seelenadel und ihr hoher Sinn für das ernste Ideal machten sie gegen die prosaischen Beifallsbezeigungen, welche den praktischen Theil der Kunst begleiten, sehr empfindlich. Sie fürchtete die endliche Wirkung unaufhörlichen Lobes und unaufhörlicher Aufregung auf ihre Gemüthsstimmung."

„„Es ist mir schrecklich"", sagte sie, „„wenn ich bedenke, daß alles dies mir Bedürfniß werden könnte; wäre ich davon überzeugt, daß ich dessenungeachtet meine Liebe zu höheren und edleren Beschäftigungen, und meinen Durst nach einem edleren, obwohl entfernteren Ruhm mir erhielte, so würde ich nichts der Art fürchten; aber anhaltende Arbeit hält mich von den Bestrebungen ab, die ich liebe und ehre, und weder sie, noch irgend eine unserer Fähigkeiten kann lange Vernachlässigung überleben.""" So fühlte, so urtheilte Fanny Kemble in ihrem zwanzigsten Jahre. Ich habe ihr wirklich verweisen hören, daß öffentlicher Beifall nicht elektrisch genug auf sie wirke; allein die Wahrheit ist, daß Lobsprüche sie eher dankbar machten, als berauschten. „„Ich wage es nicht"", sagte sie, „„Alles zu fühlen, was ich fühlen könnte; ich muß über mich selbst wachen."" Durch genaueste Aufmerksamkeit auf ihre religiösen Pflichten, und durch Erwerbung vielseitiger Kenntnisse und Talente suchte sie ihrer Geisteskräfte Meister zu werden, ihre Seele ins Gleichgewicht zu bringen. Ich bin überzeugt, daß diese Mischung von Selbstverleugnung und Selbstachtung ihrem Wesen auf der Bühne jenen unbeschreiblichen Zauber lieh, der von aller Anmuth der Person und selbst des Spiels unabhängig ist."

*) Sie befindet sich bekanntlich seit länger als einem Jahre in Nord-Amerika, soll jedoch jetzt wieder nach England zurückgekehrt seyn.

Frankreich.

Claude Gueux, von Victor Hugo.

(Schluß.)

Am 8. Juni 1832, sieben Monate und vier Tage nach der That, kam das Dekret, und zwar, wie man sieht, pede claudo. An diesem Tage um 7 Uhr des Morgens erschien der Schreiber des Gerichts in

Claude's Kerker, mit der Ankündigung, daß dieser nur noch eine Stunde zu leben habe. Die Cassation war verworfen worden.

„Wohlan!“ sagte Claude kalt, „ich habe diese Nacht gut geschlafen, ohne zu ahnen, daß ich die künftige noch besser schlafen werde.“

Die Worte starker Menschen scheinen bei der Annäherung des Todes den Ausdruck einer gewissen Großheit zu gewinnen.

Der Priester kam, der Henker folgte. Er war demüthig gegen jenen, freundlich gegen diesen. Er weigerte nicht Körper, noch Seele.

Er behielt völlig die Freiheit des Geistes. Während man ihm das Haar abschnitt, äußerte einer im Winkel des Kerkers etwas von der Cholera-Gefahr, die eben Troyes bedrohte. „Ich meinestheils“, sagte Claude lächelnd, „habe keine Furcht vor ihr.“

Den Priester hörte er übrigens mit großer Aufmerksamkeit an, und bedeutete, keinen Religions-Unterricht genossen zu haben. Auf seine Bitte hatte er die kleine Scheere wiedererhalten, mit der er sich zu erstechen versucht hatte. Es fehlte die eine Klinge, die in seiner Brust abgebrochen war. Diese Scheere, bat er den Schließer, in seinem Namen Albin zu überbringen, und drückte noch den Wunsch aus, diesem Vermächtniß seine Portion Brodt für diesen Tag hinzufügen zu dürfen.

Von denen, die ihm die Hände banden, ließ er sich das von der barmherzigen Schwester erhaltene Fünffrankenstück in die Rechte legen, das einzige ihm noch gebliebene Besitzthum.

Ein Viertel vor acht Uhr verließ er das Gefängniß unter dem gewöhnlichen Trauer-Gefolge der Verurtheilten; er war zu Fuß, bleich, richtete den Blick unverwandt auf das Kruzifix des Geistlichen, ging aber festen Schrittes.

Man hatte den Markttag zur Hinrichtung gewählt, um möglichst viele Blicke dem Zuge zuzuwenden; denn es scheint noch in Frankreich solche halbwilde Winkelstädte zu geben, wo die bürgerliche Gesellschaft, wenn ein Mensch umgebracht wird, damit sich brüstet.

Ernst bestieg er das Gerüst, immer das Auge auf Christi Todespfahl gerichtet. Er wollte den Priester, dann den Nachrichter umarmen; jenen, um ihm zu danken, diesen, um ihm zu vergeben. Der Letzte drückte ihn sanft von sich, sagt ein Bericht. Wie einer der Gehülfen ihn an die schreckliche Maschine festband, gab er dem Geistlichen ein Zeichen, ihm das Fünffrankenstück aus der Hand zu nehmen, und sagte: „Für die Armen.“ Es schlug eben acht; der Schall der Glocke überdröhnte seine Stimme, und der Beichtiger antwortete, er habe ihn nicht verstanden. Claude wartete das Intervall zweier Glockenschläge ab und wiederholte sanft: „Für die Armen.“ — Der achte Schlag hatte noch nicht ertönt, als dies edle verständige Haupt gefallen war.

Bewundernswerth ist die Wirkung öffentlicher Hinrichtungen! Denselben Tag — die Maschine stand noch aufgerichtet, war noch nicht abgewaschen — retteten die Marktleute sich wegen einer Mauthstreitigkeit zusammen und hätten fast einen Zoll-Beamten niedergehauen. Ein sanftes Volk, das uns unsere Gesetze auferzieben!

Wir glaubten, Claude Gueux's Geschichte umständlich erzählen zu müssen, weil, unseres Dafürhaltens, alle Paragraphen derselben zu Kapitel-Ueberschriften des Buches sich eignen möchten, in welchem das große Volks-Problem des 19ten Jahrhunderts gelöst würde. In diesem denkwürdigen Leben stehen zwei Haupt-Veränderungen, die vor und die nach dem Falle; und diese zwei Veränderungen befassen zwei Fragen, die der Erziehung und die der Sträflichkeit — und diese zwei tragen die gesammte bürgerliche Gesellschaft.

Sicher waren an diesem Menschen Geburt, Organisation und Bedingung trefflich. Was hat ihm dann gefehlt? Denket nach! Hier liegt die große Aufgabe vom rechten Verhältniß, deren noch zu findende Lösung das allgemeine Gleichgewicht ergeben wird. Die Gesellschaft soll für das Einzelwesen so viel thun, als die Natur. Betrachtet Claude Gueux. Kopf und Herz wohl beschaffen, ohne Zweifel. Aber das Schicksal wirft ihn in eine so schlecht beschaffene Gesellschaft, daß er zuletzt stiehlt. Die Gesellschaft wirft ihn in ein so schlecht beschaffenes Gefängniß, daß er zuletzt tödtet.

Wer ist der wahrhaft Schuldige? Er oder wir?

Strenge peinigende Fragen, die jetzt alle Geister bewegen, die uns, so lange wir sind, am Gewande zerren und dereinst den Weg so gänzlich hemmen werden, daß man sie wohl ins Auge fassen und erwägen muß, was sie von uns wollen. Vielleicht wird der Abfasser dieser Zeilen bald einmal es zu sagen versuchen, wie er diese Fragen erstehe.

Denkt man, solchen Ereignissen gegenüber, wie sehr diese Fragen uns drängen, so möchte man wissen, worauf denken die, die uns regieren, so sie nicht hierauf denken?

Alle Jahre sind die Kammern ernstlich thätig; gewiß ist es sehr richtig, die Sinekuren einzuziehen und das Budget auszujäten; sehr richtig, Gesetze zu machen, nach denen ich, als Soldat verkleidet, patriotischer Weise vor der Thür des Herrn Grafen von Lobau auf die Wache ziehen muß, den ich nicht kenne und nicht kennen will, oder die mich nöthigen, auf dem Marigny-Platze nach dem Belieben meines Gewürzkrämers, den man mir, dem National-Gardisten, zum Offizier gegeben, zur Parade zu erscheinen.

Es ist wichtig, man sey Deputirter oder Minister, alle Gegenstände, alle Begriffe in diesen ewig abirrenden Verhandlungen müde zu jagen und todt zu rennen. Es ist wesentlich, z. B. diesen großen und ernsten Schuldigen auf das Armesünderbänkchen zu setzen, und ihn, der es nicht der Mühe werth hält, zu antworten und daran Recht thut, zu verhören und auszufragen, mit Geschrei und ohne zu wissen, was man spricht — die große Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist förderlich, für Regierende und Gesetzgebende, seine Zeit auf klassische Konferenzen zu verwenden, daß die Schulmeister der Umgegend die Achseln zucken; es ist nützlich zu verkündigen, das neue Drama habe Inzest, Ehebruch, Vater- und Kindermord, Vergiftung aufgebracht und somit den Beweis zu führen, daß man weder Phädra noch Jocaste noch Oedip, nicht Medea, nicht Rhodogune kenne. Es ist unerläßlich, daß drei große Tage lang die politischen Redner des Landes bei Gelegenheit des Budgets für Corneille und Racine Lanzen brechen, gegen, man weiß nicht wen, und diese literarische Gelegenheit benutzen, sich einer dem andern große Französische Sprachfehler um die Wette an den Kopf zu werfen.

Alles das ist wichtig: wir glauben aber, daß es noch Wichtigeres gebe.

Was möchte die Kammer dazu sagen, wenn inmitten der nichtsnutzigen Zänkereien, wo bald der Minister die Opposition, bald die Opposition den Minister beim Kragen nimmt, plötzlich auf einer Bank der Kammer oder der Rednerbühne einer, gleichviel wer, sich erhöbe und sich ernsthaft so vernehmen ließe:

„Schweigen Sie, Herr Mauguin, schweigen Sie, Herr Thiers! Sie glauben bei der Frage zu seyn, Sie sind nicht dabei. Die Frage ist diese. Die Justiz hat vor höchstens einem Jahre einem Mann zu Pamiers mit einem Kneif zerfleischt, in Dijon einem Weibe den Kopf abgerissen, in Paris an der Barrière St. Jacques unbekannt gebliebene Hinrichtungen vollzogen. Dies ist die Frage, damit beschäftigen Sie sich. Nachher streiten Sie weiter, ob die National-Garde weiße oder gelbe Knöpfe tragen soll, und ob „Sicherheit“ schöner lautet als „Gewißheit“*).

„Meine Herren vom Centrum, u. HH. von der Rechten und Linken, die Masse des Volks leidet. Nennen Sie es Republik oder Monarchie, das Volk leidet, das ist Thatsache.

„Das Volk friert, das Volk hungert: Elend treibt es zum Verbrechen oder zum Laster, je nach dem Geschlechte. Haben Sie Mitleid mit dem Volke, dem das Bagno seine Söhne, das Lupanar seine Töchter nimmt. Sie haben zu viel Galeerensklaven, zu viel feile Dirnen. Was beweisen zwei solche Geschwüre? Daß der Körper der bürgerlichen Gesellschaft eine Verderbniß im Blute habe. Sie stehen hier zum Konsilium am Kopfkissen des Kranken; beschäftigen Sie sich mit der Krankheit.

„Diese Krankheit behandeln Sie schlecht. Studiren Sie sie besser. Ihre Gesetze, wenn Sie welche machen, sind Palliativmittel. Die eine Hälfte Ihrer Gesetzbücher ist Routine, die andere Empirie. Die Brandmarkung ist ein Kauterium, das die Wunde brandig macht; eine unsinnige Strafe, die das Verbrechen lebenslänglich an den Thäter siegelt und löthet, die sie zu zwei Freunden, zu Genossen, zu Unzertrennlichen macht! Die Galeere ist ein widersinniges Zugpflaster, das alles ausgezogene böse Blut noch verschlimmert wieder aufsaugen läßt. Die Todesstrafe ist eine barbarische Amputation.

„Aber Brandmarkung, Galeere, Tod sind drei Dinge, die einander halten. Die Brandmarkung haben Sie abgeschafft; wollen Sie logisch verfahren, so schaffen Sie auch die beiden andern Strafen ab. Das glühende Eisen, die Kugel an der Kette, das Fallbeil waren drei Glieder eines Schlusses. Sie haben das Glüheisen weggenommen, die Kugel, das Beil haben keinen Sinn mehr. Farinace war entsetzlich, aber nicht unsinnig.

„Nehmen Sie die alte hinkende Leiter der Verbrechen und Strafen auseinander und machen Sie eine neue. Machen Sie eine neue Sträflichkeit, neue Gesetzbücher, neue Gefängnisse, neue Richter. Lassen Sie Gesetz und Sitte gleichen Schritt halten.

„Meine Herren, es fallen zu viele Köpfe in Frankreich in einem Jahre. Da Sie einmal mit Ersparnissen im Zuge sind, lassen Sie sie hier eintreten. Sie sind in vollem Eifer hinter Abschaffungen her, schaffen Sie den Henker ab. Mit dem Gehalte von Ihren 80 Henkern desselben Sie sechshundert Schullehrer

„Denken Sie an die Masse des Volks: auf Schulen für Kinder, auf Werkstätten für Männer. Wissen Sie, daß Frankreich das Land in Europa ist, wo die geringste Zahl der Gebornen lesen kann? Wie, die Schweiz kann lesen, Belgien, Dänemark, Griechenland können lesen, Irland kann lesen und Frankreich kann nicht lesen! Welche Schmach!

„Geben Sie auf die Galeeren: sammeln Sie um sich die ganze Ruderbank. Befragen Sie einen nach dem andern um das Gesetz der Menschen. Messen Sie den Neigungswinkel all dieser Gesichter, tasten Sie ihre Schädel aus! Jeder dieser gefallenen Menschen steht noch über seinem thierischen Typus, jeder von ihnen scheint den Durchschnittspunkt dieser oder jener Thiergattung mit der Menschheit vorzustellen. Hier ist der Luchs, dort die Katze, hier der Affe, da der Habicht, dort die Hyäne. Aber an allen diesen übel zugerichteten Köpfen hat zwar Natur die erste Schuld, die zweite aber Erziehung. Die Natur hat schlecht angelegt, Erziehung schlecht ausgeführt. Richten Sie Ihre Sorge hierher. Dem Volk eine gute Erziehung! Entwickeln Sie nach besten Kräften diese unglücklichen Seelen, damit die inwohnende Intelligenz groß wachsen könne. Je nach ihren Institutionen haben die Völker einen gut oder schlecht geformten Schädel. Rom und Griechenland hatten hohe Stirnen. Geben Sie dem Gesichtswinkel des Volkes die möglichgrößte Oeffnung.

„Wenn Frankreich wird lesen können, so lassen Sie das einmal entwickelte Bewußtseyn nicht ohne Richte. Das wäre eine Ordnungswidrigkeit anderer Art. Unwissenheit ist noch besser als schlechtes Wissen. Nein! erinnern Sie sich, daß es ein Buch giebt, das philosophischer ist als der Compère Mathieu, volksthümlicher als der Constitutionnel, dauernder als die Charte von 1830, — die heilige Schrift. Und hier ein Wort zur Verständigung. Was Sie auch thun mögen, das Schicksal des großen Haufens, der Menge, der Majorität**) wird verhältnißmäßig immer seyn Armuth, Unglück, Leiden. Ihr fällt die harte Arbeit zu, ihr die zu tragenden, zu ziehenden, fortzubewegenden Lasten. Untersuchen Sie die Wage: alle Genüsse in der Schale des Reichen, alles Elend in der Schale des Armen. Sind die Gewichte nicht un-

*) Bekanntlich war in der Deputirten-Kammer bei der Diskussion der Antwort auf die Thronrede, an einer das Schicksal Polens betreffenden Phrase, ein lebhafter Streit zwischen Ministerium und Opposition, wegen der Wahl des Wortes assurance für certitude.

**) Vielleicht eine Anspielung auf die Maxime des jetzigen Systems in Frankreich, das dem Prinzip der Majorität entschieden und ausdrücklich huldigt.

gleich vertheilt? Muß sich die Schale nicht neigen und der Staat mit ihr? Nun so werfen Sie denn in den Loostopf des Armen, in die Schaale des Elends die Gewißheit einer Zukunft im Himmel, den Anspruch auf eine ewige Seligkeit, das Paradies — eine herrliche Ausgleichung? Sie stellen das Gleichgewicht wieder her. Das Theil des Armen ist so reich als das des Reichen. Das wußte Jesus und wußte es lange vor Voltaire.

„Geben Sie dem arbeitenden, dem leidenden Volke, dem Volke, dessen Welt hienieden traurig ist, den Glauben an ein für ihn vorhandenes Jenseits. Es wird ruhig seyn, geduldig. Geduld ist aus Hoffnung gemacht.

„Streuen Sie denn Evangelien über die Dörfer aus. Eine Bibel in jede Hütte. In beiden möge jedes Buch und jedes Gefilde einen sittlichen Arbeiter erzeugen.

„Der Kopf des gemeinen Mannes, das ist der Fragepunkt. Er ist voll heilsamer Keime, dieser Kopf. Betreiben Sie seine Reise, und lassen Sie ihm zu Gute kommen, was die Tugend Erleuchtendes und Heilkräftiges hat. Mancher hat gemordet auf den Landstraßen, der, besser geleitet, der trefflichste Diener der Gemeinde geworden wäre. Diesen Kopf des gemeinen Mannes bauen Sie an, machen Sir urbar, begießen Sie, befruchten Sie ihn, machen Sie ihn aufgeklärt, sittlich, brauchbar; so werden Sie nicht nöthig haben, ihn abzuhauen."

Dänemark.

Ewald, Baggesen, Oehlenschläger.

In des verdienstvollen Molbech „Vorlesungen über die neuere Dänische Poesie mit besonderer Rücksicht auf Ewald, Baggesen und Oehlenschläger", *) werden diese drei vorzüglicheren der neueren Dänischen Dichter recht ausführlich und interessant geschildert. — So wie Klopstock auf Ewald, so soll Wieland auf Baggesen gewirkt haben, und des Letzteren Einfluß auf die Dänische Literatur wird mit dem verglichen, den Wieland auf die Deutsche ausübte. Baggesens charakteristische Eigenschaften als Dichter waren: Glätte, Geschmeidigkeit, Witz, weniger kräftige und produktive Phantasie; leicht auflodertes, aber kein tiefes beständiges, dauerhaft glühendes Gefühl. — Eine neue Aera in der Skandinavisch-Nordischen Dichtkunst ward mit Oehlenschläger begonnen, der auf eine andere Weise das für die Dänische Poesie ward, was Goethe für die Deutsche. Vergleicht man Oehlenschlägers „Helge" mit Tegnérs „Frithiof", so kann man von Frithiof sagen, daß hier das lyrische Element schöner und reicher als im Helge sey; dagegen ist aber das epische Element schwächer, als es in Folge der Natur der Dichtung seyn müßte, und es tritt bei weitem nicht in der objektiven Reinheit und Naivetät wie bei Oehlenschläger hervor. Der Verfasser schließt mit folgender Charakteristik der drei Dichter:

„Von diesen drei Dänischen Dichtern war es Ewald, der zuerst die Poesie ins Leben rief, indem er sie von einer prosaischen Sklaverei erlöste, worin man sie an die Erde und die Verhältnisse des Alltagslebens gebunden halten wollte, und indem er sie so, wie er selbst sagte, zu ihrem himmlischen Ursprung, zu dem erhabenen Reiche der Ideen erhob. Die reine lyrische Poesie in unserer Sprache ward durch ihn geschaffen, und dies in einer Vollkommenheit, die nachher nicht übertroffen ward. Viele traten in seine Spuren, aber keiner erreichte seine Kraft und Reinheit; keiner kam ihm an Feuer des Gefühls nahe, obgleich mehrere mit glänzenderem Lichte und im bunteren Farbenschimmer prunkten. Zu diesen gehörte Baggesen. Seine Schwingen vermochten ihn nicht zu Ewalds Höhe zu erheben, wo es Ernst und männliche Stärke des Gefühls galt; aber er legte Anmuth, Glanz und Reichthum im Ausdrucke zu dem poetischen Reichthum und der Kraft hinzu, die schon Ewald der Sprache geschenkt hatte. Eine andere Dichtungssphäre, die des Witzes und der Ironie, war Baggesens wahre Heimath, und nur in ihr war und blieb er originell. Dagegen zeichnete er sich durch Mattheit und kraftlose Leerheit bei jeder Gelegenheit aus, wo er es versuchen wollte, ernste Objektivität in seine Poesie hineinzubringen. — Oehlenschlägers Muse ward der wohlthuende Genius, der wieder die Phantasie als unentbehrliches Lebensprinzip der Kunst hervorrief, welches der Natur, der Wahrheit und Tiefe des Gefühls und der sie begleitenden Naivetät und Einfachheit im Ausdrucke die verlornen Rechte zurückgab und unserer nationalen Poesie die Inhaltsfülle, den Ideen-Reichthum, den Schatz von objektiv geformten Kunstwerken schenkte, welche in den letzten 30 Jahren uns so vielen edlen Genuß gewährt haben. Oehlenschlägers vorzüglichste Dichtungen haben ihren Ursprung aus einem eigenthümlichen, kräftigen, nordischen, mit reicher Phantasie und mit naivem und treuherzigem Gefühle begabten Geiste. Diese Dichtungen haben zugleich eine ihrer tiefsten und stärksten Wurzeln in der Nationalität des Volks, und sie haben gewirkt, nicht allein durch äußeren Glanz, sondern durch ihren inneren Kern, durch die reine marmorfeste Form und den männlichen und tiefen Erzklang der Sprache. Ihre Wirkung ist nicht schwächer geworden, weil sie während der Zeit von einer anderen Stimmung, von anderen, zum Theil weniger reinen und harmonischen Werken des Dichters selbst abgelöst wurden. Sie wird, wenn wir anders glauben, daß der Geist der ewigen Schönheit der Zeit vergängliche Launen überlebt, uns überdauern und wird mit noch vollerer Bewunderung von dankbaren Nachkommen vernommen werden."

Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesen Aeußerungen Molbech's über Oehlenschläger bildet die kürzlich erschienene Recension eines Norwegischen Kritikers im Morgenblatte von Christiania. Um unsern Lesern zu zeigen, wie bitter und rücksichtslos die literarische Kritik auch in Norwegen, dem Lande seyn könne, wo Natur und Natur-Wahrheit sonst noch eine unbeschränkte Herrschaft üben, entlehnen wir aus einem Schwedischen Blatte darüber Folgendes:

„Im Norwegischen Morgenblatte las man im Monat Juni d. J. eine Recension über Oehlenschlägers Schriftstellerthum im Allgemeinen und einige seiner letzten Werke insbesondere, in der der berühmte Verfasser ziemlich übel mitgenommen ward. Es liegt unbestreitbar viele Bitterkeit und vielleicht eine allzu große Strenge in diesen Urtheilen, und Oehlenschlägers blinde Bewunderer werden ihnen ohne Zweifel kurzweg die Benennung Pasquill geben. Der unparteiische Leser wird jedoch nicht leugnen, daß Oehlenschlägers schwache Seiten — und er hat leider sowohl als Mensch wie als Schriftsteller dergleichen —, wenn auch wenig schonend, doch nicht so ganz ungerecht ans Licht gezogen worden sind. Der Recensent hat nicht Hand an rechtmäßig erworbene Lorbeern gelegt, welche immer — jedoch mit gehöriger Abstreifung von den Uebertreibungen des Enthusiasmus und des Parteieifers — die Stirne dessen schmücken werden, der „Aladdin", „Helge", „Nordens Götter", „Hakon Jarl" u. s. w. geschaffen hat; er ist unter Anerkennung dieser Werke eigentlich nur mit Oehlenschläger's letzten Produkten zu Gericht gegangen: mit den Schauspielen „Karl der Große" und „Tordenskjold", und vor Allem mit seiner Reise in Norwegen („Nordgereisen"). Oehlenschläger's unmäßige Eitelkeit und seine große Meinung von seiner eigenen hohen Person tritt unleugbar in diesem Werke auf eine höchst unbehagliche Weise hervor, und da zugleich die Verse (denn die Reise ist in Versen) in prosaischer Natur alle Reisebeschreibungs-Prosa, deren wir uns in Eile erinnern können, übertreffen, so war es natürlich, daß der Rec. hier ein reiches und fruchtbares Feld für seine maliziöse Aehrenlese fand." —

In der Recension selbst heißt es unter Anderem: „Ein so leeres Spiel treibt Oehlenschläger durch und durch. Es ist der Reim, durchaus der Reim und nichts mehr. Die Bizarrerie in der einen oder andern Versform hebt es nicht auf. Die angeführten Beispiele machen es unnöthig, die Geistesleerheit und Flauheit noch besonders zu dokumentiren. Sie finden sich überall." — Es werden nun viele Stellen des Werkes selbst angeführt und mit sarkastischen Bemerkungen begleitet. So z. B.:

Nördlich liegt Thulstrups Hain. Dorthin fuhr ich auf einem Kahn
Mit einer Freundesschaar, und der Regen machte die Fahrt etwas naß,
Doch dazwischen schien die Sonne, hüllte sich nicht immer dunkel.

„In diesen drei Vers-Zeilen entdecken wir: 1) die Merkwürdigkeit, auf einem Boot zu segeln; 2) die Möglichkeit, daß der Regen trocken machen kann; 3) daß die Sonne dunkel ist. Weiter:

„„Sieh', da steht das Balkenhaus! stets daran ich denken will;
Dort, vor Norwegs edlen Söhnen, las ich vor mein Trauerspiel.""

„Auch da, auch da Vorlesung! Oehlenschläger ist unermüdlich, seine Manuskripte vorzulesen. Er ist in Deutschland, in der Schweiz herumgereist, und hat Goethe, Frau von Staël u. A. damit gequält u. s. w."

Auf solche Weise führt der Norwegische Kritiker noch mehrere Stellen an und begleitet sie mit ähnlichen Anmerkungen. Am Schlusse sagt er noch: „Wir bleiben bei der Frage stehen, kann ein wirklicher Dichter die Norwegereise geschrieben haben? Einen so langen Schlaf hatte noch kein Homer. Man ruft: Ja, Gott bewahre! es ist ja Prof. Oehlenschläger, es ist ja Hakon Jarl! Wir antworten: War Hakon Jarl anders oder besser geschrieben, so würde es auch die Norwegereise seyn. Nun ist diese so schlecht wie möglich. Es findet ein noch strengeres Verhältniß, eine genauere und konsequentere Kettenverbindung in der geistigen, als in der physischen Welt statt, wo wir sie mit Bewunderung entdecken. Derjenige, welcher ein ziemlich oder auch ein recht gutes Stück dichtete, kann mit einem ganz schlechten endigen. Wer aber ein Werk höchsten Ranges erschuf, kann mit einem endigen, das den Werth dessen hat, was bei dem anderen Dichter das höchste ist. Hakon Jarl verhält sich zu Macbet, oder König Lear, oder Hamlet, wie Karl der Große (von Oehlenschläger) zu Hakon Jarl; Karl der Große zu König Lear, wie die Norwegereise zu Karl dem Großen oder vielleicht auch zu Hakon. Es ist ein außerordentlicher Abstand zwischen diesen beiden; aber in welchem Abstand zu dem geringsten seiner Werke sollen wir die Norwegische Reise setzen?"

*) Forelæsninger over den nyere danske Poesie, særdeles efter Digterne Ewalds, Baggesens og Oehlenschlägers Værker af Christ. Molbech. Kiöbenhavn 1. 2. deel.

Mannigfaltiges.

— Chronologie der Birmanen. Die Birmanen führen ihre Geschichte mit gewöhnlicher morgenländischer Uebertreibung bis zu einem ungeheuer entfernten Alterthum hinauf. Sie beginnt mit einer Art von Kosmographie, die größtentheils den Hindu's erborgt zu seyn scheint. Die Dauer einer „Welt" begreift nach ihnen vier Perioden von gleicher Länge. Die erste Periode ist die der bewohnbaren und bewohnten Welt; in der zweiten wird unser Erdball durch Feuer zerstört; während der dritten bleibt er eine chaotische Masse; in der vierten kommt Wasser und verjüngt ihn wieder. Die Dauer der ersten Periode ist nach gewissen Lebensaltern bestimmt. Zuerst leben die Menschen nur zehn Jahr, dann zwanzig, dann vierzig und so im arithmetischen Verhältniß weiter bis zu 100 Trillionen Jahren, worauf das Lebensalter in demselben Verhältniß wieder abnimmt. Dieser Prozeß des Zunehmens und Abnehmens 64 Mal wiederholt, giebt die Totalsumme der Dauer unserer Erde, worauf sie wieder durch Feuer zerstört, wieder auf lange Zeit in ein Chaos verwandelt, und endlich, durch Wasser von Neuem verjüngt, wieder bevölkert wird. Die Welt in abstracto gefaßt, hat weder Anfang noch Ende, nur die Formen wechseln. Von den 64 vorhin erwähnten Perioden sind bereits eilf vorübergegangen, und wir leben im Anfang der 12ten. (Crawford's Embassy to Ava.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Montag den 4. August 1834.

Frankreich.

De l'éducation des mères de famille. (Ueber Erziehung der Familienmütter oder die Bildung des Menschengeschlechts durch die Frauen.) Von L. Aimé Martin. 2 Bde. Paris, 1834.

Hier ist ein Französisches Buch, das kaum in der jetzigen Zeit, in einer Zeit der extremen Meinungen und der entgegengesetztesten Abschweifungen, geschrieben zu seyn scheint. Mit ruhiger Erwägung auf der Grundlage eines philosophischen Gedankens fortbauend, sucht der Verfasser, der das Grundübel, an welchem die Zeit, an welchem besonders sein Vaterland leidet, in einer immer mehr sich verflachenden Erziehung erkannt hat, vor Allem die Nothwendigkeit darzuthun, Mütter zu bilden. „Die Menschen (sagt Rousseau in seinem Emile, und dies ist das Motto des vorliegenden Buches) werden immer so seyn, wie die Frauen wollen; wenn man jene groß und tugendhaft will, so lehre man diese, was Größe und Tugend ist." Nicht also den Kindern, sondern den Müttern ist zunächst sein Buch gewidmet, deren große Aufgabe es mit tiefem philosophischen und poetischen Blick, aber zugleich anschaulich und allgemein verständlich, darzustellen sucht. Wir wollen daraus nach und nach mehrere Kapitel mittheilen und beginnen zunächst mit dem einleitenden, in welchem sich Herr Aimé Martin über den näheren Zweck seines Buches ausspricht, dessen erster Gedanke ihm, wie daraus ersichtlich wird, von Napoleon, oder vielmehr von Madame Campan, überkommen ist.

„Unser Jahrhundert gestaltet sich langsam. Vierzig Jahre lang ringen wir schon, und noch ist Nichts entschieden; es hat den Anschein, als ob die Bewegung, welche die Geister ergriffen, zu nichts Anderm gedient hat, als sie in Spaltungen zu stürzen. Alles ist Gegenstand des Streites geworden, und ein Prinzip ist über nichts verbanden; die Grundsätze der Moral, wie die Urtheile des Geschmacks, und die Lehren der Philosophie haben ihr gesetzliches Ansehen eingebüßt und sind zu bloßen Meinungen herabgesunken. Wahrhaftig! noch nie war der menschliche Geist so tief gefallen, und noch nie stand er so hoch! Alle Verirrungen haben wir durchgemacht, um zur Wahrheit zu gelangen — sind von den vernünftigsten Grundsätzen zu den wahnsinnigsten Handlungen übergegangen, und von den glorreichsten Thaten zu den verwerflichsten Lehren; als Philosophen, Christen, Evangelische, Royalisten, Congreganisten, Jakobiner sind wir aufgetreten vor der Welt in dem Flitterstaat des Kaiserthums, in den Lumpen der Sansculotten und dem Scapulier des Jesuitismus, in der einen Hand die hehre Tafel der Menschenrechte, in der andern den Degen Benapartes oder das Beil Robespierres, und von Sturz zu Sturz, aus einer Reue in die andre fallend, sind wir bis zur völligen Gleichgültigkeit gegen alle diese Gegenstände unserer Verehrung gekommen. — Man befreite sich von den Vorurtheilen, verzichtete auf die Privilegien, die denkende Einsicht gewann ihre Stelle wieder, und die Bildung nahm mächtig zu — und zu gleicher Zeit machte man aus der Vernunft einen Götzen, aus dem Eigenthum ein Verbrechen, die Industrie zur Moral, die Schreckensherrschaft zur Politik, und aus Marat einen Apostel; die Tugend bestieg das Schaffot, und das Laster wurde vergöttert. Seltsame Verblendung! mitten in dieser allgemeinen Verwirrung der Prinzipien, nach diesem blutigen Trauerspiel, wobei so Vielen der Muth entsunken, nach dieser lächerlichen Komödie, deren Witz so Vielen entgangen, bleibt Eines bestehen — der Glaube jeder Vernunft an ihre eigene Unfehlbarkeit!

Man sollte wohl nicht meinen, daß ein so wunderlicher Zustand aus den Maximen der Weisheit hat hervorgehen können. Descartes liegt weit hinter uns, er, der im Angesicht der gebildeten Welt sein Innerstes durchstöberte und um- und ausräumte, und nichts in seine Seele einließ, ohne es zu prüfen und zu beurtheilen, der den Kehricht und das Gerümpel der Schule hinauswarf und die Wahrheit suchte in dem Lichte seiner Vernunft!

Und gleichwohl entschied dieser erste Anstoß über das Schicksal Europas. Die Revolutionen, welche das Genie in der Welt der Gedanken vollbringt, haben stets eine Revolution in der sinnlich handelnden Welt der Erscheinungen zur Folge. Bis auf Descartes war der Glaube der Maßstab der Weisheit gewesen; alle philosophischen und theologischen Materien erhielten in vier Worten ihre Erledigung: der Herr hat's gesagt. Auch die Lehren des Aristoteles waren heilig, wie die Lehren Jesu Christi, man hielt sie aufrecht und verfocht sie mit Syllogismen; als aber diese Weise des Raisonnements nicht mehr ausreichte, mußte man sich nach einer andern umsehen: die Flamme der Scheiterhaufen ward auf ein paar Jahrhunderte der letzte Beweisgrund der Dottoren, wie die Kanonen der letzte Beweisgrund der Könige sind.

Descartes zieht die Vernunft zur Untersuchung, und dieser einzige Gedanke giebt Europa so zu sagen einen neuen Sinn, ein neues Vermögen der Seele und des Geistes. Zum erstenmale wagt man gegen die Autorität des Herrn aufzutreten, und die gesammte geistige Welt sieht sich dem Urtheile der Vernunft unterworfen. Ein Büchlein von hundert Seiten, die Untersuchungen über das Selbstbewußtseyn, von einem dreiundzwanzigjährigen Offizier unter dem Zelte ersonnen, und in der Muße tiefer Einsamkeit vollendet, erschien und veränderte die Schicksale der Fürsten und Völker. Der Fürsten und Völker! und doch war die ganze Untersuchung nur gegen die Irrthümer der Schule gerichtet! Aber auf diesen Irrthümern, die mit gebietendem Ansehen als Lehren vorgetragen wurden, beruhte das gesammte menschlich gesellschaftliche System. Descartes gedachte die Philosophie zu reformiren, nicht die Bildung der Welt zu verändern. Welcher Art waren also die herrschenden Gewalten, die geltenden Mächte der Welt, und auf welche Weise stürzte bei der ersten Untersuchung der Vernunft Alles zusammen?

Das philosophische Werk Descartes war ein großes und erhabenes, aber ein unvollkommnes; er fand das Prinzip, das uns vom Irrthum frei machen, und irrte in Betreff des anderen, das uns zur Wahrheit führen sollte. „Um zur Wahrheit zu gelangen", sagt er, „muß man ein Mal in seinem Leben alle Meinungen, die man überkommen hat, von sich abthun und sich das ganze System der Erkenntnisse von neuem reconstruiren." Bewundernswerthe Arbeit, welche nach seinem Beispiel das denkende Frankreich unternehmen wollte, und durch welche es mit einem Schlage von Kasten und Privilegien, Aberglauben, Vorurtheilen, von allen Irrthümern und Lastern, die an ihm zehrten, befreit wurde! Aber als der Augenblick kam, wo nun der neue Bau aus so viel Trümmern aufgeführt werden sollte, und Jeder seine Vernunft zum höchsten Richter aufwarf, da fehlte die Einigkeit. Man suchte nach dem Prinzip, nach dem Allgemeingültigen, und fand nur Meinungen. Da, aus Mangel an einer gemeinsamen Autorität, oder vielmehr auf Descartes' Autorität, machte sich jegliche einzelne Vernunft zur absoluten; Zwiespalt entstand, Hader und Anarchie, und das Jahrhundert sank in in chaotische Verwirrung.

Dies ist der Punkt, auf dem wir uns gegenwärtig befinden; dies sind die Uebel, die um Hülfe rufen. So schwer das Unternehmen ist, so kann doch nur allein der glückliche Erfolg desselben unser Heil begründen. Es handelt sich darum, den Menschen dem Wahn und der Lüge zu entreißen, und ihn mitten durch den brausenden Strom seiner Leidenschaften und Meinungen der Wahrheit zuzuführen; es handelt sich darum, die civilisirte Welt auf den Grundlagen der moralischen wiederherzustellen, und die Willkür aufzugeben, um die Freiheit zu retten; Schulpedanten und Gesetzgeber vermögen das nicht. Nicht von der Tribüne herab, in keinen Klubbs und in keinen Schulen, nicht durch Gesetze und Verordnungen wird diese Revolution bewirkt werden. Verlangen wir nichts von den Eroberern der Welt! Warum sollten sie sich mit der Zukunft beschäftigen, sie, denen nicht einmal der morgende Tag gehört! Fordern wir nichts von dem öffentlichen Unterricht; wie sollte er im Stande seyn, gute Bürger zu bilden, da man nur gute Schüler von ihm verlangt! Ein Volk ohne Religion kann Schulen haben, Gymnasien, Akademieen, Wissenschaft, aber nichts weiter! Sehen wir uns also nach einer Macht über alle Stunden, alle Momente, alle Jahrhunderte um; nach einer Macht, die unzerstörbar, unermüdlich ist, voller Liebe in ihrem Geschäft und Werk, und welche die ganze menschliche Gesellschaft umfängt und trägt; wenden wir uns an die Familie, und ersehen wir von ihr Hülfe für die Familie, für das Vaterland und für die Menschheit. Der Mensch, von seinen Leidenschaften verblendet, wandelt am Rande des Abgrundes, aber sein Kind will er nicht mit hinabziehen. Eine Mutter kann um Erdenglück bitten, kann von irdischer Hoheit träumen für den Sohn, den sie liebt; aber wie müßte sie zusammenschaudern, wenn man ihr sagte: Dieser Sohn, der Gegenstand so vieler Liebe, den Du nährst an Deiner Brust, den Du mit Deinen Küssen bedeckst, wird in Robespierres Fußstapfen treten und auf dem Schaffotte sterben! Verloren, verloren auf ewig ist dies werdende Geschlecht, wenn sich nicht in jeder Familie eine Stimme zu Gunsten der Wahrheit erhebt! Die Wahrheit ist es, was uns fehlt! Die Wahrheit, das einzige und alleinige Leben der Seele und die einzige Zukunft des menschlichen Geschlechts!

Wie aber spricht jene Stimme, deren süße Beredtsamkeit im innersten Grunde unserer Seele heimisch werden soll? Von wem sollen unsere Kinder jene ewigen Lehren vernehmen, die keine Revolution zu erschüttern vermag? Es giebt in jeder Familie eine Gottheit, die man kaum mehr kennt, deren Gewalt unwiderstehlich, deren Güte unerschöpflich ist; die nur um unser Leben lebt, nur Freude hat an unserer

Freude, nur Glück an unserm Glück, und deren ganze Kraft von der Liebe kommt: zu der flüchten wir uns hin, die rufen wir an. Doch bevor wir ihr unsere Wünsche vertrauen, und den Ruhm des Vaterlandes und das Glück unserer Kinder von ihr erflehen, müssen wir uns umschauen, was in unseren Tagen über einen Stoff von solcher Wichtigkeit, und der gleichwohl so neu ist, geleistet worden. Wir werden den Arbeiter nennen müssen, wenn uns die Arbeit in ihrem Umfange vor die Seele tritt.

Napoleon sagte einmal zu Madame Campan: „Die alten Erziehungs-Systeme taugen nichts; woran fehlt es der Jugend in Frankreich bei ihrer Erziehung?" — „An Müttern", antwortete Madame Campan. Dies Wort frappirte den Kaiser; der Gedanke blitzte aus seinem Auge. „Nun wohl", sagte er, „dies ist also die Aufgabe der Erziehung: wir müssen uns Mütter bilden, die ihre Kinder zu erziehen verstehen!"

Dies tiefe Wort ist auch der Gedanke unseres Buches. Nichts mehr von dem gegenwärtigen Geschlecht erwartend, nichts mehr von unseren öffentlichen Unterrichts-Methoden hoffend, sagten auch wir unseres Theils zu uns selber: „Mütter müssen wir bilden, die ihre Kinder zu erziehen verstehen!"

Bibliographie.

Le Lath des Alpes. Essai poétique, historique et descriptif des Eaux d'Aix — Von Mlle. Jenny B*.**

Mon ami Norbert. Histoire contemporaine. — Von Mertonval. 7½ Fr.

La Pucelle de Belleville. — Von Ch. Paul de Kock. 2 Bde. 15 Fr.

Discours et faits mémorables du général Lafayette. (Wird in 3 Bden. lieferungsweise und in verschiedenen Ausgaben erscheinen.)

Episodes des guerres de la Vendée. — Von J. C. Jely. 6 Fr.

Guide pittoresque de l'etranger à Paris. — Von A. Martin. 3 Fr.

England.

Thomas Chatterton.

Thomas Chatterton, jener ausgezeichnete junge Mann, der, bevor er noch sein siebzehntes Jahr erreicht, Gedichte verfaßte, die die gelehrte Welt in Staunen und Verwunderung gesetzt, wurde zu Bristol am 20. November 1752 geboren. Sein Vater, der noch vor seiner Geburt vom Tode hingerafft worden, war ein armer Schulmeister gewesen, und seine Mutter befand sich bei seiner Geburt im drückendsten Elend. In einem Alter von fünf Jahren wurde er nach derselben Schule geschickt, an der sein Vater lange Zeit angestellt gewesen; allein seine Lehrer erklärten ihn bald für ganz unfähig und wiesen ihn nach Hause, wo er dann bei seiner Mutter lesen lernte. Als er acht Jahr alt war, ließ sie ihn eine Freischule besuchen, in der er bis zu seinem funfzehnten Jahre blieb. Schon in seiner frühesten Jugend, wo sich noch keine Spur von besonderer Anlage an ihm bemerklich machte, schien er von einem unersättlichen Durste nach Ruhm getrieben zu werden. Als ein Töpfer eines Tages seiner Mutter ein Geschenk von einigen irdenen Vasen anbot, deren Devise er ihrer Wahl überließ, da erbob sich der kleine Thomas: „Setzen Sie", sagte er, „einen Engel darauf mit Fittigen und einer Trompete, um meinen Ruf in der ganzen Welt auszuposaunen." Man erzählt auch, daß in seinem Charakter etwas Gebieterisches lag, und daß er in einem Alter von fünf Jahren alle seine jungen Spielgenossen beherrschte. Als er ungefähr zehn Jahr alt war, fing seine Leidenschaft für die Bücherwelt zu erglühen an; seit der Zeit trennte er sich von den Spielen seiner Mitschüler, und suchte die einsamsten Orte auf, um sich ganz seinem Hange zur Lektüre zu überlassen; er wurde ernst und nachdenkend. Zu eilf Jahren machte er sich eine Liste von allen Büchern, die er gelesen; sie belief sich ungefähr auf 70 Bände, meist geschichtlichen oder religiösen Inhalts. Um jene Zeit verfaßte er auch ein burleskes Gedicht unter dem Titel der Apostat, und paraphrasirte verschiedene Stellen aus der heiligen Schrift.

Im Juli 1767 nahm Chatterton eine Schreiberstelle bei einem Advokaten, Namens Lambert, an und entledigte sich aller seiner Arbeiten zur größten Zufriedenheit seines Prinzipals. Eines Tages fand er bei seiner Mutter ein Pack Papiere, die sein Vater in einem Keller in der Radcliffe-Kirche aufgefunden, und die seit der Zeit in einem Winkel des Hauses unbeachtet liegen geblieben waren; diese Papiere hob er auf, in der Ueberzeugung, er habe einen Schatz gefunden. Seitdem vertiefte er sich in das Studium der alten Schriften und der Alt-Englischen Wörter. Seine Lieblings-Lektüre waren das etymologische Wörterbuch von Skinner, das Angel-Sächsische Glossarium von Benson, die Gedichte Chaucer's mit dem darangehefteten Glossarium und das Wörterbuch von Bailey. Bald kam er auf die Idee, eine Fortsetzung der poetischen und prosaischen Werke in der Manier der Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts zu liefern und sie als Werke aus jener Zeit auszugeben; damit ihm dieser Plan auch völlig gelinge, fing er an, auf ein Mittel zu denken, um das Pergament in der Weise zu schwärzen, daß es das Ansehen erhalte, als rühre es aus alten Zeiten her.

Chatterton machte seinen ersten Versuch im Oktober des Jahres 1768: er war noch nicht sechzehn Jahr alt. Bei Gelegenheit der Einweihung einer neuen Brücke zu Bristol ließ er in das Felix-Farleys Journal *) eine Beschreibung der Ereignisse einrücken, die bei dem Bau der alten Brücke vorgefallen seyn sollten, der von Mönchen ausgeführt worden; diese Schilderung, behauptete er, sey einem alten Manuskript entlehnt. Das Fragment war interessant und erregte daher die allgemeine Aufmerksamkeit. Mehrere Personen erkundigten sich bei dem Herausgeber des Journals, auf welche Weise man zu demselben gekommen; dieser verwies sie an Chatterton, der ihnen anfangs eine lange Geschichte vermachte; da ihn aber einige der Anwesenden, wie es ihm schien, als Kind zu behandeln anfingen, so antwortete er nunmehr auf ihre Fragen nur in einem stolzen Tone und gab ihnen endlich gar keine Aufklärungen mehr. Anderen erzählte er mit einem Scheine von völliger Aufrichtigkeit, daß das Manuskript, aus dem er das Fragment gezogen, ein Theil einer beträchtlichen Masse von Papieren sey, die ein Verwandter seines Vaters, ein Küster der Radcliffe-Kirche, in einem an jener Kirche anstoßenden Keller aufgefunden; auch, fügte er hinzu, befände sich unter diesen Papieren eine Sammlung der Gedichte, die ein Kaufmann aus Bristol, Namens Canynge und ein Weltgeistlicher, Namens Thomas Rowley, beides Männer aus den Zeiten Eduard's IV., verfaßt. Anfangs trug er auch gar kein Bedenken, mehrere Stücke dieser alten Manuskripte unter Neugierige zu vertheilen, aber bald zeigte er sich in diesem Betreff immer mehr und mehr zurückhaltend.

Unterdessen war mit seinem Charakter und seinen Manieren eine völlige Veränderung vorgegangen. So ernst und trübsinnig er früher gewesen, bekundete er jetzt, nachdem er sich seinem Hange zur Poesie gänzlich hingegeben, eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit; auch seine Physiognomie war eine andere geworden, und man sagte damals, das göttliche Feuer, mit dem die Muse seinen Geist entzündet, habe sich über sein Antlitz ausgebreitet und belebe seine Worte und seine Geberden.

Chatterton fand bald Mißfallen an dem Stande, dem er sich anfangs zu widmen gedacht, als er zum Advokaten Lambert kam; das Bewußtseyn der Hülfsquellen, die in seinem Inneren verborgen lagen und die immer wiederholten Rathschläge mehrerer achtbaren Leute, diese Quellen zu seinem eigenen Ruhme auszubeuten, alles dieses machte ihm eine Beschäftigung lästig, die übrigens von keiner großen Bedeutung war. Je mehr er sich von den Amtsgeschäften losriß, desto mehr gab er sich mit Eifer seinem Lieblingsstudium hin, und ehe er noch sein siebzehntes Jahr zurückgelegt, lieferte er schon eine Menge Artikel für die verschiedenen Londoner Journale. So wie sein Genie, so kündigte auch sein Aeußeres ein weit höheres als sein wirkliches Alter an; er hatte etwas Männliches und Würdiges, das an dem jungen Manne sich ganz auffallend ausnahm; seine Manieren waren von edlem und imposantem Ausdrucke. Am merkwürdigsten waren seine Augen, die, ins Graue fallend, so scharf wie die eines Adlers waren; wenn er beim Sprechen sich erhitzte, so funkelten sie wie Feuer; man sagt, daß das eine Auge mehr Glanz besaß, als das andere. Seine Lieblingsmaxime war, daß der Mensch Allem gewachsen sey, und daß sich Alles machen lasse, wenn man nur mit Ausdauer und Selbstverleugnung zu Werke gehe. „Sprach man von irgend einer ausgezeichneten Person", sagt einer seiner Biographen von ihm, „so erkannte er, so sehr er noch Kind war, an, daß die außererordentliche Person Lob verdiene, aber, fügte er hinzu, Gott setze die Menschen auf die Erde mit Armen, die lang genug sind, um Alles zu erreichen, wenn sie sich nur die Mühe geben wollen, Hand ans Werk zu legen." Er hatte, wie er uns selbst berichtet, mehr Bücher gelesen als Magliabenbi; gleichwohl sprach er nur seine Muttersprache.

Seine Sitten waren immer rein. Als Schutzmittel gegen die Ansteckung des Lasters und gegen die verführerischen Reize der Leidenschaften diente ihm, wie der Doktor Andersen berichtet, der Stolz des Genies, die Liebe zur Poesie und das zartere Gefühl, das der Hang zu den Wissenschaften erzeugt. Zu den guten Eigenschaften Chatterton's konnte man noch die Mäßigkeit rechnen, die er fast bis zum Uebermaße trieb. Er machte nicht nur keinen Gebrauch von allen geistigen Getränken, sondern er genoß auch selten das Fleisch von Thieren; seine gewöhnlichen Mahlzeiten bestanden aus einem Stück Brod oder Kuchen und aus einem Glase Wasser. Leute, die ihn oft gesehen, versicherten, daß seine Unterhaltung, wenn man von einigen Lügen, die mitunter liefen, absah, so interessant als möglich war. Seine ungeheuren mannigfachen Kenntnisse, wenn auch in mehreren Punkten nur oberflächlich, verbunden mit seinem trefflichen Kopfe, mit seinem zarten gefühlvollen Geiste und mit seiner gewandten Sprache, alles dies machte ihn ganz besonders geeignet, in einem Salon zu glänzen. Der Stolz, der die Grundlage seines Charakters bildete, der aber bei ihm mit Recht als das lebhafte Gefühl der geistigen Ueberlegenheit bezeichnet werden durfte, dieser Stolz that seiner außerordentlichen Leutseligkeit nicht den mindesten Abbruch. Er war leicht zugänglich und nahm mit Wärme und Freundlichkeit diejenigen auf, die den Wunsch äußerten, ihn kennen zu lernen.

Im März 1769 schrieb Chatterton an Horace Walpole und machte ihm den Vorschlag, ihm mehrere Notizen über Maler und Kupferstecher zu liefern, die sich zu Bristol berühmt gemacht; er behauptete, er hätte diese Notizen aus alten Handschriften entlehnt, und um ihm eine Idee von diesen Schriften zu geben, legte er seinem Brief eins seiner Gedichte von Rowley bei. Als ihn Walpole hierauf um nähere Aufklärungen bat, lieferte ihm Chatterton in einem zweiten Briefe eine scherzhafte Geschichte jener untergeschobenen Manuskripte, deren Nichtexistenz er nun frei gestand; er überschickte ihm außerdem neue poetische Arbeiten und wandte sich an ihn als ein junger Mann, der sich in einer niederen Stellung befände, als zu der ihn seine Kräfte berechtigten, und der höchst glücklich und dankbar seyn würde, wenn er durch die Verwendung des ausgezeichneten Mannes zu etwas Höherem gelangte. Walpole, der sich inzwischen überzeugt hielt, er habe es mit einem Windbeutel zu thun, antwortete ihm in einem sehr kalten Tone und empfahl ihm, seine gegenwärtige Stellung so gut als möglich zu benutzen. Chatterton erwiederte hierauf mit einem hochmüthigen Schreiben an seinen edlen Korrespondenten, der übrigens weiter keine Rücksicht darauf nahm und seit der Zeit auch nicht mehr von ihm sprechen hörte, bis er sein trauriges Ende erfuhr.

Chatterton blieb noch das ganze folgende Jahr bei dem Advokaten Lambert, aber ohne mehr Geschmack an den Arbeiten zu finden, die er hier zu verrichten hatte; seine Verbindungen mit der periodischen Presse in London hatten ihn gegen seine weiteren Beförderungen im Amte ganz

*) Ein Journal, das noch heutzutage existirt.

sich gleichgültig gemacht, und so war er denn auch eben so wenig überrascht als bekümmert darüber, als er im April 1770 von seinem Prinzipal abgedankt wurde; die Ursache seiner Entlassung soll ein von Herrn Lambert aufgefundenes Schreiben des jungen Dichters gewesen seyn, dessen Ueberschrift: Letzter Willen Thomas Chatterton's war. In diesem Schreiben äußerte er seine Absicht, sich den nächsten Morgen das Leben zu nehmen. Lambert war darüber so sehr in Schrecken gerathen, daß er ihm auf der Stelle entließ.

Chatterton entschloß sich damals, nach London zu gehen, und wie es scheint, hatte er seit jener Zeit sich vorgenommen, zu sterben, sobald es ihm nicht vollkommen in der Welt gelingen sollte. „Mein erster Versuch", schrieb er an einen seiner Freunde, „wird seyn, in der Literatur mein Glück zu machen. Die Hoffnungen, die man mir in diesem Betreff gemacht, berechtigen mich zu keinem Zweifel über den Erfolg dieses Versuchs; sollte ich mich indeß gleichwohl durch den Zufall getäuscht sehen, so werde ich Prediger bei den Methodisten. Die Leichtgläubigkeit ist noch in unseren Tagen eine zu gewaltige Göttin, als daß ich nicht hoffen dürfte, Stifter einer neuen Sekte zu werden. Falls mir aber auch das zweite Unternehmen nicht mehr gelingen sollte, als das erstere, so bleibt mir das Pistol als letzte Zuflucht."

Am 20. April 1770 kam er zu London an; er begab sich sogleich zu den Buchhändlern, mit denen er in Verbindung gestanden, und bat sie um Beschäftigung. Sie nahmen ihn sehr gut auf. Man beauftragte ihn, regelmäßige Beiträge für mehrere literarische Magazine zu liefern, wofür er ein Honorar bekam, das, obwohl nicht eben sehr beträchtlich, doch für ihn, der nicht gewohnt war, mit vielem Gelde umzugehen, eine ganz bedeutende Summe war, die ihn desto mehr entzückte, als er in ihr die Vorläuferin seines Glückes zu sehen glaubte. In einem Briefe an seine Mutter vom 6. Mai schreibt er: „Endlich befinde ich mich in einer angemessenen Stellung, ganz nach meinem Wunsche. Ich erhalte vier Guineen monatlich von der Redaction jedes Magazins, an dem ich mitarbeite, und man schlägt mir vor, diese Summe zu verdoppeln, wenn ich es unternehmen will, eine Geschichte von England zu schreiben. Einige neue Versuche, die ich von Zeit zu Zeit mit den Journalen vorzunehmen gedenke, werden mir zu leben verschaffen, und noch darüber hinaus. Welche herrliche Aussichten für mich!" In einem anderen Briefe an seine Schwester spricht er von einem Engagement, das er eben eingegangen, nämlich eine Geschichte von mehreren Bänden in einzelnen Nummern zu London erscheinen zu lassen; er sollte bei dem Buchhändler freien Tisch und Wohnung haben und außerdem noch eine große Summe Geldes erhalten. „Sey versichert", setzt er in dem Briefe hinzu, „daß mit jedem Ende des Monats Euer Wohlstand sich heben wird. Ich werde Dir den nächsten Frühling zwei seidene Kleider schicken, und unsere Mutter wird auch bedacht werden."

Unglücklicher Weise gab Chatterton bald alle diese Projekte auf, um sich der Polemik zu überlassen, die seinem satirischen Charakter weit mehr zusagte. Schon bevor er Bristol verlassen, und noch einige Zeit nach seiner Ankunft in London, erklärte er sich für die Partei der Whigs und fing an, gegen das Ministerium zu schreiben; allein bald bemerkte er, daß auf dem Boden, den er betreten, wenig Geld zu gewinnen sey, und daß die Reichthümer und Ehrenstellen ganz auf Seiten seiner Gegner wären. Wie es oft bei jungen Leuten der Fall ist, daß sie, obgleich mit theoretischen Kenntnissen genugsam ausgerüstet, doch noch keine feste Prinzipien haben, so ging es auch unserem Chatterton; er fühlte Talent bei sich, und von diesem wollte er Gebrauch machen; was aber sein moralisches Gefühl und Urtheil anbelangte, so bedurfte dieses in großem Maße noch der Entwickelung und Ausbildung. Er kümmerte sich wenig darum, das Wesen und die Rechtlichkeit der Partei zu prüfen, zu deren Gunsten er schrieb; denn ihm war dies Alles nur ein weites Feld der Uebung für seinen Geist, eine Gelegenheit, sich bekannt zu machen und sich eine bessere Zukunft zu schaffen. Schreiben war eigentlich sein festestes Prinzip, oder vielmehr das einzige Prinzip, das er hatte.

Im Monat Juni desselben Jahres wurde er Herrn Beckford, dem Haupte der Opposition, vorgestellt, zu dessen Lobe er einen Artikel verfaßte, der in das North Briton Journal aufgenommen werden sollte. Allein Herr Beckford war plötzlich gestorben, und noch ehe es zum Drucke kam, wurde unserm Chatterton sein Aufsatz wieder zurückgeschickt. Chatterton, obgleich anfangs durch den Tod seines Patrons und den Verlust seiner Arbeit entmuthigt, fiel es bald ein, daß er noch jetzt, nach dem Tode, von seinem Freunde Nutzen ziehen könne, und er gab eine Sammlung von Elegieen heraus, die ihm einige Guineen einbrachten.

In einem Briefe aus jener Zeit lesen wir: „Ich bin ein armer Mann und ein armer Schriftsteller; ich kann nicht auf Ein Mal für zwei Parteien schreiben." In einem anderen Briefe befindet sich Folgendes: „Die Artikel, die man für die Volks-Partei liefert, bringen nicht mehr, als den Preis, für den sie verkauft werden. Andererseits werden die, welche in einem entgegengesetzten Sinne geschrieben sind, nicht immer angenommen; man muß oft noch dazu bezahlen, um sie gedruckt zu sehen, und zuweilen kommt man bei diesem Handel noch gar zu Schaden. Die Hofleute sind aber so sehr für ihre Possen eingenommen, daß sie alle diejenigen belohnen, die sie nur immer mit einigem Anscheine von Geist zu prellen wissen."

Armer Chatterton! Und das waren die Grundlagen, auf denen er seine künftige Größe aufbauen wollte! Wie oft äußerte er sich nicht, „daß er schon jetzt die politische Welt lenke, bevor er noch sein Werk zu Ende gebracht." Ach! Er bemerkte nur zu bald, daß er sich nicht einmal einen Bissen Brod in der Welt zu sichern vermochte, die er zu regieren vermeinte.

Chatterton bewohnte in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in London das Haus eines Gyps-Arbeiters, Namens Walmsley. Im Monat Juni zog er, ohne Zweifel, um das über ihn hereinbrechende Elend vor denen zu verbergen, die ihn so oft von seinen glänzenden Träumereien von der Zukunft hatten sprechen hören, nach der Brook-Straße, in das Haus eines Sachwalters, Namens Angel. Er hatte den größten Theil seines Geldes im Kaffeehause und für Kleidungsstücke ausgegeben, Dinge, die er für unerläßlich hielt, um in der Welt Fortschritte zu machen. Indeß muß man zur Ehre der Wahrheit hinzufügen, daß er nie, selbst nicht zu der Zeit, wo er schon in größter Armuth war, unterließ, Geschenke an seine Mutter und Schwester zu schicken, deren künftiges Geschick ihn auch fortwährend beunruhigte und bekümmerte. Im Monat Juli beginnt er in seinen Briefen an sie in allgemeine Klagen auszubrechen, in Klagen über das Elend, von dem die Gelehrten fast nie verschont werden. Kurz darauf gab er seine ehrgeizigen Pläne alle auf, und bewarb sich um eine Stelle als wundärztlicher Beistand auf einem Neger-Fahrzeuge; allein man wies ihn als einen zu diesem Dienste Unfähigen ab. Da ergriff ihn die Verzweiflung, und am 24. August nahm er Arsenik in Wasser aufgelöst und starb an dem darauf folgenden Tage. Sein Leichnam wurde auf einem Kirchhofe beigesetzt, der seit jener Zeit in den Farringdon-Markt umgewandelt worden.

Auf diese Weise endete Thomas Chatterton, dessen Name in den Jahrbüchern der Englischen Literatur, sowohl in Betracht dessen, was er geleistet, als dessen, was er hätte leisten können, für immer berühmt bleiben wird, in einem Alter von 17 Jahren und 9 Monaten. Seine poetischen Versuche, die anfangs keine große Theilnahme erweckt, wurden gesammelt herausgegeben und haben in dieser Gestalt zu unendlichen Kontroversen und Untersuchungen der größten Gelehrten Anlaß gegeben. Und als die Welt endlich das Genie erkannte, das sie in das Dunkel der Vergessenheit verstoßen, wollte sie gern Einen haben, dem sie die schimpfliche Katastrophe zurechnen könnte. Allein schuldig war Niemand, als das Opfer selbst; er, der in einem Anfalle von Ungeduld und Verzweiflung, gleichsam, um sich an der Welt, die ihn verkannt, zu rächen, den kostbaren Edelstein von sich warf, der ihm anvertraut war.

(Chamber's Edinburg Journal.)

Bibliographie.

Tholuck's Exposition of the sermon on the mount. (Professor Tholuck's Erklärung der Bergpredigt.) Aus dem Deutschen. [Bildet auch Bd. VI. des Biblical cabinet.] 3 Sh.

Hints to all parties. (Winke für alle Parteien.) Von einem Unparteiischen. 3 Sh.

Lives of necromancers. (Leben berühmter Taschenspieler, Jongleurs ꝛc.) Von W. Godwin. 14 Sh.

Memoirs of the ichthyosauri and plesiosauri. — Von T. Hawkins. Imp. fol. 2½ Pfd.

Odd volume. — Ein Vademecum. 16 Sh.

Oriental fragments. — Von Meer. 10½ Sh.

Rußland.

Der Russische Tanz.

Scene aus dem Petersburger Karneval.

Vom Fürsten Elim Mestschersky.

Die langen Alleen der Gehölze von Kamennoy-Ostroff (Insel in der Umgebung von St. Petersburg) ertönten von den abwechselnden herrlichen Accorden des Freischütz, der diebischen Elster, Othello's und Oberon's. Seltsam stach die rauschende Musik gegen das Bild ab, welches das mit nackten Bäumen, wie Masten ohne Segel bedeckte Schnee-Meer darbot, dessen schweigende Einsamkeit während mehrerer Monate des Jahres durch nichts unterbrochen wird, als durch das Gekrächze der Krähen. Wen der Zufall damals dorthin führte, hätte an Zauberei denken können. Es war das Karneval der Stadt, das sich hinausbegeben hatte, um jene ländlichen Gefilde zu begrüßen, die im Sommer die schöne Welt der Residenz empfangen; es war das Karneval, das von St. Petersburg aus das Land besuchte, um von ihm die Belustigungen zu erbitten, an welchen die höheren Klassen mitten in der Stadt nicht Theil nehmen dürfen.

Drei ungeheure, mit 8 Pferden bespannte Schlitten, jeder mit einem Musik-Corps besetzt, glitten rasch durch die Gehölze und zogen eine Menge kleiner Schlitten nach sich, in welchen 1 oder höchstens 2 Personen Platz hatten. Man hätte glauben können, große Wasservögel mit ihren Jungen einherschwimmen zu sehen. Mitten aus diesem Getümmel leuchteten hübsche Frauengestalten hervor, wie eben so viele dem Schnee entsprossene Blumen. Ihnen schmiegten sich junge Leute an, die mit ihren Pelzen beutespähenden Wieseln glichen. Man lachte, schrie, jauchzte und beging Thorheiten aller Art; die große Welt war zum Kinde geworden.

Und in der That hatte sie Recht, sich einen Vorrath von Lustigkeit zu sammeln; denn die große Fastenzeit in Rußland ist ein ernsthaftes Ding. Während 7 Wochen sind die Theater geschlossen, die Bälle verboten, und das Karneval stirbt am Sonntage.

Nachdem die muntere Gesellschaft alle Inseln durchzogen, die, von den verschiedenen Armen der Newa gebildet, in der schönen Jahreszeit einen wahrhaft bezaubernden Anblick gewähren, hielt sie bei den auf der Insel Krutoffsky errichteten Eisbergen an. Hier erneuerte sich im Kleinen das Schauspiel, das man auf der großen Newa sah *). Die feine Gesellschaft in Bibi's, weißen Handschuhen, Epaulettes und Pelzkragen, ersetzte hier die Leute mit nacktem Halse und langem Barte,

*) Bekanntlich werden zum Karneval auf der großen Newa vor dem Kaiserlichen Schloß zur Belustigung des Volkes Eisberge erbaut, wobei übrigens Volksschauspiele aller Art, als Harlekinaden, Taschenspieler, wilde Thiere u. s. w. nicht fehlen, die mit ihren zierlichen Gebäuden eine belebte Stadt auf den gefrornen Wellen des majestätischen Stromes bilden.

Aber die Petersburger Elegants entwickelten in diesen nicht gefahrlosen Belustigungen eben so viel Kühnheit und Gewandheit, als der gemeine Mann; noch kocht das Russische Blut unter den ausländischen Trachten.

Wollen Mademoiselle mir die Ehre erzeigen, mit mir zu rutschen? fragt Wladimir, indem er sich Theodorinen nähert; denn Beide gehörten zur Partie. Und schüchtern nimmt Theodorine auf dem engen Schlitten vor Wladimir Platz. Lebhaft schlug ihr Herz, aber nicht vor Furcht. Glücklich war sie, ihr Leben, wenn auch nur für wenige Augenblicke, dem zu überlassen, der, ohne daß sie es wußte, schon ihr ganzes Schicksal beherrschte.

Die Russischen Damen nehmen Kavaliere zum Rutschen an, wie Damen sich sonst mit einem Tänzer engagiren. In dieser Hinsicht haben sie die Sitten der alten Zeit beibehalten und scheuen sich nicht vor einer Gattung von Belustigung, über welche die Prüderie, diese heuchlerische Tochter verderbter Herzen, vielleicht spöttisch lächelt. Mögen die Russischen Frauen sich noch lange einem Vergnügen hingeben, das den Stempel der ersten Unschuld trägt; dem beleidigenden Spötter können sie antworten: Honni soit qui mal y pense. Ja, es schäme sich der Ausländer, der es nicht begreifen kann, was Gebräuche Heiliges haben, die sich aus einer Zeit herschreiben, wo die Sitten unbefangen waren; er schäme sich, wenn es ihm nicht Achtung einflößt, wenn eine Russische Dame, der er die Hand küßt, ihm auf die Wange einen Bruderkuß giebt. Dieser Gebrauch fängt an, sich in den höheren Klassen Rußlands zu verlieren. Ich wage es nicht, hieraus eigene Schlüsse zu ziehen.

Dem Rutschen folgte ein Déjeuner dansant, das der Besitzer eines der vielen reizenden Landhäuser der Insel Krutoffsky gab. Der Ball war hinreißend lustig. Man berauschte sich im Tanz, wie ein Verbrecher, der am Tage vor seiner Hinrichtung Wein trinkt, um sich zu betäuben. In vollen Zügen trank man die Lust, denn in 36 Stunden hatte das Karneval ein Ende.

Dem Walzer, frei und ungezwungen, wie der Deutsche Charakter, folgte in mehreren Wiederholungen der Contre-Tanz, springend, beweglich, kokett und manierirt wie die Französische Grisette, der Contre-Tanz, der sich mehr in Rußland ausgebreitet hat, als einst die große Armee; der Contre-Tanz, der, indem er sich naturalisirte, in Rußland für immer einheimisch, Finnländisch in Abo, Russisch in St. Petersburg und Moskau, Sibirisch in Irkutzk, Georgisch in Tiflis und Cirkassisch im Kaukasus geworden ist.

Auch der flüchtige tolle Galopp durchbrach einige Male die jubelnde Menge, bis zuletzt die Mazurka begann, diese Königin der Tänze, von den Russen in Polen erobert — und zum Russischen National-Tanz gemacht. Beinahe hat er den ewigen Cotillen ersetzt. Anfangs ward er nur als Quadrille getanzt; jetzt stellen sich dreißig bis vierzig Paare auf, und machen Touren, wie die Phantasie sie täglich im Cotillen erfindet; die Mazurka aber hat ihren elektrisirenden Rhythmus beibehalten, ihren charakteristischen Pas und ihre originellen Wendungen, die alle den Slavischen Völkern eigene Grazie und kräftige Behendigkeit entwickeln.

Ungefähr dreißig Paare hatten auf den Stühlen Platz genommen, die gleichsam die Schranken der Tanz-Arena bildeten, in deren Mitte die Paare, an denen die Reihe zum Tanzen war, sich bunt durch einander schlangen. Auf diese Weise wird die Mazurka zugleich ein aktiver und ein passiver Tanz. Vielleicht ziehen die meisten Tänzer die Zwischen-Akte der Vorstellung selbst vor und tanzen, um nicht zu tanzen.

Wie reizend ist es, sich in der Mitte von hundert Personen, einander nahe, für einige Augenblicke gewissermaßen verheirathet zu finden, und zwar in Folge eines Gesetzes der Lust, das Vereinigungen autorisirt und legitimirt, die am häufigsten nicht durch Zufall veranlaßt wurden. In solchen Augenblicken entschlüpft der aufgeregten Einbildungskraft ein zärtliches übereiltes Geständniß, das sich in Blutströmen zum Kopfe hindrängte; ein Blumenstrauß entfällt zufällig einem hochathmenden Busen; Worte, wie in einem Fieber-Anfalle gesprochen, werden angehört wie ein Traum-Orakel, oder weil die Ermüdung zu augenblicklichem Stillschweigen nöthigt. Plötzlich macht der Tanz dieser bewegten Ruhe ein Ende, und verschlingt in seinen betäubenden Schwingungen eine Einflüsterung der Klugheit, vielleicht eine Mahnung des Gewissens; — dann wiederholt sich die frühere Scene.

Es folgte nun der Russische Tanz.

. . . . Der Russische Tanz gleicht keinem National-Tanz anderer Länder. Er ist zu gleicher Zeit ein Tanz, ein Drama und ein Roman; er ist, so zu sagen, das Resultat des National-Charakters, abwechselnd heiter und ernst, verschlossen und sich gern mittheilend durch Mimik, eine Eigenschaft, welche die Slavischen Völker im höchsten Grade besitzen. Dieser Tanz hat sich alle Schamhaftigkeit, alle Keuschheit erhalten, die den Slavo-Russischen Frauen der Vorzeit eigen waren; keine wollüstigen Anreizungen, keine unanständigen verführerischen Bewegungen bestechen die Augen der Zuschauer. Der Russische Tanz ist gleichsam eine Volks-Menuet, eine Menuet voll Anmuth und Würde, aber lebhafter, natürlicher und weniger arm an Ideen, als die alte Französische, die sich auf gezierte, nach der damaligen Sitte gemodelte Stellungen und Verbeugungen beschränkte.

Das Paar beginnt damit, langsam und mit kleinen Schritten dahingleitend, einen Kreis zu beschreiben, indem die Dame ihre Hand leicht auf die Schulter des Tänzers stützt, der seinen Hut in der Hand hält; Beide begrüßen die Zuschauer. Noch reichte die Dame ihre Hand nicht, da es noch ungewiß ist, daß ihr Kavalier das Glück hat, ihr zu gefallen. Auf ihren ersten Standpunkt zurückgekehrt, tanzen Beide mit demselben gemäßigten Pas einander gegenüber; es ist ein erstes Beisammensein, eine verhüllte Unterhaltung. Vielleicht versteht man sich schon; die Slavo-Russische Frau, wie alle Frauen der Welt, will nicht so leicht errathen seyn; sie entfernt sich, wahrscheinlich um gefolgt zu werden, was übrigens auch nicht ausbleibt. Alle Anstrengungen aber sind vergebens! Je dringender der Kavalier zu werden scheint, desto gleichgültiger, ja sogar grausam, ist die Dame. Hartnäckig weigert sie sich, die Hand zu reichen, bis endlich der junge Mann dem Gefühl entsagt und seine Zuflucht zur Ueberlegung nimmt. In einem Solo, das alle Gewandtheit des Kosaken-Tanzes erfordert, macht er seine persönlichen Vortheile geltend. Die Dame scheint durch die Mühe, die der Liebende sich giebt, ihr zu gefallen, einigermaßen gerührt; dieser hält sein Glück schon für ausgemacht und schmeckt ihr entgegen. Der eingebildete Thor! Der Rekrut! Zu früh kommen ist eben so albern, als zu spät. Die Dame wird böse, sie schmollt und zeigt ihr Schmollen durch tausend kleine anmuthige Bewegungen und Koketterieen; denn kokett ist sie: man vergesse nicht, daß der Slavo-Russische Tanz den National-Charakter darstellt.

Der arme Kavalier will seine Ungeschicklichkeit durch einige Achtungs-Bezeigungen wieder gut machen. Er macht seiner Dame rechts einen Pas entgegen; sie wendet sich plötzlich von ihm ab, und scheint sich mit ihrem Musselin-Aermel zu beschäftigen. Er wendet sich links und berührt die Spitzen ihrer Finger; die Dame zieht stolz ihre Hand zurück, aber sie entflieht, sie entflieht; das ist ein gutes Zeichen, und der junge Mann fängt an, sich zu bilden: er verläßt sie nicht mehr, und seinen Aufmerksamkeiten, seiner Ausdauer wird endlich der verdiente Lohn.

Sieg! Triumph! Der glückliche Liebende tanzt einige Augenblicke mit seiner Eroberung. Durch ein toll-lustiges Solo drückt er sein Glück aus und entführt zuletzt mit stolzem majestätischem Anstand seine liebenswürdige Gefangene, die, das Haupt gesenkt und die Blicke zu Boden geschlagen, ihm nicht mehr Trotz bietet.

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen:

Theoretische und Erfahrungs-Grundsätze der Literatur, von A. Glagolew. (Hat den Demidow'schen Preis erhalten und ist auf Kosten der Akademie gedruckt.) 4 Bde. 8 Rbl.

Anfangsgründe der Griechischen Sprachlehre, nach Schneider's Anleitung herausgegeben von Dr. Hermann Schad.

Griechische Grammatik, von Pizipio. Odessa.

Lateinisch-Russisches Wörterbuch. Von Joh. Kroneberg. 2 Bde Dritte Auflage. Moskau. 13 Rbl.

Lateinische Sprachlehre, nach Brüder, vom Professor Nikolaus Koschanskij. 3 Bde. Vierte Auflage.

Sammlung von kurzen Aufgaben über die Regeln der Zumpt'schen Grammatik, als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Russischen ins Lateinische. Von Dronko und Kubarew. Moskau. 2 Rbl.

Mannigfaltiges.

— Sicherheits-Heerde für Schiffe. Ein Herr Wallace aus Leith hat einen Sicherheits-Heerd zum Gebrauch der Schiffer erfunden, dessen Eigenthümlichkeiten sich auf drei zurückführen lassen: 1) Wird die Maschine an ein Gestell aufgehängt, das einem gekrümmten Schlagbaum gleicht. Auf diese Weise bleibt der Heerd, vermöge seiner Schwere, in steter senkrechter Lage, selbst wenn das Schiff sich auf eine Seite neigt; 2) Ist eine besondere Vorrichtung für einen Dämpfer da, damit die Richtung der erhitzten Luft und Flamme verändert werden könne; 3) In dem Rauchfang jedes Heerdes wird eine Rauchklappe angebracht, und der Heerd in den Stand gesetzt, mit Hülfe dieser Klappe Fleisch zu pökeln. (Repertory of Patents.)

— Die Bewohner von Boston. Boston ist die Mutterstadt der Unitarier. An keinem anderen Orte hat diese Sekte so tief gewurzelt und so weit um sich gegriffen. Eine gute Hälfte der Bevölkerung und mehr als die Hälfte der Wohlhabenden und Gebildeten bekennt sich zum unitarischen Glauben. Anfangs wußte ich nicht, wie ich mir diese Erscheinung erklären sollte; aber meine Reise nach Neu-England hat mir das Räthsel gelöst. Die Neu-Engländer sind ein kaltes, berechnendes und schlaues Volk von phlegmatischem Temperamente und gar keines Enthusiasmus fähig. In keinem anderen Lande wird der gute Ruf so hoch geschätzt und der öffentlichen Meinung so unbedingt gehuldigt, wie hier. Der einzige Hebel, der ein solches Volk bewegen kann, ist die Beweiskraft. Rede dem Neu-Engländer von Hoheit, Edelsinn, Großmuth, und er wird sich langweilen; sage ihm aber, was gerecht, schicklich, seiner Wohlfahrt zuträglich ist, und kein Mensch wird dir ein aufmerksameres Ohr leihen. Sein Verstand ist immer scharf — sein Gemüth stumpf. Der Unitarismus kann als die Demokratie in der Religion gelten. Er appellirt weniger an Glauben oder Phantasie, als irgend sonst eine christliche Sekte, und erweitert den Kreis der Demonstration, während er das Uebersinnliche sehr zurückdrängt. Die Bekenner dieser Lehre sind weniger bigott als andere Sektirer, weil sie zugleich weniger Enthusiasmus besitzen. Sie appelliren immer nur an die menschliche Vernunft und glauben an nichts als an die absolute und vollkommene Wirksamkeit der Religion. Das Unbegreifliche ist ihnen zugleich auch das Falsche. Wer die Nord-Amerikaner wegen ihrer abstrakten Religions-Grundsätze tadeln wollte, dem dürften sie zwar entgegnen: „Jonathan wählt sich seine Religion, wie Jeder sich seinen Hut wählt. Er sieht zu, welche für ihn paßt.“ Unseres Bedünkens aber hat der Kopf des guten Jonathan noch nicht seinen vollen Umfang, und so wollen wir herzlich wünschen, daß über kurz oder lang die Erweiterung seines Kopfes ihn dazu bestimmen möge, eine bessere und orthodoxere Bedeckung zu wählen. (Manners in America.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Mittwoch den 6. August 1834.

Nord-Amerika.

Ueber den Unterricht der Taubstummen *).

Von einem Nord-Amerikaner.

„Mit Bedauern und Erstaunen" sagt Degerando **), „müssen wir bekennen, daß Frankreich viel später als andere Staaten seine Aufmerksamkeit auf den Unterricht der Taubstummen gerichtet hat." Zu ähnlichem, wenn gleich nicht so unangenehmen Erstaunen veranlaßt uns in Amerika die Beobachtung, daß, obgleich diese interessante Kunst schon nahe an 20 Jahre auf eine höchst verständige Weise unter uns geübt wird, doch noch keine Schrift erschienen ist, welche die Prinzipien des dabei angewendeten Verfahrens erläutert und durch eine Nachricht von dem Erfolge die öffentliche Neugierde befriedigt. In dieser Hinsicht stehen wir jetzt hinter allen Ländern Europas weit zurück: denn nicht allein das schreibselige Deutschland besitzt eine große Masse guter Schriften über diesen Gegenstand; sondern auch Frankreich, das so schnell von Begeisterung zu Gleichgültigkeit überspringt, hegt jetzt dafür die größte Theilnahme und hat in Degerando's eben angeführtem Buche ein vortreffliches Werk aufzuweisen.

Einen Trost für diesen Mangel können wir freilich in der Beschaffenheit und Wirksamkeit unserer Anstalten finden; denn, obgleich sie kaum 20 Jahre bestehen, können sie sich doch in jeder Hinsicht mit den übrigen messen, und wenn auch die Anstalten, wegen der großen Anzahl der Taubstummen in unserem ausgedehnten Lande, der Größe des Bedürfnisses noch nicht vollkommen entsprechen, so muß doch der bisherige Erfolg, wie die Theilnahme für fernere Unternehmungen bei uns, das Herz des Menschenfreundes in hohem Grade erfreuen.

So sehr der bedauernswerthe Zustand der Taubstummen in die Augen fällt, haben wir doch keinen Beweis, daß vor dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts bei irgend Jemanden die Idee aufgekommen sey, denselben durch Unterricht zu verbessern. Ein unseliger Irrthum, der schon in frühen Zeiten seinen Ursprung hat, verschuldet diese Vernachlässigung unserer Mitmenschen. Selbst ein Aristoteles konnte die Ansicht aussprechen, daß, da hörbare Rede das Mittel unseres Lernens sey, der Taubstumme in völliger und unheilbarer Unwissenheit verbleiben müsse; und nach derselben Ansicht war dem Taubstummen nach der Justinianeischen Gesetzgebung der Genuß der bürgerlichen Rechte geschmälert. Noch weiter ging, wie der Abbé de l'Epée ***) anführt, die Sitte in einigen barbarischen Ländern, welche, die Taubstummen als Monstra betrachtend, verlangte, daß sie im dritten Jahre, oder sobald ihr Fehler untrüglich zu erkennen war, getödtet würden. Und derselbe Menschenfreund erzählt uns, daß angesehene Geistliche seiner Zeit ihn selbst offen wegen seines Unternehmens tadelten, und zwar — aus theologischen Gründen. Aeltern hielten es für einen Schimpf, taubgeborene Kinder zu haben, und verbargen sie daher mit der größten Sorgfalt den Augen der Welt. Condillac spricht den Taubstummen noch die Fähigkeit des Gedächtnisses ab, und als nothwendige Folge daher auch die Urtheilskraft. Und selbst unter uns bemerken wir oft eine Art von Verachtung gegen diese unglückliche Klasse unserer Mitmenschen, oder eine vollkommene Abneigung gegen sie, welche sich weder vor dem Richterstuhle der Philosophie, noch vor dem Gebote allgemeiner Menschenliebe verantworten läßt.

Aber ist denn nothwendiger Weise das Ohr das einzige Organ, durch welches fremde Mittheilungen aufgefaßt werden können? oder sollte nicht vielmehr, wenn man sich die menschliche Gesellschaft in ihrer Kindheit denkt, das Auge zu gleichem Zwecke dienlich gewesen seyn? Denn erst aus der Zeichensprache, die zu dem Auge spricht, hat sich der bequemere, aber viel willkürlichere Gebrauch der Lautsprache allmälig gebildet †). Sobald man aber nur zugiebt, daß durch sichtbare Zeichen, ohne Anwendung hörbarer Rede, Ideen erweckt werden können, so läßt sich auch nicht länger behaupten, daß diejenigen, welche des Gehöres beraubt sind, aller geistigen Bildung unfähig seyen.

Eine andere Frage ist es, zu welchem Grade der Ausbildung ein Taubstummer gelangen könne? Sehr verschieden ist diese beantwortet worden, indem höchst achtbare Männer in diesem Fache, als de l'Epée, Sicard, Condillac u. A., den Kreis der Fähigkeiten eines Taubstummen sehr beschränkt angaben, während Herr Bebian *), der geschickte Kollege des Herrn Sicard, mit vielen Anderen, ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er sagt: „Die Taubstummen sind nur durch die Entbehrung eines einzigen Sinnes von anderen Menschen verschieden; sie urtheilen, ziehen Schlüsse und überlegen; und, wenn sie durch Erziehung dazu gebracht, alle Geisteskräfte anwenden können, so hat dies darin seinen Grund, daß schon die Natur sie mit denselben ausgestattet hat." Aber freilich werden ihre geistigen Fähigkeiten nicht so oft zur Thätigkeit aufgeregt, als bei anderen Menschen, und daher kann auch ihre Entwickelung nur langsamer von Statten gehen. Mit ihnen beginnt die Welt gleichsam von Neuem; was junge Kinder sonst spielend erfahren, kann ihre Fassungskraft nicht erwecken und bilden; jeder Fortschritt, jede Ansicht muß bei ihnen die Frucht angestrengter Arbeit seyn.

Wie genaue Beobachter die Taubstummen sind, beweist schon ihre schöne Sprache, die ihre eigene Schöpfung ist; wie viel Leben, Kraft, Bewegung, bildliche Vorstellung und oft selbst Anmuth herrscht nicht in ihr? Sie sind Meister in der Pantomime, und ihre Zeichen stellen nicht nur die Gegenstände und Handlungen, die sie zunächst abbilden, dar, sondern haben auch ihre übertragene Bedeutung, die sich auf Analogieen zwischen der physischen und intellektuellen Welt begründet. Wer diese Sprache nicht erlernt hat, wird sie in ihrem jetzigen Zustande schwerlich verstehen können; so genau auch ihre Nachahmung der Gegenstände, so treffend auch die Analogie ist, nach welcher sie verfährt, so sind doch so viele Abkürzungen eingeführt, daß die Zeichen kaum noch eine Spur des ihnen ursprünglich nothwendigen Charakters behalten haben.

Obgleich die von getrennt lebenden Taubstummen erfundenen Zeichensprachen sich selten durchgängig ähnlich sehen, so sind sie doch fast nie völlig von einander verschieden. Degerando bemerkt, daß die Zeichen, welche gewöhnlich von einander abweichen, solche sind, welche die große Klasse körperlicher Gegenstände bezeichnen, während solche, die Gemüths-Bewegungen und geistige Begriffe ausdrücken, als Bedürfnisse und Gebräuche des Lebens, besonders solche, die schnell angewendet werden müssen, sich sehr ähnlich sehen.

Aber auf welche Weise sind die Taubstummen nun zu unterrichten? Vor Allem ist offenbar das wesentlichste Bedürfniß für jeden Unterricht, daß ein Mittel gegenseitiger Mittheilung zwischen dem Lehrenden und Lernenden vorhanden sey. Ist der Lehrer noch nicht in der Kunst geübt, so muß er auf einige Zeit die Rolle des Schülers übernehmen und die von dem Stummen gebrauchten Zeichen erlernen. In kurzer Zeit wird sich zwischen Beiden eine Sprache bilden, die hinreicht, die ersten Bedürfnisse des Lehrers zu befriedigen. Doch wird sich dieser Kreis bald als zu eng erweisen, und nun kann keine Erweiterung desselben stattfinden, wenn sich nicht auch der Ideenkreis des Schülers erweitert.

Wenn Leute aus zwei verschiedenen Ländern zusammentreffen, von denen keiner die Sprache des Anderen kennt, so haben sie doch eine Menge von Ideen mit einander gemein, während nur die hörbaren oder geschriebenen Zeichen, welche dieselben darstellen, von einander abweichen. Es herrscht zwischen ihnen also Gleichheit der Begriffe, ohne Gleichheit der Zeichen für dieselbe. Ein ganz anderer Fall ist es mit den Taubstummen und ihren Lehrern, bei denen die Anzahl der gemeinschaftlichen Begriffe nur gering ist, und die sich auch dann noch nicht durch dieselbe Anschauungsweise dem Geiste Beider darstellen. In jedem Lande besteht eine große Verschiedenheit in der Denkweise des Gebildeten und Ungebildeten; aber noch größer ist die Verschiedenheit, welche zwischen einem ungebildeten Taubstummen und einem Menschen aus der niedrigsten Klasse der Redenden herrscht.

So weit eine Gemeinschaft zwischen den Ideen des Lehrers und Lernenden vorhanden ist, kann die Bedeutung der Worte durch einfache Uebertragung derselben in Zeichen mitgetheilt werden; aber hiermit ist man bald am Ende, und dann beginnt die Arbeit, bei dem Zögling ein System von Ideen hervorzurufen, welches den Worten der hörbaren Rede entspricht. Dieses ist in der That eine nicht geringe Aufgabe. Indeß ist der ganze Ideenkreis, aus welchem die Gesammtheit der menschlichen Erkenntniß besteht, nothwendiger Weise in der Materie oder in dem Geiste enthalten; daher liegt es an uns, dem Taubstummen, vor dem die Körperwelt doch offen daliegt, ein System beizubringen, das ihn bei seinen Beobachtungen leitet, dann wird auch sein Geist auf dieselbe Weise thätig werden, als der unsrige.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. als Seitenstück zu diesem Bericht den ebenfalls nach der North-American Review mitgetheilten Artikel über die Erziehung der Blinden in Nr. 1. des „Magazins" von d. J.

**) In seinem Werke: De l'education des sourds-muets. 2 vols. 8vo. Paris, 1827.

***) In seinen Institutions des sourds et muets. Paris, 1776.

†) Anmerk. des Uebersetzers. Eine sehr kühne und unbegründete Behauptung, die sich gar nicht einsehen läßt, warum dieser natürliche Trieb des Redens, sein Organ verkennend, diesen Umweg gemacht haben sollte.

*) Journal de l'instruction des sourds-muets, et des aveugles. No. 7. Paris, 1833.

zu begründen. Nach meiner Meinung reicht unser Gebiet und unsere Autorität weiter als unsere Mittel. Außerdem haben wir Zahl und Arten unserer Feinde vermehrt, indem wir diejenigen ihres Unterhaltes beraubten, die ihn bis jetzt im Dienste Tippu's und des Nisam's fanden. Wie sehr wir uns auch ausbreiten mögen, das Uebel wird immer ärger werden, besonders wenn die Ausdehnung unserer Macht auf Unkosten der Mahratten vor sich geht. — — So oft es sich von Erweiterung unseres Gebietes handelt, haben diese Betrachtungen großes Gewicht bei mir, und ich bin im Allgemeinen geneigt, zu behaupten, daß wir genug, ja fast mehr besitzen, als wir vertheidigen können."

Als Meisehr ganz beruhigt war, dachte Lord Wellesley wieder daran, eine Expedition gegen die Inseln des Feindes zu unternehmen, und verordnete zu diesem Zwecke die Konzentrirung eines Theils der Armee von Madras unter Oberst Wellesley's Befehlen. Persönliche Verwendung des Generals Baird bestimmte ihn aber nachmals, seinen Bruder zum Kommando der Expedition an jener Seite der Halbinsel aufzufordern. Allein noch ehe General Baird ankam, ja noch ehe Oberst Wellesley die letzte Resolution des General-Statthalters erfahren konnte, erhielt die Regierung zu Madras das Duplikat einer Depesche von dem Secretair Dundas an Lord Wellesley, das dem Obersten mitgetheilt ward. Diese Depesche enthielt den Befehl der Britischen Minister, daß man einen Versuch machen solle, die Expedition gegen Aegypten unter Sir Ralph Abercrombie vom Rothen Meere aus zu unterstützen. Als Oberst Wellesley diese Depesche las, war er überzeugt, der General-Statthalter werde, sobald das Original Kalkutta erreicht hätte, die Ausführung dieser Befehle beschleunigen. Er wußte, daß außer dem unter seinem Kommando zu Trincomale versammelten Corps in ganz Indien keine disponible Truppen waren; eben so wußte er, daß die zu einer Fahrt nach Westen günstige Zeit des Monsuhn zu Ende ging, und daß die Armee, wenn sie nicht augenblicklich abginge, ein paar Monate verweilen müßte. Unter allen diesen Umständen faßte der junge Heerführer den kühnen Entschluß, auf eigene Verantwortung die Armee und Flotte von Trincomale nach Bombay zu versetzen, wo sie Aegypten dem Raume nach etwa 1000 Englische Meilen und der Zeit nach ein paar Monate näher war. Wir glauben, daß nichts in Wellington's Leben mehr Bewunderung verdient, als dieser Entschluß. Als General Baird zu Trincomale ankam, fand er weder Flotte noch Heer. Er folgte dem Obersten nach Bombay, wo er zu seiner Freude vernahm, daß ein Theil der Expedition bereits bis Mocha vorangesegelt sey. Zum Unglück oder Glück lag aber Oberst Wellesley selbst an einem heftigen Fieber darnieder und konnte also den General nicht begleiten.

Die Weisesten können sich täuschen, und den Scharfsichtigsten bleibt die Zukunft verborgen. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß Oberst Wellesley bei der Aegyptischen Expedition Lorbeern errungen und demzufolge das Europäische Kriegs-Theater noch früher betreten hatte; allein auf der anderen Seite würde er nicht die Erfahrung gesammelt und den Ruhm eingeärndtet haben, der in Meisehr und in den Feldzügen gegen Sindiah und den Radschah von Birar seiner harrte — Feldzüge, welche die Schlachten von Assei und Argahm verewigen.

Sobald seine Gesundheit es erlaubte, kehrte Oberst Wellesley nach Meisehr zurück, das er achtzehn Monat mit seiner gewohnten Geschicklichkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit regierte. Er studirte die Interessen und selbst die Vorurtheile der Eingebornen, die ihm viel verdankten. Gegen das Ende des Jahres 1802 zog Holkar gegen Punah, eroberte diese Hauptstadt und nöthigte so den Peschwah, das föderirte Haupt der Mahratten, zur Flucht. Die gestörte Sicherheit der Peschwah und der Britischen Gränze forderte den General-Statthalter zu feindlichen Maßregeln auf; Arthur Wellesley wurde General und trat an die Spitze der Britischen Streitkräfte.

Als Holkar vernahm, daß ein Britisches Hülfsheer zur Unterstützung des Peschwah sich organisirte, machte er mit dem größeren Theil seiner Truppen eine retrograde Bewegung und ließ in Punah eine Art von Arriere-Garde unter dem mächtigen Häuptling Amret Rao zurück. General Wellesley erfuhr, dieser Häuptling beabsichtige, im Fall die Briten vorrücken sollten, die Stadt zu verbrennen. Um ein so großes Unglück abzuwenden, stellte sich der General an die Spitze seiner Kavallerie und erreichte Punah in einem einzigen Tagemarsch von 60 Englischen Meilen, auf welchem nur Ein Mal Halt gemacht wurde. Diese beispiellose Schnelligkeit rettete die Stadt und ihre Bewohner; denn Amret hatte den ganzen Marsch nicht einmal geahnet.

Der Peschwah kam wieder in den Besitz seiner Hauptstadt, aber nicht seiner vorigen Macht. Neue Mißhelligkeiten entspannen sich zwischen dem Prinzen und zweien seiner mächtigsten Häuptlinge — Sindiah und dem Radschah von Birar. Der Streit führte zu langweiligen Verhandlungen und endlich zu offenem Kriege zwischen den verbündeten Radschah's von der einen und dem Peschwah mit den Briten von der anderen Seite. Auf diesem Feldzuge war General Wellesley's Hauptaugenmerk, die Britischen Provinzen und die des Peschwa gegen die plötzlichen verheerenden Ueberfälle der unermeßlichen feindlichen Reiterei zu schützen. Obgleich nun Wellesley's Armee klein und an einer sehr ausgedehnten Gränze aufgestellt war, so gelang ihm doch eine Reihe sehr geschickter und rascher Evolutionen. Endlich, den 23. September, stieß er bei dem Dorfe Assei (Assye) auf das konzentrirte feindliche Heer, das 50,000 Reiter und die beste Infanterie Indiens zählte, welche schon allein dem Britischen Häuflein drei oder vier Mal überlegen war.

General Wellesley's Heer marschirte in zwei Divisionen, auf Straßen, die 8 oder 10 Engl. Meilen von einander abstanden und an einem Punkte, wo der Feind, nach Aussage einiger Spione, postirt seyn sollte, konvergirten. Diese Aussage war übrigens falsch; die Feinde waren viel näher, als man erwartet hatte, und urplötzlich sah Wellesley seine eigene Kolonne der ganzen feindlichen Armee gegenüberstehen. Die Reiterhaufen überdeckten die Ebene zur Linken, und das Fußvolk zur rechter Hand jenseit des reißenden und, wie man behauptete, nicht zu passirenden Stromes Raitna aufgestellt, der etwas weiter unten den Dschua aufnahm. Es schien eine unmögliche Sache, die Letzteren anzugreifen, welche, ihre sehr vortheilhafte Stellung abgerechnet, von einer Menge Französischer Offiziere angeführt und reichlich mit Artillerie versorgt waren. Außerdem ließen die ungeheuren Schwärme der Reiter dem General nicht viel mehr Platz, als er schon einnahm. Es war ganz unmöglich, der anderen Division unter Oberst Stevenson die Hand zu bieten, und jedenfalls hätte die dadurch erhaltene Verstärkung den nothwendigen Zeitverlust nicht aufwiegen können. Hier zeigte nun General Wellesley einen jener Blitze des militairischen Genie's, welche die vornehmsten Merkmale des großen Feldherrn sind. Indem er die Stellung des Feindes längs dem jenseitigen Ufer des unübersetzbaren Raitna rekognoszirte, bemerkte er, daß zur Linken des Feindes, und zwar den Briten näher, zwei bedeutende Dörfer an beiden Ufern einander gegenüberlagen. Hieraus schloß er sofort, daß diese beiden Ortschaften an solch einer Stelle nicht hätten entstehen können, wenn eine Communication über den Fluß unmöglich wäre. Demgemäß machte er eine rasche Bewegung nach dem diesseitigen Dorfe, wo er auch wirklich eine schmale Furt entdeckte. Man setzte augenblicklich über, und so kam das kleine Corps auf die durch den Zusammenfluß beider Ströme gebildete Landspitze. Die Wirkung dieses Manövers ist einleuchtend. Die ganze feindliche Reiterei war jetzt mit einem Male vom Kampfe ausgeschlossen, und die Briten konnten von der überlegenen Menge nicht mehr umzingelt werden, da jede ihrer Flanken durch einen Fluß gedeckt war. Der Feind mußte natürlich eine halbe Schwenkung machen, und beide Armeen standen nun in Parallele.

Sogleich begann die Schlacht, gewiß eine der furchtbarsten, die jemals in Ostindien geschlagen worden. Der Sieg war vollständig. Der Feind ließ 1200 (!) Todte auf dem Wahlplatz und verlor 128 Kanonen, von denen Einhundert auf dem Schlachtfelde genommen wurden. In keiner der Schlachten, die Wellington geliefert, soll der Widerstand hartnäckiger und die Kanonade schrecklicher gewesen seyn.

Etwa sechs Wochen vor der Schlacht bei Assei hatte Wellesley auf die sonderbarste Art von der Welt einen intimen Freund bekommen. Ein bedeutendes Fort, Ahmednegger, wurde von seinen Leuten erstürmt. Mitten im heißesten Sturme sieht Wellesley einen jungen Offizier, der schon die Zinne der sehr hohen Mauer erklettert hatte, aus dieser bedeutenden Höhe wieder herabstürzen. Der General hielt ihn, wo nicht für todt, doch wenigstens für schwer verwundet; er fragte nach Namen und Schicksal des braven Jünglings und bat die Freunde, ihn gleich nachher wieder emporklimmen zu sehen. Der Offizier war von seinem Sturze nur leicht beschädigt. Am nächsten Morgen ließ ihn der General zu sich kommen, machte ihn zum Brigade-Major in seinem Stabe, und seit dieser Zeit sind Beide die vertrautesten Freunde geblieben. Oft sagte Wellington scherzend, er habe seinen Campbell das erste Mal in der Luft gesehen. Dieser Offizier war nämlich kein Anderer, als der beutige Sir Colin Campbell, Ritter des Bath-Ordens, General-Major in der Armee und Statthalter von Neu-Schottland.

Der Sieg bei Assei störte nicht das Prinzip der Mäßigung, nach welchem Wellesley die Indischen Fürsten immer behandelte. Er schenkte den Friedens-Vorschlägen des besiegten Feindes ein williges Ohr, und demgemäß begannen die Unterhandlungen. Diese wurden durch die Radscha's absichtlich in die Länge gezogen, dauerten ein paar Monate und endigten damit, daß man dem Sindia unter gewissen Bedingungen einen Waffenstillstand bewilligte. Allein Sindia kümmerte sich nicht nur nicht um diese Bedingungen; er trat sogar mit dem Radscha von Birar, als dieser ein neues Heer gegen die Briten organisirt hatte, in ein neues Bündniß. Ihre vereinigten Streitkräfte standen den 29sten November 1803 auf den Ebenen von Argahm den Briten gegenüber. General Wellesley griff an, zerstreute und vernichtete den Feind, ohne viel Mannschaft zu verlieren. Nach der Schlacht rückte er weiter vor, nahm die Festung Gawilgher mit Sturm und vereitelte so die letzte Hoffnung der verbündeten Mahratten. Den 30. Dezember wurde der Friedens-Traktat unterzeichnet. Mit diesem Frieden endigen General Wellesley's militairische Operationen in Indien. (A. R.)

Mannigfaltiges.

— Die Hauptmahlzeit. Zur Zeit Franz I., Königs von Frankreich, um das Jahr 1515, hieß es sprüchwörtlich:

Steh' auf um fünf und iß Mittag um neun,
Bespre um fünf und geh' zu Bett um neun,
So kannst Du's bringen zu neunzig und neun.

Die Sitte, um neun Uhr des Morgens Mittag zu machen, verlor sich aber bald. Nur die Vornehmen dinirten noch lange nachher stärkeres um zehn Uhr und soupirten um fünf oder sechs Uhr des Abends. Karl V. pflegte um zehn Uhr zu Mittag und um sieben Uhr zu Abend zu speisen, und um neun Uhr war der ganze Hof zu Bette. Um sechs Uhr im Winter und zwischen acht und neun Uhr im Sommer wurden überall die Glocken geläutet, um die Leute zu mahnen, daß es Zeit sey, das Feuer auszulöschen. In England haben unterdessen die einzelnen Mahlzeiten gewissermaßen nur ihre Namen vertauscht. Die alten Engländer nannten, was jetzt Frühstück (luncheon) heißt, Mittagmahl (dinner), und das, was man jetzt Mittagmahl nennt, ließen jene als Abenddrod gelten. Es ist auffallend, daß in einigen Lehr-Anstalten in Oxford, in denen die Schüler Freitische genießen, von alten Zeiten her eine weit größere Summe für das Abenddrod, als für das Mittagmahl bestimmt war, ein Beweis, daß das, was man früher Abenddrod nannte, eigentlich die Hauptmahlzeit war. (Saturday Magazine).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Freitag den 8. August 1834.

Italien.

Alfieri, Manzoni und Silvio Pellico.

Die vor Kurzem in der Buchhandlung von Ernst Fleischer in Leipzig erschienene Sammlung der „Opere compiute di Silvio Pellico da Saluzzo"*) wird durch eine Italiänisch geschriebene Vorrede des Dr. Adolph Wagner in Leipzig eingeleitet. In dieser Vorrede verbreitet sich der Verfasser im Allgemeinen über die Italiänische Poesie, wobei er insbesondere bei Alfieri, Manzoni und Pellico verweilt. Da Alfieri schon von früher her in Deutschland bekannt ist, Manzoni aber besonders durch seine „Promessi sposi", so wie durch das, was namentlich Göthe über ihn geurtheilt, und endlich durch mehrere poetische Werke und unter Anderem durch seine Ode auf Napoleon (il cinque maggio) unter uns bekannt geworden ist; Silvio Pellico aber, insoweit er dies durch seine „Prigioni" noch nicht wäre, es gleichwohl zu werden verdient, so glaube ich, nichts Unzweckmäßiges zu thun, wenn ich dasjenige hier Deutsch wiedergebe, was der genannte Kritiker über jene drei Dichter zusammengestellt hat.

„Es bedurfte", so beginnt a. a. O. S. VII. die fragliche Charakteristik, „bei dem Zustande der Italiänischen Poesie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eines Mannes, der die dramatische Kunst aus ihrem verzweiflungsvollen Schwanken zwischen eigener Nichtigkeit und der Nachahmung fremder Sitten und Grundsätze rettete und ihr eine andere bestimmte Richtung gab. Dieser Mann war Vittorio Alfieri. Indeß, wie sehr ihn auch bis auf den heutigen Tag besonders seine Landsleute erhoben und übertrieben gelobt haben, und wie wahr es auch ist, daß er die Italiäner der weibischen Weichlichkeit und der ihm selbst so verhaßten Metastasio'schen Süßigkeiten entwöhnt habe, so kann doch auch eben so wenig geleugnet werden, daß er sie in eine gar häßliche, rauhe, einförmige Welt, mit finstern, strengen und wortkargen Menschen geführt hat, die, indem sie danach streben, erhaben zu seyn, aller Grazie und allen Reizes sich berauben, so daß sie selbst rauh, starr und hart werden, und daß sie derjenigen Eigenschaften ganz und gar entbehren, ohne welche die nothwendige Ruhe und Haltung nicht möglich ist, wie sie die Objektivität eines vollkommenen und starken (tetragono) Menschen verlangt. Auch kann nicht bestritten werden, daß die trockene Einbildungskraft, die Einfachheit des Planes und dessen Ausführung, so wie die geringe Zahl der Personen, die Zuschauer nicht unterhalten und nicht einmal interessiren können; daß der grimmige Tyrannenhaß, genau betrachtet, nichts weiter, als ein bei despotisch-aristokratisches Höflingswesen ist, das nicht umhin kann, am Ende mit den Abzeichen seiner eigenen Art sich zu putzen; daß die abgerissene und unharmonische Sprache seiner Personen in offenem und geradem Widerspruche mit dem Geiste der Italiänischen Sprache und ihrer sanften Harmonie ist; daß ihm jene begeisterte, thätige Liebe fehlt, welche die Gegensätze des menschlichen Geistes und Körpers vereinigt und versöhnt, die dazu bestimmt sind, sich gegenseitig aufzuheben, nur um der Idee zu dienen, deren Momente jene sind. Wohl ist uns bekannt, daß auch Maroncelli es dem Alfieri zum besondern und eigenthümlichen Verdienste anrechnet, „den nackten Gedanken, den unbestimmten und ungewohnten Kampf zwischen politischer Freiheit und Knechtschaft auf der Bühne darstellt und darum seine Personen nicht immer mit Fleisch, Nerven und Knochen umgeben zu haben, und daß daraus gleichsam von selbst ein eigener Stil sich gebildet habe." Aber — der Wahrheit die Ehre! Denn was für ein Stil ist das, der den Gedanken, die Idee des Einzelnen, worin sie lebt und sich ausspricht, von diesem gleichsam trennt, sie dadurch schwächt und der Lebenskraft beraubt? Was für eine Sprache, die sogar die Unfähigkeit offen ausspricht, das Ewige mit dem Endlichen, den Geist mit dem Stoffe, die hoch in dem Geiste und in dem Gemüthe des Künstlers ruhende Idee mit dem Gegenstande, der sie hervorruft, vereinigen und versöhnen zu können, aber die wenigstens am Folge davon zweifelt? Ein Stil, der viel eher die spröde und eigensinnige Eigenthümlichkeit des Dichters als die Ruhe und Festigkeit einer Schöpfung verräth und enthüllt? Mag auch dieser Stil eine Zeit lang anziehen, auf die Länge wird er langweilig und unangenehm.

Nichtsdestoweniger werden Alfieri und seine Trauerspiele stets eine beachtenswerthe Erscheinung seyn. Eine starke leidenschaftliche Natur, erst später etwas gezähmt, oder gestählt gegen die Verderbnisse des öffentlichen und Privatlebens seines Volkes; ein düsteres, ausschweifendes, unsicheres und unklares Verlangen, aufgeregt durch den gleichzeitigen Aufstand unterdrückter Nationen, das aber, immer dunkel und unbestimmt, sich nie zu einer klaren harmonischen Richtung erheben konnte, hatten in ihm eine Idee von Freiheit erzeugt, die fast an Zügellosigkeit gränzte. In dieser Idee sprach sich seine ganze Persönlichkeit aus, die sich, wie rauh und abstoßend sie auch war, allen seinen Kunstschöpfungen mittheilte. Die Kunst selbst mußte sich in seinen Begriff von Freiheit einzwängen lassen, und so mußte er auch der bisherigen künstlichen und bloß nachgeahmten Form entsagen. Er glaubte steif und fest, wie er dies selbst in einem Briefe an Calsabigi ausspricht, daß die Menschen im Theater lernen sollten, frei, kräftig, großmüthig zu seyn und zu handeln, daß sie da für die Tugend, für die Vaterlandsliebe gewonnen werden und sich daran gewöhnen sollten, kein Unrecht und keine Gewalt zu ertragen, ihre eigenen Rechte aber, so wie ihre heftigen, guten und großherzigen Leidenschaften zu erkennen. Die fünf Akte seiner Trauerspiele umfaßten, nach Maßgabe des Stoffes, nur diesen Gegenstand; sie waren dialegisirt nur für die eigentlich handelnden Personen, nicht auch für Rathgeber oder Zuschauer; die Handlung selbst schien wie an einen Faden gereiht; schnell fortschreitend, so weit es die Leidenschaften gestatten, die sich stets mehr oder weniger auszubreiten streben; einfach, je nachdem die Darstellung es gestattet; finster und grauenhaft, wie es sich mit der Natur der Handlung verträgt; innig und warm, so weit es in ihm lag, dies zu seyn; — so war sein Trauerspiel, das, wenn er es auch nicht immer ausführte, er doch wenigstens andeutete und entwarf.

Wir fürchten nicht, leichtsinnig und ungerecht über Alfieri in dem Vorstehenden geurtheilt zu haben, und wir geben auch zu, daß sein weichliches und indolentes Zeitalter eine kräftige, strenge und rauhe Natur gleichsam forderte. Da das nun aber so war, wer hätte nicht glauben sollen, daß ein anderer Dichter, ein Dichter von Geist und Gemüth, weniger befangen in der Manier, auf künstlichen Stelzen hochtrabender matter Phrasen einherzugehen, der, ebenfalls „in der Meinung, daß, um ein Werk des Geistes am wenigsten schlecht zu bilden, das beste Mittel sey, innig und ruhig seinen Gegenstand ins Auge zu fassen, ohne nach den conventionellen Formen und nach den zeitgemäßen Strebungen des größten Theiles der Leser zu fragen", seinen Gegenstand wählt und ihn dergestalt behandelt, daß er nach den entgegengesetzten Charakteren sich gestaltet, die sich erst in dem Kampfe der Leidenschaften recht ausprägen; — wer hätte nicht glauben sollen, daß ein solcher Dichter mit Freude und Segensjubel begrüßt werden wäre? Wie aber hat man in Italien diesen Mann von so frischer, unmittelbarer und sicherer Anschauung aufgenommen? Ich meine Alessandro Manzoni, den Korypbäen und Gründer einer neuen Epoche der dramatischen Kunst in Italien; der, wenig oder gar nicht bemüht, irgend ein falsches Aufsehen zu machen, mit Recht der Ansicht war, daß der Zuschauer nicht ein Theil der Handlung selbst, sondern nur der diese Handlung von außen betrachtende Verstand sey; daß das Leben der Straßen und öffentlichen Plätze nicht in's Drama gehöre; daß die beiden Einheiten des Orts und der Zeit zur Illusion nicht nothwendig seyen, daß sie vielmehr manche Schönheit von vorn herein vernichten und manchen Uebelstand herbeiführen; ihn, der, bescheiden bis zur Erniedrigung und Geringschätzung seiner selbst und seiner Schöpfungen, in der Poesie die Vermengung der Geschichte und der Dichtung streng verwerfend, einen neuen Weg bahnte und, den engen Kreis der Betrachtung erweiternd und belebend, dem National-Verstande neue Nahrung gab und die National-Bildung beförderte. Ein Ausländer mußte für ihn in die Schranken treten, unser großer Dichter, um seine besiegten und grimmwüthenden Feinde vollends zu vernichten. So sehr war und ist der Ueberlieferungs-Glaube aufgebracht und bemüht, die eigene Nationalität zu travestiren und alle Keime derselben zu ersticken!

Manzoni trat mitten unter den politischen und literarischen Wirren auf, welche noch im ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts Italien, und besonders die Lombardei, bewegten. Bei seinem beschauenden Geiste und dem poetischen Gemüthe, das ihm eigen ist, konnte er sich nur jenen edlen und hochherzigen Geistern zugesellen, die, das Unglück ihrer Nation innig empfindend, kein anderes Mittel, als das einer geistigen Umbildung erkannten und daher Jeden an sich zogen, der, philosophirend oder dichtend, dabei mitwirken konnte; und Manzoni trat zu ihnen, besonders in Folge der in seinen Hymnen und Trauerspielen ausgesprochenen Tendenz. Diese Tendenz war aber vielmehr eine künst-

*) Diese Sammlung enthält: 1) Vita di Silvio Pellico, von Maroncelli; 2) Le mie prigioni (schon früher in Deutschland, sowohl durch einen Abdruck als Originals, Leipzig, Baumgärtner. 1833, als durch eine Verdeutschung, Leipzig, Voß. 1833, bekannt); 3) Additioni dazu, von Maroncelli, dem Leidensgefährten Pellico's; 4) Discorso dei Doveri degli uomini (gleichzeitig in einer Uebersetzung bei C. Fleischer erschienen); 5) acht Trauerspiele, und 6) vier Lyriche, mit einer bisher ungedruckten Ode. Die äußere Ausstattung der Sammlung ist des Inhalts durchaus würdig, und der Preis des Ganzen (4 Thlr. 18 Sgr.) höchst billig.

lerische, als eine politische. Sich mit frischer und ruhiger Anschauung, mit frommer Ehrfurcht und einem bedachtsamen historischen Gewissen in seinen Gegenstand vertiefend, bemühte er sich, in die geheimsten Ursachen der Begebenheiten einzudringen, um bestimmten, sich widersprechenden Charakteren festes Leben und Bewegung zu geben und den starren Zusammenhang der Begebenheiten aufzulösen, um so die Idee eines historischen Abschnittes genau aus sich selbst entwickeln und auf diese Weise die eigene Kenntniß seines klaren Geistes, besonders in Ansehung der dramatischen Kunst, befördern zu können. Daher die bestimmte und fortschreitende Reihe der Scenen, die freie, edle und an großartigen, den Verhältnissen entsprechenden Gedanken reiche Sprache. Um dem Geiste einen Ruhepunkt zu gewähren, damit er der in die Handlung verwobenen Gedanken und Gefühle sich zu erinnern vermöchte, ohne den Gang der Handlung selbst zu unterbrechen und aufzuhalten, wählte er den Chor, welcher auf diese Weise die Erhebung des vorher in die Handlung vertieften Geistes, das Sichsammeln desselben und gleichsam die Wiederaufnahme der Handlung ist. Aber eben darum ist Manzoni wahrhaft lyrisch, während er, in der Erinnerung an die ideale Welt der Vergangenheit und in der Sehnsucht nach einer künftigen, auf die genaue und innige Einheit, auf die gleichsam vorherbestimmte Harmonie der inneren und äußeren Welt hinweist, die sich gegenseitig in einander spiegeln.

Wenn auf diese Art und unabhängig von seiner Absicht, gleichsam unwillkürlich, unter seinen Händen eine neue Gattung des Trauerspiels sich bildete, eingegeben von dem Wesen der Gegenstände und der Begebenheiten, der Charaktere und der Gefühle, und erzeugt aus einem reinen und kräftigen Geiste, so mußte er auch jenen willkürlichen Bau des Trauerspiels aufgeben, der mehr die Ansichten und Meinungen des Dichters, als den Kampf des Einzelnen mit dem Ganzen (con una totalità) und dessen endliche Entscheidung nach der göttlichen Weisheit offenbarte. Daher findet sich hier Nichts von jener erkünstelten und nachgemachten alten Größe, Adel und Klassicität in den Gesinnungen und Formen, Nichts von jenen scharfen, abgenutzten Einfällen und conventionellen Redensarten; wie in einem reinen klaren See die Blumen, Bäume, Wälder und die ganze Umgegend sich abspiegeln, so treten in den Trauerspielen Manzoni's die Personen mit ihren Gefühlen und den Handlungen unter dem klaren oder trüben Himmel auf, der sie umgiebt. Zu bedauern ist es nur, daß der so ausgezeichnet begabte Dichter, im Verhältnisse zu seiner Schöpfergabe und zu dem Wunsche aller Gebildeten, uns bisher so wenig mitgetheilt hat!

Nach Manzoni trat Silvio Pellico auf, der durch seine mit musterhafter Großherzigkeit, Ergebung und frommer Geduld ertragenen politischen Leiden, womit er uns in seinen „Prigioni" so sehr rührt, Europäisch berühmt gewordene Silvio Pellico. Das Wesen desselben ist von dem Manzoni's ganz verschieden. Schon seit seinen ersten Kinderjahren zeigt sich in ihm bei körperlicher Schwächlichkeit etwas Ahnungsvolles, eine gewisse Weichheit und Reizbarkeit, die jedoch mit Liebe und Klugheit von seinen würdigen Aeltern unter verschiedenen Verhältnissen gepflegt wurde, so daß schon die Erhaltung seines Lebens gleichsam ein Wunder ist. Im Allgemeinen ist in ihm eine Frömmigkeit, Zartheit und Feinheit des Gefühls vorherrschend, die, leicht mit anderen sympathisirend, ihnen gern verzeiht und mit dem eigenen sanften, liebevollen Wesen die verloschenen Funken des Guten und Schönen in ihnen neu belebt. Religiösität und ein, oft zu sehr passiver, pietistischer Katholicismus ist der Grund und das Wesen seines Charakters. Zeitig daran gewöhnt, Lustspiele oder einzelne Stücke daraus herzusagen, die nicht selten sein Vater, Onorato, verfaßt hatte, und ergriffen vom Ossian des Cesarotti, dichtete er schon in seinem zehnten Jahre ein Ossianisches Trauerspiel. Aber zugleich mit der Phantasie entwickelte jener rechtliche und verständige Vater auch den Charakter und den politischen Sinn Silvio's und seines Bruders Luigi, indem er sie mit sich in die Versammlung der Bürger nahm, die er besuchte. Bald erfaßt auch das Gefühl der Liebe den Jüngling. Nachher treibt er sich vier Jahre in Lyon auf den Wogen eines regen und angenehmen Lebens herum, ohne darin unterzugehen; denn seine ganz Französisch gewordenen Studien erhalten daselbst durch die Sepolcri von Ugo Foscolo eine andere Richtung, dessen Bekanntschaft und kräftiger Wille überhaupt einen besonderen Einfluß auf ihn ausüben. Der Aufenthalt in Mailand, wo er zuerst Professor der Französischen Sprache am Kollegium der Soldaten-Waisenkinder, dann Lehrer im Hause des Grafen Porro ist, fördert seine Bildung durch den Umgang mit den ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern Italiens und des Auslandes, die sich dort vereinigen. Hier unternimmt er den Conservatore (in der Vita di Pellico, von Marencelli wird er Conciliatore genannt), eine der Richtung jener Zeit und eines Hermes Visconti, Lodovico Breme und aller edlen Geister entsprechende Zeitschrift, bis auch er eine Beute der Politik wird. Die zehnjährige Gefangenschaft, die unter schrecklichen Martern seine Körperkräfte untergräbt, stählt und erhöht dagegen seine geistigen und moralischen, so daß nicht wenige seiner lyrischen und dramatischen Dichtungen in jener Zeit entstehen, deren Farbe sie auch an sich tragen. Aber er kennt dabei auch die Dichter fremder Nationen, wie Goethe und Schiller, an welchen Letzteren die Cantiche nicht selten erinnern.

Der Grundzug des Geistes und Gemüths Pellico's ist, nach dem bisher Gesagten, ursprünglich lyrisch, und dieses lyrische Element herrscht auch in allen seinen Dichtungen, selbst in den dramatischen, vor. Obgleich in seinen Dramen die Handlung fast immer in Gegensätzen und scharf ausgeprägten Kontrasten fortschreitet, so ist sie doch theilweise weniger verwickelt, sondern einfach, nicht durch viel Personen und Begebenheiten unterbrochen; zum Theil sind die Situationen und Gesinnungen der einzelnen Personen scharf bestimmt, ihre Gegensätze und Beziehungen zu einander sind deutlich bezeichnet, die innersten und geheimsten Gefühle und Gedanken liegen so offen da, daß man sieht, wie der Dichter mehr auf das innere Leben, als auf äußere Umstände giebt. Wenn Manzoni die Situationen aufbäuft und sie mit männlichem Ernste und mit Klarheit in Gegensätzen zueinanderfügt, entwickelt Pellico die Charaktere, enthüllt die Leidenschaften, Gefühle und Gedanken, indem er sie den Situationen anpaßt und aus ihnen entwickelt. Bei Manzoni lösen sich, wie Früchte, die Handlungen und Begebenheiten von den Gefühlen ab; bei Pellico erblühen gleich frischen Blumen, die Gefühle aus den Handlungen. Daher sondert der an sich mehr objektive Manzoni auf eine, vielleicht weniger dramatische Weise das lyrische Element ab, indem er es dem Chore zuweist, während Pellico es in die Handlung selbst verwebt und dadurch eine Art Helldunkel erzeugt, das bisweilen sehr anziehend, bisweilen freilich wenig dramatisch ist. Denn sind die verschiedenen Gattungen der Dichtkunst nur Steigerungen der Idee des Schönen bis zur Objektivität, so wird der höchste Punkt der seyn, wo im Drama, als der obersten Stufe, die Elemente der niedrigeren Punkte, nicht getrennt und abgesondert, sondern zueinander vereinigt und als ein Ganzes dargestellt werden, so daß Seyn, Wollen und Sollen, daß die Charaktere und die Bewegungsgründe, so wie die Handlungen und die Begebenheiten, die sich daraus erzeugen und wieder auf sie zurückwirken, in den Personen selbst und in ihren Gruppirungen sich kund geben. Ueberall herrscht bei Pellico ein reines und unverdorbenes Sittlichkeits-Gefühl, das selbst im Laster und in der Schwäche mittelst der Warnungen, der Gewissensbisse und der Reue sich zu erkennen giebt. Dieses Gefühl, das in allen seinen Helden lebt, während es, im Gegensatze zur Idee, den Kampf zwischen beiden nährt und unterhält, in welchem derjenige unterliegt, der, wollend und handelnd, in diesem elenden und flüchtigen Leben jenes ewige Wirken der Idee festzuhalten glaubte, ohne zu bedenken, daß der leidet, der handelt; dieses Gefühl ist religiös und tragisch zugleich, ist das große Geschichts-Drama der Welt, das der Dichter vor uns entwickelt, mag er das Schicksal der Einzelnen oder ganzer Gesellschaften uns enthüllen. In allen seinen Trauerspielen will Pellico, wie er selbst sagt, edle Gedanken und großherzige Gesinnungen zeigen. Die Auseinandersetzung ist klar und scharf; die Personen kündigen sich frei und ungezwungen an, weben selbst den Faden ihres Schicksals, das bald mehr bald weniger sichtbar sie erfaßt und erdrückt. Liebe, Stolz, Freundschaft, Ehrfurcht, hoher Patriotismus, niedriger Knechtsinn, Eifersucht — das sind die Elemente seiner Trauerspiele, die, bei der Sanftmuth und Weichheit des Dichters, gleichwohl der Kraft und Energie nicht ermangeln. Außerdem giebt sich in ihnen ein großes mimisches Talent und eine genaue Kenntniß des theatralischen Effektes zu erkennen, dem er jedoch die höheren Rücksichten der Kunst durchaus nicht aufopfert. K.

Nord-Amerika.

Ueber den Unterricht der Taubstummen.

(Fortsetzung.)

Aus dieser Ansicht entspringen folgende vier Grundsätze für den Unterricht der Taubstummen:

1) Der Unterricht muß damit beginnen, daß er von dem Taubstummen selbst seine ihm natürliche Mienensprache in ihrem ganzen Umfange entlehnt.

2) Der Lehrer muß sich genau davon unterrichten, wie weit die Begriffe seines neuen Zöglings schon ausgebildet und wie weit sie richtig sind.

3) Er muß das Material, welches der Taubstumme gemeinschaftlich mit uns besitzt, dazu benutzen, einen weiteren Ideenkreis daraus hervorzubilden.

4) Er muß dem Auge seines Zöglings die Lautsprache in sichtlichen Gestalten darstellen und ihn daran gewöhnen, mit ihrem Formen sogleich die ihnen entsprechenden Ideen zu verknüpfen.

Ein wesentliches Mittel, dem Zöglinge die Lautsprache verständlich zu machen, ist die Schrift. Indessen ist das Erlernen derselben schwer, und ihre Anwendung, im Vergleiche zum mündlichen Verkehr, unbequem, daher ist es wünschenswerth, eine schnellere Art des Schreibens, als die jetzt gewöhnliche, zu erfinden.

Zu dem Verständniß dieser sichtlichen Zeichen führen wir den Zögling am besten auf dem natürlichsten Wege, indem wir ihm zuerst auf praktische Weise die Bedeutung der Worte begreiflich machen und dann erst zur Unterweisung in den Regeln übergehen; beides zugleich vereinigen zu wollen, ist die mühevollste und langsamste Methode.

Alle Erkenntniß begründet sich auf Anschauung, die eine reale und eine rationale seyn kann: durch die erstere nimmt der Geist unmittelbar wahr, was vorhanden ist, es ist die Anschauung der Dinge und ihrer Bilder; die letztere ist die Auffassung der Bedingungen und Verhältnisse, welche zwischen den gebildeten Begriffen bestehen, es ist die Anschauung des Gedankens und der Schlußfolge, der unmittelbare Akt des Urtheilens. Die Gegenstände der wirklichen Anschauung gehören der physischen, die der intellektuellen der geistigen oder moralischen Welt an.

Die Uebung der geistigen Anschauung erfordert gleichfalls Objekte, da sie nur die Folge der realen ist; aber unwillkürlich entwickelt sie sich aus dieser; und wären wir nur im Stande, jeden Gegenstand des Denkens in allen seinen Eigenheiten im Geiste festzuhalten, so würde sich manches als Axiom ergeben, was wir jetzt als Resultat mühevoller Deductionen betrachten. Doch unsere unmittelbare Anschauungskraft ist äußerst beschränkt, so daß auch der Kreis unserer Erkenntniß sehr eng seyn würde, wenn wir sie jener allein verdanken müßten und es nicht eine Sprache gäbe, durch die wir, auch wo äußere Gegenstände fehlen, zu geistigen Anschauungen gelangen können.

Um nun bei dem Taubstummen Begriffe zu erwecken, giebt es verschiedene Mittel: das Abzeichnen der Gegenstände, Geberdensprache, Fingersprache, die Buchstabenschrift und das Lippenalphabet in Verbindung mit künstlicher Aussprache.

Beim ersten Anblicke wird es scheinen, als könnten durch die Zeichnenkunst nur sichtbare Gegenstände vor die Augen geführt werden; aber man wird bald sehen, daß sich auch Handlungen, Verhältnisse, Eigenschaften und Beziehungen durch sie darstellen lassen und somit Zeitwort, Eigenschafts- und Beziehungswort in ihrem Bereiche liegen. Bebian hat sich ihrer bedient, den Gebrauch der Geschlechtsworte, die Bildung der Nomina abstracta und die Vergleichungsgrade zu lehren. Ferner ist sie sehr nützlich zur Darstellung von Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, indem sie ihre Wirkung durch Gesichtszüge, Stellung u. dergl. nachahmt; und, allegorisch angewendet, kann sie zu den zartesten Bezeichnungen dienen. Aber wie schädlich es ist, sich in jedem Unterricht nur des Zeichnens zu bedienen, beweist die Aussage eines Zöglings dieser Methode, der später unter anderer Leitung vortrefflich ausgebildet wurde. Dieser sagte uns: „Ich glaubte damals, Gott der Vater sey ein ehrwürdiger Greis, der im Himmel seinen Sitz habe, der heilige Geist sey eine Taube mit einem Strahlenkranze, und der Teufel ein furchtbares Ungeheuer, das die Tiefen der Erde bewohne. So hatte ich durchgängig ganz sinnliche und materialistische Begriffe in der Religion." Hieraus erkennt man leicht, daß auch dieses Mittel der Belehrung dem Gegenstande derselben gemäß angewendet werden muß: alles Körperliche kann durch Zeichnen dargestellt, jede geistige und moralische Anschauung durch bildliche Darstellung deutlicher gemacht werden. Der große Nutzen aber des Zeichnens besteht in der Zeitersparniß und in der Bestimmtheit der vorgeführten Ideen. So hat Herr Pirour, der talentvolle Director des Taubstummen-Instituts zu Nancy, eine Reihe von Zeichnungen entworfen, in denen er Gegenstände, Eigenschaften, Verhältnisse, Handlungen und Zustände darstellt und zugleich manche Erläuterungen von Sprachformen anbringt, z. B. des Satzes: „trägt eine Frau ein Kind in ihren Armen", oder „ein Hund verfolgt einen Hasen quer über eine Ebene." Allein ein vollständiges System solcher Zeichnungen ist noch unerfüllter Wunsch.

Daß die Geberdensprache auf ein System zurückgeführt und zu der Vollkommenheit der Lautsprache ausgebildet werden kann, ist eine Wahrheit, welche derjenige, der selbst daran gewöhnt ist, sie zu üben, ohne Bedenken einräumt.

Niemand wird leugnen, daß da, wo ein taubstummes Volk von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzte, dieses eine sichtbare Sprache bilden würde, die an Fülle und Vollkommenheit den unsrigen nichts nachgeben dürfte, und daß neben ihr sich bald ein ihr entsprechendes System von Zeichenschrift erheben würde. Bei uns muß die Geberdensprache mit der Landessprache in Zusammenhang stehen; aber es genügt nicht, die Begriffe der einen in die Zeichen der anderen zu übertragen. Denn aus eigener Erfahrung können wir bezeugen, daß dadurch die Möglichkeit entsteht, daß, wenn man Taubstummen ganz complizirte Gedanken mit vielen grammatischen Schwierigkeiten diktirt, sie dieselben zwar wohlgeordnet in Worten niederschreiben, jedoch den Inhalt dessen, was sie selbst auf diese Weise reproduzirt haben, durchaus nicht verstehen.

Die Buchstabenschrift, wie die Lippensprache, ein Symbol für Laute, die der Taubstumme nie vernommen hat, sind seinen Fähigkeiten wenig angemessen, aber, wegen ihres großen Nutzens für den Verkehr, seiner angestrengten Bemühungen werth. Auch hat das Schreiben für den Zögling den Vorzug, sich kurz, genau und klar auszudrücken. Sehr nützlich wäre für den Verkehr der Taubstummen unter einander eine Stenographie, an der es leider noch fehlt, denn diejenige, deren sich die Schnellschreiber in Parlaments-Sitzungen und Gerichtshöfen bedienen, ist für sie nicht anwendbar, da es für ihre Auffassung keine Vokale, Konsonanten und stumme Buchstaben giebt, auf deren Unterschied sich jene Schnellschrift gründet, und sie vielmehr die Articulation der Worte in ihren einzelnen Sylben genau sich denken müssen.

Die Fingersprache ist fast überall als Mittel des Unterrichts eingeführt. Sie besteht in einer Reihe mit den Fingern gebildeter Zeichen, welche die Formen der einzelnen Buchstaben nachahmen, und wird ganz einfach zum Buchstabiren der Worte angewendet. Als Unterrichtsmittel verdient sie nach allgemeiner Uebereinstimmung nur einen untergeordneten Rang, aber um sich einer Gesellschaft, die ja in einer halben Stunde diese Kunst erlernen kann, verständlich zu machen, ist sie sehr nützlich. Erstaunenswürdig ist es, mit welcher Schnelligkeit Taubstumme in ihren Unterhaltungen unter einander die Zeichen machen und auffassen und oft aus einem Anfangsbuchstaben sogleich das ganze Wort errathen.

Zu dieser Fingersprache gehört auch die alphabetische Zeichensprache, die mit einer Hand oder mit beiden Händen oft ganze Sylben ausdrückt und in die Luft schreibt. Das zweihändige Alphabet ist das in England gebräuchliche. Herr Recoing konnte durch ein von ihm selbst erfundenes System der Art seinem Sohne Predigten und dergl. mit der Schnelligkeit, wie sie gehalten wurden, wiederholen; und der berühmte Pereiré soll seine ausgezeichnete Geschicklichkeit einer Kunst dieser Art zu verdanken gehabt haben, welche er aber leider nicht gemeinnützig machen wollte und die daher mit ihm selbst unterging. Wer eine neue Stenographie erfinden will, muß nothwendig zugleich auch auf die zur Sylbensprache abgekürzte Fingersprache seine Aufmerksamkeit richten. Aber viel nützlicher als die Fingersprache wird dem Zöglinge immer die Fertigkeit seyn, nach der Bewegung der Lippen die Worte selbst zu errathen und durch eigene Articulation dieselben nachzubilden.

Besonders bei solchen, die erst in späterer Zeit des Gehörs beraubt worden, muß man danach streben, daß sie diese letztgenannte Fähigkeit erlangen; denn bei ihnen können noch Erinnerungen an artikulirte Laute geblieben seyn, welche durch die Uebung wieder erwachen, doch auch für Taubgeborne ist diese Fertigkeit durch angestrengte Aufmerksamkeit erreichbar; ob man aber auch bei diesen noch viel längere dazu erforderliche Zeit darauf verwenden solle, ist eine andere Frage. In größern Instituten wenigstens ist dies kaum auszuführen, da Einer auf diese Weise die Mühe in Anspruch nehmen würde, welche man vielen schuldig ist; auch fehlt bei solchen, mit denen man erst spät diese Uebungen anfangen kann, die dazu nothwendige Gelehrigkeit oder Beweglichkeit der Muskeln.

Dennoch ist diese Fertigkeit der beharrlichsten Ausdauer und der angestrengtesten Uebung werth; denn sie ist das beste Mittel zur Entwickelung des Geistes, zur Bereicherung der Kenntnisse.

Ueber die besten Mittel beim Unterricht herrscht unter den Sachverständigen keine große Verschiedenheit, und damit jeder Lehrer eine Gelegenheit habe, seine Entdeckungen in dieser Kunst gemeinnützig zu machen, ist vor einigen Jahren zu Paris eine Korrespondenz errichtet worden, deren Briefe vollständig oder im Auszuge alle zwei Jahre vom Professor Morel herausgegeben werden; sie erscheinen unter dem Titel: Circulaire de l'Institut royal des Sourds-muets de Paris, à toutes les Institutions de Sourds-muets de l'Europe, de l'Amérique et de l'Asie. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Von der gegenwärtigen Erziehung und ihrer Unzulänglichkeit *).

(Aus Aimé Martin's Werk über die Erziehung von Familienmüttern.)

Seit Fénélon und Rousseau sind die Menschen ein gut Stück weiter gekommen, und der allgemeine Fortschritt hat sich auch auf die Erziehung der Frauen erstreckt. Die Frage ist keine streitige mehr, ob es gut sey, sie zu unterrichten, und wie weit dieser Unterricht gehen dürfe; man ist darüber einverstanden, daß ihre geistigen Vermögen entwickelt werden müssen, gestattet ihnen die Ausübung künstlerischer Talente, giebt ihnen Sprachlehrer, läßt sie, so zu sagen, ein oberflächliches encyklopädisches Studium machen; aber bei diesem Studium werden sie durch nichts veranlaßt, im würdigsten Sinne thätig zu seyn und selber zu denken; nur die Phrasen der Schule sind es, die sie sich mechanisch einprägen; und wenn nun die Leidenschaften kommen, die einen Widerstand fordern, wie ihn nur die Uebung der Tugend und die Grundsätze der Religion zu leisten vermögen, so finden sie fertige Hände auf dem Piano, ein geübtes Gedächtniß und eine Seele, die im Schlafe liegt. Dies ist, mit wenigen glücklichen Ausnahmen, das Bild der Frauen unsrer Zeit, mit ihrem bischen Andacht, ihrer Pensionsmoral, ihren mechanischen Talenten, ihrer Vergnügungssucht, ihrer Unwissenheit über alle Verhältnisse des Lebens und ihrem Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden.

Damit ist nicht gesagt, daß diese Erziehung nicht auch ihre glänzende Seite hat; sie bringt in die menschliche Gesellschaft Geschmack, feine Sitten und künstlerisches Wesen, eine höhere Anmuth und größere Originalität. Die Herzogin und die Bürgersfrau, wenn es noch gar Herzoginnen und Bürgersfrauen giebt, wetteifern in den Salons mit den ersten Talenten; die Einen machen Gedichte, die zum Besten der Griechen und Polen verkauft werden, Andere malen Bilder, deren Erlös mildthätigen Stiftungen gewidmet ist; Alle schreiben zierlich und korrekt, und die Feder der Sévigné und der Lafayette ist fast allgemein geworden. So stellt die Erziehung die Gesellschaft nach und nach auf eine und dieselbe Stufe; ihre Gleichheit ist die mächtigste Demokratie von der Welt, und ich glaube, nichts Paradoxes zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Talente der Frauen mehr für die Gleichheit der Stände gethan haben, als alle Dekrete unserer National-Versammlungen.

Man trete in unsere modernen Salons ein, und sehe dies Gedränge von Männern jedes Alters, die sich hin und her bewegen und alle in ein und dasselbe Tuch gekleidet sind; der eine ist ein Banquier, der andere ein Marquis, der ein Virtuose, jener ein Staatsbeamter. Und doch! ungeachtet der Gleichheit ihres schwarzen Rockes, giebt sich in Sprache und Benehmen ein geheimes Abzeichen kund, das sie von einander unterscheidet und gegen einander ordnet. Nicht so bei den Frauen; die Anmuth ihrer Erscheinung und die Feinheit ihres Benehmens macht, daß man alle von gleicher Geburt und gleichem Range hält; es ist eine und dieselbe Bildung, ein und derselbe Reiz, ein und derselbe Geschmack für die Künste, der uns entgegentritt. Es ist nicht möglich, die Töchter eines Notars von denen eines Hofmannes, die eines Kapitalisten von denen eines Generals zu unterscheiden. Man betrachte die reizende Gruppe, die um das Piano herumsteht; sie exekutiren ein Ensemble-Stück von Rossini mit einer Sicherheit und Rundung, wie die Italiänischen Opernsänger; und wer sind sie? die erste ist die Frau eines Arztes, die zweite die eines Pair von Frankreich, die drüben eine Marquise, neben ihr eine junge Künstlerin, und die andere die Tochter eines Advokaten. Nichts unterscheidet sie von einander, als die Verschiedenheit des Talents.

Richten wir unser Auge jetzt auf jene Dame, deren einfache und doch so glänzende Toilette die allgemeine Aufmerksamkeit für einen Augenblick auf sich gezogen hat: es ist eine unserer hübschesten Herzoginnen. Man sehe nur, wie liebenswürdig sie dem jungen Mädchen zulächelt, die eben neben ihr Platz nimmt! Zwei wahrhaft bemerkenswerthe Frauen: die Herzogin unterrichtet ihren Sohn im Lateinischen und schreibt Romane; die Jüngere macht Verse, ist eine Dichterin, eine Schönheit, die Korinna des Jahrhunderts; ihre Berühmtheit ist ihr Adel! So ist aus dieser glänzenden Gesellschaft, wo Alles durch einander drängt, Geburt, Vermögen, Titel, Lage und Stand sich mischen, jeder Tadel, jeder Makel verbannt. Die Erziehung macht Alles gleich, und nur die Schönheit herrscht und das Talent.

In der That, wenn sich das Leben der Frauen auf Kunstwerke und Feste beschränken sollte, wenn es sich um nichts weiter für sie handelte, als zu glänzen und zu gefallen, so wäre das große Problem durch diese Soireen-Erziehung gelöst; aber die Stunden des Vergnügens sind

*) Dieses Kapitel (das siebente) in Aimé Martin's Werk trägt das Motto: „Wie viele Aeltern glauben, ihre Töchter erzogen zu haben, wenn sie die Lehrer derselben bezahlten. Mad. Bernier über die Erziehung der Frauen."

kurz, und es folgen die langen Stunden der Reflexion. Das innere Leben, das moralische Leben fordert seinen Zoll, die Pflichten der Mutter und der Gattin, alles das kommt, alles das will erfüllt seyn, und alles das war vergessen. Dann, in romanhafte Leidenschaften verstrickt, fühlt man eine Leere im Schooße seiner Familie, zügelles ist das Gemüth erregt, und die Langeweile, diese furchtbare Zerstörerin weiblicher Tugend, schleicht heran. Die unseligen Folgen dieses Zustands sind uns allen bekannt, seine Seufzer klingen vor unseren Ohren — der Jammer aller Mütter, die Klage aller Ehemänner, und die peinvolle schmerzliche Lage, die einen zur Verzweiflung bringen kann, endet damit, daß sich Alles in völlige Glücksgültigkeit auflöst.

Um sich eine richtige Vorstellung von dem Leichtsinn unserer Erziehungen zu machen, was bedarf es? Nichts weiter, als sich nach ihrem Endzweck zu fragen. Ist dieser die Religion? Nein, denn die Religion, freilich mißverstanden, verdammt fast Alles, was gelehrt wird. — Ist er das häusliche Glück? — Nein, denn diese Talente, die mit so vieler Mühe erworben werden, diese Talente, die einen des Denkens überheben, gehen unter wirthschaftlichen Beschäftigungen zu Grunde. — Ist er das Heil, der Ruhm des Vaterlandes? O Spott! welche Mutter denkt heut zu Tage daran? Und auf diese Weise, was wir auch immer als ihren Endzweck annehmen möchten, verschwindet uns Alles unter den Händen. Nichts für das besondere Glück, nichts für das allgemeine Wohl. Was übrig bleibt, ist die feine Welt, und auf diese in der That richten sich alle unsere Bestrebungen. Man trachtet viel mehr danach, ihr zu gefallen, als ihr Widerstand zu leisten. Glänzen will man und herrschen; die Eitelkeit, das ist das Ziel, welches die zärtlichsten Mütter unaufhörlich ihren Töchtern vorhalten, und an dem die Welt, die sie auf ihrem Strome dahinreißt, sie gleichgültig scheitern sieht. Seyd schön, seyd artig, die Blicke sind auf euch gerichtet, seyd sanft und bescheiden, man horcht auf euch, sagt eine Mutter zu ihren Töchtern; das heißt mit andern Worten: setzt überall den Schein an die Stelle der Wirklichkeit. Die Seele, wie der Leib, ist leicht aufgeputzt: in diesen Tand kleidet man uns von der Wiege an; man heilt das Uebel nicht, sondern versteckt es nur; man verändert nicht den Charakter, man verschleiert ihn nur. So ist Alles von der Eitelkeit umsponnen und überrankt; der Schein ist es und nicht das Seyn, worin die Erziehung besteht.

Mögen doch immerhin Musik, Malerei und Tanz die Mußestunden eines jungen Mädchens erheiternd ausfüllen, es giebt ja gar nichts Besseres. Aber warum denn aus einer reizenden Zerstreuung ein lästig peinliches Tagewerk machen? warum das zur Arbeit erheben, was nur ein Vergnügen seyn sollte? Ja, aber das ist es eben — wir reden von Talenten, die sie unterhalten und ergötzen, und ihr Bestreben geht nach solchen, die ihren Beifall erringen sollen — die Hand und der Fuß eines Künstlers, das schwebt ihnen vor. Da haben wir die Eitelkeit!

Und nun die Lektüre; der Geschmack hat hier die entscheidende Stimme: sie wählen Racine, La Fontaine, Fénélon, Bossuet, Pascal, Lamartine, Bernardin-de-Saint-Pierre. Vortrefflich! Mögen sie die junge Seele erheben und ihr Herz erweitern! Mögen sie sie mit reichen Gedanken ausstatten, sie stärken und kräftigen an den Grundsätzen der Weisheit, und das Gefühl für das Schöne aus derselben zu Tage fördern, diesen himmlischen Strahl, den Gott selber hineinlegte. Aber wie? Diese Bücher, sagt ihr, diese Studien, haben nicht die Bestimmung, euch zu Gelehrten zu machen? O ich verstehe! es kommt euch nur darauf an, das Gedächtniß anzufüllen — einige Verse werden auswendig gelernt, etwas Geographie hergesagt, ein bischen Chronologie und Geschichte, ein Paar Daten, ein Dutzend Begebenheiten; es gehört einmal so mit zum Ton, ist wie die Politur auf einem Möbel; die Uebergoldung, welche dem schlechtesten Metall den Schein des Goldes giebt; ein wenig dünn aufgelegt, was thuts; es reicht gerade hin, daß das Kupfer nicht durchscheint. Immer Eitelkeit, nichts als Eitelkeit!

Freilich sucht man diesen Verirrungen durch ein paar Religionsstunden eine Art von Zügel anzulegen; aber dieser Unterricht, immer von einem klösterlichen Anstrich, ist nur ein Hinderniß mehr in unserer Erziehung. Man versieht das junge Mädchen mit weltlichem Putz, nimmt ihr einen Gesanglehrer an, einen Tanzlehrer, und untersagt ihr, auf den Ball und in die glänzenden Assembleen zu gehen — auf der einen Seite die Verachtung der Welt, auf der anderen aller mögliche Unterricht, die Welt zu entzücken und zu bezaubern; man erfüllt ihr Gedächtniß mit allen Meisterwerken der Bühne, und verbietet ihr den Besuch des Theaters und stellt ihr die Schauspieler als Verdammte vor; man preist ihnen das Loos der Jungfrauen an, und heißt sie, einen Mann nehmen. Immer ein Schritt vorwärts und ein Schritt rückwärts; das Regemachen einer Versuchung und eine moralische Abhandlung, eine Vorbereitung zur Sünde und ein Gewissensskrupel — diese klägliche Vermischung des funfzehnten mit dem neunzehnten Jahrhundert, die aus einer und derselben Person eine Blüserin und eine Kokette, die Zierde eines Salons und den Engel eines Klosters machen möchte. Diese Kontraste, so gewaltsam vereinigt, stoßen sich unaufhörlich ab, und der Krieg der Leidenschaften und Vorurtheile beginnt mitten unter den Verführungen der Welt — keine Stärke ist vorhanden, keine Vernunft; keine Zuflucht, selbst im eigenen Gewissen nicht — es bleibt nur Eine Wahl — die junge Gattin muß entweder ihren Gemahl als einen Verdammten betrachten, oder sich entschließen, mit ihm verdammt zu seyn. Das ist unsere Vorsorge und unsere Weisheit! Auf diese Art versetzt uns unsere Erziehung in die Nothwendigkeit, das Gesetz oder die Natur zu verletzen.

So treffen unser Glaube und unser Wissen nur zusammen, um sich einander zu befehden; der Krieg ist in uns, und unsere Erziehungen haben kein anderes Resultat, als daß sie seiner Wuth immer neuen Stoff geben. Alle diese feindlichen Elemente und Prinzipien, die in der allgemeinen Vernunft aufzulösen wären, wirft man unserem Verstande in ihrer Rohheit, in ihren alten eckigen abgeschabten Formen vor, ohne sie gegenseitig zu ermäßigen und abzuschleifen, ohne nur im Geringsten die Möglichkeit ihrer Verbindung zu versuchen — ihrer Verbindung, welche einzig und allein eine vernünftige Erziehung zu begründen im Stande wäre. Es hat den Anstrich, als wären das religiöse und das weltliche Leben die beiden Streiter in einem Kampfe auf Leben und Tod; wer auch Sieger bleibe von beiden, der Mensch, der sich ihm unbedingt unterwirft, wird immer nur ein verstümmeltes Wesen seyn, der halbe bellagenswerthe Rest der Leidenschaften oder des Aberglaubens!

Der echte ganze Mensch ist der, welcher das gesellige und religiöse Leben zugleich lebt; mit starker Hand setzt er dem Kampfe der beiden Gegner die Gränze, und jedem seine Stelle anweisend, wandelt er mit festem sicheren Schritte die Wege Gottes im Lichte der Vernunft.

Damit aber dieses Licht, das heutzutage so spärlich leuchtet, sich über die Welt ausbreite, muß es vor allen Dingen über unsere Erziehung aufgehen. Dem ganzen Volke kann es nicht eher scheinen und strahlen, als bis es den ersten Regungen des Lebens, unter dem unwiderstehlichen Einfluß der Mutter, einverwebt werden; — es ist die heilige Lampe, die Virgil's arbeitsame Frau Nachts anzündete zu ihrer Arbeit, bei der Wiege ihres Kindes.

Im verlorenen Paradies ist ein Löwe dargestellt, dessen Schöpfung noch nicht ganz vollendet ist; man sieht ihn aus der Erde, die ihn gebiert, zur Hälfte hervorragen; sein Auge blitzt, seine Mähne wallt, aber sein Leib ist noch eine träge unbewegliche Masse, die noch dem Grunde gehört; voll Ungeduld harrt er auf den letzten Zauber, um sich loszuringen.

Ein herrliches Bild des menschlichen Geschlechts! Nur erst der Kopf lebt, das Uebrige ist noch bewegungslos. Lasset das Licht hinunterdringen in die Tiefe! reißet den Löwen los aus dem finstern Nichts, daß er Besitz nehme von seinem Reiche!

Mannigfaltiges.

— Chinesische Sprüche. Wer die größten Leiden ertragen kann, der verdient auch über Andere zu herrschen. — Wer in seinem Hause nicht schlägt, der wird auch draußen nicht geschlagen. — Besäße der Mensch Beharrlichkeit, so wäre ihm fast nichts unmöglich. — Der eine erregt den Staub, und dem Anderen fliegt er ins Auge. — Wer Dir einen Tropfen Wasser schenkt, dem lohne mit einem nie versiegenden Born. — Das hohe Tribunal steht Jedem offen; doch nur wer Geld hat, darf Erhörung hoffen. — Wer nicht Stürme anfregt in der Welt, sein Gemüth vor Leiden sicher stellt. — Eine alte Frau, die den Kopf in die Höhe wirft, ein junger Mann, der den Kopf hangen läßt, blaue Rüben und rother Knoblauch sind vier Dinge, die man meiden soll. — Der Mund ist süß, aber das Herz ist bitter. — Der Schurke hält alle Welt für Schurken. — Viele speisen, aber wenige werden satt. — Die erste Gunst ist Gunst, die zweite ist schon Verpflichtung. — Wer eine weiße Mütze hat, der findet Geschmack daran, Kohlen zu tragen. — Kaum beginnt das Fällen zu traben, so ist ihr die Straße schon zu eng. — Das Böse lernt sich leicht, das Gute schwer. — Sind der Bauleute zu viele, so wird das Haus schief. — Wenn er drei Tage gefischt hat, so trocknet er vier Tage an seinem Netz. — Zu viel Leim hält nicht fest, und mit zu vielen Worten richtet man nichts aus. — Zankst Du mit Einem, so rühre nicht alte Geschichten auf. — Bist Du allein, so denke an Deine Gebrechen, und bist Du in Gesellschaft, so rede nicht von denen Anderer. — Die Vernunft ist für den Weisen, das Gesetz für den Unweisen. — Eine Unterhaltung mit einem Weisen ist mehr werth, als ein Studium von zehn Jahren. — Der edlere Mensch entzweit sich mit Anderen ohne Zank und Streit. — Wenn Du Muße hast, so denke, Du habest keine, damit es Dir nicht an Muße fehle, wenn Du sie einst wünschen solltest. — Willst Du ein Vorbeugungs-Mittel gegen die Trunkenheit, so öffne die Augen und sieh den Betrunkenen an.

— Das Dorf Kiang, eine Chinesische Elegie. Diese treffliche Chinesische Gedicht, das Produkt eines der berühmtesten Dichter Chinas, des Tu fu, erschien um's Jahr 739 unserer Zeitrechnung. Als Kaiser Su zung den Thron bestiegen hatte, verließ Tu fu seine Vaterstadt Fu tschen, um dem neuen Kaiser seine Dienste anzubieten. Auf dem Wege wurde er von Räubern gefangen, und es verbreitete sich das Gerücht seines Todes. Es gelang ihm jedoch bald, den Räubern zu entrinnen und die Residenz zu erreichen. Schon seit mehreren Jahren diente er am Kaiserlichen Hofe, als er plötzlich erfahr, seine Familie schmachte im Elend. Der Kaiser erlaubte ihm, die Seinigen zu besuchen und ihnen Trost und Hülfe zu bringen. Die Freude des Wiedersehens begeisterte ihn zu obgenannter Elegie, aus der wir folgende zwei Stanzen ausheben. „Mein Weib und meine Kinder staunen, daß sie mich am Leben sehen; und wie sie von ihrem Staunen sich erholt, trocknen sie ihre Thränen. In diesen Zeiten der Anarchie war ich ein Spiel der Stürme, und dem Zufall verdanke ich's, daß ich noch athme. — Meine Nachbarn eilen herbei; sie steigen über die Mauer, um mich zu sehen. Vor Freude und Entzücken stumm, stoßen sie tiefe Seufzer aus. Die Nacht schwindet hin, ein neues Licht ersetzt das erlöschende Licht, und noch immer sehen sie mich an, wie einen Menschen, den man im Traume sieht." Das „Dorf Kiang" hat Professor Julien zu Paris neuerlich aus den auf der Pariser Bibliothek befindlichen Werken des Tu fu übersetzt und herausgegeben, jedoch ohne den Chinesischen Urtext.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 31); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Montag den 11. August 1834.

Afrika.

Französische Reisende in Süd-Afrika.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung war seit zwei Jahrhunderten eine Holländische Kolonie gewesen, als die Engländer während der Revolution sich derselben bemächtigten. Holland selbst, von den Franzosen erobert, hatte sich der mittelbaren und unmittelbaren Herrschaft Frankreichs nicht entziehen können, bis der Sturz Napoleons im Jahre 1814 Europa umgestaltete. Die Friedensverträge jener Epoche ließen die Engländer im Besitz des Cap, das, besonders wegen seiner geographischen Lage, eine wichtige Kolonie in Afrika ist. Auf dem Wege nach Indien ist es der passendste Ort für die Ausbesserung der Fahrzeuge.

Das Capland bildet zwei unabsehbare durch hohe Gebirge getrennte Becken und erhebt sich nach Maßgabe seiner Entfernung von der Meeresküste. Im ersten Becken ist der Boden von Sandflächen, wie die große Ebene von Karroo und von mehreren Waldströmen durchschnitten, deren Wasser in der Regenzeit überschwellen und die Felder mit reichem Ertrage befruchten: doch ereignet es sich auch nicht selten, daß die Fluren durch die Ueberschwemmungen verwüstet werden. Die Holländischen Kolonisten wohnen mitten auf den Feldern in einzeln stehenden Wohnhäusern und haben Hottentotten als Sklaven, welche das Land bearbeiten und das Vieh hüten.

Wenn man das zweite Becken in der Richtung nach Nord-Ost durchwandert, so stößt man, je weiter man vorschreitet, auf immer fruchtbarere und angebautere Strecken. Die Kolonie wird nach Norden von dem großen Orangefluß begränzt, der nach Osten zu fließt und sich in dem Lande der Namaquas in den Atlantischen Ocean ergießt. Nordnordöstlich liegt das Land der Lataku, welches die äußerste Gränze der neuen Entdeckungen bildet, weil man bis vor wenigen Jahren weder das wüste Nachbarland noch die Einwohner desselben nach Norden oder nach Osten zu kannte. Franzosen gebührt der Ruhm, im Jahre 1832 und 1833 zu diesen bisher unbekannten Völkern gedrungen zu seyn.

Die Eingebornen des Caplandes bestehen aus verschiedenen unterjochten Hottentottenstämmen, weiter nach Osten wohnen die Namaquas, die Bechuanas, die Korunas und die Griquas, unabhängige in Stämmen getheilte Völkerschaften.

Wenn wir nach der Capstadt zurückkehren, so sehen wir mit Erstaunen das Wagenmakerthal mit Französischen Kolonisten bevölkert. Wir werden für diese Verbannten eine um so lebhaftere Theilnahme empfinden, als es die Nachkommen unglücklicher durch die Rücknahme des Edikts von Nantes zur Auswanderung gezwungener Hugenotten sind. Sie waren nicht minder erfreut, Landsleute bei sich zu empfangen, die erst im Jahre 1830 ihr Vaterland verlassen hatten; sie waren nicht minder nach den Neuigkeiten aus Frankreich begierig, für das sie den größten Enthusiasmus an den Tag legten, besonders als sie erfuhren, daß man jetzt dort einer vollkommenen Gewissens-Freiheit und einer ausgedehnten individuellen Freiheit genieße, die gar nichts zu wünschen übrig lasse. Diese Refugiés bebauen die Ländereien von Wagenmakerthal, 10 Lieues nordöstlich von der Capstadt, und besitzen beinahe dreihundert Hottentottische Sklaven.

Die harte Knechtschaft, zu der die alten Eingebornen ohne Ausnahme von den Holländischen Kolonisten verdammt worden waren, ist in den neuesten Zeiten sehr erleichtert worden. Die Holländisch-Indische Compagnie hatte sich bis 1792 ihrer Civilisirung durch Unterricht widersetzt; sie hat zu jener Zeit nachgegeben und kurze Zeit darauf wurden unter der Englischen Regierung zahlreiche Unterrichts-Anstalten nach und nach errichtet, und sogar außerhalb der Gränzen der Kolonie, auf das Land der Lataku ausgedehnt. Bald hatte man Gelegenheit, von der Ungerechtigkeit des allgemein angenommenen Vorurtheils hinsichtlich der intellectuellen und moralischen Unfähigkeit der Hottentotten sich zu überzeugen: die übermäßige Beschränktheit, die man bei ihnen voraussetzte, ist der Begierde, sich Kenntnisse zu erwerben, gewichen und kürzlich sind ungefähr 30,000 von ihnen durch einen Beschluß des Englischen Parlaments emancipirt worden. Zweiundzwanzigtausend bebauen das Feld für ihre eigene Rechnung; die übrigen 8000 treiben verschiedene Handwerke mit einer Thätigkeit und Regelmäßigkeit, die von den glücklichsten Vorbedeutungen ist.

Was die Englische Regierung für die Hottentotten gethan hat, ist die Vorbereitung der Emancipation der Sklaven in allen Englischen Kolonieen geworden. Man kennt die bezügliche Parlaments-Akte; aber es ist noch wenig bekannt, daß man bereits angefangen hat, sie auszuführen, und daß besonders die Nachrichten aus Jamaika die glücklichsten Resultate versprechen. Freilich kostet es dem Schatze einige Hundert Millionen Entschädigung an die Kolonisten, aber der Staat gewinnt zahlreiche treue Unterthanen an der Stelle von Sklaven, die er zu bewachen und nicht selten zu bändigen hatte. Die Vermehrung der Industrie und der Kultur wird in der Folge den Schatz in vollem Maße entschädigen.

Man hört bei den freien Hottentotten weder von Zank, von Diebstahl, noch von Ausschweifungen der Trunkenheit sprechen; gleichwohl weiß man, wie sehr sie ehedem diesen Lastern ergeben waren und welche fürchterliche Verwüstungen der Branntwein unter ihnen angerichtet hat. Man hat einen freien Hottentotten an der Gränze der Korunas in einer Versammlung sagen hören: „Sonst hatten wir einen weit furchtbareren Feind, als die Korunas; er mähete uns nieder, so daß uns kein Arm übrig blieb, und wir waren gänzlich in seiner Gewalt. Hüten wir uns daher, ihn von Neuem bei uns eindringen zu lassen.“ Er sprach vom Branntwein!

Ums Jahr 1821 hatte Herr Campbell, Abgesandter der Gesellschaft für christliche Civilisation in London, mehrere Stämme der Bechuanas besucht; fast alle ihre Häuptlinge drückten ihm das Verlangen nach christlichen Lehrern aus; aber 1823 wurde dies Land durch eine den Bechuanas bisher unbekannte nördliche Völkerschaft verwüstet. Der Schrecken ging vor diesen erobernden Nomaden einher, welche die Stämme, denen sie auf ihrem Wege begegneten, einen nach dem anderen besiegten und bis zu den Matschappis, demjenigen Stamme der Bechuanas verdrangen, welcher der Kolonie am nächsten liegt. Diese Barbaren aus dem Innern Afrikas, ohne Zweifel die Meterbeles, die sich den größten Theil der Bechuanas-Häuptlinge im Jahre 1832 steuerpflichtig gemacht hatten, kannten noch nicht einmal das Feuergewehr; einige Schüsse reichten hin, sie von den Gränzen der Kolonie zurückzuhalten. Die Hülfe, die bei dieser Gelegenheit einige Europäer den Matschappis leisteten, hatte die besten Resultate. Die Angreifenden machten nicht allein Frieden und versprachen, sich in den Gränzen der Vertheidigung zu halten, sondern die Matschappis wurden auch weit gelehriger, als zuvor, und schmiegten sich mehr der Bildung und dem Unterrichte der Christen.

Man hat bemerkt, daß jene Barbaren ein aus dem Bechuana und dem Kafrischen gemischtes Idiom sprechen, und so weit man bisher in das Innere vorgedrungen ist, hat man einen ähnlichen Dialekt vorgefunden, was die Verbindungen zu erleichtern verspricht.

Einige junge Franzosen reisten nach einander in den Jahren 1830, 1832 und 1833 von Paris aus nach diesen Ländern, um zu dem großen Werke der Civilisirung der heidnischen Völker das Ihrige beizutragen. Die beiden Ersten kamen im Laufe des Jahres 1830 am Cap an und begaben sich von dort aus östlich nach dem Lande der Kaffern; aber es setzten sich ihnen so viel Schwierigkeiten entgegen, daß sie sich gezwungen sahen, den Weg nach Nordosten einzuschlagen, um in das Land der Bechuanas zu kommen. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Kuruman, der letzten Englischen Station in der Nähe von Lataku, erkrankten sie in Folge der außerordentlichen Anstrengungen der Reise und eines ungewohnten Klimas, und sie kämpften mehrere Male mit dem Tode.

Also lauten ihre Berichte von dem Lande und den Einwohnern: Die Bechuanas gehören mehr dem Stamme der Kafern, als dem der Hottentotten an; sie zeigen Scharfsinn und Betriebsamkeit, sind aber minder muthvoll als die Kafern. Wie jene besitzen sie die Kunst, Kupfer, Eisen und andere Metalle zu bearbeiten: aber ein Hauptzug ihres Charakters ist die Grausamkeit, und in ihren Kriegen scheinen sie weit mehr die Absicht zu hegen, ihrem Rachgefühl genug zu thun, als Eroberungen zu machen.

Obgleich häufiger Dürre ausgesetzt, ist das Land doch sehr fruchtbar: aber es fehlen Menschen, um es zu bebauen, und überdies wird der Ackerbau ganz und gar von den Eingebornen vernachlässigt. Die Anlegung von Kanälen, um durch gleichmäßigere Vertheilung des Wassers die dürren Strecken mehr zu bewässern, war eine der vorzüglichsten materiellen Arbeiten der Englischen Missionaire Moffart und Hamilton, denen es bereits geglückt ist, fruchtbare Gärten und tragbare Felder in Kuruman anzulegen. Diese Niederlassung gehört jetzt zu den lachendsten und schönsten im südlichen Afrika.

Einer unserer Franzosen wollte nach seiner ersten Genesung eine Reise in die Gegend der Carribarri unternehmen, deren Land unterm 24sten Grade südlicher Breite liegt, aber gänzlicher Wassermangel ließ ihn nicht zum Ziele seiner Reise gelangen. Der Andere entschloß sich im Mai 1831, den Stamm der Barabutsis, ungefähr 80 Lieues nordöstlich von Lataku, zu besuchen, weil der Häuptling nach „christlichen Leh-

rern" verlangt hatte. Diese Reise vollendete er ohne erhebliches Abenteuer und sie schien nach den wohlwollenden Vorrichtungen des Mekatto, der in Mosika diesen Stamm beherrschte und einer Niederlassung der Civilisation eine große und bequeme Länderstrecke anbot, den günstigsten Erfolg zu versprechen; aber das Resultat entsprach der Erwartung nicht.

Herr Rolland, dies ist der Name unseres Reisenden, wurde in Kuruman, wohin er zurückgekehrt war, um die nothwendigen Materialien zu seiner projektirten Niederlassung vorzubereiten, während des ganzen Sommers, durch den Krieg zwischen den Griquas und Mosolekatzie, dem berüchtigten Oberhaupt der Metebelen, aufgehalten. Endlich reist er in der Hoffnung ab, seinen Weg mit Sicherheit fortsetzen zu können, aber keine Art von Mühseligkeit, die ihm nicht bei seiner Unternehmung in den Weg träte!

Zuerst wird Rolland in Lataku von dem Häuptling Mabura aufgehalten, der Gewalt und List anwendet, um ihn an der Fortsetzung seiner Reise zu verhindern. Kaum aus seiner Gewalt befreit, sieht er sich, als er auf der Reise ein wenig abseits reitet, von zwei Löwen verfolgt, denen er glücklich entwischt, da sein Pferd ihn mit außerordentlicher Schnelligkeit davon trägt; dies gute Pferd war ihm von einem Pfarrer der Cap-Kolonie geschenkt worden.

Auf der Hälfte des Weges zwischen Lataku und Mosika bei dem Häuptling der Baralongs angekommen, wird Herr Rolland durch eine Botschaft des Oberhaupts der Bahanlisis ersucht, in Betracht der feindlichen Absichten des Königs der Metebelen gegen die Weißen, seinen Weg nicht weiter fortsetzen zu wollen. Die Boten fügten hinzu, daß jeder Fremde beinahe gewiß seyn dürfe, das Leben zu verlieren, und so sieht sich Herr Rolland für diesmal genöthigt, die Fortsetzung seiner Reise aufzugeben.

Es ist hier der Ort, den Leser daran zu erinnern, welcher Ausrüstung zur Reise sich die Europäer in diesem Lande bedienen, wo man bald auf ungeheure Einöden, bald auf wegelose Berge und Felsen mit tiefen Abgründen stößt. Man bedient sich ungeheuer großer mit Fellen bedeckter Wagen, fest genug, um den stärksten Stößen zu widerstehen, und geräumig genug, um Vorrath für 30 bis 40 Personen aufzunehmen, die das Gefolge bilden. Diese wandelnden, von 20 bis 30 Ochsen gezogenen Häuser dienen zugleich als Boden, Bett, Zimmer, Bibliothek und Küche. Zuweilen trifft man in ganzen Wochen keine menschliche Wohnung an, und nachdem man den ganzen Tag in der brennendsten Sonnenhitze gereist ist, hält man, wenns hoch kommt, Abends bei einer Quelle oder einem Flusse an; aber so gut wird's nicht jeden Tag. Alsbald zündet die Karavane Feuer in der Runde an, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen, und giebt sich den letzten Arbeiten des Tages hin; Ermattung ladet sodann zum Schlafe ein, der von dem entsetzlichen Geschrei der Hyäne und des Schakals häufig unterbrochen wird, welche ihre Beute in der Wüste jagen. Welches Bild für den bequemen Stadtbewohner — solch' eine Nacht!

In einem späteren Artikel werden wir unsere Reisenden weiter in das Innere von Afrika begleiten. (J. d. P.)

Nord-Amerika.

Ueber den Unterricht der Taubstummen.

(Schluß.)

Nach dieser Darlegung der verschiedenen Methoden des Taubstummen-Unterrichts wollen wir jetzt zu einer kurzen Geschichte desselben übergehen.

Spanien kann die Wiege dieser menschenfreundlichen Kunst genannt werden; der erste Lehrer, über den wir eine zuverlässige Nachricht haben, ist Pedro Ponce, ein Benediktinermönch zu Oña. Er selbst hat keine Schriften hinterlassen, aber durch seine Zeitgenossen Francisco Vallés und Ambrosio Morales erhalten wir einige Angaben über ihn, unter Anderem, daß er seine Zöglinge sprechen lehrte und zu diesem Ende bestimmte Zeichen anwendete, und daß sich selbst in den Archiven zu Oña eine Aussage finde, daß einer seiner Schüler sprach, schrieb, laut betete, Messe hörte, beichtete, Griechisch und Lateinisch so gut wie Spanisch sprach und sich sehr verständig über Physik und Astronomie unterhielt.

Der zweite Lehrer der Zeit nach und der erste Schriftsteller über diese Kunst war Johann Paul Bonet, ein Landsmann des Vorigen. Er scheint mit den Leistungen seines Vorgängers unbekannt gewesen zu seyn, und wandte schon die Geberdensprache, das Schreiben, die Fingersprache und ein Mund-Alphabet an. Seine Abhandlung enthält eine systematische Darstellung seiner Kunst; aber die Lippensprache schien ihm noch unanwendbar.

Ein anderer Spanier, Ramirez de Carion, der selbst taubgeboren und, wir wissen nicht, auf welche Weise, unterrichtet worden war, lehrte seinen Zögling, einen Jüngling von vornehmer Geburt, vier Sprachen, und zwar so, daß er sie reden und schreiben konnte.

Außer Hieronymus Cardanus richteten auch andere Italiänische Schriftsteller früh ihre Aufmerksamkeit auf unsere Kunst. Unter ihnen finden wir die Namen eines Affinate, Fabrizio d'Aquapendente und des Pater Lana Terzi, eines Jesuiten zu Brescia. Dieser Letztere, der sich mit vielen seltsamen Untersuchungen beschäftigte, als mit der Kunst zu fliegen, mit der Quadratur des Zirkels und dem Steine der Weisen, gerieth auch auf unsern Gegenstand.

In England werden uns aus dem siebzehnten Jahrhundert Bulwer, Wallis, Holder, Dalgarno und Sibscota als Männer genannt, die alle ihre Aufmerksamkeit auf die Theorie oder Ausübung dieser Kunst verwandten. Unter ihnen nimmt Wallis die erste Stelle ein, sowohl wegen seiner Schriften, als weil es ihm schon gelang, einigen Schülern die Lautsprache beizubringen.

In Holland behauptete van Helmont, daß die dem Menschen natürlichste und nach Aussprache und Construction einfachste Sprache die Hebräische sey, und daß einer seiner Zöglinge, der in drei Wochen so weit war, daß er an ihn gerichtete Fragen durch artikulirtes Reden beantworten konnte, auch in sehr kurzer Zeit Hebräisch gelernt habe, indem er ohne weitere Hülfe den Hebräischen Text mit einer Uebersetzung der Bibel verglichen habe.

In den genannten Ländern verlor sich die Kunst zwar bald wieder, aber um so lebhafter wurde sie in Deutschland betrieben, wo uns eine große Zahl von Männern, die sich mit derselben beschäftigt haben, genannt wird. So übte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, in der Stadt Liegnitz in Schlesien, Kerger, mit Hülfe seiner Schwester, den Unterricht taubstummer Kinder, und da dieser ihm über Erwartung gelungen war, machte er die von ihm angewandte Methode zum allgemeinen Nutzen bekannt. Sein Buch erschien zu Lüneburg 1718.

Lasius beschränkte sich auf den Sprach-Unterricht in sichtbarer Form, ohne vom Hand-Alphabet oder vom Zeichnen Gebrauch zu machen. Arnold hingegen bildete gerade dieses letztere sehr aus und lehrte den Gebrauch des Lippen-Alphabets; auch die Geberden ließ er anwenden, aber nur so weit, als sie von den Zöglingen selbst erfunden wurden.

Samuel Heinicke war der Direktor der ersten Anstalt für Taubstumme, welche unter dem Schutze der Regierung in Leipzig im Jahr 1778 errichtet wurde. Heinicke hatte früher in einer Zeitung bekannt gemacht, daß er im Laufe von sechs Wochen einen Taubstummen gelehrt habe, schriftlich jede vorgelegte Frage zu beantworten; auch erwarb sich die Anstalt unter seiner Leitung einen bedeutenden Ruf. Seine Methode hatte nicht viel Eigenthümliches, außer daß er seinen Schülern kleine Instrumente in den Mund steckte, um durch diese das Hervorbringen von Vokalen zu regeln, und er versichert, daß er für die verschiedenen Articulationen verschiedene Arten von Berührung hatte.

Frankreich scheint während dieser ganzen Zeit die Leistungen des Auslandes noch gar nicht gekannt zu haben; als sich aber endlich Fürsprecher dieser wohlthätigen Kunst erhoben, da stellte es diesen alle die Vorurtheile entgegen, die in anderen Ländern schon durch den Versuch selbst widerlegt worden waren. Inzwischen scheint es doch, daß die Ausübung dieser Kunst selbst in Frankreich, schon vor Pereire und Ernaud, nicht mehr ganz unbekannt war. In diese Zeit gehört der schon genannte Pater Vanin, der jedoch fast ausschließlich beim Zeichnen in Gegenstände stehen blieb.

Nach ihm wurde Pereire, ein Portugiese, bekannt. Zwei von seinen Schülern, die er zu verschiedenen Malen der Akademie der Wissenschaften vorstellte, waren durch ihre Leistungen ausgezeichnet; aber er hielt die Methode, die er bei ihrem Unterrichte angewendet hatte, geheim, und so ging sie mit ihm unter, da man ihm die Bedingungen nicht erfüllen wollte, unter welchen er sie zu eröffnen sich erboten hatte. Er soll selbst seine Schüler durch einen Eid verpflichtet haben, seine Unterrichtsweise selbst gegen ihre nächsten Verwandten geheim zu halten. Eine Sylben-Fingersprache scheint das Hauptmittel in seinem Verfahren gewesen zu seyn; auch soll er beim Sprach-Unterricht die Logik mit großem Erfolge angewendet haben. So viel ist gewiß, daß wohl keine Methode besseren Erfolg hatte, als die seinige. Von seinem Schüler Jonatay erzählt de l'Epée, daß er Werke aus fremden Sprachen übersetzt und mehrere Original-Werke für den Druck bearbeitet hat.

Ernauds Bemühen war, das Gehör bei denjenigen, die es noch nicht völlig verloren hatten, wieder zu beleben, und er versichert, daß er keine vorkommene Taubheit nirgends angetroffen habe; daher war deutliches Hervorbringen der Sylben sein Haupt-Augenmerk.

Im Jahre 1779 gab der Abbé Deschamp ein Werk über den Taubstummen-Unterricht heraus, dem er sein Vermögen und alle seine Mühe aufgeopfert hatte. Obgleich er die Anwendbarkeit der Zeichensprache eingestand, gab er doch der artikulirten Rede und dem Lippen-Alphabet den Vorzug und verweigerte daher eine Vereinigung mit dem Abbé de l'Epée, zu der dieser ihn aufgefordert hatte.

Der Abbé de l'Epée, mit welchem die zweite Periode dieser Geschichte beginnt, fing die Arbeit, der er später sein ganzes Leben und Vermögen widmete, mit dem Unterrichte von einem Zwillingspaare an, das früher unter der Leitung des Pater Vanin gewesen war. Sein Verdienst besteht darin, daß er die Geberdensprache bis auf ihren höchsten Grad ausbildete und sie durch methodische Zeichen der mündlichen Rede zur Seite stellte. Er machte auch einen Versuch, die Articulation zu lehren und schrieb über diesen Theil der Kunst. Aber der Erfolg des Abbé war dem seiner Nachfolger, oder selbst seiner Zeitgenossen bei weitem nicht gleich. In einem Brief an Sicard, vom Jahre 1783, sagt er: „Hoffen Sie nicht, daß Ihre Zöglinge jemals so weit kommen werden, ihre Gedanken schriftlich auszudrücken; seyen Sie damit zufrieden, daß sie unsere Sprache in die ihrige übertragen, so wie wir fremde Sprachen übersetzen, ohne im Stande zu seyn, in ihnen zu denken oder uns geläufig auszudrücken." Sehr auffallend sind solche Aeußerungen, da er doch Augenzeuge von Pereire's Leistungen gewesen war. Auch gerieth er mit diesem in einen Streit, eben so wie mit Heinicke, der nicht höflich gegen ihn gewesen zu seyn scheint, und später auch mit Nikolai in Berlin. Hier hatte nämlich ein Schüler de l'Epée's eine eigene Taubstummen-Schule errichtet, und Nikolai nahm von einer öffentlichen Prüfung Anlaß, die ganze daselbst angewendete Methode zu tadeln.

Wenige Jahre nach de l'Epée's Tode ward das Königliche Institut zu Paris errichtet und Sicard als Direktor bei demselben angestellt. Dieser bemühte sich, das Verfahren seines Vorgängers und Lehrers zu vervollkommnen. Einen Beweis von dem guten Erfolg seiner Bemühungen haben wir selbst hier in Amerika an dem taubstummen Herrn Clerc, dessen Bekanntschaft mit der Französischen wie mit der Englischen Sprache nichts zu wünschen übrig läßt. Als Clerc einst gefragt wurde, ob er den Herrn Sicard liebe, antwortete er mit folgenden Worten: „Leute, die von ihrer Geburt an des Gehörs und in Folge davon auch nothwendiger Weise der Sprache beraubt sind, waren zu einem traurigen Vegetiren verurtheilt; der Abbé de l'Epée und der Abbé Sicard

wurden geboren, und jene unglücklichen Geschöpfe, ihrer schaffenden Sorgfalt anvertraut, wurden aus Thieren Menschen: daraus könnt Ihr schließen, wie sehr ich Herrn Sicard lieben muß." — Ein anderer von seinen Schülern, Massieu, der einst über den Unterschied zwischen Gott und Natur befragt wurde, antwortete: „Gott ist der erste Bildner, der Schöpfer aller Dinge; die ersten Wesen gingen aus ihm hervor; er sprach zu den ersten: „„ihr sollt die zweiten hervorbringen"""; — seine Wünsche sind Gesetze, diese Gesetze sind die Natur." — „Ewigkeit", sagte er, „ist ein Tag ohne gestern und morgen." — „Dankbarkeit ist das Gedächtniß des Herzens."

Es ist unmöglich, von jedem Einzelnen zu reden, der sich in dieser zweiten Periode Verdienste um die Ausübung unserer Kunst erworben hat. In Deutschland treten uns die Namen eines Neumann, Eschke, Petschke, Wolke, Graefhof und vieler Anderen entgegen; in der Schweiz werden uns Ulrich und Staef genannt, in Holland Peerlkamp, in England Watson, Arrowsmith und Roget, in Schottland Braidwood und Kinnibrugh, in Spanien d'Alea und Hernandez, in Italien Scagliotti; in Frankreich verdienen Bebian, Pireur, Valade, Merel u. A. Auszeichnung.

Im April 1815 wurde der erste Schritt gethan, in Amerika ein Taubstummen-Institut zu errichten. Zwar war schon vorher, durch Errichtung einer Privat-Schule in Virginien, ein schwacher Anfang dazu gemacht worden; aber von dem Erfolge davon war, wenigstens zu Hertford, nichts bekannt geworden. Ein kleines Mädchen, die Tochter eines angesehenen Arztes der Stadt, hatte in dem zarten Alter von zwei Jahren das Gehör verloren. Der Geistliche, Herr Gallaudet, der an ihrem Schicksal Theil nahm, reiste nach Paris, um daselbst das in dem Königlichen Institute angewendete Verfahren kennen zu lernen. Als er zurückkehrte, brachte er den Herrn L. Clerc mit und legte mit dessen Beistand den Grund zu dem Connecticut-Asyl. Dieses Institut, welches seitdem die pflegende Sorgfalt der Regierung erfahren hat, führt jetzt den allgemeinen Namen des Amerikanischen und hat einen bedeutenden Ruf behauptet und, wenigstens unter Gallaudet's Leitung, ausgezeichnete Schüler gebildet, wie z. B. den H. Loring, der sich eine so große Leichtigkeit im Gebrauche der Französischen Sprache erwarb, daß geborene Franzosen darüber in Erstaunen geriethen.

Eine Tochter-Anstalt des Amerikanischen Instituts wurde das Pennsylvanische, das zuerst unter einer Privat-Direction stand, aber im Februar 1821 zu einer öffentlichen Anstalt erhoben wurde.

Mit dem Anfange des Jahres 1818 wurde auch zu New-York ein Taubstummen-Institut errichtet, das jedoch viele Jahre hindurch den gerechten Anforderungen, die man an dasselbe machte, nicht entsprach, bis endlich im Jahre 1830 die Herren Barsse aus Paris und Peet aus Hartford es durch Einführung einer neuen Methode wieder hoben. Seit dieser Zeit besteht in ganz Amerika ein allgemeiner Zeichen-Dialekt, welcher von dem anderer Länder verschieden ist.

Außer den genannten Instituten bestehen auch noch Schulen für Taubstumme zu Kentucky, Ohio, Canajoharie, New-York und Quebeck, welche alle ihre Methoden dem Amerikanischen Asyl verdanken.

Ein offenbarer Mangel ist bei uns, daß noch nicht gehörig für Bücher zum Gebrauche der Taubstummen gesorgt ist. Um diese zweckmäßig abzufassen, wäre ohne Zweifel eine Zusammenkunft der verschiedenen Lehrer, in welcher sie sich über die Arbeit verabreden und sie verschiedenen Männern zutheilen könnten, sehr nützlich.

So hat man denn im Norden der Vereinigten Staaten die Verpflichtungen gegen die Taubstummen anerkannt; Virginien ist es seiner Ehre und dem Bedürfnisse schuldig, unserem Beispiele bald zu folgen, und auch die südwestlichen Staaten bedürfen wenigstens noch eines oder zweier Institute.

Bibliographie.

Miriam Coffin — oder die Wallfischfänger. Amerikanischer Original-Roman. 2 Bde. New-York.

Tales and sketches, such as they are. (Amerikanische Erzählungen und Skizzen.) Von W. L. Stone. 2 Bde.

A brief view of the constitution of the United States. (Ueber die Verfassung der Vereinigten Staaten.) Von Peter S. Duponceau, Rektor der Juristen-Akademie von Philadelphia. [Der Verfasser ist einer der berühmtesten Amerikanischen Rechtslehrer.] Philadelphia.

Lectures on phrenology. (Vorlesungen über die Schädellehre.) In der Stadt Albany gehalten, von Amos Dean.

Frankreich.

Von der Erziehung der Frauen.

(Aus Aimé Martin's Werk über die Erziehung von Familienmüttern.)

Ich habe die Mängel unserer modischen Erziehungen aufgewiesen, und dennoch schlage ich keine allgemeine Reform vor. Erziehung im Kloster, in der Pension, in der Familie, alte Methode, neue Methode, mir ist Alles recht, ich lasse alle gelten — aber nach dieser ersten Erziehung gehört der Zögling mir, und die meinige beginnt.

Die junge Frau hat das älterliche Haus verlassen, sie ist Gattin, Mutter: ihre Sorge gönnt ihr keine Ruhe mehr. Da liest sie nun und liest Fénélon, Jean-Jacques, Madame de Beaumont, Madame Guizot, Frau von Rémusat, und wie sie überall nach Erziehungs-Methoden umhersucht, sagt ihr ein geheimer Instinkt, daß, um sich würdig zu machen, ihr Kind zu erziehen, sie mit sich selber anfangen müsse.

Der erste Gedanke, den man in ihr erwecken muß, ist dieser, daß sie sich minder damit zu beschäftigen hat, was sie das Kind lehren, als damit, was sie ihm einflößen soll. Es gelehrt zu machen, dazu sind Andere genug vorhanden; sie allein kann es tugendhaft machen. Gute Mutter! versichere Dich des Gemüthes Deines Kindes, um einst seinen Verstand zu lenken.

Dies ist der Hauptpunkt oder mit kurzen Worten der Gesammt-Inhalt der mütterlichen Erziehung. Worauf es ankommt, und um was es sich handelt, das ist, die Frauen aus dem engen Kreise, in welchem der Staat sie eingeschlossen hat, zu entlassen und ihren Geist über alle Gegenstände auszubreiten, die uns besser und glücklicher machen können.

Eine religiöse, philosophische und moralische Welt thut sich vor ihnen auf. Ihr Geschäft ist, unsere Kindheit in dieselbe einzuführen wie in einen heiligen Tempel, wo die Seele ihrem Gott gegenüber sich fassen und erkennen lernt.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem wichtigen Gegenstand.

Die Seele des Menschen ist nicht wie die der Thiere innerhalb der Gränzen dieses Erdballs eingeschlossen. Sie erhebt sich aus dem Sichtbaren zum Unsichtbaren, löst sich vom Stoffe los und verliert sich in die Betrachtungen des Unendlichen. Da ist unsere ganze Größe, weil wir nur da allein den Grund unseres Seyns finden, die Bahn unserer Moral, das letzte Warum, das letzte Wie unseres flüchtigen Daseyns. Die Wahrheit strahlt aus der unsichtbaren Welt hervor, die Leuchte eines anderen Lebens, die ihren Schimmer auf das gegenwärtige wirft.

So wird unsere Seele durch die nothwendigen Bedingungen unserer irdischen Existenz selber zu jener unbekannten Welt hingezogen. Gott segnete diese Zeitlichkeit mit dem Quell der Wahrheit und der Tugend und der Offenbarung eines besseren Lebens.

Die Betrachtung dieser großen Erscheinungen ist der Gegenstand dieses Buches. Das Wissen von uns selbst, das zur Erkenntniß Gottes — die Wissenschaft der moralischen Gesetze der Natur, die zur Erkenntniß der Wahrheit führt.

Der Mensch kann dahin gelangen, weil er danach trachtet — es ist das verheißene, fern erschaute Land: es wird uns gegeben werden, weil es verheißen, weil es erschaut worden ist; und ich bin so kühn, zu sagen, daß alle, die dies Buch mit Aufmerksamkeit lesen, einen Schritt des Weges damit zurücklegen werden. Man kann sich gar nicht mit einem so reichen Gegenstand beschäftigen, ohne einen Theil seines Reichthums zu gewinnen. Die ganze Seele, wenn sie sich nur darein versenkt, geht reiner und strahlender daraus hervor; schon der Versuch ist hinreichend, um größer und besser zu werden.

Man spricht von der Schwierigkeit des Gegenstandes, von der Schwäche unserer Natur und dem stillen Widerstand, den sie ermüdendem Nachdenken entgegenstellt — will dies zum Einwurf gebrauchen und sieht nicht, daß die wahre Philosophie voller Klarheit ist und nur die Philosophen allein dunkel sind. Durch die Form ihrer Sprache gehört sie als Wissenschaft nur einem kleinen Kreise an; dem Inhalte ihrer Gedanken nach ist sie die allgemeine Wissenschaft: denn sie ist es ja, die den Menschen mit dem Menschen und das Menschengeschlecht mit Gott verbindet. Diese großen Fragen vom Nichts und von der Ewigkeit, wie oft habe ich sie gefunden, wie sie den Landmann in seiner Hütte und den Soldaten im Bivouac beschäftigten! Ich kenne keine höhere Metaphysik, als die, welche im Lager am Abend vor einer Schlacht uns erhebt. Welche Fülle von stillen Betrachtungen, über die Welten und das Unendliche — wie viel Gedanken, die sich zu der unsichtbaren Schöpfung aufschwingen! welch' ein Strom heißer Gebete nach jenem himmlischen Leben zu, das noch gestern in Vergessenheit lag und nun als ein Reich der Hoffnung sich auftut. Eine Kugel trifft mich, und diese Sonnen rollen zu meinen Füßen! Gott offenbart sich an der Schwelle des Todes; und aus dieser rohen Menge, die keine Lehre gebildet, keine Religion zur Humanität erzogen hat, aus diesem wüsten Haufen von Lastern und Gottlosigkeiten aller Art steigt mit einem Male ein unsterblicher Gedanke auf, der alle Seelen durchdringt und sie in den Schoß des Allmächtigen trägt.

All' jene geistigen Zweifel, jene höheren Fragen, die uns quälen und bedrängen, glaubt man, daß sie der Menge fremd sind? Ich sage euch, daß unter den allergewöhnlichsten und beschränktesten Geschöpfen auch nicht ein einziges ist, kein Mensch auf dieser Welt, dem sich nicht einmal, bei irgend einer ernsthaften Gelegenheit, jene tiefsinnigen Fragen — Wer bin ich? woher komme ich, und wohin gehe ich? mit Büßergewalt aufgedrängt hätten! Das Volk weiß nichts von unseren Wissenschaften, Elend und Noth haben es von der Stufe des menschlichen Adels herabsinken lassen, und die Civilisation hat es völlig vernachlässigt! Und doch! Es giebt einen gewaltigen Lehrer, den die Natur angestellt hat, jenes Gefühl für das Höhere zu erwecken, und dieser Lehrer, der die Bildung unseres Daseyns vollenden soll, hat, Gott sey dafür gepriesen, noch niemals irgend einem Menschen gefehlt: dieser Lehrer heißt das Unglück!

Gott und Nichts, Schicksal und Pflicht, große Fragen, die uns alle nach der Stärke unserer Leidenschaften und der Fähigkeit unserer Seele gemäß bewegen; — sie aufzulösen, sind die Philosophie und die Religion da, diese aufmerksamen Wachen, die dem menschlichen Geschlecht Kunde geben, daß noch etwas da ist über und außer dem Sichtbaren.

Vor einigen Tagen erst wandte sich ein junges Mädchen, sonst äußerst weltlich und leichtsinnig, doch für den Moment in Schmerz versunken, da ihr Bräutigam gestorben war, zu mir und äußerte sich folgendergestalt: „Hätten Sie wohl die Gewogenheit, mein Herr, mir irgend ein gutes Buch zu nennen, worin etwas über die Unsterblichkeit der Seele steht; nicht daß ich daran zweifelte, aber seit er die Welt verlassen hat, nicht mehr da ist, fühle ich das Bedürfniß, mich diesem Gedanken zuzuwenden und mich damit vertraut zu machen." Dann mit einem tiefen Seufzer und Thränen im Auge sprach sie vor sich hin: „Es ist ein großes Glück für den Menschen, daß ihm vergönnt ist, sich mit so tröstlichen Dingen zu beschäftigen!" Und indem sie ihre ganze Kraft anstrengte und sich zusammennahm, setzte sie hinzu, ein wenig von ihrer ungemeinen Blässe verlierend: „Nicht wahr, das ist es, was Sie Philosophie nennen?"

So erhalten Unglück und Tod die Seelen in heilsamer Thätigkeit.

Sie sind die großen Lehrer der Menschheit; sie lösen unsere Gedanken vom Stoffe los und vergeistigen unsere Empfindungen und Neigungen.

Und wahrlich, ich wüßte nichts beizubringen, was einen besseren Beleg für die Kläglichkeit unserer Erziehungen liefern könnte, als die schmerzliche Rückkehr dieses jungen Mädchens zu sich selber! In unserem thörichten Stolz bewahren wir jene Philosophie, die nur ein Schmuck der Schule ist für uns, die viel besser angewandt seyn würde, wenn wir sie in die Gemüther unserer Frauen leiteten — wie köstlich würde aus diesem Buche des Trostes und der Liebe, aus diesem lebendigen Buche, das stets der Schwachheit und dem Unglück offen liegt, die erhabenste Begeisterung geschöpft von der Zärtlichkeit unserer Mütter und der Liebe unserer Frauen! Leiten wir doch alles Licht in ihr Herz, daß sie es im Strahl der Liebe über unser ganzes Daseyn ausströmen mögen!

Welch' ein Loos, das unseren Frauen beschieden ist! Gleichmäßig hingegeben allen Verführungen der Lust und allen Aengsten des Schmerzes, als Geliebte, als Gattin, als Mutter ohne andere Waffen als ihre Schwachheit! Ehemals war es die Religion, die sie von der Kanzel herab belehrte, aber indem alle ihre Moral auf Buße hinauslief, führte sie mehr zur Reue hin als zur Tugend. Massillon, Bourdaloue, Bossuet arbeiteten darauf hin, die Leidenschaften zu ertödten und zu ersticken; sie hätten lieber lehren sollen, wie man sie beherrschen und leiten müsse. Sie halfen der Menschheit nicht auf, sondern drückten sie zu Boden unter dem Joch einer gewaltsamen Lehre, deren Aufklärung in dem Feuer der Hölle bestand. Und nun sehe man auch! die größten Wunder, die sie hervorbrachten, sind nicht Gestalten eines würdigen Lebens in der Welt, sondern der Flucht aus demselben: auf ihr Wort zog die La Vallière das Bußgewand an, die Chevreuse, die Longueville fliehen in die Einöde, ihre Sünden zu bemeinen, die Königinnen erbauen Kirchen, stiften Klöster und steigen von ihren Thronen in die düsteren Gewölbe hinunter.

Allerdings sind die hohen moralischen Wahrheiten, die unaufhörlich am Altar vor dem gegenwärtigen Gotte ausgesprochen werden, nicht fruchtlos geblieben für das Menschengeschlecht, und wenn man sie von allem Aberglauben reinigte, der sie verunstaltet, den grausamen Lehren von der ewigen Dauer der Strafen, von der Rache einer unversöhnlichen Gottheit, so möchten die Frauen noch heutzutage eine tüchtige und kräftige Unterweisung daraus gewinnen; aber die Kirchen sind leer und verlassen; die Priester allein sind wach darin und horchen hin nach dem fernen Geräusch einer Welt, die nichts mehr von den Ideen ihrer Vergangenheit wissen will. Ehemals strömte das Volk ihnen zu, weil sie voranschritten; jetzt umgekehrt wartet es auf sie, weil sie zurückgeblieben sind. So haben sie den moralischen Unterricht verloren. Gottlosigkeit der Theologen hat die Religion in Verachtung und Vergessenheit gebracht, und die Vergessenheit der Religion giebt uns rettungslos allen Eitelkeiten unseres Verstandes hin.

Was haben die Frauen noch? was ist ihnen geblieben? ein Paar Andachts-Uebungen und Sonntags die Messe; keine moralische und religiöse Leitung, denn den kurzen und dürftigen Unterricht kann ich nicht so nennen, der dem Gedächtniß des frühesten Alters eingeprägt wird, der keine Stütze weder an der Ueberzeugung der Aeltern, noch am Beispiel der Familie findet und wie ein Traum dahinteniiegt im Traume des Lebens. Bei alle dem ist aber doch der religiöse Eindruck hierdurch gewonnen und vorhanden, und er, in Gemeinschaft mit der mütterlichen Zärtlichkeit, reicht hin, die ganze Seele neu zu gestalten. Diese beiden Gefühle, die unveränderlich in den Frauen leben, sind heutzutage die letzte Hoffnung für die Veredlung des Menschen, und wenn alle Erziehung darauf ausgeht, sie zu schwächen, wollen wir uns angelegen seyn lassen, sie zu stärken und ihre Gewalt zu erneuen.

Diese Gewalt ist durchaus moralischer Natur; wir werden sie in einem gründlichen Studium unserer materiellen und geistigen Fähigkeiten aufsuchen und eine Scheidungslinie ziehen zwischen Irdischem und Himmlischem; denn nur auf diese Weise können die leeren Phantome des Materialismus verscheucht werden. Zugleich wird diese einfache Scheidung hinreichend seyn, um das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu erweisen, nicht als Dogmen, sondern als unwiderlegliche Thatsachen.

So werden wir eine neue Erkenntniß des Daseyns und folglich auch neue Elemente der Erziehung gewinnen. Das Kind tritt vor die Mutter als ein göttliches Geschöpf: es handelt sich nicht nur darum, einen Verstand zu bilden, sondern eine Seele zu entwickeln, und diese Seele ist es, welche die Mutter am besten kennt; sie weiß, wohin das Licht fallen, wohin sie ihre Lehren richten muß. Andere genug werden für die Segel und das Tauwerk des Schiffes Sorge tragen; sie allein bespricht sich mit dem Piloten, sitzt am Steuer, sieht nach dem Kompaß und zeigt ihm, bevor sie es auf den Ocean der Welt hinausführt, den Stern am Himmel, der es leiten soll.

Von der Betrachtung des Menschen werden wir zur Untersuchung der Wahrheit übergehen. Die Wahrheit ist das dem Irrthum Entgegengesetzte, und der Irrthum die Barbarei und das Verbrechen, welche die Welt verwirren.

Die Wahrheit gehört weder einem Menschen, noch einer Kaste, noch einem Volke, noch einer Religion. Ihr Charakter ist die Schönheit, die praktische Anwendbarkeit, die Allgemeinheit. Unsere Leidenschaften und unser Aberglaube sind das Dunkel, das sie bedeckt und verfinstert; die Gesetze der Natur ihr Tag und ihr Licht.

Unser Zweck ist, die moralischen, philosophischen, politischen, religiösen Fragen, die dem Menschen von Wichtigkeit sind, durchzugehen — so werden wir endlich zu dem wichtigsten Kapitel dieses Buches gelangen: dem moralischen Studium des Evangeliums; wir nennen es das wichtigste, weil jede Erziehung, die nicht auf religiösen Grundlagen beruht, nur einen höchst dürftigen Menschen liefert und höchstens ein verständiges Thier bildet. Man irrt, wenn man meint, der Mensch sey groß durch seine Kenntnisse und Wissenschaften; er ist nur groß, ein Mensch durch die Wissenschaft im eigentlichsten Sinne des Wortes, durch die Erkenntniß Gottes. Außer derselben sehen wir nichts, als sein beschränktes Leben und eine Philosophie, die keine ist.

Woher der allgemeine Egoismus? das Streben nach Geld, nach Macht, die Begier der Rache, statt der allgemeinen Menschenliebe? Woher der Sturm des Ehrgeizes, der so viele Verbrechen gebiert? Woher so viel Mord, Ehebruch, Undank, Verleumdung, Haß und Schlechtigkeit? Aus zwei Ursachen: aus Irrthum und Noth. Nur eine Hülfe giebt es dagegen, eine einzige: die Religion.

Um zu den Quellen dieser göttlichen Macht zu dringen, fragt ihr vergebens all' euer Wissen, auf das ihr so stolz seyd, die Zahlen der Algebra und die Linien der Geometrie; all' dieser mächtige Apparat liefert euch höchstens den Stoff zu einem Gelehrten. Um einen Menschen zu bilden, muß man eine Seele entwickeln, und so wie die Seele an's Licht tritt, sucht sie ihren Gott. So kommen wir immer auf das Eine zurück, und wär' es noch zehn Mal mehr verachtet, auf die Religion.

Dies ist im Allgemeinen der Plan dieses Werkes. Wir widmen es den Müttern, nicht, daß sie die vorgetragenen Grundsätze dem Gedächtniß ihrer Kinder einprägen sollen, sondern den Seelen derselben, mit edler Freiheit, aber fest und tief. Ihr Geschäft ist kein Unterricht, sondern ein Einfluß; sie lehren keine Wissenschaft, sondern geben das Gemüth der Handlungen, die Anregung und die Richte. Im Schooß der Familie empfängt das Kind einen bestimmten Kreis von Ideen, die seiner Zeit, seinem Volke und dem Stande, in dem es geboren, angehören. Diese Ideen sind mehr oder weniger gebildet, mehr oder weniger wahrhaft und tüchtig; manche sind nur der Ausdruck politischer oder religiöser Leidenschaften, andere nur Vorurtheile und Aberglauben — gleichviel! Die Atmosphäre, die es umgiebt, saugt es ein; es wird das, was es sieht und hört, Royalist oder Jakobiner, Fanatiker oder Atheist, wie man ehemals Armagnac oder Burgunder, Navarrer oder Ligaist war. Die Eindrücke der Kindheit begeistern es für eine Partei, für ein Interesse, nie für die Wahrheit.

Merkt man nicht, daß dies die Quelle aller unserer Irrthümer ist? Die Familie also ist es, der die Erziehung übertragen werden muß. In ihr muß uns die Wahrheit entgegentreten, wie in Sparta das Gesetz und in Rom das Vaterland einst. Der Wahrheit, dieser Achse der modernen Völker, ist die ganze Welt verbeißen; und hat die Vaterlandsliebe Heldenvölker geschaffen, so wird aus dieser noch viel größere und erhabenere Liebe, aus der Liebe der Wahrheit, die Bildung des Menschengeschlechts hervorgehen.

Mannigfaltiges.

— **Die Waise vom Hause Tschao, ein Chinesisches Drama.** Unter der großen Menge Chinesischer Dramen ist das hier erwähnte durch Pater Premare's Uebersetzung (1731) zuerst bekannt geworden. Man weiß, daß schon Voltaire, welchem dieses Stück den Stoff zu seinem Orphelin de la Chine gegeben, über Plan und Anlage desselben sehr günstig geurtheilt hat. Was freilich die Ausführung betrifft, so erweist er ihm nur die geringe Ehre, es mit den farces monstrueuses de Shakespeare (!) zusammenzustellen. Aus Premare's an sich schon ziemlich geschmackleser Uebersetzung ist die Deutsche geflossen, die man in Pater Dubalde's bekannter Compilation findet. Eine neue Uebersetzung ins Französische (von Professer Julien) hat das Verdienst größerer Treue und Eleganz, und giebt zugleich auch sämmtliche, von Premare weggelassene, Gesang-Partieen, die kein Chinesisches Drama ausschließt, so daß man jedes gewissermaßen als ein Melodrama betrachten kann. So oft eine der handelnden Personen sich leidenschaftlich angeregt fühlt, ergießt sie ihre Gefühle in Gesang, oder wenigstens in einer Art Recitativ, und die Verse sind nicht selten sehr schwierig. Bei solchen Gelegenheiten begnügt sich der ältere Uebersetzer immer mit den Worten: „N. N. singt (vor Rührung), wie er das Kind erblickt"; „N. N. singt, während er Prügel bekommt", u. s. w. wodurch der Leser beinahe auf den Gedanken kommt, der Gesang sey ad libitum, und sich des Lachens nicht erwehren kann.

— **Bulbul-Kämpfe.** Seit langer Zeit sind Kämpfe zwischen Bulbul's (einer Art Nachtigallen) in Kalkutta eben so beliebt, wie Hahnengefechte in London. Man wendet viele Kosten daran, um diese Vögel zu dressiren und gegen einander feindselig zu begeistern. Ein Bulbul-Gefecht findet gewöhnlich an einem Tage der kalten Jahreszeit statt. Den 14. Mai d. J. betrieben sich zwei reiche Hindus vor einem großen Publikum mit ihren kleinen geflügelten Heeren. Der Kampf begann in der Frühe und dauerte unter großer Erbitterung von beiden Seiten bis 2 Uhr Nachmittags, um welche Zeit die eine Partei das Feld räumen mußte.

— **Behaarte Elephanten.** Es scheint nun ausgemacht zu seyn, daß der Elephant im Zustande der Freiheit, selbst in der heißen Zone, keineswegs ein nacktes Fell hat, und am wenigsten in solchen Ländern, die wie z. B. Ceilon, wegen ihrer parziellen sehr bedeutenden Erhöhung über dem Meeresspiegel, sehr rauhe Gegenden haben. Die zoologische Gesellschaft zu London besaß vor noch nicht gar langer Zeit einen prächtigen Elephanten aus Meisohr (Mysore) und ein kleineres Exemplar aus Ceilon. Beide Thiere waren ganz behaart, und das Haar des kleineren fühlte sich an wie Schweinsborsten. Jeder frisch eingefangene Elephant hat eine haarige Bekleidung, die sich im Verlaufe seiner Knechtschaft allmälig abscheuert. Das dichtere Haar des wilden Elephanten ist auch weit länger, als das dünn und vereinzelt stehende Haar des zahmen. (A. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Mittwoch den 13. August 1834.

Asien.

Burnes Reise nach Buchara.

Unter dem in der Anmerkung genannten Titel*) ist in diesem Jahre ein interessanter Reisebericht des Lieutenants Burnes erschienen, aus dem wir unseren Lesern sogleich einige Auszüge mittheilen werden; zuvor aber sey es uns erlaubt, über Burnes selbst, wie über seine Sendung einige Notizen zu geben.

Lieutenant Burnes wurde im Jahre 1831 mit einem offiziellen Charakter an den Hof von Lahore geschickt, um dem Könige dieses Landes ein Schreiben des Königs von England nebst einem Geschenke an Pferden zu überbringen. Der Hauptzweck dieser Reise war jedoch, den Lauf des Indus kennen zu lernen, den man bis dahin nur an einzelnen Stellen befahren hatte, und dessen Ufer nur zwischen Tatta und Heiderabad (Hydrabad) genauer untersucht worden waren. Die Schwierigkeiten des Unternehmens waren bedeutend, und nur große Thatkraft und Begeisterung für die Sache vermochten dieselben zu überwinden. Auch war es gefährlich, in den zwischen Europa und Indien liegenden Ländern als Agent der Englischen Regierung zu reisen, daher verleugnete Burnes diesen Rang, der ihm Feindseligkeiten zugezogen haben würde, und trat, nach sehr verständigen Vorkehrungen, mit einem in Französischer, Englischer und Persischer Sprache abgefaßten Paß, in dem er als Capitain der Britischen Armee, der nach Europa zurückkehre, bezeichnet war, seine Reise an.

Begleiter des Herrn Burnes war Herr James Gerard, ein Wundarzt bei der Bengalischen Armee, der den größten Theil seines Lebens in Indien und mit Bereisung des Himalaya-Gebirge zugebracht hatte. Außer diesem ging ein Eingeborner, Muhamed Ali, als Feldmesser mit ihm, und ein Hindu aus Kaschmir, Namens Mohun Lal, von dessen Kenntniß des Persischen man sich großen Vortheil für den schriftlichen Verkehr, wenn dieser nöthig werden sollte, versprach. Da diese Leute das Land kannten, so durften sie es leicht wagen, sich auf der Reise von Burnes zu trennen, um durch die geringe Zahl der Reise-Gesellschaft den Schein der Armuth zu erwecken, welcher für Reisende in jenen Gegenden der beste Schutz ist. Obgleich manche von Burnes Freunden ihn vor dem Schicksal seiner Vorgänger, die bei ihrem Versuche, das Innere Asiens zu durchforschen, umgekommen waren, warnten, so war er doch entschlossen, als Europäer aufzutreten, in Kleidung und Sitte jedoch sich nach den Völkern, bei denen er sich aufhielt, zu richten. Seine Kenntniß der Persischen Unterhaltungssprache war ihm sehr förderlich bei den Eingebornen, mit deren Betragen er überhaupt zufrieden war, nachdem es ihm gelungen, sich und seine Begleiter der Furcht vor der allgemein angenommenen Grausamkeit und Treulosigkeit der Asiatischen Stämme zu entledigen. Doch hängt, ungeachtet seines Widerspruchs, offenbar so viel von der Gemüthsart und dem Verstande des Reisenden ab, daß sein Verfahren nur diejenigen befolgen können, die eben so viel Unerschrockenheit und Scharfblick besitzen, als er während der ganzen Unternehmung gezeigt hat.

Gegen Ende des December 1831 reiste Burnes von Delhi ab, ging über die Bergkette des Himalaya, besuchte einige auf dem Wege liegende Städte und kam am 17. Januar in Lahore an.

Der hier folgende Auszug ist aus seiner Beschreibung der Stadt Buchara, (Bokhara).

„Als wir Buchara betraten, war unsere erste Sorge, unsere Kleidung zu verändern und sie den durch die Gesetze jenes Landes vorgeschriebenen Gebräuchen gemäß einzurichten. Eine Bittschrift an den Minister hätte uns vielleicht von dieser Maßregel befreien können, aber sie stimmte mit unserem Grundsatze, uns überall den herrschenden Sitten anzuschließen, überein, und so standen wir keinen Augenblick an, sie zu ergreifen. Unser Turban wurde mit einer alten Schafpelzmütze, deren Fell nach innen gewendet war, vertauscht; und statt unseres Kummurbunds (ein breiter Gürtel) wurde ein derber Strick oder ein feinenes Band angelegt. Nur in Bezug auf die Strümpfe durften wir nicht die Tracht des Landes nachahmen, denn diese bilden in der „heiligen" Stadt Buchara das Unterscheidungszeichen zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Auch wußten wir, daß nur ein Muhammedaner innerhalb der Stadtmauern reiten dürfe, und waren gern zufrieden, wenn man uns unter so geringen Aufopferungen gestatten wollte, längere Zeit in dieser Hauptstadt zu verweilen."

Die Reisenden machten dem Minister ihre Aufwartung und empfahlen sich mit dem besten Erfolge seiner Gunst; er sagte ihnen seinen Schutz zu, so daß sie sicher auf dem Platze umherwandeln konnten, von welchem Burnes folgende Einzelheiten berichtet:

„Mein gewöhnlicher Vergnügungsort am Abend war der Registan von Buchara, ein geräumiger Platz in der Stadt, in der Nähe des Palastes, der an dem einen Ende desselben liegt. Auf zwei anderen Seiten desselben stehen massive Gebäude, die zu höheren Unterrichts-Anstalten dienen, und auf der vierten Seite fließt eine von stattlichen Bäumen beschattete Quelle, neben welcher Müßiggänger und Neuigkeitsträger sich um die Waaren Europa's und Asiens, die hier feil geboten werden, versammeln. Ein Fremder braucht sich nur auf eine Bank des Registan zu setzen, um die Usbeken und das Volk von Buchara kennen zu lernen; hier kann er sich mit den Bewohnern von Persien, der Türkei, von Rußland, der Tartarei, von China, Indien und Kabul unterhalten; Turkmanen, Kalmücken und Kosacken, die Bewohner der nahgelegenen Wüsten, wie der fruchtbarsten Gegenden, kann er hier treffen. Dem Beobachter bietet sich hier ein Kontrast dar zwischen den feinen Sitten der Unterthanen des „großen Königs" und dem rohen Wesen der herumschweifenden Tartaren, und schon aus den Gesichtsbildungen der Usbeken von allen Staaten von Mawur-ulnuhr kann er auf die Wirkung schließen, welche Zeit und Wohnsitz auf jede Menschenrace ausgeübt haben. Der Usbeke von Buchara ist durch seine Vermischung mit Persischem Blute kaum als Türke oder Tartar zu erkennen. Die aus dem benachbarten Lande Kokan Stammenden sind weniger verändert, und die Eingebornen von Orgunje, dem alten Charasm, haben noch eine ihnen ganz eigenthümliche Härte in den Zügen. Man kann sie von allen Uebrigen an ihren dunkeln Schafpelzmützen unterscheiden, die „Tilpak" genannt werden und ungefähr einen Fuß hoch sind. Ein rother Bart, graue Augen und eine schöne Farbe der Haut wird zuweilen die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, dann wird er einen armen Russen betrachten, der Vaterland und Freiheit verloren hat und hier sein trauriges Leben in Knechtschaft fristet; hin und wieder sieht man auch einen Chinesen, gleichfalls als Sklaven, seines langen Haarzopfs beraubt und eine kahle Platte unter dem Turban, der, wie der Russe, die Rolle eines Muhammedaners spielt. Dann folgt ein Hindu in einer ihm und seinem Lande fremden Tracht; eine kleine viereckige Kappe und eine Schnur statt des Gürtels unterscheiden ihn von dem Muhammedaner und verhüten es, wie diese bemerken, daß die vorgeschriebene Begrüßungsform ihrer Sprache gegen einen Götzendiener entweiht werde. Aber auch ohne diese Abzeichnung ist der Bewohner von Indien an seinem würdevollen Blick und der Absichtlichkeit zu erkennen, mit welcher er allen Verkehr mit dem großen Haufen meidet und sich nur wenigen, die sich in einer der seinigen ähnlichen Lage befinden, zugesellt. Der Jude ist eben so stark abgezeichnet wie der Hindu: er trägt einen etwas verschiedenen Anzug und eine trichterförmige Mütze; aber kein Kennzeichen ist sprechender, als seine überall wohlbekannte Physiognomie. Uebrigens zeichnet sich diese Nation hier durch große Schönheit aus, und ich habe auf meinen Wanderungen mehr als eine Rebecka gesehen, deren anmuthiges Gesicht durch Locken des schönsten Haares, das um Wangen und Nacken wallte, lieblich gehoben wurde. Es leben ungefähr 4000 Juden in Buchara, die aus Meschid, in Persien, eingewandert sind, sich fast alle mit der Tuchfärberei beschäftigen und auf gleiche Weise wie die Hindus behandelt werden. Ein herumlaufender Armenier in einem wiederum verschiedenen Anzuge, ist ein Bild jener wandernden Nation; aber es giebt nur wenige von ihnen in Buchara. Mit diesen Ausnahmen wird der Fremde den Basar mit einer stattlichen, schönen und wohlgekleideten Volksmasse, den Muhammedanern von Turkistan, angefüllt sehen. Ein großer weißer Turban und ein Chogbä, oder Pelz von dunkler Farbe, der noch über drei oder vier andere von derselben Art getragen wird, ist die gewöhnliche Kleidung; aber der Registan führt zum Palast, und da sucht der Usbeke eine Ehre darin, sich vor seinem Könige in einem bunten seidenen Gewande, „Udrus" genannt, das alle Farben vereinigt und jedem Nicht-Usbeken geschmacklos erscheinen muß, zu zeigen. Einige von den höhern Ständen sind in Brokat gekleidet. — Eine Verschiedenheit des Ranges kann man daran erkennen, daß die Bevorrechteten in die Citadelle reiten dürfen, die Anderen aber an dem Thore absteigen müssen. Fast Jeder, der dem Könige seine Aufwartung macht, wird von einem Sklaven begleitet; und obgleich diese Menschen-Klasse fast nur aus Persern oder deren Abkömmlingen besteht, so hat sie doch ein ganz eigenthümliches Ansehen. Drei Viertel der Bevölkerung von Buchara sollen von Sklaven abstammen; denn von den Kriegsgefangenen, die aus Persien nach Turkistan gebracht werden, dürfen nur wenige zurückkehren, und wäre

*) Travels into Bokhara; being the account of a journey from India to Cabool, Tartary and Persia etc. By Lieutenant Alexander Burnes. 3 vols. London, Murray.

dies auch nicht der Fall, so würden doch viele es vorziehen, da zu bleiben."

„Ein großer Theil der Bewohner Buchara's zeigt sich zu Pferde, und stets, mögen sie auch zu Fuß seyn, tragen sie Stiefel mit hohen Absätzen, auf denen sie ruhig einherstolziren, obgleich sie anderthalb Zoll hoch sind und der Durchmesser ihres unteren Endes nicht den dritten Theil dieses Maßes beträgt, so daß Unsereins kaum darauf gehen oder stehen kann. Leute höheren Standes tragen auch Schuhe über den Stiefeln, die sie beim Eintritt in ein Zimmer abziehen."

„Die jungen Damen erscheinen meistentheils zu Pferde und reiten auf dieselbe Weise wie die Herren; nur wenige gehen, und alle haben ihr Gesicht mit einem schwarzen bärenen Tuche verhüllt. Die Schwierigkeit, durch dieses hindurchzublicken, bewirkt, daß jeder die Schönen wie auf einer Masterade angafft, wiewohl es nicht erlaubt ist, sie anzureden. Geht eine Dame aus dem Königlichen Harem vorüber, so wird man sogar erinnert, nach einer anderen Richtung hinzusehen, und, läßt man diesen Rath unbeachtet, so hat man es durch einen derben Schlag auf den Kopf zu büßen. So heilig sind die Schönen des „heiligen Bucharo."

„Vom Morgen bis in die Nacht bewegt sich der versammelte Haufen in summendem Geräusche, so daß man durch das Wogen der Menschenmasse förmlich betäubt wird. In der Mitte des Platzes werden die Früchte, die gerade an der Zeit sind, unter dem Schatten einer viereckigen Bastmatte, die durch eine einzelne Stange getragen wird, verkauft, und man muß darüber erstaunen, wie die Fruchthändler keinen Augenblick in ihrer Arbeit, Trauben, Melonen, Aprikosen, Aepfel, Pfirsiche, Birnen und Pflaumen den immer neu sich zudrängenden Käufern zuzumessen, rasten dürfen. Nur mit Mühe kann man sich einen Weg durch die Straßen bahnen, und stets mit Gefahr, von irgend einem Pferde oder Esel übergeritten zu werden. Diese letzteren Thiere sind hier sehr schön und traben im schnellen Schritt mit Reiter und Bürde einher. Auch Fuhrwerke von leichter Bauart fahren auf und ab, ohne daß sie durch zu enge Straßen daran verhindert würden. Auf allen Seiten des Marktes sitzen Leute, die sich in großen Töpfen von Europäischer Arbeit, statt in Theekesseln, ihren Thee kochen, wobei sie sich eines metallenen Blasrohres bedienen. Die Liebe der Bucharen zum Thee scheint mir über Alles zu gehen, denn sie trinken ihn zu allen Tageszeiten und an allen Orten auf sechs verschiedene Arten — mit und ohne Zucker, mit und ohne Milch, mit Fett, mit Salz u. dergl. Dicht neben den Verkäufern dieses heißen Getränkes kann man „Rabut J Jan", oder die Freude des Lebens kaufen, einen Traubensaft oder Syrup, der mit Stückchen Eis vermischt ist. Dieser Ueberfluß an Eis gehört zu den größten Annehmlichkeiten in Buchara, und man findet es daselbst, bis die kühlere Witterung es überflüssig macht; es wird im Winter gebrochen und zu einem so geringen Preise verkauft, daß auch der Aermste es sich verschaffen kann. Kein Mensch in Buchara denkt daran, Wasser zu trinken, ohne es sich durch Eis abzukühlen, und einen Bettler kann man, in demselben Augenblicke, wo er seine Armuth klagt und das Mitleid der Vorübergehenden anspricht, Eis kaufen sehen. Schon der Anblick ist erfrischend, bei einem Thermometerstand von 30 Grad eine so große Masse davon in dunten hohen Haufen liegen zu sehen. Es würde ein endloses Bemühen seyn, die verschiedenen Handelszweige dieses Marktes zu beschreiben, denn fast alle nur erdenklichen Gegenstände kann man auf dem Registan kaufen: Juwelen und Waffen von Europa, Thee von China, Zucker von Indien, Gewürze von Manilla u. dergl. mehr. Auch Gelehrsamkeit kann man da finden, Türkische, wie Persische in den Bücherbuden, wo die Gelehrten, oder die für solche gelten wollen, in die zerfetzten Blätter gucken."

„Wenn man sich am Abend aus dem lärmenden Haufen in die entlegeneren Theile der Stadt zurückzieht, so windet man sich durch gewölbte Basars hindurch, die nun leer stehen, und geht an Moscheen vorbei, welche mit Kuppeln und all' dem einfachen Schmuck, den die Muhammedaner gestatten, verziert sind. Diese füllen sich nach Verlauf der Marktstunden mit Leuten, die ihre Abend-Andacht halten. Um diese Zeit sieht man auch vor den Thüren der Hochschulen, die fast alle den Moscheen gegenüber liegen, die Studenten nach vollbrachtem Tagewerk herumwandeln, nicht so heiter und jugendlich, wie die Zöglinge unserer Europäischen Universitäten, aber manche von diesen ernsten und mitunter schon alten Leuten mögen zwar mehr Heuchelei, aber auch um so mehr Laster im Herzen hegen, als die Jugend anderer Welttheile. Mit der Dämmerung schließt diese geschäftige Scene; die Königliche Trommel erschallt, aus allen Theilen der Stadt hallt ihr die Antwort von anderen Trommeln entgegen, und von nun an darf sich Niemand mehr ohne Laterne auf den Straßen zeigen. Anordnungen der Art ist es zuzuschreiben, daß eine vortreffliche polizeiliche Ordnung in der Stadt herrscht und die ganze Nacht hindurch große Ballen mit Tuch in vollkommener Sicherheit offen auf den Gerüsten daliegen. Alles ist ruhig bis zum Morgen, wo das Wogen der Menge auf dem Registan von Neuem beginnt; dann nimmt auch das Essen und Theetrinken wieder seinen Anfang, und Hunderte von Knaben und Eseln laufen, mit Milch beladen, zu den geschäftigen Haufen. Die Milch wird in kleinen Näpfen, in denen man die Sahne obenauf schwimmen sieht, verkauft. Von diesen bringt ein Knabe zwanzig bis dreißig auf den Markt, indem er sie auf Brettern trägt, die an einem auf seinen Schultern ruhenden Stabe hängen. So viele aber auch davon gebracht werden, schnell verschwinden sie wieder unter der Thee trinkenden Bevölkerung dieser großen Stadt."

In dem folgenden Abschnitte gewährt uns der Verfasser einen Blick in das häusliche Leben der Bucharen.

„Das Haus, in welchem wir wohnten, war sehr klein und an allen Seiten von anderen Gebäuden überragt; dennoch bedauerten wir dies nicht, denn es bot uns die Gelegenheit, eine Türkische Schönheit zu sehen, eine liebliche junge Dame, die auf einem Balkone des Hauses lustwandelte und sich gern so stellte, als glaubte sie sich ungesehen. Die Damen von Buchara färben ihre Zähne ganz schwarz und lassen ihr Haar in langen Flechten zu beiden Seiten hinunterhängen; ihr Anzug ist wenig von dem männlichen verschieden: sie tragen dieselbe Art Pelze, mit dem einzigen Unterschiede, daß die beiden Aermel, statt als solche gebraucht zu werden, nach hinten zurückgenommen und zusammengebunden sind. Selbst im Hause tragen sie große, sogenannte Persische Stiefeln von Sammet mit reichen Zierrathen. Auf dem Kopfe tragen sie große weiße Turbane, aber ein Schleier verhüllt ihr Antlitz, und manches liebliche Gesicht scheint hier dazu geboren, ungesehen wieder zu verblühen. Das Prangen mit der Schönheit, worauf die Frauen in begünstigteren Ländern so viele Zeit verwenden, ist hier unbekannt. Jeder kann seinen Nachbar erschießen, wenn er ihn zu einer anderen als der dazu bestimmten Zeit auf dem Balkon trifft. Ermordung selbst auf Verdacht; denn die Gesetze des Korans in Bezug auf das Geschlecht werden sehr strenge ausgeübt. Wenn Eifersucht auch eine wenig unter ihnen bekannte Leidenschaft ist, so herrscht an ihrer Stelle ein noch entwürdigenderes Laster."

Dem Reisenden wurde es nicht gestattet, am Hofe seine Aufwartung zu machen. „Ich bin so gut wie der Emir" (so wird der König genannt), sagte der Wesir, da er um die Erlaubniß dazu befragt wurde; „und wenn Ihr keine Geschäfts-Angelegenheiten mit dem Könige zu verhandeln habt, was habt Ihr denn als Reisender an dem Hofe zu schaffen?" Ich erwiederte ihm, daß unsere Neugierde uns das als sehr wünschenswerth erscheinen lasse; aber es beliebte ihm nicht, daß wir die Ehre haben sollten, und dieses mußte uns genug seyn, um unser Anliegen aufzugeben. Dennoch wollte ich den König wenigstens sehen, darum begab ich mich am Mittage des nächsten Freitags in die große Moschee, ein Gebäude von Timurlan, und sah Seine Majestät mit Gefolge vom Gebete kommen. Der König erschien mir als ein Mann von noch nicht dreißig Jahren und ohne einnehmende Haltung; seine Augen sind klein, sein Gesicht mager und blaß. Er war in seinem vollen Schmucke, mit seidenem Gewande und weißem Turban. Zuweilen trägt er eine Aigrette, oder eine mit Diamanten verzierte Feder. Der Koran wurde vor ihm her getragen, und vor und hinter ihm gingen zwei Männer mit goldenen Stäben, die auf Türkisch riefen: „Betet zu Gott, daß der Führer der Gläubigen Gerechtigkeit übe!" Sein Gefolge ist nicht über hundert Mann stark, von denen die meisten in Röcken von Russischer Brokade gekleidet waren und geldverzierte Schwerter trugen — die man eher Messer nennen könnte —, das Zeichen seines Ranges in diesem Lande. Der jetzige König treibt mehr Aufwand, als irgend einer seiner Vorfahren; aber er mag es für nothwendig halten, in dem Tempel und auf der Rückkehr von einer religiösen Feierlichkeit Demuth zu affektiren. Das Volk stellte sich an der Seite des Weges auf, den er durchschritt, und wünschte ihm, indem es sich mit der rechten Hand den Bart strich, Heil und Frieden. Auch ich ahmte diese Sitte nach."

„Der Charakter dieses Königs, Buchadu Chan, wird von seinen Unterthanen hoch geachtet; als er zum Thron gelangte, verschenkte er sein ganzes Privatvermögen; er ist streng in Beobachtung der religiösen Gebräuche, aber weniger abergläubisch, als sein Vater Mier Hader. In allen Fällen giebt ihm der Koran die letzte Entscheidung, so daß sogar behauptet wird, daß er allein von der Kopfsteuer lebt, welche von den Juden und Hindus erhoben wird; die Einkünfte des Landes soll er zur Unterhaltung der Mollahs und Moscheen verwenden. Aber dieser junge König ist ehrgeizig und kriegerisch, und daher halte ich es für wahrscheinlicher, daß er seine Schätze zum Unterhalt seiner Truppen und zur Vergrößerung seiner Macht gebrauche."

„Eine Tradition setzt die Gründung der Stadt Buchara in die Zeit des Sikunder Sulkurnuen, oder Alexanders des Großen. Mitten in einer Wüste ein fruchtbarer Boden, den ein kleiner Fluß bewässert, muß es dem Wandernden erscheinen wie dem Schiffer ein Hafen. Die Stadt wird von Gärten und Bäumen umgeben und kann aus der Entfernung nicht gesehen werden. Es ist ein herrlicher Platz, mit gutem Klima; aber dennoch stimme ich nicht mit den Arabischen Erdbeschreibern überein, die es als das Paradies der Erde beschreiben. Ferdusi, der große Persische Dichter, sagt: „als der König Mauerkrone erblickte, da sah er eine ganze Welt von Städten." Mit Arabien und den dürren Ebenen Persiens verglichen, mag es wahr seyn; aber manche Ufer der Indischen Flüsse haben einen gleichen Reichthum, gleiche Schönheit und Ergiebigkeit. Der Umfang von Buchara beträgt mehr als acht Englische Meilen; es bildet ein Dreieck und ist mit einer Mauer von etwa 20 Fuß Höhe, in welcher sich zwölf Thore befinden, umgeben. Die letzteren sind sämmtlich nach den Städten und Plätzen benannt, zu welchen sie führen. Außerhalb der Stadt sieht man nur wenige, aber große Gebäude; aber wenn der Reisende den Thoren vorbei ist, dann wandelt er zwischen hochgewölbten, aus Ziegelsteinen aufgeführten Basars und sieht, wie alle verschiedenen Gewerbe in ihrem besonderen Stadttheile betrieben werden; hier sitzen die Verkäufer von Indienne (oder Zitz), dort die Schuhmacher, ein Gewölbe ist mit Seidenwaaren, ein anderes wieder mit Tuch angefüllt. Ueberall trifft er auf mächtige Gebäude, Schulhäuser, Moscheen und hohe Minarets. Ungefähr 20 Karavanserein beherbergen die Kaufleute verschiedener Nationen, und ungefähr hundert Teiche und Brunnen, mit Quadersteinen ausgemauert, versehen die zahlreiche Bevölkerung mit Wasser. Die Stadt ist von Kanälen durchschnitten, die ihr Wasser vom Flusse Samarkand erhalten, und deren Ufer von Maulbeerbäumen beschattet sind; es herrscht ein Glaube unter dem Volke, daß der höchste Minaret, welcher ungefähr 150 Fuß hoch ist, sich bis zum Niveau der berühmten Hauptstadt Timur's erhebe."

„Im Sommer sind die Einwohner zuweilen Monate lang ohne gutes Trinkwasser, und während wir uns in Buchara aufhielten, waren sechzig Tage lang die Kanäle trocken; der Schnee in den Hochlanden Samarkands war nicht geschmolzen, und der dürftige Vorrath des Flusses selbst war verschwunden, ehe er die Stadt erreicht hatte.

Die Vertheilung dieses Gegenstandes des täglichen Bedürfnisses ist daher von nicht geringer Wichtigkeit, und ein Offiziant der Regierung ist ausdrücklich mit diesem Geschäfte beauftragt. Unter solchen Umständen ist das Wasser schlecht und soll die Ursache des Guinea-Wurmseyn, eine auf fürchterliche Weise in Buchara herrschende Krankheit; die Einwohner wenigstens schreiben sie allein diesem Umstande zu, indem sie hinzufügen, es seyen dieselben Würmer, die einst den Körper des Propheten Hiob geplagt hätten!"

„Buchara hat eine Bevölkerung von 150,000 Seelen; innerhalb der Stadtmauern liegt kaum ein Garten oder ein Begräbnißplatz. Mit Ausnahme seiner öffentlichen Gebäude, sind die meisten Häuser klein und von einem Stockwerk; gleichwohl ist die Zahl der größeren Gebäude in dieser Stadt nicht gering."

„Ihr Name ist weit bekannt durch die große Anzahl von Gelehrten und Priestern, die aus ihr hervorgingen, und schon früh wurde ihr durch ihre Muhammedanischen Eroberer das Epitheton „Schurif" oder „das Heilige" verliehen. Es wird als sicheres Kennzeichen des Ungläubigen angesehen, zu sagen, daß die Mauern aller Häuser in Buchara krumm sind, aber auffallend genug ist es, wenn man hinzufügen muß, daß ihre Baukunst noch so unvollkommen ist, daß es zweifelhaft erscheint, ob sich in der ganzen Stadt auch nur eine lothrechte Mauer befinde."

„Die jetzigen Priester behaupten, daß in allen übrigen Theilen der Welt das Licht auf die Erde hinabsteige, hingegen von Buchara heraufsteige. Dieses Faktum soll Muhammed auf seiner Reise zum niedrigeren Himmel beobachtet haben, und es soll ihm vom Erzengel Gabriel als der Grund seiner Berufung ausgelegt worden seyn."

Frankreich.

Pariser Frauen-Moden *).

Wenn die Welt in einem unermeßlichen, fürchterlichen Kodex dem schönen Geschlecht Gesetze der Bescheidenheit und Zurückhaltung vorschreibt, die es überall einengen und beschränken, so weiß sich dieses wiederum über die Grausamkeiten der Gesellschaft selbst zu trösten und in den Genüssen der Mode reichlich Entschädigung zu finden. Ist es nicht eine Unverschämtheit von Seiten der Männer, die Frauen ihre Hälften zu nennen? Während uns bei Tische der schäumende Champagner entgegen lacht, während uns der Bordeauxwein, dem Elfer bis zum 182er, verlend zuwinkt, giebt es für unsere Hälften nur spärlich mit Rothwein vermischtes Wasser. In der Oper wiederhallt's in allen Gängen von dem Geraffel Eurer Sporen; in jeder Loge, wo es Euch immer beliebt, ist Platz für Euch, und Eure Lorgnette, der Rezipient Eurer Blicke, schwingt sich hinauf bis zu dem höchsten Gipfel der Logen dritten Ranges und wiederum hinab in die Tiefen des äußersten Parterres: und Eure Hälften! — Ja, diese sitzen angeschmiedet auf orthopädischen Stühlen, mit den Füßen auf Polsterbänken, die sich wie Fußwärmer ausnehmen, und in diesem eingepferchten Zustande vollbringen sie das mühselige Geschäft des Beschauens und Sichgeradehaltens, das sie Theater-Vergnügen nennen.

Das Vergnügen des Reitens gehört ausschließlich den Männern an, wenn man nicht etwa die seltenen Lustritte auf eine Stunde in Anschlag bringen will, zu denen ein kraftloser von einem methodischen Galopp ganz ruinirter Gaul, Damenpferd genannt, sich hergiebt. Das Landleben bietet uns freigebig seine tausend Quellen der Zerstreuungen und Erholungen dar: das Schwimmen, das Fischen und die Jagd; hierzu kommen noch die philosophischen Betrachtungen unserer Cigarren; denn rauchen ist nichts anders als spekulativ philosophiren: und sollten wir uns noch darüber beklagen, daß unsere Frauen bei der Toilette in erfinderischen Combinationen von Farben und Stoffen die jugendlichen Begierden und Neigungen zu befriedigen suchen, denen wir, vermöge unseres privilegirten Standes, unter tausendfachen Gestalten zu fröhnen im Stande sind?

In der That scheint der Geschmack der Frauen für alle Pracht und Glanz nur um so mehr zu wachsen, je schwerer das Geschick auf ihrer physischen und moralischen Existenz lastet. Das Reich der Toilette hat sich so sehr erweitert und ausgedehnt, auf die Stimmen der Männer wird hier so wenig gehört, daß darin die größten Unbesonnenheiten und die verwegensten Streiche ohne die geringste Abndung, ja ohne irgend eine mögliche Zurechtweisung, ausgeführt werden. Die Frauen haben sich sehr wenig um die ökonomischen Rücksichten bekümmert, die das männliche Kostüm beherrschen und beschränken. Als wir die moderne Tracht erfunden, als wir uns in Tuch, Leinwand und Filz gekleidet, da haben die Frauen weder den Sammet noch die Seide aufgegeben; vielmehr haben sie noch dazu den Kaschemir, jenen Aussteuer-Vertheurer, herbeigerufen, kurz, die Frauen haben ihr Compensationsrecht so gut zu behaupten gewußt, daß sie, wenn sie im Leben der Männer nur als ein Achtel zählen, doch bloß durch ihre Toilette im Budget der Haushaltung ihre drei Achtel geltend machen. Man addire nun wie man will, es kommt immer eine Hälfte heraus.

Unter der Republik und dem Direktorium war es die politische Mode, der auch die Frauen ihren Tribut zahlten. Sie wollten als Athenienserinnen, Spartanerinnen auftreten und hinsichtlich der Nuditäten es selbst mit den Natur-Menschen aufnehmen. Durch ihre Thatkraft schafften die Männer sich Ansehen, Gewalt und Anhang; die Frauen nahmen ihre politische Zuflucht zum Kostüm.

Unsere Mütter betheuern, daß sie sehr schön waren in ihren durchsichtigen Roben, über dem Knie mit Agraffen befestigt, mit ihren Reifröcken und mit ihrem Kopfputz à la Poppée; allein die erste Sorge des Kaiserreichs war, die von der Kälte erblaßten Schultern wieder durch Wärme zu beleben; die von den Nordwinden erstarrten Nacken wurden wieder bedeckt und in zweireihige röhrenartige Fraisen eingesperrt. Der Hut, der während des Direktoriums emigrirt war, feierte jetzt seine Restauration.

Nun aber soll und muß der Damenhut, eben so wie der unsrige, vor der Insurrection des Geschmackes fallen; denn er zerstört in gleicher Weise allen Charakter in der Kleidung der Frauen. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts findest Du ihn überall als den vielgestaltigen Proteus, der sich unter der Herrschaft der Incroyables in eine maßlose Kappe verlängert, der bei den kurzen Roben und den Witschura's des Kaiserreichs sich erhebt und aufbläst, der, um den Englischen Neuerungen des Jahres 1815 sich anzuschmiegen, sich verkleinert, der zum Bolivar wird, und sich hierauf in die Höhe richtet über den Kopf, um am anderen Morgen kaum das Haar zu bedecken, der endlich, zu allen Metamorphosen bereit, tausenderlei Namen angenommen, von denen einer der neuesten und lächerlichsten der des Bibi ist.

Es ist ein sehr ernster Krieg, der gegen den Damenhut geführt werden muß. Seine Gestalt verbirgt, zum eigenen Nachtheil der Koketterie, einen sehr interessanten Theil des Gesichts, das er doch eigentlich zu verschönern bestimmt ist; die Ohren versteckt er ganz und gar, während er die Grazie der Wangen vernichtet. Unsere Ahnen verstanden sich besser auf das, was für die Schönheit vortheilhaft ist; Callot's Signora Lavinia trägt auf dem äußersten Kopfe nur einen kleinen spitzigen Hut, mit breiten Rändern, der nicht bis an das Gesicht reicht. Die Damen des achtzehnten Jahrhunderts bekränzten auch ihr Puder-Gebäude mit einem Hut: aber nie würden sie es zugegeben haben, daß ihr Kopfputz den Gesichtswinkel mit in Beschlag nehme; und, merkwürdig genug, dieser Damenhut weiß gerade, so wie der runde Hut bei den Männern, seine lange Ober-Herrschaft zu behaupten und tyrannisirt ein Geschlecht, dem doch sonst die Revolutionen gar nicht schwer fallen. Man erinnere sich nur einmal an eine Toilette, wie sie noch vor sechs Jahren bestand; da sah man Roben aus einfacher Seide, mit engen und kurzen Röcken, mit dünnen Fichü's und armseligen Pelerinen. Allein über Nacht hatte ein großartiger Styl, ein Reflex des Mittelalters, die drechirten und blumendurchwirkten Zeuge und die reichen mit eleganten Stickereien garnirten Halskragen zu Tage gefördert; die Lyoner Fabrikanten verliebten sich in die im Staube vermoderten Vorhänge alter Schlösser, übten sich an den Lehnen altfränkischer wurmfräßiger Stühle und schufen so die Zeuge à la Pompadour, à la Montespan, à la Sévigné. Die Nähterinnen drappirten Taillen mit starken Falten und machten sie schlank; die Bijouterie warf ihre schmächtigen Filigran-Arbeiten in den Schmelztigel und überließ sich mit vollem Eifer der Nachahmung großer und schwerer Kleinodien, wie sie am Hofe Ludwigs XIV. zu sehen waren. Diese Revolution ist jetzt schon vollendet, allein der Hut ist noch zurück geblieben, gleich einem Prätendenten, der nie abdankt.

Besonders sind es die Feste des Winters, wo der schrankenlose Luxus der schönen und echten Stoffe feierlich Hof hält. Die Französinnen haben sich ihre Privilegien der Eleganz nicht nehmen lassen, sie haben bald dem ganzen Kontinent seine Moden vorgeschrieben, mit dem Bedeuten, daß ihre Befehle in der kürzesten Zeit zu vollstrecken seyen. Laßt's Euch nur von Herrn Burp erzählen, wie Rußland seine Magazine ausgeplündert, und wie der Hof dieser oder jener Hauptstadt ihm die letzte brochirte Robe abgenommen.

Bis auf die Stoffe lassen auch die Sommer-Toiletten den Charakter des Reichthums und des Ueberflusses zu. Mit Ausnahme einiger gedruckten Musseline und einiger Seidenzeuge, bildet das Weiße den Hauptcharakter einer ausgezeichneten Toilette; die Schwierigkeit, ein Ensemble der Frische, der Sauberkeit und des fleckenlosen Glanzes hervorzubringen, macht die Combinationen des Weißen äußerst interessant. Kleine Reihen von Brabanter Spitzen dienen zur Garnitur an den Pelerinen und Aermeln, denn die echten Blonden sind wieder zu Ehren gekommen: die alten Alençoner, die Brüsseler und Englischen Spitzen werden gesucht und mit Gold aufgewogen. — Es ist recht, daß man diese scharmanten Lappalien wieder hat aufleben lassen. Allein welcher Nachtheil erwächst nicht auch daraus! Die Spitzen haben das Falsche an sich, daß ihre Capricen keine Gränzen kennen; bald wollen sie den Stickereien an zweireihigen Kragen sich anschmiegen, bald wollen sie das Parallelogram eines Schnupftuches, die Peripherie eines Kleides, die Garnitur eines Leibchens oder die Windungen einer Nachthaube verzieren; die Spitzen sind überall, nur nicht bei den Kaufleuten, die sich nicht genug damit versehen können. Einige schlechte Nachahmungen in Baumwolle haben vergeblich versucht, ihnen den Rang streitig zu machen. Der Tüll existirt nicht mehr.

Die Tendenz der Hüte, sich immer mehr in maßlose Dimensionen auszudehnen, hat zwar ein wenig nachgelassen. Indessen nehmen die Kappen in ihrem Ensemble noch jetzt ein sehr beträchtliches Volumen ein.

Die Bijouterie beschränkt sich darauf, die Motive alten Schmuckes zu reproduziren; allein die Engländer sind uns zuvorgekommen, und seit langer Zeit verfertigt Mortimer Agraffen, Bracelets, kleine Kämme und Einfassungen en rocaille; wie es heißt, besitzen die Demoiselles Elsler, deren Talent und Schönheit jetzt der Oper aufhelfen müssen, eine schöne Auswahl Englischer Bijouterie-Waaren, die ohne Zweifel als Musterbilder für viele Nachahmer dienen werden. (R. d. P.)

*) Vergl. Nr. 84 des „Magazins", wo sich das Seitenstück hierzu, der Artikel über die Herren-Moden, befindet.

Bibliographie.

Choix de morceaux fac-simile d'écrivains contemporains. — Herausgegeben von E. Cassin. Sechste Lfg. Pr. jeder Lfg. 35 Cts.

Manuel complet de l'enseignement mutuel, etc. 2 Fr.

La Science économique, d'après Sully et les anciens. — Von L. F. G. de Cazaur.

Statistique des Lettres et des Sciences en France, etc. — Von Guyot de Fere. 7½ Fr.

England.

Der Schädel Rammohun Roy's.

(Eine phrenologische Untersuchung.)

Das Juni-Heft des Phrenological Journal giebt uns die Resultate einer genauen Untersuchung des Schädels Rammohun Roy's, des in England gestorbenen berühmten Indischen Gelehrten, und zwar nach einem Gyps-Abdruck, den man, als er eben verschieden war, von seinem Kopfe genommen hatte. Zunächst wird das Haupt des großen Denkers nach allen Richtungen vermessen und alsdann die relative Intension seiner Geistes- und Seelenkräfte nach Zahlen bestimmt. Folgende Tabelle soll dies anschaulich machen:

1. Gattenliebe (sehr groß)	20
2. Kinderliebe (ziemlich groß)	16
3. Concentrations-Kraft (voll)	15
4. Anhänglichkeit (groß)	18
5. Kampflust (groß)	18
6. Zerstörungslust (groß)	18
7. Verschwiegenheit (groß)	18
8. Erwerbungslust (voll)	14
9. Erbauungslust (ziemlich voll)	12
10. Selbstachtung (sehr groß)	20
11. Ruhmbegierde (sehr groß)	20
12. Behutsamkeit (groß)	19
13. Wohlwollen (groß)	18
14. Ehrfurcht (voll)	14
15. Beharrlichkeit (sehr groß)	20
16. Gewissenhaftigkeit (sehr groß)	20
17. Hoffnung (voll)	14
18. Verwunderung (ziemlich voll)	12
19. Verstellungskraft (ziemlich voll)	12
20. Humor (ziemlich voll)	13
21. Nachahmungsgabe (ziemlich groß)	16
22. Individualisirung (ziemlich groß)	17
23. Formsinn (voll)	15
24. Größensinn (ziemlich groß)	16
25. Gewichtssinn (ziemlich groß)	16
26. Farbensinn (voll)	14
27. Ortssinn (ziemlich groß)	16
28. Zahlensinn (mittelmäßig)	10
29. Ordnungssinn (ziemlich voll)	12
30. Eventualität (voll)	15
31. Zeitsinn (voll)	15
32. Tonsinn (mittelmäßig)	10
33. Sprachsinn (ziemlich groß)	17
34. Vergleichungskraft (ziemlich groß)	17
35. Causalität (ziemlich groß)	17

Der Berichterstatter bemüht sich nun, die Harmonie der Schädelbildung des Radschah's mit seinem wirklichen Charakter aus der Geschichte dieses außerordentlichen Mannes zu erweisen. Schon sehr früh beurkundete Rammohun Roy sein Wohlwollen und seine Ruhmbegierde, welche letztere vielleicht an der Zerstörung seiner Gesundheit Antheil gehabt hat. Besonders entwickelt erscheint die obere Region des Hinterhauptes, wo Beharrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Selbstachtung und Ruhmliebe ihren Sitz haben. Der Umfang dieser vier Organe ist sehr auffallend. Muth und Beharrlichkeit spielten in seinem ganzen Leben eine Hauptrolle. Seine ungemein große Gewissenhaftigkeit erzeugte jene schlichte und biedere Offenheit, die seine Leser und vertrauten Freunde an ihm bewunderten. Seine große Selbstachtung machte ihn zu seinem Reformations-Werke geschickt und erklärt jenes „mächtige Gefühl individueller Würde", das er in seinem ganzen Benehmen kundgab, in schneidendem Kontrast mit der gewöhnlichen moralischen Schwäche der kleinköpfigen Hindu's. Der Kopf des Radscha's war auch physisch von seltenem Umfang. Von seiner großen Liebe zum weiblichen Geschlecht weiß man nur so viel, daß er den Damen viel Höflichkeit und Ehrerbietung bewies. Ueber den Grad seiner Kinderliebe (väterlichen Zuneigung) fehlt es uns ganz an Daten. Die Erwerbungslust war bei ihm weit schwächer, als Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit; denn der Radscha war freigebig, uninteressirt und scheute keine pecuniairen Opfer. Von seinen intellectuellen Organen sind der Sprachsinn, der Sinn für Individualisirung, für Vergleichung und Causalität am größten gediehen. Auch Gestalt, Größe und Lokalität (die geometrischen Talente) erscheinen gut entwickelt. Dagegen dürfte sein arithmetisches und musikalisches Talent nicht hoch anzuschlagen seyn.

. . . . Wir haben eine Mittheilung dieser Bemerkungen für interessant genug gehalten, und zwar sowohl des Gegenstandes halber, den sie betreffen, als um einen Beweis zu geben, wie sehr man sich in England noch für eine Wissenschaft interessirt, die, insofern sie sich von der allgemeinen Theorie eines Blumenbach oder Cuvier entfernt und zu den minutiösesten Individualisirungen übergeht, in Deutschland, dem Lande ihrer Geburt, längst schon, eben so wie die Wissenschaft der Physiognomik, der Mesmerismus u. s. w., zu den Spielereien gezählt wird, welche den Gelehrten so lange zur Unterhaltung dienen, bis eine neue an deren Stelle kommt.

Bibliographie.

English and hebrew lexicon. (Englisch-Hebräisches Wörterbuch.) Von Joseph. 21 Sh.

Scenes and hymns of life. (Gedichte und poetische Darstellungen.) Von Mrs. Hemans. 7½ Sh.

Henri Quatre — oder die Zeiten der Ligue. Roman in 3 Bdn. 27 Sh.

The darker superstitions of Scotland. (Schottischer Aberglauben.) Von J. G. Dalyell.

Memoirs. (Isabella Campbell's Denkwürdigkeiten) 3½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Wachsthum der Menschen. Je empfänglicher und reizbarer Jemand ist, desto zeitiger hört er zu wachsen auf, denn die Reizbarkeit pflegt die Triebe des Lebens früh ins Gleichgewicht zu bringen. Dies scheint auch die Ursache davon zu seyn, daß die Frauen, die meist empfänglicher sind als die Männer, im Allgemeinen früher zu wachsen aufhören und demnach auch von kleinerer Statur sind, wogegen die großen langen Frauen meist der eigenthümlichen Reizbarkeit ihres Geschlechts ermangeln; eben so ist bei weitem die größere Zahl der reizbarsten Männer, die vermöge ihres Charakters die größte Rolle in ihrer Zeit spielen, von kleiner Statur, während die Riesen im Allgemeinen von entgegengesetzter Beschaffenheit sind. Freilich aber müssen von solchen Regeln sehr viele Ausnahmen gelten.

(Philipp, on Sleep and Death.)

— Zur Statistik von Konstantinopel. Folgendes ist der amtliche Bericht des Protomedicus Muhammed Ebuk Efendi über die während des Monats Muharrem (10. Mai bis 9. Juni d. J.) in den Hospitälern Konstantinopels behandelten Soldaten.

	Aufgenommen.	Gesund entlassen.	Gestorben.
Hospital der Garden	240	283	9
" von Maltebeh	390	388	16
" der Linientruppen	480	480	23
" Toptaschi	290	301	1
" Topchaneh (des Kanonierhauses) und Chumbarachaneh (des Bombardierhauses)	142	89	11
Summe	1542	1541	262

(Aus der Türkischen Zeitung Tekwimi Wekaji, Nr. 85 vom 2. Safar d. i. vom 3. Juli.)

— Die Insel Guadeloupe. Diese Insel gewährt einen wahrhaft zauberischen Anblick; ihr immer frisches Grün scheint einen ewigen Frühling zu verkünden. Der Eingang von Pointe-à-Pitre ist schwierig; hier starren dem Schiffer zahlreiche Klippen entgegen, die einen geschickten Lootsen nöthig machen. Die Rhede ist geräumig, aber nur an einzelnen Stellen findet man guten Ankergrund. Ganz nahe dem Ufer stehen Kauffahrtei-Schiffe, die Zucker, Kaffee, Baumwolle, kurz, alle erdenkliche Produkte der Insel einnehmen. Im November und Juli ist ihre Zahl so groß, daß man buchstäblich einen Wald von Masten sieht. Leichte Piroguen durchkreuzen die Bucht unter dem Jauchzen und den schmachtenden Liedern der Neger. Sie ist von einem Hügeln mit Bananen und Orangenbäumen, von reizenden Wohnhäusern und kleinen buschigen Eilanden umgeben. Eine Bergkette voll tausendjähriger Bäume, mit dem Vulkan Soufrière, trennt die Stadt von dem Niederen Lande, wo die höchsten Behörden der Kolonie residiren. In stürmischen Nächten, die während der schlimmen Jahreszeit so häufig, zuckt ein wahres Flammenmeer von Blitzen hinter der Gebirgswand hervor. — Die Stadt Pointe-à-Pitre ist das Paris der Französischen Antillen; ihre breiten und geraden Straßen sind mit regelmäßigen Gebäuden besetzt, die einen rothen, grauen oder glänzend weißen Anstrich haben. Die meisten baut man aus Steinen, deckt sie mit Ziegeln und schmückt sie mit großen Balkonen. Die Fuhrwerke rollen den ganzen Tag. Die Logis sind selten und übermäßig theuer. In der Mitte des Tages verhält man sich nothgedrungen ruhig; die drückende Hitze vergönnt erst am Abend, frei zu athmen und die Damen zu besuchen. Es giebt hier reizende Mädchen, aber die tropische Glut raubt ihnen alles Wangenroth. Sie lieben den Luxus der Toilette, und täglich werden ihnen die neuesten Moden aus Paris zugeschickt. Von ihrem Manne vernachlässigt und überhaupt von dem Weißen, der ihr die ebenholzschwarze heißblütige Negerin vorzieht, gering geschätzt, faullenzt die Guadeloupe'sche Französin den größten Theil des Tages auf ihrem Sopha und amüsirt sich an den Klatschereien ihrer Sklavinnen. Schüchtern und wenig an die Welt gewöhnt, plaudert sie nicht viel, fragt selten und antwortet nur halb. — Die Kreolen sind lange Zeit selbstgenügsam und eitel gewesen; allein, man muß zugestehen, daß dieser Hochmuth allmälig schwindet. Das Wohlwollen und die Gastfreiheit der Einwohner gegen die Europäer machen Pointe-à-Pitre besonders denjenigen, welche Musik und Tanz lieben, zu einem sehr angenehmen Aufenthalt; denn die eleganten Künste werden in allen Familien sorgfältig kultivirt.

— Votirende Damen. In Kanada hat auch die Frau das Recht, bei Wahlen ihre Stimme zu geben. Im Verlaufe der letzten Wahlen erschienen nicht weniger als 35 Damen und stimmten für die Wahl des Obersten Baley zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers. Die Votirenden waren theils Witwen, theils Jungfrauen, und nur Eine verheirathete Frau befand sich darunter. Es trifft sich gar nicht selten, daß der Mann für den Einen Bewerber stimmt und seine Frau für den Anderen. Im Monat Mai 1832 gab es Debatten über die Wahl der Stadt Montréal, die ungefähr einen Monat lang dauerten, und in deren Verlaufe 225 Frauen votirten. Einer von den Kandidaten, ein Irländer, hatte 94, der Andere, ein ehemaliger Bürger der Freistaaten, 104 Damen auf seiner Seite. Die übrigen 26 verbitten sich partout, und von ihren stimmgebenden Kolleginnen votirte manche gegen die Partei, welcher ihr Herr Gemahl anhing, ohne dessen Ungnade auf sich zu ziehen. (Journal de la Marine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Freitag den 15. August 1834.

Schweden.

Minnen. Utdrag ur bref och dagböcker. (Erinnerungen. Auszüge aus Briefen und Tagebüchern.) Von Erik Gustaf Geijer. Erster Theil. Upsala, 1834.

Der berühmte Historiker und Dichter giebt hier eine Autobiographie, obgleich er selbst seine Schrift nicht für eine Lebensbeschreibung gelten lassen will, sondern sagt, daß ihr Zweck nur sey, die Feder laufen zu lassen zur Zerstreuung nach der Beendigung einer mühevollen Arbeit. Wir geben dem Leser einige Auszüge daraus.

„Ich danke Gott für die besten Aeltern. Die Erinnerung an den glücklichen Fleck, den ihre liebreiche Fürsorge heiligte, strahlt wie ein Sonnenschein in meiner Brust. Es ist die Freistatt in meinem innersten Innern, wo ich noch den Jugend-Quell rauschen höre. Alles, was der Frühling Grünsaftiges, was des Waldes Schatten Kühlendes, die frische Woge Erquickendes hat, der Duft von Tannenreisern und Blumen, Landluft, Morgenluft — alles dieses lebt und ist in dieser Erinnerung gegenwärtig; und Stadtleben, Studenleben, Bücher, der ganze Staub auf der gelehrten Heerstraße haben sie nicht vertilgen können."

„Es ist eigentlich seltsam, daß ich nur frohe und glückliche Eindrücke aus den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in mir trage, da doch gerade in dieser Zeit die Welt in ihren Grundfesten erschüttert wurde, so daß sie noch jetzt davon bebt. Aber man merkte davon nichts an jenem Ende der Welt, an welchem ich lebte, oder man betrachtete das Schauspiel etwa wie die aus dem Schmiede-Schornstein fliegenden Funken. Krieg und Umwälzungen in gehöriger Entfernung lassen sich wie ein Nachgericht an einem Mittage genießen. Merkwürdig, was man da ausstehen kann. Man fühlt auch bei dem Erschrecklichsten noch einen Anstrich von Heldenmuth. Erschreckt waren wir indessen selten einmal. Die schönen Reden in der Französischen National-Versammlung, so viel davon in unserem Walde wiederhallte, machten uns ein unendliches Vergnügen. An die Blut-Scenen glaubten wir nicht viel, weil sie durchaus nicht zu den Worten paßten; und ich erinnere mich noch, wie einer unserer ehrlichen Nachbarn von Robespierre wie von einem verfolgten Tugendhaften redete, den man nicht in Ruhe lassen wolle."

„Da kam über uns, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, Gustav's III. Ermordung. Ich denke noch daran, als wäre es gestern, wie die fürchterliche Neuigkeit uns bei Tische traf, wie der erste Schrecken den Thränen Raum gab, wie wir uns weinend um die Kniee unseres vortrefflichen Vaters drängten, und wie sich seine Augen und Hände zum Himmel erhoben. Noch ist mir, als höre ich das tägliche Trauergeläute der großen Kirchenglocke."

. . . . Wir machen mit dem Verfasser einen Sprung in sein Jünglings-Alter, zu seiner ersten Schriftstellerei, als er, 20 Jahre alt, zur Feder griff und das „Ehren-Gedächtniß Sten Sture's des Aelteren" schrieb, und zwar zur Preis-Bewerbung in der Schwedischen Akademie, im Jahre 1803.

„Furchtsam und mit der größten Heimlichkeit ging ich an's Werk. Ich wußte nicht einmal, als der Gedanke entstand, welche Preisfrage für dieses Jahr ausgesetzt sey. Sie sollte in der amtlichen Post- und Inlands-Zeitung stehen, welche, wenn sie ihre Runde im Kirchspiele gemacht hatte, im Pfarrhofe Halt machte. An einem August-Abend wanderte ich mit meiner Sorge dorthin und begehrte unter irgend einem Vorwande vom Herrn Pfarrer, die Zeitungen für dieses Jahr durchsehen zu dürfen. — Er zog eine alte Tisch-Schublade hervor, wo unter Käserinden und Brodkrumen ein Heft mehr oder weniger vollständiger Nummern hineingesteckt war, und glücklicher Weise die gesuchte unter ihnen. Auf dem Heimwege erfuhr ich erst, was es heiße, mit einer schriftstellerischen Geburt schwanger gehen. Das Zeitungs-Blatt ward mir ordentlich schwer in der Tasche. Meine Gedanken waren auf der Flucht. Es schien mir, als suchte ich sie, während die Füße unter einer spät am Abend fortgesetzten Wanderung an Stock und Stein anstießen. Ich konnte nicht schlafen. Den folgenden Tag schlug ich Dalin's Schwedische Geschichte auf, die ich defekt im Hause fand, und las unter Angst und Seufzern nach, was meinen Helden betraf. Dies waren alle meine Quellen. Ich erinnere mich nicht, je etwas so schwer Verdauliches gelesen zu haben, und doch sollte daraus der allerfeinste Saft einer duftenden Beredsamkeit ausgezogen werden. Das war eine Arbeit! — Nachdem ich, so gut es ging, mit dem Gegenstande zurecht gekommen war, war es keine geringe Mühe, ihn auf's Papier zu bringen. Mein Vater war mit solchen Sachen ein strenger Haushalter. Heimlich und auf unerlaubte Weise, ich muß es bekennen, griff ich zu dem, was ich brauchte. Ich verbarg meinen Raub in einen alten leeren Wanduhr-Kasten, wohin auch Sten Sture's Ehrengedächtniß, so wie es geschrieben wurde, Bogen nach Bogen niederstieg. Das Geheimniß zu bewahren, war in einem Hause nicht leicht, wo ein Jeder gewohnt war, von den Beschäftigungen des Anderen zu wissen. Jedoch glückte es mir ohne Vertrauten, und an einem schönen Abend legte ich mit zitternder Hand und mit klopfendem Herzen meine Arbeit, ins Reine geschrieben und geheftet, umgeschlagen und versiegelt, zum letzten Male in das dunkele Versteck, woraus es mit der nächsten Morgenröthe per Post zu den Höhen des Parnasses wandern sollte. Es konnte zu Hause nicht ins Postbuch eingeschrieben werden, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Ich ruderte deshalb früh am folgenden Morgen allein über den Klara-Elf bis zum nächsten Posthof und ließ hier mein Packet einschreiben und absenden. — Den Herbst brachte ich zu Hause zu. — Im Anfange des Dezembers trifft meine verwirrten Blicke eine Aufforderung in der Zeitung an den Verfasser des Ehren-Gedächtnisses von Sten Sture dem Aelteren, sich dem Secretair der Schwedischen Akademie zu erkennen zu geben. Meine Schwester fragte mich, warum ich bei der Zeitung so roth würde. Unbekannt mit den akademischen Formeln wußte ich kaum, ob diese Aufforderung Gutes oder Schlimmes bedeute. Unter Furcht und Hoffnung beantwortete ich sie. Den folgenden Posttag verkündete mir ein Schreiben vom Landesböfding Rosenstein in Ausdrücken, deren Aufrichtigkeit und Wärme sein ganzes späteres Benehmen gegen mich bewahrheitete, daß mir die Schwedische Akademie ihren großen Preis zuerkannt hätte. Ich stürzte, den offenen Brief in der Hand, in's Zimmer meiner Aeltern. Ihre Ueberraschung war groß und Anfangs stumm. Meine gute Mutter schloß mich an ihr Herz; meine Geschwister umarmten mich, alle Freunde des Hauses jubilirten. Ich erinnere mich nie, daß mich mein Vater geliebkost hätte. Unser Verhältniß zu ihm, obgleich liebevoll, war doch gar zu sehr von der tiefsten Ehrfurcht durchdrungen, um vertraulich seyn zu können. An diesem Tage streckte er seine Hand aus und drückte mich an seine Brust. Von allen Liebes-Bezeugungen wie von allen Belohnungen hat mich keine so gerührt. Und noch heute kann ich nicht ohne Thränen daran denken."

. . . . Im Anfang des folgenden Jahres ging Geijer nach Stockholm und kam dort mit Rosenstein *), dem Dichter Leopold und Lehnberg **) in engere Berührung.

„Man spricht von der Jugend Glück", fährt der Verfasser fort. „Ich will ein Gefühl nicht ableugnen, so allgemein und natürlich, wie das für des Frühlings Reiz und der Morgenröthe Pracht. Aber dürfte ich einen Theil meines Lebens noch einmal leben, ich nähme ihn früher oder später. Vom Glücke der Jugend habe ich wenig zu sagen. Ich habe die Stürme der Leidenschaften nicht ohne Gefahren, aber ohne Schiffbruch bestanden. Aber wohl erinnere ich mich, was während dieser ganzen Zeit für mich ein Gegenstand des Neides war, ein Gefühl, das mir sonst fremd ist. Es war das Loos derer, die von der Natur mit bestimmten Anlagen ausgerüstet sind, mögen sie klein oder groß seyn, deren Entwickelung in gleichmäßiger Ordnung fortgeht. Ihnen legt ein Tag nach dem anderen eine kleine Summe zu des Lebens Facit hinzu: es ist ein friedlich stiller Erwerb, der zugleich mit ihrem inneren Glücke wächst und Glück um sich her verbreitet. Mir schien alles dies zu fehlen. Keiner ist so ohne Selbstvertrauen gewesen Das einzige, wovon ich Bewußtseyn hatte, war ein unendliches Vermögen, in mir das Gegebene aufzunehmen, eine Receptivität ohne Gränze, aber so ohne Selbstbestand und gleichsam ohne Persönlichkeit, daß es mir oft war, als sollte ein Schatten mich verdrängen und meinen Platz einnehmen können. Ein Deutscher hat einen Roman, Peter Schlemihl, geschrieben, worin der Held seinen verlornen Schatten sucht; ich würde eine wirkliche Geschichte von Jemanden, der sein Selbst suchte, schreiben können. Eine Art Vergnügen, eine Neigung, mich eher zurückzuziehen, als vorzudrängen, ist mir von diesem später gemilderten Gefühle noch geblieben. Besitze ich einige Selbstständigkeit, so ist sie langsam und theuer erworben, und soll ich nach der Zeit urtheilen, wo es mir Mühe kostete, in den Fäden meines Daseyns Zusammenhang und Mittelpunkt zurecht zu finden, so erstrecken sie sich weit. Ich habe das Innerste einer Sinnesstimmung dargelegt, die mich während mehrerer Jahre begleitete, die ich keinem anvertraut und die in einsamen Stunden an Verzweiflung gränzte."

„Darin liegt auch die unwiderstehliche Anziehungskraft, die die Philosophie auf mich ausgeübt hat. Sie allein habe ich aus Bedürf-

*) Nils v. Rosenstein, Sohn des berühmten Arztes, zu Gustaf's III. Zeit und später als Philosoph und Aesthetiker berühmt.

**) Magnus Lehnberg, ein ausgezeichneter Redner.

niß studirt, alles Andere aus Vorsatz oder Vergnügen. Kant's, Fichte's und Schelling's Schriften sind seit Jahren nicht von meinem Tische gekommen. Von meinem Gang in der Philosophie kann ich nur sagen, daß er der Gegensatz zu der Fichte's gewesen sey. Ich habe überall mit einem Nicht-Ich anfangen müssen, um zu einem Ich zu kommen — und dies ist das Letzte, wohin ich gelangt bin."

„. . . . Ziehe ich ein Facit von dem, was ich in Hinsicht auf Literatur und Kunst erstrebt habe, so bleibe ich besonders bei vier Schriftstellern stehen, die auf mich einen großen und ewigen Einfluß geübt haben: Rousseau und Schiller — Shakespeare und Göthe; die Ersten in der früheren Periode meiner Lehrjahre, die Letzteren in der späteren — das heißt, bis zu meinem Todestage. Insbesondere ist der Einfluß des Letztgenannten auf mich unermeßlich gewesen, und mit Grund kann ich sagen, daß ich von keinem Menschen mehr gelernt habe. Suche ich eine gemeinsame Ursache ihres Einflusses auf mich, so ist es ohne Zweifel die, daß man keinen von ihnen ohne Widerstand genießen kann, oder daß sie die ganze Schnellkraft einer lebhaften Selbstthätigkeit hervorrufen. Aber sie üben noch einen höheren Grad dieses erweckenden Einflusses gerade dadurch auf uns, daß es abschreckend und unmöglich erscheint, Geister dieser Art nachzuahmen. Sie ziehen nicht allein an, sondern sie führen auch einen Jeden, der sich mit ihnen beschäftigt, innerhalb seiner selbst zurück. Sie schaffen uns Selbstständigkeit. Nicht nachgeahmt werden zu können, ist das beste negative Kennzeichen, das ich an guten Schriftstellern kenne. Das positive ist, daß sie stärkend wirken, ein Gefühl von Gesundheit der Seele verleihen. Alles, was die frischeste Luft Reinigendes, die klarste Welle Erfrischendes, das schönste Licht Belebendes hat, ist nichts dagegen. Medicina mentis — der Seele Arznei und Speise; das ist die wunderbare Kraft, womit sie begabt wurden. Segen über diese Wohlthäter der Menschheit!"

. . . . Der Verf. schließt die vortreffliche Einleitung mit folgenden Reflexionen: „Es ist falsch, es ist Uebermuth, zu glauben, daß ein Schriftsteller über seinem Gegenstande stehe — nämlich, wenn dieser Gegenstand etwas werth ist und einen Funken von Wahrheit und Schönheit in sich hat. Man wird im Gegentheil von seinem Gegenstande erfaßt und dadurch zum Schriftsteller. Ich meine damit kein blindes überwältigendes Hinreißen. Alles Wahre und Schöne giebt zugleich Licht und Kraft, und man fühlt schon von Weitem ihre Anziehung. Wie zeitig läßt sich diese nicht bei glücklichen Naturen mit bestimmten Anlagen wahrnehmen — schon in der Kindheit, in der ersten Jugend! Das, was ihres Lebens Bestimmung werden soll, wirkt schon früh bei ihnen, wie ein Trieb. Und doch, wie lange sieht man sie nicht irren, suchen, einem unbekannten, dunkel geahnten Ziele nachstreben, bis sie es erkennen und sich mit einem Male heimisch finden. Es ist eine Liebe, die Augen bekommen hat und ihre Verlobung feiert. Ich glaube, daß Jeder, mit einem wirklich redlichen Streben, einige dieser goldenen Augenblicke im Leben gekannt habe. Dieses Streben zu unterscheiden, ihm hervorzuhelfen, ist die große Kunst der Erziehung, die auch nicht ohne Liebe ausgeübt werden kann. Anlagen finden sich genug. Ja, es ist meine vollkommene Ueberzeugung, daß es nicht einen einzigen Menschen giebt, der nicht Etwas besser als alle Anderen machen könne. Auch giebt es nicht einen Einzigen, von dem ich mir nicht zutraue, etwas zu lernen."

„Das ist mein Liberalismus: Alles gelten zu lassen, was es gelten kann! Ich verstehe keinen anderen. Aber an diesem habe ich gelernt. Ich habe lange und vielfach geirrt. Ich habe an viele Thüren geklopft. Und meine Erfahrung ist, daß es in dieser Welt tausendmal mehr Güte, Weisheit und Liebe giebt, als die Menschen begreifen können." *)

Bibliographie.

Midsommarsaftonen. (Der Johannis-Abend.) Schauspiel in 4 Akten. Schwedisches Original. 30 ß.

Underdånig Besvärsskrift till Kongl. Maj. öfver Svea Hofrätts Utslag. (Cap. A. Lindeberg's Beschwerdeschrift an den König über das Verfahren des Schwedischen Hofgerichts.) 12 ß.

C. G. Zumpt's mindre latinska Grammatik. (Zumpt's kleinere lat. Grammatik.) Uebersetzt von Quiding. Lund. 1 Rtr. 12 ß.

Helena Wrede. Romantische Skizze aus der Zeit Gustav Adolph's. Von G. H. M—n. 1 Rtr.

Den långa Näsan. (Die lange Nase, oder König Tutu und sein Sohn.) Osterländische Sage. 8 ß.

Frankreich.

Französische Malerschule in Rom.

Die Französische Malerschule hat ihren Sitz in der berühmten Villa Medici. Diese Villa, innerhalb der Stadt gelegen, hat eine Meile im Umfange. Sie nimmt einen Theil des Pincianischen Hügels ein und überschaut die ganze Stadt. Die Aussicht, die man von hier aus genießt, darf wohl einzig genannt werden. An der der Stadt zunächst liegenden Seite der Villa erhebt sich das Casino; der Eingang zur Villa befindet sich auf der am meisten besuchten oder vielmehr der einzigen öffentlichen Promenade Roms. Jener prächtige Pallast dient vierundzwanzig Kunstjüngern (Musikern, Malern, Bildhauern, Architekten), dem Direktor und seiner Familie, dem Bibliothekar und dem Hauswart zum Aufenthalt. Die Zimmer des Direktors — zur Zeit Horace Vernet — sind geräumig und glänzend dekorirt und würden eines Gesandten eben so würdig seyn, als eines Künstlers; die Wohnungen der jungen Leute sind freundlich, wohl gelüftet, einfach, doch angemessen möblirt. Mehrere Wohnungen zerfallen in zwei Abtheilungen, deren eine als Schlafzimmer, während die andere zum Atelier dient. Nur die Bildhauer haben jeder nicht mehr als ein Zimmer; ihre Ateliers liegen in der Villa zerstreut in der Form kleiner Pavillons, zum Theil von Lorbeer- und Buxbäumen überwölbt. Ein Saal von großer Ausdehnung, dessen Wände mit Karrikaturen, menschlichen Gestalten, phantastischen Skizzen —, den Eingebungen eines neckischen Humors, — angefüllt sind, dient als gemeinschaftliches Erholungszimmer. Um halb zehn Vormittags wird gefrühstückt; punkt halb sechs versammelt sich Alles zu einem reichlichen Mittagessen. Außer der tyrannischen Nothwendigkeit, um dieselbe Stunde täglich ein vortreffliches Mahl einzunehmen, giebt es Nichts, was die Künstler in ihrer Freiheit beschränkte. Die Freiheit, von der sie am liebsten Gebrauch machen, ist die des Nichtsthuns. Von drei Tagen werden zwei, gleichsam von Amtswegen, zu Spaziergängen in und außerhalb der Mauern Roms verwandt; einer nur wird im Atelier oder im Vatikan zugebracht.

Eine Promenade in Rom ist gar keine gewöhnliche, wie etwa die von Paris auf die Barrièren von Neuilly oder nach Romainville; sie ist keine bloße Anstrengung für die Muskeln, wobei die Verdauung zu befördern Hauptaugenmerk ist. Sie ist noch etwas ganz Anderes! Außerdem, daß sie den Appetit befördert, kräftigt und erheitert und erzückt sie Geist und Phantasie. Selbst der minder Gebildete muß von den machtvollen Reizen der Campagna di Roma sich angeregt und erhoben fühlen. Gern überlassen sich die jungen Künstler dem Zauber dieser schönen Natur; man kann sie auf allen Haupt- und Nebengängen treffen. Da sie vortrefflich zu Fuße sind, erstrecken sich ihre Exkursionen ziemlich weit, im Süden bis Frascati, Tivoli und Albano; im Norden geht es meist nicht über den Ponte Molle und die Via Flaminia hinaus. Der Ponte Molle ist ein Lieblings-Spazierort, weil in dem daselbst befindlichen Weinhause der beste Orvietto zu haben ist. Der Orvietto ist ein weißer Wein, ähnlich dem Champagner, schäumend und scharf. Er ist die Seele aller gesellschaftlichen Zusammenkünfte und auch bei den Festen der jungen Künstler ein unerläßliches Ingredienz. In einiger Entfernung von dem Grabmale der Cäcilia Metella, auf der Appischen Straße, befindet sich ein anderes Weinhaus, nicht minder berühmt, als das auf dem Ponte Molle, das kein Künstler, der jene klassischen Ruinen in Augenschein nehmen will, zu besuchen versäumt. Von diesem Punkte aus, durch den Schaumnebel des Orvietto betrachten die jungen Künstler jenes berühmte Mausoleum, das selten einer mit eigenen Augen zu sehen bekommt (so unwiderstehlich wirkt der Zauber des Weinhauses), und das er sich begnügt, durch die Traditionen und die bildlichen Darstellungen einiger Maler zu kennen. Von einem jungen Künstler wird erzählt, der schon zum zehnten Male auf jene Weise von dem schäumenden Orvietto sich hatte fesseln lassen, und der, im lustigen Weinrausche das Denkmal von fern betrachtend, immer ausrief: „Ihr möget so viel Ihr wollt behaupten, es sey rund: ich behaupte, es ist viereckig!" — In geringerer Entfernung liegen die zu täglichen Exkursionen bequemen Punkte: die Villa Pamfili, Albani, Borghese, Villa Madama und der Monte Mario. Während neun Monate des Jahres widmen die Kunstbeflissenen die Hälfte ihrer Zeit diesen Ausflügen, die allerdings nicht ohne gesegneten Erfolg bleiben. Sie dienen nämlich dazu, die Akademisten sehr genau mit der Topographie des Landes bekannt zu machen, ihre Fußgänger-Virtuosität zu steigern und ihnen gesegneten Appetit zu verschaffen.

Jetzt von ihren Arbeiten! Theils arbeiten sie in ihren Ateliers, theils außer dem Hause in den öffentlichen Gallerieen oder auf den Monumenten. Im Atelier bildet das Studium lebender Modelle die Hauptbeschäftigung. Man sollte meinen, daß in dem Lande der Schönheit und Anmuth an schönen Modellen kein Mangel seyn könne. Doch ist dem nicht so! Die unglückliche Klasse von Frauen, die einen Erwerb daraus machen, als Modelle zu sitzen, ist durchaus nicht mit der in Paris zu vergleichen; die meisten von ihnen sind ohne alle Anmuth der Formen. Ich weiß nicht, zu welcher Klasse sie gehören mögen, denn wenige zeigen selbst jenen lokalen Charakter, dem man fast bei jedem Schritte in Rom und besonders in der Campagna begegnet.

Außer dem Atelier ist es der Vatikan, wohin Maler und Bildhauer sich gewöhnlich verfügen. Für wenige von Zeit zu Zeit dem Custode (einer Art von Cerberus, die man in Italien an jeder Thür finden kann) gereichte Paoli und durch die von den Aufsehern der Museen eingeholte Erlaubniß sind sie berechtigt, überall, wo es ihnen beliebt, ihre Gerüste und Staffeleien aufzupflanzen. Die Gallerieen im Vatikan, die Loggie des Raphael und die Sixtinische Kapelle sind mit diesen Maschinerieen, zur gerechten Verzweiflung aller kunstliebenden Besucher, wahrhaft barrikadirt. Es ist nicht eben sehr erfreulich, sich mit Mühe durch alle diese Gerüste durchzuwinden, die eigens dazu bestimmt scheinen, die Meisterwerke der Kunst den Blicken derer zu entziehen, die den weiten Weg von London oder Paris sich nicht haben verdrießen lassen, um sie betrachten zu können. Und das Schlimmste bei der Sache ist, daß gerade die schönsten Stücke so belagert sind. So ist es nicht immer vergönnt, die Schule von Athen und die Einsetzung des Abendmahls, diese berühmtesten Fresco-Gemälde unter den Logen, zu sehen. Gewiß meinen die Künstler, es sey das so ganz in der Ordnung; wir glauben aber vielmehr, daß es ein Mittel geben muß, die Bedürfnisse der Kunstbeflissenen mit den Ansprüchen des Publikums in Einklang zu bringen. Die Fresco-Gemälde des Vatikans sind fast der einzige Gegenstand des Studiums für die in Rom sich bildenden Französischen Künstler, und diesem Umstande ist es beizumessen, daß die Zöglinge im Kolorit so durchaus ungeschickt und unerfahren bleiben. Die Farbe, dies mächtige reizvolle Element der Malerei, wird fast

*) Deutsche Leser werden aus diesen Proben erkennen, welche heitere Lebensweisheit, verbunden mit einer klaren innigen Darstellung, über die Denkwürdigkeiten des berühmten Schwedischen Geschichtschreibers verbreitet ist. Eine Uebersetzung dieser Denkwürdigkeiten scheint nun, abgesehen davon, daß sie uns einen tiefen Blick in das heutige Skandinavische Leben verschaffen würde, besonders auch darum von Interesse zu seyn, weil Geijer bei seinen Reisen durch Deutschland mit Geistern, wie Goethe, Jean Paul, Tieck und Schelling, in persönliche Berührung gekommen ist und dadurch Gelegenheit gehabt hat, seine eigenthümlichen Ansichten in Bezug auf diese Männer in seinem Werke auszusprechen. L.

durchaus vernachlässigt. Ein Aufenthalt von wenigen Monaten in Venedig würde in dieser Hinsicht sehr ersprießlich wirken.

Die Architekten sind meist auf dem Forum oder dem Campo Vaccino beschäftigt; hier befinden sich nämlich das Coliseum, die Triumphbogen und andere zahlreiche Ruinen. Sie erklimmen mit großen Beschwerden den Karniess des Tempels des Jupiter Stator, der von drei einzelstehenden Säulen getragen wird. So, in der Luft schwebend, betreiben sie ihre Studien in einer Höhe, aus der herabzufallen wohl nicht ohne Halsbrechen möglich ist. Hier wird gewiß dem Kunsteifer noch manches Opfer fallen; denn diese Säulen von beträchtlichem Alter drohen den Umsturz. Andere sind auf dem Peristyl des Tempels des Antonius und der Faustina beschäftigt, der freilich bedeutend sicherer ist. Da bringen sie denn drei Monate mit Messen, Kritzeln und Untersuchen zu, um endlich eine Zeichnung zu entwerfen, die sie in drei Tagen ganz bequem aus dem ersten besten architektonischen Werke hätten anfertigen können. Ueberhaupt läßt sich nicht absehen, wozu dieses Studium der Modelle führen solle, die schon tausendfach in Kopieen vervielfältigt sind, deren Proportionen so genau ermittelt worden und in so vielen Spezial-Werken dargestellt sind, und die, genau genommen, zu nichts führen. Doch es ist einmal nicht anders mit den Studirenden in Rom, das wohl kaum die beste Schule der Italiänischen Architektur genannt werden kann. Zu Florenz und Venedig würden sie von allen Formen des Baustils viel mannigfaltigere und dem modernen Geschmacke mehr zusagende Vorbilder finden. In Venedig, Vicenza, Padua sehen wir die wahren Meisterstücke moderner Baukunst, die Werke eines Scamozzi, Sansovino und besonders des Palladio, von dessen Meisterhand das alte Venedig so unendlich viele und mannigfache Gebäude aufzuweisen hat. Gewiß würde das Studium dieser Werke den Kunstjüngern in Ausübung ihrer Kunst von viel größerem Nutzen seyn, als das der ewigen Säulen des Jupiter Stator, oder der verwitterten Façade des Antonius und der Faustina.

Aus dem Gesagten ergiebt sich ziemlich deutlich, wie der Ertrag der jährlichen Beschäftigungen eines Kunstzöglings in Rom nicht allzu hoch anzuschlagen sey. Ein großer Theil dieser jungen Leute scheint einzig und allein da zu seyn, damit die von der Regierung einmal festgestellte Zahl auch vollständig sey. Sonst ist das dolce far niente ihre Hauptbeschäftigung. Natürlich soll das nicht von Allen gelten. Wir sprechen hier nur von der größeren Zahl, die, wie wohl überall die Majorität, nur mittelmäßig an Geist und Gemüth begabt ist. Gewiß giebt es auch Manchen, deß Gemüth von wahrhafter Liebe zur Kunst durchglüht ist, der in sich schöpferische Kraft fühlt und in stiller Zurückgezogenheit im Anschauen der Werke vollendeter Schönheit und der ewigen Ideale der Kunst lebt und, was im Busen tief verhüllt ruht, zur Klarheit und Gestalt zu erheben sucht. Für diese ist die Akademie zu Rom nur die Vorhalle des Heiligthums der Kunst, wo sie die erste Weihe erhalten; für die übrigen ist sie nichts, als ein bequemes Wirthshaus, in dem sie für eine Zeit lang ihre Wohnung nehmen und sonst wie Handwerker leben. Zu dem Namen einer Schule, wie man wohl die Akademie zuweilen nennt, ist gar kein Grund vorhanden. Eine Schule setzt bestimmte Prinzipien voraus, ein gewisses System und Lehrer; von allem diesem ist hier keine Rede. Der Direktor ist kein Professor, sondern bloß eine Art von Verwalter des Ganzen; er führt Rechnung über den Bedarf der Zöglinge. Das ist Alles, was er für sie thut. Anleitung und Unterweisung erhalten sie durchaus nicht von ihm, und vielleicht ist das ein Vortheil.

Die Abende in Rom sind äußerst langweilig. Die Karnevalszeit ausgenommen, sind alle öffentliche Vergnügungsorte geschlossen. Gewiß würden die Kunstjünger es nicht aushalten können, wenn sie nicht in der Strada de' Condotti eine Art von Asyl hätten. Wir meinen das Caffé Greco. Sicherlich ist dieses Kaffeehaus eines der heilloseſten im ganzen südlichen Italien und in dieser Hinsicht fast ohne gleichen. Es besteht aus drei Räumen, von denen den ersten die Franzosen, den zweiten die Engländer und den dritten die Deutschen einnehmen. Die drei Nationen leben hier in der innigsten Harmonie — inter pocula. Die Franzosen jedoch, als die Zahlreichsten und Müßigsten, betrachten sich als die Herren des Hauses. Hier, in einen dicken Dunstkreis von Tabackerauch gehüllt, immer neue Wolken bildend, sitzen unsere Kunstjünger und schlürfen für ihre drei oder vier Bajocchi eine demi-tasse, deren Volumen einen Pariser wohl in Erstaunen setzen dürfte, oder ein Glas lauwarmen Punsch. Der Künstler trinkt, schmaucht und schwatzt. Von diesen drei Genüssen ist nur der erste rein physisch; die anderen beiden sind geistiger Natur; denn in der Transcendental-Philosophie der Tabagia gilt der Tabak als das eigentliche Nahrungsmittel der Intelligenz und Speculation. In dem Caffé Greco werden die Tagesbegebenheiten nach allen ihren Details durchgesprochen. Ja sogar politische Discussionen, obgleich aus Rom und ganz Italien gänzlich verbannt, lassen sich hier zuweilen ungestraft vernehmen. Die Gazette de France, das einzige Französische Blatt, dem die Ehre zu Theil wird, sich neben dem geistlosen Diario zeigen zu dürfen, liefert die Neuigkeiten. Die drei Parteien, welche in dem Herzen des Mutterlandes wühlen, haben auch hier ihre Repräsentanten. Hier giebt's Republikaner, Karlisten und Leute von dem juste-milieu. Man muß der Päpstlichen Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie ist gegen Fremde in Rom äußerst duldsam. Man genießt in Rom einer Freiheit, wie man sie sonst in Italien vergeblich suchen würde. Allerdings ist es wahr, daß diese Freiheit selten einmal mißbraucht wird, und namentlich lassen sich die jungen Künstler in diesem Betracht nichts zu Schulden kommen. Ihr politisches Verhalten ist wirklich musterhaft, und einige Schülerschwänke abgerechnet, lassen sie den besten Ruf zurück. In dem Caffé Greco werden die neuen Ankömmlinge empfangen, so wie die Abgehenden auch hier sich von ihren Kameraden verabschieden; hier werden Verabredungen getroffen, Briefe geschrieben und Lustpartieen arrangirt. Kurz das Caffé Greco ist ein wesentliches Supplement zur Akademie in der Villa Medici; würde jenes geschlossen, so drohte dieser nicht geringe Gefahr; und darüber sind in Rom nicht Zwei verschiedener Meinung.

Während des Karnevals dagegen hat Rom durch das Theater, die Bälle, Maskeraden ein ganz anderes Ansehen. Die Kunstjünger sind während dieser müßigen Tage in voller Thätigkeit; da zeigen sie ihre große Virtuosität in der Handhabung der Confetti oder Kreidebonbons, die mit feinem Mehlstaube gefüllt sind. Mit unnachahmlicher Geschicklichkeit schleudern sie diese auf die Vorübergehenden und bestäuben deren Kleider. Nicht minder bewährte Geschicklichkeit entfalten sie in der Kunst, die Kleider mit den Mocoletti zu besprützen. Die Mocoletti sind kleine, zusammengeflochtene Wachslichte, die angezündet sind, und die man auf diejenigen herabtropfen läßt, der sie auszulöschen wagen will. In solchen edlen Vergnügungen, wie sie der Populus Rex liebt, zeigen sie eine Ueberlegenheit, welche vor der Universalität des Französischen Genius nur Ehrfurcht einflößen kann und den Franzosen zum höchsten Ruhme gereicht.

Dies findet den Winter über statt; der Besuch des Caffé Greco ist dann viel spärlicher bis zum Sommer. Der Eintritt dieser Jahreszeit hat Hitzen und Fieber im Gefolge. Und das ist denn die Zeit, wo die Akademisten an ihre eigentlichen Verrichtungen gehen; Einige begeben sich nach Florenz, Andere nach Neapel, noch Andere gehen auf Abenteuer aus nach Calabrien, die Wenigsten reisen nach Sicilien. Im Herbste kehren sie alle nach Rom zurück, um das alte Leben zu führen.

Und so verbringt man die vier Jahre in Rom!

Bibliographie.

La religion est le fondement de la société. — Von einem Pfarrer des Pariser Weichbildes.

Pierre le Marin, ou exposition et démonstration des vérités de la foi. — Von Henrion.

Code criminel de l'empire de Brésil. — Aus dem Portugiesischen übersetzt von V. Foucher. 4 Fr.

Code expliqué des pharmaciens etc. — Von Laterrade. 4½ Fr.

Nouveau Code des poids et mesures, contenant les lois, décrets, circulaires et arrêtés ministériels. — Von F. Broc und P. C. Lavenas. 8½ Fr.

Pandectes françaises, ou Recueil des lois et de la jurisprudence etc. — Von Isambert. (30 bis 36 Bde. zu 40 Bogen in 4.) Pr. jedes Bandes 6 Fr.

Table générale analytique et raisonnée des lois etc. — Von J. B. Duvergier. Erster Bd. Erste Abth. 4½ Fr.

Traité du Domaine public etc. — Von Proudhon. 3 Bde. 21 Fr.

England.

Richard Lander's Tod.

Von einem Augenzeugen.

Richard Lander und seine Gefährten liefen in den Braß-Fluß ein und begannen, in der trefflichsten Gemüthsstimmung, ihn aufwärts zu befahren. Sie hatten zwei oder drei musizirende Neger bei sich, die, nach vollendetem Tagewerke, ihre Landsleute mit ihren Instrumenten erheiterten, nach deren Tone sie zusammen tanzten und sangen, während die wenigen Engländer der Partie sich mit Angeln an den Flußufern belustigten, worin sie, obgleich sie es nicht recht verstanden, doch glücklich waren. Auf diese angenehme Weise drangen Richard Lander und seine kleine Gesellschaft, indem sie bei Tage sich einer starken Strömung entgegenarbeiteten und am Abend ruhten, keine Gefahr ahnend und nicht darauf gefaßt, ihr zu begegnen, den Niger langsam aufwärts.

In einiger Entfernung von der Mündung des Niger und auf ihrem Wege dahin, trafen sie den König Jacket, einen Verwandten des Königs Boy und einen der feigsten und boshaftesten Häuptlinge, der über einen großen Strich sumpfigen Landes an den Ufern des Braß-Flusses herrscht. Er wurde von unseren Reisenden begrüßt und ihm Taback und Rum zum Geschenk angeboten; er nahm es mit Murren und Unzufriedenheit an, und seine Augen funkelten von Bosheit, während er in der Landessprache sagte: „Die weißen Männer werden niemals Ebu (Eber) erreichen.“ Diese Worte wurden sogleich durch einen Neger-Knaben, der später an einer Kniewunde sich todtblutete, übersetzt; allein Lander nahm es leicht und schrieb diese Prophezeihung Jacket's seinem Trotz und seiner Bosheit zu. Er sah zwar bald seinen Irrthum ein, aber es war zu spät, ihn zu verbessern oder der drohenden Gefahr zu entrinnen.

Als sie sechzig bis siebenzig Meilen den Fluß aufwärts gefahren, erreichten sie eine Insel, wo ihr weiteres Vordringen in dem großen Kanoe durch die Seichtigkeit des Stromes verhindert wurde. Unter den Bäumen und dem Unterholz auf dieser Insel und auf den benachbarten Fluß-Ufern hatten die Eingebornen früher Hinterhalte gelegt, und plötzlich, als das Hauptkanoe auf den Grund gerathen war, wurde die unglückliche Mannschaft desselben, die sich bemühte, es in tieferes Wasser zu bringen, mit einem unregelmäßigen, aber starken und anhaltenden Gewehrfeuer begrüßt. So groß war Lander's Vertrauen in die Aufrichtigkeit und redliche Absicht der Eingebornen, daß er anfangs sich nicht überzeugen konnte, das ihn buchstäblich von allen Seiten umgebende zerstörende Feuer sey etwas Anderes, als die gewöhnliche Begrüßungsweise bei ihrer Ankunft. Als aber Einer der Kru's (Kroomen), welcher in das Boot gesprungen war, an seiner Seite verwundet niedersank, da überzeugte er sich von seinem Irrthum und sah die große Gefahr ein, in die er so unerwartet gerathen, und die Schwierigkeit, ihr zu entgehen. Durch Stimme und Geberden seine Gefährten ermunternd, schickte sich der Reisende an, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, und ein lauter und einstimmiger Zuruf von seiner kleinen Gesellschaft versicherte ihn, daß sie seine Gesinnungen theilte und seinem

Beispiele folgen wollte. Unterdeß waren mehrere Wilde aus ihrem Versteck hervorgekommen und wurden von den Schüssen der Engländer getödtet; aber Lander, der sich bückte, um eine Patrone von dem Boden des Kanoes aufzuheben, erhielt eine Wunde an der Hüfte durch eine Flintenkugel. Er wankte, aber er fiel nicht und fuhr fort, seine Leute zu ermuntern. Da er jedoch bald fand, daß die Munition zu Ende gehe, und da er selbst schwer verwundet war, auch der Muth seiner Kru's zu sinken begann, das Feuer der Angreifer dagegen immer allgemeiner wurde, so beschloß er, sich in das kleinere Kanoe zu begeben, das in geringer Entfernung schwamm, als das einzige Mittel, um nur das Leben zu retten. Zu diesem Zweck verließen sie ihre Habe, warfen sich in den Strom, und die Meisten erreichten, mit der größten Anstrengung, da die Strömung unglaublich stark war, ihren Zweck. Sobald die Neger in dem Hinterhalt dies bemerkten, so stürzten sie mit wildem und schreußlichem Geschrei hervor; ihre Kanoes, die unter dem üppigen Laubwerk, welches über den Fluß herabhing, verborgen gewesen, wurden in einem Augenblick bis mitten in den Strom gestoßen und verfolgten die Flüchtlinge mit erstaunlicher Schnelligkeit. Bei dieser Gelegenheit bewährten die Kru's den guten Ruf, welchen ihre Landsleute verdienterweise erlangt haben; ihr Leben hing von ihrer Kraft und Geschicklichkeit ab, und sie trieben ihre leichte Barke mit unvergleichlicher Schnelligkeit durch das Wasser. Die Verfolgung währte vier Stunden, und der arme Lander, ohne Munition oder Vertheidigungs-Waffen irgend einer Art, war dem zerstreuten Feuer und dem kränkenden Spott seiner Verfolger preisgegeben.

Ein Ereigniß auf der Flucht verdient Erwähnung. Ein weißer Mann, Namens T—, weigerte sich, ganz von Furcht überwältigt, auf die Wilden zu feuern, und flehte, mit einer geladenen Flinte in der Hand, sie durch Zeichen an, ihn lieber zum Gefangenen zu machen, als ihn zu tödten. Während er diesen feigen Antrag machte, traf ihn eine feindliche Kugel in den Mund und tödtete ihn auf der Stelle. Die übrigen zeigten die größte Ruhe und Unerschrockenheit.

Die Flüchtlinge gewannen einen Vorsprung vor ihren Verfolgern, und als die Verfolgung nachgelassen hatte, stand Lander, von seinen übrig gebliebenen Gefährten unterstützt, zum letzten Male in dem Kanoe auf und schwenkte im Angesicht seiner Feinde seinen Hut und gab einen letzten Freudegruß, dann wurde er von dem Blutverluste ohnmächtig und fiel erschöpft in die Arme der ihm zunächst Stehenden. Als er sich bald darauf wieder erholte, unterrichtete ihn Moore (ein junger Wundarzt aus England, der ihn den Fluß hinauf begleitete, und dessen Benehmen während dieses unglücklichen Gefechtes höchst bewundernswerth war) von der Beschaffenheit seiner Wunde; die Kugel konnte nicht ausgezogen werden, und Lander überzeugte sich, daß seine Laufbahn bald beendigt seyn würde. Als der Zustand der Aufregung der Schwäche wich, die gewöhnlich auf mächtige Erschütterungen folgt, schmerzte ihn seine Wunde außerordentlich, und er erduldete mehrere Stunden lang die heftigsten Leiden. Von dieser Zeit an konnte er weder sitzen noch sich auf seinem Lager umwenden, oder eine Feder halten; aber während er auf eine so traurige Weise den Fluß hinabfuhr, den er einen Tag zuvor mit ganz anderen Gefühlen aufwärts geschifft war, konnte er nicht umhin, sich einigen traurigen Betrachtungen hinzugeben; er sprach viel von seiner Frau, seinen Kindern, seinen Freunden, seiner fernen Heimath und seinen getäuschten Erwartungen. Seine natürliche Heiterkeit gewann indessen bald wieder die Oberhand; er verzieh aus vollem Herzen allen seinen Feinden, befahl sich in die Hände Gottes und schöpfte unendliche Beruhigung aus den Tröstungen der Religion. Der Bericht über die Ankunft der Reisenden in Fernando Po und über seinen daselbst erfolgten Tod ist schon aus anderen Quellen bekannt.

Man hat verschiedene Vermuthungen aufgestellt über die wahrscheinliche Ursache jenes kaltblütigen und feigen Angriffs. Einige glauben, daß die Eingebornen zu der Ausführung dieser schändlichen That aufgereizt worden durch Portugiesische und Amerikanische Sklavenhändler, die beträchtlichen Einfluß in dem Lande haben, und deren Interessen unstreitig durch das Eindringen Britischer Unterthanen und Britischer Manufaktur-Waaren in das Innere würden geschmälert werden. Andere sind der Meinung, daß die Eingebornen diesen Angriff machten aus Rache für den Verlust einer ihrer Städte, die von der Mannschaft des Dampfbootes Alburkah, auf der Fahrt nach Atta, soll verbrannt worden seyn; während wieder Andere vermuthen, daß die Völker am Braß-Flusse einsahen, daß ihr gewinnreicher Transito-Handel zwischen der Küste und den Binnenländern vernichtet würde, wenn sie den Engländern gestatteten, in ihren eigenen Fahrzeugen mit den Eingebornen des Innern zu handeln, und daß sie deshalb sich mit dem Volke von Bonny, deren Interessen gleichfalls durch die neue Ordnung der Dinge gefährdet wurden, verbanden, und daß diese Menschen, unterstützt durch die Wilden, welche das Land in der Nähe des Ortes bewohnen, wo der unbarmherzige und feige Angriff geschah, die Vernichtung der unschuldigen Engländer beschlossen.

Welches indessen auch die Ursache seyn mag, so viel ist gewiß, daß der Angriff vorher überlegt war, daß die Anordnungen der Mörder auf eine regelmäßige und geschickte Weise getroffen wurden, und daß die Kanoes der Braß- und Bonny-Völker zu dem Kampfe gebraucht worden. Diejenigen, welche die beste Kenntniß haben von dem Charakter und den Neigungen der Braß- und Bonny-Völker, deren verrätherisches Betragen nur ihrer unersättlichen Raubgier gleichzusetzen ist, betrachten die letzte Vermuthung als die wahrscheinlichste und glauben, daß der König Boy, ungeachtet seiner Aeußerungen von Mitgefühl für die Leidenden und seiner scheinbaren Traurigkeit, als er seinen Freund und Wohlthäter tödtlich verwundet sah, doch Theil an der Verschwörung hatte und seinen Einfluß anwandte, um in Verbindung mit dem Nichtswürdigen, der die unglückliche Katastrophe vorhersagte, sie zur Reise zu bringen. Boy, welcher bei allen früheren Gelegenheiten, wenn die Gesellschaft den Fluß hinauffuhr, mit Eifer sich ihr anschloß, weigerte sich dieses Mal hartnäckig, sie zu begleiten, und vermehrt dadurch den Verdacht, daß er von der furchtbaren Gefahr, welche ihrer wartete, wohl unterrichtet war, daß er aber natürlich keine Lust hatte, Theil daran zu nehmen *).

Bibliographie.

Judge not, and other poems. (Gedichte.) Von Edm. Peel. 8½ Sh.

Case of Jane C. Rider, the Springfield somnambulist. (Die Somnambule von Springfield.) Von L. W. Belden. 2½ Sh.

Captive vigils. (Gesänge eines Gefangenen.) Gedicht in 6 Gesängen. 10½ Sh.

Clinical lectures. (Klinische Vorlesungen.) Von Carbutt. 12 Sh.

Letter to his countrymen. (Schreiben an seine Landsleute.) Von J. Fenimore Cooper. 3½ Sh.

The four gospels in one continued narrative. (Die vier Evangelien in einer fortlaufenden Erzählung.) Von R. C. Currey. 4. 12½ Sh.

English scenes and english civilisation. (Englische Zustände.) 3 Bde. 31½ Sh.

History of the foundations in Manchester. (Geschichte der Stiftungen Manchester's.) Von Dr. Hibbert und Watton. 2 Bde. 4. 7 Pfd. 7 Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Thee. Es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der Thee nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, von uralter Zeit der das Getränk der Chinesen war. In den alten klassischen Büchern dieses Volkes finden wir desselben gar keine Erwähnung gethan. Seide, Flachs und Hanf haben sie in frühester Zeit gekannt, aber nicht so die Baumwolle, den Taback und den Thee. Der Pater Trigault meint auch, daß der Gebrauch des Thees sich nicht aus dem grauen Alterthum herschreibe; aber, fügt er hinzu, es sey den Chinesen nicht zu trauen, daß sie etwas vorgeben, was nicht wahr wäre. Der allgemeine Volksglaube in China ist, daß der Thee zuerst in Ho nan eingeführt worden, um den schlechten Geschmack des Wassers zu verbessern. Die früheste Nachricht, die wir von demselben erhalten, rührt von den Muhammedanern her, die China im neunten Jahrhundert besuchten. Diese erzählen uns, daß „das gewöhnliche Getränk der Chinesen eine Art aus Reis zubereiteten Weines" sey, daß sie aber außerdem ein gewisses Kraut, Sah (tiha, Thee) genannt, haben, das sie in Wasser gekocht trinken, und zwar soll dieses Getränk, wie hinzugefügt wird, als Heilmittel gegen allerlei Uebel angewandt werden. Demnach wäre um die damalige Zeit der Thee kein gewöhnliches Getränk gewesen. Wie dem aber auch seyn mag, so viel scheint gewiß, daß man irrt, wenn man annimmt, daß die Chinesen schon in uralten Zeiten den Gebrauch des Thees gekannt haben. Der Thee, den sie in ihrer Haushaltung benutzen, ist von einer weit geringeren Qualität; er wird zuweilen in runde Ballen zusammengewunden, so daß er das Ansehen eines Knäuels von gezerrtem Zwirn hat, zuweilen auch in platten Kuchenformen durch eine klebrige Substanz zusammengehalten, und zuweilen in leckeren Blättern, die ohne irgend sonst eine Verkehrung abgetrocknet sind. Außerdem haben sie ihn auch zuweilen in kleinen Kuchen, wo er so bitter wie Wermuth schmeckt. Die Blätter der Camellia Sesanqua werden ebenfalls als Thee benutzt; und wie uns der Abbé Grezier berichtet, wird in Schan tung und in den nördlichen Provinzen ein Thee aus Moos zubereitet; der Abbé sagt auch, daß, „wenn schon in China verfälschter Thee gewöhnlich ist, wir dürften wir uns da wohl schmeicheln, daß wir nicht etwa auch den Aufguß von Moos von den Felsen von Mang nig bieu, statt Thee, zu trinken bekommen!"

(Quarterly Review.)

— Zu frühe Beerdigung. Schon in früherer Zeit ist auf diesen Mißbrauch häufig aufmerksam gemacht worden. Lancisi, der Leibarzt des Papstes Clemens XI., berichtet, daß zur Zeit, als die Pest wüthete, mehrere Personen beerdigt wurden, die, wie sich's nachher ergab, noch einige Zeit im Grabe gelebt hatten. Vesalius, der berühmte Anatom, war eben damit beschäftigt, eine Frau zu sezieren, als er beim ersten Schnitte durch die Bewegungen und dann durch das laute Geschrei der Frau belehrt wurde, daß sie noch am Leben sey. Dieser Vorfall machte den Anatomen in der ganzen Gegend so verhaßt, daß er sich genöthigt sah, sein Vaterland zu verlassen. Howard erzählt in seinem berühmten Werke über die Gefängnisse: „Ich kenne Beispiele, wo Personen, von denen man glaubte, daß sie am Gefängnißfieber gestorben seyen, nachdem man sie vor der Beerdigung mit Wasser gewaschen, Lebenszeichen von sich gaben und bald darauf wieder zu sich kamen." Dr. Gordon bemerkt in seiner Abhandlung über gerichtliche Medizin, daß in Zeiten allgemeiner Verwirrung und Bestürzung, wie bei einer Epidemie, die Lebendigen nicht selten mit den Todten zusammen fortgeschleppt, und daß in warmen Gegenden, wo eine zeitige Beerdigung nothwendiger als in gemäßigten und kalten Erdstrichen ist, mancher Lebendige mit begraben würde. „Ich war Augenzeuge", erzählt Dr. Smith, „von einem Vorfalle in einer berühmten Hauptstadt des Kontinents, wo eine arme Frau, die noch jetzt lebt, feierlich zu Grabe getragen wurde, deren Beerdigung auch sogleich stattgefunden hätte, wäre man nicht durch einige von den Umstehenden noch zeitig genug daran gehindert worden."

(Chambers' Journal.)

*) Die Landsleute des unglücklichen Richard Lander, die Einwohner von Truro in der Grafschaft Cornwallis, gehen in diesem Augenblicke damit um, dem kühnen Reisenden und seinem bereits früher gestorbenen Bruder John ein öffentliches Denkmal zu errichten, das den Stiftern nicht minder als den Gefeierten zur Ehre gereichen wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Montag den 18. August 1834.

Frankreich.

Mirabeau und Sophie von Monnier.

(Aus dem dritten Bande der Memoiren Mirabeau's.)

„Es ist von vielen Seiten mehrmals behauptet worden, daß Mirabeau nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse von Vincennes die unglückliche Sophie gänzlich vergessen und verstoßen, und daß diese, ein Opfer der schändlichsten Undankbarkeit, gewissermaßen durch die Hand des Mannes fiel, dem sie sich so ganz hingegeben und zu dessen Gunsten sie auf Alles verzichtet hatte. Wir sind im Stande, diese Behauptung als ungegründet zu widerlegen. Eine einfache, aber genaue und vollständige Entwickelung der Begebenheiten, die die Auflösung aller freundschaftlichen Verhältnisse zwischen der Frau von Monnier und Mirabeau herbeiführten und unmittelbar begleiteten, wird genügen, um über eine in gehässiger Weise entstellte Thatsache aus dem Leben Mirabeau's Licht und Wahrheit zu verbreiten.

Nachdem Sophie von Monnier zwei Jahre im Kloster Saintes-Claires zu Gien, seit dem 18. Juni 1777, eingesperrt war, ging man gelinder und schonender mit ihr um. Mehrere vornehme Herren von den Bewohnern der Stadt hatten die Erlaubniß, sie von Zeit zu Zeit in ihrer Zelle zu besuchen, und es ergiebt sich aus den Briefen Mirabeau's aus dem Gefängnisse von Vincennes, daß einer jener Herren ganz besonders die äußerst empfindliche Eifersucht, die, wie unzählige Zeugnisse bekunden, einen hervorstechenden Zug seines Charakters ausmachte, im höchsten Grade zu reizen gewußt hat.

Allein trotz der ausdrücklichen Verweise und strengen Verbote von Seiten Mirabeau's, ließ sich Sophie nicht davon abbringen, in ihrem Kloster die Besuche des Herrn Rancourt und einiger Anderen anzunehmen, deren sie in ihren Briefen an Jenen, welche, wie man eingestehen muß, seit der Zeit sichtbar matt und steif geworden, nicht die geringste Erwähnung that. Dieses Verschweigen und Zurückhalten mochte vielleicht in ein noch gehässigeres Licht durch eine der vertrauten Personen gestellt worden seyn, die die geheime Korrespondenz zwischen Gien und Vincennes zu besorgen hatten.

Ein Franziskaner, der Pater Claude Maillet, eine Art geistlicher Direktor, oder, wie Mirabeau ihn nannte, der Mönchs-Sultan des Klosters Saintes-Claires, der im Innern des Hauses wohnte, bewies sich bei der Frau von Monnier sehr dienstfertig und wußte ihr Interesse genug einzuflößen, so daß sie ihm, als er später den Wunsch äußerte, die Mitwirkung Mirabeau's, der damals schon in Freiheit gesetzt war, zu seiner Anstellung als Prediger am Königlichen Hofe zu erlangen, Empfehlungsschreiben an denselben mitgab, die um so übler aufgenommen wurden, je dringender sie abgefaßt waren. Einige Zeit darauf nahm Sophie von Monnier den Besuch eines anderen Franziskaners, des Paters Le Tellier, an, eines Mannes, der durch seine Tugend, durch seine Gestalt, durch seine Beredtsamkeit so vortheilhaft sich auszeichnete, daß Maillet im höchsten Grade eifersüchtig wurde und sogleich der Aebtissin von dem Betragen Sophiens Bericht erstattete, die indeß aus Rücksicht auf das Ordensgewand und die äußere Zurückhaltung des Herrn Le Tellier die vom Interesse eingegebenen und dadurch verdächtigen Anklagen Maillet's zurückweisen zu müssen glaubte. Diese Nebenbuhlerschaften machten ungemein viel Aufsehen. Die so lange leidenschaftlich geführte, seit mehreren Monaten aber ermattete Korrespondenz zwischen Mirabeau und Sophie von Monnier nahm mit einem Male einen ganz anderen Charakter an. Mirabeau schrieb beißende Briefe; es folgten bittere Antworten, und Sophie, die tief verwundet unter der vorgeblichen Eifersucht eine geheime Absicht, mit ihr zu brechen, zu bemerken glaubte, verzweifelte schon, als ein gemeinschaftlicher Freund beider liebenden der Letzteren sich erbot, ihr Gelegenheit zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Abwesenden zu verschaffen, die doch gewiß jedem Briefwechsel vorzuziehen sey, der beide Parteien von Aufgeregtheit zu Zorn und von schüchternen Verweisen und Vorwürfen zu direkten Beschuldigungen geführt.

Dieser gemeinschaftliche Freund war der Doktor Isabeau, Arzt des Klosters, der, nach dem Tode seines Vaters, dessen Beispiel nachahmend, alle mögliche Sorgfalt, die seine Kunst und die zärtlichste Menschenliebe ihm an die Hand gaben, an der leidenden Pensionairin verschwendet hatte, deren Gesundheit und Geist in gleicher Weise zerrüttet waren. Gefühlvoll, ruhig und besonnen und im höchsten Grade theilnehmend und dienstfertig, war Isabeau der eifrigste Tröster, der ergebenste Freund und der intimste Vertraute Sophiens geworden. Er schrieb an Mirabeau; dieser befand sich damals gerade seit einigen Tagen zu Bignen. Er reiste ohne Begleiter in der Nacht auf den 3. Juli 1781 heimlich ab; zu Nogent, drei Meilen von Gien, fand er den Doktor Isabeau, der ihn nach dem Pavillon eines außerhalb der Stadt Gien isolirt liegenden Gartens führte. Hier legte Mirabeau die Tracht eines Hausirers an mit einem Packe auf den Schultern, und, so verkleidet, wurde er durch Isabeau in das Innere des Klosters geführt, begleitet von einer Nonne, die sich Letzterer, seiner Verabredung mit Sophien gemäß, mitgenommen, damit sie als Zeugin dienen konnte, im Fall sich etwas Unvorhergesehenes ereignen sollte. Alle drei kamen ohne Hinderniß in der Zelle Sophiens an; es fand eine lange Unterhaltung statt, in Gegenwart der beiden Vertrauten, die sich nicht einen Augenblick entfernten. Es kam zu heftigen Aeußerungen; Mirabeau behauptete in seiner Aufgeregtheit Thatsachen, über die er keine Gewißheit hatte; Sophie vertheidigte sich energisch und ließ sich zu heftigen Gegenklagen hinreißen; denn auch sie hatte geheime Nachrichten und vielleicht auch überzeugende Beweise erhalten; von beiden Seiten überschritt der Zorn alle Gränzen. In amore semper mendax iracundia. Die Liebenden gingen Beide gleich aufgeregt und wüthend auseinander, und Sophie war um so mehr erbittert, als sie in der That keine Vorwürfe verdient; wenigstens sind wir davon überzeugt, nach dem, was wir an Ort und Stelle von dem achtbaren Doktor Isabeau und der Nonne Louise, seiner Mitvertrauten, erfuhren, die wir noch im Jahre 1831 in einem Alter von 82 Jahren in demselben Hause antrafen, das jetzt in das Hospital der Stadt Gien umgewandelt worden.

Seit jenem entscheidenden Tage wurde alle Verbindung zwischen Mirabeau und Sophie von Monnier, selbst die briefliche, gänzlich abgebrochen. Sophie blieb in tiefe Betrübniß versenkt; ihre Gesundheit ward gefährdet, ihre Augen, durch die schlaflosen Nächte und die nimmer versiegenden Thränen in Entzündung gerathen, erlitten mehrere Mal Anfälle von Blindheit; die Zeit und die ärztliche Pflege heilten sie wieder. Dieser einzige Umstand könnte hinreichen, die Thatsache zu beweisen, daß dem völligen Bruche zwischen Mirabeau und Sophie von Monnier eine allmälige Abspannung und Erkältung vorhergegangen. Sophie hätte bei jenem Vorfalle gewiß auf der Stelle den Tod erlitten, wenn sich die Gefühle nicht geändert hätten, die sie in ihren früheren Briefen ausgesprochen, in denen bei jeder Gelegenheit eines heftigen und tiefen Schmerzes bald von Selbstmord die Rede war.

Frau von Monnier erhielt im März 1783 ihre völlige Freiheit wieder, als ihr Gemahl gestorben war, dessen Name sie seit 1776 nie hatte führen wollen, so daß man sie zu Gien nur unter dem Namen der Frau von Malleroy kannte. Bald wurde sie von ihrer Familie dringend aufgefordert, nach Dijon zurückzukehren; allein Frau von Rufsey war, wie bekannt, am 18. April 1783 gestorben; und Frau von Monnier fürchtete die Vorwürfe ihrer übrigen Verwandten, deren Strenge ihr zu sehr bekannt war. Sie konnte sich nicht entschließen, wieder in deren Mitte zu leben, sondern wollte lieber mit den guten Nonnen zusammen bleiben, die ihr Trost und Muth einzuflößen wußten; sie bezog ein ihr angehöriges kleines Haus, das der Doktor Isabeau eigens für ihre Bequemlichkeit einrichten ließ, es lag dicht an dem Kloster, mit dem es auch durch einen Eingang in Verbindung stand. Frau von Monnier, der ihre Familie eine Summe von tausend Thalern zugesichert hatte, speiste und lebte fortwährend in Gemeinschaft mit den Nonnen und ließ sich noch immer von der Klosterschwester Louise aufwarten, der die Lokalität es verstattete, diesen Dienst zu verrichten, ohne ihr Klostergelübde dadurch zu verletzen.

Indeß benutzte Sophie von Monnier bald die Gelegenheit, die ihre Freiheit ihr darbot, um den Umgang mit Personen zu genießen, die ihre edle und anziehende Persönlichkeit und der mit Recht verbreitete Ruf ihrer Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Wohlthätigkeit um sie her versammelte; sie gab den Bitten nach, die sie von allen Seiten bestürmten, besuchte die vornehmsten Häuser der Stadt, sah sich in der umliegenden Gegend um und hielt sich oft mehrere Monate lang auf den benachbarten Schlössern zu Beauvoir, Malatie, Dampierre, Dominus und Thou auf, die den Familien der Foudras, der Barvilles, der Villiers und der Poterats gehörten.

Nachdem Frau von Monnier die beiden Franziskaner los geworden, durch deren vereitelte Absichten und eingebildete Nebenbuhlerschaft sie kompromittirt worden war, machte ihr ein Beamter vom Marschallegerichte, Namens Lecuyer, den Hof, ein Mann, dem es keineswegs an Geist und Muth gebrach, und der auch in gewisser Achtung stand, dessen wilder Charakter aber, nachdem er einige Zeit durch den Wunsch, zu gefallen, beschwichtigt war, bald in seine natürlichen Rohheit sich zeigte. Als er das Zutrauen und die Zuneigung der Frau von Monnier gewonnen, traten heftige Stürme, Kummer und Unruhe in das vertrauliche Verhältniß ein, das nur von kurzer Dauer gewesen. Sophie

von Monnier fand nicht das Glück, das sie verdiente und stets vergeblich suchte.

Einige Zeit darauf glaubte sie, sich dem Besitze desselben nahe zu sehen. Durch gesellschaftliche Verbindungen war sie mit einem ehemaligen Rittmeister bekannt geworden, der in einem Alter von 35 Jahren Wittwer von einer jungen Dame aus der Familie Raucourt war, aus derselben Familie, der, wie wir schon oben erwähnten, ein Herr angehörte, welcher die Eifersucht Mirabeau's so empfindlich zu reizen gewußt. Herr von Poterat sprach oft Frau von Monnier in den ersten Häusern der Stadt und auf den benachbarten Schlössern. Gleiche Meinungen, ein gleicher Geschmack, das Gleichförmige ihres melancholischen Wesens, die Nachrichten, die sie sich über erlittenes Unglück mitzutheilen hatten, sogar die auf beiden Seiten bestehende Besorgniß wegen ihres zerrütteten Gesundheitszustandes, Alles trug dazu bei, sie durch die Bande einer zärtlichen Sympathie zu vereinigen, die bald den Charakter einer heftigeren Leidenschaft annahm. Durch traurige Erfahrungen klug gemacht, versuchte Sophie, gleich Dido, ihre Neigung zu bekämpfen, allein sie war nicht im Stande, sie zu überwinden.

Die beiden Liebenden waren auf gleiche Weise für einander eingenommen; alle Beide waren frei; sie faßten bald den Beschluß zu einem Ehebündnisse, das durch die vollkommenste Uebereinstimmung ihrer Neigung, ihres Alters und ihrer Stellung in der Gesellschaft gerechtfertigt war; Frau von Monnier besuchte mehrmals ihren Freund auf dem Landgute zu Thou, das ihm angehörte, und wo wegen der Gegenwart zweier sehr liebenswürdigen Damen, einer Schwester und einer Nichte des Geliebten, ihr Aufenthalt gar nichts Anstößiges hatte; allein diese wurden bald durch Familien-Verhältnisse von dem Schlosse zu Thou abgerufen; der sich verschlimmernde Gesundheitszustand des Herrn von Poterat nöthigte ihn bald, das Land zu verlassen und Frau von Monnier konnte ihn daselbst nicht mehr besuchen; er hielt sich zu Gien auf, ganz in der Nähe von ihr; sie pflegte ihn lange mit zärtlicher Sorgfalt, die jedoch ein langwieriges aber unheilbares Brustübel nicht zu beseitigen vermochte; Frau von Monnier erhielt bald die schmerzliche Gewißheit, daß ihr Freund nur noch kurze Zeit zu leben habe.

Von diesem Augenblick an war ihr Entschluß gefaßt; bisher hatte sie immer in freundschaftlicher Verbindung mit dem Doktor Isabeau und seiner würdigen Gattin gestanden, in der sie die aufrichtigste und treueste Freundin zu schätzen hatte; sie erwiederte nunmehr ihre lebhaften Aufforderungen mit Aeußerungen von Schmerz und Resignation; sie sagte ihnen, daß sie zu sehr an Leiden gewöhnt, nachdem sie wiederholte Unglücksfälle überwunden, wie ein Anderer sie etwa nur ein Mal im Leben erleidet, daß sie sich nun auch von dem weit geringeren, wiewohl sehr peinlichen Schmerze, der sie gegenwärtig bedrohe, nicht niederschlagen lassen werde. Sie sprach kaltblütig über weite Pläne, und leitete das Gespräch auf einen in der Stadt viel besprochenen Vorfall mit einer jungen Näherin, die durch Unvorsichtigkeit ums Leben gekommen war. Frau von Monnier erkundigte sich, ohne irgend Umschweife zu machen, nach den Wirkungen der Erstickung mittelst Kohlendampfes oder Kohlengluth; sie fragte nach, ob der Tod nothwendig und immer darauf erfolge. Der Doktor erwiederte, daß man mehrere Beispiele von Erstickungsfällen habe, wo Leute durch ihre unbewußte instinktartige Anstrengung, mit der sie ein Fenster öffneten, oder selbst nur eine Fensterscheibe zerbrachen, gerettet wurden. Sophie merkte sich diese Notizen, sprach sehr frei über Alles, was vorkam, und entfernte sich hierauf.

Unterdessen verschlimmerte sich die Krankheit des Herrn von Poterat immer mehr. Als man endlich alle Hoffnung auf seine Wiederherstellung aufgeben mußte, erregte die schmerzliche Lage der Frau von Monnier allgemeine Theilnahme, und es fanden sich unzählige Tröster bei ihr ein; unter Anderen auch die Gemahlin eines Steuer-Raths, eine unbedachtsame Frau, die die Unglückliche mit ihren Beileidsbezeigungen und Rathschlägen plagte. Eines Tages stellte sie ihr den Zustand vor die Augen, in dem der Tod des Hrn. v. Poterat die Freundin in kurzer Zeit zurücklassen würde; die Wirkung, die ihre Verhältnisse hervorbringen müßten, über welche die Ehe ihren Schleier der Rechtmäßigkeit nunmehr nie wieder werfen könnte; sie sprach von der Verlassenheit, von dem Mißkredit, als einer natürliche Folge dieser Umstände, und von der Nothwendigkeit, die Stadt zu verlassen und nach Dijon zurückzukehren. Frau von Monnier hörte Alles mit an, gab nicht das geringste Zeichen von Aufregung und sagte kein Wort dazu.

Zwei Tage nachher, am 8. September 1789, kurz vor Tagesanbruch, vernahm sie die letzten Seufzer Poterat's. Auf der Stelle benachrichtigt, eilten Herr und Madame Isabeau herbei, rissen sie vom Leichnam weg, den sie umschlungen hielt, zogen sie fort nach ihrer Wohnung und beschworen sie, dieselbe auf immer zu verlassen, um ihnen zu ziehen und sich nie wieder von ihnen zu trennen. Sie erwiedert gefühlvoll diese zärtlichen Aufforderungen; um sich aber nicht sogleich fortbegeben zu dürfen, schützt sie häusliche Geschäfte vor, derenhalber sie noch einen Tag allein und frei seyn müsse, dann wollte sie zu ihnen ziehen und sie nie wieder verlassen. Sie verabredete mit dem Doktor Isabeau, daß er sie den anderen Morgen um neun Uhr besuchen sollte, wenn er von einem Besuche zurückgekehrt seyn würde, den er mit Anbruch des Tages nach Briare, einer sehr nahe liegenden Stadt, zu machen hätte.

Nachdem sie fort waren, läßt sie ihren Bedienten und die Klosterschwester Louise zu sich kommen, kündigt ihnen an, daß sie eine Freundin besuchen wolle, wo sie vierundzwanzig Stunden zubringen werde, giebt ihnen Befehle für den nächsten Morgen und verabschiedet sie. Sobald sie sich allein befindet, packt sie ihre Papiere zusammen, versiegelt sie und schreibt einen Brief; darauf zieht sie sich nach einem sehr kleinen Zimmer zurück, berechnet ganz kaltblütig die Vortheile, die dasselbe wegen seiner Düsterheit und Engheit zur Ausübung ihres seit langer Zeit gehegten Entschlusses darbietet; verschließt sorgfältig die Thür und das einzige Fenster und verstopft alle Ritzen an denselben; setzt dann zwei Kohlenpfannen mit Kohlen, die sie eben angezündet, zu beiden Seiten ihres Lehnstuhls hin und läßt sich auf denselben nieder. Damit sie nicht etwa unwillkürlich oder instinktmäßig ihren Vorsatz selbst vereitle, bindet sie sich beide Beine unter und über ihren Kleidern zusammen; dann bindet sie einen Arm an eine Seite des Lehnstuhls und hält den anderen Arm fest in einer Binde, die sie mit den Zähnen zusammenpreßt. Und in dieser Stellung erwartet sie den Tod.

Am 9. September, um sechs Uhr des Morgens, findet sich der Bediente, der Ordre seiner Gebieterin gemäß, ein, um ihre Befehle für die beabsichtigte Abreise zu empfangen; er tritt in das Hauptzimmer, bemerkt aber, daß Frau von Monnier nicht zu Bette gegangen war. Er ruft umsonst; vergeblich versucht er das Nebenzimmer zu öffnen, das ungewöhnlicher Weise verriegelt und verschlossen war; er geräth in Angst, zerbricht eine Fensterscheibe und sieht Frau von Monnier bewegungslos und ohne Lebenszeichen dasitzen; er ruft Hülfe; die Nachbarn eilen herbei. Die unglückliche Nachricht verbreitet sich schnell durch die ganze Stadt, in der die vortreffliche Frau verehrt worden; der Vorfall wird der Obrigkeit gemeldet. Herr Rousseau, Königlicher Kommissarius, begiebt sich an Ort und Stelle; ein Wundarzt begleitet ihn; die Thür des Zimmers wird eingeschlagen, und der Selbstmord ist konstatirt.

Ein Expresser ward sogleich nach Herrn Isabeau geschickt; dieser kommt eiligst und versucht, seine tiefe Betrübniß zu täuschen, indem er an die Möglichkeit denkt, das Opfer der Asphyxie zu entreißen, die doch noch nicht ganz vorüber seyn konnte. Allein ach! Alle Hoffnung war dahin! Der unwissende von der Obrigkeit herbeigeführte Wundarzt kam nicht nur nicht daran gedacht, die einfachsten Mittel anzuwenden, sondern schlug, indem er, ohne daß irgend ein Anschein dafür vorhanden war, an die Möglichkeit einer Schwangerschaft dachte, vor, sie zu untersuchen, und auf der Stelle vollzog er die Operation mit einer kindischen Ignoranz; eine Stunde darauf war an dem Körper keine menschliche Spur mehr zu erkennen, und die Verzweiflung des vermeintlichen Isabeau war um so schrecklicher, als er aus Schlüssen, wenn die Aussagen der Zeugen über einen Rest von Farbe und Wärme, die vor der grausamen Operation noch zu bemerken war, berechtigte, die Folgerung ziehen mußte, daß die bei der ersten Nachricht von ihr gehegten Erwartungen nicht ganz ungegründet waren.

Der testamentarische Brief war an den Doktor Isabeau gerichtet. Frau von Monnier übertrug ihm die Vollziehung ihres letzten Willens; sie hinterließ ihre Papiere ihrem Bruder, dem Herrn von Rufey, die derselbe auch später abholte; dann vertheilte sie mehrere Effekten unter ihre Freunde, und das Uebrige vermachte sie an Arme, deren Elend sie seit mehreren Jahren durch stille, fromme Gaben zu mildern gewußt.

Dieses schreckliche Ereigniß war ein allgemeines Unglück. Den Tag darauf bildete die ganze Bevölkerung von Gien das Leichengefolge; noch nach zweiundvierzig Jahren lebt noch das Gedächtniß der Frau von Monnier in jener Gegend; die vornehme Gesellschaft unterhält sich noch von der Anmuth ihres Geistes, von den hervorstechenden Eigenschaften ihres Charakters und von den Reizen ihrer sanften Tugenden; die Armen sprechen noch von ihrer milden Emsigkeit, denn sie unterstützte sie eben sowohl mit ihrer Arbeit als mit ihrem Gelde; die Erinnerung an ihre Wohlthätigkeit wird noch jetzt unter dem Volke aufbewahrt, und wir haben am Allerheiligen-Tage im Jahre 1831 einen armen Greis gesehen, dessen beinahe hundertjährige Augen vom Alter zwar erloschen, aber noch nicht ganz vertrocknet, Thränen an einem Grabe vergoßen, das ohne Grabstein und ohne Verzierung einsam auf dem Gottesacker lag, wohin der Dürftige sich führen ließ, um noch ein Mal für den leidenden Engel zu beten, der ihm ehemals Hülfe und Trost ertheilt gesprendet!

Fassen wir das beklagenswerthe Schicksal der Frau von Monnier in wenig Worten zusammen: Von ihrer Kindheit an zeigte sich in ihrem Charakter die seltene Verbindung einer außerordentlichen Energie mit einer ausgezeichneten Sanftmuth. Die letztere mehr hervorstechende Eigenschaft verdunkelte bald die erstere; ihre Familie bemerkte nicht bei ihr die Spuren einer übermäßigen Empfindlichkeit, die den Keim zu unwiderstehlichsten aller Leidenschaften in sich trugen. Eine geschickte Leitung hätte das verderbliche Feuer zu dämpfen gewußt, und eine ordentliche passende Ehe hätte das junge, leidenschaftliche Mädchen zu einer keuschen Gattin zu einer guten Mutter gemacht. Allein ihre zwar tugendhaften, aber durch schmutzigen Eigennutz geblendeten Verwandten, stürzten sie, weil sie dieselbe mißverstanden, selbst ins Verderben. In frischer Jugend ward sie gezwungen, einem siebzigjährigen Greis die Hand zu geben; so mußte das zärtlichste, ergebenste Mädchen eine Strafe erleiden, die bei den Alten auf den Vatermord gesetzt war; sie ward an einen Leichnam gefesselt; keine andere Frau, selbst keine aus geringem Stande, würde selbst in einem gesetzten Alter, selbst bei abgestumpften Gefühlen und kaltblütigem Herzen, in einem ähnlichen Falle nicht unglücklich gewesen seyn, bei einem abgelebten Greise, der zu gleicher Zeit hart, eifersüchtig, geizig, bigott und ganz besonders von einem gehässigen Charakter war; tief zurückgestoßen gährt die brennende Empfindlichkeit Sophiens lange Zeit im Innern ihres Herzens. Auf ein Mal zeigt sich mitten unter diesen Leiden, in einer langweiligen einnuyanten Provinzialstadt ein Mann in der blühendsten Jugend, der erste, den Sophie je gesehen, ein junger Mann, verfolgt und unglücklich, ausgerüstet mit den verführerischsten Reizen, hingerissen von einer Leidenschaft, die stets und überall überzeugt, die aber im Bündnisse mit verschwenderischen Eigenschaften eine ganz besondere übernatürliche Sprache redet: welche Frau hätte hier widerstehen können? welche Aegide hätte in einer so gefährlichen Lage die feurige Seele Sophiens schützen sollen? Sie fiel in die Arme ihres Verführers; sie fiel als Jungfrau nach fünf Jahren der Ehe. Die Regungen einer blühenden Jugend, das ihr bis dahin unbekannte Glück der Liebe; ihre Orgien, ihre wiederholten Verfolgungen, eine verwegene Flucht, ein unruhiges Konkubinenleben, eine unerwartete Verhaftung, der Schmerz einer Trennung, das kurze Glück einer Mutterschaft, von der sie nur die Leiden erkannt; die langen Qualen seiner Gefangenschaft, der Verlust

eines vergötterten Kindes, das sie nur ein Mal gesehen, eine tägliche Korrespondenz, und welche Korrespondenz! . . . Alles dies traf in einem Zeitraume von sieben Jahren zusammen, um die Liebe zu nähren, deren Flammen immer stärker und gewaltiger zu werden scheinen, je mehr sie gewaltsam unterdrückt werden. Allein es tritt bald eine Zeit ein, wo die leidenschaftlich glühenden Briefe auf beiden Seiten matt und selten werden; und kurz darauf werden durch gegenseitiges Mißtrauen oder beiderseitigen Leichtsinn auf ein Mal zwei Liebende getrennt, die ihre Seelen auf ewig verbunden zu haben schienen. Nichtsdestoweniger war das von so heftiger Leidenschaft zerrissene Herz Sophiens noch nicht ganz erschöpft; nach langen Leiden traf sie eine andere Wahl; aber das Schicksal wollte sie nur den Unglücksbecher der Liebe leeren lassen, den sie bisher noch nicht ganz hinunter geschlürft: der Tod des angebeteten Geliebten! . . . Von Schmerzen übersättigt, eines Lebens überdrüssig, das nur unter der Bedingung der Liebe noch einen Reiz für sie hatte, ist sie entschlossen, das Unglück nicht zu überleben, das sie voraussieht, das sie erwartet, das sie erleidet. An dem Tage, an dem es ausgebrochen, giebt sie sich selbst den Tod.

Freilich wohl war es Mirabeau ohne Zweifel, der zuerst die Frau von Monnier in die stürmische Bahn hinausriß, deren Ziel der Selbstmord war; allein wäre auch Mirabeau nie zu Pontarlier erschienen, so wäre die unglückliche Sophie bei dem Zwange und der Tyrannei ihrer Familie und bei der feurigen Lebhaftigkeit ihres Gemüths nicht minder ein Opfer der Liebe geworden; hätte Sophie von Monnier ihr Herz und ihre Gefühle auch nur gegen einen gewöhnlichen Menschen zu vertheidigen gehabt, ihr Schicksal wäre das nämliche gewesen, dieselbe Katastrophe hätte es beendet."

Bibliographie.

Grammaire des Grammaires. Nouvelles remarques détachées sur un grand nombre de mots et sur l'emploi vicieux de certaines locutions etc. — Von Ch. L. P. Girault Duvivier. 2 Fr.

Contre-Paroles d'un croyant. — Von E. Ortolan. 2½ Fr.

Histoire secrète du parti de l'Apostasie de M. de la Mennais, etc. — Von A. M. Madrolle. 3 Fr.

Paroles d'une Croyante. — Von Mlle. Aimable Lebot.

Paroles d'un Mécréant. 4 Fr.

Les trois Soeurs, ou les Effects de l'aveuglement maternel. — Von Mad. Feucault. 2½ Fr.

Asien.

Die Drusen.

In den ersten Jahren des 17ten Jahrhunderts wurde die Sympathie der christlichen Völker durch die Kunde erregt, daß ein kühner und hochherziger Menschenschlag in den Gebirgen Syriens gegen die Uebermacht der Osmanen einen verzweifelten Kampf bestände. Man wußte, daß sie nicht zu den Anhängern Muhammeds gehörten, und schloß daher ziemlich vorschnell, sie seyen ein christliches Volk. Der Name **Drusen** gab eine Zeitlang zu vielen Conjecturen Veranlassung; endlich stellte ein geistreicher Etymolog die Hypothese auf, daß sie wahrscheinlich von den Begleitern des **Grafen von Dreux** abstammten, der sich während des ersten Kreuzzuges in Palästina niedergelassen haben sollte. **Fachr Eddin** (d. i. Ruhm des Glaubens), der talentvolle Anführer der Drusen, hoffte von Europa aus unterstützt zu werden und bestärkte also diese Täuschung, so viel in seinen Kräften stand. Er besuchte sogar Italien und produzirte sich daselbst als Descendenten des mächtigen Hauses Lothringen. Jetzt zweifelte kein Mensch in Europa noch ferner an der Normännischen Abkunft der Drusen.

Allein genauere Beobachtung ihrer Sitten und Gebräuche zeigte bald den Unigrund dieser Theorie, und einige ihrer religiösen, von Bischof Adler publizirten Bücher lassen uns in dem Völkchen der Drusen echte Araber und Ueberreste der weitverbreiteten Ismaelitischen Sekte erkennen.

Zu Anbeginn des 11ten Jahrhunderts wurde **Alhakim Biamr Allah** (d. i. der Fürst durch Gottes Rathschluß), der dümmste und grausamste unter den Fatimitischen Chalifen, durch eine Empörung der orthodoxen Muselmänner Aegyptens in Schrecken gesetzt. Der Rädelsführer war ein gemeiner Wasserträger von Kahira, der sich für einen Abkömmling der Ommiadischen Dynastie ausgab. Nach langem und hartnäckigem Kampfe wurde dieser Mensch gefangen genommen. Der Chalif ersann für ihn eine ganz neue Todesstrafe; der Verbrecher wurde mit Händen und Füßen an ein Kameel gebunden und so durch die Straßen von Kahira geschleppt, während ein zu diesem Zweck abgerichteter Affe ihn so lange mit einem Stein auf den Kopf schlug bis er todt war. Seit der Zeit wurde der Aegyptische Chalif ein erbitterter Verfolger der orthodoxen Muhammedaner.

Da erschien plötzlich ein Betrüger, Namens **Muhammed Ibn Ismail**, welcher behauptete, der Chalif sey eine Incarnation des unsichtbaren Imam's, und müsse demnach als ein Gott auf Erden verehrt werden. Zugleich veränderte er den Namen Hakim Biamr Allah in **Hakim Biamribi**, d. i. Fürst durch seinen eignen Rathschluß. Der alberne Chalif bekannte sich gern zu einem Glauben, der seiner Eitelkeit so sehr schmeichelte, und die vielen Proselyten, welche das Beispiel des Fürsten schuf, erhielten den Namen **Dersi** oder **Dursi**, von dem Arabischen Worte **Ders** (درس), welches Genuß bedeutet, entweder, weil man glaubte, sie strebten nach zeitlichem Vortheil (Epikuräer), oder weil sie ihren Glauben für alleinseligmachend hielten. Jedenfalls nannten sie sich lieber **Unitarier** (Wahidije), denn sie behaupteten, die Lehre von der göttlichen Einheit am besten zu verstehen. **Hamsa Ibn Ali**, mit dem Beinamen **Albadi** (der sichere Führer), war der eifrigste Missionair der neuen Sekte. Er erklärte, Muhammed habe nur die buchstäbliche Auslegung der göttlichen Offenbarung verstanden, wogegen Alhakim (der Chalif) den allegorischen Sinn derselben kenne, welcher die wahre Weisheit sey. Hamsa, ein Mann von vieler Beredtsamkeit, lehrte, daß alles Ritual unnütz sey, und daß die Auserwählten das Moralgesetz nicht zu beobachten brauchten. Es versteht sich von selbst, daß eine durch lange Bürgerkriege entartete Nation ihm willig Gehör schenkte. Auch wußte er die Wahrheit seiner Lehren aus dem Koran selbst zu belegen.

Den wesentlichsten Unterschied zwischen den Drusen und den übrigen Ismaelitischen Sekten begründet die Autorität, welche die Ersteren dem Alhakim zugestehen, und ihre Ehrfurcht vor einer Glaubens-Charte, die er seinen Nachfolgern hinterlassen haben soll. Es ist übrigens sonderbar, daß sie an den Koran glauben und doch den Propheten Muhammed niemals nennen, ohne sein Andenken zu verfluchen.

Alhakim's Uebermuth brachte Aegypten und Syrien in großes Elend. Er verfolgte die Juden, die Christen und die orthodoxen Muselmänner auf grausame Weise. Endlich ließ ihn seine eigene Schwester ermorden, und zwar auf einem Berge, den er, angeblich um daselbst übernatürliche Offenbarungen zu empfangen, täglich besuchte. Seinen Körper verbarg man eine Zeitlang, und so verbreitete sich der Glaube, er sey gen Himmel gefahren, und werde einst wiederkehren.

Eine Schrift, welche man nach Hakim's Tode in einer Moschee von Kahira aufgehängt sah, erklärte sich als das Glaubens-Patent, das er seinen Schülern vermachte. Sie ist die heiligste Urkunde der Drusen. Sylvestre de Sacy hat sie in die neueste Ausgabe seiner Chrestomathie aufgenommen. Der Chalif fängt damit an, daß er alle die Wohlthaten aufzählt, die er den wahren Gläubigen erwiesen, und verbreitet sich besonders umständlich über den Flor und die Macht Aegyptens unter seiner Herrschaft. Er bemerkt, Viele hätten sich undankbar und der hohen Privilegien, die sie erhalten sollten, unwürdig bewiesen, obgleich sie diese Privilegien wohl kennen müßten, da Juden, Christen und Ungläubige besondere Abzeichen an ihrer Kleidung trügen und vor ihnen sich demüthigten. Zum Unterricht der Gläubigen war ein **Haus der Weisheit** in Kahira eröffnet worden; dennoch beharrten die Aegypter versteckt in ihrer Unwissenheit und widersetzten sich vielen heilsamen Befehlen ihres fürstlichen Propheten. Dieses Betragen erniedrigte sie bis zum Niveau der entarteten Griechen und der barbarischen Chasaren (eines Türkischen Stammes) und sey derer ganz unwürdig, die den mystischen Sinn des Koran's empfangen hätten. Schließlich ermahnt Hakim seine Schüler feierlich, sie möchten der furchtbaren Verantwortung eingedenk seyn, die jeder Verächter der gnadenvollen Sendung auf sich laden werde.

Die Drusen haben weder Fasten, noch Beschneidung, noch Gebete; sie trinken Wein, essen Schweinefleisch und heirathen in den verbotenen Graden. Gleich den anderen Ismaelitischen Sekten zerfallen sie in Eingeweihte und Profane, und haben verschiedene Grade der Einweihung. Sie tragen einen weißen Turban als Symbol der Reinheit, und halten sich für befleckt, wenn sie Uneingeweihte anrühren. Stolz leitet zum Fanatismus; sie hassen alle Andersgläubige, besonders aber die Europäer, weil unter ihnen die Sage geht, daß eine Nation aus Westen ihren Staat zerstören werde; daher ein Druse den Anderen mit Nichts ärger schimpfen kann, als wenn er ihm sagt: „Gott setze Dir einen **Hut** auf den Kopf!" Alle ihre religiösen Ceremonien sind geflissentlich in Dunkel gehüllt. Ihre Moscheen sind isolirt, gewöhnlich auf Hügeln erbaut, und nur die Eingeweihten haben in denselben Zutritt. Die verhüllte Gestalt eines Kalbes, deren Schleier aber nur der Eingeweihte lüften darf, betrachten sie als das Symbol des unsichtbaren Imam's. Eine Hauptpflicht ihrer Eingeweihten ist Verschwiegenheit, wie aus folgendem, vom Bischof Adler publizirtem Dokumente sich ergiebt.

„Es sey unser erstes und vornehmstes Gesetz, keinem Menschen von unserem Meister Etwas zu sagen. Eine Offenbarung dieser Geheimnisse gelte für die größte Ruchlosigkeit. Wer nur das Geringste verräth, der soll ohne Gnade hingerichtet werden, und zwar in der Versammlung des Volkes. Nur das Haupt der Eingeweihten darf die Mysterien lesen, und zwar nur an einem abgesonderten Orte, im Beiseyn der Eingeweihten, die ihren Glauben beurkundet. Desgleichen ist es verboten, unser heiliges Buch, oder die Lade, in welcher das Symbol der menschlichen Natur unseres Herrn aufbewahrt wird, aus dem Hause des Obersten der Eingeweihten zu entfernen. Dieses Bild unseres Herrn ist aus Gold und Silber gemacht. Der Ungläubige, bei dem das Buch unseres Herrn vorgefunden wird, und der Profane, welcher von unserem Herrn Kunde erhält, sollen in Stücke zerrissen werden."

Eines der Drusischen Bilder wurde im vorigen Jahrhundert nach Rom gebracht, und auf dem Museo Borgia aufgestellt; es ist die rohe Figur eines Kalbes aus Erz, das vermuthlich einst vergoldet war, und enthält eine lange Inschrift in mystischen Charakteren, die bis jetzt nicht entziffert worden sind.

Die geheimen Gesellschaften der Drusen beschuldigt man abscheulicher Laster, und, wie es scheint, nicht ganz ohne Grund. Ihre Eingeweihten zeigen keine Spur von einem religiösen Glauben.

Die Verfassung der Drusen ist eine Art von Aristokratie, und oft liegen die Emire mit einander im Bürgerkrieg. Einer von ihnen maßt sich eine Art Supremat an; aber seine Autorität wird nicht beachtet, und er hat nur das Privilegium, den Häuptern der verschiedenen Distrikte, nach Verhältniß ihrer Einkünfte, den Tribut an die Türken aufzulegen. Keine Nation beobachtet das Gesetz der Gastfreundschaft mit solcher Strenge. Hat der Gast einmal Brod und Salz mit ihnen gegessen, so versagen sie ihm ihren Schutz unter keiner Bedingung. Im vorigen Jahrhundert floh einmal ein Janitscharen-Agha, der ein Verbrechen begangen hatte, von Damaskus zu den Drusen. Als der Pascha erfahren hatte, wo er steckte, verlangte er von dem obersten Emir der Drusen die Auslieferung des Uebelthäters. Dieser befahl dem Scheich Talliuk, bei welchem der Flüchtling verweilte, ihn gefesselt zurückzuschicken. Talliuk antwortete in beleidigenden Ausdrücken; der

Emir drohte mit Gewaltthätigkeit, und jetzt bewaffnete der Scheich seine Vasallen. Der Emir drohte, er wolle jeden Tag 30 Maulbeerbäume umhauen, bis der Agha ausgeliefert sey, und schickte sich wirklich an, seine Drohung zu vollziehen. Wohl tausend Bäume fielen, aber Tallink blieb hartnäckig. Die anderen Scheiche nahmen Theil an dem Streite, und ein Bürgerkrieg wäre unvermeidlich gewesen, hätte nicht der Agha, der sich schämte, solch einen Tumult erregt zu haben, seinen edelmüthigen Wirth heimlich verlassen und einen anderen Zufluchtsort gesucht.

Die Frauen der Drusen dürfen zwar Mitglieder der geheimen Gesellschaft werden und, wenn sie eingeweiht sind, bei den meisten geheimnißvollen Gebräuchen zugegen seyn; aber bei allem dem haben sie es wohl noch schlechter, als die übrigen Orientalinnen. Der Ehemann darf sich von seiner Frau scheiden, sobald es ihm gefällt; bittet ihn sein Weib um Erlaubniß, auszugehen, und er antwortet: „Geh", ohne beizufügen „und komm' wieder", so hat er sie verstoßen, und sie kann nicht wieder aufgenommen werden, bevor sie mit einem Anderen verheirathet und von diesem wieder geschieden ist.

Die Kinder der Drusen empfangen selten literarische Bildung; dagegen ist es ihnen erlaubt, den Berathungen beizuwohnen und politische oder militairische Angelegenheiten besprechen zu hören. Der Fremde ist oft zu seinem Erstaunen Zeuge davon, wie Knaben von zehn bis zwölf Jahren über Krieg und Frieden, über die kriegerischen Verdienste der verschiedenen Stämme u. s. w. sich herumstreiten.

Das Verhältniß zwischen Höheren und Niederen ist sehr republikanisch; selbst der oberste Emir glaubt seiner Würde nichts zu vergeben, wenn der gemeinste Bauer an seiner Tafel speist. Ihr ganzes Benehmen hat einen schlichten patriarchalischen Charakter. Aber mit dieser edlen Einfalt vereinigen sie manche Abscheu erregende Eigenschaft: unversöhnliche Rache, viehische Grausamkeit und rohe Geringschätzung der heilsamen Bande des häuslichen Lebens.

Jeder Reisende, der mit den Drusen in Berührung gekommen, klagt über die Schwierigkeit, von ihrer Religion und ihren Gebräuchen etwas Zuverlässiges zu erfahren. Ihre Türkischen Nachbarn wissen in diesem Stücke eben so wenig, als wir; denn äußerlich huldigen die Drusen der herrschenden Religion, und beobachten die Gebräuche ihrer Sekte nur in ihren Konventikeln. (History of Mohammedanism.)

England.

Miß Mitford's „Karl der Erste" und die Englischen Schriftstellerinnen.

(Aus dem Schreiben eines Franzosen.)

In Frankreich fehlt es nicht an schriftstellernden Damen, aber in England ist diese heilige Schaar numerisch (im Durchschnitt auch wohl qualitativ) weit bedeutender. Ein Grund davon ist darin zu suchen, daß es hier viel mehr alte Mädchen oder Damen im Cölibate giebt. In London bilden sich ledige Damen etwas darauf ein, daß sie ledig geblieben sind; in Frankreich dagegen hat ein Fräulein, das über die Jahre der äußeren Liebenswürdigkeit hinaus ist, etwas Gedemüthigtes oder Grämliches in ihrem Wesen. Aber das Französische Mädchen bleibt auch unter Vormundschaft, bis sie unter die Haube kommt, wogegen die Abhängigkeit der Engländerin erst anfängt, wenn sie sich verheirathet. Eine Englische Jungfrau kann sich also rühmen, daß sie zwei Dinge, die den Helden und die Heldin ausmachen, Tugend und Freiheit, ihr Lebelang bewahrt und vertheidigt hat. Außerdem wird eine schriftstellernde Dame in Shakespeare's Vaterland viel weniger mit Spott aufgezogen, als in der Heimat Molière's.

Die literarische Engländerin hat, wenn sie (wie gewöhnlich der Fall) zur Noblesse gehört, ihren Salon, ihren Hof, ihre Ritter und Knappen. Sie waltet in einem engen Kreise von Auserwählten, oder schreibt zum Besten irgend einer frommen Stiftung. Ist sie bürgerlichen Standes, so widmet sie ihr Talent der Moral, der Religion, der Pädagogik, und schreibt Abhandlungen oder Romane. Ein ganzes Heer strenger Moralisten nimmt die gute Dame in seinen besonderen Schutz, und vertheidigt sie gegen boshafte Zungen.

Es giebt aber auch eine Klasse völlig selbstständiger Schriftstellerinnen, die keine andere Trutzwaffe haben, als ihre Reize, wenn sie schön, keine andere Schutzwaffe, als ihre Häßlichkeit, wenn sie häßlich sind. Diese vertreten sich selbst, arbeiten periodisch oder zu unbestimmter Zeit, und bieten jedem Autor-Schicksal kühn die Stirn.

Man zählt nicht weniger als 119 Britische Musen, von denen ich nur Einige als Beispiel anführen will: Miß Johanna Baillie, von Walter Scott „Schwester Johanna" genannt, Verfasserin hochgefeierter Dramen in fünf Akten und in Versen, die niemals eine Aufführung erlebt haben; Felicia Hemans, eine sentimentale Dichterin; Lätitia Elisa Landon, eine anmuthige und geistreiche Dichterin; Anna More, eine religiöse Pottin; Miß Mitford und noch zwanzig andere Misses; Lady Blessington, deren schönes Antlitz drei oder vier Almanachen als beste Empfehlung beigefügt worden; Lady Morley, eine Gräfin; Lady Morgan, trotz ihres Lady-Titels nur die Frau eines nobilisirten Apothekers u. s. w.; Mistreß Trollope, die sich durch ihr Werk über die Vereinigten Staaten ganz Amerika auf den Nacken geladen hat; Mistreß Somerville, die so gelehrt, wie ein Mitglied der Königlichen Societät, über Astronomie schreibt; Miß Martineau, der die politische Oekonomie Stoff zu Romanen leiht; Mistreß Marcet mit ihren chemischen Abhandlungen; Mistreß Trimmer mit ihren biblischen Romanen, und vor Allen Mistreß Jameson mit ihren Schilderungen zarter Weiblichkeit.

Seit Mistreß Cent-Livre scheint sich den Schriftstellerinnen in London eine neue Laufbahn zu eröffnen, oder eine alte wieder zu eröffnen — ich meine die dramatische. Vor zwei Jahren ließ Fanny Kemble einen Franz den Ersten aufführen, und noch im vergangenen Monat hat Miß Mitford's Karl der Erste auf dem Theater Victoria großen Beifall eingeärndtet. Diese Dame (nicht zu verwechseln mit Miß Mary Mitford, der Dichterin und Verfasserin idyllischer Romane), schreibt schon längere Zeit für das Theater. Man verdankt ihr bereits einen „Foscari", eine „Vesper von Palermo" und ein republikanisches Trauerspiel, „Rienzi." Ihr Karl der Erste ist ein schöner historischer Gemeinplatz, wie er vielleicht auf die Bühne paßt, um von Jedermann verstanden zu werden. Die Verfasserin hütet sich, in den Charakteren ihrer Helden neue Züge zu entdecken, wie Shakespeare und Walter Scott, und so ist sie jedem gewagten Porträt glücklich ausgewichen.

Was die Damen und die jungen Herren in der Literatur zu Grunde richtet, das ist die schlechte Anwendung ihres Talents, wenn sie anderes Talent besitzen. Mancher Poet, der eine ganz artige Heroide dichten könnte, glaubt sich zum Anbau des dramatischen Feldes berufen. Miß Mitford hat vergessen, daß sie, um Cromwell auf die Bühne zu bringen, bei dem gewaltigen Genius hätte anfragen müssen, der Richard III. wiederschuf. Es ist gar bequem, Leute von solchem Schlag in Versen sprechen zu lassen, einige ihrer offiziellen Phrasen einzumengen und dann zu sagen: Ecce homo! Freilich hat die Kunst des Theater-Schneiders seit Shakespeare große Fortschritte gemacht, und die Wahrheit der Kostüme ersetzt nach und nach die geistige Illusion. Eben so ist es in Paris. Wie echt national, wie wahr sind alle Kostüme und Decorationen in „Marie Tudor", in „Heinrich VIII." Die Gemälde treten aus ihren Rahmen und schweben über die Bühne; aber als echte Schatten zerstören sie den Zauber ihrer Erscheinung, sobald sie anfangen zu sprechen.

Bibliographie.

Catalogue of pictures in the national gallery. (Verzeichniß der Gemälde in der National-Gallerie.) Mit Bemerkungen von Landseer. 12 Sh.

Encyclopaedia of geography. (Encyklopädie der Erdkunde.) Von Murray. Ein Band von 1300 Seiten. 3 Pfd.

Narrative of the second voyage of Cap. Ross. (Bericht über die zweite Reise des Cap. Roß.) 3 Sh.

Illustrations of botany of the Himalayan mountains. (Abbildungen von Pflanzen im Himalaya-Gebirge.) Von Royle. 2r Abth. 4. 20 Sh.

The brother tragedians. (Die brüderlichen Tragöden.) Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Memoirs of Spain. (Spanische Denkwürdigkeiten von 1621 bis 1700.) Von J. Dunlop. 2 Bde. 26 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die Kirche in England und in Nord-Amerika. Wenn, sagen die Sachwalter der Anglikanischen Kirche in England, nicht der Staat für die bestehende Kirche Sorge tragen möchte, so würde das Englische Volk aller religiösen Belehrung entwöhnen und die Geistlichkeit würde ganz ärmlich besoldet werden. Beispiele sind die besten Argumente für Behauptungen der Art. In London giebt es 300 Kirchen bei einer Einwohnerzahl von 1,500,000 Seelen; dagegen hat New-York bei einer Zahl von 200,000 Einwohnern 100 Kirchen, so daß in letzterer Stadt auf je 2000 Einwohner eine Kirche, in ersterer aber auf je 3000 eine kommt; das heißt mit anderen Worten, New-York hat nach Verhältniß seiner Einwohnerzahl um die Hälfte mehr Kirchen als London. Gerade für die Anglikanische Kirche ist in Amerika ganz vortrefflich gesorgt. Die Bevölkerung des ganzen Staates New-York belief sich nach amtlichen Berichten von 1830 auf ungefähr 2,000,000, und die Zahl der Anglikanischen Kirchen auf nicht weniger als 150, so daß sie um die Hälfte mehr betrug, als sich in Westminster und den übrigen dahin gehörigen Stadtbezirken in London befinden. Sehen wir ferner von den Sinecuristen der Englischen Geistlichkeit ab und betrachten bloß die in Wirksamkeit und Ausübung ihres Amtes stehenden Geistlichen, so ergiebt sich, daß der Amerikanische Klerus bei der freiwilligen Kirchenverwaltung besser besoldet wird, als der Englische bei dem Zwangssystem. Das Gehalt eines Geistlichen in New-York beläuft sich auf 300 bis 600 Pfund, dies beträgt wenigstens 100 Pfund mehr, als das durchschnittliche Einkommen der Geistlichkeit in Schottland, und mehr, als das ebenfalls im Durchschnitt genommene Doppelte der aktiven Geistlichkeit der Anglikanischen Kirche in England, oder der Dissenters des ganzen Königreichs; dabei muß man nehmen, daß dies in einem Lande der Fall ist, wo man Brod und Fleisch für die Hälfte des Preises von London bekommt, wo der Zucker und der Kaffee ebenfalls die Hälfte des Preises kostet, wo der Wein ungefähr mit einem Drittheil und der Thee mit einem Viertheil des Preises bezahlt wird. Auch die Bischöfe werden in Amerika nicht übersehen. Wie uns Herr Stuart erzählt, fiel es dem Bischof Hobart vor einigen Jahren ein, zum Besten seiner Gesundheit eine Reise nach Europa zu unternehmen, und auf den Rath seiner Freunde sollte er daselbst auch „wie ein Bischof leben." Als er nach zwei Jahren zurückgekehrt war, wurden ihm 14,000 Dollars, also ungefähr 1500 Pfund auf das Jahr gerechnet, ausgezahlt, obgleich man während der Zeit einen Substituten ebenfalls besoldet hatte. Wenn er nun auch nicht so viel als ein Bischof von London erhält, so bekömmt er doch ein bei weitem größeres Gehalt, als auf dem Kontinent von Europa selbst ein Erzbischof zu bekommen pflegt. (Westminster Review).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Mittwoch den 20. August 1834.

Arabien.

Der Arabische Dichter Farazdak. *)

Sein eigentlicher Name war Hamam den Galeb den Sasa, abstammend von Medjasche den Darem den Temim. Farazdak (الفرزدق), das den Teig zu gröbem Brode bezeichnet, scheint ein Beiname, den seine groben häßlichen Gesichtszüge ihm erwarben. Und obwohl er keinen Sohn Namens Feras hatte, nannte man ihn doch Abu Feras, welches eine Bezeichnung des Löwen ist und vielleicht sein mächtiges Talent ausdrücken soll. Sowohl sein Vater als sein Großvater standen in großem Ansehen, und Beide sind durch einige Züge aus ihrem Leben auch der Nachwelt bekannt geworden. Vor der Zeit des Islam herrschte unter den Arabern der empörende Gebrauch, neugeborne Töchter lebend zu begraben. Dies thaten meist arme Leute, um sich die Sorge für deren Erhaltung und wohl auch die Schmach zu ersparen, daß ihre erwachsenen Töchter von mächtigen Feinden geraubt und entehrt würden. Sasa wurde berühmt durch die wohlwollende Fürsorge, mit welcher er eine große Anzahl dieser Opfer rettete. Einer Sage zufolge, hat er selber dem Muhammed erzählt, daß er bis zu dem Augenblick, wo der Islam jene barbarische Sitte abgeschafft, 360 Mädchen vom Tode losgekauft habe, jedes mit drei Kameelen.

Galeb war wegen seiner Freigebigkeit berühmt. Drei Männer aus dem Stamme Kelb waren eine Wette eingegangen, in Ansehung der Großmuth gewisser von Temim und Bekr abstammender Familien. Sie verabredeten, hinter einander zu gewissen Personen aus jenen Familien sich zu begeben und etwas von ihnen zu fordern; derjenige, der augenblicklich ihre Bitte erfülle, ohne sich nach ihrem Namen zu erkundigen, solle für den Freigebigsten erklärt werden. Jeder der drei nannte einen Mann, mit dem die Probe gemacht werden solle. Ihre Wahl fiel auf Omair aus der Familie Scheiban, Thalebe aus der von Manfar und Galeb den Nachkommen von Medjasche. Sie fanden sich zuerst bei Omair ein, und ersuchten ihn um hundert Kameele. „Wer seyd Ihr"? sagte Omair. Ohne zu antworten, begaben sich die Männer hinweg und gingen zu Thalebe, und da dieser dieselbe Frage that, verließen sie auch ihn; als sie aber an Galeb diese Bitte richteten, fragte er sie um Nichts, sondern bewilligte ihnen die Kameele auf der Stelle und fügte noch Sklaven hinzu, sie zu hüten. Sie entfernten sich und schickten ihm den andern Tag seine Kameele zurück. Derjenige, welcher Galeb genannt hatte, gewann die Wette. Unter dem Chalifen Osman herrschte in Kufa, wo damals Galeb sich aufhielt, eine Hungersnoth, so daß viele Einwohner die Stadt verließen. Die Benu Handala, deren Oberhaupt Galeb war, und die Benu Ria, welche Sahim den Wathil zum Häuptling hatten, befanden sich beide an einem Orte, Namens Sawan, auf dem Gebiete der Benu Kelb, eine Tagereise von Kufa. Galeb schlachtete ein Kameel, ließ das Fleisch kochen, und vertheilte Suppe unter die Mitglieder seiner Familie; hierauf schickte er auch eine Schaale voll an Sahim. Dieser aber stieß sie um, schlug den Diener, der sie ihm gebracht hatte, und rief: „Hab' ich auf Galebs Mahl gewartet? Wenn er ein Kameel tödtet, kann ich ein Gleiches thun." In der That ließ er ein Kameel für die Seinigen schlachten. Nun wetteiferten die beiden Familienhäupter mit einander. Galeb tödtete den folgenden Tag zwei Kameele, Sahim that desgleichen. Den dritten Tag tödtete Galeb drei, Sahim eben so viel. Am vierten Tag ließ Galeb hundert Kameele schlachten; Sahim, der eine solche Menge Thiere nicht mitgebracht hatte, tödtete kein einziges, empfand aber einen lebhaften Verdruß. Als man nach vorübergegangener Hungersnoth nach Kufa zurückgekehrt war, sagten die Benu Ria zu Sahim: „Du hast uns mit ewiger Schmach bedeckt. Warum hast Du nicht eben so viele Kameele als Galeb tödten lassen"? Sahim erklärte, daß es ihm unmöglich gewesen, seinem Nebenbuhler nachzuahmen, um aber seine Niederlagen wieder gut zu machen, ließ er dreihundert Kameele schlachten und Jedermann einladen, Theil an dem Schmause zu nehmen. Aber einige gewissenhaft fromme Personen fragten Ali den Abutaleb, der sich in Kufa befand, ob die Religion eine solche Einladung anzunehmen erlaube? Ali verbot förmlich den Genuß von diesem Kameelfleische, weil Sahim die Thiere aus eitlem Stolze umgebracht, nicht in der löblichen Absicht, seinen Mitmenschen eine nöthige Nahrung zu verschaffen. Hierauf ward das Fleisch der Kameele in die Kloaken geworfen. So verfehlte Sahim sein Ziel und der Vorrang blieb Galeb.

Farazdak wurde zu Bassora in den letzten Jahren des Chalifen Omar geboren und ward unter Osman zuerst durch Satiren bekannt. Er war etwa 15 bis 16 Jahr alt, als ihm sein Vater wenige Tage nach der Schlacht, in welcher Ali gegen Talha und Zobeir siegte, diesem Chalifen vorstellte. „Mein Sohn", sagte Galeb, „ist trotz seiner Jugend einer von den Dichtern von Modhar." „Laß ihn den Koran studiren", erwiederte Ali, „das wird besser für ihn seyn." Dies machte Eindruck auf den Jüngling. Als er nach Hause kam, band er sich die Füße zusammen und schwur, sie nicht eher loszuknüpfen, als bis er den Koran auswendig wüßte. Doch weiß man nicht, ob er sein Gelübde gehalten hat. Einige Jahre darauf, in den ersten Jahren des Chalifen Moawia, starb sein Vater und wurde in Kazeme begraben. Farazdak feierte sein Andenken durch eine Elegie und behielt sein ganzes Leben hindurch die tiefste Verehrung für dessen Namen. Seinem Grabmal widmete er eine Art religiösen Dienstes der Kindesliebe, und wer ihn im Namen Galebs um einen Dienst ansprach, war seiner Theilnahme gewiß. Ein Sklav, der mit seinem Herrn einen Vertrag abgeschlossen hatte, um gegen eine gewisse Summe seine Freiheit zu erhalten, entfloh, da er jene nicht aufbringen konnte, und baute eine Hütte an der Stelle, wo Galeb's Grab war. Man gab Farazdak hiervon Nachricht. Bald kam der Sklav selbst und sprach in Versen seine Hülfe an. Farazdak veranstaltete sogleich eine Sammlung unter den Umstehenden und überreichte ihm den Betrag, der seine Bedürfnisse noch übertraf.

Als Hadschadsch den Jussef die Verwaltung von Sind dem Temim den Seid übertragen hatte, begab sich dieser nach Bassora, steckte alle junge Leute, die er haben wollte, auch wider ihren Willen, in seine Kriegerschaar und zog ab. Damals war Galeb etwa zwanzig Jahre todt. Eine alte Frau schlug auf seinem Grabe ein Zelt auf und erzählte dem Farazdak, der nach der Ursache ihres Benehmens fragte, daß Temim ihren einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, mit weggeführt habe. Farazdak erkundigte sich nach dem Namen des jungen Menschen, erfuhr, daß er Ebonais hieße und versprach der Mutter, daß er ihren Sohn wiederschaffen werde und sie nun nach Hause gehen könne. Sofort schrieb er Temim ein Gedicht, in welchem er sagte: „Temim den Seid, verwirf mein Gesuch nicht, laß mich nicht im Zweifel schmachten. Bewillige mir Ebonais! Dies wird mir eine Wohlthat seyn, theilnehmend an einer Mutter, die Essen und Trinken verleren; einer Mutter, die sich, o Temim, unter den Schutz Galeb's und seines Grabes gestellt, dessen Erde des Himmels Thau herbeiruft. Ich hoffe zu Dir, denn jeder kennt Deinen edlen Sinn, gleichwie er weiß, daß Du ein Löwe bist, wenn der Krieg entbrennt." Temim, dem dieser Brief überreicht wurde, war nicht sicher, wie der Name des jungen Mannes zu lesen war. *) Er ließ sich daher seine Soldaten einen nach dem andern vorstellen, und es fanden sich sechs, die Ebonais oder Hobaisch hießen; er gab allen Sechsen Geschenke und die Erlaubniß, nach Hause zurückzugehen.

Etwa um die Mitte der Regierungsjahre Moawia's sah Farazdak, dessen Talent damals schon einen großen Ruf hatte, sich genöthigt, in Folge einer Gefahr, die seine Satiren ihm bereitet hatten, seine Vaterstadt Bassora zu verlassen. Die Familien Fakim und Neschel, von seinen beißenden Epigrammen verwundet, klagten bei dem Statthalter von Irak, der damals in Bassora residirte. Dies war Sijad, außerehelicher Sohn von Abusofian, den aber der Chalif Moawia dennoch, wegen seiner großen Verdienste, als seinen Bruder anerkannt hatte. Da Sijad auf einige Mitglieder jener beiden Familien viel hielt, so wollte er Farazdak bestrafen. Dieser, aus Furcht vor Sijad's Strenge, ergriff die Flucht und begab sich nach Kufa zu den Nachkommen von Bekr ebn Wail, und da er sich dort auch nicht für sicher hielt, von da nach Hedschas. Er ging nach Medina, wo er von dem Statthalter Said den Elassy — dem Eroberer von Dschordschan und Tabrestan und einem der Mitarbeiter an der Redaction des Koran unter Osman — gut aufgenommen wurde. Er überließ sich an diesem Orte dem Wein und den Sängerinnen, wußte aber durch schmeichelnde Gedichte Saids Wohlwollen zu erhalten. Eines Tages las er folgende Verse vor:

„Die Edelsten aus dem Stamme Koraisch
Sieht man im Augenblick der Gefahr
Stehen um Said, wie auf einen hülfreichen Stern,
Die Augen auf ihn gehestet."

Merwan, der Sohn Hakems, der nachherige Chalif, welcher aus dem Geschlecht Koraisch stammte, war zugegen. Als Farazdak fortging, folgte er ihm und sagte scherzend: „Abuferas, Du hättest uns eben so

*) Vergl. Nr. 76 des „Magazins" von d. J., wo sich eine Charakteristik des Arabischen (christlichen) Dichters Achtal befindet.

*) Nämlich Chonais (خنيس) oder Hobaisch (حبيش), da die diakritischen Punkte, zur Unterscheidung gleicher Buchstaben, erst unter Abdalmelik erfunden wurden, wie man glaubt, von Nasr ebn Assem.

gut können sitzen lassen." „Nein", entgegnete der Dichter, „Ihr Alle und namentlich Du, seyd in der euch zukommenden Stellung aufgeführt." Der beleidigte Merwan vergaß ihm diese Antwort nicht.

Einige Zeit darauf wurde Said abgesetzt, und Merwan, der sein Nachfolger wurde, wartete nur auf eine Gelegenheit, seine gekränkte Eigenliebe an dem Dichter zu rächen, als dieser ein Gedicht bekannt machte, in welchem er sich eines Liebes-Abenteuers rühmte und unter Anderem erzählte, er habe sich, als er seine Geliebte verließ, um nicht entdeckt zu werden, an Stricken von einer großen Höhe herabgelassen! Tugendhafte Muselmänner nahmen hieran ein Aergerniß; Merwan ließ Farazdak kommen, warf ihm vor, solche Verse in einer Stadt in Umlauf zu bringen, wo die Gattinnen des Propheten gewohnt, und befahl ihm, Medina binnen drei Tagen zu verlassen. Um es jedoch nicht mit ihm zu verderben, gab er ihm eine Anweisung auf zweihundert Denare; eben so viel erhielt Farazdak von Hossein den Ali. Auf dem Wege nach Mecca erfuhr er Sijad's Tod und konnte sich nun wieder mit Sicherheit nach Bassora begeben, wo er einige Verse zum Lobe des Abdalla, des Sohns von Sijad, verfaßte.

Farazdak hatte viele Anhänglichkeit und Hochachtung für die Familie von Ali, welchem Moawia das Chalifat geraubt hatte. Als Hossein, im Vertrauen auf die günstigen Gesinnungen der Einwohner von Irak, es unternahm seine Rechte geltend zu machen, und Mecca verließ, um sich nach Kufa zu begeben, begegnete er Farazdak, der von letzterer Stadt kam und fragte ihn, was es Neues gebe. „Sohn des Propheten", sagte der Dichter, „die Herzen sind für Dich, die Hände gegen Dich." „Wie ist es möglich", rief Hossein, „ich habe eine Kamelladung von Briefen der Bewohner von Kufa, die mich in ihrer Mitte zu erscheinen auffordern." — Nach dem Gefecht von Kerbela, wo Hossein blieb, sagte Farazdak: „Wenn die Araber ihn rächen, wird ihr Ruhm und ihre Wohlfahrt ewig dauern; bleiben sie gleichgültig, werden sie bis in alle Ewigkeit nur Demüthigungen zu erdulden haben."

Die anziehendsten Momente aus des Dichters Leben sind seine Abenteuer mit Newar und sein poetischer Wetteifer mit Dscherir. Newar, die Tochter von Ajan ben Safa, war Farazdak's leibliche Muhme. Sie hatte ihren Vater verloren, als ein Jüngling aus dem Hause Benu Abdalla ebn Darem sie zur Ehe begehrte. Da der Freier dem Mädchen gefiel, so ersuchte sie den Vetter, die Ehe für sie abzuschließen. Farazdak erklärte, die Geschäfte eines Vormundes in dieser Angelegenheit nur dann übernehmen zu wollen, wenn Newar schwüre, daß sie denjenigen zum Manne nehmen wolle, den er ihr geben würde. Nachdem sie in Gegenwart von Zeugen diesen Eid geleistet hatte, wurden die beiden Familien zur Hochzeit-Feier eingeladen. Die Verwandten des Freiers, die Farazdak auch zu ihrem Bevollmächtigten ernannt haben sollen *), kamen in so großer Anzahl, daß sie die Moschee der Benu Medjasche in Bassora füllten. Als alle zusammen waren, schritt Farazdak vor und sprach nach abgehaltenem Gebete also: „Alle, die Ihr hier gegenwärtig seyd, wisset, daß Newar sich eidlich verpflichtet hat, die Wahl, die ich für sie treffen werde, anzunehmen. Der Mann, den ich ihr bestimme, das bin ich selbst. Mehr als jeder Andere verdiene ich den Namen ihres Gatten. Als Morgengabe bestimme ich ihr 100 Kamele mit rothem Fell und schwarzen Augen." Voll Unwillen über diese Hinterlist wollte Newar dieses Bündniß trennen, aber sie fand keinen Kadi in Bassora, der zwischen ihr und Farazdak die Scheidung auszusprechen einwilligte, indem Niemand das Zeugniß, daß sie betrogen sey, abzulegen wagte, aus Furcht vor des Dichters beißenden Versen. Newar aber erkannte Farazdak dennoch nicht für ihren Mann an und floh zu den Benu Kais ebn Assem. Sogleich schrieb Farazdak so scharfe Epigramme gegen die Benu Kais, daß diese ihn zu tödten drohten, wenn er ein einziges Wort hinzufüge. Er hörte zwar mit seinen Angriffen auf, hatte aber doch seinen Zweck erreicht, denn Newar wurde genöthigt, dieses Asyl zu verlassen. Aus der Wohnung einer anderen Familie, zu der sie sich begab, vertrieb sie Farazdak durch dasselbe Mittel. So schleuderte er hinter einander seine spöttischen Pfeile gegen alle Familien, die Newar aufnahmen, und verfolgte sie von einem Ort zum anderen, ohne ihren Widerstand brechen zu können.

Da Newar in keinem Hause zu Bassora mehr eine Zuflucht finden konnte, so entschloß sie sich, diese Stadt zu verlassen und zu Abdalla ebn Zobeir zu gehen, der damals in Hedschas und Irak befehligte und auf den Titel eines Chalifen Ansprüche machte. Niemand wagte, sie zu begleiten. Sie wandte sich endlich an die Benu Nessir, die mit ihrer Familie verbündet waren und beschwor sie bei den Banden der Verwandtschaft um ihren Schutz. Auf ihre und ihrer Mutter Bitten geleiteten sie sie nach Mecca, wo Abdalla residirte. Als Farazdak die Umstände dieser Reise erfuhr, machte er sich nach Mecca auf, unterstützt von einigen Freunden, die ihn mit Kameelen, die Geld und Mundvorrath führten, ausstatteten. Newar hatte sich in Mecca unter den Schutz der Gemahlin Abdalla's, Namens Kaule, Mansur's Tochter begeben. Bald hernach kam Farazdak an. Sein Ruf war ihm vorangegangen und jeder suchte ihn eifrig auf. Er nahm seine Wohnung bei den Söhnen selber von Abdalla, die an seinen Versen und seiner Unterhaltung viel Vergnügen fanden. Gestützt auf ihre Empfehlungen und auf die eines Hamsa, dessen Eitelkeit seine Verse geschmeichelt hatten, bat er Abdalla, daß er Newar nöthigen möge, sich mit ihm zu verbinden. Anfangs schien der Emir dazu geneigt, aber der Einfluß seiner Frau Kaule, die sich für Newar interessirte, machte, daß er seinen Vorsatz änderte. Er antwortete daher eines Tages auf Farazdak's Vorstellungen: „Warum suchst Du Newar, die Dich nicht mag, so hartnäckig auf? Zahle ihr Verachtung mit Verachtung und entsage ihr." Farazdak wurde aufgebracht, und Abdallah, der schnell zornig wurde, rief: „Wer bist Du, Verächtlicher, daß Du so sprichst? sind die Benu Temim etwas anderes als ein Geschlecht von Verbannten"? Er wies ihm hierauf die Thüre und erzählte den Umstehenden, daß jenes Geschlecht 130 Jahre vor dem Islam, wegen Plünderung des Tempels in Mecca, von den Arabern aus Tehama's Gebiet (wo Mecca liegt) verwiesen worden. Farazdak sagte, Abdalla habe vermuthlich selber Absichten auf Newar und schrieb gegen ihn einige Epigramme, die den Emir dermaßen erbitterten, daß er ihn einst am Eingang der Moschee bei der Brust faßte und ihm den Kopf bis an die Knie herunterdrückte; ja er bot Newar an, Farazdak in ein feindliches Land zu verbannen oder unter irgend einem Vorwande umzubringen, was aber Newar ablehnte. Uebrigens hatte der Dichter, während er Abdalla's Söhne für seine Angelegenheit zu gewinnen suchte, es nicht verabsäumt, seine Sache auch bei der Geliebten selber zu führen. Er bemühte sich, durch Gedichte ihre Gunst zu gewinnen und sagte in einem derselben: „Komm zu Deinem Vetter, gieb nicht dem Esel den Vorzug vor dem Pferde." In der That erreichte er endlich seine Absicht, entweder weil Newar wegen Abdalla's Haß um Farazdak besorgt wurde, oder weil ihre Eitelkeit durch die Bewerbungen eines so berühmten Mannes sich doch geschmeichelt fühlte, vielleicht auch daß sie des Widerstandes müde geworden: sie willigte ein, Farazdak als ihren Ehemann anzuerkennen. (Schluß folgt.)

*) Nach D'Ohsson's Bericht werden im Morgenlande die Ehen in der Regel durch Stellvertreter abgeschlossen; Braut und Bräutigam werden von ihren Vätern, Vormündern oder Bevollmächtigten repräsentirt. Ein Vater oder ein Vormund kann zugleich die Braut und den Bräutigam vorstellen, jene als Verwandter, diesen als Bevollmächtigter.

Frankreich.

Das Privilegium von St. Romain.

„Was ist das für ein Privilegium?" fragt der Leser gleich in der Ueberschrift. Nun etwas gar nicht Uebles! Vermöge dieses Privilegiums hatten schlichte Stiftsherren das schönste aller Kronrecht, ein Recht, das die Könige der göttlichen Vorsehung ähnlich macht, indem es ihr allerhöchstes Erbarmen über die Beschlüsse des Gesetzes erhebt: — das Recht der Begnadigung. Das Domkapitel der Kathedrale von Rouen übte dasselbe nach alt hergebrachter Weise alljährlich aus, und in einer solchen Ausdehnung, daß selbst die Könige, die in ihrer Macht allzuweit zu gehen fürchteten, oft bei dem Kapitel von Rouen hinsichtlich um die Begnadigung dieses oder jenes schweren Verbrechers anhielten. Der Ursprung dieser so merkwürdigen Sitte scheint sich in das graueste Alterthum zu verlieren, und schon in den ältesten Zeiten galt sie als uralt.

Die Volkssage hat diese Sitte weiter ausgeschmückt und ihren Ursprung noch mehr verdunkelt; dem Kapitel von Rouen war dieser wunderbare Nimbus nur um so willkommener, und je geheimnißvoller die Intimabeln seines Privilegiums erschienen, desto mächtiger wirkte dies auf das Volk und desto einflußreicher auf die Könige. Der Theilnahme des Volkes gewiß, in seiner Autorität fest begründet, setzte das Domkapitel, sobald irgend ein Streit entstand, eine unerschütterliche Festigkeit entgegen, und sah in Allem, was ihm feindlich entgegentrat, nur einen Antrieb, seine Rechte desto energischer zu behaupten. So erreichte dies Privilegium eine ungemein hohe Bedeutung; aber bald ward es in einer solchen Ausdehnung ausgeübt, es ward bei so ungeheuern Verbrechen vorzugsweise geltend gemacht, daß endlich alle Macht des Staates sich dahin wandte, es zu vernichten; doch auch in dieser zweiten Periode behauptete es seinen Einfluß so gut, wie in der ersten, und das Privilegium von St. Romain, dessen Geschichte im Jahre 1193 mit Richard Löwenherz in Verbindung steht, knüpft sich noch im Jahre 1789 an den Namen des Grafen von Artois (nachmals Karl X.) und 1780 an den des Herzogs von Chartres (des Vaters Ludwig Philipps). Beide nämlich hatten den Schutz des Domkapitels von Rouen für sich in Anspruch genommen.

Bereits in der Zeit, wo diese Sitte noch in ihrer vollen Blüthe stand, hat sich die Aufmerksamkeit mancher Alterthumsforscher auf die Ergründung ihres Ursprungs gewandt. Schon der alte Estienne Pasquier sagt hiervon, es sey eine „histoire vrayement admirable et unique en son espèce et qui pour ceste raison mérite d'estre recogniie de tous". Nichts desto weniger hat auch die folgende Zeit kein Licht über diese Materie verbreitet; ja ein Rechtsgelehrter der Normandie, der an Ort und Stelle darüber Untersuchungen angestellt, erklärt, daß — den Ursprung jenes Privilegiums ermitteln, den Stein der Weisen aufsuchen heiße.

Wir versuchen, nach den neuesten Forschungen, und zwar nach einer kürzlich darüber unter dem Titel: Histoire du privilège de Saint-Romain, erschienenen Abhandlung des Herrn Floquet in Rouen, hier etwas Zusammenhängendes über jenes Begnadigungsrecht mitzutheilen.

Alle Jahre befreite das Domkapitel von Rouen, am Himmelfahrtstage, einen Mörder, und zwar zunächst unter den Verbrechern in den Gefängnissen von Rouen, nachdem ihm die Beichte von eigens zu diesem Behufe abgeordneten Domherren war abgenommen worden. War dies vollzogen, so überlieferte das Parlament den gewählten Verbrecher dem Kapitel; dieser mußte mitten in einer ungeheuer weitläufigen Prozession den Reliquienkasten des heiligen Romanus in die Höhe heben und war nach Vollziehung dieses Akts nebst allen seinen Mitschuldigen, wie zahlreich sie und wie schwer auch ihre Verbrechen waren, freigesprochen. Dieser schon im Jahre 1210 als alt bezeichnete Gebrauch kam zum letzten Male im Jahre 1790 zur Anwendung.

Den Ursprung dieses Brauchs erzählt die Volkssage folgendermaßen: Unter dem Episkopate des heiligen Romanus verwüstete ein ungeheurer Drache, genannt la Gargouille, die Umgegend von Rouen. Der fromme Bischof, der sein Volk von dieser Plage befreien wollte, nahm zwei zum Tode verurtheilte Verbrecher mit sich und ging aus, um das Ungethüm zu bekämpfen, das er wirklich erlegte. Die beiden Mörder, die ihn bei dieser Expedition begleitet und unterstützt hatten, erhielten ihre Begnadigung, und zum Andenken an dieses Wunder gestand König Dagobert dem Domkapitel von Rouen, auf Bitten des St. Ouen, eines der Nachfolger des heiligen Romanus in der Bischofswürde, das

ser Stadt, jenes Vorrecht zu. — So lautet die Volkssage, von der sich jedoch erst im vierzehnten Jahrhundert die ersten Spuren vorfinden. Sicherere Data haben wir den Forschungen des Herrn Floquet zu verdanken.

Als Philipp August die Normandie erobert hatte, übertrug er die Burg von Rouen einem Gouverneur, dem das von den Domherren in Anspruch genommene Vorrecht völlig unbekannt war, und welcher daher sich weigerte, ihnen hergebrachtermaßen einen Gefangenen freizugeben. Dies war der Himmelfahrtstag des Jahres 1210. Sofort beklagten sich die Stiftsherren beim Könige, und dieser beauftragte den Erzbischof von Rouen und den Burgvogt von Arques, den Streit zu untersuchen. Es fand eine Untersuchung statt, und die dabei abgehörten Zeugen sagten aus, daß nach ihrem Wissen dieses Begnadigungsrecht (immunité) ein sehr altes, durch Könige und Fürsten der Kirche von Rouen zugestandenes sey. Außer dieser vagen Versicherung sprachen sie noch bestimmt aus, daß in dem Jahre der Gefangenschaft des Königs Richard Löwenherz kein Gefangener sey begnadigt worden, als Zeichen der Trauer. Im folgenden Jahre, da Richard in Freiheit gesetzt worden, bekam das Stift zum Ersatz für das vorige Jahr deren Zwei. — Wenn es irgend eine förmliche Urkunde gegeben hätte, von einem der Herzöge der Normandie oder einem französischen Könige von der Normannischen Invasion ausgefertigt, mußte sie nicht gerade bei dieser Gelegenheit produzirt werden? Aber dem war nicht so. Die Stiftsherren forderten alljährlich von den Königen, Herzögen und Richtern am Himmelfahrtstage einen Verbrecher, und dies ward ihnen nicht abgeschlagen. Sie folgten dem Beispiele der alten Bischöfe, die mit günstigem Erfolge sich für die Gefangenen verwandt hatten. — Anfangs forderte das Kapitel ganz bescheidentlich einen Verurtheilten, und erhielt ihn gewiß ohne Widerstreben von den Herzögen oder ihren Beamten. So gewöhnte man sich, ihn alljährlich zu verlangen; allmälig, da keine Unterbrechung in diesem Brauche eingetreten, forderten sie als Gebühr, was ihnen aus Güte bewilligt worden, und so ward ein Akt der Convivenz zu einem Rechte. Schon das Verfahren bei der zu Philipp August's Zeit angeordneten Untersuchung bestätigt diese Ansicht, und die Art und Weise, wie sich dieser dabei verhielt, ist aus den Zeitverhältnissen hinlänglich erklärlich. Die Macht des Domkapitels von Rouen war nämlich sehr ausgedehnt; England der Normandie benachbart, die Besitznahme dieser Provinz durch Philipp August eine noch ganz neue Begebenheit: es wäre also höchst unüberlegt gewesen, die Stiftsherren aufzubringen, indem man ihnen ein Recht verkümmerte, auf das sie so viel hielten.

Daß die Ceremonie am Himmelfahrtstage stattfand, rührte daher, weil die Kirche von Rouen um diese Zeit ihre religiösen Schauspiele aufführte. Bei den an diesem Tage herkömmlichen Prozessionen trug man, wie bei anderen Festen, in den Kirchen von Metz, Langres, Paris, Poitiers ein ungestaltetes Drachenbild herum, das den überwundenen Teufel vorstellen sollte; zu Rouen gab es zwei solcher Bilder, das eine zu den Füßen der heiligen Jungfrau, das andere zu den Füßen des heiligen Romanus. In dieser Darstellung war der Heilige sehr passend als der Zerstörer des Heidenthums in der Diöcese von Rouen bezeichnet. Sehr bald ward der symbolische Drache zu einem, der wirklich existirt hatte, und erhielt den Namen la Gargouille. Mit diesem Namen bezeichnete man nämlich während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts durch ganz Frankreich die steinernen Dachrinnen an den Kirchen, Palästen und großen Gebäuden. Bald bemühten sich die Baumeister, diesen kolossalen Rinnen die Gestalt von Schlangen, geflügelten Drachen und anderen Ungeheuern zu geben. Sie schienen in ihrer drohenden, über das Dach weit hinausragenden Stellung die Wächter der Gebäude zu seyn. War nun wirklich im Volke eine Sage, daß der heilige Romanus einen Drachen besiegt hatte, so sehen wir, wie sich die Legende von der Gargouille bilden und festen Fuß fassen konnte, dergestalt, daß noch im achtzehnten Jahrhundert, wie sich der Fortsetzer des de Thou ausdrückt, der Glaube an dies Mirakel so in dem Gemüthe des Volkes wurzelte, daß ein neuer heiliger Romanus hätte kommen müssen, um ihn zu zerstören.

Nicht minder ausgedehnt, als der Glaube an die Sage, auf die sich das Privilegium stützte, war dieses selbst. Das Domkapitel wußte das Volk mit wahrhafter Begeisterung für die Ceremonie zu erfüllen. Als es im Jahre 1207 der Mairie von Rouen gewagt hatte, einen Gefangenen, den die Stiftsherren zur Begnadigung bestimmt, nicht auszuliefern, that das Kapitel die Stadt in Bann, mit den Worten: „Dieser Bann darf weder auf Bitten des Königs, noch auf dessen Drohungen, noch mit Rücksicht auf seine Gesandten, falls er deren schickt, aufgehoben werden, wenn nicht vorher der Maire den Gefangenen ausliefert, und ihn unter Begleitung des ganzen Kapitels in die Kirche Unserer lieben Frau geführt."

Achtzehn Tage vor Himmelfahrt schickte das Kapitel seine Abgeordneten an das Parlament und die übrigen souverainen Gerichtshöfe, um ihnen die Eröffnung zu machen (dies nannte man die Insinuation des Privilegiums), daß die Richter fortan keinen Spruch thun, keine bereits gefällte Entscheidung exekutiren und keinen Gefangenen aus der Haft entlassen dürften, damit die Stiftsherren unter sämmtlichen Verhafteten die Wahl hätten. Als im Jahre 1299 der Oberrichter von Rouen während dieses Zeitabschnittes einen Ausspruch that und einen Verurtheilten bereits hatte zum Richtplatze führen lassen, hatte das Kapitel die Macht, ihn, da er schon beim Galgen stand, ins Gefängniß zurückzubringen. Als derselbe Richter im Jahr 1302 nach der Insinuation des Privilegiums einen anderen Gefangenen aus den Gefängnissen von Rouen nach dem des Pont de l'Arche hatte bringen lassen, war das Kapitel darüber sehr ungehalten. Die Canonici schrieen, daß man das Recht des heil. Romanus anzutasten wage. Am Himmelfahrtstage bestimmten sie keinen Gefangenen zur Begnadigung, sondern zogen nur, wie gewöhnlich, in feierlicher Prozession mit allen Reliquien-Kästchen der Kathedrale auf den Platz de la Vieille-Tour. Da trug denn einer der Prediger, im Auftrage des Kapitels — und wahrscheinlich hatte dieses gerade keinen sehr gemäßigten Sprecher gewählt — dem Volke den Vorgang zwischen dem Richter und der Kirche vor. Es läßt sich denken, welchen mächtigen Eindruck diese Beschwerden auf das für das Privilegium schon so enthusiastisch eingenommene Volk machten, das überdies schon darüber verdrießlich war, den Gefangenen, den Gegenstand seiner gespanntesten Erwartung, nicht zu sehen zu bekommen. Diese aufgeregte Stimmung durfte nicht erkalten, und das Domkapitel bediente sich dazu eines bereits früher wirksam angewandten Mittels. In den Augen der Bewohner von Rouen gab es nichts Ehrwürdigeres, nichts Heiligeres, als den Reliquien-Kasten des heil. Romanus, der die geweihten Reste des frommen Bischofs in sich schloß. An diese, wie an ein Palladium, schien das Schicksal der Stadt geknüpft. Diesen Kasten nun, gegen den sich der Richter so schwer vergangen, ließ das Kapitel feierlich ausgestellt vor den Augen des Volkes auf dem Platze de la Vieille-Tour und erklärte, daß er so lange daselbst bleiben werde, bis Nicolas Letonnelier aus den Gefängnissen des Pont de l'Arche nach Rouen würde gebracht worden seyn. Dies geschah, und der Kasten blieb den Donnerstag, als Himmelfahrt, Freitag und Sonnabend stehen, Tag und Nacht von einer Menge Volks und frommer Priester bewacht. Täglich kam der Klerus und das Domkapitel von der Kirche Unserer lieben Frau in Prozession, um den Kasten zu sehen und zu adoriren. Diese ungewöhnlichen Ausstellungen, so wie die Prozessionen, fanden ohne den geringsten Aufruhr von Seiten des Volkes statt. Das letztere hatte übrigens der Klerus sehr geschickt in seine Interessen zu ziehen gewußt, da er es gleichsam als Schiedsrichter aufrief, indem er ihm die Vorgänge eröffnet und zur Beurtheilung überlassen hatte. Der Richter sah bald das Gefährliche seiner Lage ein und ließ noch am Sonnabend den Nicolas Letonnelier nach dem Gefängnisse von Rouen zurückbringen. Er setzte das Kapitel davon in Kenntniß, und als sich dieses erst wieder im unverkümmerten Besitz seines Rechtes sah, so wählte es nicht den Letonnelier zur Begnadigung, sondern den Guillaume de Montguerard, woraus denn deutlich hervorging, daß die geistlichen Herren nur den Magistrat hatten zwingen wollen, ihre Macht anzuerkennen.

Die eiserne Festigkeit der Geistlichen gab diesem Rechte immer neues Gewicht. Während der langen Englischen Regierung in Frankreich triumphirte das Kapitel wiederholentlich über die Beamten Heinrich's V. und VI., die ihm sein Privilegium bestritten. Im Jahre 1473 vertheidigte es sein Recht nicht mehr gegen einen bloßen Stadtrichter, sondern mit Energie und Erfolg gegen einen König von Frankreich; und dieser König war Ludwig XI. Hier der Brief dieses Königs:

„Chiers et bien améz!

Nous avons esté advertis du grant cas et crime commis et perpétré par Etienne de Baudribose de nostre ville de Rouen en la personne de feu Jehan le Chandelier et comme il s'est vanté d'avoir la châsse de saint Romain, et de joïr du prévilége. Qui nous semble chose bien estrange et préjudiciable au diet privilége, actendu que le diet Baudribose tient franchise publiequement et qu'il a commis le diet cas de courage délibéré. Et, pour ce que nous avons grant intérest en cette matière, et que ne voullons que aucune chose soit faicte par le diet Baudribose a l'encontre du diet prévilége, nous vous avons bien voulu advertir, affin que y ayés bon advis. Car se aucune chose se faisoit au contraire, nous ne serions pas contens. Loys."

Das Resultat dieses ziemlich gedrechselten und gewundenen Schreibens war für den König nicht eben sehr befriedigend. Am Himmelfahrtstage Morgens berief das versammelte Domkapitel über die Wahl eines Gefangenen, und schon waren eilf Stimmen gesammelt, als Jehan von Montespéden, Richter von Rouen, Einlaß begehrte. Als er in den Saal getreten, sagte er, daß er gekommen sey, die Herren über Etienne von Baudribose zu sprechen. Seine Majestät hätten, in Folge der Nachrichten über die von Etienne begangenen Verbrechen, befohlen, ihn, wo es auch sey, festzunehmen und vor den obersten Gerichtshof zu stellen. Sollte das Kapitel durch das Privilegium von St. Romain ihn begnadigen wollen, so würde der Unwille des Königs das Domkapitel unausbleiblich treffen. Man glaubte, daß es angemessen sey, die Kapitular-Herren in dem Momente, wo sie eben mit der Wahl eines Verbrechers beschäftigt waren, hiervon in Kenntniß zu setzen. Die Herren antworteten, daß sie stets dem Könige gehorsam gewesen, und daß sie stets bemüht seyn würden, Nichts gegen seinen Willen zu thun. Was aber die Wahl des Gefangenen betreffe, so müßten sie dabei nur Gott und ihr Gewissen zu Rathe ziehen. Nachdem der Richter sich entfernt hatte, fuhr man mit Stimmensammeln fort, und es ergab sich, daß gerade dieser Etienne von Baudribose, den der König so streng verfolgte, alle Stimmen für sich hatte. Die Königlichen Beamten, durch diese Kühnheit ganz verblüfft, wagten nicht, den Verbrecher dem Kapitel zu überliefern. Aber man muß in dem oben erwähnten Werke des Herrn Floquet nachlesen, mit welcher Geschicklichkeit, verbunden mit den allerrespektvollsten Formen gegen die Königl. Autorität, das Kapitel sich in den Besitz des Gefangenen zu bringen wußte. Unter den feierlichsten Ceremonien ließen sich am Ende die Stiftsherren den Etienne ausliefern; sie begnadigten ihn, und — Ludwig XI. sagte kein Wort.

Durch solche Verfahrungsweise steigerte sich der Einfluß des Privilegiums immer mehr; seinen Glanzpunkt erreichte es unter der nachfolgenden Regierung Karl's VIII. Dieser war nach Rouen gekommen, um bei dem Landtage der Normandie in eigener Person den Vorsitz zu führen, und jene imposante Ceremonie mit allen begleitenden Umständen fand in seiner Gegenwart statt. Nicht uninteressant ist das Verzeichniß der Personen, die während der Insinuation des Privilegiums versammelt waren. Den 27. April 1485 kamen zehn von dem Domkapitel abgesandte Stiftsherren ins Schloß, und wünschten, in den großen Versammlungssaal des Landtages eingelassen zu werden. Sie traten ein,

gefolgt von mehreren Kaplänen der Kirche Unserer lieben Frau und von allen Ministranten der Kongregation von St Romain. Da saßen alle Barone, Bischöfe, Aebte, Prioren der Normandie, die Richter und Prokuratoren, die Gau- und Forstgrafen und andere Justiz-Beamte der Provinz, dicht an einander gedrängt in so großer Zahl, daß der sehr geräumige Saal des Schlosses sie kaum zu fassen vermochte. Ueber ihnen sah man den hohen, zum Landtage versammelten Adel, und an ihrer Spitze den Bischof von Lombez, Abt von St. Denis, Civil-Präsidenten, und Christoph von Carmone, Kriminal-Präsidenten; noch höher saß der Herzog von Orleans, der später als Ludwig XIII. König von Frankreich wurde, der Herzog von Bourbon, Connetable von Frankreich, der Herzog von Lothringen, der Graf von Richmond, der nach drei Monaten als Heinrich VII. König von England wurde, und über Allen endlich saß Karl VIII. auf seinem Thron unter einem Baldachin. Vor einer so glänzenden Versammlung schien die gewöhnliche Formel der Insinuation als zu trocken nicht ganz angemessen. Nicht ohne Absicht wählte daher das Domkapitel den Estienne Luyache, einen der Geschicktesten aus seiner Mitte, um das Wort zu führen. Dieser erzählte mit großer Salbung die Geschichte der Erlegung der Gargouille, und ging in die wunderbaren Details zur großen Erbauung der Versammlung ein, die mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Vortrag anhörte. Endlich kam er zu dem eigentlichen Zwecke seiner Sendung, und erklärte: daß kein Gefangener in den Gefängnissen von Neuen verhört, verurtheilt, beunruhigt oder an einen anderen Ort gebracht werden dürfe, bevor das Privilegium ausgeübt worden sey. — „Und", hieß es weiter „wir ersuchen Ew. hier anwesende Königliche Majestät, daß die Ausübung der Ceremonie stattfinden dürfe." Der Prokurator, der gefragt worden, ob er gegen die Ausübung des Privilegiums Etwas zu erinnern hätte, erklärte, daß ohne Weiteres das hergebrachte Recht des heiligen Romanus geübt werden möchte, ohne irgend eine Veränderung oder Verkürzung.

Die Mißbräuche, die das Kapitel bei diesem Vorrechte sich zu Schulden kommen ließ, die Bemühungen des Parlaments, ihnen entgegenzuwirken, und die eigenthümlichen Gebräuche, die allmälig hinzutraten, sind interessant genug als Beiträge zu einer Charakteristik mittelalterlichen Lebens und verdienen in dem Werke des Herrn Floquet nachgelesen zu werden.

Ostindien.

Galanterie- und Buchläden in Kalkutta.

Die galante Aufmerksamkeit, die man in Ostindien dem schönen Geschlechte widmet, muß die Indische Frau dafür schadlos halten, daß ihr nicht vergönnt ist, Galanterieläden zu besuchen, was bekanntlich in Europa zu den Ergötzlichkeiten vieler Damen gehört. In vielen nördlichen Provinzen vergehen Jahre, bevor man einen Europäischen Artikel anders als durch den nach auswärts ertheilten Auftrag erlangen kann. Gewöhnlich muß ein in beträchtlicher Entfernung wohnender Freund aushelfen. Sehr abgelegene Orte werden selten von Kaufleuten besucht, und so bleibt der Handel ganz in den Händen Hindu'scher Handelsleute, die von Zeit zu Zeit erscheinen und unerschwingliche Preise fordern. Besonders der arme Europäer muß übermäßig bezahlen, und oft hat eine Britische Dame den Verdruß, einen Artikel, der ihr entsetzlich theuer angeboten wurde, im Besitz einer ihrer Mägde zu wissen, die ihn für einen Spottpreis erhielt. Orte, die an Flüssen liegen, werden schon öfter mit Europäischen Artikeln versorgt, und die Ankunft jedes Frachtschiffes ist für die Bewohner ein wahres Fest. Besonders über Europäische Damenschuhe fällt man gierig her, nachdem man in den dünnen übel geformten, wie mit Schwamm beschlagenen Indischen Schuhen so gut als baarfuß gegangen ist. Selbst Chinesische Schuster, sonst die berühmtesten in Indien, liefern ihren schönen Kunden keine Schuhe, die ihren zarten Füßchen ganz angemessen wären. Der Obertheil kann recht gut seyn, aber das Sohlenleder ist nie zur Genüge gegerbt, und die Packe nicht steif genug. Eine große Straße in Kalkutta ist fast ganz mit Läden Chinesischer Schuhmacher angefüllt, deren Besitzer gute Geschäfte zu machen scheinen; denn sie tragen seidene Oberkleider, so oft sie ausgehen, um ihren Kunden das Maß zu nehmen. Die einzigen Läden in Kalkutta, die eine brillante Außenseite haben, sind die der Chemiker und Drogenhändler. Ihre schimmernde Fronte ist mit krystallenen Vasen geschmückt, in welchen Edelsteine von dem schönsten Feuer aufgelöst scheinen. In den letzten Jahren hat das erfrischende Sodawasser aus Europa Eingang gefunden, und wird sehr theuer verkauft. Die Läden der Europäischen Juweliere sind groß und schön, obwohl nach Außen hin schlicht. Der Fußboden einiger dieser Läden besteht aus Marmor, und die gläsernen Behälter auf den Waaren-Tischen lassen manchen kostbaren Schatz hindurchschimmern. An keinem Orte der Welt schleift man die Edelsteine schöner; aber die Preise sind so übermäßig, daß es uns Wunder nimmt, wie solche Etablissements noch bestehen können, seitdem den Juwelieren so manche Quelle ihres Gewinns abgeschnitten ist. In früherer Zeit forderten sie, was ihnen einfiel, und kümmerten sich wenig um die Handels-Gesetze des Mutterlandes.

Nächst den Läden der Juweliere ist die vornehmste Buchhandlung das prächtigste Etablissement in Kalkutta. Der Preßt, den Bücher abwerfen, ist aber weit geringer, weil die Detail-Preise ganz nach denen des Londoner Buchhandels sich richten. Bücher, die verkauft werden sollen, muß man jeden Tag sorgfältig vom Brett herunternehmen und abstäuben und nicht bloß die Außenseite, sondern auch das Innere untersuchen: ein langweiliges Geschäft, das in einem großen Etablissement sehr viele Bedienten erfordert. Bei heißem Wetter schrumpfen die Einbände zusammen, und regnet es, so schadet ihnen Schimmel und Mehlthau. Die kostbarsten klassischen Werke sind stets in dieser Buchhandlung zu haben, und mögen auch literarische Klubs und Bücher-Gesellschaften die Bücher wohlfeiler sich verschaffen können, so bleibt doch der Discretion des Agenten so viel überlassen, daß am Ende wenig dabei herauskommt. Von Zeit zu Zeit gelangen ungeheure Bücher-Transporte nach Kalkutta, die man öffentlich versteigert und oft um wahre Spottpreise losschlägt. In anderen Städten Ostindiens ist niemals Ueberfluß an Büchern; nur an Orten wie Mirut (Meerut) und Kanpohr (Cawnpore) findet man Bücherläden, allein die Kataloge sind äußerst dürftig. In Kalkutta kann man sogar auf der Straße lesen; denn die Bücher werden Einem von hungrigen Eingebornen ins Palankin und durch die Wagenfenster gereicht. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Ein Feuer auf den westlichen Falkland-Inseln. Ein Theil der Mannschaft unter dem Befehl des Lieutenant Pendleton hatte gegen Abend auf einer niedrigen Insel, etwa 20 Engl. Meilen vom Schiffe, sein Lager aufgeschlagen. Die Oberfläche dieses Eilandes war mit gemeinem Grase bewachsen, das weit mehr als mannshoch aus den Sümpfen emporragte oder abgestorben und verdorrt in dicken Schichten den Boden deckte. Wenn diese sehr entzündbare Masse Feuer fängt, so ist an kein Löschen zu denken. Die Mannschaft baute sich zuerst Hütten, die als Nachtquartiere dienen sollten. Zu diesem Zwecke wählt man sumpfige Stellen von ziemlichem Umfang, und mäht innerhalb der Gränzen alles Gras nieder, so daß ein kleiner umzäunter Raum entsteht. Dann werden die Spitzen des einschließenden Grases fest zusammengeknüpft, und eine ziemlich dicke Grasschichte darüber gelegt, die den Regen abhalten soll. Nur an der einen Seite der Grasmauer läßt man eine Oeffnung zum Eintreten, die durch eine an Pfählen befestigte Thierhaut verwahrt wird. Eine tüchtige Lage trockenen Grases am Boden dient als Bette. Während des Hüttenbaus sorgt der Koch für Speise und Trank, und löscht dann sein Feuer aus. Dies hatte auch unser Schiffskoch immer gewissenhaft gethan. Leider kam es ihm eines diesmal in den Sinn, noch eine Pfeife zu rauchen, die er vor dem Schlafengehen, in dem Wahne, daß sie nicht mehr brenne, zu seinen Häupten legte. Kaum war er eingeschlafen, so gerieth das Lager, ohne Zweifel durch einen Funken aus der Pfeife, in Brand; der erschreckte Koch weckte die anderen Schlafgenossen, aber Niemand konnte löschen. Jetzt gerieth das ganze Lager in Alarm. Ein junger Mensch in einer der benachbarten Hütten erwachte erst, als die Flamme ihn eben ergreifen wollte. Noch schlaftrunken und nichts als Feuer vor sich sehend, floh er voll Entsetzen dem Innern des Eilandes zu. Auf dem Wege erhielt er die Besinnung wieder, sah, wie die Flammen ihm nachrückten, und hielt es nun für gerathen, wieder umzukehren und, wo möglich, mitten durch die Flamme den Boten zuzueilen. Gedacht, gethan! Aber sein stark eingeölter Rock fing bei dem Wagestück sogleich Feuer; die ganze Kleidung verbrannte, und sein Körper wurde wie geröstet, so daß, nachdem er ins Wasser getaucht worden war, die Haut mit etwas Fleisch, das an den Ueberresten der Kleidung klebte, sich prasselnd ablöste. Herr Pendleton, der erfahren hatte, daß Oel und frische Thierhäute ein gutes Mittel gegen Brandschäden seyen, ließ sogleich mehrere Penguins tödten und ihre Häute, mit ungefähr einem halben Zoll Fett und Fleisch daran, abziehen. Man band diese Häute um den gerösteten Körper des jungen Mannes, und es erfolgte augenblickliche Linderung. Dann wurde er auf einer Bahre nach dem Schiffe gebracht, und man fuhr zehn Tage lang fort, ihm täglich zweimal frische Häute aufzulegen. Er durfte dabei nur leichte Nahrungsmittel genießen. Sonst wurde nichts angewendet, und er genas mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Sein ganzer Körper überzog sich mit einer neuen Haut, gleich der eines Kindes, und kaum war ein Monat verstrichen, so konnte er seine Geschäfte wieder besorgen. Jene Penguin-Felle (und würde nicht das Fell jedes fetten Thieres dieselbe Heilkraft haben!) thaten ihm sehr wohl und entfernten immer den Schmerz, aufgenommen, wenn man sie abnahm und neue auflegte. (Fanning's Voyages.)

— Die Gebäude in Canton. An den Gebäuden von Canton sieht man unbezweifelt eine so große Mannigfaltigkeit des Stils, wie sie nur irgend eine Stadt im Chinesischen Reiche darbieten kann. Ein großer Theil der Stadt und der Vorstädte ist auf niedrigem Grunde oder auf angeschwemmter Erde erbaut, weshalb man ganz besonders darauf sehen muß, daß die Häuser und Tempel eine solide Basis erhalten. Nahe dem Flusse und an allen Stellen, wo der Boden locker und sumpfig ist, stehen die Häuser auf Pfahlwerk, das zuweilen beträchtlich über den Boden hervorragt. Häuser von schwachem Fundament können einem starken Regenguß oder dem Austreten des Flusses nicht widerstehen. Vielleicht drei Fünftheile der Gebäude sind aus Ziegeln, die meisten übrigen aus Lehm erbaut. Steine und Holz verwendet man nicht eben häufig zum Häuserbau. Viele Flure der Häuser und Tempel bestehen aus gebärtetem Lehm. Die Fenster sind klein, und die Stelle der Glasscheiben vertreten häufig Papier, Asbest, Muschelschalen oder irgend eine andere durchsichtige Substanz. — Die Häuser der wenigen Reichen sehen gar nicht eleganter aus, als die der mittleren Klasse. Die ärmsten Leute wohnen an den äußersten Enden der Vorstädte, an den Kanälen und im nördlichen Theile der alten Stadt; ihre Häuser sind bloße Lehmhütten, niedrig, eng, finster, unsauber und ganz ohne Abtheilung der Gemächer. Eine Familie von sechs, acht, zehn und zuweilen noch mehr Individuen drängt sich in solch einer elenden Barracke zusammen. Es ist unbegreiflich, wie diese Leute in ihren Nestern gesund seyn und sogar lange leben können. Vielleicht ein Drittheil der Bevölkerung Cantons wohnt in Häusern, die nicht eben viel geräumiger und eleganter sind. Diese enthalten zwei Schlafzimmer, eines für das männliche und eines für das weibliche Personal, und noch eine dritte Stube, das allgemeine Wohn- und Speisezimmer. Häuser von solcher Art werden zu vier oder fünf Dollars monatlich gemiethet. (Chinese Repository.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Freitag den 22. August 1834.

England.

Des jüngeren Barrow's Reisen im Norden Europa's *).

John Barrow, der Sohn des berühmteren Reisenden dieses Namens, hat in einem kürzlich zu London erschienenen Werke die Resultate seiner Beobachtungen zusammengestellt, die er in den Jahren 1830 und 1833 auf seinen beiden Reisen durch Rußland, Finnland, Schweden, Dänemark und Norwegen zu machen Gelegenheit hatte. Er macht nicht den Anspruch, belehren zu wollen, auch zeichnet sich seine Darstellung weder durch Glanz in der Schilderung, noch durch Tiefe der Reflexion aus; um so mehr verbürgt die Natürlichkeit seiner schlichten Erzählung dessen, was sein Auge schaute, die Wahrheit und das Treffende seiner Ansichten. Dabei ist seine Mittheilungsweise leicht und gefällig; man glaubt sich in der Gesellschaft eines Mannes zu befinden, der, eben von der Reise zurückgekehrt, frisch und lebendig das Erlebte und Erschaute einem Kreise von Fremden vergegenwärtigt. Auf seiner ersten Ausflucht, die den Sommer des Jahres 1830 füllte, lernte er Petersburg, Moskau, Stockholm und Kopenhagen kennen.

Die Prachtgebäude der Russischen Residenz waren schon oft genug Gegenstände der Darstellung in Reisebeschreibungen; wir entlehnen dem Buche deshalb eine andere Stelle, die uns das Bild einer table d'hôte zu Petersburg entwirft, die dem Verfasser zu der Bemerkung Gelegenheit giebt, daß seine Landsleute auch jetzt noch immer von den Russen auf das Freundlichste behandelt werden, wiewohl seit einiger Zeit das Umgekehrte nicht immer der Fall ist. John Barrow erzählt offenherzig, daß er absichtlich ohne Empfehlungsbriefe zu reisen pflege, da der Gewinn einiger Mittagsmahlzeiten, die man sich dadurch verschaffe, gegen den großen Zeitverlust, den dergleichen ebenfalls verursachten, nicht in Anschlag zu bringen sey. So sich selbst überlassen, hatte er denn auch mannigfach Gelegenheit, eine Wirthstafel kennen zu lernen.

„Ich traf", erzählt er, „zwischen vierzig und funfzig Personen an der Tafel, die sich hier täglich einzustellen pflegten. Einige von ihnen waren Offiziere, die stets in Uniform erschienen und mit ihren Röcken gewissermaßen bunte Reihe machten. Das Couvert kostete mit Einschluß einer vorzüglich guten Flasche rothen Weines sechs Papier-Rubel oder sechs Franken. Das Diner begann genau um halb vier Uhr, und der Wirth gab an dem einen Ende des Saales mit einer Glocke das Signal, auf welches jedermann seinen Platz einnahm. An der Seite standen kleinere Tische, auf denen sich verschiedene Sorten Liqueure nebst Brod, Butter, Käse und Kaviar befanden. Es schien ganz der gewöhnlichen Tagesordnung gemäß, daß jedermann ein Glas Liqueur und einige Bissen Brod nebst Käse zu sich nahm, bevor er sich an die Tafel setzte, um das eigentliche Mahl zu beginnen. Da Beispiele immer verführerisch sind, so schien es uns angemessen, dasselbe zu thun. Sodann eröffnete man das Diner mit der Suppe, von der ein Aufwärter eine Schüssel voll jedem der Gäste vorsetzte. Die folgenden Schüsseln wurden nicht weiter auf diese Weise serrirt, sondern jeder griff, wie es auch in Frankreich und Deutschland (der Autor kennt vielleicht bloß die Abringegenden von Deutschland) Sitte ist, nach dieser und jener Speise, um nach freier Willkür seiner Eßlust zu genügen. Von der Schaale mit Eis, die auf dem Tische stand, nahm man ein Stück und warf es in sein Glas zur Abkühlung des Weins. Nach Beendigung der Mahlzeit nahm jedermann abermals ein Glas Liqueur zu sich; sodann folgte eine Schaale Kaffee nebst Cigarren, und alles dies wurde (theuer genug) für den Preis von sechs Rubeln (1 Rthlr. 21 Sgr.) geliefert. Jetzt begann das Rauchen. Die meisten in der Gesellschaft hatten lange Pfeifen, die bis unter den Tisch reichten, und die sie zwischen ihren Füßen hielten, wenige begnügten sich mit Cigarren. In weniger als fünf Minuten glich der Raum des Zimmers einer einzigen Dampfwolke, und da mir, als einem Nicht-Raucher, der Qualm unleidlich wurde, suchte ich, sobald es sich mit Anstand thun ließ, das Freie. Einer von den Rauchern war mir besonders ergötzlich wegen der eigenthümlichen Manier, wie er eine große Masse von Rauch langsam durch die Nasenlöcher blies. Er beobachtete zugleich dabei ganz regelmäßige Pausen, und es kam mir vor, als entströmte die Wolke seinen Nüstern bei jedem sechsten Athemstoße. Meine gänzliche Unwissenheit in dieser Kunst machte es mir unmöglich, auszuforschen, welchen besonderen Genuß der Mann darin finden konnte."

„Mit Berücksichtigung des Umstandes, daß in der damaligen Jahreszeit der größte Theil der höheren Stände sich auf den Landhäusern in der Nachbarschaft befand, konnte ich annehmen, daß ich in der ansehnlichsten Gesellschaft sey, zu der Reisende von meinem geringen Werthe Zutritt haben konnten. Wenn man die Uniformen ignorirte, konnte man fast wähnen, unter seinen Landsleuten zu seyn, so geläufig und geschickt wurde die Conversation in fremder Sprache geführt. Ich konnte im Durchschnitt annehmen, daß jeder der Anwesenden der Englischen Sprache, selbst wenn er sie nicht fertig redete, insoweit mächtig war, daß er Alles, was wir sprachen, gut verstand; nur einmal kam auf meine Frage nach der Entfernung eines in der Nähe liegenden Ortes eine verkehrte Antwort, indem der Gefragte, in der Meinung, ich habe mich nach dem Preise des Couverts erkundigt, die Erwiederung erfolgen ließ, es mache zusammen sechs Rubel. Wo wir auch hinhören mochten, überall vernahmen wir Höflichkeit und Artigkeit; selbst bei kleinen Gelegenheiten offenbarte sich von Seiten der Russen eine schätzenswerthe Bereitwilligkeit zu Rath und Hülfe. Mein Gefährte und ich bewunderten das schöne Gepräge einer neuen Silbermünze und wünschten, mehr Stücke im Austausche zu erhalten. Sogleich erbot sich ein Edelmann auf die höflichste Weise, uns von der Münzsorte, so viel uns beliebte, zu verschaffen. Wir gaben ihm unsere Adresse und erhielten am nächsten Tage das Gewünschte."

Die Entfernung von Petersburg bis Moskau beträgt ungefähr 460 Englische (100 Deutsche) Meilen; die Straße selbst ist nach unseres Autors Angabe stellenweis gut und gefahrlos, an mehreren Punkten jedoch „abscheulich". John Barrow legte mit einer Diligence zu vier Personen, deren jede fünf Guineen für den Platz bezahlte, in einem Zeitraume von vier Tagen und drei Nächten den Weg nach Moskau zurück. Die Art des Fahrens ist keineswegs bequem und angenehm. Außer den vier Sitzen im inneren Raume giebt es noch Außenplätze, die wegen des abschüssigen Verdeckes mit noch mehr Unannehmlichkeiten verbunden sind. Man sitzt dort neben dem Conducteur, der seine Gesellschaft fortgesetzt ermuntert, eine gerade Haltung zu behaupten, die bei der erwähnten Bauart des Wagens nöthig zu seyn scheint. Die Posthäuser sind erträglich, obschon man mitunter Beefsteak und Kartoffeln antrifft, die etwas nach Oel, Fett oder Knoblauch schmecken. Den Zustand der Landleute schildert unser Reisender als höchst kläglich.

Barrow's Aufenthalt in Moskau erstreckte sich nicht über den Zeitraum einer Woche hinaus, und gleichwohl schien er hinlänglich Muße zu haben, um die sehenswerthen Partieen dieser buntscheckigen Stadt kennen zu lernen, von der Dr. Clarke's Aeußerung noch immer gilt, daß es scheine, als hätten alle Staaten und Länder Europa's und Asiens Gebäude nach Moskau geschickt. Von der im Jahre 1812 stattgefundenen Verwüstung sieht man nur noch wenige Spuren. Die zerstörten Häuser sind meistens wieder aufgebaut, und zwar nach einem regelmäßigeren Plane, so daß die Stadt dadurch viel gewonnen hat. Der Verfasser nahm Gelegenheit, vom Kreml herab sich den Anblick der ganzen Stadt zu verschaffen, und äußert sich hierbei in folgender Weise: „Die Bauart Moskau's ist von der jeder anderen Stadt Europa's völlig verschieden. Die phantastische Architektur der Orientalischen Moscheen und Minarets ist mit so vielen modernen Formen Europäischer Bauart untermischt, daß das Auge von der Fülle völlig widerstrebender Gegenstände ganz verwirrt ist. Von dem Dache des Kremls aus betrachtet, scheint die Stadt ein bunter Haufe von Klöstern, Kirchen und Konvents-Gebäuden, deren unzählige Thurmspitzen, Dome, Kuppeln und Minarets, an Höhe, Umfang und Decoration verschieden, bald roth, bald grün und blau bemalt, in seltsamem Gemisch über einander getragen. Die meisten Kuppeln und Spitzen sind vergoldet oder mit glänzendem goldgelben Kupferblech überzogen. Nur der Pavillon in Brighton kann in entfernter Weise an die zwiebelförmige Bauart der Kirchen in Moskau erinnern. Auf den gewölbten Dächern sind massive Kreuze errichtet, mit glänzenden Ketten reich verziert, die von den Spitzen herabhängen. Wenn man bedenkt, daß die Anzahl der Kirchen, Klöster, Kapellen und sonstiger zum Gottesdienst gebräuchlicher Gebäude nahe an tausend — einige sagen sogar darüber — beträgt, und alle diese mehr oder weniger mit Gold oder bunten Farben verziert sind, so kann man sich vorstellen, welchen imposanten Anblick diese Massen gewähren. Einer von den Reisebeschreibern, welche die kirchlichen Gebäude Moskau's aufzählen, bemerkt dabei, daß deren Anzahl nur von der Menge der Branntweinschenken noch übertroffen werde."

Unter den seit 1812 erbauten Häusern zeichnen sich das zur Universität gehörige Museum und das Findelhaus am vortheilhaftesten aus. Besonders rühmt Barrow das letztere als groß und prachtvoll. Wenn er jedoch das Institut selbst, das nach seiner Angabe jährlich 4000 Kinder aufnimmt, in seiner Bedeutsamkeit lobenswerth nennt, so möchte in ethischer Hinsicht sich mancher Zweifel dagegen erheben lassen. In

*) Excursions in the North of Europe, through parts of Russia, Finland, Sweden and Norway, in the years 1831 and 1833. By John Barrow junior. 8vo. London, 1834.

des Autors Bemerkungen über die öffentlichen gemeinsamen Flußbäder für beide Geschlechter offenbart sich ein unbescholtener natürlicher Sinn. „Niemals", sagt er, „bemerkte ich eine Verletzung des Anstandes in diesen Bädern, und ich muß deshalb den Berichten, die sich sonst in dieser Weise darüber verlauten ließen, offen widersprechen. Bei unseren Wanderungen am Ufer entlang sahen wir auch in den Vorstädten überhaupt fast nur Knaben, die sich badeten, und wenn Reisende deren Unarten so stark rügen, so muß ich sie an die Ufer der Themse erinnern, wo nicht bloß Jungen, sondern auch Männer den Vorübergehenden manche Scene des Anstoßes darbieten, die man in und um Moskau nicht wahrnimmt." Zu den Schlußbemerkungen des Verfassers über diese Stadt gehört seine Schilderung von dem Kontraste, den sie gegen Petersburg macht.

„Zwischen Moskau's und Petersburg's Straßen ergiebt sich bei einem Vergleiche ein großer Unterschied. Während die letzten regelmäßig, gerade, breit, gut gepflastert und zu beiden Seiten mit Trotteirs versehen sind, trifft man in Moskau im Allgemeinen nur krumme, enge und schmutzige Gassen, ohne Seitenpflaster, so daß die Fußgänger nicht selten in Gefahr sind, von den Droschken übergefahren zu werden. Nur in der Nähe des Kremls, auf dem schönen Platze und den Boulevards, sieht man ein anständiges Publikum; sonst aber sind Moskau's Straßen weit belebter, als die Petersburg's. Eine Menge Volks treibt sich umher zwischen Käufern, Verkäufern und Geschäftsleuten von fast allen Nationen der Welt, deren verschiedene Anzüge ein buntscheckiges Bild liefern. Griechen, Türken, Armenier, Circassier, Kosaken, Polen und Tartaren schwärmen täglich durch einander, ohne daß der eine dem anderen noch ein besonderer Gegenstand der Neugier ist. Vielmehr bemerkte ich mit meinem Reisegefährten, daß wir beide in unserem Kostüm die bei weitem auffallendsten Erscheinungen waren. Unter den Equipagen zeigte sich selten eine, die schön zu nennen war. Kutschen mit vier Pferden, die so häufig in Petersburg anzutreffen sind, nahm man hier nur selten wahr. Dies mochte, wie man uns andeutete, vorzüglich darin seinen Grund haben, daß der Moskauische Adel, unter dem es sehr reiche Familien giebt, den Sommer auf den Landschlössern zubringt. Trotzdem bemerkte man Droschken mit schönem Gespann. Die Pferde schienen von einer besseren Race, als die ich in Petersburg im Durchschnitt sah; sie glichen an Gestalt und Lebendigkeit den Arabischen, nur schienen sie in der Regel stärker und kräftiger. Der Russische Adel sitzt selten zu Pferde; einige junge Diplomaten, die eine Zeit lang in London oder Paris gelebt haben mochten, waren die einzigen Reiter, die sich zeigten. Obschon Moskau einen weit größeren Raum als Petersburg einnimmt, so ist die Bevölkerung der letzteren Stadt doch bedeutender, indem sie sich auf 449,000 Bewohner beläuft, während Moskau nur 250,000 zählt." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

A July up the Rhyne. (Rheinreise im Juli.) 5½ Sh.

Autobiography and letters. (Arthur Courtenay's Selbstbiographie und Briefe.)

History of British costume. (Geschichte der Britischen Kleidertracht.) Von Planché. [Bildet einen Bd. der Library of entertaining knowledge.]

The value of time. (Werth der Zeit.) Von Mrs. Barwell. 2½ Sh.

Arabien.

Der Arabische Dichter Farazdak.

(Schluß.)

Abdalla bestätigte daher ihr Bündniß, verlangte aber, daß Farazdak zuvor zehntausend Drachmen an Newar zahle, als Preis der versprochenen Morgengabe. Da der Dichter diese Summe nicht besaß, so erkundigte er sich, ob es in Mecca einen großmüthigen Mann gebe, der ihm dieselbe verschaffen würde. Man nannte ihm Salem ebn Sijad, der damals auf Abdalla's Befehl in Haft war. Farazdak ließ sich bei ihm einführen, brachte sein Anliegen an und sprach Verse ihm zum Lobe. Salem ließ ihm auf der Stelle den doppelten Betrag, zwanzigtausend Drachmen, auszahlen, damit er auch etwas für die eigenen Ausgaben habe. Seine Frau, Um Osman, schalt ihn wegen dieser Handlung aus, zumal da er selber im Gefängnisse sich befinde; aber Salem antwortete mit einem poetischen Lobe der Freigebigkeit, das also schloß: „Geizig sollte ich seyn? schimpfliche Sparsamkeit verlängert so wenig das Ziel meines Lebens, als Freigebigkeit den Tod beschleunigt." Farazdak überreichte Newar das Hochzeitsgeschenk und trat in den Besitz seiner ehelichen Rechte. Aber die Einigkeit dauerte nicht lange. Sie verließen Mecca, um nach Bassora zurückzukehren und reisten Beide auf demselben Kameel in einem Mahmel, d. i. jeder in einer Art großen Korbes sitzend, so daß Beide sich gegenseitig im Gleichgewicht erhielten. Diese Art zu reisen, ist in Arabien noch jetzt üblich. Newar, die von strengen Sitten war, warf ihrem Manne seine irreligiösen Grundsätze vor; dieser, des ewigen Tadels müde, nahm unterwegs eine zweite Frau, eine Christin, Namens Hadra, aus einer Arabischen Nomaden-Familie Benu Kais ebn Kaled, einem Zweige des Stammes Schelban, der von dem berühmten Kaled sich herleitete. Farazdak bot hundert Kameele als Hochzeitsgeschenk.

Es mangelte der jungen Hadra, wie den meisten Beduinen-Weibern, die thätig leben und mäßige Nahrung genießen, die Art von Schönheit, die in üppigen Formen besteht. Dahingegen that Newar, die in den Städten weichlich erzogen war, sich auf diese Reize viel zu gut und war daher über die Beleidigung und den schlechten Geschmack ihres Mannes doppelt böse. Sie fragte ihn, wie er hundert Kameele für schmutzige Füße und magere Beine geben könne? Farazdak antwortete mit folgenden Versen:

„Das Mädchen, das Selil und Abusama unter seinen Vorfahren zählt und aus Kaled's Blut entsprang, ist der reichen Gabe würdiger als die, deren Kindheit im Korbe der Sklaven gewiegt worden." (Newar's Mutter war eine Sklavin.)

Um Newar's zu spotten, machte er auf Hadra folgendes Gedicht:

„Die reizende Nomadin, ruhend unter dem vom Zephir bewegten Zelte, gleicht der zarten Gazelle oder der Perle, nach der der Taucher sich sehnt; eine glänzende Welle, wenn sie vorwärts schreitet. Um vieles lieblicher ist ihr schlanker Wuchs in meinen Augen, als die grobe Fettigkeit jener Frau, die, wenn der Fächer die Luft um sie her zu erfrischen aufhört, im Schweiße schwimmt!"

Um sich zu rächen, rief Newar Dscherir herbei und bat ihn, Gedichte gegen Hadra zu machen. Dscherir diente ihrem Hasse, allein das Geschick diente ihr noch besser, indem Hadra bald starb. Farazdak hatte sie in ihrer Familie gelassen und erbat sich von Hadschadsch die Mittel zur Zahlung des Hochzeitsgeschenks. Dieser machte ihm Vorwürfe, daß er für eine Christin hundert Kameele geboten habe. „Was sind hundert Kameele", entgegnete Farazdak, „für einen so freigebigen Mann, als Du bist?" Nach einigen Schwierigkeiten erhielt er die nöthige Summe und machte sich auf den Weg zu seiner jungen Frau. Unterwegs erblickte er einen erschlagenen Wieder, und sogleich ahnte er Hadra's Tod. Ihre Aeltern kamen ihm entgegen, meldeten ihm, daß seine Frau nicht mehr lebe, und boten ihm die Hälfte von deren Nachlasse an; allein er schlug sie aus und gab ihnen das ganze Geld, das Hadra hatte als Morgengabe erhalten sollen.

Allein Hadra's Tod stiftete keinen Frieden zwischen Farazdak und Newar, und Letztere trennte sich von ihm. Der Dichter heirathete nun eine gewisse Hejme aus dem Hause Jerabie; aber deren Mutter Hamidha haßte ihn und erregte solche Uneinigkeit zwischen ihm und der Frau, daß er ihr den Scheidebrief gab. „Hamidha", sang Farazdak, „ist zwischen ihrer Tochter und mir gleich dem Dorn zwischen Fuß und Sohle. Möge meine verstoßene Frau zu den Ihrigen gehen, kein Freier des Bedauerns wird ihr von mir nachfolgen." Zanken und Bitten, Alles setzte Newar ins Werk, um Farazdak zu bewegen, auch den ihr sich scheiden zu lassen. Er willigte endlich ein; doch sollte sie in seinem Hause wohnen bleiben, sich nicht anderweitig verheirathen und ihm die Verwaltung ihres Vermögens lassen. Newar verstand sich zu Allem und forderte bloß, daß er die Scheidung in Gegenwart Hassan's el Basri aussprechen solle. Beide begaben sich nun zu diesem hin: Farazdak mit zwei Freunden, die seine Verse vorzulesen pflegten, Newar mit vielen Zeugen, die sich aber in einer anderen Stube versteckt hielten, um von Farazdak nicht bemerkt zu werden. Auf Hassan's Frage, was sie von ihm wollten, erwiederte Farazdak: „Sey Zeuge, daß Newar drei Mal verstoßen ist!" d. h. unwiderruflich; denn nach dem Mahammedanischen Gesetze kann ein Mann, der seine Frau drei Mal verstoßen hat, sie nur dann wieder heirathen, wenn sie neuerdings eine Ehe eingegangen und diese durch Todesfall oder Scheidung wieder gelöst worden ist. Kaum war der Dichter von Hassan fort, als er seinen Schritt bereute und sich mit Adam verglich, der aus dem Paradiese vertrieben worden, und mit einem Wahnsinnigen, der sich selber die Augen ausgestochen. Er hatte mit Newar mehrere Töchter und 5 oder 6 Söhne gezeugt, unter denen Labta, Chabta und Sabta genannt werden.

Newar's Aufforderung an Dscherir und die schon früher bestandene Eifersucht zwischen diesem Dichter und Farazdak gaben einer Menge Satiren ihre Entstehung; ein Jeder fiel über die Person, die Angehörigen und Freunde des Gegners her. Angriff und Erwiederung sind immer von gleichem Versmaße und mit denselben Reimen; die Sammlung dieser Gedichte führt den Titel Ennakaïd (النقائض), d. h. die einander antwortenden Gedichte. Chaled den Keltbum, aus dem Stamme Kelb, hatte mehrere dieser Gedichte gesammelt, und Farazdak, der davon hörte, bat ihn um seinen Besuch. Chaled ging zu ihm, nicht ohne Furcht. Er sprach mit Farazdak von seinem Vater Galeb, und suchte durch andere Aeußerungen dem Dichter zu gefallen. Auf Farazdak's Verlangen rezitirte er mehrere Epigramme, die Dscherir gegen ihn gemacht hatte; als Jener aber ihn aufforderte, nun auch seine Erwiederungen zu deklamiren, mußte Chaled gestehen, daß er sie nicht wisse. „Wie", rief Farazdak, „Du hast die Verse, die mein Feind wider mich verfaßt hat, auswendig gelernt, und nicht auch zugleich die, welche ich ihm geantwortet habe? Bei Gott, ich will meine Satiren gegen die Benu Kelb richten, und mein Spott soll sie bedecken bis an der Welt Ende; oder Du schlägst Deine Wohnung bei mir auf, schreibst meine Repliken an Dscherir nieder, lernst sie und sagst sie mir vor." Chaled ließ sich dies gefallen, und wurde erst nach einem Monate entlassen, als er alle Antworten Farazdak's rezitiren konnte.

Ein junger Dichter aus dem Stamme der Benu Haram ließ es sich einfallen, Verse gegen Farazdak zu schreiben. Erschrecken über die Folgen, die dieser Leichtsinn haben konnte, ergriffen ihn seine Verwandten und brachten ihn zu Farazdak. „Dieser junge Mensch", sprachen sie, „steht zu Deiner Verfügung. Schneide ihm den Bart ab, schlage ihn, mache mit ihm, was Du willst, wir werden weder Groll noch Rache dieserhalb gegen Dich hegen." Der Dichter äußerte, er sey schon zufrieden, zu sehen, wie sehr man ihn fürchte. Aber bei einer anderen Gelegenheit wurde sein Stolz auffallend gekränkt. Der Schech eines Dorfes sagte zu ihm: „Abuferas, wenn Du gegen mich und die Meinigen Satiren schreibst, sterbe ich daran? — Nein. — Stickt meine Tochter Aischune davon? — Nein. — Nun, so lache ich Deiner." Farazdak gestand, daß diese Kühnheit ihn so außer Fassung gesetzt, daß er ganz verstummt sey. Indessen haben nur wenige Personen ihn so herauszufordern oder ihm geringschätzig zu begegnen gewagt, ohne daß ihre Keckheit ihnen übel bekommen wäre. Eines Morgens unterhielt er sich in einer Moschee zu Medina mit seinem Freunde Ibrahim und dem Dichter Kethir von Literatur, und sie rezitirten Verse, als ein Jüngling an sie herantrat und, ohne zu grüßen, hastig fragte: „Wer von Euch ist Farazdak?" Ibrahim, in der Voraussetzung, daß dieser Jüngling zu den Koraischiten gehöre, mochte aus dieser Rücksicht

die Unhöflichkeit nicht zu sehr rügen und sagte bloß: „Wie kannst Du mit so weniger Achtung den berühmtesten Araber, den ersten ihrer Dichter, behandeln?" Jener erwiederte, daß er Farazdak keineswegs für solchen anerkenne; er selber, fügte er hinzu, sey ein Ansarier, der Sohn Abubekr's ebn Muhammed aus dem Hause Nedschar. „Ein Dichter unseres Stammes", fuhr er fort, „Hassan ben Thabet, hat Gedichte geschrieben, die ich Dir versagen will. Ein Jahr gebe ich Dir Zeit, Ähnliche zu machen. Gelingt es Dir, so erkenne ich Dich für den größten Dichter an, wo nicht, so bist Du ein Gauner und ein Plagiarius." Nachdem er hierauf eine Ode von Hassan vorgelesen hatte, ging er fort. Auch Farazdak ging voller Verdruß hinaus. Aber den folgenden Morgen erschien er fein gekleidet bei seinen Freunden in der Moschee und sagte: „Möge Gott den Ansarier verwirren! Nie habe ich schönere Poesie gehört, und umsonst quälte ich meine Phantasie gestern den ganzen Tag; aber heute früh bestieg ich mein Kameel und begab mich auf den Berg Nejan. Dort rief ich mit lauter Stimme meinen Genius, der mich zu begeistern pflegt, herbei. Bald erhitzte sich meine dichterische Ader, meine Brust glich dem Gefäße, in welchem Wasser siedet, und ich verließ den Ort nicht eher, als bis ich ein Stück von 113 Versen verfaßt hatte." In diesem Augenblick trat der junge Ansarier herein und machte einige spöttische Aeußerungen; aber Farazdak hieß ihn, sich zu setzen und zu hören. Er deklamirte nun sein neues poetisches Erzeugniß, worin er Hadra, die er so eben geheirathet, besang. Als er geendigt hatte, stand der Ansarier verwirrt auf und ging stumm ab. Bald erschien dessen Vater Abubekr, von mehreren angesehenen Ansariern begleitet, und sagte: „Abuferas, Du weißt, wer wir sind; Du kennst die Achtung, welche der Prophet vor uns hatte, und die Rücksichten, die er den Moslems gegen uns empfahl. Ein leichtfertiger Jüngling aus unserer Familie hat Dich herauszufordern gewagt. Wir beschwören Dich im Namen Gottes, in Betracht der Vorschrift des Propheten, dem jungen Menschen und uns zu vergeben und uns nicht zum Gegenstande Deiner Satire zu machen." Ibrahim und Kethir vereinigten ihre Bitten mit denen des alten Mannes, und Farazdak's Verzeihung wurde als eine Wohlthat mit Erkenntlichkeit entgegengenommen.

Uebrigens war der Vorwurf des Plagiats, den ihm der junge Ansarier machte, nicht ganz ungegründet. Selbst in dem Gedichte, wodurch er seinen Gegner zum Beifall zwang, befand sich ein Vers, der dem Dichter Dschemil gehörte. Farazdak bemächtigte sich ungescheut der ihm zusagenden Verse oder Gedanken, die er in den Arbeiten minder berühmter Poeten antraf, und pflegte in dieser Beziehung zu äußern, daß dies der beste Diebstahl sey, da man dem Diebe die Hand nicht abhaue. Eines Tages hörte er Ebn Mejade folgende Verse sprechen:

„Wären alle Menschen zusammen, und ich erschiene vor ihnen mit meinem Vater und meinem Großvater Zalem, so würden Alle ehrfurchtsvoll sich neigen und ihre Stirn zu unseren Füßen hinwerfen."

„„Diese Verse"", rief Farazdak, „„überläßt Du mir, oder ich verfolge mit meinen Satiren Deine Mutter bis in das Grab.""" „Nimm sie", entgegnete der arme Dichter, „mögen sie Dir nicht bekommen!" Farazdak eignete sich dieselben wirklich zu, und änderte bloß Zalem in Darem um, wie sein Vorvater hieß.

Allgemein lebten die Arabischen Dichter von der Freigebigkeit der Großen, und es war keine Schande, Geschenke zu verlangen, als vielmehr eine, das Lob nicht zu bezahlen. Für eine solche Weigerung würde Farazdak sich durch Spottverse gerächt haben, denen man sich nicht aussetzen mochte, und so erhob er von denen einen Tribut, die er lobte. Er kam einst nach Medina, als dort theure Zeit war. Die Einwohner, welche dieser Besuch beunruhigte, ließen dem Gouverneur Omar ben Abdelaziz vorstellen, daß keiner von ihnen einen Poeten füttern könne, da der Mangel sie zu Grunde gerichtet hätte. Omar möge dem Farazdak eine Summe anbieten und ihm zugleich untersagen, irgend einen Bewohner von Medina zu tadeln oder zu loben; Omar ließ Farazdak dieses Verbot zugleich mit einem Geschenk von 4000 Drachmen zukommen. Bald darauf ging Farazdak vor dem Hause Abdalla's ben Amru vorbei, wo dieser Herr in Seide gekleidet vor der Thüre saß; er blieb stehen und sprach Verse zum Lobe Abdalla's und seiner Aeltern aus, die jenen so bezauberten, daß er Mantel, Turban und Weste auszog und sie nebst zehn tausend Drachmen dem Dichter überreichte. Als Omar dies erfuhr, trieb er Farazdak aus Medina. Einer anderen Erzählung zufolge, oder vielleicht zu einer anderen Zeit, jagte Omar ihn aus Medina, weil er einer ehrbaren Frau, bei der er logirte, unangemessene Anträge gemacht hatte.

Farazdak, den Dscherir gewöhnlich „el Fasik" den Sittenlosen nannte, war ein Cyniker, dem es ein Spiel erschien, die Ehre der tugendhaftesten Frauen anzugreifen, so daß er neben seinem Rufe eines großen Dichters auch den Namen hatte, ein unsittlicher, boshafter Mensch zu seyn. Einer der Gefährten Muhammeds, der greise Abu Horeira, sagte einsmals zu ihm: „Dein Körper ist zu fein gebauet, um das Feuer der Hölle auszuhalten, eile, Dich zu bessern, die Reue des Menschen ist Gott angenehm"; allein Farazdak blieb unverbesserlich. Bei dem Leichenbegängnisse seiner ehemaligen Frau Newar fragte ihn Hassan el Basri, was er für einen Tag, wie dieser, vorbereitet habe? Farazdak antwortete: „Das Zeugniß, das ich seit 60 Jahren für die Einheit Gottes ablege." Dieser Hassan war ein sehr frommer Mann, der sich wenig aus der Dichtkunst machte, und nur folgenden Vers im Munde geführt haben soll:

Der Tod ist eine Pforte, durch welche alle müssen;
Wer lehrt mich, wohin mich diese Pforte führt?

Er pflegte Farazdak zu sagen, daß der Teufel aus seinem Munde rede.

Gegen Ende der Regierung Abdelmelik's machte Farazdak, bereits nahe an 70 Jahre alt, die Wallfahrt nach Mecca, und zeigte bei diesem Anlasse deutlich seine Ergebenheit für Ali's Familie. Ebn Challikan meint, daß dieser Zug alle Fehler seines Lebens auslösche und ihm das Paradies erwerben müsse. Hescham, des Chalifen Sohn, hatte sich in demselben Jahre nach Mecca begeben. Er verrichtete die gewöhnlichen Umzüge um die Kaaba und suchte dem schwarzen Steine nahe zu kommen; allein von der Menge der Pilger daran verhindert, setzte er sich auf eine zubereitete Erhöhung nieder, das lebendige Schauspiel, das sich seinem Blicke darbot, betrachtend. Neben ihm saßen mehrere der vornehmsten Personen aus Damascus, die ihn auf der Reise begleitet hatten. Der Imam Zein el Abedin, Sohn Hossein's, des Sohnes von Ali, kam in diesem Augenblicke, um sich der religiösen Vorschriften zu entledigen. Es war ein Mann von prächtigem Wuchse und einnehmendem Wesen. Nachdem er die sieben Umzüge vollendet, ging er auf den schwarzen Stein zu, um ihn zu berühren und zu küssen. Jedermann ging aus dem Wege, um ihm Platz zu machen. Ein Syrer aus Heschams Gefolgte fragte, wer der Mann sey, dem man solche Achtung bezeuge. „Ich weiß es nicht", sagte Hescham, aus Besorgniß, daß diese Verehrung eines Mitgliedes der Familie, die eine Nebenbuhlerin der Ommiaden war, sich dem Syrern mittheilen möchte. „Aber ich", rief Farazdak, der daneben stand, „weiß es." Und sofort improvisirte er ein Lobgedicht, in dem es heißt:

„Der ist es, dessen Schritte das Thal Batha kennt, den dieser Tempel kennt und alle diese heiligen und profanen Orte; es ist der Sohn des trefflichsten Dieners der Gottheit. Ihn sehen die von Koraisch und sprechen: Da geht das Muster der Tugend. Der schwarze Stein im Winkel des heiligen Gebäudes scheint, wenn er ihn berührt, die Hand festhalten zu wollen, die er so gut kennt. Er senkt die Augen aus Bescheidenheit, aber vor ihm senken sie die Augen aus Ehrfurcht. Wenn Du es nicht weißt, er ist Fatimens Sohn, und sein Großvater war der letzte Prophet, und sein Erbe sind Adel und Ruhm. Wie Du auch von ihm sprichst, ihm schadet's nicht; was Du nicht wissen willst, weiß Arabien und Persien. Die Familie lieben, wer er angehört, ist eine fromme Handlung; gottlos ist's, sie zu hassen. Wer Gott kennt, kennt auch die hohe Stufe dieses Mannes, dessen Haus den Völkern den Glauben gegeben hat."

Diese Verse, 32 an der Zahl, erregten Heschams Zorn, er ließ den Dichter verhaften. Zein el Abedin sandte ihm zwölf tausend Drachmen, die er ausschlug, weil er das Lob nicht des Geschenkes halber, sondern um Gott wohlgefällig zu seyn, ausgesprochen habe. Aber der Geber erinnnerte, daß er zu einer Familie gehöre, die nie wiedernähme, was sie gegeben. Nun nahm Farazdak das Geld an. Im Gefängniß verfertigte er Epigramme gegen Hescham, der ihn freiließ, um ihn nicht noch mehr zu erbittern. Daulet schah's Geschichte der Dichter zufolge, war es nicht Hescham, sondern dessen Vater Abdelmelik selbst, der auf der Pilgerfahrt in Mekka war, und welchem Farazdak jenes Gedicht vorsagte. Auch sey er bis Walids Chalifat in Haft geblieben.

Farazdak, der bis an das Ende seines Lebens die Schärfe seines Geistes behielt, zog sich noch im Greisenalter die Feindschaft Kaled's ben Abdalla, des Statthalters von Irak, zu. Dieser hatte in Waset einen Kanal graben lassen und denselben el Mubarek (den Gesegneten) genannt. Farazdak machte ein Epigramm auf ihn, in dem er jenen Kanal den Unglücksfluß nannte, und als selbiges dem Kaled, der sich in Kufa befand, zu Ohren kam, schrieb er dem Polizei-Offizier Malek in Bassora, Farazdak zu greifen und ihm zu schicken. Kurze Zeit zuvor hatte Kaled, der sehr rachsüchtig war, einen angesehenen Mann, Namens Omar ben Jezid, im Gefängnisse tödten und das Gerücht ausesprengen lassen, Omar habe sich das Leben genommen, indem er an einem vergifteten Ringe gesogen. Indeß blieb die Wahrheit dem Publikum nicht verborgen. Daher rief Farazdak, als ihn die Soldaten fortschleppten, den Leuten auf der Straße zu: „Ihr seyd Zeugen, daß ich keinen Ring habe." Glücklicherweise war bei seiner Ankunft in Kufa Kaled zur Wallfahrt nach Mecca abgegangen und hatte seinen Bruder Assad mit den Verwaltungs-Geschäften während seiner Abwesenheit beauftragt. Noch ein anderer glücklicher Zufall war es, daß Dscherir sich gerade in Kufa befand. Auf dessen Vorstellungen erhielt Farazdak die Freiheit, und als Assad sich verwunderte, daß er sich eines Menschen annehme, dem er so wenig hold sey, bemerkte Dscherir, daß dies für ihn nur um so demüthigender wäre.

Nicht lange nachher fand Farazdak sich bei einem mächtigen Manne, Namens Belal ben Abuberde, ein und las ihm ein Lobgedicht auf seine Familie vor. Nachdem Belal zugehört, sagte er: „Abuferas, Du bist todt." — „Wie", rief der alte Dichter erschrocken. — „Ja, Dein Genie ist gestorben. Welche Verschiedenheit zwischen diesen Versen und denen, die Du früher zu Ehren des Said, Abbas und Anderer gemacht hast!" — „Zeige mir", sprach der Dichter, „einen Adel und eine Tugend, die denen der Genannten gleich kommen, und Du sollst eben so tüchtige Verse haben." Diese Antwort versetzte den Belal in solche Wuth, daß er eine Weile seine Hände mußte in kaltem Wasser halten; er wollte Farazdak bestrafen, schonte aber seiner auf die Bemerkung der Freunde, daß der Greis doch nur noch wenige Zeit zu leben habe. Auch starb Farazdak noch in demselben Jahre. Auf einer Reise in der Wüste befiel ihn ein heftiges Seitenstechen. Man brachte ihn nach Bassora, und der Arzt verordnete ihm weißen Nasta. Als ihm aber sein Sohn Labta ein Glas voll davon reichte, rief er: „O Sohn, Du giebst Deinem Vater zu früh das Getränk der Verdammten!" Während seiner Krankheit machte er ein Testament, worin er den Sklaven die Freiheit gab und jedem eine kleine Summe Geldes hinterließ. Als er sein Ende nahen sah, versammelte er alle Mitglieder seines Hauses und sprach folgende Verse:

„Saget, wer vertritt meine Stelle, wenn euch das Wort gebricht? wer wird euch schützen, wenn eure Hände des Grabes Staub über mich ausgebreitet haben?"

„Gott", sagte ein Sklave. Farazdak vernichtete sogleich das Vermächtniß für diesen Sklaven und befahl, ihn auf der Stelle zu verkaufen.

Sein Tod fällt in das Jahr 110 oder 116 der Hedschra (Anno 727 — 732), er erreichte ein Alter von 95 bis 100 Jahren und ward in Bassora begraben. Nach dem Bericht des Abulfaradsch Esfahani, des Verfassers vom Kitab el Aghani, war die Meinung der besten

Kunstrichter, daß Farazdak die Geheimnisse der Kunst, die Feinheiten und den Reichthum der Arabischen Sprache in einem höheren Grade kannte, als irgend ein Dichter seiner Zeit. Daher sagte der berühmte Grammatiker Junis ben Habib: „Ohne Farazdak's Verse würde der dritte Theil der Arabischen Sprache untergegangen seyn."

Spanien.

Zur Charakteristik der heutigen Spanier.

Der Zustand der Sitten in Spanien gehört zu denjenigen Dingen, welche die Neugier der Reisenden am lebhaftesten in Anspruch nehmen. Mehr als Ein Reisebeschreiber gefällt sich in einer gewissen Anschwärzung der Spanischen Frauen, besonders der Andalusierinnen, und doch ist nichts ungerechter, als solche Beschuldigungen. Der charakteristische Zug des National-Charakters der Spanier ist und war von jeher gewissenhafte Treue, und nur sehr wenige Frauen übertreten ihre Pflicht, wenn sie anders gut behandelt und nicht dem Laster gleichsam in die Arme geworfen werden. In keinem anderen Lande findet man häufigere Beispiele ehelichen und häuslichen Glückes, selbst in Fällen, wo große Verschiedenheit des Alters oder sonstige Gründe ein entgegengesetztes Resultat erwarten ließen. Die jungen Mädchen werden in den besten Familien zu guten Hausfrauen erzogen und besitzen die Talente ihres Geschlechts in ganz vorzüglichem Grade. In den Provinzen folgen sie ihren Müttern von zarter Kindheit an nach den Kaufläden; sie sind wahre Miniaturbildchen der ehrwürdigen Matrone, die ihnen vorangeht. Sobald sie die rechte Fähigkeit erlangt haben, vertraut man ihnen die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten. Sie werden zu Hause erzogen und nicht in Klöstern, gegen die man starke Vorurtheile hegt. Kaum zwei religiöse Institute sind der Erziehung gewidmet, und diese wenigen flößen so geringes Vertrauen ein, daß es selbst in gegenwärtiger bedrohlicher Zeit nur wenigen Aeltern eingefallen ist, ihre Töchter daselbst unterzubringen. Die jüngeren Schwestern werden von den älteren unterrichtet, und hat ein Spanisches Mädchen eine ganze Nacht getanzt, so ist sie den ganzen folgenden Tag unermüdet mit häuslichen Verrichtungen, mit Handarbeiten oder dergleichen beschäftigt. Ihr ganzes Hauswesen zeugt von bewundernswürdiger Ordnung und großer Klugheit. In mancher Hinsicht giebt es keinen schneidenderen Kontrast, als den zwischen einer Spanierin und einer Italiänerin. In Toskana, einem der kultivirtesten Länder Italiens, hat ein sehr patriotischer Verein von Frauen sich gebildet, dessen Zweck ist, junge Damen das Haus verwalten zu lehren, um ihren sittlichen und gesellschaftlichen Zustand zu veredeln. In Spanien würde ein solches Etablissement etwas sehr überflüssiges seyn. Fast jedes Haus, besonders in den südlichen Provinzen, enthält eine oder die andere Bewohnerin, welche fähig wäre, jeden Rathsbedürftigen zu unterweisen und zu lenken. Während ich das mittägliche Frankreich bereiste, hatte ich einmal in einer großen Stadt, und zwar im Gasthof, eine Nadel nöthig, allein es mußten erst Nadeln gekauft werden, weil keine von den Frauen des Hauses im Besitz einer Nadel war. In Spanien wäre solch' ein Fall undenkbar. Oft sieht man Damen vom höchsten Rang in der schlichtesten Hauskleidung unter ihren Dienerinnen sitzen und mit der Nadel arbeiten, wie im Homerischen Alterthum.

Was man von den ritterlichen Gesinnungen der Spanier gegen das schöne Geschlecht erzählt, ist vollkommen wahr. Die Ueberreste jener alten Sitten, welche die Mauren und die Spanier gleichmäßig auszeichneten, sind mit den bestehenden Gebräuchen stark vermischt. In keinem Lande des übrigen Europa findet man eine Galanterie, der ähnlich, welche die majos *) in Andalusien bei Gelegenheit der Festas oder Bankette ihren novias (Bräuten) beweisen.

In den höheren Ständen findet man Damen, deren Art zu seyn ganz an die Edelfrauen der Ritterzeit erinnert. Noch kürzlich erlebte ich ein Beispiel von der Autorität dieser Damen in einem sehr kritischen Falle. Ein Mann wurde wegen eines politischen Vergehens zum Tode verurtheilt. Seine Frau bat um Audienz bei dem Könige, die ihr bewilligt wurde, und in dieser Audienz vertheidigte sie ihren Mann so wirksam, daß er nicht bloß Gnade, sondern noch obendrein ein öffentliches Amt erhielt. Aehnliche mit Erfolg gekrönte Verwendungen edler Frauen für ihre Männer waren schon häufig vorgekommen.

Bei allen Ständen behandelt man Diener und Untergebene mit vieler Güte und Menschlichkeit. Nur selten mißbrauchen die Dienstboten ihre Freiheit, und im Allgemeinen bewähren sie sich sehr treu. Die Kriminal-Gesetze gegen dienende Personen, die einen Diebstahl verüben, sind so streng, daß ihre Herrschaft sie im Betretungsfalle nur selten gerichtlich verfolgt, und ich habe sagen hören, das Gesetz müsse gemildert werden, wenn es Anwendung finden solle. Der Diebstahl ist in Spanien überhaupt eine Seltenheit, und während meines langen Aufenthaltes auf der Halbinsel habe ich nie von meinen Sachen etwas vermißt.

Die Spanier pflegen ihre Kranken mit großer Sorgfalt, und keine Frau auf Erden übertrifft in diesem Theil ihres häuslichen Berufes an liebevollem Eifer und zarter Behandlung der Leidenden die wackere Spanierin. Eines Tages besuchte ich eine reiche und vornehme Familie, die stets im Besitze der ersten Staats-Aemter gewesen war. Die Frau vom Hause empfing mich im Negligée und entschuldigte sich wegen der Abwesenheit ihrer Tochter, indem sie mir sagte, ein alter Diener, der die ganze Familie erzogen habe, befände sich unwohl, und ihre Tochter sey eben damit beschäftigt, ihm Blutegel zu setzen. Bald darauf erschien auch die Tochter, ein sehr reizendes und liebenswürdiges Mädchen, im schlichten Hauskleide. Sie berichtete ihrer Mutter mit leiser Stimme, die Blutegel hätten gesogen, und nahm dann, wie gewöhnlich, Theil an der Unterhaltung.

Unter den niederen und mittleren Ständen ist die Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden ungemein groß. Sie übertrifft die gerühmte Heimatsliebe der Schweizer noch um Vieles. Diese Leidenschaft ist schuld, daß die Spanier weder reisen noch auswandern, wenn die Nothwendigkeit sie nicht dazu treibt. Es verleidet ihnen den Soldatenstand und veranlaßt viele Desertionen. Sagt man einem Spanier von niederem Stande, man wolle nach der Provinz, wo er zu Hause ist, oder man komme von dort, so bringt dies eine außerordentliche Wirkung hervor, und nicht selten rief man in Familien, die ich besuchte, die Dienstleute herbei, um ihnen zu sagen, der fremde Herr kenne ihren Geburtsort, was denn immer große Freude machte. Man kann sich bei Menschen von dieser Art mit nichts mehr in Gunst setzen, als wenn man ihr Geburtsland rühmt oder einiges Interesse dafür zeigt. Dieses edle Gefühl läßt sich sogar auch bei Personen von höherem Range oft wahrnehmen, und mehrmals hörte ich gebildete Spanier mit freudiger Stolze sagen: soy hijo de .... (ich bin ein Sohn dieser oder jener Gegend). In den höchsten Ständen sind dergleichen Gefühle, wie abwärts, minder lebhaft, oder man legt ihnen größeren Zwang an.

(Cook's Sketches in Spain.)

*) Ein majo ist ein ritterlich-galanter junger Mann, der seiner Herzens-Dame zwar auch in der Kleidung zu gefallen strebt, aber durchaus nicht mit unserem Stutzer oder petit-maître verwechselt werden darf, welchem letzteren Begriff die Spanischen Worte lindo und pisaverde entsprechen.

Mannigfaltiges.

— Orforder Studenten. Eine wahre Pest der Orforder Akademie ist die Völlerei der Studenten. Eure Vorfahren mögen mehr getrunken haben, wie man gewöhnlich annimmt, aber das darf ich behaupten, daß sie nicht mehr gegessen haben, als ihre Nachkommen. In der That, denkt man im Allgemeinen an die Besucher der Akademie, so ist es nicht zu viel, zu sagen, daß sie ein Drittheil ihrer Zeit auf die verschiedenen Mahlzeiten verwenden, ein anderes Drittheil auf die nöthige Bewegung, um das Gegessene verdauen zu können, und endlich das letzte Drittheil verschlafen sie. Das erste Frühstück, das in der Mannigfaltigkeit und Menge der Speisen der Morgen-Mahlzeit der gefräßigen Yankie gleich kommt, schließt mit einem übermäßigen Luncheon (zweites Frühstück). Ein Ritt ins Freie ist hierauf absolut nothwendig, um die gelehrte Jugend fähig zu machen, dem Mittagetisch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Unmittelbar nach demselben folgt eine Wein-Partie, sodann kommt Kaffee und endlich, was nicht etwa von geringer Bedeutung ist, das Abendbrod, oder auf jeden Fall ein kräftiges Gelag, ehe jeder Student (studens a non studendo) sich für den dürftigen Ueberrest der Nacht nach seinem Stübchen zurückziehen kann. Wollten wir eine genaue Beschreibung der Belustigungen dieser jungen Leute liefern, so würde sie kaum auf dem Kontinent Glauben finden, und was Eure Englischen Väter anbetrifft, so haben diese nicht nöthig, sich näher darüber zu unterrichten. Die Items in den unquittirten Rechnungen ihrer Söhne lassen sie gern im Dunkeln. Eure Lords sind in der That ganz seltsame Geschöpfe. Aus thörichter Vorliebe für die alte Ordnung der Dinge lassen sie die junge Aristokratie Englands in mehr als sybaritische Weichlichkeit versinken, zu einer Zeit, wo nur von denen, die irgend in das Staats-Leben eingreifen wollen, mehr als gewöhnliche Kraft verlangt. Nicht aber bloß in intellektueller Hinsicht bleiben diese jungen Leute zurück, sondern in gleicher Weise werden sie moralisch verdorben. Läge Euer vortrefflicher Landsmann Abernethy nicht schon im Grabe, ich hätte vorgeschlagen, ihn zum inspicirenden Physikus der Orforder Universität zu machen. Graduirte und Nichtgraduirte sollten in gleicher Weise unter seine Aufsicht kommen, und hätte er die ganze akademische Bande, von dem glatten Dekan, mit seinem stattlichen Schmerbauche, bis zu dem schlanken achtzehnjährigen Fuchs gesehen, ich zweifle nicht, daß der gelehrte Mann mit seiner charakteristischen Kürze Folgendes notirt hätte: „Völlerei — nichts als Völlerei." (Aus dem Briefe eines Ausländers an einen Englischen Lord.)

— Die Universität zu Cambridge in den Vereinigten Staaten. Diese älteste und bedeutendste Universität der ganzen Union wurde 1636 gestiftet. Sie besitzt ein Kapital von ungefähr 300,000 Dollars (etwa 700,000 Thaler), und ihre jährlichen Ausgaben belaufen sich auf 40,000 Dollars (60,000 Thaler), mit Ausschluß der juristischen und theologischen Fakultät. Ihre Bibliothek ist die größte in ganz Amerika; sie begreift 40,000 Bände. Im Jahre 1833 befanden sich daselbst 212 nicht graduirte Studenten, worunter 31 Theologen, 50 Juristen und 82 Mediziner. Die Bedürfnisse eines Studirenden werden auf 300 Thaler jährlich berechnet. (American Almanack.)

— Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Folgende, dem Amerikanischen Almanach für das Jahr 1834 entlehnte Uebersicht zeigt uns die erstaunliche Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten seit 1790.

1790	3,929,827
1800	5,305,925
1810	7,239,814
1820	9,638,131
1830	12,866,020

Der Anwachs betrüge also in jedem Jahr ungefähr Drei vom Hundert, was in beiläufig 23½ Jahren das Doppelte giebt. Nach dieser Schätzung dürfte die Bevölkerung ums Jahr 1840 leicht 17 Millionen übersteigen. Im Jahre 1833 zählte man 2,009,000 Sklaven. Nur wenige unter den Freistaaten enthalten bloß freie Menschen; aber keiner derselben kann einem Sklaven als Zufluchtsort dienen, oder ihm zu seiner Freiheit verhelfen. Der volkreichste Staat, New-York, zählte (im Jahr 1830) 1,918,608 Einwohner; der kleinste, Delaware, nur 76,748.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Montag den 25. August 1834.

Frankreich.

Der Raub der Französischen Kron-Diamanten im Jahre 1792.

Bekanntlich fiel der so oft besprochene Raub der Diamanten der alten Französischen Krone kurze Zeit nach dem 10. August vor, an welchem Tage die Königswürde aufgehoben wurde. Zweifelsohne hängt der Vorfall mit den Begebenheiten jener Zeit-Epoche zusammen, und die öffentliche Meinung muthete den Diebstahl Personen zu, welche in der Revolution selbst eine Rolle spielten, obschon man glauben sollte, gerade diese hätten am sichersten gegen allen Verdacht seyn müssen. (Man beschuldigte namentlich den Archivar Camus, ein ehemaliges Mitglied der National-Versammlung.) Die Revue rétrospective giebt über den Raub sowohl, als die Wiedererlangung der Diamanten einige neue interessante Mittheilungen, die das genannte Blatt dem Herrn Sergent-Marceau verdankt, welcher während der Jahre 1791 und 1792 Administrateur der Polizei und der National-Garde war. Voran steht folgender Brief des Genannten an den Redacteur der Revue:

„Nizza, den 5. Juni 1834.

„Mein Herr, seit einiger Zeit trug ich in meiner Brieftasche das Manuskript bei mir, das ich Ihnen hiermit übersende. Sie werden ohne Zweifel mit mir darüber einverstanden seyn, daß der von mir in Anregung gebrachte Gegenstand für die Nation von Interesse seyn muß, die den „Regenten" *), besitzt, welcher doch etwas mehr werth ist, als die bleierne Medaille vom Hute Ludwigs XI. Ich übergebe ihnen diesen Artikel, den ich als vormaliger Administrateur der Pariser Polizei gewissermaßen offiziell nennen darf, als einen durchaus wahrhaftigen Bericht. — Da viel von meinen Papieren und Notizen verloren gegangen ist, so kann ich mir weder den Namen der Negerin, noch die ihres Advokaten und des Banquiers in das Gedächtniß zurückrufen. Indessen hat dies zur Hauptsache nichts. Ich bin u. s. w.

Ihr Landsmann Sergent-Marceau."

Wie so manche Begebenheit — heißt es in dem Berichte —, ist auch diese Raubgeschichte vielfältig entstellt. Niemand konnte ohne seine Mitwissenschaft nur einigermaßen im Klaren darüber seyn, weil Niemand wußte, wie ich hinter das Geheimniß gekommen bin. Schon wegen des Werthes der entwendeten Gegenstände kann es nicht unwichtig seyn, die irrthümlichen Behauptungen schlecht unterrichteter Schriftsteller hierüber aufzudecken und unsere Zeitgenossen wie die Nachwelt davon in Kenntniß zu setzen, wie dieser National-Schatz wiedergewonnen wurde, um seitdem den Degen dessen zu schmücken, der den militairischen Ruhm Frankreichs erhöhte, indem er freilich einem Ehrgeize fröhnte, der ihn selbst zu Grunde richtete, ohne uns seine Eroberungen zu sichern.

Die Entdeckung der entwendeten Preziosen streift an das Romanhafte; ohne die Niedermetzelung der Gefangenen am 2. September wäre sie unmöglich gewesen, und wunderbar genug ging sie aus einem Akte der Dankbarkeit hervor, die man mir bezeigte.

Es war noch im Jahre 1792, als ich einst, wie gewöhnlich, meine wöchentliche Besichtigung der Gefängnisse vornahm. Während der Gefangenwärter in der Conciergerie, Namens Richard, mich nach dem Kerker führte, in welchem man die zum Tode Verurtheilten eingesperrt hielt, ließ einer dieser Unglücklichen, der bereits den verhängnißvollen Augenblick erwartete, mich ersuchen, zu ihm zu kommen, indem er mir eine Bitte vorzutragen habe. Der Mensch sah kläglich aus; ein heftiges Fieber schüttelte seine Glieder. Das Anliegen, das er auf dem Herzen hatte, ging auf nichts weiter, als auf den Wunsch, ihm seinen Bart abnehmen zu lassen, der wegen seiner Länge ihm sehr beschwerlich war. Ich lasse den Unglücklichen selbst reden, denn ich werde nie diese Scene vergessen:

„Sehen Sie", sagte er, „welche garstige Gestalt aus mir geworden ist! Das Publikum wird, wenn ich auf dem Schaffot stehe, ausrufen: Der sieht recht wie ein Verbrecher aus! Ach, und doch bin ich kein Verbrecher, denn mein Gewissen spricht mich frei. Niemals habe ich gegen irgend wen unrecht gehandelt. Bloß gegen das allgemeine Wohl war mein Vergehen gerichtet, da ich mich mit einigen Verfertigern falscher Assignaten einließ. Ach, ach! man wird mir in meinem letzten Augenblicke das Mitleid versagen; man wird mich nicht beklagen, weil ich mit diesem Gesicht den Leuten einen widerwärtigen Anblick gewähre. Ich sehe ja einem wilden Mörder ähnlich! Haben Sie die Gnade und lassen Sie mich rasiren, ich will mein Haar besser arrangiren. Ich war früher Damen-Friseur. Sie begreifen, daß ich kein elender Wicht bin!"

Obschon es gegen das gewöhnliche Reglement war, so ließ ich mich doch durch den gefühlvollen Ton seiner Rede und seine Leidensmiene rühren, die der Gedanke an den nahen Tod gebleicht hatte. Ich ließ ihm also den Bart abnehmen und alle mögliche Vorsicht dabei beobachten. Wäre ich länger Chef der Polizei geblieben, so hätte ich überhaupt das erwähnte Reglement aufgehoben. Auch hatte ich schon damals einen Mechaniker beauftragt, mir ein Modell zu einem Lehnstuhl zu verfertigen, dessen Bauart alle jene Zufälle unmöglich machte, gegen die man sich durch das Verbot, die verurtheilten Verbrecher dem Rasirmesser auszusetzen, sichern wollte.

Am anderen Morgen war ich begierig, den Gefangenen wieder zu sehen. Welch' ein Augenblick für ihn und für mich! Noch vom Fieber behaftet, war er unfähig, sich aufrecht zu erhalten und schleppte sich, als er mich erblickte, von seinem Strohlager zu meinen Füßen hin, um diese zu küssen. Er weinte, und indem er sich ein wenig erhob, umfaßte er mein Knie. Welche Salbung in seinen beredten Worten! Die Ausübung seiner Profession mochte den Mangel an Erziehung bei ihm ersetzt haben; er schien ungefähr dreißig Jahre alt zu seyn. Ich sah ihn seitdem im Gefängnisse nicht wieder. Es war zu Ende des August, als wir mit einander verkehrten; bald darauf erlebte Frankreich die schrecklichen Scenen, die in den Kerkern verfielen. Man hat mich auf Grund einer Broschüre, die aus Marat's Pressen hervorging, der Theilnahme an diesen Unthaten angeklagt, während ich sie doch beseufzte und das Glück hatte, so Manchen, der auch als Schlachtopfer fallen sollte, zu retten. Zu ihnen gehörte der Graf Lally-Tollendal, indem ich seiner Tochter erlaubt hatte, dem Vater im Kerker hülfreich zur Seite zu stehen. Einem Priester, der dem Henkerbeil entflohen war, hatte ich ein Asyl verschafft, dem Abbé d'Autichamp am ersten September durch einen falschen Paß und indem ich ihn dem Gerichtsdiener Osanne anvertraute, das Leben gerettet; — doch ich kehre zu den Diamanten zurück. Man hat mir ohnedies, nachdem die Zeit der Verwirrung vorbei war, hinlänglich Gerechtigkeit widerfahren lassen wegen meines Verhaltens in jenen September-Tagen.

Acht oder zehn Tage nach jenen Ereignissen trat eine Negerin, die von dem öffentlichen Tribunal der Jakobiner als Bürgerin anerkannt war, in mein Polizei-Büreau. „Was meinen Sie dazu", sagte die Schwarze, „wenn ich Ihnen zum Auffinden der Kron-Diamanten behülflich wäre? Ich kann es, wenn ich Ihnen einen Mann zuführe, der Ihnen das Geheimniß entdecken will. Ich wollte ihn zu der Untersuchungs-Behörde der gesetzgebenden Versammlung führen, aber nur Ihnen will er sich anvertrauen, weil er Ihnen, wie er sagt, eine große Gnade zu verdanken habe und aus Erkenntlichkeit es veranstalten wolle, daß das Vaterland Ihnen die Wiedererlangung der entwendeten Schätze zuschreibe." — „Führen Sie ihn nur schnell her!" war meine Entgegnung, obschon ich, aufrichtig zu gestehen, ohne die Redlichkeit der Negerin, die in den Frauen-Kluds für eine eifrige Patriotin bekannt war, in Zweifel zu ziehen, doch eine Intrigue vermuthete.

Eine Stunde darauf trat ein anständig gekleideter National-Gardist in einen der Säle des Maire, in welchem ich mich gerade allein befand. „Dies ist er, von dem ich Ihnen erzählte", sagte die Negerin, die ihm das Geleit gegeben hatte, und eilte davon. „Herr Administrateur", redete der Unbekannte mit leiser Stimme mich an, „ich kann Ihnen zur Wiedererlangung aller Diamanten der Krone behülflich seyn, aber zuvor bedarf es Ihrer Versicherung, daß Sie mich nicht ins Verderben stürzen." — „Wie? während Sie einen so wichtigen Dienst leisten wollen, können Sie Besorgniß für sich selber hegen? Verdienen Sie denn nicht vielmehr eine Belohnung?" — „Wird mein Leben mir geschenkt, so habe ich weiter nichts zu hoffen. Ohne Lebensgefahr kann ich meinen Namen nicht aussprechen." — „Reden Sie, ich verspreche alle Verschwiegenheit." — „Kennen Sie mich nicht wieder, mein Herr?" — „Ich glaube, Sie nie zuvor gesehen zu haben." — „Ach! mein Herr, geben Sie mir Ihr heiliges Wort, mich nicht ausliefern zu wollen." — „Wie seltsam! Theilen Sie mir, was Sie von dem Diebstahle wissen. Sollten Sie selbst Theilnehmer dabei gewesen seyn, so will ich das Meinige thun, Sie zu retten." — „Behüte Gott! meine Hand ist rein. Ich bin Lamiévette, mein Herr, der Damen-Friseur, dem Sie in der Conciergerie gütigst den Bart abnehmen ließen. Sie wissen, daß ich zum Tode verdammt bin; das Tribunal kann mich reklamiren. Das Volk hat mich aus dem Gefängnisse befreit, da ich den Volksrichtern (den Bürgern) sagte, ich sey gefangen gesetzt, weil ich falsche Assignaten, die ich in einem Handel eingenommen, wieder ausgegeben hätte. Auf der Liste der Gefangenen stand das Todesurtheil noch nicht am Rande meinem Namen beigefügt, und so hat man mir die Freiheit gegeben." — „Seyn Sie unbesorgt", beruhigte ich ihn, „nur eröffnen Sie mir, was Sie vom Diebstahl der Diamanten wissen."

*) So hieß bekanntlich der größte Diamant in der Französischen Krone.

Der Mann war in seinem neuen Kostüm so verändert, daß ich staunte, als er seinen Namen nannte. Er küßte mir die Hand und fuhr fort: „Während der Nacht, in welcher der Raub der Diamanten geschehen war, wurden zwei neue Gefährten in meinen Kerker geschleppt. Sie unterhielten sich in der Spitzbubensprache, die ich ebenfalls verstand. Ich that, als schlief ich, und so erfuhr ich denn, daß sämmtliche Diamanten in zwei Zapflöchern eines Balkens am Speicher eines Hauses, in der Straße † † † gelegen, versteckt seyen. Schicken Sie eilig dorthin, die Steine können noch nicht fort seyn. Aber ich bitte Sie, verschweigen Sie Jedermann meinen Namen." Er gab mir die näheren Details an und fügte hinzu, daß die Diebe, deren Namen er nicht wußte, in jenem Hause nicht mehr wohnten. Ich gab sofort zur Nachsuchung Befehl, und man fand Alles, wie er es angegeben hatte. Kein Hausbewohner wußte darum, keiner der Diebe wurde entdeckt.

Ich war mit Lamiévette übereingekommen, daß ich nur dem Maire (Pétion) seinen Namen entdeckte. Gleichwohl schien er, so lange er sich in Paris befand, für sich besorgt zu seyn. Ich ließ ihn zur Armee reisen, und der Kriegs-Minister placirte ihn auf meine Empfehlung in einem Linien-Regimente. Seitdem erfuhr ich nichts weiter von ihm.

Uebrigens braucht man nicht allzu sehr in Staunen zu gerathen, daß die Entdeckung eines Diebstahls von solcher Wichtigkeit gerade von einem Gefangenen gemacht wurde. In den Kerkern kennt man selbst Geheimnisse, deren Enthüllung den Polizei-Beamten gänzlich unmöglich bleibt. Die Weiber, welche erlaubter Weise ihren Männern, Geliebten und Vertrauten dort Besuche abstatten, hinterbringen den Gefangenen all' dergleichen auf das Genaueste. Zur Bestätigung dessen diene nur ein Fall, der sich unter meiner Verwaltung ereignete. Vatrin, der Schließer im Gefängnisse des Châtelet, wurde eines Tages bestohlen, als er aus der Schatzkammer kam, wo er eben 1000 oder 1200 Franken zur Verwendung für die Gefängnisse in Empfang genommen hatte. Man stahl ihm seine Brieftasche, während er, wie er behauptete, durch die Galerieen des Palais-Royal ging.

Betrübt über diesen empfindlichen Verlust, den er ersetzen mußte, kehrte Vatrin zu seinen Spitzbuben und Galgenvögeln zurück. Diese Menschen liebten ihn seiner Leutseligkeit wegen wie einen Vater, und da sie in ihn drangen, ihnen den Grund seiner Traurigkeit zu entdecken, so erzählte er sein Mißgeschick. Ich machte ihm gerade meinen Besuch, der freilich bei ihm, wo Alles in der besten Ordnung ging, wenig nöthig war, weil der brave Mann in der Erfüllung seiner Pflichten seine Ehre suchte. „Seyn Sie unbesorgt! Nur Geduld, man wird es Ihnen wiederschaffen!" sagte einer der Gefangenen zu ihm, ein Mensch, der mehrerer Mordthaten angeklagt war. „Es giebt in Paris keinen guten Gefangenen (gute Gefangene heißen in der Kunstsprache jener Leute alle die, welche den Kerker für ein Wirthshaus ansehen, aus dem sie als Stammgäste nicht lange fortbleiben), es giebt keinen, der, sobald er erfährt, daß Ihnen die Brieftasche gehört, sie nicht zurückgeben sollte. Was enthält sie?" — Vatrin gab den Werth der Papiere und des sonstigen Inhaltes an. — Drei Tage darauf begab ich mich wiederum in den Kerker, um das Resultat der angestellten Nachsuchungen zu erfahren. Wir gingen in den Hofraum, wo eine Anzahl von beinahe zweihundert Gefangenen während der Freistunde promenirte und sich erlustigte. Der Mensch, der dem Aufseher Hoffnung zur Wiedererlangung seines Geldes gemacht hatte, stand auf einer Steinbank und schrie uns zu: „Wie viel Schoppen Wein erhalte ich für diese Brieftasche in Maroquin?" Er hielt das Portefeuille hoch in die Luft. — „So viel Du willst", sagte Vatrin lachend. — „Untersuchen Sie erst, ob Alles da ist, Assignaten und Papiere." Es fehlte wirklich nichts. Im ganzen Hofe und aus den Fenstern der Gefängnisse erscholl ein lauter Beifallsruf. Ich gewährte Allen zur Belohnung für diesen und den nächsten Tag noch eine Freistunde mehr.

Ich habe schon erwähnt, daß die Septembrisade mittelbar zur Entdeckung des Geheimnisses in Betreff der Kron-Diamanten führte. Damit hing es nun so zusammen. Lamiévette, der darum wußte, sollte in den ersten Tagen des Septembers hingerichtet werden. Ganz beschäftigt mit dem Gedanken an sein schmachvolles Ende, fiel es ihm weiter nicht ein, eine für ihn unnütze Mittheilung zu machen, zu welcher sein Gewissen ihn eben nicht aufforderte. Mit ihm wäre das Geheimniß untergegangen. Vom Volke jedoch in Freiheit gesetzt und allmälig über sein Loos beruhigt, theilte er es der Frau mit, die er in seinem Kerker die Unglücklichen hatte trösten und erquicken sehen. Diese forderte ihn zur weiteren Veröffentlichung auf, und da erinnerte er sich freundschaftlich meiner, indem er mich Allen vorzog, damit man mir die Wiedererlangung des National-Schatzes verdanken sollte.

Man wird sich erinnern, daß Napoleon seinen konsularischen Degen mit den Diamanten der Krone, natürlich auch mit dem sogenannten Regenten, der mehrere Millionen an Werth betrug, schmücken ließ. Ein Gesetz bestimmte denen, die zur Wiedergewinnung dieser vergrabenen oder geraubten Schätze beigetragen hätten, eine entsprechende Belohnung, die jedenfalls das Glück des Empfängers gemacht hätte, wäre sie jemals ausbezahlt worden.

Im Jahre 1797 war ich aus der Schweiz nach Paris zurückgekehrt und ging wieder an meine Kupferstecher-Arbeit. Eines Tages trat die Negerin in Begleitung zweier mir unbekannter Herren in mein Zimmer. Man theilte mir den Wunsch dieser Frau mit, sich jene Belohnung zu verschaffen, da sie gehört habe, daß Lamiévette nicht mehr am Leben sey. Sie hatte bereits dem Konsul eine Schrift zu diesem Behufe überreicht, und es bedurfte nur noch eines Zeugnisses, daß sie die wirklich berechtigte Person sey. Der Maire Pétion war todt, und so war ich der einzige, der ihr ein solches ausstellen konnte, da schriftlich weder ihrer noch Lamiévette's in den Polizei-Akten gedacht war. Ich gab ihr in Gegenwart der beiden Herren, deren einer ihr Advokat war, das gewünschte Certifikat. Der andere gegenwärtige Zeuge, der sich für einen Banquier, auf dem Vendome-Platze wohnhaft, ausgab (sein Name ist mir entfallen), sagte zu mir, er sey durch Madame bevollmächtigt, mir für den Dienst, den ich ihr leistete, und für den theilweisen Anspruch, den auch ich auf die Prämie hätte, die Summe von 100,000 Franken anzubieten. Ich erwiederte ihm jedoch, daß ich keineswegs einen Anspruch auf die Vergünstigung, die das Gesetz verheiße, haben könne, da ich damals ein öffentliches Amt bekleidet hätte; dem Entdecker müsse Alles zukommen. Die Ausstellung des erbetenen Certifikats sey nichts als eine Schuldigkeit, die mein früheres Amt mir nachträglich noch auferlege; meine Pflichterfüllung hätte ich niemals verkauft. Da ich auf meiner abschlägigen Antwort beharrte, so äußerte der Advokat: „Nicht Jedermann besitzt so viel Delikatesse, als Sie, mein Herr. Der Herr Staatsrath, der mit der Berichterstattung der Petition der Frau beauftragt wurde, hat sich zuvor von ihr eine Anweisung von 200,000 Franken auf die Belohnung ausstellen lassen." Man nannte mir auch den Staatsrath. Bonaparte hielt sich übrigens nicht für verpflichtet, die Schuld der Republik vom 10. August, die er eben nicht liebte, abzutragen, und die Negerin hat die ausgesetzte Prämie nicht erhalten.

Sergent-Marceau,
ehemals Mitglied des Gemeinde-Rathes, Administrateur der Polizei und der National-Garde in den Jahren 1791 und 1792.

Bibliographie.

Coup-d'oeil sur l'état actuel des Etats-Unis d'Amérique. — Von L. B. de M***. 2½ Fr.

Considérations sur l'état politique et moral de la France. — Von F. Rieu. 5 Fr.

L'Italie et l'Europe. — Von J. C. Beltrami.

Du Serment politique et de la Souveraineté en France. — Von Grafen de Sèze. 3½ Fr.

Dictionnaire universel de matière médicale et de thérapeutique générale etc. — Von F. V. Mérat und Dr. Delens. Sechster und letzter Bd. 8 Fr.

Génération de l'homme etc. — Von Dr. V. Demangeon. 5 Fr.

Histoire de l'agriculture ancienne des Romains. — Von J. S. Rougier. 4 Fr.

Histoire naturelle des Oiseaux de Paradis. — Von R. P. Lesson.

England.

Des jüngeren Barrow's Reisen im Norden Europa's.

(Schluß.)

Von Petersburg wandte sich John Barrow nach Åbo, und von da nach Stockholm. Die erste Tour, welche eine Strecke von ungefähr 400 Meilen umfaßt, legte er in vier Tagen und drei Nächten zurück. Der leichte, mit drei Pferden bespannte Wagen rollte schnell auf den guten Straßen Finnlands dahin; das Postgeld war billig genug, doch ist der Reisende in jener Gegend genöthigt, die nothwendigen Lebensmittel selbst mit sich zu führen. Åbo, die alte Hauptstadt Finnlands, ist jetzt weniger wichtig, als Helsingfors, eine gut gebaute, für den Handels-Verkehr günstig gelegene Stadt. Was der Verf. von der Universität zu Åbo sagt, ist um so wichtiger, da man selten in Reisebeschreibungen eine Notiz darüber findet. Von Åbo schiffte Barrow über den Bothnischen Meerbusen nach der Schwedischen Hauptstadt, die von fern einen imposanten Anblick gewährt, bis man bei näherer Bekanntschaft doch nur wenig Gegenstände in Stockholm findet, welche die Aufmerksamkeit des Fremden besonders zu fesseln im Stande wären. Der Hafen, der eine zahlreiche Menge von Kauffahrtei-Schiffen, Galeeren und Kanonen-Böten aufnehmen kann, hat so tiefes Wasser, daß selbst Fahrzeuge voll ansehnlicher Ladung längs des Quais hinaufschiffen. Stockholm zählt gegen 80,000 Einwohner; nach der neuesten Zählung ergab sich für Schweden und Norwegen eine Bevölkerung von 3,802,900 Menschen. Der Monarch ist außerordentlich beliebt und wird überall, wo er erscheint, mit vielem Jubel begrüßt. — Was Barrow von dem Stockholmer adeligen Klub erzählt, ist eben nichts besonders Merkwürdiges.

„Ich hatte viel", sagt Barrow, „von dem Klub der Noblesse gehört, zu dem auch Fremde durch die Verwendung eines der Mitglieder Zutritt erhalten können, indem man sich für ein Paar Rthlr. ein Billet verschafft, das vorläufig auf einen Monat gültig ist. Wir verspürten des Abends ein Bedürfniß nach Lektüre, und waren besonders begierig, eine Englische Zeitung nach langer Unterbrechung wieder einmal lesen zu können. Somit war unser Wunsch, die obgedachte Societät zu besuchen, eben so gerecht wie natürlich. Dieser Klub wird von der gesammten Noblesse und den gebildeten Ständen Stockholms besucht, und schien in jeder Hinsicht mit den vornehmsten Klub-Häusern in London sich messen zu können. Wir betraten eine Reihe eleganter und im modernsten Geschmacke möblirter Zimmer. Der Lese-Saal war mit Zeitschriften und Journalen aller Art reichlich versehen. In diesen Raume herrschte fortwährend ein tiefes Stillschweigen; fast war es allgemein beobachtete Sorgfalt, sich gegenseitig nicht stören zu wollen, ängstlich und drückend zu nennen."

Nach einer Beschreibung des Trelhätta-Falles erzählt John Barrow seine Reise nach Helsingborg, das ungefähr 300 (Engl.) Meilen von Stockholm entfernt liegt, und von wo er nach Helsingör überschiffte. Es trefflich die Landstraßen in Schweden waren, so beklagenswerth fand unser Reisende die Wege in Dänemark, als er die 25 Meilen von Helsingör nach Kopenhagen zurücklegen mußte. Von Kopenhagen rühmt er die schönen Gebäude, die geräumigen Plätze und breiten Straßen, unter denen er die schnurgerade lange Amalien-Straße besonders hervorhebt. Die im Jahre 1807 abgebrannte Kirche Unserer lieben Frauen fand er eben im Bau vollendet. In der Dreifaltigkeits-Kirche zeigte man ihm Tycho de Brahe's großen Globus. Auf einem achteckigen

Platze, der die Amalien-Straße in zwei Hälften theilt, steht die bronzene Bildsäule Friedrich's V., welche die Häusch-Ostindische Handels-Compagnie errichten ließ. Ueber Travemünde und Hamburg kehrte unser Reisende nach London zurück und hatte in einem Zeitraum von 68 Tagen mehr als 4000 Meilen zur See und zu Lande zurückgelegt.

Barrow's zweite Exkursion beschränkte sich auf Norwegen, das er in den Monaten Juli und August des vergangenen Jahres bereiste. Auf einem Dampfboote fuhr er mit seinem früheren Reisegefährten nach Christiania, wo er den Storthing, der bekanntlich alle drei Jahre zusammentritt und gerade 1833 versammelt war, zu beobachten Gelegenheit hatte.*)

Der nächste Punkt für unseren Reisenden war Bergen, das 300 Meilen von Christiania entfernt liegt. In den Sommer-Monaten kommt den Reisenden der fast immerwährende Tag in Norwegen sehr zu Statten. Die Wege selbst sind beschwerlich, oft lebensgefährlich, ersetzen die wunderbare Schönheit der wilden Landschaften für alle Mühen reichlich belohnt. Die Mutter Natur scheint sich dort vorgesetzt zu haben, die Phantasie und alle Vorstellung bei weitem zu übersflügeln. Ueber die Seen stellt der Verf. folgende Betrachtungen an:

„Die außerordentliche Klarheit des Wassers in den Fiorden Norwegens führt jeder Reisebeschreiber an, ohne daß es irgend einem von ihnen gelungen wäre, dies Phänomen zu erklären, das sich in gleich starker Eigenthümlichkeit in keinem anderen Lande wiederholt. Ich selbst bin eben so ungewiß, ob das Wasser selbst etwas Leuchtendes an sich hat, oder ob es bei seiner Durchsichtigkeit nur den beublauen Himmel und die weißen Sandfelsen wiederspiegelt. Letzteres ist nicht wahrscheinlich genug, wenn man der Bemerkung Raum giebt, daß die Atmosphäre in Norwegen keineswegs immer so hell, und weiße Sandfelsen nicht allzu häufig vorhanden sind. Außerdem hat auch selbst die offene See um Norwegen dieselbe Durchsichtigkeit. Wie verschieden sind dagegen die Schweizer Seen, deren Wasser meistens schmutzig dunkel ist. Das Abbild der Berge im Spiegel der Fiorde ist oft so deutlich und erkennbar, als die Gegenstände selbst sich in der Luft zeigen. Aus einer kurzen Entfernung ist es nicht ganz leicht, die Linie, wo See und Luft am Ufterrande sich berühren, wahrzunehmen; so luftartig erscheint das Wasser. Sitzt man auf einem Boote, so gewährt der See mit dem verkehrten Spiegelbilde aller Gegenstände umher einen ganz eigenthümlichen zauberhaften Effekt. Wenn Alles kopfüber erscheint, die Häuser verdreht, die Bäume niederwärts wachsend, die Menschen auf den Köpfen, die Thiere auf dem Rücken wandelnd, und doch Alles so deutlich und faßlich vor Augen liegt, so glaubt man, in eine verkehrte verzauberte Welt zu blicken."

Eben so interessant ist Barrow's Schilderung seiner Reise nach Bergen über die Norwegischen Alpen. Man fühlt bei der Lektüre alle Gefahren, selbst den Schwindel vor der jähen Tiefe der Abgründe mit dem Erzähler, der uns lebendig und frisch das Erlebte vergegenwärtigt.

„Es ist der Phantasie schwer", sagt er, „sich Dinge zu erdichten, die so wunderbar wild und so ehrerbietig groß zu nennen wären, als die kastellartig gethürmten hohen Bergspitzen. Von Zeit und Wetter geschwärzt, stehen sie mit gespaltenen Häuptern wie riesige Gespenster da und steigen wie Wetterwolken aus der Tiefe der Thäler. Zwischen ihnen und uns dehnte sich ein weiter Schlund, durch den sich Gebirgswasser drängte. Schäumend stürmte es, als wäre es durch den Widerstand der Felsmassen zornig gemacht, durch die Riffe, sammelte sich hier und dort in Felsen-Bassins und stürzte dann tausendfach gebrochen oder in keilförmig gedrängten Massen jählings in den Abgrund. Die Anzahl der Wasserfälle war auf unserem Wege so groß, daß das Auge immerfort neue erschaute, wenn das Ohr noch vom Gebrülle der alten eben verlassenen erfüllt war. Besonders fesselte ein in zwei Kaskaden getheilter Wassersturz unsere Aufmerksamkeit. Eine hölzerne Brücke lief keck darüber hinweg, und gab uns die überraschende Versicherung, daß der menschliche Fuß sich auch dahin wagt, wo alle Schrecken der Natur beisammen sind. Wirft man in jenen Gegenden einen Blick um sich her, so glaubt man sich in einem Kessel von Felsen zu befinden, die oft senkrecht in die Höhe steigen und dem Auge den Ausgang und den Eingang entziehen. Oft bangen sie vornüber, und drohen, Alles, was dazwischen liegt, zu zermalmen. Wir hatten uns keineswegs von der gewöhnlichen, einzig fahrbaren Straße nach Bergen entfernt; hier allein war es zugänglich, und doch schien Alles so wüst und undurchdringlich. Wir glaubten, eine Beute der wilden Naturgeister zu werden; es war, als seyen die alten Dämonen, die dem Menschen sich immer feindlich erwiesen, uns nachgelaufen und stemmten sich uns hier entgegen mit ihren steinernen Gesichtern, um uns, abgeschieden von aller Menschenwelt und dem freundlichen Daseyn gemüthlicher wohlwollender Geschöpfe, durch ihren Anblick schon vernichten zu wollen. Selbst die Schweiz flößt nicht die Schauer ein, die uns in den Klüften der Norwegischen Gebirgs-Natur anwandeln. Immer höher wand sich der Weg, der kaum ein Weg zu seyn schien; endlich standen wir auf dem höchsten Punkte. Die Eisgipfel glänzten im Strahl der Sonne, die dunkelgrünen Tannenwälder wogten im Wehen des Sturmes, und wie wir den Blick erheben, lag eine weite ferne Ebene vor uns, in die wir hinabsteigen mußten. War das Aufsteigen schon lebensgefährlich gewesen, so häuften sich die Mühen noch mehr beim Hinabfahren. Die Pferde saßen meistens auf den Hinterschenkeln und schleiften sich langsam abwärts, um nicht in die Tiefe zu stürzen."

Wir theilen demnächst unseren Lesern einige Aeußerungen Barrow's über die Norwegischen Bauern mit, die er mit den Schwedischen vergleicht. „Ich fand", sagt er, „unter den Norwegischen Landleuten bei weitem mehr Reichthum und Lebensbequemlichkeit, als bei den Schwedischen Bauern. Ihr Roggenbrod ist im Allgemeinen besser, weil es leicht ist, wogegen das Schwedische wegen seiner Schwere, Säure und Teigigkeit mit einer gehärteten Kleister-Masse Aehnlichkeit hat. Auch schien der Kornbranntwein der Norweger (für sie eine wahre Lebens-Essenz) weit reiner als in Schweden. Frische Butter ist ein seltener Artikel bei dem Schwedischen Landvolk, während uns in Norwegen den ganzen Sommer hindurch keine andere vorgesetzt wurde; ich fand sie mit weniger Ausnahme immer vortrefflich. Das Norwegische Rindvieh ist schlank und beweglich, es ersteigt mit Leichtigkeit die hohen Bergrücken."

Bergen schildert unser Verfasser als eine kleine Stadt mit lauter hölzernen, aber niedlich gebauten, weiß angestrichenen Häusern. Von dort fuhr er, auf einem wenig besuchten Wege von 250 Meilen Länge, nach Drontheim, der früheren Hauptstadt Norwegens. Von den Landbewohnern sagt er wiederum an einer anderen Stelle: „In einem Lande, wo Strecken weit keine Stadt, selten ein Dorf von einem halben Dutzend Gebäuden, oder nur ein einzelnes Gehöft zu finden ist, drängt sich dem Einzelnen die Nothwendigkeit auf, sich selbst zu genügen und alle Künste, die das Leben erheischt, selbst zu handhaben. Die männlichen Mitglieder einer Norwegischen Familie sind ihre eigenen Schuster, Schneider, Wollweber, Hutmacher, Zimmerleute und Schmiede, während die weiblichen Hausgenossen, die auch ihre Garderobe selbst besorgen, alle sonstigen Wirthschafts-Artikel verfertigen. Dies giebt den Bewohnern des Landes jenes Gefühl der Unabhängigkeit, die man an ihnen wahrnimmt. Zugleich ist dadurch das Familienband fester als irgendwo, und der Einzelne verläßt selten in anderer Veranlassung, als wenn er sich verheirathet, die Gemeinschaft mit den Seinigen. Dann und wann sendet man auch wohl die jüngeren Glieder der Familie, besonders Mädchen, zu zwei oder drei, während des Sommers in die Berge, um das Vieh zu weiden und dort Butter und Käse für den Winter zu bereiten."

Schließlich entheben wir dem an interessanten Notizen reichhaltigen Buche noch die Stelle, wo der Verfasser von einer Norwegischen Bauerhochzeit spricht, welcher er beiwohnte: „Der Priester oder Pastor kam auf uns zu und versuchte uns auf Französisch anzureden, vermochte aber nicht viel hervorzubringen. Er wandte sich also an unseren Diener, der uns als Dolmetsch sodann bedeutete, wer der Mann war, und daß er den Wunsch hege, uns in seinem Hause zu sehen; dort werde gerade eine Hochzeit gefeiert, und er glaube, es möchte uns angenehm seyn, der Braut einen Besuch zu machen. Dies Anerbieten war uns erwünscht genug, und wir begaben uns sofort in das Pfarrhaus. Das ganze Dorf folgte uns, und in einem Augenblicke war die Wohnung des guten Predigers von Menschen angefüllt. Der wackere Mann schüttelte uns zum Willkommen die Hand und begegnete uns mit vieler Höflichkeit. Die Braut war, als wir eintraten, noch nicht anwesend; alsbald aber führte man sie herein und forderte sie auf, vor uns zu tanzen. Das gute Kind sah in dem Flitterstaate wie eine Pfefferkuchen-Königin aus. Ihr Oberkleid war reich mit Flittergold gestickt, auf dem Kopfe trug sie eine silberne Krone, an welcher verschiedenes Schmuckwerk von Gold und Silber hing, und unter der ihr langes Haar in Ringellocken herabfiel. Wenn sie tanzte, rollten ihre Locken auf und nieder und flogen hinter ihr her wie ein Kometenschweif. Ihre Bewegungen waren nicht ungraziös, nur schien es, als würde es ihr schwer, eine gewisse Verlegenheit in Anwesenheit fremdartiger Männer zu verläugnen. Ein gut gelaunter alter Mann, der sich uns nachher als der Kirchspiel-Schreiber erwies, war der erste, mit dem die Braut tanzte; dann walzte sie mit einem Mädchen und zum dritten Male mit einem schön gewachsenen jungen Mann, dessen Anstand unser größtes Wohlgefallen erregte. Er schien sich Mühe zu geben, auch mich zu einem Tanze mit der Braut zu bewegen, allein Walzen ist leider keine Kunst, deren ich mich rühmen kann. Ich war der Meinung, der junge Mann sey der glückliche Bräutigam, allein wir wurden nachher zu einem anderen geführt, welchem diese Rolle zukam, und der jedem von uns einen Schluck Branntwein in einem kleinen silbernen Becher darbot, aus welchem wir auf die Gesundheit der Braut tranken. Höchst anmuthig und wohlthuend war es für uns, daß die Gesellschaft sich durchaus in den Schranken des Anstandes zu erhalten wußte. Ehe wir die Gesellschaft der wackern Leute verließen, schüttelten wir der Braut, dem Bräutigam, dem Pfarrer, dem Kirchspiel-Schreiber und noch Jemand, der — ich denke, es war der Fiedler — der vornehmste nach den Genannten schien, die Hand, und mein Begleiter schenkte der Braut einige Englische Nähnadeln, womit er viel Freude machte."

Der Meerbusen von Drontheim ist sehr schön; die Stadt ist fast ganz von Holz erbaut, ein Faktum, das nach Barrows Andeutung des Dr. Clarke Behauptung umstößt, daß es in ganz Kopenhagen keinen Stadttheil gäbe, der schöner gebaut wäre als Drontheim. Der Bevölkerung nach nimmt Drontheim nach Christiania und Bergen erst den dritten Rang ein. Auch der Handel der vormaligen Hauptstadt Norwegens ist im Verfall, da Christiania weit günstiger liegt. Die oberen Klassen sprechen durchgehends Englisch, und fast Alles hat einen Englischen Anstrich, wie Barrow sich äußert, bis auf die Doggen, die etwas wolfartig gestaltet sind. Unser Reisende kehrte über das sogenannte Dovrefield, dessen höchste Bergspitze bekanntlich der Sneehättan ist, nach Christiania zurück. Man hielt die Höhe des erwähnten Berges, die sich auf 8115 Fuß über dem Spiegel des Meeres beläuft, für nicht so bedeutend, weil der Felsen von einem Thale sich erhebt, das auch schon 4500 Fuß hoch liegt. Auf seinem Wege südwärts besuchte Barrow das Dorf Tosté und das schöne Thal Gulbrandsdalen, eine der herrlichsten Landschaften Norwegens. Gerade nach Verlauf eines Monats kam er in Christiania wieder an und hat auf seiner ganzen Reise 1000 Meilen zu Wasser und zu Lande zurückgelegt, unter denen er 400 besonders bemerklich macht, weil sie Gegenden betreffen, die vor ihm noch kein Reisender (!) besuchte.

*) S. die Notiz unter „Mannigfaltiges" in Nr. 91 des „Magazins."

Bibliographie.

A manual of mineralogy. (Handbuch der Mineralogie). Von Robert Allan. 10½ Sh.

Hahnemann's Fragmenta de viribus medicamentorum. Herausgegeben von Dr. Dum. 7 Sh.
Smiles and tears. (Lächeln und Thränen). Von M. A. Neale. 2½ Sh.

Asien.

Die kolossalen Idole von Bamian in Kabul.

Die alte, zum Reiche Kabul (nordwestlich von Pendschab) gehörige Stadt Bamian ist vielleicht derselbe Ort, welchen Alexander der Große, bevor er in Baktrien eindrang, am Paropamisus (dem heutigen Hindu-Kuh) gründete. Das Land von Kabul bis Balch wird noch heutiges Tages Bachtar-Semin*) genannt. Der Name Bamian scheint auf die hohe Lage des Ortes hinzudeuten; denn Bám (بام) heißt bei den Persern das platte Dach der Häuser. Man findet in dieser Gegend unzählige Höhlen, die dem größeren Theile der Bevölkerung zur Wohnung dienen. Ein isolirter Hügel mitten im Thale ist fast wie ein Bienenstock in Zellen eingetheilt und erinnert an die Troglodyten der Geschichtschreiber Alexander's. Dieser Hügel besteht aus Lehm und Kieselsteinen, war also leicht auszuhöhlen; nur verdient es Bewunderung, wie weit man hierin gegangen ist. Zu beiden Seiten des Thales findet man ebenfalls Höhlen, aber die größere Zahl an der Nordseite, wo auch die Idole zu finden sind. Sie führen meistens Kufische (Alt-Arabische) Inschriften und datiren demnach aus einer Zeit nach Mohammed. Einige Höhlen sind kuppelartig gewölbt und haben am Rande der Kuppel einen Fries. Sonst entdeckt man keine architektonische Zierrathen an oder in denselben.

Keine Denkmäler des Asiatischen Alterthums haben die Wißbegierde der Gelehrten mehr in Anspruch genommen, als die kolossalen Idole von Bamian. Es sind zwei Figuren in Haut-Relief, eine männliche und eine weibliche; die Eine wird Salsal, die Andere Schah Mama genannt. Die männliche Figur ist ungefähr 120 Fuß hoch, nimmt eine Fronte von 70 Fuß ein, und die Nische, in welcher man sie ausgehauen hat, erstreckt sich etwa 70 Fuß tief in den Felsen. Die Beine des Idols sind durch Kanonenkugeln verstümmelt, und das Gesicht ist oberhalb des Mundes zerstört. Die Lippen sind sehr breit, die Ohren lang und hängend, und der Kopf scheint ein Diadem getragen zu haben. Die Figur ist ganz mit einem Mantel überhangen, der aus einer Art Mörtel geformt scheint. An verschiedenen Stellen hat man sie vermittelst hölzerner Pflöcke noch mehr zu befestigen gesucht. Uebrigens ist die Arbeit weder symmetrisch, noch zierlich. Die Hände, welche den Mantel ausbreiteten, sind beide abgebrochen.

Die weibliche Figur ist besser ausgeführt, aber eben so bekleidet, wie die männliche. Sie steht ungefähr 200 Ellen von der ersteren entfernt, ist aus demselben Felsen gehauen, aber nicht halb so hoch. Die Nischen beider Idole waren ehemals mit Mörtel überkleidet und mit menschlichen Figuren bemalt. Jetzt sieht man die Malerei nur noch über den Häuptern der Idole. Die Farben sind so lebhaft und die Umrisse so scharf, wie in den Aegyptischen Gräbern. Alle diese Figuren stellen weibliche Büsten vor, mit einem Haarbusch auf dem Kopfe und einer Art Toga über der halben Brust. Das Ganze ist mit einem Heiligenschein und der Kopf mit einem zweiten Heiligenschein umgeben. An einer Stelle unterschied ich eine Gruppe von drei weiblichen Figuren, die einander zu folgen schienen.

Die Volkssagen in Betreff dieser Idole sind unbestimmt und ungenügend. Man behauptet, sie seyen um die Zeit von Christi Geburt durch einen Stamm Ungläubiger aus dem Felsen gebauen worden, um einen König Salsal mit seinem Weibe darzustellen, der in irgend einem fernen Lande regierte und wegen seiner Größe (des Wuchses?) angebetet wurde. Die Hindu's erklären diese Idole für Arbeiten der Pandú's, und behaupten, es geschehe ihrer in dem Mahabharata Erwähnung. So viel ist gewiß, daß kein Hindu an denselben vorübergeht, ohne zu salutiren. Die langen Ohren der größeren Figur machen es wahrscheinlicher, daß beide Buddhistischen Ursprungs sind. Ich kann zwischen ihnen und den Kolossen von Salsette bei Bombay keine Aehnlichkeit finden; aber bei Manikiala im Pendschab entdeckte ich einen alten Kornel, der genau die Figur des männlichen Kopfes hatte. Die gemalten Idole gleichen auffallend den Bildern der Dschähn-Tempel im westlichen Indien. Vermuthlich verdankt man die Idole von Bamian der Caprice irgend eines vornehmen Herrn, der sich in diesem Höhlenland verewigen wollte. (Asiat. Journal.)

*) D. h. Land Bachtar. Semin (زمین) bedeutet im Persischen Erde, Land, und Bachtar erinnert an Baktra.

Mannigfaltiges.

— God save the King. Französische Journale behaupten jetzt, daß die Melodie dieses Liedes eine ursprünglich Französische, von Lully für die Nonnen von St. Cyr komponirte sey, die den König Ludwig XIV. beim Eintritt in ihre Kapelle mit dem Chor empfangen hätten:

Grand Dieu! sauvez le roy!
Grand Dieu, vengez le roy!
Vive le roy!
Que toujours glorieux
Louis victorieux
Voie ses ennemis
Toujours soumis.

Händel soll die Melodie in Frankreich gehört und darauf nach England gebracht haben, wo er sie dem Könige Georg I. widmete. — Insofern hier nun vorausgesetzt wird, Händel gelte in England für den Komponisten des Liedes, oder habe sich wohl gar selbst für den Komponisten ausgegeben, ist die ganze Angabe schon deshalb für unrichtig anzusehen. Denn nicht Händel, sondern ein Dr. John Bull, wird seit längerer Zeit in England als der Komponist des God save the King genannt, das zuerst bei einem Gastmahle gesungen worden seyn soll, welchem König Karl II. beiwohnte. Hiernach ist wohl eher anzunehmen, daß Lully die Melodie in England, nicht aber, daß Händel sie in Frankreich zuerst gehört habe. Es scheint überhaupt eine Verwechslung mit dem großartigen im Kirchenstile komponirten „Rule Britannia", wenn Händel mit jenem anderen Englischen Volksliede in irgend eine Verbindung gebracht wird.

— Notizen aus Rußland. Der berühmte Russische Dichter Alexander Puschkin ist jetzt damit beschäftigt, eine Geschichte Peter's des Großen zu schreiben. Kukolnik hat ein Trauerspiel: „Torquato Tasso" herausgegeben und ein Russisches Blatt, das, ohne sie zu kennen, von Raupach's Tragödie „Tasso's Tod" spricht, sagt bei dieser Gelegenheit: „Bei aller Achtung, die uns das ausgezeichnete Talent des Deutschen Tragikers einflößt, zweifeln wir doch, daß sein neuestes Erzeugniß sich, seinem inneren Gehalte nach, dem unvergleichlich schönen Phantasie-Gemälde unseres Kukolnik an die Seite stellen dürfe." Kukolnik's Trauerspiel ist noch nicht zur Aufführung gekommen, dagegen ward noch ein anderer „Torquato Tasso", von dem jungen Russischen Dichter Kirejew, auf dem Alexandra-Theater in St. Petersburg mit vielem Beifall dargestellt. Tasso hat also gleichzeitig in Rußland und in Deutschland zwei dramatische Bearbeiter seiner letzten Lebensmomente gefunden. Raupach ist mit Kukolnik zusammengestellt worden, und das Trauerspiel des Herrn v. Zedlitz (Kerker und Krone) ist vielleicht ein Pendant zu dem des Herrn von Kirejew.

— Irländischer Aberglaube. „Stirbt in Irland ein Priester", erzählt der Verfasser der Irländischen Anekdoten, „so geräth der ganze Sprengel, dem er angehörte, in eine Aufregung und Bestürzung, wie man sie sonst nirgends gewahrt. Der Priester wird in diesem Lande als ein heiliger, das Volk beschützender Mann angesehen, dessen Verlust daher allgemeine Trauer erregen und mit religiöser Ehrfurcht gefeiert werden müsse. Wenn ein Privatmann stirbt, so darf Niemand in demselben Stadtbezirk, von dem Augenblick des Verscheidens an bis einen Tag nach der Beerdigung, an seine gewöhnlichen Geschäfte gehen; bei dem Tode eines Priesters aber wird zuweilen im ganzen Sprengel von aller Arbeit überall gerastet; denn jedes Individuum hält es nicht nur für Pflicht, seine Ehrfurcht für das Andenken des Heiligen zu beweisen, sondern ist auch überzeugt, daß sein Schaden, sowohl als das Rasten von aller Arbeit etwas Verdienstliches sey. Wahrscheinlich hat diese allgemeine Trauer ihren Grund in dem Glauben an die außerordentliche Macht der priesterlichen Fürbitten; durch seine tiefe Betrübniß denkt der Irländer einen Anspruch auf den Schutz seines Priesters im Himmel zu erlangen."

— Eine Portugiesische Hochzeit in Kalkutta. Bei den Hochzeiten der Portugiesen in Kalkutta wählt sich jeder Theil vor dem Tage der Trauung seine Brautführer und Brautführerinnen, welche den Pomp und alle Lustbarkeiten anordnen. Oft liefern sie auch Beiträge zum Feste, ein paar Dutzend Flaschen Wein, den Hochzeitsschmuck der Braut, oder z. B. die Blumen, die beim Feste nöthig sind. Alle Freunde des jungen Paars geben ihr Scherflein her, oder stellen sich wenigstens zum Schmaus ein, und eine alte Frau, der ein Kind irgend eine Gefälligkeit erwiesen hat, pflegt sich mit den Worten zu bedanken: „Möchte ich nur so lange leben, daß ich den Pillau zu Deiner Hochzeit kochen kann!" Ein großes Haus wird auf drei Tage gemiethet, und so prächtig als möglich ausgeschmückt. Den Eingang ziert ein Triumphbogen aus Plantanen-Stämmen und Palmyra-Blättern, und nicht weit vom Hause steht eine ähnliche Ehrenpforte, die der Zug zu passiren hat, wenn er sich nach der Kirche oder von da zurück bewegt. Am Trauungstage wird die Braut gewöhnlich in einer Sänfte nach der Kirche getragen. Sie selbst trägt so vielen Schmuck, als ihre Freunde herbeischaffen können. Den ganzen Tag zeigt sie, der Etikette gemäß, eine musterhafte Zurückhaltung und mädchenhafte Verschämtheit. Am Thor der Kirche empfängt der Priester das Paar; er knüpft während der Trauung die Hand der Braut mit der des Bräutigams zusammen. Auf dem Heimwege stellt ein Trupp Indischer Sänger, die den uralten Hymnus Scheddi mubarek*) singen, zur Prozession. Zu demselben Augenblick muß die Mutter der Braut ein klägliches Geheul anstimmen, und so lange fortsetzen, bis die Hymne zu Ende ist. Es lautet dies ungefähr, wie eine, mit Hundegeheul begleitete lärmende Musik. Endlich kommt Alles zur Ruhe und die Hochzeitsfeier nimmt ihren Anfang. Die Braut sitzt in Gala unter einem Baldachin aus Bambusstäben, der mit Goldpapier überzogen ist. Jeder Freund erhält beim Hereintreten einen Strauß und einen Blumenkranz, und wird dem jungen Paare vorgestellt. Alle anwesenden Frauenzimmer küssen den Bräutigam zärtlich. Erscheint eine ehrenwerthe weibliche Verwandte, so küßt ihr die Braut die Hände und bittet um ihren Segen, welcher mit dem Zeichen des Kreuzes ertheilt wird. Wenn alle Gäste sich niedergelassen haben, so reicht man Thee und Zuckerwerk herum. Die Possenreißer und Sänger bleiben immer in Thätigkeit, und verschwinden erst, wenn der nächste Tag graut. Beim Abendessen sitzen Braut und Bräutigam an entgegengesetzten Enden des Tisches, und wenn es Zeit ist, so trinken sie einander zu. Dann bringt irgend ein beherzter, glattzüngiger Gast die erste und letzte Gesundheit der Neuvermählten aus. Ehe die ganze Gesellschaft aufbricht, darf Niemand nach Hause gehen; die Thüren werden doppelt verriegelt, und Jeder muß froher Laune seyn, er stelle sich nur, wie er wolle. (Oriental Observer.)

*) Zwei Arabische Worte, die „gesegnete Vereinigung" bedeuten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Mittwoch den 27. August 1834.

England.

Frankreich und die Franzosen.

Von E. L. Bulwer. *)

„Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen!“ sagte neulich ein alter, in ganz abgerissene Kleider gehüllter „Monsieur“ zu mir, der mich auf diese höfliche Weise um einen Sou ansprach. Der Alte war zum Malen; seine langen weißen Haare flossen mit Anmuth über seine Schultern herab; das Alter hatte seinem hohen Wuchs die nöthige Krümmung gegeben, so daß er, ohne sich auf eine unedle Weise Zwang anzuthun, die Stellung einnehmen konnte, die für den Stand, den er erwählt, gerade passend war. Die eine Hand hatte er an sein Herz gedrückt, mit der anderen hielt er seinen Hut. Seine sanfte, klägliche Stimme ermangelte nicht einer gewissen Würde. Ein „grand Seigneur“ von dem Hofe Ludwig's XV. hätte mit demselben Anstande, mit eben demselben Ton und Ausdruck, bei dem Herzog von Choiseul um eine Pension anhalten dürfen. Ich gestehe, daß ich um so mehr durch das Benehmen des greisen Bettlers überrascht war, als es mit den gewöhnlichen Manieren der meisten seines Gewerbes so sehr kontrastirte. Es ist heut zu Tage etwas Seltenes, einem Franzosen von einem so feinen Ton zu begegnen, jenem Ton, den man ehemals den Französischen par excellence nannte, und der unsern Lorenz Sterne (Yorik) während des ersten Monats seines Aufenthalts in Frankreich so sehr ergötzte, dagegen aber auch am Ende des ersten Jahres eben so sehr anekelte. Diese Miene, diese Gesten, diese studirte Eleganz, die anfangs von den Hofleuten affektirt, dann zum Eigenthum der ganzen Nation geworden, heute existirt sie nicht mehr, es sey denn bei zwei oder drei vornehmen Herren aus der Vorstadt St. Germain und bei eben so vielen Bettlern auf den Boulevards. Mit Anstand bitten, mit so wenig Demuth als möglich betteln, das scheint die Idee zu seyn, die dieselben Resultate in den beiden Extremen der Gesellschaft hervorgebracht; indeß haben Dinge, die in ihrem Ursprunge tadelhaft sind, doch in der Praxis oft etwas Angenehmes.

Ich hatte eben Yorik's empfindsame Reise in der Hand, und zwar gerade an jener Stelle aufgeschlagen, als ich vor Kurzem an dem Quai jener Stadt landete, die einst Horace Walpole mehr Erstaunen einflößte, als Alles, was er auf seinen Reisen gesehen, ich meine die Stadt Calais. „Ich grüße dich, süße Lieblichkeit, euch, kleine anmuthige Höflichkeiten“, so rezitirte ich noch immer, während ich einen kleinen Unverschämten zurückstieß, der mir fast die Nase abgerissen und die Augen blau geschlagen mit seinen Adressen vom Hotel Meurice. Ich versuchte es, mich durchzuwinden und nach dem Gasthofe des Herrn Dessin zu gelangen. Aber der kleine Commissionnair rief, als ich ihn, um mir Weg zu bahnen, sanft berührte, mit lauter Stimme: „N... de D...! n... de D..., mein Herr! Ich bin ein Franzose, man muß mich nicht stoßen, mich! ... Ich bin Franzose!“ Bei diesen Worten runzelte er die Stirn und strich einen Knebelbart, dem es nur noch an einigen Jahren und etwas Schwärze fehlte, um wahrhaft furchtbar zu erscheinen. Ich dachte schon, er wollte mir seine eigene Rechnung vorlegen anstatt der von Meurice; und die Sache hätte nicht mehr auffallen dürfen, als das, was vergangnes Jahr einem meiner Freunde begegnete. Derselbe reiste nämlich von Dieppe nach Paris und hielt sich über Nacht zu Rouen auf. Den andern Morgen, als er die Rechnung ansah, die man ihm überreicht, fand er Einiges zu übermäßigen Preisen angesetzt. „Ohne Zweifel ist hier ein Irrthum vorgegangen“, sagte er, indem er sich mit dem Papier an den Wirth wandte. — „„Was nennen Sie Irrthum, mein Herr?““ erwiederte Jener, indem er sich ganz breit hinstellte, mit einer Miene, die zum Streit gerüstet schien; „„was verstehen Sie unter diesem Worte? ... Denken Sie etwa, ich werde einen Sou mehr fordern, als mir rechtmäßig gebührt? Wollen Sie das damit sagen? Ich bin Offizier, mein Herr; Französischer Offizier, und ich verlange Genugthuung von Ihnen!““ Empfindlicher konnte man wahrlich einen Engländer nicht angreifen, dessen Maximen hinsichtlich der Zweikämpfe so ziemlich mit denen einer gewissen Französischen Marquisin über die Liebhaber zu vergleichen waren; diese ermahnte nämlich auf ihrem Sterbebette ihre Enkelin in folgender Weise: „Ich sage Dir nicht, meine Theure, daß Du gar keine Liebhaber haben sollst; ich erinnere mich an meine Jugend; nur darfst Du niemals einen unter Deinem Stande wählen.“

Kommst Du nach Paris, so fällt Dir der Unterschied recht auf zwischen der Aufnahme, die Du in einem Hotel jener Hauptstadt findest, und der, die Dir in London zu Theil wird! — In London, fährst Du in Deinem eigenen Wagen vor (das ist allerdings eine wesentliche Bedingung), so kommt Dir der Wirth vor der Thüre entgegen, von der eifrigen Dienerschaft rings umgeben; er verbeugt sich tief, wenn Du aussteigst, erkundigt sich mit lauter Stimme nach Allem, was Du wünschest, und scheint schon darum bekümmert zu seyn, daß Du nur einen Augenblick auf etwas warten dürftest, das Dir nur immer beliebt. Jetzt wende Dich aber einmal nach einem Hotel in Paris. Du kommst im Hofe an; ist der Herr des Hauses zufällig hier, so empfängt er Dich und begleitet Dich, indem er Dir zur Seite hüpft, oder er befiehlt einem seiner Leute, Dir das Zimmer anzuweisen, das er, nachdem er einen flüchtigen Blick auf Dich geworfen, für passend hält. Hast Du etwas an dem Zimmer auszusetzen, äußerst Du den Wunsch, diese oder jene kleine Bequemlichkeit darin zu finden, oder willst Du, daß diese oder jene Kleinigkeit aus demselben entfernt werde, so rechne nicht etwa auf die eifrige Versicherung Deines Wirthes, alles dies bald in Ordnung zu bringen, glaube nicht, daß er Dir betheuren wird, er wolle Alles anwenden, was einem so achtungswerthen Gentleman angenehm seyn dürfte: kurz, erwarte nicht, in ihm einen Mann zu finden, der Dir alle die kleinen geschmeidigen Höflichkeiten hersagt, die in so reichem Ueberflusse von den Lippen unserer Englischen Gastwirthe fließen. Mache Dich vielmehr darauf gefaßt, einen Mann zu sehen, der Dich starr anblickt, die Achseln zuckt und kalt erwiedert: „Das Zimmer ist, wie Sie es da sehen; der Herr mag entscheiden, ob es ihm ansteht oder nicht.“ Es ist Deine Sache, und er kümmert sich so wenig darum, als ob er gar nicht dabei interessirt wäre. Was die Wirthin betrifft, so ist diese freilich nicht so stolz. Indessen hast Du ihr Lächeln mehr der Coquetterie einer hübschen Frau, als der Höflichkeit einer Gastwirthin zu verdanken; sie wird Dir, während sie ihren Kopfputz vor dem Spiegel auf dem Kamin des kleinen Zimmers, das sie Dir empfiehlt, in Ordnung bringt, etwa sagen: Der Herr werden sich in demselben recht wohl befinden; ein Englischer Mylord, ein Prinz, oder ein Colonel von den Dragonern habe dieselben Pièces bewohnt; es gäbe in der Nähe des Hotels eine vortreffliche Restauration und ein Lese-Kabinet. Hierauf, nachdem sie ihr Haar in Ordnung gebracht hat, schlägt die Dame mit gefälliger Grazie die Arme aus einander und fügt noch hinzu: „Der Herr haben ja nur zu bestimmen.“ Das ist der Grund, warum unsere Nachbarn, wenn sie uns besuchen, die Englische Höflichkeit so sehr loben. Erst neulich begegnete ich einem bekannten Franzosen, der sich über die feinen Manieren der Engländer nicht genug verwundern konnte.

„Ich fuhr“, erzählte er mir, „in meinem armseligen Fiacre bei dem Herzog von Devonshire vor; ich werde nie die Höflichkeit vergessen, mit welcher ein langer ernster Mann in glänzender Kleidung den Schlag öffnete, den Fußtritt herabließ und sogar das Stroh von meinen Schuhen abwischte, mit welchem meine wenig anständige Equipage überfüllt war.“

Das war die Behandlung, die ein Franzose bei dem Herzog von Devonshire erfahren. Wenn dagegen jetzt ein Engländer einem grand seigneur in Paris seine Aufwartung macht, so geht er durch den Hof die Treppe hinauf, ja bis ins Vorzimmer, ohne von Jemanden eingeführt zu werden; hier findet er die Dienerschaft beim Dominospiel; sein Eintritt stört sie kaum, und er ist zu glücklich, wenn es einem aus ihrer Mitte beliebt, ihn mit vornehmer Miene bis in den Saal zu führen. Eben so denke man nur vergleichungsweise an Boivin, an Howel, an James, mit welcher Zuvorkommenheit, mit welcher Freundlichkeit empfängt man nicht da Deine Befehle! Und andererseits mit welcher Gleichgültigkeit und Kälte nimmt man Dich wiederum in der Straße de la Paix auf! Alles dies ist buchstäblich wahr; indessen giebt es noch auffallendere Dinge.

Einer meiner Landsleute befand sich eines Tages bei einer bekannten Französin; ihr Coiffeur war gerade bei ihr beschäftigt. Der Haarkünstler, von Kopf bis Fuß bewaffnet, in der ganzen Glorie des Garde-Nationalismus, schwang seinen Kamm mit der Grazie, mit der Gewandtheit, mit der er sein Schwert schwingen dürfte, und erzählte, während er der Dame die Toilette machte, bald eine Geschichte von seinem Herrn Capitain, bald eine nicht minder interessante Anekdote von seinem Obersten, oder gar ein Histörchen von seinem Herrn König, von jenem vortrefflichen Manne, bei dem er am Abend Wache

*) Es ist dies, wie man sieht, ein Seitenstück zu seinem „England und die Engländer.“ Die sarkastische Spottlust über manche Eigenthümlichkeiten seiner Landsleute, die Bulwer mit Lord Byron theilt, hat ihn selbst im Auslande nicht verlassen, wo doch sonst der Britische Nationalstolz über jede Anerkennung einer fremden Superiorität zu siegen pflegt. Bulwer huldigt aber auch, seiner politischen Gesinnung nach, wie dies überhaupt der Charakter der heutigen Ultra-Whigs ist, ganz entschieden den neu-Französischen Ideen, und es darf daher nicht wundern, wenn er auch in dem vorliegenden Sitten- oder vielmehr Höflichkeits-Gemälde den Franzosen einen Vorrang zuerkennt. J. L.

halten müsse. Während mir mein Freund (ein Tory) dieses Geschichtchen erzählte, war auf seinem Gesichte die tiefste Niedergeschlagenheit zu lesen. „Beim Himmel!“ rief er endlich, „das ist ein Land für Sie (den Ultra-Whig)! Das Eigenthum kann in einem solchen Lande nicht einen Augenblick sicher seyn! Bei solchen Sitten kann weder Religion noch Moral bestehen. Ich werde mir auf der Stelle Postpferde bestellen.“

Ich verwunderte mich nicht sehr über diese Aeußerungen; ich begriff wohl, welchen Abscheu jene schreckliche Familiarität ihm erregen mußte; nicht umsonst und nicht ohne weise Bedachtsamkeit schärfen uns unsere Aeltern so oft ein: „Man muß diese Art Leute immer in gehöriger Entfernung zu halten wissen.“

Wir Engländer vergessen diese wichtige Lehre keinen Augenblick. Und wenn der Donner krachend über unser Haupt fährt, wenn die Welt um uns her erbebt! Si fractus illabitur orbis: der Engländer von guter Erziehung bleibt, gleich dem tugendhaften Römer, sich immer gleich; nie vergiebt er etwas von dem Respekt, den seine Untergebenen ihm noch aus einer Art von Feudalitäts-Verhältniß schuldig sind. Als Lady D... einmal zu Schiffe nach Schottland reiste, überraschte sie auf dem Wege ein sehr heftiger Sturm. Ihre Herrlichkeit ordnete ganz ruhig ihr Haar, als plötzlich ihr Haushofmeister an ihre Kajüte klopfte und sagte: „Mylady, ich glaube, Ihnen anzeigen zu müssen, daß wir in Gefahr sind, zu ertrinken.“ „„Von welchen Dingen erlauben Sie sich, mit mir zu sprechen, Sie Unverschämter!““ erwiederte Ihre Herrlichkeit, ohne im Geringsten erschüttert zu scheinen; „„diese Dinge gehen mich nichts an; das ist die Sache des Capitains.“

Das Hauptprinzip der Englischen Höflichkeit ist, daß der Arme einen übermäßigen Respekt gegen den Reichen bezeigt, und hierin unterscheiden wir uns von unseren Nachbarn jenseits des Kanals. Ein Franzose erkennt keineswegs den Ersten Besten für seines Gleichen in allen Dingen an; aber noch weit weniger will er Einen über sich wissen. Der Engländer hingegen achtet Alle, die reicher sind, als er, und hegt gar keinen Zweifel, daß er unter diesen steht. Beurtheilt man uns nach unseren Bedienten und Galanteriehändlern, so sind wir das höflichste Volk in der Welt. Die Bedienten, die gut bezahlt werden, und die Galanteriehändler, die theuer verkaufen, lassen es nicht an Verbeugungen, an freundlichem Lächeln und unterthänigen Aufmerksamkeiten fehlen. Es giebt kein Land, wo diejenigen, welche begütert sind, mit mehr Achtung von denen behandelt werden, die irgend einen Vortheil von ihnen ziehen; aber zu gleicher Zeit giebt es auch kein Land, wo diejenigen, welche sich im Wohlstande befinden, gegen einander mehr Kälte, mehr Mißtrauen, mehr Haß und Unhöflichkeit zeigen.

Der reiche Mann, der durch Frankreich reist, murrt in jedem Wirthshause, in jedem Laden, in welchem er verweilt. Nicht bloß, daß er sich wegen seines Reichthums nicht vorgezogen sieht, wird er noch dazu oft schlimmer behandelt, weil man ihm zeigen will, daß er sich auf seine Wohlhabenheit nicht zu viel einzubilden habe. Wenn aber die niederen Klassen in Frankreich gegen die vornehme Welt minder höflich sind, als in England, so sind dagegen dort die höheren Klassen gegen einander weit feiner und civiler, als bei uns. Der Dandy, der seinem alten Bekannten den Rücken kehrt, oder der einen Fremden mit unverschämtem Blicke anstarrt, würde in Frankreich noch vor Sonnenuntergang einem Dolchstich oder einem Pistolenschusse zum Opfer gefallen seyn. Da, wo jedes Individuum stets nach einem höheren Range strebt, als den es einnimmt, da ist man unverschämt gegen seines Gleichen und verlangt eine ehrerbietige Unterthänigkeit von seinen Untergebenen; hingegen da, wo die Menschen keinen über sich anerkennen, da sind sie weder ehrerbietig gegen die Reicheren, noch unverschämt gegen die minder Wohlhabenden, noch eben zu höflich gegen ihres Gleichen. Die Manieren, die in dem einen Lande theils den Charakter der Unverschämtheit, theils den der Geschmeidigkeit an sich tragen, entbehren in dem anderen im Allgemeinen ganz aller Urbanität. Es gab eine Zeit in Frankreich, und England hat dieselbe schon früher durchlebt, wo die Höflichkeit in nichts Anderem bestand, als in der Kunst, es Jedermann so leicht und angenehm als möglich zu machen. Da ein Jeder der Achtung sicher war, die er sich erworben, so nahm man auf eine zufällige Verletzung derselben weiter keine Rücksicht. Es war noch ein Schatten jener alten chevaleresken Zeit zurückgeblieben, die die Höflichkeit in die Reihe der Tugenden setzte. Die damalige Höflichkeit war, ganz im Kontraste mit der heutigen, nicht die Zuvorkommenheit des Kaufmanns oder des Bedienten, die aus Interesse dem Stolz eines Gebieters oder eines Kunden schmeichelt: nein, es war die Feinheit des Edlen, des Vornehmen, der die schüchterne Bescheidenheit aufmuntern wollte, die sich gegen Alle leutselig zeigte, indem sie ihre Dienstwilligkeit zu erkennen gab. Indeß wurden die vornehmen Herren nach der Regierung Ludwig's XIV., durch die Uebertreibungen eines intriguenvollen und verschwenderischen Hofes verderbt, ultra-höflich gegen die Welt und sklavisch gegen diejenigen, die über ihnen standen.

Und so wie die Sitten von Versailles sich bald den Weg nach der Straße St. Denis zu bahnen wußten, so äffte auch, als die Hofleute die Miene und die Haltung von Bittenden annahmen, jede Klasse insbesondere die Miene der Hofleute nach; und die ganze Nation hielt in der einen Hand eine Bittschrift und bezeichnete mit der anderen die Erkenntlichkeit, die sie für die gewährte Bitte an den Tag legen würde, und so befand sich ganz Frankreich auf der Stufe der Höflichkeit jenes alten graziösen Bettlers, der, wie ich oben erwähnt, so viel Eindruck auf mich gemacht.

Indessen fing bald ein neuer Adel an, dem alten den Vorzug abzugewinnen, und je mehr die bürgerlichen Verhältnisse sich verwickelten, je ungewisser sie wurden, desto mehr sah man eine übermäßige Höflichkeit gegen die Einen zur Seite einer empörenden Unverschämtheit gegen Andere; endlich entstand eine völlige Revolution in den Sitten, eine Revolution, die um so verderblicher wurde, als sie die der Meinungen immer mehr beförderte und herbeiführte. So hatten die Französischen Manieren zur Zeit Ludwig's XVI. einige Aehnlichkeit mit den gegenwärtigen Sitten in England. Eine finanzielle Aristokratie erhob sich damals in Frankreich, eben so wie jetzt in England eine Geld-Aristokratie die Obermacht gewinnt. Es ist diejenige Aristokratie, die eine sklavische Höflichkeit von ihren Untergebenen verlangt; es ist die Aristokratie, die immer fürchtet, man könnte ihr etwas an Respekt entziehen, die, stets hochmüthig und arrogant, ohne Aufhören von den Beschimpfungen träumt, die man ihrer Würde zugefügt, und die Niemanden etwas vergiebt; es ist die Aristokratie, die mit unbestimmtem Blicke die Höhe jeder neuen Bekanntschaft mißt, die den Rücken kehrt und verächtlich lächelt. Aber diese Aristokratie, wenn auch die der Juli-Revolution eine solche ist, ist doch gegenwärtig in Frankreich zu ohnmächtig, als daß ihre Prätensionen etwas Beleidigendes haben könnten; sie sind vielmehr ganz einfach gemein.

Wollen wir das Resumé unserer Betrachtung zusammenfassen, so sind die Französischen Sitten, wenn auch nicht eben sehr liebenswürdig, doch auch keineswegs unverschämt. Dagegen die Englischen tragen unglücklicher Weise die Unverschämtheit an der Stirn und geben nicht den Geist und die Grazie wieder, die zur Zeit der letzten Seufzer des Ancien Regime noch rege waren. Wir besitzen keinen Herrn von Rambonne, der in der größten Hitze eines Duells inne hält, um die Rose aufzuheben, die ihm aus dem Munde gefallen. Wir haben keinen Herrn von Fitz-James, der seine Lebenszeit in einem Rinnstein hätte zubringen können, ohne sich nur im Geringsten zu beschmutzen, wie eine feine Frau seiner Zeit von ihm gesagt hat. Aber man findet auch in Frankreich nicht mehr jenen edlen Anstand, jene großartigen Manieren, wie man sie nannte, durch welche die Aristokratie bis zu Ende die Scheidewand zwischen sich und ihren wetteifernden Emporkömmlingen zu erhalten bemüht war, und die Letztere mit emsiger Sorgfalt nachzuahmen strebten.

Jene Manieren existiren nicht mehr; in dem Maße, wie die Institutionen wandeln, verändern sich auch die Sitten, wiewohl freilich etwas langsamer. Die heutigen Franzosen sind weit davon entfernt, ein höfliches Volk zu seyn; sie ermangeln vielmehr jener Geschmeidigkeit, des wesentlichsten Theils der Höflichkeit. Wir sehen sie stets mit ihrem Range beschäftigt; Jeder spricht von seiner Lage und macht sichtbare Anstrengungen, ich will nicht sagen, um höher zu erscheinen, als Andere, aber doch wenigstens, um bei Niemanden die Idee aufkommen zu lassen, als dünke er sich geringer als Jener. Da diese Leute nicht unter nach Klassen abgetheilt sind, so nehmen sie selbst ihren Platz in der Gesellschaft nach Gutdünken ein. Sind aber auch die Franzosen in der That kein höfliches Volk mehr, so hat sich doch noch in Frankreich, wie sich überall, ein gewisser Respekt für das alt Hergebrachte erhalten, und zu den Wundern des modernen Frankreichs kann man auch noch eine Religion zählen, die angenehmes Lächeln, eine graziöse Begrüßung, kurz die Haupttugenden ihres Glaubens mit eingereiht hat.

Bibliographie.

The geography of the British isles. (Geographie der Britischen Inseln.) Von Mary Maria Rodwell. 2 Bde. 18 Sh.

A treatise on primary geology. (Ueber die Urformen der Erdbildung.) Von Dr. Henry S. Boase. 12 Sh.

The errors of the social system. (Die Irrthümer im System unserer gesellschaftlichen Einrichtungen.) Von W. Hawkes Smith. 1 Sh.

An inquiry in the fruitfulness and barrenness of plants and trees. (Ueber Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Pflanzen, insbesondere der Bäume). Von Joseph Hayward. 7½ Sh.

Guide to the highlands and islands of Scotland. (Die Schottischen Hochlande und Inseln.) Von George und Peter Anderson. 16 Sh.

Tales of Ireland. (Irländische Erzählungen). Vom Verfasser der **Traits and stories.** 7½ Sh.

Frankreich.

Die Familie Perrault in Pondichery.

(Episode aus der Französischen Revolution.)

Ein kleiner Sandhügel, mit einem dünnen, verdorrten Rasen überwachsen, bezeichnet auf dem Europäischen Begräbnißplatze zu Pondichery den Fleck, wo Casimir Perrault, dessen Andenken noch in den Herzen der Französischen Bewohner jener Kolonie fortlebt, von seinen irdischen Leiden ausruht.

Einem gewöhnlichen Reisenden bietet Pondichery nicht viel Merkwürdiges. Für diejenigen aber, denen der Krieg in lebhaftem Angedenken ist, welchen die Briten und Franzosen auf der Koromandelischen Halbinsel so lebhaft führten, hat die Stadt manches Interessante. Denn ist sie nichts weiter als eine zerstörte Festung, an einer Seite von der See bespült, an der anderen von sandigen Ebenen mit niedrigen nackten Hügelreihen umgeben, die eine Fortsetzung der Ghâtes-Berge sind. Die Einwohner lieben den an sich unfreundlichen Ort sehr, weil er einst die glänzendste Schaubühne ihrer Kriegsthaten in Ostindien war. Auch sind sie ein recht geselliges und genußliebendes Völkchen.

Casimir Perrault, einer der achtungswürdigsten Franzosen in Pondichery, war vor Ausbruch des Revolutionskrieges Rathsherr und hatte einen anständigen, aber schlecht ausgezahlten Gehalt. Im Verlaufe der Revolutionsgräuel soll er, ehe er Frankreich verließ, einen großen Theil seiner ererbten Güter in Geld gemacht haben, wodurch der Fonds des Französischen Handlungshauses, dessen Agent und Theilnehmer in Ostindien er war, vergrößert wurde. Sein Wunsch war, mit seiner kleinen Familie — zwei Söhnen und einer Tochter — in Ostindien bleiben zu können, bis die politischen Stürme, die Frankreich bedrohten, sich gelegt haben würden. Als der Verfasser dieses Artikels mit Perrault Bekanntschaft machte, zählte Letzterer noch wenig über 50 Jahre; aber Gram und Sorgen gaben ihm das Ansehen eines Greises.

Die Familie Perrault lebte mit Wenigem zufrieden und glücklich. Hatte der Vater noch Hoffnungen, die über seine enge Sphäre hinausgingen, so konzentrirte er dieselben in seinem ältesten Sohne Louis, auf dessen Erziehung er die möglichste Sorgfalt verwendete. Er schmeichelte sich, Louis werde den alten Ruhm seines Hauses wiederherstellen. Da nun das Amt eines öffentlichen Redners in allen Perioden der Revolution einträglich und ehrenvoll war, so beschloß er, ihn nach Paris zu schicken, damit Louis auf der dortigen Universität die nöthigen Verkenntnisse erhielte. Um diesen Zweck zu erreichen, verwendete er einen bedeutenden Theil seiner Mittel zum Besten dieses Sohnes.

Mit vieler Flatterhaftigkeit verband der junge Mann Eigenschaften, die bei verständiger Pflege zu Tugenden gereift wären. Louis Perrault hatte als Kind zu vielen Willen gehabt. Die Folge davon war ein übermüthiges Vertrauen auf seine eigenen Kräfte und eine kindische Empörung gegen allen Widerspruch. Sein jüngerer Bruder Henri sollte ihn nach Europa begleiten, obgleich dessen Bestimmung eine andere war. Sein Onkel, Antoine Perrault, ein bedeutender Gutsbesitzer in der Bretagne, hatte dem Vater versichert, in dieser Provinz werde sich dem jungen Manne bald eine Sphäre nützlicher Thätigkeit zeigen: auch versprach er, ihn, gegen einige Hülfsleistungen in seiner Landwirthschaft, freigebig zu unterstützen.

Am Morgen des 21. Oktober 1791 lag das Dänische Fahrzeug, welches die beiden Jünglinge von ihren theuersten Angehörigen trennen sollte, bei Pondichery vor Anker. Das noch unverdorbene Herz des älteren Sohnes rührte der feierliche Abschied, den er nun von seinem gütigen Vater und von der lieben Schwester Hortensia, seiner Jugendgespielin, nehmen sollte. Diese Scene erweichte sein Gemüth in solchem Grade, daß der alte Perrault von der künftigen Aufführung des theueren Sohnes nur Gutes sich versprach. Was Henri betraf, so ließ dessen ruhige Besonnenheit ohnehin keine Besorgniß aufkommen. Aber Louis hatte noch einen Abschied zu nehmen, der ihm das Herz schwer machte. Gabriele von Montfort, ein Fräulein aus altem Bretagnischen Geschlechte, war im Hause ihres Vaters, eines der ersten Beamten in Pondichery, aufgewachsen. Die sanfte, beinahe unmerkliche Gradation, welche von kindlicher Vorliebe zu dauernder gegenseitiger Anhänglichkeit führt, ist oft von Meisterhänden gezeichnet worden. Man hätte sie auch in dem Verhältnisse zwischen Louis und Gabriele nachweisen können. Den Tag vor seiner Abreise saßen Louis, Hortensia und Gabriele noch zusammen; Louis suchte die Trauernden mit heiterer Ausmalung eines frohen Wiedersehens zu trösten. Hortensia konnte in dieser Aussicht Trost finden, aber Gabriele nicht. Sie vergeß wenige oder gar keine Thränen. Ein Gefühl herrschte in ihrer Brust, für welches die Thräne kein Ableiter, keine Linderung war. Es schien mit gewissen finsteren Vorahnungen verknüpft zu seyn, die sie nicht zu bewältigen vermochte, obschon die Ursachen ihr verborgen blieben.

Die Augenblicke des Scheidens, wenn auch schmerzlich genug, gehören zu denen, die den heilsamsten und läuterndsten Einfluß auf unser Gemüth äußern. Diese Augenblicke und mit ihnen die Gefühle, die wir dabei empfanden, treten als harte Ankläger vor den Richterstuhl unseres Innern, wenn wir jemals, von unseren Lieben entfernt und des Zwanges ledig, den ihre Gegenwart uns anlegt, einer Versuchung nachgegeben und Etwas gethan haben, das ihnen Gram oder Schande bereiten könnte. Auch vergaß Louis bei allen Verirrungen seines späteren Lebens niemals die heiligen Lehren der Trennungsstunde. Als der gefürchtete Augenblick kam, suchte er nicht zu verhehlen, was er fühlte, indem er mit einer Hand die seiner Schwester faßte und mit der anderen Gabrielens Hand an sein Herz drückte. „Muth! Muth!" rief der alte Perrault; „es ist ja nur eine Trennung auf drei Jahre. Wie schnell wird diese Zeit vorübergehen! Wie kurz wird sie uns vorkommen, wenn sie verlebt ist." Der gute Mann hatte selbst einen harten Kampf zu bestehen, doch sollten die letzten Minuten nicht ungenützt vorübergehen. Er erinnerte beide Söhne an die Versuchungen der großen Welt; mit besonderem Nachdruck aber warnte er den Aeltesten. Er redete viel von der Abscheulichkeit sinnlicher Ausschweifungen, selbst wenn sie im Prunk und Flitter der großen Hauptstadt uns lockten, und bekämpfte die Nichtswürdigkeit des Spieler-Gewerbes mit der unwiderstehlichen Beredtsamkeit des Tugendhaften. Ueber alles Andere warnte er seine Söhne vor der Gesetzlosigkeit, die in Frankreich immer verheerender um sich griffe, und vor den Klubbs und Verbindungen, die das religiöse Gefühl und mit ihm die ganze Moralität untergraben. „Sollte der Kampf ausbrechen (rief er ihnen zu), so erinnere sich Louis Perrault, daß seine Vorfahren immer treu an König und Gesetz hielten und beide mit Gut und Blut vertheidigten."

Die Begebenheiten der Reise, das geräuschvolle Leben auf dem Schiffe, und die verschiedenen Orte, welche sie berührten, vergönnten den beiden Jünglingen kaum hinreichende Muße, an die erschütternden Momente wieder zu denken, in welchen sie das väterliche Haus verlassen hatten. In stiller Nacht, oder in dem kurzen Zwielicht der heißen Zone, das unsere Einbildungskraft mit tausend Traumgestalten umgaukelt, da warf Louis nicht selten verstohlene Blicke auf irgend eine Kleinigkeit, die einst Gabrielen angehört hatte, etwa eine Locke ihres schwarzen Haares, die er schalkhaft abgeschnitten — ein bald und jählich verziehener Diebstahl. Als sie bei Havre landeten, gab es wieder eine Trennung, die jedoch mehr gefühlvoll als schmerzlich war, da beide Brüder so verschiedene Naturen und Bestrebungen hatten. Henri eilte voll angenehmer Pläne zu einem fleißigen und tugendhaften Leben seiner Bestimmung in der Bretagne entgegen, und Louis verschafften die anmuthigen Wechsel der Landschaft, so unähnlich der traurigen Oede um Pondichery, und das muntere Geplauder in den Französischen Diligencen so viel angenehme Zerstreuung, daß keine beklemmende Rückerinnerung in ihm aufkam.

In Paris begann er seine Studien mit dem gewöhnlichen Eifer eines Anfängers, nicht uneingedenk der Ermahnungen seines besten Freundes und vor den Gefahren zurückschaudernd, welche in der gefährlichsten aller Hauptstädte die Jugend und Unerfahrenheit bedrohen. Vor Allem vermied er die Spielhäuser in der Nachbarschaft jenes Palastes der Ueppigkeit, den der Verworfenste aller Fürsten (Orleans Egalité) bewohnte. Noch mehr waren ihm die politischen Klubbs zuwider. Alle diese unangenehmen Eindrücke schilderte er in seinen Briefen nach Pondichery so lebhaft, daß der alte Perrault ganz entzückt davon war. Leider aber wußte sein natürlicher Leichtsinn die weisesten Entschlüsse und die reinsten Gefühle bald zu bewältigen. Nach Ablauf eines Jahres schrieb er kurze, laue Briefe an seinen Vater; an Gabrielen aber — nicht anders, als stünde er im Begriff, etwas zu thun, das ihn eines solchen Engels unwürdig machte — an Gabrielen keine Zeile mehr. Wirklich war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Er war zum Spiel verlockt und ein Werkzeug seiner Verführer geworden. Die Spielwuth ist gleichsam der Minengräber aller Laster; sie bricht ihnen durch alle Hindernisse Bahn. Sein Vater, dessen kaufmännische Speculationen nichts weniger als glücklich gewesen, konnte den Aufwand des Sohnes nicht mehr decken, und seine Wechsel auf Pondichery kamen schimpflicher Weise zurück.

Die Revolution erreichte damals ihren Gipfelpunkt. Auch Louis war an dem Fieber der Zeit erkrankt; in den blutigen Ritus der Jakobiner eingeweiht, nahm er an vielen der abscheulichsten Exzesse Theil. Die Sache der Revolutions-Männer empfahl sich dem verirrten Jüngling wegen ihrer philanthropischen Außenseite. Er verzweifelte daran, seines Vaters Vertrauen und, was ihm noch darüber ging, die verscherzte Liebe Gabrielens wieder zu gewinnen und suchte nur Zerstreuung, wo er sie fand. Sein männlich schönes Aeußere und sein kühner Muth verschafften ihm bald eine Anstellung bei der Armee an den Gränzen.

Unterdeß befand sich die liebliche Gabriele auf der Reise nach Frankreich. Der Tod ihrer Aeltern brachte sie unter die Vormundschaft eines Verwandten, der auf seinen Gütern in der Bretagne lebte. Als die Vendée gegen die Freiheits-Männer sich empörte, nahm Graf Dumas — so hieß Gabrielens Vormund — an den beldenmüthigen Kämpfen der Royalisten Theil. Die Bauern in der Nachbarschaft der Dumas'schen Güter hatten sich in den ersten sieggekrönten Unternehmungen gegen das Revolutionsheer rühmlich hervorgethan. Graf Dumas wurde einstimmig zu ihrem Anführer ernannt. Sein Sohn, der junge Dumas, that Wunder der Tapferkeit, wozu ihn außer seinem Patriotismus die zärtlichste Liebe begeisterte. Der Gegenstand dieser Liebe, Gabriele von Montfort, hörte gern von den Thaten des edlen Jünglings erzählen; doch mußte sie sich öfter fragen: „Warum ist Louis nicht hier? Warum streitet er nicht für seinen König und verdient sich seinen Theil an den Lorbeern des jungen Dumas?"

Trotz der grausamen Verwüstungen, durch welche das Revolutions-Heer die Vendée unbewohnbar zu machen suchte, kämpften ihre Bewohner noch einige Zeit mit immer frischem Muthe. Mehr als 100,000 Mann wurden zu ihrer Unterjochung aufgeboten. Die unglückliche Schlacht bei Chollet nöthigte die Vendéer, ihre heimatlichen Fluren zu verlassen und den Krieg über die Loire nach der Bretagne zu verpflanzen, wo sie auf kräftige Unterstützung rechneten. Eine Schaar von Individuen jedes Alters und Geschlechts bedeckte die Ufer des Flusses. Die Ueberfahrt war schwer zu bewerkstelligen, und die ausgehungerten halbnackten Frauen und Kinder erhoben ein klägliches Geschrei. Der Graf und sein Sohn, Beide in der letzten Niederlage verwundet, konnten dem feindlichen Heer, das ihnen auf dem Fuße folgte, nur mit Mühe entrinnen. Sie verließen, von Gabriele begleitet, das Schloß ihrer Väter. Ohne Nahrung und der Wuth der Elemente preisgegeben, wanderten sie mühselig nach den Höhen von St. Laurent, wo der ganze Haufe eine Furth über die Loire zu finden hoffte. Allein sie hatten die Spur der anderen Flüchtlinge verloren und waren fast zwei Meilen von dem allgemeinen Zufluchtsort abgeirrt.

Plötzlich erschreckte sie das Geschrei: „Die Blauen, die Blauen!" wie man die Soldaten der Republik nannte. Der Graf sah nach den Flügeln und bemerkte, daß ein bedeutender Trupp ganz ruhig und scheinbar unverfolgt über den Fluß gesetzt war. „Flieh', flieh', Gabriele!" rief er, „wir müssen hier bleiben und sterben." „„Nein"", sagte sie, „„ich werde Euer Schicksal theilen.""" An Flucht war kein Gedanke mehr; ein republikanisches Detaschement, dessen Gepäck die Gefangenen schleppen mußten, hatte sie bereits ereilt. Schon zuckten Säbel über den Häuptern der beiden Dumas; aber der kommandirende Offizier gebot den Wüthenden, inne zu halten. Man wollte die beiden vornehmen Empörer dem fürnehmen Genius der Freiheit mit mehr Ceremoniell zum Opfer bringen. Alle drei wurden einstweilen mit Tornistern bepackt und den übrigen Gefangenen zugesellt. Der alte Graf wankte unter seiner Last, und Gabriele, die weniger zu tragen hatte, als ihre Unglücksgefährten, bat um Erlaubniß, dem Greise etwas abnehmen zu dürfen. Man antwortete ihr mit einem pöbelhaften Witz. Wie groß wäre ihr Jammer gewesen, hätte sie gewußt, daß Louis, ihr Geliebter, ihr Bräutigam, das Bataillon kommandirte, zu welchem der sie eskortirende Trupp nur ein Detaschement bildete!

Als sie den Nastort erreichten, mußte Gabriele gleichwohl eine Entdeckung machen, die ihre Leiden noch vermehrte. Auf einem der Meierhöfe, die den Gefangenen als Kerker dienten, traf sie mit Henri Perrault zusammen, der ihr Schicksal theilte. „Wo ist Louis?" fragte das arme Mädchen. Henri schüttelte den Kopf. Es war gefährlich, viele Fragen zu thun, aber in dem Geflüster zwischen Henri und den beiden Dumas lag etwas noch Grauenvolleres. „Wir sollen ohne den Trost unserer Religion sterben", sprach der Graf; „allein wir stehen in der Hand eines barmherzigen Gottes, dessen Wille geschehe!" Gabriele sank fast bewußtlos in Henri's Arme, als die Thür plötzlich auffuhr und ein Offizier eintrat, um die Hinrichtung vollstrecken zu lassen. Das unglückliche Mädchen kam zu sich, erkannte die Stimme des Offiziers und fiel zum zweiten Mal ohnmächtig hin.

Louis Perrault — denn dieser war der Befehlshaber — starrte

einige Sekunden regungslos vor sich hin. Die beiden Dumas kannte er nicht, wohl aber begegnete sein Blick dem scheidenden Blicke Gabrielens, die bald entseelt am Boden lag. „Das edelste Herz ist gebrochen", sagte der Graf, die Augen zum Himmel wendend; „dort werden wir Alle uns wiedersehen, meine Kinder!" „„O, Bruder, Bruder"", rief Henri, „„hat es dahin kommen müssen? O, Louis, sie segnete Dich noch sterbend!""

Louis stürzte hinaus, um die Soldaten wegzuschicken; allein eben drang ein Sergeant mit fünf Grenadieren ins Zimmer. Da es schon zu dunkeln begann, so überrannten sie beim Hereinstürzen ihren Befehlshaber. Was folgte, war das Werk eines Augenblicks. Als Henri die Soldaten sich nähern sah, trat er zwischen sie und die beiden Dumas. Ein Stoß mit dem Bajonett streckte ihn nieder. Louis war jetzt aufgesprungen, um die Uebrigen zu retten. In demselben Moment hatte ein Säbelhieb das greise Haupt des Grafen gespalten; aber es gelang Louis, diesen Blutgierigen das letzte Opfer zu entreißen. Er rettete den jüngeren Dumas und gab ihm einen Geleitsbrief, der dem unglücklichen Jüngling in dem ganz verödeten und ausgeplünderten Schlosse seiner Ahnen ein Obdach vergönnte.

Dieser Akt unvollkommener Barmherzigkeit brachte Louis Perrault vor das Kriegs-Gericht. Unter den Beweisen seiner Strafbarkeit wurde angeführt, daß er, über den Leichen eines jungen Frauenzimmers und eines jungen Mannes ausgestreckt, sein Schicksal und die Sache der Republik verwünscht habe. Aus diesem Gefängniß wurde in jeder Woche eine bestimmte Zahl Unglücklicher nach der Guillotine geschleppt. Louis erwartete seinen Tod mit Ungeduld. Das Leben war ihm eine Last, die er gern abgeschüttelt hätte, und die drei Unglücklichen, die er vor seinen Augen hatte sterben sehen, verfolgten ihn wie Rachegeister. Die Leiden seines Gefängnisses waren jedoch erträglich. Die Erleichterung verdankte er einem Kerkermeister, der früher unter ihm gedient hatte, und der ihm von Zeit zu Zeit über die Verhandlungen am Revolutions-Tribunal Bericht brachte. Dieser gute Mensch glaubte, seinem ehemaligen Vorgesetzten einen Dienst zu erweisen, wenn er seinen Namen, der auf der verhängnißvollen Liste unter den Ersten stehen sollte, ganz unten hin schriebe, damit Louis bis zu seiner Hinrichtung noch eine Woche Zeit hätte. Die List gelang. Eben so hatte er ein Zeichen mit Kreide über seiner Kerkerthür, das Louis Perrault als das Opfer des nächsten Tages bezeichnete, ausgelöscht und über die Thür eines Mitgefangenen geschrieben. „Warum überlässest Du mich nicht meinem Schicksal, großmüthiger Freund?" sprach Louis; „je früher, desto besser." „„Weil man nicht wissen kann"", entgegnete der Kerkermeister, „„was die Zeit bringt.""

Wirklich brachte die Zeit Etwas, dessen der Unglückliche sich nicht versehen hatte. Der freundliche Kerkermeister überreichte ihm eine Verkleidung. „Die Thür soll Ihnen offen stehen", sagte er, „wenn Sie die Kleider meiner Frau anziehen. Sie ist so oft hier, daß ihr Hinaus- und Hereintreten niemals Verdacht erregen kann. Folgen Sie mir nach; meine Frau hat einen großen männlichen Wuchs und sieht Ihnen überhaupt ähnlich." Louis konnte den freundlichen Vorschlag nicht ablehnen. Er entkam glücklich aus Paris und gelangte, indem er bei Tage sich versteckte und bei Nacht kurze Stationen machte, bis zum Seehafen Brest. Hier ging er an Bord des Surcouf'schen Geschwaders, das einen Kaperzug nach den Indischen Meeren unternehmen sollte.

Etwa zwölf Monate später saß der alte Casimir Perrault eines Tages mit seiner Tochter auf dem Altan, um die erfrischende Seeluft zu genießen, als plötzlich die wohlbekannte Gestalt eines Wesens, das Beiden einst so theuer war, in zerlumpter Matrosenkleidung vor ihnen stand. „Gieb mir Deinen Segen, Vater", so rief der verlorene Sohn, „Deine Verzeihung verdiene ich nicht!" Ein schwaches Lächeln der Dankbarkeit gegen den Himmel erheiterte Casimir's von Sorgen gefurchtes Antlitz ein paar Augenblicke, und indem er sich zusammenraffte, den Unglücklichen zu bewillkommnen, entfloh die Seele dem gebrechlichen Körper.

Louis trat in den Besitz des zerrütteten väterlichen Vermögens und wurde von jetzt an der Beschützer der armen Hortensia. Er nahm noch einmal Dienste bei Surcouf, und eine dreijährige glückliche Kaperei verschaffte ihm die Mittel, nach Batavia zu ziehen, von wo er mit seiner Schwester nach Frankreich sich einschiffte, als die Ruhe dieses Landes durch Napoleon's Alleinherrschaft wieder hergestellt war.

(A. J.)

Spanien.

Die Weltgeistlichen und der Gottesdienst in Spanien.

Die Weltgeistlichen oder Pfarrer haben in Spanien den größten Einfluß auf das Volk; sie leiten die Bauern, deren Orakel sie sind, und mit welchen sie auf einem für beide Theile sehr ehrenvollen Fuße leben. Die meisten dieser Seelsorger haben einen sehr achtungswürdigen Charakter und weit mehr Bildung und Kenntnisse, als ihre Gemeindeglieder, deren Zuneigung sie durch nützliche Dienste aller Art gewinnen. Selbst der gemeine Spanier hat keine blinde und fanatische Anhänglichkeit an seine Geistlichen, wie man allerwärts ohne Grund behauptet. Das Benehmen der Pfarrer ist, nach Maßgabe ihrer Stellung zur Gemeinde, ihres Ansehens und des gegenseitigen Wohlwollens, sehr huldreich und voll natürlicher, nicht erzwungener Würde. Sie sind die Rathgeber ihrer Beichtkinder; sie schlichten ihre Zwistigkeiten; sie trösten die Kranken und Sterbenden. Im ganzen gegenseitigen Verkehr sieht man weder Kriecherei auf der einen, noch Anmaßung auf der anderen Seite. Die Pfarrer beziehen oft nur ein sehr spärliches Gehalt, obgleich ihre Berufspflichten häufig sehr drückend sind. Das Vertrauen des niederen Volkes steht in mehreren Gegenden fast ausschließlich unter ihrer Obhut, und sie arbeiten dem Sittenverderben am wirksamsten entgegen. Der tugendhafte Wandel des weiblichen Geschlechts unter den niederen Volksklassen, welcher gewiß in keinem Lande noch mehr zu rühmen ist, gründet sich hauptsächlich auf die nachdrücklichen Ermahnungen und Zurechtweisungen dieser wackeren Beichtväter.

Die Herrschaft der Kirche wird allerdings immer anerkannt; allein man läßt sie nach Umständen in den Hintergrund treten, um ihr einen Gehorsam zu sichern, der vergebens mit Gewalt erstrebt wäre. In gewissen Gegenden erlauben die Pfarrer sogar, am Sonntag zu arbeiten, wenn nämlich auf den Verlust eines Tages viel ankommt. Da jedoch der Sonntag zu den Tagen gehört, an welchen das Hören der Messe pflichtmäßig ist (misa de obligacion), so müssen die Bauern alsdann vor der Arbeit in die Kirche. Zu diesem Zweck lesen die Priester schon um vier Uhr des Morgens Messe, und hat nun der Ackersmann, wie er sich ausdrückt, die Messe im Leibe (la misa en el cuerpo), so wandert er heiter seinem Felde zu.

Der Gottesdienst ist dem würdevollen Ernste dieser Nation ganz angemessen und übertrifft gewiß den jedes anderen Europäischen Volkes an Feierlichkeit. Die Spanier haben alle jene Abgeschmacktheiten, die man in anderen Gegenden des Europäischen Südens wahrnimmt, aus ihrem religiösen Ritual verbannt, und niemals ist man dem Zuge von so anwidernden Scenen, wie besonders Italien sie darbietet. Als ich eines Tages in der Stadt Neapel herumspazierte, begegnete ich einer Prozession. Ein prächtig aufgeputzter Heiliger, den mehrere Männer auf ihren Schultern trugen, wurde vor dem Laden eines Spezerei-Händlers niedergestellt. Der Krämer trat heraus und reichte dem Heiligen, Stück für Stück, Proben von allen seinen Handels-Artikeln, wobei er jedes Mal eine tiefe Reverenz machte. Er legte jeden Artikel in die Hand der Figur, nahm ihn dann wieder und ließ ihn durch einen Ladendiener zurückbringen. Aus den Geberden des Krämers konnte man nicht abnehmen, ob er es bei diesem Hokuspokus ernstlich oder spaßhaft meinte. Eine solche Posse würde in Spanien gar nicht geduldet werden. Allerdings findet man Ausnahmen von der Regel, wie z. B. die Prozessionen der heiligen Woche in Sevilla gehören; allein diese betrachtet der gemeine Mann selbst nur als Maskeraden, die den Verkehr befördern und Geld in Umlauf bringen. Mit dem Kirchenthum haben sie gar nichts zu schaffen.

Die Art, wie der Gottesdienst begangen wird, begünstigt sehr die fleißige Kirchengehen, und man muß beklagen, daß die Reformation nichts Analoges beibehalten hat. Das Volk würde dadurch verhindert worden seyn, die leidigen Konventikel, eine Quelle so großen Unfugs zu besuchen. Jeden Sonntag Morgen kann man in den Hauptkirchen einer Stadt zu jeder halben Stunde Messe hören. Erst um die Mittagszeit ist der Gottesdienst beendigt, ausgenommen in Madrid, wo auch um zwei Uhr Messe gelesen wird, damit die Indolenz zur ihre Entschuldigung habe. Die lange Dauer des Gottesdienstes in vielen Britischen Städten ist für viele Einwohner ein unübersteigliches Hinderniß, und dieses Hinderniß wird durch die Einrichtung in Spanien ganz beseitigt. Alle, vom Größten bis zum Kleinsten, knien gemeinschaftlich an dem Orte nieder, wo Alle gleich sind, und wo durchaus kein Ansehen der Person gilt. Die Predigt ist ganz abgesondert; sie findet bald um die Mittagszeit, bald Nachmittags statt. Das kleine Abendmahl wird gewöhnlich am frühen Morgen gereicht.

In den majestätischen Kathedralen Spaniens zeigt man dem Fremden alles Sehenswürdige mit größter Liberalität. Wünscht er ein Kunstwerk zu sehen, so beeifert sich Jeder, vom Dechanten bis zum niedrigsten Kirchendiener, seinen Wünschen zu entsprechen, und der kleine Aufseher nimmt sehr ungern ein Trinkgeld. Welch ein Kontrast mit London!

(Cook's Sketches in Spain.)

Mannigfaltiges.

— **Moritz Retzsch und Mistreß Jameson.** Eine zwischen einem Deutschen Maler und einer Englischen Schriftstellerin zu Stande gekommene geistige Ehe, von der nur etwas künstlerisch Tüchtiges zu erwarten läßt. Unter dem Titel „Fancies" — auch mit der Deutschen Benennung „Fantasieen" *) — ist in London eine Reihefolge von Skizzen erschienen, die Retzsch in Dresden nach eigener Fantasie gezeichnet und zu denen Mrs. Jameson gar anmuthige Erklärungen geliefert hat. Unser künstlerischer Landsmann ist dem Britischen Publikum durch seine Skizzen zum Shakespeare und zum Theil auch durch die zu Goethe's Faust so vortheilhaft bekannt, daß er jenseits des Meers sogar einen verbreiteteren Ruf genießt, als selbst in seinem Vaterlande. Mrs. Jameson hat bei ihrer Reise durch Deutschland (von der sich in Nr. 92 des Magazins ein Bericht befindet) den Künstler, den sie sehr recht treffend portraitirt, persönlich kennen gelernt und ihn bewogen, die Skizzen, die er mehr als geistige Erholungen, als zierliche Andenken für seine Frau, denn als vorbereitete Kunstwerke bearbeitet hat, dem Englischen Publikum zu überlassen. Die erste Reihefolge enthält sechs Skizzen: „Getäuschte Hoffnung", „das Räthsel des menschlichen Lebens", „Dichters Schicksal", „Amor und das Mädchen", „der gequälte Geist", und „Liebe, sich ausruhend", die, selbst mit den sinnreichen Erläuterungen der Mrs. Jameson, dem Beschauer noch Manches zu denken übrig lassen.

J. L.

*) Das mit großen gothischen Lettern gedruckte Deutsche Wort hat die Literary Gazette zu dem seltsamen Schnitzer verleitet, das neue Werk unter dem barbarischen Namen Furtusien anzukündigen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Freitag den 29. August 1834.

Rußland.

Iwan Stepanowitsch.
Bilder aus der Russischen Provinz.

Iwan Stepanowitsch erwartete seinen Namenstag. In seinem Hause wurden große Vorbereitungen getroffen, um ihn, wie gewöhnlich, auf eine ausgezeichnete Weise zu feiern. Ein Wagen nach dem anderen eilte zur nächsten Stadt, um die nöthigen Vorräthe einzukaufen. Die eigene ländliche Wohnung ward auf des Gebieters Befehl aufgeräumt und gesäubert und die nächste Umgebung gereinigt, damit niemand mit der Nase in den Schmutz falle. Die Fußsteige wurden mit gelbem Sande bestreut; Blumen, mit sorgsamer Hand von dem sie umgebenden üppigen Unkraut befreit, erhoben stolz ihre in bunten Farben strahlenden Häupter; die Leinwand, die, der Bleiche wegen, auf den Zäunen umherhing, ward bis zu einer anderen gelegeneren Zeit zusammengewickelt; Alles gewann ein besseres Ansehen; eine aus langem Schlummer erwachte Thätigkeit war an der Tagesordnung; gestoßener Ziegel seufzte unter Tuchlappen auf messingenen Klinken und Haken, und die Federwische rauschten über Tische und Wände, um den angehäuften Staub fortzuschaffen.

Wer aber ist Iwan Stepanowitsch?

Iwan Stepanowitsch ist, einige Eigenheiten ausgenommen, kein besonderes Original und kann als Modell aller Freunde und Nachbaren dienen, die er zu seinem Namenstage erwartet, und die man somit schon im Voraus kennen lernen kann.

Nachdem Iwan in einer der vielen für Rechnung des Staats bestehenden Erziehungs-Anstalten seine Studien beendigt, zerriß er Hefte und Bücher und gab sich das feierliche Versprechen, ein ewiger Feind von allem Geschriebenen und Gedruckten zu seyn. Er gürtete ein Schwert um, zur Vertheidigung des Vaterlandes, schmückte die breiten Schultern mit Epauletts und eilte zu seinem Regiment, von Ungeduld brennend, sich Brust an Brust mit Bonaparte zu messen, den er wenigstens für würdig hielt, sich ihm als Gegner hinstellen zu dürfen. In der Nähe des Rheins fand er sein Regiment und die unglückliche Nachricht, daß sein Antagonist geschlagen und der Krieg beendigt sey. Im Grimm über sein Schicksal spie er in den Rhein, traf auf dem Marsche durch Frankreich eine ungeheure Menge Weintrauben zu Boden und ließ sich durchaus nicht dazu bewegen, einen Blick auf Paris zu werfen. So würde es ihm, als er nach Hause zurückgekehrt war, natürlich sehr leicht geworden seyn, zu schwören, daß er in Frankreich nichts gesehen habe; er that aber gerade das Gegentheil und brachte den Seinigen eine unendliche Menge überall zusammengerafter Anekdoten und Geschichtchen mit.

Ein zweiter Ulysses setzte sich zum häuslichen Kamin, um sich auf das Vollständigste von seinen überstandenen Mühseligkeiten zu erholen.

Mit thränenden Augen dankten die alten Aeltern dem lieben Gott, daß es ihnen vergönnt ward, ihren theuren Sohn noch einmal im Leben zu sehen; sie schmeichelten und beruhigten, speisten und tränkten ihn und gaben ihm die Pute zum Besten, die zu einer Prokurators-Mahlzeit bestimmt war. So ward denn unser Iwan Stepanowitsch fett und rund und weich; nur dann und wann schien er nachzudenken, wobei seiner breiten Brust mancher schwere Seufzer entstieg, der sich übrigens auch rechtfertigen ließ. Einen philosophischen Blick auf das Leben werfend und seine militairische Lebensweise mit der häuslichen vergleichend, zog er den sehr logischen Schluß, daß Unabhängigkeit und Ruhe auf seinem Gut besser wären, als alle mögliche Lorbeern und Siegeskränze. Sein alter Vater aber hatte von diesen Dingen einen anderen Begriff, weshalb unserem Iwan Stepanowitsch nichts Anderes übrig blieb, als sich nur eine Zeitlang auszuruhen und — wie man sagt, am Meere sitzend, guten Wind zu erwarten.

Zum Regiment zurückgekehrt, dachte er wachend und im Traum an nichts, als an seinen Abschied; oft stieß er, in Hitze gerathen, die Worte aus: „Es ist mein Wille, mein fester Wille", und schlief unser Held ein, so schwebten vor seinen geschlossenen Augen und seiner bewegten Seele gebratene mit Grütze gefüllte Spanferkel und Bauermädchen in ihren reizenden Trachten wie Ossianische Gestalten einher. Einst nach einem ungewöhnlich angreifenden Exercitium verdrießlich zu seiner räuchrigen Hütte zurückkehrend, überreichte sein Denschtschik (Bursche) ihm einen Brief mit der Nachricht von dem Ableben seiner Aeltern, die, wie ein Paar treue Tauben, bald nach einander gestorben waren. „Des Himmels Segen mit ihnen!" rief Iwan Stepanowitsch mit thränenden Augen aus — und dann eilte er zum Regimentsschreiber. „Bitte für mich um Abschied wegen häuslicher Verhältnisse", sagte er in schon ruhigerem Ton. — Nachdem er seinen Abschied erhalten, flog er wie ein Habicht, der sich von der Kette losriß, seinem Geburtsneste zu. Dort hatte er das Vergnügen, seine zwei Brüder und drei Schwestern vorzufinden; die Ersteren, ihm gleich gesinnt und eben so ausgezeichnete Militairs, wie er, hatten bei der Nachricht vom Tode ihrer Aeltern eben so gehandelt, wie er, und ihren Abschied genommen. Die Theilung ging vor sich. Iwan Stepanowitsch hielt sich für edelmüthiger als sie, indem er seinen Antheil am hinterlassenen Silberzeuge, bestehend aus 3 Eß- und 6 Theelöffeln, seinen trostlosen Schwestern überließ, die ihn von Kindheit auf gepflegt hatten.

Als jüngster Sohn hatte Iwan Stepanowitsch das väterliche Haus und 18 männliche Seelen zu seinem Antheil erhalten. Mit großer Thätigkeit begabt, beeilte er sich, seine Besitzung im Kaiserlichen Leibhause zu versetzen und mit dem dafür erhaltenen Gelde ein höchst bewegtes Leben zu führen. Mit Erstaunen sahen Nachbarn und Verwandte, wie er mit 3 braunen Pferden, in weiten Velvet-Beinkleidern, mit Husaren-Jacke, leichter Polnischer Mütze und wohlgepflegtem Schnurrbarte ihren Fenstern vorüberflog oder mit lustigen Freunden und einer Menge Hunde den Hasen nachjagte. Ueberdrüssig, die Eroberung Russischer Mädchen zu machen, verliebte er sich in eine junge Zigeunerin und führte zwei Jahre lang mit ihr ein nach seiner Ansicht sehr poetisches Leben, aus welchem er aber wie aus einem schönen Traum durch einen Executionsbefehl des unerbittlichen Leibhauses geweckt ward. Wolken überzogen sein Antlitz, finsterer als die an einem herbstlichen Himmel, und mit der Bernstein-Spitze seiner Türkischen Pfeife am Schnurrbart hin- und herfahrend, machte er seiner gepreßten Brust durch tiefe Seufzer Luft. Was fange ich an? fragte er sich mit tragischem Pathos — und blieb sich die Antwort schuldig. Plötzlich entsprang seinem Hirn ein lichter Gedanke, und ein selbstzufriedenes Lächeln schimmerte durch den Tabacksdampf: „Ich muß meine Tante Glaphira Alexejewna besuchen", rief er freudig aus, „sie, die gute Seele, wird mir in Allem beistehen." Diese gute Seele, Fräulein Glaphira, die es zufällig versäumt hatte, ihren jungfräulichen Gürtel gegen Hymens Ring zu vertauschen, war in der ganzen Gegend als Heirathsstifterin (Swacha) bekannt. Iwan Stepanowitsch entschloß sich zum Heirathen. Bald war Alles mit der lieben Tante abgemacht. Die erwählte Braut, von guter Familie, wirthschaftlich erzogen, erhielt als Mitgift, außer einer reichlichen Hochzeitsgabe, ein Landgut mit 25 Seelen. Mehr brauchte unser Held nicht. Bald war der Hochzeitstag angesetzt. Ehrliche Wucherer, dienstfertige Kaufleute und einige gutherzige Verwandte versahen unseren Iwan Stepanowitsch mit Allem, was zu dieser Feier nöthig war. Es stellten sich unzählige Gäste ein; sie aßen, tranken und tanzten nach Herzenslust, bis sich der junge Ehemann nach Ablauf des Honigmondes genöthigt sah, seine Zuflucht abermals zum Leibhause zu nehmen, um auch das Vermögen seiner Frau zu versetzen. Von nun an lebte er eingezogen, aber das Haus füllte sich mit Zweigen seines erhabenen Stammes; in allen Zimmern wimmelte es von Knaben und Mädchen; braune und blonde, schief- und geradegewachsene, starke und magere Kinder beiderlei Geschlechts belustigten das Auge durch ihre Mannigfaltigkeit. Auf die dringenden Vorstellungen seiner Frau trat Iwan Stepanowitsch in Staatsdienste. Welches Amt ihm ward, weiß sich nicht genau, da mein dummer Kopf die vielen Rang-Benennungen nun einmal durchaus nicht behalten kann. Seine neue Laufbahn rühmlichst verfolgend, bezahlte er seine Schulden, schaffte sich Equipage und viele andere Dinge an, die zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehören. Als er sein Amt niederlegte, hieß es zwar, es sey ihm ein Kriminal-Prozeß gemacht worden, indessen löste sich dieses vielleicht von seinen Feinden verbreitete Gerücht bald auf wie eine Rauchwolke, und Iwan Stepanowitsch fuhr fort, höchst anständig auf seinem Landgute zu leben. Auf diesem herrschte überall eine große Ordnung, obgleich er fast nie zu Hause war, sondern immer Gastereien und Namenstagen bei Freunden und Nachbarn beiwohnte. Er überzog aber zuweilen sein Gut wie ein Orkan, stürzte Alles drunter und drüber und begab sich wieder zu seinen Gastereien und Festen, nachdem er die Herzen Aller mit Furcht und Schrecken erfüllt hatte. Jetzt eben war die Reihe an ihn gekommen, und gastfrei, wie er wirklich war, traf er alle Anstalten, seine guten Freunde und nothwendigen Bekanntschaften würdig zu bewirthen.

Am Vorabend seines Namenstages legte Iwan Stepanowitsch sein ehemals starkes, jetzt aber durch die Länge der Zeit sehr dünn gewordenes Haupthaar in zierliche Flechten, die, mit einander vereinigt, auf dem Scheitel eine Art von Rose bildeten, zog einen blauen Rock mit großen gelben Knöpfen an, bewaffnete sich mit einem Fernglase und trat auf den Balkon hinaus, um seine Gäste zu erwarten. Bald hörte man von allen Seiten Glockengetön; die Landstraßen staubten, und im

Hause ließen sich unter geräuschvollem Hin- und Herlaufen die immer wiederholten Worte hören: „Die Gäste kommen, die Gäste kommen, die Gäste sind da!“ Nun ward es für einen Augenblick ruhig, — dann aber ging es in allen Zimmern an ein Umarmen, Küssen und Bewillkommnen.

Doch dies war nur der Vorabend des Festes. Wäre ich Dichter, so würde ich den folgenden Festtag mit den reizendsten Farben schildern, und namentlich dürfte es an einem azurnen Himmel nicht fehlen. Da ich aber nur Historiker bin, so muß ich der Wahrheit gemäß berichten, daß das Wetter bereits am Morgen ungünstig war und auch den ganzen Tag so blieb, wodurch jedoch die fröhliche Stimmung keineswegs gestört ward, indem man sich höchst geistreich unterhielt und mehr und besser aß und trank wie gewöhnlich. Um 9 Uhr Morgens saß bereits das ganze weibliche Geschlecht in gehöriger Rangordnung auf den Sopha und Stühlen des Gastzimmers; auf einer Seite breiteten sich die wohlgenährten geschminkten Mütter wie üppige Sonnenblumen aus, und auf der anderen die jungen Mädchen wie eine Guirlande von lebenden Blumen. Da öffnen sich geräuschvoll die Thüren, und herein tritt strahlend wie die Sonne Iwan Stepanowitsch an der Spitze der männlichen Gäste. Mit ausgesuchter Höflichkeit ließ er es sich angelegen seyn, einer jeden Dame, der Reihe nach, die Hand zu küssen; seinem Beispiel folgte das ganze männliche Personal. Ein eintöniges Schmatzen ward dann und wann durch einen herzhaften Kuß unterbrochen. Nach Beendigung dieser Ceremonie sprangen alle Damen von den Stühlen auf, umringten den Helden des Tages und überschütteten ihn mit Glückwünschen, während er kaum mit Danken fertig werden konnte. Da zog ein großer Kulebäk (Russischer mit Fisch, Grütze und Kohl gefüllter National-Kuchen) auf einer zwei Arschinen breiten Schüssel die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; neben demselben warf ein aus Butter erschaffenes Lämmchen seine unschuldigen Blicke auf die Gesellschaft und auf das neben demselben liegende weiße Brod. Nicht weit davon dehnte sich ein schlanker Archangel'scher Häring vor dickbäuchigen Radisern aus, und ein gebratenes mit Grütze gefülltes Spanferkel blickte vor Neid erröthend auf ein zu einer Aegyptischen Mumie umgeschaffenes Huhn. Ich müßte wahrlich Washingten Irving's Talent besitzen, um alle ausgezeichnete Vorkost-Schüsseln, tausendfarbige Liqueure u. s. w. zu beschreiben, die der Gastfreundschaft unseres Wirthes ihr Daseyn verdankten. Da ich es aber nicht besitze, so beschränke ich mich darauf, zu berichten, daß Iwan Stepanowitsch, gleich einem Oberpriester des Heidenthums, sich mit scharfer Schneide dem stolzen Kulebäk nahte und ihn zu Ehren seiner Gäste zerlegte. Diese Operation ward unter tiefem Stillschweigen vollzogen; nichts hörte man, als das Geräusch von Messern, Gabeln und Tellern, und das Geschmatz der kauenden Gäste. Als die tapfere Armee das Schlachtfeld verlassen hatte, bot die Tafel einen zugleich traurigen und lustigen Anblick dar. Die ihres rosenfarbenen, grünen und dunkelrothen Inhalts entledigten Karaffen standen blaß und leblos da, und verschwunden waren der große Kulebak, das neidische Spanferkel und deren ganzes Gefolge. — Womit beschäftigte sich nun die ehrbare Gesellschaft? Mit Nichts, oder so gut wie mit nichts. Eine der besten Eigenschaften unseres Helden war die, daß er keine Karten leiden konnte; in seinem ganzen Hause gab es nur zwei alte Spiel, mit denen seine Gemahlin bisweilen Patience anlegte. Die jungen Mädchen saßen auf ihren Sitzen und sprachen kein Wort, dachten aber um so mehr; die jüngeren verheiratheten Frauen brachten vor den Spiegeln ihren Putz in Ordnung, und beglückten, auf ihre Nachbarn blickend, ihre Männer mit Liebkosungen, die vielleicht nicht ihnen bestimmt waren. Die alten Damen erzählten sich interessante Neuigkeiten von gefleckten Kälbern, von Leinwandbleichen und anderen nützlichen Wirthschafts-Gegenständen. Die Männer rauchten ihre Pfeife Taback und — schwiegen; wovon sollten die Glücklichen auch sprechen! Stillschweigend genossen sie ihr Leben. Nur einige wenige bekannte Politiker gab es, die es als Geheimniß mittheilten, daß der Gouverneur, eines Zwistes mit dem Vice-Gouverneur wegen, seine Stelle nicht lange behalten werde; an einigen muthvollen Männern fanden sie Zuhörer, dagegen entfernten sich Andere, indem sie sich die Worte zuflüsterten: „Was haben wir uns in solche Verhandlungen zu mischen; wer sich selbst in Acht nimmt, den nimmt der Himmel in Acht.“

Plötzlich entstand ein großer Aufruhr. Athemlos stürzte ein Diener nach dem anderen herein und fragte nach dem Hausherrn, um ihm zu melden, daß der Wagen des Regierungs-Chefs sich am Ausgange des Waldes zeige. Iwan Stepanowitsch, seiner theuren Ehehälfte vorbeirennend, berührte sie eilig mit seinem Ellbogen; dadurch wie elektrisirt, ordnete sie schnell ihren Putz und folgte ihm nach bis vor den Eingang des Hauses, wo sie Beide den erhabenen Gast nebst Gemahlin am Wagen empfingen. Unter unaufhörlichen Komplimenten gelangte man ins Gastzimmer, wo die Neuangekommenen mit Höflichkeitsbezeugungen und Umarmungen gehöriger Weise überschüttet wurden. Bald darauf, nachdem der Herr Beamte nebst Gemahlin einige Vorkost zu sich genommen, ging es in den Speisesaal, wo eine lange, mit Obst, Eingemachtem und gefüllten Flaschen besetzte Tafel durch ihren Ueberfluß die Blicke Aller auf sich zog. Man setzte sich und blieb sehr lange sitzen, ohne sich gerade sehr geistreich zu unterhalten; es ward Abend, bevor die 32 verschiedenen Schüsseln geleert wurden, und nun kam die Reihe an Fruchtweine, Aepfel und andere Delikatessen. Einige Städter und Besitzer nahbelegener Güter fuhren im Mondschein nach Hause; Andere blieben eine ganze Woche und ließen sich von unserem Iwan Stepanowitsch speisen und tränken. Aber auch diese Woche verging, und dem geräuschvollen Leben folgte todte Einsamkeit. Iwan Stepanowitsch fühlte Langeweile. Er sprang vom Stuhl auf und rief mit lauter Stimme: „Mischka, den Wagen angespannt!“ (C. H.)

Bibliographie.

Versuch einer Kriegs-Medizinal-Polizei, von Roman Tschetirkin, Ober-Arzt der Armee u. s. w.

Coup d'oeil sur les principales causes actuelles des maux de nerfs et des difformités de la taille des jeunes personnes, par L. C. Simon, Docteur, Conseiller d'Etat et Médecin au Departement de l'Instruction publique.

Jermak, oder die Eroberung Sibiriens. Historischer Roman des 16ten Jahrhunderts, von Paul Suriejin.

Die Arznei-Wissenschaft im Kriege, von Dr. Achim Tscharakowskij.

Russisch-Schwedisches Handwörterbuch, von Gabr. Geitling, Dr. und Professor-Adjunkt an der Alexander-Universität in Helsingfors.

Sechs Briefe über Grusien und den Kaukasus, geschrieben im Jahr 1833 von Platon Suboff.

Kurze allgemeine Geschichte, von der Sündfluth an bis auf unsere Zeiten, nach einem neuen Plan, von N. Kiroff.

Karte des Russischen Reichs, nach der bekannten Karte: „Stern der Zeit“, von Duchowskij.

Taschenbuch für Landwirthe, vom Obersten Muchanoff.

Geschichte der Mongolen, von den ältesten Zeiten an bis zu Tamerlan. Aus dem Persischen übersetzt von Grigorjeff.

Denkmal des christlichen Glaubens in China. Aus dem Chinesischen übersetzt von Zachar. Leontjeff.

England.

Die Wasserleitungen in London und Paris.

Zu einer Zeit, wo man nichts ununtersucht läßt, wo man Alles sorgfältig zergliedert, prüft und erforscht, dürfte es wohl nicht uninteressant oder unzweckmäßig seyn, auch einen Blick auf die Art des Mechanismus zu werfen, vermittelst dessen man in den bedeutendsten Städten Europa's die Bewohner mit Wasser zu versorgen bemüht ist. Bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts besaß London sie nicht Eine Anstalt zur allgemeinen Wasserversorgung; erst um diese Zeit hatte man dem Neuen Fluß die Bahn in der Hauptstadt gebrochen. Dieses großartige ungeheure Unternehmen ward von Sir Hugh Middleton, der sein ganzes Vermögen und selbst das seiner Kinder darauf verschwendete, projektirt und ins Werk gesetzt. Der Neue Fluß hat seine Hauptquelle bei Chadwell, zwischen Herford und Ware, 20 (Engl.) Meilen von London; aber die Röhre, die die Gewässer nach London leitet, hat eine Strecke von vierzig Meilen zu durchlaufen. Während der Anlegung desselben schienen sich alle Umstände zu vereinigen, um das Unternehmen zu vereiteln. Auch gab es der entmuthigte Hugh Middleton in der That für einige Zeit auf und legte nicht eher wieder Hand daran, bis er unter dem Schutze Jakob's I. alle Hindernisse besiegte, die sich der Ausführung seiner Pläne entgegengestellt. Sechs Jahre nach Vollendung des Röhrkastens, der die Gewässer zu Islington aufnimmt, 1619, bildete sich zu dem Zwecke, dieselben in das Innere von London zu leiten, ein Verein unter dem Namen der Neuen-Fluß-Gesellschaft. Während der ersten Jahre zogen die Actien-Inhaber wenig Vortheil aus der Sache; aber in der Folge stieg allmälig der Werth derselben, und man bekommt heute kaum für 13,000 Pfund Sterling eine Actie, die anfangs nur 500 gekostet hatte.

Später im Jahre 1723 entstand unter dem Namen der Water-Works-Gesellschaft ein anderer Verein zur Wasserverbreitung und Vertheilung in London. Es hatten an dem Unternehmen noch drei andere kleine Gesellschaften Theil, die heute nicht mehr existiren. 1810 traten die Water-Works und die Neue-Fluß-Gesellschaft zusammen, um gemeinschaftlich den nördlichen Theil von London mit Wasser zu versorgen. In demselben Jahre genehmigte das Parlament die Bildung dreier neuen Gesellschaften, und es kamen durch eine Bill aus jener Zeit die Ost-Compagnie, East-London, dann die westliche, West-Middlesex, und endlich die der Grand-Junction zu Stande. Seit der Zeit stieg die Zahl der Gesellschaften für die Wasserverbreitung in London bis auf acht, denn es waren zu den früheren noch die von Chelsea, Lambeth, Vauxhall und Southwark hinzugetreten.

Das Parlament, das im Jahre 1810 die Entstehung dreier neuen Gesellschaften zugegeben, hatte die Absicht, die Quantität des vertheilten Wassers zu vermehren und dadurch den Preis desselben zu reduziren. Indeß hatte man diesen Zweck keineswegs erreicht; die verschiedenen Gesellschaften wirkten freilich durch ihre Konkurrenz auf einander und setzten zu ihrem gegenseitigen Schaden die Preise herab; allein die schwächsten unter ihnen sahen sich doch bald genöthigt, ihr Unternehmen aufzugeben. Seitdem traten diejenigen Vereine, die die gefährliche Krisis überlebten, mit Rücksicht auf ihr gemeinschaftliches Interesse enger zusammen, suchten sich durch gegenseitiges Uebereinkommen vortheilhafter zu arrondiren, bäteten sich, irgend etwas von ihren Privilegien zu vergeben, und verbanden sich gegen die Operationen aller neuen Geschäfts-Spekulanten; dies gelang ihnen auf eine solche Weise, daß ihre Fonds seit 1810 um 25 Prozent gestiegen sind. Rücksichtlich der Vortheile aber, die man sich allgemein von der Vergrößerung der Zahl der Vereine versprochen hatte, sah man sich zum Theil getäuscht; denn wenn auch das Wasser jetzt mehr in Ueberfluß in London sich ergießt, so ist es deshalb doch noch nicht zu billigeren Preisen zu bekommen.

Wir wollen nunmehr sehen, wie die verschiedenen Vereine zur Wasserverbreitung sich ihrer Geschäfte entledigen. Die Gewässer, die der Neue Fluß zu Chadwell aufnimmt, gelangen durch eine 40 (Engl.) Meilen lange Röhre bis nach Clerkenwell, wo sie sich in zwei äußerst große Röhrkasten ergießen, deren Oberfläche fünf Morgen und deren Tiefe zehn Fuß beträgt; diese Röhrkasten sind 84½ Fuß über dem Niveau der Themse aufgeführt. Von hier aus werden die Gewässer vermittelst Dampfmaschinen noch sechzig Fuß hoch getrieben, so daß sie bis zu den höchsten Etagen der Häuser in der Stadt gelangen können; ja sie werden sogar bis in die Zisterne geleitet, die sich oberhalb des Theaters von Covent-Garden befindet. Um den Wasserverlust zu ersetzen, der auf einem so weiten Umwege, sowohl durch Verdampfung als

Sommer, als durch Einfrieren im Winter, sich ereignet, hat die Gesellschaft auf der Themse Hülfspumpen errichtet, die die Röhre mit neuen Vorräthen versehen können. Diese Pumpen sind zu Broken-Wharf angelegt, zwischen den Brücken Blackfriars und Southwark; sie werden aber nur in außerordentlichen Fällen benutzt und überhaupt nur 176 Stunden im ganzen Jahre in Bewegung gesetzt.

Die Ost-Compagnie hat ihre Pumpen zu Oldford, am Flusse Lea, drei Meilen von der Themse, etwas oberhalb des Ortes, wo die Fluth in die Lea einläuft. Nach einer Verordnung des Parlaments darf diese Gesellschaft ihre Röhrkasten niemals vor der eindrechenden Fluth füllen. Die Maschinen, die sie benutzt, heben das Wasser nicht höher als 30 Fuß, und ihre Wasservertheilungen erstrecken sich daher auch nicht höher, als sechs Fuß über die Fläche des Bodens. Die Ost-Compagnie und die des Neuen Flusses sind die einzigen, die ihre Gewässer nicht aus der Themse holen.

Die West-Middlesex-Compagnie hingegen zieht ihr Wasser aus der Themse oberhalb Hammersmith, 9½ Meilen von der Brücke von London, an einem besonderen Orte, wo das Flußbett mit Kies bedeckt ist. Von hier wird das Wasser vermittelst Maschinen und Röhren bis nach Kensington geleitet, wo es sodann in einen 309 Fuß langen, 123 Fuß breiten und 20 Fuß tiefen mit Quadersteinen gepflasterten Röhrkasten fließt, der 120 Fuß über dem Niveau der Themse sich befindet. Der Röhrkasten von Kensington ist indessen nicht der einzige, der dieser Gesellschaft gehört; sie hat noch einen zu Little-Primrose-Hill, 70 Fuß über demselben, erbauen lassen. Er enthält 88,000 Tonnen Wasser und ist zur Löschung bei Feuersbrünsten bestimmt.

Die Chelsea-Gesellschaft schöpft ihre Gewässer ebenfalls aus der Themse, eine Viertelmeile von dem Kloster Chelsea. Sie hat zwei Röhrkasten, den einen im Green-Park und den anderen im Hyde-Park; der erstere ist in einer Höhe von 44, der zweite aber in einer Höhe von 70 Fuß aufgeführt. Erst ganz kürzlich hat man sie beide reparirt und zugleich eine Anstalt zum Filtriren des Wassers hinzugebaut. Zwei Drittheile der Gewässer, die diese Gesellschaft vertheilt, kommen unmittelbar aus der Themse, das andere Drittheil aber wird zunächst aus dem Röhrkasten gezogen.

Die Grand-Junction-Compagnie nimmt ihr Wasser aus der Themse, ganz nahe beim Kloster Chelsea; sie filtrirt es nicht, läßt es aber zu Paddington in drei verschiedene, in der Höhe von 71, 86 und 92 Fuß über dem Niveau der Themse erbaute Röhrkasten, vor der weiteren Vertheilung in der Stadt, fließen. Die drei Röhrkasten fassen zusammen 19,355,840 Gallonen (77½ Millionen Quart); von hier wird das Wasser vermittelst Maschinen und Röhren 147 Fuß hoch getrieben, um alsdann in der Stadt sich zu vertheilen.

Die Lambeth-Gesellschaft nimmt ebenfalls ihre Gewässer aus der Themse, zwischen den Brücken Westminster und Waterloo; sie läßt sie vermittelst eines Saugwerks steigen und vertheilt sie dann sogleich, ohne sie sich erst setzen zu lassen. Diese Gesellschaft hat eine Zisterne, die 400 Faß Wasser enthält, als Vorsorge für den Fall erbauen lassen, daß einmal die Maschine in Stocken geräth. Die größte Höhe, die ihre Wasservertheilung erreicht, ist 40 Fuß.

Die Süd- oder Vauxhall-Gesellschaft schöpft ihr Wasser bei der Brücke von Vauxhall aus der Themse, an einem Orte, wo der Fluß stets klar ist und nie, wie an manchen anderen Stellen, durch heterogene Stoffe schmutzig wird. Auch diese Gesellschaft läßt ihre Wasser nicht filtriren, sondern beschränkt sich darauf, sie zuerst sich setzen zu lassen, ehe sie dieselben im Einzelnen vertheilt.

Das Southwark-Water-Work ist das Eigenthum eines einzigen Unternehmers. Die Southwark-Pumpen befinden sich mitten auf der Themse, zwischen der Brücke Southwark und der Brücke von London, und vertheilen die Wasser sogleich, nachdem sie sie heraufgepumpt haben.

Das zu dem „niedern Dienst" (low service) erforderliche Wasser wird aus den Wassertrögen der einzelnen Gesellschaften, die sich neunzig oder hundert Fuß oberhalb der Themse befinden, vermittelst Dampfmaschinen von gewöhnlich hundert Pferde Kraft herausgepumpt. Zu diesem Zwecke kommuniziren die durch die Dampfmaschinen in Bewegung gesetzten Pumpen vermittelst einer Hauptröhre, deren Durchmesser von dreißig bis vierzig Zoll wechselt, mit den respektiven Wasserbehältern. Hierauf wird das Wasser durch besondere Röhren nach den einzelnen Bezirken geleitet; an diesen Röhren, deren Durchmesser von vierundzwanzig bis dreißig Zoll wechselt, sind wieder andere Röhren (Vertheilungsröhren genannt) in mannigfachen Verzweigungen angebracht, die das Wasser nach den verschiedenen Unterabtheilungen der einzelnen Bezirke vertheilen. Endlich laufen aus den Vertheilungsröhren noch besondere Dienströhren aus, die drei bis vier und fünf Zoll im Durchmesser haben, an welchen wiederum die besonderen Röhren für die einzelnen Häuser in den vielfältigsten Verzweigungen haften, die aus Blei bestehen und im Allgemeinen einen Zoll im Durchmesser haben.

An der Spitze einer jeden Dienströhre ist ein Hahn angebracht, vermittelst dessen man dieselben nach Belieben öffnen oder schließen kann. Auch sind die Hauptröhren, so wie die einzelnen Vertheilungsröhren, mit einer Art von Zapfen (fire-plug genannt) versehen, die man, wenn irgendwo Feuer ausbricht, auf der Stelle herausspringen läßt, so daß sie zur schnelleren Löschung beitragen; man bedient sich derselben außerdem auch zur Reinigung und Besprengung der Straßen.

Von dem niederen Wasserdienst oder dem allgemeinen Dienst unterscheidet man den höheren oder den Dienst des Luxus. Der erste versorgt den niedrigsten Theil des Hauses oder die basement story. Dagegen der höhere Dienst erstreckt sich von fünf oder sechs Fuß oberhalb des Erdgeschosses bis zu den Gipfeln der einzelnen Häuser.

Was den höheren Dienst anbelangt, so wird das Wasser zu demselben unmittelbar aus der Hauptröhre geleitet; nur wird, um den ungeheuren Druck zu modifiziren, der von den Dampfmaschinen auf die Röhren ausgeübt wird, auf die Unterhaltungsröhre noch ein senkrechtes Rohr (stand-pipe) aufgestellt, das oben an der Spitze offen ist und die Wirkungen des Drucks etwas schwächt und ermäßigt.

Jedes Haus ist mit einem oder mehreren Wasserbehältern in den verschiedenen Etagen versehen, die gewöhnlich aus Holz bestehen und mit geplättetem Blei ausgelegt sind. In diese Wasserbehälter laufen die einzelnen Röhren aus, an deren Ende ein Hahn mit einem horizontal liegenden beweglichen Schlüssel angebracht ist; dieser Hahn ist am äußersten Ende mit einer Röhre versehen, deren perpendikulaire Achse an ein kleines Floß befestigt ist. Dieses Floß, aus einer hohlen Kugel bestehend, senkt oder hebt sich, je nachdem das Wasser in dem Behälter fällt oder steigt, und öffnet oder schließt, so wie es gerade nöthig ist, den Hahn, ohne daß irgend Jemand sich darum weiter zu bekümmern hat.

Die niedere Wasservertheilung findet alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, dagegen die höhere nur zwei Mal wöchentlich statt. Für die erstere bleiben die Hähne der einzelnen Röhren ungefähr zwanzig Minuten geöffnet, dagegen für die letztere eine oder eine und eine halbe Stunde. Zu diesem Zwecke begeben sich die Hahnenwender (turn-cocks) nach den respektiven Bezirken und öffnen oder schließen alle einzelne Hähne nach einander. Dies Geschäft wird mit einer solchen Schnelligkeit ausgeübt, daß ein Mann in weniger als einer Stunde Zeit die niedere Wasservertheilung für 500 und die höhere für 150 Häuser verrichten kann. Wenn heftiger Frost eintritt und man besorgen muß, daß die einzelnen Vertheilungsröhrchen sich verstopfen könnten, so wird in jeder Straße zu gewissen Stunden des Tages ein hölzernes Rohr aufgestellt, das in die fire-plug-Röhre hineingeht, und in diesem Falle läßt sich Jeder für seinen Tagesbedarf hier mit Wasser versorgen.

Nach einer durchschnittlichen Berechnung der durch die einzelnen Gesellschaften vertheilten Wassermassen ergiebt sich, daß in ganz London 176,205 Häuser mit 28,774,000 Gallonen (113,196,000 Quart) Wasser versorgt werden, so daß auf das einzelne Haus etwa 164 Gallonen (656 Quart) täglich zu rechnen sind, eine Zahl, die aber freilich bei der bedeutenden Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit des Wasserbedarfs der einzelnen Häuser im Einzelnen sehr abweicht. Es ergiebt sich zugleich, daß die Benutzung des durch die verschiedenen Gesellschaften vertheilten Wassers in London ganz allgemein ist; denn wenn auch diese Hauptstadt etwas mehr als 180,000 Häuser zählt, so befinden sich doch darunter auch viele, die gar nicht bewohnt sind.

Die Bedingungen und Preise sind bei den einzelnen Gesellschaften sehr verschieden. Im Durchschnitt rechnet man 28 Shillinge jährlich für das Haus; schlägt man nun ebenfalls durchschnittlich die Wassermasse, die ein Haus jährlich verbraucht, auf 59,860 Gallonen (239,440 Quart) an, so kommt ein Quart Wasser den Bewohnern von London noch nicht einmal einen Heller zu stehen. Die meisten übrigen Städte in Großbritanien sind hinter der Hauptstadt nicht zurück geblieben, und fast überall versorgt man das Innere der Häuser mit gleicher Leichtigkeit mit Wasser und oft sogar zu billigeren Preisen als in London.

So bestehen zum Beispiel zu Liverpool zwei Gesellschaften zur Wasservertheilung, die eine, bekannt unter dem Namen Liverpool and Harrington Company, die andere unter dem Namen Liverpool-Bootle-Water-Works. Die erste zieht ihre Wasser aus einer Quelle im Schooße der Erde; sie leitet dieselben durch sehr weite, in Felsen gebauene Gänge nach einem Brunnen, in dem Pumpen angebracht sind, die vermittelst einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden. Diese Gesellschaft versorgt 18,000 Häuser oder 90,000 Einwohner mit Wasser und vertheilt unter ihnen wöchentlich 3,723,466 Gallonen; die zweite Gesellschaft nimmt ihre Wasser zu Bootle, einem kleinen Dorfe, drei Meilen von Liverpool. Zwei Dampfmaschinen von 30 bis 40 Pferde Kraft treiben dieselben in vier Röhrkasten, die im Ganzen 5000 Tonnen halten; von hier werden sie nach den höchsten Gegenden der Stadt geleitet.

Die beiden Gesellschaften zu Liverpool versehen auch durch sehr einfache, aber kunstreiche Vorkehrungen alle Fahrzeuge, die sich auf der Rhede und auf den Werften befinden, vermittelst lederner einzeln aneinander befestigter Schlauchröhren, die mit Ankerbögen über die See gespannt werden, ohne weiter die geringsten Umstände zu veranlassen, mit allem ihnen nöthigen Trinkwasser.

Auch in Manchester besteht eine Gesellschaft zur Wasservertheilung, die von jedem Abonnenten 4½ Prozent des jährlichen Miethzinses erhält. Die Röhren, deren sie sich zur Unterhaltung der Wasserbehälter in den einzelnen Häusern bedient, sind mit Hähnen versehen, von denen die einen durch das Wasser selbst vermittelst oben beschriebener Flösse, andere aber mit der Hand auf und zugeschlossen werden.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Hints on human conduct. (Ueber den Umgang mit Menschen.) 1½ Sh.

Proceedings and ordinances of the privy council of England. (Verordnungen des Britischen Geheimen Rathes). 3. Bd. 15 Sh.

Biographical sketches of eminent artists. (Biographische Skizzen ausgezeichneter Künstler.) Von John Gould.

Ostindien.

Die Stadt Kaschmir.

Wir entlehnen folgende Notizen dem interessanten „Reisebericht" des bekannten Missionairs Wolff und fügen hierauf noch Einiges aus der Zeitung von Delhi hinzu.

Den 15. Oktober 1832. Wir verließen Dobo gah, und nachdem wir achtzehn (Engl.) Meilen zurückgelegt, kamen wir zu Kaschmir an. Wie entsetzlich getäuscht findet man sich, wenn man sich dieser so berühmten Stadt nähert, wo, nach der Sage der Morgenländer, Salomon, von den Genien durch die Luft getragen, einst seinen Erholungsort fand. Anstatt hier überall die prächtigsten Paläste zu finden

sieht man nichts als armselige elende Hütten, die zum Theil schon verfallen sind; statt der im Orient so gefeierten Kaschmir'schen Schönheiten bekommt man nichts als sehr häßliche, mißgestaltete, zum Theil von Hunger abgezehrte oder erblindete Frauen zu sehen, die nicht weinen, aber auf die jämmerlichste Weise schluchzen, deren Gesichter schmutzig und von Blut unterlaufen sind. Auf den Wegen wimmelt es überall von Bettlern, die dem Reisenden versichern, sie hätten schon mehrere Monate vor seiner Ankunft die Großmuth und die Freigebigkeit desselben rühmen hören.

Mitten durch die Stadt fließt der Dschyle, der sie in zwei Haupttheile theilt, welche durch sieben Brücken, in der Landessprache gaddal genannt, verbunden werden. Von der einen Straße zur anderen fährt man in kleinen Fahrzeugen, die hier in sehr großer Zahl vorhanden sind, aber in Rücksicht auf die äußere Pracht keineswegs mit den schönen Gondeln zu Venedig verglichen werden können. Sie werden vorzüglich zum Transport der Lebensmittel und anderer nothwendigen Artikel gebraucht. Vergeblich sucht hier der Reisende die Spuren des Gartens Eden auf, wozu man durch die Hypothesen von Herder so gern verlockt wird; was uns aber am meisten befremdet, ist, daß man hier vergeblich die großen Shawl-Magazine, oder auch nur die Häuser, in denen sie fabrizirt werden sollen, aufsucht; vergeblich hofft man, hier die prächtigen Moscheen zu sehen. Kurz, man sieht sich in seinen Erwartungen gänzlich getäuscht. Nicht so ist es beim ersten Anblick von Buchara, das nicht so groß wie Kaschmir ist.

Da Kaschmir bisher nur von sehr wenig Europäern besucht worden, so habe ich es der Mühe werth gehalten, mehr Aufmerksamkeit, als ich sonst zu thun pflege, auf die innere Anlage der Stadt zu verwenden, und ich halte es nicht für unzweckmäßig, manche meiner Leser mit den Namen der Straßen und der sieben Brücken bekannt zu machen.

Die erste Hauptstraße heißt Schir Kere. In derselben residirt der regierende Fürst Schir Singh; die Straße ist weder durch Schönheit, noch durch Sauberkeit vor den anderen ausgezeichnet; denn es herrscht bei den orientalischen Potentaten keineswegs der Gebrauch, die Gegend, in der sie sich aufhalten, durch besondere Verschönerungen und Verbesserungen hervorzuheben.

Die zweite Hauptstraße ist Kila Achar. In derselben hatten ehedem die Könige aus der Dynastie Dschakat, Abkömmlinge Tamerlan's, ihren Palast, von dem gegenwärtig nur noch Ruinen zu sehen sind.

Die dritte Hauptstraße heißt Kila ari Barbard. Ich habe außerdem noch zweiundfunfzig große Straßen gezählt, deren Namen ich aber hier übergehe. Ich beschränke mich darauf, noch die sieben großen Brücken zu nennen, die den östlichen Theil der Stadt mit dem westlichen in Verbindung setzen; es sind folgende: Jura gaddal, Haba gaddal, Zeth gaddal, Sena gaddal, Aly gaddal, Nau gaddal und Seif gaddal.

Die Stadt hat ungefähr 250,000 Einwohner; wenn aber das Auswandern so fortdauert, wie es jetzt im Gange ist, so dürften in der Zeit von einem Jahre nicht mehr als 2000 Seelen in Kaschmir sich befinden. Die Auswanderungssucht steigt ins Enorme; in weniger als drei Monaten haben 50,000 Personen ihre Heimath verlassen.

Den 17. Oktober. Ich hatte Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit Schir Singh. Als ich in den Palast trat, präsentirten die Soldaten das Gewehr, und eine Kanonen-Salve wurde gelöst, gerade so, als wenn ich der General-Gouverneur von Indien wäre. Seine Königliche Hoheit nahm mich auf die höflichste Weise auf, ließ mich zu ihrer Rechten niedersetzen und erlaubte mir, meine Hände auf ihren Schoß zu legen. Das Zimmer war rings umher mit Spiegeln, silbernen Wandleuchtern, Kandelabern und Kronleuchtern behängt, so daß ich mich in einem großen Laden des Strandes oder der Oxforder Straße in London zu befinden glaubte. Er stellte mich dreien Pandits, so werden nämlich die gelehrten Brahminen genannt, vor. Sie hießen Sudram Rosdan, Sahib Beideadar und Ganadar. Sie erzählten mir, daß Brahma aus einer Wasserlilie zur Welt gekommen sey.

Der Fürst ersuchte mich, ihm aus Indien vier Dinge zu übersenden: erstlich ein Neues Testament in Persischer Sprache; dann einen Lehrer der Englischen und Französischen Sprache (denn Seine Hoheit hatte schon mit den Herren Allard und Ventura das Französische zu treiben angefangen und versteht auch schon, den Namen Schir Singh in dieser Sprache zu schreiben); ferner einen Englischen Koch, und endlich einen Menschen, der im Stande wäre, die Tafel nach Englischer Weise zu decken. Seine Hoheit zeigte mir hierauf ein schönes Manuskript der Geschichte Kaschmir's von Chodschah Muhammed Abdem. Endlich drückte mir noch der Fürst seinen lebhaften Wunsch aus, Kalkutta einmal zu sehen, so wie den Herrn Sahib und die Frau Sahib daselbst; das sind nämlich Mylord und Mylady Bentinck.

So weit der Bericht des Herrn Wolff. Die Zeitung von Delhi vom 24. August 1831 giebt mehrere Details über eine Zurechtweisung, die der obenerwähnte General Ventura an Rendschit Singh in Betreff der Verwaltung der Provinz Kaschmir richtete. Folgendes ist der wesentliche Inhalt dieser Note:

„Die Provinz Kaschmir, ehemals so berühmt als das Indische Paradies, ist heutzutage auf die tiefste Stufe des Elends herabgesunken. Herr Ventura schreibt dieses Unglück der schlechten Verwaltung zu, die anfangs von Devan Kirpa Ram und später von Kevar Schir Singh, der sich noch schlechter benahm, ausgeübt worden. Unter allen aber sey der Druck des Kuschial Singh, des gegenwärtigen Statthalters, der beklagenswertheste und verhängnißvollste, den die Provinz je erlitten; dieser Mensch ohne Prinzipien strebt in allem seinem Dichten und Trachten nur nach einem Ziele hin, nämlich nach der Vergrößerung seines Reichthums; schaarenweis emigrirt daher die Bevölkerung nach Lahor und selbst bis Kalkutta."

Nach Lesung dieses Schreibens fragte der Maharadschah den General, ob er etwa die Verwaltung von Kaschmir übernehmen wolle? Herr Ventura lehnte aber diesen Vorschlag ab, indem er sagte, er qualifizire sich nicht zu einem Amte der Civil-Administration. Hierauf verließ der Maharadschah den Berathungs-Saal, indem er auf die unzweideutigste Weise seine Unzufriedenheit über die Zurechtweisung zu erkennen gab, und als er in sein geheimes Kabinet eintrat, sagte er zu einigen anwesenden Offizieren, Herr Ventura habe sich einer außerordentlichen Kühnheit schuldig gemacht, indem er den ganzen Hof als einen Haufen von Narren bezeichnete, gerade als ob er der einzige Mann im Lande wäre, der Gemeinsinn oder richtiges Urtheil besäße.

Während des Nachmittags, als er sich mit einer kleinen Zahl seiner vertrautesten Räthe zusammen befand, nahm der Maharadschah den Gegenstand noch einmal auf: „Wahrhaftig", sagte er, „dieser würdige Mann ist gar nicht sparsam in Beschuldigungen gegen seinen Nächsten; sollte man nicht glauben, und das ist's, was er gern möchte glauben machen, daß er ein Muster der Vollkommenheit und der Unschuld sey? indeß scheint er zu vergessen, daß er während seines Aufenthalts zu Dera Ghazi Chan keineswegs versäumt hat, die gute Gelegenheit aufs Beste zu benutzen. Als er diesen Ort verließ, hatte er Bundies (Wechselbriefe) über den Betrag von zwei Lak Rupien (130,000 Thaler) mitgenommen, und jetzt behauptet er, die Bundies seyen ihm als Zahlung für Getraide übergeben worden, und daß dieselben bei Ihnen noch da lägen, wie er sie erhalten, da die Banquiers, auf die sie ausgestellt waren, sie nicht acceptirt hätten."

Indeß so erbittert auch Rendschit Singh anfangs war, scheint doch die Ermahnung des Herrn Ventura kräftig auf ihn eingewirkt zu haben; denn im Mai 1833 begab er sich auf den Weg nach Kaschmir, in der Absicht, daselbst Untersuchungen über die Mißbräuche einzuleiten, die diese Provinz bedrückten; schon befand er sich zu Kuli, als eingetretene Hindernisse ihn nöthigten, am 9ten desselben Monats umzukehren und die beabsichtigte Reise auf eine andere Zeit auszusetzen.

Mannigfaltiges.

— Russische medizinische Literatur. Das erste umfassende medizinische Original-Werk in Russischer Sprache ist im vorigen Jahre von dem Professor und Direktor der therapeutischen Klinik an der medico-chirurgischen Akademie in St. Petersburg, Dr. Procher Tscharkowskij, unter dem Titel: „Versuch eines Systems der praktischen Heilkunde", herausgegeben worden. Uebersetzt sind in's Russische die speziellen Therapieen von Hume, Cullen, Metzger, Selle, Brown, Hoffland, Conebruch, Hecker, J. Frank und A. G. Richter. Nur noch ein Werk: „Vorlesungen über chronische Krankheiten" (7 Bde. 1816—22) wurde von F. Uden ursprünglich in Russischer Sprache geschrieben. Dagegen besitzt die Russische medizinische Literatur viele Monographieen aus dem Gebiete der Therapie, Diätetik und besonders der populairen Arzneikunde.

— Jussuf Pascha. Es sind jetzt ungefähr fünfundzwanzig oder dreißig Jahre her, seitdem der alte Jussuf Pascha, nachdem er seinen älteren Bruder ermordet, sich der Zügel der Regierung von Tripolis bemächtigt hatte. Damals war er noch ein tapferer, kriegerischer Mann, überall unter den Waffen glücklich; je mehr er aber an Jahren zunahm, um so mehr nahm auch seine Weichlichkeit und Lasterhaftigkeit zu; er ward immer grausamer und tyrannischer und mordete unter seinen Unterthanen ohne Schonung. Niemand konnte es unter ihm zu irgend einem Einflusse bringen, ohne beständig in Gefahr zu schweben, in die Hände der Meuchelmörder zu fallen; denn es war gar nichts Unmögliches, daß er die Großen des Reichs unter der Maske der Freundschaft an den Hof rief und sie dann an der Schwelle des Schloßthores umbringen oder vergiften ließ, um ihre Güter confisciren zu können. Die schändlichste Betrügerei trieb er mit dem Münzwesen: Oft ließ er den Dollar, der bekanntlich sieben Piaster (den Piaster zu vierzig Paras gerechnet) enthält, für zwölf oder funfzehn Piaster coursiren, und reducirte ihn dann wieder auf den gewöhnlichen Werth, so wie es immer seinen eigennützigen Zwecken zu ersprechen schien. Damit begnügte sich aber sein Eigennutz noch nicht; er legte außerdem noch fortwährend außerordentliche Lasten und Abgaben auf das Volk, und anstatt das Geld zum Besten des Staates zu verwenden, benutzte er es, um seinen unbegränzten Hang zur Schwelgerei zu befriedigen, indem er den kostbarsten Schmuck für seine Weiber dafür kaufte, von denen jede Juwelen von nicht weniger als zwei oder dreitausend Pfund Sterling am Leibe trug. Er trank selten etwas Anderes, als Champagner — ganz im Widerspruche mit der Muhamedanischen Religion, und verschwendete sein Geld auf Französische Galanterie-Waaren. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er größtentheils im Harem und im Bade zu, wo er oft stundenlang täglich schwelgte. Eine andere Erholung fand er darin, daß er seinen alten weißen Bart schwarz färbte; dies beschäftigte ihn in einem Alter von sechzig bis siebzig Jahren fast den ganzen Tage in jeder Woche. Folgende Anekdote zeigt, wie wenig Vertrauen man dem Pascha im Verkehr schenken durfte: Nachdem er einmal einem Kaufmann für einige Waaren, die er gekauft, einen Schuldschein übergeben, sandte er sogleich seinen Premier-Minister ab, der dem Kaufmann in das Haus folgen mußte, wo er jenen Schein verwechseln wollte, und während dieser das Papier auf die Bank des Comtoirs legte, wurde es von dem Minister weggeschnappt, der damit sogleich nach dem Schlosse rannte, wo er von dem Pascha erwartet wurde. Glücklicherweise jedoch fing man ihn mit dem Papier in der Hand, noch ehe er den Palast erreicht hatte; sonst wäre ohne Zweifel der Kaufmann um das Seinige geprellt gewesen. (U. S. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Montag den 1. September 1834.

China.

Beschreibung der Stadt Peking.

(Aus dem Chinese Repository.)

Peking, die Hauptstadt des Chinesischen Reichs, steht auf einer weiten Ebene in dem Innern von Tschih li (oder Pih tschih li), der nördlichsten Provinz China's. Es liegt unter 39° 55' nördl. Breite und 116° 45' östlicher Länge von Greenwich (114° 25' östlicher Länge von Paris) oder 3° 30' östlich von Canton. Im Osten und Süden erstreckt sich die niedrige und sandige Ebene weiter, als das Auge reicht; im Westen und Norden erheben sich, wenige Meilen von den Mauern der Stadt, Hügel über der Ebene, und in der Entfernung jenseits derselben wird die Aussicht durch Berge begränzt, welche die Provinz Tschi li von Man tschu trennen. — Vom Gipfel dieser Berge betrachtet, scheint die Stadt mitten in einem dichten Walde zu liegen; was daher kommt, daß die Dörfer, Tempel und zahlreichen Kirchhöfe, die die Hauptstadt umgeben, von unzähligen Bäumen bedeckt sind. Von der großen Mauer, welche sich über diese Bergkette hinzieht, ist Peking etwa funfzig bis sechzig Meilen entfernt, und etwas über hundert Meilen von der Bucht von Tschi li. Der Pih ho, welcher im Norden, jenseit der großen Mauer, entspringt, fließt zwölf (Engl.) Meilen im Osten der Stadt vorüber und dann, in südöstlicher Richtung, durch Tin tsin ins Meer. Mehrere kleinere Flüsse, welche von den Bergen im Nordwesten herabkommen, bewässern einen Theil der Ebene, und einer derselben, Tung hwuy genannt, fließt nach der Stadt hin und speist ihre zahlreichen Kanäle und Teiche; dann fließt er ostwärts, vereinigt sich mit einem größeren Flusse, und bildet so eine ausgedehnte Wasser-Verbindung, durch welche der Hauptstadt Lebensmittel zugeführt werden.

Peking oder Pih king „die nördliche Hauptstadt", wird von den Chinesen als eine ihrer ältesten Städte betrachtet; ihre frühere Geschichte ist jedoch in Dunkel gehüllt. Der Kaiserliche Hof ist mehrmals von einer Provinz zur anderen versetzt und in Schen si, Ho nan und anderen südlicheren Provinzen gehalten worden. Der erste Monarch der Dynastie Yuen, welcher im Jahre 1279 nach Chr. den Thron bestieg, hielt seinen Hof mehrere Jahre hindurch in der Hauptstadt Schan si, verlegte ihn aber in der Folge nach Schun tin fu, dem Haupt-Bezirk der Provinz Tschi li, an der Stelle des jetzigen Peking. Hung wu, der erste Kaiser aus der Familie Ming, schlug den Sitz seiner Regierung zu Kiang ning fu, dem Haupt-Bezirk der Provinz Kiang nan, auf, seit der Zeit Nan king „die südliche Hauptstadt" genannt; aber Yung lo, der dritte Monarch derselben Linie, verlegte seine Residenz nach Peking, wo sie bis jetzt geblieben ist. Auf Chinesischen Charten wird diese Stadt gewöhnlich nicht Pih king, sondern King sse „Wohnung des Hofes" genannt. Seit der ersten Gründung der Stadt ist sie mannigfachen Veränderungen in Ausdehnung und Form unterworfen gewesen. Eine lange Zeit hindurch wurde sie nur von einer einzigen Mauer umgeben und hatte neun Thore, und von der Zeit an wird sie bis auf den heutigen Tag zuweilen „die neunthorige Stadt" genannt. In einer späteren Zeit wurde gegen Süden eine neue Mauer gezogen, und die frühere südliche Mauer blieb zwischen der alten und neuen Stadt. — Jetzt heißt der nördliche Theil Nuy tsching „die innere Stadt" und der südliche Theil Wan tsching „die äußere Stadt", und wie in Canton wird der nördliche Theil oft die Tataren-Stadt genannt. Die neue Mauer, welche die äußere Stadt oder den südlichen Theil von Peking umgiebt, hat sieben Thore.

Der nördliche Theil der Stadt hat fast die Gestalt eines Parallelogramms, dessen vier Seiten den vier Kardinalpunkten gegenüberstehen; er erstreckt sich von Norden nach Süden etwa vier (Engl.) Meilen und von Osten nach Westen drei Meilen und hat einen Flächenraum von zwölf Quadratmeilen. Die südliche Abtheilung hat von Osten nach Westen eine Ausdehnung von sechs und von Norden nach Süden von zwei und einer halben Meile, nimmt also einen Flächenraum von etwa funfzehn Meilen ein. Den ganzen Umfang von Peking kann man also zu etwa fünfundzwanzig Meilen und das Areal zu siebenundzwanzig (Engl.) Quadratmeilen annehmen.

Die Mauern der nördlichen Abtheilung der Stadt sind, nach Barrow*), dreißig Fuß hoch, an der Basis fünfundzwanzig Fuß und an dem Gipfel zwölf Fuß breit. Die Neigung findet hauptsächlich nach der inneren Seite statt; die Außenseite ist glatt und fast senkrecht. Nahe den Thoren sind die Mauern mit Marmor oder Granit bekleidet, aber an anderen Stellen mit großen Mauersteinen, die durch Mörtel aus Kalk und Thon verbunden sind, „der mit der Zeit fast so hart wie Granit wird!" Der Raum zwischen der inneren und äußeren Mauer ist mit Erde und Thon gefüllt, die aus dem Graben, der die Stadt umgiebt, ausgegraben wurden. An der Außenseite der Mauer springen viereckige ungefähr sechzig Schritte von einander entfernte Thürme, etwa funfzig Fuß von der Mauerlinie, vor und sind gleich hoch mit ihr. Zwei dieser Thürme von gleicher Höhe mit der Mauer stehen zu beiden Seiten eines jeden Thores und sind in der Front durch ein halbkreisförmiges Fort verbunden. Die Gewölbe der Thore sind stark und von Steinen gebaut; sie werden von großen mehrere Stockwerke hohen, hölzernen Gebäuden überragt. An der inneren Seite der Mauer, neben jedem Thore, so wie in der Mitte zwischen den Thoren und an den verschiedenen Ecken der Stadt, ist eine Art Esplanade, um den Gipfel der Mauer zu ersteigen. Ein Graben umgiebt die ganze Stadt und wird von dem Wasser des Tung hwuy gespeist; mit diesem Graben sind andere verbunden, welche das Wasser desselben Flusses in alle Haupttheile der großen Metropolis leiten.

Bei der Annäherung an die Stadt gewährt sie dem Fremden, durch ihre hohen Mauern und Thürme, einen imposanten Anblick, nicht unwürdig der Hauptstadt eines großen Reiches; kommt er jedoch innerhalb der Mauern, so verwandelt sich seine Bewunderung in Erstaunen. Er sieht keines jener schönen und prächtigen Gebäude, keine jener reinlichen und eleganten Straßen, welche die Hauptzierden Europäischer Städte bilden; statt dessen sieht er nach verschiedenen Richtungen unregelmäßige Haufen von Häusern, Läden und Tempeln. Der Stil der Architektur und das allgemeine Ansehen der Häuser ist dem in Canton ganz ähnlich. Die meisten Straßen sind hinreichend breit und gerade, aber sie sind nicht gepflastert, und im Allgemeinen ist ihre schlechte Beschaffenheit hier, so wie in allen anderen Städten China's, ein gerechter Gegenstand der Klage. Da indeß die Vorderseite eines jeden Ladens in den Geschäfts-Straßen eine ganz eigenthümliche Einrichtung hat, und vor derselben zu beiden Seiten ein senkrechtes, bis an das Dach reichendes Ausbängeschild steht, welches mit Inschriften von goldenen oder gemalten Buchstaben, die die Waaren und den Ruf des Händlers beschreiben, und oft von oben bis unten mit Flaggen und Bändern bedeckt ist, so zerstreut diese Mannigfaltigkeit in der Anordnung der Waaren, zugleich mit dem Ueberfluß von Verzierungen und dem lärmenden Gedränge, welches den Beschauer umgiebt, seine Aufmerksamkeit und läßt ihn einigermaßen die unangenehmeren Theile des Gemäldes um ihn her vergessen.

Die kleineren Straßen sind ruhig und frei von Gedränge; aber die, welche nach den Haupttheren führen, sind beständig gedrängt voll von Menschen. Folgende Beschreibung eines Augenzeugen wird eine Idee von der Scene geben, die sie oft darbietet. „Die Menge der beweglichen Werkstätten von Kesselflickern, Barbieren, Schuhflickern und Grobschmieden; die Zelte und Buden, worin Thee, Früchte, Reis und andere Vegetabilien zum Verkauf ausgelegt waren, verengten die geräumige Straße zu einem schmalen Wege in der Mitte. Die Aufzüge der Beamten, begleitet von ihrem zahlreichen Gefolge, welche Schirme, Fahnen, bemalte Laternen und eine Menge Insignien ihres Ranges und Standes tragen; Aufzüge, welche, mit traurigem Geschrei Leichen zum Grabe begleiten, andere, die mit gellender Musik eine Braut ihrem Ehemann zuführen; Haufen von Dromedaren, mit Kohlen aus der Tartarei beladen; Schiebkarren und Handwagen, mit Vegetabilien, nahmen fast den ganzen mittleren Raum ein. Alles war in Bewegung; die Seiten der Straße waren mit Leuten angefüllt, die ihre verschiedenen Waaren kauften, verkauften und vertauschten. Das Geschwätz und verwirrte Getöse dieser bunten Menge, übertönt von dem Geschrei derjenigen, welche ihre Waaren ausrufen, der Streit Anderer, die Fröhlichkeit und das Gelächter, welche in jeder Gruppe herrschen, können schwerlich übertroffen werden. Tabuletkrämer mit ihren Ballen, Taschenspieler, Zauberer, Wahrsager, Marktschreier, Quacksalber, Schauspieler, Musikanten lassen keinen Raum unbesetzt." Dies ist, nach Barrow, das Gemälde einer Straße in Peking. Die Volksmasse und das fremdartige Schauspiel und Getöse war bei der beschriebenen Veranlassung wahrscheinlich größer, als gewöhnlich; aber er giebt eine zu genaue Darstellung von dem, was man zuweilen selbst in den Vorstädten von Canton zu sehen Gelegenheit hat, als daß man ihn der Uebertreibung beschuldigen könnte.

Im Jahre 1644, bald nachdem die jetzige Dynastie auf den Thron gelangt war, beschloß die Regierung, den nördlichen Theil der Stadt zu Kasernen für die Soldaten zu verwenden, kaufte die Häuser der Pri-

*) Travels in China. 1794. Uebersetzt im 14ten und 16ten Bande der Sprengel- und Ehrmannschen Bibliothek der Reisebeschreibungen. Auch erschien eine Uebersetzung derselben in 2 Bänden in Hamburg. 1805. Bemerkungen über Barrow's Reise von de Guignes finden sich in den Allgemeinen geographischen Ephemeriden. 1807. Juni Pag. 129.

vatreigenthümer und gab sie den Tartaren, die in ihren Kriegen gedient hatten; aber diese tapferen Soldaten, weniger in den Künsten des Friedens erfahren, als das von ihnen unterjochte Volk, waren bald gezwungen, sie den Chinesen zu verkaufen. Daher sind alle Hauptstraßen und viele kleinere, mit Ausnahme der Straßen in der Nähe des Kaiserlichen Palastes, im Besitz der Chinesen, und die Tartarischen Soldaten waren genöthigt, sich in den engen Gassen an den Mauern der Stadt niederzulassen.

Der nördliche Theil der Stadt Peking besteht aus drei Bezirken, von denen jeder mit einer eigenen Mauer umgeben ist. Der erste enthält den Kaiserlichen Palast und die Wohnungen der verschiedenen Mitglieder des Kaiserlichen Hofstaats. Der zweite war ursprünglich zur Wohnung für die Beamten und Diener des Hofes bestimmt, ist aber jetzt zum Theil von Chinesischen Kaufleuten in Besitz genommen. Der dritte besteht aus dem übrigen Raum, der von der äußeren Mauer eingeschlossen wird und schon beschrieben ist.

Der erste Bezirk, „die verbotene Stadt" genannt, und der Sitz des „Drachen-Thrones", des Ortes, von welchem die Macht ausgeht, die ein Drittheil des Menschengeschlechts regiert, ist der prachtvollste und wichtigste Theil von Peking. Nach den Vorstellungen eines Chinesen ist innerhalb seiner Mauern Alles von Gold und Silber. „Jeder Chinese wird", sagt Barrow, „von goldenen und silbernen Säulen, goldenen und silbernen Dächern und goldenen und silbernen Gefäßen, worin Gold- und Silberfische schwimmen, erzählen."

Er liegt nahe in der Mitte des nördlichen Theiles der Stadt, und ist ein längliches Parallelogramm von etwa zwei (Engl.) Meilen Umfang und von einer Mauer eingeschlossen, die fast dieselbe Höhe und Dicke hat, wie die äußere Mauer der Hauptstadt. Diese Mauer ist von polirten rothen Steinen erbaut, von einem breiten, mit behauenen Steinen gemauerten Graben umgeben und mit glänzend gelben lakirten Ziegeln bedeckt, was ihnen, vorzüglich im Sonnenschein, das Ansehen giebt, als wären sie mit einem goldenen Dache versehen. An jeder der vier Seiten ist ein Thor, das aus drei Bogengängen, mit einem Thurm darüber, besteht. Auch an jeder Ecke der Mauer steht ein Thurm. Das Innere dieses Bezirks wird „von einer Reihe von Höfen und Zimmern, die mit einander an Schönheit und Glanz zu wetteifern scheinen" eingenommen. Die Terrassen und Glacis sind mit großen Mauersteinen bedeckt, und die Wege, welche zu den großen Hallen führen, sind aus großen Platten von grauen und weißen Steinen gebildet. Er wird in drei Theile getheilt, in den östlichen, mittleren und westlichen. Der mittlere enthält die Kaiserlichen Gebäude, die wieder in mehrere abgesonderte Paläste zerfallen, von denen jeder seinen eigenen Namen und seine Bestimmung hat. „Es herrscht", sagt der Pater Hyacinth*), „unter den Gebäuden der verbotenen Stadt eine vollkommene Symmetrie, sowohl in der Form, als in der Höhe und der gegenseitigen Stellung, welches beweist, daß sie nach einem regelmäßigen und übereinstimmenden Plan erbaut wurden." Einige der merkwürdigsten Gegenstände, von dem südlichen Theile der mittleren Abtheilung angefangen, sind:

1) Wu mun, das „Mittagsthor". Vor diesem Thore befindet sich gegen Osten eine Mondubr und gegen Westen eine Sonnenuhr, und in dem Thurme über demselben ist eine große Glocke und ein Gong. Oeffentliche Beamte, sowohl vom Civil- als Militair-Departement, betreten und verlassen die Stadt durch das östliche Thor. Niemand, als die Prinzen von Kaiserlichem Geblüte, darf durch das westliche Thor gehen, und Keiner, außer dem Kaiser, durch das südliche. Sobald er durch dasselbe geht oder zurückkehrt, so wird die Glocke geläutet und der Gong angeschlagen. Wenn seine Truppen siegreich aus dem Kriege zurückkehren und ihre Gefangenen vorstellen wollen, so begiebt er sich hierher, um die Ceremonie der Annahme der Gefangenen zu vollziehen. Hier werden auch die Geschenke vertheilt, welche der Kaiser den fremden Fürsten und ihren Gesandten, so wie seinen eigenen Vasallen macht. Nachdem man dies Thor passirt hat, kommt man in einen großen Hof, durch den ein kleiner Kanal geht, über den fünf Brücken führen, welche mit Geländern, Säulen, Stufen und Figuren von Löwen und anderen Bildhauereien, Alles von trefflichem Marmor, verziert sind. Zunächst betritt man dann einen schönen Hof, der zur Rechten und Linken durch Thore, Portico's und Gallerieen mit Balkonen, die auf Säulen ruhen, begränzt wird.

2) Tae hemun, das „Thor des ausgedehnten Friedens". Dies hat fünf Zugänge und gleicht in anderer Hinsicht dem Wu mun oder Mittagsthor; es ist ein prächtiges Gebäude von schönem weißen Marmor. Die Höhe des Fundaments beträgt zwanzig Fuß, und die des ganzen Gebäudes, nach Pater Hyacinth, hundert und zehn Fuß. Man steigt auf fünf Treppen, jede zu zweiunddreißig Stufen, hinauf, die mit Geländern versehen und mit Dreifüßen und anderen Figuren aus Bronze verziert sind. Die mittlere Treppe ist sehr breit und nur für den Kaiser bestimmt; für Prinzen und Beamte des ersten Ranges die beiden nächsten, und für geringere Beamte die übrigen. Hier empfängt der Kaiser am ersten Tage des Jahres, an seinem Geburtstage, so wie bei mehreren anderen Gelegenheiten, die Glückwünsche und Aufwartungen seiner Beamten, die sich vor ihm auf die Erde werfen und dieselbe mit ihrer Stirn berühren.

3) Tschung ho tin, die „Halle des vollkommenen Friedens". Dies ist der Audienzsaal, wo der Kaiser die zu der jährlichen Ceremonie des Pflügens vorbereiteten Geräthe untersucht, und wo auch die genealogischen Tafeln seiner Vorfahren ihm präsentirt werden.

4) Puan ho tin, die „Halle des sicheren Friedens". Hier giebt der Kaiser seinen fremden Gästen am Neujahrstage ein Bankuet, und die Biographen seines verstorbenen Vaters erscheinen in prächtigem Aufzuge, um ihm ihre Werke zu überreichen. Nachdem man drei Treppen erstiegen hat und durch ein anderes Thor gekommen ist, erblickt man

*) Man vergleiche über den Pater Hyacinth Nr. 22 des „Magazins" vom Jahre 1833.

5) Kin tsing kung, den „ruhigen Palast des Himmels", d. h. des Kaisers. Dies ist ein geheimer Zufluchtsort, dem sich Niemand ohne besondere Erlaubniß nähern darf. In diesen Palast begiebt sich der Kaiser, wenn er mit seinen Ministern über Staats-Angelegenheiten berathschlagen oder diejenigen sehen will, die sich als Kandidaten zu Aemtern oder zu Beförderungen melden. Timkowski beschreibt ihn als „den höchsten, reichsten und prachtvollsten aller Paläste." Auf dem Hofe vor demselben steht ein kleiner Thurm von vergoldetem Kupfer, geschmückt mit einer großen Menge schön ausgeführter Figuren. Auf jeder Seite des Thurmes befindet sich ein großes Gefäß, gleichfalls von Kupfer, worin Tag und Nacht Weihrauch brennt. In diesem Palaste gab Kang he, im funfzigsten Jahre seiner Regierung, ein großes Fest, wozu Jeder, der über sechzig Jahre alt war, mochte er Civil- oder Militair-Beamter oder Privatmann seyn, eingeladen war. Vor dem Palaste waren Zelte und Tafeln für viele Tausende errichtet. Die Söhne und Enkel des Kaisers bedienten selbst die Gäste. Nach Beendigung dieser großmüthigen Bewirthung wurden Geschenke, dem Stande und Range eines Jeden angemessen, vertheilt. Auch Kien lung veranstaltete im funfzigsten Jahre seiner Regierung ein ähnliches Fest. Die Zahl der Gäste war doppelt so groß, wie bei der früheren Gelegenheit. Die, welche über neunzig Jahre alt waren, wurden zu der Tafel des Kaisers zugelassen, der sich sehr gütig mit ihnen unterhielt und ihnen kostbare Geschenke überreichen ließ.

6) Keaou ti tin. Diese Halle gleicht in mancher Hinsicht dem Tschun ho tin; sie enthält fünfundzwanzig von den Siegeln des Kaisers, zehn andere befinden sich in Moukden.

7) Kwang ning kung. „Palast der Ruhe der Erde" d. h. der Kaiserin, ist der gewöhnliche Aufenthalt der „Gefährtin des Himmels." Diese Meinung, daß King und Kwang, der Kaiser und die Kaiserin, Himmel und Erde sind, ist ein Lieblings-Dogma der herrschenden Dynastie und wird in ihren Staatsschriften eifrig eingetragen. Jenseit dieses Palastes steht

8) Kwang ning mung, das „Thor der Ruhe der Erde" welches zu dem

9) Yu hwa yuen, dem „Kaiserlichen Blumengarten", führt. Es ist in schöne Spaziergänge getheilt, die zum Gebrauch Ihrer Majestät bestimmt sind, die, da sie Tatarischen Ursprungs ist, dieses Vergnügen nicht wie die Chinesischen Damen beraubt ist, welche durch ihre kleinen Füße zu Krüppeln gemacht werden. Die Gärten sind mit eleganten Pavillons, Tempeln und Hainen angefüllt, untermischt mit Kanälen, Springbrunnen, Seen und Blumenbeeten. Zwei Lustwälder, die sich von dem Rande eines Sees erheben und ein anderer, der den Gipfel eines künstlichen Berges von rauhen Felsstücken krönt, tragen viel zur Schönheit der Landschaft bei. Im Osten des Berges ist eine Bibliothek, die eine vollständige Sammlung aller im Reiche erschienenen Bücher enthalten soll.

10) Schin wu mun; dies Thor steht jenseits des Kaiserlichen Blumengartens und bildet den nördlichen Eingang zu der verbotenen Stadt.

Dies sind die merkwürdigsten Gegenstände der mittleren Abtheilung, die östliche bietet weniger Interessantes dar.

11) Nuy ko, die „Raths-Kammer." Der Ausdruck Nuy ko bezeichnet nicht nur das Kaiserliche Kabinet, sondern auch die Halle, worin dasselbe seine Sitzungen hält. Es liegt an der südlichen Mauer und jenseits desselben, gegen Osten, ist das Nuy ku, der Kaiserliche Schatz

12) Tschuen sin tin, die „Halle der angestrengten Gastreichen gen." Sie liegt in einiger Entfernung nördlich vom Nuy ko. Hier werden „dem verstorbenen Lehrer" (Confucius) und anderen alten Weisen Opfer dargebracht.

13) Wan yuen ko, die Kaiserliche Bibliothek, oder wörtlich „die Halle, welche den literarischen Abgrund enthält", liegt nahe dem Thore sin tin und besteht aus mehreren Gebäuden und Reihen von Zimmern, die eine große Sammlung der National-Literatur, Sei tu wen kien „die sämmtlichen Bücher der vier Schatzkammern" (oder Bibliotheken) enthaltend, die größte und vollständigste Bücher-Sammlung des Reichs bildet.

Weiter nördlich in dieser Abtheilung der verbotenen Stadt liegen mehrere Kaiserliche Gebäude und die Paläste der Prinzen, so wie

14) Fung Sin tin, ein Tempel, den der Kaiser besucht, um „seine Vorfahren zu segnen", deren Namen auf hier niedergelegten Tafeln geschrieben sind. Der Kaiser besucht diesen Tempel vor dem Tage, an welchem ein großes Opfer gebracht werden soll, und wenn er die Stadt verlassen will oder dahin zurückkehrt; ebenso werden am Anfange der vier Jahreszeiten und am ersten und funfzehnten Tage eines jeden Monats die Opfer gebracht und täglich drei Mal wiederholt.

Der westliche Theil der verbotenen Stadt bietet, von Süden angefangen, folgende bemerkenswerthe Gegenstände dar.

15) Wan heun tin. Diese Halle steht nahe der südlichen Mauer, und in ihr werden die Bildnisse der Fürsten aus der vorigen Dynastie, so wie Täfelchen und breite Rollen, welche die Bildnisse ausgezeichneter Gelehrten und Weisen enthalten, aufbewahrt; diese sind nach den Orten ihres Verdienstes geordnet.

16) Wu yeing tin. In dieser Halle befindet sich die Druckerei Sr. Majestät, so wie eine Buchbinderei und Gebäude zur Aufbewahrung der beim Drucken nöthigen Formen und Pressen.

17) Nuy wu fu. Hier hält ein Gerichtshof seine Sitzungen, in dessen Vorrechten die Anordnung der Einnahmen und Ausgaben des Hofes, seiner Opfer und Feste, Bewohnungen und Bestrafungen und Alles, was sich auf den Unterricht der jüngeren Glieder desselben bezieht u. s. w. gehört. Diese Anstalt, so wie die Magazine der Kron, welche unter der Oberaufsicht des Gerichtshofes stehen, liegen an der Mauer auf der Westseite der Stadt.

18) Tschung kwang mesou, der „Tempel der Schutzgeister der

Stadt", steht an der Nordwest-Ecke des Bezirkes. In dem nordöstlichen Theile der Abtheilung sind sechs Paläste, die von den Frauen des Kaisers bewohnt werden; sie liegen gleich den zur Wohnung der Prinzen bestimmten, in der östlichen Abtheilung.

Die Chinesen betrachten die verbotene Stadt als den heiligsten, ehrwürdigsten und prachtvollsten Ort. Die glänzend gelben und mannigfaltigen Verzierungen der Dächer der Paläste und anderer Gebäude und die im Innern angewandten grellen Farben und häufigen Vergoldungen geben in ihren Augen derselben einen blendenden Ruhm. Sucht man jedoch in ihr Uebereinstimmung der Bauart oder etwas, das uns, deren Geschmack nach den Regeln der von den Völkern des Westens angenommenen Architektur gebildet ist, elegant oder großartig erscheinen könnte, so würde dies ein vergebliches Bemühen seyn.

England.

Die Wasserleitungen in London und Paris.

(Schluß.)

In Schottland hat man es hinsichtlich der Wasserversorgungs-Anstalten noch weiter gebracht, als in England. Es bestehen zu Glasgow zwei Gesellschaften, von denen die eine „Proprietors of the Glasgow Water Works" genannt, im Jahre 1806 durch eine Parlamentsakte gegründet und 1819 erweitert wurde; die andere aber, Cramston-Hill genannt, wurde im Jahre 1808 gegründet, und erhielt ebenfalls 1819 die Erlaubniß, ihr Unternehmen nach Belieben zu erweitern und zu modifiziren.

In Glasgow haben die Bewohner theils Wasserbehälter mit Flössen vertheben, theils Hähne, die sie nach Belieben öffnen und schließen, so daß sie vermittelst derselben zu jeder Stunde des Tages sich so viel Wasser verschaffen können, als sie nur immer wünschen.

Da in dieser Stadt in den einzelnen Häusern mehrere Familien, jede in einer besonderen Etage, wohnen, so hat man zur größeren Bequemlichkeit ein steigendes Rohr an denselben angebracht, das sich einige Fuß oberhalb des Pflasters längs der äußeren Mauer hinzieht und in das Innere hineinreicht, so daß in jeder einzelnen Etage, sey es der Eigenthümer oder Miether, entweder einen Hand-Hahn an dieser Röhre hat, oder einen Floß-Hahn, der in einen Wasserbehälter ausläuft und sich von selbst öffnet, sobald die Wasserfläche in demselben sinkt. Der Abonnementspreis ist hier verschieden, je nach der Miethe, die der Einzelne zu bezahlen hat. Bei den Bäckern besteht ein fester Preis von fünf Shillingen (1⅔ Thaler) für das Jahr; dagegen müssen sie aber zu dieser Summe noch so viel Mal fünf Shillinge hinzufügen, als sie sich immer Gesellen halten. Die Wasser-Consumtion für ein Pferd oder eine Kuh wird auf 4 Shilling (1⅓ Thaler) angeschlagen.

Edinburg schöpfte seit dem Jahre 1681 das Wasser für seinen Bedarf aus den auf den Anhöhen von Komiston, 3½ Engl. Meilen von der Stadt, befindlichen Quellen. Die aus diesem Wasserbehälter aufsteigende Röhre bestand aus Blei; sie hatte drei Zoll im Durchmesser und lief in einen Wasserbehälter, Castle Hill genannt, aus, der auf dem erhabensten Punkte der Stadt lag. Im Laufe der Jahre wurde diese Wasseranstalt allmälig ausgedehnt, bis endlich 1810 die Herren Jelford und Jardine auf Veranlassung der Stadtverwaltung einen großartigeren Plan entworfen, den sie in den Jahren 1813 bis 1819 ins Werk setzten; so daß heute die Wassermasse, die von vier verschiedenen Punkten nach Edinburg geleitet und von zwei Wasserbehältern aus verbreitet wird, sich auf 220 Kubikfuß in der Minute und auf 10,704,000 Litres täglich beläuft. Im Verhältniß der Einwohnerzahl Edinburgs, die sich auf 160,000 beläuft, erhält jedes Individuum im Durchschnitt gerechnet 60 Litres täglich. Hier hat freilich die Kunst weniger Schwierigkeiten zu besiegen gehabt, und die Lokalität hat das Meiste gethan, indem das Wasser von Anhöhen gezogen wird, die 300 Fuß oberhalb der Stadt sich erstrecken. Dafür hat man auch in Edinburg das Wasser in allen Etagen und in allen einzelnen Zimmern, wie man es nur immer wünscht.

Wirft man einen kurzen Blick auf die ehemaligen Englischen Kolonieen in Amerika, so findet man bald, daß sie hinsichtlich der Vergrößerung ihres Wohlstandes nicht hinter ihrem Mutterlande zurückgeblieben sind. Die Wasseranstalten zu Philadelphia, zu denen Penn den ersten Grund gelegt, lassen nichts zu wünschen übrig; eben so hat die Stadt New-York, obgleich es zu Brook-Hill bewundernswürdige Quellen besitzt, dennoch die bedeutenden Kosten nicht gescheut, um seinen Einwohnern in Ueberfluß und auf die bequemste Weise die zum Bedarf nöthige Wassermasse zuzuführen; denn in Amerika betrachtet man auch eine großartige reiche Wasservertheilung als eines der ersten Bedürfnisse bei Völkern, die in der Civilisation vorgeschritten sind.

Was Frankreich anlangt, so ist man in diesem Lande hinsichtlich der Wasseranstalten noch sehr hinter England zurück. Dieselben entsprechen in Paris noch heutzutage keineswegs den Bedürfnissen der Bevölkerung. Aus der Seine zieht man höchstens 404 Kubikzoll Wasser, die in den angränzenden Stadtbezirken vertheilt werden. Die einzelnen Anstalten, die zu diesem Zwecke bestehen, sind, außer zwei oder drei Privatanstalten, keine andere, als die Pumpen von Notre Dame, von Chaillot und Gros-Caillou, von denen die erstere auf dem Berge gleiches Namens im Mittelpunkte von Paris befindlich, durch hydraulische Räder, die beiden anderen aber, unterhalb Paris einander gegenüber liegend, einige Schritte von der Barriere Conférence, durch Dampf getrieben werden. Die Pumpe Notre Dame versieht nur den einen Stadtbezirk mit Wasser, der außerordentlich klein ist; die Röhren der Pumpe Chaillot leiten das Wasser nur von der Vorstadt Roule bis zur Straße la Ferronnerie und in einer anderen Richtung über die ganze Linie der Boulevards bis zur Bastille, eine Strecke von 8370 Metres; endlich die Röhren der Pumpe Gros-Caillou bringen das Wasser nur bis zur Straße la Chaise durch die Straße Grenelle, eine Strecke von 1060 Metres.

Um die übrigen Stadttheile, die außerhalb des Bezirks dieser Wasseranstalten sich befinden, mit Wasser zu versorgen, hat man zum Wasser von la Villette Zuflucht genommen, zu einem ausgedehnten Wasserbehälter des Ourcq, dessen Gewässer der Kanal gleiches Namens nach Paris führt. Man hat eine Wasserleitung rings umher gezogen, die sich von der Barrière Pantin bis Monceaux erstreckt und die nördlichen Stadtviertel von Paris mit Wasser versieht. Eine andere Wasserleitung soll nächstens erbaut werden, die in gleicher Weise von der Barrière Pantin ausgehend bis zur Barrière Neuilly sich erstrecken soll; sie wird dazu bestimmt seyn, die Gewässer des Ourcq in den östlichen Bezirken der Hauptstadt zu verbreiten. An der nördlichen Wasserleitung, die schon ausgeführt ist, hat man Ableitungsröhren angebracht, und mit diesen Röhren sind besondere Vertheilungsröhren verzweigt, die das Wasser nach den anliegenden Straßen leiten. Die ersten Röhren sind 1809 gezogen worden, und am funfzehnten August desselben Jahres wurde die Benutzung derselben dem Publikum geöffnet. Durch die Gallerie St. Laurent wurden die Wasser nach der Fontaine des Innocens, nach dem Chateau-d'Eau de Bondy und nach dem Place-Royale, sodann durch die Gallerie des Martyrs nach den Fontainen der Vorstädte Montmartre und Poissonière bis zum Palais-Royal, und endlich durch die Gallerie Mont-Blanc nach der Chaussee d'Antin bis zum Bezirk der Kapuziner und dem Markte St. Honoré geleitet; noch eine andere Röhren-Leitung soll die Gewässer weiter bis zu den Champs-Elysées, nach den Tuilerieen, in's Invalidenhaus und nach der Militairschule führen.

Trotz dieser bedeutenden Anlagen, vertheilte der Kanal Ourcq im Jahre 1831 nicht mehr als 500 Kubikzoll Wasser und versah bloß ein Siebentel der Hauptstadt mit diesem Bedürfniß. 1832 ließ die Stadt neue Arbeiten ausführen und im gegenwärtigen Jahre 1834 haben sie sich noch beträchtlich ausgedehnt, und man hat die früher angefangenen Wasserleitungen fortgesetzt. Wenn diese Arbeiten fertig seyn werden, so wird man der Stadt 6 bis 700 Kubikzoll Wasser aus dem Ourcq zuführen können, und die Oberfläche des auf diese Weise versorgten Terrains wird sodann ein Drittel des Ganzen betragen, anstatt daß sie bis jetzt nur ein Siebentel der Hauptstadt betrug.

Nach dem gegenwärtigen System der Wasservertheilung existiren in Paris 115 öffentliche Röhrbrunnen, 364 Privatbrunnen und 14 Handelsbrunnen, wo die Wasserträger für eine übliche Vergütigung Wasser schöpfen; ferner 2224 öffentliche Badewannen und 1013 in den einzelnen Häusern, im Ganzen 3237 Badewannen, wobei diejenigen nicht in Betracht kommen, die in den Bädern auf den Schiffen und in den Hospitälern benutzt werden. Die Zahl der einzelnen Abonnenten übersteigt noch jetzt nicht 400 für die Gewässer aus dem Ourcq und 47 für das Wasser aus der Seine. Es ist leicht zu ersehen, daß diese geringe Zahl entweder den übermäßigen Abonnementspreisen oder der schlechten Beschaffenheit der vertheilten Wasser zuzuschreiben sey. Beides ist hier der Fall. Während in London der Abonnementspreis durchschnittlich 35 Franken beträgt, während daselbst jedes Haus für diesen Preis im Durchschnitt 721 Litres Wasser täglich erhält, würde in Paris eine gleiche Quantität Wassers, und zwar unfiltrirtes Seinewasser, 253 Franken zu stehen kommen. Nach den Abonnementspreisen von Paris muß man die zollbreite Wasserröhre aus der Seine, die 20,000 Litres täglich liefert, auf 7200 Franken und für das Wasser aus dem Ourcq auf 1000 Franken anschlagen. Mit anderen Worten, die Stadt Paris verkauft das ungereinigte Wasser der Seine fast acht Mal theurer, als die Gesellschaften von London die filtrirten Wasser der Themse; und selbst die Wasser aus dem Kanal Ourcq, deren schlechte Qualität allgemein konstatirt, verkauft sie immer noch theurer, als die Wasser der Themse, deren Vorzüglichkeit von allen Chemikern anerkannt ist.

Es sind seit Kurzem dem Stadtrath von Paris mehrere Entwürfe und Pläne zur Abhülfe des gegenwärtigen Zustandes und zur Verbesserung und reichlicheren Verbreitung des Wassers der Seine vorgelegt, indeß ist bisher noch keiner gebilligt worden. Unter Anderen hatte man den Vorschlag gemacht, an dem dritten Bogen der Brücke Tournelle eine neue Wasser-Anstalt zu errichten. Es sollte das Wasser vermittelst einer Dampfmaschine aus dem Flusse nach dem Baubofsplatze des Kardinals Lemoine, oder gar bis in die Röhrkasten in der Straße St. Victor getrieben werden, die jetzt die Wasser des Kanals Ourcq aufnehmen. Von hier sollte es vermittelst einer zweiten Vorrichtung bis zum Platze Estrapade geleitet werden, um sich dann in die höheren sowohl als niedrigen Bezirke der Hauptstadt einzeln zu vertheilen.

Dieser Vorschlag wurde aber verworfen, indem man den Einwurf machte, daß, wenn auch das an der Brücke Tournelle geschöpfte Wasser nicht so schmutzig wäre, wie das unterhalb Paris, wo alle Aus- und Abgüsse sich vereinigen, so wäre es doch nichtsdestoweniger mit dem selenitischen Wasser der Marne, so wie mit dem faulen Wasser der Bièvre und endlich mit dem ungesunden Wasser des Kanals Ourcq vermischt. Durch diese Bemerkungen geleitet, hat der Stadtrath von Paris am 28. Februar 1834 beschlossen, daß von nun an kein Wasser, es sey denn wenigstens 50 Toisen oberhalb des Einflusses der Bièvre, aus der Seine geschöpft werden dürfe.

Endlich ist noch in der letzten Zeit ein Plan vorgelegt worden, der die Zustimmung aller Männer vom Fach erhalten und von mehreren Kapitalisten unterstützt wird. Es hat nämlich eine Gesellschaft der Stadt den Vorschlag gemacht, auf eigene Gefahr auf den Anhöhen des Dorfes Ivry, die den Platz Estrapade, den Culminations-Punkt von Paris, beherrschen, eine große Anstalt gründen zu wollen, die ihre Wasser aus der Seine, in einiger Entfernung ostwärts von dem Einfluß der Marne, schöpfen sollte.

Das vermittelst eines Aquedukts auf diesen Punkt hingeleitete Wasser sollte hierauf mit Einem Wurf nach den großen Wasserbehältern zu Ivry getrieben werden, von wo es sich durch den bloßen Druck seiner eigenen Schwere nach allen Stadtvierteln von Paris und nach

allen Etagen der einzelnen Häuser, zu weit billigeren Preisen, als man gegenwärtig das Wasser zu Paris verkauft, verbreiten sollte. Wenn dieser Vorschlag gebilligt würde, so dürften die Pariser das Wasser fast eben so billig und gut zu erhalten hoffen, als es in London im Durchschnitt von den einzelnen Gesellschaften geliefert wird.

(Revue Brittannique.)

Frankreich.

Die Conversation, von Madame Sophie Gay.

Ist es denn wahr? wirklich wahr? es sollte nicht mehr vorhanden seyn das Walten dieser Macht, die in unserem Vaterlande alle übrigen beherrschte, die Frankreich zu einem großen Salon machte, in dem die wichtigsten Interessen mit Anstand verhandelt wurden, wo man dem Verdienste, dem Ruhme, dem guten Geschmacke seine Krone ertheilte, wo der Mittelmäßigkeit das Urtheil gesprochen, jede Anmaßung, jede Albernheit ihren Spott fand und ihr Gelächter! Diese anerkannte Macht, von welcher Frau von Staël im Jahre 1810 sagte: „Der Gang der Ideen ist seit einem Jahrhundert gänzlich und allein durch die Conversation bestimmt worden. Man dachte, um mitzusprechen, und man sprach, um Beifall zu erhalten. Und Alles, was man nicht einander sagen konnte, erschien überflüssig."

Und jene geistreiche redselige Zauberin, um deren Gunst sich der Gelehrte, der Krieger, der Redner, der Beamte, der Künstler, der Elegant und die Schöne auf gleiche Weise bemühten, hat es erlebt, ihr Schloß verlassen und einsam zu sehen, und ist in ihrer letzten Zeit auf ein Geschwätz mit ihren beiden alten Nachbarinnen, der Moral und der Philosophie, beschränkt worden — zwei Mächte, die gesunken sind wie sie, weil beide die Welt erdrückten und überschwemmten, die eine mit ihrem endlosen Predigen, die andere mit ihren frostigen Sätzen und Lehren. So duldet jetzt jene rastlose Fee, deren Zauberstab in den Emeuten zerbrach! sie, welche Mittel, Zweck und Leben aller ehrgeizigen Bestrebungen war, um derentwillen der Kardinal Retz, La Rochefoucauld, die Herzogin von Longueville sich verschworen, für die Turenne siegte und starb, Bossuet von seiner Kanzel herabdonnerte, Racine seine Reime, Molière seine Scherze, Frau von Sévigné ihre Schriften verfaßte; für die Voltaire den Altar, Mirabeau den Thron erschütterte, für die Napoleon den einen wie den anderen wieder aufrichtete; denn wir haben den Bezwinger Europa's gesehen, wie er mit ihr kämpfte, mit ihr rang, Alles an ihr versuchte, wie er sie fürchtete, unter Aufsicht stellte, endlich in den Bann that; die Zauberin, mächtiger als die Könige der Erde, spottete seines Zorns und sagte den Unbestand seines Glückes vorher!

Bestimmt, dem Despotismus Ludwig's XIV. zu widerstehen, den Bullen des Papstes, den Verhaftsbefehlen der Favoriten, den Schaffoten der Schreckens-Regierung, dem Gebieterwort Bonaparte's, der Parteiwuth unter der Restauration, und zu unterliegen dem Ueberdruß, dahinzuschwinden unter dem Koloß des Geldes, der heutzutage alle edleren Freuden, Geschmack und Gefühl erdrückt und erstickt! Arme Conversation! Es ist ein wahrer Jammer, sie so dahinsterben zu sehen, und namentlich für uns, die wir sie in ihren letzten schönen Tagen gekannt haben.

Mit welcher Anmuth wußte sie ihre Getreuen zu ermuthigen! solche, wie Champfort, Rivarol, Boufflers, Ségur, Panat, Benjamin Constant, Le Mercier, Talleyrand und so viele Andere, deren Geist, angeregt von den Talenten der Coigny, der Staël, der Duras und schöner Frauen, die damals um zu gefallen sprachen, sich der Conversation widmeten und ihr einen Dienst stifteten! Wie verstand sie es, in alle Stände herabzusteigen, um ihr Reich desto sicherer auszubreiten! Munter und pikant an der Seite der Mademoiselle Contat, sprach sie das entscheidende Urtheil über jeden Namen und Ruf aus dem ganzen Viertel — in der Portierstube. Man fand sie im Bivouac, in den Kasernen, an den Thüren der Tribunale, auf der Terrasse der Tuilerieen, in den Kaffeezimmern unserer Theater, im Laden des Buchhändlers, auf den öffentlichen Plätzen, überall das Maaß der Achtung, der Bewunderung bestimmend, das dem General, dem Beamten, dem Staatsmann, dem Schriftsteller oder dem dramatischen Künstler zuerkannt werden sollte. Nichts entging ihren Beschlüssen. Nachsichtig oder streng, ernsthaft oder thöricht, von Jedem wurde sie respektirt, denn sie war die Mutter des Rufes.

Wer diese ihre Bedeutsamkeit erwägt und den Antheil, den sie an allen Interessen gewann, kann sich von der Leere eine Vorstellung machen, die nach ihrem Ausscheiden überall eingetreten. Die Politik hat sie todt gemacht, sagen ihre alten Schmeichler, in der Absicht, ihr ein ehrenvolles Ende zu schaffen; aber die Wahrheit der Sache läßt diesen Schimpf nicht zu. Denn niemals hat die Politik mehr die Geister beschäftigt, als zur Zeit der konstituirenden Versammlung, und niemals war die Conversation größer, lebhafter in Frankreich, als gerade in dieser Epoche. Wie jeder Tag reicher ward an Eroberungen des Gedankens, so mußte die Conversation neue Wörter erfinden, um Herrin der Ideen zu bleiben; jeder Tag brachte neue Fragen, trefflich zum Angreifen, noch trefflicher zum Vertheidigen — welch ein Feld für das Gespräch! Und wie immer die höhere Politik ihre würdig edle Seite hat, bemächtigte sich anfangs die Beredsamkeit derselben, und später trat die Conversation hinzu und lieh ihr ihre starke furchtbare Stütze.

Nein, keine edle Leidenschaft ist es, die ihr den Todesstreich geben sollte; sie konnte nur der gemeinsten, schlechtesten von allen, die man, ohne zu erröthen, nicht nennen darf, unterliegen. In Wahrheit, wo sollte man den Muth hernehmen, über Angelegenheiten zu sprechen, in denen Selbstsucht und Vortheil fast immer die Delikatesse ausschließen, über Heirathen, in denen sich alle Liebe auf die Mitgift reduzirt, den Liebschaften, die den Gewinn zum Zweck haben, den man aus dem Kredit des betrogenen Mannes zieht, von der Hoffnung, seine Stimme zu verkaufen, oder von der Schande, sie verkauft zu haben? Kein Mensch spricht gern über dergleichen, und da die Conversation keinen anderen Stoff mehr hatte, so mußte sie verstummen.

Es wäre ein würdiger Gegenstand für den geistreichen Pinsel des Herrn Delaroche, Johannot ꝛc., als Gegenstück zum Salon der Frau von Staël, wo jedes Angesicht das Gepräge einer lebhaften Empfindung trug, welche die Conversation hervorgebracht, das Antlitz eines unserer heutigen Salons zu malen, deren mittler Raum gewöhnlich von einem Kreis von Frauen eingenommen wird, die sich auf wechselseitiges Befragen über ihren Putz und auf ein paar Worte über die Mode der Woche beschränken; denn die Männer, in den Fensternischen gruppirt, in den Ecken und in der Nähe der Thüren, oder um einen Spieltisch, denken gar nicht einmal daran, ein Wort an die Damen zu richten. Nicht, daß sie mehr sprächen, als die Frauen, denn jeder spricht nur gern über sich selber, und da er die Gleichgültigkeit der Anderen hinsichts dieses Gegenstandes kennt, so schweigt er lieber ganz. Ein Deputirter etwa, der sich in der Uebung erhalten will, erzählt von der Sitzung, die Einige schon im Messager gelesen haben und die ganze Gesellschaft des anderen Tages in den Journalen lesen wird. Unterdessen begnügen sich die Männer, welche von verschiedenen Ansichten sind — von der Unmöglichkeit, irgend einen Anderen für die ihrige zu gewinnen, überzeugt —, damit, daß sie dieselben durch ein legitimes Veto oder durch die bouillotte des jungen Frankreichs manifestiren. Freilich findet man häufig genug in diesen zahlreichen Gesellschaften einzelne Leute, die durch Talent und Geist wahrhaft bedeutend sind, deren Frankreich ist an solchen noch reich genug; aber der Maler, der sein letztes Gemälde vortheilhaft anbringen will, spricht nur mit solchen, die es kaufen könnten, und der Schriftsteller nimmt sich wohl in Acht, an eine Salon-Gesellschaft den Geist gratis hinzugeben, den er seinem Verleger oder dem Direktor einiger kleinen Theater so theuer verkauft. So erstickt das Geld, der Gott des Tages, der letzte Grundgedanke alle übrigen. Unter der Berechnung verdorrt und vertrocknet Alles: das Vertrauen ist dahin, denn in einem vertrauten Gespräche mit einem Freunde könnte man *seine Idee* verrathen; das heißt in der Sprache des Interesses, das Mittel, das man sich aushebt, um sein Glück zu machen, und der in's Vertrauen gezogene Freund könnte sogleich ein gefährlicher Mitbewerber werden. So stecken sich die jungen Leute denn, wenn sie Zufall, Interesse oder Gewohnheit zusammenführt, alsbald eine Cigarre in den Mund, damit sich nur ja keine Conversation einschleiche; bekommen sie Lust, spazieren zu gehen, so wählen sie das Tilbury, und gehen lieber meilenweit unter ihren Domestiken, um nur der Conversation zu entrinnen. Aber ihre Furcht ist umsonst: jene existirt gar nicht mehr.

Es heißt, ihr Schatten erscheine noch dann und wann beim hellen Schimmer eines Kamines, wo ihre alten Freunde sie beweinen; sie irre noch umher in den Gewölben eines Klosters zu Paris; man sey sie unlängst noch gewahr geworden zwischen den vier Wänden eines Staats-Gefängnisses: sie war gekommen, arme Gefangene zu trösten; aber das Gebiß der Riegel hat sie bald verscheucht.

Liebenswürdige Schwätzer, die ihr klagt um sie, und ihr, junge Autoren, die ihr derselben würdig seyd, versucht es, ihre Asche neu zu beleben. Erweckt sie durch süße Worte. Opfert ihr all' die langweiligen Berechnungen, das schmutzige Interesse, Gewäsch, Zank und Geschimpfe, bringt ihr die prächtige Hekatombe dar; und wenn ihr nicht vermögt, sie wieder in's Leben zu rufen, so beschwört wenigstens ihren Geist.

Bibliographie.

Manuel des Maladies de la peau etc. — Von C. M. Gibert. 6 Fr.

Observations sur l'histoire naturelle, et sur la richesse minérale de l'Espagne. — Von F. Le Play.

Recherches sur les Ossemens fossiles etc. — Von Georges Cuvier. Bd. 3. Erste Abth. nebst Atlas in 4. 7½ Fr.

Applications du fer aux constructions de l'artillerie etc. — Von A. Thiéry. 4.

Examen de pratique pour les capitains au long cours et les maitres au cabotage etc. — Von Brandt. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— *Die Buchstaben des Alphabetes.* Man hat berechnet, daß die 24 Buchstaben unseres Alphabetes sich mehr als 600,000 Trillionen Mal versetzen lassen, oder genau genommen 620,448,401,733,239,439,360,000 Mal!!! Und doch sind unsere 24 Buchstaben noch bei Weitem nicht ausreichend, um alle Laute darzustellen, deren das menschliche Organ fähig ist. Welche Menge von Sprachen liegt also in dem Alphabete noch wie im Embryo verborgen! Nach einem bloßen Ueberschlag würden alle Bewohner des Erdballs, wenn jedes einzelne Individuum täglich 40 Seiten vollschriebe, von denen jede 40 verschiedene Transpositionen der Buchstaben enthielte, in der Summe von tausend Millionen Jahren mit diesem Versuchungs-Werke nicht zu Stande kommen! (L. P.)

— *Ein versteinertes Indianisches Kind.* Ein solches wurde vor einigen Monaten in der zu den Vereinigten Staaten gehörigen neuen Provinz Ohio, bei dem Orte Guernsey, gefunden. Das merkwürdige Petrefakt lag in einem Felsenloche, und glich einer Figur aus Kalkstein. In derselben Aushöhlung fand man eine kleine Schnur Kügelchen, einem Rosenkranz ähnlich. (A. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Mittwoch den 3. September 1834.

England.

Der letzte Stuart und seine Invasion in Schottland.

Nach Robert Chambers.

Unter ganz ähnlichen Umständen, wie im vorigen Jahrhundert Karl Eduard in Schottland, erschien vor Kurzem Karl von Bourbon in Spanien. Hier wie dort ist es ein tapferes Hochlandsvolk, das dem alleinstehenden Prinzen eine gastliche Aufnahme gewährt; hier wie dort wird im Angesichte des ruhig zuschauenden Europa in Schluchten und auf Bergen der Krieg um eine mächtige Krone geführt. Es scheint daher, der Vergleichung wegen, jedenfalls interessant, hier in einem gedrängten Abriß an jene Schottische Invasion zu erinnern.

Die Annalen der Stuarts sind wie wenige Epochen der Englischen Geschichte, reich an romantischen Zügen, und bieten nicht minder für die Darstellung des Geschichtschreibers bedeutsame Momente. Noch ist ihnen keine unparteiische Würdigung geworden; der gänzliche Untergang der Familie und ihrer Anhänger ist von der unerwärtlichen Macht des Vorurtheils überdauert worden, und sind die Stürme und Kämpfe auch längst vorübergerauscht, so ist doch parteiische Zu- oder Abneigung bei dem Schriftsteller, der jene Zeit darstellt, wie dies namentlich auch mit Home und Lingard der Fall ist, ganz unabweislich.

Als nationale Angelegenheit betrachtet, in der es sich um das Glück des Britischen Volkes handelte, kann man unmöglich den abenteuerlichen Versuchen der Stuarts zur Wiedergewinnung des Thrones sein Interesse zuwenden. Sieht man aber diese Kämpfe zwischen dem Hause Hannover und Stuart als den Kampf zweier Individuen um die Krone an, so neigt sich unfehlbar die Theilnahme des Unbefangenen auf die Seite der unterliegenden Partei; denn ihr Unglück ist fast beispiellos und kann um so sicherer auf Mitgefühl rechnen, als die glückliche Gegenpartei ihren Sieg durch Grausamkeit und Blutgier befleckte.

Die Geschichte der Familie hat einen ganz eigenthümlichen Charakter; sie gleicht den romantischen Zügen eines irrenden Ritters; oder dem Aufgehen einer Rakete, die der Zuschauer Augen mit ihrem Lichter- und Glanzspiele blendet, und nach einer kurzen Explosion in ewige Nacht spurlos verschwindet. Nach den Schottischen Historikern stammt die Familie Stuart in gerader Linie von Fleance, dem Sohne des Banquo, und zwar aus dem sehr schlagenden Grunde: „von wem sonst, wenn nicht von ihm?" — Lord Hailes giebt die Ermittelung ihrer Abstammung gänzlich auf. Wahrscheinlich war es eine mächtige Normannische Familie, die ihren Namen von ihrem Amte als Stewards (Aufseher) in Schottland bekam. Seitdem sie durch Heirath auf den Thron kam, zieht sich eine Kette von Unfällen und Leiden durch ihre Geschichte; am tragischsten erscheint Maria und ihr Enkel Karl. Gewiß sind die Stuarts von Seiten ihres persönlichen Charakters tadelnswerth; sie verstanden es nicht, ein Volk, wie das Britische, zu regieren, aber unser Mitleid können wir doch ihren kronberaubten Häuptern nicht versagen.

Schon das Auftreten der Hochländer in dieser Geschichte giebt ihr ein mächtiges Interesse; jener Hochländer, die, wenn auch nicht gerade die wünschenswerthesten Nachbarn, doch für poetische Darstellung und philosophische Betrachtung stets merkwürdig bleiben. In ihren Schlössern und Burgen hausend, durch ihre Gebirge von den Künsten und Ueberfeinerungen der Civilisation abgeschieden, sind sie nicht minder fremd in Edinburg, als in der Hauptstadt Amerika's der Indianer. Ihre politische Organisation war im höchsten Grade verderblich und gefährlich für eine civilisirte Nachbarschaft. Denn wesentlich hatte ihre Verfassung den Charakter der patriarchalischen Zeit. Sie gründete sich auf ein Gerechtigkeitsgefühl, das inniger und tiefer war, als civilisirte Nationen zu fassen vermögen, und das sie, — wie oft es sie auch an die äußersten Gränzen des Faustrechts trieb, — zu einer fast unglaublichen Kühnheit und zu der hochherzigsten Selbstaufopferung befähigte. Daß sie mit Muth und Ausdauer für ihren jedesmaligen Anführer kämpften, ist nicht überraschend; aber wohl gereicht es ihnen zur Ehre, daß Karl Eduard, nachdem er sie ins Verderben geführt, sie um Alles gebracht, außer ihrem unveräußerlichen Ruhme, dennoch so lange sicheren Aufenthalt bei ihnen fand, da ein einziges Wort ihn zu verrathen und dem Verräther einen Lohn von dreißigtausend Pfund zu gewinnen vermochte. Wie groß auch die politischen Sünden dieser Hochländer gewesen, — sie haben sie alle abgebüßt. Ihr Land ist öde, und die blutige Sichel des Krieges hat unter ihnen gemäht; ihre Verfassung ist vernichtet worden, und man hat sie durch keine zweckmäßigere ersetzt. Mit jedem Jahre wandern mehr Bewohner dieser romantischen Gegenden nach Amerika aus.

In Bezug auf die einzelnen in diesen Begebenheiten bedeutend hervortretenden Persönlichkeiten hat sich ein allgemeines Urtheil schon längst festgestellt. Der Herzog von Cumberland (Sohn Georg's II.), dem sein Sieg bei Culloden, über eine geschwächte und muthlose Armee erfochten, so hohen Ruhm erworben, hat sich sonst in seiner militairischen Laufbahn nur als ein äußerst mittelmäßiges Talent bewiesen. Er konnte dem Marschall von Sachsen bei Fontenay nicht Stand halten; er unterlag 1747 diesem ausgezeichneten Feldherrn bei Lafeld zum zweiten Male, verlor zehn Jahr später die Schlacht bei Hastenbeck gegen d'Estrées, und brachte sich durch die Convention von Kloster-seven, die seine militairische Laufbahn schließt, vollends um allen Kredit. Uebrigens scheint er selbst seinen Werth richtig angeschlagen zu haben; denn nach seiner Zurückberufung vom Kontinente bemerkte er, daß er seine jetzige Schande eben nicht mehr verdiene, als seinen früheren Ruhm. Eben so hat der junge Prätendent seinen bestimmt ausgesprochenen Charakter in der öffentlichen Meinung. Natürlich war er innig von dem Glauben an die Gerechtigkeit seiner Ansprüche durchdrungen, um so mehr, als die Nation selbst sie durch mehr denn eine Generation stillschweigend gelten ließ, und als es Brauseköpfe genug gab, die ihr Leben dafür zu lassen bereit waren. Bei seinem ersten Auftreten in Schottland war er ein vollkommen gebildeter tapferer Jüngling zu nennen. Daß es ihm nicht an Talenten gebrach, lehren seine Fortschritte; denn nur einem sehr talentreichen Mann konnte es gelingen, für ein so tolles Beginnen Anhang zu finden, und diesen Haufen, aus den widerstrebendsten Elementen gebildet, nicht nur zusammenzuhalten, sondern zu den höchsten Leistungen anzuführen, so daß die bedeutendsten Englischen Heere ihm nicht Stand halten konnten. Die Fehler, die seine spätere Erscheinung widerwärtig machen, sind offenbar die Folgen seiner unglücklichen Schicksale. Seine unzufriedenen Anhänger setzten Alles auf seine Rechnung; als er ihre Absichten und Pläne nicht zu erfüllen vermochte, schlug die frühere Zuneigung in Rache und bitteren Haß um. Doch hat Walter Scott bereits den richtigen Gesichtspunkt für die Würdigung Karl Eduard's aufgestellt, und das ausdrucksvolle innig ansprechender Bild, das er von ihm entworfen, wird gewiß die kleinlichen Verzerrungen jener Karrikaturen bald vergessen machen.

Offenbar hatte Karl Eduard keine Unterstützung bei seinem Einfalle in England. Seine Partei, obgleich mit ihrer eigenen Stellung unzufrieden und der protestantischen Erbfolge abgeneigt, war dennoch für seine kühnen Pläne nicht zu gewinnen. Frankreich hatte weder die Kraft, noch den Willen, ihn zu unterstützen. So gern es die exilirte Familie begünstigt hätte, gleichsam als einen Stachel für England, war doch der von dem Wechsel der Dynastie zu gewärtigende Gewinn allzu gering, um mit großen Opfern erkauft zu werden. Die gegenwärtige Lage Englands war freilich einem Angriff äußerst günstig. Es war eben in einen langwierigen Krieg verwickelt, der seine Schätze und seine Heere aufrieb. Die Armee hatte kurz zuvor eine harte Niederlage erleiden müssen; die Flotte war an den äußersten Weltenden entfernt; das Volk, des Krieges überdrüssig, durch Druck und Steuern höchlich erbittert. Aber eben dieses Mißvergnügen, das einem Fremden so leicht als das Zeichen ersterbenden Lebens erscheint, ist in Wahrheit eine der Bedingungen der Existenz bei einem freien Volke; und nur zu bald muß ein Usurpator, der diese Stimmung für seine Zwecke zu benutzen gedenkt, erfahren, wie sehr er sich geirrt. Er wird plötzlich die streitigen Parteien einig und gegen den gemeinschaftlichen Feind die Kraft aufgewandt sehen, mit der sie bisher sich unter einander aufrieben. Die Mittel, die Karl Eduard zu Gebote standen, waren äußerst spärlich; er hatte keine kriegserfahrene Offiziere, und sein Geld belief sich nicht auf viertausend Pfund. So kam er denn unter großen Schwierigkeiten nach Schottland, um sich ein Heer zu werben. Der Empfang hier war äußerst entmuthigend; aber nicht die Macht seiner Feinde, nicht die Kälte seiner Freunde konnte seinen Vorsatz erschüttern. Mit sieben Begleitern landete er zu Borodale, einer Meierei, die dem Clanranald gehörte, einem tapferen jungen Anführer. Auch dieser stellte ihm die Hoffnungslosigkeit des Unternehmens vor, weihete sich aber zuletzt mit Herz und Hand seinem Herrn. Noch hatte sich bei dem mächtigen Einflusse der Regierung in dieser Gegend kein Anderer zu Karl's Gunsten erklärt, und aus diesem Grunde müssen wir jene treue Anhänglichkeit als einen der schönsten Züge, die die Geschichte aufbewahrt hat, bewundern.

Der Erste, welcher in Borodale zu Karl Eduard kam, war Donald Cameron, genannt der junge Lochiel; denn sein Vater lebte noch, aber wegen seiner früheren Anhänglichkeit an die Stuarts verbannt. Auf dem Wege besuchte Lochiel seinen Bruder John Cameron, dem er eröffnete, daß er zum Prinzen gehe, um ihn von seinem unausführbaren Unternehmen abzumahnen. Aber der Bruder, der ihn besser kannte,

sagte ihm vorher, daß die Stimme Karl's alles Feuer seiner Brust erwecken würde. Lochiel kam an, und wandte alle seine Beredtsamkeit auf, um den Prinzen zur Rückkehr nach Frankreich zu bestimmen. Aber dieser erklärte, daß nichts seinen Entschluß ändern würde; und Lochiel, der tapfere treue Lochiel möchte nur ganz ruhig zu Hause bleiben, und die Kunde abwarten, die ihm den Tod des Prinzen hinterbrächte. Da widerstand Lochiel nicht, und sein Uebertritt gab dem Unternehmen den Ausschlag; denn ohne seinen Vorgang hätte sich kein Anführer der Hochländer angeschlossen.

Ermuthigt brach Karl Eduard nach Kinlochmoidart auf, und von da nach Lochsbiel, in dessen Nähe er zuerst sein Banner zu erheben beschlossen hatte. Inzwischen erfuhr der Kommandant des Fort Augustus von den stattfindenden Bewegungen und beorderte zwei Compagnieen nach Fort William, achtundzwanzig (Engl.) Meilen entfernt. Ihr Weg führte sie über abschüssige Gebirge. Als sie an eine Brücke kamen, die über einen Bergstrom führte, hörten sie den Ton einer Sackpfeife und fanden die Brücke von Hochländern besetzt, mit denen sie es nicht aufnehmen mochten. Es waren nur zwölf, und doch beschloß der Anführer der Compagnieen den Rückzug. Er sah sich bald von mehreren Clans umringt und mußte sich ergeben. Dieser kleine Sieg erhöhte den Muth der Hochländer um ein Bedeutendes.

In dem Thal von Glenfinnin pflanzte Karl Eduard seine Fahne auf, an der Spitze einer Schaar von 1200 Mann. Er erklärte dem „Churfürsten von Hannover", dem „Usurpator seines väterlichen Throns", den Krieg.

Der König war beim Ausbruche des Aufstandes in Hannover. Eine Regentschaft verwaltete in seiner Abwesenheit die Staats-Geschäfte; für die Angelegenheiten des Nordens war ein sogenannter Staats-Secretair für Schottland (Secretary of State for Scotland) eingesetzt. Die erste Nachricht von den gefährlichen Fortschritten des Prätendenten gab der berühmte Duncan Forbes, Präsident des Schottischen Gerichtshofes, der aus allen Mitteln und Kräften dem Interesse des Königs diente. Er begab sich zu Sir John Cope, dem Commandeur der Schottischen Truppen, mit einem Briefe, den er von einem Hochländischen Edelmanne erhalten, und der die dringende Gefahr darstellte. Cope zeigte es dem Secretair der Schottischen Angelegenheiten, Marquis von Tweedale, an und bat, daß Waffen nach dem Norden für die treugebliebenen Clans geschickt werden möchten. Aber Nichts von Allem geschah; und es ist merkwürdig genug, daß Cope, obgleich von der Gefahr in Kenntniß gesetzt, sich so durchaus verkehrt und unerfahren benahm. In Wahrheit fällt jedoch die Schuld nur in so fern auf ihn, als man ihn, wie gewöhnlich bei verkehrten politischen Anordnungen, als Sündenbock und Ursache aller Mißgriffe vorschob. Denn die Britische Armee war in einem ungemein verwahrlosten Zustande. Seit den Tagen Marlborough's hatte sie an Kraft und Disziplin sehr viel verloren. Freilich war der Verfall nicht merklich; denn die Montirung und alle Aeußerlichkeiten wurden mit pünktlicher Observanz wahrgenommen und blieben dieselben; vernachlässigt waren nur die Leute selbst.

Wenn die Hochländer am Nordpol gestanden hätten, statt im Angesichte Edinburgs, konnte die Regierung nicht unkundiger der drohenden Gefahr und der Bewegungen Karl's seyn, als sie sich zeigte. Cope berieth sich mit Andrew Fletcher und Duncan Forbes, von denen Letzterer den Charakter der Hochländer genau kannte, denn er hatte seine Talente und seine Beredtsamkeit bei ihnen versucht, und Manchen von den Stuart's abzuziehen gewußt. Alle stimmten für einen entscheidenden Schlag, der ausgeführt werden müsse, bevor alle die mißvergnügten Clans Zeit gewonnen, sich zu bewaffnen und zu versammeln. Dahin neigte sich auch Cope's Meinung, und er brach mit 1400 Mann nach Fort Augustus auf, dem Centrum des Landstrichs, wo die Unruhen begonnen hatten. Sein Weg führte durch die Schluchten des Hochlandes, und er war mit Gepäck und Kanonen belastet, die Waffen noch ungerechnet, die für die Clans mitgeschleppt wurden. Aber diese, statt ihn zu verstärken und zu unterstützen, hielten ihn mit Ausflüchten hin; seine Pferde wurden gestohlen, und Alles ward aufgeboten, ihn zu irren und ins Verderben zu führen. Da er sich in solcher Noth sah, kehrte er nach Inverneß zurück, nachdem er vorher das Gutachten eines Kriegsraths eingeholt.

Das war's aber eben, was die Insurgenten gewünscht hatten. Cope ließ ihnen den Weg in das Flachland offen, und der Eindruck, den der Rückzug der Engländer machte, trug nicht wenig dazu bei, die Reihen der Aufrührer zu verstärken. Karl Eduard beeiferte sich aus allen Kräften, die Gunst der Hochländer zu gewinnen, indem er ihre Sprache redete, ihre Sitten und Bräuche annahm und mit ihnen persönlich verkehrte. Seine äußere Erscheinung und Haltung war nach dem Berichte derer, die ihn gekannt, einnehmend und würdevoll; seine Figur war groß und imponirend; sein Gesicht hatte jenen ernsten sinnigen Ausdruck, der dem unglücklichen Geschlechte der Stuart's überhaupt wie ein bedeutungsvolles Siegel aufgeprägt war. Diese Aeußerlichkeiten, wozu noch der Nimbus seiner hohen Abstammung, die Lokalität — das Land seiner Väter — kam, gaben ihm eine unwiderstehliche Gewalt über die Gemüther des warmfühlenden hochherzigen Volkes. Nur sein frei herabwallendes langes Haar erschien in jener Zeit so unmodisch, daß einer seiner Hochländischen Soldaten, der einen gravitätischen Richter aus Edinburg mit einer gewaltigen Perücke erblickte, diesem die letztere ohne Weiteres abriß und sie, zum großen Schrecken Karl Eduard's und der Bürger, dem Prinzen auf den Kopf setzte.

Cope's Rückzug hatte alle Hindernisse, auf Edinburg geradezu loszugehen, beseitigt, und dahin richtete Karl Eduard seinen Marsch, während jener unglückliche General noch bemüht war, Schiffe zur Transportirung seiner Soldaten aufzufinden. Groß war die Bestürzung in der Hauptstadt, als sie die Invasion der Aufrührer erwarten mußte, und die Anstalten, die man in der Eile traf, waren vielleicht bedenklicher für die Einwohner selbst, als für die Feinde. Man bildete schleunigst eine Bürgergarde, eine Art ganz harmloser gutmüthiger Miliz. Man kann dies aus Folgendem entnehmen. Wenn der Commandeur an ihrer Spitze ausmarschirte, um außerhalb der Stadtmauern zu kampiren, und er beim Rückmarsche sich nach seinen kriegerischen Schlachtreihen umkehrte, so waren gemeinhin, die Wenigen in seiner unmittelbaren Nähe ausgenommen, seine Soldaten sämmtlich verschwunden, wenigstens dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar. Die Pflicht der Selbsterhaltung drang sie auf das Lebhafteste, und ihr opferten sie Alles auf; ihr durch die Umstände noch zarter gestimmtes Gewissen sagte ihnen, wie unverantwortlich es sey, sein Leben so leichtsinnig aufs Spiel zu setzen, und diese Stimmung war so allgemein, daß die Hochländer, als sie Nachts in die Stadt rückten, nur einige Häupter in Schlafmützen verfanden, die sehr unwillig fragen, warum sie in ihrer Nachtruhe so ungebührlich gestört würden? Edinburg ward, mit Ausnahme des Kastells, ohne einen Schwerdtstreich übergeben, und der Prätendent zog in Holyrood, den Palast seines Vaters, ungestört ein. Hier richtete Karl Eduard seinen Hofstaat ein, aus den Schönsten und Ritterlichsten des Landes bestehend. Es war den guten Schotten, als ob der alte Ruhm und die Unabhängigkeit Schottlands wieder erstanden wären; freilich waren Wohlstand und Glanz eben nicht im Ueberfluß vorhanden, aber nichts destoweniger glaubten sie sich doch in die alte fröhliche Zeit zurückversetzt. Der Enthusiasmus stieg aufs Höchste, und man wußte die Flamme der Begeisterung durch Volkslieder voll versteckter politischer Anspielungen zu nähren, und in Schlössern und Hütten hörte man begeisterte Gesänge, die Rückkehr alter Herrlichkeit mit der des rechtmäßigen Prinzen verkündend. Die Hochländer nannten den Prinzen Eduard oder Charli, wie sein Name in Gälischer Mundart lautet; und so zärtlich und traulich klang dieser Name den Hochländern, daß der Prinz nur Prinz Charli gerufen ward. Als er die Treppen von Holyrood hinanstieg, eilte ihm James Heyburn von Keith, ein Mann, der auch in den Berichten der Engländer als ein Bild ritterlicher Anmuth und Würde erscheint, voran und führte ihn in die Halle der alten Schottischen Könige.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hexen in Macbeth und der Ort ihrer Erscheinung.

Wer Nord-Schottland bereist hat, wird wissen, daß der Ort, wo Macbeth mit den Hexen zusammentraf und aus ihrem Munde das prophetische Wort vernahm, das ihn aus den Schranken der menschlichen Gewöhnlichkeit herauslockte, ungefähr drei oder vier (Englische) Meilen auf der Westseite von Fores angegeben wird. Dies ist zweifelsohne auch der Platz, auf welchem die Scene in Shakespeare's Trauerspiel vorgeht. Sein Gewährsmann war der berühmte Historiker Boëthius; allein man hat Gründe gefunden, zu glauben, daß Dichter wie Geschichtschreiber hierüber im Irrthum standen.

Vergegenwärtigt man sich die dritte Scene des ersten Akts im Trauerspiel, so wird man sich erinnern, daß Macbeth sich bei seinem Zusammentreffen mit den Hexen in Gesellschaft Banquo's befand und mit seinem Heere auf dem Wege von Fife nach Inverneß begriffen war. Dazu paßt auch Banquo's Frage: „Wie weit ist's noch nach Fores?" Daraus geht aber die Unmöglichkeit hervor, daß die gewöhnliche Annahme der Identität richtig sey, denn die wirkliche Lage der Oerter Fife, Fores und Inverneß ließe voraussetzen, daß Macbeth schon Fores passirt habe. Banquo's Frage steht aber hiermit im Widerspruch.

Wo ist also, fragt sich, die in Rede stehende Zusammenkunft gewesen? Offenbar in der Nähe von Fores, und zwar auf einem Moorfelde. Bei näherer Untersuchung der Gegend ergiebt sich denn auch nahe ein Moorgrund in der Nachbarschaft von Gatesede, ungefähr acht Meilen westwärts von Elgin und vier Meilen östlich von Fores, als der gesuchte Platz. Die Frage des Banquo macht es nicht bloß wahrscheinlich, sondern gewiß, daß Macbeth mit seinem Heere durch Fores marschirte, bevor er nach Inverneß ging, und das bezeichnete Moor gilt auch heute noch ausdrücklich für einen verpesteten Ort, den man flieht.

Ueber die mythologische Bedeutung, die den Hexen im Macbeth zu Grunde liegen soll, hat man fast zu emsige Nachforschungen angestellt. „Sie sind", sagt Pennnant, „die Schicksals-Göttinnen, die Valkyrien der nördlichen Völker, Gunna, Rota und Skulda, die Dienerinnen Odins, des arktischen Mars, und wurden Todten-Wählerinnen genannt, weil es ihr Geschäft war, während der Schlacht die dem Tode Geweiheten auszuerlesen." Außerdem, heißt es, war es ihr Dienst, die Seelen der Gefallenen nach Walhalla zu führen. Darauf deuten allerdings entfernt einige Verse im Shakespeare, allein die Bezeichnung, die ihnen der Dichter giebt, indem er sie „eingeschrumpft" und „rauh in ihrer Tracht" nennt und mit Bärten entstellt, paßt wieder nicht im geringsten zu dem, was die Geschichtschreiber von den Walkyren erzählen, von denen es heißt, ihre Erscheinung sey schön und glänzend, sie seyen mit Schwanen-Federn geschmückt und mit Speer und Helm bewaffnet. — Wozu auch die Dichtung so auf die Tortur spannen und mit historisch genauer Kleinigkeits-Krämerei verfolgen? Shakespeare's Hexen sind Sumpf-Gestalten, höhnische Kobolde, die gleichsam Macbeth's Mordgedanken repräsentiren. Sie liegen dem Schottischen Volksglauben sehr nah, so daß es nicht zu kühn schien, solche Mißgeburten der Dämonen, wie sie der Schottische Bauer noch heute in den Hohlwegen fürchtet, in die Dichtung zu verweben, wo sie eine doppelte Geburt haben, einmal nämlich als dem Sumpfe entstiegene wirkliche Gestalten — und als solche erscheinen sie ja auch dem Banquo —, und zweitens als Ausgeburten der schmutzig erhitzten Mordlust Macbeth's.

(L. G.)

Bibliographie.

History of the United States. (Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.) Von G. Bancroft. Erster Bd. 14 Sh.

Don Quixote, illustrated by Cruikshank. (Cruikshank's Illustr. zum Don Quixote.) 2½ Sh.

Anglo-Saxon version of the story of Apollonius of Tyre. — Von B. Thorpe. 6 Sh.

Frankreich.

Die Königstochter vom Kap der Palmen.

An einem jener abenteuerlichen Tage meines Seelebens, bewegte Tage, an die ich noch oft mit Bedauern zurückdenke, kam ich, unweit vom Kap der Palmen, zu einem Paar hölzerner Hütten, die auf dem heißen Sande jener unbekannten Gegenden flüchtig von Europäern aufgeführt waren. Bei diesen gebrechlichen Gebäuden lag eine lange ganz schwarze Brigg still vor Anker, die bei Annäherung meines Schiffes seine Flagge nicht aufgezogen hatte . . . . . es war ein Sklavenschiff.

Sobald ich an's Land gestiegen war, sah ich aus einer jener Bretterhütten einen jungen Mann herauskommen, nachlässig und äußerst leicht gekleidet, wie die Seeleute in der Regel gehen, welche die Küsten von Afrika im Geheimen besuchen. Er flog auf mich zu, umarmte mich und rief ganz verwundert aus: „Ist's möglich? Du bist's! aber was zum Teufel suchst Du in diesem verdammten Lande?" Es war einer meiner Verwandten, ein Großhändler von der Küste von Guinea und, mit Ausnahme dieser seiner Beschäftigung, der beste Mensch unter der Sonne.

Ich gab meinem zärtlichen Vetter zur Antwort, der Zweck meiner Reise sey, Goldstaub und Elfenbein vom Kap der Palmen zu holen und es gegen meine Ladung einzutauschen. Er, ohne viel Bedenken, vertraute mir, daß dergleichen nicht seine Sache wäre, und daß hundert Köpfe gute frische Neger ihm mehr eintrügen, als Elfenbein und Gold, das sich die Fürsten der Wildnisse zu theuer bezahlen ließen.

Und wie geht der Handel hier? fragte ich dagegen. „Ganz erträglich", erwiederte er, „wenn man wie ich das Handwerk versteht. Ich habe kürzlich mit der ältesten Tochter des Fürsten Lagor eine Speculations-Heirath geschlossen, um meine Ausfuhr auf's Doppelte zu bringen. Wärst Du nur drei Tage früher hier angekommen, Du hättest Zeuge seyn können bei meiner Vermählung mit der Prinzessin Zaza, der glänzendsten Schönheit der Königlichen Familie." Was! Du hast die Verwegenheit gehabt, eine Prinzessin zu heirathen, Unglücklicher, der Du schon auf Martinique verheirathet bist? „Pah! daran denkst Du? Ich bin hier nur nach der Sitte des Landes verheirathet! Mein Schiffsmeister und der Groß-Maseuc des Landes haben uns am Fuß der Schiffswinde, die zu dem Endzweck in einen Altar verwandelt war, verbunden; meine beiden kleinen Schiffsjungen haben die Chorknaben gemacht." — Vortrefflich! Aber wie dann, wenn es Deiner hiesigen Frau einfällt, Dich nach den Antillen zu begleiten? — „Wie dann? Alberne Frage! Da verkauf ich sie. Sie ist eine Prinzessin, von unverfälschtem Königlichen Blute, von Kopf bis zum Fuß prachtvoll tatowirt. Ich würde sie unter fünfhundert gute runde Kürbißflaschen nicht verkaufen. Doch verschwenden wir die Zeit nicht mit unnützen Reden; in acht Tagen geh' ich mit der Ladung, die mir die Großmuth Seiner Majestät meines Schwiegervaters überlassen hat, in See, und ich muß Dich doch meiner neuen Königlichen Familie vorstellen."

Ein dicker garstiger Neger, eine Flachs-Perücke auf dem Kopf und bei einer Glutbitze von dreißig Graden in einen mit Pelz gefütterten Polnischen Rock eingehüllt, verschlang gierig einen Napf voll Mancoc, schweißtriefend hingestreckt unter einem breiten Palmbaume, um den fünf bis sechs junge Negerinnen herumstanden.

Mein erlauchter Vetter führte mich zu der Gruppe der Schwarzen hin, und sagte mit der ernsthaftesten Miene, die ihm zu Gebote stand: „Vetter! hier ist Seine Königliche Majestät, der Fürst Lagor, und hier stelle ich Dir die Prinzessin Zaza, meine geliebte Gattin, vor. Nun Zaza, umarme den Herrn. Er ist mein Vetter; liebenswürdig und keine Tiererei!"

Ich umarmte, so gut es ging, die junge Prinzessin, die, für eine Negerin vom Kap der Palmen, mir von der Natur jenes Landes gar nicht übel ausgestattet zu seyn schien.

Der König Lagor, dessen ganze Sprachkunde darin bestand, ein paar Englische Worte unbarmherzig zu radebrechen, beehrte mich mit einem kurzen Gruß nach seiner Weise; ich that natürlich, als fühlt' ich mich sehr geschmeichelt, und bot ihm, um seine freundliche Aufnahme zu erwiedern, eine Korbflasche mit Tafia an, die er anzunehmen und sogleich in meiner Gegenwart bis auf die Hälfte zu leeren geruhte; von diesem Momente an war ich am Hofe des Admet vom Kap der Palmen gut accreditirt.

Acht Tage nach meiner Einführung in die Königliche Familie fuhr mein theurer Vetter mit seinem Transport und auch seiner Frau, die ihren Gemahl, ungeachtet seines sehr sichtlichen Widerstrebens gegen eine so zärtliche eheliche Treue, durchaus begleiten wollte, nach Martinique. Ich werde nie vergessen, was mir mein abscheulicher Vetter im Augenblick der Abfahrt vertraute.

„Wenn ich Zaza nicht gut in Saint-Pierre verkaufen kann", sagte er zu mir, „so soll mein Schwiegervater gehörig bezahlen, wenn er sein Küchelchen aus meinen Klauen wiederhaben will."

Die beiden Gatten stiegen an Bord ihrer Brigg, mit Segnungen und Geschenken ihres zärtlichen und würdigen Königlichen Vaters überschüttet. Sieben oder acht Monate nach diesem Ereigniß, das mir fast schon gänzlich entfallen war, ergötze ich mich eines Sonntags Abends an den Sprüngen der schwarzen Sklaven von Saint-Pierre in Martinique, beim Fackelglanz, der ihren wilden Tänzen leuchtet, als ich unter den schwarzen Koryphäen dieser Nachtscene der Prinzessin Zaza leibhaftige Gestalt zu erkennen glaube! . . . Der Schrei, den sie ausstößt, so wie sie mich erblickt, zeigt mir genugsam an, daß ich mich nicht getäuscht und das Schicksal mich in der That dazu bestimmt hatte, meine erhabene Cousine wiederzufinden. Hätte sie mich in ihres Vaters Reiche gesehen, so würde sie Anstand genommen haben, geradezu in meine Arme zu fliegen; aber in Martinique warf sie sich mir zu Füßen und drückte die ganze Freude aus, die sie bei meiner unerwarteten Begegnung empfand.

In der Sprache, die sie nun anfangen mußte, zu lernen, fragte ich sie, ob sie es wirklich wäre und was sie hier mache?

„Ich diene bei der Frau meines Mannes, Eures Herrn Vetters", erwiederte sie mir in schlechtem Kreolisch.

Wirklich war es die Frau meines Vetters und ihres treulosen Gatten, bei der die arme Zaza auf Saint-Pierre als Sklavin zurückgeblieben war.

Ich drang in sie, mir zu sagen, welchen Beweggrund sie gehabt habe, nicht in ihr Vaterland zurückzukehren; sie erwiederte mir naiv, sie habe ihren Mann schon verheirathet gefunden, und es sey natürlich, daß die Frau, die er zuerst geheirathet habe, so lange sie lebe, die Gunst und Zärtlichkeit ihres gemeinsamen Gatten ausschließlich besäße; sie aber, Zaza, als zweite Frau des Capitains, habe sich entschlossen, in der Kolonie zu bleiben, bis jene erstere sterbe und sie dann ihre Stelle einnehmen könnte.

Ich war so unvorsichtig, das unschuldige Vertrauen der armen Negerin durch ein lautes Gelächter zu erwiedern, ja, ich beging den abscheulichen Fehler, sie auf die Vergeblichkeit und das Thörichte der Hoffnung aufmerksam zu machen, mit der sie sich auf eine dereinstige Nachfolge geschmeichelt hatte, die sie mit so vieler Geduld und Herzensgüte zu erwarten schien.

Zaza, nachdem sie mir mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, stand einige Minuten lang nachdenklich da; dann ergriff sie meine Hand, drückte sie krampfhaft, zum Zeichen des Lebewohls, und mischte sich, als wenn nichts geschehen wäre, wieder unter die Tanzenden, aus denen sie nur einen Moment herausgetreten war, um mit mir zu sprechen.

Am anderen Morgen fand man die Unglückliche in der Hütte, die sie bei ihrer Gebieterin und Nebenbuhlerin bewohnte, leblos hingestreckt. Die Arme hatte in der Verzweiflung Gift genommen.

(Journal de la Marine.)

Bibliographie. Neue Romane:

Apparitions historiques. — Von Laporte. 6 Fr.
Emile, ou folie, crime et malheur de l'incrédule. — Von Henrion.
Les femmes vengées. — Von E. Desprez. 2 Bde. 15 Fr.
Une femme de peuple. — Von Napoleon Landais. 2 Bde.
Les moeurs. — Erzählungen und Novellen, von B. Ducange. 2 Bde. 6 Fr.
Le prêche et la messe. — Historischer Roman aus den Religions-Kriegen des 15ten Jahrhunderts. Nach A. von Tromlitz, von P. L'Heritier. 2 Bde. 15 Fr.
Quand on a vingt ans. — Von L. Stuart. 7½ Fr.
Les six contes jaunes. — Von Frau v. Martigné.
Les soirs. — Von E. v. Gaville.
La tête et le coeur. — Novellen von P. de Mousset. 7½ Fr.
Le val d'amour. — Von Jule de St. Aure. 4 Bde. 12 Fr.
Le prisonnier de guerre. — Von E. Corbière.

Nord-Amerika.

Ueber das Lebensvermögen der in festen Körpern eingeschlossenen Kröten.

Von W. A. Thompson.

(Aus dem American Journal of Science.)

Die Kröten, welche Herr Dr. Buckland in Oxford zu den Versuchen über die Vitalität dieser Thiere benutzte, wurden zu gleicher Anzahl in zwei verschiedene Steinarten eingeschlossen, theils nämlich in Zellen von 12 Zoll Tiefe und 5 Zoll Durchmesser, welche man in einen Block von oolithischen Kalkstein gegraben, theils in einen dichten Kieselsandstein, worein man Zellen von kleinerem Umfange gemacht hatte. Nach einem Jahr und drüber waren die letzteren alle gestorben, während von jenen in dem Kalksteine mehrere lebten, obgleich sie viel leichter geworden waren. — Die überlebenden Kröten wurden von neuem eingesperrt; nach einem Jahre öffnete man die Zellen und fand alle todt. — Zur selben Zeit, da man einige Kröten in Stein einschloß, waren vier andere in drei kleine Löcher von 4 Zoll Tiefe und 3 Zoll Durchmesser, die man in einen Apfelbaumstamm gemacht und mit Holzstöpseln sorgfältig verstopft hatte, gesperrt und nach einem Jahre alle todt gefunden worden.

Bei Untersuchung dieser Thatsachen scheint es mir nicht auffallend, daß jene Thiere alle, oder fast alle, nach Verlauf eines oder zweier Jahre todt gefunden wurden, und ich zweifle an der Hinlänglichkeit dieser Versuche. Die Umstände selbst, unter welchen sie gemacht worden, deuten noch immer auf eine sehr ausdauernde Vitalität.

In Amerika hat man Kröten und Frösche in drei verschiedenen Lagen gefunden häufig im Sandstein zweiter Bildung und im secundairen Kalkstein; beim Graben von Brunnen in Thonlagern, 12 bis 15 Fuß tief unter der Erde; in Baumstämmen, die anscheinend für die Luft undurchdringlich waren.

Im ersten Fall waren die Kröten in Zellen eingeschlossen, die für ihren Umfang eben groß genug waren, und allem Anscheine nach mußten sie seit der Bildung des Sand- oder Kalksteins in dieser Lage geblieben seyn. Die Zellen hatten sich augenscheinlich ihrer Gestalt und Größe angepaßt, und folglich mußte die Substenz früher einmal sehr weich gewesen seyn, um die Form der eingeschlossenen Körper annehmen zu können. Nun ist es augenscheinlich, daß eine Kröte, die in eine Zelle von der Größe der ebenerwähnten gesperrt würde, nicht die Hälfte der Zeit leben würde, welche die von Herrn Dr. Buckland eingemauerten Kröten lebten; weil Nahrung und Luft durchaus jedem Thiere nothwendig sind, welches im Gebrauch seiner Organe ist.

Allgemein bekannt ist es, daß Kröten, Frösche und andere Reptilien mehrere Jahre in einem Zustande von Torpor geblieben sind, ohne irgend ein Lebenszeichen zu geben, und daß sie wieder zu sich gekommen

sind, wenn man sie der Luft und einer erhöhten Temperatur ausgesetzt hat. Man hat auch nachgewiesen, daß das Athmen und der Blutlauf zur Erhaltung des Lebens der kaltblütigen Thiere während des Winterschlafes nicht nothwendig sind; auch scheint es, daß die dann im Magen befindlichen Speisen ohne Veränderung darin bleiben und nach Verlauf von zwei oder drei Jahren noch eben so beschaffen sind, als ob sie erst eine Minute darin gewesen wären; vorausgesetzt, daß der Torpor dieser Thiere derselbe bleibe und die Temperatur nicht erhöht werde.

Wir können mit Recht annehmen, daß seit der Bildung unserer Erdkugel eine Folge von heißen und kalten Jahreszeiten, wie noch gegenwärtig, stattgefunden haben, und daß die Constitution der Thiere stets nach denselben Prinzipien geordnet sey. Wenn also eines dieser Reptilien während seines Torpor in Sand oder Kalkstein eingeschlossen wurde, so sehen wir keinen Grund, daß seine Lebenskraft nicht Tausende von Jahren erhalten werden könnte. Wenn Nahrung, Athmen, Blutlauf nicht nothwendig sind zur Unterhaltung der Lebenskraft, so ist ein Zeitraum von tausend Jahren nicht mehr, als ein Tag; es bedarf dann nur des freien Luftzugs und der erhöhten Temperatur, um das Leben dieser erstarrten Thiere zurückzurufen. Wir haben keine Beispiele, daß man Kröten in Sandstein oder Marmor gefunden, weder in Europa noch in Amerika, außer in Breitengraden, wo der Frost diese Thiere in den Winterschlaf versetzt; es scheint demnach wahrscheinlich, daß sie eingeschlossen wurden, als die Substanz noch weich und das Reptil im Torpor war. Dem Einwurfe, daß diese Thiere durch die jährliche Wiederkehr einer höheren Temperatur ins Leben zurückgerufen seyn würden, kann man entgegnen, daß ein Fels in einer Tiefe von 15 bis 20 Fuß eine viel mindere Temperatur hat, als die Luft an der Oberfläche der Erde; auch ist es noch sehr zweifelhaft, ob ein Reptil in solcher Behausung ohne freien Luftzug wiederbelebt werden könne. Frösche und Kröten sind in der Hudsonbay und in Kanada, eingefroren und in Schlaf versunken, jahrelang in diesem Zustand geblieben und nachher doch wieder aufgelebt. In dieser Breite bleiben die Kröten, 8 bis 10 Zoll tief in der Erde, oder in geringer Tiefe, unter einem Stein in ihrem Torpor vom 1. November bis zum 1. Mai, wo die kleinen Insekten anfangen, aus ihren Winterquartieren hervorzukommen, um ihnen zur Nahrung zu dienen; die Erde ist gewöhnlich 15 bis 18 Zoll tief gefroren, und Alles, was in dieser Tiefe eingegraben liegt, scheint erfroren und des Lebens beraubt.

Die warmblütigen Thiere, welche einen Winterschlaf halten, wie das Murmelthier, der Igel, der Iltis, bleiben während der kalten Jahreszeit gleichfalls in einem Zustande von Starrheit; aber die Kälte wirkt auf sie ganz anders, als auf die kaltblütigen, in welchen der Blutlauf unabhängig von der Lungenthätigkeit von Statten geht. Wenn die Temperatur unter 50° F. fällt, verlieren die kaltblütigen Thiere die Empfindungskraft, bei 40° fallen sie in Erstarrung, und bei Fortdauer dieser Temperatur bleiben sie eine Zeitlang in diesem Zustande.

Was die Kröten und Frösche betrifft, die man beim Brunnengraben, 12 — 15 Fuß tief unter der Erde, im Thone gefunden hat, so sehe ich nicht ein, warum man es in Abrede stellen soll, daß sie dort seit der Sündfluth im starren Zustande gewesen seyn mögen; da damals alle unter den Felsen befindlichen Schichten durch die heftige Gewalt des Wassers aufgewühlt seyn mochten, und diese Thiere in jener Zeit in den in Wasser schwebenden Massen eingeschlossen gewesen seyn konnten. So wurden sie von dicken Erdschichten bedeckt, und da in solcher Tiefe keine Temperatur-Veränderung und kein Luftzug stattfinden kann, so können sie in diesem Zustande weit längere Zeit geblieben seyn, als ihre angenommene Lebensdauer beträgt.

Die Einschließung der Kröten in Baumstämme ist viel leichter zu erklären. Man braucht für diesen Fall nicht zu einer ungewöhnlichen Lebensdauer dieser Thiere seine Zuflucht zu nehmen; leicht konnte eine Kröte in die Höhlung eines Baumstammes schlüpfen und unfähig werden, wieder herauszukommen, weil in 3 — 4 Jahren die Höhlung durch den natürlichen Verlauf der Vegetation sich schloß. Leicht kann man zugeben, daß durch irgend eine Spalte Insekten schlüpfen, die dem Gefangenen zur Nahrung dienten. Noch mehr, man weiß, daß nicht selten Bäume, die nicht über zwei Fuß im Durchmesser dick sind, im Winter vollständig gefrieren; in solchen Fällen würde die Kröte in Erstarrung gefallen seyn, so daß durch Beraubung der Luft dieser Zustand fortdauern konnte, bis zum Augenblick der Eröffnung des Kerkers. Wir haben alle Ursache, zu glauben, daß beim Genuß der Luft und Nahrung diese Reptilien ihr Leben gewöhnlich nicht über 12 — 15 Jahre bringen.

Wir sind also veranlaßt, anzunehmen, daß die Reptilien, welche man in Sandstein und Marmor gefunden hat, in dieser Lage längere Zeit gewesen seyn müssen, als diejenige ist, welche man ihnen vernünftigerweise als Lebensdauer beilegen kann, und welche kaum zur Bildung der festen Massen hinreichen würde, welche muthmaßlich zu ihrer Einschließung gedient haben.

Herr Dr. Buckland schließt aus seinen Erfahrungen, daß bei steter Thätigkeit der Organe die Lebenskraft der Kröte nicht von ungewöhnlicher Ausdauer ist und also ihr Leben in kurzer Zeit geendigt werden muß; wir im Gegentheil sehen uns genöthigt, zu glauben, daß die Lebenskraft der Kröte eine fast unendliche Zeit dauern kann, vorausgesetzt, daß das Thier durch die Kälte dermaßen eingeschläfert ist, daß Athem und Blutlauf aufgehoben werden, daß die Temperatur niedrig bleibe und kein freier Luftzug stattfinde.

Man kann annehmen, daß die inneren Theile der Felslager, aus denen die kalten Quellen entspringen, fast dieselbe Temperatur haben, als die Quelle selbst; demnach ist es wahrscheinlich, daß eine in diesen Lagern eingeschlossene Kröte nicht aus der Erstarrung kommen kann, so lange das Wasser im Sommer nicht eine erhöhte Temperatur annimmt.

Es ist gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß, wenn man Kröten in Steinen fand, in jedem Falle eine Spalte da seyn mußte, um Luft und Nahrung zuzulassen, und daß solche Spalte jedesmal der genauesten Beobachtung entgangen sey, zumal, wenn man bedenkt, daß dieselbe doch im Anfange groß genug gewesen seyn mußte, um das Thier durchzulassen.

Ich wurde zum Nachdenken über diesen Gegenstand durch den Umstand geleitet, daß man in unserem Lande bei großer Kälte große gefrorene Hechte von einem See oder Teich in den anderen bringt, um die Art fortzupflanzen, und daß die Thiere, ohne anderen Nachtheil, als den Verlust einiger Schuppen, immer wieder ins Leben kommen; auch dadurch, daß Schlangen, welche anscheinend völlig gefroren sind, so daß man drei bis vier Zoll von ihrem Schwanze wie einen Eiszapfen abbrechen kann, dennoch in warmer Luft wieder ins Leben zurückkehren.

Mitunter bringt im Beginne des Frühjahres die Pflugschaar Kröten an das Tageslicht, die kein Lebenszeichen geben, bis die warme Luft sie berührt hat. Alle diese Thatsachen schienen mir durchaus mit der berührten in Bezug zu stehen, und ich könnte deren noch mehrere ähnliche hinzufügen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte.

So geneigt ich bin, den ausgezeichneten Talenten des Herrn Dr. Buckland zu huldigen, so groß die Meinung ist, die ich von den Diensten, die er der Wissenschaft geleistet, hege, so kann ich doch nicht glauben, daß seine Erfahrungen hinreichend sind, die Frage über die Ausdauer des Lebensvermögens in den Reptilien zu lösen, welche man in den Felslagern gefunden hat. Ich hoffte, daß eine geschicktere Feder, als die meinige, diesen Gegenstand in dieser Zeitschrift behandelt haben würde; da ich aber von Niemanden desselben erwähnt sehe, so habe ich mich erkühnt, meine eigenen Ideen mitzutheilen.

Mannigfaltiges.

— **Wird Shakespeare in seiner Heimat verstanden?** Die Engländer schmeicheln sich mit dem Wahne, daß Shakespeare und Milton bei ihnen populair seyen. Es zeigt allerdings von gutem Geschmack, wenn man sich selbst oder Anderen diesen Glauben beibringen will, aber man täuscht sich dessenungeachtet gar sehr. Kein Stück von Shakespeare darf ohne Verstümmelung auf die Londoner Bühnen kommen, und die Lücken werden mit absurdem Zeuge ausgefüllt. Unser hochweises Publikum duldet sogar nur drei oder vier Dramen Shakespeare's ohne die ergötzliche Beimischung von Tanz, Gesang und feinlichen Märschen. So geht es dem großen Briten auf der Bühne; ist er aber besser daran, wenn er gelesen wird? Wir möchten fast sagen — noch weit schlimmer. Wer Othello oder Richard III. im Theater vor sich hat, der bekommt wenigstens eine Ahnung von dem Genius, der darin waltet; wer diese Stücke aber liest, der (es ist hier natürlich vom großen Haufen die Rede) hat Mühe, sich des Schlafes zu erwehren. Das eigentliche Verstehen Shakespeare's, das tiefere Eindringen in seine Gedanken und Gefühle, das Erfassen eines Hamlet, Lear, Othello ist und bleibt nur einer kleinen Auswahl von Individuen beschieden. Shakespeare hat einen populairen Namen, denn erstens: mancher große Mann, der den Alltagsmenschen jedoch näher stand, als er, hat gesagt, er sey bewunderungswürdig, und zweitens: sein allumfassender Genius spendet Jedem Etwas, das seinem Gaumen behagt, jedem Stande, Geschlecht und Lebensalter. Endlich dürfen auch die Bühneneffekte nicht übersehen werden, und viele Tausend Engländer machen mit Shakespeare bloße Theater-Bekanntschaft. (Quarterly Review.)

— **Der Schatz der St. Markuskirche zu Venedig.** Was von diesem vormals weltberühmten Schatze noch geblieben ist, sind mehrentheils Vasen, Ampullen, Kelche, Schüsseln, Kandelaber u. s. w. aus Onyx, Agat, Sardonyx, Alabaster, grünem Basalt, Granit, Chalcedon, Türkis, natürlichen und künstlichen Krystallen, mit Perlen und Email, Bildschnitzwerken und Inschriften geziert. Außerdem sieht man ein reich geschmücktes Schwert, das Papst Alexander VIII. (von Herkunft ein Venetianer) dem Dogen Morosini Peloponnesiacus ehrte, Tischchen mit Gold- und Schmelzarbeit besetzt, Kandelaber und Vasen aus Bergkrystall, einen Bischofsstab und zwei Kandelaber aus vergoldetem Silber, so meisterhaft gearbeitet, daß kein Auge sich daran satt sieht, u. dergl. Viele dieser Kostbarkeiten sind durch Zeit und Verwahrlosung geschwärzt und schadhaft geworden. Jetzt ist man eifrig damit beschäftigt, sie wieder auszubessern. Der jetzt regierende Papst Gregor XVI. hat der Kathedrale von St. Markus bekanntlich auch die prächtige „Goldene Rose" zum Geschenk gemacht, von der es schon mehrere Kupferstiche giebt. (G. d. V.)

— **Beobachtung bei Anlage eines Artesischen Brunnens.** Auf einem eine Meile von Genf entfernten Landgute wurde in einer Höhe von 299 Fuß über dem Niveau des Sees der Versuch gemacht, eine Springquelle hervorzubringen; da aber selbst bei einer Tiefe von 547 Fuß kein günstiges Resultat erfolgte, so überließ Herr G., der Eigenthümer des Gutes, die Fortsetzung des Unternehmens den Herren A. de la Rive und Marcet. Nach achtmonatlichen Arbeiten waren sie zu einer Tiefe von 682 Fuß vorgedrungen, ohne ihren Zweck zu erreichen; wurden aber zu manchen Beobachtungen veranlaßt, die sie nach einer kurzen Schilderung des Brunnens selbst später mittheilen werden. Der Brunnen hatte an der Mündung 4 Zoll 6 Linien im Durchmesser; bis zu einer Tiefe von 160 Fuß konnte man Eisenröhren eindringen, welche das Einfallen des Erdreichs verhinderten. Das Wasser im Brunnen erreichte eine beträchtliche Höhe, schien jedoch in keiner direkten Verbindung mit dem See zu stehen. Erst bei einer Tiefe von 20 Fuß zeigte sich Wasser, dessen Niveau sich theils nach der Jahreszeit, theils nach der Tiefe des Brunnens veränderte, indem es sich in demselben Verhältnisse senkte, wie diese zunahm.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Freitag den 5. September 1834.

Italien.

Die hölzernen Marien.

Drei Freunde gingen in der offenen Gallerie de Cristoforis in Mailand umher. Sie beschauten sich die eleganten zum Verkauf ausgestellten Waaren, lorgnettirten die Verkäuferinnen, oder die jungen Damen, die dort einkauften, warfen ein paar Witzworte dazwischen und schlenderten weiter. Unter Anderen kam eine ziemlich große und hagere Dame. Der Eine sprach zu seinem Nachbar: „Sieh' einmal zu, ob sie schön ist." Die Signora ging vorüber, und der Angeredete zuckte die Achseln und gab zur Antwort: „S'ist eine hölzerne Marie."

Jetzt nahm der Dritte das Wort: „Mag sie von Holz oder von Fleisch seyn, sprecht nur leiser, damit sie Euch nicht höre, denn sie ist ein verständiges Frauenzimmer, und möchte nicht Eure Närrin seyn wollen." Darauf stand er eine Weile in Gedanken vertieft, und setzte hinzu: „Der Spottname „hölzerne Marie" (Maria di legno) muß doch auf Etwas sich gründen; ich habe immer die Bemerkung gemacht, daß volksthümliche Redensarten nicht aus der Luft gegriffen sind." „„Was? Du kennst die hölzernen Marien nicht?"" rief der Aelteste von den Dreien, vertrat seinem Kameraden den Weg und fixirte ihn mit strafenden Blicken. „„Zum Henker! so lese doch die „Venezianischen Michaelis-Feste", ein hier in Mailand gedrucktes Buch, das eben so unterhaltend als lehrreich ist. Kommt nur mit mir auf die Bibliothek, und Ihr sollt es gleich kennen lernen.""

Der Erste, welcher von den Dreien der stutzerhafteste war, that unterdeß, als brächte er die Schleife seiner Kravatte in Ordnung, schielte aber dabei nach einem Laden, vor welchem sie stehen geblieben waren und auf dessen Schwelle eine schöne junge Frau mit schwarzen Flammenaugen stand. Sie hatte das Gespräch von den hölzernen Marien mit angehört und wendete sich nun an den Venezianer, der ihr bekannt war, mit der freundlichen Bitte, ihr doch auch das bewußte Buch zu verschaffen, weil sie neugierig sey, zu erfahren, wie es sich eigentlich mit diesen Marien verhalte. Das Auge des jungen Mannes blitzte vor Freude, und er antwortete mit einer anmuthigen Verbeugung: „Ei, warum wollen Sie Ihre schönen Augen durch Lektüre verderben? Befassen Sie sich nicht mit gedruckten Dingen! Ich bin bereit, Ihnen das Histörchen gleich zu erzählen, und so genießen wir drei das Glück Ihrer Gesellschaft etwas länger." Die Dame machte einen freundlichen Knix, zog sich in den Laden zurück und winkte ihnen, hereinzutreten. Hier ließ man sich gemächlich nieder, und Aller Blicke waren auf den Erzähler gerichtet, der, nachdem er mit Anstand eine Prise genommen hatte, also anhob:

„Signora werden vielleicht wissen, daß die Stadt Venedig von Flüchtlingen gegründet ist, die auf den Inseln des Golfes ein Asyl fanden. In der ältesten Zeit, als die Zahl der Bürger noch sehr eingeschränkt war, herrschte die Sitte, daß alle Jahr nur an Einem Tage Trauungen vollzogen wurden. Die armen Pärchen, mochten sie einander nun lieben oder nicht, mußten unbedingt den zweiten Februar abwarten. Am Morgen dieses heißersehnten Tages gingen die Bräute, von ihren Aeltern begleitet, nach der Kirche San Pietro di Castello, und nahmen dabei ihre kärgliche Aussteuer in Kästchen mit sich. War die Ceremonie zu Ende, so ging man in guter Gesellschaft wieder nach Hause und brachte den Rest des Tages unter Ergötzlichkeiten hin."

„Allein die Völker sind wie die Frauen; wenn ihnen der häusliche Anzug gleich besser steht, als kostbare Kleidung, so ruhen sie doch nicht eher, bis sie in Prachtgewändern stecken. So verwandelte sich auch in Venedig jener schlichte Ritus in ein prunkendes Fest; an die Stelle des bescheidenen Kästchens kam eine gewaltige Kiste voll Gold, und reiche Kleider verdrängten die einfachen schneeweißen Röckchen der Bräute. Statt der Blumenkronen setzten sie Diademe auf, und wer selbst keine Kleinodien besaß, der erborgte sie von Freundinnen."

„Dieser Luxus erregte bald den Neid und den Golddurst der Triestiner Seeräuber; sie sammelten eine kleine Flotte und verbargen sich am Tage vor dem Feste hinter der Insel Olivolo. Als der günstige Augenblick da war, fuhren sie pfeilschnell quer über die Lagune und landeten. Mit Schwertern und Dolchen bewaffnet stürzen die Räuber wüthend in die Kirche, entreißen den wehrlosen Jünglingen ihre Bräute und schleppen sie sammt der Aussteuer fort. Man schreit und lärmt; die Mädchen weinen, ringen die Hände, flehen um Hülfe — vergebens; die Räuber tragen sie auf ihre Schiffe und rudern mit ihnen davon. Da vernahm man durch ganz Venedig einen Schrei der Verzweiflung; die armen beraubten Ehemänner schriern um Rache. Der Doge Pietro Candiano rief die Venezianer zu den Waffen, und Viele eilten herbei, insbesondere aber die Tischler aus dem Sprengel Santa Maria Formosa, welche viele Barken anboten. Mit Blitzesschnelle eilte man den Piraten nach und erreichte sie beim Hafen Caorle, wo sie eben Bräute und Beute unter sich vertheilten. Der Angriff der Venetianer war so verzweifelt ungestüm, daß die Seeräuber kaum Widerstand leisten konnten. Sie wurden sämmtlich niedergemetzelt. Die Sieger umarmten ihre bebenden Bräute, rafften ihre Schätze zusammen und kehrten jubelnd nach Venedig zurück."

„Der Staat bot den Tischlern von S. Maria Formosa für ihre Tapferkeit einen Lohn an, den sie selbst bestimmen sollten. Sie begnügten sich mit der bescheidenen Bitte, der Doge möge am Tage der Feier dieses Ereignisses ihre Pfarrkirche besuchen. Dem Dogen schien diese Gunstbezeugung zu gering, und er machte Einwendungen dagegen. — — Wenn es nun an jenem Tage regnete? — So werden wir Euch Hüte geben, sich zu bedecken. — Und wenn wir Durst bekämen? — So wird man Euch zu trinken geben. — Der Doge mußte zuletzt einwilligen, und ging von der Zeit an jedes Jahr, am Tage Mariä Reinigung, mit seiner Gemahlin nach der Kirche S. Maria Formosa, bei welcher Gelegenheit die Priore dem erlauchten Paare zwei mit Geld verbrämte Strohhüte und einige Flaschen Malvasier überreichten."

„Was nun die Brautleute betraf, so erlaubte man ihnen von jetzt an, einander zu heirathen, wenn es ihnen gut dünkte, und an jenem Tage wurden fortan nur zwölf Mädchen auf öffentliche Kosten getraut. Man nannte sie die zwölf Marien. Es versammelten sich nämlich die Bürger der sechs Stadttheile von Venedig, wählten aus jedem Stadttheil zwei Mädchen, die für die schönsten und besten galten, und steuerten sie aus. Nach vollzogener Trauung begleiteten diese Mädchen den Dogen zur Kirche Sta. Maria."

„Aber bald wurden aus einem Festtage zwei, drei, und endlich gar sieben. Die zwölf Marien, anfänglich sittsam und mit der Huldigung Eines Mannes zufrieden, fuhren bald kokettirend durch die Kanäle von Venedig, und lockten zahlreiche Verehrer an, wenn sie einem Manne ihre Hand reichten. War der festliche Zug vorüber, so vertheilten vornehme Herren die reizenden Marien unter sich und regalirten sie in ihren Palästen. Man kann sich denken, was für Unheil dies zur Folge hatte. Kurz, die rührende Feier verwandelte sich in ein Bacchanal."

„Der Senat wollte dem Unfuge steuern. Er reducirte die Zahl der Marien von zwölfen auf vier, und dann auf drei. Allein die Marien waren schon Nebensache geworden, und alle galanten Venezianerinnen, die gerne sahen und gesehen seyn wollten, begleiteten den Zug des Dogen. Der Skandal nahm in solchem Grade überhand, daß der Senat im Jahre 1349 sich genöthigt sah, den Marien ein Ende zu machen, damit die Damen keinen Vorwand mehr hätten, den Zug zu begleiten. Dagegen verordnete man, daß, zum Andenken an die alte Sitte, einige Holzpuppen, welche die Bräute vorstellten, hinter der Prozession getragen werden sollten. Das Volk, welches sich einer Ergötzlichkeit beraubt sah, erhob anfangs ein großes Geschrei gegen diese Puppen, aber nach und nach gewöhnte man sich daran und nannte sie nur, um sie lächerlich zu machen, hölzerne Marien, daher die Gewohnheit, ein mageres und unansehnliches Frauenzimmer mit dem Ehrentitel „hölzerne Marie" zu belegen."

Hier ordnete der Erzähler seine Kravatte, verzog den Mund zu einem süßen Lächeln und sprach, gegen die Dame sich neigend: „Dieser Beiname ist gewiß nicht anwendbar auf Sie, deren Antlitz und Wuchs gleich frisch und blühend zu nennen. Sie verdienen im Gegentheil das Prädikat „schöne Marie" (Maria formosa) und ich preise Ihren Gemahl glücklicher als den Dogen von Venedig, weil er Sie öfter als Ein Mal jährlich begrüßen darf." Die Dame antwortete lächelnd: „Eine hübsche Geschichte; ich bin Ihnen dankbar dafür." Der Erzähler bemerkte sogleich: „Wenn Sie es wünschten, so stehe ich jeden Tag mit einer Geschichte zu Diensten", aber seine beiden Freunde erhoben sich und erinnerten ihn, daß es schon spät sey. Man wechselte freundliche Abschiedsgrüße, und die drei Herren gingen nach Hause, und dachten jeder insbesondere an die „schöne Marie".

(Defendente Sacchi. — E. d. Mil.)

Bibliographie.

Tavole sinottiche di geografia giusta le piu recenti correzioni del Balbi. (Synoptische Tabellen der Erdkunde.) 2 Paoli.

Ricordi e fantasie sui bagni di Lucca. (Die Bäder von Lucca.) Erinnerungen und Phantasieen von de Filippis-Delfico. 2 Paoli.

Viaggio della Liguria marittima. (Reise an den Genuesischen Küsten.) 3 Bde. 33 Paoli.

Grammatica della lingua Italiana. — Von Ponza. 6 Paoli.

England.

Der letzte Stuart und seine Invasion in Schottland.

(Fortsetzung.)

Der Prätendent, welcher einsah, daß es eines kräftigen Handelns und Vorschreitens jetzt bedürfe, zog schon nach dreitägigem Aufenthalte in Edinburg dem General Cope entgegen, der nach einer Gelegenheit, seinen verlornen Kriegsruhm wieder herzustellen, brannte und seine Truppen bei Dunbar gelandet hatte. Bei Preston trafen die Heere zusammen, und wer die ungeordneten Haufen der Hochländer, gegenüber den wohlgeschlossenen, glänzenden Reihen der Königlichen Armee sah, konnte nicht zweifeln, daß mit einem Angriffe der Letzteren die Sache der Stuart's für immer abgethan seyn müsse. Das Treffen selbst ist in Walter Scott's „Waverley" beschrieben. Obgleich, wie Evan Dhu bemerkt, der Kirchhof von Tranent, der sich auf dem Schlachtfelde befand, für einen Englischen Gentleman, der das Unglück hatte, todtgeschlagen zu werden, und dem es um ein christlich Begräbniß zu thun war, äußerst bequem lag, so hatten doch nur wenig Engländer Lust, sich dieser bequemen Gelegenheit zu bedienen. Wie eine Donnerwolke stürzten die Hochländer herab; die Reihen der Engländer waren bald durchbrochen und in Verwirrung; der General ward von dem Strome der Fliehenden mit fortgerissen, und Niemand suchte Britaniens Ruhm zu behaupten, außer dem tapferen Oberst Gardiner, der, von seinen Truppen im Stiche gelassen, sich an die Spitze weniger Treuen stellte und unter den Mauern seines am Schlachtfelde gelegenen Gartens fiel. General Cope eilte nach Süden, um dorthin die Kunde von seiner gänzlichen Niederlage zu bringen. Das Schlachtfeld war von Leichen bedeckt: das Haus des Obersten Gardiner war voll von Verwundeten. Die Hochländer plünderten und zogen die Gefallenen aus, obgleich sie selbst von den gewöhnlichsten Dingen, die sie erbeuteten, kaum den Gebrauch kannten. Einer brachte eine Uhr, die er für ein lebendes Thier hielt, seinem Offizier, und äußerte seine Freude darüber, die Kreatur los zu seyn, die, kurz nach dem er sie gefangen, gestorben wäre; sie war nämlich abgelaufen und stehen geblieben.

Jetzt wünschte Karl Eduard seinen Marsch geradezu nach England richten zu können, wohin die Kunde von der Niederlage zu Preston bereits gedrungen war, und gewiß hätte die Bestürzung den Prätendenten nicht minder genützt, als sein Waffenglück. Unstreitig wäre die Ausführung dieses Entschlusses erfolgreich gewesen; aber des Prinzen Rathgeber stimmten vielmehr für einen längeren Aufenthalt in Edinburg, der ihm, wie sie meinten, neue Truppen und mächtigen Anhang verschaffen würde. So viel ist gewiß, daß er hier die Damen immer mehr für sich gewann, so daß Duncan Forbes sich ernstlich beklagt, er habe keinen Mann für seine Partei anwerben können, weil Alle fürchteten, den Frauen oder Mädchen zu mißfallen, wenn sie gegen den ritterlichen Prinzen Partei nähmen. Sehr eifrig benahm sich auch der Klerus; Karl war Weltmann genug, um es mit herzlichem Lachen hinzunehmen, als er hörte, daß der Prediger Mac Vicar betete, daß der Jüngling, der eine irdische Krone zu gewinnen gekommen, bald einer himmlischen theilhaft werde, die doch um ein gut Theil besser wäre. Wie auch immer Karl's Regierungs-Grundsätze gewesen seyn mögen, gewiß hätte er sich, wenn er auf den Thron gelangte, ganz indifferent gegen den Katholizismus erhalten und für seine Wiederherstellung nicht gewirkt.

Die Schlacht von Preston oder Gladsmuir wurde am 21. September geliefert. Sobald die Nachricht davon nach London kam, waren Volk und Regierung nicht wenig aufgeregt. Eine große Truppenmacht ward unter Marschall Wade nach Schottland detaschirt und ein Theil des auf dem Kontinente befindlichen Heeres zur Vertheidigung des Landes nach England beordert. Aber so pünktlich wurden damals militairische Operationen ausgeführt, daß erst am 31. Oktober diese Truppen auf dem Marsche sich befanden. Um dieselbe Zeit verließ Karl Eduard Edinburg, um die Englische Gränze zu erreichen. Er vertheilte seine Truppenmacht so, daß es ungewiß blieb, wo er einfallen würde. Seine verschiedenen Divisionen wurden endlich vor Carlisle, einem sonst sehr festen Platze, konzentrirt. Die Stadt wurde zur Uebergabe aufgefordert und, da sie diese verweigerte, in Belagerungsstand versetzt. Als die Besatzung sah, daß es damit Ernst sey, übergab sie, da es ihr an Vertheidigungsmitteln fehlte, Stadt und Citadelle. Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht davon in England und erhöhte die Furcht vor dem vordringenden Feinde. Marschall Wade, der Held der Engländer, meinte vor Allem, daß er seinerseits doch auch etwas thun müsse, und setzte sofort seine Truppen nach Newcastle in Bewegung. Doch war inzwischen ein starker Schnee gefallen und hatte die Wege etwas unbequem gemacht; daher es denn der genannte Feldherr für besser fand, für dies Mal es seyn zu lassen und angenehmeres Marschwetter abzuwarten. Der Weg nach London war also offen. Allein der durch so günstige Erfolge erhöhte Muth der Aufrührer ward durch die gänzliche Theilnahmlosigkeit der Städte, durch die sie zogen, bedeutend herabgestimmt. Es gab genug Jakobiten in England, aber Keiner war von dem ritterlich kühnen Geiste der Hochländer beseelt. Gewiß hätte der Prinz, wenn sein Unternehmen geglückt wäre, Tausende von Anhängern gefunden; aber so lange der Ausgang schwankte, mochte Keiner Gut und Leben auf's Spiel setzen. Immer bedenklicher wurden die Aussichten Karl's. Die Armee des Herzogs von Cumberland war endlich vom Kontinente zurückgekehrt; diese war mehr als noch einmal so stark, als sein eigenes Heer. Er war tiefer in das Innere Englands eingedrungen, als seit der Normännischen Eroberung irgend Einer, und doch war keine Hoffnung des Gelingens da. Der äußerste Punkt, bis zu dem die Schaar des Prätendenten vordrang, war sechs Meilen hinter Derby, vier Tagemärsche von London. Was sie zum Rückzuge trieb, ist nicht ganz klar; der Prinz forderte sie mit dem Eifer und der Beredtsamkeit desjenigen, dessen Leben auf dem Spiele steht, auf, weiter vorzudringen: umsonst! Der Prinz war in Verzweiflung. Sein Aeußeres glich dem des Fergus Mac Ivor, wie es von Scott so meisterhaft dargestellt ist.

Viel gefahrvoller als der Einfall in England war der Rückzug; er ward mit großer Besonnenheit und Geschicklichkeit bewerkstelligt. Zwei Tagemärsche hatten die Rebellen bereits vor der Englischen Armee voraus, ehe der Herzog von Cumberland von ihren Bewegungen auch nur etwas ahnte. Doch als er den Rückzug vernommen, erwachte sein und seines Heeres Muth. Er schien seit sechs Wochen zuerst wieder frei athmen zu können, während welcher Zeit eine kleine schlechtbewaffnete Schaar die Fahne Karl's von Glenfinnin an, hundert und funfzig Meilen bis in das Herz Englands getragen, im Angesichte eines feindlichen Volkes und einer Heeresmacht, die den Eindringenden an Zahl und Disziplin unendlich überlegen war. Freilich konnte diese Armee, wie Sancho Pansa, von sich rühmen, daß sie nichts in der Welt fürchte — Gefahr ausgenommen. Ein höheres Vaterlands- oder Ehrgefühl scheint auch nicht in eines Einzigen Brust gewohnt zu haben. Die Englische Armee beeilte sich bei der Verfolgung des Feindes nicht allzu sehr; denn obschon sie zu Pferde, die Hochländer aber zu Fuße waren, verstrichen doch vierzehn Tage, ehe die Kavallerie sie erreichte. Marschall Wade, dessen Heer näher an Schottland als das von Karl sich befand, schickte ein Truppen-Detaschement zu Wagen — damit sie nicht vom schlechten Wege allzu sehr strapazirt würden —, um jenem den Rückzug abzuschneiden. Es war aber schlimm, daß sie nach dem Orte, wo — wie sie gehört hatten — die Hochländer waren, erst dann kamen, als diese ihn bereits verlassen hatten. Indeß hatten sie doch wenigstens ihre Ehre insoweit erfüllt, und sie zogen wieder ab, und zwar zu des Herzogs von Cumberland Armee, wo es ihnen heimlicher und sicherer schien. Ein anderes Hinderniß bot den Engländern der Mangel an Brücken; denn nach dem Norden war der Befehl ergangen, die Brücken abzubrechen, aber ein reißender Strom war für einen Hochländer nichts Bedenklicheres, als ein ungezähmter Vogel, während die Engländer erst Boote abwarten, oder sich der schmerzlichen Nothwendigkeit fügen und ihre Füße naß machen mußten.

Den Nachtrab der Schotten kommandirte Lord George Murray, ein Mann von großen Talenten und kühnem Muthe, der es sich zur Aufgabe gemacht, die Britische Armee in ihrem Marsche aufzuhalten. Er ward jedoch selbst aufgehalten, da ihm einige Bagage-Wagen brachen, und inzwischen kam der Feind heran. Murray's Mannschaft bestand aus 2 bis 300 Mann. Er bat den Prinzen um Verstärkung und zugleich um die Erlaubniß, die Armee Cumberland's von der Seite anzugreifen. Diese ward ihm verweigert, und vielmehr der Befehl zum Rückzuge übersandt. Er bat den Offizier, der ihm diesen Befehl brachte, es vor den Soldaten zu verschweigen, da er den Engländern, es gelte, was es wolle, einen Schlag zu versetzen sich vorgenommen hatte. Mit Sonnenuntergang kamen diese. Er traf schleunig seine Anordnungen, mit denen er erst, als es völlig finster geworden, fertig war, und nun machte er einen kühnen Angriff auf die Feinde, von dem Mondlichte begünstigt, das von Zeit zu Zeit durch die schwarzen Wolken brach. Die Englischen Dragoner wurden mit einem Verluste von 150 Mann zurückgedrängt, während die Hochländer nur zwölf verloren. Dies war das Treffen bei Penrieth, wo Fergus Mac Ivor gefangen ward, in welcher Situation ihn Scott darstellt. Der Erfolg war der gewünschte. Der Schottische General konnte mit seinem Häuflein ungehindert weiter ziehen.

Nachdem er eine Garnison in Carlisle gelassen, die sich jedoch bald ergeben mußte, zog Karl Eduard mit seiner Armee weiter. Der Herzog von Cumberland, der seine fernere Thätigkeit für unnöthig hielt, ging nach London und überließ die Führung der Armee dem General Hawley und Marschall Wade. Es ist unbegreiflich, daß die Englische Armee nicht die von dem langen Marsche und dem harten Winter aufgeriebenen Rebellen gänzlich vernichtete. Aber es geschah Nichts, um ihrer Bewegung auf Glasgow zuvorzukommen. Diese Stadt war den Stuart's feindlich gesinnt; dessenungeachtet restaurirte Karl hier seine durch Mangel und Noth geschwächte Schaar. Ein Bürger dieser Stadt beschrieb siebenzig Jahre später das Aussehen des Prinzen folgendermaßen: „Ich war dem Prinzen, als er in seine Wohnung ging, so nahe, daß ich ihn mit der Hand erreichen konnte. Der Eindruck, den er auf mich gemacht, wird durch mein ganzes Leben dauern. Er hatte ein Königliches Ansehen. Das Leiden, das in seinem gesenkten Blicke und dem bleichen schönen Antlitze sich ausdrückte, machte ihn nur interessanter. Er hatte sichtlich alles Vertrauen verloren, und schien eine Vorahnung des Mißgeschickes zu haben, das bald darauf seine Hoffnungen für immer vernichtete."

General Hawley, der Nachfolger Cumberland's, sprach mit der größten Verachtung, mit dem bittersten Tadel von den Misgriffen seiner Kollegen. Als ihm bei seiner Ankunft in Edinburg Gardiner's Dragoner entgegenritten, um ihn zu bewillkommnen, ließ er sie wegen ihrer Feigheit in der Schlacht von Preston hart an und drohte ihnen, daß sie nicht ungestraft bei ähnlicher Gelegenheit ihr Verfahren wiederholen würden. Inzwischen belagerte Karl Eduard Schloß Stirling, doch ohne Erfolg. Hawley, dem sich die Gelegenheit, musterhaften Ruhm zu gewinnen, darzubieten schien, sandte seine Truppen nach Falkirk, einem denkwürdigen Schlachtfelde, wo für Schottlands Freiheit einst so glorreich gekämpft worden war. Die Hochländer waren gar nicht gesonnen, einem Kampfe auszuweichen. Karl Eduard stellte seine Schaar auf Plean Moor, nicht weit von dem ebenfalls durch eine Schlacht berühmten Gefilde von Bannockburn, auf.

Hawley verachtete die Hochländer, und hielt es kaum der Mühe werth, ihre Bewegungen zu beobachten. Diesen eitlen Dünkel benutzte Karl Eduard. Unter dem Scheine eines Rückzuges nach Stirling detaschirte er zwei Theile seines Heeres, den einen rechts, den anderen links von Hawley's Schlachtreihe. Seine Fahne flatterte noch auf Plean Moor, so daß es schien, er sey noch in seinem Hauptquartier, nachdem er es längst bereits verlassen hatte. Die Engländer glaubten

keine Gefahr. General Hawley nahm sogar die Einladung zu einem Frühstücke bei der schönen Gräfin von Kilmarnock an, die, der Sache der Stuart's eifrig zugethan, dem General diese Aufmerksamkeit erwies, nur um ihn von seiner Pflicht abzuziehen. Wenn es wahr ist, daß Sir John Cope, der wegen böser Erfahrungen auch ein Wort mitreden konnte, um zehntausend Pfund gewettet, daß Hawley, der ihn so bitter getadelt, es eben nicht besser machen würde, als er: so muß er wohl nicht wenig mit dem Ausgange der Sachen zufrieden gewesen seyn, der seinen Feind noch viel entwürdigter den Augen des Landes bloßstellte.

Zwischen ein und zwei Uhr kamen die ausgestellten Kundschafter der Englischen Armee herbeigestürzt und meldeten das Herannahen des Feindes. Die Trommeln riefen Alles zu den Waffen, die Reihen ordneten sich, die Offiziere thaten ihr Möglichstes; aber die Abwesenheit und Fahrlässigkeit des Generals entmuthigte die Soldaten, die überdies auf den Verdacht kamen, der General habe sie dem Feinde verrathen. Endlich kam er, trabte auf das Heer zu, das Haupt entblößt und in einem so unordentlichen Auszuge, daß der ohnedies herrschende panische Schrecken nur noch erhöht wurde. Das Wetter, das bis dahin heiter gewesen, ward rauh und stürmisch, nicht eben zur Freude der an das kalte Schottische Klima nicht gewöhnten Soldaten. Karl suchte die Höhen zu gewinnen, um von dort aus auf gut Hochländisch sich auf die Engländer zu stürzen; Hawley, der sie daran hindern wollte, befahl seinen Dragonern, anzurücken, und der Infanterie, jenen zu folgen. Die Hochländer gewannen indessen wirklich die Höhe. Bald standen die Armeen einander gegenüber, durch einen Hohlweg getrennt. Es war vier Uhr, die Nacht brach schon ein, als Hawley seine Kavallerie zum Angriffe befehligte, sicher voraussetzend, daß die Hochländer einen Augenblick würden Stand halten. Doch unversehens traf sie das Feuer von Karl Eduard's Soldaten, und die Engländer wichen in Verwirrung zurück. Die Clans rückten an, und bald war der eine Flügel der Britischen Armee in die Flucht geschlagen. In weniger als zehn Minuten nach Eröffnung der Schlacht war der vollständige Sieg in den Händen der Rebellen.

Einige von den Engländern leisteten tapferen Widerstand; doch bethätigte auch diese Karl Eduard zum Rückzuge. Es verbreitete sich das Gerücht, als hätte sich Hawley nur einstweilen zurückgezogen und werde schon am nächsten Morgen das Gefecht erneuern; doch konnte der wahre Stand der Sachen Keinem verborgen bleiben. Nach fünf Stunden harter Beschwerden zog endlich Karl Eduard in Falkirk ein und nahm von Hawley's Kanonen, Gepäcke und militairischen Zurüstungen Besitz. Der Verlust der Hochländer war sehr gering.

Als am folgenden Tage die Flüchtlinge in Edinburg ankamen, herrschte dort allgemeine Bestürzung. Noch niemals war die öffentliche Stimmung so entmuthigt gewesen; denn Niemand dachte daran, daß die Engländer unterliegen würden. Hawley's Truppen waren nicht ungeübte Söldlinge, wie Cope's; sondern es waren Veteranen, die manchen harten Strauß bestanden hatten. So gut es gehen wollte, suchte Hawley seine Niederlage zu entschuldigen; die Schlacht wollte er wegen des ungünstigen Wetters aufgehoben haben, und den Rückzug suchte er dadurch zu motiviren, daß er den Rebellen zuvorkommen wollte, bevor sie ihm den Weg nach Edinburg abschnitten.

Karl konnte den Sieg nicht verfolgen. Dazu waren seine Truppen zu erschöpft; auch sahen sie wohl jetzt ein, daß der Plan, die protestantische Dynastie vom Throne zu stoßen, nicht ausführbar sey. Zwistigkeiten brachen unter den Anführern aus; sie machten einander fortwährend Vorwürfe, als wenn dadurch der Sieg erkauft werden könnte. Während dergestalt die Hochländer nach den tapfersten Kämpfen und glänzendsten Erfolgen mißgestimmt waren, gewannen ihre Feinde nach verwährenden Niederlagen Muth. Diese schoben alle Schuld auf ihre Anführer und suchten so ihre Schande zu verdecken. Uebrigens mußten sie, daß die Nation Hülfsquellen genug habe, um des Prätendenten Armee endlich doch zu vernichten. Die Nachrichten von den Begebenheiten auf dem Wege von Falkirk kamen nach St. James, wo eben große Leere war, und jene ungünstigen Zeitungen warfen einen düsteren Schatten auf den Glanz der Festlichkeiten. Der Herzog von Cumberland ward sofort nach Schottland beordert, wo er den 30. Januar 1746 ankam. Er wurde von den Truppen mit Jubel begrüßt; vielleicht sagte einen eine innere Stimme, daß er sie diesmal zum Siege führen würde, wie noch niemals früher. Und allerdings war, da die Insurgenten bereits entschlossen waren, sich in das Hochland zurückzuziehen, durch diese Resignation Karl Eduard's der Sieg sicherer, als durch die Waffen Cumberland's. Es war dies indessen nicht sowohl Karl's Entschluß, als der seiner Hauptlinge. Als nämlich am 20sten Karl eine Musterung seiner Mannschaft zu Bannockburn hielt, fand er sie auf fünftausend Mann zusammengeschmolzen. Am 29sten machte ihm Lord George Murray, in Uebereinstimmung mit den übrigen Generalen, bemerklich, daß es unthunlich sey, ohne alle Wahrscheinlichkeit des Erfolges einen Kampf zu wagen; daß dagegen ein Rückzug in die Gebirge den Feind außer Fassung bringe, während er sie selbst befähige, ihre geschwächte Miliz zu verstärken. Karl mußte sich fügen und ging über den Forth. Der Herzog verfolgte ihn so rasch er konnte. Zu Anfange dieser Verfolgung war er nur einen Tagemarsch gegen Karl zurück; in weniger als einer Woche steigerte sich jedoch die Entfernung auf das Dreifache; denn während die Hochländer pfeilschnell über Strömungen und Schluchten setzten, konnte dies von Seiten der regulairen Truppen nicht ohne große Vorbereitungen geschehen. Da nun der Herzog die Verfolgung nunmehr fand, auch von dem winterlichen Anblicke des Hochlandes nicht angezogen wurde, so stellte er für eine Zeitlang seine Expedition ein, und brachte seine Zeit damit hin, die Bewohner der Gegend zu mißhandeln und seinem ohnedies schon nicht gut angeschriebenen Ruf noch größern Schimpf aufzuladen.

Inzwischen setzte Karl Eduard seinen Marsch bis Inverneß fort. Daselbst waren 2000 Mann unter dem Grafen von Loudoun in Garnison. Vor seinem Eintritte ins Hochland hatte er seine Armee in zwei Theile getheilt, von welchen er einen selbst, während den anderen George Murray anführte. Bevor er auf Inverneß losging, beschloß er, Murray mit seinen Truppen abzuwarten, und während dieser Zeit seinen angegriffenen Leuten Rast zu gönnen. Sein Hauptquartier war im Schloß Moy. Dies gehörte dem Laird von Mac Intosh, der in Königlichen Diensten unter Loudoun stand, während Lady Mac Intosh es mit den Clans in Karl Eduard's Diensten hielt. Lord Loudoun, der sicher ermittelt hatte, daß der Prinz keine Gefahr ahne, entwarf einen Plan, ihn gefangen zu nehmen, und nachdem er den Befehl erlassen, daß Niemand aus Inverneß, welches er nach allen Richtungen mit Wachen umgeben, gelassen werde, marschirte er in der Nacht mit funfzehnhundert Mann gegen Schloß Moy. Auf welche Weise Karl Eduard gewarnt wurde, ist niemals genau ermittelt worden; doch gab es gewiß Viele, und unter ihnen auch Mac Intosh, die, um nicht der Verrätherei bezüchtigt zu werden, in Königlichen Diensten blieben, während ihre Clans und ihre eigene Gesinnung mit dem Prinzen waren. Ein dreizehnjähriges Mädchen kam um Mitternacht nach dem Schloß Moy und meldete den Plan; Lady Mac Intosh, der eben keine bessere Macht zu Gebote stand, sandte einen Grobschmied mit einem halben Dutzend seiner Leute aus, um die Königlichen Truppen zu beobachten. Dieser wackere Mann wollte sich indessen nicht auf die bloße Kundschafterei beschränken. Er pflanzte seine Leute in Zwischenräumen längs des Weges auf, und als er die Truppen herankommen hörte, feuerte er sein Gewehr ab und kommandirte mit lauter Stimme, als hätte er eine ganze Schaar bei sich. Seine Gefährten thaten das Gleiche, und bald war es bei den Engländern gewiß, daß die Camerons, Mac Donalds und hundert andere Clans sie in einen Hinterhalt gelockt, und nun auf sie losstürzen würden. Die ersten Reihen eilten in wilder Flucht davon, und der Nachtrab, welcher der Ursache der Verwirrung unkundig, nicht aus dem Wege wich, wurde überritten und zu Boden geworfen. Der Schmied ließ von seinen Operationen nicht eher ab, als bis alle das Feld geräumt hatten; denn er dachte an die Maxime seines Handwerks: „man muß das Eisen schmieden, so lang es heiß ist", und zwar mit solchem Erfolge, daß der Herr von Roß, der in Loudoun's Armee diente, später erklärte, er sey schon Zeuge mancher Gefahr gewesen, habe aber noch nie eine solche Furcht verspürt, als auf dem unseligen Wege nach Moy. Nächsten Morgen zog Karl Eduard nach Inverneß, und der Englische General nach Roß, wodurch er sich selbst von Cumberlands Armee abschnitt und zur Theilnahme an dem Feldzuge unfähig machte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Gespenstergeschichte, von Jules Janin.

Wir befanden uns vor einigen Tagen in Gesellschaft zusammen, Franzosen, Fremde, und mehrere Ausländer, die wir noch nie gesehen hatten, und denen wir doch seit lange bekannt waren. Dichter, Schriftsteller, Männer der Politik, unabhängige vermögende Männer, alles Leute, die sogleich mit einander Bescheid wissen und sich nach dem ersten Händedruck verstehen. Da kein dominirender Gegenstand des Gespräches vorhanden war, so sprach man von Nichts, das heißt, man sprach über Allerlei: über Poesie, Politik, sogar über Liebe — und zwar so munter und lebhaft, daß man nach und nach unter all dem Geschwätz, als der Champagner schon in den Köpfen brauste, auf Gespenster zu reden kam.

Einer aus der Gesellschaft, ein Engländer, äußerlich ein ganz kalter Mann, eines jener glücklichen Weltkinder, die trinken können, ohne jemals trunken zu werden, und essen, ohne sich zu überladen, übrigens ein unermüdlicher Spötter, mit einem Wort, gefährlich wie ein Engländer, der Voltaire gelesen hat — dieser nun, als er hörte, daß wir von Gespenstern sprachen, erzählte uns mit großer Kaltblütigkeit, daß er einen Mann gekannt habe, der mit einem anderen befreundet gewesen, welcher ein Gespenst gesehen habe. — Ganz London weiß die Geschichte noch, setzte unser Engländer hinzu, und so wahr wir Männer von Ehre sind, ich glaube an diese Geschichte, deren Held allgemein bekannt ist.

Man kann sich wohl denken, wie Alles aus einem Munde rief: — die Geschichte! die Geschichte! — Ohne Weiteres gab er unserem Wunsche nach, und erzählte dann folgendermaßen:

„Lord Littleton war ein allgemein bekannter Mann. Er war sehr geachtet und ein vornehmer Edelmann, reich, glücklich, Herr seiner Leidenschaften; über die erste Jugend hinaus stand er in seinem dreißigsten Jahre, jener schönen Zeit, wo die Leidenschaft vernünftig reflektirt, wo die Liebe bedächtig wird und das Herz nur zu bestimmten Stunden des Tages pocht; mit einem Wort, Lord Littleton war ein starker Geist, und sein Unglück war nur, daß er zu stark seyn wollte und hierüber eine sehr schlechte Handlung beging.

Er hatte seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre eine Geliebte gehabt, jung, schön, leidenschaftlich, und die ihn liebte, als wenn er eben noch nicht dreißig Jahre alt gewesen wäre. Die Aermste! sie hatte jene Umwandlung nicht bedacht, die bei Männern einzutreten pflegt, sobald die ersten zwanzig Jahre vorübergerauscht und schon wieder zehn andere gefolgt sind. Die Zeit seiner ersten Liebeserklärung war ihre Gegenwart, darin war sie stehen geblieben. Flammenworte, feurige Umarmungen, heiße Schwüre und brennende Küsse — das Alles lebte noch in ihrem Sinne — in keinem Schlag ihres Herzens, ihrer Pulse war sie anders geworden. So kann man sich einen Begriff von ihrem Entsetzen und ihrem Schmerze machen, als ihr der Lord eines Morgens sagte, er wolle sie nicht mehr lieben, liebe sie folglich nicht mehr, sie möge sich nach einem Anderen umsehen — und tausend andere merkwürdige Gründe, seine Stellung in der Gesellschaft betreffend. Wie sie ihn so sprechen hörte, begriff sie sehr wohl, daß er ganz recht habe, spräche, wie seine Pflicht ihm geböte, daß er sie gar nicht mehr liebte,

und ihr selbst nur eine Antwort übrig bleibe. Ohne eine Thräne ging sie hinaus, schloß sich ein, und der Lord, der gerade einen Französischen Roman las, schlug die Seite auf, wo er stehen geblieben war — bei einem rührenden Moment, wo der Held die Leiche seiner Geliebten umarmt. Es läßt sich nichts dagegen sagen. Wir sind alle Menschen!

Der Roman hatte vier Bände, den Lord Littleton las — ein Umstand, der uns fünf oder sechs Jahre zurückweist; denn Frankreich hatte sich damals noch nicht zu dem Roman in 8., dieser großen Erwerbung der modernen Literatur, emporgeschwungen. Als er nun seinen dritten Band geendigt hatte, kleidete er sich an und ging aus; er speiste in einer Gesellschaft. Abends machte er seine Partie Whist und gewann. Nach Hause gekommen, kleidet er sich aus und legt sich zu Bett; er hat noch seinen vierten Theil zu lesen und will nicht eher einschlafen, als bis er die unglückliche Geschichte beendigt hat. So liest er bis Mitternacht, die gewöhnliche Stunde seines Einschlafens. Er will eben seine Lichter löschen, als er plötzlich in dem großen rothledernen Lehnstuhl, an derselben Stelle und auf demselben Lehnstuhle, wo Fanny (die verabschiedete Geliebte) gesessen, Fanny, oder vielmehr ihren Geist, erblickt. Weiß und bleich, mit aufgelösten Haaren, trüb, den Kopf auf die Hand gestützt, ihre Miene ernst und feierlich. Offenbar hatte sie den Moment abgewartet, wo der Lord mit seiner Lektüre zu Ende war, um mit ihm zu reden.

So wie Lord Littleton Fanny erblickte, trat ihm sogleich die Gewißheit ihres Todes vor die Seele. (Und wirklich hatte sie sich an demselben Abend in die Themse gestürzt, während eines dicken Nebels, zwischen sieben und neun; ihr Leichnam war noch nicht gefunden.)

— „Mylord", sagte Fanny, „Mylord, gute Nacht! ich bin nun todt, getödtet durch Sie. Sie sind frei; machen Sie davon Gebrauch, Mylord. In acht Tagen, um dieselbe Stunde, wieder um Mitternacht und wieder am Freitag, sind Sie bei uns."

Nach diesen Worten stand sie auf (es war ihre reizende anmuthige Gestalt, aber viel leichter, schwebender; großer Gott!) und ging zur Thür hinaus. Sie warf nicht einmal einen Blick in den Spiegel über dem Kamin. Wie gesagt, sie war todt.

Lord Littleton war über diese Gelegenheit, ein wenig Heroismus zu entwickeln, anfangs gar nicht unzufrieden. Es ist so süß, sich mit dem Gedanken seines Heldenmuths zu beschäftigen, thut so wohl, ihn wenigstens für sich selbst zu heben und zu beweisen, wenn man ihn nicht für andere in Anwendung bringen kann. Der Lord that demnach sein Möglichstes, um einzuschlafen, und obwohl er die ganze Nacht kein Auge geschlossen, überredete er sich doch, er schliefe. So lag er, bis es Tag wurde, immer für sich die Worte der Erscheinung wiederholend. — **Gute Nacht, Mylord.**

Am Morgen, als Mylord beim Frühstück saß, brachte man ihm den Leichnam Fannys — und wie entstellt, Himmel! in einem so übel zugerichteten Zustande zusammengeschrumpft und so entsetzlich klein und dünn, daß er die Geliebte in dieser Gestallt unmöglich erkannt hätte, wenn nicht Fanny so vernünftig gewesen wäre, ihm in der vergangenen Nacht Anzeige von ihrem Tode zu machen: — **getödtet durch Sie, Mylord!**

Lord Littleton ließ Fanny beerdigen; er folgte ihrer Leiche, und alles Volk murmelte unterwegs: — **das ist er, um den sie sich das Leben genommen hat!** So wurde sie denn in's Grab gesenkt, die Erde zugeschüttet, der Todtengräber trat die Erde mit den Füßen fest, pflanzte eine Cypresse auf's Grab; die Bestattung war in aller Ordnung vollbracht und kostete Lord Littleton einen ganzen Tag.

Einen Tag und eine Nacht; denn er konnte in dieser Nacht noch nicht schlafen; und er mußte sich selber gestehen, daß ihn dieser Todesfall betrübe, und daß **eine schlaflose Nacht** das Geringste sey, was er den Manen Fanny's schuldig wäre.

Am zweiten Tage stand Lord Littleton zeitig auf; er speiste, ritt aus, ermüdete sich so viel er konnte und war nicht wenig verwundert, sich Abends noch so munter und frisch zu fühlen, daß er, wenn er sich nicht geschämt hätte, zu seinen Freunden hätte schicken und die ganze Nacht hindurch mit ihnen spielen mögen. Aber er trauerte noch um Fanny.

Am dritten Tage fielen ihm plötzlich die anderen Worte der Verstorbenen ein. — In acht Tagen, um dieselbe Stunde — wieder am Freitag. — Er ließ den rothen Lehnstuhl wegnehmen; der Stuhl erinnerte ihn zu lebhaft an die **arme** Fanny.

Und so machten Angst und Grausen so **furchtbare** Fortschritte in seinem Gemüthe, daß sie nach sechs Tagen auf seinem bleichen Gesichte deutlich zu lesen waren. Der sechste Tag war da, das Auge des Lords hohl, seine Stimme bebte; er war so von Furcht erfüllt, daß er es nicht mehr zu bergen wußte. Seine Mutter, seine Freunde drangen vergeblich in ihn; er antwortete nur in einzelnen abgebrochenen Worten. Als jedoch endlich der Abend des verletzten Tages herankam, da gestand er Alles, seine ganze Furcht. — „Morgen", stammelte er, „morgen Freitag, um Mitternacht! sie hat's gesagt: es ist um mich geschehen!" Und die Zähne klapperten ihm im Munde! Es war fürchterlich.

Seine Mutter und seine Freunde wandten vergebens alle ermuthigenden und tröstenden Worte auf, die ihnen Liebe und Freundschaft eingeben konnten; es half Alles nicht: Littleton glich einem zum Tode verurtheilten Verbrecher. Finster, regungslos starrte er vor sich hin, und schauderte jedesmal zusammen, so oft er die Uhr schlagen hörte. Lauschend hielt er das Ohr hin, als höre er Jemand kommen. Als seine Freunde ihn in diesem traurigen Zustande tiefster Niedergeschlagenheit sahen, versuchten sie es, ihn wenigstens durch Abkürzung seiner Qualen um einen Theil derselben zu täuschen. Sie ließen alle Taschen- und Wanduhren um eine halbe Stunde vorstellen; ja, man versicherte sich sogar des Nachtwächters, der die Stunden abrief. Die Nacht rückte heran. Der Lord, auf's Bett hingestreckt, fragt seinen Kammerdiener: „Was ist die Uhr?"

„Zwölf, gnädiger Herr", antwortet der Kammerdiener.

„Du belügst mich, John. Sieh' nach der großen Uhr." — „Sie steht auf Zwölf!" — „Und meine Taschenuhr?" — „Die Uhr des Lords zeigt Zwölf." — Auf der Straße der Ruf: Zwölf ist die Glock!

Da sprang er auf, fühlte Kraft und Leben, ging, lief, war wieder leicht und rüstig, war wieder der junge schöne Littleton wie sonst, kannte Hunger, Durst und Schlaf ...."

Hier hielt der Erzähler inne, um Athem zu schöpfen — und als er dies gethan hatte, trank er ein Glas Champagner.

Und als er getrunken hatte, nahm er sich eine Frucht auf seinen Teller und fing sie an zu verspeisen. — Wir aber schrieen Alle aus einem Munde: „Und Lord Littleton? Lord Littleton?"

„Lord Littleton", erwiederte der Engländer, „befindet sich so munter, wie Sie und ich, meine Herren; die Mitternachtsstunde ging vorüber, ohne Seine Herrlichkeit abzufordern, und zur Stunde ißt er, trinkt, schläft, reitet und hat in allen Spielen Glück; aber er hat keine Geliebte, und ich kann Ihnen nur rathen, es eben so zu machen."

Man fand allgemein, daß an dieser ganzen Geschichte wenig Wahres sey, und ich bin ebenfalls dieser Meinung.

Bibliographie.

Annuaire biographique, ou Supplément de toutes les Biographies etc. — Von R. A. Henrion. 1830—1834. Erster Bd. 5 Fr.

Biographie du général Daumesnil. — 2 Fr.

Le Globe. Atlas classique universel de Géographie ancienne et moderne, dressé par M. A. H. Dufour, et revu par M. Jomard, avec une Statistique jointe à chaque carte, et rédigée d'après l'Abrégé de Géographie de M. A. Balbi. — Erste Lfg. 1½ Fr. (Wird aus 10 Lfgn. bestehen.)

Histoire de France. — Von Emile de Bonnechose. 2 Bde. 5 Fr.

Histoire des Insurrections de Lyon, en 1831 et 1834. — Von J. B. Monfalcon. 3 Fr.

Histoire du Siége de Toulon, par le duc de Savoie. — Von Ch. de la Londe.

Le jeune Age de Napoléon etc. — Von A. Antoine de St. Gervais. 3 Fr.

Les Ouvriers Lyonnais en 1834. Esquisses historiques. — Von Adolphe Sala. 2 Fr.

Les petits Voyageurs en France. — Von C. Briand. 3½ Fr.

Précis de l'Histoire de Lorraine. — Von Ragon und Jabert Duc.

Précis de la Géographie historique du moyen-âge. — Von F. Ansart. 2 Fr. 75 Cent.

Précis de l'Histoire d'Alsace. — Von F. Ragon.

Mannigfaltiges.

— **Italiänische Journalistik.** In Mailand erscheinen jetzt folgende Italiänische Zeitschriften: die **Gazzetta privilegiata di Milano** (politische Zeitung), die **Biblioteca Italiana** (kritische Monatsschrift), **il Barbier di Siviglia, l'Eco** (belletristische Blätter) und **l'Indicatore** (gemischten literarisch-kritischen Inhalts). In **Venedig** kommen folgende Blätter heraus: die **Gazzetta privilegiata di Venezia, l'Osservatore, il Gondoliere, l'Apatista, il Giornale di belle arti** und **l'Antologia** — sämmtlich von geringerem Werth als die Mailändischen Zeitschriften. In keinem der übrigen Italiänischen Staaten herrscht übrigens jetzt so viel literarische Thätigkeit, als im Lombardisch-Venezianischen Königreiche.

— **Ueber das Entstehen der Springquellen.** Man vermuthet, daß die Springquellen ihren Ursprung den Gebirgswassern verdanken, die beständig die Kalklager verfolgen und, wenn man durch eine Oeffnung zu diesen Lagern gedrungen ist, dieselbe Höhe zu erreichen streben, von welcher sie sich nach ihrer ersten Ansammlung herabgesenkt haben. Hierfür spricht der Umstand, daß man bei einer Grabung in der Nähe von Genf, trotz einer Tiefe von 700 Fuß, kein Wasser fand, indem man, wegen der beträchtlichen Neigung des Jura-Gebirges, in jener Gegend noch nicht zu den Kalklagern gekommen war.

— **Magnetische Beobachtungen.** Nadeln von gehärtetem und von wieder erweichtem Stahl und von weichem Eisen wurden in einem hermetisch verschlossenen Kupferbehälter in einen 682 Fuß tiefen gebohrten Brunnen gesenkt, und zwar so, daß sie ihre schwebende Lage behalten konnten, und nach 24 Stunden wieder herausgezogen. Jedes Mal fand man die Nadeln von wieder erweichtem Stahl und von Eisen beträchtlich magnetisch, viel mehr, als andere, welche während derselben Zeit auf der Oberfläche der Erde geblieben waren. Die anderen Nadeln waren nicht magnetisch geworden. Diese Erscheinung scheint auf Elektrizitäts-Strömungen im Innern der Erde zu deuten. Die zum Bohren dieses Brunnens angewendeten großen Eisenstangen, die aus kleineren von 15 Fuß Länge zusammengesetzt waren, hatten bedeutende magnetische Kraft angenommen, welche jedoch so vertheilt war, daß jede kleinere Stange einen, dem an jedem ihrer Enden sich zeigenden, entgegengesetzten Pol zeigte. Auch schien es, daß diejenigen Stäbe, welche dem Grunde des Brunnens am nächsten gekommen waren, am stärksten, und diejenigen, welche sich in der Mitte befanden, am schwächsten, selbst noch schwächer als die obersten, magnetisch waren. (B. U.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Montag den 8. September 1834.

Italien.

Theater und Volksleben in Neapel.

Die Stadt Neapel, die kaum drei Journale aufzuweisen hat, wird es uns gern gestatten, einen Artikel über ihre vielen kleinen Theater zu liefern. Meine Leserinnen begeben sich, wenn es beliebt, in schönen Roben, mit Fächern von bemaltem Papier in der Hand, zuerst nach dem Theater San Carlo und dann nach dem Theater des Pulcinella.

Neapel, zugleich Spanisch und Italiänisch, wimmelt überall von Schauspielen. Du darfst nur beim Vesuv den Anfang machen; da hast Du ein ewiges stets offenes Theater vor Dir, das nur des Abends und zu bestimmten Stunden seine erhabenen Vorstellungen giebt! Dann findest Du gleich eine Straße, wie Du sie sonst in der ganzen Welt nicht siehst, die Straße von Toledo, die geräuschvollste, schmutzigste und lustigste von allen, die Du kennst, die Straße von Neapel, wo man die Kunst, die Schnupftücher aus der Tasche zu ziehen, aufs Beste versteht. Nehmet ja Eure Taschen in Acht, Ihr guten forestieri! Wenn arme alte Damen mit Strohhüten auf dem Kopfe, ganz in Gestalten der Hausirerinnen, Euch auf dieser Straße um Almosen bitten; wenn schöne große Mädchen, braun wie die Trauben von Ischia, Euch ganz nackte kleine Kinder vor die Nase halten, und Euch zurufen: Un grano per carita (Einen Heller aus Mitleid)! Trauet nicht dieser Dürftigkeit, die Euren Kleidern und der Großmuth Eurer Manschetten den Hof macht. Es hat einen meiner Reisegefährten, einem großen Philanthropen, sechs kostbare seidene Taschentücher gekostet, da er in dieser Straße einige Bemerkungen in sein Notizenbuch einzutragen wagte.

Mitten in diesem Geräusche, und selbst vor dem Theater San Carlo, wird die Trommel gerührt, und ein kleiner untersetzter Mann, ganz ähnlich dem gracioso des Spanischen Theaters, macht seine possierlichen Luftsprünge auf vier Brettern inmitten unter Franziskanern, die rings umher Kollekten sammeln! Am Aschermittwoch, wenn er wie gewöhnlich überall umhergelaufen ist, erscheint dieser gracioso auf demselben Platze als eine schwangere Frau; mit einem Male fängt er an, Wehen zu bekommen, macht die fürchterlichsten Grimassen, beklagt sich winselnd über die heftigen Schmerzen, und will, daß man einen Arzt herbeikommen lasse. Sogleich erscheint ein Accoucheur, der den Kaiserschnitt versuchen will. Gracioso ist damit zufrieden. Der Accoucheur bewaffnet sich mit allerlei Zangenwerk und entbindet ihn auf der Stelle von drei Geburten, einer Puppe, einem Gewicht Maccaroni-Nudeln und einem ungeheuren Kuchen. Und bei diesem Anblick klatschen sich die Lazzaroni in die Hände; sie weinen vor Lachen und vor Mitleiden, indem sie fürchterlich „Povera donna!" schreien.

Indeß versäumen wir die Zeit nicht, um uns nach dem Theater San Carlo zu begeben. San Carlo ist nach unserer Meinung ein schöneres Theater, als die Scala zu Mailand, wenn auch die Verzierungen im Innern in einem sehr häßlichen Stil ausgeführt worden, so daß die Vergoldungen an denselben fast wie das Bleipapier der Chokoladen-Bonbons aussehen. San Carlo ist geräumig, frei und luftig, und glänzt, so oft es gehörig erleuchtet wird, von den prachtvollsten Kronleuchtern. An den Gala-Tagen bietet der Saal einen herrlichen Anblick dar. Es ist im Allgemeinen die vornehme Welt, die hier die Logen einnimmt.

Die Neapolitanischen Offiziere, in ihren glänzenden eng anschließenden Uniformen, sehen hier gerade so aus, wie die eleganten Standarten und Gliedermänner in den Läden der Englischen Schneider in Picadilly oder auf dem Strand. Sie sind fast alle stutzerhaft besorgt um ihre äußere Figur, ihre Schönheit und gute Haltung.

Auf dem Theater San Carlo werden Singstücke, Ballette und Oratorien aufgeführt.

Dominik Barbaja, der Entrepreneur aller Theater von Italien, war in den Zeiten Napoleon's ein armer Kutscher gewesen. Es scheint ihm gegenwärtig in seinem Palast in der via de Toledo, so wie in einer Villa am Pausilippe, besser zu behagen. Es lebe die Industrie!

Was hörst Du im Theater San Carlo, in dem ersten Theater von Neapel, was hörst Du da, ich bitte Dich, für Neues, das Du nicht anderwo auch schon gehört? Madame Malibran würde hier die „Cenerentola", Lablache „Heinrich V." und Tamburini die „Agnese" geben; ich wette darum, Du glaubst, Dich noch in einer Loge im Theater der komischen Oper in Paris zu befinden. So komme denn lieber zwei Schritte von hier, nur zwei Schritte, und es soll Dich gewiß nicht reuen.

Zwei Schritte von San Carlo finden wir sein Diminutiv San Carlino, das Hanswurst-Theater, das possierlichste, krasseste, närrischste, schlaueste, kurz das Neapolitanischste aller Theater von Neapel. Ich nahm hier alle Abend einen markirten Platz zwischen der Klarinette und dem zweiten Oboe, einem kleinen Kerlchen von zwölf Jahren, ein. Ich werde mein ganzes Leben an die erste Posse denken, die ich hier im August 1832 aufführen sah. Das gute Melodrama war betitelt: „La Rocca di monte Corvo." In diesem Melodrama traten zwölf Räuber, ein armer Signor, der seine Börse hergeben mußte, und ein Souffleur auf, den die Zuschauer mit Injurien überschütteten, weil er allegro war und die Replik nicht recht zu geben verstand. In dieser Posse spielt Pulcinella (Pickelhäring), wie überhaupt in allen Stücken dieser Bühne, die erste und einzige Hauptrolle der Intrigue. Er ist es, der die Gefangenen in der Höhle Flaschenett blasen und sich bei Gelegenheit davon zu schleichen lehrt. Die Idee des Gil-Blas hat sich offenbar in das Ganze eingeschlichen. Es erscheint eine sechzigjährige Alte, in einem rothen Weiberrock, eine Art Leonarda, die man mit jenem Pickelhäring vermählen will. Am ersten Tage fand ich dies Spiel nicht sehr possierlich, denn ich verstand den Dialekt noch zu unvollkommen. Der Neapolitanische Dialekt ist voller Energie und ganz zu witzigen Späßen gemacht; selbst das Schnarren und die häufigen Kehllaute haben etwas Satirisches, und die munteren Einfälle der Neapolitaner haben eine ganz besondere Aehnlichkeit mit dem, was die Engländer humour, die Deutschen Humor nennen, ein Wort, das man im Italiänischen wohl passend durch brio bezeichnen dürfte. Als mir erst die Sprache recht geläufig war, wurde ich ein Mal bei der nachstehend skizzirten Scene so hingerissen, daß ich mehr als irgend ein Neapolitaner applaudiren mußte. Es ist Pulcinella in seiner langen weißen Weste mit großen Knöpfen, mit einer schwarzen Larve und einer Nase aus Pappe, der in dieser Rüstung den Räubern della Rocca in die Hände fällt. Man fragt ihn nach seiner Profession.

„Sono artista" (Ich bin ein Künstler), erwiedert hierauf unser Pulcinella.

Der Straßenräuber setzt ihm dann auf eine faßliche Weise auseinander, wie es zugeht, daß man keine nützlicheren Künstler in der bürgerlichen Gesellschaft findet, als diejenigen, die zu rauben, zu morden und zu plündern verstehen. Derselbe bricone führt ihm sogleich einige andere Genossen von seiner Bande vor, die die Untersuchung mit Heftigkeit fortsetzen.

„Was für ein Landsmann bist Du?" fragen sie im Chor.

Pulcinella erschrickt anfangs, faßt sich jedoch bald wieder und antwortet: „Romano" (Römer).

„„Romano!"" wiederholt ein Räuber, „„so warte nur. Ich erinnere mich, daß mir einmal ein Bauer auf einem Markte zu Rom einen Hieb mit seinem Messer versetzt. Seit der Zeit habe ich das Gelübde auf mich genommen, das Blut des ersten Römers, dem ich begegne, zu trinken und sein Herz zu verschlingen.""

„Wenn das ist, Signori, so bin ich Toskaner."

„„Toskaner!"" nimmt hierauf ein Anderer das Wort; „„ich habe einmal in der schönen Hauptstadt Florenz einen derben Schlag mit einem Hammer auf den Kopf bekommen, und seitdem . . ."

„Signori, signori, sono . . . Sinese."

Sobald unser Pulcinella Sinese, das heißt Chinese, geworden, hört man auf, ihn zu quälen und ein Jeder läßt ihn in Frieden. Er bekreuzigt sich auch alsbald mit den Händen über die Jacke, macht eine Wendung mit den Daumen und schiebt eine Pastete in das Hutfutter ein. Diese Pastete verzehrt er dann mit der Grazie des Molière'schen Pourceaugnac. Dabei schreit und singt er, macht die Banditen lachen, bringt die Alte zum Tanzen und die ganze Höhle erzittert von seiner Baßstimme. Ich darf nicht vergessen, noch hinzuzufügen, daß der beraubte Mann (Pigliato della roba), der arme Teufel, endlich ausgepfiffen und ausgezischt wird. Dagegen werden die Räuber unter lautem Beifall beklatscht, jene Männer, die so groß und stark sind, wie die Wasserträger des Pariser Louvre. Der Neapolitaner liebt es vor Allem, sich einmal in dem Spiegel recht zu begaffen; und diese Art Leute mit zottigen Bärten, spitzigen Hüten und kurzen Phrasen, diese Leute von der großen Heerstraße mit ihren kleinen Späßen und listigen Ränken gefallen ihm wohl. Der Pulcinella aber belustigt ihn und trägt die ganze Frucht dieser Vorstellungen davon.

Zuweilen ist Pulcinella der geduldigste Scheim auf der Erde; da erzählt er denn etwa, wie viel Zeit man dazu brauche, um sich die Hand zu waschen. Dieses Mal ist er Intendant des Herzogs von Paligatiano, eines bübschen, kleinen, blinden, lahmen, doppelböckerigen Herzogs, den unser guter Pulcinella mit seinen Witzen ergötzt und prellt.

Das Kostüm unseres Pulcinella ist ungefähr folgendes: Eine sehr weite mit Schnüren ringsum besetzte Jacke, Pantalons, eben so weiß wie die Jacke, Schuhe weiß angestrichen, eine weiße Mütze; alles dies ist mit Mehl bestreut, gleich der Statue des Komthurs im Don Juan. Die Nase allein ist schwarz. Diese Nase wird Papagallo-Nase genannt.

Trifft es sich, daß **Pasquale**, der beste und der älteste Pulcinella von Neapel, auf dem kleinen Theater San Carlino auftritt, so hat Neapel nicht Kutschen und Wagen genug.

Ich habe einen armen Teufel gekannt, der oft und zwar nicht eben mit so großem Beifall den Pulcinella machte, der Marquis zu Bergamo gewesen, in jenem Vaterlande der Harlequins. „Harlequin", sagte er zu wiederholten Malen, „ist mein Unglück; Harlequin mein eifersüchtiger Rival", seufzte er melancholisch. Er war zweiundfunfzig Jahr alt. Ich lud ihn eines Abends ein, mit mir zu Santa Lucia zusammen zu speisen. Er wußte sich mit Geläufigkeit im Französischen zu unterhalten, er verstand den Juvenal und kannte alle Dichter des silbernen Zeitalters, er aß sehr wenig Melonen und spielte sehr gut Domino. Er erzählte mir, daß Murat ihm eines Tages ein Rohr auf der Schulter zerschlagen. Scripandia nämlich (so hieß er) war sehr spöttisch; er hielt es für spaßhaft, eines Abends die gelben Stiefeln, die Sporen und die Schwungfedern Murat's auf die Scene zu bringen. Er ritt einen Schimmel (aus Pappe), und da die Neapolitanischen Generale fast immer Schimmel reiten, so machte unser Scripandia den General und beschligte zwölf mit Stöcken bewaffnete Küchenjungen.

Diese Farce amüsirte ungemein, indem Murat aufs Täuschendste kopirt war. Als Scripandia aus dem Theater kam, trat ein Mann in einem Mantel auf ihn zu und stellte ihm beim Lampenschein einen Brief zu; es war eine Assignation auf 200 Piaster von der Kasse Murat's. Hierauf erhoben sich aus demselben Mantel zwei Arme, die einen derben gewichtigen Knüttel über die Schultern des armen Schauspielers schwangen. „Und auf diese Weise", fügte Scripandia hinzu, „kam ich zu zwei Kapitalien, die mich keineswegs ungerührt ließen ....."

Das Theater San Carlino, das von einem Keller gebildet wird, erfreut sich oft der besten Gesellschaft von Neapel; gemeiniglich ist es die Bürgerschaft, die die Bänke der Gallerie besetzt hält. Der Theater-Dichter, der Verfasser der Imbroglios, bekömmt für jedes Stück, das er liefert, wenn es schön ist, 40 Piaster, ungefähr so viel, als in Paris der unbedeutendste Vaudevillen-Dichter wöchentlich erhält. Man findet den poeta oft in eigener Person an dem Eingange, wo er sich mit dem Billet-Abforderer traulich unterhält.

Bravo! bravo! il furbo o a crepare! viva! viva! miraviglioso! Mit diesen Ausdrücken wird ein Pulcinella, der im Renommée steht, von den Logen aus begrüßt. Bei den Vorstellungen ist immer ein Polizei-Kommissarius in seiner Amtstracht zugegen, damit Alles ruhig hergehe e **senza parlar di politica.** Er hat, wie alle einigermaßen vornehme Zuschauer, einen großen Fächer von bemaltem Papier in der Hand, auf dem gewöhnlich der heilige Januarius mit seinem Blutfläschchen und seiner Brille abgebildet ist. Dieses Schauspiel endigt gewöhnlich zwischen zehn und eilf Uhr; nicht weit davon finden wir das Theater **Fondo.**

In dem Theater del Fondo siehst Du dieselben Schauspieler, dieselbe Einrichtung und dieselben Opern wie in San Carlo; es ist von mittlerer Größe, hat einen elenden Eingang und an der Seite eine nischenartige Bottega, wo Aufwärter mit weißen Schürzen Orangen und Maraschquins feilbieten.

Nur zwei Worte von dem Theater la Fenice. La Fenice, nicht etwa zu verwechseln mit dem zu Venedig, von dem es keine Spur aufzuweisen hat, ist ein kleines Theater, ähnlich denen auf den Boulevards zu Paris. An der Thüre liest man Anschlagszettel, die im unterthänigsten Französischen Stil, wenn auch nicht im elegantesten, abgefaßt sind; zum Belege theilen wir hier folgenden wörtlich mit:

„Abend-Unterhaltung vom 28. Juli 1832. Zum Benefiz der Schauspielerin Irene Severina. Wir haben die Ehre, ein hochverehrtes Publikum zu unserem Theater ergebenst einzuladen. Die **unvergleichliche** Schauspielerin hat eins der vortrefflichsten Stücke des Italiänischen Theaters gewählt, unter dem Titel: Der triumphirende Rückzug Ariolde's, Königs der Longebarden, in seine Heimath. Hierauf folgt eine kleine Oper in zwei Akten mit Bonmots und komischen Possen aus der Florentinischen Geschichte; — nämlich: Der Dichter Tragoli auf dem Lande von Prateline. — Mit allem möglichen Anstand, und mit allem ergebenen Eifer empfiehlt sich die unterthänige Gesellschaft, und schmeichelt sich, den wohlwollenden Besuch des Publikums gewiß zu verdienen."

Wenden wir uns jetzt links nach den großen Steinplatten am Quai des Molo. Auf dem Molo, dem Boulevard von Neapel, trifft Du gerade so viel Maulaffen an, als auf dem Boulevard des Temple zu Paris. Hier siehst Du Kinder im bloßen Hemde, zum Theil auch ganz nackt, die paarweise auf den Anhöhen des Molo herumkriechen, gerade so wie die Ameisen in der Sonne. Bald kommt ein drittes, ein viertes hinzu, und hier versuchen sie es, die großen Vorsprünge des Quai hinan zu klettern; dann aber fallen sie bald wieder auf ein Mal auf den Sand herab, wie Macaroni-Faden über einander hingestreckt.

Aber stille! Hier kommt ein Herr in einem schwarzen, abgetragenen Poeten-Rocke. Seine unglückliche Lage flößt uns Ehrfurcht ein. Der Rock hat einst Ugolino gesehen, er hat den Aermel des Grafen Ruggiero ganz in der Nähe berührt und auch Säbelhiebe von den Sarazenen ausgehalten. Darf ich erst sagen, daß dieser arme Teufel Euch den Tasso erklären wird, daß er für den Lazzaroni die einzige Belehrung aus den vergangenen Zeiten, der Geist der Poesie, der canzoni der Novellen ist? Schaut her! Kaum hat er seine Bühne betreten, da ist schon ein Kreis von aufmerksamen Zuhörern um ihn her gebaut. Sie stehen da, mit den Gesichtern gegen das Meer von Ischia und Capreä gewandt; das Schloß Oeuf blickt gerade auf sie herab. Wohlan, Signor, jetzt ist der Augenblick gekommen, der Augenblick, wo Du Dich in Deiner Größe mit wahrhafter Kühnheit zu zeigen hast; so verkünde ihnen denn mit lauter Stimme das, was Du über jene Gewalt der Trägheit, die einzige Gewalt, die Italien besitzt, über jene Verweichlichung einer Sprache, die einst vom Mund zum Herzen geredet, was Du über jene Erschlaffung denkest, die alle schönen Gefühle in ihnen ertödtet; erzähle ihnen von Tasso im Gefängniß und von Alfieri, dem Römer in der Perücke.

Indeß, unser Improvisator spricht lieber von Ugolino und von Dante; denn gebt wohl Acht, dieser Improvisator ist nichts weniger, als ein armer verderbener Gelehrter, wie man ihn wohl in Frankreich zu sehen bekommt; es ist oft ein tüchtiger Mann, ein Autor wie Camerana, ein fruchtbarer Autor, der die Stücke seines Theaters allein aufzuführen versteht, der täglich zwei Vorstellungen giebt, eine des Morgens und eine des Abends. Der Improvisator in Italien hat ein Ziel vor sich, nach dem er strebt, und einen wahrhaften Beruf, dem er zu genügen sucht; er vertheilt die Früchte der Poesie unter das Volk und macht sie populair. Ja, in eben dem Maße, wie in Frankreich die Improvisatoren des Salons und des Athenäums lächerlich erscheinen, indem sie die Poesie zur faden Reimerei und zu den possenhaften Spielereien der Scholastik herabwürdigen, in demselben Maße sind die von Italien, indem sie sich in den Gränzen ihres Berufs zu halten verstehen, indem sie nur den Geist und das Genie ihrer Dichter kommentiren, anstatt ihre eigenen Erfindungen zu substituiren, der billigen Beurtheilung und der Aufmerksamkeit würdig.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Indicazione antiquaria delle Sale Borgia, ora Miscellanee al Vaticano. (Verzeichniß und Beschreibung der Alterthümer-, Kunst- und Gemälde-Sammlungen im Vatikan.) Herausgegeben von den Brüdern Tommaso und Pietro Angelo Mai. Rom, 1834.

England.

Der letzte Stuart und seine Invasion in Schottland.

(Schluß.)

Während Karl in Inverneß war, hatte Cumberland sein Hauptquartier zu Aberdeen, hundert Meilen davon, nach militairischer Meile damaliger Zeit, freundliches Wetter und bequemere Wege abwartend. Die Hochländer benutzten diese Zeit zur Einnahme mehrerer Forts, deren Besatzung sie vertrieben. Die Erwartung Französischer Hülfe hielt sie aufrecht, denn Ludwig war dazu nicht ungeneigt; aber die Englischen Fahrzeuge, die zahlreich an den Küsten kreuzten, hielten die Französischen Schiffe ab. Immer größer ward daher die Noth der Truppen Karl's in einem Lande, das nicht mehr Lebensmittel liefert, als für den Bedarf seiner Bewohner ausreicht. Wahrscheinlich war auch diese Noth die unmittelbare Veranlassung zu der verzweifelten Schlacht bei Culloden, wo die Macht der Hochländer gänzlich vernichtet ward; denn kaum konnten sie selbst eine Hoffnung auf Gelingen hegen. In der Lage, in der sie sich befanden, mußte es ihnen vielmehr wünschenswerth sein, den unvermeidlichen Untergang wenigstens zu beschleunigen.

Erst mit Anfang Aprils gefiel es der Englischen Armee, aufzubrechen, und zwar geschah dies mit großer Gemächlichkeit. Den 13ten erreichten sie Nairn, welches nur sechzehn (3½ Deutsche) Meilen von Karl's Lager entfernt war. Der Prinz, der den Untergang seines Heeres unabwendbar sah, hielt es für das Beste, einen Kampf auf Leben und Tod zu wagen, obgleich die feindliche Armee an Zahl der seinigen weit überlegen und im Besitze aller Bedürfnisse war, deren Mangel die Seinigen so hart drückte. Er führte sie nach Drummossie Muir, wenige Meilen östlich von Inverneß, wo er sie in Schlachtordnung aufstellte und den Herzog von Cumberland erwartete. Der Platz war eine sehr weite, mit Haidekraut bewachsene Ebene, zwei Meilen von dem Südufer des Moray Frith und zehn bis zwölf von Nairn entfernt.

Den Operationen der Kavallerie und Artillerie war der Platz äußerst günstig. Es wäre daher für die Hochländer offenbar das Gerathenste gewesen, sich nach den Bergen zurückzuziehen, und sich die Bewegungen des Feindes zu Nutze zu machen. Doch darf man nicht vergessen, daß diesen, die vor Hunger fast umkamen, jede Art von Entscheidung willkommen war; eine günstige konnten sie möglicherweise durch eine Schlacht, niemals aber durch einen Rückzug herbeiführen. Bei so ungleichen Kräften war indessen ein Kampf in offenem Felde durchaus lächerlich. Daher beschloß Karl Eduard mit gewohnter Resolutheit, Nachts den Feind in seiner Stellung anzugreifen. So wenig ein günstiger Ausgang zu erwarten war, so stimmten doch die Offiziere bei. Die auf Fouragiren ausgegangenen Krieger wurden zusammenberufen; aber sie erklärten sich für allzu erschöpft, daher denn nur die Hälfte der Schaar zusammenkam. Und mit dieser brach Karl Eduard auf. George Murray an der Spitze des Ganzen; er selbst führte die zweite Linie. Die Nacht war stockfinster, und dem Unternehmen ungünstig; denn sie geriethen in Wald und Dickicht, durch das sie nur mit Mühe sich durchwanden, und so sehr hemmten diese Hindernisse ihr Vordringen, daß sie, als es schon Morgen war, noch drei (Engl.) Meilen vom Feind entfernt waren; daher sie sich denn genöthigt sahen, in ihre erste Stellung zurückzukehren. Erschöpft kamen sie dort um 7 Uhr Morgens an. Ihr Mangel an Mundvorräthen war indessen so dringend, daß Karl befahl, alle Lebensmittel in der Gegend für das Heer zu requiriren. Doch ehe man dies bewirken konnte, kam die Stunde der Entscheidung heran. Um eilf Uhr Vormittags zeigten sich die Englischen Truppen. Der Prinz war bis dahin in Culloden-House geblieben; doch jetzt begab er sich an die Spitze der Armee. Er sammelte seine Soldaten, die sich in Allem auf etwa 5000 Mann beliefen. Seine Offiziere riethen zum Rückzug; aber Karl sah ein, daß seine Armee sich nicht länger würde zusammenhalten lassen; auch hoffte er noch, durch einen stürmischen Angriff wieder zu siegen. Die Clans bildeten die erste Schlachtlinie. Den rechten Flügel befehligte Lord George Murray, und

John Drummond den linken. Mit Mühe nur konnte man noch so viel Leute zusammenbringen, um eine zweite Schlachtlinie zu bilden.

Auch Cumberland traf Vorkehrungen. Als eine sehr wesentliche müssen wir die hervorheben, daß er seinen Leuten den Geschmack am Davonlaufen zu benehmen suchte; denn es stand Todesstrafe darauf. Auf alle mögliche Weise suchte er sie anzufeuern; besonders ermahnte er sie, ihre früheren Niederlagen zu vergessen. Sie wurden ebenfalls in Schlachtordnung aufgestellt, und zwar etwa 500 Schritte entfernt von der Linie der Hochländer. Während dies geschah, trug sich eines jener Ereignisse zu, die von dem excentrischen Geiste der Hingebung, welcher die Bergbewohner damals beseelte, ein sprechendes Zeugniß ablegen. Einer von ihnen nämlich, ein in Lumpen gehüllter miserabel aussehender Kerl, näherte sich den Engländern und bat um Pardon. Er wurde hinter die Linie gesandt, wo er anscheinend ganz gleichgültig gegen den Spott, den sein ungeschlachtes Aussehen erregte, einherschritt. Er wartete jedoch nur eine günstige Gelegenheit ab, und als Lord Bury, einer von des Herzogs Adjutanten, den der Hochländer für den Feldherrn selber hielt, vorüberritt, riß der Kerl einem Soldaten das Gewehr aus der Hand, feuerte es auf den Offizier ab und erwartete dann ganz ruhig, als eine Sache, die sich von selbst versteht, den Schuß, der ihn selber sogleich todt zu Boden streckte.

Die Hochländer begannen das Treffen mit ihren wenigen unwirksamen Kanonen; und bald donnerten ihnen die Englischen Batterieen mächtig Bescheid. Der Tag, der bis dahin heiter und freundlich gewesen, trübte sich, und ein Schneegestöber stürmte bald in die Angesichter der Hochländer. Karl sandte einen Boten an Murray, ihm den Befehl zum Angriff zu geben; der Bote fiel durch eine Kugel. Aber die Ordre war nicht nöthig, denn Murray war kühn genug, auch ohne Befehl zu handeln. Sein Angriff war so heftig, wie ihn nur Wuth und Verzweiflung eingeben konnten. Obgleich drei Englische Linien auf sie feuerten, obgleich die Kanonen das ganze Gefild beherrschten, obgleich die Bajonnette ihnen entgegenstarrten, stürmten dennoch die Hochländer an, und die erste Schlachtreihe der Engländer war durchbrochen, freilich nicht ohne den Verlust so manches tapferen Häuptlings. Aber so zahlreich waren die Engländer, daß, bevor die Hochländer die zweite Reihe durchbrechen konnten, schon die Letzteren fast alle aufgerieben waren. Wenige versuchten den Rückzug, und nur wenige von den Clans, unzufrieden mit ihrer Stellung, hatten am Kampfe keinen Theil genommen; die Meisten von ihnen bedeckten das Schlachtfeld. Karl Eduard führte nun seine zweite Schlachtlinie heran; aber vergeblich; denn sie mußte bald den andringenden Engländern weichen. Der Prinz stand in düsteren Gedanken vertieft auf dem Schlachtfelde, und konnte nur mit Mühe entfernt werden; er fühlte wohl, daß die Sonne dieses Tages über den Trümmern seiner und seines Geschlechtes Hoffnungen untergehe. Noch ist die Stelle kenntlich, wo die Hochländer gekämpft. Sie sind an dem Orte, wo sie gefallen, in Gruben eingescharrt worden, an Zahl zweitausend. „Die Scene", sagt Dr. Clarke, „ist ein weites Haideland, einförmig und melancholisch, wo die Leichen der tapferen unglücklichen Kaledonier ruhen. Wo sich die Leichenhügel erheben, da wächst kein Haidekraut; sondern weißer Klee und freundliche Blümchen mit schönem Rasengrün durchwirkt, sprossen auf der Gefallenen Gräber."

Mit beispielloser Grausamkeit wütheten die Engländer nach ihrem Siege. Sie glichen, nach dem Ausdrucke eines aus ihrer eigenen Mitte, mehr einer Schaar Metzger, als Kriegern, als sie auf dem Schlachtfelde umherliefen und die Verwundeten tödteten. Cumberland selbst nährte diese Wuth. Als er unmittelbar nach der Schlacht mit dem nachmals zu Quebec so ausgezeichneten Oberst Wolfe das Gefilde besichtigte, erblickte er einen verwundeten Hochländer, der ihn mit verächtlichem Lächeln ansah. Sofort befahl er Wolfe, den frechen Buben mit seinem Pistol zu erschießen. Aber der edle Offizier erklärte, daß eine solche Execution nicht zu seiner Pflicht gehörte, und diese Antwort brachte ihn um die Gunst des Herzogs. Dieser schickte umher, und ließ die Hochländer, wo sich deren zeigten, hinschlachten. Einige von den Ueberlebenden hatten sich in eine dem Schlachtfelde nahe Hütte geflüchtet, und dort menschenfreundliche Aufnahme gefunden. Da steckten die Soldaten die Hütte in Brand, und dreißig bis vierzig Menschen kamen darin ums Leben.

Es ist fast ein Trost, zu hören, daß der Urheber dieser Grausamkeiten in seinen späteren Jahren darüber Gewissensbisse empfand. So erzählt nämlich Walpole, obgleich dieser selbst meint, daß der Herzog nur seine Schuldigkeit gethan. Aber in England ward der Herzog als Retter des Reichs gepriesen, und man ließ es nicht bloß bei dieser Anerkennung bewenden; nein, fünfundzwanzigtausend Pfund wurden seinem Gehalte jährlich zugelegt, und bald verwischte der Ruhm, mit dem ihn die Regierung überschüttete, die frühere Schmach.

Karl Eduard's Flucht nach der Schlacht von Culloden bildet einen eigenen Abschnitt in dieser Geschichte. Dreißigtausend Pfund waren auf seinen Kopf gesetzt. Murray hatte ihn aufgefordert, in Schottland zu bleiben, aber das wagte er nicht; er beschloß vielmehr, nach den westlichen Inseln zu fliehen, und das mußte unverzüglich geschehen. Denn die Engländer hatten überall im Hochlande ihre Posten ausgestellt, und bewachten die Küste so, daß eine Flucht unmöglich schien. Sein erster Zufluchtsort auf den Inseln war Benbecula, wo nun der letzte Sprößling einer erlauchten Ahnenreihe in einem Kuhstalle ohne Thüre, auf einem Lager von schmutzigem Stroh, mit einem Segeltuche bedeckt, lag. Bald entdeckten die Engländer seine Spur; er mußte die Insel verlassen, kreuzte flüchtig zwischen den Eilanden, doch entging er glücklich den Verfolgungen eines Kriegsschiffes. Er kam wieder nach Benbecula, wäre aber gewiß hier gefangen worden, wenn nicht ein plötzlicher Sturm seine Verfolger auf das Meer zurückgetrieben hätte. Der Prinz und seine Gefährten nährten sich von Schellfischen, bis sie dem alten Clanranald die Kunde von ihrer Lage hatten zukommen lassen. Dieser kam, fand den Prinzen noch immer liebenswürdig und ungebeugt, aber äußerlich in der armseligsten Lage. Er führte ihn nach einem sicheren Aufenthalte, nach dem sogenannten Försterhause von Glencoradale, einem sehr unwirthlichen Orte, der jedoch einen bequemen Ausweg nach dem Meere, wie nach dem Gebirge darbot. — Bald erfuhr der Prinz zu seinem Schrecken, daß die Engländer sämmtliche Inseln von Truppen würden durchforschen lassen; da war keine Hoffnung, zu entfliehen. Aber der Muth und die hochherzige Entschlossenheit eines Mädchens, der Lady Flora Macdonald, retteten ihn. Sie schaffte sich durch ihren Stiefvater einen Paß für sie und ihre beiden Domestiken, angeblich einen Bedienten und ein Mädchen. Für Karl war ein Weiberanzug besorgt, und er sollte als das Dienstmädchen passiren. Sie kamen an und fanden ihn eben mit der Bereitung seines ärmlichen Mahles beschäftigt. Er empfing sie herzlich, und äußerte, wie heilsam es wäre, wenn alle Könige durch eine solche Schule gingen, wie er selbst. — Inzwischen war General Campbell mit einer großen Truppen-Masse gelandet, und Lady Clanranald war zu seinem Empfange heimgeeilt. Für ihre menschenfreundliche Anhänglichkeit an den Prinzen mußte sie später mit ihrem Gemahl lange zu London im Tower schmachten. Den 25. Juni verließ Karl Eduard Long Island, woselbst er zwei Monate in steter Gefahr verbrachte: er als die Dienerin der Miß Macdonald verkleidet; Herr Macdonald, der Vater des nachmals in Napoleon's Feldzügen so ausgezeichneten Herzogs von Tarent, stellte den Diener vor. — Sie segelten nach der Insel Skye, die minder scharf bewacht war. Bei ihrer Ankunft wurden sie von den Kugeln der Engländer, die sie ungestört in die Schußweite hatten kommen lassen, empfangen. Flora war nicht zu bewegen, sich in Sicherheit zu bringen; denn sie wollte, wie sie dem um sie ängstlichen Karl sagte, nicht für ihr, sondern für sein Leben sorgen. Auf Skye hatten die Macdonald's und Mc. Leod's, die sich der Partei der Stuart's nicht angeschlossen hatten, ihren Wohnsitz. Flora ging nach dem Hause des Alexander Macdonald, der dem Herzoge von Cumberland anhing. Seine Frau, der Sache der Stuart's zugethan, schickte Macdonald von Kingeburgh ab, um für die Sicherheit des Prätendenten zu sorgen. Kingsburgh führte diesen und zwei seiner Begleiter in sein eigenes Haus. Da genoß denn der Prinz des langentbehrten Genusses, in einem Bette zu schlafen; und so innig ergeben war Flora dem Prinzen, daß sie das Handtuch, welches er an diesem Tage gebraucht hatte, wie ein Paladium sich zueignete und es durch ihr ganzes ereignißreiches Leben in Schottland und Amerika mit sich führte; ja, sie ward darein eingehüllt, als sie starb. Der Prinz ging von hier nach Raasay, wo er von Flora und Kingsburgh sich trennte. — Bald glaubte Karl sich auf den Inseln nicht mehr sicher und kehrte auf das Festland zurück, an denselben Ort, wo er zuerst sein Panier aufgepflanzt. Diese Gegend sendet mehrere Vorgebirge in das Meer aus, deren jedes auf der Landseite bewacht war, so daß landeinwärts zu fliehen unmöglich war, während die an der Küste kreuzenden Schiffe eine Flucht zu Wasser hinderten. Als die Engländer von Karl's Aufenthalt erfuhren, glaubten sie sich ihrer Beute gewiß, und auf einem Raume von 20 Engl. Meilen ward eine lange Reihe von Schildwachen aufgestellt, so daß sie einander sehen konnten. Nachts braunten auf allen Posten Feuer, die die Gegend rings herum erhellten. Jede Wache ging bis zum nächsten Feuer, und kehrte dann um. Freilich hatte während dieser Gänge dennoch der Prinz freien Spielraum, und dieser Umstand rettete ihn. Karl Eduard mit zwei Schottischen Edelleuten, seinen Leidensgefährten, wagte es wirklich, diese Wachtposten zu passiren. Sie benutzten die Zeit, als vor der Helle des anbrechenden Tages die Flamme der Wachtfeuer bleichte; da krochen sie durch das seichte Bette eines kleinen Bergstroms und entkamen glücklich. Aber außer Gefahr waren sie auch jetzt noch nicht, und auch der dringenden Noth, in der sie bisher sich befunden, machte dieser kühne Streich noch kein Ende. Oft entbehrten sie zwei Tage lang aller Nahrung, ruhten des Nachts zwischen Felsen; ja, einmal mußte der Prinz sich einer Räuberbande ergeben, die ihn aber mit Achtung und Milde behandelte.

Auch hier rettete den Prinzen die aufopfernde Liebe eines jungen Mannes vor den Nachsuchungen der Engländer. Der junge Roderic Mackenzie glich dem Prinzen bis zur auffallendsten Aehnlichkeit. Die Königlichen Soldaten fanden ihn, und, da sie ihn niederhieben, rief er aus: „Ihr habt Euren Prinzen getödtet!" Mit unsäglicher Freude schlugen sie ihm den Kopf ab und brachten ihn dem Herzoge, der nicht minder erfreut war. Doch ward in London, wohin der Fund gebracht ward, das Plagiat entdeckt. Inzwischen hatten die Truppen größtentheils sich aus dem Hochlande entfernt, da sie den Zweck ihrer Nachsuchungen erfüllt glaubten.

Oft genug waren die Soldaten dem Prinzen nahe gekommen; aber so gewöhnt war er an Gefahr, daß er niemals außer Fassung kam. Sein treuer Freund Lochiel begleitete ihn; und dieser Edle irrte heimathlos in einem Lande umher, wo er die Macht und die Rechte eines Feudalherrn besaß. Zuletzt nahmen sie ihren Aufenthalt in dem sogenannten „Vogelbauer", an der Seite des Gebirges von Benalder. Es lag dieser „Vogelbauer" in einem Dickicht; Baumstämme mit Erde bedeckt, bildeten den Boden, die Bäume rings dienten als Wände; das Dach war mit Moos bedeckt. Von einem großen Baume, der sich über das Ganze ausbreitete und es in der Luft zu halten schien, bekam es den Namen „Vogelbauer". Hier blieb der Prinz vom 2. bis zum 13. September. Da erfuhr er, daß zwei zu seiner Befreiung abgeschickte Französische Fahrzeuge glücklich der Wachsamkeit der Engländer entgangen, und in der Nähe vor Anker seyen. Die Sache ward möglichst Wenigen mitgetheilt; doch waren viele seiner Getreuen versammelt, theils um ihm behülflich zu seyn, theils ihm Lebewohl zu sagen. Nur wenige Hochländer, selbst von denen, die in Königlichen Diensten, waren dem Prinzen feindlich gesinnt, und wie viele auch seinem Unternehmen entgegen waren, theils aus Prinzip, theils, weil sie am Gelingen desselben zweifelten, gab es doch Keinen, der ihn um Geld verrathen hätte.

Seine Laufbahn in Schottland schloß sich da ab, wo sie begonnen. Von Moidart, wo er vor vierzehn Monaten gelandet, segelte er ab, um

das Land seiner Väter auf immer zu verlassen. Rings umstanden ihn am Ufer seine treuen Führer und Gefährten, ihm noch innig zugethan, auch nach den harten Leiden, die sie seinetwegen ertragen; und auch er in angeborner Würde und Leutseligkeit redete mit Jedem, und vertröstete sie auf bessere Zeiten, wo es ihm gelingen würde, unter günstigeren Verhältnissen sie ruhmgekrönt zum Siege zu führen. Unter heißen Thränen nahm er Abschied. Die Fahrzeuge warteten ungeduldig mit gelichteten Ankern und aufgezogenen Segeln. Und bald war das Schiff auf der dunkeln blauen Fluth verschwunden, das den letzten Stuart davontrug.

Bibliographie.

The white rose of York. (Die weiße Rose von York.) Ein Sommer-Almanach, herausgegeben von G. Hogarth. 10½ Sh.

La fleurette. — Gedichte von J. B. Revis. 3 Sh.

An inquiry into the ancient corporate system of Ireland. (Das alte Corporations-System von Irland.) Von Peter Gale. 12 Sh.

Practical truths from homely sayings. (Praktische Wahrheiten in Sprüchen der Heimat.) 3 Sh.

Persien.

Die Juden in Persien.

Aus Conolly's Landreise durch Asien.*)

In keinem Lande auf Erden leben die Juden so gedrückt, wie in Persien. Ihre Häuser gleichen von außen mehr den Höhlen wilder Thiere, als Menschenwohnungen, und in dem Stadtviertel, das sie bewohnen, lebt kein anderer Mensch. Sie machen ihre Hausthüren so niedrig, daß die kleinste Person sich bücken muß, wenn sie hinein will. Dies schützt sie vor den lästigen Besuchen Persischer Reiter, die sonst kein Bedenken tragen würden, sammt ihren Pferden in das Haus einzudringen. Kein Mensch schont ihrer, und niemals ist ein Persischer Jude zu einem höheren Amte befördert worden. Wir haben Gelegenheit gehabt, in ihr religiöses und häusliches Leben einige Blicke zu werfen.

Wir besuchten an einem Sonnabend die jüdische Synagoge, und die Rabbi's waren von den liberalen Gesinnungen des Seid so bestochen, daß sie uns Alles zeigten, wovon sie glaubten, es würde uns interessant seyn. Die Synagoge war ein viereckiges Gebäude. An zwei Seiten derselben befand sich eine Gallerie mit einer Vergitterung, hinter welcher die Frauen saßen. Im Mittelpunkt des Raumes standen vier Pfeiler, hinter denen man auf Stufen zu dem Altar kam. Der sehr unharmonische Gesang der Gemeinde war in Persischer Weise. Ein Stück aus dem alten Testamente wurde Hebräisch vorgelesen und dann folgte eine Predigt in Persischer Sprache. Während des Betens kehrten sie sich mit dem Angesicht gegen Jerusalem und hüllten ihre Häupter in weiße Mäntel. Einmal hielt der Priester, auf den Stufen des Altars stehend, den auf große Pergamentrollen geschriebenen Pentateuch empor, und Alles drängte sich mit Begierde, um hinein zu schauen. Rührend war der Anblick dieses Häufleins Israeliten in ihrem Orientalischen Kostüm, wie sie mitten unter den Verfolgungen des bigottesten aller bigotten Völker an den Satzungen ihrer Vorfahren festhielten. Sie rühmten sich, daß noch Keiner von ihnen abtrünnig geworden sey.

Nach dem Gottesdienste wurde uns ein kleines Gemach gezeigt, in welchem mehr als funfzig Copieen der Heiligen Schrift sorgfältig aufbewahrt lagen. Fromme Individuen hatten sie eigenhändig auf Pergamentrollen geschrieben und der Synagoge verehrt. Jede Rolle lag in einem Behältniß, das einer Trommel glich, und den Namen der Person, welche die Copie geschenkt hatte, nebst dem Datum der Schenkung als Aufschrift führte. Beim Vorlesen an Sabbathen wurde immer mit den Copieen gewechselt.

Am nächsten Tage begaben wir uns in die Wohnung des Ketchoda**), eine Reihe zweistöckiger Zimmer, die an einen mit Rebengeländern umzogenen Garten stießen. Wir setzten uns am Eingang unter einem schönen Baume nieder. Der Jude wollte zwar nicht mit uns trinken, weil gerade Fasttag war, doch brachte er uns einige Flaschen starken Arraks und schwachen Weines von eigener Fabrik. Als er bemerkte, daß wir die Getränke nur kosten wollten, damit kein scharfsnasiger Muhammedaner uns auswittern möchte, bat er uns, dieselben mit nach Hause zu nehmen, und unser Herz nach Gemächlichkeit zu stärken. In dem Haushalt dieses Mannes war Alles so comfortabel eingerichtet, daß er es für nöthig hielt, zu sagen, wir sähen hier seinen ganzen Besitz. Ehemals, fuhr er fort, haben wir Geld gehabt, aber jetzt — Gott steh' uns bei — seitdem ein Bedrücker um den Anderen uns ausplündert, kann man nichts mehr zurücklegen.

Wir wurden mit diesem Volke sehr vertraut, und in vielen ihrer Häuser bemerkte ich Manches, was ihrer ärmlichen Außenseite widersprach. Einmal wurde ich zu einer Hochzeit in ihrem Revier gebeten. Gegen Abend führte man mich in der Gesellschaft ein, die auf einer breiten Terrasse saß. Vor ihnen standen Schüsseln mit gebrannten Mandeln, Pistazien und Zuckerwerk, auch Fläschchen Arrak, den sie aus kleinen Tassen tranken, und zwar in solcher Quantität, daß ich glaubte, sie würden bald ihrer Sinne nicht mehr mächtig seyn; allein das Getränk schien nur anregend zu wirken. Der Ehrenplatz war für den Bräutigam aufbewahrt, einen höchst uninteressanten jungen Menschen, der mit einer Miene, als ob er sich vor sich selber schämte, hereintrat, und von zwei Knaben geführt wurde, die ein mißtönendes Hochzeitslied sangen. Als er seinen Ehrenplatz eingenommen hatte, gratulirte ihm Einer um den Anderen. Dann wurden Fleisch und Suppe servirt, nach deren Genuß man die Gesundheit des Bräutigams und seines Vaters bei vollen Gläsern Arrak ausbrachte, und die Gläser bis auf den Grund leerte. Einige aus der Gesellschaft erhoben sich von ihren Sitzen und tanzten einen lächerlichen pas seul. Dann schlug man eine Singpartie vor, und mehrere Psalmen Davids wurden sehr lieblich abgesungen. Als ein junger Mensch den schönen, melancholischen Psalm: „An den Strömen Babels" sang, vergoß Alles Thränen. Mitten in der besten Unterhaltung hörte man ein starkes Pochen an die Thüre. Vor einigen Stunden hatte der Daruga*) eine Quantität Arrak als Arznei verlangt, aber nicht bekommen, weil die verlangte Dosis zu stark war. Darum schickte er jetzt seine Wachen mit dem Befehl, man solle das, was er einen Spektakel nannte, einstellen, weil dieser Abend ein Muhammedanischer Festabend sey. Ein kleines Trinkgeld spedirte die Wachen fort, und als kurz nachher die Braut mit Musik, Fackeln und einem großen weiblichen Gefolge heimgeführt wurde, brachen die Gäste auf.

*) Wir werden nächstens aus diesem interessanten Reisewerke noch Mehreres mittheilen.

**) Ein Persisches Wort, welches Vorgesetzter und Stellvertreter eines Höheren bedeutet. Hier ist der Jüdische Vorsteher gemeint. Die Türken haben das Wort in Kiahja verstümmelt.

Mannigfaltiges.

— Notizen aus Rußland. In Moskau ist so eben der fünfte Band der neuen Russischen Reichsgeschichte von Polewoy erschienen; er umfaßt den 65jährigen Zeitraum vom Tode Joann Kalitas bis zum Tode des Czaren Joann III. Eben daselbst erscheint jetzt in drei Bänden eine Fortsetzung der Original-Erzählungen Marlinsky-Bestuschew's, dessen frühere Productionen dieser Art bei dem Russischen Publikum sehr beliebt geworden sind.

— Feuersbrünste in London. Suchen wir nach der Ursache der häufigen Feuersbrünste in London, so finden wir sie in der Unachtsichtigkeit der Leute, die in den Scheidewänden ihrer Häuser oft tiefe Höhlungen für Feuerheerde, Kamine u. dgl. einmauern lassen, ohne irgend zu bedenken, was bei dem Nachbar auf der anderen Seite vorgehen mag. Auf diese Weise stoßen die Kamine und Rauchfänge oft unmittelbar mit Holzwerk zusammen, und wird nun einmal zufällig in dem einen Hause etwas stärker als gewöhnlich geheizt, so geräth das Holz im nachbarlichen Hause in Entzündung, und es bricht auf einmal ein Feuer aus, dessen Veranlassung man gar nicht nachzuweisen im Stande ist. Nach einem bestehenden Gesetze sollen in London alle, welche an den Scheidewänden ihrer Häuser irgend eine Reparatur vorzunehmen, oder an den äußeren Theilen derselben etwas anzubauen oder abzuändern Willens sind, es erst beim Bezirks-Aufseher melden; indessen wird diesem Gesetze, wenn man sich auch, so weit es das Aeußere betrifft, nach demselben richtet, keineswegs in Bezug auf Reparaturen im Inneren der Häuser Folge geleistet. Ungefähr vor einem Jahre kam ein Fall vor den Lord-Mayor, wo man die Scheidewand eines Hauses in Snow-hill, in der man einen Küchenheerd anbringen wollte, dermaßen durchbrochen hatte, daß eine förmliche Vertiefung in dem nachbarlichen Hause entstand, und es, sobald das Küchenfeuer angezündet war, auf der anderen Seite der Scheidewand so heiß wurde, daß man kaum die Hand daran zu halten vermochte. Der Besitzer des Nachbar-Hauses klagte darüber, daß die bemalte Wand in Folge der übermäßigen Hitze Risse bekommen habe und sich absplittere. Allein der Lord-Mayor meinte, es sey dies ein sehr häufig vorkommender Fall, daß die Arbeitsleute bei Gelegenheit eines Küchenbaues etwas zu tief in des Nachbars Wand eindrängen. Kurz darauf brach ein Feuer aus, das kein Mensch vorher geahnt. (Architectural Magazine.)

— Entführungen in Irland. In Irland werden Entführungs-Partieen (run away matches) keineswegs für strafwürdig erhalten, wiewohl häufig der Fall ist, daß sie von traurigen und unglückseligen Folgen begleitet sind. Zuweilen trifft es sich, daß die beiderseitigen Aeltern der jungen Leute die Absicht derselben, „mit einander davonzulaufen", frühzeitig merken; im Allgemeinen aber gehen die Entführungen meist, ohne daß Jemand es gewahr wird, sehr schnell von Statten. Die Anstalten, die bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich getroffen werden, sind ungefähr folgende: Der junge Mann, sobald er der Geliebten seine Absicht mitgetheilt und ihre Einwilligung erhalten, bestimmt den Ort und die Zeit, wo sie zusammenkommen wollen; hierauf geht er zu irgend einem Freunde, dem er das Geheimniß entdeckt und bittet um Erlaubniß, die Auserwählte in dessen Haus zu bringen — eine Bitte, die nicht leicht von Jemand abgewiesen wird; derjenige, an den man sich in solchen Fällen wendet, ist entweder ein Verwandter, oder doch mindestens mit dem jungen Manne sehr befreundet. Hat sich nun der Letztere auf diese Weise einmal anvertraut, so muß es seine erste Sorge seyn, nach dem Hause seines Freundes eine hinreichende Quantität von geistigen Getränken für alle diejenigen zu schicken, die er einzuladen keine Scheu trägt, und so kommt man denn endlich zusammen. In Fällen, wo die jungen Leute fürchten, es könnte, wenn sie ihre Namen angäben, die Sache an ihre respektiven Aeltern verrathen werden, läßt man die eingeladenen Freunde über diesen Punkt im Dunkeln. Man zeigt ihnen dann etwa nur an, daß eine Entführung stattgefunden, wozu sie sich gefälligst einfinden möchten. Ist dies geschehen, so wird hierauf die ganze Nacht getrunken, gesungen und fröhlich und lustig gelebt. (Curry's Tales of Ireland.)

*) Dieses ursprünglich Mongolische Wort, das durch die Feldzüge der Mongolen auch zu den Persern und Indiern gekommen ist, bezeichnet überhaupt einen Chef.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Mittwoch den 10. September 1834.

England.

Mrs. Trollope's Reise nach Belgien und Deutschland *).

„Von glaubwürdiger Hand", so las man kürzlich in Englischen Zeitschriften, „haben wir vernommen, daß Mrs. Trollope die gesellschaftlichen Kreise in Amerika nie besucht hat, und daß ihre Gelegenheit, Beobachtungen über dieselben anzustellen, in der That so dürftig und gering war, daß man ihr Buch über diesen Gegenstand, selbst ohne Rücksicht auf seinen Inhalt, für ein Werk, an dem die Dichtung mehr Theil hat, als die Wahrheit, erklären kann". Das ist ein schwerer Vorwurf und ganz dazu geeignet, die Aufnahme einer neuen Reisebeschreibung von derselben Hand sehr zu erschweren; denn nicht ein freies Spiel der Phantasie, sondern treue Sittenschilderungen verlangen wir von dem, der, ohne seine Leser auf eine Täuschung vorzubereiten, seine Beobachtungen auf Reisen herausgiebt.

Mrs. Trollope besitzt eine angenehme, oder doch wenigstens überraschende Gabe, bei allen Dingen die lächerliche Seite schnell aufzufinden. Sobald sie diese oder jene Mängel im National-Charakter, oder Lächerlichkeiten bei Einzelnen gewahr wird, so kann sie nicht umhin, sie bis auf's Aeußerste durchzuhecheln, und sie durch viele Uebertreibungen zu Karrikaturen, die der eleganten Welt zur höchsten Ergötzlichkeit dienen, umzugestalten. Leider aber wird sie in ihrer Verspottung des plumpen Wesens nicht selten selber plump. Kleine Verkehrtheiten und äußerliche Schwächen sind der einzige Gegenstand, an welchem sie ihr kritisches Talent übt; was hingegen dem Menschen seinen eigentlichen Werth verleiht, umfassende Grundsätze und Ansichten vom Leben, das liegt, sey es aus Vorsatz oder aus Unfähigkeit, außer ihrem Bereiche. Gleichwohl ist Leben und Leichtigkeit in ihren Schilderungen oft nicht zu verkennen, so daß man bedauert, so viel Talent nicht besser angewendet zu sehen.

Diese Bemerkungen leiden übrigens weniger Anwendung auf das vorliegende Werk, als auf ihre bekannte Philippika gegen die Vereinigten Staaten. Die Verfasserin scheint bedacht zu haben, daß Belgien und Deutschland dem gebildeten Theile ihrer Leser zu bekannt seyen, als daß sie sich bei ihrer Beschreibung solche Freiheiten herausnehmen dürfte, wie in jenem Berichte über die neue Welt. Die Folge hiervon ist nun zwar größere Behutsamkeit, aber auch geringeres Interesse dieses Buches, das über manche allbekannte Gegenstände bis in's Spaßhafte ausführlich ist. So hat sie über Antwerpen, Ostende, Brügge, Brüssel und andere Städte, die auf der Heerstraße durch die Niederlande nach Deutschland liegen, geschrieben, als wäre noch nie vorher etwas über diese Orte gesagt worden; sie empfiehlt den Besuch der berühmtesten Kirchen, Bibliotheken, Gemälde-Sammlungen u. dergl. mit solcher Naivetät, daß ein Neuling, der ihr Werk liest, leicht könnte verleitet werden, zu glauben, daß sie alles das erst entdeckt habe.

Ueberall leuchtet ihre Eitelkeit hervor, überall erkennt man ihr Bestreben, durch die Seltsamkeit des Ausdrucks zu überraschen und zu fesseln.

Wir müssen noch erwähnen, daß Mrs. Trollope auch die Marotte hat, zu politisiren, und zwar will sie zur Partei der Torys gehören, so fern nämlich eine Dame, die sich so sehr auf der Oberfläche hält, zu einer entschiedenen politischen Farbe gehören kann. Aber diese eine Marotte führt eine Menge anderer herbei, die sich durch das ganze Buch hindurchziehen und oft den Wunsch erregen, daß die Damen sich von der Politik lieber ganz fern halten möchten.

Es genüge, dem Leser einige Auszüge mitzutheilen, nach denen er selbst über die Verdienste des Werks urtheilen kann. Ueber Antwerpen, kurz nach seiner Belagerung, spricht Mrs. Trollope auf folgende Weise:

„Nie hatte ich die Schreckniße, die der Krieg bereitet, mit eigenen Augen gesehen, ehe ich Antwerpen besuchte; aber als ich die Verwüstung, die er zurückgelassen hatte, anblickte, ergriff mich ein Schaudern, wie gleichgültig ich auch früher die Berichte darüber vernommen hatte. Die verfallenen Trümmer manches öffentlichen Gebäudes, die traurige Stille der abgedeckten Speicher gewährten einen betrübenden Anblick; über das war noch alles Lust und Heiterkeit im Vergleich zu der schrecklichen Ueberschwemmung, die die vereitelte Hoffnung des armen Landmanns bedeckte. Noch kürzlich habe ich mich über die üppige Fruchtbarkeit des Landes gewundert, mit desto heftigerem Entsetzen erfüllte mich daher dieser traurige Kontrast. Sieben blühende Dörfer waren, nach dem Durchstechen der Teiche, durch die Fluth hinweggespült worden. Die einzige Spur ihrer früheren Existenz waren die Kirchthürme, welche aus dem Wasser hervorragten".

Zu Brüssel kam unsere Reisende an, gerade als Herr Gendebien seinen Gegner in einem durch politischen Streit entstandenen Duell erschossen hatte.

„Am Tage nach dem Duell speisten wir gerade beim Fürsten August von Arenberg, und natürlicher Weise wurde Gendebien der Hauptgegenstand des Tischgespräches. „„Gendebien trifft stets, wohin er zielt"", sagte der lebhafte Fürst; „„es war ihm nothwendig, Rogier zum Schweigen zu bringen, darum hat er ihm durch den Mund geschossen."" — Es muß wohl die Mode der Brüsseler seyn, sich, wenn sie ihren Gegner getödtet oder schwer verwundet haben, für einige Tage aus der Stadt zurückzuziehen, denn nach diesem Ereigniß vermißte ich Herrn Gendebien in der Deputirten-Kammer; und auch bei einer anderen Veranlassung dieser Art, die ein schreckliches Ende nahm, erfuhr ich, daß auf kurze Zeit die Stadt zu verlassen, die einzige Folge derselben sey. Selten fühlte ich mich unangenehmer überrascht, als damals, da ich vernahm, daß ein junger Belgischer Offizier, mit dem ich in Gesellschaft zu Mittag gespeist, und dessen leichte und liebenswürdige Heiterkeit mich sehr für ihn eingenommen hatte, den Tag zuvor einen angesehenen Mann getödtet habe, mit dem er in politische Händel gerathen war. Ich erfuhr dies nicht eher, als an dem Morgen, wo sein unglückliches Opfer begraben wurde, und erinnerte mich dann sogleich einiger Worte, die bei Tische an ihn gerichtet worden waren und ohne Zweifel auf diesen Umstand anspielen sollten. „„Ich glaubte, Sie hätten die Stadt verlassen"", sagte ihm ein dortiger Offizier. „Zu dienen, ich werde noch Morgen für ein Paar Tage fortgehen", erwiederte jener. Dieses „Morgen" war der für das Leichenbegängniß angesetzte Tag."

Mrs. Trollope erklärt, daß sie nicht hinlängliche Gelegenheit gehabt habe, sich ein sicheres Urtheil über die Belgischen Frauen zu verschaffen; aber sie giebt eine Schilderung ihrer Lebensweise, welche sie von einer „lebhaften jungen Französin" erhalten hat und die nach ihrer Ansicht sehr treffend ist. Wir theilen diese ganz mit:

Tagesverlauf einer Belgierin, die nicht in der Hauptstadt lebt.

„Sie steht gewöhnlich gegen 7 Uhr auf, sorgt für die Kinder, die alle in ihrem Zimmer schlafen, und ihr so lange die Ruhe gegönnt haben. Ihre Toilette nimmt nicht viele Zeit weg, da ein schwarzer Rock das einzige Kleidungsstück ist, das sie zu ihrem Nachtanzuge hinzufügt. So gerüstet geht sie, ein Kind im Arme und ein halb Dutzend um sich herum, hinunter zum Frühstück. Diese Mahlzeit wird auch oft in der Küche eingenommen und dauert nur wenige Augenblicke, mitten unter dem Geschrei der Kinder, die sich um eine Schnitte Butterbrod oder um die Kaffeekanne zanken. Ist dieser Lärm beseitigt, so beginnt die Frau die Toilette ihrer kleinen Familie, ein Geschäft, welches sie stets mit der größten Sorgfalt und Zierlichkeit versieht, — und entläßt dann die Kinder zur Schule. Nun folgt die allgemeine Revision des Hauses, und wehe den Mägden, wenn einige Enden Licht vom Abend vorher zu tief hinuntergebrannt sind, wenn ein einziges Staubfäserchen auf den Möbeln sichtbar ist, oder eine zerbrochene Tasse zum Vorschein kommt; denn Verbrechen der Art werden immer Gegenstand der heftigsten Vorwürfe. Endlich läutet die Glocke zur Messe; ein Morgen-Anzug, der durch keine Pracht ausgezeichnet ist, folgt auf dieses Früh-Kostüm; ein schwarzer Mantel wird umgethan, eine Haube aufgesetzt, und mit einem Henkelkorb unter dem Arme begiebt sie sich nun in die Kirche und von da in andere Theile der Stadt, um Einkäufe zu machen und Aufträge auszurichten. Diese Beschäftigung, für sie die erfreulichste des Tages, wird bis zum Mittagsessen ausgedehnt. Auf diesen Wanderungen trifft sie ihre Bekannten, mit denen dann die unschuldigsten aller Frauen-Unterhaltungen vorgenommen werden; da erfährt sie, wie viel mehr Frau N. für einen Steinbutt gegeben, als sie für denselben geboten hat, und welche schlechte Wirthschafterin sie also seyn müsse; daß hingegen Frau S. so knickerig sey, daß sie eine halbe Stunde stehe, um grüne Erbsen zu bedingen. Der Frau A. habe ihr Mädchen gekündigt, Frau B. habe ein krankes Kind, und der Pfarrer habe Fräulein C. einen Besuch gemacht, der wenigstens eine halbe Stunde gedauert. — Nun schlägt die Glocke zwölf und der Mittagstisch führt alle Welt nach Hause; die Kinder sind aus der Schule zurückgekehrt, und Lärm und Geräusch beginnt auf's neue, indem sich die liebe Jugend bemüht, die Hauptmahlzeit so kläglich zu machen, als das Frühstück. Diese wird jedoch in einem hübschen Zimmer genossen, das mit Spiegeln und Fußdecke geziert ist, aber nichts von den unzäh-

*) Belgium and Western Germany in 1833; including Visits to Baden-Baden, Wiesbaden, Cassel, Hanover, the Harz Mountains etc. By Mrs. Trollope, Author of „Domestic Manners of the Americans". 2 vols. London, 1834.

ligen kleinen Gegenständen aufzuweisen hat, die erst die wahre Eleganz und Gemächlichkeit ausmachen. Alles ist ganz gut und fehlerfrei, aber schwer und von unfreundlichem Ansehen. Die Leute kennen die Bedürfnisse des physischen Lebens, aber auch wenig mehr. Das Mittagsessen ist gut und in Fülle, aber die Unterhaltung dabei — fehlt. Nach geendeter Mahlzeit, nachdem der Nachtisch unter die Kinder vertheilt worden ist, wird wiederum durch ihre Entlassung in die Schule die Ruhe hergestellt. Dann setzt sich die Dame mit ihrer Arbeit an das Fenster, und bleibt bei derselben ohne Unterbrechung, bis sie zur Vesper muß; darauf giebt sie ihren Kindern Abendbrod und legt sie zu Bette; nun macht sie es sich selbst bequem, wickelt ihr Haar in Papillotten, spricht ein Gebet und vergnügt sich, während sie auf ihren Gatten wartet, durch Plaudereien mit ihren Mägden in der Küche. Ein ehrbarer Ehemann kommt nie später als um neun Uhr nach Hause; sobald er erscheint, wird eine derbe Abendmahlzeit aufgedeckt, und um zehn Uhr herrscht schon durch das ganze Haus tiefe Stille."

„Dieses ist, mit wenigen Ausnahmen, die Weise, wie alle Damen von — leben."

„Wenn auch ihr Geist dadurch nicht sehr zunimmt, beweist doch wenigstens ihre Derbheit und ihre gesunde Gesichtsfarbe, daß sie gut für ihre Constitution paßt. Was können sie mehr wünschen? Was sollte ihnen auch Geist nützen? Ein Flamänder heirathet, um eine Haushälterin zu haben, die ihn nicht betrügt, ihm das Mittagsessen pünktlich bestellt, seine Kinder reinlich hält und ihm die Strümpfe stopft. Weiter: geben seine Wünsche nicht, und wird ihm das nur geleistet, so ist er vollkommen zufrieden, und die Ehe ist glücklich. Was kann man mehr verlangen?"

Dieser Bericht ist so genau in dem Charakter der Mrs. Trollope gehalten, daß wir vermuthen, sie habe ihn wenigstens nach ihrer Weise zugestutzt.

Von Belgien begab sich Mrs. Trollope nach Deutschland, und zwar fuhr sie, nachdem sie Aachen berührt hatte, mit dem Dampfboote den Rhein hinauf. Von der Rheinfahrt weiß sie nichts Anderes zu erzählen, als was vor ihr schon unzählige Mal gedruckt worden ist. Sie läßt sich hier die Gelegenheit entschlüpfen, originell zu seyn, und lobt alles das, was andere Englische Reisende sonst auch zu loben pflegen. Wir Deutschen kommen überhaupt besser bei ihr fort, als die Nord-Amerikaner und die Belgier. Sie hätte sich doch hier so leicht ein Verdienst, das in ihrem Vaterlande gewiß anerkannt worden wäre, erwerben können, nämlich das Verdienst, sich an den „Briefen eines Verstorbenen" zu rächen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten; aber nein! sie ist edel und abndet, oder ahnt es nicht einmal, daß man sie in Deutschland parodirt, daß ein Deutscher Trollope, ein wieder auferstandener Nicolai, es mit „Italien, wie es wirklich ist", ganz eben so macht, wie sie es mit Nord-Amerika gemacht, nämlich kein gutes Haar an ihm läßt. In Mainz verläßt unsere Engländerin das in der Regel von einem nicht sehr anziehenden Theil ihrer Landsleute überfüllte Dampfboot, um die Landreise nach Frankfurt a. M. fortzusetzen. Von Frankfurt weiß sie gar viel Schönes zu erzählen, doch wollen wir einmal darin dem Frankfurter Conversations-Blatte, das eigentlich Compilations-Blatt heißen sollte, und das den gegenwärtigen Artikel gewiß, wie so viele andere aus dem „Magazin", nachdrucken wird, ohne seine Quelle anzugeben, nicht vorgreifen — es wird sich wohl die seltene Mühe nicht verdrießen lassen, einmal aus eigenen Mitteln etwas zur Unterhaltung der guten Frankfurter zu thun. Wir reisen lieber mit Mrs. Trollope etwas weiter südlich und kehren mit ihr, nachdem wir die auch von ihr gehörig bewunderte Bergstraße und das romantische Heidelberg passirt, in dem von Engländern und Franzosen viel heimgesuchten Baden-Baden ein.

Bei Baden suchte sie natürlich die alten Burg-Ruinen und Schlösser auf; sie giebt uns eine lebendige Schilderung des Fehmgerichts-Saales, welcher sich in einem derselben befindet und jetzt, Gott Lob! nicht mehr benutzt wird. Als Probe des romantischen und dramatischen Geistes der Reisenden geben wir einen Auszug aus dieser Beschreibung.

„Nachdem wir mehrere Gänge durchwandert waren, durch die ich nicht ohne Führer hätte gehen mögen, erreichten wir ein größeres Zimmer, dessen Anblick und Luft selbst eines Löwen Herz beängstigen müßte. Unsere Führerin stand still, als sie über die Schwelle getreten war und sprach: „Voici la chambre de la question." *) Viele eiserne Ringe in der Wand zeigten zur Genüge an, auf welche Weise die Untersuchungen da vorgenommen wurden; und so lebhafte Erscheinungen aus der Vergangenheit erhoben sich plötzlich vor meiner Seele, daß ich, nach jener unerklärlichen Neigung unserer Natur, dem Schrecklichen nachzuhangen, so lange auf diese Spuren der Rache und des Unglücks hinstarrte, bis unsere lebhafte Führerin erklärte, sie habe keine Zeit mehr zu warten. — Aus diesem schaurigen Gemache führte eine Oeffnung zu einem anderen Gange; sobald man diesen erreicht, tritt man, statt wie bisher auf Erdreich, auf gedielten Boden, dessen Latten aber so gelegt sind, daß sie beträchtliche Zwischenräume frei lassen. Als wir uns am Ende dieses Ganges befanden, sagte unsere Führerin Voilà, l'oubliette! und zeigte auf die Dielen, die wir so eben überschritten hatten. „Was ist denn die oubliette?" war die natürliche Frage, obgleich seine Ableitung uns die schreckliche Bedeutung des Wortes ahnen ließ. Ich vermuthe, das schwarzäugige Mädchen hatte sich auf ihr Fach wohl einstudirt, so daß der Ton, in welchem sie antwortete, nicht sowohl Wirkung großer Gemüthsbewegung war, als vielmehr beabsichtigte, eine solche hervorzubringen. „„Es ist der schreckliche baiser de la vierge"", erwiederte sie; „„wenn ein Gefangener verurtheilt wurde, in ewige Vergessenheit zu gerathen, wurde er aus der Gerichtshalle zu dieser Thüre geführt, diese Bretter wurden dann unter ihm fortgezogen und nichts mehr ward von ihm vernommen."" — Mit schauerlichem Gefühle hielten wir unsere Lampen in eine einen halben Fuß breite Spalte, die sich zwischen der Wand und den Brettern gähnend öffnete; Henry warf sich auf den Boden nieder und streckte sein Licht so tief in den Abgrund, als sein Arm reichte, — aber Alles war vergebens; wenn Dunkelheit wirklich sichtbar genannt werden kann, so sah er sie, aber auch nichts mehr."

Darauf gelangte die Erzählerin zu einer eisernen Thüre von besonderer Arbeit, die sich mit widrigem Knarren auf ihren rostigen Angeln dreht. „Diese", sagt sie, „führte zur Gerichtshalle, wo sich die Mitglieder des heimlichen Gerichts versammelten, um den Eingezogenen zu verhören; und auf der anderen Seite derselben ist der Eingang, in den sie, von dem Bergschlosse kommend, eintraten. An den Wänden dieses Gemaches befinden sich in bestimmten Zwischenräumen Steine, Ueberreste der Sitze, auf denen die Richter ihren Platz hatten. Der Gang, welcher ins Freie führte, war durch einige Steine verbauert, weil ein Theil seines Gewölbes eingefallen und es dadurch gefährlich geworden war, ihn zu passiren; dennoch hätten wir gern einige Löcher in den Kopf daran gewagt, wenn wir nur die Erlaubniß dazu hätten erlangen können, doch dies sollte nicht seyn, darum kehrten wir denselben Weg, den wir gekommen waren, wieder zurück. Plötzlich stand unsere Führerin in einem Gange, der mit vielen Gemächern zusammenzuhängen schien, still und sagte uns, wir sollten in die Höhe sehen. Die thaten wir und erblickten in weiter Entfernung über uns das Tageslicht, welches durch eine ungefähr 3 Fuß große Oeffnung freundlich hereinspielt. — „„Dies war die Oeffnung"", sagte das Mädchen, „„durch welche alle Gefangene in diese Kerker gelassen wurden; das Licht kommt aus einem Zimmer, welches sich auf der Spitze der Burg befindet."" — „Können wir es nicht sehen?" sagte ich. — „„Sie würden nichts sehen, als ein gewöhnliches Zimmer"", erwiederte sie, indem sie eine nähere Erörterung zu vermeiden schien, und dann fügte sie hinzu: „„durch diese Oeffnung wurden sie auf einem Stuhle herabgelassen, auf welchem sie auch sonst sitzen mußten, da es der einzige war, den sie in ihrer neuen Wohnung hatten."" — Wir dachten an das Schicksal von Lord Orford."

So viel, um zu zeigen, auf welche Weise Mrs. Trollope unsere Deutschen Lohnbedienten-Histörchen, die in derselben Art den witzigen Reisenden auf allen Burgen und Schlössern am Rhein, an der Donau und an der Elbe aufgebunden werden, in ihr Reisewerk verwebt hat. Folgen wir ihr nun nach einer anderen Gegend unseres Vaterlandes, nach dem Harz. Auf dem Blocksberg soll sie ja ohnlängst, wie Nord-Amerikanische Kritiker behaupteten, in der ersten Mai-Nacht nicht so ganz fremd seyn.

„Der Hügel", erzählt sie, „den wir in langer Zeit erstiegen hatten, senkte sich jetzt vor unseren Füßen fast lothrecht hinab; und die kahle Felsenwand, auf die wir jetzt hinunterschauten, bildete einen eben so starken Gegensatz zu dem anmuthigen Abhang, den wir erstiegen hatten, wie die finstere Farbe der Landschaft, die sich jetzt vor uns ausbreitete, zu den blassen, dürren Hügeln auf der entgegengesetzten Seite der Stadt. So weit das Auge reichte, erstreckten sich wellenförmige Anhöhen, die alle bis zu ihrem Gipfel von dem gemeinschaftlichen Gewande schwarzer Fichten bedeckt waren. Der einzige sichtbare Gegenstand zu unseren Füßen war hier und da ein schimmernder Bach, oder längs denselben die Windungen eines engen Pfades. Die einzige lichtere Farbe erhielt die Landschaft durch den blauen Rauch, der an verschiedenen Stellen der Hügel aus einigen Kohlenmeilern emporstieg. Dies war nun der Harz, und die unerwartete Weise, in der er sich uns darstellte, vergrößerte noch außerordentlich die Wirkung, die seine großartige Schönheit bei uns hervorbrachte. Weder die schwarzen Regentropfen, die herabfielen, noch der Gedanke an die Größe des uns noch bevorstehenden Weges, noch endlich das auf uns wartende Mittagsessen vermochten es, uns schnell von dieser finstern, aber schönen Landschaft hinwegzureißen."

Blick auf den Brocken.

„Der Weg *), welcher sich während der ersten beiden Meilen lieblich erhebt, ist durch die Kohlenwagen hinlänglich ausgefahren, und so weit kann auch eine Chaise mit Leichtigkeit und Sicherheit kommen. Derselbe Fluß, den wir beim Ausfahren aus dem Orte sahen, fließt immer dicht am Wege, noch lange nachdem die Anhöhe aufgehört hat, einen so lieblichen Charakter zu haben; und auch er verändert völlig seine Natur: statt des ruhigen Bachs, der mit seinem Wasser die Dorfgemeinde erfrischt hat, ist er ein rauschender Strom, der über Felsen hinabstürzt. Auch der sanfte Erdpfad verschwindet und verliert sich zwischen rohe Felsblöcke, die bald mit Moos und Schlingengewächsen bedeckt sind, bald trocken und kahl daliegen, als wären sie so eben von dem Schlunde eines Vulkans ausgeworfen. Und immer mehr nahmen sie an Größe zu, je höher wir kamen, bis das helle freundliche Grün der Buchen gänzlich verschwand und finstere hohe Fichten uns zu allen Seiten umgaben. Eine ödere Landschaft kann kaum gedacht werden. Ich lauschte, ob sich das Gezwitscher eines Vogels hören ließe, aber vergebens. Das Rauschen des Stroms und das Toben des Windes, mehr in der Ferne als nah, waren das Einzige, was unser Ohr vernehmen konnte. Auch unsere Zungen waren wie gefesselt; in starrem Schweigen standen wir da, als vermutheten wir, daß der große Berggeist vor uns erscheinen würde." —

Unsere Leser mögen sich mit diesen Auszügen begnügen, um blos einen Begriff von dem eben nicht sehr merkwürdigen und ausgezeichneten Buche zu erhalten.

Bibliographie.

A demonstration of the nerves of the human body. (Die Nerven des menschlichen Körpers.) Von Joseph Swan. 4. 31½ Sh.

Slight reminiscences of the Rhine. (Erinnerungen an den Rhein, die Schweiz und Italien.) 2 Bde. 21 Sh.

*) Man sieht, daß unsere Deutschen Ciceroninnen ein ganz miserables Französisch parliren. Oder sollte vielleicht Mrs. Trollope . . . . ?

*) Wohl von Ilsenthal aus.

Italien.

Theater und Volksleben in Neapel.

(Schluß.)

Mein Begleiter zeigte mir eines Tages das Haus eines Mannes, der vor der Thüre Erbsen auslöste. „Das ist Olivario", sagte er zu mir, „ein lustiger Bruder, stark in Improvisiren, bravo per canzoni; man rühmt ihn an allen Küsten von Neapel. Er versteht eben so wohl ein Tischlied, als ein Hochzeitgedicht zu verfassen, und hätte es wohl verdient, zu Pompeji das Haus des Dichters Sallustio zu bewohnen. Dieser Mann hätte sich bald ein großes Unglück zugezogen. Sie haben vielleicht ein Mal von der Hundsgrotte in Neapel gehört? Vor einem Monat hielt sich hier eine alte Marchesin auf, die sehr viel auf ihren Hund hielt, einen Spitz, Namens Zoppi. Zoppi hatte die schönste rosenrothe Schnauze und die zartesten Seiden-Ohren von der Welt; er bellte überall mit einem bewundernswürdigen Talent; er bellte, um den zudringlichen Charlatan zu übertauben, der seinen Branntwein und seine Elixir-Flaschen ausposaunte. Auf einmal hört man im Hotel der Marchesin nichts, als den unersetzlichen Verlust des Zoppi beklagen. Sollten etwa die Karossen der Chiaja unseren interessanten Spitz übergefahren haben, oder hätte wohl der Brunnen Santa Lucia ihn zu ersäufen gewagt? Welcher Lazzaroni wäre so kühn gewesen, um ein solches Verbrechen zu begehen? Zoppi wird in der ganzen Straße Toledo mit Anschlagszetteln aufgesucht. Zoppi ist in großen Buchstaben auf den kleinen Affichen in allen bottege (Kaffeehäusern) zu lesen. Die Marchesin hatte krampfhafte Anfälle bekommen, so oft sie das Pastell-Gemälde ihres Zoppi erblickte. Nur Ein Mann war in Neapel, der das Schicksal des armen Zoppi kannte, der Improvisator Olivario; das immerwährende Gebell des Hundes war dem geduldigen Olivario, der sich sonst in dem Saale des Palastes Colmccio, in dem Palaste der Marchesin, eines bedeutenden Erfolges beim Deklamiren erfreute, lästig geworden. Erst kürzlich ward Olivario in seinen zerrissenen Kleidern, mit seinem armseligen grauen Hut und seinen schmutzigen Aermeln, die außerordentliche Ehre zu Theil, vor Seiner Majestät dem Könige von Neapel selbst, der bei der Marchesin zu einem Sorbet geladen war, eine novella tragica zu rezitiren. Aber gerade bei der schönsten Stelle seines Gedichtes ward Olivario von Zoppi unterbrochen, der, nicht damit zufrieden, daß er bisher auf der Terrasse wüthend gebellt, auf einmal dem Improvisator in die Beine fiel und seine Pantalons zerriß, eine gar zu unzeitige Unterbrechung, als Olivario eben folgenden Vers rezitirte:

La vendetta d'Apollo afatto Marte.*)

Das Ereigniß schloß die Tragödie mitten unter dem lautesten Gelächter. Olivario hatte sich auf der Stelle vorgenommen, sich an dem Hunde zu rächen; sogleich wendet er sich an den Bauer, der die Hundsgrotte bewacht; er wird mit ihm eins und erhält den Schlüssel zu derselben; an einem schönen Juni-Abend bekam er unseren Zoppi, als er eben im Hofe vor den Küchenstuben kläffte, zu packen und lief mit ihm davon. Er warf ihn in die Grotte und stellte mit ihm Proben des Kohlenstoff-Gases jener den Hunden so gefährlichen Behausung an. Das arme Thier brachte seine letzten Tage in beständigen und regelmäßigen Zuckungen, zur Belustigung der Neugierigen, hin. Zufällig hatte die Marchesin noch nie die Hundsgrotte besucht, und aus Begierde, diese Grotte einmal zu sehen, die übrigens weit weniger interessant ist, als die Schwitzbäder in der Nachbarschaft von San Germano, ließ sie sich von ihrem Kavalier dahin begleiten. Plötzlich erkennt sie in dem armen Hunde, der, von den verpesteten Dünsten der Grotte vergiftet, mit den fürchterlichsten Zuckungen rang, ihren Zoppi. Welch' ein Donnerschlag für die alte Marchesin. Sie läßt den Bauern herbeikommen, der sogleich Alles gesteht und Olivario verräth. Die Marchesin wollte ihn einsperren lassen; indeß, da es gerade Ostern war, und da sie die übrige Zeit des Festes zu Castellamare zuzubringen gewohnt war, so blieb das Vergehen Olivario's ungeahndet."

„Dieser Olivario ist übrigens ein guter Familienvater; er baut selbst das kleine Terrain an, das Sie hier sehen, und hat seinen Türkischen Weizen eben so gut wie ein Lazzaroni."

Wenden wir uns einen Augenblick von den Theatern ab und betrachten die damit seltsam kontrastirenden religiösen Vorstellungen und Feierlichkeiten. Neapel, neugierig und lebhaft, wie ein junges Mädchen, läßt sich mehr als irgend eine andere Stadt in Italien durch das Auge verführen. Es ist das Land der schönen Form, dieses braune Italien, wie Deutschland das Land der Idee. Dieser Himmel bedarf eines kräftigen lebhaften Blau's, eines glänzenden und immer netten Umrisses, schneidender kontrastirender Farben, einer plastischen, mit dem Meißel zugehauenen Poesie; die Religion selbst muß sich hier mit dem Finger berühren lassen. Daher kommen diese schönen heiligen Feste; daher dieses Viatikum, das bei Fackelschein und brennenden Reisbündeln vor dem Hause den Kranken dargebracht wird; daher dieser Priester, der beim Glockengeläut unter einem Tragbimmel vorüberzieht, wie wenn es sich um das Wohl einer ganzen Stadt handelte, in der etwa die Pest wüthet! Alle diese Anstalten werden für einen armen Mann getroffen, der in einem elenden Zimmer, etwa in einer Umgebung von drei Freunden, mit dem Tode ringt. Dieser seltsame Aufwand von wunderbaren Kruzifixen, von geweihten Bannern, von heiligen Reliquien ist nirgends zu finden, als in Neapel. Neapel, mit seinem rohen Epikuriemus, mit seiner Flamändischen Völlerei, beugt das Knie vor jenen seligen Ueberresten des Mittelalters.

Dieser Aufwand von religiöser Pracht, der stets theatralisch und feierlich ist, zeigt sich am glänzendsten am Festtage der Madonna del Arco.

Die Madonna del Arco, eine noch mystischere Feierlichkeit, als die des Piedigrotto, zieht eben so viel Leute an ihre Kapelle herbei. Ein Reisender, der Italien noch nicht kennt, sieht sich hier nach einem Zauberort versetzt, wo er die unglaublichsten und verdächtigsten Dinge erblickt.

Zuweilen finden zu Neapel religiöse Feste auf dem Meerbusen statt. Dann wird am Ufer jede Barke illuminirt. Die Neapolitanische Marine sendet Petarden-Salven nach allen Seiten aus. Es ist ein wahrhaft zauberischer Anblick, wenn dieser Golf beim Mondschimmer wie ein Smaragd funkelt; die kleinen Fahrzeuge fahren vorüber und fromme Hymnen begleiten das Geräusch der Wellen am Ufer.

Glaubst Du nur irgend an Gespenster, so nimm Dich ja in Acht, zu Neapel des Abends in die Nähe der Kirche San Giovanni Majore zu gehen. Während meines dortigen Aufenthalts fand unter der Gothischen Halle jener Kirche ein ungeheurer Zusammenlauf von Menschen statt. Um eilf Uhr Nachts erschien ein armer Teufel, Namens Barabini, mit einem Bajazzo und einer Zauber-Laterne. Der Bajazzo fragte hierauf die Gesellschaft, ob es Jemand vielleicht gefällig sey, seine Ahnen, alte und todte, suoi parenti vechii e morti einmal zu sehen. Einige starke Geister, die sich hinter den Vorhang gewagt, versicherten nachher, sie hätten ihren Vater und ihre Mutter deutlich erkannt, die der Pickelhäring, wie sie meinten, auf schwarzem Papier ausgeschnitten. Welche Schauspiele! Welche schreckliche Albernheiten!

Es bleibt uns noch übrig, von den sogenannten Liebhaber-Theatern in Neapel zu sprechen. Diese letzteren dienen oft dazu, die eifersüchtigen Ehelente zu täuschen und die Herzens-Angelegenheiten der jungen Mädchen und schönen Damen auf eine anständige Weise zu befördern. Eine Frau oder ein Mädchen, die ihren amorato nicht sehen darf, übernimmt bereitwillig in dem aufzuführenden Stücke eine Rolle, die ihrer Lage am besten zusagt, und auf diese Weise kommen zwei Liebende zusammen und ergießen sich nach Herzenslust, indem sie Giraud und Goldoni darstellen. Die Komödien von Scribe sind gegenwärtig in Italien sehr im Schwunge.

Herr Scribe, hier zwanzig Mal glücklicher, als in Frankreich, wo die Journalisten wegen der Langeweile, die ihnen die Ansertigung des Theater-Feuilleton verursacht, sich beständig an ihm rächen, Herr Scribe wird auf den Italiänischen Anschlagezetteln „illustrissimo e famoso autore" betitelt. Der König von Neapel wollte im Jahre 1832 zu Castellamare ein Lustspiel aufführen sehen. Hier fand sich, wie gewöhnlich, die schönste und glänzendste Gesellschaft von Neapel ein. Die Schauspieler waren: der Graf de la Ferronays, die Frau von Marcellus und Andere, eine ganze Französische Gesellschaft, wie aus dem Programm zu ersehen, eine charmante liebe Gesellschaft! Es ist etwas Wunderbares, diese Einführung oder Uebersiedlung des Französischen Theaters in Italien. Die Italiänische Bequemlichkeit findet dabei ihre Rechnung; die Stücke sind fertig gemacht und es ist nur nöthig, sie zu übersetzen und auf die Bühne zu bringen.

„Ich habe", erzählte mir der Graf von S..., „ich habe vor funfzehn Jahren merkwürdigere Theater zu Neapel gesehen. Domestiken von anständigem Aeußern traten in denselben auf; man nannte sie theatri domestici. Eine Gräfin von Neapel war in diese Possenspiele so vernarrt, daß sie am Ende einen von den Heldenspielern, einen schlanken Bedienten, heirathete."

Lord Byron stellt einmal in seinen Memoiren eine Behauptung auf, die zum wenigsten verdächtig ist, daß nämlich Italien keinen Anspruch auf ein „komisches Theater" machen dürfe, da dies Land gar keine Gesellschaft bilde. Das ist in unseren Augen ein großer Irrthum. Die Gesellschaft Italiens befindet sich nur da, wo der edle Dichter sie nicht sehen wollte. Ja, Byron wollte sie nicht dieß nicht sehen; er vergaß sie ganz und gar. So vergaß er auch, daß die so gefällige, geschmeidige Italiänische Gesellschaft es war, die ihm die frohen Farben zu seinem Beppo lieferte. Eben so vergaß er, daß Don Juan in der bewundernswürdigen Situation des neunten Gesanges mehr Italiäner als Engländer ist, offenbar das Gepräge der köstlichen Erinnerungen aus Ravenna, Pisa, Florenz und Verona. Die Italiänische Komödie dürfte, sollte sie sich auch nur auf die Stadt Neapel beschränken, schon hier Stoff genug und im Ueberfluß auffinden. Die Italiänische Komödie ist die stets glückliche und komische Ungleichheit der Verhältnisse, es ist Pulcinella, der sich mit dem Marchese rauft. Man sage nur ja nicht, es gäbe keine Komödie in Italien! Sie begegnet Dir auf der Straße, wie im Salon; kurz, Du siehst sie überall. Sie ist es, die Battachi, den Novellendichter, den man im Auslande noch nicht kennt, jenen jungen Neapolitaner voller Geist und Hoffnung, begeistert. Sie ist es, die einst dem Manzoni ein schönes und bewundernswürdiges politisches Lustspiel einhauchen wird; denn Manzoni sagte selbst im Jahre 1832 zu mir: „Es ist das Lustspiel Beaumarchais', das wir hier besitzen müssen!"

Neapel ist die Stadt der Lustspiele, wie Paris die der Satiren und das handeltreibende London die der Dramen. Neapel wird einst diese Krone auf sein Haupt bringen, wir dürfen nicht daran zweifeln; eines Tages wird ein neuer Aristophanes sich offenbaren; eines Tages wird man statt der Hafenlieder den Aristophanes im Saale von San Carlo vernehmen.

Herr von Montmorency-Laval spricht in einem sehr geistvollen Briefe von dem Enthusiasmus, den in Neapel selbst die unbedeutendsten Vorstellungen hervorbringen: „Der Beruf", sagt er, „wird dort nicht erkauft, wie bei uns in London; man würde daselbst erröthen über das unedle Geschäft unserer unglücklichen Theaterfreunde. Das Neapolitanische Gelächter, mehr frei als keusch, ist das schöne Gelächter Molière's. Man heult dort nicht die Tragödie, man singt sie; — es ist auch ein Fehler, der aber doch immer besser gefällt."

Byron schreibt einmal, als er von seinem theuren Ravenna spricht: „Ravenna wird, wie man sagt, nächstens eine Art Reflex der schönen Feste von Neapel erhalten. Es soll Schauspiel, Messe, eine April- und eine Juni-Oper bekommen. Es ist das einzige Volk, das zu leben versteht; es geht ins Schauspiel, um zu sprechen, und in Gesellschaft, um zu schweigen."

*) Mars nahm Rache an Apollo.

Man kann von der Neapolitanischen Bevölkerung mit Recht sagen, es ist ein Greisen-Volk und es ist ein Kinder-Volk. Es bedarf weder einer Profession, noch des Kalkuls, noch des Reichthums, noch der Redlichkeit; es hat Mittel gefunden, sich alles dies entbehrlich zu machen. Was es nöthig hat, das ist panem et circenses; das Schauspiel ist sein Leben. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Menge der Seehäfen an der Küste, werden es noch lange Zeit in seiner indolenten Behaglichkeit erhalten; es hat Seife, Türkischen Weizen und Schauspieler. Es reibt die gelben Farben für seine Maler, liefert Seide für seine Herren und Violin-Saiten für seine Künstler. Ist es nicht noch die Stadt des Boccacio und des Pontanus? (R. d. P.)

Bibliographie.

Analisi critica della lettera su la Filosofia Soggettiva ed Oggettiva del Baronn Galluppi. (Ueber die subjective und objective Philosophie des Baron Galuppi.) Kritische Beantwortung eines vom Kanonikus Carlo Rodriquez über diese Philosophie erlassenen Sendschreibens. Vom Professor Onofrio Simonetti. Neapel.

L'assedio di Vienna. (Die Belagerung von Wien.) Roman von Karoline Pichler, übersetzt von Lodovico Hartmann. 2 Bände. Mailand.

Spanien.

Eine Fahrt auf dem Guadalquivir.

(Aus Major Walter's Andalusian Sketches.)

Von Gibraltar machen die Offiziere der Englischen Garnison sehr angenehme Ausflüge nach Kadix und Sevilla. Ich habe diese interessanten Städte oft, und zwar bald zu Schiff, bald zu Pferde besucht. Der Landweg führt über den hohen Bergrücken hinter Algeziras und durch die schönen Pässe von Trocha und Ojen; der Seeweg aber windet sich am Fuße jener Höhen die Küste entlang, und bringt die Reisenden nach Tarifa. Beide haben ihre besonderen Reize. In einem Boote mit dreieckigem Segel kann man die Fahrt binnen zwölf Stunden machen, vorausgesetzt, daß der Wind günstig ist und der starken Strömung des Atlantischen Meeres nach dem Mittelländischen wehrt. Beim Kap Trafalgar steuern die Schiffer gewöhnlich dicht an den Sandbänken hin. Die Landschaft an sich bietet dem Auge wenig Interessantes, allein ich konnte nie ohne Rührung an dem Fleck vorüberfahren, wo Nelson seinen letzten Triumph feierte und seinen beneidenswerthen Tod starb. Eine Menge Felsen, theils kaum von der Fluth bedeckt, theils über sie emporsteigend, erstrecken sich vom Kap aus weit in die See. An ihren Häuptern und Seiten brechen sich die Wogen mit wildem Getöse, und der weiße Gischt, den man schon aus der Ferne erblickt, warnt den Schiffer vor der Gefahr. Haben wir Trafalgar zurückgelegt, so enthüllt uns bald Kadix den ganzen Zauber seiner Naturschönheiten, die Lord Byron verewigt hat.

Eine Wanderung durch die wild-romantischen Gebirgspässe kann weit gefährlicher werden; denn sie sind ein Lieblingsaufenthalt der Banditen. Wehe dem unvorsichtigen Reisenden, der, als Bürgerlicher gekleidet, entweder allein, oder selbst in kleiner Gesellschaft, in diese Wildniß sich wagt! Es wäre ein Wunder, wenn er davonkäme, ohne seine Baarschaft und Kleidung zurücklassen. Nur Britische Offiziere bleiben fast ohne Ausnahme verschont. Der wohlbekannte Scharlachrock ist ein Sicherheitspaß durch ganz Spanien; denn bis jetzt hat man Britaniens Antheil an der Befreiung der Halbinsel vom Franzosenjoch noch nicht vergessen.

Als ich im Frühjahr 1827 meine Exkursion nach dem Guadalquivir machte, wählte ich den Seeweg, verweilte ein paar Tage in Kadix und bestieg dann ein gutes Dampfboot, welches in ungefähr 14 Stunden nach Sevilla fährt. Gewöhnlich ist es mit Passagieren jedes Standes überfüllt, aber am Morgen meiner Abfahrt war außer mir und einem ältlichen Herren mit seiner Tochter Niemand in der Kajüte.

Dieser Mann schien krank zu seyn. Gleich nach dem Einsteigen legte er sich auf eines der vielen Sofa's, die im Zimmer standen, und die Tochter nahm mit einer Miene voll zärtlicher Besorgniß an seiner Seite Platz. Die ersten sechs Stunden unserer Fahrt brachte ich auf dem Verdeck zu, indem ich mich an der entzückenden Küstenlandschaft weidete, während das Boot die Landspitzen Rota und Chipiona umfuhr, und, die gefährliche Sperrbank am Eingang der Bai kreuzend, in den Guadalquivir einlief. Die Schwüle des Nachmittags trieb mich endlich vom Verdeck, und ich schickte mich an, eine Siesta zu halten. Schon war ich beinahe eingeschlummert, als ich meine beiden Reisegefährten halb flüsternd mit einander sprechen hörte. Endlich wurde die Stimme der jungen Dame lauter.

„Rede doch nicht so, lieber Vater. Du wirst sicher wieder genesen. In wenigen Stunden sind wir ja zu Hause, und die Sorgfalt der guten Mutter macht Dich wieder gesund." Er antwortete ihr mit schwacher Stimme. Das hörbare Schluchzen der guten Tochter nöthigte mich, aufzustehen. Ich wollte wieder aufs Verdeck, um die augenscheinlich unglückliche Familie in ihrem Gram nicht zu stören, als das Mädchen mit einem Mal einen durchdringenden Schrei ausstieß. Ich eilte zurück. „Er stirbt! — er ist todt!" rief sie mit wahnsinniger Gebehrde. Ich betrachtete den alten Mann genauer, und wirklich schien sein Tod nicht mehr fern zu seyn. Ich nahm ihm schnell den Mantel von der Schulter, knüpfte seine Halsbinde und Weste auf, und fühlte ihm den Puls, der sein nahes Ende verkündete. Dennoch schien er wieder aufzuleben. Er sah mich an und sprach:

„Wer sind Sie, gütiger Fremder, der Sie für einen unglücklichen alten Mann so viele Sorgfalt beweisen?"

„„Ein Engländer"", versetzte ich, und stammelte eine Entschuldigung wegen meiner unberufenen Hülfleistung.

„Nun, Gott sey Dank!" versetzte der Alte. „Dann ist Amalia gerettet. Sie werden ihr Beschützer seyn. — Sie werden meine Tochter heute Abend zu ihrer Mutter bringen. — Ich weiß, daß die Engländer Ehrenmänner sind. — Alles wird gut gehen." Bei diesen Worten drückte er mir krampfhaft die Hand. Ich konnte nur mit einem bejahenden Gegendruck antworten. Er redete nicht weiter, und in wenigen Augenblicken war er verschieden. Ich schloß ihm die Augen, hüllte den Leichnam in seinen Mantel und trug die ohnmächtige Amalia auf ein entfernteres Lager. Kein anderes weibliches Wesen befand sich auf dem Schiffe, und so sah ich mich genöthigt, den Capitain und seinen Bedienten hereinzurufen. Es verging einige Zeit, ehe die angewendeten Mittel etwas fruchten wollten. Der Capitain war in großer Verlegenheit. „Was machen wir mit dem todten Körper eines unbekannten Mannes? Was wird aus dem Mädchen werden?" Ich beruhigte ihn mit der Versicherung, daß ich alle Unkosten auf mich nehmen wollte. Von meiner schönen trauernden Reisegefährtin erfuhr ich, nachdem ich ihr lange vergebens Trost zuzusprechen gesucht, ihr Name sey Amalia R—, und ihre Familie wohne in einem Hause nahe der äußeren Mauer von Sevilla. Das Dampfboot gelangte erst um zwei Uhr des Abends zum Kai. Es war ein herzzerreißendes Geschäft, die Unglückliche zu bewegen, daß sie von dem Leichnam ihres Vaters sich trenne. Endlich gelang es mir, und sie vertraute sich meiner Leitung an. In Spanien ist es nicht Sitte, daß die Dame sich auf den Arm des Mannes stützt, selbst wenn er zu ihren nahen Verwandten gehört. Es war mir bei diesem lieben zartfühlenden Geschöpfe sehr empfindlich gewesen seyn, daß sie vom Landungsplatz bis nach Hause wegen ihrer Schwäche ich gezwungen sah, meinen Arm anzunehmen. Als wir das Haus erreicht hatten, klopfte ich an die Thür.

„Quien está?" (Wer ist da?) fragte man von Innen.

„„Gente de paz"" (Friedliche Leute), gab ich zur Antwort.

Sogleich hob sich die Klinke der Thür durch einen Zug von oben, und wir traten in den Flur. Jetzt mußte ich meine süße Last die Treppe hinaustragen. Oben an der Treppe stand eine alte Frau mit einer Lampe, die, sobald sie uns erblickte, das Licht fallen ließ und schreiend in ein Gemach lief. Ich folgte ihr dahin, und legte Amalia auf eine Ottomane. Jetzt kam ihre Mutter herein. Das Entsetzen raubte ihr Anfangs die Sprache.

„Was ist das?" rief sie endlich, mit zürnendem Blick gegen ihre Tochter gewendet. „Amalia mit einem Fremden! Und wo ist Don Carlos? Wo ist Dein Vater?" Ich beantwortete ihre Fragen.

„„Don Carlos, Señora, ist — was mir leid thut, Ihnen anzeigen zu müssen — sehr gefährlich erkrankt. Auf seine Bitte habe ich Ihre Tochter hierher begleitet. Ich fürchte, sie wird sehr erschöpft seyn."" Diese wenigen Worte ließen sie Alles errathen.

„Er ist todt!" sprach sie mit schrecklicher Ruhe, und sank neben Amalia auf die Kniee. „Ich wußte wohl, daß sein gebrechlicher Körper die Beschwerden der Reise, die Trennung von Pepé nicht würde überdauern können. Allein er wollte durchaus abreisen, und wenn war es mir nicht vergönnt, ihn selbst zu begleiten, statt dieses theuren Kindes?" Sie schwieg eine Weile und vergoß lindernde Thränen. Dann befahl sie der alten Amme, die händeringend an ihrer Seite stand, in's Kloster zu gehen und den Pater Mendez zu rufen. Die Alte ging, und Donna Isabel leistete nun ihrer Tochter die nöthige Hülfe.

Nach wenigen Minuten trat der Priester in's Zimmer — ein alter Mann von mildem gütigem Aeußeren. Seine lange schwarze Kutte war mit einem weißen Strick um die Hüften befestigt, an welchem ein silbernes Kruzifix hing. Er wußte noch wenig von dem traurigen Vorfall, und der fragende Blick, den er auf mich warf, bewog mich, ihm die näheren Umstände halblaut zu erzählen.

„Gott wird Ihnen lohnen, edelmüthiger Fremdling", sprach er; „doch überlassen wir die Frauen ihrer Betrübniß! Kommen Sie mit mir nach meinem Kloster, wo wir auf mehr Beistand rechnen können."

Ich folgte dem Mönch. Am Ende der Straße zog er die Glocke einer Klosterpforte an.

„Sage Manuel", sprach er zu dem Thürsteher, „daß er mit einer nach dem Kai gehe, und eine Bahre mitbringen lasse. Es ist plötzlich Jemand gestorben."

Wir gingen weiter und erreichten das Boot. Der Capitain freute sich, den Leichnam los zu werden. Die Bahre kam bald an, und der Leib des Don Carlos wurde darauf gelegt. „Jetzt", sprach der Pater zu mir, „entlasse ich Sie nach Ihrem Gasthof; aber zuvörderst empfangen Sie meinen Segen, obschon Sie vermuthlich kein Bekenner der wahren Religion sind." Fast unwillkürlich nahm ich meinen Hut ab. Er legte seine Hand auf mein Haupt, sprach ein Lateinisches Gebet und fuhr dann in Spanischer Sprache fort: „Gott sey mit Ihnen! Kommen Sie Morgen nach dem Karmeliter-Kloster und besuchen Sie mich. Sie müssen die Geschichte dieses Unglücklichen kennen lernen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Musikalischer Verlag in England.** Ehemals wurde das Recht, eine Englische Oper zu verlegen, gewöhnlich mit tausend Guineen erkauft! Jetzt kostet es wohl nicht ein Viertheil dieser Summe. Man erzählt von Dale, dem Verleger in der Straße Cornhill, daß die Thür seines Ladens an dem Tage, an welchem er zum ersten Male die Musik zu dem Singspiele „das Kabinett" ausgab, im buchstäblichen Sinne von Käufern belagert war. Obschon die Lieder auf wahrem Löschpapier gedruckt waren, so wurden sie doch mit größter Gier gekauft, und ein ganzes Jahr hindurch hörte man aus den Prachtsälen des Adels und aus den Bierkneipen der Handarbeiter kein anderes Lied, als: „Bin ich fern von meiner Trauten u. s. w." (Williams on Singing.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis ½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Freitag den 12. September 1834.

Frankreich.

Erinnerungen, von Charles Nodier.

Réal.

Wer die liberalen Salons des neuen Frankreichs besucht hat, erinnert sich auch an einen Greis, einen Siebziger, von mittlerer Gestalt, aber fein und wohlgebaut, einfach, aber sauber und mit Sorgfalt gekleidet, von noch jugendlich munterem Wesen, das keine Spuren von der Hinfälligkeit des Alters und den Stürmen des Lebens an sich trug; mit einem Gesicht, das durchaus nicht regelmäßig, aber angenehm gewesen und es durch seinen Ausdruck noch war, mit schönen weißen Haaren, die ihm auch ein Zwanzigjähriger beneiden mußte, frisirt, und zwei leuchtende klare blaue Augen im Kopfe, in denen noch das ganze Feuer einer glühenden Jugend brannte.

Sobald das Diner zu Ende ging und das Gespräch nun, durch den Champagner und das Behagen aufgeregt, plötzlich an der reich besetzten Tafel, wo eine der liebenswürdigsten und schönsten Frauen von Paris — ja vielleicht die schönste und liebenswürdigste — die Honneurs machte, allgemein zu werden anfing, erhob sich gewöhnlich eine biegsame, feste Stimme, klangvoll und von scharfem Ausdruck, beherrschte bald alle übrigen und zog zuletzt auch die Aufmerksamkeit der Zerstreutesten auf sich. Es war nicht mehr das unbestimmte Geschwätz, das gewöhnlich so unfruchtbar ausgeht; sondern ein geistreiches, lebendiges, dramatisches Erzählen, reich in sich ohne Abschweifung, inhaltsvoll ohne Wortkram, belehrend ohne Pedanterie, rund und schön, durchaus ungezwungen, und mit um so größerem Reiz für alle Hörer ausgestattet, als der Erzähler fast immer eine der Hauptpersonen in den Scenen, die er schilderte, selber gewesen war. Auch waren diese Scenen nicht von der untergeordneten Art, für die nur die Eitelkeit eines von seiner Bedeutsamkeit eingenommenen Mannes ein Interesse voraussetzen kann, in denen die alberne Einbildung spricht und der Schimmer eines Namens die Armuth der Erzählung bedecken soll. Alles hier war bedeutend, großartig, fruchtbar. Alle hervorstechenden Charaktere der Revolution spielten in diesen Scenen mit, von den blutgierigen Tribunen des Pöbels an bis zu dem unsterblichen Kaiser der Soldaten herauf; und so kam es denn, daß man, wenn dieser Mann aufgehört hatte zu sprechen, noch eine Zeitlang still war, um noch mehr zu hören.

Dieser Mann, eben jener Greis, war der Graf Réal.

Graf Réal war der Sohn eines Gränzjägers aus Chaton, der ihm eine gute Erziehung gegeben hatte, kraft welcher er Prokurator beim Chatelet wurde.

Dieser Prokurator beim Chatelet war denn seine Bahn vorwärts gegangen. Man hatte ihn als Advokat gesehen, später als öffentlichen Ankläger beim Tribunal des 10. August, später als Historiographen der französischen Republik, dann als Regierungs-Commissair im Departement von Paris, dann als Staatsrath in der Section der Justiz, dann als Polizeipräfekt unter dem Kaiserreich, endlich als Graf. Ich gehöre nicht zu denen, die ihm daraus ein Verbrechen machen, daß er zu eilig angebissen an die goldne Angel des Glücks; die Lockung war süß, das Beispiel verführerisch und ansteckend, und ich weiß, daß sich manche unserer strengen Republikaner bei ähnlicher Gelegenheit auch nicht länger besinnen würden.

Die Geschichte einer Begebenheit und Zeit ist die Geschichte aller. Aber ich hätte Größeres von einem so edlen vornehmen Charakter erwartet, und jung wie ich war, beklagte ich oft mit bitterm Unmuth den Abfall, dessen sich Réal, wie mir schien, gegen seine eigenen Anlagen schuldig gemacht hatte. Ich erinnere mich noch, dies mein Bedauern einmal gegen Chénier geäußert zu haben, der selten ein Witzwort sagte, der Réal nicht leiden konnte, und mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, sich gegen jene Ueberläufer der Freiheit, die so schnell in den Sold der Regierung traten, beißend auszulassen. „Was willst Du nun?“ sagte er, indem er mir auf die Schulter klopfte, „Réal reagirt sich.“

Meine Absicht ist übrigens nicht, den Grafen Réal in politischer Hinsicht zu betrachten. Was ist eine politische Meinung, eine politische Rolle, ein politischer Charakter? Ein Kleid nach der Mode des Tags, das den armen Automaten übergeworfen wird, die das Spiel der Ereignisse in Bewegung setzt; eine Carmagnole von 1793, die bald umgewendet, bald wieder anders gefärbt, heut mit Palmen, morgen mit Lorbeern besetzt wird, geflickt, schadhaft, an der ein Flitterputz von Tugend die abgenutzten Stellen zudecken soll, und die heut oder morgen als alter Trödel gegen das erste beste neue, was eben im Schwunge ist, verhandelt wird. Die Philosophen, die den Mann in diesen albernen Maskeraden studiren, sollten sich lieber an die Geschichte der Frauen in den Läden der Modehändlerinnen machen. Für die Natur des Menschen ist da keine Ausbeute zu erwarten; und das ist ein großer Trost für alle die edlen hochherzigen Geister, die über die Bestimmung des menschlichen Wesens gedacht und sich einen anderen Begriff von seiner Würde gebildet haben.

Was in den Augen der Vernunft den Menschen macht, das ist eben nur die Vernunft; dies geistige Vermögen ist es, was ihn fast einzig und allein von den übrigen Thieren wahrhaft unterscheidet, und Spinoza, viel weniger Materialist, als man gewöhnlich glaubt, hatte daraus den übereilten Schluß gezogen, daß es nichts Ewiges im Menschen gäbe, als das intelligente Prinzip; er konnte von der Unmöglichkeit einer Zerstörung desselben nicht inniger überzeugt seyn, als ich es bin; aber was den Menschen macht, das ist vor Allem das Wohlwollen, die Liebe; hieran hat Spinoza nicht gedacht, und dies ist das unsterblichste Element des Menschen.

Ich habe schon gesagt, daß Réal Advokat gewesen war, und ich füge hinzu, Advokat in Kriminalsachen, oder mit dem genauen und zu seiner Zeit gebräuchlichen Ausdruck: amtlicher Defensor. Ich glaube, ebenfalls schon bemerkt zu haben, daß er in Ausübung dieses ruhmvollen Amtes ein der Bürgerkrone würdiges Talent entwickelte, die er nur zu meinem Bedauern mit der Grafenkrone vertauschte. Von diesem Advokaten nun, der sich dem Dienste des Unglücks gewidmet hatte, und nicht von dem Grafen, dem gebundenen Klienten des Glücks, will ich heut erzählen. Réal ist für uns der Advokat Réal.

Nach dem Dienste der Weisen, die den Menschen Gutes thun, wenn die Macht in ihre Hände kommt, giebt es keinen erhabeneren, als den eines großherzigen Bürgers, der dem Schutze und der Vertheidigung der Menschheit sein edles Leben weiht. Das Schlimmste, Unglück und Tod, muß ihm zu Gute kommen. Die Autorität der moralischen und geheiligten Rechte des Vertheidigers, Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit, geht unter allen Tyranneien verloren; sie rettete Malesherbes nicht vor dem Tode auf dem Schaffot Ludwig's XVI. Wenn Réal an die Größe dieser Bestimmung in den fünf oder sechs Jahrhundertstagen gedacht hätte, die Robespierre's blutige Regierung bildeten; wenn eine tugendhafte Nacheiferung ihn dazu getrieben hätte, die Gefahren Chauveau-Lagardes und Tronson Ducoudray's zu theilen; wenn er alle Hebel und Quellen warmen Eifers und hoher Theilnahme, die ihn für die Machthaber beseelten, in Bewegung gesetzt und geöffnet hätte, um das unschuldige Leben der Proskribirten den Henkern zu entreißen: so würde seine Laufbahn weniger lang ohne Zweifel, oder sein Alter zum mindesten nicht in den goldenen Prachtzimmern irdischer Güterfülle dahingeflossen seyn; sein Name aber würde in unvergänglicherem und reinerem Ruhme strahlen, denn er hatte Alles zu jenem Triumphe und nichts fehlte ihm dazu, weder jene Kunst der Rede, die die Geister fesselt und beherrscht, noch das Feuer der Seele und der Empfindung, worin das Genie beredter Menschen besteht. Dies allein habe ich gegenwärtig zu zeigen; die fernere Biographie Réal's gehört der Wappen-Geschichte des Kaiserreichs, und ich werde ihn dort nicht suchen.

Aber, um ihn auf diese Weise, die einzige vergessene und einzig denkwürdige seines langen Lebens, zu betrachten, muß man beinahe vierzig Jahre zurückgehen mit mir, und sich an meine Erinnerungen anknüpfen, deren Zuverlässigkeit von einzelnen mißtrauischen oder mittelmäßigen Geistern hie und da in Zweifel gezogen worden. Das Gedächtniß, doch unbestreitbar eine der gemeinsten Gaben des Menschen, worin Keiner mehr Recht hat, einen Ruhm zu setzen, als in ein feines Gehör, oder ein scharfes Gesicht, erscheint nur denen als ein Wunder, die keines besitzen; alle übrigen begreifen sehr wohl, wie die Wahrnehmungen einer lebhaften Kindheit, die schon auf der Schule geübt wird, sich die gleichgültigsten Fakta der todten Geschichte zu eigen zu machen, und dies mit begierigem Eifer, wie es in jenem Alter zu geschehen pflegt, leistet; wie Ereignisse, die noch viel außerordentlicher sind und vor den Augen des Knaben das Drama der lebendig gegenwärtigen Geschichte beseelen, sogar im Geiste des Greises noch tiefe Spuren zurücklassen konnten. Ich habe nun einmal keine anderen Erinnerungen, und der Widerwille vor der Gegenwart, der mit meinen Jahren gewachsen ist, hat mich in der angeborenen Gewohnheit, in der Vergangenheit zu leben, noch bestärken sollen. Diese Zeit allein gebiert und erneut sich vor meiner Einbildungskraft in den glänzendsten malerischsten Zügen, weil die Organe, über die ich damals gebot, noch mit einer Fähigkeit und Frische ausgestattet waren, die sie mit den Jahren verloren haben, deren Eindrücke aber noch bisweilen in flüchtigen Erinnerungen auftauchen. Und wie sollten sie auch gänzlich dahin und er-

loschen seyn, diese ersten Regungen des Kindes, da ich ja meinen Geist mit nichts Anderem unterhalten habe, seit den Tagen, wo ich aus dem Irrthum des Daseyns erwacht bin und erkennen durfte, daß es in unserem Leben nichts giebt, was der Mühe werth wäre, zu leben, als die Kindheit. Denn für sie ist jede Begebenheit ein Schauspiel, und alle Täuschungen Wirklichkeit und Wahrheit; die Erfahrung hat ihren Blick noch nicht mit finsteren trüben Wolken umhüllt; sie hat den Vorhang des Schauspiels noch nicht aufgehoben, das Werk des gottlosen Volkes, das sie mit falschen Wundern täuscht, liegt noch nicht in seinen Trümmern vor ihr. Mein Irrthum schwand wie der ihrige, als ich die Völker und die Könige der Erde in der Nähe gesehen hatte; schnell ergriff ich sie da wieder und erkannte, daß sie besser wäre, als die Wirklichkeit. Gehegt und gepflegt hab' ich den holden Traum, der mich wenigstens lieblich getäuscht hat, und bin ein Kind geblieben, weil ich es verschmähte, ein Mann zu seyn. Das ist das Geheimniß meines Gedächtnisses und meiner Schriften.

Keines der Fragmente, die ich nach und nach aus dem langen Tagebuch meines Lebens herausgegeben, hat übrigens eine schwerere Probe zu bestehen gehabt, keines seine Genauigkeit und Treue durch einen glaubwürdigeren Zeugen bestätigt gesehen, als das vorliegende. Réal hatte es für seine Pflicht gehalten, ehemals gegen meine Jugend mit Strenge zu verfahren, gesetzlich ohne Zweifel, aber nicht rechtmäßig, mit einer beispiellosen Strenge, die meine politische Bedeutsamkeit unmöglich verschuldet haben konnte. Die Erbitterung, die sich bei mir nach einer zwanzigmaligen Wiederholung solchen Verfahrens festgesetzt hatte, war nach dreißig Jahren völlig verschwunden; denn unter allen meinen Erinnerungen entfallen mir keine so leicht, als die an Uebles und Böses, das man mir zugefügt. Doch war ich immer ein wenig von meinem Enthusiasmus für Réal zurückgekommen, und aus Furcht, mich noch in dem Gedanken an ihn auf Gehässiges zu ertappen, hatte ich mit philosophischer Entsagung beschlossen, gar nicht mehr an ihn zu denken, als eine Gesellschaft, die ich am Anfang erwähnt habe, uns an den nämlichen Tisch zusammenführte und in das nämliche Gespräch verflocht. Wie der Dämon des Grolles über unsere unvollkommenen Seelen nie sein Recht verliert, so gedachte ich, mich auf eine ziemlich beißende Weise zu rächen, indem ich ihm zeigte, daß der Schüler, der Niemanden beleidigt hatte, und gegen den er so viel harte Maßregeln ergehen lassen, sogar damals schon einer der eifrigsten Bewunderer seines Talents gewesen sey. Was ich jetzt schriftlich mittheile, erzählte ich mit noch speziellerem und feinerem Detail der Lokalität, das nur für ihn allein Interesse haben konnte; indem ich in treuer Nomenklatur Richter, Angeklagte und Zeugen verführte, den Faden der Verhandlungen mit allen kleinen Nebenumständen, Unterbrechungen und Beschlüssen aufnahm und abspann, die Begebenheiten mit den unscheinbarsten Zügen, die handelnden Personen mit ihren Physiognomieen, die Worte mit dem eigenthümlichen Ausdruck und Ton der Stimme ausstattete und, um der ganzen Sache die Krone aufzusetzen, seine Gerichtsreden begann, und sie ihm fast bis zum Schlusse hergesagt hätte, wenn sein Erstaunen mir Zeit gelassen. „Durch welchen fatalen Zufall", sagte er, indem er mich bei den Händen ergriff, „habe ich Sie nicht wiedergesehen, als ich im Ministerium war; denn in den Tagen, von denen Sie sprechen, waren Sie mir nah genug?" — „Weil Sie, so wie Sie ins Ministerium getreten waren", erwiederte ich ihm lachend, „mich ins Gefängniß werfen ließen." Zehn oder zwölf bekannte und bedeutende Personen, die bei diesem Gespräch zugegen waren, können noch heut die Wahrheit meiner Erzählung bezeugen. Man kann sich wohl denken, daß das Gespräch damit aus war, und ich gestehe, ich hätte es hier nicht erwähnen sollen, denn ich habe nie eine Anekdote erzählt, die sich mehr auf meine Person bezöge und an und für sich unbedeutender wäre; aber die Ebikane einer mißtrauischen Kritik, die aus meinem Gedächtniß ein künstliches Wesen macht, um sich des Glaubens an meine Berichte zu überheben, hat mich gewissermaßen dazu gezwungen. Freilich, wer mein Gedächtniß für ein lügenhaftes Geschwätz meiner Phantasie hält, muß mich nicht lesen — denn dies Vermögen ist das einzige, das ich mit höchstem Dank erkenne, das ich folglich auch allein Interesse habe, gegen die zweifelnden Einwürfe meiner Gegner zu vertheidigen; sie wissen nur zu gut, daß, wenn es ihnen gelingt, mich dieses letzten zu berauben, ich durchaus auf Nichts reduzirt bin, ich, der ihnen schon längst alle übrigen Eigenschaften des Geistes mit Freuden zu ihrem Gebrauch und auf ihre eigene Gefahr überlassen habe. Ich muß gestehen, daß sie von diesem Privilegium keinen Mißbrauch machen.

Nach dieser etwas windschiefen Vorrede zur Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Eine Fahrt auf dem Guadalquivir.

(Schluß.)

Ich bezog meinen alten Gasthof „zum goldenen Löwen", allein das köstliche Abendessen blieb unangetastet. Ich ging sehr melancholisch zu Bette. Am folgenden Morgen saß ich mit Pater Mendez im Refektorium des Klosters. „Ich habe", sprach er, „fast die ganze Nacht bei der Familie verweilt. Donna Isabel, die Mutter, ist eine fromme Frau. Sie hat sich schon ziemlich in den Willen Gottes gefügt. Amalia ist jung und weiß sich nicht so gut zu fassen. Sie hat uns übrigens die traurige Scene von gestern und von Ihrem unschätzbaren Beistand erzählt. Es ist eine unglückliche Familie. Don Carlos von R — und Donna Isabel sind Beide von vornehmer Herkunft. Sie waren früh verheirathet, und hatten nur einen Sohn und eine Tochter. Don Carlos bekleidete viele Jahre hindurch das Amt eines Direktors des hiesigen Königlichen Palastes. Seit ungefähr einem Jahre hat er wegen Kränklichkeit sich pensioniren lassen. Er und seine Frau liebten ihre beiden Kinder mit größter Zärtlichkeit, insbesondere den Sohn. Wollte Gott, Pepé wäre so gut gerathen, wie seine herrliche Schwester! Aber leider wurde ein Wüstling, ein Prasser, ein Spieler aus ihm. Vor etwa zwei Monaten erdolchte er am Spieltisch einen Gewissen seiner Ausschweifungen und fiel in die Hände der Polizei. Der Jammer seiner Aeltern war unbeschreiblich; er brach dem alten Vater das Herz. In Spanien werden die Gesetze nicht so gehandhabt, wie dies, nach dem, was ich gelesen habe, bei Ihnen geschieht. Ganz Sevilla interessirte sich für Don Carlos und Donna Isabel, besonders aber für die liebe Amalia. Um der Seinigen willen bot man Alles auf, den verlorenen Sohn von einem schimpflichen Tode zu erretten. Der König verwandelte das Todesurtheil in ewige Landesverweisung. Ich habe viel Außerordentliches erlebt, aber noch nie sah ich einen so fühllosen, verstockten Bösewicht, wie Pepé, als man ihn zu seinem Vater brachte, der die Erlaubniß hatte, ihn bis Cadix zu begleiten, wo Pepé nach Havanna eingeschifft wurde. Gern hätte ich Don Carlos begleitet, aber eine Menge anderer Pflichten erlaubten es nicht. Diese Prüfung war für den alten schwachen und von Gram vollends zerrütteten Mann zu groß — er unterlag ihr. Im Namen der Wittwe danke ich Ihnen für das, was Sie gethan, und wollen Sie, wie ich hoffe, ein paar Tage in Sevilla verweilen, so müssen Sie diesen Dank auch noch von den Lippen der Mutter und Tochter hören. Heute Abend wird man die irdischen Ueberreste des unglücklichen Vaters in geweihter Erde beisetzen. Für heute entlass' ich Sie mit meinem Segen."

Als ich von dem guten Pater geschieden war, ging ich in die prachtvolle Kathedrale, und suchte die trüben Bilder meines Innern zu verscheuchen, indem ich Murillo's unvergleichliche Gemälde wieder in Augenschein nahm. Des Abends war ich Zuschauer der Leichen-Prozession, die bei Kerzen- und Fackelschein vor sich ging. Zuerst schritten vier Jünglinge in weißen leinenen Talaren, die große Wachskerzen trugen; dann kam ein einzelner Priester in seinem festlichen Meßgewande, der an einem langen und reich geschmückten silbernen Stabe die geweihte Hostie in einer gläsernen Kapsel trug und zur allgemeinen Anbetung emporhielt. Der Hostie folgte ein großer Priester-Chor mit farbigen Kerzen, welcher die rührende Todten-Hymne in tiefen Baßtönen anstimmte. Dann wurde der Leichnam, im Todtenkleid, mit entblößtem Haupt und gefalteten Händen — wie zum Gebet —, auf einer Bahre getragen. Hinter der Leiche kamen die vertrautesten Freunde des Verstorbenen, alle mit brennenden Kerzen, und eine Menge Personen beiderlei Geschlechts, meistens aus der Volksklasse, die brennende Fackeln trugen. In meinen Spanischen Mantel gehüllt, schloß ich mich den Nachzüglern an, wohnte dem Gottesdienst in der Kirche bei und schlich mich unbemerkt wieder fort.

Ein paar Tage darauf begegnete ich Pater Mendez, der mich eben aufsuchen und zu Donna Isabel bringen wollte. Gern hätte ich sein Anerbieten abgelehnt, aber mein geistlicher Freund ließ keine Entschuldigung gelten. Donna Isabel empfing mich herzlich und mit Fassung. Gleich beim Eintreten ins Zimmer hatte ich bemerkt, daß ihre Tochter ebenfalls da war. Sie saß auf einem niedrigen Stuhl in der Nähe des Fensters, und beinahe hinter ihrer Mutter. Ich bemerkte, daß es der Tochter schwerer wurde, ihre Gefühle zu beherrschen. Endlich nahm sie an dem Gespräche Theil, und die wenigen Phrasen, die sie mit ihrer sanften silberhellen Stimme in dem melodischen Dialekt Andalusiens sprach, sind mir noch lebhaft gegenwärtig.

„Großmüthiger Engländer", sagte sie, „lassen Sie auch mich mein Dankgefühl ausdrücken für den unschätzbaren Dienst, den Sie mir geleistet. Was würde an jenem schrecklichen Tage aus mir geworden seyn, wenn Sie nicht gewesen wären! Sie sind ein Kriegsmann. Möge der Gott der Schlachten über Sie wachen und Sie erhalten. Mögen Sie immer nur Ehre und Auszeichnung erleben!" Bei diesen Worten erhob sie sich und nahte mir mit vieler Anmuth. „A modo de las Inglesas (Nach Sitte der Engländerinnen) statte ich meinen Dank ab." Sie reichte mir eine herrlich gebildete alabasterweiße Hand; ich konnte nicht umhin, dieses Händchen ein paar Augenblicke zu halten und das interessante Mädchen schärfer ins Auge zu fassen. Sie schien mir ungefähr achtzehn Jahr alt, und ungemein reizend gewachsen. Ein üppiges Haar vom tiefsten Rabenschwarz war in zierlichen Flechten um ihren Kopf gewunden, aber die stolz gewölbte bezaubernde Augenbraue und die kleinen Ohren blieben unbedeckt. Das volle dunkele Auge verkündete noch die Maurische Abstammung, die bei allen Eingebornen Andalusiens so merklich ist. Nur mit innerem Widerstreben konnte ich mich losreißen.

Beim Abschiede sagte die Mutter, wie in Andalusien gewöhnlich: „Esta casa es de usted" (Dieses Haus ist Euer), was so viel bedeutet, als: „Ihr werdet immer ein willkommener Gast seyn." Doch hielt ich es nicht für schicklich oder gerathen, sie noch ferner in ihrem Wittwenleid zu stören. Wenige Tage darauf kehrte ich nach Gibraltar zurück.

Vor zwei Jahren (1832) kam ich wieder nach Sevilla, und besuchte den guten Pater Mendez, der mir erzählte, Donna Isabel sey mit ihrer Tochter nach Cordova gezogen, um einem Haufen übriger Bewerber auszuweichen. Man hatte zur Nachtzeit unter ihren Fenstern Serenaden aufgeführt und in der Straße sich duellirt. Mehrere gute Partieen waren von Amalia ausgeschlagen worden.

„Wenn Sie nach Cordova reisen sollten", fuhr Mendez fort, „so versäumen Sie es ja nicht, die beiden Damen zu besuchen. Seyn Sie überzeugt, daß man den Englischen Offizier nie vergessen und immer willkommen heißen wird." An Zeit gebrach es mir nicht, aber ich bekämpfte meine Sehnsucht. Ich wußte, daß ich aus empfänglichem Stoffe geformt sey, und doch konnte mir Amalia nie mehr werden, als was sie bereits gewesen — eine interessante Bekanntschaft.

Jetzt trete ich in das Alter vernünftiger Ueberlegung. Vermuthlich werde ich meine Wanderungen in Spanien bald erneuern, Sevilla wieder besuchen und auch Cordova passiren. Dann wird es mich herzlich freuen, wenn ich erfahren sollte, daß die liebliche Amalia einen wackeren Spanier mit ihrer Hand beglückt hat.

Bibliographie.

Exámen y juicio critico del folleto titulado: Manifesto, que hace á las naciones el Congreso general de las provincias unidas del Rio de la Plata sóbre el tratamiento y crueldades, que han sufrido de los españoles, y motivado la declaracion de su independencia. (Widerlegung eines ältern Manifestes, in welchem die Grausamkeiten der Spanier gegen die Provinzen vom Rio de la Plata geschildert und deren Abfall motivirt wurde.)

Die Madrider Zeitungen kündigen jetzt wieder alle in dem Zeitraume von 1820 — 1823 erschienenen Spanischen Werke politischen Inhalts an, deren Verkauf in den letzten 10 Jahren streng untersagt gewesen war.

England.

European Colonies in various parts of the world. (Europäische Kolonieen in den verschiedenen Welttheilen.) Nach ihrem geselligen, moralischen und physischen Zustande betrachtet. 2 Bde. London, 1834.

Montgomery Martin's Arbeiten in Bezug auf das Kolonial-Wesen beschränken sich auf die Kolonieen der Engländer und enthalten nur statistische Untersuchungen. Howison, der Verfasser des vorliegenden Werkes, beschreibt dagegen, auf eine mehr populaire Weise, die Ansicht des Landes, die Sitten der Völker, den Einfluß der Einwanderung Europäischer Ansiedler und die Geschichte der Ur-Einwohner. Diese einzelnen Abschnitte giebt er unter drei Rubriken: physischer Charakter, Ur-Bewohner des Landes und Europäische Bevölkerung. In der Behandlungsweise dieser Gegenstände ist er glücklich. Er schöpft seine Mittheilungen theils aus den besten Quellen, theils aus eigener Erfahrung und hat häufig Gelegenheit, die Angaben Anderer zu berichtigen. Mit Kupfern und tabellarischen Uebersichten, die jetzt so beliebt sind, ist das Buch nicht ausgestattet, dagegen giebt es eine kurze Darstellung der Hülfsmittel und des gesellschaftlichen Zustandes der Europäischen Kolonieen, nebst malerischen Schilderungen der Landschaften und wird gewiß Unterhaltung und Belehrung gewähren. Es umfaßt das westliche und südliche Afrika, Indien und die Polar-Regionen; alle sind bewundernswürdig geschildert und ihre Geschichte bis auf die Ur-Bewohner hinauf verfolgt. Howison ist kein Freund der Europäischen Kolonisirung, und hegt die trügliche, aber herzensgute Meinung, daß die Ur-Bewohner dieser Gegenden weit glücklicher seyn würden, wenn sie sich selbst überlassen geblieben, statt daß sie von Missionairen und Europäischen Eroberungszügen überschwemmt worden. Er findet in dem Hindu und dem Lappländer, dem Birmanen und dem Buschmann gewisse Züge von Einfalt und patriarchalischer Tugend, die er für weit vorzüglicher hält, als alle Moral, welche von christlichen Ländern aus an ihre Küsten verpflanzt werden könnte, und er erklärt sich ganz für die durch conventionnelle Gewohnheiten oder durch den Einfluß modernen Verbesserungen noch nicht entweihte Natur — eine Theorie, die gelindestens ausgedrückt, utopisch ist, und die vor dem unaufhaltsamen Fortschreiten der Ereignisse schwindet. Abgesehen hiervon, wird das Werk, sowohl wegen seiner Darstellungsweise, als wegen des Gegenstandes, den es behandelt, gewiß mit Vergnügen gelesen werden.

Die folgende Stelle, eine lebendige Schilderung des äußeren Ansehens des westlichen Afrika's, welche uns das Land mit aller Frische und Wahrheit eines schönen Gemäldes vor die Augen führt, mag als eine Probe der Schreibart des Verfassers dienen: „Bei der Annäherung an die Küste erblickt man zuerst eine große Landzunge, die wenig geeignet ist, bei dem Beschauer eine günstige Meinung von dem benachbarten Lande zu erregen; ihre Oberfläche besteht aus losem Sande von blendender Weiße, der vom Winde zu unregelmäßigen Hügeln zusammengetrieben und hier und da mit kümmerlichen Büschen von bräunlicher Farbe besetzt ist. Keine Wohnung, weder ein menschliches Wesen noch Spuren von Kultur vermindern die traurige Einförmigkeit dieses Anblickes, und das glänzende Sonnenlicht des tropischen Himmels scheint den rauhen Zügen desselben nur eine größere Bestimmtheit zu verleihen und seine Oede und Unfruchtbarkeit mehr hervorzuheben. Die benachbarte Küste zeigt einen geneigten Strand, längs dem beständig eine heftige Brandung tobt. Reiherartige Vögel sieht man hier in beträchtlicher Anzahl reihenweise, den Kopf unter den Flügeln verbergen, sich sonnen. Während des Tages ist die Reflexion des Sonnenlichts von der Küste dem Auge fast unerträglich; und der erhitzte Sand verdünnt in einem außerordentlichen Grade die ihn berührende Luftschicht, und erzeugt eine Art von Luftspiegelung, welche nicht nur alle Gegenstände innerhalb ihres Bereichs verändert, sondern ihnen auch den Anschein einer zitternden Bewegung verleiht, was dem Beobachter, bei fortgesetzter Betrachtung, ein Gefühl von Schwindel erregt. Hat man jedoch die Barre des Senegal passirt und die Spitze der Berberei umsegelt, so sieht man die Wüste nicht mehr, und das Auge ruht, wohin es sich auch wenden mag, auf einer üppigen Vegetation, die meist aus Bäumen besteht, welche dem Europäischen Klima fremd sind. Unter ihnen finden sich die Dattel-Palme, die Kokos- und Areca-Palme, der Baumwollenstrauch, die wilde Feige, die Tamarinde und der Bananenbaum. Aber vor Allem zieht der Baobab oder der Kalabaschenbaum, das größte Erzeugniß der Pflanzenwelt, die Aufmerksamkeit auf sich; sein Stamm hat, nach Adanson, oft sechzig bis siebenzig Fuß im Umfange und sendet erst in derselben Höhe über dem Boden Zweige aus. Dieser stattliche Baum liebt die Ufer der Flüsse und bildet den Hauptaufenthalt für fast alle Bewohner des Waldes. Seine größeren Zweige sind mit Affen verschiedener Art bevölkert, die in kleinen Partieen bis auf die äußersten Enden derselben laufen und, nachdem sie dort einige Augenblicke die in einem Boote Vorüberfahrenden betrachtet und mit einem mißtönenden Geschrei begrüßt haben, schnell in den Schatten zurückkehren und von anderen derselben Art ersetzt werden. Die Wurzeln des Baobab gewähren einer Menge von Eichhörnchen, die in ihren Zwischenräumen spielen, einen Aufenthalt, und sein Stamm ist mit Eidechsen von den glänzendsten Farben besetzt, die auf die Insekten lauern, welche in Myriaden umherschwärmen und die Luft mit einem unaufhörlichen und wohlklingenden Gesumme erfüllen. Alligatoren liegen, sich sonnend, auf den Untiefen in der Mitte des Flusses, und verbreiten, wenn sie, durch die Annäherung eines Bootes aufgeschreckt, untertauchen und träge davonschwimmen, weit umher einen Moschusgeruch. Das Krachen der Zweige, welches man hin und wieder im Innern des Waldes hört, verkündet den Marsch einer Elephanten-Heerde, und in den verschiedenen kleinen Buchten und Einschnitten der Ufer des Flusses sieht man die Flamingo's paarweise stehen und ihre scharlachfarbenen Flügel mit Wasser besprengen, während andere Vögel, ihnen gleich an Schönheit, aber noch schüchterner und einsamer lebend, zwischen den Gebüschen flattern oder ihre Nähe nur durch ihren Gesang oder das Fremdartige ihrer Töne kundgeben."

Herodot erwähnt einer eigenthümlichen Art des Handels, welche zu einer sehr frühen Zeit bei einem Volke in der Nähe des Senegal üblich war, und Howison gedenkt in der folgenden Stelle seines Werks einer Autorität, die unserer Zeit näher liegt und die Wahrheit der Angabe jenes Schriftstellers bestätigt.

„Die früheste Nachricht, welche wir, nach Herodot, über diese eigenthümliche Art, Handel zu treiben, erhalten haben, findet sich in der Beschreibung der Reise des Venezianers Cadamosto, der im Jahre 1455 die Westküste von Afrika besuchte*). Man erzählte ihm, daß die Neger von Melli jährlich eine Quantität Salz, um es zu verkaufen, an das Ufer eines großen Süßwasser-Sees im Innern des Landes brächten. Nach ihrer Ankunft daselbst legt jeder Kaufmann seinen Antheil Salz, mit einem besonderen Zeichen versehen, nieder; dann zieht sich die ganze Gesellschaft bis auf die Entfernung einer halben Tagereise zurück um den Käufern zu gestatten, (in Booten oder Kanoes) heranzukommen und das Salz zu untersuchen; denn dies Volk verbirgt sich sorgfältig vor dem Anblick anderer Menschen, und würde niemals wagen, seine Schlupfwinkel zu verlassen, bis es sich überzeugt hat, daß sämmtliche Fremde abgereist sind. Sie legen dann zu jedem Antheil Salz so viel Goldstaub, als sie dem Werthe des ersteren für angemessen erachten, und ziehen sich schweigend und vorsichtig zurück. Am Abend kommen die Kaufleute aus Melli wieder, und sind sie zufrieden mit dem für das Salz gebotenen Preise, so nehmen sie das Gold und lassen das Salz zurück; scheint ihnen jedoch die Quantität zu gering, so lassen sie Alles, wie sie es gefunden und ziehen sich wieder zurück. Die unsichtbaren Handelsleute kommen dann zum zweiten Male, und fügen entweder noch mehr Gold hinzu, oder nehmen Alles hinweg und lassen das Salz liegen, wenn es ihnen zu hoch im Preise zu seyn scheint. Dies Handels-System bestand mehrere Jahre; aber die Kaufleute aus Melli wurden endlich doch begierig, diese mysteriösen Handelsleute ein Mal zu sehen, und wandten einen Kunstgriff an, um einige von ihnen zu fangen. In dieser Absicht gruben sie an der Seite des Sees Löcher, worin sie sich verbargen, bis die Gegenstände ihrer Neugier erschienen; dann stürzten sie hervor, umringten sie und ergriffen vier, von denen sie drei sogleich in Freiheit setzten, den vierten aber zur Untersuchung zurückbehielten. Sie redeten ihn in verschiedenen Sprachen an, allein er verharrte in einem hartnäckigen Stillschweigen, verschmähete alle Nahrungsmittel und starb in wenigen Tagen. Er war von schwarzer Farbe, groß und gut gebaut, aber seine Unterlippe war unmäßig dick und hing bis unter das Kinn herab, sie war roth und entzündet. Hieraus schlossen die Kaufleute aus Melli, daß alle Landsleute dieses Gefangenen mit einer ähnlichen Verunstaltung versehen seyen, und daß sie eines beständigen Salzvorrathes bedürften, um ihre Unterlippen vor der Fäulniß zu bewahren, während die Scheußlichkeit ihres Anblicks sie abhielt, selbst zu dem nothwendigen Zwecke des Handels, vor Fremden zu erscheinen."

Diese seltsame Erzählung wird durch Windhus, der im Jahre 1786 die Britische Gesandtschaft nach Marocco begleitete, so wie durch Shaw**), der einer noch späteren Zeit angehört, bestätigt, so daß es wahrscheinlich wird, daß diese eigenthümliche Art des Tauschhandels noch jetzt üblich, und nicht auf die Stämme an den Ufern des Senegal beschränkt ist.

Erfüllt uns die Mannigfaltigkeit der Scenen im westlichen Afrika mit Erstaunen, so finden wir einen schneidenden Kontrast in der Oede, welche auf den südlichen Ebenen dieses Erdtheils ruht. Howison äußert sich hierüber folgendermaßen:

„Die günstige Lage Süd-Afrika's in Hinsicht seiner geographischen Breite, und die Mannigfaltigkeit der Oberfläche, welche seine Landschaft darbietet, müßten es zu einer der fruchtbarsten und hochbegabtesten Gegenden der Welt machen; allein, so wie der Reisende weiter in das Innere vordringt, so forscht er vergebens nach diesen Charakte-

*) Aloiso da Cadamosto, ein Venetianischer Patrizier, ging im Jahre 1455 von Lissabon auf Entdeckungen aus. Er fand zuerst die Capverdischen Inseln (Inseln des grünen Vorgebirges), umschiffte sie und fand die Mündung des Senegal. Darauf kehrte er nach Lissabon zurück und schickte die erste Nachricht von seiner Reise nach Venedig. Im Jahre 1456 setzte er seine Entdeckungen fort und fand den Gambia-Strom und den Rio Grande, und hatte den Ruhm, der erste Venezianer zu seyn, der außerhalb der Straße von Gibraltar schiffte. Nach seiner Rückkehr hielt er sich theils in Portugal, theils in Venedig auf. Er schrieb zuerst unter den Portugiesischen Seefahrern einen ordentlichen Reisebericht, sein Tagebuch ist das einzig vorhandene aus der ersten Zeit der West-Afrikanischen Entdeckungen und ist im Venezianischen Dialekte geschrieben. Es wurde 1507 in Vicenza gedruckt unter dem Titel: Aloyso da Cadamosto el libro de la prima navigazione per oceano a le terre de nigri de la Bassa Aethiopia per commandamento del illustre Signor Infante Don Hurich de Portogallo. 4. In Vicentia. 1507. — Hierin waren auch die früheren Reisen der Venezianer enthalten und im Jahre 1508 erschien bereits in Nürnberg eine Deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Unbekannte Leute und eine newe Welt, in kurz vergangene Zeithen erfunden. Nürnberg. 1508. Fol.

**) Thomas Shaw, Prediger der Englischen Niederlassung zu Algier, lieferte die ersten Materialien zur Geographie der Nord-Afrikanischen Länder, die Resultate seines 12jährigen Forschens.

ern, und, erstaunt und verwirrt über die ihn umgebene Oede, sucht er die Ursache der Leblosigkeit der Natur gegen ein so ausgedehntes Land zu entdecken, und fragt sich, ob es immer in diesem Zustande gewesen, worin es sich ihm darstellt. Reihen von Bergen, entblößt von Erde und von tiefen Furchen durchschnitten — ihre Gipfel durch die Einwirkung der Elemente fantastisch gebildet, und ihre Abhänge zu ungeheuren Bassins ausgehöhlt — dazwischen Ebenen, überdeckt mit dem Detritus der Sandstein-Formationen und mit Blöcken derselben Felsart, nur zerstreute Büsche, schlechtes Gras und bittere ungenießbare Pflanzen — breite Kanäle von Bergströmen und tiefe Fluß-Betten, die völlig trocken sind, oder nur weit von einander liegende Pfühle salzigen Wassers darbieten — dies sind die großen und vornehmsten Züge eines unermeßlichen Länder-Gebiets des südlichen Afrika's. Aber dieser Schauplatz der Unfruchtbarkeit und Wüste, die den antarktischen Regionen angehören sollten, erfreut sich eines günstigen und milden Klimas, und trägt keine Spuren, daß er jemals Erdbeben oder das verwüstende Feuer der Vulkane oder die Wuth der Orkane erfahren habe! Und vielleicht ist in keinem Theile der Welt ein solcher Kontrast zwischen dem Himmel und der Erde unter ihm — jener ist heiter, mild und glänzend, diese wild, baumlos und furchtbar wüst. Süd-Afrika scheint ein ausgesogenes und ausgedörrtes Land zu seyn. Seine Berge, ohne Dammerde oder Grün, sind Gerippen ähnlich, und seine wasserlosen Ebenen, unfähig, dem Vegetations-Prozeß die nöthige Nahrung darzubieten, gleichen einem thierischen Körper, in welchem die Circulation des Blutes in Folge von Krankheit oder Erschöpfung aufgehört hat. Da die Ebenen Süd-Afrika's mit den Trümmern ihrer eigenen Berge überdeckt sind, dürfen wir nicht annehmen, daß sie, ehe dies stattfand, so fruchtbar und volkreich waren, als sie jetzt unfruchtbar und öde sind, und daß das Land in sich selbst die Ursache seiner Verwüstung erzeugte, wie es der Fall ist mit Aegypten, wo die fruchtbaren Ufer des Nils fortdauernd von dem Eingreifen des Sandes der benachbarten Wüste mehr eingeengt werden; und diese Veränderung war schon vor dreitausend Jahren wirksam; denn wenn die Priester von Memphis in ihren mythologischen Allegorieen den Typhon darstellten, wie er in das Bett der Isis einzudringen versuchte, so wollten sie damit nichts bezeichnen, als daß der Sand Libyens allmälig gegen die Ufer des Nils hingetrieben, und sie überdecken und ihre Fruchtbarkeit zerstören werde, wie dies auch seitdem theilweise sich bewährt hat."

Folgen wir dem Verfasser nach Indien, so finden wir eine deutliche Schilderung des Eindrucks, welchen der erste Anblick der Landschaft des Ostens auf das Gemüth des Fremden hervorbringt, verbunden mit einer kurzen Darstellung desselben Eindrucks, gemildert durch die Zeit und die Gewöhnung an Gegenstände, die anfangs so ungewöhnlich und überraschend erschienen.

„Ein Europäischer Reisender, der zum ersten Male die fruchtbaren und gesegneten Regionen der heißen Zone besucht, wird geblendet und bezaubert durch den Glanz der Farben und die Mannigfaltigkeit der Formen, welche die animalische und vegetabilische Natur hier annehmen. Er betrachtet abwechselnd den Himmel, die Erde und den Ocean, und ist ungewiß, was am meisten Bewunderung verdient, ob die Heiterkeit des ersteren, oder der Reichthum und das bunte Ansehen der zweiten, oder die Ruhe und glänzende Ausdehnung des letzteren. Während des Tages wird seine Aufmerksamkeit gefesselt durch die gigantischen Palmbäume, welche er in Gruppen dicht am Meeres-Gestade, oder einzeln weit über die Wälder im Innern des Landes sich erheben sieht — durch die Bananen, deren lange und herabhangende Blätter von einem lebhaften Grün, gleich Wimpeln, im Winde flattern — durch den stattlichen Mangobaum, mit dunkelem und dichtem Laube und goldenen Früchten — durch die blattlosen Euphorbien, mit dickem, kurzem und stacheligem Stamm, der sich einen oder zwei Fuß über den Boden erhebt und regelmäßig gekrümmte und divergirende Zweige, wie die Arme eines Kandelabers, aussendet — und durch die verschiedenen Arten der Lianen oder Schlingpflanzen, die von den Zweigen der Bäume gleich Festons herabhängen, oder, einander durchkreuzend, zwischen den benachbarten Stämmen eine Art Netzwerk bilden. Kaum hat die Nacht die vegetabilische Schöpfung in Dunkel gehüllt, so beleben Myriaden von Leuchtwürmern die Scene, während der Ocean, gleichsam eifersüchtig auf ihre Schönheit und ihren Glanz, sich mit leuchtenden Punkten und Streifen bedeckt. An dem wolkenlosen Himmel erblickt man die funkelnden und glänzenden Sternbilder der nördlichen und südlichen Hemisphäre, und in kurzen Zeiträumen erscheinen Sternschnuppen, um ihre Bahnen durch die entferntesten Regionen des Himmels zu ziehen. Nach einem Aufenthalte von wenigen Jahren innerhalb der Tropen verlieren jedoch Scenen dieser Art ihr Interesse und werden mit Gleichgültigkeit, sogar mit Mißfallen betrachtet. Das Schwanken der Palmen-Gipfel nimmt einen melancholischen Charakter an, und das monotone Brausen der Brandung erzeugt Niedergeschlagenheit und Verzweiflung. Der jährliche Eintritt des Regens, zu einer Zeit, wo die ausgedörrte Erde keinen Grashalm mehr zu ernähren vermag und das Laub der Bäume mit Staub bedeckt ist, wird nur, insofern er die Temperatur erniedrigt, nicht aber, weil er das Zeichen zum Wieder-Erwachen des Pflanzenlebens und des Schmuckes der Erde ist, als eine Wohlthat betrachtet. Jene Empfindungen von „Frühlings-Wonne und Freude" und die Heiterkeit des Geistes, welche in gemäßigten Zonen gewisse Natur-Scenen in dem Gemüthe des Europäers hervorzurufen pflegen, sind ihm in der heißen Zone unbekannt; das glänzende und imponirende Bild desselben vermag nicht, sich dem Herzen zu nähern, oder jene geheimen Beziehungen, die zwischen der menschlichen Seele und den edleren Formen der leblosen Natur bestehen, zu erwecken."

Eine kurze Schilderung des häuslichen Lebens der Hindu's ist charakteristisch für Howison's Liebe zu der ursprünglichen Natur. „Da die Hindu's", sagt der Verfasser, „ein sanftes, friedliches Volk von leichtem Temperamente sind, so leben sie in großer Einigkeit, und die Straßen ihrer Städte und Dörfer zeigen selten die Scenen von Streit und gesellschaftlichen Störungen. Sie erfüllen die gegenseitigen Pflichten des Lebens mit ziemlicher Pünktlichkeit, und sind von Natur gütig und nachsichtig gegen einander und immer bereit, Gastfreundschaft zu üben, selbst wenn ihre Armuth sie entschuldigen könnte. Ihr häusliches Leben, insofern es die Ehe betrifft, hat wenig Empfehlendes; vornehmlich in den höheren Ständen, wo die Sitte der Polygamie und die sie begleitende Erniedrigung des weiblichen Charakters täglich auf die eine oder auf die andere Weise mehr oder weniger zerstörend auf den Frieden und das Glück der Familien wirkt. In Hindustan sind die Frauen der untersten Klassen die glücklichsten, weil ihre Männer nur eine Frau haben können, und weil diese an der Arbeit zur Unterhaltung der Familie Theil nehmen muß, so genießt sie die Freiheit, umherzugehen und mit ihren Nachbarn beiderlei Geschlechts Umgang zu haben — während die Etiquette der Hindu's den Frauen der höheren Stände jede Beschäftigung verbietet. Die Frauen der Künstler, Handwerker und Tagelöhner erscheinen öffentlich auf den Straßen, wie dies in Europa der Fall ist, und da die häuslichen Angelegenheiten ausschließlich unter ihrer Leitung stehen, so erlangen sie dadurch in den Augen ihrer Männer einen Grad von Unabhängigkeit und Wichtigkeit, der ihnen Achtung und gütige Behandlung zu Hause sichert. Viele der ärmeren Hindu's sind sehr glücklich verheirathet und lieben ihre Gefährtinnen mit heftiger und dauernder Neigung — ein ungewöhnlicher Umstand unter den reichen Polygamisten, in deren Wohnungen sich eine beständige Theilung der Interessen statt einer Vereinigung des Mitgefühls zeigt."

In diesem Theile des Werkes ist der Verfasser ein wenig streng in seinen Bemerkungen über die in Indien lebenden Briten. Die hierher gehörige Stelle ist kurz.

„Die Briten leben in Indien durchaus in derselben Weise, wie in ihrer Heimath, und der Einfluß eines heißen Klimas hat keine erwähnenswerthe Veränderung darin hervorgebracht. Da alle die Aussicht haben, nach einer längeren oder kürzeren Dienstzeit nach Hause zurückzukehren, so betrachten sie sich als Fremde in Indien, selbst wenn sie ihr halbes Leben daselbst zugebracht haben; und diese Ansicht, verbunden mit dem häufigen Wechsel ihres Aufenthaltes, wozu sie verpflichtet sind, verhindert sie, sich dem Lande und seinen Bewohnern anzuschließen oder eine besondere Anhänglichkeit für irgend eine besondere Stelle zu fühlen. Vergleichungsweise wenige von den Civil- oder Militair-Beamten der Compagnie finden Vergnügen daran, die Geschichte, den Charakter und die Gesetze des Volkes, unter dem sie leben, zu studiren, und Hunderte von ihnen, die eine lange Reihe von Jahren in Hindustan zubrachten, besitzen eben so wenig gründliche Kenntniß von seinen Eingebornen, wie die Masse des Volks in England."

Dies ist ein ungerechter Vorwurf. Die Zahl der Schriften, welche seit Kurzem von Britischen in Indien stationirten Beamten herausgegeben worden sind, scheint einigermaßen den Vorwurf der Unwissenheit, welchen Howison ihnen so unbedingt macht, aufzuheben, und obgleich nicht zu leugnen ist, daß die Zahl der Autoren gegen die große Menge der in dem Dienste beschäftigten Personen nur sehr gering ist, so hat sich doch in den letzten Jahren ein außerordentlicher Eifer in dem Studium der orientalischen Sprachen und der Sitten und Gebräuche der Hindu's kundgegeben und in weniger als einem halben Jahrhundert werden die im Osten lebenden Briten hinreichend im Stande seyn, dies weite Feld anzubauen.

Bibliographie.

Book of elegance. — Book of gentility. — Book of health. — Jedes 1½ Sh.

New System of permanent fortification. (Neues Fortifications-System.) Von Bordwine. 4. 21 Sh.

Visit to the principal vineyards of Spain and France. (Die Weinberge in Spanien und Frankreich.) 4 Sh.

The court of Sigismund Augustus. (Sigismund August's Hof.) Historischer Roman in 3 Bdn. 31½ Sh.

Sketches. (Skizzen.) Von Mrs. Sigourney. 5 Sh.

Economical cookery. (Die ökonomische Küche.) Von Mrs. Rich. 1 Sh.

Statistics of the United States. (Statistik der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.) Von Th. J. Tredway. 2½ Sh. Mit Karte 3½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Barbier von Sevilla — in Sevilla. Als ich (erzählt Waller in den Andalusian sketches) zu Sevilla das Theater besuchte, wurde Rossini's Barbiere di Sevilla zum Erstenmal als Barbero de Sevilla, d. h. in Spanischer Sprache aufgeführt. Das Orchester war vortrefflich besetzt, aber die Sänger erhoben sich nicht über die Mittelmäßigkeit, Figaro allein ausgenommen, der in jeder Hinsicht meisterlich sang und spielte. Im Verlaufe der Oper machte das Publikum seinem Enthusiasmus durch lautes, fast betäubendes Beifallrufen Luft. Die Damen winkten mit ihren Schärpen, ihren Fächern, ihren großen blitzenden Augen Beifall. Am Ende der Oper war der Spektakel fürchterlich, und Einige, die den Komponisten für einen Spanier und ihren Mitbürger hielten, riefen mit Ungestüm: „Rossini! Rossini!" Diese rauschende Freude war um so auffallender, als es im Spanischen Theater gemeinhin sehr ruhig herzugehen pflegt, und höchstens ein trockenes biederes „bueno" (gut!) gehört wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Montag den 15. September 1834.

Schweden.

Die schöne Dalecarlin.

Eine Scene aus dem Leben in Stockholm. 1834.

Vor mehreren Jahren kam aus der Provinz Dalecarlien eine junge Bäuerin (auf Schwedisch Kulla genannt) nach Stockholm, um in der Hauptstadt Arbeit zu suchen. Das Eintreffen dieser Bauern und Bäuerinnen aus Dalecarlien findet gewöhnlich mit dem Beginn des Frühlings statt, weshalb man ihnen den Beinamen der Nordischen Schwalben gegeben hat. Sie langen zu jener Jahreszeit in Masse in der Stadt und Umgegend an, um bei den Gärtnern, bei Bauten und sonstigen öffentlichen Arbeiten ihr Unterkommen zu finden. Mit dem Ende des Herbstes kehren sie nach ihrer Heimath wieder zurück und leben dann in dem nördlichen Klima ihrer Provinz den Winter hindurch von den Ersparnissen, die sie den Sommer über gemacht haben. Diese Menschen sind gern gesehen und finden ein leichtes Unterkommen, weil sie sich durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe vor allen übrigen Arbeitern der Hauptstadt auszeichnen.

Die junge Bäuerin, von der im Eingange dieses Kapitels die Rede ist, fand mit mehreren ihrer weiblichen Kameraden sogleich nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt, bei dem Neubau eines ansehnlichen Privathauses, Beschäftigung. Hier lebte sie längere Zeit still und unbemerkt, nur die schwere Arbeit eines Handlangers verrichtend, und Wenige bemerkten hier, mit welchen äußeren Reizen die Natur diese schlichte Bäuerin begabt hatte. Doch nicht immer sollte eine solche Schönheit verborgen bleiben. Es waren zwei Jahre vergangen, als der Eigenthümer, bei dem die Kulla im Dienst stand, denn wahrscheinlich war ihm ihr schönes Aussehen nicht entgangen und er dachte, davon vielleicht Vortheil ziehen zu können, ihr auftrug, von seinem unfern der Stadt gelegenen Gute von nun an die Milch nach dem Markte zu fahren und sie dort feil zu bieten.

Karin Eredotter — dies ist der Name der schönen Kulla — erschien somit eines Morgens mit der bescheidenen Equipage eines Milchkarrens auf dem sehr besuchten Marktplatze der inneren Stadt Stockholms, um ihre Waare daselbst abzusetzen. Kaum aber dort angelangt, wird sie von mehreren vorübergehenden Männern bemerkt. Man glaubte, eine Fee, verkleidet als Milchmädchen, zu sehen, doch leider in dem so höchst unvortheilhaften Kostüm einer Bäuerin aus Dalecarlien. Man bleibt stehen, lorgnettirt, nähert sich und redet die Schöne an; jeder will sich überzeugen, ob sie wirklich ein menschliches Wesen sey; der Haufe vermehrt sich und wird immer ungestümer; dem Mädchen wird endlich bange, sie peitscht ihren Pegasus an und entfliebt auf ihrem Milchkarren aus dem Kreise der staunenden Gaffer. Die Menge bleibt noch eine Zeitlang stehen und jeder fragt sich, ob es eine himmlische Erscheinung gewesen, die er gesehen.

Mehrere Tage vergingen und die Schöne kehrte nicht wieder. Die junge Bäuerin hatte sich nämlich geweigert, von Neuem mit der Milch nach der Stadt zu fahren; aber der gewinnsüchtige Hausherr befahl und drohete; der Armen blieb daher nichts übrig, als zu gehorchen. Kaum ist sie indessen auf dem Marktplatze wieder angelangt, so erneuert sich dieselbe Scene, wie beim ersten Male ihres Erscheinens. Die Kulla ist stets umringt von einem Schwarm von Enthusiasten; ihre Milch ist in einem Nu verkauft und ihr hundertfach bezahlt. So geht es jeden Morgen, wo sie sich auf dem Marktplatz sehen läßt. Die Männer scheinen wirklich wie von einem Schwindel ergriffen, sobald sie das reizende Milchmädchen gewahrten; jeder will einen Blick ihrer schönen Augen auf sich gezogen, mit ihr gesprochen, von der Milch, die sie feil bietet, getrunken haben. Das Mädchen wußte zuletzt weder aus noch ein; ihr schwindelte vor allen Huldigungen und Schmeicheleien, die ihr dargebracht wurden, und mit Dank vernahm sie daher den Ausspruch der gestrengen Stadtpolizei, die ihr ferneres Erscheinen auf dem Marktplatz untersagte. Wirklich war die öffentliche Ordnung durch den Zusammenlauf einer so zahlreichen Menschenmasse, die alle zugleich die reizende Bäuerin sehen und bewundern wollten, mehrere Mal gestört worden.

Wie ein Lauffeuer hatte sich natürlich das Gerücht von dem Daseyn des schönen Milchmädchens in der ganzen Stadt verbreitet. Der Ruf ihrer Schönheit war ins Tausendfache vergrößert worden. Alles wollte sie sehen, sie sprechen und in den seelenvollen Blicken ihrer großen schönen Augen sich weiden. Man vergaß alles Andere, und nur die schöne Kulla war das Stadt- und Theegespräch. Alle Maler und Kupferstecher waren in Bewegung, das Portrait der allgemein Bewunderten anzufertigen.

Allein, wo sie jetzt sehen, wie zu ihr gelangen? Freilich war dies schwer, doch hätte sie sich auch in den tiefsten Abgrund der Erde, oder wer weiß wo verborgen, sie würde ausfindig gemacht worden seyn. Oeffentlich durfte sie sich indessen nicht mehr sehen lassen, um die Sicherheit und Ruhe der Stadt nicht von Neuem zu stören; man fiel daher auf die Idee, sie zu sich in die Behausung einladen zu lassen. Die höheren Familien der Stadt machten damit den Anfang, und diese Art, die Schöne ansichtig zu werden, wurde darauf so Sitte, daß die reizende Kulla während des letztverflossenen Winters nichts weiter thun konnte, als sich ankleiden und in Gesellschaft begeben, um dort angestaunt und bewundert zu werden. Den Bäuerinnen aus Dalecarlien fehlt es gewöhnlich nicht an natürlichem Verstand; die Natur hatte auch in dieser Hinsicht die Kulla begünstigt. Um so mehr erregten ihre natürlichen Antworten im Verein mit dem lieblichen Aeußeren, die größte und allgemeinste Bewunderung.

Doch der Leser möchte wohl auch wissen, wie denn eigentlich diese Nordische Bauern-Schönheit aussah? Nun, so möge er sich denn ein junges Mädchen denken, von ungefähr 19 Jahren, mit einem lieblichen ovalen Angesicht, schwarzem Haar, schöner Stirn, mit dunkelblauen schmachtenden Augen, fein geformter Nase, einen Mund mit Zähnen wie Perlen; die ganze Form des schlanken Körpers fein und zart, von schmaler Taille, mit kleinen und zierlichen Händen und Füßen. Doch welch' ein Kostüm verunstaltete dieses, ohne Uebertreibung, in allen Ländern schön zu nennende weibliche Wesen! Eine platt anliegende weiße und gelbe Mütze diente ihr zur Kopfbekleidung, eine dicke kurze Schaafpelz-Jacke umschloß die schlanke Taille und ein schwarzwollener kurzer Rock, rothe Strümpfe und grobe Kommiß-Schuhe mit hohen Hacken, die in der Mitte der Sohlen sitzen, wie man sie zu den Zeiten Ludwig's XIV. trug, — verunzierten den schönen Gliederbau der reizenden Kulla. Frage nun, lieber Leser, ob zu einem solchen Kostüme nicht eine ausgezeichnete Schönheit gehört, um einer so allgemeinen Bewunderung werth zu erscheinen.

Alle Huldigungen, welche so vielfältig der jungen Dalecarlin bei jeder Gelegenheit von Alt und Jung, Groß und Klein dargebracht wurden, machten indessen wenig Eindruck auf sie; treu ihren Sitten und herkömmlichen Gebräuchen widerstand sie allen Lockungen, und ihr Herz hing mit unveränderlicher Ergebenheit an ihrem in ihrer Heimath, der Gemeinde Leckfand, zurückgelassenen Fästman (Bräutigam); nur der Klang des Geldes schien ihr nicht ganz unangenehm, und daß sie dessen, obgleich in allen Ehren, in Masse erhielt, braucht wohl nicht erst angeführt zu werden.

Um ihren getreuen Hans (so hieß der Fästman) in dem heimathlichen Lande nicht länger noch warten zu lassen, beschloß endlich die schöne Kulla, allen ferneren Huldigungen in der Hauptstadt zu entsagen und mit dem Frühling die Reise nach Hause anzutreten. Kaum war dieser ihr Entschluß bekannt geworden, als Alles sich beeilte, noch die Schöne auf kurze Zeit zu besitzen, und von einem Gesellschaftskreis in den anderen wurde die Grazie geführt, um angestaunt und bewundert zu werden. Selbst der Hof ließ sich herab, die schöne Kulla zu betrachten, und reichlich beschenkt, kehrte sie aus der Königlichen Wohnung zurück.

An Andenken und Gedichten zur Feier der Schönen fehlte es auch nicht. In einer Gesellschaft, wo man ihr eine Bibel, prachtvoll eingebunden, schenkte, schrieb die Hausfrau folgenden Vers, der hier nebst der wörtlich Deutschen Uebersetzung folgt, hinein:

Fortfar att med stilla dygder	Magst Du stets durch stille Tugend
Gods menskors lof förtjena;	Guter Menschen Lob verdienen;
Återvänd med seder rena	Kehre heim voll Sitten-Reinheit
Lika glad till dina dygder!	Fröhlich nach dem Land der Deinen!
Och då berg och dalar skalla	Und wenn Berg und Thal erschallen
Af der vackra Kullans sånger	Von der schönen-Kulla Liedern
Säkert skall då många gånger	Sicher wirst Du dann auch oftmals
Karin! tänka på oß alla.	Carin! denken an uns Alle!

Der Abschiedstag kam endlich heran. Ein Dampfschiff sollte die schöne Dalkulla (Bäuerin aus Dalecarlien) aufnehmen und sie der Heimath entgegenführen. Tausende hatten sich versammelt, ihr ein Lebewohl, eine glückliche Reise und ein baldiges Wiederkommen zuzurufen. Das Dampfschiff, belastet mit der schönsten Bürde, stieß endlich vom Ufer und durchschnitt die wogende Fluthen. Carin Eredotter stand und grüßte noch einmal die am Ufer versammelten Verehrer, und bald entschwand die Gefeierte den Blicken der Menge, in manchem Herzen die Sehnsucht zurücklassend, der Glückliche zu seyn, dem die Huldin mit Liebe entgegeneilte.

Angekommen in Westerås, einer Stadt am Mälar-See, von wo die schöne Dalkulla zu Lande die Reise weiter fortsetzen wollte, hatte

Fama schon die Ankunft der Nordischen Schönheit verkündet. Die ganze Stadt war auf den Beinen, die Hochgefeierte zu schauen. Mit Mühe konnte sie sich, obgleich begleitet von mehreren stämmigen Bauerburschen aus Dalecarlien, einen Weg bis zum Wirthshause bahnen, und hier nahm der Volkshaufe mit jedem Augenblicke so zu, daß man befürchtete, das Haus werde von der wogenden Menge erstürmt werden. Nur die heraubrechende Nacht konnte die Schöne von dem neugierigen Haufen befreien, und unter dem Schutz der Dunkelheit machte sie sich mit ihren Schätzen, die sie in der Hauptstadt auf ehrbare Weise gesammelt, auf den Weg, um dem getreuen Hans in die Arme zu eilen.

Doch wie das Schicksal oft sonderbar in seinen Fügungen erscheint, so auch hier. Die überall beinahe vergötterte Dalkulla, — obgleich weislich versehen mit einem testimonium virtuo, welches, wie man behauptet, von schönen und vornehmen Händen unterschrieben und in so schmeichelhaften als ehrbaren Ausdrücken abgefaßt war, wie wohl gewiß nie vor ihr eine Dalkulla eines erhalten und beim Eintritt in den Ehestand der reichen Mitgift beigelegt hatte, — wurde sie dennoch von dem geliebten Fästman mit kalten Blicken empfangen, und noch bis zu diesem Augenblick soll es der Nordischen Schönen nicht gelungen seyn, die erkalteten Gefühle des so heiß geliebten Hans wieder zu erwärmen und die Eisrinde seines Herzens zu schmelzen. Sonderbares Geschick! Tausende sah die Schöne zu ihren Füßen, ihr Huldigungen und Weihrauch streuend, beglückt, einen Blick ihrer seelenvollen Augen zu erhaschen, und den Reizen der so mächtig Wirkenden gelingt es nicht, das Herz eines armen Bauerburschen zu entflammen. Erkläre, wer es kann, die sonderbaren Fügungen hienieden!

Bibliographie.

Anteckningar under Resor i England, Frankrike och Nederländerna, åren 1825 till 1828. (Bemerkungen auf Reisen durch England, Frankreich und die Niederlande, in den Jahren 1825—1828.) Von dem Flotten-Capitain A. G. Carlsund. Erster Bd. Stockholm, 1834. [Beschäftigt sich vornehmlich mit Marine- und Kanal-Bauten ꝛc.]

Stockholms pittoreska Omgifningar. (Stockholms malerische Umgebungen.) Nach der Natur gezeichnet und in Paris lithographirt, von C. J. Billmark.

Jordbeskrifning. (Erdbeschreibung.) Von L. S. Platen.

Frankreich.

Erinnerungen, von Charles Nodier.

Réal.

Carrier und das Revolutions-Tribunal von Nantes.

Die Henker in Nantes waren müde geworden. Die Loire konnte die Leichen in ihren Fluthen nicht mehr fortschwemmen. Die öffentliche Meinung, wenn es noch eine gab, mochte sich gegen dies fürchterliche Blutbad empören, welches die edelsten Bürger innerhalb der Mauern der Stadt, die sie geboren, getroffen hatte. Wie dem auch sey, Carrier war zum ersten Mal in Verlegenheit gerathen, ob er hundertzweiunddreißig Köpfe noch solle herunterschlagen lassen, und hatte es für's Beste gehalten, sie dem Revolutions-Tribunal zu übermachen. Der Tod war indessen den Schlachtopfern schon vorausgeeilt, ihnen die Reise zu kürzen; in Aucenis sollten sie erschossen und in Angers ersäuft werden; allein die mit dieser Execution Beauftragten waren nicht entschlossen genug und vereitelten so seine Absicht. Die Hundertzweiunddreißig auf Karren gepackt, gebunden, die Häupter herabhängend, wie Thiere, die man zur Schlachtbank führt, wurden richtig nach Paris gebracht, wo denn vierundneunzig von ihnen ankamen; die übrigen achtundreißig starben unterwegs, wenn es nicht mehr waren, denn zwei oder drei Kinder, die während des Transports geboren wurden, schrieb man mit ihren Müttern in die Kerker-Register ein. Was ich hier erzähle, ist nicht etwa eine Episode und Erfindung, die Kannibalen-Geschichte noch schwärzer zu malen, sondern ist die Geschichte Frankreichs, die gedruckte, offiziell begründete Geschichte.

Mit diesem Ereigniß eröffnet sich die hehre Rednerbahn, von der Réal so schnell abtreten sollte. Die Angeklagten hatten das Recht, sich vertheidigen zu lassen, das ihnen ein frevelhaftes Gesetz genommen hatte, wieder erhalten. Réal wurde zum amtlichen Defensor ernannt, und wenig Prozesse haben jemals gerechter und rührender ihre Zuflucht zur Beredsamkeit genommen. Zur Ehre des Landes bot sie dem Advokaten nur die Gelegenheit eines ruhmlosen Erfolges ohne Schwierigkeiten dar. Zwischen dem Tage, an dem die Manter in den Anklagestand versetzt wurden, und dem Tage ihres Urtheils, hatte eine neue Aera für Frankreich begonnen. Robespierre war nicht mehr, und die Schaffotte der Schreckens-Herrschaft waren über ihn in Trümmer zusammengestürzt. Das wirkliche Volk, das gebildete, aus dem starren Entsetzen aufgeweckt, wollte Rache an den Mördern, die es in weniger als zwei Jahren um den zehnten Theil vermindert hatten; der Konvent, schon von der Stimme der Mitwelt gerichtet, wie ihn die Zukunft richten wird, schien seine entschwundene Gewalt nur noch behaupten zu wollen, um sich von aller verantwortlichen Gemeinschaft mit jenen Tyrannen loszusprechen und auf ihre Häupter alle die Greuel zu wälzen, die er willig mit angesehen und woran er Theil genommen; die Schlachtereien in der Vendée wurden allgemein verwünscht, und die Rednerbühne hallte wieder von den herrlichen Worten Legendre's, die ich anderwärts angeführt habe als das Muster einer Hyperbel, welche die Vernunft zuläßt, weil sie für den Gegenstand nicht zu übertrieben ist: „Die Matrosen wagen es nicht mehr, die Taufe unter der Linie vorzunehmen, aus Furcht, sich im Blute ihrer Aeltern und Kinder zu baden."

Als jene Unglücklichen vor das Gericht traten, um ihr Verdammungsurtheil zu empfangen, hatte sie die öffentliche Stimme schon freigesprochen; noch eben auf den Bänken der Verurtheilten, mitten unter einem Getümmel, das ihnen den Sieg versprach, saßen sie plötzlich als Ankläger darauf. Die Rollen waren gewechselt, die Gestalt der Dinge umgekehrt; man hätte glauben mögen, die Einrichtung des Gerichtssaals sey plötzlich verändert worden und die Richter säßen zum ersten Mal vor der Barre und die Angeklagten hinter derselben. Eine Veränderung, die nur zu oft bei politischen Prozessen von Rechtswegen stattfinden sollte.

Ich wiederhole es, die ehrenvollen Pflichten Réals waren sehr leicht zu erfüllen. Philippe Tronjolly, einer der Angeschuldigten, ein Mann von Verstand und Gemüth, und ein geschickter Redner, gab sich keine Mühe, sich zu vertheidigen, da die Zeit dies überflüssig gemacht; er trat vielmehr als Angreifender auf, und das Beil, unter das ihn Carrier gestoßen, wandte sich nun gegen Carrier selber.

Diese ersten Details, aus den Journalen der Zeit entlehnt, da ich in Person keine Anschauung davon gehabt, sollen hier nur als eine Art von Eingang dienen, da der Prozeß der Manter dem schönen Talent Réal's nicht Gelegenheit gegeben, sich in seinem wahren Glanze zu zeigen; sie bilden indeß die nothwendige Einleitung eines anderen Dramas, das seiner Beredtsamkeit größeren Raum gab. Ich habe schon gesagt, daß die Freisprechung Tronjolly's und seiner Mitangeschuldigten die Verurtheilung Carrier's und seines revolutionnairen Comité's mit sich führte. Was noch zu thun übrig war, schien nichts weiter als eine Formalität zu seyn, deren Vollziehung dem Henker anheimfiel. Die, welche Zeugen bei den ersten Verhandlungen gewesen waren, kamen auf die Bank der Angeklagten, und welche die Angeklagten gewesen waren in den ersten Verhandlungen, kamen auf die Bank der Zeugen. Réal allein war auf seinem Platze geblieben, um den Schuldigen eine schwierigere und den Muth mehr in Anspruch nehmende Hülfe zu leisten, als die, welche er den Unschuldigen dargeboten hatte; wunderliches Amt des Advokaten, dessen, fast möcht' ich sagen, göttliche Fürsorge sich keinem Unglück versagt, so daß auf ihn jenes Ciceronische Wort umgewandt kann: Ich bin ein Mensch, und Nichts Menschliches ist mir fremd!

Zum ersten Male, seit Verbrechen der Menschen vor Menschen-Gericht enthüllt worden, erblaßte das grauenvolle Verzeichniß der fürchterlichen Anklagen vor den noch viel grauenvolleren Thatsachen, die beim Verhör zum Vorschein kamen. Zum ersten Male kam es vor, daß die Gegenbeschuldigungen des gerechtesten Hasses, den das frische Blut der eben geschlagenen Wunden noch zu heißen Flammen anfachte, immer der Wahrheit zurückblieben. Keine Sprache, auch nicht die reichste an fürchterlichen Ausdrücken, ist im Stande, die Greuelthaten Carriers und des revolutionnairen Comité's von Nantes zu schildern. Der Diebstahl, der Meuchelmord, der Kindermord, die schmutzige Bosheit, die ihre Opfer besudelt, ehe sie ihnen den Todesstreich giebt, die rohe Entmenschung, die ihnen noch Schimpf anthut, wenn sie nicht mehr sind, alle empörende Zügellosigkeiten kannibalischer Wuth. Alles das hat seinen Namen; aber für die Greuel von Nantes mußten neue erfunden werden. An das Wörterbuch des revolutionnairen Comité's von Nantes hatte noch keine menschliche Seele gedacht; der Teufel hätte sich dazu entsetzt.

Es würde zu grausam seyn, wenn ich hiervon erzählen wollte. Wer Lust hat, mag sich auseinandersetzen, was ich nicht die Kraft habe zu schreiben, was eine republikanische Hochzeit hieß, was eine Taufe (Noyade) vermittelst des Klappschiffs war, eine bisher unbekannte Todesstrafe, welche die schamlose Laune des Comité's unter dem Namen des Bades zu verhüllen beliebte, und welche Carrier scherzweise die vertikale Deportation nannte.

Sämmtliche Verbrechen waren bis zur Evidenz erwiesen; alle waren eingestanden. Es hatte auch in der That seine Schwierigkeit gehabt, zehn oder zwölftausend Menschen (die genaue Zahl ist unerforschlich geblieben) bei hellem lichtem Tage zu morden, sie unter Qualen zu Martern, die schlimmer als der Tod waren, den Tod tausendfach einleiden zu lassen — ohne irgend eine andere Formalität, als die Vernichtung selber, und doch gar keine Spuren zurückzulassen von diesen thätigen Executionen. Wären auch alle Menschen verstummt, die Wellen der Loire hätten gesprochen. Es fuhr kein Schiffer auf ihr, der nicht mit seinem Ruder auf Leichen stieß, kein Fischer, dessen Netze nicht voll waren von verstümmelten Gliedern. Das ganze Vertheidigungs-System beruhte demnach auf heftigen Gegenbeschuldigungen, mit dem Zweck die Anklage von sich ab auf Andere zu wälzen; die unmittelbar handelnde Personen in diesem Trauerspiel gewesen waren, schoben die Schuld auf das revolutionnaire Comité, und dieses auf Carrier, durch den Mund Réals. Carrier berief sich auf den National-Konvent, dieser auf den Wohlfahrts-Ausschuß, durch den Mund Lecointres; der Wohlfahrts-Ausschuß berief sich auf den souverainen Willen des Volkes; und dies war in der That der unselige Schreckenszirkel, innerhalb dessen sich die Geschichte dieser beklagenswerthen Republik verlaufen hatte — die man uns noch heut zu Tage als einen Gegenstand der Hoffnung und als eine Regierung des Fortschrittes darzustellen wagt!

Der Konvent hielt es für das Zweckmäßigste, diese Kette von Verhandlungen abzubrechen, und die Nothwendigkeit seiner eigenen Erhaltung brachte ihn dahin, einmal einstimmig über einen Mitschuldigen das Urtheil zu sprechen. Unter fünfhundert Stimmen waren nur zwei, die eine leichte Milderung enthielten, Bourdettes und Bernard's de Saintes. Collot d'Herbois, Barrère und Billaud-Varennes, die so lange die Greuelthaten ihres Emissairs die Augen zugedrückt, ihm vielleicht die Befehle dazu ertheilt hatten, ließen ihm keine Nachsicht angedeihen — trotz dem, daß sie doch schon nahe genug daran standen, es für sich selber in Anspruch nehmen zu müssen —; sie überantworteten ihn der Strafe mit demselben Gleichmuth, wie sie ihn zum Verbrechen ausgesandt hatten. Carrier konnte sie nicht verwerfen; sie waren seine natürlichen Richter und verurtheilten ihn.

Indem so das Haupt des revolutionnairen Comité's vom Rumpf

terstubl auf den Armensünderschemel herunterstieg, bewirkte Réal eine völlige Umwandlung in der Lage seiner Klienten. Bei alle dem gehörte sein Verstand dazu, aus diesem Triumph Vortheil zu ziehen, denn es blieben noch genug persönliche und Privat-Verbrechen auf dem Haupte eines Jeglichen haften, die alle die Rache der Gerechtigkeit aufriefen. Wir werden auf ihn zurückkommen, und wollen nur vorher noch einen Blick auf das Schauspiel werfen, welches der Sitzungssaal des Revolutions-Tribunals damals darbot.

Man weiß, aus welcher Klasse der Gesellschaft die Revolutions-Ausschüsse ihre Mitglieder zogen. Nicht aus der Klasse der rechtlichen, fleißigen und tüchtigen Handwerker geschah dies, die sich durch Geschicklichkeit und gute Sitten der allgemeinen Achtung werth gemacht. Die modernen Revolutionen, die immer den Vorzug der Fähigkeit im Munde führen, kommen jedesmal darauf hinaus, daß sie die Macht der unmoralischen Ränke- und parteisüchtigen Mittelmäßigkeit in die Hände spielen. Einige, welche früher Eigenthümer gewesen, aber durch Schlechtigkeit verarmt und von Wucherern geplündert waren; eine größere Anzahl junger Leute, allen Ausschweifungen hingegeben, welche die Seele zerrütten, durch wüste Leidenschaften um ihre Jugend betrogen, und von brennendem Durst gequält nach jenem neuen üppigeren Daseyn, was nur im Taumel zu finden, nur für Gold feil ist; endlich eine zahllose Menge nichtswürdigen, faulen, entarteten Pöbels, ohne Lust, ohne Geschicklichkeit für irgend eine Arbeit, die ihr Brod lieber mit Blut getränkt, als im leichten Schweiße ihres Angesichts essen mochte — aus diesen Elementen bestand im Allgemeinen das Personal jener zwanzigtausendköpfigen Diktatur, unter deren plündernden Händen Frankreich vor Schmerzen stöhnte, wie eine mit Sturm eroberte Stadt; aus solchen Leuten bestand im Besonderen das Personal des revolutionnairen Comité's von Nantes, eine scheußliche Auswahl der Wüthendsten und Verderbtesten aus der gemeinsten Hefe des Volks. Man mußte erst seines Entsetzens Meister werden, wenn man sie ansah, und erst den Ekel überwinden, um sie eine Zeit lang betrachten zu können.

Vier oder höchstens fünf unter den Angeklagten zeichneten sich übrigens doch durch einigermaßen menschliche Formen aus. Carrier war Prokurator, folglich doch von einzelnen Ideen gesetzlicher Verwaltung und Kultur beleckt. Man konnte dem größten Theil der Aussagen zufolge mit Sicherheit urtheilen, daß seine gewöhnliche Weise, zu sprechen, eben so gemein und nichtswürdig gewesen war, wie seine Sitten; indessen gab er sich Mühe, und das manchmal sehr sichtlich, vor dem Tribunal jene Redensarten aus der Wachtstube und gemeinen Häusern so viel wie möglich zu vermeiden, und dafür alte Fetzen aus der Römischen Geschichte und abgenutzte Redensarten von der geschmacklosesten Sorte, die er aus dem Journal de la Montagne und von der Tribune der Jakobiner gestohlen hatte, anzubringen. Der Notar Bachelier affektirte ein gehaltenes Wesen, kurze Antworten, gemessen, würdig, eindringliche Wendungen mit sanfter Stimme, und suchte sich gegen die Rechenschaft, die man von ihm forderte, hinter den wahren oder falschen Ruf von seiner Toleranz und Menschenliebe zu verschanzen. Chaux ließ der Wildheit seines Charakters in zornigen Ergüssen freien Lauf, welche selten gegen die Regeln des Korrekten verstießen, ja dann und wann sich zu einer Art von Beredtsamkeit erhoben. Goulin, dem Hauptanführer, der das Comité eigentlich zusammenhielt, fehlte es durchaus nicht an einer gewissen Stärke der Fähigkeiten und Bildung. Er sprach seine Ideen meistens mit kalter sicherer Klarheit aus, wußte sie logisch zu entwickeln und zu verbinden und mit Geschick darzustellen, obgleich sie nicht immer die Wirkung hervorbrachten, die er davon erwartet hatte. So suchte er zum Beispiel die Metzeleien von Nantes durch die Pariser Metzeleien zu rechtfertigen und sich und seine Mitschuldigen unter den Mantel der Ungestraftheit zu flüchten, der die Septembriseurs deckte.

Das Auditorium antwortete auf seine unkluge Wendung nur durch ein langes Gemurmel des Unwillens. Die Septembriseurer waren nicht mehr, oder hatten wenigstens ihre politische Meinung in Hoffnung auf andere Opfer, die sich denn auch als wohl begründet erwies, geändert.

Carrier's Vertheidigungsrede, äußerst bedeutend als historisches Dokument, weil sie bis zur Evidenz zeigt, daß die in der Vendée verübten Greuel die That der Regierungs-Ausschüsse waren, bestand übrigens nur aus den jämmerlichsten rednerischen Gemeinplätzen. Die stehende Phrase von den Lorbeern, die in Cypressen verwandelt worden, die seit drei Monaten in den Klubs und Zeitungen abgedroschen war, kam unaufhörlich darin vor; mit großem Gepränge spricht er von seinen Schlachten und Siegen, obgleich durch das Verhör als erwiesen feststand, daß sein Erscheinen auf dem Schlachtfelde und seine Flucht eins gewesen war, daß er der Armee das schmähliche Beispiel eines panischen Schreckens und der allgemeinen Verwirrung gegeben, und auf einem Pferde, das in der Eil kaum gesattelt werden konnte, ausgerissen war. Er vergleicht sich mit dem jungen Horatius, der seine Schwester tödtete; vergleicht die Priester mit dem Kardinal von Lothringen, der über Karl's IX. Flinte und die Dolche der Bartholomäus-Nacht den Segen gesprochen, ohne daran zu denken, daß dieses wunderliche Faktum nur auf Theater-Dichtungen beruht und von Kindern aus den untersten Klassen der Schule mit Gespött berichtigt werden könnte. Mit einem Wort, die ganze Rede wäre zum Lachen gewesen, wenn man nicht dabei geschaudert hätte. — Carrier hatte sich gegen die Kritik zu verwahren gewußt. Unwillen und Empörung retteten ihn vor dem Gelächter.

Réal war der Redner des Tages und sein Geschäft war nicht leicht. Er vertheidigte Goulin. Ueberzeugt, daß das Bestreben vergeblich seyn würde, Thatsachen, von denen eine ganze große Stadt Zeuge gewesen war, in minder gehässigem Lichte darzustellen, verbreitete er sich geschickt über die nicht minder abscheulichen Verbrechen, die jene hervorgerufen hatten; er beklagte das unwiderstehliche Mißgeschick bürgerlicher Kriege, welches Gemüther, die von Excessen noch so entfernt wären, dahin bringe, leidenschaftliche Feinde in Greueln zu überbieten, lediglich in dem Wahn, sie gerecht zu bestrafen; er erinnerte an die vielfältigen Epochen der Geschichte, wo über ähnliche Unthaten durch eine Amnestie ein Schleier geworfen, ja wo sie sogar seltsam genug, durch öffentliche Belohnungen geehrt oder durch religiöse Ansichten geheiligt worden; er blieb endlich bei dem Hauptmittel stehen, daß der National-Konvent so eben Carrier verurtheilt habe, und leitete aus diesem amtlich wichtigsten Beschluß den Beweis, daß die durch seine Untergebenen vollzogenen Hinrichtungen immer nur Handlungen des passiven Gehorsams gewesen wären. Welche Unabhängigkeit, welche Selbstständigkeit des freien Willens konnten die Beamten des Volks bewahren, unter dem unbeschränkten Befehl eines blutdürstigen Tyrannen, der nie anders unter ihnen erschien, als in den Anfällen seiner Wuth, den bloßen Säbel in der Hand, Drohungen und Flüche im Munde, Zorn und Grimm in den entstellten Zügen, und so nach Opfer schrie! Sie hätten vielleicht lieber den Tod wählen sollen als solche Dienstbarkeit, hätten die Erfüllung so scheußlicher Pflichten lieber anderen Mördern, die sich schon aus der Masse würden gefunden haben, überlassen sollen. In allen Pfützen von Nantes wären solche Stellvertreter zu finden gewesen. Allerdings. Aber was man von diesen Unglücklichen ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne Adel der Seele, fuhr Réal fort, verlangt, das ist die größte aller Tugenden des Menschen im Staate, die erhabene Aufopferung des Lebens, die letzte Probe des bürgerlichen Muthes, von denen die Reihe der Jahrhunderte ein Paar einzelne Beispiele darbietet, die zum Theil noch der Fabelwelt angehören. Gilt ein Recht unter den Völkern, das den Mangel an Heroismus, das Nichtvorhandenseyn desselben mit dem Tode bestraft? Gilt eins, das den unfreiwilligen Mord, den eine Hand von fremder Gewalt gezwungen unschuldig begeht, mit dem Tode bestraft? Der Arm, den man zum Stoße zwingt, ist nicht schuldiger, als das Messer. Gilt ein Recht, was den Mord, der mit kalter Gelassenheit vor dem versammelten Volke durch den ruhigen Arm der Justiz vollzogen wird, mit dem eigentlichen Mord in eine Kategorie setzt? Nein, unbedingt nein. Das Gesetz selber hat dafür gesorgt, hat ihn mit einem eigenen Namen bezeichnet und nennt ihn gesetzlichen Mord. Der Mord kann also auf gesetzliche Weise verübt werden, und von wie umfassender Art war nun das gesetzliche Ansehen, das Carrier's unbeugsamem Willen verliehen war, der nach der allgemeinen Meinung durch die bestimmten Ausdrücke seiner Vollmacht, über alle Gerichte und Gesetze gestellt worden?

Dies Argument wurde aber mit bei weitem größerer Gewandtheit und Talent geltend gemacht; indem ich es niederschreibe, bemerke ich, daß der Ausdruck nicht immer meinem Gedächtniß treu geblieben ist. Es war außerordentlich wohl gewählt und genügte allen Erfordernissen. Man konnte in der That zu Gunsten der Mitglieder des revolutionnairen Comité's von Nantes nichts Anderes als die Unverletzlichkeit des Scharfrichters in Anspruch nehmen.

Dennoch hatte Réal die Hoffnung nicht aufgegeben, einige Theilnahme für seine Beklagten zu gewinnen. Wenn er, um sie zu retten, den Ausweg ergriffen hatte, sie unter die Stufe der Menschheit zu stoßen, so fühlte er doch, daß er ihnen nie Nachsicht und Theilnahme erwirken könnte, wenn es ihm nicht gelänge, sie durch einige moralische Eigenschaften und edlere Regungen von den Tigern zu unterscheiden. Goulin war Secretair bei dem unglücklichen Philippeaux gewesen, der als der Erste vergeblich gegen die Aufwiegler der Provinzen seine Stimme erhob zu Schonung und Milde, und seine Hingebung mit dem Leben bezahlte. Diesen Umstand benutzte Réal zu einer Episode voller Gefühl und Leben, die kaum in den schönsten und begeistertsten Reden ihres Gleichen finden möchte: „Mir war eingefallen", sprach er, „die Wittwe Philippeaux's hier als Zeuge erscheinen zu lassen, aber das ehrfurchtsvolle Mitleid, das mir ihr Unglück einflößt, hat mich wieder davon abgebracht. Nein, Bürger! Goulin, und sollte sein eigenes Leben daran hängen, hat Philippeaux's Wittwe nicht zwingen wollen, diese traurige Bühne wiederzusehen, wo ihr Alles das Andenken an ein gräßliches Opfer erweckt. Denn saß dort nicht Danton, der Herkules der Freiheit? Dort nicht Camille Desmoulins, der geistreiche La Fontaine der Revolution, der ihr Tacitus hätte seyn können? Und dort der Fénelon, der Las-Casas der Vendée, der tugendhafte Philippeaux? Sey ruhig, Goulin, Du sollst die Seufzer seiner Frau nicht hören, nicht ihre Thränen sehen! Denke vielmehr an jene glorreichen Tage zurück, wo Du ihn in die Schlacht begleitetest und den Frieden mit errangst durch den Sieg! Erinnerst Du Dich noch, einmal, als ihr Euch auf der Brücke von Cé über die Mittel besprachtet, den schönen Landschaften, die der Krieg verheerte, ihre Ruhe und ihr Glück wiederzugeben, bekamt ihr ein Gewehrfeuer von den Banden, die hinter dem Gesträuch und den Bäumen versteckt lagen. Ihr beantwortet diesen feigen Angriff mit der Marseiller Hymne. O Goulin! wenn Du wieder über die Brücke von Cé gehst, vergiß nicht, zu Philippeaux's Andenken die Hymne des Dankes und der Freundschaft zu singen!" Ich erinnere mich nicht, wie diese rhetorische Figur heißt, vermittelst welcher der Redner das Resultat seiner Rede als sicher vorweg nehmen scheint, und es durch einen kecken Sprung in die Reihe der wirklichen Ereignisse versetzt, und ich habe es wahrscheinlich auch nie gewußt; aber ich glaube schwerlich, daß sie jemals mit größerer Kunst angewandt und mit mehr Sinn und Geschmack ausgeführt worden. Man fühlt es unmittelbar, wie glänzend der Erfolg seyn mußte.

Unter anderen rhetorischen Meisterstücken, die ich aus dieser schönen Rede anführen könnte, will ich nur eines anführen, das mir nicht minder trefflich erscheint und noch dramatischer ist. Ich habe erzählt, wie Réal die Erbitterung, die nur zu wohl begründet war, zu zerstreuen gesucht, indem er den Geist der Zuhörer auf sanftere Gedanken und natürlich milde Empfindungen hinlenkte. Goulin, der Wütherich Goulin, war noch nicht so weit über die Jahre der Jugend hinaus, daß nicht einzelne tugendhafte und rührende Momente von ihm in der Erinnerung der Leute gewesen wären. Aller dieser Details, so viel er nur

habhaft werden konnte, die ihm zu seinem Zwecke dienen konnten, bemächtigt er sich; er entwickelt sie, setzt sie ins gehörige Licht, thut ohne Zweifel manches hinzu, erfindet vielleicht welche — gleichviel; die Wirkung, die er hervorzubringen beabsichtigte, entsprach seiner Erwartung; die Zuhörer waren gewonnen, die Richter, die Beklagten selbst, deren Thränen zu ihrem eigenen Erstaunen fließen. Von der Bewegung, die er erregt, selbst mit fortgerissen, giebt er sich ihr hin, und mit gebrochener schluchzender Stimme vermag er kaum die Worte hervorzubringen: „Sein Kopf war überspannt, sein Eifer, seine Leidenschaft blind, seine Handlungen unbarmherzig, rasend, aber sein Herz war rein! Ich schwöre darauf, Goulin ist ein guter Mensch!" In demselben Moment springt einer der Angeklagten von seinem Sitze auf, außer sich — es ist Gallon, der aus den Untersuchungen rein hervorgegangen, und dessen Unschuld durch seinen Austritt aus dem Staatsdienst schon erwiesen war. Er schwimmt in Thränen, zittert, stammelt, und bricht endlich schluchzend in die Worte aus: „Goulin ist ein guter Mensch! er ist mein Freund, er ist ein Ehrenmann, er ist mein Freund! Seit neun Jahren kenne ich ihn; er hat mir meine Kinder erzogen: er ist ein Ehrenmann, er ist mein Freund! Tödtet mich, aber laßt ihn am Leben! Rettet, rettet Goulin!" Schon ist die Theilnahme allgemein und dringt bis zur Bank der Geschwornen. Man sieht wie sich einige von ihnen tief erschüttert umwenden, die Augen zu trocknen. „Bürger", ruft Réal mit der siegenden Stimme der Ueberzeugung, „sind das Blutmenschen?"

Wenn man nur allein die Schlechtigkeit der Menschen im Auge hat, die der Gegenstand dieser Scene waren, so wird man in dem Erzählten, allem Anschein nach, nichts weiter sehen, als eine geschickte theatralische Berechnung; aber, wie dem auch sey, man muß in Anschlag bringen, daß der Advokat hier auf eine wunderbare Weise durch den Dichter unterstützt wurde. Das ist der Hebel, der die Entwickelung bewirkte.

Die Freisprechung der Mitglieder des Revolutions-Ausschusses von Nantes schien von diesem Moment an so sicher, als die Verurtheilung Carrier's. Ihre Rettung gelang so vollkommen, daß sie Anstalten zu einem glänzenden Mahl bei dem ersten Restaurateur von Paris treffen ließen, während die Geschworenen sich noch berietben. Zwei Plätze an der Tafel wurden leer gelassen. Außer Carrier hatte das Gericht noch Pinard und Grandmaison zum Tode verurtheilt, deren Vertheidigung es nicht gelungen war, ihren Verbrechen einen milderen Anstrich zu geben. Grandmaison war überwiesen, bei allen Noyaden den Vorsitz geführt zu haben, und man hatte dies Ungeheuer gesehen, wie es mit seinem Säbel die zitternden Hände in Stücke hieb, die ihm die unglücklichen Frauen und die armen Kinder entgegenstreckten, über das schwanke Geländer der Brücke, in dem Augenblick, wo sie ersäuft werden sollten. Ebenfalls gegen Weiber, Kinder und schwache Greise hatte Pinard seine scheußliche Wuth ausgelassen. Dieser Mensch mit sechsundzwanzig Jahren, reif für Schandthaten, vor denen die Natur schaudert, marschirte hinter der republikanischen Armee her, wie der Engel des Todes, mit dem ihm seine kolossale Häßlichkeit, die Wildheit seiner Züge und die dunkele Farbe seiner Haut, unter der ein Afrikanisches Blut circulirte, eine phantastische Aehnlichkeit gaben. Sobald ein Dorf, gewöhnlich schon öde und verlassen, nachdem es zum Schlachtfeld gedient hatte, hinter dem Sieger zurückblieb, vernahm man Pinards Heulen, der, halbnackt, einen blutriefenden Säbel in der Hand, unter den Leichenhaufen umherging, um die etwanigen Spuren des Lebens auf den bleichen Stirnen und in den gebrochenen Augen zu erlauschen und die Verwundeten zu durchbohren. Dann drang er in die Häuser ein, metzelte den Kranken auf dem Siechbett nieder, die Waise in der Wiege, die junge Mutter über ihrem Kinde, und nahm mit kaltem Blute Alles weg, was seine Gier etwa reizen konnte — denn das war seine Erbschaft. Einen Moment später brach das Feuer mit einem Male auf zehn verschiedenen Punkten aus; mit Sturmes-Sausen und Gewalt lief die Flamme von Dach zu Dach, und bezeichnete ununterbrochen Pinard's Marsch; nie verließ er einen Ort eher, als bis Alles vernichtet war.

Carrier ging zum Tode, indem er seinen Patriotismus und seine Unschuld betheuerte. Pinard, der ihn vor ihm erleiden sollte, warf plötzlich mit einem gewaltigen Stoß die beiden Henkersknechte, die ihn geleiteten, bei Seite, und mit gesenktem Haupte, wie ein wüthender Stier, auf den Richter losstürzend, packte er ihn bei der Brust und warf ihn zu Boden, daß er ohne Bewußtseyn und fast leblos auf die Stufen des Schaffots niederfiel. Ein paar Minuten darauf standen die Beiden vor ihrem Richter jenseits, und die Uebrigen betäubten ihr Gewissen in dem Rausch und Taumel einer Orgie.

Merkwürdig ist es, daß das Gericht an diesen Elenden nur gegenrevolutionnaire Bestrebungen bestrafte, deren ich sie für vollkommen unschuldig halte. Wären sie nichts als Mörder gewesen, wie ihre Mitschuldigen, so wären sie freigesprochen worden. Ich habe gezeigt, welches die Verbrechen dieser Zeit waren. So war ihre Gerechtigkeit, ihre Justiz beschaffen. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Dictionnaire des Rimes riches, sur un plan nouveau, etc. — Von A. Laleu.

Dictionnaire encyclopédique, présentant l'explication détaillée des mots techniques en usage dans les Sciences, les Lettres et les Arts. — Von C. T. Leclère. (Wird in 20 Lfgen. erscheinen.)

Dictionnaire général et grammatical des Dictionnaires français etc. — Von N. Landais. Lfg. 1 bis 18. Das vollständige Werk wird 15 Fr. 60 Cent. kosten.

Enseignement universel; Instruction pour la Lecture, l'Ecriture et l'Orthographe. — Von B. Levasseur.

Gorgias. Dialogue de Platon. Uebersetzt und kommentirt von Fr. Thurot.

England.

Die Katzen-Revolution in Chester.

Jedermann kennt Chester, jene Englische Stadt, die uns den berühmten Käse liefert. Kurz nachdem Bonaparte nach St. Helena abgegangen, waren in dieser Stadt an allen Ecken der Straßen Anschlagszettel zu lesen, worin es hieß: Eine große Anzahl achtbarer Familien sey bereit, sich nach St. Helena zu begeben. Da aber diese Insel von der ungeheuren Menge der daselbst hausenden Ratten und Mäuse verheert würde, so habe die Englische Regierung beschlossen, alle mögliche Mittel zu ergreifen, um jene gefährliche Plage auszurotten. Um das Unternehmen desto rascher auszuführen, hieß es weiter, sey Unterzeichneter, der Aussteller dieses Publikandums, beauftragt, einen hinreichenden Vorrath von Katzen in der kürzesten Zeit aufzutreiben. Demnach erböte er sich, sechzehn Shillinge (5⅓ Thlr.) für einen großen gesunden Kater, zehn Shillinge (3⅓ Thlr.) für eine erwachsene weibliche Katze und eine halbe Krone für ein junges Kätzchen zu zahlen, das nur lassen, Milch trinken und an einem Drahtfaden zerren könnte.

Zwei Tage nach der Verbreitung dieser Annonce sah man in Chester zu der festgesetzten Stunde eine große Menge alter Frauen mit ihren Kindern und Enkelinnen herbeikommen, die Alle voll mit Katzen angestopfte Säcke herbeitrugen. Diese merkwürdige Prozession hatte bald alle Steige, Gassen und Straßen eingenommen, und ehe es Nacht wurde, waren drei Tausend Katzen in der Stadt Chester versammelt. Ueberall hörte man das klägliche Gewinsel des eingesperrten Katzen-Geschlechts, das sich nach der in den Anschlags-Zetteln bezeichneten Gasse hin bewegte. Die Gasse war eng; alle dahin transportirte Katzen brachen auf Einmal in ein fürchterliches Miauen aus. Je mehr die Säcke wegen des beschränkten Raums an einander gedrückt und gestopft wurden, desto heftiger erscholl das Miauen von innen heraus; das Geschrei der Frauen und Kinder mischte sich bald in das Katzen-Konzert ein, und das anhaltende Gebell der Hunde bildete den Baß in dieser lieblichen Harmonie. Einige von den Katzen-Händlerinnen, die sich durch ihre Nachbarinnen etwas beengt fühlten, warfen ihre Säcke ab und fingen an, sich zu boxen, wozu dann die gefangenen Katzen die Kriegs-Lieder miauten. Nun wollten auch die Gassenjungen der guten Stadt Chester nicht müßig zusehen; sie rissen daher alle Säcke auf, aus denen drei Tausend wüthende Katzen heraussprangen, die mit ihren wilden Krallen über die Schultern und Häupter der Kämpfenden schonungslos herfielen. Die Bewohner der Stadt standen an den Fenstern und ergötzten sich an dem Schauspiel. Unsere drei Tausend Katzen sprangen aber bald nach den Balkons hinauf, erstürmten die Zimmer, zerschlugen die Scheiben, warfen überall die schönen Theekannen und Suppenschüsseln um, und plünderten und verheerten, was ihnen in den Sälen nur im Wege stand. Die aufgescheuchten Hunde mischten sich auch ins Spiel, und die ganze männliche Bevölkerung von Chester griff endlich zu den Waffen, um dem Unwesen zu steuern. Die drei Tausend Bestien erlagen, und noch waren keine zwei Stunden verflossen, als man fünf Hundert Kadaver den Fluß hinabgleiten sah. Der übrige Theil der revolutionnairen Partei hatte bereits die Stadt geräumt, wo sie die Spuren ihres Kampfes auf den von ihren Krallen zerfleischten Gesichtern mancher Frau und als Ehrendenkmale mehrere Haufen von zerbrochenem Porzellan-Geschirr zurückließen.

(R. d. d. M.)

Bibliographie.

Modern claims to the gifts of the spirit. (Moderne Ansprüche an die Gaben des Geistes.) Von dem Prediger W. Gerdt. Zweite Auflage. 10½ Sh.

Human responsibility considered. (Betrachtungen über die menschliche Verantwortlichkeit.) Von dem Prediger J. Jones. 10½ Sh.

Church and home melodies. (Kirchen- und häusliche Lieder.) Von dem Prediger T. J. Judkin. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Eine Audienz am Birmanischen Hofe.** Es war eben der Tag, an welchem die Gemahlinnen der Birmanischen Großen der Königin aufwarten, ihr Geschenke überreichen und sie wegen früherer Vergehen um Verzeihung bitten, ganz wie ihre Männer dem Könige thun. Wir waren sehr neugierig, wenigstens einen Theil der Ceremoniells zu sehen, und fuhren demzufolge bei unserer Heimkehr am Palaste vorüber. Eine Menge Palankins warteten am Thor, und darunter die Kammerzofen, von denen schwerlich eine einzige im Palaste Zutritt hatte. Alle steckten in Gala-Kleidern und standen unter Wetterdächern, die zu ihrer Aufnahme gezimmert waren. Einige Herren, die sich länger verweilten als ich, sahen einen Theil der vornehmen Damen wieder aus dem Palaste zurückkommen. Das Auffallendste an ihrer Kopftracht ist eine Art von Diadem aus Gold und Sammet. Die Damen trugen keine Schleier, und suchten sich überhaupt auf keine Weise den Blicken zu entziehen, eine Eigenschaft, die sie mit den Schönen von Siam und Kochinchina gemein haben, in starkem Gegensatz zu den Frauen der Hindu's. Es ist mir jedoch nicht wahrscheinlich, daß sie durch die Nachsicht ihrer Männer in diesem Punkte viel gewinnen; denn meines Erachtens wird die Birmanin im Ganzen mit viel weniger Zartgefühl und Rücksicht behandelt, als die Frau eines Hindu oder Muhamedaners. (Crawfurd's Embassy to Ava.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Mittwoch den 17. September 1834.

China.

Der San Dsjö King.

Eine Chinesische Jugendschrift.

Dieses, vor ungefähr 600 Jahren zuerst ans Licht getretene Buch ist im Chinesischen Reiche klassischer geworden, als irgend eines der vielen anderen, zum Besten der Chinesischen Jugend geschriebenen Bücher. Der San dsjö king besteht aus rhythmischen Sprüchen oder Belehrungen in rhythmischer Form, denn jede Periode (Vers) begreift zwölf Wörter und zerfällt in vier ebenmäßige Glieder (Zeilen) von drei Wörtern. Daher der Titel des Buches, welcher durch „Dreiwörter-Kanon" übersetzt werden kann. Die einzelnen Zeilen haben nicht bloß der Stellung, sondern auch dem Sinne nach eine Cäsur, und könnten meistens durch Interpunctions-Zeichen getrennt werden. Außerdem reimt die zweite Zeile gewöhnlich mit der vierten, und so ist Alles getban, um der Jugend das Auswendiglernen dieser Sprüche zu erleichtern. Hier ein vorläufiges Beispiel:

Dsjö pu hio,	Kind nicht lernen,
Fei so i;	Nichts wozu taugen;
Yen pu hio,	Knabe nicht lernen,
Lao ho wei?	Greis was thun?

„Wer als Kind nicht lernt, der wird ein Taugenichts; wer als Knabe nicht lernt, was soll der im Alter treiben?"

Der Verfasser des San dsjö king war ein Gelehrter, Namens Wang po heu, welcher in den letzten Zeiten der Dynastie Sung (im 13ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung) lebte. Der Text seines Werkes ist, so oft man ihn auch wiederabgedruckt hat, im Wesentlichen unangetastet geblieben. Dagegen veranstaltete man, vermuthlich, um dem Schullehrer bei nothwendigen mündlichen Erläuterungen nachzuhelfen, auch Ausgaben mit kürzerem oder längerem Kommentar, von welchen der Verfasser dieses Artikels selbst eine besitzt. Die Reihefolge der Sprüche wird hier, wie in den kommentirten Ausgaben anderer Chinesischer Werke, durch die erklärenden, in kleiner Schrift abgefaßten Noten unterbrochen, und wo einzelne Theile der Sentenz besondere Aufmerksamkeit verdienen, kommt die Note eilig hinterher, und trennt sie vom Uebrigen.

Von den 88 Versen*) des San dsjö king sind wirklich viele ohne Sachkenntnisse, besonders historischer Art, so unverständlich, daß ein Kommentar wenigstens dem Europäer dankenswerth seyn muß. Das nothwendige Ebenmaß der Sätze und Glieder hat den Verfasser ohnehin genöthigt, in mancher Stelle unbehülflich prägnant zu werden**). Sonst aber verdient sein Buch von Seiten des edlen, kernhaften Stils, des ernsten, lehrreichen Inhalts und der zweckmäßigen Einrichtung großes Lob. Der Chinesische Pädageg kauert nicht zu den Kindern herab, sondern läßt sie an sich emporstreben. Für uns Europäer hat der San dsjö king noch ein besonderes Interesse, weil in demselben auf Alles hingedeutet ist, was nach Chinesischen Begriffen zur allgemeinen Menschenbildung und zur Bildung tüchtiger Staats-Beamten gehört. Der junge Chinese sieht darin gleichsam perspektivisch die Bahn seiner künftigen Studien, und die hehren Muster der Vergangenheit sollen ihn auf seinem Entwickelungsgang anfeuern***).

Von dem San dsjö king erschien bereits 1779 zu St. Petersburg die erste Russische Uebersetzung unter dem sehr unpassenden Titel Букварь Китайскои (Kitai'sches, d. h. Chinesisches A-B-C-Buch). Dieses Buch ist uns nie zu Gesicht gekommen, und Pater Hyakinth (s. unten) gedenkt desselben in seiner neuen Uebersetzung mit keinem Worte. Eine gar nicht fehlerfreie Englische Uebersetzung Robert Morrison's (1812) hat Antonio Montucci als Anhang zu seinem Parallel u. s. w. ganz unverändert wieder abdrucken lassen, aber zugleich den Chinesischen Text beigefügt, ein Facsimile desjenigen Textes, den die Berliner Königl. Bibliothek besitzt, der aber wegen vieler, mit freieren Zügen geschriebener Charaktere dem Anfänger nicht zu empfehlen ist.

Endlich, 1829, besorgte der verdiente Mönch Jakinth (Hyakinth) u St. Petersburg eine neue und unseres Wissens noch nicht näher ekannte Russische Uebersetzung des San dsjö king, mit beigefügtem lithographirtem Texte, einem übersetzten Kommentar und in demselben zerstreuten eigenen Bemerkungen.*) Der Herausgeber sagt in seiner kurzen, bescheidenen Vorrede: „Was den Text betrifft, so sind die Charaktere so sauber und korrekt lithographirt, daß sie den Stereotypen der Hofbuchdruckerei von Peking durchaus nicht nachstehen. Wir verdanken sie dem erfinderischen Geiste des Herrn Baron Paul Lewowitsch Schilling von Canstadt." Dieses Urtheil unterschreiben wir unbedingt. Die Genauigkeit und Eleganz der Charaktere muß das verwöhnteste Kenner-Auge befriedigen.

Die Russische Uebersetzung ist im Ganzen treu und nur zuweilen mehr umschreibend als nöthig. Der Kommentar hat weit mehr Vollständigkeit als der in unserer obenerwähnten Chinesischen Edition, und giebt hin und wieder sogar wesentlich Verschiedenes. Auch dieser trägt das Gepräge gewissenhafter Treue, obgleich er ohne das Original mitgetheilt ist. Nur hätte manche unnütze Wiederholung und hin und wieder manche, den an sich verständlichen Sinn nur verwässernde Note füglich wegbleiben können**).

Um nun wieder auf den Inhalt des San dsjö king zu kommen, so beginnt das Buch mit Ermahnungen, die mehr für Erzieher berechnet sind. Wir theilen einige derselben mit.

„Des Menschen Natur ist ursprünglich gut; der Natur nach stehen wir einander nahe, dem Wissen nach aber fern."

„Wer ohne Unterricht bleibt, der entartet. Der Unterricht ist aber dann erst echt, wenn man sich ganz demselben widmet."

„Bloß Ernähren und nicht Lehren ist des Vaters Fehltritt; ohne Strenge lehren ist des Erziehers Fahrlässigkeit."

„Der nicht verarbeitete Jaspis wird kein Gefäß, und ein Mensch, der nichts gelernt hat, weiß nicht, was recht und schicklich ist."

Die moralische Erziehung muß damit anfangen, daß kindliche und brüderliche Liebe, oder überhaupt das Familiengefühl, die Grundlage aller Tugenden, geweckt werde. Die nächste Pflicht ist: schau, wie die Anderen es treiben, damit Du das Gute an ihnen zum Muster nehmen und das Böse vermeiden könnest. Dies ist prägnant genug in folgender Sentenz ausgedrückt: „Zuerst Aeltern- und Bruderliebe, dann Sehen und Hören."

Die intellektuelle Erziehung beginnt mit Zählen und Nennen. Der Knabe wird mit Namen, Arten und Gebrauch der für sein Alter wissenswürdigsten Dinge, dann aber auch, wohl etwas zu voreilig, mit denjenigen Begriffen bekannt gemacht, die gleichsam die verschiedenen Rahmen der physischen und moralischen Welt bilden, und in welche der Chinese alle seine Erkenntnisse einschließt, mögen sie ihm nun durch den äußeren oder inneren Sinn zugeführt seyn.

Darauf gründet sich eine beklemmende, Alles vorzählende Dogmatik, wodurch man die Rechnung mit dem Uebersinnlichen für immer abzuschließen vermeint. Es giebt nicht bloß dreierlei Himmelslichter, 3 Elemente u. s. w., sondern auch drei Potenzen (Himmel, Erde und Mensch), 5 Kardinal-Tugenden, 7 Affekte u. s. w. Freilich sind Vorkenntnisse solcher Art zum Verstehen der kanonischen Bücher, ja der einheimischen Literatur überhaupt, sehr nothwendig, und wir dürfen nicht übersehen, daß Alles in diesem Einen Brennpunkte convergirt.

Der regelmäßige Unterricht beginnt mit Sitten- oder Pflichtenlehre, nach Anleitung des Hiao king und Siao hio, zweier alten moralischen Traktate, die zunächst für die Jugend geschrieben sind. Dann geht man zu den „Vier Büchern" (Sz̈ schu), den sogenannten Schriften des Confucius, oder vielmehr seiner Schüler, über, und erst nach dem Studium der Letzteren ist die Jugend reif genug, die eigentlichen King oder heiligen Bücher mit Nutzen zu lesen. Sind die King zurückgelegt, so werden noch einige berühmte Philosophen älterer Zeit, worunter auch Lao dsjö, studirt. Dieser weise Stufengang vom Leichteren zum Schwereren ist nun im Texte des San dsjö king angedeutet, und zugleich von den meisten klassischen Werken eine Skizze ihres Inhalts gegeben. Nach dem Studium der Philosophen beginnt das der Reichs-Historiker, und darf nicht früher beginnen, weil der ganze Pragmatismus der Reichs-Annalen von den kanonischen Büchern sich nährt und auf dieselben gegründet ist. Die ganze Reichs-Geschichte betrachtet man als einen großen Kommentar zu den Lehren, Ermahnungen und Warnungen, die in den Urkunden des grauen Alterthums enthalten sind.

Es folgt demnächst eine Skizze der Chinesischen Geschichte nach

*) Also 352 Dreiwörter-Zeilen.

**) Ueberhaupt sind die häufigen, sehr lakonischen Anspielungen auf allgemein Geschichtliches, Biographisches und Mythisches nicht die geringste Schwierigkeit beim Lesen Chinesischer Texte. S. des Verfassers Recension er Arte China des Pater Gonçalves (Berliner Jahrbücher im Augustheft 1832).

***) Ein protestantischer Missionair hat in neuerer Zeit in der beliebten orm des San dsjö king ein Chinesisches Buch abgefaßt, dessen Gegenstand ie Lehren des Christenthums sind. Von diesem Werkchen besitzt die Königche Bibliothek ein Exemplar.

*) Der Titel ist: San dzzö dsing ili Troiesslowie, ss' litografirowannoim Kitaiskim Tekstom u. s. w. St. Petersburg. 1 Bd. 4to.

**) Bei Schreibung Chinesischer Wörter hat Pater Hiakinth sich ganz dem Dialekte von Peking anbequemt, was sehr zu tadeln. So schreibt er Dsinn (Цзинь) für Ding und King; САНЬ für sian und hian u. s. w.

ihren vornehmsten Epochen, die unser Verfasser mit einem kräftigen Zuruf an die studirende Jugend schließt:

„Sie (die Historiker) beschreiben Ordnung und Zerrüttung; sie schildern Blüthe und Verfall. Wer aber die Geschichte liest, der ergründe sie."

„Die Vergangenheit stehe so lebendig vor ihm, wie die Gegenwart. Lies mit dem Munde, forsche mit dem Geiste! Sey des Morgens dabei, sey des Abends dabei!"

Von jetzt an folgen Beispiele aus dem Leben solcher Personen, die schon in zartester Jugend, oder noch in hohem Alter, und oft in sehr dürftiger Lage großen Lernieser gezeigt und sich rühmlich hervorgethan haben. Wir theilen von diesen Einige mit, und fügen Anmerkungen hinzu, bei denen hauptsächlich der von Pater Hyakinth übersetzte Kommentar zum Grunde liegt.

Phi pu pian;	Der auf Binsenmatten schrieb;
Sio dschu kian:	Der des Bambus Rinde abschalte:
Phi wu schu,	Diese Männer waren ohne Bücher;
Zie dschi mian.	Dennoch studirten sie eifrig.

Anm. Vor den Zeiten der Dynastie Han*) waren Bücher im Chinesischen Reiche eine Seltenheit. Man fand sie höchstens bei angesehenen Personen, und konnte nur in den Besitz eines Buches kommen, wenn man selbiges kopirte. Außerdem war das Papier noch nicht erfunden und man mußte auf Taffet, Pergament oder Täfelchen aus Bambus schreiben. Wer nur ein mäßiges Einkommen hatte, der war außer Stande, sich Bücher zu verschaffen. Unter der Dynastie Han hütete einst ein gewisser Lu wen schü eine Heerde am Großen See**). Hier kam er auf den Gedanken, sich aus Binsen eine Matte zu flechten. Dann borgte er ein Exemplar des Schu king, kopirte selbiges und begann nun zu studiren. — Ein anderer, Namens Kung yang bung, war im 50sten Lebensjahre noch Schweinehirt. In der kalten Jahreszeit schälte er Bambusrohr mit seinem Taschenmesser, borgte dann ein Tschün tsieu (eines der kanonischen Bücher), machte eine Abschrift davon, und lernte es auswendig. Beide wurden in der Folge zu hohen Staats-Aemtern befördert.

Thsu hiuan liang;	Der, welcher das Haar an einen Balken knüpfte;
Dschui zü ku;	Der, welcher mit einer Pfrieme seine Hüfte ritzte:
Phi pu kiao,	Diese Knaben genossen keinen Unterricht;
Dsze khin khü.	Sie ermuthigten sich selbst zum Fleiß.

Anm. Ein gewisser Sün king, der unter der Dynastie Zin***) lebte, pflegte bis tief in die Nacht zu studiren. Er knüpfte bei solcher Gelegenheit einen Busch seiner Haare an einen Balken, um nicht dem Schlafe zu unterliegen. — Su zin, der unter den Dscheu****) lebte, blieb in der Schule hinter seinen Kameraden zurück. Als nun seine nächsten Angehörigen ihm Geringschätzung bewiesen, fing er an und studirte mit rastlosem Eifer. Um bei der Arbeit nicht zu ermüden, stach er sich von Zeit zu Zeit mit einer Pfrieme in die Hüfte, und zwang sich auf diese Art zur Ausdauer.

Ju nang ing,	Der beim Scheine der Leuchtfliegen†);
Ju ing siue;	Der bei der Helle des Schnees (studirte):
Kia xui phin,	Obwohl von Hause arm,
Hio pu dschue.	Versäumten sie nicht, zu lernen.

Anm. Tsche in, der unter den Dsin (265—420 n. Chr.) lebte, war so arm, daß er sich nicht einmal Oel zu seiner Lampe verschaffen konnte. Um nun in der Nacht studiren zu können, sammelte er sich leuchtende Fliegen in ein Säckchen aus dünnem Seidenzeug und las beim Scheine derselben. — Sün thang, sein Zeitgenosse, der sich in gleicher Noth befand, las zur Winterszeit im Hofe, beim Wiederschein des Schnees.

Zai wen ki	Die kleine Zai wen ki
Neng phian kin;	Konnte die Töne des Kin verstehen;
Sie tao yün	Sie tao yün
Neng yung in.	Konnte Verse extemporiren.
Phi nü dsze,	Diese waren nur Mädchen,
Zie zang ming;	Und doch herrlich begabt;
Nü nan dsze	Du — ein Knabe
Tang dsze king.	Solltest das zu Herzen nehmen.

Anm. Ein vornehmer Beamter unter dem letzten Kaiser der Dynastie Han spielte einst auf dem Kin ††), als eben die Katze eine Maus fing. Die kleine Tochter fühlte, daß die Töne des Instrumentes einen Mord ausdrückten. Als der Rebell Tung dschu mächtig geworden war und Zai yung (des Mägdleins Vater) in Melancholie versunken auf dem Kin spielte, da errieth die Tochter aus den Tönen des väterlichen Spiels, daß Letzterer sein trauriges Ende verahnete. Nach Tung dschu's †††) Untergang wurde auch Zai yung zum Tode verurtheilt, seine Tochter aber in die Tatarei verbannt. Dort erfand sie nach den Tönen des Kin eine Rohrflöte. Ihr rührendes Spiel wurde in China so bekannt, daß selbst der neue Kaiser davon hörte, welcher sie mit tausend Unzen Silber loskaufte und einem Beamten zur Ehe gab. — Sie tao yün (unter den Dsin), die Tochter eines Ministers, konnte in ihrer Kindheit Verse machen. Einst saß ihr Vater zur Zeit eines Schneewetters im Kreise seiner kleinen Familie, und freuete sich des herabfallenden Schnees. Er sprach (zu Versen aus dem Siegereif auffordernd):

Der weiße wirbelnde Schnee, womit ist er zu vergleichen?

Seines älteren Bruders Sohn antwortete zuerst:

Er ist wie Salz, im Luftraum ausgestreut.

Tao yün aber entgegnete (mit einem weit schöneren Bilde):

Nein, wie Weidenblüthen die im Winde wehen.

Ihr Vater freute sich darüber höchlich. Man nannte sie fortan die Sängerin des Schnees. Sie tao yün machte sich in der Folgezeit auch dadurch berühmt, daß sie eine keusche Wittwe blieb (denen man in China Ehrenpforten errichtet).

Der San dsjö king schließt, wie er begonnen hat, mit Ermahnungen, die sich als Denksprüche einprägen sollen.

„Der Hund wacht in der Nacht; der Hahn kräht in der Morgenstunde. Wer nichts lernt, wie kann der ein Mensch seyn?"

„Der Seidenwurm spinnt Seide; die Biene bereitet Honig. Ein Mensch, der nichts lernt, ist noch weniger als Eines dieser Thierchen."

„Im Knabenalter lernt, in reifen Jahren handelt. Verrathkommandirt den Fürsten (durch Ermahnungen) und erzeigt dem Volke Gutes."

„Dann wird euer Name berühmt werden und der eurer Eltern dazu. Ihr werdet Eure Vorfahren verherrlichen und auf die Nachwelt segensreich wirken."

„Mancher hinterläßt seinem Sohne einen Kasten voller Geldes; ich vererbe an die Jugend nur ein Buch zu ihrer Belehrung."

„Nur Fleiß hat Verdienst; alles Spielen ist nutzlos. Nehmt diese Vorschriften wohl zu Herzen! Das Ziel ist der Anstrengung werth."

Dr. W. Schott.

*) Regierte von 206 vor bis 264 nach Christus.

**) Russisch Большое Озеро. Ohne Zweifel ist der Thai hu zwischen Kiang nan und Dsche kiang gemeint.

***) Beiläufig zwei Jahrhunderte vor Christus.

****) Regierten vor den Zin.

†) Auch Hyakinth: При сдувающихся мошках. (vor leuchtenden Blasenfüßen). Es heißt aber wörtlich: (vor) eingesackten. S. d. Anm. Der Pater bemerkt in einer Note: „Das leuchtende Insekt in China gleicht unserem Blasenfuß (einer kleinen Fliegenart). Es hat die Größe gewöhnlicher Fliegen und fliegt an Abenden. Der hintere Theil seines Körpers ist leuchtend." Nach Khang hi's Wörterbuch ist es der untere Theil.

††) Dieses Saiten-Instrument nennt Hyakinth Guslі (Гусли), und der Beschreibung nach muß es der letztgenannten Russischen Zither sehr ähnlich gewesen seyn.

†††) S. den Artikel: „Die Ermordung des Tung dschu" in Nr. 82 des „Magazins" vom J. 1833.

Frankreich.

Erinnerungen, von Charles Nodier.

Réal.

Die Verschwörung des Babeuf.

Zwei Jahre darauf rechtfertigte Réal den Ruf, welchen ihm jener Prozeß erworben hatte, in einer nicht minder bedeutenden Sache, nämlich der des bekannten Tribunen Gracchus Babeuf, der vom National-Gericht zu Vendôme zum Tode verurtheilt war. Er erschien auch diesmal, wie das erste Mal, heftig im Angriff, gewandt in der Vertheidigung, warf sich mit Glück auf die schwachen Seiten der Anklage und machte sie zu nichte, fand für jede Thatsache die entwickelnde Erläuterung, die freilich bisweilen ein wenig gezwungen herauskam, die er aber immer mit einer hohen Wahrscheinlichkeit auszustatten wußte, erschien wieder von flammender Ueberzeugung durchdrungen, die keineswegs das gehörige Maaß überschritt und sich wegen ihrer Natürlichkeit leicht mittheilte — wieder reich an glücklichen Wendungen und Auswegen, an vorbereiteten Effekten, deren künstliche Maschinerie er geschickt zu verbergen verstand; mit einem Wort geistvoll und klug auch noch dann, wenn ihm keine Hoffnung mehr blieb und er die Sache verloren geben mußte; fortreißend und selber leidenschaftlich bewegt, auch wenn er die Gründe mit dem Verstand entwickelte; sicher und gewiß, gänzlich angehört zu werden, auch wenn er ein Prinzip aufstellte, wenn Jeder ihm beipflichten konnte. Bei alle dem war dieser Prozeß minder vortheilhaft für ihn, als jener frühere, weil in dem gegenwärtigen ein minder gefügiger, minder leicht zu handhabender Stoff vorlag, und er seine Klienten nicht dazu bringen können, sich dem System zu unterwerfen, wohinter er sich zu ihrem Besten unumgänglich verschanzen mußte. Denn Babeuf, der eine dieser beiden eisenstirnigen Naturen, die als Repräsentanten der Verschwörung vor Gericht standen, war durchaus nicht davon abzubringen, seine fanatischen Theorien, seinen widrigen, verworrenen Wortkram, der nur Ekel und Langeweile erregte, vorzutragen, und der andre, Darthé, der durch die Erörterung nichts zu gewinnen hatte, weil sein vergangenes Leben zu gräßlich war, ihn zeugte, hatte sich gewissermaßen außer dem Bereich der Verhandlungen gesetzt, und affektirte gegen alle, auch die ihn am nächsten angehenden Fragen, ein gleichgültiges unverschämtes Stillschweigen. Man begreift leicht, daß Réal zwischen jenem Deklamator, der sein unnützes weitschweifiges Zeug fünf Stunden lang hinter einander verlas, ohne Athem zu schöpfen, denn zum Glück vermochte er nicht frei zu sprechen, und diesem freiwilligen Stummen, der sich auf ein Paar einfältige Grobheiten, sey es nun aus Furcht, seinen Kopf in Gefahr zu bringen, oder weil er es verachtete, sich zu vertheidigen, beschränkt hatte — daß Réal, sage ich, zwischen diesen beiden genug zu thun hatte, das Uebermaß der Worte des Einen so viel wie möglich in Schranken zu halten und die unzweckmäßige systematische Faulheit des Andern anzutreiben. Diese Schwierigkeit der ganzen Stellung brannte natürlich den Schwung des Redners, der sich mit seiner Sache identifiziren mußte, um sich darüber mitzutheilen und zu verbreiten, und dieser Ursache hat man ohne Zweifel den geringen Erfolg seiner Bemühungen zuzuschreiben.

Wir haben bei diesem Prozesse übrigens nicht mehr jene scheußliche mörderische Praktik vor uns, sondern nur verdammenswerthe Theorien von Sophisten, die sich, Gott sey Dank! nicht zu Handlungen verwirklicht, und den künftigen Geschlechtern mehr als Gegenstand des Mitleids, denn des Abscheus vorstehen werden. Was jene verruchten Schlächter im Jahre 1793 vollführt hatten, davon träumten Babeuf und seine Genossen vielleicht für die Zukunft; aber diesem Verbrechen ihre Gedanken standen keine Elemente und Henker zu Gebote. Sie ergossen nur Tinte — ihr Verbrechen war mit Wasser zu tilgen. Und das will sehr wenig sagen zu jener Zeit, wo die wilden Gesinnungen der Revolution alle Gemüther ergriffen hatten, wo Frankreich, erst eben seiner Tyrannen ledig, mit ihren gräßlichen Werken durch die Gewohnheit sie ohne Entsetzen zu betrachten, vertraut geworden — wo jedes gesetzliche Schauspiel leer und nüchtern erschien, wenn es nicht mit Blut übergossen endete. Der schnelle Götterschritt der Bevölkerung wird uns hoffentlich für die Folge ähnliche Verirrungen ersparen. Nur zuvörderst muß sie uns noch vorher geben, was uns seit lange fehlt: gehörig

Gesetze und Sitten; ohne diese bleibt die menschliche Gesellschaft immer eine Beute der Gewaltthätigsten und Schlechtesten; und haben wir sie einmal, so mögen immerhin Träume, von welchen Utopien es auch sey, grassiren, wir haben dann nichts mehr davon zu befürchten.

So boten denn die Stufen des Gerichts zu Vendôme ein bei weitem weniger abschreckendes Schauspiel dar, als jenes frühere, welches Augen und Gemüth bei dem Prozeß des Revolutions-Ausschusses von Nantes gequält. Das eigentliche Verbrechen war ein Traum, der freilich entsetzensvoll, aber doch verschwunden war, ohne eine Spur im hellen Tage des allgemeinen Lebens zurückzulassen. Die meisten der Angeklagten waren außer aller Gemeinschaft mit den eigentlichen Häuptern der Schreckens-Zeit gewesen. Babeuf aber hatte an den Unthaten der revolutionnairen Regierung durchaus keinen Theil genommen; Robespierre hatte ihn gehaßt, Carrier ihn angegeben.

Man sieht, was ich von Babeuf in politischer Hinsicht, von seiner grotesken Rolle als Staatsmann und Gesetzgeber halte, und man wird hoffentlich nicht so ungerecht gegen mich seyn, anzunehmen, Vorliebe für irgend eine Partei bestimme mich zu meinem Urtheil. Gott hat mir soviel Erfahrung und Vernunft angedeihen lassen, daß alle Thorheiten der Meinung nur im Stande sind, mir gleiche Verachtung, alles Wüthen, alle Tollheiten nur gleichen Widerwillen zu erwecken. Seit ich unter zwanzig verschiedenen Panieren absoluter Principien Menschen habe auftreten sehen, die Welt nach ihrem Gefallen zu regeln, ohne Rücksicht auf den noch völlig chaotischen Zustand in den uns die Revolutionen versetzt, und wieder Männer gewaltsamer Umgestaltung, die sich im grausamen Wahn schmeichelten, sie durch den Schrecken zu regieren, habe ich Zeit gehabt, diese letzteren hassen, die ersteren bemitleiden zu lernen.

Ueber Babeuf als Literaten habe ich ebenfalls schon meine Meinung geäußert. Die verworrene Masse seiner Ideen ohne Methode, Ordnung und Sauberkeit, oder vielmehr das wüste Durcheinander von Einfällen, aus denen seine Ideen-Masse bestand, machte ihn völlig unfähig, einen ordentlichen Satz frei herauszubringen. Offenbar war seine schriftstellerische Fähigkeit bedeutender; aber diese Fähigkeit ist bei Leuten, die einmal schlecht schreiben, nur ein Fehler mehr. Seine zahlreichen Schriften überbieten noch Alles, was von Tribunen seines Schlages vorhanden ist — wir finden in ihm die unkorrekteste Wortfülle, die dem Gedanken alle Lebhaftigkeit nimmt, und alles Folgen unmöglich macht. Unfähig, sein wüstes Geschimpfe den Regeln der einfachsten Logik zu unterwerfen, verliert er jeden Augenblick die eigentliche Frage die er behandelt, aus dem Gesicht, kommt ab davon, verirrt sich in unnütze Weitschweifigkeiten, fällt aus einer Ungehörigkeit in die andere, und entfernt sich immer mehr von seinem Gegenstande, bis er ihn endlich gänzlich vergessen hat. Dieser völlige Mangel an Methode und Verstand, der das sicherste Kennzeichen der Narrheit ist, schließt keineswegs die Einbildungskraft aus, und diese war denn auch in der That Babeuf's hervorstechende Eigenschaft, aber sie hatte sich in seinem schwachen und kranken Gehirn nur auf Unkosten seines Urtheils entwickelt.

Babeuf's moralischer Charakter war nicht minder tadelnswerth, wenn man sich auf das Zeugniß der „Biographie der Zeitgenossen" verläßt. Aber man kennt den Werth solcher Beschuldigungen, wenn sie auf dem Grabe eines Unglücklichen laut werden, den die öffentliche Meinung und das Gesetz gerichtet haben. Die Schmähung kann unerbittlich seyn — sie wagt nichts dabei, wenn sie nur im Gefolge des Henkers geht. So lange die Verhandlungen dauerten, erhob sich keine Stimme gegen Babeuf's Rechtlichkeit, und dieser Umstand ist um so bemerkenswerther in seinem Leben, als niemals Armuth die Prinzipien eines Familienvaters auf höhere Proben gesetzt hat. Was ihn auszeichnete, sogar vor den übrigen Angeklagten, die fast alle die nämlichen Eigenschaften bis zu einem sehr bedeutenden Grade in sich vereinigten, das war eine lebhafte leidenschaftliche Offenherzigkeit, eine Aufrichtigkeit, die bis zur völligen Selbstverleugnung ging und sich aus der geringsten Abweichung von der (vermeintlichen) Wahrheit ein Gewissen machte, die unerschütterliche Festigkeit des Willens, welche große Menschen, und die Verachtung des Todes, welche Helden und Märtyrer macht. Wenn man sich einerseits nicht der Ungeduld und Langenweile erwehren konnte über sein widriges endloses Gewäsch, so wurde man doch andererseits wieder von der Energie der Gesinnung und der Kraft der Seele, die von Zeit zu Zeit mitten unter jenem Wust hervorleuchteten, mehr als einmal zur Bewunderung hingerissen, und es ist wahrscheinlich, daß er in solchen Momenten mit Leichtigkeit seiner Zuhörer hätte Herr werden können, wenn er diese seine Hülfsmittel mit weiser Oekonomie, deren Geheimniß ihm die Natur leider nicht vertraut, zu verwalten verstanden hätte. Das Verbrechen, um welches es sich handelte und welches bestraft werden sollte, war, ich wiederhole es, eines von jenen Verbrechen, die der philosophischen Medizin zu überweisen sind, das Alpdrücken eines milzsüchtigen Republikaners, der Wahnsinn eines Sophisten. Babeuf war ein verrückter Publizist, dem man Feder und Papier wegnehmen, ein Besessener, dem man das Handwerk legen, den man zwischen vier Wänden mit aller Sorgfalt und Rücksicht, so die Menschlichkeit gebietet, einsperren, aber nicht hinrichten mußte.

Darthé schien an dieser rohen Verschwörung, deren Thaten in Pamphleten und angeschlagenen Wischen bestand, einen ziemlich passiven Antheil genommen zu haben; aber er war der Stiefbruder des Kannibalen Joseph Lebon, war bei ihm Secretair zur Zeit seiner mörderischen Herrschaft gewesen, das Haupt seines furchtbaren Gerichts, der Mörder einer Provinz, und auf allen seinen Zügen, die von blutdürstigen Nachtwachen faltig und verzerrt waren, auf seiner ibirischen Stirn, in seinem frechen hartnäckigen Stillschweigen lag etwas von dem Fluche Kain's. Er stand zwar nicht wegen der Unthaten, die Arras mit Jammer und Elend überhäuft, vor Gericht, wurde aber um ihretwillen verurtheilt. Die Gegenwart kompromittirte ihn kaum; die Vergangenheit aber verdammte ihn, denn die Vergangenheit ist unversöhnlich gegen die Bösen. Was auch geschieht, sie verliert nie ihr Recht gegen sie. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Grammaire nationale, ou Grammaire de Voltaire, de Racine, de Fénelon, etc.; ouvrage publié sous les auspices de MM. C. Delavigne, Villemain, Tissot, etc. — Von Beschereller sen., Beschereller jun. und Litais de Caur. Erste Lfg. 15 Cent. (Wird aus 30 wöchentlichen Lfgn. bestehen.)

L'Indispensable des Ecoles primaires, ou Guide des Instituteurs et Institutrices, etc. — Von Ch. Martin. Dritte Aufl. 2 Fr. 25 C.

Tableau de la dégénération de la France, des moyens de sa grandeur, et d'une réforme fondamentale dans la littérature, la philosophie, les lois et le gouvernement. — Von A. M. Madrolle.

Conduite pour passer saintement le temps de l'Avent. — Von P. Avrillon.

Essai sur la nature de l'ame, sur l'origine des Idées et le fondement de la Certitude. — Von J. F. Recteur.

Portugal.

Die Räumung von Santarem.

Von einem Offizier in Dom Miguel's Diensten.

(Aus dem United Service-Journal.)

Die zerstreuten Ueberreste der Miguelistischen Nord-Armee waren bei Acessiera den weit überlegenen Streitkräften des Herzogs von Terceira gewichen. Kaum anderthalb Stunden nach diesem entscheidenden Schlage bestätigten sich in Santarem die bösen Anzeichen, welche das plötzliche Stocken der telegraphischen Verbindungen verkündigt hatte. Ins Hauptquartier, wo man bang der Entscheidung entgegensah, kam die Hiobspost, daß — statt der 5000 Mann, die noch heute Morgen zum Kampfe ausgezogen — kaum 800 Infanteristen, eine vereinzelte Reiter-Schwadron und nur zwei bemannte Feldstücke (unter General Gueddes) mit Mühe über den Tajo retirirt seyen, wo sie in der Gegend von Golegão das Dorf Chamuska (früher der Zufluchtsort des Don Carlos) besetzt hielten.

Ohne in die Details jenes unglücklichen Treffens einzugehen, will ich nur eines letzten Aktes der Verzweiflung von Seiten des Obersten unserer Kavallerie, Puysseur, gedenken. Dieser enthusiastische junge Franzose trat am Entscheidungs-Tage, obgleich durch Säbelhiebe auf den Kopf schwer verletzt, noch einmal an die Spitze seines tapferen, ihm treu ergebenen Regiments. Als keine Hoffnung mehr übrig war, bemühte sich Puysseur, die Trümmer der Kavallerie — in Allem höchstens 300 Mann — zusammenzuraffen, und so groß war die Anhänglichkeit der Soldaten an ihren heroischen Anführer, daß sie, durch sein Beispiel ermuthigt, im Angesicht des gewissen Todes, eine Schlachtlinie bildeten und auf seinen Befehl angriffen. Die große Masse der feindlichen Infanterie rückte heran und bildete ein Quarré, das jede verzweifelte Anstrengung dieser Tapferen vereitelte. Flucht wäre jetzt etwas Leichtes gewesen; aber der kleine Haufe und sein Chef schienen nur von dem Gedanken des Nachruhms in den Annalen ihres Vaterlandes beseelt zu seyn. Durch drei Angriffe noch mehr eingeschmolzen, stürmten sie ein viertes Mal gegen den Feind an. Das erste Feuer der Infanterie streckte den Obersten und die Mehrzahl seiner Getreuen entseelt zu Boden, und der Rest gerieth wider Willen in Gefangenschaft.

Die Absicht, Santarem zu räumen, wurde jedem Beobachter klar, und jetzt fühlte man erst den Mangel an Böten zum Transport der vielen schweren Bagage, der zahlreichen Artillerie und der lang angesammelten Vorräthe jeder Art. Es geschah jedoch Alles, was die Klugheit bei dem schwierigen Geschäfte der Räumung einer von zwei Seiten so gut als belagerten Stadt nur anrathen konnte. Der Auszug aus der Stadt und das Hinüberschaffen von Bagage und Artillerie nach dem jenseitigen Ufer waren schon am Mittag des 18ten bewerkstelligt. Fast Alles hatte um diese Zeit den Fluß passirt: alle Invaliden, der größere Theil der Reiterei und mehr als die Hälfte der noch übrigen Truppen. Groß war die Thätigkeit und Energie Dom Miguel's; er galloppirte nach allen Richtungen, ermahnte und ermuthigte, gab Befehle und half bei der Ausführung. Um fünf Uhr Nachmittags, als nur noch ein Regiment und die retirirenden Pikets am Strande zurückblieben, drang General Lemos in Dom Miguel, er möge doch übersetzen, und ihn (Lemos) den Nachzug beaufsichtigen lassen. Dom Miguel aber hatte dafür kein Ohr, und fuhr erst in einem der letzten Böte hinüber.

Am jenseitigen Ufer kamen wir aus Mangel an Lastthieren in große Verlegenheit. Endlich mußten wir ein paar Kanonen und viel unnützes Gepäck zurücklassen. Die Nacht verstrich unter Anordnungen, und nur Wenige stiegen von ihren ausgemergelten Pferden ab, obgleich sie, fast ohne Unterbrechung, schon über vierundzwanzig Stunden aufsaßen.

Unser Stand-Quartier in jener Nacht war bei einem Dorfe, zwei Leguas vom Flusse und vier Leguas von Chamuseq, wo die Kavallerie von Chaves in voriger Nacht unter ihrem Obersten, dem nachmaligen Verräther Joze Urbano, detachirt worden war. Der Morgen des 19ten begann mit einer scharfen Kanonade. Die Feinde occupirten schon unser letztes Bollwerk, das nur durch fremde Hülfe und fremde Verrätherei in ihre Hände fiel; denn, beiläufig bemerkt, die Spanier setzten Dom Pedro's Söldner in den Stand, Caminho einzunehmen; sie marschirten mit ihnen gegen Coimbra, und halfen ihnen bei Almeida. Unsere Adjutanten hatten jetzt vollauf zu thun; sie wurden nach allen Richtungen abgeschickt, um eine allgemeine letzte Concentration der Königlichen Streitkräfte bei Evora zu bewirken. Der Marsch ging zu

big vorwärts. Bei dieser Gelegenheit würde Dom Miguel's Benehmen, hätte er nur unparteiische Beobachter in seiner Nähe gehabt, alle Verleumdungen, die seine Feinde auf ihn gehäuft, widerlegt und auch wohl die herzliche Ergebenheit der Seinigen erklärbar gemacht haben. Er beaufsichtigte in Person den Transport der Verwundeten und Kranken, denen er alle die spärlichen Mittel zu ihrer Erquickung, die man auf dem Wege nur haben konnte, verabfolgen ließ. Erreichten wir ein Nachtquartier, so stieg er nicht eher vom Pferde, bis er sich selbst überzeugt hatte, daß diese Unglücklichen unter Obdach waren. Der Rest des Heeres bivouakirte.

Gegen Ende des zweiten Tagemarsches kam Quintal, der Adjutant des Generals Lemos, welcher mit Befehlen an die Kavallerie von Chaves nach Bamusca abgeschickt worden war, mit der Nachricht zurück, daß Joze Urbano zu den Feinden übergegangen sey. Dieser General hatte mit dem Herzog von Terceira in Korrespondenz gestanden und bemächtigte sich hinterlistig der Person des Capitain Quintal, als dieser mit den Depeschen ankam, damit die Truppen nichts davon erführen. Die Treue dieses berühmten Corps, der Kavallerie von Chaves, sollte jetzt erprobt werden. Urbano kannte seine Leute: er wußte, daß sie unbestechlich waren.

Nach getroffener Abrede mit dem Herzog hielt er eine Rede an die Truppen, worin er sagte, ihr König sey verrathen, und bei Goingão von den Seinigen verlassen worden; jetzt sey es an ihnen, ihre Treue damit zu beweisen, daß sie über den Tajo setzten und ihm Hülfe brächten. Dies war schon genug; Offiziere und Soldaten — von der Bewegung des Heeres nichts wissend — passirten sogleich mit fliegenden Fahnen den Tajo; aber plötzlich sahen sie sich von dem Heere des Herzogs eingeschlossen und von ihrem Chef verlassen, der in gestrecktem Gallop das Feld verließ. Man führte sie nach Lissabon, wo sie entwaffnet und demontirt wurden, weil Keiner unter ihnen dem Feinde dienen wollte. Quintal wurde vor den Herzog von Terceira gebracht, der sich Mühe gab, ihn auf die Seite der Donna Maria zu bringen; allein der Capitain weigerte sich standhaft, worauf Terceira ihm seine Waffen und sein Pferd zurückstellen ließ, einen Paß für ihn ausfertigte und seine Rückkehr zu Dom Miguel erlaubte. Capitain Quintal ist Einer von denen, die sich ein freiwilliges Exil auferlegten und ihrem exilirten Fürsten über's Meer folgten.

Am Abend des 28sten erreichten wir Evora. Die Behörden des Ortes und der General Graf D'Almer kamen uns auf ungefähr anderthalb Leguas entgegen, und vielleicht ist noch kein landflüchtiger Fürst an irgend einem Orte mit größerem Enthusiasmus aufgenommen worden, als Dom Miguel in Evora.*)

Mannigfaltiges.

— Die Bevölkerung von Augusta auf Sicilien. Die Bewohner von Augusta stehen nicht mit Unrecht in dem schlechtesten Rufe in Sicilien. Unter anderen verrätherischen Handlungen und Grausamkeiten, deren sie sich schuldig gemacht, ist besonders die Niedermetzelung von 330 Französischen Invaliden, im Jahr 1800, Schauder erregend. Diese Unglücklichen, die auf ihrer Rückkehr von Aegypten, von der Ophtalmie und anderen Krankheiten heimgesucht, es auf der See nicht mehr aushalten konnten, liefen im Hafen von Augusta ein, im Vertrauen auf die Gastfreundschaft der Einwohner, die ihnen auch ans Land zu steigen und Zelte unter den Mauern der Stadt aufzuschlagen erlaubten. Allein kaum waren die Franzosen wieder etwas genesen, als die Stadtbewohner, in der Erwartung, viele Schätze bei ihnen aufzufinden, über ihre nichts ahnenden Gäste herfielen, und mit mörderischer Grausamkeit unter ihnen wütheten; weder Geschlecht noch Alter wurde geschont, und Frauen und Kinder, deren eine Menge unter ihnen waren, wurden, während sie fußfällig ihre Mörder um Gnade anflehten, unbarmherziger Weise erstochen. Nachdem sie Alles bei Seite geschafft, was sie an der Küste aufgefunden, eilten sie auch an Bord der Schiffe, um diejenigen aufzusuchen, die sich dahin gerettet, und vollendeten hier die Katastrophe, indem sie die Fahrzeuge gänzlich vernichteten. Die Frau des Französischen Capitains, der es gelungen war, in einem Boote mit vier Matrosen zu entschlüpfen, wurde bald in einiger Entfernung bemerkt und von den blutdürstigen Schurken, die bei ihr die gesuchten Schätze zu finden glaubten, eingeholt. Vergeblich beschwor sie dieselben auf den Knieen, ihr Leben zu verschonen; vergeblich stellte sie ihnen, um noch mehr Mitleid zu erregen, vor, daß sie hoch schwanger sey. Jene Ungeheuer, man sollte sie wohl nicht Menschen nennen, schlugen ihr die Hirnschale mit dem Ruder ein. Unmittelbar nach dieser schreckenvollen That setzten sich die Mörder, mit Blut bedeckt, wie sie waren, zu einem Mahle nieder, das sie am Bord eines der Fahrzeuge bereitet hatten. Noch saßen sie zu Tische, als sie einen Unglücklichen bemerkten, der sich bisher versteckt gehalten; sogleich wurde er aus dem Schlupfwinkel hervorgezogen. Man ließ ihn niedersitzen und machte sich einen Spaß daraus, daß man ihn eine große Menge Maccaroni-Nudeln zu verschlingen nöthigte. Der arme Mann begann schon Hoffnung zu fassen, daß sein Leben gerettet sey; allein wie getäuscht hatte er sich: es dauerte keinen Augenblick, als einer jener Ruchlosen plötzlich an ihn herantrat und ihm ganz kaltblütig, mitten unter dem Jubel und dem lauten Gelächter der schrecklichen Genossen, den Hals abschnitt. Diese schreckenvolle Scene wird jetzt gewöhnlich unter dem Namen der „kleinen Vesper" bezeichnet, im Vergleich mit der berüchtigten Sicilianischen Vesper unter Karl von Anjou, in der jeder Franzose auf der ganzen Insel ohne Schonung niedergemetzelt wurde. (Metropolitan.)

— Ein Segel-Wagen vor 40 Jahren. Bei dem Aufsehen, das die neuen Segel-Wagen zu Paris erregen, dürfte es wohl nicht uninteressant seyn, die Einrichtung und den Bau einer solchen Maschine zu kennen, die vor ungefähr 40 Jahren von einem gelehrten und reichen Gentleman zu Kent erfunden worden. Das Verdeck dieses Segel-Wagens war in Gestalt eines Papier-Drachen flach ausgespannt und hatte 24 Fuß in der Länge und 9 Fuß in der Breite. Die Wagen-Achse war an dem geräumigsten Theile des Fahrzeuges angebracht. Der Mast war zehn Fuß hoch und stand unmittelbar über der Achse, in der er eingerammt war. Das Bugspriet war acht Fuß lang. Daran war nun ein weites Segel und ein Takelwerk angebracht. An der Verderseite der Maschine befanden sich zwei große Räder, die ungefähr 3½ Fuß im Durchmesser hatten. Die zwei Hinterräder waren von weit geringerem Umfange, weil sie unter dem Verdeck vermittelst eines Ruderwerks getrieben werden mußten. Vermittelst desselben konnte man die Maschine in jede beliebige Richtung bringen. Im Ganzen sah es aus wie ein über vier Räder ausgebreitetes Kutter-Verdeck. Die größte Schnelligkeit, mit der dieses Fahrzeug sich fortbewegte, war 30 (Engl.) Meilen in einer Stunde; indeß war mit dieser Schnelligkeit auch große Gefahr verbunden. Damit das Fahrzeug nicht vom Winde umgeworfen wurde, mußte oft ein Mann an das Ende einer Bohle treten, die gegen den Wind hin lag, um durch sein Uebergewicht das Umkippen zu verhindern. Nach einigen glücklichen Exkursionen mit dieser Maschine gab man jedoch die weiteren Versuche zur Vervollkommnung derselben wegen der Gefahren, denen sie auf der Landstraße ausgesetzt war, wieder auf. Denn die Pferde der gewöhnlichen Landkutschen waren meist scheu geworden, wenn das Fahrzeug rauschend an ihnen vorüberseegelte, und unser Gentleman hielt es daher für gerathener, den von ihm erfundenen Segel-Wagen in irgend einer Remise unterzubringen, als vermittelst desselben Gefahr und Verwirrung auf der Landstraße anzurichten. (Observer.)

— Eine Hinrichtung in Persien. Ich befand mich in einem dichten Kreise von Zuschauern, in dessen Mitte ein großer eherner Mörser auf einem erhöhten Erdwalle stand, nebenan steckte ein Lunte-stock im Boden mit brennender Lunte. Nachdem ich mit vieler Mühe durch die Menge mich gedrängt, und mir einen guten Platz verschafft, blickte ich um mich her, und bemerkte, daß die Henker noch im Volksgewühle sich befanden, wo sie sich mit ihren Armen und Fäusten Weg zu bahnen suchten. Hinter ihnen, oder vielmehr zwischen zwei von ihnen, ging die Delinquentin. Sie war von Kopf bis Fuß in ein schwarz Gewand gehüllt, das zugleich ihr Gesicht bedeckt hielt; ihr Schritt war gemessen und ihre Haltung stolz; sie sprach einige Mal mit einem Eunuchen, der sie begleitete, allein das Geräusch war zu groß, als daß ich etwas davon hätte hören können. Als sie näher herankam, wurde es mit einem Mal still unter den Zuschauern und kein Laut ließ sich mehr vernehmen. Man führte sie endlich vor den Mörser; noch wankte ihr Schritt nicht; sie sprach kein Wort, stieß keinen Schrei aus und weinte nicht; man befahl ihr, niederzuknieen und ihre Brust an die Mündung zu legen, sie that es. Man legte Stricke um ihre Handgelenke und band sie an das Gerüst, das man zu diesem Zwecke aufgerichtet hatte; noch gab sie keine Zeichen der Erschütterung von sich. Sie legte ihr Haupt auf den Mörser, und wartete ihr Ende mit einer Fassung ab, die in anderen Verhältnissen einem Krieger Ehre machen würde. Endlich ward das Signal gegeben, die Lunte wurde in die Höhe gehoben und sank langsam wieder herunter; in dem Augenblicke, wo sie nahe an das Pulver herangehalten ward, verbreitete sich ein allgemeines Schaudern durch die Menge. Schon erglimmte der Zunder — eine lange Pause folgte — ein dumpfes Gemurmel gab sich bei den Zuschauern kund; allein der Dampf verging und die Explosion erfolgte nicht. Die Unglückliche erhob ihr Haupt, um zu sehen, was vorgegangen. Schon erglimmte in meinem Innern die Hoffnung, man wolle die Unglückliche begnadigen, aber bald ward ich enttäuscht. Die Lunte wurde wieder in die Höhe gehoben; die Verurtheilte legte ihr Haupt noch einmal auf das harte Kissen nieder und stieß einen dumpfen Seufzer aus, als wenn sie ihren Geist eben aufgegeben hätte. Sogleich erfolgte die Explosion und Alles umher ward in Dampf eingehüllt. Nachdem es allmalig wieder hell geworden, bot sich ein schrecklicher empörender Anblick meinem Auge dar — die beiden entseelten Arme hingen mit ihren zerstümmelten Gliedern von den Pfosten herab, an die sie angebunden waren, und einige Schritte davon lagen die zerschmetterten Beine umher. Keine Spur war vom Leib und Kopf zurückgeblieben; einige Lumpen von ihren zerfetzten Kleidern, das war Alles, was man hier noch sehen konnte. Die Arme wurden hierauf vom Gerüst abgenommen, und zwei Frauen, die, sobald die Explosion stattgefunden, herbeigeeilt waren, kamen nun an die Stelle heran, ergriffen dieselben, steckten sie unter ihre Hüllen und liefen damit nach dem Harem, um zu zeigen, daß die Befehle der Gerechtigkeit vollstreckt worden. (Visits to the Harem.)

— Literarische Anzeige à la Turque. „Es wird hiermit angezeigt (so heißt es in der neuesten Nummer der Türkischen Zeitung Tekwimi Wekaji), daß die, von Hadschir Omar Efendi aus Aschrir in elegantem Arabisch abgefaßte Schrift: „Fragen und Antworten" (Essyileh we edschwibeh), durch die ohnmächtigen Federzüge des Redacteurs der Tekwimi Wekaji ins Türkische übersetzt und übertragen worden ist, welche Verdolmetschung zu Nutz und Frommen derer, die im Schatten des Großherrn leben, in der Großherrlichen Druckerei unter der Presse sich befindet."

*) Ein zweiter Artikel über „die letzten Tage Dom Miguel's in Portugal" aus derselben Feder folgt nächstens.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Freitag den 19. September 1834.

Rußland.

Die Revolution, oder ein Tag in Paris im Jahre 1833.

Schreiben eines Russen an seinen Freund.

Gewiß, liebster Freund, wirst Du wissen wollen, wie ich während meines letzten viermonatlichen Aufenthaltes in Paris, dieser sogenannten Hauptstadt der aufgeklärten Welt, meine Zeit zugebracht habe. Leider kann ich Dir aus Gründen, die ich Dir gleich vorlegen werde, nichts Besonderes mittheilen. Ich besuchte Paris, Geschäfte halber und nicht aus Neugier, oder um mich zu amüsiren. Wenn man das letztere will, muß man nicht dahin. Im Gegentheil! Vormals heilten die Engländer dort ihren Spleen; jetzt aber kann man sich dort etwas Schlimmeres holen, als Britische Melancholie: nämlich Abscheu vor dem Leben. Oder sollte ich etwa alle Gegenstände mit umflorten Augen angesehen haben? Sollte ich vielleicht die Langeweile eines weit von seinem Vaterlande entfernten Menschen der Pariser Atmosphäre zugeschrieben haben? Möglich ist es. Ich beklage mich indessen nicht darüber, daß ich mich in Paris gewissermaßen beklommen fühlte. O nein! Ich war nicht so heiter in diesem nämlichen Paris, als vor ungefähr 20 Jahren; doch damals hatte man keine Zeit, sich zu langweilen. Auch blieb ich nicht lange dort, und was den obenerwähnten Abscheu gegen das Leben betrifft, so ist er bei den Parisern zu Hause, was alle periodische Schriften bezeugen. Dein Freund ist unversehrt und unverdorben in sein Vaterland zurückgekehrt. Wie ich in Paris gelebt habe? So, so, dem Himmel sey Dank. Besonderen Kummer hatte ich nicht und .... (wie Agnes Arnolph sagt: die Flöhe ausgenommen, die mich quälten — so sage ich:) die Revolutionen ausgenommen, die mich peinigten, beklage ich mich nicht über meinen Aufenthalt in Paris

Bei dem Worte Revolution wirst Du eine Beschreibung erwarten, wie die Zeitungen sie von Aufständen und Unruhen geben. Aber so lange ich in Paris war, fand dergleichen nicht statt. Aus den Zeitungen kannst Du es sehen, daß der Herbst 1833 für Frankreich die ruhigste Zeit war. Fielen vielleicht auch einige kleine Bewegungen vor, so hatten diese möglicher Weise in anderen Staaten Aufsehen gemacht — in Frankreich aber waren es nur Kinderspiele! Wenn ich alle diejenigen zählen wollte, die während meines Aufenthaltes in Paris in Aufständen getödtet und wegen begangener Tollheiten von der Polizei verhaftet wurden, so möchten im Durchschnitt auf jeden Tag nicht mehr als 6 Individuen kommen! Und das ist denn doch keine Revolution! .... Nein! Mich peinigten andere Revolutionen, eng verbunden mit dem Daseyn eines jeden Franzosen, Revolutionen, die in allen ihren Verhältnissen stattfinden, im Palast und in der Küche, auf öffentlichen Plätzen und hinter den kleinsten Verschlägen; Revolutionen, ohne welche die Franzosen nicht leben können, es sey denn, sie veränderten ihre Sprache.

Ja, lieber Freund, Du erinnerst Dich wohl der possierlichen Behauptung des gescheidten Figaro, daß das God-dam die Grundlage der Englischen Sprache sey? So kann man dreist behaupten, das Wort: Revolution, sey die Grundlage, die Würze, der Schlüssel der Französischen. Uns Russen scheint Revolution gleichbedeutend mit Revolte, und ist unserem Ohr etwas Fremdes. Denke Dir einmal Einen von uns, der die Französischen Redensarten nicht kennt und in einer Zeitung liest, daß irgend ein Gelehrter dem Französischen Institut seine Dissertation über die Revolutionen der Sterne widmete — sollte unser guter Landsmann nicht über die Unruhe der Franzosen in Erstaunen gerathen, die nicht einmal die Himmels-Körper in Ruhe lassen können? Der Franzose aber, der da weiß, daß Revolution in diesem Fall auch die Rückkehr des Planeten zu seiner alten Stelle bedeutet, und der stolz auf den Ursprung dieses kostbaren Wortes ist — gebraucht es überall und bei jeder Gelegenheit. Das ist nun einmal eine Eigenheit der gegenwärtigen Französischen Sprache. Wahr ist es, Revolutionen waren lange vor der großen Revolution im Gebrauch, jedoch nicht so viel als jetzt, nach der Juli-Revolution, die mit ihrer unbegränzten Preßfreiheit eine so große Revolution in der Sprache selbst hervorbrachte. Um Dir die Sache begreiflicher zu machen, will ich Dir einen Tag meines Aufenthaltes in Paris beschreiben, und namentlich einen, an welchem kein Aufstand stattfand, und ich nicht in der Deputirten-Kammer war. Du wirst Dich dann selbst überzeugen, wie viel Revolutionen es an diesem friedlichen Tage gab.

Als Russe bin ich gewohnt, so wie ich Morgens das Bett verlassen, Thee oder Kaffee zu trinken. Der Hauswirth, bei dem ich, nach Pariser Mundart, in Pension, nach Russischer, in Kost war, frühstückte erst um 11 Uhr. Ich ging also in ein benachbartes Kaffeehaus. Als ich die Thür öffnete, rief ein Mann von mittleren Jahren, der ein Glas Liqueur trank, mit ziemlich vernehmlicher Stimme: eine vollständige Revolution, une révolution complette! Da haben wir das Unglück, dachte ich. Gewiß in der Vorstadt St. Antoine! — Glücklicherweise fügte der genannte Herr hinzu: „Die Wände sind neu gemalt, die Möbel neu überzogen u. s. w.“ Gott sey Dank, die Rede war von einer Revolution in einem anderen Kaffeehause, das aus einem eingeräucherten schmutzigen, ein reinliches und elegantes geworden war. — Nachdem ich einen Zigarro geraucht und meinen Kaffee getrunken hatte, ließ ich mir das Journal des Debats und die Gazette de France geben. Ich liebe eigentlich die Französischen periodischen Schriften nicht, und kann es nicht begreifen, wie die Franzosen selbst des unausstehlichen Klügelns der Zeitungsschreiber und ihres unanständigen Geschwätzes über die Handlungen der Regierung, die sie nicht einmal genau kennen, nicht überdrüssig werden! . . . Diesesmal aber machte es mir Vergnügen, nachzuzählen, wie oft ich das Wort Revolution in den genannten Blättern verfinden würde. Ich fand es 17 mal; das ging noch an.

Ich hatte noch so viel Zeit übrig, um einen Buchladen zu besuchen. Auf der Straße begegnete ich meinem Barbier, der mit der heitersten Miene von der Welt vorbeieilte. Er grüßte mich. „Wohin?“ — Zur Probe im Theater Porte St. Martin. — „Wollen Sie etwa Schauspieler werden? — „Ich bin dort schon lange als Statist bei militairischen Revolutionen angestellt.“ — „Das heißt nämlich: Evolutionen.“ — „Ja Sie haben Recht, mein Herr, aber Revolution ist mehr im Geist unseres Jahrhunderts. Ich empfehle mich Ihnen!“

Im Buchladen traf ich einen bekannten und anerkannten Klassiker, einen großen Freund von Arnaud und Jouy, und bedeutenden Verehrer der akademischen Lehrstühle, zu denen er aber nicht hatte gelangen können. Er durchblätterte ein Buch und schnitt dabei Grimassen, als träte ihm Jemand auf seine Hühneraugen. Es waren Balzac's Contes drolatiques. „Wie es scheint, gefällt Ihnen das Buch nicht besonders“, sagte ich dem Klassiker. „Es ist nicht auszuhalten“, antwortete er. „Diese ausgelassenen Menschen, nicht zufrieden damit, den Geschmack des Publikums mit ihren abscheulichen Schriften zu verderben, haben es auch auf unsere schöne Sprache abgesehen. Nein, nein! Es muß eine Revolution kommen! Ganz gewiß eine Revolution!“ — „Haben Sie denn nicht genug an der vom Juli?“ — „Ach, davon ist die Rede nicht, wiewohl sie auch dazu beitrug, den Geschmack zu verderben; ich will eine literarische Revolution haben.“ — „Ist es denn etwa lange her, daß die romantische stattfand?“ — „Die ist ja gerade an allem Unheil schuld. Jetzt ist eine neue nöthig; man nenne sie nun wie man wolle, antiromantisch, ostrogothisch, visigothisch — wenn sie nur den guten Geschmack wieder herstellt!“ — „Wäre es nicht besser, etwas zu warten?“ . . . . . „Was soll man da noch lange warten, wenn eine Revolution Alles auf einmal verändert. Tandis qu' une révolution vous change subitement les choses.“ — Französische Logik!

Ich kehrte nach Hause zurück zum Frühstück. Mein Hauswirth befand sich nicht recht wohl und unterhielt sich mit einem Frauenzimmer von mittlerem Alter, die seine Köchin werden wollte. Sie war ihm von zwei bekannten Handwerkern oder Kaufleuten, bei denen sie über 12 Jahre gedient hatte, empfohlen worden. Auf seine Frage, warum sie diesen Dienst verlassen, antwortete die Köchin, die beiden Brüder hätten anfangs, sowohl was ihre Einnahme, als was ihre Wirthschaft betreffe, gemeinschaftlich gelebt. Da sich aber der jüngste verheirathet habe, so wollten die Brüder eine Theilung vornehmen. . . . . „Und daraus“, fuhr sie fort, „entstand in meiner Haushaltung eine solche Revolution, daß ich es nicht länger ertragen konnte.“ — Mein Hauswirth lächelte. „Diese Revolution war gewiß schrecklicher, als die vom Juli“, sagte er. — „Für mich natürlich, mon bon Monsieur, durch sie verlor ich meine Stelle! . . . . Die Juli-Revolution war ein anderes Ding . . . . damals machten kluge und ausgezeichnete Männer alle Franzosen gleich und glücklich! Mich Arme aber vergaßen sie: ich blieb Köchin wie früher, und ward nicht um ein Haar glücklicher.“ — „Nicht Du allein führst diese Sprache, meine Liebe“, erwiederte mein Wirth, „beruhige Dich wenigstens damit, daß jene berühmte Revolution zu unserem großen Heil es verboten hat, die Minister Excellenzen zu nennen.“ — „Nur das! Ach mon bon Monsieur, lohnte es wohl der Mühe, deshalb das Straßenpflaster zu verderben! . . . . . “

Inzwischen war ein Arzt zu meinem kranken Wirthe gekommen. Bald war das Rezept fertig. „Nehmen Sie diese Arzenei ein.“ — „Welche Wirkung wird sie haben?“ (NB. mein Wirth war ein sehr

akkurater Mann) — „Sie wird in Ihrem Innern eine Revolution hervorbringen, und diese das Gleichgewicht wieder herstellen; leben Sie wohl.“ Revolution und Gleichgewicht! Wir schritten zum Frühstück. Um 12 Uhr kehrte der Sohn meines Wirthes, ein aufgeweckter 10jähriger Knabe, mein Herzensfreund, aus der Schule zurück. Ich unterhalte mich gern mit Kindern. Aus meinen Fragen ergab es sich, daß mein kleiner Bekannter aus der geschichtlichen Klasse kam. „Wovon sprach denn Deine Geschichte?“ fragte ich ihn. Die Antwort war: „sie sprach von den Revolutionen der Völker und Königreiche.“ Elle traita des révolutions des peuples et des empires. — „Gut! Was ist denn aber eine Revolution?“ — „Eine Revolution! Sie ... ist dasselbe, was wir vor drei Jahren hatten. Die Menschen laufen auf den Straßen, schlagen Einer den Anderen todt, reißen Steine aus dem Straßenpflaster, schießen, und — wenn einige Menschen getödtet sind, werden neue Lieder gesungen, und auf den Hüten statt weiße, bunte Bänder angeheftet. Das ist eine Revolution.“ — „Schön, mein kleiner Freund! Das Studium der Geschichte wird Dir großen Nutzen bringen.“

Ich war bei einem Kaufmann zu Mittage gebeten, dem ich Gelegenheit verschafft hatte, 60,000 Franken zu verdienen, die, wie er mir eingestand, in seinen Finanzen eine sehr glückliche Revolution bewerkstelligt hatten. Bis zur Tafel hatte ich noch Zeit genug übrig, und da es meine Liebhaberei ist, die Sitten des Landes, in welchem ich mich befinde, kennen zu lernen, so folgte ich dem Beispiel der Pariser großen Welt und trieb mich auf den Straßen umher, was die Franzosen „flaner“ und wir bei uns zu Lande „maulaffen wie ein Narr“, nennen. In der Straße Vivienne, vor einem Mode-Magazin, stand die elegante Equipage der Vicomtesse ***. Wer sieht nicht gern eine schöne Frau? Ich fand bald einen Vorwand, und trat in den Laden. Die Vicomtesse erzählte der Modistin, daß sie gestern Abend von ihrem Gute zurückgekehrt sey, wo sie einen ganzen Monat zugebracht habe. Ein ganzes Jahrhundert für eine Damen-Toilette! Die Erkundigungen nach Corsets, Hüten, Capots und Hauben nahmen kein Ende ..... „Wie es scheint, sind große Veränderungen vorgegangen“, sagte die Vicomtesse. — „O Madame! wahre Revolutionen! ....“ Das heißt, Revolutionen in den Formen der Hauben und Hüte .....

Bevor noch das Essen aufgetragen ward, unterhielt ich mich mit dem Sohne meines Wirths. Bald nach meiner Ankunft in Paris hatte ich ihn durch mathematische Aufgaben oft in Verlegenheit gesetzt. Heute versuchte ich es wieder mit einer Aufgabe. Der kleine Schelm aber löste sie bald und rief in seiner Freude aus: „Aha, Sie glaubten, es würde so gehen wie vor 3 Monaten. Nein, seitdem ist in meinen Kenntnissen eine große Revolution vorgegangen.“ ...

Bei Tische, nach der Suppe, schenkte der Hausherr mir ein. In Frankreich liebt man die Unterhaltung an der Tafel, was mir und wahrscheinlich Jedermann gefällt. Ich bemerkte, daß die Franzosen früher ein Glas Macon oder Chateau la Rose tranken, worauf mein Amphitrion seufzend erwiederte: „Ja, früher war es so, aber die einfältige Anglomanie hat eine Revolution in unseren Gebräuchen hervorgebracht! ....

Das Gespräch ward mit oder ohne Revolutionen, wie man es nehmen will, fortgesetzt, und von Revolutionen zu Revolutionen kommen wir denn endlich auch auf das ewige Thema der Juli-Revolution. „Sie glauben nicht“, sagte mein Wirth, „welches Entzücken sie veranlaßte. Als man im Französischen Theater die berühmte Parisienne sang, und die Reihe an den Vers kam, der von den betrunkenen Müssiggängern und Taugenichtsen, Fleischern, Schornsteinfegern, Krämern u. s. w. sprach, die an jenem berühmten Tage ihr Leben eingebüßt hatten, — da fiel fast das ganze Parterre auf die Knie, und faltete andächtig die Hände und weinte oder gab sich Mühe, zu weinen!“ — Ich meinerseits bemerkte, ich sey Zeuge eines ähnlichen Enthusiasmus gewesen, und zwar in dem nämlichen Theater (aux français) im Jahre 1814, als damals das Orchester spielte: „Vive Henri IV.“ — „Ja ich erinnere mich“, erwiederte der Hausherr, „ich erinnere mich, und, glauben Sie mir, weder damals noch jetzt war es Verstellung bei den Franzosen. Diese Nation ..... ach! Diese Nation allein auf Erden ist zu solchen plötzlichen Revolutionen des Gemüths-Zustandes geeignet!“

Ich leerte ein Glas Champagner auf das Wohl dieser für plötzliche Revolutionen des Gemüths-Zustandes so empfänglichen Nation.

Nach dem Kaffee füllte der Wirth zwei Gläser mit Liqueur, und forderte mich auf — à boire une lampée — nach dem neumodischen Pariser Ausdrucke. Die Sprache der Pariser Gastmahle bereichert sich nicht nur durch die Anstrengungen der Akademie, sondern auch mit den Schönheiten des Schenkstuben-Stils.

Diese Lampée nach und nach zu sich nehmend, rief mein Wirth aus: „Wie wohl thut es! welche angenehme Revolution bringt es im Magen hervor!“ ....

Nachdem diese angenehme Revolution überstanden war, sprachen wir vom Theater. Mein Wirth schlug mir vor, die Italiänische Oper zu besuchen, die die Pariser aux bouffes oder Possen-Theater nennen, obgleich dort Othello, Anna Boleyn und dergleichen Farcen gegeben werden. Ich gestand ihm aufrichtig, daß ich, als Musikfreund, eben keinen besonderen Geschmack an Herrn Rossini und Konserten fände. „Was, Sie lieben Rossini nicht? Ist das möglich! Aber seine herrlichen Melodieen! — „Ja, wahr ist es, er ist ein vortrefflicher Melodiker, und seine Motive machen mir Vergnügen, wenn ich sie vom Orchester oder auf dem Flügel spielen höre, ja auch wohl auf Bällen in Contretänzen. Ich gestehe indessen, daß meine barbarischen Ohren es nicht gern hören, wenn eine zum Tode verurtheilte Prinzessin ihre Leiden nach dem Takt einer Mazurka oder Galoppade ausspricht, und wenn eine junge oder alte Bäuerin am Spinnrade ein Lied singt mit einer Begleitung von Posaunen, Trompeten und Pauken, wie man sie früher nicht in Sieges-Märschen und großen Opern hörte.“ — „Ja, die Instrumentirung ist etwas stark; auch fehlt es der Composition vielleicht an gesunden Gedanken .... indessen wird dies Alles schon dadurch gut gemacht, daß Rossini eine solche Revolution in der Musik hervorbrachte.“ — „Hat etwa diese Revolution zum Besseren geführt?“ — „Als ob eine Revolution jemals zu etwas Schlechterem führen könnte! .... Da sieht man, daß Sie kein Franzose sind.“

Vollkommen davon überzeugt, daß eine Revolution zum Besseren führt (au mieux), begab ich mich in das Boulevard-Theater, wo mein Barbier sich in militairischen Revolutionen auszeichnen sollte. Es trat gerade die berühmte Georges auf, eine Schauspielerin, die, in Folge mehrerer Revolutionen in ihrem Privatleben, unaufhörlich von einem Theater zum anderen überging. Auch hier erinnerte sie mich an eine vergangene Zeit, wo man einen im Theatre français ohne alle Revolution zugebrachten Abend zu den berrlichsten Genüssen zählen konnte. .... Dieses Mal spielte sie in einem widerlichen Stück mit 10 Todtschlägen, 6 Vergiftungen und 4 Incesten, die natürlich in den Empfindungen der Zuschauer verschiedenartige Revolutionen hervorbrachten. Bei einer Stelle veränderte sie plötzlich und mit großer Kunst ihre Gesichtszüge. Ganz hingerissen rief mein Parterre-Nachbar aus: „Sehen Sie doch die köstliche Revolution in ihrer Physiognomie!“ — Ich ward ungeduldig: „Sehen Sie denn auch darin eine Revolution?“ — „Ja freilich! c'est le mot propre. O, in unserem Jahrhundert dürfte Merima es nicht wagen, wie es in der Tragödie heißt, zu Mahomet zu sagen: „„Seigneur, Vous changez de visage““, sondern sie müßte sprechen: „„Quelle révolution, Seigneur, dans tous Vos traits““, das ist viel wohltönender und ausdrucksvoller.“

Gott sey Dank! Dieses war für heute die letzte Revolution, wiewohl ich bekennen muß, daß, als ich mich zu Bett gelegt, die Revolutionen mich im Schlafe wie Doppelgänger verfolgten. Ein Gut Wein — Revolution. Die Geschichte — Revolution. Jede Mode — Revolution. Eine modische Haube — Revolution. Ein neues Möbel — Revolution. Unanständige Redensarten — Revolution. In Kinderköpfen — Revolution! .... Gerechter Himmel, welches Volk! ...

Du weißt, liebster Freund, daß das Wort Revolution eine plötzliche schnelle Veränderung bedeutet (Révolution — changement subit. Siehe die Wörterbücher der Franz. Akademie, von Wailly, Laveaux, Noël u. s. w.). Es sind Dir vielleicht Beispiele vorgekommen, daß wenn Väter ihren Söhnen, oder Weiber ihren Männern häufig und ohne Grund Trink- oder Spielsucht vorwerfen, die armen Gequälten, in Folge des unaufhörlichen Sprechens von einer und derselben Sache, am Ende wirklich eine Leidenschaft für Trunk oder Spiel bekommen. Urtheile nun selbst, wenn man kleine Kinder, bei passender oder unpassender Gelegenheit, an einen Ausdruck gewöhnt, der sich nicht immer auf Liqueur und Rossini's Musik bezieht — ob es da zu verwundern ist, daß ein Begriff von plötzlichen Veränderungen sich bei ihnen einwurzelt, mit ihrem ganzen Wesen vereinigt, ihre Ansicht, ihre Ueberzeugung wird, und daß sie immer und überall plötzliche, schnelle, eilige Veränderungen verlangen werden, als wären diese etwas unumgänglich Nothwendiges, etwas sehr Zweckmäßiges. Und das ist die neue Generation! .... Lächerlich ist es, zu sagen, aber betrübend, zu denken, daß schon der Mißbrauch eines, jedem Wohldenkenden verhaßten Wortes viel gefährlicher werden kann, als ungehinderte Einmischung giftiger Stoffe! .... Doch der Teufel hole die Politik! ....

O, wie freute ich mich, als ich dieses revolutionnaire Land verließ! Wie erquickte mich die belebende Herbstluft meines nordischen Vaterlandes! Es ist keine Ironie, liebster Freund. Ich liebe sie wirklich, diese Kälte und dieses Schneegestöber meines Geburtslandes; ich liebe sie, wie der Seefahrer den einsamen Ocean, der unseren Bewohnern des festen Landes so schrecklich ist; ich liebe sie, wie eine Nothwendigkeit in der Harmonie der Natur, der wir, mit aller unserer Gelehrsamkeit, noch viel zu wenig Aufmerksamkeit widmen. Wie nöthig wäre uns ein zweiter Cuvier! ... Doch, was sage ich? Cuvier! Schrieb er nicht ein höchst gelehrtes Buch über die Revolutionen des Erdballs? Versichern nicht seine Jünger, daß dieser wundervolle Bau unseres Planeten eine Folge vieler plötzlichen Umwälzungen sey? Bei das Werk des Schöpfers erst nach beständig wiederholten Zerstörungen zur gehörigen Ordnung gelangt wäre? O, Ihr Freunde und Gegner der Oken'schen Mythologie, die so stolz Natur-Philosophie genannt wird, versöhnt Euch! Braut eine neue Natur-Wissenschaft zusammen, und nennt sie die revolutionnaire. Ihr werdet sehen, wie sich Alles ausgleicht und wie Eure Meinungen übereinstimmen werden. Wollt Ihr ein Beispiel? Woher vermehrt sich die Schnelligkeit des Falles, je mehr ein Körper sich dem Mittelpunkt der Erde nähert? Antwort: Weil die Centralkraft in der Schnelligkeit eine beschleunigende Revolution hervorbringt. Ferner: Auf welche Weise zieht der Magnet das Eisen an? — Die Anziehungskraft des Magnets bringt in dem Eisen eine Revolution hervor, wodurch es gezwungen wird, sich dem Magnet zu nähern. Das ist klar! — und ferner: Wie wächst der Mond auf Ebbe und Fluth? Antwort: Er bringt eine Revolution im Wasser hervor, und nöthigt dasselbe, zu gewissen Zeiten zu steigen und zu fallen. — Was kann nun wohl richtiger seyn! Sehen wir nicht bei Revolutionen ein beständiges Steigen und Fallen? ...

Lebe wohl, lieber Freund! Sollte mein langer Brief Dich zu langweilt haben, so wünsche ich von ganzem Herzen, daß der Besuch eines Deiner guten Freunde in Deiner Gemüthsstimmung eine heilsame Revolution bewirkt haben möge. (B. Y.).

Bibliographie.

Die Leyer, von Iwan Borosdin.

Der auswärtige Handel des Russischen Reichs im J. 1835, in seinen verschiedenen Beziehungen.

Der Künstler. Von T—m—ff.

Vier Erzählungen. Von N. Lutkowsky.

trainische Volkslieder, herausgegeben von Michael Maximowitsch.
eber das Gehirnfieber in Folge von Trunkenheit. Von Christian
Witt, erstem Arzt am Hof-Hospital, wirkl. Staatsrath und Ritter.
chtungen von Nadeschda Teplоff.
as goldene Jaroslaff-Thor in Kieff, errichtet im 11ten Jahrhun-
dert und aus der Erde gegraben im J. 1832. Von N. Samoiloff.
ie Regentschaft Biren's. Erzählung von Konstantin Massolsky.

Frankreich.

Erinnerungen, von Charles Nodier.

Réal.

(Schluß.)

Bei diesem Prozeß trat der sonst ungewöhnliche Fall ein, daß sich eigentliche Interesse der Zuhörer nicht auf die Hauptangeklagten ete. Mehrere durch ihr Talent bedeutendere oder durch ihren Cha- r hervorragendere Männer hatten es gewonnen: so Germain, unbekannter Offizier, in den Jakobiner-Klubbs mit exaltirten chten und ehrgeizigen Hoffnungen genährt. Der erste Eindruck sei- wilden trotzigen Stimme, der Ungestüm, mit dem er auftrat, mit llen eines convulsivischen Zorns, dies ganze Ungethüm moralischer ichkeit, das sich leichter begreifen, als beschreiben läßt, und mehr der gesammten äußern Erscheinung des Menschen, als aus irgend n Detail hervortritt, war ihm anfangs keineswegs günstig; aber urde ein ganz anderer, sobald er diesen Zustand vorübergehender egung hinter sich ließ und eine ernste Frage gefaßten Geistes be- elte. Dann erstaunte man, eine kräftige gedrungene Entwickelung Schluß und Folge bei ihm zu finden, die nicht von der Leidenschaft deutlich hier und dorthin gerissen wurde, und nur eben so viel Be- ung und Wärme der Empfindung gestattete, als die Worte zu glück- r Wirkung bedurften. Seine Ideen drängten sich rasch auf einan- ohne sich zu verwirren, er sprach sie mit Klarheit, ja zuweilen glän- aus, Beweise, Folgen, Schlüsse, alles kam gehörig, zweckmäßig, rlich heraus. Geistreiche Wortspiele, immer ungezwungen, gelehrte ihrungen, niemals pedantisch, lebhafte eigenthümliche Bilder, so ge- schickt angewandt, daß sie frappirten ohne anzustoßen, Worte der e, die man hätte einfach nennen mögen, wenn sie nicht erhaben fen wären — Alles dies stand ihm zu Gebote, all dieser Schmuck Beiwerk, von denen die bloße Rednerkunst so oft einen unnützen rauch macht, und den das Genie allein ohne Studium zweckmäßig erwenden versteht, umfloß wie ein reiches Gebräm seine prachtvol- Improvisationen, deren zehn im Laufe des Prozesses von ihm ge- n wurden. Germain war beredt, der beredteste vielleicht nach dem st Dudet von allen Rednern seiner Zeit. Ich will nur eine der würdigsten Stellen seiner Vertheidigungsrede mittheilen, die kürzeste am besten geeignet, isolirt zu stehen, ohne viel von ihrer Kraft und ung einzubüßen — die Apostrophe an den Angeber Grizel, der sich reichelt hatte, für seine Denunciation die Bürgerkrone verdient zu n: „Nein, George Grizel, Du wirst nicht die Bürgerkrone bekom- nicht die Dornenkrone, George Grizel, Du nicht, Nein! Diese ren gehören den Opfern! Die Krone, die Dir bestimmt ist, das ist Distelkrone, die man in Rom den Sclaven aufs Haupt setzte, wenn sie ein Paar Groschen theurer verkaufen wollte." — Nur noch etzten Worte, womit er schließt, will ich hier hinzufügen: „Uebri- was hab ich zu fürchten? All mein Blut, gehört es nicht der eit? und ist es nicht gleichviel, an welchem Tag ich den letzten Tropfen ie verspritze? Ich habe dies Schicksal gewählt für die Freiheit. die Freiheit nehm' ich es an. Bleib' ich am Leben, so hat sie n feurigern Vertheidiger, sterb ich, kein ergebeneres Opfer."

Man konnte Réal kein größeres Lob ertheilen, als indem man ihm raints Rede zugeschrieben. Ungeachtet meiner Bewunderung für s schönes Talent, kann ich mich gleichwohl zu dieser Annahme bekennen; sie würde nur dann eine Wahrscheinlichkeit für sich n, wenn Germain, ungeübt in dergleichen Debatten, gewartet hätte, die Reihe an ihn gekommen und dann mit seiner gelieheuen Be- mkeit aufgetreten wäre, was nie geschehen ist. Im Gegentheil r ihm die Verhandlungen oft die Gelegenheit dargeboten, sich der- en Begeisterung hinzugeben und ähnliche Fähigkeiten zu entwickeln, zwar immer unvorbereitet, weil es auf Veranlassungen geschah, urchaus nicht vorherzusehen waren, durchaus unvermuthet kamen. müßte uns übrigens auch erklären, auf welche Weise man sich Werk, die Gedanken, die Intentionen eines beredten Mannes so ignen vermöchte, wie man sich so völlig bis auf die kleinsten ren der Beredtsamkeit des Blickes, der Gebehrde, der Bewegung, ihn zu identifiziren, und überhaupt, ohne selber beredt zu seyn, so scheinen in Stande seyn könnte, daß es gelänge, Hörer und Zu- er zu täuschen. Dieses Vermögen, an das ich nicht glauben kann, e ich für kein geringeres halten, als in derselben Art einem Schrift- nachzuahmen. Wenn Réal auch wirklich Germain's Rede verfaßt so stand doch an jenem Tage mehr als ein großer Redner an der ; immer waren es ihrer Zwei.

Ferner zog Buonarotti, entschiedener Revolutionair, aber ernst, ihen und sogar fast, in dem Maße versteht sich, als dies von Manne seiner Ansicht zu erwarten ist, die Aufmerksamkeit in als einer Hinsicht auf sich. Dieser Republikaner, aus seinem tande vertrieben, wie Ibrahim, stammte von Michel Angelo ab, seine leidlosen Züge, auf denen doch der Ausdruck des Wohlwol- und des Stolzes lag, erinnerten an die Götter seiner Heimat. Eine Frau hatte ihn in die Verbannung begleitet, in seinem Unglück ch bei ihm ausgehalten. Man hatte sie gesehen, wie sie die Aus- der Zeugen mit gespannter Aufmerksamkeit angehört, auf die Mie- ter Geschworenen Acht gegeben, oder in den Augen ihres Man- nes, der oft nach ihr hinsah, nach Trost und Hoffnung gesucht hatte. Sie erregte großes Interesse, denn sie war schön und weinte.

Als Dritter wäre Antonelle zu nennen, ein theoretischer Fanatiker, den später die Erfahrung enttäuschte, der als Royalist starb und erklärte, daß es ohne die Bourbons in Frankreich keine bürgerliche und politische Freiheit geben könne, zur selben Zeit vor Sidney's Schaffot den kal- ten Muth bewies, von dem er am 13. Vendémiaire eine Probe gege- ben hatte, wo er mit einem Buche in der Hand auf der Terrasse der Tuilerieen unter einem Kugelregen spazieren ging. Seine ungezwungen vornehme Ruhe, die das Gepräge der ganzen Würde eines Edelmannes trug, den Mißgeschick in niedrige Gesellschaft geworfen, flößte die ber- kömmliche Art von Respekt ein, der sich selbst der unmittelbare Ankläger nicht entziehen konnte. Er sprach wenig, selten, gehalten, fast sorglos — und der Ausgang des Prozesses rechtfertigte sein sicheres Wesen einigermaßen.

Schwerer war Amar's Sache zu vertheidigen. Der Freund, der eingeständige Mitschuldige von Collot d'Herbois, Billaud, Vadier, der schreckliche Amar, der die Girondisten in den Tod getrieben, Fabre d'Eglantine und Camille auf's Schaffot geschleppt hatte, Amar, dessen Kopf von tausend Stimmen der Rache gefordert ward, erschien vor dem Gericht auf so eigenthümliche und neue Weise, daß man einen Augenblick an seiner Identität zweifeln konnte. Denn derselbe Mann, der in den Comité's so gefürchtet war, so tyrannisch auf der Redner- bühne, dieser Amar, der Löwe des Berges, trat auf als ein Weltmann mit feinen gebildeten Manieren, ausgesucht gekleidet, in Gebehrden und Worten gewählt, drückte sich mit studirter Zierlichkeit aus, mäßigte seine Stimme, um sie einschmeichelnder zu machen, und wandte sich nie an die Geschworenen, weder im Allgemeinen, noch im Besonderen, ohne sich ihrer Nachsicht in ergebenen und schmeichelhaften Worten zu versichern. Er hatte nur einen sehr unbedeutenden Antheil an jener wirklichen oder erdichteten Verschwörung des unglücklichen Babeuf, und das Gericht sah seine Sache auch nur so an, daß er sich einen Man- gel an Klugheit in seinen Aeußerungen und Schritten habe zu Schul- den kommen lassen.

Einige andere Personen, die von einer gewissen Wichtigkeit bei Anfang der Verhandlungen erschienen, verloren diese schon lange vor Ende derselben. Die Uebrigen verdienen nicht die Ehre, ge- nannt zu werden, diese politische Masse aus allen schlechten Win- keln und Löchern von Paris, die sich nur durch einen rasenden Lärm, wüthendes Geschrei und Unverschämtheiten auszeichneten, die mehr als ein Mal den Sitzungs-Saal zur Stätte des gemeinsten Aufruhrs mach- ten. Nur die Entfernung der Richter führte einen Schein von Ord- nung zurück, aber noch lange keine Ruhe. Ein großes Mädchen, nicht mehr ganz jung und von ziemlich grobem Gesicht, mit rothen Haaren — diese Arme, welche Sophie Lapierre hieß, und in die Zahl der Angeklagten, weshalb, weiß ich nicht recht, mit hineingekommen war — wenn nicht eben vielleicht, um ihnen etwas vorzusingen —, stimmte mit einem Male Revolutions-Lieder an, bald großartige und erhabene, dann wieder rohe wilde, und die Anderen, deren Hinrichtung vielleicht schon auf den morgenden Tag angesetzt war, wiederholten sie, um die Lapierre herumstehend, im Chor. Dies mehr ergreifende als harmoni- sche Konzert wurde bis in's Gefängniß fortgesetzt, wo es von Kammer zu Kammer immer schwächer verhallte, bis es endlich hinter dem letzten Riegel ganz verstummte. Ich habe vielleicht Unrecht, aber ich bekenne, daß ich für den Enthusiasmus solcher Helden, die mit der Carmagnole zum Tode gehen, keinen Sinn habe, ihn zu begreifen und zu würdigen.

Einen dieser Unglücklichen muß ich noch nennen, dessen seltsame Thorheit wenigstens zu nützlichen Betrachtungen Anlaß geben kann: nämlich einen gewissen Pillé, der steif und fest an Geister glaubte und den Erfolg der Gegen-Revolution den Streichen der Herenmeister und Kobolde zuschrieb. Er gestand ganz offenherzig, daß der Dämon Ba- beuf's ihn besessen, und daß dieses überirdische Wesen ihn einmal in das fünfte Stockwerk zum Tribunen gebracht habe, ohne daß er durch eine Thür gegangen, oder die Treppen hinaufgestiegen wäre; aber seit einiger Zeit wäre der Zauber des Direktoriums stärker, und das könne keiner besser wissen, als er; er merke es an den Qualen, die ihm all- nächtlich von den aristokratischen Dämonen, die man gegen seinen Schlaf losbetze, bereitet würden. Ganz die Sprache, ganz die Klagen des Caliban — dieselbe blinde, wüste Dummheit; und so waren zum Theil jene Zerstörer des Altars beschaffen, die gegen das Christenthum einen Kampf auf Tod und Leben predigten, die Vernunft vergötterten, um sich von der Erkenntniß Gottes loszusagen, und für Frankreich eine neue Aera der Aufklärung und Bildung ansetzten.

Endlich kam die Nacht vom 6. zum 7. Prairial, der 25. Mai 1797, und beschloß dies gerichtliche Schauspiel, das beinahe hundert Tage gedauert hatte. Es war bald fünf Uhr Morgens; vor den Strah- len der Sonne, die am Horizont hervorbrachen, erblich der Glanz ein- zelner Lichter, die man in den fernsten Winkeln des Saales noch brennen sah, immer mehr und mehr. Die Angeklagten, stiller und düsterer als gewöhnlich, wurden unter der gewöhnlichen Bedeckung her- eingeführt; die Jury war mit ernster trüber Feierlichkeit aus dem Be- rathungs-Zimmer herausgetreten, wo sie sich neunzehn Stunden lang berathschlagt hatte. Die Richter nahmen ihre Sitze ein; die Zuhörer füllten den Saal. Es trat nun ein Moment finsterer dumpfer Ruhe ein, in der man das Geräusch eines Insekts vernehmen konnte. Einige Kinder, ein paar abgemagerte Frauen mit aufgelösten Haaren, unter Anderen die Buonarotti, preßten sich an die Barre und hielten sich mit den Händen daran fest; aber ohne Schrei, ohne Klagen, ohne Seufzer, ja fast ohne Bewegung.

Als der Präsident des Gerichts sich erhob, um das Urtheil vorzu- lesen mit klarer aber bewegter Stimme, da war es, als wenn sich kein Lebendiger außer ihm in der ganzen Versammlung befände. Es ist be- kannt, dies Urtheil; die größere Zahl ward freigesprochen. Buonarotti, Germain und einige Andere, deren Namen die Geschichte vergißt, wa-

ren zur Deportation, Babeuf und Darthé zum Tode verurtheilt. In dem Moment, wo dieser Abschnitt der Sentenz vorgelesen ward, wurde eine stumme Bewegung auf dem Theil der Bänke, wo die Verurtheilten saßen, bemerkbar. Réal saß dort, oberhalb Darthé's, der ein wenig links von ihm, und unterhalb Babeuf's, der zur Rechten über ihm saß. Darthé sank hinten über und lag mit dem Kopf auf den Knieen seines Vertheidigers, der ihn auffing und unterstützte, während Babeuf auf seine Schulter fiel. Er durfte nicht erst diese doppelte Ohnmacht dem Schrecken zuschreiben; das Blut, das ihn besprützte, setzte ihn sogleich in Klarheit. In demselben Augenblick rollten auch zwei blutriesende Pfrieme die Stufen herunter; der Babeuf's war aus einer Feder von Eisendraht gemacht, seinem Lichtauslöscher, den er auf dem Pflaster seines Gefängnisses gewetzt hatte. Man brachte die beiden Sterbenden hinaus; ihr Unglück wollte, daß die Wunden nicht tödtlich waren. Sie hatten noch Blut für die Guillottine und wurden gegen Abend hingeschafft.

Die Welt weiß jetzt, was von diesen gesetzlichen Schlächtereien zu halten steht, die Akte der Gerechtigkeit heißen und bei den Völkern zu Zeiten einer Revolution nur Akte der Rache sind. Für den Staat gefährliche Ansichten werden nicht durch Hinrichtungen unterdrückt — gute Institutionen und gute Gesetze halten allein ihr Umsichgreifen auf. Der Tod durch Richterspruch hat immer nur, in politischer Theorie nicht minder wie in philosophischer oder religiöser, die absurde Grausamkeit derer an den Tag gelegt, die ihn als Strafe bestimmt. Man gebe den Kindern eine vernünftige Erziehung, den Tagelöhnern Arbeit, der Industrie Freiheit, dem Talent Aufmunterung; schenke der Tugend Aufmerksamkeit, gebe ihr Raum und Gehör; man unterdrücke mit Strenge die Verfälscher der Vernunft, die Zerstörer der allgemeinen Moral, wo sie sich finden, in den Journalen, in den Büchern, im Theater, auf der Rednerbühne, vor Gericht: es handelt sich nicht darum, Blut zu vergießen, sondern nur Tintenfässer auszuschütten, sobald Gift darin ist. Ohne diese Maßregeln wird sich nie ein Volk im Zustand der Ordnung und Ruhe erhalten. Wenn sie unanwendbar oder gefährlich sind, so renoncire man auf eine Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; man muß sie lieber aufgeben, als verlieren, und man verliert sie gar schnell, wenn man die Mittel ihrer Erhaltung vernachlässigt. Was aber für alle Fälle und unter allen Umständen gilt, nie mache man den Versuch, ihr durch Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten Stärke und Halt zu schaffen. Das ist der bezauberte Pfeil aus den orientalischen Mährchen, der auf den, der ihn abgesandt, zurückspringt. Das vergossene Blut trinkt die Erde nur zur Hälfte ein. Plötzlich fluthet es empor, steigt bis zum Thron, untergräbt ihn und stürzt ihn um. Vierzig Jahre sind es, daß Babeuf todt ist, und noch lebt seine Partei, weil selbst hinter Babeuf's ausschweifenden und das Maaß überschreitenden Ansichten Wahrheiten liegen, die noch keine Regierung der Mühe werth gehalten, anzuerkennen, und die nie untergehen werden. Denn eine Wahrheit tödtet man nicht wie einen Menschen:

Discite justitiam, moniti; non temnere divos.

Nicht auf die Stimme der Hofleute höre man, die die Köpfe der Parteihäupter fordern, um mit ihrem Eifer zu paradiren; auch nicht auf die Stimme der Parteihäupter, denn das wahre Ziel ihres Ehrgeizes ist, Hofleute zu werden, wenn sie nicht Könige werden können, und vor allen Dingen beneiden sie den Hofleuten das Privilegium, Gewaltstreiche erdiften und anordnen zu dürfen. Auf die Stimme jener alten Weisen höre man, die von irdischem Wünschen und Hoffen befreit im Grabe ruhen; auf die Stimme der Tradition, der Geschichte, auf die erfahrene Stimme so vieler Jahrhunderte; auf die Stimme des eigenen Gewissens, und lasse den Henker aus dem Spiel; man wird nicht seiner bedürfen.

Was ich hier zum Schluß gesagt, das würde ich auch dem Direktorium gesagt haben, wenn ich zu seiner Zeit geschrieben hätte, — und das Direktorium würde nicht darauf gehört haben.

Bibliographie.

Cours de Droit naturel, professé à la faculté des lettres de Paris (année classique 1833—1834) — Von Jouffroy. Erster Band. 8 Fr.

Cours de Pathologie et de Therapeutique générales, professé à la faculté de Médecine de Paris. — Von F. J. V. Broussais. Bd. 1, 2 u. 3. (Das Ganze wird aus 5 Bden. bestehen.) 40 Fr.

Description du Choléra Morbus qui a régné à Charenton en 1832. — Von Ramon.

Des diverses Méthodes et des différens procédés pour l'oblitération des Artères dans le Traitement des Anévrismes. — Von Lisfranc.

Dictionnaire de Physique générale etc, Par les auteurs du Dictionnaire des Sciences Mathématiques. In 4. Pr. jeder Lfg. 40 Cent.

England.

Ueber die Nahrhaftigkeit des Zuckers.

Nicht bloß der Mensch, und zwar in allen Welttheilen, sucht den Zucker, wo er nur zu finden ist, zu seinem Genusse auf, sondern auch alle andere lebende Wesen thun es; die Thiere auf dem Felde, die Vögel in der Luft, die Insekten, die Würmer, ja sogar die Fische im Wasser finden einen besonderen Wohlgeschmack an Allem, was süß ist. Der Zucker bildet in der That auch das nahrhafte Ingredienz bei allen vegetabilischen Speisen, die nur mehr oder weniger mit anderen rohen nicht nahrhaften Stoffen überzogen sind. Eine kleine Quantität Zucker genügt schon, um das Leben zu erhalten und macht mehr, als irgend etwas Anderes, geschickt, körperliche (und ich kann nach meiner eigenen Erfahrung hinzufügen, auch „geistige") Anstrengungen zu ertragen.

Ich reiste oft mit dem Araber in der heißen Sandwüste, so wie mit dem wilden Afrikaner in den öden Steppen umher, und wenn wir von der Mittags-Hitze ermattet hinsanken, ließen wir uns auf den Boden nieder, und ich erquickte mich mit meinem Reisegefährten an dem Proviant, den er mitgenommen, und der in einigen kleinen Zuckerkugeln bestand, die mit Gewürz vermischt und in einen Teig mit feinem Mehl geknetet waren. Durch den Genuß von zwei oder drei solcher Kugeln und einem Schluck Wasser fand ich mich immer aufs Beste gestärkt und war dann wieder fähig, mich neuen Strapazen zu unterziehen.

Während der Zucker-Aerndte in Westindien bekommen die Neger, trotz aller angestrengten Arbeiten, die sie verrichten müssen, gewöhnlich ein recht stattliches und gesundes Ansehen, und die Pferde, Maulesel und anderes Zugvieh, das bei der Arbeit in den Plantagen den Abgang aus der Zucker-Fabrication zum Futter erhält, werden während dieser Zeit besonders dick und fett. In Cochin-China werden nicht nur die Pferde, Büffel, Elephanten u. s. w., alle mit Zucker gefüttert, sondern auch die Königliche Leibwache bekommt täglich eine gewisse Summe ausgezahlt, für die sie sich Zuckerrohr kaufen und deren für eine gewisse Quantität sogleich verzehren muß, um sich ein schönes Embonpoint zu erhalten; man zählt etwa 500 zu dieser Leibwache, und das geschmeidige stattliche Ansehen aller dieser Leute macht ihrem Zuter und ihrem Königlichen Herrn wirklich Ehre. Reis und Zucker sind übrigens in Cochin-China das gewöhnliche Frühstück für alle Stände; und nicht bloß die meisten Früchte, sondern auch der größte Theil ihrer Gemüse, wie Gurken, Kürbisse, Radiese, Artischocken, die Letuskerne und die dicken fleischigen Aloe-Blätter werden von ihnen in Zucker eingelegt.

Ich habe nach einer sechsmonatlichen Reise einen in einem Zuckerfaß aufbewahrten Hammel, den man in London geschlachtet, in Indien verzehrt, der so frisch war, als ob er an demselben Tage aus der Fleischbänken geholt worden wäre. (Zum Aufbewahren von Fleisch dürfte auch immer etwas Zucker, unter Salz und Salpeter gemischt, sehr vortheilhaft seyn.) Die Einwohner von Ceylon bewahren ihr Wildpret in irdenen Honigtöpfen, und wenn es zwei oder drei Jahre so verwahrt gewesen, so giebt das einen Wohlgeschmack, der eines Epikur's recht würdig wäre. In den tropischen Ländern dient der frische Saft des Zuckerrohrs als das wirksamste Heilmittel gegen verschiedenartige Krankheiten, das auch bei Wunden und Geschwüren angewendet wird.

Sir John Pringle sagt, daß die Pest nie in einem Lande gewüthet, wo der Zucker einen Hauptbestandtheil der Nahrung für die Einwohner bildet. Rush und Mullen und andere berühmte Aerzte behaupten, daß die vielen bösartigen Fieber aller Art sich durch den Gebrauch des Zuckers verringert hätten; bei Brustschmerzen dient der Zucker als ein vortreffliches Linderungsmittel, so wie bei vielen anderen Leiden des menschlichen Körpers. Der berühmte Dokter Franklin trank, ehe er zu Bette ging, gewöhnlich ein Viertel Quart Syrup von rohem braunen Zucker und fand hierin ein wohlthätiges Linderungsmittel gegen seine Steinschmerzen. Der Skorbut, die schreckliche Krankheit, die sonst auf den Schiffen so häufig wüthete, wurde durch den Gebrauch des Zuckers gänzlich gehoben. Auch die Krankheiten, die bei den Kindern durch Würmer entstehen, werden durch den gehörigen Genuß des Zuckers, zu dem sie durch die Natur selbst hingezogen zu werden scheinen, leicht abgewandt. Was endlich die ungegründete Behauptung betrifft, daß der Zucker die Zähne verderbe, so dürfte man nur einmal die Zähne der Neger und ihrer Kinder in den Zucker-Plantagen in Westindien betrachten, die doch Tag für Tag beständig Zucker kauen, und man würde sich leicht vom Gegentheil überzeugen.

(Montgomery Martin's British Colonies.)

Mannigfaltiges.

— **Spitznamen der Lappländer.** Selbst in Lappland ist die in den civilisirten Ländern so häufige Sitte, seinen Nebenmenschen Spitznamen beizulegen, schon seit undenklichen Zeiten in der Gewohnheit. Die meisten Lappländer in den nördlichen Gegenden von Arieplog und sämmtliche in Jockmock und Quickjock führen dergleichen Spitznamen. Sie erhalten dieselben entweder ausgezeichneter Thaten oder Eigenschaften wegen; doch sind sie selten von ehrender Art, sondern gewöhnlich mehr oder minder schimpflich; oftmals auch weder von guter, noch von schlechter Bedeutung, und mitunter auch nur Abkürzungen oder Modificationen ihrer wirklichen Namen. Es folgen hier einige Spitznamen von Lappländern, die dem Referenten bekannt geworden sind: Pirek (Perücke), Parrak, Parri (Eichhornnest, Elsternest), Spitznamen für Leute mit dickem buschigen Haar. — Badnem (Biber), für große hervorstehende Zähne. — Slafrek (Langohr), für lange Ohren. — Huljo (Hund), Kallok (Lappschuh), Suattja (Ente), für feine und spitze Stimmen; Kimmun (Beil), Glasok (Glasmeister), Beinamen, den ein Lappländer bekam, weil er in der Trunkenheit ein Fenster zerschlagen hatte. — Nabbo, Sjaggo, Rädsa, Tjänk — deren Ursprung unbekannt, die indessen keine schimpflichen Beinamen sind. Jeuan von Jonas oder Jon; Anta, Anzi, Atzi, Antur, Verstümmelungen von Anders; Wuella, Wuoli, Wuelik von Olaf; Pjettar, Pjetur, Perse, Perso von Pehr (Peter) u. s. w. Einen solchen Beinamen erhält Jeder zeitlebens, und oftmals werden vor Gericht, zur Unterscheidung zweier Individuen, die gleiche Vornamen führen, die Spitznamen völlig autorisirt. (Journalen af Petrus Lasladius.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Montag den 22. September 1834.

Frankreich.

Ein Todtengespräch zwischen Camille Jordan und Foy.

Von dem Grafen von Peyronnet.*)

Es war an einem Winterabend; das stürmische unfreundliche Wetter hatte mich dazu bestimmt, mein Zimmer nicht zu verlassen; ich las in Milton und Virgil und nahm endlich noch einen modernen Publizisten zur Hand, der unglücklicher Weise auf meinem Pulte liegen geblieben; es war schon spät, und kaum las ich einige Seiten darin, als mich der Schlaf überfiel. Die gemischte Lektüre von Politik und Poesie hatte mir einen sonderbaren Traum eingegeben. Ich befand mich auf einem der lachendsten Gefilde. Blühende Hügel, krystallene sanft murmelnde Bäche, blumenbedeckte Rasen, leise hauchende Zephire, Alles athmete liebliche Heiterkeit und Fröhlichkeit um mich her; unendliche Wälder, aus lauter Cypressen bestehend, waren das einzige, was über diesen prachtvollen Aufenthalt einige Düsterkeit verbreitete; eine unendliche Menge zahlloser Wesen hüpfte, ohne das mindeste Geräusch, tanzend auf den bunten Wiesen herum: es waren die Elysäischen Fluren.

Ein süßes Staunen fesselte meine Sinne. Verwundernd starrte ich hin und betrachtete die zahllose Menge der an mir vorübergleitenden Wesen, als auf einmal zwei derselben in menschlicher Gestalt in einiger Entfernung von mir stehen blieben; ihre Bewegungen mit den Armen und ihre lebhaften Mienen schienen eine Diskussion zu begleiten; ich trat näher heran und vernahm ziemlich deutlich, daß das Thema Frankreich war; in ihren blassen starren Gesichtern erkannte ich die erloschenen Züge meiner Landsleute Camille Jordan und Foy.

„Es ist heute das erste Mal, seitdem ich hier bin", sagte Letzterer, „daß ich den Verlust meines Lebens zu bedauern anfange."

„„Warum das?"", fragte Jordan mit Verwunderung. „„Glauben Sie nur"", fügte er hinzu, „„wenn wir Beide jetzt auf der Erde lebten, wir würden mit in den politischen Strudel hineingezogen werden, in den die Leidenschaft und die Unvernunft der Masse unser Vaterland bald versenken wird; ich sowohl als Sie, wir würden Beide weder im Stande seyn, unseren Anhängern weise Grundsätze einzuflößen, noch würden wir es über uns selbst vermögen, dem allgemeinen Schwindel und Taumel zu widerstehen, der sie zu ihren verwirrten Plänen und Unternehmungen fortreißt. Mögen wir uns nur Glück dazu wünschen, daß wir nunmehr dem Schauplatz der menschlichen Thorheiten und Irrthümer entrückt sind.""

„Was mich betrifft", erwiederte Foy, „so hätte ich nur gern den Sturz einer Verwaltung mit erlebt, die ich so lange bekämpft habe. Sie hat sowohl über Ihre, als über meine Partei viel Unheil gebracht; ja sie war es vielleicht, die allein in dieser Zeit Kraft und Geschicklichkeit genug besessen, um uns einen gewaltigen fühlbaren Streich zu versetzen. Glücklicher Weise aber für uns trug sie gleich im ersten Augenblick der Geburt den Keim ihres eigenen Verderbens und Sturzes in sich. Diejenigen ihrer Mitglieder, die in den parlamentarischen Kämpfen in den Kammern für die Freiheit der Presse gefochten, die ihr einen Theil ihres Triumphes zu verdanken zu haben glaubten, diese Männer, sage ich, haben mit ihrer Sprache und ihrer Politik nicht auf einmal so ganz umschlagen können. Sie versuchten es zu beweisen, daß eine monarchische Regierung sich der populairen Formen und Mittel sehr wohl bedienen könne. Eine großartige und kühne Idee: nur paßte sie für die Zeit nicht. Sie hätte freilich wohl durchgehen können, wenn die neue Monarchie gleich anfangs so viel Kraft besessen, um über die großen Fragen, die ihre Existenz und Sicherheit betrafen, ohne weitere Diskussion und Abstimmung für sich selbst zu entscheiden. Allein die Männer derselben benutzten nicht die Lehren der Erfahrung; sie glaubten nur zu sehr an das, was man ihnen ewig vorschwatzte und was sie selbst Tag für Tag nachplauderten, daß nämlich die Freiheit der Presse lediglich von der Beschaffenheit der bestehenden Regierung abhange; sie vergaßen, daß die Zeit, die Dauer dieser Regierung, einen noch größeren Einfluß auf die Presse übe. Ohne Zweifel theilten sie auch die ungerechte Meinung derjenigen, die es der Französischen Republik zum Vorwurf machten, daß sie diese Freiheit der Presse unterdrückt hätte. Freilich hat sie dieselbe unterdrückt, aber nur um nicht selbst unterdrückt zu werden, und weil keine neue Regierung bei dieser Freiheit sich zu erheben vermag. Hätte die Freiheit der periodischen Presse zur Zeit Karl's II. und Wilhelm's III. in England bestanden, so hätten auch diese Regierungen bald unterliegen müssen. Das einzige, was mich wundert, ist, daß es dieser geblendeten Partei noch gelungen, ihren Sturz auf mehrere Jahre hinauszuschieben. Freilich hat die Regierungs-Veränderung, eben dadurch, daß sie allen Dingen einen neuen Anstoß gab, auch ihre innere Kraft und ihren Einfluß verjüngt und erhöht."

„„Das ist klar"", sagte Jordan; „„jene Verwaltung, die der Preßfreiheit ihr Daseyn verdankte, konnte nicht ermangeln, sich ihrer auch einige Zeit nachher zu bedienen. Allein dieser Zustand der Dinge sollte nicht von langer Dauer seyn, denn das Prinzip der Freiheit der Presse stand offenbar im Widerstreite mit dem politischen Prinzip, auf das die neue Regierung sich gründete. Es blieb nun auch nichts weiter übrig, als entweder diese Freiheit in ganz enge Gränzen einzuschließen, oder unter den Angriffen derselben zu erliegen. Indeß ist das nicht der einzige Grund des Sturzes. Es giebt nichts Einfaches in der Politik; und man wird, den Tod der Könige ausgenommen, kein Ereigniß in ihrem Kreise aufzufinden wissen, das nicht die Wirkung einer großen Zahl vorhergegangener Vermittelungen wäre. Die Kabinette von Europa verstehen es, sich mitten im Frieden im Stillen zu bekriegen, und das hat seine guten und schlimmen Folgen. Es wird beständig gegen einander zu Felde gezogen, und hier und dort agirt und reagirt. Wir haben erst im verflossenen Jahrhundert gesehen, wie mächtige Monarchen Bündnisse mit einander eingingen, um die Entlassung eines einzelnen Ministers zu bewirken.""

„Sie meinen Alberoni?" erwiederte Foy. „Ja, ich weiß es. Indeß haben unsere Gegner jetzt keine Macht mehr, um uns zu schaden, und ich halte das nahe bevorstehende Ereigniß für sehr wichtig und glücklich für Frankreich."

„„Wichtig?"" unterbrach Jordan, „„daran zweifle ich gar nicht; ob aber auch „glücklich?" Das möchte ich nicht eben behaupten. In dem noch unvollkommenen und geheimnißvollen Zustande, in dem wir uns seit unserem Tode befinden, entgeht uns zwar die Kenntniß der Vergangenheit nicht, aber die Zukunft ist uns noch eben so verhüllt, als lebten wir noch unter den übrigen Menschen auf der Erde. Meine Freunde glauben, das Prinzip der Souverainetät sey lediglich in den materiellen Kräften der bürgerlichen Gesellschaft enthalten. Die Souverainetät, sagen sie, sey ursprünglich nur die Macht; die Macht aber sey nur da, wo die Kraft vorhanden. Der Fürst hätte demnach gar keine eigenthümlichen Rechte. Was er habe, sey ihm nur übertragen, als ein Ausfluß des Volkes, das somit auch seinen Willen wieder ändern und zurücknehmen könne. Der Monarch sey nicht selbst die Kraft, sondern nur der Ausdruck und das Bild derselben. Er repräsentire das Volk, beherrsche es aber nicht. Man bedürfe nur seiner, weil es Dinge gäbe, die man ohne ihn nicht vollziehen könne. Das seyen aber auch die Gränzen, die man seiner Gewalt angewiesen. Wagte er es, dieselben zu überschreiten, so würde er zum Usurpator; er verletzte sodann das Wesen seiner Mission und zerstörte das Gleichgewicht, das doch das Grundgesetz der Welt sey. Darum dürfte auch der Monarch nicht zugleich Gesetzgeber seyn. Denn es stände ihm gar nicht zu, selbst die Bedingungen festzusetzen, unter denen er die Angelegenheiten zu leiten gedenkt, die man ihm aufgetragen; auch könne er denjenigen keine Verbindlichkeiten auflegen, deren Interesse er nur zu repräsentiren habe. Wollte man übrigens dem Könige das Recht, selbst Gesetze zu geben, zugestehen, so könnte er ja immer wieder neue abfassen, die ihn gegen die früheren in Schutz nähmen. Nach Gesetzen regieren, würde, allen Behauptungen Bossuet's zum Trotze, nichts Anderes heißen, als nach Gutdünken und Willkür regieren. Anstatt Gesetze, würde man auch nur Befehle haben. Wären die Völker für die Regierungen geschaffen, so wäre das etwas Anderes. Der Hirt könne mit seiner eigenen Heerde machen, was er wolle. Da nun aber die Regierungen vielmehr für die Völker da seyen, so müßten sie nicht nur das Interesse, sondern auch den Willen der letzteren stets im Auge behalten. Wer im Auftrage eines Anderen handele, dürfe dessen Befehle nicht überschreiten, und wollte er es auch zum eigenen Besten desselben thun.""

„Es ist dies", unterbrach hier Foy, „das Dogma der Volks-Souverainetät in seiner ganzen Naivetät."

„„Ja, meine Freunde glauben an dasselbe"", versetzte Jordan. „„Sie behaupten auch, daß die natürlichste und einfachste Regierung nicht bloß die der großen Zahl, sondern die der größten Zahl sey. Sie lassen sich nicht etwa durch den trivialen Einwurf abschrecken, daß diese Regierungsform in großen Staaten nicht ausführbar sey. Sie haben Beispiele und Gründe dagegen aufzustellen. Sie zitiren Rom, Palästina, Holland, die Schweiz, die Vereinigten Staaten und die Theorie der Protestanten im sechzehnten Jahrhundert, die es, wie bekannt, für ganz leicht hielten, in Frankreich eine Republik zu gründen. Sie unterscheiden übrigens zwei Arten von Bewegung und Handlung in einem

*) Aus dem nächstens erscheinenden neuen Werke dieses in Ham befindlichen ehemaligen Ministers Karl's X.

Staate, eine besondere und lokale, verschieden nach den verschiedenen Provinzen, und eine allgemeine oder wahrhaft nationale. Die letztere dürfte dem Staate nur gefährlich werden, wenn sie sich nicht auf einfache und gleichförmige Regeln konzentrirte; in mehrere Punkte aus einander gerissen, würde sie nur weiter trennen und zerstören, anstatt zu vereinigen und zu erhalten. Alle Prinzipien dieser Bewegung müßten demnach in Ein Centrum gebracht werden, von dem alle Spannkraft ungestört ausginge. Und dieses Centrum wäre denn die Staats-Regierung. Die andere Art von Bewegung müßte von jener gänzlich abweichen. So sehr die Einförmigkeit zur nothwendigen Bedingung der ersteren gehöre, so sehr würde sie der letzteren nur hinderlich und gefährlich seyn. Man würde ihr nur Gewalt anthun, wenn man sie auf gemeinsame analoge Begriffe reduziren wollte; man würde sie nur stören und verwirren, wenn man sie unter Eine gemeinschaftliche Regel zwänge, die sehr oft nur für die kleinste Zahl passend ist. Hat man aber erst einmal die Geschäfte der Verwaltung in diese einfachen Gränzen abgetheilt, so bedürfte es selbst in großen ausgedehnten Staaten keineswegs noch einer so großen Concentration der Gewalt; vielmehr würde dieselbe nur als unnütz oder gar gefährlich zurückgewiesen werden. Das sind die Lehren, oder vielmehr die Wünsche meiner Freunde. Wenn die reine Republik sich in Frankreich behaupten könnte, so würden sie keine Anstrengungen und Opfer scheuen. Allein ihre Politik verfährt nicht ohne Verstand und Ueberlegung. Sie haben zu viel Scharfsinn, um nach einer Vollkommenheit zu streben, die sich nicht realisiren läßt, und sie sind zu rechtschaffen, um auf Gefahr einer ganzen Nation Versuche anzustellen. Sie wissen sehr gut, daß diejenigen, die einen Staat gründen wollen, die Sitten des Volkes, seine Vorurtheile, seine Traditionen und Rechte nicht übersehen dürfen, die durch vieljährigen Beifall in Schutz genommen und geheiligt sind. Sie geben es zu, daß ein alter Adel und eine Dynastie von neunhundert Jahren zu gleicher Zeit ein Hinderniß und ein Vortheil sind: ein Hinderniß für die Gründung einer Republik, dagegen ein Vortheil, insofern man sich einmal einer Monarchie unterworfen hat. Denn die Vorurtheile und Sitten lassen sich nicht auf ein Mal ausrotten, es sey denn durch gewaltsame Aufregungen, die dann jede andere Verfassung unmöglich machen; und nur überspannte oder unfähige Köpfe können solche Entwürfe hegen. Das Resultat dieser Politik meiner Freunde wäre demnach, daß man bei der Verfassung des Staates die größtmögliche Summe der Gewalt dem demokratischen Element, die geringste hingegen dem aristokratischen und dem monarchischen Element einräumen müsse. Beide letzteren werden nur zugelassen, um die Traditionen und Vorurtheile der Zeit und des Landes zu schonen; dagegen soll das erste Element zur wahren Befriedigung der Bedürfnisse der Gesellschaft, oder mit anderen Worten, zur wirklichen Ausübung der vorhandenen Gewalten dienen.""

„Meine Freunde", versetzte hierauf Foy, „geben etwas weiter, jedoch versteigen sie sich nicht so hoch, wie die Ihrigen. Sie finden Ihre Partei viel zu spekulativ. Die Politik meiner Partei hat weniger Philosophie. Ihre Partei hat mehr Philosophie und weniger Politik. Was hat Ihre Monarchie für eine Bedeutung? Sie geben zu, daß die monarchischen Formen nützlich seyen, und das ist genug. Diese einzige Konzession, worauf sich Ihr System basirt, ist hinreichend, um es zu stürzen. Die verschiedenen Gewalten im Staate sind stets in Bewegung und in Reibung mit einander. Sie suchen sich immer gegenseitig in den Schranken zu halten, und bringen sich stets von Neuem ins Gleichgewicht. Wenn nun aber das monarchische Element, wie es Ihre Partei annimmt, zu schwach seyn soll, so wird es bald unterliegen, und es wird gar keine Monarchie mehr geben; wird es aber gleichwohl das demokratische Element besiegen, so muß es auch bald zu einer größeren Kraft gelangen, und die Theorie Ihrer Freunde kann sich nie realisiren. Das demokratische und das monarchische Element laufen bei einer Ungleichheit der Kräfte nicht eine und dieselbe Gefahr. Ueberwiegt das erstere, so greift es blind, wie es ist, um sich und macht das andere ganz zu nichte; denn es kennt das Interesse nicht, es zu erhalten. Hat hingegen das zweite die Obergewalt, so wird es gewiß schonend mit einem Freunde umgehen, dessen es bedarf, und dessen redlich geleitete Kraft nur zu seiner eigenen Sicherheit dient. — Die einzige Frage ist nur, ob die monarchische Form in der That nothwendig sey. Meine Freunde sind über diesen Punkt getheilt, aber mehr dem Scheine, als der Wirklichkeit nach. Einige Geister sind noch von alten revolutionnairen Vorurtheilen befangen. Ein gewisser zwitterhafter Eigendünkel, der, man weiß nicht zu welcher Zeit, in den Comtoirs einiger Banquiers geboren seyn soll, will einige Andere zu dem Glauben verleiten, daß sie der Welt ein zweites Beispiel des goldenen Zeitalters der Medicis geben könnten. Im Grunde aber hat man über die Republik, selbst bei uns, längst das Urtheil gesprochen. Wäre es auch nicht ganz unmöglich, sie in unserem Vaterlande zu gründen, so ist doch noch zu wenig Zeit seitdem verflossen, daß sie bei uns gescheitert ist, als daß wir einen neuen Versuch damit anzustellen wagen dürften. Und, alle andere Gründe bei Seite gesetzt, ist es auch noch zu früh. Zu einer Republik müßte man auch ärmer und einfacher seyn, und keine gute Sitten und keine Nachbarn haben. Zweiunddreißig Millionen Menschen werden übrigens, wenn Sie wollen, zweiunddreißig Republiken, nicht aber eine einzige, bilden. Und wird nun auch diese Republiken-Republik zu Stande gekommen seyn, so werden sie es nicht besser machen, als die Völker im Peloponnes und in Achaja; sie werden sich einander mit Krieg überziehen, und wenn sie sich gegenseitig aufgerieben und erschöpft, wird von außen ein Metellus, ein Philipp, ein Sulla oder ein Vespasian hinzukommen, um die Ruhe unter ihnen wieder herzustellen und sie unter sein Joch zu bringen. Meine Freunde wollen frei seyn, aber nicht, um das Land in Gefahr zu setzen. Sie wollen die Monarchie, weil sie zur Aufrechthaltung der National-Einheit, ihrer Kraft und Unabhängigkeit dient. Sie geben ihr eine freie Gewalt, damit sie fähig sey, ihre Bestimmung zu erfüllen. Sie vergleichen sie nicht mit dem Mandat, sondern mit der Tutel; der Monarch soll eine vormundschaftliche Herrschaft über seine Mündel ausüben und nicht ihrem Willen unterworfen seyn. Sie räumen ihm die nothwendige Macht ein, damit er die Ordnung im Innern leicht aufrecht zu erhalten im Stande sey, und zwar nicht bloß wegen des Guten, das die Ordnung natürlicher Weise um sich her verbreitet, sondern auch besonders, weil sie neue Kräfte hervorruft, um den auswärtigen Feind zu bekämpfen. Sie ziehen es vor, daß ein Monarch Herr unter ihnen sey, als daß ein Fremder sie unterjoche. Indeß verwechseln meine Freunde keineswegs, wie Sie, die Monarchie mit der Dynastie. Sie geben die erstere zu, während sie die zweite leugnen. Ihre Partei hält die Monarchie nur zum Besten der Dynastie für nothwendig; die meinige betrachtet die Monarchie als absolut nothwendig, sieht dagegen die Dynastie als ganz und gar nicht erforderlich an. Ja, sie ist sogar im Stillen geneigt zu glauben und nimmt keinen Anstand, es zu sagen, daß letztere dem Lande gar nicht entsprechend sey. Das heutige Frankreich hat in ihren Augen nichts von den Sitten des alten Frankreichs aufbewahrt. Es ist die Revolution, die ihm seine gegenwärtige Gestalt gegeben, oder vielmehr, es ist die Revolution selbst. Es hat das Gepräge und den Charakter, die Hoffnungen, und wenn man will, die Vorurtheile derselben in sich aufgenommen. Ihre Meinung ist, daß ein neues Land eines neuen Fürsten bedürfe, denn es wäre gut, daß Fürst und Volk, selbst dem Scheine nach, kein getheiltes Interesse haben. Die alten Souveraine Frankreichs sind aber natürlicherweise Gegner der Revolution, wäre es auch nur deshalb, weil dieselbe wirklich gegen sie ausgebrochen ist. Sie sehen, worin meine Freunde von den Ihrigen abweichen und worin sie sich einander nähern."

„„Ja"", erwiederte Jordan, „„Sie gestatten die Monarchie ohne das Haus Bourbon.""

„Und Sie", versetzte Foy, „wollen das Haus Bourbon ohne die Monarchie. — Ihre Freunde, schaudern sie denn nicht vor dem Schritt zurück, das ihre, allen Gehalts und aller Basis entbehrende Meinung erwartet?"

„„Und die Ihrigen"", fragte Jordan, „„lassen sie sich denn nicht von der Ungerechtigkeit der Usurpation, noch von den Kriegen, die sie erzeugt, noch von der Verwirrung und Bestürzung, in die sie das Volk, das Vermögen und die Lage der Individuen versetzt, abschrecken?"

Bei diesen Worten schwiegen sie und gingen auseinander. Es schien, als wenn einige Spuren des Unwillens und des bittern Hohns auf ihren starren Gestalten sich ausgeprägt hätten, und ich wunderte mich darüber, daß auch die Todten noch ihre Nebenbuhlerschaften und Leidenschaften haben.

Bibliographie.

Fragmens Psycologiques sur la Folie. — Von F. Leuret.

Histoire naturelle de l'Homme et de la Femme, d'après les plus grands naturalistes, Buffon, Cuvier, Lacépede etc. — Zweite Auflage. 1¼ Fr.

Jurisprudence de la Médecine, de la Chirurgie et de la Pharmacie etc. — Von Trébuchet. 9 Fr.

Mémoires d'un Médecin. Par le docteur Harisson. Traduit de l'anglais sur la 3e édition. **Tomes III et IV.**

Physiologie pour les Colléges et les Gens du monde. — Von A. Comte. In 4.

Remarques sur l'état actuel de la Médecine etc. — Von Prunelle. In 4.

Tableau synoptique du Règne végétal, d'après les méthodes de MM. de Jussieu et Richard — Von Ch. d'Orbigny. 1 Fr.

De l'Homéopathie: nouveau systeme en Médecine, ses avantages et ses dangers. — Von Dr. Duringe. 4½ Fr.

De la Réunion immédiate des Plaies, de ses avantages et de ses inconvéniens. — Von L. J. Sanson. 3 Fr.

De l'Opération du Trépan dans les plaies de tête. — Von L. A. M. L. Belveau. 4½ Fr.

Asien.

Arundell's Entdeckungen in Klein-Asien *).

Die Reisen, welche Herr Arundell von Smyrna aus unternahm, führen uns durch Lydien, Phrygien, Pisidien, Pamphylien und Lycien; er hat ihnen etwas zu kühn den Namen „Entdeckungen" gegeben, obgleich es anerkannt werden muß, daß durch sie unsere Kenntniß theils berichtigt, theils wirklich durch neue Beobachtungen bereichert worden.

Sein Verhältniß, als Britischer Geistlicher in Smyrna, gewährte ihm, in seinem Streben nach Belehrung, besondere Vortheile, die er auch in mancher Hinsicht wohl benutzt zu haben scheint. Von Zeit zu Zeit unternahm er nämlich kleine Excursionen nach verschiedenen Gegenden, in der Hoffnung, über einige dunkele Stellen in der Geschichte Asiens Licht zu verbreiten und noch unbeantwortete Zweifel über Ortsbestimmungen zu lösen. Aber vollkommner würde er ohne Zweifel seinen Zweck erreicht haben, wenn er erst nach gründlicher wissenschaftlicher Vorbereitung sein Unternehmen begonnen hätte; daß dieß ihm abgeht, ist nicht schwer zu erkennen.

Asien, meist der Schauplatz gewaltiger Kämpfe, ein Land, dessen weite Gefilde mit großen Städten geschmückt waren, bietet, ungleich anderen Scenen mächtiger Bestrebungen, nur wenige Punkte dar, auf denen der Blick des Reisenden mit Begeisterung verweilen könnte. Der Geist der Zerstörung waltet über jene Ebenen, die verödet daliegen, und selbst, wenn sich auf denselben die Trümmer alter Städte, deren Namen für immer verloren sind, erheben, so können wir

*) Discoveries in Asia Minor; including a Description of the ruins of several Ancient Cities, and especially Antioch of Pisidia. By the Rev. F. V. J. Arundell, British Chaplain at Smyrna. 2 vols. London, 1834.

uns des trüben Eindrucks nicht erwehren, den der allgemeine Charakter dieses Landes hervorbringt. Asien ist in der That Eine große Ruine, und wenn die Bevölkerung, die auf seiner Fläche zerstreut wohnt, sich — was wir gern glauben wollen — an einigen Orten zur Annahme einer höheren Bildung geneigt zeigt, so wird doch noch eine lange Zeit vergehen, ehe sie sich von der Erschlaffung, die wie eine schwere Wolke auf ihr liegt, befreien kann.

Arundell fand auf seinen Wanderungen häufig Veranlassung, die Gastfreundschaft der Türken zu rühmen. Udas, oder Fremdenhäuser, die an verschiedenen Raststorten errichtet sind, nehmen den Reisenden unentgeltlich auf. Ein kurzer Bericht unseres Reisenden über diese wohlthätige Einrichtung mag hier einen Platz finden.

„Die Udas werden von der Regierung weder ausgestattet noch unterstützt, sondern sind Anstalten, die einzig und allein durch die Mildthätigkeit von Privatleuten bestehen. In jedem Dorfe durch das ganze Land befindet sich wenigstens eine, und oft sind in einem kleinen Dorfe mehrere. Jeder Stifter einer Uda bestimmt einen Theil seines Feldertrags, mag dieser nun groß oder klein seyn, zu ihrer beständigen Unterhaltung, und diese freiwillig übernommene Last scheint als Mittel gebraucht zu werden, sich einen Grunddesitz zu erhalten. Daher wird sie nicht ausschließlich von den Wohlhabenden getragen, sondern nicht selten ist es der Fall, daß ein armer Mann, dessen kleiner Strich Land kaum groß genug ist, nach dem an den Aga erlegten Zehnten, hinreichenden Unterhalt für ihn und seine Kinder zu schaffen, noch die Verpflichtung hat, ein Zimmer (vielleicht enthält das ganze Haus nur zwei) zur Uda für Fremde einzurichten. Auch fragt man nicht, ob der Fremde ein Anhänger des Prophoten sey, oder Christ oder Jude — es ist genug, daß er fremd ist und der Gastfreundschaft bedarf; unentgeltlich sorgt man für seinen Unterhalt und seine Bequemlichkeit, und die Sorgfalt erstreckt sich sogar auf sein Thier."

„Wir verachten die Türken und schelten sie Barbaren; aber wo ist das Land im civilisirten Europa, in welchem ein unglücklicher Wanderer, von langen Entbehrungen ermattet, ohne einen Heller, um sich ein Stück Brod zu verschaffen, ohne ein Obdach, um ihn gegen die winterlichen Stürme zu schützen, — wo ist das Land — die Frage mögen die Verächter der rohen Türken beantworten — in welchem ein solcher Armer von Ort zu Ort freundliche Aufnahme, Quartier und Nahrung finden kann?"

Der Verfasser ist enthusiastischer, ja, deklamatorischer Lobredner der Türken und eben so eifriger Widersacher des neuerungssüchtigen Pascha von Aegypten. In diesem Punkt scheinen auch hier Tory-Grundsätze, die sich ohne Bedenken allen Veränderungen schnurstracks widersetzen und jede festgestellte Autorität in Schutz nehmen, ihren Einfluß geltend gemacht zu haben. Nur mit diesem Schlüssel kann der Leser sich das Verständniß zu des Verfassers bösen Sticheleien über Mehmed Ali und seine Partei eröffnen.

Eine kurze Schilderung der Ruinen der alten Stadt Suleiman wird uns ein Bild von den Ueberresten der Baukunst in Klein-Asien gewähren.

„Indem wir längs dem Bette eines kleinen Flusses hinaufgingen, welcher in einer anderen Jahreszeit wahrscheinlich ein bedeutender Strom ist, gelangten wir nach Suleiman, einem Dorfe von wenig Häusern, da manche Familien sammt ihrem Vieh in den Grabgewölben wohnen. Freundlich wurden wir in der Uda aufgenommen, aber unsere Ungeduld ließ uns kaum das „Hosch-Gelde" des Udabaschi (Begrüßung des gastfreien Türken) annehmen und hurtig setzten wir unsere Wanderung fort, um die Wunder der Akropolis zu erforschen."

„Der Weg, der um die Ost- oder Südost-Seite führt, brachte uns zu dem Theater; hier fanden wir nur noch wenige Ueberreste von den Sitzplätzen, aber noch genug von dem Grundgemäuer des Proscenium, um die Gestalt desselben zu erkennen und zu sehen, daß seine Breite ungefähr 90 Fuß betrug."

„Zu beiden Seiten des Theaters erstreckt sich in beträchtlicher Länge die Mauer der Akropolis; und nachdem wir durch einen verfallenen Thorweg hindurch gegangen waren, gelangten wir in einen länglichen engen Raum, welcher uns auf den ersten Anblick eine Rennbahn zu seyn schien; doch später fanden wir Grund, unsere Ansicht zu ändern und ihn etwa für einen Portikus zu halten."

„Noch bei diesem Orte befindet sich ein, über die Hälfte verfallenes Portal, und wenige Yards weiter nordöstlich sind bedeutende Ueberbleibsel eines breiten Bogenganges von gelbem Gestein, mit Bruchstücken aus einer noch früheren Zeit."

„Als wir hier angelangt waren, bemerkten wir, daß wir uns auf einer Landzunge oder einem Isthmus befanden, und daß die Burg auf einem, nach drei Seiten zu, fast jähen Abhange liegt, daß ihre nördliche oder vierte Seite durch die Stadtmauer gedeckt wird, zu welcher der erwähnte Bogengang führt und daß das Joch der Landenge hier nur ungefähr 70 Fuß breit ist."

„Geht man durch das Thor hindurch auf eine nahgelegene Terrasse, von der aus man ein tiefes Thal überschaut, so sieht man das Grundgemäuer und die Ueberreste eines Tempels von weißem, mit Bildwerken verziertem Marmor, und jenseits desselben die Ueberreste eines anderen Tempels, den wir wegen seiner schönen Verzierungen im Jonischen Stil einen Jonischen Tempel nennen könnten, wenn nicht der Rumpf einer Statue im Römischen Kostüm, die wahrscheinlich einen Kaiser vorstellte, es vermuthen ließe, daß der Geschmack des Gebäudes ein gemischter gewesen sey. Noch etwas ferner in derselben Richtung erhebt sich einige Fuß über die Erde das Gemäuer eines anderen kleineren Tempels."

„Diesem letzten Tempel gegenüber, auf der Spitze der Anhöhe oder Terrasse, welche das Thal beherrscht, stehen drei Bogen, die ungefähr 15 Fuß breit und 10 Fuß hoch sind und in ihrer Nähe zeigen sich Spuren noch mehrerer anderen Bogen."

Die Verwüstung, in welcher Klein-Asien jetzt daliegt, wird bei der Beschreibung der verfallenen Ueberreste des alten Antiochien lebhaft geschildert.

„Indem wir die Stadt Yalabatz verließen und nach Norden, in der Richtung der Wasserleitung weiter gingen, befanden wir uns bald auf einer Hochebene, die auch Strabo genau beschreibt und durch Χόρος bezeichnet. Schon ohne die Ruinen konnten wir an der Menge alter Topfscherben erkennen, daß diese das Stadtgebiet des alten Antiochia sey. Prächtige Ueberreste eines Tempels, welcher, wie noch wohl erhaltene Thyrsosstäbe bewiesen, einst dem Bacchus geweiht war, zogen zuerst unsere Blicke auf sich. Als wir weiter gingen, kamen wir zu einem ungeheueren Gebäude, das, in der Richtung von Osten nach Westen, aus gewaltigen Steinen erbaut ist. Dies ließ mich sogleich hoffen, daß es eine Kirche sey, und so fand es sich auch nach genauerer Untersuchung: das Schiff derselben in seinem ganzen Umfange und selbst der Platz für die Kanzel sind noch genau zu erkennen. Gern hätte ich mich länger in diesem, vielleicht ältesten christlichen Tempel verweilt, doch die Zeit drängte uns zu eilen."

„Wir betrachteten zunächst zwei große prächtige Bogen und ein Gewölbe, das am Fuße der Anhöhe fortläuft und die Plattform eines schönen Tempels trägt. Dann stießen wir auf eine große Mauer, die ohne Mörtel aus mächtigen Steinen erbaut ist; wahrscheinlich machte sie früher einen Theil der Stadtmauer aus. Nahe bei derselben befinden sich die Trümmer eines anderen Bauwerks. Von diesem erstreckte sich eine Mauer, oder wenigstens ihre Ruinen zu dem Aquädukt auf der Spitze der Anhöhe und endigte an dem Punkt, wo diese so abschüssig wird, daß sie keines weiteren Schutzes mehr bedarf. Der Aquädukt, von dem noch 21 Bogen unversehrt dastehen, sind die glänzendsten Ueberreste alter Baukunst, die ich jemals gesehen habe; die Steine derselben, von derselben Größe, wie die in der Mauer, sind ohne Mörtel an einander gefügt."

„Die Aussicht in der Nähe des Aquädukts war entzückend, und giebt Antiochien schon allein das Recht, sich die Hauptstadt von Pisidien zu nennen. Zur linken Seite erstreckt sich ein Thal mit Pappelhainen und Trauerweiden, die uns an den Psalm erinnerten: „Wir hängen unsere Harfen an die Weiden ꝛc.", und die, wie einst die Juden zu Babylon, über das trübe Verhängniß dieser ehemals so großen christlichen Stadt zu trauern schienen. Einen einzigen Griechen im „Khan" ausgenommen, wohnt jetzt kein Christ mehr in derselben; keine Kirche und kein Priester ist da, um an dem Ort sein heiliges Amt zu verwalten, an welchem Paulus und Barnabas und ihre Nachfolger viele Tausend Heiden bekehrt hatten."

„Oestlich vom Thale erhebt sich ein schroffes Gebirge, ein Theil der Paroreia, und dem Platze, wo ich saß, gegenüber liegt das Gebiet der Stadt, wo einst die Synagoge stand und die Behausungen, welche die Apostel und ihre Verfolger gastlich aufnahmen — jetzt Alles mit dem Boden gleich gemacht."

„Hinter diesem Orte, in geringer Entfernung, erblickt man die moderne Stadt Yalabatz, deren Häuser zwischen Pappeln und anderen Bäumen zerstreut liegen, so daß das Ganze mehr das Ansehen eines Haines, als einer Stadt hat. Jenseits derselben erstreckt sich eine Ebene, welche von den schneebedeckten Höhen des Taurus begränzt wird."

Der Verf. fährt fort, in diesem Pisidischen Antiochien und seiner Umgegend Spuren einer Vorzeit zu erkennen, die er, mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstet, hier nie gesucht und, mit ruhigem Untersuchungssinn begabt, eben so wenig gefunden zu haben glauben würde. Indem er nämlich Antiochien in Klein-Asien, in welchem er sich befindet, mit der gleichnamigen Stadt in Syrien verwechselt, überträgt er, was von dieser gilt, auf jenes. Ein Blick in die Apostelgeschichte müßte ihn schon darauf geführt haben, daß es das Syrische Antiochien, das heutige Anteaki war, wo Paulus und Barnabas die Heiden bekehrten, und durch Bekanntschaft mit den Reisebeschreibungen der Neueren, als Pococke, de la Vallé, Kinneir, Richter und mancher Anderen, besonders aber durch das Prachtwerk von Cassas, wäre er im Stande gewesen, bei dem ersten Anblick jener Pisidischen Trümmer seinen Irrthum zu entdecken.

Auch jenes Antiochien, welches Herr Arundell besuchte, war im Alterthume bedeutend; aber das Syrische, der Sitz der Seleuciden, der christlichen Bischöfe — Chrysostomos hat hier seine Homilien gehalten — und später der Römischen Statthalter, hat für den Alterthumsforscher ein viel höheres Interesse. Durch eine genaue Topographie dieser Stadt nämlich, welche um das Jahr 300 v. Chr. G. erbaut wurde und unter den Antoninen in ihrer Blüthe stand, ist es möglich, die große Lücke auszufüllen, durch welche in den bisherigen Kunstgeschichten die Römischen Bau-Unternehmungen von den früheren Griechischen, wie durch eine Kluft getrennt werden, wodurch sie in ihrer Anlage und Einrichtung von Griechischen Vorbildern unabhängiger erscheinen, als sie es wirklich waren. Durch diese Rücksicht bewogen, hat daher der um historische Forschung hochverdiente Deutsche Philologe C. Otfried Müller tief eingehende archäologische Forschungen über diese Stadt angestellt, deren Resultate er in einer in der Göttinger Akademie der Wissenschaften am 14. Juni d. J. gelesenen Abhandlung*) niedergelegt hat. —

Es sey uns erlaubt, nur noch wenige Zeilen aus Herrn Arundell's Reisebericht mitzutheilen, von dem sich leider auch eine lebendige Auffassung und Schilderung der gegenwärtigen Zustände nicht rühmen läßt. — Die folgende Stelle, welche uns ein Bild von der Türkischen Gerechtigkeitspflege giebt, erinnert an die Anekdote von einem Schiffbrüchigen, der, als er, an ein fremdes Land geworfen, einen Galgen erblickte, sich auf die Knie warf, um Gott zu danken, daß er ihn zu Christen geführt habe.

*) De antiquitatibus Antiochenis dissertatio prior, qua Antiochiae ad Orontem sub Graecis regibus quae fuerit figura et quae praecipua ornamenta, explicatur.

Digitized by Google

„Als ich mich in der Nähe von Nosli befand, stieß ich auf den Leichnam eines Mannes, der an den Zweigen eines Nußbaumes hing. Gleich hinter der Stadt sahen wir einen anderen älteren Mann auf dieselbe Weise, wie jener, an einen Baum befestigt, aber so niedrig, daß er mit den Füßen beinahe den Boden berührte, und neben ihm standen mehrere Türken, die seinen Körper bewachten. Es war nämlich diese Gegend eine geraume Zeit lang durch Räuber beunruhigt worden, gegen welche man sich auf diese Weise Sicherheit und Ruhe zu verschaffen suchte."

Die Druſen.

Zweiter Artikel.*)

Auf meinen Wanderungen in Syrien bin ich zu verschiedenen Malen mit den Druſen in Berührung gekommen. Es ist schwer, die Abkunft dieſes Volkes nachzuweiſen. Die Druſen theilen ſich in zwei Klaſſen oder Sekten, von denen die eine im Rufe großer Frömmigkeit und Gelehrſamkeit ſteht. Sie heißt die Klaſſe der Ukkâl, d. i. der Weiſen, und ihre Mitglieder werden, nachdem ſie das Gelübde der Verſchwiegenheit abgelegt, in die Myſterien ihrer Religion eingeweiht. Sie rauchen keinen Tabak, trinken keine geiſtigen Getränke, kleiden ſich einfach, und ſollen überhaupt von jedem ſinnlichen Genuß abſtrahiren. Man kann ſie als den geiſtlichen Stand betrachten. Die andere Klaſſe der Druſen bilden die Dſchahil's (Unwiſſenden), denen man wenig oder gar nichts von den Myſterien offenbart. Dieſe Leute laſſen ſich nichts abgehen, affektiren keine Heiligkeit, und ſind, meines Erachtens, die Klügeren. Bei jeder Nation findet man ſcheinheilige Betrüger, und dahin möchte ich auch die Eingeweihten der Druſen rechnen. Der Leſer werfe nur einen Blick auf ihre Gebräuche und urtheile dann ſelbſt.

Ich habe unter den Druſen ſehr ſchöne Männer geſehen, deren Aeußeres jedem Wanderer ſehr imponiren muß. Auch ſagt man, daß ſie, wo es Noth thut, dienſtwillig ſind. Das weibliche Geſchlecht iſt im Allgemeinen wohlgeſtaltet und von reizender bräunlicher Hautfarbe. Sie ſind weit leutſeliger, als die Männer. Es giebt viele Druſen, und in einigen Dörfern am Libanon wohnen ſie mit den Chriſten freundſchaftlich zuſammen; doch heirathen ſie nie unter einander.

Die Druſen gelten für Götzendiener und namentlich ſollen ſie ein goldenes Kalb verehren. Wie dem nun ſey, ſo viel iſt ausgemacht, daß ſie wenigſtens äußerlich die Vorſchriften des Islam beobachten. Man hat mir geſagt, ſie faſteten während des Ramadhan im Beiſeyn der Muſelmänner, ſeyen aber zu Hauſe nicht ſo gewiſſenhaft.

Die Druſen ſcheinen anzunehmen, daß die Seelen guter und tugendhafter Leute nach dem Tode in die Leiber wohlgenährter und mild behandelter Pferde übergehen, während die Seele des Laſterhaften in einen ausgemergelten und grauſam traktirten Klepper fährt.**) Dies erinnert uns an die Brahmanen, welche der Seele des Menſchenfreundes eine Taube, der des Tyrannen aber einen Geier als künftigen Wohnſitz anweiſen. Das vornehmſte Dorf der Druſen heißt: Deir Elkamr (Kloſter des Mondes). Dieſer Ort liegt unweit Beit Eddin (Haus des Glaubens), der Reſidenz des Emir Beſchir, des mächtigſten Häuptlings auf dem Libanon. Beſchir ſoll Chriſt geworden ſeyn, um die in dieſer Gegend ſehr zahlreichen Chriſten ſich geneigt zu machen. — —

Die Tochter des Britiſchen Konſuls, Miß Abbott, begleitete ihren Vater auf einem kleinen Ausflug in das Gebirge. Sie iſt ein ſehr talentvolles junges Mädchen und ſpricht das Arabiſche mit Geläufigkeit. Ihr verdanke ich eine intereſſante Beſchreibung ihrer Aufnahme und Behandlung zu Brumana, einem Druſiſchen Dorfe, von wo ſie mir Folgendes ſchrieb:

„Die Einwohner riefen mir, während wir durchritten, Segensſprüche zu, wie einer Arabiſchen Braut. Ich war das erſte Europäiſche Frauenzimmer, das ſie jemals geſehen hatten. Einige baten mich, mein Pferd anzuhalten, um mir Blumenſträuße überreichen zu können, und Freude malte ſich auf allen Geſichtern. Des folgenden Tages brachten mir die Frauen Körbchen voll Weintrauben und Feigen, um bei dieſer Gelegenheit ihre Neugier zu befriedigen. Sie wollten durchaus keine Belohnung, und waren ſehr reinlich, obwohl anſcheinend ſehr arm. Um die Zeit unſeres Beſuches war allgemeine Trauer im Dorfe; denn wenige Tage vorher hatte man den erſten Häuptling begraben. Es blieben übrigens noch ſechs Andere, und dieſe Zahl war, unſeres Erachtens, für ſolch' ein kleines Gebiet hinreichend. Der Eine dieſer Chefs ſtattete meinem Vater einen Beſuch ab, der ihn bald nachher erwiederte. Auch die vornehmſte Fürſtin (eine Druſin) wünſchte, meinen Vater zu ſehen, und ſtellte ihm ſogar frei, ob er ſie beſuchen wolle, oder ob ſie ihm ſelbſt aufwarten ſolle. Mein Vater überließ der Dame die Entſcheidung, und ſie zog das Letztere vor. Die männlichen Häuptlinge, welche gerade noch bei uns waren, erhoben ſich, als die Fürſtin eintrat, nahmen aber gleich wieder Platz. Da die gnädige Frau ſtehen blieb, that mein Vater ein Gleiches, und als ſie ihn erſuchte, ſich niederzulaſſen, ſagte er ihr, was die Engliſche Sitte in ſolch' einem Fall erheiſche. Ihr Benehmen war äußerſt gütig. Bald nachher lud ſie uns zur Hochzeit ihrer Tochter. Der Fürſt, ihr künftiger Gemahl, hatte ſeiner Erwählten einen Ring und andere goldene Kleinodien zugeſandt, nach deren Annahme weder er, noch irgend ein anderes männliches Individuum ſie beſuchen durfte. Dann ſpricht der Prieſter einige Gebete, und von jetzt an iſt ſie Braut. Kurze Zeit darauf kann der Bräutigam ſie abholen laſſen; aber fünf Tage vor der Abholung ſchickt er ihr eine Vertraute mit anderen koſtbaren Geſchenken. Unter der Aufſicht dieſer Frau wird ſie gebadet. Ihre Hände werden roth gefärbt, und ihr Geſicht, wie das einer Puppe, angepinſelt. Dann muß das Mädchen einen ganzen Tag in einem Winkel ſitzen und die Augen zublinzen, ausgenommen, wenn ſie Speiſe zu ſich nimmt. Einen Tag vor ihrem Ausbruch ſchickt ihr der Bräutigam einen Fürſten und eine Fürſtin mit zahlreicher Suite als Eskorte. Am folgenden Abend wird ſie zur Schau herumgeführt, wo dann die Bewohner des Ortes ſich herzudrängen und ſie mit Segensſprüchen überhäufen. Den Zug begleiten wohl funfzig Frauen mit brennenden Kerzen, und die Braut wird an beiden Seiten von einer Fürſtin unterſtützt. Ihre Augen bleiben dabei immer geſchloſſen. Es folgt noch ein zweiter Parade-Abend, und am nächſten Tage nehmen die Fürſtinnen Abſchied. Die Braut wird auf einem koſtbar angeſchirrten Pferde nach der Wohnung ihres künftigen Eheherrn eskortirt. Hier empfängt man ſie mit allen erdenklichen Ehrenbezeigungen, und führt ſie in ein Gemach, wo ein Prieſter das Paar ehelich zuſammengiebt."

(Madox, Travels.)

Mannigfaltiges.

— Leichen-Feierlichkeiten der Chineſen. Da die Chineſen von einem Zuſtand nach dem Tode nur kümmerliche Begriffe haben, ſo iſt ihnen Beerdigung und Trauer eine deſto wichtigere Sache. Die Trauer um nahe Verwandte hat das Ritualbuch genau vorgeſchrieben, eben ſo die Gebräuche bei der Beerdigung. Man zieht der Leiche neue Kleider an, legt ſie in einen maſſiven Sarg, und läßt den Sarg mehrere Tage lang über der Erde, während die Ueberlebenden ihren vorſchriftsmäßigen Schmerz durch Gebehrden, zerraufte Haar, Kleider von weißem Sacktuch und düſteres Schweigen ausdrücken. Iſt ein glücklicher Platz zum Grabe gewählt, ſo wird der Leib hineingeſenkt. Man gräbt eine Gruft in Form eines Hufeiſens, ſchreibt den Namen des Verblichenen darüber, errichtet im „Saale der Verfahren" zu ſeinem Andenken eine Tafel, und erſcheint alljährlich am Grabe, um den Ahnen zu opfern. In den Tempeln wird ihr Andenken wahrhaft begangen. Um alle Bedürfniſſe der abgeſchiedenen Seelen zu befriedigen, verbrennt man Geldpapier, papierne Wagen, Häuſer und Hausgeräthe, und glaubt, daß alle dieſe Gegenſtände in jener Welt zu wirklichen Häuſern, Wagen u. ſ. w. werden. Das Geldpapier, in Münzenform zugeſchnitten, wird jenſeits wirkliches Geld. Je vornehmer die Perſon, deſto länger zieht ſich die Trauer. Der Kaiſer trauert drei Jahre lang, und jeder gute Unterthan folgt ſeinem Beiſpiel. Höhere Beamte ſuſpendiren während der Trauer-Periode ihre Berufsgeſchäfte, Candidaten gehen nicht ins Examen und das gemeine Volk enthält ſich (wenn der Hunger nicht in die Quere kommt) eine Zeitlang ſeiner körperlichen Arbeiten.

(Gutzlaff's Chinese History.)

— Der Kaiſer von China. Die Einkünfte dieſes Monarchen ſind ungeheuer, aber nicht geringer die Ausgaben. Von ſeinem großen Palaſte in Peking hat man die pompbafteſten Beſchreibungen gemacht; diejenigen aber, welche dieſen Rieſenpalaſt mit vorurtheilsfreiem Auge beſchauten, fanden nichts als eine große Anhäufung ſchmutziger (!) Gebäude, die ſchlecht unterhalten werden. Er iſt mit einer Mauer umfaßt, die 12 Li (etwas über eine Franzöſiſche Meile) im Geviert hält.*) Der Kaiſerliche Audienz-Saal iſt ein ſehr geräumiges Zimmer, auf deſſen Fußboden jeder der aufwartenden Magnaten ſeinen beſtimmten Platz hat. Der Thron, ein hoher Alkoven, ohne allen Schmuck, hat die Ueberſchrift Sching (heilig). Vor demſelben ſtehen große brennende Gefäße, aus denen unaufhörlich ein Weihrauchdampf emporſteigt; denn der Kaiſer empfängt von ſeinen Unterthanen dieſelbe Huldigung, die ſie ihren Idolen erweiſen. An Cour-Tagen verſammeln ſich die Großwürdenträger vor dem Throne, und berühren mit der Stirn den Boden, mag der Kaiſer nun zugegen ſeyn oder nicht. Die marmornen Portale und Mauern des Palaſtes geben ihm das Anſehen einer Feſtung. Das Harem, welches einen großen Raum in demſelben einnimmt, iſt eine lange Reihe von Gebäuden, die eine Menge Frauen beherbergen. Der Kaiſer hat auch mehrere Luſtſchlöſſer mit geräumigen Gärten, die er von Zeit zu Zeit beſucht. Bei feierlichen Aufzügen begleitet ihn ein zahlreiches Gefolge von Offizieren und Prinzen. Sonſt läßt er ſich, wie alle Orientaliſche Deſpoten, nur ſelten öffentlich ſehen. Die Kaiſer der jetzt regierenden Dynaſtie pflegen jedoch im Herbſte große Jagd-Partieen zu unternehmen. Neben ſeiner abſoluten weltlichen Macht hat der Kaiſer auch die Würde eines Hohenprieſters, in welcher Eigenſchaft er die Kaiſerlichen Tempel beſucht, und im Namen aller ſeiner Unterthanen zu Himmel und Erde betet. Kommt irgend ein Unglück über das Land, ſo klagt er ſich ſelbſt als die Urſache an, und ſendet vorſchriftsmäßige Gebete, um den Zorn des Himmels zu beſänftigen. Diejenigen Kaiſerlichen Handlungen, von welchen die Nation wiſſen darf, werden in ein täglich erſcheinendes Blatt (die ſogenannte Peking-Zeitung) eingerückt, welches nur trockne Details von gewöhnlichen und unintereſſanten Ereigniſſen enthält. Von den Chineſiſchen Staats-Einrichtungen kann man im Allgemeinen ſagen, daß ſie in der Theorie weiſe und vortrefflich ſind. Nur die Praxis kontraſtirt mit dieſer ſchönen Theorie auf eine betrübende Weiſe.

(Gutzlaff's Chinese History.)**)

*) Vgl. Nr. 99 des Magazins. Von dieſem Syriſchen Bergvolke iſt bei Gelegenheit ſeiner neueſten Aufſtande gegen Mehmed Ali und Ibrahim Paſcha ſo viel in den politiſchen Zeitungen die Rede geweſen, daß es nicht unintereſſant ſcheint, auch die nachfolgenden Bemerkungen eines Engliſchen Reiſenden über daſſelbe mitzutheilen.

**) Was bringt Herrn Mador zu dieſer Vermuthung?

*) Vgl. Nr. 105 des diesjährigen „Magazins."

**) Wir hoffen, nachſtens Gelegenheit zu haben, über dieſes neue Werk unſeres Landsmannes etwas Ausführlicheres berichten zu können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diese Beilage der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Mittwoch den 24. September 1834.

Frankreich.

Die Kreolen in Paris.

Niemand, der die Sitten, Gebräuche und den Charakter der Völker jemals zum Gegenstande seines Studiums gemacht hat, wird leugnen, daß in jeder Nation sich eine vorherrschende Eigenthümlichkeit und ein charakteristischer Grundzug geltend macht. Es gäbe eben keine verschiedene Völker, wenn keine verschiedene Gemüths-Temperamente und verschiedene Charaktere in ihnen existirten. Ich glaube nicht, daß man mich wird Lügen strafen können, wenn ich behaupte, daß die hervorstechende Charakter-Eigenheit des Kreolen und der Grundzug seines Wesens, der ihn in Frankreich, von sonstigen physischen Unterschieden abgesehen, bezeichnet, in einer großen Empfindsamkeit der Seele und einer leichten Beweglichkeit seines Geistes und seiner Leidenschaften besteht. Diese Eigenschaften finden vielleicht schon in den ersten Eindrücken, die der Kreole in seiner Kindheit empfängt, ihre Erklärung. Ziemlich häufig stammt sein Vater aus Guienne, aus der Gascogne, Provence oder der Normandie. Er verheirathete sich mit einer in der Kolonie geborenen Frau; und so findet sich das Blut der gemäßigten Zone und das Blut der heißen in widerstreitender Mischung. Er ist unter dem Sonnenstrahl des tropischen Himmels geboren und verlebt dort die Jahre seiner ersten Kindheit. Kaum fängt er an die Dinge um sich her zu unterscheiden, so sieht er sich mitten in einer Familie, gegen deren Mitglieder seine Mutter allein wie ein Wesen einer fremden Welt erscheint. Von dieser Frau erhält er aber seine Nahrung, und sie wiegt ihr Kind mit schreckbaren Erzählungen voll Afrikanischer Phantastik ein, deren Moral immer dahin ausläuft, daß man gut, mitleidig, aber vorsichtig seyn müsse. Täglich schläft der kleine Kreole an ihrem Busen unter Erzählungen voll von Grauen und seltsamlich ungeheuren Schicksalen ein, und es ist erklärlich, daß in der Seele des Kreolen ein Hang zum Aberglauben entsteht, der sich auch später nicht ganz ausrotten läßt und ihn stets unter der Gewalt seiner Mutter erhält. Folgende ist eine von solchen Erzählungen, die gewiß noch im Gedächtnisse manches Kreolen lebt.

Auf einer der kleinen Antillen befindet sich nämlich ein Felsen, dem Spuren eines Pferdehufes (eine Art Roßtrappe) eingedrückt sind, und wie die Neger allen Dingen, die ihnen merkwürdig scheinen, einen wunderartigen Ursprung zuschreiben, so erklären sie die Entstehung dieser Felsen-Formation folgender Weise. Beim Anfang der Welt machten sich Gott und der Teufel den Ruhm streitig, das Meer zu salzen. Der Teufel beeilt sich und schüttet unaufhörlich eine große Anzahl Tonnen voll Salz in das Wasser, allein es will nichts beisen, das Wasser bleibt süß. Bei anderen Völkern versalzt der Teufel jedesmal den Brei und hat Salpeter und Schwefel bei der Hand, um die Dinge zu würzen; allein der Teufel der Neger, der bekanntlich weiß wie Schnee oder wie die Unschuld der Europäer ist, muß ein schlechter Koch gewesen seyn, er konnte, wie gesagt, mit vielen Fäßern Salz dem Wasser die Süßigkeit nicht vertreiben. Siehe! da läßt der Herrgott ein einziges Körnlein Salz herabfallen, und augenblicklich sind alle Meere salzig. Wüthend über sein verfehltes Unternehmen, stürzt sich der Teufel in Gestalt eines Pferdes, das durchgeht, auf die Erde und fällt gerade auf den Felsen, dem er seinen Huf eindrückte. Die Negerinnen schließen dann diese Erzählung mit der Moral, daß der gute Geist selbst mit Wenigem mehr ausrichte, als der böse mit Vielem.

Sobald der junge Kreole sein zehntes Jahr erreicht hat, entreißt man ihn den Armen seiner Mutter, die bis auf den letzten Augenblick mit Thränen dagegen protestirt, ihren Sohn von sich zu lassen; man führt ihn zu Schiff nach Frankreich. So jung wird er schon den Elementen preisgegeben; das großartige Schauspiel des Oceans überwältigt die junge Seele, ein Himmel, der sich endlos über ihm wölbt, erfüllt ihn mit seltsamen Vorstellungen von der Größe des Universums. In Frankreich angekommen, umgiebt ihn eine Welt, die ihm halb neu ist. Die Trachten, Gebräuche, das Klima, die Mundart der Bewohner, alles das setzt ihn von neuem in Staunen. Er kann den Unterschied kaum fassen, der zwischen dem Dort und dem Hier sich so plötzlich ihm bemerkbar macht. Auf seine Gesundheit und seine physische Constitution muß die Gemüths-Bewegung nicht minder wirken. Vor kurzem sah er sich noch im Schooße einer geliebten und verwandten Familie, und mit einem Male steht er unter dem harten Gesetze einer Erziehungs-Anstalt. In dem Kollege oder Kloster, in das er tritt, fehlt es nicht an neuen Eindrücken, die ihm keineswegs angenehm sind, wenn er seinen jetzigen Aufenthaltsort mit dem früheren vergleicht. Aber man begreift, wie dieser Wechsel, der mit ihm vorging, eine rastlose Lebendigkeit in seinem Innern und eine schnelle Reife seiner Eigenschaften hervorruft. Die Rektoren und Vorsteher der Königlichen und der Kommunal-Gymnasien, in welchen sich junge Kolonisten befinden, geben diesen, in Betreff ihrer Talente, das beste Zeugniß, auch in ihrer Aufführung finden sie eben nichts zu tadeln; allein, wenn sie aufrichtig sind, so werden sie nicht verschweigen, daß jene doch auch unter allen ihren Zöglingen am wenigsten fleißig und anhaltend arbeiten.

Eine gewisse Arbeitescheu macht sich bei dem Kreolen in jedem Zeitabschnitte seines Lebens bemerkbar; dieselbe gehört mit zu den Eigenschaften, die ihn charakterisiren. Sonst sind die jungen Kreolen die muntersten Gesellen in den Anstalten, sie sind die besten Springer, die besten Voltigeurs. Diese Beweglichkeit in den Muskeln verdanken sie der Art und Weise, wie man sie von jung auf hält und kleidet. Mit einem leichten leinenen Hemde bedeckt, wirft man die Kinder auf ein Tuch, das auf dem Boden des Hausflurs ausgebreitet liegt, und dort überläßt man es ihnen selbst, wie sie wachsen und ihre Glieder entwickeln wollen, man bringt sie in kein Wickelband, womit die Kinder in Frankreich eingeschnürt werden.

Die Meisten von ihnen, welche, sey's für einige Zeit oder für immer, die Kolonieen verlassen, machen Paris zum Ziel ihrer Reise. Hier findet man Kreolen von allen Ständen und Klassen. Ich spreche zunächst von denen, welche bei der Marine gedient, nach einer ziemlich langen Dienstzeit ihre Entlassung genommen haben und ihre Pension in Paris verzehren. Sie haben gerade kein besonderes Stadtviertel, in dem sie am liebsten wohnten, allein man kann doch die Bemerkung machen, daß sie gern in der Nähe des Ortes, wo sie beim Ablauf jedes Quartals ihr Gehalt beziehen, ihre Wohnung wählen. Sonst kennt man auch genau die Plätze, wo man in der Regel Kreolen antrifft; im Kaffehause der Rotunde, im Palais-Royal, im Hotel von Großbritanien sind sie wie zu Hause. Man kennt den Marine-Pensionair an seinem verbrannten Teint, an dem Knopfloch mit dem rothen Bande und an dem Bambus-Rohre, das er von den Inseln mitbrachte. Er trägt lieber Schuhe als Stiefeln.

Gegen eilf oder zwölf Uhr findet man ihn in der Regel im café de Foy, wo er seine Tasse zu sich nimmt. Er schwatzt gern und knüpft leicht Unterredungen auch mit Fremden an. Er erzählt dann von den Bürgerkriegen in den Kolonieen, von den grausamen Handlungen des Victor Hugue, dieses Robespierre der Antillen; er verfehlt dann nicht hinzuzufügen, daß er gerade in den Kasematten von Port-Royal war, als es von den Engländern belagert wurde. Fängt es während seiner Rede an zu regnen, oder zieht ein Gewitter herauf, so gemahnt ihn sein reiches Gedächtniß an die Erzählungen, die er als Kind von dem Sturme des Jahres 1766 vernahm, als Martinique Gefahr lief, bei einem Erdbeben in den Abgrund gestürzt zu werden. Er weiß die Einzelnheiten so lebendig zu erzählen, als wäre er selbst dabei gewesen. Auf Verlangen erzählt er auch viel von der Tracht der Karaiben, der Urbewohner der Inseln „unter dem Winde", welche sich nach Saint Vincent zurückgezogen und wie so manches Urvolk verschwunden sind, das der Geschichtsforscher in dem von den Siegern in Besitz genommenem Lande vergeblich sucht. Fragt man ihn, welchen Grad er erreicht hatte, als er den Entschluß faßte, seinen Abschied einzureichen, so stößt man gerade auf das Lieblingsthema seiner Conversation. Seine Gestalt hebt sich und er erzählt mit Stolz, daß man ihm unter dem Ministerium Decrès das Unrecht anthat, ihn bei Erledigung der zunächst höheren Stelle zu übergehen. Ein oder zweimal monatlich macht er dem Deputirten der Kolonie, den man seit der Juli-Revolution ernannte, seine Anstands-Visite. In seinem ganzen Benehmen fehlt weder Lebensart noch Feinheit; in der That, der Marine-Pensionair ist ein Mann von untadelhafter Aufführung. Er ist durch und durch bon enfant, nur gehört es zu seiner Eigenheit, daß er den Pater Labat nicht leiden mag, weil dieser Jesuit sich einmal erlaubt hat, lügnerisch vom Ursprunge einiger Familien auf den Antillen zu reden.

Von den verschiedenen Klassen der Kreolen sind es die Marine-Pensionaire, die ihr Vaterland am meisten lieben; sie halten am meisten auf ihre Verwandtschaft und auf die Kreolen-Abkunft. Die Reisen, die sie machten, die Gefahren, die sie in der Fremde bestanden, machten ihnen ihr Inselland immer von neuem lieb und werth, wenn sie es nach langer Zeit wiedersahen. So geschieht es auch nicht selten, daß der verabschiedete Kreole seine Heimath zum Sitze seines Alters macht und der wohlthätigen Sonne seines heimischen Klimas das im Dienste ergraute Haupt wieder anvertraut.

Dagegen giebt es eine andere Klasse Kreolen, die in ihrer Heimath durch Handel ein bedeutendes Vermögen gewonnen haben und nun nach Paris kommen, um hier im Schooße des Wohllebens und der Civilisa-

tion ihre Schätze zu genießen. Allein der Aufenthaltsort bietet ihnen wohl das, was sie suchten und wünschten, die Fülle des materiellen Lebens steht ihnen zu Gebote, die Raffinements der vornehmen Lebensart sagen ihnen durchaus zu und sie treiben sich Anfangs im bunten Getümmel umher, haschen nach Allem, und naschen von jedem Genusse; aber es fehlt ihnen im Pariser Leben das, was ihr Daseyn in der Heimath so bedeutend und gewichtig macht. Sie gelten nichts in Paris und verschwinden unter den Tausenden, die eben so große Reichthümer besitzen, und von der ganzen Bevölkerung, in der kein Unterschied des Ranges im geselligen Leben gilt, können sie keine Auszeichnungen erwarten. Das macht die Kreolen mürrisch und verdrossen; sie fühlen sich unheimisch, ziehen sich in die Stille zurück, um die gereizte Eigenliebe nicht täglich verwunden zu lassen und leben mitten im Strudel der Welt isolirt. Nur wenige von ihnen gewöhnen sich an die Gleichgültigkeit, die man ihnen in Paris bezeigt, und versöhnen sich wieder mehr mit dem geselligen Tone. Aber ihre Neigung, sich durch Pomp und Pracht ein Ansehen zu geben und durch Luxus den Vorrang, den sie in der Heimath erhielten, auch hier zu erlangen, bleibt ein hervorstechender Charakterzug bei diesen Wenigen. Zu Saint Pierre schon hörten sie von den raffinirten Genüssen des Pariser Lebens, von den Kunstsachen und Schönheiten, womit man sich in der Hauptstadt Frankreichs umgiebt, und nun häufen sie ordentliche Waarenlager von Mode-Artikeln, Möbeln und Kunstschätzen in ihren Wohnungen und gefallen sich in einem Luxus, der oft ihre Mittel erschöpft. Höchst widerwärtig ist für die Kreolen-Familie in Paris auch ihr Verhältniß zur dienenden Klasse. In der Regel bringen sie sich zwar einen Neger als Koch oder Bedienten und die schwarze Amme ihres letzten Kindes als Magd mit aus Indien; allein in diese Schwarzen fährt die Französische Freiheitsluft alsbald wie ein ansteckender Hauch. Sie lernen unter dem Französischen Himmel bald den Satz von der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze, und berauscht von diesem Gedanken, Herr seiner selbst zu seyn, kündigt der Neger seiner Herrschaft den Dienst auf; die Negerin oder Mulattin thut bald desgleichen. Somit ist die Kreolen-Familie in die Nothwendigkeit versetzt, weiße Dienstboten in ihr Haus zu nehmen, die mit den Sitten und der Lebensart der Ausländer völlig unbekannt, sich wenig in die Unterwürfigkeit, die jene verlangen, fügen mögen. Die Kreolen werden schlecht bedient, wechseln häufig mit dem Gesinde und dies Verhältniß verleidet ihnen fast eben so sehr den Aufenthalt in Frankreich, als der strenge Winter, von dem sie viel leiden.

Bei der Betrachtung derjenigen Kreolen-Familien, welche sich mehr und mehr den Europäischen Sitten und Gebräuchen anschließen, was bei einer längeren Dauer ihres Aufenthalts in Paris natürlich ist, drängt sich uns die Bemerkung auf, daß, je mehr sie sich ihrer alten Ansprüche und Anforderungen entwöhnen, desto mehr auch die alten Tugenden ihrer Heimath und ihres Volkes an ihnen verschwinden. Man sieht bei ihnen kaum noch eine Spur der berühmten Indischen Gastfreundschaft, die jeder Reisende an Ort und Stelle zu schätzen Gelegenheit hat, und die das dortige Leben so anmuthig und patriarchalisch macht. Kecke Abenteurer, die mit angemaßtem Rang und Namen sich in ihre Hotels drängten und diese Asyle der Gastfreiheit mißbrauchten, mögen den Kreolen diese Tugend ihrer Väter verleidet haben. Die Wohnungen dieser Kreolen-Klasse liegen gewöhnlich in dem Theile der Chaussée-d'Antin, welcher sich von la Madeleine nach der Straße du Helder erstreckt, in jenen anmuthigen Straßen, welche zwischen den Boulevards, der Straße Neuve-des-Matburins und der Saint-Lazare parallel hinlaufen. Geht man in der kalten Jahreszeit durch diese Stadttheile, so sieht man schon um 11 Uhr oder Mittags die Jalousieen heruntergelassen und die Fensterläden geschlossen.

Eine dritte Klasse unter den in Paris lebenden Kreolen besteht aus denen, die nur besuchsweise auf einige Monate sich dort herumtreiben. Die Frau hat in Westindien mit Bitten nicht nachgelassen; der gute Mann mag wollen oder nicht, er muß nachgeben, denn der Drang, die große Hauptstadt zu sehen, ist zu lebendig, die Neugier zu groß. Ein Freudenfeuer läuft bei ihrer Ankunft durch alle Cirkel der Kreolen; man läuft und eilt, die Landsleute zu begrüßen; man beeifert sich, ihnen die Verwandten und Freunde vorzustellen und ihnen die Zeit ihres Aufenthalts möglichst angenehm und abwechselnd verstreichen zu lassen. Man empfängt sie überall zu Gastereien, und füllt seine leeren Säle mit den gesammten Kompatrioten; man schreibt an Herrn Dudard, um die Zimmer des Palais-Royal zu sehen, an Herrn de Fordin, der um Eintritts-Karten zum Museum gebeten wird, und der Marine-Pensionair ist der maître de plaisir, er, der zuvor längst schon Alles sah, überall war, Alles kennt! Nach jeder Partie, die man mit ihnen machte, bestürmt man sie mit Fragen, wie sie die große Oper, die Glas-Gallerie, den Pflanzen-Garten, den Park und die Kapelle zu Versailles fanden. Abends beim Dessert gestehen die Fremden denn doch, daß ihre Früchte zu Hause den Vorzug verdienen; die Goyave, die Sapotille und Ananas ihrer Insel seyen bei weitem saftreicher, als die Pflaume, die Birne und der Pfirsich in Paris. Bei ihrer Abreise drängt sich wieder Alles um sie; tausend Grüße, tausend Briefe, tausend Bestellungen und Geschenke bittet man, mitzunehmen. Und in Betreff der letzteren kann man in der That bei der Rückkehr gar viel gebrauchen. Alle Damen der Insel bitten sich von den Leuten, die aus der großen Hauptstadt zurückkommen, einen Hut aus nach der neuesten Mode, oder ein Kleid, dem ähnlich, das Madame in Paris getragen hat. So bringen die Rückkehrenden fortwährend nach Port-Royal die Moden, den Ton und die Manieren der Pariser Welt.

Ich darf auch die jungen Kreolen nicht vergessen, die nach irgend einer Gegend Frankreichs geschickt werden, um dort in einem Collège oder Kloster erzogen zu werden, und dann in der Hauptstadt sich vereinigen, wenn ihre Erziehung vollendet ist. Ihre Bildung wäre unvollständig, wenn sie nach den Inseln zurückkehrten, ohne Paris oder London gesehen zu haben. Man wird in Martinique, Guadeloupe, Sainte-Lucie oder Cayenne kaum eine einzige bemittelte Familie finden, welche nicht ihre Söhne in Frankreich erziehen ließe. Die Väter fühlen, daß sich für die Inseln eine neue Zukunft eröffnet, in der ihre Söhne berufen werden können, eine Rolle zu spielen; demnach thut es Noth, sie dazu vorzubereiten und mit der Intelligenz des Französischen Lebens auszustatten. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Contes de Miss Harriet Martineau, sur l'Economie politique. Bd. 4. 8 Fr.

Des fonds publics français et étrangers, et des Opérations de la bourse de Paris etc. — Von Bresson. 7te Aufl. 3½ Fr.

Economie de l'Agriculture. Par le baron Crud. Edition augmentée d'une table de réduction des mesures et monnaies. 12 Fr.

Lettre à M. le baron A. de Humboldt, sur l'invention de la Boussole. — Von J. Klaproth. (Ein Auszug aus diesem Schreiben befindet sich bereits in Nr. 136 der Staats-Ztg. von d. J.)

Bibliographie de la France, publication nouvelle de la collection complete. — 22 Jahrgänge 12 Fr.

Histoire d'Angleterre, depuis la première invasion des Romains. — Von Lingard. Bd. X.

Portugal.

Die letzten Tage Dom Miguel's in Portugal.

Von einem Offizier in Dom Miguel's Diensten.*)

Da wir wußten, daß der Feind in Eilmärschen vorrückte, so verloren wir keine Zeit, und rüsteten uns zu dem muthmaßlich bevorstehenden Kampfe. Aber die Nachricht von dem Vertrage zwischen Frankreich und England machte den Feindseligkeiten ein Ende. Unter diesen Umständen versammelte Dom Miguel seine Räthe zum letzten Mal, und verkündigte ihnen seinen Entschluß, Portugal zu verlassen. Obgleich man dieses Resultat mit Bestimmtheit vorausgesehen hatte, so kann ich doch betheuern, daß jeder Anwesende in jenem Augenblick von tiefem Mitleid für den gefallenen Monarchen durchdrungen und bereit war, ihn bis auf den letzten Tropfen Blutes zu vertheidigen. Auch stimmten die Meisten für Fortsetzung des Kampfes.

An der Spitze derjenigen, die ich die Kriegs-Partei nennen möchte, stand der ritterliche und ausgezeichnete General Lemos, dem, außer einer Majorität der anwesenden Granden, sämmtliche ausländische Offiziere beitraten. Die schlechte Strategie der Feinde würde sie unserem konzentrirten Heer zu einer leichten Beute gemacht haben. Saldanha's Division, kaum 9000 Mann stark, hielt bei Montemor, das in einer Entfernung von vier starken Leguas hinter uns lag, und die Armee des Herzogs von Terceira, auf 11,000 Mann geschätzt, hatte nach sehr angestrengten Märschen das in gleicher Distanz vor uns liegende Estremoz erreicht. So blieb uns die Wahl, jeden der beiden Heerführer mit 16,000 Mann, die wir in der Folge bei Evora konzentrirt hatten, zu bekämpfen. Die Rathsversammlung entschied endlich für Eröffnung einer Communication mit dem Brittischen Gesandten zu Lissabon, Lord William Russell. Dieser Entschluß sollte ins Werk gesetzt werden, sobald unser Heer bei Evora zusammengezogen seyn würde, indem Dom Pedro's Armee, selbst in Verbindung mit den 12,000 Spaniern unter Rodil, alsdann nichts gegen uns unternehmen konnte.

Der Offizier (ein Englischer Adjutant des kommandirenden Generals), welcher die Depeschen an Lord Howard de Walden überbringen sollte, fand seine Mission sehr gefährlich, weil er aus früherer Zeit in Lissabon bekannt war. Ein Paß des Grafen San Lourenço förderte ihn jedoch unter einem angenommenen Namen nach Lissabon. Er überreichte dieses Papier den Vorposten der Division Saldanha's, wurde höflich aufgenommen und von einem Stabs-Offizier bis in die Hauptstadt begleitet. Als er in Lissabon ankam, mußte er zuerst nach dem Paco das Necessidades, wo er mit dem General-Adjutanten Baltar, eine Unterredung hatte, und durfte dann ohne weitere Schwierigkeiten dem Gesandten seine Aufwartung machen. Der Gesandte schickte sogleich seinen Secretair nach Evora, damit die Unterhandlungen der streitenden Parteien durch dessen Vermittelung beginnen könnten. In Begleitung des Offiziers reiste dieser, Herr Grant, bald nach Mitternacht ab, und blieb, als sie Montemor erreicht hatten, in Saldanha's Hauptquartier, während sein Gefährte nach Evora zurückkehrte.

Des folgenden Tages wurde zu Evora-Monte ein Traktat unterzeichnet, der aus dem alten Lusitanien wenig mehr als eine Französische Provinz gemacht hat. Bei Publication dieses Traktates sah man nicht deutlich, mit welcher Begeisterung Dom Miguel's Krieger der Sache des gestürzten Monarchen anhingen. Sie forderten ihn drängte mit Ungestüm zu Fortsetzung des Kampfes auf. Dom Miguel lehnte ihr Anerbieten dankbar ab, und nun folgten Scenen des tiefsten Schmerzes. Vom 27sten bis zum 29sten traf man Anstalten zur Abreise des Königs. Dom Miguel's letzte Handlung wird noch lange in den Gemüthern seiner Getreuen fortleben. Er ließ der ganzen Armee einen Theil ihres rückständigen Soldes auszahlen und drückte dabei sein lebhaftes Bedauern aus, daß er nicht mehr geben könne.

Am Abend vor seiner Abreise, um zehn Uhr, waren die Vorzimmer, die Flure, die Zugänge und die Treppen des prächtigen Gebäudes**), in welchem Dom Miguel wohnte, bis zum Erdrücken mit Menschen aller Stände angefüllt, die ihrem Gebieter ein letztes Lebewohl sagen wollten. Edelleute, Generale, Geistliche, Kaufleute, Bauern, Alles hatte freien Zutritt, und es galt durchaus kein Ansehen der Person. Ein Vorhang wurde aufgezogen, und Dom Miguel, von seinem Generalstabe begleitet, trat in die Mitte des Saals. Als seine Ge-

*) Vgl. Nr. 112 des „Magazins".

**) Es war der Palast des Erzbischofs von Evora.

reuen der Reihe nach niederknieten, nöthigte er sie, wieder aufzustehen, dankte, und sagte ihnen mit gebrochener Stimme Lebewohl. Viele der Anwesenden, worunter auch einige Damen, machten ihrem Schmerz durch heiße Thränen Luft. Eine bejahrte, ganz in Trauer gekleidete Dame wankte dem König entgegen. Man erzählte mir, sie habe während des unseligen Krieges ihren Gatten und fünf Söhne verloren; ihr letzter und jüngster Sohn war bei Aceffeira gefallen. Der König erlaubte nicht, daß sie niederkniete, und bot ihr seinen Arm. Auf ein gegebenes Zeichen fiel der Vorhang wieder.

Das Aeußere Dom Miguel's ist in hohem Grade einnehmend. Er ist kaum von mittlerer Größe, aber schön und athletisch gebaut. Sein Auge ist ausdrucksvoll, der Blick etwas wild, die Gesichtsfarbe ein dunkles Braun. Der Sitte seiner Anhänger gemäß, trug er den Bart so, wie man ihn auf Vandyk's Portraits sieht. Seine Unterhaltung, sein ganzes Wesen hat einen Zauber, dem nur Wenige widerstehen können. In allen gymnastischen und athletischen Uebungen der Portugiesen ist er ein Meister ohne Gleichen und gewiß der beherzteste Reiter unserer Zeit.

Dom Miguel besaß die glückliche Gabe, diejenige Ehrfurcht zu erwecken, die man seinem Range schuldig war, ohne dabei seine Leutseligkeit zu beschränken. Er war der Abgott der Soldaten, mit denen er jede Gefahr, jede Entbehrung theilte. Das Böse, das er gethan, that er nicht aus seinem Herzen; es war die Frucht einer verwahrlosten Erziehung und früh eingesogener Vorurtheile. Er schenkte schlechten Rathgebern zu viel Gehör. Langmüthig bis zur Schwäche, verzieh er Verrätbern, und gab ihnen Gelegenheit, ihm in der Stunde der Noth noch einmal untreu zu werden. Sein Charakter aber ist fleckenlos, was auch seine Feinde dagegen sagen mögen, und es steht noch dahin, ob Dom Pedro als Regent dieselbe Zuneigung sich erwerben wird.

Was den General Lemos betrifft, der auf dem Kriegstheater in Portugal eine so große Rolle gespielt hat, so war dieser ein tapferer und talentvoller Offizier, ein Freund der Soldaten und ein eifriger Fürsprecher der Gefangenen. Sein liebenswürdiges Benehmen gewann ihm die Herzen aller jungen Stabs-Offiziere. Dem Verfasser dieser flüchtigen Skizze hat er ungemein viel Güte bewiesen. Möge er in seinem Exil glücklich seyn und bald ins Vaterland zurückkehren!

Am Morgen der Abreise sah man die Ebenen von Evora, in der Richtung nach Lissabon, von einer bunten Menge überdeckt, die ihren respektiven Wohnorten zuwanderten. Die Reise war mit mancher Entbehrung verknüpft, besonders aber der Mangel an Wasser sehr fühlbar. Bei Montemor, wo unsere Päße, wie überhaupt an jeder Station, visirt und contrasignirt wurden, nahm man uns die Waffen ab und darf sie mit Verachtung an die Seite der Landstraße. Einem der Söhne des Marschalls Bourmont wurde von ein paar Kriegern (Freiwilligen der Donna Maria) sein Pferd gestohlen, und es kostete ihm viele Mühe, es wieder zu erlangen). Nicht so glücklich war ein Adjutant des Grafen d'Almer in einem ähnlichen Falle. Er mußte sich zu Fuße weiter begeben.

Zu Vendes Novas, einer Station auf dem halben Wege, bielten wir ein seltsames Bivouac, indem nur sehr Wenige von ihren ausgeborgten Pferden abstiegen. Die Gesellschaft, zu welcher der Vers. gehörte, war mit am glücklichsten daran, weil Einer unter ihnen das Herz der hübschen Besitzerin eines Wirthshauses zu rühren gewußt hatte. Wir fanden hier sammt unseren Pferden Obdach und ein frugales Abendessen, das herrlich schmeckte. Dann schliefen wir, auf unsere Mäntel ausgestreckt, fest und erquicklich, bis die Maultiertreiber uns zur letzten Tagereise vor Lissabon aufweckten.

Ich muß noch bemerken, daß, so oft wir auf unserer Heimkehr einen Abstecher nach den wenigen Pächter-Wohnungen und Bauerhütten machten, die zerstreut auf dem Lande herumliegen, jeder Hausbesitzer uns anbot, was er vorräthig hatte, und jede Bezahlung mit Hohn ablehnte. Man sah erst schüchtern um sich, ob auch keine Fremden zu der Gesellschaft gehörten, fragte uns dann mit halblauter Stimme, ob es dem „König" wohl gehe, und schüttelte uns zum Abschied, mit den besten Wünschen für Dom Miguel, die Hände.

(United Service-Journal.)

Schweden.

Die Schwedischen Post-Einrichtungen.

Auszug aus dem Briefe eines Reisenden. 1834.

Die Extra-Post-Einrichtungen in Schweden sind so verschieden von denen der anderen Länder, daß sie einer näheren Erwähnung wohl werth erscheinen und ich es daher für interessant genug halte, darüber einiges mitzutheilen. Die Beförderung der Reisenden geschieht in folgender Art:

Auf den festgesetzten Stationen, die gewöhnlich 1½ auch 2 Schwedische (2½ bis 3 Deutsche) Meilen von einander entfernt liegen, ist ein von der Regierung installirter Beamter, der quasi als Postmeister fungirt und als Besoldung von der Regierung ein ihr zugehöriges Gebäude nebst Garten und Ackerland erhält. Gewöhnlich ist dies Gebäude zugleich Wirthshaus, Gästgifvaregård genannt, nicht gästgivergaard, wie dieses Wort in manchen Reise-Beschreibungen verunstaltet ist. Der Postmeister überläßt nun einem seiner Leute (Hälltarl, lies Holltar) das Geschäft, für das Fortkommen der Reisenden, für die Herbeischaffung der nöthigen Pferde und Wagen Sorge zu tragen. Diese letztern Gegenstände werden aber selten in gehöriger Anzahl bereit gehalten, sondern erst dann zusammengeholt, wenn der Reisende auf der Station eintrifft. Die Bauern einer jeden Gemeinde sind nämlich verpflichtet, auf Requisition dieses Hälltarls, Pferde und Wagen gegen Verabreichung des von den Reichsständen festgesetzten Postgeldes zu stellen. Bei dem großen Umfange mancher Gemeinden, indem die Gehöfte nicht beisammen liegen, ist ein solches Zusammenholen mit vielem Zeit-Aufwand verbunden, und der Aufenthalt auf einer Station hängt daher von dem raschen oder langsamen Zusammenholen der Pferde ab. Das Postgeld ist allerdings bedeutend geringer, als das, welches in den übrigen Staaten, wo Extra-Post-Einrichtungen bestehen, bezahlt wird, und beträgt nach der letzten Verordnung 16 Shilling auf die Schwedische Meile für jedes Pferd. In Städten bezahlt man 20 Shilling. Das rasche Fahren, sobald der Weg durch schlechtes Wetter nicht verdorben, ist in Schweden zu Hause und dies eine Entschädigung für das oft lange Warten auf den Stationen; das wohlfeile Reisen kommt hauptsächlich nur den Einheimischen zu Statten; Fremde, die mit eigenen Reisewagen fahren, werden genöthigt, Ausgaben zu machen, die denen in den übrigen Ländern bei Reisen stattfindenden Kosten ziemlich gleichkommen.

Es ist nämlich nöthig, um jeden Aufenthalt auf den Stationen zu vermeiden, von dem Orte aus, wo man abreist, einen Vorboten (Forbad) abzuschicken, der gleichsam als Courier vorausgeht und auf jeder Station die Zeit angiebt, wo die Pferde bereit gehalten werden sollen. Gesetzlich ist festgestellt, daß die Pferde auf den ankommenden Reisenden nur eine Stunde zu warten haben, für jede Stunde aber, die sie über die angegebene Zeit warten, sollen die Anzahl der bestellten Pferde mit dem halben Meilengelde entschädigt werden. Wehe dem Reisenden nun, der, durch irgend einen Zufall aufgehalten, nicht zu der Zeit auf der Station eintrifft, die der Vorbote angegeben hat; er muß auf der ganzen Tour für diese Versäumniß das festgesetzte halbe Meilengeld noch außer dem Stationsgelde bezahlen, und kann auf diese Weise ein solcher Aufenthalt zur Bezahlung einer höchst bedeutenden Summe Veranlassung geben. Sollte es nun aber geschehen, daß die bestellten Pferde auf der Station nicht zur rechten Zeit da wären, so daß der Reisende ihrer warten müßte, oder daß er den Vorboten gegen Abend einholte, obgleich er ihn schon zehn Stunden früher abschickte, als er ausgefahren, und daß er nun genöthigt wäre, die Nacht in einem schlechten Wirthshause zuzubringen, damit der Vorbote erst wieder einen Vorsprung gewinnt, so wird ihm dafür nicht die geringste Entschädigung ertheilt.

Fremde, die ganz sicher reisen und keiner dieser Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyn wollen, sind, wenn sie mit eigenem Wagen fahren und der Schwedischen Sprache nicht mächtig sind, durchaus genöthigt, an dem Orte, wo sie die Reise anfangen, zwei Leute anzunehmen, den einen als Vorboten, den anderen als Kutscher, denen sie die Sorge für ihr Fortkommen übertragen. Gewöhnlich nimmt man hierzu Militairs, die von ihren Chefs zu solchen Reisen auserwählt werden und die der Reisende, wenn er ihrer nicht mehr bedarf, auf seine Kosten zurückschicken muß.

Der Bauer, der seine Pferde zu diesen Extrapost-Fahren giebt, heißt Skuttsbonde (lies Schußbunde, Postbauer auf Deutsch); er führt indessen nicht die Zügel seiner Pferde, sondern muß den Platz auf dem Wagen einnehmen, der ihm angewiesen wird, und die Leitung seiner Pferde dem Kutscher des Reisenden überlassen. Die meisten Schwedischen Bauer-Pferde sind klein und schwach; der Reisende ist daher genöthigt, vor eine gewöhnliche Reise-Chaise drei auch vier Pferde vorspannen zu lassen, und um bei dem beständigen Bergauf- und Bergabfahren (Hemmschuhe legt man hier fast nie an) keiner Gefahr ausgesetzt zu seyn, muß man Geschirre für die Pferde kaufen; denn die Geschirre der Bauern sind oft in solchem schlechten Zustande, daß man sich ihrer mit Sicherheit nicht bedienen kann. Auf solche Weise häufen sich die Ausgaben so an, daß hier eine Reise eben so theuer zu stehen kommt, als irgend wo anders. Mitunter giebt es auch Stationen, wo nur eine gewisse Anzahl von Pferden gehalten zu werden braucht; wenn nun der Reisende ankommt und die gewöhnlichen Häll-Pferde (Häll-Pferde sind diejenigen, die gesetzlich an gewissen Stunden des Tages bereit stehen müssen; ihre Anzahl ist durch Verordnung festgestellt) nicht mehr vorfindet, was fast in der Regel geschieht, so muß er entweder warten, bis selbige ankommen, oder er muß ein erhöhtes Postgeld bezahlen, wofür dann aber sonderbarer Weise sogleich Pferde zu haben sind. Auch erhöht sich das Postgeld, wie oben angegeben ist, um mehrere Schillinge auf jeder Station, die sich in einer Stadt befindet. Eine der größten Unbequemlichkeiten, die auf jeder Station stattfindet, ist die, daß jeder Reisende seinen Namen, seinen Stand, den Ort, von dem er herkommt, wo er hinreist, wo sein Paß ausgestellt ist, mit wie viel Pferden er fährt, in ein ihm von dem Hälltarl vorzulegendes Buch verzeichnen muß. Dieses Buch enthält außerdem den Namen der Station, die Entfernung bis zur anderen und mehrere Vorschriften in Schwedischer Sprache, die aber dem Fremden, der die Sprache nicht kennt, keine Auskunft gewähren. Wie lästig dieses Einschreiben bei schlechtem Wetter, bei starkem Frost oder Regen und während der Nacht ist, kann man sich leicht denken. Ob der polizeiliche Zweck, den man wohl dabei hegt, erreicht wird, ist schwer zu glauben, da sehr leicht Mißbrauch beim Einschreiben in dieses Buch getrieben werden könnte. Man traut aber der bona fides eines Jeden, und schwerlich könnten in einem anderen Staate, dergleichen Einrichtungen bestehen, ohne zu den größten Mißbräuchen Veranlassung zu geben. Die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit geht in gewisser Hinsicht in Schweden noch jetzt so weit, daß man z. B. mit dem Vorboten Koffer und Päckereien abschicken kann und versichert ist, dieselben auch nach einer Reise von hundert Meilen unversehrt wiederzuerhalten, obgleich man ihrer auf der ganzen Tour nicht ansichtig geworden ist.

Reisende, die nicht mit eigenem Wagen fahren, erhalten auf jeder Station einen zweiräderigen Karren, ungefähr denen ähnlich, deren sich die reitenden Posten im Preußischen bedienen. Der Aufenthalt auf der Station dauert indessen, wie schon oben bemerkt ist, lange, da Pferd und Karren nicht immer bereit stehen, und nur Couriere ohne Aufenthalt befördert werden müssen. Im Winter, sobald Schnee gefallen ist, fährt man nur mit Schlitten; alle Wagen werden dazu umgestaltet, und man versteht sich darauf so gut, daß sogar die Räder von den Wagen nicht abgezogen zu werden brauchen; durch Unterlegung von zwei Schleifen, die jede Bewegung des Rades hindern, ist nämlich

jeder Wagen zum Schlittenfahren in einem Augenblick umgestaltet. Es hat diese Einrichtung das Gute, daß, indem die Räder an den Wagen bleiben, die Achsen keinen Schaden leiden können. In Stockholm stehen sogar im Winter, wenn Schnee liegt, alle Kutschen auf Schlitten und sind selbige so eingerichtet, daß ein ganz kurzes Umwenden, das oft wegen Enge der Straßen nothwendig ist, stattfinden kann, indem die unterliegenden Schleifen nicht in eins gehen, sondern aus zwei Theilen bestehen.

Der Schwedische Bauer scheint mit der im Lande bestehenden Extra-Post-Einrichtung sehr zufrieden, da ihm dadurch ein fast gewisser Gewinn jährlich zufällt; ob diese Einrichtung aber nicht wiederum in anderer Hinsicht sehr lästig ist, hauptsächlich in der Aerndte- und Bestellzeit, und ob die Moralität der Bauern dadurch nicht sehr verdorben wird, sind Fragen, die einer Prüfung wohl werth erscheinen. Es sind bei den Schwedischen Reichstagen schon öfter Vorschläge zu Post-Einrichtungen, wie solche in anderen Ländern bestehen, gemacht, doch hat man bis jetzt darüber keine Entscheidung fassen können. So lange Schweden nur so wenig von Reisenden besucht bleibt, als es bis jetzt der Fall war, wird die bestehende Extra-Post-Einrichtung wohl noch genügen; sollte aber eine Konkurrenz der Reisenden eintreten, wie in anderen Ländern, so könnte es doch leicht geschehen, daß alle Pferde einer Gemeinde, oder wenigstens der größte Theil derselben, beständig auf der Landstraße wäre und so der Bauer verhindert würde, sein Feld zu bestellen und seine Wirthschafts-Angelegenheiten gehörig zu besorgen, und sonach würde die jetzige Einrichtung wohl von selbst in sich zusammenfallen müssen. Schon im Jahre 1718 hatte Karl XII. den Befehl ertheilt, die Posten so einzurichten, wie sie in Deutschland bestehen; allein sein plötzlicher Tod verhinderte die Ausführung, und die alten Einrichtungen blieben nach wie vor bestehen.

Vor mehreren Jahren hat nun indessen das General-Post-Amt eine Art Schnellpost zwischen Stockholm und Ystadt und kurze Zeit darauf eine dergleichen zwischen Helsingborg und Ystadt etablirt. Diese Schnellposten gehen wöchentlich einmal aus der Hauptstadt ab, sind zu vier Personen eingerichtet und legen den Weg zwischen Stockholm und Ystadt in fünf Tagen zurück. Doch gehen sie nicht Tag und Nacht, sondern ruhen zur Nachtzeit in den bestimmten Stationen. Der Reisende kann einen Mantelsack als Gepäck mitführen und auch andere kleine Pakete können mit dieser Post befördert werden. Diese Einrichtung hat sich, obgleich im Anfang viel dagegen eingewandt worden ist, doch seitdem bewährt gefunden und wird von den Reisenden sehr benutzt, und zwar um so mehr, als die Kosten für die lange Tour sehr gering sind. Eine ähnliche Einrichtung ist auch schon zwischen Stockholm und Gothenburg zu Stande gekommen, doch nicht von Seiten der Post-Behörde, sondern durch Privat-Unternehmung. Die Wagen dieser letzteren Verbindungs-Anstalt sind etwas verschieden von den ersteren und so eingerichtet, daß für acht Personen darin Platz ist, auch können die Reisenden außer dem freien Gepäck noch so viel davon mit sich führen, verstebt sich gegen Erlegung des bestimmten Postgeldes, als Raum im Wagen vorhanden ist. Auch diese Einrichtung hat sich bewährt gefunden, und so ist man der Hoffnung, daß die in anderen Ländern üblichen Post-Einrichtungen auch immer mehr und mehr in Schweden Eingang finden werden, was wesentlich dazu beitragen wird, den fremden Reisenden mehr Annehmlichkeiten in Hinsicht ihres Fortkommens zu verschaffen und sie zum Besuche des schönen Skandinavien um so mehr einzuladen.

Bibliographie.

Kosmorama; eller Målningar af det stönaste och märkvärdigaste i Naturen, Konsten och Menniskolifvet. (Eine Art von Schwedischem Pfennig-Magazin.)

Metamorphoserna. Första fantasien. — Jorden före Solen. (Metamorphosen. Erste Phantasie. — Die Erde vor der Sonne.) Von Olof Fryxell.

Sångstycken utur Ryno. (Musikstücke aus der von dem verstorbenen Brendler und dem Kronprinzen von Schweden gemeinschaftlich komponirten Oper „Ryno".)

Mannigfaltiges.

— Walter Scott's jugendliche Produkte. Walter Scott unterhielt sich als junger Autor gern von den Schöpfungen seiner ersten Periode. Eines Tages las er mir, während wir zusammen ritten, seinen „Glenfinlas" vor, der weit später im Druck erschien. Eben so hörte ich das „Lied des letzten Minstrels", als es noch Manuskript war, aus seinem Munde, oder vielmehr aus dem Munde Walter Scott's, W. Erskine's und J. Ballantine's, die es zusammen in der Reihe herum deklamirten. Der Dichter schätzte die Declamation dieser Beiden höher als seine eigene. Ich war anderer Meinung. Nie habe ich den Geist seiner Schöpfungen so gut erfaßt, als wenn er selbst vorlas. Trotz seiner tiefen Baßstimme und seines Schnarrens war er ein ausgezeichneter Vorleser. Er las, wie er redete — Alles machte einen tiefen Eindruck. Das Manuskript seines „Marmion", dessen Inhalt ich aus Probebogen kennen lernte, war eine große Merkwürdigkeit; es wurde ganz aus dem Stegreif niedergeschrieben und kam in der Form von Postbriefen aus Ashiesteel, Manisforth, Rokeby und London. Ich hatte noch nichts von diesem Produkte gehört und besuchte Walter Scott eines Morgens zum Frühstück, als er während unseres Gespräches einen Korrektur-Bogen hervorholte und mir seine Beschreibung meines theuren St. Mary-See, die den zweiten Gesang einleitet, vorlas. Er wollte von mir wissen, ob die Schilderung naturgetreu sey, weil er den bewußten See nur einmal in seinem Leben gesehen habe. Ich sagte ihm, noch nie sey etwas Naturgetreueres gedichtet worden, und behaupte dies auch jetzt. Also war es keine Schmeichelei. Ich bat ihn, mich den Gesang hören zu lassen, der auf diese lebhafte Beschreibung folgte, weil ich den meinen vaterländischen Bergen noch ein Mehreres zu hören hoffte. So kam es dahin, daß er mir an jenem Tage die beiden ersten Bücher verlas. Meine Freunde Grieve und Morison, die eben so große Enthusiasten waren, als ich selbst, beschworen sich desselben Abends so sehr über den Vortheil, den ich ihnen abgewonnen, daß ich sie am nächsten Morgen mit zu dem Dichter nahm, wo sie die beiden mittleren Gesänge vorlesen hörten, die gewiß keiner von ihnen jemals vergessen wird. Als wir zur Thüre kamen, wurde Morison verzagt und flüsterte: „Um's Himmels Willen, zieh' die Schelle nicht an." „„Warum denn?"" fragte ich. „Ach! es wird mir in seiner Nähe schauerlich zu Muthe sey." „„Mach' Dir ja keine Sorgen"", entgegnete ich, „„Sir Walter ist die Güte selbst."" Und wir fanden die freundlichste Aufnahme.

(Fraser's Magazine.)

— Gesetze gegen den Zweikampf. Zur Regierungszeit Ludwig's XIII. waren die Gesetze gegen das Duelliren so streng, daß diejenigen, die man auf der That ertappte, sogleich, mochten sie auch schon halb todt seyn und in ihrem eigenen Blute schwimmen, nach dem ersten besten Galgen in der Nachbarschaft fortgeschleppt und, noch ehe ihnen die Seele entfloh, aufgehängt wurden. Allein, so streng auch diese Gesetze waren, so verfehlten sie doch ihren Zweck, da bei dem Uebel, das aus einer falsch verstandenen Ehre entsprungen war, nothwendig auf dieselbe direkt eingewirkt werden mußte. Den Pranger, oder irgend eine andere öffentliche Beschimpfung hätte man auf das Duell für beide Parteien unter allen Umständen verhängen sollen. Man konnte ja einen Jeden, der sich eines solchen Vergehens schuldig machte, für die Zukunft Kriegsdienste zu thun, oder irgend ein Amt zu erhalten, nie einer öffentlichen Versammlung beizuwohnen, oder ins Kabinet einzutreten und eine politische Würde zu bekleiden, für unfähig erklären. Man könnte ihn zu einer Geld- oder Gefängnißstrafe, je nachdem bei Eine oder das Andere nachdrücklicher wirken sollte, verurtheilen, und beide Parteien müßten dieselbe Strafe erleiden. Dagegen sollte man wiederum den, der ein Duell nicht angenommen, durch eine öffentliche Anerkennung als einen guten Bürger auszeichnen, als einen Mann, der den Pflichten zu genügen weiß, die das Vaterland heischt. Es möglich sollte er unmittelbar von der Regierung irgend eine Genugthuung erhalten, und nichts dürfte unterlassen werden, um einen Jeden aufzumuntern, der edel genug war, sich nicht durch eine Beleidigung zum Blutvergießen verleiten zu lassen. Das wäre der Weg, den eine Gesetzgebung einschlagen müßte, um jenem verderblichen Uebel wirksam zu steuern. Wie die Moral ebenfalls gegen dasselbe einzuwirken habe, das muß den einzelnen Klassen der Gesellschaft und den Individuen überlassen bleiben. (Honour and its Circumstances.)

— Die Temperatur im Innern der Erde. Man hat schon seit langer Zeit bemerkt, daß die Temperatur der Erde merklich zunimmt, je tiefer man in dieselbe eindringt, und diese Beobachtung ist durch neuere Experimente bestätigt worden; aber über die Progression dieser Temperatur-Veränderung sind die Resultate keineswegs gleichlautend. Die bisherigen Beobachtungen aber mußten vielen Irrthümern unterworfen seyn, da sie in nichts Anderem bestanden, als daß man die Quellen unmittelbar bei ihrem Hervorspringen aus der Erde, in verschiedenen Tiefen, oder die Lufttemperatur in unterirdischen Höhlen, besonders in Minen untersuchte. Auf die Temperatur der Quellen können außer der Temperatur des Mutterbodens selbst, die Vermischung mit Regen und Schneewasser, der Durchgang durch stehende Gewässer, die Wärme, die sich bei vorkommenden chemischen Prozessen entwickelt, und andere Umstände bedeutenden Einfluß haben, und hieraus lassen sich genugsam die abweichenden Resultate erklären. Herr Fox fand in den Minenwassern zu Kärnon, die aus einer Tiefe von ungefähr 900 Fuß heraufkommen, 1° C. auf je 80 Fuß Tiefe. In Deutschland dagegen fand man bei gleicher Tiefe 1° C. auf 135 Fuß, in Amerika 1° C. auf 56 Fuß. — Die hauptsächlichsten Schwierigkeiten bei der zweiten Reihe sind die Bewegungen der ungleich erwärmten Luftschichten und die in den Minen durch die Arbeiter und die Erleuchtung hervorgebrachte Wärme. Herr Cordier ließ seine Beobachtungen in Steinkohlengruben anstellen, indem er vermittelst einer spitzen Stange Löcher in die Wände bohren und in diese das Thermometer hinabsinken ließ; allein die Reibung des Instruments und das Einströmen der äußeren Luft in die Löcher machten auch dieses Experiment unsicher. Ein zuverlässigeres Resultat geben die Messungen der Temperatur in einem tiefen gebohrten Brunnen, in welchem kein Springwasser zum Vorschein gekommen ist, indem das Schlammwasser in der Tiefe von allen veränderten Einflüssen von Außen befreit bleibt und es zugleich an Wasserströmungen fehlt, die auf seine Temperatur einwirken könnten. Eine auf diese Weise mit besonderer Sorgfalt in der Nähe von Genf angestellte Messung zeigt:

Bei einer Tiefe von	30	Fuß	eine Temperatur von	8°	4 R.
	60	"	"	8°	5
	100	"	"	8°	8
	200	"	"	9°	5
	300	"	"	10°	5
	400	"	"	10°	37
	500	"	"	12°	20
	600	"	"	13°	05
	650	"	"	13°	30
	680	"	"	13°	8

Man sieht hieraus, daß die Temperatur-Zunahme von 100 Fuß Tiefe an eine gleichförmige Progression bildet und auf jede 100 Fuß Tiefe etwas weniger als einen Grad R. oder genau 0° 875 R. beträgt; die niedrigste Temperatur aber die Oberfläche des Wassers im Brunnen selbst war. (B. U.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Freitag den 26. September 1834.

Süd-Amerika.

Leben in Süd-Amerika.

Pampas und Gauchos.

Weder Eroberer noch Heidenbekehrer haben uns jemals eine treue und ausführliche Schilderung der Urvölker Süd-Amerika's gegeben. Um das, was sie selber geleistet, in ein glänzenderes Licht zu stellen, beschrieben sie uns diese Völker als weit zahlreicher und entstellten ihren Charakter durch lächerliche Historien von Barbarei und Kannibalismus, denen der große Haufe noch heutiges Tages Glauben schenkt. Dasjenige Gebiet, welches jetzt einen Theil der Republik Argentina bildet, das der Cisplatinischen Republik (Banda Oriental), und der südliche Theil der Gebiete des Diktators Francia waren von den Tscharnas, Yaros, Bohanes, Tschanos, Minurnes und Pampas bewohnt. So sehr diese Völker in physischer Hinsicht einander glichen, so groß war die Verschiedenheit ihrer Sitten und Sprachen. Die Pampas, welche den Spaniern mehr Blut gekostet haben, als alle Heere der Peruaner und der Mexikaner zusammengenommen, führten ein wanderndes Leben. Sie wohnten zwischen dem 36sten und 39sten Breitengrade, und wurden zuerst unter dem Namen Querandis oder Puelches bekannt, weil jede Abtheilung der Nation ihren besonderen Namen führte. Dieses Volk widersetzte sich den Spaniern mit solcher Hartnäckigkeit, daß diese, nach bedeutenden Niederlagen, ihre neugegründete Stadt Buenos-Ayres wieder räumen mußten. Allein die Wichtigkeit des Platzes bewog die Spanier, zurückzukehren. Ihrer starken Kavallerie, — damals der größte Schrecken der Indianer, — konnten die Pampas nicht widerstehen. Sie zogen sich weiter ins Innere, wo sie ein Jagerleben führen, und Hatus, Hasen und Strauße verzehren, die auf ihren endlosen Ebenen in großer Menge zu finden sind. Bald nach der zweiten Niederlassung der Spanier hatten die wilden Pferde in solchem Grade sich vermehrt, daß die Pampas anfingen, auf sie Jagd zu machen. Das Fleisch der Pferde, welches sie schmackhaft fanden, wurde seitdem ihre Hauptnahrung. Aber auch die Spanier, denen Fell und Talg dieser Thiere unermeßlichen Gewinn zuführten, setzten ihnen gierig nach, und mit der Zeit wurden die ungeheuren Heerden derselben, die im Westen bis nach den Cordilleras, und im Süden bis gegen Patagonien hin schweiften, immer dünner. Die Pampas, die sich ihrer Lieblings-Speise beraubt sahen, machten bald feindliche Einfälle in das Spanische Gebiet; daher die Menge blutiger Kämpfe, die es seitdem fast unaufhörlich zwischen den Pampas und den Nachkommen der Spanier gab, und in deren Verlauf die rasende Wuth der Indianer ganze Provinzen verheerte. Die Communication zwischen Buenos-Ayres und Tschili (Chili) wurde oft unterbrochen, und die Sicherheit jener Stadt mehr als einmal gefährdet. Diese Erfolge müssen um so mehr Wunder nehmen, als der furchtbare Indianische Feind nie über tausend Mann stark war.

Die Pampas sind ein athletischer Menschenschlag, gewöhnlich bis zu 6 Fuß hoch, mit breiten, platten Gesichtern und einer Miene voll düsterer Schwermuth. Weder Männer noch Frauen schneiden oder kämmen sich jemals das Haupthaar. Die Ersteren lassen es spitz zulaufen und binden es mit einem Riemen um den Kopf; die Letzteren scheiteln sich auf der Stirn und flechten zwei dicke Zöpfe, die über Nacken und Arme herabfallen. In ihren Savannen gehen beide Geschlechter fast ganz nackt; diejenigen Pampas aber, die während eines Waffenstillstandes nach Buenos-Ayres kommen, legen einen Poncho an, den sie mit Knochen und Federn schmücken. Jeder Häuptling wohnt in einem besonderen Distrikte, den sie verlassen, so oft es an Futter gebricht; denn diese Nation versteht durchaus nichts vom Ackerbau. Gesetze haben sie nicht, und ihre Religion ist so komplizirt, daß man ihnen kaum richtige Begriffe von einem höchsten Wesen zutrauen kann; daß sie jedoch an Fortdauer der Seele glauben, erhellt aus ihren Trauergebräuchen und ihren Begriffen von den Freuden des Paradieses, die sie in fröhlichen Jagden bei Tage und Zechgelagen während der Nacht suchen. Stirbt ein Pampa, so werden seine Lieblings-Pferde geschlachtet und mit ihm begraben. Auch eine tüchtige Portion Kaktus-Branntwein, den die Pampas leidenschaftlich lieben, gehört zum Viaticum in die andere Welt. Polygamie, so gewöhnlich bei den übrigen Indianern, ist bei den Pampas eine Seltenheit, und ihre Frauen haben es um gleich besser, als die der übrigen Indianer.

Unsere lebhafteste Bewunderung erregt die Art, wie diese rauhen Kinder der Natur ihre Kriege führen. Keine Nation übertrifft die Pampas an kühnem Muth und edler Todesverachtung. Der Gebrauch des Bogens ist ihnen, wie seltsam dies auch erscheinen mag, ganz unbekannt. Um die Periode der Spanischen Invasion bedienten sie sich eines Wurfspießes, den sie entweder schleuderten, oder im Handgemenge als Stoßwaffe gebrauchten. Nachdem sie aber eine reitende Nation geworden waren, verwandelten sie diese Waffe in eine furchtbare Lanze von 18 bis 20 Fuß Länge, die sie mit großer Geschicklichkeit schwingen. National-Waffen der Pampa's sind die Bolas (Wurfkugeln) und Lassos (lazos, Schlingen). Mit den ersteren treffen sie ihr Ziel in gestrecktem Gallop, aus einer Entfernung von 150 Schritten; ist der Gegenstand aber viel näher, so schleudern sie nach demselben, ohne den Riemen, an welchem die Kugel befestigt ist, fahren zu lassen. Mit dieser sonderbaren Waffe fingen und tödteten sie Don Diego de Mendoza (den Bruder des Erbauers von Buenos-Ayres) und sein ganzes Gefolge; sie knüpften brennende Strohwische an die Kugeln und steckten auf diese Weise mehrere Gebäude von Buenos-Ayres, ja sogar einige Schiffe im Hafen in Brand.

Wenn sie einen Kriegszug beschlossen haben, so verbergen sie zuerst ihre Weiber und brechen dann mit Windes-Schnelligkeit auf, indem sie ganze Heerden wilder Pferde vor sich her treiben, durch die sie in den Stand gesetzt werden, ungeheure Tagereisen zu machen. In der Nähe des feindlichen Gebietes schicken sie nach vorn und nach beiden Seiten Kundschafter aus. Diese Kerle nahen sich mit der größten Behutsamkeit, kriechen unter den Bauch ihrer Pferde und machen jeden Augenblick Halt, um sie grasen zu lassen, damit der Feind desto besser getäuscht werde. Zuweilen rekognosziren sie, auf Händen und Füßen vorwärts kriechend, den Ort, welchem ein Ueberfall zugedacht ist, und galloppiren dann wieder zu den Ihrigen. Ist Alles zum Angriff bereit, so bricht der geschaarte Haufe mit dämonischer Wuth los, erhebt ein entsetzliches Geheul, steckt die Hütten in Brand und metzelt Alles ohne Unterschied nieder. Nur junge und schöne Frauen schleppen sie triumphirend nach ihren unwirthbaren Einöden.

Sey es aber nun, daß das Wanderleben der Wüste einen ganz besonderen Reiz habe, oder mögen die Pampas in ihren häuslichen Sitten liebenswürdiger seyn, als man zu glauben geneigt ist: genug, man hat unzählige Beispiele von weggeschleppten Europäischen Frauen, die nach mehrjährigem Aufenthalt unter diesem Volke eine Rückkehr zu ihren kultivirten Landsleuten verschmähten.

Die Einführung der Pferde hat auf die Lebensweise dieses Volkes einen merkwürdigen Einfluß gehabt. Es giebt in der neuen Welt ursprünglich sehr wenige Säugethiere, und also gar keine Hirtenvölker, ein starker Beweis gegen die Theorie, welche Amerika aus dem östlichen Asien bevölkert wissen will; denn es ist schwer anzunehmen, daß irgend einer der Tatarischen Hirtenstämme Hochasiens über die Behrings-Straße ausgewandert seyn würde, ohne von seinem unentbehrlichen Vieh einen Theil mitzunehmen.

Daß aber Amerika zur Fortpflanzung der Weidethiere vortrefflich geeignet sey, beweist die ungeheure Vermehrung der wenigen Pferde und Rinder, welche die Spanier mitbrachten. Dem sey nun, wie ihm wolle: so viel ist gewiß, daß der Pampa seit Einführung der Pferde sich ganz metamorphosirt hat. Fast alle seine Geschäfte macht er auf des Rosses Rücken ab, und zu Fuße ist er ein unnützer Mensch geworden.

Zum Schutze seiner Gränzen gegen die Ueberfälle dieser Wilden, hatte das Gouvernement von Buenos-Ayres eine Reihe von Posten an die Gränze gestellt, die aber den Plünderungen der Indianer wenig steuern konnten. Vor ungefähr 18 Monaten schickte man ein Heer unter Manuel Rozas, das die Ruhe der Gränzen endlich wiederherstellen und sichern sollte. Die Unternehmung hatte den besten Erfolg; die vordem furchtbaren Pampas wurden beinahe ausgerottet, und ihre zersprengten Ueberreste in die unzugänglichen Schluchten der Anden getrieben.

Einst, auf unserer Rückkehr von einer Excursion, nach einer großen Estancia (Gehöfte), die mitten in den Pampas lag, sahen wir, als die Abendsonne eben ihre letzten Strahlen versendete, daß aus der Hütte, die wir eine halbe Meile rechts hatten liegen lassen, ein berittener Mann in wüthender Hast auf uns zusprengte. Aus seiner Anstrengung und seinen Gestikulationen glaubten wir schließen zu können, daß er Wichtiges verkünden wolle. Wir hielten unsere Pferde an, bis er uns erreicht hatte. „Viva Dios", rief der Bauer, indem er höflich salutirte: „Viva Dios, caballeros! Das ist Euer Glück, daß Ihr im Bereich meiner Hütte vorbeigekommen seyd, denn sonst — bei unserer lieben Frau! — würde keiner von Euch den nächsten Morgen erleben; denn wisset nur, daß die Indianer in der Nachbarschaft herumstreifen — daß sie schon mehrere Hütten verbrannt, die Einwohner gemordet und das Vieh weggetrieben haben! Kommt in meine Hütte, wenn Euer Leben Euch lieb ist; da werdet Ihr einen Trupp Dragoner finden,

die auf dem Wege nach ihren Gränz-Posten sind, und deren Commandeur Halt machen will, bis die bárbaros ihren Rückzug angetreten haben." Wir folgten seinem Rath und galloppirten der Hütte zu.

Die Hütte war geräumig und von einem Graben umgeben. Vor dem Haupt-Eingang lagerten Soldaten und Bauern, ihre Zigarro's rauchend, und der Hof, etwa 100 Schritte davon, war buchstäblich mit Vieh angepfropft. Als wir abstiegen, kamen die beiden kommandirenden Offiziere heraus, bekräftigten das, was unser Führer ausgesagt, und luden uns ein, in die Hütte zu treten. In dem vornehmsten Gemach dieser schlichten Behausung bot sich uns ein sonderbar wilder und pittoresker Anblick dar. Der rothe Schein eines Steinkohlenfeuers gab den wilden Figuren, die ringsherum saßen, ein gräßliches Relief. In einem Winkel putzten und prüften mehrere Dragoner die Schlösser ihrer Karabiner; im anderen Winkel scherzten Frauen und Kinder mit ein paar großen Doggen, und im mittleren Raum spielte eine Gesellschaft Bauern Monté. Alle Wände waren mit Jagd und Kriegs-Werkzeugen bestellt und behangen. In dieser Hütte brachte ich fast eine ganze Woche zu, und dieser Verzug gereute mich nicht, da er mir Gelegenheit gab, die Sitten der Bauern dieser Gegend (Gauchos) zu studiren, eines Menschenschlags, der für den Europäer fast eben so merkwürdig ist, als die Indianer selbst.

Obwohl persönlich tapfer und unübertrefflich gute Reiter, bekennen die Gauchos doch, daß sie ihren Indianischen Feinden nicht gewachsen sind und ihren stürmischen Ueberfällen in offener Ebene nicht widerstehen können. Dagegen hat schon eine Handvoll dieser Leute, von ihren Hütten geschirmt, mit wenigen Feuergewehren eine ganze Armee von Indianern vertrieben. Dieses Mal suchten die Brausetöpfe die Langeweile ihrer Quasi-Einkerkerung durch das Spiel zu vertreiben; denn so lange die Indianer in der Nachbarschaft waren, wagte sich Keiner jenseit des Grabens. Auf Pferde-Schädeln sitzend, verbrachten diese sonderbaren Menschen recht eigentlich den ganzen Tag bei ihrem Lieblings-Spiel. Jeder hatte, für den Fall, daß ein Zwist sich erhebe, als ultima ratio sein Messer neben sich liegen, und es war interessant, den Farbenwechsel zu beobachten, welchen Gewinn oder Verlust auf diesen schönen, dunkeln Gesichtern erzeugte. An Abenden wurde aus dem Befreiungskrieg erzählt, in welchem zwei der Dragoner vom Anbeginn bis zur letzten entscheidenden Schlacht bei Ayacucho mitgekämpft hatten. Am Schlusse der Erzählung irgend einer glänzenden Waffenthat pflegte die ganze Gesellschaft, recht con amore, aus der vaterländischen Hymne:

Con libertad protestamos vivir,
O con gloria juramos morir,

eine Stanze zu singen. Zuweilen holte ein Gaucho seine Guitarre hervor und sang einen der wilden schönen Gesänge der Pampas. Die Melodieen dieser Indianischen Lieder sind, gleich denen der meisten Naturvölker, einfach und klagend, und haben einen ganz eigenthümlichen Reiz, wenn der National-Tanz, das Rasseln der ungeheuren Sporen und die feurigen Blicke der Tänzer hinzukommen. Am anziehendsten aber waren Erzählungen von den Kriegen der Indianer. Viele derselben enthielten so viel wahrhaft Dramatisches, und die Katastrophe war oft so herzzerreißend, daß ich für meinen Theil glaube, sie würden in Europa mit großem Interesse gelesen werden.

Bei einer Gelegenheit wagte ich, zu bemerken, es dürfte doch wohl in diesen Geschichten Indianischer Grausamkeit Vieles übertrieben seyn.

„Komm' hierher, Manuela", sprach unser Wirth, der weiblichen Gruppe sich zuwendend, die einen besonderen Winkel des Gemaches einnahm. — „Komm' hierher, und erzähle diesem fremden caballero Deine eigene gräßliche Geschichte, wie die grausamen Pueliches alle die Deinigen mordeten, und wie Du allein durch Gottes Gnade davonkamst."

Die angeredete Frau mochte etwa vierzig Jahre zählen. Ihr Gesicht, obgleich von Wind und Sonne tief gebräunt, war noch immer regelmäßig schön; ihre Augen waren dunkel und glänzend, und ein üppiges Rabenhaar, das wild über Nacken und Schultern fiel, erinnerte mich lebhaft an die düsteren Schönheiten eines Velasquez und Murillo.

Manuela kam, setzte sich an meiner Seite nieder und erzählte wie folgt:

„Nächsten Johanni sind es gerade 24 Jahre her, daß ich aller meiner Lieben auf einen Tag beraubt wurde. Wir wohnten in einer Hütte, unfern der Poststraße nach Mendoza. Auf die lange Waffenruhe vertrauend, die zwischen uns und den Indianern bestanden hatte, vernachlässigten mein Vater und Gatte die gewohnten Vertheidigungs-Maßregeln. Da weckte uns plötzlich in einer Nacht ein fürchterliches Geschrei, das mir ewig in den Ohren wiedertönen wird. Ehe wir von unserem Entsetzen uns erholen konnten, hatte der Feind die Hüttenthür eingestoßen und begann das Werk der Vertilgung."

„„Und schonten sie Niemand?"" fragte ich, sie unterbrechend.

„Ach, sie metzelten Alles nieder, sogar die kleinen Kindlein! Ja, Caballero, mit diesen Augen sah ich, wie meine alte Mutter am Schweif eines Pferdes um ihre brennende Wohnung gezerrt wurde. — Ich sah meinen Vater und Gatten, nach wüthender Gegenwehr, unter den grausamsten Qualen sterben. Aber noch habe ich das Schrecklichste nicht erzählt. — Ich mußte sehen, wie die Barbaren den Leib meines gemordeten Kindes, meiner lieben kleinen Manuelita, mit teuflischem Gebrüll auf der Spitze einer hohen Lanze herumtrugen und endlich in die Flamme warfen! O, heilige Mutter Christi, was hatte Deine Magd gethan, daß Du so namenlosen Jammer über sie kommen ließest?"

„„Und doch, Manuela"", bemerkte ich nach einer kurzen Pause, „„seyd Ihr selbst mit dem Leben davongekommen?""

„Ja, Herr — Ich allein. Schaut mein Gesicht, das Zeit und Gram so furchtbar zerstört haben — um meiner Sünden willen —. Es war damals eben so jugendlich und schön, als es jetzt alt und häßlich ist. Ja, Ritter, diese unselige Schönheit, mit welcher der Himmel mich gestraft hatte, und auf die ich mir damals so viel einbildete — diese unheilvolle Gabe bereitete mir ein Schicksal, das für eine gute Christin bärter ist, als tausendfacher Tod. — Ich wurde die Braut eines dieser mörderischen Hunde, die weder von Gott, noch von Pflicht und Gesetz etwas wissen!"

„„Und welches Wunder machte Euch wieder frei?""

„Gott ist groß, Caballero! (hier bekreuzte sie sich). Als ich den Leib meines Kindes in die Flammen werfen sah, da vergingen mir die Sinne. Ich erinnere mich noch dunkel, wie ich in diesem Zustand auf ein Pferd gesetzt wurde und wie sie blitzschnell mit mir wegjagten. Als ich wieder zu mir selbst kam, sah ich mich in einer Gaucho-Hütte, deren Bewohner mich auf freiem Felde gefunden hatten, wo ich von den Pampas zurückgelassen worden war, vermuthlich, weil sie mich für todt gehalten hatten."

„„Und doch, Manuela"", versetzte ich nach einer neuen Pause, „„und doch könnt Ihr, verlassen, wie Ihr seyd, in den Pampas leben! Warum sucht Ihr nicht die Ruhe und den Schutz einer Stadt?""

Manuela lächelte bitter. „Wie, Caballero? Ich sollte die reine Lüfte der Pampas gegen die Stickluft eines lebendigen Gebeinhauses, einer Stadt, vertauschen? O, wie wenig kennt Ihr die Gefühle, die uns Gauchos beseelen! Schaut dieses Messer", fuhr sie mit schrecklicher Energie fort, indem sie einen langen Gaucho-Dolch aus ihrem Stiefel zog, „schaut her! Schon drei Mal hat diese Waffe an Indianischem Blute sich gelabt, und mit Gottes Hülfe soll sie noch ein Mal sich satt trinken, ehe Manuela zu ihren Vätern versammelt wird!"

Ich schauderte über diese Rede, und überzeugte mich bald, daß die Unglückliche in der That jedes Gefühl überlebt hatte, das der Rache ausgenommen.

Früh am nächsten Morgen trat ich aus der Hütte in die frische Luft. Eben stieg die Sonne über dickem Nebel empor. Die feierliche Stille in der ganzen Natur, die unendliche Ausdehnung der Ebene, die vielen Knochen und Gerippe, welche um die Hütte herumlagen: alles dies machte einen schauerlichen Eindruck. Bald kam auch der kommandirende Offizier des Reiter-Detaschements. Ich erlaubte mir, ihm zu bemerken, daß es wohl zweckmäßig seyn dürfte, in dem Graben Spanische Reiter (chevaux de frise) aufzustellen, und an jeder Ecke der Hütte ein grobes Pfahlwerk zu errichten, das uns im Fall eines Angriffs in den Stand setzen könnte, in gerader Linie auf die Belagerer zu feuern.

„Solche Vorkehrungen", versetzte der Offizier, „würde ich nicht unterlassen, hätten wir es mit einem klügeren Feinde zu thun. Gegen die Indianer sind solche Anstalten nicht vonnöthen. Es stehen uns 40 Karabiner zu Gebote. Eine einzige Salve wird die Indianer zurücktreiben und uns freie Bahn machen."

Dieser Offizier erzählte mir noch, daß, wenn sie auf offenem Felde mit den Pueliches zusammenstießen, ihr einziges Heil im Tirailliren bestände. „Die dichteste Fronte", fuhr er fort, „würde durch ihren rasenden Andrang zersprengt werden. Dagegen scheuen sich die Indianischen Pferde dermaßen vor dem Knall der Gewehre, daß ein wohlunterhaltenes Büchsen-Feuer sie bald aus einander treibt."

Der Tag verging wie der gestrige, aber nicht so die Nacht. Während ich dem Monde zusah, wie er langsam im Westen unterging, bemerkte ich am äußersten Horizont einen dunklen Flecken, der sich plötzlich ausdehnte und schnell wie ein Wirbelwind auf uns zukam. Mir erschien dies nur als ein natürliches Phänomen jener Gegenden, aber nicht so Manuelen, die neben mir stand. Sie erkannte in der heranrückenden Wolke eine Schaar feindlicher Indianer, und machte sogleich Lärm. Schon im nächsten Augenblick war die Thüre verrammelt und Jeder an seinem Posten. Auch Manuela erhielt ihren Karabiner. Sie schien vor Rachedurst fast wahnsinnig. Mit einem Mal erhob sich ein Gebrüll, das, im buchstäblichen Sinne des Wortes, die Erde erbeben ließ. Mit Sturmeswüthen trieben die Pampas ihre wilden Horde zum Rande des Grabens. Allein hier empfing sie ein gut dirigirtes Gewehrfeuer, das Viele zu Boden streckte. Mit Blitzesschnelle machten sie eine Schwenkung, ordneten sich wieder und stürmten von Neuem heran; dies thaten sie aber nur, um ihre Todten und Verwundeten wegzuschleppen, die sie vermittelst ihrer Lassos außer dem Bereiche der Kugeln zerrten. Nie werde ich ihr Schlachtgebrüll und die gräßliche Scene vergessen, die nach ihrem Abzuge erfolgte. Zwei Indianer lagen noch auf dem Wahlplatze, und obschon diese Beiden gar kein Lebenszeichen mehr von sich gaben, so stieß ihnen doch noch jeder Gaucho zum Ueberfluß sein Messer in den Körper, während Manuela jauchzend auf den Leichen herumtanzte.

Des folgenden Morgens setzte ich meine Reise fort, und erreichte ohne weitere Abenteuer Buenos-Ayres. Der glückliche Erfolg der neuesten Expedition unter Manuel Rozas wird dem barbarischen Würgen in diesen Gegenden wohl auf immer ein Ende gemacht haben. Der Speer des Pampa ist zerbrochen; nach wenigen Jahren wird er ein Gegenstand der Volkssage oder der Ammen-Mährchen seyn, und gibt es in Zukunft noch Ueberreste der Pampas, so wird man sie in jenen Regionen suchen müssen, wo der furchtbare Kondor, dieser gefiederte Würger, sein Nest baut. (N. M. L.)

Frankreich.

Die Kreolen in Paris.

(Schluß.)

Von allen jenen unterscheidet sich eine Anzahl Kreolen in Frankreich in jeder Beziehung; dies sind die aus Santo-Domingo, die seit der Katastrophe ihres Landes nach Paris begaben und in Manieren, in der Sprache, selbst in der Hautfarbe sich wenig von geborenen Parisern unterscheiden. Nur aus dem Inhalte seiner Gespräche [illegible]

man den Kreolen von Santo-Domingo heraus; denn er kommt gern auf das Unglück zu sprechen, das seiner Familie beim Umsturz der Dinge in der Heimath widerfuhr, auf sein früheres Vermögen und die verlorenen gegangenen Besitzungen seines Vaters. Er flucht auf Santhonax und Polverel, die Urheber der blutigen Revolution, die den Ruin seiner Verhältnisse verschuldet.

Die jungen Kreolen, die in einer Provinz Frankreichs erzogen wurden und mit einem Aufenthalt in der Hauptstadt ihre Bildungs-Epoche zu beendigen gedenken, führen hier eine sehr verschiedene Lebensart, je nachdem ihre Neigung sie zu dieser oder jener Beschäftigung führt. Die erste Zeit verleben sie nun wohl auf ziemlich gleiche Weise, so lange die Schönheiten der Stadt und die Vergnügungen eines schwelgerischen Lebens den Reiz der Neuheit behaupten. Kaum aber sind die ersten Wochen verstrichen, so wirft sich jeder der jungen Leute in ein anderes Element, und es scheint, als gehörten sie, wenn man ihre Lebensweise betrachtet, kaum zu demselben Volksstamme. Man gehe sich die Mühe und steige in einer engen Gasse des quartier latin in den fünften Stock eines hôtel garni, man trete in eines der Dachzimmerchen und man wird einen Kreolen finden, der, den Kopf in beide Hände gestützt, über dem Merlin oder dem Dictionnair der medizinischen Wissenschaften brütet und sein Buch mit einem Eifer verschlingt, der ihn die ganze Welt vergessen läßt und seiner Gesundheit fast Gefahr droht. Dagegen besuche man ein Haus in der Straße Caumartin, ziehe sacht an der rothseidenen Klingelschnur, an deren Ende ein vergoldeter Ring schwebt. Beim Eintritt in den Vorsaal athmet man Blumenduft und künstliche Wohlgerüche, die uns glauben machen, wir ständen im Boudoir einer koketten Dame. Der junge Kreole aber, dem es gefällt, sich in diesen Düften zu berauschen, steht vor dem Spiegel und frisirt oder parfümirt sich, um auf den Ball oder in die Oper zu fliegen. Sein neuer leichter Tilbury erwartet ihn vor der Thür; der kleine schwarze Reitknecht kündigt kaum den ungestümen Engländer, der vor Ungeduld schäumt; ein elegant Mantel mit rothem Sammet liegt in üppigen Falten über der Lehne des Phaeton. Und doch kann ich betheuern, daß die Väter beider Kreolen an Reichthum einander nicht nachstehen; der Bewohner des Stübchens in der Straße la Harpe ist ein Erbe von eben so viel Tausenden, als der Stutzer in der Rue Caumartin. Nur tritt bei denen, die zwei oder drei Jahre lang auf den Boulevards mit ihren Lorgnetten und gelben Handschuhen, oder im bois de Boulogne mit ihren langgestreckten Engländern eine wichtige Figur machten, und in den Gesellschaften nur von ihren Liebes-Abenteuern sprachen, der Fall ein, daß sie sich endlich traurig einschiffen, um nach den Kolonieen zurückzukehren und hinter dem Comptoir-Tische eines Handlungshauses oder in den Magazinen ein stilles Leben zu führen.

An Gefühl für Poesie fehlt es den Kreolen nicht; sie zählen vielmehr einige Dichter, die sich des Französischen Idioms völlig bemächtigt haben und treffliche Verse machen, die sie jedoch meist nur der Kritik ihrer Freunde unterwerfen. Ich könnte einige nambaft machen, wenn ich ihre absichtlich beobachtete Anonymität nicht respektiren wollte. Unter Anderen kenne ich einen, der in seinem Pulte ein größeres Gedicht bewahrt, in welchem er die Karaïben besingt, und von dem einige Episoden ein glänzendes Talent zur Schilderung verrathen. Man sagt auch, daß der Roman „Indiana" eine Kreolin (Madame Dudevanti: George Sand) zur Verfasserin habe.

Besucht man an einem schönen Frühlings- oder Herbst-Abend die Boulevards oder die Alleen der Tuilerieen, wo man die schöne Welt beisammen findet, oder läßt man in einem Ball-Saale die Damen vor seiner Lorgnette die Revue passiren, so wird das Auge gar bald bei einzelnen hier und da basten bleiben, welche die Wahl schwer machen, ob man ihr großes blaues oder schwarzes Auge, das wie ein lebendiger, ewig beweglicher Diamant blitzt, oder ihre üppige Gestalt mehr bewundern soll. Ein nur etwas geübtes Auge findet die Kreolin bald heraus. Vorzüglich ist ihr Gang charakteristisch. Ihre kleinen und doch fleischigen Füße scheinen sich nur mit Unlust hin und her zu bewegen; es liegt in ihrem Gange etwas Markiges, Nachlässiges, aber nichts weniger als Unangenehmes oder gar Plumpes. Die Kreolin hat in ihrem Gliederbau etwas Weiches, Nachgiebiges, aber bei aller Fülle der Formation doch eine höchst feine Taille, zum auffallenden Unterschied gegen unsere Pariser Damen, deren Taille an Anmuth verliert, je voller ihr Bau wird. Die zarten delikaten Füßchen machen sie eben so kenntlich, wie der sanfte harmonische Ton ihrer Aussprache. Die Phantasie der hübschen Kreolin ist so bunt, wie ein Palett voll tausend Farben. Was man ihr sagt, erfüllt und ergänzt sie zum vollen Bilde. Sie erräth Alles, ist erfinderisch, schöpferisch und verschönt das Geschaffene mit rascher, schnell fertiger Einbildungskraft. Man muß, wenn sie die Bemerkungen in ihren Tagebüchern zusammenstellt, ihre Briefe an ihre Freunde jenseits des Meeres lesen, denen sie Alles, was sie in Paris sah und hörte, mittheilt: dann wird man sie für eine Malerin halten, die mit glänzenden Farben darzustellen versteht. Ihr Grund-Charakter ist Sanftmuth. Reizt man zu stark ihr bewegliches, leicht zündbares Gemüth, so kann sie wie der Blitz herausfahren, ist jedoch gleich darauf wieder die Sanftmuth selbst und liebkost den Gegenstand, den ihre schnell auflodernde Hitze traf. Sie ist noch weit gutmüthiger, als der Kreole; ihr Herz ist mitfühlend, mitleidig, für jeden Unglücklichen hat sie eine Thräne und ein Almosen. Gegen Bekannte ist sie mittheilend und offen, fast mehr, als der Ton in Paris es erlauben möchte. Ist sie Mutter, so betet sie ihre Kleinen an, ja sie wird deren Sklavin; ihre Kinder sind ihr „Taggedanke und ihr Traum". Sie sind ihr höchstes Glück, wenn sie gut und wohlerzogen bleiben; sie verfällt in die tiefste Trauer, wenn eines ihrer Kinder der Familie zur Unzierde wird. Auch für fremde Kinder fühlt ihr weiches Herz fast mütterliche Zärtlichkeit. Bei aller dieser Weichheit ihrer Gefühle, die sie als Mutter zeigt, besitzt sie aber auch zugleich den Stolz des Weibes, dem kein Rang, keine Stellung in der Welt zu hoch erscheint. Sie kann alle Regungen ihres Herzens unterdrücken, sie kann uns vergessen lassen, daß Güte und Sanftmuth ihre Kardinal-Eigenschaften sind, wenn es darauf ankommt, die Würde, die nach ihrer Meinung ihr gebührt, zu behaupten. Und in der That, man läßt sich überzeugen, daß sie auch zur Größe geboren zu seyn scheint und einen Thron würdig besteigen könnte; so sehr ist die Vornehmheit ihres Wesens ein hervorstechender Zug der Kreolin.

Man muß im Winter die Soireen in der Straße Napoleon, Saint Lazare oder la Ferme des Mathurins besuchen, wo ein süßer Blumenduft die Sinne berauscht, um die Frauen der Kreolen beisammen zu sehen. Wer den Tanz liebt, muß eine Kreolin auffordern: sie tanzt zum Entzücken schön, vornehmlich den raschen, tobenden, betäubenden Walzer, das ist ihre Leidenschaft, und hier entwickelt sich die ganze Fülle ihres stolzen und doch geschmeidigen Liebreizes. Am andern Morgen muß man sie dann noch einmal sehen an der Kirchthüre zu Mariä Himmelfahrt, wo sie die Messe hört. Das Weib ist zu vielseitig schön, um bloß im Tanzsaale, oder bloß mit der Miene frommer Ergebung ein Gegenstand des Entzückens zu seyn; der eine Anblick muß den anderen zum vollen Bilde ergänzen.

Die jungen Kreolinnen, die in den Klöstern und Pensions-Anstalten in Paris erzogen sind, verheirathen sich in der Regel nur in den Kolonieen, und kehren dann später an der Seite ihrer Männer zu einem Besuche nach der Hauptstadt zurück. Aufrichtig zu gesteben, glaube ich nicht, daß es überhaupt in der Welt Frauen giebt, die fähiger sind, ihren Mann zu beglücken, wenn er sie zu leiten versteht. Das Gemüth einer jungen Kreolin ist so bildsam, wie Wachs, es läßt sich in alle Formen bringen, selbst das Höchste und Größte kann in ihm entwickelt werden, denn der Keim ist vorhanden, und ihr glückliches Naturell unterliegt auch unter einer falschen Erziehungs-Methode nicht, es geht aus allen Gefahren unverdorben und siegreich hervor. Man stoße sich nicht an der Schüchternheit und Schweigsamkeit, die kalt erscheinen kann; wenn sich die junge Dame erst in ihrem Elemente sieht, und das Recht, ein Urtheil zu äußern und Einfluß auszuüben, ihr zugestanden ist, so weiß sie bald eine wohlthuende Herrschaft über Alle zu erlangen. Frische und naive Gedanken entströmen ihrem Kopfe, man muß die Richtigkeit ihrer Urtheile und ihre Prophezeihungen bewundern. Ihr Herz, das aller höheren Gefühle fähig ist, und dessen Reichthum und Tiefe unerschöpflich scheint, wird sich bald dem Deinigen erschließen, wenn Du ihr Vertrauen gewonnen hast. Ihr großes, ausdrucksvolles Auge wird Dich immer fragend anblicken, weil sie tausenderlei Dinge von Wichtigkeit auf dem Herzen hat; sie wird ihre Unerfahrenheit in der Welt mit liebenswürdiger Offenheit vorschützen, wenn sie Deine Hülfe sich erbittet, um mitten unter Räthseln und Wundern, die ihr das Leben der höheren Stände bietet, das Richtige zu treffen; mit einer bezaubernden Schüchternheit wird sie Dich anflehen, sie vor Gefahren und Verführung zu schirmen. O jetzt bist Du ihr Protektor in allen Dingen, und es steht bei Dir, eine liebende treue Gattin, eine zärtliche fürsorgliche Mutter, ein frommes inniges Wesen, mit einem Worte, ein vollkommenes Weib aus ihr zu machen.

(Sidney Daney. Aus dem 14ten Bande des Livre des Cent et un.)

Bibliographie.

Itinéraire et Souvenirs d'Angleterre et d'Ecosse, 1814—1826. 4 Bände.

Mémoires pour servir à une description géologique de la France, rédigés par ordre de M. le directeur-général des ponts et chaussées. — Von Dufresnoy und Elie de Beaumont. 2ter Bd.

Statistique générale et raisonnée de la civilisation européenne. — Aus dem Deutschen von Johann Schön. Uebersetzt von J. Dumont. 2 Fr. 40 Cent.

Traité pratique des Chemins de fer. — Aus dem Englischen von Michel Wood. In 4.

Voyage autour du Monde de la corvette „la Coquille". — Von L. J. Duperrey. (Letzte Lfg. dieses Werks.)

Asien.

Notizen über Armenien und Anatolien.

Von einem Russischen Offizier.

Das eigentliche Türkische Armenien begreift nachstehende sechs Paschaliks: Achalzig, Kars, Bajazet, Erzerum, Musch und Trapezunt. Anatolien (Klein-Asien) dagegen besteht aus den Statthalterschaften Wann, Tokat, Siwas, Mosul und Diarbekir. Das ganze Türkische Asien besitzt schon in seinen vielen Gebirgsketten und hohen Felsmassen eine natürlich-starke Schutzwehr gegen die feindlichen Angriffe der Nachbar-Völker; nächstdem wird es aber noch an seinen Gränzen durch eine lange Reihe wichtiger Festungen geschützt: wie Achalzig, Kars, Achalkalak, Poti, Apbur, Hertis, Ardagan, Diadin und andere. Der durch diese Gebirgs-Schluchten, die bisher für unzugänglich galten, in den Jahren 1828 und 1829 bewirkte siegreiche Durchmarsch des Feldmarschalls Fürsten Paskewitsch mit dem von ihm befehligten Kaukasischen Armee-Corps, seine Erstürmung der meisten hier genannten, bisher für uneinnehmbar gehaltenen Festungen, gehört daher zu einem der denkwürdigsten Kriegs-Ereignisse, von welchen uns die Geschichte nur wenige ähnliche Beispiele aufzustellen hat.

Alle Paschaliks von Armenien und Klein-Asien, von denen jedes seine besondere Zahl von Sandschaks (Kantons) hat, werden von einem eigenen Pascha, so wie jedes der Sandschaks von einem Bey verwaltet. Die Central-Verwaltung von ganz Armenien und Anatolien ist dem Seriasker von Erzerum anvertraut, der darum auch den Titel eines Regenten von beiden Provinzen führt. In beiden hat er das Recht,

nach Willkür Auflagen und Steuern auszuschreiben und zu erheben, neue Beamten zu ernennen, die bestehenden ihrer Stellen zu entsetzen, Truppen auszuheben und Todes-Urtheile zu fällen. Zwar besitzen auch die Paschas einige willkürliche Rechte; doch bei allen das Menschenleben betreffenden Sentenzen sind sie verbunden, solche vor den Ausspruch des Seriasker von Erzerum zu bringen. Sie können in den zu ihren Paschaliks gehörenden Sandschaks die Beys ernennen, müssen sie aber in ihren Chargen alle Mal von dem genannten Seriasker, zuweilen auch vom Sultan selbst, bestätigen lassen. Nicht selten geschieht es, daß diese Beys ihre Stellen für alle ihre Nachkommen erblich zu machen wissen; dann bezeigen sich diese mächtigen Vasallen oft höchst widerspenstig gegen die Paschas und gehorchen ihnen gar nicht.*)

Daß eine so zerstückelte Regierungsform vielfältige Desorganisationen und Unordnungen veranlassen muß, kann kaum bezweifelt werden. Eine genaue Ausmittelung der Bevölkerung der verschiedenen der Pforte unterwürfigen Provinzen ist bei dem bisher üblichen Geiste ihrer Verwaltungsform gar nicht zu erwarten, weil sie nie die dazu führenden zweckmäßigen Maßregeln gekannt hat. Die städtischen und ländlichen Obrigkeiten sind stets aus Zwecken des Eigennutzes und der Habsucht bemüht, sie bei jedem erforderlichen Falle möglichst zu verringern, um einen Theil der willkürlich von ihnen den Bewohnern auferlegten Steuern und Abgaben für ihren Vortheil verwenden zu können.

Die frühere Bevölkerung beider Landstriche war viel bedeutender als die gegenwärtige; dies erweist sich auch aus dem Anblicke, der sich überall dem Reisenden darbietet durch die in Ruinen dastehenden Schlösser, Höfe und Dörfer, durch die verödeten mit Unkraut bedeckten Felder u. s. w. Ein so trauriges Bild allgemeiner Zerstörung gewahrt man in allen muselmännischen Provinzen; die Ursache davon muß man in den häufigen inneren Unruhen und Befehdungen, aber auch in der Pest suchen, die diese Landstriche fast nie verläßt, wo die unsaubern Städte und Dörfer, die unsäbtigen Bewohner, so zu sagen, dieser entsetzlichen Epidemie einen ewigen Thron begründet haben. — So befanden sich bei der im Jahre 1829 von Russischer Seite erfolgten Besetzung der Paschaliks von Achalzig**) und Kars — der beiden der Russischen Gränze zunächst belegenen — im Türkischen Armenien ganze Dorfschaften ausgeplündert und von ihren Bewohnern völlig verlassen. Man kann die Zahl solcher völlig wüsten und unangebauten Grundstücke auf die Hälfte in jedem Paschalik ansetzen. Aus der Volkszählung welche unsere Regierung in den von ihr besetzten Sandschaks der verschiedenen Paschaliks vornahm, ergab sich, daß in den volkreichsten 12 männliche Individuen auf eine Quadrat-Werst kamen, in anderen aber übertraf sie deren nicht 8 oder gar 6 auf den gleichen Flächenraum.

Die Hauptbewohner des Türkischen Armeniens sind Türken und Armenier, deren beiderseitige Volksmenge fast im gleichen Verhältnisse stehen wird. Nächstdem wird dieser Landstrich noch — vernehmlich das Paschalik Achalzig — von mehreren anderen sehr kriegerischen Volksstämmen bewohnt, wie die Adscharen, Lesgier, Lasen, Kurtinzen, Truchmenen, Karapapachzen, Grusiner, endlich auch von Juden und Zigeunern. Viele von diesen Völkerschaften: namentlich die Lesgier, die Lasen und die Kurtinzen wanderten in früheren Zeiten aus den Kaukasischen Gebirgs-Klusten in diese von einem so milden Klima beglückten, von der Natur auf's freigebigste mit den mannigfaltigsten Erzeugnissen beschenkten Gegenden herüber und setzten hier die ungehinderte Ausübung ihrer alten Lieblingsneigung für Krieg und Raub fort. Ihnen folgten von Zeit zu Zeit neue Ansiedler-Schaaren aus dem Kaukasus, denen es in der neuen Heimath ungleich besser gefiel, als in den rauhen unwegsamen Bergschluchten. Sie theilten ihre Kühnheit und den kriegerischen Geist ihren übrigen Mitbewohnern mit und so bewährte sich in der Zeitfolge die ganze Bevölkerung des heutigen Türkischen Armeniens als ein in ganz Asien ausgezeichnetes Kriegsvolk.

Als dieser Landstrich unter die Botmäßigkeit der Ottomannischen Pforte kam, lag es im politischen System der letztern, die kriegerischen Kaukasischen Uebersiedler möglichst zu begünstigen, von ihnen wesentliche Vortheile in einer nachdrücklichen Schutzwehr ihrer Asiatischen Grenz-Provinzen erwartend, was auch wirklich zuerst der Fall gegen die Angriffe der Georgier, dann der Perser und endlich der Russen selbst war. Doch eben ihr kühner Muth duldete das despotische Türkische Joch nicht, und mehr denn ein Mal widersetzten sie sich im offenen Aufstande gegen die willkürlichen Befehle der Sultane. In der Folge eröffnete der Hof von Konstantinopel hier ein Asyl für alle transkaukasische Ueberläufer, die, verübter Verbrechen wegen, hierher der gerechten Sühne unserer Gesetze zu entkommen suchten. Von hier aus, gleichwie aus Anapa und Poti, wurden auf Betrieb dieser Nacht unaufhörlich neue Unterhändler zur Anfachung von Aufruhr in die Wohnstätten der uns unterworfenen und uns angränzenden Gebirgs-Völker, so wie zur Ausdehnung der Unzufriedenheit in Georgien und anderen unserer Provinzen ausgesandt; denn es gehörte von jeher zur Politik der Pforte, der Befestigung der Russischen Macht jenseit des Kaukasus auf's energischste zu widerstreben. In den neuesten Zeiten begriffen die Türkischen Machthaber die Wichtigkeit einer freiwilligen Unterwerfung dieser kriegerischen Bevölkerung; sie forderten daher keine so unbegränzte Unterwürfigkeit mehr von ihnen, wie von ihren übrigen Unterthanen, drangen nicht mehr auf eine pünktliche Erlegung ihrer Grundsteuern, begnügten sich nur mit einer geringen Abgabe von den eingeführten Luxus-Artikeln und hatten dafür in diesen Provinzen immer ein für ihre Befehle bereitstehendes tapferes und kriegerisches Gränzheer. Als der gegenwärtige Sultan die so schwierige als kühne Aufreibung des Janitscharen-Corps beschloß, wagte er nicht, den diesen Gegenstand betreffenden Firman in Armenien zu verkünden, und diese furchtbaren Feinde der Türkischen Regierung lebten noch furchtlos in mehrberegter Provinz in dem Moment, als unsere Truppen während des letzten Feldzugs einen Theil derselben occupirten.

Die heutigen Lasen, Nachkommen eines der ältesten Völker Asiens, haben noch unverletzt alle kriegerischen Tugenden ihrer berühmten Vorfahren, so bekannt in der Geschichte durch ihre vielen in Klein-Asien bewirkten politischen Umwälzungen, beibehalten; sie lieben nur Krieg und Raub und hassen alle Sitten-Verweichlichung. In den Türkischen Heeren bilden sie das beste Fußvolk, zeichnen sich als die trefflichsten und sichersten Schützen aus und besitzen eine große Kunst darin, in Bergklüften und Defileen einem ihnen weit überlegenen Feinde mit Nachdruck zu widerstehen. — Die Kurden — Kurtinzen — Karapapachzen und Truchmenen, ursprüngliche Nomaden-Völker, waren schon in alten Zeiten als kühne und treffliche Reiter bekannt und formiren in der heutigen Türkischen Armee die beste leichte Kavallerie, die im kleinen Partisanen-Kriege vom wesentlichsten Nutzen ist, aber in den offenen Operationen einer großen Armee nicht mit Zuverlässigkeit gebraucht werden kann.

*) Einem lang eingeführten Gebrauche zufolge, pflegen die Mächtigsten von ihnen diejenigen Dorfschaften, in welchen sie ihren steten Wohnsitz haben, mit starken äußern Befestigungs-Werken zu versehen und in diesen innern Bollwerken oft lange und glücklich der habsüchtigen Willkür der Paschas zu widerstehen; von hier aus schlagen sie die, gegen sie zur Unterjochung und Beraubung geschickten Truppen-Corps mit nachdrücklichem Erfolge zurück.
Anmerk. des Verfassers.

**) Dieses bestand im Moment der Russischen Occupation aus 24 Sandschaks, von welchen zehn nach erfolgtem Friedensschlusse von Adrianopel mit Rußland vereinigt wurden.
Anmerk. des Verfassers.

Mannigfaltiges.

— Dramatische Händel. Das Drama la Tour de Nesle, von dessen schaudervoller Handlung wir in diesen Blättern bereits mehrere Mal gesprochen haben, dürfte noch eine Katastrophe ganz eigener Art nach sich ziehen. Bekanntlich galt bisher Herr Alexander Dumas ganz allein für den Verfasser dieses Mord- und Spektakelstückes, wiewohl auf den Theaterzetteln, wie dies in Paris häufig geschieht, noch ein Anderer, Herr F. Gaillardet, als literarischer Compagnon, d. h. als Mitverfasser des Stückes, dessen Honorar er also auch mit jenem theilte, genannt worden ist. Nun hat es sich dieser Herr Gaillardet kürzlich beigeben lassen, in dem „Musée des familles", einer Art von veredeltem Pfennig-Magazin, ausführlich zu beschreiben, wie, an welcher Stelle und zu welcher Zeit ihm der erste Gedanke gekommen zu der Tour de Nesle (einem Thurm in der Seine, der gewissen Französischen Prinzessinnen zum Ort des Rendezvous diente, das die bestellten Ritter dann gewöhnlich mit dem Leben bezahlen mußten, indem sie von dem Thurm in den Fluß gestürzt wurden), und wie er denselben ganz allein ausgearbeitet habe. Diesem widersprach nun zuerst Herr Dumas ganz höflich, indem er dem Herrn Gaillardet zwar zugestand, daß dieser dieselbe dramatische Idee mit ihm bearbeitet habe, inzwischen sey das zur Aufführung gekommene und 150 Mal wiederholte Stück nichts anderes, als ein von ihm (Herrn Dumas) ganz allein geschriebenes Drama, dessen Honorar er aus Rücksicht auf das Zusammentreffen seiner Idee mit der des Hrn. G. und, um einen jungen Autor zu unterstützen, mit diesem getheilt habe. Das hat nun Herr Gaillardet dermaßen übel genommen, daß er Herrn Dumas gleichzeitig vor den Richterstuhl Gottes und den der Menschen gefordert hat. Die letzteren, worunter ganz achtbare Autoritäten, wie der Theater-Direktor Harel, Jules Janin u. A., haben sich einstweilen für die unbedingte Autorschaft des Herrn Dumas erklärt. Nunmehr wird es also auf die Entscheidung durch den Degen oder auch durch die Pistole ankommen, zu der sich Herr D. vollkommen bereit erklärt hat, die aber bis zu dessen Rückkehr von einer mehrwöchentlichen Reise aufgeschoben worden ist.

— Zusammengewachsene Thiere. In dem American Journal of Science befand sich neulich eine Abbildung von zwei zusammengewachsenen Seekatzen (einer Art Silurus), die man im August 1833 an der Mündung des Cape-Fear-Flusses in Nord-Karolina in einem Krabben-Netze lebendig aufgefangen. Sie hingen, nach Art der Siamesen-Zwillinge, vermittelst einer Haut an den Brüsten an einander, indem ein dunkler Streif die Verbindungs-Linie bezeichnete. Die Beschaffenheit und die Farbe dieser Haut unterschied sich übrigens gar nicht von der des Leibes. Der Mund, die Eingeweide u. s. w., Alles war an jedem der beiden Zwillinge besonders vollständig vorhanden; nur zeigte sich, als man die Eingeweide durch einen Schnitt an einer Seite des Unterleibes herauszog, daß das Verbindungs-Glied hohl war, und man konnte leicht eine Sonde von dem Unterleibe des einen durch den des anderen führen. Der eine dieser Zwillinge war 3½ und der andere 2½ Zoll lang. Als diese Thiere zur Welt kamen, haben sie wahrscheinlich beide gleiche Größe und Stärke gehabt; aber später gewann das eine von beiden die Oberhand und dehnte seine Kraft auf Kosten des anderen immer mehr aus, indem es ihm nämlich mit seiner langen Schnauze hart zu Leibe ging und ihm oft den besten Bissen vor der Nase wegschnappte.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Montag den 29. September 1834.

England.

Aus dem Leben der Schauspielerin Mrs. Siddons *).

Mrs. Siddons, die Tochter von Roger Kemble, einem herumziehenden Schauspiel-Direktor, und Sarah Ward, seiner Ehegattin, ward den 5. Juli 1755 in einem Wirthshause, genannt „Zur Hammelkeule" in Brecon, in Süd-Wales, geboren. Wann diese berühmte Schauspielerin zuerst aufgetreten ist, wird uns nicht genau berichtet, aber sicherlich fällt diese für ihre Laufbahn wichtige Begebenheit in ihr zartes Jugendalter. In ihrem vierzehnten Jahre sang sie schon in Opern und blieb in der Truppe ihres Vaters bis zum neunzehnten, zu welcher Zeit sie sich mit Herrn Siddons zu Coventry verheirathete. Zunächst betrat sie dann die Bühne zu Cheltenham, wo sie als Belvidera einen so bedeutenden Eindruck machte, daß sie, durch Vermittelung der Familie Aylesbury, am Drurylane-Theater engagirt wurde; sie debütirte als Portia und ward, wie sie selbst erzählte, in dieser Rolle nur geduldet. Garrick, der vielleicht schon damals das Genie entdeckte, das später das Publikum mit Erstaunen und Freude erfüllen sollte, beehrte die Siddons mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit und erwählte bei einer besonderen Bühnenfeier für sie die Rolle der Venus. Dies war hinreichend, den Neid der eifersüchtigsten aller Menschen, der Schauspieler-Gesellschaft, zu erregen, sie wurde von diesem Augenblicke an das Ziel der boshaftesten Späße und erhielt den Spottnamen, „Garrick's Venus." — Auch Garrick's Gunst war nicht von langer Dauer, und das Ende davon war, daß der neue Liebling seinen Abschied erhielt.

Nachdem sie sich von diesen kränkenden Vorfällen einigermaßen erholt hatte, besuchte sie die Provinz und spielte mit großem Beifall in Manchester, York und Bath, von wo sie auf die Bühne von Drurylane zurückgerufen wurde. Schon während dieser Zeit hatte Tate Wilkinson erklärt, er erinnere sich nicht, daß jemals zu York eine Schauspielerin so beliebt gewesen sey, als die Siddons während ihres kurzen Aufenthaltes daselbst, und daß Niemand sich genug darüber habe wundern können, daß von dem Londoner Publikum und dem ersten Schauspieler der Welt eine solche Stimme, so richtiges Gefühl, solcher Vortrag gering geachtet worden seyen. Und auch Hendersen urtheilte ein Jahr nach ihrer Verbannung aus London, daß sie eine Schauspielerin sey, die nie ihres Gleichen gehabt habe und nie übertroffen werden würde.

Den 10. Oktober 1782 trat sie auf dem Drurylane-Theater in Southerne's Trauerspiel Isabella auf, wie sie uns selbst auf eine anziehende Weise mit folgenden Worten berichtet:

„Ganze vierzehn Tage vor diesem mir so merkwürdigen Abend hatte ich mehr, als sich denken läßt, an nervösen Zufällen gelitten. Kein Wunder! denn mein eignes Schicksal, wie das meiner kleinen Familie, hing von ihm ab. Ich hatte die Verbindung mit Bath aufgegeben, wo alle meine Bemühungen mit glücklichem Erfolg gekrönt worden waren, und mußte fürchten, ein nochmaliges Mißlingen auf dieser Bühne, könne mir die allgemeine Gunst des Publikums entziehen. Man denke sich meine Gemüths-Bewegung, als ich zur bestimmten Zeit zur Probe der Isabella aufgefordert wurde. Anfänglich bewirkte die Angst, daß ich kaum vernehmbar leise sprach, bald aber ließ mich der Beifall meiner Zuhörer die Furcht vergessen, und unwillkürlich drang meine Stimme hervor, daß sie in den entlegensten Theilen des Hauses gehört werden konnte. Das ganze Benehmen, ja die Thränen und die schmeichelhaften Ermunterungen meiner Kunstgenossen machten mich immer kühner, und die zweite Probe war noch ergreifender, als die erste. Herr King, der damals Direktor war, schenkte mir seinen lauten Beifall. Am Abend dieser zweiten Probe (am 8. Oktober) ward ich von einer nervösen Heiserkeit befallen, die mich sehr verstimmte, denn ich fürchtete, mein Auftreten, das auf den 10ten angesetzt war, verschieben zu müssen. Als ich jedoch am anderen Morgen, nach einem unruhigen und wenig erquickenden Schlaf, erwachte, fand ich, daß meine Stimme wieder viel reiner war, und war daher getröstet; um so mehr übte ich mich erheitert, als die Sonne freundlich in mein Zimmer schien, nachdem sie mehrere Tage nach einander von Wolken verhüllt gewesen war; denn dieses hielt ich, wenn gleich unter Thränen, doch mit dankbarem Herzen für eine günstige Vorbedeutung. Am Morgen des 10ten war meine Stimme glücklicher Weise vollkommen wieder hergestellt, und wiederum beschien mich „der goldene Strahl der heiligen Sonne." An diesem entscheidenden Tage kam zu meinem großen Troste mein Vater an, um Zeuge dieser ernstesten aller Proben zu seyn; er begleitete mich bis an das Garderoben-Zimmer des Theaters. Nachdem er mich verlassen hatte, kleidete ich mich, in einem Zustande, den ich mein desperates Stillschweigen nenne, zur Verwunderung meiner Begleiter, ohne ein Wort zu reden, vollständig an, konnte jedoch manchen tiefen Seufzer nicht unterdrücken."

„Endlich ward ich auf die Bühne gerufen. Mein ehrwürdiger Vater stand hinter den Coulissen, in nicht viel geringerer Bewegung, als ich selbst. Das furchtbare Bewußtseyn, daß auf einem so großen Raume ein Einziger der Gegenstand der Aufmerksamkeit von vielen tausend Beurtheilern sey, kann vielleicht gefühlt, aber niemals beschrieben werden, und ich wenigstens werde es nie vergessen."

„Von dem allgemeinen Eindruck dieser Vorstellung brauche ich nicht zu reden. Als ich nach dem wiederholten rauschenden Beifall in meiner ruhigen Behausung ankam, war ich halb todt, und das Gefühl der Freude und Dankbarkeit war zu überwältigend, um Worten oder auch nur Thränen Raum zu geben. Bei dem Abendessen herrschte allgemeines Schweigen, nur mein Gatte brach zuweilen in einen freudigen Ruf aus. Ein Mal legte mein Vater Messer und Gabel nieder, hob sein ehrwürdiges Antlitz in die Höhe, strich sich das Silberhaar zurück und ließ den Thränen der Freude freien Lauf. Wir trennten uns bald für die Nacht, und ich sank nach einer so langen, unruhigen und mühevollen Zeit in einen tiefen und erquickenden Schlaf, der mich bis zum Mittage in seinen Banden hielt. Frisch an Körper und Geist stand ich auf." —

Sie bemerkt dann in ihrem Tagebuche, daß sie erschreckt sey, zu sehen, wie oft Isabella wiederholt wurde; der Beifall, den sie ärndtete, war so ausgezeichnet, daß sie von Staatswegen ein Geschenk von hundert Guineen, als Zeichen der allgemeinen Bewunderung, erhielt. Die Rollen, in denen sie zunächst auftrat, waren Euphrasia in der Griechischen Tochter, Jane Shore, Calista, Belvidera und Zara in der Trauernden Braut. Von dem ersten Jahre ihres Auftretens bemerkt Campbell: „Nachdem sie im Ganzen achtzehn Abende und von diesen sechs zum Besten Anderer gespielt hatte, schloß sie mit einem Beifall, der ihre kühnsten Hoffnungen übersteigen mußte. Ihre Kunstgenossen beklagten sich darüber, daß nach ihren tragischen Rollen die besten Komiker in den Nachspielen das Publikum nicht wieder erheitern konnten; und dies dauerte, bis die Zauberin Jordan auf derselben Bühne auftrat."

In ihrem zweiten Jahre wagte sie sich zuerst auf dem Londoner Theater an den Shakespeare und erschien als Isabella in Maaß für Maaß mit ungetheiltem Beifall. Damals war das Theater mit tragischen Schauspielern ersten Ranges nur spärlich versehen; aber jetzt bot sich dem Herrn John Philipp Kemble eine Gelegenheit dar, sein aufkeimendes Talent kräftig zu entfalten. In dem Gamester trat die Siddons zum ersten Male mit ihrem Bruder zusammen auf, und es scheint, daß Beide auf die schmeichelhafteste Weise aufgenommen wurden. Der Biograph unserer Künstlerin berichtet uns über ihre Darstellung der Beverley folgende Anekdote:

Sie war bis zur vierten Scene im fünften Akte gekommen, wo Beverley das Gift nimmt und Bates auftritt und zur Sterbenden sagt: „Vergangne Nacht traf Jarvis euch mit Lewson auf der Straß' in Streit" und die Beverley erwidert: „O nein, das that er sicher nicht!" worauf Jarvis sagt: „Und wenn ich's that?" wobei zu ergänzen ist: so war die Schuld nicht auf Seiten meines Herrn; und sie wieder ausruft: „Es ist nicht wahr, Du Alter! — sie hatten keinen Streit — kein Grund zum Streiten war vorhanden!" Bei diesen Worten faßte sie den Jarvis, den Young spielte, beim Arm und sprach so ergreifend, daß jenem die Kehle wie zugeschnürt war und er kein Wort hervorbringen konnte; die Pause dauerte so lange, daß der Souffleur mehrere Male die Worte, die er zu sprechen hatte, wiederholen mußte, bis ihm endlich die Siddons auf die Schulter klopfte und mit lauter Stimme zurief: „Herr Young, kommen Sie zu sich!"

Vor dem Schluß ihres zweiten Rollen-Cyklus brachte sie zu ihrem eigenen Benefiz Tankred und Sigismunda wieder auf die Bühne, jedoch scheint es nicht, daß sie dadurch den Ruf Thomsons als dramatischen Dichters erhöht habe. Die Wahl eines solchen Stückes bei dieser Gelegenheit war nicht klug, und wahrscheinlich wurde sie nur durch den Ruhm, den sich ihre Vorgängerin, die Cibber, in der Rolle der Sigismunda erworben hatte, dazu verleitet, dieses Stück, das sich so wenig zur Aufführung eignet, wieder ins Leben zurückzurufen. Noch vor Schluß der Theatervorstellungen war die Siddons im Stande, sich ein bequemes Haus in Gower-Street einzurichten und die von ihren Freunden erhaltenen Besuche in ihrem eigenen Wagen zu erwiedern. Sie bemerkt über diese Zeit in ihrem Tagebuche Folgendes: „Volkshaufen umgaben oft meinen Wagen, wenn ich ausfuhr und nach Hause

*) Life of Mrs Siddons. By Thomas Campbell. 2 vol. London, 1834.

kam, und ergötzlich, oft wahrhaft komisch waren die Bemerkungen, die ich bei solchen Gelegenheiten hörte. Die Königliche Familie beehrte mich oft mit ihrer Gegenwart, der König war nicht selten bis zu Thränen gerührt, und die Königin erzählte mir einst auf ihre anmuthige Weise in gebrochenem Englisch, daß das Theater ihre einzige Zerstreuung sey. Kurz, Alles ging aufs Glücklichste, und um meinen Triumph vollständig zu machen, hatte ich die Ehre, von dem Könige und seiner Gemahlin aufgefordert zu werden, ihnen vorzulesen, was ich sowohl zu Buckingham-House wie zu Windsor häufig that; Beide waren die dankbarsten Zuhörer, da sie mir ihre ununterbrochene Aufmerksamkeit schenkten. Der König war ein sehr verständiger und geschmackvoller Beurtheiler, sowohl der Darstellung, als der dramatischen Dichtung. Er erzählte mir, er habe sich vergebens bemüht, mich auf einem falschen Pathos zu ertappen, und wiederholte mit vieler Laune manche Fehler der Art, die Herr Smith, damals der erste Schauspieler, begangen hatte. Er lobte das Angemessene meiner Gesticulationen und vorzüglich meine vollkommene Ruhe bei manchen Stellen. „Dies", sagte er, „war der Punkt, wo Garrick fehlte; er konnte nie still stehen — er war in jedem Sinne ein großer Beweger."

An einer andern Stelle beschreibt sie die Entstehung des berühmten Bildes des Herrn Joshua Reynolds, die tragische Muse, bei welcher Gelegenheit sie allerdings ein großes Selbstgefühl und weibliche Eitelkeit offenbart.

„In dieser Zeit", sagt sie, „malte er mich in dem Charakter der tragischen Muse. Die Größe seines Talents anerkennend, muß ich sagen, daß die Schnelligkeit, mit der er Stellung und Ausdruck auffaßte, unglaublich war. Bei der ersten Sitzung sagte er mir, nach mehreren Lobpreisungen, die ich hier nicht wiederholen kann, mich bei der Hand fassend: „„Besteigen Sie Ihren unbestrittenen Thron, und schenken Sie mir durch Ihre Gunst ein schönes Bild der Muse."" Ich betrat das Gerüst, setzte mich und nahm sogleich die Attitüde an, in welcher die tragische Muse jetzt erscheint, und er war so mit derselben zufrieden, daß er sich ohne weiteres Besinnen entschloß, nichts an derselben zu ändern. Bei der letzten Sitzung schien er sich zu fürchten, das Bild zu berühren, und nachdem er es stillschweigend eine Weile betrachtet hatte, sagte er: „„Nein, ich will nur noch dem Gesicht ein wenig Farbe geben."" Darauf bat ich ihn, meine Freiheit zu entschuldigen, wenn ich hoffte, er würde die Gesichtsfarbe, die zu dem grausen innerlichen Sinnen einer bleichen Schwermuth so gut passe, nicht erhöhen. Er gewährte meine Bitte, und bald darauf, als er mich eingeladen hatte, das Bild fertig und im Rahmen zu sehen, dankte er mir für meinen Rath, da er jetzt vollkommen überzeugt sey, daß eine Erhöhung der Farbe die Wirkung des Bildes verringert haben würde; auch fügte er hinzu, er habe die Freude gehabt, einige Leute vollkommen entzückt vor demselben stehen zu sehen. Ich war erfreut, als er mir versicherte, daß die Farben, so lange als die Leinwand sie zusammenhalten könnte, unverändert bleiben würden, was leider nicht mit allen seinen Werken der Fall gewesen war. Darauf versetzte er mit seinem wohlwollenden Lächeln höflicher Weise: „„Und, um meine Meinung zu bekräftigen, hier ist mein Name; denn ich habe die Absicht, auf dem Saum Ihres Gewandes auf die Nachwelt zu kommen."" Wirklich steht sein Name auf dem Ende der Draperie."

Wie empfänglich die Siddons für jedes Lob, auch für das der thörichtsten Schmeichelei war, beweist sie dadurch, daß sie alle der Aufbewahrung werth gehalten hat. Unter Anderem erzählt sie: „Als ich einst der Königin vorlas, forderte sie mich auf, in einem Nebenzimmer einige Erfrischungen zu mir zu nehmen; aber ich lehnte die Ehre ab, weil ich fürchtete, ich möchte, indem ich auf dem glänzend polirten Boden des Zimmers rückwärts ginge, niederfallen. Später hörte ich von einer der Damen, die damals gegenwärtig waren, daß Ihre Majestät sich sehr erstaunt darüber gezeigt habe, daß ich mich in einer so neuen Stellung mit so vieler Fassung benommen habe, und daß mein Betragen dem einer geübten Hofdame gleich gewesen sey. Wenigstens hatte ich doch oft Königinnen dargestellt."

Im Jahre 1784 ging Mrs. Siddons nach Edinburg; von da nach Dublin, wo sie gleichfalls mit größtem Beifall aufgenommen wurde, aber dem allgemeinen Schicksale der Schauspieler, den Intriguen, nicht entging.

Ihren Haupttriumph feierte sie in Macbeth, und bei dieser Gelegenheit erfahren wir, durch wie viele Ueberlegung bei ihren Einübungen sie es dahin brachte, sich in ihrer Kunst so sehr auszuzeichnen. Denn wenn ihre Bemerkungen über den Charakter der Lady Macbeth auch nicht außerordentlich tief sind, so zeigen sie doch, welche Mühe sie sich gab, in die innere Natur der Personen einzugehen und sich einen klaren und vollständigen Begriff von der Absicht des Dichters zu machen. Wenn sie es sich so viele Arbeit kosten ließ, wie viel mehr müßten sich dann Schauspieler von untergeordnetem Talente anstrengen, um wenigstens die handgreiflichsten Fehler zu vermeiden.

Dann trat sie nach einander als Desdemona, Ophelia, Julia und in den anderen bedeutendsten Rollen der Englischen Bühne mit großem Erfolge auf. Aber in der Komödie fehlte es ihr an Heiterkeit und Lebhaftigkeit, obgleich sie viel Sinn für das Humoristische hatte und selbst in der Unterhaltung reich an spaßhaften Anekdoten war, die sie, nach ihrer ruhigen Art, unnachahmlich komisch erzählte; auf der Bühne konnte sie die Majestät der Tragödie nicht so gewandt mit dem leichten Vortrage vertauschen. Anders war es in dieser Beziehung mit Kean, dem größten tragischen Schauspieler seiner Zeit, der, noch ehe er sprach, die Zuschauer zum lauten Gelächter zwang und nun gar, wenn er zu seinen seltsamen Gesichtern noch seine komische Stimme ertönen ließ, den höchsten Gipfel des Lächerlichen erreichte.

Von Mrs. Siddons' Vorstellung der Agnes in Lillo's verhängnißvoller Neugier berichtet uns Herr Robinson, ein angesehener Jurist und Schriftsteller, folgenden Vorfall: „Als Agnes von dem alten Wilmot gefragt wurde, was sie nun beginnen müßten, und sie die Juwelen ihres ihr unbekannten Sohnes verzeigte, mit einer leisen Andeutung, ihn zu ermorden, wand und schlich sie sich mit einem solchen Ausdruck an Wilmot hinan, daß Alle, die es sahen, ein kalter Schauer überlief." Dem Herrn Robinson stockte bei diesem Anblick der Athem; er gerieth in einen Zustand, der nahe an Bewußtlosigkeit gränzte, und als die Mord-Scene begann, brach er in ein so lautes, aber krampfhaftes Lachen aus, daß im Parterre ein allgemeines Rufen entstand, man solle ihn hinausweisen. Schon hatten einige dienstfertige Hände ihn angepackt, als eine Frau, die ihn beobachtet hatte, als Zeuge für ihn auftrat, daß die Störung, die er veranlaßt habe, eine unwillkürliche gewesen sey, und ihn auf diese Weise vor unverdienter Strafe bewahrte. *)

Bibliographie.

The domestic and financial condition of Great-Britain. (Großbritaniens innerer und finanzieller Zustand.) Von G. Browning. 16 Sh.

The deity. (Die Gottheit.) Gedicht in 12 Büchern, von Th. Ragg. 8 Sh.

Miriam Coffin — oder der Wallfischjäger. Erzählung in 3 Bden. 18 Sh. (Nachdruck eines Nord-Amerikanischen Werkes.)

The natural influence of speech in raising man above the brute creation. (Die Rede, als Erhebungsmittel des Menschen über die thierische Schöpfung.) 5 Sh.

Spain yesterday and today. (Spanien gestern und heute.) 3 Sh.

Frankreich.

Die Kupferstich-Sammlung der Königlichen Bibliothek zu Paris.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten, die zur Zierde von Paris gehören und eine Schaar neugieriger Fremden dahin ziehen, befindet sich eine für Kunst-Liebhaber höchst beachtungswerthe Kupferstich-Sammlung, die einen Theil der Königlichen Bibliothek ausmacht. In der nach der rue neuve des Petits Champs hinausliegenden Entrée nimmt sie sieben Säle ein und wird täglich von einer großen Zahl von Laien und Kunstbeflissenen besucht. Dennoch sind manche Fremde wie Einheimische mit der innern Einrichtung dieses Instituts nicht genau bekannt; daher ihnen folgender Bericht von einigem Interesse sein möchte.

Wiewohl man zu Paris mehrere bedeutende Privat-Sammlungen von Kupferstichen antrifft, und unter Anderen der König eine große Zahl von Portraits besitzt, kann sich doch keine, in Betreff der Menge, Seltenheit und Mannigfaltigkeit der Exemplare mit der Bibliotheks-Sammlung vergleichen, die für die kostbarste ihrer Art in Europa, und folglich wohl in der ganzen Welt gehalten wird.

Die nachfolgenden Notizen verdanke ich vorzüglich dem Herrn Duchesne, der, seit 38 Jahren bei dem genannten Institute angestellt, sich dem Publikum durch mehrere nützliche Untersuchungen in dem Gebiet der Kunstgeschichte und kürzlich von Neuem durch die „Reise eines Xenophilen" auf eine vortheilhafte Weise bekannt gemacht hat *). Durch seine Erlaubniß gelangte ich auch zur Ansicht des Theils der Sammlung, der dem großen Publikum nicht geöffnet wird, in welchem nämlich die kostbarsten und seltensten Exemplare aufbewahrt werden, als die nielles, Arbeiten alter Goldschmiede in Stahl, Werke der ältesten Kupferstecher aus der Zeit des Entstehens dieser Kunst in Deutschland, Italien, den Niederlanden und Frankreich. Das Behältniß, welches diese seltenen Bände bewahrt, wird zu einem Werth von 300,000 Fr. geschätzt.

Colbert ließ im Jahre 1667 die Kupferstiche des Abbé de Marolles ankaufen, der selbst vorher die Sammlungen von Peiresc und Nanteuil, dessen letztere mit dem Jahre 1580 beginnt, gekauft hatte. Dieser legte den Grund zu dem Königlichen Institut, das seitdem durch viele verschiedenartige Erwerbungen, wie 1711 durch das Kabinet von Gaignières, durch das von Beringhen 1731, durch das des Marschall von Argenson 1753, und 1770 durch das von Begon bereichert worden ist. Auch hat die Regierung bei öffentlichen Verkäufen von Privat-Sammlungen oft die kostbarsten Stücke an sich gebracht, und unter Anderem im Jahre 1775 aus dem Nachlasse des beliebten Kunstfreundes Mariette wenigstens für 16,000 Fr. 4 bis 5000 geätzte Blätter gekauft. Noch beträchtlicher waren die Erwerbungen in der neuesten Zeit, und doch finden sich fortwährend neue Veranlassung zum Kaufen, weil die Zahl der in den verschiedenen Ländern täglich erscheinenden Blätter Legion ist; zumal nach der Erfindung der Steindruckerei, deren Leistungen gleichfalls in diesem Kabinette gesammelt werden.

Die Sammlung, welche, als Herr Duchesne sein Amt antrat, 2700 Bände stark war, hat sich unter seiner Leitung bis auf 7000 Bände vermehrt, zu denen in kurzer Zeit noch mehr als 400 hinzukommen werden. Die Doubletten, wenn solche vorkommen, verkauft die Verwaltung nie, sondern sie macht höchstens von ihrem Rechte Gebrauch, andere Blätter dagegen einzutauschen. Zu neuen Einkäufen erhält sie von der Regierung jährlich die Summe von 15,000 Fr., und außerdem müssen ihr noch von allen Kupferstichen und Steindrücken, die in Frankreich erscheinen, zwei Exemplare geliefert werden, wodurch natürlich viele mittelmäßige und selbst schlechte Arbeiten in die Sammlung kommen. Herr Pieri Bernard, einer der ersten Kupferstich-Händler zu Paris, steht in genauer Verbindung mit dem Kabinet, doch werden auch mit anderen

*) Weitere Auszüge aus dem interessanten Werke, dem dieses Bruchstück entlehnt ist, theilen wir vielleicht noch später mit.

*) In Deutschland hat dieses Buch des Herrn Duchesne keine günstige Aufnahme gefunden, da man in ihm das Talent schneller Auffassung und richtiger Beurtheilung vermißt; indem Herr Duchesne z. B. von Berlin's Bauwerken sorlacht, erwähnt er manches jungen Architekten, aber Schinkel's mit keiner Silbe.

Kunsthändlern Geschäfte gemacht, die, wenn auch gewöhnlich nicht in wirklichem Kauf, doch in Tausch bestehen.

Seit dem Jahre 1800 sind die Blätter in 24 Klassen und 118 Unter-Abtheilungen geordnet, die sowohl im Saale selbst, als auch in den Katalogen mit den 24 Buchstaben des Alphabetes bezeichnet sind.

Die Namen der 24 Klassen sind folgende:

1. Gallerieen, Kabinette und Sammlungen von Fürsten und Privatleuten. Merkwürdigkeiten in Bezug auf Zeichnung und Stich. — 2. Italiänische oder südländische Schulen. — 3. Deutsche Schulen. — 4. Französische Schulen. — 5. Kupferstecher. — 6. Bildhauerei. — 7. Alterthümer. — 8. Baukunst. — 9. Physiko-mathematische Wissenschaften. — 10. Naturgeschichte. — 11. Akademische Künste. — 12. Künste und Handwerke. — 13. Encyklopädieen. — 14. Portraits. 15. Kostüme. — 16. Hülfs-Wissenschaften zur Geschichte, Münzen, Wappen und dgl. — 17. Geschichte. — 18. Hierologie, Bilderbibeln und dgl. — 19. Mythologie. — 20. Dichtungen. — 21. Reisen. — 22. Topographie. — 23. Geographie. — 24. Bibliographie.

Im Jahre 1823 bestand die Sammlung aus 1,200,000 Blättern in 6000 Bänden und enthielt allein an Portraits 60,000; im Jahre 1834 besteht sie aus wenigstens 1,400,000 Blättern und enthält mehr als 122,000 Portraits. Die Portrait-Sammlung, die unter Ludwig XIV. gestiftet ist und sich allein auf 30 bis 40 Bände beläuft, ist besonders merkwürdig durch die Wahl und Schönheit der Exemplare, aus welcher die große Kunstfertigkeit der Französischen Kupferstecher jener Zeit hervorgeht. Der Theil der topographischen Sammlung, welcher sich allein auf Paris bezieht, besteht aus 52 starken Bänden.

Der Einband allein kostet jährlich 3 bis 4000 Franken, und jeder Foliband wird im Durchschnitte mit 30 Franken bezahlt, da Herr Duchesne der Meinung ist, daß der gute Einband den großen Vortheil gewähre, daß diejenigen, die ihn unter Händen haben, überhaupt das Werk besser schonen, als wenn der Band schlecht ist. Die Kosten für das Heften und Stempeln belaufen sich auf 1400 Franken, und seit einem Jahre sind, um alle Blätter der Sammlung mit dem Kabinetsstempel zu versehen, zwei Arbeiter angestellt, die täglich sechs Stunden hiermit beschäftigt sind und im besten Fall in 4 Jahren fertig werden.

Ein Umstand, der die Zahl der Sammlung bedeutend vermehrt hat, ist, daß dieselben Pieces sich oft in verschiedenen Bänden befinden: zuerst unter den Werken des Malers, dann unter den Leistungen des Kupferstechers, zum dritten Male vielleicht unter den Portraits, oder in historischen, biblischen, mythologischen und anderen Sammlungen. Wenn das Kabinet ein Stück nur in einem Exemplare besitzt, so findet man es unter den Werken des Malers, das zweite Exemplar unter denen des Kupferstechers. Je nach der Wichtigkeit der Platten bemüht man sich, verschiedene Abdrücke derselben zu haben, avant la lettre und mit der Unterschrift, vor und nach bestimmten Retouchen und Veränderungen. In diesem Jahre hat man eine neue Sammlung für die alte Heiligengeschichte angefangen, die jedoch noch nicht gebunden ist. Die Blätter, die sich auf die Geschichte Frankreichs beziehen, füllen schon 5 Bände aus, unter welchen manche Unika und Seltenheiten, besonders aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert zu finden sind, unter anderen 4 Bände Portraits aus den Zeiten Franz I., Heinrich's II., der drei letzten Könige aus dem Hause Valois und Heinrich's IV. Die geschichtlichen Sammlungen, in Bezug auf andere Länder, stehen dieser an Reichthum nach, sind aber dennoch sehr beträchtlich. — Die Caricaturen füllen 53 Bände an, die Mythologie 55, Bilder, die sich auf Bergami und die Gemahlin Georg's IV., Königin von England beziehen, einen Band u. s. f.

Das Kabinet steht in Bezug auf allgemeine Anordnungen, Gesuche an die Regierung um außerordentliche Ankäufe und dergl. unter der Bibliotheks-Behörde. Die Bibliothek ist in 4 Divisionen getheilt, nämlich in die Division der Handschriften, Archive und Diplome, in die der Münzen, Medaillen, der geschnittenen Steine und anderer Antiken, und in die der Kupferstiche, der geographischen Charten und Pläne *). Diese 4 Divisionen haben ihre Unter-Abtheilungen, so daß die Verwaltung jetzt aus 9 Konservatoren besteht, deren jeder ein Gehalt von 3000 Franken bezieht. Diese versammeln sich ein Mal wöchentlich unter dem Vorsitze eines vom Könige dazu erwählten Konservators.

Der Konservator der Kupferstich-Sammlung ist Herr Thevenin und ihm adjungirt ist Herr Duchesne der Aeltere, dessen Wohnung sich im Bibliotheks-Gebäude befindet; dieses ist nämlich so geräumig, daß noch ehn bis zwölf andere Beamte auf eine anständige Weise darin Platz finden. Außerdem sind noch zwei andere Inspekteren bei dieser Abtheilung angestellt, von denen der untere ein jährliches Gehalt von 2000 Franken bezieht. Mit Ausnahme der Sonn- und Festtage und der Ferien, welche vom 1. September bis zum 15. Oktober dauern, ist das Kabinet täglich von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags für diejenigen, welche daselbst arbeiten wollen, geöffnet, und wird so stark besucht, daß man an den zum Arbeiten bestimmten Tischen selten Platz findet, wenn man sich nicht mit dem Glockenschlage 10 einstellt. Dienstags und Freitags ist die Bibliothek allen Neugierigen und zumal den Fremden geöffnet, die man dann in Haufen durch die weiten Räume wandern sieht; besonders im Mai und Juni war der Andrang der Besuchenden stark, da sich während dieser Zeit, wahrscheinlich wegen der Gewerbe-Ausstellung, eine ungewöhnliche Zahl von Fremden, im Durchschnitt 8,000, zu Paris aufhielt.

Die Bibliotheks-Behörde hat ihre Befugnisse nicht immer streng ausgeübt, sondern manche Mißbräuche einreißen lassen, die einen ersetzlichen Schaden veranlaßt haben, und namentlich die Bibliothek hat durch das Ausleihen bedeutende Verluste erlitten. Kupferstiche werden seit 1812 nicht mehr fortgegeben, nachdem das Institut durch die Vernachlässigung der Beamten manches kostbare Stück eingebüßt hat; daher sind hier jetzt die Diebstähle selten und fast unmöglich.

Ein Umstand hat besonders nachtheilig auf die Anordnung der Kupferstiche eingewirkt, nämlich der, daß man die meisten, aus anderen Sammlungen erhaltenen Bände in ihrem ursprünglichen Zustande gelassen hat, obgleich fast in jedem derselben ein anderer Plan befolgt ist.

Diese Sammlung der Königlichen Bibliothek muß man sorgfältig studiren, wenn man sich eine richtige Vorstellung von den Fortschritten der Kunst in ihren verschiedenen Perioden machen will; denn hier findet man, besser, als irgend wo, Proben von der Arbeit aller Meister. Raphael allein nimmt 18 Bände ein, Albrecht Dürer 4, die Carracci 7, Primatice 3, Bonasone 2, Rigaud 3, Jazet 4 u. s. w.

In merkwürdiger Vollständigkeit sind die Meister des 15ten Jahrhunderts vorhanden, von deren wunderbar feinen und zarten Ausführung, die später kaum ihres Gleichen gefunden hat, man sich da einen Begriff verschaffen kann. Die Arbeiten von Martin Schön in einem Bande sind vortrefflich, und ganz herrlich die von Mecheln in 3 Bänden. Fast eben so lobenswerth sind die Arbeiten des berühmten Maistre, vom Jahre 1466, zumal sein Alphabet, seine Spielkarten Karl's VI. von Frankreich, seine gemalten Figuren und Tarok-Karten aus derselben Zeit; ferner die Werke des Maso Finiguerra, Peregrini, Robetta, Mantegna, Johann Maria und J. Anton von Brescia, Anton Pollajuolo, Baccio Baldini, Montagna, Nikolas Roser, Wenceslas, des Trobbeln-Malers, des Krebs-Malers, des Meisters in den Heroldstäben, des Vogel-Malers, Martin Zagel. Die Arbeiten von der Hand dieses letzten Meisters sind sehr fleißig ausgeführt; man findet auf seinen Bildern Spieler, welche Karten in den Händen haben, die den unserigen sehr nahe kommen. Sehr bemerkenswerth sind zwei Bände mit Holzschnitten, die um das Jahr 1400 in Deutschland verfertigt sind; es sind die ältesten bekannten Arbeiten mit dem Grabstichel; denn es ist jetzt als ausgemacht zu betrachten, daß der Holzschnitt eher erfunden war, als der Kupferstich, und daß ihm selbst die Buchdruckerkunst ihre Erfindung verdankt. Mehrere dieser Blätter sind kolorirt, und das älteste derselben, auf welchem sich die Jahreszahl 1423 findet, stellt den heiligen Christoph vor.

Der Erste, der dem Ausdrucke der Figuren Schönheit und Adel verlieh, war, im Anfange des 16ten Jahrhunderts, Marco Antonio Raimondi, der besonders in den Kopieen der Raphael'schen Bilder seine Kunstfertigkeit bewies. Leider hat man später öfters wieder diese Bahn verlassen! In Reinheit der Zeichnung und Eleganz der Formen übertrifft ihn auch jetzt noch keiner unserer Kupferstecher, und darum mehr, als wegen ihrer Seltenheit, hat man Recht, die Arbeiten dieses Meisters so theuer zu bezahlen und, wie es bei öffentlichen Versteigerungen geschieht, für gute Exemplare von seiner Hand oft mehr zu geben, als für die schönsten modernen Blätter; denn er kann recht eigentlich als das Haupt und Muster aller Kupferstecher gelten. Ein altes gutes Exemplar seines Märtyrers St. Lorenz wurde für 1507 Franken verkauft; sein Massacre des Innocens, ein Blatt avant la lettre und ohne Chiffer, wurde bis auf 720 Franken in die Höhe getrieben, und sein Quos ego wurde zu 721 Franken verkauft. Seine Schüler, Augustino Venetiano, Marco Ravennate und Giulio Bonasone, folgten so treu seinen Fußstapfen, daß sie oft fast eben so hoch geschätzt werden, als er selbst. Mantuano, Parmesano, Aeneas Vicus, Martino Rota, Barocche und noch einige Andere haben gleichfalls dazu beigetragen, den Glanz dieses Jahrhunderts zu erhöhen, in welchem die Künste in Italien ihre Wiedergeburt feierten; später wurde Italiens Ruhm behauptet durch die Carraccis, Guido Reni, Etienne la Belle, Castiglione, die Cunegos, Bartolozzi, J. Volgato, Raphael Morghen und Andere.

Die Arbeiten von Albrecht Dürer, Lucas Kranach und mehreren kleineren Deutschen Meistern, wie von Beham, Georg Pens und Aldegrever sind interessant, um daran Zartheit und Zierlichkeit der Ausführung zu studiren; auch sie gehören in das erste Jahrhundert der Kunst, ohne in den folgenden Jahrhunderten übertroffen zu seyn. Derselbe Rang gebührt Lucas von Leyden aus der Holländischen Schule. Die Werke aller dieser Männer sind so vortrefflich, daß man wohl auf die Vermuthung kommen möchte, daß sie nicht so rasch und mit mehr Ueberlegung gearbeitet haben, als die Neueren; man begnügte sich mit Wenigem, aber dieses sollte auch den höchsten Grad der Vollendung erreicht haben.

Die Franzosen des 16ten Jahrhunderts konnten es ihren Nachbarn in Italien, Deutschland und den Niederlanden bei weitem nicht gleich thun; die Arbeiten Bernard Milnet's und Jean Duvet's, die man selten findet, aber im Königlichen Kabinet zur Ansicht erhält, sind Proben von schlechtem Geschmack und unklarer Behandlung. Noël Garnier's Blätter, die 1520 erschienen, stehen den nielles sehr nahe. René Boivin verstand den mechanischen Theil seiner Kunst vortrefflich, aber er läßt kalt, weil sein Stichel sich stets zu gleich bleibt und er die verschiedenen Nüancen der Farben nicht hervorzubringen wußte. Erst volle hundert Jahre später begannen die Franzosen, in den schönen Künsten eine Rolle zu spielen; aber da sind auch die Werke eines Audran, Callot, le Clerc, Nanteuil, Masson, Poilly, Drevet und Ebereau, von denen sich Proben in unserer Sammlung befinden, wohl werth, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Und wie hoch stehen im Ganzen die Portraits aus den Zeiten Ludwig's XIV. über denen der neuesten Zeit! Nur zu sehr kann man sich von dieser traurigen Wahrheit überzeugen, wenn man die unermeßlichen Portrait-Sammlungen durchläuft, und zumal die auf die Französische Geschichte bezüglichen, die nach chronologischer Reihe geordnet sind.

Eben so interessant ist das Studium der Holländischen und Flandrischen Meisterwerke, die sich in dem Königlichen Kabinet befinden. Eine wahre Freude macht es, wenn man die ausgezeichneten Arbeiten eines Goltzius, Galle, Sadeler, Matham, Saenredam, Müller, Vorstermann, Bolswert, Pontius, Visscher, Witheoc, Suyderhoef, Leeuw,

*) Die Bücher scheint der Berichterstatter hier zu vergessen; er nennt daher nur 3 Divisionen.

Rembrandt, Edelinck und vieler Anderer, die zum Ruhme ihres Vaterlandes beigetragen haben, mit Sorgfalt betrachtet; und merkwürdig bleibt es immer, daß dieses Land, von so geringer geographischer Ausdehnung, für sich allein zum wenigsten eben so viele berühmte Kupferstecher geliefert hat, wie das viel größere Italien, Deutschland, Frankreich oder England.

England tritt erst im 16ten Jahrhundert, lange nach seinen Nachbarn, auf den Schauplatz der bildenden Künste; aber dann scheint es auch das Versäumte auf ein Mal wieder nachholen zu wollen und ringt mit Erfolg nach dem ersten Preise in der Kunst. Bewunderung erregen im Königlichen Kabinette die Blätter von Faithorne, Strange, Woollett, und unbegreiflich erscheinen uns die raschen Fortschritte, welche die Engländer in der dunkeln Manier machten, die sie in der Zeit vom Prinz Robert bis zu Smith, Green, Earlom, Dickinson u. A. bis zum höchsten Grad der Vollendung ausbildeten.

Hat man sich mit den genannten Schulen genauer bekannt gemacht, so hat man eigentlich Alles gesehen; denn bis jetzt haben die übrigen Länder nur noch Unbedeutendes in der Kupferstecherkunst geleistet; auch sind die Arbeiten der Spanier, Russen, Polen und einiger anderer Nationen nicht zahlreich genug, um besondere Schulen zu bilden, so daß man sie den Schulen anderer Länder, denen sie am nächsten stehen, beigestellt hat.

Unter den Katalogen der angekauften Privat-Sammlungen, die besonders dadurch, daß der Kaufpreis jeder Nummer beigefügt ist, sehr interessant sind, findet man den von Lerangère, Tallard, Mariette, Bajan, Mlle. Clairon, Peters, Saint-Hubert, Silvestre, Rigal, Logette Vallois, Saint-Yves, Brochant, Palliere, Joullain, Prevost, Bourlat, Serwat. Unter den gedruckten Werken, die dazu dienen, sich mit den verschiedenen Leistungen bekannt zu machen, befinden sich sowohl solche, die sich auf einzelne Meister beziehen, wie auf Rembrandt, Rubens, Callot u. A., wie auch allgemeinere Werke, wie das Handbuch für Kunstliebhaber von Huber, in 9 Bänden, der Peintre graveur von Adam Bartsch, in 21 Bänden, u. A. Dieses letztere Werk legte die Verwaltung bei der Anordnung der älteren Kupferstiche hauptsächlich zum Grunde.

Noch einige Worte über den Nutzen dieser und ähnlicher Sammlungen hinzuzufügen, wird überflüssig seyn für den, der etwas Anderes im Leben kennt und sucht, als die Befriedigung der gröbsten Bedürfnisse; dem aber, der nur das Letztere will, dürfen wir auch durch längeres Reden nicht hoffen, ein Interesse für unseren Gegenstand einzuflößen, zumal, da er auch diesen Bericht nicht lesen wird. (Picot. — Bibl. Un.)

Bibliographie.

Chansons nouvelles. Souvenirs politiques. — Von J. J. Lesergent. 2 Fr.

Chants populaires des Serviens, recueillis par Wuk Stephanowitsch et traduits d'aprés Talvj. — Von Madame Elise Voïart. 2 Bde.

Souvenirs poétiques. — Von A. de Beauchesne. Dritte vermehrte Auflage. 7½ Fr.

Première Babylone. Sémiramis la Grande. Traduit d'un manuscrit hiéroglyphique égyptien. — Von G. Desjardins. 8 Fr.

Thomas Morus, lord Chancelier d'Angleterre au 16e siècle. Par madame la princesse de Craon. — Dritte Aufl. 2 Bde. 15 Fr.

Une Nuit de 1793. — Von Herrn von Laroche Saint-André. 7½ Fr.

Asien.

Morgenländisches Urtheil über die Engländer.

Aus Connolly's Landreise nach Asien.

„Drei Meilen vor Sultanpohr*) liegt die kleine, mit einer Mauer umgebene Stadt Nohschibira, wo wir im Schatten eines Baumes Station machten und bei dieser Gelegenheit einen vornehmen Perser aus der Fürstlichen Familie Send (Zand) kennen lernten, der zu seinem Vergnügen reiste. Nach wenigen Minuten waren Keramet Ali **) und der Fremde so intim, wie die ältesten Freunde; der Reisende ließ sich bewegen, bis zur nächsten Station mit uns umzukehren, und ich erinnere mich kaum eines angenehmeren Abends, als der war, den wir in seiner Gesellschaft zubrachten."

„Chosru, wie der Fremde sich nannte, war ein großer, sehr schöner und jovial aussehender Mann, mit einem Barte, würdig dessen, der sich aus Königlichem Geblüte zu stammen rühmte. Er hatte Turkestan, einen Theil von Afganistan und das Pendschab durchwandert, und wußte viel Merkwürdiges zu erzählen. Obgleich er nur an den Vorposten von Ludiana***) einige Engländer kennen gelernt hatte, so wagte er es doch, über sie zu klügeln. „„Die Ferindschi's (Franken, Engländer)"", hob er an, „„sind, mit Eurer Erlaubniß gesagt, gar kein umgängliches Volk; denn sie wissen kein Gespräch einzuleiten und haben als Ungläubige zu großen Hochmuth. Einer ihrer Serdar's (Statthalter) schickte mir eine Einladung, weil er gehört hatte, ich sey ein großer Reisender. Ich ging zu ihm, und fand einen kleinen gravitätischen Mann, der sehr höflich that, aber so steif war, wie ein Stock. Ich mußte neben ihm Platz nehmen und von seinem Thee trinken, den ich, um gerecht zu seyn, ganz delikat fand. Er fragte mich, ob ich diesen oder jenen Ort besucht hätte, und wenn ich mit Ja antwortete, so sagte er: Ah! So ging das eine Weile fort; dann trat ein Englischer Capitain ins Zimmer; nach ihm wieder ein Capitain u. s. w. Sie sahen erst mich an, und dann Einer den Anderen. Von Zeit zu Zeit kamen ein paar Worte aus ihrem Munde. Einer der Gesellschaft lief, wie besessen, im Zimmer herum. Endlich gaben Einige dem Herrn des Hauses die Hand und zogen ab. Da hielt ich's denn für gerathen, ebenfalls abzutreten.""

„„Ich habe gehört, diese Leute seyen vor Zeiten ein kaufmännischer Stamm und dem König dieses Landes unterwürfig gewesen; aber jetzt — daß ihre Väter zu Schanden würden! — ist Alles ihr Eigenthum. Sie erfahren Alles, was in der Welt vorgeht, und haben ihren Profit dabei. Wenn zwei Fürsten um ein Land sich zanken, so treten sie als Vermittler dazwischen und jagen Beide fort. Es ist Jammer und Schade, daß wir dieses Land nicht besitzen. Beim Allah! wie reich sind manche dieser feisten Götzendiener von Lahohe!""

„„Soldaten — mit Eurer Erlaubniß gesagt — sind die Engländer nicht, ohne Zweifel aber große Kaufleute und ein durchtriebenes Volk. Lange Zeit haben sie uns einen jährlichen Tribut entrichtet, damit wir die Russen von ihnen abwehren möchten; allein der alte Suleiman hat genug zu thun, um sie von sich selbst abzuwehren, und seitdem die Ferindschi's dies wissen, sparen sie den Tribut. Man sagt, Abbas Mirsa habe die Tochter des Sultans geheirathet! Ist das wahr? Wir leben doch in einer kuriosen Zeit! Noch gestern waren wir Könige, und jetzo bin ich — laßt mich dessen gedenken — ich, Schah Chosru, bin manchmal gezwungen, meine Religion zu verleugnen und um Höflichkeit zu betteln bei einer Race von Hunden wie — (hier wandte er sich nach der Seite hin, wo ich anscheinend schlief) wie heißt Euer ehrenwerther Freund, der da schläft? Mehihn Schah, Mubarek Basch, Mehin Schah*), (mit leiserer Stimme) wenn Ihr mich hört, und ein Fluch über Euch, wenn Ihr schlaft!""

„Den nächsten Morgen schieden wir von Chosru. Keramet Ali war so betrübt, als trennte er sich von einem Bruder, und als wir auf dem Wege waren, brach er ein langes Schweigen mit dem Ausruf: „„O, Iran! Iran! Deine Bewohner mögen Scheime und Lügner seyn; aber, das schwör' ich, Ihr seyd zugleich so angenehme Gesellschafter, daß man um jeden Preis mit Euch leben möchte!""

*) Im Pendschab, am Fuße des Himalaya.

**) Der Muhammedanische Begleiter Connolly's, der übrigens selbst im Gewande eines Persischen Kaufmanns reiste.

***) Liegt am Flusse Setledsch, auf der Gränze von Delhi und Pendschab.

Mannigfaltiges.

— Mäßigkeit. Es ist zum Erstaunen, sagt der Doktor Cheyne in seinem Essay on Health and Long Life, welch ein hohes und kräftiges Alter die morgenländischen Christen erreichten, die sich vor den Verfolgungen in die Wüsten Aegyptens und Arabiens zurück zogen und sich hier mit einer äußerst mäßigen Kost begnügen mußten. Wie Cassian erzählt, betrug das, was sie in 24 Stunden zu sich nahmen, im Ganzen gewöhnlich nicht mehr als etwa 12 Unzen oder ein Pfund; und dabei bestand ihr Getränk aus bloßem Wasser. Der heilige Antonius wurde 105 Jahr alt, indem er sich von nichts als Wasser und Brod und gegen das Ende noch von etwas Kräutern ernährte; Jakob, der Eremit, brachte es durch seine Mäßigkeit zu 104 Jahren. Arsenius erreichte ein Alter von 120 Jahren, von denen er 55 in der Wüste zugebracht; der heilige Epiphanius wurde in Folge seiner Mäßigkeit 115 Jahr alt; eben so der heilige Hieronymus 100, Simeon Stylites 109 und Romualdus 120 Jahr; endlich Luigi Cornaro, ein Venezianischer Edelmann, der in einem Alter von 40 Jahren nahe daran war, seinen Geist aufzugeben, stellte, nachdem alle andere Mittel fehlgeschlagen waren, durch eine äußerst mäßige Diät seine Gesundheit wieder her und wurde dabei 100 Jahr alt.

— Ein Irischer Priester auf dem Paradebette. Er lag ganz angekleidet und in vollem Ornate da. Das Eberhemd, das man ihm sehr geschmackvoll umgelegt hatte, war so weiß wie Schnee. Die Stola und das Cingulum bestanden aus kostbarem Seidenstoff und waren prächtig gestickt. Auf seiner Brust stand der Kelch, aus welchem der Priester den geweihten Wein trinkt; seine starren Hände umschlossen das Gefäß. Die Schuhe waren neu, und zwar von gegerbtem, aber ganz ungefärbtem Leder. Man sagte mir, daß Priester immer solche Schuhe mit in die Gruft bekämen. (Tales of Ireland.)

— Treue eines Chinesischen Ministers. Als der Mongolen-Fürst Kublai die Dynastie Sung überwältigt hatte, rief er einen der treuesten Minister des gestürzten Kaiserhauses zu sich und sprach: „Wenn Du mir eben so eifrig dienen willst, wie Deinem vorigen Kaiser, so will ich Dich ohne Weiteres zu meinem Staats-Minister machen." Tien-zung aber (dies war sein Name) entgegnete: „Wie könnte ich es vor mir verantworten, wenn ich bei dem Unterdrücker meines Vaterlandes Dienste annähme! Laß' mir den Tod geben; dann sind alle meine Wünsche befriedigt." Nach einigem Hören befahl der Kaiser die Hinrichtung des Ministers. Als er eben den Tod erleiden sollte, sprach er mit großer Fassung: „Mein Werk ist vollendet." In seinem Gürtel fand man Sprüche Chinesischer Weisen und eigene Reflexionen des Ministers. Der eine Spruch lautete: „Das Leben verlieren ist nur eine Kleinigkeit, sobald man es im Kampfe für Recht und Wahrheit verliert." (Gutzlaff's Chinese History.)

*) Sportkönig, gesegnetes Haupt.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Mittwoch den 1. Oktober 1834.

Aegypten.

Michaud's Bericht über Aegypten.

(Aus dem fünften Bande von Michaud's Correspondence d'Orient.)

März 1831. Die meisten unserer neueren Reisebeschreiber haben uns bisher Aegypten zu wenig gezeigt, wie es in unseren Tagen beschaffen ist; liest man ihre Schilderungen, so müßte man glauben, das Land habe gegenwärtig keine Einwohner mehr. Von dem, was den Menschen angeht, wird gar nicht gesprochen, es sey denn bei Gelegenheit der alten Steinmassen und Denkmäler, und damit der Mensch selbst in Erwähnung komme, ist es nothwendig, daß er vor dreitausend Jahren gelebt und nunmehr eine Mumie sey. Was mich betrifft, so will ich es versuchen, den gewöhnlichen Vorurtheilen zu entgehen und meine Aufmerksamkeit auf das zu richten, was in der gegenwärtigen Zeit an den Orten vorgeht, in denen ich mich aufhalte. Tausend dahingeschiedene Generationen sollen mich nicht hindern, die heutige und noch lebende Generation zu betrachten, die ja auch ihren Platz in der Geschichte einnehmen muß. Stände mir die Zeit zu Gebote, so würde ich mich weder nach Theben, noch nach den anderen Orten hin begeben, wo die großen Ruinen zu sehen sind; ich würde mich vielmehr einige Monate in irgend einem Dorfe des Delta's aufhalten. Da wollte ich das Familienleben der Fellahs, ihre Religion und Sitten kennen lernen; und was ich hier erführe, dürfte wohl mehr Interesse haben, als Alles, was man uns von der berühmten Stadt Ramses, von dem Gotte Amunra und von den alten Aegyptern aus der Zeit Herodot's erzählt.

Wir sind gestern an der Mündung des Kanals Menuf angekommen, der seine Gewässer aus dem Nil-Arme von Damiette leitet und sie dem oberen Theile des Delta's zuführt. Einige Meilen von hier ließen wir unsere Barke in der Nähe des Ufers stehen, und unser Schiffspatron begab sich mit uns nach dem Dorfe Nadir, einem elenden Flecken, der weiter nichts Bemerkenswerthes hat. Während wir auf dem Wege waren, erblickten wir von fern einen Zug, der sich nach den Bäumen hin bewegte: es war ein Leichenbegängniß. Zwei Fahnen, eine schwarze und eine weiße, wurden dem Zuge vorangetragen; viele Frauen, die dem Sarge folgten, schwangen einen der Zipfel ihres blauen Rockes in die Höhe und stießen dabei ein großes Geschrei aus. Auf einer Anhöhe, dem Kirchhofe des Dorfes, hielt der Zug an. Wir bemerkten hier mehrere Kinder, die Palmblätter herbeibrachten, welche über das Grab gestreut wurden.

Nach Beendigung der Ceremonie traten wir näher heran und durchliefen den Begräbnißplatz. Es sind hier kaum die Spuren von den Gräbern zu erkennen, weder Bäume noch Steine bezeichnen dieselben; die Todten werden nur mit wenig Erde bedeckt, ein Umstand, dem wohl das Entstehen mancher epidemischen Krankheit zuzuschreiben ist. Wenn die Gewässer des Nils diese Anhöhe erreichen, so finden sie hier nichts, das sie verhinderte, die Leichen mit fortzuschwemmen. Unser Reïs (Schiffspatron), der uns begleitete, erzählte uns, daß es mit den meisten am Ufer gelegenen Kirchhöfen nicht besser beschaffen sey. In der That ereignet es sich auch oft, daß der Boden bei großen Ueberschwemmungen ganz fortgerissen wird und die Gebeine der Fellahs in den Tilstrom hinein gezogen oder auf die Gefilde umher zerstreut werden. Aus diesem mißlichen Umstande läßt sich erklären, warum die alten Aegypter mit so vieler Sorgfalt ihre irdischen Ueberreste in steinernen Gebäuden, in unbeweglichen Felsenhöhlen oder in aus gebrannten Ziegelsteinen erbauten Grabeshügeln beisetzten.

Als wir ins Dorf kamen, zeigte uns unser Reïs eine baufällige Moschee, die man verfallen ließ; hierauf führte es uns nach einer Kinderschule, die geschlossen war. Der Pascha, sagte er, habe sich aller Güter bemächtigt, die den Moscheen und mildthätigen Stiftungen zugehörten; dafür habe er sich zwar zu einigen Entschädigungen verbindlich gemacht, allein das, was er gäbe, reiche nie zu den Bedürfnissen hin. Werden Auflagen ausgeschrieben, da nehme man die Zahl nie zu klein; handele es sich aber um die Sache Gottes und der Armen, da würde gespart und gegeizt. — Während der Reïs noch so zu uns sprach, vernahmen wir ein Geräusch wie von einem Trommelwirbel; wir kamen in ein Kaffeehaus, das uns einen ganz seltsamen Anblick darbot. Das Kaffeehaus bestand aus einer Art von sehr geräumigem Schuppen, aus vier kahlen Wänden gebildet; man fand hier bloß einige amphitheatralisch erhöhte Bretter-Bänke, auf denen man sich sitzend erhalten konnte; in einem Winkel des Saales brannte eine Lampe (Kandil), die den Raum zur Hälfte erleuchtete; an der Thüre befand sich das Orchester, bestehend aus einem Manne mit einer aus Rilrohr verfertigten Schallmey und aus einem Instrumente aus gebrannter Erde, das mit einer Schakalhaut überzogen war; in einiger Entfernung von den Musikanten tanzten mehrere junge Frauen mit einer Klapper in der Hand und führten die schlüpfrigsten Pantomimen aus. Endlich mischte sich auch eine Art Hanswurst in den Tanz, um dessen Haupt ein Kranz von allerlei Muschelwerk hing, mit dem er fortwährend klirrte und schallte, gleichsam um die harmonische Musik des Orchesters zu begleiten. Hier wandte ich mich an den Reïs. „Sie werfen", sagte ich, „dem Pascha vor, daß er die Moscheen verfallen und daß er die Schulen schließen läßt. Damit hat er Unrecht, ohne Zweifel; aber woher kommt's, daß er solche Schauspiele duldet, wie wir sie hier sehen." — „„Die Sache ist ganz einfach"", erwiederte er auf der Stelle; „„zur Unterhaltung der Schulen und Moscheen müßte der Pascha Geld hergeben, die Kaffeehäuser dagegen bringen ihm Geld ein.""

Unser Führer erzählte uns hierauf von mehreren Kaffeehäusern, die dem zu Nadir ähnlich wären; man findet dergleichen in vielen Dörfern am Nil; die Araber bezeichnen sie mit dem allgemeinen Namen fantasia. Die feilen Dirnen, die sich darin befinden, sind in polizeiliche Register eingetragen und müssen eine eigene Abgabe entrichten; sie sind außerdem besonderen Reglements und Verordnungen unterworfen und werden in einigen Flecken, wie zu Fuah, auf gewisse abgeschiedene Bezirke beschränkt, in denen sie wohnen dürfen. In größter Zahl befinden sie sich zu Mehallet el kebir, vier Meilen von dem östlichen Nil-Arm, nicht weit von Mansurah und Semanur gelegen; sie stehen gewöhnlich unter der Leitung einer Matrone, die sie sich selbst wählen, und von der sie truppweise nach den einzelnen Flecken und Dörfern im Delta verschickt werden.

Die Courtisanen, die wir zu Nadir gesehen, waren nach der Messe von Tentah beordert, die am funfzehnten April angeht. Tentah ist ein bedeutender Flecken, vier oder fünf Meilen von Nadir, im Innern des Landes gelegen. Hier befindet sich das Grab des Beduinen-Mönchs Saïd, der bei den Aegyptern hoch verehrt wird; besonders die Frauen wenden sich oft an den heiligen Muselmann, mit der Bitte, sie vor Unfruchtbarkeit zu bewahren. Die Messe wird von dem Groß-Scheik zu Kahira eingeläutet, der zu diesem Zwecke das Gebet in der Moschee verrichtet; der Gouverneur der Provinz verfügt sich in Person dahin, um über die Aufrechthaltung der Ordnung zu wachen, und während der ganzen Zeit der Messe kampirt er daselbst unter grünen Zelten. Die Fremden bleiben außerhalb der Stadt; von einer Seite entfalten die aus Holzwerk oder ausgespannter Leinwand gebildeten Laden allerlei Sorten von Waaren, und dehnen sich längs der beiden Reihen in der Ebene aus; von der anderen Seite ist das Feld mit eleganten Pavillons und mit Rohrzelten bedeckt, die von Courtisanen bewohnt werden. Die Messe dauert funfzehn Tage, nach deren Ablauf, gleichsam als eine Fortsetzung derselben, eine zweite Messe an einem anderen Marktflecken, drei Meilen von Nadir unterhalb des Nils gelegen, abgehalten wird. An diesem letzteren Marktflecken trifft man auch einen Mönch, Namens Ibrahim el Sukgy, an, der nicht minder verehrt wird, als der Beduine Saïd. Nach diesem Orte wird in eben der Weise, wie nach Tentah, gewallfahrtet, und es strömen hier auch so viel Kaufleute, Courtisanen und andächtige Muselmänner herbei. Alle diese Wallfahrten und Zusammenkünfte, die theils religiöser, theils profaner Natur sind, haben viele Aehnlichkeit mit gewissen Festen des alten Aegyptens, und es wird heutzutage das Fest des Beduinen Saïd und des Ibrahim el Sukgy eben so feierlich begangen, wie ehemals das Fest des Serapis zu Kanope und das der Isis zu Bubastis.

Nadir liegt am östlichen Ufer des Nils. Wir wandten uns, als wir das Fahrzeug wieder bestiegen hatten, nach der westlichen Küste; die häufigen Sandhügel kündigten uns hier bald die in der Nachbarschaft befindliche Wüste an; die Einwohner haben hier ein weit wilderes Ansehen. Wir ließen Terraneh rechts liegen, einen Ort, wo der Pascha seine Natron-Niederlagen hat, das er aus den Seen von Nitrien gewinnt und durch Karawanen nach Alexandrien transportiren läßt. Ich bedaure, daß es mir nicht vergönnt war, nach diesem Theil der Libyschen Wüste einige Abstecher zu machen; ich hätte gern jenen „wasserlosen Fluß", in dem die Einbildung der Araber Versteinerungen von Fahrzeugen erblickt, und jene ehemals von den beiden Macarius bewohnte Einöde gesehen. Noch nie hat irgend eine Erzählung einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als die Geschichte dieser Väter in der Wüste; ihre Enthaltsamkeit und ihr Märtyrerthum gränzt an das Wunderbare. Die Einsiedler von Scetis fasteten Tag für Tag durch das ganze Jahr hindurch; sie machten sich Vorwürfe, wenn sie eine Weintraube verzehrt, wenn sie, so oft sie Durst hatten, gleich Wasser

Es ist dies derselbe Mann, dessen freundlicher Vermittelung Herr Fraser vielleicht seine Rettung verdankte, als die fanatischen Bewohner ihm ans Leben wollten. Abdul Dschowahr gilt in Mesched für einen wahren Esla-tuhn (Platon). Er soll ein sehr geschickter Mathematiker seyn, und in der Astronomie Wenige seines Gleichen haben. Die Logik hat er wie am Schnürchen und seine Entscheidungen werden beinahe denen eines Inspirirten gleichgeschätzt, ohne Zweifel, weil er redlich genug ist, jeder Partei Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hat eine rasende Begierde nach allem Ausländischen, affektirt etwas chemische Kenntnisse, ohne jedoch an der Möglichkeit des Goldmachens zu verzweifeln, sammelt alte Bücher und Europäischen Plunder. Als mein Freund, dessen alter Bekannter der Mirsa war, bei Gelegenheit seines ersten Besuchs ihm gesagt hatte, mit wem er reiste, schickte mir Abdul Dschowahr einen freundlichen Gruß, und bedauerte, daß er mir nicht so viel Aufmerksamkeit beweisen könne, als er gern möchte; denn die Einwohner von Mesched seyen beschränkte Leute, und hätten ihm wegen seiner Freundschaft mit Herrn Fraser einen üblen Ruf angehängt. Uebrigens achte er die Britische Nation, und werde sich freuen, wenn er mir dienen könne. Ich verdankte diese Höchstlichkeit zum Theil auch der Neugierde des Mufti, die er bald möglichst befriedigen wollte, indem er uns zu Tische bat."

„Der Seid küßte ihm die Hände als Zeichen seiner tiefsten Ehrfurcht; ich machte ein Persisches Kompliment, indem ich mich bückte und die eine Hand aufs Herz legte. Der alte, auf einen elfenbeinernen Stab sich stützende Mann führte uns eine Treppe hoch, zu einer breiten Terrasse, wo auf zwei parallelen Teppichen zwei silberne Lampen standen. Kaum hatten wir uns niedergelassen, als der Mirsa mich in folgender Art anredete: „„Ihr seyd willkommen — Ihr erweist mir Ehre — Ihr seyd herzlich willkommen — Eure schätzbare Gesundheit ist doch gut? Welches ist nun die geographische Breite von London?"" Er überzeugte sich aus einem Buche, das ihm zur Hand lag, von der Richtigkeit meiner Antwort und hielt mich jetzt für einen wohlunterrichteten Mann. Hierauf sprach er von seinen astronomischen Beobachtungen in Mesched, die, wie er sagte, in Betreff der geographischen Lage des Orts, beinahe zu demselben Resultat geführt hatten, wie die Beobachtungen Frasers. Er setzte mir hinsichtlich gewisser abstruser Punkte in der Astronomie hart zu, aber glücklicher Weise bewirkte ein dritter Gast, daß die Unterhaltung nicht über alle Maßen wissenschaftlich wurde. Es war dies ein Kaufmann aus Mesched, der eine Reise über das Kaspische Meer nach Astrachan gemacht hatte und einige sehr wunderliche Anekdoten von den Orus (Russen) auftischte.

„Unser Gespräch würzte ein herrliches in silbernem Geschirr aufgetragenes Mahl, das von der Lebensweise der höheren Stände in Mesched eine gute Vorstellung gab. Wir kosteten den länglichen Reis von Peschawer, der, wenn man ihn auf dem Teller niederdrückt, vermöge seiner Elastizität wieder steigt, und dessen Gewicht so unbedeutend ist, daß man nie weiß, wann man genug davon gegessen hat. Dazu kamen Pillaus, Eierkuchen, köstliche Fleischspeisen mit süßem Syrup und in Milch gedämpfter Knoblauch. An Getränken hatten wir unvergleichliche Scherbets und frischen Rebensaft, der aus einer Porzelan-Bowle in tiefe Löffel von Birnbaumholz gegossen wird, die so fein und dünn sind, daß sie unter der Last des Nektars zittern. Unser Wirth nöthigte uns sehr höflich und legte besonders leckere Stückchen mit den Fingern auf unsere Teller. In den Pausen der Mahlzeit ließ er sein poetisches Talent leuchten, indem er, mit meinem Hindostanischen Freunde wetteifernd, Verse extemporirte."

„Man hat die Perser wegen ihrer Höflichkeit und angenehmen Unterhaltungsgabe mit den Franzosen verglichen; allein es ließe sich vielleicht bezweifeln, ob die Franzosen über so wenig so viel sprechen könnten, und ob sie überhaupt bei der Vergleichung nicht zu kurz kämen. Die Perser haben keine wahre Gelehrsamkeit, um ihren Witz zu nähren, und doch giebt es ein Gespräch voll Geist und Laune, so oft nur ihrer zwei einander begegnen. Man fühlt sich in ihrer Gesellschaft recht behaglich und kann sie genießen, auch wenn man der Sprache nicht ganz Meister ist. Der Perser hat, meines Dafürhaltens, die angenehme Höflichkeit des Franzosen ohne dessen Grimasse und ohne das aufbrausende Wesen, womit der Letztere so sehr anstoßen kann."

„Als besondere Auszeichnung muß ich erwähnen, daß der Wirth meinen Teller zuletzt wegnehmen ließ, ein Kompliment, für das ich ihm aus Unwissenheit eine Zeitlang keinen Dank wußte und worauf erst der Seid mich aufmerksam machen mußte. Ich weiß übrigens nicht, was uns davor schützte, daß wir uns an der kostbar besetzten Tafel nicht zu Tode aßen, es müßte denn ein äußerst lieblicher grüner Thee gewesen seyn, den uns der gütige Wirth als ächt Chinesisch anpries, und der in kleinen Chinesischen, mit Silber eingelegten Tassen servirt wurde."

„Es folgte eine lebhafte Unterhaltung, die der Mirsa, aus seiner Höflichkeit, so zu lenken wußte, daß jeder Gast thätigen Antheil nehmen konnte. Im Verlaufe derselben kam er auf die wichtige Frage, ob die Sonne sich um die Erde drehe oder die Erde um die Sonne? Der Seid, welcher unser Planeten-System kannte und sich einigermaßen dazu bekannte, nahm die Ansicht des Kopernikus in Schutz, der Mirsa opponirte stark dagegen. Eines der Argumente, auf die er das meiste Gewicht legte, war folgendes: „Wenn die Erde sich umdrehte, so müßte sie nach einer Seite gedrückt werden, und von zwei Stäben, die man, nachdem man sie kreuzweis über einander gelegt, gleich tief in den Boden schlüge, müßte der eine mit der Zeit tiefer eingedrückt werden als der andere. Wäre ich wie gewisse Leute in dieser Stadt", setzte er launig hinzu, „so würde ich Euch damit abklappen, daß ich Eure Ansicht ketzerisch nennte, allein ich betrachte gern jedes Ding von jeder Seite. Die Europäer sind ein erstaunliches Volk, und es interessirt mich, alle ihre großen Entdeckungen kennen zu lernen. Ihr möchtet gern die Erde in den Himmel versetzen. Was mich betrifft, so habe ich nun einmal mein ganzes geringes Wissen auf den Glauben gegründet, daß sie still stehe, und betrachte ich mein hohes Alter, so wünschte ich wohl, sie bliebe in dieser Lage, bis ich in ihren Schooß gelegt werde." „„Dann"", versetzte der Seid, „„ist wohl kein Zweifel, daß Ihr dahin kommen werdet, wo die Erde, nach unserer Annahme, schon herumkreist (d. h. in den Himmel)."" „Ich bin ja bereits im Paradiese", war die höfliche Replik des Mirsa, und da schwerlich noch etwas Besseres gesagt werden konnte, wünschten wir uns gute Nacht und schieden."

Mannigfaltiges.

— Gemälde im Louvre. Nach dem neuen Verzeichnisse der Gemälde im Louvre befinden sich in demselben 1358 Gemälde von den verschiedenen Französischen, Flamändischen, Deutschen, Italiänischen und Spanischen Schulen. Darunter sind 352 von 52 Meistern aus der Französischen, 525 von 155 Meistern aus der Flamändischen und 481 von 228 Meistern aus den Italiänischen und Spanischen Schulen. Zu der Französischen Schule gehören 7 Gemälde von David, 22 von Lebrun, 46 von Lesueur, 16 von Claude Lorrain, 10 von Mignard, 39 von Poussin und 31 von Joseph Vernet. Aus den Flamändischen und Deutschen Schulen sind 18 von Philipp von Champagne, 2 von Vandyk, 10 von Hans Holbein, 7 von Jordaens, 17 von Rembrandt, 43 von Rubens, 14 von Teniers und 14 von Wouvermans. Aus den Italiänischen und Spanischen Schulen sind 20 von Albane, 1 von Michael Angelo, 32 von den Carracci's, 3 von Corregio, 14 von Dominichino, 1 von Guercino, 22 von Guido Reni, 6 von Giulio Romano, 10 von Leonardo da Vinci, 12 von Paul Peronese, 2 von Primaticio, 15 von Raphael, 5 von Salvator Rosa, 6 von Tintoretto und 22 von Titian. Dreiundsiebzig Bilder sind in diesem Jahre umgetauscht worden.

— Falsche Theater-Billets. Wegen der Verfälschung von Billets zu dem Italiänischen Theater in Paris standen vor einigen Tagen zwei junge Leute vor dem Assisenhof in Paris. Sie wußten sich zuerst ein Freibillet zu verschaffen, indem sie ein Gesuch darum abgaben, das sie fälschlich mit dem Namen des Redacteurs der Revue des Theâtres unterzeichnet hatten. Dieses Billet, auf dem Platz Nr. 89 im Orchester lautend, verfälschten sie, indem sie es auch auf den Platz Nr. 91 ausstellten, worauf sie es für 12 Franken verkauften. Unglücklicherweise sind aber im Orchester jenes Theaters nur 90 Plätze; der Betrug kam daher leicht heraus und bald waren auch die beiden jungen Betrüger entdeckt. In Betracht ihrer großen Jugend wurden sie jedoch von der Jury freigesprochen, und so kamen sie mit einer ernsten Vermahnung des Gerichts-Präsidenten davon.

— Zincographie. Die Lithographie wird wahrscheinlich durch die Erfindung eines Franzosen, des Herrn Breugnot, größtentheils verdrängt werden. Es ist ihm nämlich gelungen, eine Metall-Composition, deren Basis Zink ist, darzustellen, worauf sich mit gleicher, wenn nicht mit größerer Leichtigkeit zeichnen und schreiben läßt, als auf Stein, und wovon leicht Abdrücke zu erhalten sind. Diese neue Kunst hat unter mehreren Vorzügen vor der Lithographie auch den, daß die Platten wohlfeiler und leichter zu transportiren sind, als die Steine. Sie lassen sich sogar für das Portefeuille einer Dame einrichten und können von jeder Dicke und Größe angefertigt werden, was ein großes Desideratum in der Lithographie ist. — Die ursprüngliche Holzschneide- und Buchdruckerkunst macht jetzt, wie man sieht, mit jedem Tage neue Fortschritte. Die Kunst des Relief-Stahlstiches, vermittelst dessen jede Münze mit Leichtigkeit und auf eine bewundernswerthe Weise in Stahl geätzt und durch den Druck vervielfältigt werden kann — so daß die Münze selber gleichsam die Matrize bildet —, ist ebenfalls eine neuere Erfindung, die zu den bedeutendsten Resultaten führen kann.

— Preis-Aufgaben. In der letzten Versammlung der British Association, die in diesem Jahre in Edinburg stattgefunden, wurden folgende Aufgaben der Irländischen Akademie bekannt gemacht: „Die Königl. Irländische Akademie macht hierdurch bekannt, daß sie für die beste Bearbeitung der drei folgenden Aufgaben eine goldene Medaille als Preis bestimmt. 1) Ueber die Aehnlichkeit des Lichts und der Wärme. 2) Ueber den Zustand der Civilisation in Irland zwischen dem 5ten und 12ten Jahrhundert, verglichen mit derjenigen benachbarter Länder. 3) Ueber den Einfluß der Griechischen und Lateinischen Sprachen auf die neueren Germanischen Sprachen Europa's. — Beantwortungen werden an den Secretair der Akademie vor dem 1. Oktober 1835 eingesandt."

— Monats-Namen der Angelsachsen. Wolf-Monat (Januar), so genannt, weil in diesem Monate die Wölfe am meisten gefürchtet wurden. Sprout-kele (Februar), wegen des Sprossens der Kele-Wurzel, des gewöhnlichen Gemüses der Angelsachsen. Lenct-Monat (März), weil die Tage länger werden. Oster-Monat (April). Es ist zweifelhaft, ob dieser Monat seinen Namen von dem in dieser Zeit herrschenden Ostwinden, oder von einer alten Göttin erhalten hat. Tri-Milki (Mai), weil die Kühe jetzt drei Mal des Tages gemolken werden. Weyd-Monat (Juni), weil in diesem Monat die Heerden auf die Weide geführt werden. Hey-Monat (Juli), von der Heu-Aerndte. Barn-Monat (August), weil die Aerndte in die Scheunen (barn) gebracht wird. Berst-Monat (September), Bier- oder Gersten-Monat. Wyn-Monat (Oktober), Wein-Monat, wo die Trauben gekeltert werden. Wint- oder Winden-Monat (November), Wind-Monat. Winter-Monat (Dezember).

(Cabinet-Cyclopaedia.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Freitag den 3. Oktober 1834.

Schweden.

Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolphs.

Nach neuen Urkunden von A. Fryxell.

Obgleich diese Schlacht und der Tod Gustav Adolphs schon so oft geschildert worden ist, so dürfte es doch von Interesse seyn, einen in dem kürzlich erschienenen sechsten Bande von Fryxell's Geschichte Schwedens (Berättelser ur Svenska Historien af Anders Fryxell) verfaßten Artikel über das Ende dieses großen Königs hier folgen zu lassen, und zwar um so mehr, als diese Schilderung in Vielem von den anderweitigen Berichten abweicht. Die besten Quellen und sämmtliche Urkunden, die sich in Schweden und anderswo vorfinden, sind von dem Verfasser zu dieser Geschichte benutzt worden; und mit Recht läßt sich daher behaupten, daß die Geschichte jener Zeiten vielleicht nirgends treuer dargestellt worden ist, als eben in diesem Geschichtsbuche. Von dem ganzen Werke sind bis jetzt 6 Theile erschienen, und endet dieser sechste mit dem Tode Gustav Adolphs. Wir lassen nun den Verfasser selbst sprechen.

„Am frühen Morgen ordnete der König von Schweden sein Heer ganz in derselben Art, wie früher bei der Schlacht von Breitenfeld. Auf dem rechten Flügel stand in erster Linie die Schwedische Reiterei, nämlich in folgender Ordnung: zuerst Stålhandske (Stahlhandschuh) mit den Finnischen Reitern, dann Soop mit den West-Gothen und Sack mit den Südermannsländern, dann die Uppländer und die Ost-Gothen; Stenbock mit den Småländern hielt nächst dem Centrum. Gustav Adolph führte in eigener Person den Befehl dieser Truppen."

Das Centrum der ersten Linie bestand aus der Schwedischen, der gelben, blauen und grünen Infanterie-Brigade, sämmtlich unter dem Befehle von Nils Brahe. Den linken Flügel bildete die Deutsche Kavallerie unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar.

Die zweite Linie bestand meist nur aus Deutschen Truppen und war in gleicher Art geordnet wie die erste; General Knyphausen führte sie an. Sechsundzwanzig Stück grobes Geschütz waren vor dem Centrum aufgestellt und zwanzig Geschütze vor jedem Flügel, außerdem führten die Schweden noch eine Menge kleinerer Feldstücke mit. Das ganze Heer bestand ungefähr aus 20,000 Mann.

Bei Anbruch des Tages bedeckte ein dicker Nebel die ganze Gegend; es war unmöglich, den Kampf gleich zu beginnen, und mißmüthig erwartete der König den Augenblick, wo er den Befehl zum Angriff geben konnte. Er stieg indessen doch jetzt schon zu Pferde, um nachzusehen, ob die Truppen in gehöriger Ordnung ständen.

Seine Kleidung bestand in einem Koller von Elendsbaut, darüber einen grauen Ueberrock. Man stellte dem Könige vor, daß es an einem solchen Tage durchaus nöthig sey, einen Harnisch zu tragen, allein er erwiederte, daß die Schmerzen, welche er noch von der Schuß-Wunde empfände, die er bei Dirschau erhalten, ihn daran hinderten, und als man in ihn drang, den Harnisch dessenungeachtet anzulegen, antwortete er kurz (Nej, Gud är min harnesk) „Nein, Gott ist mein Harnisch." Gleichfalls weigerte er sich, irgend etwas zu genießen, er fastete vielmehr, als wenn er zum Abendmahl gehen wollte. Nachdem er ein weißes Pferd bestiegen, ritt er fort in Begleitung des Herzogs Franz Albert von Lauenburg nebst dessen Bedienten, der Deutschen Herren von Molch, Creilsheim und Truchseß, des achtzehnjährigen Pagen Leubelfingen von Nürnberg und des Schwedischen Stallknechts Erland Liedlöf, um das Heer in Augenschein zu nehmen.

Bei Anbruch des Tages verrichteten alle Regimenter das Morgengebet und sangen das Lied: Eine feste Burg ist unser Gott (Wär Gud är os en wäldig borg). Darauf ritt der König durch die Reihen, um die Truppen zum Kampf zu ermuntern. Zuerst redete er die Schweden in folgender Art an: „Geliebte Brüder und Landsleute! Der Tag ist endlich gekommen, wo Ihr vor der ganzen Welt zeigen sollt, was Ihr in so vielen vorhergegangenen Schlachten und Gefechten gelernt habt. Der Feind, den wir so lange gesucht haben, steht nun gerade vor uns; nicht etwa gelagert auf hohen unzugänglichen Felsen, oder versteckt hinter starken Verschanzungen, sondern auf freiem Felde und weniger Vortheile des Terrains, als wir selbst, innehabend. Ihr wißt nur zu gut, wie ängstlich er früher einem Zusammentreffen mit uns ausgewichen ist. Sein jetzt verändertes Benehmen kommt aber keineswegs von etwa veränderter Denkungsart. Er fürchtet uns noch gleich stark, wie vorher; nur die äußerste Noth zwingt ihn, Stand zu halten. Deswegen vorwärts zum Kampf und Siege für König und Vaterland, für Ehre und Freiheit, für zeitliches Glück und ewige Seligkeit! — Sollten Ihr indessen, was der Allmächtige gnädig verhüten mag, Euch diesmal besiegen lassen, so versichere ich Euch, daß Alles ohne Rettung verloren ist und daß nicht ein einziges Eurer Gebeine auf vaterländischen Boden zurückkommen wird. Aber warum sollte ich an Euter gewohnten Tapferkeit zweifeln, von der ich so viele und große Proben gesehen habe? Ich weiß es, daß Ihr gern bereit seyd, für unsere heilige Sache, gleich mir, auf Tod und Leben zu kämpfen." *)

Die Truppen erwiederten diese Anrede durch freudige Beifallsbezeugungen. Der König ritt darauf nach dem linken Flügel und redete die Deutschen Soldaten mit folgenden Worten an: „Meine treuen Brüder und Kameraden! Ich beschwöre und vermahne Euch bei Eurem christlichen Gewissen, Eurer eigenen Ehre, Eurer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, thuet heute Eure Schuldigkeit, denn bedenkt, daß Freiheit, Leben und Wohlstand, ja selbst unser heiliges Glaubensbekenntniß davon abhangen. Vor ungefähr einem Jahre, nicht fern von hier, erkämpfte Eure Tapferkeit einen herrlichen Sieg über den alten Tilly und sein erprobtes Heer. Heute thuet dasselbe; folgt mir nur nach, ich will Euch den Weg zum Kampf, zum Sieg, zur ewigen Ehre weisen; Ihr und Eure Nachkommen werden dann für lange Zeit die herrlichen Früchte dieses Tages genießen." —

Lebhafte Ausrufungen der Freude erfüllten die Lüfte nach Beendigung dieser Anrede, worauf der König sich wieder auf den rechten Flügel hinbegab. Als er bei dem blauen Regimente vorbeiritt, sagte er: (I dag, gossar, skola wi göra slut på alla wåra besvär!) „Heute, Burschen, wollen wir allen unseren Beschwerden mit einmal ein Ende machen." Die Soldaten riefen zwar dem Könige ein freudiges Hurrah zu, doch hatten sie nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, daß des Königs Pferd beim Vorüberreiten zwei Mal stolperte, was nach ihrer Meinung eine unglückliche Vorbedeutung war.

Durch das beständige Hin- und Herreiten war das Pferd des Königs völlig ermüdet worden; er bestieg daher an dessen Stelle dasselbe braune Streitroß, welches er vor einem Jahre in der Schlacht bei Breitenfeld geritten hatte **).

Obgleich es bereits acht Uhr war, wurde der Nebel doch, statt sich zu zerstreuen, immer stärker, so daß die Regimenter, die ganz nahe zusammen standen, sich nicht mehr sehen konnten und es daher noch unmöglicher war, den Feind anzugreifen. Von Zeit zu Zeit hörte man einzelne Kanonenschüsse und das Scharmützeln der Kavallerie-Vorposten nahe beim Graben. Beide Heere standen sonst unbeweglich. Der König stimmte mit lauter Stimme jetzt das Lied aus dem Psalmbuche: (Gud ware oß nädig och huld) „Gott sey uns gnädig und hold", an; nach dessen Schluß das Lied: (Förfäras ej du lilla hop) „Verzage nicht du kleiner Haufen"; welches Lied er selbst komponirt hatte. Das ganze Heer stimmte in diesen Gesang mit ein, obgleich eine jede Truppen-Abtheilung, verhindert durch den starken Nebel, die andere zu sehen, nur den ermuthigenden trostreichen Gesang der tapferen Kameraden zu dem unsichtbaren Herrscher der Heerschaaren hören konnte.

Wallenstein hatte gleichfalls nichts zu thun versäumt, was einem so ausgezeichneten Feldherrn nöthig erschien. Er war indessen so von der Fußgicht geplagt, daß er nur mit der größten Mühe zu Pferde sitzen konnte, und er ließ sich daher vor dem Anfang der Schlacht theilweise fahren und tragen; doch wurde sein Reitpferd immer neben her geführt, damit er es sogleich bei Beginn des Treffens besteigen konnte. Früh Morgens hatte er den Truppen Messe lesen lassen, darauf die Obersten zusammenberufen, ihnen eine ermuthigende Rede gehalten, die nöthigen Befehle ertheilt und angeordnet, daß die Truppen sich auch diesmal des gebräuchlichen Kaiserl. Feldrufs „Jesus Maria" bedienen sollten. Darauf fuhr er die Glieder der reihenweis aufgestellten Regimenter entlang und grüßte die Soldaten mit freundlichen und ermunternden Blicken, doch ohne sie anzureden, wohl wissend, daß seine Stimme nichts Angenehmes habe. Zurückgekehrt nach dem Centrum seines Heeres, wo er so lange verblieb, bis der Nebel sich zerstreut hatte und die Schweden den Angriff begannen, gab er den Befehl, Lützen anzuzünden, damit er von dieser Seite nicht beunruhigt werden könnte.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne konnten den starken Nebel, der die ganze Gegend bedeckte, nicht durchdringen, und es schien, als zögere das himmlische Gestirn so lange als möglich, die Ebenen Lützens am Tage des 6. Novembers zu beleuchten. Erst um 11 Uhr Morgens, nachdem ein leichter Wind den Nebel vor sich hertrieb, wurden die beiden Heere einander ansichtig. „Nun vorwärts in Gottes Namen!"

*) Wörtlich treu aus dem Schwedischen übersetzt.

**) Dieses Pferd ist ausgestopft worden und wird mit Sattel und Zaumzeug in der Rustkammer, die zu dem Schlosse Ulrichsdal bei Stockholm gehört, noch aufbewahrt und den Besuchenden gezeigt.

(Nu framåt i Herrans namn) rief Gustav Adolph aus, und indem er den Griff seines Schwerdtes mit beiden Händen wie zum Gebet umfaßte, setzte er hinzu: (Jesu! Jesu! hjelp mig i dag strida till din heliga namns åra!) „Herr Jesus! hilf mir heute streiten zu Deines heiligen Namens Ehre!“ Darauf gab er das Zeichen zum Angriffe.

Von beiden Seiten eröffnete die Artillerie das Feuer. Die Schwedischen Truppen setzten sich in Marsch; ihre Linien litten gleich anfangs bedeutend durch das Oesterreichische Geschütz; aber noch mehr Schaden richtete das Gewehrfeuer der Musketiere, welche hinter dem Graben verdeckt aufgestellt waren, unter den im freien Felde anrückenden Schweden an. Der König befahl ihnen daher, den Angriff zu beschleunigen. Die Kavallerie hatte indessen die größte Mühe, die Pferde gegen das Gewehrfeuer vorwärts zu bringen, und noch schwerer war es, über den Graben zu kommen; eben so litt der linke Flügel des Heeres sehr bedeutend durch das auf dem Windmühlen-Berge aufgestellte Geschütz des Feindes. Endlich gelang es der Schwedischen Infanterie, alle Hindernisse zu besiegen. Zuerst drang die Schwedische, dann die gelbe und darauf die blaue Brigade über die Landstraße, bemächtigte sich der dort stehenden sieben feindlichen Kanonen und stürzte sich mit aller Macht auf die zunächst aufgestellte Brigade der Wallensteinischen Truppen. Der Anführer derselben, Berthold von Wallenstein, wurde getödtet und die Mannschaft niedergehauen oder in die Flucht geschlagen. Auf dieselbe Weise erging es der nächsten feindlichen Brigade unter Granas Befehl; aber beim Angriff der dritten Brigade wurde das stürmische Vordringen der Schweden durch die feindliche Kavallerie aufgehalten, die einen Anfall auf die rechte Flanke der Schwedischen Infanterie machte, der leider von der Schwedischen Kavallerie nicht aufgehalten werden konnte.

Auf dem linken Flügel hatte die grüne Schwedische Brigade wegen des mörderischen Feuers vom Windmühlen-Berge den übrigen nicht folgen können, sondern hatte sich sogar hinter die dem Müller gehörenden seitwärts liegenden Gebäude ziehen müssen; eben so war auf dem rechten Flügel nur erst ein kleiner Theil der Schwedischen Kavallerie über die beiden zu passirenden Gräben gekommen. Der König, die Wichtigkeit des Augenblicks bemerkend, sprengte zur Kavallerie, stellte sich an die Spitze des Smeländischen Regiments, dessen Oberst schon getödtet war, indem er den Leuten zurief: „Följen mig, mina tappra gossar!“ (Folgt mir, meine tapferen Bursche!) und setzte der Erste über den Graben. Aber nur seine eigene Umgebung und einige Reiter, die gute Pferde hatten, konnten dem Beispiel des Königs folgen. Er selbst schien dies nicht zu bemerken. „Dort steht unser gefährlichster Feind!“ rief der König, indem er auf Piccolomini's Regiment zeigte. Ein Oesterreichischer Korporal, der aus dem Gefolge, das den König umgab, schloß, daß der Vorausreitende ein vornehmer Herr seyn müsse, faßte einen Musketier beim Arm und rief: „Du, schieß' auf den dort, der da muß ein Vornehmer seyn!“ Der Soldat legte an und — die Kugel zerschmetterte des Königs linken Arm, so daß das Blut herunterströmte und die Knochen durch den Rockärmel hervorsahen. „Der König blutet!“ riefen die Schweden. „Det är ingenting, mina barn, rasst framåt!“ (Das ist nichts, meine Kinder, nur rasch vorwärts!) antwortete Gustav Adolph, und suchte durch ein frohes Aussehen die Unruhe der Seinigen zu stillen. Aber sehr bald durch die heftigen Schmerzen und den starken Blutverlust überwältigt, wandte der König sich an den Herzog von Lauenburg und bat ihn auf Französisch, daß er ihn unbemerkt vom Kampfplatz wegführen möchte. Beide begaben sich daher mehr auf den äußeren Flügel, um vor den Smeländern ihre Entfernung zu verbergen. Kaum war aber der König eine kurze Strecke geritten, als das feindliche Kürassier-Regiment Götz daher gesprengt kam. Der Oberst-Lieutenant Moritz von Falkenberg, an der Spitze des Regiments, erkannte sogleich Gustav Adolph, schoß sein Pistol auf ihn ab, dessen Kugel durch des Königs Leib ging, und rief dabei aus: „Dich habe ich lange gesucht!“ In demselben Augenblick aber ereilte ihn das rächende Geschick, eine Musketen-Kugel streckte auch ihn todt zu Boden.

Der König, der sich kaum mehr zu Pferde halten konnte, sagte jetzt mit matter Stimme zum Herzog von Lauenburg: „Broder! Sök att rädda din lif! Jag har fått, så mycket jag behöfver.“ (Bruder, such' Dein Leben zu retten! Ich habe mein Theil erhalten.) Der Herzog aber ritt im Gegentheil so nahe an den König heran, daß er seinen Leib umfassen konnte, um ihn so lange im Sattel fest zu erhalten, bis sie aus dem Getümmel wären. Allein immer von den Kaiserlichen verfolgt, deren Massen bei ihnen vorbeisprengten, erhielt das Pferd des Königs eine Kugel in den Hals, bäumte sich und wurde wild; in demselben Augenblick wurde ein Pistol so nahe an des Herzogs Kopf abgeschossen, daß, obgleich derselbe das Pistol mit der Hand wegschlug, doch das Pulver ihm Locken und Angesicht versengte. Bei dieser Gelegenheit hatte er den König fahren lassen und war nur auf seine eigene Rettung bedacht gewesen. Gustav Adolph stürzte sogleich vom Pferde, blieb aber mit einem Fuße im Steigbügel hangen und wurde so von dem wild gewordenen Thiere eine Strecke mitgeschleppt; bald aber blieb er für todt auf dem Kampfplatze liegen. Sein ganzes Gefolge war theils niedergehauen, theils zerstreut worden; nur der junge Leubelfingen, obgleich auch schon verwundet, hatte dem Könige folgen können. Er sprang sogleich von seinem Pferde und bot es dem Könige an. Gustav Adolph reichte ihm die Hand und versuchte, mit Hülfe des jungen Pagen sich aufzurichten; aber vergebens. Leubelfingen selbst war dazu zu schwach, und der König vom Blutverlust schon zu entkräftet. Mehrere Kaiserliche Reiter sahen dies, eilten hin und fragten, wer der Verwundete sey. Allein sowohl der König als Leubelfingen gaben keine Antwort. Dies brachte die Soldaten auf; in ihrem wilden Unwillen rannte der Eine seinen Degen durch Leubelfingen's Leib, und ein Anderer schoß dem König durch den Kopf. Nachdem sodann noch mehrere Schüsse auf ihn abgefeuert waren, zogen sie den beiden Leichnamen die Kleider ab und ließen sie nackt auf dem Schlachtfelde liegen. Leubelfingen war indessen nicht todt; er lebte noch mehrere Tage nach dieser Schreckens-Scene, und durch ihn erhielt man Nachricht über des großen Königs letzte Augenblicke.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Lyriska Bilder af Lotta Öberg. (Gedichte eines jungen Mädchens, Charlotte Öberg, der Tochter eines Zimmermanns, die ohne Anleitung so viel Talent zur Dichtkunst gezeigt, daß sich ein Verein ihrer angenommen und sie nun unterrichten und ausbilden läßt.) Stockholm.

Carl Gustaf Wrangel. — Romantische Schilderung aus dem 30jährigen Kriege. Schwedisches Original von K. K—g. Calmar.

Det hemlighetsfulla Slottet wid Sjön. (Das geheimnißvolle Schloß am See.) Roman aus der neueren Zeit. [Wahrscheinlich die Uebersetzung irgend einer Deutschen Fabrik-Arbeit, doch ist die Quelle nicht angegeben.] Stockholm.

Aegypten.

Michaud's Bericht über Aegypten.

(Schluß.)

Unsere Seeleute fasteten am Ramadan (den großen Fasten der Muhammedaner) den ganzen Tag hindurch. Sie hätten es als eine Sünde betrachtet, auch nur einen Schluck Wasser aus dem Nil zu genießen; es ist merkwürdig, mit welcher Aufmerksamkeit sie an diesen Tagen die Stunden und Minuten zählen; ihre Augen sind immer gegen die Sonne gekehrt, um zu beobachten, wie die Zeit verfließt; gegen Abend verräth sich noch ihre Ungeduld; sie warten pünktlich, bis die eintretende Nacht ihnen das erwünschte Signal zum Einnehmen der Mahlzeit gibt; aber da sieht man auch die Freude recht auf ihren Gesichtern glänzen. Man muß nicht etwa glauben, daß sie sodann ein Festmahl halten; ich habe zuweilen ihrer Mahlzeit beigewohnt: sie bestand aus nichts als Reis, der nicht einmal weiß gesotten und nur mit etwas Salz angekocht war; ihren Durst löschen sie mit reinem Flußwasser; unser Schiffspatron besuchte uns alle Abend in unserer Kajüte und erbat sich von uns ein wenig Branntwein, den er trank, ohne daß die Mannschaft es erfahren durfte. Vor Tages-Anbruch wird auch eine Mahlzeit gehalten, und das Frühstück entspricht hinsichtlich der Frugalität ganz dem Abendtische. Diese Fasten wirken auch auf uns Passagiere nachtheilig ein, denn die auf die beschriebene Weise fastenden Seeleute sind wenig zum Arbeiten aufgelegt, und unsere Kanje bewegte sich nur langsam fort; wir konnten uns mit Recht über den Prophoten Muhammet wegen der Zeit beklagen, die uns seine Fasten raubte.

Was uns betrifft, so warten wir keineswegs auf das Ende des Tages, ehe wir uns zu Tische setzen; wir haben zwei Köche bei uns, die unsere Mahlzeit besorgen; um acht Uhr des Morgens frühstücken wir Kaffee, dazu nehmen wir etwas Büffel-Milch, wenn wir solche bekommen können. Um 4 Uhr Nachmittags trägt man uns die Mittagsmahlzeit auf: diese besteht gewöhnlich aus jungen Hühnern und Tauben, welche uns unser Koch Ibrahim zubereitet, der, bevor er sie auf den Bratspieß setzt, nie die geweihten Worte darüber auszusprechen versäumt, ohne die kein Fleisch beim Muselmann für rein und zum Essen erlaubt gehalten wird; wenn das Glück uns günstig ist, bekommen wir auch Hammelfleisch. Dieses Fleisch wird bei den Aegyptern sehr geschätzt; um uns einen Begriff davon zu machen, dürfen wir nur wissen, daß die Araber es mit dem „Theriak“ vergleichen. Unser Ibrahim ist ein Spaßvogel in der Weise seines Landes; er hat einige Italiänische Worte aufgeschnappt, und diese haben ihm bei uns den Titel eines Dolmetschers verschafft; wir lehrten ihn einige Französische Worte, die er wie ein Papagey ganz laut nachspricht, ohne den Sinn derselben zu verstehen. Unter Andern lehrten wir ihn die Worte: „Alle Araber sind Spitzbuben“; diese Worte wiederholt er nun bei jeder Gelegenheit, indem er die seltsamsten Grimassen dazu schneidet; besucht uns ein Araber auf unserem Fahrzeug, so unterläßt er nicht, nach der Sitte des Landes zu fragen: „Wie befindet sich Ihr Kameel? Wie befinden sich Ihre Büffel? Wie geht's mit Ihren Tauben, Hühnern und Kindern?“ Sodann wendet er sich zu uns und schreiet aus vollem Halse: „Alle Araber sind Spitzbuben“; eine wahre Komödie für uns.

Ich habe Ihnen hier von unseren Späßen erzählt; ich will Ihnen aber auch unsere Leiden nicht verschweigen. Unser Fahrzeug bietet uns von den sieben Plagen Aegyptens ein Modell im Kleinen dar; alle Insekten, von denen wir am letzten Sommer auf dem Festlande gequält wurden, kommen auf dem Nil wieder zum Vorschein; es ist kein Brett in unserer Kanje, aus dem nicht tausende von Wanzen und anderem Ungeziefer hervorkröchen, um uns zu belagern und uns keinen Augenblick Ruhe zu lassen. Weder das reinigende Nilwasser, noch die zwanzig Mal am Tage wiederholten Waschungen, sind im Stande, uns dagegen zu verwahren. Als ich mich bei unserem Schiffspatron darüber beklagte, erwiederte er: „Sie sind noch sehr glücklich, daß die Mücken und Schnaken noch nicht angekommen sind; diese zeigen sich erst im Monat Juni; dann kann man nicht den Mund öffnen, ohne das Ungeziefer aufzuschnappen, und auch nicht ein Winkelchen auf der Haut bleibt von Stichen verschont.“ Wir müssen also schon mit unseren Leiden Geduld haben und wir können uns noch Glück wünschen, daß der März noch nicht verflossen ist, wo alle Feinde der menschlichen Ruhe noch nicht erwacht sind; was aber von allen unseren Plagen das schlimmste und ekelhafteste: das sind die Ratzen und Mäuse. Wir hatten gar keine, als wir von Rosette abzingen; jetzt aber ist unsere Kanje voll davon; so oft wir uns dem Ufer nähern und die Kanje vor Anker liegt, ermangeln die Ratzen nicht, die Seile hinauf zu klettern, und es ist kein Dorf, aus dem wir nicht eine solche Kolonie erhalten; diese Ratzen tragen keine Scheu, am hellen Tage durch unsere Kajüte zu laufen, und während der Nacht springen sie uns über den

Leib; sie wissen besser, als unser Koch Ibrahim, wo unsere Mundvorräthe sich befinden; man muß die Qualen empfinden, die dieses Gezücht bereitet, um zu begreifen, wie man in Bubastis darauf kam, die Katzen als Götter zu verehren. Wenn die Ratzen alles verschlungen, was sie an Eßwaaren vorgefunden, so zernagen sie die Bretter des Schiffes; kürzlich weckte uns eines Morgens das klägliche Geschrei unserer Nachbar-Kanje; wir standen auf, um zu Hülfe zu eilen; siehe, da fanden wir, daß die Ratzen ein großes Loch in den Boden des Fahrzeuges gebohrt hatten; das Wasser drang strömend herein; mehrere Ballen Leinwand wurden unserem Schweizer Kaufmann beschädigt, und man hatte die größte Mühe, die Kanje zur weitern Fortsetzung der Reise in Stand zu setzen.

Die Tage kommen uns lang vor, und wir wenden Alles an, um sie uns zu verkürzen; wir haben gleich anfangs unsere Bücher aus unserem Gepäcke herausgenommen, um sie gegen die Gefräßigkeit unserer gefährlichen Speise-Kameraden zu sichern. Diese Bücher, unter denen sich viele Reisebeschreibungen befinden, sind uns nun ganz treue Gefährten, sie bilden eine auserwählte Karawane, in deren Mitte wir unsere Reise fortsetzen. Wir befragen sie über Zweifel in der Geschichte, über die Sitten und Monumente des Landes; besonders vergessen wir die Memoiren der Aegyptischen Kommission nicht, die an gehaltvollen Bemerkungen so reich sind; wir lesen auch zuweilen Savary, trotz seiner Uebertreibungen, und wir verschmähen auch Volney nicht, trotz seiner pedantischen Philosophie; aber ich gestehe, daß ich mich öfter an den Konsul Maillet wende und zwar deshalb, weil er bei seiner natürlichen naiven Sprache in seinen Schilderungen Geschichtchen einzuflechten weiß, die sehr unterhaltend sind.

Man kann sich leicht denken, daß wir den Herodot nicht vergessen, und daß der Vater der Geschichte uns auf unseren Reisen nicht verläßt; sein Buch unter dem Titel Euterpe ist weniger eine historische Erzählung, als eine Reisebeschreibung. An den Vater Herodot wenden wir uns mit all den Fragen über die Wunder des alten Aegyptens; er macht uns zuweilen ungeduldig mit seinen Verschweigungen und Bedenklichkeiten; es giebt eine Menge Dinge, die er sehr gut weiß, die er mit seinen eigenen Augen gesehen und die er uns nicht zu erzählen wagt; besonders macht er sich ein Bedenken daraus, von der Religion der Aegypter zu sprechen, und aus Ehrfurcht für die Götter, verbirgt er uns die Wahrheit; wenn es aber Lücken in seinen Erzählungen giebt, so verdient das, was er erzählt, gewiß unser volles Vertrauen; ich habe weit lieber einen Geschichtschreiber, der mehr weiß, als er erzählt, denn so viele andere, die mehr erzählen, als sie wissen. Ich habe den guten Herodot über die Bildungsweise des Delta's, an dessen Ufern wir jetzt entlang fahren, befragt; diese reiche Provinz, erzählt er uns, war zur Zeit des Königs Menes nichts als öde Sumpfgegend; das Land Aegypten reichte nicht weiter, als bis zum See Möris; das Delta, das durch die Anschwemmungen zuerst entstand, war ein „Geschenk des Nils." Das ist die Meinung, die der Vater der Geschichte bei den Aegyptern vorfand; sie wurde von den neueren Gelehrten angenommen und giebt uns Aufklärung über die allmälige auf einander folgende Entstehung von Theben, Memphis, Sais und Alexandrien; je mehr sich das Land nach dem Meere zu ausdehnte, desto weiter verlegte man die Hauptstadt desselben; das Aegyptische Volk mit seinen Königen, seinen Palästen und Tempeln schien den Nil abwärts zu steigen, um Besitz zu nehmen von den Provinzen, die der Fluß auf seinem Laufe geschaffen; man kann keine großartigere Idee über die Wohlthaten des Nils aufstellen.

In unserer kleinen Bibliothek befindet sich auch Bossuet's Discours sur l'histoire universelle; ich schlug darin das Kapitel über Aegypten auf. Es ist uns bei ihm gerade so, als läsen wir einen Alten; das ist die Gewalt des Genies, es stellt sich hin als den Zeitgenossen aller Zeitalter und es flößt dieselbe Ehrfurcht ein, wie die großen Ruinen aus dem Alterthum. In der Geschichte Bossuet's erblicken wir Aegypten in seiner ganzen Größe; man glaubt es zu sehen, wie es war, zu den Zeiten der Pharaonen; der geniale Geschichtschreiber beschreibt mit Vergnügen ein Land, das von seinen ersten Bewohnern die „reine Gegend" genannt worden; das Aegyptische Volk ist ein Volk nach seinem Kopfe, beinahe möchte er ihm den Vorzug vor dem „Volke Gottes" einräumen; liest man das, was uns Bossuet über das alte Aegypten, über seine Künste, über seine Institutionen, über seine Monumente mittheilt, man hätte beinahe Lust, ein Unterthan des Sesostris zu seyn; ja, ich möchte lieber in dem alten Theben leben, wenn es so ist, wie er es uns schildert, als in dem in Trauer gehüllten Zion, das ich vor kurzem besucht. Hat man aber erst das poetische Bild Bossuet's betrachtet und steigt sodann von den alten Zeiten auf unsere Tage hinab: wie muß man nicht da über den ungeheuren Kontrast erstaunen und trostlos dabei hinstarren!

Wir waren nicht weit von den Pyramiden entfernt, und wir erwarteten, sie in jedem Augenblick zu sehen. Endlich schlug ich nicht mehr in den Büchern nach, ich befragte nicht mehr unsere alten Reisenden, es sey denn, um zu wissen, was sie über den merkwürdigen Gegenstand gesagt; denn um mit Nutzen zu reisen, muß man vorher das studiren, was man sehen will, und hierauf muß man das studiren, was man gesehen hat. Man kann sich gar keine Idee von dem Allen machen, was über die Pyramiden schon geschrieben worden; kaum findet man über die Streitfragen der Philosophen so viele einzelne Abhandlungen, Kommentarien und Hypothesen abgefaßt. Sind die Pyramiden Grabmäler, oder Tempel, oder Observatorien? Das sind Fragen, die große Bände angefüllt haben; für welche Meinung sollen wir uns nun entscheiden? Glauben wir unserem Herodot, so können die Pyramiden keine Tempel gewesen seyn, denn der König Cheops, der Gründer der merkwürdigsten dieser Monumente, ließ alle Tempel in Aegypten schließen; die zur Aufführung einer der Pyramiden von Gisch angewandten Mittel lassen sich auch keineswegs mit der Idee der Frömmigkeit vereinbaren. Herodot berichtet uns, daß es das Werk der Tochter des Königs Cheops war, und daß diese Prinzessin zu dem Zwecke, nach dem Rathe ihres Vaters, von jedem ihrer Liebhaber einige Blöcke aus Marmor oder Granit sich erbitten ließ. Sind die Pyramiden Observatorien? Auch diese Meinung hat nicht mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die erste. Es giebt Leute, und zwar selbst Gelehrte, die sich einbilden, daß man ein Observatorium zu dem Zwecke erbaue, um dem Himmel näher zu seyn und um den Abstand zu vermindern, der uns von dem gestirnten Gewölbe trennt; allein es ist ja nur darum zu thun, daß man sich über den Dunstkreis erhebe, der die Erde zunächst umgiebt, und einen freien Horizont erhält; in einem Lande wie Aegypten, wo der Himmel fast beständig heiter ist, da hatte man nicht nöthig, hohe Observatorien zu errichten. Wären die Pyramiden Observatorien gewesen, so müßte man, nach der großen Anzahl, in der sie vorhanden, schließen, daß alle Aegypter Astronomen waren. Zu Paris giebt es Ein Observatorium, und das genügt für die Französischen Astronomen. Was würde wohl die Nachwelt sagen, wenn in der Ebene von Montrouge zwanzig oder dreißig Observatorien zu sehen wären? Es ist wohl so ziemlich evident, daß die Pyramiden nicht zu dem Zwecke dienen konnten, das Firmament zu beobachten. Es bleibt nur noch die letzte Meinung übrig; ich entscheide mich für dieselbe, und ich habe auch viele Gründe dafür anzuführen. Ich werde über diesen Punkt ausführlicher sprechen, sobald ich die Monumente in der Nähe betrachte. Alles, was ich in meiner engen Kajüte thun kann, ist, zu bewundern, wie diese Riesen-Monumente, Jahrhunderten zum Trotz, sich erhalten haben; sie sind, wenn ich so sagen darf, ein lebendiges Bild des großartigsten Kampfes, den das menschliche Genie über die Zeit errungen. Und welch' ein Triumph für die menschliche Eitelkeit! Sie hat mit Gleichgültigkeit die Höhen des Atlas, des Taurus und des Libanon gesehen; aber als sie die steinernen Gebirge, aus der Hand des Menschen geschaffen, als sie die unsterblichen Gipfel derselben erblickte, da klatschte sie in die Hände.

Uebrigens sind die Pyramiden wie Aegypten selbst; dies Land interessirt uns nicht nur durch seine Wunder, sondern auch besonders wegen des geheimnißvollen Schleiers, der seine Geschichte verhüllt. Wenn Aegypten einmal vollkommen bekannt seyn wird, wenn man das Gebiet der Konjekturen verlassen und rein begründete Fakta vor sich haben, wenn es nicht mehr erlaubt seyn wird, auf Alles, was man daselbst im Einzelnen erblickt, ganze Systeme aufzustellen, wenn endlich die Phantasie in den Reiseberichten keinen freien Spielraum mehr finden wird, dann ist es möglich, daß dieses Land nicht mehr ein solches Interesse erregen, daß es nicht mehr unsere Neugier und unsere Aufmerksamkeit in dem Grade in Anspruch nehmen wird.

Während ich mich aber noch jenen weitschweifigen Reflexionen überlasse, höre ich um mich her laut rufen: „Die Pyramiden! die Pyramiden!" Ich gehe aus unserer Kajüte, und die drei Pyramiden von Gisch zeigen sich uns aus der Ferne. Unsere Seeleute behaupten, sie befänden sich acht Meilen von hier. Sie erheben sich auf einer weiten Ebene unter einem weißen Himmel; der Raum, der uns von ihnen trennt, läßt sie durchsichtig erscheinen. Es ist schwer, die Empfindung zu beschreiben, die uns der erste Anblick einflößt; es ist die ernste Begeisterung der Einöde, vereint mit der des Himmels und seiner Wunder; es ist das geheimnißvolle Aegypten, das aus dem Grabe steigt und das Haupt bis zum Firmament emporhebt; das tiefe Stillschweigen, die weite Ausdehnung der Wüste, das ist es, was die Phantasie ergreift. Man empfindet nicht Schrecken bei diesem Anblick, wie es der berühmte Reisende Clarke behauptet, aber wir fühlen uns in Unruhe und Bewegung versetzt, wie bei einem großen moralischen Gedanken, wie bei einem Gesange aus der Iliade, oder wie bei einer schönen Stelle aus den Propheten. Es ist ein gewisses religiöses Gefühl, das uns durchdringt, das uns in die entfernten verflossenen Zeiten versetzt, und uns Vertrauen für die Zukunft einflößt. Jetzt begreife ich erst die Worte, die Bonaparte an seine Soldaten gerichtet: „Von der Höhe der Pyramiden sehen dreißig Jahrhunderte auf Euch herab." Diese Monumente sind in der That Ehrensäulen auf der Straße der Ewigkeit, und wenn die Unsterblichkeit sich je personifiziren sollte, wenn sie den Menschen erschiene, sie würde, glaube ich, dort auf dem Gipfel der Pyramiden erscheinen.

Zur selben Zeit, als wir die Pyramiden sahen, entdeckten wir auch die Gipfel des Mokatans und die Libysche Gebirgskette, die in eine röthliche Wolke eingehüllt war. Der Tag neigte sich zum Untergange und die Sonne tauchte sich rechts in das Meer; das nächtliche Dunkel umhüllte den prächtigen Anblick, und wir blieben allein unseren Betrachtungen überlassen. Ich hatte viel zu thun, ehe ich einschlief, und Sie können sich leicht denken, daß ich von den Pyramiden geträumt habe. Als die Sonne untergegangen war, fuhren wir an dem Orte vorbei, wo der Nil sich in zwei große Arme theilt und der Kuh-Kopf genannt wird. Der Fluß wird hier zum weiten Hellespont, die Minarets und mehrere schöne Gebäude ziehen unsere Blicke auf sich; Alles kündigt uns die immer mehr herannahende große Stadt an. Wir werden bald ans Land steigen und uns nach Kahira begeben, von wo ich Ihnen nächstens zu schreiben gedenke. Michaud.

Abyssinien.

Die Falaschas.

Die spärlichen bisher bekannten Notizen über die Falaschas in Abyssinien werden durch die Mittheilungen neuerer Reisender nicht nur durch kein reicheres Detail erweitert, sondern wo möglich noch schwankender und dürftiger, als sie es schon sind. Mindestens ist dies mit den in der neuern Zeit erschienenen Englischen Reiseberichten über Abyssinien der Fall, doch ist es wohl möglich, daß unser Landsmann, der kürzlich wieder aus Afrika zurückgekehrte Dr. Eduard Rüppel aus Frankfurt a. M., befriedigendere Aufschlüsse zu geben im Stande seyn wird. Der neueste Englische Reisebericht über Abyssinien von dem

Missionair Samuel Gobat*) enthält im Wesentlichen nicht mehr, als Zeugnisse von der ungemeinen Unwissenheit der Falaschas, mit denen er zu sprechen Gelegenheit gehabt, und das Bedauern des Reisenden, keine erschöpfende Auskunft über sie gewinnen zu können. Wir theilen das über diesen Punkt in jenem Bericht Zerstreute hier zusammengestellt mit.

„Seit meiner Ankunft zu Gondar ist es mir noch nicht gelungen, einen Falascha zu sehen. Ich habe gegen mehrere Personen den Wunsch, Einen von ihnen, der des Lesens kundig wäre, zu sprechen, geäußert. Immer wurde es mir versprochen; doch fanden sie bald wieder Ausflüchte, es von sich abzulehnen. Alles, was ich über sie habe erkunden können, war, daß sie äußerst unwissend sind, und daß nur Wenige von ihnen lesen können. Sie sollen außer dem Alten Testamente in Aethiopischer Sprache, weiter keine Bücher haben. Ein Priester sagte mir, daß die Falaschas nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer nach Abyssinien gekommen seyen. Sie gelten bei den Abyssiniern so gut wie die Muselmänner und zum Theil auch die Christen für Zauberer (Boudas).

13. Mai 1830. Diesen Morgen bin ich in einer Stadt der Falaschas angekommen. Sie führten mich sogleich zu ihrem Rabbi. Der alte Mann zitterte vor Furcht, so daß er anfänglich gar kein Wort hervorzubringen vermochte. Ich bat ihn, er möchte mich einige Bücher der Juden sehen lassen. Erst brachte er mir ein Psalmbuch mit vielen von Christen hinzugefügten Hymnen und dem Oudasse Mariam, so wie mit den christlichen Doxologieen zum Schlusse: „Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes." Darauf zeigte er mir ein Buch, aus zwei Theilen bestehend, dessen erster Theil vom Sandat (so nennen nämlich die Christen in Afrika den Sonntag, die Falaschas den Sabbat) handelt, der mit Gott zu Gunsten des Menschen disputirend dargestellt wird; woraus denn der Autor den Schluß zieht, daß der Sandat gehalten werden muß. Der zweite Theil ist betitelt: die Prophezeiung des Gorgorius. Darauf zeigte er mir ein anderes Buch ohne Titel, worin von den Sternen gesprochen wird; ich vermuthe, daß es das Buch Henoch sey; ich konnte durchaus keinen Sinn darin finden. Zuletzt brachte er mir ein kleines Buch, das im Falascha-Dialekt abgefaßt und mit Aethiopischen Charakteren geschrieben war.

Ich fragte den Rabbi, von welchem Stamm er wäre? Rabbi. Vom Stamme Levi. Ich. Giebt es in Abyssinien nicht auch Juden von anderen Stämmen, wie z. B. vom Stamme Juda? Rabbi. Wir sind vom Stamme Juda. Ich. Wie? Ihr habt ja eben gesagt, Ihr seyd vom Stamme Levi? Rabbi. Unser Vater Jakob hatte zwölf Söhne: fünf gab er Juda, dem König, und fünf Levi, dem Priester. Daher kommt es, daß wir Könige und Priester sind. Ich. Wann sind eure Väter zuerst nach Abyssinien gekommen und haben sich hier angesiedelt? Rabbi. Sie kamen hierher mit Menelaus**), dem Sohne des Königs Salomon von Israel. Ich. Wann erwartet ihr den Messias? Rabbi. (der mich nicht verstand) Bis zum Ende der Welt sind noch 662 Jahre. Ich. Wie viele Jahre zählet Ihr seit Erschaffung der Welt? Rabbi. Sieben Tausend drei Hundert und achtunddreißig***). Ich. Ohne Zweifel wisset Ihr, daß Moses von einem Propheten, gleich ihm selbst, spricht, der einst erscheinen soll, und der von David und den Propheten Messiah genannt wird: wann wird der kommen? Rabbi. Wir glauben, daß dieser Theodorus seyn wird.†) Ich. Wann glaubt Ihr, daß er kommen werde? Ein junger Falascha. In sieben Jahren. Rabbi. Wir wissen Nichts hierüber. Einige sagen, der Zeitpunkt stehe nahe bevor, Andere, daß er noch fern sey. Ich. Habt Ihr keine Bücher in Hebräischer Sprache? Rabbi. (mit einigem Zaudern) Ja, wir haben das Gesetz; doch haben wir es wegen der jetzigen Unruhen mit einigen anderen Büchern in dem Muselmännischen Stadtviertel versteckt."

Der Regen drohete, und da Falascha's nicht gern einem Christen den Eintritt in ihr Haus verstatten, mußte ich mein Gespräch abbrechen und nach Hause gehen.

Die Falaschas sind ein sehr ruhiges Volk, viel arbeitsamer, als die übrigen Abyssinier, aber doch sehr arm, da ihnen ihr Vieh oft von Jenen genommen wird. Sie führen weder Schutz- noch Trutzwaffen. Die Angst, welche das Volk vor ihnen als Zauberern hat, schützt sie. Wenn sie mit Christen oder Muselmännern zu thun gehabt, baden sie sich und wechseln ihre Kleider, bevor sie wieder in ihr Haus gehen. Kurz, sie sind durchaus unwissend, und mit wenigen Ausnahmen hegen sie alle die abergläubigen Vorstellungen der Afrikanischen Christen nur nach ihrem Judenthum modifizirt.

20. Juni 1830. Heute Morgen hatte ich einen Besuch von einer Falaschafrau, die zu Gondar als die Königin der Boudas (Zauberer) betrachtet wird. Gleich vielen mir bekannten alten Judenfrauen besitzt sie große Anhänglichkeit an ihr Gesetz und ihr Volk, verbunden mit einer ungemein lebendigen Regsamkeit. Sie kam, um mich zu fragen, ob ich wirklich einen gelehrten Falascha zu sehen wünschte, wie sie gehört. Da ich es bejahete, versprach sie, mir einen zuzuführen; doch fügte sie hinzu, daß der gelehrteste Priester zu Tchelga sey. — Mehrere Personen waren zugegen. Ein Mann, der sich sehr gelehrt dünkte, begann eine Disputation mit ihr; doch brachte sie ihn zum Schweigen. Die Falaschas haben dieselben Sagen von der Vergangenheit, wie die Christen, nur jüdischen Vorstellungen angepaßt. Da ich bisher keines Gelehrten habhaft werden konnte, habe ich auch nichts von ihnen lernen können.

22. Juni. Diesen Morgen ist die Jüdin mit ihrem Sohne wieder gekommen. Alles im Hause bestürmte mich mit Bitten, sie nicht einzulassen, weil sie als die schrecklichste aller Boudas gefürchtet wird. Man erzählte mir mehrere Geschichten von Zauberern und ich erfuhr, wie sie sich in Hyänen verwandelten, und wie sie aus ihren Feinden Kühe, Katzen, ja sogar Steine zu machen vermögen; daß sie nur, wenn sie entdeckt werden und vor Gericht angeklagt, ihnen ihre vorige Gestalt wiedergeben; daß sie auch aus der größten Entfernung das Blut ihrer Feinde trinken können, bis endlich das unglückselige Opfer ihrer Gier an Schwäche stirbt. Einige der Anwesenden waren für meine Sicherheit besorgt; doch sagte der größere Theil, daß die Boudas einem Manne, der die Bibel kenne, nichts anzuhaben vermögen.

28. Juni. Ich hatte viel Volks um mich aus der Nähe und Ferne, Juden, Muselmänner und Christen. Ein Geistlicher, der in meinem Hause war, sagte zu zwei Falaschas, daß alle Glieder ihrer Sekte Boudas seyen. Die armen Falaschas waren darüber etwas empfindlich. Einer von ihnen entgegnete mit würdigem Ernste: „Wir sind nicht Boudas. Gesetzt, wir wären es, so müßtet Ihr einen Beweis dafür haben; den habt Ihr nicht, behauptet also Etwas, was Ihr nicht wißt, und das ist so gut, wie wenn Ihr falsch Zeugniß ablegtet. Ueberdies, wenn es Boudas giebt, müßt Ihr doch wohl annehmen, daß sie Nichts gegen den Willen Gottes thun können; folglich können sie denen, die wahrhaft auf Gott vertrauen, kein Leides zufügen. So zeigt Eure grundlose Furcht vor den Boudas nur, daß es Euch gänzlich an Vertrauen auf den Gott Israels fehlt." Darauf sich zu mir wendend, sagte er: „Entscheidet Ihr, der Ihr Gott kennt, ob ich Recht habe." — Ich war über seine Beredtsamkeit erstaunt, und gab ihm im Beiseyn der Uebrigen Recht. Doch konnte ich über die Falaschas nichts weiter erkunden. Auf alle deshalb an sie gerichtete Fragen erhielt ich stets die Antwort: „Wir wissen Nichts; Ihr müßt Einen unserer Gelehrten fragen." —

Die Notizen, wie sie hier mitgetheilt sind, finden sich am Ende des Reise-Tagebuches, wo Gobat von dem moralischen Zustande Abyssiniens im Allgemeinen spricht und die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Einwohner-Massen charakterisirt, nochmals zusammengestellt mit Hinzufügung einiger Angaben, die wir hier nachtragen.

„Die Falaschas leben so zurückgezogen und abgesondert von den Christen, daß diesen ihre Sitten und Lehren gänzlich unbekannt sind. Sie wohnen zumeist in der Nähe von Gondar und Tchelga und nordwestlich von dem Tsana-See. Alle meine Bemühungen, über sie Auskunft zu erlangen, haben nur das eine Resultat geliefert, daß sie noch viel unwissender sind, als die Christen. — Sie haben unter einander einen Dialekt, der weder mit dem Hebräischen, noch mit dem Aethiopischen Aehnlichkeit hat. Außerdem sprechen Alle von ihnen, wenige Frauen ausgenommen, Ambarisch. Ich habe nur ein Buch im Falascha-Dialekt mit Aethiopischen Charakteren bei ihnen gesehen; wie sie sagten, war es ein Gebetbuch. Sie müssen sehr unwissend seyn, da sie nur in Aethiopischer Sprache Bücher besitzen, und ihnen überdies die Erlernung dieser Sprache durch ungemeine Hindernisse erschwert ist. Doch habe ich einige Individuen gesehen, die mit dem Inhalte der Bücher Mosis wohl vertraut waren. Sie lesen die Psalmen, wie schon oben bemerkt, mit den von Christen hinzugefügten Schlußworten, eben so auch die Lieder auf Maria und Simeon. Sie sind arbeitsamer, als die übrigen Abyssinier; sämmtliche Gebäude in Gondar sind von ihrer Hand erbaut. Sie gestatten keinem Christen den Eintritt in ihre Häuser; auch suchen diese ihn nicht, aus Furcht vor der Zaubermacht der Juden. — Etwas freier als der mit den Christen, ist der Verkehr der Falaschas mit den Muhammedanern. Ihre Armen verpflegen sie selbst, und sie geben nicht zu, daß diese betteln."

Mannigfaltiges.

— Antiquarisches. Das erste Werk, welches in England über die Jagd im Druck erschien, war um das Jahr 1481 von einer Lady Juliana Barnes oder Berners, Schwester von Lord Berners, welche Priorin des Nonnen-Klosters Sopewell war, verfaßt.

— Ein furchtsamer Tiger. Während des fürchterlichen Sturmes und der Ueberschwemmung in Bengalen, im Mai 1833, geriethen die Besitzungen eines gewissen Herrn Campbell, auf der Insel Sangor an dem hier mündenden Flusse Hooglv, in so große Gefahr, daß von 3000 Individuen, die in der Gegend lebten, nur sechs oder sieben hundert mit dem Leben davon kamen, indem sie sich meist auf das Dach und den Balkon seines Hauses retteten. Als das Haus schon drückend voll war und kaum noch Raum für einen einzelnen Mann mehr hatte, da kam ein ungeheurer Tiger mit niederhängendem Schweife von demselben an und drängte sich unter allen Symptomen der übermäßigen Furcht, mit Gewalt ein. Als er in das Zimmer gekommen war, in dem Herr Campbell sich befand, verkroch er sich in einen Winkel und streckte sich daselbst nieder, gleich einem Doggen von Neufundland. Herr Campbell ergriff sogleich die Flinte, lud sie auf ganz gemächliche Weise und schoß den furchtsamen Tiger auf der Stelle todt. (P. M.)

*) Journal of a three years residence in Abissinia. By Sam. Gobat. London, 1834.

**) An einer anderen Stelle des Buches heißt dieser Menelaus Menilec.

***) Also auch hier eine bestimmte Tradition von der Dauer der Welt. Die Talmudische Angabe hierüber berichtet von 6000 Jahren, über welche, auch in den Orphisch-mystischen Fragmenten vorhandene Angabe Lobeck in seinem Aglaophamus gelehrte Zusammenstellungen giebt. D. Uebers.

†) Anm. d. Vers.: „Die Abyssinier haben ein Buch, das Fakra Masous (die Liebe Jesu) heißt, worin angegeben wird, daß in Griechenland ein gewisser Theodorus aufstehen und die ganze Welt seiner Herrschaft unterwerfen werde; und daß von dieser Zeit an die ganze Welt zum Christenthum übergehen würde. Doch hat mir neulich Habeta Selasse (ein Abyssinier, mit dem Gobat viel verkehrte) mit betrübtem Gesicht gesagt, daß der in der Prophezeiung festgesetzte Termin bereits verstrichen und Theodorus doch noch nicht erschienen sey."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Montag den 6. Oktober. 1834.

Arabien.

Die Volkssagen vom Avicenna (Ibn Sina).

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß das eilfte Jahrhundert, welches als Zeitalter Gregor's VII. und Wilhelm's des Eroberers, was die politischen Ereignisse betrifft, so bedeutend war, in der Wissenschaft und Literatur nur einen einzigen Heros hervorgebracht hat; und dieser Mann gehört nicht einmal Europa an, ist ein Araber; nämlich Avicenna. Die Unordnungen und Verwirrungen, die blutigen Kämpfe, die allgemeine Auflösung, die Entwickelung des Feudalsystems, welche diese schreckliche Epoche bezeichnen, scheinen den Geist Europäischer Menschheit erstickt zu haben; in einem anderen Welttheile müssen wir einen Mann des Geistes und der Wissenschaft suchen.

Freilich besaß dieser Mann, wenn wir nach seinen Werken urtheilen, für sich allein das Wissen von zwanzig Gelehrten. Er ist nicht nur ein großer Arzt, und nicht nur sollten seine Canones auf allen medizinischen Universitäten bis zur Wiederaufiebung der Griechischen Heilkunde als Grundlage der Unterweisung dienen — sondern er ist zugleich Mathematiker, Physiker, Chemiker, Grammatiker, Philosoph und Astronom. Für jede dieser verschiedenen Wissenschaften schrieb er, deren untergeordnetste, wie sein Biograph, der Persische Geschichtschreiber Chondemyr, sagt, hinreichend ist, einen Mann berühmt zu machen. Von mächtigem Ehrgeiz getrieben und dem unersättlichen Durst nach Wissen, von dem Vorurtheile seiner Zeit beherrscht, giebt er sich auf gleiche Weise mit brennendem Eifer dem Studium der Alchymie und Astrologie hin. Die Ueberlieferungen aus dem Munde des Volks stellen ihn als einen großen Magiker dar und man erzählt erstaunliche Dinge von ihm, Wunderthaten, die er mit Hülfe der Geister verrichtete. Er ist der Faust des Mittelalters, nur mit mehr Wissenschaft und Realität ausgestattet, als die Gestalt Faust's, wie sie gewöhnlich in Gedichten auftritt.

Er wurde im Jahre 980 geboren, in der ersten Periode des Verfalls des Chalifats von Bagdad in einem kleinen Flecken bei Chyraz, wo sein Vater als Gouverneur stand. Man gab ihm den Beinamen Ibn Sina (Sohn des Chinesen), den er behalten und woraus man Avicenna gemacht hat. Fünf Jahr alt, fing er schon an, sich mit Ernst auf die Studien zu legen, denn in diesem Alter, so lautet das allgemeine Gerücht, begriff er schon Alles vollkommen. Mit zehn Jahren war er ein Wunder von Gelehrsamkeit. In einem Volksbuch wird seine Geburt und Kindheit auf folgende Weise erzählt:

„In Buchara*) lebte ein Mann, der hieß Mahmud, war kenntnißreich, Astrolog und verheirathet. Als seine Frau sich schwanger fühlte, befragte er die Sterne, und ersah aus ihnen, daß er einen Sohn bekommen würde, voll Weisheit und tiefer Gelehrsamkeit. Mahmud, außer sich vor Freuden über diese Verkündigung, packte sein Telescop wieder sorgfältig ein; dann dankte er Allah."

„Kurze Zeit darauf gebar seine Frau einen Knaben, der schön war wie der Vollmond. Man gab ihm den Namen Ali; später bekam er den Beinamen Ibn Sina, Lateinisch Avicenna."

„In einem Alter von zehn Jahren waren ihm alle Wissenschaften eigen, unter andern die Medizin, die Mathematik, hauptsächlich aber die Astrologie. Als er siebzehn Jahr alt war, gebot er den Geistern, und mußten ihm Alles, was er wollte. Einer von ihnen hatte das besondere Amt, ihm das Licht zu putzen, wenn er arbeitete. Dieser Geist war von schwarzer Farbe; hatte große Beine und einen ungeheuren Kopf, der ihm bei seinem Dienste besonders zu statten kam. Er kletterte still am Licht hinauf, einem kleinen garstigen Schiffsjungen gleich am Hauptmast eines Schiffes; bei der Flamme angekommen, sperrte er seinen weiten Rachen auf und verschlang die Schnuppe. Ein anderer, sobald Avicenna ein Blatt beschrieben, streute ihm Goldsand darauf. Andere, mit leichteren Flügeln, als der Flor eines maurischen Weibes, schwebten um ihn, und fächelten ihm in den heißen Sommer-Abenden Kühlung zu. Alle waren für ihn in Arbeit und Bewegung; einzelne schlugen ihm das Blatt seines großen Buches um, andre brachten ihm süße Düfte aus den Rosenbüschen von Buchara; wieder andere jagten ihm die Fliegen; die holten ihm den linken Schuh, jene den rechten."

Aber nicht nur auf dergleichen beschränkte sich die Ergebenheit der Geister gegen Ibn Sina. Einige unter ihnen unterwarfen sich ihm völlig als Sklaven. Einer ging sogar so weit, zur größten Bequemlichkeit des weisen Magiters ein Automat zu beseelen.

„Einstmals", fährt das Arabische Volksbuch fort, „nahm Ibn Sina einen Klotz, gab ihm menschliche Gestalt und überzog ihn mit schwarzem Papier. Hierauf hieß er den Klotz ihm auf die Straße folgen, und der Klotz folgte ihm nach. Als er so über den Marktplatz ging, rief Alles: Ibn Sina hat einen schwarzen Sclaven gekauft. Seht, welch' ein trefflicher Kauf! wahrhaftig, er hat ihn nicht unter tausend Drachmen — und was dergleichen mehr war. — Avicenna, seinen Sclaven hinter sich, tritt bei einem Kaufmann ein, der Hammelköpfe feil hat, und spricht zu ihm: „„Mein Freund, hier ist ein Sklav, den ich in Aethiopien gekauft habe und der unsre Sprache noch nicht versteht; ich werde ihn alltäglich zu Dir schicken. Sey so gut und lege ihm jedes Mal einen Hammelskopf in die Schüssel, die er trägt und nimm ihm dafür die zwei Drachmen ab, die er bringt."" Sehr gern, erwiederte der Kaufmann."

„So schickte nun Avicenna alle Morgen seinen vermeintes schwarzen Sclaven. Der Kaufmann, über seine täglichen Drachmen erfreut, fand sie außerdem noch schwerer, glänzender und von hellerem Klange als alle andere, und kam auf den Einfall, sie sorgfältig in einer Sparbüchse aufzuheben; alltäglich, so wie er sie empfing, that er sie hinein."

„Dieses Einkaufen und Bezahlen dauerte sechs Monate lang. Nach Verlauf dieser Zeit, als der Kaufmann eines Abends im Kreise seiner Familie saß, sprach seine Frau zu ihm: „Die Zeit rückt heran, daß unser jüngster Knabe beschnitten werden muß, und ich möchte wohl bei dieser Gelegenheit allen unseren Verwandten bis zum sechsten Grade hinunter ein Fest geben." — „Beim Propheten", erwiederte der Mann, „Dein Wille soll geschehen, meine Liebe; allen unseren Verwandten, und zwar bis zum zwölften Grade, diesen noch mit eingerechnet, wollen wir ein Festmahl geben." Die Frau, als gute Wirthin, fragte hierauf, wo sie das Geld vernehmen solle, um eine so zahlreiche Familie zu traktiren. Da erzählte ihr denn der Kaufmann, wie ein gelehrter Arzt ihm alle Tage durch einen schwarzen Sklaven zwei Drachmen schicke, als Bezahlung für einen Hammelskopf, und wie alle diese Drachmen in einer Sparbüchse aufbewahrt lägen, die er morgen öffnen wolle und die Summe zählen. — „Laß nur immer unterdeß", setzt er hinzu, „an sämmtliche Verwandten bis zum zwölften Grad die Einladungen ergehen." Die Frau, der die Sache etwas wunderlich vorkam, wollte anfänglich bis zum anderen Tage damit warten; doch aber lud sie noch am selben Tage ein. Am folgenden Abend wurde die Büchse zerbrochen und was fand man darin? Dreihundertvierundsechzig Stückchen Papier."

„— Was ist das? rief die Frau; hast Du mich zum Narren, oder bist Du unsinnig geworden?" — Und ohne die Antwort abzuwarten, warf sie ihrem armen Manne ein Stück von der Sparbüchse an den Kopf, daß ihm das Ohr zu bluten anfing. Er aber stand vor Verwunderung starr und stumm und vermochte kein Wort hervorzubringen; die Frau hingegen, anstatt ihn zu trösten, überhäufte ihn mit Schmähungen und Bitterkeiten, und es fehlte wenig, so hätten die Kinder das Gleiche gethan."

„— Ich weiß", sagte er endlich, „was ich morgen mache mit diesem Schwarzen; und was den Arzt betrifft, der mir diesen Streich gespielt hat, so werden wir uns abfinden, wie Gott will; aber bereuen soll er's, das schwöre ich." Nach diesen Worten legte er sich auf sein Lager, vermochte aber kein Auge zu schließen."

„Sobald es Tag geworden, ging er in seinen Laden hinunter; der schwarze Sklave ließ nicht lange auf sich warten, sondern kam bald, wie gewöhnlich, und gab seine zwei Drachmen ab. Der Kaufmann, über seinen ruhigen Gleichmuth doch betroffen, kehrt die beiden Geldstücke rechts und links in der Hand um, betrachtet Gepräge und Schrift mit höchster Aufmerksamkeit; das Geld war fast ganz neu, gab einen hellen reinen Klang und glänzte wie ein Strahl des Mondes im dunklen Wasser eines Teiches. Er langte seine Wage hervor; die Drachme wog zwei Tausendstel mehr, als alle, welche er gewöhnlich von der Frau des Münz-Inspektors erhielt. Auch den Sklaven faßte er ins Auge, der, wie man sich vorstellen kann, vollkommen ruhig und unbeweglich blieb. Endlich entschloß er sich, die beiden Drachmen aufzuheben, nahm langsam einen Hammelskopf herunter und gab ihn dem Käufer. Dieser, nachdem er ihn unter seinen linken Arm genommen, machte halb rechts und ging schnell davon."

„Er war eben um die Ecke einer Straße gebogen, als der Kaufmann, der ihn mit den Augen verfolgt hatte, in seinen Laden zurücktrat und mit der Hand in die Tasche fahrend, zwei Stückchen weißes Papier hervorzog. Sogleich, was er laufen kann, setzt er dem Sklaven nach, schreit: „Halt den Dieb! Halt den Dieb!" Dieser aber geht so kaltblütig seines Weges, daß es Keinem einfällt, ihn aufzuhalten."

„Endlich erreicht ihn der Kaufmann auf dem Platze, wo der Sultan wohnt. „Halt, Sklav!" schreit er ihm zu. Der Sklave geht nicht

*) Wird hier als sein Geburtsort genannt, weil er daselbst seine ersten Studien machte und seinen ersten Ruhm erlangte.

schneller, nicht langsamer als vorher. Der Kaufmann faßt ihn am Zipfel seiner Jacke und zerreißt sie. Der Sklave geht immer weiter, ohne sich umzuwenden. Der Andere faßt ihn beim rechten Arm; aber der Arm löst sich von der Schulter und bleibt in des Kaufmanns Händen. Der Sklav setzt seinen Weg fort — der Kaufman ihm nach. Nun ergreift er ihn am Turban; zu gleicher Zeit aber reißt er ihm den Kopf ab, der rechts über den Boden hinrollt, während der Rumpf links weiter geht. Der Kaufmann steht einen Moment still und weiß selber nicht, was er verfolgen soll, den Kopf oder den Rumpf; endlich fährt er auf den Kopf los und wirft ihn mit solcher Gewalt nach dem schwarzen Sklaven, daß dieser dröhnend auf das Pflaster stürzt."

„Bei diesem Anblick lief Alles zusammen, was auf der Gasse war, und schrie gegen den Kaufmann: „Du hast einen Mord begangen!" Dieser aber entgegnete: „Beim Propheten! ich habe den Kerl nur beim Arm gefaßt, und er hat ihn mir in den Händen gelassen. Ich habe ihn am Turban festhalten wollen, und sein Turban hat ihm den Kopf abgerissen. Es ist kein Mensch von Fleisch und Bein."

„Als man darauf den Körper des Sklaven untersuchte, fand sich nichts Anderes, als ein Stück Holz. Der Geist aber, der das Automat beseelte, hatte sich davon gemacht und Avicenna von Allem, was seiner Maschine zugestoßen, benachrichtigt. Avicenna nahm eilig seinen Mantel um und erschien auf dem Platze, wo die Trümmer seines schwarzen Sklaven noch am Boden lagen. Kaum war der Kaufmann seiner ansichtig geworden, so fuhr er auf ihn los, faßte ihn beim Kragen und schrie: „Betrügerischer Zauberer! Falschmünzer! nicht eher laß' ich Dich los, als bis wir vor dem Sultan stehen!" — Avicenna ließ sich ruhig hinführen, und nachdem sie vorgelassen worden, erzählte der Kaufmann seine Geschichte und trug darauf an, den Zauberer und Falschmünzer zu spießen. Der Sultan erhob sich, und da er mit der ihm eigenen Weisheit gleich einsah, wie gefährlich es werden könnte, einen Mann, wie Avicenna, übel zu behandeln, so trat er zu ihm und sagte ihm: „Ich bitte Dich, Deine Wissenschaft weder gegen mich, noch mein Reich in Anwendung zu bringen. Auf diese Bedingung gebe ich Dir die Freiheit und werde derselben die unzweideutigsten Zeichen meiner Erkenntlichkeit hinzufügen." — Avicenna nahm das Anerbieten des Sultans an." (Schluß folgt.)

Schweden.

Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolphs.

(Schluß.)

Truchseß, aus dem Gefolge des Königs, der im stärksten Handgemenge den König vom Pferde hatte fallen sehen, eilte zu Kniephausen und dem Herzog Bernhard, um ihnen dies große Unglück zu hinterbringen. Das Schwedische Fußvolk hatte bereits wegen Mangel an Unterstützung wieder über die Landstraße zurückgehen müssen und von Neuem die Stellung eingenommen, die es im Anfang des Treffens inne hatte. Kniephausen rieth jetzt zum Rückzug, aber der Herzog Bernhard, der nach Gustav Adolphs Anordnung nach ihm den Ober-Befehl führen sollte, beschloß das Gegentheil.

Der Tod des Königs war schon jetzt allgemein bekannt geworden, oder wenigstens ahneten es doch die Truppen, da man das verwundete Pferd Gustav Adolph's mit leerem Sattel und bespritzt mit Blut umherlaufen sah. Dieser Anblick erregte in jeder Brust ein tiefes Gefühl von Trauer, Verzweiflung und Rache. Herzog Bernhard wußte diese Gemüthsstimmung geschickt zu benutzen; er ritt die Reihen entlang, indem er ausrief: „Schweden, Finnländer und Deutsche! Eurer, unserer und der Freiheit Vertheidiger ist todt. Für mich hat das Leben keinen Werth mehr, bevor ich nicht eine blutige Rache genommen habe; wohlan denn, derjenige, der beweisen will, daß er den König liebte, folge mir, seinen Tod zu rächen!" — Und vorwärts stürzte das ganze Heer. Stålhandske an der Spitze der Kavallerie sprengte von Neuem über den Graben, und so wurde ein feindliches Regiment nach dem anderen in die Flucht geschlagen. Brahe führte zu gleicher Zeit alle vier Brigaden des Centrums über den Graben, eroberte zum zweiten Male die sieben Kanonen und jagte den Feind in wilder Flucht vor sich her.

Auf dem linken Flügel erhielt der Herzog Bernhard einen Schuß durch den Arm, führte aber dennoch die Reiterei gegen den Feind und eroberte die Batterie auf dem Windmühlenberge. Isolani's Kroaten, welche schon im Anfang des Gefechts von den Finnländern zerstreut wurden, hatten sich jetzt wieder gesammelt und griffen auf einem Umweg, im Rücken der ersten Schwedischen Linie, den Troß derselben an, wurden aber durch die Truppen der zweiten Linie abermals verjagt und ließen sich auf dem Schlachtfelde nicht wieder sehen. Ueberhaupt schien das Kaiserliche Heer im Begriff, sich aufzulösen. Vergebens strengten die Obersten Alles an, um die Truppen zum Stehen zu bringen. Selbst der Abt von Fulda ging durch die Reihen und ermahnte sie zur Pflicht, wurde aber bei dieser Gelegenheit von einer Kugel todt niedergestreckt.

Piccolomini, schon mehrere Male verwundet, bestieg ein Pferd nach dem anderen und stürzte gegen den Feind. Wallenstein selbst ritt umher, den Mantel von mehreren Kugeln durchbohrt, obgleich selber wie durch ein Wunder unversehrt. Aber selbst des gefürchteten Feldherrn Blick konnte die Soldaten nicht vermögen, dem wüthenden Anfall der Schweden zu widerstehen. Zum Unglück sprangen noch mehrere Pulverwagen der Kaiserlichen in die Luft und brachten so noch mehr Verwirrung in die Reihen der Wallensteinschen Truppen. Die Schlacht schien so gut wie verloren.

Aber in diesem kritischen Augenblicke erscholl der Ruf: „Pappenheim ist da!" dieser Umstand hielt die Flucht der Kaiserlichen auf. An der Spitze von vier Kavallerie-Regimentern sprengte der wohlbekannte Anführer einher. Wo steht der König von Schweden? fragte er. Man wies ihm den rechten Flügel der Schweden. Pappenheim sprengte dahin in vollem Galopp. Seine Ankunft und die mitgebrachte Verstärkung, ja bloß sein Name hatte den Muth der Kaiserlichen wieder belebt, und nun den Schweden bedeutend an Streitkräften überlegen, gingen sie von Neuem angriffsweise zu Werke. Aber die Schweden vertheidigten sich wie die Löwen, und nun erst begann der heißeste Kampf; hauptsächlich im Centrum beider Armeen.

Die gelbe Brigade der Schweden war an der Spitze aller übrigen vorgedrungen; sie wurde jetzt von drei Seiten durch Götz, Piccolomini und Terzky angegriffen. Aber nicht ein Mann wich einen Fuß breit zurück. Ihr Anführer Brahe fiel mit zerschmettertem Knie zu Boden, seine gelben Bursche (gossar) vertheidigten sich bis auf den letzten Mann, in schöner Ordnung todt dahingestreckt liegend, ihren Anführer umgebend; das Leib-Regiment des Königs hatte sonach mit ihm aufgehört zu seyn. Piccolomini griff darauf die blaue Brigade an. Winkel wurde erschossen, und die blauen Bursche fielen eben so heldenmüthig wie die gelben. Die Schwedische und die grüne Brigade zogen sich über den Graben zurück, und Piccolomini eroberte zum zweiten Male die sieben Kanonen.

Pappenheim hatte bei dem Angriff auf die Schwedische Kavallerie unter Stålhandske's Befehl einen Schuß in die Hüfte bekommen, so daß er ohne Lebens-Hoffnung vom Kampfplatz getragen werden mußte. Als er nun auch den Tod des Königs von Schweden vernahm, sagte er zu seinem Adjutanten: „Eile zu Wallenstein und berichte ihm, daß ich tödtlich verwundet bin, aber daß ich zufrieden sterbe, da ich weiß, daß zu gleicher Zeit der unversöhnliche Feind unserer heiligen Lehre gefallen ist."

Des ausgezeichneten Führers Unglück konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Bald erscholl der Ruf: Pappenheim ist todt. Alles ist verloren! Dieses furchterregende Geschrei verbreitete sich mit Windeseschnelle durch alle Reihen der Wallensteinischen Truppen, und hauptsächlich verbreitete es Furcht und Schrecken unter Pappenheim's eigenen Soldaten. Der größte Theil dieser Kavallerie ergriff die Flucht, plünderte den Kaiserlichen Troß und machte erst in Leipzig Halt. Die Zurückgebliebenen befanden sich in der größten Verwirrung. Es war ein Glück für Wallenstein, daß zur selbigen Stunde ein dicker Nebel sich niedersenkte und vor Stålhandske's Augen die Unordnung verbarg, welche ihm gegenüber auf feindlicher Seite herrschte, wodurch die Kaiserlichen Zeit gewannen, sich einigermaßen zu ordnen.

Kniephausen hatte unterdessen das zweite Treffen der Schweden in der besten Haltung zum Ersatz des ersten herangeführt und ließ nun mit Uebereinstimmung des Herzogs Bernhard dasselbe in die Lücken des ersteren einrücken, so daß mit einmal ein neues Treffen in voller Schlachtordnung dastand. Dieses ganze Manöver wurde mit bewundernswürdiger Genauigkeit ausgeführt, und als der Nebel durch die Strahlen der Sonne zerstreut war, sah Wallenstein mit einmal das ganze Schwedische Heer in voller Schlachtordnung von Neuem vor sich stehen. Seine eigenen Truppen waren dagegen in vollkommener Déroute. Der rechte Flügel unter Colloredo war zurückgetrieben, der unter Pappenheim beinahe völlig aufgelöst, nur das Centrum stand noch wohl geordnet. Doch bestand dasselbe nur noch aus zwei übrig gebliebenen Fußbrigaden und den Piccolominischen Kürassieren. Diese Kerntruppen standen aber auch unbeweglich.

Die Schweden rückten nun zum dritten Mal über den Graben vor, eroberten zum dritten Mal die Wallensteinschen Kanonen und griffen das Centrum der Kaiserlichen zum dritten Mal, jedoch diesmal mit großer Uebermacht an. Allein die Oesterreichischen Kerntruppen hielten Stand, und Wallenstein wandte Alles an, um das Feld zu behaupten. Piccolomini mit sechs leichten Wunden, die er erhalten, bestieg das siebente Pferd und stellte sich an die Spitze seines Regiments, dessen sämmtliche Offiziere beinahe, so wie ein großer Theil der Mannschaft, niedergehauen waren; dennoch ließ es seinen Obersten nicht im Stich. Diese heldenmüthige Tapferkeit und der von neuem beginnende Nebel hielt die Entscheidung des Kampfes auf, bis endlich die einbrechende Dunkelheit dem Streite ein Ende machte.

Kaum hatte aber das Gefecht wegen dieser Ursach aufgehört, als Wallenstein Befehl zum Rückzug ertheilte, und derselbe wurde mit solcher Eile ausgeführt, daß selbst die Artillerie auf dem Schlachtfelde zurückgelassen wurde. Kaum hatten die Kaiserlichen ihre Stellung verlassen, so langte das Pappenheimsche Fußvolk von Halle an und folgte nun dem fliehenden Heere Wallensteins bis nach Leipzig.

Die Schweden verblieben die ganze Nacht über auf dem Schlachtfelde und eigneten sich daher mit vollem Recht den Sieg dieses ewig denkwürdigen Tages zu.

Da nur einige Personen Zeuge der letzten Augenblicke des Königs gewesen waren, so verbreiteten sich gleich darauf verschiedene Gerüchte über die Art seines Todes. Das Volk konnte sich nicht vorstellen, daß der große Gustav Adolph auf dieselbe Weise umgekommen sey, wie einer seiner geringsten Soldaten. Ein außerordentlicher Mann mußte auch auf ungewöhnliche Weise gestorben seyn. Man dachte an ähnliche Königsmorde in Frankreich, an die vielen gegen Gustav Adolph gerichtet gewesenen Mordversuche, welche alle von Jesuiten angezettelt waren. Das Gerücht verbreitete sich daher allgemein, zuerst im Schwedischen Heere und später in ganz Europa, daß Gustav Adolph durch Verräthers Hand gefallen sey. Die Erzählungen darüber waren verschiedener Art.

Meist glaubte man indessen, daß der Herzog Franz Albert von Lauenburg der Mörder des Königs sey, nicht allein zu dieser That durch eigene Rachelust angetrieben, sondern noch dazu aufgefordert vom Kaiser oder von Wallenstein selbst. Es hatte sich nämlich schon vor längerer Zeit ein unbestimmtes Gerücht in Deutschland über eine Ohrfeige verbreitet, welche der Herzog Julius Heinrich, Bruder des Franz Albert, von Gustav Adolph bekommen haben sollte. Man verwechselte nun beide Brüder, und es hieß, daß die Erbitterung über den ihm selbst, oder nach Anderen seinem Bruder, zugefügten Schimpf die Ursache zu dieser Rachethat gewesen sey. Der Herzog Franz war überdies unter

Wallenstein aufgewachsen, hatte ihn aber bei Nürnberg verlassen, indem er vorgab, daß er bei einer Beförderung in der Armee übergangen worden sey. Gustav Adolph hatte den Ueberläufer, ungeachtet Oxenstierna's Abrathen, aufgenommen; schon damals war der Herzog als ein wenig zuverlässiger Herr bekannt.

Nach des Königs Tode meinte man nun allgemein, daß die Vereinigung mit Wallenstein nur Verstellung gewesen, daß es der Herzog gewesen sey, der im Gedränge und Getümmel dem König durch den Rücken schoß und darauf mit seinem Bedienten zusammen den Mord vollbrachte; daß der Herzog, gemäß der Verabredung mit den Kaiserlichen, eine grüne Feldbinde trug, als ein heimliches Zeichen, nicht angefallen zu werden, und daß er während der Schlacht zu Wallenstein überging, um demselben die Kunde der Mordthat zu hinterbringen. So war das damals gangbare Gerücht.

Die Schwedischen Soldaten, von der Wahrheit dieser Angaben überzeugt, haßten den Herzog ärger als den Tod, und mehrere damalige Geschichtsschreiber haben diese allgemein verbreiteten Gerüchte für wahr angegeben. Der wirkliche Thatbestand war aber, ohne Zweifel, folgender: Das ganze Schwedische Heer trug damals grüne Feldbinden, wie der Herzog selbst eine trug; die Kaiserlichen dagegen hatten rothe Feldbinden; der Herzog verblieb noch mehrere Wochen nach der Schlacht in Schwedischen Diensten und war nur der gegen ihn aufgebrachten Soldaten wegen genöthigt, dieselben zu verlassen; er trat sodann nicht in Oesterreichischen Dienst, sondern in Sächsischen. Nicht die geringste Spur von einer Belohnung, Beförderung oder ihm gewordenen Summe Geldes ist vorhanden. Er führte später die Unterhandlungen zwischen Kurfürst Johann Georg und Wallenstein; war in die dem Letzteren Schuld gegebene Verschwörung verwickelt, wurde gefangen und nach Wien geführt, woselbst er indessen die Lutherische Religion abschwur und bei der Armee angestellt wurde. In einem Gefecht gegen die Schweden wurde er endlich tödtlich verwundet und wäre ein Opfer der Rachgier der Schwedischen Soldaten geworden, die durchaus in ihm den Mörder des Königs sahen, wenn Torstenson ihn nicht in Schutz genommen hätte. Sein letzter schwerer Todeskampf wurde als ein Ausbruch seiner Gewissensbisse betrachtet, und so ist das Andenken dieses Mannes auf die Nachwelt mit dem Flecken des schwersten Verdachtes übergegangen.

Als Karl XII. im Jahre 1707 in Sachsen war, erhielt er von unbekannter Hand einen in Deutscher Sprache in Versen verfaßten Bericht über Gustav Adolphs Tod. Das Manuskript war sehr alt und beinahe vermodert, mit der Unterschrift Hans von Hastendorff, welcher versicherte, auf dem Schlachtfelde verwundet gelegen und den ganzen Vorfall mit angesehen zu haben. Herzog Franz Albert wurde als der Mörder bezeichnet, doch in sehr unbestimmten Ausdrücken. Im Uebrigen enthielt das Manuskript viel Widersprüche und zeigte deutliche Spuren, daß es verfälscht sey. Als ein solches sah es auch Karl XII. an. „Ich kann es nicht glauben", sagte er, „daß ein Fürst die Wohlthaten seines Königs mit so schwarzem Undank belohnen konnte."

Bibliographie.

Swenska Folkes historia från äldsta till närwarande tider. (Geschichte des Schwedischen Volkes.) Erster Band, mit dem zweiten Titel: Skandinavien in der heidnischen Zeit. Von A. M. Strinnholm.

Konung Erik och de Fredlöse. (König Erich und der Geächtete.) Historischer Roman von B. S. Ingemann. Aus dem Dänischen übersetzt. 2 Bde.

Statistik öfwer Sverige, grundad på offentliga Handlingar. (Statistik von Schweden.) Die Vorrede ist unterzeichnet: „Karl von Forsell." Zweite verbesserte Auflage. [Ein treffliches Werk, das zur näheren Kenntniß von Schweden unentbehrlich ist.]

Årsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi. (Jahresbericht über die Fortschritte in der Physik und Chemie.) Abgestattet am 31. März 1834 von Jac. Berzelius. [411 S.] Pr. 1 Rdr. 36 St.

England.

Mistreß Jameson über die Schauspielerin Siddons *).

Mistreß Siddons, dieser weibliche Heros Shakespeare's, diese Muse der Tragödie, war auch in ihrer Persönlichkeit das liebenswürdigste Wesen von der Welt. Sie war für alle Sphären ihres häuslichen und künstlerischen Lebens ein Inbegriff aller Vollkommenheiten, die sonst bei anderen Erscheinungen nur vereinzelt sich finden und gleichwohl auch so noch anziehend zu nennen sind. Sie war das Modell, das angebetete Wunder, ja die Verzweiflung der Maler; des Meisters Pinselstrich schien nicht im Stande zu seyn, den Grad der Vollkommenheit seinem Abbilde zu geben, den die Gefeierte als unbewußtes Erbtheil trug; die Kunst schien hier betteln zu müssen, da die Begeisterung des Künstlers verzagt und kleinmüthig wurde. Auch für Dichter hatte die Siddons in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Unterhaltung, ihrem Benehmen, einen Zauber, der jene in die Stimmung versetzen mußte, alles Ziel ihrer erträumten Phantasieen sey hier ohne alles Aufgebot der Denkkraft zu erreichen, der Geist mattete sich ab im Erdichten einer idealeren, geistigeren Schönheit und kehrte doch reuig zu der Ueberzeugung zurück, hier sey in aller Harmlosigkeit des unbefangenen Daseyns eine Fülle von Reizen, deren jeder von einer Tugend der Seele vergeistigt wurde. So war es möglich, daß nicht bloß unser Leben, unsere Phantasie, sondern auch unsere Sprache durch die Erscheinung der Siddons bereichert wurde; wir bildeten uns das Wort „Siddonian" und verstanden unter diesem Eigenschaftswort einen Komplex von seltenen Geistesgaben, einen Verein von einer Größe, aber auch einer Grazie weiblicher Tugend, der durch kein bisher vorhandenes Epitheton angedeutet werden konnte. Dies Wort und der in ihm liegende Begriff war die Erbschaft, die sie England bei ihrem Scheiden von der Erde hinterließ; der Zauber ihrer Persönlichkeit, das beglückende Gefühl ihrer Nähe, ihre Reize und ihre Tugenden sind mit ihr verschwunden; nur hier und da giebt es fühlende Herzen, für die sie noch geistig fortwirkt.

Bei allem Werthe, der ihr als Frau im Kreise des geselligen Lebens nicht vom Neide geschmälert werden kann, war doch die dramatische Kunst ihre eigentliche Sphäre. Sie vereinte ihre geistigen und physischen Eigenschaften hier zu einem Brennpunkte. Es war ein Glück, daß sie diese Richtung einzuschlagen schon früh dahin getrieben wurde; in keinem anderen Wirkungskreise, in keiner anderen Kunst als der mimischen hätte sich die Fülle ihres innern Gehalts so mit ihrem Aeußern in Harmonie setzen können. In einer Schilderung von ihrer Eigenthümlichkeit als Künstlerin, die mir aus dem Jahre 1812 zu Gesicht kam und die Sir Walter Scott zugeschrieben wurde, las man folgende Stelle unter anderen: „Die Schönheit ihres Gesichtes und ihrer Gestalt hatte etwas Befehlshaberisches und gleichwohl keine steife Grandezza; vielmehr lag die feinste Grazie in ihren Bewegungen. Bei aller Begeisterung für die Ausübung ihrer Kunst fehlte es ihr doch keineswegs an der nöthigen Geduld und Ausdauer beim Studium ihrer Rolle, und bei dem tiefsten sittlichsten Ernst ihres Gemüthes, gab es doch fast keine Leidenschaft, die sie nicht darzustellen vermochte. Und jede ihrer Darstellungen bewies immer, daß sie die ganze Tiefe einer Leidenschaft aufgefaßt, alle ihre Regungen in sich erfahren haben mußte, um alle die Nüancen, durch deren Modification sie den Zuschauer entzückte, oder überraschte und erschütterte, so treu und wahr in ihrem Spiele zu entfalten. Was dann das Resultat ihres unermüdeten Studiums war, schien eine plötzliche Inspiration zu seyn. Es gab keine Höhe im Gebiete des Gefühles, zu der sie sich nicht aufschwingen, keine Dunkelheit und Nacht-Tiefe des Elends, zu der sie nicht hinabsteigen konnte; es gab auf der ganzen Tonleiter der menschlichen Empfindungen keine Saite, die sie nicht in aller Stärke und in aller Feinheit nach ihrem Willen erzittern ließ. Sie hatte in der Kunst diejenige Staffel erreicht, wo dieselbe aufhört, Kunst zu seyn und eine zweite Natur ist. Sie hatte zugleich den vollen Umfang unserer Dichter-Sprache so studirt, daß ihr das genaueste Verständniß jeder Wendung möglich wurde, die nur der Flug poetischer Begeisterung ersinnen konnte. Während die Leistungen aller anderen Künstler nur den Grad erblicken ließen, bis zu dem sie das Ziel, das sie sich steckten, erreicht, nannte man die Leistungen der Siddons vollkommen und fehlerlos. Jede Idee der Vollkommenheit war erreicht und erfüllt, denn es war in ihrem Wesen eben diese Harmonie innerer Geistesgaben und äußerer Reize der Persönlichkeit, welche weder früher in der Welt der Erscheinungen erblickt worden ist, noch jemals wieder so vollständig in einer Künstlerin sich finden wird."

Dies war das Urtheil, das man vor zwanzig Jahren über sie fällte, und wer sie je gesehen hat, wird nicht sagen dürfen, es sey übertrieben; denn jedwede Begeisterung blieb hinter dem Gegenstande zurück, weil sie nur immer eine Seite seines Wesens erfaßte. Jeder, der über die Siddons urtheilte, hatte sie doch nicht ganz und gar kennen gelernt, und erst aus den Urtheilen aller Zeitgenossen ließe sich eine vollständige Würdigung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zusammenstellen. Wer ihrer Person sehr nahe stand und sie besonders nur in ihrem menschlichen Daseyn zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte ihr gar nicht das hinreißende Talent, womit sie zauberhaft von der Bühne herab wirkte, zutrauen, und wer sie nur von dieser Seite kennen lernte, hielt sie für ein höher, als es die Menschennatur zuläßt, begabtes Wesen, denn er sah gewissermaßen nicht ihre Vorstudien, die nur dazu dienten, auf der Bühne jene Höhe zu erreichen, die die Welt an ihr bewunderte und anstaunte. In ihrem häuslichen Kreise trat aus Allem, was sie that und sprach, gar nicht das hervor, was man Genius zu nennen pflegt. Sie hatte sich als Kind langsam entwickelt und bewirkt auch später diesen Charakter einer langsamen Entfaltung ihrer Kräfte bei, die aber natürlich um so gründlicher und tiefer seyn mußte. Sie schien schwer zu fassen, aber es geschah dies bloß, weil sie aus Gründlichkeit jene rasche Entzündung des Gemüthes für einen Gegenstand der Kunst oder des Wissens nicht für geeignet hielt, um dauernden Gewinn davon zu erlangen. Sie hatte Zeit nöthig, um die Sache zu untersuchen, Zeit zum Nachsinnen, zum Verstehen, zum Sprechen. Sie hatte vor aller Oberflächlichkeit einen Abscheu, deshalb war sie lange mundfaul, bis sie einen Gedanken über die Lippen brachte, der uns für langes Schweigen vollauf entschädigte, denn es lag irgend eine tiefgefühlte oder sehr richtige und verstandesmäßige Ansicht in dem, was sie vorbrachte. War ihr Gemüth aber einmal von einem Gegenstande der Unterhaltung erfüllt, dann glich ihre Rede dem Wellenschlage der See und floß unaufhaltsam vorwärts.

Zu dieser Eigenthümlichkeit kam ihre Anspruchslosigkeit und ihre Wahrheitsliebe. Wie viele ihres Geschlechts und ihres Standes durch Lob und Beifall auch aus den Schranken der Bescheidenheit und schüchternen Gemüthsruhe hinaus zum Gegentheil gebracht und genöthigt wurden, sie ließ sich nie von den Eitelkeiten der Welt mit eitel machen, sie blieb unverderbt mitten im Strome, ja im Schaume affektirter Begeisterung, der sie umrauschte. Mitten in der Lüge des Lebens blieb sie wahr und der Himmel kann nicht von der Erde entfernter stehen, als sie von allem falschen Schimmer sich entfernt hielt. Da sie in den Zirkeln nicht glänzen wollte, wurde es ihr auch nicht schwer, sich von den glänzenden Eitelkeiten des gesellschaftlichen Lebens nicht verblenden zu lassen. Daß sie aber, als Weib, die Kraft des Geistes besaß, nicht sich zum Mittelpunkte der Interessen in den Zirkeln Lon-

*) Aus den trefflichen „Skizzen des In- und Auslandes", über die wir bereits in Nr. 92 des „Magazins" berichtet. Es freut uns, bei dieser Gelegenheit auch anzeigen zu können, daß Herr Dr. Adolph Wagner, ein kompetenter Kenner ausländischer Literatur, die Characteristics of Women der Mrs. Jameson ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel „Frauenbilder" bei Barth in Leipzig herausgegeben hat.

dens zu machen, beweist, wie mich dünkt, genugsam, daß es falsch ist, zu meinen, es läge solche Kraft gar nicht in der Natur des Weibes; denn bei allen geistig überwiegenden Eigenschaften blieb die Siddons immer Frau und verläugnete nie die weibliche Eigenthümlichkeit ihres Wesens.

„Ihr Gemüth", sagte Jemand von ihr, der sie genau gekannt hatte, „war ein vollkommen getreuer Spiegel des Erhabenen und Schönen; wie ein See war ihre reine Seele, der nur den Himmel über ihm und die höchsten Spitzen der Berge, nichts aber unter einer gewissen Linie, in sich aufnimmt und wiederspiegelt. Das Ideale war ihre Lebensluft. In der Atmosphäre des werkeltägigen Lebens athmete sie schwer und zog sich aus ihr möglichst zurück." Bei dieser Eigenthümlichkeit darf man jedoch auch die andere, die reale Seite ihres Wesens nicht vergessen, die dem Freunde, der in ihr die tragische Muse vorzugsweise bewunderte, verhüllt blieb. Das, scheint mir, muß eine höchst bedeutende Persönlichkeit seyn, die so viele interessante Seiten darbietet, daß eine einzige schon genügt, sie hoch zu stellen und zu feiern, während man den ganzen Umfang ihres vollen Seyns nicht zu umspannen vermag. Sie war, trotz der überwiegenden Hinneigung zum Idealen, wie wir das in den Worten des Freundes nicht zu bezweifeln gesonnen sind, die liebevollste Mutter, sie war wohlthätig und spendete an viele Arme ihrer Nachbarschaft; sie versäumte nie die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten, oder vielmehr die Religion war der Grundzug, die Basis ihres Gemüths. Einige nannten sie kalt im gewöhnlichen Leben; aber so lange sie im Gewöhnlichen sich befand, war sie auch kalt, oder vielmehr ihre Seele lag nicht auf der Oberfläche, sie schlief versteckt und wollte geweckt seyn durch Nichtgewöhnliches, und dies Nichtgewöhnliche war das Reich der Empfindungen, das Gebiet der Kunst. Oft kam sie von dem Eifer ihres Spiels noch erschöpft aus dem Theater zurück, ihre Seele zitterte noch von dem Sturme des Beifalls, den das gebildetste Publikum ihr gespendet, — und ein kalter Blick, ein kaltes Wort ihres Mannes trieb sie mit Thränen in den Augen in ihr Bett. Ihre Kinder liebte sie unaussprechlich; ihre Stimme hatte immer etwas Bewegtes, wenn sie ein Kind, selbst ein fremdes, anredete. Sie konnte unter Kindern wie ein Kind seyn, so spielerisch, so naiv und tändelnd. Ich erinnere mich eines Briefes von ihr, wo sie scherzend sagte: „Ich bezweifle es, ob Lady N. mit ihren Kindern einen so kindischen Unsinn spricht, als ich es im Stande zu seyn mir schmeichle!" Eine Dame, die sehr vertraut mit ihr war, fand sie eines Morgens ganz früh mit ihren beiden Enkeln im Bette, sie hatte ihr schwarzes Haar aufgelöst und die Kinder zupften es ihr noch mehr in Verwirrung, während sie ihre Freude an den Kleinen hatte. Ihre Kinder selbst beteten sie an.

Mistreß Siddons war, wie gesagt, zur mimischen Künstlerin geboren; aber sie war nicht bloß Schauspielerin, wie man von Garrick mit Recht sagen mochte, er sey bloß Schauspieler gewesen. Er war der bewundernswürdigste und gewandteste Darsteller, den es je gegeben; aber er war nicht das, was er spielte. Jene Seelengröße, jener Edelmuth, den er so oft darstellte, war seiner Natur nicht eigen, es war immer nur der Künstler in ihm zu bewundern, selbst sein literarisch-ästhetischer Geschmack war nicht so gebildet, wie mir dies von John Kemble und seinem Bruder Charles wissen, noch kannte er etwas von der glänzenden Einbildungskraft und Herzensgüte der Siddons. Von John Kemble konnte man sagen, was Dryden von Harte seiner Zeit sagte, daß Könige und Prinzen bei ihm in die Schule gehen können, um den Geschmack im Anstande und Benehmen zu lernen, den ihre Würde erheischt.

Ich war ungefähr zwanzig Jahr alt, als ich die Siddons zum ersten Male in Gesellschaft sah. Dies Wesen, dessen tragisches Spiel mich entzückt, mir schon oft Thränen der Wehmuth und eben so oft den Tribut meiner höchsten Bewunderung entlockt hatte, so nahe vor mir zu erblicken, harmlos und sanft und voll rührender Einfachheit, benahm mir allen Muth, mit ihr zu reden; mein Herz klopfte hörbar, ich war zu sehr überrascht, die Heroin Shakespeare's so aller stolzen Würde entkleidet vor mir sitzen zu sehen. Ein ähnliches Gefühl bemächtigte sich eines Jeden, der sich ihr näherte; die Mächtigsten und Vornehmsten des Landes huldigten ihr auf geziemende Weise.

Eine ihrer Lieblings-Beschäftigungen war Zeichnen, und sie war in dieser Kunst nicht bloß nachahmende, sondern auch schöpferische Künstlerin. Wäre sie nicht tragische Künstlerin und hierin Meisterin geworden, sie hätte auch in dieser Kunst Bedeutendes geleistet. Musik liebte sie leidenschaftlich; in ihren jungen Jahren sang sie mit vieler Anmuth, ihre Stimme hatte viel Bewegliches und Angenehmes. Zuweilen dichtete sie einzelne Lieder, die sie sang; ein Instrument hatte sie nie gespielt.

Zur äußeren Ergänzung dieser Charakter-Skizze gebe ich noch folgenden Abriß ihrer Lebens-Verhältnisse. Mistreß Siddons wurde im Jahr 1755 geboren. Ohne Metapher kann man sagen, daß sie auf der Bühne geboren wurde, denn alle Mitglieder der Familie Kemble, der sie angehörte, waren, wenn mir recht ist, schon zwei oder drei Generationen hindurch Schauspieler gewesen. In ihrer ersten Jugend hatte sie mit Mißgeschick von mancherlei Art zu kämpfen gehabt; Armuth und Mangel saßen um ihre Wiege und begleiteten sie viele Jahre hindurch. Es fehlte ihr durchaus der falsche Stolz, um später daraus ein Hehl zu machen; sie spielte oft an auf ihre frühere Lage, ohne Affectation und mit der gewöhnlichen Einfalt ihres Wesens. Sie war einundzwanzig Jahr alt, als sie in der Rolle der Portia ihren ersten theatralischen Versuch machte. Es war in der That nur ein Versuch; sie erhielt auch als Anna in Richard III. wenig Beifall. Das Publikum ahnte noch nicht ihre zukünftigen Leistungen, und Garrick, sagt man, schien ihr nicht gewogen zu bleiben. Sie ging nach der Provinz und übte sich mit unermüdlichem Eifer sieben Jahre hindurch im praktischen Theile ihrer Kunst, um sich die nöthige äußere Routine zu verschaffen, während ihr Geist an dem Studium der Dichter zu reifen begann. Erst im achtundzwanzigsten Jahre ihres Alters trat sie in London wieder auf, um der Welt Staunen und Bewunderung einzuflößen. In ihrer ersten Saison traf es sich, daß sie in keiner Shakespeare'schen Rolle sich produzirte; jedoch theilte sie dem Dr. Johnson den Wunsch mit, als Katharine von Aragonien aufzutreten, und dieser versicherte ihr, er werde mit seinen Krücken sich ins Theater drängen, um sie in dieser Rolle zu sehen. Gleichwohl war es ihm nicht mehr vergönnt, ihr diesen Tribut der Hochschätzung zu zollen. Im Jahr 1784 gab Mistreß Siddons die Isabella in „Maaß für Maaß", bald darauf die Constance. Um dieselbe Zeit malte sie Joshua als tragische Muse, wie wir sie in der Grosvenor-Gallerie sahen. Bald trat sie auch in den folgenden Jahren als Lady Macbeth auf, gab zum großen Beweise ihrer Allseitigkeit die Desdemona, Ophelia, Rosalinde, Imogen, Katharine von Aragonien, Volumnia, und erst in ihrem fünfunddreißigsten Jahre — zu alt für diese Partie — die Julia. Auch trat für diese Rolle bald ihrer Nichte Fanny Kemble ab, die man ihr jugendliches Gleichbild damals nannte. Sehr gern zeigte sie sich auch als Aspasia in Rowe's Bajazet. Lord Byron gab ihrer Darstellung der Constance den Vorzug vor allen übrigen; allgemeiner war jedoch das Urtheil, daß die Lady Macbeth der Triumph ihrer Kunst sey. „Es war", sagte einer ihrer Verehrer, „als wenn ein halbgöttliches, ein dämonisches Wesen aus entlegenen Welten zu uns gekommen wäre, um den Menschen die Majestät des Verbrechens zu zeigen. Macht und Hoheit thronten auf ihrer Stirn, Leidenschaft wogte in ihrem stürmisch bewegten Busen. In der Nachtwandler-Scene glitt sie wie ein Schatten der Geisterwelt über die Bühne; ihr Auge war weit geöffnet, aber ihr Sinn schien entwichen, ihre Lippen bewegten sich unwillkürlich, alle ihre Gesten schienen einer Maschine anzugehören. Wer sie nur einmal in dieser Scene gesehen, behielt dies Bild der gestürzten Verbrecher-Größe stets vor Augen."

Nur ein mühsames, unermüdliches Studium soll sie dahin gebracht haben, um die ganze Tiefe dieses Charakters zu erfassen und wiederzugeben. Merkwürdig war ihre eigene Aeußerung hierüber, indem sie nach dreißigjährigem Spiele behauptete, sie fände bei jedesmaliger Repetition der Rolle immer eine neue Seite, immer neuen Sinn in des Dichters Worten. Sie hielt das Studium dieses Charakters für unerschöpflich und las behutsam und emsig am Morgen vor der jedesmaligen Aufführung ihre Rolle Vers für Vers durch, als wenn sie dieselbe zum ersten Male geben wollte. Am 29. Juni 1812 nahm sie in der Rolle der Lady Macbeth Abschied vom Publikum. Zu Charles Kemble's Benefiz gab sie jedoch nachträglich noch die Lady Randolph und auf Ansuchen der Prinzessin Charlotte im Jahr 1816 noch einmal die Lady Macbeth.

Ich bin nicht alt genug, um sie in ihren besten Jahren auf der Bühne gesehen zu haben; allein ich hörte sie oft Shakespeare'sche Stücke vorlesen. Wenn sie spielte, war sie mit ihrer Person ganz aufgelöst in den Charakter, den sie gab. War sie als Lady Macbeth aufgetreten, so hatte sich ihr Gemüth so sehr aus ihr selbst verirrt, daß sie in der Regel eine schlaflose, wenn nicht fieberhafte Nacht hatte; in der Rolle der Constance, die sie für ihre beste Leistung hielt und hierin mit Lord Byron übereinstimmte, fühlte sie sich ebenfalls so sehr angegriffen und bewegt, daß sie nur mit Thränen in den Augen aus dem Theater zu den Ihrigen zurückkehrte. Wenn sie ein ganzes Stück von Shakespeare las, dann galt ihre Begeisterung dem Dichter selbst; denn es war ihr gegeben, dessen geheimstes Verständniß den Zuhörern deutlich zu machen, und sie wurde selbst zur Dichterin, oder glich wenigstens einer Priesterin, die ihres Gottes voll ist. Ihre ganze Seele strömte aus ihren leuchtenden Augen, die Musik ihrer Stimme war hinreißend schön; es war nichts Hergebrachtes in ihrer Accentuation, kein herkömmliches oder mit dem bloßen Verstande für richtig angenommenes Deklamiren; sie hatte mit ihrer ganzen Seele alle Jubel der Freude, alle Schauer der Verzweiflung, alle Schrecken des Hasses durchgefühlt; der ganze Dichter strömte aus ihren Worten. Sie bedurfte nicht der Krone, um Königin zu seyn, nicht der Kerkerwände, um die tiefste Schmach des Gefangenen uns zu vergegenwärtigen; in ihren Mienen lag Hoheit und Verzweiflung, sie war die Tragödie selbst! Wenn sie beim Rezitiren des Macbeth sagte: „Gieb mir die Dolche!" so war eine leise Bewegung ihrer Hand, ein Blitz ihres Auges genug, um uns die Dolche sehen zu lassen. In ihrer Stimme lag eine wilde Magie, wenn sie die Worte der Zauber-Schwestern und ihre Gesänge vortrug. Kam sie im König Johann auf die Stelle, wo der König nach einleitenden Worten sucht, um Hubert versteckt den Befehl zu Arthur's Ermordung zu geben, und immer näher und deutlicher ihm seinen Willen enthüllt:

„Wenn dies ein Kirchhof wäre, wo wir steh'n!" —

so rieselte mir ein Schauer durch alle Adern, das Herz stand still und pulsirte erst wieder, als die Worte „Tod!" — „ein Grab!" wie eine furchtbare Erleichterung des Herzens, aber doch wie ein scheuer Hauch über des Königs Lippen fuhren. Man hat der Siddons das Talent zur Komik absprechen wollen; allein aus ihrem Rezitiren ganzer Stücke ergab sich doch, daß ihr keineswegs dies Gebiet fremd war; sie las den Polonius, Lucio, Gratiano und die clowns mit vielem Humor.

Am 8. Juni 1831 starb die große Siddons, in einem Alter von beinahe 76 Jahren, von denen 46 der Ausübung der Kunst gewidmet waren. Sie hat nicht, wie einige Berichte verlauteten und selbst biographische Notizen wiederholten, ihre Kinder überlebt; vielmehr starb sie nach kurzem Leiden in den Armen ihrer Tochter Cecilia Siddons, jetzt Mistreß Combe. Wenige Stunden vor ihrem Tode sah sie sich noch von dreißig Personen ihrer Verwandtschaft, Kindern, Enkeln, Enkelinnen, Neffen und Nichten, umringt und fand an deren Tänzen und Spielen ein großes Wohlgefallen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumeriret auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Mittwoch den 8. Oktober 1834.

Griechenland.

Blicke auf einige gelehrte Neugriechen der neuesten Zeit.

In Nauplien, annoch der Hauptstadt des Königreichs Griechenland, ist im Jahre 1833 eine, in poetischer und historischer Hinsicht interessante Sammlung Neugriechischer Gedichte von Alexander Sutsos, unter dem Titel: *Παναόραμα τῆς Ἑλλάδος*, in zwei Bändchen erschienen *). In dieser Sammlung befindet sich auch (im zweiten Bändchen S. 61. ff.) eine poetische Epistel an König Otto, worin ihn der Dichter an das erinnert, was die Griechen in wissenschaftlicher Hinsicht, und zwar besonders auf dem Gebiete der Dichtkunst auch in den Tagen der Herrschaft der Türken gethan und geleistet haben, indem er zugleich an die Nothwendigkeit mahnt, nun auch im freien Griechenlande die Wissenschaften zu unterstützen. Was Sutsos bei dieser Gelegenheit in den beigefügten Anmerkungen über einige gelehrte Neugriechen der neuesten Zeit, auch solche, die sich als Dichter ausgezeichnet haben, sagt, ist um so interessanter, als diese Mittheilungen von einem Griechen herrühren; und da die, welche den Gegenstand derselben ausmachen, zum Theil noch zu wenig unter uns bekannt sind, so halten wir uns um so mehr veranlaßt, durch anderweite Mittheilung derselben die Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Neugriechischen Literatur, namentlich der poetischen, zu befördern. Wir lassen sie daher in einer getreuen Uebersetzung und in der Ordnung des Originals folgen, indem wir nur hier und da einige berichtigende und weiter ausführende Anmerkungen hinzuzusetzen uns erlauben werden.

Athanasios Christopulos dichtete erotische und bacchische Lieder, welche ihm einen Namen machten und bis auf den heutigen Tag mit gleichem Beifall in ganz Griechenland gelesen werden. Auch giebt es von ihm einen Hymnus auf Eros und eine Tragödie: Achilles. Allein dieses letzte Gedicht beweist, daß er einen Fehlgriff gethan hat, indem er die Lyra verließ und mit dem Kothurne sich bekleiden wollte. Es ist zu beklagen, daß er seit vielen Jahren ganz geschwiegen und so unseren Parnaß einer seiner schönsten Zierden beraubt hat. (Mit Recht ist Christopulos, wenigstens von seinen Landsleuten, der „neue Anakreon" genannt worden, und auch Sutsos nennt ihn so in seiner obenerwähnten Epistel. Es erschien unter dem nämlichen Titel eine Sammlung seiner Liebes- und Weinlieder, in Wien, 1821. Der Grieche Jakowakis Risos Nerulos sagt von ihm, in seinem „Cours de littérature grecque moderne" (1827), p. 147: Athanase Christopoulo, né avec le même genre d'esprit, les mêmes grâces et la même finesse qu' Anacréon l'a pris pour modèle, sans le copier servilement. Le style badin et léger, le mètre facile et mélodieux, le coloris enchanteur des vers d'Anacréon; ses sentimens, où respire la volupté la plus douce et la plus naïve, toutes les qualités poétiques du chantre de Téos, se trouvent réunies dans les chansons de Christopoulo. Ses poesies ne cesseront pas d'être lues avec délices tant qu'il y aura des hommes, qui parleront grec; elles ont eu un succès national et complet; elles font le charme de tous les habitans de la Grèce. Christopoulo est intraduisible, comme son modèle; sa poésie est toute grecque; son principal mérite est la grâce du style et la délicatesse des détails. Indeß ist dabei noch zu bemerken, daß seine Gedichte ganz in der niedrigen Volkssprache der Griechen, ohne Rücksicht auf Orthographie und Grammatik, gedichtet sind, wodurch er sich nun freilich von seinem Vorbilde gar sehr unterscheidet.)

Jakowakis Risos. Unter seinen Werken zeichnet sich das sehr witzige heroisch-komische Gedicht: *Ἡ κούρκα* (eigentlich heißt es: *Ἁρπαγὴ τῆς κούρκας*, Raub des Truthahns) aus, in welchem er in vielen Beziehungen an den Lutrin von Boileau erinnert. Auch hat er sich mit vielem Glücke im dramatischen Fache versucht; indeß reichen seine zwei Trauerspiele: *Μοναοία* und *Πολυξένη*, und das in Prosa gedichtete Lustspiel: *Κομαιζικά*, nicht hin, seinen poetischen Ruf zu begründen. Allein sein Name und der des Christopulos sind außerdem in der philologischen Welt bekannt genug, als daß es nöthig wäre, ihrer noch ausführlicher hier zu gedenken. (Was Risos anlangt, so ist von ihm schon oben sein „Cours de littérature grecque moderne." — Deutsch, von Chr. Müller, Mainz, 1827 — erwähnt worden, und außerdem ist von ihm auch noch eine „Histoire moderne de la Grèce" 1828 erschienen. Ueber Anderes giebt die Vorrede zum „Cours" Aufschluß. Von diesem „Cours" selbst schrieb Bonstetten am 11. Januar 1827 an Matthisson (s. „Briefe von Bonstetten an Matthisson, Zürich, 1827. S. 215): „Ich sende Dir hier ein merkwürdiges Buch von einem der geistreichsten Menschen, die ich kenne. Im Werke selbst fühlst Du einen fremden unbekannten Geist, der Dich anweht. Er kommt weder von Frankreich, England, Italien, noch Deutschland; es ist der Geist eines wahren Hellenen.")

Michael Perdikaris fand seine erste Bildung in Kosani in Macedonien, seinem Geburtsorte. Dann ging er nach Bukarest, wo er lange Zeit ein Lehramt bekleidete. Später beschäftigte er sich mit vielem Eifer in Italien mit der Medicin und mit den Wissenschaften überhaupt. Nachdem er zu Fuße mehrere Länder Europa's durchwandert war, kehrte er als Arzt in sein Vaterland zurück, wo er zugleich mehrere Gedichte ausarbeitete, unter welchen die bisher noch ungedruckten: *Μοραΐδας* und *Ψυλλάς*, von denen, die sie gelesen haben, vorzüglich gelobt worden. Sein „Ermiles", das einzige gedruckte seiner Werke, ist mehr eine Nachahmung des Apulejus oder Lukianos. Dieser talentvolle und beredtsame, in geselliger Beziehung ausgezeichnete, und freiheitsliebende Mann starb um das Jahr 1831 in Salonichi, und hinterließ viele dichterische Werke, zum Theil nur halb vollendet.

A. Kalvos und Dionysios Salomos, beide von Zante, und mit einer glänzenden Phantasie begabt, haben leider! ungerechter Weise die Schönheiten unserer Sprache vernachlässigt und in ihren Dichtungen die Regeln der Italiänischen Metrik befolgt. Unter den Gedichten des Salomos zeichnet sich besonders sein „Hymnus an die Freiheit" aus, der voll erhabenen Schwunges und pindarischer Begeisterung ist. Bei allen Mängeln in Sprache und Versbau, die alle seine Gedichte entstellen, ist gleichwohl zum Besten unserer Literatur zu wünschen, daß dieser junge Dichter sein träges Leben, das dolce far niente der Italiäner, verlasse und seiner, schon längere Zeit aufgegebenen poetischen Beschäftigungen von Neuem wieder aufnehme. (Die Oden von Kalvos sind mit pomphaften Bildern angefüllt; obgleich sie durch Tiefe und Originalität erfreuen, ist ihre Sprache doch oft dunkel. Auch sind seine gewählten Versmaaße in der That zu gewählt, so daß seine Gedichte schon dadurch etwas Fremdartiges haben, daher sie auch dem Griechischen Volke zu fern stehen. In den Dichtungen des Salomos giebt sich eine, dem Leser mit sich fortreißende Energie und Kühnheit der Einbildungskraft kund. Beide sind übrigens begeisterte Sänger der Freiheit und des Vaterlandes.)

Panagiotis Sutsos dichtete ein dramatisches Gedicht: *ὁ ὁδοιπόρος* (der Reisende), das auch in Nauplien, indeß nur zur Lektüre bestimmt, herausgegeben worden ist. Gegenwärtig hat es der Dichter nun auch für die theatralische Vorstellung bearbeitet, und er verdient in dieser Gestalt noch mehr das ihm zu Theil gewordene Lob. Was dieses Lob anlangt, so spricht sich Alex. Sutsos in dem obgedachten Gedichte an König Otto darüber aus, indem er von ihm sagt: „Ein Schatz verschiedenartiger Gefühle, gleichsam eine neue Welt von Ideen, Bildern und Empfindungen, verkündet in kräftigen und harmonischen Tönen die Allgewalt des Weltenschöpfers." (Uebrigens hat Panagos Sutsos, wie wir nicht anders wissen, bereits im Jahre 1826 in Hydra eine Sammlung von Satiren drucken lassen, die besonders gegen die damalige oligarchische Partei in Griechenland gerichtet waren. Außerdem muß er auch bereits als Prosaist aufgetreten seyn; denn Thiersch rühmt in seinem Buche: „De l'état actuel de la Grèce", T. II p. 137, den Adel und den Schwung seiner Prosa.)

Joannis Selepis, von der Insel Chios, hatte in Italien studirt. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland lehrte er daselbst längere Zeit die Mathematik, und wurde später, als das Lyceum in Chios errichtet worden war, öffentlicher Lehrer an demselben. (Er lehrte theils mathematische Wissenschaften, theils Physik und Astronomie. Der Grieche Stephanos Karollos sagt von ihm in einem derjenigen Briefe aus dem Jahre 1822, welche Ilgen's Leukothea zum Grunde liegen — Th. 2. S. 4. derselben — daß keine Griechische Lehr-Anstalt einen besseren Mathematiker gehabt habe, als Selepis.) Bei der traurigen Katastrophe der Insel Chios im Jahre 1822 war auch er unter den vielen Opfern der barbarischen Wuth der Türken. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Παναόραμα τῆς Ἑλλάδος. (Panorama von Griechenland.) Von Alex. Sutsos. Ferner zwei Bändchen Gedichte desselben. Nauplion, 1833.

Praktische Grammatik der Neu-Hellenischen Sprache. Von G. Russiadis, Lehrer der Griechischen Sprache in Wien.*) Zwei Theile. Wien, 1834. (In Kommission bei Michelsen in Leipzig.)

*) Wir kommen vielleicht ein anderes Mal wieder darauf zu sprechen.

*) Siehe über ihn die literarischen Mittheilungen in Kind's „Neugriechischen Poesieen" (Leipzig, 1833) S. 65, wo auch S. 44 ein in Altgriechischer Sprache gedichteter Hymnus auf König Otto von ihm mitgetheilt wird.

Τὸ μνημεῖον περὶ τῆς νήσου Ἴδρας. Von Antonius Miaulis. München, 1834. Jaquet.

Γραμματικὴ λατινική. Von dem Arzte Pallatidis in Wien. Wien, 1834. (Interessant ist darin die im Vorworte gegebene Auseinandersetzung der Vortheile, welche das Studium der Lateinischen Sprache für die Griechen auch in unseren Tagen noch hat.)

Arabien.

Die Volkssagen vom Avicenna (Ibn Sina).

(Schluß.)

Avicenna war noch nicht zwanzig Jahr alt, als er seinen Vater verlor. Dies Ereigniß war für ihn die Quelle zahlloser Unfälle und Widerwärtigkeiten, vor denen ihn zu behüten seine Freunde, die Geister, nicht mächtig genug gewesen zu seyn scheinen.

Als sein legitimer Fürst entthront ward, begab er sich zum König von Charism; aber der Eroberer Mahmud, der Gahnevide, der Gründer eines mächtigen Reiches in Persien, hatte von seinen außerordentlichen Talenten gehört, und lud ihn deshalb nebst zwei oder drei anderen Arabischen Gelehrten von minderer Bedeutung an seinen Hof. Die Wünsche eines Eroberers sind Befehle. Avicenna, dem nichts daran gelegen war, der Arzt und Hausgenosse dieses neuen Attila zu werden, sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, um sich der Ehre, die ihn bedrohte, zu entziehen. Aber in der Wüste verirrt er sich, und erst, nachdem er unendliche Qualen erduldet und in den größten Gefahren geschwebt hat, gelangt er nach Dschordschan. Auch nach dieser Stadt war schon sein Ruf gedrungen; zu höchsten Ehren aber brachte ihn die Heilung des Sohnes Kaboos, des regierenden Fürsten in diesem Lande; und diese glückliche Kur verdankte er nicht seinem Talente als Arzt, sondern dem als feiner Beobachter und Menschenkenner. Der junge Prinz schwand unter der Gewalt einer Krankheit dahin, gegen welche man schon alle Aerzte zu Rathe gezogen und alle erdenklichen Medikamente angewandt hatte, ohne im Stande zu seyn, sie heben zu können. Avicenna ward zum Kranken gerufen, und erkannte mit dem ihm eigenen Scharfblick sogleich die wahre Ursache des Uebels. Er fakte den Puls des jungen Mannes, und bat leise zwei oder drei Hofleute, die zugegen waren, sich über die schönsten Frauen Dschordschans zu unterhalten. Als der Name einer der berühmtesten Schönheiten ausgesprochen ward, fühlte er, wie das Fieber den Kranken ergriff. Die Liebe war des Prinzen Krankheit. So unterrichtet, gab Avicenna dem Könige den Rath, alles Mögliche zu thun, um seinen Sohn mit dem Gegenstande seiner Wünsche zu vereinigen. Es galt den Prinzen — das Gebeiß des Arztes wurde befolgt. Bald sah man den Prinzen der Gesundheit und dem Leben wiedergegeben, und Avicenna erlangte durch diese Rettung einer so hohen Person unsterblichen Ruhm.

Diese wahre Geschichte ist es vielleicht, die zu folgender Erzählung Veranlassung gegeben hat, obwohl beide in mehreren Punkten von einander abweichen:

„Einst befand sich Avicenna zu Bagdad, einer Stadt von unvergleichlicher Schönheit an den Ufern des Tigris, über dessen Wogen an sieben Stellen Brücken von Marmor, Stein oder gemaltem Holz geschlagen sind. Als der Arzt hier durch die Straßen ging und sich umsah auf den Quais und den öffentlichen Plätzen im Schatten der Platanen, kam er auch am Laden eines Speisewirths vorüber. Auf der Schwelle saß ein junger Mensch von etwa funfzehn Jahren, dessen Gesicht schön war wie der Morgen, und dessen Gestalt schlank war wie die der Gazelle; aber er war blaß und schien leidend. Der Arzt stand still und betrachtete einen Dromedars-Höcker, der in Reis gekocht war. Sogleich redete der Jüngling ihn an und sagte zu ihm: „Herr, sey willkommen! Tritt ein und setze Dich zu Tisch.“ Ibn Sina trat also hinein, und man bewirthete ihn mit ausgezeichneter Höflichkeit und großem Ueberfluß. Nachdem er gespeist, fragte er den Wirth, warum er so traurig wäre? „Was hast Du, mein Sohn“, sagte er zu ihm, „woher siehst Du so blaß und krank aus?“ — Der Jüngling, mit einem tiefen Seufzer, erwiederte: „Frage mich nicht nach etwas, ich bitte Dich, was ich vergessen habe.“ — „Vertraue mir Dein Leiden“, entgegnete Ibn Sina; „ich bin ein Arzt, weiß für jedes Weh ein Mittel und will Dir die Mahlzeit, die Du mir so verschwenderisch vorgesetzt, mit meiner Hülfe bezahlen.“ — „Für die Leiden der Seele“, versetzte der Jüngling, „giebt es kein Mittel auf dieser Welt!“ — „Wer weiß!“ sagte Ibn Sina. — „Ich bin nicht krank“, fuhr der Jüngling fort; „ich liebe.“ — „Ich kann Dich heilen“, erwiederte der Arzt. „In der Zeit zwischen Mittag und Sonnenuntergang werde ich wiederkommen, um Deine Geschichte zu hören.“ — Und er kam kurz vor Nacht wieder. Sobald ihn der Jüngling kommen sah, stand er auf, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in das Innere seines Hauses, und nachdem er ihn auf reiche seidene Kissen hatte niedersitzen lassen, erzählte er ihm, wie folgt:

„Es wird Dir bekannt seyn, daß der Chalif Motassem-Billah eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit besitzt. Er hatte den Befehl ergehen lassen, daß jeder, der Freitags nicht zum Gebet kommen würde, mit dem Tode bestraft werden solle. Der Freitag kam heran; ich war krank und konnte nicht hingehen. So verschließ ich denn sorgfältig mein Haus. Um diese Stunde ging nun des Chalifen Tochter in der Stadt spazieren, indem sie sich von Niemand gesehen glaubte; ich aber sah sie vom Dach meines Hauses. Vierzig schöne Jungfrauen gingen hinter ihr, goldene Stäbchen in den Händen, und trugen die Schleppe ihres Gewandes. Sie aber erschien in ihrer Mitte wie der Mond unter den Sternen. Nur einen einzigen Blick warf ich auf sie, und das heißeste Feuer entzündete sich in meinem Herzen. — Seit diesem Tage bin ich den bittersten Qualen zum Raube. So schloß der Jüngling seine Erzählung und schwamm in Thränen.“ — „Was giebst Du mir“, sprach der Arzt hierauf, „wenn ich Dir zu einer Zusammenkunft mit der Prinzessin verhelfe?“ — „Mein Leben, so gering es ist“, versetzte der Jüngling, „und alle Schätze, die mir mein Vater hinterlassen hat.“ — „Geh, sagte der Arzt, und kaufe ein Stück Hammelfett vom Schwanz, zwei Schulterblätter ebenfalls von einem Hammel, sieben Nadeln, ein Stück rothen Zeug, eine Elle Schnur, ein Stück Filz und sieben verschiedene Farben Seide.“

Nachdem der Jüngling dies Alles herbeigeschafft hatte, nahm der Arzt die Schulterblätter, auf die er magische Worte schrieb, wickelte sie sodann in das Stück Filz, und wand zur Befestigung die Seide herum; dann steckte er die sieben Nadeln in das Stück Fett, wickelte Alles in den rothen Zeug und schnürte es mit der Schnur fest zusammen. Hierauf sprach er über das seltsame Paket einige Zauberworte, und augenblicklich erschien ein Geist von ungeheurer Größe, auf einem Schwein reitend und mit einer Schlange umgürtet. — „Wer ruft mich?“ sprach er. — Der Arzt antwortete: „Der und der, Sohn des und des, liebt die und die, Tochter des und des; großmüthiger Geist, hilf mir sie vereinigen!“ Der Geist verschwand. — „Lege nun Deine besten Kleider an“, sagte Ibn Sina zum Jüngling; „denn die Du liebst, wird bald hier seyn.“

Und wirklich, kaum daß sich der Arzt von ihm beurlaubt hatte, so erschien die Prinzessin auf einem prächtigen Sopha liegend. Der Jüngling war vor Freuden außer sich und verbrachte den Rest der Nacht mit ihr in den süßesten Gesprächen. Kurz vor Morgen wurde die Prinzessin nach dem Spruch des Arztes in den Palast des Chalifen, durch die Lüfte, wie sie gekommen war, zurückversetzt. Diese Besuche dauerten mehrere Monate. Endlich, als der Chalif eine Nacht die Abwesenheit seiner Tochter gewahr geworden, sprach er des Morgens voll Zorn zu ihr: „Bei dem allmächtigen Gotte und der Asche meiner Väter, sag' die Wahrheit, wenn Dir Dein Leben lieb ist — oder ich lasse Dich schlachten, wie ein Lamm!“

„Mein Vater!“ antwortete sie mit Thränen, „jeden Abend wache ich aus dem Palast entführt und komme vor Morgen zurück, ohne daß ich selber begreife, wie dies zugeht.“ — Diese Worte versetzten den Chalifen in großes Erstaunen. Glücklicherweise war sein Wesir ein Mann von außerordentlichem Verstande. Er ließ ihn rufen und erzählte ihm die Geschichte. — „Ich weiß“, sagte dieser nach kurzem Nachsinnen, „ein unfehlbares Mittel, die Wege Deiner Tochter zu erfahren; laß an das Bett, auf welchem sie gewöhnlich ruht, einen Sack mit Asche, der ein wenig geöffnet ist, anhängen; wenn sie davongetragen wird, wird die Asche über den Weg stürzen, und diese Spur wird uns nach dem Orte hinleiten, wo sie ein böser Geist, wider ihren Willen, hinführt.“ — Dieser Rath wurde befolgt; der Plan gelang, die Asche lag wirklich auf dem Wege vom Palaste bis zum Hause des Jünglings. Sogleich wurde Anstalt getroffen, sich seiner zu bemächtigen. Durch seine Geliebte vom Zorn des Königs in Kenntniß gesetzt, ergab er sich in sein Schicksal und sprach zum Arzte: „Rette Dich und fliehe! Gott lohne Dir das, was Du an mir gethan. Ich habe nichts weiter vom Himmel zu erbitten; was mir droht, kümmert mich wenig!“ — „Sey ganz ruhig“, erwiederte Ibn Sina; „nimm ein Bad und lege Deine besten Kleider an.“ Der Jüngling gehorchte, und setzte sich dann zur Seite des Arztes nieder.

Unterdessen hatte der Chalif seine Leute aufsitzen heißen. Die Spur der Asche verfolgend, gelangten sie bald zum Hause des Jünglings.

Als der Arzt die verworrenen Stimmen der Soldaten vernahm, das Gestampf und Gewieher der Rosse, sagte er zum Jüngling: „Nimm dies Gefäß, fülle es bis zum Rande voll Wasser, steige auf das Dach, und gieße dann das Wasser um das Haus herum aus.“

Kaum hatte er also gethan, als das Haus zu einer Insel wurde, an der sich die Wogen eines empörten Meeres brachen. Als dies der Chalif sah, ergriff ihn mächtiges Staunen: bald aber verdoppelte sich seine Wuth, und er rief: „Das ist nichts, als ein leeres Blendwerk — nur immer vorwärts durch dies scheinbare Meer, ohne Furcht!“ Einige Soldaten versuchten es, hindurchzudringen; aber sie ertranken. Da rieth der Wesir dem Chalifen, durch einen Herold den Leuten innerhalb des Hauses Verzeihung ankündigen zu lassen, wenn sie ihm über diese seltsame Begebenheit Aufklärung geben wollten. Als der Arzt den Ruf des Herolds vernommen hatte, stieg er auf's Dach und sprach zum Chalifen: „Kehre zurück nach Deinem Palast und laß Deine Soldaten absitzen; im Augenblick werden wir vor Dir stehen.“ Der Chalif zog mit seinen Soldaten ab, stieg auf seinen Thron, ließ den Henker kommen und harrte einige Minuten. Alsbald erschien der Arzt mit dem Jüngling. Sogleich befahl der Chalif, dem Ersteren den Kopf herunterzuschlagen. Der Henker riß ein Stück von seinem Turban ab, um ihm die Augen zu verbinden. — Ibn Sina, ohne eine Bewegung zu machen, ließ es geschehen. Der Scharfrichter erhob sein Schwert und fragte: „Soll ich nun?“ — „Hau' zu!“ rief der Chalif. Ein fürchterlicher Hieb fiel; aber das Schwert hatte den Kopf eines Soldaten des Chalifen getroffen, der ihm zur Seite stand, fuhr ihm nah an dem eigenen Haupte vorbei und fiel zwischen dem Herrscher und dem Wesir nieder.

„Was ist das?“ fragte der bestürzte Chalif. — „Ich weiß es nicht“, entgegnete der Wesier, „aber der Mann, der Deine Tochter entführt hat, der nach seinem Willen ein Meer hervorzurufen vermochte und dem Schwerte des Scharfrichters einen anderen Weg vorschreibt, konnte Dir auch Reich und Leben nehmen. Das Beste ist also, Du suchst seine Freundschaft zu gewinnen und behandelst ihn mit Auszeichnung und Achtung, denn er ist ein Feind, gegen den Du immer den Kürzeren ziehen wirst.“

Der Chalif fand den Rath gut, erhob sich, und bat den Arzt um Verzeihung, daß er seine Bedeutung und Macht verkannt habe. — Ibn Sina erwiederte ihm: „Meine Absicht war, diesen Jüngling mit Deiner Tochter zu verbinden. Ich bitte Dich, erfülle die Wünsche der Liebenden.“

Der Chalif versprach es. Er ließ dem Jüngling die prächtigsten

Kleider anlegen, gab ihm seine Tochter zur Frau, und die Hochzeit wurde auf's Glänzendste gefeiert.

Zu jener Zeit der Revolutionen und des Umsturzes, wo sich die verschiedenen Türkischen Stämme auf die Provinzen des westlichen Asiens warfen, war nichts schwankender und von minderem Bestand, als die Könige auf ihren Thronen. Avicenna schien bestimmt, allen Fürsten des Orients nahe zu kommen, um Zeuge von ihrem Fall zu seyn. Er allein blieb unversehrt stehen unter so mächtigen Trümmern; das erhabene Vorrecht des Genius von der Natur!

Als sein Beschützer Kabons vom Thron gestoßen war, flüchtete er nach Rey zu Madih Eddaulah, später nach Hamadan, wohin er von Schams Eddaulah berufen wurde. Endlich ließ ihn ein dritter Eddaulah, der Herrscher von Ispahan, durch Gesandte aufsuchen, nahm ihn an seinem Hofe königlich auf und beehrte ihn mit der Wesirwürde.

Wie in der Medizin, Philosophie und Naturgeschichte, trat Avicenna auch in der Politik als Meister auf, zum Erstaunen und zur Bewunderung aller Welt. Durch seine Sorgfalt und Wachsamkeit wurden alle Unternehmungen und Angriffe des Sohnes Mahmud's, des Gahneviden, glorreich zurückgeschlagen. Dabei setzte er seine Lieblings-Studien mit dem gewohnten Eifer fort, verfaßte mehrere neue Schriften und vollendete alle, die er angefangen hatte.

Wenn man sich etwa nach alle dem, was wir von Avicenna berichtet haben, ihn als einen düsteren und finsteren Mann vorstellen wollte, der keinen anderen Gedanken, als an seine Wissenschaft, gehegt habe, so würde man sich ein sehr falsches Bild von ihm machen; seine hohen Gaben und sein brennender Ehrgeiz haben bei ihm keineswegs den Geschmack und die Neigung für jede Art sinnlicher Lust auf, die wir als stetigen Bestandtheil orientalischer Organisation antreffen. Sehr wenig Menschen besitzen die Gabe, Geist und Körper, Seele und Stoff so zu verbinden, zwei Mächte, die fast immer im Streit begriffen sind, und deren Natur jeder wahrhaften Vereinigung unbedingt zu widerstreben scheint. Dies ist einer der merkwürdigsten Züge der eigenthümlichen Gestalt Avicenna's. Mit seiner begeisterten Liebe für die Studien verband er eine nicht minder lebhafte und entschiedene Neigung für die Weiber und den Wein. Wir haben ihn schon einmal mit Faust verglichen; vielleicht findet man in dieser zwiefachen Neigung einen neuen Vergleichungspunkt zwischen beiden Gestalten. Aber es ist zu bemerken, daß der berühmte Deutsche Schwarzkünstler sich dem Hange seiner gewaltigen Begierden erst dann hingiebt, wenn er mit der Wissenschaft gebrochen und sein unsterblich Theil dem Teufel verkauft hat. Bei Avicenna hingegen tritt die Nothwendigkeit gar nicht ein, auf eine Art der Maßlosigkeit und Ausschweifung zu verzichten, um in eine andere zu verfallen; er ist vollkommen sicher in sich und hat die Kraft, Allem zu genügen. Alles dies aber führt ihn einerseits — die Ausschweifungen des Körpers — zur vollkommenen physischen Erschöpfung, und andererseits — der Mißbrauch der Wissenschaft — zum Unglauben und zum Zweifel; der Grund seiner Philosophie ist ein Skeptizismus, und die Arabischen Moralisten schildern sie sämmtlich als ein gefährliches Werk.

Wie Faust, hatte auch er ein tragisches Ende. Der Teufel, wie die Ebronisten berichten, holte Faust in Wittenberg. Solche Mühe gab sich mit dem Vorgänger desselben nicht, vielleicht, weil er ihm, als Apfelmarkn, schon von Rechtswegen gehörte. Ein Sklav, der nach Ibn Sina's Schätzen lüstern war, gab ihm bei einem Festmahle Gift. Er starb daran in einem Alter von 57 Jahren, im Jahre 1037, als gerade der berühmte Mostanser-Billah, der nämliche, der seine Tochter an den jungen Gastwirth verheirathete, die Chalifate von Bagdad und Kahira unter seiner Herrschaft vereinigte und das Reich der Gahneviden durch die Seldschucken zerstört worden war.

Seine Hauptwerke sind: in der Medizin die Canones oder die Bücher de universali ratione medendi; de Aegritudine nervorum; de Aegritudinibus capitis; de Febribus; in der Physik: de congelatione et conglutinatione lapidis; de Mineralibus porta elementorum; in der Chemie: Res chimica; de Tincturis metallorum; in der Philosophie: de Viribus cordis; Opera philosophica; Metaphysica; Compendium de anima; de re recta; de morbis meatus. Auch noch eine kleine Schrift über Alchymie. Es ist hier nicht der Ort, sich auf nähere Auseinandersetzung und Würdigung derselben einzulassen. (Felix Momand.)

Nord-Amerika.

Das Girard-College in Philadelphia, nach Deutschen Grundsätzen eingerichtet.

Wenn der Engländer großartige Bestrebungen für Industrie und Verkehr Bewunderung erregen; wenn sie selbst im Vollgefühle dieser großen, weitgreifenden Wirksamkeit sich den ersten Rang unter den gebildeten Völkern anweisen, und nur noch die Franzosen als würdige Mitkämpfer um den Lorbeer der Civilisation ansehen, so muß es dem Deutschen doppelt erfreulich seyn, das ihm Eigenthümliche, freilich nicht unmittelbar in die Interessen des Lebens und die Praxis Eingreifende, nicht nur gebührend gewürdigt, sondern als Norm anerkannt und erstrebt zu sehen. Deutsche Wissenschaft und Forschung werden im Auslande, und namentlich in England, nicht nur geachtet, sondern es ist, wie durch Uebereinkunft, zugestanden, daß Theorie und begriffsmäßige Begründung der Wissenschaft wesentlich dem Deutschen eigne. Dem Deutschen Erziehungs- und Schulwesen ist in den letzten Jahren vielfach von Frankreich und England aus Anerkennung geworden; jetzt wird ihm ein neues Zeugniß seiner Vollgültigkeit von Amerika gebeten. Der Entwurf des Planes, so wie der Statuten zu der, von dem reichen Banquier Stephan Girard in seinem Testamente bestimmten Anstalt zur Erziehung von Waisen, — in dem ausgedehnteren Sinne, den das Wort zuläßt, — ist einem Deutschen, Herrn Franz Lieber, übertragen worden.

In diesem ehrenvollen Vertrauen spricht sich einerseits das richtige Bewußtseyn der Kommittenten aus, daß eben ein Deutscher am geeignetsten ist, eine solche Aufgabe gehörig zu lösen; andererseits zeigt der darüber von Herrn Lieber mitgetheilte Bericht *), daß er jenes Vertrauens vollkommen würdig sey; und zwar nicht allein durch die umsichtige, aus gründlicher Sachkenntniß geschöpfte Darstellung des zu Leistenden und der zur Erreichung des vorgesetzten Zieles einzuschlagenden Wege, sondern noch ganz besonders durch die Wärme und Lauterkeit der Gesinnung, und die würdige und hohe Stellung, die er dem Jugend-Unterrichte anweist. Dies spricht uns um so erfreulicher an, als wir sagen müssen, daß die, von Herrn Lieber aufgestellten Gesichtspunkte wesentlich auf Deutschem Boden erwachsen und in Deutschland bereits Gemeingut und herrschende Ansicht geworden sind, wenigstens bei gebildeten und denkenden Schulmännern.

Wie bedeutend aber auch jener Entwurf für das Amerikanische Schulwesen ist, und gewiß wird er in der Folge noch einflußreicher wirken, so dürfen wir uns doch mit einzelnen Mittheilungen aus der schätzbaren Schrift begnügen, und das Ausgehobene soll Deutschen Lesern weniger Neues bieten, als die Genugthuung gewähren, ihnen Geläufiges und in der Heimath bereits Verwirklichtes in der Fremde als noch unerreichtes, erst in der Theorie erkanntes Ziel des Strebens zu zeigen.

Im Eingange eines, dem Vormundschafts-Gerichte vorgelegten Berichts setzt Herr Lieber die Bedeutsamkeit des Gegenstandes auseinander, und verweilt besonders dabei, den Umfang der Wohlthat des Girard'schen Testaments, namentlich für die Verhältnisse Amerika's, zu zeigen. Dann beginnt die etwas weitläuftige, genau auf den Buchstaben der Urkunde basirte Interpretation des Testaments, um feste allgemeinere Gesichtspunkte zu gewinnen für das von dem Stifter Gewollte, und hervorzuheben, wie es diesem keineswegs darum zu thun gewesen, eine den bereits bestehenden Anstalten analoge zu gründen. Darauf weist der Verfasser den etwanigen Einwurf, als sey die Verbreitung der Wissenschaft etwas Unnöthiges, theils durch das Beispiel Englands, das, wie es in industrieller Thätigkeit unleugbar den ersten Platz behauptet, doch für die Ausbildung und den Unterricht der Künstler und Handwerker sorgsam bestrebt ist, theils als dem Stande der Civilisation Amerika's ganz unangemessen ab.

Wichtiger jedoch ist ein anderes Vorurtheil, und diesem begegnet der Vers. in folgender Stelle: „Vielleicht giebt es Manchen unter unseren Landsleuten, der befürchtet, daß eine höhere Ausbildung den Schülern eine Abneigung gegen ihre zukünftige praktische Thätigkeit einflößen könnte. Ich bin durch Erfahrung vom Gegentheil überzeugt. Die Schüler werden durch wissenschaftlichen Unterricht erst darüber klar, wie sehr jede an sich schon würdige Beschäftigung noch veredelt werden kann, wie ihre Sphäre durch die Wissenschaft noch an Umfang gewinnt, und wie man in keinem Fache zu viel lernen kann. Das treffliche polytechnische Institut zu Wien, das man eine Universität für Künstler und Handwerker nennen kann, da alles ihnen Nöthige wissenschaftlich vorgetragen, und die Hauptzweige mechanischer Künste praktisch sowohl, als theoretisch gelehrt werden, hat es noch nicht zu bereuen nöthig gehabt, daß es über die mechanischen Fertigkeiten eine wissenschaftliche Belehrung giebt; vielmehr zeigt sich durch alle Richtungen des Handels und des Gewerbfleißes ein unendlich wohlthätiger Einfluß, und eine neue Quelle des National-Wohlstandes ist dadurch eröffnet worden; denn die Kunstfertigkeit hat sich erhöht, und Oesterreichische Produkte werden höher geschätzt, als die der benachbarten Staaten.**) Eben so wenig kann man der polytechnischen Schule zu Paris, die Männer, wie Arago, Biot, Gay-Lussac, Pouillet, gebildet, den Vorwurf machen, daß sie durch wissenschaftliche Ausbildung ihre Zöglinge für die mannigfaltigen Berufe, zu denen sie vorbereitet, unfähig gemacht. Eine solche Ansicht kann nur aus einer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Natur und Wirkung der Wissenschaft, und aus einer unwürdigen Furcht vor ihrem Alles beherrschenden Einflusse hervorgehen. Ueberall, wo es sich um die Anwendung einer Kenntniß handelt, müssen wir viel mehr wissen, als gerade zu dem unmittelbar Vorliegenden nöthig ist."

Uns scheint diese Stelle gerade darum wichtig, weil sie einer Ansicht entgegentritt, die, überall ertödtend und jeden geistigen Aufschwung lähmend, in dem realistischen und nur auf praktische Tendenzen gestellten Amerika besonders anzugreifen war. Der Vers. berührt diesen Punkt nochmals, und stellt sehr treffend Deutschland und Amerika in ihren Ansichten einander folgendermaßen gegenüber: „In Deutschland, wo der wissenschaftliche Geist so vorherrschend ist, und der praktische Sinn dagegen so sehr zurücktritt, bildet sich leicht die Ansicht, als sey das Praktische, wie es in irgend eine Beziehung zur Wissenschaft gebracht wird, eine Entwürdigung derselben. Es ist, als meinte man, die Wissenschaft zu entweihen, wenn man sie zu den gemeinen Bedürfnissen des Lebens herabzieht; als sey es der Würde eines Gelehrten zuwider, sich mit dem abzugeben, was bei weitem die Mehrzahl der Menschen angeht; während es umgekehrt in unserem Lande Leute giebt, die Nichts werthschätzen, als was ihnen nützlich erscheint. Nützlich aber heißt ihnen nur dasjenige, was sie unmittelbar zu praktischem Gebrauche verwenden können, oder was zu ihrem physischen Wohlbefinden, zur Bequemlichkeit führt. Beide Extreme sind gleich gefährlich für die Erziehung. — — Das Haupt-Augenmerk einer vernünftigen Erziehung muß die Bildung des Geistes seyn; die Fähigkeiten des zu erziehenden Individuums sollen zu dem Berufe tüchtig gemacht werden, der

*) A Constitution and plan of education for the Girard-College for Orphans with an introductory report. By Francis Lieber. Philadelphia, 1834. (Der Verfasser führt in seinem Werke unter Anderm 63 verschiedene Schulschriften — worunter 41 Deutsche — an, die ihm bei seiner Arbeit vorgelegen.)

**) Die treffliche Gewerbschule und das ausgezeichnete Gewerbe-Institut in Berlin hat Herr Franz Lieber, obwohl ein geborner Berliner, noch nicht in ihrer gegenwärtigen Wirksamkeit gekannt, da er sich bereits seit 15 Jahren in Amerika befindet.

seiner im praktischen Leben harrt: es soll Liebe zur Wissenschaft geweckt werden. Eine solche, im Leben einst nutzbare Kenntniß kann sich nicht beschränken, lediglich dasjenige zu lehren, was für einen einzelnen bestimmten Gebrauch nöthig ist, sondern sie muß Alles umfassen, was den einzelnen Punkt der Beschäftigung in seinem Zusammenhange mit anderen Materien beleuchtet, und Quellen für weitere Belehrung und gründlicheres Eindringen eröffnen. Wie wir bereits oben bemerkt haben, muß die theoretische Wissenschaft immer einen bedeutenden Vorsprung vor ihrer Verwendung im praktischen Gebrauche haben; eben so muß auch das Individuum mit seinen Kenntnissen den Erfordernissen des praktischen Gebrauchs voraus seyn. Wer von der Arithmetik nicht mehr weiß, als das Einmaleins, wird nicht im Stande seyn, davon im täglichen Leben gehörigen Gebrauch zu machen, selbst in den Fällen nicht, wo es eben nur auf eine einfache Multiplication ankommt. Wie würde der Unterricht in einem einzelnen Zweige des Wissens beschaffen seyn, wenn wir ihn nicht im Zusammenhange mit dem Ganzen zu überschauen und darzustellen im Stande sind? Nur wer mit dem Ganzen der Wissenschaft bekannt ist, wird von ihr die rechte Anwendung zu machen wissen. — Noch haben wir vor zwei Extremen zu warnen: das eine ist die allzu große Ausdehnung, das andere, die allzu ängstliche Beschränkung des Unterrichts. Das Bestreben, allzuviel zu lehren, oder vielmehr von Allem etwas, gleicht jenen Messern, die Pfropfenzieher, Federmesser, Eßmesser und mehrere zugleich seyn sollen, wo das Einzelne seiner Bestimmung nicht entspricht, und das Ganze, das sich durch Bequemlichkeit empfehlen sollte, zu etwas ganz Unbrauchbarem wird. Es sollte viel in einem kleinen Umfange enthalten, und enthält in einem großen gar nichts. Das andere Extrem, die pedantische Beschränkung des Schülers auf eine oder zwei Wissenschaften, die er erst gründlich kennen soll, bevor er weiter gehe, heißt: einem Kinde den Gebrauch seiner Glieder nicht früher gestatten wollen, bis es die der Hand erreichbaren Fertigkeiten: Schreiben, Zeichnen, Klavierspielen u. dgl. sich angeeignet!"

Ueber die Methode beim Unterrichte spricht sich Herr Lieber kürzer aus, da in den Statuten der zu errichtenden Anstalt dieser Gegenstand detaillirter erledigt wird. Doch sind die allgemeinen Gesichtspunkte, die er aufstellt, eben so besonnen und sachgemäß, als alles Uebrige. Hier einige Aeußerungen darüber:

„Es ist mir immer vorgekommen, daß einzig und allein die Methode von wahrhaftem Werthe ist, die die Individualität des Zöglings sowohl, als die des Erziehers ins Auge faßt. Methode muß ein Resultat der Wechselbeziehung des Lehrers und Schülers seyn. Daher muß den Lehrern die innerhalb der Gränzen des allgemeinen in die Anstalt einzuführenden Unterrichts-Systems größtmöglichste Breite der Bewegung gegönnt werden. Es ist Nichts leichter, als eine Methode vorzuzeichnen und sie anzuzwängen; aber die dem Heile des Schülers ersprießlichste anzuwenden, ist nicht so leicht. Das leitende Prinzip bei einer jeden Methode muß, nach meinem Dafürhalten, darin bestehen, die Selbstthätigkeit des Schülers anzuregen."

Das für Pädagogik so wichtige Prinzip, daß nicht ein todtes Schema von Abstractionen, vagen Grundsätzen und kahlen Forderungen den Lehrer leite, nicht ein leeres Fachwerk von Regeln ihm vorstehe, sondern wesentlich die Individualität des Zöglings dem Lehrer die zweckmäßigste Form des Unterrichts bieten müsse, hat der Verf. schon in der hier mitgetheilten Stelle ausgesprochen. Wir führen noch folgende an, wo es schärfer und mit eigentlicherem Bezuge auf diesen Punkt wiederholt ist:

„Es ist nicht schwer, ein System des Unterrichts aufzustellen, oder den Plan einer Anstalt zweckmäßig in seinen Umrissen zu entwerfen; aber es ist allerdings schwer, ein wirklich verständiger Erzieher zu seyn, dem die größtmöglichste Entwickelung seiner Zöglinge Herzenssache ist, und dem zur Erreichung dieses großen Ziels kein anderes Hülfsmittel zu Gebote steht, als eine redliche sorgsame Beobachtung ihrer Eigenthümlichkeit, so wie der menschlichen Natur überhaupt. Bacons weises Wort: „„Der Mensch weiß nur so viel von der Ordnung der Natur, als er beobachtet; mehr weiß er nicht, noch kann er wissen"", gilt von der moralischen Natur nicht minder, als von der physischen."

Noch heben wir einige Worte über die Schul-Disziplin aus. Das Detaillirte, wie es in dem Reglement für die Schule aufgestellt ist, liegt dem Zwecke dieser Mittheilungen ferner.

„Ich bin — im Staate, wie in der Schule — vorzüglich dafür, daß es milde, klare und möglichst wenige Gesetze gebe, und daß diese auf das Genaueste und Entschiedenste ihre zwingende Macht behaupten. — Von Zwangsmitteln bin ich am meisten für diejenigen, die den tiefsten Eindruck machen, d. h. für moralische, wo es nur irgend möglich. — Ich halte es ferner für eine der schönsten Eigenschaften eines Menschen, daß er den Gesetzen eines verständig regierten Staates gehorsam sey, und bin überzeugt, daß eines der wirksamsten Vorbereitungs-Mittel dazu der Gehorsam gegen die Schul-Gesetze sey. So wie nun der Gehorsam der edelste und würdigste ist, der aus unserer freien Wahl hervorgeht, so halte ich es für das Angemessenste, daß der Schüler mit der wahren Bedeutung und dem eigentlichen Zwecke der Schul-Gesetze bekannt sey, damit er aus freier Wahl sich ihnen füge. — So wie ferner im Staate die populairste Regierung die mächtigste ist, so giebt es auch auf der Schule keine einflußreichere Macht, als die der Lehrer sich selbst bereiten kann, — indem er sich seinen Zöglingen als treuer liebender Freund darstellt." —

Wir glauben, durch diese, wenn auch nur aphoristische Mittheilungen, die wir mit gleich treffenden Aeußerungen leicht hätten vermehren können, das Interesse für einen so wichtigen Gegenstand, als die Verbesserung des Unterrichts im Auslande, und zwar durch einen Deutschen, ist, angeregt zu haben. Nähere Details, wie sie ohnehin außerhalb der Tendenz dieses Blattes liegen, würden nur weniger interessiren, weil sie im Wesentlichen dem Einsichtigen sich schon aus den allgemeinen Gesichtspunkten ergeben, und haben wir diese auch nicht vollständig angegeben, so wird der Standpunkt, den Herr Lieber einnimmt, und sein verdienstliches Streben doch immer klar genug auch in diesen Wenigen hervortreten.

Bibliographie.

Don Carlos. From the German of Schiller. — **Baltimore** (Die Uebersetzung ist eine möglichst treue und folgt dem Original Zeile für Zeile, ja oft Wort für Wort; sie ist daher etwas steif gerathen, wiewohl dem Uebersetzer ein bedeutendes Talent nicht abgesprochen werden kann.)

Outre-Mer, or a pilgrimage beyond the Sea. (Eine Pilgerfahrt über's Meer.) Von Prof. Longfellow. **Boston.** [Es sind die Uebertragungen von Liedern und anderen Dichtungen aus mehreren Europäischen Sprachen.]

Guy Rivers. — Eine Georgische Erzählung vom Verf. des Mark Faber. 2 Bde. **New-York.** (Amerikanische Kritiker versichern, daß seit Cooper's Auftreten kein Novellist so viel Aufsehen unter ihren Landsleuten gemacht habe, als der gegenwärtige.)

The life of Alexander Hamilton. (Leben des Amerikanischen Generals Hamilton.) Von seinem Sohne J. C. Hamilton. **New-York.**

Mannigfaltiges.

— **Eine merkwürdige Reliquie.** Im Jahre 1813 fand man in der Kirche zu Hereford, zwei Fuß zwei Zoll unter dem marmornen Estrich, in einem in dem Gewölbe beigesetzten Sarge von rohen Brettern die Ueberreste eines ganz in Staub zerfallenen Leichnams, von dem aber der hintere Theil des Schädels mit etwas rothem gekräuseltem Haar an der linken Seite sich vollkommen erhalten hatte. Auf der Stelle der rechten Brust lag die Spitze des Bischofsstabes, der quer über den Leib nach dem linken Fuße hin sich erstreckte. An den Stab war vermittelst eines seidenen Bändchens, das noch ganz unversehrt war, die Bulle des Papstes Clemens VI wie man aus der Inschrift ersehen konnte, befestigt, und daran war, obgleich man keine Spuren mehr davon erkennt, wahrscheinlicher Weise das Instrument angeheftet, das die Aufhebung des Bischofssitzes von Hereford zum Gegenstand hatte. Ungefähr eine Hand breit unterhalb des Bischofsstabes lag ein goldener Ring und nahe dabei ein amethystartiger Stein, welcher gerade in denselben hineinpaßte. Noch fand man einige Flecken von seidenem Zeuge über dem Leichenmoder, die aber schon zu sehr zerfallen waren. Wie aus Leland und anderen Schriftstellern zu ersehen, rührten diese Ueberreste von John Tullich, dem achtundvierzigsten Bischof von Hereford her, der hier sechzehn Jahre residirte und 1352 zu Weihnachten starb. (Saturday Magazine.)

— **Erholung eines Künstlers.** Der Maler Hayman soll ein ausgezeichneter Boxer gewesen seyn. Als der heroische Marquis von Granby, der ebenfalls ungemein gern boxte, eines Tages zu ihm kam, um sich von ihm malen zu lassen, forderte er den Künstler auf, sich bevor er an das Werk ginge, erst einmal mit ihm zu versuchen. Der Vorschlag ward angenommen, und sogleich begann der Kampf. Sie waren anfangs Beide bei der besten Laune, bald aber reizte ein derber Stoß des Einen den Anderen heftig auf; es wurde ernst, und Beide stürzten hin, indem sie die Staffelei mit herunterrissen. Der Lärm zog die Frau des Malers herbei; sie fand ihren Mann und den Pair auf dem Boden gleich wüthenden Bären mit einander balgend, indem ein Jeder den Andern niederzustrecken sich bemühte, während er sich selbst auf den Beinen erhielt. Die Frau riß Beide aus einander; hierauf brachten sie ihren Anzug in Ordnung, und Hayman vollendete das Bild seines Gegners, der ihm nun ruhig saß. (Shilling Magazine.)

— **Der Lach-Schädel.** Die Sage von dem Lach-Schädel in Irland gründet sich auf eine seltsame schauderlich-possierliche Scene. Man erzählt sich, es habe einstmals ein Komiker, oder ein Minstrel Namens Clepsanus, auf der Insel Epoche gemacht, als ein Garrick seiner Zeit. Schon sein Gesicht hatte eine solche vis comica, daß Jedermann, mochte er auch noch so betrübt und niedergeschlagen seyn, sobald er ihn nur erblickte, sich des Lachens kaum erwehren konnte. Es war lange nach seinem Tode, als der Todtengräber dasselbe Grab, in welchem Clepsanus beerdigt worden war, für eine neue Leiche bereit machte, und den Schädel des Minstrels mit der Schaufel aufgriff und ihn auf einen großen nahgelegenen Stein hinstellte. Zufällig kamen einige Leute nach dem Kirchhofe, und als sie sich dem Stein näherten, brachen sie auf einmal in ein so fürchterliches Gelächter aus, daß der Todtengräber anfangs darüber erschrak. Er blickte sogleich umher, um die Ursache ihres übermäßigen Jubels zu erforschen; siehe, da erkennt er plötzlich den Ueberrest desjenigen Kopfes, über dessen Mund und Zunge einstmals so manches Auditorium in unmäßiges Gelächter ausgebrochen war; auf der Stelle ward er selbst angesteckt und mußte so heftig lachen, daß er kaum mehr weiter zu graben im Stande war. Endlich kam der erwartete Leichenzug herbei, unter dem jämmerlichsten Winseln und Klagegeschrei, wie das bei solchen Gelegenheiten in einigen Gegenden Irlands ganz üblich ist. Als aber der Zug in die Nähe des erwähnten Steines kam und den Schädel des Clepsanus erblickte, da ward plötzlich Alles wie durch einen Zauberschlag umgestimmt, und ein unauslöschliches Gelächter durchdrang die Luft. Wie die Sage geht, zieht diese seltsame Reliquie schon seit zwei Jahrhunderten die Aufmerksamkeit aller Lacher auf sich. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Freitag den 10. Oktober 1834.

Rußland.

Bemerkungen eines Russischen Reisenden über Syrien.

Von Ossip Morosoff.

Noch seh' ich sie vor mir, die kolossalen Umrisse der Gebirgsmassen, sich in dreifacher Felsenkette längs dem versengten Syrien hinziehen, ich eines der mühseligsten und bewegtesten Jahre meines Lebens brachte. Mit jenem Heißhunger für die Wissenschaften, mit jenem lbstvertrauen auf eigene Kraft, mit jener Nichtbeachtung der Gesund- t und mit der eigensinnigsten Beharrlichkeit, um das vorgesetzte Ziel erreichen, wie sie bei einem unerfahrenen Menschen von 20 Jahren so ht zu finden sind, zog ich einst, ohne Führer und ohne Unterstützung, jene noch so wenig erforschten Gegenden, nicht achtend der Gefahr, nen Rückzug aus dem schreckbaren Labyrinth der bis in die Wolken igenden Gebirge zu finden, auf denen man mitten im Sommer rieren kann, — und ohne Furcht vor den Thälern, in welchen das zanische Leben in der glühendsten Sonnenhitze gleichsam gesotten rd. Beschränkte Mittel geboten mir, Alles schnell kennen zu lernen d nichts zu vergessen, was ich bemerkt hatte. Von Schweiß triefend, leppte ich meine Bücher von einem Berge zum anderen — aus Bü- n bestand mein ganzes Vermögen — und in der Einsamkeit strengte meine Kehle an, um das Arabische gut auszusprechen, das meinem r aus dem Munde eines Druſen oder Beduinen so wohltönend ge- ngen hatte. Bald versuchte ich meine Kräfte in einem Maroniten- oster an Syrischen und Arabischen Handschriften, die ich in der ärm- jen Bibliothek eines gelehrten Mönchs gefunden hatte. Eilig schrieb das Bemerkenswertheste ab, las eben so eilig dasjenige durch, was nicht Zeit hatte, abzuschreiben, machte Auszüge, notirte mir die am ißten bezeichnenden Redensarten oder die auffallendsten Idiotismen der Umgangs-Sprache, und lernte sie in der Nacht auswendig. ei oder höchstens drei Stunden Ruhe auf einer nackten Fliese, mit inem Wörterbuch als Kopfkissen, waren hinreichend, mich zu neuer trengender Beschäftigung zu stärken, welche nur zuweilen durch eine gd auf Skorpionen, die sich auf den grauen Mauern meiner Zelle gten, oder auf die Abu Boreissom, eine unschuldige, ja sogar schöne echse, gegen welche ich aber einen nicht zu überwindenden Wider- llen hatte, unterbrochen wurde. Nachdem ich in einigen Tagen die eisheit des armen Klosters erschöpft hatte, machte ich mich auf den eg, um neue Beschäftigung zu suchen und mit anderen Einsiedlern e Schüssel mit in Oel gekochten Linsen zu theilen. So brachte ich eder 7 Monate zu, bis die übermäßige Anstrengung geistiger und perlicher Kräfte, so wie die schlechte und ungesunde Kost, mir eine ensgefährliche Krankheit zuzog. Doch diese Lehre genügte mir nicht. aum hatte ich mich von dem Bergfieber etwas erholt, so warf ich ch mit dem früheren Eifer auf die Arabische Sprache, erkrankte nach Monaten abermals und würde meine Gebeine wahrscheinlich in Sy- n gelassen haben, wenn mich nicht ein Freund, der leider später ein fer der Leidenschaft für das Reisen wurde, den Winter-Nebeln und darrenden Regengüssen der Berge entrissen und mich genöthigt hätte, ch Afrika zu reisen. Ungeachtet aller dieser Mühseligkeiten steht das habene Bild der majestätischen Gebirge Syriens mir beständig vor gen. Noch jetzt durchwandle ich gern in Gedanken die steilen Ab- nge der orientalischen Schweiz, mit ihren von den Händen des ar- ifsamen Syriers ausgebauenen, bis in die Wolken führenden Stufen, f die er Erde hinaufschafft, um Maulbeerbäume, Wein oder Weizen nzubauen. Noch sehe ich zu meinen Füßen die tiefen Thäler mit ih- n grünen Teppichen, mit ihren hellblauen rauschenden Bächen, mit n rosenfarbenen Blüthen des Rhododendron, die sich wie Bänder längs n Bächen hinziehen, und mit den gelben Häusern der heiteren Be- ohner. Neben mir erheben sich steile Felsen, einige mit ihren von olken umkränzten Häuptern und über die Wolken hinabschauenden löstern und Kirchen — andere mit blendendweißen, im Sonnenlicht änzenden Schneekuppen, und wieder andere geschmückt mit stolzen iefern und Cedern. Noch höre ich den lieblichen Klang christlicher locken mit ihrem lange wiederhallenden silbernen Echo aus den hohen elsenwäldern durch die Lüfte tönen; ich höre die klangvolle Stimme es Arabers, der mit seinem mit Erde beladenen Esel, die Felsen inanklimmend, mitten in Muhammedanischem Gebiete ein Lied zum obe der Jungfrau Maria anfängt!

Die Mühe, die ich mir gegeben, die Arabische Umgangs-Sprache ründlich zu erlernen, ward mit einem Erfolge gekrönt, der meiner Eigenliebe schmeichelte. Weil ich einige Kehllaute gut hervorbringen konnte, nannten die Araber mich Jeilussuf, einen Philosophen; ja einige behaupteten sogar, ich sey kein Franke, sondern ein Ibn el Arab, eines Arabers Sohn. Ich hatte einige schlechte Arabische Verse zusammengestoppelt, die meiner Umgebung gefielen, und nun verbreitete sich mein Ruf in die nahgelegenen Gebirge. Scheiche (Edelleute), Maroniten und Druſen besuchten mich, um eine Pfeife Dschebeli mit dem seltenen Franken zu rauchen, der „zu sprechen versteht", und politische Neuigkeiten aus Europa zu erfahren — ob z. B. der Papst gesund sey? Wie sich Fagfur, der Chinesische Kaiser, befinde? u. s. w. Die Scheiche und Honoratioren aus dem Mittelstande fanden mich sehr bewandert in den Staatswissenschaften. Die Mönche des Ordens der heiligen Therese, mit denen mich der ehrwürdige, in der Römischen Propaganda erzogene Bischof Suk el Kebira bekannt gemacht hatte, waren mit meinen Kenntnissen in Bezug auf die Europäische Damen-Toilette höchlich zufrieden, änderten aber bald ihre gute Meinung von mir, nachdem ich in einer frohen Gesellschaft, begeistert von dem Genuß des einheimischen Vino d'oro darzuthun wagte, daß die Erde sich um die Sonne drehe. Obgleich der Bischof mich aus allen Kräften vertheidigte, und ein angesehener dicker lebenslustiger Scheich, der den Wein sehr liebte, meine Partie nahm, so bemerkte ich doch, daß einige Mönche und namentlicher einer, der sich für einen Astrologen ausgab, sich bemühten, mich als Ketzer zu bezeichnen. Das Wort Farmasun gelangte einigemal zu meinen Ohren, und beunruhigte mich sehr. Zwar schützte mich der in diesen Bergen geachtete Name eines Russen gegen persönliche Beleidigungen; die nächste und empfindlichste Folge aber eines solchen Rufes konnte für mich die seyn, daß kein Syrier mir einen Bissen Brod mehr reichte und sein Pferd zum Reisen anvertraute, aus Furcht, daß ein Thier, von einem Farmasun geritten, sogleich sterben müsse. Ich hütete mich daher, meine Ansicht von dem Umdrehen der Erde um die Sonne weiter laut werden zu lassen und begnügte mich damit, diesen Gegenstand unter vier Augen mit dem Vorgesetzten des Klosters, Deir Mar Jacub, einem sehr guten Freunde, bei dem ich wohnte, zu verhandeln. Um meine Seele für das künftige Leben zu retten, suchte er mir das Grundlose meiner Ansicht deutlich zu machen. Als ich endlich aus Artigkeit seiner auf die Lehre des großen Aristoteles, Arist el Kebir, begründeten Meinung beitrat, schien er zufrieden und überzeugt, nicht nur die Sonne, sondern auch meine Seele gerettet zu haben.

An einem der schönsten Juli-Tage, wie man sie nur unter Syrischem Himmel erleben kann, wandelte ich mit einem Buche in der Hand auf dem platten Dache des schönen Klosters Ain Tur, das, 2000 Fuß über die Meeresfläche erhaben, die herrlichste Lage von der Welt hat, mit unbegränzten Aussichten auf Gebirge, Felsenklüfte, üppige Thäler, prächtige Lustwälder, Weinberge, Maulbeerbaum-Pflanzungen und auf das Mittelländische Meer. Es war gegen 4 Uhr Nachmittags. Die Sonne strahlte in ihrem vollen südlichen Glanze, und der azurblaue Himmel brannte in wahren Lichtflammen, die sich blendenden Gießbächen gleich ergossen, welche, scheinbar in weißen Schaum verwandelt, sich an der kalkartigen Farbe des Bodens brachen. Oben, in der Höhe des Klosters, war die Atmosphäre ziemlich frisch, und ein leichter mit den balsamischen Düften der in den Thälern wachsenden Kräuter gesättigter Seewind verbreitete eine erquickende Kühlung. Ungetrübt war der Blick in die weiteste Ferne; sogar das im tiefsten Hintergrunde liegende Kloster Deir Mar Jacub hatte sein graues Wolken-Gewand abgelegt. Mit Lesen beschäftigt, hatte ich nicht die mindeste Veränderung am Himmel bemerkt, bis eine dunkelgelbe, die Seiten meines Buches plötzlich überziehende Farbe, meine Neugier rege machte. Ich suchte in meiner Nähe den Grund dieser Erscheinung zu erforschen. Was mir zuerst auffiel, waren Haufen von Arabern, in verschiedenfarbigen Anzügen, die sich auf den benachbarten Hügeln versammelten. Es eilten Leute aus ihren Häusern und bestiegen Dächer und Anhöhen; Unruhe sprach aus ihren Bewegungen und aus dem Geräusch, das sie machten. Sie sahen zur Sonne hinauf. Auch ich richtete meine Blicke dahin und gewahrte eine Sonnenfinsterniß, wie man sie sich nicht schöner vorstellen kann.

Schon war der größte Theil der Sonne vom Trabanten der Erde bedeckt, als man im Kloster noch nichts von der Sonnenfinsterniß wußte. Ich war der Erste, der seinen Bewohnern dieses wichtige Ereigniß am Himmel mittheilte. Alles bestieg das Dach, um Augenzeuge des interessanten Schauspiels zu seyn; es war eine vollständige Verfinsterung. Nur geringe Aufmerksamkeit schenkten wir dem Volk, das sich um das Kloster herumbewegte. Oft umringte es die vor dem Klosterthor stehenden Mönche, die mit wichtiger Miene die Erscheinung zu erklären suchten. Plötzlich hörte man Pferdegetrappel in der Nähe des Klosters: eine mir bekannte Stimme rief: „Frendschi fi l deit? Chawadscha Jussuff ein n? Ist der Franke zu Hause? Wo ist Cha-

wadscha Jussuff?" Ich war in den Bergen unter diesen Benennungen bekannt.

Bald hatte sich der dicke Scheich Beschir*) auf das Dach hinaufgearbeitet. Mit ihm kamen einige der angesehensten Maroniten aus Suk el Kebir und ein großes Gefolge von Dienern. Der Superior des Klosters, mein unvergeßlicher Lehrer und Verfasser einer bekannten Arabischen Grammatik, Anton Arida, war gefährlich krank und ließ mich durch einen Abgesandten bitten, seine Stelle zu vertreten und den würdigen Scheich zu empfangen, der, als Bezirks-Emir, reicher Mann und Besitzer schöner Weinberge, von Allen auf das tiefste verehrt wurde. Es wurden Teppiche und Kissen herbeigebracht. Der Scheich ließ sich nieder, schlug die Beine kreuzweise über einander und begann, eine Pfeife zu rauchen. Ich setzte mich ihm gegenüber, während die übrigen Araber sich längs den Rändern des Teppichs vertheilten. In diesem Augenblick erschien athemlos mein Freund, der Präfekt des Klosters, Deir Mar Jacub. Aus seinem verstörten Antlitz schloß ich ganz richtig, daß er herbeigeeilt war, um sich über die Sonne bestimmt mit mir auszusprechen. Auch der dicke Scheich zeigte einige Unruhe und wollte mich augenscheinlich über irgend Etwas befragen; als ein Mann vom feinsten Ton aber, schritt er nicht eher zur Sache, als nachdem er mir die Versicherung gegeben, er sey vor Kummer fast gestorben, daß er seit einigen Tagen keine Nachrichten über mein Wohlbefinden gehabt. Während ich ihm darüber beruhigende Auskunft ertheilte, trank er seinen starken Kaffee, schwieg aus Artigkeit eine Zeit lang, warf dann einen Blick auf die Sonne, einen zweiten auf mich und sagte darauf: „Licht meiner Augen, geliebter Freund Chawadscha Jussuff, sage mir, um Deines Vaters willen, was hat das zu bedeuten?" — „Gott segne Dich, o Scheich! Das ist eine Sonnenfinsterniß." — „Als ob ich sie nicht sähe! Aber was will ein solches Ereigniß sagen?" — „Es will sagen, daß der Mond sich vor die Sonne gestellt hat." — „Der Mond oder der Teufel, das ist mir gleich. Ich will wissen, was es bedeutet, welches Unglück es verkündet?"

Ich lächelte. Der Scheich, stutzig über meine Heiterkeit in einer so gefahrvollen Zeit, nahm eilig die Pfeife aus seinem Munde, schob sie mir mit unaussprechlicher Grazie in den meinigen und sagte: „Chawadscha Jussuff, lange daure Dein Leben! Du, Mittelpunkt meines Herzens!... Du bist ein Philosoph: sieh' in Deinen Büchern nach und sage mir, was wir davon zu erwarten haben. Wie es heißt, steht unseren Bergen ein großes Unglück bevor."

„O, Scheich!" antwortete ich, „Du bist ein vollendeter Mann, Beherrscher des Verstandes, Vater der Vernunft: wie kannst Du solchem albernen Geschwätz Glauben schenken? Eine Verfinsterung ist die einfachste und natürlichste Sache von der Welt. Ich will Dir ein in Konstantinopel gedrucktes Buch zeigen, in welchem diese Erscheinung auf eine sehr befriedigende Weise erklärt ist, und Du wirst Dich selbst überzeugen, daß eine Sonnenfinsterniß nichts weiter bedeute, als daß die Sonne sich verfinsterte und mit uns, Sklaven der Götter, nicht das Mindeste zu schaffen hat." ....

Ich eilte in mein Zimmer und brachte ihm die Türkische Geographie von Hadschi Chalfa.**) Mit Hülfe der darin befindlichen Zeichnungen und einiger anderer, die ich ihm entwarf, suchte ich ihm die Stellung der Sonne im Mittelpunkte des Systems und die Bewegungen der Planeten und deren Trabanten um dieselbe so deutlich als möglich zu machen. Einfältig war der Scheich nicht, und er begriff sehr gut, was ich ihm sagte. Er nahm das Buch aus meiner Hand, betrachtete es von allen Seiten, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß es wirklich in Konstantinopel herausgegeben worden war, bedauerte er es sehr, daß er kein Türkisch verstände. Mein Freund, der Präfekt, der während der ganzen Zeit in größter Seelenruhe seine Pfeife geraucht hatte — er gab sich für einen Kenner der Türkischen Sprache aus, besonders, wenn er sich in seinem Geschwätz auf Aristoteles bezog, oder von dem Hunde Voltaire, Vultar el Keld, sprach —, sah sich, auf das Verlangen des Scheichs, genöthigt, auch seine Meinung über das erstaunliche Buch zu sagen; unglücklicher Weise aber verstand er kein Wort davon und bemerkte nur, als er mir das Buch zurückgab, daß es eine Dschagrafia sey, welche Wissenschaft von den Wundern und Seltenheiten der Schöpfung handele.

Der würdige Scheich, der über Verfinsterungen nie anders sprach, als wenn er die Flasche neben sich hätte, und so eben mit seiner zehnten Pfeife zu Ende gekommen war, gab zu verstehen, daß seine Kehle von Staub und Schlummer fast ausgetrocknet sey, worauf der Verwalter des Klosters ihm sogleich in einem schwarz gepichten Kruge alten Scharab ed dêged, oder vino d'oro, präsentirte. Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der Scheich ging auf die Europäische Politik über und erkundigte sich wieder nach dem Papst, nach dem Chinesischen Kaiser, nach der Engl Dunja oder Neuen Welt u. s. w. Es versteht sich von selbst, daß in des Scheichs Politik die Europäischen Frauen nicht fehlen durften; er ließ sich über diese mit sehr malerischen Farben vernehmen und schalt sehr ernsthaft einen jungen Mönch, der, während über diesen Gegenstand gesprochen worden war, immer seinen Abscheu bezeugt und die Weiber Schlangen genannt hatte. Zuletzt befahl er einem seiner Leute, einem lustigen geistreichen Jünglinge, der sich besonders durch sein frisches weißes Antlitz auszeichnete, so zu singen, wie die Frau des Französischen Konsuls in Saida. Bei dieser Parodie unserer Triller und Bravour-Stellen brach die ganze Gesellschaft in lautes Gelächter aus, und ich selbst mußte bekennen, daß der humoristische Araber die lächerliche Seite der Europäischen Musik sehr glücklich aufgefaßt hatte.

Der Scheich entfernte sich mit der ganzen Gesellschaft, sehr zufrieden mit seinem Besuche und mit der Sonnenfinsterniß. Ich begleitete die Gäste bis zum Thor und kehrte dann wieder nach dem Dache zurück. Schon glaubte ich, daß Alles weit weg wäre, als ich am Fuße des Berges Stimmen und sogar meinen Namen nennen hörte. Ich warf einen Blick hinunter, und sah meinen Scheich Beschir, die Pfeife wieder zwischen den Zähnen und einen zweiten Krug vor sich! Er hatte sich mit seinen Gefährten gelagert, und unterhielt sich mit ihnen von der Sonnenfinsterniß. Ich spitzte meine Ohren.

„Wahr ist es", sagte mit wichtiger Miene der Präfekt zu den Anderen, die ihm zuhörten, wie einem Propheten, „der Franke ist kein Narr; er „„weiß zu sprechen"", hat die Welt gesehen und urtheilt über viele Dinge sehr vernünftig. Nur muß man in seiner Gegenwart nicht von der Sonne sprechen. In diesem Punkt scheint der arme Teufel verrückt zu seyn. So wie man das Wort Sonne ausspricht, raisonnirt er so albern, so albern, daß es ein Jammer ist!"

Ich mußte laut auflachen, und wäre beinahe vom Dach gefallen, als ich diese Worte hörte, die sich mit der bedauernden und ehrlichen Miene des Redners meinem Gedächtniß dergestalt einprägten, daß ich jetzt, nach mehreren Jahren, noch jede Sylbe behalten habe. Meine ganze Theorie war beim Scheich verloren, den der Präfekt und astrologische Mönch wieder ganz für seine Ansicht gewonnen hatte, daß die Sonnenfinsterniß, der wir beiwohnten, dem Ottomanischen Reiche eine schreckbare Umwälzung verkünde. Es würden nämlich die Christen gegen die Ungläubigen aufstehen; der ganze Orient würde mit Krieg überzogen werden; Gott würde über den Libanon unerhörte und ungesehene Begebenheiten ergehen lassen, und Blut würde dergestalt fließen, daß nur die Spitzen der Berge zu sehen seyn würden. In größter Niedergeschlagenheit trennte sich endlich die Gesellschaft von ihren Krügen.

Zum Unglück nicht für die gesunde Vernunft, wohl aber für die armen Menschen — brach am Ende des nämlichen Jahres die Persische Revolution aus, und zu Anfange des darauf folgenden ward der Maroniten-Bezirk von der fanatischen Christen-Verfolgung der Türken heimgesucht. Der furchtbare Pascha von Acre brachte Blut und Thränen über die unschuldigen Berg-Bewohner.

In Aegypten traf ich später einige meiner Bekannten von Deir el Kebir wieder, die dem Schwerdte des grausamen Abdallah entronnen waren. „Nun, Chawadscha Jussuff? Was sagst Du nun zu der Sonnenfinsterniß? Erinnerst Du Dich noch unseres Streites?" Als Antwort zog ich Brod aus meiner Tasche, und reichte es ihnen, die mich einst in ihren Wohnungen so gut aufgenommen hatten. Sie wollten die Zipfel meines Gewandes küssen. Man sollte wahrlich bisweilen denken, die Natur gefiele sich darin, den Menschen in seinem Aberglauben zu bestärken. Ich meinerseits hatte bei dem, was ich erlebte, nur den Vortheil, Zeuge des Prozesses zu seyn, der uns zu Irrthümern verleitet und ganze Volksstämme in Unwissenheit erhält.

(E. A. H.)

*) Vermuthlich derselbe, der bei den letzten Aufständen gegen Ibrahim Pascha eine Rolle gespielt.

**) Von der Sylvestre de Sacy jetzt eine neue Ausgabe veranstaltet.

Bibliographie.

Russische Gesänge, von N. Ziganoff.

Sammlung aller Beschreibungen Karl Brüloff's Gemälde „Der letzte Tag Pompeji's".

Erzählungen. Herausgegeben von Alexander Puschkin.

Gedichte, von Alexandra Fuchs. Gedruckt in der Druckerei der Kasan'schen Universität.

Griechenland.

Blicke auf einige gelehrte Neugriechen der neuesten Zeit.

(Schluß.)

Konstantinos Wardalachos, in Alexandrien von Chiotischen Aeltern geboren, machte seine Studien ebenfalls in Italien und ging, nachdem er sie vollendet hatte, zuerst nach Bukarest, wo er (1807) als Lehrer der Hellenischen Sprache und Literatur und der Experimental-Physik angestellt wurde. Nach einigen Jahren (1814) ward er an die Schule in Chios gerufen, wo seine Vorträge der Griechische Jugend, welche von allen Seiten herbeiströmte, um sie zu hören, großen Nutzen gewährten. Unter dem Hospodarate des Alex. Suzos in der Wallachei wurde er abermals nach Bukarest berufen und daselbst zum Direktor des Gymnasiums der Hauptstadt der Wallachei ernannt. Nach dem Ausbruche der Griechischen Revolution ging er nach Rußland, wo er besonders viel zur Errichtung des Hellenischen Gymnasiums in Odessa beitrug. Im Jahre 1830 begab er sich nach dem freien Griechenlande, wohin ihn der Wunsch des Vaterlandes rief; als er aber von der Insel Syra nach Aegina schiffte, litt er nicht weit von der Insel Thermia (Kydnos) Schiffbruch und büßte auf diese Weise sein Leben ein, mit welchem zugleich mehrere seiner schätzbaren handschriftlichen Werke verloren gegangen sind. (W. hat 1812 eine Experimental-Physik und eine Rhetorik herausgegeben, die beide sehr geschätzt werden.)

Kryphytos Wamwos, von Chios gebürtig, war der Schüler des trefflichen Doreibeos Prolos aus Chios, und machte seine Studien in der Chemie unter dem berühmten Thénard in Paris. Von 1816 bis 1825 lehrte er am Lyceum in Chios die Chemie, die Hellenische Literatur, die Rhetorik u. s. w. Nach dem Beginne der Griechischen Revolution ging er nach Griechenland, wo er sich an Dimitrios Ypsilantis anschloß und denselben auf allen seinen Feldzügen bis zu Ende 1822 begleitete. Hierauf begab er sich nach Cephalonia, wo er privatim und öffentlich lehrte, bis er später nach Korfu an die dortige Universität, als Professor der Philosophie und Vorsteher des Seminariums, gerufen wurde. (Besonders wird die Rhetorik von Wammas geschätzt; außerdem übersetzte er auch Thénard's Chemie. Uebrigens hatte er, wie sich auch bei anderen Griechen sehr verschiedene Lehrfächer vereinigt finden, in Chios Moral, Chemie und allgemeine Geschichte vorgetragen.)

Benjamin Lesbios, von der Insel Lesbos gebürtig, studirte in Italien und Frankreich. In Folge seiner vorzüglichen Mitwirkung zur

Errichtung des Lyceums in Kydoniar (oder Aiwali, in Klein-Asien) wurde er zwanzig Jahre lang dessen Vorsteher, während welcher Zeit er viele Jünglinge in die Wissenschaften einweihte. Durch niedrige Kabalen gezwungen, Kydoniar zu verlassen, ging er nach Konstantinopel, und von da, auf den Ruf des Hospodars der Wallachei, Joannis Karadschas, nach Bukarest, wo er Mathematik und Physik lehrte. Später nahm er an dem Griechischen Freiheitskampfe Antheil und starb in Dürftigkeit in Nauplion den 26. August 1824. (Sehr ausführlich, besonders in Ansehung seines Lehramtes in Kydoniar, verbreitet sich Jakowakis Rizos, in seinem „Cours" p. 58 ff., über Benjamin Lesbios, von dem er unter Anderem auch erwähnt, daß er die Hypothese von einer ätherischen Substanz, die alle Körper durchdringe, alle Räume ausfülle, sich immer nach allen Richtungen hin bewege u. s. w., wenn nicht zuerst aufgestellt, doch weiter entwickelt, auch dafür den eigenen Namen: κινητικόν [das Bewegende], erfunden habe.)

Konstantinos Oikonomos, eben so wie sein jüngerer Bruder, Stephanos, aus Lariſſa in Thessalien gebürtig (sie sind Beide in einem benachbarten Orte: Tsaritsani, im Olymp geboren), wählte den Stand des Geistlichen, und ward zuerst als solcher in Lariſſa angestellt. Im Jahr 1810 ging er nach Smyrna, wo er, als Lehrer der Altgriechischen Literatur am neuerrichteten Gymnasium, viele ausgezeichnete Schüler gebildet hat. Auch schrieb er daselbst mehrere treffliche, der Griechischen Jugend wohlbekannte Werke (z. B. eine Poetik und Rhetorik.) Zu Anfange der Griechischen Revolution (eigentlich schon früher) ging er nach Konstantinopel, als Lehrer der Söhne der beiden Fürsten Mauruſis und als Prediger an der Griechischen Hauptkirche, und von da, bald nach der Ermordung des Patriarchen nach Odeſſa (wo er bei Beerdigung des Patriarchen die bekannte Leichenrede hielt). Von Odeſſa ging er nach Petersburg, wo er lange Zeit das Evangelium predigte und unter Anderem zwei Neugriechische Werke „über die richtige Aussprache des Griechischen" und „über die genaue Verwandtschaft des Griechischen und Slavisch-Russischen" herausgab. (In Berlin, wo er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt wurde, kam im Jahr 1833 eine Sammlung geistlicher Reden von ihm, aus den Jahren 1821 und 1822, heraus. Er ist namentlich als geistlicher Redner sehr geschätzt; aber nicht minder als Philolog und Linguist.)

Stephanos Oikonomos, des Vorigen Bruder, studirte in Wien Philosophie und Medizin, und ging später, da er Doktor der letzteren geworden war, ebenfalls nach Smyrna, wo er in den physischen Wissenschaften unterrichtete. Auch übersetzte er Buttmann's Griechische Grammatik, auf eine für Lehrer und Lernende nützliche Weise. (Er starb in Wien 1831.)

Theophilos Kairis, von der Insel Andros. Nachdem er in Kydoniar und Chios die Wissenschaften studirt hatte, ging er nach Pisa und Paris, um seine Studien fortzusetzen. Später lehrte er ein Jahr lang an der sogenannten evangelischen Schule in Smyrna. Als Benjamin Lesbios das Gymnasium von Kydoniar verließ, wurde Kairis als Lehrer an daſſelbe gerufen, was er auch beinahe zehn Jahre hindurch blieb. Trotz seiner Kränklichkeit und seines vorgerückten Alters war er später um die Errichtung eines Waisenhauses in seiner Vaterstadt thätig bemüht. (Der Grieche Alex. Sutsos — ein Anderer, als der oben erwähnte Dichter deſſelben Namens —, Verf. der „Histoire de la révolution grecque. 1829", sah den „durch seine seltenen Tugenden und ausgebreiteten Kenntnisse ausgezeichneten Greis" im Jahr 1826 auf der Insel Syra.)

Konstantinos Kokkinakis, von Chios, studirte von früher Jugend an die schönen Wissenschaften und die Musik. Während eines längeren Aufenthaltes in Wien übersetzte er mehrere nützliche Schriften, und ward endlich, mit dem Theoklitos Pharmakidis, Herausgeber des Logios Hermes (einer wissenschaftlichen Zeitschrift, die in Wien vom Jahr 1811 bis 1821 herauskam und höchst günstig für die Verbreitung der Aufklärung und auf die geistige Entwickelung der Griechen einwirkte). Dem Rufe der Freiheit folgte auch er nach Griechenland, wo er, wie früher, den Wissenschaften lebte und vor zwei Jahren (1831) auf der Insel Aegina gestorben ist.

Die beiden Brüder Kapetanakis, die aus Thessalien abstammten, gaben in Wien mehrere die Erziehung der Griechischen Jugend bezweckende Schriften heraus, z. B. über Geographie, Naturgeschichte u. s. w. Auch sie gehören zu den gelehrten Griechen der letzten vierzig Jahre, deren Aufenthalt in fremden Ländern nur den Nutzen und die sittliche Erziehung ihrer Landsleute beabsichtigte.

Evanthia, die Schwester des Theophilos Kairis, zeichnet sich unter den wenigen gebildeten Griechinnen vor Anderen aus. Sie befindet sich noch in Syra, wo sie sich mit einem Eifer mit den Musen beschäftigt, der ihrem Geschlechte Ehre macht. Es giebt von ihr eine sehr gute und elegante Uebersetzung der Schrift von Bouilly: Conseils à ma fille (gedruckt in Kydoniar, 1820), und ein Drama in Prosa: Νικηφόρος, worin sie mit lebhaften Farben die Katastrophe von Missolonghi schildert (gedruckt in Nauplion, 1826).

Nikolaos Piccolos, aus Tirnawo in Thessalien, wurde in Bukarest erzogen, wo er einer der vorzüglicheren Schüler des Vardalachos war. Er ward darauf Lehrer der Griechischen Geschichte am Lyceum in Chios, wo er, über seine Jugend hinaus, einen Schatz von mannigfaltigen Kenntnissen entwickelte. Er durchreiste später Deutschland, und nachdem er sich längere Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, ward er Professor der Philosophie in Korfu. Von da ging er nach Italien, um das Diplom als Arzt zu erlangen, und als solcher lebt er gegenwärtig in Bukarest. Es giebt von ihm einige Gedichte und gute Uebersetzungen, unter welchen sich die der Rede von Descartes über die Methode durch ihre Eleganz und Genauigkeit auszeichnet.

Michael Schinas, aus Konstantinopel, starb 1813 in Bukarest. Er wirkte auf die Griechische Jugend nicht allein durch sein Beispiel, sondern auch durch die Unterstützung hülfsbedürftiger und lernbegieriger Jünglinge. Unter den vielen handschriftlich nachgelassenen werthvollen Dichtungen zeichnet sich besonders die „Pandora" aus, die den Verf. als weit über seine Zeit erhaben darstellt.

Athanasios Wogoridis, aus Tirnawo in Thessalien, kam frühzeitig nach Bukarest, wo er den berühmten Cambros Photiadis hörte, aus dessen Schule viele Schüler hervorgegangen, und dessen Nachfolger, da er leider zu früh starb, Wogoridis im kaum zwanzigsten Jahre nicht ohne Erfolg wurde. Nach einigen Jahren ging er nach Deutschland, um die höheren Wissenschaften und die Medizin zu studiren, und von da nach Paris, wo ihn der Tod, in der Blüthe des Lebens, dahinraffte, — beschäftigt mit den Plänen zu mehreren Schriften, die alle die Belehrung der Griechischen Jugend zum Zwecke hatten.

Konstantinos Asopios, aus Joannina, studirte daselbst die Altgriechische Sprache unter dem berühmten Psalidas. Später ward er nach Triest als Lehrer der Neugriechischen Sprache berufen, und nachdem er mit Unterstützung des Lords Guilford in Deutschland, Frankreich und England gewesen war, um seine Kenntnisse zu vermehren, wurde er als Professor der Griechischen Sprache an der durch Guilford gegründeten Universität in Korfu angestellt, wo er noch jetzt, von Allen geliebt und geachtet, lehrt. —

So viel theilt Alexander Sutsos a. a. O. über den angegebenen Gegenstand mit. Daß er hierbei manchen gelehrten Neugriechen der letzten vierzig Jahre unerwähnt gelassen hat, kann ihm gerade nicht zum Vorwurfe gemacht werden. So hat er den ehrwürdigen Korais (starb den 6. April 1833 in Paris, 85 Jahr alt) im Gedichte selbst höchst ehrenvoll erwähnt; aber gewiß hat er nicht für nöthig gehalten, mehr über ihn in den Anmerkungen zu sagen, da er unter den Griechen selbst bekannt genug ist. Außerdem fehlen: Tritupis (Griechischer Gesandter in England und als Redner geschätzt), Phurnarakis (Uebersetzer mehrerer Schriften aus dem Französischen), Polyzoidis (ebenfalls; hat sich übrigens neuerlich, als Präsident des Gerichtshofes in Nauplion, bei Gelegenheit des Prozesses gegen Kolokotronis u. s. w. höchst unwürdig, zu Gunsten der Angeklagten, benommen), Kümas (Lehrer in Smyrna und, als Schriftsteller, Philosoph, Historiker und Lexikograph bekannt), Darvaris, Anthimos Jasis, Konstantas, Philippidis u. A. Es findet sich vielleicht Gelegenheit, auch über diese Einiges zu anderer Zeit in der Kürze mitzutheilen, — und zwar in Betreff dieser, wie in Ansehung obiger, nur in der alleinigen Absicht, im Allgemeinen die Neugriechische Literatur, und die gelehrten Neugriechen selbst, den Deutschen näher zu rücken. K.

Bibliographie.

Eine, von Wien den 1. Juli 1834 aus datirte, εἰδοποίησις περὶ τῆς ἐκδόσεως λεξικοῦ τῆς παλαιᾶς καὶ τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς γλώσσης, bringt die Notiz, daß gegenwärtig in Wien das vor 25 Jahren begonnene und darauf im Jahr 1816 in drei Bänden vollendete Wörterbuch der Griechischen Sprache, von Anthimos Gasis (wobei besonders auch auf das von Schneider Rücksicht genommen worden), mit 9000 neuen Wörtern bereichert, wieder abgedruckt wird. Es soll im nächsten Jahre, 2 Bde. in 4., vollendet seyn. Der Preis ist zu 30 Gulden Conventions-Münze bestimmt.

England.

Memoirs of the Life etc. (Aus Hanna More's Leben und Briefwechsel.) Von William Roberts. 4 Bde. London, 1834.

Hanna More war eine der wenigen Naturen, die ein enthusiastisches Temperament mit einem ernsten Streben vereinigen. Ihr Enthusiasmus führte sie zu mancher Quelle geistigen Genusses, allein sie genoß mit weiser Selbstbeschränkung. Eine Dame von so glücklichen Naturgaben paßte ganz für jenen literarischen Zirkel, in den sie zu ihrem Glücke frühzeitig aufgenommen ward, und dessen Beifall sie einen großen Theil ihres Ruhmes verdanken mag. Wer mit genialen Menschen in vertrautem Umgang lebt, der versteht sie oft besser zu würdigen, als wenn er sie nur aus ihren Schriften kennen gelernt hätte, und dies scheint eben in Beziehung auf Hanna More der Fall gewesen zu seyn. Diejenigen, die sie persönlich am besten kannten, zollten ihr auch die größte Bewunderung, vielleicht, weil sie die beste Gelegenheit hatten, ihren Charakter kennen zu lernen, von dem sie in ihren Schriften nur einige Seiten entfaltet. Werke, wie das vorliegende, verdienen also mit Dank aufgenommen zu werden.

Das Leben dieser ausgezeichneten Frau bietet uns keine der merkwürdigen Katastrophen, denen der Genius oft seine Entwickelung verdankt. Die Umstände vergönnten ihr in einer frühen Periode, dem friedlichen Lauf ihrer Neigungen zu folgen, und geistiger Umgang gab ihnen die zweckmäßigste Richtung. Hanna More wurde 1745 in Gloucestershire geboren, wo ihr Vater Vorsteher einer Schule war. Ihr lebendiger Geist hielt den von Kindheit an schwächlichen Körper bis in ein sehr hohes Alter aufrecht. Schon als Kind zeigte sie ungemeine Fähigkeiten, deren Ausbildung ihre vortrefflichen Aeltern sich angelegen seyn ließen. Immer kritzelte sie Reflexionen und Verse auf jedes Stückchen Papier, das ihr in die Hände fiel. Bald verwandelten sich diese ersten Versuche in ganze Briefe an moralisch verderbte Menschen, zu denen sie auch gleich die Antworten schrieb, welche Zerknirschung und den Vorsatz, sich zu bessern, ausdrückten.

Da Hanna's Eltern nur in sehr mittelmäßigen Umständen waren, so erzogen sie ihre Töchter zu Lehrerinnen an einer Pensions-Anstalt, die sie in Bristol errichteten. Hanna sah, daß ihre jungen Gefährtinnen, in Ermangelung gut ausgewählter eigener Bücher, Stücke von Dramen auswendig lernten. Dies bestimmte sie, in ihrem siebzehnten Lebensjahre ihr niedliches Pastoral-Drama: „Das Streben nach Glückseligkeit", zu schreiben, welches von der Jugend beiderlei Geschlechts

noch immer mit Interesse gelesen wird. Um diese Zeit machte sie die Bekanntschaft Sheridan's, des Astronomen Fergusson und des unglücklichen Langhorne, von dessen launigen Briefen in vorliegender Sammlung einige aufbewahrt sind. Als sie im zweiundzwanzigsten Jahre stand, bewarb sich ein reicher Gentleman, der über zwanzig Jahre älter war, um ihre Hand; allein dieser Herr konnte ein Gemüth, wie das ihrige, nicht fassen; er scherzte nur mit ihren Gefühlen, und nachdem ihre Heirath zwei oder drei Mal aufgeschoben worden war, ging die Verlobung, durch Vermittelung einiger Freunde, wieder zurück. Der Ex-Bräutigam fühlte jedoch sein Unrecht so tief, daß er ihr eine jährliche Summe anwies, die sie in den Stand setzte, in ihren literarischen Bestrebungen ungestört fortzufahren.

Hanna More besuchte jetzt erst London, wo sie mit Johnson, Joshua Reynolds, Garrick, Burke und anderen ausgezeichneten Personen Bekanntschaft knüpfte, bei denen sie auch die schmeichelhafteste Aufnahme fand. Ihr Entzücken, als sie zuerst nach London kam, und als zwei ihrer Schauspiele, von Garrick auf die Bühne gebracht und von Johnson ausposaunt, mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden, spricht sich anmuthig in Briefen der Dichterin an vertraute Freunde aus, die jedoch am besten im Zusammenhang gelesen werden. Wir wollen sie hier nur von ihren geistreichen kleinen Assembleen eine Skizze entwerfen lassen.

— — „Um sieben Uhr kam die Gesellschaft zusammen. Die dramatis personae waren Mistreß Garrick, Mistreß Boscawen und Miß Reynolds; meine Galans waren Dr. Johnson, Dean Tucker und zuletzt — aber nicht der Letzte in unserer Liebe — David Garrick. Sie wissen, daß man, wenn Johnson da ist, ziemlich lang an den Theetisch gefesselt bleibt, und wirklich konnte ich erst nach anderthalb Stunden loskommen. Mein Ohr war geöffnet, die Zunge aber verschlossen, und Alle blieben da bis eilf Uhr. Garrick war gleichsam die Seele der Gesellschaft, und nie hab' ich auch Johnson so bei guter Laune gesehen. Oft habe ich gehört, daß man die Gesellschaft dieser Beiden nie recht genießen kann, außer wenn sie beisammen sind. Diese Bemerkung ist sehr wahr; denn als die Gesellschaft eben aufbrechen wollte, rückten Johnson und Garrick erst näher zusammen und erzählten alte Geschichtchen, sogar aus ihren Knabenjahren. Wir standen Alle um sie herum und lachten in Einem fort, allen Regeln der Wohlanständigkeit zum Trotze."

Garrick's plötzlicher Tod unterbrach diese Glücks-Epoche. Hanna More zog sich nach dem Verluste eines so theuren Freundes eine Zeitlang ganz von der Gesellschaft zurück. Dann und wann besuchte sie ihre Schwestern in Bristol, und kehrte dann nach London zurück, um mit den Schutzherren der damaligen Literatur in naher Berührung zu bleiben. Diese Periode ging aber für ihren Geist nicht ungenützt vorüber, und sie arbeitete unablässig an der Ausbildung ihrer Talente. Alle ihre Briefe zeigen die Moralistin und die Dame der großen Welt in merkwürdigem Kontrast. Am interessantesten aber ist Hanna More's Korrespondenz mit dem jovialen Horace Walpole. Ihre Naivetät, welche einen so liebenswürdigen Zug in ihrem streng sittlichen Charakter bildete, giebt sich am besten aus dieser Korrespondenz zu erkennen.

Endlich sagte Hanna More der großen Welt Lebewohl und leitete, im Verein mit ihren Schwestern, einige Schulen für Armenkinder. Bekannt sind ihre rühmlichen Bemühungen, das Erziehungs-Wesen unter den niederen Ständen zu verbessern, und auch ihre klassischen Schriften bedürfen keiner ferneren Anpreisung. Sie endigte ihr edles und musterhaftes Leben zu Clifton, in dem hohen Alter von 88 Jahren.

Bibliographie.

A new translation of the holy bible, from the original Hebrew only. (Neue Uebersetzung der Bibel, nach dem Hebräischen Original.) Von J. Bellamy. 4. 16 Sh.

An account of the present state etc. (Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico.) Von Oberst Flinter. 9 Sh.

Social evils and their remedy. (Gesellschaftliche Uebelstände und deren Abhülfe.) Von dem Prediger E. W. Taylor. 2 Bdchen. 8 Sh.

On the anatomy and diseases of the neck, of the bladder and of the urethra. (Ueber die Krankheiten des Halses, der Blase und der Harnröhre.) Von Guthrie. 12 Sh.

The last days of Pompeji. (Die letzten Tage von Pompeji.) Roman von E. L. Bulwer. 3 Bde. 31½ Sh.

Octavia Elphinstone. — Erzählung von Miß Anna Tallant. 2 Bde. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Ehemalige Post-Communication im Schottischen Hochlande. Obgleich schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Communication zwischen den Hochländern und ihren Nachbarn in mehreren Richtungen eröffnet war, so benutzten doch die Einwohner erst ziemlich spät die Vortheile einer guten und bequemen Straße. Eine lange Zeit nach der Unterdrückung des Aufstandes von 1745 war noch die große Straße des Hochlandes bei Badenoch von Räuberbanden unsicher gemacht; der Weg über das Grampian-Gebirge war so gefahrvoll, daß manche Leute, ehe sie eine Tagereise in ihre Nachbarschaft unternahmen, es für gut hielten, zuerst daheim ihr Testament zu machen. Kleine Hochländische Klepper waren es, die der Vornehmere eben sowohl als der Landmann benutzte; Wirthshäuser waren nur wenige da, und zwar in einem äußerst schlechten Zustande; und als die Post-Chaisen eingeführt wurden, berathschlagte man, ehe man dergleichen miethete, oft Wochen und Monate lang darüber, und berechnete die Kosten, die einer der Theilnehmer zu tragen haben würde. War erst das Geschirr und Wagenzeug alles nach vieler Mühe zusammengebracht, so bestieg man endlich die Post-Kutsche, und am Abend des achten Tages nach der Abreise von Inverneß kam man müde und matt auf der Hoch-Straße oder dem Gras-Markt von Edinburg an.

(Anderson's Guide.)

— Bewegung. Der Mensch ist nicht zur müßigen Ruhe geboren; seine Organe wollen in Thätigkeit und seine Glieder in Bewegung seyn. Zu viel Schlaf ermattet und lähmt die Körperkraft, während die Bewegung dieselbe belebt und stärkt; sie giebt dem Lebens-Prinzip selbst immer einen neuen Impuls, indem sie den Umlauf aller Flüssigkeiten in den verschiedenen Kanälen befördert, indem sie die Absonderung der verschiedenen Feuchtigkeiten erleichtert und diejenigen fortschafft, die, wenn sie zurückbleiben, dem ganzen Körper Gefahr drohen. Die Vortheile der Bewegung sind aber hiermit noch nicht erschöpft; sie allein verhindert es, daß sich die Lebenskräfte alle in dem Gehirn oder dem Magen konzentriren, was gewöhnlich eine Folge des zu vielen Schlafes ist; sie erhält und stellt beständig das Gleichgewicht in den einzelnen Theilen her und zündet gewissermaßen den Lebensfunken des menschlichen Geistes immer von Neuem an. Addison war zwar kein Mediziner, betheuerte aber, in der festen Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Körper-Bewegung, daß, wer mit einer regelmäßigen Beobachtung derselben nur noch Mäßigkeit in allen physischen Genüssen verbindet, gewiß selten zur Medizin seine Zuflucht zu nehmen braucht. Eine große Wahrheit, zu der uns die Geschichte unzählige Belege liefert. Swift, an dessen Leben man bei einer heftigen Mißsucht schon ganz verzweifelte, gelangte nur vermittelst einer regelmäßig beobachteten Bewegung zum vollen Genusse seiner Gesundheit. Galen, der in einem Alter von dreißig Jahren äußerst schwächlich war, verbesserte auf dieselbe Weise seine Körper-Constitution und brachte es zu einem hohen Alter, so wie auch Herodicus, der Lehrer des Hippokrates, der gleichfalls in seiner Jugend sehr siech gewesen. Und gewiß war es auch nur die Ueberzeugung von den guten Wirkungen der Bewegung, die Sokrates und Agesilaus vermochte, es nicht unter ihrer Würde zu halten, mit ihren Kindern zuweilen auf einem Stecken zu reiten; eben so verschmähten es auch Scipio, Laelius und der Hohepriester Scaevola nicht, sich am Wurfscheiben und Topfwerfen zu ergötzen, indem diese körperliche Bewegung sowohl zu ihrer Erholung, als zur Erhaltung und Stärkung ihrer Lebenskraft und Gesundheit diente.

(Rules for the Health of the Aged.)

— Die Taucher im Deccan. Der Lieutenant Taylor, dem wir folgende Beschreibung verdanken, verlor einst beim Schwimmen in einem Teiche im Deccan einen Diamantring; man rieth ihm, sich deshalb an eine Taucher-Gesellschaft zu wenden, die ihm auch, wider alles Erwarten, nach etwa sieben Stunden den Edelstein wieder zustellte. Der Chef der Gesellschaft war in diesem Theile Indiens als Taucher berühmt. Er trug gewöhnlich einen kostbaren Stock, den er von dem Peischwah Bajie Row, als er demselben einen werthvollen Smaragd aus dem Kaptie-Flusse heraufholte, zum Geschenk erhalten. Er versicherte dem Lieutenant Taylor, daß sein Geschäft zwar mühevoll und anstrengend, aber im Allgemeinen auch sehr lohnend sey. Das Nähere über dasselbe ist Folgendes: — Eine Taucher-Gesellschaft besteht gewöhnlich aus drei Personen, von denen zwei wechselweise untertauchen, während der Dritte oben am Ufer bleibt. Die zwei Taucher lassen sich an der ihnen bezeichneten Stelle hinab, indem sie jeder einen trichterförmigen hölzernen Eimer mit sich nehmen, der ungefähr sieben Zoll tief und zwei und einen halben Fuß im Durchmesser hat. So wie ein Eimer mit Erde und Sand, die der Taucher unten ausgräbt, gefüllt ist, wird er hinaufgelassen und an das Ufer befördert, wo dann der Dritte von der Gesellschaft Alles sorgfältig durchwühlt und untersucht. An Stellen, wo das Wasser nicht tief ist, tritt der eine der beiden Taucher dem Anderen, wenn er untergetaucht, auf den Nacken, um ihn so unter der Oberfläche zu erhalten, und auf ein bestimmtes Zeichen geht er dann seinen Fuß zurück, wenn Jener hinauf will. Ist aber das Wasser tief, so senkt der Taucher einen schweren Stein, der vermittelst eines Taues an einen Kahn befestigt ist, hinunter und läßt sich so mit hinab. Auf diese Weise arbeiten sie mehrere Stunden hinter einander, indem die Taucher sich beständig abwechseln, bis sie die ganze Oberfläche des Bodens an der ihnen angegebenen Stelle untersucht haben. Wird nur mit der gehörigen Genauigkeit zu Werke gegangen, so verfehlen sie selten ihr Ziel. Sie bleiben gewöhnlich bei dem jedesmaligen Untertauchen eine bis anderthalb Minuten unter Wasser, und wenn es tief ist, oft noch länger. Bei ihrer Löhnung wird lediglich auf den Erfolg gesehen. Gewöhnlich erhalten sie ein Drittheil des Werthes des aufgefundenen Gegenstandes, das sie sodann gleichmäßig unter sich vertheilen.

— Ein Zoophyt in Granada. An der Felsenwand in der Nähe der Stadt Granada, ungefähr zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers, entdeckte man eine Thier-Blume (eine Art Zoophyt), die aus einem, in einer zylinderförmigen an das Ende des Felsens fest sitzenden Röhre, eingesperrten Wurm besteht, der zu dem anderen Ende der Röhre seine Fühlfasern hinausstreckt; wenn diese gehörig ausgebreitet sind, so haben sie etwas Trichterartiges, und die Blume sieht dann vollkommen der Passiflora oder Granadilla (Passions-Blume) ähnlich; sobald die Blume gehörig entfaltet ist, zeigt sie sich äußerst empfindlich gegen Alles, was ihr nahe kommt, und es ist fast unmöglich, sie in dem Zustande mit Gewalt zu erhalten, da sie sich (ungefähr so wie eine Schnecke, deren Fühlhörner man berührt) bei dem leisesten Wellenschlage in ihr Rohr-Haus zurückzieht. Ob das Thierchen sein Haus nach Belieben von dem Felsen los zu machen im Stande sey, darüber läßt sich noch nichts Gewisses sagen, indem verschiedene Behauptungen darüber im Umlaufe sind.

(History of the British Colonies)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Montag den 13. Oktober 1834.

China.

A Sketch of Chinese History etc. (Skizze einer Geschichte China's nebst einem Rückblick auf den Verkehr des Auslandes mit China.) Von K. Gützlaff. 2 Bde. London, 1834. *)

Der Missionair Karl Gützlaff aus Stettin, dem wir schon mehrere interessante Berichte über seinen mehrjährigen Aufenthalt in Siam und seine Reisen an China's Ost- und Nordost-Küsten verdanken, giebt uns in dem vorliegenden Werke — unseres Wissens zum ersten Mal — Proben von seinem theoretischen und literarischen Erwerb auf Chinesischem Boden. Mit lebhaftem Interesse und dem günstigsten Vorurtheil haben wir das Werk eines Deutschen aufgenommen, dessen Gewandtheit im praktischen Gebrauch der Chinesischen Sprache den Chinesen selbst in solchem Grade imponirt hat, daß einzelne Individuen dieser Nation — und nicht eben Leute von der ungebildetsten Klasse — ihn öfter unbedenklich für ihren Landsmann hielten. Dazu kommt noch, daß Herrn Gützlaff, so oft er von seinen geistlichen Berufsarbeiten feiern und der Chinesischen Literatur seine Aufmerksamkeit schenken will, die besten literarischen Hülfsmittel zu Gebote stehen müssen, und daß er zu leichterer Benutzung derselben wahrscheinlich sogar des unschätzbaren Beistandes literarisch gebildeter Chinesen sich erfreuen kann.

Dieses letztere heben wir deshalb hervor, weil wir recht gut wissen, daß Gewandtheit im Sprechen — gewissermaßen selbst im Schreiben — einer sehr schwierigen Sprache und leichtes Verstehen der Original-Werke durch eine gewaltige Kluft von einander geschieden sind, und vielleicht in keiner Sprache so sehr, als eben im Chinesischen. Alle Werke, deren Inhalt wissenschaftlich, oder wenigstens ernsterer Natur ist, (Geschichte, Geographie, Statistik, Moral, Philosophie, Medizin u. s. w.) sind in einem Stile geschrieben, der von dem Stil der gewöhnlichen Umgangs-Sprache gar sehr abweicht, und ein besonderes, unausgesetztes Studium erfordert.**) Herrn Gützlaff's praktische Sprach-Kenntniß würde ihm also — auch wenn er daneben eine Unzahl von Charakteren im Gedächtniß hätte — nimmermehr unmittelbaren Zutritt in das Heiligthum der Chinesischen Literatur verschaffen; wohl aber gerösse er des Vortheils, verständige und wohlunterrichtete Chinesen in tausend Verlegenheiten mündlich und schriftlich konsultiren zu können, welcher Vortheil, mit lebendigem Eifer für den Gegenstand benutzt, gewiß ein glückliches Resultat herbeiführen müßte.

Auf diesem Wege gewännen wir aber zunächst nur reiches Material, und um dieses Material, den Bedürfnissen unserer Zeit angemessen, zu verarbeiten, dazu ist kritischer Geist, eine allgemeinere wissenschaftliche Bildung und gänzliche Freiheit von allen Vorurtheilen unbedingt nothwendig. Die erste dieser Eigenschaften kann allerdings nicht erworben werden, nur entwickelt und ausgebildet, ist sie aber wirklich bei einem Individuum vorhanden, so schadet die Abwesenheit der beiden anderen ihrer Entwicklung ungemein.

Der Mangel einer wissenschaftlichen Grundlage, Befangenheit in Vorurtheilen und große Einseitigkeit sind aber leider bei den meisten Missionairen vorherrschend, besonders, wenn sie ihr Vaterland noch vor der Zeit einer gewissen geistigen Reife verlassen, und alle Verbindung mit demselben abgebrochen haben, wie so viele protestantische Missionaire unserer Tage. Wir wollen gern zugeben, daß die Letzteren ein reineres Christenthum predigen, und sich dabei redlicherer Mittel bedienen, als ihre katholischen Vorgänger in den letzten zwei Jahrhunderten; allein hier haben wir es bloß mit ihrem wissenschaftlichen Verdienste zu thun, und in diesem Betracht stehen sie unstreitig auf einer tieferen Stufe, als jene, deren Bildung zwar auch stationair blieb, die aber wenigstens einen gediegenen Fond von Hause mitgebracht hatten, die Chinesische Literatur weit unparteiischer würdigten, und oft mit wahrer Begeisterung für ihren Gegenstand schrieben.

Das vorliegende Werk unseres Deutschen Landsmannes hat uns nun leider überzeugt, daß auch Herr Gützlaff in theoretischer Hinsicht auf keinem höheren Standpunkte steht, als seine Kollegen, und demnach unserer Erwartung keineswegs entsprochen. Von seiner Kenntniß der einheimischen Literatur der Chinesen giebt das Werk, insofern es historisch ist, nur sehr unsichere Beweise. Die sehr kurze Vorrede, in welcher man Rechenschaft über die von dem Verf. benutzten Quellen erwarten sollte, enthält nichts dieser Art, und am Schlusse der einzelnen Kapitel zitirt er zwar Chinesische Historiker, aber auch eben so oft die Histoire générale de la Chine, von Mailla, den Pater Du Halde, die Memoires des Missionaires, und andere, besonders ältere Werke über China. Die ganze „historische Skizze" (1ster Bd. S. 117 — 436, und 2ter Bd. bis S. 80) enthält, von der mythischen Periode bis auf Khian lung, nichts Wesentliches, und kaum etwas Unwesentliches, das ältere Europäische Werke, wie z. B. die obenerwähnte Histoire générale, Pater Gaubil's Histoire des grands Tang u. s. w., nicht weit ausführlicher enthielten, und ihr ganzer Vorzug beschränkt sich auf gedrängtere Kürze und einen lebhafteren, jugendlicheren Stil. Der Pragmatismus des Herrn Gützlaff ist ein biblischer, und die Begebenheiten sind wenig anders, als chronikmäßig an einander gereiht. Unsere Kenntniß der Chinesischen Geschichte wird durch das Werk nicht weiter gefördert, allein es gewährt doch wenigstens eine angenehmere Lektüre, als frühere Schriften dieser Art, und wo dem Verf. ein besonders großartiger Charakter begegnet, wird er gegen seine Gewohnheit kosmopolitisch und in dem Strome der allgemeinen Bewunderung mit fortgerissen.

Der Geschichte selbst läßt Herr Gützlaff eine chronologische Uebersicht der Kaiser-Dynastieen vorangehen (S. 75 — 116), in welcher die Namen der einzelnen Regenten und ihrer Regierungs-Prädikate auch mit Chinesischen Charakteren geschrieben sind. Dergleichen Tabellen besitzen wir schon lange, nur weit vollständiger, indem der Verfasser die (größtentheils von Ausländern, als Türken, Tungusen und Mongolen gestifteten) Neben- oder Parallel-Dynastieen nicht mit aufgenommen hat. Die Fürsten derselben haben eben so gut wie die echt Chinesischen Kaiser ihren Regierungs-Jahren ehrende Prädikate beigelegt, und nach ihrem Tode posthume Titel erhalten, Beides in Chinesischer Sprache. Pater Hyakinth erwähnt in den Russischen Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des San dsjö king die Chinesischen und Tatarischen Namen der Kaiser dieser Dynastieen (ausgenommen Hia II.), obgleich man sie hier eher entbehren könnte, da das Historische im San dsjö king nicht Hauptsache ist.

Wenn schon der eigentlich historische Theil des vorliegenden Gützlaff'schen Werkes keinen sicheren Beweis von der Chinesischen Gelehrsamkeit des Verfassers giebt, so käme man beim Lesen der einleitenden Kapitel (S. 2 — 74), worin er von Geographie, Statistik, Sitten und Gebräuchen, Sprache, Literatur und Religion handelt, beinahe in Versuchung, ihm jede tiefere Kenntniß der Chinesischen Literatur, ja der Nation selbst, abzusprechen.

Es herrscht in dieser Einleitung eine ganz unbegreifliche Gleichgültigkeit, ja selbst Antipathie gegen alle Materien, die ein allgemein menschliches Interesse haben, dem gelehrten Forscher höchst wichtig sind und dem Heidenbekehrer, schon in seinem eigentlichsten Berufe, wichtig seyn sollten. Von solchem Standpunkt betrachtet, darf es uns denn auch nicht Wunder nehmen, wenn wir z. B. über die sogenannte Religion der Gelehrten, über die Sekte Tao und den Buddhismus ganz dieselben dürftigen und skelettartigen Notizen finden, wie in Morrison's View of China, die bereits vor siebzehn Jahren an's Licht trat und Morrison's erster literarischer Versuch auf Chinesischem Gebiete war. Herr Gützlaff schreibt die View of China unbedenklich aus, und fügt statt eigener Beobachtungen nur Klagen und Seufzer hinzu. Von wem darf man aber eine auf eigenes Studium und eigene Erfahrung basirte, eine genaue und befriedigende Charakteristik der heidnischen Religionen mit größerem Rechte erwarten, als von dem Missionair selbst, und was für ein Segen kann daraus entstehen, wenn er im Kampfe gegen das blinde Heidenthum die eigenen Augen zublinzt, und die religiösen Meinungen und Vorurtheile der Heiden nicht selbständig zu ergründen und zu motiviren sucht? Wir könnten hier noch manche analoge Betrachtung anknüpfen, wenn es mit dem Zweck dieser Notiz sich vertrüge.

Alles Uebrige, was diese Einleitung noch bietet, versetzt uns wieder nicht sowohl in das Chinesische Reich, in das öffentliche und Privat-leben der Chinesen, in ihren Charakter und ihre Denkungsart, als vielmehr in — Morrison's View of China, die endlich so ziemlich ausgeschöpft ist, wie man von einem so dünnen Quartband nicht anders erwarten kann. Was würden wir von einem Maler denken, der die sehr mittelmäßige Kopie seines Vorgängers noch einmal kopirte, während das Original selbst in frischem Leben vor ihm stünde? Nichts erinnert uns an den Reisenden, der mit Chinesen aller Stände in tägliche Berührung gekommen ist und tausend Gelegenheiten gehabt hat, in tausend Dinge mit eigenen Augen zu schauen; nichts an den in Chi-

*) In Berlin zu finden in der Buchhandlung des Herrn A. Asher.

**) Man suche die Schwierigkeit der Chinesischen Bücher-Sprache ja nicht in der eigenthümlichen Schrift der Chinesen, die daran ganz unschuldig ist, sondern lediglich in der Präcision des Stils, der Vieldeutigkeit der Wörter und der so häufig fehlenden Bezeichnung grammatischer Kategorieen und Verhältnisse. Die Chinesische Schrift ist der Bücher-Sprache vollkommen angemessen und gäbe man den Chinesen, statt der Charaktere, Buchstaben, so würden die Schriftsteller ihre eigenen Werke nicht mehr verstehen können

gleichsam naturalisirten Missionair, man müßte denn seine unkritische Anhänglichkeit an das, was ältere und frühere Missionaire über China geschrieben, dahin rechnen.

Der zweite Band (von S. 80 an) ist einer Geschichte des Europäischen Missions-Wesens in China, und der politisch-merkantilischen Verhältnisse anderer, besonders Europäischer Staaten zu diesem Reiche gewidmet. Alles ist bis auf die neueste Zeit fortgeführt, und kann gewissermaßen als ein besonderes Werk betrachtet werden, das auch eine besondere Beurtheilung verdient. Ueber den Werth dieses, allem Anschein nach gehaltreichern Abschnittes können wir noch kein definitives Urtheil fällen, da es uns bis jetzt nicht vergönnt gewesen ist, ihn mit Muße durchzulesen. Vielleicht hat der Verfasser hier mit größerem Interesse gearbeitet, und von dem, was Europäer über dieses Thema geschrieben, wenigstens Mehreres benutzt und verglichen. W. Sch...

Frankreich.

Ein Aufstand in Marseille unter Ludwig XIV.

Wer in Marseille war, kennt auch die rue de la Pyramide. Diese Straße hat nicht etwa von einer Pyramide ihren Namen, sondern nur von einigen über einander gelegten Steinen, die noch weniger einer Pyramide glichen, als der Obelisk der place Castellane dem Obelisken von Luxor gleicht. Es scheint, daß unsere Väter in Erwangelung großartiger Monumente sich damit begnügten, die Hyperbel der Benennungen desto weiter zu treiben. Was sie also Pyramide nannten, war eine niedrige und armselige auf Ludwig's XIV. Befehl errichtete Säule, auf welcher man beinahe 50 Jahre lang eine Inschrift las, die das Andenken Gaspard de Glanderès-Niosselle's infamiren sollte.

Um's Jahr 1655 waren der Geist der Ligue und der der Fronde in Marseille noch nicht erstorben. Diese Stadt, von Spanien erstrebt, von einem stolzen und übermüthigen Adel einer wohlhabenden Bürgerschaft streitig gemacht, und überhaupt von einem unruhigen Menschenschlag bewohnt, setzte die religiösen und politischen Kämpfe voriger Zeiten noch lange in Miniatur fort. Das Ziel, welchem Leute von ungleicher Geburt und ungleichen Glücks-Umständen mit aller Gluth des Südens entgegenstrebten, war nicht genau zu ermitteln. Einige, die für die alten republikanischen Formen Begeisterung zeigten, aber gleichwohl dem Könige von Frankreich ergeben waren, wollten große Freiheit der Konsul-Wahlen und öffentliche Diskussion der innern Angelegenheiten ohne Königliche Intervention mit unterthänigstem Respekt vereinigt wissen. Von dem Wohlstande Marseille's und dem Glanz einiger Feudal-Feste angezogen, und des monotonen Lebens in Aix überdrüssig, hatten eine Menge vornehmer Herren in Marseille sich niedergelassen, und rivalisirten nun auf eine lächerliche Weise mit dem Handelsstande.

Die Kaufleute machten sich über den armen Edelmann lustig, der gleichwohl seinen angeerbten Degen stolz an der Seite trug. Das niedere Volk hielt es bald mit dem Handelsstande, bald mit dem Adel, und schloß sich gern einer Partei an, die kräftige junge Leute mit wallendem Lockenhaar und gebieterischem Blick zu ihren Chefs hatte. Das Volk begriff kaum Etwas von den endlosen Zänkereien zwischen Adel und Bürgerschaft; allein die Edelleute bezauberten mehr wegen ihres ritterlichen Aeußern, und man interessirte sich lebhaft für zwanzigjährige Thoren, die das alte chevalereske Wesen in ihrem Thun und Treiben nachzuahmen suchten. Diese Herren kümmerten sich übrigens wenig um den Hof Ludwig's XIV. Ihre Väter hatten sie schon im Hasse gegen Richelieu groß gezogen. Fern von Paris, in einer Stadt, deren Bevölkerung keinen Druck ertragen konnte, fühlten sie sich vollkommen frei und behaglich. Sie hatten einen Hof, an dem man nichts von Spitzen, gestickten Handkrausen, Pelzröcken und steifer Etikette gewahrte, wohl aber braune Gesichter, Frauen mit Stentor-Stimmen, und durch Arbeit auf Schiffen und in Fabriken abgehärtete Jünglinge, die noch jetzt den Hut auf einem Ohre tragen, die Hand in die Hüfte stemmen, und sich freie Männer par excellence nennen.

Von allen Provençalischen Edeln war Gaspard Glanderès-Niosselles derjenige, dem der meiste Weihrauch gestreut wurde. Man konnte ihn den Gebieter von Marseille nennen. Alle jungen Leute der Stadt dublten um die Ehre, seinem Gefolge anzugehören. Sein Wuchs war hoch, seine Gebehrden verkündigten einen Mann, dem das Befehlen zur Gewohnheit geworden ist: die Natur hatte ihn in der Form derjenigen Menschen gegossen, die gleichsam dazu geboren sind, politische Stürme zu erregen oder zu beschwören. In seinem dreißigsten Jahre wurde es ihm klar, daß das Volk von Marseille in seinen Handen ein treffliches Werkzeug werden könnte.

Marseille war für diesen jungen Ritter ein Tournier, zu dem nichts fehlte, die Herzens-Dame nicht ausgenommen. So oft er mit seinem Anhang die vom König ernannten Konsuln verhöhnte, zuckte ihm ein weiblicher Flammenblick aus einem halbgeöffneten Fenster Beifall entgegen. Die Vicomtesse Clémence d'Ayragues, eine schöne Spötterin, von einer frommen Mutter erzogen, bewohnte in der Straße Beuterie ein Haus, das heut zu Tage ein Korn-Magazin ist. Erhob sich ein meuterischer Lärm auf der Straße, so erschien sie gleich in reizendem Negligée am Fenster, und sah mit großem Interesse dem dichten Haufen der Meuterer zu, wie er sich durch die enge Straße dahinwälzte. Ein rother Federbusch an einem mit Bändern geschmückten und von Agraffen schimmernden Hute ragte über die Masse hervor. Eine Hand griff an diesen Hut und legte ihn, der Vicomtesse gegenüber, an den Boden. Mademoiselle Clémence entgegnete mit freundlichem Gruß, und ließ dann dem Gefolge des Meßire Glanderès's ihren Beifall vermelden.

Den 13ten Juli 1658 war der Haufe unter den Fenstern des Edelfräuleins ungewöhnlich zahlreich und wild. Es funkelten Piken, plumpe Musketen, entblößte Säbel. Der Schweiß troff von den braunen Gesichtern. Der tobende Strom mündete sich auf der Place neuve. Plötzlich wehten dieser furchtbar aufgeregten Bande von der Hafenseite die Flaggen einer Königlichen Galeere mit ihren vorschriftmäßigen Farben entgegen. Es war die Galeere des Herzogs von Mercoeur, welcher eben das Signal zum Feuern gab. Alle Fenster waren geschlossen, ausgenommen das Fenster der unerschrockenen Vicomtesse, alle Laden hatte man verriegelt, alle Uferdämme verlassen; nur das Heer des Herren von Niosselles rückte unter dem furchtbaren Geschrei „Vive la galère" vorwärts. Die Galeere verdiente jedoch keinen so großen Haß. Der Konsul Labaume hatte sie mit Bewilligung des Handelsstandes von Toulon kommen lassen, um die Rebellen einzuschüchtern; allein die Geschichte versichert uns, daß ihre Kanonen nur etwas Pulver enthielten, keine Kugeln.

Niosselles führte seine wilde Schaar gegen das Rathhaus. Die Aeltesten der Kaufmannschaft wollten an der Spitze eines Trupps von Kaufleuten, die sich mit schwarzen und gelben Bändern geziert hatten, das Haus vertheidigen. Vor diesem ehrwürdigen Gebäude begann der Kampf. Niosselles, der einen Pistolenschuß in den linken Arm erhielt, schlug sich mit großem Muthe; Greffet, der Urheber dieser Wunde, that Wunder der Tapferkeit, wie man sie von dem Schatzmeister der Kommune nicht hätte erwarten sollen. Das Feuern dauerte ohne Unterbrechung fort. Niosselles drückte seine Wunde mit dem Kolben seiner Muskete aus und ließ sein Blut auf die Menge herabträufeln. Während nun der Chef des Meuterer-Haufens das Rathhaus stürmte, zogen seine Freunde gegen die zwei bedeutendsten Thore der Statt. Die Konsuln versäumten von ihrer Seite nichts, was ihnen den Sieg versprechen konnte. Sie ließen Ketten über die Straßen ziehen, Barrikaden errichten, und auf den großen Plätzen Kanonen aufpflanzen. Die Stadt war ein Schauplatz isolirter Kämpfe geworden, und auch die Galeere bereitete sich zum Angriff. Allein die kluge Vermittelung des Gouverneurs des Schlosses d'If, Paul Zortia de Pilles, that den Feindseligkeiten augenblicklichen Einhalt: die Konsuln versprachen Entwaffnung der fatalen Galeere und ihrer Satelliten, unter der Bedingung, daß die beiden von Niosselles Freunden besetzten Thore wieder herausgegeben würden. Niosselles ging in diese Bedingungen ein, rückte aber verrätherisch behandelt: bei nächtlicher Weile rückten Soldaten in die Stadt, und als der Tag graute, sah man das Rathhaus mit Musketiren umstellt.

Es verbreitete sich ein Gerücht, daß Niosselles und seine vertrautesten Freunde arretirt seyen; dies Gerücht war falsch, allein das Volk gerieth darüber in rasende Wuth. Die Anhänger des jungen Ritters, seine Prätorianer, laufen zu den Waffen. Mitten in dem Getümmel erscheint ein ganz unerwartetes Bataillon, das man mit stürmischem Beifall begrüßte. Es war aus Frauen gebildet, die Clémence d'Ayragues anführte, um Niosselles zu befreien. Da sieht man plötzlich den Letzteren an der Spitze eines improvisirten Detaschements herbeieilen. Nun wird ein neuer Sturm auf das Rathhaus beschlossen. Die Soldaten, die es vertheidigen sollen, stehen, auf ihre langen Musketen gestützt, ruhig da, während die Menge sie brüllend umwogt. Forts, der, auf Rechnung der Konsuln, den Hügel des Grands-Carmes in eine Citadelle verwandelt hatte, läßt mit einem Male seine Batterie losdonnern. Niosselles schickt zwei seiner Freunde, um ihn aus dieser Stellung zu vertreiben. Er selbst leitet den Angriff auf das Thor des Rathhauses. Jetzt erscheint Labaume am Fenster und kommandirt Feuer; ein allgemeines, verworrenes Handgemenge entspinnt sich; die Soldaten des Herzogs gehen in den Fluthen des Volkes unter, das Thor wird eingestoßen, und Niosselles trägt man sofort in den ersten Saal, wo er sich in einem Augenblick als Herrn des Rathhauses erblickt. Als die Nacht über seinen Triumph ihre Schatten breitete, legte ihm eine weibliche Hand bei der seinigen und eine Stimme sprach zu ihm: „Folge mir."

Die Stimme war ihm unbekannt. Er folgte seiner Führerin mechanisch durch die Straßen, die noch blutige Spuren des Gefechts zeigten. Die Stadt war wie verödet, und der Wind brauste zwischen den hohen Häusern. Das nächtliche Dunkel gab dem weiblichen Wesen, welchem Niosselles folgte, noch unbestimmtere Umrisse. Sie ging raschen Schrittes. Endlich blieb sie auf einem engen Platze stehen, den der Mond melancholisch erleuchtete. Eine Thür war geöffnet. Sie eilt hinein und winkt Niosselles, ihr zu folgen. Das Gemach, in welches sie traten, war weit besser möblirt, als man dem äußerlich armseligen Hause hätte ansehen sollen. Die junge Dame ließ Niosselles auf einem Sessel Platz nehmen und begann nun mit melodischer Stimme zu sprechen.

Ihr Accent und noch mehr das Feuer ihrer Augen kündigten sie als eine Italiänerin an. In einer Stadt geboren, wo noch jetzt, zum Andenken an die Riesenkämpfe der Welfen und Ghibellinen, in den Mauern hoher Paläste Kanonenkugeln stecken, hatte sie hier in Marseille nur eine klägliche Parodie jener schönen poetischen Bürgerzwiste gesehen. „Zwei Ideen", sprach sie begeistert, „zwei große prachtvolle Ideen flammten auf den Fahnen der Welfen und Ghibellinen; diese Ideen waren das Papstthum und das Reich, die mönchische Knechtschaft und die Freiheit, der gehorchende ängstliche Glaube und der kühne gebietende Forschergeist. Diese beiden Ideen haben zwei herrliche Kinder zur Welt gebracht, das Zeitalter Leo's X. und Luther's Reformation." Hier unterbrach sie sich selbst und fragte dann in spöttischem Tone: „Wofür kämpft Ihr denn eigentlich in Marseille?" Niosselles mußte sich besinnen. „Ich begreife", fuhr die exaltirte Italiänerin fort, ohne auf seine Antwort zu warten, „ich begreife den Bürgerkrieg in Florenz, jenen Krieg, dessen Dichter ein Dante, dessen Geschichtschreiber Machiavelli und Guicciardini, dessen Motive die beiden großen Ideen waren, welche über die Welt herrschen. Aber hier, in Marseille, einer friedlichen Handels- und Gewerbestadt, — gesteht es nur — hier sind blutige Fehden etwas Lächerliches. Ihr stürmt mit Kanonen ein Rathhaus; ein Hauch aus Michel Angelo's gewaltiger Brust hätte dies parvenu Gebäude umgestürzt. Wo sind denn hier Monumente, die unsere Seele zu Großthaten entflammen? Steigt Euer

Labaume eine Riesentreppe hinan, um in seinem Kabinet Königliche Befehle auszubecken? Heute seyd Ihr Sieger. Nun, Herr Graf, (wenn Sie mir die Vergleichung nicht übel nehmen wollen) was wird denn Hannibal thun nach seinem Siege bei Cannä?"

Niosselles hatte provençalische Geschmeidigkeit genug, um der wunderbaren Frau entgegnen zu können: „Wenigstens habe ich mein Capua schnell gefunden." Mit diesen Worten rückte er seinen Stuhl etwas näher. Die Dame antwortete mit Würde: „Verschworene und Häupter eines Bürgerkrieges sind nicht zum Scherzen aufgelegt, besonders wenn sie frisch aus dem Kampfe kommen. Ihr habt unbesonnener Weise die Waffen ergriffen, weil der König selbst Euch Konsuln giebt und sie nicht durch eine Volks-Versammlung wählen läßt. Einmal zugegeben, dieses Letztere wäre Eurer republikanischen Erinnerungen würdiger: glaubt ihr denn, daß, wenn gleich die Hand des Volkes selbst den Konsul-Hut auf das Haupt Eurer Schöffen setzte, daß Marseille den Fortgang jener kolossalen Macht werde hemmen können, deren Grundstein Richelieu gelegt hat, besonders jetzt, nachdem Ihr durch unbehülfliche Widersetzlichkeit den jungen Löwen geweckt, dessen Zorn Ihr nicht leicht werdet besänftigen können? Folget meinem Rath, Herr von Niosselles, und unterwerfet Euch dem Kardinal Mazarin und dem Könige."

Mit diesen Worten zeigte die Italiänerin dem jungen Marseiller das Portrait Ludwig's XIV. Der kaum 20jährige Prinz lächelte den ebenbürtigen Ritter an, der von der huldreichen Miene seines Monarchen ganz ergriffen war. — „Ich wiederhole meine Aufforderung", sprach die Fremde weiter, „unterwerft Euch dem Königlichen Befehlen, und die Königliche Gunst wird nicht ausbleiben; Paris und das Louvre erwarten den Edelmann aus der Provence. Ach, Ihr habt keinen Begriff von den Wundern, die dort im Entstehen sind! Zu Fontainebleau, zu Saint-Germain, zu Rambouillet, zu Compiegne leuchten die Wälder vom Glanz der Königlichen Feste. Statt dieses langweiligen Bürgerpacks werdet Ihr einen Hof in seiner ganzen Herrlichkeit sehen! Ihr, Niosselles, ein junger, schöner, glühender, ritterlicher Mann, wollt Euch in die dumpfigen Gassen von Marseille einkerkern, und Eure herrlichsten Gaben dieser stupiden Stadt zum Opfer bringen?"

Nachdem sie noch alle Kunstgenüsse von Paris mit der feurigsten Beredtsamkeit aufgezählt hatte, fuhr sie wie in Extase fort: „Ihr kommt nach Paris, Ihr folget mir, nicht wahr? Das Fest wird anfangen, ein prächtiges Fest; Hörnerschall erfüllt die Wälder mit phantastischen Harmonieen; der Zug geht vorüber; diese Dame zu Roß, im Amazonenkleide, ist die Geliebte des Königs, die Herzogin de la Vallière; jene anderen reizenden Damen auf ihren Zeltern sind die Gräfin von Guiche, die Baronesse de la Ferté, die Marquise von Coulanges. Es ist ein Olymp voller Göttinnen. Jetzt erscheint der König! Hüte ab! Hüte ab! Der Hirsch ist erlegt; alle Hofleute eilen, ihn zu sehen. Im Vorbeisprengen hat Ludwig Sie bemerkt; er hat Ihnen zugelächelt; Colbert wird Ihnen dieses Lächeln erklären, morgen, beim Lever Seiner Majestät."

Niosselles griff mit entschlossener Miene nach seinem Hute, verneigte sich vor der Fremden und sprach: „Madame, ich verlasse Sie." „Und wann werde ich Sie nach Paris führen?"" „Niemals." „Wie? Niemals?"" „Nein, niemals! Ich würde ein Ehrloser seyn, wenn ich jemals die wackeren Leute verließe, die ihr Leben für mich einopfern." Ein Schauer überlief die Italiänerin; sie holte rasch hinter einem Kissen ein Papier hervor, und reichte es Niosselles mit Thränen im Blicke. Dieser nahm das Blatt, und las mit lauter Stimme:

„Herr Gaspard von Niosselles wird einem Gericht überantwortet werden, das aus dem Präsidenten Coriolis, den Räthen Villeneuve, Meriez de Saint-Mari, Chasteuil, d'Antelmy, Forestа, Duchaffaut und dem General-Advokaten Bergons zusammengesetzt ist."

„Begehren Sie nun zu wissen", sagte die Italiänerin, „was diese Kreaturen des Ministers über Sie verfügen werden?" — „Ja, Madame", sagte Niosselles, die Arme über einander kreuzend. Die Italiänerin stand auf, drückte ihm die Hände krampfhaft und fuhr fort: „Dieses Gericht wird Sie zur Enthauptung verurtheilen; Sie und Ihre Nachkommen werden des Adels verlustig; der Henker wird Ihre Waffen erbrechen; Ihr Haus wird niedergerissen werden und an dessen Stelle eine Schandsäule sich erheben." — „Mögen sie mit mir machen, was ihnen beliebt", sagte Niosselles. — „Das werden sie, die Elenden! Der Scharfrichter wird seine ehrlose Hand an Dich legen, Niosselles. Du dürftest gern, verstehst es, als Mann zu sterben; allein rechnest Du die Schande Deiner Familie für nichts? Empört Dich nicht der Gedanke, daß ein Monument aus Stein Deinen Namen auf ewig brandmarken wird, daß vielleicht die letzten Sprößlinge Deines edlen Stammes einst, in Lumpen gehüllt, diese Säule umschleichen werden? Ist alles das nur eine Kleinigkeit? Niosselles, antworte mir: Willst Du Tod und Schande, oder Leben und Ruhm?"

In diesem Augenblick wiederhallte die Straße von Freudengeschrei. Der Ruf: „Es lebe Niosselles!" und eine festliche Musik erschütterten die Lüfte. Niosselles' ganzer Patriotismus wurde durch diese Töne wieder entzündet. Er verweilt nicht länger, er stürzt aus dem Zimmer, eilt die Treppe hinab und ruft seiner Italiänischen Rathgeberin nur die Worte als Lebewohl zu: „Ich eile dahin, wo die Ehre mir winkt!"

Den kleinen Platz vor dem Hause füllte eine bunte Menge. Darunter die Vicomtesse d'Arargues mit ihrem Amazonen-Bataillon. Sie faßt den Geliebten bei der Hand, und gesteht ihm zuerst unumwunden, daß er auch über sie triumphirt hat. Alle Fenster der umliegenden Häuser, zwei allein ausgenommen, waren grotesk erleuchtet, Fackeln wurden in der Luft geschwenkt und Lanzen flimmerten im Lichte dieser Fackeln. Niosselles war vor Entzücken außer sich, und die Vicomtesse weinte vor Freude.

Drei Monate später sah man in einer kalten Winternacht einen Mann am Meeresufer hin und her gehen, der ganz in seinen Mantel gehüllt war und bei dem geringsten Geräusch sich umdrehte. Er blieb auf einer Anhöhe stehen und sah, wie die Lichter im Hafen nach und nach verlöschten. Eine graue Mauer erhob sich in seiner Nähe. Diese Mauer beengte ihm das Herz. Sie war der Anfang eines Forts, das Ludwig errichten ließ, um die Marseiller im Zügel zu halten. Was aber Niosselles weit tiefer kränkte, war der abscheuliche Verrath seiner geliebten Vicomtesse. Er selbst hatte sie an dem Tage, als Ludwig in Marseille einzog, festlich geschmückt im Wagen der Königin Mutter gesehen. Ach! es sollte buchstäblich in Erfüllung gehen, was die Italiänerin ihm vorhergesagt hatte. Sein Herz wollte brechen. Ein von unbekannter Hand geschriebenes Billet hatte ihn hierher entboten. Sollte dieses Rendezvous nicht eine neue Falle seyn, die seine Feinde ihm stellten?

Da kam plötzlich eine weibliche Gestalt auf ihn zugeschritten, und nach wenigen Augenblicken erkannte er die Italiänerin wieder.

„Dieses Mal komme ich nicht, Sie nach Paris zu führen", sprach sein rettender Engel; „werden Sie mir folgen?" — „Ach! Madame", antwortete Niosselles, „machen Sie aus mir, was Ihnen gefällig ist!" Seine Gefährtin stieg mit ihm in eine Barke, und bald war Niosselles seinen Verfolgern entrückt.

Nach einem langen traurigen Exil wurde der Unglückliche, der seitdem zum Greis geworden war, wieder mit Ehren zurückberufen. Als er in Marseille ankam, wollte er durchaus die zu seiner Schande errichtete Pyramide sehen, die am nächsten Tage umgerissen werden sollte. Vor der Pyramide kniete eine von Alter gebeugte Frau und küßte den Stein. Der Greis [illegible] sie ins Auge. Sogleich stieß die Alte einen Schrei aus und fiel todt nieder. Mit Mühe erkannte Niosselles in ihren Zügen die Geliebte seiner Jugend. Er lebte nach dieser Begegnung nur noch wenige Wochen.

Bibliographie.

Deux Destinées. — Drama in 5 Akten, von Xavier Ferneret. 5 Fr.

Oeuvres complètes de P. Corneille, suivies des oeuvres de Th. Corneille, avec les notes de tous les commentateurs. — 2 Bde. 22 Fr.

Long-temps après. 1812 — 1830. — Von Anatole de Ment-Gray. 7½ Fr.

England.

Das seltsame Rendezvous.

William Barnard war der Sohn eines Steuer-Beamten (nach anderen Aussagen eines Kutschenmachers) in Westminster. Man wußte von ihm nichts Anderes, als daß er ein redlicher Mensch war, dessen äußere Umstände ganz leidlich schienen, und in dessen Leben nichts Auffallendes sich ereignet hatte, bis er sich eines Attentats verdächtig machte, das unerhört schien, weil man die leitenden Beweggründe nicht entdecken konnte.

Im Jahre 1758 fand man an der Thür der Artillerie-Werkstatt in London ein an den damaligen Feld-Zeugmeister, den Herzog von Marlborough (den 1817 verstorbenen Marlborough, der zu der Herzoglichen Würde kurz vor diesem Ereigniß gelangt war), gerichtetes Schreiben. Der Herzog las staunend folgende sauber geschriebene Zeilen:

„Den 28. November.

„Mylord! Ceremonie ist bei vielen Gelegenheiten ein eitles Ding, für Leute meiner Gemüths-Beschaffenheit ganz besonders; deshalb will ich ohne Umschweif Sie mit dem Zweck und der Absicht meines Schreibens bekannt machen, da es sich um eine Sache handelt, die Ihnen und mir von gleicher Wichtigkeit ist. Wissen Sie zunächst, daß meine Lage von der Art ist, daß ich lieber untergehen als länger in ihr beharren möchte. Ich habe nie die Ehre gehabt, in der großen Welt zu leben; verzeihen Sie deshalb, wenn der Inhalt meines Briefes nichts weniger als höflich ausfällt. Aber lassen Sie das einen Beweis mehr seyn, daß ich nicht umsonst und grundlos die Feder ergreife. Ich bin so erfinderisch gewesen, mir den Besitz eines Mittels zu verschaffen, mit dem es mir leicht wird, Jemand aus dem Wege zu räumen, ohne mein eigenes Leben zu gefährden. Ich habe Gebrauch davon gemacht und den Gesetzen getrotzt. Jetzt von meinem Anliegen. Meine Umstände bringen mich der Verzweiflung nahe; in Ihrer Macht liegt es, mir zu helfen, und doch will ich es Ihrer freien Wahl überlassen, was Sie thun wollen, um mir eine annehmliche Existenz zu verschaffen. Noch vor der Beendigung der Parlaments-Sitzungen muß es sich entscheiden, ob Sie mich unterstützen, oder Ihr Leben dem sicheren Untergange preisgeben wollen. Ich habe mehr als einen Beweggrund, um gerade Sie unter Vielen auszuerlesen, und ich gebe Ihnen hiermit die wohlgemeinte Warnung, weil die Mittel, von denen ich Gebrauch machen kann, aller physischen Gegengewalt trotzen. — Wenn Sie der Meinung sind, daß dies von Erfolg seyn könnte, so werden Sie nicht verfehlen, den Schreiber dieses am nächsten Sonntag oder (falls es regnen sollte) am Montag gegen zehn Uhr Morgens in der Nähe des ersten Baumes im Hyde-Park auf dem Fußwege nach Kensington zu erwarten. Sie werden verschwiegen seyn und sich einstellen; sonst stehe ich für nichts, da mehrere Leute von Bedeutung Ihren Tod wünschenswerth finden dürften. In wenig Tagen werden Sie mich Ihren Freund oder Feind nennen. —

Felton."

„Es versteht sich, daß Sie allein erscheinen; eine Mittheilung über meine Angelegenheit an Andere könnte Ihnen verhängnißvoll werden, während mich mein Schweigen sicher stellt. Nur auf ein Bekenntniß kann man mich verdammen."

Der Herzog begab sich zur bestimmten Stunde an den anberaumten Ort. In einiger Entfernung hielt sich zur Vorsicht einer seiner Freunde auf. Er verweilte bis halb ein Uhr; Niemand erschien, der das Aussehen einer Person hatte, wie sie der Herzog erwartete. Er wandte sein Pferd und ritt nach Piccadilly zu, als er einige Schritte vor sich einen Mann erblickte, der ihm auffiel und der Jemand zu er-

warten schien, weil er sich nachlässig an das Brücken-Geländer lehnte. Er ritt mehrmals an ihm dicht vorüber; endlich redete er ihn an und fragte, ob er ihm etwas zu sagen habe. Nein, war die Antwort, ich kenne Sie nicht. Der Herzog nannte seinen Namen und fügte hinzu: „Ihr habt mir gewiß etwas zu sagen!" Auf des Fremden kurze Erwiederung, er wisse von nichts, ritt jener fort.

Nach einigen Tagen erhielt er einen zweiten Brief von derselben Handschrift, den man ebenfalls am Thore der Artillerie-Werkstätte fand. „Mylord", hieß es darin, „empfangen Sie meinen Dank für Ihre Pünktlichkeit. Aber Sie waren bewaffnet und hatten einen Begleiter bei sich. Beides ist unpassend und unnöthig. Der Ort konnte nicht zu einem Ueberfalle bestimmt, noch überhaupt ein solcher von mir beabsichtigt werden. Wenn Sie am nächsten Sonntag um elf Uhr nach dem westlichen Flügel der Westminster-Abtei sich verfügen wollen, werden Sie den Mann sehen, den Sie suchen. Ich schwöre Ihnen zu, daß, wenn sein Name und seine Wohnung Ihnen bekannt seyn werden, Sie nicht verfehlen, ihm zwei- oder dreihundert Pfund Bank-Noten am nächsten Tage durch die Pfennig-Post zuzusenden. Zähmen Sie Ihre Neugierde! Es liegt in Ihrer Macht, mich dankbar zu machen. Ich habe Freunde, die erprobt sind, und die nicht eher beißen, als bis sie beißen. Ich bin u. s. w. F."

Der Herzog war in Hyde-Park nicht anders bewaffnet und gekleidet, als es bei Personen von Rang überhaupt Sitte war. Der Stern des Hosenband-Ordens war das einzige Zeichen seiner Würde, das er getragen, und die Pistolen-Halftern [illegible]orten zu dem ganz gewöhnlichen Pferde Schmuck hoher Militair-Beamten. Somit nahmen die Worte, die er las, ihn höchlichst Wunder, und er berieth sich zuvor mit seinen Freunden, was er zu thun habe. Man beschloß endlich, der Herzog solle nach der Westminster-Halle gehen, und zwei oder drei Constables sollten dort auf und ab promeniren, um sich, ohne Argwohn zu erregen, die Monumente in Augenschein zu nehmen, jedoch zugleich eines etwanigen Winks Seiner Hoheit gewärtig seyn, wenn es Noth thun sollte, ein verdächtiges Individuum zu verhaften.

Kaum war der Herzog fünf Minuten dort, als derselbe Mensch, den er auf der Brücke, nach Piccadilly zu, am Geländer wahrgenommen hatte, am Arme eines unbescholten und nicht unanständig aussehenden Mannes gegen den Chor hin erschien. Der Begleiter verließ ihn, und der Unbekannte, der sich nachher als William Barnard ergab, blieb in der Halle, las die Inschriften und fixirte gelegentlich den Herzog von Marlborough mit den Augen. Dieser trat erwartungsvoll ihm näher und glaubte, er würde angeredet werden. Dies geschah nicht, und so fragte er selbst den Fremden, ob er ihm etwas mitzutheilen habe. „Nein, Mylord, ich wüßte nicht," war die Antwort. „Gewiß habt Ihr mir etwas zu sagen!" wiederholte jener dringlich. „Nein, Mylord!" entgegnete der Unbekannte ruhig, und ging in dem Flügel der Halle sechs bis sieben Minuten auf und ab, ohne ein Wort weiter an irgend jemand zu richten. Der Herzog verließ den Ort und einer der aufgestellten Späher bemerkte nur noch, daß Barnard hinter einen Pfeiler trat und jenem aufmerksam nachblickte.

Des Herzogs Scheu, einen vielleicht Unschuldigen einsperren zu lassen, war jedenfalls lobenswerth; nach wenigen Tagen erhielt er jedoch von der bekannten Hand auf die bereits zweimal erwähnte Weise, folgende Zeilen: „Mylord, ich bin völlig überzeugt, daß Sie am Sonntag einen Begleiter hatten. Ich erkläre mir dies als der Schwäche der menschlichen Natur ganz angemessen; allein solches Verfahren ist im gegenwärtigen Falle unstatthaft, wenn es nicht gar üble Folgen hat. Sie werden mich bald wieder sehen, wie es der Zufall fügt, und können leicht ausfindig machen, wo ich mich aufzuhalten pflege. Demnach will ich auf Ew. Gnaden selbst warten, bis es Denselben gefallen wird, mich allein und ohne Horcher aufzusuchen. Gerichtlich verfahren dürften und könnten Sie nicht gegen mich; der Argwohn würde auf Sie zurückfallen."

Mehr als zwei Monate vergingen, bevor der Herzog von seinem Korrespondenten wieder etwas hörte. Plötzlich erhielt er von derselben Handschrift abermals ein Billet wie die früheren, des Inhalts: „Ich habe, wenn es Ew. Gnaden so gefällt, Grund, zu glauben, daß der Sohn eines gewissen Barnard, eines Steuer-Beamten in Abingdon Buildings, um Geheimnisse weiß, die Ihr Wohl betreffen. Sein Vater ist jetzt abwesend von hier, und so haben Sie die beste Gelegenheit, den Sohn ganz geheim in seiner Wohnung zu sprechen. Es wäre eben so nutzlos für Ew. Gnaden, als gefährlich für mich, wollte ich mich anders und näher bezeichnen, als Ew. Gnaden aufrichtig befreundeter Anonymus. — Der Bezeichnete verkehrt auch häufig in Story's-gate Kaffee-Hause."

Im Laufe der Woche sandte der Herzog nach dem benannten Orte einen Boten, der den Herrn Barnard dort wirklich traf. Dieser schien sehr erstaunt, als er hörte, der Herzog wolle ihn sprechen, und äußerte seine Verwunderung, daß derselbe ihn bereits zweimal öffentlich angeredet habe, ohne daß er dazu Grund gegeben, ja ohne daß er zuvor Seine Gnaden gekannt hätte. Einen oder zwei Tage darauf stellte er sich jedoch in Marlboroughs Haus ein.

Der Herzog erkannte in ihm sogleich den Mann, den er zweimal an den bezeichneten Stellen getroffen hatte. Auf die abermals an ihn gerichtete Frage, ob er ihm etwas zu vertrauen habe, erfolgte eine abermals verneinende Antwort. Der Herzog theilte ihm jetzt die Briefe mit und legte besonders Gewicht auf den letzteren, in welchem eben Herr Barnard bezeichnet war als die Person, die ihm Geheimnisse zu eröffnen habe. Auf den Ort der Zusammenkunft könne es schwerlich ankommen, gab derselbe zu verstehen, er möchte ihm also sagen, wiefern er bei den Briefen betheiligt sey. Auf alle diese Vorstellungen erwiederte Barnard, er wisse von nichts. Der Herzog gab sein Bedauern zu verstehen, daß ein Mann von Bildung, denn ein solcher habe die Briefe geschrieben, eine schnöde That im Schilde führen könne, und Jener entgegnete, es sey nicht so auffallend, daß Jemand sehr gelehrt sey und doch aus Armuth einen verzweifelten Schritt wage. „Es muß etwas Seltsames an dem Menschen seyn, der mir die Briefe schrieb!" sagte der Herzog. „Er muß verrückt seyn!" gab jener zur Entgegnung. „Aber er schien erstaunt und unangenehm überrascht, mich mit Pistolen Halftern zu Pferde zu sehen: — dies verdächtigt ihn," fuhr der Herzog fort. „Ja in der That," sagte Barnard, „ich war überrascht, Sie damals in Hyde-Park mit den Pistolen und den Orden auf der Brust zu sehen." — „Und das nahm Sie Wunder, mein Herr!" fragte Marlborough. — „Es war ein kalter Tag" erwiederte der Fremde nach einigem Zaudern, „und es fiel mir auf, Sie ohne Ueberrock zu sehen." Als der Herzog die Stelle des Briefes ihm wiederholt vorlas, in welcher erwähnt war, daß Barnard's Vater von London abwesend sey, äußerte dieser, es wäre in der That seltsam, sein Vater sey wirklich verreist. Bevor Beide schieden, sagte der Herzog noch: „Es muß Ihnen, mein Herr, wenn Sie unschuldig sind, noch mehr als mir, daran gelegen seyn, den Verfasser dieser Briefe ausfindig zu machen, da Ihr eigener Charakter dabei kompromittirt ist!" Barnard lächelte auf diese Worte und empfahl sich.

Auf Grund der Angabe des Herzogs fand man es räthlich, Barnard gefänglich einzuziehen. Im Mai des Jahres 1758 wurde er nach einer langen und genauen Untersuchung des ganzen Ereignisses, die man dem Herzoge schuldig zu seyn geglaubt, von der Jury freigesprochen. Zu Gunsten des Verdächtigten sprach nämlich, daß er an dem Tage, als der Herzog ihn in Hyde-Park traf, von seinem Vater nach Kensington geschickt war, und am nächstfolgenden Sonntag war er mit Herrn Greenwood, einem Manne von unbescholtenem Rufe und vieler Glaubwürdigkeit von Abington-Buildings nach dem Parke promenirt und hatte nur auf dessen Wunsch, ein neues Monument in der Westminster-Abtey zu sehen, den Umweg durch die Halle gemacht. Es wurden viele Personen vor Gericht verhört, reiche und angesehene Leute, die mit Barnard in Kensington an dem ersten der in Rede stehenden beiden Sonntage gespeist hatten. Diesen hatte Barnard sein Zusammentreffen mit dem Herzoge von Marlborough erzählt und dabei seine Verwunderung nicht verhehlt, daß derselbe ihn zwei Mal auffallender Weise angeredet habe. Alle sonstigen Aussagen bestätigten außerdem, daß Barnard ein mäßiger, keineswegs etwa dem Trunke ergebener, gesetzter Mann von ganz günstigen Glücks-Umständen war. Gleichwohl möchte dies alles nicht genügen, den Verdächtigten ganz frei zu sprechen von aller Betheiligung bei der Sache. Wohl möglich, daß er als ein feiner, verschmitzter Betrüger sich vor seinen Bekannten verwundert stellte, von dem Herzoge angeredet zu seyn; eben so leicht läßt sich argwöhnen, er habe sich davor, daß sein doppeltes Zusammentreffen mit demselben später gegen ihn zeugen könne, absichtlich schützen wollen, indem er es so anzulegen wußte, daß nach den Aussagen des Vaters und des Herrn Greenwood sein Besuch in Hyde-Park und in der Westminster-Abtei in Zusammenhang mit sonstigen Geschäftswegen stand. Vielleicht hatte er den vierten Brief nicht geschrieben und einer seiner Mitwisser im Komplotte gegen den Herzog hatte einen sonst erregten Verdacht von sich auf Barnard leiten wollen und deshalb dessen Handschrift getreu nachgeahmt. Dazu kam, daß der letzte Brief nicht wie die früheren in Fractur geschrieben war, indem der Mitverschworne vielleicht nicht ein Mal erfahren hatte, wie die ersten Briefe abgefaßt waren, und für ihn die Vermuthung nahe lag, Barnard habe in gewöhnlichen Schriftzügen die beiden Schreiben aufgesetzt.

Der Fall erregte zu seiner Zeit viel Aufsehen. Einige glaubten, Barnard habe einen periodischen Wahnsinn, der ihn zu allerlei Seltsamkeiten führe und ihn die Intrigue anspinnen ließ. Sein Benehmen beim Herzog war allerdings seltsam; sein Lächeln war verdächtig, nicht weniger seine Aeußerung, er halte den Autor der Briefe für verrückt. In lichten Intervallen konnte er allerdings von seiner Tollheit wie von eines Fremden Sache reden, die er mit Achselzucken belächelte. Da man freilich von diesem seinem muthmaßlichen Wahnsinne nicht weitere Spuren aufsuchte, so blieb hierüber, wie über das ganze Ereigniß, ein Dunkel.

(Lond. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Berauschende Getränke. Wie häufig die geistigen Getränke eine Quelle der Verrücktheit sind, mögen folgende Thatsachen beweisen. Im Richmond-Irrenhause zu Dublin hat man unter 120 männlichen und 166 weiblichen Wahnsinnigen 115 Individuen ermittelt, die sich ihre Krankheit lediglich durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke zugezogen haben, und von den übrigen Fällen, deren Ursprung man nicht genau auf die Spur kommen konnte, mochten auch aller Wahrscheinlichkeit nach sehr viele demselben Uebel zuzuschreiben seyn. In Schottland, wo die berauschenden Getränke frühzeitig überhand genommen, befanden sich nach amtlichen Berichten im Jahre 1818 1630 Wahnsinnige, so daß ungefähr 2½ auf je tausend Einwohner kommen, während in England, wo damals die geistigen Getränke vergleichungsweise noch nicht so um sich gegriffen, das Verhältniß wie 1 zu 1200 sich stellte. Dr. Bayle behauptet nach zuverlässigen Berichten, daß man in Frankreich, unter 15 männlichen und 140 weiblichen Geisteskranken, je Einen findet, der sich sein Uebel durch übermäßiges Trinken zugezogen; während in Irland, wie aus einem Berichte des Dr. Halloran vom Hospital zu Kork hervorgeht, das Verhältniß wie 1 zu 3 bei männlichen, und wie 1 zu 6 bei weiblichen Personen sich stellt, wobei noch diejenigen Fälle unberücksichtigt bleiben, deren Ursprung nicht so ganz genau zu ermitteln war.

(Professor Edgar.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Mittwoch den 15. Oktober 1834.

Frankreich.

Simon Morin, der Französische Messias.

Am 28sten November des Jahres 1647, als Picard, Commissair des Chatelet, zwischen acht und neun Uhr des Abends von einem Souper bei einem seiner Freunde nach dem Kloster Notre-Dame zurückkehrte, begegnete er einem kleinen Knaben, der mit einer papiernen Laterne in der Hand durch die Straßen ging. Das in der Laterne befindliche Licht warf auf die bedruckten, fettigen Blätter, die das Transparent bildeten, eine so lebhafte Beleuchtung, daß Picard die auf der ihm zugekehrten Seite der Laterne befindlichen Worte: Gedanken Morin's, gewidmet dem König, deutlich lesen konnte.

Für jeden Anderen, als Herrn Picard, wäre ein solches Begegniß ziemlich gleichgültig gewesen, und es hätte sich wohl Niemand deshalb auch nur eine Minute länger auf der Straße aufhalten lassen; allein man wird leicht begreifen, welche besondere Aufmerksamkeit jener Umstand eben bei unserem Picard erregen mußte, dem als Polizei-Beamter wohl bekannt war, daß die „Gedanken Morin's", deren Titel das unbescheidene Blatt an der Stirn trug, im Index unter den verbotenen Büchern aufgezeichnet, und daß gegen dieselben schon längst mit großer Strenge inquirirt ward; ferner, daß man Simon Morin, den Verfasser jener Schrift, zur Gefängnißstrafe verurtheilt, und daß dieser die schon seit mehreren Wochen mit aller Gewandtheit und Klugheit geleiteten strengen Maßregeln zu seiner Verhaftung stets zu vereiteln gewußt habe.

Schon der Besitz eines Exemplars von einem verbotenen Buche war damals ein Verbrechen. Jenes Ereigniß mußte also dem Herrn Picard auf jeden Fall ein Geschäft für sein Kommissariat darbieten; er ging sogleich auf das arme Kind los, das, um ihm auszuweichen, seine Schritte verdoppelt hatte, und legte ihm einige verfängliche Fragen vor, die es mit augenscheinlicher Verlegenheit beantwortete. Dieser Umstand bestärkte den Kommissair in seinem Verdachte, er fing an, den armen Knaben zu überreden, daß er kein Mißtrauen in ihn setze, daß er ein Freund Simon Morin's wäre, und daß er ihn überall aufsuche, um ihm eine Sache von Belang mitzutheilen, die ihm höchst angenehm seyn würde, die aber, fügte er hinzu, sehr pressire. Wäre es ein Mann gewesen, der nur irgend einige Erfahrung besessen, so hätte er sich durch eine solche Frage nicht fangen lassen, er würde auf der Stelle geantwortet haben, daß er nicht wüßte, wer dieser Morin sey, von dem er spräche, und da er nie etwas von ihm gehört, so könnte er es nicht übernehmen, ihn aufzusuchen. Allein, was sollte ein naives Kind einem Polizei-Commissair gegenüber thun? — Unser Knabe begann sogleich, gegen Picard zu äußern, daß er ihm als ein braver Mann erscheine, der sie gewiß nicht verrathen würde, und daß er, ein Sohn Morin's, ihn als dessen Freund sogleich zu ihm führen wolle: und so folgte ihm denn auch Herr Picard nach der Taubenstraße, in der Nähe der Straße Marmouzets, bis sie endlich vor der Thür eines kleinen Hauses von dürftigem Ansehen ankamen, wo der Knabe stehen blieb und ihm mittheilte, daß sie hier Simon Morin finden würden.

Ehe er hineinging und die auf dem Wege schon völlig überdachte Komödie zu spielen anfing, sagte Picard ganz leise zu dem ihn begleitenden Sergeanten, daß er in Eile seinen Amtsrock und die Wache herbeiholen sollte. Hierauf folgte er dem kleinen Morin, der ihm mit der Laterne leuchtete; sie kamen durch einen Hof nach einem entlegenen Winkel des Hauses, wo Simon Morin sehr sorgfältig versteckt lag.

Während Herr Picard die hohe unbequeme Treppe zu Morin hinaufsteigt, und während sein Sergeant den Amtsrock und die Wache herbeiholt, wollen wir unseren Lesern etwas Näheres über den so sehr verfolgten Gegenstand, über den Verfasser der „dem Könige gewidmeten Gedanken", mittheilen.

Simon Morin war in der Normandie von armen Aeltern geboren, die ihn so gut erziehen ließen, als es ihnen möglich war. Mit keinen anderen Fähigkeiten ausgerüstet, als mit einer sehr geschickten Hand für jede Art von Kalligraphie, kam er nach Paris, um hier sein Glück zu machen, und er erhielt die Stelle eines Commis bei dem Inspektor der außerordentlichen Kriegskasse. Es dauerte nicht lange, als er sich an mehrere Personen anschloß, die sich unbedachtsamer Weise in religiöse Materien eingelassen hatten, deren tiefer Forschung sich nur der ohne Gefahr für den Geist unterziehen durfte, der sich vorher mit einem hinlänglich reichen Schatze von gediegenen Kenntnissen versehen; die mystischen Studien nahmen ihn bald so sehr ein, daß er darüber seinen Dienst vernachlässigte, den er auch sogleich verlor.

Frei von jeder anderen Beschäftigung, überließ er sich nun immer mehr seinem Lieblingshange zum Dogmatisiren, bis er, vor das geistliche Gericht zum Verhör gezogen, endlich in ein Gefängniß gesetzt wurde. Hier ward er, da man ihn mehr für überspannt als für einen gefährlichen Neuerer hielt, mit Schonung behandelt, und bald darauf erhielt er seine Freiheit wi[illegible] Als er aus dem Gefängnisse entlassen wurde, zog er nach der St[illegible] St. Germain-l'Auxerrois zu einer Fruchthändlerin, die eine schöne artige Tochter hatte. Der mystische Morin unternahm es, sie für seine Lehre zu gewinnen, und er trieb das Bekehrungs-Geschäft bei seiner Neophytin so eifrig, daß bald ein Ehebündniß zwischen ihnen nothwendig wurde. Morin besann sich nicht lange, denn der Obsthandel, der ihm jetzt zufiel, brachte weit solidere Einkünfte, als er vorher von seinen Predigten gezogen.

Da er sich nun einmal vor Mangel geschützt sah, so gab er sich mit mehr Eifer dem hin, was er seinen Beruf nannte; er begnügte sich nicht mehr mit einer untergeordneten Mission, sondern nahm ganz einfach das Attribut eines zweiten Messias an, der gekommen sey, um die Welt von Neuem zu erlösen und ein verjüngtes Evangelium zu verbreiten. Obgleich dieser unglückliche Schwärmer nur sehr beschränkte armselige Studien gemacht, obgleich er nur mit wenig Aufwand von Beredtsamkeit seine Lehre vorzutragen verstand, so erschien doch Mehreren sein Glaube von so lebhafter Kraft, daß er bald eine Masse von Jüngern um sich versammelt sah. Endlich machten seine Versammlungen so viel Aufsehen, daß die Polizei es für nöthig hielt, sich seiner Person zu bemächtigen, und so wurde er am 28. Juli 1644 in die Bastille gesperrt, aus der er erst zwei Jahre darauf entlassen wurde.

Die scheinbare Reue, die seine Befreiung bewirkt, war nur von kurzer Dauer; denn kaum waren einige Monate verflossen, als er das oben schon erwähnte Buch unter folgendem Titel herausgab: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Gedanken Morin's, dem Könige gewidmet. Naive und einfache Entwickelung der Gedanken Morin's zu den Füßen Gottes, die er dem Urtheil der hochheiligen Kirche, gegen welche er alle Achtung und Gehorsam öffentlich bekennt, unterwirft, indem er hinzufügt, daß, wenn das Buch etwas Schlechtes enthalte, so sey es ihm selbst zuzurechnen, finde sich aber Gutes in demselben, so komme es von Gott und verherrliche dessen Ruhm. Mit der Bitte an alle Personen von Stande, ihn im Namen Gottes und der Wahrheit zu unterstützen, um deren willen er der ewigen Verdammniß anheim fiele, wenn er sie den Menschen vorenthielte."

Die Lehre Morin's, die zum größten Theil in diesem Buche enthalten, hatte in vielen Beziehungen Aehnlichkeit mit den Meinungen, die die Quietisten später mit bei weitem mehr Glanz in Umlauf brachten, als der war, den dieser Unglückliche ihnen zu verleihen verstanden. Seine Haupt-Grundsätze sind folgende: „Die ewige Religion hat ihre drei bestimmten Reiche: es ist das Reich Gottes, des Vaters, das Reich des Gesetzes, bis zur Fleischwerdung seines Sohnes; dann folgt das Reich des Sohnes, des incarnirten Gottes oder das Reich Jesu Christi, es ist das Reich der Gnade, das bis zum Jahre 1650 fortdauert; endlich folgt das Reich des heiligen Geistes, oder das Reich des Ruhmes, das er, Morin, der Welt zu verkünden habe, das Reich, in dem Gott alle Seelen durch sich selbst durch die reine Leitung des Innern regiere, ohne daß es weder der Leitung der Kirche und ihrer Väter, noch der Vermittelung Jesu Christi, noch auch der Messe oder eines Sacraments oder irgend eines äußeren Kultus bedürfe. Es genügt, den Vater im Geist und in der Wahrheit anzubeten, ohne sonstige andere Vermittelungen. Diejenigen, die der Liebe Gottes theilhaftig und durch ihre Ueberzeugung derselben gewiß sind, bedürfen weiter keiner Aeußerungen ihres Innern; sie haben an und für sich schon den Standpunkt der Vollkommenheit und des Ruhmes erreicht, und können nicht mehr von demselben herabfallen, da sie gar keine Sünden mehr begehen; denn jede unreine Handlung, Unkeuschheit, Diebstahl, Mord, kämen sie auch im irdischen Leben vor, wären doch nicht ihre Sünden, sondern der Wille Gottes in ihnen."

Man kann sich leicht denken, daß eine so bequeme, auf so wohlfeilem Wege zur ewigen Seligkeit führende Lehre, die mit dem Anschein der höchsten Ueberzeugung, wenn auch ohne Aufwand von Talent, gepredigt wurde, bald Proselyten machen mußte, und in der That sah sich Simon Morin in kurzer Zeit an der Spitze einer Partei, die täglich immer mehr anwuchs.

Durch diesen ersten Erfolg seiner Bekehrungs-Theorie aufgemuntert, nahm er bald keinen Anstand, öffentlich als Reformator aufzutreten. An einem schönen Frühlingsmorgen ging er hin zu dem Pfarrer von St. Germain-l'Auxerrois, überreichte ihm sein Buch, und ermahnte ihn, es zu lesen, da es ein göttliches Werk sey, das der ganzen Religion eine neue verjüngte Gestalt verleihe. Der Pfarrer hielt es für billig, bevor

er das angepriesene Werk las, den Verfasser fragen zu dürfen, von wem er die Mission zu seinem Bekehrungs-Geschäfte empfangen. Hierauf antwortete Morin mit stolzen Worten, seine Mission wäre gewisser und käme höheren Orts, als alle anderen kirchlichen Missionen; denn ihm sey sie von Jesu Christo selbst ertheilt, während die Priester sie nur von Menschen empfingen. Nachdem ihm der Pfarrer den Unverstand seiner Reden begreiflich zu machen gesucht, erwiederte Morin stolz, er fürchte weder Gefängniß noch Marter, nie würde er den Ausspruch thun: transeat a me calix iste (dieser Leidenskelch bleibe fern von mir). Nach diesen Worten wurde Morin aus des Pfarrers Wohnung gewiesen, man machte dem obersten Kriminal-Richter eine Anzeige und bald wurde ein Polizei-Sergeant abgeschickt, ihn auf der Stelle zu arretiren; allein trotz seiner ausdrücklich geäußerten Behauptung hatte ihn doch der Leidenskelch der Bastille in Schrecken gesetzt, und ehe man zu ihm gelangen konnte, hatte er sich mit der ganzen Auflage seiner „Gedanken" nach dem Asyl zurückgezogen, wo unser Polizei-Commissair ihn eben aufzusuchen bemüht ist.

Um Zeit zu gewinnen, bis unterdessen der Amtsrock und die Wache anlangt, stellt sich Picard unserem armen Schwärmer als einen eifrigen Anhänger seiner Lehre dar, als eine Art Magier, der gekommen sey, den neuen Messias anzubeten und seine Predigten zu vernehmen. Leicht zu täuschen, wie jeder Schwärmer, den man bei seiner fixen Idee ergreift, nahm Morin diese Huldigungen, die bis in seinen entlegenen Winkel drangen, ohne allen Verdacht auf. Bevor er sich aber in eine weitere Erklärung einließ, beschwor er seinen Apostel, ihm feierlich anzugeloben, daß er sich seinem Dienste ohne allen Vorbehalt weihe. Nachdem der Herr Picard als fertiger Komödiant ihm die gewünschte Versicherung gegeben, setzte sich Morin nieder und redete den Apostel, den er vor sich stehen ließ, in einem feierlichen Tone an: „Bedenke wohl", sagte er zu ihm, „ich verlange von denen, die mit mir seyn wollen, einen Geist des Glaubens und der Erkenntlichkeit, eine Unterthänigkeit und Unterwerfung, die zu allen Dingen bereit ist; ich verlange demnach, daß Du Dich auch dem Tode willig ergiebst, falls es von mir gefordert wird; denn der Sohn Gottes spricht zu Dir in seiner zweiten Erscheinung."

Unser Picard bezeugte seine Demuth vor diesen hochmüthigen Worten so gut, als es nur der eifrigste Apostel hätte thun können; indeß ging er immer mehr auf sein eigentliches Ziel los, nämlich sammt dem Verfasser auch das Buch der „Gedanken" in Beschlag zu nehmen; er begann mit Morin über das Werk zu sprechen, als sey es eine vom heiligen Geiste ihm diktirte Schrift, und bezeugte seinen lebhaften Wunsch, ein Exemplar davon selbst zu besitzen; da er, wie er hinzufügte, sich bisher nur Fragmente davon habe verschaffen können, die übrigens allein schon einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er durch die bloße Lektüre derselben sich gedrungen fühlte, ihn aufzusuchen und sein unmittelbarer Schüler zu werden.

Herr Picard hatte seine Rolle des frommen Eiferers mit so vieler Gewandtheit gespielt, daß Morin sich fortwährend von ihm täuschen ließ. Letzterer stand sogleich auf, nahm ihn mit geheimnißvoller Miene bei der Hand, und nachdem er einen geheimen Schrank geöffnet, zeigte er ihm die sorgfältig verwahrte Auflage des berüchtigten Buches, von dem er ihm ein Exemplar zum Geschenk überreichte. Man hätte glauben sollen, daß dies das zwischen dem Kommissar und seinen Dienstgenossen verabredete Signal gewesen; denn in dem Augenblicke, als das Buch übergeben ward, traten mehrere Bewaffnete in das Zimmer, und zu gleicher Zeit verwandelte sich der Apostel Christi vermittelst seines schwarzen Amtsrockes und der Perücke in einen häßlichen Sbirren, der seinen Leuten den Befehl gab, alle vorräthige Exemplare des Buches der Gedanken in Beschlag zu nehmen, und Morin selbst befahl, ihm zu folgen. Letzterer benahm sich übrigens nicht wie ein Messias, dessen Geduld durch keine Beleidigung zu erschöpfen; vielmehr ließ er, sobald er sich verrätherischer Weise entdeckt sah, über seinen Judas einen gewaltigen Strom von Schimpfreden ausbrechen; allein weder seine Göttlichkeit, noch auch sein Zorn waren im Stande, ihn von dem Transport nach der Bastille zu befreien, die ihn zum zweiten Mal in ihre Hallen aufnahm.

Uebrigens konnte ihn das Gefängniß nicht eben so sehr in Verlegenheit bringen; denn wenn er einige Zeit in demselben sich aufgehalten, und wenn ihn die Sehnsucht nach der Freiheit ergriff, so stand es ihm ja immer frei, seine irrthümlichen Lehren öffentlich abzuschwören; und er hatte auch in der That über diesen Punkt eine ganz eigene Gewissens-Theorie, die ihm ohne Weiteres verstattete, durch Anwendung jenes Mittels aus der Bastille zu entkommen, so wie später noch einmal aus dem Tollhause, wo er 1654 nach einem Urtheil des Parlaments auf Lebenszeit eingesperrt worden war.

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke:

Afgar le Bérébere. — Drama in 3 Akten von Fontaine.
La cinquantaine. — Vaudeville von Lubize.
Deux femmes contre un homme. — Vaudeville von Dumanoir und Brunswick.
Heureuse comme une princesse. — Lustspiel in 2 Akten von Anicelot und Laborie.
L'impératrice et la juive. — Drama in 5 Akten von Lockroi und Anicet.
Le juif errant. — Fantastisches Drama in 5 Akten von Merville und Mallian.
Lionel, ou mon avenir. — Vaudeville von Villeneuve und de Livry.
Madame Basil. — Vaudeville von Lurine und Solland.
Un ménage d'ouvrier. — Vaudeville von Bavard und Varner.
Vingt ans plus tard. — Vaudeville von Bazard und Laurencin.
La Robe déchirée. — Vaudeville von Ancelot.

Nord-Amerika.

Der Brautwerber von Saratoga.

Scenen aus Nord-Amerika.

Tom Jane's vier Kanadische Klepper flogen mit seinem leichten Phaeton so blitzschnell über den Sand hin, daß Jeder davon elektrisirt worden wäre, ausgenommen ein Liebhaber, der seine Geliebte in der Ferne weiß. Die himmelan strebenden Pinien zu beiden Seiten des Weges standen da wie die tausend Säulen der Zisterne der Palläste zu Konstantinopel. Ein Amerikanischer Fichtenwald gleicht wirklich dem majestätischsten Tempel, der jemals von der menschlichen Phantasie konstruirt worden ist, und die Yanken-Methodisten folgen nur einem unbesiegbaren Instinkte, wenn sie in den heiligen Schatten dieser unendlichen Tempelhallen der Wildniß ihren Gottesdienst abhalten.

Tom Jane und ich hatten im Palaste des Krösus zu Sardes nach Steinen nach den Störchen geworfen. Wir hatten auf dem Grabe eines Mufti's in der Nekropolis von Skutari im Anastasius gesessen. Wir hatten Beide in demselben Karwanserai zu Smyrna das Fieber gehabt, und in Agamemnon's düsterem Grabe zu Argos unsere glühende Stirn gekühlt, und die Griechen verwünscht. Wir waren in Pera ernsthaft, in Rom lustig gewesen, und hatten mit den Schönheiten des Fanars im Thale des „Süßen Wassers", im reizenden Rumelien getändelt, und als wir endlich heimgekehrt waren, Er nach England zu seinem Regimente, Ich aber nach Neu-England zu meinem Geschäfte — wer begegnete mir da einst auf einer Sommer-Partie nach dem St. Lorenz-Strom? Kein Anderer als mein alter Freund, Captain Tom Jane, dermalen bei der Garnison von Quebek, und noch immer zu jedem drolligen Streiche aufgelegt, der in das langweilige Exercir- und Militairdienstleben eine heitere Episode brachte.

Nachdem ich siebenmal an fremden Tafeln gespeist, die Wasserfälle von Montmorenci besucht und Lord Dalhousie, dem gastfreien Statthalter von Kanada, meine Aufwartung gemacht hatte, war mir Quebek nicht mehr interessant, und einer gewissen magnetischen Kraft nachgebend, kündigte ich Jane an, daß mein Bündel geschnürt sey, und daß ich bereits mein Herz nach Saratega vorangeschickt hätte.

„Ist sie hübsch?" fragte Tom. — „„Wie die sternenäugige Aschekessin, die wir auf dem Sklavenmarkte zu Konstantinopel hinter ihrem Gitter erblickten!"" (Der Himmel und meine Geliebte mögen mir dieses Gleichniß vergeben! — allein es war für Tom Jane anschaulicher, als eine ganze Legion sittsamerer Vergleichungen.) — „Hättest Du was dagegen, wenn ich Dich mit vier Gäulen, die eine arme Seele retten könnten, zu Deiner Herzliebsten spedirte?" — „„Etwas dagegen?!"" rief ich aus.

Schon am nächsten Morgen kauten vier prächtige blank gestriegelte Klepper ihren Hafer im Bug eines Dampfbootes auf dem Lorenz, und staunten gewiß nicht wenig über die Schnelligkeit, mit der Häuser und Kirchen stromabwärts eilten. Als wir Montreal gegenüber waren, wurden die Klepper ausgeschifft, und auf einer Strecke von zwanzig Meilen ihrer Rennlust überlassen, worauf sie, in ein zweites Dampfschiff einquartiert, an dem Forteilen der Berge, welche die Gestade des See's Champlain bekränzen, ein neues Wunder erleben sollten. Als wir bei Ticonderoga gelandet waren, brachte uns ein Trott von wenigen Meilen zum See George und einem dritten Dampfboote, welches den Krümmungen des See's folgend, zwischen grünen Eilanden und überhängenden, mit üppiger Vegetation bedeckten Felsen hindurchglitt. Unser letzter Landungsplatz war eben am Rande des Fichtenwaldes, wo unsere Geschichte anfängt.

„Ja, mein Theurer," sagte Tom, „ich muß gegen Deine republikanische Gravität protestiren. Ich würde sie für Melancholie erklären, wüßte ich nicht, daß Du diese Miene mit allen Deinen Landsleuten gemein hast, die man überhaupt nie lächeln sieht."

„Ach! schone meiner, Tom! Ich sehe eine Hand, die Du nicht sehen kannst. Plaudere mit Deinen Kleppern und laß mich stumm seyn, wenn Du mich liebst."

„Warum denn, im Namen des gesunden Menschenverstandes! Du bist ja nur noch fünf Stunden von Deiner Schönen entfernt! Ist dieser verwünschte Sand nicht Dein heimatlicher Boden? Und bist Du jemals ein solcher Tuckmäuser gewesen, als wir noch in der Welt herumschweiften? Willst Du gerade jetzt, in dieser verdammten Einöde, mit Deiner Hypochondrie mich anstecken? Noch eine halbe Stunde mehr in diesem Walde, und es wird kein Horn des Asklepios nöthig seyn, um mich verrückt zu machen!"

„Wenn ein gutes Werk Deinen Verstand retten kann, so erinne ein Mittel, wie Du der Sohn eines unbemittelten Gentleman mit den Mündel eines reichen Reis- und Syrup-Händlers zusammenbringst." — „„Das Programm zu unserem Feldzug?"" — „Ist ganz einfach." — „„Hat die Lady nichts dawider?"" — „Ich möchte es gern glauben." — „„Hat Herr Popkins viel dawider?"" — „So viel, als nur irgend ein romantischer Liebhaber sich wünschen kann." — „„Und die Stellung des Feindes?"" — „Nun denn, Herr George Washington Jefferson Frump, den Du respektwidriger Weise Herrn Popkins genannt hast, ist der einzige Wächter und Beschützer der Tochter eines verstorbenen Westindischen Pflanzers, dessen Agent er ehemals gewesen. Ich verliebte mich in Katty Lorimer vom Hörensagen, als sie noch mit meiner Schwester in die Schule ging, bekam sie zu Gesicht, indem ich eine Gartenmauer erstieg, und nach den gewöhnlichen Gelübden — „„Etwas zu romantisch für einen Yankee!"" — „Die ich Herrn Frump in einem Briefe ausdrückte —" „„Ho, nun wird's pathetisch!"" — „Wies er mich schnöde zurück." — „„Weil?"" — „Imprimis, weil ich nicht auch auf der Zucker-Liste stand, und in secundis, weil mein Vater Handschuhe trug und „kein Gewerbe trieb" — zwei Flecken in den Augen des Herrn Frump, die alle Wasser des Niagara nicht von mir abwaschen könnten." — „„Und was, zum Henker, hinderte Dich

denn daran, mit ihr Reißaus zu nehmen?"" — „Funfzig Antheile bei der Versicherungs-Gesellschaft von Manhattan, eine Goldmine in Florida, der Himmel weiß, wie viele Orbost Syrup und eine Million Morgen Landes an den Ufern des Missouri." — „Tausend Sapperment, das ist ein leibhaftes El Dorado!"" — „Alles das verwirkt sie, wenn sie gegen die Einwilligung des alten Frump heirathet." — „„Und diese Jo sammt ihrem Argus trinken jetzt den Brunnen zu Saratoga?"" — „Versteht sich." — „„Ich verwette meine fünf Finger gegen eine Nußschale, daß Du sie haben sollst, noch ehe der Sommer herum ist."" — „Geld und Alles?" — „„Minen, Syrup und Acker am Missouri."" — „Thust Du das, Tom, so gebe ich Dir ein Gespann von Virginischer Race, worüber Ascot staunen würde, und noch als Zugabe die Versicherung, Dir nicht ferner deshalb zu grollen, daß Du mich an den Ufern des Hermus mit Deinem Kameel überritten hast."

Wir fuhren immer zu, durch dicke Waldung und gelichtete Strecken, durch Thäler, mit verschlungenen Cedern und wilden Reben bewachsen, über Brücken aus Baumstämmen, Moorland und Sandhügel, bis um die Abendzeit einige ferne Glockentöne oder die Klänge der Art eines Holzfällers uns die Nachbarschaft von Saratoga verkündigten. Nachdem wir eine Gruppe hoher Fichten umfahren hatten, kamen wir gleich in die breite Hauptstraße des Dorfes. Prangende Kaufläden, ungeheuer ausgedehnte Gasthöfe, mit Fenstern gleich Honigscheiben, modische Müßiggänger auf ihrem Schlendergang zum Brunnen, behagliche Schmauchen auf den Kolonnaden, und staubige wohlbepackte Kutschen, die von Thüre zu Thüre jagen, um Logis zu suchen: dies sind die vornehmsten Partieen des Abend-Gemäldes eines Amerikanischen Bade-Orts.

Da es zum Gelingen des Planes, den mein Freund geschmiedet hatte, nicht nothwendig war, daß meine Ankunft in Saratoga ein Geheimniß blieb, so hielt Jane an einem kleinen Wirthshaus am Eingang der Straße, lud mich und meine Bagage ab, und fuhr weiter nach dem Hotel „Congreß-Hall", mit meinem besten Segen und einem Empfehlungsbrief an meine Schwester, die bei meiner Abreise von Montreal eben im Begriff war, in Gesellschaft nach dem Brunnen zu reisen. Da ich in so Tantalischer Nachbarschaft nicht gern bleiben wollte, so miethete ich am nächsten Morgen eine Kutsche, schickte ein Billet an Tom und suchte ein Asyl in Barbydt's Kolonie.

Herr Barbydt ist ein alter Holländischer Pflanzer, der, ehe man die Mineralquellen zu Saratoga (das etwa fünf Meilen von seiner Wohnung liegt) entdeckt hatte, im dichtesten Walde vergraben saß, und von Niemanden gekannt war, als von dem räuberischen Indianer. Der Himmel über ihm scheint von den riesigen Tannen, die um seine Pflanzung stehen, getragen zu werden. Ein großer Teich von ovaler Gestalt, der so tief in die Erde dringt, als die Tannen über dieselbe emporstreben, und im Schatten dieser kolossalen Bäume so schwarz wie der Erebus erscheint, liegt unter dem Fenster des Wald-Kolonisten. Hier führte Herr Barbydt das beschauliche Leben eines Holländers, sprach mit seinen Gänsen und Kälchlein Holländisch, sang Holländische Psalmen, in die nur das Echo des mächtigen Waldes einstimmte, und sah niemals ein weißes Menschen-Antlitz, ausgenommen, wenn er sich die Mühe gab, in den Spiegel zu schauen.

Da kommt plötzlich ein wandernder Mineralog auf den Gedanken, das Wasser von Saratoga zu kosten, und wie durch einen Zauberschlag sieht man um die Quelle herum einen Ort voll regen Lebens entstehen, ein Dorf mit Gastwirthen, Apothekern, Brunnen-Aerzten, Zeitungen, Leihbibliotheken. Bald ergeht an jede Person von Bildung, von Welt und Mode-Gesundheit die Aufforderung, wenigstens den Juli und August jedes Jahres in Saratoga zuzubringen. Der Ort zählte schon 7000 Einwohner, ehe noch Herr Barbydt, der nur ein paar Stunden entfernt wohnt, sein Daseyn ahnte! Da wollt' es einmal sein Unstern, daß ein liebendes Paar, welches zu Pferde den Wald durchirrte, die einsame Pflanzung auswitterte, und seitdem hatte der arme Holländer keinen ruhigen Tag mehr. Jeder Badegast in Saratoga sprach bei ihm ein, ließ sich seine Forellen schmecken und ergötzte sich in den düsteren Schatten am Teiche. Zu seiner Selbstvertheidigung mußte der gute Mann ein paar Zimmer mehr bauen lassen, seinen Kohlgarten einfriedigen und auf seine Forellen einen Preis setzen. Ein Reisender in Nord-Amerika, der bei dem alten Barbydt nicht eingekehrt ist, macht sich derselben Unterlassungs-Sünde schuldig, als hätte er den Niagara nicht gesehen.

In einem der obgenannten neuen Gemächer einquartiert, mit einem grob gearbeiteten Stuhl und einem harten, aber reinlichen Bette als einzigem Hausrath, erwartete ich voll verliebter Ungeduld den Erfolg von Tom Jane's Manövere. Barbydt's Gäste kamen selten vor drei oder drei Uhr Nachmittags, und die langen, lieblichen Morgenstunden waren so ruhig, als ein Verliebter nur wünschen konnte.

Lange konnt' ich's aber nicht ertragen. Schon am zweiten Abend meines einsamen Aufenthalts borgte ich Herrn Barbydt's versteiften alten Gaul und trabte auf demselben mit unsäglicher Mühe nach Saratoga.

Es war gerade zehn Uhr, als ich am Stalle der Congreß-Hall abstieg. Ich überließ den „Duivel" (Teufel), wie der alte Mann seinen verwitterten Hengst mit Stolz betitelte, einem Stallknecht, und schlich mich durch den Garten nach der östlichen Kolonnade.

Es wird nicht am unrechten Orte seyn, wenn ich dem Europäischen Leser von unserem Congreß-Hall einen Begriff beibringe. Wohl vierzehn oder funfzehn Millionen Herren und Damen von weißer Farbe betrachten dieses hölzerne Babel als den wahren Palast der Freude, als einen Ort, nach dem man hangen und verlangen soll, als die Wiege der Liebe, die Arena der Mode, und Gott weiß, was Alles mehr! Congreß-Hall ist, wie schon angedeutet, ein hölzernes Gebäude, dessen Flächenraum kein Mensch berechnen kann. Es liegt auf einer sanften Anhöhe und hat wenig architektonischen Schmuck, eine lange, mit Reben bekleidete Kolonnade ausgenommen. Eine melancholische Fichten-Gruppe ragt über die Schornsteine empor, und etwa fünf Minuten Weges vom Eingang schaut die düstere alte Wildniß in ihrer ganzen ursprünglichen Majestät auf das Dorf hernieder. In den heißen Sommer-Monaten speisen hier täglich fünfhundert bis tausend Personen, trinken eben so viele Flaschen der besten Weine auf Erden, machen eine abendliche Promenade und gehen dann aus einander, um ihre Ballkleider anzuziehen. Es giebt noch mehrere Hotels im Dorfe, die eben so geräumig und mit Menschen angefüllt sind; Congreß-Hall ist jedoch der einzige klassische Ort.

Die Speisetische wurden weggetragen. Den mit grünem Moy und grünen Blumengewinden drapirten Boden des unermeßlichen Saales zierten außerdem noch Amerikanische Flaggen und die Anfangsbuchstaben aller Helden der Revolution. Die Musiker spielten einen Walzer, und zwar mit solcher Energie, daß die Kerzen wackelten. Der Ball-Saal befindet sich im unteren Flur und die Kolonnade an der Seite des Gartens war mit Zuschauern angefüllt; ein ganzer Chor dickmänniger schwarzer Kerle, die zu allen Fenstern hereinlugten, schlug mit Händen und Füßen den Takt zur Musik. Meinen Hut etwas tief in die Augen drückend, stellte ich mich an das am wenigsten besetzte Fenster, und harrte den Tänzern mit Ungeduld entgegen.

Als das Gesellschafts-Zimmer sich gefüllt hatte, kam eine Schönheit um die andere, ihren stattlichen Kavalier an der Hand, hereingeschwebt. Und welche Schönen! Feine und zarte Geschöpfe, wie Retzsch's Engelgestalten, mit flammenden Augen, gleich Muhammed's paradiesischen Jungfrauen, doch schüchtern wie die Antelope, und von einem Wuchse, wie ihn kein irdisches Weib aufweisen kann, die Amerikanerin allein ausgenommen. Wenn ich von der Schönheit meiner Landsmänninnen spreche, so schwillt mir das Herz. Es ist mir, als hätte die neue Welt auch eine andere Gießform für ihre Mütter und Töchter. Ich habe in Frankreich geseufzt, in Italien geliebt, habe auf den Sklaven-Märkten des Orients an dem Anblicke schöner Tscherkessinnen mich geweidet und bin in London den Britischen Grazien nachgelaufen — aber noch immer bin ich der Ueberzeugung, daß unter dem blauen Himmelsbogen kein so reizendes Geschöpf Gottes existirt, wie ein Amerikanisches Mädchen.

Jetzt trat mein Freund Tom in den Saal. An seinem Arm erblickte ich meine Angebetete. Noch nie war sie mir so reizend erschienen. Ihre durchscheinende Wange rötbete sich eben durch den Einfluß der Beleuchtung und der Musik. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, ihre feinen Augenbrauen von mädchenhaftem Erstaunen etwas gespannt, und ihr bloßer Arm lag sorglos und vertrauensvoll in dem seinigen, so weiß, rund und zart, als hätte ihn Canova aus Parischem Marmor gemeißelt. Habt ihr niemals eine Schönheit aus nordischem Blute gesehen, die in einem südlichen Klima gereift ist — ein dunkelblaues, nordisches Auge, in die Gluthen der tropischen Sonne getaucht — den reflektirenden Verstand und die bebarrliche Treue des Nordens mit dem Enthusiasmus, der Leidenschaft und Hingebung einer glühenderen Zone in herrlichem Gemisch — nun, so könnt ihr euch keine Vorstellung von Katharina Lorimer machen, und jede Beschreibung ist unnütz.

Freund Tom walzte erst mit Katharinen, dann mit meiner Schwester, dann wieder mit Katharinen, worauf sie den Saal verließen, um in der Kolonnade frische Luft zu schöpfen. Ich war nicht eben eifersüchtig, allein es mißfiel mir doch, daß er sie so bald wieder engagirte. Er war der schönste Mann in der ganzen Gesellschaft und hatte auf unseren Wanderungen durch Europa und Asien meinen Stern nur zu oft verdunkelt. Es konnte mir also wenigstens der Gedanke durch den Kopf fahren, eine ähnliche Eklipse wäre auch an unserem Amerikanischen Himmel nichts Unmögliches. Ich begab mich durch die Kolonnade in den Garten.

Jene „Kinder der Ewigkeit", wie Miß Landor sie poetisch betitelt, „die Abendwinde", wirkten so wohlthätig auf meine erhitzten Schläfe, daß ich Tom Jane mit heroischer Anstrengung wieder volles Vertrauen schenkte, und den Garten verließ. Eine Schaukel hing zwischen zwei gigantischen Fichten, gerade unter der Balustrade. Ich warf mich in den gepolsterten Sitz, und ließ hier meinen Betrachtungen volles Spiel. Die sentimentalen Spaziergänger wandelten über mir hin und her, und da ich Tom's Stimme nicht hörte, so glaubte ich, er sey im Saale. Eine Dame und ein Herr, die schweigend auf und nieder gingen, blieben einen Augenblick stehen und lehnten sich der Schaukel gegenüber, auf ein Geländer. So blickten sie eine Weile in die düsteren Schatten des Fichtenhains, bis eine Stimme, die ich besser kannte, als meine eigne, mit leisen und doch silberhellen Worten über die Schönheit der Nacht sich äußerte.

Sie erhielt keine Antwort. Nach einer Pause sprach sie, als wollte sie eine angefangene Unterhaltung fortsetzen: „Sind Sie auch sicher, daß Sie es wagen können, ohne Vermögen zu heirathen?"

„„Ganz sicher, theure Miß Lorimer!""

Ich sprang von der Schaukel auf, allein ehe ich noch meine Lippen zu Verwünschungen öffnen konnte, hatten sich Beide im Gedränge verloren.

Halb wahnsinnig vor Eifersucht schritt ich den Garten entlang. Sollte ich ihn augenblicklich zur Rechenschaft fordern? Sollte ich in den Ball-Saal stürzen und den Verräther in ihrer Gegenwart entlarven? War es besser, in dem Teiche des alten Barbydt mein Daseyn zu enden, oder einem Indianer-Stamm mich anzuschließen und allen Weißen den Krieg anzukündigen? Oder sollte ich — konnte ich — großmüthig seyn, ihm ein Billet schreiben und ihn bitten, er möge mich wenigstens unter seine Hochzeitsgäste aufnehmen?

Ich trat ins Punsch-Zimmer, verlangte Dinte, Feder und Papier, und schrieb folgende Zeilen:

„Theuerster Tom! — Wenn Deine bevorstehende Hochzeit schon so offiziell seyn sollte, daß Du einen Trauungs-Zeugen gebrauchen kannst, so wirst Du mich zum glücklichsten Freunde machen, wenn Du mir dieses Amt überträgst. Dein ewig treuer N. N."

Nach Absendung des Billets eilte ich in den Stall, rüttelte den „Teufel" aus seinem Schlaf, schwang mich auf seinen eckigen Rücken und peitschte ihn wüthend zum Dorfe hinaus. Als wir in den Wald eintraten, erschien mir die nächtliche Landschaft wie dem wahnsinnigen alten Hieronimo in der Spanischen Tragödie: — „Ein verdüsterter Mond, erloschene Sterne, heulende Winde, kreischende Eulen, krächzende Unken und eine Uhr, die Zwölf schlug!"

Früh am nächsten Morgen stieg Tom's Bursche vor Barbydt's Thür vom Pferde, und brachte mir folgende Antwort:

„Theurer Junge! — Der Teufel selbst muß Dir mein Geheimniß offenbart haben. Sey überzeugt, daß ich keinen Anderen als Dich bei der Feierlichkeit zu meinem Begleiter gewählt haben würde, und auf welche Weise Du auch meinen Plan entdeckt haben magst, tausend Dank für Deine großmüthige Einwilligung! Ich erwartete nichts Geringeres von Deiner edlen Sinnesart. Ganz der Deinige Tom."

N. S. „Wenn es möglich ist, so komm' ich morgen früh zu Dir, und bringe Material zum fünften Akt unserer Komödie."

„„Komödie nennt Ihr das, Monsieur Jane?!"" Es wurde mir dunkel vor den Augen, als ich den Wisch zu Boden warf. Nach tausend Racheplänen, die ich abwechselnd schmiedete und wieder aufgab, ersuchte ich endlich den alten Barbydt, mir seine Jagdflinte zu leihen. Ich lud sie, feuerte — in die Luft, warf mich erschöpft auf's Bette und — philosophirte wieder über großmüthiges Entsagen.

„Die Morgensonne stieg mir furchtbar empor." Es war mir, als könnte ich den Vöglein ihr spottendes Gezwitscher nimmermehr vergeben. Der Reiher schwang sich aus dem Rohrgebüsch in die Lüfte, die Lotusblumen schüttelten ihren Thau in den Teich, als der Morgenwind sie weckte, und der fühllose alte Holländer saß fischend in seinem Kanoe und sang einen seiner kauderwälschen Psalmen in einer Weise, die mich beinahe verrückt gemacht hätte. Ich streckte mich am Ufer des Teiches meiner Länge nach aus und suchte den Sturm meiner Gefühle mit der erbärmlichen Schul-Weisheit: „Si gravis est, brevis est", zu beschwören.

Ein Wagen rasselte über die kleine Brücke, fuhr flink die Anhöhe hinauf und hielt vor Barbydt's Thüre.

„Wo bist Du, alter Junge?" rief Tom.

Ich würgte meinen Ingrimm nieder und eilte ihm entgegen. Tom hatte noch einen Fremden bei sich, der eben vom Pferde stieg.

„Tummle Dich!" sprach Tom, indem er meine Hand schüttelte; „die Augenblicke sind kostbar. Heraus mit Ihrem Dintenstecher, Herr Poppeltree; lassen Sie den Herrn da unterschreiben, dieweil ich meine Klepper anbinde."

„Was soll das, Herr?" sprach ich, als der Fremde mir ein Papier überreichte, auf dem mein eigener Name sehr leserlich geschrieben stand.

Die Magistrats-Person sah mich verblüfft an. „Ein Heiraths-Kontrakt, wenn Sie erlauben, zwischen Herrn Friedrich — und der tugendsamen Jungfrau, Miß Katharina Lorimer. Sind Sie nicht der in diesem Instrument genannte Herr?"

In diesem Augenblick erschien meine Schwester, das erröthende Mädchen an der Hand führend, legte ihre Arme um meinen Nacken und ließ uns allein. Es giebt Augenblicke eines seligen Gefühls, das jede zergliedernde Beschreibung nur entweihen würde.

Der Dorf-Geistliche kopulirte uns in dem hehren Heiligthum des Waldes. Der alte Barbydt und die Lotus-Blätter auf seinem Teiche waren die einzigen gleichgültigen Zeugen der Begeisterung, mit der wir unsere Gelübde aussprachen.

Kaum hatte ich Katharinen an mein Herz gedrückt, als Jane, der während der Ceremonie meine Schwester häufiger angeblickt hatte, als meine Braut, mit einem Male auf mich zuschritt, eine Pergament-Rolle in meine Rocktasche steckte und nach dem Stall eilte. Die Klepper wurden vorgespannt, und noch eh' ich von meinem Staunen mich erholen konnte, saß ich als junger Ehemann zur Seite meiner Neuvermählten im Wagen.

„Nun aber bitte ich Dich", sprach Tom, „wenn Du anders wieder ruhig athmen kannst, mir zu sagen, auf welche Weise Du ausfindig gemacht hast, daß Deine Schwester mir die Ehre erzeigt hat, meine Hand anzunehmen?"

Auf meine Erklärung hierüber gab es ein so unmäßiges Gelächter, daß die Tiefen des Waldes davon wiederhallten.

„Wenn nun", sprach ich zu Tom, „auch von meiner Seite eine Bitte erlaubt ist, so sage mir in des Himmels Namen, durch welche magische Kraft Du den alten Frump herumgekriegt hast?"

„„Daran hängt eine lange Geschichte, lieber Freund, die Du haarklein erfahren sollst, wenn Du mir den Kuppelpelz nicht schuldig bleibst. Für's Erste sage ich Dir in gedrängter Kürze, daß Herr Frump nicht Dich, sondern Herrn Tom Jane (alias Jakob Phipps, stillen Compagnon eines Banquiers zu Liverpool) für den begünstigten Freier seiner schönen Mündel hält. Vor lauter Entzücken über die Aussicht, die Miß in der Bank von Liverpool unterbringen zu können, hat er ihr großmüthiger Weise ihr ganzes Vermögen abgetreten, und seines Rechtes auf die Kontrolle desselben in einer Urkunde, die jetzt Deine Tasche beherbergt, sich begeben. In weniger als fünf Minuten wird er so angenehm überrascht werden, wie der größte Liebhaber von Ueberraschungen es nur wünschen kann.""

Die Klepper machten Halt. Wir erstiegen die sandige Anhöhe am Brunnen und waren in wenig Augenblicken am Thor der „Congreß-Hall". Die letzten Nachzügler vom Frühstück-Tische schlenderten in der Kolonnade herum, und der alte Frump las seine Zeitung unter dem Portikus.

„Aha! Herr Phipps", sprach er, als Tom ihm seine Reverenz machte, „schon so früh zurück, ha, ha?! Ich bildete mir ein, Sie und Käthchen würden bis zum Diner mit einander kosen!"

„„Mein Herr!"" versetzte Tom sehr feierlich, „„Sie haben die Ehre, den Capitain Thomas Jane, vom —ten Füsilier-Regiment Sr. Majestät, zu sprechen, und sobald Ihnen etwas Muße zu Gebote steht, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen diesen Gentleman da als eben angetrauten Gemahl der Miß Katharina Lorimer vorzustellen. Herr Frump, Herr —!""

Bei Erwähnung meines Namens wurde Herr Frump mit Einem Male kreideweiß. Aber nur ein geschickter Maler aus der Niederländischen Schule könnte die Gebehrden wiedergeben, die er in diesem Momente schnitt. Das Romantische meiner Geschichte ist nun vorüber. Herr George Washington Jefferson Frump verließ Congreß-Hall noch denselben Abend, und hat seitdem eine Einladung zu Capitain Jane's Hochzeit unhöflich abgelehnt — vielleicht, weil Letzterer es versäumte, ihn bei einer ähnlichen Gelegenheit nach Saratoga zu bitten.

(N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Urtheil einer Engländerin über Königin Elisabeth. In Colburn's Modern Novelists finden wir folgende merkwürdige Charakter-Skizze der jungfräulichen Königin, von Mrs. Gore: — „Wenn Shakespeare und Spenser schmeichelten, wenn Raleigh und Sydney lobpriesen; wenn Buckhurst, Burleigh und Bacon huldigten, so giebt das vielleicht einige Ansprüche auf den übertriebenen Ruhm, mit dem man das Gedächtniß der Königin Elisabeth, jenes verzärtelten Kindes der Englischen Geschichte, überschüttet: allein die Nachwelt ist eine unparteiische Richterin; sie läßt sich nicht blenden durch den Glanz, der über die Regierung der jungfräulichen Königin — oder, um uns der gebräuchlichen hochtrabenden Phrase zu bedienen, „über die goldenen Tage der Königin Beß (Betty)" — ausgegossen ist; wir sind im Stande, selbst bei den übertriebenen Lobsprüchen der gleichzeitigen Schriftsteller die Verschlagenheit, die Grausamkeit, den unbegränzten Eigendünkel und die unsinnige Eitelkeit jenes eingebildeten Phönix heraus zu finden und deutlich zu unterscheiden. Die bitteren Kränkungen, die sie ihren Hofdamen widerfahren ließ; der unchristliche Stolz, mit dem sie Jeden, der sich ihr nahte, zu ihren Füßen niederfallen hieß; ihre gewaltthätigen Verfolgungen des Hauses Gray, das doch weiter nichts verschuldet, als daß etwa seine Sprößlinge einst rechtmäßige Ansprüche auf die Krone hätten machen können; die Rohheit, mit der sie ihre erprobtesten und ältesten Diener behandelte; der ungezimmende vertrauliche Umgang mit ihrem Lieblinge Dudley — alles dies dürfte wohl hinreichend seyn, um die Weihrauchwolke, in die man „die schöne Bestalin auf dem Throne im Westen" gehüllt, zu zerstreuen und auf ihren Charakter ein wenigstens zweideutiges Licht zu werfen. Betrachtet man aber erst das bejammernswerthe Schicksal ihrer Schwester und Nebenbuhlerin, die wegen eines Aufstandes in ihrem Reiche sich dem Schutze der Britischen Königin anvertraut — erinnern wir uns an die Blutgerüste eines Grafen von Essex, eines Norfolk's und anderer Unzähligen — werfen wir einen Blick auf den schändlichen Mißbrauch der Tortur, der, die Gesetze des Reichs verletzend, nur zur Verunglimpfung desselben diente — bemerken wir ihr ränkevolles und unverschämtes Benehmen gegen das Parlament — die abscheuliche Gefühllosigkeit, die sie bei Gelegenheit der schaudererregenden Bartholomäus-Nacht und der Hugenotten-Verfolgung an den Tag legte, indem sie unmittelbar darauf ohne alles Bedenken die Pathenstelle bei dem Kinde des Französischen Königs annahm — ferner die Rachsucht, die sie dazu antrieb, einem Edelmann und Gelehrten den Garaus zu machen, bloß, weil er es gewagt, auf das auffallende Mißverhältniß ihrer besprochenen Ehe mit dem jungen Herzog von Alençon hinzudeuten — die Verschmitztheit, mit der sie die Gastfreundschaft des Besitzers von Euston Hall dazu mißbrauchte, um seiner geheimen Anhänglichkeit an das Papstthum auf die Spur zu kommen und ihn zu bestrafen; und endlich der Geiz, die abscheuliche Sparsamkeit Elisabeth's, überall, wo es darauf ankam, einen Akt der öffentlichen Milde und Großmuth zu üben, und wiederum die ungeheure Gier, mit der sie von der Galanterie ihrer Höflinge alles Mögliche zu erpressen suchte, betrachten wir, sage ich, die Schändlichkeit aller dieser Thatsachen, so hält es schwer, sie durch den oft zweideutigen Eifer für das Interesse der reformirten Kirche, durch den Scharfsinn, der sie bei der Wahl der Diener ihrer Willkür leitete, durch ihren eigenthümlichen glänzenden Takt in der Kunst zu regieren und endlich durch die Unerschrockenheit ihres Geistes und ihr besonders würdevolles Ansehen, aufwiegen zu lassen."

— Ardennen Schaafzucht. Die Schaafe im Luxemburgischen, deren Futter aus wilden aromatischen Kräutern besteht, sind zwar eben so klein, wie in allen Gebirgs-Gegenden, aber wegen ihres köstlichen Wohlgeschmackes besonders berühmt. Ihre Zucht entspricht ganz der in den Ardennen allgemein gebräuchlichen, die man auch schon beinahe seit einem Jahrhundert in Schottland eingeführt, die aber in den letzten dreißig Jahren durch die Englische weit vortheilhaftere und gewinnreichere Schaafzucht beinahe verdrängt worden. Ein bekannter Gourmand im Norden konnte sich von seinen Lieblings-Hammeln gar nicht losreißen, die er denn auch bis zu seinem Tode ganz auf dem alten Fuße erhielt. Noch kurz vorher machte er die Bemerkung, „daß es sich jetzt gar nicht mehr lohne, das Leben noch zu fristen, seitdem man die Ardennen-Schaafzucht eingehen ließe." (Gordon's Belgium.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Freitag den 17. Oktober 1834.

England.

France, social, litterary and political. (Frankreich in geselliger, literarischer und politischer Beziehung). Von Henry Lytton Bulwer. 2 Bde. London, 1834. *)

Das bedeutende Glück, dessen sich der Verfasser des „Pelham", Herr Edward Lytton Bulwer, auf seiner literarischen Laufbahn zu erfreuen hat, scheint jetzt auch seinen Bruder Henry, Parlaments-Mitglied für Coventry, zu ermuntern, mit jenem in die Schranken zu treten; jedoch hat dieser nicht, wie jener, das Gebiet der Dichtkunst zu dem seinigen gemacht, sondern den weniger einladenden, aber praktischen Weg gewählt, durch Zusammenstellung von Thatsachen und Ergründung ihrer Ursachen den Statistiker, Politiker und Gesetzgeber zu belehren und in seinem schweren Berufe zu unterstützen.

Das vorliegende Werk, in welchem Frankreich zum Gegenstand der Betrachtung gemacht ist, zerfällt in drei Haupttheile, von welchen der erste über die Französische Hauptstadt und einzelne Charaktere, der zweite über die historischen Umwälzungen Frankreichs und der dritte über die hauptsächlichsten Folgen derselben handelt.

In gegenwärtiger Anzeige wollen wir nur jenen ersten Theil berücksichtigen und auch nur aus demselben einige Auszüge mittheilen.

Nach einer ziemlich trockenen Einleitung gelangt der Verfasser zu seinem Lieblings-Gegenstand und entwickelt in einem kurzen statistischen Bericht über Frankreich eine Menge von Kenntnissen und auf dieselben gegründeten Beobachtungen. Nachdem er die natürliche Eintheilung des Landes durch seine großen Flüsse, die Saone, Rhone, Seine, Loire und Garonne beschrieben hat, fährt er fort:

„Rings um diese vier großen Fluß-Gebiete erstrecken sich gegen Süden die kleinen Bassins des Herault und Aude, gegen Westen die von dem übrigen Frankreich so verschiedenen Heiden (Landes), das von der Charente bewässerte Land, die Vendée und das alte Bretagne mit seinen alterthümlichen Sitten, seiner besonderen Sprache und seiner eigenen Geschichte; nach dem Norden die Normandie und das Bassin der Orne; und im Nordwest die Gegend des Rheinufers, die nur zur Hälfte Frankreich gehört, in der drei Millionen Menschen Deutsch oder Flamändisch reden, die Gegend, nach deren vollständigem Besitze Frankreich strebt, die Deutschland ihm aber auch nicht zur Hälfte gönnt und die in dem nächsten Kriege, der in Europa ausbricht, angegriffen und vertheidigt werden wird."

Nachdem der Verfasser die Eintheilung des Landbesitzes durch Tabellen dargestellt hat, bemerkt er:

„Diese Art der Eintheilung des Landes (nämlich in viele kleine Theile) bringt in Bezug auf die Verwaltung zwei bedeutende Folgen hervor, die hier nur mit wenigen Worten anzudeuten genügt. Erstlich sind dadurch, daß der Landbesitz in so viele kleine Theile getheilt ist, zwei Fünftheil der Wähler aus den Städten, während doch drei Viertheil der Bevölkerung das offene Land bewohnt. Zweitens bewirkt der Mangel eines wohlhabenden Standes in der Nation, daß Einfluß und Staats-Geschäfte, die in einem mehr aristokratischen Lande wenigen Einzelnen zu Theil werden, hier sich auf eine größere Menge von Menschen vertheilt. Daher ist die Forderung des Land-Adels, einen niedrigeren Wahlcensus einzuführen, seiner Lage und seinen Vortheilen ganz angemessen, da die Gewalt und Centralisation der Französischen Verwaltung die Folge dessen ist, womit sie oft als unverträglich gilt, nämlich der Gleichheit, welche in der Nation besteht."

Die Tabellen über die Bevölkerung geben ihm folgendes Resultat: Bei dieser unermeßlichen Menge von Grund-Eigenthümern, Handelsleuten, Kapitalisten u. A., bleiben noch 400,000 Soldaten, 55,000 Beamte und 200,000 Wähler."

In Bezug auf den Handel mit Seidenwaaren bemerkt er: „Dieser Gewerbszweig scheint durch die Revolution um mehr als ein Viertheil erniedrigt gebracht, und während der Restauration wieder um zwei Drittheil von diesem gehoben worden zu seyn. Im Jahre 1831, als der Verkauf dieser Waare um die Hälfte abnahm, das heißt, von 45,835,257 Franken auf 26,981,303 Franken sank, blieb ihre Versendung in das Ausland im alten Verhältnisse."

Beim Beginne des eigentlichen Werkes selbst macht Herr Bulwer den Reisenden darauf aufmerksam, London von der Themse und Paris von den Elysäischen Feldern aus zuerst zu betreten, weil ihm auf diese Weise, wie er auf scherzhafte Art auseinandersetzt, die Verschiedenheit beider Volks-Charaktere am auffallendsten entgegentreten wird. Das unstäte Wesen der Franzosen ist oft beschrieben worden, aber selten treffender, als in folgenden Worten aus dem Kapitel „Boulevards."

„Um zwölf Uhr Vormittags waren die Boulevards mit Volkshaufen aus allen Klassen bedeckt, die alle sehr begeistert schienen; immer mehr nahm die Zahl der weißen Kokarden zu; viele von den Leuten trugen auch nur Zipfel eines weißen Schnupftuchs oder Stückchen weißes Papier. Da erscholl es plötzlich: „„Vivent nos libérateurs! vivent les Bourbons!"" — Den anderen Morgen legte ich das Buch, in welchem ich gerade las (Begebenheiten zu Paris im Jahre 1814) nieder und ging nach demselben Platze hin, um daselbst zu sehen, wie Ludwig Philipp über die Leute, welche eben diese Bourbons in die Verbannung geschickt hatten, Revüe hielt. Auch jetzt waren die Boulevards bedeckt mit Volkshaufen aus allen Klassen, die sehr begeistert schienen; und als ich die Straße hinuntersah, erblickte ich die rothe Feder und die weiße Binde, dazwischen wieder die Schärpe und den Shawl, die flache Mütze und den glänzenden Tschako. Der neue König war zu Pferde, und begrüßte sein treues Volk mit anmuthigem Lächeln; und hinter ihm ritt der Prinz, auf dessen Haupt das zukünftige Geschick von Frankreich ruht, — so heiter und fröhlich, so voll von Hoffnung, — wie der Graf von Artois unter der Regierung Ludwig's XV."

„Was überhaupt in Paris merkwürdig ist, ist es durch die Lebhaftigkeit, die sich darin ausspricht", — diese Bemerkung des Verf. findet auch in folgender Schilderung ihre Bestätigung:

„Es giebt in Paris Plätze, an die eine gewisse Bestimmung geknüpft zu seyn scheint. Man kann behaupten, daß schon zu Zeiten Anna's von Oesterreich die Partei-Kämpfe der Fronde im Palais-Royal begannen; hier war es, wo das Parlament, in der Königlichen Gallerie versammelt, sich zu Gunsten der Wünsche des Volks erklärte, und hier war es, wo ungefähr 150 Jahre später ein junger Mann (Camille Desmoulins) auf einen Strohstuhl sprang und in der Nacht des berühmten Angriffs auf den Prinzen von Lambese die Bevölkerung von Paris haranguirte und die ersten Töne der Revolution erschallen ließ, welche mit der Erstürmung der Bastille ihren Anfang nahm und — mit der Vertreibung des Senats endigte. Es war in eben diesem Palais-Royal, wo der Klubb der Jakobiner (sich bildete*) und dessen Nebenbuhler, der Klubb der Männer des Thermidor, seine Versammlungen hielt. Kurz, hier ist der Mittelpunkt der Begebenheiten, der Diskussion und der Politik: jedes Kaffehaus auf diesem historischen Platze ist durch Erinnerungen und die darin ausgesprochenen Gesinnungen geheiligt. Das Café de Foy war der Schauplatz der Dantonisten, das Café de Chartres diente der Gironde. Die hundert Tage hatten ihr „Kaffehaus der Patrioten" und die Restauration das übrige für die begeisterte Jugend und die mißvergnügten Krieger. Ich weiß keine bessere Bezeichnung der Art von Leuten, die diesen Ort besuchen, als diejenige, welche in dem ganz einfachen, von Herrn von Roch erwähnten Faktum liegt, daß es auf diesem Platz kein „hôtel garni" giebt. Die Menschen, die man hier trifft, sind eine herumziehende Bevölkerung, Wanderer aus allen Theilen von Paris und aus allen Theilen der Welt, Leute, die keine andere Ruhe suchen, als solche, die sie auf einem Stuhle finden, die keine andere Belehrung verlangen, als solche, die in den Tagesblättern enthalten ist, und keine Erheiterung begehren, als diejenige, welche in gewissen Häusern in der Nähe dargeboten wird."

Einen allgemeinen Begriff von dem Anblick, welchen Paris gewährt, kann man aus folgender Bemerkung gewinnen: „Paris, an einem heiteren Tage von einer der Brücken aus gesehen, ist ein Bild unserer modernen Civilisation: glänzend, verwirrt, heiter und mannigfaltig; aber das Bild ist, wie unsere Zeit, ein Bild in Wasserfarbe; Schatten und Licht sind nicht tief; da ist weder die Dunkelheit, noch die Kraft, die wir in den Gemälden von Rembrandt und Murillo bewundern, auch nicht die üppige Fülle, die ein südlicher Sonnenstrahl um uns verbreitet; sondern auch hier, wie anderswo, ist es eine große Lebhaftigkeit, welche den nördlicheren Charakter des Himmelsstrichs gleichsam verhüllt."

Der leichte Sinn und die gefälligen Sitten der Pariser begründen sich, wie Herr Bulwer sagt, auf den Umstand, daß fast Alle ein gleiches Einkommen haben. Im Durchschnitte beträgt dieses für jeden Pa-

*) Vgl. Nr. 103 des „Magazins", wo wir bereits einen kurzen Auszug aus diesem Werke mitgetheilt, doch ist hier zu berichtigen, daß wir damals irrthümlich den bekannten Novellisten Edward Lytton Bulwer für den Verfasser dieses Werkes gehalten haben.

*) Hier führt, wie dies so oft geht, die rhetorische Form den Verf. von der genauen Beachtung der Wahrheit ab, da, wie bekannt, der Jakobiner-Klubb sich nicht im Palais-Royal, sondern in Versailles bildete und auch seine ersten Zusammenkünfte in Paris nicht da, sondern in der Straße St. Honoré hielt.

riser 1000 Franken das Jahr, und Herr Millot hat den Gebrauch derselben auf folgende Weise eingetheilt:

„Die Wäscherin kostet dem Pariser mehr, als der Schullehrer; das Neujahrs-Geschenk mehr, als der Accoucheur; das Theater doppelt so viel, als die Amme; das Bad eben so viel, wie der Buchhändler und die Leihbibliothek; und das zu Luxus-Artikeln und Vergnügungen verwendete Geld beträgt bedeutend mehr, als das, was zur Anschaffung der Feuerung, des theuersten Artikels im Pariser Haushalt, erforderlich ist."

„Das Zeitalter Französischer Höflichkeit", sagt Herr Bulwer, „ist sicher im Verscheiden, wenn es nicht schon verschieden ist. Galanterie aber, im Französischen Sinne des Worts, ist noch das Kennzeichen eines echten Franzosen und vorzüglich der Damen, deren hauptsächlichste Leidenschaft jedoch die Eitelkeit ist, die, gleich der Hoffnung, sie stets begleitet und im Tode selbst nicht verläßt. Ein junger Mann, der vor nicht langer Zeit sich selbst getödtet hat, hinterließ mehrere Aufsätze, die er über seinen Selbstmord und sich selbst geschrieben hatte, mit der Bitte an seine Freunde, dieselben in verschiedene Zeitschriften einrücken zu lassen. Aber Eitelkeit erregt auch edlere Gefühle, z. B.: Geh', in welchen Theil von Frankreich Du nur willst, vielleicht einige Distrikte der Bretagne ausgenommen, und rede, wenn ein Haufen von Menschen versammelt ist, sie an, sey es sie zu besänftigen oder sie aufzuregen, und sprich: „vive la liberté!" so wird es Zeiten geben, in denen Du Hörer finden wirst, — „Vive le Roi! — vive la charte! — vive la république! das sind lauter Aufrufe, die bald ausgezischt, bald beklatscht werden; aber rufe: Vive la France! vive la belle France, songez que vous êtes Français!" und fast ehe Du diese Worte ausgesprochen hast, wird Deine Stimme vom Beifallruf übertönt seyn, ein allgemeiner sympathetischer Schauder wird ihre Brust durchzucken und Thränen in die Augen eines jeden Deiner Hörer locken."

„Die Herrschaft des bon mot, auf das sich Talleyrand so vortrefflich versteht, lebt noch in voller Kraft. — „„Ce ne sont pas les dépenses générales, ce sont les états généraux, qu'il nous faut"", sagte Despremenil, und siehe, mit diesem Wortspiele erschien die Revolution. „„Il n'y a qu'un Français de plus"", sagte der Graf von Artois, und die Bourbons waren wieder eingesetzt. Auch die letzte Revolution konnte desselben nicht entbehren: „„Es ist die alte National-Garde, welche ihrem früheren General die Aufwartung macht"", sagte Ludwig Philipp, als er nach dem Stadthause ritt; während diejenigen, die in Lafayette's Mund die unglückliche Phrase legten: „„Die Monarchie des Juli ist die beste der Republiken"", eine neue Dynastie durch ein neues bon mot begründeten."

Frankreich.

Simon Morin, der Französische Messias.

(Schluß.)

Zum vierten Mal wieder in Freiheit gesetzt, hatte Simon Morin noch immer nicht die fire Idee aufgegeben, daß er der neue Messias sey. Im Gegentheil, nachdem seine mystische Schwärmerei während der müßigen Stunden, die ihm das Gefängniß gewährt, ihren Culminations-Punkt erreicht, war sie auf die gefährlichste Weise in ganz weltliche irdische Bestrebungen umgeschlagen.

Man wird bald sehen, wie gemäßigt seine Ansprüche waren. Er verlangte nichts mehr, als daß der König, der ihn bis dahin durch seine Diener der Gerechtigkeit nur mit Martern überhäuft, auf einmal an seine Wahrheit und Lehre zu glauben anfinge; daß derselbe, als der erste seiner Apostel, ihm die Hand leihe, um das ganze Kirchen-Regiment, vom Papst bis zum untersten Priester, auszurotten, alle Andachts-Häuser für Männer sowohl als für Frauen, zu schließen, das Cölibat der Mönche und der Priester aufzuheben, und ihn endlich in Besitz aller Güter der Geistlichkeit, auf die er, der neue Messias, ein unbestrittenes Anrecht habe, zu setzen; hierauf wollte er sein Amt als Richter der Welt antreten und das Reich des heiligen Geistes und des Ruhmes herbeiführen. Um aber den König von diesem bescheidenen Entschlusse zu benachrichtigen, setzte Simon Morin den ganzen Plan in einer Schrift, mit dem Titel: „Urkunde der zweiten Ankunft des Messias", aus einander, die er, nachdem sie zwei Geistliche als seine Apostel unterzeichnet, dem Könige eines Tages, als er durch die Straßen von Paris fuhr, durch seinen Sohn, Claude Morin, überreichen ließ, gerade so, als wenn es die demüthigste einfachste Bittschrift gewesen wäre.

Diese Kühnheit wäre dazu geeignet gewesen, ihm noch ein Mal die Hallen der Bastille zu öffnen; allein die Sache nahm einen noch weit tragischeren Ausgang.

Der Ruf Simon Morin's, der durch seine Verfolgung noch mehr gewachsen war, hatte einen ihm ähnlichen Schwärmer, den Verfasser des Gedichts „Clovis", Desmarets de Saint-Sorlin, Mitglied der Akademie Francaise, schon seit längerer Zeit nicht schlafen lassen. Von heftiger Eifersucht geplagt, faßte er endlich den Entschluß, den Verfasser des Buches der Gedanken zu stürzen, und damit ihm die Ausführung dieses liebreichen Plans desto besser gelinge, besuchte er selbst den armen Simon Morin und stellte sich ihm vor, als wollte er dessen Schüler werden.

So wie sehr oft die Frauen durch einen gewissen Instinkt weit geschickter als die Männer Ränkemacher gleich von der Ferne wittern, so hatte auch die Frau unseres Simon Morin auf der Stelle gemerkt, daß Desmarets die bosheftesten Absichten gegen ihren Gatten hege. Sie drang daher sogleich in ihn und beschwor ihn, seinem neuen Apostel ja kein Zutrauen zu schenken; allein Morin, der sich mit der glänzenden Eroberung in der Person eines so gelehrten und in der Welt so hochgestellten Mannes, wie der Dichter Desmarets, außerordentlich geschmeichelt fand, nahm auf die Ermahnungen seiner Gattin weiter keine Rücksicht. Im Gegentheil überließ er sich gänzlich seinem neuen Schüler; er erklärte ihm ausdrücklich, daß er in ihm den auferstandenen heiligen Johannes den Täufer wieder erkenne, so wie er selbst der Messias sey, und so beehrte er ihn auch mit dem Titel seines Vorläufers. Indeß kurz darauf merkte unser Messias, daß es mit dem heiligen Johannes dem Täufer nicht ganz seine Richtigkeit habe, und er war auch entschlossen, mit ihm zu brechen; allein schon war es zu spät. Desmarets wußte nun um alle seine Geheimnisse, und durch die Verbindungen, die er mit einem der geliebtesten Apostel Morin's, mit einer Demoiselle Malherbe, unterhielt, gelangte er bald dazu, die für seine Absichten nöthigen Beweis-Urkunden zusammen zu bringen.

Was Morin betrifft, so ging er in seinen übermüthigen Gedanken immer weiter. Schon war es ihm nicht mehr um allgemeine Lehren über eine bürgerliche und kirchliche Reform zu thun; vielmehr hatte er jetzt materiellere wichtigere Dinge im Kopfe; er erklärte bald seinen Schülern ausdrücklich, daß der König sich zu ihm bekehren müsse, wenn er nicht umkommen wolle, wobei er hinzufügte, daß das göttliche Reich ohnehin erst unter der Regierung seines Sohnes, des Dauphins, zu Stande kommen würde. Diese Offenbarungen deuteten zu klar auf einen Königsmord hin, als daß Desmarets länger hätte warten dürfen; er denuncirte demnach Morin nicht als einen gefährlichen Schwärmer, sondern als einen böegesinnten Verschwörer. Auf diese Anklage wurde Morin sogleich arretirt, und das Chatelet machte ihm förmlich den Prozeß, in welchen seine Frau, sein Sohn und mehrere von seinen Haupt-Anhängern verwickelt waren.

Es waren schwere Anklagen, die gegen den unglücklichen Morin zusammen traten; aus seinen Geständnissen, so wie aus den Aussagen seiner Mitschuldigen ging hervor, daß er den Tod des regierenden Königs als eine unerläßliche Bedingung für den Erfolg seiner Mission ansah. Da der König die ihm überreichte Schrift über seine Erscheinung als Messias verwerfen, so hatte der Messias seinerseits den König verwerfen. „Keine irdische Gewalt", schrieb er an einen seiner Schüler, „kann bestehen, als nur insofern und je nachdem sie dem Interesse Gottes in mir gemäß handelt und mir Gerechtigkeit widerfahren läßt; der König selbst kann durch meine Anerkennung allein auf dem Throne bestehen; es ist eben so unmöglich, daß die Gewalten der Erde, nachdem sie mich beleidigt, ohne meine Aussöhnung wieder zu erlangen, sich irgend je behaupten, als es unmöglich ist, daß der Leib ohne Seele fortlebe; denn es giebt keinen König, dem ich nicht die Krone aufsetze, es giebt keine Gewalt, der ich nicht meinen Arm leihe."

Nachdem er den König, das erste Hinderniß seiner Mission, beseitigt, nahm Morin in seinem Bekehrungs-Geschäft einen ganz entschiedenen bestimmten Charakter an, wie aus folgendem im Laufe des Prozesses vorgelegten Briefe erhellt. „Mein Herr", schrieb er an einen seiner Anhänger (und man kann annehmen, daß dieser Herr ein Mann von sehr hoher Stellung gewesen, denn Morin führte gegen ihn eine ganz demüthige Sprache, die ihm sonst eben nicht sehr eigen war, wenn er sich mit seinen Aposteln unterredete), „Mein Herr, ich habe Ihnen, als einem verständigen und gläubigen Manne, dem ich sehr verbunden bin, folgenden Entschluß mitzutheilen: So wahr Gott lebt, er, der unser Aller Richter ist, diejenigen Geistlichen, es mögen Ordens- oder Weltgeistliche seyn, die sich Gott nicht mit dem Schwerdte weihen, oder die sich wenigstens ein Jeder auf sein Pfarrhaus oder auf sein Kloster beschränken, mit dem engherzigen Entschlusse, sich in nichts Anderes zu mischen, als was den Kirchendienst betrifft, die mit keinen Familien, mit keinen Geschäften außerhalb ihres Kreises irgend etwas zu thun haben wollen, alle diese Leute, sage ich, müssen umkommen. Das letzte Mittel, den gerechten Unwillen Gottes von uns abzuwenden, ist, diese ganzen Brut ohne irgend eine Schonung mit einem Schlage ein Ende zu machen. Nur auf diese und auf keine andere Weise wird der Zorn Gottes über Frankreich sich wieder legen. Das ist mein Bekenntniß im Namen der Wahrheit. Morin."

In der That konnte Simon Morin, so albern auch seine Pläne waren, dennoch für die Ruhe des Staates gefährlich werden; denn es hatte sich im Laufe des Prozesses erwiesen, daß es ihm seit der Zeit, wo er seine Lehre vorzutragen anfing, gelungen war, sowohl zu Paris als in den Provinzen eine beträchtliche Anzahl von Proselyten zu machen, und daß sich sogar unter der Geistlichkeit eine Menge Leute gefunden, die sich mit blinder Ergebenheit seinen schwärmerischen Ansichten anschlossen.

Was seine rein religiösen Lehren betrifft, so waren diese zu der Zeit, in der Morin sie geäußert, an und für sich schon geeignet, ihm alle strengen Strafen zuzuziehen, die das Gesetz gegen die Kirchenschänder verhängt; denn außer seinen allgemeinen Ansichten, die wir eben schon erwähnt, ergaben sich noch im Laufe des Prozesses folgende Details.

Er hatte seinen Schülern zu verstehen gegeben, daß sein Sohn, Claude Morin, kein Anderer, als der Erzengel Michael wäre.

Er hatte ferner behauptet, daß ihn die Menschen weit eher anbeten müßten, als die heilige Hostie, da Gott weit würdiger unter seiner, Simon Morin's, Gestalt repräsentirt werde, als unter der des Brodes.

Von einem heftigen Hasse gegen den heiligen Stuhl eingenommen, nannte er den Papst nie anders, als das Menschenthier, das Thier der Apokalypse, den Antichrist.

Dagegen war er von einer großen Vorliebe für den Teufel beseelt; er behauptete, daß man demselben nicht fluchen dürfe, daß man sich im Gegentheil mit ihm vertraut machen müsse, und daß man sich mit keinem anderen Feinde je versöhnen könne, bevor man sich nicht mit dem Teufel selbst ausgesöhnt, durch dessen Vermittelung ja der Feind erst zu schaden vermag.

Er äußert sich ferner an einer Stelle in seinen Schriften, daß Jedermann, wenn das Kirchen-Regiment aufgehoben, Priester in seinem Hause seyn, und ohne sich an irgend einen Kultus zu binden, allein

den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten würde, ohne sich noch an Jesum Christum wenden zu dürfen; das Sakrament der Ehe stünde so hoch über dem Cölibat, wie die göttliche Tugend über die menschliche erhaben sey; Niemand könne nach der Taufe je der Gnade verlustig gehen, was er auch immer begehen mag; Gott habe von nun an die geistliche Gewalt des Kirchen-Regiments auf den Laien übertragen.

Was seine Moral anbelangt, so ging es aus seinen Schriften und Predigten klar hervor, daß es eine große Vollkommenheit sey, die sinnlichen Begierden rein in Gott zu befriedigen; daß man sich den Leidenschaften und Vergnügungen so lange hingeben müsse, als es Gott gefällt; um, fügte er hinzu, desto besser an der Begründung der allgemeinen Kirche mitzuwirken, und um ihren erhabenen Ruhm desto mehr zu steigern und zu befördern, müsse man Alles mit Allen seyn, unkeusch mit Unkeuschen, betrunken mit Betrunkenen, Dieb mit Dieben und Götzendiener mit Götzendienern. Wie es schien, hatte auch Morin vor allen Anderen die gewissenhafteste Anwendung von seiner Theorie gemacht, und er verschmähte es gar nicht, sich mit den zu ihm sich drängenden Schülerinnen eben sowohl körperlich als geistig vertraut zu machen.

Heutzutage würde ein Messias, wie Simon Morin, für verrückt erklärt werden, und seine Vergehungen wegen Mißbrauchs des menschlichen Vertrauens würden als correctionelle Verbrechen etwa mit einigen Monaten Gefängniß bestraft werden. Allein damals, um das Jahr 1662, mußte Simon seine Messiade theurer bezahlen: Des Majestäts-Verbrechens, da er sich gegen Gott und den König aufgelehnt, für schuldig erklärt, wurde er durch ein Urtheil des Chatelet vom 20sten Dezember desselben Jahres dazu verdammt, im bloßen Hemde, mit einem Strick um den Hals, vor dem Haupt-Eingange zur Kirche Notre-Dame in Paris, öffentliche Kirchenbuße zu thun; hierauf sollte er auf einen Karren gesetzt werden, wo er nackt und auf den Knien, mit einer zwei Pfund schweren brennenden Wachskerze in der Hand, mit lauter und vernehmlicher Stimme das Bekenntniß ablegen sollte, daß er boshafter Weise aus lauter Gottlosigkeit sich für einen Messias fälschlich ausgegeben, und daß er als solcher der Urheber eines verdammungswürdigen Glaubens geworden, den er in Wort und Schrift gelehrt, und vermittelst dessen er mehrere Personen verführt, den katholischen apostolischen Römischen Glauben aufzugeben, und deshalb bitte er nun Gott und den König und die Gerechtigkeit um Verzeihung; sodann sollte er nach dem Richtplatz geführt, an einen Schandpfahl angebunden und so lebendig sammt seinem Buche der Gedanken und allen seinen anderen Schriften und Protokollen verbrannt und seine Asche in die Lüfte zerstreut werden.

Dasselbe Dekret enthielt auch die Verurtheilung seiner Mitschuldigen zu verschiedenen Strafen, zur Galeere, zur Brandmarkung und zur Verbannung.

Am 13. März 1663 wurde das Urtheil vom Parlamente bestätigt. Man erzählt, was wir aber, zur Ehre der alten, sonst so würdigen und achtbaren Gerichts-Verwaltung, lieber als ein Mährchen annehmen wollen, daß der erste Präsident, Herr von Lamoignon, nach der Vorlesung des Urtheils den Unglücklichen ironisch fragte, ob irgend wo geschrieben stehe, daß der neue Messias durch's Feuer gehen werde? Diese Frage soll Morin bejaht haben, indem er behauptete, daß der 11te Vers des 17ten Psalms auf ihn hindeute:

Igne me examinasti et non est inventa in me iniquitas.

Den Tag darauf, am 14. März 1663, wurde das Urtheil vollstreckt. Wir lassen das über diese traurige Execution aufgenommene Protokoll, wie es in dem Archiv des Parlaments aufbewahrt wird, hier folgen:

Executions-Protokoll über den Tod Simon Morin's, nebst der Abschwörung seiner Ketzerei und falschen Lehre.

Im Jahre 1663 am 14. März um 4 Uhr Nachmittags begaben wir uns im Namen und in Abwesenheit des obersten Kriminal-Richters, wir, Nicolaus Luffon, Königlicher Rath im Chatelet zu Paris, mit dem Assistenten Robert Lecointre, Secretair der Kriminal-Behörde des besagten Chatelets, nach der Folter-Kammer, wo wir Simon Morin, der durch ein von dem genannten Chatelet am 20. Dezember vorigen Jahres ausgegangenes und vom Parlamente am 13. März dieses Jahres bestätigtes Dekret zum Tode verurtheilt wurde, mit dem Herrn Drugere, Doktor der Sorbonne, seinem Beichtvater, zusammen fanden. Wir thaten dem besagten Morin das über ihn verhängte Urtheil kund, und fragten ihn, ob er etwas darauf zu erwiedern hätte. Morin meinte nein, und bat uns nur, ihn noch einige Augenblicke mit seinem Beichtvater zusammen zu lassen, um sich mit ihm wieder auszusöhnen und vor ihm zu beichten. Ungefähr eine halbe Stunde darauf ließ der denker den besagten Morin forttransportiren, begleitet von seinem Beichtvater, der uns einige Schriften übergab, die Morin aus einem seiner Strümpfe herausgezogen und ihm überlassen. Diese Schriften hatte Morin, wie er selbst versicherte, eigenhändig geschrieben. Unter ihnen befanden sich drei Bittrecke aus durchräuchertem Papier, auf deren Rücken ein Symbol des Mont St. Michel-Ordens sich befand; alle drei begannen mit den Worten: Redime me a calamitatibus hominum, et custodiam mandata tua, und schlossen mit: Qui credit in me, etiam si mortuus fuerit, vivet.

Auf einem anderen papiernen Quadrat befanden sich die Worte: An eine Wohllöbliche Kriminal-Behörde des Parlaments zu Paris. Darauf folgten die Worte: „Ich gestehe, meine Herren, ich habe geglaubt, da es nur Eine menschliche Natur giebt, so habe sie der Messias in seine Persönlichkeit gänzlich aufgenommen u. s. w." Der Schluß war: „Ich begebe mich in Eure Gewalt. Morin."

Noch ein anderes Stückchen Papier, das auf beiden Seiten beschrieben war, fing an mit den Worten: „Im Namen Gottes, des allmächtigen Vaters, des zu Fleisch gewordenen Wortes, das in uns wohnt." Es schloß also: „Königin der Erde und der Himmel, voll der Anmuth und des Ruhmes, die Du den Sieg über die Hölle davongetragen, laß sie mich überall überwinden."

Hierauf folgte ein halber Bogen Papier, der über einander geschlagen und auf einem Blatte von beiden Seiten, auf dem anderen nur von einer Seite beschrieben war. Es fing an: „Der große König, Gott, der das einfachste aller Wesen ist, giebt sich leicht den Einfachen zu erkennen, und nur arglistige und betrügerische Herzen verstehen ihn nicht." Der Schluß lautet: „Eure Majestät wird uns Zeit und Mittel verstatten, schriftlich die Einwürfe zu widerlegen, die man dagegen machen könnte. Gezeichnet, Morin."

Ferner auf einem anderen großen über einander geschlagenen papiernen Quadrate las man die Worte: „An eine Wohllöbliche Kriminal-Behörde des Parlaments zu Paris. Wiewohl es meine Ehre und meinen Ruhm verherrlichen würde, den Tod für den katholischen Glauben zu erleiden, so bin ich doch nichtsdestoweniger, da es Niemandem erlaubt ist, sich mit unschuldigem Blute zu beflecken, und da ich mich jeder Zeit der Kirche unterwerfe, so bin ich doch unschuldig u. s. w." Der Schluß heißt: „Ich bitte, meine Herren, im Namen Gottes, mich zu Gunsten aller Treuen und Gläubigen in Jesu Christo zu retten. Uebrigens kann ich Ihnen versichern, daß Sie es mit Ihrer eigenen Person vor Gott und vor allen Geschöpfen in Ewigkeit zu verantworten haben werden. Gezeichnet, Simon Morin."

Hierauf folgte ein anderes kleines viereckiges Papier mit den Worten: „Glaubensbekenntniß. Ich thue hiermit Allen, die es interessirt, kund und zu wissen, daß ich, Simon Morin, Alles, was ich bisher gedacht, gesprochen und geschrieben, oder habe schreiben lassen, sowohl in Privatbriefen, als öffentlich vor Gericht und Obrigkeit, daß ich Alles widerrufe und mit Abscheu verwerfe, was dem Glauben der hochheiligen katholischen apostolischen und Römischen Kirche zuwider ist, und was nur im Geringsten gegen den Sinn, gegen den Willen und die Intelligenz des heiligen Geistes streitet, der diese Kirche regiert und leitet, kurz Alles, was irgend einem der zwölf Glaubens-Artikel des apostolischen Symbolums entgegenläuft. Diesen Widerruf auf ewig bescheinige ich mit meiner eigenhändigen Unterschrift. Am Abend vor St. Thomas des Jahres 1662."

Vor dem Thore von Paris wurde das genannte Urtheil des Parlaments dem besagten Morin vorgelesen, und zum zweiten Mal vor dem Haupt-Eingange zur Kirche Notre-Dame, allwo er dem angeführten Urtheil gemäß Kirchenbuße that. Hierauf bestieg Morin den Karren; er verlangte, uns zu sprechen, und als wir zu ihm hingetreten waren, erklärte uns der benannte Simon Morin ganz laut vor dem ganzen Publikum und im Beisein seines Beichtvaters, daß er es frei bekenne, er habe aus lauter Bosheit, Verruchtheit und Gottlosigkeit sich für einen Messias ausgegeben; als solcher habe er in Wort und Schrift jene verdammungswürdige und abscheuliche Lehre erfunden, und auch mehrere Personen zum Abfalle von der katholischen, apostolischen und Römischen Kirche verleitet. Jene Lehre verwerfe er jetzt öffentlich als falsch und schwöre sie von ganzem Herzen ab, indem er zu Gott bitte, daß er ihm verzeihe und sich seiner erbarme; und er erkenne gegenwärtig keine andere Lehre an, als die wahrhafte apostolische und Römische Religion, sammt allen ihren Mysterien, sowohl sichtbaren als unsichtbaren, in der er zu leben und zu sterben wünsche.

Hierauf wurde er nach dem Richtplatze geführt, woselbst er, bevor er von dem Karren herabstieg, noch ein Mal sein Glaubens-Bekenntniß an die wahrhafte katholische apostolische und Römische Religion ablegte, und hierauf bat er zu Gott, daß er ihm aus Barmherzigkeit das Paradies nicht verschließen, sondern seinen Tod gnädig aufnehmen möge, den er jetzt zur Buße für seine ungeheuren Sünden und aus Liebe zum Himmel erleide.

Als er vom Karren herabgestiegen, wurde er an einen Pfahl gebunden, und so das Urtheil der Vorschrift gemäß an ihm vollstreckt. Bis zum Augenblicke des Todes wiederholte er die Worte: „Jesus Maria! Mein Gott vergieb mir, ich bitte um deine Gnade!"

Gegenwärtiges Protokoll über den Verlauf der Execution haben wir eigenhändig geschrieben und unterzeichnet:

Luffon. — Lecointre, Secretair.

Simon Morin, der noch bis in die letzte Zeit seines Lebens seine Messias-Rolle nicht ganz aufgegeben, hatte seinen Aposteln verkündet, daß er drei Tage nach seinem Tode wieder auferstehen werde. Es fanden sich auch mehrere seiner Anhänger am bestimmten Tage auf der Stelle ein, wo die Hinrichtung stattgehabt — nach seiner Grabesstätte konnten sie sich nicht begeben, da seine Asche in den Wind zerstreut worden —; allein vergeblich warteten sie den ganzen Tag auf dem Richtplatz auf die Erfüllung der Prophezeiung. Simon Morin ist nie wieder erschienen. (Ch. Rabou.)

Bibliographie.

Traité des transactions. — Von Abv. F. Rigal.

Encore quelques paroles d'un croyant. — 3 Fr.

Dictionnaire français-celtique ou français-breton. — Von Greg. von Rostrenen. Verbessert von V. Jollivet. 2 Bde.

Essai sur les bases et les développemens de la moralité. — Von A. Charma. 7½ Fr.

Etudes sur la langue française. — Von G. J. Scherer. Bd. II.

Méthode Robertson. Cours de langue allemande. — Von Savoye.

Nouveau Dictionnaire flamand-français. — Von L. Vogue.

Essai sur les eaux thermales de Bareges. — Von J. G. Ballard. 4 Fr.

Henri Farel. — Roman von L. Lavater. 2 Bde. 15 Fr.

Arabien.

Der Arabische Dichter Dscherir.*)

Dscherir ben Atije ben Chatfi, geboren während der Regierung des Chalifen Ali, gehörte zu der Familie Benu Kolaib, die gleich den Benu Medjasche — den Stammgenossen Farazdak's — sich zu dem großen Stamme Temim, den Nachkommen von Modhar, zählte. Nachdem ihm ein Sohn geboren war, erhielt er nach Arabischem Gebrauch den Zunamen Abu Hasra; auch wird er gemeiniglich el Basri genannt, weil er in der Regel in Bassora zu wohnen pflegte. Nach Abu Obeïda's Berichte hatte Dscherir's Mutter, als sie mit ihm schwanger war, einen Traum, daß sie von einem schwarzen Stricke entbunden worden, der sich von selber in Bewegung setzte, verschiedenen Personen um den Hals wickelte und sie erdrosselte. Die Traumdeuter sagten ihr, sie werde einen Sohn gebären, dessen beißende Verse denen, die er angreife, das Leben verbittern würden. Daher gab sie ihm den Namen Dscherir (جرير), welches Wort einen Strick, an welchem Kameele geführt werden, bedeutet.

Das erste Gedicht, welches Dscherir's Anlagen beurkundete, war an seinen Vater gerichtet. Er warf ihm darin seinen Geiz vor. Der Prinz Jezid, Sohn des Chalifen Moawia, hatte diese Verse, deren Verfasser noch keinen Namen hatte, sich zugeeignet und sie gleichfalls an seinen Vater gerichtet. Als Jezid den Thron bestieg, kam Dscherir an seinen Hof und verlangte, mit den anderen Poeten dem Herrscher vorgestellt zu werden. Auf die Bemerkung des Hof-Beamten, daß der Chalif nur solche Dichter empfängt, deren Werke er kennt, entgegnete Dscherir: „Sage ihm, daß ich derjenige bin, der das Gedicht geschrieben: „„Weib, führe die Kameele in das Zelt zurück u. s. w.““ Als der Chalif diese Botschaft bekommen, ließ er Dscherir eintreten, nahm ihn mit Wohlwollen auf und sagte: „Mein Vater hat diese Welt verlassen, ohne zu ahnen, daß ein Anderer, als ich, diese Verse gemacht hat.“ Hierauf ließ er ihm ein Ehrenkleid anlegen und bestimmte ihm ein jährliches Gehalt, wie er anderen berühmten Dichtern zu geben pflegte. Jezid war der erste Chalif, der den Dichtern Gehalte anwies, und seitdem blieb dieser Gebrauch herrschend.

Dscherir's Ruf wuchs seit jener Zeit und erregte die Eifersucht zahlreicher Nebenbuhler, die er jedoch Alle besiegte; nur Achtal und Farazdak machten ihm den ersten Rang streitig. Obeid ben Hossain, den man gemeiniglich Raëy el Ebel oder den Kameelhirten nannte, weil er in allen seinen Gedichten Beschreibungen von Kameelen anbrachte, sagte öffentlich, daß Dscherir dem Farazdak nachstehe. Dscherir bezeigte den Freunden Raëy's mehrere Male sein Befremden, daß er von einem Manne so behandelt werde, dessen Stamm — die Benu Nomair — er gelobt, während Farazdak selbigen in seinen Versen angegriffen habe. Während Raëy sich zu Bassora befand, pflegte er täglich mit Farazdak und einigen gemeinschaftlichen Freunden sich an einem Platze, Namens Merbad, einzufinden. Eines Tages ging Dscherir zu Fuß aus seinem Hause, um Raëy in dem Augenblick, wo er jene Gesellschaft verlassen würde, zu begegnen und von ihm eine Erklärung zu fordern. Raëy erschien auf einem Maulthiere, und sein Sohn Djendel begleitete ihn zu Pferde. Als Dscherir herankam, grüßte er Raëy ehrerbietig, und sagte, indem er seine Hand auf die Mähne des Thieres legte: „Abu Djendel, Du bist der angesehenste unter den Arabern von Modhar, Deine Worte werden von ihnen als Götterssprüche aufgenommen. Auf eine für mich kränkende Weise verkündest Du den Vorzug, den Du Farazdak einräumst, und doch habe ich die Benu Nomair gelobt, die mein Nebenbuhler getadelt hat. Könntest Du nicht, wenn von uns Beiden in Deiner Gegenwart gesprochen wird, mir wie Jenem Talent zuerkennen, ohne durch eine allzu entschiedene Bevorzugung Dir den Groll Eines von uns Beiden zuzuziehen?“ Raëy erwiederte kein Wort, aber Djendel ritt hinzu und sagte: „Was hältst Du Dich bei diesem Hunde der Benu Kolaib auf, als hättest Du etwas von ihm zu fürchten oder zu hoffen?“ Und mit diesen Worten peitschte er auf das Maulthier los, das bei seinem raschen Sprunge Dscherir einen Stoß versetzte, so daß ihm die Mütze abfiel. Ohne sich zu entschuldigen, ritt Raëy weiter. Dscherir aber nahm seine Mütze vom Boden auf, klopfte den Staub aus und rief, indem er sie aufsetzte, Djendel zu: „Was, o Djendel, wird Nomair's Stamm sagen, wenn ich Deinen Vater mit Schimpf belaste?“ In diesem Augenblick hörte er Raëy seinem Sohne sagen: „Diese hingeworfene Mütze wird uns einen schlimmen Handel zuziehen.“ — „Nicht die Mütze ist es“, rief der Dichter, „die mich am meisten verdrießt.“

Voll Verdruß kehrte Dscherir nach Hause zurück, und schloß sich nach verrichtetem Abendgebete in eine Kammer ein, wohin er sich eine Lampe und einen Krug Wein hatte bringen lassen. Ungeachtet seiner religiösen Lebensweise, verschmähete er doch nicht einen mäßigen Genuß des verbotenen Getränks, um seine Phantasie aufzuregen. Die Nacht arbeitete er gegen Raëy und dessen Angehörige ein Spottgedicht von 80 Versen aus, das also schloß: „Senke die Augen, Du von Nomair, der Du nicht Kaab erreichst, nicht Kelab.“ Seiner Rache gewiß, rief er mit frohlockender Stimme: „Gott ist groß!“ Als am folgenden Tage die Stunde herankam, in der Raëy und seine Freunde zusammenzukommen pflegten, und Dscherir sie bei einander zu finden erwarten durfte, salbte er den Kopf mit wohlriechendem Oel und begab sich in Begleitung eines Sklaven zu Pferde nach dem Merbad. Ohne zu grüßen näherte er sich Raëy und sagte zu seinem Sklaven: „Sprich in meinem Namen folgende Worte zu Raëy: „Deine Familie hat Dich nach Irak geschickt, in der Aussicht, Du würdest Schätze mitbringen; aber Du sollst nur Schande nach Hause bringen.“ Hierauf las er seine Satire vor. Farazdak und Raëy senkten den Kopf, und alle Anwesende blieben stumm. Als er fertig war, ging er schnell ab. Raëy bestieg voll Wuth sein Maulthier und eilte wegzukommen. Zu Hause rief er seinen Reisegefährten zu: „Sattelt Eure Pferde, für uns ist hier nicht Bleibens mehr, Dscherir hat uns beschimpft.“ Einer entgegnete: „Du und Dein Sohn, Ihr habt uns diese Beleidigung zugezogen.“ Sie reisten augenblicklich ab und trafen bei ihrem Stamme in Schuraif ein. Als daselbst das Benehmen Raëy's und seines Sohnes bekannt wurde, belegte man sie Beide mit Scheltworten. Dscherir fuhr fort, die Benu Nomair, im Allgemeinen oder in einzelnen Individuen, Männer sowohl als Frauen, mit unerbittlicher Strenge zu verfolgen, und lange Zeit wurde in diesem Stamme der Name des Raëy el Ebel sprichwörtlich als unheilbringend genannt.

„Nur ein einziges Mal“, erzählte Dscherir, „hat es mich gereut, in meinen Epigrammen die Benu Nomair angegriffen zu haben. Auf meiner Reise nach Damaskus kam ich durch ein Dorf. Ich bemerkte dort ein niedliches Haus, kehrte ein, bat um Aufnahme und fragte nach dem Besitzer. Ich erfuhr, daß dieser aus dem Stamme Nomair sey. In dem Vertrauen, daß mich als einen Beduinen Niemand hier zu Lande kenne, stellte ich mich dem Hausherrn vor, der aber, zu meiner nicht geringen Ueberraschung und Verlegenheit, mich bei meinem Namen nannte. Nichtsdestoweniger nahm er mich ehrenvoll auf, und behandelte mich zwei Tage auf's beste, ohne auf meine Satiren anzuspielen. Am Morgen des dritten Tages — so lange dauert in der Regel die gastfreie Aufnahme — ließ er, während ich neben ihm saß, seine Tochter kommen, die noch sehr jung, aber bezaubernd schön war. Ihre Haut strahlte in einem glänzenden Weiß, ihr Athem glich Balsamduft. Er drückte sie an sich und küßte sie auf die Stirn. Hierauf wandte er sich zu mir und sprach: „Hat sie ein schwarzes Gesicht?“ Ich entgegnete mit einem Lobe ihrer Reize und sprach die übliche Formel, um jeden bösen Einfluß von ihr abzuwenden, welcher mit dem Blicke und dem Ausdrucke der Bewunderung wie des Neides verbunden seyn kann. Er fuhr fort: „Scheint sie Dir einen übeln Geruch zu haben?“ — Ich bat ihn, meiner zu schonen. „Du kennst“, sagte ich, „die Freiheiten, welche die Dichter sich herausnehmen; was ich gesagt habe, thut mir leid, indeß war der Dichter Deines Stammes der Angreifer, und um meinen Gegner niederzuwerfen, durfte ich kein Mittel verschmähen.“ — Er antwortete: „Du hast Dich nicht zu entschuldigen nöthig; ich empfinde für Dich nur Hochachtung und Freundschaft.“ Er gab mir wirklich Mundvorrath und Kleider mit. Ich trat, mit seinen Wohlthaten überhäuft, meine Reise wieder an, bittere Reue im Herzen.“

Kein Dichter mag so vielen Angriffen ausgesetzt gewesen seyn, als Dscherir; sein Leben war ein ununterbrochener Kampf. Dreiundvierzig Dichter, nach Anderen noch mehr, richteten zu gleicher Zeit ihre Angriffe auf ihn, und wurden Einer nach dem Anderen geschlagen. Wer der Poesie sich befliß, hielt es gewissermaßen für einen Ehrenpunkt, sich Dscherir's Streichen bloßzustellen; bald, weil sie die traurige Berühmtheit, die ihr Name durch die Niederlage erhielt, der Dunkelheit verzogen, die sonst ihr Loos gewesen seyn würde, bald weil ein Epigramm Dscherir's als die nothwendige Ergänzung zu ihrem Rufe betrachtet wurde. Der blindgeborne Dichter Beschar, der unter den Ommiaden und Abassiden lebte, sagte: „Ich habe früher Verse gegen Dscherir geschrieben, aber er antwortete mir nicht, weil ich zu jung war. Hätte er mich einer Erwiederung gewürdigt, würde mein Ruhm jetzt ohne Gleichen seyn.“ Seirck ben Hobeïra pflegte Dscherir die Rennbahn der Dichtkunst zu nennen. Wer auf dieser Bahn sich nicht versucht hat, der sey kein Dichter. Mit Dscherir sich zu messen wagen und von ihm besiegt werden, sey ein größeres Verdienst, als einen Anderen zu besiegen.

Der berühmte Hadschadsch ben Jussef, der sich von dem niedrigsten Stande zu dem höchsten Posten emporgeschwungen hatte und mit seiner Kriegs-Geschicklichkeit viel Geschmack für Poesie verband, hegte für Dscherir eine besondere Achtung und suchte seinen Umgang. Als sie eines Abends zusammen saßen, sagte Hadschadsch scherzend: „Feind Gottes, warum verfolgst Du so viele Menschen mit Spott und Kränkungen?“ — „Möge der Allmächtige“, erwiederte jener, „Deine Tage auf Kosten der meinigen verlängern, ich greife Niemanden an, allein man greift mich an und ich gebe siegend aus dem Gefecht.“ Da Hadschadsch wissen wollte, was für Streiche oder Satiren seiner Gegner ihn herausgefordert hätten, so führte Dscherir die ersten Verse seiner Nebenbuhler und seine Antworten an, erzählte auch die Unbilden anderer Personen, wofür er sich durch Epigramme gerächt. Diese Aufzählung dauerte die ganze Nacht hindurch, und ward nur durch die Stunde des Frühgebets unterbrochen. (Fortsetzung folgt.)

*) Ueber die beiden Rivalen Dscherirs (Achtal und Farazdak) vgl. Nr. 76 und Nr. 100 des „Magazins“ von d. J.

Mannigfaltiges.

— St. Kilda. Der Geistliche Mackenzie, der von der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums nach der Schottischen Insel St. Kilda beordert worden, giebt uns folgende Notiz über die Lage der Bewohner: — „Als meine Frau“, erzählt er, „ein eingeborenes Mädchen, die sie als Aufwärterin angenommen, zum ersten Mal ein Bett machen hieß, da rief jene ganz verwundert aus: „„Ein Bett! Ich soll ein Bett machen? Ich habe ja in meinem Leben so was nicht gesehen.““ Die häufige Sterblichkeit in den einzelnen Häusern, wo oft von zehn Kindern kaum eins am Leben bleibt, ist hauptsächlich der Unsauberkeit und dem Elende zuzuschreiben, die in ihren Wohnungen herrschen. Da sieht man weder Bett, noch Stuhl noch Tisch; die Ueberreste von ihren Mahlzeiten, die Asche und aller nur mögliche Unrath wird auf eine Stelle im Zimmer zusammengeworfen, wodurch ein Misthaufen entsteht, der zugleich ihre Ruhe- und Lagerstätte bildet. Nur Ein Mal im Jahre wird der auf diese Weise aufgethürmte Haufe auf's Feld hinaus geschafft, um einem anderen Platz zu machen.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Montag den 20. Oktober 1834.

Frankreich.

Ueber die Macaroni-Sprache.

Von Charles Nodier.

Wenn ich in meine Entwicklung der Elementar-Begriffe der Linguistik alle die interessanten Nebenuntersuchungen, die sich dem Gegenstande anreihen, hätte hineinziehen wollen, statt mich innerhalb des genau abgesteckten Gebietes allgemeiner und durchgreifender Prinzipien zu halten, so hätte ich leicht noch zwanzig Kapitel von freilich minder gediegenem Gehalte, aber doch von allgemeinerem und gewiß anziehenderem Interesse hinzufügen können. Ich hätte dann von den künstlichen Alphabeten und der Zeichenschrift, von den Rébus und der Stenographie, von der Geheimschrift und den äußerst sinnreichen Mitteln, den Schlüssel dazu zu finden, und von den künstlich erfundenen Sprachen endlich handeln müssen, die den Ideen der Gelehrten und Dichter nicht minder, als den Gaunern und Dieben, ihre Bereicherung verdanken, sooft es jenen nämlich gefiel, sich damit abzugeben. Ich beschränke mich jetzt nur auf das Macaronische, weil davon in literär-historischen und bibliographischen Werken vielfach die Rede ist, und es daher eine deutliche Vorstellung wünschenswerth macht, um so mehr, als man bei den Grammatikern und Lexikographen vergeblich eine Auskunft darüber suchen wird; diese haben es ihrer Studien für unwürdig erachtet, weil sie nichts weiter darin erblickten, als ein Produkt phantastischer Willkür, ohne Gesetz und Gehalt. Aber man wird nur zu bald inne, daß das System seiner Bildung von nicht geringer Bedeutung ist für die Erklärung des Gesetzes, nach welchem die secundairen Sprachen entstanden; denn nach meiner Ansicht, waltet für beide eine analoge Bildungsnorm ob, oder vielmehr dieselbe Methode, nur im umgekehrten Verhältnisse, so daß das Macaronische nur, um mich des Ausdrucks zu bedienen, die Rückprobe der gewöhnlichen Sprache ist. Dies will ich zu zeigen versuchen.

Ich habe bereits gesagt, daß jedes Urvolk auch seine Ursprache (langue aborigène) gehabt, die, wenn sie nicht selbst herrschend geworden, sich endlich mit einer andern herrschenden vermischt, so wie die Institutionen, Sitten, ja sogar der Name des Volkes unter den Formen einer neuen Gesellschaft verschwanden. Die Ursprache war gemeinhin arm, und daher nach dem Urtheile der Sprachforscher, welche die Fortschritte einer Sprache nur nach ihrer Ueberfüllung mit Wörtern messen, unvollkommen; und doch war sie nicht minder eine selbstständige Sprache ganz in demselben Sinne, wie unsere, und hatte sich durch vollkommen ähnliche Mittel gebildet. Es fehlten nur die günstigen Umstände zu ihrer reicheren Entwickelung, um eine vollkommen in sich abgeschlossene Muttersprache für wissenschaftlichen Gebrauch und literarische Erzeugnisse hervorzubringen. Behält man diese Ansicht im Auge, so sieht man ganz klar, wie alle secundairen Sprachen in ihren mannigfachen Umgestaltungen und Uebergängen einige ursprüngliche Elemente beibehalten und durchaus das Gepräge untergegangener Formationen und neuer Schöpfungen an sich tragen müssen.

Die Französische, Italiänische und Spanische Sprache z. B. gehören unter die Zahl dieser von einer herrschenden Sprache abgeleiteten, die nur eine sehr geringe Quantität ihrer Ur-Elemente noch beibehalten, und deren Wörter großentheils dem Lateinischen entnommen sind, doch so, daß sich diese dem Flexions- und Wortbildungs-Systeme, wie es den einzelnen Volksstämmen natürlich war, anbequemten. Cité, Citta, Ciudad sind gleicher Weise aus dem Lateinischen Civitas; doch sieht man, wie sich diese verschiedenen Formen durch euphonische Zusammenziehung, durch die Abbeugung und Endung von einander unterscheiden. Der eigentliche Körper des Wortes ist nicht geändert worden, obgleich ein ganz neues Wort an die Stelle des ursprünglichen getreten ist.

Die künstlich geschaffene Sprache der Macaroni-Schriftsteller ist durch eine sehr einfache Modification dieses Prozesses entstanden, nämlich durch die Vertauschung der Agenzien, und zwar so, daß in dem Macaroni die Bulgärsprache das Wurzelhafte bildet, dem das Lateinische Endigungen und Abbeugung bietet, um eine Lateinische Phrase zu bilden, die in ihren einzelnen Bestandtheilen nicht Lateinisch ist, ganz im Gegensatze der Romanischen Sprachen, wo die einzelnen Wörter Lateinisch sind in einer unlateinischen Satzform. Das Italiänische ist eigentlich nur das, den Gesetzen der Bulgär- oder Ursprache anbequemte Lateinisch, und dies Macaronische des Merlin Coccaie latinisirtes Italiänisch. Durch jede dieser beiden Hypothesen gelangt man zu zwei ganz ähnlichen Sprachen, die sich wechselseitig erläutern, ungefähr auf ähnliche Weise, wie man Quotienten von gleichem Werthe findet, durch jenes arithmetische Verfahren, wonach man die äußeren mit den Mittelgliedern in ein Verhältniß bringt.

Wenn es mir gelungen ist, diesen feinen Unterschied klar zu machen, so wird man es gewiß mit mir bedauern, daß wir keine Dokumente für das Macaronische haben, die über das funfzehnte Jahrhundert hinaufgehen, zu welcher Zeit die romanischen Sprachen bereits so weit in ihrer Entwickelung vorgeschritten waren, so daß der Macaronische Dichter in der Bulgärsprache nur dem Lateinischen entnommene Wörter vorfand; daher denn auch der Barbarische Anstrich, der diesen Schriften eigenthümlich ist. Sie erscheinen als eine Mischung aus verderbten Lateinischen Vokabeln und Idiotismen. Ganz anders mußte es sich um die Zeit ausgenommen haben, die den Inkunabeln der neueren Sprachen näher stand, wo es im vollen Genusse der noch jungen Ueberlieferungen aus der Ursprache lebte und zugleich im Stande gewesen wäre, diese uns zu bewahren. Wir hätten dann in diesem geistreichen Würfelspiele mit der Sprache die schätzbarsten Dokumente zur Geschichte der Sprache, über deren Durch- und Uebergangspunkte und Fortschritte. Wie es uns jetzt vorliegt, betrachte ich es als einen der wichtigsten Gegenstände für das Studium eines Linguisten, wegen der Fülle von Archaismen, von Formen aus alten Volks-Dialekten, urkräftiger und bezeichnender Redensarten, die es aufbewahrt; und ich kann es nicht genug beklagen, daß die gelehrten Philologen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, denen die Würdigung dieser Sprache so nahe lag, sie mit so unverdienter Verachtung behandelt. Ich kenne nur ein einziges Werk, das sich mit diesem, zu so vielfachen Forschungen Stoff bietenden Gegenstande beschäftigt; es ist der zu Mantua 1768 erschienene Kommentar, über das Hauptwerk in der Macaroni-Sprache. Und dieses Werk leidet wieder an einem doppelten Gebrechen, daß es einmal nach einem fehlerhaften Texte und zweitens von viel zu beschränkten Gesichtspunkten aus verfaßt ist; und doch ist es für lexikologische Forschungen von äußerster Wichtigkeit. Die Französischen Macaronischen Dichter können sich auch eines solchen Glückes nicht einmal rühmen.

Wenn man bedenkt, daß es nicht zehn Schriftsteller ersten Ranges in dem Macaroni giebt, und daß ein Glossar für die ihnen eigenthümlichen Ausdrücke, das so viel Licht über die interessanteste Sprach-Familie unter den neueren verbreiten würde, nur zwei Quartbände füllen würde, selbst wenn es all' die reichen Erörterungen in sich faßte, zu denen der Gegenstand Veranlassung giebt, so muß man wahrhaft verzweifeln bei dem Gedanken, daß mit jedem Tage das Unternehmen unausführbarer wird, je mehr wir uns von den Ueberlieferungen über die Abstammung der Wörter entfernen. Warum will der gelehrte Salvi, der seine interessante Bibliographie der Italiänischen Volks-Dialekte bereits vollendet haben soll, nicht seine Studien diesem gewiß noch nützlicheren und ruhmreicheren Gegenstande zuwenden? Es dürfte kaum einen Anderen geben, den seine weit ausgedehnten und feinen Kenntnisse zu einem solchen Werke geschickter machten. Ist nun wirklich ein guter Kommentar zu den Macaronischen Dichtern etwas sehr Wünschenswerthes, so sieht man aber auch leicht, nach dem, was ich über die von ihnen geschaffene Sprache gesagt, wie es unmöglich ist, sie zu übersetzen, und wie lächerlich auch nur ein Versuch dazu wäre. Und dennoch hat man sich nicht gescheut, die köstlichen Macaronischen Sachen des Merlin Coccaie oder vielmehr von Theophile Folengio Französisch wiederzugeben. Hat man auch in seiner histoire macaronique Alles, was von Geist und Phantasie in dem Originale auch den mürrischsten Leser zum Lachen reizen muß, so ist es dennoch geradezu eine Vernichtung, eine Verhöhnung des Originals, es seiner Gestalt und sprachlichen Eigenthümlichkeit zu entkleiden. In dem Macaronischen beruht aber der Reiz des Ausdrucks vornehmlich in der eigenthümlichen, kühnen Neuheit. Man liest eine Sprache, die ganz selbstständig, die kein Volk gesprochen, kein Grammatiker dargestellt, die kein Leser gehört, und die man dennoch ohne alle Mühe versteht, weil sie sich ganz aus denselben Materialien und ganz nach demselben Vorgange gebildet, wie unsere Muttersprache. Was dem Macaronischen eben seinen vorzüglichsten Reiz giebt, ist jene komische Mischung heterogener Sprachformen, die Verbindung ganz auseinander liegender Elemente zu einer bunten Einheit, und diesen Eindruck kann eine Uebersetzung in die gewöhnliche Sprache nicht hervorbringen. Da sieht man vielmehr nur die Rückseite des Gewebes, die Fäden der Stickerei. — Um ein Bild davon zu geben, müßte ich entweder dieselben Mittel anwenden, oder dem Rabelais seine geistreiche Feder entlehnen, welcher wir die ergötzlichen Gespräche des écolier limousin verdanken. Bei Gelegenheit bemerke ich, daß diese herrliche Episode im Pantagruel nicht eigentlich Macaronisch ist, sondern nur eine witzige Karrikatur der gewöhnlichen Sprache, wie sie von Pedan-

ten gemißhandelt wird, während in der gewöhnlichen Sprache das Wort lateinisch ist, nicht aber die grammatische Behandlung.

Ich entlehne ein Beispiel des echten Französischen Macaroni unserem Molière, und zwar die feierliche Ceremonie in seinem Malade imaginaire, wo es heißt:

Savantissimi doctores,
Medicinae professores,
Qui hic assemblati estis,
Et vos altri messiores,
Sententiarum facultatis,
Fideles executores,
Chirurgiani et apothicari,
Atque tota compania aussi,
Salus, honor et argentum
Atque bonum appetitum.

Hier sehen wir das echte Macaroni auf Französischer Basis. Denn es ist nichts Anderes, als Lateinische Flexion und grammatische Behandlung, angewandt an Barbarismen, die aus der gewöhnlichen Sprache gebildet sind, oder wie in der oben angeführten Stelle des Rabelais umgekehrt, Französirte Latinismen; jedoch kann dies nur bei sehr weiter Ausdehnung des Macaroni hierher gezogen werden.

Die Etymologie des Namens Macaroni hat die Sprachforscher vielfach beschäftigt, da sich kein unmittelbarer Anknüpfungspunkt für dieselbe darbot. Ohne Weiteres hat man denselben auf das Wort macaroni zurückgeführt, hat es aber nicht der Mühe für werth gefunden, uns anzugeben, woher macaroni stamme. Das heißt die Schwierigkeit verdoppeln, nicht sie lösen. Beides, wie schon der gelehrte Bibliothekar Mazarin's, Gabriel Naudé, bemerkt, stammt von dem veralteten Italiänischen Worte macarone, das einen tölpischen, plumpen, verderbt redenden Menschen bezeichnet, nach dem Zeugnisse des Coelius Rhodiginus oder Richieri von Rovigo in seinen antiq. lect. (l. XVII. c. 3). Daß dieses Wort zwei, scheinbar so weit aus einander liegende Bedeutungen bekommen, kann den mit der Natur der Sprachenbildung Vertrauten nicht befremden; vielmehr kann man daran die Art und Weise sehen, wie sich der Begriffs-Umfang eines Wortes zur Zeit der Entstehung der Sprache erweitert. Wirklich liegt es auch sehr nahe, eine wirre, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte Rede mit einem Gebäcke zu vergleichen, worein allerlei verschiedenartige Ingredienzien gemischt werden. Man vergleiche die ganz ähnlichen Erscheinungen im Französischen an den Wörtern: Salmi, macédoine, pot-pourri. Für Bibliomanen ist ein sehr gesuchter Artikel ein Buch, das 1596 gedruckt worden: Hochepot ou Salmigondi des fous; und noch in dem letzten verflossenen Jahrhundert ist eine Sammlung ziemlich schlechter Schwänke unter dem Titel „olille" erschienen, mit Anspielung auf die olla potrida der Spanier.

Bibliographie.

Examen de l'examen de M. Broussais, relativement à la phthisie et à l'action typhoïde. Par E. Ch. A. Louis, médecin de l'hôpital de la Pitié etc. 3½ Fr.

Médecine pratique populaire, secours à donner aux empoisonnés etc. — Von J. J. Resian. 6 Fr.

Nouveau traité des Rétentions d'urine, occasionnées par les rétrécissemens du canal de l'urètre etc. — Von Duboucher. 5 Fr.

Supplément à l'histoire naturelle des lépidoptères, ou papillons de France, continuée par M. P. A. J. Duponchel. Iconographie de chenilles. Tome I. Diurnes. — Preis jeder Lieferung 3 Fr.

Dictionnaire abrégé de marine, contenant la traduction des termes les plus usuels, en anglais et en espagnol. — Von dem Fregatten-Capitain P. M. J. de Bonnefoux. 4 Fr.

Essai sur l'histoire abrégée de l'horlogerie, contenant la division du temps par les cadrans solaires et les clepsydres, depuis 740. A. D., et par le secours de l'horlogerie, depuis le 10e siècle environ etc. — Von L. Perron. 2 Fr.

France militaire etc. — Von A. Hugo. In 4. (Wird aus 3 Bänden bestehen. — Preis jeder Lfg. 25 Ctc.)

Arabien.

Der Arabische Dichter Dscherir.

(Fortsetzung.)

Der Chalif Abdelmalik wollte die Dichter, welche Nachkommen Modhar's waren, weder sehen noch hören, weil sie meist der Partei des Abdalla ben Zobeïr, der ihm die Herrschaft streitig gemacht hatte, zugethan waren. Auch hatte er ihre Pensionen gestrichen, und Dscherir fand sich in diese Ungnade mit einbegriffen, obgleich er niemals eine Opposition gegen die Ommiaden kund gegeben. Im Gegentheile, er besang die Siege des Hadschadsch, des Siegers für die Sache der Ommiaden; aber eben diese Verse erregten Abdelmalik's Neid, weil der ganze Ruhm seinem Feldherrn und nicht ihm zuerkannt worden, und dies erhöhte nur seine Abneigung gegen den Dichter. Hadschadsch unternahm es, diese zu vertilgen.

Er schickte seinen Sohn Muhammed nach Damaskus und übertrug ihm, Dscherir, der ihn begleitete, in seinem Namen dem Chalifen zu empfehlen. Als Muhammed bei Hofe angekommen war, bat er Abdelmalik, Dscherir vorzulassen, und als er eine abschlägige Antwort erhielt, stellte er vor, daß der Schützling seines Vaters nicht im Verdacht seyn könne, es mit Zobeïrs Sohne gehalten zu haben. Es würden in Zukunft die Araber erzählen, daß der Chalif einen von seinem getreuen Hadschadsch empfohlenen Dichter ungehört von sich gewiesen habe. Abdelmalik ließ nun Dscherir einführen, aber als dieser um Erlaubniß bat, Verse dem Chalifen zu Ehren herzusagen, rief der Fürst: „Was kannst Du nach den großen Lobsprüchen auf Hadschadsch noch von mir sagen? Hast Du nicht gedichtet: Welcher Aran brach einen Gegner? oder wer ist tapfer wie Hadschadsch? Wisse aber, daß Gott nicht dem Hadschadsch, sondern dem Islam und dem Chalifen seine Hülfe geliehen hat. Ich sollte Dich, Unverschämter, für diese Kühnheit strafen. Fort aus meinen Augen!" Drei Tage darauf machte Muhammed einen neuen Versuch beim Abdelmalik: „Beherrscher der Gläubigen", sprach er, „ich habe mich der Botschaft Eures treuen Dieners Hadschadsch entledigt und Euch seine Bitte, Dscherir betreffend, überbracht. Der Empfang und die Worte, die Ihr an ihn gerichtet habet, haben ihn niedergeschmettert und seinen Feinden zum Gespötte gemacht, und Ihr würdet ihn minder arg bestraft haben, hättet Ihr auf die Weigerung, ihn vorzulassen, bestanden. Ich beschwöre Euch bei meines Vaters und meinen Diensten, die Fehler, die Euern Zorn erregt haben dürften, dem Dscherir zu verzeihen." Der Chalif gestattete abermals, daß Dscherir eingeführt werde, aber er wollte die Lobrede nicht anhören, die dieser auf ihn gedichtet hatte. „Deklamire keine andere Verse, als die auf Hadschadsch." Dscherir mußte dem Fürsten gehorchen, der ihn darauf ohne Geschenk entließ.

Als die Zeit von Muhammed's Rückkehr herannahte, stellte Dscherir ihm vor, daß sein Ruhm auf immer verloren sey, wenn er abreise, ohne von dem Beherrscher gehört und von ihm beschenkt worden zu seyn. Er werde auch den Hof nicht eher verlassen, als bis er seinen Zweck erreicht. Muhammed wußte den Chalifen zu bewegen, daß er Dscherir noch ein Mal vor ihm zu erscheinen gestattete. Als Dscherir um Erlaubniß bat, ein Lobgedicht vorlesen zu dürfen, und der Chalif nicht antwortete, rief Muhammed schnell: „Rede!" denn er legte das Schweigen günstig aus. Dscherir begann, und als er an den Vers gekommen war: „Bist Du nicht der Beste derer, die auf gelehrigen Kameelen reiten? giebt es irgendwo freigebigere Hände als die Deinigen?" unterbrach ihn Abdelmalik mit den Worten: „Ja, wir sind freigebig und werden es stets bleiben." Von diesem Augenblicke an malte sich Theilnahme auf seinem Gesichte, er hörte aufmerksamer zu und sagte zu dem Dichter, als er fertig war: „So lieben wir, gelobt zu werden." Er befahl, ihm hundert weibliche Kameele von der schönsten Art zu geben. „Fürst der Gläubigen", sagte Dscherir, „ich fürchte, sie laufen davon, wenn sie keine Wächter haben." Der Chalif schenkte ihm acht Sklaven. „Nun fehlt nur noch ein Gefäß, um sie zu melken", fügte Dscherir hinzu, mit einem Blick nach den großen goldenen Vasen, die vor Abdelmalik standen; dieser warf ihm lächelnd eine zu.

Seit dieser Zeit gehörte Dscherir zu Abdelmalik's Hofstaate; außer einem jährlichen Gehalte von 4000 Drachmen, bekam er jedes Mal, wenn er dem Chalifen seine Huldigungen darbrachte, Ehren-Kleider und verschiedene Geschenke. Eines Tages war er zu einem Gastmahl bei Abdelmalik eingeladen. Eine große Anzahl von Personen verschiedener Klassen war zugegen, und die Gäste, über die Auswahl und Menge der Speisen erstaunt, erklärten, es gäbe kein reicheres und ausgesuchteres Gastmahl, als dieses. „Kein reicheres", rief ein Beduine, der sich am Tische befand, „das räume ich ein, aber Delikateres als alles dies, habe ich selbst schon gegessen." Diese Worte in dem Munde eines Mannes, der an das mäßige Leben der Wüsten gewöhnt ist, erregten allgemeines Gelächter. Der Chalif, der sie gehört hatte, ließ den Beduinen vor sich kommen und fragte ihn nach der so gerühmten Speise. Mit einer Anmuth und einem Redner-Talent, das die Natur den Bewohnern der Wüste geschenkt hat, machte der Araber eine Schilderung von einem bescheidenen Mahle, das er auf der Jagd zu sich genommen, und welches aus Datteln und aus Fleisch vom wilden Esel bestand, und seine anziehende Beschreibung machte alle Hörer entzücken. Der Geist und der Ausdruck dieses Mannes entzückten den Chalifen, er hielt dafür, daß er auch ein tüchtiger Kenner im Fache der Poesie seyn müsse, da die Beduinen damals und noch lange nachher als die besten Kenner der Arabischen Sprache und zugleich als die größten Dichter-Talente galten, und das Zeugniß eines Sohnes der Wüste in der Literatur sowohl als in der Grammatik, dem Ausspruch eines Gelehrten gleich geschätzt wurde. Der Fürst fragte ihn nach den besten Versen unter den Werken der lebenden Dichter. „Die Perser", lautete die Antwort, „hat vier Hauptarten. In der ersten lobt der Dichter sich und seinen Stamm, in der zweiten Andere, die dritte ist die Satire, die vierte das Liebesgedicht. Zum Ruhme seines Stammes hat Dscherir gesungen:

„Wer den Zorn der Benu Temim verschuldet, lebt, als hätte er den Zorn des Weltalls zu scheuen."

Auch hat er zum Ruhme einer erlauchten Familie gedichtet:

„Bist Du nicht der beste derer, die das gelehrige Kameel besteigen? giebts irgendwo freigebigere Hände, als die Deinigen?"

Ihm gehört die beißende Satire:

„Senke die Augen, Du von Nomair, der Du nicht Kaab erreichst, nicht Kelab."

Auch jener Vers, musterhaft in der erotischen Gattung, ist von ihm:

„Diese sanft schmachtenden Augen haben uns das Leben genommen, und ihre Grausamkeit will es uns nicht wiedergeben."

„In keinem Werke der jetzigen Dichter findet man solche Schönheiten." Jedesmal, als Dscherir einen seiner Verse citiren hörte, malte sich auf seinem Gesicht eine immer wachsende Zufriedenheit. Als er endlich in allen Gattungen für den besten Dichter sich erklären hörte, rief er außer sich vor Freude: „Beherrscher der Gläubigen, gebt diesem Beduinen meine Pension!" Der Chalif bewilligte dem Araber ein besonderes Gehalt, und überhäufte ihn mit Geschenken. Als er wegging, trug er in der rechten Hand einen Beutel mit 8000 Drachmen, und in der linken einen gewaltigen Pack reicher Kleidungsstücke.

Die Arabischen Dichter machten sich wenig daraus, beschützte zu seyn. Dscherir, gleich Achtal und Farazdak, erklärte sich selber für den ersten unter seinen Zeitgenossen. Einem Reisenden, der ihn einst fragte, wer der beste Dichter sey, gab er zur Antwort, daß er zwar einen niedrigen Araber zum Vater habe, daß er es aber hinsichtlich des Adels mit achtzig besiegten Nebenbuhlern aufnehmen könne. Bei einer anderen

Gelegenheit, als Abdelmalik Dscherirs Urtheil über Jarafa, Zobeir, Amrulkais, Surrumme, Farazdak und Achtal zu wissen verlangte, lobte Dscherir alle diese Dichter in übertriebenen Ausdrücken, so daß der Fürst bemerkte, er habe Jene so gepriesen, daß Nichts für ihn übrig bleibe. „Was mich betrifft", sagte Dscherir, „ich bin die Stadt der Verse, das Land, von woher sie kommen, und wohin sie zurückkehren. Ich entzücke im Liebesgedichte, ich zerschmettere in der Satire, ich verleihe Unsterblichkeit in der Lobrede. Die übrigen Dichter glänzen jeder in einer einzelnen Gattung; ich in allen."

Die Frage, wem von den drei Dichtern Dscherir, Farazdak und Achtal, der Vorzug gebühre, beschäftigte damals die Leute ungemein. Namentlich stritt man sich über die beiden ersten, welche als die jüngeren eine größere Zukunft vor sich hatten, und deren Feindschaft besonders die Aufmerksamkeit erregte; auch flößte Achtal, als ein Christ, weniger allgemeines Interesse ein. Der Geschmack an Poesie war bei den Arabern so allgemein, daß diese Streitfrage nicht bloß unter Gelehrten in den Städten, sondern selbst von Soldaten mitten im Kriege verhandelt ward. Als Mohalleb die ketzerischen Asareka in Ehorasan bekriegte, hörte er einst in seinem Lager einen starken Lärm; auf Befragen nach der Ursache, erfuhr er, daß die Soldaten sich nicht einigen könnten über die Vorzüge von Dscherir und Farazdak. Damit ihr Streit beigelegt werde, sollte ihr Anführer den Ausspruch thun. „Wollt ihr denn", sagte Mohalleb, „mich der Rache eines dieser bissigen Hunde bloßstellen, der mich mit seinen Zähnen zerreißen würde? Ich werde mich wohl hüten und gegen sie eine Meinung abgeben; aber wendet euch an die Asareka, die fürchten weder Dscherir noch Farazdak, und sind treffliche Kenner der Dichtkunst, die sie selber anbauen." Den folgenden Tag standen beide Heere einander gegenüber. Einer der Asareka, Namens Obeida el Jechkori trat aus den Reihen hervor und forderte einen Krieger aus Mohallebs Truppen zum Zweikampfe heraus. Ein Soldat, der sich am Tage vorher durch seine lebhafte Theilnahme an dem Streite bemerklich gemacht hatte, nahm die Herausforderung sogleich an, trat gegen Obeida hin und sagte: „Im Namen des Höchsten bitte ich Dich, mir auf eine Frage zu antworten, die ich Dir thun will, bevor wir mit einander kämpfen." — „Rede", entgegnete Jener. — „Wer ist der bessere Dichter, Farazdak oder Dscherir?" — „Möge Gott Dich verderben", antwortete Obeida, „Du vernachlässigst den Koran und die göttlichen Gesetze über Gedichte?" — „Es hat sich unter uns ein Streit über die beiden genannten Nebenbuhler erhoben, und ihr sollt Schiedsrichter seyn." — „Nun", rief der Asareka, „wer hat den Vers gedichtet: „Die Anstrengung der Gefechte hat unsere Renner abgemagert und ihre Schenkel waren zusammenzuwickeln, gleich dem Zeuge in den Ballen des Kaufmanns aus Hadramaut." — „Dscherir", sprach der Soldat. — „Ja", sagte Obeida, „und Dscherir gebührt die Palme."

Bei den Arabern machten Personen aller Stände und jedes Geschlechts es sich zu einem Ehrenpunkte, Verse über jeden möglichen Gegenstand auswendig zu wissen, um sie bei Gelegenheit anzubringen. So wurden die hervorragendsten Gedichte auch schnell im Munde des Volks geläufig. Aber diese Publizität der poetischen Erzeugnisse, schon bei Lebzeiten der Dichter, ward nicht allein durch Abschriften befördert. Es gab eigene Deklamatoren oder Rhapsoden, Rawia (راوية) genannt, die sich den berühmtesten Dichtern zugesellten, ihre Verse auswendig lernten und sie überall wiederholten. Diese Leute besaßen bisweilen ein bewundernswürdiges Gedächtniß. Hammad ben Meißara, der A. 672 starb, wird als Wunder in dieser Gattung genannt; seine Gelehrsamkeit umfaßte die Poesie, die geschichtlichen Ueberlieferungen, die Arabischen Geschlechtsregister, die Grammatik und die Lexikographie. Er rühmte sich vor dem Chalifen Walid, daß er Verse von allen Dichtern wisse, auch sogleich unterscheiden könne, ob ein Vers, den er zum ersten Male höre, von einem alten oder neuen Poeten sey. Auf jeden Reim eines Buchstaben aus dem Alphabet könne er hundert Kasside's rezitiren, und dies bloß von Dichtern, die älter als der Islam sind. Der Chalif, der ihn auf die Probe stellen wollte, befahl ihm, anzufangen. Nach einigen Stunden ging der vom Zuhören ermüdete Fürst ab, befahl aber einem Beamten, das Weitere mitanzuhören und ihm genauen Bericht zu erstatten. Hammad deklamirte 2900 Kasside's — gewöhnlich von 20 bis 100 Versen jedes — und erhielt von dem Chalifen hunderttausend Drachmen. Denselben Hammad ließ einstmals der Chalif Heschem von Kufa nach Damaskus entbieten und sandte ihm 500 Goldstücke Reisekosten — er mußte 12 Tage durch die Wüste reisen —, bloß um ihn nach dem Verfasser eines ihm eingefallenen Verses zu fragen. In folgender Erzählung erscheint ein solcher Rawia als Herold, der zwischen zwei feindlichen Dichtern die Herausforderung überbringt. Ein gewisser Abdalla den Abyn war Deklamator der Verse Farazdak's und Dscherir's. Einst rief Farazdak ihn herbei und sagte: „Ich habe einen Vers gegen Dscherir gedichtet; wenn er ihn zu erwiedern vermag, so schwöre ich, Newar zu verstoßen. Er lautet also: „Ich bin der Tod, der auf Dich hereinbricht, was thust Du, um ihn abzuwehren?" Auf Farazdak's dringende Aufforderung begab sich Abdalla nach Jemama zu Dscherir. Er fand ihn im Hofe seines Hauses mit Sand spielen. Nachdem er ihm den Vers seines Gegners vorgesagt hatte, versuchte Jener umsonst zu antworten, so daß er sich voller Verzweiflung auf die Erde warf, Kopf und Brust in den Staub wühlend. In diesem aufgeregten Zustande blieb er den ganzen Tag; endlich gegen Abend rief er aus: „Sieg! Newar ist geschieden. Sage diesem Schurken von Farazdak in meinem Namen: „Ich bin die Zeit, die des Todes spottet. Ewig ist die Zeit, was hast Du mit ihrer Dauer zu vergleichen?" *) Abdalla kehrte zu Farazdak zurück. Als dieser Dscherir's Antwort hörte, beschwor er den Nawia, von dieser Sache nicht weiter zu reden. Er gestand hiermit seine Niederlage, ohne jedoch sein Wort zu halten, denn er verstieß Newar erst lange Zeit nachher.

(Schluß folgt.)

*) In solchen dichterischen Wettkämpfen mußten die beiderseitigen Verse von gleicher Art, gleich gebaut seyn und sich reimen. Auch hier reimte Dscherir's Antwort (يطاوله) mit der Herausforderung seines Gegners (تحاوله).

England.

Jacob Faithfull — Vom Verfasser des „Kings own" (Cap. Marryatt). 3 Bde. London, 1834. *)

Capitain Marryatt liefert Novellen für den Metropolitan, und wenn diese, wie man es ihnen nach ihrem angenehmen übersprudelnden Humor voraussagen kann, das Publikum ergötzt haben, so sammelt er die monatlichen Lieferungen und giebt sie in der rechtgläubigen Gestalt von drei Bänden in 8vo noch ein Mal heraus. Auch diese seltsame Geschichte ist, wie sein Peter Simple, ursprünglich in dem Magazin erschienen, und ward schon breckenweise von dem Journal-Publikum mit Theilnahme gelesen, so daß eine Herausgabe des Ganzen nicht unzweckmäßig erscheint. In ähnlicher Weise pflegte es sonst die Arnold'sche Buchhandlung in Dresden mit den Romanen von van der Velde, Trommlitz, Bronikowski u. A. zu machen, deren Werke erst durch einen ganzen Jahrgang der Abend-Zeitung sich wanden, bevor sie in einem zweiten Abdrucke den Deutschen Leih-Bibliotheken zuwanderten.

Capitain Marryatt scheint sich Smollett zum Vorbild genommen zu haben, doch hält er sich frei von den unzüchtigen Schilderungen und der derben Art des Witzes, durch welche Jener charakterisirt ist. Die Geschichte des Jacob Faithfull ist reich an bunten Abenteuern mancherlei Art, in denen er selbst, wie Waverley, oft nicht die Hauptrolle spielt. Wo es die Gelegenheit mit sich bringt, beschreibt der Verf. das Schifferleben mit einer Genauigkeit, welche zeigt, daß er nicht allein mit demselben bekannt ist, sondern daß er es auf's Gründlichste und mit dem glücklichsten Erfolg studirt hat. Die beiden ersten Bände sind voll von Anekdoten, die sich auf diese Seite des Lebens beziehen. Seine Charaktere sind oft derb und gemein, aber so treu nach der Natur, wie Hogarth sie gemalt haben würde. Der Tod der Aeltern des Faithfull, die Beide in Folge einer ungezügelten Begierde, die täglich in England zahlreiche Opfer hinwegrafft, umkommen, schildert in grellen Zügen das, was man dort, durch häufige Erfahrung schon abgestumpft, mit gleichgültigen Blicken zu betrachten pflegt. Lady Faithfull war, wie ihr Gemahl, dem Genusse geistiger Getränke im Uebermaß ergeben; eines Abends, als das Schiff, auf welchem sie sich befand, oberhalb Putney-Bridge lag, ereignete sich die Katastrophe, die Faithfull folgendermaßen berichtet:

„Ich betrachtete gerade die Sterne über mir, die matt schimmerten und bald zu verlöschen, bald ihr Licht von Neuem anzuzünden schienen; ich dachte darüber nach, von welcher Materie sie wohl gemacht und woher sie wohl gekommen seyen, als ich plötzlich durch einen lauten Schrei aus meinen Träumereien aufgeschreckt wurde und einen starken Geruch, als ob etwas verbrannt sey, verspürte. Mehrere Mal wiederholte sich der Schrei und kaum hatte ich Zeit, auf die Füße zu kommen, als mein Vater aus der Kajüte stürzte, über Bord sprang und unter dem Wasser verschwand. Ich konnte nur flüchtig seine Züge erblicken, als er bei mir vorüber rannte, aber ich erkannte darin Schreck und Trunkenheit. Ich sprang nach der Seite des Schiffs, wo er versunken war, aber ich konnte nichts erblicken, als einige wirbelnde Kreise auf der Fläche des Wassers, die sich bald wieder zerstreuten. Wenige Minuten blieb ich, nachdenklich und bestürzt über sein plötzliches Verschwinden und seinen offenbaren Tod, auf dem Verdecke stehen; aber schnell ward ich durch einen Dampf, der mich umhüllte, wieder zu mir selbst gebracht, in demselben Augenblicke, wo ich von Neuem das Geschrei meiner Mutter vernahm, das immer schwächer und schwächer wurde. Ich eilte also ihr zur Hülfe. Ein starker, brenzliger, dicker Dampf qualmte aus der Kajütenthüre hervor und stieg, da der Wind ruhig war, in dichter Säule gerade in die Höhe. Ich versuchte hineinzutreten, aber als ich mich der Dunstwolke näherte, fand ich, daß es unmöglich sey, da diese mich in weniger als einer Minute erstickt haben würde. Ich that, was die meisten Kinder in einer solchen Lage des Kummers und der Betrübniß gethan hätten, — ich setzte mich nieder und schrie bitterlich. Ungefähr nach zehn Minuten nahm ich die Hand, mit der ich die Augen bedeckt hatte, vom Gesicht und blickte auf die Kajütenthür. Der Rauch war fort und Alles war ruhig; ich ging näher und, obgleich der Geruch noch überwältigend war, fand ich doch, daß ich ihn ertragen konnte. Ich stieg die kleine Leiter von drei Stufen hinab und rief: „Mutter, Mutter", aber ich erhielt keine Antwort. Die Lampe, welche am Hinter-Verschlag befestigt war, brannte noch, so daß ich jeden Winkel der Kajüte übersehen konnte. Nichts brannte, nicht einmal die Vorhänge an meiner Mutter Bett schienen versengt. Ich war bestürzt; athemlos vor Furcht rief ich noch ein Mal: „Mutter!" Länger als eine Minute blieb ich mit klopfendem Herzen stehen; erst dann wagte ich, die Verhänge vom Bette zurückzuziehen; — meine Mutter war nicht da; — aber eine schwarze Masse in der Mitte des Bettes kam zum Vorschein; furchtsam befühlte ich diese mit der Hand, es war eine Art fettiger Asche. Da schrie ich vor Entsetzen, meine zarten Sinne verwirrten sich, ich taumelte aus der Kajüte und fiel in einem höchst krankhaften Zustande auf das Verdeck nieder; meine Betäubung dauerte mehrere Stunden. — Wenn der Leser in einigem Zweifel über die Ursache des Todes meiner Mutter seyn sollte, so muß ich ihm berichten, daß sie auf die ganz besondere und schreckliche Weise umkam, die sich, wenn gleich nicht oft, doch zuweilen bei den Personen ereignet, die einem unmäßigen Genusse geistiger Getränke ergeben sind. Fälle der Art treffen in hundert Jahren viel-

*) Eine Uebersetzung hiervon ist bereits von einer Deutschen Buchhandlung angekündigt.

leicht nur ein Mal ein, aber daß sie vorkommen, ist nur zu wohl bekannt. Sie starb an der so genannten Selbstverbrennung (spontaneous combustion), einer Entzündung der Gasarten, die sich durch den genossenen Branntwein im Körper erzeugt haben. Von meinem Vater ist anzunehmen, daß die Flammen, die aus meiner Mutter Körper hervorkamen, ihn, der ebenfalls unmäßig trank, seiner Sinne vollends beraubte; und so verlor ich meine beiden Aeltern zu gleicher Zeit, die Eine durch Feuer, den Anderen durch Wasser."

So findet man bei dem Verf. überall bei den schrecklichsten Vorfällen den trockensten Humor. — Einen freundlicheren Charakter hat die Erzählung von Jakob und seinem Freunde Tom. Beide Freunde sind als Matrosen gepreßt, und da sie einsehen, daß keine Aussicht zum Entfliehen ist, ergeben sie sich mit Geduld in ihr Schicksal und verrichten, zur allgemeinen Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten, ihre Pflicht. Endlich nehmen Jakob's Angelegenheiten eine sehr günstige Wendung: er wird Erbe eines unermeßlichen Vermögens. Sein erster Schritt ist, nach Hause zurückzukehren; sein zweiter, die Befreiung seines Freundes zu besorgen. Dies gelingt ihm auch; aber noch ehe das Lösegeld den Tom erreicht, haben Liebe und andere Verhältnisse diesen zur Desertion verleitet. Plötzlich ist er in die Stadt zurückgekehrt; seine Geliebte, eine Coquette niederer Art, zieht einen anderen Liebhaber ihm vor; in einer Anwandlung von Verzweiflung nimmt Tom wieder Dienste, aber desertirt noch ein Mal, da seine Geliebte ihren Fehler wieder bereut; er wird aber festgenommen, verhört und zum Tode verurtheilt. Da legt sich wiederum der gute Genius des Novellisten in's Mittel und errettet den Deserteur. So endigt Alles gut, und der Vorhang fällt.

Der Verf. hat in diesem Roman seine Charaktere größtentheils aus dem Stande der Seeleute und überhaupt aus den niederen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gewählt; aber es gereicht ihm zum besonderen Verdienste, daß er, ohne das Geringste von der Treue aufzuopfern, seine Schilderungen von der Darstellung des Pöbelhaften frei erhalten hat.

Bevor wir schließen, sey es uns erlaubt, noch eine Stelle hervorzuheben, und zwar die, wo der Capitain, an dessen Bord Jakob und Tom gebracht worden waren, geschildert wird.

„Nachdem wir so eben unsere Kleidungsstücke in Empfang genommen hatten, wurde gemeldet, daß der Capitain an Bord komme. Es befanden sich so viele Leute auf der Fregatte, die ihn noch nicht gesehen hatten, daß die ganze Schiffsmannschaft bei seiner Ankunft nicht geringe Theilnahme zeigte; denn jeder glaubte, aus seinem äußeren Ansehen auf das schließen zu können, was er von diesem Manne, von dem sein Wohl oder Weh abhing, zu erwarten habe. Ich sah gerade mit Tom aus der Mitteldeck-Luke, als die Jolle anlegte; und schon fing ich an, die Gestalt des Capitains mit forschendem Blicke zu betrachten, als ich durch die Züge eines ihm zur Seite sitzenden Lieutenants, den ich sogleich erkannte, angezogen wurde. Es war Mr. Wilson, der Offizier, der das Ruder umgedreht und den Kahn umgeworfen hatte, aus dem ich, wie der Leser sich erinnern wird, die beiden Geistlichen gerettet hatte. Ich war sehr erfreut, als ich ihn erblickte; denn ich hoffte, daß er sich zu meinen Gunsten verwenden würde. Die Pfeife des Bootemanns ertönte, als der Capitain an Bord stieg. Er erschien auf dem Verdeck; Alles bewies ihm Respekt; die See-Soldaten präsentirten das Gewehr, und der Offizier, der sie kommandirte, senkte die Spitze seines Degens. Als Erwiederung faßte der allmächtige Mann mit drei Fingern an seinen breiträndigen Hut, hob ihn einen Zoll weit vom Kopfe in die Höhe und setzte ihn wieder nieder, indem er den Wunsch aussprach, daß der Marine-Offizier die Wache entlassen möge. Während er nun mit dem ersten Lieutenant auf und ab ging, hatte ich gute Gelegenheit, ihn genauer zu beobachten. Er war ein großer hagerer Mann, von starkem Knochenbau und gewaltig breiten Schultern, die ihm das Ansehen herkulischer Stärke verliehen (und daß er diese in der That besaß, haben wir später erfahren). Sein Gesicht entsprach der Breite seines Wuchses; seine Züge waren strenge, sein Blick durchdringend, aber seine Nase, obgleich sie ihm den Ausdruck der Keckheit gab, war hübsch, und sein breiter Mund war mit der glänzendsten Reihe großer Zähne, die ich jemals gesehen habe, geziert. Seine ganze Haltung verrieth mehr Entschlossenheit als Härte; wenn er lachte, so war sein Ausdruck angenehm; seine Bewegungen und seine Art zu reden hatten viel Nachdruck, und die Planken erzitterten unter seinem Elephantenschritt. — Er war kaum zehn Minuten am Bord gewesen, als er die ganze Mannschaft auf das Hinterdeck treten ließ. Sobald Alle da versammelt waren, und mit banger Erwartung auf ihn blickten, gleich einer Heerde Schaafe auf einen Hund, der Böses gegen sie im Schilde führt, redete er sie auf folgende Weise an: „„Burschen, da es sich so gefügt hat, daß wir Alle denselben Brettern anvertraut sind, so ist es billig und recht, daß wir uns gegenseitig verstehen. Ich mag gern, daß meine Offiziere auf ihren Dienst passen und sich wie Gentlemans betragen; ich mag gern, daß meine Mannschaft gute Mannszucht hält, thätig und mäßig ist. Was ich gern mag, das will ich auch haben, ihr versteht mich. Nun"", fuhr er fort, indem er einen furchtbaren Blick annahm, „„nun seht mir in's Gesicht, und dann sagt, ob ihr glaubt, mit mir scherzen zu können."" — Die Mannschaft sah ihm in's Gesicht und verrieth durch ihre Mienen, daß sie es nicht glaubte. Der Capitain schien mit ihrer stummen Anerkennung zufrieden, und, um sie wieder zu ermuthigen, lächelte er und zeigte dabei seine weißen Zähne, während er den Lieutenant aufforderte, seine Leute hinunterzuschicken."

Bibliographie.

Belgium and Holland. (Belgien und Holland nebst einer Skizze der Revolution vom J. 1830.) Von P. L. Gordon. 2 Bde. 15 Sh.

Life of Prince Talleyrand. (Leben des Fürsten Talleyrand.) 2 Bde. 24 Sh.

Wanderings in New South Wales. (Wanderungen in Neu-Süd-Wales.) Von Bennet. 2 Bde. 28 Sh.

The birds. (Aristophanes' Vögel.) Mit Englischen Anmerkungen von Coolleriey. 7 Sh.

Picturesque Annual. — Landscape Annual. — Oriental Annual etc. 1835. — Kosten durchschnittlich 21 Sh. (In Berlin bereits bei Hrn. A. Asher zu finden.)

Mannigfaltiges.

— Französische Kriege. Zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert, in einem Zeitraum von 500 Jahren, hat Frankreich 35 Jahre Bürgerkrieg, 40 Jahre Religionskrieg, 76 Jahre Krieg mit fremden Mächten in seinem eigenen Lande und 175 Jahre Kriege auf fremdem Boden geführt. Das Resultat hiervon war, daß unsere Gallischen Nachbaren 174 Jahre lang Frieden gehabt und ihr bestes Blut und ihr besten Mittel in 326 Kriegsjahren erschöpft haben. (U. S. J.)

— Eine merkwürdige Natur-Erscheinung. Die Bewohner von Ripon in Yorkshire wurden neulich durch ein Natur-Ereigniß in Schrecken versetzt, das sie anfangs irriger Weise für ein Erdbeben hielten. Auf einem nördlich von Ripon gelegenen Felde war plötzlich eine zirkelförmige Felsenmasse verschwunden, wodurch eine Kluft von 18 Ellen im Durchmesser und 23 Ellen in der Tiefe entstand, von der 3½ Ellen in Wasser standen. Bei Untersuchung der Stelle fand man nahe an der Oberfläche eine dünne Erdschicht, auf welche unmittelbar eine Kieselschicht folgte; beide hatten ungefähr je eine Elle in der Tiefe, das Uebrige war Sandstein-Felsen. Dieser Felsen schien aber nicht aus einer festen Masse zu bestehen; er hatte mehrere Risse und man hörte das Wasser auf den Boden innerhalb desselben herabträufeln. Das Ereigniß ward zunächst von Jemand beobachtet, der gerade zu der Zeit, als es stattfand, auf dem Felde spazieren ging. Das Geräusch, das man dabei vernahm, war, wie Jener berichtet, gerade so, als wenn ein Steinhaufen zusammenfiele. Man fand bald in einiger Entfernung eine ähnliche Kluft, deren man auch in der Nachbarschaft noch mehrere entdeckte; die sich aber von selbst wieder ausfüllten; noch ist eine von 18 Ellen Tiefe in der Nähe zu bemerken, die noch bis auf den Augenblick, wo der letzte Erdschlund sich auftat, mit Wasser angefüllt war, das aber nun, ohne daß Jemand weiß, wann oder wie, verschwunden ist. Ein verständiger Naturforscher, der die Erscheinung an Ort und Stelle untersucht, will in ihr einen neuen Beweis von dem Versinken der Erdmasse finden, von dem uns Kircher und andere Geologen mehrere Beispiele überliefert haben. Wie viele unermeßliche Erdklüfte sind nicht schon plötzlich entstanden; wie viele Städte, ja wie viele Gebirge sind nicht schon versunken; selbst Flüsse trockneten aus oder änderten ihren Lauf. Dergleichen Natur-Ereignisse sind aber nicht immer eine Folge von Erderschütterungen, sondern werden oft durch allerlei zufällige Umstände, durch Entwickelungen und Auflösungen von verschiedenartigen Stoffen veranlaßt. (L. P.)

— Neue Hunde-Species in Indien. Dem Obersten Sykes verdankt die Natur-Geschichte die Entdeckung einer neuen Species des wilden Hundes, der sich in den Ländern westlich vom Indus findet, und den man bis jetzt mit anderen Hunden verwechselt hat, die, entfernt von den Menschen lebend, in den Zustand der Wildheit zurückgekehrt sind. Als der Oberst eines Tages mit den Bewohnern der benachbarten Flecken an den Ufern der Bhima jagte, brachte man ihm ein Thier, welches einer der Jäger getödtet hatte, und das die Eingebornen Colsun nannten. Das Thier war noch warm; man öffnete es und fand in seinem Magen das noch zuckende Fleisch von kleinem Wildpret, das ihm zur Nahrung dient. Seine Länge vom Kopf bis zum Schwanz betrug 26 Zoll und seine Höhe 16 Zoll. Sein Schwanz, ziemlich buschig, an der Basis roth und an der Spitze schwarz, hatte 11 Zoll Länge. Sein Körper hatte von der Nase bis zum Schwanz eine rothe Farbe, die aber unter dem Halse, auf der Brust, unter dem Bauch und zwischen den Vorderbeinen weniger lebhaft war. Sein Haar war weich, kurz und ohne Locken. Das merkwürdigste an diesem Thiere war die außerordentliche Kleinheit des Kopfes, der nur eine Länge von 3½ Zoll hatte, die Bildung seiner Schenkel, seiner Füße und Zehen, und die erstaunliche Länge seines Halses. Seine Vorderfüße haben fünf Zehen, und ihre Gliederung ist analog denen des Schakals. Die Ohren sind breit, gerade, und an der Basis rund. Die Pupille ist roth, der Augapfel braun und seine Züge drücken Wildheit aus. Die Haut zeigte, nachdem sie zubereitet war, dieselben Eigenschaften, wie die des Dammhirsches. Der Oberst Sykes hielt diese Angaben für hinreichend, um annehmen zu können, daß dieses Thier keins von denen sey, die von den Naturforschern in ihren Werken beschrieben worden sind; daß es weder mit dem Dhole, oder mit dem wilden Hunde aus Ceylon oder Afrika, noch mit dem Dingo Neuhollands, noch endlich mit dem Schakal identisch sey, sondern daß es eine eigene Species bilde. Der Colsun bewohnt die Ufer des Bhima-Schankar und die südlichen Küsten von Mahratta. Man findet ihn häufig in den Bergen von Kitur, in dem Distrikt Balaghat, in Hyderabad, in den waldigen Ländern Ellur und Radschama-Hendri, in dem Gebiete von Ganjam und auf der Ostküste von Coromandel. Er ähnelt etwas dem Fuchse, hat dieselbe Weise, anzugreifen und denselben Hang zum Stehlen. Er geht immer haufenweise, verbirgt sich in den Bergen, stürzt sich mit seinen Begleitern auf die Thiere, welche ihnen begegnen, und selbst auf Tiger, die er oft, wenn er von mehreren unterstützt wird, überwindet. Der Colsun läßt sich nicht zähmen, sondern behält beständig seine Wildheit bei.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Mittwoch den 22. Oktober 1834.

Ostindien.

Indische Religionslehren. *)

In den alten Heldengedichten der Indier sieht man sich umsonst ach dem um, was Geschichte genannt werden kann. Unähnlich dem ur auf das Praktische gerichteten Geiste der Chinesen, deren Annalen ur Thatsachen enthalten, hat die Indische Phantasie Natur-Ereignisse nd menschliche Thaten zu einem mythischen Ganzen verbunden, aus em schwerlich historische Elemente zu entwirren sind. Dennoch darf an aus zahlreichen Ueberlieferungen und aus Ergebnissen, welche Kuns r und Sprache gewähren, mit großer Wahrscheinlichkeit folgern, daß ie erobernden Braminen von Norden hergekommen und sich stets nach Süden zu ausgebreitet haben. Diese Eroberung und Civilisirung des idlichen Indiens scheint das Haupt-Thema des alten Heldengedichts Ramajana zu seyn. Das Endziel aller Begegnisse des Rama und der idlichen Halbinsel, wo er außer Geistern, Zauberinnen, Einsiedlern, Bären, Affen und Geiern keine Bewohner und keine Städte antrifft, t die Befreiung der heiligen Büßenden von der Furcht vor Ravana nd dessen Riesen, die Lanka, Ceylon und beinahe die ganze Halbinsel ewohnen. An der Spitze der Frommen steht Agastia, der erste Ver ünder der Braminenlehre im Süden, und dessen Bestrebungen Rama hne Zweifel unterstützte. Nach der Vertilgung oder Unterjochung der ingeborenen Fürsten kamen zahlreiche Braminen-Kolonieen aus den örd lichen Ländern nach, und die gesammte Bevölkerung scheint in die eiden niedrigsten Kasten — die der Handarbeit und der Dienenden — vertheilt worden zu seyn. Aber die Ereignisse, die aus der Beschaf enheit der Dinge sich entwickeln, waren mächtiger, als der menschliche Willen. Die Kasten-Eintheilung nebst den übrigen Anstalten der Bra inen-Hierarchie wurden im Süden nie so vollkommen begründet, als n dem nördlichen oder dem mittlern Indien; das Sanskrit konnte die anz verschiedene Tamulische Sprache nicht verdrängen, und wie es scheint, at das alte Tamulische Alphabet nichts aus dem Dewanagari oder der örtlichen Schrift entlehnt. Wahrscheinlich ist in sehr alter Zeit Ta ulisch selbst im Norden von Indien geredet worden. Damals würde lso ein und dasselbe Volk Indien bewohnt haben.

Der Bezirk allein, wo die schwarze Antilope weidet, gilt dem Bra inen als das heilige Land der Tugend (puniabhumi), wo der fromme nhänger der Lehren des Veda leben kann; in den übrigen Ländern ohnen die Barbaren (mlecha). Die Oberherren eines Braminen-Staa es konnten daher an keine fremden Eroberungen denken, und wirklich heint die Religion der Veda's sammt den daraus entspringenden Ein chtungen stets innerhalb eines Gebietes geblieben zu seyn, das nörd ch von dem Himalaja, westlich von dem Pendschab (Land der fünf Ströme), südlich von dem Vorgebirge Komorin und östlich von den hinesischen Gränzgebirgen eingeschlossen wird. Dahingegen war dieses and, ganz oder theilweise, unausgesetzt fremden Eroberern anheimge allen. Ohne uns bei den angeblichen Zügen von Bacchus, Herkules nd der Semiramis aufzuhalten, dürfen wir nur an die Eroberungen er Perser-Könige und den Zug Alexanders erinnern; Letzteren verhinder n nur seine eigenen Truppen an der Eroberung des ganzen Landes. ie Dunkelheit, welche über die Hindostanische Geschichte des folgenden ahrtausends (300 Jahr vor Christi bis Anno 700) verbreitet ist, kann in und wieder nur aus Chinesischen Schriften aufgehellt werden **).

Im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung begannen die Un ernehmungen der Araber gegen Indien; allein erst zu Anfang des eilf n gelang es Mahmud aus Gazna, ein muselmännisches Reich in dem ande der Braminen zu gründen. Seit der Zeit folgten einander die roberer; Timur, Baber, Nadir-Schah sammt den Europäischen Han els-Compagnieen. Jedem Sieger beugte sich die Bevölkerung, und eut zu Tage geborchen 120 Millionen Indier 28 Tausend Europäern. ber vor dieser Zeit des Verderbnisses hatte, wie die Tradition erzählt, ahllose Jahre hindurch ungestörte Glückseligkeit geherrscht. Unser Zeit alter, welches die Epoche der Zwietracht (Kalijuga) heißt, hat 3100 der 3000 Jahre vor Christo begonnen und wird 432,000 Jahre auern. Der Ursprung des Braminen-Staates datirt mindestens 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. In diesem Staate, der auf ein offen artes heiliges Gesetz gegründet ist, galten die drei Veda's (Wissen chaften): Rig, Jadschur und Sama ***) als die Quelle des Wissens, des Glaubens und des sittlichen Wandels. Der Rig-Veda hat seinen Namen von den Hymnen und Segenssprüchen, die er enthält (rig, loben): der Jadschur schreibt die Verhaltungsweise bei den Opfergaben vor (iadsch, anbeten) und in dem Sama-Veda sind die Gebete befindlich (sama, versöhnen, ermahnen). Die ursprüngliche Religion der Indischen Offenbarung ist von dem späteren Götzendienste durchaus verschieden, und gleichwie die Sprache der Veda's dem Zend verwandt ist, so scheint auch ihre Lehre nicht sehr von der des Zoroaster abzuweichen. Der älteste Gottesdienst der Indier und Perser bestand in der Anbetung der Elemente, des Feuers und der Sonne.

Aber im Verlaufe der Jahrhunderte wurde die einfache Braminen-Religion, von Poesie und Aberglauben, zu einem überladenen Götzendienste verunstaltet. Alle Kräfte und Aeußerungen der Natur wurden wie die Tugenden und die Laster zu Gottheiten erhoben und unter Sinnbildern angebetet. Aus den drei Epochen jeder irdischen Existenz, dem Werden, Seyn und Vergehen, machte man drei Götter, Brahma, Wischnu und Siwa, deren Hof mit zahllosen Untergöttern und Geistern angefüllt wurde. Diesen personifizirten Ideen und Thätigkeiten wurden menschliche Handlungen und Begebnisse zugeschrieben, und solchen Einbildungen entsprach dann auch eine Menge von mythologischen Erzählungen. Daher die Entstehung jener vielen Braminen-Sekten, die jede eine einzelne Gottheit verehrten und zur höchsten Herrschaft erhoben, und dies mit solcher gegenseitigen Eifersucht, daß nicht selten die großen Feierlichkeiten durch blutige Streitigkeiten entweiht wurden, wie dies namentlich zwischen den Anhängern des Wischnu und denen des Siwa statt hatte. Die verschiedenen Incarnationen, die guten und bösen Thaten des Indischen Olymp werden in Schriften, die jünger als die heiligen Bücher sind, und die Purana's heißen, beschrieben. Man zählt deren achtzehn; auch giebt es neuere oder Upa-Purana's. Jede Purana behandelt in besonderen Abschnitten die Schöpfung, den Untergang und die Erneuerung der Welt, die Abstammung der Götter und Helden, die Regierung der Manu's und ihrer Nachfolger. Die achtzehn Purana's enthalten 448,000 Stanzen, jede von 2 Versen.

Die nach einander aufgestandenen Indischen Glaubens-Verbesserer scheinen alle den Zweck gehabt zu haben, den verdorbenen Brahmanismus wieder zu der Reinheit der alten Religion zurückzuführen, dem blutige Opfer und Vielgötterei gleich fremd waren. Aber jene Reformatoren überschritten das Gebiet der Speculation nicht, und führten nur solche Ceremonien und Dinge ein, die den Staat nicht in seiner Grundlage erschütterten, daher sie von den Braminen geduldet, höchstens in Schriften widerlegt wurden. Niemand ist in dem Lande der Braminen wegen rein spekulativer Ansichten oder einer abweichenden Anbetung Gottes verfolgt worden. Vielmehr legten die Braminen den Königen die Verpflichtung auf, in eroberten Ländern die fremden Götter und die tugendhaften Priester zu achten. Wer aber die politischen Einrichtungen, insonderheit das Kastenwesen, angriff, den verfolgten sie mit Feuer und Schwerdt.

Unter den verschiedenen Sekten, welche Spaltungen in der Braminen-Religion erzeugten, verdienen besonders drei Aufmerksamkeit: die Buddisten, die Dschainas und die Saïvs. Am genausten kennen wir die Geschichte der Buddisten. Nachdem diese Lehre längere Zeit bereits in China Ruf erlangt hatte, wurde sie im Jahre 65 nach Chr. durch eine eigene Gesandtschaft von Indien aus dort eingeführt und machte innerhalb weniger Jahre erstaunliche Fortschritte. Gelehrte Priester reisten von Indien nach China und übersetzten auf Befehl der Kaiser, die der neuen Lehre eifrig ergeben waren, die wichtigsten Religions-Schriften in die Sprache des Landes. Die Chinesen fragten, ihrer Sitte gemäß, nach den Aeltern, dem Geburtstage und dem Wohnort des Stifters ihrer Religion, und aus der Zusammenstellung der Antworten erlangte man eine authentische Nachweisung über das Leben des Schakiamuni und seiner vornehmsten Schüler, so wie Notizen, betreffend die Abfassung der wichtigsten Bücher über die Budha-Lehre. Alle bei anderen Budhistischen Völkern vorhandenen Ueberlieferungen, die sich einander widersprechen, müssen den übereinstimmenden und sorgfältig redigirten Nachrichten der Chinesen weichen.

Schakia stammt aus Capilapura am Ganges in der Landschaft Aude, 26° 48′ nördl. Breite und 82° 4′ östlicher Länge von Greenw., einer jetzt zerstörten Stadt. Seine Geburt fällt auf den achten Tag des vierten Monats im 26sten Jahre der Regierung Tscharmand's aus der Dynastie Tscheu, d. i. im April oder Mai des Jahres 1027 vor unserer Zeitrechnung (gleichzeitig mit dem Könige Salomo); er starb

*) Auszug aus Prof. Neumanns coup d'oeil historique sur les peuples et la littérature de l'orient (im nouveau journal Asiatique).

**) Der Verfasser verspricht über diesen Gegenstand ein eigenes Werk: Inde d'après les documents fournis par les Chinois.

***) Manu kennt nur jene drei Veda's; die Stelle, wo der Athanna-Veda vorkommt, ist sicherlich eine spätere Zuthat, wie aus dem 23sten Kapitel des ersten und dem 76sten Kapitel des zweiten Buches erhellt. Der angebliche Eur-Vedam ist ein literarischer Betrug. Von dem Rig-Veda hat Prof. Rosen eine Probe herausgegeben (London, 1830, in 4).

i. J. 950. Man nannte ihn Budha, d. h. den Weisen oder Erleuchteten, und daher werden seine Anhänger Budha's oder Buddhisten genannt. Schakia blieb nicht bei speculativen Untersuchungen und der Abschaffung der blutigen Opfer stehen, er gedachte auch dem Kastenwesen ein Ende zu machen, und zu gewissen Zeiten scheint seine Lehre viele Verehrer in Indien gehabt zu haben, wie die Buddhistischen Bildwerke beweisen, die in vielen Theilen des Landes noch vorhanden sind. Aber im fünften und im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erhob sich die Braminen-Lehre mit großer Kraft, und die Buddhisten, die nicht das Leben verloren, mußten das Land verlassen. Um diese Zeit wanderte der achtundzwanzigste Buddhisten-Patriarch, Bodhidharma (Weisheits-Gesetz), nach China aus, wo er Anno 499 eintraf. Seit der Zeit des Großmogul Akbar giebt es keine Buddhisten in Indien. Aber desto mehr breiteten sie sich in den übrigen Ländern und den Inseln von Asien aus. Während die Braminen keinen als Proselyten annehmen, der nicht zuvor einer Kaste angehört hat, empfahl Schakia seinen Schülern als dringende Pflicht, die Lehre den Ungläubigen zu predigen. Die Religion des Budha erkennt keinen erblichen Unterschied unter den Menschen an, und theilt sie nur in Gläubige oder Erleuchtete und in Ungläubige oder Verfinsterte. Wie es scheint, haben Budha's Schüler schon früh dieser Unterweisung der Verfinsterten sich unterzogen. Der Chronik von Kaschmir zufolge, die i. J. 800 vor Chr. geschrieben worden, wurde die neue Lehre in diesem Lande durch einen Bodhisatwa, oder vornehmen Buddhistischen Lehrer, eingeführt. Der dritte Patriarch der Buddhisten, der i. J. 803 vor Chr. starb, hatte seinen Sitz bereits in dem südöstlichen Theile des heutigen Afghanistan. Unweit der Hauptstadt der kleinen Horde der Dschusi schi ist 292 Jahre vor Chr. ein Buddhistischer Thurm aufgeführt worden, und der neunzehnte Buddhisten-Patriarch war in dem Lande dieser Horde geboren. Im Jahre 171 vor Chr. schlug ein Chinesischer General die Hunnen. Man fand unter der Beute eine große vergoldete Statue, vor der ein Hunnen-König zu opfern pflegte; diese Statue war mehreren Chinesischen Autoren zufolge, eine Abbildung von Budha. Aus diesen in Schriften der Chinesen aufbewahrten Thatsachen erhellt auf's deutlichste, daß Budha's Lehre sich in sehr früher Zeit im nördlichen Hindostan und jenseits des Himalaja-Gebirges ausbreitete, und vielleicht ist der Buddhismus im mittleren Asien eben so alt als auf Ceylon und bei den Völkern Hinter-Indiens. Aelter ist er dort gewiß als auf den Inseln Java und Bali und in Japan, wo die frühesten Spuren dieser Lehre mit dem Jahre 552 unserer Zeitrechnung beginnen. Die Tungusen und Mogolen bekielten von der Budha-Lehre nur Einzelheiten im Gedächtniß, die sie mit ererbten abergläubischen Gebräuchen vermischten, und hierin besteht das sogenannte Schamanen-Wesen, das durchaus keine selbstständige Religion, sondern aus Fetzen des Buddhismus zusammengesetzt ist. Die Buddhisten nämlich und die Dschaïna's nennen denjenigen, welcher sich der Beschauung seiner selbst weihet s'ramana, was in einigen Mundarten samana ausgesprochen wird. Hieraus entstand die Benennung Samaniger bei den Alten oder das heutige Schaman. Was die Siamesen Seminokodon nennen, heißt nichts weiter als der heilige Budha, von sawana und gaudama (einem Namen des Budha) zusammengesetzt. Bei anderen Nationen erhielt sich der Budha-Dienst in seiner Reinheit, konnte aber doch dem allgemeinen Schicksal der Religionen nicht entgehen und zerfiel in vier Sekten. 33 Patriarchen, die regelmäßig einander folgten, standen der Buddhistischen Gesammtheit 1663 Jahre vor. Nach dem Tode des letzten von ihnen (A. 713) fand man Niemand würdig genug, um an die Spitze der Religion gestellt zu werden, so daß in den verschiedenen Ländern, wo der Buddhismus eingeführt war, sich einzelne Häuptlinge erhoben. Die Menge der Priester und Mönche bedurfte eines Obern, und eine hierarchische Gestaltung war die nothwendige Folge hiervon. Die früher der weltlichen Gewalt unterthänig gewesenen Geistlichen benutzten diese Umstände und machten sich in Tangut, Tibet und einigen Mongolischen Distritten unabhängig, ja selbst zu Herren des Landes. Geschickt bediente man sich dabei der Seelenwanderung, welche eine Grundlehre des Buddhismus ist, indem man vorgab, die Mächtigen seyen Incarnationen einer stets wieder zur Erde zurückkehrenden Gottheit oder einer heiligen Person. Dies ist der Ursprung des Dalai Lama in Hlassa, des andern geistlichen Herrschers in Teschulumbu und mehrerer regierenden Priester in Tübet und unter den Mongolen.

Man darf die Zahl der Verehrer des Budha auf 270 Millionen Seelen anschlagen (200 in China, 5½ Mandschu und Mongolen in Asien und in Europa, 25 in Japan und dem Archipel Lieu thieu, 6 in Tübet und Buten, 5 in Korea, 25 in Hinter-Indien, 2 in Nipal, über eine halbe Million auf der Insel Ceylon), so daß hinsichtlich der Anzahl die Buddhisten alle andere Religions-Bekenner übertreffen. Obgleich sie die Veda's verwerfen und zwölf Klassen eigener heiliger Bücher besitzen, so weichen doch die Vorschriften eines echten Budha-Verehrers wesentlich nicht von denen eines Schülers der Veda's ab. Ein Buddhistischer Geistlicher hat fast dieselben Obliegenheiten als ein Bramatschara oder gelehrter Anhänger der Veda's während der Zeit religiöser Beschaulichkeit. In dem Budha-Katechismus sind folgende 5 Gebote für den Laien aufgestellt: „Du sollst nichts Lebendes tödten; Du sollst nicht stehlen; Du sollst nicht unkeusch seyn; Du sollst keine Lüge oder Falschheit sagen; Du sollst kein scharfes Getränk trinken." Außerdem hat der Geistliche noch andere fünf Gebote zu beobachten, in denen es ihm untersagt wird, sich zu salben, einem Gesange oder Schauspiele beizuwohnen, auf einem hohen und breiten Bette zu schlafen, mehr als einmal des Tages und zu einer anderen Zeit als Vormittags zu essen, und irgend ein Eigenthum zu besitzen. Je höheren Rang ein Geistlicher in der Stufenfolge der Budha-Würden einnimmt, desto zahlreicher und beschränkender werden die Regeln seines Standes.

Von einer anderen Indischen Religion, die sich nicht außerhalb der Gränzen dieses Landes verbreitet hat, kann Ursprung und Entwickelung nicht mit gleicher historischer Sicherheit angegeben werden, als von dem Budha-Dienste. Gewiß ist es, daß die Dschaïna's jünger als die Ausbreitung von Schakia's Lehre sind; wohl möglich, daß sie ursprünglich nur einen besonderen Zweig des Budha-Systems bildeten. Die Mythen der neueren Sekten bieten weit mehr außerordentliche Dinge dar, als die in den Purana's befindlichen Fabeln der Braminen. Die Dschaïna's (d. h. Gelehrte) verehren 24 Stifter, die Awatara's oder Offenbarungen genannt werden. Die Anhänger dieser Sekte sind sehr zahlreich in dem südlichen Theil der Indischen Halbinsel, in Kotschin und Patna. Gleich den Buddhisten verwerfen sie die Veda's und alle von diesen Büchern vorgeschriebenen Opfer und Ceremonien. Sie haben aber andere heilige Schriften, in welchen die Geheimnisse des Himmels und der Erde auf ihre Weise erklärt sind; das Ausschweifendste und Uebertriebene dieser Mythen übertrifft jede Beschreibung. Unter ihnen sind auch die Gelehrten in verschiedene Sekten getheilt, von denen jede eigene Heilige verehrt und besonderen Vorschriften folgt; die merkwürdigsten sind die Digambaras, deren man nur im südlichen Theil von Hinter-Indien gefunden hat, und deren Priester nackt gehen. Sie haben aber doch eine eigene Literatur.

Die heiligen Schriften der Dschaïna's bestehen aus 24 Puranas, die das Leben und die Thaten der 24 Stifter beschreiben. Sie erwähnen gleichfalls die erbliche Eintheilung in Kasten, obgleich sie sich hierin in so fern der Indischen Sitte nachgaben, daß sie eine Kasten-Benennung, zur Unterscheidung der Gewerbe, einführten. Sie nennen den Landmann Sudra, den Krieger Kschatria, den Kaufmann Vaisya. Dies meldet Hamilton von den Dschaïna's in Babar und Pama. Dahingegen scheinen die in Hinter-Indien, nach Colebrooke's Versicherung, ein wirkliches Kastenwesen zu haben, obwohl man noch keine Braminen unter ihnen angetroffen hat.

Nachdem die Muselmänner sich Indien unterworfen hatten, unternahmen es verschiedene Fürsten und Privat-Personen, den Islam mit dem Glauben der Hindus zusammenzuschmelzen, damit ein religiöser Frieden gestiftet werde. Die Versuche des Großmogul Akbar sind durch das Werk seines Ministers Abulfadhel bekannt. Einige Hindus bekannten sich zu der neuen Religion, einem Gemisch von Muhamedanischen und Braminen-Lehrsätzen; aber mit Akbars Tode verschwand die neue Religion wieder, die in dem Lande nie Wurzel gefaßt hatte. Größeren Erfolg hatte die Lehre des Nanak oder Nanaki, eines einfachen Kschatria (Kriegers), der A. 1469 in Pentschab geboren wurde. Er versuchte gleichfalls eine Einigung der Islamschen Lehre über die Einheit Gottes mit den Begriffen und Ceremonien der Hindus, um die Anhänger beider feindlichen Religionen einander zu nähern. Außer der Einheit Gottes bestand er hauptsächlich auf eine unbedingte Unterwerfung unter den Willen der Allmacht und auf mildes Betragen gegen jede Kreatur. Im Ganzen war diese Religion sehr einfach; blutige Opfer und sonstige lächerliche und grausame Gebräuche; Nanak verwarf ebenfalls jeden erblichen Unterschied unter den Menschen. Aber die ursprüngliche Reinheit dieser Lehre ging bald verloren. Die späteren Vorsteher derselben mußten, den Vorurtheilen des Volkes nachgebend, Vieles aus dem Braminischen Aberglauben wieder aufnehmen.

Rundschid Sing, das jetzige Oberhaupt der Sikhs — so nennen sich Nanak's Anhänger —, giebt schon lange Zeit damit um, durch eine kluge Verschmelzung Braminischer Ceremonien mit Nanak's Lehre sich die Anhänglichkeit der Indier zu erwerben, um vielleicht den Stoff zur Gründung eines großen Reiches zu bahnen. Denn Runschid ist gegenwärtig der einzige unabhängige Fürst Hindostans. Sein sehr bedeutendes Heer wird von Napoleonischen Offizieren befehligt und ganz auf Europäische Weise eingeübt. Obwohl die Bevölkerung der Sikhs nur 2 Millionen beträgt, hat doch Rundschid einen beträchtlichen Theil von Afghanistan erobert und sich mehrere unabhängige Radschas im westlichen und nordwestlichen Indien unterwürfig gemacht, so daß er jetzt 6 Millionen Seelen beherrscht.

Ein so unwissendes und so leichtgläubiges Volk, als die Indier, läßt sich von jedem neuen Heiligen oder Wunderthäter leicht verführen. Wer als armer Büßender das Land durchläuft, sich strengen Büßungen unterwirft und die heiligen Bücher kennt, findet schnell Anhänger. In diesem Augenblicke macht ein solcher Bußfertiger Aufsehen; wo er sich sehen läßt, sind schnell viele Tausende um ihn versammelt. Schwer wird es denjenigen Männern, Gehör zu finden, die die alte reine Lehre wieder herstellen, oder eine Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes bewirken wollten. Die Lehre des unlängst verstorbenen Rammohun Roy hat unter seinen Landsleuten bis jetzt nur wenig Beifall gefunden. Um Aberglauben und Götzendienst auszurotten und die reinen Lehren der Veda's wieder zu Ansehen emporzubringen, verfaßte er in Englischer und Bengalischer Sprache verschiedene Schriften über das Verbrecherische und Gefährliche verschiedener Gebräuche, so wie über den Glauben an Einen allmächtigen Beherrscher des Weltalls, als die Grundlehre der alten Indischen Religion. Uebrigens ist Rammohun Roy's Lehre wesentlich nicht von der des Nanak verschieden, wie die Gebete des Letzteren beweisen, die seine Anhänger täglich hersagen: „Gehorche dem Wesen, welches unveränderlich ist und ewig; die Wahrheit sey Dein Geschäft; möge die Liebe Dich leiten! — Die Natur ist dir Mutter der Welt: Brahma, Wischnu und Siwa ihre Söhne, die Alles leiten nach dem Willen Gottes, der Dich siehet, der aber selbst immer verborgen bleibt. Das Weltall ist aus vier Elementen, so wie aus Tag und aus Nacht gebildet. Der unsichtbare Gott offenbart in der Wahrheit: tausend Zungen vermögen nicht, ihn zu feiern, und die Fähigkeit, ihn auf eine seiner würdige Weise zu ehren, ist dem Menschen nicht von der Natur verliehen worden; sie ist aber ein besonderes Geschenk Gottes. Die Erkenntniß des Höchsten ist mehr werth, als alle Ceremonien; sie allein erfüllt das Gemüth mit Freude. Wer sich seiner sündigen schämt, ist glücklich; wer verdienstliche Werke thut, dem wird als Belohnung Glückseligkeit zu Theil."

Innig verbunden mit den Religionen Indiens sind dessen verschiedene philosophische Systeme, worüber Ausführlicheres in den

den Colebrooke, Othmar Frank und Windischmann zu finden ist. Die Braminen haben vier Systeme, von denen drei mit den Dogmen der Veda's übereinstimmen und daher die rechtgläubigen heißen, nämlich die beiden mimansas (dogmatischen) und das niaja (logische). Mehr aber entfernt sich von der Metaphysik der Braminen das System, welches Sank'hia heißt, und in welchem man die geistigen Dinge zu begreifen sich bemüht. Dieses und das logische System zerfallen jedes in zwei Schulen. Aber der heterodoxen Systeme giebt es eine große Zahl, und viele mögen in Europa noch durchaus unbekannt seyn. Man darf also nicht von einer einzigen Indischen Philosophie reden, und noch mehr würden diejenigen hinter dem Stande der Wissenschaft zurückbleiben, die gegenwärtig noch von einer orientalischen Philosophie reden.

Arabien.

Der Arabische Dichter Dscherir.

(Schluß.)

Als Baschar ben Merwan, der Bruder des Chalifen Abdelmalik, Statthalter in Kufa war, trafen Dscherir und Farazdak bei ihm zusammen. Er forderte sie zu einem Wettkampfe auf, doch nicht durch Schimpfworte und Satiren, sondern durch Verse, die ein jeder zum Ruhm seiner Familie improvisire. Sogleich begannen beide Dichter wie folgt:

Farazdak. Wir sind der Buckel des Kameels, die übrigen Menschen die Füße. Wer wird die Füße dem Buckel vergleichen?

Dscherir. Euer Sinnbild, der Buckel, ist der Ort, den des Reiters Gesäß berühret; aber der Hals ist vor dem Buckel.

Farazdak. Der Hals ist der unedle Kanal der Nahrungsstoffe, aber der Schädel ist vorzüglicher, als der Hals.

Dscherir. Ihr wollet der Schädel seyn, die Nase ragt über ihn hervor.

Farazdak. Wir gleichen dem Stricke in des Kameels Nase, dem das Thier wie uns die anderen Menschen folgen.

Dscherir. Wir sind die Benu Seid, die den Strick durchhauen, daß das Thier herumirrt gleich dem Tollen in der Finsterniß.

„Bravo Dscherir!" rief Baschar, „Du hast Deinen Gegner besiegt, da Du den Strick abgehauen, und ihm das Kameel entführt hast." Er entließ Beide reichlich beschenkt, gab aber in seinem Urtheile Dscherir den Vorzug.

Bei einer andern Gelegenheit erlangte Dscherir einen Vortheil verschiedener Art über seinen Nebenbuhler. Sie hatten Beide die Pilgerreise nach Mecca gemacht und zufällig kamen sie, in dem Gedränge der Pilger, die in Mecca opferten, dicht zusammen. Farazdak redete ihn höhnisch mit der Frage an: auf welchen seiner Vorfahren er stolz sey? Der fromme Dscherir erwiederte diesen Spott nicht, sondern sagte bloß: „Ich bin jetzt vor Dir, o mein Gott!" Allgemein wurde diese würdevolle Antwort bewundert.

Dscherir hatte einen besonderen Haß auf den Dichter Ada ben Rakka, der beim Chalifen Walid in Gunst stand. So oft er an den Hof dieses Fürsten kam, setzte er sich neben einen Araber aus Jemen (Ada's Vaterland) und rezitirte ihm Satiren gegen jenen Dichter und dessen Stamm. Als einstmals eine Menge Personen im Palaste versammelt waren, um Walid ihre Aufwartung zu machen, ließ Dscherir, nachdem die Audienz eröffnet worden, die Anwesenden vor sich eintreten, und als Jedermann rechts und links Platz genommen hatte, erschien er allein mitten im Saale, grüßte den Chalifen ehrerbietig und fragte, ob es ihm gestattet sey, an Ebn Rakka einige Verse oder größere Gedichte zu richten? „Ich hätte eher Lust", erwiederte Walid, „Dich satteln und zäumen zu lassen, und Dir Ada auf den Rücken zu setzen." Dscherir aber, ohne außer Fassung zu kommen, rief: „Verbietet Ihr mir, ihn anzugreifen, so gehorche ich, sonst hätte er gesehen, wie ich einen Gegner steinige." — „Mögen Dir nicht Viele gleichen!" sprach der Chalif. — „Beherrscher der Gläubigen", entgegnete Dscherir, „ich allein habe Arabien zerrissen. Gäbe es viele Satiriker, mit gleicher Stärke begabt, so würden wir die ganze Welt verschlingen." Der Chalif erstaunte über diese Kühnheit; sie war um so größer, da Dscherir Walid's Strenge vor dessen Thronbesteigung empfunden hatte. Er und der Dichter Omar ben Leḍscha aus dem Stamme Teim hatten nämlich gegenseitig Satiren auf einander verfaßt, in denen jeder die Frauen aus der Familie seines Gegners unverschämt beleidigte, so daß Walid, Statthalter von Medina, wo sie sich damals befanden, sie Beide zusammengebunden auf einem öffentlichen Platze dem Gelächter des Volkes Preis gab.

Als Omar ben Abdelasis den Thron bestieg, erschienen die Dichter, welche von dessen Vorgängern Gehalte bezogen, um ihm den Hof zu machen und zu seiner neuen Würde Glück zu wünschen. Unter ihnen befanden sich auch Dscherir und Farazdak. Omar hatte die Einfachheit eines Privatmannes mit auf den Thron gebracht, unähnlich den prachtliebenden ersten Ommiaden. Auch wollte er alle überflüssigen Ausgaben streichen, da der Luxus das Volk sehr drückte, und rechnete dazu auch die Pensionen der Dichter. Er wollte sie also nicht vor sich lassen. Während sie im Vorzimmer standen, trat ein Gesetzkundiger hervor, um zu dem Fürsten hineinzugehen. Dscherir redete ihn also an: „Gelehrter mit den flatternden Turbanzipfeln, für Dich gebt die Zeit auf, die meinige ist gesunken. Sage dem Chalifen, wenn Du ihm nahest, ich bin hier vor der Thüre wie angeschmiedet mit meinen Unglücksgefährten." Der Gelehrte erbat von Omar die Erlaubniß, Dscherir einzuführen. Dieser erschien auf Omar's Geheiß; und machte dem Fürsten eine so rührende Schilderung von dem Elend der Armen und der Hoffnung, die Alle auf den Chalifen setzen, daß dieser Thränen vergoß und zu Dscherir sagte: „Sohn Chatfi's! Wenn Du zu den Familien derer gehörst, welche den Propheten auf seiner Flucht von Mecca begleitet, oder zu denen, die ihn bei seiner Ankunft in Medina aufgenommen und sich für ihn erklärt haben, so bist Du berechtigt zu den ihnen bewilligten Privilegien. Bist Du arm, so will ich Dir Gelder auf die Armen-Kasse anweisen; bist Du auf Reisen, soll man Dir Reisegeld, Lebensmittel und Kleider geben, auch ein anderes Thier, wenn Deines Dich nicht mehr tragen kann." Der Dichter entgegnete, daß er nur die bisherige Pension von 4000 Drachmen, nebst den Ehrenkleidern und den verschiedenen Geschenken fernerhin zu erhalten wünsche. Aber der Chalif sagte: „Gott, welcher die Handlungen der Menschen richtet, wird Jedem nach seinen Werken lohnen. Ich kann mich nicht von Deinem Anrecht auf jene Summe aus dem öffentlichen Schatze überzeugen, welcher Gottes und der Armen Eigenthum ist und dessen Verwendung nach strenger Gerechtigkeit gehandhabt werden soll. Uebrigens warte, bis ich Austheilungen veranstalte. Sobald ein Jeder das ihm rechtmäßig Gebührende erhalten, und ich für mich selbst so viel genommen haben werde, als zur Subsistenz meiner Familie auf ein Jahr erforderlich ist, so will ich Dir das Uebrige geben, wenn etwas bleibt." — „Nein", antwortete Dscherir, „legt es lieber zurück, um es nützlicher anzuwenden; ich gehe doch zufrieden weg." — „Desto besser!" rief der Chalif. Dscherir zog sich zurück.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Omar ihn hereinrufen ließ und zu ihm sagte: „Ich habe hier vierzig Denare und zwei Kleider, von denen ich eines trage, wenn das andere gewaschen wird. Ich mache Dir das Anerbieten, mit Dir zu theilen, und doch, Gott weiß es, sind das Geld und das Kleid, das ich Dir anbiete, mir nöthiger, als Dir." — „Behaltet Eure Geschenke, Fürst der Gläubigen, ich bin zufrieden." — „Ich gestehe", fuhr der Chalif fort, „Du hättest mich durch die Annahme in Verlegenheit gesetzt. Deine Uneigennützigkeit macht mir mehr Vergnügen, als die Lobsprüche, mit denen Du mich überhäuft hast. Gehe, und möge Gottes Segen Dich begleiten."

Die anderen Dichter hatten ängstlich der Rückkunft Dscherir's entgegengesehen. Als er erschien, fragten sie ihn, wie der Chalif ihn behandelt habe. „Omar", sagte er, „ist ein Freund der Armen, aber kein Freund der Poeten. Aber ich bin mit ihm zufrieden." Er bestieg sein Kameel und ritt fort. Seinem Stamme gab er auf ihre Frage nach dem Fürsten die Antwort, daß er sein Freund sey, obwohl der Zauber der Verse keine Gewalt auf ihn habe.

Er war in Jemama bei Mohadschir ben Abdalla, als er Farazdak's Tod erfuhr. Er improvisirte sogleich folgenden Vers: „Farazdak ist gestorben, von meinen Lieben schmählich verstümmelt. Weniger lang zu leben, wäre für ihn besser gewesen." Als Mohadschir ihm seine Rücksichtslosigkeit vorwarf, und ihm vorstellte, daß ein Bedauern seiner Seits ihm rühmlicher gewesen wäre, als ein Epigramm, rief der Dichter: „Ich habe Unrecht; ich beschwöre Dich, verbirg meinen Fehler unter den Schleier des Geheimnisses, ich will ihn verbessern." Augenblicklich verfertigte er Farazdak zu Ehren eine Elegie, in der folgende beide Verse vorkommen:

Farazdak ist hin! Nach ihm mögen die Frauen keine neue Generation gebären. Er war seinem Stamme ein geschickter, glücklicher Vertreter, stets bereit, Anderer Fehler zu verbessern.

Als er dieses Gedicht vorgelesen hatte, weinte er und sprach: „Ich werde meinen Nebenbuhler nicht lange überleben, denn wir waren Beide unter dem Einflusse desselben Gestirns. Zwei Freunde oder zwei Feinde, deren Geschick so eng verknüpft ist, als es das unsrige war, folgen einander schnell in das Grab." Dscherir starb in der That sechs Monate darauf, über achtzig Jahre alt. Er wurde in Jemama, welches sein Geburtsort gewesen zu seyn scheint, begraben. Sein Todesjahr war auch durch das Ableben zweier berühmter Gesetzlehrer bemerkenswerth, des Hassan el Basri und des Ebn Syrin [2]). Das Andenken dieser beiden frommen Männer wird bei den Arabern, die sie für Heilige halten, noch sehr verehrt, und ihre Grabstätten in dem alten Bassora, werden von allen Bewohnern des Landes besucht. Dahingegen hat das Verdienst der beiden Dichter sie nicht vor der Vergessenheit schützen können. Ihr Volk hat mit dem Geschmack an den Wissenschaften auch die Erinnerung an die meisten, bloß im literarischen Fache ausgezeichneten Männer verloren, so daß die Namen Farazdak und Dscherir jetzt unbekannt an den Orten sind, wo sie einst solches Aufsehen erregt hatten.

Die alten Kritiker, welche über Farazdak und Dscherir Vergleichungen anstellten, fanden in des Ersteren Schreibart mehr Pracht und Kunst, in der des Letzteren mehr leichte Natürlichkeit. Dscherir's Verse machten auf die Hörer einen lebhafteren Eindruck, und waren populairer. Auf Dscherir's Frage an einen Gelehrten über seinen und Farazdak's Rang in der Poesie erhielt er zur Antwort, daß er, Dscherir, dem Volke, aber Farazdak den Gelehrten besser gefalle. Mit diesem Bescheide bezeigte Dscherir sich sehr zufrieden, da die größere Zahl ihm anheimfalle. Seine Anhänger behaupten, daß seine Liebesgedichte an Anmuth und Zartheit die des Gegners übertreffen; auch habe er in verschiedenen Gattungen geglänzt, die Farazdak nicht mit gleichem Erfolg angebaut: so z. B. in der elegischen Leichenrede. Bei Newar's Tod wurden, obwohl sie Farazdak's Muhme und ehemalige Gattin gewesen, Verse von Dscherir rezitirt.

Die Meinung der Zeitgenossen über die beschriebenen drei Dichter scheint in folgendem Urtheil des Verfassers des Kithab el Aghani zusammengefaßt zu seyn. Man vergleicht sie mit einander wetteifernden Rennpferden: Achtal ist stets der erste oder der letzte am Ziele gewesen; Farazdak stets der zweite; Dscherir bald der erste, bald der letzte, und zuweilen der zweite zugleich mit Farazdak.

---

2) Vgl. Hariri's Mekamat (de Sacy's Ausgabe) Nr. 40. p. 451. Nr. 50. p. 588.

Digitized by Google

Frankreich.

Die Bettler in Paris.

Herr Duvrard, eingesperrt in Saint Pelagie, wegen einer Schuld von 300,000 Franken, welche nach dem Ausspruche des Gesetzes erst mit dem Ablauf des fünften Jahres erlöschen konnte, sagte: „Man gebe mir ein Mittel an, diese 300,000 Fr. in einem kürzeren Zeitraum zu erwerben, und ich verlasse morgen schon dieses Haus.“ Das war ein prächtiger Grund gegen das Einsperren der Schuldner. Die dem Herrn Duvrad von den Gesetzen zuerkannte Strafe war also für ihn die beste Speculation, die er machen konnte.

Dieses Argument kann, etwas modifizirt, auch das so außerordentlich schwierige Problem lösen, das zu allen Zeiten die Vertilgung der Bettelei dargeboten hat.

Ich spreche hier von Bettlern von Profession. — Der Bettler von Profession wird nämlich sagen: „Zeiget mir ein Handwerk an, welches bei eben so geringer Mühe auch so einträglich ist, als das Betteln, und ich will es ergreifen.“

Es giebt in Paris keinen Bettler von Profession, welcher nicht täglich drei bis vier Mal so viel erwerben kann, als der beste Handwerker; und er ist noch um so reicher, da er außer dem Bereiche gewisser anständiger Ausgaben gestellt ist, denen sich der Handwerker unterziehen muß. Der Handwerker kleidet sich anständig, und hat ein reinliches Logis mit Möbeln versehen; der Bettler kann sich für einen Sou über Nacht einlogiren, er trotzt dem Vorurtheile der weißen Wäsche, und bekleidet sich nur so, daß er mit der Polizei in keinen Streit geräth. Er trägt nur einen Schein von Beinkleidern, einen Ueberrest von Schuhen, und endlich etwas, das wie eine Weste aussieht. Ihm bleibt also zum Essen, Trinken, und, um die Familie geziemend zu ernähren, vier bis fünf Mal so viel Geld, als dem Handwerker, welcher vier bis fünf Mal so viele Bedürfnisse hat. Ueberaus reich und von Gott gesegnet sind diejenigen, welche das Glück haben, eine Geschicklichkeit oder ein Leibesgebrechen zu besitzen.

Violinspieler oder hinkend; Sänger oder einäugig; Taschenspieler oder Krüppel; Springer oder blind; Messerverschlinger oder brustkrank; Harfen-, Klarinet- und Guitarrenspieler oder mit der Epilepsie behaftet!

Gaudeant bene nati!

Ohne von denjenigen zu reden, welche Geschicklichkeit mit Unvollkommenheiten vereinigen, und zum Beispiel den Mangel der Hände dadurch ersetzen, daß sie mit den Füßen schreiben ꝛc. Der Mann, der weder Hände noch Füße, nur eine Art von Kopf und Bauch hat, und so mit seinem Stummel die Orgel dreht, ist reicher, als Ihr und ich es je seyn werden.

In meinen Hof kommen mehrere Male des Tages Sänger und Instrumentenspieler; ein jeder dieser Bettler trägt für eine viertel Stunde, wo er sein Talent übt, zehn Sous davon. Wenn sie täglich arbeiten, sind es sechs Franken, die ihnen ihr Tagewerk einbringt; dieses macht jährlich mehr als 4000 Fr. aus. Es giebt eine große Menge Beamten-Familien, die mit 800 Fr. leben müssen.

Es giebt keine noch so kleine Tafel, von der nicht auch Brosamen fallen; keine so arme Leute, die nicht auch ihre Schmarotzer haben. Es giebt Leute, die erst von den Almosen der Bettler leben und von diesem Geschäft ein ganz gemächliches Auskommen haben. Wenn ein Bettler keinen Hund hat, so läßt er sich von einer Frau führen, der er täglich 20 Sous und Kost giebt. Das macht monatlich 60 Franken. Viele verabschiedete Soldaten leben mit Wenigerem. Ich selbst, als ich im 17ten Jahre das väterliche Haus verließ, lebte eine Zeit lang mit zwei Kameraden von 60 Franken, die ich mir im Unterricht der Lateinischen Sprache, welche ich verstand, und der Griechischen, die ich nicht verstand, erwarb. Ich muß gestehen, das war ein saures und mühseliges Leben, bei dem wir uns sogar das Wasser selbst an der Quelle holen und unseren Rang unter den Wasserträgern einnehmen mußten. Wenn es uns unsere heitere und sorglose Jugend gestattet hätte, einen genauen Ueberschlag zu machen, so hätte gewiß die Zahl unserer Tage die der Mittagbrodte bei weitem übertroffen.

Der Bettler lebt von einer fortwährenden National-Subscription, derjenigen ähnlich, die man bisweilen veranstaltet, um großen und verdienstvollen Männern, die man Hungers sterben ließ, prachtvolle Marmor-Gräber zu erbauen.

In Mitte der immerwährenden Unruhe, der immerwährenden Betriebsamkeit, der sich ein Jeder unterzieht, um sein Leben zu erhalten, ein Leben voller Kämpfe, voller Unsicherheiten und voller Aergernisse, sitzt der Bettler ruhig an der Sonne, im Winkel an der Ecke; alle Vorübergehenden sind seine Sklaven, seine Steuerpflichtigen; sie arbeiten für ihn und entrichten ihm den Zehnten.

Ein Bettler, welcher umherzog, seine Kraft-Uebungen und equilibristischen Künste zu zeigen, ließ sein Kind fallen und es zerbrach ein Bein. Er hob es auf, umarmte es mit Freudenthränen und sprach: „Jetzt bin ich wegen Deiner Zukunft nicht mehr besorgt; Du hast nun einen guten Erwerbszweig in Händen; Gott sey ferner mit Dir; mit einem Beine weniger wirst Du um so gewisser Deinen Weg zurücklegen.“

Obgleich man in dieser Zeit der Freiheit übel ankäme, wenn man verlangte, daß irgend einer Art von Industrie Fesseln angelegt würden, so wünschten wir doch, daß man gewisse verstümmelte Körper, gewisse Aussätzige und gewisse Menschenfetzen, welche die Luft zu verpesten und die Sonne zu besudeln scheinen, zwänge, in einer der den Armen geweiheten Schutz-Anstalten reich und glücklich zu leben.

Auf dem Boulevard begegnete ich eines Abends, gegen halb zwölf Uhr, einer Frau in den Dreißigen, in einen großen schlechten [illegible] Shawl gehüllt. „Mein Herr“, sprach sie, indem sie mir die Hand reichte, „Etwas für mein armes kleines Kind, dem ich, aus Mangel an Nahrung, nicht mehr die Brust reichen kann.“ Diese Frau hatte etwas Unglückliches in ihrer Stimme, daß ich mich beeilte, ihr einen Sou zu reichen. Seitdem sind nun drei Jahre verflossen, und vorgestern habe ich wieder dieselbe Frau getroffen, noch immer in ihren großen [illegible] nur noch schlechter gewordenen Shawl gehüllt, wie ich sie das erste Mal gesehen. „Mein Herr, Etwas für mein armes kleines Kind, dem ich, aus Mangel an Nahrung, nicht mehr die Brust reichen kann.“ „Wie“, sagte ich in einem Andrange von Verwunderung, „hat das Kind noch immer?“ und die Frau verließ murrend.

Vor einigen Monaten, während des Winters (jetzt glaube ich, hat die Polizei Vorkehrungen dagegen getroffen), sah man ein kleines, höchstens zwei Jahre altes Kind, weinend, halb nackt und ganz blau vor Kälte, an dem Stamme eines Baumes angebunden, und ihm zur Seite stand eine Mulde, in welche die Vorübergehenden ihre Gaben warfen. Diese Speculation schien guten Erfolg gehabt zu haben, denn zwei Tage später fand man in kleinen Zwischenräumen mehrere kleine Kinder an mehreren Bäumen angebunden. Der Speculant hielt sich in einiger Entfernung auf, wo es ihm möglich war, Alles zu beobachten, und spazierte von einem zum andern, um seine Einkünfte zu revidiren.

Man hat oft von den Landleuten, deren eigene Kinder bei Erndten, Heumachen, Aerndten und Weinlesen selbst desertiren, gesagt: die Kinder sind das Glück der armen Aeltern. Dieses läßt sich auch eher auf die armen Bettler als auf die armen Landleute anwenden. Die Bettler fertigen ihre Kinder an, wie die Anderen die Leinwand anfertigen; aus bloßer Speculation. Wenn die Frau eines Bettlers eine Mißgeburt zur Welt bringt, könnte man ihr sagen: „Die Frucht Ihres Eingeweide ist gesegnet.“ Diejenigen, welche keine Kinder erzeugen können, haben eine andere Quelle. Sie dingen sich welche. Das ist eine bekannte, längst eingeführte Sitte. Die Kinder werden nach Verhältniß theurer bezahlt, wenn sie bleicher, elender, unglücklicher und leidender aussehen. Man bezahlt sie von 3 Sous an bis 2 Francs täglich. Ein Kind muß beinahe halb todt aussehen, wenn es 2 Francs täglich eintragen soll. Wer eine ganze Familie miethet, erhält einen Rabatt; er bekommt den Dreizehnten obenein auf das Dutzend. O welche Abscheulichkeiten! (Alphonse Karr. — Paris moderne.)

Mannigfaltiges.

— **Sterblichkeit unter Heerführern.** Am 8. Germinal im Jahre IX. hatte Bonaparte 120 Divisions-Generale aufzuführen, nämlich unter Augereau, Andreossi, Baraguay d'Hilliers, Bernadotte, Berthier, Clarke, Decaen, Dumas, Dupont, Gouvion St. Cyr, Grenier, Jourdan, Kellermann, Lannes, Loison, Marmont, Massena, Macdonald, Soult, Victor, Moncey, Moreau, Mortier, Murat, Ney, Oudinot, Suchet, Suchet, Vandamme und Victor. Von diesen 120 Heerführern waren 8 bei ihren Vätern, Einer (Bernadotte) trägt eine Krone, 9 sind Opfer schälle von Frankreich, und 24 andere sind noch am Leben. Als Bonaparte, als Ober-General, waren folgende Generale bei der ersten und zweiten Expedition in Aegypten: Berthier, Caffarelli, Desaix, Dufalga, Dommartin, Kleber, Desair, Menou, Dumuy, Alex. Dumas, Bon, Dugua, Regnier, Baraguay d'Hilliers und Sahuguet. Desaix neaux, der am Bord des „Africaine“ schwer in der Brust verwundet wurde, war der Letzte von ihnen; jetzt lebt Keiner mehr von Allen. (U. S. J.)

— **Mittel gegen die Cholera.** Nachdem nun die Cholera über ein halbes Jahr in Madrid geherrscht hat, ist man jetzt dort auf ein Universalmittel gekommen, das zwar nicht neu, aber um so probater und wegen seiner gedrängten poetischen Zusammenstellung einer Uebertragung aus Spanischen Blättern nicht unwerth scheint:

Remedio.	Recipe.
Vida honesta y retirada,	Ruhig und bescheiden leben
Usar de pocos remedios,	Sich nicht unnütz alteriren
Y poner todos los medios	Gute Laune und dancben
De no alterarse por nada;	Hört es! — nicht medisiniren.
La comida moderada	Ja den Muth nicht sinken lassen
Ejercicio y diversion,	Bei der kleinsten ausern Noth
Sacudir toda opresion,	Mäßig essen, wenig trinken
Salir al campo algun rato;	Und im Freien viel Bewegung.
Nocturno encierro, algun trato	Nachts zu Hause, doch an Tage
Y risueña ocupacion.	Munter Arbeit ohne Rast.

— **Armenische Erziehungs-Anstalt.** In Padua in den Sälen der Mechitaristen von St. Lazzaro eine Erziehungs-Anstalt für Armenier gegründet worden, worin Knaben armer Aeltern aufgenommen werden, und Erziehung und Unterricht unentgeltlich genießen. Es sind bereits 12 Knaben aus dem Orient in diese Anstalt gekommen, und 4 Lehrer und Erzieher aus dem Kloster St. Lazzaro dabei angestellt. In wenigen Jahren hoffen die ehrwürdigen Väter, die Zahl der Aufzunehmenden bis auf 30 vermehren zu können und auch noch eine gleiche Anstalt in Venedig zu gründen.

— **Musikalisches.** In Venedig macht jetzt die Familie eines Landmannes aus Berchtesgaden, Namens Grassl, bestehend aus dem Vater mit seinen 6 Söhnen, durch ihre musikalischen Leistungen großes Aufsehen. Der Vater hat ohne Lehrer die Musik mit großer Anstrengung erlernt, und mit unsäglicher Geduld und Ausdauer seine Kinder, von denen der Aelteste 12, der Jüngste 3 Jahr alt ist, darin unterrichtet. Ein Jeder von ihnen spielt mehrere Instrumente und die öffentlichen Blätter von Venedig sind voll von ihrem Lobe.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Freitag den 24. Oktober 1834.

Armenien.

Geschichte der Armenischen Königsstadt Ani.

Unter dem Titel „Reise nach Lehastan" (d. h. Polen) u. s. w. erschien im Jahre 1830 zu S. Lazzaro bei Venedig von einem Vardapet (d. h. Dr. Theol.) aus dem dasigen Konvent der Mechitaristen und jetzigen Superior der Armenischen Kirche in Taurien, Namens Minas Bscheschkianz, ein Armenisch geschriebenes Werk, welches, durch eine wiederholte Reise nach den östlichen und süd-östlichen Ländern Europae veranlaßt, sich über die daselbst zahlreich zerstreuten Niederlassungen von Armeniern verbreitet und manche interessante Notiz über ihre Entstehung, jetzige Beschaffenheit und die dort befindlichen Alterthümer mittheilt. Da die meisten dieser Kolonieen durch Emigrirte von Ani, einer früheren Residenzstadt Armenischer Könige, gegründet worden, so geht der Verfasser davon aus und erzählt im ersten Theile die traurigen Schicksale dieser Stadt, worin zugleich die vielfachen Veranlassungen zu Auswanderungen gegeben sind; der zweite Theil enthält seine Reise und die Beschreibung der Niederlassungen, und der dritte endlich, als Anhang, spricht von den Wohnorten der Armenier in Georgien und der Tatarei, worunter der Verfasser aber hier nur den nördlichen Strich Landes zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere bis gegen Derbent hin verstanden wissen will. — Wir werden zuvörderst nur das Wichtigste aus der Geschichte von Ani geben und später daran einzelnes Interessante aus dem zweiten und dritten Theile in Betreff der Kolonieen knüpfen.

Ani, in dem Bezirk Schirak der Provinz Ararat gelegen, war anfangs eine kleine unbedeutende Festung, welche mit dem umliegenden Bezirke der König Terdat der Große im J. 321 n. Chr. seinem Vasallen Kamsar zum erblichen Eigenthum schenkte. Dieser Distrikt umfaßte eine große wasserreiche Ebene zwischen den Flüssen Araxes und Achurian, schon in den ältesten Zeiten wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit berühmt. Deshalb überließ sie, wie dies der Armenische Geschichtschreiber, Moses Chorenensis, erzählt, Armajis, der Enkel Hait's, des Stammvaters der Armenier, (um das Jahr 1950 v. Chr.) seinem kinderreichen und gefräßigen Sohne Schara, und noch zur Zeit dieses Geschichtschreibers (im fünften Jahrhundert n. Chr.) war unter den Armenischen Bauern das Sprüchwort gewöhnlich: „Wenn du des Schara Schlund hast, so haben wir nicht Schirak's Vorrath;" womit sie einem gefräßigen Menschen bedeuten wollten, daß ihr Vermögen, ihr Vorrath nicht zureiche, ihn zu sättigen, und daß es dazu eines so fruchtbaren Bodens, wie der von Schirak sey, bedürfe. — Aber unbeachtet blieb Ani auch unter den Kamsariern, bis endlich Aschot, der Bagratide, nach Vertreibung der Feinde, von ihnen die Provinz Schirak für eine bedeutende Geldsumme kaufte, und im J. 783 n. Chr. seiner Familie Ani zum Wohnsitz anwies. Die eigentliche Blüthe der Stadt begann jedoch erst mit dem Könige Aschot III., seit welcher Zeit große Paläste für weltliche und geistliche Oberhäupter, prachtvolle Kirchen und Klöster, Karavanseraien und Kaufläden errichtet wurden; und seit dem Jahre 856 n. Chr. ward sie von jenem Könige Aschot III. völlig zur Haupt- und Residenzstadt erhoben, und blieb es bis zu dem letzten Könige aus der Dynastie der Bagratiden, Gagik, 224 Jahre lang, bis zum Jahre 1079 n. Chr. Diese Bagratiden stammen der Sage nach von den Hebräern. Denn, als Nebucadnezar um das J. 600 v. Chr. gegen Judäa zog, ging Haikak, König von Armenien, als Bundesgenosse mit ihm, und erhielt von demselben den Stammfürsten Schambat nebst seiner Familie zum Geschenk, welche er ehrenvoll aufnahm, und nach Armenien verpflanzte. Aus diesem Geschlechte stammte der tapfere Vagarat, welchem Valarschak, der erste Armenische König aus der Dynastie der Arsaciden (reg. 149 — 127 v. Chr.) als besondere Auszeichnung für sich und seine Nachkommen die Würde verlieh, dem jedesmaligen Könige die Krone aufzusetzen. Doch hatte dieses Geschlecht, welches von ihm den Namen der Bagratiden erhielt, und den Glauben seiner Väter streng bewahrte, zur Zeit des Heidenthums in Armenien von den folgenden Königen viel zu erdulden, und Viele starben den Märtyrertod. Als aber das Christenthum in Armenien um das Jahr 300 n. Chr. allgemein eingeführt ward, wurden sie und blieben auch die eifrigsten Bekenner und Vertheidiger desselben, sowohl gegen die Perser, als auch später gegen die Araber, welche ihre beiderseitigen Religionen den unterjochten Armeniern mit Gewalt aufdringen wollten. Sie zeichneten sich durch Tapferkeit wie durch Klugheit und Umsicht aus, und wurden nach dem Untergang der Dynastie der Arsaciden von den Machthabern in Armenien, Griechen und Arabern, bald zu Ober-Feldherrn, bald zu Statthaltern ernannt. So wurde Sembat (welcher Name aus Schambat entstanden), Einer von ihnen, im J. 695 n. Chr. von dem Kaiser Leontius (der Verfasser schreibt fälschlich Leo) gleich mehreren seiner Vorfahren zum Europalaten, und Aschot im J. 743 n. Chr. von dem Ostikan (Statthalter, eig. Ober-Feldherrn) der Araber, nachmaligen Chalifen Merwan zum Patrizier oder Fürst der Fürsten ernannt. Der Enkel dieses letzteren war jener Aschot, der Fleischesser, welcher Stadt und Gebiet von Ani kaufte. Sein Enkel gleiches Namens war der Erste, welcher zum König gesalbt wurde. Der Ruf seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften war bis zu den Ohren des Chalifen Motawakkel gedrungen, welcher ihn deshalb zum „Fürst der Fürsten" ernannte, und nur einen jährlichen Tribut von ihm verlangte. Im J. 859 n. Chr. übergab Aschot die Ober-Feldherrn-Würde seinem Bruder Abas, und fing nun an, gleichsam als Souverain, aber mit großer Umsicht und Milde das Land zu regieren, so daß die Großen des Reichs im Verein mit dem Katholikos (d. h. geistl. Oberhaupt, Patriarch der Armenier) den Chalifen um die Königskrone für Aschot baten. Dieser sandte ihm auch bereitwillig eine Krone, Königliches Gewand und Schmuck, so wie ein gewaltiges Roß durch seinen Ostikan zu, der ihn im J. 885 n. Chr. mit großem Gepränge in seinem Palaste krönte, worauf er im Beiseyn der Großen von dem Katholikos Georg in der Kirche gesalbt wurde. Der Kaiser Basilius, welcher selbst aus Armenischem Geblüte stammte, sandte ihm hierauf ebenfalls von seiner Seite die Königskrone nebst kostbarem Schmuck zu, nannte ihn seinen „geliebten Sohn", und gab aus Liebe zu ihm die Armenischen Festungen, welche die Griechen sich zugeeignet hatten, zurück.

Aschot beeilte sich nun, das ganze Reich wieder zu ordnen, die Aemter und Würden zu besetzen und dem Lande auf alle Weise wieder aufzuhelfen. Er machte Bagaran, eine Stadt am Flusse Achurian, von Eruvand II. (reg. 68 — 88 n. Chr.) erbaut, zu seiner Residenz und begab sich hierauf nach Konstantinopel, wo er von dem Kaiser Leo sehr geehrt ward. Auf seiner Rückreise erkrankte er in der Nähe von Schirak; er rief den Katholikos zu sich, vertheilte alle seine Schätze unter die Armen, Kirchen und Klöster und starb 72 Jahr alt im Jahre 889 n. Chr. Sein Leichnam ward nach Bagaran gebracht, und ihm folgte sein Sohn Sembat, welcher seine Residenz nach Schirakavan verlegte.

Sembat zeichnete sich nicht minder als sein Vater durch Weisheit und Tapferkeit aus, so daß selbst aus fernen Ländern Fürsten zu ihm kamen, ihn zu bewundern. Der Chalif, der dies vernahm, schickte ihm eine Krone, einen goldnen Gürtel und ein Schwert zu, und verordnete, daß er von nun an ganz unabhängig von dem Ostikan Alles nach eigener Einsicht ordnen könne. Allein es war ihm nicht vergönnt, friedlich zu regieren. Die Armenischen Großen, übermüthig gemacht durch die Ruhe, deren sie genossen, empörten sich Einer nach dem Anderen gegen ihn, und bekriegten ihn im Verein mit dem Ostikan Jussuf. Sembat, um durch Bürgerkrieg das Land nicht gänzlich zu ruiniren, ergab sich endlich unter der Bedingung der Freiheit dem Jussuf, ward aber von diesem eingekerkert, sollte durch allerhand Martern, die man ihm auferlegte, zur Verleugnung des Glaubens gezwungen werden, und starb, da er standhaft blieb, als Märtyrer im Jahre 914 n. Chr.

Sein Sohn Aschot vernahm in der Ferne den Märtyrer-Tod seines Vaters und eilte herbei, ihn zu rächen. Er brachte in kurzem ein bedeutendes Heer zusammen, mit dem er alle Feinde aus dem Lande vertrieb, und ward nun im Jahre 915 n. Chr. einstimmig zum König gekrönt. Konstantin Porphyrogenneta lud ihn an seinen Hof, wo er ihn sehr auszeichnete, und Griechische Geschichtschreiber rühmen seine Körperstärke und erzählen von ihm, daß er eines Tages eine schwere eiserne Stange ganz rund gebogen habe, woher er auch den Beinamen Jerkath, das Eisen, erhielt. Nach seiner Rückkehr hatte er unaufhörliche Kämpfe mit seinen rebellischen Großen zu bestehen, aus denen er stets als Sieger hervorging. Allein seine Gesundheit hatte dadurch gewaltig gelitten; er erkrankte und starb kinderlos im Jahre 928 n. Chr.

Nach dem Tode seines Bruders und Nachfolgers Abas, übernahm im Jahre 931 n. Chr. dessen ältester Sohn Aschot III. die Regierung, welcher mit bewundernswürdiger Tapferkeit Armenien abermals von allen seinen Feinden reinigte, und im Jahre 961 n. Chr. von den vereinigten Großen nach Ani geführt wurde, wo ihn der Katholikos Anania im Beisein des Königs der Aghvanier (oder Albanier, zwischen dem Flusse Kur und dem Kaspischen Meere wohnhaft) zum König salbte; und von dieser Zeit an ward Ani Residenz der Armenischen Könige. Ein prachtvoller Königlicher Palast und andere schöne Gebäude wurden daselbst aufgeführt. Durch die ganze Provinz Schirak entstanden bedeutende Klöster und Kirchen, und Alles beeiferte sich, das Land wieder in Flor zu bringen. Besonders bemerkenswerth sind zwei berühmte und große Klöster, welche die Königin nur 1 Stunde von einander entfernt, das

eine in dem Flecken Sanahin, das andere in Hagbbat (oder Halbat) erbauen ließ, und von denen das letztere sich noch jetzt durch seine Festigkeit auszeichnet.

Aschot erhielt als Auszeichnung für seine Großthaten zwei Kronen von dem Chalifen mit dem Titel eines Schahi Armen (d. h. Armenischen Königs). Durch seine Herablassung und Mildthätigkeit erwarb er sich bei seinem Volke den Beinamen des „Barmherzigen"; und Aselik, ein Armenischer Geschichtschreiber seiner Zeit, erzählt von ihm, daß er Krüppel, Lahme und Blinde bei sich versammelte und bei großen Festlichkeiten an seiner Tafel hatte, so wie auch, daß er mit solcher Freigebigkeit die Armen unterstützte, daß er auch nicht eine Drachme in seinem Schatze hinterließ. Er erbaute die inneren Mauern der Stadt Ani und ließ große Basteien und Thürme darauf errichten; er führte große Paläste auf und erbaute Klöster, Kirchen, Hospitäler und Lazarethe. Sein Beispiel feuerte auch die Großen, eingenommen von seiner Menschenfreundlichkeit, an, ihm zu folgen. Sie hörten auf, sich zu empören, halfen das Land von allen Feinden reinigen und sorgten für die Kultur und Verschönerung desselben in ihren Ortschaften, wie der König in seiner Residenz. Auch die Wissenschaften fingen an zu blühen, und mehrere der ausgezeichnetsten Schriftsteller der Armenier sind aus dieser Periode.

Aschot starb im Jahre 977 n. Chr. Ihm folgte Sembat II., sein ersigeborner Sohn, in Ani, Erbe seines Reichs wie seiner Tugenden, vor welchem nah und fern die Feinde zitterten, so daß er sich den Titel eines Schabanschah, König der Könige, erwarb. Er ließ, um sich ein bleibendes Andenken zu gründen, rund um die Stadt Ani eine furchtbare, hohe und breite Mauer mit gewaltigen Thürmen und Bastionen aufführen, um welche ein breiter und tiefer Graben ging, den er mit Stein- und Erdwällen umgab. 8 Jahre lang wurde daran gearbeitet; und seitdem erhielt nun die eigentliche Stadt den Namen der inneren Festung. In Ani selbst erbaute er schöne und große Kirchen, und legte im Jahre 989 n. Chr. mit Hülfe des berühmten Baumeisters Terdat den Grund zu der Kathedrale.

Ani war nun zu einer unglaublichen Größe gestiegen; es zählte an 100,000 Paläste und 1001 Kirchen, daher es bei dem Volke gewöhnlich ward, „bei den 1001 Kirchen" zu schwören.

Sembat starb im J. 989 n. Chr.; sein zweiter Sohn, Namens Gagik I., welcher die Würde eines Fürsten der Fürsten bekleidete, folgte ihm, und ward, gleich seinem Vater, Schahanschah, König der Könige, genannt. Allein ehe noch die Krönungs-Feierlichkeiten vorgenommen wurden, erregte eine Frau von Ani dadurch, daß sie ausposaunte, sie habe den Sembat im Traume lebendig gesehen, einen Volks-Aufstand, welcher nur durch die Wiedereröffnung des Grabes und Ausstellung des Leichnams gedämpft werden konnte. Gagik I. war tapfer, klug, freigebig und fromm. Seine fromme Gemahlin vollendete im J. 993 n. Chr. den Bau der Kathedrale von Ani, welche mit hoher Kuppel, von außen und innen prächtig geziert, und mit goldenen und silbernen Gefäßen versehen ward. Sie steht noch jetzt an der Seite des Königlichen Palastes. Seit dieser Zeit ward Ani auch der Sitz des Katholikos. Gagik erbaute die prachtvolle Kirche Grigor's des Erleuchters (Apostel der Armenier um 300 n. Chr.) in Ani, mit hoher Kuppel, ganz nach der Kirche des Katholikos Nerses (364—384 n. Chr.) in Valarschapat (ebenfalls in der Provinz Ararat gelegen). Sie ward im J. 1000 n. Chr. vollendet. Außerdem verdient noch ein großes Mausoleum für die Könige Erwähnung. So glänzte Ani vor allen anderen Städten des Reichs durch seine prachtvollen Gebäude, seine Größe und ungeheure Bevölkerung, wie durch seine Festigkeit und Lage, von dem Flusse Achurian und jener gewaltigen Mauer umgeben; nur an Einer Seite war eine ebene Stelle, einen Pfeilwurf groß.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Bulgärin über die Russische Literatur.

(Schreiben eines Einsiedlers auf dem Libanon an seinen Freund in St. Petersburg.)

. . . . . Wirf einen Blick in die Bibliothek der Lektüre (2ter Theil, Seite 1 bis 44,) und lies die Kritik über den neulich erschienenen Roman: „Mazeppa!" — Der gelehrte und scharfsinnige Kritiker, der sich mit O. O. O. unterzeichnet, macht die bewundernswerthe Bemerkung, daß, wenn es eine Mongolische, im Ganzen aus 100 Büchern bestehende Literatur gäbe, Niemand wagen dürfe, zu behaupten, es gäbe keine Russische Literatur, da sie doch 15 — 20,000 Bücher zähle! So viel ich weiß, sagt Kant: „Bevor man über einen Gegenstand streitet, muß man über die Bedeutung der Worte einig seyn." Wenn Herr O. O. O. unter der Benennung Literatur eine Bücher-Sammlung, oder richtiger gesagt, eine Sammlung dessen versteht, was in irgend einer Sprache geschrieben ward, so gebe ich zu, daß es nicht nur eine Russische, sondern sogar eine Aegyptische Literatur giebt, die aus Kameen, Grabsteinen und bei Mumien gefundenen Papyrus-Rollen besteht. — Ist Literatur aber eine Stimme des Volkes, der gebeiligte Ausdruck des National-Charakters, ein Denkmal, das eine Nation ihrem Daseyn auf der Welt errichtet, um ihre moralische Existenz künftigen Zeiten zu überliefern — so haben wir noch keine Literatur. — Du nennst mich eigensinnig und fragst: Haben wir denn nicht Werke, die es verdienen, auf die späteste Nachwelt zu kommen, Werke, die der ganzen gebildeten Welt bekannt sind, die eine Zierde der glänzendsten Literatur seyn würden? . . . . ." — Ja. Indessen . . . . . alle Europäer kleiden sich in selbstgewebte Zeuge, deshalb aber sind nicht alle Staaten Fabrik-Staaten. Alle Reiche haben Wasser, deswegen aber noch keine Flotten. Wo es nur Lettern giebt, da giebt es auch Druckschriften; Druckschriften aber und Literatur sind zweierlei Dinge.

Wie sollen wir auch eine Literatur haben, da wir keine Literaten besitzen? Es hat bei uns Männer gegeben, und es giebt deren noch, die in Diensten standen und stehen, und in ihren Mußestunden, zu ihrer Erholung, in den ruhigen Augenblicken, die Dienstzeit und häusliche Sorgen ihnen übrig ließen, über interessante Gegenstände schrieben. — Nun, sage mir um Gotteswillen, was kann man von einem Felde ärndten, das nur in Mußestunden von Leuten angebaut ward, die den Ackerbau als Nebensache betrachteten, und sich wohl gar schämen würden, wenn man sie Ackerbauer nennte? — Was würde aus der Errichtung eines Denkmals, aus dem Fortgange einer Fabrik werden, wenn der Unternehmer oder die Arbeiter sich nur in müßigen Stunden mit — Nichtsthun beschäftigen würden? Ein Deutsches Sprüchwort sagt: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer." Das Kopiren fremder Arbeiten und einige eigene Erzeugnisse reichen nicht hin, um ein Denkmal aufzurichten, das von dem moralischen Daseyn einer Nation der Nachwelt als Zeichen dienen soll, oder mit dürren Worten gesagt, Büchermacherei nach fremden Mustern, Uebersetzungen und einige Originalwerke sind noch keine Literatur. Man findet in Rußland Perlen; kann man deshalb die Perle, wie auf der Insel Ceylon, als einen Theil des National-Reichthums betrachten?

Bei Privatleuten, wie bei ganzen Völkern, entspringt alles Uebel aus irrigen Begriffen und aus Eigendünkel. — Die Asiaten hielten sich für besser, als alle übrige Völker — und schritten nicht vorwärts. Auch uns wiegt man beständig mit der irrigen Behauptung ein, daß wir unsere Titus-Livius, Tacitus, Byron, Goethe, Walter Scott, Hugo u. s. w. haben. Versichert doch jener oben erwähnte gelehrte und scharfsinnige Kritiker, Herr O. O. O! nach dessen Ausspruch wir eine reiche Literatur besitzen, daß die Idyllen von Stepuschlin besser seyn als die des Theokrit!! — Ein der National-Eigenliebe schmeichelnder Irrwahn verleitet ihn zu solchen unangemessenen Aussprüchen. Man sehe dagegen, welche Mittel Englische Schriftsteller anwenden, um den National-Geist wach zu erhalten. Als Beispiel führe ich Bulwer's letztes Werk: „England und die Engländer" an, in welchem alle Schwachheiten und Mängel der Massen und der Einzelnen auf die schneidendste Weise dargestellt sind. Bei uns giebt es übelgelaunte, von Schmeichelliedern eingewiegte Patrioten, die sogar an Wüschkin *) ein Aergerniß nehmen!!!

Man kann den Russen sehr viele angenehme Wahrheiten sagen, ohne sie, was unsere Literatur betrifft, zu täuschen. In etwas mehr als 100 Jahren machten wir in unserer bürgerlichen Verfassung und in unserer Aufklärung erstaunliche Fortschritte, und befestigten unseren Kriegesruhm. Wir hatten während dieser Epoche keine Zeit, uns mit schönen Wissenschaften und Literatur ernstlich zu beschäftigen. Kaum so viel Zeit blieb und bleibt uns übrig, um uns mit dem bekannt zu machen, was vor uns geschah, und was in unseren Tagen bei Anderen geschieht. Einen Mittelstand gab es bei uns bisher nicht. Unsere Erziehung endigt sehr früh, damit wir nicht zu spät in Staatsdienste eintreten. Wer sollte sich also ausschließlich mit Literatur beschäftigen? Die Literatur bietet uns keine Mittel dar, um unseren Kollegen im Dienst den Rang abzulaufen, und erheischt außerdem die Benutzung jeder Stunde und die angestrengteste Thätigkeit; sie verlangt ein ganzes Leben; wer ein Literat seyn will, muß während seines ganzen Lebens lernen und arbeiten, denn Literatur ohne Verbindung mit Wissenschaften, ist ein leerer Schall. Die Gabe der Sprache bei irrigen Begriffen über Dinge und Begebenheiten, die Gabe der Sprache in dem Munde eines unwissenden Witzlings, ist wie ein todtbringendes Gewehr in den Händen eines Knaben.

Es giebt bei uns talentvolle, ja geniale Männer, das ist unbestreitbar. Da sie ihre literarischen Arbeiten aber immer unterbrechen mußten, so lieferten sie auch nur Bruchstücke, unvollkommene Bruchstücke ohne Anfang und ohne Ende, und überdem mit großen Lücken.

Wenn Du mir die Einwendung machen solltest, wie es möglich sey, daß wir keine Literatur haben, da doch die Kritik bei uns zu Hause ist, ebenso gut wie in England, Frankreich und Deutschland, wie es der gelehrte und scharfsinnige Kritiker Herr O. O. O! — zu beweisen sich bemüht; so antworte ich: eine Kritik haben wir, aber keine Literatur; und erklärst Du diese Antwort für einen Widerspruch, indem Du behauptest, daß die Kritik doch nur eine Folge der Literatur seyn könne, so erwiedere ich, daß diese Behauptung falsch sey. Die Kritik erscheint früher als die Literatur. Um eine Literatur in's Leben zu rufen, muß erst das ganze Volk eine gewisse Stufe der Reife und Aufklärung erlangt — es muß das Licht der Wissenschaften und der Sinn für dieselben sich überall verbreitet haben. Racine, Corneille, Voltaire und Moliere wären bei den Irokesen Kaziken, und bei den Türken vielleicht Pascha's, oder Poeten und Geschichtschreiber, nie aber Tragiker oder Komiker gewesen, weil weder Irokesen noch Türken Trauer- und Lustspiele brauchen.

Die Literatur wird geboren und wächst, je nachdem ein Volk derselben bedarf, und wenn es ihrer bedarf, so heißt es so viel, daß es schon eine große Masse von Kenntnissen besitzt, daß es Geschmack an Schönen findet und bereits im Stande ist, zu urtheilen und zu richtigen. Die Russische Bildung begann, wie dies in der Ordnung ist, von oben herab, d. h. in den oberen Ständen; sie nahm sich die Bildung des Auslandes zum Muster, und als die ersten Gewehren unter uns ein Bedürfniß nach geistiger Nahrung verspürten, fanden sie die fremde Literatur fertig vor sich. — Der nämliche Fall findet auch jetzt noch statt. — Unseren gebildeten Ständen und Gelehrten steht die ganze Welt offen. Die Literaten aller Völker, alle Akademien bereichern sich für uns und denken neue Dinge aus. — Wir, die wir fast alle Sprachen kennen, eignen uns Alles zu. — Ist es daher verwunderlich, wenn das Urtheil über Literatur bei uns früher in's Leben tritt

*) Verfasser mehrerer, die Russischen Sitten schildernder und auch im Auslande in Uebersetzungen bekannter Romane.

und mannbar ward, als die Literatur selbst? — Auch bei uns versteht man Byron, Goethe, Schiller, Barante, Hugo und Walter Scott eben so gut zu schätzen, als in England, Frankreich und Deutschland. Wir fühlen die Schönheiten des Tacitus und Hume's eben so gut, als es in Rom und London der Fall ist. Wenn wir hierüber weniger schreiben, so geschieht es aus dem Grunde, weil wir, wie ich schon weiter oben erwähnte, keine Zeit zum Schreiben haben. — Unsere historische Kritik ist unbestreitbar besser, als unsere Geschichte selbst. Ja, der größte Theil unserer geschichtlichen Erzeugnisse ist nichts Anderes, als geschichtliche Kritiken und geschichtliche Forschungen. — Darüber, wie unsere Statistik seyn sollte, hat man viel besser geschrieben, als man eigentliche statistische Werke lieferte. — Unsere Sprach-Kenntniß beschränkt sich auf eine oder zwei Grammatiken und auf die Hoffnung der baldigen Herausgabe des Reiffschen Wörterbuches, wogegen es viele gute kritische Beurtheilungen und Untersuchungen in diesem Fache giebt. Es zeichneten sich in historischer und sprachwissenschaftlicher Kritik unter vielen Anderen ganz besonders Karamsin, Katschenowsky, Kalaidowitsch und Strojeff aus. Das einzige lesbare historische Werk, das wir besitzen, (von Karamsin) überwiegt, mit allen seinen Vorzügen, dennoch nicht unsere historische Kritik. — Philosophische Werke haben wir gar nicht, wohl aber einige sehr werthvolle Kritiken. Was die schöne Literatur betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß ich die Zeitschriften niemals mit größerer Befriedigung las, als in jener schönen Zeit, wo sie sich größtentheils mit Kritik beschäftigten.

Wozu aber, wirst Du vielleicht fragen, soll uns eine Kritik nutzen, wenn wir angeblich keine Literatur haben? — Wozu soll ein Fernrohr bei bewölktem Himmel dienen? — Wenigstens läßt sich doch nicht leugnen, daß in Rußland die Wissenschaften blühen, und daß es gelehrte Männer bei uns giebt. ..... Hierauf dient als Antwort: — Da wir zuletzt unter allen Europäischen Völkern die Bahn der höheren Bildung betraten, so versteht es sich von selbst, daß wir fremdem Boden entsprossene Wissenschaften bei uns überpflanzten. Nur wenig entdeckten die Russen im Gebiete der Wissenschaften. Nur wenige Russische Namen sind den ausgezeichneten Gelehrten des Auslandes bekannt. Unsere Akademieen und Universitäten sind Refrakteren, in denen sich das Licht Europäischer Gelehrsamkeit abspiegelt. Das heilige Feuer der Wissenschaften lodert unaufhörlich auf den von der Regierung zum allgemeinen Besten errichteten Altären; wenige aber nur von uns wärmen sich bei diesen Flammen. Unsere Universitäten könnten noch zehnmal mehr Zuhörer fassen, und noch zehnmal mehr Patente zu gelehrten Graden vertheilen, wenn man sie nur suchen wollte. — Die Liebe zu den Wissenschaften ist bei uns noch kein Gemeingut. Die Gelehrten bilden bei uns eine kleine besondere Kaste, und beschäftigen sich fast nur mit Erziehung der Jugend.

Ohne allgemein verbreitete Liebe für Literatur, ohne Volks-Literatur, können die Wissenschaften in Russischem Boden keine tiefe Wurzeln schlagen. Der rühmlichst bekannte Malte-Brun sagte sehr richtig, daß „Literatur und Wissenschaften die beiden Augen des Genies" seyen. — Ohne Wissenschaften ist die Literatur eine leere nichtssagende Beschäftigung, und Wissenschaften ohne Literatur erheben sich nie über das Handwerksmäßige. — Auch in der Türkei und in Aegypten werden Kanonen gegossen, Schiffe und Häuser gebaut, Metalle gewonnen und bearbeitet, und doch sind die Bewohner noch weit davon entfernt, Anspruch auf höhere Bildung machen zu können. Nur in Verbindung mit den Wissenschaften mildert die Literatur die Sitten, erhebt den Nationalgeist und begründet eine sittliche Ausbildung. Bisher wurden wir von der Literatur des Auslandes unterstützt, und jetzt ist die Zeit gekommen, wo wir an unsere eigene denken müssen. Es ist Zeit, daß wir die Ueberzeugung gewinnen, daß Literatur, mit den Wissenschaften verschwistert, das eigentliche Leben einer Nation ist, daß Beschäftigung mit Literatur kein Müssiggang und ein Literat kein unnützes nichtssagendes Mitglied der Gesellschaft ist, wenn er auch nur einen untergeordneten oder am Ende gar keinen Rang als Staatsdiener hat. — Sophisten untergruben die alte Literatur Griechenlands; Schmeichler überschätteten mit betäubenden Lobeserhebungen die Wiege der unsrigen. Was mich betrifft — Du magst Dich nun ärgern und mich ausschelten —, ich sagte Dir die Wahrheit, und damit — Basta! Th. B.

Bibliographie.

Denkwürdigkeiten des 17ten Jahrhunderts in Bezug auf die Verhältnisse Rußlands und Polens vor der Zeit des falschen Demetrius. Vom Garde-Obersten Paul Muchanoff.

Die Hexe, oder die furchtbaren Nächte jenseits des Dniepers. Russischer Roman, nach einer Volkssage bearbeitet. Von A. Tschuroffsky.

Gedichte von A. Koptieff.

Gelehrte Denkschriften der Kasan'schen Universität.

Russische Erzählungen und Mährchen.

Inoki, oder die zweite Eroberung Sibiriens. Historische Erzählung aus dem 16ten Jahrhundert.

Umständliche Nachrichten über die Kalmücken an der Wolga. An Ort und Stelle gesammelt von N. Nefedejeff.

England.

Erinnerungen an Walter Scott.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

Im September 1820 hatte ich das Glück, von meinem Freunde G— dem Kolossen der neueren Englischen Literatur, dem Verfasser des Waverley, vorgestellt zu werden. Es war meiner Wünsche höchstes Ziel, einen Mann, dessen Ruhm bis zu den äußersten Gränzen der civilisirten Welt gedrungen ist, persönlich kennen zu lernen.

Auf unserem kurzen Wege zu Sir Walter, der meiner Ungeduld sehr lang erschien, schmiedete ich viele Konjekturen darüber, wie er uns wohl aufnehmen würde. Nie werde ich vergessen, was ich in den wenigen Augenblicken fühlte, als wir im Vorzimmer warteten. Ich betrachtete jedes Möbel mit ehrerbietiger Neugier, als wär es im Besitz eines solchen Mannes ein Heiligthum geworden. Seine Wohnung kam mir wie ein Zauberschloß vor, und mit einem Gemisch von Hoffnung und Zagen sah ich dem Erscheinen des Zauberers entgegen. Endlich öffnete sich die Flügelthüre, und Sir Walter trat uns entgegen. Nie hat mich der Anblick eines Sterblichen in solchem Grade überrascht. Kein Portrait, das bis jetzt von diesem großen Manne erschienen ist, kann auch nur eine Ahnung von dem Genius geben, der auf seiner majestätischen Braue thront — von dem Flammenblick seines schönen Auges, selbst wenn er ruhig ist — von seinem zauberischen Lächeln, und überhaupt von seinem ganzen Benehmen, das die vollkommenste Harmonie dieses Genius mit sich selbst und mit Allem, was ihn umgiebt, verkündigt. Er mochte damals im 50sten oder 51sten Jahre stehen. Sein bis an sechs Fuß hoher Körper war ungemein stark, aber ganz Muskel und ohne scheinbare Anlage zum Fettwerden. Was seine partielle Lahmheit betrifft, so war sie kaum bemerklich, obschon mehrere Schriftsteller ein Langes und Breites darüber geschwatzt haben.

Sir Walter empfing uns mit großer Höflichkeit, schüttelte meinem Freunde G— die Hand, und verneigte sich mit Würde, als ich ihm vorgestellt ward. Nachdem wir einige präludirende Worte gewechselt und eine kleine Erfrischung zu uns genommen hatten, fühlte ich mich an seiner Seite so behaglich, als hätte ich ihn schon Jahre lang gekannt.

Die Unterhaltung fiel jetzt auf Politik und Parlaments-Verhandlungen, über welche Materien Walter Scott so fließend und rückhaltlos wie ein echter Weltmann sich aussprach. Dann wendete er das Gespräch mit einem Takte, wie ihn nur große Geister besitzen, auf das Studium der Rechte, welchem ich damals oblag. Endlich wurde die Unterhaltung, zu meiner großen Freude, literarisch.

Sir Walter sprach von Southey's Gedichten mit Bewunderung. „Obgleich", sagte er hinzu, „der ganz eigenthümliche Stil seines „„Fluches auf Kehama"" ein so kühner literarischer Versuch ist, daß er nach meiner Meinung wenig Glück machen wird, so halte ich diese Dichtung dennoch für das Alpha und Omega des poetischen Stils."

Ich entgegnete ihm, es schiene mir, daß der Reim in den meisten Fällen den Zauber einer Dichtung nicht erhöhen könne, die lyrischen Produkte ausgenommen, und führte Shakespeare als Beispiel an.

„Mein werthester Herr", sprach Walter Scott, „die Tage Shakespeare's sind vorüber — ja, ich zweifle sogar, ob irgend ein jetzt lebender Dichter, wenn es ihm auch gelänge, ein Stück zu schreiben, das mit den gewaltigsten Schöpfungen Shakespeare's wetteifern könnte, jetzt einige Epoche machen, ob sein Stück nur drei Vorstellungen überleben würde. Was aber den Reim betrifft, so ist dieser dadurch, daß man ihn so lange tolerirt hat, fast unentbehrlich geworden. Vergangenes Jahr zog ich mir zu Abbotsford eine Virginische Schmarotzer-Pflanze, der ich junge Ahornbäumchen zu Stützen gab. Die Pflanze blühte, und die Aberne ebenfalls, und zwar bildeten die letzteren mit ihrem breiten grünen Laube einen so schönen Kontrast zu den zarteren Blättern des rankenden Fremdlings, daß ich für gut fand, sie stehen zu lassen. Gerade so ist es mit dem Reim in der Dichtkunst: nachdem er sie durch eine Reihe dunklerer Zeitalter unterstützt hat, steht er selbst nun in seiner Blüthezeit, und bildet keinen so unbedeutenden Theil der Kunst. Southey hat den kühnen Gedanken gehabt, der Poesie ihre ursprüngliche Reinheit wiederzugeben; allein ich glaube, daß dieser Zweck des Dichters verfehlt ist."

Sir Walter sprach mit Enthusiasmus von Byron, von seiner stechenden Satire und seinem gewandten lebhaften Witz; allein er erklärte die erstere für eine gefährliche Gabe, die immer mehr Feinde als Freunde erzeuge, und selbst die letzteren eher aus Furcht, als aus Liebe. Byron war ihm, trotz aller seiner Verirrungen, eine echt poetische Natur, und ein edler Mensch dazu, obwohl durch übel geleitete Erziehung etwas moralisch geschwächt und verbogen.

Da der edle Lord Byron mehrere seiner Pfeile — und nicht etwa Bolzen — gegen Walter Scott selbst abgeschossen hat, so drückte ich ihm meine Verwunderung darüber aus, daß er ihn mit solcher Wärme in Schutz nahm.

„Ach! Sie urtheilen zu streng", versetzte Sir Walter; „ich bin überzeugt, daß keine Tücke dabei im Spiel war. Byron ist von Natur sehr reizbar und empfindlich; aber die schlechte Aufnahme seiner „„Müßigen Stunden"", von denen er wirklich einige sehr mit Unrecht dem Publikum angeboten hat, machte seine Empfindlichkeit fast krankhaft. Er kam auf die fixe Idee, alle Schriftsteller und Kritiker, in England wie in Schottland, hätten sich gegen ihn verschworen. In der ersten Aufwallung unterschied er nicht den Freund vom Feinde, und wenn er nun in seinen „„Englischen Barden und Schottischen Kritikern"" mich also haranguirt hat: „„Und meinst Du, Scott u. s. w."" — ich weiß die Verse auswendig", setzte er lachend hinzu —, „so bin ich fast überzeugt, er würde diese Zeilen jetzt gern wieder vernichten. In jedem Fall darf ich mir schmeicheln, daß er nicht immer so schlecht von mir gedacht hat, wie in jenem Augenblick."

Ein dringendes Geschäft meines Freundes G— vergönnte uns leider kein längeres Verweilen, und so mußten wir abbrechen, als die Unterhaltung am interessantesten geworden war.

* * *

Wenn ein kurzer Besuch bei Walter Scott mir schon so vielen Genuß bereitete, wie viel glücklicher mußte ich mich schätzen, als der Schottische Barde mir acht Jahre später (im August 1828) eine Einladung nach Abbotsford zuschickte! Bis dahin hatte ich Walter Scott nur in Edinburg gesehen, wo er jedes Mal von — umgeben

lagert war; ich hatte den Autor, den Politiker, den Gentleman kennen gelernt — jetzt sollte ich den Menschen kennen lernen.

Es war ein schöner Nachmittag, als ich Abbotsford erreichte. Beim Anblick der grünen Wälder von Yarrow, der kolossalen Ruinen von Melrose, und endlich der malerischen Thürmchen und Giebeldächer des Schlosses selbst, fühlte ich mich gleichsam verklärter, und mein Herz klopfte bei dem Gedanken, daß ich der Gast eines Walter Scott werden sollte.

G — war vor mir nach Abbotsford geritten. Als ich nun abstieg, kamen er und Sir Walter mir Arm in Arm entgegen. Sie waren eben von einer Jagd-Partie heimgekehrt, und ein mit Wild beladener Diener ging nach einer anderen Seite ab. Diesem folgte einer jener majestätischen Jagdhunde, von denen Sir Walter oft mit wahrem Entzücken spricht. Er war überhaupt ein leidenschaftlicher Jäger, und oft unterbrach er die interessanteste Unterhaltung mit einer Bemerkung über die Stärke und Schönheit irgend eines Hundes, oder die Trefflichkeit eines Schützen.

Sir Walter und G — hatten noch Beide ihre Stutzbüchsen umhangen. Trefflich kleidete die Athleten-Gestalt des Schottischen Barden seine Jagdkleidung von altem Schnitt, und unter dem breitkrämpigen Hute glühte sein Antlitz von Gesundheit und Freundlichkeit. „Seyen Sie willkommen zu Abbotsford, lieber H. Sie sind jung, und ich bin schon bald ein Greis; doch hoffe ich von Herzen, daß wir uns noch manches Jahr zusammen freuen werden."

Bald nachher traten wir in einen schönen, mittelalterlichen Speisesaal, wo wir ein erquickliches Mahl einnahmen. Es waren unserer ungefähr zwanzig. James Hogg gehörte auch zu unserer Gesellschaft. Ich sah ihn an jenem Tage das erste Mal und muß gestehen, daß ich mich sehr in ihm getäuscht hatte. Er ist sehr maulfaul, und spricht er ja einmal, so geschieht es in einem hochfahrenden Tone, der nicht eben geeignet ist, Zuneigung zu erwecken. Wie mir schien, dünkte er sich über alle anderen Gäste erhaben, Sir Walter allein ausgenommen.

Nach der Mahlzeit machte ein Theil der Gäste einen Ausflug in die Umgebungen. Zu dieser Gesellschaft gehörte auch ich, und Sir Walter begleitete uns. Er beeiferte sich, uns auf diejenigen Punkte und Gegenstände aufmerksam zu machen, die am Meisten Beachtung verdienten. Die Anlagen zeigten von sehr viel Geschmack; das Land ist wild und romantisch, indem der größere Theil von Roxburghshire noch eben so aussieht, wie er vor Jahrhunderten ausgesehen haben mag. Der Kern seines schönen Gutes war, wie Sir Walter uns erzählte, eine unbedeutende Meierei, Catley oder Gatley-Hole genannt, die er selbst angekauft, und mit dem hochtönenden Namen Abbotsford belegt hatte. Der Boden ist an sich sehr steinig und unfruchtbar, allein Sir Walter hat ihn mit unglaublicher Mühe angebaut und nivellirt, so daß er jetzt viele reizende Ansichten darbietet. Von einer Anhöhe erblickten wir die großartigen Ruinen der Abtei Melrose, auf welche die untergehende Sonne eben ihre letzten Strahlen warf: ein wahrhaft bezaubernder Anblick!

Eines Tages wollten wir die Ruinen der Abtei Dryburgh besuchen (wo jetzt die Gebeine des unsterblichen Barden ruhen), aber das ungünstige Wetter hinderte uns daran. Wir wußten jedoch unsere Zeit gut anzuwenden, indem wir unseres gütigen Wirthes Bibliothek und antiquarische Sammlung in Augenschein nahmen. Nach meiner Rückkehr schickte ich ihm einen antiken Römischen Ring, worüber er sich sehr freute und mir in einem sehr verbindlichen Briefe seinen Dank ausdrückte. Aus diesem Briefe erlaube ich mir Folgendes mitzutheilen: ..... „Ich glaube mit Ihnen, daß der Kopf auf dem Steine (es war ein Onyx) Julius Cäsar vorstellt, und das Datum, so unleserlich es ist, bestärkt mich in diesem Glauben. Ich habe dem Ring in meiner Sammlung eine ehrenvolle Stelle angewiesen."

„Ihre Bemerkungen über die Sucht nach Alterthümern sind sehr treffend, nur scheint es mir, als schlügen Sie den Unwerth solcher Sammlungen zu hoch an. Darin kann ich nicht mit Ihnen übereinstimmen; denn gewiß erhalten wir durch das Studium der schönen, wenn auch halb verlöschten Münzen des Alterthums viele schätzbare Aufschlüsse über Data, Kostüme und, in gewissem Betracht, selbst über den Charakter der alten Griechen und Römer. Ich glaube, daß eine vollständige Sammlung Alt-Römischer Münzen manche historische Lücke ausfüllen könnte. Und ist eine Sammlung alter Waffen und Rüstungen nicht reiche Nahrung für die Phantasie, zumal solcher Leute, die (wie z. B. ich) dieser „feurigen Partikel" unseres Geistes ganz unterthan sind? Sie kennen die Anekdote (oder Fabel) von Füeßli, dem Maler, der, als er einstmals den Alp portraitiren wollte, vor dem Schlafengehen rohes Schweinefleisch aß und in Folge dessen zur Nachtzeit eben das verspürte, was er auf die Leinwand zu übertragen gesonnen war. Möchten Sie mir nun mißgönnen, daß ich meine Phantasie in Anschauen von Denkmälern aus vergangener Zeit in jene Zeit zurückversetze? Kann ich nicht die Söhne des Ritterthums vor meinen Augen sich tummeln sehen, wenn ich das Rüstzeug anschaue, von dem ich umgeben bin? Thun Sie mir also den Gefallen, die Alterthums-Wissenschaft nicht mehr so gering zu schätzen."

Den folgenden Morgen stieg die Sonne in fast wolkenloser Majestät am Firmament empor. Jetzt lag unserer Excursion nichts mehr im Wege, und gegen neun Uhr saßen wir zu Roß. Durch eine herrliche Gegend kamen wir an der Abtei Melrose vorüber, die der Barde in seiner Phantasie so meisterlich wieder aufgebaut hat. Bei jeder Krümmung des Weges kam uns irgend ein, durch seine Muse geheiligter Ort vor die Augen: die majestätischen Höhen von Eilden, Drygrange, Cowdenknows, wo einstens Speer und Pickelhaube „lustig durch's Gestrüppe schimmerten;" Smailholme-Castle in gewisser Entfernung u. s. w. Endlich gelangten wir über Selkirk, Melrose, Darnick und ein paar unberühmtere Dörfer oder Weiler zur Abtei Dryburgh, die ganz von düsterer Waldung umgeben ist. Nie habe ich eine so prächtige Ruine gesehen: die Abtei muß in den Tagen priesterlichen Glanzes ein wahrer Wunderbau gewesen seyn. Noch jetzt zeigt sie Spuren architektonischer Großartigkeit, wie wenige Gothische Ruinen. — Massive Mauern, Strebepfeiler, Kapellen, Säulen mit Skulptur, Alles steht oder liegt in romantischer Verwirrung durch einander. In dem schauerlichen Säuseln des Windes durch die mit Moos überwachsenen Kirchenflügel glaubte ich die Seufzer geplagter Seelen zu hören. Ein Rabe hatte sein Nest über dem Flecke gebaut, wo der Hochaltar gestanden haben soll. Von unseren Tritten aufgescheucht, flog die ganze Rabenbrut im Kreise herum, und unterbrach die feierliche Stille der Natur mit heiserem Gekrächze.

Wir nahmen an diesem hehren und malerischen Orte ein tüchtiges Frühstück ein und machten uns gegen drei Uhr auf den Rückweg nach Abbotsford. Ach! Keiner von uns konnte ahnen, daß diese Trümmer schon nach dreien Jahren die entseelte Hülle unseres innigst verehrten Wirthes beherbergen würden.

Mehrere folgende Tage verstrichen sehr angenehm unter Jagd-Belustigungen in den Wäldern von Yarrow und an den Ufern des Tweed. Bei einer dieser Gelegenheiten ereignete sich ein Umstand, der mir das Andenken an diese genußreichen Tage auf Lebenszeit hätte verbittern können. Sir Walter, G—, drei oder vier andere Gäste und ich waren nach dem niederen Walde aufgebrochen, um das Geflügel zu bekämpfen. Wir befanden uns schon etwa zwei Stunden im Walde, als G— plötzlich links von dem Pfade, den wir verfolgten, Etwas entdeckte. Er rief uns, wir möchten ihm nachkommen und rang sich sofort durch ein bedeutendes Dickicht vorwärts. Unser Wirth folgte ihm zunächst; G—'s Flinte, die er unvorsichtiger Weise mit dem Laufe nach hinten trug, blieb im Gestrüppe hangen, und entlud sich. Wie es uns schien, ging der Schuß gerade Sir Waltern ins Gesicht. Vor Schrecken erstarrt, drängten wir uns um ihn her; die Kugel hatte seinen Hut durchbohrt, ihn selbst aber zum Glücke nicht beschädigt. Er nahm den Hut vom Boden auf, deutete auf das Loch, und sagte lächelnd: „Herr G—, Sie hätten beinahe etwas ausgeführt, was allen meinen Rezensenten nicht hat gelingen wollen — den Novellen à la Waverley ein Ende gemacht." Die heitere Laune, mit der er diese Worte sprach, war jedoch kein Heilmittel für unsere gestörte Harmonie, und wir kehrten schwermüthig nach Abbotsford zurück. Sir Waltern entging es nicht, daß G— wegen seiner Fahrlässigkeit sich bittere Vorwürfe machte, und er vermied es, den Vorfall weiter zu berühren.

Ich verweilte länger als eine Woche in Abbotsford. Je mehr ich von diesem großen Manne sah, desto höher stieg meine Ehrfurcht und Bewunderung. Als ich von ihm schied, ahnte ich nicht, daß ich ihn nimmer wiedersehen sollte! Er schrieb mir seit unserer Trennung manchen freundlichen Brief, und ich würde meinen Besuch im Sommer 1831 wiederholt haben, hätte nicht seine erschütterte Gesundheit W. Scott gezwungen, den Kontinent zu besuchen.

Bibliographie.

A synoptical view of the diseases of the chest. (Die Brustkrankheiten, übersichtlich dargestellt.) Von Dr. R. M. Hawley. In Fol. 5 Sh.

Catalogue of MSS. in the British Museum. New Series. Vol. I. (Verzeichniß der „Arundel-Manuskripte" im Britischen Museum.) Fol. 28 Sh.

Letters from India. (Jaquemont's Indische Briefe.) Aus dem Französischen. 2 Bde. 24 Sh.

On the preservation of hearing. (Das Gehör.) Von Curtis. 1 Sh.

Translations into English verse, from the poems of Daryth ap Guilym. (Uebersetzung Gälischer Gedichte.) 3 Sh.

Domestic manners and private life of Sir Walter Scott. (Walter Scott's Familienleben.) Von James Hogg. 2 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die Französischen Frauen. Die constitutionnelle Monarchie in Frankreich giebt das Streben kund, durch Gesetze und Gewohnheiten auf den Charakter der Frauen einzuwirken und den Einfluß derselben einigermaßen zu schwächen; allein dieser Charakter hat nur seit zu langer Zeit seine feste Gestaltung gewonnen, und sein Einfluß hat zu sehr Wurzel gefaßt, als daß eine Legislatur ihn vernichten könnte, die der einen Hand Fesseln anlegt, während sie der anderen freies Spiel läßt. — Ohne Zweifel würde es eine Revolution hervorrufen, wie man sie bis jetzt nicht gesehen, wollte man verlangen, daß die Deputirten, wie in England, um sechs Uhr des Abends in der Kammer erscheinen, und von ihren Frauen fordern, daß sie des Nachmittags sich nicht in die Geschäfte ihrer Männer einmischen.

(Bulwer's France.)

— Dumouriez's Adjutanten. In der Schlacht bei Jemappe hatte Dumouriez zwei der schönsten, reizendsten und gebildetsten jungen Frauen als General-Adjutanten zur Seite; eben so keusch als kriegerisch, waren die Heldinnen für jede Waffenthat mit Begeisterung eingenommen; Kanonendonner und Trompetenschall beseelten und ergötzten ihr Ohr. Oft hörte man sie mitten im Getümmel der Schlacht, wie sie mit zarter, aber frischer lebendiger Stimme die Fliehenden vermahnten und zum kühnen Angriffe gegen den Feind antrieben: „Où allez-vous soldats! ce n'est pas là l'ennemi! En avant; suivez." — und man konnte auch überall, wo das Feuer am stärksten war, die flatternden Federn und die weißen Gewänder unserer schlanken Amazonen erblicken.

(Bulwer's France.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Montag den 27. Oktober 1834.

Frankreich.

Die Aufsuchung des Schiffes „la Lilloise" an den Isländischen Küsten.

Nach einem Berichte aus Dünkirchen vom 16. September d. J. ist das auf Kosten der Französischen Regierung unter der Leitung des Lieutenants Dutaillis auf Entdeckung der seit einiger Zeit vermißten „Lilloise" ausgegangene Schiff „la Bordelaise", nachdem es fünf Monate mit ungemeiner Thätigkeit und Anstrengung an den Küsten von Island und in den benachbarten Gewässern überall die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt, am 13ten desselben Monats in den dortigen Hafen wieder eingelaufen.

Nach Allem, was wir durch die Bemühungen des genannten Capitains erfahren, dürfen wir nicht mehr glauben, daß die von dem Herrn von Blosseville befehligte „Lilloise" noch existire. Freilich ließen sich nicht geradezu sichere Beweise von dem Untergange dieses Schiffes ausfindig machen; aber fast kann man mit Gewißheit annehmen, daß dasselbe, eben als es im Begriff war, sich zur Rückkehr nach Frankreich anzuschicken, nicht weit von der Nordküste von Island von den Eisschollen zerschmettert wurde. Wir theilen den Bericht an den Französischen Marine-Minister, der von dem Capitain der „Bordelaise", welcher sich übrigens auf dieser Expedition zugleich um die, auf den Fischfang in den nördlichen Gewässern ausgeschickten Französischen Schiffe auf mehrfache Weise verdient gemacht, abgestattet worden, in einem Auszuge hier mit.

„Am Bord der „Bordelaise" den 13. September 1834.

Mein Herr Minister. Als ich von Ew. Excellenz den ehrenwerthen Auftrag erhielt, die Spuren der „Lilloise", über deren Geschick der Staat sowohl als die Wissenschaft die gerechtesten Besorgnisse hegten, in noch wenig bekannten Gewässern aufzusuchen, da hatte ich mir gleich anfangs die Wichtigkeit und die Schwierigkeiten nicht verhehlt, die mit dieser Expedition verbunden waren. Indeß vergaß ich bald, in dem festen Vorsatze, mich wo möglich des hohen Zutrauens, das man mir geschenkt, würdig zu zeigen, alle Gefahren und Hindernisse, die zu überwinden waren, und behielt nur das Resultat im Auge, das zu erwarten und zu hoffen war. Fast aller belehrenden Notizen entbehrend, ohne alle Fingerzeige, die meine Operationen hätten leiten können, sah ich mich genöthigt, auf dem Wege des Nachdenkens und in den Eingebungen des Augenblicks die Regeln selbst aufzufinden, die ich zu befolgen hatte. Rege Thätigkeit und wahrer Eifer sollten das ersetzen, was mir an gehaltvollen Nachweisungen abging, und ich darf mir allerdings schmeicheln, alle Mittel erschöpft zu haben, die mir nur immer zu Gebote standen, um den Erwartungen zu entsprechen, die man von dieser Expedition hegen durfte.

Hauptsächlich waren es drei Konjekturen, die mir bei der völligen Dunkelheit, in die das Geschick den Herrn von Blosseville gehüllt, als Leitsterne dienten. Die „Lilloise" konnte erstlich, nach dem 4. August 1833, nachdem sie bedeutende Beschädigungen erlitten, in die Nothwendigkeit, noch ein Mal in einem der nördlichen oder westlichen Häfen Islands einzulaufen, versetzt und daselbst durch die ungeheuren Eismassen oder schon durch den schlechten Zustand, in dem sich das Fahrzeug befand, zurückgehalten worden seyn. Ein Zweites war, daß das Schiff an den Küsten von Grönland durch das Eis an dem weiteren Fortgange gehindert und daß die Mannschaft übrigens in dem besten Zustande irgend eine Dänische Kolonie erreicht hätte, von wo sie mit einem der Fahrzeuge, die auf den Wallfischfang ausgehen, zurückkommen konnte. Endlich aber stellte sich noch die traurige Vermuthung auf, daß die „Lilloise" von einem der Unglücksfälle betroffen worden, die in jenen Gegenden nur zu häufig sind.

Die erste dieser drei Konjekturen, für die schon die zu Dünkirchen erhaltenen Mittheilungen sprachen, schien das meiste Gewicht für sich zu haben, und ihr weihte ich daher auch meine ersten Unternehmungen und Anstrengungen. Am 7. Mai ging ich von Dünkirchen ab und nahm, den mir gegebenen Instructionen gemäß, meinen Weg zunächst nach Wapnafiord, wo ich am 25sten ankam. Hier, als an dem letzten offiziell bekannt gewordenen Landungsplatze der „Lilloise", hoffte ich nähere Details über den Lauf derselben zu erhalten; indeß sah ich mich doch bald getäuscht: der strenge Winter hatte den Einwohnern alle Communication mit dem Norden abgeschnitten, und es war nichts zu erfahren, was auf unser Fahrzeug Bezug hatte, da man hier überhaupt nur wenig Bestimmtes über die Zeit seines Abgangs, über den Plan, den es befolgt, und über die letzten Beschädigungen, die es erlitten und hier wieder ausgebessert, zu sagen wußte. Erst nach einiger Zeit erfuhr ich durch ein Französisches Schiff, das zu gleicher Zeit hier vor Anker gelegen, daß die „Lilloise" hier mehrere Theile ihres Buges von neuem vertleidet und den Vordersteven so wie die angränzenden Theile mit Eisen beschlagen; dagegen ist in den Berichten, die wir vom Herrn von Blosseville erhalten, nur von einer unbedeutenden Reparatur an den Wändern des Bugspriets die Rede.

Nachdem ich zu Wapnafiord nichts mehr zu erwarten hatte, machte ich mich in der Ueberzeugung, daß die „Lilloise", falls sie sich irgendwo zum zweiten Mal vor Anker gelegt, dies in den nördlichen oder westlichen Buchten geschehen seyn müßte, am 26sten segelfertig, um wo möglich das Cap Langanaes zu passiren. Denn obgleich man mir vor der fürchterlichen Eismasse an der ganzen Küste von allen Seiten Furcht eingejagt, wollte ich mich doch dadurch nicht zurückschrecken lassen, indem ich hoffte, vermittelst einiger Vorsichtsmaßregeln, meinen Plan in's Werk zu setzen. Unglücklicherweise aber wurde ich am 28sten nur zu sehr von der Gewißheit überzeugt, daß das Eis von Nord-Ost nach Nord-Süd-West sich erstreckte und daß alles Vordringen unmöglich sey.

Es blieben mir nur noch zwei Wege übrig: entweder zu warten, bis die Windstöße das Eis gebrochen, oder sogleich die Insel zu umfahren und meine Richtung nach Süden zu nehmen; auf den ersten mußte ich gleich verzichten, indem theils das anhaltend schöne Wetter und die Höhe des Barometers gar keine Stürme hoffen ließen, theils mir ohnedies bekannt war, daß die Schifffahrt an der nördlichen Küste oft das ganze Jahr hindurch unterbrochen ist. Ich schlug daher sogleich den anderen Weg ein, der mir mehr Erfolg versprach.

Ich gewann bald die Ueberzeugung, daß ich mir zu meinem Entschlusse nur Glück wünschen durfte; denn ich begegnete sogleich einer großen Anzahl Französischer Schiffe und erhielt von mehreren Capitainen schätzbare Nachrichten in Betreff der „Lilloise", die alle dahin übereinstimmten, daß man diese nach ihrem Abgange von Wapnafiord bei Ost-Süd-Ost-Winden laviren gesehen, wo sie eine nord-östliche Richtung genommen.

Am wichtigsten schien mir die mit der meisten Genauigkeit gegebene Mittheilung des Capitains der Fischer-Korvette „l'Enviée", des Herrn Dearanjo; dieser befand sich nämlich am 14ten des Abends in einer solchen Nähe bei der „Lilloise", daß sie wechselseitig zur Begrüßung ihre National-Flaggen aufzogen. Die erwähnten Französischen Schiffe kreuzten damals alle in einer Ausdehnung von ungefähr drei Meilen in der Nähe des Suganda-Fiord, und man bemerkte, daß die „Lilloise", mit zwei Ringen am Mars-Segel, die kleinen Segel alle straff angezogen hatte, indem sie sich bald von den Fischer-Fahrzeugen entfernte, die sie hierauf mehr in Folge des schlechten Wetters, als der eingetretenen Dunkelheit, ganz aus den Augen verloren.

Diese schätzbaren Mittheilungen führten mich zu verschiedenen Schlüssen, die ich in meinen speziellen Berichten genau auseinandergesetzt, und in Folge deren ich mich in aller Eile nach Westen wendete, in der Ueberzeugung, bald auf die Spuren unserer „Lilloise" zu kommen; allein stürmisches Wetter hielt mich auf, und ich entschloß mich daher, zu Talkna-Fiord oder in der Lax-Bay einzulaufen. Vergeblich bemühte ich mich in dieser Bucht, mir einige Auskunft über die „Lilloise" zu verschaffen, und ich ließ mich daher von dem ungestümen Wetter, das selbst beim Ankerwerfen den Ankerbalken und das Tau zerrissen, nicht abhalten, mit aller Macht nach den nördlichsten Buchten zu steuern.

Am 14. Juni lavirte ich mit zwei Ringen am Mars-Segel während des ganzen Tages und noch den anderen Tag hindurch; nachdem aber mehrere Segel bedeutend beschädigt, die Kniekette zerrissen und auch keine Aussicht auf eine nahe Gelegenheit zur Ausbesserung des Schadens vorhanden war, entschloß ich mich, zu Dyrefiord vor Anker zu gehen.

In dieser Bucht fand ich fünf Französische Fahrzeuge, die, wie ich, vor dem stürmischen Wetter eine Zuflucht gesucht und hier in einer kläglichen Unthätigkeit aufgehalten wurden; sie hatten vergebliche Anstrengungen gemacht, um nördlicher zu steuern; das Eis, das sie am Abend vorher in Masse bemerkten, nöthigte sie, für den Augenblick ihre Fischerei, so wie alles weitere Vordringen nach dem Nord-Kap aufzugeben.

Es war alle Communication in dieser Gegend abgeschnitten. Ein Dänischer Kaufmann zu Dyrefiord bestätigte mir nur dies, indem er mir sagte: „Wir befinden uns dieses Jahr in einem desto traurigeren Zustande, als wir, nach einem ungewöhnlich strengen Winter, noch immer nicht den Eintritt des Sommers erfahren, obwohl doch die Jahreszeit schon sehr vorgerückt ist; wenn es so fortdauert, sehen wir uns nicht im Stande, unsere Winter-Vorräthe zu bewegen; denn abgesehen davon, daß unser Fischfang von dem schlechtesten Erfolge ist, so dürfen

wir auch nicht einmal hoffen, die wenigen Früchte einzuärndten, die wir gewöhnlich anbauen." Es war in der That merkwürdig, daß hier am 20. Juni das Thermometer zwischen —4° bis 0° wechselte.

Von Dyrefiord begab ich mich nach Scutuls-Fiord. Hier erhielt ich bestimmte Angaben über die Lage und die Ausdehnung der Eismassen, und zu den Berichten, die mir schon von dem erwähnten Dänischen Kaufmann mitgetheilt worden, gesellte sich noch der Umstand, daß die Fahrzeuge, die er ausgeschickt, plötzlich zurückkehrten, um mich von der Gewißheit zu überzeugen, daß die Fahrt nach dem Norden ganz unmöglich sey.

Ich beschloß nun, nachdem ich mich mit frischem Trinkwasser versehen, noch einmal in südlicher Richtung zu steuern, in der Hoffnung, irgend Spuren von der „Lilloise" auffinden, die man in jener Bucht gar nicht gesehen, und von der auch in der Nachbarschaft nichts zu erfahren war.

Unbestimmte Nachweisungen veranlaßten mich, zu glauben, daß unsere „Lilloise" zu einer späteren Zeit, als am 14. August, sich in dem Golf Brede-Bugt vor Anker gelegt habe. So zweifelhaft auch die Nachrichten hierüber lauteten, so verdienten sie doch mit besonderer Aufmerksamkeit berücksichtiget zu werden, da sie ja leicht zu Gewißheit über die letzten Schicksale des gesuchten Fahrzeuges hätten führen können.

Schon steuerte ich nun auf diesen Punkt los, als ich durch einen Zufall der Luz-Bay gegenüber für einige Zeit aufgehalten wurde. Ich fand hier nämlich die meisten unserer Fahrzeuge, die, mit dem Fischfange beschäftigt, zugleich genöthigt waren, die bedeutenden Beschädigungen auszubessern, die sie während meines Aufenthalts zu Scutuls in Folge eines heftigen Windstoßes von Westen her erlitten. Nachdem ich mich über die Umstände näher unterrichtet, besuchte ich selbst die meisten dieser Schiffe, um zu erfahren, wo man der Hülfe bedürftig sey. Es glückte mir auch in der That, einigen nützlich zu werden.

Nachdem ich auf diese Weise einige Zeit hier zugebracht, mußte ich darauf bedacht seyn, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um wo möglich mit der „Rose" und „Gabrielle" zusammen zu kommen; ich hatte nämlich nach den unvollkommenen Berichten, die uns von den Capitainen dieser Schiffe gegeben worden, immer die Hoffnung gehegt, noch nähere Aufklärungen von ihnen zu erhalten: damals stellte ich mir noch immer nicht vor, daß dies die letzten Nachrichten seyn sollten, die ich über unsere „Lilloise" empfangen würde.

Als ich zehn Meilen zurückgelegt, fand ich diese beiden Fahrzeuge auf der hohen See; der Capitain der „Rose" blieb bei seiner früheren Behauptung; die „Gabrielle" dagegen versicherte auf's bestimmteste, daß sie die „Lilloise" vom 20. Juli bis 15. August gesehen; sie waren nur um anderthalb Meilen von einander entfernt, den Sandbuchten gegenüber, zwischen dem 65° 30′ und dem 65° 40′ nördlicher Breite. Die Genauigkeit, mit der mir der letztere Capitain alle einzelne Umstände auseinandersetzte, ließ mich an der Wahrheit seiner Aussage gar nicht zweifeln und führte mich zu der Ueberzeugung, daß der von mir eingeschlagene Weg der richtige seyn mußte. Sey es nun, daß sie vom 4ten bis zum 14ten oder vom 14ten bis zum 20sten oder 25. August die Richtung nach Grönland genommen, immer konnte die „Lilloise" zu einer so vorgerückten Jahreszeit den Augenblick, ihre Rückkehr nach Frankreich in's Werk zu setzen, nicht länger aufgeschoben haben. Es hatte für mich wohl manche Schwierigkeit, diesen Augenblick genau zu ermitteln; vielleicht ist er in speziellen Instructionen, die man mir nicht mitgetheilt, festgesetzt gewesen; in jedem Falle aber kann er um jene Zeit nicht mehr fern gewesen seyn, denn wie bekannt, wird die Schifffahrt an den Küsten Islands gewöhnlich mit Anfang des Septembers ganz unterbrochen.

Das schöne Wetter, das einige Tage hinter einander anhielt, erlaubte mir, eine ziemlich große Anzahl von Fahrzeugen zu besuchen und ihre Aussagen mit einander zu vergleichen; auf diese Weise gelangte ich zur sicheren Ueberzeugung, daß unsere „Lilloise" nicht in dem Golf von Brede-Bugt eingelaufen sey. In Folge des inzwischen eingetretenen nebeligen Wetters sah ich mich genöthigt, selbst einen Zufluchtsort zu suchen, und ich legte mich zum zweiten Mal zu Dyrefiord vor Anker. Es war am 12. Juli, als wir daselbst ankamen. Heftig auf einander folgende Windstöße hatten unsere Fischer genöthigt, mir nachzusteuern, was ihnen einen um so mehr bedauernswerthen Zeitverlust verursachte, als die schöne Jahreszeit immer weiter vorrückte und das Eis noch immer den ganzen Norden versperrt hielt.

Es gelang mir weder durch einen glücklichen Zufall, noch durch meine mit allem Eifer angestellten Nachforschungen bei den Kaufleuten und Inselbewohnern, irgend einen Ort zu entdecken, wo Herr von Blosseville sich vor Anker gelegt; eben dasselbe Dunkel umhüllte den ganzen Plan, den er vom 4. bis zum 14. oder vom 14. bis zum 25. August befolgt.

Die Punkte, an denen die „Lilloise" hätte ankern können, sind so zahlreich, daß es allein ein ganzes Jahr erfordert hätte, sie alle zu besuchen, und, im Falle sie in keine Verbindung mit den dortigen Factoreien getreten, wäre es auch fast ganz unmöglich, sie irgend mit Bestimmtheit aufzufinden. Die mannigfachen Verbindungen, die ich an allen Punkten, wo ich eingelaufen, angeknüpft, die Nachrichten, die ich von den Kaufleuten aus den verschiedenen Baven und Buchten erhielt, Alles bürgt mir dafür, daß die „Lilloise" an jenen Orten keine Zuflucht genommen. Und doch hätte, wenn sie wegen Beschädigungen, die sie ohne allen Zweifel erlitten, oder wegen der losbrechenden Eismassen, oder endlich wegen der herrschenden heftigen Windstöße irgend wo sich vor Anker zu legen genöthigt gewesen, dies nothwendig an einem jener Hande'spunkte geschehen müssen.

Berücksichtigt man nur die Schwierigkeiten, die ein uns unbekanntes Idiom, das auch der Dänischen Sprache ganz fremd ist, uns in den Weg legte, betrachtet man die Hindernisse, die uns aus der natürlichen Beschaffenheit der Gegend entsprangen, und endlich bedenkt man, wie ungünstig uns das Wetter gewesen, so wird man leicht begreifen, mit welcher Beharrlichkeit und Ausdauer wir zu kämpfen hatten, um auch nur zu den Resultaten zu gelangen, die uns zu Theil geworden.

Es war mir nicht vergönnt, meine Beobachtungen über den 25. August hinaus zu erweitern.

Ohne alle Aussicht, irgend neue Nachrichten zu erhalten, nachdem ich alle Mittel erschöpft, die mir zu Gebote standen, beschloß ich von neuem, mich nördlich zu wenden. Am 27sten legte ich mich zu Scutuls vor Anker, wo ich erfuhr, daß das Eis zu brechen angefangen, und daß am 25. Juli Dänische Fahrzeuge das Nord-Kap umsegelten, indem sie zwischen den losgerissenen Eisschollen hindurchfuhren.

So günstig auch dieser unerwartet eingetretene Umstand zu seyn schien, so hatte er doch schon an Gewicht verloren; denn nach Allem, was ich bisher erfahren, konnten meine Nachforschungen in Grönland auf keinen Erfolg mehr rechnen lassen, und ohne Zweifel haben Ew. Excellenz dies vorausgesehen, indem Sie mir die Ordre ertheilten, zuerst auf Island alles Mögliche zu untersuchen, dann aber den Gang der weiteren Operationen mir selbst überließen. Erwägt man auch nur mit dem flüchtigsten Blicke die Thatsachen, die ich oben angeführt, so kann man es für nur zu ausgemacht annehmen, daß die „Lilloise" nicht nach Grönland zurückgekehrt sey, und hätte sie auch den Weg versucht, so mußte sie doch in sehr wenig Tagen nach dem 4. August wieder zurückkommen; denn am 7ten war die Gegend am Nord-Kap vom Eise voll, und es ist bekannt, daß, sobald dasselbe erscheint, alle Communication mit Grönland abgeschnitten ist, insofern man nicht etwa mit eigens für die arktische Schifffahrt erbauten und ausgerüsteten Fahrzeugen einen Versuch wagt.

Aus dieser Betrachtung erklärt sich leicht das am 14ten desselben Monats stattgefundene Erscheinen der „Lilloise" an der westlichen Küste.

Wie sollte man übrigens nur annehmen, daß Herr von Blosseville sich zum Antritt einer neuen Reise hätte entschließen können, nachdem er doch selbst am 4. August in einem Schreiben an Ew. Excellenz „über die vorgerückte Jahreszeit und über das Eis klagte", das nach seiner Meinung sich schwerlich vor dem nahenden Winter brechen dürfte? War das seine Ansicht am 4. August, wie konnte er am 14ten sich nochmals nordwärts wenden? Ich will hieraus nicht mit Sicherheit schließen, daß er nicht etwa zwischen diesen beiden Terminen noch einen Versuch nach dem Norden gemacht; aber das glaube ich behaupten zu dürfen, daß sie höchstens nur einige Meilen gegangen, dann aber unmittelbar wieder zurückgekommen sey.

Immerhin bleibt das Schicksal der „Lilloise" in einen Schleier gehüllt, den schwerlich Jemand ganz lüften dürfte; so viel aber scheint mir gewiß, daß dieses Schiff untergegangen. War es mir auch nicht vergönnt, die Zeit und die näheren Umstände genau zu ermitteln, so haben meine Untersuchungen, wie ich glaube, doch wenigstens zu der Gewißheit geführt, daß es nicht an der Küste von Grönland verunglückt seyn kann. Sprächen nicht die auffallendsten Thatsachen für meine Ansicht, so würde ich es allerdings bedauert haben, daß es mir nicht möglich war, in diesem Jahre an jene Küsten zu gelangen; denn so oft ich mich auch nordwärts gewandt, immer stellte mir das Eis ein Hinderniß entgegen, das ich nicht überwinden konnte.

Zwar war das Eis, wie ich schon erwähnt, gegen den 25. Juli in der That gebrochen, allein die eingetretene Fortbewegung desselben war nur momentan; es erschien immer von Neuem wieder, und den von unseren Fahrzeugen, die den Durchgang versuchten, geriethen dabei in die größte Gefahr. Zwei von denselben wurden von dem Eise eingeschlossen, und ich habe bisher noch keine Nachricht über dieselben erhalten können; nur dem dritten, dem „Bien-Aimé", unter dem Capitain Lamestre, gelang es, westwärts zu entkommen. Nach einem Berichte dieses Capitains, hätte er zu Hafn-Bugt das Ende von einer Ankerkette, einen großen Kessel und ein mit einem eisernen Reif beschlagenes Stück Holz aufgefunden, was Alles während des Winters von 1833 an die Küste angeschwemmt worden. Wie es scheint, rühren diese Dinge von einem auf den Wallfischfang ausgegangenen Fahrzeuge her.

Nachdem wir fortwährend ungünstigen Wind hatten, benutzte ich das erste stillere Wetter, das für einen Augenblick eingetreten, um Scutuls zu verlassen, und versuchte es am 5. August noch ein Mal, nördlich zu steuern. Bald aber wurde ich durch das ungestüme Meer und die heftigen Ostwinde genöthigt, auf mein Vorhaben zu verzichten; ich setzte das große Segel bei und wich südlich ab. Zu Domber-Fiord, wo ich ankerte, fand ich unsere Fischer mit den Inselbewohnern an dem südlichen Theile der Bay in Händel verwickelt, und ich benutzte daselbst die Gelegenheit, das Interesse der Französischen Fahrzeuge in Schutz zu nehmen. Da die unfreundliche Jahreszeit immer mehr und mehr heranrückte und es fast fortwährend schneite und regnete, so wendete ich mich immer weiter südlich, bis ich unsere Fischer wieder zusammenfand, die sich mit frischem Trinkwasser versorgten und sich zur Rückreise anschickten. Nachdem ich hierauf vergeblich zu Patricks-Fiord zu landen versucht, die einzige Bucht in jener Gegend, die ich nicht selbst durchforscht, verließ ich, zwei Tage nach der Abreise unserer Fischer, die westliche Küste von Island, und nach zwanzig Tagen kam ich zu Dünkirchen an. (N. A. d. V.)

Bibliographie.

Bulletin littéraire, revue critique de tout les ouvrages nouveaux. — Jährlich 5½ Fr.

L'écho du Commerce, ou Guide universel. In 4. — Pr. jährlich 15 Fr.

L'Industrie. Description pittoresque de l'Industrie Française et de l'Industrie étrangère, publiée sous la direction de M. Stéphane Flachat. — In 4. 100 Lfgn. Pr. jeder Lfg. 20 Sgr.

Armenien.

Geschichte der Armenischen Königsstadt Ani.

(Fortsetzung.)

Gagik I. starb im J. 1020 n. Chr., und hinterließ zwei Söhne, Johannes und Aschot; der Erstere, zwar klug und einsichtsvoll, aber schwach und weichlich, übernahm nach seines Vaters Willen die Regierung. Aschot dagegen war tapfer, und wollte daher seinem Bruder das Reich entreißen. Er belagerte ihn mit einem Heere in Ani, und die Großen des Reichs, im Verein mit dem Katholikos, brachten den Frieden nur dadurch zu Stande, daß sie dem Aschot den ersten Platz nach dem Könige und einen Theil des Reichs anwiesen, so wie auch die Nachfolge in der Königswürde versprachen. Doch an eine gänzliche Wiederherstellung des Friedens war noch lange nicht zu denken. Aschot hatte gewissermaßen das Signal zum Aufruhr gegeben, und es empörten sich nun auch die Großen, die sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite schlugen, sich gegenseitig befehdeten, und endlich in ihrer Verblendung den allmäligen Ruin des Landes besonders dadurch vorbereiteten, daß sie sogar fremde Truppen in das Land riefen. Dies thaten die Anienser, von denen einige Große sich an den König von Georgien wandten, um durch dessen Hülfe den Johannes vom Throne zu stoßen. Die Georgischen Truppen kamen in die Nähe von Ani, wo sie sich im Hinterhalt aufstellten und warteten, bis sie den König, wenn er aus der Stadt käme, gefangen nehmen könnten. Dieser, welcher nichts davon ahnte, ging hinaus, um seinen Winterpalast zu beziehen, und wurde nun von den versteckten Georgiern plötzlich überfallen. Seine gewaltige Dicke verhinderte ihn an der Flucht; sie nahmen ihn gefangen, und drangen in die Stadt ein, wo sie ein großes Blutbad anrichteten. In der Kathedrale machten sie die Nägel der Kruzifixe los, da die übrigen ohne Nägel sind, und, sie verhöhnend, schrieen sie, sie wollten damit ihre Pferde beschlagen. Den König Johannes führten sie hierauf zu ihrem Könige Gorgi, welcher ihn so lange festhielt, bis er 3 Festungen von ihm genommen hatte. Die Großen beeilten sich auch nicht, ihren König zu befreien und ihre Schmach zu rächen. Als Aschot diese Kälte und verderbliche Uneinigkeit der Großen bemerkte, meinte er, daß davon nur die Schwäche seines Bruders die Ursache sey, und, statt sich demselben anzuschließen, und im Verein mit ihm die Feinde des Landes zu vertreiben und zu besiegen, dachte er nur daran, die Königswürde an sich zu reißen und Jenen aus dem Wege zu schaffen. Zu dem Ende stellte er sich krank, und lud ihn zu sich, ließ aber nahe an seinem Bette eine Falle legen, in welche der König stürzen mußte, sobald er sich ihm nahte. Dies geschah, und Aschot trug nun dem Fürsten Apirat auf, ihn zu fesseln und zu tödten. Dieser jedoch brachte ihn wieder nach Ani, in seine Residenz zurück, und sagte: „Es ist besser, daß ein einsichtsvoller König regiere, als ein unbarmherziger Tyrann."

Diese Zwiste und Trennungen im Reiche wurden bald von den Feinden Armeniens bemerkt und benutzt. Von allen Seiten drangen sie herein und drückten das Land; aber auch dies vermochte nicht, Einigkeit unter die Großen zu bringen; ein Jeder von ihnen wollte nur seinen eigenen Heerd vertheidigen.

Im J. 1021 n. Chr. schüttelte Gorgi, der König der Georgier, das Griechische Joch ab, und Johannes unterstützte ihn dabei. Aber der Kaiser Basilius II. unterwarf sich alsbald Georgien wieder, und nur mit Mühe entkam der König. Johannes zitterte vor Furcht, als er hörte, daß der Kaiser nun gegen ihn zu Felde rücken würde. Doch Basilius wandte sich nach Trapezunt, dort Winterquartier zu halten. Johannes aber vernahm nun, daß er mit dem Eintreten des Frühlings einen Zug gegen Armenien zu unternehmen gedächte, und sandte in einem Kleinmuth den Katholikos Petros nach Trapezunt, um den Kaiser zur Güte zu stimmen. Er ließ sich sogar, eingedenk dessen, daß er kinderlos war, und von allen seinen Großen verachtet, durch seine Verzagtheit so weit verleiten, daß er dem Kaiser in einem beigegebenen Schreiben endlich versicherte, Ani nebst allen Provinzen seines Reichs ihm nach seinem Tode zu vermachen, wofern derselbe ihm nur seine Freundschaft und seinen Schutz, so lange er lebe, gewähren wolle. Basilius, erfreut über ein so unverhofftes Glück, ging sogleich auf diese Bedingung ein, und bewahrte das Schreiben sorgfältig bei sich. Er starb aber kurz nachher, und sein Bruder und Nachfolger Konstantin, welcher nach 3 Jahren in eine tödtliche Krankheit verfiel, und in derselben jenes Schreibens gedachte, gab es aus Mitleid gegen die Nation einem, wie er glaubte, zuverlässigen Armenier, dem Priester Kirakos (Cyriacus), welcher früher Armenpfleger bei dem Katholikos gewesen, und sich gerade jetzt wegen einiger Geschäfte in Konstantinopel aufhielt. Er sagte ihm dabei: „Gieb diesen Brief eurem Könige, und sage ihm von meiner Seite: Da wir von Erde geboren sind, so hat auch mich der Tod ereilt, und ich will nicht, daß sein Brief hier bleibe. Er möge das Reich seinem Sohne und seinem Geschlechte hinterlassen, und seine Kindeskinder mögen ihre Herrschaft bewahren, auf daß sie nicht in Gefangenschaft Fremder gerathen, und nicht ihre Städte sammt dem ganzen Lande dem Untergange preisgegeben werden. Siehe, wie groß sein Mitleid gegen eure Nation ist! nehmt euch daran ein Beispiel, und lernet Liebe und Eintracht behalten. Wenn Du als treu wirst erfunden werden, so wirst Du Dich dadurch großes Ruhmes würdig machen." Dies geschah im J. 1028 n. Chr. Der Priester nahm es in Empfang, und — bewahrte es heimlich bei sich.

„Es ist bei den Fremden zum Sprüchwort geworden, daß die Armenier nicht nöthig haben, ihre Feinde auswärts zu suchen; sie selbst sind sich ein mächtiger Feind zu ihrem Untergang. Ihr Schwert reicht hin, sich gegenseitig zu vernichten, und nicht bedürfen sie eines Verräthers oder Spions; sie selbst sind als Verräther und Spione ihre eigenen Verderber." *) So auch jener Kirakos; denn er übergab im J. 1034 n. Chr. jenes verhängnißvolle Schreiben dem Kaiser Michael, und erhielt dafür bedeutende Geschenke. — Im J. 1039 n. Chr. starb der König Johannes, und kurz vor ihm auch Aschot, welcher einen Sohn, Namens Gagik, damals 14 Jahr alt, hinterließ; und dieser war der eigentliche Erbe des Reichs. Die Großen aber beeilten sich nicht, ihn auf den Thron zu setzen; sie waren unter sich uneinig, Armenien blieb ohne Oberhaupt, und Ani, die Unbezwingliche, ohne Hüter. Ein Großer, Namens Vest Sargis, warf sich daselbst zum Oberhaupt auf, riß die Königlichen Schätze an sich und gedachte, sich auf den Thron zu schwingen. Michael, der Kaiser, schickte nun auf die Nachricht von dem Tode des Königs sogleich einen Gesandten nach Armenien, mit dem Verlangen, ihm Ani zu übergeben. Die Armenier, erstaunt über dies Ansinnen, weigerten sich, zumal, da Ani noch ihre einzige große, schöne und reich bevölkerte Stadt war. Michael wiederholte seine Versuche und hoffte, die Stadt durch List an sich zu bringen. Da aber Alles vergeblich war, so ließ er ein Heer von 100,000 Mann gegen die Stadt rücken."

„Es liegt nun leider in der Natur der Armenier, daß sie, sobald sie den Geist der Eintracht verlieren, vorziehen, fremden Völkern zu dienen, und sich ihnen willfährig zu zeigen; ja, was noch schlechter ist, mit Verachtung der eignen Nation sich deren Feinden anzuschließen." *) So that auch Vest Sargis, der sich zum Oberhaupte aufgeworfen hatte. Er zog den Griechen entgegen; aber statt sie zu verjagen, erleichterte er ihnen vielmehr den Eintritt in das Land, welches diese nun anfingen zu bedrücken und zu berauben. Sie drangen bis in die Provinz Schirak vor, ohne daß Jemand gewagt hätte, sich ihnen entgegen zu stellen, und belagerten Ani. Da erwachten endlich die Armenier aus ihrem Traume; sie wandten sich an den greisen Sparapet (d. h. Ober-Feldherrn), Vahram den Pahlavunier, und verlangten von ihm, gegen die Griechen geführt zu werden. Dieser verlangte und erhielt 20,000 Mann Reiterei und 30,000 Mann Fußvolk, welche er, in drei Divisionen getheilt, aus der Stadt führte. Er fiel mit ihnen sodann plötzlich über das Lager der unvorbereiteten Griechen her, brachte sie gänzlich in Verwirrung, und trieb sie in die Flucht. Von den nachsetzenden Armeniern ereilt, wurden sie schonungslos niedergehauen; so daß nur Wenige davon entkamen, welche in größter Eile über die Gränze flohen. Sargis versuchte nun heimlich die Armenier zu gewinnen, daß sie ihn auf den Thron setzten. Allein Vahram beredete sich mit dem Katholikos und 30 Großen, den Gagik, welcher mit Mühe den Klauen des Sargis entronnen war, zu krönen. Dies geschah im J. 1042 n. Chr.

Gagik II. vereinigte alle Tugenden eines großen Helden und Herrschers in sich: er war zwar noch jung, erst 17 Jahr alt, aber groß, stark, tapfer, weise, großmüthig und fromm, so daß er, gleich mehreren seiner Vorfahren, wenn die Vorsehung ihn begünstigt und die Großen ihm einmüthig beigestanden hätten, wohl im Stande gewesen wäre, ganz Asien an sich zu reißen und selbst den Kaiser vom Thron zu stoßen. Allein die Uneinigkeit Jener stürzte ihn, und unter seinen Gegnern war Sargis der erste. Dieser zog sich mit einer Bande von Räubern und Mördern in die innere Feste von Ani und verschanzte sich daselbst. Gagik aber, der 17jährige Jüngling, ging ganz allein furchtlos zu ihm und brachte durch seine Unerschrockenheit, wie durch die Beredtsamkeit und Kraft seiner Rede, den Rebellen zur Unterwürfigkeit. Doch bald zeigte Sargis sich wieder als Verräther und fing an, die Griechen gegen seine Landsleute aufzuwiegeln, so wie auch die Armenier bald hier bald da zu bedrücken. Gagik erreichte ihn aber bald mit einer kleinen Mannschaft und nahm ihn gefangen; er schonte jedoch seines Lebens, ließ ihn auf Bitten anderer Großen wieder frei und machte ihn sogar zu seinem Vertrauten.

Monomachos, der Kaiser und Nachfolger Michael's, erneuerte nun seine Ansprüche an Ani. Gagik erwies dessen Gesandten alle mögliche Ehre, ließ sich aber durchaus nicht zur Uebergabe der Stadt bewegen. Der Kaiser versuchte es noch öfter, aber stets mit gleichem Erfolge. Er sandte nun ein großes Heer gegen die Stadt, aber Gagik ging ihm muthig entgegen, und brachte ihm eine so empfindliche Niederlage bei, daß es mit Schimpf und Schande wieder abziehen, und aus Armenien fliehen mußte. Der Kaiser, dadurch noch mehr erbittert, sandte nun seinen Feldherrn Nikolaos mit gewaltigem Heere abermals gegen Ani, und vermochte zugleich den Persischen Fürsten von Dwin, Namens Abusvar, auf der entgegengesetzten Seite in Armenien einzufallen. Gagik wußte den Abusvar durch bedeutende Geschenke auf seine Seite zu bringen, und vertrieb die ihm bei weitem überlegenen Griechen abermals aus seinem Reiche. Allein alle diese Tapferkeit und Klugheit half ihm nichts. Denn Sargis, sein fortwährender Feind und Verräther, reizte die Griechen immer wieder von Neuem an, wiegelte die Großen gegen den König, und gegen einander selbst auf, und suchte sogar den Katholikos von Gagik abzubringen. Dessenungeachtet vertraute sich der König ihm gänzlich an, verwarf und verachtete die Warnungen seiner Freunde, und stürzte sich so selbst in das Verderben. Sargis, ein Nachkomme des berüchtigten Vasak, welcher 600 Jahre früher Armenien an die Perser verrieth, benachrichtigte den Kaiser von dem Erfolge seiner Unternehmungen. Dieser, darüber erfreut, schrieb an ihn und andere Große, und machte ihnen bedeutende Versprechungen, wenn sie ihm zu dem Besitze von Ani verhelfen würden. Sie ließen sich bestechen, und berathschlagten nun, wie sie den Gagik und Ani zugleich dem Kaiser in die Hände spielen könnten. Sie schrieben dem Letzteren, er solle den König zum Schein wegen des Friedensschlusses zu sich nach Konstantinopel entbieten, und dann bei sich im Gewahrsam behalten. Zweimal versuchte es der Kaiser, und schwur bei dem heiligen Kreuze und Evangelium, daß er Frieden und Bündniß mit ihm schließen, und das Schreiben des Johannes ihm zurückgeben wolle. Doch Gagik verstand sich durchaus nicht dazu, da auch Vahram, sein großer Feldherr, und andere Große, ihn vor der Treulosigkeit der Griechen warnten. Sargis

*) Dies sind die eigenen Worte des Verfassers.

*) Abermals Ausspruch des Verfassers

aber und seine Genossen hörten nicht auf, ihn zu bestürmen, und legten selbst an dem Altar die fürchterlichsten Schwüre ab, daß sie ihn und sein Land vertheidigen würden. Hierdurch endlich ließ sich Gagik zu diesem Schritte verleiten. Er ging.

Der Kaiser, voller Freude über das endliche Gelingen seines Anschlages, sandte ihm Viele seiner Großen entgegen und empfing ihn mit allen Ehrenbezeugungen. Doch kurz darauf änderte er sein Betragen. Er verlangte den Besitz von Ani und versprach ihm dagegen die Stadt Malathia in Klein-Armenien. Gagik jedoch weigerte sich hartnäckig, darauf einzugehen, und ward nun von dem erzürnten Kaiser, trotz aller Eidschwüre, auf eine Insel in der Nähe der Residenz verbannt. Die Kunde von dieser Gewaltthat verursachte in Ani Schrecken und Verwirrung; aber Sargis suchte die übrigen Großen zur Uebergabe der Stadt zu bereden, und der Katholikos Petros that dasselbe, in der Meinung, daß ein Oberhaupt immer besser sey, als Anarchie. Endlich waren Alle damit einverstanden; und sie schickten nun ein Schreiben an den Kaiserlichen Präfekten des Orients, worin sie dem Kaiser sich zu unterwerfen versprachen, wofern er ihnen Schutz gegen andere Feinde versichern würde. Sargis sandte ihm heimlich mit seinen Gleichgesinnten die Schlüssel der Stadt und des Palastes und schrieb, daß er nun Herr der Stadt und des ganzen Landes sey. Der Kaiser ließ, als er dies erhalten, den Gagik zu sich bringen und zeigte es ihm; worauf dieser, entrüstet über die Verrätherei seiner Unterthanen, mit Unerschrockenheit und Standhaftigkeit erwiederte: „Daß das Land dem Könige und Volke zugleich angehöre; daß sein Oheim ohne des Volkes Wissen und Willen das Land nicht habe verkaufen können; daß Viele noch auf seiner Seite wären, und daß jene verrätherischen Großen nicht die Macht hätten, ohne seinen und des Volkes Willen Land und Reich zu verkaufen. Er aber werde nie seine Einwilligung dazu geben. Rauben könne der Kaiser zwar das Reich, so wie er ihn selbst widerrechtlich gegen alle seine Schwüre habe gefangen nehmen können; allein nie werde ihm mit Fug und Recht das Land zugehören."

So sprach Gagik, und verließ den Kaiser. Doch er war und blieb in Gefangenschaft, und als er alle Auswege zur Flucht verschlossen sah, als der Gedanke, wie er durch den Verrath seiner vermeintlichen Freunde in diese Lage versetzt worden, ihn der Verzweiflung nahe brachte: da endlich entschloß er sich, dem Kaiser auch von seiner Seite den Besitz von Ani zuzusichern, wofür er von demselben einige Ortschaften in Kappadocien und einen großen Palast in Konstantinopel erhielt. Doch er, der tapfere, unbesiegte, und an Unabhängigkeit gewöhnte König härmte sich, erst 22 Jahr alt, ganz ab, und vermochte kaum, die Schmach zu ertragen.

Nun sandte im Jahre 1046 n. Chr. Monomachos seinen Feldherrn Nikolaos mit der Verschreibung Gagik's und bedeutenden Geschenken für den Katholikos, unterstützt von einem großen Heer, nach Ani. Aber Apirat, der Gouverneur der Stadt, ließ ihm sagen, daß er nur, wenn sein Herr und König selbst käme, die Stadt übergeben würde. Das Griechische Heer belagerte Ani; allein Apirat machte mit den Seinigen einen glücklichen Ausfall; er schlug und vertrieb sie ganz aus dem Lande. Die Anienser jedoch, als sie bedachten, daß ihr König ihnen unwiederbringlich verloren sey, und daß ihre eigenen Großen sie verlassen und verrathen hatten, schickten zu dem Griechischen Fürsten Asit, welcher kam und die Stadt friedlich in Besitz nahm. — Aber der göttliche Zorn blieb nicht aus. Da die Menschen die Ungerechtigkeiten nicht rächen und ihren väterlichen Heerd nicht vertheidigen wollten, so strafte sie Gott durch einen Aufruhr der Elemente. Ein furchtbares Erdbeben erschütterte und zertrümmerte die größten Paläste und Kirchen. Die Erde öffnete ihren Schlund und verschlang viele Menschen, welche aus der Tiefe herauf ein jammervolles Geschrei erhoben.

Der Kaiser nahm nun Besitz von ganz Armenien, und verlangte von dem Persischen Fürsten Abuesar die Herausgabe dessen, was derselbe den Armeniern entrissen hatte. Allein die Perser trieben das Griechische Heer, welches das Verlangen des Kaisers unterstützen sollte, in die Flucht, und vernichteten es fast ganz. Ein zweites Griechisches Heer ward ebenfalls geschlagen; und Türken vereint mit den Persern drangen bis gegen Ani vor, zerstörten Kirchen und Paläste, und ließen viele Christen, unter diesen auch den greisen Vahram, den Pahlavunier, — er war 80 Jahr alt — den Märtyrertod sterben. Dieser allein hatte die Griechen durch sein Ehrfurcht gebietendes Ansehen noch im Zaume gehalten, und den schmählichen Druck seines Volkes verhindert; jetzt aber, als auch diese letzte Stütze gefallen war, hielt sie nichts mehr ab, ihre Härte und Grausamkeit den Armeniern zu zeigen; und sie wollten nun, wie das Königthum, so auch die Katholikoswürde ihnen entreißen. Kamenas, Gouverneur von Ani, Nachfolger Asit's, verleumdete den Katholikos Petros bei dem Kaiser, und schrieb ihm, daß er die Armenier zum Abfall reize. Er verwies ihn nach Karin (jetzt Erzerum), und schickte ihn von da, gleich einem Gefangenen, auf eine Festung. Der Kaiser rief ihn hierauf nach Konstantinopel, wo er zwar geehrt, aber zurückgezogen lebte. Später jedoch ward er durch Gagik's Vermittelung nach Sebaste geschickt, und dort blieb er bis an seinen Tod.

Gagik mußte auf des Kaisers Befehl Konstantinopel verlassen und nach der Stadt Piza (in Kappadocien gelegen) gehen, welche ihm der Kaiser als Ersatz für Ani gegeben hatte. Dort erbaute er ein Kloster, wohin er sich begab, das traurige Geschick seines Volkes zu beweinen. Denn der Kaiser und seine Beamten, nicht zufrieden damit, die Herrschaft von Armenien an sich gerissen zu haben, erneuerten und vermehrten ihre Grausamkeit auf alle Weise und suchten insbesondere den Armenischen Adel gänzlich auszurotten. Einzeln lockten sie durch List die Großen in ihre Gewalt und hielten sie fest, oder tödteten sie auch. Dies brachte endlich den unglücklichen König auf den Gedanken, nach Persien zu fliehen, um von da aus wieder in sein Reich einzudringen; allein die Armenischen Fürsten verweigerten ihm durchaus ihren Beistand.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Vorboten des Todes Katharina's der Großen.

Vom Grafen Chwostoff.

Es ist in der letzten Zeit viel über Erscheinungen und Vorher-Verkündigungen geschrieben worden — und unter Anderem auch über ein Meteor, das dem Ableben der Kaiserin Katharina vorangegangen seyn soll. An einer Stelle in den unter dem Namen Ludwig's XVIII. erschienenen historischen Notizen, wo die Rede von ihrem Tode ist, hat man sogar dieses Meteor mit einer Begebenheit verwechselt, die sich, wenn die Sage gegründet ist, unter der Regierung der Kaiserin Anna Iwanowna zugetragen hat, und erzählt dieselbe mit allen Umständen folgendermaßen: „Als Katharina II. sich einst in den Thron-Saal begab, sah sie ihren Schatten auf dem Thron sitzen. Diese Erscheinung (sagt der Verfasser jener Notizen) war so außerordentlich, daß sie nicht unbekannt bleiben konnte, und ich war einer der Ersten, der von ihr Kunde erhielt." Und so schreibt man die Geschichte!

Der wirkliche Vorbote des Todes Katharina's II. war weder so schreckbar, noch gehörte er zu den ungewöhnlichen Dingen. Als der noch jetzt unter dem Namen Gustavsen lebende König von Schweden sich in St. Petersburg aufhielt, fanden bei Hofe sowohl als bei dem hohen Adel, der die Kaiserin und deren Gäste, die Grafen Wasa und Haga, bewirthete, ununterbrochene Festlichkeiten statt. Zu einem Ball bei dem damaligen General-Procureur, Grafen Samoiloff, fahrend, — es war gegen Ende Augusts und bei sternklarem Himmel, ungefähr 7 Uhr Abends — bemerkte die Kaiserin aus ihrem Wagen, daß ein Stern in der Atmosphäre ihrer Fahrt folgte und bei dem Aussteigen nicht weit von ihr und ihrem Gefolge niederfiel. Die aufgeklärte Monarchin äußerte nur: „Da ist ein Stern gefallen!" — und dachte gewiß nicht daran, daß diese Natur-Erscheinung von abergläubischen Leuten als eine Sache von besonderer Bedeutung ausgelegt werden würde.

Am nächsten Tage erzählte die Kaiserin diesen Vorfall unter vier Augen der Gräfin Anna Alexejewna Matuschkin, worauf Letztere, eine vieljährige Vertraute Katharina's, bemerkte: „Im Volk heißt es, daß das Fallen des Sternes etwas Gutes bedeute, nämlich, daß unsere Großfürstin Alexandra Pawlowna nach Schweden entführt werden wird." Es ist allgemein bekannt, daß die Kaiserin diese Vermählung sehr wünschte. Sie endigte ihr Leben ungefähr zwei Monate nach diesem Vorfall, am 6. November.

Dies ist das Wahre von der Sache, die sich nicht lange vor dem Tode Katharina's II. zugetragen hat. Ich kann es bezeugen, da ich dabei war, wie der Stern niederfiel. Das Gespräch der Kaiserin mit der Gräfin Matuschkin, hörte ich selbst aus dem Munde der Letzteren. Von einem Vorboten des Todes war niemals die Rede. (B. A. Z.)

Mannigfaltiges.

— Etymologisches Wörterbuch der Italiänischen Sprache. In einem solchen Werke liegen uns Prospektus und Probebogen vor, die einerseits eine ganz ausgezeichnete Arbeit versprechen und andererseits uns die freudige Genugthuung gewähren, daß ein solches, nicht blos für Italien, sondern für die ganze gelehrte Welt Interesse habende Werk von einem unserer Mitbürger ausgeht. Herr Professor Dr. Valentini, dessen großem Italiänisch-Deutschen Wörterbuche bereits die Ehre zu Theil ward, in Italien selbst nachgedruckt und als das beste Hülfsmittel seiner Art angepriesen zu werden, beschäftigt sich jetzt mit einer historisch-philosophischen Bearbeitung des von ihm genauer als von irgend einem gleichzeitigen Sprachforscher gekannten Materials, um auf diese Weise einen von Vincenzo Monti zuerst ausgesprochenen Wunsch in Erfüllung zu bringen, daß nämlich die große Mauer — worunter Monti das Wörterbuch der Akademie della Crusca verstand — „welche die Grammatik von der Philosophie trenne und die Vernunft zur Sklavin der Autorität mache", endlich niedergerissen werde. An die Stelle der bloßen Autorität soll die Kritik, und an die der Mundart einer einzelnen Italiänischen Provinz der historisch nachgewiesene Urlaut des ganzen Landes treten. Die Italiänische Sprache, als die Erstgeborne von den Romanischen Töchtern, weist uns allerdings auf die Lateinische Mutter zunächst hin; gleichzeitig ist es jedoch eine Haupt-Aufgabe des Sprachforschers, die zahlreicher, als es den Anschein hat, noch vorhandenen Spuren des Alt-Italischen, und namentlich des Celtischen, aufzufinden. Erst wenn die Wörter ihres gegenwärtigen Gewandes, wodurch sie gleichsam zu änigmatischen Hieroglyphen geworden, wieder entkleidet und auf ihre ursprüngliche phonetische Bedeutung zurückgeführt sind, kann ein Sprachforscher unserer Tage, für den es keine Etymologie ohne historische Kritik geben darf, seine Aufgabe als gelöst ansehen. Diese Aufgabe hat sich auch Hr. Prof. Valentini gestellt, der mit dem eben ausgegebenen Prospectus*) zugleich seine gelehrten Landsleute auffordert, ihn, dem von seinem Vaterlande und daher auch von den dort reichhaltiger, als sie ihm zu Gebote stehen, sich findenden Quellen Entfernten, in seinem Vorhaben zu unterstützen. Bei dem Sinne für wissenschaftliche Förderung des National-Lebens, der gegenwärtig wieder in Italien und namentlich in den nördlichen Theilen desselben verbreitet ist, läßt sich hoffen, daß dort das höchst verdienstliche Unternehmen unseres Mitbürgers Würdigung und Unterstützung finden werde. J. L.

*) Proposta d'un vocabolario etimologico dell' Italiana favella; con un saggio delle prime cento trenta voci della lettera B. — Ist durch alle Buchhandlungen für eine halbe Lira Italiana zu beziehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Mittwoch den 29. Oktober 1834.

Frankreich.

Boïeldieu.

Biographische Skizze, von Jules Janin.

Boïeldieu wurde den 15. Dezember 1775 in Rouen geboren. Rouen ist auch die Vaterstadt Corneille's, dem seine Mitbürger nun endlich, nach mehr als anderthalb Jahrhunderten, eine Marmor-Statue errichten! Doch — geben wir dem Tadel auch gleich einiges Lob bei. Dieselbe Stadt, die ihrem großen Mitbürger so spät die ihm schuldige Ehre erweist, hat eben eine Trauer-Deputation geschickt, um von Boïeldieu's Wittwe den Leichnam ihres Gemahls zu erbitten. Madame Boïeldieu hat, wenn wir anders wohl unterrichtet sind, geantwortet, der Körper ihres Gemahls gehöre dem Grabe an, in welches die Stadt Paris ihn, ganz mit ihren Thränen bedeckt, eigenhändig versenkt habe. Man darf jedoch vermuthen, daß Rouen, in Ermangelung des ganzen Körpers Boïeldieu's, mindestens sein Herz davontragen werde.

Verscheuchen wir nun einen Augenblick den Gedanken des Todes, das Bild einer Leiche, die von Städten begehrt wird, und eines edlen Herzens, welches nicht mehr schlägt. Betrachten wir dieses Herz noch jung, noch in der Brust des vierzehnjährigen Knaben schlagend; als Boïeldieu ein naives und schon begeistertes Kind war — das ist ein schönes und rührendes Schauspiel! Sein Vater, ein wohlhabender Bürger der Stadt Rouen, hatte Geist und Seele eines Künstlers. Damals war die Kunst noch ein Beruf, kein Gewerbe; der Künstler folgte seinem inneren Drange, nicht dem Bedürfniß, sein Glück zu machen. So war der alte, so der junge Boïeldieu geschaffen. Der Vater erlaubte dem Sohne, Musiker zu werden, weil sein Innerstes ihn dazu aufforderte. In Folge dessen kam der junge Adrian zu Herrn Broche, Organisten an der Kathedrale, in die Lehre. Herr Broche, ein großer Musiker und ein noch größerer Trinker, saß immer an der Orgel und immer in der Schenke; es war ein brutaler Mensch, wenn er getrunken, oder wenn der Genius der Musik ihn begeistert hatte. Und Herr Broche befand sich immer in einem dieser beiden Zustände. So war der Lehrer beschaffen, dem der junge Boïeldieu anvertraut wurde. Damals war jeder Lehrling zugleich auch Tischgenosse und Bedienter des Meisters; er besorgte alle Geschäfte des Pagen im Mittelalter, der bei seinem Herrn die Ritterlichkeit einübte. So that auch der junge Boïel (wie man als Knaben ihn nannte); was er aber lieber that, war, seiner Neigung, seinem schon werdenden Gesang, seiner unbestimmten Leidenschaft für Harmonie nachzuhangen. Als sein Lehrer eines Tages von der Orgel, vielleicht sogar aus der Schenke kam, und ihn brutal fragte: „Was ist eine Quinte?" blieb das Kind die Antwort schuldig. Was thut Meister Broche? Er packt den Knaben beim Arm und wirft ihn auf die Treppe, daß er beinahe die Rippen zerbrochen hätte. Zu gleicher Zeit befiehlt er ihm, auf beiden Händen die Treppe hinanzukriechen, und ruft ihm bei jeder Stufe zu: „Die rechte Hand ist ein ut, die linke ein re; mi — fa — sol." Als er bis zum sol gekommen war, schrie Meister Broche: „Wie viele Stufen bist du gestiegen?" „„Fünf Stufen"", antwortete das Kind. „Da siehst Du also, Dummerjan", versetzte der Lehrer, „daß ut bis sol eine Quinte giebt." Um seine Demonstration noch poslitiver zu machen, unterstützte er sie mit einer kräftigen Ohrfeige.

Allein was liegt an der Unterweisung und an der Methode, die man anwendet, sobald der Lehrling dabei profitirt? Ich habe es vielmals erlebt, daß solche grobe Lehrer nach zwanzig Jahren von ihren Eleven angebetet wurden. Und dann, wie leicht vergessen diese trefflichen Lehrer die Püffe, die sie gespendet haben! Wie leicht werden sie stolz auf ihre ehemaligen Schüler, wenn diese erst große Männer geworden sind!

Einst, an einem hohen Festtage, als Meister Broche nicht an seinem Posten war, wurde die Orgel des Meisters so herrlich gespielt, daß die ganze Stadt darüber in Entzücken gerieth, und daß man dem Organisten von allen Seiten schmeichelhafte Komplimente sagte. Kein Anderer, als der kleine Boïeldieu hatte an jenem Tage auf der Orgel gespielt. Meister Broche glaubte sich jetzt mehr als jemals verpflichtet, dem kleinen Boïel seine Lectionen zu geben, und man weiß schon, was für Lectionen!

Der Knabe emanzipirte sich jedoch von Zeit zu Zeit. Seine erste Handlung dieser Art war Folgendes. Auf dem Theater von Rouen wurde Grétry's „Blaubart" aufgeführt. Der kleine Boïel wollte den Blaubart sehen. Er tritt ins Theater, er hört, er bewundert und wird entzückt. So war es ihm endlich vergönnt, in einer Oper zu seyn! Er fühlte sich so glücklich, daß er die ganze Nacht im Schauspielhause auf einer Bank zubringen wollte, um die Oper des anderen Tages noch einmal zu hören. Er machte sich wenig daraus, 24 Stunden fasten zu müssen. Ein großer Entschluß! Aber zum Unglück wird der Knabe von Lampenputzern in seinem Schlupfwinkel entdeckt und schimpflicher Weise vor die Thüre gebracht. Von diesem Tage an träumte der kleine Boïel von nichts, als Opern; er hatte die Musik gleichsam im Zwielicht gesehen.

Nachdem diese Leidenschaft einmal entzündet war, beschloß der Knabe, ihr mit Leib und Seele zu huldigen. Er hatte erfahren, Paris sey die Hauptstadt der Musik, und Grétry ein Italiäner aus Paris. Er machte sich nun auf den Weg dahin, mit 18 Franken in der Tasche, 18 Franken, die er durch Klavierstimmen verdient hat. Sein Weg führt ihn an dem Landhause seines Vaters vorbei. Er tritt hinein; man umarmt ihn — „Du hier, Boïel?!" Dann fragt man ihn aus; er antwortet linkisch und verworren; er fühlt, daß er sich verrathen wird; er geht wieder fort, und läßt seinen Hut zurück, um allen Argwohn zu vermeiden. Von Zeit zu Zeit sieht er hinter sich, oder blickt in die Höhe, um die schönen Sternlein zu sehen, die ihm zuzulächeln scheinen. Was bedarf er eines Hutes? der Himmel wölbt sich ja über ihm. So setzt er seine Wanderungen fröhlich und singend fort, und träumt — Gott weiß, von was Allem! Vielleicht muß er im Opernhause die Lampen anstecken. Er geht also weiter, so lange seine Beine ihn tragen.

Wenn aber der Geist im vierzehnten Jahre schnell vorwärts eilt, so wird der Körper bald abgespannt. Das Kind glaubt, schon mit seinem ersten Schritte an die Zukunft zu reichen; mit seiner ersten Geberde glaubt es, den Himmel zu rühren; nachmals wird es sich einbilden, daß sein erstes Lächeln alle Frauen rührt. Allein die Nacht wird kälter, die Sterne erbleichen, der Weg verlängert sich, der Kopf wird schwer; der Thau fällt auf das wallende Haupthaar und löst die langen Ringellocken. Die Zeit des Schlafens ist gekommen, und das Kind ist allein; kein Haus steht an der Straße. Endlich entdeckt er etwas Aehnliches; es war nicht weit von Pont de l'Arche: ein kleines in die Erde versteckles Häuschen, auf einem lichten Fleck im Walde, die bewegliche Wohnung eines Schäfers. Die Hütte stand mitten in einer Hürde; die Hunde wachten; der Schäfer schlief; die Schafe schliefen. Der Knabe nähert sich; er ruft; die Hunde antworten; der alte Hirte kriecht aus seiner Hütte; die Schafe öffnen ihre Reihen — da kommt noch eine Person mehr in die Hürde! Der kleine Boïel legt sich ganz erschöpft auf den Platz des Schäfers und ist bald eingeschlafen. Da nur ein einziges Bett in dem Hüttchen war, so streckte sich der Alte neben seinen Hunden nieder und schlief ein, geschützt von seinem Sterne, dem schönen Sterne des Hirten.

Sobald der Morgen anbricht, erwacht die Heerde beim Silberklang der Glöckchen; die Hunde machen sich marschfertig, der Schäfer zieht sein rollendes Häuschen nach einem anderen Orte; Alle gehen mit einander, singend, blökend, bellend, und suchen eine andere Weide, um bei Tage zu fressen und bei der Nacht zu düngen. So machte es der alte Wirth unseres Boïel. Er hütete sich wohl, seinen Gast zu wecken. Was schadete es ihm, wenn er einen Jungen mehr in seinem Haushalt hatte? Das Hüttchen ließ sich darum nur doch eben so leicht fortziehen. Es war Mittag, als der Knabe erwachte. Er hatte Hunger; der Alte gab ihm Brod und Milch. Dann sagten sie einander Lebewohl und umarmten sich. Die Schafe sahen dem kleinen Boïel mit dem Mitleid eines Kindes nach, das ein Lamm zur Schlachtbank führen sieht; die beiden Hunde, die ihn schon liebten, begleiteten ihn bis zur Gränze ihres Gebietes, und der alte Schäfer rief ihm noch von weitem ein Lebewohl nach! Boïel, der arme Kleine, dessen Urtheil noch nicht durch das wirkliche Leben gebildet war, sagte zu sich selbst: „Da Schafe und Hunde mir schon so freundlich sind, wie gut werden mich erst die Menschen empfangen! und welche Aufnahme wartet meiner bei den Großen und Königen, da ein Schäfer mich so freundlich bewirthet hat."

Je weiter er geht, desto mehr träumt er, desto mehr eilt er sich, Paris zu sehen. Welcher junge Mensch, der etwas Tüchtiges geworden ist, erinnert sich nicht mit gepreßtem Herzen, mit einem aus Wehmuth und Freude gemischten Gefühl, des feierlichen Augenblicks, da er zum ersten Mal Paris betrat, arm, nackt, verlassen und unbekannt in diesem wogenden Gewühl, ohne eine freundliche Stimme zu hören, die ihn begrüßte, ohne ein freundliches Auge zu sehen, das ihn wiedererkannte? Ganz allein in diesem Lärm, diesem Elend, diesem wilden Treiben — einsam und verlassen, ohne eine Spur von dem zu finden, was man sich geträumt hat — einsam und verlassen, ohne daß Jemand Deiner bedarf, während Du alle Welt nöthig hast — einsam und verlassen,

ohne daß Jemand Dich liebt, Dich, dessen Herz von Liebe überschwillt! Und doch ist es ein schöner Augenblick, wenn man in diese Mauern eintritt, zwischen dem prächtigen Wagen eines Pairs von Frankreich und dem Tragekorb eines Lumpensammlers. — „Mein Freund", sagt man dann zu sich selbst, „Du mußt doch nun einmal zwischen diesen Klippen hindurch. Komme nur dem Lumpenkorb nicht zu nahe: Du könntest Dich beschmutzen: komm auch dem Wagen nicht zu nahe: Du könntest gerädert werden. Vor Allem aber bleib auf dem Wege nicht stehen, sonst wirst Du vielleicht besudelt und gerädert zugleich.

Ihr merkt wohl, daß der kleine Boïel von Paris eben so trunken ist, wie mancher Andere. Paris füllte sein Herz und stieg ihm zu Kopfe. „Oh!", rief er aus, als der große Tumult plötzlich zu seinem Ohre drang, — ein Tumult, der uns verrückt machen würde, wenn wir nicht daran gewöhnt wären — „Oh! hier werde ich Großes leisten!" Mit diesen Worten ging er rasch weiter und logirte sich in ein schlechtes Wirthshaus in der Straße Sankt-Denis ein. Ein solches Logis ist oft kein übler Anfang zu großen Dingen.

Wie schon bemerkt, zählte Boïel vierzehn Jahr und sein Beutel beherbergte achtzehn Franken. Er pochte viel auf diese Hülfsquellen, die für einen jungen Menschen in Paris so kärglich sind. Aber hatte er nicht auf der Landstraße, um Mitternacht, ein Haus auf einer Wiese gefunden? Und hatte der Herr jenes Hauses ihm nicht Obdach und ein Freiplätzchen bewilligt? Warum also auf die Vorsehung nicht vertrauen? Aber die Vorsehung des kleinen Adrian war diesmal ein altes Weib, seine Wirthin. Als diese Dame sah, daß der Knabe erst vierzehn Jahr alt sey und seinen letzten kleinen Thaler bei ihr verzehrt hatte, schob sie ihn unsanft zur Thür hinaus, nicht etwa wie Meister Broche, um ihm beizubringen, was eine Quinte sey, sondern um ihn darüber zu belehren, was man unter Elend, Hunger und Verlassenheit versteht. — Eine traurige Lection, die geniale Menschen oft haben annehmen müssen, und die sie, bei Gott! standhaft und glücklich ertragen haben, vorausgesetzt, daß die Lection zur rechten Zeit gekommen ist; denn es kommt ein Alter, in dem Lectionen solcher Art nichts mehr nützen — man stirbt daran!

Aus seinem Hotel gejagt, hatte der Knabe keinen anderen Gedanken mehr, als sich in den Fluß zu stürzen. Er ging leichten Herzens dahin, ohne Thränen, und ohne Umwege, als folgte er der Stimme der Pflicht, oder wenigstens der Nothwendigkeit; er ging wie zu den Lectionen seines Lehrers, und suchte sich eben am Ufer der Seine (beide kannten einander) eine gute Stelle aus, wo er hineinspringen konnte, als er plötzlich hörte, wie ihn Jemand beim Namen rief. Er dreht sich um. Er sieht den Bedienten seines Vaters, den braven Delver, welcher dem Knaben zu Pferde nachgeeilt war. Er sieht ihn am Rande des Wassers und meint, sein junger Herr gehe spazieren: er steigt vom Pferde, läuft herbei, umarmt den Knaben und giebt ihm das Geld, das sein Vater ihm schickte; noch mehr, er überreicht ihm einen Brief von Herrn Mollien, dem heutigen Grafen Mollien, Pair von Frankreich. In diesem Briefe empfahl Herr Mollien mit jenem Edelsinn und jener Herzensgüte, die seine ganze, lange und ehrenvolle Laufbahn bezeichneten, den kleinen Boïel seiner Gattin; er empfahl ihn, als wär er sein eigener Sohn. Madame Mollien empfing den schönen Knaben mit mütterlicher Zärtlichkeit, nahm ihn zu sich in ihr Haus und erwies ihm alle erdenkliche Güte. Der Jüngling sagte zu sich selbst, er habe den Stern des Schäfers auf Erden gefunden. (Schluß folgt.)

Armenien.

Geschichte der Armenischen Königsstadt Ani.

(Schluß.)

Der Haß der Griechen gegen die Armenier und ihr Uebermuth gegen die arme unterdrückte Nation sprach sich oft durch den bittersten Hohn aus. So nannte der Metropolit von Cäsarea, Namens Markos, sogar seinen Hund „Armenier", so wie er die Armenier „Hunde" nannte. Gagik hörte dies und ging mit einigen bandfesten Dienern, welche unter ihren Oberkleidern Waffen trugen, dahin. Er nahm seine Wohnung bei ihm, was ihm dieser, seines Standes wegen, ob er ihn gleich haßte, nicht versagen konnte. Als sie bei Tische waren, fing Gagik von dem Hunde an und äußerte den Wunsch, ihn zu sehen. Der Metropolit merkte, wo der König hinaus wolle, und suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken. Gagik aber bestand darauf, und so gab Markos seinen Dienern den Befehl, den Hund zu bringen. Da sie jedoch nicht wagten, ihn bei dem Namen zu rufen, so kam er nicht. Gagik stellte sich verwundert und fragte, ob denn der Hund keinen Namen habe? Jene suchten Ausflüchte zu machen; aber Gagik drang immer hartnäckiger in sie, bis sie endlich den Namen aussprachen, worauf der Hund sogleich in das Zimmer kam. Der König fragte nun den Metropolit um die Ursache dieses Namens, und dieser erwiederte trotzig: „weil er noch jung (eigentlich „ein Kind") ist." Gagik sagte hierauf: „So wollen wir denn sehen, wer ein Kind sey, Armenier oder Grieche"; und gab seinen Dienern Befehl, den Hund in einen Sack, welchen sie schon in Bereitschaft hatten, zu stecken. Markos glaubte, daß sie ihm seinen Hund rauben wollten, und schalt auf sie; seine Diener aber reizten den Hund. Gagik befahl nun den Seinigen, zu thun, was er mit ihnen besprochen. Sie fesselten sogleich die Diener des Markos, ihn selbst aber steckten sie in den Sack, worin der Hund war, und banden denselben darauf zu. Nun aber schlugen sie, ohne den Metropolit zu treffen, unbarmherzig auf seinen Hund, so daß dieser in Wuth gerieth und seinen Herrn endlich erwürgte. Als dies geschehen war, plünderten sie das Haus rein aus und eilten davon.

Die Kunde von diesem Unternehmen Gagik's verbreitete sich schnell unter den Griechen, welche, nun zur größten Wuth gereizt, dem Gagik an allen Orten nachstellten, ihn zu tödten. Trotz seiner großen Vorsicht gelang es ihnen auch endlich. Er kam eines Tages, nur von drei Männern begleitet, in die Nähe der Festung Kaziera, welche den Brüdern, Söhnen eines gewissen Mantale, gehörte. Diese hatten, sobald sie es erfahren, 30 Mann im Hinterhalte aufgestellt, gingen dem Könige mit Ehrerbietung entgegen, und wußten ihn bis zu dem Hinterhalte zu bringen, wo er gefangen genommen, und dann in die Festung gebracht ward. Dort tödteten sie ihn unter schrecklichen Martern, obgleich Armenische Große sie belagerten und bekriegten, hingen dann seinen Leichnam an der Mauer auf, und begruben ihn außerhalb der Festung. Ein Armenier aus Ani holte ihn von da heimlich, und beerdigte ihn in Pisa. Dies geschah im Jahre 1079 n. Chr.

Aber 15 Jahre früher hatte seine ehemalige Residenzstadt Ani abermals ein großes Unglück erfahren. Denn i. J. 1064 n. Chr. fiel der Beherrscher Persiens, Alp Arslan, mit einem großen Heere in die Provinz Ararat ein, und färbte das Land mit dem Blute seiner Bewohner. Er kam auch nach Schirak, und belagerte Ani. Gouverneur der Stadt war ein Armenier, der Dur Bagrat, und ihm zunächst stand der Georgier Grigor. Alp Arslan sah schon nach einigen Tagen, daß auf die bisherige Weise die Einnahme unmöglich sey. Er schickte daher Mehrere vor, die Lage der Stadt genau zu untersuchen, und zu sehen, wie die Eroberung zu bewerkstelligen. Als er nun erfahren, auf welcher Seite Ani zugänglich sey, so richtete er sein ganzes Augenmerk dahin, und ließ daselbst eine gewaltige Wurfmaschine aufrichten, welche große Steinmassen gegen die Mauer schleuderte. Die Bewohner geriethen in Furcht, aber Bagrat kämpfte mit unerschütterlichem Muthe dagegen. Den nächstfolgenden Morgen agirten die Perser schon vor Aufgang der Sonne mit dieser Maschine gegen dieselbe Seite hin, und ein Theil der Mauer stürzte zusammen. Schon glaubten die Perser hier eindringen zu können, allein der Riß in der Mauer war zu klein, und leicht wurden sie von den Bewohnern niedergehauen. Alp Arslan sah nun wohl ein, daß es ihm nicht möglich seyn würde, die Stadt zu erobern, und brach das Lager ab. Desgleichen waren aber auch die feigen Großen der Stadt durch die letzten Erfahrungen muthlos gemacht worden, und glaubten, die Perser würden mit erneuerten Kräften zurückkehren. Sie zogen sich deshalb in die innere Stadt zurück, und verschanzten sich da mit ihren Truppen. Die Stadtbewohner sahen sich nun verlassen; ihr Hülfgeschrei blieb unbeachtet, und in der Meinung, daß jetzt gerade wegen der Entfernung der Perser die beste Zeit zur Flucht sey, verließen an 50,000 Menschen nach der entgegengesetzten Seite hin die Stadt, worauf sie sich nach verschiedenen Gegenden zerstreuten. Die Nachzügler des Persischen Heeres vernahmen das Geschrei der Anienser, und bemerkten ihre Verwirrung und Flucht. Einer von ihnen wagte sich sogar in die Stadt, und erzählte, was und wie er es gefunden, den Uebrigen, diese dem Alp Arslan, welcher es anfangs bezweifelte, aber dann mit seinem Heere zurückeilte, und ohne Mühe gleich einem Wasserstrome in Ani eindrang. Die Persischen Truppen fingen nun an, mit furchtbarer Wuth die Bewohner, von denen sie so viel gelitten, niederzuhauen. Die Straßen der Stadt schwammen im Blute, und das Wasser des Achurian ward roth gefärbt. Sie erbrachen die Thore der Paläste, raubten alle Schätze, schleppten Mädchen und Kinder gefangen mit sich fort, und hieben alle Andere schonungslos nieder. Die Reichen marterten sie auf die grausamste Weise, und hieben ihnen die Glieder stückweise ab, damit sie ihre verborgenen Schätze zeigen sollten. Ferner drangen sie in die Kirchen, verunreinigten die Altäre, verbrannten einige Priester, und marterten Andere grausam, um von ihnen die versteckten Kirchenschätze zu erfahren; Einige wurden auch erdrosselt, und noch Andere lebendig geschunden. Ein Perser stieg auf das Dach der Kathedrale und warf das kostbare silberne Kreuz herunter. Dann stieg er in die Kuppel, und stürzte den großen krystallenen Leuchter, welchen Sembat dahin hatte bringen lassen, hinab, worüber selbst Alp Arslan sich betrübte. — Auch der Himmel schien über diese Gräuelthaten an Menschen und Kirchen zu trauern; ein furchtbares Gewitter erhob sich mit gewaltigen Regengüssen, welche die ganze Stadt unter Wasser setzten, und die Leichname in den Fluß mit fortführten. Dies verursachte eine aber nur kurze Pause; denn nach wenigen Tagen, als die Fluthen sich verlaufen hatten, begannen die Perser ihre Plünderungen und Verwüstungen von Neuem. Hierauf rückten sie gegen die innere Stadt vor, deren Wachposten auf heimlichen Wegen geflohen waren. So bemächtigten sie sich auch dieses Theils mit Leichtigkeit, fesselten die Anführer, und raubten die Schätze. Alp Arslan ließ sodann die Gefangenen nach Persien transportiren, und nur Wenige zum Wiederaufbau der Stadt zurück. Er verpflanzte auch Einwohner anderer zerstörter Städte dahin, und setzte einen Perser zum Statthalter ein, welchem er eine Anzahl Truppen beigab.

Bald zwar war Ani von neuem mit Bewohnern angefüllt, doch erreichte es seine vorige Größe und Glanz nie wieder, zumal, da es von Zeit zu Zeit immer wieder von neuem Unglück heimgesucht wurde, so daß die Bewohner schaarenweise es wieder verließen und nach verschiedenen Gegenden und Ländern auswanderten. Damals schon fingen die Anienser an, nach Lebastan (Polen) auszuwandern.

Im Jahre 1072 n. Chr. kaufte ein fremder Fürst, der Emir Fatlun, die Stadt dem Alp Arslan für eine bedeutende Geldsumme wieder ab, und setzte seinen noch ganz jungen Enkel, Namens Manutsche, zum Gouverneur ein. Dieser stellte die Mauern der Stadt, und was im Innern zerstört war, wieder her, und fing an, die Armenischen Großen, welche hier und da zerstreut lebten, dahin zu versammeln, wodurch sich Ani bald wieder hob.

Kurz darauf ward Alp Arslan ermordet, und sein Sohn, ein friedliebender, menschenfreundlicher Regent, Melik Schah, bestieg den Thron. Damals faßte Gagik, welcher noch lebte und Kunde von dessen Humanität erhielt, den Entschluß, nach Persien zu fliehen, und bat deshalb einige Armenische Große um ihren Beistand. Diese aber gingen nicht darauf ein, sondern riethen ihm vielmehr davon ab, meinend, daß dadurch das Loos der Armenier nur verschlimmert werden könnte. So mußte der König, verlassen von den Seinigen, welche nur ihre eigene Sicher-

eit bedachten, jenen Entschluß aufgeben und bis zu seinem Tode auf griechischem Gebiete verharren. Auch seine beiden Söhne starben bald, nd mit ihnen die letzten Sprößlinge dieses Hauses. Aber im ersten Jahre nach des Königs Tode, im J. 1080 n. Chr., erhob sich ein Verwandter Gagik's, Namens Ruben, in Cilicien zum Herrscher. Dort wurde auch im J. 1081 n. Chr. Grigor mit dem Beinamen „Mkajaer" (d. h. Zeugen- oder Märtyrer-Freund), Sohn des großen Fürsten Grigor Magistros" zum Katholikos erwählt. Aber die Bewohner des eigentlichen Armeniens luden ihn ein, seinen Sitz in Ani aufzuschlagen, der seinen Schwestersohn, den Bischof „Barsegh" (d. h. Basilius), in Ani zum Katholikos zu ernennen. Das Letztere bewilligte Grigor; und Barsegh ward in dem folgenden Jahre auf einer Synode in Ani durch en Katholikos der Albanier „Stephanos" gesalbt und eingeweiht.

Im Jahre 1086 n. Chr. hatte sich die Macht des Melik Schah über ganz Armenien, und bis an das Mittelländische Meer ausgebreitet. Manutsche mußte ihm Ani übergeben, ward jedoch wieder als Statthalter eingesetzt. Auch Barsegh erlangte von Melik Schah einige Vergünstigungen, namentlich einen Ferman, durch welchen den Persern verboten ward, sich Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten gegen die Christen zu erlauben, und die Auszeichnung, daß ihm das Kreuz immer vorgetragen werden sollte.

Im Jahre 1094 n. Chr. kamen an 7000 Scythische Tataren und belagerten Ani; aber Grigor, der Bruder des Katholikos, schlug und vertrieb sie und tödtete selbst ihren Anführer.

Im Jahre 1104 n. Chr., als Fränkische Kreuzfahrer in Jerusalem und Edessa herrschten, begab sich Barsegh in letztere Stadt, und schlug dort seinen Sitz auf. Der Dux der Stadt gab ihm viele Besitzungen, und sorgte sehr für die Armenier. Aber der Katholikos ging von Zeit zu Zeit immer wieder nach Ani, Sorge zu tragen für seine Heerde.

Nach des Manutsche Tode trat dessen Sohn, der Emir „Abulsoar", ein schwacher, unmännlicher Regent, an seine Stelle. Die Tataren wurden dadurch immer mächtiger und unterjochten nach und nach die ganze Provinz Schirak. Der Emir, statt sich zu ermannen und mit ihnen zu schlagen, gedachte vielmehr, Ani an einen fremden Fürsten zu verkaufen. Die Armenier geriethen darüber in große Bestürzung. Sie benachrichtigten den König von Georgien, David, davon, welcher sogleich mit einem Heere nach Ani eilte und, da die Stadt-Bewohner ihm selbst die Thore öffneten, auch ohne Schwertstreich eindrang. Dies geschah im J. 1124 n. Chr. David mißbrauchte durchaus seine Gewalt nicht. Er reinigte Stadt und Kirchen von den heidnischen Gräueln, teilte die Kathedrale, welche zur Moschee gemacht worden, wieder her, setzte das heilige Kreuz auf ihre Kuppel, und ließ sie durch Armenische Bischöfe wieder einweihen. Dann übergab er die Stadt dem Georgischen Fürsten „Abulbeth" und dessen Sohne Ivané und kehrte, den Abulsowar mit sich nehmend, nach Tiflis zurück. Er starb noch in demselben Jahre, und sein Sohn Demetr, welcher von Mutterseite Armenier war, folgte ihm.

Damals kehrten viele Armenier, die aus Ani geflohen waren, auf die Nachricht, daß ein christlicher Herrscher dort sey, in ihren alten Wohnsitz wieder zurück.

Ein Sohn des Abulsowar, Namens „Fatlun", war schon lange vor der Einnahme von Ani durch die Georgier nach Cheratan gegangen, und miethete nun, da er dies hörte, Persische Truppen. Er belagerte mit diesen Ani. Ivané vertheidigte sich mit Tapferkeit. Aber, da die Belagerung ein ganzes Jahr dauerte, so trat endlich Hungersnoth ein, und viele der Einwohner flohen aus der Stadt, wurden aber von den Persern jämmerlich niedergehauen, so daß nach dem Berichte eines Augenzeugen, des Samuel von Ani, das ganze Land umher mit Blut und Gebeinen bedeckt war. Die Perser erneuerten ihre Angriffe mit immer größerer Wuth und Heftigkeit, und versuchten sogar, über die Mauern zu steigen. Dort aber stand eine heldenmüthige Frau, Namens „Aiziamn" (d. h. Ziege, Gazelle), welche von oben durch herabgerollte Steine die hinauf kletternden Feinde immer wieder hinunterstürzte. Zwar schossen die Feinde mit Pfeilen auf sie, und verwundeten sie oft; immer aber zog sie die Pfeile aus ihrem Körper, und schleuderte sie gegen die Perser zurück.

Als endlich beide Theile durch die Länge der Belagerung ermüdeten, schickte Fatlun einen Gesandten zu dem Gouverneur, und schlug ihm vor, die Stadt friedlich zu übergeben, indem er zugleich die Versicherung gab, daß er sich aller Grausamkeit enthalten, und in Ruhe und Frieden sie als sein väterliches Erbe beherrschen wolle. Die Bewohner bedungen sich Zeit aus, bis sie den König David davon benachrichtigt, und seine Antwort erhalten hätten. Dieser, bedenkend, daß er doch für die Länge der Zeit die Stadt vor den immer wieder andringenden Feinden nicht würde halten können, schloß mit Fatlun einen Vertrag, und überlieferte ihm dieselbe. So zog Fatlun im J. 1126 n. Chr. friedlich in Ani ein, ohne die Stadt auf irgend eine Weise zu bedrücken; vielmehr bestrebte er sich, sie in Ruhe zu erhalten, und unterwarf sich die umliegenden Oerter und Stämme. Nach einiger Zeit aber, als er die Pracht der Kirche, die reichen Gewänder und kostbaren Gerätschaften sah, wurde er neidisch, und suchte Gelegenheit, sie zu rauben. Diese glaubte er auch gefunden zu haben, als ihm der Schließer der Parochial-Kirche, der Priester Grigor, von Dwin aus, wo er das „Gelobt sey Christus, Gott, der Sohn Gottes" laut gerufen hatte, gefangen überliefert wurde. Er drohte ihm mit ewiger Gefangenschaft, wenn er ihm nicht anzeigte, wo die Kirchenschätze seyen, und sie ihm nicht auslieferte. Dieser aber verweigerte es standhaft; und in derselben Nacht erschienen dem Fatlun im Traume feurige Menschen, welche ihn verwunden wollten. Hierdurch wurde sein Gemüth so erschüttert, daß er in eine schwere Krankheit verfiel; und, da er dies als eine Strafe von Gott ansah, so ließ er eiligst den Grigor aus dem Gefängniß holen, und bat ihn, zu Gott für seine Seele zu beten.

Im J. 1131 n. Chr. ward Ani abermals durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht, welches die große, prachtvolle Kirche des Erlösers gänzlich zerstörte. Ein Jahr später starb Fatlun, welchem erst sein Bruder Mahmud, und dann dessen Sohn Fatlun folgte. In Georgien war nach des Demetr Tode sein Sohn Gorgi gefolgt, welcher, kriegerisch gesinnt, wie er war, nach Armenien vordrang, Schirak besetzte und selbst Ani eroberte. Als dies der mächtige Emir Miran, welcher den Titel eines Schah Armen (Armenischen Königs) führte, erfuhr, so eilte er 30 Tage darauf gegen Ani, und belagerte es mit 80,000 Mann. Allein Gorgi kam den Anienern schleunigst zu Hülfe, entsetzte die Stadt, und rieb fast das ganze feindliche Heer auf. Er setzte zum Statthalter den Fürsten „Sabun" ein, und kehrte zurück. Dieser wollte die zerstörten Mauern wieder herstellen; Gorgi aber, fürchtend, daß er sich dann von ihm losreißen würde, setzte einen Armenischen Fürsten, Namens Sargis, an seine Stelle. Sabun, darüber erbittert, ging zu dem Persischen Feldherrn Jelikuz; aber Gorgi lockte ihn durch Versprechungen wieder zurück, und ließ ihn dann tödten. Jelikuz hatte nun einen tödtlichen Haß auf die Georgier geworfen; er reizte den Persischen König zum Kriege gegen sie, und belagerte 39 Tage lang Ani, worauf er, mit Schimpf und Schande bedeckt, sich wieder zurückziehen mußte. Dies vermehrte die Wuth der Perser, welche sich nun dadurch rächten, daß sie 4 Jahre lang die Gränzen Georgiens fortwährend beunruhigten, und daselbst raubten und plünderten. Gorgi, als er sich dessen gar nicht mehr erwehren konnte, schloß endlich mit den Persern Frieden, und übergab ihnen freiwillig Ani, welches so gleichsam zum Spielball der Gränz-Völker gemacht wurde.

Im J. 1174 n. Chr., als Gorgi seine Macht wieder verstärkt und vergrößert hatte, eroberte er Ani wieder, und setzte seinen Oberfeldherrn Ivané, aus dem Stamme der Urpelier, zum Gouverneur ein; den Emir Schah aber, den bisherigen Statthalter von Persischer Seite, exilirte er nach Georgien. Doch kaum hatte dies Jelikuz erfahren, als er auch mit seinem Heere wieder aufbrach, und Ani so hart bedrängte, daß Ivané beschloß, sie zu übergeben. Die Armenier aber, welche davor schauderten, kämpften mit Verzweiflung gegen die Perser, und Jelikuz sah sich genöthigt, abermals die Belagerung aufzugeben.

Von dieser Zeit an blieb Ani ohne bedeutende Unfälle in den Händen der Georgier bis zum J. 1239 n. Ch. In diesem Jahre fiel eine zahllose Menge Tataren unter Anführung des Tscharmaghan in Armenien ein, zerstörte viele Ortschaften und kam vor Ani. Doch noch ehe sie Ani erreichten, ließ Tscharmaghan die Bewohner durch Gesandte zur Uebergabe auffordern. Die Anienser erwiederten, daß sie dies ohne Befehl ihres Herrn Zakharé nicht thun könnten, und tödteten unüberlegter Weise die Gesandten auf dem Wege. Tscharmaghan, wüthend über diese schnöde Verletzung des Völkerrechts, belagerte sogleich mit aller Macht die Stadt, in welcher endlich große Hungersnoth ausbrach. Viele Große gingen freiwillig aus der Stadt und überlieferten sich den Tataren. Tscharmaghan, die Städter zu täuschen, ließ sie ehrenvoll empfangen und mit Speise und Trank versorgen. Dies veranlaßte immer Mehrere, die Stadt zu verlassen, welche nun, wie zur Versorgung, unter die Truppen vertheilt, aber dann schonungslos niedergemetzelt wurden; nur Weiber, Kinder und Handwerker (oder Künstler) blieben als Gefangene am Leben. Dann drangen sie in die Stadt ein, raubten und plünderten in Häusern und Kirchen Alles, was sie fanden, und zerstörten Ani so völlig, daß es nicht mehr zu erkennen war. Alle Großen wurden getödtet; nur gemeines Volk ließen sie in den Trümmern zurück. So hausten sie überall; und als endlich nach ihrem Abzuge die in Höhlen und unzugänglichen Oertern versteckten Armenier wieder hervorkamen, sahen sie im ganzen Lande nichts, als die Spuren der schrecklichsten Verwüstung, nichts als Trümmer und Schutthaufen. Vor Allem aber war Ani grausam verwüstet; keine Wohnung, kein Bewohner war mehr da, die Kirchen eingerissen, Häuser und Paläste beraubt, und die ganze Stadt in einem jammervollen Zustande. Alle Hoffnung, sie wieder aufzubauen, war verschwunden. Und alles dies nur Folge — der Uneinigkeit. Vor Allem verwünschten sie die Griechen, die sie so schändlich hintergangen, das Land geraubt und dann wieder verlassen hatten.

Der Geschichtschreiber Kirakos (Cyriacus) beklagt diesen Zustand als Augenzeuge mit folgenden Worten: „In Trauer gehüllt war die Kirche, und des Glanzes ihrer Schönheit beraubt; wie mit Finsterniß umgeben das Land, und die Menschen hatten lieber die Nacht als den Tag; verwaist blieb die Erde von ihren Bewohnern, und die Söhne Fremder wanderten auf ihr umher; geraubt ward alles Eigenthum, und unersättlich war ihre Habgier; durchstört und durchsucht wurden alle Häuser und Gewächer; unaufhörlich rannten sie bald hier-, bald dorthin, gleich den Reben, und sie zerfleischten und zerrissen gleich den Wölfen; ihre Pferde ermüdeten nicht in ihrem Lauf, und sie selbst wurden nicht müde, Beute zu sammeln. Und so brachten sie Bitterkeit (Trübsal) vielen Völkern und Zungen; denn der Kelch des Zornes des Herrn war ausgegossen über das Land zur Rache für unsere bösen Thaten; denn wir haben gesündigt vor ihm, und seinen gerechten Zorn erregt; und darum war unser Land so leicht zu erobern."

Jene wilden Bergvölker, welche Armenien einmal gesehen und geplündert hatten, wiederholten nun immer wieder ihre räuberischen Einfälle, bis sie die ganze Nation in das äußerste Elend stürzten. Da war Keiner mehr, der sich ihnen entgegenstellte, Keiner, der das Land, das Volk bewachte. Nur Wenige waren so glücklich, durch die Flucht sich zu retten; und diese wandten sich theils nach Trapezunt; theils nach Taurien, und in die Gegend von Astrachan.

Der Verfasser giebt hier noch folgendes Beispiel von der Grausamkeit der Tataren: Tscharmaghan erkrankte einstmals, und rief einen jüdischen Arzt zu Rathe. Dieser sagte ihm, daß er nur genesen könnte, wenn er blondgelockten Kindern lebendig die Leiber aufschneiden lassen, und seine Füße hineinhalten würde. 30 zarte Kinder wurden so grausam ihren Müttern entrissen und gemordet. Tscharmaghan genas aber dessenungeachtet nicht. Er sah, daß es nichts half, und daß es Betrug

von dem Arzte war, ließ nun ihm den Leib aufschneiden, und dann den Hunden zur Speise vorwerfen.

Endlich traf die Provinz Ararat im J. 1319 n. Chr. noch einmal ein furchtbares Erdbeben, wodurch viele Städte und Dörfer ganz zerstört wurden. Auch dieses traf die unglückliche Stadt Ani, welche nun gänzlich in Trümmer zusammenstürzte, aus denen sie nie wieder erstand.

So ist bis auf den heutigen Tag Ani seit dieser Zeit ein Steinhaufen geblieben; aber noch zeugen die Ruinen der prachtvollen Gebäude, Kirchen und Paläste von dem ehemaligen Glanze und der Größe dieser Königsstadt. Ein großer Theil der Mauer steht noch unversehrt mit großen Felsblöcken, Basteien und hohen Thürmen. In der Mitte der Stadt aber sind Steine und Säulen großer Gebäude wie Berge aufgeschichtet, von denen man zuweilen Einzelnes nach den benachbarten Oertern abführt, um Gebäude davon aufzurichten.

Dr. Petermann.

Portugal.

Roteiro em que se contem a viagem que fizeram os Portuguezes etc. (Seefahrt der Portugiesen im Jahre 1541, von Goa bis zur äußersten Spitze des Rothen Meeres, von João de Castro.) Zum ersten Mal nach der Original-Handschrift herausgegeben von Prof. A. Nunes de Carvalho. 1 Bd. 8. Paris, 1833.

Das 15te und 16te Jahrhundert waren, wie man weiß, die Glanz-Perioden der Portugiesischen Nation, und man darf wohl über die Menge ausgezeichneter Menschen staunen, welche Portugal damals hervorbrachte. Große Feldherren, große Seemänner, große Dichter erhoben sich zu gleicher Zeit. In unseren Tagen, wo die Ebbe-Zeit der Portugiesen schon langst eingetreten ist, erinnern sie sich noch gern der Heldenthaten ihrer Väter und suchen ihre Geisteswerke der Vergessenheit zu entziehen. Von diesem ruhmwürdigen Bestreben giebt auch das vorliegende Werk einen schönen Beweis.

João de Castro, der Verfasser dieses Reiseberichts, wurde 1500 zu Lissabon geboren. Er war ein jüngerer Sohn aus einer der vornehmsten Familien Portugals. Von frühester Jugend an zeigte er Hang zu kühnen Abenteuern. Im 18ten Jahre verließ er heimlich das väterliche Haus, und schloß sich den Truppen an, welche Tanger besetzten. Wegen seiner Tapferkeit und seiner Talente wurde er auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen. Nach 9jährigem Aufenthalt in Tanger kehrte er nach Portugal zurück, lebte eine Zeitlang in Cintra seinen Studien und reiste dann nach Indien, wo er Dom Estevão de Gama (Statthalter von Indien und zweiten Sohn des Vasco de Gama) auf seiner Expedition nach dem Rothen Meere begleitete. De Castro erhielt den Auftrag, die Küsten dieses Meeres aufzunehmen und Karten davon zu entwerfen. Er schrieb einen Bericht über diese Reise und widmete ihn seinem Studien-Kameraden Dom Luis, dem Bruder des Königs. Von diesem ausführlichen Portugiesisch geschriebenen Berichte ließ er später einen Auszug in Lateinischer Sprache, betitelt: „Itinerarium Maris Rubri", im Druck erscheinen; aber das Portugiesische Original blieb ungedruckt.

Man versichert, daß de Castro den ersten Orangen-Baum aus Indien nach Europa gebracht hat. Er wollte nur seinem Vaterlande nützlich seyn, und begehrte niemals eine Königliche Gunst. Der König ernannte ihn unaufgefordert zum Statthalter der östlichen Kolonieen Portugals. Den 17. März 1545 ging er wiederum nach Indien unter Segel, und zeichnete sich in seinem neuen Berufe durch große Einsicht und einen edlen Charakter vortheilhaft aus. Die Kolonie war zur Zeit seiner Ankunft in einem traurigen Zustande; Castro stellte die Mannszucht unter den Truppen wieder her, und gewann mehrere bedeutende Schlachten. Eine schwere Krankheit raffte ihn schon im 48sten Jahre hin. Kurz vor seinem Tode hatte er um Zurückberufung aus jenem Klima, das seine Gesundheit untergrub, angehalten; seine irdischen Ueberreste wurden von Goa nach Portugal transportirt, und in dem Dominikaner-Kloster Bomtica bei Lissabon beigesetzt, wo sein Enkel ihm eine Grabschrift gesetzt hat. Die Zeitgenossen Juan de Castro's sprechen oft mit Bewunderung von seinen Talenten und Tugenden; man schrieb, nach der Sitte des Zeitalters, Parallelen, worin er bald mit Mark Aurel, bald richtiger mit Xenophon verglichen ward. Mit seinem praktischen Berufe vereinigte er großen Geschmack an Studien. Er hatte besonders die Mathematik eifrig getrieben und besaß große nautische Kenntnisse.

Die Manuskripte des vorliegenden Itinerariums sind sehr selten auf Bibliotheken, selbst in Portugal. Prof. Carvalho hat auf dem Britischen Museum zu London eines gefunden und mit eigener Hand kopirt, um es publiziren zu lassen. Er hat auch eine Biographie des Dom Estevão de Gama und zwei schöne lithographirte Bildnisse beigefügt, welche Gama und Castro vorstellen. Außerdem findet man in vorliegendem Buche ein Facsimile eines von Castro gezeichneten Planes der Stadt Tör und ihrer Umgebungen. Als Anhang ist auch das oben erwähnte, äußerst selten gewordene Itinerarium Maris Rubri wieder abgedruckt. Dieser Auszug des Portugiesischen Reiseberichtes enthält nicht die Details der nautischen Beobachtungen, welche in dem Original-Werke stehen.

Seitdem verschiedene neuere Reisende das Rothe Meer durchsegelt haben, ist die Lektüre des Castro'schen Reiseberichtes allerdings nicht mehr so anziehend; doch können ihn Geographen von Fach immer noch mit Nutzen studiren, und Herr Carvalho hat also durch die Herausgabe des ehrwürdigen Dokumentes um die Geographie sich verdient gemacht.

Mannigfaltiges.

— Chinesische Handels-Politik. Ein Muster dieser Handels-Politik liefert eine Verordnung der Chinesischen Regierung hinsichtlich des Handels mit Rußland in Kiachta. Sie besteht aus 16 Punkten und bezweckt die Sicherstellung der Chinesischen Handels-Bilanz. Die beiden ersten Punkte enthalten Klugheits-Regeln, die dem kaufmännischen Publikum nicht unbekannt sind; die folgenden bis 7 einschließlich dürften, besonders als Inhalt einer von der Regierung ausgehenden Verordnung, charakteristischer seyn. Es heißt nämlich darin: „Um die Russen zur Einfuhr eines überflüssigen Vorraths von Waaren aufzumuntern, die wir nothwendig brauchen, und besonders wenn dieses Bedürfniß bemerkbar wird, soll man es ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit nicht nur mittheilen, daß man dergleichen Waaren bedarf, sondern sogar Lust zeigen, höhere Preise als früher zu bezahlen. Da ein solcher höherer, für künftigen Gewinn bezahlter Preis, dem einzelnen Kaufmann Verlust zu Wege bringen kann, so soll demselben dieser Verlust aus einer dazu besonders bestimmten gemeinschaftlichen Kasse der gesammten Kaufmannschaft vergütet werden. Erhöhen die Russen in Folge dessen ihre Preise und führen mehr ein, als das Bedürfniß erheischt, so sind die Chinesen verpflichtet, den Tauschhandel, in Bezug auf die in Rede stehenden Waaren, unter dem Vorgeben, als wären sie entweder außer Gebrauch gekommen, oder im Ueberfluß von anderen Ausländern eingeführt worden, gänzlich einzustellen. Solcher Gestalt wird die dem Lande nöthige Russische Waare außer Nachfrage gebracht, was natürlich eine Erniedrigung der Preise zum Vortheil China's zur Folge haben muß. Man soll mit den Russen höflich umgehen, auch darf man sie zu sich zu Gaste bitten, dafür aber ist man verpflichtet, alle Mühe anzuwenden, um von ihnen nicht nur kaufmännische, sondern auch Nachrichten über die Russische Regierung einzuziehen. Wer sich darin auszeichnet, wird von der Obrigkeit für einen tüchtigen Handelsmann angesehen, und als solcher belohnt. Von eigenen sowohl als den Staats-Angelegenheiten, besonders aber auch von dieser Verordnung, darf man den Russen durchaus nichts merken lassen. Um jedoch deren Neugier zu befriedigen und sie ihrerseits zu offener Sprache zu bewegen, möge man sie in freundschaftlichem Zwiegespräch z. B. darauf aufmerksam machen, daß die Seide, der Thee, auch wohl die Baumwolle nicht gerathen sey, u. dergl. mehr, jedoch immer mit großer Behutsamkeit, und den obwaltenden Umständen gemäß. Ueber dergleichen Vertraulichkeiten hat sich übrigens die Obrigkeit vorher mit den Kaufleuten zu berathen, damit völlige Uebereinstimmung herrsche." — Die übrigen Punkte stellen die Strafen für solche Chinesen fest, die etwas verheimlichen, was sie von Russen erfuhren, sich sonst gegen die Befehle der Obrigkeit vergehen, oder die Handels- oder Staats-Angelegenheiten China's den Russen verrathen u. s. w. Demjenigen, der eine Staats-Angelegenheit verräth, wird der Kopf abgeschlagen. Die anderen Strafen bestehen aus Gefängnißstrafe auf 3 und 6 Tage, 50 Stockschlägen, temporairem Verlust des Handelsrechts und Verweisung aus Kiachta.

— Seemännische Geistesgegenwart. An demselben Morgen, wo, nach dem Frieden von Amiens, die Meuterei am Bord der T— in Beerhaven ausbrach, versammelte sich auch die Schiffs-Mannschaft der „Vengeance" von 74 Kanonen, welche während einiger Tage im geheimen Verkehr mit der Mannschaft des anderen Schiffes gestanden hatte, vor dem Verlauf der zum Frühstück verstatteten Zeit, auf dem Verdeck. Der Lieutenant und zwei See-Kadetten waren die einzigen anwesenden Offiziere; alle übrigen befanden sich unten beim Frühstück; aber als der Capitain, der in seiner Kajüte mit Lesen beschäftigt war, bemerkte, daß die Mannschaft sich auf dem Hinterdeck zusammenrottirte, erhob er sich ruhig von seinem Sitz und kam, sein Buch in der Hand und mit unbedecktem Haupt, auf's Verdeck und fragte ganz gleichgültig, was sie denn vorhätten? — „Ei Herr", sagte einer der Leute, der den Sprecher machte", „wir hören, das Schiff sey anders wohin beordert. — Westindien sagen sie — und die Schiffsmannschaft wünscht zu wissen, ob es wahr sey, oder nicht; denn Sie sehen, Herr, in Friedenszeiten, glauben sie, hänge das nicht so von Anderen ab, sie aus dem Lande zu schicken, oder nicht." — „„Bei Gott"", erwiederte der Capitain, „„das ist die erste Kunde, die ich von der Sache erhalte, — Alles, was ich davon weiß, ist dies, daß ich, mag es nun nach Ost- oder Westindien seyn, gehe, wohin ich beordert bin, und wohin ich gehe, dahin geht ihr auch! — Kommt, kommt — alle hinunter, Burschen, Euer Kakao wird kalt!"" fügte der unerschrockene Capitain in scherzhafter Laune hinzu, indem er in seine Kajüte zurückkehrte, ohne sich auch nur umzusehen, ob die Schiffsmannschaft sich zerstreue und seinen Rath befolge. Verblüfft von dem männlichen Benehmen ihres Capitains, zogen sich die Theerbrüder unter leisem Gemurre zurück. — Das Betragen des Capitain wurde von den Lords der Admiralität gebührender Maßen belohnt, obgleich das Schiff, das dann nach Westindien geschickt wurde, nicht, wie andere dieses Geschwaders, die Schande hatte, daß am Tage, wo der Spruch des Kriegsgerichts vollführt wurde, der Rädelsführer am Vorderrad hing. (Naval Sketches.)

— Sterblichkeit in Europa. Nach einer kürzlich angestellten Französischen Berechnung sterben in Europa, dessen Bevölkerung man auf 210 Millionen anschlägt, im Durchschnitt jährlich 5,256,010, so daß etwa von vierzig Einer stirbt. In den nördlichen Gegenden stellt sich das Verhältniß wie 1 zu 44, und in den südlichen wie 1 zu 36. Die geringste Sterblichkeit bemerkt man in den in der Nähe des nördlichen Polarkreises gelegenen Ländern, als Schweden, Norwegen und Island.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Freitag den 31. Oktober 1834.

Syrien.

Briefe über Palästina.

Gaza, April 1831.

Am 16. April, um 6 Uhr Abends, verließ ich die Ruinen von Ascalon. Nachdem ich das Dorf Machdad zur Linken gelassen, durchstrich ich den elenden Flecken Erdia, der sich an die Sandhügel lehnt, die an der mittäglichen Seite die Ebene von Ascalon begränzen. Hier war ich auf dem Wege von Gaza. Eine Stunde von Machdad liegt das Dorf Barbara, zur Linken, in geringer Entfernung vom Wege, das Dorf Der-Esner, und drei Viertelstunden weiter hin das Dorf Beth Anun, dessen Hütten aus Lehm erbaut sind. Ich mache hier vorsätzlich alle diese Orte namhaft, weil noch sehr wenig Reisende diese Tour gemacht haben. In dem Verhältnisse, in welchem man sich Gaza nähert, dehnen sich auch die Ebenen in einem weiteren Gesichtskreise aus; aber ihre Ansicht ist einförmig, wie die des Meeres, wie die des Himmels. Die wandernde Karawane, der reitende Beduine, das pflügende Kameel in der Ebene, die Heerden von Schafen und Ziegen im Vordergrunde, und die Sand- und Staub-Wirbel, vom Mittag- und Abendwind aufgeregt, sind es, welche diese regungelose Einsamkeit unterbrechen. Die ganze Ebene steht von ferne wie abgestorben aus, und nur um die Dörfer herum sind noch einige Bäume zu erblicken, sehr ähnlich den kleinen mit Holz bewachsenen Inseln im Meere.

Unweit des Dorfes Beth Anun, zwei Stunden von Gaza, sahen wir den Sohn des Mutselim (Gouverneurs) dieser Stadt vorbeipassiren, welcher, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, dem Pascha von Acre bei Gelegenheit des Beyramfestes drei sehr schöne schwarze Pferde zum Geschenk brachte. Von den drei Rennern hatte jedes einen Araber zum Begleiter, der es am Zaum führte und den Weg zu Fuße machte. Um Beth Anun herum sah ich Heerden schwarzer und weißer Schafe, deren Schönheit mich in Erstaunen setzte; wir haben in Europa keine dergleichen. Die Schäfer tragen alle eine Glocke; aber ich weiß nicht, ob zur Verscheuchung der wilden Thiere, oder zur Wiedervereinigung der zerstreuten Heerden. Ich habe den Arabischen Pflug in der Nähe betrachtet; er ist viel einfacher und leichter als der unsrige, der wohl nur so schwer gemacht wird, um den unfruchtbaren Erdboden leichter zu durchschneiden. Die Werkzeuge der Arabischen Landbauer, für einen fruchtbaren Boden bestimmt, können von einem jungen Esel, ohne große Anstrengung, gezogen werden.

Zu Beth Anun war es, wo uns die Nacht überraschte. Der Weg nach Gaza dreht sich von hier südwestlich. Hier auch fängt der Oliven-Wald an, der sich bis an die Stadt hinzieht. Dieser Oliven-Wald hat mir denjenigen in Erinnerung gebracht, den ich auf der Reise vom Piräus nach Athen gesehen hatte; nur schienen mir die Bäume dort weniger dick und minder dicht, als diese hier, zu seyn, so daß die Sonne leichter hindurchdringen und die Früchte besser reifen konnte.

Um 10 Uhr Abends sind wir in Gaza eingezogen. Die Stadt lag still und wie schlafend unter dem schwarzen Mantel der Nacht. Nicht ein einziger Schimmer erhellte die Finsterniß, außer einigen gläsernen Lampen, welche an der Seite eines Bethauses aufgehängt waren. Inmitten dieser dunkeln Stille verbreiteten die Palmbäume zu Gaza, von dem Hauche der Nacht leise bewegt, eine gewisse Harmonie in der Luft, welche die Arabische Einbildungskraft als den melancholischen Gesang betrachtet, der bestimmt ist, die Bewohner der Stadt in einen sanften Schlummer zu wiegen.

Die Straße, der ich von Jaffa nach Gaza gefolgt bin, war unseren Verfahren gar wohl bekannt. Wie viele Kreuzritter haben diese Wege betreten! Wie oft hat dieser Boden unter dem Stampfen ihrer Rosse gezittert! Welchen prachtvollen Anblick mußten in dem dritten Kreuzzuge die Französischen und Englischen Legionen in diesen Ebenen gewähren, die ich jetzt durchwandert bin! Der Schatten des großen Richard umschwebt alle Wege, die ich hier bereise, und es ist nicht ein Ort, den sein Fuß nicht betreten hätte. Dem Helden mit dem Löwenherzen waren die Gegenden von Ascalon und Gaza eben so bekannt, als die Landschaften von Canterbury und Northampton.

Ich habe drei Tage zugebracht, um Gaza zu untersuchen und zu studiren; und ich kann Ihnen nun einen deutlichen Begriff von dieser Stadt geben. Gaza (auf Arabisch Razzi genannt) war die Hauptstadt der alten Philister, die schönste Stadt des Stammes Simeon, vormals hoch berühmt durch ihre Reichthümer, Belagerungen und Siege. Zwischen Aegypten und Syrien gelegen, und als Eingangspforte zu beiden Reichen dienend, bewahrt sie auch heute noch eine Wichtigkeit, welche sie den immerwährenden Durchzügen der zahlreichen Karawanen zu verdanken hat. Das Alterthum hat hier weder Denkmäler, noch Ruinen hinterlassen. Das uralte Gaza ist von der Erde verschwunden, und hat einem großen Haufen steinerner Häuser, mit Palmbäumen besetzt, Platz gemacht, die noch jetzt von keiner Mauer umschlossen sind.

Ich habe vor Allem den hiesigen Gouverneur besucht; und zwar in Begleitung seines ersten Kiatibs, bei dem ich wohne, meines Dragomans Damian, meines Kawas Ibrahim und einiger der vornehmsten Griechen dieser Stadt. Massud Ilmadi hat mich an seiner Seite auf einem großen Divan niedersitzen lassen, und mich mit der gesuchtesten Feinheit eines Türken behandelt. Dieser Mutselim, von dem mir die Christen ein so häßliches Bild entworfen hatten, hat sich wohlwollend und liebevoll gegen mich benommen. Ich habe mehrere Mal Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß in einem Pascha, Mutselim und Agha immer zweierlei Menschen stecken: der Muselmann und der Staatsmann. Der Muselmann ist fast immer mild, artig und gut von Natur; der Staatsmann aber ist streng, hart und tyrannisch durch seinen Stand. Das Volk lernt gewöhnlich nur den Letztern kennen, und beurtheilt ihn auch danach. Vielleicht mag diese Beobachtung auch auf andere Länder, als auf den Orient, anwendbar seyn.

Ein unvermeidlicher Unterhaltungsstoff in diesen Gegenden, auf den auch der Mutselim bald kam, ist Bonaparte. Noch nie hat ein Name aus dem Abendlande einen so lauten Widerhall erregt, als der des Bonaparte in der Mitte der Asiatischen Nationen. Massud Ilmadi zählt sogar den Tag zu den rühmlichsten seines Lebens, an welchem er Bonaparte durch Gaza reiten sah.

„Ihr möchtet ihn gewiß noch sehr gern zu Eurem Sultan haben", sagte der Mutselim zu mir; „Frankreich muß ihn lieben, denn er hat es zu dem höchsten Range unter den Nationen erhoben." — „Ja Excellenz," erwiederte ich, „wir erinnern uns seiner sehr oft. Was hat man in unserm Lande nicht Alles gethan, uns ihn vergessen zu machen? Doch haben wir in Paris eine Säule; einen unzerstörbaren Altar, an dessen Fuß man, diesen Gott anzubeten, erscheint." Der Mutselim, nachdem er die Worte: Bonnabarte Sultan Kebir (Bonaparte ist ein großer Sultan) wiederholt hatte, drang auch mit Fragen über die Juli-Revolution in mich. Er sagte, daß er sie nicht begriffe. „Ich auch nicht, Excellenz" sprach ich. „Um die Revolutionen zu begreifen, müßte man auch wissen, warum es sich bisweilen ereignet, daß der Sturm himmelhoch tobt, daß das Meer sich bis in die tiefsten Abgründe aufregt, und daß sich die Berge aufreißen und Feuermeere ausspeien. Gott will es nicht, daß die menschlichen Gesellschaften im Frieden leben und sterben. Es ist eine Strafe, die die Welt annehmen muß, so wie sie Krankheit und Unglück, die traurigen Gefährten des Lebens, annimmt." — Der Mutselim verdoppelte seine Höflichkeit gegen mich und meinte, ob ich gleich noch ein sehr junger Mann wäre, so hätte ich doch schon die Weisheit eines Alten erlangt. Er wünschte nun auch von Algier und Karl X. mit mir zu sprechen; allein, solche Gespräche mit den Landes-Einwohnern waren hier schon zu Gemeinplätzen geworden, und ekelten mich so sehr an, daß ich mich ihnen je eher je lieber zu entziehen suchte. Ueberdies war ich ja auch nicht hierher gekommen, um von Dingen in Europa zu sprechen, sondern um den Orient zu studiren.

Während der Unterhaltung, die von beinahe 20 Arabern belauscht worden war, wurden zwei Fellahs aus dem Dorfe Dyera bei Ascalon hereingeführt, welche einen Streit abzumachen hatten. Es hatte nämlich einer dem andern ein Kameel verkauft, verlangt aber das Thier jetzt vom Käufer zurück, weil der Verkaufs-Preis ihn gereute und er ihm das Kaufgeld wiedergeben wollte. Da sich der Käufer aber dessen weigerte, so kamen sie nun hierher, um den Pascha entscheiden zu lassen: „Das, was einmal verkauft ist, das kann nicht mehr zurückgefordert werden." So lautete der Ausspruch des Mutselim und der Verkäufer wurde der Wache übergeben.

Das Serraja ist ein großes Gebäude mit vielen Zimmern und mehreren Höfen, und von einer Terrasse umgeben, die eine freie Aussicht in die Ferne gestattet. Der Palast stürzt schon, Alters halber, allmälig zusammen, und doch wagt der Mutselim keinen Piaster daran, seiner Baufälligkeit abzuhelfen. Ich habe die Ausgaben-Budgets aller Mutselims des Reichs durchgesehen, und fand nirgends eine Ausgabe für Reparaturen. Die Türkischen Minister betrachten sich auf dem Posten, auf welchen sie die Gunst gestellt hat, nur wie Reisende, und den Palast, welchen sie bewohnen, nur wie ein Gasthaus, aus dem man sich nach kurzem Aufenthalte wieder entfernt, und keiner von ihnen mag auch nur das Geringste auf eine Wohnung verwenden, die in der nächsten Minute nicht mehr die seinige seyn kann.

Der Mutselim hat Dreien seiner Garde den Befehl ertheilt, mich in der Stadt überall hin zu begleiten. Um mir nun größere Ehre zu

erweisen und dem Willen des Gouverneurs genau zu entsprechen, halten diese eine so strenge Wachsamkeit auf Alles, was mich umgiebt, daß ich Anfangs darüber erschrocken war. Meine drei Soldaten schlugen die armen Fellahs, die aus Neugierde mir folgten oder stille standen, um mich vorübergehen zu sehen, ganz unbarmherzig mit dem Stocke und ließen ihn nicht eher ruhen, als bis eine gänzliche Einsamkeit um mich her herrschte. Ich habe zugleich bemerkt, daß der Arabische Soldat den Fellah im höchsten Grade verachtet und weiter nichts in ihm sieht, als (buchstäblich zu sprechen) ein zweibeiniges Kameel.

Gaza, zu dem Paschalik Acre gehörig, bietet dem Reisenden gar keine Sehenswürdigkeit dar. Die Christen zeigten uns die Ueberreste des Tempels, den Simson blind und gefangen über sich und dreitausend Philister zusammenstürzen ließ. Man zeigt den Platz, wo das Schloß gestanden hat, welches Bonaparte, als er sich der Stadt bemächtigte, von Grund aus zerstörte. Eine alte Arabische Frau, welche mich auf den Ruinen von Kala bemerkte, verfluchte meinen Hut und meinen Französischen Rock, und fragte meinen Dolmetscher, ob ich einer von den Franken wäre, die ihr bei dem Einfalle des Bonaparte drei Söhne getödtet? Man zählt in Gaza funfzehn Moscheen, von denen die schönste vormals eine Kirche war. Die Thür dieser Moschee wurde uns aufgeschlossen, und wir erblickten ein sehr großes Gebäude, von einer doppelten Säulenreihe gestützt, und mit einer Steinart gepflastert, die so weiß wie Marmor ist, der alten Kirche von Bethlehem ganz ähnlich. Die Muselmänner haben der alten Griechischen Kirche noch einige Gebäude für ihre Priester und Schulen hinzugefügt, die aber das Ganze dieses Denkmals entstellen. Die Christen zu Gaza behaupten, daß dieser Tempel das gottselige Werk der heiligen Helena sey; aber der Reisende muß sich wohl hüten, solche fromme Ueberlieferungen alle zu glauben. Die Mutter Konstantin's hätte nicht lang genug gelebt, wenn sie, in Palästina bloß, alle die christlichen Tempel hätte erbauen lassen, die man ihr beimißt.

Ich habe weder in Smyrna noch in Konstantinopel einen so schönen und geräumigen Khan gesehen, als den zu Gaza. Die Bazars fehlen nicht, aber man findet weder Reichthum noch Pracht darin. Seife, Leinwand aus Kabira, Tuche, Korn, Feigen, Reis, Datteln und Oliven sind hier die Handelszweige; der Reis kommt von Damiette und die Seidenwaaren von Damaskus; dieser Handel aber ist nur eine schwache Hülfsquelle für das Volk, und nirgends habe ich so viele Bettler gesehen, als in Gaza. Bei zwölftausend Einwohnern enthält die Stadt nicht mehr als zweihundert Christen, alle zum Griechischen Glauben gehörend, und weder Juden, noch Armenier, noch Katholiken.

Keine Stadt in Palästina bietet so mannigfache Kleidungsarten dar, als der hiesige Bazar. Osmanlis, Muselmänner, Araber, Fellahs, Beduinen in verschiedenen Stämmen und Racen, Aegyptier und Barbaresken. Alle diese muselmännischen Familien unterscheiden sich durch den Schnitt und die Farben ihrer Kleidungen, durch die besondere Weise, ihren Turban zu tragen, und durch die Manier, das Shawl um den Kopf zu winden. Die muselmännische Bevölkerung in Gaza ist in zweierlei Secten getheilt: in die der Schaffeins und die der Anephis; Beide haben ihren Mufti, nur ist die Secte der Schaffeins die zahlreichere.

Beinahe alle Häuser in Gaza haben einen Garten, mit Indianischen Feigenbäumen wie mit einer grünen Mauer umgeben. Ich habe viele muselmännische Gräber angetroffen, die noch schöner als die Gräber von Skutari sind. Man hat mir auch einige Paläste bemerkbar gemacht, die den zurückgezogenen Westen gehören, welche darin einen kurzen Halt machen, bevor sie zur ewigen Ruhe hinabsteigen.

Die größten Seltenheiten, die ich zu Gaza gefunden habe, sind zwei Greise, von denen Einer 120 und der Andere 113 Jahre alt ist. Da ich das Verlangen bezeigt hatte, mich mit den beiden Alten zu unterhalten, so habe ich von ihnen unter dem wilden Feigenbaum eines Gartens ein Rendezvous erlangt. Wir saßen alle drei auf einer Strohmatte, umgeben von meinem Dolmetscher, meinem Kawas Ibrahim und den Garden des Mutselim. Wir plauderten da von 4 Uhr Nachmittags bis nach Untergang der Sonne. Von Ehrfurcht gegen die Greise durchdrungen, lieh ich andächtig jedem Worte, das sie aussprachen, mein Ohr; es schien mir immer, daß die alten Lebenswanderer mich unbekannte Dinge lehren müßten. Die beiden Alten gehen auf Stäbe gestützt, aber sie sind noch nicht vom Alter niedergebeugt. Sie haben ihre Haare bis auf den letzten Rest verloren, und ein Arabischer Dichter, welcher ihre nackten und entblößten Scheitel sah, hatte sie mit einem Felde ohne Gras und mit einem Berge ohne Schatten verglichen. Nach einem allgemeinen Gespräch über die Muselmänner und Franzosen kamen wir auf Gaza. Sie sagten mir, daß ehedem die Stadt vier Stunden Ausdehnung hatte; daß sie auf der Ostseite bis zum Dorfe Der-Esner, von welchem ich schon oben gesprochen habe, und von der Westseite bis Der-Balla, einem großen Dorfe, zwei Stunden von Gaza und eine Viertelstunde vom Meer, sich erstrecke. Was aber auch meine beiden Alten sagen mögen, die Stadt konnte sich nie von der Morgenseite so weit ausdehnen; und Ihr würdet nicht eine einzige Ruine und nicht eine einzige Spur von Gebäuden von Gaza bis nach Der-Esner finden. Das ist aber gewiß, daß Gaza vormals dem Meere näher lag als heute. Strabo setzt diese Stadt auf ungefähr 7 Stadien vom Meere entfernt, jetzt aber beträgt die Entfernung 2 Stunden. Die beiden Alten fragten mich, ob die Menschen in Europa auch so lange lebten? „Im Occident, im Orient, so wie in allen Regionen der Erde", antwortete ich ihnen, „streicht der Engel die Namen aus dem Buche des Lebens, ohne sich um das Alter zu bekümmern; doch muß ich es zu Eurem Ruhme sagen, daß man in Europa weniger alte Leute trifft, als in den Asiatischen Gegenden. Bei uns ist es ein Wunder, einen Menschen zu finden, der ein ganzes Jahrhundert gelebt hat. Meine Streifereien in Mittel-Asien und Palästina haben mich eine Menge Greise von achtzig Jahren, und sehr viele noch älter, finden lassen. Ihr Männer aus dem Orient, Ihr lebt viel länger als wir, weil Euer Leben ruhiger, einfacher und geregelter als das unsrige ist. In Europa, und vorzüglich in den großen Städten, nützen die Unmäßigkeit, die Heftigkeit und der rasche Betrieb der Geschäfte unser Daseyn bei Zeiten ab und verkürzen seine Dauer. Noch mehr; in der Mitte unserer neuen Generation bläst ein brennender Wind, der vor der Zeit die Lebenssäfte austrocknet, und wir finden jetzt bei uns dreißigjährige Greise." — Meine alten Araber haben nur wenig von dem Letztgesagten verstehen können, weil sie die frühzeitige Hinfälligkeit unserer bis zur vollkommensten Ausbildung gelangten Jugend nicht begreifen können. Als wir uns trennten, baten sie mich, ihre Namen in mein Reise-Taschenbuch einzuschreiben, was ich auch in ihrer Gegenwart that, während ich sie von meiner Seite bat, die Erinnerung an mich zu den so vielen ihres langen Lebens auch hinzuzufügen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Boïeldieu.

Biographische Skizze, von Jules Janin.

(Schluß.)

Als Adrian seiner Neigung erst fesselloß sich hingeben konnte, wurde er bald Adrian Boïeldieu. Er besuchte die großen Muster damaliger Zeit, Cherubini, Catel, Méhul, mit aller Ehrfurcht; er ging in die große und in die komische Oper, so oft es nur sein Beutel erlaubte; er wußte alle großen Singstücke und jede gute Musik auswendig. Er war noch nicht berühmt genug, als daß man ihm den Text einer komischen Oper hätte anvertrauen mögen, diese kostbare Droguerie, die damals so selten war, und jetzt fast eben so selten ist. Endlich fanden sich Dichter vom Athenäum, die es wagten, ihm romantische Texte anzuvertrauen. Er schrieb zu jener Zeit viel Musik, und studirte noch viel. Als er 16 Jahre zählte, kam er einmal wieder nach Rouen, seinen Vater zu besuchen. Sein Vater fand in ihm einen so großen Tonkünstler, daß er ihm gern eine komische Oper machte; was sage ich zwei komische Opern! Diese beiden Familien-Stücke, „La fille coupable" und „Rosalie et Mirza" wurden auf dem Theater von Rouen mit Erfolg gespielt. Meister Broche war entzückt, und sagte Jedem, der ihn anhören wollte: „Daran erkenne ich wohl meinen vielgeliebten Schüler."

Um diese Zeit kam der berühmte Sänger Garat nach Rouen, wo er Konzerte gab. Er hatte den jungen Boïeldieu in den schönen Salons des Herrn Erard gesehen, und an Boïeldieu's ersten Romanzen den großen Künstler ohne Mühe erkannt. Er sang hier Lieder von Boïeldieu, wobei ihn Letzterer natürlich accompagnirte. In einem dieser Konzerte, die stark besucht wurden, fiel es dem Publikum ein, die ewige Carmagnole, diesen Roth- und Blut-Gesang vom Greve-Platz mit lauter Stimme zu verlangen. Der erschrockene Garat wollte gebärden und singen; allein der junge Boïeldieu wollte die Kunst durchaus nicht in solchem Grade entweiht wissen. Er stand auf, schlug mit Zorn mit Abscheu auf das Instrument, und entfernte sich zu allgemeiner Bewunderung aus dem Saale. Das hieß doch wahrlich Muth haben; denn der junge Künstler setzte dabei seinen Kopf aufs Spiel. Er entfloh nun zum zweiten Male aus Rouen. Da er keinen Paß hatte, so versteckte er sich in einem Frachtwagen, um wieder nach Paris zu kommen. Zum Glücke war die Stadt Rouen ihm geneigt; sie trieb die Revolutions-Wuth nicht so weit, daß sie den Kopf eines Musikers verlangt hätte, der ihr schon jetzt so theuer war. Boïeldieu ging unterdeß wieder an seine gewohnten Beschäftigungen. Er komponirte Musik für das Pianoforte, und Romanzen für die Salons. Diese Romanzen wurden populair, und mehrere derselben machten ein glänzendes Glück. Die einzige Romanze „Vivre loin de ses amours", erlebte zwölf Auflagen, und brachte ihren Verleger in Wohlstand.

Aber alle diese glänzenden Erfolge waren nicht das, was Boïeldieu sich versprochen hatte. Er hatte zu sich selber gesagt: „Ich muß Großes leisten." Nun aber leistet der Komponist nur auf dem Theater Großes. Im Jahre 1797 brachte Boïeldieu seine „Schweizer-Familie" auf die Bühne, und begann so eine musikalische Aera, die uns zu der Idylle vor Grétry's Zeit zurückführte. Cherubini's Medea war das Meisterstück jener Periode; Madame Scio sang abwechselnd in „Medea" und in der „Schweizer-Familie." Nach letzterer lieferte Boïeldieu seinen „Montreuil de Berville"; dann „Zoraïne" und „Zulnare". Als er diese drei Opern mit Erfolg hatte aufführen lassen, bemerkte er, daß die Regeln der Composition, ja sogar die der Harmonie ihm fremd seyen, und er beschloß nun, von Neuem Schüler zu werden. Er trat als Eleve in das neugeschaffene Conservatoire. „Da seht Ihr nun", sprachen einige Professoren des Instituts, „daß der kleine Boïeldieu, so viel Gunst ihm auch das Publikum schenkt, weiter nichts ist, als ein Musikus auf dem Pianoforte!" Darauf antwortete Einer von ihnen: „Vergesset, meine Herren, daß der Klavierspieler nicht Viele von uns verdunkelt!" Uebrigens kannte Boïeldieu's Lehrer, ihn Anderer, als Cherubini seyn.

Ach! seitdem sind nicht 36 Jahre verflossen, und schon hat man Cherubini's Requiem über dem Grabe seines Zöglings gehört. Das ist das Unglück jedes Biographen; Ruhm, Glück, Jugend, Schönheit — der Erzähler mag sich sträuben, wie er will; er mag bei den einzelnen Umständen des Lebens seines Helden so gern verweilen, als ihm beliebt: immer muß er auch zum letzten Augenblicke kommen — mit traurigem Aussicht, die allen Biographieen die nämliche düstere Farbe giebt!

Als Cherubini's Schüler war Boïeldieu zugleich auch Klavierlehrer am Conservatoire; er fuhr dessenungeachtet in seinen Compositionen für's Theater fort, und gab 1798 seine „Dot de Suzette" heraus, dieses allerliebste Sujet, das selbst in unseren Tagen, wo man Alles zu vergessen pflegt, noch nicht vergessen ist. Im folgenden Jahre gab Boïeldieu seine „Méprises Espagnoles" auf's Theater; endlich, zu Anfang unseres Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts, das schon so lang und

alt ist, obgleich es erst 34 Jahre zählt, erschienen jene in ganz Europa bekannten Meisterwerke, Benjowski und der Chalif von Bagdad. Boïeldieu gehört zu den glücklichen Geistern, bei welchen jeder neue Versuch ein Fortschritt ist, und die so lange in ihrer Entwickelung begriffen sind, bis sie von dieser Erde scheiden. Im Jahre 1803 beschenkte er uns mit „Ma Tante Aurore." Damals verdankte eine komische Oper wenigstens die Hälfte ihres Erfolges dem poetischen Werthe des Textes. Der letzte Akt der „Tante Aurora" wurde drei Abende hintereinander gewaltig ausgepfiffen, und wenig fehlte, so ging eines der schönsten Stücke des Komponisten der „weißen Dame" in diesem Schiffbruch unter. Ich habe ein kräftiges Zeugniß zu Gunsten Boïeldieu's vor Augen, und zwar in einem Werke, das heutzutage sehr selten, und weder in Frankreich, noch in Deutschland bekannt ist: ich meine eine Sammlung sehr geistreicher Briefe über Paris, die der Deutsche Komponist Reichard 1805 in Hamburg publizirte. Reichard, den die Pariser große Oper von 1805 ausdrücklich hatte kommen lassen, damit er den „Tamerlan" komponire und zur Aufführung bringe, fand, so sehr ihm auch die belle société des Direktoriums durch ihre Schmeicheleien verwöhnte, immer noch Zeit genug, um nach Deutschland zu schreiben, daß „Ma Tante Aurore" trotz der allerliebsten Musik eines jungen Komponisten, Namens Boïeldieu, durchgefallen sey. Schon im nächsten Briefe kündigt aber Reichard den außerordentlich glänzenden Erfolg desselben Stückes an, nachdem nämlich der dritte Akt gestrichen worden war.

Boïeldieu war bis jetzt nur ein glücklicher und froher Künstler gewesen, den die Zukunft so wenig bekümmerte, als die Gegenwart; aber nach den glänzenden Erfolgen, deren wir eben gedacht, trafen ihn häusliche Widerwärtigkeiten. Er nahm Abschied von Paris, wo sein Ruhm nicht fähig war, ihn zu trösten. Er reiste nach Rußland. St. Petersburg war zu jener Zeit das Mexiko oder das Peru der Komponisten. Boïeldieu betrat Petersburg, wie er Paris betreten hatte, ohne zu wissen, wohin er ging. In Memel war er mit dem gefeierten Hummel zusammengetroffen, der ihm die brillanteste Aufnahme am Kaiserlichen Hofe weissagte. An demselben Tage und Orte empfing Boïeldieu eine Depesche vom Kaiserlichen Kabinet. Alexander hatte die Ankunft des Französischen Künstlers erfahren, und schickte ihm zum Willkommen die Bestallung als Hof-Kapellmeister. Kaum war Boïeldieu in St. Petersburg angekommen, als er eine Einladung ins Theater der Kaiserlichen Eremitage erhielt. An jenem Abende gab man den „Chalifen von Bagdad." Boïeldieu setzte sich, der Einladung zufolge, ans Orchester und hörte zu; allein er hatte nicht den Muth, sich nach Alexander umzusehen. Der Kaiser, welcher hinter dem Künstler stand, applaudirte aus allen Kräften, konnte aber Boïeldieu, den die Ehrfurcht an seiner Stelle festbannte, nicht ins Gesicht schauen.

In Rußland wurde Boïeldieu mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Er komponirte mehrere Opern, „Aline, Königin von Golkonda" und „Telemach". Allein diese Stücke kamen nicht nach Frankreich. Boïeldieu wollte mit den ersten Künstlern, die dasselbe Sujet bearbeitet hatten, nicht konkurriren. Man sagt, „Telemach" sey ein großes und schönes Stück. Man spricht noch jetzt, besonders in St. Petersburg, von einer Oper, die Boïeldieu, auf Kaiserlichen Befehl, bei einer feierlichen Gelegenheit komponirte. Diese Oper wurde binnen sechs Wochen vollendet, und zwar im Beisein der Kopisten, die sich jedes Stück der Composition, sobald es vollendet war, aus den Händen rissen. Man vergönnte dem Autor nicht einmal eine Revision, und er wohnte der ersten Vorstellung bei, ohne recht zu wissen, was er gemacht hatte. Ist das nicht etwas Unerhörtes, wenn eine Oper dem Musiker, der sie komponirt, fast eben so neu ist, als dem Publikum des ersten Tages? Und diese Composition, obgleich in Hast und stückweise niedergeschrieben, war dennoch ein Meisterstück.

Während seines Aufenthalts in Rußland komponirte Boïeldieu auch „Abderchan", „la Jeune Femme colère", les Voitures Versées", „les deux Parvenus", „Amour et Mystère" und eine Menge anderer Musikstücke. Die meisten dieser Opern sind erst seit Boïeldieu's Rückkehr auch in Frankreich bekannt geworden. Er komponirte auch Chöre für Racine's Athalia, die von den hundert Sängern der Kaiserlichen Kapelle gesungen wurden. Boïeldieu sprach oft mit Bewunderung von der Wirkung, welche diese hundert schönen Stimmen hervorbrachten, die in der Ukraine, dem Vaterlande der schönen Stimmen, ausgesucht waren.

Als der Krieg zwischen Frankreich und Rußland auszubrechen drohte, kehrte Boïeldieu in seine Heimath zurück, und brachte mehrere in Rußland komponirte Opern, wie „Johann von Paris" und den „Neuen Gutsherrn", auf die Bühne. Dann schrieb er, im Vereine mit Cherubini, Berton, Nicolo, Catel, einige Gelegenheits-Opern und den schönen ersten Akt des „Pharamund". Drei Jahre später kam er an Méhul's Stelle an das Institut. Das „Rothkäppchen" war sein Antritts-Werk. Es folgten: „la Fête du Village voisin", die „weiße Dame", dieses große Meisterstück, und endlich (1829) „les deux Nuits". Die letztgenannte Oper stellen viele Kenner den anderen Schöpfungen Boïeldieu's gleich; aber was nützt uns das? Der große Haufe ist anderer Meinung.

Das Leben des Künstlers hat nur wenige schöne Tage, und unter diesen wenigen sind die Tage seiner ersten Leiden die schönsten. Kommen, Auftreten und Siegen — das sind die drei großen Werke des Künstlers; hat er aber gesiegt, was bleibt ihm dann zu thun? Er muß wieder siegen, wieder triumphiren, nicht mehr über die Gleichgültigkeit des Publikums, sondern über seine eigenen Erfolge; er muß seine liebsten Werke mit Sorgfalt studiren, um Fehler darin zu entdecken, und zu einem schlechten Werke mit Stolz sich gratuliren, weil das schlechte Werk seiner Jugend ihm zu dem Werke seines reifen Alters Vertrauen einflößt. Ach! die Jugend, die Jugend! Sie ist der Künstler ganz. Wer Jugend hat, der hat Liebe, Hoffnung, Vertrauen zu sich selbst und Anderen, lauter Eigenschaften, die Meisterwerke hervorbringen. Wenn der Künstler altert, wenn er seine Wange erbleichen, sein Haar dünner werden sieht; wenn sein Herz sich vor Schrecken zusammenpreßt, wenn die Krankheit, die unheilbare Krankheit (ein Jeder hat die seinige) die wir in unserem Busen tragen, den ganzen Menschen ergriffen hat: dann lebe wohl, Kunst, lebe wohl, glühende Leidenschaft, die jene Meisterwerke schuf! Lebe wohl, Begeisterung, die Berge versetzte und den Himmel öffnete! Lebt wohl, ihr vier Jahreszeiten, die ihr so lange schön seyd, als wir jung sind! Lebe wohl, Künstler! Glücklich der, welcher stirbt, wie Herold gestorben ist, durch plötzlichen Tod dahingerafft! Glücklich die Saite der Leier, welche springt, nicht erschlafft.

Denn glaubt Ihr wohl, daß kein innerer Schmerz an Boïeldieu's äußerlich glücklichem und stets geehrtem Leben genagt hat? Ach! seine Phantasie war so beweglich; so leicht wechselten bei ihm Freude und Schmerz, daß die Seele ihren Körper bald abgenutzt hatte. Die Symptome der Krankheit, welcher Boïeldieu unterlag, hatten sich schon sehr früh und in allerlei Formen gezeigt. Das Uebel entwickelte sich aber erst um die Zeit, als Boïeldieu an das Institut kam. Seit jener Zeit hatte ein Brustübel die süße Stimme zerstört, mit welcher er sich selbst alle seine Arien vorsang, ehe er sie niederschrieb. Vergebens unternahm er mehrere Reisen in das mittägliche Europa, — nichts konnte ihm helfen. Eben war er von den Pyrenäen zurückgekehrt, als er auf seinem Landgute zu Jarcy starb. Immer sanft und gut, verhehlte er das Gefühl seines nahen Todes den Seinigen, die auch von ihrer Seite ihre Thränen verbargen, als wäre ihnen die Gefahr unbekannt gewesen, in welcher das Leben des theuern Mannes schwebte.

Wir wollen es hier nicht unternehmen, das Talent des großen Künstlers zu würdigen, dessen Werke in ganz Europa, Italien ausgenommen, die populairsten geworden sind. Trotz dieser allgemeinen Popularität bewahrte Boïeldieu immer seine individuelle Eigenthümlichkeit. In jeder Epoche wußte er sich vor Nachahmung zu hüten, so sehr er auch alle echte Muster bewunderte. Merkwürdig ist es, daß Boïeldieu, dessen musikalischer Charakter Anmuth, Eleganz, Geschmeidigkeit und Zartheit war, sich stets von dem strengen und zuweilen herben Genius Gluck's (wie er selbst sagte) mächtig angezogen fühlte.

Der Physiolog, welcher in den Werken der Menschen ihre physische und moralische Organisation wiedererkennen will, hätte Boïeldieu's Portrait nach den Tönen seiner Musik skizziren können. Seine Musik war Er ganz, und umgekehrt. Boïeldieu besaß körperliche Schönheit, Geist, Takt, Feinheit, kurz alle Vorzüge und Eigenschaften liebenswürdiger Menschen, doch ohne ihre Schattenseiten. Wer ihn gekannt hat, der wird unmöglich glauben können, daß er jemals fähig gewesen wäre, einen Scherz zu sagen oder zu machen, über den selbst ein Abwesender das Recht gehabt hätte, sich zu beschweren; auch hatte er niemals einen Feind, wenn auch manchen Neider. Sein ganzes Leben lang hat Boïeldieu allen berühmten Musikern seiner Zeit die aufrichtigste und edelste Anerkennung bewiesen. Vor Allen bewunderte er die neue Gottheit der musikalischen Welt — Rossini. Er wollte diesem großen Meister, seinen Verkleinerern und Lobrednern zum Trotze, einen Beweis seiner innigsten Hochschätzung geben, indem er in der „weißen Dame" mit großer Geschicklichkeit die Combinationen Rossini's mit seiner eigenen Manier zu verbinden suchte.

Dies war der Mann, dem Frankreich ein Denkmal schuldig ist, als einem von denen, die ihr Vaterland am meisten bezaubert haben. Und gewiß wird Frankreich erkenntlich seyn; denn die Zeiten der Undankbarkeit sind in Europa vorüber, und so auch die Zeiten der verkannten Talente. Jeder Mensch von wahrem Verdienste bricht sich heutzutage durch den Haufen Bahn, und sollte ihn ja, in einem Augenblicke kleinmüthiger Verzweiflung, die Lust anwandeln, sich in die Seine zu stürzen, so wird er alle Mal eine Stimme hören, die ihn zurückhält, wär' es auch nur die Stimme seines Gewissens. Ja, in unserer Zeit weiß man das Genie zu würdigen! Corneille hat 150 Jahre lang auf seine Statue warten müssen; die Büste Boïeldieu's ist schon vollendet! Lassen wir die Elegien-Macher mit ihren Gemeinplätzen das Elend der Künstler beseufzen, die nicht mehr sind. Mit Boïeldieu's Armuth ist man zu weit gegangen. Freilich ist sein Ruhm das schönste Erbtheil, das er seinem Sohne hinterläßt. Aber in unseren Tagen ist der väterliche Ruhm eines jener unveräußerlichen Vermächtnisse, die selbst in den Augen der großen Menge höheren Werth haben, als die solidesten Majorate. (J. d. D.)

Bibliographie.

L'Argus français, biographie pittoresque, morale et générale des fonctionnaires civils, militaires, et de l'ordre judiciaire, employés sous le gouvernement actuel. Par une société d'hommes de lettres.

Le Célèbre Vitold, grand-duc de Lithuanie; précédé de notions sur la Samogitie. — Vom Grafen Heinrich Krasinski. 2 Fr.

Le Clocher de St.-Jacques-la-Boucherie, histoire du XIVe siècle. — Von Amédée de Bast. 4 Bde. in 12. 12 Fr.

Dictionnaire universel de géographie moderne. — Von A. M. Perrot und Madame A. Aragen.

L'Europe historique, ou Résumé de l'histoire des peuples qui l'habitent etc. — Von A. F. Pornin. 2 Bde. in 12. 5 Fr.

Fontainebleau, ou Notice historique et description de cette résidence royale. — Von E. Jamin. 3 Fr.

Méthode relative à l'institution de la conservation du cadastre parcellaire, ou moyen d'une nouvelle agence simultanée des deux administrations de l'enregistrement et des domaines et des contributions directes. — Von L. J. P. Jomard. In 4. Erste Lfg. 3 Fr.

L'Économie politique, en 22 conversations. Par Mlle Marcet. Traduit de l'anglais. Zweite Auflage. 6 Fr.

Westindien.

An Account of the Present state of the Island of Puerto Rico, etc. (Der gegenwärtige Zustand von Portorico u. s. w.) Vom Oberst Flinter. London, 1834.

„Es sind bereits einundzwanzig Jahre", sagt der Verfasser des vorliegenden Werkes in der Einleitung, „seitdem ich als Offizier bei den regulairen Truppen des Britischen Reichs zum ersten Mal in West-Indien landete. Zu verschiedenen Zeiten lag ich entweder in den Garnisonen auf den Britischen Inseln, oder besuchte dieselben zu besonderen Zwecken als Privatmann. Ich habe die Kolonieen und Niederlassungen aller Europäischen Nationen auf dem Amerikanischen Kontinent und in West-Indien, und besonders auch die Republik der Vereinigten Staaten selbst gesehen und beobachtet. Sowohl auf dem Kontinent, als auf den Inseln Amerikas, habe ich selbst Ländereien und Sklaven besessen. Ich nahm auf mehrere Jahre Dienste bei der Spanischen Armee und befand mich unter den Besatzungen auf den Kolonieen Seiner Katholischen Majestät. Dazu benutzte ich noch meine Mußestunden, um mir jede Kenntniß zu verschaffen, die über das Kolonial-Wesen Spaniens irgend Licht verbreiten konnte. Ich habe den gegenwärtigen Zustand der Weißen, der freien Farbigen und der Sklaven-Bevölkerung in West-Indien, sowohl in moralischer, als in physischer Hinsicht, sorgfältig studirt; und meine Stellung und mehrfachen Verbindungen haben mir den Zugang zu jeder Quelle verstattet, aus der nur irgend eine gehaltreiche Notiz zu schöpfen war."

Nachdem der Verfasser auf diese Weise seinen Beruf zur der von ihm unternommenen Arbeit bekundet, stellt er noch die verschiedenen Zwecke auf, die er dabei besonders im Auge gehabt. „Zuerst", sagt er, „wollte ich die große und noch immer wachsende Wichtigkeit der Spanischen Kolonieen auf der westlichen Halbkugel darthun, und besonders die Aufmerksamkeit auf die schätzbare und fruchtbare Insel Porterico lenken; dann versuchte ich es, einige Verbesserungs-Pläne für die Verwaltung dieser Kolonieen aufzustellen, so wie der Regierung Ihrer Katholischen Majestät die schleunige Anerkennung der Unabhängigkeit der Süd-Amerikanischen Staaten dringend anzuempfehlen. Dabei bestrebte ich mich, den vormundschaftlichen Charakter der Spanischen Kolonial-Verwaltung zu beleuchten, die zweckmäßigen Verordnungen des Spanischen Sklaven-Kodex hervorzuheben, der den Leibeigenen nicht bloß gegen jede Tyrannei in Schutz nimmt, sondern ihn auch zur völligen Emancipation vorbereitet und hinleitet. Endlich bemühte ich mich noch, durch unwiderlegliche Thatsachen die Vorzüge darzuthun, die jede freie vor der Sklaven-Arbeit, sowohl in Hinsicht auf die Sicherheit, als auf die Sparsamkeit und Ergiebigkeit, hat."

Das schnelle Gedeihen der Kolonie Portorico und ihr Emporkommen von dem Zustande einer Verbrecher-Kolonie zu einer blühenden Landschaft wird von dem Verfasser dem liberalen Dekret von 1815 zugeschrieben, welches sämmtlichen Spanischen Kolonieen große Freiheiten zusicherte und auch den fremden Ansiedlern viele Vortheile einräumte, durch deren Beispiel die Industrie auf der Insel belebt und begründet wurde, die ohnedies schon durch die Natur mit außerordentlicher Fruchtbarkeit ausgestattet worden. In Zeit von fünf Jahren hatte sie eine merkwürdige Höhe des Wohlstandes erreicht. Im Jahre 1820 traten die verhängnißvollen politischen Unruhen ein, die das ganze Spanische Reich erschütterten und gleich einem elektrischen Schlage bis in die äußersten Glieder desselben gewaltig empfunden worden. Bis im Jahre 1823 war die Insel der Schauplatz der Revolution und der Schrecken der Anarchie; nur den weisen und zweckmäßigen Maßregeln des damaligen Gouverneurs, Don Miguel de la Torre, gelang es, die Ordnung wiederherzustellen und zu verhüten, daß die Insel dem Beispiele der Spanischen Kolonieen in Süd-Amerika folgte. Während des letzten Jahrzehnds hat sich die Kolonie im Schatten des Friedens wieder erholt. Was aber dem Gedeihen Portoricos ganz besonders förderlich wäre, das dürfte ein gesteigerter Zufluß fremder Ansiedler seyn, und wie aus dem vorliegenden Werke zu ersehen, ist es eine Haupt-Absicht des Verfassers, die Aufmerksamkeit der kleineren Kapitalisten in anderen Ländern, und besonders solcher Männer, deren Kapital lediglich in ihrer Thätigkeit besteht, darauf hinzulenken, daß sie in San Juan ihr Glück machen können. Die glückliche Lage der Insel, östlich und in der Nachbarschaft von den Englischen, Französischen und Dänischen Kolonieen, nur wenige Tagereisen von Nord- und Süd-Amerika entfernt, alles dies bietet die vortheilhaftesten Aussichten dar. Wir entnehmen nun dem Buche folgende Schilderung des Eindrucks, den der erste Anblick der Insel auf den Fremden hervorbringt.

„Portorico ist hinsichtlich der Größe die vierte unter den großen Antillen. Ein Europäer, der die Insel zum ersten Mal erblickt, wird von dem reizenden und malerischen Bilde derselben ganz besonders überrascht und gefesselt. Die Natur scheint hier Alles aufgeboten zu haben, um den ihr eigenthümlichen majestätischen Zauber zu entfalten, indem sie das reiche und glänzende Gewand der üppigsten Vegetation angelegt. Wenn der Reisende von Europa mitten im Winter, in einer Zeit, wo die schauerlichen Winde heulen, wo die ganze Natur zu trauern scheint, wo die Bäume ihres Laubes und die Wiesen ihres Grüns beraubt sind — wenn dann der Europäer auf ein Mal hierher kommt, so fühlt er sich durch einen magischen Zauberschlag plötzlich in die fabelhaften Regionen des ewigen Friedens versetzt. Der Kontrast ist so groß und so auffallend, daß man ihn selbst empfunden haben muß, um nur irgend einen Begriff davon zu haben. Dort die todte, vor Kälte erstarrte Natur, unter dem schneeigen Mantel zusammenschauernd, und hier der herzerweiternde fröhliche Anblick der herrlichen fruchtbaren Thäler, mit den blühenden Städten und Dörfern, mit den prächtigen Landhäusern der wohlhabenden Pflanzer und den zierlichen Hütten des Landmanns. Die ganze Insel erscheint als eine zusammenhängende Kette von den verschiedenartigsten Wohngebäuden, die nur hier und da durch Zuckerrohr-, Reis- und Getraide-Felder, Baum-Alleen und Kaffee-Pflanzungen unterbrochen ist. Dichte Palmbäume bedecken überall die Ebenen und schmücken mit ihrem zierlichen Laube die kleinen Hügel, die sich in den Thälern, gleich den leichten Wellen im Schooße des Meeres, erheben. Die dicken Rauchwolken aus den Zuckersiedereien, die zahlreichen Heerden auf der Weide, die Menge der Männer und Frauen, die zu Pferde das Land in allen Richtungen durchkreuzen — alles dies giebt der Scene das Bild des munter bewegten Lebens, während die terrassenförmig sich erhebenden Gebirge, die in der Ferne blau erscheinen, mit ihren baumbesetzten hohen Gipfeln, die sich in die Wolken verlieren, das herrliche Gemälde vollenden, — das schön und erhaben zugleich ist. Welch' ein schneidender Kontrast mit den Wäldern und Ebenen von Süd-Amerika, wo die feierliche Stille der Natur selten durch die menschliche Stimme unterbrochen wird! Dort wird der schüchterne Mensch durch das wilde Thier des Waldes verscheucht; hier zeigt sich der Mann in seiner Würde und Majestät."

Das Klima schildert unser Verfasser als trefflich, und die Bevölkerung als eine der glücklichsten von der Welt, dem übelberichtenden Rivaro zum Trotze, der von seiner Heimath nichts zu rühmen weiß, als etwa sein Reitpferd und seinen Kampfhahn. Was die Sitten anbelangt, so behalten die Europäischen Pflanzer meist den ursprünglichen Charakter ihrer verschiedenen Mutterländer bei. Die Schilderungen, die uns Herr Flinter von dem seltsamen Gemisch der verschiedenartigsten Sitten der Bevölkerung, von ihrer Erziehungsweise, von den Eigenthümlichkeiten ihrer Verfassung und von dem Handel der Insel giebt, sind alle sehr schätzenswerth und interessant; auch seine Vorschläge an die Spanische Regierung scheinen alle auf Vernunft und auf wahrem Wohlwollen zu beruhen. Wie wenig drückend die Auflagen, wie geordnet das Verwaltungs-System, und wie sehr überhaupt das ganze Kolonial-System Spaniens vor dem Englischen und Französischen den Vorzug hat, läßt sich leicht aus der Anzahl der Europäer entnehmen, die nach den verschiedenen Kolonieen auswandern.

Die Summe der weißen Bevölkerung in allen Britischen Kolonieen in Westindien beträgt 86,912; in den Französischen beläuft sie sich auf 24,102, und in den Dänischen auf 2854; während die Anzahl der Weißen auf Cuba und Porterico 473,362 ist, also sieben Mal größer, als die aller Britischen, Französischen und Dänischen Kolonieen in Westindien zusammengenommen.

Die größeren Freiheiten und Vortheile, die die Sklaven in den Spanischen Kolonieen in Westindien genossen, ehe sie noch in den Englischen emancipirt wurden, mögen wohl zu ihrer größeren Ordnungsliebe und Treue mit beigetragen haben. Auf eine sehr interessante Weise sucht unser Verfasser fast bis zum Ueberflusse darzuthun, daß die Europäer in jenem Klima sehr wohl selbst zu arbeiten im Stande sind, und daß jede freie Arbeit gewinnreicher für den Pflanzer sey, als die erzwungene Sklaven-Arbeit.

„Der Anbau der tropischen Produkte", sagt Herr Flinter, „wird ohne allen Zweifel mit der Zeit weniger Kosten verursachen und vortheilhafter werden, so wie es überhaupt angemessener ist, der Sklaven-Arbeit ganz zu entsagen. Ich habe selbst in meiner eigenen Kaffee-Pflanzung einen Versuch mit der Anwendung der freien Arbeit gemacht; auch habe ich dergleichen Experimente in mehreren Indigo-Pflanzungen — gewiß die ungesundeste und mühseligste Gattung der tropischen Agrikultur — zu wiederholten Malen gesehen, und immer habe ich gefunden, daß man bei freien Arbeitern billiger fortkommt, als bei Sklaven."

Unser Verfasser verbreitet sich hierauf noch mit Umsicht über die Abschaffung der entehrenden Strafen und über die Verbesserung des Gefängniß-Wesens, was sich eben so, wie das Werk überhaupt, als lehrreich und interessant empfehlen läßt.

Mannigfaltiges.

— **Irish Bull.** Es giebt nichts Possierlicheres, als die Munterkeit und Naivetät, mit welcher ein Irländer sich aus der Klemme zieht, wenn er einen Bock geschossen hat. Der Capitain eines Kriegsschiffes, der erst kürzlich bei der Irländischen Station angestellt war, hatte die Vorsicht, beim Auslaufen aus dem Hafen dem Lootsen zu sagen, daß er durchaus unbekannt mit der Küste sey und daher in Bezug auf die Sicherheit des Schiffes gänzlich auf seine Lokalkenntniß rechnen müsse. — „Ihr seyd doch ganz sicher, Lootse", sagte der Capitain, „daß ihr die Küste genau kennt?" — „„So sicher, wie ich meinen eignen Namen kenne."" — „Nun gut, ich möchte Euch nur warnen, Euch der Küste nicht zu stark zu nähern." — „„Seyn Sie unbesorgt, Herr, Sie können in Gottes Namen zu Bett gehen, wenn es Ihnen beliebt."" — „Also soll's weiter gehen?" — „„Wie, — warum denn nicht?"" — „Nun, es könnten doch verborgene Klippen da seyn, von denen ihr nichts wißt." — „„Verborgene Klippen? Nun die Klippen möcht ich doch sehen, die sich vor Michel verbergen sollten, bab ich's Euch denn nicht gesagt, ich kenne jeden Fels an der Küste?"" (Hier scheiterte das Schiff) — „„und das ist einer von ihnen!"" (Naval Sketches).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Montag den 3. November 1834.

Frankreich.

Ist Beaumarchais der alleinige Verfasser seiner Werke?

Wem wäre das Leben Beaumarchais' nicht im Allgemeinen bekannt? — Er war der Sohn eines Uhrmachers, und seine Finger waren noch ganz von Feile und Rost geschwärzt, als er sie zum ersten Mal an die Harfe der Töchter Ludwig's XV. legen sollte, denen er Unterricht ertheilte. Hier, mit einem Knie auf der Erde, sah er den Hof; und dieser erschien in seinen Augen bald kleiner, als er selbst war. Ihm schien es nur ein geringes Wagestück, sich von seiner niederen Sphäre in jene höhere hineinzuschwingen, dadurch, daß er diese erunterriß. Klein und allein, einem ganzen Parlamente gegenüber, scheute er es nicht, den blendenden Glanz, der die Gesellschaft umgab, ihn anzugreifen, mit bitterem Hohn über die letztere herzufallen und endlich ihr langes Prachtgewand von oben bis unten in Stücken zu zerreißen. Aber dieser Sieg hatte einen langdauernden und hartnäckigen Kampf gekostet.

Kaum war Beaumarchais aus der ersten Kammer des Parlaments und aus den Gefängnissen entkommen, als er schon einen anderen Krieg versuchte: während der Hof von Frankreich das Blut des meuchelmörderisch von den Engländern umgebrachten Jumonville noch rauchen sah, hatte er für seine Person darauf gedacht, ihn zu rächen. Amerika verlangte damals nach der Freiheit: und er schickte sich an, sie ihm zu bringen. Trotz den Vorstellungen des Hofes, trotz den Ministern, ja trotz dem Willen des Königs und trotz der Britischen Regierung, waren die Schiffe Beaumarchais' aus den Häfen Frankreichs ausgelaufen und brachten den Insurgenten von Boston in Pulver-Ballen und Waffen die ersehnte Freiheit mit. Hiermit war der erste revolutionnaire Teig geknetet, der auch in Frankreich bald zu gähren anfing, und das Jahr 1789 und die Republik gingen daraus hervor. Das war eine Schlacht, wo Mann gegen Mann rang und focht. Auf der einen Seite immer die Mächtigen, die Reichen und Stärkeren, und auf der anderen Beaumarchais, mit jedem Schritte an den Gewölben und Hallen einer Abtei anstoßend, von unaufhörlichen drohenden Emeuten gefolgt und die Guillotine im Hintergrunde! Man stelle sich nur einmal dieses ereignißvolle und sturmbewegte Leben vor; man denke an die langen Abhaltungen und Störungen, an die Prozesse, Exilaune, an die weiten Pläne und Handels-Speculationen Beaumarchais', an seine Krankheiten, Reisen, Auswanderungen und andere materielle Dinge; man denke, wie ich, an alles dies, und man wird natürlich mit Herrn von Manneras verwunderungsvoll fragen: „Wie ist es möglich, Beaumarchais, daß Dir bei Deinen großen und anstrengenden Unternehmungen noch Zeit und Muße übrig blieben, diese Masse literarischer Werke zu verfassen?"

Das war, ich gestehe es, ein Räthsel, das ich unzählige Mal zu lösen versuchte, ohne jedoch zu einem Resultate zu gelangen. Ich las es wiederholten Malen jene Schauspiele, die la Harpe ein „Imbroglio" nennt, und immer verfiel ich von einer Ungewißheit in die andere. Daß der Verfasser Mitarbeiter hatte, erscheint so auffallend, daß man es gar nicht zu leugnen vermöchte. Ein Jeder sieht die Mosaik-Arbeit; man könnte beinahe die einzelnen Stücke genau aufzählen; man zeigt mit den Fingern nach den künstlich angebrachten Fugen und Verbindungen: und doch, wär's nicht möglich, daß eine und dieselbe Hand Alles dies zusammengeschrieben? Nach tausend Fragen der Art erstirbt uns die Antwort auf der Zunge.

Doch jetzt ist es mir glücklicherweise gelungen, dem eigentlichen Sachverhältnisse auf die Spur zu kommen. Im Jahr 1830, kurz nach dem Ausbruche der Juli-Revolution, starb ein alter Royalist, Namens Galgues, Haupt-Redacteur des Drapeau blanc, der diese neue Umwälzung nicht zu überleben vermochte. Es war ein ehrenwerther und sehr bekannter Gelehrter, und er hat uns eine große Menge von Schriften hinterlassen. Es konnte nicht fehlen, daß in dem Augenblicke der allgemeinen Verwirrung Mehreres abhanden kam; aber der bessere Theil blieb im Besitz der Familie, und zwei Konvolute fielen mir in die Hände. Lange Zeit nachher öffnete ich sie und las mit Erstaunen: Manuscrits de Collége. Man kann sich leicht denken, daß dieser Titel meine Neugierde im höchsten Grade rege machte; ich begann schleunig, sie zu durchlaufen, und folgende Notiz war es, die zuerst meine Aufmerksamkeit fesselte.

„Beaumarchais. — Gudin de la Brennelerie. Beaumarchais hatte durch die bei Gelegenheit des Goëzmanschen Prozesses herausgegebenen Memoiren seinen Ruf begründet. Was aber viele Leute nicht wußten, ist, daß [illegible] einen Gehülfen hatte, der ihm bei seinen dramatischen Arbeiten eben so gute Dienste leistete, als bei den juridischen Memoiren."

„Gudin de la Brennelerie war ein intimer Freund von Beaumarchais und zugleich von mir. Eines Tages kündigte er mir eine Abwesenheit von einigen Monaten an; ich fragte ihn, wohin er ginge und ob er mir nichts Näheres darüber mittheilen könne? „Ja", antwortete er, „ich gehe nicht weit, aber ich werde unsichtbar seyn." Ich fragte ihn hierauf, ob diese Entfernung und seine Unsichtbarkeit auch mir, dem Freunde, das Vergnügen rauben sollten, ihn zu sehen? „Mein Liebster", erwiederte er, „ich kenne Deine Klugheit und Verschwiegenheit: ich will Dir nunmehr ein Geheimniß anvertrauen, Du mußt es aber treu bewahren. Mein Landhaus befindet sich in der Alten Tempelstraße, es ist das Haus Beaumarchais'. Ich nehme daselbst den Entresol über dem Thorwege ein. Unter diesem Thore befindet sich eine kleine Treppe, die nur zu dem Entresol führt. Wenn Du mich dann besuchen willst, so kannst Du Dir die Mühe ersparen, mit dem Portier zu sprechen. Du darfst bloß einige Papiere in der Hand halten und so hinauf gehen. Wozu aber, fragst Du mich, dies Incognito? . . . . — So höre. Während Beaumarchais in seinem Zimmer, von Papieren rings umgeben und mit der Feder in der Hand alle Leute aufnimmt, die ihn zu besuchen pflegen, während er so mit seiner Arbeit auf's Eifrigste beschäftigt scheint, wird diese von mir in aller Stille, ohne daß irgend Einer mich sehen darf, entworfen und verfaßt. Kommt dann die Stunde heran, wo Beaumarchais sich von Niemand mehr sprechen läßt, so begebe ich mich mit meiner Arbeit zu ihm hinab und hier legen wir gemeinschaftlich die letzte Hand an's Werk. Auf diese Weise kommen alle die Beaumarchais'schen Theaterstücke zu Stande: er macht einen kurzen Entwurf; ich lese ihn nach, schreibe meine Anmerkungen dazu, theile sie ihm mit und so machen wir endlich das ganze Stück zusammen fertig. Das ist aber Etwas, was viele Leute noch gar nicht wissen." —

Dank dem Zufall, der uns dies Manuskript in die Hände gespielt. Indeß, was der Zufall uns gegeben, ziemt uns wohl, auf dem Wege der Reflexion näher zu erforschen und zu begründen. Die natürlichste Frage, die sich uns von selbst aufdringt, ist die über die Existenz Gudin's. Hat ein Mann dieses Namens um jene Zeit wirklich gelebt, und hat er auch in der Nähe von Beaumarchais gelebt? . . . . Diese Fragen finden wir in den Memoiren des Letzteren auf's Bestimmteste beantwortet. Gudin de la Brennelerie wird von Beaumarchais nicht bloß „Freund", sondern sogar sein „zweites Ich" genannt; auch ersehen wir aus denselben, daß Gudin in der That in jenem Hause in der Alten Tempelstraße wohnte; denn unter dieser Adresse hat Beaumarchais seine Briefe aus Deutschland an seinen Bruder, seinen Freund, seinen Gudin abgesandt. Sind wir nun über diesen Punkt, der an und für sich wichtig genug ist, im Reinen, so bleibt noch zu untersuchen übrig, ob dieser Gudin auch wirklich die Fähigkeit, zu schreiben, besessen? . . . Auch diese Frage kann ich zuverlässig bejahen, denn er hat Gedichte gemacht und Tragödien geschrieben, wie aus den Briefen Beaumarchais' selbst klar zu ersehen: „Mein würdiger Freund Gudin", heißt es an einer Stelle, „der in seiner Zurückgezogenheit alle seine Arbeiten wohl in Ordnung gehalten, ist nunmehr, zu unserem beiderseitigen Glücke, zurückgekehrt; er unterstützt mich, tröstet mich und arbeitet gegenwärtig an der Vollendung seines großen Werkes." Ohne uns lange aufzuhalten, dürfen wir hierbei nur kurz bemerken, daß das letzte Stück Beaumarchais', die schuldige Mutter, wirklich, kurz nachdem Gudin zu seinem Freunde zurückgekehrt war, erschien.

Was endlich den in unserem Manuskript angegebenen Punkt betrifft, daß Beaumarchais nichts mehr als die Pläne zu seinen Theaterstücken abfaßte, so finden wir auch dies in den eigenen Worten des Letzteren auf die auffallendste Weise zugestanden. „Die Kaltblütigkeit", schreibt Beaumarchais in seinen Lettres à sa fille, „dürfte es wohl seyn, der ich das Talent zu verdanken habe, Pläne zu Komödien zu entwerfen, die zu meiner Erholung dienen." Dergleichen unbefangene Zugeständnisse finden sich aber bei unserem Beaumarchais oft wiederholt und näher entwickelt. „Das Planzeichnen", führt er auf diese Weise weiter aus, „diese flüchtige Arbeit, die nur die Massen hinwirft, nur Situationen angiebt, nur die Umrisse zu den Charakteren liefert."

Sollte man in diesen letzteren Zugeständnissen nicht eine jener allgemein behaupteten Wahrheiten bestätigt finden, daß der unruhige Geist, wie Montaigne sagt, selbst wider seinen Willen, mit der Wahrheit herausbricht? So hätten wir denn zwei sehr wichtige Punkte in unserem Manuskript deutlich begründet: daß nämlich Gudin erstlich der einzige Freund Beaumarchais' war, und dann zweitens, daß er für den Letzte-

ren und auf dessen Rechnung geschrieben. Indeß dürfen wir hierbei noch nicht stehen bleiben, indem uns bald ein anderes Bedenken entgegentritt: wie wäre es möglich gewesen, daß der Mann, der zum größeren Theile oder zur Hälfte an der Schöpfung der drei „Figaros" Theil gehabt, daß dieser Mann auf seinen Ruhm so ganz verzichtet? Aber auch das läßt sich erklären: es giebt Stellungen im Leben, die zu manchem Ungewöhnlichen und Anomalen führen; wären sie nur näher bekannt und erforscht, wie viele Namen von Schriftstellern würden dann ihren Rang wechseln, und wie vieler Leute Ruhm würde seinem wahren Gehalte nach erst erkannt werden!

Sehr treffend hat man von Beaumarchais gesagt, daß er in einem Alter von fünfunddreißig Jahren, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens und müde, eine zweideutige Existenz zu fristen, ein Mittel gesucht, seinen Reichthum zu Ehren zu bringen, und so Schriftsteller geworden sey. Allein damit hatte er sich auf ein Feld gewagt, wo er nicht so leicht zu schalten vermochte, als auf dem der Intrigue; es bedurfte eines erfahrenen, gewandten Führers. Gudin war bei der Hand: warum hätte er sich desselben nicht bedienen sollen? Und der arme Gudin, der nur von den Wohlthaten des reichen Mannes lebte, ein vertrauter Freund des Mannes, der ihn dem Anscheine nach verehrte und vergötterte, konnte er die Ketten zerreißen, die ihn fesselten, und den einzigen Pfeiler umwerfen, auf den sich noch der Name Beaumarchais' zu stützen versucht, konnte er, frage ich, aus dem Hause des Letzteren gehen und ihm auf die schrecklichste Weise den Todesstoß versetzen? Nein, das konnte er nicht!

Jedes Gefühl großer Erkenntlichkeit wird zu einem unbesiegbaren Zügel: Dies erfuhr unglücklicherweise unser Gudin. Man bedenke nur, daß nicht eine Linie in dem Büreau und in den Zimmern der rue du temple geschrieben wurde, mochte sie nun Geschäftssachen, oder irgend einen literarischen Gegenstand betreffen, die nicht unserm Gudin zu Gesichte kam; daß die brüderliche und mysteriöse Verbindung bis zum Tode beider Freunde bestand, von denen der Eine reich und der Andere arm war. Stellt man sich nun die Eitelkeit und die zum Sprüchworte gewordene Prunksucht Beaumarchais' recht vor, und auf der andern Seite die Bescheidenheit Gudin's, so wird man wohl eben kein großes Bedenken mehr tragen, zu glauben, daß Letzterer an den Arbeiten Beaumarchais' Theil genommen.

Aber, könnte man noch einwenden, wäre diese Behauptung wirklich begründet, wie käme es denn, daß sie nicht schon unter den Zeitgenossen laut und ruchbar geworden? Um diesem Einwand zu begegnen, darf ich nur folgende zwei Stellen anführen: „Der Ruf des Herrn von Beaumarchais," heißt es einmal in der Gazette de Bouillon, „ist sehr gesunken; die gebildete Welt ist endlich überzeugt, daß, wenn man ihm nur die Pfauenfedern ausreißt, weiter nichts als das Bild eines häßlichen schwarzen Raben mit aller seiner Unverschämtheit und Gefräßigkeit an ihm bleiben wird." Ja, die Scheu hörte bald auf, und man bediente sich nicht mehr der Bilder, um ihn anzugreifen; man sagte ihm mit Verachtung und Unwillen die Wahrheit rund heraus: „Es gab eine Zeit," äußerte Bergasse gegen ihn, „wo ich, mit aller Welt, Sie für den Verfasser (der Beaumarchais'schen Werke) hielt; ich habe unterdessen die Wahrheit erfahren."

Wie seltsam fügen sich oft die Launen des Zufalls! Ein Mann, der nicht wußte, wie und wo er seine müßige Jugend zubringen sollte, geht über's Meer, und wird ein Held; „seine Geringfügigkeit und Leerheit macht," wie die Frau von Genlis sagt, „sein Glück." Er kommt endlich nach Paris zurück, um hier seinen Triumph zu feiern. Aber die Republik der Vereinigten Staaten, die über Millionen verfügte, hat Beaumarchais in ihrer Großmuth vergessen, ihn, dem sie vielleicht mehr als selbst Washington zu verdanken hatte! Und Beaumarchais wiederum bekränzt sich mit Theater-Lorbeern, erscheint vor uns in seiner dramatischen Glorie, von lautem Beifall umrauscht, den wir seinen von uns auswendig gelernten Werken zollen, während Gudin, der zum wenigsten doch sein Mitarbeiter war, kaum dem Namen nach von uns gekannt wird! (Journal de l'Institut historique.)

Bibliographie.

Lart de composer et de décorer les jardins. Par M. Boitard. Grand in 8. oblong de 11 feuilles, plus un atlas de 119 planches. — 15 Fr.

Censeur Médical, mémoires de pratique, de philosophie médicale et analyse des principaux ouvrages. Par une société de médecins. — 8 Fr.

Centurie d'Insectes, concernant plusieurs genres nouveaux, décrits dans sa collection. — Von G. Kirby. 12 Fr.

Gallerie des Oiseaux du cabinet d'Histoire Naturelle du Jardin des Plantes. Par M. Vieillot. Prix de chaque livraison coloriée: 2½ Fr.

Globe Pittoresque, ou Merveilles de la Nature et de l'art. In 4. et planches. — Pr. jeder Lfg. 1 Fr.

Des Hémorroïdes et de la chute du Rectum. — Von Alm. Lepelletier. 3½ Fr.

Introduction à l'Entomologie, comprenant les principes généraux de l'Anatomie et de la Physiologie des insectes. — Von Th. Lacordaire. Erster Band.

Mémoires sur l'exploitation des Mines des comtés des Cornwal et de Devon. — Von Combes. 6 Fr.

Syrien.

Briefe über Palästina.

(Schluß.)

Meine Ankunft zu Gaza hat hier Veranlassung zu einem kleinen Ereigniß gegeben, und ich weiß nicht, wie ein armer Pilger, wie ich, als eine so wichtige Person des Abendlandes hat angesehen werden können. Man glaubte nämlich, ich hätte den Auftrag, den politischen Zustand dieses Landes zu untersuchen und meiner Nation die Mittel zu einer Eroberung vorzubereiten. Eine Deputation brachte mir die Anzeige, daß mich der Kadi in seinem Palaste oder Metumat erwarte; er hätte, sagten die Deputirten, mir wichtige Mittheilungen zu machen. Der Kadi wünschte, daß ich mich nicht von meinem Kawas Ibrahim, sondern nur von meinem Dolmetscher, dem jungen Damian, zu ihm begleiten ließe, da er mit mir ohne einen muselmännischen Zeugen sprechen wollte. Man führte mich daher auf eine geheimnißvolle Weise zu dem Kadi, indem man mich nur durch die entlegensten Straßen gehen ließ, gerade als wenn es sich darum handelte, ein Komplott zu Stande zu bringen. Ich fand ihn auf dem Divan, seinem vierjährigen Sohn zur Seite, sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich mit einer freundschaftlichen Geschäftigkeit und sprach: „Ich war schon sehr betrübt, da ich Sie nicht kommen sah; aber Ihre Gegenwart macht mir wieder Muth", und im ersten Augenblick hatte sich schon eine solche ungezwungene Vertraulichkeit zwischen uns eingefunden, daß ich auf den Inhalt unseres Gespräches im Voraus schließen konnte. Da mit Ihr nun ein Interesse an meinem Kadi nehmt, muß ich Euch vorher genau mit ihm bekannt machen. Sajed Ali (so heißt der Kadi), in Jerusalem geboren, ist ein Mann von vierzig Jahren; sein Kopf, mit dem weißen Turban und mit dem weißen Barte ist sehr hübsch; ein edler und milder Ausdruck belebt seine Züge, und in seiner religiösen Haltung könnte man ihn für einen Imam halten, wie auch jeder Kadi ein Imam oder Priester der Gerechtigkeit und sein Charakter ein religiöser ist. Sajed Ali hat das Herz und die Seele eines Muselmanns, und den Geist eines Philosophen nach unseren Begriffen; seine Worte sind ernst, geistreich und eindringend; er spricht in melancholischem Ton und oft mit aufwärts gehobenem Blicke. Erzogen und unterrichtet in Europa, wäre Sajed Ali ein vorzüglicher Mann geworden. Die wahre Freundlichkeit und die religiösen Tugenden des Kadi erhalten ihn in einer immerwährenden gezwungenen Stellung gegen den unersättlich geizigen Mutselim.

„Theurer Franke", sagte Sajed Ali zu mir, „Mussud Jmaki drückt auf Razzi (Gaza) wie ein schwerer Hammer; er beschäftigt sich nur mit unserem Volke, um ihm sein Gold zu entziehen; unser Gouverneur ist wie der Sand in der Wüste, welcher immer Durst hat; die Nachtheuschrecken des Landes verlieren sich in seinen Beuteln, wie die Sudme sich in dem Meere verlieren, und die Einwohner leiden und seufzen; nicht zufrieden, sie durch Abgaben zu erdrücken, überläßt er noch ihre Früchte und Aerndten der Raubsucht der Beduinen. Diese räuberischen Araber erpressen dem Lande alljährlich mehr als zehntausend Beutel (ein Beutel hat den Werth von 500 Piastern, und der Piaster 7 Sous nach Französischem Gelde), und der Mutselim thut nichts, sie davon abzuhalten. Als Abu Nabut Gouverneur in diesem Lande war, da waren die Beduinen schüchterner, und die Aerndten blieben verschont. Durch Züchtigungen und Beharrlichkeit hatte er es dahin gebracht, sie einzuschränken. Abu Nabut ließ einmal einem Beduinen einen Finger abhauen, bloß weil er in einem Garten eine Zwiebel gestohlen hatte. Ein ander Mal verurtheilte er einen Beduinen, die Faust zu verlieren, und dieser dem Kameele eines Fellahs den Kopf abhieb. Jetzt aber sind die Beduinen die Herren; mehr als sechzehn Tausend dieser Araber durchstreifen die benachbarten Gegenden. Jene eigentlich sind die Feinde, gegen welche Abdallah Pascha Truppen ausschicken sollte, und nicht gegen die Fellahs von Nablus! Die Unzufriedenheit unseres Volkes ist die höchste Stufe erreicht, und Jedermann hier wünscht eine Veränderung. Man erzählt sich ganz leise, daß Mehmed Ali mit Rächer seine Macht über unsere Gegenden ausdehnen werde; man sagt auch, daß Ihre Nation, welche bereits Algier genommen hat, sich nun auch Syriens bemächtigen wolle. O, theurer Franke! von welcher Seite auch die Eroberung kommen mag, sie wird hier sehr gut aufgenommen und festlich begangen werden; der Zustand, in dem wir uns jetzt befinden, kann nicht lange mehr dauern; erfolgt die Eroberung nicht, so wird, das weiß Gott! dieses Volk, so schwach es auch ist, gegen den tyrannischen Mutselim sich empören. Die Kleinen auch kennen ihr Maaß und Ziel, wenn man sie aufs Aeußerste treibt, und selbst die Katze kratzt dem Tiger in ihrer Verzweiflung die Augen aus. Ueberdies will ja Gott nicht, daß die Herrschaft der Ungerechtigkeit ewig währe. Wehe dem mächtigen Manne, der das Vermögen seines Volkes verschlingt! Es wird sich immer noch ein Kühner finden, ihn zu erwürgen."

Das ist der Hauptinhalt der Gedanken, die mir der Kadi zu Gaza vertraut hat. Seine Worte haben mich mit Erstaunen erfüllt. Ich war sowohl von der Kühnheit seines Vertrauens als von dem Gemälde, welches er mir von dem geistigen Zustande des Palästinensischen Volkes entworfen, tief ergriffen. „Was ist Ihre Meinung über unser Land?" sagte Sajed Ali zu mir. „„Ich denke wie Sie"", erwiderte ich, „„daß sich Etwas vorbereite, und daß andere Herren anlangen werden; es ist aber nicht für den gegenwärtigen Augenblick der Ueberfluß, der seine Schiffe zu Eurer Befreiung versenden wird; dort giebt es noch schwierige Arbeit, die es verhindert, sich gegen Euren Horizont zu wenden. Wahrscheinlich werden es Arabische Segel seyn, die die Eroberung Euch herbeiführen werden; aber wird diese Eroberung auch zu Eurer Befreiung geschehen? Wenn der Sieger seine Hand über Euch aufthut, wird es Gutes oder Böses seyn, was ihr entfallen wird! Ich höre von allen Seiten erzählen, daß Aegypten unter seinem Pascha sehr unglücklich ist; ich sehe hier in Razzi eine Menge Aegyptischer Flüchtlinge, die es als ein Glück betrachten, nicht mehr die Länder des Mehmed Ali zu bewohnen; zeigt dies nicht deutlich an, daß mit der neuen Herrschaft auch neues Elend kommen wird? Mehmed Ali will nicht Syrien, um es von seiner Sklaverei zu befreien, sondern um seine Hülfsquellen zu vermehren; das entvölkerte, ruinirte Aegypten vermag nicht mehr die um sich greifenden Bedürfnisse seines Herrn aufzubringen; der Westen be-

arf alfo anderer Menfchen und Syrien foll feine Beute werden. Man arf jedoch zweifeln, ob der Despotismus des Mehmed Ali in Syrien leichten Fortgang finden wird, als in Aegypten. Dort unten an den fern des Nile leitet man das Volk wie eine fchwache Heerde; in den ändern von Hebron, Jerufalem, Galiläa und des Libanon aber find e keine fchwache Heerden, denen man begegnet; es find zwanzig unlenk- ame und kriegerifche Völkerfchaften, denen ihre hohen Berge als fo iele Citadellen dienen können, und die den ewigen Krieg der ewigen nterdrückung vorziehen würden. Ihr werdet alfo vielleicht den Fuchs it dem Wolf, den Weiber mit dem Geier vertaufcht haben. Unter elchem Gefichtspunkte ich auch die nächfte Zukunft von Syrien be- achte, fehe ich nichts, als entweder Elend und Despotismus, oder Krieg."

„Trauriges Schickfal meines Landes!" fchrie Sajed Ali. Wie fehr ätte ich Gott gepriefen, wenn er mich reich genug gemacht hätte, um eit von hier, und zwar in den Regionen der Franken, wo die Men- chen nicht unter der Bedrückung feufzen follen, leben zu können, wäh- end der Orient nur von Dienftbarkeit und Tyrannei heimgefucht wird; aget Frankreich, daß es uns fein Mitleiden fchenken und feine mäch- igen Flügel über uns ausbreiten möge." — Indem der Kadi fo fprach, ar er tief gerührt, und als wir uns trennten, bedeckte der finftere Schatten der Betrübniß fein Angeficht. Niemals werde ich den Kadi u Gaza vergeffen.

Bis hierher habe ich mit Ihnen von dem Gaza der gegenwärtigen Zeit efprochen; welche Dinge werde ich Ihnen erft in Betreff diefer Stadt u fagen haben, wenn ich die alten Jahrbücher der Gefchichte auf- chlage! Die heilige Gefchichte erzählt uns von der Einnahme Gazas urch Simon Maccabäus, der fie von ihren Götzenbildern reinigte und em Dienfte des Herrn weihete. Die weltliche Gefchichte erzählt uns on der Belagerung diefer Stadt durch Alexander; der Macedonifche held erhielt am Fuße ihrer Mauern zwei Verwundungen, die ihm ein ropbetifcher Rabe verkündet haben foll. Herr diefer Stadt, behandelte r den Gouverneur Betis, wie Achill den Hector behandelt hatte: er ieß ihn von Pferden um die Stadt fchleifen; aber alle diefe Begeben- eiten ftehen ja bloß in den Büchern.

Indem ich Ihnen von Gaza, der größten unter allen Städten der Philifter, erzähle, ift es mir fehr lieb, Ihnen einige Worte über das Volk der Philifter fagen zu können, von welchem in der Hebräifchen Gefchichte fo oft die Rede ift. Das kleine Reich der Philifter war aus ünf Städten zufammengefetzt: Gaza, Afcalon, Azot, Geth und Acca- on oder Acre. Es waren Aegyptifche Koloniften (Israeliten), welche in der rüheften Zeit die fruchtbaren Küften Paläftinas überfielen. Die Philifter, enne ich mir, waren Araber, denen ähnlich, die noch heute in den Aegyptifchen Wüften und an der Seite des rothen Meeres verbreitet ind; fie wanderten nach Paläftina aus, getheilt in Stämme, deren eder einen eigenen Scheik hatte.

Ich habe Ihnen gefagt, daß die Haupt-Merkwürdigkeit in Gaza das ein- ige chriftliche Denkmal fey, welches dem Mittelalter angehört und daß eine Ruine, keine Spur von dem alten Befitzthume der Lateiner fpricht; ie Alterthümler haben in Gaza nichts zu fchaffen; alles darin ift mo- ern und muselmännifchen Urfprunges. Der Umkreis der Stadt bietet o viele Palmbäume als Häufer dar; rund herum ftehen im Halbmond- reis auch Palmbäume mit Indianifchen und wilden Feigenbäumen untermifcht; quer durch diefe Baumgruppen findet Ihr Springbrunnen, Bethäufer, Mofcheen und Karawanen-Herbergen. Alles in Gaza fcheint mir Aegyptifch; die Gewohnheiten, die Kleidertracht, die Erzeugniffe und felbft die Farbe des Bodens. Wenn man auf eine Terraffe ftei gt, laubt man, Alexandrien und Kahira fehen zu können: man riecht legypten und tritt in feine Eintönigkeit und in feine weiten Ebenen ein.

(Poujoulat. R. d. d. M.)

England.

Jeffreys, Lord-Kanzler Jacob's II.

Eine Skizze der Engliſchen Rechtspflege des 17. Jahrhunderts. *)

George Jeffreys war der fechste Sohn von John Jeffreys von leton, unweit Wrexham, in der Grafffchaft Denbigh und von Marga- eta, der Tochter des Sir Thomas Ireland, Herrn von Bewfey, im erzogthum Lancafter; er felbft ward in feines Vaters Hanfe im Jahre 648 geboren. John Jeffreys behauptete, von Tudor Trevor, Grafen von Hereford, abzuftammen und fcheint ein nüchterner, verftändiger Mann gewefen zu feyn, der die Achtung feiner Nebenmenfchen genoß und dem Ehrgeize wie dem Hange zur Grauffamkeit, die feinen Sohn eherrfchten, fremd war. Ja, es wird uns berichtet, daß George's glän- endes Auftreten mit einem zahlreichen und ftürmifchen Gefolge, als er inft ſeinen Geburtsort befuchte, den bitterften Unwillen des Vaters erregte. Zwar wurde der alte Mann nie Kanzler, aber der Kanzler ward auch nie ein alter Mann; — der Vater überlebte den Sohn.

Zum frechen Uebermuthe wird der Menfch im Allgemeinen urch Unwiffenheit und Stumpfheit der Sinne, die ihn gegen jez iche Art des Gefühls unempfindlich macht, verleitet. Ein Uebermüthi- er dieſer Art wagt nur immer auf's Gerathewohl und greift durch, wo indere bedenklich zaudern und ſich einzumiſchen ſcheuen; ihm geht ge- öhnlich, vermöge ſeiner Beſchränktheit und Rohheit, das ab, was wir Takt zu nennen pflegen, d. h. die Fähigkeit, Umſtände zu unterſcheiden und auf eine feine Art ſeine Handlungsweiſe danach einzurichten. Jef- reys machte einigermaßen eine Ausnahme von dieſer Regel: ſo roh und gefühllos er auch war, beſaß er dennoch einen Grad von Takt, mit wel- chem er die Verhältniſſe, die ihn zunächſt umgaben, zu benutzen wußte; aber er ſchwelgte in dem Taumel der Tyrannei, die ihm dazu dienen mußte, ſeinen Durſt nach Thaten zu ſtillen. Niemals erreichte er eine Stellung, in welcher er wahrhaft glücklich genannt werden konnte, nachdem er Schwierigkeiten überwunden und Opfer gebracht, für die es keinen Erſatz giebt. Die Kränkungen, die er erfuhr — und zwar ſehr bittere Kränkungen — waren ſo zahlreich wie ſeine Triumphe, ſo daß er, trotz ſeines Glücks, ſtets in einem Zuſtande unbefriedigter Begierde und erbitternder Zurückweiſung gelebt zu haben ſcheint.

Das Verlangen, emporzukommen, und die ſehr vortheilhafte Stellung des Richteramtes, welches damals ſein Haupt unter dem Einfluß einer wiederhergeſtellten Majeſtät erhob, ſcheinen ihn veranlaßt zu haben, den Stand eines Rechtsgelehrten zu wählen, zu welchem er ſich durch die Unterſtützung ſeiner Freunde vorbereiten konnte, nachdem er am 19. Mai 1663 in Inner-Temple eingetreten war. Seine Studienzeit benutzte er weniger dazu, in ſein Fach tiefer einzudringen, als ſich mit vielerlei Verhältniſſen bekannt zu machen und ſelbſt thätig einzugreifen; ohne die Trinkgelage ſeiner Genoſſen zu verſäumen, verſtand er es doch, ſich das Vertrauen einer Geſellſchaft von Mißvergnügten zu erwerben, die ihm in ihre Geheimniſſe einweihten, und dieſes mußte ihm wiederum zur Erhöhung ſeines geringen Einkommens dienen. In dieſer Abſicht und wahrlich nicht aus jugendlicher Begeiſterung, begann er ſeine politiſche Laufbahn als Reformer und wurde eine Zierde des Ordens der Rats.

Als er ſich in ſeinem achtzehnten Jahre zu Kingſton aufhielt, gerade da die Seuche die Juriſten aus dieſem Orte vertrieben hatte, legte er das Amtskleid an und trat vor Gericht auf, ohne jedoch bei demſelben angeſtellt zu ſeyn, was erſt zwei Jahre ſpäter geſchah. Dieſer Umſtand hat zu dem Irrthum Anlaß gegeben, als ſey er niemals auf regelmäßige Weiſe an der Barre angeſtellt worden. Bei dem Beginn ſeiner praktiſchen Laufbahn fand er eine vortreffliche Stütze in ſeinen politiſchen Genoſſen, und ſchämte ſich auch nicht, ein jetzt abgenütztes und hoffentlich ganz verworfenes Mittel, ſich Ruf zu verſchaffen, anzuwenden, indem er ſich nämlich oft von ſeinen Dienern aus den Kaffeehäuſern abrufen ließ. Er hatte ein keckes Anſehen und ließ ſich durch Niemand außer Faſſung bringen; ſeine Sprache war fließend und deutlich, und in ſeinen Reden verſchwieg er ſicherlich nichts, was ſeinem Klienten zum Vortheil gereichen konnte; ſeine Stimme war ſtark und der Gebrauch, den er von ihr machte, war überwältigend; auch beſaß er eine große Fertigkeit, die Schwächen des Gegners ſchnell zu entdecken, und pflegte dann mit der Wuth eines Kettenhundes über dieſelben herzufallen. Nicht ſelten beging er auch Fehler und verletzte durch dieſelben nicht allein ſeinen Gegner; aber die Siege, die er über die Schwachen und Unglücklichen davon trug, verſchafften ihm bald Ruf und Geld. Wäre er nur immer auf ſolche Zeugen geſtoßen, als der eine war, von dem wir ſogleich reden werden, ſo wäre ſeine Unverſchämtheit vielleicht noch unterdrückt und dadurch viel Menſchenblut erſpart worden.

„Ein Landmann trat einſt in ledernen Beinkleidern als Zeuge vor Gericht auf, und Jeffreys, welcher Anwalt für den Gegenpart war, fand, daß ſeine Ausſage ſchlagend ſey. Als Jeffreys ihn daher contre-examiniren mußte, fuhr er ihn an: „Du Kerl da, in den ledernen Hoſen, was bekömmſt Du denn für Dein Schwören?" Ruhig blickte der Mann ihn an und ſagte: „Wahrlich, Herr, wenn Ihr nicht mehr für Euer Lügen bekämt, als ich für mein Schwören, ſo würdet Ihr ſo gut wie ich eine lederne Hoſe tragen." Jedermann lachte über dieſe grobe Erwiederung, die Einer dem Anderen wieder erzählte.

Jeffreys bemühte ſich nun, durch ſeine Verheirathung mit der Tochter eines reichen Mannes ſein Glück zu machen, und eine Verwandte der jungen Dame mußte ihm als Vermittlerin in dieſem Geſchäfte dienen; aber der Vater des Mädchens entdeckte die Speculation und brachte noch bei Zeiten ſeine Tochter nebſt ihrem Gelde in Sicherheit. Der künftige Richter, in einem Anfall von Gerechtigkeitsliebe, vielleicht aber auch aus Verdruß, bot der Verwandten ſeine Hand an und wurde erhört. Ihr Name war Sarah, ſie war die Tochter des Thomas Neesham, eines Mannes von wiſſenſchaftlicher Bildung; ſie brachte ihrem Gatten dreihundert Pfund Sterling mit und zeigte ſich als eine ſorgſame Hausfrau. Die Ehe ward durch mehrere Kinder geſegnet. Da der Anfang ſeiner Laufbahn und ſeines Glücks in London, und zwar in der City, ſtattgefunden, benutzte er die Verbindungen in der Stadt ſo geſchickt wie er nur konnte und mit ſolchem Erfolge, daß er, kaum dreiundzwanzig Jahr alt, zum Stadt-Anwalt (Common-Sergeant) gemacht wurde. Nachdem er dieſes Amt einige Jahre verwaltet hatte, wechſelte er auf eine unverſchämte und rückſichtsloſe Weiſe ſeine politiſche Farbe und beförderte ſich dadurch zu der Stelle eines Recorder, die er zum großen Theil der Freundſchaft des bekannten Ebiffinch zu verdanken hatte. Er wurde geadelt und den 22. Oktober 1678 zum Recorder, oder, wie er es ſelbſt nannte, zum „Mundſtück der Stadt" gemacht.

Kurz vor ſeiner Erhebung wurde er Wittwer und heirathete drei Monate darauf wiederum und zwar eine Wittwe, die Tochter des Sir T. Wadworth, die ihn wenige Monate darauf mit einem kleinen Sohn beſchenkte — ein Umſtand, an den er eines Tages auf ſehr unangenehme Weiſe erinnert wurde. Als nämlich in einer Angelegenheit, in welcher er Anwalt war, eine Frau ſehr nachtheilige Ausſagen that, ſagte er ihr: „Madame, Sie ſind ſehr ſchnell in Ihren Antworten." Worauf Jene erwiderte: „So ſchnell wie ich auch ſeyn mag, Sir George, bin ich doch noch nicht ſo ſchnell, wie Ihre Frau Gemahlin." — Schon als Recorder gab er manchen Beweis ſeiner künftigen Härte. Ein armer Buchhändler, Namens Smith, gab ein Buch heraus gegen den Koſten-Aufwand der Mayors und Sheriffs; „Ihr Wohlleben", ſagt er darin, „hat eine ſolche Höhe erreicht, daß der Wein, das Produkt eines fremden Landes, den fünften Theil der Ausgaben eines Sheriffs beträgt." Indeß waren doch die Geſchwornen ſo vernünftig, daß ſie die Anklage dagegen für unpaſſend erklärten. Das bei ähnlichen Fällen herkömmliche, von den Geſchwornen ausgeſprochene: „Ignoramus" ward jedoch geſtrichen, und ſo wurde die Klage in der nächſten Seſſion auf's neue vorgebracht und noch ein Mal mit dieſem gelinden Ausdruck der Verwerfung bezeichnet. Jeffreys ge-

*) Nach den Memoirs of Judge Jeffreys. By Mr. Woolrych. London, 1834.

rieth darüber in Wuth und sandte die Klage zum dritten Male zurück; — und zum dritten Male mußte er das „Ignoramus" lesen. „Gott schütze mich vor solchem Geschwornen-Gericht!" rief der Recorder aus; „ich will jedem Einzelnen der Richter in's Gesicht sehen, und Andere sollen das auch können!" Darauf befahl er, daß die Barre des Gerichts-Saals geöffnet würde, damit die Geschwornen dem öffentlichen Anblicke ausgesetzt seyen. Dessenungeachtet wiederholten sie, siebzehn an der Zahl, jeder einzeln das Wort „Ignoramus" und trugen so den Sieg davon.

Da Jeffreys sich nun einmal auf der Bahn der Beförderung befand, so schritt er, vermöge seiner Thätigkeit, Keckheit, Unverschämtheit, Geschmeidigkeit und Gewissenlosigkeit, mit einer Eile fort, die selten ihres Gleichen gefunden hat. Er ward zum Ober-Anwalt (Sergeant) berufen am 17. Februar 1678, bei welcher Gelegenheit er Ringe austheilte mit der Inschrift: „A Deo rex, a rege lex" („Der König kommt von Gott und das Gesetz vom Könige.") Um dieselbe Zeit wurde er ein Welsh judge, und schon im April mußte Sir Job Charlton, ein würdiger alter Mann, seine Stelle als erster Richter von Chester niederlegen, um Jeffreys Platz zu machen. Im Mai desselben Jahres ward er zum Königlichen Anwalt (King's sergeant) ernannt und am 17. Nov. des Jahres 1681 zum Baronet erhoben. Seine Anmaßung nahm mit seiner Erhöhung zu, und sein Benehmen erregte einst zu Kingston bei den Sommer-Assisen des Jahres 1679 den fürchterlichsten Unwillen des Baron Weston. Es war nämlich, da Jeffreys sich bemühte, einige Zeugen niederzuschlagen, ein Wortwechsel zwischen beiden entstanden, in welchem er sich beklagte, daß ihm nicht die ihm gebührende Achtung erwiesen werde, da man ihm in der Anordnung des Prozesses Widerstand leiste. „Ha!" entgegnete ihm heftig der Richter, „seit der König Ihnen seine Gunst zugewendet hat, meinen Sie, nur Jedermann niedertreten zu können: glauben Sie sich gekränkt, so klagen Sie, hier wird sich Niemand darum kümmern." Der Sachwalter, erwiderte er, sey nicht gewohnt, Klagen zu erheben, sondern solche, die erhoben seyen, zu entscheiden; aber der Richter brachte ihn wiederum zum Schweigen. Jeffreys setzte sich nieder und weinte vor Verdruß.

Im Jahre 1680 machte er sich sehr verhaßt durch seinen Eifer, das Volk von einer Petition an das Parlament, die in der That die katholischen Freunde des Königs sehr beunruhigen mußte, zurückzuhalten. Man reichte dem Könige eine Bittschrift ein, worin er gebeten ward, den Jeffreys seines Amtes zu entsetzen; aber der König erwiederte darauf bloß: „Ich will daran denken." Dennoch hatte Jeffreys jetzt nicht den Muth, es mit seinen Feinden, an deren Spitze das Parlament stand, aufzunehmen, und er entsagte daher seinem Posten. „Er ist nicht Parlaments-probehaltig" (parliament-proof, wie waterproof gebildet), sagte Karl II., der seit dieser Zeit wahrscheinlich den kleinlichen Charakter Jeffreys' verachtete. Nachdem er in Ungnade gefallen war, versuchte er, zu seinen alten Freunden, den Mißvergnügten, zurückzukehren; aber er ward von diesen so unfreundlich empfangen, daß er sich genöthigt sah, wider Willen dem Könige treu zu bleiben. Auch hatte er später niemals wieder Veranlassung, von demselben abzufallen. Bei Gelegenheit der Kornbaus-Verschwörung war er Königlicher Anwalt, und betrieb in der ganzen Angelegenheit die Untersuchungen auf's Eifrigste. Die Sache hätte, aus Mangel an Beweis, daß Lord Russell den Plänen der Verschworenen beigestimmt habe, leicht scheitern können; aber es gelang ihm, diese, oder doch eine ähnliche Angabe, dem Lord Howard zu entlocken.

Am 29. September 1683 ward George Jeffreys an die Stelle von Sanders, der an einem durch unmäßigen Genuß des beliebten Ale herbeigeführten Schlagfluß gestorben war, als Oberrichter (Chief-Justice) angestellt. Eines der ersten Verhöre, das unter seinem Vorsitze stattfand, war das des berühmten Algernon Sidney, welcher wegen theoretischer Schriften, die man ihm aus seinem Schreibepult genommen hatte, zum Tode verurtheilt wurde. Als das Todes-Urtheil ausgesprochen war, berief sich Sidney mit fester Stimme auf die Allwissenheit Gottes, der einst über das Leben derer richten würde, die ihn um der Gerechtigkeit willen so boshaft verfolgt hätten. Bei diesen Worten erhob sich Jeffreys von seinem Sitz und rief, fast außer sich vor Wuth: „Ich bitte Gott, Euch eine Stimmung des Gemüthes zu verleihen, die sich für den Uebergang in jene Welt eignet; denn ich sehe, noch seyd Ihr nicht dazu geschickt."

„Mylord, fühlt meinen Puls", sagte Sidney, indem er die Hand darreichte, „und überzeugt Euch, daß er ruhig schlägt. Gott sey gelebt, nie war ich in einer besseren Verfassung, als in diesem Augenblick."

Inzwischen war auch das Privat-Leben des Lord-Oberrichter nicht tadelfrei, sondern er ließ auch hier allen niederen Leidenschaften ihren freien Lauf. In Folge vieler Unregelmäßigkeiten litt er an heftigen Anfällen von Steinbeschwerden, die oft nicht wenig zur Vergrößerung seines Unmuthes beitrugen. Einem solchen Krankheits-Anfalle schreibt der Verfasser seine Grausamkeit bei dem Verhöre des Sir Thomas Armstrong zu. Dieser verlangte die Wohlthat des Gesetzes; worauf Jeffreys ausrief: „So wahr Gott lebt, die sollst Du haben! Am nächsten Freitag ist die Hinrichtung, nach dem Gesetz; da sollst Du die Wohlthat des Gesetzes in vollem Maaße genießen." Da Armstrong sah, daß alle seine Worte vergebens seyen, rief er aus: „Mein Blut komme über Euer Haupt!" — „Ist nicht nöthig, ich bin an Leiden gewöhnt", erwiederte Jeffreys höhnisch. — Aber so wild und übermüthig gebietend er auch war, so entging er auch als Oberrichter eben so wenig, wie früher als Anwalt, kränkenden Zurückweisungen. Einem alten Manne, der einst das Unglück hatte, ihm zu mißfallen, sagte er: „Wenn Euer Gewissen so weit ist, als Euer Bart lang, so werdet Ihr jedwede Sache beschwören." — „Mylord", erwiederte der alte Mann, „wenn Ihr das Gewissen nach dem Barte messen wollt, so werdet Ihr finden, daß Ihr selber gar keines habt."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Manual of mineralogy. (Handbuch der Mineralogie.) Von Allen. 10½ Sh.

The American Indians. (Sitten und Trachten der Amerikanischen Indianer.) 3 Sh.

Angler in Ireland. (Skizze der Irländischen Grafschaften Connaught und Munster. 2 Bde. 21 Sh.

Narrative of a passage from Bombay to England. (Reise von Bombay nach England.) Von Cap. W. Bouchier. 5 Sh.

Political and domestic condition of Great Britain. (Großbritanniens politischer und innerer Zustand.) Von Bowring. 16 Sh.

Two lectures on taste. (Zwei Vorlesungen über den Geschmack.) Von J. Carter. 3 Sh.

Mannigfaltiges.

— Ertrag der Mineral-Quellen in Deutschland und Frankreich. Von Herrn Longchamps wurde in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein Werk über den hydro-mineralischen Reichthum Frankreichs angekündigt, das nächstens erscheinen soll. Nach diesem Chemiker wäre kein Land in Europa an Mineral-Quellen aller Art reicher, als Frankreich. Um aber die in seinem Vaterlande vernachlässigte Benutzung derselben recht ersichtlich zu machen, vergleicht er den Gewinn, den Frankreich von seinen Mineral-Quellen jährlich zieht, mit demjenigen, der in Deutschland von Mineral-Wasser gezogen wird. Nach einer Ueberschlags-Berechnung vom Jahre 1830 wurden durch die Benutzung der Mineral-Quellen in Frankreich nicht mehr als 10 bis 11 Millionen Franken in Umlauf gebracht, während man diesen Umsatz in Deutschland auf 100 bis 110 Millionen anschlägt. In Deutschland bilden in der That die Mineral-Wasser eine Quelle des Reichthums, die mehr, oder wenigstens ungefähr so viel Geld in Umlauf bringt, als irgend ein Zweig der Production in Frankreich, mit Ausnahme des Getraide- und des Weinbaus. Der Vertrieb aller Holzsorten in Frankreich beläuft sich regelmäßig auf nicht mehr als 112 Millionen jährlich; die Steinkohlen bringen dem Lande nicht mehr, als 18 Millionen; das Gußeisen, sammt dem rohen Eisen, bringt nicht über 132 Millionen. Man sieht also, daß die Mineralquellen allein in Deutschland ungefähr so viel, als alle Holzarten zusammen, oder die für sich so wichtige Eisen-Fabrication, und endlich sechs Mal so viel, als die Steinkohlen in Frankreich abwerfen.

— Flüchtige Tinte. Wenn man mit Jode-Tinktur auf Papier schreibt, das man vorher mit Stärkemehl planirt hat, so erhalten die Buchstaben eine blaue Farbe, und man glaubt, sie wären mit einer ganz besonderen Tinte geschrieben; in kurzer Zeit aber verflüchtigt sich die Jode, und es bleibt nicht eine Spur auf dem Papier zurück, so daß, wenn Jemand einen auf diese Weise geschriebenen Wechsel oder eine Quittung empfängt, er nach einiger Zeit nichts als ein leeres Stück Papier aufzuweisen haben würde. Indeß sind dergleichen Betrügereien leicht zu entdecken; denn die Jode-Tinte kann bei gewöhnlichem Papier gar nicht angewendet werden, und das mit Stärkemehl planirte Papier dürfte nur etwas dem Jode-Dunst ausgesetzt werden, so würde man es auf der Stelle ganz blau gefärbt sehen. Nach einem Berichte des Herrn Dumas in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris hat eine ähnliche Betrügerei schon Veranlassung zu einem Prozesse gegeben; indessen hatte es sich erwiesen, daß in dem vorliegenden Falle die flüchtige Tinte nicht aus Jode bestanden.

— Der fürchterliche Fluch. Zu Futtygur am Ganges rannte einst einer unserer Indischen Diener auf dem Bazar so heftig gegen eine alte Frau, daß er sie fast umwarf. Kaum hatte die erschreckte Alte das Gleichgewicht wieder gewonnen, als sie den Mann mit einem Strom von Scheltworten überschüttete, und diesen dadurch wiederum so sehr erbitterte, daß er im Zorne nun der Alten einen absichtlichen Stoß versetzte, durch den sie mit der Stirn gegen die steinernen Stufen eines Hauses flog und sich so schrecklich verwundete, daß sie bewußtlos vom Boden aufgehoben wurde. Sogleich reute den armen Burschen seine That, und ängstlich blieb er in der Nähe der Verwundeten, um den Ausgang der Sache abzuwarten. Sie erwachte bald wieder aus ihrer Ohnmacht; aber sobald sie den Verursacher ihrer Schmerzen neben sich erblickte, fing sie mit ihrer Hand das Blut auf, das von ihren Schläfen floß und sprengte es mit den furchtbarsten Flüchen dem Armen in's Gesicht. Unbeweglich und wie erstarrt vom Schreck blieb er stehen. „Möge Dein Schatten schwinden, bis er aufhört, Deine Schritte zu bezeichnen", schrie die Sibylle mit von Wuth halb erstickten Gekrächze. „Dein Lager gebe Dir keinen Schlaf, und wenn Du hungrig bist, so fehle Dir die Speise. Möge der Alligator sich an Deinem Leibe laben, und Deine Knochen sollen nie auf einem Schutthaufen dörren! Geh, Du Verfluchter, die Verwünschung einer mißhandelten alten Frau ruht auf Dir!" — Ein Schauder überfiel den Mann, der hoffnungslos nach Hause ging und fortan in der festen Ueberzeugung lebte, daß der Fluch an ihm in Erfüllung gehen werde; es schmeckte ihm nicht Speise, noch Trank, und nach Verlauf von wenigen Wochen, da wir ihn sprachen, erklärte er, seine Tage seyen gezählt, und ehe 48 Stunden verflossen seyen, würde er sein Leben beschlossen haben. Am Morgen des 28sten Tages nach dem Vorfalle auf dem Bazar war er todt. (Oriental Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Mittwoch den 5. November 1834.

Frankreich.

Napoleon und die Herzogin von Abrantes.

(Nach der so eben erschienenen Lieferung [Theil XV. und XVI.] der Memoiren der Herzogin.)

Das Bild, welches in der von der Herzogin von Abrantes neuerdings eröffneten historischen Gallerie vor allen anderen hervorragt, ist zwar wieder dasjenige Napoleon's; aber hier ist es nicht mehr der in allen seinen Unternehmungen so glückliche Kaiser, es ist der allen Widerwärtigkeiten preisgegebene große Mann, der jetzt die Unbeständigkeit des Glücks erfahren, und über den die Schläge des Schicksals gewaltsam hereinzubrechen drohen.

Bei seiner Rückkunft von Moskau, wo Dreiviertel seiner Armee ihren Tod gefunden hatten, befand sich Napoleon zum ersten Mal ganz allein der Nation gegenüber. Doch der Gebrauch wollte es, daß er angeredet werde; denn Frankreich ist das Land der Redensarten, und nie kann dort ein Monarch von einem Ort nach dem anderen sich begeben, ohne von Amtsreden erdrückt zu werden.

Als Napoleon die Anrede des Seine-Präfekten vernommen hatte, welcher ihm darin zu seinen Siegen Glück wünschte, konnte er sich des leisen Ausrufes: „O, Dummkopf!" nicht enthalten; aber die Anrede des trefflichen Rhetorikers Fontanes überlas er drei Mal. Dieser, anstatt an Moskau zu erinnern, sprach auf eine feine Weise von dem König von Rom und der Französischen Jugend.

Napoleon hörte und benutzte bisweilen gern Reden und Gespräche über nützliche Anstalten. Als Beweis hiervon läßt der Moniteur die Marschälle Lannes und Duroc solche Reden auf ihrem Sterbebette führen; nach der Herzogin von Abrantes aber haben diese kein Wort über nützliche Anstalten gesprochen. Man führt auch in der That keine richtige Gespräche, wenn man tödtlich verwundet ist.

Was zu diesem unglücklichen Zeitpunkte noch häufiger, als das Oratorische, in Paris betrieben wurde, das waren die Satiren, Karikaturen und Epigramme. Man fand dergleichen Pasquille oft an den Mauern der Tuilerieen angeschlagen. Napoleon war stets empfindlich über solche Angriffe, die nur im Finstern betrieben wurden, und deren Anstifter, trotz aller Wachsamkeit der Polizei, nicht zu entdecken waren. Die Calembourgs drangen dem Kaiser wie spitze Stacheln ins Herz. Die Herzogin von Abrantes meint, die Polizei sey damals in einem schlechten Zustande gewesen; allein zu welcher Zeit hat man wohl den nächtlichen Anschlag von Schmähschriften verhindern können? Schon vor Jahrhunderten hat Pasquin in Rom Satiren gemacht. Das ist nicht Fehler der Polizei; es ist die am leichtesten auszuübende Rache, die aber eine feste Regierung mit Gleichmuth verachten kann, insofern sie nur die in den Satiren enthaltenen Rathschläge zu benutzen weiß.

Die Kaiserliche Polizei war jedoch in immerwährender Thätigkeit und wurde hauptsächlich für hochstehende Personen sehr beunruhigend und störend. Es gab keine einzige große Assemblée, ohne daß der Polizei-Minister gewußt hätte, was darin gesprochen ward. Kaum war ein Gastmahl in einem großen Hause beendigt, so wußte der Herzog von Rovigo schon, was man dabei von politischen Ereignissen erzählt hatte. In Gegenwart der Herzogin brachte er aus einem eiteln und schwatzhaften jungen Grafen in Zeit von fünf Minuten Alles heraus, was er von der Unterhaltung bei einem Diner der Herzogin von Bassano, an welchem der kleine Graf so eben gekommen war, zu wissen vermochte. Auch konnte sich die Herzogin von Abrantes bei ihrem Weggehen nicht enthalten, den Polizei-Minister zu bitten, sein Talent doch nicht an den Personen zu üben, die ihren Salon besuchten.

Vergebliche Bitten! Rovigo verwies es ihr unaufhörlich, daß sie auch Feinde des Kaisers in ihrem Zirkel aufnehme. Man kann in der That die Lage derjenigen Leute nicht genug beklagen, die zu jener Zeit eine Rolle in Frankreich spielten. Sie waren mit Ehre, Ruhm und Gunst überhäuft; die Welt beneidete ihr Loos, und Viele haßten sie, des hohen Ranges wegen, zu dem sie berufen worden; und doch stand es diesen Herzögen, diesen Fürsten nicht frei, diejenigen, die ihnen am meisten gefielen, in ihrem Hause aufzunehmen. Ihre Gemächer, glänzend von Gold und Krystall, standen zu jeder Zeit den Augen der Polizei offen, während der Bürger seine Thür schließen und ohne Furcht sich dem Erguſſe der Freundschaft überlassen konnte.

Die Herzogin von Abrantes meint, daß der Polizei-Minister, Herzog von Rovigo, mit seiner ganzen Anhänglichkeit an den Kaiser, demselben doch schädlicher, als seine Feinde, gewesen sey, indem er die Polizei nach der Weise des Bären in der Fabel gestaltet hätte, welcher, um die Fliege auf der Nase eines armen Mannes todtzuschlagen, ihm die Nase sammt dem Kopfe abgerissen. Die Herzogin behauptet ferner, Rovigo habe eines Tages gesagt, daß, wenn ihm der Kaiser befähle, seinen eigenen Vater zu tödten, er es augenblicklich thun würde; uns aber dünkt, daß, wenn Jemand solche Gesinnung auch hegen könnte, er doch erröthen müßte, damit Parade zu machen. Wenn ein Gespräch dieser Art stattgefunden hat, woran man jedoch sehr zweifeln darf, so wäre darin nur eine besondere Weise, seine Ergebenheit auszudrücken, wahrzunehmen; was indessen die Herzogin in dieser Beziehung von dem Polizei-Minister erzählt, beweist freilich, daß seine Ergebenheit sehr weit ging.

Zu eben dieser Zeit wurden auch alle Briefe eröffnet und die wichtigsten von Napoleon selbst durchlesen. Die Korrespondenz wurde damals eben so wenig respektirt, als das vertrauliche Gespräch. Durch diese Verletzung des Brief-Geheimnisses erfuhr Napoleon eines Tages, daß eine schwangere Frau, deren Ehemann seit lange bei der Armee war, ihren Geliebten aufforderte, gegen den Kaiser zu konspiriren. Seine Rache war bald beschlossen; er verschaffte der Frau die Mittel, im Geheimen ihre Niederkunft zu halten und verbot ihrem Geliebten, sie je wieder zu sehen. Als diese Frau auf so großmüthige Weise von der Entehrung sich gerettet sah, hörte sie auf, eine Feindin der Regierung zu seyn.

Napoleon war ungemein darauf bedacht, jeden Sitten-Skandal zu vermeiden. Eine Frau von ***, Palast-Dame der Kaiserin, schrieb ihm, daß sie sich vergiften würde, wenn er nicht eine Schuld von 50,000 Fr. (die sie, wie es schien, im Spiele eingegangen) für sie bezahlen wollte. Der Kaiser schickte einen seiner Adjutanten, um nachzusehen, ob die Sache wirklich so ernstlich gemeint sey. Glücklicherweise fand dieser die Frau durchaus nicht im Begriffe, sich das Leben zu nehmen, und sie war darum bald genöthigt, ihre Entlassung einzureichen.

Nach dem Unglück, welches der Russische Feldzug ihm gebracht hatte, konnte Napoleon einen ehrenvollen Frieden abschließen; allein er verstand es nicht, einer ihm bisher unbekannt gewesenen Macht, der Nothwendigkeit, ein Opfer zu bringen. Herr von Narbonne, Botschafter in Wien, soll ihm drei Couriere mit der Anzeige geschickt haben, daß ein sehr einflußreicher Mann wegen einer Schuld von 700,000 Fr. in Anspruch genommen würde, und daß man, vermittelst eines solchen Opfers, diesen Mann für Frankreich gewinnen könnte. Der Botschafter erhielt keine Antwort, und nicht lange darauf wurden die Gläubiger jenes Mannes von einem Anderen bezahlt, der Frankreich nicht sonderlich ergeben war.

Es hatte zu dieser Zeit das Ansehen, als ob es dem Kaiser zum Vergnügen gereichte, sich immer mehr Feinde zu machen. So ließ er in den Moniteur mannigfache Beleidigungen gegen Personen einrücken, die sich in der Folge sehr empfindlich zu rächen wußten.

Bei denjenigen, welche seine innersten Gedanken kannten, war es entschieden, daß er den Frieden nicht wolle. Er schlug darum auch die Prager Friedens-Bedingungen aus, und in dem Kriege, der darauf wieder begann, mußte sein Genie, obgleich es noch viele Hindernisse zu besiegen wußte, doch dem Zusammenfluß aller Umstände endlich unterliegen.

Ein Mann, den der Feldzug in Rußland sehr unglücklich gemacht hatte, war der Herzog von Abrantes, der Waffen-Gefährte Napoleon's seit der Belagerung von Toulon. Er liebte den Kaiser leidenschaftlich und war nun auf das Innigste betrübt, da er sich seit einigen Jahren von der Person Napoleon's getrennt sah, obgleich dieser ihm bei verschiedenen Gelegenheiten die Versicherung gab, noch immer dieselbe Anhänglichkeit an ihn zu haben, ungeachtet er bisweilen seine militairischen Operationen tadelte.

Im Russischen Feldzuge empfing Junot (Herzog von Abrantes) den Gnadenstoß durch das 23ste Bulletin der großen Armee, indem er darin als seine Schuldigkeit nicht gethan zu haben bezeichnet war. Seine Eigenliebe wurde ganz zu Boden gedrückt, als er sich unter den Befehl des Vice-Königs von Italien gestellt sah, den er, so zu sagen, zu Pferde gesetzt hatte, als Eugen seine militairische Laufbahn begann. Er kam leidend von Rußland zurück und weinte wie ein Kind, nicht mehr vom Kaiser geliebt zu seyn. Die Herzogin macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß Napoleon nur von zweien seiner Generale aufrichtig geliebt worden sey, und daß er ihren Zuneigungen nur durch materielle Freundschafts-Bezeugungen zu entsprechen gewußt habe. Dies aber läßt sich vielleicht nur auf die letzte Zeit seiner Regierung in Anwendung bringen; denn die Herzogin selbst hat uns in den vorhergehenden Theilen ihrer Memoiren den Kaiser als liebenswürdig und als sehr gefühlvoll geschildert. Nach dem Rückzuge von Moskau war er nicht mehr so. Die Marschälle sagten: Er liebt uns nicht mehr! und er seinerseits behauptete, daß keiner von ihnen ihn mehr liebe.

Der unglückliche Junot litt wahrscheinlich eben so sehr an seiner Ehre, als an seiner Zuneigung; obgleich seine Wittwe uns nur seinen Schmerz, die Liebe des Kaisers verloren zu haben, zu schildern sucht. Zum Gouverneur der Illyrischen Provinzen ernannt, wurden ihm nun die Folgen seiner Kopfwunden sehr fühlbar, und er litt öfters an Gehirnschwäche, während welcher Zeit er einen Brief folgenden Inhalts an den Kaiser schrieb:

„Ich, der ich Sie mit der Verehrung liebe, wie der Wilde die Sonne; ich, der ich Ihnen ganz angehöre; wohlan! der ewige Krieg, den man für Sie führen muß, ich mag ihn nicht mehr! ich will den Frieden! Ich will endlich mein müdes Haupt, meine schmerzvollen Glieder ausruhen lassen, ich will in meinem Hause, in dem Schooße meiner Familie leben; will für Frau und Kinder sorgen und ihnen nicht mehr fremd seyn; ich will endlich das genießen, was ich mir, mit einem größeren Schatze, als die Schätze Indiens, mit meinem Blute, dem Blute eines Ehrenmannes, eines Franzosen, eines wahren Patrioten, erkauft habe. Ich fordere endlich die Ruhe, die ich mir durch 22 jährige wichtige Dienste, durch 17 Wunden, aus denen mein Blut erst für mein Vaterland und dann für Ihren Ruhm geflossen ist, mit Recht erworben habe." — Einen solchen Brief hatte Napoleon noch nie erhalten.

Die Marschallin Soult sagte einmal, freilich mit größerer Mäßigung, dem Kaiser, als er ihren Gemahl neuerdings nach Spanien beordert hatte, folgende Worte: „Sire! der Marschall Soult ist Ihnen sein Leben und seine Dienste schuldig, und er weihet Ihnen Beides. Ist er denn aber seiner Frau, seinen Kindern gar nichts schuldig? Es sind nun sechs Jahre, daß der Marschall im brennenden Sande Andalusiens und im beschwerlichsten Theile der Halbinsel seine Gesundheit aufreibt. Seine Aufopferungen sind von Ew. Majestät anerkannt worden, und doch haben Sie nie Etwas für ihn gethan."

Eines Tages, als die Herzogin von Abrantes sich eben auch leidend befand, erhielt sie einen Besuch von dem Herzog von Rovigo, welcher ihr den kläglichen Zustand ihres Mannes mittheilte, zugleich aber auch den Befehl des Kaisers vorzeigte, daß der Herzog nicht nach Paris gebracht werden sollte. Das hieß, ihn der einzigen Unterstützung berauben, die fähig war, seinen leidenden Zustand zu mildern. Die Herzogin war über diese Grausamkeit sehr aufgebracht, aber sie mußte gehorchen. Man kam nun überein, daß sie sich nach Genf begeben und der Herzog dorthin gebracht werden sollte. Während sie aber in Genf seiner harrte, wurde der unglückliche General nach Montbard in das Haus seines alten Vaters transportirt, wo er, aus Mangel an Hülfsmitteln, die sein Uebel, wenn auch nicht heilen, doch wenigstens hätten lindern können, unter den schrecklichsten Schmerzen starb.

Noch aber waren die Schläge des Unglücks für die Herzogin von Abrantes nicht erschöpft. Kaum daß sie von einer Krankheit, die sie befiel, erstanden war, als eine neue Botschaft des Polizei-Ministers ihr das Verbot des Kaisers überbrachte: sich der Stadt Paris in einem Umkreise von 50 Lieues nähern zu dürfen. Der Polizei-Minister hatte sich zugleich in das Hotel d'Abrantes in Paris begeben, die Siegel gelöst, einen Secretair gewaltsam erbrochen und alle Briefe des Kaisers, die sich darin vorfanden, entwendet. Alles auf höheren Befehl und gegen das Verlangen der Familie, hierbei wenigstens eine rechtliche Form stattfinden zu lassen. Umsonst! ein Kaiserlicher Befehl leidet keinen Aufschub! —

Die Herzogin glaubte nicht, dem Kaiserlichen Verbote die Ehrerbietung schuldig zu seyn, die der Polizei-Minister davor hatte, und sie begab sich daher nach Paris. Kaum hatte sie aber die Umarmungen und Beileidsbezeugungen ihrer Freunde empfangen, als der Herzog von Rovigo schon bei ihr eintrat und ganz außer sich darüber war, wie es eine Frau wagen könnte, die Befehle des Kaisers zu übertreten. „Wenn der Kaiser", sagte die Herzogin, „sich so sehr hat vergessen können, so geschah es, weil ihn feindselige Klätschereien seit langer Zeit wider mich und Junot aufgebracht haben. Nun, Herr Präsident! hören Sie Ihrerseits das an, was ich Sie bitte, dem Kaiser zu hinterbringen. Denn nie werde ich mich mehr mit einer Bitte an ihn direkt wenden, weder für mich, noch für meine Kinder. Ich bin die Wittwe Junot's, des Mannes, der ihn aus seinen schwachen Mitteln unterstützt hat, als er in Paris ohne Dienst und ohne Brod war; ich bin die Tochter einer Frau, die für seine Jugend Sorge getragen hat, als er beinahe noch ein Kind war. Jetzt, Herr Herzog! befindet sich diese Wittwe, diese Tochter, in dem einzigen ihr zusagenden Asyl, in ihrem eigenen Hause, und sie wird dieses nicht verlassen!"

In diesem ganzen und langen Wortstreite ist der Vortheil der Vernunft und des gesunden Verstandes auf Seiten der Herzogin; der Polizei-Minister hingegen spielt eine schlechte Rolle. Wahrscheinlich ist das Gedächtniß der Verfasserin treu geblieben und hat ihr keine andere Worte eingegeben, als die der Minister wirklich ausgesprochen hat, und diese können seinem Andenken — nicht günstig seyn

(F. d. P.)

Bibliographie.

Aide Mémoire pour l'Ingénieur militaire. Par Grivet. (Personnel et administration.)

Ebauche d'un essai sur les Notions radicales. — Von A. Pichard. 2 Bde. 15 Fr.

Méthode abrégée et simplifiée d'établir et de vérifier les comptes courans d'intérêts réciproques, suivie des tarifs d'intérêts à tous les taux, pour toutes les sommes et pour tous les jours de l'année. — Von Daulnoy. 2½ Fr.

Supplément au Traité de la lumiere, de sir J. F. W. Herschel. — Von A. Quetelet.

Victoires, Conquêtes, Désastres, Revers et guerres civiles des Français, de 1789 à 1815. — Nach Panckoucke's Ausgabe. 150 Lfgn. werden 14 Bde. bilden. Pr. jeder Lfg ½ Fr.

England.

Jeffreys, Lord-Kanzler Jacob's II.

(Schluß.)

Im September 1684 wurde Jeffreys Mitglied des Kabinets; im Jahre darauf starb König Karl und Jakob II. folgte ihm auf den Throne. Der Richter fröhnte den finsteren Leidenschaften des neuen Monarchen und ward nach kurzer Zeit zum Baron Jeffreys von Wem in der Grafschaft Salop ernannt. Jetzt mußte Titus Oates, der berühmte Widersacher des Katholicismus, der ihn einst als Kanzler übermüthig behandelt hatte, Jeffreys's Rache empfinden, indem er den Prozeß, der Jenem wegen Meineid gemacht war, entschied. Jeffreys sagte keine Beleidigung. Oates sagte, was er beschworen habe, sey wahr, und im nöthigen Falle wolle er es mit seinem Blute besiegeln. „Es wäre auch schlimm", sagte Jeffreys, „wenn Du es nicht mit Deinem Blute besiegeltest." Oates ward auf zwei Anklagen überführt, und verurtheilt, für eine jede tausend Mark zu erlegen, seiner geistlichen Rechte verlustig zu gehen, zwei Mal am Pranger ausgestellt und einen Tag von Aldgate nach Newgate und zwei Tage darauf von Newgate nach Tyburn gepeitscht zu werden, und, um ihn die Schmach der Strafung nie vergessen zu lassen, sollte er während seines ganzen Lebens alle Jahr fünf Tage am Pranger stehen.

Im Herbst des Jahres 1685 vollzog Jeffreys die Rache gegen die Anhänger des unglücklichen Herzogs von Monmouth; er reiste in Begleitung eines Oberrichters und zwei jüngerer Rechtsgelehrten, und war von einer Abtheilung der Soldaten des Oberst Kirk umgeben. Er handelte vermöge eines besonderen Auftrages, und es war ihm die Rang eines Generals ertheilt worden, so daß er Truppen unter seinem eigenen Kommando haben durfte. Diese Expedition wurde Jeffreys Feldzug, oder die blutigen Assisen genannt, und in der That war das ganze Unternehmen ein blutiges. Später, als er im Tower saß, erklärte er, daß seine Instructionen noch strenger gewesen seyen, als sein Verfahren, und daß man ihn nach diesem Umzuge am Hofe noch angeschwärzt habe, weil er jenen nicht völlig nachgekommen sey. Dennoch erfahren wir, daß die Zahl der Verurtheilten nach Hunderten berechnet wurde, und er selbst rühmte sich einst gegen einen Major, daß er zwanzig tausend Menschen bei einer Veranlassung zum Tode verurtheilt habe, was so viel sey, wie die ganze Zahl der von des Offiziers Soldaten getödteten Menschen.

Der erste Platz, an welchem Jeffreys Gericht hielt, war Winchester, wo Lady Alicia Lisle, die angeklagt war, John Hicks, einen Verräther, bei sich aufgenommen zu haben, ihr Verbrechen erwartete. Hicks war nämlich von Westen entflohen und hatte bei der Lady einen Zufluchtsort gefunden; diese hatte zwar sogleich den nächsten Friedensrichter davon benachrichtigt, aber den Mann unterdessen entwischen lassen. Jeffreys selbst zeugte vor Gericht gegen die Gefangene, eine Frau von siebzig Jahren, die selbst während eines Theils des Verhörs sich nicht des Schlafes erwehren konnte, und zwang beinahe die Geschworenen das Todes-Urtheil ab. „Säße ich unter Euch", sagte er, „und wäre sie selbst meine eigene Mutter, ich würde sie für schuldig erklären." Wahrscheinlich wollte Jeffreys durch dieses Verfahren eine bedeutende Bestechung veranlassen, welche ihm auch, aber gleich zu spät, angeboten wurde. Als man an den König appellirte, sagte dieser, er habe Jeffreys versprochen, die Schuldige nicht zu begnadigen. Bei der Eröffnung der Assisen zu Dorchester ertheilte der anwesende Geistliche von Gnade, aber Jeffreys lachte bei seinem Gebete wie bei seiner Rede. An einem Sonnabend wurden 30 Gefangene vor die Schranken geführt, noch denselben Abend unterzeichnete er einen Befehl, daß 14 von ihnen am Montag gehängt werden sollten und die Uebrigen, einen einzigen ausgenommen, folgten diesen bald auf demselben Wege. Einem Manne, Namens Bragg, ward es zum Kapital-Verbrechen angerechnet, daß er sich von der Partei des Monmouth hatte rauben lassen. Zu Taunton verurtheilte er einen gewissen Jones zu 7 Jahre Einkerkerung, hundert Mark Geldbuße und zu der unerhörten grausamen Strafe, jährlich ein Mal durch alle Städte von Devonshire hindurchgepeitscht zu werden. Die während des Urtheilsspruches anwesenden Frauen brachen in Thränen aus, und der Gerichtsschreiber selbst war so verblüfft von dem Urtheil, daß er nicht umhin konnte, eine Bemerkung in Bezug auf die Zahl der Ortschaften in der Grafschaft Devon hinzuwerfen, indem er sagte, daß wenigstens 14 Tage dazu gehörten, um sie in die bezeichnete Weise ein Mal die Runde zu machen, und der Tutchin noch ein sehr junger Mensch sey. „Ja wohl ist er ein junger Mann, aber ein alter Schurke", sagte Jeffreys. Vergebens bat der Arme, daß man ihn lieber hängen möchte; aber die Blattern, an denen er erkrankte, befreiten ihn vorläufig von der Erduldung der Strafe und später wurde sein Urtheil geändert. — Bei der Eröffnung der Assisen von Sommerset erklärte Jeffreys, es würde nicht an ihm liegen, wenn er nicht den ganzen Ort von Menschen säuberte. — Als Probe seiner Brutalität theilen wir hier einen Auszug aus seiner Rede an die Geschwornen zu Bristol mit.

„Meine Herren, ich bin durch die Gnade Gottes nach dieser großen und volkreichen Stadt gekommen, einer Stadt, die auf ihren Reichthum wie auf ihren Handel stolz ist, und mit Recht auf den ersten Platz nach der großen und volkreichen Hauptstadt Anspruch machen kann. Meine Herren, ich finde hier eine große Zahl von Zuhörern, die mit gespannter Aufmerksamkeit dasitzen, als ob sie eine schreckliche und vorbereitete Rede erwarteten; aber, Ihr wißt es ja selbst, wir kommen nicht, um Reden und zierliche Declamationen vor einander zu halten; denn bei Gott, solche Dinge haben wir schon bis zum Ueberdruß oft gehört; nein, wir kommen, des Königs Auftrag auszuführen. Aber ich weiß, eine Spezial-Kommission ist hier am Orte ein ungewöhnliches Ding und will Euch nicht behagen; ja, die Weiber stürmen sogar gegen uns an, aus Furcht, wir möchten auch über sie den Sieg davon tragen und

in der That fürchte ich, meine Herren, es sey in dieser Stadt Sitte, daß die Frauen herrschen und die Obermacht besitzen." — Darauf sagte er, daß er ihnen nicht viele Mühe machen werde durch schwer zu entscheidende Rechtsfälle, sondern, daß er ihnen nur Thatsachen, die sich in ihrer Mitte ereignet, vortragen wolle, „denn," fügte er hinzu, „ich habe das Tagebuch dieser Stadt bei mir in der Tasche;" dann beklagte er sich über seine Steinbeschwerden und über den schlechten Zustand der Straßen von Bristol, — eine böse Vorbedeutung für die arme Stadt. Nun kam eine lange Rede über König Karl I., eine Lobrede auf König Jakob II. und eine ausführliche Anerkennung seiner unbeschränkten Macht; dann erst kam er zur Sache, die er, um einen starken Gegensatz zu haben, mit dem Herzog von Monmouth begann. — „Meine Herren," fuhr er darauf fort, „ich sage Ihnen, ich habe das Tagebuch dieser Stadt hier in meiner Hand!" — und nachdem er das Buch, auf das er angedeutet hatte, aus der Tasche gezogen und geöffnet hatte, rief er aus: „Großer Gott! wo bin ich? — in Bristol! diese Stadt, so scheint es, begehrt das Vorrecht, sich untereinander schinden und bunzen zu können! Ja, Ihr bedürftet alle Monat einer solchen Kommission! Selbst die Behörden, die die Diener der Gerechtigkeit seyn sollten, erzürnen sich gegenseitig in dem Maße, daß sie kaum mit einander ein Mittagsmahl verzehren mögen, während verschmitzte Kerle, die sich hinter dem Vorhang halten, es sich angelegen seyn lassen, Zwiespalt unter ihnen zu erregen, sie an den Ohren zu ziehen und ihre Schafsköpfe aneinander zu schlagen. Doch zur Sache! Ich finde, Ihr stinkt aus Mangel an Reinigung. Was soll ich Euch dies noch näher andeuten? Ihr werdet selbst suchen, wo der Schmutz sitzt und mich davon benachrichtigen. Den Dissenters und Fanatikern scheint es unter Euch sehr wohl zu gehen, und das zwar durch die Begünstigung des Magistrats: z. B., wenn ein Ketzer, der ein ausgemachter und halsstarriger Beleidiger der Majestät ist, vor ihnen erscheint, um seine Strafe zu erhalten, so erhebt sich ein oder der andere Alderman und sagt: Er ist ein guter Mann (wenn er auch ein Rebell ist)! Wohl denn, dem Herrn Alderman zu Gefallen, wird er zu 5 Shilling Strafe verurtheilt. — So wäscht eine Hand die andere. Ihr spielt jetzt den Schalk vor mir, aber allmälig werde ich Euch den Schalk spielen. Ich mag gar nicht daran denken, und doch darf ich's nicht vergessen, Euch zu sagen, daß ich von Zwistigkeiten gehört habe unter der Geistlichkeit selbst, unter Solchen, die Anderen Verkünder des Friedens und der Eintracht seyn sollten. Meine Herren, diese Dinge müssen jetzt genauer untersucht werden."

Zu den Abscheulichkeiten dieser Zeit gehört auch Jakobs Schenkung des Prideaux, eines reichen Mannes, an Jeffreys. Als Jemand sich für Prideaux beim Könige verwandte, war dessen Antwort: „Ich hab' ihn Jeffreys geschenkt." Jeffreys drohte, ihn erhängen zu lassen, aber er erhielt 15,000 Pfd. Sterl., und nach guter Kaufmanns-Weise ließ er, für prompte Bezahlung, 240 Pfd. davon ab.

Nach der Rückkehr von diesen Assisen ward Lord Jeffreys zum Kanzler ernannt. „Ihr werdet das Geschäft schwer finden," sagte ihm ein Trinkgenosse. „Nein," erwiderte der neue Kanzler, „ich werde es mir schon leicht machen."

Indessen ging Jakob weiter in seinen Versuchen, die katholische Religion wieder herzustellen, und bemühte sich unter Anderm auf eine, den Zeit-Umständen ganz unangemessene Weise, einen Katholiken ohne Eid in die Universität Cambridge aufnehmen zu lassen. Die Universität widersetzte sich diesem gesetzwidrigen Gebrauch der Königlichen Macht. Derselbe Versuch ward zu Oxford gemacht und Jeffreys unterstützte den König auf's Eifrigste in seinen Bestrebungen, obgleich er ganz ohne Zweifel selbst Protestant war. Eigennutz und das Streben, seine Macht überall zu zeigen, waren so heftig bei ihm, daß diese Gefühle alle andere besiegten. Dadurch stieg er von einem Posten zum andern, und wurde so vertraut mit dem König, daß er bei der Geburt seines Sohnes, des nachmaligen Prätendenten, auf der Stufe des Bettes stand, auf welchem die Königin lag. Endlich nahm sich der Prinz von Oranien der protestantischen Sache an und landete in England. Augenblicklich ergriff Jakob die Flucht und ließ seinen Diener, wie der Teufel die Hexen, im Sumpfe stecken, indem er ihm gar nicht einmal Nachricht von seinem Aufenthalt gab.

So war Jeffreys, von allen Parteien gehaßt, hülflos seinen Feinden preisgegeben. Er schnitt sich die Augenbrauen ab, die sehr stark waren und ihm ein grausames Ansehen gaben, verkleidete sich als Köhler und floh nach Wapping, wo er sich in einem unbekannten Hause aufhielt, um eine Gelegenheit, aus dem Lande zu entweichen, abzuwarten. Sein Plan war, mit einem Kohlenschiff, das angeblich nach Newcastle bestimmt war, nach Hamburg überzusetzen. Er ging auch wirklich an Bord dieses Schiffes, aber er wurde von einem Matrosen verrathen; dieses merkte er noch bei Zeiten und begab sich wieder an's Land, um die nächste sichere Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Während er sich in einem Bierhause befand, sah er wenige Tage darauf aus dem Fenster; gerade ging in dem Augenblick ein Mann vorbei, der einst, durch seinen Anblick in Schrecken gesetzt, gesagt hatte, er würde nie, so lange er lebe, den Eindruck vergessen, den die furchtbaren Züge dieses Mannes auf ihn gemacht hätten; nun bewies sich die Wahrheit dieser Behauptung: er erkannte Jeffreys sogleich, rief seinen Namen laut, und in demselben Augenblicke stürmte die Volksmasse auf den gestürzten Tyrannen ein. Ein Wunder war es, daß er nicht auf der Stelle umgebracht wurde. Dem Lord Mayor überliefert, blieb er einige Zeit in dessen Gewahrsam, bis Soldaten herbeigeschafft waren, die ihn, unter dem heftigsten Andrange des wüthenden Volkes, in den Tower brachten. Während er hier saß, baten die Frauen der Grafschaften, die er auf seinen „blutigen Assisen" besucht hatte, daß er ihrer Rache ausgeliefert werden möchte, und zur selben Zeit wurde ihm ein sorgfältig verschlossenes Austern-Fäßchen zugeschickt, worin, als Geschenk für ihn, ein Strick lag. Er blieb jedoch nicht lange in seiner Haft; denn bald nach seiner Einkerkerung verfiel er in eine Krankheit, die ihn zu seinem Glücke schnell hinwegraffte. Sein Tod wird verschiedenen Ursachen zugeschrieben; Einige halten ihn für die Folge seiner Unmäßigkeit, Andere für die Folge seiner entsetzlichen Furcht und seiner Gewissensbisse; am wahrscheinlichsten ist, daß seine Gemüthsstimmung seine alten Uebel in dem Maße erhöhte, daß sie seinen schon längst geschwächten Körper endlich ganz zerrütteten.

Jeffreys starb den 12. September 1688 und ward im Tower begraben; aber drei Jahre darauf erlangten seine Freunde die Erlaubniß, seine Gebeine zu sich zu nehmen und in dem Gewölbe unter dem Altar in der St. Marien-Kirche beizusetzen. Im Jahre 1810 war durch eine Ausbesserung der Kirche der Sarg eine Zeit lang unbedeckt, so daß das Publikum den Schrein betrachten konnte, der die sterblichen Ueberreste dieses einst so gefürchteten und gehaßten Beamten umschloß.

Merkwürdig ist, daß er sich noch in den letzten Stunden seines Lebens, wo er Reue über manche seiner Handlungen bezeugte, gegen den Vorwurf der Grausamkeit bei seiner Assisen-Expedition vertheidigte, indem er wiederholte, die Befehle, die er erhalten habe, seyen noch grausamer gewesen, als seine Ausführung derselben.

Bibliographie.

Panorama of Manchester. 3 Sh.

Fairy legends and traditions of the South of Ireland. (Feen-Mährchen und Sagen aus Süd-Irland.) Bildet auch den 47. Bd. der „Family-library" 5 Sh.

View of the origin and migrations of the Polynesian nations. (Die Abstammung und die Wanderungen der Polynesischen Völker.) Von J. D. Lanz. 7½ Sh.

Essay on the construction of cottages for the labouring classes. (Ueber die Anlegung von Wohnhäusern für die arbeitenden Klassen.) Von G. Smith. 1 Sh.

Cases of Tic douloureux. (Der Gesichtsschmerz.) Von John Scott. 2½ Sh.

China.

Die Abenteuer des Hung sin.

(Aus dem historischen Romane Schui hu tschuan.)

Uebersetzt von Dr. Wilhelm Schott.

Im 29sten Regierungsjahr des Kaisers Jin dsung aus der Dynastie Sung II., und im dritten der Jahre Kia yeu (d. i. herrliche Hülfe vom Himmel), im Frühling des genannten Jahres brach eine verheerende Seuche in China aus, die sich von den Ländern im Süden des großen Stromes Kiang nach Norden ausbreitete.

Am dritten Tage des dritten Monats saß der Kaiser in seinem Audienz-Saal und empfing die Huldigungen der Großwürdenträger. Die hohen Civil- und Militair-Beamten standen, in zwei Reihen geschaart, zu beiden Seiten des Thrones. Aus der Reihe der Ersteren trat ein Dsai siang (geheimer Staatsrath) und sprach: „Sintemal anjetzo eine pestilenzialische Seuche in der erhabenen Residenz grassirt, und das Leben der Unterthanen Eurer Majestät gefährdet: so ist mein unterthänigstes Gutdünken, daß Eure Majestät geruhen mögen, allgemeine Vergebung der Sünden und Verbrechen und Verminderung der Abgaben proklamiren zu lassen, desgleichen durch Opfer die vom Himmel verhängte Plage abzuwenden."

Der Kaiser nahm diesen Vorschlag wohlgefällig auf, und beorderte sogleich das Kollegium der Han lin, eine Proclamation dieses Inhalts ergehen zu lassen. In allen großen und kleinen Tempeln brachte man Opfer ohne Zahl, aber die Seuche wüthete rastlos fort.

Jin dsung sah sich genöthigt, die Großwürdenträger noch ein Mal in dieser Angelegenheit zusammenzuberufen. Da trat ein anderer Staatsrath aus der Reihe und sprach: „Sintemal anjetzo die Pestilenz verheerend um sich greift, und Eurer Majestät Unterthanen für ihr Leben keine Bürgschaft haben: so ist meine unmaßgebliche Meinung die, daß Eure Majestät den Thian schi (himmlischen Meister) auffordern lasse, sich hierher zu verfügen, damit er die Seuche durch Opfer und Gebet abwende, und das Volk errette."

Jin dsung billigte den Vorschlag und beauftragte gleich das Kollegium Han lin, einen Abgeordneten an den Thian schi zu ernennen. Die Wahl des beiden Kollegiums fiel auf einen Obersten der Leibwache, Namens Hung sin. Dieser erhielt demgemäß die Weisung, nach dem Berge Lung hu schan (dem Drachen- und Tiger-Berg) im Kreise Sin dschen, welcher zur Provinz Kiang si gehört, abzureisen, und den himmlischen Meister zu bitten, daß er in der Hauptstadt erscheinen möge.

Nach vorangegangener Abschieds-Audienz versah sich Hung sin mit der Kaiserlichen Vollmacht und dem Gesandten-Stabe, verließ mit einem Gefolge von zehn Mann die Hauptstadt, und reiste nach Sin dschen. Da er auf seiner Reise nirgends verweilte, so erreichte er in wenigen Tagen den Ort seiner Bestimmung. Die hohen und niederen Beamten von Sin dschen empfingen ihn ehrerbietigst, und geleiteten ihn am folgenden Tage bis zum Berge Lung hu schan. Er trat in den Tempel der „drei reinen Wesen" *), legte die Kaiserliche Vollmacht auf dem Altare nieder, und fragte dann die Tao kuan: „An welchem Orte weilt jetzt der himmlische Meister?" Diese antworteten: „Unser Meister liebt das Reine und Hohe. Auf dem Gipfel des Berges hat er sich ein Mao ugan (heilige Einsiedelei) gebaut, in welchem er Tugend übt und sein Wesen veredelt."

Hung sin fragte weiter: „Wie kann ich dazu gelangen, daß ich den himmlischen Meister sehe?" Die Mönche antworteten: „„Der

*) Die „drei Reinen" (San tsing) sind die höchsten Gottheiten der Tao sse oder Tao kuan. Ueber dieser merkwürdigen Sekte ruht für uns noch ein dichtes Dunkel. Sie gelten für Alchymisten und Zauberer, und wohnen in einer Art von Klöstern zusammen, dürfen sich aber verheirathen. Die Würde ihres Großmeisters des Thian schi, scheint erblich zu [illegible]

Meister wohnt zwar auf des Berges Gipfel, allein er kann auch Wolken besteigen und durch die Lüfte fahren, wenn es ihm gefällt. Seine Spur ist unsichtbar; uns Tao kuan selbst vergönnt er selten, ihn zu schauen.““ Hung sin sprach: „In der Kaiserstadt wüthet die Pest, und ich komme mit Kaiserlicher Vollmacht, den Meister einzuladen, daß er in unseren Mauern den Genien ein großes Opfer bringe, und der vom Himmel verhängten Plage Einhalt thue. Was ist nun zu thun?“ Die Mönche antworteten: „„Wenn Du mit aufrichtigem Herzen fastest, ein Bad nimmst, mit der Kaiserlichen Vollmacht auf dem Rücken allein und zu Fuß den Berg besteigst, und den himmlischen Meister im Gebete anrufst: so wirst Du sein Angesicht schauen können.““

Hung sin beschloß zu thun, was die Tao kuan ihm gerathen hatten. Am folgenden Morgen nahm er ein Bad, zog neue Kleider an und Schuhe aus Gras, hing die Kaiserliche Vollmacht auf den Rücken, nahm den Gesandten-Stab in die Hand und schickte sich an, den Berg zu ersteigen. Nachdem er von den Tao kuan, die ihn eine kurze Strecke begleiteten, geschieden war, sprach er ein Gebet und ging dann allein weiter.

Als Hung sin schon einige Regionen des Berges erstiegen hatte, fühlte er große Müdigkeit und Lähmung in den Beinen, und dachte in seinem Herzen: „Der Kaiser und die Großwürdenträger haben mir doch ein saures Stück Arbeit übertragen.“ In diesem Augenblick hörte er aus einer Schlucht des Berges ein furchtbares Gebrüll erschallen, und hinter einer Fichten-Gruppe in dieser Schlucht sprang ein ungeheurer Tiger hervor. Hung sin schrie vor Entsetzen, floh, so gut er konnte, und warf dabei, halb rückwärts gewandt, verstohlene Blicke nach dem Ungeheuer.

Sein struppiges Haar hatte die Farbe des Goldes;
Die Klauen glichen silbernen Haken:
Die Augen sprühten Blitze, der Schweif war wie eine Peitsche;
Der Rachen wie ein Blutdecken, die Zähne glichen Speeren.
Er fegte mit dem Schweife und brüllte dabei wie der Donner:
Die Füchse und Hasen des Berges verkrochen sich allzumal;
Von den Hirschen und Rehen des Waldes war keine Spur mehr sichtbar

Als der Tiger den Hung sin erblickte, that er einige Sätze rechts und links, wendete sich dann, sprang eine Anhöhe hinab und war verschwunden. Jetzt kam Hung sin erst wieder zu Athem, setzte seinen Weg fort und grollte nicht wenig über den Kaiser, daß er ihn hierher geschickt habe, um solche Angst auszustehen. Noch war er mit seinen Klagen nicht zu Ende, als er ein gewaltiges Zischen hörte und in derselben Richtung einen Dampf aufsteigen sah. Er blickte unverwandt nach dem Orte hin und entdeckte eine weiße Schneeblumen-Schlange, die aus einem Röhricht hervorkroch. Von tödtlichem Schrecken ergriffen, verbarg sich Hung sin hinter einem Felsenstück und beobachtete das Ungeheuer.

Die Augen dieser Schlange hatten einen Goldglanz, und aus ihrem weitgeöffneten Rachen drang ein giftiger Qualm. Das Thier kroch, ohne sich um Hung sin zu kümmern, einem Bergwasser zu, und war endlich verschwunden. Hung sin, der schon nicht mehr gewußt hatte, wohin er selbst sich verkriechen sollte, fing jetzt von neuem an, zu klagen und zu murren. „Da habe ich nun,“ sprach er „Angst und Schrekken in Ueberfluß ausgestanden und den Thian schi immer noch nicht gesehen.“ Indem er verdrießlich weiter ging, hörte er plötzlich hinter einer Gruppe Fichten den Ton einer Flöte. Er sah nach dem Orte hin, und bemerkte einen Jüngling, welcher, auf einer gelben Kuh reitend, aus einer Schlucht hervorkam, und auf der Flöte blies.

Sein Haar war gescheitelt; den Körper umhüllte ein schwarzes Kleid. An den Füßen trug er Schuhe aus Hanf. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Ungewöhnliches.

Der Jüngling lachte laut, als er Hung sin ansichtig wurde, und sprach zu ihm: Du wüßt wohl den Thian schi sehen? Als ich diesen Morgen in der Einsiedelei war und betete, sagte mir der himmlische Meister: „„Der Kaiser Jin dsung hat den Obersten Hung sin abgeschickt, mich nach der Hauptstadt einzuladen, damit ich durch Opfer und Gebete die Pest abwehre. Ich will jetzt einen Storch besteigen und durch die Wolken dahin fahren.““ Er wird also nicht mehr in der Einsiedelei zu finden seyn, und ich kann Dir nichts Besseres rathen, als umzukehren.“ Hung sin sprach entrüstet: „O! halte mich nicht zum Narren.“ Der Jüngling antwortete nur mit neuem Gelächter, setzte dann die Flötz wieder an den Mund, ritt auf seiner Kuh weiter, und war bald verschwunden.

Hung sin dachte bei sich selbst: „Diesen Menschen hat der Thian schi vielleicht an mich abgesendet. Es wird doch wohl am klügsten seyn, wenn ich das weitere Suchen aufgebe und umkehre.“ Er machte sich sofort auf den Rückweg. Als er bei den Tao kuan wieder eingekehrt war und Platz genommen hatte, fragten sie ihn, ob er den Thian schi gesehen habe? Hung sin antwortete: „Nein, dagegen habe ich Schrecken und Aengste genug ausstehen müssen und bin Euer Narr gewesen.“ „„Der himmlische Meister,““ versetzten die Tao kuan, „„wollte nur Dein Herz und Deine Gesinnung prüfen. Es giebt zwar Schlangen und Tiger auf diesem Berge, allein sie thun keinem Menschen etwas zu Leide.““ Hung sin fuhr fort: „Dann ist mir auch ein junger Bursche von Euren Leuten begegnet, der eine Kuh ritt und auf einer Flöte blies. Dieser sagte mir, der himmliche Meister sey heute Morgen auf einem Storch durch die Lüfte nach der Hauptstadt gefahren.“ „„Dieser Hirte,““ bemerkten die Tao kuan, „„war der himmlische Meister selbst. Obgleich an Jahren jung, besitzt er doch ungewöhnliche Weisheit. Ist es sein Wille, so werden die verlangten Opfer schon gebracht seyn, noch ehe Du die Hauptstadt wieder betrittst.““

Als Hung sin Solches vernommen hatte, wurde es ihm leichter ums Herz. Er erquickte sich durch Speise und Trank, und bat alsdann seine Wirthe um Erlaubniß, das Kaiserliche Mandat in dem Tempel des „höchsten reinen Wesens“ niederlegen zu dürfen. Die Tao kuan begleiteten ihn zu dem Tempel, und zeigten ihm das Gebäude von allen Seiten. An einem der Flügel des Gebäudes fiel Hung sin eine abgesonderte Klause in die Augen, deren Eingang ein großes Schloß verwahrte. Der Gesandte fragte, was dies für ein Ort sey? Die Tao kuan antworteten: „Dies ist der Ort, wo der erste Abnherr des himmlischen Meisters die Fürsten der Dämonen eingesperrt hat.“

Hung sin verwunderte sich sehr über diese Nachricht und sprach neugierig: „So öffnet mir die Thüre, damit ich die Fürsten der Dämonen sehen kann.“ Die Mönche bemerkten ihm, der Thian schi habe dies ausdrücklich verboten; allein Hung sin entgegnete lachend: „Ich bin in den Schriften der alten Weisen gut bewandert und erinnere mich keines Paragraphen, der vom Einsperren der Teufel handelt. Besinnt Euch nicht lange und öffnet!“ Die Tao kuan machten neue Vorstellungen, worauf Hung sin entgegnete: „Wenn Ihr bei Eurer Weigerung beharrt, so werde ich nach meiner Rückkehr dem Kaiser anzeigen, daß Ihr gegen seine Befehle widerspenstig seyd, und Eure Strafe wird nicht ausbleiben.“

Die Tao kuan thaten endlich seinen Willen, und erbrachen den Eingang, indem sie mit einem Hammer gegen das Schloß schlugen. Das Innere der Klause war stockfinster. Hung sin ließ eine Fackel bringen, bei deren Schein sie mitten in dem Gemach eine Tafel aus Stein von fünf bis sechs Fuß Höhe erblickten. Die Tafel stand auf dem Rücken einer großen, gleichfalls aus Stein gehauenen Schildkröte, die zur Hälfte in den Boden eingesunken war. Auf der Vorderseite der Tafel sah man mystische Charaktere, die kein Mensch entziffern konnte; auf der Kehrseite aber standen in gewöhnlicher Schrift folgende Worte:

„Wenn Hung kommt, so öffnet!“

Als Hung sin diese Worte gelesen hatte, freute er sich sehr und sprach zu den Tao kuan: „Seht Ihr nun? Schon seit Jahrhunderten bin ich dazu bestimmt, diese Geheimnisse zu erfahren!“ Dann fuhr er, gegen sein Gefolge gewendet, fort: „Kommt, und helft mir das Monument wegheben, damit ich sehe, was unter demselben befindlich!“ Die Tao kuan sagten: „„Thue das ja nicht; es könnte ein Unheil daraus entstehen.““ Hung sin verachtete die Warnung und befahl seinen Begleitern, Hand anzulegen. Sie hoben das Monument mit vereinigten Kräften weg. Unter demselben lag ein großer schwarzer Stein. Nachdem auch dieser bei Seite geschafft war, standen sie vor einer bodenlosen Höhle, aus welcher ein fürchterlicher Donner ihnen entgegenbrüllte.

Gleich nachher drang eine schwarze, von Flammen durchzuckte Rauchsäule aus dem Schlunde, und durch die geöffnete Klause zum Himmel empor. Die Begleiter Hung sin's bebten mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

Als der Qualm vorüber war, sagten die Tao kuan zu Hung sin: „An diesem Orte hat der älteste himmlische Meister hundert und acht Fürsten der Dämonen eingesperrt, eine Tafel über ihnen errichtet und mystische Zeichen darauf eingegraben, um sie zu bannen. Läßt man sie aus ihrem Kerker los, so verbreiten sie Verderben und Zwietracht auf Erden. Wie soll die Welt jetzt ihrer Wuth entrinnen?“

Als Hung sin dies vernommen hatte, wurde es ihm sehr unheimlich zu Muthe. Er rüstete sich gleich zur Abreise, und kehrte mit seinem Gefolge nach der Hauptstadt zurück. Auf dem Wege schärfte er seinen Begleitern nachdrücklich ein, sie möchten von dem Abenteuer mit den Dämonen nichts ausplaudern, denn er befürchtete eine harte Strafe, wenn es dem Kaiser zu Ohren käme.

Gleich bei seiner Ankunft erfuhr Hung sin, der himmlische Meister sey hier gewesen, habe die Pest beschworen und sey dann nach dem Berge Lung hu schan zurückgekehrt. Des folgenden Morgens machte er bei Hofe seine Aufwartung und wurde vom Kaiser Jin dsung reichlich belohnt.

* * *

Die durch Hung sin, der hier als das Werkzeug höherer Mächte erscheint, aus ihrem Kerker befreiten Dämonen säen nun Verderben auf Erden aus. Wenigstens scheint es der Verfasser so zu meinen; denn bald nach diesem Ereigniß beginnt eine Räuber-Periode, die den Haupt-Inhalt des Schui hu tschuan ausmacht. — Die mit Holzschnitten versehene Ausgabe des Werkes auf der Königlichen Bibliothek hierselbst ist sehr fehlerhaft und nicht selten ganz unleserlich gedruckt. Dennoch hoffen wir, von Zeit zu Zeit noch Einiges daraus mittheilen zu können.

Mannigfaltiges.

— **Die gefahrvolle Jagd.** So eifrig auch die Tiger-Jagd in Indien betrieben wird, so ist sie doch keineswegs ein gefahrloses Vergnügen. Zum Beweise mag folgender Vorfall dienen, der sich während der Verwaltung des Marquis von Hastings ereignete. Zwei junge Offiziere jagten auf einem Elephanten durch das Gebüsch, als plötzlich ein großer Tiger von der Seite heransprang, einen der beiden Offiziere bei dem einen Beine anpackte und ihn zu Boden riß. Glücklicherweise hatte dieser aber noch die Geistes-Gegenwart, mit der einen Hand das wilde Thier bei den Ohren zu fassen, während er mit der andern eine Pistole aus der Tasche zog und sie gegen den Bauch des Tigers abschoß. Dennoch schleppte das wüthende Thier seine Beute fort, bis es, durch den Blutverlust erschöpft, dieselbe fallen ließ. Jetzt erst kamen Theilnehmer der Jagd ihrem Freunde zu Hülfe und erlegten den Tiger völlig. Der Offizier, obgleich entsetzlich zerfleischt und eine Zeit lang von den Aerzten aufgegeben, ward doch wieder hergestellt und vom Marquis von Hastings, zur Belohnung seiner Unerschrockenheit, in den Generalstab aufgenommen. (Oriental Annual)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Freitag den 7. November 1834.

Rußland.

Fragmente aus A. Marlinsky's Skizzen vom Kaukasus.

I. Der arme Teufel in Schirwan.

Schamacha, 11. April 1834.

Hinunter vom Pferde! — Es ist unmöglich, sich bei so steilem Wege im Sattel zu erhalten. Welche herrliche Aussichten hat man aber auch dafür auf jedem Schritt, bei jeder Wendung der Felsenklüfte! Man lege hier eine Eisenbahn an, erleuchte die Abgründe, die Panthershöhlen mit Gas, lasse aus denselben den Dampf siedender Töpfe in die Höhe steigen, und erbaue da Gasthäuser, wo jetzt das gezogene Rohr des Berg-Banditen blitzt — und man sey versichert, daß Englische Lords und Nabobs 1000 Pfund gern darauf verwenden würden, um Aussichten zu genießen, deren ich mich jetzt für 8 Kopeken Kupfer die Werst erfreue *).

Der Wald wird dünner, und ich verlasse ihn ohne Bedauern; er ist nackt und trägt noch nicht die allgemeine Bekleidung des Frühlings — das belebende Grün. Nur Moos rötbet die Felsen, wie Schminke die Wangen eines alten Mütterchens. In der Ferne schläft die Natur, gehüllt in ein von ewigem Schnee gewebtes Todtenhemd, einen durch nichts zu störenden Felsenschlaf.

Ich bin in der Regel sehr heiter und finde überall Stoff zu Scherzen und zu lachen; als ich aber den Gipfel des Berges erreicht hatte und um mich her blickte, fühlte ich mich wie erstarrt vor Entzücken; es war mir, als stände ich plötzlich, Auge gegen Auge, der Seele meiner Seele gegenüber, und als überbrächte mir ein Engel die Verheißung der göttlichen Gnade. Hier, ja hier, wo der Mensch mehr vom Himmel als von der Erde erblickt, müssen Pinsel und Griffel seinen Händen entfallen, und vergessen muß er seine matte, armselige bettelhafte Sprache . . . . .

Der Weg führt abwärts nach Schirwan, dem Lande der Sonne, der fruchtreichsten Provinz des Kaukasischen Bezirkes. Vor mir ergoß sich ein smaragdenes Meer von Hügeln, durchschnitten von schwarzen Felsen-Ketten, gegen Norden begränzt von den beschneiten Bergen Lesgistans, Kastukunk und Elissu und gegen Westen von der Karabachschen-Gebirgswand . . . . .

„Tschapar-Chan, **) wo ist denn Schaitan-Kiuprissi, die Teufelsbrücke, die man mir schreckbar geschildert hat? Wo ist sie? — Oder hat sie, wie ihr Erbauer, aus Verzweiflung über die List und Verwegenheit der Menschen, das Weite gesucht?" — „Wir sind sie schon lange passirt", antwortete mein Courier. „Indessen", fügte der redselige Tschapar hinzu, sehr vergnügt, daß ich mit ihm ein Gespräch begann, „indessen muß ich, wenn Sie es erlauben, Ihnen erzählen, daß es der Teufel in der That unter den Menschen nicht mehr aushalten konnte. Er lebte anfänglich am Hofe des Persischen Padischah's. Da er aber mit seinem Schweife nicht solche Schnirkel machen konnte, wie die Mirsa's in den Firmans, und da sein Rücken nicht fähig war, sich in 25 verschiedenen Richtungen zu beugen, wie der eines jeden Höflings, bekam der arme Schelm eines Tages die Bastonnade und ward über die hohe Schwelle des Schegin-Schah ***) hinausgeworfen. Mit blutiger Nase und höchst niedergeschlagen, flüchtete er sich in die Stadt. „Weißt Du was", sagte er zu sich selbst, „werde Kaufmann. Die Städter sind dummes Volk: ich habe es ja gesehen, was das Hofgesindel über sie vermag, und wie es mit süßen Worten ihnen die Dukaten aus der Tasche lockt." Gesagt, gethan. Er verkaufte seine Hörner einem Messerschmidt zu Hesten für Hirschhörner. Er freute sich über das empfangene Geld — wußte der nicht, daß es von Zinn war. Man ergriff ihn als Falschmünzer, spannte ihn in die Felacka †) und gab ihm abermals die Bastonnade. Nur mit Mühe machte er sich frei, stürzte davon und erreichte athemlos das freie Feld. Nun wird überlegt und hin und her gedacht. „Ich will mit den Bauern leben", ruft endlich der Teufel aus, „sie sind rohe, einfältige Menschen: sie zu betrügen ist eine Kleinigkeit!" Bald darauf begegnet ihm ein Bauer. — „Salam aleikum!" — „Aleikum Salam!" — „Wo gehst Du hin, guter Freund?" — „Immer geradezu die Straße entlang." — „Es ist schönes Wetter!" — „Ja wahrhaftig, wer sich ersäufen will, kann kein besseres wünschen." — Aha, dachte der Teufel bei sich, der Fasan fliegt dem Habicht selbst entgegen; seine Seele entgeht meinen Klauen nicht. Wenigstens muß, so lange er noch lebt, seine Tschaga *) mein werden. — „Wie kam Dir denn die Lust an, Dich zu ersäufen?" fragte der Teufel. — „Ich habe nichts zu essen . . . . wollte mich daher wenigstens satt trinken." — „Auch das ist gut, liebster Bruder; wenn ich Dir aber helfe?" — „Oh, dann bin ich ewig Dein Sklave! Du würdest mein Chan seyn, mein Herr, mein leiblicher Vater, wallach, billach, tallach!" — „Nun, höre einmal Freundchen, was wir thun wollen: wir wollen Saat kaufen und das Feld bestellen; das ist Deine Sache; mir aber gehören dann drei Viertheil der Aerndte, und Du erhältst nur ein Viertheil. Bist Du damit zufrieden?" — Das Bäuerlein weinte vor Freude. — „Nicht nur drei Viertheile, nein, Alles, was aus der Erde kommt, überlasse ich Dir und begnüge mich mit den Wurzeln." — So war die Sache richtig, und man gab sich den Handschlag. Der Teufel versetzte sein Fell bei einem Fakir für 2 Taman. Dafür kaufte der Bauer Petersilien-, Rettig- und Mohrrüben-Saat und bestellte ein großes Stück Land damit. Der Teufel brachte die Nächte schlaflos zu und ruhte auch am Tage nicht, trug Wasser, verscheuchte die Sperlinge und zitterte vor Frost, weil er sein Fell versetzt hatte; er lebte nur in Hoffnung auf seinen Gewinn. Die Saat ging herrlich auf und die Aerndte glücklich von Statten. Der Bauer, ein gewissenhafter Mensch, überlieferte dem Teufel alles Grüne und behielt nur die Wurzeln für sich; er wurde fett und reich, und der arme Teufel ward nicht einmal mit seiner grünen Waare auf den Markt zugelassen. „Ach, ihr verfluchten Menschen", rief er voll Ingrimm aus und trocknete sich die Thränen mit seinem Schweif; „überall überlistet Ihr mich, und doch soll ich an Allem Schuld seyn; höchst ungerechter Weise bürdet ihr mir alles Schlechte auf. Nun so bleibt allein für Euch: ich bin Euch überflüssig!" — Er stürzte sich hierauf in das Innere der Erde und ließ seitdem nichts mehr von sich hören und sehen. Aus seinem Fell, das als Unterpfand bei dem Fakir geblieben war, ließ sich dieser einen Pelz machen, und wie die Nachbarn sagen, soll er ihn später unserem Kadi verkauft haben."

*) Man bezahlt nämlich als Reisender jenseits des Kaukasus für ein Pferd Kopeken Silber per Werst, sowohl auf großen als auf Neben-Wegen.

**) Tschapar bedeutet Courier, Fuhrmann; Tschapar-Chan, Post-Courier.

***) Des Königs der Könige.

†) Ein Brett mit zwei Oeffnungen, in welche des Delinquenten Füße, die Fersen nach oben, gesperrt werden.

Bibliographie.

Leitfaden zur Sammlung historisch-diplomatischer Urkunden, aufbewahrt im Archiv der Ritterschaft des Herzogthums Liefland.

Das ducklige Pferdchen, ein Russisches Mährchen v. P. Jerschoff.

Allgemeines Kirchen-Slavenisch-Russisches Wörterbuch.

England.

S. T. Coleridge.

Eine biographische Skizze.

Unter den Vertretern der neuesten Richtungen in der Englischen Literatur behauptet Samuel Taylor Coleridge einen wesentlichen Platz. Wer in den Herzen der Menschen fortlebt, kann nicht als todt betrauert werden, und in dieser Beziehung lebt Coleridge und hat in der That noch in England eine geistige Existenz; denn was von ihm ausging, ist noch ein fortlaufender Strom in der gegenwärtigen Englischen Literatur.

Coleridge wurde im Kirchspiele von Ottery Saint Mary, einer Stadt in Devonshire, ungefähr zehn Meilen von Exeter, im J. 1773 geboren. Sein Vater, John Coleridge, war Landprediger daselbst, nachdem er früher in Süd-Molton ein Schulmeister-Amt bekleidet hatte. Dieser war als Gelehrter nicht ohne Fähigkeit gewesen, hatte dem Dr. Kennicot bei der Collationirung von Handschriften Behufs einer Herausgabe der Hebräischen Bibel wesentliche Dienste geleistet, eine theologische Dissertation über den Logos geschrieben und eine Lateinische Grammatik verfaßt. Sein Tod erfolgte im J. 1782; er hinterließ eine zahlreiche Familie, deren jüngstes Mitglied Samuel Taylor war.

Bei den dürftigen Umständen der Familie wurde es für ein Glück erachtet, das junge Waisenkind schon im zarten Alter der Christ-Hospital-Schule zu London übergeben zu können, welcher so viele Männer von Ruf und Rang ihre erste Bildung verdanken. Der Bericht, den er später selbst von seinen Fortschritten im Lernen während seines Aufenthalts in diesem berühmten Institut gab, ist sehr interessant und kann als neuer Beleg zu dem Ausspruche Wordsworth's dienen, daß „das Kind des Mannes Vater" ist. Obgleich er in einem sehr frühen Alter — er zählte kaum funfzehn Jahre — schon in die Wirren der philosophischen und theologischen Streitfragen hineingerieth, empfiehlt sich

*) Rock

sein erstes poetisches Produkt, wenngleich nicht durchgängig, doch theilweise, durch eine klare Einfalt im Ausdrucke wie im Gedankengange. Er selbst äußert sich hierüber folgender Weise:

„Mehrere Jahre meines Jünglings-Alters hindurch war ich schon der lebendigste Verehrer der Griechischen Einfachheit gewesen, die ich auch in den Werken unserer ältesten Dichter wiederfand. Jeder, der diese simple Grazie wieder in die Literatur einzuführen bemüht schien, war im Stillen mir befreundet, denn mein eifrigstes Streben hatte ganz dasselbe Ziel. Die Bekanntschaft mit den Alten erregt vielleicht auch bei Anderen dieselbe Hinneigung zu ihrer ruhigen Einfalt und der stillen Hoheit, die ihren Werken eigen ist; allein meine frühesten Gedichte athmeten ungesucht und ganz naturgemäß diese leichte Freiheit der Bewegung und Harmonie, welche ich später, gewiß mit geringerem Erfolge, absichtlich in meinen Versen zu erreichen strebte. Der Vorsteher der Lateinischen Schule, der ich übergeben worden, war ein Mann von eben so vielem Gefühle als ernstem Charakter. Er leitete und bildete meinen Geschmack, so daß ich den Unterschied zwischen Homer und Virgil, zwischen Demosthenes und Cicero schon früh auffassen und die eigentliche Grazie der Griechen im Vergleich mit den nachgeahmten Leistungen der Römer schätzen lernte. Gleichzeitig mit dem Studium der Griechischen Tragiker begann für uns die Lektüre Shakespeare's und Milton's. An diesen Dichtern wurde es mir begreiflich, daß die Poesie eine Logik in sich fassen könne, wie sie wohl ernster, aber nicht schwieriger und feiner, in der Wissenschaft der Philosophie selbst zu finden sein dürfte."

Gleichwohl wurde durch diese kritischen Studien nur sein Geschmack, sein Gefühl für das Schöne und Große, nicht seine Productions-Kraft angeregt. In seinem siebzehnten Jahre erhielt er von einem älteren Freunde eine Abschrift von Bowles' Sonnetten, welche damals erschienen, zum Geschenk, und erst die Bekanntschaft mit diesen Gedichten entwickelte in ihm den Drang zur produktiven Poesie, der er sein Leben hindurch treu blieb. Er ließ die Grübeleien der Denker und die spintisirten Streitfragen der Theologen bei Seite liegen und trank vom frischen Castalischen Quell, der ihm aus der eigenen Brust entgegenrauschte.

Er zählte achtzehn Jahre, als er die Christ-Hospital-Schule verließ und das Collegium zu Cambridge bezog. Ohne akademische Würden nachzusuchen, und sich zur Erlangung derselben zu qualifiziren, war er doch thätig und wandte der vaterländischen Literatur seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu. Während seiner Studienzeit war er einem Freunde, der eine Abhandlung über die Englische Poesie schrieb, behülflich und fuhr fort, den Eingebungen seiner Muse Worte zu leihen. Nebenbei gehört auch dieser Periode seines Lebens eine Jugend-Verirrung an, wie sie exaltirten Gemüthern in der Regel vorbehalten bleibt, obschon sie sich bei jedem in anderer Weise äußert. Fast scheint es, als müsse es jugendlichen Genies nie ganz erlassen werden, irgend wie der Ausgelassenheit einen Tribut zu zollen; denn wie sich Erscheinungen der Art im Leben der Dichter immerfort wiederholt haben, so schließt sich auch gerade an die Periode ihrer sogenannten dummen Streiche die Entfaltung ihrer tiefsten Eigenschaften des Geistes unmittelbar an. Man braucht nur an Byron zu erinnern, dessen Ausschweifungen mit der Entwickelung seiner glühenden Phantasie und der erhabenen tiefen Fülle des Gemüths, die wir an ihm bewundern, eng zusammenhängen. Sagte doch sein Freund Shelley, der seine Verirrungen und sinnlichen Aufregungen keineswegs theilt, selbst von ihm, daß Byron's Aufenthalt in Venedig, wo alle Poren seiner sinnlichen Natur mit einer unwiderstehlichen, fast dämonischen Gewalt sich öffneten, gerade der Zeitpunkt gewesen sey, in welchem seine poetische Ader am frischesten und kräftigsten schlug, und in dem physischen Aufgebot seiner Kräfte auch sein psychischer Mensch die Höhe, die ihm möglich war, erreichte. Es war dies die Zeit, wo jene Fornarina zu Byron eine so wunderbare Neigung faßte, während er selbst in dem Verhältnisse zu der verheiratheten Gräfin Guiccioli den größten Reiz fand.

Unser Coleridge hatte jedoch das Maaß der Verirrung nicht so weit erschöpft; man kann ihm nichts als einen jugendlichen Studentenstreich zur Last legen. Im Herbste des Jahres 1793 reiste er mit einem Schwarme lustiger Brüder nach London, faßte eine hoffnungslose Neigung zu einer jungen Dame, zu deren Familienkreise er Zutritt hatte, und stürzte sich so in eine verzweiflungsvolle Stimmung, aus der sein nachfolgender Schritt, den er that, zu erklären ist. Seine Monodie auf Chattertons Tod enthält einige Anklänge von jener Gemüths-Verfassung, die dem Dichter damals inwohnen mußte. Um sich Zerstreuung für sein verwundetes Gemüth zu verschaffen, warf er sich mit den zu gleichen Ausschweifungen aufgelegten Genossen in Bacchanalische Lustigkeit, die ihm für das versagte gesetzliche Verhältniß Ersatz verschaffen sollte. Allein es erfolgte daraus für ihn nichts, als eine radikale Trostlosigkeit seiner Geldverhältnisse, und, mit seiner ganzen Situation unzufrieden, faßte er endlich den verzweifelten Schritt, Soldat zu werden. Er ließ sich bei dem funfzehnten Dragoner-Regiment anwerben, gab aber bald darauf so unverholene Zeichen des Mißbehagens gegen den Militair-Dienst, daß man Bedenken nahm, ihn weiter in Reih und Glied der Vertheidiger des Vaterlandes zu dulden. Besonders war ihm das Reiten verhaßt geworden, und er sah sich, seiner Nachlässigkeit wegen, manchen Disciplinar-Strafen unterworfen. Endlich legten sich befreundete Personen ins Mittel und erlösten ihn aus einer Sphäre, welcher er unmöglich angehören konnte.

In seinem einundzwanzigsten Jahre gab Coleridge zuerst einen kleinen Band Gedichte heraus, die mit allen Fehlern, aber auch mit allem Glanze jugendlicher Emphase überhäuft, nur den reichen, fruchttragenden Herbst ahnen ließen, welchen diese schwellenden Jugend-Blüthen versprachen. In demselben Jahre, als er sich in Bristol aufhielt, publizirte er im Verein mit Southey ein historisches Drama: „Robespierre's Fall". Mehr als das Talent, welches sich in diesem Werke verrieth, nahm die Schnelligkeit Wunder, womit es von beiden Freunden gemeinschaftlich verfaßt wurde. Eines Abends nach der Theestunde wurde es begonnen, um neun Uhr am folgenden Tage war das Manuskript fertig, mit Untergang der Sonne war es bereits im Satze, und am nächsten Morgen wurde es ausgegeben. In dem Winter von 1794 zu 1795 hielt Coleridge in Bristol eine Reihe Vorlesungen über die Französische Revolution. Die große Flamme, die in Paris entzündet war, hatte alle bedeutende Gemüther der damaligen Zeit mehr oder weniger ergriffen, und es war nicht zu verwundern, daß auch Coleridge zu den Enthusiasten gehörte. Trotzdem war es bei ihm nur eine momentane Gemüthsaufregung, in Paris den Schooß zu sehen, in welchem das neue Heil der Welt geboren werden sollte; er war nur vorübergehend dem absoluten Jakobinismus zugeneigt. Schon sein Bündniß mit Southey und Robert Lovell, mit denen er einen Plan entwarf, in Amerika die Form eines echten Freistaates im Sinne der Alten ins Leben zu rufen, war nicht von Dauer. Die Utopischen Träume zerflogen bald, sowie sich das Triumvirat auflöste. Sie lernten in Bristol drei Schwestern, Namens Fricker, kennen, und alsbald gaben sie die Wildnisse Susquehannas auf, um sich im Schooße der alten Welt einen Familienheerd zu erbauen. Im Herbste des Jahres 1795 heirathete Coleridge Miß Sarah Fricker.

Hiermit begann nun für ihn die eigentliche Arbeit des Lebens. Er hatte, ohne sich ein Einkommen zu sichern, eine Lebensgefährtin erwählt, die Früchte seiner Liebe blieben auch nicht lange aus, er sah seine Jugendträume nackt und bleich zerflattern, und die Pflicht der Erhaltung wurde ein Prinzip seines Denkens und Fühlens. In der Vorrede zu seiner ersten Gedicht-Sammlung hatte er noch geäußert, daß weder Sucht nach Gewinn, noch nach allgemeinerem Ruhm ihm die Worte je diktiren solle, auch wenn Beides ausbleibe, daß er belohnt seyn würde durch sein Streben selbst, das Gute und das Schöne, wo es sich auf seinem Lebenswege auch zeigen würde, zu lieben, zu pflücken und sich bloß um sein selbst willen zu eigen zu machen; die Begeisterung trage in sich selbst den süßesten Lohn, und der Enthusiasmus bedürfe nicht der Anerkennung der Menge. Jetzt aber war es aus mit dieser Sprache des freien, selbstständigen Herzens; sein Herz gehörte nicht mehr der Poesie und dem Streben der Geister allein an, sondern einem theuern Wesen, für dessen Daseyn er die alleinige Stütze war. Er zog sich nach Nieder-Stowey, einem Dorfe bei Bridgewater, zurück, um sich die Mittel der Existenz zu erleichtern. Er entwarf sodann einen Plan zu einem Wochenblatte „der Wächter", traf alle Anstalten, die dazu nöthig schienen, um ein Journal in Gang zu bringen und unternahm, der Subscriptionslisten wegen, verschiedene Reisen, die er später selbst zum Gegenstande einer anmuthigen Darstellung machte. Die traurigen Erfahrungen von der Gleichgültigkeit der Zeitgenossen, die er damals bei der Gründung seines „Wächters" machte, wären schon genügend gewesen, das Unternehmen ihm zu verleiden, wenn nicht die Pflicht, sich ein Einkommen zu verschaffen, vorgewaltet hätte. Es konnte nicht fehlen, daß er nach dem Erscheinen der ersten Nummer seiner Zeitschrift mit allen seinen früheren Freunden zerfiel, die ihr Augenmerk fortwährend auf Frankreich richteten und vom Jakobinismus eine neue Ordnung der Weltdinge erhofften. Er entfernte sich in seinen Ansichten immer mehr von der Französischen Philosophie und Moral, vertheidigte in seinem Blatte die Aufruhr- oder damals sogenannte Knebel-Akte und erklärte den Demagogen einen offenen Krieg, obschon er den alten Zuständen seiner Heimath nicht das Wort redete und vielmehr in einer allgemeinen National-Erziehung das Heil erblickte.

Aus Mangel an Absatz hörte der „Wächter" schon mit der neunten Nummer auf, und der gute Coleridge mußte, weil er einem Freunde achtzig bis neunzig Pfund schuldig war, ins Gefängniß wandern. Dieser Freund war sein Buchhändler, der Verleger des Journals, der sich auf die genannte Weise mit ihm freundschaftlich auseinandersetzte, indem er ihn festsetzen ließ. Nach dieser unangenehmen Katastrophe lebte Coleridge ganz einfach ländlich in einer Hütte am Fuße des Quantock, wo er sich in dürftiger Einsamkeit seinem Studium der Religion und Moral ergab und für ein Londoner Morgenblatt Verse schrieb, die ihm so viel einbrachten, daß er hungern, wenn auch nicht verhungern mußte. Auch schrieb er dort um das Jahr 1797 auf Sheridans Wunsch eine Tragödie „Osorio", die jedoch mit verändertem Titel „die Reue" erst 1813 edirt wurde. Seine Freunde haben es Sheridan schwer angerechnet, daß er dem Stücke, als es vollendet war, seine Protection entzog, während er doch die Entstehung desselben so eifrig befördert und recht eigentlich die Mittel in Händen hatte, Coleridge mit der Bühne in Verbindung zu bringen. Wenn man bedenkt, wie wichtig für die Entwickelung des Talents äußere günstige Veranlassungen seyn können, so wird man zugeben müssen, daß Sheridan die Schuld allerdings auf sich geladen hat, ein Talent, das für die Bühne geeignet schien, vernachlässigt, wenn nicht unterdrückt zu haben. Sheridan war selbst ein Bühnendichter, und man weiß zur Genüge, wie Genies sich oft gegenseitig hemmen, statt einander zu unterstützen.

Bald darauf sahen wir unsern Dichter, der in Stowey seinen Wohnort aufschlug, sonntäglich in der Unitarisien-Kapelle zu Taunton predigen. Er verschaffte sich dadurch ein leidliches Einkommen und genoß die Achtung der Bessern in der Gemeinde. Besonders erfreute er sich des Umgangs Wordsworths, der in Alfoxden, ungefähr zwei Meilen von Stowey entfernt, lebte; auch Charles Lamb, der verstorbene Kapellan, John Thelwall, und andere Männer von Bildung und Geist suchten seine Nähe. Hier entwarf er das Gedicht „der Bach", welches jedoch eben so wie sein „Christabel" Fragment blieb. Durch die Freigebigkeit des verstorbenen Thomas Wedgewood, der ihm eine jährliche Pension von 100 Pfund vermachte, sah er sich in den Stand gesetzt, eine Reise nach Deutschland zu machen, wohin es ihn schon lange trieb. Er besuchte dies Land in Wordsworths Gesellschaft, erlernte in Ratzeburg die Deutsche Sprache und ging dann nach Göttingen, um mit den Wissenschaften sich vertrauter zu machen. Er besuchte hier die Vorlesungen Blumenbachs über Natur-Geschichte und Physiologie, hörte Eich-

orms Erklärung des Neuen Testaments und trieb unter dem Professor ochsen Gothisch. Die Minnesänger und Hans Sachs gehörten ebenalls zu dem Kreise seiner literarischen Interessen, während er einen haupt-Theil seiner Zeit der allgemeinen Literatur und der Philosophie uwandte. Auch bei Klopstock ließ er sich einführen und äußerte später r seinen Mittheilungen über Deutschland seine Verwunderung über die eise, wortkarge, prüde Vornehmheit, mit welcher der Verfasser des Mes- as ihn aufnahm.

Nach seiner Rückkehr aus Deutschland übernahm Coleridge die literarische und politische Redaction der Morning-Post, jedoch bedingte r sich zuvor aus, daß die von ihm aufzustellenden Prinzipien ohne Rücksicht auf die Stimmung des Publikums beibehalten würden. Während das Journal früher nach der öffentlichen Meinung, die bekanntlich mit dem Wagenschlag wechselt, hin und her geschwankt hatte, bekam es etzt eine Richtung, die Jahre lang anhielt und dem Blatte einen Charakter gab. Die Tendenz der Morning-Post war unter Coleridge's Leitung allerdings anti-ministeriell, allein eben so sehr allem Jakobinismus nd allem Franzosenthum abgeneigt; somit vertrat das Blatt keineswegs die radikale Opposition, es hatte vielmehr eine aller Einseitigkeit er Theorie entfremdete, echt nationale Richtung, die man eine patriotische nennen konnte. Edmund Burke war der Held, der im Blatt gefeiert wurde, denn dieser Mann schien, nur durchdrungen von der Sache er Nationalität, fest und sicher dazustehen, wenn ihn auch die feindlichsten, für den Augenblick siegreich einherstehenden Parteien umringten nd in ihr leidenschaftliches Getriebe hineinziehen wollten. For that n einer aufgeregten Stimmung mitten in einer Parlaments-Debatte en Ausspruch, der letzte Krieg gegen Frankreich sey durch die Morning-Post herbeigeführt, und Coleridge machte die Entgegnung, daß, alls diese Schmeichelei richtig sey, er nur wünschen könnte, einst diese Inschrift für sein Grab zu erhalten. Durch den Baron von Humboldt nd den Kardinal Fesch erfuhr Coleridge bei seinem Aufenthalt in Italien, mit welcher Erbitterung Bonaparte bei dem Friedens-Abschluß zu Amiens sich gegen ihn und sein Blatt geäußert hatte. Er war allerdings der Mann, der schon im Jahre 1796 durch seine Kriegs-Ecloge, „Feuer, Raub und Mord" heilig, den Feind Frankreichs, Pitt, gefeiert und einen ewigen Haß gegen Französische Gesinnung gepredigt hatte. Seine Antipathie gegen Französische Philosophie, Literatur und Nationalität blieb ihm bis an seinen Tod in ungeschwächter Kraft; Religion, Moral und Patriotismus sah er gleich sehr bei einem Einflusse von jener Seite gefährdet. Besonders sprach er diese Ansichten in folgenden seiner Abhandlungen aus: „Handbuch des Staatsmannes, oder: die Bibel, der beste Geleitsmann für politische Klugheit und Vorsicht, eine Laien-Predigt mit Commentar und Anweisung zum Studium der heiligen Schrift." Dieser ganz populair für ein Publikum niederer Klassen verfaßten Schrift folgte 1817 eine zweite „Laien-Predigt" für die höheren und mittleren Stände. Im Jahre 1825 erschienen seine „Reflexionen über Charakter-Bildung des Mannes auf Grund und Boden der Klugheit, Moral und Religion." Dieser folgte 1830 ein Versuch „über die Verfassung der Kirche und des Staates, nebst einer Beurtheilung der letzten Katholiken-Bill." Seine spätern Aufsätze im Courier und in der Morning-Post enthalten sämmtlich Vertheidigungen der ministeriellen Maßregeln.

Zwei Jahre, nachdem er die Redaction des letztgedachten Blattes niedergelegt, machte er eine Reise nach Malta, wo er sich einige Zeit im Hause seines Freundes, des Dr. Stoddart, der auf der Insel Königlicher Advokat ist, aufhielt. Von seiner Reise durch Italien und namentlich seinem Aufenthalt in Rom gab er den Lesern der Englischen Journale interessante Berichte. Merkwürdig sind Coleridge's letzte Aeußerungen, die ein Freund mündlich überbrachte, der sich über die Reibungen der Stände in England mit ihm unterhielt. „Wir sind in einer bedrängten Lage! sagte Coleridge, die Sorge hängt wie ein häßliches Ungethier über uns oder sitzt gar auf unserem Nacken. Mit eisernem Fuße tritt die eine Klasse auf die wunden Häupter der andern. Die Aristokratie hat die Personen der unteren Stände zu Dingen herabgewürdigt, mit sachlichen Gegenständen glaubt sie es zu thun zu haben, wenn sie über des Pöbels Rechte aburtheilt. Ich glaube, wir werden einer tief greifenden Reform bedürfen, um aus diesen unheilschwangeren Zuständen herauszukommen, oder der Pöbel zerbricht sie eigenmächtig und löst zu gleicher Zeit die Bande der Pflicht."

Coleridge starb am 25. Juli im laufenden Jahre zu Highgate. Von seinen Gedichten, die das beste Monument seiner Unsterblichkeit sind, wurde gerade zur Zeit seines Scheidens eine vollständige Ausgabe veranstaltet. Seine prosaischen Schriften, politischen, moralischen und philosophischen Inhalts, umfassen neun starke Bände. (N. M. M.)

Bibliographie.

Recollections of the Eighteenth century. (Uebersetzung der Memoiren der Marquise von Crequi.) 2 Bd. 21 Sh.

One step further in stenography. (Fortschritte der Schnellschreibekunst.) Von L. W. Trar. 3½ Sh.

Nuts to crack. (Nüsse zum Knacken.) Von der Verf. der Facetiae Cantabrigienses.

Anne Grey. — Von dem Verfasser von Grandy. 3 Bde 31½ Sh.

Tylney Hall. — Von Thomas Hood. 3 Bde. 31½ Sh.

Afrika.

Zusammenkunft mit einem Häuptling der Kaffern.

Der Name des Kaffern-Häuptlings Islambi, J'Sambi, oder Libambi (die Orthographie des Wortes ist noch unbestimmt) findet sich fast bei jedem neueren Schriftsteller über die Kap-Kolonie. Islambi, ein von vielen Stämmen der Kaffern anerkannter Fürst — ein Erbfeind der Kolonisten — ein berühmter Kämpfer in seiner Jugend — ein Mensch, den im abnehmenden Alter kein Schicksal beugen konnte — hat sich an der östlichen Gränze der Britischen Besitzungen in Süd-Afrika einen Namen gemacht, der uns Europäern selber Ehrfurcht einflößen muß. Seit Beendigung der Operationen des Oberst-Lieutenants Willshire (1819) gegen diesen Häuptling, bis zum Jahre 1824 (dem Datum dieser Skizze), hat eine lange Reihe von verheerenden Einfällen in die Gränze, von Metzeleien und Plünderungen stattgefunden, und zwar mit geringer Unterbrechung. Der Kommandant von Caffraria wollte dem Uebel durch Unterhandlungen mit den verschiedenen Häuptlingen an der Gränze wo möglich steuern. Zu diesem Zwecke ließ er ihren Chef Islambi zu einer freundlichen Unterredung einladen. Der Letztere bestimmte Zeit und Ort der Zusammenkunft.

Eine Eskorte von vier Detaschements des Kap-Corps wurde von Grahamstown nach dem Großen Fisch-Flusse beordert, wo bald nach ihrer Ankunft einige Hundert bewaffnete Bauern zu ihnen stießen. Diese Bauern sind die Kosaken von Süd-Afrika, und gewähren, wenn sie zur Jagd oder zum Kampfe gerüstet sind, einen verzweifelt wilden Anblick. Eine kurze Tuchjacke, lange lederne Pluderhosen, und Schuhe oder Sandalen aus ungegerbtem Fell sind ihre gewöhnliche Kleidung; ihren Kopf deckt ein großer plumper Hut, den zuweilen eine Straußfeder schmückt. An dem breiten Gürtel hängt eine lederne Tasche mit Kugeln, und an der linken Schulter eine Art Pulverhorn, das oft aus dem schön gebogenen Horn eines Gnu (einer Art Gazelle) gedrechselt ist. Ihre kleinen derben Gäule können unglaubliche Beschwerden ertragen. Jedem Bauern folgt ein kleiner schwarzer Knabe zu Pferde, welcher das Gewehr seines Herrn, eine ungeheuer lange und schwere Flinte, transportirt, und zugleich ein Reserve-Pferd mit Gepäck am Zügel hält. Dieser Agter-Ruyter (Hinter-Reiter), wie man ihn auf Holländisch nennt, ist nicht selten das weggekaperte Kind irgend eines verzweifelten Buschmanns, der in einem Gränzgefechte sein Leben eingebüßt hat. Erst im Angesichte des Feindes nimmt der Herr selbst seine unbehülfliche Büchse zur Hand, mit der er jedoch nur selten sein Ziel verfehlt. In Zeiten großer und dringender Gefahr dürften diese Afrikanischen Holländer wohl von geringem Nutzen seyn; aber als Eskorten und Patrouillen können sie wesentliche Dienste thun.

Als die bewaffneten Boeren, oder, wie sie sich selbst nennen, Burgheren (Bürger), dem Zuge sich angeschlossen hatten, marschirte man weiter nach dem verabredeten Orte am linken Ufer des Keis-Kamma (Keis-Fluß). Der genannte Fluß kommt aus der Gegend der Büffel-Berge, vereinigt sich oberhalb Fort Willshire mit dem Tschumih (Chumie) und richtet dann seinen Lauf südwärts, dem Meere zu, in Parallele mit dem Großen Fisch-Flusse und fast allen kleineren Strömen, die zur Winterzeit, oder nachdem der Schnee auf dem hohen Winterberg geschmolzen ist, den Ueberfluß ihrer Wasser dem Indischen Ocean zuführen.

Von seiner Vereinigung mit dem Tschumih an wird er die Markscheide der Kolonie, obschon man gegenwärtig verschiedenen Stämmen befreundeter Kaffern erlaubt hat, ihre zahlreichen Heerden am rechten Ufer des Keisi grasen zu lassen. Damals jedoch (1824) war die ganze Landstrecke, von den Ufern des Großen Fisch-Flusses bis zu denen des Keisi, ein neutrales Gebiet. Der Zug ging quer durch diese schöne, aber öde Strecke, wo unzählige Heerden von Antilopen verschiedener Art sorglos weideten und entwurzelte Mimosa-Bäume den abendlichen Spaziergang des Elephanten aus dem nahen Buschwalde bezeichneten. Die Truppe stieg dann auf rauhen Abhängen zum Keis-Kamma hinab, da, wo der Fluß, nachdem er zwischen Felsen und Wäldern sich hindurchgewunden, eine kleine, mit üppigem Grün bekleidete Niederung umzieht. In wenigen Minuten hatte das Corps seine Bivouac's eingenommen.

Nicht leicht kann es eine prächtigere Scene geben, als die, welche bei solchen Gelegenheiten dem Auge sich darbietet. Der Himmel ist oft über allen Ausdruck rein und klar, und wenn das kurze Zwielicht zur Finsterniß wird, so geben die Wachtfeuer dem Vordergrunde der Landschaft eine herrliche Beleuchtung. Die große groteske Gestalt des „Burghers" kontrastirt gut mit der kleineren, aber geschmeidigeren Figur der Soldaten vom Kap-Corps, die, im Schatten der Immergrün-Büsche gruppirt, ihre Karbonaden zurichten oder ihr Nacht-Quartier anordnen. Zur Stunde des Zapfenstreichs thut der Schall der Jagdhörner auf den Bergen eine außerordentliche Wirkung; und bald nachher wird die feierliche Stille nur durch das Geheul der Hyänen, welches bis zum Morgen fortdauert, und dann und wann durch ein ängstliches Wiehern der Pferde unterbrochen.

Am nächsten Morgen, bald nach Sonnen-Aufgang, wateten einige Kaffern über den Keisi zu uns herüber, und benachrichtigten uns, daß ihr Häuptling, seinem Versprechen treu, auf einer Anhöhe unweit des Ufers unserer warte. Die Truppen waren bald geordnet und erhielten den Befehl, durch die Furth an unserem Standquartier überzusetzen. Die Kavallerie ritt in offenen Kolonnen, an jeder Seite von einer Bauern-Patrouille flankirt, den Hügel hinan. Oben auf der breiten Fläche des Hügels hatten sich 3000 bis 4000 Kaffern geschaart, und bildeten eine Fronte von ungefähr 400 Schritten, deren beide Flanken durch dick bewaldete Hohlgründe gedeckt waren. Da diese Hohlgründe mit dem Keis-Kamma hinter uns in Verbindung standen, so hätten die Kaffern, im Fall einer Entzweiung, dieselben besetzen und uns den Rückzug abschneiden können.

Daß Islambi sich nicht ganz sicher wußte, und unserer Zusage nicht unbedingt vertraute, bewies uns die zahlreiche Eskorte, die er mitgebracht hatte. Wir schickten einen Dolmetscher an Islambi, mit der Bitte, er möge seine Eskorte ungefähr eine Viertelmeile weit zurücktreten lassen. — Die Bereitwilligkeit, mit der er unseren Wunsch erfüllte, war um so unerwarteter, als die Kaffern durch diese retrograde Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung kamen. Noch mehr überraschte uns die Art, wie sie dieses Manöver ausführten: die dichte Kolonne bewegte sich ohne Schwanken und ohne die geringste Unordnung rückwärts, bekundete also ein gewisses taktisches System. Die Trup-

pen der Kolonie rückten so lange nach, bis das immer offener werdende Terrain ihnen Platz zum Deployiren verstattete.

Als beide Heere einander schlagfertig gegenüber standen, trat Islambi mit sieben oder acht seiner Capitaine aus den Reihen der Kaffern, und der Kommandant ging ihm mit einigen Offizieren und sechs oder acht demontirten Dragonern entgegen. Man bildete einen Kreis; die Häuptlinge nahmen ihren alten General in die Mitte, und setzten sich um ihn her an den Boden. Islambi unterschied sich kaum durch irgend ein Abzeichen von den Anderen; er hatte ein nach unten zu auffallend breites Gesicht, und vollständige, außerordentlich schöne Zähne. Sein Blick verkündigte große Schlauheit, welche Eigenschaft er außerdem durch ein Stück von einem Schakal-Schwanz andeutete, das an einem ledernen um sein Haupt gewundenen Riemen steckte. Er war über Mittelgröße und von athletischen Umrissen, aber durch das Alter schon gebeugt. Auch hat Islambi diese Zusammenkunft nicht lange überlebt.

Beim Niedersitzen hüllte er sich in einen abgetragenen Mantel aus Leopardenfell. Er und seine Gefährten, die sich in nichts von gewöhnlichen Kaffern unterschieden, waren unbewaffnet. Die Unterhaltung vermittelten Dollmetscher, welche den Sinn der Worte des Kommandanten durch das Medium der Holländischen Sprache den Kaffrischen Begleitern, und durch diese wieder ihrem Häuptling mittheilten. Die Begleiter Islambi's hatten nämlich während ihres Aufenthalts in der Kolonie Holländisch gelernt. Der Kommandant wollte hauptsächlich die Beraubungen der Britischen Emigrirten im Zuereveld eingestellt wissen, und die Ausreißer, welche in's Kafferland retirirt waren, ausgeliefert haben. Von seiner Seite drang Islambi sehr darauf, daß man den Seinigen die Benutzung des neutralen Gebietes verstatten möchte. Es war interessant, die gespannte Aufmerksamkeit der Begleiter Islambi's zu sehen, als ihre respektiven Interessen Gegenstände des Gesprächs wurden. Auf die Frage des Kommandanten, warum Habana, ein sehr mächtiger Häuptling, nicht mit erschienen sey, entschuldigte man ihn sehr geschickt; doch konnten wir aus dieser Apologie entnehmen, daß das Bewußtseyn, wie sehr er bei den Ursachen zur Beschwerde betheiligt sey, ihn abgehalten hatte, zu erscheinen.

Nach anderthalbstündiger Unterredung — denn die Kaffern halten gern lange Vorträge — bat Islambi um Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, um die Meinung seiner Räthe über die fraglichen Punkte zu vernehmen. Dann ging er und deliberirte mit einigen Grautöpfen, die in kurzer Entfernung seiner harrten. Während dieser geheime Staatsrath unter freiem Himmel abgehalten wurde, erlaubte der Kommandant einigen Offizieren, die Eskorte Islambi's näher in Augenschein zu nehmen. Als die Offiziere den Kaffern sich näherten, begrüßte der Haufe sie mit dem Kolonial-Gruße: „Goud Morgen, Baas"; denn Viele unter ihnen hatten früher auf den Gränz-Pachten gedient. Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man sich mitten unter mehreren Tausenden so herkulisch gebildeten Männern sieht, die alle splitternackt sind, ein kleines Schürzchen abgerechnet.

Die Kaffern gehen gewöhnlich baarfuß. Ihre Hottentottischen Nachbarn erkennen sie an ihren Fußtapfen: den Unterschied zwischen dem Fuße des Kaffern und dem des Hottentotten begründet der Abstand der großen Zehe von den übrigen. Die Garden des Chefs trugen nicht ihr kriegerisches Kostüm, weil sie ohne den Vorsatz, zu schlagen, gekommen waren. Von Waffen führten sie bloß die sieben Speere und die Streitkolbe. Der Speer, den sie unkónto nennen, ist ein kannelirtes Stück Eisen, das an einem langen dünnen Stabe oder Rohre befestigt ist.

Wir bemerkten, daß viele dieser Wilden, von früheren Kämpfen her, an ihrem Körper Narben trugen. Sie zeigten uns ihre Narben mit Stolz und deuteten dabei nach den Büffelbergen, indem sie uns zu verstehen gaben, sie hätten die Wunden im Kriege zwischen Islambi und Gaika, in welchem der Erstere Sieger blieb, davon getragen. Die goldnen Zierrathen an den Schärpen der Offiziere erregten ihre Bewunderung und ihre Begierde; sie zeigten jedoch nicht das geringste Mißvergnügen, als man ihnen nicht erlauben wollte, Etwas davon abzuschneiden.

Indem wir so unter ihnen herumschlenderten und über ihre Waffen, ihre Zierrathen, ihre Körper — die weit über Mittelgröße — unsere Bemerkungen machten, ertönte mit einem Mal der Ruf „zu Pferde!" Die Kaffern erschraken anfangs; da sie sich aber gleich überzeugten, daß es kein Allarm-Signal war, so sagten sie den Offizieren ein recht frohes und herzliches Lebewohl. Islambi war unterdeß auf die Vorschläge des Kommandanten eingegangen, und hatte versprochen, er wolle am folgenden Morgen einiges, den Britischen Emigranten geraubtes Vieh zurückzustellen. So endigte der Kongreß zur Befriedigung beider Theile, und die Truppen bezogen wieder ihr schönes Bivouac, um von dort aus der Erfüllung des Versprechens Islambi's entgegenzusehen.

Mannigfaltiges.

— Kröten-Regen. In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 20. Oktober wurde unter Anderem ein Bericht über die so viel bestrittene Frage des Regens lebendiger Thiere von Herrn Peltier, einem bekannten Französischen Physiker, abgestattet. Derselbe sah vor mehreren Jahren auf einem Platze in Ham, im Departement der Somme, unter stürmischem Wetter eine dicke schwarze Wolke über die Stadt ziehen, worauf ein Kröten-Regen, mit etwas Wassertropfen vermischt, hernieder fiel; er hatte selbst mehrere von diesen Amphibien mit seinem Hute, mit seinem Körper und mit seinen Händen aufgefangen, und bald war der ganze Platz in der Stadt von denselben bedeckt; indeß waren nach einer Viertelstunde alle bis auf wenige verkrochen und verschwunden. Die Thatsache läßt sich gar nicht bestreiten, und doch stimmt sie nicht mit den Beobachtungen eines anderen Gelehrten der Akademie überein. Herr Duméril nämlich stellte in derselben Sitzung eine ganz entgegengesetzte Ansicht auf, indem er seinen Bericht über ein Schreiben des Obersten Marnier abstattete. Nach diesem Naturforscher fallen die Menge kleiner Kröten, die man so oft nach einem Gewitter-Regen sieht, nicht von den Wolken herab, sondern sie kriechen vielmehr aus der Erde hervor, sobald der Regen den Boden locker gemacht. Es ist bekannt, daß die Kröten, durch ihren Instinkt geleitet, oft sehr weite Strecken durchwandern, um sich feuchte Stellen aufzusuchen, wo sie ihre Eier legen. Diese Eier werden fast alle zur selben Zeit ausgebrütet, und die jungen Kröten, die beinahe alle in einem und demselben Augenblicke hervorkriechen, bilden sich auch zu gleicher Zeit mit einander aus, so daß sie an vielen Orten unter der Oberfläche in großer Menge zusammenstecken und nur auf eine Gelegenheit warten, wo sie leicht hervorkriechen können. Nun aber giebt ihnen der Regen gerade das Mittel an die Hand, die für sie sonst zu harte Erdkruste schnell zu erbrechen und ihre engen Gefängnisse zu verlassen. Auf diese Weise, meint Herr Duméril, muß man sich das plötzliche Erscheinen von Tausenden solcher jungen Kröten erklären, die man nach manchen Gewitterregen bemerkt; diese Meinung, sagt er, wird von den meisten Naturforschern heutzutage anerkannt, und der übrigens sehr alte Glaube, als fielen die Kröten vom Himmel herab, ist schon öfter von vielen Gelehrten bekämpft worden; er zitirt hierauf mehrere Stellen aus den Werken von Französischen, Italiänischen und Deutschen Naturforschern, die als Belege für seine Behauptung dienen. Was aber die vom Herrn Peltier und vom Herrn Marnier aufgestellten Thatsachen betrifft, so weiß Herr Duméril nichts weiter darauf zu erwiedern, als daß er entgegengesetzte Thatsachen anführt, die er selbst an zwei Orten, das eine Mal in der Picardie in einem Sumpfe, in der Gegend von Amiens, und das andere Mal in Spanien, wo er noch Herrn Desgenettes zum Zeugen hatte, beobachtet. Beide Mal sah er nach eingetretenem Gewitterregen eine Menge kleiner Kröten aus der Erde hervorkriechen. Uebrigens fügte Herr Duméril selbst hinzu, daß ihm erst neulich eine Dame aus seiner Bekanntschaft eine Thatsache mittheilte, die mit dem Berichte des Herrn Peltier eher übereinstimmte. „Die Frage", schließt endlich Herr Duméril, „kann allerdings noch als unerledigt betrachtet werden; was aber mich betrifft, so halte ich mich von meiner einmal aufgestellten Behauptung fest überzeugt." — Man sieht leicht, daß die von Herrn Duméril angeführten Thatsachen nicht so schlagend sind, als die der Herren Marnier und Peltier; und wie wollte man übrigens daraus, daß Herr Duméril in einigen Fällen unmittelbar nach dem Regen Kröten aus der Erde hervorkriechen gesehen, sogleich schließen, daß sie nicht in anderen Fällen auch aus der Luft herabfallen können. Die negativen Thatsachen behalten allerdings auch immer ihr Gewicht in der Wissenschaft; aber man wird leicht zugeben, daß hundert negative Fälle nicht einen positiven aufheben können. Wollte man auch annehmen, daß Herr Peltier, ein doch gewiß an genaue Beobachtungen gewöhnter Physiker, sich gleichwohl in einem Punkte getäuscht, daß er die Kröten nicht, wie er glaubt, unmittelbar aus den Wolken habe fallen sehen, so kann man sich ja doch andererseits auch nicht gut denken, daß jene Thierchen von dem Steinpflaster mitten auf dem Platze in der Stadt Ham so urplötzlich zu Tausenden hervorgekrochen wären. (J. d. D.)

— Eine Pariserin im Morgenlande. In der Nähe von Jerusalem, in dem kleinen Dorfe Ramla, befindet sich gegenwärtig eine junge Pariserin, die auf folgende Weise hierher versetzt worden: — Ihre gute Erziehung und ihr feines Betragen veranlaßten die Frau eines Konsuls, sie als Begleiterin nach jener Gegend mit zu nehmen. Bald nach ihrer Ankunft aber starb die Dame, und der Konsul wünschte, das arme Mädchen, trotz aller Gefahren der Wüste, wieder nach Frankreich zurückzuschicken. Aber zufällig verliebte sich ein Araber in dieselbe und bot ihr an, sie zu heirathen. Sie willigte ein, indem sie ihm die Bedingung stellte, daß es ihr à la francaise zu leben erlaubt seyn müßte, daß sie Schlitzärmel haben, Schnürbrüste tragen und überhaupt zu Ramla von allen Rechten und Privilegien einer Pariser Dame Gebrauch machen dürfte. Es wurde ihr Alles gewährt und so brachte sie einige Zeit in Frieden zu. Bald aber ward die Mutter des Arabers auf das Recht, Schnürbrüste und Schlitzärmel zu tragen, eifersüchtig; sie erklärte ihrer Schwiegertochter den Krieg, und die schöne Pariserin führt nun ein beklagenswerthes jämmerliches Leben.

(Michaud Correspondence d'Orient.)

— Die Eskimo's in der Gegend des Eis-Kaps. Die Dörfer der Eskimo's bestehen aus lauter Zelten, die über einige in dem Boden steckenden Stäbe ausgespannt sind und spitz zulaufen, so daß die ganze Wohnung, die sie mit Thierhäuten bekleiden, die Gestalt eines Kegels hat. Im Winter überziehen sie die Zelte, um sich gegen die strenge Kälte zu schützen, noch mit Rennthierfellen. Den Fußboden bilden einige neben einander gelegte Holzstämme, über die sie nur einige Thierfelle ausbreiten, um ihre Lagerstätte zu erhalten. Ihre Mundvorräthe kochen sie unter freiem Himmel in irdenen Gefäßen, in die sie Alles unter einander, Blut, Eingeweide, Speck und Fleisch zusammen auf ein Mal hineinstecken. Ihre Haupt-Nahrung bilden Wallrosse, Robben, Rennthiere und allerlei Fische; und da sie im Sommer mehr Vorrath auftreiben, als sie sogleich verzehren, so verwahren sie den Rest im Sande für den Winter. Als wir auf unserer Reise in einem Zelte einkehrten, gruben die Bewohner mit vieler Gutmüthigkeit einen Robben aus, den sie, wie man bald bemerkte, schon längere Zeit im Sande stecken hatten, und Einer von ihnen reichte uns eine Handvoll von den Eingeweiden dar, deren Anblick schon hinreichend war, uns den Appetit zu vertreiben. Das Rennthierfleisch wird von ihnen roh verzehrt. (P. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Montag den 10. November 1834.

Frankreich.

Ein Besuch bei Napoleon's Mutter.

Von Méry.

Die heilige Woche des Jahres 1834 wird in Rom nicht so leicht vergessen werden.

Nie, seit Brennus Zeiten, hatte Rom so viele Gallier gesehen; die Landleute von der Seine, Loire, von der Rhone und Durance strömten durch einander von der Brücke des Aelius an bis zum Grabmal der Tochter des Cretensischen Crassus. Auf dem Kapitol sahen die Hunde und Gänse ganz ruhig zu, wie wir über die Plattform gingen, wo Kaster und Pollux Wache halten. Diesmal kamen wir nicht, um den Tempel des Jupiter Capitolinus in Brand zu stecken, kamen nicht, um die Senatoren auf ihren curulischen Stühlen niederzumetzeln und Romulus' und Numa's Gebeine aus ihren Gräbern aufzustören. Als friedliche fromme Pilger, ohne den Gallischen eisernen Ring und die alte Fränkische Streitart, waren wir nach Rom gekommen, ohne Anführer, ohne den Geist der Eroberung, uns kaum mehr an die Fahne der Revolution, auf der der Gallische Hahn seine Flügel ausbreitete, erinnernd. In friedfertigen Trupps als Bürger waren wir angekommen, mit einem unerhörten Gerassel und Getrappel von Wagen und Rossen, am Trasimenischen See vorbei, durch die Päße Hetruriens, durch die alten Lande Porsenna's, über das Tyrrhenische Meer auf Schiffen mit Rädern, die Vulkanen gleich rauchten und dampften. Es war ein Zusammenströmen so ungeheurer Art, wie zu den olympischen Spielen; die ganze Welt, hätte man glauben sollen, sey nach Rom zur Eröffnung des Circus, zu dem gewaltigen Schauspiel einer Seeschlacht oder dergleichen eingeladen. Die Gasthäuser konnten die Menge der Barbaren nicht fassen; die Ställe hatten keinen Raum für die Schaaren der Pferde. Die Unbemittelsten aus dieser zahllosen Pilgerschaar hatten ihre leichte nomadische Wohnung unter den Hallen der Götter aufgeschlagen.

An dem Tage, als ich mit zweien meiner vertrautesten Freunde in Rom eintraf, war kein Bett mehr zu haben; es war mir nicht unangenehm, im Gegentheil, höchst behaglich: ich ergötzte mich an dem Gedanken, daß ich der Widerwärtigkeit überhoben sey, meine Ankunft in Rom sogleich durch die gemeine Sorge um Tisch und Bett zu entweihen. Ueberall in Rom sind Gasthäuser, wo man vortrefflich aufgehoben ist; zehn Meilen in der Runde stehen die Schlafzimmer bereit, unter den Bogen der Aquädukte; der reichste Saal thut sich vor dem Ankömmling auf; eine unermeßliche Herberge mit zertrümmerten Gemächern, die aber noch dauerhafter sind, als unsere neuesten Monumente, ist großmüthig geöffnet, ihn zu empfangen. So genoß ich denn meiner Ankunft und Gegenwart in Rom mit reinem heiteren Gemüthe, ungetrübt von lästigen Sorgen. Wenn keines der tausend Häuser, von denen Ovid spricht, mir eine Ruhestätte für die Nacht zu schenken geneigt seyn mochte, so hatte ich meinen Entschluß gefaßt; ich legte mich dann auf eine Decke von Epheu, auf das erste beste Graspolster unter einer Ruine nieder, oder besser, ich konnte auf's Kapitol steigen, mich in meinen Mantel hüllen wie Cäsar und, glücklicher als er, trotz der Idus des März, ein paar Schritte von der Statue des Pompejus, in einer Zelle, die Michel Angelo für mich gebaut, mich zur Ruhe legen.

Es war schon ziemlich spät, und ich wanderte in Rom umher, als hätte ich mein ganzes Leben lang dort gewohnt, so bekannt war mir die Stadt der Welt. Mein bescheidenes Reisebündel hatte ich unter dem Säulengange des Antoninus Pius zurückgelassen. Hoher Antonin! deine Basilika eine Douane! Vergieb ihnen! Ich hatte nur meinen Mantel mitgenommen, denn die Nacht war kühl, und so von Straße zu Straße schlendernd, war ich auf dem Venetianischen Platze, am Fuße des Kapitols, angelangt. Da stand ich still.

Dort, sprach ich zu mir selber, erstreckt sich die Via San-Rocnaldo, in der das Französische Gesandtschafts-Hotel liegt; das hier ist der Venetianische Palast, das ungeheure Gebäude, das aus den Trümmern des Kolosseums erbaut ist; und jenes dort — ja fürwahr, ich irre mich nicht — an der Ecke des Corso und des Platzes — es ist das Palais der Mutter Napoleon's!

Und ich betrachtete es, das stolze Gefängniß, worin die berühmteste aller Mütter jetzt schlief, diese Frau, die der Tod vergessen zu haben scheint, diese lebende majestätische Ruine in der Stadt der Ruinen! Der Platz war leer; der Mond warf sein sanftes Licht über ihn hin; der Venetianische Palast, bald in tiefem Schatten, bald vom Glanz des Mondes erhellt, mit seiner ernsten Architektur, seinen düsteren abgedachten Mauern, seinen alten festen Zinnen, kontrastirte auf eine eigenthümliche Weise mit der Italiänischen Eleganz der übrigen Gebäude. Eine Glocke ertönte hoch herab von einem Thurme; es war die Glocke des Kapitols. Der Klang des Erzes rieselte eine Weile an den hohen Mauern des Venetianischen Palastes herab; dann wurde es wieder still — eine feierliche erhabene Stille.

Aber weder die Macht dieser Stille, noch die Glocke, die vom Kapitol herab zu mir sprach, noch das ferne Geräusch der großen Wasserwerke, noch der Vollmond, dieser Liebling Roms, dies Gestirn, das nur für Rom geschaffen zu seyn scheint, nichts in dieser ersten von mir so ersehnten Nacht vermochte, mich in die Traumwelt des Alterthums hinüberzutragen, jenen heißen Entzückungen zu, auf die ich mich Zeit meines Lebens vorbereitet hatte: nur an das Eine dachte ich, an die Frau, die Napoleon geboren; ich empfand es mit Stolz, daß ich in dieser Nacht der Einzige unter allen Menschen war, der den Namen dieser Frau anrief, vor dem Hause, worin sie schlief, in der Stunde, wo sie vielleicht im Traume ihren Sohn sah in der Kraft seines Lebens, und ihren Enkel, den unglücklichen Prinzen, den die Glocke dieses Kapitols zu gleicher Zeit mit den Kanonen des Invaliden-Hauses als König begrüßt hatte. Von Zeit zu Zeit, als die Strahlen des Mondes nicht mehr die Fenster des Palais beleuchteten, verfolgte ich die Bewegungen eines Lichtes im Innern, welches plötzlich einen prächtigen Saal, strahlendes Getäfel, den breiten Rahmen eines Bildes sehen oder an der Decke den Schatten der Rampe als rohen Umriß einer ungeheuren Treppe umherschwanken ließ. Es lag ein eigenthümlicher Reiz für mich in dieser kindischen Neugierde; ich war so glücklich über mein Spioniren, daß ich förmlich Furcht bekam, es möchte sich eines der breiten Fenster aufthun und mir ein gespenstischer Majordomus das perga viam auf Italiänisch zurufen. Ich fürchtete mich auch vor den Sbirren; man hatte mir so viel von den Sbirren vorerzählt; meine Gegenwart auf diesem Platze, zu so ungewöhnlicher Stunde, konnte ihnen leicht Verdacht einflößen. Aber die Sbirren kamen nicht. Die Römische Freiheit ließ mich die ganze Nacht ruhig träumen auf dem Venetianischen Platze. Köstliche Nacht, die mich vorbereitete auf den Besuch des anderen Tages!

Als ich aus Florenz abreiste, hatte ich vom Fürsten von Montfort ein Empfehlungs-Schreiben an den Ritter Bohle in Rom empfangen. Dieses Schreiben war für mich ein Kleinod, denn ich hoffte, auf diese Weise Zutritt zur Mutter des Kaisers zu erhalten. Ich begab mich somit in höchster Eil zu Herrn Bohle. Ich wurde mit der größten Herzlichkeit und Offenheit aufgenommen, er war so gütig, mir zu sagen, ich solle über ihn gebieten in Allem, was mir zu Dienste stünde. Ich hätte Ihre Güte sogleich gestern in Anspruch genommen, erwiederte ich ihm, aber es war zu spät. Ich fand Rom von einer Welt überzogen und bin ein Opfer dieses Getümmels gewesen: die Römische Gastfreundschaft hat mich im Stich gelassen, und ich habe die Nacht mit Spazierengehen verbracht. Heut haben meine Freunde, meine Reise-Gefährten, etwas entdeckt, was einer Schlafstelle ähnlich sieht, wir zahlen zwanzig Francs täglich Miethe. Das freundliche Anerbieten, welches Sie mir machen, würde ich dankbar annehmen, aber ich kann mich nicht von meinen Freunden trennen. Es kommt mir in diesem Augenblick auf einen andern Beweis Ihrer Güte an, und um diesen bitte ich Sie: der Herr Fürst von Montfort, von dessen Wohlwollen und Gefälligkeit fast alle Franzosen, die durch Florenz kommen, zu erzählen wissen, hat mir die Hoffnung gemacht, der Mutter Napoleons vorgestellt zu werden. . . — Nun! entgegnete Herr Bohle mit Eifer, das versteht sich von selbst, ist eine abgemachte Sache! Sie werden die Kaiserin Mutter noch heute sehen; aber nein, heut nicht — morgen aber, morgen ganz gewiß, verlassen Sie Sich darauf; ich hole Sie morgen früh ab; wollen Sie mir Ihre Adresse geben . . . .

Herr Bohle war pünktlich zur bestimmten Zeit da.

Als wir nach dem Venetianischen Platz gingen, sagte er mir etwas, das mich ungemein rührte, und worauf ich immer als Franzose stolz seyn werde: Rom, sagte er zu mir, wimmelt in diesem Augenblick von der gesammten reisenden Aristokratie Preußens, Englands, Deutschlands; täglich bemühen sich Leute von hoher Geburt um die Erlaubniß, auf ein Paar Minuten bei der Kaiserin Mutter vorgelassen zu werden; aber bei dem Zustand von Schwäche, in dem sie sich befindet, begreifen Sie wohl, würden so viel Besuche, dies Zudrängen der Neugierde, nur eine sehr abspannende Wirkung auf sie hervorbringen. Auch hat die Kaiserin Mutter den weisen Entschluß gefaßt, Niemand zu empfangen: aber als ich Ihren Namen nannte, den Namen eines Franzosen, bat sie mir sogleich erwiedert, daß Sie ihr äußerst willkommen seyn würden.

So kamen wir auf dem Venetianischen Platze an.

Was mich sogleich bei meinem Eintritt in den Palast Wunder nahm, war die Stille, die in diesem Pracht-Gebäude herrschte. Die Treppe war leer; wir schritten durch einsame Zimmer und Gallerieen. Herr Bohle öffnete eine Thür und führte mich, indem er meinen Namen nannte, in einen prächtigen Saal ein, der rings von dem Glanz der Sonne erfüllt war; an der Ecke eines Kamins lag eine Frau halb ausgestreckt auf einem Ruhebett: es war die Mutter des Kaisers! Ein Lächeln flog über ihr majestatisches Antlitz; sie wiederholte meinen Namen und wies mir einen Sessel zu ihrer Linken an. Ich ließ mich nieder.

— Sie kommen von Florenz, nicht wahr? sagte sie zu mir; Sie haben meine Kinder gesehen, ich weiß; Louis war krank: wie geht es ihm jetzt? — Der Graf von Saint-Leu schien sich wohl zu befinden; ich habe ihn nur einmal zu sehen die Ehre gehabt. — Und Julie? — Die Frau Gräfin von Survilliers ist immer leidend; der neue Schlag, der ihr Haus getroffen! — Ah! ja, arme Charlotte, so jung und schon Wittwe! . . . Und Jerome und Karoline? — Der Fürst von Montfort, seine Familie und die Frau Gräfin von Lipona erfreuen sich der vollkommensten Gesundheit; es giebt in Florenz kein Haus, das angenehmer für die Franzosen und gastfreundlicher gegen sie wäre, als die Ihrigen. — Ich weiß es, ich weiß es . . . Denken Sie lange in Rom zu verweilen? — Ach! nein, Madame, zwei oder drei Wochen nur; ich muß eilen, nach Neapel zu kommen; ich habe diese Reise im Interesse eines Werkes unternommen, an welchem ich arbeite. — Es würde Ihnen in Rom sehr gefallen . . . Man lebt hier lange, wie Sie sehen. Es sind zwanzig Jahre, daß ich hier wohne.

Ich konnte mich eines Ausrufs nicht enthalten, als ob ich das große historische Datum vom Falle unseres Kaiserreichs nicht im Kopf gehabt. — Zwanzig Jahre! wiederholte ich mit einer Miene des Erstaunens. — Ja, mein Herr, zwanzig Jahre!

Und sie schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck melancholischer Erinnerung.

Während einer ziemlich langen Pause, deren Schweigen ich nicht zu unterbrechen wagte, konnte ich einige Bemerkungen über das Detail machen, das mich umgab.

Eine einzige Gesellschafts-Dame war bei der Kaiserin Mutter, sie arbeitete an einer Stickerei. Der Saal war mit schönen Gemälden, Napoleonischen Familien-Bildern verziert; sie rührten von unseren ersten Malern her und hatten in den Gallerieen der Kaiserlichen Residenzen gehangen. Nichts ist mir jemals rührender erschienen, als diese berühmte, von ihren Kindern getrennte und von den Bildern derselben umgebene Mutter. Unbeweglich auf ihrem Ruhebett, schien sie mir leidend, leidend unter körperlichen Schmerzen, ihrem Alter, ihren Erinnerungen, aber heldenmäßig resignirt. Ihr Kleid, das ihr sehr eng und knapp anlag, ließ auf einen Zustand ungemeiner Magerkeit schließen; ihre Hände waren ganz dürr; ihr Gesicht war nichts als ein wenig blasse Haut: ihre Augen, weit offen, irrten umher, schienen aber nicht der Sehkraft beraubt zu seyn. Auf dem Platze, wo ich saß, sah ich zu gleicher Zeit das unbewegliche Haupt der Mutter Napoleons und den hohen Thurm des Kapitols. Welche Namen bei einander: Die Größe Roms stritt mit der Größe einer Frau: das Kapitol und diese Frau hatten auf das erstaunenswürdigste Theil genommen an der Macht von Schöpfungen, die nicht von Gott waren; und durch das Geschick menschlicher Revolutionen und Wechselfälle saß diese Frau im Schatten des Römischen Denkmals mir gegenüber, in solcher Verbindung und Zusammenstellung, mir, dem dunklen Pilger, der ich vom Himmel und meinem guten Geschicke nichts empfangen, als Augen, die an Thränen reich sind vor einem so großen Schauspiel, und ein energisches Herz, es zu empfinden! —

Als ihre Lippen sich mit Anstrengung wieder zum Sprechen öffneten, sprach sie das Wort Frankreich aus und den Namen ihres Sohnes. Bis zu diesem Moment war sie nur eine gewöhnliche Frau gewesen, eine Mutter, von der Last der Jahre gebeugt, die den Reisenden um Nachrichten über ihre abwesende Familie befragt. Aber jetzt, bei diesen Worten, den Bewegungen, mit denen sie dieselben begleitete, an der wunderbaren Energie, die plötzlich dies Skelett einer Frau gleichsam elektrisirte, erkannte ich die Mutter Napoleons. Einen Moment besonders erschien sie mir in der höchsten Erhabenheit. Nein, nie wird es einem anderen Menschen wieder beschieden werden, zu vernehmen, was eine Frau sagte, die von Alter, Schmerz und Verbannung in sich gebrochen war, und dies mit einer Sicherheit der Stimme, einer Lieblichkeit des Ausdrucks, einer Kraft der Bewegungen sagte, die man an einer zwanzigjährigen Heldin bewundern würde. Unter meiner Feder sollen diese Worte nicht erlahmen, der kalte todte Buchstabe würde der Erhabenheit dieses Glanzbildes nur Eintrag thun — ohnehin glaube ich nicht das Recht noch den Beruf zu haben, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wenn diese Worte gesprochen wurden, um geheim zu bleiben, so will ich denken, ich habe sie wenige Schritte vor dem Tempel vernommen, wo das alte Rom die Statue aufgestellt hatte, die den einen Finger erhoben auf die Lippen legte.

Ich hatte Mühe, mich wieder in die untergeordnetere Sphäre der Conversation hineinzufinden, denn Alles, was ich Historisches vernahm, riß und drängte in mir, wie es den Lippen einer Frau entfloß, in deren Busen die Geschichte verkörpert lebt. Es wäre mir unmöglich, meine Empfindungen zu beschreiben, als sie von ihrem Kinde sprach, als sie in diese kleinen Details des Privatlebens einging, auf häusliche Anekdoten, von denen die ernsten Geschichtsbücher nichts erwähnen, und die eben deshalb so vielen Reiz haben. O, das Klima dieser Insel, dieses Korsika, muß, wie es die Haut seiner Kinder bräunt, so auch ihrer Geisteskraft Bestand und Dauer geben, bis zur Stunde ihres Todes; denn in dem Körper dieser Frau, wo der materielle Mechanismus der Bewegung scheu still zu stehen scheint, siedet noch das Blut mit dem Feuer der Jugend, treibt noch die Fülle der moralischen Kräfte mit voller Gewalt. Ihre Muskeln sind schlaff, ihre Nerven matt; das Fleisch ihrer Glieder schwindet, denn die physische Organisation gehorcht dem unerbittlichen Gebote der Zeit; aber es gränzt an's Wunderbare, zu sehen, wie sich der Geist in dieser Frau über die Trümmer des Stoffes in strahlendem Glanze erhebt, wie das verfallene Alter sich verjüngt unter der ewigen Frische der Ideen, des Wortes, der Empfindungen und der Erinnerungen. Und was hat sie in ihrem Leben durchgemacht von Ereignissen jener gewaltigen Art, die das Leben verzehren! Wie oft hat sie für ihre Söhne gezittert, als alle Kugeln Europa's auf sie gerichtet waren, während jener endlosen fünfzehnjährigen Kaiserschlacht! Die ganze Saulenleiter verzehrender, aufreibender Bewegungen, von inneren Regungen, die bis auf sie unerhört waren in den Annalen mütterlicher Schicksale, hat sie durchlaufen, seit dem Kanonendonner der Kaiser-Krönung, seit dem Te Deum von Notre-Dame, bis zum Dies irae von Waterloo und St. Helena! — Einst, vor kurzem, war es ihr noch vergönnt, den größten Theil dessen, was ihr von erhabenen Empfindungen geblieben war, auf das schönste aller Kinder, die von Sterblichen erzeugt worden, auf den Sohn ihres Sohnes, hinzurichten — sie gefangen an der Tiber, er an der Donau — jeden Morgen konnte sie dem König von Rom, auf den Flügeln des Windes, der sich vom Kapitol erhebt, ihre Küsse zusenden. Nie war es ihr gestattet worden, die letzte Freude des finsteren trüben Alters — ihren Enkel nur ein einziges Mal zu umarmen. Man sprach ihr von ihm, manchmal nur leise; sprach oft von ihm, und sie jauchzte vor Freude, die Arme! — Eines Tages sprach man ihr nicht mehr von ihm . . . . . Da sagte sie, da konnte sie sagen: „O Ihr, die Ihr diese Bahn des Jammers wandelt, seht, ob ein Schmerz dem meinen gleich ist." Niobé, Rebel, Maria, alle trostlose Mütter sind ihre Heiligen: und sie ist dem Schmerze nicht erlegen. Stärker als ihr Sohn auf dem Felsen von St. Helena, hat sie sich an den Tarpejischen Felsen angeklammert, hat sich nicht von der Verzweiflung hinabstürzen lassen; sie hat lange leben wollen, die schwere Krone des Unglücks auf der Stirn, mit den ewigen Ruinen hat sie sich messen wollen, die auf der anderen Seite des Berges stehen. Ihr Leib ist geschwunden, aber das Leben hat sich in den Geist geflüchtet. Jeden Tag schwebt der Geist der Zerstörung, wenn er an Phocas Säule rührt, vor ihrem Fenster vorüber und rauscht hinein. Aber für diese Frau hat der Herbst keine Fieber mehr, sind die Pontinischen Sümpfe trocken. Es ist, als ob die ewige Roma mit allen Bollwerken ihrer Dauer die Mutter umgäbe, die den letzten Halbgott geboren.

Unter solchen Gedanken hörte ich sie sprechen; sie kamen mir nicht einer nach dem anderen in einer geordneten Folge, sondern alle auf ein Mal, mit einem Schlage, wie ein tausendstrahliges Feuer. Und ich fragte mich, durch welch' einen glückseligen Zufall bist du hier, daß diese Frau ihre erhabensten Empfindungen in deine Seele niederlegen kann; wie kommst du dazu, zu ihrer Linken zu sitzen wie ein Vertrauter? während das Pflaster des Platzes unter dem steten Gerassel der glänzenden Karossen erdröhnte, die überall, wo sie nur mochten, in Rom anhalten dürfen, nur nicht vor der Schwelle dieses Palastes. Da, nach mehreren Stunden der Unterhaltung, mußte ich meinen Besuch als die Gränzen der Schicklichkeit überschreitend ansehen und erhob mich zum Weggehen.

— Sie gehen schon? sagte sie zu mir mit gütigem Tone, Sie wollen wahrscheinlich zum Hochamt? — Ja, Madame, ich will in die Sixtinische Kapelle. — Haben Sie Fesch gesehen? — Ich habe noch nicht die Ehre gehabt. — Ah! ich will Sie an Fesch empfehlen, es wird Ihnen angenehm seyn, ihn kennen zu lernen, Sie werden seine schöne Gemälde-Gallerie sehen. Glauben Sie, in der Sixtinischen Kapelle einen Platz zu finden? — Ich hoffe es; ich werde einer der ersten dort seyn. — Wenn Sie Zeit gehabt hätten, Fesch zu sehen, so würde er Ihnen einen Platz haben anweisen lassen, aber er ist heut unpaß: ich glaube sogar, er wird nicht zum Hochamt kommen. — Ich betrachte es als meine Schuldigkeit, dem Herrn Kardinal nach dem Osterfest meine Aufwartung zu machen. — Recht, recht, er hat dann mehr Muße.

Sie grüßte mit der Hand; ich verneigte mich und stammelte einige Dankworte. Ihr Secretair, ein Französischer Offizier von vielem Geist und sehr einnehmendem Wesen, Herr Rodagli, der gegen die Mitte unseres Gesprächs in's Zimmer getreten war, begleitete mich bis zur Thür und fragte mich: Nun! wie haben Sie sie gefunden? Ich konnte nur durch Zeichen antworten, die meine Bewunderung und mein Erstaunen ausdrückten.

Nach diesem Genusse, diesem Glücke, dieser Erschütterung, ging ich langsam und ermattet die Straße des Corso zurück. Zufällig einen Blick auf die Ecke der Straße delle Muratte werfend, sah ich einen Schauspiel-Zettel. Er kündigte die bevorstehende Eröffnung der Theaters di Valle mit der Oper: der Liebestrank, von Donizetti, an. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich gleichgültig bei der Annonce der ersten Aufführung einer neuen Oper. Es war ein anderes Schauspiel, ein anderes Theater, wonach mich verlangte. Ich ging nach Sankt Peter. Der Tag war günstig für einen großen Schmerz; Rom war in Trauerflöre gehüllt; seine tausend Glocken waren stumm; das Volk strömte nach den Kirchen, es war Charfreitag. Der Zufall konnte mir keinen besseren Tag geben. — Die Wehklage der Propheten, alle Seufzer der Hebräischen Muse waren mir willkommen, die Klagen meiner Seele zu begleiten. Als ich in Sankt Peter eintrat, nahm ein tiefer Trauerklang der Orgel meine Gedanken auf, und in dem feneren Latein, das von den Wölbungen wiederklang, vernahm ich deutlich den melancholischen Vers: Sie weint, und Keiner kommt, sie zu trösten.

(R. d. P.)

Bibliographie.

La Jeunesse Illustre. Galerie historique de l'enfance et de la Jeunesse des personnes célèbres. 2 Bde.

Leçons Primaires de Littérature et de Morale. — Von S. Levi. 1½ Fr.

Manuel des Mères. — Nach Pestalozzi. 2 Fr.

Prévention et Sentiment, ou lettres d'une jeune personne à son institutrice. — Von Madame Manceau. 3 Fr.

Précis de l'histoire de la philosophie. — Von de Salinis und de Scorbiac. 6 Fr.

Parallèle entre la Taille et la Lithotritie. — Von Ph. Fr. Blandin. 3½ Fr.

Topographie physique et médicale de Brest et de sa banlieue. — Von Taril. 3 Fr.

Du Thé, ou nouveau traité sur sa culture, sa récolte, sa préparation et ses usages. — Von F. Marquis. Zweite Aufl. 3 Fr.

England.

The last days of Pompeii. By the author of Pelham. (Pompeji's letzte Tage.) Roman von E. L. Bulwer. 3 Bde. London, 1834.

Dieses neue Werk des Verf. des „Pelham" wird jetzt in England viel gelesen und noch mehr gepriesen — fast mehr noch, als alle seine früheren auf dem Gebiete des Englischen Modelebens sich bewegenden Werke. Seltsam trifft es sich, daß derselbe Stoff gleichzeitig auch in Rußland, durch des Malers Brüloff berühmtes Bild: „Pompeji's letzter Tag", die allgemeine Theilnahme erregt. Plinius wird vielleicht darum in beiden Ländern jetzt mehr studirt werden. Bulwer's Roman spielt, der Geschichte treu, im J. 79 nach Chr. Die Notizen, die uns der genannte klassische Schriftsteller über das große Natur-Ereigniß zurückgelassen, welches die seitdem wieder auferstandene Stadt begrub, und die Beschreibungen, welche neuere Archäologen von dem wunderbaren Phönix gegeben, hat Bulwer geschickt zu einer Darstellung benutzt, in der das alte Römische Leben vor unseren Augen von Neuem lebt, so daß wir gestehen müssen, daß ein Bulwer damaliger Zeit — allerdings zugleich mit den Beariffen und der Bildung der neueren ausgestattet — einen solchen Roman wohl hätte schreiben können.

Wir theilen zur Probe einige Stellen aus dem Werke, das uns leider nicht vollständig, sondern nur in Englischen Auszügen vorliegt, mit, und zwar zunächst die Schilderung eines antiken Stutzers im Mode-Kostüm der Zeit. Der Verf. führt uns durch die belebteste Straße Pompeji's. Glänzende Wagen umtosen uns, Fußgänger eilen dazwischen auf und ab, Befreundete rufen sich gegenseitig Grüße zu, Alles scheint in buntgemischtem Gewirre einem gemeinschaftlichen Ziele zuzufliegen.

„Wie, Clodius, und Du hast so lange schlafen können?" rief mit gefälliger, fast musikalisch weicher Stimme ein junger Mann auf einem brillanten Wagen von der Modeform des Tages zu dem Grüßenden hinüber, dessen Antwort bei der fliegenden Schnelligkeit des Fuhrwerks nicht erhascht werden konnte. Der schöne Wagen schien das Musterwerk einer Griechischen Werkstätte. An beiden Außenseiten hingen Reliefs, welche die Olympischen Spiele in Bronze vorstellten. Das Pferde-Paar, welches die Karrosse zog, war eine Elite aus Parthischem Gestüte; ihre schlanken Muskeln schienen den Boden, über den sie mehr flogen, als liefen, verächtlich von sich zu stoßen, und doch standen sie auf dem leisesten Druck des Lenkers, als wären sie plötzlich in Stein verwandelt, scheinbar leblos, aber das Leben in sich zurückdrängend, wie eines jener Wunderwerke des Praxiteles, wo Alles Marmor ist, und doch aus jedem Schenkel das üppigste Leben hervorbrechen möchte. Der geschickte Lenker stand aufrecht hinter dem jungen Manne, dem Eigner des Gespanns, der zu den zarten Jünglings-Gestalten voll schöner Symmetrie gehörte, unter denen die Bildhauer Athens ihre Modelle suchten. Seine Griechische Abkunft verriethen die hellblonden Ringellocken und die Harmonie seiner in sich befriedigten Gesichtszüge. Er trug keine Toga, die überhaupt in den Kaiser-Zeiten aufgehört hätte, eine auszeichnende Kleidung der Vornehmen zu seyn, vielmehr galt sie unter den Mode-Herren für Altfränkisch. Eine Tunika mit Aermeln, die mit diesem Zusatz noch zu Cicero's Zeiten als weibische Tracht vermieden wurde, war jetzt in den Augen der Jünglinge lediglich modern. Die Tunika, die der junge Mann auf dem Wagen trug, leuchtete weithin mit ihrem Tyrischen Farben-Prunk; die Agraffen oder Schnallen, die sie zusammenhielten, waren reich mit Smaragden verziert. Um den Nacken trug er eine goldene Kette, die mitten auf die Brust in Form eines Schlangen-Kopfes herabfiel, an dessen Zähnen ein großer Siegel-Ring von vortrefflicher Arbeit hing. Die Aermel der Tunika waren weit und bequem, unten um die Hand mit goldenen Franzen besetzt. Um den Leib des Jünglings schmiegte sich ein mit goldenen Arabesken durchwirkter Gürtel, der in Ermangelung der modernen Tasche zur Aufbewahrung des Schnupftuchs, der Börse, eines Griffels und einiger Briefstäfelchen diente."

An einer anderen Stelle sehen und hören wir wieder die lärmende Geschäftigkeit des Straßenlebens:

„Von tausend Dingen harmlos plaudernd, schlenderten die beiden jungen Leute die nächste Straße entlang. Sie waren in dem Stadt-Theile, wo die buntesten Läden ihr Bestes ausgestellt hatten und mit den hellglänzenden, scharfbeleuchteten, aber doch harmonisch vertuschten Fresco-Gemälden an ihren inneren Wänden eine regellose Mannigfaltigkeit darboten. Fast unerschöpflich waren die vielen Bilder an Erfindung und Ausführung. Springende Fontainen rauschten hier und dort ihr kühlendes Wasser in die warme Sommerluft und glänzten mit den sinkenden Tropfen im Schein des funkelnden Sonnenlichtes. Der Schwarm der Spazier- oder besser Müßiggänger, meistens in Kleidern voll Tyrischer Farben-Pracht, die lustigen Gruppen um diese und jene Bude, die hin und her laufenden Sklaven, mit bronzenen Gefäßen von zierlicher Arbeit, meist Griechischen Geschmacks, auf den Köpfen, die Land-Mädchen hier und dort an Tummelplätzen geschaart, mit Körben voll schöner Früchte und mit Blumen angefüllt, welche die alten Bewohner Italiens mehr als die heutigen schätzten und liebten, bei denen das Sprüchwort: latet anguis in herba, weit mehr als bei den Alten gilt; — die zahlreichen Boutiquen mit marmornen Tischen voller Wein- und Oel-Vasen, vor deren Thürschwellen Sitze angebracht waren, die ein purpurnes Zelt vor der Sonne schützte, für Müde und der Erquickung Bedürftige gleich einladend — alles dies war unserem jungen Athener Glaucus so neu und seltsam, daß er jetzt schwieg und Athem schöpfte, um seine Brust zum Genusse der bunten Freuden zu stärken, zu denen alle Gaben der Götter hier vereinigt schienen. Was galten ihm jetzt die Mährchen von dem lustigen Leben der Götter-Welt: hier schien der ganze Olymp brüderlich zum bequemsten Genusse."

Freund Glaucus scheint sich auch bald in seine irdische Götter-Welt zu finden. Einer seiner Freunde belauscht ihn in einer Scene, die der Dichter wie eine plastische Gruppe voll ruhigen Behagens hinstellt.

„Arbaces trat durch die Säulenhalle in den inneren Gartenraum; er fand Glaucus an der Seite Ionens sitzen. Der blühende Rasen duftete wie eine künstliche Essenz, und doch war es nur die Menge der Blumen, die Mannigfaltigkeit der Gewächse und ihrer Gerüche, was die Atmosphäre wie ein strömender Aether durchzog. Es war eine schwüle Nachmittags-Stunde, aber die Säulenhalle schützte das Gärtchen, und der springende Brunnen sieb seinen Regen über den ganzen Raum. In einiger Entfernung von dem ruhig vor sich hinblickenden Paar der beiden jungen Leute saßen Ionens Dienerinnen, heiter und frei, und doch harmlos bescheiden; es waren keine Zofen, die listig horchen und vor Neid eben so lüstern sind. Es war ein Spiel der Natur, ohne Argwohn, ohne Bellemmung, fesselles und im ruhigen Erguß. Zu Glaucus' Füßen lag eine Lyra, auf der der Jüngling so eben eines jener Lesbischen Lieder gespielt haben mochte. Jetzt ruhten die Saiten, sie hatten ihren Dienst gethan, sie hatten wie der Duft aus den Blumen, wie die Kühle des Spring-Quells die Sinne süß berauscht; nun war Ruhe in der Seele, eine stille Betäubung lag in Allem und rings im ganzen Raume. Die Beiden sahen sich an und blickten umher; sie saßen still, sie suchten nichts, sie hatten Alles gefunden, sich und die Gaben der Götter. Tod! seule deine Fackel, das Bild des Lebens ist fertig! Oder laß' es stehen, damit der Künstler kömmt und die Gruppe zeichnet. Die Marmor-Säulen rings umher, die Blumen-Vasen, die Statuen, weiß und ruhig, die beiden Liebenden ganz Natur, ganz Kind, das nichts will, nichts strebt, Alles ist und hat — dies Bild ist für die Skulptur fertig und geschlossen!"

Hier ein Blick auf eine Gruppe, aus der sich ein antikes Genrebild construiren ließe, wenn die Zeichnung detaillirter wäre.

„Wir betreten einen Theil der Stadt, wo nicht die große Welt, die sich dem Vergnügen widmet, ihre Wohnsitze aufgeschlagen hat; wir sind mitten im Werkleben, und doch lugt durch die Hülle der Dürftigkeit auch hier das Verlangen hindurch, auch im kleinen Raume des beengten armseligen Lebens der Freude nachzugeben. Mit einem Male öffnet sich ein schmales, gepreßtes Nebengäßchen. Am Ende desselben ist ein Haufe Männer um eine Taverne versammelt; sie sitzen vor der Schwelle in bunten Gruppen. Ihre nervösen Glieder, ihre kurzen herkulischen Nacken, ihre kecke, aber sorglose Miene verrathen in ihnen die Lieblinge und die Schlachtopfer der vornehmen Herren Pompeji's. Beides sind sie zugleich, Lieblinge und Schlachtopfer, denn sie sind Gladiatoren. An den Wänden sieht man ihre Abbilder in groben Fresco-Gemälden, Faust-Kämpfer ringen mit einander und zeigen den Lebenden die Muster-Stellungen für ihr tödtliches Spiel. Auf Bänken vor diesen Außenwänden der Boutique stehen Wein- und Oel-Krüge; der ganze Schwarm der Unglücklichen, die vielleicht den nächsten Tag nicht mehr erblicken, sitzt harmlos am Boden und scheint ein Erholungs-Stündchen zu feiern. Einige zechen, andere würfeln, noch andere spielen das beliebte duodecim scriptae, das blindtappende Gelehrte für Schach erklärten, während es mehr an unser Trictrac erinnert, da es in der Regel mit Würfeln gespielt wurde. Es war noch früh Morgens; aber wenn sie den Abend oder den nächsten Tag nicht mehr erlebten, so hatten sie allen Grund, die flüchtige Zeit zu nutzen und die Reigen des Lebens mit Behagen zu schlürfen."

Der eigentliche Roman-Faden scheint in dem Verhältnisse zwischen Glaucus und Jone seinen Verlauf zu haben, den der Aegypter Arbaces, eine Figur voll dunkler Leidenschaft und phantastischem Aberglauben, in seiner ruhigen Entwickelung stört und verkümmert. Englische Kritiker machen, ohne weiter den Stoff zu reproduciren, aufmerksam auf einige hervorstechende Figuren, ein blindes Mädchen, Namens Strtia, die ein tragisches Schicksal ergreift, auf den gemächlichen Humor eines Sallust, die ruhige Fassung eines Nazareners neben den Gewissens-Qualen eines Neophyten Apäcides, auf das verwundete, zerrissene Gemüth einer leidenschaftlichen Julia, die sich in Sabäische Wohlgerüche taucht und in Sybäritischen Genüssen Heilung für die Schmerzen der Seele sucht. Als besonders anziehend wird eine Episode hervorgehoben, in welcher die Geschichte des Gladiators Lydon erzählt wird, der sich in der Arena für die Freisprechung seines Vaters vergeblich opfert. Sonst schwimmt Alles in üppiger Heiterkeit, auch der Haß und die dunkle Leidenschaft sucht und findet Befriedigung, Christen und Heiden, Religions-Sekten aller Völker treiben neben und gegen einander ihr Wesen, jeder strebt und rafft nach den Gebeten und Gelüsten seiner inneren Natur, vielfältig verzweigt sich Liebe und Verfolgung, Gunst und Neid: — bis endlich die schreckliche Katastrophe die Hoffnungen des Gläubigen und die Verzweiflung des Heiden, den Stolz und die Demuth, die hohe Pracht und das tiefste Elend, die ganze kleine Menschenwelt mit einem furchtbaren Schlage in das Grab der Vernichtung stürzt. Im Amphitheater sind Tausende versammelt, um das Kampfspiel der Gladiatoren zu schauen. Eben werden zwei verurtheilte Verbrecher einem Löwen und einem Tiger zur Beute vorgeworfen. Der fanatische Priester der Isis, der die Unglücklichen zu Schlachtopfern seines sinsteren Glaubens bestimmt hat, ruft die Götter eben zu Zeugen an, auf die Strafe der Lästerer ihrer Heiligkeit ein Auge zu richten: da kündigen die ersten dumpfen Schläge die Erd-Revolution an. Der Vesuv wirft seine Feuer-

Fluthen jäh in die Höhe, dann wird es plötzlich wieder still, ein Moment der Besinnung tritt ein, die bleichen Menschen sollen den Tod erst fühlen und schmecken, ehe sie ihn umarmen. Eine dumpfe Lähmung bemächtigt sich der Tausende im Theater, eine dumpfe Schwüle zieht wie ein Rauch durch die Luft, die entfesselten Bestien auf der Arena kauern sich furchtsam nieder, und der Löwe windet sich kläglich zu den Füßen seines Opfers, bei dem er vergeblich Trost sucht.

— Die Schilderung der Nacht vor der Explosion des Vulkans gab schon die einleitenden Winke zu dem Ereignisse und macht zu der nachfolgenden Darstellung der Eruption einen treffenden Gegensatz.

„Lydon stand noch eine Weile und sann den unheilschwangeren Prophezeihungen der Christen nach, die vor ihm so eben in die Dunkelheit der Nacht entschwanden. Das Gefühl seines eigenen Leidens war gewichen, der Gedanke an ein größeres Unglück drängte sich in seine Seele. Er stand und sann, er wiederholte sich den düsteren Fluch der Christen, er konnte es nicht fassen und ging langsam heimwärts. Vor ihm lag die ganze Stadt im Schooße der Nacht! Wie athemlos ruhten ihre Straßen und Säulenhallen, wie sicher breiteten sich die Wohnungen dahin im friedlichen Schlummer! Wie harmlos plätscherten drüben die dunkelgrünen Wogen! Wie treu und keinen Verrath kennend blickten die Sterne hernieder, wie schön und sanft geschmeidig breitete sich dieser Campanische Himmel mit seinem dunklen Blau über den Raum der Luft! — Und doch war es die allerletzte Nacht für das lustige Pompeji! Die Kolonie der altergrauen Chaldäer, die fabelhafte Stadt des Herkules, die Wonne der vergnügungssüchtigen Römer sollte ihr jüngstes Gericht erleben! Jahrhunderte waren über ihrem Haupte hingezogen, Lust und Leid, Tag und Nacht, Glück und Unglück, Alles war wie im ewigen Wechsel fest und sicher geworden, eine kleine Ewigkeit schien die Stadt mit ihrem Mantel zu beschirmen — und nun sollte Alles plötzlich aus seyn! — Sinnend schritt der Gladiator durch die schlummernde Straße, sein Fußtritt hallte weit hin, sonst war Alles still. Er wandte sich um. Aus dem Krater des Vesuvs stieg wie oftmals eine dichte Säule von Rauch und Funken, ein bleiches Meteor-Licht tanzte jetzt zitternd einen Augenblick durch den Qualm; dann war es erloschen, und Alles war nach wie vor. Ein Schwarm von Weibern unterbrach die Stille. Sie jubelten dem Tage entgegen, sie sangen Horazens „Genieße den Tag!" — Alles war in Ordnung, und der Gladiator ging schlafen." (Schluß folgt.)

Rußland.

Fragmente aus A. Marlinsky's Skizzen vom Kaukasus.

II. Die letzte Station vor Alt-Schamacha.

Teufliſche Wege — göttliche Aussichten! Für alle Anstrengungen und Gefahren bin ich mit Wucher bezahlt worden.

Vor Sonnen-Untergang erreichte ich ein kleines Dörfchen — der Name iſt mir entfallen — die letzte Menſil *) vor Schamacha. Nirgend sah ich bis jetzt so ärmliche Lehm- und Erdhütten: weder einen Baum bei den Wohnungen, noch ein Gärtchen hinter dem Dorfe! wahrscheinlich bringen die Einwohner die Zeit der Hitze in den Bergen zu. Uebrigens iſt es in Aſien nicht wie in Rußland. Die Nähe großer Städte bereichert die Dörfer nicht, sondern macht sie ärmer.

Braucht man ein Pferd? — das Dorf muß es liefern. Hat der Beg oder der Naſir ein Huhn oder ein Schaf nöthig? — er ſchickt in's Dorf. Will man frische Luft genießen? — man begiebt ſich auf's Dorf. Die umliegenden Dörfer waren dem Zorn oder der Beluſtigung des Bezirks-Befehlshabers tributair. Niemand durfte ſagen: — morgen will ich in den Wald nach Holz fahren — oder — meine Tochter wird heute Dein Weib. Nichts war dem Bauer gewiß, als Prügel und Abgaben; dafür wurden ihm dieſe auch ſonder Maaß und Ziel. Und dennoch ſehnen ſich die Kaukaſier nach der vergangenen Zeit. Oh Menſchen, Menſchen, wann werdet Ihr mit der Gegenwart zufrieden ſeyn? . . . .

Die Felſengründe verlieren ſich hier in ein mit leuchtendem Grün bedecktes Thal. — Blökend und brüllend kehrten Heerden von der Weide zurück. Einzelne Menſchengruppen lärmten und ſtritten ſich umher; ich, auf meiner Burka (Filzmantel) ausgeſtreckt, rauchte ruhig meine Pfeife und erfreute mich abwechſelnd des ſüßen Duftes Amerika's und der reinen Abendluft Aſien's. Faſt nackte Kinder ſprangen um mich her; etwas weiter ſchnüffelten große Hunde mit mißtrauiſchen Blicken dem Fremdling entgegen; noch entfernter ſchöpften Weiber Waſſer mit großen Krügen und trugen dieſe dann auf ihren Köpfen davon. Das Ganze bot ein Gemälde bibliſcher Einfalt dar. Nur hier, nur im Orient, begreift man die Bilder und Sitten-Schilderungen des alten Teſtaments. Hieroglyphen werden hier Buchſtaben — Räthſel lebendige Worte.

In einer Viertelſtunde war Alles fertig: die Pferde ſtanden geſattelt und gepackt da; es war 7 Uhr Abends. — „Iſt es weit bis zur Stadt?" — „Gott gebe", antwortete mein Tſchapar, „daß Ihr in der Nacht das Land der Seide und die Stadt erreicht, die in unſeren Liedern und Mährchen ſo berühmt iſt, daß weder der Kaiſer der Kaiſer, noch der König der Könige, noch Johann, der Kaufmannsſohn, es wagen würde, ein Pferd zu beſteigen, das nicht einen Tſcherkaſſiſchen Sattel und Zügel von Schamachiſcher Seide hat."

Vorgeführt werden die guten Roſſe — gut nur deshalb, weil ſie nicht beißen. Den Fuß im Bügel, die Nagaika (kurze dicke Peitſche) in der Hand — und vorwärts geht es, einen ſteilen ſehr hohen Berg hinan. Auf dem Gipfel angelangt und durch ſchmelzenden Schnee reitend, nehme ich Abſchied von der hinter den ſchwarzen Karabachſchen Bergen niederſinkenden Sonne. Sie verſchwand wie ein Paſcha hinter den uneinnehmbaren Thoren ſeiner Feſtung in der Mitte ſeiner Janitſcharen — in geld- und purpurglänzenden Wolken. Ach, unbeſchreiblich iſt die Herrlichkeit einer Dämmerung in dieſen Gegenden!

Ich reite weiter, und abermals geht es bergan. Der Weg will immer kein Ende nehmen, und dabei verſinkt mein Pferd jeden Augenblick in Moraſt und Schnee. Ohne den ſtarken Nebel hätte man Schamacha ſchon einige Mal ſehen können. Nur dann und wann blickte der Mond trübe hindurch.

„Hör' einmal, Tſchapar! giebt es hier keine Räuber?" — „Räuber? Jetzt? Nein, jetzt hört man nichts von ihnen! Es iſt nun ſchon länger als einen Monat her, daß ſie keinen Menſchen erſchlugen."

Da fing mein Hühnerhund plötzlich an zu bellen, in die Erde zu wühlen und unruhig hin und her zu ſpringen; ſein Augenmerk war ein Kurgan (Grabhügel), den der ſo eben hervorbrechende Mond hell beleuchtete, und auf welchem . . . . . .

Im ganzen Kaukaſiſchen Gebirge iſt es Gebrauch, eine Art von Laube auf den Grabhügeln der Scheiche und aller frommen Muſelmänner zu errichten. Oft thut man es auch zur Erinnerung an Perſonen, die in Mekka oder in der Fremde auf dem Schlachtfelde ſterben. Jeder Vorüberreiſende reißt ein Stück von ſeiner Bekleidung ab, hängt es an beſonders dazu beſtimmte Zweige, betet für die Seele des Todten und bittet den Himmel um eine glückliche Reiſe. Auf dem Kurgan, den ich vor mir hatte, war eine ſolche Laube nicht; nur ein unbehauener Stein lag auf demſelben, und auf dieſem Stein ein menſchliches Gerippe, in deſſen Zähnen ein Stück Silbergeld glänzte. Ein Schauder überlief mich bei dieſem Anblick. Auf meinen Ruf kam mein Tſchapar herbei, warf einen Blick auf das Gerippe und ward weiß wie ein Leichentuch. „Allach, Allach! an welche verwünſchte Stelle ſind wir geraten! . . . . ich hatte abſichtlich geſucht, ſie zu vermeiden, und da ſind wir nun. Aga, das hat etwas zu bedeuten! Aga, reißen wir uns ein Läppchen als Opfer ab, und dann auf und davon! Allach beſchütze uns!"

Und ſchon war mein Tſchapar, nachdem er ſein Opfer hingeworfen, weit weg. Schrecken lag auf ſeinem Antlitz, als ich ihn erreichte. Sein Pferd antreibend, blickte er furchtſam um ſich her.

— „Wer ward auf jenem Hügel begraben, Tſchapar? Warum liegt gegen allen rechtgläubigen Gebrauch das Gerippe auf dem Grabſtein?"

— „Ein großer Sünder liegt dort; ein großer Fluch laſtet auf dieſer Stelle" . . . . .

Wir ritten langſam, und mein Tſchapar erzählte mir eine lange Geſchichte von einem Böſewicht, deſſen Seele ſogar die Hölle nicht haben wollte, und deſſen Kopf die Erde ausgeworfen hatte.

. . . . . „Wer da?" rief die an der Einfahrt von Schamacha ſtehende Schildwache.

Erſtaunt rieb ich mir die Augen. Wie ſchnell ſah ich mich vor den Thoren Schamacha's, und wie ungelegen für mich! Indeſſen, da war nichts zu machen. Ich antwortete: „Ein Soldat!" — „Wie heißt Du?" — „Alexander Marlinsky." — „Ich bitte um den Paß!"

*) Menſil bedeutet eigentlich Station, Wirthshaus, wird aber von den Tataren auch für Reiſe und für Entfernung im Allgemeinen gebraucht. So heißt z. B. Schuſchirette Tauſend-Menſil u. ſ. w.

Bibliographie.

Fortſetzung der Sammlung der Geſetze des Ruſſiſchen Reichs. 1832 und 1833.

Ueber Aberglauben und Vorurtheile, von Polikarp Puſin.

Mannigfaltiges.

— **Buße eines Fakir.** Eines Morgens, da ich im Begriff ſtand, mein Zelt zu verlaſſen, das in der Nähe von Delhi in einem Tamarinten-Hain aufgeſchlagen war, bemerkte ich einen Fakir, der in geringer Entfernung von mir mit dem Rücken an einen Pfahl gelehnt ſtand. Seine Haltung drückte deutlich genug aus, daß er etwas mehr als eine bloße Höflichkeits-Bezeigung von mir erwartete; auch vergab er dadurch ſeiner Würde nichts, da ein ſolcher Heiliger durch das Annehmen einer Gabe dem Geber eine Wohlthat erweiſt. Als ich ihm näher trat, bemerkte ich, daß durch ſeine Wangen hindurch eine dicke eiſerne Stange ging, die an beiden Enden mit einer Klammer verſehen war, welche das Kinn umſchloß. Obgleich die Stange ſelbſt ſeine Zunge durchbohrte, ſo hatte ich doch bald Gelegenheit zu bemerken, daß ſeine Sprache, wenn gleich ſchwerfällig, doch durchaus nicht unverſtändlich dadurch wurde. Er war ein ältlicher Mann von feinem und mildem Anſehen und war von dem widerwärtigen Schmutze frei, der ſonſt die Leute ſeines Schlages zu bezeichnen pflegt. Auf meine Einladung trat er in mein Zelt, beantwortete mit großer Offenheit meine Fragen, indem er mir unter Anderem erzählte, daß er ſich dieſer Durchbohrung ſeiner Wangen in Folge eines Treubruches unterworfen habe. Meine Aufforderung, ſich nieder zu ſetzen, lehnte er ab, und er blieb an einen Zeltpfahl angelehnt ſtehen. Dies machte nämlich den Haupt-Theil ſeines Gelübdes aus, daß er während einer Zeit von 15 Jahren ſtets aufrecht bleiben, ſich niemals legen oder ſetzen wolle. 13 Jahre hatte er ſchon auf dieſe Weiſe, entweder im Gehen oder Stehen, zugebracht, und er empfand jetzt nur geringe oder gar keine Unbequemlichkeit dadurch, indem er des Nachts in einem Gehölze, den Rücken an einen Baum gelehnt, aufs angenehmſte ſchlief. Freilich geſtand er, daß er in der erſten Zeit dieſer Uebung mit Stricken in die Höhe gezogen werden mußte, wenn er im Schlafe niederfallen wollte, und daß ſeine Füße ſo entſetzlich anſchwollen, daß er kaum mehr ſtehen oder gehen konnte. Doch bald hörte dieſe Unbequemlichkeit auf, und ſo verurſachte ihm die Ausübung ſeiner Buße keine weitere Beſchwerde. (Oriental Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Mittwoch den 12. November 1834.

Frankreich.

Die Memoiren des Herrn von Chateaubriand. *)

Es ist einige Monate her, daß sich sowohl innerhalb als außerhalb der literarischen Welt das Gerücht verbreitete, Herr von Chateaubriand läse seine Memoiren einem Kreise erwählter Freunde vor. Dies Ereigniß war für diese Letzteren ein gerechter Grund der Freude und des Stolzes, für die Uebrigen ein mächtiger Gegenstand der Neugier, eine unerschöpfliche Quelle von Fragen. Denn in der That, was mußten dies für Memoiren seyn, die Memoiren Chateaubriand's, dieses Mannes, der wechselsweis Soldat, Reisender, Schriftsteller — und welch' ein Schriftsteller! Pair von Frankreich, Gesandter, Minister, mit derselben Gleichgültigkeit erniedrigt oder erhöht, arm oder reich gewesen, und nun müde und satt zu Racine's Füßen sich niederzusetzen kommt! Was für Erinnerungen mußten in einem so reichen, so mannigfaltig bewegten Leben liegen! Welche Bilder haben sich vor den Augen dieses Malers entrollt, welche Menschen sind vorübergegangen vor diesem Menschen, welche Begebenheiten haben die Bewunderung, den Zorn, die Verachtung dieses Beobachters erregt! Man nehme diesen Memoiren selbst die Gewalt und den Reiz der Darstellung und des Stiles, man denke sich einen Verfasser, der trocken, leblos, ohne Bild und Farbe wäre, immer müßte dies Buch, durch die Fülle der Ereignisse, die es enthält, für Geist und Gemüth interessant und ergreifend seyn. Und nun Chateaubriand der Verfasser!

Das Glück ist nicht verschwiegen. Aus jenem erlesenen Kreise vertrauten Einzelne anfangs Freunden, was sie vernommen; später, als ihrem Drange, ihrer Aufregung die kleine Zahl der Freunde nicht mehr genügte, wünschten sie, das ganze Publikum daran Theil nehmen zu lassen. Nun erschien die Menge ausgezeichneter Artikel, von denen seit mehreren Monaten alle Journale voll sind. Freilich ist Nichts im Stande, für den Verlust, Herrn von Chateaubriand nicht gehört zu haben, zu entschädigen; indessen haben die beredten Zeilen Herrn Balanche's, der Madame Dupin, Herrn Quinet's, Herrn Lavergne's, des Herrn Sainte-Beuve uns doch wenigstens einigen Ersatz gewährt. Zuletzt erschien der glänzende Bericht des Herrn Jules Janin, der uns gleichsam durch Zaubermacht in den Salon der Abbaye-aux-Bois, der für ihn selbst verschlossen war, zu versetzen wußte — des Herrn Janin, der, ohne mit leiblichen Augen gesehen, oder mit leiblichen Ohren gehört zu haben, sich doch als ein treuer Zeuge, als ein aufmerksamer Zuhörer bewiesen hat.

Alle diese interessanten, in Flugschriften und Tagesblättern zerstreuten Artikel werden uns jetzt, vom Glücke in einen Band vereinigt, dargeboten — unter dem Titel: Vorlesung der Memoiren des Herrn von Chateaubriand, oder Sammlung erschienener Aufsätze über seine Memoiren mit Fragmenten des Originals. Ueber Sinn und Bedeutung dieses Buchs spricht sich der Herausgeber folgendermaßen aus:

„Wir haben den Besitzern der Werke des Herrn von Chateaubriand einen Dienst zu erweisen geglaubt, wenn wir eine Sammlung der verschiedenen, auf seine Memoiren bezüglichen Artikel veranstalteten. Möge der Herr Verfasser nun bei seinem Vorsatz beharren, oder dem allgemeinen Dringen nachgeben, sein großes Werk noch bei seinen Lebzeiten öffentlich bekannt zu machen, immer, hoffen wir, wird unsere Sammlung der geprüften Geduld der Leser eine willkommene Gabe seyn. Man wird darin unbekannte Details über Chateaubriand's Leben finden, und Fragmente, vermittelst deren man im Stande seyn wird, sich eine Vorstellung von dem gewaltigen Werke zu machen, das er seit dreiundzwanzig Jahren in der Stille errichtet. Außer den schon bekannten Artikeln enthält die Sammlung einen bisher noch nicht gedruckten Brief eines ehemaligen Gesandtschafts-Secretairs des Herrn von Chateaubriand, Verse von Madame A. Tastu und einen erläuternden Aufsatz von Herrn Nisard, als Einleitung und Vorrede zu den Vorlesungen. Was die Memoiren selbst betrifft, so wissen wir aus sicherer Quelle, daß sechs Bände bereits vollendet daliegen — und von den anderen sechs, die noch einer Durchsicht bedürfen, drei bereits in wenigen Monaten unter der Presse seyn könnten; diese drei Bände fangen mit der Geschichte des Kaiserreichs und der Restauration an, und enthalten zugleich, nebst den Portraits der bedeutendsten Männer jener Zeit, eine Menge von Anekdoten und unbekannten Thatsachen. Der Secretair des Herrn von Chateaubriand, der das Manuskript wohl hundert Mal copirt und immer wieder kopirt hat — denn der Verfasser kann des Verbesserns gar kein Ende finden —, berichtet, daß die Memoiren nicht eben Memoiren im eingeschränktesten Sinne des Wortes seyen, sondern vielmehr ein mannigfaltig reiches Werk in der Art der Essais von Montaigne."

So viel aus jenem Vorwort. Auch Herr Nisard ist bei den Vorlesungen des Herrn von Chateaubriand nicht zugegen gewesen, aber, ein größeres Glück vielleicht, er hat sie im Kabinet des Herrn von Chateaubriand gelesen. Wir theilen aus Herrn Nisard's Aufsatz folgendes Fragment mit:

„Ich war nicht mit beim Feste, kann also nichts davon erzählen. Aber ich bin einer der wenigen Glücklichen gewesen, die der Ehre gewürdigt worden sind, die Memoiren Herrn von Chateaubriand's zu lesen, und wenn ich sogleich auf's Eifrigste um die vollständige öffentliche Bekanntmachung, um die unmittelbare Bekanntmachung dieses Meisterwerks gebeten habe, so geschah dies mehr aus Rücksicht für meine Zeitgenossen, als für mich selber. Denn ich habe von dieser verbotenen Frucht gekostet, an der man sich Erkenntniß ißt, nicht aber den Tod; habe diese Memoiren in den Händen gehabt, habe sie aus den Händen Herrn von Chateaubriand's empfangen; ich habe sie durchblättert, habe sie in seiner Gegenwart gelesen, auf dem Stuhle, wo er sitzt, an dem Tische, wo er sie geschrieben hat, ihn selber zu meiner Rechten, die schon zwei- und mehrfach kopirten Blätter wieder verbessernd, darin streichend und darüberschreibend, seinen Secretair, der sein Freund ist, zu meiner Linken, der die korrigirten Blätter, so wie er sie bekam, von neuem in's Reine schrieb. Denn Herrn von Chateaubriand's schriftstellerisches Geheimniß ist kein anderes, als das Pascal's und Bossuet's, das nämlich, mit Vereinigung aller seiner Kräfte und der Richtung derselben auf einen Punkt zu schreiben; nicht mit der ersten Form begnügt er sich, die sein Gedanke beginnt, sondern verwirft alle, bis er die beste und der Sache angemessenste gefunden hat.

Ich hatte an Herrn von Chateaubriand die Bitte gewagt, mir die Gunst zu gewähren, einige Stunden bei ihm verweilen zu dürfen, — daß er mir dann, während er schriebe oder diktirte, sein Portefeuille erlauben und mir gestatten möchte, mich nach Belieben darein zu versenken, so lange ich nicht fürchten dürfte, ihm lästig zu werden. Er gestand mir meine Bitte zu. . . .

Und was kann ich nun sagen über diese Memoiren, was Andere nicht schon besser gesagt haben, als ich's vermöchte? Ueber die Reise nach Prag muß meine Feder schweigen; denn ich bin nicht befugt, Herrn von Chateaubriand's Geheimniß zu verrathen, obgleich ich mehr das Geheimniß respektire, als ich die Ursach desselben begreife. Wer aber, der Herrn von Chateaubriand durch sein großes glorreiches Leben begleitet hat, vermöchte nicht, trotz aller geheimen Details, den Gedanken, die Substanz, wenn ich so sagen darf, jenes Stückes der Memoiren zu errathen? Wer wüßte nicht, daß er die Wahrheit für Jedermann darin finden wird, süß für Alle, welche viel verloren und viel gelitten haben, herb für die emporgekommene Mittelmäßigkeit, die sich um Ministerstellen und Gesandtschaftsposten zankt vor einem Throne, der nicht einmal mehr das croix d'honneur vergeben kann? Wer erwartete nicht im Voraus jene erhabene Klagen über unerhörtes Unglück, rührende Schilderungen aller Widerwärtigkeiten der Verbannung, das Bild der verfallenen Schlösser, wo die gestürzten Könige hausen, der langen Gänge, die durch eine einzige Lampe an jedem Ende beleuchtet sind, wie ein Wachthaus oder ein Kloster, der Wachtsäle ohne Wachen, der Vorzimmer ohne Stühle, der spärlichen Dienerschaft, von der ein Einziger das besorgt, womit ehemals zehn beschäftigt waren, der Armseligkeit mit großen Titeln und fortdauernden Ansprüchen, jenes Unglücks, das immer noch größer ist, als diejenigen, welche es leiden, das man fern von ihnen um ihretwillen, und wenn man sie sieht, für sich selber beklagt — und dann neben diesen Klagen, diesen rührenden Schilderungen, die Züge tiefer Verachtung, Gemälde von der Hand der Rache gezeichnet, Geißelhiebe für die kurzsichtige Treue, die sich in Kleinlichkeiten erschöpft, die großen leeren Paläste mit ihrer gemeinten Gewichtigkeit zu füllen erwahnt, und sich in einem Bezirk von Macht, der vom Hof bis auf die Zugbrücke reicht, in einer Monarchie ohne Unterthanen wohler befindet, als in dem Gedanken, ihre Herren auf dem ersten Throne der Welt in einer Monarchie von dreißig Millionen Menschen zu sehen, aber freilich auf die Bedingung, selber nichts darin gelten zu wollen! Und dann nach der Politik die Poesie, nach den ernsten strengen Lehren, muntere Beschreibungen, Reise-Bemerkungen, fein, ohne Färbung eines Neben-Interesses, pikant, nicht als wenn der Reisende die Nacht vorher mit dem alten Könige eines verlorenen Reiches durchsprochen hätte; Bemerkungen über die Wirthstochter, eine schöne Fahrt im Mondschein, der Traum einer poetischen Liebe mit einer Cinthia auf den Römischen Gefilden, aus dem er durch den Anruf einer Oester-

*) Lecture des mémoires de M. de Chateaubriand etc. 1 Vol. in 8.

reichischen Schildwache, am Fuß von Wallensteins Schloß, erweckt wird; die verschiedenartigsten Stimmungen und Empfindungen, Mitleid, Spott, bedrängtes Gemüth, Lachen, Unwillen über die Legitimität und republikanische Sympathieen, die Handküsse des alten Royalisten und die Rauhheiten des Freiheitsmannes, Leidenschaft und ruhige Gleichgültigkeit, Glauben und Zweifel, und über allen diesen scheinbaren Widersprüchen ein vortrefflicher Sinn, der weise Takt der gesunden Vernunft, der Takt aus Voltaire's Zeit, eine Vernunft, die Nichts verwirft, Alles gelten läßt, aber mit Maaß, in Rücksicht auf den Theil von Wahrheit, der Allem inwohnt, aber an nichts absolut hängt, des Theils von Lüge und Unsicherheit wegen, der auf gleiche Weise Allem beigemischt ist.

Dies ist die Reise nach Prag. Zwischen all' diesen verschiedenartigen Stimmungen bin ich darin umhergewogt, immer lieblich darüber erhoben worden, durch den eben bezeichneten Geist der Weisheit, der die Moral des Ganzen enthält. Ich bin in den innersten heiligsten Tiefen meines Herzens erschüttert worden, habe der gefallenen Legitimität meine Thränen gezollt, obgleich ich ihre Vernunft nie vollkommen begriffen, eine Folge meiner ersten Erziehung, oder des immer minder und minder monarchischen Wesens, in dem wir auch ohne unser Wissen seit zwanzig Jahren athmen.

Was mir in diesem seltenen Buche besonders trefflich schien, das sind die Reiseberichte, die Beschreibungen der Gegenden und Orte; eine Darstellung, in der Herr von Chateaubriand nicht nur excellirt, sondern unbedingt der erste Schriftsteller unserer Nation ist. Man kann wohl sagen, daß ihm dieser Zweig der Literatur eignet, er ist der Vater desselben: hat ihn erschaffen und zugleich zur Vollendung erhoben. Er läßt seinen Leser im wahren Sinne des Wortes mit sich reisen, und versetzt ihn aus seiner prosaischen Gegenwart in den Mittelpunkt der schönsten Schauspiele. Ich bin dicht hinter ihm gegangen, habe seinen Mantel getragen, als er die steile Straße in Prag, die auf's Schloß führt, hinanstieg; ich habe ihn nach Karlsbad begleitet, habe Alles gesehen, was er sah. Ich stand neben ihm in Venedig, als er am Abend in Träumen versunken, die in der Stadt der herrenlosen Paläste um diese Zeit so leicht, so süß kommen, die St. Marcus-Kirche von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet, betrachtete. Ich habe auf seinen Spuren den Geruch der Wälder seines Bretagne eingeschlürft; habe seinen Frühling erstehen, den stillen Mond am Horizont seines heimathlichen Meeres aufgehen sehen. Gewöhnlich sind die Reisenden entweder sehr treu und genau ohne Einbildungskraft, oder sie sind mit Phantasie begabt, aber ungenau. Die Ersteren wissen nichts vom Ton, der Farbe, von der webenden Poesie jedes Ortes, von der Harmonie des Himmels und der Erde — Alles das geht ihnen ab. Die Anderen aber setzen Schatten ihrer Einbildung an die Stelle der Gegenstände. In Herrn von Chateaubriand sind beide Vorzüge vereinigt. Zuerst sieht er mit leiblichen Augen, und man muß ihm den Blick eines Adlers zugestehen, wenn man an all die Dinge denkt, die er gesehen und aus welchen Entfernungen er sie geschildert hat; dann aber schwebt die Phantasie herzu, gießt ihre Farben über die strenge Zeichnung, trifft den eigenthümlichen Ton, schafft die Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen und haucht über das beschränkte Daseyn den Reiz des Unendlichen.

Die vorliegenden Memoiren hat Herr von Chateaubriand im Jahre 1811 zu schreiben angefangen, zu der Zeit, als seine Martyrs und sein Itinéraire im Druck erschienen waren und das Talent des großen Schriftstellers seine höchste Entwickelung erreicht hatte. Der erste Theil, der die Geschichte seiner Kindheit, seines stillen Lebens im Schlosse zu Combourg, seiner träumenden Jugend, enthält, ist aus der besten Zeit seines literarischen Lebens. Alles, was folgt, die Familien-Scenen, die Bilder der Einöden, von seiner Abreise nach Amerika an bis zu seiner Rückkunft nach Frankreich im Jahre 1810, ist in Paris, in Berlin und in London geschrieben worden, vom Jahre 1815 — 1822, also während der Zeit, wo sich Herr von Chateaubriand als den ersten unserer politischen Schriftsteller bekundete und seine großen lichtvollen Gedanken über alle Hauptfragen der Regierung und der Freiheit aussprach. Man sieht wohl, daß ein Werk, welches mit jenen beiden Epochen gleichzeitig ist, in denen es in den Augenblicken der Muße und ohne das Interesse einer nahen Bekanntmachung verfaßt wurde, Blätter, die mit jenen herrlichen Schriften von 1811 und 1822 verschwistert sind, deren erstere schon mehr die Geister beschäftigten, als die Bülletins des sinkenden Kaiserreichs, während die anderen nur Bewunderer zu Lesern hatten, gleichviel ob Freunde oder Feinde — daß ein solches Werk, sage ich, nur einen ganz Unkundigen für den schriftstellerischen Ruhm Herrn von Chateaubriand's besorgt machen konnte. Auch war es nicht dieser Theil des Werks, sondern vielmehr nur die in den letzten zehn Jahren verfaßten Stücke, die solcher Besorgniß Raum gestatteten, denn zehn Jahre im Leben eines Schriftstellers, dessen Ruhm mit dem Jahrhundert begonnen, zehn Jahre in einer Zeit wie die unsrige, die so schnell die Menschen aufzehrt und die Generationen fortnimmt, mögen wohl für ein Jahrhundert gelten. Aber ich kann versichern, daß Herr von Chateaubriand in diesen zehn Jahren nicht gealtert hat; graue Haare hat er bekommen, aber sein Geist hat seine volle Jugendfrische und Manneskraft behalten — Herr von Chateaubriand steht noch in seiner Mittagshöhe.

Ich möchte mir sogar erlauben, dem letzten Theil der Memoiren den Preis zuzuerkennen. Alle Auswüchse einer zu feurigen Einbildungskraft, alle Keckheiten und etwanigen Verstöße gegen den Genius der alten Sprache, alle ausschweifenden Bilder, Alles das, was eine scrupulöse Kritik wohl sonst an ihm auszusetzen mochte, ist hier getilgt. Man lese die Beschreibung von Venedig und die Träume auf dem Lido in Atala und René ist keine größere Pracht, keine tiefere und süßere Melancholie. Es ist die eine Seele, immer dieselbe, die Alles empfunden, die gleiche Hand, die Alles geschrieben, nur daß über den letzten Theil noch, die bittere Frucht der letztverflossenen Jahre, die Ironie und der reife Gewinn langer Enttäuschung, der komische Scherz ihre heiteren Details auf dem dunklen Grunde unendlicher Trauer verbreiten.

Um mein Urtheil zusammenzufassen, so ist der Stil dieser Memoiren der eines Berufenen, der da, was ihm begegnet, was er gesehen, einfach und klar erzählt, mit den Farben der Wahrheit in Bildern, die aus der Natur der Sache fließen, Gewänder des runden vollen Gedankens, keine Hüllen, um die Magerkeit und das Schwankende gewisser Vorstellungen zu verdecken. Es ist die Sprache Renés, den die Jahre gereift haben, der in Mitten aller Arten des Unglücks und des Jammers gelebt, um sie mit der Gelassenheit der Vernunft und dem wahren gleichen Reize der Melancholie betrachtet hat. René hat die Eitelkeit der Ehrenstellen und des politischen Ruhmes, des unfruchtbarsten Ruhmes der Welt, durchgemacht, hat Freunde und Bewunderer gehabt, hat den Hof gemacht, falsche im Glück, wahre, und diese in größerer Anzahl, im Unglück, hat den Reichthum und die Armuth erfahren, hat alles kennen gelernt und durchgeprobt; seine Epopöe ist nicht mehr die zweier wunden Seelen, die allein stehen in der Welt und in ihren Seufzern all ihr Weh begraben; es ist die Epopöe eines ganzen Jahrhunderts, in dem René stets als eine handelnde Person ersten Ranges auftritt, wenn nicht durch äußere Macht, doch durch die Macht seines Rufes — des Jahrhunderts, welches nicht aufgehört hat, auf ihn zu hören, auch selbst dann nicht, als er aufgehört hat, des Jahrhunderts zu vernehmen — eines Jahrhunderts, dessen rascheste Verkämpfer, wenn sie aus der Ferne ihn allein an der Gränze der Bahn zurückbleiben stehen sehen, während sie selber dem Ziele zustürmen, welches ihr Genius ihnen zeigt, dennoch unruhig sich umwenden und nach ihm hinsehen, als könnten sie nicht stehen bleiben mit ihm, und doch auch nicht vorwärtsschreiten ohne ihn. In der ersten Epopöe verschlang die Beziehung den Gegenstand, in der zweiten hätte wohl das umgekehrte Verhältniß stattfinden können, wäre nicht René schon von seiner Geburt an mit einer Sprache begabt worden, die allen Gedanken gewachsen ist. In diesem letzten Buche Renés fließen Stil und Gedanken in einem majestätischen Strome dahin.

Ach! daß meine Stimme nur eine unbekannte, einzelne, schwerverhallende ist, daß meine heiligste innerste Ueberzeugung keine Autorität ist — daß ich nichts vermag, als resignirt, wie ich begonnen, so auch mit dem dürftigen unfruchtbaren Wunsche zu schließen, daß Herr von Chateaubriand schwach seyn möge bis an's Ende und sich in den Augen jener großen Geister, die in unsern Straßen umherlaufen, die unverzeihliche Thorheit anthun möge, noch lebend seinem letzten Triumphe beiwohnen zu wollen.

Risard.

Geben auch wir uns dieser schönen Hoffnung hin, daß er, zum erstenmale, seinem Versprechen ungetreu werden möchte. Er will im Testament vernichten, wie August das Testament Virgils. Dem ist aber müssen wir mit August sagen:

Ergone sacrilegis potuit vox improba verbis
Tam dirum mandare nefas!

Choix de morceaux fac-simile d'écrivains contemporains et de personnages célebres. (Sammlung von Facsimile berühmter Männer.) Zum Gebrauch für Schulen, herausgegeben von Eugéne Cassin. Paris, 1834.

Wie schon der Titel besagt, war das vorliegende Werk von dem Herausgeber zunächst für Anfänger bestimmt. Herr Cassin wollte der Jugend ein nützliches Buch in die Hände geben, aus dem sie die verschiedenartigsten Handschriften zeitig lesen lernen sollte, und darum hat er auch die einzelnen Fragmente nach den verschiedenen Graden und Abstufungen der schwierigeren oder leichteren Entzifferung der verschiedenen Handschriften geordnet und zusammengestellt. Darum hat er mit der Musterschrift des Herrn Stanislas Julien, dem glücklichen Nachfolger des Kalligraphen Audoyer begonnen, und mit der undeutlichen, kaum zu entziffernden Handschrift Napoleon's den Beschluß gemacht. In der That entspricht die vorliegende Sammlung, durch die Mannigfaltigkeit und die passende Auswahl der Fragmente, die oft eigens für den Sammler verfaßt zu seyn scheinen, ganz dem erwünschten Zwecke: der Anfänger findet hier in bunter Reihe die Elemente verschiedener Wissenschaften, nützliche Lehren aus der Moral und allerlei treffliche unterhaltende Skizzen zusammengestellt. An einen Artikel von Francoeur, „über die Art und Weise, das Brod zu bereiten", reiht sich eine einfache, aber frisch und lebendig entworfene Skizze der „Tugenden der Evangelisten" von Azaïs; auf einen Artikel von Parmentier „über den einheimischen Zucker" folgen vier herrlich geschriebene Seiten „über die Gefälligkeit", von Gäpp. Nach einem Artikel „über die Botanik", von Jaume St. Hilaire, kommt ein schönes Arabisches Märchen von Caussin de Perceval; auf einen vortrefflichen Artikel „über die Oekonomie", von Charles Comte, folgen mehrere interessante Seiten „über den Blind Geborenen", von Dufau, und eine Schilderung der „Schulfeste in Deutschland", von Degerando; endlich reihen sich an einen Artikel über Natur-Geschichte von dem großen Französischen Naturforscher Cuvier an eine Beschreibung der Indischen Produkte von Sylvestre de Sacy und an ein Fragment über die Erfindung der Bouffole von Klaproth mehrere schöne Fabeln aus dem Chinesischen, Persischen, Hebräischen u. s. w.

Es wäre indessen ein Irrthum, wenn man glauben wollte, daß das Werk des Herrn Cassin sich lediglich auf den Gebrauch für Kinder beschränke. Es ist vielmehr auch das interessanteste Stammbuch, das wir kennen; durchlaufen wir dasselbe, so dünkt es uns zuweilen, als hätten wir die gefeierten Männer vor Augen, die mit ihren eigenen Händen an dem Werke gearbeitet. Man glaubt sie zu sehen, wie sie der Reihe nach, mit der Feder in der Hand, vor uns erscheinen: Bernardin de St. Pierre, Boileau, Buffon, Colardeau, Delille, Fénelon, Gresset, Lalande, Marmontel, J. J. Rousseau, Thomas und Voltaire. Ferner folgende berühmte Franzosen unserer Zeit: Andrieux, Balande, Eugen Beauharnais, den Herzog von Broglie, Car. rel, Chateaubriand

Benjamin Constant, Casimir Delavigne, Droz, Dupin, Alexandre Duval, Lacépède, Lafayette, Lemercier, Mirabeau, Murat, Ney, Pongerville, Raynouard und endlich Napoleon, der über Alle hervorragt.

Wir entlehnen dem Werke folgenden Brief des Liederdichters Beranger, der sich in diesem Werke auf eine ganz eigenthümliche Weise mit Franklin zusammengestellt hat: „Mein Herr Cassin. Sie fordern mich auf, mit einer Schrift von meiner Hand für das Buch, das Sie zum Schulgebrauch herausgeben wollen, beizutragen; ich wüßte aber nicht, was die jungen Schüler aus meinen Versen oder aus meiner Prosa lernen könnten und ziehe es daher vor, aus einer lauteren und reineren Quelle zu schöpfen. Ich will zwei Stellen aus dem Testamente eines Mannes kopiren, dessen ganzes Leben der möglichen Verbesserung des allgemeinen menschlichen Zustandes gewidmet war, und dessen glorreicher Name und musterhaftes Leben der Jugend nicht genug vor die Augen gestellt werden können." Es folgen hierauf die beiden Fragmente aus dem Testamente Franklin's, von denen das eine folgendermaßen lautet: „Aus Dankbarkeit gegen meine Vaterstadt Boston, in deren Freischulen ich den ersten Grund zu meiner Geistesbildung gelegt, vermache ich an die noch bestehenden Lateinischen Schulen daselbst 1000 Pfund Sterling (7000 Thaler), für deren Zinsen jährlich silberne Medaillen gekauft werden sollen, um von den Direktoren auf eine angemessene Weise unter die fleißigen Schüler vertheilt zu werden." Wir geben nun noch den Schluß von Beranger's Brief: „Ich habe diese Fragmente gewählt, weil sie mir der Bestimmung Ihres Buches am angemessensten scheinen. Mögen sie die jungen Zöglinge mit eben so viel Vergnügen in meiner Handschrift entziffern, als ich dabei empfand, indem ich sie zu dem Zwecke kopirte."

Herr Cassin soll die Absicht haben, nächstens eine Facsimile-Sammlung von Handschriften berühmter Frauen herauszugeben, was gewiß mit nicht geringerem Beifall aufgenommen werden dürfte.

Bibliographie. Neue Romane:

Anathème. — Von J. Favre. 5 Fr.
Jolande, ou l'orgueil au XVe siecle. — Von der Baronin Adele von R.... 2 Bde. 15 Fr.
Le mort vivant, ou les aventuriers espagnols. — 2 Bde.
Un spectacle dans un fauteuil. — Von Alfred de Musset. 2 Bde. 15 Fr.
La tête et le coeur. — Von Paul de Musset.
Toussaint le mûlatre. — Von A. Thouret. 2 Bde. 15 Fr.

England.

Pompeji's letzte Tage.

Von E. L. Bulwer.

(Schluß.)

Von der Scene im Amphitheater während der Explosion des Vesuvs lesen wir Folgendes:

„Aller Augen waren auf den Aegypter gerichtet, der die Götter zu Zeugen rief und auf die Schlachtopfer seines Fanatismus hinwies. Da rollte der Donner in den tiefsten Schlünden des Berges. Eine Säule lief auf wie ein riesiger Baum, schwarzer Qualm war sein Stamm, blutrothe Strahlen seine Zweige, rothe Feuer-Kugeln seine Blätter und Blüthen. Die Flammen, die ihren Widerschein auf die Seiten-Wände des Hauses warfen, wechselten mit jedem Augenblick, bald waren sie hell leuchtend, bald schwarzroth, dann wieder mit weißem Glanz aufschießend. — Eine Todes-Stille war rings; das Spiel auf der Arena stockte, das ganze Spiel des Lebens erstarrte. Eine Lähmung lag über Allen. Plötzlich brach das Gebrüll des Löwen durch die ängstliche Ruhe, und seines Gefährten, des Tigers wildes Geschrei gellte noch kreischender durch die Oede der Luft. Der Druck der Atmosphäre nöthigte die Thiere zum Schreien, es waren wilde Prophetenstimmen des Unheils, das heraufzog. Die Thiere gaben das Signal zum Wehklagen; der Mensch wollte sich noch eine Weile besinnen, überlegen: dann brach ein Gejammer der Weiber von allen Seiten hervor, die Männer faßten sich an, ihre Lippe blieb geschlossen. Plötzlich rüttelte sich die Erde unter ihren Füßen, der alte Riese wachte auf vom Schlummer, die Wände des Amphitheaters rückten und reckten ihre Glieder aus einander. Auswärts — jenseits hörte man schon Mauern stürzen, und einen Augenblick darauf schien der Berg selbst wie eine Wolke sich zu erheben, dunkel, düster schritt er über die Stadt her, wie ein Ungewitter. Zugleich warf er aus seinem Busen einen Regen von Asche mit meist Bruchstücken verbrannter Steine. Auch die See rief er zur Hülfe, sie bäumte sich schäumend und warf ihre Fluthen streckenweit fort über das Land. Ueber die Hügel mit ihren zerknickten Reben, über die zusammenbrechenden Säulenhallen der Stadt, über das Theater, über Alles warfen sich die vermischten Elemente."

In anderen Theilen der Stadt ist der Umsturz noch nicht so vollständig. Man hat hier noch einige Augenblicke Zeit, an Rettung, an Abwendung des Unheils zu denken. Das Verbrechen sucht sogar den Moment der Verwirrung zu benutzen, um für sich davon Gebrauch zu machen. Burbo, ein nichtswürdiger Mensch, Gladiator seines Standes nach, giebt einem verworfenen Priester der Isis ein Zeichen, indem sie längst den Entschluß gefaßt hatten, den Tempelschatz zu plündern, und jetzt die Gelegenheit günstig finden, ehe sie selbst für sich auf Flucht denken, noch mit Schätzen sich zu beladen. Selbst die Todesangst ist minder mächtig, als die Rabenstimme der Habgier; noch kurz vor dem Untergang sucht sie ihre schnöde Befriedigung. Während die Beiden aber in den Tempel einbrechen, kömmt die Schaar der Priester eilig ihnen nach, um die Götter durch ein schleuniges Opfer zu versöhnen.

„Mitten unter den Schrecken, welche die Gluth des Feuers, das Gekrach der stürzenden Mauern und die donnernden Seufzer der bebenden Erde rings umher verbreiten, erhebt sich jetzt eine siedende Wasser-Säule aus dem Schlunde des Vesuvs. Mit halb verbrannter Asche vermischt, ergießt sich jetzt der Strom wie ein fließender Brei durch die Straßen Pompejis. Und während die Priester um den Altar der Göttin gelauert liegen, die Einen in brünstiges Gebet versunken, die Anderen mit den zitternden Händen vergeblich bemüht, die Flamme des Heerdes anzuschüren, um Weihrauch anzuzünden, fährt ein Arm jenes siedenden Stromes, mit Schlacken und Trümmern vermischt, durch die Oeffnung zum Tempel hinein und überschüttet den Altar und die ganze Priester-Gruppe, die niederknieeten, um nicht wieder aufzustehen. Die zuckenden Glieder der Männer wälzen sich hin und her, die glühende Masse hält die ganze Gesellschaft mit einem einzigen grauen Mantel umschlungen — ein Schrei des Todes dringt dumpf durch das dämpfende Gewirr, aber die Qual ist schnell beendet, ein ewiges Schweigen begräbt die Todten. Der pechschwarze Strom dehnt sich ruhig über die ganze Fläche des Gemachs, in welchem der Altar stand."

„Sie sind todt! — sagte Burbo und sprang aus seinem Versteck hervor, der verrätherische Priester blickte ebenfalls aus der Seitenthür, — ich hatte nicht gedacht, daß die Gefahr so nahe stand!"

„Die beiden Bösewichter blickten sich furchtsam an, die zuckenden Leichen lagen vor ihren Augen, der Todes-Strom verdampfte langsam. Sie standen bleich und starr, man konnte ihren Puls hören. Calenus erholte sich zuerst: Wir müssen eilen! sagte er flüsternd und scheu, als wenn er fürchtete, der Gott im Verborgenen höre seinen schnöden Plan. Folge mir in die Kapelle! höchelte er dem Genossen zu, ehe wir fliehen, greifen wir einige der kostbaren Schätze. Nur eine Handvoll — dann fort! — Er stand auf der Schwelle der Thür, die unter seinen Füßen heiß wurde, er fühlte es nicht; aber der Gladiator wandte sich zitternd von ihm, er winkte zu schweigen, und sogleich, als hätte er die Götter im Zorn gesehen, den Gang hinunter; er konnte nicht mehr seine Hand nach dem Heiligthum ausstrecken."

„Desto besser, so ist Alles mein!" dachte Calenus und raffte aus der Kapelle das Kostbarste zusammen, seine Hand war kaum so gierig als sein Auge. Er schritt über die Leichname der Kameraden gleichgültig fort, der Schlamm, der sie getödtet, schleppte am Saume seines Gewandes nach. Ein jäher Feuerstrahl fuhr durch das Dunkel, Calenus sah hinter sich: auf der Schwelle stand der Gladiator. Er war umgekehrt, entweder fand er den Ausgang nicht, oder die Habgier war neu in ihm erwacht, und er hatte ein Herz gefaßt, mit dem Priester gemeinsame Sache zu machen, der jetzt schon mit goldenen Geräthen beladen durch die Vorhalle eilte. Burbo spähte umher nach den Ueberbleibseln der Schätze. Da schoß von neuem eine siedende Fluth durch die Oeffnung in den innern Raum. Ein schwefelartiger gelbgrauer Dampf durchzog die Halle. Der Gladiator hielt sich, von dem giftigen Qualm betäubt, an der Wand fest, er schrie laut auf, als die Gluth der fließenden Masse seine Füße versengte, er taumelte und sank zu Boden. Ein neuer Strom hatte ihn lautlos begraben, aber er saß auf der Schwelle und stierte halb wahnwitzig nach einer Oeffnung, die ihm den nächsten Ausgang gewinnen ließ, denn so eben stürzte das Dach über die Seitenwand und verschüttete die Spalte, durch welche die kochende Masse sich herein gewälzt hatte. Es war ganz dunkel im Raume, das Getöse der stürzenden Mauern donnerte um so furchtbarer von fern herüber. Endlich raffte sich Burbo auf, er konnte nicht länger zögern, denn Zögern und Sterben schien Eins zu seyn. Mit verzweifelter Anstrengung erhob er das Opferbeil, das ihm in die Hand fiel; seine riesige Faust schwang das Instrument gegen die Wand, in der die Oeffnung verschüttet war, und er bahnte sich unter Trümmern einen Ausweg."

Schließlich noch der Tod des Arbaces:

„Plötzlich, noch während er sprach, stand der ganze Saal, in dem er sich befand, in einem gelbschwarzen Glanze. Er sah hinauf in die Luft. Der Vesuv hatte noch vor kurzem ganz regelmäßig seine Wolken in die Höhe gewälzt: jetzt loderte eine jähe Flammen-Säule durch den Krater. Oben theilte sie sich in zwei schlangenartige Spitzen, die sich aus einander rissen, sich wieder umwanden und wie Dämonen, die sich den Vorrang in der Herrschaft über das Reich der Lüfte streitig machen, ihr schreckliches Spiel trieben. Je dunkler es rings um den Fuß des Berges war, desto greller blendete der bald rothe, bald gelbe, bald graue Schein der Flammen."

„Die Sklaven schrieen laut auf und verbargen ihr furchtsames Antlitz. Arbaces stand wie am Boden gewurzelt; der falbe Licht-Glanz, der durch das Gemach fuhr, spiegelte sich in seinem zitternden Auge und in der prunkvollen, mit Edelsteinen und Zierrathen überladenen Kleidung, die er trug. Hinter ihm stand eine kleine Säule mit der bronzenen Statue des Kaisers Augustus, die wie in helle Flammen gebadet schimmerte. Arbaces trat einen Schritt vor — es war sein letzter hienieden! Der Boden dehnte sich in die Höhe, er rüttelte Alles im Hause zusammen, daß es gellend niederstürzte. Die Sklaven lagen betäubt vor ihm, Arbaces sank kopfüber auf die Getreuen. Das Bild des Kaisers stand noch mitten im Umsturz, der helle Glanz, der wie ein Schwefel-Faden durch die Luft zog, weidete sich einen Augenblick vor der schimmernden Gestalt des Augustus, dann gähnte der Boden wieder, und die Säule brach mit dem schönen Kunstwerk klirrend zusammen. Die dunkle Prophezeihung, die Arbaces in den Sternen gelesen, war erfüllt!"

„Auf Jene hatte Niemand gemerkt. Sie lag von dem Haufen der Männer-Leichen entfernt, still hingesunken, das Auge geschlossen, die Lippen leise geöffnet, als hätte sie, als der Tod über ihr Antlitz fuhr, noch den Namen des Glaucus aussprechen wollen. Und Glaucus verstand den Hülferuf, ohne daß er laut geworden war. Unter den Leichen, die über einander gestürzt wie ein Scheit von Bäumen da lagen, wand sich noch ein Lebender hervor, es war Glaucus, er hatte noch im Leben etwas zu thun, er konnte noch nicht todt seyn. Er kroch hervor auf den Trümmer- und Todten-Haufen, sein irres Auge, in dem nur eine matte Flamme als Rest des Lebens verblieben war, schien etwas zu suchen, er stemmte die Glieder in die Höhe, noch [illegible]

Spanne weit kroch er zu Jone hin, sein Blick erreichte ihr schönes bleiches Angesicht, seine Hand konnte die übrige nicht mehr fassen, — Glaucus lag todt, für ewig todt wie alle Anderen da. Nun erst krachen die Mauern, welche die Gruppe noch rings beschirmt hatten, krachend zusammen, und die geschmolzene Lava ergoß sich über das ganze Gebäude."

Mehr ist uns vor der Hand nicht vergönnt, von einem Werke mitzutheilen, das vielleicht zu Bulwer's bedeutenderen gehört. Der Leser muß sich mit diesen frei wiedergegebenen Bruchstücken vorläufig begnügen: von dem Roman im Romane wissen wir selbst den Faden nicht zusammenzufassen. Sollte Jemand später die hier übertragenen Stellen im Originale oder in einer Fabrik-Uebersetzung wieder aufsuchen, so würde er sie vielleicht kaum wiederfinden, oder uns dürfte der Vorwurf treffen, höchst ungenau übersetzt zu haben. Hiergegen mag sogleich im Voraus eine Entgegnung Raum gewinnen. Die Sprache und die ganze Darstellung des Englischen Romans überhaupt befriedigt so wenig die Anforderungen an Kunstform, daß eine getreue Uebertragung, die alle materiellen Schlacken des Originals wiedergiebt, keine erfreuliche Erscheinung seyn kann. Man sollte den Englischen Roman völlig fesselslos übersetzen; man sollte ihn umdichten, wenn man ihn verdeutscht, so daß Alles in unserer Anschauungs-Weise empfangen und einer Deutschen Feder entflossen zu seyn schiene. Dann erhielte der Leser in der Uebersetzung, was das Original der Form nach nicht ist, ein Kunstwerk. Unsere allzeit fertigen, tausendfingerigen, beutesüchtigen Fabrik-Uebersetzer erlauben das aber nicht, und so kommt ein künstlerischer Uebersetzungs-Ton in der Regel nur Produkten zu gut, die das Publikum nicht liest, und mit denen es, freilich in aller Achtung und Ehrerbietung, doch lieber eine „entferntere Bekanntschaft" unterhält.

Bibliographie.

Warley — oder die Unglücks-Eiche. — Eine Sage aus Devonshire. 3 Bde. 31½ Sh.

History of the Germanic Empire. (Geschichte des Deutschen Reiches.) Von S. A. Dunham. Erster Bd. 6 Sh.

The Grey festival. (Beschreibung des dem Grafen Grey in Edinburg gegebenen Festes.) 3½ Sh.

Lectures on Surgery. (Vorlesungen über Chirurgie.) Gehalten im St. Bartholomäus-Hospital von W. Lawrence. 5½ Sh.

The fruit cultivator. (Der Fruchtgärtner.) Von John Rogers. 6 Sh.

A guide to geology. (Anleitung zur Geologie.) Von John Phillips. 5 Sh.

Rußland.

Fragmente aus A. Marlinsky's Skizzen vom Kaukasus.

III. Die Gastfreundschaft von Kutkaschi.

Den 14. April 1834.

.... Sanft gewiegt von meinem Paßgänger, ritt ich daher und athmete in vollen Zügen die aromatischen Frühlingsdüfte ein. So eben war der durch Lesgistan's Gebirge ziehende Donner verstummt. Ich blickte um mich her: die ganze Ebene von Schekin, blühend wie ein Paradies, schwamm in einem Lichtmeer. Rechts an der Scheka von Ayaria scheidenden Felsenwand herrschte schwarze Nacht. Drohende Wolken zogen längs den Zähnen des Gebirgekammes den Kutkaschinestischen Küsten zu und strömten Wasserfluthen auf sie herab. Mitten in denselben schien es, als schleuderte eine Riesenhand flammende Blitze umher, und durch einzelne Lücken in zerrissenen Wolken leuchtete mir der Horizont einer anderen Welt entgegen. Ein von Felsen zu Felsen sich wölbender Regenbogen vollendete das entzückende Schauspiel. In einem so beschränkten Gesichtskreise einen Regenguß bei leuchtender Sonne, einen Regenbogen unter feurigen Blitzen, sah ich noch nie, und werde ich vielleicht in meinem Leben nicht wiedersehen!

.... Die Einzäunungen werden häufiger, die Gärten mehren sich, und hin und wieder blicken aus einem grünen Meere von Obst- und Maulbeerbäumen hohe mit Stroh gedeckte Dächer heraus. Die ganze Straße war von hölzernen wasserleitenden Rinnen durchschnitten. Wasser tröpfelte, rieselte und floß überall. Endlich zeigte sich mir am Fuße eines hohen mit üppigem Grün bedeckten Berges, an beiden Seiten eines kleinen Flüßchens, der Flecken Kutkaschi. Da jedes Haus seinen eigenen Garten mit Maulbeerbäumen hat, so dehnte sich der Ort, jedoch ohne Ordnung und, mit Ausnahme der Landstraße, ohne Straßen, auf einen Raum von einigen Werften aus. Nachdem mich ein Brückchen über den kleinen Fluß geführt hatte, mußte ich, so müde ich auch war, bis zum Ende des Ortes reiten, um der Sitte gemäß dem Beg, einem der ersten machthabenden kleinen Fürsten dasiger Gegend, vorgestellt zu werden. Mit Ausnahme des Umfanges, zeichnete sich sein Haus von denen der übrigen Bewohner nicht aus; dafür war es mit einer steinernen Mauer umgeben, und am Thor erhob sich ein mit Fliesen belegter und mit einem Geländer umgebener Platz, auf welchem ein Springbrunnen emporsprudelte. Nachdem ich vom Pferde gesprungen und mein Gewehr zum Halten gegeben hatte — denn mit einem Gewehr auf den Schultern sich vorstellen zu lassen, wird in Asien für eine Unhöflichkeit gehalten —, betrat ich die Stufen einer Estrade, auf welcher der Beg mit seiner Umgebung saß, sich labend an der Kühle des Abends und an dem ewigen Erbtheil orientalischer Herrscher — am Nichtsthun. Nach der Stelle, die er in der Mitte eines Halbkreises einnahm, konnte ich nicht zweifeln, an wen ich mich mit den üblichen Höflichkeitsbezeigungen zu wenden hatte. Alle standen auf, und der junge, kaum 20jährige, sehr wohlgebaute Beg beantwortete mein Selam sehr artig, wiewohl ziemlich kalt. Es schien, als sey er es noch nicht müde geworden, die Wichtigkeit eines kleinen Gebirgs-Fürsten zu repräsentiren, obgleich ein unüberzogener Schafspelz, der um seine Schultern hing, schlecht damit übereinstimmte. Man glaube nicht etwa, daß ein unüberzogener Schafspelz, oben mit Erlen-Ruß gefärbt, als ein Zeichen von Reichthum oder Würde gelte. Nicht im mindesten. Der erhabene Chan hüllt sich eben so gern in einen Pelz von zottigen Schafen, als sein Diener. Amiram-Beg — so, glaube ich, hieß er — bat mich, Platz zu nehmen und winkte, daß man mir eine Pfeife bringen solle; da ich mich nach einem Lager sehnte, so lehnte ich Beides ab. „Ich bitte um ein Bett für die Nacht und um drei Pferde für morgen früh", sagte ich dem Beg; „sonst bedarf meine Seele nichts, mit Ausnahme Deiner Wohlgewogenheit." Der Beg erwiederte, daß Alles, was ich befehlen würde, wie ein Ferman befolgt werden solle. Nachdem er mich zum Schluß noch gefragt, ob er mir sonst noch dienen könnte, und ich diese Frage verneint hatte, tranken wir uns mit gegenseitigen Komplimenten, von denen, wie es sich von selbst versteht, keiner dem Anderen ein Wort glaubte.

Der Erfolg zeigte es. Jus-Baschi, dem der Befehl geworden war, mir meine Wohnung anzuweisen, hatte Lust, mich einem anderen Beg, einem Vetter Amiram's, der in Russischen Diensten stand und die andere Hälfte des Fleckens beherrschte, zuzuschieben. Man wollte mich prellen. Nur mit Mühe machte man den Aeltesten der besagten anderen Hälfte ausfindig, konnte ihn aber nicht überreden, mich aufzunehmen. „Es ist nicht die Reihe an uns", sagte er; „er ist Euer Gast und nicht der unsrige." Jus-Baschi stritt dagegen; der Andere schrie; ich aber verlor endlich die Geduld, und schwang meine Nagaika (Peitsche) so gewaltig, wie ein Löwe seinen Schweif, wenn er im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen. Diese stumme Beredsamkeit wirkte mehr, als alle Verstellungen. Mein Führer ging weiter und schwur, daß der Jus-Baschi ein großer Spitzbube sey, während ich überzeugt war, daß mein Herr Führer ihn dreimal übertraf. Endlich ward mir hinter einem auf offenem Platze stehenden Basar ein Haus angewiesen. „Haben Sie die Güte, Ihr Gepäck abnehmen zu lassen", sagte mir Jus-Baschi, „Sie haben eine schöne Wohnung, Aga; wallach, billach, eine bessere giebt es in der ganzen Stadt nicht! Alle durchreisenden Generale steigen hier ab. Sie werden dort so bequem seyn, wie ein Fisch im Wasser. Der Wirth ist reich und alt wie der Teufel, und hat dabei zwei junge Weiber." Diese Worte fuhren mir in's Herz; ich ahnte nichts Gutes, und hatte Recht. Athemlos rannte ein weißbärtiger zahnloser Greis herbei, jagte alle seine Weiber in eine Scheune hinein, indem er sie ausschalt, daß sie sich nicht um ihre Geschäfte bekümmerten. Ungern schienen sie zu gehorchen, und wahrscheinlich haben sie, wie gute Europäerinnen, in ihrem Innern eben so gegen des alten Mannes Ansicht protestirt, daß es nicht ihr Geschäft sey, einen Blick auf Vorübergehende zu werfen, als gegen die barbarische Sitte, sich sogar das Antlitz zu verhüllen. Lieber Gott! was würde dann noch zu zeigen übrig bleiben?

Nachdem er die Treue seiner Lebens-Gefährtinnen hinter Schloß und Riegel gebracht hatte, kam der Eisenfresser auf uns zu, maß mich mit den Augen, reduzirte mein Längenmaß von 2¼ Arschien auf Tatarische Ellen, warf sogar einen spähenden Blick in meinen Mund, um sich zu überzeugen, ob ich noch alle Zähne hätte, und fing dann mit Jus-Baschi Händel darüber an, daß er mich, außer der Reihe bei ihm in Quartier legen wolle. Vor nicht länger als einem halben Jahr habe ein Oberst bei ihm gestanden, der, gelobt sey Allach, ein Greis der Greise gewesen sey, und, vom Fieber heimgesucht, kaum die Beine habe rühren können. Als ich nun anfing, den Eisernden auf Tatarisch anzureden, ward sein ohnehin düsteres Gesicht völlig verfinstert. Der Gedanke, ich könnte mich mit seinen Weibern ohne Dollmetscher unterhalten, machte ihn erstarren. „Agam, gesum, dschanim!" flehte er darauf, sich um mich herumwindend; „liebster Herr, mein Augapfel, meine Seele, nimm Dir eine andere Wohnung!.... Ich sende Dir Alles, was Du willst; Deine Gefährten will ich meinetwegen aufnehmen; Deinen Hund will ich pflegen, nur um unser Aller Gotteswillen, bleibe Du selbst nicht bei mir!" Laut auflachen mußte ich über die Aufrichtigkeit und Artigkeit des muselmännischen Eheherrn; da mir aber mein Schlaf kostbar war, wollte ich den eines Andern nicht stören. Ich wünschte dem Alten den häuslichen Frieden und befahl, mir ein anderes Nachtquartier anzuweisen. Dort mit der Bitte empfangen, Besitz vom ganzen Hause und die Bewohner in meinen Schutz zu nehmen, würde man mich in einen engen Verschlag gesperrt haben, und hätte ich nicht eine andere Eintheilung des Besitzes gemacht, so wäre, mit der Aussicht, meine Nase von Ratzen angefressen zu sehen, ein großes Gefäß mit Hirse mein Lager gewesen.

Bald übermannte mich der Schlaf am Kamin, beim Sieden des Theetopfes und beim Murren meines Dieners darüber, daß der Wirth kein Holz gegeben, weil er es angeblich einem Anderen habe bringen müssen — und kein Wasser, unter dem Vorwande, es sey kein Gefäß dazu vorhanden. Gewarnt hatte man mich schon vor Asien: „Da haben wir es nun!" brummte mein Trabant vor sich hin.

Ich schlief wie ein Todter. (B. A. Z.)

Bibliographie.

Kieff in seinem Entstehen, Glanz, Ruhm, Größe, Untergang und Wiederaufleben. Mit geschichtlichen Beschreibungen der zwei ersten christlichen noch bestehenden Kirchen, mit deren Rissen und Plänen. Von Nikolaus Samoiloff.

Erzählungen. Von Wolschanin.

Encyklopädisches Wörterbuch in Russischer Sprache und 24 Theilen, nach dem Muster des Conversations-Lexikons, vermehrt mit dem, was Rußland Eigenthümliches hat, und mit Beiträgen der ausgezeichnetsten Russischen Gelehrten, Künstler und Literaten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Freitag den 14. November 1834.

Belgien.

Belgiens historischer Hintergrund.

Aus dem Essai sur la Révolution Belge, von Rothomb. *)

Wenn man unseren jungen Leuten neue Revolutionen für die Zukunft untersagt, so will man sie damit nicht zur Unthätigkeit verdammen. Eine andere Laufbahn eröffnet sich ihnen. Eine Nation, die sich fühlt, ist eine politische und eine intellektuelle Macht zugleich; das politische Belgien hat sich wieder konstituirt, das geistige Belgien soll ebenfalls wieder aufleben. Nicht als ob wir nicht in allen Perioden ungewöhnliche Geister gehabt hätten, die Wissenschaften und Künste mit Erfolg anbauten; allein sie handelten isolirt, kein National-Sinn vereinigte sie oder knüpfte ihre Leistungen an die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes. Zwischen Deutschland, Frankreich und England gelegen, kann der Belgier annehmen, daß er seinen eigenthümlichen Beruf habe. Er hüte sich, der politische oder literarische Vasall einer dieser Nationen zu werden: warum sollte er nur an dem intellektuellen Borne Frankreichs schöpfen, jenes Frankreichs, das sich selbst wieder an Deutschland stärkt und erbebt? Er borge nur bei jenen drei großen intellektuellen Gesellschaften; weiß er dies mit Einsicht und Unparteilichkeit zu thun, so wird er schon originell erscheinen; er wird es in der That seyn, wenn er seine Vergangenheit sich vergegenwärtigt, die weder ohne Glanz, noch ohne Größe war. Er braucht sich nicht aus den Anfüllungen der drei benachbarten Civilisationen eine Civilisation erst zu bauen; er hat einen Fonds, welcher ihm angehört:

Möge sich Belgien durch diejenigen nicht entmuthigen lassen, die ihm das politische und das intellektuelle Leben zugleich absprechen. Seit anderthalb Jahrhunderten hat es den Schauplatz der Welt verlassen; er dieser verhängnißvollen Katastrophe nahm Belgien an allen Begebenheiten Theil, welche Europa's Westen erschütterten. Oft kommt ihm gar die Ehre der Initiative zu. Und doch ist ein Wort Julius Cäsar's so ist Alles, was Europa von den Belgiern weiß. Die Geschichte Belgiens würde ein langes Restitutions-Werk seyn.

Schon hat die neuere Schule, indem sie uns den Kampf der Fränkischen Stämme erklärte, uns darüber belehrt, daß vom 8ten bis zum 10ten Jahrhundert die Suprematie durch die Ost-Franken, die Vorfahren der heutigen Belgier, ausgeübt worden ist, und daß der Stamm Pipin's von Landen kein Französischer National-Stamm war. Es ist Sache der Belgischen Schriftsteller, diese Idee zu erfassen und ihr Relief zu geben. Es ist ihnen auch vorbehalten, die Geschichte der Kreuzzüge wieder aufzufrischen und uns zu sagen, wie ein Jahrhundert später ein Brabanter das Königreich Jerusalem gründete, ein Flamänder das Abendländische Reich eroberte.

Auf die Epoche der Kreuzzüge folgt der Kampf der Kommunen und der Lokal-Dynastieen; ein Kampf, der nirgends imposantere Resultate erzeugt hat. Der Bürgerstand, welcher seine Freiheit erkämpft hat, wird reich; unsere Gemeinden werden die Wiege der neueren Industrie. Johann Kemp aus Brügge lehrt die Engländer im Jahre 1337 Wolle spinnen und färben; England wird in Manufakturen und Ackerbau die Schülerin Belgiens. Die materiellen Interessen erzeugen ein neues Recht; unsere Einrichtungen werden die Basis der berühmten Ordonnanzen Colbert's; die Gleichheit der Maaße und Gewichte besteht in Flandern schon seit 1199. Der Welt-Handel wählt abwechselnd Brügge und Antwerpen zu seinem Sitze; nirgends steht die mittelalterliche Menschheit auf einem höheren Gipfel der Macht und des Wohllandes.

Wir brauchen nicht weit zu gehen, wenn wir Städte sehen wollen, die ihren Glanz verloren haben; es giebt mitten unter uns Städte, die heutiges Tages nur noch Trümmer und in ihrem alten Bezirke gleichsam verloren sind; sie zählten über 100,000 Fabrik-Arbeiter; die Bevölkerung ist verschwunden, eine ganze Civilisation zu Grunde gegangen. Männer, welche diese Civilisation verewigen konnten, an ein Prinzip der Einheit sie knüpfend, haben ihr Ziel verfehlt oder sind verkannt worden. Artevelde steht noch nicht auf seinem Marmor-Piedestal, Artevelde, an dessen Seite die Masaniello's und Rienzi's nur gemeine Demagogen waren, ohne großartige Idee, ohne politischen Blick, Werkzeuge eines Tages, nach denen die Menge hascht, um sie mit Verachtung wieder wegzuwerfen.

Die Herrschaft der Kommunen macht der monarchischen Einheit Platz, deren erster Repräsentant aus dem Hause Burgund, ein übermüthiger Vasall, Belgien den Despotismus und Frankreich die Anarchie bringt. Da tritt ein Anderer hervor, der noch weiter geht; er begnügt sich nicht mit dieser monarchischen Einheit; er will sie allgemein machen. Der Genter Karl V. nimmt das Werk wieder auf, welches Karl der Große in barbarischen Zeiten vollendet hatte; er scheitert und ist Zeuge der Zerstückelung seines Reiches. Der Geist der Reform, welcher unter Karl V. schüchtern die Niederlande betreten hatte, schickt sich jetzt an, sie zu erobern: wird er den Rhein überschreiten und des südlichen Europa's sich bemächtigen? Ein Riesen-Problem, das in dem doppelten Ausgang der Revolution des 16ten Jahrhunderts seine Lösung findet. Die Reformation unterliegt zuerst in Belgien, um dann in Frankreich zu unterliegen. Bis zum Fuße der Pyrenäen vorgedrungen, wird sie gedrängt, wie ein geschlagenes Heer, und muß wieder über den Rhein zurück. Belgien kommt wieder in den Besitz seiner alten Freiheiten und bleibt mit dem südlichen, katholischen Europa verbündet, während Holland dem nördlichen, protestantischen Europa sich anschließt. Das monarchische Prinzip bricht mitten durch die religiösen Streitigkeiten seine Bahn; die Cession Philipp's II. an die Infantin Isabella giebt Belgien eine nationale Dynastie, die es bald nachher einbüßt. Von Neuem unter fremder Herrschaft, wird es den Combinationen der neuern Politik preisgegeben.

Verweilen wir einen Augenblick, ehe wir die Ursachen unseres Verfalls andeuten; folgen wir mit unseren Blicken der schönen intellektuellen Anregung, die unser Vaterland im 16ten Jahrhundert neben Italien auf die erste Stufe stellt. Jede Wissenschaft, jede Kunst hat ihren Repräsentanten; Löwen erscheint als die Mutterstadt der Wissenschaften; der Mechanismus der alten Sprachen war noch unbekannt: Clénard aus Diest entwirft die erste Griechische Grammatik; Despautère aus Ninove die erste Lateinische. Die Schriftsteller Rom's und Athen's finden ihre Editoren, Ausleger und Nacheiferer: Boch heißt der Belgische Virgil; das protestantische Deutschland nennt Sleidan seinen Livius; Justus Lipsius bildete in seiner Zeit mit dem Genfer Casaubonus und dem Holländer Scaliger das Triumvirat der klassischen Gelehrsamkeit. Der physische Mensch war noch ein Geheimniß geblieben; Vésale aus Brüssel schafft die Anatomie des Menschen; verfolgt wie Galilei, wird er von der Inquisition zu einer Pilgerfahrt nach Palästina verurtheilt; er leidet an den Küsten der Insel Zante Schiffbruch und stirbt daselbst vor Hunger. Europa kannte sich selbst noch nicht: da schuf Ortelius aus Antwerpen die neuere Geographie, und Mercator aus Rupelmonde publizirte die erste hydrographische Karte nach einer Projection, die noch jetzt seinen Namen führt. Es war gerecht, daß Belgien seines van Dyk's Erfindung zuerst in's Leben treten ließ: Lombart aus Lüttich versuchte die Malerkunst auf bestimmte Prinzipien zurückzuführen; es bildet sich eine mit Italien wetteifernde Schule, und Rubens *) wiegt Rafael auf. Die dramatische Kunst hatte der Musik noch nicht ihre nachmalige Bestimmung gegeben; in ihr war Orland Lassus der größte Meister seiner Zeit. Die meisten der eben genannten Männer sind Zeitgenossen. Orland Lassus war 1520, Lombart 1509, Mercator 1502, Ortelius 1527, Vésale 1514, Sleidanus 1506, Lipsius 1547, Rubens 1577 geboren.

In dieser rein literarischen Darstellung haben die Staatsmänner und die großen Krieger keinen Platz finden können: in demselben Jahrhundert gewann Delannoy die Schlacht bei Pavia, und Egmont die Schlachten bei Gravelingen und bei Saint-Quentin. Man könnte ein Buch schreiben, betitelt: „Belgien im 16ten Jahrhundert", ein Buch, welches dem erstaunten Europa sagen würde, was die Civilisation Europas dem Belgischen Genius Alles verdankt. Leider müssen wir aber hinzufügen, diesem Jahrhundert fehlten zwei Dinge: eine nationale Sprache und — nationale Einheit. Das Latein erstickte die alte Sprache des Burgundischen Hofes und das Idiom des großen Haufens: das Französische und Flamändische. Dies war ein großes Unglück; hätten die Poeten und Historiker des 16ten Jahrhunderts die Sprache Philipp's von Commines beibehalten, ihre Schriften würden der Vergessenheit entgangen seyn. Ein noch größeres Unglück war der Untergang des National-Gefühls. Mitten unter der großen Arbeit der Centralisation der Völker und Regierungen hatte das monarchische Prinzip zu einem Prinzipe höherer Art geführt: zu dem Europäischen Prinzip eines politischen Gleichgewichte. Vor Begründung des monarchischen Prinzips hatten die Provinzen eines und desselben Staates kein Band, das sie verkettete; die Königswürde gab ihnen das Gefühl der Einheit

*) Dem Verfasser ist bekanntlich die Ehre zu Theil geworden, daß ihm der König der Franzosen, zum Zeichen der Anerkennung dieses Werkes, den Orden der Ehren-Legion übersandte, der ihm vom Könige der Belgier eigenhändig überreicht wurde.

*) Der übrigens in Köln geboren ist.

Durch ein unseliges Zusammentreffen von Umständen ist Belgien das Opfer des neuen politischen Gleichgewichts-Systems geworden; zu schwach, um sich demselben zu entziehen, zu geschickt, um seine Existenz darin aufgeben zu müssen, kann es doch nicht in Europa Platz gewinnen; es ist nur ein zur Last fallender Gegenstand. Frankreich kann seine Gränzen nicht bis an den Rhein ausdehnen, ohne die Europäische Unabhängigkeit sehr zu gefährden: dies ist das Prinzip, welches seit dem 16ten Jahrhundert die Geister beherrscht hat, ein Prinzip, auf funfzig Schlachtfelder geschrieben, das Karl V. gegen Franz I., Wilhelm III. gegen Ludwig XIV., das verbündete Europa gegen den Konvent und Napoleon vertheidigten. Da Belgien ohne eine Dynastie war, die seine Nationalität erhalten oder vindiziren konnte, so verblieb die Obhut der Belgischen Provinzen nach dem Westphälischen Frieden der Spanischen Krone, die sie im Frieden von Utrecht an Oesterreich abgab. Man hielt Belgien für unfähig, sich selbst zu regieren, und so mußte es sich politischer Degradation unterwerfen. In der langen Periode von Albrecht's und Isabellens Tod bis zur Brabanter Revolution erschlaffte das intellektuelle Streben mit dem National-Gefühl; unsere Provinzen lösten sich von einander, und die Tendenz zur nationalen Einheit verschwand. Im Jahre 1719 appellirte Anneessens vergebens durch seinen Tod an den Nationalsinn der Brüsseler Bürger. Belgien brachte noch einige große Künstler hervor, allein sie verließen das Vaterland: Philipp Champagne aus Brüssel wurde einer der größten Französischen Maler aus Ludwig's XIV. Zeitalter; der Bildhauer Duquesnoy aus Brüssel wollte sich eben in Paris niederlassen, als er durch Vergiftung starb; Grétry aus Lüttich begründete die komische Oper.

Die philosophischen und monarchischen Versuche Kaiser Joseph's II. unterbrachen ein Schweigen von drittehalb Jahrhunderten; die Brabanter Revolution war in diesem Theile Europas der letzte Akt des Mittelalters, das noch einen Tag auflebte, um dann auf ewig zu scheiden: ein rechtmäßiger Widerstand, jedoch abenteuerlich in Vergleichung mit der großen Französischen Revolution. Man muß gestehen, daß Belgien sehr weit rückwärts gegangen war; im 14ten Jahrhundert war es stehen geblieben; es erstrebte nicht Ruhm und Fortschritt, sondern ewige Befestigung seiner schon erlahmten Kommunal-Institutionen. Beim Anblick Joseph's II. erwachten die Belgier wie aufgeschreckt, machten einen letzten energischen Versuch und stürzten wieder kraftlos zusammen. Mit einem kräftigeren Arme als dem Kaiser Joseph's ergriff die Französische Revolution unser Vaterland und entriß es dem Mittelalter; Belgien stürzte sich in die moderne Philosophie; es ging in der atheistischen Demokratie, in dem militairischen Despotismus ganz unter. Dem Französischen Reiche in gewissem Betrachte passiv beigesellt, hat es während zwanzig an großen Namen so fruchtbaren Jahren keinen großen Namen beigesteuert; es hat der Republik und dem Kaiserstaate geschickte und thätige Verwalter, brave Soldaten, aber keinen Staatsmann, keinen großen Feldherrn gegeben.

Erst seit unserer Vereinigung mit Holland wurde der nationale Instinkt wieder angeregt; die südlichen Provinzen gewöhnten sich daran, sich als ein Volk zu betrachten; die Einheit Belgiens trat aus einem 15jährigen Kampfe hervor, welcher die nationale Restauration von 1830 vorbereitete.

So haben wir nun achtzehn Jahrhunderte durchflogen; als nothwendige Person des großen Drama's erscheint Belgien in jedem Akte; oft erweitert sich die Scene: unter Karl dem Großen, zur Zeit der Kreuzzüge, unter Karl V. umfaßt sie die Welt. Wir haben gesehen, daß Belgien fallen konnte; aber es fiel aus einer bedeutenden Höhe; es kann dieselbe Höhe wieder erklimmen. Soll die Menschheit an einem Volke verzweifeln, dem es nie an großen Begebenheiten oder an großen Menschen gefehlt hat? Wenn die Belgische Nation schwermüthig in die Zukunft blickt, so geschieht dies, weil sie, in Münster und Utrecht degradirt, von Frankreich erobert und an Holland verkauft, das Andenken an ihren alten Glanz verloren hat. Doch scheiten wir nicht auf die ausländische Eroberung; sie hat uns zu dem gemacht, was wir sind, hat uns gewaltsam in die moderne Civilisation eingeführt, eine Civilisation, die zwar fremd ist, die wir jedoch an unsere alte Civilisation anknüpfen können. Von zwei Dingen, die unseren Vorältern fehlten, haben wir Eines erworben, die nationale Einheit, welche aus der Revolution von 1830 hervorgegangen und durch die Europäische Politik sanctionirt ist. Bedarf nun Belgien, wenn es eine intellektuelle Macht werden soll, auch einer besonderen Sprache? Wir sollten dies nicht meinen. Es entscheide sich offen für die Französische, das universellste Organ des menschlichen Gedankens. Es wird den Belgiern weniger Anstrengung kosten, diese Sprache sich anzueignen, als das Flamändische auszubilden. Nicht weit von Frankreichs Süd-Gränzen liegt eine Stadt, die Belgien als Muster dienen kann: es ist Genf, nur der Form des Gedankens nach eine Französische Stadt, die keine Original-Sprache besitzt, und die gleichwohl einen Rousseau, einen Necker, einen Simonde-Sismondi hervorgebracht hat. Der Sprache nach wird das geistige Belgien Französisch, dem Gedanken nach aber neutral bleiben, und von seinen drei Nachbarinnen nur so viel annehmen, als mit seinem Genius, seinen Traditionen, seinem individuellen Zwecke sich verträgt."

England.

Humoristische Seifenblasen aus Boulogne-sur-Mer.

Von einer alten Lady.

Wenn alte Herren ihre Seifenblasen aus Deutschland herüberschicken dürfen, *) warum sollte es da nicht einer alten Dame erlaubt seyn, nach einer Spazierfahrt an Frankreichs Küste sich in gleicher Art zu amüsiren? Ich sehe nichts, was ihr im Wege stehen könnte, und wenn jener Herr durch seine Werke in „Blasen-Reputation" gekommen ist, warum sollte ich nicht hoffen dürfen, daß auch meine „luftigen Nullitäten" mir unter den Starke's, den Morgan's, den Trollope's unserer Tage einen ehrenvollen Platz verschaffen werden?

Als ich zu den Stufen am Tower kam, sah ich die Räder des Dampfschiffes „Königin der Niederlande" schon in Bewegung, und kaum waren meine beiden Koffer und eine Schachtel an Bord, so begann der Kessel zu brodeln, und ich fühlte auf meinem Sitz und unter den Dielen zu meinen Füßen jene zitternde Vibration, die mich immer sehr unangenehm berührt hat. Eben begann der Tag zu grauen; ein Nebel machte die Morgenluft ungewöhnlich kalt für die Jahreszeit und verhüllte die Ufer des Flusses unseren Blicken. Meine Reisegefährtinnen hatten sich mit Hauben, Schleiern und Mänteln vermummt und hingen ihre Köpfe, während die auf dem Verdeck herumspazierenden Männer die Kragen ihrer Mäntel so hoch hinaufzogen und ihre Reisemützen so tief in's Gesicht drückten, daß man nichts als rothe Nasenspitzen zu sehen bekam.

Endlich stieg die Sonne empor und verscheuchte den Nebel. Wir begannen jetzt, um uns zu schauen. Die Ladies warfen ihre Emballage von sich, arrangirten ihre Locken, zogen ihre Ueber-Aermel aus, und glätteten ihre Spitzen-Kragen. Die Männer krochen aus ihren Mänteln, lüfteten ihre Mützen und setzten sie nachlässig auf ein Ohr.

Aber ach! je weiter wir im Meere kamen, deste stärker wurde das Schwanken des Schiffes. Eine Sommerfahrt von Boulogne nach London sieht allerdings sicherer aus; denn man hat beim Einschiffen schon das Meer vor sich, und verläßt man den Hafen an einem heiteren, windstillen Morgen, so steht zu hoffen, daß die See bis zur Einfahrt in die Themse ziemlich ruhig bleiben wird. Wie ganz anders ist es dagegen, wenn wir uns an den Tower-Stufen einschiffen! Wer kann sich da träumen lassen, was die See wohl für eine Miene machen werde? Ich möchte jeder bejahrten Lady den Rath geben, die Reise nach Boulogne über Dover zu machen. Mein Rath ist zehnmal klüger, als mein Beispiel gewesen ist.

Kaum berührten wir die offene See, so waren auch Stürme da. Ich versank in einen Zustand, der an gänzliche Apathie gränzte; mein Tagebuch steckte unberührt in dem schwarzseidenen Beutel, und ich war nahe daran, zu glauben, daß alle meine „Seifenblasen" schon zerplatzt seyen. Niemand vermag die See-Krankheit zu beschreiben, oder vielmehr die Empfindungen, von denen sie begleitet ist. Das Bewußtseyn eines Auf- Auf- Auf- und Ab- Ab- Absteigens, der hinsterbende Zustand des Magens, das ängstliche Streben, an irgend ein Ding sich anzuklammern, während doch Alles mit uns auf- und niedergeht: endlich, wenn es Einem ein wenig wohler wird, und nun die Furcht vor dem Ertrinken sich regt — eine Furcht, die im wahrhaft seekranken Zustande gar nicht aufkommen kann — welch' ein gräßlicher Gedanke, nur durch ein Brett von den Fischen getrennt zu seyn! Vor Allem aber, welche Angst in der Nähe des großen dicken Kessels, der unaufhörlich schüttert und wackelt, als wolle er jeden Augenblick bersten!

Gereiste Herren, die den Alpen und dem Weltmeer Trotz geboten haben, werden höhnisch auf mich herabsehen; vielleicht sogar manche gereiste Lady — nun, in Gottes Namen! Mögen immerhin Herr Beckford mit Italien prunken, Herr Kinsey über Portugal deklamiren, Herr Skinner auf dem Himalaya lustwandeln; möge Mistreß Trollope den Amerika schwatzen und Lady Morgan über Alles philosophiren, was sie jemals gesehen, gehört oder geträumt hat — ich sage nur so viel: Jeder Reisende muß einen Anfang machen, und ehe ich meine Fäße weiter trage, hat Boulogne-sur-Mer für mich allen Reiz der Neuheit, denn — es ist der erste ausländische Ort, den ich jemals gesehen.

Endlich erreichten wir das Ziel unserer Fahrt, den Hafen von Boulogne, dessen beide Seiten wie zwei lange finstere Hörner in die See hinausragen. In der ersten halben Stunde war die Fluth noch nicht hoch genug zum Einlaufen, und wir wurden fürchterlich hin und her geschleudert. Endlich wurde eine rothe Flagge als Signal aufgesteckt, und nun ging es pfeilschnell zwischen den obgenannten beiden Hörnern dem Landungs-Platz entgegen. Jetzt muß ich eine Fatalität erzählen, die das Mitleid der Leser gewiß in Anspruch nehmen wird. Was wünscht wohl ein erschöpfter Dulder, der die Seekrankheit kaum überstanden hat, am sehnlichsten, sey er nun männlichen oder weiblichen Geschlechts? Gewiß nichts Anderes, als ein Paar Stunden Einsamkeit, um seine Lebensgeister wieder anzufrischen, und den hinfälligen, beinahe aufgelösten Körper zu stärken. Wird mir der Leser aber Glauben schenken, wenn ich ihm sage, daß es in Boulogne zu den öffentlichen Belustigungen gehört, die Passagiere landen zu sehen? Nachdem wir London so sehr frühzeitig verlassen hatten, kamen wir gerade zur rechten Zeit in Boulogne an, um vor einem dicht gedrängten eleganten Publikum zu debutiren. Es war eben sechs Uhr. Diejenigen, welche früh gespeist hatten, machten ihre Abend-Promenade; die Anderen waren noch nicht heimgekehrt, um sich zu ihrem Diner anzuschicken. Als wir uns dem Landungs-Platz nahten, bemerkte ich, daß ein geräumiger Platz zwischen dem Ufer und dem Zollhause mit Stricken umzogen war. Beim Aussteigen erfuhr ich, wir müßten zwischen diesen Stricken nach dem Zollhause gehen, wo unsere Päße visirt werden sollten. Jenseits der Stricke sammelte sich nun das geschmackvoll gekleidete schaulustige Publikum. In der ersten Reihe standen Fußgänger, denen eine zweite und dritte Reihe über die Schultern guckte; hinter diesen waren Fuhrwerke von jeder Art aufgepflanzt, die von Menschen wimmelten, und noch weiter hinten schaarte sich eine Schwadron männlicher und weiblicher Reiter!

Und was wollten alle diese Herren und Damen schauen? Eine Schiffsladung seekranker Leute, zu denen ich selbst unglücklicher Weise gehörte.

Ich zog mich so weit als möglich von der Leiter zurück, ließ die Anderen vor mir an's Land steigen und erwartete mit klopfendem Herzen, wie man sie wohl aufnehmen würde.

*) Es sind damit die Bubbles from the Brunnens of Nassau gemeint, die in England viel Aufsehen gemacht haben, ohne daß wir indessen recht begreifen können, warum.

Die Ersten, welche das Land beträten, waren ein sehr wohlbeleibter Mann mit seiner sehr mageren Frau und drei nachlässig gekleideten Töchtern. Oben an der Leiter mußte der dicke Mann die magere Lady unterstützen, worauf er, ohne zu wissen, wo es hinaus ging, sich rechts wendete und mit seiner Familie unter den Stricken durchschlüpfen wollte; aber zwei dunkelgrün gekleidete Männer mit ungeheuren aufgekrämpten Hüten eilten hinter ihnen drein und bedeuteten dem Herrn, er müsse sich erst mit seiner Familie nach dem Zollhause bequemen. Der dicke Herr hätte in der ersten Bestürzung seine schmachtende Frau beinahe fallen lassen; die drei Mädchen machten vor den dunkelgrünen Männern linkische Knixe, und als nun diese Familie ihrem Führer nach dem Zollhause folgte, hörte ich das ganze elegant gekleidete Publikum kichern. Aber die härteste Prüfung schien den guten Leuten noch bevorzustehen: am Ausgang empfing sie ein Haufe von Kerlen, von denen Jeder alle Anderen zu überschreien suchte. Diejenigen, welche ihnen zu Leibe kommen konnten, stießen ihnen kleine schmutzige Karten ins Gesicht. Jeder schrie etwas Anderes, und ich erfuhr nachmals, daß Jeder sie nach dem Hotel locken wollte, zu welchem er gehörte. „Hôtel du Nord", schrie Einer; „Hôtel de Londres", ein Anderer; „Hughes's Hôtel", brüllte ein Engländer. Ein rothhaariger Londoner suchte den Ankommenden begreiflich zu machen, daß „Gentlemen im Hôtel de Londres" am comfortablesten" logiren.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich jedes Individuum unseres corps dramatique beschreiben wollte. Einer um den Anderen ging die Leiter hinan, und endlich war ich allein noch zurück. Der Secretair des Dampfbootes rief mit einer Stentor-Stimme: „Kommen Sie, Madame, jetzt ist an Ihnen die Reihe, wenn's beliebt", reichte mir seine Hand und half mir klettern. Wenn ich reise, ziehe ich immer meine schlechtesten Kleider an; daher verließ ich London in einem recht praktischen „Pfeffer- und Salz-Rock", in dem ich vor 25 oder 30 Jahren auszureiten pflegte, und trug als Kopfputz einen mächtig großen fünfjährigen Italiänischen Strohhut, mit langer grüner Feder und grünem Schleier. Meine ganze Person war von Seewasser durchfeuchtet, so daß der Schleier und die Feder etwas von ihrer grünen Farbe eingebüßt und großmüthig an den Hut verspendet hatten, wenn man anders ein Ding, das viel eher einem unförmlichen aufgekrämpten Regenschirm glich, mit dem Titel Hut beehren kann. Ich muß wohl einer Figur aus dem weiblichen Mode-Journal von 1780 sehr ähnlich gewesen seyn. Kaum erschien ich auch auf dem festen Lande, als das ganze schaulustige Publikum in ein wiederndes Gelächter ausbrach. Wie ich meine Rolle spielte, weiß ich nicht; meine volle Besinnung kam eigentlich erst wieder, als ich mein Schlafzimmer im Hôtel du Nord bezogen hatte.

Obgleich das gesellschaftliche Leben in Boulogne sehr gut ist und ein hinreichend großer geselliger Zirkel besteht — zu dem man jedoch ohne die besten Empfehlungs-Schreiben kaum Zutritt erhält —, so will dessenungeachtet kein Mensch gestehen, daß er sich hier gefällt, oder daß er hier zu bleiben gedenkt. Jedermann bildet sich etwas darauf ein, zu sagen, er sey nur en passant hier. Trotz dessen verweilen die Meisten Monate lang und scheinen an Boulogne großen Geschmack zu finden. Und warum das? Weil die Bedürfnisse des Luxus hier wohlfeiler sind, als in England. Schöne fette Puter kann man für drei Schilling, Medoc für eine halbe Krone die Flasche haben; große Häuser (wenn man sie auf ein Jahr miethet) bezieht der Fremde gegen einen mäßigen Miethzins; und will er seine Söhnlein instruiren oder seinen Töchterchen musikalische Unterweisung geben lassen, so kosten Latein, Griechisch, Viertel- und Achtel-Noten einen wahren Spottpreis, und spektable Französische Matronen lehren uns die Sprache der Conversation zu einem Franken per Stunde!

Zu meinem Erstaunen fand ich, daß während der Sommer-Monate viele Ausländer von hohem Rang in Boulogne ein Asyl suchen. Diese Herrschaften besuchten die Salons und Promenaden, schienen aber jedem näheren Umgang mit Fremden auszuweichen. In diesem Stücke geben ihnen freilich unsere Britischen Landsleute mit gutem Beispiel voran.

In den öffentlichen Salons werden einmal wöchentlich Bälle gegeben, die außerordentlich stark besucht sind. Die Mischung des Französischen und Englischen Elements, der ausgesuchte Anzug des Pariseers, in Kontrast mit dem Kostüm eines frisch eingeschmuggelten Stockngländers, geben diesen Bällen ein ganz besonderes Interesse. Die angesehensten Briten tanzen nicht mit, und, wenn der Schein mich nicht getäuscht hat, auch Keiner von den angesehensten Französischen Badegästen. Die ausländische Sitte, daß ein junger Mann eine Lady im Tanz engagiren darf, ohne ihr vorgestellt zu seyn, mag in einem Privathause gelten, weil da die Hausfrau für die Achtbarkeit ihrer Gäste einstehen muß; aber in den öffentlichen Ballsälen eines Badeortes kann der interessant aussehende Fremde, mit seinem schwarzen Schnurrbart und seiner gestickten Weste, der Eure älteste Tochter einladet, ihm bei der nächsten Quadrille die Hand zu reichen, ein Friseur von Abbeville oder ein Drogue-Verkäufer von St. Omer seyn.

Die Tanz-Musik auf diesen Bällen ist vortrefflich; auch sie gehört zu den wohlfeilen Luxus-Artikeln des Ortes. Für eine Violine und zwei accompagnirende Instrumente, die einen ganzen Abend hindurch Walzer und Quadrillen mit Meisterschaft spielten, braucht man weniger als ein Pfund Sterling zu bezahlen! Ich habe an einem gewissen Englischen Bade-Orte für wahre Katzen-Musik das Siebenfache bezahlen müssen.

Die Kapelle für Englische Protestanten ist ein großes, schönes und bequemes Gebäude. Der Gottesdienst wird in bester Form gehalten, und den Gesang (der unentgeltlich von Damen angestimmt wird) begleitet eine gute Orgel. Wir sehen hier eine echt Englische Kirche und eine echt Englische Gemeinde. Wie in England, so drängen sich auch hier sieben Personen in einen Kirchenstuhl zusammen, der jetzt, wo die ausschigen Aermel mode sind, eigentlich nur die Hälfte aufnehmen sollte; man bemerkt dieselben niedlichen Häubchen und hört dasselbe Geplauder über die Verdienste und Mängel des Predigers, wie in England.

Wenn aber Boulogne in gewisser Hinsicht eine Englische Stadt ist, so kann es in anderen Beziehungen wieder für entschieden Französisch gelten. Dahin gehört das Kostüm der Fischweiber, die Ausstaffirung der Märkte und vor Allem das freie Theater an Sonntag-Abenden, welches ich alte Frau — beiläufig bemerkt — niemals besucht habe, und wo auch gewiß kein anständiger Englischer Badegast sich jemals blicken läßt. Das Schauspielhaus ist groß und schön, allein der Architekt hat sich's angelegen seyn lassen, einem großen Theile des Publikums den Anblick der Bühne zu entziehen, indem er zwischen den Logen die dicksten und plumpsten Pfeiler angebracht hat, die mir jemals vorgekommen sind. Action und Gesang der Schauspieler sind hier besser, als auf den Bühnen Englischer Landstädte.

Nichts kann hübscher seyn, als der Markt an Mittwochen und Sonnabenden, besonders der Blumenmarkt. Da sieht man Frauen sitzen, die große Blumensträuße präsentiren; auch Gärtner sind da und stellen ihre Japonika's, Oleander's, die seltensten Raritäten des Geranium's und alle übrige Schätze ihrer Treibhäuser zur Schau. Der Frucht-Markt ist gleichfalls reichlich versorgt; allein die besten Pfirsiche kommen aus Paris und die Weintrauben aus Fontainebleau.

Ich darf die Bäder nicht vergessen, die hier natürlich eine Hauptrolle spielen. Die Sandufer sind vortrefflich und die Maschinen sehr gut unterhalten. Ich abonnirte mich in Mansel's Etablissement auf ein halbes Dutzend Bäder, und hatte für jedes Bad, die Wäsche einbegriffen, nur einen Franken zu bezahlen. Die Herren entrichten eben so viel, sie bekommen außer zwei Handtüchern noch ein Paar grüne Höschen, und wer diese Höschen nicht anzieht, muß eine Geldbuße erlegen.

Als ich meinen alten Körper zum ersten Mal in die Meeresfluth tauchen wollte, empfing ich außer Badekreck und Handtüchern noch eine Karte, auf welcher „Numero 99" stand. Man bedeutete mir, daß jeder Bade-Gast eine solche Karte erhielte, damit Alle der Reihe nach bedient werden könnten. An den Bade-Maschinen fand ich eine Menge wartender Damen und Herren, die Ersteren in Gingham-Röcken mit gezwickeltem Haar, die Anderen in Pantoffeln und Griechischen Käppchen. Auch eine Menge Kutschen hielten da, in welchen ein Theil der Ladies geduldig harrte. Mitten in dem bunten Haufen stand ein großer, dicker Mann von munterem Aussehen, der Jeden bei seiner Nummer rief. Als ich der Gesellschaft mich anschloß, hörte ich eben „Numero neun" ausschreien und mußte also ruhig mit ansehen, daß neunzig Personen vor mir der Reihe nach in's Wasser gingen. Der Bade-Platz der Herren ist ungefähr 100 Ellen weit von dem der Damen entfernt.

Noch nie habe ich eine so belebte Scene gesehen, wie sie die Bade-Plätze von Boulogne an einem schönen Sommermorgen darbieten. In der See machen die Damen an der Hand ihrer Bade-Frauen alle erdenklichen Evolutionen: die Eine hüpft, die Andere tanzt, eine Dritte schwimmt. Das Ufer ist eben so lebendig; denn viele Männer, welche die Kosten eines Bade-Karrens scheuen, und alle großen und kleinen Schul-Knaben der Stadt, entkleiden sich unter den Felsen, und springen dann wie unsinnig in's Wasser.

Die Französische Lotterie ist ein Köder, der die meisten Englischen Fremden unwiderstehlich reizt. Kurz vor meiner Ankunft hatte ein Gentleman mit sechs Franken Einsatz 800 Pfd. gewonnen. Dies rasende Glück elektrisirte alle junge Lotterie-Spekulanten, und sie träumten manchen wunderbaren Traum; aber keiner dieser Träume ging in Erfüllung, vielleicht weil die Träumer beim Erwachen nicht mehr sich entsinnen konnten, welche von den beiden Zahlen, die ihnen zur Nachtzeit vorgeschwebt, die rechte sey. Doch ich muß endlich meinen Seifenblasen ein Ziel setzen, ehe noch der Leser entdeckt, daß die Seife zur Neige geht. Es giebt viel wunderliches Volk in Boulogne, mit dessen Streichen ich den Leser angenehm unterhalten könnte, wenn es nicht mein Grundsatz wäre, alle Persönlichkeiten zu vermeiden.

Boulogne mag wohl das Heiligthum der Betrüger und Schwindler seyn; aber es gewährt auch den Betrogenen ein Asyl. Wer also durch die Ungeschicklichkeit oder Spitzbüberei eines Advokaten um sein rechtmäßiges Einkommen geprellt ist, der hat einige Aussicht, sich in dem wohlfeilen Boulogne wieder erholen zu können.

Als Bade-Ort ist Boulogne recht angenehm; die Anstalten zum Baden sind gut, die Stadt ist reinlich und von heiterem Ansehen, und die benachbarten Promenaden bieten dem Auge erfreuliche Abwechselungen. Die Aussicht von den Wällen, die schönen, mit Erdbeeren bepflanzten Gärten unter denselben, die niedlichen Schiffe auf der Loire: Alles dies kann einer lebensfrohen alten Dame, die einen halben Sommer in Boulogne verlebt hat, manche angenehme Erinnerung gewähren.

Und nun ist es Zeit, daß ich meine Koffer und Schachteln zusammen packe und mich nach London zurückrolle. Mein alter Lehnsessel am Kamin hat auch sein Angenehmes, besonders an Winterabenden.

(N. M. M.)

Frankreich.

Principes de morale naturelle. (Grundsätze der natürlichen Moral). Von dem Marquis de Fortia. Vierte Ausgabe *). Zwei Bände in 12. Paris, 1834.

Als dieses Buch vor 53 Jahren zum ersten Male gedruckt wurde, war der Verfasser nicht älter als fünfundzwanzig Jahr. In den folgenden Ausgaben erschien es als Anhang zu den bekannten Maximen von Rochefoucauld; dieser hatte den Menschen etwas niedrig aufgefaßt,

*) Die ersten drei Ausgaben erschienen in Avignon 1781, Paris 1788, Avignon 1802.

und de Fortia scheint die Würde der menschlichen Natur wieder haben in ihre Rechte einsetzen wollen. Die Handlungen des Menschen sollten einen anderen Bewegungsgrund als Eigenliebe erhalten, und in seinen Tugenden sollte sich etwas höheres darstellen, als versteckte Laster. Demnach sind die principes ein nöthiges Gegengewicht oder auch ein Gegengift zu den maximes. Mit diesem seinem ersten Buche eröffnete de Fortia eine Reihe gelehrter Werke aus dem Gebiete der Geschichte, der Literatur und der Alterthumskunde; stets aber blieben die sittlichen Grundsätze, die er darin der Menschheit aufstellte, seine eigenen, so daß die Würdigkeit des Autors unbezweifelt ist, wenn auch über die Ergebnisse seiner Forschungen hier und da Zweifel obwalten möchten. „Der Mensch", sagt der Verfasser, „kann sich wahrhaft nur lieben, wenn er seine Mitmenschen liebt; er dient dem eigenen Vortheil am sichersten, wenn er ihn von dem anderen nicht trennt. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Glückseligkeit nur der Tugend folgt." Diese Grundlehre wendet de Fortia auf die höchsten Gegenstände des sittlichen Lebens an; er betrachtet die menschlichen Obliegenheiten nicht aus dem Standpunkte einer besonderen Religion, sondern nimmt sie als Ausflüsse eines natürlichen Gesetzes.

Das Werk zerfällt in vier Theile. Der erste handelt von dem Menschen überhaupt, der zweite von der Familie, der dritte von der bürgerlichen Gesellschaft. Den vierten Theil füllt die Behandlung verschiedener Themata, die theils dem Verfasser von namhaften Gelehrten gegeben werden, theils er sich selber gestellt hatte. Wir nennen aus dem reichen Vorrath nur folgende: Vaterlandsliebe, Gehorsam gegen die Gesetze, Geschichte nützlicher Menschen, Wohlthaten der Menschheit, die Ehe, von den Nachtheilen der Scheidung, das häusliche Glück, Priesterehe, von den Besserungs-Anstalten, die Todesstrafe, der Fortschritt der Wissenschaften, Satire und Roman, vom Selbstmord, die Heilkunde, die Ruhmbegierde, Klugheit u. s. w. Unter Andern untersucht der Autor, weshalb die Menschen so oft die verflossenen Zeiten preisen und die Gegenwart heruntersetzen; warum der freigeborene Mensch stets zu irgend einer Sklaverei sich hinneigt; obes schwerer ist, bei höchstem Reichthum als bei äußerster Armuth vollkommen tugendhaft zu seyn; ob es ein Fehler der Männer sey, daß keine Frau sich für häßlich halte; warum man eher in einer schönen als in einer häßlichen Frau eine schöne Seele suche. Das Buch dürfte demnach gar mancherlei Leser und Leserinnen interessiren, da es keine methodische Abhandlung sondern eine Sammlung sittlicher Betrachtungen ist, nach Art ähnlicher Schriften von Plutarch und Montaigne. Die verschiedenartigsten Dinge hält kein weiteres Band als das Interesse und die gleiche moralische Wichtigkeit zusammen. Uebrigens fehlt es auch nicht an gelehrten Anführungen und die neue Ausgabe ist an einigen neuen Betrachtungen reicher geworden.

Bibliographie.

Dictionnaire français anglais des idiotismes les plus usités, contenant etc. Par Devereux. 4 fr.

Etudes hébraiques facilitées. 7 fr.

La Philosophie des sciences. Par M. F. Alliot, curé d'Orme. Première partie. Evidenticisme, nouvelle doctrine philosophique. Tome I.

Les Enfans aimables, ou les îles fortunées, contenant plusieurs anecdotes et les premières notions de géogra hie, d'histoire naturelle et de physique. Par madame de Courval.

Ephémérides universelles, ou tableau religieux, politique, littéraire, scientifique et anecdotique. Par MM. Arnault, Bory de Saint-Vincent, Chatelain, Dulaure etc. etc.

Prototype commercial, ou Pratique élémentaire sur la forme, les regles et l'usage des lettres de change, des traites etc. Par Rigaudier.

Études sur les causes, la nature et le traitement de la maladie scrophuleuse. Par A. C. Baudelocque. 7 fr.

Mannigfaltiges.

— Heinrich IV. und sein Hofnarr. Als d'Aubigné, der Großvater der Frau von Maintenon, plötzlich seines Amtes als Kammerjunker bei Heinrich IV. entsetzt wurde, gerieth der Hofnarr Decour, der der Verwendung des Ersteren seine Anstellung zu verdanken hatte, in solche Bestürzung über das seinem Gönner widerfahrene Unrecht, daß er sogleich auch seinen eigenen Posten freiwillig aufgab. Einige Zeit darauf begegnete ihm der König auf der Straße nach Nerac und fragte ihn, woher er komme? „Ja!" erwiederte Decour. — „Wo gehr's hin?" — „Ja!" ertönte von Neuem als Antwort. — „In wessen Dienste bist Du denn getreten?" fuhr Heinrich fort. — „Ja!" wiederholte der Hofnarr. — „Hast Du etwa ein Gelübde gethan, nichts als „„Ja"" zu sagen?" — „Ja!" versetzte wiederum der treue Freund d'Aubigné's, indem er dabei seufzte. — „Aber wenn ich Dir's befehle, wirst Du mir doch gleich den Grund Deiner Betrübniß angeben?" — „Ja!" — „Nun, nur gleich heraus damit, oder es geht Dir schlecht. Warum hast Du mir da in Einem fort auf meine Fragen nichts als „„Ja"" geantwortet?" — „Darum, Sire, weil ich, in Gemeinschaft mit dem Herrn d'Aubigné, leider zu unserem eigenen Unglück, die Erfahrung gemacht, daß die wenigen Treuen, die Ew. Majestät etwas Anderes als „„Ja"" zu antworten wagen, aus Ihren Diensten gehen müssen." Heinrich war betroffen über die freimüthige Rede seines Hofnarren, und bald darauf wurde d'Aubigné wieder an den Hof berufen.

— Lord Grey, skizzirt von einem Konservativen. Ich hatte Lord Grey nie gesehen, bis zu der Zeit, wo er sein dreiundsechzigstes Jahr erreichte; jetzt ist er siebenzig, die sieben verflossenen Jahre haben gewaltig auf ihn eingewirkt; wäre er zum Tiefsinne geneigt gewesen, so hätte er die drei letzten Jahre wohl schwerlich überlebt. Dem Aeußeren nach hat Lord Grey, wenn auch seine Gesichtszüge nichts Edles haben, doch im Ganzen das Ansehen eines Edelmannes. Er ist schlank und hager, mit etwas eingebogenen Schultern. Sein Gesicht ist etwas platt und seine Nase ein wenig breit; seine sehr hohe Stirn und sein blasses Antlitz, auf dem ein gewisses Leiden ausgedrückt ist, verkünden sogleich beim ersten Anblick den geistreichen Mann. Dabei zeigt sich in seinem Blicke zuweilen ein gewisser Humor, den er mit allen ausgezeichneten Männern theilt. Auch um seinen Mund ruht mehr Humor als Würde; diese Beschaffenheit, verbunden mit dem Ernst, den er zuweilen bekundet, sowie die großartige Römische Miene, die er so oft annimmt, haben wohl zu dem Beinamen des „Curius Dentatus" Veranlassung gegeben, der ihm von den ausgezeichnetsten Englischen Humoristen beigelegt worden. Als Redner besitzt Lord Grey die charakteristischen Eigenschaften der Eindringlichkeit und Würde. Man erkennt in seinen Manieren und in seinem ganzen Aeußern gleich den Mann der alten Schule. Wenn er im Parlamente sich erhebt und eine Rede hält, so wünscht man nur, daß er noch eine Toga trüge, um den Ciceronischen Orator vollständig darzustellen. Lord Grey hat nicht die gewaltige und überwältigende Energie Brougham's, noch besitzt er die gemäßigte Leidenschaft und den bezaubernden Glanz Canning's, aber was Präcision, Vollständigkeit und eine gewisse würdevolle Anmuth anbelangt, die mehr Aufmerksamkeit gebietet als verbeilockt, so ragt Graf Grey über Beide hervor. Er scheint eigenthümlich dazu berufen, die Würde des Rednerstandes zu behaupten, wenn er demselben auch mehr aus Neigung als aus Prinzip sich hingegeben hat.

(Dublin University-Magazine.)

— Eine Lustreise in den Baskischen Provinzen. Eine der Lieblings-Erholungen der dortigen Bevölkerung, berichtet ein Reisender aus den Baskischen Provinzen, ist, des Sonntags und an den Feiertagen nach Biaritz, einem kleinen Dorfe an der Seeküste, en cacolet zu lustwandeln. Eine Spazierreise en cacolet ist, was Du nur immer willst, angenehm und unangenehm, sicher und unsicher, malerisch und grotesk, galant und ungalant, romantisch und gemein, je nachdem es sich trifft, je nachdem immer die Partie beschaffen und der Augenblick günstig oder ungünstig ist. Hierzu kommt noch, daß Du diese Lustreise zu Lande machst und Dich dabei eines Pferdes bedienst; gleichwohl aber reitest Du weder auf einem Pferde, noch wirst Du etwa in einem Wagen von einem solchen gezogen; endlich hast Du hier auch immer, Du magst wollen oder nicht, eine Dame als Reisegefährtin zur Seite. Um Dir das Räthsel zu lösen — so wisse, daß eine Reise en cacolet auf folgende Weise vor sich geht: — An der Porte d'Espagne, durch die Du nach Biaritz gelangst, siehst Du eine Menge Frauen, meist geborene Baskierinnen, von denen Einige schon alt, Andere aber im mittleren Alter oder auch noch in den jüngeren Jahren sind; eine Jede hält die Zügel eines Pferdes, auf dessen Rücken eine Art von Pack-Sattel sich befindet, an dem auf jeder Seite ein mit einem Kissen oder Polster versehener Armsessel angebracht ist. Auf einem dieser Sitze nimmst dann Du selbst Platz, so wie Deine Fuhrmännin den anderen in Beschlag nimmt, nachdem sie, im Falle Du das Uebergewicht haben solltest, zuerst die nöthigen Maßregeln getroffen, um durch eine hinreichende Masse von Steinen, die sie in einen an einem Nagel des ihrem Sitze herabhangenden Sack hineinwirft, das erforderliche Gleichgewicht herzustellen. Hierauf geht's dann zusammen fort, unter wahrer Lust und Scherz; denn die Cacoletières sind fast lauter gutgelaunte witzige und lustige arme Teufel. Da sie unaufhörlich eine und dieselbe Straße bereisen, so ist ihnen jedes Haus und jeder Fleck in der Umgegend auf's Umständlichste bekannt, und sie erzählen Dir auch allerlei Anekdoten von den verschiedenen Einwohnern, oder sagen Dir irgend einen schönen Spruch in der Baskischen Sprache, gewiß eine der schwierigsten von allen, die aus der Sprach-Verwirrung von Babel hervorgegangen. Wer auf dem Wege vorüber geht, er sey reich oder arm, hoch oder niederig, unterläßt nicht, unsere Cacoletières zu grüßen, die hier überall bekannt sind, und sie wissen denn auch einem Jeden gleich etwas Artiges zu sagen, sey es irgend ein Scherz oder ein Kompliment. Sie haben alle Sombreres (ungeheuer große Strohhüte) auf, und die Jüngern unter ihnen, die meist besonders nett gekleidet sind, haben in ihren, nach einer Seite des Kopfes hingesteckten Sombreres ein außerordentlich kokettes Ansehen. Indessen wird man doch, trotz dieser Annehmlichkeiten und Zerstreuungen, sobald nur der erste Eindruck der Neuheit vorüber ist, das Cacoletiren bald müde, und man sehnt sich dann wieder nach der gewöhnlichen Weise, zu Fuße zu gehen oder zu Pferde zu reiten; denn man merkt's den Cacolet-Pferden gleich an, daß sie nicht eben sehr begierig sind, ihre Passagiere schnell fortzuschaffen, indem sie fortwährend im langsamen Trott marschiren, wobei Du mehr aufgehalten wirst, als vorwärts schreitest, und dazu schütteln und rütteln sie Dich noch so fürchterlich, wie es etwa nur noch die böckerigen Dromedare Asien's zu thun vermöchten, welche, den Berichten der Reisenden zufolge, leicht einen Mann in Stücken zerschellen können, wenn er nicht mit einem fest anschließenden starken Lederkleide versehen ist, das von der Hüfte bis zum Halse reicht.

— Die Camoënshöhle zu Makao. Diese Höhle, oder richtiger Grotte, in welcher der Sänger der Lusiade sein gefeiertes Werk geschrieben hat, gleicht einem Bogengang und wird durch eine Masse von Granitblöcken, die auf romantische Weise über einander gethürmt sind, gebildet. Sie ist lieblich von schattigen Bäumen umgeben, Sträucher bekleiden die Felsen, und der ganze Platz ist wie zum einsamen Denken und Dichten gemacht. Auf den Granitmassen ist jetzt ein Landhaus errichtet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumeriet auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Montag den 17. November 1834.

Ostindien.

Die Entführung.

Nach dem Sanskrita, von Otto Wilmans.

Wie ein Mann, in der Einsamkeit erzogen, ohne jedes Geschlechts-Bewußtseyn, bei der plötzlichen ungeahnten Erscheinung der Frauen von den wunderbarsten Gefühlen bestürmt werde, das hat seit Jahrtausenden, von den größten Dichtern herab bis auf Clauren, den Stoff zu den mannigfaltigsten Compositionen gegeben. Niemand jedoch scheint mir das Verhältniß naiver und anmuthiger dargestellt zu haben, als Indiens erster und größter Epiker, Valmiki, in der Erzählung von Rischasringa. Diese theilen wir hier mit. Wie aber das Ramayana, aus dem sie entlehnt ist, die wenigen Episoden, die es enthält, stets innig mit dem Ganzen verknüpft, so auch hier; ich sah mich daher genöthigt, einige Verse, die vom Zusammenhange des ganzen Heldengedichts erfordert werden, den Gang der Erzählung aber stören, auszuscheiden. Es umfaßt also die Uebersetzung Kap. VIII., Vers 7—21 und Kap. IX., Vers 2—70 (Pag. 37—46) der Schlegel'schen Ausgabe. Zur Uebertragung ist die Stanze des Deutschen Epos gewählt, so viel ich weiß, hier zum ersten Male; wie mir denn überhaupt dies Versmaaß den epischen Sloka des Sanskrita und das Persische Mesnevi am besten wiederzugeben scheint. Für das letzte später den Beweis aus Firdusi.

Vibhandaka, der Weise, lebt' einst in diesem Land,
Ihm ward ein Sohn geboren, den Rischasring er nannt';
Im Forst erzeugt, erwachsen in Waldgethiers Verein,
Kannt' er von allen Menschen den Vater nur allein.

Ununterbrochen übt' er des Brahma-Wandels Pflicht,
Von seinen Bußen füllte die Welten das Gerücht.
Es floß in solcher Weise die Zeit ihm fort und fort,
Gehorsam stets dem Feuer und seines Vaters Wort.

Auch war in Anga ein König, ein glanzumstrahlter Held,
Sein Name Lomapáda gefeiert in der Welt.
Weil der sich einst vergangen, ward in geraumer Zeit
Das Land, groß war der Jammer, von Regen nicht erfreut.

Der König, ob der Dürre gar sehr von Schmerz bewegt,
Fragt kundige Brahmanen, wie sich das Uebel legt:
„Gehört habt Ihr die Händel der Lande nah und fern,
So nennt denn ungesäumet ein Mittel mir, Ihr Herrn!"

Der König sprach's, die Priester entgegnen ihm sofort:
„Er mußt den Sohn Vibhanda's Du locken, Landeshort!
Und hast des Weisen Sohn Du gelockt durch Listen fein,
So gieb nach Brauch und Sitte ihm Santa, Dein Töchterlein."

Nachdenklich ward der König ob solchem Wort und sann:
„Wie mag ich der wohl locken so tugendsamen Mann?"
Doch schaffen will ihm nimmer sein eignes Sinnen Licht;
Da ruft er seine Räthe, spricht also mit Gewicht:

„Vibhandak's Sohn, den Frommen, führt ehrenvoll uns vor."
Gesprochen war's, da schnellet Entsetzen sie empor,
Entfärbet die Gesichter, erwiedern sie alsbald:
„Zu schrecklich ist der Weise, nicht geben wir zum Wald."

Doch wiederum bedachten sie Listen mancherlei:
„Es sey gewagt, wir glauben, daß es nicht Sünde sey."
„Vernimm", so sprachen sie endlich an dritter Tagesfrist,
„Den Weg, von uns ersonnen, der sonder Abweg ist.

Waldsiedler ist Rischasringa, der Buße nur bewußt,
Es sind ihm fremd die Weiber und jede Erdenlust;
So soll denn Sinnentaumel, der Männerherz bethört,
Aus seinem Wald ihn locken an unsres Königs Heerd.

Laßt bunte Schifflein zimmern, künstlicher Bäume voll,
Dran manche Scheinfrucht hangen mit süßem Dufte soll,
Von Blütenduft geschwängert, von Vogelsang belebt,
In buntem Farbenspiele von Wimpeln rings umschwebt.

In diesen Schiffen stehe gar manches schöne Weib,
Die Augen Jugend-trunken, Anmuth-geschmückt der Leib,
In Tänzen wohlerfahren, in Saitenspiel und Sang,
Im Buhlen gar bewandert, in Liebes-List und Rank.

Sie mögen ziehn zum Walde, in Mönchsgewand gehüllt,
So wird entführt der Fromme und unser Wunsch erfüllt."
Sie sprachen's, die treuen Räthe; der König drauf: „So sey's."
Da ward beschickt von ihnen, was ziemet solcher Reis'.

Zum weiten Wald, dem grausen, fuhr, wo der Siedler war,
Zu Schiff drauf, reich versehen, die schöne Weiberschaar.
Sie spähen, genaht der Hütte, nach ihm mit Aemsigkeit,
Aus Furcht vor seinem Vater in Busch versteckt und Haid'.

Doch als erteilt den Rischi sie seh'n der Siedelei,
Erscheinen sie den Augen des Sohnes frank und frei,
Den bunten Reigen webend mit Heben und mit Fall;
Mit Singen und mit Schäkern fliegt da der Federball.

Duftend von Wohlgerüchen, geziert vom Blumenkranz,
Von süßem Weine trunken, rast die in wildem Tanz;
Sieh' dort! in üpp'gem Spiele, mit wallendem Gewand,
Schlägt die Gespielin jene, scherzend mit loser Hand.

Mit äugelnden Liebesblicken und mit dem Zucken der Brau'n,
Mit ihrer Hände Weiße, gleich Lilien anzuschaun,
Erwecken sie Gefühle in jeder Männerbrust,
Von schmachtender Begierde, von süßer Liebeslust.

Von dem Geklingel der Glöckchen*), vom Flöten der Nachtigall,
Schall wie am Himmelshofe im Walde süßer Hall. —
So ward dort von den Schönen, in Liebes-Angst und Pein,
Des Weisen Sohn zu stürzen, durchstrichen jener Hain.

Erschreckt staunt' an der Siedler das Schauspiel, nie geseh'n,
Eilenden Fußes that er aus seiner Hütte geh'n;
Denn nie noch sah sein Auge, nicht Weib und auch nicht Mann,
Kein andres irdisch Wesen, vom Mutterleibe an.

Wie er erspäht die Holden, von Körper zart und schlank,
Geziert mit Schmuckgewändern, singend mit süßem Klang,
Ging er nach jener Gegend, das Herz von Lust durchglüht,
Neugierig trat er näher mit staunendem Gemüth.

Als sie erstaunt ihn sahen, die holden Mädchenreih'n,
Erhoben sie heller klingend die süßen Melodei'n;
Die Großgewachsten traten mit Lachen rings um ihn,
Begannen solche Worte, vom Rausch des Weines kühn:

„Wer bist und wessen Sohn Du? Von wannen so eilig her?
Warum so einsam wandernd im Walde menschenleer?
Bekannt mit Dir zu werden, sind wir gar sehr gemeint,
Drum wollest Du Alles künden nach Wahrheit uns, o, Freund!"

Die Niegeschauten schauend, mit Liebesgott-Gestalt,
Trieb, seinen Stamm zu nennen, das Herz ihn mit Gewalt.
„Vibhandak ist mein Vater, der Rischi fromm gesinnt,
Mit Namen Rischasringa bin ich deß leiblich Kind.

Es steht hier in der Nähe die Hütte sauber und rein,
Als hoch willkomm'ne Gäste sollt Ihr gepflegt dort seyn."
Wie sie ihn also hörten, war es nach Aller Sinn,
So schritten sie vereinet nach jenem Orte hin.

Da sie dort angekommen, bewirthet er sie das;
„Das Wasser nehmt, die Wurzel, die Frucht hier, dieses Gras." **)
Solch ungewohnte Ehren empfingen sie verwirrt,
Lachend ward dann von ihnen dies Honigwort geschwirrt:

„Auch uns sind Früchte, lieblich, gewachsen im Siedelfeld;
Da nimm, iß sie mit Wonne, so Dirs, o Herr gefällt;
Verschmäh nicht unsere Gabe, Du Reiner, tugendhell,
Trink auch von diesem Wasser, geschöpft in unserm Quell."

Da gaben sie fruchtgestaltet ihm leckeres Konfekt,
Des süßen Naschwerks Fülle, köstlichen Meth und Sekt.
Wie nun das Niegenossene der fromme Büßer schmaust,
„Früchte sind das", so wähnt er, der stets im Wald gehaust.

---

*) Der Nupura, ein mit Glöckchen verzierter Fußschmuck der Frauen, die Zeadah der Hebräischen Weiber. (Jesaias, 3, 20)

**) Das heilige Gras, Durwa (Agrostis linearis), bildet immer eine der acht Ingredienzien der Argcha des gastlichen Ehren-Geschenks, das aber nur Göttern und Brahmanen, am wenigsten aber Damen dieser Art, geboten wird. Daher die Verwirrung.

Darauf umarmten ihn Alle, von süßer Lust entzückt,
Umschlangen ihn mit Lachen, vom Taumelwein berückt,
In's Ohr ward ihm gewispert von süßduftreichem Mund,
Berührt ward er von ihnen mit Brüsten, fest und rund.

Geschlürft hatt' er vom Weine, ward froh vom süßen Dunst,
Umnebelt ward der Sinn ihm von heißer Liebesbrunst.
Wie er so nah sich fühlte die Glieder warm und zart;
Befragt erzählt' er ihnen da seine Lebensart.

Doch Furcht befällt sie plötzlich vor seines Vaters Macht,
Nach Rückkehr sieht ihr Sehnen, ein Vorwand wird erdacht,
Sie zeigen ihm ihre Hütte, nicht weit entfernt von dort,
Enteilen vor dem Rischi erzitternd jenem Ort.

Zurück bleibt er dort einsam, unruhig wogt sein Herz,
Fern schweifen die Gedanken, durchzuckt wird er von Schmerz. —
Indessen war der Hütte genaht der Rischi schon,
Sinnend und tief beweget fand er dort seinen Sohn.

„Wie kömmts, daß nicht mein Sohn mich wie sonst mit Gruß empfängt,
Daß ich Dich Trauten schaue Gedanken-Meerversenkt?
Traun nimmer hat man Büßer mit solcher Mien' gesehn,
Drum Sohn, woll' eiligst melden, welch Wunder hier geschehn."

„Gesehn hab ich, o Vater, hier eine Männerschaar
Mit lieblich zarten Brüsten, gewölbt und wunderbar,
Mild glänzten ihre Augen; da ward ich sanft gepreßt,
Von allen Seiten, küssend umschlangen sie mich fest.

Herzliche Weisen, holde, auch sangen sie gar viel,
Anmuthig ward getändelt mit Aug- und Brauenspiel."
„Mein Sohn, das sind Dämonen, zu stören Deine Pflicht,
In solche Form gehüllet; vertraun woll' ihnen nicht."

So sprach zu Rischasringa der Rischi Trosteswort;
Nachts schlief er in der Hütte, ging dann zum Walde fort.
Doch jener schritt am Morgen eilend, dahin gewandt,
Wo er die Schlankgeformten, Herzliebgestalt'gen fand.

Da sie ihn kommen sahen von fern mit schnellem Fuß,
Begegnen sie dem Siedler lächelnd mit solchem Gruß:
„Kommt Herr, woll' unsre Hütte, die liebliche nun sehn,
Köstlich von uns bewirthet magst heim sodann Du gehn."

Gehört hatt' er die Rede, bezaubernd Herz und Sinn,
Genehm ward's ihm, zu gehen; da führten sie ihn hin.
Als so er ihnen folgte, der großgesinnt und gut,
Goß plötzlich, Welt erfreuend, der Gott des Regens Fluth. —

Bibhandak drauf, der Weise, kehrt heim an seinen Heerd,
Waldfrucht hatt' er gesammelt, war von der Last beschwert,
Er sehnte sich nach dem Sohne, vom Weg ermüdet sehr,
Eintrat er in die Hütte, fand sie vom Sohne leer.

Den Fuß noch ungebadet, ermattet noch vom Gang,
Spähr' er nach allen Seiten, rief „Rischasringa" bang.
Da er den nirgends findet, mit Angst umher er streicht,
Bis an des Waldes Gränze ein Weiler sich ihm zeigt.

Die Dörfler fragt der Rischi, die Hirten auch zumal:
„Wem hört der Heerden Reichthum, die schöne Trift, das Thal?"
Demuth gekreuzt die Hände, entgegnen die sogleich:
„Es herrscht Fürst Lomapáda in Anga's Königreich.

Von dem sind diese Dörfer, das Thal, die Wiesen grün
Dem frommen Rischasringa, Bibhandaks Sohn verliehn."
Da sah sein Seherauge, verhängt sey's vom Geschick,
Und in das Waldesdunkel senkt er sich froh zurück. —

Indeß war Nachtumhüllet die Luft vom Wolkenheer.
Der Donner rollt, wild strömet herab des Regens Meer;
In solchem Sturmgeleite, thronend auf schönem Floß,
Fuhr dort der Sohn des Weisen hin nach dem Königs-Schloß.

Am Regen merkt der König, es nahe der Brahmán,
Da ging er ihm entgegen, that seine Knie' umfahn,
Verlieh ihm Ehrengaben, manch wünschenswerthen Stoff,
Ehrt' ihn, die Schuld zu sühnen, mit seinem ganzen Hof.

Ihn auszusöhnen, diente selbst ihm der Fürst beim Mahl,
Gab ihm die lotusaugige Tochter zum Ehgemahl.
So wohnte dort geehret, in frohem Zeitvertreib,
Der glanzumstrahlte Weise mit Santa seinem Weib.

Nord-Amerika.

Das Leben und die Lebens-Beschreibungen Napoleons, kritisch geprüft von einem Amerikaner. *)

Es dürften noch mehrere Jahre darüber vergehen, bevor der Charakter und die Thaten Napoleons, den die befangenen Zeitgenossen mit allen Benennungen des Lobes wie des Tadels belegt haben, in ihrem wahren Lichte werden anzuschauen seyn. Als einen Schritt zu diesem Ziele kündigt sich das Buch des Amerikaners Lee an, welches Napoleons Leben beschreibt, mit steter Berücksichtigung auf die von Walter Scott und Anderen in dieser Hinsicht gemachten Fehler.

*) The life of the Emperor Napoleon; containing an examination of Sir Walter Scott's life of Napoleon Bonaparte, and a notice of the principal errors of other Writers respecting his Character and Conduct. By H. Lee. (Das Ganze wird vier Bände umfassen, von denen der erste bereits sowohl in London als in Paris erschienen ist.)

Der bereits erschienene erste Band schildert die früheren Jahre jenes ereignißreichen Lebens, wobei beträchtliche Abweichungen von Walter Scott und Thiers vorkommen. Wir wollen zur Probe den Gegenstand einiger kritischer Untersuchungen über das Jugendleben Napoleons hier näher bezeichnen.

Zunächst wird die Erzählung verschiedener Schriftsteller von dem Mangel, dem Bonaparte im Jahre 1795 in Paris ausgesetzt gewesen seyn soll, widerlegt. Im Gegentheile, heißt es, können sein kluges Betragen und seine einfachen Neigungen, verbunden mit Berufsfleiß, hinlänglich zu der Ueberzeugung berechtigen, daß er persönlich in keiner Geldverlegenheit gewesen. In einem Nachtrage läßt sich der Autor über diesen Gegenstand ausführlicher vernehmen. Man möge, heißt es dort, nur folgende Thatsachen erwägen: Erstlich empfing Napoleon im gedachten Jahre 3000 Franken für einen Wagen, den er Salicetti verkaufte; zweitens veräußerte er eine werthvolle Bücher-Sammlung; drittens erhielt er Gehalt als Stabs-Offizier; viertens that er damals auf eigene Kosten seinen Bruder Ludwig in die Artillerie-Schule zu Chalons. Diese Thatsachen sind sicher, weil die erste von Bourienne gemeldet wird, um eine von dieser angeblichen Dürftigkeit unabhängige Verleumdung zu unterstützen; die zweite wird als positiv von Norvins mitgetheilt; die dritte bezeugte Napoleon selber, und beweist sie der Verfasser des Buches Bourienne et ses erreurs; die vierte erkennt endlich Ludwig Bonaparte selber an, in seiner Erwiederung auf Sir Walter Scott's Werk. Die vornehmsten Englischen und Französischen Autoren sind, als sie diesen einzelnen Umstand aus Napoleons frühern Laufbahn verunstalteten, von den entgegengesetztesten Ansichten beherrscht gewesen, die, obwohl sonst zu widerstreitenden Urtheilen leitend, doch in diesem Punkte sich nicht widersprechen. Walter Scott und Lockhart meinten, dem Helden an seiner Größe zu schaden, wenn sie ihn dürftig darstellten. Daher fügt Ersterer hinzu, er sey bei seinen schlechten Umständen von Talma, der ihn, als er in der Schule zu Brienne war, gekannt, unterstützt worden. Diese Nachricht kommt, wie eine Anmerkung den Leser belehrt, von dem verstorbenen J. P. Kemble. Es ist aber bekannt, daß Sir Walter eine Reise nach Paris machte, um für sein Leben Napoleons Materialien zu sammeln, und zwar *als Talma* (gestorben 1826, 19. Oktober zu Paris) lebte, der ihm über diese Sache unmittelbar hätte Auskunft geben können, und dennoch zog er dem lebenden Franzosen den todten Engländer vor, um eine Angabe vorzubringen, der, noch bei Talma's Leben und sicherlich mit dessen Zustimmung, Napoleon bestimmt widersprochen hatte (O'Meara). Ein solches Verfahren beweist eben so wenig Liebe zur Wahrheit als Hochachtung für den Helden seines Werkes. Selbst ohne Napoleons Widerspruch ist es nicht zu glauben, daß ein Gehalt beziehender Stabs-Offizier der Geld-Unterstützung bedürfe. In der That weder Bourienne noch die Herzogin von Abrantes erwähnen Talma's, wiewohl sie in die kleinsten Einzelnheiten von Bonaparte's damaligem Umgang sich einlassen. Hat aber Talma Napoleon in seiner Verlegenheit beigestanden so ist es unrichtig zu sagen, Napoleon habe in jener Zeit keine Freunde in Paris gehabt, da ein Freund in der Noth zehn sogenannte Freunde bei glücklichen Umständen aufwiegt.

Ferner erzählt uns Sir Walter: „Bonaparte hatte in seiner Gemüthsart etwas von seinem Geburtslande, er vergaß nie Wohlthaten oder Beleidigungen. Daher blieb er auch auf dem Gipfel der Macht stets Talma gewogen und beehrte ihn sogar mit einem gewissen Vertrauen. Aber in Betreff Aubry's, der zu den Anhängern Pichegru's gehörte, welche nach Cayenne verbannt wurden, bewirkte er, daß man ihn aus der Amnestie der Verwiesenen ausnahm, und er starb in Demerara." Da das Mährchen von Talma sich als eine Erfindung bewährt hat, so wird wohl an „den nie vergessenen Beleidigungen Aubry's" eben so wenig Wirklichkeit seyn. Aubry hatte ein Verfahren hinsichtlich des Avancements der Offiziere eingeschlagen, welches der Klasse, zu der er selbst gehörte, günstig, aber der des Napoleon ungünstig war. Letzterer warf Ersterem seine Ungerechtigkeit vor, reichte darauf seine Entlassung ein, die aber nicht angenommen wurde. Vielmehr ward Aubry's Verfahren geändert und Napoleon sogar befördert. In gewisser Weise war also Aubry der unwillkürliche Beförderer seines Glückes, an den N. sicherlich so viele Jahre nachher, als er selbst hohe Würden bekleidete und jener in Cayenne seufzte, nicht mit Gefühlen der Rache zurück dachte. Vielmehr geht aus seinem damaligen Briefwechsel so wie aus seinen Denkwürdigkeiten (Montholon) hervor, daß er die Maßregel des Direktoriums nicht nur nicht billigte, sondern einen starken Tadel über die Verweisung von Bürgern aussprach, die nicht des Verrathes schuldig seyen. Uebrigens war das Dekret, welches die Rückkehr einiger Verbannten aus Cayenne gestattete, kein Widerruf des Verbannungs-Dekretes, sondern ein Ausnahme-Akt. Man konnte also keineswegs sagen, Napoleon sey Schuld, daß Aubry von diesem Akt ausgenommen worden, höchstens daß er unterlassen habe, ihn der Wirkung des frühern Dekrets zu entziehen. Dieß war freilich keine Gunst; allein muß es deshalb Rache seyn? Walter Scott selbst räumt ein, daß hinsichtlich Aubry's kein Milderungsgrund vorhanden, er vielmehr offenkundig ein Mitverschworner Pichegru's war. Endlich war die Amnestie verbannter Personen ein Verfahren, das seiner Natur nach langsam vorwärts schritt: wenn also Aubry starb, bevor sein Vergehen entschuldigt oder vergessen werden konnte, so ist dies weder eine Wirkung noch ein Beweis von Napoleon's Rachsucht.

Hazlitt, ein anderer Englischer Biograph Napoleons, schildert Napoleon fleißig in seiner Zurückgezogenheit, sagt aber Nichts von dessen Armuth oder der Geschichte mit Talma. Die Französischen Biographen stimmen Walter Scott in dem Punkte der Dürftigkeit bei, aber widersprechen ihm hinsichtlich der unbefreundeten Lage seines Helden. Im Gegentheile, meinen sie, hätten wenig Menschen so viele oder so großmüthige Freunde besessen. Bourienne, seine Frau und sein Bruder waren insbesondere freundlich gegen ihn und luden ihn sehr oft Mittags und Abends zu Tische. Bourienne besuchte ihn jeden Morgen, wo er

denn manche ausgezeichnete Person in seinem Zimmer traf. Während der Mann ihn in großer Geldverlegenheit seyn läßt, versichert die Frau, er habe sie oft ins Schauspiel begleitet. Der Herzogin von Abrantes zufolge, kam er regelmäßig jeden Tag zu ihrer Mutter und aß nicht selten daselbst zu Mittage; er war freilich äußerst arm, aber Junot war sein Banquier: dieser gab ihm nicht bloß drei Viertel von dem Gelde, das ihm seine Aeltern schickten, sondern auch noch die größere Hälfte von der Summe, die er mit dem übrigen Viertheil gewann. Da der Bericht der Herzogin schon vom 12. Germinal beginnt, als Napoleon noch in Toulon oder irgendwo in den Alpen-Departements war, so darf man annehmen, daß er, wenn er in Paris war, wenigstens im Hause der Mad. Permon, Freundschaft und gute Aufnahme gefunden habe.

Nach Norvins Erzählung befand sich Napoleon, seines Gehalts beraubt, in äußerster Armuth, als noch zu gelegener Zeit der Abgeordnete Doulcet de Pontécoulant sich erinnerte, daß es einen Offizier Namens Bonaparte in Paris gebe. Dieser gütige Mann, Aubry's Nachfolger im Kriegs-Departement, habe Napoleon bei sich angestellt, noch ehe man von Kellermanns Niederlage gewußt. Allein diesem widerspricht Napoleons eigene Erklärung, so wie die Angabe der Schrift Bourienne et ses erreurs, daß er ununterbrochen sein Gehalt bezogen und er vielmehr in Folge des unglücklichen Gefechts von Kellermann von dem Wohlfahrts-Ausschusse angestellt worden sey (Geurgaud und Montholon). Was die Dankbarkeit anbelangt, welche, nach Norvins und Jouy, Napoleon für Pontécoulants Güte gehegt habe, so scheint beides, Ursache sowohl als Wirkung, ungegründet zu seyn. Das Verfahren des Comité, dessen Mitglied Pontécoulant war, bestand darin, daß es, auf die Kunde von der Niederlage, die Kellermann erlitten, diejenigen Konventsglieder, die bei dem Heer in Italien abgeordnet gewesen waren, um Rath fragte. Diese erklärten sämmtlich, daß man nichts Besseres thun könne, als sich an Napoleon zu wenden. Dies geschah; Napoleon gab seine Meinung ab, zog ihre Armee aus der gefährlichen Lage, und nun veranstaltete Pontécoulant, daß Napoleon, dessen Dienste er sich sichern wollte, in dem Büreau, dessen Chef er war, eine Anstellung erhielt. Wenn hier Jemand sich zu bedanken hatte, so war es wenigstens Bonaparte nicht, und fühlte er dennoch eine Erkenntlichkeit, so konnte sie nur die Abgeordneten treffen, die ihn dem Comité vorschlugen, nicht aber Pontécoulant und dessen Kollegen, die aus seiner Einsicht in ihrer Verlegenheit Nutzen gezogen.

Bemerkenswerth ist es, daß die verschiedenen Parteien, die Bouriennes und die Permons, ihn jede ausschließlich wollen besessen haben. Und daß alle diese Geschichts-Erzähler besser als er selbst es wissen, wo er im April und Mai des Jahres 1795 gewesen. Auffallend ist, daß selbst der klare, philosophische Thiers sich nicht vor den Irrthümern schützen konnte, die Einbildung, Vergeßlichkeit und böser Wille in dieser Sache bereitet haben. In seinem Berichte von Napoleons Antheil an Dämpfung des Aufstandes der Sectionen, vom 4. Oktober 1795, heißt es: „Ein zum Kommando sehr fähiger Offizier stand Barras zur Seite. Alle die Abgeordneten welche in Aufträgen bei der Armee von Italien beordert gewesen waren, kannten den jungen Artillerie-Offizier, welcher die Einnahme von Toulon entschieden und den Fall von Saorgio und der Linien der Royalisten bewirkt hatte. Dieser Offizier war zum Brigade-General vorgerückt, aber von Aubry abgesetzt worden, so daß er außer Amt und in dürftigen Umständen sich in Paris befand. Er war bei Mad. Tallien eingeführt worden, die ihn mit gewohnter Güte aufnahm und selbst seinetwegen sich verwendete." Das Beste, was sich von dieser Stelle sagen läßt, ist, daß sie weniger Fehler als Worte zählt. Auf die Autorität Napoleons selbst so wie seines Bruders Ludwig, ferner auf den Befehl des Generals Hoche, welcher bezeugt, daß Napoleon bei der Artillerie der West-Armee angestellt gewesen, hat man hinlänglichen Grund zu behaupten, daß Napoleon niemals abgesetzt und niemals in Dürftigkeit gewesen. Auch ist es unrichtig, daß in der erwähnten Epoche Napoleon von Barras sey begünstigt worden. Sie hatten sich bei der Belagerung von Toulon 1793 getroffen, aber da sie auf verschiedenen Seiten der Rhede standen, keine Bekanntschaft geknüpft. Die erste besondere Verbindung Napoleons mit Barras, die nicht von diesem Deputirten veranstaltet worden war, ereignete sich am Abend des 12. Vendémiaire, als der nominelle Ober-Befehl der Convents-Truppen an Barras, der wirkliche aber an Bonaparte übergeben worden (O'Meara und Montholon). Was die gewogene Aufnahme der Mad. Tallien betrifft, so scheint diese ebenfalls nicht vor dem 13. Vendémiaire Bonaparte zu Theil geworden zu seyn. Diese interessante Frau und Mad. Beauharnais (Josephine) waren vertraute Freundinnen; wenn Napoleon die Salons der Mad. Tallien vor dem gedachten Tage besuchte, so mußte er auch schon damals die Bekanntschaft ihrer Busenfreundin gemacht haben. Nun aber stimmen seine und Anderer Berichte darin überein, daß er die Bekanntschaft der Mad. Beauharnais noch dem 13. Vendémiaire gemacht, während er den Ober-Befehl der Armee des Innern hatte; und die mit dieser Bekanntschaft zusammenhängenden Umstände sind zu begründet, als daß hierüber ein Zweifel erlaubt wäre. Also müssen wir auch Mad. Tallien aus der Zahl der Personen — Talma, Junot, die Bouriennes, die Permons u. s. w. streichen, die vor dem 13. Vendémiaire den „unbefreundeten und armen Offizier" geliebt und geschützt haben sollen.

Dieser Probe von Herrn Lee's scharfer und unabhängiger Kritik fügen wir nur noch folgende Stelle aus dem erwähnten Anhange an: „Herrn Thiers beliebt es, bis zum Jahre 1796 Napoleon den „jungen" General zu nennen. Ein Haschen nach Effekt, theatralische Kontraste darzustellen, wie Napoleon durch den plötzlichen Zauber einer phantasiereichen Phrase aus völliger Dunkelheit zu glänzender Auszeichnung emporgestiegen, hat sonder Zweifel diesen zierlichen Geschichtschreiber zu so unhistorischer Darstellung verlockt, welche den Ruf des Helden eher verringert als hebt. Es ist lächerlich, bei Napoleon die Jugend herausstreichen. Alexander hat das Persische Reich gestürzt, ehe er sechsundzwanzig Jahre alt war. In dem Alter hatte Hannibal Spanien erobert, die Alpen passirt und Italien überschwemmt. Scipio nahm Neu-Karthago ein, ehe er vierundzwanzig Jahre zählte. In einem Alter von dreiundzwanzig Jahren hatte Pompejus den Titel Imperator, zu fünfundzwanzig den Beinamen des Großen erworben. Und doch findet man nicht, daß Plutarch fortwährend den „jungen" Pompejus, den „jungen" Alexander im Munde führe, oder daß Polybius und Livius erzählen, als Hannibal sich zu seinem Alpenzuge anschickte, sey er „ein junger unbekannter, aber kühner Mann" gewesen. Der große Condé war noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, als er die Schlacht von Rocroy gewann; als er Thionville und Philippsburg nahm und bei Nördlingen siegte, war er im vierundzwanzigsten. Zu dreiundzwanzig Jahren war Turenne Oberbefehlshaber; Karl XII. siegte bei Narva und hob die Belagerung dieser Stadt, so wie die von Riga, in seinem neunzehnten Jahre auf. Als Jocke schon einen ausgezeichneten Namen hatte und an der Spitze der vereinigten Rhein- und Mosel-Armee stand, war er nicht älter als zweiundzwanzig Jahre. Napoleon überragte andere große Männer, nicht weil sein Genie früh reif, sondern weil es stark war. Und was er bis zu jener Epoche seines Lebens an Glück und Ruhm errungen hatte, verdankte er lediglich der Stärke seines Charakters und der Wichtigkeit seiner Thaten."

Amerikanische Theater.

Es giebt zu New-York drei große Theater und ein kleineres, in welchem die Schauspieler Schwarze sind. In den Haupttheatern hat man einen besonderen Platz für die farbigen Leute errichtet, damit sie sich nicht unter die Weißen zu mischen brauchen. Wie man sich leicht denken kann, bringt ein Volk, das nur nach politischer Freiheit geizt, wenige Eleganz mit ins Theater. Die Männer im Parterre strecken die Füße auf die vor ihnen stehenden Bänke aus und lehnen sich mit den Armen auf die Hinterbank, ohne jemals ihren Hut abzunehmen; noch mehr, sie haben sogar den Gebrauch, die Kleider abzulegen, Taback zu kauen und umherzuspucken. In den Logen setzen sich diejenigen, welche in der ersten Reihe sind, auf die Brüstung, den Rücken dem Publikum zugekehrt. Nicht eine Seele ist auf das aufmerksam, was in der Vorstellung passirt; außer dann, wenn sich ein Amerikaner als Acteur zeigt, oder wenn die Engländer einen tüchtigen Hieb in dem Stücke bekommen; dann ist ein dem Donner ähnliches Stampfen mit den Füßen der Dolmetscher ihrer allgemeinen Zufriedenheit.

Ich befand mich eines Abends in einer Loge des Park-Theaters, des schönsten der drei größeren, das von der besten Gesellschaft besucht wird; ein Gentleman kam an meiner Seite zu sitzen; er zog während der Vorstellung seine Schuhe aus und stellte seine Füße auf den Rand der Loge, wahrscheinlich, weil ihm zu warm war. In der benachbarten Loge befand sich eine Frau mit zwei Herren; der Eine plauderte heimlich mit der Dame, und das schien den Anderen zu beleidigen. Ein Streit erfolgte, und der empfindsame Gentleman schlug seinem Gegner den Hut vom Kopfe. Ein im Parterre nachlässig hingestreckter Elegant, welcher gerade das Gesicht der Loge zugewendet hatte, fing zu schreien an: „Fort mit Euch! unterbrecht das Stück nicht, schlagt Euch draußen!" Ein Konstabler zeigte sich am Eingange der Loge und führte die beiden Herren sammt der erschrockenen Dame, der unschuldigen Ursache dieses Streites, mit sich fort. Der bequeme Herr, welcher sich die Schuhe ausgezogen hatte, nahm an dieser Begebenheit ein besonderes Interesse, zog sich seine Schuhe wieder an und ging fort, um den endlichen Verlauf des Zankes zu erfahren.

Die Theater-Direktoren machen hier übrigens kein Glück; die Häuser kosten sehr hohe Miethe und werden nur wenig besucht. Wie kann da der Direktor bestehen? Nun, er thut sein Bestes mit Hülfe einer Menge von Prozessen. Er engagirt seine Schauspieler zu jedem noch so hohen Preise. Am Zahltage giebt er ihnen das Zugesagte nicht ganz und gleicht das Fehlende mit einem Verzeichniß der von ihnen wider das Engagement begangenen Sünden, und folglich ihrer Verpflichtung zum Schadenersatz, wieder aus. So ist der Gang der Sache gewöhnlich, bei dem sich wenige Hindernisse darbieten. Der Schauspieler lebt vom Beifall; ein hohes Gehalt macht Aufsehen und schmeichelt seiner Eitelkeit, und das Uebrige macht sich dann von selbst. Die mit Fremden eingegangenen Engagements gehören zu einer anderen Kategorie. Im letzten Winter kam eine Truppe Italiänischer Sänger nach New-York. Der Direktor willigte ein, ihnen von der täglichen Einnahme Alles zu überlassen, was über 600 Dollars eingehen werde. Sie spielten sechs Wochen lang und setzten dann ihren Weg fort, ohne auch nur einen Heller gesehen zu haben. Eine Seiltänzer-Gesellschaft traf ein noch schlechteres Loos; denn ihre Garderobe und andere Effekten mußten im Wirthshause für ihre Ausgaben verpfändet bleiben. Es sind einige Jahre her, daß Vestris und seine Frau eingeladen wurden, nach New-York zu kommen; der Direktor machte sich anheischig, ihnen die Reisekosten hin und zurück und dann noch 10,000 Dollars auszuzahlen. Sie ihrerseits machten sich verbindlich, eine gewisse Anzahl Abende zu tanzen, bald in New-York, bald in Philadelphia, bald in Boston und bald in einigen anderen Städten; besonders aber wurde festgesetzt, daß sie in New-York während der Zeit, daß der neugewählte Präsident dort zum Besuche seyn werde, tanzen sollten. Die Familie Vestris langte glücklich an und spielte mehrere Male. Da traf der Direktor von Philadelphia mit diesen Künstlern ein Arrangement auf zwölf Vorstellungen; ein zweiter und ein dritter Direktor machten ihnen auch ihre Anerbietungen, und sie kannten solchen Speculationen, so unerwartet sie auch kamen, keine Weigerung entgegensetzen. Während dieser Zeit begab der Präsident Jackson sich nach New-York, und Vestris folgte ihm alsbald dahin nach und zeigte dem Direktor seine Ankunft an, der ihm aber keine Aufforderung zum Tanzen zuschickte; der Präsident reiste wieder ab, ohne Vestris und seine Familie gesehen zu ha-

ben. Als die Zeit des Engagements vorüber war, verlangte Vestris sein Geld; aber der Direktor beantwortete diese Forderung mit einer Gegenforderung von 22,000 Dollars unter dem Namen „Schaden-Ersatz", weil Vestris nicht zu New-York, während sich der Präsident dort aufhielt, getanzt hatte. Konnte man aber erwarten, daß Vestris sich von selbst darstellen würde, ohne Vorbereitung, ohne Einstudirung eines dramatischen Werks? Das half indessen Alles nichts! — Er wurde zur Bezahlung verurtheilt, als einer, der seine schriftliche Verpflichtung nicht erfüllt hat. So weit geht die Weisheit, die Pünktlichkeit und die Unparteilichkeit der Amerikanischen Gesetze!

Es existirt kein eitleres Volk, als die Amerikaner. Nur um ihrem Nationalstolz zu schmeicheln, engagiren die Direktoren fremde Künstler, und in solchen Fällen kommt ihnen eine weise Gesetzgebung zu Statten, sie vor der Gefahr einer allzugroßen Ausgabe zu retten. Sie machen von Kunst und Talent kein großes Wesen. Ihr barbarisches Orchester verdirbt die schönsten Opern. Man kann kaum den besten Sänger vor dem allgemeinen Lärm, den sie beim Ueberklettern der Bänke machen, hören. Wenn Ballette gegeben werden, kehrt der größte Theil der Zuschauer dem Theater den Rücken zu, und doch betrachten sie es als unschicklich, als unhöflich und als die republikanischen Sitten verletzend, wenn die Französischen Tänzerinnen, dem Gebrauche gemäß, kurze Röckchen tragen, die nur ein wenig über das Knie reichen, obgleich sie zugleich lange Beinkleider darunter anziehen. Ja, sogar ihre Journale haben Sturm geläutet und sich nicht geschämt, zu verkünden, daß das Vaterland, oder mindestens doch seine Moralität, dadurch in Gefahr komme. Deswegen wurden auch die Damen Vestris und Achille genöthigt, sich Röcke anzuschaffen, die wenigstens bis zu den Knöcheln reichten, und darunter noch Türkische Pantalons von außerordentlicher Weite zu tragen. Nur unter diesen Bedingungen konnten die Damen, die in ihrem Französischen Kostüm so allgemeinen Widerwillen erregt hatten, wieder Gunst finden in den Augen eines geschmacklosen, anmaßenden und scheinheiligen Publikums.

In den häuslichen Zirkeln ist man denselben strengen, abgeschmackten und affektirten Anstandsregeln unterworfen. Nie wird es gestattet, daß ein Mann mit den Frauen, die im Hause wohnen, anderswo zusammenkomme, als in dem Sprechzimmer, welches aller Welt offen steht, und wo man gemeinhin von der Straße aus bemerkt werden kann; und so darf auch die Hausfrau keine Zusammenkunft mit Männern, gleichviel, welches Alters, haben. Wenn sich ein Besuchender einfindet, so setzt sich ihre Aide (wie dort die Kammerjungfer genannt wird) an ihre Seite und mengt sich in die Unterhaltung. Sehr oft putzt sich diese Aide mit dem Hute und dem Shawl ihrer Herrin, wenn sie des Sonntags ausgeht. Wer sich von solchen Familiaritäten befreien will, muß sich Negerinnen oder Farbige als Hausgesinde annehmen.

(F. d. P.)

Mannigfaltiges.

— Numismatik. Ein Münzsammler in Moskau, Hr. A. Tsch., hat eine Beschreibung seiner Sammlung alter seltener Russischer Münzen, ungefähr 450 an der Zahl, im Druck herausgegeben, die von Kennern sehr gelobt wird. Als Muster benutzte der Verfasser die Beschreibung der orientalischen Münzen von dem rühmlichst bekannten Akademiker Hrn. Fähn. Dem Buche sind vortreffliche Abbildungen beigefügt, die mit den Leder-Münzen des Jahres 1436 beginnen. Die ganze Sammlung ist eingetheilt: 1) in Münzen des Großfürstenthums Moskau; 2) des Großfürstenthums Twer; 3) des Großfürstenthums Räsan; 4) der appanagirten Fürsten; 5) der Nowgoroder und Pskower Fürsten, und 6) in unbestimmte Münzen. Der numismatischen Beschreibung schließen sich an: historische Bemerkungen, Geschlechts-Register mehrerer Fürsten, Gewichts-Tabellen und ein alphabetisch-analytisches Register.

— Mathematisches Genie. Am 10. Mai d. J. fand in der Russischen Stadt Kostroma ein öffentliches Examen statt, in welchem ein 11jähriger Bauerknabe, der noch keinen Begriff von Lesen und Schreiben hatte, und noch weniger vom Rechnen, nur mit Hülfe seines Gedächtnisses und seiner Einbildungskraft, nicht nur einfache, sondern ziemlich schwierige mathematische Aufgaben löste, ohne sich der in solchen Fällen üblichen Hülfsmittel zu bedienen. Dabei war es auffallend, daß er sich durch nichts zerstreuen ließ. Während man ihn examinirte, spielten die kleinen Kinder des Schul-Directors mit einem Hunde, den er bei seinen Antworten fast nicht aus den Augen verlor. — Ein Knabe mit ähnlichen Anlagen, der seit zwei Jahren in Sicilien sich bemerklich machte, ist jetzt auf einer Reise in Italien, wo er öffentliche Proben von seinem bewundernswerthen Talent zum Rechnen und zur Mathematik giebt.

— Die Jongleurs in Madras. Diese sind in der Welt berühmt; die Kunststücke eines Ramo Samee leben noch in frischer Erinnerung bei den Bewohnern von London; im Jahre 1828 erregte ein Mann, der, ohne anscheinend von irgend Etwas getragen zu werden, sich im freien Raume in der Luft schwebend zu erhalten wußte, ein eben so allgemeines Interesse und Aufsehen, als der automatische Schachspieler, der vor vielen Jahren ganz Europa in Staunen setzte; man entwarf allerlei Zeichnungen und stellte mannigfache Konjekturen auf, um dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, aber man gelangte zu keiner befriedigenden Erklärung der Mittel, durch welche anscheinend Unmögliches hervorgebracht wurde. Die Madrasser Jongleurs sind körperlich so besonders schlank und geschmeidig, daß sie mehr Schlangen als Menschen ähnlich sehen. Es ist ihnen ein Leichtes, eine Leiter an den Boden zu setzen, sich zwischen den einzelnen Sprossen hindurchzuwinden, bis sie endlich auf der höchsten Stufe angelangt sind, worauf sie dann wieder auf dieselbe Weise hinunter steigen, indem sie fortwährend die Leiter, die sonst durch nichts befestigt ist, in perpendiculairer Stellung aufrecht erhalten. Gewandte Jongleurs springen über ungeheure Elephanten und selbst über fünf neben einander stehende Kameele hinweg; und was ihr Seiltanzen anbelangt, so kann man nicht leicht etwas Erstaunenswertheres auffinden. Das Verschlingen von Schwertern ist bei ihnen eine Kleinigkeit und wird selbst von Ungeübteren mit Leichtigkeit verrichtet; meistens sieht man sie mit blanken Waffen verschiedene Kunststücke machen, die Schauder erregen. Dort stellt Da eine Frau — denn die Frauen stehen in der Jongleurie den Männern keineswegs nach — wie sie die Spitze eines Schwertes in irgend ein schwarzes Pigment eintaucht, das Heft wird dann fest in den Boden gesteckt, und nachdem sie einige Schwingungen in der Luft gemacht, hat die Künstlerin einen Theil des Pigments vom Schwerte mit ihren Augenliede aufgefangen. Hier werden ein Schwert und vier Dolche in den Boden gesteckt; ihre Schärfen und Spitzen sind aufwärts gekehrt, und zwar stehen sie so dicht neben einander, daß sie kaum Platz für einen Mannskopf zwischen sich lassen; darauf pflanzt der Künstler einen Säbel in dem Boden auf, setzt sich dahinter, aber mit einem Sprunge stürzt er sich über den Säbel, springt zwischen den einzelnen Dolchen hindurch, und nachdem er übergesetzt, sind Dolche und Säbel alle vom Boden gelöst. Ueber die bloßen Schärfen der Säbel zu gehen, scheint bei ihnen ein leichtes Spiel zu seyn; sie stecken schnell ein Schwert in den Boden und kreuzen darüber hinweg. Bewundernswürdig ist die Gewandtheit und Leichtigkeit, mit der sie selbst über zarte Blumen treten, ohne dieselben im Geringsten niederzubeugen; es wird eine dünne leinene Decke schlaff ausgespannt und von vier Personen in den Händen gehalten; darüber setzt der Jongleur hinweg, ohne auch nur die Leinwand zu falten oder sie den Leuten, die sie halten, etwas aus den Händen zu schnellen. Wenn sie scheinbar die schwersten Gewichte mit den Augenliedern aufheben, so erregt es wahren Schauder. Mehrere seltsame und wunderbare Dinge dieser Art beruhen offenbar nur auf optischen Täuschungen, denen man aber noch bis auf den heutigen Tag nicht auf die Spur kommen konnte.

— Die Wasserhose. Die Wasserhose ist eines der schrecklichsten Phänomene, denen der Schiffer in den Meeres-Gegenden am Aequator ausgesetzt ist. An der Westküste Afrikas wird sie häufiger und in größerer Ausdehnung bemerkt, als irgendwo sonst auf dem Ocean. Sie kommt nicht immer unter derselben Gestalt zum Vorschein; zuweilen bleibt sie über einem Orte schwebend stehen, während sie ein ander Mal mit abwechselnder Schnelligkeit sich immer vorwärts fortbewegt. Ehe eine Wasserhose sich zeigt, wird die See, so ruhig sie auch bisher gewesen seyn mag, genau an der Stelle, wo sie zum Vorschein kommen soll, auf einmal äußerst stürmisch, und es beginnt ein fürchterliches Brausen und Sieden unter lärmendem, wirbelndem Getrache. Bald bemerkt man eine trichterförmige Röhre, die aus den herabschwebenden Wolken heruntersteigt und sich mit den aufrührerischen Meereswogen verbinden zu wollen scheint. Zuweilen geschieht dies auch in der That, wenigstens kommt es uns manchmal so vor; meistentheils aber ist das nicht der Fall. Unterdessen wird das Meer immer stürmischer, die Röhre wird größer, und die überhangende Wolke steigt immer tiefer herab, bis endlich Alles verbunden scheint und eine Wassersäule von funfzig oder sechzig Fuß Höhe bildet, deren Basis auf der Oberfläche des Meeres ruht, während die Spitze sich in die Wolken verliert, die sie ganz zu umhüllen scheinen. Diese Säule bleibt zuweilen nur einige Augenblicke stehen, um sogleich wieder zu verschwinden; zuweilen aber rückt sie in einer Richtung immer weiter vor und droht, die Schiffe zu zertrümmern, die so unglücklich sind, ihr zu begegnen, denn die Windstille, die gemeiniglich bei dergleichen Phänomenen eintritt, verhindert die Schiffer, irgendwie der Gefahr auszuweichen. Sie können daher auch weiter nichts unternehmen, als daß sie das schreckliche Phänomen, ehe es das Schiff erreicht, mit Gewalt zu vernichten suchen, was ihnen auch oft durch wiederholtes Kanonenfeuer gelingt, indem die plötzliche Erschütterung der Luft das Gleichgewicht der Wassersäule aufhebt, die dann auf einmal niedersinkt und sich in dem Meere auflöst. Trifft es sich aber, daß die Wasserhose den Kanonen Trotz bietet, so suchen sich die Seeleute unter das Verdeck zu bergen und schließen alle Thüren und Luken sorgfältig zu. Uebrigens muß man nicht etwa glauben, die Gefahr der Seeleute sey hier gar so sehr groß; denn wenn nur das Schiff groß genug ist, so dürfte es nicht leicht von der Wasserhose etwas zu befürchten haben, indem dieselbe, sobald sie nur in eine gewisse Nähe des Fahrzeuges geräth, gleich den Einfluß der Anziehungskraft empfindet, den alle große Körper gegen einander ausüben. Sie verliert alsdann bald das Gleichgewicht und vermag sich nicht in der aufrechten Stellung der Säulenform zu erhalten, die ihre Existenz wesentlich bedingt. Die Entstehung der Wasserhosen wird von manchen Schriftstellern der Wirkung eines Wirbelwindes zugeschrieben, der durch das Zusammentreffen zweier entgegengesetzter Winde entsteht; indeß läßt sich bei dieser Theorie keineswegs die Windstille erklären, die gerade bei einem solchen Phänomen in dessen Nähe gewöhnlich stattfindet. Man hat auch wohl noch behauptet, daß die Wasserhose, so furchtbar sie auch aussehe, dennoch hohl sey, daß sie aus nichts, als aus Meeresschaum bestehe, der in eine wirbelförmige Bewegung gerathen, und daß daher auch die Wasser-Quantität, die sie enthält, zu unbeträchtlich sey, um den Schiffen irgend gefährlich werden zu können. Wir wissen indeß sehr wohl, daß man immer, wenn eine Wasserhose plötzlich verschwindet, ein lautes Krachen, gleich dem ungestümen Sturze eines Wasserfalls vernimmt, woraus sich doch wohl schließen läßt, daß sie mehr Masse und Gewicht enthält, als nach der erwähnten Meinung angenommen werden dürfte. (Howison's Europaen Colonies.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Mittwoch den 19. November 1834.

Rußland.

Zusammenkunft des General-Gouverneurs des östlichen Sibiriens mit dem Chinesischen Sargutschey in Maimatschen.

Am 27. Juni dieses Jahres verließ der General-Gouverneur des östlichen Sibiriens, der General-Lieutenant Sulima, die Stadt Irkutsk, um das seiner Verwaltung anvertraute Gebiet zu bereisen. Als derselbe auf dieser Reise in der Festung Troitzkosawsk angekommen war, empfing er den Gränz-Befehlshaber und Direktor des Zoll-Amtes von Kiachta nebst anderen Beamten, so wie die Kaufmanschaft von Kiachta. Am nächsten Tage erschien zu Pferde ein von Sargutschey von Maimatschen abgesandter Chinesischer Beamter, der Se. Excellenz im Namen seines Chefs zur glücklichen Ankunft bewillkommte und den General unter Anderem ersuchte, eine Zeit zu bestimmen, wann der Sargutschey ihm seinen Besuch abstatten dürfte. Nachdem der General seinen Dank abgestattet, äußerte er den Wunsch, den Sargutschey am nächsten Tage, Vormittag um 11 Uhr, zu sehen. Hierauf fertigte der General einen seiner Adjutanten an den Sargutschey ab, um dessen Artigkeit zu erwiedern und demselben zugleich die Zeit anzuzeigen, wann er ihn zu sehen wünschte.

Der Sargutschey kam dem Adjutanten entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in sein Zimmer, wo er ihn, als besondere Auszeichnung, zu seiner Linken niedersetzen ließ, während die Chinesischen Beamten in einiger Entfernung an der rechten Seite standen. Zuerst erkundigte sich der Sargutschey nach dem Wohlbefinden des Generals und nach dem Zweck seiner Reise. Man sah aus Allem, daß die Ankunft einer hohen Militairperson ihn beschäftigte; seinem Amte gemäß, war er verpflichtet, dem Hofe von Peking von Allem unverzüglich Bericht abzustatten. Als er die Ordenszeichen des Adjutanten erblickte, ragte er mit besonderer Neugier durch den Dolmetscher, wofür er das Kreuz, das sich unter diesen Zeichen befand, erhalten hätte? Der Adjutant antwortete: „Für den letzten Polnischen Feldzug." Die mit Kopfnicken begleiteten Worte des Sargutschey: „Ah, ich weiß" bewiesen, daß ihm die Polen bekannt waren. Dann erkundigte er sich, wie lange der Polnische Feldzug gedauert habe, worauf nach Chinesischem Gebrauch Thee umhergereicht wurde.

Des Adjutanten Besuch dauerte beinahe eine Stunde. Am folgenden Tage um 11 Uhr kamen mehrere Chinesische Beamten angeritten, und hinter ihnen der Sargutschey. Dieser ritt ein schönes braunes Pferd: das Reitzeug und der karmoisinfarbene Sattel waren mit Silber ausgelegt; den Zug beschloß ein Trupp Mongolischen Militairs. — Der gegenwärtige Sargutschey ist von Geburt ein Mandschure, über 50 Jahr alt und heißt Zin-Lao; seine Gesichtsfarbe ist bräunlich, sein Blick, aus nicht großen Augen, lebhaft und durchdringend, und sein bärtlicher Knebelbart schwarz; den Kopf trägt er, nach Chinesischer Sitte, geschoren, mit einem von der Mitte des Scheitels herabhangenden Zopfe. Seine Kleidung bestand aus einem langen seidenen Kaftan von aschgrauer Farbe, und darüber ein anderes kürzeres Kleidungsstück (Kurma), oben durch zwei goldene Knöpfe zusammengehalten und unten von einem Gürtel, an welchem ein Säckchen mit Wohlgerüchen hing; seine Stiefel waren von schwarzem Seidenstoff und hatten dicke Sohlen mit in die Höhe gebogenen Spitzen. Seine runde Kopfbedeckung war mit einer scharlachenen, aus Büffelhaaren verfertigten Kordel geschmückt. In der Wohnung des General-Gouverneurs stand eine Ehrenwache und ein Burätisches Kosaken-Regiment. Der General empfing den Sargutschey im Gesellschafts-Saal, bat ihn, sich auf einen ebnsessel niederzulassen, und nahm selbst neben ihm auf einem Sopha Platz. Nach den gewöhnlichen gegenseitigen Komplimenten fragte der Sargutschey den General, ob er schon früher in Sibirien gewesen, und was der Zweck seiner Reise sey? Der General antwortete hierauf durch den Dolmetscher, daß er zum ersten Mal hier sey und von Sr. Kaiserlichen Majestät zum General-Gouverneur des östlichen Sibiriens ernannt worden wäre, in Folge dessen er sich vorgenommen habe, das ihm anvertraute Gebiet zu besichtigen. Dann fragte der Sargutschey, welche Länder, außer Rußland, Se. Excellenz gesehen habe? u. dgl. m. Später legte der General seinem Gaste die Frage vor, wie lange er in Maimatschen, ob er verheirathet sey und Kinder habe, und warum es dem Chinesischen weiblichen Geschlecht verboten wäre, an der Gränze zu leben? Hierauf erwiederte der Sargutschey, er sey zwei Jahre in Maimatschen und verheirathet; seine Familie lebe aber in Peking (Pe-ing); die Regierung bewillige ihm zwei Mal im Jahre Urlaub, um die Seinigen zu besuchen; übrigens wäre der Aufenthalt des weiblichen Geschlechts an der Gränze streng verboten. Der Sargutschey blieb, vielleicht, weil es die Chinesische Sitte so forderte, nur eine halbe Stunde, und bat, als er sich verabschiedete, den General, ihm die Ehre seines Besuchs zu gönnen, um die Stadt Maimatschen zu besehen. Auch hatte er durch den Direktor des Kiachtaschen Zoll-Amtes den General um die Erlaubniß bitten lassen, als Zeichen der Hochachtung und zum Andenken einige Geschenke senden zu dürfen. Kaum hatte er sich entfernt, so langten diese Geschenke an, unter denen sich insbesondere ein aus bunten Steinen verfertigter Blumenstrauß bemerkbar machte; der übrige Theil bestand aus einer Sammlung gezeichneter Chinesischer Gewächse, aus Stücken verschiedenfarbiger Stoffe, Thee, trockenen Confituren und anderen Kleinigkeiten.

Tages darauf erfolgten die Gegengeschenke des Generals, bestehend aus Russischen Erzeugnissen, und um 1 Uhr Nachmittags begab sich, in Folge der Einladung des Sargutschey, der General mit seinen Adjutanten, dem Direktor des Kiachtaschen Zoll-Amtes und mehreren anderen Beamten, unter Begleitung von Linien-Kosaken aus Troitzkosawsk nach dem vier Werst entfernten Kiachta und von dort nach Maimatschen. Diese kleine Chinesische Stadt liegt ungefähr 100 Faden von Kiachta; zwischen beiden Orten besteht eine neutrale Gränz-Linie. In Maimatschen angekommen, ist der schneidende Unterschied nicht nur in Sitten und Lebensart, sondern auch in der Bauart von der Russischen höchst auffallend. Das Städtchen ist von einer niedrigen, mit kleinen Thürmchen versehenen Mauer umgeben; im Innern erheben sich an einigen Stellen schöne Thore mit spitzzulaufenden, und mit vergoldeten Arabesken verzierten Dächern; die Straßen sind gerade, aber eng und haben hölzerne Fußsteige. Die niedrigen Häuser sind mit weißer Farbe angestrichen; einige haben Fenster nach der Straße, andere nach dem Hofe; die Fenster sind mit Verhängen und einer Art recht hübscher Jalousieen verziert. Das Haus des Sargutschey, als Befehlshabers der Stadt, zeichnet sich besonders aus; vor demselben befindet sich ein großer reiner Hofraum; dem Gebäude näher an den Seiten, sieht man zwei Löwen von Thon, schlecht gearbeitet und mit grüner Farbe angestrichen. Hier ist der Eingang zu einem Chinesischen Tempel; links sind andere Thore, an denen Mongolische Schutzwachen stehen, und die in einen kleinen Hof mit drei abgetheilten Nischen führen. In der mittelsten dieser Nischen (dem sogenannten Richterstuhl), die ganz besonders geschmückt ist, stehen ein Tisch und ein mit Pantherfellen bedeckter Stuhl, auf welchem der Sargutschey die Chinesischen Unterthanen richtet. Hier werden auch gewisse Fahnen, als Attribute der kriegerischen Würde des Sargutschey, aufbewahrt. Rechts steht ein Wagen und die linke Seite dient als Durchgang, der den Richterstuhl mit dem Hofe seiner Wohnung verbindet. Der Sargutschey ging dem General bis zum ersten Thor entgegen und geleitete ihn in sein Zimmer durch den sogenannten Richterstuhl, was bei den Chinesen für eine große Auszeichnung gilt. Das Zimmer des Sargutschey war ziemlich groß und hatte zwei mit grünen Jalousieen versehene Fenster. Von Möbeln bemerkte man einen Divan und neben demselben einen kleinen hölzernen, mit rothem Tuch bedeckten Tisch. Der Sargutschey bat den General auf dem Divan Platz zu nehmen, erkundigte sich nach dessen Wohlbefinden, und befahl sogleich, Thee und trockene Konfituren umher zu reichen. Zur Gesellschaft des Generals waren der Gränz-Befehlshaber, der Zoll-Direktor von Kiachta und der Ingenieur-Oberst-Lieutenant, Medwedeff, mit ihren Gattinnen zur Mittags-Tafel eingeladen worden; diese begann um 2 Uhr. Es wurden auf einem Präsentirbrett von Papier maché eine Menge Tellerchen mit verschiedenen Speisen gebracht und auf einen lakirten Tisch hingestellt. Der Sargutschey erkundigte sich durch den Dolmetscher mit etwas zweifelhafter Miene, ob das Chinesische Essen dem General auch wohl zusagen möge? Letzterer antwortete, daß er als Militair mit dem vorlieb nehme, was verhanden sey. Während der Tafel fragte der General den Sargutschey unter Anderem, wie viel Werste man von hier bis Peking rechne. . . . . Einen Onyx-Ring an der rechten Hand des Sargutschey erblickend, erkundigte sich Se. Excellenz, weshalb er den Ring an dem großen Finger trage? worauf er zur Antwort erhielt, daß dieser Ring ein Zeichen eines Kriegers sey und dazu diene, daß das Spannen des Bogens, der auf dem Ringe ruhe, nicht den Finger beschädige. — Die Schüsseln mit Speisen wurden beständig durch neue ersetzt, deren wohl gegen siebenzig waren; die Speisen selbst bestanden aus verschiedenen gewürzten Fleisch-Gattungen. Von Allem, was der Sargutschey während der Tafel sprach, konnte man nur die Worte: „Dschenerals-Gubernator" verstehen, die er seinem Gast adressirte. Nach beendigter Tafel ging es in's Theater, in welchem zwei, ganz besonders für diese Gelegenheit verfaßte Stücke gegeben wurden. Das erste, eine Art von Trauerspiel, erinnerte einigermaßen an Amazonen, die hier nach Chinesischem Ge-

schmack dargestellt wurden. Als das zweite Stück, ein Liebes-Vaudeville, begann, verließ der General das Theater.

Bemerkenswerth ist es, daß sich der Chinesische Tempel dicht neben dem Theater befindet. Nachdem der Sargutschey dem General den Tempel gezeigt, führte er ihn nach den Chinesischen Verkaufsladen, in welchen nur Detailhandel getrieben wird; für den Handel en gros giebt es besondere große Magazine. Der Besitzer eines der Kaufmannsladen begrüßte den General in einigen gebrochenen Russischen Phrasen und bot ihm eine Tasse Thee an. — Nachdem der General die Erzeugnisse des Chinesischen Gewerbfleißes mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte, nahm er Abschied, bat den Sargutschey um die Fortdauer der gegenseitigen Eintracht, Freundschaft und Ruhe, die bis jetzt die Russen mit den Chinesen vereinigt habe, und kehrte nach Troitzkosawsk zurück. (C. H.)

Portugal.

Ausflug nach Cintra und Mafra *)

Um neun Uhr reiste ich mit dem Marquis von Marialva nach Cintra ab. Die Equipagen der Königin, viertausend Maulesel und zweitausend Pferde, standen für uns in Bereitschaft. Der Marquis gab die nöthigen Befehle wegen des Vorspanns, und kaum war eine Stunde verflossen, als wir schon vier Mal die Maulesel gewechselt hatten.

Es war zehn Uhr, als wir zu Ramalhat, einer am Fuße der pyramidalförmigen Felsen von Cintra gelegenen Villa ankamen. Wir fanden hier geräumige und luftige Zimmer, die eine reizende Aussicht auf's Meer gewährten. Im ganzen Schlosse gab's nur Einen Kamin, nämlich den, der zur Küche gehörte. Der Garten war vortrefflich angebaut; reiche Gemüse-Felder wechselten mit Orangen- und Citronenbäumen ab. Die hierher versetzten Kap-Pflanzen schossen bald zu herrlichen, mit Blumen bedeckten Sträuchern hervor. Die krause Malve und verschiedene Sorten Mais hatten hier eine so ungeheure Höhe erreicht, daß sie beinahe das Ansehen von kleinen reizenden Wäldchen und schattenreichen Alleen hatten.

Nachdem wir eine halbe Stunde hier zugebracht, bestieg ich mit dem Marquis wieder den Wagen, um mit ihm nach seinem Landhause zu fahren, das ihm, wie er mir erzählte, mehrere Tausend Pfund Sterling gekostet hatte. Eine herrliche reizende Villa, da, wo vor fünf Jahren nichts als ein öder, mit Kieselsteinen und zerbröckelten Felsen bedeckter Hügel zu sehen war; ein lachender elegant ausgeschmückter Pavillon; ein Parterre mit Statuen, Fontainen, dichten Lorbeer-Alleen, Wasserfällen, Bogenlauben, endlich mit allem Schmuck und allen Zierrathen versehen, die dem Portugiesischen Geschmacke in der Gartenbaukunst entsprechen.

Zu Mittag speisten wir in einem anständigen und wohleingerichteten Wirthshause im Dorfe Cintra. Wir hatten von hier die Aussicht auf tiefe Bergschluchten, waldige Abhänge, Heidestrecken, die stellenweise mit bemoosten Steinen und alten Kastanienbäumen besetzt waren, denen die Zeit kaum noch einige Blätter übrig gelassen.

Wir bestiegen darauf den Hügel, der die Villa Marialva bekränzt; es erhob sich ein sehr rauher Wind, aber der Himmel war heiter, und die zum Untergange sich neigende Sonne warf uns noch die letzten Feuer-Strahlen zu. Wir sahen von hier aus das Kloster Mafra, das, im rothen Strahlen-Meere der untergehenden Sonne schwimmend, dem Zauberpalaste eines Riesen ähnlich sah, während das dürre öde Land in der Nachbarschaft von einem Dämen verheert worden zu seyn scheint.

Wir blieben, bis die Nacht herangekommen war; endlich brachen wir auf und bestiegen unsere Maulthiere. Die Pagen galoppirten uns mit blitzenden Fackeln voraus, von denen uns der Wind die Funken und den Rauch gerade in's Gesicht blies. Ich war ganz betäubt. Wir hatten, ehe noch eine Stunde verflossen war, gewiß zwölf Meilen (Engl.) zurückgelegt, indem wir bald auf einem holperigen, ungleichen Pflaster galoppirten, bald steile Hügel hinauf und herabstiegen, Alles mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Ich glaubte jeden Augenblick zu fallen, aber glücklicherweise schritten die Maulesel immer sicheren Weges fort. Oberhalb Ajuda's war die Luft scharf und rauh. Es muß sonderbar erscheinen, daß man in der Gegend von Lissabon im Juli über Kälte zu klagen hatte.

Ich begleitete den Marquis von Marialva wieder nach seiner Besitzung. Noch immer hatte ich seinen Palast nicht gesehen, von dem ich schon so viel erzählen gehört.

Die Alhambra hat gewiß nicht so viel Maurisches in ihrem Bau, als diese ungeheure Masse, die auf den Felsen, auf dessen Gipfel sie schwebt, hinabgestürzt zu seyn scheint. Von den Fenstern, die in orientalischem Stil gebaut, von verschlungenen Marmorsäulen getragen werden, hat man die Aussicht auf die schroffen Felsen und den Flecken Cintra. Mehrere unregelmäßige, von den Winkeln der viereckigen Thürme gebildete Gänge sind mit Fontainen von Marmor oder Bronze besetzt, aus denen das klarste Wasser ununterbrochen hervorströmt.

Auf der Plattform einer der höchsten Terrassen, nicht weniger als hundertfunfzig Fuß über der Erde, befindet sich ein emaillirter Fußboden, der sich wie ein lachender Teppich vor dem Eingang eines viereckigen Thurmes ausbreitet, der einen großen, mit verschiedenen Fresco-Gemälden verzierten Saal bildet und mit einer Kuppel von seltsamer Gestalt versehen ist. Zwischen den Schnecken der einzelnen Arabesken, mit denen der Saal ausgeschmückt ist, sind die Wappen des hohen Portugiesischen Adels aufgestellt. Das des unglücklichen Hauses Taveira hatte man weggenommen, und die Lücke, die daraus entstand, war noch nicht ausgefüllt.

Zur Terrasse und zu dem Thurme hatte uns eine Wendeltreppe geführt, wie man derselben in dem Palaste in großer Menge findet, die zum Theil mit unterirrdischen Gängen zusammenhängen. Der Marquis zeigte mir das Brett eines kleinen Zimmers, worauf man Spuren von Tritten eingedrückt sieht, die von Alphons VI. herrühren sollen, der lange Jahre an jener Stelle geseufzt.

Als wir vom Thurm herabgestiegen waren, besuchten wir die Kapelle, die nicht minder merkwürdig ist, als der übrige Theil des Palastes. Die etwas hohe Kuppel, so wie die Bogen, sind moscheenartig ausgeführt; aber der robe verschwenderische Aufwand von Gold und die rohbarbarischer aussehenden Gemälde, welche die Zellen und Fächer bedecken, dürften leicht für das Werk eines Eingalesen oder eines Hunds gehalten werden.

Der eigenthümliche Eindruck, den diese Scene hervorbringt, erscheint noch auffallender und seltsamer bei dem ewigen Rauche der Lampen, die schon seit Jahrhunderten auf dem Altar ununterbrochen flimmern. Vor diesem Altar war es, wo der kühne ritterliche Dom Sebastian hinkniete, als er vom Himmel die Weisung erhielt, die verhängnißvolle Expedition nach Afrika aufzugeben, die ihm Krone und Leben gekostet. Es ist ein düsterer trüber Schein über diese Kapelle verbreitet, der sie heute fast noch in demselben Zustand befindet, als zur Zeit, wo der unglückliche Sebastian sie verließ. Der Mangel an frischer Luft, die dicken Weihrauchwolken, alles dies wirkte auf mein Nerven-System so nachtheilig ein, daß ich mich glücklich fühlte, nunmehr den Räumen nach den für die Königin und die Infantin in Bereitschaft gehaltenen Zimmern begleiten zu dürfen. Hier war es luftig und frisch. Die Diener der Königin waren damit beschäftigt, die nackten Räume mit den glänzendsten Seidenstoffen zu bekleiden. Der Marquis gab die nöthigen Befehle im Auftrage seiner Königlichen Gebieterin, und wir kehrten hierauf nach Ramalhat zurück.

Die Kapelle der Königin von Portugal bildete damals eines der ersten Orchester in Europa; die bewundertsten Tonkünstler hatten zu derselben gehört. Die Königin hatte sie stets in ihrem Gefolge, es, daß sie auf die Falkenjagd nach Salvaterra ging, oder daß sie die Bäder von Caldas besuchte. Selbst auf den Gipfeln der wilden Gebirge war sie von einem Schwarme jener köstlichen Sänger umgeben, die fett wie die Wachteln und melodisch wie die Nachtigallen waren. Die Violine, das Violoncelle, die Hoboen und die Flöten behaupteten den ersten Rang bei Ihrer Majestät. Der Marquis von Marialva, als erster Kammerherr und Günstling der Königin, hatte viel über diese musikalische Gesellschaft zu gebieten. Er stellte einen Theil derselben zu meiner Disposition, und ich benutzte auch seine gütige Erlaubniß, so oft ich nur immer Lust hatte, indem ich mir die Besten aus der Kapelle auswählte. Auf diese Weise flossen mir oft die Stunden hin, ohne daß ich irgend etwas zu schreiben, oder zu lesen, oder auch nur mit Jemand zu schwatzen vermochte; alle meine Geisteskräfte waren von den harmonischen Tönen der Blase-Instrumente in Beschlag genommen, die in einiger Entfernung von mir in einem Gebüsche von Orangen- und Lorbeer-Bäumen aufgestellt waren. Ich versuchte es mehrere Male, mich von dem Zauber der sanften Melodieen loszureißen, allein vergeblich; der Genuß derselben war mir so unentbehrlich geworden, daß ich sie täglich von Neuem zu mir einladen ließ.

Endlich riß mich mein vortrefflicher Freund, der Prior von Lissabon, aus diesen musikalischen Träumereien. Er bestand darauf, daß ich ihn zum Erzbischof begleite, wo unter dem Vorsitze der Königin ein Conseil gehalten werden sollte, zu dem alle Minister und Staats-Secretaire sich einfanden. Ich hatte schon längst den Wunsch ausgesprochen, Mafra einmal zu besuchen, und es ward nun beschlossen, ihn am nächsten Tage in Erfüllung gehen zu lassen.

Um neun Uhr reisten wir ab, trotz des widrigen Windes, der uns gerade ins Gesicht blies. Die Straße war zum Glücke vor kurzem reparirt worden, und wenn uns auch der vierzehn (Engl.) Meilen lange Weg durch ein unfruchtbares dürres Land führte, wo wir nur in mäßigen Entfernungen auf einzelne Windmühlen und Dörfer stießen, so bot uns doch die Aussicht auf die so schön kontrastirenden bewaldeten Abhänge und steilen Felsen, die Cintra umgeben, einen herrlichen Anblick dar. Nach einer sehr schnellen Fahrt von fünf Viertelstunden hatten wir unser Ziel erreicht.

Nachdem wir den hohen quadratförmigen Pavillon, der sich an der Seite des Gebäudes hinzieht, passirt hatten, erblickten wir die große Façade des Klosters, die achthundert Fuß im Umfange hat. Ich ließ meine Blicke auf den weiten Palast umherschweifen. Aber bald hatte der Glanz des Marmors, so wie die in Ueberfluß hier angebrachten Bildwerke, mein Auge so sehr ermüdet, daß ich froh war, es auf dem himmelblauen Ocean ausruhen lassen zu können. Vor diesem kolossalen Gebäude erstreckt sich ein öder Raum, an dessen Gränzen einige nackte Häuser zerstreut liegen. In einiger Entfernung hielt ich sie für einzelne Feldhütten; erst als ich näher herantrat, überzeugte ich mich von ihrer größeren Ausdehnung.

Um uns vor der glühenden Sonne zu bergen, begaben wir uns nach der Kirche, deren Portikus mich an den Eingang der Peterskirche zu Rom erinnerte. Er ist mit herrlich ausgeführten Statuen der Heiligen und Märtyrern ausgeschmückt. Im ersten Augenblick gewährt die Kirche einen äußerst imposanten Anblick; die ersten Gegenstände, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sind zwei schöne Säulen von rothem Marmor, die jede aus einem einzelnen Blocke bestehen und die zu beiden Seiten des großen Altars erheben; das Altarstück ist von Trevisani meisterhaft ausgeführt; es stellt den heiligen Antonius dar, wie er in seiner Zelle in begeisterter Andacht vor dem Jesus-Kinde hingegossen ist, das ihm in seiner ganzen Glorie erscheint. Da am nächsten Tage das Fest des heiligen Augustin gefeiert wurde, zu dessen Regel die dortigen Klosterbrüder gehörten, so waren alle Leuchter aufgesetzt und die Wachslichter angesteckt. Nachdem wir einige Minuten diese glanzende Illumination bewundert, besuchten wir die Seiten-Kapellen, die mit Bas-Reliefs von meisterhafter Arbeit und majestätischen Portiken von schwarzem und gelbem Marmor ausgeschmückt sind, der

*) Aus dem Englischen Werke des Herrn Beckford, der einst am Hofe von Lissabon eine bedeutende Rolle gespielt hat.

wunderbar polirt ist, daß er die Gegenstände in der Umgebung wie ein Spiegel reflektirt.

Als wir uns hierauf nach der Bibliothek des Klosters begaben, kam uns der Abt in Amtstracht entgegen, um uns zu bewillkommnen und uns für den nächsten Tag zum Feste des heiligen Augustin zur Mittags-Mahlzeit einzuladen, eine Einladung, die als eine besondere Ehrenbezeugung anzusehen ist. Wir hielten es indeß für angemessen, dieses schmeichelhafte Anerbieten abzulehnen, indem wir sehr wohl wußten, daß uns die Mahlzeit wenigstens zwei Stunden Zeit geraubt hätte, und daß wir uns dann an den ganzen Vierteln Kalbsbraten und den eigens für diese Gelegenheit gemästeten Truthühnern wohl bald todt hätten essen können.

Die Bibliothek ist von ungeheurer Größe. Sie hat dreihundert Fuß Länge, die Bogen sind von bewundernswürdiger Gestalt, und der Fußboden besteht aus weißem und rothem Marmor; aber die Bücher-Fächer sind schlecht gezeichnet, plump ausgeführt und werden durch eine Gallerie verdunkelt, die sich auf die ungeschickteste Weise bis in den Saal hinein erstreckt. Die Bibliothek besteht aus sechstausend Bänden. Der Bibliothekar überreichte mir mehrere Afrikanische und Römische Ausgaben, mit schönen sehr wohl erhaltenen Gemälden; allein mein lebender Führer ließ mir keine Zeit, sie zu untersuchen; er lief in aller Eile voraus, stieg eine Wendeltreppe hinan und führte uns auf den Gipfel des Gebäudes hinauf, wo eine schöne breite Terrasse sich befindet, die von einer prächtigen Balustrade eingeschlossen ist, von wo man gleichsam im Fluge alle Theile des Gebäudes, die dazu gehörigen Gärten und Plätze übersehen kann.

Nachdem wir Alles betrachtet hatten, zogen wir uns zu dem Capitain Mor zurück, der die Aufsicht über den Park und den District von Mafra hatte. Wir nahmen bei ihm eine Mahlzeit ein und begaben uns hierauf in aller Eile nach der Kloster-Kirche, um die Vesper zu hören. Wir gingen vor den erleuchteten Kapellen vorüber und nahmen auf den Königlichen Sitzen Platz. Kaum hatten wir uns niedergelassen, als die Mönche in Prozessionen mit ihrem Abt an der Spitze hereintraten. Letzterer nahm seinen erhöhten Sitz ein, worauf die Sacristane in Reihe zu seinen Füßen sich aufstellten, während die Chorherren zu seiner Linken sich niederließen. Ihre Kleider waren alle mit Gold bedeckt. Die Gebete wurden auf eine imposante und feierliche Weise abgesungen, wobei sich die hehren Töne von sechs ungeheuren Orgeln mit den menschlichen Stimmen harmonisch verbanden.

Als der Gottesdienst vorüber war, holte uns der Laienbruder, der uns hierher begleitet, wieder ab, um uns über eine prächtige Treppe nach dem anstoßenden Palaste zu führen. Die Reihe der Zimmer erstreckt sich auf nicht weniger als achthundert Fuß, und die perspektivisch gesehenen erhabenen Pforten ohne Ende machen einen erstaunlichen Eindruck. Wir waren aber alle der Meinung, daß es nichts Melancholischeres und Unerfreulicheres geben könne, als diese Zimmer, die alle von Einer Gestalt und von einer und derselben Größe sind.

Ich brannte vor Ungeduld, nach dem Kloster zurückzukehren; aber, wohin wir uns auch immer wenden mochten, stets sahen wir uns von einer Schaar neugieriger Mönche, Sakristane, Laienbrüder, Corregidors, Kirchspielpfarrern und Land-Edelleuten mit Schleppen und Degen ringsum verfolgt. So oft ich mir den Spaß machte, irgend eine Frage an sie zu richten, antworteten sie immer alle auf ein Mal. Der Marquis war willig über diese Zudringlichkeit. Mehr als ein Mal versuchte er es, auf einem Seitenwege zu entkommen, allein die zudringliche Schaar folgte auf dem Fuße nach und wuchs noch immer mehr an. Fast hatte man denken sollen, daß wir magnetische Kraft auf sie ausübten. Endlich bemerkten wir aber eine Thür, die nach dem Garten führte; wir öffneten sie, zogen uns in ein Labyrinth von Myrthen und Lorbeerbäumen zurück, und wir sahen uns von dem lästigen Haufen befreit.

Es war beinahe neun Uhr, als die Mönche, nachdem sie eine Hymne zu Ehren des heiligen Augustinus gesungen, den Chor verließen. Wir folgten dem Zuge längs der hohen Kapellen und ungeheuren Bogen, die bei den brennenden Wachslichtern sich ins Unermeßliche auszudehnen schienen. Endlich betraten wir einen achteckigen Saal von vierzig Fuß im Durchmesser, dessen vier Winkel mit Fontainen besetzt waren. Die Mönche zerstreuten sich, um sich an den verschiedenen Fontainen die Hände zu waschen, hierauf stellten sie sich wieder in Reihe und Glied, gingen paarweise durch ein Portal von dreißig Fuß Höhe nach einem ungeheuren Saal, der durch ein zweites Portal von derselben Höhe zu dem Speisesaal führte. In diesem Saale wurde Halt gemacht, denn er war dem Andenken der Todten geweiht und „Profundis" genannt. Vor jeder Mahlzeit stellen sich die Mönche längs der Mauern in Reihe auf, bekennen und bereuen ihre Sünden und beten für das Wohl ihrer Vorgänger. Es war ein imposanter Anblick, wie diese ehrwürdigen, in Schwarz und Weiß gekleideten Männer, mit niedergeschlagenen Blicken, im demüthigsten Ernst und in der tiefsten Andacht hingegossen waren. — Als diese feierliche Scene vorüber war, nahm ein Jeder an den langen, mit weißer Leinwand bedeckten Tischen Platz. Jeder Mönch hat seine Flasche Wasser und seine Flasche Wein, wie eine Assiette mit Aepfeln und Salat. Wir bemerkten weder Fisch noch Fleisch, denn der Tag vor dem St. Augustinus ist ein Fasttag.

Am anderen Morgen, als wir uns mit dem Groß-Prior zur Hochmesse begaben, drangen die Mönche von Neuem in uns, daß wir an ihrem Mittagemahl Theil nehmen möchten, allein wir waren unerbittlich, und um ihren stürmischen Bitten endlich auszuweichen, begaben wir uns, gleich nach der Messe, nach den Gärten des Vicconde von Monte de Lima, wo wir im Schatten der Lorbeerbäume und der dichten grünen Eichen uns vor den Strahlen der brennenden Sonne bargen.

. . . . . Es war beinahe fünf Uhr des Abends, als wir wiederum in Cintra ankamen, wo wir von der Marquise und den Übrigen erwartet wurden. Erschöpft, wie ich war, zog ich mich gleich mit herannahender Nacht in mein Schlafzimmer zurück, um einige Stunden der Ruhe zu genießen. Es war eine schwüle Hitze, und ich brachte den Morgen in meinem Pavillon zu, umgeben von Fidalgos, die in blumengestickte Schlafröcke gehüllt waren, und von Musikern in Sammtkleidern mit breiten Strohhüten, die man nach ihren verbrannten und ganz ausdruckslosen Gesichtern für Bewohner von Oranus oder von Bengalen hätte halten mögen.

Der Groß-Prior führte uns zum Erzbischof, dem Beichtvater der Königin, der uns ein Rendezvous gab. Wir wurden in das „Allerheiligste" eingelassen, in ein kleines Zimmer, das vermittelst einer geheimen Treppe mit den Zimmern der Königin in Verbindung stand. Man ist sehr im Irrthum, wenn man glaubt, bei dem Groß-Inquisitor von Portugal ein mageres, melancholisches, ernstes und grämliches Gesicht zu finden. Im Gegentheil habe ich selten eine so lachende und freundliche Miene gesehen, wie sie sich auf dem Gesichte desselben ausprägte, als wir ihn anredeten. Ich habe Ursache, zu glauben, daß ich in besonderer Gunst bei ihm gestanden.

Während wir am Fenster saßen, wo wir eine Militair-Musik anhörten, erblickten wir Joao Antonio de Ceistra, jenen talentvollen Mechaniker, der eine neue Art der Straßen-Beleuchtung für Lissaben erfunden; er kam mit zwei oder drei festlich gekleideten Dominikanern und dem Hofnarren im Amtskleide mit Bändern und Kreuzen, die er sich selbst beigelegt. Alle stiegen die Stufen zum großen Audienz-Zimmer hinauf.

„Eh! eh!" sagte mein Laienbruder, der ein lustiger Geselle war, „drei Arten von Leuten haben beständig Zugang zu den Palästen: die Künstler, die Narren und die Heiligen. Die Künstler beharren fortwährend bei ihrer Liebe zum Talent; die Heiligen werden zu Märtyrern; die Narren allein machen ihr Glück."

Alle diese Bemerkungen wurden vom Erzbischof lächelnd angehört. Als ich mich entfernen wollte, hielt er mich zurück. „Nein, nein", sagte er, „gehen Sie nur noch nicht; Sie müssen mich einmal nach dem Schwanen-Saal begleiten, wo der ganze Hof mich erwartet, und dann werden Sie mir sagen, was Sie von unseren großen Fidalgos denken."

Er hielt mich an der Hand und führte mich durch dunkele Säle und lange Korridore nach einem ungeheuren Salen, der, wie ich glaube, von mehr als der Hälfte der Großwürdenträger des Reichs besetzt war. Hier sah man Bischöfe, Ordensmeister, Staats-Secretaire, Generale, Kammerherren und Hofleute, Alle in den prächtigsten Uniformen, mit ihren Sternen, Kreuzen, Bändern und goldenen Ehrenzeichen. Es war spaßhaft, zu sehen, wie alle diese Gruppen bei unserem Erscheinen plötzlich in Bewegung geriethen. Fast Alle fielen auf die Kniee nieder, indem sie Bittschriften oder Memoiren überreichten; die Einen wünschten Stellen zu erhalten oder trugen auf Beförderung an; die Anderen flehten um den erzbischöflichen Segen, der auch gar nicht sparsam ausgetheilt wurde. Der Erzbischof schien diesen platten betrügerischen Demüthigkeits-Bezeugungen mit kalter Verachtung zu begegnen; er hatte Mühe, sich durch die Menge zu drängen, die ihm den Weg versperrte.

Nachdem er die Glückwünsche der Höflinge mit verachtungsvoller Miene entgegengenommen, rückte er seinen Stuhl näher an den meinigen heran und sprach zu mir ziemlich laut: „Mein theurer Engländer, Sie haben hier eine Versammlung von elenden Schmeichlern vor sich; glauben Sie nicht ein Wort von dem, was sie sagen. Nicht Alles, was glänzt, ist Gold! Ich kenne sie. Das hier", fuhr er fort, indem er meine Rocktasche berührte, „das hier ist ein Beweis von der Klugheit Ihrer Nation; dieser kleine Knopf, der die Oeffnung Ihrer Tasche verschließt, ist eine schätzbare Vorsicht, besonders wenn man sich in vornehmer Gesellschaft befindet. Nehmen Sie nur ja keine unserer Moden an, oder, glauben Sie mir, Sie würden es bereuen!"

Diese Aeußerungen wurden als Scherz von der ganzen Gesellschaft ruhig aufgenommen, ja, man gab sogar durch allerlei Gesten seinen Beifall zu verstehen. Ich konnte kaum begreifen, was hier in meiner Nähe vorging.

Endlich kam eine Gesandtschaft von der Königin, die den Beichtvater beorderte, sich sogleich zu ihr zu begeben; er stand auf und rief mir noch zu: „In einer halben Stunde werde ich wieder hier seyn; Sie werden mit uns speisen." — „Mit ihm speisen!" rief die ganze Gesellschaft aus; „diese Ehre ist noch Niemanden von uns zu Theil geworden. Wie glücklich sind Sie!"

Ostindien.

Begum Somru, die Indische Amazone. *)

Wenn auch im Allgemeinen das Leben und die Existenz der Begum Somru bekannt sind, so wissen doch Wenige von den Einzelnheiten ihres Thuns und ihrer Schicksale, die selbst in den am Abenteuerlichen reichen Annalen Indiens selten und außerordentlich erscheinen. Diese merkwürdige Frau verband sich in früher Jugend mit einem Deutschen Abenteurer, den die Eingebornen Somru nannten, ob als eine verderbte Aussprache des Namens Sommer, oder als Schimpfnamen wegen seines düstern Aussehens, ist nicht bekannt. Dieser Mensch begann seine Laufbahn in Ostindien als gemeiner Soldat in dem Englischen Heere, von welchem er nach kurzer Zeit in die nördlichen Gegenden desertirte. Es war ein Mann von niedriger Herkunft, ohne Erziehung und Kenntnisse, und er konnte nicht einmal seinen Namen schreiben. Allein er besaß einen fähigen Kopf, so daß er sich die Zuneigung des Cossim Ali, Nabobs von Bengalen, zu erwerben wußte, der ihm den Ober-Befehl seiner Armee anvertraute. Während er bei diesem Fürsten in Diensten stand, verübte er eine That, die ihn mit ewiger Schande brandmarkte. Er lud die Englischen Residenten zu Patna zu Tische, und als sie sorglos an der Tafel saßen, ließ er sie plötzlich überfallen und ermorden. Da aber die Englischen Truppen unter Major Adams die Stadt und bald darauf ganz Bengalen eroberten, so mußten Cossim Ali und seine Anhänger zu Sujah Daula, Nabob von Aude, flüchten. Somru

*) Vergl. Magazin 1833 Nr. 114.

begab sich, bei den weiteren Fortschritten der Englischen Waffen in noch entferntere Provinzen, blieb aber immer bei den inländischen Fürsten in Gunst, ja er machte sich zum Oberhaupte einer beträchtlichen Macht, die seiner Person ergeben war, und da Nudschif Chan nicht im Stande war, ihn und seine Leute zu befriedigen, so verlieh er ihm ein kleines Fürstenthum in der Provinz Delhi, welches die Begum noch bis auf diesen Tag besitzt.

Somru starb im Jahre 1776, und seine Mannschaft wurde im Namen seines Sohnes beibehalten, obgleich die eigentliche Herrschaft in die Hände seiner Wittwe gerieth. Der Ursprung der Zaib ul Nissa (Zierde ihres Geschlechts) — eines Namens, der gleich dem Titel Begum ihr von dem König von Delhi gegeben worden — ist unbekannt. Nach Einigen war sie eine Tänzerin; Andere lassen sie, ihrer Schönheit halber, aus Kaschmir stammen. Wahrscheinlich war sie aus Agra gebürtig, dem Orte, wo sie Somru kennen lernte. Sie muß keine gewöhnliche Schönheit gewesen seyn, da sie im hohen Alter noch die Spuren davon behalten hat. Sie ist unter mittlerer Größe, fein gebaut, mit zarten Zügen, glänzenden nußbraunen Augen, ihre Farbe gleicht der der Italiänerinnen, und ihre Hände, Arme und Füße, sind Muster schöner Formen, auf die sie jetzt noch sich viel zu Gute thut. Von ihrem Sohne wird wenig oder Nichts erzählt. Aber die Begum ward bald eine wichtige Person. Vermuthlich war sie noch lange Zeit nach ihrer Verheirathung dem Islam zugethan, obwohl sie späterhin sich der katholischen Religion zugewandt hat.

Nach Somru's Tode schritt sie zu einer zweiten Ehe mit einem Franzosen, Namens l'Diseaux oder Lerassu, der unter General Perron im Dienste der Mahratten war, und den sie hernach zum Anführer der zu ihrem Fürstenthume gehörenden Truppen ernannt hatte. Aber die Dame reute ihr Schritt sehr bald, vermuthlich weil ihr Mann den Wunsch, nach Europa zurückzukehren, äußerte. Sie ließ ihren Widerwillen gegen dieses Vorhaben nicht merken, beschloß aber einen ihren Interessen so zuwiderlaufenden Plan zu vereiteln. Es ist bereits erzählt worden, mit welcher listigen Weise sie den Tod ihres Mannes und die Begründung ihrer Herrschaft herbeigeführt. Während der Regierung des Schach Alum soll sie durch eine muthvolle Anrede an die Truppen Jenem das Reich gerettet haben, da seine Leute schon vor den Feinden zu weichen begonnen hatten. Gewiß ist es, daß sie den Herrschern in Delhi gute Dienste geleistet hat; auch wurde sie zur Begum oder Fürstin erhoben, einer Würde, die gleich auf die der Prinzen vom Kaiserlichen Geblüt kommt. Mit ihrer gewöhnlichen Vorsicht vergaß sie doch nicht, sich bei Zeiten dem Interesse der Engländer hold zu zeigen, und in den Traktaten vom Jahre 1805 wußte sie nicht bloß die Bestätigung ihrer Herrschaft zu erwirken, sondern selbst die Exemtion von der Englischen Civil-Gerichtsbarkeit, was der Wirksamkeit der politischen Maßregeln Englands sehr nachtheilig geworden seyn soll.

Sirdhuna, die Hauptstadt ihrer Besitzungen, ist volkreich und blühend. Ihre Einkünfte werden auf etwa 700,000 Thaler geschätzt; außerdem soll sie einen Privatschatz von außerordentlichem Werthe besitzen. Das Fürstenthum ist ungefähr 4 Deutsche Meilen lang, 2½ breit und hat etwas über 15 im Umfange. Die Gärten von Sirdhuna sind berühmt wegen ihres Obstes, vornehmlich der Alleen von Orangen und Citronen, die die Luft mit Wohlgeruch erfüllen und die Aeste mit ihren goldenen Schätzen niederbeugen. Die Begum besitzt auch ein Haus in Delhi, das früherhin ihr Lieblings-Aufenthalt war; es steht in der Mitte eines großen Gartens auf einer Anhöhe. Rund herum stehen die ausgesuchtesten Blumen, und die Fläche durchkreuzen Alleen von prächtigen Cypressen. Durch Schmeichler und Selbstvertrauen bekam sie eine etwas zu hohe Vorstellung von ihrer politischen Wichtigkeit, so daß sie einige Male bei ihren Besuchen in Delhi es unterließ, dem dortigen Britischen Residenten die Aufwartung zu machen. Die Sache wurde nach Kalkutta berichtet und die Begum in gehöriger Weise erinnert. Sie begab sich nun mit üblichen Formalitäten, obwohl in übler Laune, nach dem Palaste, fand sich aber durch diese Nöthigung so verletzt, daß sie schnell von Delhi wegeilte, mit der Erklärung, nie dorthin zurückkehren zu wollen. Auch hat sie Wort gehalten und wohnt an Orten, wo ihre Würde nicht durch die Gegenwart eines so hohen Beamten Abbruch leidet. Ihren Palast in Sirdhuna meidet sie gleichfalls, wenn auch aus einem andern Grunde. Einige ihrer Sterndeuter haben ihr nämlich angekündigt, daß sie bald nach der Rückkehr dorthin sterben würde, wenn sie, trotz ihres hohen Alters, noch keine Lust hat. Sie baut ein Haus in Kiuwah, etwa 4½ Stunden Weges von ihrer Hauptstadt, und hat ein Haus in Bhurtpore, so wie eines bei Mirut, wo sie gegenwärtig meist sich aufhält. Hier giebt sie vornehmen Fremden, die diese Straße passiren, glänzende Gastmähler.

Sie unterhält ein Truppen-Corps als Leibwache und zur Einsammlung der Abgaben, außer dem Kontingent, das sie zu den Polizei-Soldaten in Mirut zu stellen hat. Diese Soldaten werden von Offizieren von Europäischer Abkunft befehligt, aber nach den niedrigen Diensten zu urtheilen, die sie der Willkür der Begum leisten, müssen sie nicht von hohem Range seyn. Ihre Truppen bestehen aus großgewachsenen, aber unverschämten Kerlen; sie tragen eine Uniform von dunkelblauen Röcken, weiten bis an die Beine reichenden Westen, die um den Leib mit einem scharlachenen Bund befestigt sind; die Turbane haben gleiche Farbe, und die Leute sind sämmtlich gut bewaffnet und beritten. Der Artillerie-Park ist in der besten Ordnung. Die Belagerung von Bhurtpore weckte ihren ganzen militairischen Eifer wieder, so daß sie persönlich vor dieser Festung zu erscheinen wünschte. Das Anerbieten des kommandirenden Generals, die Stadt Muttra ihrer Aufsicht zu übergeben, befriedigte sie nicht; denn sie stellte vor, das Indische Volk dürfte, wenn sie nicht auf dem Platze der Gefahr gesehen werde, glauben, sie sey in ihrem Alter zaghaft geworden. Sie ließ wirklich ihre Zelte in der Nähe des Hauptquartiers aufschlagen und hatte wenigstens die Ehre, bei der Einnahme der Festung gegenwärtig zu seyn.

Ihr Anzug weicht von dem anderer Hindostanischer Frauen ab; sie trägt nämlich statt des allgemein üblichen Schleiers einen Turban, obwohl einen solchen nur Tänzerinnen aufsetzen, wenn sie unanständige Tänze aufführen. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht aus einem kurzen Rocke aus reichem Stoffe, der einige Zoll von ihren mit Gold oder Silber gestickten Beinkleidern sichtbar läßt. Ein über den Turban geworfener Shawl umhüllt Hals, Arme und Schultern; ihre Pantoffeln zeigt sie noch mit einer Art Koketterie; auch raucht sie aus einem prachtigen Hukah und ist meist mit einer großen Menge Juwelen bedeckt. Das Eigenthum verschiedener Art, das diese glückliche Abenteurerin besitzt, ist sehr bedeutend; ihre Stuterei ist eine der schönsten in Indien, und an ihrer in Kalkutta gebauten Staats-Kutsche ist das Silber nicht gespart. Die Livree des Kutschers ist Blau mit Silber.

Während der letzteren Jahre hat die Begum mehrere Male einem eingeborenen Künstler gesessen, der gut trifft und Europäischen Unterricht genossen hatte. Eines dieser Bildnisse, ein Miniatur-Gemälde, besitzt Lord Combermere. Sie spricht nur Hindostanisch und war früher wegen ihrer Anmuth berühmt; noch jetzt ist sie höflich und hört gern Schmeicheleien. Ihr Temperament aber ist nicht weiblich, ja grausam; die Eingebornen sagen von ihr, sie habe überall Bundesgenossen, nirgend Freunde. Bei aller Freigebigkeit ist sie eine strenge Gebieterin, und vor der Besitznahme der dortigen Provinzen durch die Engländer erlaubte sie sich Grausamkeiten und schauderhafte Mordthaten, deren wir ein Beispiel bereits gemeldet haben. Allerdings ist die Absonderung, in der die Indischen Frauen leben müssen, der Ausbildung des weiblichen Charakters eben so ungünstig, als der Besserung des Gemüthes; in Ermangelung würdigerer Gegenstände, die Verstand und Gefühl beschäftigen könnten, wird die Grausamkeit gegen Untergebene nicht selten ein Mittel, sich aufzuregen und zu beschäftigen. Oft haben die Sklavinnen der Prinzessinnen von Delhi sich in die Wohnungen der Britischen Residenten geflüchtet, um dort Schutz zu finden. Von solchen Beispielen umgeben, und im Besitz eines herrschsüchtigen Gemüths und einer unbeschränkten Gewalt, dürfen uns an der Begum die thierischen Ausbrüche der Leidenschaft nicht befremden.

Ihr erster Mann liegt in Agra begraben; sie selbst soll nie ein Kind gehabt haben, aber sein Sohn, der Erbe des Fürstenthums, von welchem in Indien Nichts bekannt zu seyn scheint, hat sicherlich Nachkommen hinterlassen, die mit Europäischen und Indo-Britischen Familien sich verbunden haben. Kalkutta-Zeitungen vom Oktober 1831 meldeten die Ehe-Verbindungen von John Rose Troup Esq und Peter Paul Mari Le Caroli mit den Töchtern des Obersten Georg Alexander Dyce, Ur-Enkelinnen der Begum. Die Trauung vollzog der Pater Julius Cäsar in der Marien-Kirche zu Sirdhuna, und die des Herrn Troup ward hernach zum zweiten Male im Palaste der Begum von dem protestantischen Kaplan von Mirut eingesegnet.

In Sirdhuna sind mehrere Römisch-katholische Priester angesiedelt, und ihr Einfluß auf die Begum soll bedeutend seyn. Der Pater Julius Cäsar ist ein Mann von musterhaften Sitten, der alle seine Zeit und Kräfte dem Wohle seiner kleinen Gemeinde widmet; sein eigentlicher Wohnort ist Patna, und ist er der einzige Europäer, der seit dem Gemetzel des Jahres 1764 dort seinen Wohnsitz genommen hat. Bei den Eingebornen steht er in großer Achtung. Er ist ein Franziskaner-Mönch und wird bei dem Britischen Residenten von Bankapore gern gesehen; auch leistet er Dienste, wenn es darauf ankommt, Tumulte beizulegen. Der Bischof Heber scheint ihm keine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn er seine Popularität bloß seinen feinen Betragen zuschreibt. Der Hof der Begum in Sirdhuna ist das Asyl mehrerer Europäischer Abenteurer geworden, die in Indien ihre Rechnung nicht gefunden hatten, so daß diese Ort von Europäern bewohnt wird, die bereits ganz Asiaten geworden. Die Begum hat die Englische Regierung zu ihrem Erben eingesetzt. Schon bei ihren Lebzeiten aber steuert sie reichlich zu den milden Anstalten in Kalkutta bei; auch unterhält sie ein Kloster in Agra, das Somru gestiftet hatte. Gegen fremde Besucher übt sie eine außerordentliche Gastfreiheit, die sich auf deren ganze Begleitung erstreckt. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Die National-Druckerei in Paris. Diese besitzt Typen zu fünfundsechzig verschiedenen orientalischen Alphabeten, so daß sie in allen bei den Asiatischen Völkern, sowohl bei den Alten, als bei den Neueren, bekannten Schrift-Gattungen zu drucken im Stande ist; außerdem hat sie Typen von sechzehn verschiedenartigen Alphabeten solcher Europäischen Sprachen, die sich nicht der Lateinischen Charaktere bedienen, und von letzterer Gattung stehen ihr Typen zu sechsundzwanzig an Form und Umfang von einander verschiedenen Lettern zu Gebote. Das Metall von allen diesen Typen zusammen genommen, wiegt wenigstens 375,000 Kilometer. Durch die Menge ihrer Pressen ist die National-Druckerei in Stand gesetzt, nöthigen Falles an einem Tage 278,000 Bogen oder 356 Ries Papier, das heißt, 9226 Oktav-Bände à 30 Bogen, abzuziehen. Dieser ungeheure Aufwand von Mitteln entspricht auch vollkommen den vorkommenden Bedürfnissen der Staats-Behörden und erspart viele anderweitige Kosten und Zeit. Das Papier, das bei der National-Druckerei jährlich bedruckt wird, wird auf 80 — 100,000 Ries angeschlagen, so daß man auf den Werkeltag 261 — 326 Ries rechnet, die sich unter die verschiedenen Ministerien und anderen Staats-Behörden verhältnißmäßig vertheilen. Die Zahl der gewöhnlich angestellten Arbeiter beträgt ungefähr 350. (Le Rel.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Freitag den 21. November 1834.

Frankreich.

Die Savoyarden-Kolonie in Paris.

Die Savoyischen Emigranten bilden in Paris eine zahlreiche Kolonie, deren Sitten und Lebensweise wenig bekannt sind. Es existiren über diesen unsüßen Schwarm der Bevölkerung nur einzelne Traditionen, die meistens in die Zeiten der Romanzen-Sänger und Dichter der alten Monarchie hinaufreichen. Man stellt sie sich gewöhnlich noch so als kleine Schornsteinfeger vor, wie sie Voltaire vor Augen hatte, als er in seinem pauvre diable über die Schöngeister seiner Zeit die Geißel schwang.

Als ein anderer traditioneller Typus desselben Völkchens, gleicher Ehrlichkeit und wo möglich noch größerer Armuth, gilt dann jene wohlbekannte Schaar von Bettlern, die man damals und später schon vom frühen Morgen an vor den beschmutzten Schuhen und Stiefeln der Vorübergehenden gebückt sehen konnte, die von der allgemeinen Barmherzigkeit und solchen kleinen Diensten lebten, wie jener Unglückliche, der Molière den Ausruf entlockte: „Wo wird die Tugend eine Freistatt finden?“

Seit Molière's Zeiten sind die Savoyarden eine Stufe weiter gekommen in der Industrie. Paris ist nicht mehr ihre Herberge, sondern ist ihre Werkstatt. Savoyen hat immer Vorrath an Bettlern, ausgegangen, wie es ist, von einem feindseligen Adel und einer Geistlichkeit, die das Gewerbe der Spione mit dem Geschäft des Eintreibens der Auflagen verbindet; aber es hegt und pflegt sein Elend. Seine kräftige Jugend, das beste Kapital des Landes, diese ist's, die auswärts Kolonieen gründen geht, und aus diesen strömen dann mit der Zeit Erfahrung und Einsicht in das Mutterland zurück.

Wenn sie ihre Berge verlassen, so können sie jetzt meist lesen und schreiben; Einzelne sogar anders rechnen, als an den Fingern. Mit dieser ersten Kenntniß und einem regen Streben ziehen sie fort. Sie andern nicht für einen Sommer aus, wie die Maurer, die aus Limousin kommen, nicht wie die Kinder aus Auvergne auf ein Jahr. Es ist nicht mehr das kleine Interesse, die kümmerlichen Ersparnisse der Familie um ein paar Thaler zu vermehren, ein Stück Acker zu erweitern, eine Heerde zu vergrößern. Der Jüngling, indem er seinem Dorfe Lebewohl sagt, sieht sich im Geiste in der Gestalt, in der er zurückzukehren verhofft. Was ist ihm die Zeit, was gilt ihm Mühe und Noth, wenn es ihm nur gelingt, so reich zurückzukommen, daß Alle erstaunen, die ihn mit dem Wanderstab in der Hand haben abziehen sehen, wenn er's erreicht, daß ihn die Ehronik seiner Gemeinde als einen der Reichen des Landes aufführt. Keine Entfernung schreckt sie ab; ein echter Savoyard geht überall hin, wo es Geld zu verdienen giebt. Dies kleine Völkchen hat Schaaren aus seiner Mitte nach London, Wien, Turin, nach Lyon und nach Paris gesandt. Sey es nun die Gemeinschaft der Sprache, die Verwandtschaft der Sitten, oder auch, daß die Freiheit unserer Institutionen ihnen das günstigste Element für ihre Arbeitsamkeit scheint, nach Frankreich drängt sich der Hauptzug dieser Auswandernden. Von fünftausend jungen Leuten, die jährlich ihre Heimat verlassen, kommen wohl viertausendfünfhundert von allen Gewerben und Beschäftigungen zu uns.

Nach Lyon ziehen sie die Künste des Luxus; sie treten in das Gewerk der Seiden-Arbeiter ein und werden, wie es nun kommt, Weber-Gesellen, Drucker, Zeichner oder Werkführer. Funfzehnhundert Maurer oder Steinmetze, größtentheils aus Faucigny, gehen nach unseren westlichen und südlichen Städten. In Paris haben die Savoyarden das Monopol aller jener feineren delikateren Dienstleistungen, die noch mehr Verschwiegenheit als Ehrlichkeit erfordern; sie sind die Mercure der großen Stadt. Als Commissionaire, Kammerdiener, Vertraute und Vermittler, als Commis, Detaillisten und Krämer sieht man sie an allen Straßenecken, auf allen öffentlichen Plätzen. Sie füllen die Eingänge zur Bank, zu der Post, zu den Häusern der Behörden. Von den Lasten der Packhöfe an bis zu den feinsten und kostbarsten Waaren cirkulirt das ganze bewegliche Gut der Hauptstadt, geben der Betrieb ihres Handels und die Produkte ihrer Industrie durch ihre Hände. Bei so bewandten Umständen sind die Lastträger in Marseille Herren der Stadt und des Hafens. Aber es wird nie einem Savoyarden in den Sinn kommen, sich eines Vortheils, einer günstigen Stellung zu bedienen, um sich geltend zu machen, sich aufzuschwingen. Dies Geschlecht hat nur den Trieb des Erwerbes, zum Ehrgeiz des Herrschens erhebt es sich nicht.

Nicht immer ist die Kolonie so reich und so zahlreich gewesen. Von 1789 bis 1814 kamen wenig Emigranten nach Paris; der Krieg hatte diese Zweige der Industrie vernichtet. Seit den ersten Jahren der Restauration, besonders seit 1820, hat diese Auswanderungs-Bewegung im eigentlichen Sinne wieder stattgefunden. Zu den Ursachen, die sie hervorbrachten, gehört allerdings vor Allem der Friede, der so viele Hände ohne Beschäftigung ließ; aber der eigentliche Hauptreiz, der die Savoyarden schaarenweis auf die Straße nach Paris zog, war die Kunde von den ausgezeichneten Begünstigungen, die den ersten Auskömmlingen widerfahren waren. Die Auswanderung wurde nun zu einer Art stehender Epidemie, die Dorf um Dorf der Reihe nach heimsuchte und die Landschaften entvölkerte. Auch noch gegenwärtig, obgleich diese Wuth seit dem Juli ein wenig nachgelassen und die Gestalt der Dinge überhaupt sich verändert hat, giebt es Gemeinden in Savoyen, wo kein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren zu finden ist, während in der Pariser Kolonie dreihundertundfunfzig solcher jungen Leute auf vierhundert Individuen kommen.

Ihre Zahl in Paris beträgt zwanzigtausend, in alle Stadtviertel vertheilt. Ihre Hauptmasse ist ringsherum um die vorzüglichsten Mittelpunkte des Betriebs und des Gewerblebens gelagert — von da gehen sie aus, verbreiten sich förmlich in detaschirten Corps von der Haupt-Armee, die überall sogleich Fuß fassen und Hand an's Werk legen, wo sie nur eine Ader für Arbeit entdecken. Unermüdlich, wie sie sind, und gefügig für alle Weisen des Lebens, tragen sie bald den Preis über alle Konkurrenz davon. Die Auvergnaten haben ihnen nicht Stand halten können; die neuen Ankömmlinge gewinnen ihnen nach und nach auch ihre letzten Positionen ab. Sie sind schon im Besitz der höheren Dienerstellen und überlassen ihren Nebenbuhlern das Ausrufen in den Straßen, das Kehren der Essen, das Wassertragen und den Kohlenhandel.

Der Savoyard ist der civilisirte Auvergnat, eben so schlau und beharrlich, und nicht von der aufbrausenden Heftigkeit, wie dieser. Die scharfen Ecken sind abgeschliffen in seinem Charakter wie auf seinem Gesicht. Seine Klugheit erregt weniger Mißtrauen, ist ohne Beimischung von Trotz und Wildheit: er hat ein offeneres Wesen. Der Auvergnat ist auf der Straße geblieben, mit seiner groben rauhen Rede; er ist immer betrunken, hat Zänkereien, betrügt den Staat um einige Sous oder ein paar Centimes und erhebt sich nie, weder in Sinn und Geschmack, noch in der Richtung seines Strebens, über das Gemeinste. Der Savoyard hingegen geht bei weitem mehr auf unsere Weisen der Civilisation ein; er accommodirt sich auf gleiche Weise einem Vorzimmer oder einer Ecke, dem Salon oder dem Comtoir. Warum sollte man ihn abweisen? Dies frische naive Gesicht, diese Bescheidenheit des ganzen Wesens muß ihm alle Thüren öffnen. Bald nach dieser ersten so einnehmenden Bekanntschaft entdeckt man in ihm gediegene Vorzüge, eine erprobte Rechtschaffenheit, eine Gefälligkeit, die durch Nichts zu ermüden ist, eine Sanftmuth und eine geordnete Stätigkeit guter Sitten, die sich immer gleich bleibt: ein angenehmes Aeußere und dabei ein gehaltvoller Kern — beides vereinigt, was Gunst erwirbt und was sie erhält.

Die Savoyarden haben noch einen anderen Vortheil in Vergleich zu allen übrigen Auswanderern, welches Landes und welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen. Diese nämlich leben zerstreut in Paris ohne Band und Organisation unter sich, die sie vereinigte und zusammenschlösse. Die Emigranten vom anderen Ufer der Loire und die Lothringischen miethen sich ein, nehmen ein elendes Loch mit dem Ersten Besten zusammen, den ihnen der Zufall zuführt, bekannt oder unbekannt, gleichviel, fleißigen Arbeitern oder müßigem und schlechtem Gesindel, und wenn sie einander ein Mal zu sehen kriegen, die Kinder eines und desselben Dorfes, so ist es entweder bei der Arbeit oder in der Schenke. Die Auvergnaten führen eine andere Lebensart, wenn auch keineswegs eine bessere — sie haben ihre eigenen Wohnungen auf rauchigen Böden, die sie gemiethet, wo sie auf alten Strohsäcken schlafen, die ihnen gehören, im Mittelpunkt der Viertel, die sie seit undenklicher Zeit in Beschlag genommen. So wohnen sie alle nah bei einander, aber es besteht unter ihnen keine Verbindung, keine feste Vereinigung. Ein Meister hat seine Stube voll Kinder oder Lehrjungen; eben so der Nachbar. Alle kennen sich einander und helfen sich in der Noth nichtsdestoweniger. Sie sind wie die Bären in ihren Höhlen — kein Band, weder einer Gemeinde, noch einer Provinz, noch des Vaterlandes existirt für sie; die Familie und ihre nächsten Bedürfnisse, das ist der Horizont, über den ihre Begriffe nicht hinausgehen.

Die Kolonie der Savoyarden hat eine gebildetere republikanische Gestalt gewonnen. Es ist nicht mehr die Familie, was hier als die Hauptsache gilt, es ist schon die Gemeinde, noch nicht die Provinz, noch nicht der Staat. Wer jene engen Thäler durchwandert hat, die

sich wie eben so viel Ströme vom Mont Cenis, vom Mont Blanc, vom Mont Maudit, gegen die Isere und den Rhone hin herabwinden, mit kleinen Städten, die keinen Mittelpunkt haben und mit Dörfern, die ohne Verbindung unter einander sind, der kann Savoyen in Paris wiederfinden, mit Ausnahme der Berge. Es herrscht hier dieselbe topographische Eintheilung; hier wohnen die aus Moutiers, dort die aus Saint-Jean-de-Maurienne, weiter die von Sallanche — immer Viertelsweis eine Gemeinde. Sie vermischen sich nicht unter einander: jede Gemeinde hat ihre Gränzen, die sie nicht überschreitet und nicht überschreiten läßt. Das ist ihr Territorium, ihr Erbe; von hier aus ladet sie unaufhörlich durch Rath und lebendiges Beispiel ihres Gedeihens die jungen unternehmenden Landsleute ein, zu kommen und den Gewinn zu theilen. Dieser Besitz datirt von lange her, aber es ist keine Nöthigung vorhanden, Titel desselben beizubringen und geltend zu machen. Durch sichere Hypothek ist er begründet: die Alten übermachen ihn den neu Ankommenden, welche ihn wiederum auf ihren Nachfolger übertragen, ohne daß irgend Einem von ihnen einfiele, ihn streitig zu machen. So bildet jede Gemeinde eine Kolonie; so hat jede Kolonie ihr Stadtviertel. Die Verbindung erstreckt sich nicht darüber hinaus. Gemeinde und Gemeinde stehen in keiner weiteren Beziehung, in keiner Verbrüderung; sie könnten, trotz ihrer Aehnlichkeit unter einander, für eben so viel fremde Stämme gelten. Dagegen ist unter den Gliedern einer und derselben Gemeinde, Brüdern, Verwandten, Freunden, die Verbindung sehr fest und innig. Fern und getrennt von ihren Familien wissen sie wohl, daß sie nur an dieser Vereinigung ihren Anhalt haben gegen die Wechselfälle und die Unsicherheit des Erwerbes. Gewöhnlich treten ihrer drei oder vier zusammen und miethen ein Zimmer, das sie reinlich möbliren und wo sie auf gemeinschaftliche Kosten leben. Am Sonntag oder auch wohl am Feierabend eines sauern Tages versammelt sich die Gemeinde bei dem Aeltesten oder einem anderen Mitgliede, welches am geräumigsten wohnt; da ergießen sich denn die Gespräche über das Vaterland, über die Geschäfte, über die Interessen Aller und jedes Einzelnen; die Jüngsten hören Rath, die Erfahrensten geben Lehren der Klugheit; man theilt sich mit, was Jeglicher an Beobachtungen auf seinem Wege gewonnen und gesammelt hat. Diese Bemerkungen, diese Reflexionen sind bisweilen ungemein schlagend und verständig. So haben sie unter Anderem den Verfall und das Herunterkommen gewisser Stadtviertel seit dem Juli 1830 und das Zuströmen der kommerziellen Bewegung oder des Reichthums nach anderen hin, die vorher minder vom Glücke begünstigt waren, eine Veränderung des Niveaus in den materiellen Kräften der Bevölkerung, bemerkt.

Sobald einer von ihnen erkrankt, nehmen sich die Anderen seiner wie eines Familiengliedes an; der verwendet sich um eine Stelle im Hospital, ein zweiter schafft ihn hin: alle machen eine Kollekte, die nöthigsten Bedürfnisse zu decken, jeder hat seinen Tag, wo er den Kranken besucht und ihm Trost zuspricht, so daß es ihm während der ganzen Dauer seiner Krankheit durchaus an Nichts fehlt.

Die Unternehmendsten in der Kolonie waren sogar schon mit einem Vereinigungsplan sämmtlicher Savoyischen Gemeinden, wie sie in Paris repräsentirt sind, umgegangen. Es war im Werke, eine Hülfskasse zu gründen und einen großen sicheren Mittelpunkt zu Schutz und Schirm für die Menge isolirt stehender Arbeiter. Der Vortheil, den jeder Einzelne hieraus ziehen konnte, war so groß, und die Last für das Ganze im Verhältniß sehr mäßig. Allein diese einfachen Menschen, gewöhnt, ihren Lebens-Unterhalt durch mühselige Arbeit zu erwerben, erkannten gar bald, daß eine Verbrüderung der Art nur zu leicht den Faulen oder Ungeschickten einen Vorschub geben würde, und der Plan wurde einstimmig verworfen; denn die kostbare Maxime unserer Staatsmänner ist auch die Religion der Savoyarden: „Jeder für sich und Gott für Alle."

Bei ernstlichen Vorfällen indessen stellt sich dies Verhältniß ganz anders. Dieselben Menschen, die nicht gemeine Sache zur Unterstützung der Untüchtigen und Arbeitslosen machen mögen, vereinigen sich sogleich, wenn es gilt, einen Schuldigen aus ihrer Gesellschaft hinauszustoßen. Ihre Justiz ist rasch und streng; sie warten nicht, bis die Gerichte gesprochen haben. Wenn der Fall eintritt, was freilich äußerst selten kommt, daß einer aus ihrer Mitte das ihm bewiesene Vertrauen gemißbraucht, so steht sogleich die gesammte Körperschaft der Savoyarden wider ihn auf. Er mag sich verstecken, wo er will, von Quartier zu Quartier wird er verfolgt, entdeckt, ohne Aufsehen, aber auch ohne Erbarmen nach irgend einer Savoyarden-Behausung unweit des Thores geschleppt und dort derb abgestraft, auf dieselbe Weise, wie in den Regimentern die Marodeurs, die man auf frischer That ertappt. Und dies ist nur die Einleitung, nach der „Sehlague" folgt dann die Verbannung. Die Vollstrecker dieses Gerechtigkeits-Aktes begleiten den Delinquenten bis zum ersten Gränzstein, voll Schaam muß er ihn küssen, Paris den Rücken kehren und sein Bündel auf die Schultern nehmen; er ist weg, er ist verbannt. Weh' ihm, wenn er es wagen sollte, wiederzukommen.

In der Regel verlassen die Savoyarden ihre Heimath in dem Alter von funfzehn oder sechzehn Jahren. Die Auswanderung beginnt gegen Ende des Oktobers, wenn die Feld-Arbeiten beendet sind. Die nach Paris wollen, vereinigen sich unter der Führung eines Messager, der sie für funfzig Franken den Mann, unterweges freihält, bis Chambéry. Die sich aufs sparsamste einrichten wollen, reisen Zwei und Zwei zusammen, mit einem Empfehlungs-Schreiben, oft auch mit einem Kredit-Brief an irgend einen in der Hauptstadt ansässigen Emigranten versehen, marschiren Tag und Nacht und geben auf einer Route von zweihundert Lieues kaum dreißig Franken aus.

Die gewöhnliche Zeitdauer des Aufenthalts der Emigranten in Paris ist zehn bis zwölf Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit ist ihr Glück gemacht. Tag für Tag haben sie gesammelt, Sou für Sou zusammengescharrt, bis ein Kapital zusammengebracht ist, das sie zum Gegenstand des Neides und der Bewunderung ihrer Nachbarn machen muß. Der tägliche Gewinn hängt größtentheils von der Thätigkeit und Geschicklichkeit jedes Einzelnen ab, aber alle Geschäfte sind nicht gleich einträglich. Der Hausknecht oder Comtoirdiener hat ein bestimmtes Einkommen, eine Einnahme, die nicht wechselt, wo Feiertage und Arbeitstage auf gleiche Weise mitzählen; er steht am meisten mit der vornehmeren Welt in Verbindung und kann seine Gunst, seinen Schutz verschenken oder verkaufen. Er ist die bedeutendste Person unter den Eingewanderten, aber durchaus nicht die, welcher der meiste Gewinn zufällt. Tausend Franken jährlich und eine Kleidung; es gehört eine große, sorgsame Sparsamkeit dazu, so viel davon zu erübrigen, um ein Gut in Faucigny kaufen zu können.

Wir müssen tiefer hinuntersteigen, wenn wir lernen wollen, was der Geist der Ordnung vermag, die Arbeit einträglich zu machen. Ein bestimmter Kaufmann ist der Angelpunkt ihres Ehrgeizes — da bleiben sie sich vor Allem um eine Commissionair-Boten-Stelle — dies ist das klassische Gewerbe dieser Schatzsammler. Es erfordert keine besondere Fürsprache, keinen ersten Fond: eine Trage und kräftige Arme, das ist hier das Kapital; eine Erlaubniß von der Polizei das Patent; die erste unbesetzte Straßenecke das Etablissement. Diese Industrie in Wind und Wetter, wirft täglich im Durchschnitt fünf bis sechs Franken ab, jährlich 1800 bis 2000. Das ist die Gesammt-Einnahme; auf die jährlichen Ausgaben für Wohnung, Unterhalt, Bekleidung, und Trinkgelder unter der Gestalt von Gläsern Wein, die sie nach altem Herkommen an die Bedienten und Portiers abgeben müssen, rechnen sie nicht mehr als 600 Franken. Einzelne unter ihnen gönnen sich kaum Speis und Trank; zur äußersten Enthaltsamkeit sich gewöhnend, bringen sie es dahin, daß ihnen alle Entbehrungen leicht werden. In der Regel bringen sie ihre jährlichen Ersparnisse 1000 bis 1200 Franken.

In den ersten Jahren der Auswanderung waren sie um Sicherung und Sicherung ihrer Ersparnisse sehr verlegen. Der Schatz, täglich nachgezählt und vermehrt, lag wohlverpackt in irgend einem verborgenen Winkel des Dachstübchens, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Ankunft eines reich gewordenen Kameraden ihnen die Gelegenheit bot, ihr Geld nach Savoyen zu spediren. Einzelne sandten sie auch per Jahr ab, und Paris expedirte so jährlich mehr als 300,000 Franken. Die Aeltern, sobald sie die Fonds erhalten, verwandten sie zum Ankauf eines Hauses oder eines kleinen Landgute. Diejenigen unter diesen Fremdlingen, die es schon bis zu Kapitalisten gebracht, haben einen besseren Vortheil aus ihrem Kapital zu ziehen gelernt. Größtentheils bringen sie es gegenwärtig auf die Sparkassen. Manche kaufen auch Staats-Papiere, oder wagen es sogar, in fremden Papieren zu spekuliren — ihr neuester Fortschritt in der Civilisation. Indessen haben die Unglücksfälle, von denen in Folge dieser Speculationen mehrere unter ihnen betroffen worden, die fernere Lust an dieser Art des Erwerbs ihnen so ziemlich verleidet.

Wenn sie endlich das Alter erreicht haben, sich einen eigenen Heerd zu gründen zu können, so erheben sie das Kapital, welches sie mit größter Beharrlichkeit zusammengescharrt, ihre 15 bis 20,000 Franken, der Lohn ihres sauren Schweißes, ihrer zwölfjährigen Plage. Die sich am Ziel ihres Ehrgeizes sehen, kehren nach Savoyen zurück, heirathen eine Erbtochter, verdoppeln auf diese Weise ihr Vermögen, kaufen Aecker oder Weiden, leben als große Pächter, ziehen Vieh auf zum Verkauf an unsere Gränzen und setzen Kinder in die Welt, die sie dann früh im Jünglings-Alter, wie es mit ihnen geschehen, nach Paris schicken dort ihr Glück zu machen. Die Geschicktesten von ihnen bleiben in Paris, und etabliren sich als Kaufleute oder Handwerker, um die Fahnen herum; hier miethen sie einen kleinen finstern Laden, wo sie dem allerhand Schnittwaaren, grobes Tuch und groben Sammet feil haben. Ihre Kundschaft ist sogleich vorhanden; die ganze Gemeinde der Savoyarden kauft ihre Kleider und oft auch die Wäsche von ihnen. Man hat Beispiele, daß sich welche auf diese Weise in zehn Jahren ein Vermögen von 50, bis 60,000 Franken erworben haben. Unter Anderen kannte einer von ihnen, der in diesem Detailhandel so reich geworden, weder lesen noch schreiben, verstand aber nichts deste weniger sein Geschäft vortrefflich; er besaß ein erstaunenswürdiges Gedächtniß, so daß er Alles im Kopf ausrechnete und alle seine Zahlen und Summen auswendig wußte. Alle bringen es freilich nicht so weit, aber vorwärts kommen sie Alle und Alle ans Ziel; sie gehen Schritt vor Schritt, und nicht eher weiter als bis sie sicher stehen, rechnen nie auf einen glücklichen Zufall, und leben immer sparsam, der Verdienst sei so groß, als er wolle. (Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

Au dela du Rhin. — Von Leberminier. 2 Bde.
La femme à la mode. — Von Mme. Eugenie Foa.
La fille du porteur d'eau. — Von Alfr. Grué. 4 Bde. 12 Fr.
La fleuriste. — Von E. L. Guerin. 2 Bde. 15 Fr.
L'homme des ruines. — Von T. Dinecourt. Zweite vermehrte Auflage. 4 Bde. 12 Fr.
Linfame. Roman historique. — Von A. H.
Neuf jour d'hymen, ou la cour en 1610. 2 Bde.
Le sceptique moderne, montrant le revers des choses. 5 Fr.
Souvenirs d'une vieille femme. — Von Mme. Sophie Gay. 4 Fr.

England.

Das Weib, wie es — nicht seyn sollte.

Du weißt recht gut, mein lieber Sterne*), welche genialische Affekte der Schöpfer dem Weibe zugetheilt, und welche Gewalt er ihr gegeben hat, um gleiche Affekte bei Anderen zu erwecken. Du weißt, was an dem Herzen des Menschen ehrwürdig und liebenswürdig ist, und

*) Unsere Leser bedürfen wohl nicht erst der Erinnerung, daß hier Jorick, der Verfasser der „empfindsamen Reise", apostrophirt ist.

seinen kindlichsten Handlungen, in seinen kleinsten Tugenden, in seinen geringsten Reizen, im Schlafe und sogar im Stillschweigen. Es sind ja lauter Dinge, die Du selbst wunderschön beschrieben hast. Ich weiß auch, welche subtile, zarte, unwiderstehliche Elektrizität sich uns mittheilt, unsere Pulse schlagen läßt, eine sanfte Wärme über unseren ganzen Organismus verbreitet; ich weiß, wie sehr jene plumpen Doktoren sich täuschen, die solche Regungen als rein sinnlich beschreiben; ich verkenne nicht die geheime Sympathie, die uns an irgend ein unbekanntes weibliches Wesen fesselt, welches der Zufall uns erscheinen läßt, ein Phantom, das wieder verschwindet. Ich habe, wie Du, den Werth einer gleichgültigen Geberde, eines vorübergehenden Blickes, einer Modulation der weiblichen Stimme ergründet; ich habe, wie Du, diese geistige und moralische Elektrizität studirt, allen Abschattungen des magnetischen Lebens der Frauen nachgeforscht und in der Unschuld meines Herzens, in der Reinheit meiner Sinne gesehen, „wie viele Tropfen Honig Gott in unseren Leidensbecher mischt."

Das naive Weib ist bewundernswürdig, wenn es dabei sein Geschlecht nicht verleugnet. Ich begreife, lieber Sterne, die Ursache, warum Du, ohne etwas Böses zu denken, eine ganze Stunde bei Deiner jungen Kaufmannsfrau zugebracht hast, deren weiße Hand das Paar Handschuhe, welches Du bei ihr gekauft, Dir zitternd zwischen die Finger gleiten ließ. Dann kommt der Herr Gemahl zurück: die Frau erröthet; sie schlüpft hinter den Schreibtisch, und ich begreife nun die Menge halb unschuldiger, halb strafbarer Empfindungen, die in ihrem Innern sich regen. Etwas Röthe auf den Wangen, ein leichtes Beben der Hand — welchen Stoff zum Philosophiren hat der Kauf dieser Handschuhe Dir gegeben! Und Dein Bürgerschätzchen, Deine Aebtissin, Deine Wittwe Wieman, kurz, Deine ganze Frauen-Gallerie: ich liebe sie Alle, weil sie ihrer Natur getreu geblieben sind, weil sie ihren natürlichen Zauber, ihre angeborene Koketterie nicht verloren haben. Aber, komm' zu mir, Sterne! Ich kann Dir etwas Seltsames zeigen, und Du wirst mir dann sagen, was Deine Weiber-Philosophie davon denkt.

Schau' doch einmal in jenem großen Gebäude, das man die Pariser Börse nennt, jene Schaar menschlicher Wesen ohne Bart, die da heulen, schreien, peroriren, das Steigen und Fallen der Course notiren. Es sind Frauen; trügen sie nicht bauschige Aermel und wahre Reifröcke, so würdest Du davon wenig ahnen. Siehst Du, wie sie in die Galerieen eindringen und einander Stöße und Scheltworte geben, das Auge funkelnd von Habgier, den Mund verzerrt von der Furcht, unglücklich spekulirt zu haben? Ihr Geschrei ist gellend; sie stören die öffentliche Ruhe; das benachbarte Tribunal kann die grelle Stimme der Advokaten nicht mehr hören. Man muß sie wegtreiben, wie eine Schaar von Elstern, die ein Korn-Magazin plündern wollen. Sie weichen nur der Gewalt. Huissiers und Munizipal-Garden sprengen das schreiende Bataillon endlich mit großer Mühe aus einander.

Was wirst Du von diesen Frauen des neunzehnten Jahrhunderts sagen, mein guter Sterne? Ist sie verliebt, die Quelle Deiner halb verliebten, halb moralischen Empfindungen? Was, ich beschwöre Dich, willst Du aus diesen Frauen machen? Doch warte; ich will Dir noch Andere zeigen.

Gehe ins Unterhaus in London. Hast Du da*) eine Unzahl kleiner düsterer Korridore zurückgelegt, so findest Du drei oder vier ziemlich schmutzige Bänkchen, die in einer Art von Taubenschlag stehen, über welchem eine gläserne Kuppel sich wölbt. Lehnt man sich nun über ein kleines eisernes Geländer, so gewahrt man zu seinen Füßen die ehrenwerthen Mitglieder der Versammlung in Gruppen, theils liegend, theils stehend, wie sie gestikuliren, peroriren, einander bedrohen und insultiren, oder die Hände reichen. Kommst Du ein wenig später, so findest Du die Plätze — von Frauen eingenommen! Sie verweilen hier, so lange die Sitzung dauert; sie ersticken in dieser ungesunden Atmosphäre von fünf Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens; sie zucken die Achseln und zischen verächtlich, sobald ein Anderer als M. M. das Wort nimmt. Es sind Frauen, die sich in politische Intriguen mischen; Wittwen von Stande, die nicht zugeben wollen, daß die Reform-Bill durchgehe; junge intrigante Damen, die sich davon überzeugen wollen, ob ihre am Morgen gesponnenen Komplotte glücklich gediehen, ob irgend ein Mitglied, das sie retrutirt haben, ihnen treu ist, ob jeder Soldat an seinem Posten bleibt.

Diese Frauen haben ein abgezehrtes Gesicht, ein erstorbenes Auge, eine unstäte Pupille. Die zärtlichen Regungen verdorren in diesen Herzen, die weder weiblich noch männlich sind. Sie fühlen nichts als Ehrgeiz, Gewinnsucht, brennenden Haß, verzehrenden Neid; kennen nichts als diplomatische Ränke, politische Spitzbübereien. Gott bewahre meinen Sohn und meinen Freund vor solch' einem Weibe! Wie sind sie bleich und abgewelkt, diese Kreaturen, wenn sie Morgens um Ein Uhr zu Hause erscheinen, nachdem sie die Hand des Präsidenten gedrückt und dem Sieger auf der Rednerbühne zugelächelt haben!

Unsere Gallerie ist noch nicht zu Ende: diese Zwitter-Geschöpfe von Mann und Weib, welche die Laster des einen Geschlechts mit den Schwächen des anderen vereinigen, zerfallen in unzählige Unter-Abtheilungen. Geh' nur in einen Gerichts-Saal; unter allen diesen spitzen, knöchernen, mit runzligem Pergament überzogenen Gesichtern wirst Du auch Frauen finden. Wenn die Frau an ein Laster sich schmiegt, so ist sie demselben inbrünstiger zugethan, als das männliche Geschlecht. Eine Frau, die schikanirt, wiegt zehn rabulistische Advokaten auf. Manche verjüngt ihr Alter im Stande der Prozeß-Akten, und ihr Geist hat eben so an Kniffen gewonnen, als ihr Gesicht an Runzeln.

Wenden wir uns jetzt zu der Spielerin, die mit erloschenem Auge, mit mattem Blick, das Haupt unbeweglich, wie eine Medusa, zwölf Stunden hinter einander an dem verhängnißvollen Tische sitzt, während ihre ganze Seele an dem Haufen von Goldstücken klebt, der bald größer, bald kleiner wird. Es giebt keine Stadt in Europa, wo man nicht Beispiele von weiblicher Spielwuth fände, aber an Bade-Orten zeigt sich dieses Ungeheuer in seiner ganzen gräßlichen Gestalt. Gehe nach Baden-Baden in Ehabert's Etablissement. Hast Du die Schönheit der Gegend, die Eleganz der Gemächer, die drollige Mannigfaltigkeit der Physiognomieen bewundert: so tritt auch einmal in den Saal der Roulette: da wirst Du seine Damen vor dem grünen Teppich an der Seite eines Schwindlers oder Gauners sitzen sehen.

Es war ein Sonntag, ich werde es nie vergessen, als mehr denn zwanzig Damen von vornehmem Aeußeren und elegantem Anzug mit wahrem Heldenmuthe den Glückswechseln auf Schwarz und Roth zuschauten. In der einen Hand hielten sie ihre kleine Harke, und in der anderen die Karten, auf welchen sie die Wechsel des Spiels mit Nadeln bezeichneten. Die Eine, ein außerordentlich hübsches Weib, mochte etwa 25 Jahre zählen; sie trug ein schlichtes seidenes Häubchen mit einem Schleier aus Gaze und ein seidenes Kleid ohne Spitzen. Ihr ganzes Aeußere war einfach und bescheiden. Ich hatte ein Auge auf sie, so lang ich in Baden verweilte.

Am Morgen, am Mittage und Abend, immer war sie an der nämlichen Stelle, ohne sich die geringste Zerstreuung zu gönnen. Sie legte ihre Fünffrankenstücke auf die gewählte Farbe, zog sie zuweilen mit der hölzernen Handhabe zurück und wendete kaum einmal das Gesicht ab, um ihren Mann anzusehen, einen verdienstvollen Beamten, der nicht eben die Miene hatte, als ob die Spielwuth seiner Frau ihm mißfiele. Am Ende des Tages waren alle Muskeln dieses jungen und frischen Gesichtes angespannt und wie versteinert. War diese junge Frau vielleicht Mutter?

Ein anderes Weib, eine Engländerin von Geburt, rivalisirte mit ihr: diese war hoch in den Jahren. Noch nie habe ich Alter und Stand einer Person so scheußlich entwürdigt gesehen. Die Epoche alter Ansprüche, aller Huldigungen war für sie vorüber: auch verhehlte sie keine dieser Empfindungen. Ihre runzlige Hand zitterte vor Ungeduld, bis zu dem Augenblick, wo sie den Gewinn einstreichen konnte; Todesschweiß glänzte auf ihrer Stirn, und dennoch blieb diese Unglückliche an den grünen Tisch gefesselt, wie Prometheus an seinen Felsen.

Die letzterwähnte schreckliche Eigenschaft kann aber noch als eine Krankheit passiren; sie würgt das Leben, sie saugt das Blut aus, sie zerstört das Glück; sie trägt ihre Strafe in sich selbst. Allein was soll man erst von den jungen und alten politischen Ränkeschmiederinnen denken, die nach Kredit und Macht haschen, mit ihrer beschränkten Einsicht in die größten Interessen hineinpfuschen und über die Schicksale der Nationen entscheiden wollen.

In den Interessen des häuslichen Lebens ist die Frau geiziger, engherziger, minder großmüthig, als der Mann, weil sie von Natur furchtsamer ist. Dieser Fehler kann aber in Sachen der Haushaltung zu einer guten Eigenschaft werden. Der Mann gewinnt und bringt durch; das Weib ökonomisirt und ordnet an; ihr praktischer Scharfblick erstreckt sich über alle Details; sie verstopft tausend fast unmerkliche Oeffnungen, durch die das Geld hinauerollen könnte, während der Eheherr in tiefsinnige Spekulationen sich vergräbt. Aber man denke sich nun dieselbe im häuslichen Kreise so rühmliche Eigenschaft in's öffentliche Leben übertragen, und sie wird erbärmlich zusammenschrumpfen; man wird nichts mehr sehen, als die kleinlichste Habgier und die gehässigste Persönlichkeit.

Welcher Tugend ist das Weib nicht fähig, wenn sie ihrem Berufe treu bleibt? Wie tief erniedrigt sie sich, wenn sie heraustritt! Heldenmuth, Hingebung, Seelengröße, Talent, unermeßlicher Einfluß: Alles gehört den Frauen an. Selbst ihre Leidenschaften, gedämpft durch die Atmosphäre des häuslichen Lebens, aufgewogen durch ihre mütterlichen Pflichten und jenen bewundernswerthen Instinkt von Wohlthätigkeit und Sympathie, der ihnen eigenthümlich; ihre anmuthsvollen Launen und ihre Schwächen, die so oft aus ihren Tugenden entstehen: Alles erhält einen eigenthümlichen Zauber, wenn ihre Familie sie umgiebt, wenn die Huldigungen eines Salons sie umfangen. Aber wehe über die Frau, die den Kampfplatz der wilden Leidenschaften, der männlichen Begierden betritt, und dem anderen Geschlechte entlehnt, was es Schlimmstes hat, ohne das Herrliche an ihrem eigenen Geschlechte zu bewahren! Ihre Schwäche wird Verrätherei, ihre Feinheit Spitzbüberei, ihre Erregbarkeit zum bitzigen Fieber, ihr Eifer zum abscheulichen Fanatismus werden.

So kenne ich eine Frau, deren Geist kaum ausreichen würde, um eine Pension für Mädchen zu dirigiren. Sie hält ein bureau d'intrigues; sie spricht Dir von den Hoffnungen Holland's, von den Plänen, die man in Kabira schmiedet; sie wird, wenn Du es verlangst, die Armee des Pascha's von Aegypten zählen. Ein junger Secretair bei der Britischen Gesandtschaft in Griechenland schreibt ihr jede Woche seinen diplomatischen Brief. Ein Brief von ihrer eigenen Hand revolutirt ein ganzes Ministerium; sie ist der weibliche Talleyrand.

Und Alles, was sie Großes thut, bewerkstelligt sie ohne scheinbare Mühe, mit eben so viel Leichtigkeit und Gewandtheit, wie eine Frau, die sich den Hof machen läßt, in Gegenwart ihres betrogenen Mannes ein billet doux empfängt. Sie walzt, sie tanzt Galoppaden, kaum berührt ihr Fuß den Boden. Sie macht jeden Contretanz mit, und man glaubt sie diesem Vergnügen ganz hingegeben, das ihre Leidenschaft zu fern scheint. Weit gefehlt! Während die Violine den Tanz einleitet, ertheilt sie diplomatische Noten. Du glaubst, sie sey eben auf nichts Anderes bedacht, als eine Apfelsine zu schälen? Bewahre, sie horcht, sie sondirt, sie hat drei halblaute Worte im Vorbeigehen aufgefangen, welche die geheimsten Pläne des geheimen Kongresses kund thun. Georg IV., ein Mann von Geist, durchschaute sie wohl, als ihre feine Nase und ihre Diamanten auf dem schwarzen Sammtkleide zum ersten Mal an seinem Hofe schimmerten. „Vergesehen, meine Herren Staatsminister," rief er aus.

So oft ich von Prozeß-Krämerinnen, von Querulantinnen vor Ge-

*) Nämlich in dem jetzt vom Feuer verzehrten Hause.

richt, von parlamentarischen und diplomatischen Damen höre, denke ich mir sie alt und bäßlich wie die Erbsünde. Beherzigt dies, meine schönen Landesmänninnen! Eine Frau, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten oder Intriguen befaßt, erhält auch nothwendig einen unsteten Blick, einen unsicheren Gang, hohle Augen, blasse Lippen, einen zusammengekniffenen Mund, weitgeöffnete Nasenlöcher, eine runzliche Stirn, schiefe Taille und kreischende Stimme. Gefällt euch dieses Ideal?

(Tait's Magazine.)

Rußland.

Die Bettler in St. Petersburg.*)

Wer einem Bettler Almosen giebt, von dem sollen das erste Mal 5, und das zweite Mal 10 Rubel Strafe beigetrieben werden.**)
Ukas Peter's des Großen.

Wenn man durch die Straßen geht, gewahrt man eine Menge von Wohlthätigkeits-Anstalten aller Art .... und zu gleicher Zeit an den Trottoirs eine Masse von Bettlern, taube, blinde, stumme, Menschen ohne Arme und Beine, und Mißgeburten — die Hände mit flehenden Bitten um Almosen ausstreckend: „Habt Erbarmen, vergeßt uns Sünder nicht" .....

Ja wohl, Sünder! .. denn schon seit einiger Zeit ist die Bettelei zum Gewerbe und der Bettler zum Schauspieler geworden, der im gehörigen Kostüm seine Rolle meisterhaft spielt. Den Gewinn dieses steuerfreien Gewerbes zahlt die mißverstandene Menschenliebe.

Früher nannte man Bettler einen unglücklichen Menschen, dem es an Nahrung, Wohnung und Kleidung fehlte. Jetzt bewohnt der Bettler ein gutes Quartier auf dem Peskach, am Newskischen Kloster oder an der Triumphpforte. Er trinkt seinen Thee und die Bettlerin ihren Kaffee; Beide haben ein warmes Zimmer, ein weiches Bett und ein hinreichendes Abendbrod — zum Mittagessen fehlt ihnen die Zeit. Sie bilden verschiedene Abtheilungen; zur größten gehören die Blinden, und zwar weil diese die beste Einnahme haben. Man bemerke aber nur, wie sie niemals einen Bauern ansprechen, sondern wohlgekleidete Leute. Offizieren, auch solchen, die keine Sporen tragen und sich durch nichts von anderen Staats-Beamten auszeichnen, gehen sie aus dem Wege. Nie haben sie einen Führer, sie gehen schneller als wir Sehenden und wissen meisterhaft über die Straßen zu eilen, wenn sie von fern den Bettelvogt erkennen. Sie müssen erstaunlich feine Geruchs-Organe besitzen.

Die Stummen bilden die zweite Abtheilung; sie besteht nur aus Männern. Die weiblichen Bettler können sich freiwillig nicht dazu entschließen, dem erquickenden Genuß des Schwatzens zu entsagen. Das weibliche Geschlecht bleibt immer dasselbe — im Putz oder in Lumpen — zum Schweigen bringt man es nicht. Der Gewinn, den der Stumme hat, kann mit dem des Blinden nicht verglichen werden. Dafür hat er aber auch leichteres Spiel; er kann mit den Augen sprechen. Vor einiger Zeit ging ich die Newskische Perspektive entlang, mit einem Freunde aus Moskau, wo die Bettler noch Bettler sind. Wir stießen auf einen Stummen, der meinen Freund am Mantelkragen zog und ihn mit allen möglichen Zeichen um ein Almosen bat. Mein Gefährte zog einen Rubel aus der Tasche und sagte, als er bemerkte, daß ich die Lippen zusammenkniff: „Der arme Mensch! wüßte ich, daß er Familie hätte, so würde ich ihm eine Banknote und keinen Rubel geben ...." — „Ich habe einen alten Vater, eine leibliche Mutter und fünf Kinder!" rief plötzlich der Bettler in vollem Entzücken aus. — Ich lachte laut auf; mein Moskowiter steckte den Rubel in die Tasche und entfernte sich; der stumme Bettler sandte mir aus voller Kehle Schimpfreden nach, daß ich ihn um seinen Gewinn gebracht.

Zur dritten Klasse der bettelnden Taschenspieler gehören Knaben und Mädchen von 9 bis 12 Jahren; ihr Aufenthalt ist bei der katholischen Kirche und an der Kasan'schen Brücke. Sie bitten nicht um Almosen, sondern greifen dreist nach Frack, Ueberrock und Mantelkragen, verfolgen ihre Beute mit unerträglichem Gewinsel und Gebeul, und werden so lästig, daß man ihnen nothgedrungen ein Stück Geld opfern muß. Dieses wird sogleich beim nächsten Obstweibe vernascht; — dabei kommt es oft zu blutigen Händeln und Verstümmelungen, aus welchen letzteren sie sich aber nichts machen, weil sie ihnen zu einer sicherern Einnahme verhelfen.

Die weiblichen Bettler treiben sich mit kleinen Kindern umher, denen sie am Tage nichts zu essen geben, um sie zum Weinen und Schreien und dadurch die Vorübergehenden zu größerer Theilnahme zu bewegen. Eine tägliche Einnahme von fünf Rubeln nennen sie eine schlechte.

Alle diese Bettler sind Straßen-Bettler. Nun giebt es aber noch solche, die in den Höfen betteln: es sind Skalden, die in unbekannter Sprache unverständliche Gedichte (mithin romantische) absingen. Auf den Straßen ist das Singen verboten, darum suchen sie die Höfe auf. Sie sind in beständigem Kriege mit den Thürhütern und mit den Hunden. Stimmen sie ihren verzweifelten Gesang an, so möchte man seine ganze Börse hingeben, um dem unentgeltlichen Konzert ein Ende zu machen, und ist daher froh, sie mit einem kleinen, aus dem Fenster geworfenen Geldstück loszuwerden.

Ueber alle diese Bettler aber erhebt sich die Zunft der Stuben-Bettler, eine reinlichere, erträglichere und anständigere Zunft. Zu ihr gehören Matronen und alte Weiber, die Karten legen und die man mit Schaudemünze nicht gut abfertigen kann. Dann giebt es in dieser Zunft auch literarische Bettler. Man ist z. B. beschäftigt und hat befohlen, Niemanden zuzulassen. Plötzlich tritt der Kammerdiener ein und berichtet, daß im Vorzimmer ein Mann sitze, der wegen einer wichtigen Sache eine Unterredung wünsche. Man tritt hinaus; ein Mann in einem schmutzigen Ueberrock und eine Reisemütze in der Hand, beugt sich mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen mein Buch zuzueignen. Zum Druck fehlen mir nur 50 Rubel; — Ihr Name geht zur Unsterblichkeit über." Versucht man es, in's Kabinet zurückzukehren, so ist der Literatus hinterher — man kann sich nur durch Banknoten retten und gebe sie, je schneller, je lieber. Nun geht der Herr zum Nachbar (wenn er reich ist) und widmet ihm sein Buch — so wird das ganze Haus durchwandert und überall dedicirt. Es läßt sich übrigens über die bettelnden Literaten so viel Interessantes sagen, daß ihnen ein besonderer Artikel geweiht werden soll. (C. H.)

*) Vgl. als Seitenstück den Artikel „die Bettler in Paris" in Nr. 127 des „Magazins" von d. J.

**) Dieses sind Silber-Rubel. Nach dem damaligen Geldwerth war die Strafe mithin nicht unbedeutend.

Bibliographie.

Klein-Russische Lieder von G. Grebenki.

Mannigfaltiges.

— Besteuerung, Consumtion und Production von Paris. Das Seine-Departement verhält sich zu dem ganzen Französischen Reiche, wie 1 zu 34; allein es muß nach der, den gesetzgebenden Kammern von dem Finanz-Minister vorgelegten Vertheilung aller Steuern das Seine-Departement bezahlen: zu der Grundsteuer den 22sten Theil, zur Personalsteuer den 10ten Theil, zur Thür- und Fenstersteuer den 9ten Theil und zur Patentsteuer den 5ten Theil. Die wirkliche Einnahme im ganzen Frankreich belief sich im Jahre 1832 auf 971,317,109 Franken; zu dieser Summe hat das Seine-Departement 88,740,815 Fr beitragen müssen, das ist noch mehr als der 11te Theil des Ganzen. Nach diesem Verhältnisse also muß, während jeder Bewohner aller anderen Departements im Durchschnitte 27 Franken 90 Centimes bezahlt, der Bewohner des Seine-Departements 94 Franken 29 Centimes bezahlen. — Jährlich verschaffen die Bedürfnisse von Paris den Produzenten einen Absatz von 800,000 Hektoliter Wein, 500,000 Hektoliter Branntwein, 20,000 Hektoliter Eider, 8000 Hektoliter Olivenöl, 60,000 Hektoliter andere Oele, 1,200,000 Kilogramme Fleisch nach der Hand verkauft und 40,000 Kilogramme desgleichen abgehauenes und abfälliges; 75,000 Ochsen, 8000 Kühe, 76,000 Kälber, 80,000 Schweine und 70,000 Schafe; mehr als für acht Millionen Franken Geflügel und Wildpret, für vier Millionen Seefische, für 600,000 Franken Flußfische, für 13 bis 15 Millionen Butter und Eier, für 1½ Millionen Käse und für 1 Million Austern. Es werden jährlich verbraucht 110,000 Stère Brennholz, 4 Millionen Reißbündel, 180,000 Hektoliter Kohlen und 75,000 Säcke Mehl. Wir sprechen hier nicht von Bau-Materialien, nicht von seidenen, baumwollenen, leinenen und wollenen Waaren, nicht von Hanf, Leder, Häuten und Fellen, auch nicht von gläsernen und metallenen Geschirren u. s. w. Paris entrichtet der Industrie des Landbaues einen jährlichen Tribut von 400 Millionen Franken. Im Jahr 1829 betrug der Werth der von ganz Frankreich in's Ausland versandten Waaren 750 Millionen Franken, wozu Paris allein für beinahe 48 Millionen Franken geliefert. Aus der Vergleichungs-Tabelle, welche der Moniteur enthält, geht hervor, daß die Ausfuhr der Pariser Waaren in den ersten Semestern der Jahre 1828, 29, 30, 31, 32 und 33 im Durchschnitt einen Werth von 32,329,720 Franken gehabt hat, was die ganzjährige Ausfuhr auf mindestens 50 Millionen feststellt. Paris erhält jährlich für 227 Millionen rohe Produkte und verarbeitet dieselben zu einem Werthe von 310 Millionen. (J. d. C. U.)

— Zauberer und Hexen in Rußland. Als im Jahre 1023 in der Stadt Susdal eine Hungersnoth herrschte, schrieb man dieselbe einer gefährlichen Zauberei zu und tödtete auf unbarmherzige Weise einige alte Weiber, als angebliche Hexen. Der Großfürst Jaroslaw strafte die Anstifter dieses Todtschlages und ließ dem Volke bekannt machen, daß nicht die Macht der Zauberer, sondern die Macht Gottes die Menschen mit Hunger und Pest strafe, und daß man bei körperlichen Leiden nur die Gnade des Höchsten anrufen müsse. In Nowgorod wurden im Jahre 1227 im Hofe der Wohnung des Großfürsten vier vermeintliche Zauberer verbrannt, und im Jahre 1415 in Pskow, um bei der damals dort herrschenden Pest den Schutz des Himmels zu erwerben, zwölf vermeintliche Hexen. Nach dem großen Brande in Moskau im Jahre 1547 erklärten der Beichtvater des Zaars Johann und seine Anhänger, daß die Stadt in Folge von Zauberei gebrannt habe. Der aufgebrachte Zaar befahl, die Sache zu untersuchen. Die Bojaren befragten das Volk im Kreml, wer Moskau angezündet habe, und einige Stimmen antworteten: „Die Fürsten Glinsky! ihre Mutter, die Fürstin Anna, hat aus todten Körpern die Herzen genommen, sie in Wasser gelegt, und mit diesem durch die Stadt fahrend, die Straßen besprengt, dadurch entstand die Feuersbrunst!" Diese Fabel war von Verschwörern ersonnen und verbreitet worden und ward die Ursache der Ermordung eines leiblichen Onkels des Zaaren, der in einer Kirche vom Pöbel getödtet ward. Um diesen Hexen- und Zauberer-Glauben zu vertilgen, hielt der Großfürst Wladimir, allen Gewissenszwang verabscheuend, es für das zweckmäßigste, Schulen zu errichten, wobei er jedoch nicht umhin konnte, Zwangsmittel zu gebrauchen, um sie zu füllen, indem sogar Frauen von Stande ihre Kinder wie Todte betrachteten, wenn man sie in die Schule sandte, weil sie das Lesen und Schreiben für eine gefährliche Zauberei hielten. (B. A. Z.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Montag den 24. November 1834.

Schweiz.

Eine Chinesische Reise im vorigen Jahrhundert.

Mitgetheilt von dem Genfer Charles von Constant in seinem Tagebuche.

Vom 20. September 1779 bis zum 2. Februar 1782 war ich in Canton, und zwar im Dienste der Oesterreichisch-Indischen Compagnie, die Kaiser Joseph II. gestiftet hatte, um seine Staaten an den Vortheilen, deren er England genießen sah, einigen Antheil nehmen zu lassen. Diese Kaiserliche Compagnie, die sehr glänzend und mit großen Kapitalien angefangen hatte, erlitt widrige Schicksale, die sie bald nöthigten, von ihren Unternehmungen abzustehen. So sah ich mich im 20sten Lebensjahr wohl 6000 Lieues von Europa entfernt und fast ohne Hülfsquellen. Ich folgte dem Rath meiner Freunde, nach Europa zurückzukehren, und schiffte mich den 2. Februar 1782 auf einem Schiffe der Englischen Compagnie ein, dem „Contractor" unter Capitain Baldwin. Der Krieg, welcher 1778, als ich nach China reiste, begonnen hatte, dauerte noch fort. Er nöthigte die Englischen Schiffe, die damals bei Canton vor Anker lagen, gemeinschaftlich abzufahren, um einander gegenseitigen Schutz gewähren zu können.

Der „Contractor" ging mit drei anderen Fahrzeugen unter Segel, dem „Portland", der „Royale-Charlotte" und dem „Ponsborne". Außerdem stießen noch sieben Englische Schiffe zu uns, die von Canton nach den Häfen Indiens fuhren, um unsere Eskorte bis zum Austritt aus der Meerenge von Malacka zu benutzen, durch welche die Flotte passiren sollte, weil man gehört hatte, ein Geschwader Französischer und Holländischer Schiffe kreuze in der Sunda-Straße und wolle die Englischen Schiffe kapern, welche nach Europa zurückkehrten.

Ich war auf dem „Contractor", der gleich den anderen Schiffen schon drei Jahre zur See ging, ziemlich gut logirt. Die Schiffe waren nicht mit Kupfer beschlagen und segelten schlecht, besonders der „Contractor", welcher bald der Schiebkarren unserer Flotte genannt wurde. Er sowohl als die anderen drei Schiffe waren schlecht bemannt und ertrovi antirt. Die Mannschaft bestand zur Hälfte aus Europäischen Matrosen; die andere Hälfte bildeten Laskaren (Indische Matrosen), Malaien und einige Chinesen. Die Familie M. S., Mann, Frau, drei Kinder und zwei farbige Mägde, befanden sich am Bord des „Contractor"; außerdem mein Freund und Beschützer D. und ein in Pondicheri gefangen genommener Französischer Offizier.

Von günstigem Winde getrieben, kam unsere Flotte in wenigen Tagen zu dem Paß von Singapohr, am Eingang der Straße von Malacka. Hier ankerten wir, um auf den in dieser Gegend sehr zahlreichen Inseln Wasser einzunehmen. Ich begleitete den Offizier, der diesen Auftrag erhalten hatte. Meine Wißbegier wurde mir durch nichts verändert, obschon die unaufhörliche Abwechselung von Regengüssen und Sonnenglut sehr empfindlich wirkte.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den die herrlichen Wälder auf diesen Inseln, der Ueberfluß an schönen Früchten und die Pracht der mannigfaltigsten Vegetation auf mich machten. Der Banianenbaum bildet mit seiner Familie schon für sich allein einen Wald. Die Mannigfaltigkeit der Palmen, die jene Wälder wie ein Gürtel umziehen und wohl hundert Fuß über der Erde ihre Sonnenschirme ausspannen, ist nicht weniger bewundernswerth. Man sagt in Europa sprüchwörtlich: „Die Ruhe der Wälder", unter dem tropischen Himmel wäre dieses Sprüchwort sehr übel angebracht; denn hier giebt es in den Wäldern keinen geringeren Lärm, als in den volkreichsten Straßen von Paris oder London. Die Schaaren von Affen und Vögeln aller Art machen das seltsamste Getöse, das man sich nur denken kann, und Auge und Ohr sind auf das Angenehmste beschäftigt.

Die Flotte ging nach 24 Stunden wieder unter Segel, und traf möglichste Vorkehrungen für den Fall eines Angriffs. Am Morgen des dritten Tages entdeckten wir fünf Segel, die auf uns zukamen. Es waren keine großen Schiffe, allein sie schienen uns verdächtig. Die Flotte stellte sich in Schlachtordnung; die großen Fahrzeuge, von denen jedes 30 Kanonen führte, wurden in das Centrum placirt, die sieben anderen Schiffe bildeten den Vor- und Nachtrab. Bald überzeugten wir uns, daß die fünf fremden Schiffe dem Feinde angehörten; sie hatten nur Küsten-Fahrzeuge erwartet, mit denen sie leichtes Spiel gehabt hätten. Sie naheten mit großer Behutsamkeit, und als wir in Schußweite gekommen waren, feuerte man von beiden Seiten einige Kugeln ab, die Niemanden ein Leid zufügten. Nachdem der Feind unsere Linie überschritten hatte, machte er eine Schwenkung und folgte uns aus der Ferne. Wir segelten weiter, und am nächsten Morgen waren sie schon sehr weit hinter uns.

Um die Mittagszeit kamen wir bei der Stadt und Festung Malacka vorüber; wir ließen sie durch einige unserer besten Segler mit einer Ladung Kugeln begrüßen, die sie in reichem Maaße zurückgab, doch ohne Wirkung von beiden Seiten. Als die Flotte Pulo-Pinang (jetzt Prinz-Wales-Insel) erreicht hatte, verließen uns die Küsten-Fahrzeuge, und unsere vier Schiffe setzten ihren Weg fort. An der Spitze von Atschem (Achem), dem nördlichsten Theile der Insel Sumatra, bekamen wir eine leidige Windstille, so daß wir sechs Wochen Zeit brauchten, um von diesem Punkte aus den Aequator zu passiren, d. h. einhundert Lieues zurückzulegen. Alle Fatalitäten, die mit einer langen Seefahrt unzertrennlich verbunden sind, wurden durch diese Windstille bedeutend vermehrt. Die Lebensmittel waren schlecht, das gesalzene Fleisch und der Zwieback schon drei Jahre alt; Ungeziefer jeder Art und Langeweile verzehrten uns. Unser Capitain war ein geiziger, eigensinniger und mürrischer Mensch, sein Bruder aber ein Ignorant, ein Schlemmer und Trunkenbold, der da vermeinte, er könne sich Alles herausnehmen, weil der Capitain ihn fürchtete. Madame S., eine hübsche und sehr kokette Frau, hatte einen Erztölpel zum Manne, der von Glück sagen kann, wenn er dem gewöhnlichen Schicksal solcher Ehemänner entgangen ist.

Ich lebte mit meinem Freunde D. in größter Vertraulichkeit. Wir lasen einander vor, zeichneten mit einander, und verwünschten dabei den Capitain, seinen Bruder, und das Schiff, welches nun anfing, Wasser zu ziehen, so daß man öfter pumpen mußte. Die Flotte hatte den Befehl, dem Kap der guten Hoffnung nur höchstens auf 100 Lieues nahe zu kommen, weil eine Französische Fregatte, ein Holländisches Schiff von funfzig Kanonen, und eine kleine Korvette in diesen Gewässern uns auflauerten. Wir segelten so erbärmlich langsam, daß wir erst gegen Ende Mai die Höhe der Inseln Sanct Paul und Amsterdam (unter 40° Südl. Br.) erreichten. Dort hatten wir mit den starken Westwinden zu kämpfen, die während des Winters (d. h. im Juni, Juli und August) regieren. Das war eine unselige Zeit, die ich nie vergessen werde! Die Windstöße folgten einander fast ohne Unterbrechung, und das in's Schiff eindringende Wasser stieg binnen einer Stunde 14 Zoll hoch. Jeden Augenblick mußte gepumpt werden, und Niemand blieb von dieser beschwerlichen Arbeit verschont.

Oft hatten wir während des Sturmes Wasser im Schiffe, und ich noch mehr als die Anderen, weil mein Zelt gerade am Fuße der Treppe war, die vom Kastell auf das Verdeck führt. Oft reichte mir das Wasser bis an die Knöchel. Bald erhielt ein Jeder von uns nur eine halbe Flasche Trinkwasser täglich, und die Lebensmittel gingen aus. Was ich aber am empfindlichsten vermißte, war reine Wäsche. Eine Nacht, als der Sturm besonders arg tobte, schoß eine Woge mit fürchterlichem Lärm über das Verdeck und riß einen von der Mannschaft mit sich fort, bis er die Treppe hinunterstürzte, mein Zelt einschlug und das schwebende Bett, in welchem ich lag, umkippte. Ich fiel zuerst auf eine Kanone, und von da in das Wasser auf dem Boden. Es war mir, als erwachte ich auf dem Meeresgrund. Als das Wasser sich verlaufen hatte, fand ich alle meine Habseligkeiten durchnäßt und mich selbst voller Quetschungen. Man bedauerte mich und half mir, so gut es gehen wollte. Drei Tage später entriß uns ein neuer Sturm den Besanmast: ein Matrose, dem bei dieser Gelegenheit ein Schenkel zerschmettert wurde, starb kurz darauf. Es war dies schon der dreizehnte Mann, den wir über Bord warfen. Einige Tage nachher stießen der „Portland" und die „Royale Charlotte" während der Nacht an einander, beschädigten sich gegenseitig in hohem Grade und wären beinahe auf den Grund gesunken.

Endlich gelang es uns, das Kap im Angesicht des Landes zu umsegeln. Bald nachher, und zwar sechs Monate nach unserer Abfahrt von Canton, erreichten wir mit südöstlichem Passat-Winde die Insel Sanct Helena.

Zu Sanct Helena verweilten wir drei Wochen; ich besuchte öfter den Vice-Gouverneur, Herrn Corneille, einen Abkömmling des Dichters, dessen Familie, als das Edikt von Nantes widerrufen ward, aus Frankreich fliehen mußte. Er sprach das Französische gewandt, rein und ohne fremden Accent, war in der Französischen Literatur bewandert und besaß eine angenehme Unterhaltungsgabe. Er erwirkte für mich, wegen meiner Jugend, und weil ich ein Schweizer war, die Erlaubniß, daß ich sein Landhaus Longwood besuchen durfte; denn Fremden wurde es damals nicht leicht verstattet, Jamestown zu verlassen und Ladderhill hinan zu steigen, den einzigen Weg, der nach dem Innern der Insel führt. Ich erhielt in allen Häusern der Kolonie Zutritt.

Wir erwarteten die Ankunft eines Kriegsschiffes, das uns nach England geleiten sollte. Es erschien endlich. Es war der „Medway"

unter Capitain Edgar, von 60 Kanonen. Wir kalfaterten unsere Schiffe, verproviantirten uns, und reisten mitten im Juni ab. Seitdem bin ich zweimal in Sanct Helena gewesen, das letzte Mal im Jahre 1793. Hier folge ein Resumé dessen, was ich über diese Insel, die in der Folge ein so klassischer Boden geworden ist, aufgezeichnet habe.

Sanct Helena hat sieben Lieues im Umkreis und besteht aus dürren, ziemlich hohen Bergen, mit lachenden und fruchtbaren Thälern dazwischen. In diesen Thälern befinden sich die Wohnungen der Kreolen und der auf Sankt Helena wohnenden Beamten der Ostindischen Compagnie. Die Insel gehört der Compagnie, welche den Statthalter und die Beamten ernennt, auch eine Garnison von 500 Europäern daselbst unterhält. Sie bringt weder Früchte noch Gemüse hervor. Die Compagnie besitzt eine Heerde Rindvieh von zwölf bis funfzehn hundert Stück. Man giebt jedem Schiffe der Compagnie, das bei Sanct Helena stationirt, drei lebende Ochsen, welche die Rheder bezahlen. Die Garnison lebt von gesalzenem Fleisch aus Europa, von woher die Insel auch Ziegeln, Kalk, Steinkohlen, Holz, Eisen, Mehl, kurz fast alle ihre Bedürfnisse erhält. Dieser Umstand macht das Leben in Sanct Helena sehr theuer.

Jamestown bildet eine geräumige Straße, welche das Thal in seiner ganzen Breite einnimmt und deren letztes Haus an den Berg stößt. An einer Seite liegt Ladderhill, an der anderen der Hügel, auf welchem Longwood erbaut ist. Das Thal ist gegen das Meer hin etwas offener, und am Meeresufer hat man eine hübsche Promenade angelegt, die zugleich als Batterie dient. Das Haus des Gouverneurs befindet sich linker Hand, wenn man die Straße aufwärts geht; es ist groß, schön und von einem niedlichen Garten umgeben. Noch etwas höher, an der nämlichen Seite, liegt der Garten der Compagnie; dieser ist der öffentliche Spaziergang. Die Bäume dieses Gartens und der Batterie sind fast die einzigen, welche man sieht, wenn man das Innere nicht besucht. Die Kirche liegt dem Hause des Gouverneurs gegenüber; sie hat nichts Bemerkenswerthes. Zwischen der Kirche, dem Hause des Gouverneurs und der Batterie ist ein großer Platz, der zum Exerzieren dient. Die Häuser, welche die Straße von Jamestown bilden, sind denen der kleinen Seehäfen in England sehr ähnlich. Am obersten Ende der großen Straße, die nach oben zu immer enger wird, steht ein einziges Haus. In diesem Hause wohnte ich 1782. Rechts und links davon dehnen sich zwei kleine Straßen aus, in welchen das niedere Volk wohnt. Noch weiter oben wird das Thal von dem Hospital und der Kaserne begränzt.

Der einzige Weg, welcher ins Innere von Sanct Helena führt, geht ungefähr in der Mitte der kleinen Straße zur Rechten ab und im Zickzack Ladderhill hinan. Er ist sehr abschüssig und an mehreren Stellen unterminirt. Einige Festungswerke machen die Vertheidigung desselben leicht. Auf dem Hochplateau Ladderhill stehen bedeutende Werke, welche Meer und Thal beherrschen. Die Insel ist durch Natur und Kunst befestigt; der Hafen von Jamestown liegt unter dem Winde, und um die schmale Sandbank zu erreichen, die der Stadt gegenüber liegt, die einzige, auf welcher man Anker werfen kann, muß das Schiff so dicht an der Küste hinstreifen, daß man im Stande ist, einen Stein auf's Land zu werfen. Längs der ganzen Passage ist der Berg mit zahlreichen und furchtbaren Batterieen versehen, welche Kanonen und Haubitzen von schwerem Kaliber (bis an 92 Pfund) tragen. Schon das bloße Gewicht der ausgeworfenen Kugeln würde die Schiffe zum Sinken bringen. Man gelangt nur auf steilen Pfaden zu den Batterieen, die meistens gewölbt und sehr massiv sind. In einigen derselben hat man Oefen zum Glühendmachen der Kugeln angebracht.

Vor allen Inseln, die in großer Entfernung vom Festlande liegen, befindet sich eine Reihe Klippen, welche den Zugang von vorn herein erschweren und gefährlich machen. Um dieses Hinderniß einigermaßen zu umgehen, landet man bei Sanct Helena an [illegible] wohl außerhalb der Festungswerke, an einer Stelle, wo das Anschlagen der Wellen sich weniger verspüren läßt; allein diese Operation, wenn auch selten gefährlich, ist immer schwierig und unangenehm. Die Ausschiffung und Einschiffung der zur Consumtion der Einwohner und der Schiffe nothwendigen Gegenstände bewerkstelligt man vermittelst eines ungeheuren Krahns. Immer ist dabei Gefahr und große Mühseligkeit.

Die Englische Regierung würde nicht so große Summen an dieses Etablissement verwendet haben, dessen Nutzen vergleichungsweise sehr gering ist, allein die Ostindische Compagnie, welche ehemals über Millionen disponirte, die ihr nicht eben sauer wurden, hat sich einen Spaß daraus gemacht, dieses Ratten-Nest (so möchte ich die Insel lieber nennen, als ein Tauben- oder Sperber-Nest) gegen Angriffe, die kein Mensch ihm jemals zudachte, zu verbollwerken. Ehemals ankerten die Schiffe der Compagnie, wenn sie nach Europa zurückkehrten, beim Kap der guten Hoffnung, und die Equipage benutzte dies Verweilen, um Contrebande zu treiben. Als die Compagnie davon Kunde erhielt, verbot sie ihren Schiffen, das Kap zu berühren, und sie mußten von da an bei St. Helena ankern. Dieser Umstand hat das Glück des dürren Felsen-Eilandes gemacht.

Der weißen Bewohner sind ungefähr 1200, der farbigen ziemlich eben so viele. Die weißen Kreolen sind ein stattlicher Menschenschlag; das weibliche Geschlecht ist groß, stark und sehr weiß. Frauenzimmer, welche die Insel niemals verlassen haben, sind unwissend und indolent. Man schärft ihnen kein Gebot früher und nachdrücklicher ein, als dieses: „Verheirathe Dich so früh und so vortheilhaft als Du kannst." Alle Mittel zu diesem Zwecke sind ihnen erlaubt, der Genuß der „verbotenen Frucht" allein ausgenommen. Auch hat dieser einsame Felsen im Ocean viele romantische Abenteuer erzeugt, mit deren Erzählung man die Fremden unterhält. Der Kreis, in welchem die schöne Welt von St. Helena sich bewegt, ist so außerordentlich eng, und die Mittel, sich geistig anzufleischen, sind so dünn gesäet, daß die in einem solchen Zusammenleben unvermeidlichen Kabbeleien jedem Fremden auffallen, wenn er gleich nur ein paar Tage auf der Insel zubringt. Diejenigen Familien, welche an der einen Seite der Straße wohnen, hassen die an der anderen Seite wohnenden; man zankt sich über die Genealogieen, über die Sitze in der Kirche, über den Vorrang auf den Bällen u. s. w. Der Europäische Gouverneur, welcher frisch ankommt, glaubt in einen Ameisenhaufen zu treten. Jede dieser Ameisen sticht ihn, damit er ihr Gebör schenke und ihre Prätensionen befriedige. Nach allem diesem darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Herr Brooke, der im Jahre 1793 Gouverneur war, nicht recht zu wissen schien, wo ihm der Kopf saß.

Das Klima von St. Helena ist eines der gesundesten, die es nur geben kann; die Temperatur bleibt sich fast immer gleich; die südöstlichen Passat-Winde wehen die meiste Zeit mit gleicher Stärke. Zuweilen häuft sich Gewölk über den Gipfeln der Berge, wo es häufiger regnet, als in den Thälern. Diese Regengüsse nähren einen Bach, den man, seines trefflichen Wassers wegen, mit großen Kosten in die Stadt geleitet hat. Wohlhabende Einwohner schicken ihre Kinder früh nach Europa, damit sie eine Erziehung erhalten, welche die Insel ihnen nicht geben kann. Bei ihrer Ankunft müssen sie sich die Pocken einimpfen lassen, denn — merkwürdig genug — die Pocken hat man in St. Helena niemals fortpflanzen können, nicht einmal durch Einimpfung. Man begreift leicht, wie fatal es den Kreolen zu Muthe seyn muß, wenn sie, nachdem sie ihre Jugend in Europa verlebt haben, nach St. Helena zurückkehren, und mit welcher Verachtung sie diejenigen ansehen, die nicht eben so glücklich gewesen sind. „Have you ever been at home?" fragte eine Dame die andere; so wahr ist es, daß die Kreolen ihr at home nicht in St. Helena suchen! Die Compagnie hat sich das Privilegium vorbehalten, den Wein und die Branntweine zu verkaufen, und so ermuthigt man die Völlerei unter den Soldaten, Matrosen und Negern. Die Insel hat Fische in Ueberfluß, vorzüglich Makrelen. Man mästet sogar Schweine und Federvieh mit denselben.

In der Mitte des Juni (1782) verließen wir Sanct Helena unter der Eskorte des Kriegsschiffes „Medway". Die vier Compagnie-Schiffe bildeten ein Viereck, und nahmen den „Medway" in die Mitte. Dieses Schiff segelte weit besser als die anderen. Unser Capitain, der vermöge seines Geizes nicht gern viele Segel aufzog, war sehr übler Laune, als der Commodore ihm solches befahl. Der Letztere gab seinen Befehlen sogar durch scharf geladene Kanonen Nachdruck, und Herr Baldwin mußte die Schüsse nachmals bezahlen. Oft kam uns der „Medway" hart zu Leibe; der Commodore eiferte gegen den Capitain wegen seiner Fahrlässigkeit, und schickte mehrmals einen Offizier an Bord, um seine Befehle vollstrecken zu lassen. Alles das machte unser Leben nicht sehr angenehm; wir sahen unsere Reise sich verlängern, und die kleinen, von Sanct Helena mitgebrachten Leckerbissen immer mehr abnehmen. Als wir gegen Ende Oktobers zwischen die Azoren und den Kanal kamen, trafen uns fürchterliche Windstöße, und eine ganze Woche lang erneuerten sich unsere alten Leiden. Madame S. wurde mitten im Sturm von einem todten Kinde entbunden, und verdankte ihre eigene Rettung nur ihrer vortrefflichen Constitution. Im Kanal angelangt, begegneten wir mehreren Schiffen, den Resten einer zahlreichen Flotte, die von Jamaika zurückkehrten, und zwar unter dem Geleite derjenigen Schiffe vom Geschwader des Lord Rodney, die in der Seeschlacht vom 12. April am Meisten gelitten hatten. Als wir in den Kanal eintraten, war uns die Küste Englands ein entzückender Anblick. Eben näherten wir uns Portsmouth, als ein unseliger Nordost uns wieder aus dem Kanal trieb! Erst acht Tage später (zu Ende Novembers) konnten wir landen. Mit welchem seligen Gefühl betrat ich den Europäischen Boden! Portsmouth war mir eine prachtvolle Stadt, und jede Frau, der ich begegnete, eine Schönheit; denn das weibliche Geschlecht hatte ich bis dahin noch wenig kennen gelernt.

Ich ging nach London, wo andere Leiden, andere fehlgeschlagene Hoffnungen meiner warteten. Drei Monate später schiffte ich mich wieder nach Ebina ein! (Bibliothèque Universelle.)

Frankreich.

Die Savoyarden-Kolonie in Paris.

(Schluß.)

Bei dieser arbeitsamen sparsamen Lebensweise sind die Laster selten und gewinnen keinen Boden und Raum. Die guten Eigenschaften der Savoyarden entspringen aus einer und derselben Wurzel, wie ihre Fehler; oder eigentlich zu sprechen, haben sie weder Tugenden noch Laster; ein wohl verstandenes Interesse, wovon sie die Beispiele in ihrer Familie gesehen haben, und für das die eigene Erfahrung ihnen gewisse Grundsätze des Betragens vorgezeichnet und eingeübt hat, ist die Richtung ihres ganzen Thuns. Sie sind die Menschen Bentham's, dessen System gegenüber wir nur Schüler sind, wir, Kinder einer Welt, die ihre Moral zertrümmert und ihren Gott verloren hat.

Ich klage Niemand an, ich bemühe mich nur, zu erklären, zu entwickeln. Der Charakter der Savoyarden wird durch ihre Regierung nicht minder, als durch die natürliche Beschaffenheit ihres Landes auf solche Weise bestimmt. Dort, wo die Gesetze dem Bürger keine Sicherheit gewähren, wo den Eigenthümern ihre Einkünfte durch den Fiskus entzogen werden, wo der Handel vom Zwange und dem Unwesen der Douanen erstickt, für Belebung der Industrie nicht das Mindeste gethan wird, zwölf Procent Zinsen gesetzmäßig sind, für neunzehn Zwanzigstel der Bevölkerung die Existenz unsicher, dem Zufall preisgegeben ist, und Jeder, um nur zu subsistiren, mit der ängstlichsten Strenge seine Ausgaben und Geldmittel überschlagen, überrechnen, seine Handlungen, seine Worte, ja fast seine Gedanken auf die Wagschale legen muß! Und das ist noch nicht Alles. Wenn der Fiskus sie verschont, die Polizei sie vergißt, dann stehet ihnen noch der Kampf mit den Elementen bevor; bald tritt die Isere, bald die Arve in wilden Ueberschwemmungen aus, bald vernichtet ein zu langer Winter die Hoffnung

gen des Landmannes, und anhaltende Regen schwemmen von den Felsen die Dammerde herunter, die von Menschenhänden mühsam hinaufgetragen worden. Das Land bringt wenig hervor, die Ausfuhr des Getraides ist verboten, und so müssen sie denn für baares Geld Alles einkaufen, was sie an Bedürfnissen und Manufaktur-Waaren aus Frankreich, der Schweiz oder Piemont beziehen. Es bleibt kein anderes Mittel, diese unaufhörlichen Verluste eines Kapitals, welches sich nicht mehrt, möglichst auszugleichen, als die Auswanderung.

Der Knabe, der in Mitten dieses Elendes geboren wird, und die Erschöpfung seiner Aeltern in dem allgemeinen Verfalle mit ansieht, kommt gar bald zum Gefühl dieser schrecklichen Lage; instinktmäßig erfaßt Alles, was von Fähigkeit und Anlage in ihm ist, die Richtung, welche, wenn auch weder die naturgemäßeste noch edelste, doch hier die zweckmäßigste ist, nämlich die auf den Vortheil des Hauses. Er wird gehorsam und gelehrig, weil die Gewalt mit eiserner Hand und finsterer Stirne regiert; gottesfürchtig, weil die Geistlichkeit mit den Schlüsseln der Erde und des Himmels vor ihm steht; rechtschaffen und klug, weil diese Tugenden der Schatz und die Hülfe des Armen in der Welt sind.

Sobald er im kräftigen Alter steht, muß er Alles verlassen, seine Aeltern, seine Freunde, sein Vaterland. Unerbittlich liegt die Nothwendigkeit auf ihm, in jedem Momente seines Daseyns fühlt er ihr strenges Gericht. Aus dem Innern der Alpen, wo der ganze Gesichtskreis in dem engen Raume zwischen zweien Felsenspitzen besteht, sieht sich der Hirt plötzlich auf die rauschende wogende Höhe der Civilisation versetzt, auf dieses Meer, das ohne Ufer, aber nicht ohne Stürme ist. Weder von einem Beamten, noch von einer Familie wird er mehr ausgesogen; aber dafür steht er nun auch ganz allein, ohne Stützpunkt und Halt. Bei seiner Ankunft nehmen sich die Ausgewanderten von derselben Gemeinde wohl seiner an, unterhalten ihn vielleicht auch, bis er irgend einen Betrieb ergriffen hat; aber diese Hülfe währt nicht lange. Sobald der junge Fremdling nur ein wenig in der Stadt Bescheid weiß, wird er an eine Ecke hingepflanzt; der Arbeit und der Vorsehung wird das Weitere überlassen; es ist genug, ihm, wie man zu sagen pflegt, das Brot in die Hand gegeben zu haben. Man mache sich nun ein Bild von einem solchen jungen Menschen, der so allein dasteht in der fremden Welt! Oft sinkt der Abend herein, ohne daß sich nur für den guten Willen eines solchen armen Jungen eine Gelegenheit dargeboten, ohne daß er was zu sich genommen hätte, ohne daß er weiß, wo er sein Haupt zur Ruhe niederlegen soll; denn er hat den festen Stolz, nur sich selber was verdanken zu wollen, und eh' er sich entschlösse, den Seinigen von neuem zur Last zu fallen, würde er lieber unter einem Thore auf seiner Trage schlafen.

Alles geht gut, wenn sich irgend ein anständiges Haus seiner annimmt, wenn sich das Kammermädchen, der Portier oder der Commis für ihn interessirt. Von dem Moment an ist er förmlich eingeführt und bestallt in dem Viertel; Einer empfiehlt ihn dem Anderen; man schafft ihm eine Kundschaft; er spaltet Holz, trägt Briefe und Pakete aus. Bald fängt sein Posten auch an, gefährlich zu werden. Unser Savoyard wird in die häuslichen Geheimnisse eingeweiht, bilft mit bei allen Intriguen der Liebe oder des Interesses, lernt das Elend des Luxus kennen, und alle Mittel und Wege, welche die Armuth ergreift. Von ihm ist nichts zu befürchten; er kennt die Gefahren eines lauten Larms, und sieht nicht, was er sieht. Was hat er nicht Alles zu verschlucken, wie viel tausend Eitelkeiten und Jämmerlichkeiten in allen Kreisen der Gesellschaft zu schonen, gleichgültig zu übersehen! Ein Savoyard steht nicht in gleichem Range mit einem Lakay; dieser progirt ihn. Der Savoyard verwirklicht vielmehr das Ideal eines christlichen Papstes, in seiner Eigenschaft als Diener der Diener aller Welt. Er fragt wenig danach, wer ihn bezahlt und zu welchem Zweck; wenn man ihn nur bezahlt. Seine Dienste und Fähigkeiten gehören dem bezahlten Preise.

Ich weiß von einem Savoyarden folgenden Zug, der mir für den Grad von Vertrauen und Schätzung, den alle diese Tugenden, die auf der Berechnung des Gewinnes beruhen, verdienen, ungemein charakteristisch zu seyn scheint.

Ein Stabs-Offizier erhält einen Brief — von einer Dame, die vornehm seyn, sich aber nicht nennen will. Dies halb verschleierte Geheimniß, diese galante Aufforderung reizen seine Neugierde. Er läßt den Ueberbringer herbeischaffen, festhalten, droht, ihn einstecken zu lassen, im Fall er nicht gestände, wer ihm das Billet gegeben. Vergebene Mühe; der Savoyard scheint erschreckt, aber kein Wort ist aus ihm herauszubringen, bis der Oberst, ein ander Stratagem ergreifend, ihn fragt: „Wie viel hast Du für's Schweigen bekommen?" — „Fünf Franken, Herr Oberst." — „Wenn ich Dir zehn gebe, wirst Du reden?" — „Ah! freilich, Herr" — und das Geheimniß war verrathen. Von zwei Bezahlern hält es der Savoyard immer mit dem Besten.

Vortheilhafter für sie ist folgende Geschichte: Es handelte sich um eine Versuchung, die eben so lebhaft war, und der mit gleichem Glücke widerstanden wurde, wie jener berühmten Gefahr, über die Joseph's Nüchternheit triumphirte. Die Heldin war eine junge Courtisane von glänzender Schönheit, die der Aegyptierin gewiß nichts nachgeben mochte; der Held der Geschichte — ein wirklicher Held, in der That! was auch die Triebfeder seiner Enthaltsamkeit gewesen seyn mag — ein schöner Jüngling von zwanzig Jahren; die Scene ein Badezimmer, mit allen Reizen verführerischer Ueppigkeit ausgestattet. Und nicht einmal seinen Mantel ließ unser Savoyard zurück; er stellte sich dumm und lief mit flammendem Auge davon, tief erschrocken über das, was er gesehen, und über das, was er nicht gewagt hatte. Er hatte bedacht, daß er, als der Begünstigte der Schönen, nicht mehr ihr Bote bleiben würde. „Sie würde mir unbedingt ihre Aufträge entzogen haben!" rief er aus; sein Geschäft ging ihm über alles Andere.

Ich stelle hier nicht etwa Ausnahmen dar, und mache sie zum Typus. Fast alle Savoyarden in Paris hätten an der Stelle dieses zweiten Joseph dasselbe gethan. Um sich von der Wahrheit dieses Ausspruchs zu überzeugen, braucht man nur auf die trockene Einförmigkeit ihrer Vergnügungen einen Blick zu werfen. Man gehe Sonntags von Thor zu Thor in allen Richtungen, von Westen nach Osten und von Norden nach Mittag, unter all' den Schwärmen, in der wogenden Menge, die sich lärmend und trinkend, in Gesang und Tanz und Schlägereien umherbewegt, wird man auch nicht einem einzigen Savoyarden begegnen. Diese Jünglinge haben die Sitten der Greise; sie besuchen kein Tanzhaus, keine Schenke, sind weder Spieler, noch sonst liederlich. Und nun sucht man die Ursache dieser Enthaltsamkeit? Man hat ihnen gesagt, daß die Kräfte des Körpers vergeudet würden in solchen Vergnügungen; und dann, wo ist ein Vergnügen, das in Paris kein Geld kostete? So sparen sie denn Beides zugleich — ihr Geld, das sie sich verdient haben, und die Kraft ihrer Arme, womit sie erwerben.

Der Savoyard ist nicht wie die Pariser Handwerker, die sich ihren Feiertag wie ihren Werkeltag nach eigener Wahl bestimmen. Der Pariser kann Vater und Mutter, Frau und Kinder vernachlässigen. Was braucht er unbedingt für sie zu sorgen? Die Familie hat andere Hülfen, Armenhäuser, Almosen, den Mont-de-Piété, alles Entehrende ungerechnet. Alles dies fällt beim Savoyarden weg. Wer nähme ihm seine Pflichten und erfüllte sie statt seiner, wenn er nicht selber die Hand frisch an's Werk legte? Muß er sich nicht ernähren, kleiden, mit Wohnung und Möbeln versehen, seine armen oder schwachen Aeltern unterstützen und als Verbannter in der Fremde sich sein Erbe erwerben? Man begreift wohl, daß er keine Zeit hat, süßen Worten der Mädchen sein Ohr zu leihen, und daß er verloren ist, wenn er empfinden will, anstatt zu rechnen.

Ein tiefes Gefühl indessen giebt dieser rein mathematischen Rechtschaffenheit Adel und Würde: es ist dies die Liebe zum heimatlichen Heerde und zum Vaterlande. Wo sie hingehen, an den Sohlen ihrer Schuhe nehmen sie ihr Vaterland mit sich. Sie mögen allein seyn oder zusammen, ihr Feiertag in jeder Woche ist diesen Erinnerungen geweiht; an diesem Tage schreiben sie an ihre Aeltern oder lassen an sie schreiben, lesen die Briefe, die sie empfangen, immer von neuem wieder durch, und nehmen in Gedanken wenigstens an Freud und Leid ihrer Familie Theil. Wenn sie erfahren, daß Uneinigkeiten zu Hause vorgefallen sind, so nehmen sie sich auf Grund der Unterstützungen, die sie ihren Aeltern geschickt, wohl heraus, die Wiederherstellung des Friedens im Hause ernsthaft zu fordern und zu bedingen. So schrieb einer an seinen Vater: „Ich höre, daß meine Mutter unglücklich ist; ich schreibe Dir, um Dir zu sagen, daß ich unzufrieden bin." Man höre die Drohung! So geben sie mit ihren Eltern um, sprechen in so hohem Tone zu ihnen, sie, die nach dem Gesetze bis zum Tod des Vaters für minderjährig gelten und unter Vormundschaft stehen; solche Macht ist das Geld für sie, solch eine Rolle spielt es unter diesen Berg-Bewohnern!

Natürlich haben sie vor der Autorität des Polizei-Präfekten oder des Commissairs, der den Präfekten repräsentirt, großen Respekt; sonst aber, außer wo sie müssen, fragen sie wenig nach der Pariser Regierung. Ihre Autorität ist der Magistrat ihrer Gemeinde, nach dessen Zufriedenheit sie ungemein ehrgeizig sind, und dessen Gericht und Gewalt sehr gefürchtet wird; er ist das Auge, das sie überall verfolgt, das sie in ihren innersten Gedanken mit heiliger Scheu gegenwärtig haben. Vor jedem Schritte fragen sie sich erst, was wird der Herr Syndikus davon denken, was dazu sagen.

Was sie sich etwa an Sachen anschaffen, kommt in Paris nicht an's Tageslicht. Wenn sie sich einmal aus dem Gröbern herausgearbeitet haben, so lassen sie sich gern einen vollständigen Anzug von feinem Tuch machen, der auszeichnende Putz des Eigenthümers oder Rentiers — doch nur, um ihn im Vaterlande bei ihrer Rückkehr anzulegen. Bis dahin tragen sie immer ihren alten Bettelkittel. Es kommt auch wohl bei der wachsenden Neigung zum Luxus, daß sie sich eine Uhr, einen Regenschirm kaufen, aber sie nehmen sie nicht in Gebrauch, gleich als ob sie die Stunde nicht zu wissen brauchten, gleich als ob es in Paris nie regnete. Ja, was noch mehr ist, sie glauben dergleichen Gegenstände gar nicht in Sicherheit, so lange dieselben in ihrem Besitze sind; um Alles dieses zu *retten*, wie sie zu sagen pflegen, muß es nach Hause geschickt werden. Hat der junge Mann was Tüchtiges erspart, so sendet er's nicht ab, ohne sein Bildniß mit beizuschließen. Und nicht etwa aus alberner Freude an seinem Konterfei, sitzt der Savoyard und läßt sich malen: sondern — wer weiß? das Portrait kann dazu dienen, ihm eine Frau zu schaffen. Er macht sich so den jungen Mädchen des Kantons bemerklich — und dies Portrait kann ihm eine reiche Mitgift erwerben. Was sagt der Leser dazu? Ist das nicht wie die Könige und Fürsten, wenn sie ihr Bildniß umherschicken? Die Heirath ist für die Savoyarden eine sehr ernsthafte Sache, bei der sie mit allen Kräften ihres Verstandes zu Werke gehen.

Sie heirathen selten eine Fremde, und Nichts in der Welt könnte sie vermögen, eine Frau aus Paris zu nehmen, um solche verzärtelte Blume in die freie Luft ihrer Berge zu versetzen. Kammermädchen oder Herrin, reich oder arm, gleichviel, sind in ihren Augen nur Zimmerpüppchen, die weder Sonnenbrand noch Arbeit aushalten würden. Die sich als Handelsleute in der Hauptstadt etabliren, und keine Frau aus der Gemeinde, in der sie geboren sind, bekommen können, verbinden sich bisweilen mit einem Picardischen oder Normannischen Blute. Doch ist dies die bei weitem kleinere Zahl, und nicht Alle billigen derzleichen verwegene Neuerungen. Gemeiniglich, sobald der Ausgewanderte mit achtundzwanzig oder dreißig Jahren nach Hause zurückgekehrt ist, setzt sich die Familie zu Rathe. Die verschiedenen Gelder und Güter und Charaktere müssen die Revue passiren; die Schönheit kommt zuletzt in Betracht, hinter jenen wesentlichen Bedingungen, nur als eine Zugabe. Ist die Wahl getroffen, so hat der junge Mann erst das Jawort des Mädchens zu gewinnen, ehe er bei den Eltern um sie anhalten darf. Dies aber geht nicht so, wie bei unseren Geld-Heirathen durch eine bloße Vorstellung und zwei oder drei Unterredungen. Sie machen die Bekanntschaft

Umstände — beide Theile lassen hier eine Art von Koketterie spielen, die weder der Anmuth noch der Unschuld entbehrt. Um die Aufmerksamkeit des Mädchens auf sich zu ziehen, findet sich der Bewerber am Wege ein, wo sie vorbei muß, sobald die Kirchenglocke die Familien zum Gottesdienste ruft; er stellt sich in die erste Reihe, um sie zu betrachten. Wenn Alles aus einander geht, so folgt er ihr von fern, bis er einen verstohlenen Blick erhascht, wenn sie um die Ecke biegt oder in's Haus treten will. Zur Aerndtezeit geht er auf dasselbe Feld zur Arbeit; erblickt er sie am Ende einer Furche, so verläßt er das entgegengesetzte Ende und nähert sich ihr, die Aehren niederwähend, ohne die Augen aufzuschlagen. Endlich auf der Mitte des Feldes, wenn ihre Hände sich begegnen und die anderen Schnitter entfernt sind, steckt ihr der Jüngling schüchtern einen goldenen Ring an den Finger, und das Mädchen, erröthend in süßer innerer Bewegung, ohne von der Arbeit aufzusehen, geht mit langsamen Schritten nach ihrer Furche zurück; sie haben kein Wort mit einander gesprochen, haben sich nicht einmal anzusehen gewagt; aber sie haben sich verstanden, sind von nun an verlobt. Ist das nicht eine echt biblische Scene, eine Episode zur lieblichen Geschichte der Ruth?

Die Zeit dieser holden Natur-Einfalt ist gekommen, wo sie anderen Sitten Platz machen muß. Das Pariser Leben verändert immer mehr und mehr den ursprünglichen Charakter der Savoyarden. Es ist dies das ewige Resultat der Berührung zweier ungleicher Bildungsstufen; die höhere muß, früher oder später, die geringere auf ihr Niveau heraufziehen. Mögen sie sich immerhin bei ihrer Rückkehr wieder vom Wirbel bis zur Zehe in ihre scharfe Bergluft tauchen, während ihres Aufenthalts in Paris sich mühen, ihre Traditionen zu bewahren, die Sitten von sich abzuweisen, die sie vor Augen sehen, mit einem Wort, sich in ihrem Viertel ein Bild von Savoyen gegenwärtig zu erhalten — unwillkürlich öffnen sich ihre Poren in diesem heißen Treibhause der geistigen Entwickelung; der allgemeine Fortschritt bespült und benetzt auch sie mit seiner Fluth; sie nehmen ihn mit sich und bringen ihn dem kommenden Geschlechte.

Uebrigens ist es gerade diese eigenthümliche Natur, die es den Savoyarden möglich macht, sich so schnell aus dem Groben herauszuarbeiten. Die Emigranten, die aus dem Innern von Frankreich kommen, sind durchaus nicht so gelehrig und bilden sich viel langsamer. Vorzüglich beweisen die Fortschritte in der Sprache, das sicherste Zeichen für die Aneignung der Sitten, für die größere Fähigkeit der Savoyarden. Sie sprechen unsere Sprache mit Leichtigkeit und ziemlich ohne fremdartigen Accent, während die Auvergnaten und Gascogner bei ihrem Patois bleiben.

Der Turiner Hof sieht mit Aerger und Schrecken diese Ueberleitung des gebildeten Geistes in die Hütten von Savoyen. Mit jedem Tage werden die Dämme, die seit 1815 zwischen Frankreich und Savoyen aufgeführt worden, dicker und höher gemacht; aber der Drang der Zeit ist stärker als alle Hindernisse. Zu den an der Douane von Chambéry verbotenen Ausfuhr-Artikeln gehören die Frauen, die vor dem Alter von fünf und dreißig Jahren nicht nach Frankreich dürfen. Auf diese Weise hat man die Emigranten zwingen wollen, mit ihrem Ersparten in die Heimath zurückzukehren. Indessen hat gerade dies, was die Savoyarden Frankreich entfremden sollte, dazu beigetragen, sie unseren Sitten zu nähern. Denn da sie sich nun nicht, wie der Auvergnate in Paris mit Frauen aus ihrem Vaterlande verheirathen können, so müssen sie schon mit Französischen Frauen leben, trotz aller Enthaltsamkeit ihres Charakters. So fällt die Macht der alten Vorurtheile wie der Zwang der Entfernungen dahin, nach und nach wird Frankreich ein zweites Vaterland für sie, wo dieselben Ursachen, die sie anziehen, sie endlich auch festhalten werden. Zuletzt wird alle Originalität der Savoyarden in der Ehe mit uns verschwinden, die wir unter allen Völkern Europas uns am meisten angelegen seyn lassen, die Eigenthümlichkeiten zu verwischen und am wenigsten originell seyn wollen.

Léon Faucher.

Christoph Philipp Oberkampf.

Der berühmte Französische Fabriken-Inhaber, dessen Name an der Spitze dieses Artikels steht und der durch Fleiß und Scharfsinn vom armen Handwerker zu einem solchen Wohlstande sich emporschwang, daß er bei seinem Tode (4. Oktober 1815) seine Familie als eine der reichsten des Landes zurückließ, war der Sohn eines Färbers im Württembergischen, wo er am 22. Juni 1738 geboren wurde. Nachdem er ohne Erfolg versucht hatte, sich in mehreren Städten Deutschland's eine Niederlassung zu begründen, etablirte er sich endlich zu Aarau in der Schweiz. Oberkampf kam zu Fuße in dieser Stadt an. Eine Entdeckung, durch welche sein Vater seine Kunst bereichert hatte, setzte ihn bald in den Stand, seinem Etablissement einen solchen Umfang zu geben, daß man ihm in Aarau, wo er so viele Wohlhabenheit verbreitete, das Bürgerrecht bewilligte. Hier war es, wo Oberkampf sich mit den verschiedenen chemischen Kenntnissen vertraut machte, durch deren Anwendung er den Kattundruck zu einer so großen Vollkommenheit brachte. Mit demselben Scharfsinn begabt, wie sein Vater, war er zugleich Zeichner, Formstecher, Drucker und Färber. Allein er besaß außerdem einen hohen Grad von Beharrlichkeit, mit welcher er, ohne sich abschrecken zu lassen, unaufhörlich darauf sann, alle Hindernisse zu überwinden. Das Vorurtheil war ihm nicht unbekannt, welches in Frankreich gegen das sogenannte Türkische Rothgarn herrschte, dessen Einfuhr man früher, als nachtheilig für den Anbau des Hanfs, des Flachses und der Seide, streng untersagt hatte. Die Nachahmungen, die in der Schweiz davon gemacht wurden, waren nicht minder streng verboten, und nur der Schleichhandel verschaffte den rothen Schweizer Kattunen noch einigen Absatz dahin. Oberkampf, der sich auf die Vortheile verließ, die er sich durch die Vervollkommnung der Kunst seines Vaters erworben, und der noch viele neue Verbesserungen in die Fabrication einzuführen projektirte, die es ihm möglich machen sollten, seine Produkte zu einem viel niedrigern Preis als die Türkischen und Indischen zu liefern, beschloß, trotz dem Verbote, seinen Kunstfleiß nach Frankreich zu versetzen.

Gleich den Orten, wo gewisse Verbrecher eine Zuflucht gegen die Verfolgung der strafenden Gerechtigkeit finden, so gab es in Frankreich Plätze, wo die verbotenen Waaren verkauft und sogar fabrizirt werden durften. Saint Germain de Prés in Paris genoß diese Freiheit, die sich nur aus den verschiedenen Jurisdictionen und aus der Ungleichheit der Gesetze der damaligen Zeit erklären läßt. Oberkampf, der damals erst 19 Jahr alt war, benutzte diesen Umstand und bot seine Färbe-Kenntnisse einem Fabrikanten in diesem Bezirke zur Benutzung an. Zwei Jahre waren kaum verstrichen, als das Edict von 1759 jenes Verbot aufhob; und er, 21 Jahr alt und in einem Besitze von nicht mehr als 600 Franken, welche er durch seine sparsame Lebensweise erübrigt hatte, unternahm die Einrichtung einer Fabrik, welche einige Jahre später Tausend Arbeitern ihr Brod verschaffte, und befreite dadurch das Französische Volk von einem lästigen Tribut, den es dem Auslande bis dahin entrichten mußte.

Er wählte das Thal Jouy, welches ihm am bequemsten zur Anlegung einer Fabrik schien, weil dort die Armuth des Landes eine solche Anlage weniger kostspielig machte und der kleine Fluß, welcher das Thal durchschneidet, sich vortrefflich zu Färbereien eignete. In kurzer Zeit waren die Moräste ausgetrocknet, die Gegend bewohnbar gemacht und eine Bevölkerung von 1500 Seelen darin ansässig. Bald bezog Frankreich keine gedruckten Kattune mehr aus dem Auslande, und selbst England erhielt Waaren aus der neuen Werkstatt. Ludwig XVI. wollte den Begründer einer Anlage, die eine so große Thätigkeit hervorgerufen hatte, dadurch ehren, daß er ihm einen Adelsbrief bestimmte. Die Bescheidenheit des achtungswürdigen Mannes war aber eben so groß wie sein Verdienst, von welchem nur er allein keine Kenntniß zu haben schien. Das General-Conseil seines Departements hatte ihm 1780 die Errichtung einer Statue zuerkannt, der er sich aber standhaft widersetzte. Einige Jahre später brachten ihm die Blutmänner, welche im Namen der Freiheit sengten und mordeten, eine Huldigung auf ihre Weise dar: sie verlangten nämlich seinen Kopf! Glücklicherweise aber entging er dem revolutionnairen Schlachtbeil. Er gab damals seiner Fabrik neues Leben und vergrößerte ihren Umfang. Er scheute kein Opfer, um sie zu vervollkommnen; er hielt Agenten, welche aus Deutschland und England ihm alles das zusandten, was ihm nützlich werden konnte, und er ließ sie sogar übers Meer nach Persien und Indien reisen, um dort die Geheimnisse der Farben zu erspähen. Das übrige Frankreich konnte hinter diesem Beispiele nicht zurück bleiben, und man sah mehr als 300 Anlagen entstehen, welche mit der zu Jouy wetteiferten, und in welchen 200,000 Arbeiter alljährlich für 240 Millionen Franken Waaren anfertigten.

Damals ward der Senat gebildet und Oberkampf wurde zum Mitglied desselben erwählt; er schlug jedoch die Wahl aus . . . Napoleon begierig, einen Mann kennen zu lernen, der so ausgezeichnet nützlich war, und der sich allen Ehrenbezeugungen durchaus entziehen zu wollen schien, besuchte die Manufaktur zu Jouy und indem er sein eigenes Ehrenkreuz aus dem Knopfloche zog, übergab er es dem berühmten Fabrikanten, den er Herr von Jouy nannte, und sagte zu ihm: „Ich kenne Niemand, der würdiger als Sie wäre, dieses zu tragen.“ Dies war die einzige Auszeichnung, die er annahm.

Um diese Zeit war Oberkampf bemüht, Großbritanien eine andere Quelle des Wohlstandes, die Baumwollenspinnerei, zu entreißen; und er errichtete zu diesem Behufe die große Garn-Manufaktur von Essonne. Bei dieser Gelegenheit sagte Napoleon zu ihm: „Wir führen Beide einen erfolgreichen Krieg mit England; Sie durch ihren Kunstfleiß und ich durch meine Waffen.“

Als Oberkampf im Jahre 1815 das Thal von Jouy durch die fremden Truppen besetzt, seine Werkstätten stillstehend und seine Arbeiter brodlos sah, und die Bevölkerung, die er seit sechzig Jahren ernährt hatte, nicht mehr unterstützen konnte, wiederholte er öfters den Ausruf: „Dieser Anblick bringt mir den Tod!“ Und wirklich starb er im Monat Oktober jenes Jahres. Die Milde seines Charakters und die Einfachheit seiner Sitten machten ihn zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung. Nachsichtig gegen Jedermann zeigte er sich besonders achtungsvoll und wohlwollend gegen Unglückliche und nie hat ein Armer lange an seiner Thür warten dürfen. (J. d. C. U.)

Bibliographie.

La Chandelle d'Arras. Poème heroï-comique, en 18 chants. Par l'abbé Du Laurens 3 fr.

Les Pleurs. Poésies nouvelles de Mme. Desbordes Valmore, avec une préface par M. Alexandre Dumas. 2e edition. 7 fr. 50 c.

Poétique française, précédée de notions de versification, extraite de Domairon. Par Fl. l'Ecluse. In 12. 2 fr. 50 c.

Histoire naturelle générale des Mollusques etc. Par M. le baron de Férussac et A. d'Orbigny.

Examen des tragiques anciens et modernes, dans lequel le système classique et le système romantiques sont jugés et comparés. — Von Martine aus Genf. 3 Bde. 19½ Fr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Mittwoch den 26. November 1834.

Frankreich.

Der Provinzialist in Paris.

Von Paul Vermond.

Hundert und ein Schriftsteller haben uns das Gemälde von Paris entworfen, und keiner unter Allen hat dies Kapitel berührt, keiner an die Schilderung dieser Gestalt gedacht, die so naiv, so belustigend ist, so durch und durch komisch, voller Neugier, voller Gezwungenheiten, Ecken und Auffälligkeiten aller Art, so wenig dargestellt und ein so kostbarer Gegenstand für den Maler — den Mann aus der Provinz. Ein Menschenkind, das von der Diligence Lafitte und Caillard am ganzen Leibe zappelnd auf unser Pariser Pflaster abgesetzt wird — der nun da ist, Augen und Ohren auf-, Arme und Beine auseinander reißt; der uns seine Vorurtheile, alle seine Wunderlichkeiten, seine Gestalt, seine Manieren, seine ehrliche gränzenlose Neugierde mitbringt und uns oft das Beste mit wegnimmt, der sogleich den festen Charakter eines Frage- oder Ausrufungs-Zeichens annimmt, gehörig oder ungehörig gleichviel — und der zu guter Letzt manchmal die Arme ironisch übereinander schlägt und in seinem geistreichen Idiom uns verspottet, wenn er Alles gesehen, was wir ihm zeigen, und Alles vernommen hat, was wir ihm sagen konnten.

Die Schwierigkeit besteht hierbei darin, in dem Bilde eines bestimmten Individuums dies in sich mannigfaltige und verschiedenartige Wesen, welches Provinzialist heißt, darzustellen — diese reiche Individualität in einem so beschränkten Umriß einzuschließen. Denn der Provinzialist hat ebensoviel besondere Physiognomieen, als es Provinzen, Departements, Städte und Gemeinden in Frankreich giebt; und dazu kommt noch, daß seine ganze Aeußerlichkeit, Geberde, Gang, Haltung nach seinem Alter, seinem Vermögen und dem Zwecke, der ihn nach Paris führt, wechselnd modifizirt sind. Alle diese Nüancen in einer Grund- und Haupt-Gestalt darzulegen, möchte sehr mißlich seyn. Die beste Weise, den Provinzialisten in Paris zu schildern, scheint die, ihn nach der Natur zu zeichnen, eine Zeichnung von dem ersten besten Original zu entwerfen, das uns begegnet. Und welcher Pariser aus dem wohlhabenden Mittelstande hätte nicht mindestens ein Mal im Jahre eins dieser Originale auf dem Halse, irgend eine gute Seele aus der Provinz, die ihm in die Arme geflogen kommt, ihn als Landsmann auf rechts und links embrassirt, der ihm einen frankirten Brief als Empfehlung überreicht? Wo wäre der glückliche Sterbliche von allen, die in einem der zwölf Arrondissements der Hauptstadt oder der beiden Unter-Präfekturen des Weichbildes wohnen, der nicht ein Mal im Jahre gezwungen wäre, zum Besten der Provinz die Rolle des Cicerone zu übernehmen? Es ist dies eine ebenso unvermeidliche und unabweisliche Auflage, wie die direkten Steuern, eine eben so drückende Last, wie der Dienst bei der National-Garde. Den Provinzialisten durch die Brandungen der Hauptstadt hindurchzusteuern, ist eine der gebieterischsten Bürgerpflichten, eine der strengsten Obliegenheiten des Pariser Einwohners. Es ist eine Taxe, eine Abgabe, welche die Pariser Centralisation den Departements bezahlt.

Meinen Provinzialisten von diesem Jahre, der, von dem ich diese Skizze entwerfe, brachte mir vergangenen Monat die Fahrpost mit. Bei der Fahrpost kommt der angenehme Umstand in Erwägung, daß sie mit Anbruch des Tages in Paris eintrifft und ihren Mann bei uns absetzt. Dies Vergnügen ward mir dann auch. Um fünf Uhr Morgens klingelte das Departement der Rhone-Mündungen, in Reisemantel und Haartuchmütze, an meiner Thür.

Mein Provinzialist ist ein Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren, mit einem ziemlichen Schmeerbauch versehen, einem falschen Toupet, trägt eine Brille von Schildpatt — lauter Dinge, die auf eine stürmische Jugend deuten. Marseille ist auch wirklich voll von seinen Heldenthaten, und seine glänzenden Abenteuer haben ihm den Beinamen Don Juan von der Bierkanne erworben. Aber, da man in der Provinz durchaus ein Mal ein Ende machen muß, so hat sich unser Don Juan entschlossen, zu guter Letzt zu heirathen, und da er nun ein Mal seine Heirath fest bestimmt hat, unwiderruflich, so kommt er nach Paris, hier den letzten Monat seines Cölibats in süßer ungebundener Freiheit zu verleben. Ein galanter Ehemann, ein Pariser, würde an die Reise gar nicht gedacht oder sie aufgegeben haben, hätte für die bestimmte Summe ein Hochzeitsgeschenk gekauft und seinen Paß in den Papierkorb geworfen; aber die Provinz ist egoistisch. Mein Mann bringt seiner Zukünftigen einen Französischen Caschemir von Gagelin mit; damit ist auf Alles geantwortet und in süßer ehelicher Zärtlichkeit wird er seine Tage beschließen, ohne zum zweiten Mal aus dem zweistundenlangen Raume wieder herauszukommen, an dem sein Landhaus, an dem blauen Wellenspiegel des Mittelländischen Meeres, eingeschlossen liegt.

Gewöhnlich überläßt der Provinzialist die glänzenden Hotels bei den Boulevards den Ausländern und wohnt in der Nähe des Palais-Royal. Hat das Palais-Royal auch aufgehört, der Mittelpunkt von Paris zu seyn, so ist es doch der Mittelpunkt der Provinz, und einem rechtschaffenen Provinzialisten würde das Essen nicht schmecken, wenn er nicht vorher sein halb Dutzend Touren vor der Rotonde gemacht. Mein Mann hat diesen ewigen unwandelbaren Brauch treulich beobachtet und sich in der rue du Hasard einlogirt, Parterre, wo er tagtäglich seine eingeschmuggelte Cigarre den Vorübergehenden um die Nase dampft. — Von dort, nachdem er in möglichster Eil seine beiden Koffer, seine drei Beutel mit Nachtzeug und seine Hutschachtel abgelegt, war er, wie gesagt, des Morgens ganz früh zu mir gekommen, hatte sich unter dem Vorwand, daß wir auf der Departemental-Schule Quarta mit einander durchgemacht, in meine Arme geworfen, die ich gähnend öffnete und mich bei der heiligen Freundschaft beschworen, während des müßigen Besuches, den er jetzt der Hauptstadt abstatte, sein Führer zu seyn. Kaum war dies ausgesprochen, so schickte er sich auch an, den ausgedehntesten Gebrauch von dieser Erlaubniß zu machen; denn das gehört mit zur Sophistik des Provinzialisten, sich steif und fest einbilden, man habe in Paris nichts zu thun; Kaufleute, Advokaten, Künstler, Literaten hätten kein angelegentlicheres Geschäft, als spazieren zu gehen und Andere spazieren zu führen.

Wäre der Provinzialist nicht, wir Pariser würden gar nichts erfahren von all' den Herrlichkeiten, die uns umgeben; wir würden in Paris bis an unser Ende leben, ohne die Hälfte der sehenswerthen Etablissements zu besuchen, welche die Hauptstadt besitzt. Dies ist nun eben so edel vom Provinzialisten, daß er Einen umherführt, um Alles, was ihm neu und interessant ist, in Augenschein zu nehmen. Von früh bis spät Abends ist man mit ihm auf den Straßen, und was irgend Interessantes vorkommt, was er sich nur vorstellt, man zeige es ihm, das läßt er Einen sehen. Der Plan von Paris ist sein immerwährender Begleiter und kommt nicht aus seinen Händen — in einzelnen Blättern hat er ihn, ganz, auf seinem Taschentuch; unaufhörlich zieht er ihn zu Rathe und Nichts entgeht ihm: Kirchen, Kasernen, Paläste, öffentliche Gärten, nichts wird vergessen; für ihn giebt es keine Entfernungen; bald sitzt er im Kabriolet, jagt die Fiaker ab, verschmäht keinen Omnibus; von einem Ende bis zum anderen durchstürmt er Paris, ohne Athem zu schöpfen; von der Gobelins-Manufaktur geht's nach dem Kirchhofe Père-Lachaise, vom Zeughaus nach Saint-Roch, von der Spiegel-Manufaktur nach la Madeleine, von der Börse nach dem Leichenhause der Morgue, von der Bibliothek zu den Invaliden, von den Taubstummen zu den Blinden; dann, einem Vogel gleich, hinauf auf den Thurm von Notre-Dame, auf's Pantheon, auf die Vendôme-Säule; denn der Provinzialist ist unermüdlich im Klettern, und die hohen Regionen sind ganz besonders seine schwache Seite. Auch sieht man ihn immer auf den Giebeln und Spitzen unserer Monumente umherwanken; er ist der Federbusch von Paris.

Die Summe, die der Provinzialist zu seinem Aufenthalt in der Hauptstadt bestimmt, pflegt in der Regel tausend Thaler zu seyn, in drei Terminen bei einem Handlungshause zu erheben — so hört man ihn bei jeder Gelegenheit von seinem Banquier sprechen, und von dem kostbaren gewichtigen Inhalte seines Portefeuilles; er speist bei seinem Banquier, nimmt den Schneider, den sein Banquier hat, studirt tagtäglich mit ängstlicher Miene die Gazette des tribunaux, um zu sehen, ob sein Banquier nicht etwa fallirt hat. Ein Bankerott würde ihn sogleich stehenden Fußes in seine Provinz zurückschleudern.

Aber Dank seinen tausend Thalern! Der Provinzialist versagt sich Nichts; er ist der Mann aller Freuden, aller Genüsse — kühler Wein und warmes Essen! Bei allen Festivitäten, überall, wo es was zu sehen giebt, ist er, allen seinen Launen, allen seinen Phantasieen läßt er den Zügel schießen. So geizig er in seinem Departement ist, so verschwenderisch ist er in Paris; nichts ist ihm zu kostbar: er wirft mit dem Golde um sich; seine einzige Furcht ist nur, angeführt zu werden; wenn er beim Einkaufen dingt, so geschieht dies nur aus Vorsicht, nicht aus Knauserei; er würde sich über alle Maßen ärgern, wenn seine Unbekanntschaft mit der hiesigen Art und Weise, seine Ehrlichkeit in irgend eine Falle gingen, irgendwie hinters Licht geführt würden; so ist er ebenfalls vor den Nachstellungen der Pariser Spitzbüberei beständig auf seiner Hut, immer gerüstet und gewaffnet gegen die geheimen Streiche aller unserer Betrügereien; aber, trotz seiner Vorsicht und seines Mißtrauens, entgeht er dennoch nicht den Schlingen dieser Indu-

strie. Er ist die stete sichere Hülfsquelle unseres Handels und unserer Literatur auf freier Straße, der verpflichtete Abnehmer aller Schauspiel-Billete zu halbem Preise, die gütige Versehung für alle Perspektiv- und Pfeifen-Händler, die Fortuna des Messager des chambres. Wer auf dem Pflaster ein Gewerbe treibt, erkennt den Provinzialisten auf funfzig Schritt. Der mittelmäßigste Beobachter hat ihn auf den ersten Blick an gewissen unfehlbaren Kennzeichen weg.

Zunächst an seiner Kleidung, die durchaus von unseren Pariser Moden absticht. Der Provinzialist läßt sich nicht eher Kleider in Paris machen, als acht Tage vor seiner Abreise, und packt sie sorgfältig ein, um zu Hause damit zu paradiren und seinen Ruf als vollkommener Dandy zu begründen; während seines Aufenthalts in Paris geht er wie in der Provinz, und man erkennt ihn sogleich an dem departementalen Schnitt seines Rockes, seinem breitkrempigen Hut, seinen Beinkleidern ohne Fußklappen und seinen enorm eckigen Stiefeln. Thut er den Mund auf, so verräth ihn sein Accent; hat er keinen, so geben seine Worte Aufschluß, wer er ist. Dann sind es tausend absonderliche Manieren, tausend Einzelnheiten, die er eigenthümlich an sich hat, die Einem zuschreien: aus der Provinz! So beim Restaurateur: es klopft Jemand mit seinem Messer auf den Tisch, den Kellner zu rufen — aus der Provinz! — behält beim Frühstück den Hut auf dem Kopf — aus der Provinz! — steckt den Zucker ein, den er nicht verbraucht — aus der Provinz! — ißt Schinken zu Mittag und fordert Oliven zum Nachtisch — aus der Provinz! Ein quidam fährt im Boulogner Gehölz in einem Miethe-Kabriolet spazieren — ein fashionable aus der Provinz! — steigt Mittags auf dem Boulevard Italien in Escarpins und schwarzen seidenen Strümpfen umher — Sollicitant aus der Provinz! — er ist beim Konzert auf den Elysäischen Feldern, sein Kinn schlägt den Takt auf der Kravatte — Dilettant aus der Provinz! Vor Allem aber ist es im Theater, wo er sich zu erkennen giebt. In der Regel sind die ersten dreißig Geduldigen, die jeden Abend vor der Thür unserer Schauspielhäuser stehen und die ersten Ringe jener famosen Kette, die man die queue nennt, bilden, Söhne der Departements. Geht der Provinzialist in die Oper, so ist das ein ander Ding; er begiebt sich schon Morgens dahin, und handelt von einem jener tausend Verkäufer, die vor dem Eingang des Opernhauses ihr Wesen treiben, ein Billet ein; dann wird rasch ein Gabel-Frühstück bei Douix eingenommen und nun zu den praktischen Philosophen geeilt, die Azaïs System nach dem Buchstaben befolgen und vier Stunden Vergnügen durch vier Stunden Fatigue und Langeweile in's Gleichgewicht setzen. Im Schauspiel selber erkennt man ihn leicht an seiner Stellung, seiner Art, zu hören, an seinem Zahnstocher, den er mitgenommen, an der Ungenirtheit, mit der seine Empfindungen laut werden. In den Zwischen-Akten kauft er Alles, was von Programmen, Biographieen, dramatischen Musen und pittoresken Pfennig-Magazinen feilgeboten wird; das Pittoreske ist im eigentlichen Sinne für ihn erfunden; er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber aller Holzschnitte, der wüthendste Kunde der Pfennig-Literatur.

Was ihn ungemein charakterisirt, sind die Einbildungen, von denen er voll ist; Einbildungen, die sich vom Hörensagen oder durch literarische Trugbilde bei ihm festgesetzt. Unsere Romane und Vaudevilles sind voll von solchen Idealitäten, solchen Erfindungen der müßigen Phantasie, die an uns flüchtig vorübergehen, aber in unseren Provinzen eine dauernde Konsistenz gewinnen. So lebte zum Beispiel mein Provinzialist des festen Glaubens, daß in jedem Spielhause auf der einen Seite ein Wechsler, auf der anderen ein Waffenschmied wohne; ein Spielhaus existirte in seiner Vorstellung nicht anders, als mit diesen beiden Trabanten; er sah das ganze Wesen des Spiels in dieser dramatischen Parabel ausgesprochen: — Man verwechselt seine Banknoten — tritt ein — spielt — verliert — giebt weg — kauft sich für den letzten Thaler eine Pistole — und schießt sich im nächsten besten Winkel vor den Kopf. Hiernach schien ihm das Drama von der Porte-Saint-Martin: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers“ aufs Aeußerste übertrieben und unnatürlich. Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers zu geben, wenn an der Thür eines jeden Spielhauses der Laden eines Waffenschmieds ist! Er hatte sich sein Drama auf andere Weise entworfen, und nach seinem Sinne nicht minder schrecklich und viel wahrer — ein Drama in drei Akten — vom Wechsler, der uns das Glücksgeld giebt, zum Croupier, der es uns abnimmt, und von diesem zum Schwertfeger, der uns die Pistole verkauft, wenn wir ruinirt sind — dies ist die einfache und ergreifende Trilogie, die der Provinz die größte Ehre macht und Schuld daran war, daß mein Provinzialist ganz außer sich gerieth vor Erstaunen, an den Seiten der Spielhäuser nicht die beiden Läden zu finden, welche die Einleitung und Katastrophe bilden zur Roulette und zur rouge et noire. Diese Enttäuschung war nicht die letzte, und er mußte noch oft der Wirklichkeit gegenüber mancher anderen seiner Poesieen entsagen.

Macht sich nun so der Provinzialist zum berufenen Begleiter seiner Pariser Landsleute und erhebt auf die beschriebene Weise eine Steuer von unserer Zeit und unserer Gefälligkeit, so verfährt er noch bei weitem uneingeschränkter und rücksichtsloser mit seinem Deputirten. Der Provinzialist in Paris ist die Geißel seines Deputirten; er betrachtet seinen Deputirten als eine Art von factotum ernannt, um über seine Interessen zu wachen und für sein Vergnügen zu sorgen. Am frühen Morgen schon ist er bei seinem Deputirten, holt ihn aus dem Bette, nöthigt ihn aus dem Hause; sein Deputirter, er mag wollen oder nicht, muß ihm zu Diensten, muß ihm behülflich seyn in den Bestrebungen seines Edrgeizes wie in seinen Neugierden, muß für ihn bei den Ministern einkommen und ihm seine Eintritts-Karte leihen, damit er die Königlichen Manufakturen, Museen und Sammlungen an den Tagen, wo sie dem Publikum verschlossen sind, besuchen kann. Ist er nicht zum Finanz-Einnehmer ernannt worden oder hat er keine Einladungs-Karte zu den Hof-Bällen erhalten, so kabalirt er bei den nächsten Wahlen, daß das Departement besser vertreten werden müsse. Man wundert sich bisweilen, wenn man sieht, daß ein Deputirter, nachdem er sich so eifrig und begierig zu dieser Ehre gedrängt, nach Verlauf weniger Wochen seine Entlassung einreicht. Das Lösungswort dieses Räthsels ist der Provinzialist. Der Deputirte tritt ab, nicht aus Furcht vor der Tribune, oder weil ihm die Verhandlungen zu beschwerlich sind, oder die Verantwortlichkeit zu drückend ist; nicht der Stimme seines Gewissens weicht er, nicht dringende Privat-Geschäfte, nicht die Sorge für seine Gesundheit sind es, weshalb er sich zurückzieht; er entsagt seiner öffentlichen Stellung als Deputirter, weil der Provinzialist eine unerträgliche Last für ihn daraus macht; der Mandatar der Massen hat er seyn wollen, nicht aber der Knecht jedes Einzelnen aus seinem Departement. Der Provinzialist in Paris ist einer der schärfsten Dornen unter den Rosen der National-Repräsentation.

Sind nun unsere Monumente, unsere öffentlichen Plätze, unsere Promenaden, unsere Theater von ihm besucht und beschaut, so wirft er sich auf unsere Umgebungen; man zeige ihm alsbald den Park von Saint-Cloud, die Weinberge von Meudon, die Porzellan-Manufaktur von Sèvres, das Schloß Vincennes, das Gehölz von Saint-Germain, die Wasser zu Versailles! Erst dann, wenn auch dieser grünende und lachende Gürtel, der sich um Paris schlingt, von einem Ende bis zum anderen verarbeitet ist, macht er sich auf den Weg nach Hause, in seine Provinz, um tausend Thaler und einige Illusionen ärmer, aber reich an innerster Zufriedenheit und nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, frisirt, aufgestutzt und zurechtgesetzt; mitbringend in seine Provinz die Manieren, Eleganz, Ansichten, Sprache und Calembours der Pariser, und auf lange Zeit im Stande, mit seinen Reisebemerkungen, die er sorgfältig niedergeschrieben, seine Landsleute ergötzlichst zu unterhalten.

Denn an dem Tage, wo er seine Vaterstadt verlassen, um nach Paris zu gehen, hat er sich ein Büchlein gekauft, und Tag für Tag gewissenhaft in dasselbe eingetragen, was er gesehen, gehört, empfunden, besaßt, gegessen, ausgegeben. Es ist ein General-Gedenkbuch, bestimmt über den Rest seines Lebens Reize zu streuen und die friedlichen stillen Tage seines Alters mit kostbaren Erinnerungen zu verschönern. Auf einem Blatte dieses Buches befindet sich eine Speise-Karte vom Rocher de Cancale angeheftet, wo das Couvert bis auf 18 Fr. 75 Cent. stigt, denn der Provinzialist, neugierig nach Allem, speist heute im Rocher und den andern Tag dagegen für 40 Sous, um in seinen Ausgaben wie in seinen Beobachtungen das Gleichgewicht wieder herzustellen. So ist seine Neugierde wie sein Magen beschwichtigt. Das Erinnerungsbuch des Provinzialisten ist ein Buch, worin Sterne seine Auferstehung feiert. Nicht ein Artikelchen fehlt darin; wir theilen hier eine Seite mit, die uns gelang, heimlich zu copiren.

„Ein lauwarmes Bad genommen. — Mit R. . . . (dem Dominikaner) gefrühstückt, ein Billet zur Gemälde-Gallerie im Palais-Royal von ihm bekommen. — 23 Grad Hitze im September. — Pont des Arts. — Ein Tuch gestohlen, Anschlag an der Polizei-Präfektur. — Seine im schwarzen Ueberrock gesehen. — Meinen Stock verloren, der mich 4 Francs kostete und 15 Francs aufzuheben, für jedes Mal, daß ich ihn abgab, 2 Sous. — Den Fürsten Tufiakin in seinem Wagen gesehen. — Für 2 Francs bei Richefeu zu Mittag gespeist. — Sehr noble Gesellschaft — drei Pairs von Frankreich mir gezeigt. Suppe, vier Schüsseln, Brod so viel man will, Dessert und eine halbe Bouteille alten Maçon. — Ein Billet zum Gymnase dramatique fur 20 Sous gekauft. Ein anderes an der Kasse nehmen müssen, so daß mein Platz mir um einen Franc theurer kam, als er kostet. — Zanny.“

Neben diesen Details stehen an der Seite lange Auseinandersetzungen, Tarife, Wortspiele, Rechnungen, Bemerkungen, die Geschichte einzelner Abenteuer in Hieroglyphen, nur Anfangs-Buchstaben und Zahlen gebrauchend, voll aufgezeichnet. Alles dies bildet einen kompletten Band, ein höchst offenherziges, seltsames, kostbares Werk, dessen größtes Verdienst vor Allem dies ist, daß es nie gedruckt wird.

Wir leben in diesem Augenblick in einer jener privilegirten Epochen, wo Paris von Gästen aus der Provinz wimmelt. Die Ferien haben uns einen Schwarm von Magistrats-Personen, Sachwaltern und Advokaten aus den Departements gesandt, die Alle kommen, um die Herbst-Einnahmen des Herrn Veron zu affekuriren, denn die Herren von der Justiz, wie man weiß, lieben die Musik und den Tanz; sie sind die eifrigsten Hörer und Zuschauer beim Gesange und im Ballet und halten gern ihre Weinlese in der Oper. Und das bestärkt uns auch in der angenehmen Hoffnung, daß keiner dieser Herren, wenn ihm auch der vorliegende Artikel von ungefähr in die Hände kommt, uns einen Prozeß darum anhängen werde. Dies Phantasie-Gebilde gehört vor kein strenges Gericht, und ohne dazu durch Richterspruch verurtheilt zu seyn, erklären wir hiermit von freien Stücken, daß es viele, viele Leute in der Provinz giebt, die mehr Geist, Kunstgeschick und Geschmack besitzen, und minder fremd sind in den feinen Sitten, der Anmuth und hohen gesellschaftlichen Bildung, die man von Paris voraussetzt, als wir geborene Pariser.

England.

Eine Schottische Wirthshaus-Scene, unter Jakob V.

Es war ein finsterer Dezember-Abend unter der Regierung des lustigen Jakob's V., als die sandbestreute Küche im Gasthause zu Markinch in voller Thätigkeit war für zwei Personen, welche sich in der kleinen Stube, worin die Wirthin sich anschickte, das Beste, was ihre Speisekammer enthielt, auf den Tisch zu setzen, wie zu Hause eingerichtet zu haben schienen. Der Eine davon, welcher dem Feuer am nächsten saß, war von kleinem Wuchse; seine Gliedmaßen aber waren so stark, und seine Brust und Schultern so breit, daß er das Ansehen hatte, als wenn man einen Menschen von hoher Statur von oben nach unten zusammengepreßt hätte. Seine Physiognomie kündigte beim ersten Anblick List und Selbstsucht an, und seine Positur in dem Moment, in welchem wir uns mit ihm beschäftigen, entsprach der letzten Eigenschaft

ganz; denn er hatte sich vor der ganzen Breite des Feuers hingepflanzt und sperrte seinen Nachbar gänzlich davon ab, während dieser, sehr bescheiden, seinen Stuhl dem Kamine näher rückte, wo auf einem hellen und prasselnden Feuer ein Rost den appetitlichen Anblick von schönen Schnitten geräucherten Lachses darbot. Dieser Zweite war ein langer, magerer und blasser Mann, den Arbeit und Entbehrung vor Wohlbeleibtheit bewahrt zu haben schienen. Seine Schläfen waren eingedrückt und seine Augen hohl; diese Mängel aber wurden durch den wohlwollenden Ausdruck seines blassen Gesichtes reichlich ersetzt, und sein gutes Herz machte ihn in dem ganzen Kirchspiele von Markinch, wo er das Amt eines Schullehrers verwaltete, sehr beliebt. Sein dicker Gesellschafter bekleidete das Amt eines Predigers, und Beiden hatte man die charakterisirenden Spottnamen: Schwelgerei und Hunger, beigelegt. Der Schullehrer nämlich unterstützte mit seinem geringen Einkommen diejenigen, die noch ärmer waren, als er; der Prediger aber schien von seinem reichlichen Gehalte den entgegengesetzten Gebrauch zu machen.

Die beiden Gäste der Frau Klinkstoup wurden in diesem Augenblick durch die Wuth der Elemente in großes Erstaunen versetzt. Das kleine Küchenfenster war von dem gewaltigen Hagel eingeschlagen worden; der Orkan brüllte fürchterlich durch den Kamin und riß plötzlich die Thür des Wirthshauses gewaltsam auf.

„Daß Gott die armen Reisenden in seinen Schutz nehmen möge!" sprach der würdige Schullehrer, indem er sich der Thür näherte, um sie wieder zuzumachen, und indem er auf die Finsterniß außerhalb einen trüben Blick warf. „Die Nacht ist so schwarz, wie das Innere eines Ofens; die Hagelkörner sind so groß, wie die Erbsen, und der Wind tobt so heftig, als wollte er die Häuser des Dorfes ganz und gar wegtragen." — „Um so mehr Grund, die Thür zu schließen", sagte der Prediger. — „Himmel und Erde scheinen sich berühren zu wollen", fuhr der Schullehrer fort. — „Die Welt wird darum noch nicht zu Grunde gehen", versetzte der Prediger, ohne sich stören zu lassen. — „Das kann seyn", sagte Jener; „aber ich bedaure diejenigen, deren Gewissen nicht ganz beruhigt ist; denn eine solche Nacht" — — „Es ist genug!" unterbrach ihn hier der Prediger ungeduldig. „Dies wäre gerade der Augenblick, vom Gewissen zu reden! Schließen Sie lieber die Thür ab und nehmen Sie Ihren Platz wieder ein; denn der Lachs wird wohl, während die gute Frau den Tisch zubereitet, fertig seyn. He! Frau Wirthin, haben Sie's gehört?" — „Ich höre den Tritt eines Pferdes", sagte der Schullehrer. — „Es mag zum Teufel gehen, sammt einem Reiter. Ich hoffe doch, daß er sich hier nicht aufhalten wird!"

Kaum hatte der Prediger diesen liebreichen Spruch geäußert, als der Reiter vor der Thüre vom Pferde stieg und herzhaft ins Zimmer trat. „Gott segne Sie", sagte der brave Schullehrer; „Sie müssen sich glücklich schätzen, diesen Zufluchtsort in solch' einer schrecklichen Nacht gefunden zu haben." — „Großen Dank", erwiederte Jener; „die Wahrheit zu sagen, hat mich der Anblick des Lichtes in diesem Zimmer gar herzlich erfreut; denn ich bin von Kälte und Mattigkeit ganz durchdrungen. Gute Frau", fuhr er fort, sich zur Wirthin wendend, „ich bitte Sie, dafür zu sorgen, daß mein Pferd gut gefüttert werde! Denn sobald der Sturm sich gelegt hat, werde ich mich wieder auf die Reise machen. Wenn das arme Thier", setzte er hinzu, als er die Schnitte Lachs auf dem Roste bemerkte, „ein so gutes Abendbrod wie sein Herr haben wird, dann ist es nicht zu beklagen."

Während dieses Zwiegespräches hatte der Prediger Zeit gehabt, den Neuangekommenen genau zu betrachten. Es war ein kräftiger wohlbeleibter Mann mit eindringenden Blicken und männlichen Zügen, denen ein schöner schwarzer Bart einen stolzen Ausdruck verlieh. Sein sehr einfaches Kostüme bestand aus einem Wamms, einem grauen Ueberwurf von grobem Zeuge und einem noch viel schlechteren Mantel. Auch seine Mütze zeigte, daß sie schon viele Dienste geleistet habe. Diese äußerlichen Zeichen der Armuth entgingen den beobachtenden Blicken des Predigers nicht, und er richtete deshalb auch keinen Willkommen oder sonst ein höfliches Wort an ihn. Die unfreundliche Laune des Geistlichen, die von der Hitze des Kamins ergriffen zu seyn schien, zog alsbald die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich; und indem dieser seinen Mantel abnahm, schüttelte er denselben so stark ab, daß er den Prediger ganz mit Schnee bedeckte. Der geistliche Herr nahm die Entschuldigungen des Reisenden so kalt auf, daß man ihm leicht den Verdacht abmerken konnte, daß dieser seinen Verstoß gegen die gute Sitte mehr aus Bosheit, als aus Ungeschicklichkeit begangen habe. Es lag aber in dem Aeußeren des Fremdlings ein gewisses Etwas, das den Prediger abhielt, sich in einen offenen Streit mit ihm einzulassen. Nach dem nun der Gast auch das Wasser aus seiner Mütze ausgedrückt hatte, nahm er von dem Stuhle Besitz, den ihm der Schullehrer angeboten hatte. Der gute Mann begnügte sich, seine Glieder so gut zu erwärmen, als er nur konnte; er streckte daher seine Beine in den Zwischenraum, den der dicke Prediger zwischen seinem Stuhle und dem Kamine offen gelassen hatte. Endlich brachte die Wirthin das Abendessen.

Kaum dampfte der Lachs auf der Tafel, als der Prediger seinen Stuhl wandte, die Schüssel mit Heftigkeit ergriff und sich die besten Schnitte des Fisches auf seinen Teller legte, den anderen Gästen aber nur wenig mehr, als das Ansehen überließ. „Heda, mein Freund!" schrie bald lachend, bald böse der Fremde; „glauben Sie denn, daß dieser Ehrenmann und ich uns mit den bloßen Gräten begnügen sollen?" — „Der guten Frau", sagte der Schullehrer furchtsam, „fehlt es nicht an Brod und jungen Zwiebeln." — „Brod? Zwiebeln?" erwiederte der Fremde; „Sie glauben wohl, daß ein Mann, der, wie ich, einen so weiten Weg, den Hagel um die Ohren und den Wind um die Nase, zurückgelegt hat, nichts mehr als Brod und Zwiebeln zu seinem Abendbrod bedürfe? Holla! Frau Wirthin, holen Sie einige Stücke Speck, und setzen Sie sie an's Feuer; tragen Sie aber keine Sorge um die Zeche, denn es blieb noch so viel in meiner Börse, um diese Ausgabe bestreiten zu können; wenn Sie nämlich die armen Leute nicht gar zu arg mitnehmen."

Die Wirthin machte sogleich einige Einschnitte in den Schinken und kurz darauf wurden die appetitlichen Stücke, mit frischen Eiern übergossen, vor dem Fremden auf die Tafel gesetzt, der sich auch alsbald, nachdem er den Schullehrer eingeladen hatte, seinem Beispiele zu folgen, anschickte, seine Mahlzeit mit einem Eifer zu verzehren, wie ihn nur ein langes Gespräch, ein langes Fasten und eine lange Reise hervorzubringen vermögen. Dabei unterließ er auch nicht, einige Anzüglichkeiten über die so kleine Kanne mit hochschäumendem Bier fallen zu lassen.

Im Verlaufe des Gespräches erfuhr der Fremde, daß sein neuer Freund der Schullehrer des Kirchspiels, und das so dicht am Feuer gepflanzte Individuum der Prediger sey. — Als nun der Letztere sah, daß der Fremde, selbst nachdem er seinen wichtigen Titel erfahren, ihm darum doch nicht größere Hochachtung erwies, so nahm seine üble Laune merklich zu; und da er es nicht gerathen hielt, mit dem Fremden Händel anzufangen, so beschloß er, seine Wuth an dem armen Schullehrer späterhin auszulassen. — „Freund!" sagte plötzlich der Mann im grauen Wamse zu dem Schullehrer. „Singen Sie doch etwas, den Abend zu vertreiben! Und Sie, Frau Wirthin! bringen sie Branntwein her, die Kehle auszuspülen." — „Singen kann ich nicht", erwiederte Jener; „wenn Sie aber wollen, will ich Ihnen etwas erzählen." — „Nun so erzählen Sie!" sagte der Fremde. — „Ich werde mein Bestes thun," sprach der Schullehrer hustend, „und thue es um so lieber," setzte er, zu dem Geistlichen gewendet, hinzu, „da mir eben eine Geschichte beifällt, die ich Ihnen noch nicht erzählt habe. Sie haben ohne Zweifel alle von dem berühmten Zauberer, Michel Scott, gehört; dieser hatte drei vertraute Geister: Prig, Prim und Pricker — — „Sie haben mir schon von Prig, Prim und Pricker erzählt!" unterbrach ihn der Prediger. „Sie haben diese langweiligen Namen mir schon so viel Mal genannt, als ich Zähne im Munde habe."

„Ihre Unterbrechung ist sehr grob!" schrie der Fremde, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrten. „Ist das wohl anständig, einen Ehrenmann so zu behandeln? Ich verlange durchaus, daß er Ihnen zum Trotz, seine Geschichte erzähle; und hätten Sie sie auch so viel Mal schon gehört, als Sie Haare auf dem Kopfe haben!" — „Nein, nein," unterbrach ihn sanft der Schullehrer; „jetzt erzähle ich nicht; erst erzählen Sie uns lieber etwas, alsdann werde ich versuchen, mich irgend einer alten Legende zu erinnern, die solcher Zuhörer würdiger wäre." — „Wohlan! ich bin's zufrieden," sagte der Reisende; „obgleich ich kein guter Erzähler bin, will ich Ihnen doch eine wahre, in der glaubwürdigsten Chronik aufgezeichnete Geschichte mittheilen, als eine erschreckliche Belehrung gegen das Laster der Gefräßigkeit. Mein würdiger Herr", fuhr er zu dem Prediger gewandt fort, „Sie werden wohl gehört haben, daß es in der Grafschaft Angus eine große Anzahl tiefer und finsterer Höhlen giebt?" — — „Das weiß ich ohne Ihre Belehrung!" unterbrach ihn der Geistliche, dem schon der Prolog des Erzählers mißfallen hatte.

„Gut!" fuhr der Reisende fort, „in einer dieser Verstecke wohnte ein Mann, welcher, nachdem er sein ganzes Vermögen verschwendet hatte, um seine Neigungen zu wohlschmeckenden Speisen und Näschereien zu befriedigen, genöthigt wurde, sammt Frau und Kindern eine Zuflucht in einer solchen Höhle zu suchen. Diese Höhle wurde nach dem grausenvollen Ereignisse, welches ich Ihnen jetzt erzählen werde, die Höllenhöhle genannt. Der neue Bewohner derselben, anstatt das Uebel zu bereuen, welches er über sein ganzes Haus gebracht hatte, bedauerte täglich nur die guten Mahlzeiten, die er nicht mehr verzehren konnte, und anstatt seine Sünden zu bereuen, träumte er nur von Wachteln und Rebhühnern, von Gänsen am Spieße gebraten und von Truthühnern mit Zwiebeln besteckt; aber der reizbarste Gegenstand seiner Lüsternheit war" — (hier legte der Fremde einen so bedeutenden Nachdruck auf seine Worte, daß der Prediger zu zittern anfing) — „war, meine Herren! ein geräucherter Lachs auf dem Roste gebraten! Und, wie die Chronik zugleich berichtet, war die Verehrung, die dieser Mensch vor seinem Götzen, dem Magen, hegte, so groß, daß er auch nicht den kleinsten Bissen eines solchen Lachses einem Andern mitgetheilt hätte, wenn er dadurch auch alle die Seinigen vom Verderben hätte retten können. Indessen, in jener Höhle gab es keinen geräucherten Lachs, und es hätte ihm auch an Feuer und Roste gefehlt, um ihn braten zu können. Die Kräuter der Erde waren die einzigen Nahrungsmittel, die sich der Elende verschaffen konnte und, um seinen Durst zu löschen, hatte er nichts als die benachbarte Quelle. Da traf es sich einmal, meine Herren! als er in einer Nacht in den Umgebungen herumstrich, daß er sich vor einer Strohhütte befand, aus welcher ihm Seufzer und Schmerzens-Ausrufungen entgegen tönten; neugierig guckte er durch das niedrige Fensterchen, und erblickte eine weinende Frau, hingestreckt über einem todten Kinde in der Wiege. Sie war ganz allein und blieb lange über dem Kinde hingesunken, dann erhob sie sich, trat in die Nebenkammer, fiel auf die Knie, und indem sie mit der Schürze ihr Haupt bedeckte, fing sie wieder an zu seufzen und zu schreien, als ob ihr das Herz brechen wollte. Dieses alles sah der Gourmand mit an, und als seine Blicke auf dem todten Kinde hafteten, wie es da lag so schön, so weiß, mit seinen kleinen runden Händchen über der Brust gekreuzt, da gab ihm der böse Geist einen schauderhaften Gedanken ein. Er entschloß sich nämlich, das Kind zu stehlen, um seinen Appetit damit zu stillen, und — that es auf der Stelle.

„Das Ungeheuer!" schrie der Schullehrer, von Abscheu ergriffen. „Sehen Sie", fuhr der Fremde fort, indem er sich wieder zu dem Prediger wandte, welcher vor Wuth darüber brannte, eine Geschichte mit anhören zu müssen, die nur eine Satire gegen ihn zu seyn schien. „Sehen Sie, wie schnell ein Laster zum andern führt. Die Lasterhaftigkeit dieses Elenden blieb hierbei noch nicht stehen. Der Geschmack am Menschenfleische wurde bald zur Delikatesse für den feinen verwöhnten Gaumen. Um demselben genug zu thun, wurde er ein Mörder und mit Hülfe seiner Familie, die er an seine Mahlzeiten gewöhnt hatte,

erwürgte er viele Kinder und tödtete auch erwachsene Personen. Das Verschwinden mehrerer Menschen, das sich Niemand erklären konnte, erweckte die Aufmerksamkeit des ganzen Landes; man stellte Nachsuchungen an; die Ungeheuer wurden in ihrer Höhle überfallen und darin so viele unleugbare Beweise ihrer Verbrechen vorgefunden, daß die aufgebrachten Landleute einstimmig verlangten, daß die Thäter an demselben Orte, welcher der Schauplatz so vieler Abscheulichkeiten gewesen, lebendig verbrannt werden sollten. Ein großes Feuer wurde angezündet und das Ungeheuer sammt Frau und Kindern, Eins nach dem Anderen, in die Flammen geworfen. Das letzte war eine Tochter, und in demselben Moment, als ein Mann, dessen ältester Sohn auch ein Opfer dieser gottlosen Familie geworden war, ihr die Hand hielt und dabei die bittersten Vorwürfe über ihre Verbrechen machte, drehte sie sich grimmig um und schrie: — „Ihr verdammet mich, als ob ich ein sehr großes Verbrechen begangen hätte, aber wäret Ihr nur in meiner Lage gewesen", und indem sie dieses sagte, riß sie ihre Hände aus den Seinigen und versetzte ihm einen Faustschlag auf's Ohr, gerade einen solchen wie dieser" — und der Fremde, die Bewegung den Worten hinzufügend, versetzte dem Prediger eine so derbe Ohrfeige, daß sie ihn von seinem Sitze warf. Der Geistliche riß bei seinem Sturze den Tisch und mit ihm die zinnerne Kanne Bier, die Flasche Branntwein nebst Schüsseln und Tellern zu Boden, wobei ein ungeheures Gepolter entstand. Der Fremde sprang als bald zu seinem Beistand hinzu, bat ihn tausendmal wegen seiner Ungeschicklichkeit um Verzeihung und sagte ihm, daß er von dem Feuer seiner Erzählung so ergriffen worden wäre, daß er nicht mehr gewußt was er thue. Aber während er sein gefallenes Opfer betrachtete, triefend vom übergegossenen Bier und Branntwein und bedeckt mit Schinken, Eiern und Fischgräten, stimmte das Lachen, welches in seinen Augen glänzte, gar wenig mit seinen schwerzlichen und reuigen Worten überein. Der Prediger nahm die Entschuldigungen mit einem düsteren Stillschweigen auf, wies alle Hülfsleistungen zurück und beantwortete alle Höflichkeits-Bezeugungen mit Ingrimm. Als der Schullehrer endlich seinem Vorgesetzten wieder auf die Beine geholfen hatte, schieg der Fremde ihnen vor, ihre Sitze wieder einzunehmen, um eine andere Geschichte zu hören.

„Wir haben für heute genug an Ihrer Geschichte!" sagte der Prediger im Zorne. — „Frau, machen Sie uns die Rechnung!" — Auf diesen Zuruf erschien die Frau Klinkstoup und überreichte dem Prediger die Karte, und während dieser den Betrag seines Antheils in seinem ledernen Beutel suchte, wagte es der Schullehrer ihm zu sagen, daß sie Beide allein die Zeche bezahlen müßten. „Bedenken Sie doch, mein würdiger Herr", sprach er, „wir sind hier zu Hause, während der Fremde doch ein Reisender ist, der vielleicht noch einen langen Weg zu machen hat." — „Daß er den Weg zur Hölle nehme!" erwiederte der Prediger; „halten Sie mich für einen dummen Esel, daß ich mit meinem Gelde Leute ernähren werde, die ich nicht kenne? Nein, nein, Jeder bezahle sein Theil! Zu gleichen Theilen! ist ein altes Sprüchwort hier in Markinch, und ich will es nicht abändern." — Hierauf rief der Fremde: „Es sey, es sey, zu gleichen Theilen!" — und indem er das Geld für seine Zeche auf den Tisch warf, verließ er das Wirthshaus, bestieg sein Pferd und ritt im Gallop davon.

Es verging eine Zeit und nichts wurde an dem Statu quo von Markinch geändert; als eines Tages das ganze Kirchspiel durch die betäubende Neuigkeit in Bewegung gesetzt wurde: daß es der König für rathsam befunden habe, die Einkünfte des dasigen Predigers mit denen des Schullehrers gleichzustellen, so daß dem Letztern eine Summe zugelegt, dem Ersteren dagegen abgenommen werden solle. Eine Phrase in der Königlichen Ordonnanz klärte die hierbei interessirten Theile über diese unerwartete Maßregel auf und belehrte sie zugleich, daß der Fremde im Wirthshause kein Anderer, als der verkleidete König Jacob V. war. Die Phrase, von der wir sprechen, und deren sich die Bewohner dieses Ortes wohl noch heute erinnern werden, war in folgenden Worten abgefaßt: „Der König befiehlt, daß die Traktamente des Predigers und des Schullehrers ganz gleich gestellt werden sollen; und thut dieses um so lieber, da er erfahren, daß in diesem Kirchspiele das „zu Gleichen Theilen" ein unabänderliches Sprüchwort sey."

(Chamber's Edinburgh Journal.)

Rußland.

Geschichte der Don'schen Krieger, Beschreibung des Don'schen Gebietes und der Kaukasischen Mineral-Quellen. (In Russischer Sprache.) Von Wladimir Broneffsky. 4 Theile. St. Petersburg, 1834.

Es gab bisher in Rußland nicht nur keine vollständige und regelmäßige, sondern auch nicht einmal eine erträgliche Geschichte der tapferen Don'schen Kosaken, die sich in allen Russischen Kriegen so rühmlich auszeichneten. Herr Broneffsky hat diese Arbeit über sich genommen, und sie nach Kräften und Möglichkeit vollendet. Man lese, was er selbst über sein Werk sagt;

„Außer einigen mißlungenen Versuchen eines am Don Geborenen Herrn Popoff, der eine beinahe fabelhafte Beschreibung begann und nicht endigte; außer kurzen Nachrichten über die Abstammung der Kosaken von Müller, einer Schilderung der Bewohner des Don von Suchorukoff, und zwei oder drei Abhandlungen von Polewoy, lieferte noch Niemand eine besondere Geschichte der Kosaken. Ich entschloß mich zuerst dazu, einen Abriß einer vollständigen Geschichte der Don'schen Krieger zu geben, und ungeachtet der Seltenheit des Materials und der Schwierigkeit, sie zu sammeln, schrieb ich sie nieder. In Ermangelung eines Vorgängers und eines Leitfadens, hätte ich mich auf das einfache Sammeln aller schriftlichen, gedruckten und mündlichen Nachrichten beschränken, und schon dadurch meinen Landsleuten keinen geringen Dienst leisten können. Doch nachdem ich meinen Gegenstand nach Dokumenten kennen gelernt, mich mit der Lebensart und den Sitten der Bewohner des Don bekannt gemacht, an Ort und Stelle die genaueste Auskunft erhalten und mich überzeugt hatte, daß ich meines Gegenstandes vollkommen Meister war, entschloß ich mich, eine regelmäßige Geschichte zu schreiben. Zur Ausführung dieses Planes Muße und guten Willen habend, verglich ich gewissenhaft, unparteiisch und von allem einseitigen Einfluß unabhängig, die von mir gesammelten Materialien, und unterzog sie einer strengen Kritik. Diese Materialien, roh und unbearbeitet wie sie waren, konnten durch meine Bearbeitung keine glänzende Außenseite erhalten. Kühne Unternehmungen, Plünderungen eines halbwilden, anfangs umherziehenden, ohne geschriebene Gesetze und wohlgeordnete Verwaltung existirenden Volkes, dem kein Gewerbe bekannt war und das deshalb nur von Raub lebte, konnte und durfte ich, als Geschichtschreiber, nicht als ruhmwürdige Thaten anpreisen. Uebrigens schmückte ich meine Schilderungen so viel aus, als geschichtliche Vollständigkeit und Gerechtigkeit es mir erlaubten. Um dem jetzigen Zeitalter zu gefallen, wollte ich meinen Darstellungen nicht ein prachtvolles Gewand geben, das die Handlungen der Kosaken nicht trugen; ich würde auf diese Weise einen Roman, und keine Geschichte geschrieben haben. — In der Vorrede führte ich die von mir benutzten Werke an. Aber, die Wahrheit zu sagen, ich fand nur wenigen Stoff und auch dieser war größtentheils unzuverlässig und zweifelhaft. Zum Beweise zitire ich das beste Werk unserer Literatur, die Geschichte Karamsins." (Nachdem Herr Broneffsky hier mehrere darauf bezügliche Stellen aus der genannten Geschichte angeführt, fährt er fort:) „Aus anderen gedruckten Büchern nahm ich noch weniger und in hinzugefügten Noten bemerkte ich es, woher ich dieses Wenige genommen. Demnach verfaßte ich den ersten Theil vom Anfange bis zu Ende größtentheils nach handschriftlichen Dokumenten, nämlich: nach Schreiben von Zaaren und Heitmannen, nach Berichten von Wojewoden und Abgesandten, die sich nach dem Don und nach Moskau begeben hatten, und nach einer Menge von Ukasen aus dem Gesandtschafts-Amt, unter dessen Verwaltung die Don'schen Krieger standen, Ukasen, die bisher unbekannt und noch nie gedruckt waren, und die ich während meines Aufenthaltes in Nowotscherkask an Ort und Stelle gesammelt hatte."

„Im zweiten Theil nimmt die Geschichte der Don'schen Krieger einen anderen Charakter an. Das wüste räuberische Leben hat ein Ende genommen, und die mit regulairen Truppen verbundenen Kosaken dienen ehrlich und gut und machen sich als Vorposten unentbehrlich. In der dritten und vierten Periode ihrer Existenz stehen die Kosaken schon in den ersten Reihen der Vaterlands-Vertheidiger, nehmen an allen Schlachten (mit Ausnahme der großen allgemeinen) und Scharmützeln Theil, sind die Ersten bei'm Angriff und die Letzten bei'm Rückzuge. Ihre Thaten aber, durch die der großen Armeen verdunkelt, glänzten bisher wenig zur öffentlichen Kenntniß; — ich suchte dieses verlorene todte Kapital auf und bringe es jetzt in Umlauf. — Der dritte Theil enthält die wahrhafteste und neueste (1832) statistische Beschreibung des Don'schen Gebietes mit periodischen Sittenschilderungen. — Der vierte Theil, mit einem ausführlichen Leitfaden für Reisende nach dem Kaukasus, und genauen Verhaltungs-Regeln bei Benutzung der dortigen Mineral-Quellen, bildet ein ganz besonderes Werk und gehört einigermaßen in die Kategorie der leichten Literatur."

„Wie ich meine Aufgaben im Ganzen gelöst habe, darüber erwarte ich das Urtheil des Publikums, und schließe jetzt mit den Worten der Biene in einer von Krloff's Fabeln:

„„Mit meiner Arbeit such' ich nicht zu glänzen,
Doch hoff' ich, daß in unsern Bienenstöcken
Von mir auch wenigstens
Ein Tröpfchen Honig wohl sich finden werde.""

Mannigfaltiges.

— Das große Archiv zu Venedig. Die Stadt Venedig besitzt heutiges Tages die bedeutendsten, kostbarsten und ältesten Urkunden-Sammlungen in Europa. Nirgends findet man eine solche Masse schriftlicher Dokumente in einem einzigen Lokale beisammen, wie in dem Archivio Generale von Venedig. Dieses bewundernswürdige Etablissement besteht aus 298 Sälen und Corridor's, an deren Wände von oben nach unten Bücherbretter genagelt sind. Wenn man die letzteren einzeln und in gerader Richtung aneinander legte, so würden sie eine Linie von 77,238 Fuß bilden! Und dennoch sind diese Gestelle nicht hinreichend befunden worden, um die Riesen-Zahl von 8,664,709 Bänden oder Heften aufzunehmen, die man hier angesammelt hat. Diese neuntehalb Millionen Urkunden gehören zu 1890 besonderen Archiven. Wenn tausend Schreiber täglich acht Stunden lang ohne Unterbrechung arbeiteten, so würden sie nicht weniger als 734 Jahre oder 22 Generationen nöthig haben, um sämmtliche Dokumente dieser Archive zu kopiren. Nach einem ungefähren Ueberschlag enthalten die 8,664,709 Bände oder Hefte (das Heft im Durchschnitt zu 80 Blättern gerechnet) die Summe von 693,176,720 Blättern. Wenn man alle diese Blätter (die Breite eines jeden Blattes zu 9 Zoll gerechnet) nur der Breite nach neben einander legte, so würden sie eine Linie von 1,444,800,000 Fuß decken! Da nun der größte Umfang unserer Erde (am Aequator) nur 123,345,700 Pariser Fuß beträgt, so könnten diese Blätter, wenn man sie aneinander leimte, mehr als eilfmal unsere Erde umgürten!!

(A. Balbi.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Freitag den 28. November 1834.

Jonische Inseln.

Ein Ausflug nach Ithaka.

Oft geht es uns so, daß, wenn wir auf kurze Zeit in einem Lande verweilen, das schon in grauer Vorzeit berühmt war, wir uns gewöhnlich vornehmen, alle Merkwürdigkeiten der Umgebung zu sehen; doch wir verschieben die Ausführung unseres Vorhabens so lange, bis wir endlich wieder abreisen müssen, und die Möglichkeit, unsere Neugier zu befriedigen, uns abgeschnitten ist. Mehr als einmal habe ich in diesem Punkte gesündigt. Als wir jedoch im Jahre 1830 auf der Insel Cephalonien in Garnison lagen, und das warme Wetter herannahte, verabredete ich mit zwei Kameraden eine Excursion nach der Heimath des weisen Ulysses. Wir brachen den 10. Mai von Argostoli nach Euphemia auf, einem kleinen Hafen an der Bay Samos, von wo eine Fähre den Wanderer an Ithaka's Küste bringt.

Die Brücke bei Argostoli ist ein niedriger, eine gute halbe Meile langer Erdwall, der über die sumpfige Strecke an der Spitze des Hafens führt. In unregelmäßigen Zwischenräumen ist dieser Damm unterbrochen und durch Stege verbunden, damit Ebbe und Fluth nicht behindert werden. Von diesem Brückendamm gelangt man auf eine neue, vortrefflich angelegte Straße, die acht Meilen lang stufenweise bergan geht. Wir passirten zwei große Dörfer, Faraklata und Kalligato, die recht anmuthig am Abhang der Berge und Argostoli gegenüber liegen, von dem sie vier Meilen entfernt sind.

Cephalonien ist im Ganzen ein nacktes, bergiges, steiniges Land, viele reiche und schöne Thäler ausgenommen. Hier waren die Abhänge der Berge fast bis zu den Gipfeln angebaut, und mit der uva passa, oder Korinthischen Rebe bekleidet. Diese Rebe ist niedrig, staudenartig und in regelmäßigen Abständen gepflanzt, kann demnach zur Verschönerung der meisten Gegenden nur wenig beitragen. Eben so wenig thun dies die hin und wieder hervorstrebenden Felsen aus grauem Kalkstein. Das eisenhaltige Erdreich hat eine bräunliche, unerquickliche Farbe.

Ungefähr vom achten Meilenstein an geht die Straße allmälig abwärts: dabei verengt sie sich etwas, und läuft an den Seiten der Berge hin. Etwa vierzehn Meilen von Argostoli wendeten wir uns rechts, und ritten ein Thal hinab nach Euphemia, indem wir den Hauptweg, der nach Asso und Guiscardo führt, liegen ließen. Zwischen dem achten und vierzehnten Meilenstein fanden wir den Boden rauher und sehr wenig angebaut. Nur niedriges Gestrüpp, Steinrosen, Heidekraut und Erdbeeren deckten die Hügel. Dies ganze Stück Weges von dem vierzehnten Meilenstein bis Euphemia ist sehr schlecht; und wenig mehr als ein Maulthier-Pfad; doch war man an verschiedenen Stellen mit Verbesserung desselben beschäftigt.

Euphemia, an einer kleinen Bucht an der Nordseite der Bay Samos gelegen, hat nur das Ansehen eines elenden Dorfes, und ist der einzige Hafen jener Seite von Cephalonien, welcher mit dem benachbarten Kontinente Verkehr treiben darf. Es befindet sich hier ein Zollhaus und eine kleine Militair-Macht, um die Beobachtung der Quarantaine-Gesetze zu erzwingen. Nur kleine Küsten-Fahrzeuge aus Morea und der benachbarten Küste von Griechenland, welche Vieh von jeder Art zur Consumtion der Insulaner bringen, laufen hier ein.

Der hiesige Zoll-Einnehmer, den wir schriftlich auf unseren Besuch vorbereitet hatten, damit er uns ein Boot zur Ueberfahrt nach Ithaka bereit hielte, kam uns mit seinem Sohne sehr höflich entgegen und führte uns in seine Wohnung, wo wir ein recht stattliches Frühstück einnahmen, das aus Kaffee, jungen Hühnern, Tauben, Eiern, Bänsetlein, Oliven, Artischocken, einer Art großer rother Austern, die frutta del mare heißen, Salate und verschiedenen Cephalonischen Weinen bestand, die zum Theil von vorzüglicher Güte waren. Als wir ins Haus traten, präsentirte seine Frau Jedem von uns ein paar volllühende Rosen, und nöthigte uns beim Abschied, Sonnenschirme mitzunehmen, damit uns die Sonne während der Ueberfahrt nicht beschwerlich fiele.

Die Bauern in der Gegend, welche wir passirt hatten, waren besonders höflich und artig. Sie entblößten ihre Häupter und grüßten, wenn wir vorüber ritten. Einige machten sogar lächerlich tiefe Bücklinge. Wo das Land angebaut war, sah man hauptsächlich Weinberge: das Korn stand sehr dürftig. In den Thälern wuchsen Obstbäume, Oliven, eine Art Eiche, welche die Valonia hervorbringt, u. s. w.

Eine artige kleine Barke mit vier stämmigen Ruderknechten brachte uns nach Afto, einer kleinen, Samos gegenüber liegenden Bay in Ithaka. Es wehte ein schwacher und obendrein contrairer Wind. Als wir die Nordspitze der Bay von Samos umsegelt hatten und nun in das Jenische Meer eintraten, wurde die Landschaft ausgezeichnet schön und interessant. Die schroffen Gestade von Cephalonien und Ithaka, ihre braunen, mit Heidekraut bewachsenen Höhen, das ruhige blaue Meer und der wolkenlose Himmel: Alles war noch so, wie in Ulysses' Zeitalter. Wir brauchten beinahe zwei Stunden zur Ueberfahrt. Als wir landeten, fanden wir nur den Guardiana, einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, am Strande. Er hatte kein anderes Obdach, als einen Schuppen.

Es giebt in Ithaka zwei Baven, welche Afto heißen; die kleinere, Cephalonien gegenüber liegende, dehnt sich etwas südwärts von dem Hügel aus, auf welchem das alte Kastell des Ulysses steht, und wird von der anderen, viel größeren Bay dieses Namens, die an jener Seite des Eilandes liegt, durch eine nur zwei (Engl.) Meilen breite Landenge getrennt, die zwischen dem Hügel des Ulysses und einem noch höheren Hügel im Süden wenig mehr als einen breiten Hohlweg bildet.

Zu unserem Verdruß fanden wir die Maulesel nicht vor, die uns nach der etwa vier Meilen entfernten Stadt Vathi bringen sollten. Wir beredeten den kleinen Guardiana, unseren Wegweiser zu machen und unser Gepäck zu tragen. Als wir einen sehr rauhen Pfad erstiegen hatten, der für zarte Füße in knappen Stiefeln, und Zehen mit Leichdörnern keine geringe Marter war, hörten wir, daß Jemand uns nachrief, und erblickten beim Umsehen Einen der Ruderer, welcher in jeder Hand Briefe emporhielt, und uns einzuholen suchte. Wir blieben stehen: der Bursche kam an, und überreichte uns die Briefe, die der Einnehmer zu Euphemia ihm anvertraut hatte, damit sie nach Vathi besorgt würden. Man denke sich aber unseren Verdruß, als wir unter diesen Briefen auch diejenigen fanden, die wir an unsere Freunde in Vathi geschrieben hatten, um sie auf unsere Ankunft vorzubereiten. Jetzt fanden wir es sehr natürlich, daß die Maulesel nicht gekommen waren, und mußten am Ende herzlich darüber lachen, daß man unsere Briefe durch uns selber bestellen ließ. Wir schickten indeß einen von der Gesellschaft, der schnellfüßiger war als die Anderen, mit den Briefen voran, damit unsere Freunde sich überzeugen möchten, daß die Verspätung der Anzeige nicht unsere Schuld war.

Die Hitze war drückend, kein Lüftchen wehte, und wir fanden kein Obdach gegen die Sonnenstrahlen, ausgenommen zwei oder drei Mal auf jeder Viertelmeile einen verloren dastehenden Baum, unter dem wir von den Beschwerden des jähen Hinansteigens etwas ausruhten. Wohl eine Meile lang mußten wir bergan, und darauf einen eben so langen und verdrießlichen Pfad bergab steigen, bis wir eine gute neu angelegte Straße zur Seite der größeren Bay Afto oder des Port Molo erreichten, die wir in unserer Ungeduld anfangs für den Hafen von Vathi, der neuen Stadt Ithaka, ansahen. Bei jeder Krümmung der Straße, die sich am Fuße der Hügel um ein Vorgebirge nach dem anderen wand, hofften wir, die ersehnte Stadt zu erblicken. Wir täuschten uns aber so oft, daß wir endlich beinahe desperat wurden, besonders, als wieder eine andere Bay, nämlich Dexia, zum Vorschein kam, wo die Straße ungefähr eine halbe Meile weiter über ein hohes Vorgebirge an der entfernteren Seite der Bay sich zog, und wo wir das Ziel unserer Reise verhofft hatten. Nicht ohne Murren über die unerwartete Länge des Weges marschirten wir weiter, und bekamen endlich, als die letzte Anhöhe erstiegen war, den hübschen, kleinen, von Land eingeschlossenen Hafen der Stadt Vathi zu Gesicht, mit seinem Lazaretto auf einem Inselchen in der Mitte. Die niedliche Stadt lag halbmondförmig am Strande des oberen Theils des Hafens; zu beiden Seiten waren Hügel und dahinter ein schönes Thal. Wir mußten aber noch eine halbe Meile wandern, ehe wir die Stadt erreichten.

Als wir der Stadt schon nahe waren, sahen wir unseren Abgesandten allein zurückkehren, was uns nicht wenig überraschte; allein die Sache klärte sich bald auf. Er war beinahe eine Stunde vor uns in der Stadt angekommen, und, nachdem er mehrere Straßen durchwandert, einigen Soldaten begegnet, die ihm die Wohnung unseres Freundes zeigten. Da erfuhr er denn, die Herrschaft hätte diesen Morgen einen Ausflug nach Mavrona gemacht, einem Orte im Norden der Insel, wo Homer geboren seyn soll. Diese Nachricht setzte unseren getäuschten Hoffnungen die Krone auf; wir nahmen jedoch von dem Hause unseres Freundes Besitz, wo wir erfuhren, er habe das Diner um sechs Uhr bestellt. Wir nahmen uns die Freiheit, noch einige Gerichte mehr zubereiten zu lassen, erfrischten uns mit Wein und Wasser und spazierten dann zur Kurzweil in der Stadt herum, bis die Essenszeit gekommen war. Allein diese Zeit verstrich, und unsere Wirthe wollten nicht erscheinen. Als es endlich sieben schlug, setzten wir uns ohne Umstände nieder, aßen mit großem Appetit und ließen die Flasche lustig herumgehen. Wir waren eben bei der dritten Flasche — da

öffnete sich die Thür und unsere Wirthe traten ins Zimmer. Man kann sich denken, daß an selbigem Abend noch mehr als eine Flasche unter lustigem Geplauder ausgestochen ward.

Den 11. Mai standen wir früh auf. Ich besuchte mit unserem gütigen Wirth eine merkwürdige Grotte, die man unlängst an der westlichen Seite der Bucht entdeckt hatte. Meine beiden Reisegefährten zogen es vor, in ihren Betten zu bleiben, und eh' ich noch zwei Drittheile des Weges gemacht hatte, war ich geneigt, sie für die Klügeren zu halten; denn unser Weg ging schroff bergan, und die Sonne brannte uns dabei so empfindlich auf dem Rücken, daß kein großer Spaß bei der Sache war.

Der Eingang in die Grotte war so klein und finster, daß wir ihn nur mit Mühe fanden, obgleich mein Freund diesen Ort schon öfter besucht hatte. Es war bloß eine enge dreieckige Spalte in einem Winkel an der Seite des Hügels, und gerade hoch genug, um eine gebückte Person durchzulassen. Die Oeffnung erweiterte sich, als wir eingetreten waren, allmälig um ein paar Ellen, und dehnte sich dann plötzlich linker Hand zu einem großen gewölbten Gemache aus, dessen Boden etwas abschüssig war. An der Decke und an den Seiten hatte der Tropfstein unzählige Säulen und groteske Figuren gebildet. Einige mitgebrachte Wachslichter, die wir in verschiedenen Richtungen an die Wände der Höhle stellten, zeigten uns die Gegenstände, nachdem unsere Augen an die Finsterniß gewöhnt waren, ziemlich deutlich. Der Boden war mit losen Steinen bestreut. Wir entdeckten einen großen viereckig behauenen Block, der vielleicht in den Zeiten der Christen-Verfolgungen als Altar gedient hat.

Als die Grotte zuerst entdeckt ward, gruben einige Herren den Boden auf, und fanden Ueberbleibsel von irdenen Gefäßen, Lampen und menschlichen Gebeinen, was zu der Vermuthung Anlaß gab, daß der Ort auch als Begräbniß-Platz benutzt worden sey. Die Grotte selbst glich in vieler Hinsicht der St. Michaels-Grotte zu Gibraltar; doch gewahrte sie keinen so großartigen Anblick. Der Felsen, in welchem sie sich befindet, besteht aus hartem kompaktem Kalkstein, mit Adern von Quarz. Kalkstein ist überhaupt die Substanz der Felsen von Cephalonia und Ithaka; allein die Aufschichtungen um Vathi sind die seltsamsten und vielgestaltigsten, die ich jemals gesehen. Hin und wieder sind sie dünn und schieferartig; zuweilen haben sie eine horizontale, dann eine schräge, dann wieder eine fast senkrechte Lage. Auch habe ich bemerkt, daß die Steinblöcke, welche behauen wurden, wenn man sie isolirte und mit einem harten Körper dagegen schlug, einen starken metallischen Klang von sich gaben.

Nach dem Frühstück besuchten wir die berühmte Quelle Aretbusa in dem Felsen Rorax. Der Resident von Ithaka war so gütig, uns zu begleiten, und ließ uns sogar in seinem offenen Wagen fahren, so weit der Weg es erlaubte; die letzten paar Meilen mußten wir wieder einen rauhen Fußsteig hinan, der eben nur für Esel und Maulthiere geeignet war. Die Quelle befindet sich an dem höchsten Punkte eines wilden waldigen Hohlweges mit abschüssigen Seiten, an einem Vorsprung des Rorax, welcher den Hohlweg sperrt. Die kleine Grotte, welche die Quelle beherbergt, hat man durch Kunst verschönert. Das kühle und klare Wasser, wie es die Aretbusa spendet, weiß man nur unter einem so heißen Himmel nach Verdienst zu würdigen. Die Aussicht von diesem Flecke ist wahrhaft wild romantisch. Wir nahmen zur Erinnerung einige Stückchen von dem Felsen und einige Exemplare des schönen winzig kleinen Pflänzchens mit, das man Venus-Haar nennt und welches an den schattigen Seiten der Quelle wächst.

Als wir den Gipfel des Felsenkamms zwischen Thal und Quelle erstiegen hatten, eröffnete sich uns bei ganz heiterem Himmel eine schöne Aussicht auf mehrere Eilande, die zu Ithaka gehören, obgleich sie sehr entfernt und dem Griechischen Kontinente näher liegen, von dem wir gleichfalls schwache Umrisse sahen, besonders von dem Hochlande, welches die Vorgebirge zu beiden Seiten des Golfs von Lepanto bildet. Als wir diesen interessanten Standpunkt erreicht hatten, erzählte uns der Resident folgende Anekdote, die von der Abgeschmacktheit gewisser wandernden Schöngeister einen Begriff geben kann. Ein Herr N. N., welcher kurz vor uns diese Gegend besuchte, wurde von seinem Begleiter auf den Golf von Lepanto aufmerksam gemacht. Er guckte durch seine Lorgnette, und rief dann pathetisch aus: „Ha! nun sehe ich die gefeierte Stelle, wo die zwei weltberühmten Schlachten von Lepanto und Trafalgar geliefert worden sind!" „„Ei!"" sagte sein Begleiter, „„wenn Ihr Glas so vortrefflich ist, daß man diese beiden Orte zugleich durch dasselbe sehen kann, so möchte ich Sie wohl einen Augenblick darum bitten."" Nach einer Weile bemerkte er ihm sehr bescheiden, es könne hier doch wohl ein kleiner Irrthum von seiner Seite obwalten; der sehr belesene Herr aber verließ sich auf sein Gedächtniß, und blieb bei seiner Meinung. Als Gewährsmann führte er Lord Byron an, und bezog sich auf eine Stelle im Childe Harold. Um ihren Streit zu schlichten, borgten sie Byron's Werke bei dem Residenten. Die Verse, in welchen von Lepanto und Trafalgar die Rede ist, fanden sich genau an der von N. N. bezeichneten Stelle; es versteht sich aber von selbst, daß dieser Schlachten nicht als solcher gedacht war, die auf demselben Flecke geliefert wurden, sondern daß sie nur poetisch zusammengestellt waren.

Wir hatten einen angenehmen Rückweg nach Vathi, der uns an den Ruinen von Ithaka Vecchio vorbeiführte. Das Thal ist hauptsächlich mit Reben bepflanzt, die einige der vortrefflichsten Weine der Insel liefern.

Vathi hat steinerne Häuser und die Straßen sind gut gepflastert. Ein Kai von mehr als einer halben Meile zieht sich der Stadt gegenüber am Ufer hin. Es ist das Werk der Britischen Regierung. Zwischen den Häusern und Straßen liegen Gärten und mit Bäumen bepflanzte Plätze, welche die Stadt sehr verschönern. Auch eine schöne Promenade, die hauptsächlich durch Gärten führt, zieht sich um die Vorstädte herum. Man sieht hier, außer einer Menge Weingärten, besonders viele Mandel-, Birn-, Quitten-, Granatäpfel-, Feigen- und Oliven-Bäume. Auch junge Maulbeer-Bäume hat man längs dieser Promenade angepflanzt.

Den 12. Mai. Nach eingenommenem Frühstück begaben wir uns wieder nach Aito, auf dessen Gipfel das Kastell des Odysseus, oder vielmehr dessen Ruinen sich erheben. Indem wir ungefähr eine Meile von Vathi auf der neuen Straße längs dem Ufer hingingen, sahen wir auf einer Landspitze die Trümmer von Odysseus Grotte, deren im 13ten Buche der Odyssee gedacht wird. Der Berg schützte uns gegen die Sonnenglut, bis wir den Gipfel des Passes zur kleineren Bay Aito erreichten, von wo wir rechts abgingen, um den Berg zu ersteigen und die kolossalen Trümmer des gefeierten Kastells zu sehen. Etwa auf halbem Wege sahen wir die Quelle, aus welcher Ulysses Begleiter zum Besten der Einwohner des Kastells Wasser schöpften. Wie sie es anfingen, um das Wasser hinauf zu transportiren, begreife ich kaum; denn es kostete uns schon Mühe genug, ohne Gepäck hinanzuklettern.

Als der Gipfel endlich erstiegen war, hatten wir eine bezaubernde Aussicht. Ganz Ithaka lag, von dem dunkelblauen Jonischen Meer umgeben, zu unseren Füßen. Vor uns, im Westen, dehnte sich die Küste Cephalonien's von Pronos bis Guiscarda aus, und die geräumige Bay Samos war uns gerade gegenüber; Santa Maura mit seinen weißen Klippen, Capo Bianco (Leukas), wo die Dichterin Sappho sich in die Fluthen stürzte, lagen im Norden; im Osten aber die große Bay Aito, welche Ithaka beinahe in zwei Hälften theilt, ferner die Eilande Kalamos, Meganisi und andere kleine Inseln der Jonischen Republik, und Morea's Küsten in der Ferne. Das schöne ruhige Meer, das azurne Gewölbe des Himmels, die Spiegelbilder jeder Insel und jedes Vorgebirges in den Wellen, dazu die reine balsamische, mit den Düften wilder Blumen geschwängerte Luft: Alles dies machte einen unbeschreiblich wonnigen Eindruck.

Der Felsen, auf welchem das Kastell lag, würde besser für Adlernester, als für Menschen-Wohnungen sich eignen. Die Ruinen bestehen hauptsächlich aus einer Anzahl unregelmäßiger Mauern, die man wegen der ungeheuern über einander gethürmten Steine cyklopische Mauern nennt. Sie scheinen ein bedeutendes Areal eingeschlossen zu haben; auch erstreckten sie sich hin und wieder bergabwärts, sogar an sehr abschüssigen Stellen. Der ganze Anblick dieser kolossalen Massen und zum Theil auch ihre furchtbare Lage am Abhang, erregten unsere höchste Bewunderung. Fast möchte man behaupten, daß nur ein Riesen-Geschlecht dieses Kastell erbauen konnte. Aber selbst hier hat der Zahn der Zeit verderblich gewüthet. Man kann sich aus dem brutigen Zustand der Ruinen keine klare Vorstellung von dem Plan der Struktur machen. Im inneren Raume lasen wir einige Fragmente alter Backsteine und Ziegeln auf, deren rauhe Oberfläche von Zeit und Wetter ganz abgeschliffen war.

Nachdem wir ein paar Stunden hier verweilt hatten, fanden wir das Hinabsteigen verhältnißmäßig bequem. An der Küste der kleineren Bay von Aito harrte unserer ein Boot, das uns nach Cephalonien zurückbrachte. Wir vollendeten unsere Ueberfahrt in 1 Stunde und 40 Minuten, und landeten wieder in der Bay von Samos. (U. S. J.)

Schweden.

Nya Teckningar ur hvardagslifvet. — Presidentens döttrar, berättelse af en gouvernant. (Neue Zeichnungen aus dem Alltagsleben. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante.) Stockholm, 1834.

Zu den schöneren und interessanteren Erscheinungen der neuesten Literatur Schwedens gehören die Schilderungen aus dem Alltagsleben (Teckningar ur hvardagslifvet), welche seit 1831 in 3 Bändchen herauskamen und wovon in diesem Jahre wieder eine Fortsetzung unter obengenanntem Titel (Nya Teckningar u. s. w.) erschienen ist. Als Verfasserin dieser Schilderungen ist eine Demoiselle Bremer in Stockholm bekannt, und es enthalten dieselben theils flüchtige, aber wohlgelungene Bilder des gewöhnlichen Lebens, theils größere Familien-Gemälde. Zu letzteren gehören denn auch die „Töchter des Präsidenten", ein Roman, der jetzt eine sehr allgemeine und beliebte Lektüre des Schwedischen Publikums ausmacht, und worin sich auch vorzüglich das Schwedische Familienleben in der ihm eigenen Gemüthlichkeit und Behaglichkeit abspiegelt. Die Erzählung bewegt sich zwar größtentheils nur in häuslichen und gesellschaftlichen Sphären; aber auch die einfachsten Scenen sind talentvoll geschildert, die Sprache ist dabei leicht, anmuthend und lebendig, überall sind neue und schöne Gedanken eingestreut. Um unsere Leser auf diese neue Erscheinung in der immer bedeutsamer und vielseitiger sich entwickelnden Literatur unserer nordischen Nachbarn aufmerksam zu machen, wollen wir, insofern es bei einem Romane thunlich ist, eine Episode aus dem Buche, und zwar eine begeisterte Frühlingsschilderung, mittheilen.

„Indessen kam der Frühling. Mit einem Liebesblick von Gott lächelte die Sonne über der Erde; sie fühlte es, erwachte aus ihrem Schlafe und hauchte ihr Morgengebet in der stillen, aber duftenden Sprache der Blumen hervor.

Ich möchte wohl wissen, was in deinem Schoße vorgeht, o Erde! wenn deine Vögel zu singen, deine Wogen zu tanzen anfangen, wenn du dich mit einem Gewande bekleidest, so schön, daß selbst während der Schatten der Nacht des Menschen Auge und die Sterne des Himmels dich mit Liebe betrachten, wenn Millionen kleiner geflügelter Wesen aus deinen Blumenbeeten aufsteigen und die Luft mit dem harmonischen Gesäusel ihres leichten Lebens erfüllen, wenn Freudenströme alle deine Adern durchrieseln, wenn die ganze inspirirte Natur ein Liebesblick und ein Freudenhymnus ist — ich möchte wohl wissen, ob du dann die Freude fühlst, die von dir ausgeht, die unendliche Lust, die du athmest. Was ich weiß, ist, daß du dem Herzen des Menschen neues Leben

selbst, seinem Blute einen leichteren Umlauf, daß du seinen Geist von es Lebens drückendem Grauwinter befreist, daß er, ruhend an der Brust der Natur, eine von allem Anderen unabhängige Freude fühlen ann, reines Gefühl von Lebenslust, Liebe zum Leben. O, daß ich inen jeden an Seele oder Körper Kranken hin in den Frühlings-Morgen führen könnte, ihn auf die jungen Blumen legen, ihn den unkeiblauen Himmel schauen lassen und all' die ruhige und lebende Herrlichkeit, welche die Erde erzeugt, ihn fühlen lassen die Wärme im Sonnenstrahle, die balsamische Kühlung des Windes, alle diese unend-liche Güte in der Luft und in der Natur, welche zum Herzen mit der Stimme eines Freundes, mit einem Blicke von Gott redet. Gewiß würde hier der Unglückliche für eine Weile die Undankbaren vergessen, ie ihm Böses gethan haben, die Schmerzen vergessen, die an seinem Lebensfaden zerren; selbst die Reue würde hier ruhen und an Verzei-hung glauben, der oft Betrogene auf's Neue hoffen; Gewiß würde der Sohn der Leiden noch vor seinem Tode hier einige Stunden sorgenfreier Seligkeit genossen haben.

Es ist Frühling im Norden und alle Gäste der Städte werden zur ländlichen Feier eingeladen. Veronika und Stellaria haben den pracht-vollen Teppich gewebt, der den festlichen Tisch bekleidet, — die Mit-tags-Fackel ist angezündet — der Vogel mit den melodischen Seufzern, ie süße Nachtigal und die jubelnde Lerche rufen hinaus in die laub-reichen Wälder, in die sonnebeglänzten Felder: Kommt, kommt, herr-lich ist das Leben auf dem Lande! Und die Thore der Stadt öffnen ich und eine unberechenbare Volksschaar strömt hinaus, aus dem En-gen ins Freie. Hier sehen wir die Herrschafts-Kalesche mit Papa und Mama und Söhnchen und Töchterchen zwischen Bündeln und Paketen ingepflanzt; hier das bescheidene Eingespann mit Vater und Mutter und dem Kleinen, das eng dazwischen sitzt, hier die stattliche Kutsche mit Hofmarschall, Gräfin, Papageyen — wohin wollen sie Alle? — auf's Land, auf's Land, zu Gut und Hof, Orangerien, Fasanerie, Bren-nerei u. s. w. Wer will sie zählen alle die schaukelnden Wagen, welche mittagslustige Herren zu den Wirthshäusern im Grünen hinaustragen! Was für Toaste dort für Bellmann!

Laßt uns die Fußgänger betrachten, die aus Stockholms Thoren hinauswandern, um das Leben in den schönen Umgegenden zu genießen. Hier haben wir die ehrbare Handwerker-Familie, welche geht, ihr Eß-bündel auf den grünen Matten des Thiergartens aufzudecken: hier ein liebendes Pärchen, das Vergißmeinnicht pflücken und seinen Namen am Piedestal einer Statue im Parke von Drottningholm aufschreiben will. Siehe die elegante Familien-Partie! Damen mit Sonnenschirmen, Herren im Frack stehen mit Baumzweigen in der Hand um die große Urne bei Rosendal, schwatzen und warten neugierig, ob die Königlichen nicht bald erscheinen werden. Siehe weiter bei Hjalmar Mörner, *) willst Du ausführlichere und lebendigere Schilderungen. Nur noch einige flüchtige Konturen von den freundlichen Auftritten des Frühlings.

Junge Mädchen tanzen mit leichten Füßen draußen auf den Wie-sen, vergessen alle Eitelkeit, womit sie das Weltleben befleckt hat, und Blumen unter den Blumen sind sie einfach, schön und schuldlos wie diese; sie schließen Schwesterschaft, sie binden Kränze, preisen Gott und sind glücklich. Junge Männer schwärmen hinaus unter die Wälder, unter Wind und Wogen, und die Kraft, welche die Natur durchströmt, steigert das Leben in ihrer Brust. Sie glauben, die ganze Welt gehöre ihnen, jede Morgenröthe, jede goldene Abendwolke schreibt ihnen ein Versprechen von Sieg und Ehre. Und die Bejahrten, auch sie geben aus, gestützt am Arme eines Sohnes oder einer sorgenvollen Tochter, oft auch an einer Krücke; sie gehen aus, sich an der Sonne zu wär-men, auf eine Bank zu setzen und den Gesang der Vögel zu hören und die frische Luft einzuathmen. Sie freuen sich mit der Sonne, die Glück-licheren unter ihnen freuen sich an der Freude ihrer Enkel. Und die Kinder, die Kinder, o, ihr kleinen, lieblichen, unschuldvollen Wesen! Gottes und der Menschen Lieblinge! Für euch scheint der Frühling geschaffen zu seyn und ihr für den Frühling. Wenn ich euch unter den Blumen erblicke, umtanzt von glänzenden Schmetterlingen, so weiß ich nicht, was die höhere Welt Schöneres haben kann."

Bibliographie.

Biografiska Underrättelser om Professorer vid Kongl. Universitetet i Lund. (Biographische Nachrichten über die Professoren der Universität Lund, seit Begründung derselben. (Vom Prof. und Historiographen Stähl.

Lilla Bibelchronika. (Kleine Bibelchronik.) Von Grundtvig.

Kongl. Vetenskaps-Akademiens Handlingar. (Verhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften im J. 1833.)

Flügels Engelska Spraklära. (Flügels Engl. Sprachlehre.) 2 Bd. 8 Sl.

Frankreich.

Mirabeau's Memoiren. **)

Nach dem Erscheinen des dritten Bandes von Mirabeau's Memoi-ren, liegt das Privatleben des merkwürdigen Mannes bis zu dem Wen-depunkte seines Geschickes fertig vor uns, wo er gewissermaßen die Fa-milien-Interessen von sich abstreift, um der Oeffentlichkeit anzugehören und den Zwecken der Gesellschaft seine großen Talente als Denker, als Redner und als Mensch zu widmen. Mit dem dritten Bande, der Mirabeau's Leben bis zum Jahre 1783 zum Gegenstande hat, hört die Autobiographie auf und es wird nun der Darstellungs-Kunst des Herrn Lucas Montigny zur Aufgabe gestellt seyn, die Erscheinung seines Adop-tiv-Vaters auf dem Schauplatze der öffentlichen Wirksamkeit würdig und doch mit jener Schärfe, die Licht und Schatten in das Gemälde bringt, zu feiern. Die Pflicht der Pietät wird hoffentlich die höheren Pflichten einer historischen Auffassung nicht unerfüllt lassen. Hat doch der große Mann, der von Anfang an, als sein Kampf mit der Welt begann, ein seltenes Bewußtseyn über seine Stellung zum Leben in seiner Darstellung hindurchblicken läßt, selbst schon so bedeutende Urtheile über seine Persönlichkeit gefällt, die in seinem Jugend-Leben das Vorspiel zu seiner Geschichte als Mann der Revolution, Redner und Tribun des Volkes, zeigen. Das eigentlich Authentische der Memoiren wird schon im vierten Bande zum großen Theil zurücktreten, auch die Mittheilun-gen von Mirabeau's Vater und Oheim beziehen sich nur auf sein Pri-vatleben, und wir werden den Mann der Literatur und den Mann des Jahres 1789 in dem Lichte erblicken, in welchem der Adoptiv-Sohn ihn sah. Die Romantik seines Lebens hört mit dem Moment, wo er der Oeffentlichkeit anheimfällt, keineswegs auf, und Jules Janin hat hiervon, obwohl nur roh und flüchtig, einige Züge in seinem „Barnave" hingeworfen.

Mirabeau's Verhältnisse zum Hofe hatten ganz einen romantischen Anstrich, und die Hinneigung zum Chevalieresken bleibt ihm zur Ergän-zung seines revolutionnairen Strebens bis zum letzten Augenblicke sei-nes Lebens eigen, so daß es dem Biographen unumgänglich Pflicht wird, auf die Privat-Abenteuer des Mannes auch später noch ganz besonders sein Augenmerk zu richten. Das ganz Eigenthümliche in Mi-rabeau's Charakter möchte eben darin zu suchen seyn, daß alle mittel-alterlichen, feudalistisch-aristokratischen Elemente, die er mit dem größten Aufgebot seiner Kraft bekämpfte, in seiner eigenen Natur verbanden waren; was er von der Tribune herab und vom Geiste der Zeit zügellos fortgerissen, siegreich zu Boden schlug, hatte er in sich selbst keineswe-ges überwunden. Daher die interessante Verwirrung in seinem Erschei-nen als Mann der Oeffentlichkeit und als Mensch.

Mirabeau's Vater und Oheim sind zwei ganz besonders wichtige Figuren für sein Privatleben, und sie treten als Lenker seines Schick-sals in den ersten beiden Bänden der Memoiren fast eben so sehr als die Hauptgestalt des ganzen Gemäldes hervor. Die Familie Mirabeau gehörte zu jenen alt-Französischen Geschlechtern, die in sich geschlossen von Generation zu Generation einen ganz bestimmten Charakterzug fort erbten. Um so willkommener muß den Lesern die Geschichte dieser Familie im ersten Bande seyn, da man den letzten Sproß dieses Hau-ses, ohne von seinen Vorfahren ein Bild zu haben, nicht ganz in sei-ner Eigenthümlichkeit auffassen kann. Im Jahrhundert des Dante wurde eine Ghibellinen-Familie Arrighetti aus Florenz verbannt und durch ein Unwetter auf dem Meere an die Französische Küste in der Nähe von Marseille getrieben. Aus dieser Ghibellinen-Familie, die in der Provence unter dem Namen, Riquetti, sich niederließ, ging das Ge-schlecht der Mirabeau hervor, das alle Charakter-Eigenthümlichkeiten der alten Ghibellinen, alle Tugenden und alle Fehler feudalistischer Aristo-kraten in ihren einzelnen Gliedern durch Jahrhunderte bewahrte. Va-ter und Oheim des Gabriel Mirabeau waren Vertreter der alten Ge-sinnung, der ererbten Gesellschafts-Verhältnisse in einem Grade, den der Konflikt mit neu erwachenden Ideen der Zeit nur um so mehr steigerte. Gabriel war der Sohn der neueren Zeit, das leidenschaftliche Kind der Natur mit allen Talenten und allen Schwächen, welche der Geist der Empörung gegen die Vorurtheile der Kastenzeit hervorrufen mußte. Daher der Haß des Vaters gegen den Sohn, der in jenem den erbit-tertsten Verfolger sah. Die Züge, die uns aus der Zeit der Kindheit Gabriels mitgetheilt werden, lassen schon den vollen Ausbruch des Has-ses ahnen. Der Vicomte stand schon früh auf dem Punkte, den Kna-ben zu verleugnen und ihn aus dem Kreise der Seinigen zu verbannen. Der Oheim, der unter dem Namen des alten bailli vorgeführt wird, und den der Neffe selbst als den echten baron de la féodalité charak-terisirt, trat noch mildernd zwischen Vater und Sohn auf, weil er die glänzenden Geistesgaben des Letzteren schon früh zu würdigen wußte. Ga-briel trat in ein Regiment, wurde aber seiner Schulden, seiner Spiel-Wuth und sonstiger Exceße wegen bald dieser ihm widerwärtigen Ge-meinschaft entzogen. Sein Oheim verwandte sich für ihn und befreite ihn aus seinem ersten Gefängniß. Gabriel ging als Militair nach Corsika und legte sich auf geographische und statistische Studien. Seine Geschichte der Insel Corsika entzückte den Oheim, so daß dieser seinem Bruder schrieb, Gabriel sey nicht schlechter als Nero, und würde besser werden als Marc Aurel, man könne sich nicht mehr Talente vereinigt denken, als er sie besäße.

Bald darauf begannen Mirabeau's Leiden mit seiner frühen Ver-heirathung. Eine Schulden-Last von 60,000 Franken, ein Duell und tausend Verwickelungen, in die ihn seine Leidenschaften brachten, nö-thigten ihn zur Flucht. Eingeholt, setzte man ihn in das Gefängniß zu If, das er bald mit dem Thurm zu Jour vertauschte. Ueberall, wo er erschien, klopften ihm die Herzen eben so sehr entgegen, als der Haß der Verwandten von Jahr zu Jahr stieg. Er gewann sich überall die Freundschaft der Aufseher des Gefängnisses und erleichterte so sein Loos. Nun begann auch mit seiner Liebe zu Sophie Monnier die Roman-tik seines Lebens ihren Gipfel zu erreichen. Im tiefsten Kerker genoß er das Glück der innigsten Zärtlichkeit. Seine Flucht nach der Schweiz, sein Entweichen nach Amsterdam, das fortgesetzte Verhältniß zu Sophie, die ihm überall folgte, die Herausgabe seines Essai sur le Despotisme, alles dies greift mannigfach in einander, um das Gemälde seines Lebens mit interessanten Zügen zu überfüllen, wie sie die Roman-Dichtung sonst nur zu häufen pflegt. Das Elend, in welches die beiden Geliebten sich stürzten, überstieg oft das Maß der Möglichkeit, oft war Sophie selbst auf dem Punkte, durch gewaltsamen Tod aus dem Leben zu schei-den, und den Unglücklichen von einer Gefährtin zu befreien, mit der der schuldige Theil von ihm selbst hinweggenommen seyn würde; nur der Umstand, daß sie sich Mutter fühlte, hielt sie von dem Entschlusse zu-rück. An das innere Leiden beider Personen reicht kaum die Schwere ihres physischen Unglücks, und doch überstieg dies schon in Bezug

*) Graf Hjalmar Mörner ist ein Schwedischer Karrikatur- und Genre-Zeichner.

**) Memoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau.

Krankheit und körperlicher Pein die Grenzen des Ungemachs, das sonst das Loos ungesetzlicher und leidenschaftlicher Verhältnisse zu seyn pflegt. „Was ich seit einer Reihe von Jahren leiden mußte", schreibt Mirabeau (Bd. 3) an seine Schwester, Madame du Saillant, „habe ich mit kaltem Blute aufgenommen, es hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht; aber den Verlust meiner Augen ertrüge ich nicht. Die Kerker-Luft, die ungesunde Kost, der Mangel des Lichts — Alles vereinigt sich, mir die Kraft dieses kostbaren Organs zu schwächen. Milton, der eben so sehr als ich selbst ein fanatischer Freund der Freiheit war, erklärte, er wolle lieber Sklav werden, als sein Augen-Licht einbüßen, wenn ihm die Wahl freistände. In seiner Oper „Simson" läßt er seinen Helden, der geblendet der Macht der Philister überliefert ist, auf die Frage des Freundes, was er schmerzlicher vermisse, die Freiheit, oder die Kraft seiner Augen? in diesem Sinne antworten. Der Verlust der Sehnerven! O, wenn es Dir möglich ist, meine Schwester, fühle, welche Nacht über mich einbricht! Bleibe ich diesen Winter hier in diesem Kerkerloche, so würden Kälte und Rauch mich diesem Schicksal preisgeben."

Auf Mirabeau's Flucht nach Amsterdam, wo er an der Seite Sophiens einige Monate im Schooße der Ruhe lebte, folgte bald der Richterspruch, der Beide der Freiheit abermals beraubte. Der Marquis von Monnier hatte das Urtheil gegen seine treulose Gattin mit allem Eifer eines beleidigten und rachsüchtigen Ehemannes beschleunigen helfen; sie ward nach Paris in enge Haft gebracht, und Mirabeau, der sich selbst auslieferte, als der Entführung überwiesen, nach dem Thurm zu Vincennes, wo er seine lettres de cachet schrieb. Sind seine Briefe an Sophie und an seine Schwester, seine einzige Freundin außer Jener, voller Zartgefühl und inniger sanfter Herzensgüte, so verrathen seine übrigen schriftlichen Expectorationen einen Stolz, dessen edle Festigkeit und Größe sogar sein bitterster Widersacher, sein Vater, anerkennen mußte, indem derselbe äußerte, selbst König Franz der Erste hätte im Gefängnisse nicht mit mehr Würde über sich und seinen Feind sprechen können. Die schwärzesten Verleumdungen bringen ihn nicht aus dem ruhigen Gleichgewicht und aus jener Ataraxie, die der Stempel philosophisch erworbener Geisteskraft ist. Nur als man von ihm verbreitet, er habe seinem Vater nach dem Leben getrachtet, verzweifelt er an der Würde der Menschheit und schüttet seine ganze Seele in wehmüthigen Herzens-Ergießungen aus. Madame du Saillant ist fortwährend sein guter Engel, ihr Trost hält seine wankende Hoffnung aufrecht. Ohne ihren Zuspruch hätte er vielleicht durch ein freiwilliges Ende seinen Leiden ein Ziel gesteckt. Endlich schimmert ein Strahl der Hoffnung. Sein Vater, dem die Ehre seiner Familie über Alles geht, knüpft jedoch eben so viel an die Aufrechthaltung seines Namens, an die Fortpflanzung seines Geschlechtes. Gabriels Sohn aus der rechtmäßigen Ehe stirbt, und der alte Marquis denkt einzig in dem obgedachten Sinne an eine Versöhnung mit dem Sohne; nur die Furcht, seine Familie erlöschen zu sehen, bringt ihn zu milderen Maßregeln. Es lag theilweise in seiner Macht, die Anklagen gegen Gabriel zurückzunehmen; es geschieht, und der Leidens-Held ist frei.

Gleichwohl endete hiermit nicht die Geschichte seines Familien-Unglücks. Den dringenden Vorstellungen seiner Schwester gelingt es zwar, ihm das Herz des Vaters wieder geneigter zu machen, aber seine Mutter ist unversöhnlich, seine Frau nicht minder. Schuldner werden ebenfalls wieder dringlicher als sonst und der Scheidungs-Prozeß mit seiner Gattin verbittert ihm bald wieder die Freiheit, die er mit so ungestümer Seele herbeisehnte. Seine Beredtsamkeit erringt vor den Assisen einen glänzenden Triumph, und doch wissen seine Feinde durch allerlei Machinationen es dahin zu bringen, daß der Urtheilsspruch gegen ihn ausfällt. So weit führt uns der dritte Band der Memoiren.

Noch müssen wir zweier Episoden gedenken, die gleichsam den Schlußpunkt zu diesem romantischen Abschnitte von Mirabeau's Leben ausmachen, und die der Herausgeber mit vieler Vorliebe ausgeführt hat. Diese bestehen in einem Hinblick auf das weitere Geschick der beiden Frauen, die Mirabeau bis dahin am nächsten standen. Die geschiedene Frau von Mirabeau, die seine Beredtsamkeit so völlig verkannt hatte, verheirathete sich von neuem. Bald aber Wittwe, lebte sie nur noch im Andenken an ihr früheres erstes Bündniß; Mirabeau's Briefe, sein Bild, sein ihr verbliebenes Eigenthum, seine Lieblings-Arien und Neigungen erfüllten ihr vereinsamtes Leben und ließen sie schmerzlich denjenigen vermissen, der der Mittelpunkt und die belebende Seele aller dieser Dinge gewesen war. Madame de Monnier im Gegentheil fühlte sich ihm nach seiner und ihrer Befreiung abgeneigt. Sie floh ihn und stürzte sich in eine Welt voll Zerstreuungen, um das Andenken an den Mann zu betäuben, der so qualvoll und so schrecklich ihre Seele in Banden gehalten, daß sie Pflicht und Ehre des Weibes aus den Augen verlor. Ueber ihre weiteren Schicksale und über ihr unglückliches Ende haben wir bereits in Nr. 99 des Magazins von d. J., nach dem vorliegenden Buche, das Nähere mitgetheilt.

Bibliographie.

Voyage pittoresque dans la régence d'Alger, pendant l'année 1833. — Von C. Lessore und W. Wild. 20 Fr.

Vitruve. — Herausgegeben von E. Tardieu. — Preis jeder Lieferung von 2 Bogen in 4. nebst Abbild. 1 Fr.

Bezout, élémens Arithmétiques à l'usage de la marine etc. 3 Fr.

Essai sur l'organisation progressive de la marine et des colonies. — Vom Baron Charles Dupin. 8 Fr.

Économie politique chrétienne, ou Recherches sur la nature et les causes du Paupérisme, en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir. — Vom Vicomte Alban de Villeneuve-Bargemont. 3 Bde. 24 Fr.

Le Guide du Boulanger, indiquant les moyens à prendre pour bien fabriquer le pain, et les économies que le boulanger peut apporter dans son travail. — Von S. Baury. 6 Fr.

Manuel du Pêcheur, ou Traité général de toutes sortes de Pêches; contenant l'histoire naturelle des poissons etc. — Von Pesson-Maisonneuve. Zweite Auflage. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Jacquemont's Urtheil über Kaschmir. Das Thal von Kaschmir, dieses weit und breit gefeierte irdische Paradies, verdient seinen Ruf vielleicht nur wegen der häufigen Besuche der Groß-Moguln, die ein Mal gern dem Sandbrand von Delhi und Agra entfliehen, um hier frische Luft zu schöpfen. Die Seen von Kaschmir sind armselige Gewässer, wenn man sie mit den Schweizer Alpenseen vergleicht, und von den Palästen, welche die Groß-Moguln an ihren Ufern erbauten, ist nur der von Schalimar, der famöseste unter allen, stehen geblieben. Die Landschaft gefiel mir sehr wegen ihres klaren Wassers und ihrer prächtigen Haine. Aber wie mancher Ort an den Ufern des Lago Maggiore übertrifft Schalimar an Schönheit! Die Aussicht auf diese Berge ist eher großartig als schön — imponirende Umrisse und nichts weiter. Zur Ausschmückung des inneren Raumes hat die Natur nichts gethan; es ist ein ungeheurer Rahmen, der aber kein Gemälde einschließt. Da sieht man keines der malerischen Details, die uns z. B. unsere Alpen so anziehend, so ewig neu machen. Es thut mir leid, daß meine eigenen Beobachtungen mit den Berichten der wenigen Europäer, die Kaschmir vor mir besucht haben, so wenig übereinstimmen. Wenn die Dinge sich seit Forster's Besuch — d. h. seit funfzig Jahren — nicht entsetzlich verändert haben, so hat dieser Reisende viele Uebertreibungen auf seinem Gewissen. Ich für meinen Theil bin sehr geneigt, anzunehmen, daß Kaschmir damals, unter Afghanischem Druck, ziemlich ebenso aussah, wie jetzt, unter der Zwingherrschaft meines Freundes Rendschit Sing, Königs von Lahohr. Indem ist für mich nicht länger mehr das ärmste Land auf Erden; denn in Kaschmir herrscht ein Elend, das alle Begriffe übersteigt.

— Orientalischer Luxus. Wie seltsam und abgeschmackt der Aufwand an den Höfen der Groß-Moguln in Indien vor Zeiten war, läßt sich aus folgendem Berichte des Sir Thomas Roe vom Jahre 1615 ersehen: „Bei feierlichen Gelegenheiten sah man Seine Majestät mit Diamanten, Perlen und Rubinen, nicht nur bedeckt, sondern völlig überladen. Selbst die Elephanten, die mit bei der Prozessionen Parade machten, waren nicht nur mit reichlich vergoldetem Sattelzeuge versehen, sondern noch dazu mit den kostbarsten Juwelen am Vorderkopfe ausgeschmückt. Wenn der Monarch seinen Geburtstag feierte, so bestand seine Haupt-Ergötzlichkeit darin, daß er zwei Schachteln, eine voll Rubinen und die andere voll Gold- und Silber-Erbsen vor seinen Ministern auf den Boden umherstreute; worauf dann die hohen Diener Seiner Majestät, wie die Kinder um Zuckerkügelchen, sich hinwarfen und auflasen. Zu anderen Zeiten ergötzte sich der Fürst damit, daß er sich, im größten Staate, auf die Wageschale stellte und sich zuerst gegen Rupien, dann gegen Gold und Juwelen oder gegen reiche Kleider und Gewürze und endlich gegen Korn, Mehl und Butter aufwiegen ließ. Dergleichen Ergötzlichkeiten beschloß man dann gewöhnlich, indem man sich auf's Unmäßigste berauschte.

— Zeitmesser. In einigen Gegenden von Indien bedienen sich die Eingeborenen folgender Vorrichtung, um die Zeit zu messen. Sie haben eine dünne metallene Schale, in deren Boden ein kleines Loch gebohrt ist; diese wird in ein Gefäß voll Wasser gesetzt, wo sie anfangs auf der Oberfläche schwimmt, bis das Wasser allmälig durch die kleine Oeffnung dringt, und sie in einer bestimmten Zeit, etwa in 24 Minuten zum Sinken bringt. Dabei sitzt ein Sklave, der sorgfältig aufpaßt und das jedesmalige Sinken der Schale durch Glockenschläge bezeichnet. Noch vor etwa funfzig Jahren sah man in England, wie in vielen anderen Ländern in Europa, fast in jeder Hütte ein Stunden-Glas, ein Instrument, das mit vieler Aufmerksamkeit von Stunde zu Stunde gewendet und gerückt werden mußte. Würde man in Indien die Zeiger- und Schlag-Uhren allgemein einführen, so würden die Sklaven alle überflüssig werden, die jetzt den Dienst bei den Zeitmessern versehen; eben so wie man in Europa der lästigen Bedienung bei den Sand-Uhren schon längst überhoben ist. (Chambers's Journal.)

— Toilette der Eingebornen von Neu-Süd-Wales. Die Frauen von Neu-Süd-Wales bedienen sich zum Schmucke der Schwänze der Bisamkatze, welche sie auf eine höchst graziöse Weise an ihre fettigen Haarlocken befestigen; außerdem ziert ihren Nacken eine Schnur, worauf Bröckel irdener Pfeifenröhre, die mit bunten Knöpfen abwechseln, gereiht sind; ein alter, schmutziger Mantel vom Felle der Bisamkatze hängt um ihre Schultern und ein Bündel von Lumpen, deren Stoff nicht leicht zu erkennen ist, um ihre Hüften; und vollständig wird die Toilette dieser engelgleichen Geschöpfe durch ein netbul oder culy, das auf ihrem Rücken hängt und mit einer Gesellschaft kleiner Thiere und anderer Eßwaaren angefüllt ist, deren Beschreibung wir uns ersparen wollen. Auch die Männer zieren ihr Haupt mit dem Schwanze des genannten Thieres, und wenden außerdem noch reichlich Fett und rothe Farbe an, um ihre Schönheit zu erhöhen; ein Büschel Barthaare ziert ihr Kinn und die Farbe ihrer Haut kann man unter der dichten Lage von Schmutz und Holzkohle, die es bedecken, kaum erkennen. Durch ihre Nase tragen die Männer ein metallenes Stäbchen und auch sie sind mit einem Gürtel von Pelzwerk versehen. Ihr beständiger Begleiter ist die Pfeife, und die Liebe zum Taback ist unter denen, die mit den Europäern Verkehr haben, so groß, daß man ihnen kein angenehmeres Geschenk machen kann, als mit dieser Waare.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Montag den 1. Dezember 1834.

Schweiz.

Genf und die Französische Schweiz.

Obschon Genf seit geraumer Zeit der Zielpunkt mancher Reisenden gewesen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Zahl der hier verweilenden Fremden seit einigen Jahren um ein Bedeutendes sich vermehrt hat. Allen, die Genf's und seiner Umgegend Vorzüge kennen, wird dies natürlich erscheinen, und es möchte wohl, wäre der Zufluß der Fremden geringer, die Frage „Warum?" schwerer zu beantworten seyn. So viel ist gewiß, daß die Vorfahren der Genfer, welche zuerst am Ufer des schönen See's ihre Hütten gebaut, Leute von Geschmack gewesen seyn müssen, denn ein gemüthlicheres Plätzchen zum Pflanzen, Pressen und Verzehren ihres Weines hätten sie wohl schwerlich auf Erden finden können. Eine Beschreibung der göttlichen Natur zu geben, in deren Mitte ihre Nachkommen zu einem betriebsamen, wohlhabenden Volke herangewachsen, liegt weder in meinem Plane, noch fühle ich mich dessen fähig; aber ihr Loblied möchte ich singen, und ein Klagelied dazu, daß der Himmel nicht überall, und besonders, daß er nicht über meine liebe Deutsche Heimat, seine reichen Gaben ebenso verschwenderisch ausgestreuet.

Ich hatte bereits manchen schönen Punkt Europa's gesehen, ehe ich mich zum erstenmale des Leman's blauen Wogen anvertraute; Genua und der unvergleichliche Golf Neapels schwebten noch lebhaft meinem Gedächtnisse vor; weder Venedig's Marmor-Paläste noch Tivoli's paradiesische Gefilde und malerische Wasserfälle hatte ich vergessen; ja, als ich dem Vesuv in seinen feurigen Schlund geschauet, und dann vom Eremiten herab anbetend in die blutroth untergehende Sonne gestarrt, fast hätte ich mit den Neapolitanern ausgerufen: „Vedi Napoli e poi muori!" Bereits ein wenig verwöhnt, erreichte ich also die Ufer des Genfer See's; als ich aber Alles, was mich umgab, nach langem Anschauen endlich aufgefaßt und verstanden zu haben glaubte, und nun mein Tagebuch hervorholte, um in Ermangelung eines lebendigen Wesens diesem geduldigen Gefährten meine Gefühle mitzutheilen, da fielen mir Göthe's Worte ein, und wenn ich schreiben wollte, standen mir vor Augen das fruchtbare Land, der blaue See, die mit ewigem Schnee bedeckten Berge, und mir fehlten die Organe, das Alles darzustellen.

Ich lebe bereits ein Jahr in Genf, und wie denn auch mir der Mund von dem überfließt, des das Herz voll ist, so habe ich es während dieser Zeit an Aufforderungen an meine lieben Berliner Freunde nicht fehlen lassen, und wiederholentlich ihnen angerathen, doch nur ein einziges Mal sich dem Charlottenburger Staube zu entwinden, ihren Thiergarten, das sentimentale Treptow und Stralow doch nur auf ein Paar Wochen zu vergessen und hierher zu kommen, einen Vorrath reiner, schöner Bergluft in Gottes schöner Natur zu athmen, und dann wieder von neuem und neu gestärkt Theater und Spaziergänge der comfortablen Residenz aufzusuchen. Aber tauben Ohren habe ich gepredigt, oder fürchten sie in dem fremden Lande die Heimat zu vergessen? Das sey fern! die Besorgniß wäre grundlos; und ich fühle es an mir selbst, daß ein in der Preußischen Hauptstadt herangebildeter Geist, hat er nur zugleich echten vaterländischen Sinn, doch am Ende sich nach seiner an so vielem Schönen reichen Vaterstadt zurücksehnt.

Deutsche, Russen, Engländer, Amerikaner, Italiäner, kurz Bewohner aller Länder senden von Jahr zu Jahr in größerer Menge ihre Söhne in die Genfer Erziehungs-Anstalten, oder, bedürfen diese nur eines wirthlichen Hauses, in die Pensionen, wo sie, als Familien-Mitglieder betrachtet, auf leichte und angenehme Weise die Französische Sprache erlernen. Besonders für diejenigen meiner Landsleute, welche mit ihren Kindern Gleiches im Sinne hätten, theile ich hier einige nicht uninteressante Bemerkungen über Genf mit. Zwei Beobachter sehen mehr als Einer, und stimmen sie in ihren Meinungen überein, schenkt man ihnen leichter Glauben, als dem Urtheile des Einzelnen; deshalb entlehne ich der gütigen Feder eines geistreichen Französischen Reisenden, des Grafen Théobald Walsh, — in der vor kurzem erschienenen neuen Auflage seiner „Voyage en Suisse, en Lombardie et en Piémont" — Folgendes, mir vorbehaltend, wo es mir passend scheint, das Eine oder das Andere hinzuzufügen.

„Die Stadt Genf, in früherer Zeit den eintretenden Fremden auf eine unangenehme Weise durch ihre häßliche Außenseite überraschend, hat sich seit einigen Jahren auffallend verschönert; die schmutzigen Backen, die das Rhone-Ufer verunstalteten und deren Unrath das schöne klare Wasser des Flusses trübte, sind verschwunden, um einem breiten, mit eleganten Häusern besetzten Kai Platz zu machen. Eine Eisendrath-Brücke von ungefähr 240 Schritt Länge verbindet unmittelbar am Ausflusse des Rhone aus dem See beide Ufer, und stößt auf der einen Seite auf das an Eleganz und Größe seines Gleichen suchende Hôtel des Bergues. Die hervorspringenden, auf langen dünnen Holzpfeilern ruhenden Dächer der Häuser sind aus den Straßen, denen sie Luft und Licht raubten, verschwunden. Alles hat in dem unteren Theile der Stadt, der früher wirklich abscheulich war und mit dem oberen schöneren einen unangenehmen Kontrast bildete, ein reinlicheres, comfortableres und symmetrisches Ansehen gewonnen. Der Eintritt in Genf durch das Thor von Savoyen ist der einer großen Stadt; die imposanten Gebäude, mit denen die Terrassen besetzt sind, so wie die schöne Straße der Corratrie, würden überall einen großartigen Effekt hervorbringen.

Was das Innere der Cité betrifft, so muß man gestehen, daß dasselbe nicht gewonnen hat; und die Bemerkung eines geistreichen Genfers, daß die schmalen zusammengedrängten Häuser dort wegen Mangel an Raum haben in die Höhe schießen müssen, ist nicht unpassend. Finstere krumme Gassen, elende Kram- und Trödel-Buden, das Hin- und Herbewegen einer ewig geschwätzigen wimmelnden Bevölkerung, der die Gewinngier aus den Augen sieht — das und manches Andere, gebe ich zu, macht auf den Fremden keinen günstigen Eindruck; allein in allen volkreichen Städten findet man Aehnliches, dagegen nur selten einen Ersatz dafür, wie ihn Genf darbietet, das man mit Recht einen der Brennpunkte Europäischer Civilisation nennen kann.

In dem Salon des Herrn Sismondi sah man noch unlängst die ausgezeichnetsten Männer, von denen mehrere eines Europäischen Rufes genießen, und dreist dürfte man diese feinen und belebenden Gesellschaften denen der Hauptstädte Europas zur Seite stellen.

Besonders merkwürdig ist an Genf, daß Ideen zur Förderung allgemeiner Civilisation sich auch in der Masse der Bevölkerung vorfinden; es herrscht hier ein wahrhaft öffentlicher Geist, der nach Allem, was löblich und nützlich ist, strebt. Das im wahren Sinne des Wortes freisinnige Gouvernement hat die ganze Bedeutung seiner Aufgabe verstanden; dieses Völkchen aufzuklären, zu verbessern, ihm alles nur mögliche Wohlseyn zu verschaffen und die mit der Aufrechterhaltung der Ordnung vereinbare Freiheit zu sichern, ist unabläßiges Bestreben der Behörde. Jeder Bürger trägt nach seinen Kräften zur Lösung dieser Aufgabe bei. Man sieht, daß das Vaterland in diesem Staate von vier Lieues im Umfange und 50,000 Einwohnern nicht bloß ein leeres Wort ist. Zahlreiche Etablissements, zum allgemeinen Besten beitragend, sind durch freiwillige Schätzungen, Vermächtnisse und patriotische Gaben gegründet und unterhalten; öffentliche Monumente erheben sich, Dank der Freigebigkeit wohlhabender Privatleute; eine aufgeklärte und mit Einsicht vertheilte Wohlthätigkeit kommt den Armen zu Hülfe, verbreitet in den unteren Klassen die Wohlthaten einer ihren Bedürfnissen angemessenen Erziehung, muntert zur Industrie und zur Arbeitsliebe auf. Der Geist der Ordnung, der in dieser kleinen Republik herrscht, verdient nicht minder Anerkennung, und ein meinen Lesern noch frisch im Andenken befindlicher Umstand — die Februar-Ereignisse an der Gränze von Savoyen — hat die Fortschritte, welche der Sinn für Aufrechterhaltung der Ordnung hier gemacht, bewiesen. Mit Einem Worte, die Genfer scheinen durch ihr beständiges Vorwärtsstreben das Ziel jener Vollkommenheit erreichen zu wollen, die vielleicht nur ein Traum, dann aber wenigstens durch die Resultate, die er hervorbringt, ein glücklicher zu nennen ist, und der stets dazu beiträgt, die Würde des menschlichen Geschlechts zu erhöhen.

Was die Form des Gouvernements betrifft, so ist diese ganz demokratisch, obschon die Ausübung der Macht am häufigsten Bürgern anvertraut ist, deren Namen mehr als ihre Meinungen der alten Aristokratie angehören. Sie üben sie unter der Kontrolle ihrer Mitbürger aus, deren Stimme sie ihnen für eine ziemlich beschränkte Zeit überträgt. Der große Rath, der außer seiner gesetzgebenden Gerechtsame die Obliegenheit hat, die Syndiken und die Mitglieder des kleinen, mit der ausübenden Gewalt beauftragten, Rathes zu wählen, wird durch direkte Wahl ernannt; an der jeder Genfer, welcher ungefähr sieben Franken Abgaben zahlt, Theil hat. Das von Herrn Dumont für die Berathungen dieser Versammlung der Landes-Repräsentanten redigirte Reglement ist ein Meisterstück von gesundem Menschenverstand, Geschicklichkeit und Umsicht, und man schreibt besonders ihm einen Theil der glücklichen Resultate zu, welche hier das Repräsentativ-System, in seiner richtigen Bedeutung ausgeführt, hervorgebracht hat. Die verschiedenen Gesichtspunkte, unter denen jeder Vorschlag betrachtet und überlegt wird; die nach einander folgenden Debatten, denen er unterworfen; die Art, wie das Abstimmen darüber geregelt wird — Alles trägt dazu bei, die Versammlung gegen ein übereiltes Stimmenabgeben zu bewahren, und jeden

einzelnen Mitgliede mit der vollkommenen Unabhängigkeit seiner Stimme die Fähigkeit zu versichern, nur nach genauer Kenntniß der Sache seine Meinung auszusprechen.

Die Genfer, welche ich hier gekannt, oder denen ich an anderen Orten begegnet bin, haben mir im Allgemeinen durch ihren natürlichen Geist und durch ihre Kenntnisse mehr oder weniger ausgezeichnete Männer geschienen. Sie sind nachdenkend, spekulativ, doch fehlt es ihnen an Einbildungskraft. Ihre Unterhaltung ist gehaltvoll und oft angenehm; sie drücken sich korrekt und gewählt aus, haben aber bisweilen den Fehler, sich gern zu hören und ihre Ausdrücke zu sehr zu wählen. Sie sprechen, so zu sagen, mit Punkten und Kommaten, was in der familiairen Unterhaltung ermüdend ist. Was die Genferinnen betrifft, so gleichen sie sich, mit wenigen Ausnahmen, fast Alle; ils sont toujours bien et jamais mieux. Ich habe versichern hören, daß sie unterrichtet seyen, doch weiß ich davon nichts, denn es ist in der That nichts schwerer, als mit einer Genfer Dame eine anhaltende Conversation zu haben. Man schreibt dies der Furcht, sich bemerkbar zu machen, sich zu kompromittiren, zu; sie erinnern an jene jungen Pensionairinnen, die, in sauberem Weiß gekleidet und mit einer vollen Tasse Chokolade in der Hand, bei der Annäherung eines Mannes ihm schon von fern zurufen: „Mein Herr, nehmen Sie sich in Acht, Sie verderben mein schönes Kleid!" Hauptsächlich mag ihr eigenthümliches Wesen dem alten und sonderbaren Gebrauch der Sonntags-Gesellschaften zuzuschreiben seyn, welcher alle jungen Mädchen und Frauen, die zu der höheren und bemittelten Klasse gehören, in geschlossene Zirkel theilt, und sie so ihr ganzes Leben hindurch in einer Anzahl von funfzehn oder zwanzig, und je nachdem es Alter und Stellung erheischen, einpfercht. Ein Mann von Geist äußerte sich darüber gegen mich folgendermaßen: „Dieser Gebrauch hat eine sehr schlechte Wirkung auf unsere Damen; sie fangen erst gegen das vierzigste Jahr an, sich zu entwickeln; sind liebenswürdig im sechzigsten, und sterben vor Alter in der Zeit, wo sie anfangen, charmant zu werden." Es giebt hier viele Frauen von Verdienst und Geist, nur geben sie in beiden oft zu weit; mit Leidenschaftlichkeit für Pflichten und Gehorsamkeit eingenommen seyn, schadet zuweilen der Liebenswürdigkeit des weiblichen Geschlechts, und kann am Ende einen Widerwillen gegen sonst so löbliche Eigenschaften einflößen. (Schluß folgt.

Arabien.

Die Propheten vor Muhammed.

Die Muhammedaner haben in denjenigen Theil ihrer heiligen Geschichte, der sich auf die Propheten vor Muhammed bezieht, eine große Menge Fabeln eingewebt, von denen sehr viele Rabbinischen Ursprungs sind. *)

Sie glauben an das Daseyn von guten und bösen Engeln (Arab. melâiket). Unter die guten Engel zählen sie vier Erzengel: Gabriel, Michael, Asrael und Asrafel, welche sie „die Nahen" (Arab. mukarrebún) nennen, weil sie jeder Zeit am Throne Gottes stehen und seiner Winke gewärtig sind. Gabriel empfängt himmlische Botschaften; Michael waltet über die Elemente, besonders den Regen; Asrael nimmt die Seelen der Verstorbenen in Empfang und Asrafel bewahrt die himmlische Posaune, die er am Tage des Weltgerichts blasen wird. Gabriel ist bei den Muhammedanern vorzüglich beliebt, weil sie ihn für einen besonders intimen Freund der Arabischen Nation halten, den Gott dazu erwählt habe, Muhammed seine prophetische Sendung anzukündigen. Sie haben diesem Engel verschiedene ehrende Epitheta beigelegt, z. B. „Pfau des Paradieses" (Pers. tawûsi bâghi bihescht), „Große Lehre" (Arab. elmmus elekber), weil er dem Propheten die Vorschriften des Islam eingegeben u. s. w. Der berüchtigste unter den bösen Engeln ist Ibliß oder Scheitan (Satan), welcher sich an die Spitze der rebellischen Engel stellte, und nach dem Koran mit glühenden Felsen gesteinigt wurde; daher man ihn „den Gesteinigten" (elrad-schîn) nennt.

Den Engeln zunächst steht eine Mittel-Race, die Genien. Dem Koran zufolge sind diese, gleich den Engeln, aus Feuer geschaffen; allein sie haben menschliche Bedürfnisse, und es giebt männliche und weibliche Genien. Sie heißen Dschinn's, Div's und Peri's. Vor Adam's Erschaffung war die Erde mehrere Jahrtausende hindurch von Genien bewohnt; allein Gott fand es unmöglich, diese Wesen auf dem Pfade der Tugend zu erhalten; er schuf deshalb an ihrer Stelle den Menschen, und vertilgte die Genien bis auf Wenige, die nach verschiedenen Theilen der Erde exilirt wurden. Der große Salomo zwang sie, an seinen Bauten zu arbeiten. In der Folge bekehrten sich Einige von ihnen zum Islam; aber seitdem sind sie verschollen.

Die Muhammedaner erzählen von Adam und Eva so ziemlich dasselbe, was in der Genesis steht, setzen aber hinzu, der Erstere sey nach dem Sündenfall nach der Insel Ceylon verbannt worden, wo jetzt noch ein Berg den Namen Adam's Pik führt; Eva dagegen an die Küste des Rothen Meeres, unfern der Stelle, wo Mekka erbaut ist. Das erste Menschenpaar blieb über 200 Jahre getrennt, bis Gott, von ihren Thränen gerührt, in der Gegend der Stadt Mekka sie wieder zusammenbrachte.

Adam gilt für den ersten Propheten. Die Gottheit schenkte ihm zehn Bücher Offenbarungen, die seine Nachfolger auf dem rechten Pfade erhalten sollten. Nach seinem Tode ging der prophetische Strahl seines Angesichtes auf Seth, und von diesem auf Idriß (Henoch) über. Dem Idriß übersandte Gott dreißig Bücher Offenbarungen; er soll die Schreibe- und Rechen-Kunst, die Astronomie und Geometrie erfunden haben. Auch legt man ihm die Erfindung des Webstuhls bei; denn bis dahin hatten die Kinder Adam's sich in Thierfelle gekleidet. Ein anderes Verdienst, das die Muselmänner dem Idriß zuschreiben, ist sein frommer Abscheu vor der Ruchlosigkeit seines Zeitalters, und sein Eifer in Vertheidigung der Sache Gottes.

Nach Idriß wurden die Menschen immer verderbter, bis Gott den Noah (Nuh) erweckte, um sie auf den rechten Weg zu bringen. Die Bemühungen dieses Propheten waren vergeblich, und nun erfolgte die Sündfluth. Eine neue Generation wandelte wieder auf verbotenen Wegen. Unter den Söhnen Noah's erbte Sem allein die Propheten-Würde. Die Muhammedaner nennen zwei Propheten nach ihm, von denen die Bibel nichts weiß: diese sind Hud und Salih. Der Erstere predigte einigen Beduinen-Stämmen, die Âad und Schidad hießen, und durch riesenhaften Wuchs sich auszeichneten. Dieses Giganten-Geschlecht hatte lange Zeit schreckliche Dürre und Hungersnoth erdulden müssen, als plötzlich Hud in ihrer Mitte erschien, und sie mit den Worten anredete: „Meine Brüder, betet den wahren, den einzigen Gott an; erflehet seine Gnade, und er wird Euch Regen senden." Aber das ungeschlachte Volk behandelte ihn wie einen Rasenden, und drohte ihn mit dem Tode. Da schickte Gott einen furchtbaren Glutwind, der sie alle vertilgte, einige Wenige ausgenommen, die dem Propheten glaubten. Was den Salih betrifft, so versuchte dieser, die Tamuditen zu bekehren, einen anderen Arabischen Stamm, der ein wasserreiches, mit Palmen bepflanztes Thal, südwärts vom Todten Meere, bewohnte. Rings herum von hohen Bergen eingeschlossen, gruben die Tamuditen sich Felsenhöhlen, in denen sie der beleidigten Gottheit Trotz bieten wollten. Vergebens ließ Salih, um sie zu überzeugen, ein trächtiges Kameel wunderbarer Weise aus einem Felsen hervorkommen; sie erklärten ihn für einen Zauberer und tödteten das Kameel. Da schickte Gott einen Würgengel, der sie in ihren Höhlen überfiel, und den ganzen Stamm ausrottete. Noch jetzt zeigt der fromme Muselmann dem Wanderer die Höhlen-Wohnungen des Stammes Tamud, und den wunderbaren Felsen, dem das Kameel entsprang.

Mit dem Patriarchen Ibrahim (Abraham) begann eine neue Aera. Die Araber nennen ihn den „vertrauten Freund Gottes" und den „Vater der Gläubigen", und einige Arabische Stämme behaupten, in gerader Linie von ihm abzustammen. Das Leben Abraham's, wie es der Koran giebt, ist zum großen Theil ein Gewebe von Fabeln. Er soll der Sohn eines Magnaten am Hofe Nimrod's, des Königs von Babylon, gewesen seyn. Nimrod sah einstmals am Horizont einen Stern hinansteigen, der durch seinen Glanz alle übrigen Sterne verdunkelte. Voll Schrecken über dies Phänomen konsultirte er seine Zeichendeuter, die ihm die Geburt eines wunderbaren Kindes weissagten, dessen Glanz den der mächtigsten Gewalthaber überstrahlen würde. Sogleich befahl Nimrod, daß alle Männer sich bei Todesstrafe von ihren Weibern scheiden sollten. Da er nicht argwöhnte, daß jenes Kind auch an seinem Hofe geboren werden könnte, schloß er seinen Hof-Beamten, Asar, von dem Verbote aus. Asar's Gemahlin wurde schwanger und gebar den Abraham, der schon als Kind viel Wunderbares an sich hatte. Aus einem seiner Finger quoll die köstlichste Milch, aus dem anderen der süßeste Honig; er wuchs mit erstaunlicher Schnelligkeit, und war bereits im funfzehnten Monat seiner Geburt so entwickelt, wie andere Knaben im funfzehnten Jahre. Die ganze Menschheit war damals der Abgötterei und dem Sternendienst ergeben, und Abraham selbst besaß noch keine vollkommene Einsicht in die wahre Religion. Dem Koran zufolge, betete er einst den Planeten Venus an, als er ihn am Firmament emporsteigen sah; allein der prächtige Stern ging auch wieder unter, und jetzt erkannte Abraham seinen Irrthum. Ebenso ging es ihm mit dem Monde und mit der Sonne. Seiner Erkenntniß des wahren Gottes stand endlich nur noch die Macht und Herrlichkeit Nimrod's im Wege; aber Nimrod war von Person abschreckend häßlich, und es schien Abraham unglaublich, daß Gott in einer so fatalen Gestalt sich offenbaren könne.

Er bekehrte zuerst seinen Vater Asar, und predigte dann in Babylon, jedoch mit geringem Erfolge. Besonders sträubte sich Nimrod gegen seine Ermahnungen, und ließ den jungen Propheten sogar in einen glühenden Ofen werfen; aber sogleich wurde der Ofen kalt, und verwandelte sich, wie Einige erzählen, in eine Rosenhecke. Dem Nimrod schickte Gott für seine Vermessenheit eine kleine Fliege ins Gehirn, und er starb unter fürchterlichen Qualen.

Nach dieser Begebenheit verließ Abraham Babylon und wanderte auf Gottes Befehl nach Syrien und Palästina. Als seine beiden Weiber, Sara und Hagar, Söhne geboren hatten und sich unter einander nicht mehr vertragen konnten, führte der Patriarch den Ismael nebst seiner Mutter in die Gegend, wo jetzt Mekka steht, damals eine dürre und menschenleere Einöde. Vergebens sah sich Abraham nach einer Quelle um, wo er seinen Durst löschen könnte; eben war er im Begriff, Hagar und Ismael ihrem Schicksal zu überlassen, als ein Engel mit seinem Fuße auf die Erde stampfte und gleich nachher ein lebendiger Quell hervorsprudelte: dies ist der berühmte Quell Semsem, der noch jetzt an der Kaaba fließt. Nachdem Hagar und Ismael hier sich niedergelassen hatten, besuchte sie Abraham zu verschiedenen Malen. Auf einem dieser Besuche baute er, weil Gott es ihm hieß, die Kaaba, wozu Ismael das Bau-Material herbeischaffte. Er ordnete dann das Ceremoniell der Pilgerschaft an, und seitdem wurde Mekka das Rendezvous aller Stämme Arabiens. Wie der Koran behauptet, war Abraham „weder Jude noch Christ, sondern echter Muselmann."

Nach dem Tode dieses Erzvaters ging der prophetische Strahl auf zwei Personen über, Isaak und Ismael; weil aber Ismael der erste Abnherr Muhammed's war, so betrachten die Muhammedaner diesen als den einzigen legitimen Sohn, welcher Vorzug ihm, nach ihrer Meinung, schon deswegen nicht streitig gemacht werden kann, weil er der Erstgeborene gewesen, wenn ihm gleich eine Sklavin das Daseyn gab. Demzufolge erzählen sie von Ismael Alles, was die Bibel von Isaak erzählt. Selbst Hagar wird zu den Prophetinnen gerechnet.

*) Wir glauben, in dieser Beziehung auch auf eine in diesem Jahre in Deutschland erschienene, von der Universität Bonn gekrönte Preisschrift des Herrn Abraham Geiger hinweisen zu müssen.

Von Isaak ging das prophetische Licht auf Jakob, den sie „Vater der zwölf Stämme Israel's" nennen, und von diesem auf Joseph über.

Joseph (Jussuf) ist bei den Muhammedanern eine sehr wichtige Person. Ein ganzes Kapitel des Koran's hat ihn zum Gegenstand, und erzählt von diesem Liebling Gottes solche Wunderdinge, daß selbst einige Schüler Muhammed's die Wahrheit derselben bezweifelten. Joseph's überirdische Schönheit bezauberte alle Frauen. Das Weib des Aegyptischen Groß-Wesirs Potiphar — sie wird Suleicha genannt — liebte den Jüngling schon beim ersten Anblick mit Inbrunst, und Joseph war, nach einigem Widerstand, eben im Begriff, sich ihr hinzugeben, als der Geist seines Vaters ihm erschien und ihn zu seiner Pflicht zurückrief. Die Sache wurde jedoch in Aegyptens Hauptstadt ruchbar, und alle übrigen Frauen spöttelten über Suleicha's Schwäche, besonders, weil sie einem Sklaven ihre Zuneigung geschenkt. Um dafür Rache zu nehmen, lud Suleicha einige dieser naseweisen Damen in ihr Haus. Während nun die Gesellschaft bei Tische saß und eben Granatäpfel verzehrte, trat plötzlich Joseph in das Gemach; die Damen wurden von seiner Schönheit in solchem Grade überrascht, daß sie gar nicht wußten, was sie thaten, und in ihre Finger bissen, statt in die Granatäpfel. Die Muhammedaner behaupten, Suleicha habe endlich das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls heirathete sie den Joseph und lebte mit ihm unbeschreiblich glücklich.

Einige Jahrhunderte später erweckte Gott den Moses (Musa), bei dessen Schicksalen Muhammed gern verweilt, da er gleich Jenem gezwungen war, sein Geburtsland zu verlassen. Der Pharao, unter welchem Moses lebte, wird als ein ruchloser und übermüthiger Fürst geschildert, der wie ein Gott verehrt seyn wollte. Als Moses auf Gottes Befehl vor ihm erschien und zu seiner Beglaubigung Wunder that, ließ Pharao alle Zauberer seines Reiches zusammenkommen, an deren Spitze die Brüder Sabur und Gadur standen. Diese Beiden wünschten zu wissen, ob Mose's Wunder ihren wunderbaren Charakter behielten, während er schliefe; „denn", sagten sie, „die magischen Wirkungen, die wir hervorbringen, bestehen nur, so lange wir wachen." Als sie nun sich überzeugt hatten, daß der in eine Schlange verwandelte Stab des Propheten auch Schlange blieb, wenn er schlief, und den Propheten sogar beschützte: da erkannten sie Gottes Finger und huldigten der Wahrheit. Ihr Beispiel wirkte auf Andere. Pharao's eigene Gemahlin (Asia) entsagte dem Götzendienst und glaubte an den wahren Gott. Der König aber blieb verstockt; den Plagen zum Trotze, die Gott über Aegypten kommen ließ, weigerte er sich, ihn anzuerkennen, und schonte sogar seiner Gemahlin nicht, die er, an Händen und Füßen gefesselt, dem glühenden Strahl der Sonne aussetzen ließ, damit sie elend umkommen sollte. Aber ein Engel rettete sie.

Die Araber behaupten, Moses habe alle Geheimnisse der Natur durchschaut und seine meisten Wunder durch seine Hand verrichtet, die so weiß wie Schnee und so leuchtend wie die Sterne des Firmamentes gewesen sey. Daher sagt man im Orient von einem sehr geschickten Manne, besonders von einem Arzte, der Wunderkuren verrichtet, er habe die weiße Hand des Musa.

Seine oftmaligen langen Unterhaltungen mit Gott haben Mose den Titel eines „Vertrauten Gottes" erworben. Sein Bruder und Wesir Aaron steht gleichfalls in großen Ehren. Er hatte Antheil an der Propheten-Gabe; desgleichen Mose's Schwiegervater Schoaib, den Gott zu den Midianitern schickte, um sie zu bekehren. Diese Leute waren große Diebe und Betrüger, und wurden, als sie gegen Schoaib's Ermahnungen taub blieben, durch ein Erdbeben verschlungen.

Zunächst kommt nun Hiob, von dessen Reichthum und harten Prüfungen auch der Koran weiß. Die Muhammedaner nennen ihn „den Dulder", und behaupten, er sey in seinen Trübsalen von dem Engel Gabriel getröstet worden, der auch eine Quelle hervorsprudeln ließ, in welcher Hiob sich reinigte. Nach Hiob ist die Kette der Propheten gleichsam unterbrochen bis auf David.

Der Koran erwähnt David's Sieg über den Riesen Goliath, und den Flor seiner Regierung. David's Stimme soll so lieblich gewesen seyn, daß sie die Vögel bezauberte, das Eisen erweichte und Berge versinken ließ. Wenn er seine Psalmen sang, so begleitete ihn die ganze Natur in harmonischen Akkorden. Um einen Begriff von der Bitterkeit seiner Reue zu geben, als er mit Bathseba gesündigt hatte, sagen die Muhammedaner, er habe während der vierzig Bußtage so viele Thränen vergessen, daß alle Pflanzen und Gräser davon erquickt und genährt worden seyen. David kleidete sich selbst an Galatagen nur in einen Rock aus weißer Leinwand, ja er wählte sogar, nach dem Muster anderer Propheten, eine Profession, womit er sein Brod verdiente, und war König und Waffenschmied zugleich. Daher ist er im Orient der Patron aller Schmiede und Schlosser geworden. Die Könige von Georgien bewahren unter ihren Kuriositäten ein Panzerhemde, das aus David's Werkstatt seyn soll.

Der Erbe seines Thrones und des prophetischen Strahls, Suleiman (Salomo), hat noch größere Berühmtheit erlangt. Alle erdenklichen Wunder werden ihm zugeschrieben. Nach muselmännischen Erzählungen theilte er mit Iskender (Alexander) die Weltherrschaft; sie lassen ihn, außer Judäa, über Syrien, Arabien, Aethiopien, ganz Afrika, Persien und Indien regieren. Sein Name ist das Emblem alles dessen geworden, was es auf Erden Großes und Herrliches giebt. Seiner Autorität gehorchten nicht bloß die Menschen, sondern auch die Genien, die Elemente, die ganze Natur. Da er sehr frommen Gemüthes war, so beobachtete er die Pflicht des Gebetes mit großer Gewissenhaftigkeit. Als er eines Tages seine Pferde dressirte und plötzlich die Stunde des Gebetes kam, ließ er Alles stehen und liegen, um diese Pflicht zu erfüllen. Unterdeß liefen die Pferde davon. Zum Ersatz dafür schickte ihm Gott einen Wind, mit dessen Hülfe er sich transportiren konnte, wohin es ihm beliebte. Hatte er eine Reise vor, so setzte er sich auf sein Polster und ein sanfter Zephyr wehte ihn nach den entferntesten Regionen. Auf diese Weise fuhr er über die Wüsten Arabiens, besuchte die Inseln des Indischen Oceans, und nöthigte alle Welt, das Gesetz Gottes anzuerkennen. Wenn Salomo Recht sprach, so saßen 12,000 Patriarchen und Propheten auf goldenen Thronen zu seiner Rechten, und eben so viele Gesetz-Gelehrte auf silbernen Thronen zu seiner Linken. Sein eigener Thron war über alle Beschreibung kostbar. Salomo verstand die Sprache der Vögel, der Insekten und jedes lebenden Wesens. Der Koran erzählt seine Unterhaltung mit einer Ameise. Ein Kidit trug seine Befehle über die ganze Erde. Durch diesen wunderbaren Vogel wurde er auch mit der Königin von Saba bekannt, die im südlichsten Arabien herrschte. Sie hatte verschiedene Zusammenkünfte mit Salomo, der sie am Ende heirathete, und noch jetzt leiten mehrere Könige des Orients ihr Geschlecht von Salomo und Balkis ab.

Salomo besaß einen wunderbaren Schild, der ihn gegen alle Art von Zauber und Beherung schützte. Er bestand aus sieben Fellen, von sieben Reifen umgeben, und war unter himmlischem Einfluß gearbeitet. Auch hatte er ein flammensprühendes Schwert und einen undurchdringlichen Panzer. Aber das kostbarste Ding, welches ihm angehörte, war ein Ring, den er am Finger trug. Vermittelst dieses Ringes konnte er die Gegenwart und die Zukunft lesen, und machte er die meisten Genien seinem Willen unterthänig, so daß sie alle seine Wünsche augenblicklich erfüllten. Unglücklicher Weise fiel dieser Ring eines Tages, als Salomo eben im Bade war, in die Hände eines heimtückischen Genius, der ihn in das Meer warf und Salomo's eigene Gestalt annahm, so daß der echte Salomo sich gezwungen sah, vierzig Jahre lang in seinen eigenen Staaten herumzuirren und dabei die gröbsten Beschimpfungen erdulden mußte. Endlich stellte ihm ein Fisch den Ring wieder zu; er kam wieder in den Besitz seiner früheren Herrlichkeit, und bewahrte dieselbe forthin bis zu seinem Tode.

Eine andere Person, deren Weisheit nicht viel geringer angeschlagen wird, ist Lokman, der bald Hiob's, bald Abraham's Enkel, bald wieder einer von David's Räthen gewesen seyn soll. Einige nennen Lokman einen Propheten, Andere nur einen sehr weisen Mann. Dem Koran zufolge, erschienen ihm einst Engel im Traume, die ihm ankündigten, daß er Monarch der ganzen Erde werden sollte. „Wenn es Gottes Wille ist," sprach Lokman, „so muß ich mich fügen; lieber möchte ich aber bleiben, was ich bin." Zum Lohne seiner Bescheidenheit verlieh ihm Gott Weisheit, wodurch er sich über alle Gewalthaber der Erde emporschwang.

Noch merkwürdiger als Lokman ist Chader oder Chisr, den Einige mit dem Propheten Elia verwechseln, während Andere ihn für eine Incarnation des Henoch halten, dessen Seele nachmals in den heiligen Georg fuhr. Die Muhammedaner behaupten, dieser Mann sey nicht gestorben, sondern habe von dem Wasser einer gewissen Quelle getrunken, welche auf Erden die Unsterblichkeit giebt. Diese Quelle, der „Lebens-Born" genannt, liegt in dem „Lande der ewigen Finsterniß", und nur Chader war es vergönnt, daran zu trinken. Diejenigen, welche Chader und den Propheten Elia für zwei verschiedene Personen halten, behaupten, daß Beide unaufhörlich auf Erden herumwandern; der Erstere zu Land und der Letztere zur See, und über die Sicherheit der Reisenden wachen. Beide werden als ehrwürdige, kahlköpfige, mit Stöcken versehene Greise abgebildet, wie der Ewige Jude. Kurz vor dem Ende der Welt wird Elia sichtbarlich erscheinen, und auf die Ankunft des Messias vorbereiten.

Auch Alexander der Große, den die Morgenländer wegen seiner Herrschaft in zwei Welttheilen den Zweigehörnten nennen, ist den Muhammedanern eine heilige und ehrwürdige Person. Selbst diejenigen, die ihm die prophetische Weihe absprechen, behaupten, er sey ein Liebling des Himmels gewesen, der die Welt nur um Gottes Willen eroberte. Sie verhehlen seine Laster und übertreiben seine Verdienste. Außer Klein-Asien, Persien, Aegypten und einem Theile Indiens lassen sie ihn auch Arabien, Aethiopien, die Tatarei, China u. s. w. erobern. Am Fuße des Kaukasus baute er die berühmte Mauer des Gog und Magog, um den Einfällen der nördlichen Barbaren zu wehren. Endlich besuchte er an der Hand des Propheten Chader die Regionen der Finsterniß, wo der Lebensborn sich befindet; allein es war ihm nicht vergönnt, das Wasser zu kosten, und er starb im 33sten Jahre. Man hat im Orient viele, mehr oder weniger romantische Werke, die von Alexander handeln, und viele weise Sprüche werden ihm zugeschrieben.

Wir kommen jetzt auf den Propheten Sekarja (Zacharias) und seinen Sohn Jahja, welcher Johannes der Täufer ist. Dem Ersteren wurde die Geburt seines Sohnes durch Engel verkündigt, während er im Tempel betete. Sekarja machte sich wegen seines Eifers für den wahren Glauben verhaßt und wurde endlich von den Juden in einem hohlen Baume, in den er sich versteckt hatte, mitten durchgesägt.

In Uebereinstimmung mit den Evangelisten sagen die Muhammedaner, der Vorläufer des Messias habe ein streng ascetisches Leben geführt und erzählen die Umstände seines Todes auf dieselbe Weise. Sie fügen aber noch hinzu, das vergossene Blut des Täufers sey flüssig geblieben und habe die Zerstörung Jerusalem's zunächst veranlaßt. Noch jetzt wallfahrtet man nach Damaskus, wo der Leib des Täufers ruhen soll.

In ungleich größerer Hochachtung als Jahja (Johannes) steht Jesus (Isa). Der Koran behauptet, Jesus sey ohne Vater gewesen und bloß auf Gottes Machtwort ins Daseyn getreten, wie Adam der erste Mensch. Sie nennen ihn „das göttliche Wort" oder schlechthin „das Wort." Der Koran läßt den Engel Gabriel der Maria die Geburt Christi in folgenden Worten ankündigen: „Gott kündigt Dir sein Wort an; sein Name soll Messih (Messias) oder Isa seyn; er wird Dein Sohn seyn und ein Gegenstand der Ehrfurcht in beiden Welten." Die Muselmänner glauben an alle die Wunder, deren in den Evangelien gedacht ist, fügen aber noch andere hinzu, von denen das neue Testament nichts weiß, und welche zum Theil aus After-Evangelien ge-

schöpft sind, die in Muhammed's Zeitalter im Orient verbreitet waren. Sie behaupten, Christus habe die meisten Wunderwerke durch seinen Hauch verrichtet, wie Moses durch seine Hand. Daher die vielen Anspielungen auf den „Hauch des Messias", besonders bei den Dichtern.

Die Muhammedaner wollen nicht zugeben, daß Christus gelitten habe und gekreuzigt worden sey. So heißt es in einer Stelle des Korans: „Die Juden bilden sich ein, sie hätten den Messias, den Gesandten Gottes, hinrichten lassen; allein es war nur eine Person, die ihm ähnlich sah." Auch der Mutter Christi wird mit großer Ehrfurcht gedacht, und die Tradition hat folgenden Spruch Muhammed's aufbewahrt: „Kein Mensch ist ohne einige satanische Flecken (Anlage zur Sünde) geboren; daher stoßen wir einen Schrei aus, wenn wir zur Welt kommen. Nur Mariam (Maria) und ihr Sohn waren frei von dieser Befleckung." Dessenungeachtet wird Muhammed weit über Christum gestellt, und ein Schriftsteller geht so weit, daß er sagt: „Abraham war nur ein Offizier im Heere des Propheten, und der Messias Zeremonien-Meister an seinem Hofe."

Auch von den Aposteln und frühesten Verbreitern des Christenthums sprechen die Muhammedaner mit großem Lobe; nur gegen Paulus fühlen sie etwas Abneigung, weil sie annehmen, dieser habe den Christen zuerst den Glauben beigebracht, daß der Messias nicht simpler Prophet, sondern eine Person der Gottheit sey. Indem sie Zeiten und Orte durcheinander wirren, machen sie Jakobus, den Stifter der Jakobitischen Sekte, Nestorius, das Haupt der Nestorianer, Malkum, den Stifter der Malkiten und Mumen, einen Anhänger der orthodoxen Lehre, zu Schülern des Paulus. Alle, mit Ausnahme des Letztgenannten, behaupteten die Gottheit Christi. Es entspann sich ein Disput zwischen ihnen, aber Mumen widerlegte seine Gegner mit leichter Mühe.

Nach Christus nehmen die Muhammedaner keinen Propheten mehr an, bis auf Muhammed, das Siegel der Propheten. Sie geben dieser langen Periode einen Namen, der ungefähr so viel als Interregnum bedeutet.

Unter den christlichen Heiligen dieser Periode zitiren sie am liebsten St. Georg und die Siebenschläfer. Der Erste war ein christlicher Kriegsmann aus der Stadt Mossul am Tigris. Er wurde heftig verfolgt, sogar drei Mal hingerichtet und drei Mal wieder vom Tode erweckt. Die Muselmänner schreiben ihm allerlei Wunderwerke zu. An den Siebenschläfern hängt eine längere Geschichte. Vermuthlich waren es sieben Christen, die unter Kaiser Decius gemeinschaftlich den Märtyrertod starben. Ums Jahr 479 wurden ihre Körper in einer Grotte entdeckt, und zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Die Legende, die von ihrem Tode sprach, hatte sich dabei der gewöhnlichen Phrase bedient: „sie sind in dem Herrn entschlafen", und darauf gründete sich der Irrwahn des gemeinen Haufens, daß diese sieben heiligen Märtyrer ein paar Jahrhunderte in ihrer Höhle verschlafen hätten, und endlich zum Erstaunen einer späteren Generation wieder erwacht seyen. Das Gerücht von diesem Wunder verbreitete sich durch den Orient, und jeder Erzähler hing noch Etwas daran. Muhammed selbst erwähnt ein Mal der Siebenschläfer, und weiß sogar, daß ein Hund, der ihnen nach der Höhle gefolgt war, die ganze ungeheure Schlaf-Periode hindurch, seine Herren bewachte. Er will jedoch nichts darüber entscheiden, ob jene Märtyrer des christlichen Glaubens unter den alten Pharaonen oder unter ihren Nachfolgern lebten, und eben so wenig, ob ihr Schlaf neunhundert Jahre oder etwas kürzere Zeit anhielt. Einige muselmännische Theologen behaupten, die Siebenschläfer seyen zu Muhammed's Zeit erwacht und hätten den Islam angenommen.

Die Perser feiern alle Jahre das Fest der Siebenschläfer. Ihre Namen sind kräftige Talismane geworden und ihr Hund hat neben Abraham's Widder (den er statt seines Sohnes opferte), Bileam's Esel, dem Esel, welchen Christus ritt, als er am Palmsonntag in Jerusalem einzog, und Muhammed's Rosse (auf welchem der Prophet einst die Reise in den Himmel machte), einen Platz im Paradiese erhalten. Einige rechnen zu den ins Paradies aufgenommenen Thieren auch das Kameel, auf welchem Muhammed aus Mekka nach Medina floh, das Roß des heiligen Georg und den Esel des Propheten Esra.

Endlich ehren die Muselmänner auch noch das Andenken eines Mohrenkindes, Namens Dschioraidsch, das schon in der Wiege sprechen konnte, und den Märtyrer-Tod einer kleinen Gemeinde Arabischer Christen, die zwei oder drei Generationen vor Muhammed lebten. Ein Jude, Namens Du Nuan, welcher Herr jener Gegend wurde, wollte ihnen das Judenthum aufzwingen; die Christen beharrten aber standhaft bei ihrem Glauben, und wurden, achtzig an der Zahl, in einen glühenden Ofen geworfen, in welchem sie glorreich — verbrannten.

(A. J.)

England.

Die Insel Jersey.

Die Zahl der Englischen Bewohner von Jersey beläuft sich wenigstens auf drei Tausend, worunter die Kaufleute nicht mit begriffen sind, die sich auf der Insel niedergelassen haben. Nicht weniger als drei Viertel dieser Bevölkerung sind pensionirte oder auf Halbsold gesetzte Land- und See-Offiziere, nebst ihren Familien; der übrige Theil besteht meist aus solchen Personen, die bei einer zahlreichen Familie oder bei sehr geringen Revenuen nur in der Absicht hierher gekommen sind, um hier ein billiges und sparsames Leben zu führen. Dazu kommen endlich noch einige Andere, die Jersey wegen seines schönen und gesunden Klimas zu ihrem Aufenthaltsorte erwählt haben.

Es besteht noch eine schroffe Scheidewand zwischen der Englischen Bevölkerung und den Eingeborenen der Insel; nicht etwa, als wenn gar keine Verbindungen zwischen ihnen stattfänden, aber diese Verbindungen sind nur äußerst selten und von sehr beschränkter Art. Ist große Gesellschaft in einem Jersey'schen Hause, so wird man fast immer einige Engländer darunter finden, und wiederum, wird bei den Engländern ein Fest gegeben, so sieht man auch gewöhnlich eine kleine Anzahl von Eingeborenen dabei. Allein es fehlt noch viel daran, daß sich beide Massen mit einander amalgamiren und zu einem Ganzen verschmelzen. Freilich, wenn man Empfehlungs-Schreiben mitbringt oder ein größeres Etablissement zu Jersey errichtet, hat man wohl einige Höflichkeits-Bezeigungen von Seiten der Eingeborenen zu erwarten; diese Höflichkeiten bestehen aber in nichts Weiterem, als etwa in einem Diner, wo die größte Etikette herrscht, oder in einer seltenen Einladung zu irgend einer steifen Soirée.

Indeß können sich die Engländer über den Verlust der näheren Verbindung mit den Eingeborenen von Jersey leicht trösten, indem sie selbst, in hinreichender Zahl, unter einander auf dem vertraulichsten Fuße der Freundschaft leben. Nirgends macht man sich gegenseitig so viele Visiten, nirgends ist man enger und näher mit einander verbunden, als hier unter den Engländern, die, wie wir schon erwähnt, zum größten Theil aus alten Offizieren bei der Englischen Marine oder bei der Land-Armee bestehen. Diese Leute, die meist alle dieselben Feldzüge mitgemacht und gleiche Gefahren bestanden, finden ein ganz besonderes Vergnügen daran, so oft als möglich mit einander zusammen zu kommen und von den gelieferten Schlachten, von den alten Abenteuern und Ereignissen zu schwatzen, die sich noch frisch in ihrem Gedächtnisse erhalten. Was aber diejenigen anbelangt, die weder Krieger noch Seeleute sind, so geht auch ihnen, bei den vielfachen Erinnerungen an das gemeinschaftliche Mutterland, der Stoff zu angenehmen und mannigfachen Unterhaltungen selten aus. Uebrigens besteht eine Englische Gesellschaft zu Jersey fast aus lauter Capitainen, Majoren oder Obersten.

Das Haupt-Vergnügen der schönen Jahreszeit bildet das Picknick: die herrlichen Lustwäldchen, die angenehmen einsamen Plätze in der Umgegend bieten die günstigsten Gelegenheiten zu diesen freien Zusammenkünften dar, und es vergeht auch selten ein Sommer, ohne daß man dergleichen Partieen fast nach allen Richtungen der Insel hin unternommen. Was aber die Englische Bevölkerung am meisten interessirt, das sind, wie wir schon oben angedeutet, die eigenthümlichen Vortheile, die ihnen die Insel gewährt. Zu diesen müssen wir vor Allem das äußerst billige Leben rechnen. Ohne uns auf das ermüdende Detail der Preis-Courante einzulassen, wollen wir nur bemerken, daß man in Jersey Ochsen, Kälber und Hammel, so wie Weine und Liquere aus Frankreich bezieht, die denn auch hier fast zu demselben Preisen verkauft werden, als auf den Märkten, von denen sie zugeführt werden. Dadurch wird es einer Familie, die bei ihren geringen Einkünften in England ein nothdürftiges oder gar elendes Leben hätte führen müssen, hier auf der Insel Jersey leicht, ein ganz anständiges und schönes Haus zu machen.

Hierzu kommt die günstige geographische Lage der Insel. Zunfzehn Stunden von England und vier bis fünf Stunden von Frankreich entfernt, bietet sie den Bewohnern Vortheile dar, die sich nicht leicht anderswo finden. Die Briefe, die in London Dienstag oder Freitag Abends zur Post befördert werden, kommen Donnerstag und Sonntag des Morgens zu Jersey schon an. Zwei Mal wöchentlich gehen Dampfschiffe nach Southampton und Weymouth ab und noch öfter nach den Französischen Häfen Saint-Malo und Granville, so daß die Bewohner der Insel zu einem sehr mäßigen Preise häufige Excursionen nach den verschiedenen Punkten von England und Frankreich, nach der Insel Wight oder nach Guernsey unternehmen können.

Hinsichtlich des angenehmen gesellschaftlichen Lebens dürfte es Jersey leicht mit den großen Städten in England aufnehmen; denn die Elemente, aus denen die sogenannte „gute Gesellschaft" gebildet wird, finden sich hier wie überall vor. Nur hat Jersey noch den Vorzug, daß man hier bei der Auswahl der Personen, mit denen man stets Umgang pflegen will, keinesweges so beschränkt ist, wie in den weitläufigen, großen Städten. Freilich findet man hier auch nicht immer den Grad der Bildung und des Geschmackes, wie man ihn in Englischen Gesellschaften erwartet; im Allgemeinen aber trifft man auf elegante Manieren und gute Erziehung in den Zirkeln des alten Militairs, und unter der übrigen Masse der Bevölkerung bilden sich nicht selten besondere Gesellschaften, zu denen nur gute Sitten und Erziehung Eingang verschaffen.

Betrachtet man das Klima der Insel, so ist dasselbe nicht nur für diejenigen höchst ersprießlich, die irgendwie leiden oder von schwächlicher Natur sind, sondern auch für Alle, die an einem schönen Himmel Wohlgefallen finden, wo weder die Kälte noch die Hitze einen übermäßig hohen Grad erreichen. Paris sowohl als Caën, Tours, Pau und Lausanne sind im Sommer heißer und im Winter kälter. Brüssel und Boulogne-sur-Mer stehen dem Klima von Jersey weit nach, und wenn Florenz, Nizza und Pisa auch schönere Frühlinge haben, so ist doch die Hitze des Sommers in diesen Städten unerträglich, wogegen Jersey bei allen seinen Vorzügen auch des Nachtheiligen ermangelt.

Endlich aber muß Jersey den Engländern ganz besonders als ein bequemer Aufenthaltsort erscheinen. Denn Jersey ist, ihrem Zuschnitte nach, eine ganz eigenthümliche Englische Insel; das Englische Leben wird hier besser begriffen, als sonst anderswo, die Häuser sind hier nach der Englischen Weise gebaut und eingerichtet, und was eine Hauptsache ist, die Englische Sprache wird hier, obgleich sie nicht das Idiom des Landes ist, ziemlich allgemein gesprochen, so daß der Engländer keine neue Sprache hier zu erlernen nöthig hat.

(Chamber's Edinburgh Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Mittwoch den 3. Dezember 1834.

England.

Die Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich mit Bezug auf England.

Der Titel dieses Artikels könnte den Leser leicht verleiten, den Inhalt für politisch zu halten; er ist es aber nicht, wenigstens nicht ausschließlich. Wir haben dabei den Zweck, unseren Lesern eine kurze Uebersicht der wunderbaren Veränderungen zu geben, die seit dem Jahre 1800 in Verfassungen, Einrichtungen und Sitten, in Künsten, Wissenschaften und im Manufaktur-Wesen stattgefunden. Von einer solchen Uebersicht ist, nach unserer Meinung, das Resultat, daß seit Erschaffung der Welt in einem so kurzen Zeitraum nie so viel, hauptsächlich aber in unserem Vaterlande, geschehen ist.

In Frankreich bestand zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Konsulat, und Bonaparte war erster Konsul — ein Gouvernement erhob sich über den Trümmern einer traurigen denkwürdigen Revolution — 1802 wurde Bonaparte Konsul auf Lebenszeit — 1804, Kaiser — 1808 nahm er dem Papste, der ihn gekrönt hatte, seine Besitzungen — 1809 schied er sich von Josephine — 1810 heirathete er Marie Louise. Während seiner Kaiser-Herrschaft schuf er drei Königreiche — Bayern, Sachsen und Würtemberg. Er machte seinen Bruder Joseph zum König von Spanien — seinen Bruder Ludwig zum König von Holland — seinen Bruder Hieronymus zum König von Westphalen — seinen Schwager Murat zum König von Neapel — und seinen Stiefsohn Eugen zum Vice-König von Italien.

Werfen wir nun einen Blick auf Frankreich, so sehen wir im Jahre 1814 die erilirten Bourbonen wieder auf ihren Thron gesetzt — Kosaken bivouakiren in den Elysäischen Feldern, und Englische Soldaten ziehen in den Tuilerieen auf die Wache — Bonaparte wird nach Elba verwiesen — seine Familie entthront. — Er entweicht aus Elba — kehrt nach Paris zurück, regiert seine Hundert Tage, und muß zum zweiten Male unterliegen, um sein Haupt nie wieder zu erheben: er ergiebt sich an England, und wird um der Ruhe Europa's Willen nach St. Helena transportirt, wo er sein Leben endigt. Nach seinem Abzug aus Frankreich kommen die Bourbonen wieder empor; Ludwig XVIII. stirbt hochbetagt in seinem Palaste, und Karl X. folgt ihm. Der Sohn des ermordeten Herzogs von Berry ist muthmaßlicher Erbe des Throns — eine neue Revolution bricht aus — Karl X. dankt ab — seine Minister werden vor Gericht gezogen und auf Lebenszeit eingekerkert — den Thron besteigt sein Vetter, als Bürger-König von Frankreich — der Sohn Napoleons stirbt — und Frankreich, in der engsten Allianz mit seinem Erbfeinde England, wird nur durch die unbeugsame Strenge des Bürger-Königs vor einer neuen Revolution bewahrt.

In England sind die mit der Thronfolge verknüpften Umstände complicirt und außerordentlich gewesen. Im Jahre 1820 starb Georg III, nachdem er seinen fünften Sohn, den Herzog von Kent, nur sechs Tage überlebt hatte. Die Prinzessin Charlotte starb mit ihrem Kinde 1817 — die Königin Charlotte (Gemahlin Georgs III.) 1818 — die Herzogin von York, 1820 — die Königin Karoline, 1821 — der Herzog von York, 1827 — die Königin von Württemberg, eine Englische Prinzessin, 1828 — endlich 1830 unser voriger Monarch. Der jetzige König hat keine legitimen Nachkommen mehr am Leben, und die Krone wird in Zukunft an die Tochter des fünften Sohnes Georgs III. kommen, die jetzt noch ein Kind ist.

Im Jahre 1814 wurde das Kurfürstenthum Hannover ein Königreich. Die Krone gehört dem Könige von England, wird aber von Großbritanien abgesondert, sobald eine Königin über dieses Reich herrscht; wenn also die Prinzessin Victoria den Englischen Thron besteigt, so wird der Herzog von Cumberland, als nächster Kron-Erbe, König von Hannover, weil das Salische Gesetz in Hannover die weibliche Thronfolge ausschließt.

Jene Sterblichkeit der Königlichen Familie ist mit besonderen Umständen verknüpft, welche den Gang und die Ordnung dieser Ereignisse sehr merkwürdig machen. Nicht weniger sind es die Zufälle gewesen, welche die Minister der Krone und viele ausgezeichnete Männer während der Periode, auf welche diese Beobachtungen sich beziehen, von ihren Posten entfernt haben. Wie bald folgte unserem Pitt sein großer Gegner Fox im Tode nach? Lord Grenville ist todt — Perceval wurde ermordet — Lord Liverpool von einem Unheil betroffen, das seinen Körper am Leben ließ, nachdem die Seele ersterben war — Windham und Huskisson wurden Beide Opfer von Zufällen — Canning starb vorzeitig, und Lord Londonderry mordete sich selbst — Nelson, Moore und Abercrombie fielen im Kampfe, und außer ihnen noch eine Schaar von Helden, deren Anführung uns der Raum verbietet.

Erinnert Euch, daß Männer wie Thurlow, Erskine, Gifford, Law, Kenyon, Grattan, Curran in unserem Jahrhundert lebten und starben. Und könnten wir jemals in der Literatur und Poesie einen Sheridan, Murphy, Cumberland, Cowper, Byron und Scott — in der Wissenschaft einen Banks und Davy — in der Kunst einen West und Lawrence — auf der Bühne eine Siddons und einen Kemble vergessen? Wir gedenken nur der größesten Meister; zieht man aber jeden Zweig der Kunst und Wissenschaft mit in die Berechnung, so wird sich ergeben, daß unser gesammter Verlust in den letzten 34 Jahren den Verlust bei Weitem überwiegt, welchen England jemals in irgend einer anderen Periode erlitten hat.

Jetzt laßt uns sehen, was im bürgerlichen Leben vorgegangen ist. England ist mit Irland vereinigt — die Test- und die Corporations-Akten sind aufgehoben worden — dreißig Millionen an Taxen hat man abgeschafft — die Katholiken sind emanzipirt, die Sklaverei ist aufgehoben, das Parlament reformirt, die Armen Gesetze sind verändert worden — die Verfassung der Irischen Kirche hat eine Umwälzung erfahren — mehrere Bischofs-Würden sind eingegangen — die Privilegien der Ostindischen Compagnie eingeschränkt worden — die Bank hat wieder angefangen, baar zu bezahlen — Banknoten sind jetzt eine legale Valuta — die Wildschaden-Gesetze sind zurückgenommen worden (seit welcher Zeit die Wild-Dieberei um das Zehnfache zugenommen hat) — Bierhäuser sind erlaubt worden, um die Moralität der niederen Stände zu veredeln (wodurch Völlerei und andere Laster um ein Bedeutendes zugenommen). — Aus Gründen der Menschenliebe hat man auf Verfälschungen bloß die Strafe der Verbannung gesetzt (seit welcher Zeit das Verfälschen in eben dem Verhältniß zugenommen hat, wie Stehlen und Völlerei).

Im Laufe dieses Jahrhunderts hat England an auswärtigen Besitzungen das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Inseln Ceylon, Curaçao, Demerara, St. Eustach, Martinique, Mauritius, Bourbon, Madeira, Malta, die Länder am Senegal und Surinam erworben. Was sind aber diese Erwerbungen — was unsere Eroberungen in Aegypten, unsere erfolgreichen Kämpfe in Nepaul und dem Birmanen-Reiche, unsere Souverainetät über die Jonischen Inseln? Was ist dies Alles im Vergleich mit den Fortschritten, die Britanien seit 1800 in Künsten, Wissenschaften und in Handwerken gemacht hat?

Wer hätte wohl noch im Jahre 1800 glauben können, daß es möglich wäre, London am Morgen in einer Postkutsche zu verlassen, und um eilf Uhr in der Nacht in Manchester Abendbrod zu essen? Und gesetzt auch, seine Leichtgläubigkeit wäre so weit gegangen, würde man ihm ungestraft haben weissagen dürfen, daß er, statt in Manchester zu soupiren, auch wohl die kleine Tour nach Liverpool (dreißig Engl. Meilen!) in nicht vollen zwei Stunden noch zurücklegen könnte? Wie die Dinge jetzt stehen, frühstückt man am Montag in London, und am Mittwoch schon in Dublin; bis Manchester führt die Poststraße, von da nach Liverpool die Eisenbahn, von dort über den Kanal ein Dampfboot.

Welche Riesenschritte hat die Dampfschifffahrt in kürzester Zeit gethan Und doch ist sie noch in ihrer Kindheit! Gehen wir nun zum Gase über. Das Gas ist nicht nur als leuchtende Substanz in allgemeinem Gebrauche — man besuche nur die „Gallerie der nationalen Wissenschaften", und man wird sich überzeugen, daß bei Gasflammen auch trefflich gekocht werden kann.

Werfen wir nun einen Blick auf Londons Metamorphosen: Betrachtet jene herrlichen Brücken, die Waterloo- und die Londoner Brücke — die gewaltige eiserne Brücke über die Themse in der City, und die äußerst nutzbare Brücke bei Vauxhall — seht jene Riesenwerke, die Westindischen Docks, die Ostindischen Docks, die Londoner Docks, die St. Katharinen-Docks, die Docks am Surrey-Kanal, sämmlich in diesem Jahrhundert erbaut — das prächtige Zoll-Amt, das geräumige Irrenhaus Bedlam, die Londoner Universität, das King's College. Im gegenwärtigen Jahrhundert ist Ranelagh von der Erde verschwunden, das Pantheon ein Bazar geworden; jedes Londoner Theater, mit Ausnahme des Opernhauses, das eben aus seinem Brande wieder erstanden war, ist entweder abgebrannt oder eingerissen worden — Covent-garden, Drury-lane, das Englische Opernhaus, das Surrey-Theater und das Astley-Theater (letzteres sogar zwei Mal) gingen in Flammen auf und erstanden wieder — Haymarket wurde niedergerissen, Royalty niedergerissen, beide wieder aufgebaut, und das letztere, unter dem Titel Brunswick, in einem Nu zerstört.

Carlton House mit seinem Glanz und seiner Herrlichkeit, mit seinen

geistreichen und humoristischen Assembléen — es ist verschwunden von der Erde. Fox, Sheridan, Fitzpatrick, Hanger, Erskine, der Herzog von Norfolk: sie ruhen in ihren Gräbern — der Schauplatz ihrer Festgelage ist nicht mehr — prächtige Terrassen und Square's nehmen seine Stelle ein. Die elenden Gassen zwischen Pall-Mall und Oxford-street haben grandiosen Promenaden Platz gemacht.

Das Innere des St. James-Park, sonst eine sumpfige Wiese, auf welcher ausgemergelte Kühe lustwandelten, ist jetzt ein schöner Garten, und Buckingham-House, ganz in der Uniform des schlechten Geschmacks erbaut — roth mit weißen Einfassungen —, ist einem neuen Palaste gewichen, den man gleich im Anfang sehr bekrittelt und neulich sehr verunziert hat, der aber gleichwohl Britaniens würdig ist. Im Regents-Park nehmen Haine, Kanäle, Villen, Parade-Plätze, Dioramen (was hat man im Jahr 1800 von Dioramen gewußt?), Terrassen und lange Reihen prächtiger Gebäude einen Raum ein, den vormals das grasende Vieh monopolisirte. Ein schiffbarer Kanal, welcher London umgiebt und an den bestürmbaren Stellen, für den Fall einer Rebellion, einen Festungs-Graben bildet, bringt alle Waaren der Welt bis zu den Thoren der Waaren-Läger, selbst in den innersten Theilen der Hauptstadt.

Schaut einmal den Tunnel unter der Themse! So unvollendet er auch ist, und so unnütz er immer seyn wird: immer wird er ein Triumph der Wissenschaft und menschlichen Ausdauer bleiben — schaut jene Brücken an, die gleichsam über See-Armen in den Lüften schweben! Im Jahre 1800 hätte dies kein Mensch für möglich gehalten. Wer konnte im Jahre 1800 ahnen, daß man Wasser finden würde, ohne danach zu graben? Wer würde sich's haben einfallen lassen, in Stein zu schneiden oder gar mathematische Berechnungen mit Hülfe einer Maschine anzustellen? Wer hätte daran gedacht, Polster und Kissen mit Eisen auszustopfen, um sie weicher zu machen? Wer sich's träumen lassen, daß man oben im Schornstein Branntwein distilliren und zugleich unten im Ofen Brod backen könnte?

Betrachtet nun die Gesellschaft, die jungen Männer trinken nicht mehr — im Jahre 1800 tranken sie noch in vollen Zügen, im Jahre 1800 würde man einen Raucher eine Bestie geschimpft haben; jetzt schmauchen die Schulknaben auf den Straßen, weil man ihnen gesagt hat, daß die Erwachsenen es zu Hause nicht besser machen. Das Rauchen wurde in den Kriegsjahren eingeführt, und damals gab es hundert Gründe dafür; jetzt aber huldigt nur die niedrigste Menschenklasse dieser Sitte, die man gar weise dadurch zu rechtfertigen sucht, daß man sie ausländisch nennt.

Ein besonders merkwürdiger Wechsel, den die Londoner Gesellschaft erfahren, ist die allgemeine Einführung der Klubb's und Hotels. Noch im Jahre 1800 hatte London kaum einige Gasthöfe, während alle andere Städte davon wimmelten; jetzt ist in den Straßen unterhalb Grosvenor-Square fast jedes Haus ein Hotel. Klubb's waren selten und dienten keineswegs zu solchen Zwecken, wie die heutigen Klubb's; man suchte in denselben nur angenehme Zerstreuung. Jetzt sehe man den Unterschied. Crockford's Klubb, mit dem besten Koch und Kaffee-Saale, hat eine prächtige Fronte und darf es auch; denn seine Mitglieder sind von der ersten Klasse. Der Traveller's Klubb ist ein prächtiges Gebäude; an Abenden wird hoch gespielt, aber, soviel wir wissen, keine Hazardspiele. Dann kommen der jüngere und ältere militairische Klubb, wo unsere braven Offiziere für ihre schmähliche halbe Besoldung die Bequemlichkeiten des Lebens haben können, zu denen sie uns mit ihrem Blute verholfen. Der Union-Klubb ist eine Ressource für wohlhabende Bürger, und in dem Athenäum ist die Mischung von Whig's, Radikalen, Gelehrten, Ausländern, Stutzern, Autoren, Kriegern, Seeleuten, Advokaten, Künstlern u. s. w. etwas recht Ergötzliches.

Noch giebt es einen Wyndham Klubb, der in Lord Blessington's Haus auf St. James-Square gehalten wird; zwei Universitäts-Klubb's, der Clarence-Klubb, welcher nun, seitdem die Gesellschaft einige unangenehme Mitglieder los geworden ist, Clearance (Reinigung) heißt; endlich der Orientalische Klubb, den die Kaufleute aus Hindostan bilden, und welcher von dem gemeinen Mann der horizontalische Klubb genannt wird. Alle diese und noch verschiedene Klubb's vom zweiten Range haben ökonomische und elegante Zwecke, an die noch im Jahre 1800 keine Seele gedacht hat. Von dem Carlton-Klubb haben wir nicht gesprochen, weil sein schönes Lokal in Pall-Mall unvollendet geblieben ist, obschon der Klubb als solcher keinem anderen nachsteht.

(N. M. M.)

Bibliographie.

The works of Percy Bysshe Shelley, with his life. (Shelley's Werke.) 2 Bde. 13 Sh.

The principles of ophthalmic surgery. (Prinzipien der Augenheilkunde.) Von J. Walker. 5½ Sh.

De la Macy. — Erzählung aus dem wirklichen Leben. 2 Bde. 20 Sh.

Book of the reformed Parliament. (Uebersicht der Abstimmungen des reformirten Parlaments, bis zum August 1834.) Von R. Jooch.

On the nervous system. (Ueber das Nerven-System.) Von A. Walter. 18 Sh.

Schweiz.

Genf und die Französische Schweiz.

(Schluß.)

„Diese Schweizer neuerer Formation sind offenbar ein Gegenstand der Eifersucht für die anderen Kantone, welche sie zu weltlich, zu civilisirt finden, und mit Johannes von Müller sie wie „aus den Wolken in die Eidgenossenschaft gefallen" betrachten; sie haben in dieser Beziehung Unrecht; denn weiter vorgeschritten in der Politik, in der Administration, in der Civilisation endlich als sie, haben die Genfer diese Ueberlegenheit nur in dem Interesse des gemeinschaftlichen Vaterlandes benutzt; wenige Kantone haben sich in den Augenblicken der Entzweiung, welche die Schweiz durchzumachen gehabt hat, von einem mäßigeren und zur Versöhnlichkeit geneigteren Geiste beseelt gezeigt oder Proben eines aufgeklärteren Patriotismus gegeben.*) Die Genfer sind nicht mehr das zänkische, unruhige Volk, dessen Zwiste der boshaften Laune Voltaire's Stoff zu Epigrammen darboten; der Streit der Rauses (Volks-Faction) und der Goujons (Anhänger der Aristokratie) findet sich nur noch als Andenken in der Geschichte der Republik, die sich nicht mehr in der Zeit befindet, wo die unruhigen Bürger gegen die Magistrats-Personen Feuerspritzen, in Ermangelung der Kanonen, richteten und sich mit Strömen kochenden Wassers an ihren Gegnern rächten.

Es giebt noch immer Leute in Genf, die über Aristokratie schreien. Dies kömmt daher, daß sie, absichtlich vielleicht, aristokratische Sitten und Gewohnheiten der Gesellschaft mit dem alten aristokratischen Geiste, der ehemals das Gouvernement leitete, verwechseln. Der Fremde ist in der That erstaunt, in diesem republikanischen Staate zur Seite politischer Gleichheit jene strengen Begriffe vom Unterschiede der Stände zu finden, die vorzugsweise den Monarchieen eigenthümlich zu seyn pflegen. Nichtsdestoweniger kann hier das Eine neben dem Anderen recht gut bestehen, weil einerseits die Gewalt nicht zum Vortheile von Privilegirten, sondern den Interessen und Ideen Aller gemäß ausgeübt wird, und weil auf der anderen Seite, da die Aristokratie nicht geschlossen ist, um mich des Ausdrucks zu bedienen, ein Jeder durch seine Bemühungen und seine Talente entweder dahin gelangen kann, selbst einen Theil davon auszumachen, oder seine Kinder dazu zu erziehen. Alles, was die öffentliche Meinung für diese Art von Adoption verlangt, sind dem Staate erwiesene Dienste, die Sitten der guten Gesellschaft und natürlich eine tadellose Aufführung. Reichthum allein reicht nicht hin, einem homme nouveau die Häuser des Bourg de four, der rue des Granges (faubourg Saint-Germain Genf's) zu öffnen. Macht sich ein junger Mann, weß Standes er sey, durch seine Tüchtigkeit bemerkbar, so wird die Stimme seiner Mitbürger bald einen Deputirten aus ihm machen und nichts steht ihm im Wege, eines Tages erster Syndik zu werden oder Platz unter den einflußreichsten und angesehensten Personen der Republik zu nehmen. Zu bemerken ist, daß eines der in Genf am meisten angesehenen Aemter das des öffentlichen Unterrichts ist; ein Professor kann zu Allem gelangen. Was im Allgemeinen die Functionen betrifft, so sind sie nur sehr wenig einträglich; viele werden selbst gratis ausgeübt. Der erste Syndik, der zugleich Präsident des großen Rathes ist, erhält wenig über 80 Louisd'or Gehalt.

Von der im höheren Theile der Stadt gelegenen Promenade St. Antoine aus genießt man einer herrlichen Aussicht über den See und seine lachenden, so verschiedenartig malerischen Ufer. Ich wünschte nur, daß die Stadt nicht einen Theil der Landschaft ausmachte; sie schadet ihr. Es müßten hier nur Italiänische Dächer und Häuser, und auch nur in geringer Anzahl, sich befinden; hier und da ein freundlicher Weiler; einige Fischerhütten sparsam am Ufer. Es ist durchaus nicht angenehm, in der Mitte dieser großen und schönen Naturscenen dunkele räucherige Gassen, sieben Etagen hohe Häuser und eine zahlreiche, in einem schmalen Raume zusammengedrängte Bevölkerung zu sehen. Sitten, Gewohnheiten und Beschäftigungen der Städter bilden mit dieser Natur-Anlagen einen wenig poetischen Kontrast; die Erinnerung an jene verfolgt uns bis in die weiten Räume der Phantasie, und indem sie uns Alles, was die Civilisation am meisten Prosaisches hat, vor Augen stellt, versetzt sie uns unwillkürlich aus der idealen Welt in die materielle. There is too much of man here! ... möchte man mit Byron ausrufen.

Man muß gestehen, daß die Römer sich schlecht genug auf das Malerische einer Gegend verstanden! Plinius, der Naturforscher, Pomponius Mela und Marcellinus behandeln den See höchst oberflächlich und bezeichnen ihn durch das Wort „Stehendes Gewässer". Lucan fand nicht verlegen um Beiworte, weiß ihm kein anderes als „ruhig" zu geben; Ausonius nennt ihn doch wenigstens „Vater des Rhone". Weder der Eine noch der Andere hat eines eigenthümlichen Phänomens erwähnt, welches er häufig darbietet; es ist dies sein plötzliches Wallen, solches genannt, das ihn in wenigen Stunden um mehrere Fuß steigen macht, und sich, da es oft bei ganz ruhigem Wetter stattfindet und in einer Zeit, wo das Schmelzen des Schnees auf den Gebirgen keine so bedeutende Wirkung hervorbringen kann, nur durch die Wirkungen der Elektrizität erklären läßt.

Ein großer Granitblock, den man von erwähnter Promenade aus sich über das Wasser erheben sieht, führt den Namen pierre de Niton. Die Etymologisten sind der Meinung, daß er ehemals dem Neptun geheiligt war. Außerdem hat man hier mehrere ziemlich merkwürdige Antiquitäten ausgegraben, bald verlöschte Römische Inschriften, aus deren Entzifferung folgen soll, daß Genf in alten Zeiten unter Apollo's Schutz gestanden; doch war es der Sohn der Maja, an den sich die Bewohner des Sees mit folgender kurzen, aber energischen Bitte wandten: „Gott, Beschützer der Comptoire, wir bitten Dich nicht um Reichthümer, sage uns nur, wo es deren giebt." Sollte indessen die Gewandtheit der Genfer, aus Allem Nutzen zu ziehen, nicht aus der Zeit der Römer sich datiren, so ist sie nichts desto weniger sehr alt. Wir sehen, daß die Reinigung der Straßen z. B. seit dem Jahre 1400 verpachtet war; der Pächter war gehalten, zwei Mal wöchentlich den Unrath fortzuschaffen, „so daß man dabei", sagt ein altes Dokument, „zwei Vortheile gewann, es giebt nicht so viel üblen Geruch in der Stadt und man zieht außerdem eine gute Pacht aus dem gesammten Koth."

Da ich einmal bei diesem Kapitel der Oekonomie bin, so ist es billig, die Schutzrede anzuführen, die mir ein Genfer für seine Landsleute hielt: „Man nennt uns übertrieben sparsam, wir sind nur vorsichtig und dies aus Nothwendigkeit: wir spekuliren meistentheils auf die aus-

*) Den Kantonen Waadt und Graubündten gebührt ein gleiches Lob

örtigen Fonds, und die Unsicherheit dieser Art von Geschäft nöthigt ns, einen Theil unserer Einkünfte in Reserve zu halten, um mögichen Verlusten die Spitze bieten zu können." Die erste Revolution Frankreichs kostete den Genfer Kapitalisten funfzehn Millionen Renten!! ie Juli-Katastrophe ließ sie ebenfalls bedeutende Verluste erleiden. Zur Zeit jener ersten Finanz-Bresche waren die Patrizier Genf's so sehr zurückgekommen, daß es in den Soirées keine anderen Erfrischungen als Zuckerwasser gab; jeder brachte seinen Zucker mit, und die Frau vom Hause lieferte Wasser und ein Schnittchen Brod. Allein der beharrliche Genfer, ähnlich dem Schiffer des Horaz, bessert seine beschädigte Barke wieder aus, und vertraut sich von neuem dem unsicheren Meere der Speculationen an, in der Hoffnung, sich für die erlittenen Unfälle zu entschädigen; es gelingt ihm fast immer. Die heutigen Genfer Soirées gleichen nicht mehr denen, die man am Ende des vergangenen Jahrhunderts gab; man muß den Festen beigewohnt haben, welche der Besitzer der prächtigen Villa Prigny und andere Notabeln geben, um eine Idee von dem Luxus und dem guten Geschmacke zu haben, den die Genfer bei dergleichen Gelegenheiten zeigen. Es sind dies routs, wo die sämmtliche gute Gesellschaft Genf's sich vereinigt, und denen, möchte ich sagen, die hohe Aristokratie Europa's durch Abgeordnete beiwohnt."

So weit mit kaum erwähnungswerthen Abweichungen die Französischen Worte des Grafen Walsh Deutsch. Um dem Berichte über Genf ein geschlosseneres Ansehen zu geben, ließe sich wohl noch über mancherlei reden, doch begnüge ich mich diesmal mit Folgendem: Von den öffentlichen Monumenten Genfs verdient das Museum Rath einige Aufmerksamkeit. Ein Genfer Bürger, Namens Rath, als General in Russischen Diensten gestorben, vermachte zur Errichtung desselben seiner Vaterstadt die Fonds; Kunstverständige haben es in einem schönen Styl ausführen lassen; mit Einfachheit verbindet es ein gewisses nobles, ja keckes Ansehen. Die darin befindliche Gemälde-Sammlung ist nicht bedeutend, besitzt jedoch einiges von Salvator Rosa, ein vortreffliches Portrait des Cervantes von Velasquez und ein schönes Gemälde von der Hand eines lebenden Genfer Malers Hornung, den Tod Calvins vorstellend.

Die Akademie Genfs, von Calvin gestiftet, ein Mittelding zwischen unseren Deutschen Hochschulen und Gymnasien, ist mit tüchtigen Lehrern besetzt; Jedermann weiß, daß der berühmte Decandolle hier stets noch mit Eifer seine Vorlesungen hält. Außer von Genfern wird sie auch von vielen jungen Fremden ziemlich zahlreich besucht. Diese üben ihr Ohr Anfangs an der fremden Sprache und ziehen allmälig reelleren Nutzen aus den Vorlesungen, zu denen sie sämmtlich für ihr Geld Zutritt haben; auch ist man in dieser Beziehung entgegenkommend, und ein Professor, dem ich empfohlen war, bot mir, als er hörte, daß ich mich für seine Studien interessirte, den uneingeschränkten Besuch seiner Vorlesungen an. Machen die Umstände so etwas nicht annehmbar, läßt man es denn wohl freilich beim bloßen Anerbieten bewenden. Alle Achtung vor unseren Deutschen Universitäten und Professoren, aber dergleichen wird einem selten von ihnen geboten. Ich kann das Akademie-Gebäude unmöglich verlassen, ohne einer anderen vortrefflichen Anstalt, die sich in demselben Lokale befindet, zu erwähnen; es ist dies die société de lecture, in der, außer einer Bibliothek von ungefähr 27,000 Bänden in verschiedenen Sprachen, sämmtliche Französische Journale und Zeitschriften von nur einiger Bedeutung, Deutsche, Englische und Italiänische zur geistigen Nahrung der Besuchenden vorhanden; neu erschienene Werke von Interesse werden angekauft, oft auch von den Verfassern selbst unserer, bereits eines ziemlich ausgebreiteten Rufes genießenden Gesellschaft übersandt; kurz es ist dies ein Institut, das der Nachahmung würdig wäre. Fremde können unentgeltlich von einem Mitgliede nach Bestätigung eines Comité-Mitgliedes auf sechs Monate eingeführt werden; bleibt man indeß längere Zeit hier, so zieht man es wohl vor, die zwei Louisd'or jährlichen Beitrag und einen Louisd'or Aufnahme-Gebühren zu zahlen, um dafür wirkliches Mitglied zu werden, und von den Büchern der Bibliothek auch in seiner Behausung Gebrauch machen zu können. Für den ökonomischen Genfer sowohl, als auch für denjenigen Fremden, der nicht auf einem Fuße eingerichtet ist, Empfehlene bei sich zu empfangen, bietet die Gesellschaft zugleich den Vortheil dar, diesen wirklich angenehmen und dabei nichts kostenden Dienst erweisen zu können. Wird man in den lautlosen Sälen des Lesens müde, so wirft man einen Blick aus dem Fenster auf den schönen See und seine reizenden Ufer, oder mischt sich in dem anstoßenden Conversations-Saale in eine Deutsche, Französische, Englische oder Italiänische Unterhaltung.

Nebst vielen anderen Erwerbszweigen gehört für Genf, so wie für Lausanne, die Aufnahme von Pensionairen zu einem der einträglichsten. Ich bin überzeugt, daß mehrere hier auf einem sehr anständigen Fuße lebende Familien ihren Haushalt fast nur aus dem Gewinn bestreiten, den sie aus dem Halten von Pensionairen ziehen, und daß bei anderen diese Revenue ihre Renten um ein Bedeutendes vermehrt; doch sey dem wie ihm wolle, so ist's nicht minder mit Dank anzuerkennen, daß dem Fremdlinge, der hier eine Zeitlang nützlich zuzubringen beabsichtigt, für sein bloßes Geld gastliche Aufnahme in guten Häusern geboten wird. Die reichen, ganz alten Familien geben sich wohl nicht damit ab, bieten aber ihren spekulativen Mitbürgern willig hülfreiche Hand, indem sie den Pensionairen derselben auf zuvorkommende Weise Zutritt gestatten. Ich habe häufig, sowohl hier, als in Lausanne, bedauern hören, daß das Aufnehmen von Pensionairen in Deutschland, und besonders in Berlin, welches, beiläufig gesagt, in außerordentlich gutem Rufe bei den Genfern steht, nicht an der Tagesordnung sey; Anfangs wunderte ich mich mit, zumal da dies in pecuniairer Hinsicht manchem Berliner ebenso erwünscht seyn sollte, als den Genfern; bei näherer Ueberlegung indessen will es mir scheinen, daß sich dies mit unseren Deutschen Gewohnheiten nur wenig vertragen möchte. Wirkliches häusliches, inneres Leben ist dem Genfer, wenige Ausnahmen abgerechnet, fremd; an ein mehr äußeres gewöhnt, stört der Aufenthalt von Fremden in seinem Hause ihn nicht; dem Deutschen hingegen, der in seinen vier Pfählen auch wirklich zu Hause seyn will, würde das beständige Beobachtetseyn von Fremden in seinem Familien-Kreise nicht behagen. Der Aufenthalt in einer Pension ist hier für einen Fremden fast Bedingung, will er in Gesellschaften eingeführt seyn, und es scheint, als hätten sich die Genfer, um diesen lukrativen Erwerbszweig nicht sinken zu lassen, unter einander verständigt, auf für sich wohnende, wenn auch mit noch so guten Empfehlungs-Schreiben versehene Fremde (ich spreche natürlich nur von jungen Leuten, die sich durch Verdienste noch weiter nicht auszeichnet) wenige Rücksicht zu nehmen.

Man hat Pensionen von 4 bis 15 Louisd'or monatlich, befindet sich in allen verhältnißmäßig recht gut, thut indeß, meiner Meinung nach, am besten, ein Mittelding zwischen diesen beiden Extremen zu wählen, ist man anders nicht der Meinung mancher Engländer, daß man, je mehr man zahlt, für um so fashionabler gehalten werde. Ich sage, man befindet sich dabei recht gut, weil man, was materielle Bedürfnisse und namentlich Wohnung betrifft, für 15 Louisd'or mehr verlangen kann, als einem geboten wird, doch ist's kaum zu erwarten, daß das Besuchen von Gesellschaften und das Erlernen der Sprache von dem spekulativen Genfer nicht mit in Anschlag gebracht und folglich mit bezahlt werde.

Was die größeren Gesellschaften hier betrifft, so finden diese nach Französischer Weise statt; ein kleines Lokal muß oft noleus volens einen sehr zahlreichen Kreis aufnehmen; hat man für einen Abend mehrere Einladungen, geht man nach Belieben aus einer Gesellschaft in die andere; kömmt, geht, wann man will. Die große Menge von Fremden, von denen viele das Französische auf gar verschiedene Weise radebrechen, ehe sie eine gewisse Fertigkeit darin erlangt, trägt dazu bei, sie belustigend zu machen. Der Genfer, an diesen Galimathias gewöhnt, verzieht dabei keine Miene, und versteht, wo es oft unbegreiflich scheint; nur schadet die Nothwendigkeit, sein Ohr von Jugend auf daran zu gewöhnen, seinem Gefühl für Musik.

Kurz und gut, eins ins andere gerechnet, bleibt Genf ein schöner Aufenthaltsort, aus dem jeder Fremde gern manches mit in die Heimat nähme; das schönste, die Natur, ist nur leider unbewegliches Eigenthum.

F. M.

Frankreich.

Historische Untersuchungen über Bälle und Maskeraden, besonders in Frankreich.

Mezeray erzählt, daß schon die ersten Könige von Frankreich ihren Generalen Gastmähler und militairische Bälle in ihren Lagern während der Winter-Quartiere gegeben haben.

Aus anderen Quellen wissen wir, daß die Alten den Comus als den Gott der Feste und Bälle betrachtet haben, und daß er von ihnen auf folgende Weise dargestellt werden: In einem prachtvoll erleuchteten Saale steht er mit einem lachenden Gesicht, den Kopf mit einem Blumenhute bedeckt und in der linken Hand eine brennende Fackel haltend, die er nachlässig ein wenig neigt, damit sie besser brenne, während er sich, wie berauscht im Vergnügen, auf die Rechte stützt, in welcher er einen hohen Spieß hält; noch sieht man in diesem Saale, dessen Boden mit Blumen bestreut ist, den einen Theil der Gäste um eine reich geschmückte Tafel sitzen, den anderen einen Kreistanz aufführen und eine große Anzahl von Zuschauern unter einer Bühne stehen, auf welcher ein großes Orchester beschäftigt ist.

Es wird berichtet, daß zu den Zeiten des Sokrates und Plato die strengsten Philosophen es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, auf Bälle zu gehen und mitzutanzen, und daß Sokrates einen Tanz, den man den Memphitischen nannte, sehr geliebt und gewöhnlich getanzt habe.

Herodot und Strabo, Homer und Hesiod, stimmen darin überein, daß die größten Helden eine Ehre darin gesucht haben, bei den öffentlichen Festen zu tanzen. Bacchus, Osiris, Cadmus, Herkules, Theseus, Castor, Pollux, Achilles, Aeneas, Bellerophon, Alexander, Epaminondas und Scipio haben bei ihren öffentlichen Tänzen die Erhabenheit ihres Charakters bewahrt. Dies beweist uns hinlänglich, daß jenen Helden der Tanz keine unanständige Handlung schien.

Die ersten Jahrhunderte unserer eigenen Geschichte haben uns nur wenig Belege zu unserem Thema dargeboten. Wir wollen uns darum ohne Weiteres zu Ludwig XII. wenden. Dieser Fürst traf auf einem Balle zu Mailand sehr viele Kardinäle aus Narbonne und St. Severin, welche gar keinen Anstand nahmen, vor Seiner Majestät zu tanzen; bei welcher Gelegenheit auch Piberac in einem seiner vierreimigen Verse sagt: „N'aille au bal, qui n'y voudra danser."

Auf solchen Bällen war es aber doch Niemanden verboten, incognito zu erscheinen, der Herr in einen Mantel, die Dame in einen Schleier gehüllt. Denn damals war es gegen die Regeln des Balles, eine solche verhüllte und nur aus Neugierde erschienene Person zum Tanze aufzufordern. Don Juan von Oesterreich, zu der Zeit, als er Vice-König der Niederlande war, ging so incognito auf einen Ball in Paris, um Margarethe von Valois tanzen zu sehen, weil diese Prinzessin als die beste Tänzerin in Europa bekannt war.

Der Kardinal Pallavicini erzählt, daß, als 1562 Philipp II., König von Spanien, bei dem Concilium von Trient sich eingefunden, bei welchem der Kardinal Herkules von Mantua den Vorsitz hatte, die Häupter des Conciliums durch Berathschlagung übereins kamen, dem Könige ein galantes Fest zu geben, das der Würde einer so bedeutsamen Assemblee angemessen wäre. Die ausgezeichnetsten Damen der Stadt Trient erschienen dabei im größten Glanze. Die Pracht des Festes wurde mit einem Balle im Italiänischen Geschmacke beschlossen, dessen pomphafter Anblick sich den ganzen Beifall Philipp's II. erwarb, der dabei mit sehr vieler Anmuth tanzte. Ein gleiches thaten auch die Kardinäle und die hohen Prälaten, welche gegenwärtig waren

Man findet keine Regierung in Frankreich, unter welcher die Bälle mehr im Gange gewesen wären, als unter Karl IX., Heinrich III. und vorzüglich unter Katharina von Medicis. Sie gab unter anderen einst ein superbes Fest auf einer kleinen Insel nahe bei Bayonne. Die Königin hatte aus umgehauenen Bäumen dreizehn Lauben errichten lassen, welche durch die an den Zweigen angebrachten großen Kronleuchter auf das prächtigste erleuchtet waren; und unter denen sich die Tafeln von zwölf Couverts eine jede befanden. Diejenigen für den König, die Königin und die Prinzessinnen von Geblüte waren so geordnet, daß man dabei während der Mahlzeit die ganze Assemblee mit einem Blicke übersehen konnte. Die Ehrendamen der Königin waren theils als Nymphen und theils als Najaden gekleidet, und hatten das Amt, die Speiseschüsseln und die Trinkgeräthe auf die Königliche Tafel zu besorgen, so wie eine Anzahl im Gehölze befindlicher Satyre ihnen Alles überbrachte, was zu ihrem Dienste gehörte. Das Ganze hatte das Ansehen, als ob es eine ländliche Gottheit angeordnet hätte, und Comus dabei präsidirte.

Während der Mahlzeit führten Tänzer und Tänzerinnen aus allen Provinzen des Reiche, gekleidet in ihre Landestracht und begleitet von den in ihrer Heimat gebräuchlichen Instrumenten, die dort gewöhnlichen Tänze aus. Die aus Poitou tanzten nach der Sackpfeife, die Provinzialen nach den Tambourins, welche der Spielmann mit der rechten Hand kräftig schlug, während er mit der linken das Flageolet hielt, das er blies; die Burgunder und Champagner nach dem Hautbois; die Bretagner nach der Violine und die Biskayer nach der großen Baskischen Trommel; welches alles einen überraschenden Anblick gewährte. Endlich nach aufgehobener Tafel begann die Königliche Familie selbst die damals bei Hofe eingeführten Tänze zu tanzen. Diese waren: die Spanische Pavanne, der Italianische Pazzemene und die Französischen Bourrée, Paßepied und Sissonne. Doch plötzlich ließ der Himmel eifersüchtig auf solch ein glänzendes Erdenfest, ein so heftiges Ungewitter erscheinen, daß der ganze Hof genöthigt war, sich in Unordnung und mit gänzlich beschädigtem Putze schleunig zurückzuziehen.

Es war in Frankreich Sitte, daß bei Gelegenheit öffentlicher Belustigungen das Pariser Stadthaus ein aus Gastmählern, Bällen und Feuerwerken bestehendes Fest gab, dessen Kosten sehr beträchtlich waren. So wird uns berichtet, daß zu den Zeiten Heinrich's IV. die dreizehn Schweizer-Kantone eine große Anzahl ihrer Bürgermeister nach Paris sandten, um ihr Bündniß mit Frankreich zu erneuern. Der Stadtrath hegte den Wunsch, diese Deputirten mit großer Pracht zu regaliren; allein es fehlte ihm zu dieser Zeit gerade an Mitteln, den großen Aufwand bestreiten zu können, und der Gouverneur, der Vorsteher der Kaufmannschaft und die Schöppen der Stadt Paris entschlossen sich, dem Könige eine Bittschrift zu überreichen, worin sie ihn baten, ihnen eine kleine Abgabe von den Hähnen der städtischen Wasserleitungen bewilligen zu wollen, um die Schweizer Gäste anständig bewirthen zu können. Als Heinrich diese Eingabe gelesen hatte, sagte er: „Meine Herren! es steht nur Gott allein zu, Wasser in Wein zu verwandeln; suchen Sie ein anderes, meinen Parisern nicht beschwerliches Mittel, um meine Alliirten zu bewirthen."

Im Jahre 1661 schrieb ein Zeitgenosse aus jener Periode: „Ich habe dem Feste beigewohnt, welches das Stadthaus bei dieser Gelegenheit gegeben, und dessen Herrlichkeit der prachtliebenden Regierung Ludwig's XIV. Ehre gemacht haben würde. Da mein Vater, als Viertels-Hauptmann, auch zu dem Feste eingeladen wurde, so nahm er mich mit. Ich tanzte dort einen Schweizertanz, den mich St. André gelehrt hatte; die Herren Bürgermeister schlugen freudig in die Hände, und ließen mich ein kleines Glas Resade auf die Gesundheit der Schweizer-Kantone leeren. Nach der Krankheit des Königs, im Jahr 1684, besuchte derselbe die Notredame-Kirche, um Gott für seine Genesung zu danken; der Gouverneur und der Vorsteher der Kaufmannschaft begaben sich auf's Schloß, den König zu bitten, bei seiner Zurückkunft aus der Kirche das Stadthaus mit einem Besuche zu beehren und dort ein Mittagbrod einzunehmen. Der König nahm es an, und wurde sammt dem ganzen Hofe auf eine prachtvolle Weise bewirthet. Dem herrlichen Mittagmahle folgte ein glänzender Ball, wo Monsieur der König des Balles und die Dauphine die Königin waren. Diese Fürstin tanzte mit der Grazie einer Nymphe, und auch die Prinzessin von Conti war eine herrliche Zierde des Balles. Es war heller Tag, aber der Schmuck der anwesenden Damen überstrahlte das Sonnenlicht."

„Ich übergehe mit Stillschweigen die Regierung Ludwig's XIII., die uns nichts Außerordentliches dieser Art darbietet. Damals wurde jedoch das Meisterrecht für Tanz- und Musik-Meister begründet, und das Privilegium darauf einem gewissen Beaumanoir ertheilt. Aber ich kann dem Leser keinen herrlicheren Begriff von einem Balle damaliger Zeit geben, als indem ich ihm einen Ceremonienball schildere, welchem ich zu Versailles bei der Hochzeit des Herzogs von Burgund beiwohnte und dessen Pracht als ein Muster für alle Europäische Höfe galt. Der König ließ die große Gallerie in Versailles durch drei Geländer von vier Fuß Höhe abtheilen, von denen der mittelste Raum den Mittelpunkt des Balles bildete. Hier war eine Estrade von zwei Stufen angebracht, und mit den schönsten Gobelinschen Tapeten bedeckt. Auf dieser Erhöhung standen im Hintergrunde Armstühle von carmoisinenem Sammet mit goldenen Stickereien, die für den König und die Königin von Frankreich, den König und die Königin von England; die Herzogin von Burgund und alle Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt bestimmt waren. Die drei anderen Seiten waren in der ersten Reihe mit reichen Armstühlen für die Botschafter und fremden Prinzen und Prinzessinnen, die Fürsten und andere Große des Reichs besetzt, und eine hinter diesen aufgestellte Reihe gewöhnlicher Stühle war für alle Standespersonen von Hof und Stadt bestimmt. Zur rechten und zur linken Seite des Ball-Saales waren Rondele für die Zuschauer angebracht. In einiger Entfernung erhob sich eine kleine Estrade, worauf sich 24 Violinisten, 6 Hautboisten und 6 Flötisten befanden."

„Die ganze Gallerie war durch große krystallene Kronleuchter und Girandolen mit fackelartigen Wachslichtern glänzend erleuchtet. Der König hatte Alles, was am Hofe und in der Stadt von ausgezeichnetem Range war, durch Karten einladen lassen, auf denen zugleich die Ordre stand, nicht anders, als in den schönsten und anständigsten Kleidungen zu erscheinen. Daher kostete das geringste Mannskleid 3—400 Pistolen. Einige waren aus Sammet, mit Gold und Silber gestickt und mit einem Stoffe gefüttert, von dem der Stab 50 Thaler kostete, und andere ganz aus reichem Gold- und Silber-Stoff verfertigt. Die Damen waren nicht minder prachtvoll angezogen, und ihr Edelsteine blendeten beinahe die Augen. Da ich, gestützt auf ein Geländer der Estrade, mich dem Könige gerade gegenüber befand, so berechnete ich, daß diese brillante Assemblée aus 7—800 Personen bestehen konnte, deren glänzender Anblick wirklich zur Bewunderung hinriß. Der Herzog und die Herzogin von Burgund eröffneten den Ball mit einer „Courante" (Polonoise), dann forderte die Herzogin den König von England zum Tanze auf, dieser die Königin von England, diese den König von Frankreich, dieser wieder die Herzogin von Burgund, diese Monsieur, dieser Madame, diese endlich den Herzog von Berry, und so kamen alle Prinzen und Prinzessinnen hinter einander zum Tanze. Der jetzige Regent, Herzog von Chartres, tanzte mit der Prinzessin von Conti eine so anmuthvolle Menuet und Sarbande, daß sie die Bewunderung des ganzen Hofes auf sich zogen. Da zu dieser Zeit die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt sehr zahlreich waren, so dauerte es sehr lang, ehe der Ball eine Pause machen konnte. Alsdann kamen die Hofbedienten, unter Anführung der Küchen- und Kellermeister, mit sechs ambulanten Tischen, besetzt mit allen möglichen Erfrischungen, und stellten sie in die Mitte des Saales, wo dann ein Jeder die Freiheit hatte, während einer halben Stunde zu essen und zu trinken, was und so viel ihm beliebte."

„Außer diesen wandernden Tischen, gab es noch zur Seite der Gallerie ein großes Zimmer, welches mit Stufen umgeben war, auf denen sich eine zahllose Menge von Gefäßen befanden, gefüllt mit allen nur erdenklichen Gerichten zu einem glänzenden Souper. Monsieur und andere Herren und Damen vom Hofe kamen auch dahin, um sich hier zu erfrischen; sie nahmen indeß bloß einige Granatäpfel und etwas trockene Konfituren zu sich. Als aber endlich dieser große Vorrath dem Publikum preisgegeben wurde, da war er in weniger als einer Viertelstunde rein ausgeplündert. In einem zweiten Zimmer befanden sich noch zwei große Buffets, von denen das eine mit allen Sorten Weinen und das andere mit allen Sorten Liqueurs und erfrischenden Getränken besetzt war. Diese Buffets waren durch Geländer abgesondert, hinter welchen eine Anzahl von Schenken bereit war, einem Jeden das Getränk zu überreichen, das er verlangte. Während der ganzen Zeit des Balles, welcher, nachdem ihn der König mit dem König von England und allen Prinzen schon um 11 Uhr verlassen hatte, noch die ganze Nacht hindurch dauerte, wurden, so lange der König zugegen war, nur die ehrbarsten und ernstbaftesten Tänze getanzt, in denen sich Anmuth und edler Anstand ganz besonders zeigen konnten."

„Seit der Vermählung des Herzogs von Burgund haben sich diese ernstbaften und edlen Tänze von Jahr zu Jahr vermindert; und von dem Bocanne, Canaris, Paßepied und Anderen, welche den Zweck hatten, die schöne Haltung des Körpers, so wie die anmuthsvollen Bewegungen desselben dem Auge darzustellen, sind nur noch der Branle, die Courante und Menuet auf unsere Zeit gekommen. Die jungen Hofleute haben an ihren Stellen die Contretänze eingeführt, in denen weder der Ernst noch die Würde, noch der Adel der Alten wieder zu erkennen sind, so daß man auf den Hof-Bällen in der Folge nichts weiter als Schauspielertänze wird tanzen sehen. Das zielt Alles auf die Zerstörung der alten ernsten Sitten los, und bestätigt gründlich die Vorwürfe, die man den Franzosen ihrer wechselnden Launen halber macht, da sie in diesen so wie in vielen anderen Dingen das Gute und Nützliche dem Vergnügen und der Neuheit opfern." (F. F.)

Bibliographie.

Chronique d'Arras et de Cambray. Par Balderic, chantre de Térouane, au 11e siècle etc. 9 fr.

Chroniques, Traditions et Légendes de l'ancienne Histoire des Flamands; recueillies par M. Octave Delapierre. 4 fr.

Conduite des Princes de la maison de Bourbon, durant la révolution, l'émigration et le consulat (1790—1805). Par M. Barrère, ancien membre de la Convention nationale. Ouvrage commandé à l'auteur par Napoléon Bonaparte, et enrichi de notes par M. le comte Réal. 7 fr. 50 c.

Mannigfaltiges.

— Comfort und Musik. Ein Engländer, der für die Musik sehr eingenommen war, nahm, als er nach der Kolonie am Schwanenflusse in Neu-Holland auszog, ein großes aufrecht stehendes Pianoforte mit sich; als er hier aber Niemanden fand, der ihm einen comfortablen Speiseschrank verfertigen konnte, kam er auf den Gedanken, von seinem musikalischen Instrumente Gebrauch zu machen, und richtete es demnach für seine Wirthschaft ein. Es ist auch in England gar nichts Seltenes, daß man sich der flachen Pianofortes hin und wieder einmal als musikalischer Instrumente, am Meisten aber als Tische in der Wirthschaft bedient, auf die sich bequem etwas hinstellen läßt. (E. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Freitag den 5. Dezember 1834.

Frankreich.

Ludwig XIII. und Richelieu.

Historische Fragmente vom Herzog von Saint-Simon und Briefe des Kardinals.*)

Bedeutende Menschen haben das Vorrecht, zweimal zu leben. In ihrem zeitlichen Daseyn verfallen auch sie, wie wir Anderen, dem herben Gesetz des Vergänglichen, menschlicher Schwäche und Unzulänglichkeit. Der Ausdruck ihres Wesens scheint unbestimmt und wechselnd, ihr Wandel schwankend wie die Laune; Widersprüche und Inconsequenzen treten an ihnen hervor, und die That, die sie der Nachwelt überliefert, ist oft sogar den Neigungen, die in den verüberrauschenden Tagen ihres Lebens als die herrschenden an ihnen erschienen, gerade entgegengesetzt. In ihrem zweiten Leben dagegen, in der geistigen Wirklichkeit, die sie von Geschichtschreibern und Dichtern empfangen, stehen sie als scharfbestimmte feste Gestalten da, als abgeschlossene Charaktere, woran nicht mehr gerührt und gedeutet werden soll. Die Rolle, die ihnen einmal von Anfang an von Chroniken-Schreibern zuertheilt worden, mögen diese nun auch unachtsam, von falschen Vorurtheilen eingenommen gewesen seyn oder nicht, ist durch die Tradition geheiligt, und sie können sie nicht wieder los werden, ohne sich der Gefahr völliger Verkennung und Mißschätzung auszusetzen.

So ist Ludwig XIII. zum Beispiel auf der Bühne oder in Büchern nie anders erschienen, als kalt, feig und schwach, ohne den Willen des Guten, als ein unzuverlässiger Freund, ein verächtlicher Spielball seiner intriganten Umgebung, als ein Automat von einem König, das von Richelieu Tag täglich aufgezogen worden. Zwei bisher ungedruckte Fragmente des Herzogs von Saint-Simon, in denen man die treffende Ausdrucksweise und die lebendige leichte Erzählung, die seinen Memoiren so viel Reiz geben, wiederfinden wird, sind, wie uns scheint, völlig geeignet, eine ganz andere Vorstellung von diesem Fürsten zu begründen.

Der König hatte, obgleich sein Conseil fast einstimmig dagegen war, den Beschluß gefaßt, den Herzog von Nevers in den Besitz von Mantua zu setzen, auf welches der Herzog von Savoyen Ansprüche machte. Im Anfang des Jahres 1629 saß die Armee in den Engpässen von Piemont fest. Saint-Simon sagt nun:

„Man hat Ludwig XIII. den Ruhm einer ganz besonderen Art von Unerschrockenheit entzogen, die nicht jeder Held besitzt. In den Alpen wüthete die Pest. Als der König anlangte, wurde er in ein Haus einquartiert, wo die Pest war. Mein Vater setzte ihn alsbald in Kenntniß davon, und vermochte ihn, ein anderes zu beziehen. Aber auch dies war auf gleiche Weise inficirt. Mein Vater machte zum zweiten Male den Versuch, ihn wegzuschaffen. Aber der König antwortete ihm mit der vollkommensten Ruhe: so wie er sähe, sey die Pest im ganzen Gebirge, und er müsse sich der Gnade der Vorsehung überlassen, nicht mehr an die Pest denken, sondern allein an den Zweck, um den es sich handle; hierauf legte er sich nieder und genoß des ruhigsten Schlafes. Diesen Zug von Seelengröße hätte man nie vergessen sollen, in die Schilderungen dieses Königs mit aufzunehmen, der auf so einfache, bescheidene, wahrhafte Weise ein Held war in jedem Sinne des Wortes. Welcher Lärm würde nicht über einen solchen Zug bei einem seiner Nachfolger gemacht worden seyn? Und sein ganzes Leben war nichts als eine fortlaufende Kette ähnlicher Handlungen, nach den Bedingungen der Umstände modifizirt, die eben durch ihre Menge und Stetigkeit gar nicht bemerkt wurden und deren ganzes Verdienst ihn seine Bescheidenheit offenbar gar nicht empfinden ließ."

„Die Einnahme des Passes von Susa (an der Gränze von Piemont, Savoyen und dem Dauphiné) ist, so wie es mir mein Vater mehrere Male treu erzählt hat, in nachstehender Weise erfolgt:

„Als Resultat der Rekognoscirungen ergab sich, daß die Verschanzungen äußerst schwer einzunehmen seyen, ja, es wurde bald darauf für unmöglich gehalten. Die drei Marschälle und die meisten unter ihnen befehligenden Offiziere, die ersten, verdientesten und einsichtsvollsten waren dieser Ansicht — in gleichem Maaße mit ihnen der Kardinal Richelieu. Sie erklärten dies dem Könige, der hierüber höchlichst erstaunte, und noch mehr, als ihm der Kardinal die Nothwendigkeit eines vollständigen Rückzuges vorstellte, in Betracht des Ortes, der ungünstigen Jahreszeit, der Quartiere und des Mangels an Lebensmitteln, Alles Umstände, die die Armee unfehlbar aufreiben müßten. Sie wiederholten, verdoppelten ihre Bedenken, und der Kardinal, als er sah, er vermöge Nichts über den Sinn des Königs, der, gleich beständigen Spaziergängen, eine Reise nach der anderen durch Schnee und Klippen machte, um sich in eigener Person von der Lage der Orte zu unterrichten und die Angriffs-Mittel ausfindig zu machen, verschmähte es sogar nicht, seine Zuflucht zu einem Kunstgriff zu nehmen, vermittelst dessen er an's Ziel zu gelangen hoffte. Der König lag in einem schlechten Weiler von einigen Häusern im Quartier und war dort, obgleich für seine Sicherheit hinlänglich gesorgt war, fast allein, weil es an Obdach für die nöthigste Dienerschaft gebrach. Der Kardinal, im Einverständniß mit den Marschällen und Ersten des Hofes, richtete es nun so ein, daß der König, unter dem Vorwand der schlechten Beschaffenheit der Wege, mit Einbruch des Abends, welches in jener Jahreszeit und jenen Gebirgsschlünden ziemlich früh war, völlig allein gelassen wurde, und man zweifelte nicht, daß die Langeweile ihn endlich dem einstimmigen Wunsche geneigt machen und zum Rückzug bestimmen würde."

„Aber die Langeweile, so groß sie auch war, erfocht diesen Triumph nicht. Mein Vater, der in demselben Weiler ganz nah beim Könige lag, dessen erster Edelmann und Ober-Stallmeister zu seyn er die Ehre hatte, und gegen den sich der König über seine Verlassenheit beklagte und über die Schande ausließ, die ihm ein Rückzug bereiten würde, nachdem er bis dahin zur Hülfe des Herzogs von Mantua vorgedrungen sey, der, seinem Schutz zum Hohn, hiedurch der Willkür der Spanier und des Herzogs von Savoyen verfallen würde; mein Vater, sage ich, ersann ein Mittel, ihm die Abendstunden unterhaltend zu machen. Der König war ein großer Liebhaber der Musik; Herr von Mortemart hatte in seinem Gefolge einen gewissen Nyert mitgebracht, einen Musiker, der vortrefflich die Laute spielte, das Mode-Instrument jener Zeit, und mit der angenehmsten Stimme dazu sang. Mein Vater fragte bei Herrn von Mortemart an, ob er dem Könige den Vorschlag machen dürfe, Nyert zu hören. Herr von Mortemart willigte nicht nur sehr bereitwillig ein, sondern bat vielmehr meinen Vater selber darum, und fügte noch hinzu, daß er außer sich vor Freude seyn würde, wenn dies zu Nyert's Fortkommen beitragen könnte. So wurde denn diese Musik an den einsamen Abenden die Unterhaltung des Königs, und Nyert und seine Familie machten hierdurch ihr Glück."

„Unterdessen setzte der König seine mühseligen Nachforschungen und unermüdlichen Streifereien und Ritte fort, bis er endlich einen Schäfer fand, und durch kluges Ausfragen herausbrachte, was er so lange gesucht. Auf gefährlichen Wegen ließ er sich von diesem auf die entgegengesetzte Seite der Berge führen, von wo er die Verschanzungen völlig übersehen konnte, die unterhalb des Standpunkts, auf welchem er sich befand, dicht vor seinen Augen lagen. Er erspähte und merkte sich Alles, was er bedurfte, stieg herab, wandte sich gegen die erste Verschanzung, entwarf seinen Plan, theilte ihn meinem Vater mit, der fast der einzige Mann von Bedeutung in seinem Gefolge war, weil man ihn absichtlich allein gelassen, damit er vor Langeweile dieser Untersuchungen überdrüssig werden sollte, — kehrte endlich in's Quartier zurück und war zum Sturm entschlossen."

„Am anderen Morgen berief er in aller Frühe die Marschälle und einige vertraute Offiziere zu sich, führte sie überall hin, wo er den Abend zuvor gewesen war, sagte ihnen seinen Plan vor, den er in eigener Person entworfen: keiner konnte ihm widersprechen und Alle mußten gestehen, daß der Angriffsplan, obgleich äußerst schwierig, doch ausführbar und mit Kenntniß und Umsicht entworfen war. Der Kardinal konnte sich nun nicht mehr allein dem allgemeinen Beschlusse widersetzen und war sogar sehr froh, daß der Angriff ausgeführt werden konnte. Der nächste Tag wurde dazu angesetzt, weil man einen Tag zur Anordnung und Zurüstung brauchte. Der König, als Oberbefehlshaber, kämpfte an diesem Tage zugleich als tapferer Soldat, den Degen in der Hand an der Spitze seiner Krieger, nur wenige Grenadiere vor ihm; er erstürmte die Verschanzungen in eigener Person, klomm an den Schanzkörben und anderen Verschanzungsmitteln empor, ertheilte zu gleicher Zeit sämmtliche Befehle mit der größten Geistesgegenwart und der Ruhe eines Mannes, der in seinem Kabinette über einen Plan, der ausgeführt werden soll, verhandelt. Mein Vater, der die Ehre hatte, keinen Augenblick von seiner Seite zu weichen, sprach nie von dieser Scene anders, als mit der höchsten Bewunderung.

Nach der Schlacht hatte die Unterredung des Königs mit dem Herzog von Savoyen Statt. Der König blieb zu Pferde, machte auch nicht die geringste Miene zum Absteigen und legte nur die Hand an seinen Hut. Der Herzog von Savoyen kam über zehn Schritt zu Fuß heran, beugte ein Knie, umfaßte den Stiefel des Königs, der ihn gewähren ließ, ohne ihn im Geringsten an dieser Handlung zu verhindern.

*) Als Dokumente, die zum ersten Mal im Druck erscheinen, mitgetheilt von A. Cochut.

Auf diese Weise mußte jener stolze Karl Emanuel seine Begrüßung abstatten. Der König, ohne seinen Hut abzunehmen, antwortete ihm kurz und mit Königlicher Würde. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke:

Charles III. ou l'Inquisition. Comédie-drame en 4 actes et en prose. Par MM. d'Epagny et Deyeux. 3 fr.

Une Dame de l'Empire. Comédie-vaudeville. Par MM. Ancelot et Paulin.

Les deux Borgnes. Folie-vaudeville en un acte. Par MM. Cogniard freres. 1 fr. 50 c.

Le fils du Prince. Opéra-comique en 2 actes, paroles de M. Scribe, musique de Feltre.

La Frontière de Savoie. Comédie-vaudeville en un acte. Par MM. Scribe et Bayard. 1 fr. 50 c.

Les Immoralités. Pièce morale en un acte, mêlée de couplets. Par M. Dumersan.

Judith et Holopherne. Vaudeville en 2 actes. Par MM. Théaulon, Nezel et Overnay.

Rußland.

Russische Skizzen.

Darum trinke ich keinen Champagner.

Kap. 1.

— Etes Vous amoureux? —
— A vingt ans tout le monde l'est un peu. —
Victor Hugo.

Ich verließ die Universität im Jahre 1829, als ganz Moskau entzückt war von der Schönheit des Fräuleins D..... woy.

Und in der That war Lisaweta Nicolajewna höchst reizend. Alles vereinigte sich in ihr: ein liebliches Gesicht, eine schlanke Taille, eine angesehene Familie und eine reiche Aussteuer. Dagegen war ihr Leben keineswegs angenehm: jede Bewegung, jedes Wort, jeder Blick von ihr, ward der Gegenstand der Gespräche und Unterhaltungen der Moskowischen Gesellschaften. Das Haus ihres Vaters war der Sammelplatz von Leuten aller Art, wie es in Moskau gewöhnlich der Fall ist; die beste Aufnahme aber fanden Virtuosen und Literaten. Lisaweta Nicolajewna, das Schooßkind ihres Vaters, war zum Sterben in die Russische Literatur verliebt, vertheidigte sie aus allen Kräften und schrieb selbst Verse.

Einer unserer bekanntesten Dichter widmete ihr Elegieen, Sendschreiben und Madrigale. Jedermann wußte es; ich — auch

Ich war erst 17 Jahr alt. In diesem Alter hält man Alles für möglich. Ich beschloß, Lisaweta Nicolajewna dem berühmten Dichter abspenstig zu machen und begann, regelmäßig die Präsneneskischen Teiche zu besuchen, wo sie fast täglich lustwandelte.

Anfangs betrachtete ich sie ziemlich kalt; nur Eitelkeit bewog mich zu dem täglichen Spaziergang in den einförmigen Alleen, die jene Teiche umgeben. Die Kälte hielt aber nicht lange an; nach 14 Tagen konnte ich meine Blicke schon nicht mehr trennen von der Nymphen-Gestalt und den reizenden Füßchen der Moskauischen Schönheit; ohne daß ich es merkte, ward ich ihr Schatten.

Auch sie ward endlich aufmerksam auf mich. Meine Ausdauer schmeichelte ihrer Eigenliebe. Sie erkundigte sich meinetwegen, und erfuhr, daß ich Literat sey, daß ich Verse mache. Der Ruf eines Literaten war eine Eintritts-Karte in das D.....sche Haus. Ich ward dem Vater vorgestellt und mit offenen Armen empfangen.

Bei dem ersten Besuch überreichte Lisaweta Nicolajewna mir ihr Stammbuch, mit der Bitte, ihr zum Andenken Verse hinein zu schreiben.

Ich kann mich keiner martervolleren Nacht erinnern, als die war, die ich vor dem verhängnißvollen Stammbuche zubrachte. Ich mußte ein Madrigal schreiben. Für mich war dieses Madrigal Hamlet's „Seyn oder nicht seyn." Hundertmal ergriff ich die Feder, schrieb hundert Madrigale; sie waren mir aber leer, nichtssagend, nicht würdig meiner Angebeteten. Die Nacht schlich vorüber wie zwei Jahrhunderte, und die Sonne fand mich im Lehnstuhl bei einem Haufen zerrissenen Papiers und mit dem Stammbuch in den Händen.

Da fiel mein Blick zufällig auf einen Pariser Musen-Almanach von 1799. Ich nahm das abgenutzte Büchlein in die Hand, blätterte darin fast absichtslos, überlas einige Stellen ... Gott! welches Glück! Da ist, da ist, was ich brauche! Eine Elegie, in welcher alle Gedanken, alle Gefühle eines hoffnungslosen Liebhabers auf das geschickteste, zärtlichste und lieblichste geschildert sind! Die Verse fließend und schön — welcher Fund! Mit zierlichen Buchstaben übertrug ich sie in das Stammbuch und setzte mit sacrilegischer Hand meinen schön verzogenen Namen darunter.

Nachdem ich mit Ungeduld bis 12 Uhr gewartet, eilte ich zu Lisaweta Nicolajewna; ich trete in's Vorzimmer — sie ist nicht zu Hause!

Verdrießlich gebe ich dem Diener das Stammbuch ab, und wandele in meiner üblen Laune nach den Präsneneskischen Teichen. Wie der Tag vorüber ging, weiß ich nicht: ich gehörte mir selbst nicht mehr an.

Endlich um 7 Uhr Abends zeigte sich am Gitter des Präsneneskischen Gartens die von mir so sehnlich erwartete Familie. Man überschüttete mich von allen Seiten mit Lobes-Erhebungen; man nannte mich Tasso, Byron und Gott weiß, wie noch! Lisaweta Nicolajewna war außer sich: die Französischen Verse hatten ihr liebes Köpfchen ganz verdreht.

Längs den Teichen spazierend eilten wir den Alten voran. Zu verwundern war es nicht: die Mütter gehen so langsam! Lisaweta Nicolajewna fragte mich: „Sagen Sie mir: befindet sich in den Versen auch wohl nur ein wahres Wort? Was sind sie? Spiele der Phantasie, oder Worte aus dem Herzen?"

Welche Frage! Und mit welcher Theilnahme, mit welcher Stimme ward sie ausgesprochen ....

„Ich bin 17 Jahr alt", erwiederte ich, „und in diesen Jahren versteht man noch nicht zu lügen. Alles, was ich schrieb, floß gerade aus meiner Seele."

Sie hörte mir mit briefälliger Aufmerksamkeit zu; ihre schwarzen Augen glänzten, ihre Wangen glühten. Ich weiß nicht, was ich jetzt thun würde, wenn ich mich in solcher Lage befände; damals aber, im 17ten Jahre, in der Epoche des Byronismus, suchte ich die Worte nicht in der Tasche; die leidenschaftlichsten Phrasen ergossen sich wie ein Strom. Ich versicherte, daß ich sie bereits mehrere Jahre liebe, daß ich mich nur ausgezeichnet hätte, damit sie meinen Namen kennen lerne, daß ich alle Verse nur für sie geschrieben .....

— „Sie kannten mich aber nicht?" bemerkte sie, nachdem sie meine Schwüre bis zu Ende angehört hatte. — „O! ich kannte Sie, kannte Sie schon lange. Ich suchte Inspirationen, ich suchte ein Ideal, dem sich meine Seele anschmiegen konnte! Ich hörte Ihren Namen, las Ihre Verse, sah Sie, und Sie wurden mein Schutzengel. Meine Gedanken waren immer bei Ihnen, weil Ihre himmlischen Züge mir immer vor Augen schwebten.... Sie aber, mein Fräulein, mitten in Bällen und Festlichkeiten, geliebt und angebetet von Ihren Verehrern, dachten Sie wohl jemals daran, daß fern von Ihnen in der Einsamkeit, in Thränen vergeß bei Ihren hinreißenden Stanzen? daß ich sich nur spät für Sie zu Gott betete? daß Ihre glücklichen Erfolge meine Feinde waren, Ihr Name schon mir durch die Nerven zuckte? daß ich in der Menge nur auf Sie blickte, wie man seine Blicke auf ein leuchtendes Meteor am Himmel richtet, das man nicht erreichen kann? .... Wissen Sie, was es heißt — 2 Jahre lang zu lieben, ohne Hoffnung, ohne Linderung, unaufhörlich zu leiden und dabei denken zu müssen: sie kennt nicht meine Qualen, sieht nicht meine Thränen, hört nicht meine Seufzer; nie sprach ihr Mund meinen Namen aus; sie denkt — an einen Anderen; sie liebt — nicht mich ...."

Die Ausbrüche meiner pythischen, 17jährigen Verzweiflung hatten den tiefsten Eindruck auf Lisaweta Nicolajewna gemacht. Thränen schwammen in ihren Aeuglein; sie wollte, aber konnte nicht sprechen. In diesem Augenblick liebte ich sie wahrhaft; es verdroß mich, Thränen auf die langen Wimpern gelockt zu haben; die ganze Sache mußte verbessert werden, deshalb fügte ich hinzu: „Jetzt aber bin ich plötzlich unaussprechlich glücklich! Meine wilde, zügellose Liebe hat Sie nicht beleidigt! .... O! ich bin bereit, Sie weniger zu lieben, damit Sie nicht meine Leidenschaft fürchten.... Ich will Ihrer werth werden; ich werde Talente besitzen, wenn Sie mich inspiriren; die Liebe zu Ihnen wird mich begeistern.... Sehen Sie, um Gottes Willen, sehen Sie mich an; meine ganze Glückseligkeit liegt in Ihren Augen ...."

Während dieser Erklärungen waren wir stillgestanden; ihre Hand lag in der meinigen, ich fühlte das Beben derselben; zum Unglück näherten sich die Alten, ich ließ die Hand los; der Vater sah mich finster und mit sichtlichem Mißvergnügen an.

Am nächsten, am dritten, am vierten Tage — nicht angenommen. Ich mochte kommen, wann ich wollte, nie war Jemand zu sprechen. Diese Hindernisse steigerten meine Leidenschaft immer mehr; ich quälte, ich peinigte mich, ich suchte Gelegenheit, meine Geliebte auf Spaziergängen, auf dem Twer'schen Boulevard, im Schloßgarten zu sehen: alles vergebens. Ich war in der That unglücklich durch eine eingebildete Liebe, die zu nichts Ernsterem führen konnte.

Endlich traf ein entsetzlicher Schlag mein Haupt: ich erfuhr, daß Lisaweta Nicolajewna sich vermählen würde. Der Vater, welcher bedachte, daß sie 18 Jahr alt sey, und sich an Gribojedoff's Verse erinnerte:

O, welches Amt, mein Schöpfer,
Erwachs'ner Töchter Vater seyn.

hatte sich entschlossen, seine Tochter einem alten Obersten zur Gattin zu geben.

Aber auch mein Vater begann an meinen Staatsdienst zu denken. Das Sprüchwort sagt: leben kann man in Moskau, dienen aber muß man in St. Petersburg. — Mein Vater, diesem Ariom folgend, überreichte mir eine Karte der Diligence, ein Adels-Zeugniß, mein Abgangs-Attest von der Universität, ein Päckchen mit Banknoten, und führte mich zu der Diligence-Comtoir. Ich wußte nicht, wie mir geschah; bald freute ich mich, Moskau zu verlassen, wo die abscheuliche Verräthern lebte. ... Im 17ten Jahre glaubte ich noch an weibliche Beständigkeit, und die Untreue meiner Geliebten erschütterte mich tief.

Kap. 2.

Ach, Füßchen! Füßchen! wo seyd ihr itzt?
Puschkin.

Zerknirscht, auf's Höchste gelangweilt und halb todt kam ich in St. Petersburg an. Nichts mochte ich sehen, weder Denkmale noch andere Merkwürdigkeiten der Stadt. Gleichgültig spazierte ich auf den Inseln umher, und ohne ein besonderes Interesse daran zu haben, fuhr ich nach Kronstadt und Peterhoff; alle Zerstreuungen der Residenz vermochten es nicht, die drückende Erinnerung an meine erste Liebe aus meinem Kopf zu verdrängen.

Ich trat in Dienst, und arbeitete fleißig, um meine Moskowitische Schöne zu vergessen. Belohnungen blieben im Dienst nicht aus; mir wurden Ranges-Erhöhungen und Kreuze. Nachdem ich fünf Jahre lang in besonderen Aufträgen das Innere Rußlands bereist hatte, fand ich zwei Grade höher und hatte zwei Kreuze.

Von Lisaweta Nicolajewna aber war mir in diesen fünf Jahren keine Kunde zugekommen. Meine Aeltern hatten darüber absichtlich geschwiegen. Der Dichter, der ihr einst Elegieen dedicirte, war in den Ehestand getreten und hatte angefangen, Sonette an seine Frau zu schreiben; nur das hatte ich in den Zeitungen gelesen, daß der Oberst K*** mit seiner Gattin, dem Gegenstand meiner Leidenschaft, nach Karlsbad gereist war.

Im Anfang dieses Jahres erhielt ich einen Auftrag nach Moskau. Welche Freude, — mich den Meinigen mit zwei Bändchen im Knopfloch zeigen zu können; ich hatte Moskau mit dem unscheinbaren Titel eines Dichters verlassen, und nun .....

Nach Verlauf von fünf Tagen sah ich meinen Vater wieder, küßte meiner lieben Mutter die Hand und umarmte meine Schwester. Natürlich erkundigte ich mich zuerst nach meiner reizenden Oberstin. „Sie ist in Moskau", antwortete meine Schwester; „sie ist Wittwe; ihr Mann starb in Deutschland, und sie lebt jetzt hier, in der Twerskaja, einige Schritte von uns."

Ohne mich umzukleiden, im Reise-Ueberrock, eilte ich auf der Stelle zu meiner lieben Wittwe. Ich trat hinein — und ich erinnerte mich der früheren siebzehn Jahre. Mir schien es, als sey ich nie von ihr getrennt gewesen; dieselben himmlischen Augen, dieselbe hohe Gestalt, dieselben kleinen weißen Händchen; Langeweile nur, Beklemmung und Kummer malten sich in den zauberischen Zügen des mir bekannten Antlitzes.

Ich küßte ihr das runde weiche Händchen. Lisaweta Nicolajewna freute sich, mich zu sehen; sie betrachtete mich mit derselben Theilnahme, mit der sie fünf Jahre früher meinen wahnwitzigen Ergießungen an den Präsnenskischen Teichen zugehört hatte. Jetzt standen die Dinge aber anders: ich konnte über mich verfügen, und sie — auch.

Unerwartet trat ich in ihr Schlafzimmer; ich war so schnell gelaufen, daß ihre Leute mich nicht hatten anmelden können. In Folge dessen traf ich sie auf dem Divan liegend, das Haupt auf die rechte Hand gestützt; aus dem weißen Kleide blickte ein kleines niedliches Füßchen heraus, das mich in Verwirrung brachte. Ach! Füßchen, Füßchen!

Das Gespräch begann lebhaft und rasch. Ich erkundigte mich nach ihren Verhältnissen; sie sich nach den meinigen. Wir befragten uns nur einander, da wir keine Zeit hatten, zu antworten. Aus einem Nebenzimmer schallten die Töne eines Flügels herüber; die Gesellschafterin meiner süßen Freundin spielte einen Französischen Contretanz aus Robert le diable.

„Ein herrlicher Contretanz", sagte ich. „Sie lieben den Tanz jetzt gewiß noch eben so sehr, wie sonst. Ganz Moskau lief hinzu, um Sie zu sehen, als Sie noch im adeligen Verein tanzten." .....

Lisaweta Nicolajewna schlug die Augen nieder und ward weiß wie Marmor.

„Ja", erwiederte sie verwirrt und betrübt, „sehr, recht sehr liebte ich den Tanz, besonders die Galeppade.... aber jetzt — o! wahrlich, ich bin sehr unglücklich!" ....

Ich näherte mich ihr; ich wollte die Geschichte ihres Kummers wissen, ich wollte alle ihre Geheimnisse kennen lernen. Sie liebte mich, sie war die Gattin eines Anderen — armes Weib! Begierig erwartete ich ihre Eröffnungen; meine Eigenliebe, meine Liebe zu ihr wollten sich daran erquicken. Noch theurer war sie mir durch ihre Trauer geworden — kaum konnte ich mich enthalten, ihr reizendes Füßchen zu küssen.

„O! wie habe ich gelitten, wie habe ich geweint, als mir das Unglück widerfuhr.... Vom Auslande zurückkehrend, hätte ich beinahe mein Leben verloren. Mein Wagen warf um; ich brach das rechte Bein; es mußte abgenommen werden, und jetzt habe ich ....."

„Was? um Gottes Willen, martern Sie mich nicht .... was haben Sie?"

„Ein Bein — aus Kortholz!"

Des Himmels Blitze und Donner, Moskau's Häusermassen stürzten über mich zusammen. Ein Bein aus Kortholz!

Ich lief aus dem Schlafzimmer wie ein Besessener, eilte nach Hause, ließ meinen Mantelsack packen, setzte mich in den Wagen und kam erst wieder zur Besinnung, als vor der nächsten Post-Station die Pferde gewechselt werden sollten.

Von der Zeit an kann ich keine zugekorkte Flasche sehen, kann es nicht hören, wenn der schäumende Champagner die — Korkpropfen gegen die Decke sprengt.

Und darum trinke ich keinen Champagner.

Wladimir Potroffsky.

Türkei.

Handel und Industrie in Konstantinopel.

(Aus Michaud's Correspondance d'Orient.)

Der erste Basar, den ich in Konstantinopel besuchte, war der, in dem man Spezerei-Waaren und Arzneimittel feil hat, der sogenannte Aegyptische Basar. Hier ist Alles in Masse aufgehäuft, was Du nur willst, vom Arsenik bis zum Rhabarber, allerlei Pflanzen-Saamen und köstliche Essenzen, vom Opium bis zum Sarné, vom Reis bis zur Mocka-Bohne; kurz, Du hast eine ungeheure, mit allem Möglichen angefüllte Apotheke, oder vielmehr eine überreiche und überladene Naturalien-Sammlung vor Dir. Am öftersten besuchte ich den Papier-Basar. Hier bekömmt der Türkische Schreiber Alles, was er braucht, ein Schreibzeug von gelbem Leder, Federn aus Rohr und grobes sprödes Papier, Türkisches Kanzlei-Papier genannt. Vergeblich bemühte ich mich um einige Bogen von unserem Französischen Brief-Papier; als ich zu einem der Kaufleute sagte, sein Papier wäre nicht gut, erwiederte er: „Wir bekommen es so aus Venedig. — Sie müssen sich welches aus Frankreich kommen lassen. — Wir Türken kennen kein anderes." — Indeß wird das Papier bei den Türken doch sehr hoch geschätzt; es wird der Werth desselben noch höher angeschlagen, als bei uns die Buchdrucker-Kunst; es ist ihnen heilig, als ein Mittel, die Wahrheit zu verbreiten und die neunundneunzig Attribute Allah's einem Jeden bekannt zu machen. Trotz dieser Ansicht aber hat man noch immer keine Maßregeln getroffen, um ein besseres Papier zu fabriziren, als das, was aus Venedig und Triest hierher versendet wird.

Begeben wir uns nun nach dem Bücher-Basar, so fällt uns vor Allem die ernste andächtige Miene der muselmännischen Künstler auf, die hier zum Theil Bücher kopiren, zum Theil die Manuscripte illuminiren, oder auch, vermittelst eines scharfen Jaspis, Pergament poliren und glänzend machen; alle diese Künstler scheinen ihre Arbeit für heilig zu halten, und man glaubt, daß sie beten, während sie sich mit den Büchern beschäftigen. Ehemals war es den Franken und Christen nicht gestattet, den Bücher-Basar zu besuchen; kaum durfte es ein Europäischer Reisender wagen, einen flüchtigen Blick auf die zahlreichen Abschriften des Korans zu werfen, die hier ausgelegt sind. Seit einiger Zeit aber ist man toleranter geworden; man läßt heutzutage den Koran sowohl, als alle anderen heiligen und profanen Bücher Jedermann sehen, und man verkauft sie auch an Jeden, der nur Lust hat, Geld dafür zu zahlen. Fast alle diese Bücher bestehen in Manuscripten; die Türkischen Buchhändler sind nämlich alle selbst Kopisten und es ist demnach ihr Interesse, den Umlauf gedruckter Bücher soviel als möglich zu hindern. Gut kopirte Manuscripte gehören übrigens zu den Seltenheiten und werden hier sehr theuer bezahlt; in der letzten Zeit sind alle guten Persischen, Arabischen und Türkischen Bücher, die hier zu finden waren, im Ganzen aufgekauft und nach Persien verschickt worden. Wie es scheint, ist man wegen einer nahen Katastrophe zu Istambul besorgt und daher darauf bedacht, die Orientalischen Musen vorher in Sicherheit zu bringen.

Will man sich in Konstantinopel Griechische, Lateinische oder sonst in einer bekannten Europäischen Sprache geschriebene Bücher verschaffen, so muß man sie nicht im Türkischen Basar suchen. Es giebt nur einen Buchhändler zu Konstantinopel, der sich mit diesem Fache der Literatur beschäftigt. Ich bin mehr als ein Mal in seinem Laden zu Galata gewesen, der fast dicht unter dem Dache des Hauses sich befindet und fünf bis sechs Quadratfuß im Umfang hat. Es ist nicht möglich, da hineinzukommen, wenn man sich nicht den Weg über ungeheure Volumina bahnt und eben so wenig kann man da verweilen, wenn man sich nicht bald auf die Bücherballen niederläßt, die uns den Weg versperren; hier erblickt man alle unsere schönen Geister aus Frankreich, Italien, Deutschland und England, die sonst nirgends in der Stadt zu finden und die auch hier nur dazu da sind, um den durchreisenden Fremden zu dienen. Nichts ist seltener, als bei den zu Konstantinopel wohnenden Franken eine Privat-Büchersammlung zu finden; in den Lateinischen Klöstern giebt's nichts als einige von den Würmern halb zernagte Bücher, und selbst in den Palästen der Französischen, Englischen und Russischen Gesandten trifft man kaum einzelne durch den Zufall hierher versetzte literarische Werke an; ich habe nur bei dem Oesterreichischen Internuntius eine schöne Bibliothek zu sehen Gelegenheit gehabt.

Ich kann nicht unterlassen, hier ein Wort von dem Einbande der Bücher zu sagen, die man in der Hauptstadt der Osmanlis sieht; die Buchbinder-Arbeiten von Konstantinopel übertreffen hinsichtlich der Sauberkeit, Eleganz und Dauerhaftigkeit alle übrigen in Europa; die von Türkischen Meistern gebundenen Bücher öffnen und schließen sich mit großer Leichtigkeit, und die prächtigen Umschläge und Bücher-Futterale sind vortreffliche Arbeiten. Nirgends wird mehr Sorgfalt auf das Aeußere der literarischen Werke verwendet, nirgends legt man mehr Werth darauf, sie so gut zu konserviren und mit äußerer Eleganz auszustatten, und man dürfte wohl mit Recht bezweifeln, daß irgend ein in der Türkei lebender Schriftsteller je so schön gekleidet und mit so vieler Zartheit behandelt wurde, als es mit seinen Werken in einer Bibliothek oder in dem Laden eines Buchhändlers der Fall ist.

Ich hielt mich zuweilen im Waffen-Basar auf; es ist ein großes, einem Khan ähnliches viereckiges Gebäude, in dessen Mitte, wie in einem Arsenal, alle Orientalischen Waffen-Gattungen in der mannigfachsten Auswahl aufgestellt sind. Es machte mir Spaß, die Muselmänner hier auf erhöhten Bänken und Estraden stehen zu sehen, während sie ihre mit Silber geschäfteten Pistolen, ihre Yatagans und langen Pallaschen zum Verkauf ausriefen. Einst haben die Türken ihren Waffen-Basar den Fremden mit vielem Stolze gezeigt; seit der letzten Zeit aber hat er, wie man sagt, viel verloren, und trotz aller Reformen Mahmud's ist es noch nicht so weit gekommen, daß ein Ausländer hier Einkäufe machen darf; es ist keinem Franken gestattet, hier einen Säbel oder eine Pistole zu kaufen; gleichwohl aber wird es Niemandem verwehrt, bewaffnet in der Stadt umherzugehen; das ist einer der Widersprüche, deren man bei den Türken so viele gewahrt und um die sich die Regierung nicht eben sehr bekümmert.

Es vergeht fast kein Tag, wo ich nicht vor dem Kupfer-Basar vorbei muß, wo Schüsseln und allerlei Küchengeräth fabrizirt wird; es ist eine Werkstatt, die für sich allein mehr Geräusch und Lärmen macht, als der übrige Theil der Hauptstadt mit ihren Vorstädten zusammengenommen. Zuweilen komme ich auch nach der Straße, wo sich die Pfeifen-Fabriken befinden. Was gehört nicht Alles zur Verfertigung eines Schibuks! Die ganze Industrie des Orients, alle Theile des Reichs und selbst das Ausland müssen dazu beitragen: Aleppo liefert das Rohr seines Jasmins oder des Kirschbaums; Klein-Asien giebt seinen rothen oder schwarzen Thon her, den Ungarn noch erst bearbeiten muß; Persien sendet seine kostbaren Steine, sein Elfenbein und seine Perlen, und selbst die Ostsee zahlt ihren Tribut, indem sie ihren Bernstein nach Konstantinopel sendet. Wie vieler Arme bedarf es, um den Abguß, das Rohr und das Mundstück der Pfeife zu Stande zu bringen! Welche Sorgfalt, welches Treiben und Drängen, welche unendliche Operationen, um dieses Lieblings-Werkzeug der Türken zu vollenden! Und ist der Schibuk endlich fertig, so muß erst noch Laodicea und Tessalonich seine braunen Blätter herschicken, um den Osmanli in seine lieblichen Rauchwolken zu hüllen. Sollte heutzutage etwa eine Großherrliche Ordonnanz den Gebrauch des Rauch-Tabacks untersagen, wie das schon ein Mal wirklich der Fall gewesen ist, so bin ich überzeugt, daß hundert Tausend Familien in der Muselmännischen Hauptstadt und in den Provinzen Hungers sterben würden.

Die meisten Basars haben das Ansehen von großen hölzernen Buden, die, wie bei uns zur Meßzeit, der Reihe nach neben einander auf-

gepflanzt sind; da siehst Du eine ganze Allee von Marequin in allen Farben ausgeschmückt; dort ist eine lange Gasse, wo der Glanz der Indischen Shawls, der Bengalischen Musseline und der Hermelin-Pelzwerke Dein Auge fesselt; weiterhin erblickst Du das Chinesische Porzellan, den Indischen Stahl, das Glaswerk von Aleppo, Diamanten von Golkonda und Perlen vom Kap Comorin und dem Persischen Meerbusen. Ueberall und beständig ist hier Zusammenfluß von Käufern und Neugierigen aller Art. Vor Allem aber hält uns das Gedränge der Türkischen Frauen, die wir hier in Masse antreffen, und die wir uns wohl hüten müssen, etwa mit dem Ellenbogen zu stoßen, fast beständig auf, so daß wir oft mehr als einen Vormittag brauchen, um durch zwei oder drei Basars zu gelangen. Uebrigens sind die einzelnen Laden mit keinen anderen Zierrathen versehen, als mit den Waaren selbst, die hier, mit besonderer Kunst geordnet, zum Verkauf ausliegen. Selbst der reichste Kaufmann begnügt sich mit den hier gewöhnlichen äußerst engen Laden; während der Muselmann oder der Armenier Schätze um sich her liegen hat, verlangt er doch nicht mehr Platz dazu, als drei oder vier Quadratfuß auf einer armseligen Estrade.

Die Kaufleute bedienen sich bei ihren Rechnungen der Kerbhölzer; zuweilen helfen ihnen auch die Kügelchen ihrer Rosenkränze aus; sie haben keine Commis, schreiben überhaupt wenig und führen oft die bedeutendsten Rechnungen aus dem Kopfe. Leute, die in den Basars bekannt sind und selbst schon viel eingekauft haben, meinen, man müsse einem Türken nicht mehr als zwei Drittel auf das bieten, was er fordert, einem Griechen nicht mehr als die Hälfte, und endlich Armeniern und Juden nicht mehr als ein Drittel. Ich glaubte zu bemerken, daß die Osmanischen Kaufleute unter einander keineswegs so neidisch und eifersüchtig sind, als dies sonst in Europa der Fall zu seyn pflegt. Ich fragte eines Tages bei einem Türkischen Kaufmanne nach einem eleganten Portefeuille; da erhielt ich zur Antwort: „Gehen Sie doch zu meinem Nachbar hier, der hat schönere als ich." Es wird allgemein behauptet, daß in den Basars nichts seltener vorkommt, als Diebstahl. Ein Kaufmann entfernt sich zuweilen aus seinem Laden und bleibt mehrere Stunden weg; dabei läßt er Alles offen, und wenn er zurückkommt, findet er auch Alles an der gehörigen Stelle wieder. Gemeine Diebereien ist bei den Osmanlis fast ganz unbekannt. Es müßte denn schon den Charakter von offener Gewalt annehmen und mehr einem durch Kraft zu erringenden Siege ähnlich sehen, wenn ein Türke sich zu dem Handwerke hergeben soll; und in der That findet man auch wohl Muselmänner unter den Räubern auf offener Heerstraße, nie aber, oder wenigstens doch nur in sehr seltenen Fällen, unter gemeinen Gaunern und Dieben. Nicht etwa, daß sich bei den Türken weniger Begierde nach Deinem Gelde vorfände; das ist keineswegs der Fall. Du wirst vielmehr bemerken, daß, wenn Du einem Osmanli etwas auszahlst, er immer seinen Blick mehr auf die Geldstücke, die in Deiner Börse zurückbleiben, als auf die, die er empfängt, gerichtet halten wird. Uebrigens fehlt es den Türkischen Kaufleuten auch gar nicht an Gewandtheit, um Dir das Geld aus der Tasche zu locken; sie wissen sich dabei so fein und oft noch mit größerem Geschick zu benehmen, als die Armenier und Griechen. Ich besuche oft den Laden eines großen Parfümerie-Händlers, der, wie er mir sagte, Rosen-Essenzen in den Großherrlichen Harem liefert. Ich mag nun hinkommen, wenn ich will, immer giebt's Feste und Feierlichkeiten; man wartet mir mit Kaffee auf, man bringt mir eine Pfeife und Alles, was sonst dazu gehört. Ich habe oft gar keine Lust zum Kaufen; aber durch die überhäuften Höflichkeiten sehe ich mich gewissermaßen in die Nothwendigkeit versetzt, mir einen neuen Vorrath von Rosenwasser und Serail-Pastillen anzuschaffen.

Ich besuchte dieser Tage den Tuch-Basar; hier war eine lebhafte Unruhe auf allen Gesichtern zu lesen: denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, man wolle die Regimenter der Großherrlichen Garde neu einkleiden. So oft die Regierung die Truppen neu montiren will, ergeht an die Kaufleute und Schneider der Stadt ein Befehl, der sie nöthigt, die Einen ihr Tuch, die Anderen ihre Arbeit zu einem geringen Preise herzugeben. Daher kommt es, daß man in den Basars nichts mehr fürchtet, als eine Kaiserliche Lieferung. Die Pforte und ihre Minister sehen sich oft genöthigt, die Bastonnade und noch strengere Mittel anzuwenden, um die Lieferanten zum Gehorsam zu zwingen. Auch ist es einem solchen Lieferanten noch nie eingefallen, den Namen eines Wesirs, oder des Sultans, oder der Sultanin auf seinem Aushängeschilde prangen zu lassen. Ueberhaupt sieht man zu Konstantinopel bei den Kaufleuten selten ein Schild oder eine Tafel zur Herbeilockung der Käufer; denn so gern man auch die Waaren Jedermann zeigen möchte, so hütet man sich doch andererseits wieder davor, damit sie gewissen Leuten nicht in die Augen fallen mögen. Zuweilen bringt der Umlauf der schlechten und verfälschten Münzen des Großherrn die größte Verwirrung und Bestürzung unter den Handelsstand der Hauptstadt. Es kommt bisweilen dahin, daß die Kaufleute ganz systematisch ausgeplündert werden. Dies geschieht zwar nur selten, allein die Furcht davor besteht fortwährend. Der Türke lebt auch nur in den Tag hinein, indem er auf den nächsten Morgen nicht rechnen darf. Die letzten Unruhen haben im Allgemeinen dem Handel der Hauptstadt sehr geschadet; alle Kaufleute gehen hier zu Grunde, und das Elend ist zu groß, als daß irgend eine Sicherheit bestehen könnte.

Unsere Geschäftsleute werden sich ohne Zweifel darüber wundern, daß dem Handel in Konstantinopel etwas ganz Wesentliches mangelt: nämlich eine Börse. Es giebt in der ganzen Türkei keine Börse. Man hat hier gar keinen Begriff von dem, was eine öffentliche Anleihe, was eine Staatsschuld sey. Als der letzte Traktat mit Rußland abgeschlossen war, hatten sich zwei große Häuser in Paris erboten, das Geld, das die Pforte an das Kabinet von Petersburg zu zahlen sich verpflichtete, derselben vorzuschießen. Allein man wollte in Konstantinopel nichts davon hören. Der Divan hatte keine Lust, sich zu einer Zahlung von 50 Millionen zu verpflichten, während er nur 5 dafür empfinge. — Denn das ist ungefähr die fable Vorstellung, die sich die Osmanlis von einer Anleihe machen. — Und weil man sich doch einmal in der Nothwendigkeit befand, sich einem Glaubiger zu fügen, so zog man es vor, es mit dem Kaiser von Rußland, als mit den Herren Lassitte und Rothschild zu thun zu haben. Die Osmanlis zeigen überhaupt wenig Eifer, ihre Handels-Verbindungen mit dem Auslande zu vermehren und den Kreis ihres Verkehrs möglichst zu erweitern. Verbindet man hiermit noch die Bemerkung, daß ein öffentliches Anleihen den religiösen Aberglauben verletzen und daß der Papier-Handel von den Ulemas in die Kategorie der Hazard-Spiele gesetzt werden dürfte, die der Koran bekanntlich streng untersagt: so wird man sich gewiß nicht mehr darüber wundern, daß es in der Türkei keine Börse gebe.

Ich habe Gelegenheit genommen, mich nach den Gesetzen und Gewohnheiten zu erkundigen, die in der Türkei über den Handel existiren; allein ich erfuhr, daß man, was diesen Punkt anbelangt, hier noch in einer mittelalterlichen Barbarei lebt. Muhammed hat zwar einem ehrlichen Kaufmann einen Platz unter den Engeln im Paradiese angewiesen: das ist aber auch Alles, was er für den Handel und die Industrie gethan, und seine Schüler, seine Genossen und Kommentatoren haben nichts hinzugefügt. Die Türken sind nach Stambul mit ihrem Geiste aus der Wüste gekommen und man hat seitdem nichts verfügt, was den Verkehr beleben und normiren könnte; es existirt hier kein Handels-Gericht; die Türkischen Gesetzbücher enthalten keine Bestimmungen über den Wechsel-Verkehr; nur Firmans und eine Art von Jury sollen die große Lücke des Muselmännischen Rechts ausfüllen. In Konstantinopel bestehen noch die Handels-Corporationen und Handwerker-Zünfte in ihrer alten mittelalterlichen Kraft. Von diesen Körperschaften werden zuweilen Reclamationen zu Gunsten der Handels-Interessen erhoben und auf dergleichen Vorstellungen, die von der ganzen Zunft ausgehen, wird denn auch mehr Gewicht gelegt, als wenn ein Einzelner einkäme. Jede Körperschaft steht übrigens unter einem besonderen Chef, der von der Regierung selbst bestätigt wird. Zuweilen leisten diese Zünfte der Polizei wohl einige Dienste, die man aber keineswegs zu hoch anschlagen muß, so wie überhaupt die Vortheile, die sie dem Handel gewähren, nicht eben sehr bedeutend sind. Im Grunde werden sie bei der Pforte auch nur als ein Mittel angesehen, Geld aufzutreiben; denn es Jeder, der in einer dieser Corporationen aufgenommen ist, muß dafür eine besondere Abgabe entrichten, und wenn der Staat sich je um die inneren Verhältnisse derselben bekümmert, so geschieht es nur, damit die Einkünfte ihm nicht entgehen.

Mannigfaltiges.

— Rüssisches Conversations-Lexikon. Dieses Wörterbuch dessen baldige Herausgabe von dem St. Petersburger Buchhändler Pluchart, unter dem Titel: „Encyklopädisches Lexikon", neulich angekündigt ward, soll aus 24 Theilen in kleinem Druck bestehen, ganz national Russisch seyn, und in Rußland, von und für Russen, im Geist der politischen Existenz des Landes und in den seiner Aufklärung angemessenen Formen abgefaßt werden. Es wird doppelt so stark, als das Deutsche Conversations-Lexikon, aus welchem, so wie aus den ihm ähnlichen in England und Frankreich erschienenen Werken, das Gute und Nützliche benutzt werden soll; hinzugefügt wird eine Masse von Original-Artikeln, die sich nur auf Rußland beziehen. Eine in St. Petersburg erscheinende Zeitschrift macht bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkungen: „Wer konnte im Jahr 1824, wo unsere ganze Literatur sich auf Almanache beschränkte, daran denken, daß nur etwa 10 Jahre später eine Zeitschrift, wie die „Bibliothek der Lektüre", bestehen würde, deren Herausgabe beinahe 250,000 Rubel kostet, und die für das erste Jahr ihres Lebens der Theilnahme von nicht weniger als 5000 Unterzeichnern bedurfte! Noch im vorigen Jahre glaubten Viele nicht daran und prophezeiten laut den Ruin des Herausgebers. Welchem Privatmanne wäre es vor 10 Jahren, wo jedes etwas stärkere oder wichtigere Werk ohne den Beistand der Regierung nicht zu Tage gefördert werden konnte, wohl eingefallen, für seine eigene Rechnung ein Werk, wie das „Encyklopädische Lexikon", herausgeben zu wollen und dazu gegen 200 Gelehrte und Literaten zu engagiren; ein Werk, dessen Kosten sich auf ungefähr eine Million Rubel berechneten, und das, um die Auslagen zu decken, gegen 6000 Unterzeichner nöthig hat?"

— Die Weinlese in der Champagne. Das Resultat der diesjährigen Weinlese in der Champagne ergiebt sich auf folgende Weise; — Verzenay lieferte 3000 Faß, Verzy und Willers-Marmery 1500, Rilly, Chigny und Lude 1000, Bouzy 1000, Ambonney 1000, Ay 10,000, Mareuil und Acenay 3000, Haut-Villiers, Dizy und Cumieres 4000, Epernay 4000, Pierry 4000, Mously 2500, Cheilly 1500, Cramant 2000, Avize 8000, Oger und Mesuil 16,000 und Vertus 2000; zusammen 64,500 Faß, das Faß zu 220 Bouteillen gerechnet, also im Ganzen 14,190,000 Flaschen. Allein nach einer Ueberschlags-Berechnung der verschiedenen einzelnen Fabriken wird sich, wenn der Ertrag dieser Weinlese in Flaschen aufgefüllt werden wird, ein Defizit von 3,390,000 Flaschen herausstellen. Die Fabrik des Herrn de Poilly soll nicht mehr als 2,000,000 liefern können, die des Herrn Daube 1,500,000, die des Herrn de Coleut 1,200,000, die des Herrn de Bielaine 1,800,000, die der Herren Pailler und Calegois 600,000, die Anzinische Fabrik 400,000, zwei andere im Norden 600,000, die vier Lothringischen Fabriken 2,500,000 und die von Ereveux 200,000; zusammen 10,800,000. Zieht man diese Zahl von 14,190,000 ab, so ergiebt sich ein Defizit von 3,390,000. (Le Reformateur.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Montag den 8. Dezember 1834.

England.

Die Flucht des Grafen von Nithsdale aus dem Tower, im Jahre 1715.

Der Graf von Nithsdale gehörte zu den Gefangenen, die den Tower nur mit dem Schaffot vertauschen sollten. Er war zur Enthauptung verurtheilt und schien diesem Schicksal ohne alle Rettung preisgegeben; denn schon war der Vorabend des 23. Februar herangekrochen, an welchem die Execution vollzogen werden sollte. Noch im Westen wurde im Oberhause eine Petition eingereicht, welche die Frage stellte, ob dem Könige bei Verbrechern, die das Parlament verurtheilt habe, das Begnadigungs-Recht zustände? Aber selbst im Fall diese Frage bejahend beantwortet wurde, blieb für den Grafen keine Aussicht auf jemalige Befreiung; denn der König selbst fand seinen Untergang eben so sehr wünschenswerth, als das Parlament aus Rechtsgründen die Todesstrafe über ihn verhängt hatte.

Die Gattin des Grafen war das einzige lebende Wesen, das an der Möglichkeit einer Rettung nicht verzagte; in der erfinderischen Kraft ihres Geistes, welche der Drang der Umstände steigerte, fand sie den Trost, die Zuversicht und das Mittel, wodurch das unmöglich Scheinende möglich wurde. Sie erinnert an die Gräfin Lavalette, die auch, in Angst und Sorge bedrängt, in der Verzweiflung der Seele auf Mittel und Wege sann und einen Plan in Ausführung brachte, wozu ihr gewöhnliche Bewußtseyn und die regelmäßige Besonnenheit, wie sie der Tag im einfachen Laufe der Dinge mit sich bringt, weder Muth noch Kraft gehabt hätte. Man hat noch einen Brief der Gräfin Nithsdale an ihre Schwester, Lady Lucy Herbert, Aebtissin eines Augustiner Nonnen-Klosters, in welchem sie, kurz nach gelungener Ausführung ihres Unternehmens, den ganzen Verlauf der interessanten Befreiungsgeschichte erzählt. Wir entheben derselben Folgendes:

„Aller Aussicht beraubt, meinen Gatten frei zu sehen durch die Rechts-Kraft eines Königlichen Befehls oder eines Parlaments-Beschlusses, fühlte ich einen Muth in mir, der doch nicht tollkühn genug war, um nicht schlau und sicher meinen Calcul zu machen. Meine Verwegenheit ging Hand in Hand mit einer ruhigen Berechnung, die mich Alles überdenken und dann rasch handeln ließ. Ich eilte vom Oberhause, wo ich der Versammlung beigewohnt hatte, nach dem Tower. Ich erzählte den Gefangen-Wächtern von der Petition, die für die Eingesperrten Manches hoffen ließe. Gerade weil ich so tief und schmerzlich fühlte, es könne sich daraus für meinen Gatten nichts Heilbringendes ereignen, weil der König ihm übel wolle, suchte ich die Wächter zu täuschen und sicher zu machen. Dadurch, daß ich sie auf den möglichen glücklichen Ausgang hinwies, machte ich sie sicher, daß Niemand an einen Rettungs-Versuch, der die Ordnung der Gesetze verletzte, denken würde. Einiges Geld, das ich unter sie vertheilte, schien sie mir außerdem noch gewogen. Am Abend vor dem zur Hinrichtung meines Gatten bestimmten Tage ging ich zur Mistreß Mills, einer Freundin, mit der ich lange Zeit zusammengewohnt hatte. Sie und Mistreß Morgan wurden die Genossinnen meines Unternehmens; ihnen vertraute ich mich an. Wir fuhren gemeinschaftlich nach dem Tower. Mir war der Zutritt zum Gefängnisse meines Gemahls gestattet; allein ich durfte nur eine einzige Person mitbringen. So führte ich denn zuerst Mistreß Morgan allein in das Zimmer meines Gatten. Sie war klein und konnte leicht einen doppelten Anzug tragen; Päckchen mitzubringen wäre auffallend erschienen. Mistreß Morgan entledigte sich im Innern ihres zweiten Anzuges, der der Mistreß Mills gehörte und ganz der Größe meines Mannes angemessen war. Dann ließ ich sie aus dem Kerker und sagte ihr in Gegenwart der um uns stehenden Wächter, sie möchte eilen, mir mein Kammermädchen zu holen, die ungewöhnlich ausbliebe und der ich einen wichtigen Auftrag gegeben hätte. Während ich Abschied von ihr nahm auf der Treppe des Hauses, kam Mistreß Mills verabredeter Maßen und erkundigte sich nach dem Befinden meines Gatten. Sie hielt das Taschentuch vor die Stirn, und es schien nicht auffällig, daß eine Freundin ihr weinendes Auge verhüllte, indem sie meinem Mann den letzten Besuch abzustatten kam. Ich führte sie in das Gefängniß, wo sich mein Gemahl bereits in das weibliche Kostüm geworfen hatte und unserer weiteren Hülfe bedurfte, um ganz das zu scheinen, was er vorstellen sollte. Die Umstände hatten es ihm nicht erlaubt, sich den Bart abzunehmen; somit war es nöthig, ihm Wangen, Lippen und Kinn mit einer weißen und rothen Schminke zu bemalen, damit der Bart nicht in Verräther seines Geschlechtes werden möchte. Er war fertig in seinem Kostüme; eine weite Haube, ganz derjenigen ähnlich, welche Mistreß Mills trug, verhüllte sein Haar, Kleid und Tuch glichen eben so sehr denen, in welchen die Freundin so eben bei den Wachen vorübergegangen war. An meiner Hand trat er nun aus dem Kerker hinaus in den Korridor, wo die Wachen standen. Es schien durchaus, als führte ich dieselbe Dame hinaus, die so eben an meiner Seite hineingetreten war. Er hielt sich eben so wie Mistreß Mills das Tuch gegen die Augen. Ich entließ ihn auf der Treppe und eilte in den Kerker zurück. Nach einem Weilchen schien es rathsam, auch die Freundin, Mistreß Mills, die dort geblieben war, hinauszuführen. Es war ja nicht mehr als immer nur eine Person eingetreten, man konnte sich also leicht irren und meinen, falsch gezählt zu haben. Zudem wurde es finster und ich mußte fürchten, der Aufseher würde Licht in den Kerker bringen und dann den Betrug entdecken, wenn er den Gefangenen nicht fand. Somit mußte es gewagt werden, jedenfalls war mein Gatte selbst schon in Sicherheit. Ich trat also hinaus in den Korridor mit Mistreß Mills. Ich weinte laut, daß mein Kammer-Mädchen immer noch nicht erschiene, es handele sich dabei um eine Sache, die die Rettung meines Gemahls beträfe, es handele sich um den Bescheid auf eine Bittschrift, die dem Könige heute vorgelegt sey. Mistreß Mills sprach laut mir Muth ein; alle Wächter, die um uns standen, sahen es, daß ich keinen Mann aus dem Gefängniß führte, und so entließ ich die Freundin an der Treppe des Towers, und eilte in den Kerker zurück, der mich jetzt allein umfaßte. Auch mich selbst wollte ich jetzt noch retten; es kam auf den letzten Versuch an. Ich weinte laut, daß man meine Stimme draußen vernehmen mußte und sprach dann tröstend zu mir mit verstelltem männlichen tiefen Organ. Dann öffnete ich die Thür und rief meinem Gatten laut den letzten Gruß zu, beschwor ihn, ich müsse selbst eilen, um die Dienerin zu suchen, und bat ihn nicht zu verzagen, ich würde noch morgen mit dem Frühesten bei ihm seyn und gewiß die frohe Botschaft einer Königlichen Begnadigung ihm bringen können. Ich warf die Thür zu und verließ den Tower. Ich fand meinen Gatten in sicherem Versteck. Einige Tage darauf fuhr er in verkappter Kleidung mit dem Wagen des Venetianischen Gesandten nach Dower, von da brachte ihn ein günstiger Wind schnell nach Calais. So, meine theure Schwester, hat mich das Glück unterstützt und mir den theuersten Mann meines Lebens erhalten!

Der König erfuhr bald die Entweichung desselben, er fürchtete ein Komplott sämmtlicher Gefangenen und täuschte sich um so mehr über die wahre Art und Weise seiner Befreiung."

Das Original dieses Briefes ist in den Händen eines Herrn Maxwell, eines Nachkommen der Familie Nithsdale. Der Graf von Nithsdale lebte mit seiner Gattin später in Italien und starb 1744 in Rom.

Frankreich.

Ludwig XIII. und Richelieu.

(Fortsetzung.)

Im folgenden Jahre brachen die Feindseligkeiten wieder aus. Man hatte Richelieu im Verdacht, sie wieder angeregt zu haben, um den König den Kabalen eines müßigen Hofes, den Einflüssen zweier Königinnen zu entziehen, die sich in Intriguen erschöpften. Ludwig ging wieder zur Armee ab. Diesmal kam er nicht so glücklich davon, auch er wurde von der Seuche ergriffen. Man mußte ihn in einem höchst beunruhigenden Zustand nach Lyon bringen. Auf diese Nachricht eilten sogleich Maria von Medicis und Anna von Oesterreich von Paris dorthin. Sie wichen nicht von dem Bett des Königs, der mit dem Tode rang, verließen ihn keinen Moment, aber nur um den Freunden des Kardinals den Zutritt zu versperren, und das von Leiden geschwächte Gemüth des Monarchen gegen Jenen einzunehmen. Der unglückliche Fürst konnte sich nicht denken, daß hinter dieser lebhaftesten, sorgfältigsten Pflege Beider, nur die Berechnung der gehässigsten Eifersucht lauernd versteckt lag. Er ließ sich verleiten, Verdacht zu schöpfen: dennoch aber klug genug, versprach er nur, die Handlungen seines Ministers mit gewissenhafter Strenge zu prüfen, und sobald er ihn untreu befände, ihn mit seiner vollen Ungnade unwiderruflich zu bestrafen.

Eine vollständige unverhoffte Genesung führte den König und den Hof nach Paris zurück. Wem er sich nun in die Arme werfen würde, dem Kardinal oder der Königin Mutter? diese Frage war für den Hof die wichtigste. Jeder manövrirte auf seine Weise, nach seinen Muthmaßungen und Einsichten. Die große politische Komödie spielte am 11. November 1630 und die Geschichte hat ihr den Namen der Journée des dupes gegeben.

Digitized by Google

Saint-Simon hat die Haupt-Scenen nach dem Berichte seines Vaters, der der einzige Zeuge dabei war, in folgendem Dokumente niedergelegt.

„Es waren, sagt er, eine Menge wichtiger und ganz besonderer Dinge während der Anwesenheit des Hofes zu Lyon vorgegangen, über die es wohl der Mühe werth wäre, sich ausführlicher zu verbreiten, und die nach und nach das Ereigniß vorbereiteten, dessen Darstellung wir zueilen. Es mag genügen, zu erwähnen, daß Nichts außer Acht gelassen war, was den Kardinal Richelieu stürzen konnte, und daß der König die Hoffnungen der Königin im Allgemeinen zu begünstigen schien, ohne ihr doch irgend eine bestimmte zu geben, daß er sie mit nach Paris brachte, um bei einem so wichtigen Schritt die gehörige Entschließung zu fassen."

„Sey es nun, daß die Königin — wir sprechen immer von Marie von Medicis — sich überzeugt hatte, es werde ihr noch nicht gelingen, den Kardinal zu stürzen, und sie bedürfe noch längerer Zeit und neuer Intriguen, um ihren Zweck durchzusetzen; sey es, daß sie am Gelingen desselben überhaupt verzweifelnd, sich endlich zur Nachgiebigkeit entschlossen hatte, oder daß sie die ganze Sache nur angestellt, um Lärm zu machen, den König zu erschrecken und an sich zu ziehen, oder daß auch nur ihr grillenhafter launischer Charakter sie ohne bestimmten Plan in dieser Intrigue vorwärts getrieben hatte, — kurz sie erklärte, so wie sie in Paris angekommen war, dem Könige, daß sie, obgleich sie über die Undankbarkeit *) und das Benehmen des Kardinals Richelieu und seiner Familie im höchsten Grade unzufrieden zu seyn Ursach habe, sie es dennoch endlich über sich gewonnen habe, ihm, dem Könige, ihren Zorn zum Opfer zu bringen und Jene wieder zu Gnaden aufzunehmen, indem sie sähe, wie schwer es ihm würde, Jenen zu entlassen und wie hart es ihm zugleich ankäme, seine Mutter vom Staatsrath ausgeschlossen zu sehen, um der Gegenwart des Ministers willen — sie wolle hinführo kein Bedenken mehr tragen, mit Jenem gemeinschaftlich im Conseil zu sitzen, aus reiner Freundschaft und Anhänglichkeit für ihn, den König."

„Diese Erklärung ward vom Könige mit großer Freude aufgenommen; er hatte sie am sehnlichsten gewünscht, und am wenigsten darauf hoffen können; sie befreite ihn von der widerwärtigen Nothwendigkeit, zwischen seiner Mutter und seinem Minister eine Wahl zu treffen. Die Königin trieb die Sache so weit, daß der nächste Tag dazu bestimmt wurde (denn Alles war noch auf der Rückreise von Lyon begriffen und Einer nach dem Andern kam erst an), daß der Kardinal und seine Nichte, Frau von Combalet, welche Ehrendame bei der Königin war, zur Toilette erscheinen, und hier ihre Verzeihung erhalten und wieder zu Gnaden aufgenommen werden sollten. Die Toilette war damals und noch lange Zeit nachher eine Stunde, wo weder die Damen noch die Kavaliere im Allgemeinen Zutritt hatten, sondern nur eine kleine Anzahl, die durch diese Erlaubniß als durch eine besondere Gunstbezeigung ausgezeichnet wurde — und aus diesem Grunde war diese Zeit gewählt worden; die Königin wohnte im Palast Luxemburg, den sie erst gekauft hatte, und der König, der von Versailles aus ab und zuging, hatte seine Wohnung im Hotel der außerordentlichen Botschafter, in der rue de Tournon, genommen, um ihr so nahe als möglich zu seyn."

„Am Tage der großen Versöhnung nun ging der König zu Fuße von seiner Wohnung zur Königin. Er fand sie allein bei der Toilette, denn auch den Begünstigtsten war an diesem Tage der Zutritt untersagt worden, so daß nur drei Kammerfrauen der Königin, ein oder zwei Pagen, außer dem Könige und meinem Vater, den er mitnahm und bleiben hieß, zugegen waren. Sogar der Capitain der Garden war ausgeschlossen. Frau von Combalet, **) später Herzogin von Aiguillon, erschien, — der König und die Königin sprachen gerade von der Versöhnung, die sich so vortrefflich gemacht, daß Nichts zu wünschen übrig sey — als plötzlich der Anblick der Frau von Combalet das Herz der Königin wie mit einer Rinde von Eis überzog. Die Combalet warf sich ihr zu Füßen und äußerte sich in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken mit aller möglichen Ergebenheit und Unterwürfigkeit. Ich habe von meinem Vater, dem kein Wort entgangen, gehört, sie habe all' ihre Redekunst und all' ihren Geist aufgewandt, und Beides besaß sie in hohem Grade. Bei der Königin folgte auf die Kälte Aerger und Erbitterung, bald brach ihr Zorn unverhalten aus, in den bittersten Vorwürfen machte sie sich Luft und zuletzt schoß ein Strom von Beleidigungen und Schimpfreden der niedrigsten Art, wie sie nur in den Hallen gehört werden, aus ihrem Munde. Bei den ersten Regungen ihres Grolles wollte der König versuchen, sich in's Mittel zu schlagen, bei den Vorwürfen, die Königin an das zu erinnern, was sie so heilig versprochen hatte und ohne daß er sie darum gebeten, bei den Schimpfwörtern ihr vorzuhalten, daß er gegenwärtig sey, daß sie sich selber völlig vergesse — aber Nichts half, nichts vermochte, diesen Strom aufzuhalten. Ein Mal über das andere sah der König meinen Vater an und drückte ihm durch irgend eine Pantomime sein Erstaunen und seinen Unwillen aus: mein Vater unbeweglich, die Augen an den Boden geheftet, wagte kaum und nur selten, sie verstohlener Weise auf den König zu richten. Er erzählte nie diesen unseligen Auftritt, ohne hinzuzufügen, daß er sich in seinem ganzen Leben niemals in so großer Verlegenheit befunden habe. Endlich trat der König, auf's Aeußerste gebracht, vor, denn er war im Hintergrunde des Zimmers geblieben, ergriff Frau von Combalet, die noch immer zu den Füßen der Königin lag, hob sie beim Arm empor und sagte zornig zu ihr, es sey genug, sie möge sich entfernen. In Thränen ging sie hinaus und begegnete so ihrem Oheim, dem Kardinal, der eben in den Vorsaal getreten war. Er erschrak über den Zustand, in dem er sie sah und über das, was sie ihm erzählte, dergestalt, daß er eine Zeitlang unschlüssig war, ob er hineingehen oder umkehren sollte."

„Mittlerweile machte der König mit Ehrfurcht, aber voller Unwillen, der Königin Vorwürfe, daß sie ihr freiwillig gegebenes Versprechen, das Keiner ihr abgefordert, auf solche Weise gebrochen — da er seines Theiles doch schon damit zufrieden gewesen, wenn sie den Kardinal nur im Staatsrath nicht sonst wo, noch irgend einen von seiner Familie sehen wollen — wie sie es allein gewesen, die Beide in ihren Zimmern hätte empfangen wollen, ohne daß er sie darum gebeten, um sie wieder zu Gnaden anzunehmen, und statt dessen habe sie nun die abscheulichsten Schimpfworte gegen Frau von Combalet ausgestoßen, und ihm in höchster Person die Schande angethan, so etwas mit anzuhören."

„Er setzte hinzu, es sey nicht erst nöthig, dem Kardinal auf ähnliche Weise zu begegnen, er würde den Befehl geben, ihn nicht vorzulassen. Hier schrie ihm die Königin zu, das wäre etwas anderes; Frau von Combalet sey ihr verhaßt und dem Staate nichts nutze; das Opfer hingegen, welches sie dadurch zu bringen geneigt sey, daß sie den Kardinal Richelieu sehe und ihm verzeihen wolle, habe einzig und allein in dem Eifer für das Wohl der öffentlichen Angelegenheiten seinen Grund, und er würde sehen, wie gut sie ihn aufnehmen würde. Hierüber trat der Kardinal ein, noch voller Bestürzung über das, was er so eben erfahren. Er näherte sich der Königin, beugte ein Knie und begann ihr etwas Verbindliches zu sagen, im unterwürfigsten Tone. Die Königin unterbrach ihn und hieß ihn ziemlich freundlich aufstehen. Aber schon im nächsten Augenblick fing die Flut wieder an zu steigen, die Unfreundlichkeit, die Kälte ging in Aerger über, Vorwürfe und Schmähungen brachen in den heftigsten Ausdrücken los, daß er ein Undankbarer sey, sagte sie, ein treuloser Mensch, daß er den König betrüge, am Staat verrätherisch handle und nur sich selber und seine Familie groß machen wolle — Alles dies geschah, ohne daß der König, vor Erstaunen und Wuth außer sich, sie zu sich selber zu bringen und diesen Ausbruch ihres Zornes zu hemmen vermochte; endlich wies sie dem Kardinal die Thür und verbot ihm, jemals wieder vor ihr zu erscheinen. Mein Vater, den der König wieder ab und zu wie bei der vorhergehenden Scene ansah, bat mir oft gesagt, daß der Kardinal alles dies wie ein Beurtheilter geduldig angehört und daß er selber für seine Person jeden Augenblick geglaubt habe, er müsse in den Erdboden sinken. Endlich entfernte sich der Kardinal. Der König blieb noch kurze Zeit nach ihm und machte der Königin die lebhaftesten Vorwürfe, gegen die sie sich äußerst schlecht vertheidigte: dann ging er fort, von Zorn und Unwillen auf's Aeußerste gebracht. Er ging nach seiner Wohnung, zu Fuß, wie er gekommen war, und fragte unterwegs meinen Vater, was er denn zu dem Dinge meine, das er eben mit angesehen und vernommen. Dieser konnte nur die Achseln zucken, ohne etwas Weiteres zu antworten."

„Der Hof und viele andere Personen von Bedeutung aus Paris hatten sich unterdessen im Luxemburg und im Hotel der Botschafter versammelt, um ihre Aufwartung zu machen und aus Neugierde, wie dieser große Tag ablaufen werde, und jene Versöhnungs-Angelegenheit, die vielfach bekannt, deren Erfolg aber bis dahin noch Allen ein Räthsel war, die Frau von Combalet nicht begegnet waren und in ihrem Gesicht gelesen hatten. Das finstere Antlitz des Königs spannte die Neugier der Menge, die in seinen Zimmern versammelt harrte, aufs höchste. Er redete Niemand an und eilte gradewegs in sein Kabinet, nahm nur meinen Vater mit sich hinein und befahl ihm, die Thür von innen abzuschließen und keinem Menschen zu öffnen."

„Er warf sich auf ein Ruhebett, das im Grunde des Kabinets stand, und kurz darauf sprangen sämmtliche Knöpfe von seinem Wamse los und fielen an die Erde, so hatte ihm der Zorn die Brust angeschwellt. Nach einigem Stillschweigen begann er über das Vorgefallene zu sprechen. Nach den Klagen und anderen Worten, in denen sich sein Gemüth Luft machte, und während welcher sich mein Vater in bescheidener Ferne hielt, kamen die Politik, der Drang der Umstände, die Verlegenheit, die Reflexionen. Der König erkannte es lebhafter als jemals, daß er vom Staatsrath und aller Leitung der Angelegenheiten entweder die Königin seine Mutter oder den Kardinal Richelieu ausschließen müsse; er war in der äußersten Aufregung, stand in innerster Bedrängniß zwischen der Forderung der Natur und der Forderung des allgemeinen Besten, zwischen dem Gerede der Welt und den Proben und Beweisen, die er von der Tüchtigkeit seines Ministers in Händen hatte. In dieser Verlegenheit verlangte er so dringend und bestand so fest darauf, mein Vater solle ihm seine Meinung sagen, daß alles Ausweichen des Letzteren vergeblich war. Den König bestimmte hierzu nicht die Huld allein und das Vertrauen, womit er ihn zu beehren die Gnade hatte, sondern er wußte auch zugleich, daß er auf gleiche Weise dem Kardinal wie der Königin weder zugethan noch abgeneigt war und daß er einzig und allein nur für das Wohl seines Herrn, ohne irgend einer Intrigue oder Partei anzugehören, besorgt war."

„Mein Vater mußte also gehorchen. Er hat mir gesagt, er habe, vorausesehend, daß ihn der König vielleicht über diese wichtige Angelegenheit seine Meinung zu äußern auffordern möchte, von dem Augenblick, da sie aus dem Luxemburg weggegangen bis zu dem, wo der König in seinem Kabinette das Stillschweigen gebrochen, unaufhörlich darüber nachgedacht."

Und somit sagte er dem König: er sey in der peinlichsten Verlegenheit der Nothwendigkeit einer solchen Wahl gegenüber; Seine Majestät wüßten, wie er Niemand anhinge, Niemand ergeben sey, als Ihnen allein, wie keine andere Leidenschaft ihn beherrsche und treibe, als die

*) Richelieu war durch Marie in den Staatsrath gekommen.

**) Tochter René's von Vignerot und der Françoise du Plessis, älteren Schwester des Kardinals. Richelieu hatte sie an einen Herrn von Combalet verheirathet, den Neffen des Connetable Luynes, als dieser noch der allmächtige Mann im Reiche war. Die blinde Zärtlichkeit, die er für diese Dame hegte, gab viel Gelegenheit zu Schmähungen. So beschuldigte man ihn unter Anderem, er intriguire, sie auf den Thron zu erheben, durch eine zweite Verheirathung mit dem Herzog von Orleans, dem Bruder des Königs, oder gar mit Ludwig dem Dreizehnten selber, indem dieser Anna von Oesterreich verstoßen sollte. Was ausgemacht ist, ist Folgendes: die Heirath mit der Combalet wurde dem Grafen von Soissons durch den Grafen von La Ferté-Senneterre vorgeschlagen, und Soissons gab dem Commissionair eine Ohrfeige zur Antwort. Dies ist der Ursprung der Feindschaft des Kardinals und des Grafen von Soissons und vielleicht des Bürgerkrieges, in welchem Soissons umkam.

ür Ihren Ruhm, für das Wohl der öffentlichen Angelegenheiten, für Ihre Erleichterung bei Führung derselben; und so wolle er ihm denn, a er es ihm so ausdrücklich befohlen, die wenigen Reflexionen, die er, it sie aus dem Zimmer der Königin weggegangen wären, gemacht, in Verbindung mit denen, die ihm jener Zwist, von dem er stets befürchtet abe, daß er noch die Nothwendigkeit dieser Wahl hervorrufen werde, ie nun wirklich vorhanden sey, während seiner ganzen vorangegangenen lusbildung aufgedrängt habe, mittheilen.

„So müsse er denn von der Königin halten, daß sie zu rasch und icht in ihrer Freundschaft wie in ihrem Hasse, nicht sonderlich Herrin rer Launen sey, und nichtsdestoweniger doch die Angelegenheiten des Staats beherrschen wolle, und würde ihr dies im ausgedehnten oder eschränkteren Sinne zu Theil, so ließe sie sich von unbedeutenden euten, die, ohne Kenntnisse und Fähigkeiten, nur auf ihre selbstsüchgen Vortheile ausgingen, regieren und benutzen; Willkür und Launen ieser Leute setze sie in's Werk und die Einfälle der Großen, die Jenen en Hof machten, wogegen Jene dann, um wieder ihrerseits einen Analt zu gewinnen, die Interessen dieser begünstigten und Alles oft unersehens in die größte Gefahr gebracht hatten. Seit dem Tode Heinich's IV. wäre dies in Einem fort geschehen; auch habe man das eigene Gefallen an ihr bemerken können, unaufhörlich mit ihren Dienern und Vertrauten aller Art zu wechseln; nie habe sie irgend Einem lange ihr Vertrauen geschenkt seit den Zeiten des Marschalls und der Marschallin on Ancre, und oft treffe sie eine gefährliche Wahl, so daß man, wenn an sich in ihrem Dienste der Leitung des Staates widmen wollte, dies ichts Anderes heißen möchte, als sich ihren Launen, ihren wechselnden infällen und einer Reihe von Zufälligkeiten, je nach Verhältnissen und ersönlichkeiten derer zu widmen, von denen sie beherrscht würde, und on denen Einer so unerfahren zugleich und so gefährlich wäre, wie der ndere, Alle aber in gleichem Maaße unersättlich in ihren Begierden. ach alle dem, was der König mit ihr versucht habe, sowohl während rer Trennung, als während der Wiedervereinigung, und nach alle m, was er so eben in der gegenwärtigen Angelegenheit mit ihr aufstellt, habe er den Pflichten eines guten Sohnes über alles Maaß nügt, so daß sein Gewissen vollkommen ruhig seyn könne und er in en Augen unparteiischer Leute durchaus untadelig dastehen müsse, er öge von jetzt an thun, was er wolle; und nun verlange sein Gewissen nd sein Ruf, nachdem er seine Pflicht als Sohn erfüllt, eben so ringend von ihm, daß er an seine Pflichten als König denke, worüber : nicht minder sowohl Gott als den Menschen Rechenschaft schuldig y. Er solle bedenken, daß die größten Angelegenheiten in seinen Händen lägen, daß die protestantische Partei noch nicht unterdrückt, die Mantuanische Angelegenheit noch nicht beendigt sey, daß der König von Schweden, durch die geschickten Manöver des Kardinals nach Deutschnd herübergezogen, dort siegreich vorwärtsschritte und das große, für rankreich so nothwendige Werk der Schwächung des Hauses Oesterreich ereits begonnen habe (er war im Anfang desselben Jahres, 1630, nach Deutschland herübergekommen, und fiel 2 Jahre darauf, 16. November 632, bei Lützen); Seine Majestät bedürften zur glücklichen Weiterführung dieser großen Angelegenheiten, und um die Früchte derselben zu rndten, des nämlichen Kopfes, der es verstanden habe, sie in Bewenung zu setzen und zu lenken; des nämlichen Mannes, der durch den uhm seiner großartigen Unternehmungen das Vertrauen der Alliirten rankreichs sich erworben habe, welches sie keinem Anderen in einem so oben Maaße schenken würden; die Feinde Frankreichs, überrascht, sich lötzlich in den Händen einer Frau und derer, die sie beherrschen würen, zu sehen, anstatt mit demselben mächtigen Geiste zu thun zu haen, der ihnen so viel Mühe, Noth und Weh bereitet, würden vor reude jubeln über eine so veränderte Leitung der Angelegenheiten, wähend unsere Alliirten in Verwirrung und Bestürzung gerathen würden, nd durch eine so wichtige Veränderung wohl gar in ihrer Treue wanend werden könnten. Wie gewaltig der Geist Seiner Majestät auch immer seyn möchte, eine so große Maschine in Gang zu erhalten und u regieren, deren nothwendiges Räder- und Federwerk so fein, so vielach sey, und so selten gehörig übersehen werde, so sey doch eine Unndlichkeit von Einzelnheiten damit verbunden, die täglich auf's Allerheimste und zugleich mit der unermüdlichsten Thätigkeit besorgt seyn ollten — ein Detail, welches vermöge seiner Natur, seiner Mannigaltigkeit, seines steten dringenden Bedürfnisses, nicht das Geschäft eines Königs seyn könnte, und noch weniger unerfahrenen Leuten überlassen erden dürfte, die, unbekannt mit dem ganzen Bau, bei jedem Schritte tillstehen und nicht aus der Stelle kommen würden, und außerdem ielleicht aus Haß und Neid noch wenig geneigt seyn möchten, das aufecht zu erhalten und fortzuführen, was der Kardinal so trefflich, so roßartig, so gründlich begonnen habe. Hierzu müsse man noch die offnungen der Feinde nehmen, deren Muth mit dem gerechten Mißtrauen der Alliirten wachsen würde, wie diese auf Einzel-Bündnisse nd Verträge hingewiesen werden und offenbar zu der Meinung komen müßten, die neuen Minister würden bald anderen wieder neuen Platz machen und so die ganze Leitung der Staats-Angelegenheiten inem steten Wechsel unterworfen bleiben."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Juliette. Drame en 3 actes et en 6 tableaux. Par MM. Albert et Brot.

La Lectrice, ou une Folie de jeune homme. Comédie-vaud. en 2 actes. Par M. Bayard.

Le Royaume de Femmes, ou le monde à l'envers. Pièce fantastique en deux actes, mêlée de chants et de danses. Par Ch. Desnoyer et Cogniard.

Chronique de Jean d'Auton, publiée pour la première fois en entier, d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi, avec une notice et des notes. Par Paul L. Jacob, bibliophile. Tome I. 10 fr.

Manuel du Maçon-Plâtrier. — Von Toussaint. 3 Fr.

Guide industriel du propriétaire et de l'artisan etc. — Von C. J. Borgnet-Blaise.

Nord-Amerika.

Charakter der Neu-Engländer.

Das Land der Yankee's, oder derjenige Theil der Vereinigten Staaten, welcher Neu-England genannt wird, macht auf der Karte dieser Republik keine große Figur, und doch hat der Reisende in Nord-Amerika, welcher das kleine Neu-England unbesucht läßt, das eigentliche nationale Gepräge der Amerikaner nicht kennen gelernt. Die Geschichte der Yankee's ist die Geschichte der ganzen Union; der Charakter der Yankee's hat immer auf den ihrer Landsleute am entschiedensten gewirkt, und ihr Name ist sogar im Auslande eine populaire Bezeichnung des ganzen Volkes geworden. In Neu-England also finden wir den Amerikanischen Charakter schärfer gezeichnet, als irgendwo sonst.

Nur in Neu-England — wir wiederholen es — ist Bruder Jonathan recht eigentlich zu Hause. In den übrigen Staaten wohnt eine mehr oder weniger gemischte Bevölkerung. Neu-England bleibt von Auswanderern verschont, weil es zur Genüge bevölkert und weil der Boden nicht so ergiebig ist, wie im Westen. Hier erwirbt man nicht durch fleißiges Faullenzen einen halben Dollar per Tag, wie in Massachusetts und Vermont; der felsige Boden und das rauhe Klima erfordern angestrengte Thätigkeit und Industrie.

Was ist Kap Cod anders, als ein Haufen Sand? Dennoch ernährt es 30,000 Menschen, unter denen kein einziger Bettler ist. Alle Tarife, die man nur erdenken könnte, würden Neu-England niemals zu Grunde richten, und so lange die Yankee's sich selbst gleich bleiben, werden sie auch ihr Eigenthum bewahren. Sie sind — mit Respekt zu melden — wie Katzen. Man werfe sie, so hoch man will, in die Lüfte: immer werden sie beim Niederfallen wieder auf ihren Beinen stehen; man dämme den Strom ihrer Industrie an einer Seite, und er wird an der anderen durchbrechen. Die Industrie eines Yankee ist unerschöpflich, so lange ihm nur irgend ein Mittel zu Gebote steht.

Boston ist, seiner Bevölkerung nach, nur die vierte Stadt in der Union, und dennoch kann man diese Stadt in mancher Hinsicht als die erste betrachten. Eine wahre Metropolis wird in den Vereinigten Staaten niemals entstehen; keine Stadt wird jemals eine moralische Diktatur ausüben, keine in Politik oder Literatur den Ton angeben.

Neu-York und Philadelphia verdanken ihre große Bevölkerung den Schaaren von Auswanderern, die beiden Städten aus anderen Theilen der Union und aus Europa zuströmen; Boston ist nur durch sich selbst und seine unmittelbare Nachbarschaft herangezogen. In jenen Städten findet man eine Menge Menschen, die wenig von einander wissen, Menschen von verschiedener Abstammung, verschiedenen Sitten und Gewohnheiten, verschiedenen Interessen: nur die Bostoner sind wie Ein Mann — sie kennen und verstehen einander; was auf einen Theil wirkt, das wirkt auch auf das Ganze; bei ihnen ist vollkommene Einheit der Interessen und Stetigkeit des Charakters. Kein Wunder also, daß die Revolution in Boston zuerst ausbrach. Wenn irgend ein Unternehmen besonders rasch und wirksam ausgeführt wird, so sagt man: „Es ist im Bostoner Stil gearbeitet." Mit seinen 60,000 Bewohnern kann Boston in einer gegebenen Zeit mehr Geld zu einem öffentlichen Unternehmen auftreiben, als Neu-York oder Philadelphia mit ihren 200,000 und darüber.

Auch vom Standpunkte der Literatur und Kunst betrachtet, ist Boston die bedeutendste Stadt in der Union; denn bei aller seiner Gewerbthätigkeit ist der Yankee ein gewaltiger Bücherkäufer, und wendet mehr an Gemälde, als irgend sonst ein Volk oder Völkchen jenseits des Atlantischen Oceans. Da Neu-England sich zu Amerika verhält, wie Toskana zu Italien, so können wir die Parallele fortsetzen und Boston mit Florenz vergleichen. Beide Städte sind einander in mehrfacher Hinsicht sehr ähnlich. Boston ist, wie Florenz, ausgezeichnet durch Literatur und Künste, durch Höflichkeit und Feinheit der Sitten, durch die Talente und den früh erwachten Freiheitssinn seiner Bürger, und endlich auch durch die Schönheit seiner Lage, die Pracht seiner Gebäude, die Reinlichkeit der Straßen und das allgemeine Gepräge von Wohlstand und Betriebsamkeit. Erwägt man aber die Ordnungsliebe, Nüchternheit und Moralität der Bewohner aus allen Ständen, so muß man einräumen, daß Boston in diesem Betrachte von keiner Stadt auf Erden übertroffen wird. Gewisse wohlmeinende, aber unwissende Leute haben in ihrem Eifer, die Konsumirung des kalten Wassers populairer zu machen, das Gerücht auszubreiten gesucht, als herrsche in Boston große Unmäßigkeit. Dies ist ganz ungegründet. Ich habe in Rom innerhalb zehn Tagen mehr Betrunkene gesehen, als in Boston innerhalb zehn Jahren.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die Nachkommen der strengen und bigotten Puritaner von allen Kreolen Amerikas in Glaubenssachen die duldsamsten Leute geworden sind. Allerdings herrscht in der ganzen Union Gewissensfreiheit, aber das religiöse Vorurtheil macht sich doch an vielen Orten sehr geltend. Die Unitarier sind jetzt die zahlreichste Sekte in der Stadt. Wie man weiß, zählt diese Sekte einige der ausgezeichnetsten Menschen auf der westlichen Halbkugel zu ihren Anhängern. Bei den Unitariern giebt es keine Intoleranz, und ihr Beispiel hat auch die anderen Sektirer verträglicher gemacht. Der Yankee ist umsichtig und berechnend; er verlangt Gründe für Alles, was er glauben soll, und seine religiösen Meinungen ruhen auf einer soliden Grundlage. Es giebt in Neu-England keine Katholiken, einige Fremde ausgenommen, und die Episkopalen sind viel weniger zahlreich, als anderwärts. Methodisten finden sich selten, und andere schwärmerische Sekten noch seltener.

Die Stadt Boston ist aber keineswegs Repräsentantin des ganzen Yankee-Landes; die übrigen Bewohner des kleinen Staates haben ein wachsames Auge darauf, daß die Hauptstadt kein zu großes Uebergewicht erhalte. Während des Revolutions-Krieges wurden alle großen Städte von dem Feinde in Besitz genommen, und doch blieb das Land, oder vielmehr das Volk, unbezwungen. „Menschen (sagt William Jones) und nicht Städte bilden einen Staat."

In Neu-England findet man keinen so großen Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Sitten, wie in den meisten übrigen Ländern. Erziehung, Bücher, Zeitungen und die leichte Communication bringen die verschiedenen Klassen der Bewohner auf ziemlich gleiche Stufe der Kultur. Der Bauer kleidet sich wie der Städter, ist in Dingen des gewöhnlichen Lebens eben so gut bewandert, und interessirt sich für Politik, wie Jener. Weder Sprache noch Sitten verkündigen den Landbewohner. In Europäischen Ländern wird derjenige, der als Bauer geboren ist, sein Lebelang nichts Höheres; wenigstens duldet diese Regel nur äußerst seltene Ausnahmen; wogegen der robeste Bauerbursche im Yankee-Lande dereinst vielleicht zu den bedeutendsten Männern des Staates gehören kann. Hier läßt man kein Genie untergehen, und die niedrigste Geburt verschließt Keinem die Pforte zu Aemtern, denen er, vermöge seiner Fähigkeiten, gewachsen ist.

Eigentlichen Pöbel giebt es unter den Yankee's nicht: ein Yankee hat immer einen gewissen Grad von Lebensart und Bildung, aber seine Lebensart thut sich nicht in Bücklingen, Grimassen und nichtssagenden Komplimenten kund. Robheit der Sitten kann diesem Volke nur von solchen vorgeworfen werden, die niemals seine nähere Bekanntschaft gemacht. Es kommt nämlich viel darauf an, wie man ein Land durchreist. Wer in einer Postkutsche von Boston nach Neu-York fährt, der sieht von Allem nur die Oberfläche. Ich habe Neu-England zu Fuße, auf Chausseen und Landwegen durchwandert, in prächtigen Gasthöfen und armseligen Schenken gespeist und jedes Pachterhaus betreten, wo ich mich ausruhen konnte; ich bin oft durch Gärten, Pflanzungen und Kornfelder gegangen, die mir im Wege lagen, und auf meiner ganzen Reise hat mir Niemand ein unhöfliches Wort gesagt.

Der Yankee ist noch bedächtiger, als selbst der Schotte. Er wendet alle Vorsicht an, sich nicht zu verplaudern. Oft ist es belustigend, zu hören, mit welcher Schlauheit er jeder bestimmten Antwort ausweicht, sobald sie ihm oder einem Anderen nachtheilig werden könnte, und mit verfänglichen Fragen richtet man bei ihm nichts aus.

Ein Zeuge wurde vor Gericht befragt: „Habt Ihr den Mann jemals betrunken gesehen?"

„„Je nun — ich habe ihn recht lustig gesehen.""

„Ich frage Euch, ob Ihr ihn schon betrunken gesehen habt?"

„„Ich habe ihn schon gesehen, daß er überselig war.""

„Ihr sollt mir antworten, ob er betrunken war oder nicht?"

„„Wenn ich ihn so manchmal sah, hatte ich wohl meine Gedanken darüber, er könne vollauf geladen haben.""

„Ich frage noch einmal: war er betrunken?"

„„Je nun — er mag betrunken gewesen seyn, und mag es auch nicht gewesen seyn. Ich kann wirklich nicht sagen, was er eigentlich gewesen ist.""

Jetzt nahm ein Anderer das Wort: „Habt Ihr gesehen, wie der Angeklagte mit einem Steine warf?"

„„Je nun — ich sah ihn, wie er einen Stein in der Hand hielt, und es ist leicht möglich, daß er mit dem Steine geworfen hat.""

„War es ein großer Stein?"

„„Ich möchte ihn wohl ein Bischen groß nennen.""

„Wie groß war der Stein?"

„„So viel ich mich erinnern kann, hatte er eine respektable Stärke.""

„Könnt Ihr ihn denn gar nicht mit Etwas vergleichen und sagen: er war so stark wie dieses oder jenes Ding?"

„„Je nun — wenn ich das sagen sollte, so würde ich etwa sagen: er war so dick, wie — wie ein Klumpen Kalk.""

Ein Franzose glaubt Niemand stärker loben zu können, als wenn er ihn einen homme d'esprit nennt; ein Engländer nennt seinen besten Freund einen „gutartigen, vernünftigen Kerl", ein Yankee weiß nichts Besseres von seinem Landsmann zu sagen, als: „er ist ein rühriger und unternehmender Mensch." Der Yankee schätzt den Werth eines Menschen nur nach seinen praktischen Leistungen, und rühmt man ihm die innere Tüchtigkeit eines Individuums, so fragt er gleich: „was macht er mit seiner Tüchtigkeit?" „Qu'est-ce qu'il a fait?" fragte auch Napoleon, wenn er Jemandes Talente preisen hörte.

Wenn Amerika einen Schriftsteller von wahrhaft originellem Genius hervorbringen sollte, so darf man Fünf gegen Eins wetten, daß dieser Schriftsteller ein Yankee seyn wird. Franklin war ein Mann, dessen Genius, mehr als der irgend eines anderen Amerikaners, in seinem Zeitalter Epoche machte, und doch finden wir in Franklin's Charakter keinen Zug, der nicht lebhaft an Neu-England erinnert. Der eminenteste Amerikanische Staatsmann unserer Zeit ist Webster; allem Parteien-Haß und Vorurtheil der Sektirer zum Trotze, giebt es Keinen, dessen Einfluß so gewaltig, dessen Ueberlegenheit so allgemein anerkannt wäre. Dieser große Mann ist eine echte Yankee-Natur: seine Beredsamkeit hat nichts Prunkendes, Blendendes, Gekünsteltes; er sucht nicht durch geistreiche Paradoxen zu überraschen oder das Ohr seiner Zuhörer mit wüthendem Wortschall zu betäuben. Keiner unterbricht seinen Vortrag mit einem „O, wie schön!" aber seine Gründe sind stark, überzeugend, schlagend, und in diesem Betracht habe ich nie seines Gleichen gehört. Bei Webster finden wir Ernst, Offenheit und volle eigene Ueberzeugung. So groß sein Genie ist, so gesund ist sein Verstand. Er gehört nicht zu den brillanten Rednern, wie John Randolph, der als Stern erster Größe unter den Amerikanern [illegible] und wie ein dunstiges Meteor wieder verging.

Ungeachtet ihrer vorherrschenden Neigung zum praktisch Nützlichen sind die Yankee's, wie schon bemerkt, durchaus keine Verächter der feinen Künste. Im Gegentheil, die Kunst findet hier mehr Aufmunterung, als in jedem anderen Theil der Freistaaten. Nirgends in Amerika sieht man so schöne und geschmackvoll erbaute Städte, Landsitze und Privat-Wohnungen. Der Yankee ist aber auch mildthätig: er hat nicht, wie der Europäer, Tag für Tag das Bild des Jammers und des Elends vor seinen Augen, so daß er gegen die Leiden seiner Mitmenschen fühllos werden könnte; in keinem Lande unterstützt man Arme und Unglückliche mit größerer Bereitwilligkeit und Liberalität. Einige Reisende haben die Amerikaner ein geiziges Volk genannt, dessen ganzes Dichten und Trachten auf Gewinn gerichtet sey, und warum? Weil fast Jeder, den man auf der Straße sprechen hört, das Wort Dollar im Munde führen soll. Wo ist aber z. B. in London eine Straße, in der Einem nicht von Pfunden und Schillings die Ohren gellen, und hört man auf den Kaien und Boulevards von Paris Wörter wie Sou und Francs, so selten? Gebt, wenn ihr wollt: die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens werden überall und das vornehmste Thema seyn, von welchem die große Menge sich unterhält. Selbst in der „ewigen Stadt" tönt Euch das Wort [illegible] unaufhörlich in die Ohren, obgleich die Römer keine sehr [illegible]sche Nation sind. Manchen Reisenden erscheinen aber dieselben Dinge, die er in seiner Heimat, wo sie ihm täglich vorkommen, nicht hörte, im Auslande als etwas Unerhörtes. Doktor Johnson sagt einmal in Beziehung auf ein ziemlich beschränktes Individuum, das nach Amerika reisen wollte, um dort Erfindungen kennen zu lernen, die uns Europäern noch unbekannt seyen: „Er wird eine Schiedkarre mit nach Hause bringen, und Wunder denken, was er gefunden hat."

Einige wollen scharfsinnig entdeckt haben, das charakteristische Merkmal des Amerikaners sey „Mangel an Loyalität." Was will man damit sagen? Hat er keinen Respekt vor seiner obersten Behörde? Sind ihm die Institutionen seines Vaterlandes gehässig? Liebt er den heimatlichen Boden nicht? Diese drei Stücke werden schwer zu beweisen seyn, und am schwersten das dritte, bevor es nicht auch den Amerikaner einfällt, sein Vaterland auf ewig zu verlassen, wie dies so viele Europäer gethan.

Die Yankee's zeichnen sich besonders durch eine Fähigkeit aus, die in der Sprache des Landes contrivance genannt wird: es ist dies eine gewisse Geschicklichkeit, ein Talent zu jeder Beschäftigung, eine Gabe, in jeder Noth sich zu helfen. Reitet ein Yankee z. B. über die Allegany-Berge, und wird er von einem Schneewetter überfallen, so steigt er ab, geht mit seinem Handbeil ins Gehölz, und kommt nach wenigen Stunden mit einem Schlitten von eigener Arbeit zurück, an den er nun seinen Klepper spannt und lustig über den Schnee dahinfährt. Ein Yankee-Pachter versteht sich auf alle Hand-Arbeiten; er ist sein eigener Zimmermann, Küper, Schuhmacher, Weber, Sattler; er drechselt sich hölzerne Gefäße, flicht Körbe, bindet Besen und erfindet Wasch-Maschinen. Der Yankee sucht Alles, was ihm in die Hände kommt, zu verbessern und zu veredeln. Oekonomische Dinge zu lassen, wie er sie vorfindet, würde er sich als eine Sünde anrechnen.

Als ich auf meiner Reise durch das Königreich Neapel alle Vortheile dieses gesegneten Landes mir betrachtete, seinen fruchtbaren Boden, sein mildes Klima, seine herrlichen Hülfsquellen für den Handel, und auf der andern Seite die Trägheit und Unwissenheit seiner Bewohner, die Schaaren seiner Bettler und Banditen — da kam mir der lustige Gedanke in den Kopf, was ein schlichter Yankee wohl für Entdeckungen treffen würde, wenn man ihn von seinem Pfluge abholte, und auf den Thron beider Sizilien setzte? „Was ist das für eine Wirthschaft!" würde Seine Majestät fragen. „Wo sind denn Euere Chaussee-Inspectoren, Euere Schul-Comité's, Euere Ausschuß-Männer? Was ist das müßiges Pack schlendert da auf den Gassen herum? Was soll das Glockenläuten den lieben langen Tag? Wozu stehen die vielen Schiffe da hinter dem Hafendamm und verschimmeln? Auf! rührt Euch, werdet thätig! Laßt die Lazzaroni's auf den Chausséen arbeiten; schickt Euere Kinder in die Schulen; schlagt eine Brücke über diesen Fluß und grabet dort einen Kanal; nehmt den Mönchen ihre todten Kapitalien, laßt sie lebendig werden und unterstützt die Armen mit den Zinsen des Geldes. Fort mit Eueren Feste's, die alle zwei Tage wiederkehren und nichts fördern, als den Müßiggang! Wenn Stand an soll es keine Feste mehr geben, ausgenommen die Fasten, das Ernte-fest und das Fest der wiedergewonnenen Thätigkeit. Eueren Ausruf dolce far niente werd ich Euch auszutreiben wissen." (N. M. M.)

Bibliographie. *)

History of the United States from the discovery of the American Continent. (Geschichte der Vereinigten Staaten seit Entdeckung des Amerikanischen Kontinentes.) Von G. Bancroft. Erster Band. Boston.

History of the United States. (Hinton's Geschichte der Vereinigten Staaten.) Durchgesehen und vervollständigt von Samuel L. Knapp.

History of the American Revolution. (Geschichte der Amerikanischen Revolution, nebst einer historischen Uebersicht der Ansiedelungen.) Von S. F. Wilson. Baltimore.

Naval stories. (See-Novellen.) Von W. Leggett. New-York

*) Aus dem in New-York erscheinenden Booksellers' Advertiser. Die hier angekündigten Werke können auch durch die Buchhandlung des Herrn A. Asher in Berlin bezogen werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Mittwoch den 10. Dezember 1834.

England.

Eisenbahnen in England und ihre neuesten Resultate *)

Seitdem innerhalb weniger Jahre das System der Eisenbahnen einen so hohen Schwung genommen, haben so viele Unternehmungen der Art und mit solchem Eifer stattgefunden, daß vorsichtigere und zaghaftere Personen darüber in Besorgniß geriethen. Namentlich sind in England mehrere Versuche zur Anlegung von Eisenbahnen hintertrieben worden, und es dürfte an der Zeit seyn, die unendlichen Vortheile dieses großen Werkzeuges socialen Fortschreitens den furchtsamen Gemüthern klar zu machen, soll nicht das allgemeine Beste durch angebliche Privat-Interessen leiden. In den meisten Fällen waren es Land-Eigenthümer, durch deren Besitzungen die Bahnen gehen sollten, welche sich solchem Unternehmen widersetzten. Manche äußerten Besorgniß wegen des Getöses, des Rauches und ähnlicher Unannehmlichkeiten; allein wie grundlos Einwürfe der Art seyen, erhellt unter Anderem aus den Aussagen von dem Comité des Unterhauses, das den Antrag wegen der Anlegung einer Eisenbahn zwischen London und Birmingham zu prüfen hatte. Ein Kaufmann aus Liverpool, der ein Haus, das zwölftausend Pfund zu bauen gekostet, und Gärten in der Nähe der Bahn-Linie besitzt und daher ein starker Gegner war, erklärte, daß er nicht die geringste Beschwerde habe und darum auch seine Ansicht von der Sache gänzlich zu ihrem Vortheil geändert sey. Das Brenn-Material, Coke, verursacht keinen üblen Geruch; die Glätte der Bahn und die große Schnelligkeit der Bewegung des Rades, macht das Geräusch momentan oder gänzlich verschwinden. An einem ruhigen Tage ist dasselbe höchstens hundert Yard weit zu hören. Eben so ungegründet ist der Einwurf, daß das den Eisenbahnen nahegelegene Land im Werthe falle; alle Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt. Niemand hat der Eisenbahnen halber sein Grundstück veräußert, vielmehr haben solche in der Regel um funfzig Prozent gewonnen, ja selbst Moräste sind dadurch in urbares Land verwandelt worden.

Einen Vortheil anderer Art gewährt die schnellere Beförderung der Erzeugnisse des Landes nach den städtischen Märkten, und zwar eben so wohl den Landleuten als den Consumenten. Ein bedeutender Pächter in Oxfordshire, Namens Warner, erklärte, daß das ganze System der Wiesen-Pachtungen eine Aenderung erleiden werde, wenn die Verbindung mit dem Markt so sehr an Schnelligkeit, Sicherheit und Wohlfeilheit gewinne. Die Städter würden durch die Eisenbahn die Kälber und die Lämmer jünger und besser erhalten. Jetzt werden diese Thiere entweder die gewöhnlichen Straßen gefahren oder getrieben. In dem letzteren Falle müssen die jüngsten wegen der Beschwerlichkeit des Weges zurückbleiben, auch geben die Thiere sich oft die Beine wund, und werden unterweges für jeden Preis verkauft. Für die jetzt übliche Transportirung nach London zahle er sieben Shilling, er würde gern das Doppelte geben, könnte er das Vieh vermittelst der Eisenbahn dorthin schaffen. Der Londoner Fleischer, Scharp, machte die Bemerkung, daß er während einer vierzigjährigen Betreibung seines Gewerbes stets die üble Beschaffenheit des, von einiger Entfernung nach London getriebenen Schlachtviehes habe wahrnehmen müssen; es falle im Preise, wegen des schlechteren Fleisches, und dies entstehe daraus, daß man das Thier schlachte, wenn es nicht mehr gesund sey. Das über Vermögen abgetriebene Thier bekomme einen fieberischen Puls, einen schlechteren Blick, und erleide einen Verlust an seinem Gewichte, theils durch den Mangel der gewohnten Weide, theils durch die Ermüdung des Weges. Um solchem Uebelstande abzuhelfen — wofür nicht einmal die Dampfschiffe ausreichen — schickt man geschlachtetes Fleisch nach London, welches im Winter über zwanzig Deutsche Meilen weit herkommt. Bei warmem Wetter verdirbt natürlich ein beträchtlicher Theil. Der Transport von zarten jungen Thieren aus einer größern Entfernung als sechs bis sieben Deutsche Meilen ist gar nicht möglich. Man darf also behaupten, daß London nicht hinreichend mit Fleisch versehen, und daß das vorhandene nicht ganz gesund sey.

Etwas Aehnliches findet in Beziehung auf Milch, frische Butter, Gemüse-Arten und manche Sorten von Obst statt. Diese Dinge erhält London ausschließlich von einer sehr schmalen Bodenfläche nahe an der Stadt. Man hat alle Kunstmittel erschöpft, um aus diesem engen Gebiet den nöthigen Bedarf für anderthalb Millionen Menschen auszupressen. Die Milch ist so künstlich, daß sie ganz aufgehört hat, Milch zu seyn; die Thiere, welche sie liefern, genießen keine gesunde, natürliche Weide, und der, welcher im Kleinen verkauft, verfälscht die ungesunde Kost noch mehr. Bei Eisenbahnen würde bloß wegen der Transportirung von Milch und Butter aus entlegeneren Gegenden der Werth eines Pachtgutes auf das Doppelte und Dreifache steigen. Angenommen, London sey im Mittelpunkt eines Systems von Eisenbahnen, so würde 30 bis 50 mal so viel Boden als jetzt für den Anbau von Früchten verwendet werden können, die leicht verderben und daher jetzt nur aus nahen Strecken bezogen werden.

Wenn wir ausgedehnte Linien von Eisenbahnen durch volkreiche Distrikte haben, so würde der künstliche Werth, den der Boden dicht bei großen Städten als den Märkten nahe gegenwärtig hat, ermäßigt und dieser Vorzug theilweise auf die entfernteren Gegenden übertragen werden. Der Werth der Grundstücke würde dann mehr gleichmäßig und von örtlichen Umständen unabhängiger seyn. Der Vortheil des Pächters und die Einnahme des Gutsherrn gewännen durch die Verminderung der Transport-Kosten, und diesen Vortheil theilte auch der Verzehrer; man würde allen Nutzen der Centralisirung haben, ohne den Nachtheil, daß große Volksmassen sich auf einem kleinen Raum zusammendrängen. In der That haben die offenkundigen guten Folgen, welche die Eisenbahnen für das sie berührende Grundstück haben, viele Personen, die nicht wollten, daß die Bahn ihre Besitzung durchschneide, so umgewandelt, daß sie ihren früheren Widerstand sehr beklagten.

Verschiedene andere Vortheile, welche Eisenbahnen gewähren, mögen minder bedeutend erscheinen, bleiben aber doch beachtenswerth. Dazu gehört die starke Beschäftigung, welche sie für die örtliche Bevölkerung herbeiführen, so wie der Ankauf von Materialien aller Art von den nahegelegenen Grundstücken. Auch bezahlen die Eisenbahn-Gesellschaften einen beträchtlichen Theil der Armen-Taxe für die Gemeinden, durch welche die Bahn geht. Noch mehr! nicht selten vermindert sich der Betrag dieser Taxe in Folge der größeren Beschäftigung, welche die arbeitende Klasse bei der Eisenbahn findet.

Was aber den Hauptzweck, die schnellere Beförderung und die daraus hervorgehenden Fortschritte der Communication anbelangt, so lassen sich die wichtigen Folgen dieser neuen Erfindung nicht berechnen. Jetzt reist man von Liverpool nach Manchester (13¼ Stunde Weges) in anderthalb Stunden, die Entfernung ist folglich um ⅔ abgekürzt, so daß dieselben Korrespondenten innerhalb eines Tages zwei Briefe schreiben und einmal Antwort erhalten können. Werden die Bahnen zwischen London und Birmingham und von Birmingham nach Manchester vollendet seyn, so kommt man von London in 6½ Stunde nach Birmingham, in 11 Stunden nach Liverpool, in etwa 24 Stunden nach Dublin. Wie sehr das Publikum die Eisenbahnen der gewöhnlichen Straße vorzieht, erhellt aus folgender Thatsache: Southport ist 38 Meilen von Manchester und 25 von Liverpool. Personen, die von dort nach Manchester müssen, reisen nach Liverpool und von da auf der Eisenbahn weiter, so daß sie an 56 Meilen statt 38 zurücklegen und dabei noch Geld und Zeit sparen. Gäbe es eine Eisenbahn zwischen London und Liverpool, so würde man z. B. von Leeds sich nach Manchester begeben, um von da an die Bahn zu benutzen; dies würde ein Umweg von 40 Meilen, aber ein Ersparniß von vier Stunden Zeit und von 7 Thalern Unkosten seyn. Reisende von Rochdale würden auf diese Art zehn Stunden und 10 bis 11 Thaler sparen.

Pächter und Viehmäster, die entfernt von der Hauptstadt wohnen, aber die dortigen Märkte versehen müssen, verlieren einen großen Theil ihrer Zeit mit dem Hin- und Herreisen. Ein Pächter, 80 Meilen (34½ Stunden) von London wohnhaft, erklärt, daß sein Geschäft ihn nöthige, ein Mal wöchentlich den Markt von Smithfield zu besuchen. Auf der Fahrt, hin und her, verbringe er drei Tage und eine Nacht, und selten komme er vor 4 Uhr Sonntag früh nach Hause. Außer den Ausgaben auf der Reise betrage das Kostgeld 3½ Pfund (22½ Thaler). Hierzu komme noch der Verlust, den er durch Aufopferung seiner Geschäfte zu Hause erleide. Eine Eisenbahn würde ihn in vier Stunden nach London schaffen, und das ganze Geschäft in einem einzigen Tage abgemacht und er noch denselben Abend zurück seyn. Manche Kaufleute in Manchester ersparen seit der Anlegung der Eisenbahn jährlich 500 Pfund an den Kosten für ihre Agenten.

Die Vortheile der Eisenbahnen erstrecken sich jedoch nicht bloß auf diejenigen, welche bis jetzt in Geschäften oder zum Vergnügen zu reisen pflegten; vielmehr werden sehr viele, die unter anderen Umständen zu Hause bleiben, es nunmehr vortheilhaft finden, die bequemere Verbindung zu benutzen, die auf diese Weise zwischen entfernten Orten eröffnet worden. Ehe Liverpool und Manchester vermittelst einer Eisenbahn verbunden waren, wurden durchschnittlich jeden Tag 450 Personen zwischen diesen beiden Städten hin und her befördert. Damals kostete ein Platz in der Kutsche zehn, ein Platz außerhalb sechs Shilling, und

*) Vergl. „Magazin" 1833 Nr. 66.

die Fahrt dauerte 4 bis 4½ Stunden. Gegenwärtig kostet ein Platz in einem Wagen erster Klasse, der 1½ Stunden fährt, 5½ Shilling, und in einem Wagen zweiter Klasse, der nur eine halbe Stunde mehr gebraucht, 3½ Schilling, und die Zahl der Reisenden während des zweiten Halbjahrs 1833 betrug 220,000, d. h. täglich 1209, also 759 mehr als früher. Man darf also behaupten, daß vorher täglich 759 Personen, wegen des Aufwandes an Zeit und Kosten, jene Reise zu machen verhindert gewesen sind.

Unter den Eisenbahnen, die jetzt in England im Werke sind, nimmt die, durch welche die Hauptstadt mit Birmingham, Manchester und Liverpool in Verbindung kommen soll, den ersten Rang ein. Sie ist von zwei verschiedenen Gesellschaften unternommen worden. Die schlimmen Wirkungen des Mangels an horizontaler Richtung, die sich auf der Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool an einzelnen Punkten sehr fühlbar gemacht haben, haben die Ingenieure größere Sorgfalt gelehrt. Da die Gegend, welche die Bahn von London nach Birmingham durchschneiden soll, sehr uneben ist, so wird man eine so weit als möglich wagerechte Ebene nur mit großen Kosten herstellen können; man wird wohl an acht Stellen Anhöhen durchbohren müssen. Der größte Tunnel dieser Art wird in Kilsby bei Daventry, 77 Meilen von der Hauptstadt, angelegt und etwa den dritten Theil einer Deutschen Meile lang werden. Um die Luft rein zu erhalten und die Dünste abzuführen, sollen acht Fuß weite Schornsteine, die bis an die Oberfläche des Bodens hinaufreichen, in angemessenen Zwischenräumen gebaut werden; sie werden 30, 70 bis 100 Fuß Höhe haben. Da man den längsten Tunnel in dieser Linie in fünf Minuten zurücklegt, so dürften unter diesen Umständen die Unbequemlichkeiten des Dunstes kaum gefühlt werden. An den meisten Stellen werden Dämme die Unebenheiten ausfüllen, und wo dies nicht angeht, Brücken über die Thäler geschlagen werden. Das gewaltigste Werk dieser Art wird der Viaduct seyn, der, über eine viertel Deutsche Meile lang und in der Mitte 50 Fuß hoch, bei Stony Stratford das Flußbett der Ouse kreuzen soll. Auf der ganzen Linie von 111½ Meilen sind nur 9½ völlig eben; bei den übrigen muß die Kunst nachhelfen. Die Station in Birmingham ist etwa 350 Fuß senkrecht höher, als die Station in London. Die Breite der Straße beträgt auf den Dämmen 28, in den Tunnels 22 Fuß.

Die gegenwärtige Anzahl von Reisenden zwischen London und Liverpool beträgt ungefähr eine halbe Million jährlich. Wenden wir auf diese Communications-Linie die Ergebnisse an, welche sich bei der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool gezeigt haben, so würde die Zahl der Passagiere in der Folge über 1½ Million betragen. Hierzu käme noch der Umstand, daß die volkreichen Städte, in deren Nähe die Linie läuft, den Hauptstrom von Reisenden durch Nebenströme ungemein verstärken würden. Setzt man voraus, daß von diesen Ortschaften Zweig-Bahnen bis zu der Haupt-Bahn angelegt seyen, so beträge z. B. die Entfernung von London nach Bedford 3½, nach Kidderminster 6½, nach Northampton 3, nach Dudley 6 Stunden Zeit. Nothwendig werden auch alsdann noch andere Verbindungen mit London, in verschiedener Richtung, mittelst Eisenbahnen, eröffnet werden, und bereits hat eine Parlaments-Akte die Eisenbahn zwischen London und Portsmouth genehmigt. Kommt die Straße von Havre nach Paris zu Stande, so würde man auf diese Weise in 24 Stunden von London nach Paris reisen können, wobei die halbe Dauer dieser Zeit auf die Fahrt des Dampfbootes von Southampton nach Havre gerechnet ist. Von anderen Eisenbahnen, die im Werke sind, erwähnen wir noch die von Preston bis zu der Bahn von Manchester, die von Leeds nach Selby und eine von Carlisle nach Newcastle, durch welche der Irische Kanal mit der Nordsee in Verbindung gesetzt wird. Die von der London-Brücke bis nach Greenwich (½ Deutsche Meile) wird man in zwölf Minuten zurücklegen.

Die einzige Eisenbahn, die man bis jetzt in Irland gebaut hat, ist die von Dublin nach Kingstown, etwa sieben Englische Meilen lang. Kingstown und die Umgegend ist der volkreichste Bezirk in der Nähe von Dublin, und die angesehensten Kaufleute und reicheren Handwerker haben daselbst Landhäuser; daher auch das von Liverpool und Holyhead kommende Dampf-Paketboot nicht mehr bei Howth, sondern an der Rhede von Kingstown beilegt. Dies, in Verbindung mit anderen örtlichen Vorzügen, läßt den Erfolg dieses Unternehmens erwarten.

Auch auf dem Europäischen Festlande hat man seit einigen Jahren angefangen, sich ernstlich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, und auch bereits hie und da Hand ans Werk gelegt. In Frankreich ist von St. Etienne nach Lyon (etwa 7½ Deutsche Meilen) eine doppelte Eisenbahn angelegt worden; doch ist sie nicht bei sehr schwerem Transport anwendbar, da die Yard Eisen nur 26 Pfund schwer ist. Vierzehn Mal geht der Weg unter der Erde durch, ein Mal beinahe eine Viertelstunde lang unter dem Flusse Gier. Ueber die Saone führt ein Viaduct. Eine Fortsetzung dieser Bahn ist die von St. Etienne nach Roanne, die etwa zwölf Deutsche Meilen lang ist. In Deutschland hat man schon im Jahre 1825 eine Eisenbahn von Budweis nach Linz begonnen, die ungefähr 18 Meilen lang ist und hauptsächlich zum Transport von Salz verwendet wird.

Das Land aber, welches alle anderen in dieser Hinsicht übertrifft, sind die Vereinigten Staaten. Amtlichen Nachweisungen zufolge, waren bereits im vorigen Jahre 46 Bahnen vollendet und 137 im Werke; hiervon kommen auf Pennsylvanien 15 vollendete und 67 projektirte, auf New-York 6 vollendete und 25 projektirte. Der Staat Pennsylvanien geht in der Beförderung der inländischen Verbindungs-Straßen den übrigen voran. Die erste und größte in diesem Staate gebaute [illegible] wurde von der Regierung unternommen und bildet eine Fortsetzung des Union-Kanals, so daß durch dieselbe die Stadt Philadelphia mit den Ufern des Alleghany und des Ohio verbunden wird. Diese große Communications-Linie besteht aus drei Abtheilungen: die erste geht von Philadelphia nach Columbia; fast die ganze Bahn besteht aus gehämmertem Eisen, wovon die Yard 41½ Pfund schwer ist, welches 6½ Pfund mehr als das Gewicht der Bahnen von Manchester ist. Die Linie geht fast horizontal, und die Neigungen sind von der Art, daß die Zugkraft auf derselben 71 Procent von derjenigen einer wirklichen Horizontal-Linie beträgt. Die Straße geht über verschiedene Flüsse und Thäler; letztere sind, wo Aufdämmungen nicht zulässig waren, durch 31 Viaducte und 18 Brücken überschritten. An manchen Stellen erhebt sich der Weg 80 Fuß senkrecht über das Flußbett, und an einigen kommen Durchschnitte von 40 Fuß Tiefe vor.

Der Union-Kanal schließt sich bei Columbia dieser Eisenbahn an und reicht bis Hollidaysburg; von hier fängt wieder eine Eisenbahn an, die 36½ Englische Meilen lang bis Johnstown reicht, und vermittelst eines Tunnels von 900 Fuß Länge, 19 Fuß Höhe und 22 Fuß Breite, die Alleghany-Gebirge schneidet. Man zählt 400 Viadukte und auf beiden Linien zusammen 145 steinerne Gebälke. Ein Zweig dieser Linie ist die nach West-Chester führende, etwa zwei Deutsche Meilen lange Bahn. Im Bau begriffen ist eine Eisenbahn, die etwa vier Deutsche Meilen Länge haben und von Philadelphia nach Norristown gehen wird.

Eine der wichtigsten von den Bahnen Pennsylvaniens ist die von Carbendale nach Hameedale führende, durch welche der ganze Strich, den der Susquehanna durchfließt, mit dem Hudson-Strome und so mit der Stadt Neu-York in Verbindung gesetzt wird. Durch eine andere Eisenbahn wird die Stadt Philadelphia selbst mit Neu-York verbunden; diese Straße beginnt bei Camden am Delaware, Philadelphia gegenüber, und geht von da, fast in gerader Linie, nach Amboy an der Mündung des Hudson. Die Bahn ist 60 Meilen lang, die Eisenrinnen sind 4½ Pfund schwerer als die von Manchester, und an steinernen Unterlagen befestigt. Die große Communications-Linie zwischen Philadelphia und Baltimore bildet die Eisenbahn von New-Castel nach Frenchtown, da durch sie der Delaware mit dem Chesapeake verbunden wird; sie ist 16 Meilen lang.

Aber eine der prächtigsten Amerikanischen Eisenbahnen, die im Werke sind, ist die von Baltimore nach dem Ohio unweit Pittsburg, von 330 Meilen Länge. Der schwierigste und theuerste Theil derselben scheint bereits fertig zu seyn, nämlich die 70 Meilen lange Strecke von Baltimore nach point of Rocks am Potomac. Die Arbeiter hatten bereits 1832 den 1. April begonnen; der Theil, welcher den Kanal zwischen dem Ohio und dem Chesapeake entlang bis Harpers Ferry sich erstreckt, wird am 1. Januar 1835 vollendet seyn, so daß dieser Abschnitt der Bahn, der in eine bereits vorhandene Eisenbahn an dem genannten Endpunkte eingreift, eine ununterbrochene Verbindung zwischen Baltimore und der reichen Ebene Virginiens eröffnet. Die Communications-Linie wird vermuthlich über Stanton in südwestlicher Richtung bis zu den Baumwoll-Distrikten von Tennessee reichen und solchergestalt die Gewässer des Atlantischen Meeres mit denjenigen verbinden, welche durch den Mississippi in den Meerbusen von Mexiko münden.

Im Herbste des Jahres 1830 wurde eine Eisenbahn angefangen, die von Baltimore bis York in Pennsylvanien, eine Strecke von 15 Deutschen Meilen, geht. Ein Jahr nachher eine andere, welche die nördlichen mit den südlichen Staaten verbinden wird; sie fängt bei Petersburg in Virginien an und endigt bei Weldon am Roanoke. Beide Bahnlinien bestehen aus hölzernen Wänden, die mit zwei Zoll breiten und einem halben Zoll dicken eisernen Rinnen beschlagen sind.

Die Eisenbahn von Süd-Carolina, die 1830 im Herbste angefangen wurde, war im Sommer des vorigen Jahres bis auf 100 Meilen vorgerückt. Die Straße geht von Charleston bis Hamburg an Savannah, Augusta gegenüber, und ist 135½ Englische (29½ Deutsche) Meilen lang. Die Fläche ist fast ganz eben, und die hölzernen Balken ruhen auf eingerammten Bäumen, die in den Marschgegenden sehr tief in den Boden eingesenkt sind; fast alle Thäler werden durch Viadukte, von Pfeilern getragen, überschritten, so daß die Straße fast einer ununterbrochenen Brücke ähnlich sieht. Diese Linie will man von Augusta bis zum Flusse Tennessee, eine Strecke von 230 Englischen (50 Deutschen) Meilen, verlängern.

Sehr lehrreich und Nutzen gewährend sind die Berichte, welche über die Amerikanischen Eisenbahnen erschienen sind; sie übertreffen an ausführlicher Mittheilung und Geist der Oeffentlichkeit selbst die Englischen. Die sieben Berichte, welche die Direktoren der Gesellschaft zur Anlegung der Bahn von Baltimore nach dem Ohio, von 1828 bis Oktober 1833 publizirt haben, füllen mehr als tausend Oktav-Seiten, und sind durch zahlreiche Abbildungen und Tafeln erläutert. Auf solche Art werden sie eine reiche Niederlage der Kenntnisse und der Erfahrung für ähnliche Unternehmungen, während zugleich die Publizität, die jeder Einzelnheit zu Theil wird, ein Damm wider jeden Betrug und jede Unredlichkeit ist. Nur in Folge so sorgfältiger Mittheilung darf man eine Vervollkommnung dieses mächtigen Communications-Mittels erwarten, während bei der Geheimniß-Krämerei jedes neue Unternehmen sich größtentheils seinen Weg wird im Finstern suchen müssen, um nach mancher Mühe und mit großen Lasten die gleiche Erfahrung zu machen, welche von denen, die sie früher gemacht haben, dem Publikum entzogen worden ist. (E. R.)

Frankreich.

Ludwig XIII. und Richelieu.

(Schluß.)

„Diese Gründe, die sich der König zweifelnd selbst oft ganz heimlich vorgesagt hatte, verfehlten den Eindruck auf ihn nicht. Es wurde hin und her gesprochen und erwogen über zwei Stunden lang. Endlich faßte der König seinen Entschluß. Mein Vater siehte ihn an, die Sache wohl zu erwägen. Als er ihn fest entschlossen sah, stellte er ihm vor, er möge, da er einmal Willens sey, den Kardinal

Richelieu ferner sein Vertrauen zu schenken und sich seiner zu bedienen, nun auch nicht säumen, ihn davon zu benachrichtigen, weil bei dem Zustand und der Lage, in der er sich, nach dem was so eben im Luxemburg vorgegangen, befinden müßte, wenn der König ihn nicht benachrichtige, er gar wohl den schnellen Entschluß seines unbedingten Austritts aus den Geschäften fassen könne.

Der König gab diesem Gedanken seinen Beifall und befahl meinem Vater, dem Kardinal in Seinem Namen das Geheiß zu überbringen, ich am selben Abend nach Versailles zu Seiner Majestät zu begeben. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können und mein Vater hat mir nichts darüber gesagt, weshalb der König sich hierbei seiner bedient und nicht direkt gehandelt habe — es geschah wohl, um weniger Aufsehen zu machen und die Königin so viel als möglich zu schonen.

Wie dem auch sey, mein Vater verließ das Kabinet und fand das Vorzimmer so voller Menschen, daß man sich kaum umdrehen konnte. Er erblickte den Vater des Marschall von Tourville, zog ihn in eine Fenstervertiefung und sagte ihm in's Ohr, er solle sogleich zum Kardinal Richelieu gehen und ihn in seinem Namen sagen, daß er so eben aus dem Kabinet des Königs käme und ihm den Befehl zu überbringen habe, sich nach Versailles beim König, der ihn dort sicher sprechen werde, einzufinden; daß er augenblicklich in das Kabinet zurückkehre, das er nur verlassen habe, um ihm diese Botschaft zu übersenden. Er ging wirklich wieder in's Kabinet und blieb mit dem König dort noch eine Stunde allein.

Als beim Kardinal ein Edelmann im Auftrag meines Vaters gemeldet wurde, sprangen die Thüren auf, so fest sie auch schon verrammelt waren. Der Kardinal saß allein dem Kardinal La Valette gegenüber, als die Meldung kam; in innerer Bewegung stand er auf und ging Tourville einige Schritte entgegen. Als er die Botschaft vernahm, war er außer sich vor Freuden und umarmte Tourville rechts und links. Er war am selben Tage noch in Versailles und am selben Abend brach über die Marillacs *) das Ungewitter ein, wie allgemein bekannt ist."

Dieser Sieg legte die Verwaltung des Königreichs in die Hände des Kardinals Richelieu. Es sind einige Briefe von ihm aufbewahrt, die dieser Epoche angehören. Man lernt ihn aus seiner Korrespondenz als einen Mann von einnehmendem Wesen und höchster Gewandtheit kennen, durch die Feinheit und das Verführerische seines Umgangs und Betragens so furchtbar, daß man ihn ganz ernstlich im Verdacht der Zauberei haben konnte, eitel über die Maßen, mit minderem Ehrgeiz, so erscheint er wenigstens, nach der Herrschaft als nach Liebe und Beifall strebend; voller Höflichkeit und Gefälligkeit gegen Gleichgültige, freigebig gegen seine Freunde, ungemein wachsam in Beobachtung aller derer, die zu fürchten waren, sie zu gewinnen weder Zusicherungen noch Geld noch Gunstbezeugungen aller Art sparend, aber unerbittlich in ihrer Verfolgung, sobald er sie starr und unversöhnlich fand. Uebrigens war das Glück mit ihm: seine Sache war immer die der Nation. Wenn er die, welche ihm im Wege standen, dem Henker überlieferte, so schnitt er mehr als ein Mal hierdurch zu gleicher Zeit den Bürgerkrieg an der Wurzel ab, oder vereitelte eine fremde Invasion. Waren die etwa nicht des Todes schuldig, die den Herzog von Bouillon an der Nordgränze bewaffneten und den Spaniern den Süden öffneten? Auf der Bühne mag man mit Cinq-Mars und de Thou Mitleid haben, aber ihr Schicksal war nur ein verdientes.

Während die Königin Marie von Medicis ihre Astrologen befragte, ob der Kardinal nicht irgend ein Zaubermittel besäße, kraft dessen er den König an seine Person banne, und ob man ihn nicht durch einen guten Büchsenschuß auf die Seite bringen könne, schrieb Richelieu an seinen älteren Bruder folgenden Brief **):

An den Herrn Kardinal von Lyon.

Mit schmerzlichem und unaussprechlichem Bedauern benachrichtige ich Euch von dem Entschlusse, den der König sich genöthigt gesehen zu Compiegne zu fassen, nämlich die Königin seine Mutter inständigst zu bitten, ihren Wohnsitz einige Zeit lang in Moulins zu nehmen. Gern hätt' ich mein Blut dafür hingegeben, die Nothwendigkeit dieses Entschlusses zu beseitigen, und mich lieber von meinem eigenen Leben getrennt, als diese Trennung mit anzusehen, obschon sie nur von kurzer Dauer seyn soll.***) und hätte es Gott gefallen, mir die Gnade zu erweisen, mein demüthiges Gebet zu erhören, so wäre der letzte meiner Tage, nach dem Tage dieser Entfernung vorangegangen, über die ich mich in Wahrheit gar nicht zufrieden geben kann, bei dem Uebermaß von Betrübniß, das ich empfinde, die Königin, der ich immer so treu gedient und die ich so verehre, in einem Zustande von Unzufriedenheit zu sehen. Aber schon lange Zeit gehen gewisse Personen so offenbar darauf aus, die Angelegenheiten des Königs in Verwirrung zu bringen, daß es unbedingt nothwendig war, Maßregeln dagegen zu ergreifen. Während des Italiänischen Krieges haben sie Alles versucht, was nur in ihren Kräften stand, daß er unglücklich ablaufen sollte. Seitdem haben sie in ihren Bestrebungen stets beharrt und die Zügellosigkeit hat in Wahrheit einen Grad erreicht, wie man ihn noch nie erlebt. Als Monsieur in einer solchen Zeit den Hof verließ, hat der König die Königin, seine Mutter, mehrere Male flehentlich gebeten, sie möge doch nur den Willen haben, die Augen bei allen diesen Uebeln zu öffnen, in Gemeinschaft mit ihm die nöthigen Mittel ergreifen, und ihm behülflich seyn, sie abzustellen und ihren Lauf zu hemmen. Aber es hat ihr nicht gefallen, in seine Pläne einzugehen, sondern sie hat darauf beharrt, keinen Theil daran nehmen zu wollen, und gesagt, sie wolle nicht, daß ihr Name den Beschlüssen, die man zu ergreifen geneigt wäre, mit aufgeheftet würde. Da der König sah, wie sie auf dieser Entschließung bestand, hat er dafür gehalten, daß, wenn sie ihre Gegenwart am Hofe ihm nicht ersprießlich machen wolle, sie ihm doch wenigstens nicht nachtheilig seyn sollte, in Betracht, daß wenn sie unzufrieden erschiene, hierdurch gegen seinen Willen viele Personen Keckheit und Dreistigkeit gewinnen würden, sich auf ähnliche Weise zu betragen und zu äußern. Ich empfinde eine so große Betrübniß über diese Dinge wegen der leidenschaftlichen Ergebenheit, die ich für den Dienst der Königin hege und hegen werde, mein ganzes Leben lang, und wegen Alles dessen, was ich ihr in jeder Hinsicht an Ehrfurcht schuldig bin, daß ich mich gar nicht trösten kann, obgleich der Beschluß, der in diesem Falle gefaßt worden, aus Nothwendigkeit und nicht aus Wahl hervorgegangen ist. Ich bitte Gott von Grund meines Herzens, daß die Uebel, an denen wir kranken, nicht von langer Dauer seyn mögen, und daß ich Euch immer mehr und mehr beweisen kann, daß ich bin, u. s. w."

Richelieu hatte Alles zu fürchten in einer Zeit, wo der Haß den Meuchelmord entschuldigte. Als Ludwig der Dreizehnte aus der Erbitterung des Adels die Gefahr erkannte, in der sein Minister schwebte, erlaubte er ihm, die Zahl seiner Garden zu vermehren und unterstützte ihn auf eine nicht minder wirksame Weise durch ein öffentliches Zeugniß seiner Gunst. Er ging, gegen das Ceremoniel, zu ihm und machte ihm einen Besuch. Der Kardinal sprach seinen Dank hierfür in folgendem Schreiben aus:

An den König.

„Es ist mir unmöglich, mich nicht gegen Ew. Majestät über die höchste Genugthuung, die mir gestern durch die Ehre Ihres Besuches zu Theil geworden, auszusprechen. Die Gesinnungen Ihres Herzens sind edel und groß und um so schätzenswerther, als Sie sie der Vernunft und den wahrhaften Maßregeln für die Wohlfahrt und das Heil Ihrer Staaten unterordnen. Ich bitte Ew. Majestät inständigst, Sich nie zu scheuen, dieselben Ihren Untergebenen mitzutheilen, und zu glauben, daß Alle sich immer mehr und mehr bemühen werden, dieselben zu Ihrer Zufriedenheit und zu Ihrem Vortheile zu verwirklichen. Ich wünsche Ihnen Ruhm, mehr als jemals ein Diener auf dieser Welt den Ruhm seines Herrn gewünscht hat, und werde niemals auch nur das Geringste außer Acht lassen, was ich zur Mehrung desselben beitragen kann. Die besonderen Zeichen Ihres Wohlwollens, die Ihnen gestern gefallen hat, mir zu Theil werden zu lassen, sind mir in's innerste Herz gedrungen. Ich fühle mich Ihnen dafür so außerordentlich verpflichtet, wie ich's nicht in Worten auszudrücken vermag. Im Namen Gottes beschwöre ich Ew. Majestät, Sich nie durch irgend eine trübe Stimmung Selber Weh zu thun, und hoffe dann, daß Sie, mit Gottes Hülfe, zur völligen Zufriedenheit gelangen werden. Was mich betrifft, so wird es mein rastloses Bestreben seyn, Ew. Majestät immer mehr und mehr zu beweisen, daß ich der getreueste Untergebene, der leidenschaftlich ergebenste Unterthan und der eifrigste Diener bin, den je ein König und Herr in der Welt gehabt hat. In diesem Sinne werde ich leben und sterben, hundertmal mehr Ew. Majestät angehörig als mir selber."

Sämmtliche an den König oder die beiden Königinnen geschriebene Briefe tragen diesen Charakter der Unterwürfigkeit und anhänglichsten Ergebenheit. Nicht so die an den Bruder des Königs, Gaston.

Man urtheile aus Folgendem:

An Monseigneur den Herzog von Orleans.

„Wenn der Gedanke an Gott, Ihren Ruf und das Flehen Ihrer Diener Ihnen eine solche Gewalt über Ihre Zunge gegeben hat, daß sie nicht mehr zu Schwüren bereit ist, mit denen Sie auf eine so leichtsinnige und schlechte Weise umgegangen sind, so hoffe ich, daß die nämlichen Gedanken Ihnen noch das Mittel an die Hand geben werden, Sich Selber in Zucht zu halten, so daß der Welt in Zukunft nicht mehr durch Ihre Handlungen Aergerniß gegeben, noch Gott durch Ihre Zügellosigkeiten beleidigt werde. Ich weiß wohl, Monseigneur, daß dies viel verlangt ist von einem Gemüthe, welches so weit vorgeschritten ist auf der Bahn des Lasters. Aber die Hülfe, die Ihnen von dem Herrn der bösen Geister, von Loudun, zu Theil werden wird, wird so mächtig seyn, daß es Ihnen in kurzer Zeit leichter werden wird, ein großes Stück auf dem Pfade der Tugend vorwärts zu kommen, als es in der verflossenen Zeit der Fall gewesen ist in Bezug auf Bautru's *) Beispiel, den ich übrigens doch nicht für so verloren halte, daß ich nicht dem Glauben Raum geben möchte, er könne, wenn er auch früher Eurer Hoheit in Ihren Ausschweifungen zur Hand gegangen, nicht in Zukunft fähig seyn, seinen Fehler dadurch zu verbessern, daß er zu Ihrer Bekehrung mit beiträgt und behülflich ist. Ich habe mich davon überzeugt, was Ihnen gefallen hat, mir zu melden, daß er während der Messe schläft. Das christliche Gesetz macht uns zur Pflicht, Handlungen, deren Schlechtigkeit nicht ausdrücklich erwiesen ist, immer so viel als möglich zum Guten zu deuten, und so will ich glauben, daß, wenn er bisweilen in jenem Falle befunden werden, dies nicht als ein Beweis für die Gleichgültigkeit seines Gemüthes, sondern wohl vielmehr als eine Folge der krankhaften Stimmung anzusehen sey, in welche die Gicht seinen unglücklichen Körper versetzt hat. Ich bitte zu Gott, Monseigneur, daß er Sie in der Bezähmung Ihrer Zunge bestärken und Ihnen auch im Uebrigen alle die Enthaltsamkeit schenken möge, die Ihnen Noth thut, uns aber die Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß ich bin und immer seyn werde u."

*) Der Großsiegelbewahrer Marillac, Günstling der Königin Mutter, sollte an Richelieu's Stelle kommen, welcher Letztere sich selbst für verloren hielt. Der Marschall Marillac, der die Italiänische Armee befehligte, bekam zu einer und derselben Zeit zwei Couriere: der eine überbrachte ihm die Nachricht von der Erhebung seines Bruders zur ersten Würde im Königreich, der andere eine Anklage auf Hochverrath, die ihn aufs Schaffot führte.

**) Dieser so wie die folgenden sind aus dem Manuskript. Der Kardinal schrieb viel und es sind mehrere ungedruckte Sammlungen seiner Privatbriefe aufbehalten. Seine gedruckt Korrespondenz ist nur eine Sammlung von Depeschen, die sich auf Staats-Angelegenheiten beziehen.

***) Von kurzer Dauer!... Zwölf Jahre! Nach ihrer Verbannung von Compiegne, versuchte Marie in die Festung La Capelle zu kommen, die sie zum Mittelpunkt ihrer Operationen machen wollte. Es gelang ihr aber nicht, sie warf sich in die Niederlande, und sah Frankreich nicht wieder.

*) Ein schöner Geist jener Zeit, eines der ersten Mitglieder der Académie française.

Der folgende als eine Probe seiner Galanterie.

An Frau von Bullion.*)

„Ich wünschte, ich könnte mein Bestreben, Ihnen zu dienen, welches mich stets beseelen wird, auf eine nachdrücklichere und Ihren Vortheil fördernderere Weise an den Tag legen, als mir bisher möglich gewesen. Außerdem, daß mich die Erwägung Ihres Verdienstes dazu auffordert, mahnen mich die häufigen Ansuchen, die Herr von Bullion in Betracht dessen, was zu Ihrer Zufriedenheit dienen kann, an mich ergehen läßt, nicht wenig daran. Es war eine Zeit, wo ich glaubte, er gehöre zu jenen Männern, die ihre Frauen nur der Mitgift wegen lieben; aber ich sehe nun, daß ihm seine Haut lieber ist als sein Hemd, und er in Hinsicht seiner Ehe denen gleicht, die nur glauben, ein gutes Werk zu thun, wenn sie es im Geheimen thun können. Nach meiner Ansicht verdient er hierdurch, daß die Zärtlichkeit, die Sie stets für ihn gehabt haben, sich noch vermehre. Was mich betrifft, Madame, so werde ich keine Gelegenheit, so viel von mir abhängt, vorbeigehen lassen, Ihnen zu beweisen ꝛc."

An den Marquis von Coislin.**)

„Die allgemeine Ueberzeugung von dem Uebergewicht Ihres Urtheils und Geschmacks, in der sich die schönern Geister dieser Zeit begegnen, macht es dem beifolgenden Werke unmöglich, einen Moment an das Tageslicht zu treten, ohne vorher unter dem Einfluß Ihrer Betrachtung gestanden zu haben, und dann um eben so viel mehr von der Welt geschätzt zu werden, als es sich ihre Billigung zu erringen gewußt. Wie Sie auch dieses Stück nach seinem Werth und Verdienst aufnehmen mögen, so gefalle es Ihnen, diesen Beweis meiner Zuneigung nach dem Eifer desjenigen aufzunehmen, der immer seyn wird ꝛc."

An die Mutter des unglücklichen Cinq-Mars.

„Wenn Ihr Sohn nur der mannigfachen Anschläge schuldig wäre, die er zu meinem Verderben gemacht, so wollte ich gern mich selbst vergessen und ihm Ihrem Wunsche gemäß beistehen; aber da er sich mit einer Treulosigkeit, von der gar kein Begriff zu machen ist, gegen den König vergangen hat und zu einer Partei gehört, die er gebildet, das Wohl des Reiches Seiner Majestät zu Gunsten der Feinde des Staats zu gefährden, so kann ich mich auf keinerlei Weise Ihrer Bitte gemäß mit seiner Sache befassen. Ich bitte zu Gott, daß er Sie trösten möge!" (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Die Englische Familie Shee. Der Französische Marschall Clarke, Herzog von Feltre, vieljähriger Kriegs-Minister Napoleons, war ein Sohn des Thomas Clarke, eines Gutsbesitzers in der Irländischen Grafschaft Kilkenny und der Lätitia Clarke, einer Tochter von Henry Shee von Landreces, welcher aus dem alten Irländischen Hause Shee abstammte, dessen Senior jetzt der Landedelmann John Power O'Shee von Gardenmorris ist, und zu welchem auch Sir Martin Archer Shee, gegenwärtiger Präsident der Akademie der Künste in London, und der Baronet Sir George Shee, Unter-Staats-Secretair und designirter Gesandter in Berlin, gehören. (Burke's History of the Commoners of Great Britain and Ireland).

— Sand-Stürme in Sahara. Der Boden der großen Wüste Sahara in Afrika besteht meist aus feinem Sandstaube von weißem und rothem Quarz, der selten die Größe des Kiesels erreicht. Der Sand wird häufig vom Winde in dicken Wolken fortgetragen, die oft ganze Karawanen überschütten. „Der Sand-Sturm", erzählt der bekannte Reisende Denham, „dem wir unglücklicher Weise begegneten, als wir die Wüste durchkreuzten, gab uns eine ziemlich klare Vorstellung von den traurigen Wirkungen, die er hervorzubringen vermag. Der Wind erhob den feinen Sand, der die unendliche Wüste bedeckt, und erfüllte damit die Athmosphäre, so daß wir durch den unermeßlichen Raum vor uns kaum einige Fuß weit durchblicken konnten. Die Sonne und der Horizont waren gänzlich verdunkelt, und die Sandmasse hatte so viel Schwere und Gewicht, daß wir fast aller Anstrengung bedurften, um einen Schritt weiter zu kommen. Zuweilen verloren wir unsere Kameele aus den Augen, obgleich sie nur um einige Schritte weit uns voraus waren. Die Pferde ließen die Zunge weit heraus hangen und bäumten sich den Sandwolken gegenüber. Endlich überfiel uns noch ein brennender Durst, den nichts zu stillen vermochte." — Wenn ein Wirbelwind die Wüste durchzieht, so wird der Sand zu Säulen emporgehoben, die uns der Reisende Bruce ziemlich lebhaft beschrieben. „Um Ein Uhr", erzählt er, „ließen wir uns, nachdem wir einundzwanzig Meilen zurückgelegt, unter einigen Akaziensträuchen zu Wady el Halboub nieder. Ein erhabener und fürchterlicher Anblick erfüllte uns hier mit Schrecken und Staunen zugleich. In der ungeheuren Ausdehnung der Wüste von Westen nach Nordwesten hatten sich uns gegenüber eine Menge ungeheurer Sand-Säulen aufgestellt, die in verschiedenen Entfernungen bald mit großer Schnelligkeit vorwärts flogen, bald in erhabener Gestalt mit feierlichem majestätischem Schritte langsam sich fortbewegten. Zuweilen fürchteten wir, sie würden in wenigen Minuten uns überschütten, und in der That wurden wir mehr als ein Mal von kleinen Sandmassen ergriffen; bald aber zogen sie sich wieder zurück, so daß wir sie fast ganz aus dem Gesichte verloren, während sie mit ihren Gipfeln bis in die Wolken drangen; oft lösten sich die Gipfel von den Säulen ab, die dann plötzlich in der Luft verschwanden, zuweilen aber erschienen sie in der Mitte gebrochen, als wären sie von ungeheuren Bomben durchbohrt worden. Gegen Mittag, als ein heftiger Nordwind wehte, begannen sie auf ein Mal mit bedeutender Schnelligkeit auf uns einzudringen. Eilf solcher Sandsäulen stellten sich der Reihe nach uns gegenüber auf, aber noch in einer Entfernung von drei (Engl.) Meilen; die größte unter ihnen schien mir zehn Fuß im Durchmesser zu haben. Sie zogen sich indeß mit einem Süd-Ost Winde wieder zurück, nachdem sie mich theils mit einer gewissen Angst, theils mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt hatten. Es wäre vergeblich, solchen Sandsäulen zu entfliehen; das schnellste Pferd könnte uns nicht aus der Gefahr retten, und es ist uns bei ihrem Anblicke jede Hoffnung benommen, irgendwie zu entkommen." — Adanson, der von der Großen Wüste über den Gambia setzte, beobachtete eine Sandsäule auf dem Flusse. Sie war achtzehn bis zwanzig Faden von dem Hintertheil des Schiffes entfernt und schien zehn oder zwölf Fuß im Umfange und gegen zweihundertundfunfzig Fuß Höhe zu haben. Sie verbreitete bis auf eine Entfernung von hundert Fuß eine empfindliche Hitze um sich her und ließ einen starken Schwefelgeruch hinter sich zurück.

— Das Schach-Spiel. Egles Erwin, der sich lange in Ostindien aufgehalten, versichert, ein junger Mandarin, Namens Tinqua, hätte ihm einst ein Chinesisches Manuscript gezeigt, das einen Bericht über die Erfindung des Schach-Spiels enthielt. Nach diesem Manuscript hatte Hung ko chu, König von Kiang nan, um das Jahr 179 nach Kon fu tse, ungefähr vor 1965 Jahren, eine Armee unter dem Oberbefehl des Mandarinen Han si abgeschickt, um das Land Eben si zu erobern. Nach einem glücklichen Treffen bezogen die Soldaten die Winterquartiere; allein sie fanden es hier bald weit kälter, als in ihrem Vaterlande, und sehnten sich überdies so sehr zu ihren Familien zurück, daß sie mit Ungestüm in den Feldherrn drangen, er möchte ihnen erlauben, in die Heimath zurückzukehren. Han si, der die nachtheiligen Folgen eines Rückzuges vor beendigtem Kriege wohl einsah, gerieth über dies Zumuthen seiner Soldaten in nicht geringe Verlegenheit. Er sann lange darüber nach, bis er endlich das Schach-Spiel erfand, das seinen Kriegern nicht allein die Zeit vertreiben, sondern auch durch seine Beziehungen auf die Grundprinzipien des Krieges, ihren militairischen Eifer wecken und erhalten sollte; das Spiel entsprach seinen Erwartungen, die Soldaten fanden es ergötzlich, und vergaßen bei ihren täglichen Feldzügen und Siegen bald alle Ungemächlichkeiten ihrer Lage. Mit dem Beginn des Frühlings ließ sie der General wieder ins Feld rücken, und in wenigen Monaten ward der König Schu pu vum, der bei den Chinesen im Rufe eines ausgezeichneten Kriegers stand, besiegt, und sein Land Eben si zum Königreiche Kiang nan geschlagen. Nach dieser Eroberung nahm Hung ko chu den Titel eines Kaisers an.

— Amerikanische Neugier. Wenn der Amerikaner im Rufe der Neugier steht, so ist das keineswegs ohne Grund. Es ist gar nichts Seltenes, daß ein Yankee mitten im Walde auf mich zukommt und ein, zwei Meilen an meiner Seite reitet, ohne daß wir, eine gegenseitige stumme Begrüßung abgerechnet, die geringste Bekanntschaft miteinander gemacht. Er beginnt dann, irgend eine ernste Bemerkung über das Wetter zu machen, und stimme ich ihm in einer einsylbigen Antwort bei, so wird er noch eine oder zwei Meilen nicht von meiner Seite weichen und nun stellt er auch sogleich sein Verhör mit mir an: „Wie es scheint, sind Sie nicht von hier?" — „Nein, ich bin nicht aus Alabama." — „Sie stammen wohl aus dem Norden?" — „Nein, ich bin nicht aus dem Norden." — „Sie finden gewiß unsere Straßen sehr schlecht, und die Meeresbuchten unzugänglich. Ich merke, Sie kommen weit her?" — „Nein, nicht eben so weit, wir haben etwa etliche hundert Meilen zurückgelegt, bevor wir uns westwärts wandten." — „Nicht wahr, Sie haben diesmal eine gute Baumwollen-Aerndte gehabt?" — „Wie man sagt, fallen die Aerndten in Karolina und Georgien gewöhnlich nicht schlecht aus." — „Ah, ich merke", fährt er dann fort, um mich etwa in Betreff Virginiens noch auszuforschen, „Sie haben eine Tabacks-Pflanzung?" — „Nein, ich habe keine Tabacks-Pflanzung." Ein etwas bescheidener Forscher würde damit abbrechen, und es nunmehr dem Zufall überlassen, ihm je meinen Namen und meine Lebens-Verhältnisse zu enthüllen. Indeß der echte Yankee läßt es dabei nicht bewenden und nach einer kurzen Pause nimmt er den Faden wieder auf: „Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht für ungut, Sir; Sie wissen, wir Yankees haben beim Fragen nichts zu verlieren. Mir scheint, Sie sind in der alten Welt zu Hause?" — „Ja, mein Freund", beschließe ich nun, „Sie haben es endlich getroffen, ich muß nun Ihrer Beharrlichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ich hoffe, es wird zu unserer beiderseitigen Ruhe förderlich seyn, wenn ich Ihnen mit dem zweiten Theil der Geschichte zuvorkomme und Ihnen sage, wohin ich gehe. Ich gehe nach New-Orleans." — Man muß nicht etwa glauben, daß ich die Sache übertrieben habe. Gespräche dieser Art kommen in der That sehr häufig vor und zwar gehen sie oft noch mehr ins Detail und in Einzelnheiten ein, die sich in einem Briefe nicht füglich mittheilen lassen. (Hodgson's Letters.)

— Widerlegung. Nachdem der in Nr. 140 des „Magazins" befindliche Artikel: „Die Bettler in St. Petersburg" im Frankfurter Conversationsblatte abgedruckt worden, giebt sich ein Herr Wellner in Wiesbaden die Mühe, in der letztgenannten Zeitschrift zu beweisen, daß der Verfasser jenes Aufsatzes niemals in St. Petersburg gewesen seyn könne und ihn wohl nur ein Fiebertraum nach der Nordischen Kaiserstadt versetzt habe. Zur Widerlegung dieser etwas voreilig ausgesprochenen Ansicht brauchen wir wohl nur zu bemerken, daß — wie auch aus der unter jenem Artikel im „Magazin" befindlichen Chiffre hervorgeht — die ganze Darstellung aus dem Russischen übersetzt und der in St. Petersburg erscheinenden Nordischen Biene (Сѣверная Пчела) entlehnt war.

*) Frau des Ober-Aufsehers der Finanzen.
**) Mit einer Komödie, die er ihm sandte. Diese Zuschrift Richelieu's kann als Aufschluß dienen über die vielfach getadelten Corneille'schen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Freitag den 12. Dezember 1834.

Frankreich.

Literatur und Kunst unter dem Direktorium und dem Konsulate.

Von Ch. Nodier.

Die Frage, auf welche dieser hochtönende Titel hindeutet, werde ich nur in einem sehr uneigentlichen Sinne lösen; denn sie ist zu umfassend, zu inhaltsreich für meine Trägheit und vielleicht auch für meine Kenntnisse. Ich werde mich wohl hüten, sie anders als oberflächlich zu behandeln, ich, der nach der Muße, die ihm gegönnt, nur Wenigem auf den Grund zu kommen vermag, der weder die Geisteskraft hat, Alles zu lernen, noch Lust, Alles wissen zu wollen, und sich das bescheidene Ziel steckt, an eine Reihe von Erinnerungen einzelne Gedanken anekdotenmäßig auf eine ziemlich barbarische Weise anzuknüpfen. So hat man in Folgendem mehr leicht hingeworfene Bemerkungen und Einfälle als gelehrte Konjekturen, mehr Thatsachen als Raisonnement, mehr positive Geschichte als spekulirende Gedanken zu erwarten, und ich ersuche den Leser gleich von vorn herein, sich nach nichts Anderem darin umzusehen, da ich fest entschlossen bin, nicht mehr zu geben. Die Revolution, die wilde Gottheit, die uns diese Gelegenheiten dargeboten, hat uns nicht verstattet, ihnen unser ganzes Leben und alle unsere Fähigkeit widmen zu können. Es sind andere Bedürfnisse, die uns in Anspruch nehmen, und die sogar noch lauter zu uns sprechen möchten, als selbst der Drang und die Begeisterung des Talents, des ursprünglichen, das in der Stunde der Geburt empfangen worden. Oberflächlich und unvollständig durch Nothwendigkeit, verweis' ich auf das Gesagte.

So oft ein neues Ereigniß in die bestehenden Formen der Gesellschaft einbricht und sie gewissermaßen aus ihrem gewohnten Geleise bringt, regt sich das Bestreben, es aus irgend einem vorhergegangenen zu erklären, dessen Geheimniß und innere Triebfeder man eben so wenig kennt. So gilt die neuere Literatur, die Frankreich von jenen jugendlichen glänzenden Geistern, die man Romantiker nennt, empfangen, in der Regel für ein Resultat unserer gesellschaftlichen Revolution. Diese letztere aber ist den Meisten ein baares Produkt der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Was die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts betrifft, so habe ich in meiner Jugend eine Frau gekannt von vielem Geist, die Einfluß und Fortschritte derselben, man sollte wohl nicht rathen, welchem Ereigniß, beimaß? Dem Erdbeben zu Lissabon! Und dies ist in der That eben so annehmbar, als das Uebrige.

Unter den vergänglichen Gestaltungen der Welt giebt es keine, die nicht ihren Weg von der Geburt zum Tode in einem, mehr oder minder schnellen, Stufengange durchmäße, Anfang und Ende durch nothwendige Mittelglieder verknüpfte. Alles Existirende ist dem Wechsel und Wandel unterworfen, nach gewissen Bedingungen des Ortes und der Zeit, die sich in geordneter Folge so sicher und nothwendig entwickeln, wie die Sonne alljährlich ihre Bahn durchläuft. Was ist, hört auf zu seyn, um wieder zu seyn; was gewesen ist, wird wieder seyn, um aufzuhören zu seyn; und diese Reihe wesentlicher Veränderungen wird ohne Unterbrechung fortschreiten bis zur endlichen Vollendung der Dinge, das heißt, bis zur unbeschränkten Dauer einer besten Welt, die das Geheimniß Gottes ist, oder bis zur Vernichtung des Alls, die unmöglich ist. Allerdings würde es thöricht seyn, sich gegen eine Thatsache der Natur aufzulehnen, die in der Nothwendigkeit wurzelt, und die moralischen Thatsachen der Civilisation sind ebenfalls Thatsachen der Natur. Der Bewohner der glücklichen Inseln hat wohl das Recht, den Lappländer zu beklagen, der ihn beklagen würde; aber sie lassen einander gewähren. Das Genie, das fast Alles kann, was es will, vermag doch nicht, sich dem Einfluß der Lokalitäten und Epochen zu entziehen. Man setze Aristoteles in das Zeitalter des Albertus magnus, und man wird zwei Albertus magnus haben, nichts weiter; die widerspenstigen Geister, die sich mit Hartnäckigkeit gegen die Philosophie, die Politik, die Literatur ihrer Zeit auflehnen, können seyn und sind in der Regel ausgezeichnete Geister, aber nicht etwa dadurch, daß sie nicht ihrer Zeit angehörten.

Was offenbar die literarische Revolution, die in den letzten Jahren bei uns eingetreten ist, bestimmt hat, nicht in dem Moment, wo wir sie haben emporwachsen sehen, sondern in dem, wo Einige von uns sich erinnern, sie keimen gesehen zu haben, ist dasjenige Ereigniß, welches seit undenklicher Zeit, alle Revolutionen in der intellektuellen Welt bestimmend, gewirkt hat, die Ausbreitung der Sprachen-Kenntniß — die plötzliche Enthüllung jener Gestalten der Fremde, deren Geheimniß Manche nie gekannt, Andere hingegen, die dahinter gekommen waren, nicht verbreitet hatten, um zum Vortheil ihrer eigenen Fähigkeiten sich ein Erfolgs-Mittel aufzusparen, welches das lebendigst wirksamste von allen ist — das Erstaunen.

Man wird mich leichter verstehen, wenn ich den Faden dieser Geschichte ein wenig länger aufnehme.

Die klassische Literatur ist zweifelsohne die vortrefflichste; der Beweis hierfür ist, daß sie durch eine allgemeine unleugbare Uebereinkunft für die klassische anerkannt worden; denn die Ideen des Menschen sind nur gut, kraft der allgemeinen Beistimmung, durch die sie als solche bestimmt und bestätigt werden. Das Schöne selber ist nur eine Uebereinkunft; sobald aber diese Uebereinkunft durch die mächtige zweitausendjährige Zustimmung der gebildeten Völker geheiligt worden, so erlangt sie die Festigkeit, den Bestand und die Würde eines Gesetzes. Die Regeln des Aristoteles, die nicht die des Aristoteles, nicht einmal mit beschränkter Bestimmtheit die Regeln seiner Literatur und seiner Zeit, sondern die Regeln des Geschmacks und der Vernunft im Allgemeinen sind, und solchergestalt so lange dauern werden, wie die Menschheit, mußten als höchste Richtschnur gelten; es war die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Sache — denn in ihnen war die Erfahrungs-Weisheit der früheren Zeitalter niedergelegt, und den größten Geistern der literarischen Epochen, die ihm nachgeschritten auf seiner Bahn, sind sie ein Anhalt und Panier gewesen, um welches sie sich mit Ehrfurcht gesammelt. Das wäre nie geschehen und wird nie geschehen mit Etwas, das in seinem Prinzipe falsch und unhaltbar ist.

Ich sage nicht, daß dies eine Anleitung und Anregung war, Griechische Tragödieen zu machen für ein Volk, das eine andere Religion und Geschichte hatte; aber die Tragödien, die nach diesen Regeln verfaßt wurden, waren eben so gut, wie die des Sophocles und Euripides (!) — und das war nicht zu verachten. Wie alle Völker zweiten Ranges aus Instinkt und Nothwendigkeit Nachahmer sind, so muß man es ihnen Dank wissen, wenn sie sich so viel als möglich, und wäre es auch nur in der äußeren Form, dem Schönen der Alten, das noch schön ist und immer schön seyn wird, zu nähern gewußt haben.

Dies hat beinah' zwei Jahrhunderte gedauert. Die drei großen Griechischen Tragiker haben nicht ein Jahrhundert ausgefüllt. Man nennt keine Nachfolger in ihrem Ruhme in einer gebildeten Welt, die auf gleicher Höhe der Vollendung mit der unsrigen stand und sie lange Zeit überlebte; und ihre Tragödie war noch dazu das Gedicht ihrer Geschichte, der Ausdruck ihrer nationalen Traditionen. Die lange Dauer derselben bei uns ist ein wahres Wunder. Die neueren Dichter haben mehr Talent bedurft und eines viel reicheren Genius, um das Interesse auf der Bühne für die Gestalten, denen der Boden ihrer Wirklichkeit genommen war, für diese Fabeln, die nicht mehr in dem Glauben eines Volkes wurzelten, zu erregen und wach zu halten. Daß sie dies errungen, wäre genug, um den Ruhm unseres Theaters zu begründen. Wer aber, der nicht vor Stolz halb wahnsinnig wäre, könnte in den Künsten der Phantasie auf eine Ewigkeit der Form Rechnung machen, die Gott nicht einmal seinen Werken verliehen hat?

In dieser Epoche des Verfalls und der Dürftigkeit, als die Erfindung erschöpft und erlahmt sich mühselig hinter den Erfindungen des Alterthums daher schleppte, als die Nachahmung mit sklavischer Ehrfurcht und langweiligster Treue dasjenige, was den Griechischen Klassikern mit Glück nachgeahmt worden, wiederum aufzuwärmen begann, da erschienen plötzlich gleich gewaltigen Phantomen, jene inkorrekten, bizarren, oft in aller ihrer Größe und Erhabenheit mißgestalteten Genies, von denen die Literaturen der benachbarten Völker ihre wilden Gesetze empfangen haben, ohne Aristoteles zustimmendes Wort. Voltaire, der sie aus Zerstreuung gelobt hatte, der sie später absichtlich und aus reiflicher Ueberlegung schmähte, führte sie gleichsam als Gefangene auf's Theater, ganz in der Art, wie die Triumphatoren in Rom einzogen mit glänzender Beute beladen und den fremden König, den sie bezwungen, dem Gespött und Hohn des Volkes Preis gaben. So wurde uns Shakespeare vierzig Jahre lang vorgeführt, in widerwärtige Lumpen gehüllt, wie Typhon und Jugurtha, indeß die gesättigte Gier des Siegers die Augen der Menge mit dem frechen Glanze des Goldes und der Juwelen blendete, die er aus dem Schatze des Gefesselten plündernd zusammengerafft hatte. Wir verdankten diesem Raube an fremdem Gut einzelne Schönheiten dieser Usurpation, die uns völlig neu und überraschend waren. Cäsar konnte auf unserer Bühne eben so edel, so würdig erscheinen, wie einst auf dem Forum und dem Kapitol, ohne sich mit einem gleichen Gefolge trübseliger Liebschaften aus den vermoderten Romanen der Scudéri und La Calprenède auszustaffiren. Der unwahre und manierirte Charakter des Orosman wußte sich doch durch einzelne Funken vom Flammenheerde der Leidenschaften Othellos zu beseelen, und wenn der Geist von Hamlets Vater zwischen Semiramis und ihrem Sohne nicht zur Nachzeit still wie der Tod und

gewaffnet, wie die Rache erschien, so war er doch wenigstens so vernünftig, einen tragischen Schrei aus dem Innern des Grabes des Ninus auszustoßen. Von diesem Moment an war die dramatische Revolution entschieden — und das hatte Voltaire wahrhaftig nicht gedacht, dieser Initiation hatte er sich nicht geschmeichelt. Aber der numidische König, der in eine tiefe Grube gestürzt wurde, hatte auch nicht mehr Recht, als Shakespeare, als der mißhandelte Shakespeare, zu schreien, mit seinen Händen den engen Umkreis seines Gefängnisses messend: O Herkules, wie kalt sind Deine Bäder!

Der eigentliche Revolutionnair in der Literatur, das ist der Uebersetzer, dieser seinem Werke nach passive, seinem Einflusse nach aktive Geist, der uns auf mechanische Weise die Siege und Errungenschaft des Gedankens mittheilen und seine Phrase nur in dienendem Gehorsam unter die eines großen uns noch unbekannten Schriftstellers darunter setzen sollte. Man kann annehmen, daß dieser Wortkünstler im Groben längst über sein eigenes Werk erschrack und zu furchtsam uns ein Original-Genie in seiner, wie ihn dünkte, unziemlichen Nacktheit zu zeigen, es sich zur nichtsnutzigen Pflicht machte, es nach unserer Mode zu kleiden, oder es vielmehr unter den kläglichsten Fetzen einer klassischen, in den Schulstuben zusammengedrechselten Phraseologie zu travestiren — ein Unternehmen, das ganz dazu geeignet ist, zwei Sprachen auf ein Mal in Mißkredit zu bringen und zu verleiden und das niemals zu einem anderen Resultate geführt hat. So wurden Shakespeare und Otway anfangs dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben in Parodieen, deren Albernheit an's Unglaubliche gränzt und deren natürliche Plattheit die satirischen Parodieen Voltaire's nie erreicht haben. Aller Spott und alles Parodische eines schalkhaften boshaften Geistes ist nicht im Stande, mit der Originalität der Dummheit gleichen Schritt zu halten, wenn sie bis zu einem solchen Grade gediehen ist. Dies ist Alles, was man von den Uebersetzungen des La Place sagen kann, der sich naiv genug beklagte, er habe über das Erlernen des Englischen das Französische vergessen, aber hinlänglich bewiesen hat, daß er weder das eine noch das andere verstanden.

Wir wenden uns demnach zu Le Tourneur und seiner Uebersetzung des Shakespeare, um die eigentliche Epoche dieser Aera der Neuerung zu bezeichnen, von der der Kalender der Romantiker datirt, mehr als zwölf Jahre vor der politischen Revolution. Voltaire lebte noch; er genoß mehr als jemals seines vollen Ruhmes; und wenn sich sein Talent auf dem Theater in den Ghebern, den Gesetzen des Minos, dem Don Pedro und den Pelopiden, denen nicht einmal die gefährliche Ehre der Darstellung zu Theil ward, als ein untergehendes Gestirn gezeigt hatte, bis es in der Irene völlig erlosch, so ließ ihm das Alter doch noch die Kraft der Polemik und das Genie des Zornes. Er empfand es ohne Zweifel mit Bitterkeit, daß die Zeit der Nachahmung, und besonders dieser zweiten Nachahmung, die die erste glücklichere noch einmal nachzubilden sich bestrebt, zu ihrem Ende neigte. „Das wird ernsthaft, schrieb er an d'Alembert (und es wurde ernsthaft in der That); Le Tourneur hat allein die ganze Vorrede verfaßt, in der er uns mit der ganzen Insolenz eines Schulpedanten behandelt .... Man sollte den Schuft auf dem Parnaß an den Pranger stellen, der uns im meisternden Tone für Corneille und Racine Englischen Unsinn bietet und mit uns umspringt, wie es alle Welt mit ihm thun sollte." Dieser Brief ist vom 10. August 1776 datirt, Voltaire, der jene unbeugsamen Formen so sehr respektirte, denen sich Corneille und Racine selber nur durch ein bewundernswerthes Uebermaß von Bescheidenheit unterworfen hatten, schonte seinerseits in seinen frechen Neuerungen weder ein Element der Sprache noch der Gesellschaft.

Die Vorrede Le Tourneur's liegt mir nicht gerade gegenwärtig vor Augen, aber der feine und gehaltene Charakter dieses ehrenwerthen Schriftstellers mußte ihn zum Ziel der Erbitterung Voltaire's machen, dessen Schmähungen er unbeantwortet ließ. Es handelte sich aber gar nicht darum, durch neues Lob den Ruhm Corneille's und Racine's zu vermehren, die ihren Ehrenplatz in allen Jahrhunderten und in den Augen aller Völker behalten werden. Es handelte sich nicht einmal darum, den Ruhm des noch lebenden Voltaire irgendwie zu bestätigen, dessen Eigenliebe bei diesem Streite ein wenig mehr interessirt war, als die seiner berühmten Vorgänger, und der für immer als einer ihrer glänzendsten Mitbewerber angesehen werden wird. Was Le Tourneur am Herzen lag zu zeigen und darzulegen, und was er uns ohne Schwierigkeit bewiesen hat, ist dies, daß das Genie auf mehr als einem Wege mit Glück vorwärts dringt, wenn es die Freiheit hat, einen zu wählen, und daß der echt Römische Egoismus, in dem wir uns ausschließlich gefallen in unseren Werken und die Sprachen und Literaturen des Auslandes für barbarische ansehen, seine Quelle nur in einer lächerlichen Eitelkeit habe. Die Nachwelt hat später über diese seine Meinung ihr unwiderrufliches Urtheil gesprochen, denn die Nachwelt für das achtzehnte Jahrhundert ist gar schnell gekommen. Sie weiß jetzt, was sie von jenem verrufenen Unsinn, von jener schlechten Marktschreierei der Engländer zu halten hat. Der Unsinn aus dem Briefe an d'Alembert, dieser Unsinn ist Shakespeare.

Ich habe nicht gesagt und es ist auch nicht meine Meinung, daß Le Tourneur's schätzbares Talent seinem Unternehmen vollkommen gewachsen war. Genährt mit den Studien unserer regelrechten peinlichen Literatur wie seine Gegner, mangelte ihm nicht jene kühne verwegene Unerschrockenheit der Rede, die die Gabe eines unabhängigen und originellen Geistes ist. Aus Furcht, trivial und plump zu seyn, scheute er sich vor dem simplen und Einfachnatürlichen. Er würde sich einen Skrupel daraus gemacht haben, eine Regung des Herzens, einen Schrei der Leidenschaft in ihren natürlichen oder wilden Ausbrüchen zu übertragen, die ihm seine geschickte Rhetorik in das Gewand einer Umschreibung einzuhüllen verstattete. Sein Styl, der sich durch Fülle und Harmonie empfiehlt, aber durch eine Fülle, die mehr unbestimmt und verworren ist als elegant, und durch eine Harmonie mehr des Wohllauts als der malerischen Darstellung, verräth zu häufig die mühselige Anstrengung des Schriftstellers an den Stellen, wo Shakespeare den dichterischen Ausdruck nur gefunden hat, ohne ihn zu suchen. Unsere Prosa hat seit Balzac und Bossuet jenen Pomp des Ausdrucks bewahrt, der den jugendlichen Literaturen nicht fremd ist und den alternden sehr zu statten kommt, wenn sie die Wohlgestalt und die Farbenfülle der Kraft verloren haben. Keiner verstand es vielleicht besser, als Le Tourneur, Ausruf und Schrei, Drohungen und Seufzer unter dem verbum Sesquipedale zu ersticken, das sich mit Stolz in seiner weiten Pracht umhüllt und entfaltend ausbreitet; und ich werde ihm keinen Vorwurf daraus machen, denn es ist nur seine Schule und seine Zeit, der man diesen Fehler zur Last legen muß. So wurde uns die Muse Shakespears damals entschleiert, wie die Venus der Griechen unseren Vorfahren enthüllt worden war, in dem frischen rosigen Glanz der Jugend, geschmückt mit goldenen Spangen und köstlichem Geschmeide. Fremd nicht ganz dieselbe, aber doch immer eine Venus.

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

Les aventures de Kamrup. — Von Tahein Uddin. Aus dem Hindustanischen übersetzt von Garcin de Tassi. 8 Fr.

Un Divan. — Von Alph. Rover. 3 Fr. 75 C.

Le justicier du Roi en 1539. — Von B. P. de la Motteint. 2 Bde. 15 Fr.

Quelques destinées. — Von der Baronin Virginie von C.

Les brigands du vieux chateau, ou le souterrain de l'ermitage de Gitschin. — 2 Bde.

Les chanoines de Paris. — Von Hippolyte Bailly. 4 Bände.

Emma, ou le Robinson des demoiselles. — Von Mat. Leblic. 3 Fr.

Les guérillas. — Vom Grafen Lormaria. 2 Bde. 15 Fr.

Les jolies filles. — Drei Erzählungen von Touchard Lafosse und Lamothe Langon. 2 Bde. 15 Fr.

Le magnétiseur. — Von Fr. Soulié. 2 Bde. 15 Fr.

Une maitresse de Louis XIII. — Von F. B. Sainine. 2 Bde. 10 Fr.

England.

Ein Besuch bei O'Connell.

Ein Englischer Reisender giebt in seinen „Wanderungen durch die irländischen Landschaften Connaught und Munster" *) einen freilich nur sehr kurzen Bericht über O'Connell's Wohnung und ein zufälliges Zusammentreffen mit ihm. Das Ungesuchte seiner Darstellung, die nur ganz beiläufig hingeworfen zu seyn scheint, bürgt aber um so mehr für die Triftigkeit seines Urtheils. „In Derrinane", erzählt der Verfasser, „konnte ich nicht umhin, mir den Wohnort O'Connell's in der Nähe zu betrachten. Ein zahlreicher Zug von männlichen und weiblichen Personen zu Pferde, in geschmücktem Kostüm, nahm schon auf dem Weg nach Derrinane meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es waren keine Verwandte O'Connell's, die in einen Familienstreit unter einander verwickelt, ihn gemeinsam zu ihrem Rathgeber und Schiedsrichter erwählt hatten. Seine Kenntniß der Gesetze und landesüblichen Gebräuche befähigt ihn vorzugsweise zum Anwalt und Richter in streitigen Punkten, bei denen sein eigenes Interesse und seine Vorurtheile nicht mit im Spiele sind; an seinem Namen und seiner Persönlichkeit haftet eine fast orakelhafte Autorität. Nach dem übereinstimmenden Urtheile Aller, die ich darüber sprechen hörte, gilt er nicht allein in der Nachbarschaft seines Wohnsitzes für einen Gegenstand der Nacheiferung und der Liebe, sondern steht bei allen gebildeten Klassen des ganzen Landes in demselben Lichte, wenigstens kann man ein Fünftel unter den oberen und unteren Ständen seiner Landsleute annehmen, die ihm Achtung und Bewunderung im höchsten Maße zollen. Freilich scheint es wohl nach dem, was ich vielfältig bestätigt fand, daß die Hoch-Aristokraten und die Majorität der katholischen Geistlichkeit keine eigentliche Hinneigung zu ihm fühlen, aber gleichwohl finden jene wie diese es für bequem und zweckdienlich, es mit ihm zu halten und ihn zu unterstützen. Es versteht sich von selbst, daß die unteren Stände der Katholiken ihn wie einen Schutzengel ihres Landes und ihrer Religion verehren."

Wir haben dieser Schilderung von O'Connell's Stellung zu den verschiedenen Ständen seiner Landsleute doch wohl die Bemerkung hinzuzufügen, daß sein Einfluß auf die Geistlichkeit bereits im Abnehmen ist. Von der Abtei Derrinane, O'Connell's Wohnsitz, giebt der Verf. folgendes Bild:

„Es ist ein sehr ausgedehntes Gebäude, ein seltsames Gemisch von willkürlich zusammengehäuften Anhängseln und Nebenfügen, theils mit Schieferdächern versehen, theils im altertümlichen Befestigungs-Stil einer Burg erbaut. Trotzdem glaube ich, bietet der innere Raum mehr Bequemlichkeiten, als sein Aeußeres verspricht. Ringsumher nimmt man mehrere Versuche zu Garten-Anlagen wahr, allein die Natur scheint des „Befreiers" Bemühungen, ein blühendes Eldorado hervorzurufen, nicht begünstigen zu wollen. Vor dem Gebäude ist eine kümmerliche Wiese und dicht dahinter erstreckt sich ein Strich sandigen Bodens bis an den Rand einer kleinen Bucht. So hat die Situation den Charakter einer eingeengten Wildniß und steht somit wohl im Kontrast mit O'Connell's Wirkungs-Kreise als Geschäftsmann und Patriot.

„Ich umritt zu Pferde das ganze Gehöft, so nahe als es ungefähr möglich war, und erstaunte nicht wenig, plötzlich „das große Ich" vor mir zu sehen. O'Connell begegnete mir und redete mich an. Ich muß ihm die Gerechtigkeit angedeihen lassen, und das Zugeständniß machen, daß die Feinheit des Gentleman und die Gastfreundschaft des Irländers in gleichem Maße in seinen Worten und Manieren lag.

*) The Angler in Ireland, or, an Englishman's Ramble through Connaught and Munster during the summer of 1833. 2 vols. London, 1834.

er lud mich ein, bei ihm zu Mittag zu bleiben und zu übernachten. So viel Freundlichkeit und Offenheit in diesem Anerbieten sich verrieth, so mußte ich es doch ablehnen, theils weil meine Zeit gemessen war, theils weil ich meines Wagens und meiner Bagage wegen, die ich in Queem zurückgelassen hatte, Vorkehrungen zu treffen nicht verabsäumen durfte. Gleichwohl wiederholte er mehr als einmal die Einladung in einem Tone, der seinen Wunsch deutlich zeigte, ich möchte sie annehmen, und der auch verrieth, daß er an abschlägige Erwiederung nicht gewohnt war. Allein ich widerstand seiner Aufforderung, und habe nachher oft genug bedauert, unter so günstigen Umständen einen Mann, der zu den merkwürdigsten seiner Zeit gehört, nicht näher in seinem Familien-Kreise kennen gelernt zu haben."

„Mit Vergnügen begleitete ich ihn jedoch in seine Behausung, um einige Erfrischungen zu mir zu nehmen. Das Vorgemach, in das wir traten, war ein geräumiges Zimmer im neueren Geschmack; die Einrichtung war freundlich, aber nicht elegant. Einige Kupferstiche hingen an den Wänden, den General Devereux, Help Hutchinsen, die Prinzessin Charlotte und andere Personen darstellend. Auf zwei machte er mich jedoch besonders aufmerksam, welche die beiden Gründer der katholischen Association vor Augen führten; im Mittelpunkt des einen Blattes stand O'Connell selbst, auf dem andern Richard Lalor Sheil, sein einziger Rival in dieser Hinsicht. Dies führte zu gegenseitigen Mittheilungen über den Charakter der abgebildeten Personen, über die im Publikum erschienenen Portraits von ihm selbst u. dgl. Im Laufe des Gesprächs äußerte er sich mit großem Selbstgefallen über die Rolle, die er auf der großen Welt-Bühne spiele, jedoch meinte er, sey sein Auftreten mehr als ein historisches, denn als ein politisches Moment anzusehen. Auch hatte er wohlweislich die eigentlichen Politiker von sich entfernt, sie müßten denn von seiner eigenen Partei seyn. O'Connells Unterhaltung war mit Anekdoten von mancherlei Art vermischt, jedoch hielten sich dieselben immer in einer angemessenen würdigen Sphäre; er sprach lebendig, mit vielem Humor und angenehm."

Bibliographie.

Francesca Carrara. — Roman von L. E. L. (Miß Landon) 3 Bde. 31½ Sh.

The topography of Rome and its vicinity. (Topographie von Rom und seinen Umgebungen.) Von Sir William Gell (dem Verfasser der mit großem Beifall aufgenommenen Beschreibungen von Griechenland, Troja, Pompeji u. s. w.) 2 Bde.

The cabinet of friendship. (Erinnerungen der Freundschaft an den verstorbenen John Aitken, Herausgeber von „Constable's Miscellany.") Von W. E. Taylor.

The autobiography of a dissenting minister. (Selbstbiographie eines Geistlichen von den Dissenters.) [Gegen die Anglikanische als begünstigte Landes-Kirche gerichtet.]

Russia. — Bemerkungen über den früheren und den gegenwärtigen Zustand Rußlands und seiner Bewohner. Von Dr. R. Pinkerton, Agenten der Britischen und auswärtigen Bibel-Gesellschaft.

New nautical Almanack. By John Herapath. 1835. 2½ Sh.

Further adventures of a donkey. (Neue Abenteuer eines Esels.) 2½ Sh.

Australien.

Sitten und Beschäftigungen der Bewohner der Karolinen. *)

Es ist derselbe Häuptling, Tamol genannt, der über die beiden Inselgruppen Fanann und Murillin den Befehl führt und sämmtliche 19 Inseln entrichten demselben einen Tribut. Dieser besteht in Früchten, Kokusnüssen, Matten u. s. w. Eine Insel, die zu der Gruppe Fanann gehört, ist jedoch von dieser Verbindung ausgeschlossen; die Bewohner derselben erkennen jenes Oberhaupt nicht an, werden aber auch von den Einwohnern der benachbarten Inseln auf das Tiefste verachtet und stehen mit diesen, wiewohl sie fast an derselben Sandbank mit ihnen liegen, durchaus in keinem Verkehr.

Obgleich der Tamol selbst auf den Fischfang geht, ermangelt man doch nicht, ihm das Schönste und Beste von dem allgemeinen Fischfange zu verehren. Seine Unterthanen ernähren ihn überaus gut; Alles, was er befiehlt, wird als ein ausdrückliches Gesetz beachtet. Das Oberhaupt ist jedoch eben so gut wie seine Unterthanen dem Gesetze unterworfen. So z. B., wenn der Tamol sich zum zweiten Male verheirathen will, ist er verpflichtet, der Steuer zu genügen, die man von jedem Individuum, welches eine zweite Verbindung eingehen will, fordert. Er hat durchaus kein besonderes Recht auf die Frauenzimmer des Landes und kann mit keiner eine Verbindung eingehen, wenn er nicht vorher ihre Einwilligung dazu erhalten hat.

Die Aeltesten der Insel werden gemeiniglich zu Richtern erwählt; ein Verweis von ihnen wird als die strengste Strafe betrachtet. Die Nachfolge in der Würde eines Tamol ist nicht erblich, und der Sohn kann in keinem Falle dem Vater folgen. Wenn er stirbt, wendet man sich an seinen Bruder; und wenn er keinen Bruder hat, so wird seine Würde an einen seiner besten Freunde ertheilt, und der Erwählte hat nicht das Recht, die ihm angebotene Stelle auszuschlagen. Der Weiseste, der Gerechteste wird immer dem Reichsten und Mächtigsten in der Wahl vorgezogen.

Gewöhnlich haben sie nur Eine Frau, jedoch hat Lloyd einige Individuen gekannt, die deren mehrere hatten. Derjenige, der sich mit einer Frau vereinigen will, fängt seine Erklärung damit an, ihr Geschenke anzubieten, welche auf der Stelle angenommen werden, wenn seine Anträge günstig aufgenommen sind. So wie das Mädchen die empfangenen Geschenke ihrem Vater überbracht hat, erlangt der Zukünftige das Recht, die Nacht in ihrem Hause zuzubringen, obgleich die Hochzeit erst am nächsten Tage stattfindet. Die Hochzeitsfeier geht jedoch ohne Vorbereitung und ohne irgend ein Fest vorüber; die ganze Ceremonie besteht nur in der Einwilligung des jungen Mädchens, mit dem erwählten Gesellschafter zu leben, und in dem Lebewohl, das sie ihren Aeltern sagt. Trifft es sich, daß sie miteinander nicht übereinstimmen können, oder daß sie einander satt haben, so trennen sie sich eben so leicht, wie sie sich vereinigt haben. Wenn man sich zum ersten Mal verheirathet, so ist man zu keiner Abgabe verpflichtet; aber sobald man neue Bande knüpft, muß man eine Steuer entrichten, indem man eine gewisse Anzahl Matten oder Früchte erlegt. Wenn eine Trennung zwischen zwei Eheleuten stattfindet, so gehören die Kinder dem Vater; die Mutter behält kein Recht über sie. Der Mann, welcher zu aller Zeit mit Achtung für seine Frau erfüllt ist, verdoppelt seine Sorgen und Aufmerksamkeiten, sobald sie schwanger ist. Wenn dieser Zustand sich ankündigt, unterbricht sie ihre Arbeiten und bleibt beinahe beständig zu Hause in Matten eingehüllt. Während dieser Zeit ist der Mann beschäftigt, sie zu bedienen. Es ist den Männern nicht mehr erlaubt, mit ihr zu speisen; die jungen Knaben aber, die noch keinen Gürtel tragen, dürfen es thun. Diese Letzteren sind dazu beordert, ihr die nöthigen Kokusnüsse zu bringen, deren sie eine große Menge bedarf, indem ihr alle Getränke verboten sind, mit Ausnahme der Milch dieser Frucht. Sobald die Zeit ihrer Niederkunft nahet, wird sie von Frauen umgeben, die für sie sorgen; wenn die Geburtsschmerzen sich einstellen, fangen diese Frauen an zu singen und zu schreien, damit der Mann die Schmerzenstöne seiner Frau nicht höre. Diese Frauen sind auch sehr geschickt in der Hebammen-Kunst; sie kennen verschiedene Procéduren und besitzen mancherlei Geheimnisse, die Niederkunft zu erleichtern. Zwei Tage nach der Niederkunft wird die Frau in süßem Wasser gebadet, und erst nach Verlauf von fünf bis sechs Wochen fängt sie wieder an, sich an die Arbeit zu gewöhnen. Die Mütter entwöhnen dort ihre Kinder nicht so zeitig, wie es bei uns zu Lande geschieht, und es giebt deren, die sie bis zum Alter von zehn Jahren stillen. Wir haben denselben Gebrauch bei den Völkern bemerkt, welche die Behringsstraße bewohnen. Während ihrer Schwangerschaft ist es ihnen nicht erlaubt, sich mit gelber oder Orangenfarbe zu bemalen, Farben, an denen sie einen besonderen Gefallen finden, weil sie dadurch den Glanz ihrer Reize zu erhöhen glauben. Es ist ihnen auch untersagt, sich des Oeles für ihre Haare zu bedienen. Nur die Bäder im süßen Wasser sind ihnen befohlen, und sie haben zu diesem Behufe große Wannen voll mit solchem Wasser stehen. Auf dem größten Theil der Inseln ist es den Männern verboten, sich den Durst aus diesen Gefäßen zu stillen, ja sogar sich denselben nur zu nahen. Wenn ein Mann seine Frau beleidigt oder beschimpft, so führen sie ihre Freunde in demselben Augenblick fort. Diese Achtung und Nachsicht gegen das weibliche Geschlecht wird mitunter sogar etwas zu weit getrieben; denn im Fall ein Mann seine Frau beim Ehebruch überrascht, so besteht ihre Strafe bloß darin, daß er ihr auf einige Tage den Eintritt in sein Haus verbietet. Der betroffene Nebenbuhler aber kommt nicht so leicht davon; der Ehemann wirft sich über ihn her und stößt ein so erschreckliches Geschrei aus, daß es die ganze Bevölkerung der Insel beunruhigt; dann straft er ihn mit einem Instrumente, welches so spitz ist, daß Jener die Einschnitte davon eine lange Zeit zur Strafe seines Verbrechens umhertragen muß. Die Wuth des Ehemannes ist im ersten Augenblick so groß, daß er nichts als Rache athmet, und selbst das Leben des Ehebrechers ist in Gefahr, wenn er viel schwächer ist als der Mann; aber gewöhnlich verhindert die herbeigelaufene Menge einen solchen Exceß; sie sucht den Ehemann zu besänftigen und es gelingt ihr oft, Beide wieder auszusöhnen. Der Beleidigte wird gewöhnlich nach solchen Vorfällen durch einige Matten befriedigt; derjenige, dem er so eben das Leben hat rauben wollen, erhält im nächsten Augenblick seine Verzeihung und Alles ist vergessen. Dergleichen Auftritte, sind sie erst vorüber, verändern nichts in den freundschaftlichen Verhältnissen, welche vor dieser Begebenheit stattgefunden haben.

Die Männer stehen des Morgens sehr früh auf; ihre erste Sorge ist, sich an den Fluß zu begeben, um sich zu waschen, zu baden und den Mund auszuspülen. Es ist ihnen verboten, sich des süßen Wassers zu diesen Gebräuchen zu bedienen. Sie glauben, daß derjenige, der dieses thäte, es vergebens versuchen würde, einen Fisch beim Angeln aufzubringen. Dergleichen Aberglauben herrscht auch bei den Frauen; sie müssen sich auf der den Männern entgegengesetzten Seite des Flusses baden, oder zu einer Stunde, wo Jene sich dort nicht einfinden. Kinder, welche die Neugier hinzieht und die noch nicht angeln gehen und daher die Strafe, ohne Fang heimzukehren, nicht zu befürchten haben, wagen es wohl, sich in die Gebüsche zu schleichen, um die Frauen beim Baden zu überraschen.

Die herrschenden Regeln verbieten sogar den Frauen, sich am Flusse zu zeigen, wenn die Männer vom Angeln heimkehren, weil diese sich gewöhnlich zu ihrer Bequemlichkeit ihrer wenigen Kleidungsstücke ganz entledigt haben. Nach dem Baden, wenn die Männer mit keiner Arbeit mehr beschäftigt sind, begeben sich alle in ein gemeinschaftliches Haus, um sich darin zu unterhalten. Nichts ist diesen Insulanern so sehr zuwider, als wenn ihr Morgenschlaf unterbrochen wird, welcher ihr liebster Genuß ist. Sie haben keine bestimmte Stunde zu ihren Mahlzeiten. Die Frauen sind immer mit der Sorge für die Küche beschäftigt. Die Küche ist zugleich der Fabrik-Ort der Matten, die aus den Blättern des Pandanus gemacht werden.

Die Sprache der Bewohner der Karolinischen Inseln ist gar nicht schwer zu erlernen; wenigstens so, wie sie die Männer unter sich reden. Lloyd ist dahin gelangt, sie nicht bloß zu verstehen, sondern auch sich ihnen verständlich zu machen; er meint aber, daß nichts schwieriger sey, als alle die Ausdrücke im Gedächtnisse zu behalten, die man vermeiden muß, in Gegenwart der Frauen zu gebrauchen. Es herrscht gleichsam

*) Nach dem Engländer William Lloyd, der sich, nachdem ihn ein Wallfischfänger dort zurückgelassen, achtzehn Monate daselbst aufgehalten und dann von einer Russischen Expedition wieder aufgenommen wurde.

eine gewisse Hofsprache in ihren geselligen Zirkeln. Nichts beweist wohl besser, als dieser Umstand, welchen großen Respekt diese Wilden vor ihren Frauen hegen, und welche Aufmerksamkeit sie den Pflichten des gesellschaftlichen Umgangs schenken. Ueberhaupt sprechen die Insulaner außerordentlich gern; ihre Abende vergehen gewöhnlich unter den Erzählungen von Geschichten, oder Begebenheiten derjenigen, welche weite Reisen gemacht haben. Ihre Gespräche über solche Gegenstände dehnten sich oft bis tief in die Nacht aus. Durch diese Unterhaltungen erwarben sie sich auch die Kenntnisse von der Lage der verschiedenen Inseln, welche den Archipel der Carolinen bilden.

Einer der diese Inselbewohner am meisten charakterisirenden Züge ist die ihnen angeborene Lustigkeit, die ihnen einen außerordentlichen Geschmack an Vergnügungen beibringt; die Musik und der Tanz sind ihre liebsten Unterhaltungen. Die Bewohner der Karolinen, die der Gesellschafts-, der Freundschafts- und der Sandwichs-Inseln geben sich mit gleichem Eifer denselben Vergnügungen hin. Bei den Ersteren findet nur größere Einfachheit bei ihren Vergnügungen statt. Die auf diesen Inseln gefeierten Feste gewähren nur ein schwaches Abbild von denen, welche Cook beschrieben hat. Unbefangenheit und Natürlichkeit machen den Reiz ihrer Feste aus. Die Kunst des Singens und Tanzens steht nicht auf so niedriger Stufe bei ihnen, wie auf den Inseln, die uns jener berühmte Seefahrer beschrieben hat. Die ganze Jugend einer Insel, und oft einer ganzen Gruppe von Inseln, nimmt ohne Unterschied thätigen Antheil an den öffentlichen Belustigungen. Die Insulaner wechseln alle zwei Jahre mit ihren Gesängen, sie wenden alle Sorge und allen Fleiß daran, sie einzustudiren und gut zu singen; es sind die Werke einiger ausgezeichneten Männer ihrer Inselgruppe, oder auch einer andern. In dieser Rücksicht findet durch die Schifffahrt ein immerwährender Austausch der Ideen unter ihnen statt. Wenn es zum Beispiel der Jugend einer Insel beifällt, ihr musikalisches Talent auf irgend einem nahen oder fernen Eiland glänzen zu lassen, so bedenken sie sich nicht lange und begeben sich auf die Reise, denn sie wissen, mit welchen Freundschaftsbezeugungen und Freuden solche Besuche immer aufgenommen werden. Es giebt Fälle, wo eine solche Zusammenkunft auf einen sehr entfernten Zeitpunkt schon vorher festgestellt wird. In dem Jahre, wo die Russische Expedition die Morillischen Inseln entdeckte, hatte sich ein Theil der Inseln Seteal, Sonck und Tametam anheischig gemacht, sich im Monat Juni eben dieses Jahres nach der Insel Faudon, der Residenz des Gruppen-Oberhauptes, obgleich an 200 Seemeilen von ihnen entfernt, zu begeben, bloß in der Absicht, Theil zu nehmen an dem Feste, das wir jetzt beschreiben werden. Man beschäftigte sich zunächst mit den Vorbereitungen und fing an, sich in Tanz und Gesang einzuüben. Es war bestimmt, daß 70 Canots zu dieser Reise benutzt werden sollten, und daß ein jedes dieser Canots fünf Sänger einnehme. Es fand keine Gemeinschaft zwischen den männlichen und weiblichen Gesängen statt, und man wandte eine sorgfältige Aufmerksamkeit darauf, daß der Inhalt der Gesänge des einen Geschlechts mit dem der Lieder des andern gar nichts gemein habe. Man bemühte sich sogar, den Text auf eine Weise auszudrücken, daß denen, die nicht darin eingeweiht waren, kein Wort davon verständlich seyn konnte, und zwar geschah dies, weil die Worte bisweilen ausgelassen waren und verbotene Ausdrücke enthielten. Die Proben wurden aus derselben Ursache auch abgesondert angestellt; die männlichen, in dem Gemeindehause, und die weiblichen, bald zu Hause, bald in einem dicken Gehölze. Wenn eine Gesellschaft dieser Art auf einer Insel ankommt, so wird sie mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen; die Männer richtet man in dem Gemeindehause ein, und die Sängerinnen werden bei den Frauen einlogirt. Die Männer bereiten sich schon Abends zu dem Feste, welches immer am Tage nach ihrer Ankunft begangen wird; die Frauen hingegen bringen die Nacht mit Plaudern und Schlafen hin. Des andern Tages am frühen Morgen geben alle Bewohner der Insel, wenn sie nicht von besonderen Umständen davon abgehalten werden, auf den Fischfang. Unterdessen sind diejenigen, welche heute figuriren wollen, nur damit beschäftigt, sich auf folgende Weise auszuschmücken; zunächst begießen sie ihren Kopf mit Kokus-Oel, und reiben sich damit Haar und Haut ein; dann gehen sie, um sich in süßem Wasser zu baden, welches bei ihnen sehr kostspielig ist, weil es schwer wird, sich damit zu versorgen, indem es nur sehr selten und nur zu einem übermäßigen Preise zu haben ist. Nach dem Bade schreiten die Frauen zur Toilette; sie schmücken sich mit Ohrgehängen, aus einem leichten Holze verfertigt, zierlich bemalt und mit Pandanusblüthen ausgeputzt; diese Zierde betrachten sie als einen Talisman, dem die Männer nicht widerstehen können; dann legen sie Armbänder an aus Schuppen und Perlmutter. Ihre Haare sind mit Guirlanden von wohlriechenden und künstlich zusammengefügten Blumen umschlungen. Ihr Nacken ist mit einem Halsbande geschmückt, welches in ihren Augen der reichste und seltenste Schmuck ist, in der That aber nur aus Blättern, Muschelschalen und bemaltem Holze besteht. Ihre Kleidung besteht aus einem Gewebe von gelben und schwarzen breiten Streifen aus den Fasern der Bananen, welches sie über der Hüfte um den Leib hängen. Ueber dieses Gewebe tragen sie noch einen Gurt, dessen Enden bis zu den Knieen herunterfallen, und der aus Kokusblättern verfertigt ist. Die jungen Frauen sind gewöhnlich nackt bis an den Gurt; diejenigen von einem gewissen Alter aber tragen bei solcher Gelegenheit eine Mantilla. Die Männer geben den Frauen im Putze nichts nach; sie schmücken Hals, Arme und Beine mit Kokusblättern, befestigen einen schönen orangenfarbenen Gurt um den Leib, und tragen eine, aus den Fasern der Bananen gemachte Krone, die sie mit dem lebhaftesten Gelb bestreichen, und welche sehr auffallend mit ihrem wie Ebenholz schwarzem Haare kontrastirt. Dieses letztere ist sorgfältig geordnet, und mit einem Kamme zusammengehalten, an welchem ein Busch Flaumfedern befestigt ist, über dem eine lange Hahnenfeder steckt, was sie als ihren schönsten Schmuck betrachten. Wenn es die Jahreszeit erlaubt, tragen sie noch ein Halsband von den Blättern der sehr hochgeschätzten Pflanze Maranta, welche sich nur auf einigen dieser Inseln findet.

Ist die Toilette beendigt, so verfügen sich zwei oder drei Männer mit Gepränge in das Gemeindehaus, vor dessen Eingang sie zu singen anfangen. Nach dieser Aufforderung begeben die übrigen Sänger sich augenblicklich an denselben Ort, und ordnen sich alle an der einen Seite des Gebäudes; alsdann erst erscheinen die Sängerinnen und stellen sich an der anderen Seite des Hauses, auf den für sie bestimmten Platz. Nun kommt die ganze Insel herbei; Männer, Frauen, Greise und Kinder, Alles drängt sich heran, dem Feste beizuwohnen. Die Männer eröffnen das Konzert; aber allmälig vereinigen sich die weiblichen Stimmen mit den übrigen. Anfangs setzen sich Alle nieder; aber bald darauf erheben sie sich, um den Tanz mit dem Gesange zu vereinigen. Auf diese Weise unterhalten sie ihr Publikum drei bis vier Stunden hinter einander. Die Frauen ziehen sich zuerst zurück, und zwar Alle auf einmal; während die Männer das Fest noch fortsetzen und den Ort nicht eher verlassen, als bis sie mit dem Besten, was die Insel hervorbringt, bewirthet worden. Die Einwohner beeifern sich bei dergleichen Festen, dieselben mit Lebensmitteln und den bei ihnen gebräuchlichen Leckerbissen reichlich zu versehen. Der Tamel macht hierbei die Honneurs, und wenn sich die Gäste entfernen wollen, sucht er, sie noch länger zurückzuhalten. Oft ladet er sie zu einem Feste ein, welches die Bewohner einer anderen Insel, in der Entfernung einiger Meilen, ihnen zu Ehren geben wollen, und welches durchaus immer von derselben Art ist.

Außer diesen großen Festen, die so viele Vorbereitungen erfordern, versammeln sich die Insulaner oft unter sich, um zu singen und zu tanzen; besonders während der drei Sommer-Monate, wo es einen großen Ueberfluß an Fischen giebt. Sie vereinigen sich gewöhnlich nach Untergang der Sonne, und das Fest dauert bis tief in die Nacht.

Der Tanz dieser Völker hat einen besonders eigenthümlichen Charakter; wenn die Vorübungen zu den großen Festen, die wir beschrieben haben, beginnen sollen, erhebt sich die ganze Jugend, und bildet so viele geradelaufende Linien, als die Zahl der Gäste und der Raum es verstatten. Alle tanzen auf ein Mal, und die Figuren, denen es an Mannigfaltigkeit nicht fehlt, werden mit der größten Einheit ausgeführt, ja der Takt wird mit der überraschendsten Genauigkeit beobachtet. Endlich besteht ihr Tanz aber auch in ungestümen und lebhaften Bewegungen des Leibes, der Arme und der Beine. Uebrigens ist er sehr lärmend, denn sie klatschen entweder in die Hände, oder sie schlagen sich damit auf einen anderen Theil des Leibes. Dabei stoßen sie in Zwischenräumen unartikulirte Töne aus, die sie mit dem Namen Gesang belegen. Sie tanzen auch nicht, gleich den Europäern, immer stehend; bei ihnen findet dieses Exercitium gleicherweise auch sitzend statt. (B. U.)

Mannigfaltiges.

— Sizilische Dörfer. Wir begaben uns, berichtet ein Reisender aus Sizilien, auf den Weg nach Scudari, das ungefähr dieselbe Höhe von Antenna Marc hat, von dem es gegen zwölf Meilen entfernt ist; die Straße führte uns meist über den Sand längs der Meeresküste hin. Es war eine drückende Hitze, ich hatte mich zufällig mit keinem Strohhut versehen und war also den Strahlen der Sonne ganz ausgesetzt; indeß wußte ich mir bald einige Linderung zu verschaffen, indem ich mein Taschentuch mehrere Mal in das Meer eintauchte und es mir an den Kopf legte. Wir kamen, als wir das Gestade verließen, durch mehrere aus Lehm erbaute Dörfer. Hier fanden wir die Bewohner beiderlei Geschlechts in den Gärten und Weinbergen beschäftigt; die alten Weiber saßen gruppenweise zerstreut, alle emsig bei der Arbeit, indem sie Baumwolle spannen und in einem unangenehmen Jargon sich dabei unterhielten. Ich sah in mehrere ihrer Hütten hinein; diese bestanden selten aus mehr als einem Zimmer; man kann nicht sagen, daß die Baracken in Irland sie an Unsauberkeit überträfen; der Fußboden bestand meist aus der bloßen Erde und zwar war diese im Allgemeinen ein Zoll hoch mit Koth bedeckt, wie man es etwa an einem regnigten Tage in den Straßen von London zu sehen bekommt. In der Mitte des Raumes stand eine Pfanne mit Holzkohlen, auf welchen die Nahrungsmittel gekocht wurden und um dieselbe herum sah man überall Fischgräten, verfaulte Ueberreste von Früchten und Pflanzen und allerlei Schmutz, der sich vielleicht seit vier Monaten hier angesammelt und aufgehäuft. In einem Winkel befand sich das Bett, das im Allgemeinen sauberer gehalten wurde, als die übrigen Gegenstände im Zimmer; über dem Bette hing ein Kruzifix, eine Madonna oder sonst ein begünstigter Heiliger. Der Raum unter dem Bette aber dient zur Aufbewahrung des Kehrichts, für die Fälle, wo ein Mal gekehrt wird, und zwar bleibt hier aller Unrath in Masse liegen, bis die äußerste Noth dazu zwingt, ihn fortzuräumen, um anderem Platz zu machen. In diesen elenden Hütten wohnen oder vielmehr stecken Männer, Weiber, Kinder, Ziegen, Katzen, Hunde, Tauben und zuweilen auch Esel, alles durch einander zusammengestopft und eingesperrt. Was indessen die Dörfer betrifft, die näher an der Meeresküste liegen, so sind diese besser gebaut und findet man mehr Sauberkeit und Reinlichkeit unter den Bewohnern.

(Metropolitan.)

Neue Bestellungen auf diese Zeitschrift für das Jahr 1835 werden zeitig erbeten, da die Auflage nur nach Verhältniß der bereits vorhandenen Anmeldungen eingerichtet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Montag den 15. Dezember 1834.

Rußland.

Russische Skizzen.

Das Weib mit den Rechten des Mannes.

Epilog zu den philosophischen Thorheiten des 19ten Jahrhunderts.

Gefunden! Gefunden!
Archimedes.

In den letzten 30 Jahren haben die Philosophen das arme menschliche Geschlecht durch alle mögliche Thorheiten gejagt. Wie hat man uns nicht für unsere Sünden gegeißelt! Mit Republiken, mit natürlicher Religion, mit universellen repräsentativen Monarchieen, mit Guillotinen-Gleichheit und mit Dingen aller Art, die man in keiner Fabel schildern, die keine Feder beschreiben kann. Und woraus entsprang all' dieses Unglück? Aus dem einzigen menschenfreundlichen Grundsatz — „was Dein ist, ist Mein, und was Mein ist, darum hast Du Dich nicht zu bekümmern."

Man hätte glauben sollen, die Menschen würden endlich einmal zur Vernunft gekommen seyn: aber Nein! — je weiter in's Wasser, desto tiefer. So erhob sich in unsern Tagen eine Sekte, die der St. Simonisten, die dem menschlichen Geschlecht ganz ernsthaft den Vorschlag macht, allem Besitzthum zu entsagen, das Vermögen brüderlich zu theilen, und zwar nach Maßgabe der Verstandeskräfte und Fähigkeiten eines Jeden, und unter Absingung von Psalmen aus der Feder der Stifter der Sekte, gemeinschaftlich zu leben. Interessant wäre es zu wissen, was Rothschild's bei dieser Theilung gewonnen, und was Müßiggänger, Trunkenbolde und dergleichen Leute dabei verloren haben würden! Doch das beunruhigt die Herren St. Simonisten nicht. Sie versprechen ihren Jüngern große Dinge, namentlich das Recht, den Bart wachsen zu lassen, das Recht, in einer Narrenjacke durch die Straßen zu gehen, das Recht, sich um die Erziehung ihrer Kinder und um die Ausführung und Ernährung ihrer Weiber nicht zu bekümmern, und das Recht, eigene und fremde Stiefeln zu putzen, und in einem gemeinschaftlichen Garten die Erde zu bearbeiten. Das ist nun Alles recht schön; die neuen Apostel vergaßen aber, daß man alle diese vortrefflichen Dinge umsonst haben kann, ohne sein Vermögen zu theilen; daß unsere Russischen Kutscher, die keine St. Simonisten sind, große Bärte tragen; daß unsere modischen Fracks fast eben so lächerlich sind, als die St. Simonistischen Jacken, daß es bei uns, auch ohne St. Simonisten, schon lange Gebrauch ist, sich um Weib und Kind keine Sorge zu machen, und daß das Reinmachen der Stiefeln und die Bearbeitung der Erde den Liebhabern solcher Beschäftigungen durch kein Gesetz verboten ist. Das menschliche Geschlecht beantwortete den Aufruf der St. Simonisten mit den Worten: „Nachtigallen füttert man nicht mit Fabeln!" und die Pariser Polizei, nachdem sie dahinter gekommen, daß die Moral der St. Simonisten sich von der hohen Moral der Taschen-Diebe durchaus in nichts unterscheide, da die Letzteren das fremde Eigenthum gleichfalls unter sich vertheilen, mit der Abweichung vielleicht, daß sie es im Stillen thun, während jene Psalmen dazu singen, — die Pariser Polizei geleitete die Herren Philosophen bis zum Schlagbaum, nur den Vorsteher der Sekte im Gefängniß zurückbehaltend, und zwar in Gesellschaft von Dieben, um gleichen Ursachen gleiche Wirkungen folgen zu lassen. Da schlug sich der Vorsteher der Sekte, der sich „Père suprême" nannte, Herr Enfantin, früher Privatlehrer in St. Petersburg, an die Stirn, und sprach zu seinen Jüngern: „Brüder! das menschliche Geschlecht ist noch nicht reif genug, es ist dumm und will nicht die Früchte seiner Arbeit und Sparsamkeit unter uns vertheilt sehen, unter dem Vorwande, daß man von uns eben so wenig Vortheil ziehen könne, als von einem Ziegenbock, — weder Wolle noch Milch; man muß dem menschlichen Geschlecht eine neue Erziehung geben, und dieses große Werk mit den Weibern beginnen, weil unsere Jugend ihrer Pflege anvertraut ist, und den ihnen die ersten Eindrücke empfängt. Um aber die Weiber für uns zu gewinnen, muß man ihnen irgend etwas geben; da wir aber nichts zu geben haben, und das menschliche Geschlecht Hab und Gut noch nicht mit uns getheilt hat, so müssen wir irgend etwas versprechen. In Folge der mir von Euch übertragenen Macht, verspreche ich mithin dem weiblichen Geschlecht Unabhängigkeit von den Männern und das Recht, alle Stellen und Aemter zu bekleiden, die bisher nur von Männern besetzt waren. Erwägt doch nur, wozu ein Weib sich nicht entschließt, um das Recht zu haben, einen ungetreuen Liebhaber vor Gericht zu stellen, oder einen lästigen Ehehern in Arrest zu senden. Stellt Euch doch nur vor, was ein Weib nicht thun würde, um ein Regiment von Parteigängern in Person kommandiren zu können! Ich verkünde Euch also hiermit die Befreiung des weiblichen Geschlechts, l'émancipation de la femme. Um diese Angelegenheiten aber mit Erfolg zu betreiben, bedarf es eines Musters; deshalb müssen wir, wo es auch sey, ein schon befreites Weib, la femme emancipée, aufsuchen. Diese nennen wir „Femme suprême". Unter diesem Vorwand, meine Freunde, laßt uns in die weite Welt wandern, und mit dem Orient, mit dem muhamedanischen Glauben beginnen. Da ist das menschliche Geschlecht nicht so dumm, wie in unserem veralteten Europa, und erlaubt uns die Theilung fremden Eigenthums. Dort, im Osten, wie Ihr wißt, ist die Saat des St. Simonismus schon ausgestreut; überdem werden Wanderer dort umsonst ernährt, wenn sie kein Geld haben, weil Muhamed verordnete, auch einen Hund umsonst zu füttern, wenn der Hund seinen Herrn verlor. Also, meine Herren, den Bart zwischen die Zähne, das Ränzel auf den Rücken, und — Marsch!"

Gesagt, gethan. Die St. Simonisten machten sich auf den Weg. Zuerst wandten sie sich nach Konstantinopel, wo man sie aber höflichst wieder hinausgeleitete. Nun richteten sie ihre Schritte nach Aegypten zum alten Ali Pascha, der aus Allem Vortheil zieht und allenfalls Stricke aus Sand macht. Obwohl die Thorheit der Bewohner Frankistans belächelnd, jagte er die St. Simonisten dennoch nicht aus Aegypten fort: er setzte voraus, es würden sich unter ihnen, wie in allen Sekten, Narren, aber auch pfiffige Kerle befinden — er beschäftigte sie Alle, um sie nicht umsonst zu füttern, und machte sie zu Schullehrern, wofür er ihrem Vorsteher erlaubte, auf allen Basars die Rarität zu suchen, um derentwillen sie sich auf die Reise gemacht hatten, indem auf den Aegyptischen Basars alle zänkischen alten Weiber und alle häßlichen Stavinnen zu finden sind. Unsere St. Simonisten befinden sich also dermalen in Aegypten, das Wunder der Wunder aufzusuchen — das von der Herrschaft des Mannes befreite Weib.

Augenscheinlich hat Vater Enfantin, entweder aus Kummer oder aus Freude den Kopf verloren. Er war ja doch in St. Petersburg: wie konnte es ihm da unbekannt bleiben, daß es bei uns von alten Zeiten her einen, von aller männlichen Gewalt befreiten Weiberstamm giebt, einen Stamm, der ein besonderes Amazonen-Volk bildet, einen Stamm, unter dessen Herrschaft beinah drei Viertheile von St. Petersburg stehen, einen Stamm, regierend in den Küchen und auf allen Märkten der Stadt, wo Lebensmittel zu haben sind? Dieser Stamm ist der — der Finnischen Köchinnen.

Es giebt unter ihnen auch junge und hübsche; diese sind aber ausgeschlossen. Sie sind nur Lehrlinge, Rekruten, und bevor sie nicht ganz ausgelernt haben, werden sie nicht zum Stamm gezählt. Auch geschieht es wohl, daß eine reizende Casserollen-Heldin Stubenmädchen wird, und nach Umständen höher und immer höher steigt, oder tiefer und immer tiefer fällt. Ihr Schicksal ist noch nicht entschieden. Der Feuerherd ist für eine früh beginnende Köchin, was der Opfertisch dem Aegyptischen Priester. Die auf demselben lodernde Flamme verbirgt ihr künftiges Loos. Auch ohne hübsch, ja, nicht einmal sehr jung zu seyn, kann sie vom Feuerherd gerade in Fortuna's Tempel gelangen. Eine angehende Köchin weiß das, und überläßt sich häufig süßen Träumereien, während die Suppe verkocht und der Braten verbrennt. Träume und Hoffnungen, erstarrt im Haupte des Dichters und nach und nach erlöschend im Herzen des unglücklichen Supplikanten, schweben bisweilen herbei, um sich in Küchen zu wärmen und zu beleben.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Literatur und Kunst unter dem Direktorium und dem Konsulate.

(Schluß.)

Ich habe bisher nur vom Drama gesprochen, weil die erwiesene Unmöglichkeit eines Französischen Epos (wofür ich die Gründe anderwärts auseinandergesetzt habe) dem Drama die erste Stelle unter den Werken unserer Literatur einräumt; doch gilt das bisher Gesagte für alle Gattungen schriftstellerischer Hervorbringungen, die mit ihm zugleich durch die Uebersetzungen ausländischer Werke eine andere Richtung bekamen. Klopstock's Hymnus in dem schönen Heiligthum seiner Messiade, die gleich der göttlichen Komödie Dante's nur eine große lyrische Composition ist, dieser biblische Gesang, völlig verstümmelt, trotz aller Kahlheit und Dürftigkeit, in der er in einer ungenauen, prosaischen, elenden Uebersetzung erschien, erinnerte dennoch auch in dieser Gestalt an die Herrlichkeit der Schrift. Die Idylle, die wir so wenig kannten, die klassische Idylle, gelangte in etwas zu klassisch manierirter und ge-

suchter Gestalt zu uns, als daß sie für unsere Zeit und unsere Sitten wahrhaft geeignet seyn konnte, aber doch durch einzelne unfreiwillige Einflüsse christlich evangelischer Poesie verschönt in jenen anmuthigen Dichtungen des guten Geßner, von denen man nicht mehr spricht, weil dieser Dichter, so trefflich er übrigens ist, doch für einen Schweizer zu viel Griechisch und Lateinisch wußte. Der Roman, die eigenthümliche Dichtungsart der modernen Zeit, dessen Erfindung der letzten Welt-Epoche angehört, kam im Werther zu uns und führte uns die tiefen Leidenschaften eines neuen Geschlechtes vor, von denen die Alten keinen Begriff gehabt hatten: das Schrankenlose, das Element des unbestimmten Unendlichen, in das sich eine glühende, geschäftslose Seele hineinwirft, der Drang der Ungeduld, der einer kräftigen Jugend so natürlich ist, die künstlichen Verpflichtungen, die uns ein mangelhafter, gesellschaftlicher Zustand auferlegt, die Melancholie des Herzens, diese unendliche Qual, die sich von ihren eigenen Schmerzen nährt, die Virgil, der sie wohl kannte, ein einzig Mal in einer Phrase, die die ganze Universität nicht übersetzen konnte, charakterisirt hat in den Worten: Sunt lacrymae rerum. Goethe, der von seinem Werther mit Wegwerfung sprach, wenn man anders der thöricht dienstfertigen Angabe einiger sogenannten Freunde glauben darf, der so davon sprach, als ihn das Alter, der Hof und der Ruhm zu einem anderen Menschen umgeschaffen hatten, Goethe hatte den Werther vergessen.*) Dies Buch, einzig zu seiner Zeit und vielleicht auch noch heut zu Tage, bei das Schauspiel des erhabensten Kampfes dar, den das Gemüth auf Erden kämpfen kann, den einer Leidenschaft ohne Sünde des Fleisches, und irdisches Verbrechen mit einem christlichen Gewissen.

Die Bewegung war nun dem Gedanken so nothwendig geworden, wie die Circulation dem Blute; und Alles erfüllte, Alles begeisterte sich für dies Bedürfniß, welches unserer raffinirten Bildung durch andere Civilisationen mitgetheilt worden war, die vielleicht minder korrekt waren, aber den gewaltigen Vortheil der Jugend und der Freiheit hatten. Die Mythologieen des Nordens, die kaum bekannt waren bei uns, traten hervor, minder genau als glänzend, in Macphersons schönen Nachbildungen, die unter Ossians Namen aneinander gereiht sind, der später für den romantischen Genius Napoleon's das wurde, was der klassische Homer für Alexander gewesen war. Vom Mittelalter wußten wir fast gar Nichts; der Baron Bock, der gegenwärtig beinahe vergessen ist, erweckte für die Lesewelt die blutigen Geheimnisse der Vehmgerichte, und aus seinen Romanen, so viel sich auch dagegen sagen läßt, athmete dem Leser, wenn dieser Ausdruck hier erlaubt ist, der feuchte Dunst der alten Gewölbe, der Moder der alten Gräber und der Rost der alten Rüstungen förmlich entgegen. Götz von Berlichingen, dessen Name meinen literarischen Freunden so komisch geklungen, dieses gewaltige Drama, das ein Gedicht, eine Geschichte und ein Jahrhundert ist, trat mit der Großartigkeit des Originals unter der naiven kraftvollen Feder Bonneville's, in Friedels Deutschem Theater hervor. Was jene Liebe der Seele betrifft, die glühender und leidenschaftlicher ist, als die antike, und durchaus gar Nichts gemein hat mit jener metaphysisch platonischen Liebe, so entwickelte sich auch diese wie ein neu erworbener Sinn in allen jugendlichen kräftigen Herzen, von einem Ufer des Rheins hinüber nach dem anderen. Es war das schöne Lied von Schwarzburg, die Abenteuer des jungen Olban, deren letzte Ausgabe bei meinem Buchhändler stehen geblieben ist, eine Mißschatzung von Seiten des Publikums, gleich als wäre das Werk von mir; es hat sich nicht die Mühe genommen, hierin die ersten Versuche von Ramond's jugendlichem Talente zu suchen, unserem berühmten Akademiker, der damals mit dieser wunderbaren Schöpfung der Phantasie und des Gefühls begann, um mit den strengen herben Arbeiten der Geologie und den unfruchtbaren Sorgen des Staatsmannes zu endigen; es waren ein paar Dutzend andere mehr oder minder vergessene Werke, die auch in der That wenig verdienten, daß man sich ihrer erinnert, vergängliche kraftlose Keime einzelner unsterblicher Stamme, die ihnen, ohne es zu ahnden, ihren Lebenssaft und ihre prangende Krone verdanken. Dies Resultat ist nur gerecht, und indem ich dies Zeugniß ablege, bin ich weit davon entfernt, auch nur die allergeringste Bitterkeit mit einmischen zu wollen. Der wahrhafte Eigenthümer einer Idee ist nicht der, der sie unwillkürlich durch ein glückliches Vorrecht des Zufalls, welches nicht sein Verdienst ist, zuerst in seinem Inneren erschaut, und sie in dieser ersten rohen und trüben Gestalt darstellt, vor einem Kreise von Lesern darstellt, denen die Vorbereitung mangelt, sie zu erfassen und in sich aufzunehmen; sondern der ist es, der sie mit Kunst entwickelt, sie in schöne Formen und richtige Verhältnisse bringt und sie so in dieser Klarheit und Vollendung dem menschlichen Geschlechte mittheilt.

So sehe ich ebenfalls den Einwendungen mit Ergebung entgegen, welche die Menge unbekannter Bücher, die ich hier wieder aufgraben will, gegen mich hervorrufen wird, Bücher, die für ein paar eben so unbedeutende Kapitel, als ihr Gegenstand ist, den Stoff hergeben sollen, und in Bezug auf die man mir wenigstens nicht den Vorwurf machen wird, ich hätte sie der grämlichen schwierigen Bewunderung meiner Zeitgenossen mit allzu kühner Versicherung empfohlen; sie haben in der That andere Werke zu bewundern, und unser Alter ist nicht so schlecht berathen, seine halbhundertjährigen Erinnerungen auf den Schild zu heben, einer Jugend gegenüber, die Alles gelernt hat und Alles weiß. Meine Haare sind grau, aber mein Herz ist noch jung, und die Literatur-Geschichte, die ich den Männern, die mit mir alt geworden sind, oder die mich genugsam lieben, um es zu bedauern, daß ich vor ihnen alt geworden bin, zu erzählen unternehme, ist die Geschichte, wie ich sie gesehen, ich sie empfunden habe in der vollen Frische meiner Organe, und die mir, wenn ich gegenwärtig an sie zurückdenke, die lebhaften Eindrücke meiner zwanziger Jahre zurückruft. Es ist nicht das Gemälde deiner Fortschritte, junge Welt, das mich hier beschäftigen wird — ich bin weit entfernt davon —, sondern das deines Ursprungs und Beginns; und ich bitte um Verzeihung, wenn ich öfters, um dir zu finden, Lumpen aufhebe und Fetzen, die von keinem Purpur sind.

Nach Le Tourneur ist schon Ducis genannt worden, ein Mann von Gefühl, von Talent und Geist, mit den klassischen Lehren durch den Ernst und die Tiefe seiner Studien und seine persönlichen freundschaftlichen Verbindungen verknüpft, zugleich aber den Neuerungen seiner Zeit durch eine seltene Neigung für die Unabhängigkeit und rolle schwimmende Ungebundenheit der Poesie zugewandt; Ducis, der Voltaire's strahlenden Sitz in der Akademie durch Lorbeern aus Shakespeare's Gärten zu verdunkeln bestimmt war; Ducis, der Nachahmer voller Geschmack, ohne die Haltung und das Maaß zu verlieren in seinen Nachahmungen und an den Klippen der Kühnheit zu scheitern, der in einer Nachahmung Shakespeare's uns zweifelhaft läßt, was wir vorziehen sollen: Geschmack oder Kühnheit; Ducis, der seinem Original ein Französisches Kleid anzog, und ihm doch nicht ganz und gar seinen männlichen Charakter nahm, der so mit ihm verfuhr, um es in den Schooß der klassischen Welt einzuführen, und der zu dieser Unternehmung, die damals über alle Begriffe schwierig war, die hohe Feinheit des Urtheils und die glücklichen Formen des Stiles mitbrachte — Gaben, die später in den trefflichen Uebersetzungen Lormian's den Schottischen Barden unserer Bewunderung zugeführt.

Auf diesem Punkte, zu welchem ich meinen Leser bis hierher geleitet, war die Invasion der fremden Schule in dem Theile der Gesellschaft, der sich mit den schönen Wissenschaften beschäftigte, vollendet; es fehlte nur noch, ein Panier der Eroberung inmitten des Volkes aufzurichten; und dies ward Schiller's Karl Moor, mit seiner poetischen Exaltation, seinen gegen die gesellschaftlichen Institutionen der Menschen gerichteten Leidenschaften, seinen wahnsinnigen Theorieen zügelloser Freiheit und eingebildeter unwahrer Gleichheit, der unter dem Namen Robert, der Räuber-Hauptmann, unsere Bühne beschritt: das treffende Emblem einer kranken Nation, die alle natürlichen Gefühle mit Füßen tritt, immer tiefer sinkt bis zum Meuchelmord, und mit Schande und Selbstmord endigt.

Man mag jetzt selber urtheilen, ob es wirklich die politische Revolution gewesen ist, die die literarische bewirkt hat, oder diese jene eine Frage, die, meiner Ansicht nach, leicht zu entscheiden ist, aber hinsichts deren ich mich wohl hüten werde, meine Ansicht auszusprechen — und dies aus folgenden Gründen: erstens, weil mein Urtheil bei keiner Frage, sie betreffe auch, was sie wolle, in sonderlichen Anschlag kommen kann; und dann, weil ich nicht einsehe, welcher Gewinn den Literaten aus dieser unglückseligen Initiation auf die Männer der Politik erwachsen sollte, auch angenommen sogar, die Revolutionen wären Schritte der Vervollkommnung. Bei der Gestalt, die man der Gesellschaft heut zu Tage gegeben, verlohnt es sich nicht der Mühe, über die Rechte des Primats zu debattiren.

Ich weiß, wie viel Zweifel und Bedenken sich gegen diese völlig neue Theorie erheben werden, die auf eine bisher unbeachtete oder verächtlich übersehene Ursache die große Erscheinung einer literarischen Revolution zurückzuführen versucht; aber diejenigen, die sie bestreiten werden, haben ihre Ansicht nicht auf der Basis stetig fortschreitender Beobachtungen gebildet, wie ich, während der langen Tage eines Lebens, das nur dem Dienste der Wissenschaften gewidmet gewesen. Jenen Ausgang einer neu offenbarten Poesie hätten sie mit erleben müssen, die über unsere Jugend hereinbrach und uns so schnell ihrer Herrschaft unterwarf! Und wem könnte man auch jetzt die unaussprechlichen Regungen, den Aufschwung beschreiben, der uns ergriff bei jener neuen Offenbarung des Wortes, in der Erregbarkeit unserer jugendlichen Organe, in der frischen Kraft unserer Sinne, in dem Feuer unserer Begeisterung? Ein Irrthum vielleicht, aber ein leidenschaftlich lebenerweckender schöpferisch fruchtbarer Irrthum, der uns über Maaß und Ordnung hinausführen, vor dem wir uns aber nicht haben schützen können! O! ich wollte es sagen, wenn mir die Natur oder die Kunst die Kraft dazu gegeben hätte, wollte es sagen, was wir Alles empfanden, als wir diesen Shakespeare lasen, der uns bei unseren unvollkommenen Studien so völlig fremd gegenüberstand, und den wir höchstens aus den kalten Sarkasmen Voltaire's, dem Dichter, dem Gesetzgeber und dem Gott unserer Generation kannten! Ariel selber müßte wieder von meinen Augen den Vorhang wegziehen, der uns eine andere Welt verdeckt, und mich wach für höhere Genüsse in das Reich seiner Freuden einweihen; Puck wieder unter meinen Tritten erstehen von seinem morgendlichen Blumenbett, mit all' seinen Legionen von Sylphen und Elfen, daß ich in Erstaunen und Wonne schwamm, süßer und lieblicher, als jemals in diesem Leben. Aber das Alter hat mir, bis auf die Fähigkeit, sie mir in der Erinnerung zurückrufen zu können, die Eindrücke und Stimmungen der Poesie wie der Liebe in ihrer Götter-Anmuth und Huld entzogen.

So angeregt und gestimmt, warum es verheimlichen? warf ich mich in die Wissenschaften, und suchte mir unter den Schriftstellern und Büchern der Zeit das heraus, was mit meiner neuen Neigung übereinstimmte; nichts weiter, ich muß es bekennen, und dies war das Unrecht, welches für mein literarisches Leben entscheidend wurde; denn die Jugend geht rasch in ihren Neigungen zum Aeußersten fort, und macht sie leicht zu ihrem Eins und Alles. Sie lebt das, was sie liebt, lebt in dem, was sie liebt, und weiß von nichts Anderem, von keinem anderen Liebe und keinem anderen Leben. Das ist der kurze Inhalt jener Studien, die wenigstens das Verdienst der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, wenn nicht das der Richtigkeit und Gerechtigkeit besitzen, die ich in Vorliegendem dem Publikum als eine Ergänzung meiner Erinnerungen übergebe. Man hat diese den Roman meines Herzens genannt; ich wäre zufrieden, wenn man in den vorliegenden nur den Roman meines Geistes sähe.

Die Geschichte dieser intellektuellen Bewegung, die im Vorwurf meiner Arbeit aufgenommen — den Namen entlehne ich der Phi-

*) Diese thörichte Angabe scheint Herrn Rodier also doch plausibel gemacht worden zu seyn. Es ist nicht gut möglich, Goethe auf eine unnatürlichere Weise aufzufassen, als hier geschieht

ologie der Zeit —, wird mich einem Streite, der kürzlich noch auf's eftigste entflammt worden und gegenwärtig schon vergessen seyn müßte, enn die geistreichen Menschen vernünftig wären, so nahe führen, daß nan ohne Zweifel erwarten wird, mich in die große Debatte zwischen Klassikern und Romantikern über das unsagbare Nichts, welches sie n der Theorie trennt, mit eingreifen zu sehen. Dies ist aber meine bsicht keinesweges, denn ich sehe eben nicht, was ein Rath zu gütlicher Vergleichung zwischen zwei Parteien, die ihn mit gleicher Erbitterung von sich weisen, Vortheilhaftes wirken soll. Alles, was ich ibrigens davon zu sagen weiß, ist, daß die Partei des klassischen Genre öchlich Recht hat, und die des romantischen ebenfalls: die erste in so ern, als sie Kunstformen vertheidigt, die durch eine alte und gerechte Bewunderung geheiligt sind: die andere, in so fern sie dieselben in ihrer ngestammten Würde respektirt und sie in fortschreitender Entwickelung neuen Anwendungen unterwirft, zufolge der neuen Bedürfnisse, die sich ür Phantasie und Gedanken gebildet. Aber ich werde nie den unbarmherzigen Muth haben, das zu verspotten und als schlecht zu schelten, as ich bewundert habe, als ich jung und tausend Eindrücken und Empfindungen zugänglich war, die ich nicht das Unglück gehabt, alle mit einem Male zu verlieren, noch jenen anderen Muth des eigensinnigen Alters, der das tadelt, was mir noch immer schmeichelt, was mich noch immer rührt und bewegt. Zwischen Klassikern und Romantikern giebt s vortreffliche mittlere Ansichten, und die Zeit wird sie schon gewinnen, wenn unsere literarische Bildung noch ein wenig mehr Zeit vor sich haben wird. Doch das geht mich nichts an.

Die junge Schule ist ja unter meinen Augen geboren, hat mich zur ßesten und lebhaftesten Theilnahme für sich angeregt und gestimmt, sich mir n Entwickelung der bedeutendsten Talente offenbart, in der erhabenen Poesie ter Oden Victor Hugos, in den feierlichen leidenschaftlichen Dichtungen Alfreds de Vigny, in den ungereglten, etwas wilden Werken von Alexander Dumas, wo aber Wurf auf Wurf folgt von Keckheit und Großartigkeit, in den ernsten rührenden Träumen, dem harmonischen neuen Worte Saint-Beuve's, in der beseelten, kernigen Eleganz von Emil Deschamps, Resseguier und Beauchêne — dies Siebengestirn, das ich bei seiner Geburt mit allem Enthusiasmus eines Geistes und eines Herzens, die sich am Erfolge Anderer erfreuen, zu begrüßen mich gedrungen gefühlt. Aber ich glaube nicht, diesen Zoll der Bewunderung allen den Nachahmern, die nach ihnen aufgetreten sind, schuldig zu seyn. Wenn Einzelne unter diesen sogar das unselige Beispiel gegeben haben, das Wahre dem Bizarren und Grotesken zu opfern, das Publikum ohne Erbarmen für das Ohr und ohne Interesse und Gewinn für Sinn und Gemüth zu martern, die Musen vom Theater zu verbannen und es wüthenden Mänaden einzuräumen, so stehe ich mit Schrecken still vor ihren gefährlichen Fortschritten und bitte sie auf's flehentlichste, still zu stehen mit mir. Ich finde den Dichter nicht mehr wieder, wo ihm der Geschmack nicht mehr folgen oder die Scham ihn nicht mehr hören kann. Die Beispiele von Verirrungen des Talents sind unglücklicherweise nur zu allgemein. Möge sie der Dichter nicht vor neuem in's Leben rufen! er sey, was ihm vergönnt ist zu seyn, was ihm noch gegenwärtig in der kaum männlichen Reife und Kraft seines Genius frei lebt zu seyn — nachdem er der wilden wüsten Neuerungssucht schon einen zu hohen Tribut gezahlt, kehre er zurück auf die sicheren Pfade, auf die ewigen der Kunst, die ihm immer offen stehen und ihm vielleicht einen noch höheren Ruhm versprechen, als er errungen hätte, wenn er nie von ihnen gewichen wäre. Ich sage übrigens nicht, daß irgend Einer in diese beklagenswerthe Verirrung gerathen wäre, deren Geschichte mir durchaus völlig unbekannt ist, trotz des Lärms, den sie erregt hat. Ich setze nur den Fall.

In letzter Instanz reduzirt sich die streitige Frage zwischen Klassikern und Romantikern auf ein paar völlig klare Principien; und die Art und Weise, mit der sie bisher von dem einen und dem anderen Theile behandelt worden, versprach eben nicht dies Resultat. Ehre, Achtung, Dank allen denen, die das Schöne, das Gute und das Wahre gefunden haben; Theilnahme und förderndes Wohlwollen allen denen, die es suchen; Schweigen und Mitleid für die, die es verkennen! Ueber die Linie des Schönen, des Guten, des Wahren hinaus hat noch ein Schriftsteller die Launen seiner Generationen überlebt und die Existenz derer, deren Ruf zu ihrer Schande und ihrem Unglück bis auf uns gekommen ist, beruht auf knabenhafter Erbitterung. Was würden wir heut zu Tage von Bavius und Maevius wissen, wenn ihre Namen nicht in zwei Versen, die Virgil in übler Laune gemacht, wurzelten? Und waren ein Bavius und ein Maevius der Mühe werth, daß Virgil ihretwegen in üble Laune gerieth und noch dazu in einer Elegie? Streitet nicht mehr! Schaffet und lasset die Zeit kommen, die höchste Richterin der Bavius und der Virgile. Ich habe meine Stellung ganz außerhalb dieser Streitigkeiten genommen, bei denen ich nichts nutz bin, die Jedermann weiß und was ich mir in Folgendem vorsetze, ist: schlicht und einfach die minder bekannte Episode unserer Litteratur-Geschichte zu erzählen, ohne die Prätensionen eines kritischen Urtheils über ihren Werth. Ich werde auf naive Weise die Eindrücke mittheilen, die ich erfahren und empfunden, aus denen ich niemals habe Urtheile machen wollen, und die Jeder nach Gefallen nun annehmen mag oder verschmähen nach seinen Meinungen oder Principien. Ich besitze nicht die Gabe, weder ein Talent, welches dem Tode und der Vergessenheit verfallen, aufzuwecken und es mit Ruhm zu bekrönen, oder einen unbekannten in dem allgemeinen Andenken lebendigen Ruhm zu erschüttern und ihm die Ehre des Talents, ja die Gabe desselben abzusprechen — und wenn ich auch dies wunderbare Geschick besäße, so würde ich mich doch wohl hüten, davon Gebrauch zu machen. Ich liebe zu sehr die Ruhe, um mich in so gefährliche Streitigkeiten zu begeben, denen mich die mütterliche Sorgfalt der Natur zu rechter Zeit entrückt hat, noch ein für alle Mal auf eine unbekannte und friedliche Mittelmäßigkeit beschränkend — und nie hab ich den engen Kreis, in den sie mich eingeschlossen, aus Unachtsamkeit oder Ungeschick überschritten, ohne daß ich es nicht auch im nächsten Moment bereuen gemußt. Es sind noch nicht vierzehn Tage, ach! daß ich alle Gelehrten unter den Armen hatte und Alle mußte auf die Erde fallen lassen. Wie soll ich's verantworten, wenn ich dabei so unglücklich war, Klassiker und Romantiker unter einander zu bringen, stolze, übermüthige, unbezähmbare Nationen, die in ihrem Hasse getreu und von Rache entflammt, sich sogar jede für sich unter einander schlecht vertragen, in dem respektiven Bezirk ihrer Feldlager und Mauern? Ich, für mein Theil, bedarf so wenig von allen Literaturen der Welt, um gegen die Schlacht und ihre Entscheidung interesseles zu bleiben, daß ich bereit bin, auf die erste Aufforderung des Siegers, der einen oder der anderen Partei, in Allem, was sie verlangen mag, zu genügen, wenn sie mir nur vergönnt, als reiche Beute die Courierstiefeln des Herrn Marquis von Caradas oder die Troddels des Rothkäppchens, mit mir nehmen zu dürfen, die Lust meiner Kindheit, die auch für meine alten Tage hinreichen kann, und ich werde von dieser Erlaubniß so viel Rühmens machen, daß die hohen, kriegführenden Mächte früher oder später mir dieselben gern überlassen werden, um meiner Neutralität versichert zu seyn.

Was hab' ich mich übrigens zwischen Pergamus und Argos einzumischen, zwischen Mittelalter und Alterthum, Romantiker und Klassiker? He! meine Schwester, wenn Du nicht schläfst, gieb uns eine von Deinen schönen Geschichten zum Besten! Ed. Rodier.*)

Westindien.

Die Bahama-Inseln.

Der unbedeutende commercielle Werth dieser Eilande in Verhältniß zu ihrer Zahl und Ausdehnung mag wohl viele Schuld daran haben, daß sie weniger genau bekannt geworden sind, als andere Besitzungen der Briten in Westindien.

Bekanntlich war Guanahani (San Salvador) die erste Bahama-Insel, auf welcher Columbus landete. Jetzt heißt sie gewöhnlich Cat-Island (Katzen-Insel), welcher Name, so unbedeutend die Insel auch an sich ist, wenigstens aus Respekt für den berühmten Entdecker nicht beibehalten werden sollte. Von Guanahani segelte Columbus nach Conception, von da nach Yuma (Long-Island), besuchte dann die Mucaras, und verließ endlich an diesem Punkte die Bahama-Inseln, um Cuba aufzusuchen. Die Spanier nannten diese Insel-Gruppe zuerst Los Cayos oder die Sandbänke, welches Wort, in Lucayos verstümmelt, noch jetzt auf vielen ausländischen Karten sich findet. Bahama scheint ihr ursprünglicher Name gewesen zu seyn. Die übrigen Inseln dieser Gruppe, außer den genannten, wurden wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten entdeckt; allein man hat nicht erfahren, ob sie bewohnt gewesen sind, obgleich dies von den meisten vorausgesetzt werden darf, da Columbus diejenigen, die er selbst entdeckte, als sehr volkreich beschreibt. New-Providence wurde vermuthlich erst im Jahre 1667 entdeckt, als ein Sturm den Capitain William Sayle, nachmals Statthalter von Carolina, dahin verschlug.

Die Lage dieser Eilande zwischen den windwärts liegenden Meerstrichen und der Meerenge von Florida — den großen Heerstraßen der See, über welche die meisten Schätze aus Westen nach Europa abgingen, — und der Umstand, daß sie jenen Quellen so nahe waren: Beides machte sie zu einer Reihe Festungen, welche dem Handel Frankreichs und Spaniens den Todesstoß geben konnten. Die erste Britische Kolonie wurde durch die Spanier zerstört, die sich mit diesem Resultate wohl begnügen mochten; denn im Jahre 1688 wurden New-Providence und Harbour-Island, die wohl funfzig Meilen aus einander liegen, berüchtigte Schlupfwinkel von Buccanier's (Flibustier), die vermuthlich ihre meisten Schändlichkeiten unter Britischer Flagge ausführten; denn die Mehrzahl der Rädelsführer waren Briten.

Erst im Jahre 1718 schickte die Britische Regierung, in Folge einer Petition des Oberhauses, den Capitain Woodes als Statthalter nach den Bahama's, damit er die Piraten vertreibe, und „zu Nutz und Frommen der Handlung und Schifffahrt auf jenen Meeren Kolonieen und Fortificationen errichte.“ Seine Unternehmung wurde von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, und schon im folgenden Jahre existirten nur noch höchstens drei oder vier Piraten-Schiffe, die ihr Gewerbe fortsetzten. Von diesen Wenigen wurden zwei gekapert und das Schiffsvolk hingerichtet; die übrigen zerstreuten sich aus Furcht. Diese entschiedene Maßregel gab der Kolonie einen Charakter von Stabilität, den sie seitdem bewahrt hat. Nur 1782 wurde sie durch eine Spanische Flotte von Cuba aus eingenommen, aber im nächsten Jahre wieder geräumt.

Die folgenden Notizen über die Bahama-Inseln sind das Ergebniß einer Reise, die der Verfasser neuerlich in diesem Archipel gemacht hat.

New-Providence hat gegen 24 Meilen in der Länge bei 10 Meilen Breite. Obgleich weniger groß und fruchtbar als mehrere andere von den Bahama's, ist es doch die volkreichste dieser Inseln. Sie ist der Sitz der Regierung, und die ersten Pflanzer haben ihr vermuthlich wegen ihrer centralen Lage und weil sie den besten Hafen hat, den Vorzug gegeben. Sie ist hügeliger als die meisten übrigen; denn ihre Oberfläche besteht aus Felsen und Sand, mit Muscheln vermengt. Es giebt hier jedoch einige Striche fruchtbaren Landes, welche mancherlei gute Früchte und Vegetabilien, vor Allem Ananas hervorbringen. Die Ananas bildet hier einen bedeutenden Handels-Artikel; allein die ergiebigsten Ananas-Felder befinden sich auf Harbour-Island. Bedeutende Quantitäten Ananas werden nach dem Britischen Nord-Amerika und nach den Vereinigten Staaten versendet, und einige Schiffe von hundert Tonnen sind ganz mit dieser Frucht beladen. Die Ananas ist der einzige Ausfuhr-Artikel von New-Providence; dennoch blüht hier der Handel, weil die Produkte der meisten von New-Providence abhängigen Eilande nach dieser Insel gebracht und daselbst umgefrachtet werden.

*) Diesem ersten Artikel will Hr. Rodier bald einen zweiten folgen lassen.

Diese Artikel bestehen aus Schwämmen, Baumwolle, Indige, Schildkrötenschalen, Ambra, Mahagony, Campeche-Holz, Gelbholz, und anderen zum Färben oder zu Verzierungen dienenden Holzarten, die für die Märkte Englands und Amerikas nach der Insel Nassau transportirt werden. Es ereignet sich jedoch selten, daß mehr als vier Schiffe jährlich direkt aus England kommen; dagegen schifft ein Paketboot monatlich nach Jamaika, und ein anderes nach Crocked-Island, und der Verkehr mit den Vereinigten Staaten ist sehr lebhaft.

Im Jahre 1832 belief sich der offizielle Werth der Ausfuhr von den Bahama's nach England auf 17,915 Pfd. Sterl., und der Einfuhr von dort auf 51,524 Pfd. Die Tonnen-Ladung von England und den Kolonieen, betrug 1360 Tonnen; nach England und den Kolonieen aber 1338. Die vornehmsten Kolonial-Artikel gehören auf diesen Inseln nicht in solcher Quantität, daß sie Gegenstände der Ausfuhr werden könnten, ausgenommen Baumwolle, von welcher (i. J. 1831) 31,036 Pfd. gewonnen wurden. Die dortigen Sklaven bauen daher vornehmlich eßbare Wurzeln, oder sind Holzhauer, Hirten und Matrosen. Die meisten Schiffe der Bahama-Inseln bestehen aus Schaluppen und Schooner's, und fassen nicht über hundert Tonnen Gewicht. Im Jahre 1831 war die Bevölkerung der Bahama's folgende: Weiße, 4240, freie farbige Leute, 2991; Sklaven, männliche, 4608, weibliche, 4668; Totalsumme, 16,507. Die Emancipation der Sklaven wird hier, sowohl auf die unmittelbaren pecuniairen Interessen als auf die bestehende Form der Gesellschaft, weniger Einfluß haben, als in den Zucker-Kolonieen, weil in den letzteren die Gebäude, die Maschinen und das Vieh große Kapitalien erfordern. Da die Neger überdies auf den Bahama-Inseln dünn gesäet sind, und der Boden im Allgemeinen unfruchtbar ist, so werden sie dort lieber für Tagelohn arbeiten, als in den Zucker-Kolonieen, deren sehr fruchtbarer Boden nur mäßigen Anbau erheischt.

Eine bedeutende, obgleich ihrer Natur nach unsichere Erwerbsquelle für New-Providence sind beschädigte Fahrzeuge und Wracks; denn in den Gewässern der Bahama's verunglücken selbst die erfahrensten Schiffer nicht selten, weil sie es dort außer den häufigen Orkanen auch mit starken und unsicheren Strömungen zu thun haben. Die sogenannten Wreckers von New-Providence sind beständig auf der Lauer und beobachten die vorbeifahrenden Schiffe. Man macht diesen Leuten allgemein den Vorwurf, daß sie fremde Schiffer erst in die Gefahren locken, um ihnen dann herauszuhelfen, oder wenigstens eine Menge böser Omina mit den Haaren herbeizuziehen, damit das bestürzte Schiffsvolk sein Fahrzeug verlasse. Während des Krieges schöpfte die Kolonie großen Gewinn aus der Freibeuterei und dem Verkaufe von Prisen.

Man findet auf den Bahama's verschiedene Gattungen schöner Meer-Muscheln; aus den kleineren Muscheln dieser Art machen Frauen auf der Insel Nassau Arbeiten, die wie Stickerei aussehen. Die ärmeren Bewohner dieser Inseln haben schon oft wegen großer Dürre und anderer Ursachen Hunger leiden müssen. Fische sind der vornehmste Consumtions-Artikel.

Die bedeutendste Stadt auf den Bahama's, oder vielmehr der einzige Ort, welcher diesen Namen verdient, ist Nassau. Wer an den niedrig bewaldeten grotesken Gestaden der Bahama-Inselgruppe mit ihren vereinzelten Sandhügeln und weißen Klippen sich müde gesehen hat, der wird durch den Anblick von Nassau angenehm überrascht werden. Die Stadt ist an der Nordküste von New-Providence an einem Hügel erbaut, der sich in sanfter Abdachung vom Hafen aus erhebt. Die vornehmste Straße (eigentlich eine einfache Reihe von Häusern) läuft mit dem Hafen parallel, und ist ungefähr eine halbe Meile lang. Die meisten Häuser stehen isolirt, wie dies in Westindien gewöhnlich der Fall ist. Nassau enthält vergleichungsweise so viele schöne und massive Häuser, wie man sie nur irgend sehen kann, obgleich die Stadt nicht zu den wohlhabendsten gehört, und obgleich ihre Bewohner offenherzig gestehen, daß es der Kolonie sehr an natürlichen Hülfsquellen gebricht.

Auf der Abdachung des Hügels hinter der Stadt steht das Gouvernements-Haus, ein massives, von einem eisernen Gitter umgebenes Gebäude, mit sehr weiter Aussicht. Vor diesem Gebäude erhebt sich eine kolossale Statue des Columbus aus blaßgelbem Stein, die auf Kosten des vorigen Statthalters der Bahama's, Carmichael Smyth, in England gearbeitet worden ist. Zu meinem Leidwesen habe ich erfahren, daß einige Individuen aus blinder Parteiwuth die Statue zu entstellen versuchten, als sie noch nicht lange aufgerichtet war. Diesen Akt von Vandalismus können wir nur mit der Rücksicht entschuldigen, daß Werke der schönen Kunst in Amerika selten sind, und daß also ihr sonstiger wohlthätiger Einfluß auf Milderung der Sitten dort weit schwächer seyn muß.

Ungefähr im Mittelpunkt der Stadt erhebt sich ein großes Gebäude, in welchem die öffentlichen Geschäfte der Kolonie verhandelt werden. Hinter diesem Gebäude steht ein herrlicher Seiden-Baumwollen-Baum, der, seiner Größe und seinem anscheinend hohen Alter nach zu urtheilen, vermuthlich eine Reliquie eines Urwaldes ist. Etwa eine Meile von Nassau führt die Hauptstraße, welche quer über die Insel geht, durch eine Kolonie freier Neger, von denen jede Familie ein Haus und ein kleines Grundstück besitzt. Die lange und schmale Insel Hog-Island liegt der Stadt in der Entfernung einer halben Engl. Meile gegenüber; der solchergestalt eingeschlossene Raum bildet den Hafen. Die vornehmsten übrigen Eilande sind folgende:

Groß-Abaco, die größte Insel der ganzen Gruppe. Sie liefert gutes Bauholz für Masten von mäßiger Höhe, auch vorzüglichen Mais. An der Südost-Spitze befindet sich ein merkwürdiger Felsen, das „Mauerloch" genannt, der entweder durch Erdbeben oder Brandungen durchbohrt worden ist. Im Jahre 1832 strandete hier ein Schiff, das von Virginien nach New-Orleans wollte und 165 Sklaven für den südlichen Markt der par excellence freien und aufgeklärten Republik an Bord hatte. Die Neger wurden befreit und haben sich hier niedergelassen. — Groß-Bahama, mit vielen Schafen, Ziegen, Schweinen und Hühnern. Pferde und Rindvieh fallen aber auf dieser Insel nicht vor kommen. — Andros. Hier findet man die beste Gattung Schwämme, welche die Bahama's liefern, den sogenannten Sammt-Schwamm. Dies Zoophyt wächst in großen Büschen auf dem Meeresgrund; man erkennt es leicht an seiner schwarzen Farbe auf dem weißen Sande; denn das Meerwasser ist hier so außerordentlich durchsichtig, daß man gewöhnlich in einer Tiefe von zehn Faden den Grund sehen kann. Die Schwämme werden mit Hülfe eiserner Haken vom Grunde abgelöst, und dann am Strande aufgeschichtet, bis das belebende Prinzip erstorben ist, worauf sie sich bequemer reinigen lassen. Zu Nassau kosten diese Schwämme von 18 Pence bis 1 Shilling das Pfund; in England werden sie unverhältnißmäßig theurer wieder verkauft. Freilich lasten auch da eine schwere Abgabe auf diesem Artikel.

Die Inseln Eleuthera, Yuma, Exuma, San Salvador, Watlings, Samana, Inagua und Rum Cay sind alle unbewohnt, ausgenommen Inagua, obschon dieses Eiland noch weniger über die See hervorragt, als seine niedrigen Nachbarn. Oestlich von diesen liegt eine andere dichte Insel-Gruppe, die „Krummen Eilande" genannt. Die eine ist die Haupt-Poststation der Bahama's; dieser Umstand sowohl, als der Salzhandel, welchen die Insel treibt, hat einem kleinen Neste von Häusern und einer Batterie so viel Bedeutung gegeben, daß man es Pittstown (Pitt's Stadt) getauft hat. Die östlichsten Bahama's sind kleine dicht gruppirte Eilande, die Turk's Island, Salt und Grand-Cay's heißen. Die erstgenannte ist die bedeutendste; sie hat weder Holz noch Wasser. Neger-Sklaven bereiten hier Salz; auch liegt hier ein kleines Detaschement des zweiten Westindischen Regiments. Die Einwohner der beiden Cay's haben gleiche Beschäftigung. Auf allen vier Inseln wird eine beträchtliche Quantität Salz gewonnen, wie man aus der Thatsache abnehmen kann, daß die Orkane im Jahr 1813 auf Grand-Cay allein 2500 Tonnen dieses Artikels zerstörten. Das Salz wird nach den Kolonieen und nach den Vereinigten Staaten ausgeführt. Die ganze Bahama-Gruppe besteht aus beiläufig 500 Eilanden, die ungefähr 312 (Engl.) Quadrat-Meilen Areal enthalten.

Auf unserer Fahrt nach Bahama brachten wir fast eine Woche damit zu, uns durch den nordwestlichen Kanal von Providence zu arbeiten, indem eine starke Strömung uns sehr im Wege war. Eines Vormittags passirte das Schiff dicht bei Great-Stirrup-Kay, einem der Berry-Eilande. Da ich hier eine Union-Flagge an einem Hause bemerkte, und ein verführerisches sandiges Ufer darunter, so landete ich in der Hoffnung, einen Lootsen zu bekommen. Der „Herr der Insel", ein Mulatte Namens Ellis, empfing mich und führte mich durch den Busch nach seiner komfortablen, aus Treibholz erbauten Wohnung. Er sagte mir, er habe sich vor etwa zehn Jahren hier niedergelassen, und die Regierung habe ihm den Besitz der Insel zuerkannt. Ihr Umfang beträgt beinahe sieben (Engl.) Meilen; die Oberfläche ist fast ganz mit guter Erde bedeckt; sie ist waldig, ausgenommen zwölf Morgen Landes, die der Mulatte für seine Familie anbaut. Es waren auch Kühe, Schweine, Ziegen und Federvieh vorhanden. Ellis und sein Weib versicherten mir, sie seyen hier glücklicher, als sie in Nassau sich gefühlt hätten. Dies ist sehr natürlich; denn auf ihrem abgelegenen Eiland sind sie vor den gehässigen Unterscheidungen sicher, die man zwischen Weißen und farbigen Leuten macht. Sie besitzen noch mehr als zum Leben nothwendig ist, und den Ueberschuß transportirt Ellis auf ein paar eigenen Böten nach Nassau. (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Ein Winter in Sicilien. Das auf dem „Antenna Mare" zu Sicilien, in der Nähe von Messina, im Winter des Jahres 1811 stationirte Britische Detaschement wurde gewöhnlich, wenn nur das Wetter es erlaubte, alle Monat von einem der Regimenter abgelöst, die in Messina in Garnison standen, wobei man immer nur auf zehn oder zwölf Tage Mundvorrath mitzunehmen pflegte, indem man, sobald es nöthig war, frische Lebensmittel aus der Stadt holen ließ. Im Dezember desselben Jahres ward ein Sergeant und ein Korporal nebst acht Gemeinen von dem 31sten Regiment nach jenem Posten beordert; sie hatten, wie gewöhnlich, ihre Rationen für mehrere Tage mitgenommen; allein bald trat eine strenge Kälte ein; der Schnee fiel selbst in den Straßen von Messina und lag besonders im Gebirge sehr hoch. Als die Vorräthe beinahe zu Ende waren und man sich genöthigt sah, neue einzuholen, schickte der Sergeant vier Männer zu dem Zwecke ab. Diese erreichten glücklich die Stadt, versahen sich daselbst mit den nöthigen Artikeln und begaben sich wieder auf den Weg nach ihrem Posten zurück. Allein drei Tage nachher fand man ihre Leichname an verschiedenen Stellen des Gebirges. Einer von ihnen ward in einer sitzenden Stellung auf einem Steine mit gefaltenen Armen, den Kopf auf die Brust herabhangend, gefunden. Zwei Andere waren im Schnee in den Bergschluchten begraben, in die sie hinabgefallen waren. Der Vierte hatte beinahe den Gipfel erreicht und lag nur mehrere Fuß von der Straße ab, die zu demselben hinaufführte. Wie sich vermuthen läßt, waren sie alle durch den beschwerlichen Weg und die Last auf ihren Schultern zu sehr ermüdet, so daß sie, der Eine früher, der Andere später, der Versuchung nicht widerstehen konnten, sich ein wenig auszuruhen — und so blieben sie alle erstarrt und erfroren von der Kälte. Der Leichnam des Letzteren sah besonders fürchterlich aus; die Raubvögel des Gebirges hatten ihm nämlich nicht nur die Augen ausgepickt und sein Gesicht so zerfleischt, daß es ihn völlig unkenntlich machte, sondern auch die Haut zum Theil und die Eingeweide verzehrt.

(Metropolitan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Mittwoch den 17. Dezember 1834.

Arabien.

Zohairs Tod.

Episode aus dem Arabischen Roman „Antar" *)

König Zohair, Oberhaupt des volkreichen Arabischen Stammes der Benu Abs, war lebhaft besorgt um das Schicksal seines ältesten Sohnes Schas, den er nach Hira gesandt hatte, und dessen Abwesenheit auf unerklärliche Weise sich verlängerte. Als er eines Abends schweigend und von traurigen Vermuthungen belastet in seinem Zelte allein war, siehe, da kam ein schwarzer Sklav herein, welcher seinen Sohn auf der Reise begleitet hatte. Weinend erzählte der Neger, daß Schas bei seiner Rückkehr aus Hira, als er ein Kameel, mit wohlriechenden Gewürzen, einem Geschenk seines Schwagers, des Königs Nomar, beladen, bei sich geführt, während der Nacht durch einen von unbekannter Hand abgedrückten Pfeil getödtet worden sey. „In welchem Lande," schrie Zohair, „hat man sein Blut vergossen?" „In dem Lande der Benu Amer", antwortete der Sklav. Schmerz und Zorn verdunkelten Zohair's Augen. Die Kunde des Unglücks kam bald zu den Ohren der anderen Kinder und seiner Gattin Temadur, die sich das Gesicht zerschlug. Ihre Diener folgten diesem Beispiele, und schnell wiederhallten die Wohnungen von Klage und Schluchzen; Männer und Weiber entblößten sich das Haupt und überließen sich den Ausbrüchen der Verzweiflung.

Den folgenden Tag erschien Rabie den Ziad vor Zohair. Er setzte sich neben ihn auf den Teppich des Beileids und sprach: „Kein Feind, o König, ist uns furchtbar, denn unsere Schwerter sind schneidend, unsere Lanzen lang, unsere Krieger tapfer. Möge die Vorstellung der gewissen Rache Deine Betrübniß mildern." — „Man rüste sich zum Kriege," rief Zohair, „in drei Tagen werden wir fechten." Die Benu Abs beeiferten sich, zu gehorchen. Zwei Tausend Reiter versammelten sich und begleiteten ihren König Zohair und die Brüder von Schas, die zu klagen fortfuhren. Da sie schnell ritten, so sahen sie bald das Land der Benu Amer vor sich. Diese Gegend bewohnten drei Stämme: Amer, Kelab und Gani. Ihre Gewässer und ihre Weideplätze waren nicht beisammen, und durch zahlreiche Verbindungen, die sie unter einander geschlossen, wurden sie zu einer großen Familie, gemeinschaftlich Benu Amer genannt, deren Oberhaupt Kaleb den Dschafar war. Dieser Fürst aber war damals mit einem Theil seiner Krieger aus dem Lager abwesend, er hatte seine Nichte Soad, die an den Bruder des Königs Nomar verheirathet war, auf einige Zeit besucht. In seiner Abwesenheit war der Oberbefehl dem Gaschem den Malik anvertraut, genannt der Lanzenspieler, welcher der Tapferste unter den Benu Amer war.

Als er in der Ferne die Staubwolken sah, stieg Gaschem, von einer kleinen Zahl der Seinigen begleitet, zu Pferde, ritt dem Zohair entgegen, und sprach, indem er ihn begrüßte: „Herr, welch' ein außerordentlicher Grund führt Dich zu uns? Kommst Du, uns den Krieg zu bringen oder als Freund uns zu besuchen?" — „Nein, Gaschem, nein, ich komme nicht, als Freund Euch zu besuchen, ich komme, um Euch mit der Schärfe des Schwertes zu vertilgen." — Und aus welcher Ursache wären die Bande der Freundschaft zwischen uns zerrissen? — „Ich will Euch bis auf den letzten Mann erschlagen, weil mein Sohn Schas im Dunkel der Nacht ermordet wurde neben den Brunnen, die Euch gehören." — „Wer hat Dir das gesagt?" — „Der Sklav, der ihn begleitete." — „Also, o Herr, auf die Aussage eines niedrigen Sklaven hin, willst Du Tausende von Unschuldigen umbringen, um einen angeblich Schuldigen zu bestrafen? Selbst wenn der Bericht des Sklaven die Wahrheit selber wäre, könnte es nicht seyn, daß Deinen Sohn auf unserem Gebiet ein umherstreifender Räuber, oder ein unserem Stamme fremder Reisender getroffen, der in der Dunkelheit, erschreckt von der Annäherung eines unbekannten Kriegers, einen Pfeil nach ihm geschossen und unglücklicher Weise ihn getroffen hat? Willst Du denn Blut zwischen uns haben? Nein, Gott wolle nicht, daß wir aufhörten, in Frieden zu leben. Nimmst Du keine Rücksicht auf meine Bitte, vergißt Du die Rechte einer alten Freundschaft, so rede das Mitleiden zu Dir für schwache Frauen, Kinder und Greise, die durch meinen Mund zu Dir flehen."

Als Zohair dies hörte, ging er in sich und gab sein feindseliges Verhaben auf, weil er fürchtete, ungerecht zu handeln und dafür in der Folge die unausbleibliche Strafe zu erleiden. Er kehrte eben so rasch, als er gekommen war, wieder nach seiner Heimat zurück. Kais aber, sein zweiter Sohn, gab sich ohne Aufhören dem Kummer und dem Schmerze hin. „Nein", rief er endlich, „ich werde das Blut meines Bruders nicht ungerächt lassen!" In jenem Jahre war die Erde sparsam mit ihren Erzeugnissen, und in Arabien herrschte Mangel. Kais belud zwei Kameele mit Datteln, Butter und Mehl; hierauf ließ er eine Frau holen, welche die Amme des Schas gewesen und deren Klugheit ihm bekannt war. Das Alter hatte ihr Haar gebleicht, aber ihrem Geiste nichts von seiner Klarheit und Kraft genommen. „Du", sprach Kais, „begiebst Dich in das Land der Benu Amer; durchziehe die drei verbündeten Stämme der Gani, Amer und Kelab, und tausche für die Ladung dieser Kameele ausgesuchte Spezereien ein. Wenn man Dir dergleichen von solcher Beschaffenheit gegeben haben wird, wie diejenige ist, deren sich die Könige bedienen, so erkundige Dich auf gewandte Art, wo und wie man solche bekommen habe." Die Alte begriff seine Absicht und schritt sogleich zum Werke. Mit einem Muthe, den keine Gefahr schreckte, reiste sie ab, von einem Führer begleitet, den Kais ihr gab, um sie zu den Benu Amer zu bringen.

Sie hatte das Ziel ihrer Reise erreicht, und machte nun die Runde bei allen Zelten, bot ihre Vorräthe gegen die besten Spezereien an, mit dem Bemerken, daß sie nur um diesen Preis feil seyen. So besuchte sie vergebens die Wohnungen der Benu Amer und der Benu Kelab; hierauf kam sie an die der Benu Gani, ging von Thüre zu Thüre und hatte die Hoffnung auf Erfolg fast aufgegeben, als sie an das Zelt des Jägers Talebe den Arabsch kam. Talebe war nicht zu Hause, und seine Frau, die sich allein befand, hatte Mehl nöthig. Sobald sie die Alte mit ihren beladenen Kameelen gewahrte, rief sie sie in das Zelt. Hier holte sie aus einer Kiste Aloe, Moschus, Ambra und verschiedene Essenzen, deren Wohlgeruch augenblicklich die Luft erfüllte. Die Alte war voll Freude. „Ach", rief sie, „nicht bloß mit Mehl will ich Dir zahlen, meine ganze Ladung gehört Dir; aber sage mir, liebes Kind, woher hast Du diese Gewürze, deren Geruch so lieblich ist? Sie sind gerade, was ich suche und wünsche, aber kein Kaufmann besitzt dergleichen." — „Meine Gute", entgegnete des Jägers Frau, „der Vorfall, dem ich sie verdanke, ist merkwürdig; aber mein Mann hat mir verboten, ihn irgend Jemanden zu erzählen. Aber Dir will ich ihn mittheilen, wenn Du mir eidlich Stillschweigen gelobst." Gern ging die Alte diese Bedingung ein und leistete den verlangten Eid. Hierauf nahm Talebe's Weib das Wort und sprach: „Mein Mann ist der Jäger Talebe, Sohn des Arabsch; er war arm, hatte aber ein Glück, um das ihn alle Jäger beneiden dürfen. Als er eine Nacht neben unserem Teiche auf der Lauer stand, schritt in der Dunkelheit ein Reiter dicht neben ihm her, und das Geräusch, das er machte, verscheuchte die Thiere, auf die mein Mann gezielt hatte. Voll Verdruß redete Talebe den Unbekannten hart an, und dieser antwortete in gleichem Tone; im Aerger schoß mein Mann seinen Pfeil ab und tödtete ihn. Dieser Reiter hatte einen Sklaven bei sich und ein Kameel, dessen ganze Ladung aus Spezereien bestand. Als der Sklav seinen Herrn leblos im Sande liegen sah, ergriff er sogleich die Flucht. Mein Mann beerdigte die Leiche im Sande und kam schnell mit dem Kameele, dem Pferde und den Kleidern des Reisenden herbei. Dieser Tage hat er mich verlassen, um Alles bei einem entfernten Stamme zu verkaufen und dafür Gold und Silber heimzubringen." Die Frau des Jägers empfahl, als sie geendigt hatte, ihrer Vertrauten nochmals Vorsicht, und diese wiederholte ihr Versprechen eines unverletzlichen Geheimnisses, gab ihr ihre Vorräthe und nahm die Spezereien. Hierauf entfernte sie sich, voll Ungeduld nach dem Lager der Benu Abs eilend.

Sie kommt an, läuft nach Zohair's Zelt und spricht: „O, König, Deines Sohnes Mörder ist entdeckt!" — „Wer ist es?" fragt Zohair. — „Er nennt sich", antwortete Jene, „den Jäger Talebe, Sohn des Aradsch aus dem Stamme der Benu Gani." Sodann erzählt sie ihm die von Kais gebrauchte List, giebt ihm Auskunft über die einzelnen Umstände ihrer Nachforschungen und zeigt ihm das Rauchwerk, das Schas von Nomar erhalten hatte. Zohair läßt ihr kaum Zeit, ihre Geschichte zu beendigen, und ruft den umstehenden Kriegern zu: „Rache, Rache, zu den Waffen, Vettern!" Noch denselben Tag steigt er zu Pferde und begiebt sich mit allen Reitern von Abs auf den Weg; er ritt voran, und der Schmerz machte seinen Kopf wirr. Um ihn waren seine neun Söhne; zu seiner Rechten Rabie, Häuptling der Familie Ziad, gleich geschickt im Rathe, als wacker in der Ausführung. Alle von gleicher Rachsucht erhitzt, verfolgten sie ihren Weg und gestatteten sich keine Ruhe, weder Tag noch Nacht.

Zohair bemerkte, als er sich den Wohnungen der Benu Amer näherte, daß ein Theil ihrer Vertheidiger fehlte. Kaleb den Dschafar war noch nicht wieder zurück, und das Lager wurde nur von einer kleinen Kriegerschaar unter Gaschem's Anführung bewacht. Als diese den König

*) Vgl. Magazin 1833 Nr. 129. Diese Episode ist fast ganz geschichtlich, ihr hauptsächlichster Inhalt findet sich im Kitab el Aghani Band 2. Fol. 65, 2e und f.

Zohair mächtig wurden, gingen sie ihm entgegen und baten um die Ursache, die ihn wieder hergeführt. Zohair benachrichtigte sie, wie er die Gewißheit erlangt habe, daß der Jäger Talebe den Arabsch der Mörder seines Sohnes sey. Die Benu Amer ließen Talebe aufsuchen, der sich jedoch nirgends fand. Nun ließ man seine Frau holen, und drohete ihr mit dem Tode, wenn sie nicht die Wahrheit sagte. Sie gestand, was ihr Mann verübt, und schwur, daß sie nicht wisse, wohin er gegangen sey. Zohair gerieth in Wuth, als er den Mörder entwischt sah, warf wüthende Blicke auf die Benu Amer und rief: „Kinder Amer, ich gebe Euch von drei Dingen die Wahl; nehmt Ihr keines davon an, so lasse ich Euch mit dem Schwerte erschlagen und stürze Eure Frauen und Töchter in die Sklaverei. Entweder rufet meinen Sohn Schas ins Leben zurück, oder füllet meinen Mantel mit den Sternen des Himmels, oder endlich liefert mir alle Benu Gani aus, daß ich sie erwürge bis auf den Letzten, denn ihrem Stamme gehört Talebe ben Arabsch." — „Herr", erwiederten die Benu Amer, „Deine Forderungen sind nicht vernünftig. Fordern, was über menschliches Vermögen ist, ist eine tyrannische Handlung. Der allein kann den Todten das Leben wiedergeben, der unter unseren Füßen die Erde, die wir betreten, ausgebreitet und über unseren Köpfen den Himmel gewölbt hat. Liefert mir aus, sprichst Du, die Benu Gani, daß ich sie Alle, Kinder wie Greise, erschlage. Herr, Du wirst diese Drohung nicht ausführen, Deine Weisheit verbietet es Dir. Du bist ein gerechter, großmüthiger König, bestrafe also nicht den Unschuldigen für den Verbrecher. Soll der bittere Verlust, den Du gehabt, einen Bruch zwischen uns veranlassen? Behüte der Himmel, daß wir Freundschaft gegen Haß, den Frieden gegen die Schrecknisse des Krieges austauschen! Wir wollen Dir als Blutschuld zehn Mal mehr als für einen gewöhnlichen Todtschlag zahlen; aber wir beschwören Dich, erbarme Dich unserer Töchter und Frauen. Deine Großmuth wird Jeden von uns zu einem ergebenen Knecht machen. Ja, wir verpflichten uns, Talebe überall zu suchen, wo er verborgen seyn kann, und ihn Dir auszuliefern, damit Du ihm den verdienten Tod gebest."

Durch solche Vorstellungen ließ König Zohair sich bewegen; doch schwankte er und fragte Rabie den Ziad, ob er sich zur Gnade entschließen solle. „Was ist das für eine Sprache, Herr!" rief Rabie; „vor welchem Araber dürften wir hinfort die Stirn zu erheben wagen, wenn wir Schas ohne Rache ließen? Wie, Du kennst den Mörder Deines Sohnes und läßt Dich durch trügerische Worte von Unterwürfigkeit besänftigen!" Dies gesagt, zieht Rabie seinen Säbel, und mit den Worten: „Rache für Schas!" haut er zuerst auf die Benu Amer. Zohair's Söhne antworten durch gleiches Geschrei, wovon weithin das Echo erschallt. In demselben Augenblick legen die Krieger ihre Lanzen ein, die Schwerter schlagen zusammen, die Stimmen verwirren sich und wüthend gerathen die Kämpfenden an einander; von allen Seiten fließt das Blut, Todte und Verwundete bedecken den Boden, das Staub-Gewölk verdunkelt Aller Augen und die Köpfe rollen weit von den Rümpfen. Mit verzweiflungsvollem Muthe vertheidigten die Benu Amer ihre Frauen und Kinder; aber sie kamten der Ueberlegenheit ihrer Feinde nicht widerstehen, die Tapfersten fielen, und nur Gaschem, einer der Helden Arabiens, vermochte auf einige Zeit, die Benu Abs aufzuhalten. Da er aber sah, daß die Seinigen zusammengehauen und ihre Anzahl merklich abgenommen hatte, während die der Gegner stets zu wachsen schien, besorgte er den gänzlichen Untergang seiner Schaar und die Schande seines Stammes. Er nahm nun die ehrwürdigsten Greise der Benu Amer und schritt nach dem Orte, von welchem aus Zohair das Gefecht beobachtete. Dieser Fürst stand auf einem Hügel, von seinen Kindern und Fahnenträgern umringt; über seinem Haupte entfaltete sich, als Zeichen seiner Würde, das Bild eines Adlers.

Als Gaschem dem Hügel sich näherte, stieg er vom Pferde, trat demüthig vor den König hin, ergriff Zohair's Steigbügel und küßte ihm den Fuß. „Herr," sprach er, „verfahre nicht wie hochmüthige, schlechte Menschen, das geziemt Deinem hohen edlen Charakter nicht. Thue dem Morden Einhalt, und wir werden den Stamm, welcher den Mord an Deinem Sohne begangen hat, aus unserer Mitte ausstoßen; wir wollen mit ihm jede Gemeinschaft abbrechen und ihn Deiner Rache überlassen. Es ist nicht recht, daß Du uns wegen fremder Fehler umkommen lässest, daß Du von uns Rechenschaft forderst für eine That, der wir fremd geblieben. Wir bitten Dich, bewillige uns Waffenstillstand bis zum Ablauf dieses Tages und morgen mit Tagesanbruch magst Du Deine Schlachtopfer nehmen." Die Greise vereinigten ihre Bitten mit denen Gaschem's, und Zohair gab endlich nach. „Aus Rücksicht für Eure grauen Haare," sagte er, und wegen des großen Rufes von Malik's Sohne, bewillige ich Euch das Uebrige dieses Tages." Sofort ließ er durch seine Sklaven den Kriegern befehlen, mit dem Gemetzel einzuhalten. Doch gelang es nicht, die Streitenden vom Schlachtfelde zu entfernen, bis die Dämmerung des Abends eingetreten war. Gaschem kehrte zu den Seinigen zurück und sagte: „Bringet eiligst Eure Frauen und Kinder auf die Spitzen der Berge; ich habe dem Könige Zohair ein falsches Versprechen gemacht, um Zeit zu gewinnen, und für die Erhaltung unserer Familien und unserer Habe zu sorgen. Wir müssen suchen, uns an unzugänglichen Orten zu halten, bis dieser Monat zu Ende geht, und der Neumond des heiligen Monats eintritt und den Gefechten ein Ende macht. Dann wird unser Feind sich entfernen müssen. Bringen wir nicht schnell diesen Plan zur Ausführung, so sind wir verloren."

Augenblicklich schlagen die Benu Amer ihre Zelte ab, laden ihr Gepäck auf die Kameele, und bringen unter dem Schutze der Nacht, die den Benu Abs ihre Bewegungen verhüllt, die Ihrigen auf schroffe Berge. Als der Tag anbrach, war die Fläche, auf der sie Tages vorher lagerten, nichts als eine Einöde, und die drei Stämme bewegten sich auf den hohen Gipfeln gleich dem Meere, dessen Wellen der Nordwind peitscht. König Zohair war bei Sonnen-Aufgang zu Pferde gestiegen; er kam an der Spitze seiner Streiter näher und sah von Ferne die Zelte der Benu Amer auf den Höhen des Gebirges. Nun merkte er, daß Gaschem ihn überlistet und seine Wuth kannte keine Gränze. Er griff die Benu Amer in ihrem Zufluchtsorte an, belagerte sie fünf Tage, und ließ alle Gefangene, die er machte, tödten. Am sechsten Tage zeigte sich der Vollmond des heiligen Monats am Gesichtskreise. Es war dies der Monat Redscheb, für den die Araber vor dem Islam eine hohe Verehrung bezeigten. So lange er dauert, bekriegten sie sich nicht, und begegnete Jemand dem Mörder seines Vaters oder seines Bruders, so that er ihm kein Leid, so heftig auch seine Rachbegierde seyn mochte. Damals reiste Jedermann frei und ohne Waffen, und da das Geklirr des Stahls die Ohren nicht belästigte, so nannte man diesen Monat el asam, den Tauben. Um diese Zeit pflegten die Araber aus allen Gegenden sich auf die Wallfahrt nach Mekka zu begeben, um die Verzeihung ihrer Sünden vom Himmel zu erflehen. Als nun König Zohair den Mond sah und sich überzeugte, daß der Redscheb begonnen hatte, empfand er einen tödlichen Verdruß, so im Laufe seiner Rache gehemmt zu seyn. Nichtsdestoweniger stellte er den Kampf ein, um durch sein Beispiel nicht einen schädlichen Gebrauch einzuführen; aber er schwur, nicht eher zu seinem Stamme zurückzukehren, als bis er die Benu Amer mit der Wurzel ausgerottet.

Er entließ die Reiter von Abs zu den Ihrigen und sagte zu seinem Sohne Kais: „Reise mit ihnen, mein Sohn und geleite Deine Mutter nach Mekka, wohin ich mich selbst begebe, damit wir zusammen den heiligen Tempel besuchen. Wenn die Friedenstage verflossen seyn werden, wollen wir wieder kommen und unsere Feinde vertilgen. Schas Tod durch ihren gänzlichen Ruin zu rächen, ist die einzige Befriedigung für mein in verzehrender Glut brennendes Herz." Kais machte sich mit den Benu Abs auf den Weg nach dem Lande Schurbe. Zohair kam in Begleitung seiner übrigen Kinder und einer geringen Anzahl Krieger in Mekka an, und erwartete seine Gattin Temadur, die auch unter Kais Geleit bald bei ihm dort eintraf. Sie hatte ein Gefolge von Frauen, die sämmtlich in Trauer gekleidet waren. Sie nahmen ihre Wohnung in dem Thale Haram, das von Alters her für die Benu Abs bestimmt war, denn in der Umgegend des Tempels hatte jede angesehene Arabische Familie einen besonderen, ihr angewiesenen Platz.

Der Zufall wollte, daß Kaled ben Dschafar, der sich um eben diese Zeit von seiner Nichte beurlaubt hatte, auch den Einfall bekam, vor der Rückkehr in die Heimat, mit seinen Gefährten Mekka zu besuchen. Gaschem, der Sohn Maliks, hatte ebenfalls mit mehreren Benu Amer die Pilgerschaft angetreten. Sie trafen Kaled in Mekka und benachrichtigten ihn von dem, was zwischen ihnen und dem Könige Zohair vorgefallen, wie dieser sie für die Ermordung des Schas verantwortlich gemacht und einen großen Theil ihrer Krieger getödtet habe. Diese Mittheilung versetzte Kaled in großen Zorn, seine Augen rötheten sich und die Wuth wollte ihn ersticken. „Zohair," schrie er, „warum war ich nicht da, als Du meinen Stamm so behandelt hast? Du hast meine Abwesenheit benutzt, um nach Lust Deine Rache an den Meinigen auszulassen. Aber wenn ich Deine Niederträchtigkeit nicht strafe, so will ich nicht Dschafar's Sohn seyn!" Von unerträglicher Länge schien Kaled die Nacht. Den folgenden Tag ganz früh machte er, nach religiösem Brauch, den Umzug um den Tempel und fand sich hierbei dem Zohair gegenüber von Angesicht zu Angesicht. Als er ihn erblickte, entbrannte sein Herz: „Zohair," sagte er zu ihm, „Du hast Deinen Rachedurst gegen die Benu Amer gestillt, und erfreut, den Augenblick getroffen zu haben, in welchem unsere Stämme ihren Beschützer entbehrten, hast Du unsere trostlosen Frauen aus ihren beschiedenen Wohnungen verjagt." — „Wie", entgegnete Jener, „glaubst Du, ich halte mich für gerächt? Bei dem Gotte des Himmels, hätte ich nicht den heiligen Monat geachtet, ich würde in Deinem Stamme weder Kinder noch Greise übrig gelassen haben. Aber ist dieser Monat vorüber, so will ich Zerstörung in Dein Land bringen und keine Spur soll von den Bewohnern zurückbleiben." — „Fürchtest Du nicht, Zohair", sprach Kaled, „daß die Hand Gottes sich auf Dich legen und Dich vertilgen werde, wie sie die Mächtigen vor Dir vertilgt hat? Bei der heiligen Kaaba, wäre ich bei Deinem Angriff auf die Meinigen zugegen gewesen, ich hätte Deine Keckheit bestraft. Aber weil zwischen unseren Stämmen Blut geflossen ist, so sollst Du bald sehen, wer von uns Beiden vor Reue und Verzweiflung sich die Hände blutig ringen wird."

Da näherte sich Kais dem Kaled und sagte: „Hättest Du diese Sprache anderswo als an diesem Orte geführt, so würde ich nur mit dem Schwerte antworten; aber Du wirst die Früchte Deiner Worte ärndten, sobald der Krieg wieder anfangen wird." — „Für Euch", erwiederte Kaled, „wird er nur zu früh anfangen; und mein heißester Wunsch ist, Deinen Vater in dem Handgemenge zu treffen und nicht eher von ihm getrennt zu werden, als bis der Tod des Einen von uns Beiden dem Hasse des Gegners ein Genüge gethan." Zohair lächelte verächtlich. „O Kaled", sagte er, „wäre ich eingeschlafen, Du solltest nicht wagen, mich aufzuwecken, und wenn ich mein Schwert ziehe, wirst Du vor Furcht nicht den Speichel herunterschlucken können." Aber anstatt zu antworten, wandte Kaled sich gegen die Kaaba und hielt folgendes Gebet: „Du, o mein Gott, der Du dieses Gebäude auf unerschütterlichem Grunde aufgerichtet und aus diesem Heiligthum ein Asyl der Gnade für die Kinder Arabiens gemacht hast, gieb nicht zu, daß dieses Jahr verfließe, ohne daß Du mir Gelegenheit gewährst, Zohair zu bekämpfen, ohne daß Du seinen Nacken in meine Hände lieferst und daß ich mit Deiner Hülfe über ihn obsiege!"

Blind vor Hochmuth und vor Wuth außer sich, richtete nun Zohair folgendes Gebet an das Heiligthum: „Herr, leide nicht, daß dieses Jahr ablaufe, ohne daß Du mir meine Bitte erfüllest. Gieb mir Gelegenheit, mich allein mit Kaled zu messen, um ihn zu bekämpfen: ich habe Kraft genug, ihm das Leben zu nehmen und verlange von Dir keinen Beistand." Eine große Anzahl Araber stand in diesem Augenblick um den Tempel. Als sie Zohair's Worte hörten, warfen sie sich vor den Götzen auf die Erde, küßten die Eckstein des Gebäudes und

agten: „Zohair, Du stirbst vor Ablauf dieses Jahres, weil Du Dein Vertrauen auf Dich allein gesetzt und den Ewigen beleidigt hast.“ Immer noch seiner nicht mächtig, antwortete Zohair: „Weg mit den Ermahnungen; verlanget nicht von mir, daß ich ruhig wie ein Ehrloser bleibe. Unbefriedigter Zorn verursacht einem edlen Herzen dieselben Qualen, wie ein Schwertstoß. Ja, ich schwöre bei Kaba, Ozza und allen Göttern, deren Bilder auf diesem Tempel stehen, ohne die Heiligkeit des Redscheb, würde ich Kaled in diesem Augenblicke tödten und sein Blut die Wein auf dem Gastmahle trinken.“ Kaled wollte antworten, aber die Umstehenden trennten die beiden Feinde und nöthigten sie, ihren Streit einzustellen. (Schluß folgt.)

Rußland.

Russische Skizzen.

Das Weib mit den Rechten des Mannes.

(Schluß.)

In Petersburg, wie in einen großen Bienenstock, fliegen von allen Theilen der Welt Bienen und Hummeln herein. Der arbeitsliebende Handwerker, der Commissionair eines Handlungshauses oder der Künstler kommt zu uns nach Brod, von den malerischen Ufern des Rheins, von den Rebenhügeln Frankreichs oder aus den Nebelwolken Englands. Die ersten, auf rechtliche Weise verdienten tausend Rubel — die ersten werden fast immer ehrlich erworben — gebraucht man dazu, eine Wohnung zu miethen und eine kleine Haushaltung einzurichten, wobei das erste Erforderniß eine Köchin ist. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge wird sie bald die Hauptperson im Hause des sich ansiedelnden Fremdlings. Unsere Werkstätten sind mit Finnischen und Russischen Arbeitern angefüllt; der Deutsche und Franzose glänzt nur auf den Ausgängeschildern. Ohne den Beistand seiner Köchin würde der Herr und Meister taub und stumm seyn, und was noch schlimmer ist, er würde ihn Mal des Tages von unseren schlauen Kleinhändlern, Fleischern, Gemüse- und Mehlhändlern betrogen werden, die schon bei Herberstein's Anwesenheit in Moskau die klugen Deutschen zu überlisten wußten. So muß der Hausherr unwillkürlich von seiner Köchin abhängig werden, die, ihre Stellung benutzend, sich der Klauen des Herrn bemächtigt und sie bald mit, bald gegen die Haare streicht. Endlich wird die Abhängigkeit eine Gewohnheit, die Gewohnheit zur anderen Natur, und wenn der Herr und Meister, oder der Halb-Kaufmann nicht Gelegenheit findet, sich durch eine Heirath mit der Wittwe eines Zunft-Genossen oder mit der Tochter eines Kaufmanns der Abhängigkeit von der Köchin zu entreißen, so endigt die Sache damit, daß die Köchin eine Frau Schlosserin oder Tischlerin, oder gar eine Kaufmannsfrau wird, sich in Seide und Batist kleidet, Bälle besucht und den Bürger-Klubb, wo man höchst gründliche Kritiken hören kann über verbrannte Butter und über Haselhühner, die nach dem Kirchhofe riechen.

Bisweilen hängt auch ein adeliger Mantel von den Schultern herab, erwärmt von den Flammen des Feuerheerdes. Ein armer arbeitsamer Staatsdiener, ohne Familie und Verwandte, ohne Verbindungen und Bekanntschaften, richtet sich en garçon einen kleinen Haushalt ein. Er hat viel zu thun, liebt es, im Schlafrock zu Hause zu sitzen und seine Lieblings-Schüssel auf der Tafel zu haben. Das Restaurations-Leben ist theuer, die Wäscherin noch theurer; er nimmt sich eine finnische Köchin, die ihn ernähret, für ihn wäscht und näht, ihn pflegt und tröstet, ihm schmeichelt und ermuthigt, und endlich ... nimmt die Sache ein Ende, wie mit dem Schlosser und Tischler. Die Köchin wird Ihre Wohlgeboren, Ihre Hochwohlgeboren u. s. w.

Dies sind jedoch nur immer Ausnahmen von der Regel. Der ehrwürdige Vater Enfantin, der Père suprême der St. Simonisten, muß sicht in dieser Klasse die Mère suprême, die Frau mit männlichen Rechten, une vraie femme émancipée, suchen. Er findet sie in der Zahl jener Köchinnen, die schon durch Feuer und Wasser gingen, bei Meisterleuten dienten, bei Kaufleuten und Staats-Beamten, bei Hagestolzen, Wittwen und Verheiratheten, und die ihrem Berufe treu blieben, bis das Haupthaar grau und die Nasenspitze kupfrig ward. Jede dieser Kandidatinnen zur Mère suprême einzeln zu schildern, ist eben so unmöglich, als es in einer Ethnographie und Statistik unmöglich ist, jeden einzelnen Staats-Bewohner zu bezeichnen. Vater Enfantin ist der Kern des ganzen repräsentirenden Systems; wir haben daher die Ehre, ihm die Repräsentantin aller Kandidatinnen zur Mère suprême vorzuführen, die wir auf gut Glück aus Tausenden herausholen.

Schwer nur wird es dem Père suprême werden, sich mit seiner künftigen Gefährtin und Mitarbeiterin an dem Riesenwerk der Umwandlung des menschlichen Geschlechtes in einen philosophischen Staat, verständlich zu machen. Die würdigen Köchinnen reden eine Sprache, zu deren Verständniß man die Wörterbücher der Finnischen, Ehstnischen, Deutschen und Russischen Sprache beständig zur Hand haben muß; ihre Phrasen sind mit Wörtern aller genannten Sprachen gespickt, und erscheinen dem Ohr wie ein aus den gestrigen Ueberresten von allerlei Fleischsorten zusammengesetztes Fricassé. Außerdem muß man es noch gewohnt seyn, sie sprechen zu hören; sie hauen mit der Zunge die verschiedenen Vokale von einander, wie man die Klauen von gebratenem Geflügel abhaut. Um diese Sprache zu verstehen, bedarf man indessen einer Grammatik, weil die Petersburger Köchinnen, wie alle geborene Genies, diese schwere Nahrung nicht nöthig haben. Und daß unsere Petersburger Köchinnen genial sind, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Sie lernen ihr Gewerbe eigentlich nicht; sie kommen nach der Residenz aus Reval oder aus Wiburg, wo nur sehr wohlhabende Leute Köche halten, und eine Familie, sich mit einer Köchin begnügend, die mehr, selbst an Festtagen, als drei Schüsseln auf der Tafel hat. Diese Schüsseln bestehen aus unschuldigen Kartoffeln, frommem Kohl und bescheidenen Erbsen und Bohnen, mit sehr wenig Fleisch und einer ganzen Fluth von Milch. Jetzt fragt es sich auf welche Weise, wenn nicht durch Inspiration des Genies, diese Köchinnen bei Engländern einen vortrefflichen Pudding und Rostbeef, bei Italiänern Maccaroni, bei Deutschen süße Saucen, bei Russen herrliche Kohlsuppen und Fisch-Pasteten, und bei Franzosen schmackhafte Ragouts mit Trüffeln liefern, da sie doch in ihrem Leben alle diese Wunderwerke nicht sahen? Die Köchin gleicht großen Dichtern und ausgezeichneten genialen Menschen, hält sich nicht an Schriften, sondern an Traditionen. In ihrer Seele, diesem unsterblichen Feuerheerd, brennt die Liebe zur Kunst, und nur die Liebe zu ihrer Beschäftigung bringt Wunder hervor; ihr Haupt durchkocht wie eine Kasserolle alle auf die Kochkunst sich beziehenden Ideen. Deshalb aber auch genießt die Köchin in und außer dem Hause die größte Hochachtung. Der Hausknecht, der Holz und Wasser trägt; der Kutscher, der in die Küche kommt, um sich zu wärmen; das Dienstmädchen, das seinen Kaffee am herrschaftlichen Heerde wärmt; der Diener, der die Ueberreste des herrschaftlichen Mahles verzehrt, und sogar die jungen Damen vom Hause, die in der Küche die Bolzen und die Papillotten-Eisen glühend machen — Alle schmeicheln der Küchen-Monarchin, Alle erkennen ihre Herrschaft in dem wichtigsten Theil des Hauswesens an. Das Zeichen ihrer Macht, gleichsam der diktatorische Scepter, ist eine ungeheure kupferne Kaffeekanne in der vom Morgen bis in die Nacht ein delikates Getränk aus Zicherien mit einem Zusatz von Kaffee kocht. Diese Kaffeekanne ist ein unentbehrliches Attribut der Köchin, so wie eine große weiße Haube, eine Stumpfnase, rothe oder grau-blonde Haare und Katzen-Augen. Wie ein Gebirgs-Echo ertönt ihre Stimme in der Küche, und erschreckt sogar die Personen, die auf der Hintertreppe auf- und absteigen. Wehe dem Dienstboten, der bei einer von der Herrschaft geliebten Köchin in Ungnade fällt! Nicht einmal lecken darf er die herrschaftlichen Teller, und nicht nähern darf er sich dem gesegneten Heerd, um den balsamischen Duft der Kasserollen einzuziehen! Doch, wer wagt es, der zu widersprechen, die vom Gemüsehändler, vom Fleischer, vom Mehlhändler Tribut empfängt, ja sogar von der verschmitzten Ochtaschen Milchfrau, die, mit der Köchin Erlaubniß, anstatt dicker Sahne, der Herrschaft einen aus Waizenmehl und Kreide oder Kalk fabrizirten Milchbrei liefert! Alle Lieferanten von Lebensmitteln müssen ihren Gewinn mit ihr theilen, wie einst die friedlichen Städte-Bewohner es thun mußten mit den feudalen Baronen, und jetzt die Lieferanten en gros mit ..... mit wem? Dies ausführlich zu erzählen, ist meine Sache nicht; es versteht sich aber von selbst, daß es mit denen geschieht, die theilen können und wollen.

Wenn Männer ein Frauenzimmer, das nicht schön ist, auszeichnen und sie beschenken, so geschieht es gewiß, weil ihr Vater, ihr Mann, ihr Bruder oder ihr Schwager bedeutende Leute sind. Nur die Köchin läßt sich in Folge ihres Amtes Tribut zahlen, folglich genießt nur sie allein des Mannes Rechte.

Man muß sie in Catharinenhoff oder bei den Schaukeln sehen, wenn sie, nach gestilltem Hunger ihrer Herrschaft, einen Spaziergang macht, angethan mit einer Musselinhaube, einem Anzuge von Kattun oder gar von Seide, ohne Korset und einem großen baumwollenen Umschlag-Tuch, am Arm feierlich geführt von ihrem Landsmann, dem Schlosser oder dem Schuster, und die eine Hand voll Pfefferkuchen und Nüsse. Stolz sieht sie auf das ganze weibliche Geschlecht hinab, drängt sich kühn durch die Haufen hübscher schüchterner Stuben- und Nähermädchen und geht nicht ein Mal den Frauen des Grob- und Kupferschmidts, ihrer ehemaligen Freunde, aus dem Wege. Während ihres übrigen Aufenthaltes in Petersburg diente sie wenigstens in 15 Häusern und kennt viele Menschen. Eine Menge Diener, Hausknechte und Victualienhändler kennen und grüßen sie, dem Schicksal nicht trauend, das sie auf's Neue in einer und derselben Küche vereinigen könnte. Sie fühlt ihre Wichtigkeit und nimmt diese Grüße gleichgültig entgegen. Wozu sollte sie sich auch erniedrigen? Eine reife Jungfrau oder vieljährige Wittwe, eine von ihrem Manne geschiedene Frau, oder eine Frau, die ihrem Manne den Abschied gab, weil er in Reval oder in Wiburg zu sehr dem Trunke ergeben war, sucht unsere Köchin schon keinen Ehemahl mehr in dem Volkshaufen, braucht also nicht die Anspruchslose zu spielen, wie es die jungen Mädchen öffentlich thun, um später zu Hause die Maske abzuwerfen. Die Köchin bleibt stets in ihrem Charakter, wie es einem selbstständigen Manne geziemt: sie verstellt sich vor fremden Leuten nicht, wie alle solche, die Männer suchen; sie ist immer gleichgültig, eigensinnig und laut, bei den Schaukeln wie in der Küche, auf dem Markt wie im Laden. Und ist das nicht ein Vorrecht des Mannes?

Obgleich die Köchin gewöhnlich aus Ehstland oder aus Finnland nach St. Petersburg kommt, so ist ihr Vaterland dennoch — terra incognita — ein unbekanntes Land. Sie sagt immer, sie sey eine Wedin. In der Geographie aber giebt es kein Land, das Weden heißt und kein Volk mit Namen Weden. Dem System aller Sprachforscher folgend, versuchte ich dieser Benennung einzelne Buchstaben hinzuzufügen und fand, daß zu dem Worte W e d i n am besten das Sch paßt. Sollte meine Kandidatin zur Femme suprême am Ende wohl gar eine Landsmännin von Gustav Wasa und der Königin Christine seyn? Es giebt Schwedische Worte in der Sprache der Köchin, aber auch Deutsche und Russische. Ich habe ihren Paß, ich habe Traditionen zu Rathe gezogen, ich habe Alles mit ihren eigenen Aussagen verglichen, aber in dem ganzen Geschlechtsregister weder einen Schweden noch eine Schwedin gefunden, wohl aber eine ganze Reihefolge von Ehsten und Finnen, deren Herkunft sich im Dunkel der Geschichte der Sardellen verliert. Gleichergestalt leiten einige Stämme Afrika's und Amerika's ihre Geschlechter von Löwen und Tigern ab, stehen aber deswegen nicht höher als meine Köchin, weil Löwen und Tiger den Menschen verschlingen, der Mensch aber die Sardellen verzehrt.

Oh! père suprême, Herr Enfantin! Komme aus Aegypten zu uns, wirf die Aegyptische Gelehrsamkeit von Dir und falle zu den Füßen der Petersburg'schen Finnischen Köchin. Rufe aus, wie Archimedes, als er zufällig eine mathematische Aufgabe löste: „Gefunden!“

Gesunden!" Begrüße, o père suprême, Deine Gefährtin, die mère suprême! Dieses Mütterchen wird Dich waschen, Deinen St. Simonistischen Bart kämmen, Dir zuhören, Kaffee vorsetzen und Dich mit einer guten Suppe erquicken, die vielleicht Deinen Magen verbessert und in Folge dessen auch Deinen Kopf, was Dir sehr noth thut. Ich habe Dir alle erhabenen Eigenschaften, alle Vorzüge meiner Kandidatin auseinandergesetzt, und danach kann bei Dir kein Zweifel mehr obwalten, daß sie die femme émancipée „das Weib mit allen Rechten des Mannes" sey. Nicht nur, daß sie, selbstständig lebend und waltend, unabhängig von Männern ist und sie beherrscht, — sie nimmt auch Sporteln entgegen, was bei allen Völkern das unbestreitbare Privilegium der Männer ist, die, bestehenden Gesetzen zufolge, nur allein die Erlaubniß haben, mit Sporteln verbundene Aemter zu bekleiden. Freuen wir uns Alle, die wir uns Menschen nennen. Die Zeit der Umgestaltung ist für uns gekommen. Der père suprême, Herr Enfantin, hat seine mère suprême gefunden, und von diesem Augenblicke an beginnt die Emancipation oder die Befreiung des weiblichen Geschlechts aus der Gewalt des Mannes und dessen Zulassung zum gleichen Genuß der männlichen Rechte. Welcher Meisterstreich! Nur darum bitte ich, daß man zu Richtern und Protokollführern hübsche, freundliche und geschmeidige Damen wähle. Ich habe einen höchst ärgerlichen, langweiligen Prozeß, aber auch 4 schöne und muntere Vettern unter den Husaren. Ihnen werde ich die Führung meines Prozesses übergeben. Und Sie, meine achtbaren Besitzer und meine bebenden Besitzerinnen von Mode-Magazinen, nicht wahr, auch Sie wünschen es, daß Damen die Kassen führen, Tarife abfassen und Zoll-Aemter verwalten? Dann würde es gewiß keinen Schleichhandel und kein langes Schulden-Register in Ihren Büchern geben. Eines nur fürchte ich: den Damen nämlich die Brief-Posten anzuvertrauen. Sollte wohl die Eifersucht es sich versagen können, den Brief eines Liebhabers nicht zu erbrechen? Schwer möchte es doch wohl werden, einer solchen Versuchung zu widerstehen. Was würden wir dagegen für köstliche Bälle, — welche vortreffliche Sänger würden wir in der Oper haben, wie lustig würden wir leben! Ich danke Dir schönstens Monsieur Enfantin, für Deine Erfindung, wiewohl ich nicht gesonnen bin, mein kleines Vermögen mit Dir zu theilen; Du aber mußt mir doppelt dankbar seyn, weil ich Dir eine mère suprême gab und nichts dafür von Dir verlange, weder Deinen Bart, noch Deinen Kopf, noch Deinen Esel, ja nicht einmal Dich selbst!

Thaddeus Bulgarin.

England.

Die Deutschen Weinströme.

So oft auch schon der Rhein Gegenstand der poetischen und der pittoresken Darstellung bei den Engländern gewesen ist, glauben wir doch, die nachstehende Schilderung, die dem Reisebericht eines Engländers entlehnt ist, der, um die vorjährigen Musik-Aufführungen unter Felix Mendelssohn's Leitung in Düsseldorf zu hören, nach Deutschland kam, als ein besonders charakteristisches Bild hervorheben zu dürfen.

„Der bloße Name des Rheins belebt unsere Phantasie mit lieblichen Bildern. Das Wort hat einen zauberischen Klang: es reimt mit Wein (Rhine and Wine).

Ein Rebenhügel soll weniger pittoresk seyn, als ein Hopfengarten; ich habe nichts dawider. Der Hopfen ist ein recht ergötzliches Gewächs für das Auge, wenn er seine reich beladenen Stengel in die Luft sendet, und über einen hohen Gitterzaun hinauswuchert, wenn die erquickende Kühle seines Schattens zum festlichen Gelage einladet. Die Rebe empfiehlt sich nicht durch ihre Höhe, durch ihr Kolorit oder andere, dem Hopfen eigenthümliche Vorzüge. Aber auch sie hat ihre Reize. Sie wächst anmuthig empor, sie neigt sich der mütterlichen Erde wieder zu, die ihre zarten Fasern mit edlem Safte tränkt; die Rebe paßt nicht für den Maler, aber desto mehr für den Dichter. Schaut, wie sie an den rauhesten Orten hervorkeimt, als wollte sie uns zurufen, daß sie auch Felsenherzen durchdringen kann! Längs den Ufern des Rheins wuchern die Reben wie Unkraut. Wo nur ein Fleckchen Erde sich hin verloren hat, und wär' es auf dem schroffsten unwirthbarsten Felsen, da gedeiht eine Rebe und läßt ihre purpurne Frucht in die Wellen des Stromes fallen, wofern kein verwegener Fuß die Felswand hinanklimmt, um sie zu retten.

Die Weingärten an Fluß-Ufern sind keine gewöhnlichen Weingärten. Sie ziehen an Abhängen und schlängelnden Ufern hin; sie streben zum Gipfel der Felsen empor, und blicken freundlich aus tiefen Furchen und Spalten. Man sieht nicht das feine Gewebe ihrer Fibern; wohl aber ein zartes, gleichsam verschwimmendes Grün, dem die Schatten der reichen Früchte Relief geben. Der Weingarten auf einer Fläche ist ein armseliges Ding, ein wahres Kartoffelfeld. Ganz anders nehmen sich die Weinberge aus. Und welche Reize hat die Lese der Trauben? Seht jene Gruppen von Mädchen, welche die steilen Pfade hinanklimmen — seht, wie sie fast ehrfurchtsvoll vor den Weinstöcken sich niederbücken, wie sie auf dem wellenförmigen Boden sich zerstreuen, gleich einem Vögelschwarm — wie sie, wenn die Arbeit vollendet ist, unter heiterem Gesang nach Hause kehren! Ein Tag am Rheine ist mehr werth, als eine Woche in den Lust-Parken von Kent.

Von der Mosel weiß ich weniger zu rühmen. Sie fließt durch ebenere Gegenden, und an ihren Krümmungen ist nicht viel Schönes. Aber sie hat einen herrlichen Fleck, der jedes anderen würdig — es ist die Gegend, wo sie mit dem Rhein sich vereinigt, wo sie unter der vielbogigen Brücke durchströmt, welche die alte Römerstadt Koblenz mit dem Weidengrunde am jenseitigen Ufer verbindet. An der einen Seite lächelt das freundliche, jetzt mit Wällen und Bastionen stark bewehrte Koblenz; gegenüber schlummert das kleine Dörfchen (?) Thal (Thal-Ehrenbreitstein) am Fuße der lothrechten Felsenmasse des Ehrenbreitsteins, und eine fliegende Brücke führt uns so schnell, als ging' es mit der Fluth, aber so sicher, wie ein ankerndes Schiff, ans Ufer. Die niedlichen zerstreuten Hüttchen, die Kapellen und Gärten, welche die Ufer des Stroms beleben, bilden ein Ganzes, das der Mosel viel Ehre macht. Man braucht nur so viel von diesem Flusse zu sehen, als der Standpunkt auf der Koblenzer Brücke zuläßt, um dem strohgelben Moseler Wein immer einen Ehrenplatz auf seiner Tafel zu gönnen.

Wie Schade ist es doch, daß die Maas keine Reben hat! Das herrliche Schweizerthal in Miniatur, welches dieser Fluß durcheilt, verdiente wohl solchen Besitz. Auf der ganzen Strecke von Lüttich bis Namur reiht sich eine prächtige Natur-Scene an die andere. Der Wein der Maas (Meuse) würde uns, wenn wir nur einen Buchstaben auslöschten (Muse), auf den Helikon versetzen, und Anakreon würde ihm manche Ode geweiht haben.

Die Wein-Pflanzungen auf den Höhen oberhalb Mainz, die auf den Main herabschauen, sind zahlreich und ergiebig; allein es fehlt ihnen das Malerische. Sie ziehen über wellenförmiges Land, das fast unmerklich in die niedrigeren Distrikte sich verliert, die man unpassend das Main-Thal nennt. Ein Thal ist da nicht vorhanden; die Landstrecke ist zwar niedrig genug für ein Thal, allein es fehlt ihr die schroffe Begränzung. Der ruhig dahingleitende Fluß hat seine Reize; er zieht sich wie ein Silberfaden durch die grüne Fläche; aber man vermißt hier eine Landschaft, die des unsterblichen Weines würdig wäre, der auf einem Hügel an seiner Seite wächst. Es ist der weltberühmte Hochheimer (Hock), der edelste aller Rheinweine, nächst dem Königlichen Johannisberger. Das kleine Dorf Hochheim liegt etwas erhöht mitten unter Weingärten, die es wie eine Schildwache beschützt. Dies Dorf ist weiter nichts, als eine Wein-Niederlage; allein man sieht von da bis nach Heidelberg, das auf den fernen Bergen wie ein Nebelbild zu ruhen scheint.

Sehr mit Unrecht haben wir Engländer den Namen Hochheimer in Hock verstümmelt, unter welcher fatalen Benennung wir sogar alle Rheinweine ohne Unterschied zu begreifen pflegen. Wär' es nicht besser, wenn man die vaterländischen Namen der Weine unverändert beibehielte, um bei dem jedesmaligen Genusse recht lebhaft an ihre reizende Heimat erinnert zu werden? Könnten wir uns nur durch die Wahrheit in die Poesie hinein raisonniren, wir würden den Wein mit größerem Enthusiasmus trinken. Die Rheinweine haben auf der weiten Erde ihres Gleichen nicht; Madeira, Xeres und Porter müssen ihnen den Ehrenplatz räumen. Das Leichte, Feurige und doch Harmlose des Rheinischen Rebensaftes macht ihn jedem Klima angemessen, unser dumpfiges England ausgenommen, wo man denselben erst mit Eitros versetzen muß, bevor er in der nebligen Atmosphäre getrunken werden kann. Trinkt ihn doch lieber rein und unverwässert in seiner lachenden Heimat!"

(Atlas.)

Bibliographie.

Memoirs of the life and writings of the Rev. Reginald Heber. (Ueber das Leben und die Schriften Heber's.) Von Thomas Taylor.

An inquiry into the nature and properties of the blood. (Ueber das Blut.) Von C. T. Tuckrab. Nebst einem Lebens-Abrisse des Verf. von Dr. Wright. 7½ Sh.

The United States and Canada. (Die Vereinigten Staaten und Kanada in den Jahren 1832, 33 und 34.) Von C. D. Arfwedson. 2 Bde. 28 Sh.

A manual of aphorisms in chemistry. (Aphorismen über Chemie, Pharmacie, Toxikologie u. s. w.) Von Robert Venables.

Observations on the Genus Unio, together with descriptions of new genera and species in the families Naiades, Cocbae, Colemaceae, Lymneanae, Melanianae and Peristomianae. — Von Isaac Lea. Mit kolorirten Abbildungen.

Mannigfaltiges.

— Consumtion verschiedener Artikel in Europa. Im Jahre 1780 wurden 600,000 Ctr. Kaffee in Europa eingeführt, 1788 war die Einfuhr auf 1,500,000 Ctr. gestiegen. Im Norden überwog der Verbrauch des Thee's den des Kaffee. 1730 wurden 3,000,000 Pfd. Thee in sämmtlichen Europäischen Häfen eingeführt, und im Jahre 1780 hatte sich die Einfuhr dieses Luxus-Artikels in dem Verhältnisse von 12 zu 1 gesteigert und von jener Zeit bis 1809 wuchs die Consumtion in dem Verhältnisse von 11 zu 5. — 1730 betrug die Einfuhr des Zuckers in Europa 1,450,000 Ctr. oder 240,000 Tons, im Jahre 1815 aber 3,941,000 Ctr. oder 297,050 Tons und im folgenden Jahre 586,000 Ctr. oder 29,300 Tons mehr. Der Verbrauch des Tabacks ist gleichfalls sehr bedeutend in Europa und variirt in den verschiedenen Ländern folgendermaßen: in Frankreich kommt jährlich auf eine Million Einwohner ungefähr die Quantität von 273,000 Pfd. und in England 845,000 Pfd. In England werden von einer Million Einwohner 63,000 Hektoliter Branntwein und 135,000 Hektoliter Bier consumirt. Der Werth des verbrauchten Biers betrug im Jahre 1831 2,500,000 Pfd. Sterl. — 1827 wurden in Preußen 125,000,000 Quart Branntwein gebrannt. In Schweden war die Bereitung jeder Art geistigen Getränks zu einer solchen Ausdehnung gelangt, daß für das ganze Jahr 1832 die Brennt-Destillation untersagt wurde. In Dänemark giebt es nicht weniger als 3000 Branntweinbrenner, so daß Einer auf je 600 Einwohner kommt. Ueberdies werden jährlich noch 80,000 Fässer Branntwein eingeführt.

(Le Réformateur.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Freitag den 19. Dezember 1834.

Portugal.

Bourmont's Kommando in Portugal und die Belagerung Lissabon's durch die Miguelisten.

Aus dem Tagebuche eines Französischen Offiziers. *)

Das ganze von Porto aufgebrochene Heer Dom Miguel's befand sich den 4. September, um die Mittagszeit, vor Lissabon. Es waren 15 — 16,000 Mann, alle voll Kampflust und Begeisterung und ihres Sieges in solchem Grade gewiß, daß schon an alle Corps-Chef's der Befehl ergangen war, beim Einzuge in Lissabon die strengste Disziplin zu handhaben.

Seit dem 24. Juli hatte man Zeit genug gehabt, um Lissabon furchtbar zu befestigen. Auf allen erhöhten Punkten, welche die Stadt an der Nordseite schützen, waren Gräben gezogen und Verschanzungen angelegt. Diese Linien hatten eine Ausdehnung von zwei Lieues und waren mit dreihundert Kanonen von schwerem Kaliber — theils aus dem Zeughaus, theils aus Schiffen — bedeckt. Bedeutende Verstärkungen, die man zur See von Porto erhalten hatte, und neu organisirte Bataillone verstärkten das von Dom Pedro und seinen Generalen Villaflor und Saldanha kommandirte Heer bis auf 12,000 Mann. Die Kühnheit der Pedroisten wuchs bei der Ankunft jener ausländischen Bataillone, die Porto so tapfer vertheidigt hatten.

Marschall Bourmont verlegte sein Haupt-Quartier nach Lumiar, der Ober-General, Baron Clouet, das seinige näher an das Campo Grande; vor dieser Promenade befand sich das Centrum des Heeres, hinter welchem eine Reserve von 4000 Mann und 18 Kanonen unter den Befehlen Louis v. Bourmont's aufgestellt war. Der linke Flügel besetzte das Dorf Portella und seine Umgebungen; die Reiterei war größtentheils in Luz, unter dem Kommando des Grafen de la Rochejacquelin vereinigt, und der rechte Flügel dehnte sich von Bemfica bis zu den Höhen aus, die Alcantara und Belem beherrschen. Als diese Stellungen eingenommen und die Vorposten ausgestellt waren, wartete die Armee in Erwartung eines heißen Kampfes.

Der König (Dom Miguel) ritt durch die Linien; der Enthusiasmus, den sein Anblick einflößte, war für Jeden ein Bürge des Sieges. Den 5. September, Morgens 5 Uhr, stand das Heer unter den Waffen; das Wetter war herrlich. Die Infanterie-Brigade des Obersten Dubreuil griff zuerst an, indem sie aus dem Dorfe Palma debouchirte; sie warf sich auf das Centrum der feindlichen Linie und begann ein lebhaftes Feuer mit den Tirailleuren, welche an den Abhängen vertheilt waren, über denen man die Redouten errichtet hatte. Von allen diesen befestigten Punkten feuerte die feindliche Artillerie auf unsere Brigade, deren Bewegung sie vergebens zu hemmen suchte.

General Lemos zog mit seiner Division auf Umwegen längs der Wasserleitung, die Wasser nach Lissabon führt, und zwar rechts von Dubreuil's Brigade. Er embuskirte sich hinter Mauern auf Pistolenschuß-Weite von den Forts vor dem Campo d'Ourique, wo er den ganzen Tag in vollkommener Unthätigkeit blieb.

Die Brigade Dubreuil mußte also jenen Angriff gegen das Centrum von Lissabon (welchen Stadttheil man mit Recht für den unbeschützbarsten hielt) ganz allein ausführen, und sie that dies mit großer Unerschrockenheit. Ein großes, von vier Kanonen und einigen Werken vertheidigtes Haus stand am Eingang der Stadt; lange Zeit waren die Operationen der Brigade gegen dasselbe gerichtet und der Kampf verlängerte sich bei wohlunterhaltenem Tirailleurfeuer ohne entschiedenen Vortheil. Da befahl der General de la Rochejacquelin seinem Adjutanten und Neffen Louis, zu rekognosziren, ob vielleicht am Ende einer Mauer ein Weg sey, der zu einer Redoute führte. Dieser brave, junge Offizier begiebt sich alsbald auf den Marsch, begleitet von einigen Reitern, die sich von einer Eskadron ablösen, der er begegnet. Statt nun rechts von der Mauer sich zu halten, wo er vor dem feindlichen Feuer geschützt gewesen wäre, wandte er sich links, marschirte gerade auf die Redoute los und fand in ihrer Nähe den Heldentod: alle seine Begleiter hatten ein gleiches Schicksal.

Es war ein Uhr. Die kleine Schaar, welche bis dahin gegen einen dreifach überlegenen Feind gestritten hatte, der noch obendrein hinter Verschanzungen steckte, war äußerst ermüdet, der Marschall war bei der Action zugegen, die er von den Anhöhen von Palma aus beobachtete, wo es feindliche Kugeln regnete. So verlängerte sich der Kampf unter seinen Augen bis vier Uhr des Abends, als er dem General Clouet den Befehl gab, neue Truppen vorrücken zu lassen. Der General bemerkte ihm, es dürfte wohl für einen zweiten Angriff zu spät am Tage seyn, die Stellung könne nur mit dem Bajonett erobert werden und nicht durch Tirailleurfeuer, und endlich seyen auch die Truppen schon zu sehr ermüdet.

Diese verständigen Reflexionen bestimmten den Marschall, von dem Könige selbst Befehle einzuholen. Er ritt zu Dom Miguel, und stellte ihm vor, daß fast die ganze Armee den Befehl zum Vorrücken erwarte, um das von der Brigade Dubreuil so gut eingeleitete Gefecht zu unterhalten. Nach kurzem Ueberlegen war Dom Miguel nicht dieser Meinung. Jetzt erhielt General Clouet den Befehl, das Gefecht allmälig zu beenden. Mit Eintreten der Dämmerung hörte das Feuern auf. Der Feind wagte es nicht, unsere Brigade in ihrer rückgängigen Bewegung zu folgen. Man campirte auf dem Schlachtfelde und in den Stellungen, deren man sich bemeistert hatte.

Wir hatten an Todten und Verwundeten einen Verlust von 300 Mann; und die Französischen Offiziere beweinten den Tod eines ihrer bravsten Kameraden: der Feind verlor — was beinahe unglaublich — doppelt so viele Soldaten, als wir. Mann könnte dieses Faktum daraus erklären, daß ihre Artillerie, die auf Redouten von ziemlich lockerem Terrain gepflanzt war, nie richtig zielte, und daß mehrere Mauern und Quinta's unsere Soldaten beschützten.

Dom Pedro zeigte an jenem Tage große Thätigkeit. Man sagt, er sey von einer Flintenkugel gestreift worden. Mehrere Offiziere von seinem Generalstabe fielen an seiner Seite, und ein Adjutant des Generals Saldanha wurde in dem Augenblick, als er aus dem Fenster eines großen Hauses am Eingang der Stadt unsere Bewegungen beobachtete, durch eine Kanonenkugel getödtet. Dieses erfolglose Gefecht brachte unsere Armee in wahre Verzweiflung; denn wir hatten uns geschmeichelt, daß wir noch an demselben Tage in Lissabon einziehen könnten. Ich will über die Motive nichts entscheiden, die an jenem Tage unsere beiden Generale zu abweichenden Meinungen stimmten: es sey ferne von mir, so edlen und vortrefflichen Männern zu nahe zu treten. Nur ein Faktum will ich anführen, das nachmals die bedenklichsten Folgen hatte. Das Corps, zu welchem ich gehörte, bildete einen Theil der Reserve, die auf dem Campo Grande den ganzen Tag vergebens einem Befehl zum Vorrücken entgegensah. Aus den Fenstern des Hauses, wo Louis v. Bourmont logirte, war ich Zuschauer des Kampfes und kann bezeugen, daß alle feindlichen Kanonen auf die Brigade Dubreuil feuerten, und sogar viele Granaten gegen uns schickten, die jedoch wenig Unheil anrichteten.

Das Benehmen des Generals Lemos schien unerklärlich. Man beschuldigte ihn der Verrätherei: diesen Verdacht kann ich nicht theilen, und Niemand zweifelt jetzt an seiner Treue. Man glaubt allgemein, er habe hinter seiner Mauer und zur Rechten der Brigade Dubreuil's, die er unterstützen sollte, einen entschiedeneren Erfolg dieser Brigade erwartet, um dann ein Manöver auszuführen, das die Situation des Treffens nothwendig machte. *)

Der Oberst Dubreuil zeigte bei dieser Affaire großes militairisches Talent und die größte Tapferkeit; sein Ordonnanz-Offizier Rubichon war ungemein thätig und voll Geistesgegenwart. Der Oberstlieutenant des Infanterie-Regiments Braganza, Herr Leduy, war beständig mitten im Feuer, und verlor viele Soldaten seines braven Regiments. Auch das schöne Bataillon Königlicher Freiwilligen von Lamego, unter seinen braven Chefs, dem Obersten da Barsea und dessen Bruder, verdiente sich großes Lob.

Am folgenden Tage trat man, gegen die Erwartung des Heeres, nicht aus den Linien heraus. Bei dem Marschall war Kriegsrath gehalten worden, der zu keinem einstimmigen Beschluß führte, und die Attake wurde auf unbestimmte Zeit verschoben. Der Feind benutzte die Ruhe, die wir ihm ließen, um die Plattformen seiner durch das gestrige Feuer beschädigten Forts wieder herzustellen, die Gräben breiter und tiefer zu machen, und neue Gräben zu ziehen. Wir sahen deutlich, wie die Einwohner Lissabon's mit dieser Arbeit beschäftigt waren, und versuchten es nicht, sie zu stören. Dom Pedro, der einen nahen Angriff befürchtete, ließ, um uns die Zugänge zur Stadt noch mehr zu erschweren, drei Nächte hintereinander an drei verschiedenen Orten Feuer anlegen, wodurch die Häuser und allerliebsten Quinta's zwischen Lissabon und unseren Linien eingeäschert wurden. Drei Nächte hindurch

*) Journal d'un officier français au service de Don Miguel. Paris, 1834.

*) In einer aus Genf datirten, und an die Gazette de France adressirten Reclamation sucht General Lemos sich zu entschuldigen, indem er sagt, er habe nur wegen unübersteiglicher Hindernisse und mit Gutheißung des Generals Clouet das weitere Vorrücken unterlassen. Wie dem nun sei, diese Unthätigkeit war ein Fehler, der alle glücklichen Erfolge dieses Tages compromittirte. (Anm. des Verf.)

erhellten diese drei Feuersäulen die Anhöhen der Stadt und unser Lager.

Während dieser Zeit warf man unaufhörlich Bomben und Granaten gegen unsere Vorposten und sogar auf das Campo Grande und nach Lumiar. Ein hervorragendes, ungefähr in der Mitte des Campo Grande belegenes Haus, das, in welchem Graf Louis von Bourmont wohnte, diente der feindlichen Artillerie als Zielscheibe, wodurch der Eintritt in dieses Haus, vor welchem ich mit meinem Regiment bivouakirte, sehr gefährlich wurde.

Bis zum 13. September blieben wir völlig unthätig; wir beobachteten bloß den Feind und schützten uns gegen seine Angriffe. Die Armee glaubte damals, man werde wieder jenem traurigen Systeme folgen, in Folge dessen sie so lange vor Porto liegen mußte, ohne der Stadt sich bemeistern zu können. Die Soldaten murrten, die Chefs hatten Mühe, eine Disziplin aufrecht zu halten, die mehr als jemals nothwendig war, und die Milizen fingen an zu desertiren. Diese Leute gingen aber nicht etwa zum Feinde über: sie kehrten an ihren heimatlichen Heerd zurück und bewahrten für Dom Miguel und seine Sache dieselben Gesinnungen; allein sie glaubten, dieser Krieg, den sie nun schon so lange führten, nähme kein Ende; sie fühlten weder Kraft noch Muth genug, um neuen Gefahren entgegen zu gehen. (Schluß folgt.)

Arabien.

Zohairs Tod.

(Schluß.)

Nach diesem Auftritte blieb Kaled nur drei Tage in Mekka. Er trat die Rückkehr nach seiner Heimath an und machte mit seinen Kriegern große Tagereisen. Sie kamen endlich bei ihrem Stamme an. Ihre Familien hatten die Berghöhen verlassen und ihre Zelte in der Ebene neben Quellen und Seen aufgeschlagen. Der heilige Monat Redscheb verlieh ihnen Sicherheit; aber fast jede Hütte erscholl von Seufzern und Schluchzen über den Verlust der gefallenen tapferen Krieger. Sobald Kaled abgestiegen war, sprach er den Angehörigen der Todten Muth zu und ließ die drei verbündeten Stämme zusammenkommen. Nachdem er sein Begegniß zu Mekka mit Zohair erzählt, fügte er hinzu: „Ich habe die Absicht, unsern Feind, wenn er das Gebiet von Mekka verläßt, aufzusuchen, auf daß er das vergossene Blut bezahle. Sind wir Zohair los, so greifen wir seinen Stamm an und vertilgen ihn gänzlich. Antar ist in diesem Augenblicke, von den Seinen entfernt, mit einem Kriege in Jemen beschäftigt; benutzen wir diese Gelegenheit nicht, so werden die Benu Abs uns neue Kränkungen zufügen." Die Benu Amer nahmen diese Worte mit begeistertem Beifall auf. „Wir billigen Dein Vorhaben", sagten sie, „nimm alle erforderlichen Maßregeln, daß es auch gelinge. Wir sind unser fünf tausend Mann und können Zohair's schwache Begleitung leicht vernichten. Wie viel von uns verlangst Du, um Dich zu begleiten?" „Alle", sagte Kaled, „ich werde Euch in mehrere Schaaren theilen und auf verschiedenen Wegen schicken, damit unsere Beute uns nicht entwische."

Alle bereiteten sich nun zu dieser wichtigen Unternehmung vor. Es waren noch zehn Tage des heiligen Monats übrig. In sieben wurden die Zurüstungen zur Reise beendigt und drei Tage vor Ablauf des Redscheb machten sie sich auf den Weg. Als sie eine gewisse Strecke von ihren Wohnungen entfernt waren, theilte Kaled sie in mehrere Trupps und gab einem jeden einen besonderen Weg an. „Geht", sprach er, „seyd voll Muth und Eifer, unser gemeinschaftliches Ziel ist das Land Hauazen." Die Abtheilungen begaben sich, jede nach einer besonderen Richtung, in die Wüsten und verfehlten nicht, ihre Renner bald zu stacheln, bald zu zügeln. Mittlerweile hatte Zohair, nach beendigter Wallfahrt, Mekka mit den Seinigen verlassen, tiefen Haß im Herzen gegen Kaled. Er begab sich nach dem Markte von Okkaz, wo er Freunde hatte, die ihn gastfrei aufnahmen. Er verweilte dort eine Zeit und setzte alsdann seine Reise fort. Das Schicksal wollte, daß er wenige Tage nach dem Ablaufe des Monats Redscheb in dem Lande Hauazen ankam. Er schlug seine Zelte neben dem See auf, nicht ahnend, was für ein Loos ihm der Herr des Himmels aufbewahrte, jener Gebieter, dessen Willen geschiehet, ohne daß Etwas seine Wirkung verzögern kann, — der, welcher die Starken und Mächtigen vertilgt und Tausend Geschlechter aus dem Buche des Lebens gestrichen hat.

Es war gegen Abend, als Zohair sich am Ufer des Sees gelagert hatte. Er nahm ein leichtes Mahl und als die Nacht herangebrochen war, schickte er sich zur Ruhe an. „Laß uns reisen, Vater", sagte Kais zu ihm, daß wir schnell die Wüsten zurücklegen, die vor uns sind, damit wir im Dunkel der Nacht das Land der Benu Amer durchziehen: Sie brennen vor Verlangen, sich an Dir zu rächen und ich fürchte die Hinterlist, deren die Seele Kaleds den Dschafar voll ist; ich fürchte, er überrascht uns an diesem Orte und übt an uns schreckliche Widervergeltung." — „Was sagst Du Kais?" rief Zohair lachend, „was sind in meinen Augen solche Schufte, wie die Benu Amer! wer ist Kaled ben Dschafar? was gelten mir alle Krieger in den weiten Ebenen von Arabien? bei dem ewigen Gotte schwöre ich, daß ich vor drei Tagen und drei Nächten diesen Ort nicht verlassen werde und kämen von allen Weltgegenden her die Feinde auf mich losgestürzt. Man soll nicht sagen, daß ich unter dem Schutze der Nacht die Gegend der Benu Amer durchzogen habe. Man könnte sonst glauben, sie hätten mir Furcht eingejagt und es vergessen, daß noch vor kurzem meine Mäßigung und meine Großmuth allein sie verschont hat." Als Kais diese Worte vernahm, sah er ein, daß das Leben seines Vaters das Ziel erreicht habe. Genöthigt jedoch, diesem unklugen Entschlusse nachzugeben, empfiehlt er seinen Gefährten, sich auf jedes Ereigniß gefaßt zu halten und während Zohair schliefe, zu wachen.

Unterdessen war Kaled den Dschafar im Lande Hauazen angelangt. Er hatte eine Gegend gewählt, wo er sich in Hinterhalt legte, seinen Feind erwartend. Da Zohair zu erscheinen zögerte, so sagte er zu seinen Kriegern: „Wer von Euch Wackern, will Erkundigungen über den Weg, den Zohair genommen, und über den Ort, wo er sich befindet, einziehen, damit unsere Maßregeln nicht durch den Zufall vereitelt werden? Er muß bei den Gewässern von Hauazen angekommen seyn und die Strecken der Wüste öffnen sich nun vor ihm. Wenn er uns nur nicht entwischt und wir die Frucht unserer Mühe einbüßen." — „Niemand", erwiederten Jene, „kann, o Kaled, Dein Verlangen besser erfüllen, als Amru den Scherid, weil er mit den Benu Abs verwandt ist und einen Vorwand hat, vor ihnen zu erscheinen. Er kann ihnen sagen, er sey gekommen, seiner Schwester, der Königin Temadur, auf Anlaß ihrer Pilgerreise, Glück zu wünschen. Er wird den Ort, wo sie lagern, erforschen und uns Nachricht bringen. Wer aber von uns unternehmen würde, Feinde, die auf ihrer Hut sind, auszukundschaften, würde ihnen wahrscheinlich in die Hände fallen und von seinen Gefährten nicht wieder gesehen werden. — „Aber", sprach Kaled, „ich fürchte, Amru verräth uns." — „Sey unbesorgt", sagten die Benu Amer, „ein tiefer Haß erfüllt Amru gegen Zohair, der ihn aus dem Lande Schuhe verwiesen hat und ihn getödtet hätte, wenn nicht seine Schwester Temadur für ihn eingeschritten wäre. Wir bürgen für seine Treue." Kaled rief Amru herbei und machte ihn mit der Sendung, die ihm anvertraut werden sollte, bekannt. „Ich nehme sie an", sagte Amru, „aber ich fordere von Euch eine Bedingung, feierlich müßet Ihr mir deren Vollzug versprechen." — „Was ist das für eine?" fragte Kaled. — „Wenn ihr Zohair getödtet habet, führet meine Schwester nicht gefangen fort; ihre Kinder sollen keine schlechte Behandlung erleiden und wie sie frei bleiben." Kaled schwur, Temadur und ihre Kinder zu beschützen. Durch diese Zusicherung zufrieden gestellt, reiste Amru ab und die Benu Amer, voll von Hoffnung, erwarteten ungeduldig seine Rückkehr.

Es war Mitternacht, als Amru sich von ihnen getrennt hatte. Beim Anbruch des Tages war er bei den Gewässern von Hauazen. Kais war der erste, der seiner ansichtig wurde. Trotz der Entfernung erkannte er ihn an der Art, wie er zu Pferde saß, und auf der Stelle die treulose Absicht des Ankommenden durchschauend, sagte er zu Zohair: „Hier, Vater, ist mein Oheim, der mit aller Schnelligkeit seines Pferdes sich uns nähert. Ich bin überzeugt, er kommt als Spion der Benu Amer." Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so war Amru bei ihnen, er grüßte den König Zohair und trat in seiner Schwester Zelt. Zohair und Kais folgten, man setzte sich und die Unterhaltung nahm ihren Anfang. „Mein Oheim", sprach Kais, „welch ein Grund hat Dich zu der mühevollen Reise bewogen und zu uns geführt?" Amru antwortete: „Ich bin gekommen, Euch zu Eurer Wallfahrt zu beglückwünschen und zugleich Euch eine Nachricht zu bringen. Kaled, der Sohn Dschafar, hat alle Benu Amer versammelt und sich vorgenommen, eine glänzende Rache an Euch zu üben. 5000 an Zahl, haben sie sich vor zwölf Tagen aufgemacht, um Euch auf dem Rückwege von Mekka aufzusuchen. Ich rufe den Schöpfer der Welt zum Zeugen, seit dem Augenblick ihrer Abreise, habe ich vor Sorgen um Euch keine Ruhe gehabt; ich bin ihrer Spur gefolgt, um ihre Bewegungen zu erforschen und Euch davon in Kenntniß zu setzen. Zuerst haben sie sich bis nahe an Mekka begeben; von dort sind sie zurückgekehrt, haben sich in die Wüsten vertieft, die Richtung nach ihrer Heimat einschlagend. Als ich sah, daß sie überzeugt, Euch nicht mehr zu erreichen, ihr Unternehmen aufgegeben hatten, wurde meine Besorgniß gestillt. Ich habe diese Straße eingeschlagen, um Euch zu treffen, wohl wissend, daß Ihr keinen Umweg nehmet, sollten auch Feinde, zahlreich wie der Sand der Wüste, Euch anfallen. Jetzt bin ich hoch erfreut, daß ich Euch hier gefunden und versichert seyn darf, daß Ihr nichts mehr zu befürchten habet."

Bei diesen letzteren Worten lächelte der König Zohair. „Böser Scherids Sohn", sagte er, „daß Männer meines gleichen nichts besorgen. Bei Lat und Ozza! mein heißester Wunsch ist, den Benu Amer zu begegnen. Ich erwarte sie; haben sie Dich als Kundschafter gesandt, so kehre zu ihnen zurück und sage ihnen, daß ich vor drei vollen Tagen diese Stelle nicht verlassen werde." — „O König", erwiederte Amru, „hat Deine Seele den Haß gegen mich noch nicht vergessen? Dem Guten, das ich gethan, leihest Du böse Absichten und hast mich im Verdacht der Verrätherei! Die Gefahr meiner Schwester und ihrer Kinder allein hat mich hierher gezogen. Ich fürchtete, daß Temadur gefangen abgeführt und die Schmach davon auf mich zurückfallen werde. Da ich sie aber einen Augenblick gesehen und wegen ihrer sichter bin, so reite ich ab. Lebe wohl, komme ich Dir noch ein Mal vor die Augen, so verscheue meiner nicht." So sprechend, stand Amru auf; er wollte zu Pferde steigen und abreisen. Aber Kais ließ es nicht zu, er warf sich über ihn und band ihn fest. "Oheim", sagte er, „ich lasse Dich so nicht von uns; ich werde Dich gefangen halten, bis wir diese Gegend passirt und die unsrige vor uns haben. Mein Herz sagt mir, wir sind den Gefahren umringt und meine Ahnungen dürften nur zu bald in Erfüllung gehen. — „Was hast Du, Kais?" rief Temadur. „Wie kannst Du an Deinen Oheim Hand anlegen und ihn so unwürdig behandeln! Ist das Deine Dankbarkeit für die Mühe, der er sich unterzogen hat uns diesen Besuch abzustatten?" — „Höre auf, Mutter", entgegnete Kais, „nutzlose Vorwürfe an mich zu richten und widersetze Dich meinem Thun nicht, da ich besser als irgend einer auf der Welt die Gedanken meines Oheims errathe. Ich werde ihn nicht eher seiner Bande entledigen, als bis wir diese gefährliche Gegend hinter uns haben." — „Laß ihn los, Kais", schrie Zohair, „ich befehl es Dir." Kais gehorchte, wiewohl ungern. „Wenigstens", sprach er, „sollte Amru versprechen, von uns mit keinem menschlichen Geschöpfe zu reden, bis wir Zeit gehabt, unser Land zu erreichen." — „Nun wohl, Amru", sagte Temadur zu ihrem Bruder, „stelle Kais zufrieden und gieb ihm dieses Versprechen".

Amru besann sich nicht. Er schwur bei Gott dem Schöpfer des Weltalls und bei allen Götzen, die auf der Kaaba stehen, daß er von der

Benu Abs mit keinem menschlichen Wesen vor Ablauf von sieben Tagen reden werde. Nun band ihn Kais los und gab ihm seine Freiheit. Amru bat seine Schwester um einige Lebensmittel als Verrath auf die Reise. Temadur gab ihm Brod und einen Schlauch voll Milch. Amru stieg auf sein Pferd und ritt davon, und konnte seine Befreiung kaum glauben. Als er sich dem Orte, wo die Benu Amer waren, näherte, bemerkten ihn diese von fern und liefen ihm entgegen. Kaled, der eine Zeit lang befürchtet hatte, daß er ihn nicht wieder sehen werde, fragte ihn sehr eifrig aus. Amru gab keine Antwort; er ging zu einem Baum hin, stieg unter dessen Blättern vom Pferde, und indem er den Schlauch mit Milch, den er von Temadur erhalten hatte, auf die Erde warf, sprach er: „Gefühlloser und stummer Baum, Du, der Du Nichts hast von menschlicher Natur, und den Menschen nicht von dem Thiere unterscheiden kannst, an Dich wende ich mich jetzt. Wisse, daß ich diese Milch von den Söhnen Bagid und Adnan erhalten habe. Ich wage nicht, sie zu trinken, und ich will, daß Du sie schmeckest, um mich zu beruhigen und damit ich meinen Versprechungen getreu bleibe."

„Bei dem Gotte des Himmels," sagte Kaled zu den Umstehenden, „Amru hat unser Vertrauen nicht getäuscht! Ohne Zweifel hat er die Benu Abs gesehen, aber sie werden ihn gezwungen haben, irgend einen Eid zu leisten, der ihn sich deutlich auszulassen verhindert. Schmecket doch diese Milch; ist sie süß und in natürlichem Zustande, so ist das ein Zeichen, daß die Benu Abs uns nahe sind; ist sie sauer und verdorben, so haben unsere Feinde über die Wüste sich davon gemacht." Einige Krieger traten hinzu und kosteten von der Milch; sie hatte ganz ihren Wohlgeschmack und schien jüngst gemolken. „Kaled," schrieen sie, „freue Dich, die Benu Abs sind in der Nähe. Der Zwischenraum, der uns von ihnen trennt, kann höchstens die Tagereise eines Kameeles betragen." — „Ja," entgegnete Kaled, „gewiß hat sie Amru irgendwo im Lande Hauazen zurückgelassen, vielleicht haben sie sich seitdem auf die Reise gemacht, und wir begegnen ihnen in dem Gebirge; wo nicht, so gehen wir nach dem großen See und treffen sie in der Ebene." — „Gieb uns Deine Befehle," sagten seine Gefährten, „wir sind Alle ihnen zu folgen bereit."

Augenblicklich befahl Kaled den Abmarsch. Er durchzog mit seinen Streitern die Anhöhen und Berge bis in die Nacht. Alsdann betrat er die große Straße in der Ebene und ritt geradeswegs auf die Gewässer von Hauazen zu. Er war außer sich und schien seinen Verstand verloren zu haben, so sehr beschäftigte ihn die Furcht, die günstige Gelegenheit verfehlt zu haben. Endlich als die Morgenröthe die Dunkelheit zu verscheuchen angefangen, entdeckte er den See. Kais stand Schildwache. Er sah aus der Ferne den Staub unter den Hufen der Pferde der Benu Amer emporsteigen. Sogleich eilte er nach Zobair's Zelt. „Vater," rief er, „siehe Dich vor, was Du wünschtest, wird eintreffen." — „Was giebt's?" fragte Zobair." — „Ich bemerke," antwortete Kais, „eine Staubwolke, das ist sicherlich Kaled den Dschafar, der mit seinen Reitern ankommt." Als Kais diese Worte gesprochen, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten. Zobair legte seine Rüstung an, warf sich auf seinen Renner und flog dem Feind entgegen. „Sey willkommen," rief er, „Kaled den Dschafar, Du, dessen Erwartung in meinem Innern ein verzehrendes Feuer angezündet hat. Bei Late und Ozza! heut' erkenne ich, daß der Himmel meine Bitte angenommen und meine Wünsche erfüllt hat." Zugleich spornte er sein Thier, Kaasa genannt, das ihn mit der Schnelligkeit des Pfeiles oder des Wolken durchzuckenden Strahles davonführte. Hinter ihm her galoppirten seine Söhne und seine Krieger.

Bei ihrem Anblicke erhob Kaled ein großes Geschrej, um die Benu Amer zum Kampfe aufzumuntern; sie zogen sofort ihre Säbel und hielten die Lanzen wurfgerecht. Bald stürzten beide Schaaren auf einander, und die Erde bebte unter dem Tritt der Pferde; man geräth unter einander, drängt sich, die Wuth macht das Blut in den Adern sieden; weder Drohung noch Klage wird gehört, aber man öffnet die Schädel und zerschmettert die Knochen; Schläge des Todes kreisen unter den Tapferen und Staubwolken hüllen sie ein. Da, wo das Handgemenge am stärksten ist, hört man Zobair's Stimme, ähnlich schrecklichem Gebrülle. Den Ausbrüchen der Wuth hingegeben, kämpft er mit beispielloser Hitze; seine Lanze durchbohrt die Panzer, sein Schwert zerschneidet die Helme, er läßt Köpfe wie Kugeln dahinrollen und Blättern der Bäume gleich Hände fallen. Ungefähr gegen die Mittagszeit konnten die Benu Amer den Stoß der Benu Abs und die Angriffe ihres Königs nicht mehr aushalten und fingen zu weichen an. Kaled allein leistete noch hartnäckigen Widerstand. Da er lieber umkommen, als mit Schande sein Leben fristen wollte, griff er Zobair an und unternahm einen Kampf mit ihm, in welchem er nahe daran war, zu unterliegen, als die anderen Schaaren der Benu Amer, die verschiedene Wege eingeschlagen hatten, alle zu gleicher Zeit ankamen und an dem Gefechte Antheil zu nehmen sich beeilten. Sie hatten die Wüste, jede nach einer anderen Richtung, durchzogen, und da sie die Benu Abs nicht trafen, sich nach dem Lande Hauazen begeben. Am See fanden sie Kaled mit Zobair kämpfend. Von tapferen Häuptern geführt, namentlich von Dschenda den Beka, hieben sie auf die Benu Abs ein und ließen die Luft von schrecklichem Geschrei erbeben.

Durch diese gewaltige Verstärkung wurde Zobair's schwache Schaar zu Boden getreten. Ein Theil der Benu Abs wurde erschlagen; die Anderen, blutbedeckt, faßte Muthlosigkeit und Schrecken, denn es kam ihnen vor, als sey die ganze Ebene mit Schwertern und Lanzen besetzt, die von allen Seiten auf sie losschlügen. Da Zobair sah, daß die Todesstunde herangekommen, bot er seine Brust den gegen ihn gezückten Lanzen dar; er stürzte mit der Unerschrockenheit der Verzweiflung auf die Feinde, die ihn umringten. Bald waren alle seine Glieder nur eine einzige Wunde, und nur die Kraft seiner Seele hielt ihn noch, als Kaled sich über ihn warf und zum zweiten Mal: ihn im einzelnen Kampfe angriff. Kaled sah ein, daß er, trotz Zobair's Wunden, ihn nicht tödten würde, ohne sogleich nach ihm umzukommen. Sie hieben auf einander los, vor Wuth stöhnend; ihre Augen füllten sich mit Blut, und vor ihren Blicken schwanden Himmel und Erde. Möge Gott uns vor jenen wüthenden Feindschaften bewahren, welche zur Zeit der Unwissenheit die Herzen der Araber verzehrten, wie Feuer das Holz! Ihre Lanzen brachen bald in Trümmer; sie zogen die Schwerter, und Beide, mit dem Entschlusse, zu sterben, schlugen sie auf einander, bis die Arme ermüdeten. Jetzt schleudern sie ihre Waffen von sich und packen sich zu Pferde sitzend am Leibe an, und Jeder sucht den Gegner aus dem Sattel zu heben. Vor Mattigkeit erschlaffen ihre Muskeln und Beide fallen in den Sand. Kaled lag auf Zobair; er will den Säbel aufnehmen, um seinen Gegner zu durchbohren, doch Zobair hindert ihn daran, da er ihn fest umschlungen hält. „Zu Hülfe, Vettern!" schreiet Kaled; „tödtet Zobair, und könnt Ihr ihn nicht allein schlagen, so tödtet uns Beide zusammen!"

Jetzt kam Warka, der Sohn Zobair's, an den Schauplatz dieses Kampfes. Er hörte Kaled's Worte und sah Zobair in höchster Gefahr. Er vermochte nichts als die Worte hervorzubringen: „O, mein Vater!" und die Benu Amer, die ihm im Wege waren, umrennend, drang er bis Kaled vor und versetzte ihm einen Säbelhieb auf die Schulter. Die Klinge aber brach an dem Harnisch entzwei, und Warka rettete seinen Vater nicht von der Gefahr. Einen Augenblick nach Warka war ein eisenbedeckter Krieger angekommen: Dschenda den Beka. Er hob seinen Arm auf und gab Zobair einen schrecklichen Schlag auf die Stirn; der Helm des Königs flog weit weg, und Dschenda's Säbel zerhieb die Stirn, und es gab einen dumpfen Klang, als das Schwert an die Schädelknochen stieß. Als Dschenda sah, daß der Hieb tödtlich sey, sagte er zu Kaled: „Erhebe Dich von der Brust Deines Feindes; er ist todt und Dein Wunsch erfüllt." Sogleich stand Kaled auf, bestieg sein Pferd und rief seinen Gefährten zu: „Vettern, verschont die Besiegten! Late und Ozza haben meine Wünsche erhört, mein Unternehmen ist beendigt." — „Was", rief Dschenda, „Du beschlossest uns, den Benu Abs Gnade zu bewilligen? Glaubst Du denn, daß je zwischen ihnen und uns Frieden werden könne, oder hoffst Du, eine Gelegenheit, wie diese, wieder zu finden?" — „Dschenda", entgegnete Kaled, „ich fürchte, den Züchtigungen mich auszusetzen, die der Himmel den Ungerechten vorbehält und die König Zobair erlitten hat. Als ich Amru Sohn Scherid's abschickte, um die Stellung der Benu Abs zu erforschen, habe ich ihm beim Namen des Weltenschöpfers versprochen, daß ich in dieser Expedition seinen Neffen kein Leides anthun und seine Schwester nicht gefangen abführen werde. Indem wir Zobair getödtet, haben wir unseren Feinden den Stamm ausgerissen; jetzt bleibt uns nur noch übrig, unsere Eide zu erfüllen, um dem Höchsten unsere Erkenntlichkeit für diesen Sieg zu beweisen." Zugleich sandte Kaled nach allen Richtungen Reiter ab, um die Krieger der drei Stämme um sich zu versammeln; sodann schlug er den Weg nach seinem Lande ein, Gott für die gewährte Rache dankend. In einiger Entfernung vom Schlachtfelde sagte er zu Dschenda: „Mein Vetter, wenn der Schlag, den Du gegen Zobair geführt, nicht tödtlich gewesen? Ich habe in dem Tempel zu Mekka geschworen, daß, wenn ich ihm begegne, ich mich nicht von ihm trenne, ohne daß Einer von uns Beiden sterbe." — „Vetter", sagte Dschenda, „und wenn ein Gnadenbrief des Lebens in diesem Augenblick vom Himmel käme, würde er Zobair den Athem nicht wiedergeben. Du weißt, mein Arm ist kräftig und mein Schwert geschliffen; ich habe die Klinge an Zobair's Schädel dröhnen hören, und als ich sie aus der Wunde zog, sah ich an der Schneide etwas Fettartiges; ich kostete mit der Zungenspitze und fand es salzig, und ersah daraus, daß es Zobair's Gehirn war. Nun hielt ich mich überzeugt, daß er nicht wieder zu sich kommen könne, vielmehr, daß seine Seele zu seinem Vater Dschedime gegangen sey." Kaled lächelte und dankte Dschenda für das, was er für ihn gethan.

Unterdessen hatten die Söhne von Zobair und eine kleine Anzahl von Reitern, die nebst ihnen dem Gemetzel entgangen waren, die Flucht ergriffen, sobald sie wußten, daß ihr König tödlich verwundet sey. Als sie sahen, daß die Feinde vom Verfolgen nachließen, sprach Kais zu seinen Brüdern: Lasset uns zu unserm Vater zurückkehren, und ihn mit uns nehmen, wenn noch ein Lebenshauch in ihm ist. Gewiß beschäftigt ein unerwartetes Begebniß die Benu Amer, und hat uns von ihnen befreit. Sie kehrten daher um und fanden Zobair in schrecklichen Schmerzen sich auf dem Boden umher rollen. Kais stieg vom Pferde und redete mit ihm. „Was willst Du mein Sohn?" sprach Zobair, „gehe fort. Dich sollen mein Stamm und meine Krieger als meinen Nachfolger anerkennen. Denke daran, mich an den Benu Amer zu rächen, und verbinde Dich mit Antar den Scheddad; Antar wird Kaled bestrafen." Er empfahl ihm noch die andern Brüder, denen er jenem zu gehorchen gebot. Hierauf sank er bewußtlos hin. Seine Kinder und ihre Gefährten weinten und schluchzten, sie rissen sich die Turbane ab. „Vater," sagte Kais, sollen wir Dich nicht nach dem Lande Schurbe bringen?" Die Augen aufschlagend, antwortete Zobair: „Lasset mich sterben, ohne mich länger zu quälen .... Die Wunde in meinem Kopfe schmerzt mich bis in die Rückenwirbel ... Die Todten bedürfen nur Erde, um vor Raben und Wölfen geschützt zu seyn ...." Seine Stimme erlosch und er trank aus der Schaale des Todes.

Die Benu Abs warfen Sand auf seinen Körper und zerrissen ihre Kleider; hierauf gingen sie in tiefer Traurigkeit den Weg zu ihrem Stamm. Am größten war Warka's Schmerz, der vergebens Kaled einen Schlag versetzt hatte. Den ganzen Weg rannen die Thränen über sein Gesicht. In schrecklicher Verzweiflung war Temadur, sie war nahe daran, sich das Leben zu nehmen. Nur ihre Liebe zu ihren Kindern verhinderte sie, diesem Verlangen nachzugeben; aber mit beiden Händen schlug sie sich das Gesicht und mit den Zähnen zerfleischte sie sich die Arme.

China.

Description of China. (Beschreibung des Chinesischen Reiches.) Von Hrn. Keating. Canton, 1834.

Ein kleiner Band von ungefähr hundert Seiten, dessen Verfasser ein in Canton lebender Engländer seyn soll. Der Titel darf aber unsere Erwartungen nicht zu hoch spannen: Herr Keating (dessen Name, beiläufig gesagt, noch mehr Chinesisch als Englisch klingt) verfährt ungefähr wie Jener, der eine Sammlung orientalischer Alphabete unter dem hochtönenden Titel Grammaire générale herausgab — er liefert uns keine Beschreibung von China, sondern von Canton und zwar nicht etwa von der ganzen Provinz Canton (Kuang tung), sondern von der Hauptstadt (Kuang dschen fu) allein. Das ganze übrige China wird in einem Anhang abgefertigt. Beigefügt ist ein Plan der Stadt Canton, das Facsimile eines Chinesischen Plans.

Der Süden des heutigen China ist dem himmlischen Reiche am spätesten einverleibt worden. Nach Chinesischen Urkunden hätten die Bewohner der Gegend um Canton schon etwa 12 Jahrhunderte vor Christi Geburt an die Kaiser Tribut entrichtet, was aber dahingestellt bleiben muß, da die völlig beglaubigte Geschichte der Chinesen weit später anfängt.

Im November des Jahres 1650 nahmen die Mandschu (die jetzigen Beherrscher) Canton mit stürmender Hand: sie plünderten die Stadt und metzelten Alles nieder, was ihnen in die Hände fiel. Eine neue Stadt erhob sich über Trümmern und viele Mandschu ließen sich in der Altstadt nieder, wo noch jetzt ihre Nachkommen wohnen.

Der Verfasser schätzt den Umfang der eigentlichen Stadt (Alt- und Neustadt zusammen) nur auf sechs (Engl.) Meilen. Er will die ganze Mauer in weniger als zwei Stunden umgangen haben, setzt jedoch hinzu, daß er geschwind gegangen sey. Die Mauern bestehen theils aus Steinen und theils aus Ziegeln, aber die Wuth der Elemente hat gewaltige Breschen erzeugt, so daß ein neuerer Feind hier leichtes Spiel haben würde. Die Höhe der ziemlich senkrechten Mauern beträgt 25 bis 35 oder 40 Fuß; ihre Dicke 20 bis 25. Sie ist in ihrem ganzen Umfang mit Zinnen und mit Brustwehren versehen, die nur wenige Fuß von einander entfernt sind. Die Stadt hat 16 Thore, von denen aber nur zwölf unmittelbar nach Außen führen. An jedem Thor befindet sich ein kleiner Wachtposten. Die Vorstädte sind beinahe eben so volkreich, als die Stadt selbst. Die ausländischen Faktoreien liegen in geringer Entfernung von der südwestlichen Ecke der Mauer.

Canton enthält ungefähr 600 Straßen, von denen einige lang, die meisten aber kurz und krumm sind. Die Breite wechselt von zwei (!) bis sechzehn Fuß. Sie sind mit großen Steinen, hauptsächlich Granit, gepflastert. Wer Canton besucht, der wird gewöhnlich auf einem Wassergraben oder Kanal in die Stadt geschifft; denn eine Menge Kanäle (von den Chinesen die Adern der Stadt genannt) laufen hier in die Kreuz und Quere. Mehrere Brücken führen über diese Kanäle; darunter einige aus Stein.

Canton hat nur wenige ansehnliche Gebäude; das ärmere Volk wohnt in erbärmlichen Lehmbütten, die nur ein Gemach für die ganze Haushaltung darbieten. Die Häuser der Beamten stehen dicht an der Gasse und haben gewöhnlich nur Einen Eingang, vor welchem ein Flechtwerk aus Bambusrohr hängt. Sie enthalten nur zwei Schlafgemächer für beide Geschlechter und ein gemeinschaftliches Speisezimmer. Jedes dieser Häuser zahlt monatlich eine Abgabe von vier oder fünf Dollars. Vor den Häusern wohlhabender Personen erhebt sich eine 12 bis 14 Fuß hohe Mauer, die das Haus den Vorübergehenden versteckt. Nur wenige von den reichsten Bürgern bewohnen wahre Paläste (versteht sich im Chinesischen Sinn des Wortes), die vielleicht nur an räumlicher Ausdehnung den Kaiserlichen Palästen nachstehen. Sehr wenige Häuser sind mehr als einstöckig, und die meisten haben Terrassen auf den Dächern.

In jeder Provinzial-Hauptstadt des Reiches, und so auch in Canton, befindet sich ein großer, zu Ehren des Kaisers erbauter Saal oder Halle; die Wände solcher Gebäude sind Kaiserlich, d. h. gelb, angestrichen. Hier versammeln sich alle Jahr, drei Tage vor und drei Tage nach dem Geburtstage des Kaisers, die Beamten vom Bürger- und Krieger-Stande, sammt den wohlhabendsten Einwohnern, und huldigen dem Kaiser eben so feierlich, als wär' er zugegen. Stühle sind an diesem heiligen Orte nicht erlaubt; Jeder, der in die Halle tritt, nimmt sein Polster mit sich, auf das er mit gekreuzten Beinen niederkauert.

Es giebt in Canton 124 öffentliche Tempel. Einer derselben heißt „Tempel des Ruhmes und der Kindespflicht". Dieser ist einer der größten, und dazu gehören 3500 Morgen Land, von deren Ertrag die Insassen des Tempels (etwa 200 Individuen) leben. Er wurde 250 nach Christus erbaut und ist oftmals ausgebessert und mit neuen Idolen verziert worden. In den Vorhöfen der Tempel treiben sich Gauner und Vagabunden herum; in den inneren Gemächern faullenzen aufgedunsene Buddha-Priester. Auch mehrere Buddhistische Nonnen-Klöster giebt es hier.

Der berühmteste Tempel ist der Hi nan miao (im Dialekt von Canton Hei nam meu), weiland ein Privat-Garten. Er deckt ungefähr acht Englische Morgen Landes, in dem großem Saale befinden sich drei unförmlich kolossale Idole, die den vormaligen, den heutigen und den künftigen Buddha darstellen. Hier werden die verstorbenen Priester verbrannt, und die Asche einmal jährlich in einem besondern Mausoleum beigesetzt. Bis dahin verwahrt man sie in kleinen Interims-Töpfen. Im März des laufenden Jahres (1834) zählte dieser Tempel allein 175 Bonzen. Außer den öffentlichen Tempeln giebt es noch eine große Menge Altäre.

Die Polizei von Canton ist im Ganzen sehr gut; es giebt hier eine Menge Büttel, Häscher und Nachtwächter. Im Winter, wo man das Feuer nicht weniger als die Diebe zu fürchten hat, werden noch besondere Wachthürmchen gebaut, die auf einer Art Pfählen aus Bambusstäben stehen und hoch über die Dächer der Häuser ragen. Canton hat vier öffentliche Gefängnisse; alle Verbrecher, die das Leben verwirkt haben, werden vor dem südlichen Thore in der Nähe des Flusses hingerichtet. Auf dem Richtplatz müssen sie niederknieen, und ihr Haupt, eh' es vom Rumpfe fliegt, mit einem dankbaren Bückling dem Gerichtshof zukehren.

Von der Bevölkerung Cantons kann nur ungefähr die Hälfte Geschriebenes lesen. Nur wenige Knaben bleiben ganz ohne Unterweisung; desto schlechter ist aber für die Mädchen gesorgt. Es giebt wenig milde Stiftungen, und alle sind erst seit kurzem entstanden. Die vornehmsten derselben sind: ein Findelhaus für 200 bis 300 Kinder; ein Hospital für alte gebrechliche oder blinde Individuen, und eines desgleichen für Aussätzige.

Mannigfaltiges.

— Ueber einige Schriftsteller in der Macaroni-Sprache. *) Daß Theophilus Folengio nicht der erste Erfinder des Macarons sey, wußte man schon zur Zeit des Naudé; vielmehr führt dieser fast unfehlbare Bibliograph ein anderes Macaronisches Werk als älter, das unter dem Namen eines Typhis Leonicus an. Indeß ist dieser unbestreitbar derselbe, und ihm verdanken wir noch die Mittheilung, daß Typhis Odarius von Padua, der Verfasser einer sehr beißenden und selten gewordenen Satire gegen einige Paduaner, die sich von den Blendwerke der Magie hatten berücken lassen, der Urheber des Macarons sey. Ich gestehe, daß es keiner geringeren Autorität, als der des Scardeone bedurfte, um die Vermuthung, daß der Name Odarius nur ein angenommener sey (von dem Griechischen ὀδάξ „mit den Zähnen"), um den Satiriker als solchen zu bezeichnen, in mir nicht aufkommen zu lassen. Gewiß ist das Zusammentreffen ein sonderbares. Uebrigens ist wohl Alione, oder vielmehr Arione d'Asti (denn letzteres scheint der wahrhafte Name), älter noch, als jener Odarius; und wenn er gemeinhein näher zu unserer Zeit gerückt wird, so ist wohl die Ursache davon, daß es noch einen gleiches Namens in seiner Familie gegeben, der ebenfalls in dieser Gattung geschrieben hat. Das ist gewiß, daß Beide von Folengio verdunkelt worden, den man den Homer der Macaronischen Poesie nennen kann, so wie Cäsar Ursinus, der hundert Jahre später lebte und unter dem Namen des Meister Stopini schrieb, der Virgil derselben ist. Ursinus war gewiß einer der glänzendsten und originellsten Geister des siebzehnten Jahrhunderts. Nach diesen vier Erwähnten können wir es uns ersparen, auch der Uebrigen, minder Bedeutenden, Erwähnung zu thun. Der älteste und zugleich interessanteste Französische Macaronische Dichter ist der alte Arena oder de la Sable, von dem, außer manchen anderen geistreichen und scherzhaften Schriften, noch eine kuriöse Chronik von der unglücklichen Expedition Karl's V. — oder, um seine eigene Benennung zu gebrauchen, de la meygra entreprisa — gegen die Provence. Diese sehr leicht geschriebene Erzählung verbindet mit dem Vorzuge echten Humors noch das Verdienst, mehrere höchst interessante Partikularitäten und einzelne, für seine Zeit bedeutsame und charakteristische Züge aufbewahrt zu haben, wie sonst kein Schriftsteller aus jener Zeit. Zwischen diesem Gedichte und der ergötzlichen Leichenrede des Michel Morin an das College, die Jedermann kennt, sind manche Werke erschienen, welche in einem der Erschöpfung des Gegenstandes abzweckenden Werke ausführlich erwähnt werden müßten. Der erste Platz gebührt jedoch gewiß dem recituo veritabilis super terribilies meuta paisanorum de Ruellio von Jean Cécile Farr. Das Glück, welches die Macaronische Poesie machte, mußte natürlich bald zu gleichen Versuchen in Prosa veranlassen. Und auch hier traten ausgezeichnete Leistungen hervor. Denn außer dem Anti-Chopinus des Antonius Hotman und anderen Productionen, denen ein geschickter Gebrauch des Macaronischen Stiles ein bedeutendes Interesse sichern, verdanken wir der glücklichen Anwendung der kuriosen Sprache des Odarius und Arione die epistolae obscurorum virorum, und diesen wieder Rabelais und Pascal. Verzeih's mir der Himmel, daß ich auf einen Augenblick zwei so ähnliche und doch wieder so verschiedene Genien zusammengestellt! Nirgends ist die heilloseste Logik und die barbarische geschraubte Latinität der Schelastiker mit mehr Feinheit und Laune parodirt worden, nirgends hat eine Alles aufspürende und vernichtende Ironie sich in drolligere und populairere Formen zu kleiden gewußt, als in der Epistola Passavantii ad Petrum Lizetum, die in reinem Macaroni geschrieben ist, und die gewiß gar Mancher lieber verfaßt haben möchte, als alle Briefe des Balzac. Allerdings beschränkt sich dieser Brief nur auf so wenige Blätter, als wir ein Pamphlet nennen: aber es ist ein Diamant von Pamphlet; und wie sehr fremd uns auch die Gegenstände, die er in seiner wunderlichen Art behandelt, geworden sind, denn sie haben anderen Platz gemacht, die jenen alten an Abgeschmacktheit nichts nachgeben, — so müssen wir doch sagen, daß uns das sechzehnte Jahrhundert keine ergötzlichere Lektüre hinterlassen hat. Dafür ist aber auch Theodorus Beza, dieser ausgezeichnete Meister, der Verfasser. (Ch. Nodier.)

*) Vergl. den Artikel in Nr. 126 des „Magazins."

Neue Bestellungen auf diese Zeitschrift für das Jahr 1835 werden zeitig erbeten, da die Auflage nur nach Verhältniß der bereits vorhandenen Anmeldungen eingerichtet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Montag den 22. Dezember 1834.

China.

Wu sung, der Held und seines Bruders Rächer.

Episode aus dem Romane Schui hu tschuan.

Uebersetzt von Dr. W. Schott. *)

In den unruhigen Zeiten der Dynastie Sung II. mußte ein junger Abenteurer aus Zing ho hian seine Vaterstadt, wo er manchen tollen Streich gespielt hatte, eine Zeit lang verlassen. Er begab sich in den Schutz eines reichen Verwandten in der Stadt Zang dscheu, der jedoch seine Großmuth nicht an ihm verschwendete und ihn besonders in geistigen Getränken ziemlich knapp hielt, weil er nur zu gut wußte, daß sein junger Vetter, so oft ihm der Wein zu Kopfe stieg, seiner selbst nicht Meister und blutiger Händel fähig war.

Als daher Wu sung — dies ist der Name unseres Helden — eines Tages den Wunsch äußerte, wieder heim zu kehren, entließ ihn sein gütiger Wirth von Herzen gern. Er that ein Uebriges: er versorgte ihn noch mit Reisegeld und neuer Kleidung, und Wu sung nahm innig gerührt Abschied. Nach einer Wanderung von wenigen Tagen erreichte er Yang ko hian, eine Stadt, die in der Nachbarschaft von Zing ho hian liegt.

Ueber der Thüre eines Wirthshauses, dem Wu sung zueilte, las er zu seiner Verwunderung folgende Aufschrift:

„Hast Du drei Becher getrunken, so geh' nicht über den Berg!"

Der Jüngling trat in das Wirthshaus, ließ sich gemächlich nieder und rief dem Wirthe, er solle Wein bringen. Der Wirth setzte ihm zwei Pfund Fleisch und zwei Becher Wein vor. Als Wu sung die zwei Becher ausgetrunken hatte, befahl er dem Wirthe, sie wieder zu füllen. Dieser fragte ihn, ob er nicht die Warnung auf seinem Schilde gelesen habe? Wu sung sprach: „Ja! was soll das bedeuten?" Der Wirth versetzte: „Dieser Wein hat die Eigenschaft, daß man von drei Bechern schon benebelt wird und dann ist es nicht möglich, über den Berg zu kommen." Wu sung entgegnete: „Sprich doch kein abgeschmacktes Zeug und schenke mir ein!" Der Wirth mußte ihm endlich willfahren.

Wu sung that sich an dem Weine gütlich, bezahlte seine Zeche, griff dann nach seinem langen Wanderstabe und wollte gehen. Der Wirth aber vertrat ihm den Weg und sprach voll Besorgniß: „Lieber Gast, bleib hier! dort auf dem Bergrücken King yang haust ein Tiger, der aus seiner Höhle hervorkommt, sobald es Abend wird! Man darf nur in Gesellschaft über den Berg gehen und auch dann nur in den Stunden Sjö, U und Wei. **) Zu jeder anderen Zeit ist es gar nicht erlaubt! Setzet ja Euer Leben nicht auf's Spiel und bleibt die Nacht über hier in meinem Wirthshause!" Wu sung entgegnete lachend: „Ich bin schon wenigstens zwanzig Mal über diesen Berg gegangen und habe von dem Tiger weder gesehen noch gehört. Gesteh' es nur; Du willst mich bei Dir zurückhalten, weil Dir nach meinem Gelde gelüstet?" Der Wirth sprach: „Ich habe es redlich gemeint; glaubt Ihr mir nicht, so geht nur."

Wu sung ging mit raschen Schritten den Berg hinan. Bald sah er einen großen Baum, in dessen Rinde folgende Worte eingeschnitten waren: „Auf diesem Berge haust ein Tiger. Die Wanderer dürfen nur truppweise und in den Stunden Sjö, U und Wei hinübergehen. Hütet Euch vor Unglück!" Als Wu sung die Inschrift gelesen hatte, sprach er lachend: „Das sind Worte des Herren Gastwirthe, der seinen Gästen bang machen will." Er setzte seinen Wanderstab wohlgemuth weiter; als er aber beim Tempel des Berggeistes vorüberkam, fiel ihm ein an der Pforte des Tempels befestigter Zettel in die Augen, der die obrigkeitliche Warnung enthielt. Jetzt erst überzeugte sich Wu sung, daß etwas an der Sache seyn müsse. Anfangs wollte er in das Wirthshaus zurück; allein er fürchtete nun die Verhöhnung des Wirthes und beschloß also, weiter zu gehen. Bald brach die Dämmerung herein. Wu sung wählte einen großen Stein zum Nachtlager und streckte sich der Länge lang über denselben aus, um zu schlafen.

Da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturmwind. Als dieser vorüber war, hörte Wu sung hinter Bäumen ein donnerndes Gebrüll, und schon im nächsten Augenblick sprang ein Tiger hervor. Wu sung sprang auf und griff nach seinem Stabe. Der Tiger duckte sich eine Weile nieder und stierte den Wu sung an. Plötzlich stürzte er in Sätzen auf ihn los. Wu sung that zur rechten Zeit einen gewaltigen Seitensprung, wobei ihm seine ungewöhnliche Leibeslänge und die Schnellkraft seiner Schenkelmuskeln sehr zu Statten kam, und gelangte hinter den Rücken des Tigers. Der Tiger schwenkte sich brüllend um: Wu sung erhob seinen langen Prügel, und traf mit beiden Händen — nicht den Tiger, sondern einen Baum, an welchem der Stab in Stücke ging. Schon war das Ungeheuer ihm dicht zu Leibe; Wu sung that einen neuen ausweichenden Sprung, fiel dem Tiger in die Flanke, packte ihn an beiden Ohren, und stieß ihm mit dem rechten Fuße gegen den Bauch. Der festgehaltene Tiger heulte entsetzlich und scharrte in seiner Wuth mit den Vordertatzen eine tiefe Grube in die Erde. Wu sung drückte das Ungeheuer mit verzweifelter Anstrengung in der Grube nieder, und versetzte ihm dabei solche Faustschläge, daß dem Tiger aus Nachen und Nase Blut floß. Schon war der grimmige Gegner todt, als Wu sung immer noch mit den Fäusten auf ihn losbämmerte, aus Besorgniß, er könne wieder aufleben.

Endlich schwanden dem Helden die Kräfte: er ließ von dem Tiger ab und legte sich wieder auf seinen Stein. Während des furchtbaren Kampfes war es Nacht geworden. Wu sung sprach zu sich selbst: wenn jetzt noch ein Tiger käme, so wäre ich nicht im Stande, ihn zu bekämpfen: am Besten ist es, ich mache mich auf den Rückweg.

Er war erst eine kurze Strecke bergab gegangen, als er wirklich zwei neue Tiger zu erblicken glaubte, die aus einem Dickicht hervorkrochen. Wu sung dachte: „nun ist es vorbei mit mir!" aber bald überzeugte er sich zu seiner Freude, daß es nur zwei in Tigerfelle gekleidete Männer waren. Die Beiden staunten über Wu sung's Erscheinung, und der Eine sprach zum Andern: „Dieser Mann muß große Verwegenheit besitzen, daß er so allein und unbewaffnet mitten in der Nacht über den Berg geht." Wu sung begrüßte sie und fragte: „Wer seyd Ihr?" Sie antworteten: „Wir sind Jäger von Yang ko hian. Da hier auf dem Bergrücken ein Tiger haust, der zur Nachtzeit hervorkommt, und die Menschen überfällt, so hat der Herr Bürgermeister (Dschi hian) unseres Gleichen den Befehl ertheilt, auf ihn Jagd zu machen: dieses Mal sind wir Beide an der Reihe. Gerade hier herum ist das Revier des Tigers: habt Ihr ihn vielleicht gesehen?"

Wu sung sprach: „Ich bin allerdings einem Tiger begegnet, den ich mit Faustschieben und Fußtritten getödtet habe." Die Jäger wollten ihm nicht glauben. Wu sung sprach: „Wenn ihr meinen Worten keinen Glauben schenkt, so betrachtet nur die Blutspuren auf meinem Kleide!" Hierauf erzählte er ihnen sein Abenteuer umständlich. Die beiden Jäger zündeten ein Feuer an, versammelten ihre Begleiter, und ließen sich von Wu sung an den Ort führen, wo der todte Tiger lag. Sie luden das Thier auf ihre Schultern und schleppten es den Berg hinab.

Noch an demselben Abend wurde dem Wu sung zu Ehren ein festliches Mahl angeordnet und er empfing die heißen Danksagungen der Bewohner. Des anderen Morgens ließ ihn der Bürgermeister zu sich entbieten. Wu sung ging, von ganzen Schaaren der Einwohner begleitet, auf die Präfektur, und hinter ihm her trug man das erlegte Ungeheuer. Nachdem der Dschi hian das ganze Abenteuer aus Wu sung's Munde noch ein Mal gehört hatte, bot er ihm ein Geschenk von tausend Schnüren Geldes an. *) Da sprach Wu sung: „Durch einen glücklichen Zufall habe ich diesen Sieg errungen und verdiene deshalb keine Belohnung. Erlaubet mir also, gnädiger Herr, daß ich Euer Geschenk unter die Jäger vertheile, die, wie ich erfahren habe, bestraft worden sind, weil sie dem Tiger fruchtlos nachgespürt." Der Dschi hian bewilligte ihm dies mit Freuden.

Als Wu sung das Geld unter die Jäger vertheilt hatte, machte ihm der Bürgermeister, dem die edle Uneigennützigkeit des Jünglings über die Maßen gefiel, ein anderes Anerbieten. „Da Ihr", hub er an, „aus Zing ho hian gebürtig seyd, so sind wir Nachbarn. Wie wär' es, wenn ich Euch die Würde des Tu thsen (militairischen Chef's) unserer Stadt übertrüge?" Wu sung nahm diese Auszeichnung mit innigstem Dank an. Er wurde sofort als Tu thsen installirt und empfing die Glückwünsche der Einwohner.

Wu sung hatte sein Amt erst wenige Tage angetreten, als ihm der Gedanke durch den Kopf fuhr: „Ich muß doch bald ein Mal nach Zing ho hian gehen und meinen älteren Bruder Wu ta fragen, was er davon denkt, daß ich mit einem Male Tu thsen geworden bin." Eines Tages ging er, mit diesem Gedanken beschäftigt, außerhalb der Stadt

*) Der Uebers. hat sich, sowohl wegen der für unseren Geschmack allzu großen Breite der Diction im Chinesischen Texte, als auch wegen zu schlüpfriger Details, genöthigt gesehen, Manches abzukürzen und Einzelnes freier zu bearbeiten.

**) Die Chinesen theilen den Tag in 12 gleiche Theile. Die genannten Stunden umfassen die Zeit von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags.

*) Die Kupfermünzen der Chinesen sind bekanntlich durchbohrt und werden an Schnüren getragen.

spazieren. Da hörte er plötzlich, wie Jem hinter seinem Rücken Jemand zurief: „Wu sung! sieht man Dich endlich wieder?“ Wu sung drehte sich nach dem Rufer um und erkannte mit Staunen seinen Bruder. Wu ta sprach: „Ei, wie lange warst Du abwesend! Ich bin Dir noch jetzt etwas gram und doch verlangt mich auch wieder nach Dir.“ Wu sung entgegnete: „Herr Bruder, warum seyd Ihr mir noch gram, und warum habt Ihr Verlangen nach mir?“ Wu ta sprach: „Du betrankst Dich ja in Zing ho hian, und zerprügeltest im Trunk die Leute, und ich — mußte vor Gericht dafür büßen! Dies ist die Ursache, warum ich Dir zürne. Während Deiner Abwesenheit nahm ich ein Weib und wurde seitdem allen Einwohnern von Zing ho hian zum Gespötte, so daß ich keine Ruhe mehr finden konnte, und endlich hierher ziehen mußte, wo alle Menschen mir fremd sind. Dies ist der Grund, warum ich nach Dir verlangt habe.“

Es ist nun Zeit, dem Leser zu melden, daß zwischen Wu sung und Wu ta, obgleich sie von Einer Mutter geboren waren, ein gewaltiger Unterschied obwaltete. Wu sung war acht Fuß hoch, dabei vollkommen schön gebildet, und besaß eine Muskelkraft, die dem Gewichte von eilfhundert Kin (Chines. Pfund) gleichkam; Wu ta dagegen maß weniger als fünf Fuß, und war obendrein häßlich. Wegen seiner unansehnlichen Gestalt gab man ihm Ekelnamen. Er besaß ein junges Weib von ausnehmender Schönheit, die Kin lian hieß, und die ihn mit großem Widerwillen geheirathet hatte. Um, wie schon bemerkt, dem Spott seiner Mitbürger zu entgehen, zog er von Zing ho hian nach Yang ko hian, wo er sich in der „braunen Steinstraße“ ein Haus miethete und täglich Kuchen verkaufte. Sehr natürlich also, daß er eines Tages mit Wu sung zusammentraf.

Nachdem die beiden Brüder sich gegenseitig ausgetauscht hatten, führte Wu ta den Wu sung nach seiner Wohnung. Seine Frau öffnete ihnen die Thüre. „Denke Dir, Weib“, rief Wu ta, „derjenige, welcher den Tiger erschlagen und die Würde eines Tu theu empfangen hat, ist wirklich dieser mein jüngerer Bruder!“ Die Frau trat hervor und sagte: „Herr Schwager, ich wünsche Euch tausendfaches Glück!“ Dann setzte sie, ihn beim Arm fassend, hinzu: „Wolltet Ihr Euch in den oberen Stock bemühen, und daselbst Platz nehmen?“ Zu ihrem Manne aber sprach sie: „Während ich Deinen Herrn Bruder unterhalte, gehe Du und sorge für Wein und Speisen, daß wir ihn bewirthen können.“ Wu ta sprach: „Sehr wohl!“ Und er ging eilig fort.

Als Kin lian den Wu sung näher ins Auge faßte, seufzte sie in ihrem Innern und dachte: „Wenn ein solcher Mann mein Gatte wäre, so wollte ich nie unzufrieden seyn.“ Dann fragte sie ihn lächelnd: „Wie lange seyd Ihr schon hier, mein Herr Schwager?“

Er. Es sind nun gerade zehn Tage.

Sie. Wo ist Eure Wohnung?

Er. Für's Erste auf dem Stadthause.

Sie. Wolltet Ihr nicht zu uns ziehen — mit unserer Wohnung und Suppe vorlieb nehmen?

Er. Meinen verbindlichsten Dank, Frau Schwägerin.

Sie. Hat mein Herr Schwager noch keine theure Lebens-Gefährtin?

Er. Bis jetzt nicht. — Eh' ich meinem Herrn Bruder begegnete, stand ich in dem Wahn, er wohne noch in Zing ho hian. Warum seyd Ihr dort weggezogen?

Sie. Das ist mit wenig Worten nicht zu erschöpfen. Euer Herr Bruder ist — wie Euch bekannt — ein zärtlich gebautes Männlein, und kann den Leuten nichts anhaben, wenn sie ihren Spott mit ihm treiben. Wär' er solch ein starker Held, wie Ihr, so würde es kein Mensch wagen, ihn aufzuziehen.

Er. Dafür war auch mein Bruder von Anbeginn ein solider Geschäftsmann, und ich — ein herumziehender Taugenichts.

Sie. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Mann gesehen, wie Ihr!

Das Gespräch wurde von Wu ta unterbrochen, der mit Speise und Trank ins Zimmer trat. Alle Drei setzten sich um den Tisch, und Wu ta kredenzte den Wein. Kin lian nöthigte ihren Schwager sehr, sich's schmecken zu lassen und that ihm beim Trinken Bescheid. Wu sung war ein schlichter und biederer Jüngling; er hielt die große Artigkeit seiner Schwägerin für reine Hochschätzung, und senkte verlegen sein Haupt, wenn sie ihm dann und wann — wer sollte es glauben! — verstohlene Liebesblicke zuwarf.

Als das Mahl zu Ende war, wollte Wu sung sich empfehlen. Während sein Bruder und dessen Frau ihn zur Thüre geleiteten, sprach Kin lian zu Wu ta: „Laß doch für den Herrn Schwager ein Zimmer einrichten, und bitte ihn, daß er zu uns ziehe!“ Wu ta sprach: „Da hast Du Recht! Bruder Wu sung, ziehe aus und wohne bei uns!“ Wu sung bemerkte, die Frau Schwägerin habe ihm dies Anerbieten schon gemacht, und Morgen früh wolle er sein Gepäck durch einige Soldaten hierher bringen lassen. Des anderen Morgens zog er bei Wu ta ein.

Wenige Tage darauf überreichte Wu sung seiner Schwägerin ein kostbares Stück Seidenstoff zu einem Kleide. Die Frau sprach lächelnd: „Da dieses Geschenk von Euch, meinem Schwager, kommt, so wage ich nicht, es zurückzuweisen; es ist eines so feinen Mannes, wie Wu sung, ganz würdig.“ (Fortsetzung folgt.)

Portugal.

Bourmont's Kommando in Portugal und die Belagerung Lissabon's durch die Miguelisten.

(Schluß.)

Bei so bewandten Umständen wurden verschiedene Pläne in Vorschlag gebracht und in Berathung gezogen. Marschall Bourmont urtheilte mit Recht, es sey der Portugiesischen Infanterie, die nur zu tirailliren verstand, rein unmöglich, Festungswerke zu erstürmen, die nur in Massen und mit gefälltem Bajonnett genommen werden können. Bis dahin hatte die Reiterei allein die Redouten angegriffen. Ein nächtlicher Angriff wurde vorgeschlagen: 3000 Mann Infanterie sollten, von einigen Schwadronen Reiterei und der nothwendigen Artillerie begleitet, in Masse in die Stadt eindringen; Französische Offiziere erboten sich, den Angriff zu leiten. Alles wurde jedoch verworfen.

Da man indessen entweder Angriff oder Rückzug beschließen mußte, so wurden zwei Offiziere, Charles von Bourmont und Mounier abgeschickt, um die Festungswerke rechts und links von Lissabon zu rekognosziren. Der eine war Adjutant des Marschalls, der andere Oberst-Lieutenant vom Genie-Corps. Nachdem sie Rapport gebracht hatten, beschloß man den 14. September einen Angriff und zwar auf der Rechten des Feindes, damit seine Streitkräfte dahin gezogen würden, während die Reserve-Truppen auf dem Campo Grande und die Reiterei zu Luz mitten in die Stadt eindringen sollten.

Der Ober-General Clouet billigte diesen Plan nicht, und lehnte für diesen Tag das Kommando ab, um sich aller Verantwortlichkeit zu entziehen. Der Portugiesische General Cardoso erhielt den Auftrag, den Haupt-Angriff an der rechten Seite der feindlichen Stellungen zu leiten.

Die von Louis von Bourmont und Dubreuil befehligten Brigaden hatten besondere Ordre zu dieser Attake. Die erstere begab sich am Vorabend um eilf Uhr auf den Marsch, um Posto zu fassen; die zweite befand sich im Dorfe Portella, an dem Orte selbst, wo man attakiren sollte. Man mußte mit Anbruch des Tages an Ort und Stelle seyn, damit der Feind auf dem Terrain, wo man kämpfen wollte, überrascht würde. Die ganze Nacht hindurch wurde marschirt, aber in den hohlen und engen Wegen, die Lissabon umgeben, fand die Artillerie Hindernisse, welche die Kolonne dermaßen aufhielten, daß es schon spät am Tage war, als unsere Tirailleure vorrückten. Sie griffen energisch an, und trieben Dom Pedro's Leute bis hinter die Mauern zurück.

Der General Cardoso führte sie zu dieser ersten Attake wie ein Mann, der an's Feuer gewöhnt ist. Er ließ sechs Stücke Artillerie auf eine Anhöhe stellen, um einem vorgerückten Fort, das uns in den Flanken beschoß, zu antworten und ihm Schweigen zu gebieten. Der Choc war kurz, aber sehr lebhaft. Allein man hatte durch ein Versehen des Generals oder vermöge eines Mißverständnisses in einem sehr engen Raume hinter der Batterie vier Schwadronen Reiter und zwei Bataillone Fußvolk aufgestellt, so daß wir eine Stunde lang dem ganzen Feuer der entgegengesetzten Batterieen bloßgestellt waren. Aber trotz der Menge Stückkugeln, die uns umsausten, verloren wir nur wenige Leute. Nach den Regeln der guten Taktik hätten wir unter Obdach stehen, oder wenigstens den Raum, welchen der Feind beschoß, im Galopp passiren müssen; denn Reiterei darf man nie unnützer Weise exponiren.

Hierauf beschränkte sich die Attake vom 14ten. Den zehn Uhr an erhielt jedes Corps den Befehl, in seine gestrigen Stellungen zurückzukehren. Ohne Zweifel lag der Grund dieses schleunigen Rückzugs an den Instructionen, die der General Cardoso empfangen hatte, daß er den Angriff nur dann fortsetzen sollte, wenn er zeitig genug anklämme, um den Feind zu überraschen. Die Hindernisse, die unseren Marsch während der Nacht verspäteten, hatten uns zu spät auf dem Terrain ankommen lassen.

Man zog sich in guter Ordnung zurück; der Oberst Dubreuil, welcher mit seiner Brigade in der zweiten Linie geblieben war, wußte unseren Rückzug so geschickt zu decken, daß der Feind uns nicht zu folgen wagte, und hinter seinen Mauern blieb.

Wir verloren etwa siebzig Mann in dieser Affaire. Die Feinde hatten eine große Zahl Todter und Verwundeter; man schätzte ihren Verlust auf 400 Mann, was keinem Leser unglaublich scheinen wird, wenn er erfährt, daß unser erster Angriff sehr lebhaft war, und daß eine Brigg, die zu unserer Linken angelegt hatte, unaufhörlich auf die Truppen Dom Pedro's feuerte, in dem Wahne, sie beschieße die Miguelisten.

Einige Französische Offiziere, die am vorigen Abend mit dem General Macdonell und dem Schiffs-Capitain Elliot angekommen waren, nahmen an dieser Attake Theil. Die nachmaligen Ereignisse bestimmten sie, den Stellen zu entsagen, die sie in der Armee übernommen hatten, einige Wenige ausgenommen, die bis zum Ende des Feldzuges bei uns ausharrten.

Nachdem diese zweite Attake verfehlt war, mußte man so lange auf Lissabon's Einnahme Verzicht leisten, bis ein besser kombinirter Plan unter des Marschalls eigener Leitung ins Leben treten würde. Am Abend jenes Tages, wie an den folgenden Tagen, verdoppelte der Feind das Feuer seiner Batterieen auf unsere Linien.

Den übermorgenden Tag wurde ich mit 60 Reitern zwölf Meilen hinter unser Lager, nach Torres Vedras, geschickt, um diese Stadt und die Umgebungen, wo einige Banden constitutionneller Guerillas sich gezeigt haben sollten, zu rekognosziren. Ich fand diese Gegend vollkommen ruhig, und kam dann wieder in unser verwünschtes Stand-Quartier auf dem Campo Grande, wo ich die Lage der Dinge sehr verändert fand.

Es war der 20. September; die Desertion hatte zugenommen; diejenigen Soldaten, welche unter ihrer Fahne blieben, murrten gar sehr: ein Monat bezahlten Soldes hielt Einige in unseren Reihen zurück. Das unaufhörliche Scharmuziren an den Vorposten raubte uns täglich ein paar Leute von unserer Mannschaft, und in der Position von Campo Grande erreichten die Granaten unsere Kavallerie, die sich nach dem Eingang von Lumiar zurückziehen mußte. Aber auch dort war sie vor den Bomben nicht sicher. Noch ein neues Treffen, und es war vielleicht um unsere ganze Armee geschehen.

Man mußte einen Entschluß fassen. Schon seit längerer Zeit schlug der Marschall dem König einen neuen Plan vor, den unsere ganze Lage und auch die Hindernisse nothwendig machten, denen man in der Verwaltung einer Armee begegnete, die zwar muthvolle und der Sache Dom Miguel's ergebene Offiziere in ihren Reihen zählte, denen aber jene Eigenschaften fehlten, die nothwendig sind, um Soldaten zu begeistern, die von Gefechten und Entbehrungen aller Art ermüdet wa-

ren. Der Marschall hoffte, Dom Miguel werde seinen Vorschlägen Gehör schenken; allein dem war nicht also. Bourmont mußte demnach den Oberbefehl niederlegen; er würde seinen hohen militairischen Ruf kompromittirt haben, wenn er sich für Operationen verantwortlich gemacht hätte, die stattfinden sollten und die er selbst nicht diktirt hatte. Die Erfahrung hat bewiesen, wie richtig die Ideen des Marschalls waren, denn man mußte sich später der Grund-Idee seines Planes anbequemen.

Und was wollte er denn eigentlich? Er wollte vor Lissabon, in denselben Linien, die wir besetzt hielten, ein Beobachtungs-Corps von zwölf- bis funfzehntausend Mann zurücklassen, das stark genug wäre, um den Angriffen des Feindes Widerstand zu leisten. Santarem sollte befestigt und verproviantirt werden, damit man im Fall einer Niederlage dorthin sich zurückziehen könnte. Zu gleicher Zeit würde man in allen Provinzen Portugals, die der Sache des Königs anhingen, eine Armee von 30,000 Mann organisirt haben, deren Mittelpunkt Santarem gewesen wäre. Während des bevorstehenden Winters sollten sie einexercirt werden. Dom Pedro besaß damals die Städte Porto, Peniche, Lissabon und Setubal an der westlichen Küste, und Lagos und Faro im Süden. Die constitutionnelle Fahne war noch nicht bis in's Innere gedrungen.

Aber leider herrschten unter den Ministern und Räthen des Königs Intrigue und Verstellung. Es bildete sich eine Partei gegen den Marschall, die den König dahin bearbeitete, daß er seinen Gründen kein Gehör schenkte. Der Kriegs-Minister, Graf San-Lorenzo, und der General Galvão, der seitdem nur zu famös geworden ist, waren die Chefs dieser Partei; sie schilderten den Marschall als einen ehrsüchtigen Mann, der den Krieg unnützer Weise verlängern wolle. Sie sagten, er unterhandle mit dem Feinde, um diesen Bruderkrieg durch eine Heirath Dom Miguel's mit seiner Nichte, oder durch Konzessionen des Letzteren zu beendigen.

Der Marschall kam um seine Entlassung ein, die er auch erhielt. Er reiste sofort ab, und nahm die meisten Französischen Offiziere, die ihn begleitet hatten, mit. Sein Ruf, seine Tapferkeit und sein edler Charakter hatten ihm das Vertrauen der Armee erworben, die sich lange vergebens schmeichelte, seine Abwesenheit werde nur momentan seyn. Der Marschall reiste quer durch die Pyrenäische Halbinsel und schiffte sich nach Italien ein. Er ließ uns zwei seiner Söhne als Bürgen der Reinheit seiner Gesinnungen. Auch die Generale Clouet und La Rochejacquelin verließen das Heer; ihnen folgten die meisten Offiziere aus der Vendee, die sich dem Heere Dom Miguel's angeschlossen hatten.

Bekanntlich wurde Marschall Bourmont durch den General Macdonell sehr schlecht ersetzt. Nach mehreren Niederlagen mußte das Miguelistische Heer um die Mitte Oktobers die Belagerung aufheben und sich nach Santarem zurückziehen. Die mitgetheilten Auszüge werden den Leser in Stand setzen, über dieses Tagebuch zu urtheilen, das eben so wenig mit strenger Unparteilichkeit abgefaßt ist, als andere Schriften der respektiven Anhänger Dom Pedro's und Dom Miguel's.

Frankreich.

Ueber den Schlüssel zu einigen satirischen Schriften.

Von Charles Nodier.

Schon seit langer Zeit haben uns gelehrte und geistvolle Bibliographen versprochen, von einigen satirischen Schriften den Schleier zu lüften, unter welchem deren Verfasser die eingeführten Personen zu verhüllen für gut gefunden. Das giebt allerdings reichen Stoff zu einem höchst interessanten Werke, das gewiß in einer jeden, an Kuriositäten reichen Bibliothek einen Platz finden wird, und welches die Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts nicht erwangelt haben würden, in ihrer Weise etwa Manipulus clavium zu benennen. Freilich sind unsere Gelehrten dieser Marktschreierei mit gesuchten Titeln minder zugethan, doch wird auch ohne einen solchen ein Werk in der bezeichneten Art eine willkommene Erscheinung seyn; denn es ist gleich lehrreich und ergötzlich, und füllt eine bei dem wesentlichen Fortschreiten der Bibliographie immer merklicher werdende Lücke aus; nicht, als wenn überhaupt der Schlüssel zu jenen satirischen Werken noch gar nicht gefunden wäre; sie sind nur noch nicht gesammelt und zusammengestellt worden.

Die nahe bevorstehende Erscheinung eines solchen Werkes macht gewissermaßen diese Bemerkungen überflüssig; doch bin ich der Meinung, daß ein gewisser kritischer Geist und eine gewisse Methode der Untersuchung auch in einer solchen Zusammenstellung sich aussprechen müssen; und darauf möchte ich meine Autoren aufmerksam machen, damit sie nicht aus allzu großer Neigung für neue und eigenthümliche Ansichten in Paradoxieen und Erfindungen verfallen. Nicht auf das Neue hat man in der Geschichte zu sehen, sondern auf das Wirkliche und thatsächlich Vorhandene; denn nur dies in letzter Analyse verdient erforscht zu werden und sich zu behaupten. Nichts ist leichter, als einen neuen Gesichtspunkt für die Gegenstände, die man beobachtet, zu finden; um ihn zu gewinnen, genügt es, sich von einer Ansicht leiten zu lassen, die alle früheren Betrachter verschmäht, und die es zu werden verdiente, weil sie nur zu falschen Analogieen und trügerischen Erscheinungen führte. Und darauf läuft am Ende alles das hinaus, was bei einer oberflächlichen Ansicht so leicht als Entdeckung erscheint.

Doch sey hiermit nicht gesagt, als sollten all' die scheinbaren Hypothesen und witren Einfälle, die man über die Tendenz der Abfassung einzelner Werke aufgestellt hat, gänzlich unberücksichtigt bleiben. Man muß, um Vollständigkeit zu gewinnen, ihnen allen einen Platz gönnen; muß, der Genauigkeit wegen, alle anführen; aber unerläßlich ist die Forderung, nur mit besonnener Umsicht ihnen Glauben zu schenken; und auf diese kritische Vorsicht eben will ich unseren Bibliographen aufmerksam machen, damit sein Bemühen eben so nützlich werde, als es seinem Gegenstande nach interessant ist. Ergiebt er sich schwankenden Hypothesen, verschmäht er das Licht vorurtheilsfreier Untersuchung, dann dürfte am Ende das Buch besser nicht geschrieben seyn. Wir sind bereits überreich an Konjekturen und Irrthümern!

So darf allerdings das verjährte Vorurtheil der Philologen nicht übergangen werden, die einmüthig in dem Trimalcio und Agamemnon des berüchtigten Satiricon Petron's den Nero wiedererkannt haben; aber man muß diesen lächerlichen Irrthum als solchen ansehen; ließ doch Voltaire's feiner Sinn, wie wenig auch sonst in kritischer Hinsicht geübt, sich durch ihn nicht berücken! Es ist sehr möglich, daß Petronius Vieles geschrieben, was nicht auf unsere Zeit gekommen; denn er hatte gewiß eine Manier zu schreiben, die seinem Talente entsprach. Sein Satiricon ist reich genug an solchen hingeworfenen Stücken, an Auszügen und Eingebungen des Moments, ohne Rücksicht auf Zusammenhang der Materien und Einheit des Plans; wir sehen gleichsam einzelne Denkblätter aus dem Tagebuche eines jungen Schriftstellers von reichem vielgewandtem Geiste, der aber noch keine bestimmte Richtung genommen. Wir wollen gern zugeben, daß Petron wirklich eine scharfe Satire gegen den Nero und das Leben an seinem Hofe geschrieben, da er, wie nicht leicht Jemand außer ihm, Gelegenheit gehabt, alle Scheußlichkeiten desselben zu sehen und zu enthüllen, und daß dies der wahre Grund sey, weshalb er in der Pisonischen Proscription mit einbegriffen ward. Gewiß aber war diese Satire durchaus verschieden von dem Satiricon, in dem wir Nichts weiter sehen, als den schlüpfrigen Roman eines verderbten Schöngeistes, und keine Satire. Das falsche Satiricon ist uns geblieben; denn es beleidigt nur die Sitten. Das wahre ist untergegangen; denn es beleidigte den Nero. Und in der That ist auch Nichts natürlicher! Welcher Römer würde es gewagt haben, die Abschrift einer Satire gegen Nero bei sich zu haben während der zwei Jahre, die Nero den Petron überlebte? Wer konnte Nero hindern, bis auf die letzte Spur eine ihn beleidigende Schrift zu vertilgen? Oder denkt Niemand an den Brand von Rom? — Ein Buch zu vernichten, hatte wahrlich vor Erfindung der Buchdruckerkunst keine Schwierigkeit; wohl aber, ein Werk des Geistes der Vergessenheit der Jahrhunderte zu entreißen. Auch den übertriebenen Vorsichts-Maßregeln des Kaisers Tacitus gelang es nicht, mehr, als nur den geringeren Theil der Schriften des Historikers Tacitus zu retten.

Darin hat aber Voltaire beträchtlich gefehlt, daß er seine glückliche Induction allzuweit ausdehnte, indem er den Roman des Petronius einem unbekannten Freiheitsmanne späterer Jahrhunderte zuschrieb. Der Roman des Petron führt weder auf die Annahme eines obsturen Verfassers, noch berechtigt seine Latinität zu der Voraussetzung später Abfassung. Ein Mann, an einem äußerst verderbten Hofe lebend, selbst verderbt, stellt uns die Sitten der Neronischen Zeit dar, und zwar in dem besten Stile, wie sich dessen ein Zeitgenosse Nero's nur bedienen konnte. Nur ein Mann von Welt und von sehr gebildetem Geiste konnte mit den seltensten Feinheiten des Ausdrucks die zügellosen Aeußerungen der Frivolität verbinden: purissimus in impuritate, wie die Gelehrten sagen. Die Fremdartigkeit einzelner Redensarten beweist nichts für Voltaire's Meinung. Mit jedem mächtigen Umschwunge in den Sitten kamen nur zu bald solche neue Ausdrucksformen in die Sprache. Crebillon's des Jüngern Stil ist viel entfernter von dem der Oraisons funèbres, der Stil des Beaumarchais viel abweichender von dem des Buffon, als sich das Satiricon in seiner Darstellung von den Catilinarien entfernt; und doch war die dazwischen fallende Umgestaltung der Dinge weniger merklich, der Zeitraum nicht so lang in Frankreich, als in Rom. Das Satiricon ist demnach gewiß von Petronius, aber keinesweges gegen Nero gerichtet, bei dessen Orgien er wohl selbst sehr lebhaft mitgeschwärmt. — Das wäre ein Punkt, der in dem oben bezeichneten Werke zur Sprache kommen müßte, aber besser, als es hier geschehen, und weitläuftiger und eindringlicher entwickelt.

Dieselbe Frage gilt dem Rabelais, dessen geistvollen Spott man nur zu lange durch abgeschmakte, historische Kommentare erstickt hat. Man muß den großen Satiriker des Menschengeschlechts sehr wenig gelesen und sehr verkehrt beurtheilt haben, um seinen großartigen Humor nach dem verkümmerten Maßstabe eines kleinlichen Libellisten zu messen. Rabelais sah die Welt und das Leben von einem viel zu hohen Standpunkte aus, als daß er die armseligen Intriguen des Hofes zur Unterlage seiner humoristischen Schöpfungen hätte machen können. Allerdings hat er eine Satire gemacht, aber die Satire der Welt, nicht die eines Palastes. Die Kritiker von beschränkten Ansichten, die an den ihnen vorliegenden Werken nicht mehr sehen, als die augenfälligsten Züge und das Materielle der Erscheinung, beruhigen sich gern bei jener Auslegungsart, weil sie nicht zu fassen vermögen, daß ein hochstehender Genius seinen Blick weiter richtet, als sie, und in eine Gedanken-Region hineinschaut, in die sie niemals dringen. Daher kommt es denn, daß sie in der Meinung, uns den Maßstab für die Beurtheilung des Autors zu bieten, nur den für ihre eigene Beschränktheit liefern, und die interessirt die Nachwelt wahrlich nur wenig! Was kümmert es uns, zu wissen, was ein La Motteux geglaubt hat, in Rabelais zu finden, wenn ein Molière, Lafontaine, Sterne, Beaumarchais sich nicht daran gekehrt? Die Erläuterungen eines solchen Kommentars können nur für diejenigen taugen, für die der Text nicht vorhanden ist.

Es ist keineswegs meine Absicht, zu behaupten, daß Rabelais nicht auch Mitlebende und Tagesgeschichten zum Vorwurfe seiner Satire genommen. Dergleichen sind für ein satirisches Genie, dem es nicht eben auf Schonung ankommt, und das sich gar kein Gewissen daraus macht, eine Lächerlichkeit oder ein Laster aus dem wirklichen Leben zwischen seine Kneipzange zu nehmen, ein gar willkommener Fund. Daher die zahlreichen Anspielungen auf Begebenheiten und Personen, die man scharf in's Auge fassen muß, wenn sie sich zeigen; und meistens sind sie deutlich genug, um ohne großen Aufwand von Gelehrsamkeit verstanden werden zu können. Wenn das Buch von der tönenden Insel (l'Isle sonnante) von Rabelais herrührt, wie die übrigen, so muß man gestehen, daß er die Allegorie in ein sehr durchsichtiges Gehäuse hinein-

gesetzt, — wie es Lemierre zur Regel gemacht. Sein kühner Humor, der auch die in der Zeit verbreitetsten Glaubensmeinungen anzutasten sich nicht scheute, konnte sich nicht füglich entschießen, sich mit einem Wuste unentwirrbarer Mysterien zu belasten, um am Ende nichts weiter, als einige sehr triviale Ideen, wie man sie ihm unterlegt, ausgesprochen zu haben. Bedient er sich einmal einer Räthselform, so giebt er gemeinhin schon selbst die Lösung; und es ist z. B. lächerlich, das unfindbare Wort des Räthsels zu suchen, das mit dem Fanfreluches im Gargantua gemeint sey. Das ist ein sinnloses Gespräch, dergleichen zu jener Zeit der Kontroverse wohl statthaben konnte, ohne Inhalt und ohne Bedeutung; denn Beides wollte der Vers. selbst nicht hineinlegen. Was in den Disputationen der beiden streitenden Parteien im Gargantua wahrhaft originell ist, so wie in der Entscheidung, welche dem Streite ein Ende macht, das ist der vollkommene Nonsens in den Fragen, den Entgegnungen und dem Endurtheile; man kann nicht feiner und geschmackvoller das Nichtige der damaligen Streitigkeiten, so wie die pedantische Leerheit der Formen der Gerichtspflege jener Zeit darstellen, als es hier geschehen. Wie statt dieser Ansicht eine historische Auffassung gebraucht wird, hat man den Gehalt und den Geist Rabelais vernichtet.

Wer den Rabelais zu lesen weiß, lernt nur zu bald, daß er über Alles gespottet, und also auch über diejenigen Dinge, die nach der Meinung seiner Kommentatoren einzig und allein Gegenstand seiner Satire waren; aber über Keinen verbreitet sich sein Spott offenkundiger, als — über seine zukünftigen Ausleger, jene thörichten abstracteurs de quintessence, über die er sich unaufhörlich belustigt, und dies in ganz unzweideutigen Ausdrücken. So gebe man uns denn immerhin, wenn es doch seyn muß, all' jene Schlüssel, die gar Nichts aufschließen; man überschütte uns immerhin mit einen Chaos jener sinnlosen, nichtigen Träumereien, die das Licht vorurtheilloser Betrachtung nie beleuchtet hat; aber man vergesse ja nicht, gleich von vorn herein zu bekennen, daß dies kein Faden sey, der uns aus dem Labyrinthe leiten kann, — vielmehr das beste Mittel, sich darin zu verlieren. Um Rabelais mit Nutzen zu lesen, sein innerstes Wesen zu erkennen, bedarf es nur eines guten Theils von Skeptizismus und einer gewissen Gewandtheit des Geistes. Das ist nach meinem Dafürhalten der einzige Schlüssel zu seinem Buche. — Hierbei ist nicht zu übersehen, daß diese angeblichen Erläuterungen, wie durch die neuesten bibliographischen Forschungen genugsam ermittelt worden, fast sämmtlich auf sehr groben Anachronismen beruhen. Es scheint jetzt unbestreitbar ausgemacht, daß die Abfassung des Gargantua in das Jahr 1528 fällt, zu welcher Zeit die Herzogin von Estampes noch nicht zwanzig Jahre zählte; der Einfluß der Diana von Poitiers aber beginnt erst um 1547, also eine lange Zeit nach der Veröffentlichung der drei ersten Bücher, in welchen man schon Anspielungen auf sie entdecken will. Rabelais hatte Geist genug, um einen tiefen Blick in die Begebnisse der Zukunft thun zu können; dies hat er in seiner Prognostication pantagruelino bewiesen; aber auch das Unbekannte zu erkennen, so weit hatte es sein divinatorischer Geist wohl nicht gebracht. — Außer der Erläuterung solcher Anspielungen, die sich meist selbst erklären, erfordert Rabelais nur noch einen literarischen und lexikalischen Kommentar, wozu noch ein guter Index der ihm eigenthümlichen Phraseologie kommen muß, wie sie de l'Aulnaye verfertigt und ein Wörter-Verzeichniß, wie de l'Aulnaye es hätte machen können. Daran hätten wir einen wahren Wörterschatz; denn der ganze Sprachreichthum jener Zeit würde da hineinkommen, und die Sprache des Rabelais bekämen wir mit in den Kauf.

Am schlimmsten von allen Autoren, zu denen man einen satirischen Schlüssel erfunden hat, ist allerdings der weichherzige Fénélon dran; der konnte gewiß in seinem Herzen keine so unversöhnliche Bosheit hegen. Ohne Zweifel hatte Fénélon Muth genug, — denn die Liebe zur Menschheit flößte ihm denselben ein — um ohne Scheu den Königen von den Pflichten zu reden, die sie zu erfüllen und von den Fehlern, die sie zu meiden haben. Das ist der wesentliche Zweck des Télémaque, das im Allgemeinen der Gesichtspunkt, aus dem er gearbeitet worden, und es bedarf keines Schlüssels, um hinter dieses Mysterium zu kommen. Aber in dem Télémaque eine fortgesetzte, hartnäckige Satire des Hofes Ludwig's des Vierzehnten zu erblicken, wie es in den bekannten kritischen Anmerkungen der Englischen und Holländischen Ausgaben geschehen, welche der gelehrte Brunet dem Henri Philipp von Limiers beilegt, die ich aber dem Jean Armand Dubourdieu als Verfasser zuschreibe: — das ist mehr, als die freche Vermuthung eines hungrigen Sudlers, das ist eine unverschämte Profanation, die keine Schonung verdient, und man muß dieses freventlichen Angriffes auf einen der liebenswürdigsten Charaktere unserer Literatur nur erwähnen, um ihn für immer abzuweisen. Man hat nur zu bedenken, daß Ludwig der Vierzehnte einundsechzig Jahr bereits alt war, als der poetische Roman des Fénélon erschien, um es abgeschmackt zu finden, daß der Plan desselben sey, einen schon so hochbejahrten Telemaque von der Liebe zur Eucharis und den Verführungen der Calipso abzumahnen. Von demselben Schlage und desselben Geistes sind fast alle Anspielungen, die man sonst noch im Telemaque entdeckt zu haben meint. Die Kommentare zum Gargantua bilden ein Gewebe von Abgeschmacktheiten, ohne Folgen und Gefahr; der Kommentar zum Telemaque ist eine fortlaufende Verleumdung.

Die Charaktere des La Bruyère eröffnen ein weites Feld auch für die willkürlichsten, leichtsinnigsten Vermuthungen. Da es die Absicht des Schriftstellers war, ein Gemälde der Sitten seiner Zeit zu liefern, so konnte es natürlich nicht fehlen, daß er die einzelnen Züge der Wirklichkeit entlehnte, um seinen Portraits die Farbe und Lebendigkeit des Ausdrucks zu geben, der nöthig war. Und dies Verfahren war unerläßlich; denn es ist Nichts seltener, als ein vollkommener Typus zu einem Charakter. Oft genug war die mitgetheilte Erzählung persönlich, während das Charakter-Gemälde es durchaus nicht war. Nichtsdestoweniger fanden die Verfertiger satirischer Schlüssel ohne Mühe ein offenes Feld, ihren Scharfsinn zu üben an einem Werke, das für behafte Ausdeutungen und Beziehungen so viele Seiten bot, und gerade das Persönliche an diesen Erklärungen verschaffte dem Buche ein erhöhtes Interesse. Ich bin der festen Meinung, daß La Bruyère nicht den vierten Theil der Personen gekannt, die ihm zu seinen Bildern gesessen haben sollen, und die er folglich auch nicht füglich darzustellen beabsichtigte. Die geringe Zahl wirklicher Nachbildungen, die ein einsichtiger Erklärer wird anerkennen müssen, beschränkt sich auf einige verschrobene, überspannte und wahrhaft originelle Charaktere, wie die des Menalcas und Theodas, bei denen eine Natur-Wahrheit nicht in Abrede gestellt werden kann, wie sehr auch die Zeichnung im Einzelnen karrikirt ist. Alles Uebrige ist reine Erdichtung, und es darf gehofft werden, daß man von nun ab in einer guten Ausgabe des Französischen Theophrast uns diesen Wust fader Anmerkungen ersparen wird.

Nach solchen Namen, wie die eben angeführten, möchte ich nicht gern genöthigt seyn, den eines Eheberlos de Lactos zu nennen, des Petron's einer viel weniger gebildeten und viel mehr verderbten Epoche, als die, in welcher Petron lebte. Da es indeß noch einige Jämmerlinge giebt, für welche die Liaisons dangereuses eine herrenzagende Leistung sind, so muß ich wohl etwas davon sagen, wiewohl ich nicht absehe, bis zu welchem Punkte mir das Recht hierauf zusteht, da ich mich nicht überwinden gekonnt, das Buch bis zu Ende zu lesen. Eine Schilderung der Sitten, — wenn man will, — aber so absonderlicher Sitten, daß ihre Darstellung ganz gut hätte unterbleiben können, ohne daß wir in der Schand-Chronik unserer Vergangenheit eine Lücke verspürt hätten; — ein stilistisches Denkmal, — wenn man will, aber in einem so gekünstelten, manierirten, verfehlten Stile abgefaßt, daß es die ganze geistige Leere und die große Virtuosität des Verf. im Gebrauche des schlechtesten Jargons zur Schau stellt, die ihn zu einer Art von Gassen-Lykophron stempelt, — das ist das Charakteristische der Liaisons dangereuses, von denen ein Exemplar auf feinem Velin, mit Bildern avant la lettre, noch heutzutage viel höher bezahlt wird, als die ganze Sammlung der Moralisten. Wir wollen es hier nicht untersuchen, ob nicht auch dieses Werk seine Clavis, oder vielleicht gar deren zehn, erhalten hat. Ich glaube kaum, durch irgend eine der größeren Städte unserer Provinzen gekommen zu seyn, wo man nicht noch in meiner Jugend mit den Fingern auf einen jener verkehrten und unsauberen Helden dieses Kasernen-Satiricons gezeigt hätte, das schon längst von einer viel höheren Instanz, als Anstand und Geschmack, hätte verurtheilt seyn sollen — durch seine Langweiligkeit. Gewiß wird man die entehrenden Erläuterungen zu einem Buche, das die Menschheit entwürdigt, unterdrücken. Wir müssen zur Ehre der vorgeschrittenen Civilisation des Glaubens seyn, daß die Urbilder solcher Menschen nur in den Verfassern selbst vorhanden waren.

Noch hab' ich nicht von einigen sehr bekannten Büchern gesprochen, die man sich wohl versehen muß, durch positive historische Daten erläutern zu wollen, weil ihnen dergleichen gewiß nicht zum Grunde liegen. Vielleicht führen mich diese Forschungen weiter, um einige Werke näher zu bezeichnen, die unbedingt einer Clavis bedürfen, und die mehr oder weniger schwierig ermittelt werden kann. Was mir Hauptgewinn ist bei der Beschäftigung mit der Vergangenheit, ist, daß es mir vergönnt ist, die Gegenwart darüber zu vergessen; und dieses Interesse darf wohl nicht bei allen Lesern vorausgesetzt werden.

Mannigfaltiges.

— **Der Bergbau in Frankreich.** Frankreich hat 520 Minen. Darunter befinden sich 303 Steinkohlen-, 2 Schieferstein-, 5 Bergbraun-, 1 Wasserblei-, 1 Gold-, 33 Blei- und Silber-, 8 Kupfer-, 131 Eisen-, 1 Zink-, 16 Spießglas-, 8 Braunstein-, 1 Steinsalz-, 1 Alaun-, 6 Alaun-, Vitriol- und 3 Vitriol-Minen. Alle diese Minen, außer den Steinsalz-Gruben, nehmen zusammen einen Flächenraum von ungefähr 6269 Kilometer oder 1318 Lieues ins Quadrat ein. Es sind gegen 30,000 Arbeiter in denselben beschäftigt. So wie die Erz-Gruben stehen auch die Steinbrüche unter der obrigkeitlichen Verwaltung. Man zählt deren im Departement der Seine 670; in den Departements der Indre-et-Loire und der Loire-et-Cher 250; im Departement der Oise 194; im Departement der Seine-et-Oise 100; im Departement der Seine-et-Marne 97, und endlich im Departement der Maine-et-Loire 80. Durch den immer steigenden Bergbau hat sich auch das Bedürfniß der Werkstätten vermehrt, die zur Förderung der mineralischen Substanzen und deren Bearbeitung dienen. Vom Jahre 1831—1832 stieg die Zahl der Werkstätten, in denen das Eisen bearbeitet wird, auf 1246. Man zählte: 2180 Hand-Erzwäschen, 81 Pochwerke, 279 Patouillets, 35 Röste-Oefen, 454 Groß-Oefen, wo Holzkohlen gebrannt werden; 8 Groß-Oefen, wo Cokes (abgeschwefelte Steinkohlen) und Holzkohlen zusammen gebrannt werden; 1040 Affinerie-Feuer von Holzkohlen, 226 Puddles-Oefen, 94 Plattmühlen mit Gitterstangen, 102 Oefen à la Catalane, 75 Affinerien zur Bearbeitung des Gußeisens in Stahl, 32 Cementations- (Goldscheider-) Oefen; 57 kleine Oefen zum Gußstahl; 317 Hämmer-Feuer, sowohl zum Eisen, als zum Stahl; 38 Eisenblech-Plattmühlen nach Englischer Art; 26 Blechschmiedereien; 29 Hämmer zu den Sensen und 12 Werkstätten zum Feilen. Die Salz-Mine zu Dieuze ist die einzige, die gegenwärtig zu den Staats-Domainen gehört. Durch eine zweckmäßige Vertheilung der Arbeit, durch eine vortheilhafte Benutzung des Wassers und endlich durch eine gute Leitung der Arbeiter hat man es dahin gebracht, daß das Salz in Frankreich seit einiger Zeit um 10 Procent billiger geworden ist. (N. A. d. V.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Mittwoch den 24. Dezember 1834.

Dänemark.

Alt-Nordische Literatur.

Von der umfassenden Wirksamkeit der Königlichen Dänischen Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde ist schon mehrmals in diesen Blättern die Rede gewesen; den höchst gedeihlichen Fortgang derselben bekundet die allgemeine Uebersicht des Zustandes und der Unternehmungen der Gesellschaft im Jahre 1833, welche der Präsident derselben, Konferenzrath und Professor Schlegel, in der Jahres-Versammlung am 30. Januar 1834 ertheilte.

Für ihren Hauptzweck, Herausgabe Alt-Isländischer oder Alt-Nordischer Schriftdenkmäler, hat die Gesellschaft in diesem Jahre geliefert:

1. Fornmanna Sögur (Saga's der Altwordern) Bd. 8.
2. Oldnordiske Sagaer (Alt-Nordische Saga's) Bd. 8.
3. Scripta historica Islandorum vol. IV. V;
4. Færeyinga Saga.

von welchen die beiden ersten die Saga des Norwegischen Königs Sverri in der Alt-Nordischen Ursprache und in Dänischer Uebersetzung, und Nr. 3 die Lateinische Uebersetzung der schon in der Ursprache gelieferten Saga des Norwegischen Königs Olaf des Heiligen enthalten. Nr. 4 ist die merkwürdige Geschichte der, wie die Isländer, aus Norwegen stammenden Bewohner der Faröer (Schaaf-Inseln), in der Altnordischen Ursprache mit Faröischer*) und Dänischer Uebersetzung von Rafe, und einer Karte dieser Inselgruppe. **)

Zur Herausgabe vorbereitet sind demnächst:

1. Fornmanna Sögur Bd. 9 und 10.
2. Oldnordiske Sagaer Bd. 9 und 10.

welche die Geschichte der Norwegischen Könige Hakon Sverrason Guttorm und Ingi, so wie des Hakon Hakonssohn und ein Bruchstück der Geschichte des Magnus Lagabätr (Gesetzbesserer) enthalten.

Die Gesellschaft hatte beschlossen, alle ihre Mittel zur Erhellung der Geschichte und Alterthümer Grönlands aufzubieten, besonders um wo möglich zur völligen Gewißheit über die Lage der alten Europäischen Ansiedlung von Eystribygd und des dort mehrere Jahrhunderte hindurch blühenden Bischofssitzes Gardar zu gelangen. Zu dem Ende war bestimmt worden:

1. Nachgrabungen und Untersuchungen in den wichtigsten Trümmern aus der Zeit der alten Europäischen Ansiedler, vornehmlich im Umkreise von Julianeshaab und in der übrigen an der Davisstraße belegenen Küstenstrecke, anstellen zu lassen. Da hierzu eine Specialkarte dieser Gegend nöthig war, so erbot sich der Schiffshauptmann Graah, nach eigenen in Grönland angestellten Messungen und anderen Hülfsmitteln eine solche Karte zu entwerfen, deren Herausgabe die Gesellschaft besorgen wird. Nachdem die nöthigen Geräthschaften dorthin gesandt worden, begannen die Untersuchungen im Jahre 1832, sie wurden im Jahre 1833 fortgesetzt, und die Gesellschaft hat in dieser Beziehung folgende Mittheilungen empfangen:

Jacob Arbo, Vorsteher der Ansiedlung Nernortelik, hat einen Bericht über eine von ihm im Meerbusen Tessermiut unternommene antiquarische Reise, nebst einer Situationskarte dieses Meerbusens, und Grundzeichnung einer der merkwürdigsten dortigen Ruinen, überschickt. O. Kielsen unternahm eine Reise durch den Meerbusen Tunnudliorbit nach Sermelik, um die dortigen Ueberbleibsel in Augenschein zu nehmen, und übersandte sein Tagebuch von dieser Reise. Engholm gab Bericht von einer Reise im Meerbusen Arksut bei Frederiksbaab, nebst zwei Situationskarten; und D. N. Möller, Vorsteher der Ansiedlung Fiskernässet, einen von J. P. Lund auf Lichtenfels erhaltenen kurzen Bericht von den Ruinen am Meerbusen Aglomersät.

2. Sollten in einem besonderen Werke über die geschichtlichen Denkmäler Grönlands alle alten in Isländischen Schriften vorkommenden Nachrichten von Grönland möglichst vollständig gesammelt werden. Von diesem Werke, so wie von dem damit in genauer Verbindung stehenden besonderen Werke über die Entdeckungsreisen der alten Normänner nach Amerika im 10ten und in den folgenden Jahrhunderten, nebst Lateinischer Uebersetzung, sind bereits 80 Bogen gedruckt.

Das Museum für Nordische Alterthümer hat im vergangenen Jahre einen Zuwachs von 270 Stücken gewonnen. Nächst den schon früher erwähnten beiden Fünden von Goldgeschmeide, byzantinischen Münzen und Bracteaten mit Runen- und anderen Inschriften, zeichnet sich unter den diesjährigen Erwerbungen eine Sammlung von Urnen und mehreren Alterthümern der heidnischen Vorzeit aus, welche bei den Nachgrabungen gefunden wurden, die Prinz Friedrich während seines Aufenthalts auf Bornholm im vorigen Sommer unter eigener Aufsicht in verschiedenen Grabhügeln anstellen ließ, und welche durch behutsame Behandlung größtentheils unbeschädigt erhalten sind. Unter den Urnen ist eine dergleichen bis jetzt noch nicht vorgekommen: sie ist oben geschlossen und hat eine Oeffnung an der Seite. *)

Zur Abfassung und Herausgabe althistorischer und antiquarischer Untersuchungen und Abhandlungen hat die Zeitschrift der Gesellschaft „Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed" (Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde) auch dieses Jahr mannigfaltig mitgewirkt. Prinz Christian Friedrich, Statthalter von Fünen, ließ am 24. Juni in eigener und mehrerer Gelehrten Gegenwart eine wissenschaftliche Untersuchung der Grabstätte und der Reliquien Knuts des Heiligen in Odensee anstellen, sämmtliche daselbst vorgefundene Gegenstände genau beschreiben und zum Theil abbilden, welche Abbildungen, so wie eine vom Adjunkt Paludan-Müller verfaßte besondere Untersuchung dieser Reliquien, der Prinz der Gesellschaft zukommen ließ. Etatsrath Werlauff gab eine Erklärung des Runensteines in Ergaar; Professor Finn Magnussen eine Untersuchung über den Handel und Verkehr der Engländer auf Island im 15ten Jahrhundert, besonders mit Rücksicht auf die folgenreiche Reise des Columbus dahin im Jahre 1477. August le Prevost in Rouen hatte sich über den Nordischen Ursprung verschiedener in der Normandie vorkommender Ortsnamen Aufschlüsse erbeten, und unter den Mitgliedern übernahm es Registrator Petersen, Nachforschungen deshalb anzustellen und mitzutheilen. Diese verschiedenen Beiträge sind in dem jetzt erschienenen zweiten Bande der Zeitschrift aufgenommen, in welcher sich zugleich zwei früher eingegangene Beiträge befinden, nämlich: Schiffs-Hauptmann Zahrtmann über die dem Venediger Zeni zugeschriebenen Reisen im Norden; und des Registrators Petersen Bemerkungen über den Ursprung und die Bedeutung Dänischer und Norwegischer Ortsnamen.

Da gewiß mehrere der in beiden Bänden vorkommenden Aufsätze von besonderer Wichtigkeit für Deutsche und Deutsch redende Mitglieder der Gesellschaft außerhalb des Nordens sind, so soll eine Auswahl derselben in Deutscher Sprache veranstaltet werden und nach vollendetem Drucke diesen Mitgliedern unentgeltlich zukommen.

Professor Finn Magnussen, der eine antiquarische Reise in Schweden gemacht hatte, theilte eine Nachricht mit über die in der Domkirche zu Lund wieder aufgefundene Grabstätte des Erzbischofs Anders Sunesen; Bischof Neumann in Bergen gab Bemerkungen über alte Denkmäler im Stifte Bergen, nebst einer Uebersicht des Bergischen Museums; Assessor Schwach in Drontheim berichtete über einige im Stifte Drontheim gefundene Alterthümer. Der Schwedische Reichs-Archivar, Professor Liljegren, in Stockholm, Lektor Wallmann in Linköping, Magister Hildebrand in Lund, Dekter Ekman in Kalmar und der Constructions-Lieutenant Pettersson in Karlskrona machten Mittheilungen über ähnliche im vergangenen Jahre in Schweden gefundene Alterthümer. Desgleichen Prof. Renvall in Björenborg über Alterthümer und Denkmäler der Vorzeit, welche in Finnland entdeckt worden. Rektor Rasch in Schönberg sandte Bemerkungen über einen auf dem Platze, wo früher der Bischofssitz von Ratzeburg gestanden, beim Graben gefundenen Dolch, nebst Abbildung desselben.

Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde hatte für ihre beabsichtigte Herausgabe der Nieder-Deutschen Chronik von Thomas Kantzow, die Nordische Gesellschaft um Nachforschung ersucht, ob in den Sammlungen zu Kopenhagen, Lund, Stockholm und Upsala sich Handschriften über die Geschichte Pommerns befänden. Unter den Mitgliedern wurden Etatsrath Werlauff in Kopenhagen, Dr. Reuterdahl in Lund, Professor Liljegren in Stockholm und Professor Schröder in Upsala eingeladen, dazu behülflich zu seyn. Der Erste hat sogleich zwei auf der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen befindliche Handschriften von Kantzow's Chronik durchge-

*) In dieser, dem Alt-Nordischen noch näher stehenden Mundart, haben sich bekanntlich ganz allein noch die uralten gemeinsamen Heldenlieder von Siegfried, den Nibelungen und anderen Helden des Heldenbuchs lebendig erhalten, indem solche noch bei Hochzeiten und Gastmahlen dort gesungen und getanzt werden, wie sie 1822 mit der Sangweise in Kopenhagen gedruckt sind.

**) Eine Deutsche Uebersetzung von Mohnike hat diese alte Saga seitdem auch in Deutschland bekannter gemacht.

*) Erinnert an die ähnlich gestalteten Urnen, welche in Italien bei Umbau ausgegraben worden, und auch den, aus Scandinavien gezogenen Herulern beigelegt werden. Vergl. meine Briefe in die Heimat Bd. 3, S. 12.

sehen und die von der Pommerschen Gesellschaft aufgegebenen Stellen, worüber man nähere Aufklärungen wünschte, ausgehoben. Dr. Reuterdahl hat ähnliche Aufklärungen aus einer auf der Universitäts-Bibliothek in Lund befindlichen Handschrift derselben Chronik, so wie mehrere dortige urkundliche Stücke zur Geschichte Pommerns mitgetheilt.

Professor Giesebrecht in Stettin übersandte eine Deutsche Uebersetzung der Abhandlung des Registrators Petersen über Islands Entdeckung und die erste Ansiedlung daselbst; Subrektor Strodtmann in Flensburg einen Deutschen Auszug von Werlauff's Abhandlung über Die Worms Verdienste um das Studium des Nordischen Alterthums; Professor Paulsen in Kiel einen Deutschen Beitrag zur Geschichte der Sprache auf der Jütischen Halbinsel, besonders im südlichen Theile.

Der Kurator des St. Peters'urger Unterrichts-Distrikts, Fürst Dondukoff Korsakoff, berichtete, daß er eine Russische Uebersetzung der von der Gesellschaft herausgegebenen Eymundar-Saga (Fornmanna Sögur Bd. 3) besorge, um sie seinen Landsleuten bekannter zu machen. Der Staatsrath Russin Puschkin, Kurator der Universität Kasan, meldete, daß auch er eine Russische Uebersetzung eben dieser Saga veranstaltet habe und drucken lassen wolle.

Sendungen althistorischer und antiquarischer Bücher kamen ein: von der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, München und Prag; von den antiquarischen Gesellschaften in London, Edinburg, Stettin, Halle und Sinsheim; von den Gelehrten Ampère, Arndt, Boehmer, Betham, Dezoz de la Roquette, Dohrn, Egilsson, Gräberg, Graf M. Brahe, de Jorio, Graf de la Gardie, v. d. Hagen, v. Hammer, Hauka, Hansen, Hormayr, Ilgen, Janelli, Jomard, Kesegarten, Larsen, Ledebur, le Prevost, Levezow, Masch, Molnike, Napiersky, v. Recke, Schildener, Schmidt, Schmitthenner, Baron Sternberg, Strodtmann, Van der Maelen, Viollier, Wedekind, Wigand, Wilhelmi.

Das aus Gaben und Beiträgen der Mitglieder gesammelte feste Vermögen der Gesellschaft betrug schon 12,500 Reichsbancothaler, von welchen erst im letzten Jahre 3160 Rthlr. angelegt wurden, außer den laufenden Ausgaben von 2813 Rthlr. und 867 Rthlr. Kassen-Bestand. —

Nach solchem erfreulichen Rückblicke läßt sich getrost in eine nicht minder erfolgreiche Zukunft schauen. v. d. H.

China.

Wu sung, der Held und seines Bruders Rächer.

(Fortsetzung.)

Wu sung wohnte bereits einen Monat bei seinen Verwandten, als heftige Winterkälte mit starkem Schneewetter eintrat. Eines Morgens ging der junge Tu theu in Amts-Geschäften aus. Kin lian schickte auch ihren Gatten Wu ta mit Aufträgen aus dem Hause. Dann ging sie auf Wu sung's Zimmer, heizte mit Steinkohlen ein, und dachte in ihrem Herzen: „Heute muß es mir gelingen, ihn zu umgarnen!"

Als Wu sung mit Schnee bedeckt heimkehrte, rollte Kin lian, die ihn am Fenster erwartet hatte, das Flechtwerk vor der Thüre auf und sprach, ihn bewillkommnend: „Ihr seyd wohl recht durchgefroren?" — „Herzlichen Dank, Frau Schwester, für Euer Beileid!" — „Kommt herein in die warme Stube!" Wu sung that, wie sie ihm geheißen, und setzte sich am Feuer nieder. Kin lian stellte Wein und Speisen auf den Tisch, und verriegelte dann die Thüre.

Wu sung fragte: Wohin ist mein Bruder gegangen?

Sie. Er hat Geschäfte draußen. — Trinken wir Beide ein paar Becher unter uns!

Er. Wollen wir nicht erst meinen Bruder abwarten, daß er mit uns gemeinschaftlich trinke?

Sie. Lieber Schwager! da es heute so bitter kalt ist, muß man das Trinken nicht aufschieben.

Wu sung entgegnete nichts weiter und trank. Nachdem Beide sich ein paar Mal zugetrunken hatten, sprach Kin lian mit schelmischer Miene: „Man hat mir anvertraut, daß Ihr in der „Morgen-Straße" einer Zitherspielerin den Hof macht; ist dem wirklich so?" Wu sung versetzte: „Ich bin kein Mann von solcher Art; und glaubt Ihr meinen Worten nicht, so fragt nur meinen Bruder." Je mehr die Frau trank, desto sichtbarer wurde ihre Begierde, und sie fuhr fort in leichtfertigen Reden. Wu sung senkte sein Haupt, und sprach immer weniger. Die Frau ließ sich nicht abschrecken; sie füllte ihren Becher bis an den Rand, trank ihn halb aus, und überreichte ihn Wu sung mit den Worten: „Wenn Du ein Herz hast, so trinke die andere Hälfte!"

Wu sung nahm den Becher, goß ihn auf den Boden aus, blickte das Weib mit rollenden Augen an und sprach zürnend: „Ich bin ein Mann, der sein Haupt zum Himmel erhebt, und habe mit niedriger Menschenbrut nichts gemein! Mit den Augen erkenn' ich Euch als meine Schwägerin; aber meine Faust weiß nichts von unserer Verwandtschaft!" Kin lian wurde blutroth, nahm das Geschirr zusammen und sprach: „Ich habe nur einen Scherz gemacht, und nicht geahnt, daß Ihr so unbrüderlich seyn könntet." Sie entfernte sich alsbald, und Wu sung blieb mit seinem Zorn allein.

Als Wu ta wieder nach Hause kam und in die Küche trat, fand er sein Weib in Thränen. Er sprach: „Was hast Du für einen Kummer?" Sie antwortete: „Aergere Dich nicht, lieber Mann! Heute kommt Dein Bruder bei Schneewetter nach Hause — ich trinke ein paar Becher mit ihm, und er — hält mir verführerische Reden." Wu ta entgegnete: „Mein Bruder ist kein Mensch von solchem Schlage." Dann ging er auf Wu sung's Zimmer und sprach: „Komm', Bruder, wir wollen zusammen Vesperbrod essen!" Aber Wu sung antwortete nicht, warf seinen Mantel um und entfernte sich. Wu ta kam zurück und sprach zu seiner Frau: „Ich habe ihn angeredet, und er ist, statt zu antworten, weggegangen. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll." Die Frau versetzte zürnend: „Als der Schurke Dich sah, mußte er wohl fliehen. Gewiß wird er sein Gepäck abholen lassen — verhindere ihn ja nicht daran!" Wu ta bemerkte: „Wenn er von uns wegzieht, so wird er den Leuten zum Gelächter." Kin lian sprach ärgerlich: „Hat er etwa das Gelächter der Leute gescheut, als er mir seine Anträge machte? Willst Du ihn nicht ziehen lassen, so gieb mir meinen Scheidebrief!"

Kurz darauf kamen wirklich einige Soldaten, die Wu sung's Gepäck abholten. Wu ta konnte sich die Sache gar nicht erklären; er seufzte bloß.

Einige Tage nach dieser Begebenheit ließ der Dschi hian (Bürgermeister) den Wu sung zu sich kommen und sprach zu ihm: „Ich habe einen nahen Verwandten in der Residenz, dem ich ein Geschenk überschicken möchte; wollt Ihr dieses Geschenk an seinen Ort bestellen, so werde ich Euch nach Eurer Heimkehr reichlich belohnen." Wu sung zeigte sich zur großen Freude des Dschi hian bereit, und empfing seine Vollmacht. Vor der Abreise besuchte er noch einmal seinen Bruder Wu ta, und sprach zu ihm: „Mein Vorgesetzter schickt mich nach der Residenz. Morgen werde ich abreisen; aber in zwei Monaten bin ich wieder hier. Während meiner Abwesenheit setze Dein Geschäft ruhig fort; gehe aber jeden Tag spät aus und komme bei Zeiten wieder heim. Sollte Dich Jemand beleidigen, so badere nicht mit ihm; wenn ich zurückkehre, so werde ich ihn schon zur Verantwortung ziehen. Wu ta's Auge füllte sich mit Thränen. Als Wu sung dies bemerkte, wurde er tief bewegt, und sprach weiter: „Stelle Deine Geschäfte lieber ganz ein, und bleibe ruhig zu Hause. Sollte Dir zu Deinem Unterhalt Etwas fehlen, so will ich das Fehlende ergänzen."

Wu sung nahm Abschied, lud die Kiste mit den Geschenken des Dschi hian auf einen Wagen und fuhr mit militairischer Eskorte nach der Residenz. Wu ta befolgte den brüderlichen Rath. Er backte von jetzt an täglich immer weniger Kuchen als früher, kehrte heim, noch ehe der Abend kam, und verriegelte dann die Hausthüre. Kin lian empfand darüber großen Verdruß.

Eines Tages, als Wu ta nicht zu Hause war, klopfte seine Frau die Rollmatte an ihrem Fenster aus; das Stäbchen entglitt ihrer Hand und fiel einem Manne, der dicht unter dem Fenster vorbeiging, gerade auf das Barett. Der Mann sah sich um. Kin lian sprach lächelnd: „Ach! nehmt mir meine Unvorsichtigkeit nicht übel." — „Es ist dem Herrn ganz Recht geschehen", rief ihre Wand-Nachbarin, die alte Wang, die von dem Vorfall Zeuge war; „wer heißt ihn, so dicht unter dem Fenster hinschleichen?"

Der Vorübergehende war ein reicher Bürger der Stadt, mit Namen Si men king, der eine Apotheke besaß; übrigens ein Raufbold und Wüstling von Kindheit an. Alle Bewohner von Yang ko hien fürchteten ihn. Nach seiner komischen Begegnung mit Kin lian ging er stracks in das Thee-Haus ihrer Nachbarin, der alten Wang, nahm Platz und fragte: „Wessen Weib ist diese Dame?" Die Alte sprach: „Des Kuchenbäckers Wu ta." Si men king: „Ist das nicht der bekannte Knirps?" — „Derselbe." —

Er. Da kann man wohl sagen: ein herrliches Stück Fleisch ist von einem Hunde hinweggeschnappt worden.

Die Alte. Kennt Ihr nicht das Sprüchwort: „Ein gutes Pferd u. s. w.?"

Si men king empfahl sich für's Erste; aber schon am folgenden Tage kam er wieder, drückte der Alten zwei Unzen Silber in die Hand und sprach: „Ehrenfeste Frau, hier ist Euer Geld!" — „Nicht doch", versetzte die Alte; „das ist für ein paar Tassen Thee eine zu großmüthige Bezahlung."

Er. Nehmt es nur hin; ich habe noch eine Herzens-Angelegenheit. Könnt Ihr mir zum Ziel meines Strebens verhelfen, so erhaltet Ihr fünf Unzen mehr.

Sie. Gewiß wünschet Ihr meine Frau Nachbarin genauer kennen zu lernen?

Er. Die Schönheit dieser Frau hat meine Seele mit sich fortgerissen. O sprich! wie kann ich zu ihr gelangen?

Sie. Höret meinen Rath! Wu ta's Gattin ist aus einer angesehenen Familie in Jing bo hian und besitzt große Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten. Gebt und kaufet ein Stück Seidenstoff und einige Loth feines Zwirn. Dann will ich zu Kin lian gehen und ihr sagen, ein edler Wohlthäter habe mir diesen Zeug verehrt. Sie wird sich von selbst dazu anbieten, mir das Kleid zu machen. Ich lade sie dann, wie es sich ziemt, auf ein paar Tage in meine Wohnung ein und bewirthe sie mit Speise und Trank. Am zweiten Tage kommt Ihr, als wolltet Ihr mich besuchen, aber ja nicht früher, damit es keinen Verdacht erregt, und das Uebrige wird sich dann finden.

Dem Si men king gefiel dieser Rath über die Maßen wohl. Er kaufte noch an demselben Tage das Verlangte und des anderen Tages ging die Alte, mit dem Stoff unterm Arm, in Wu ta's Wohnung.

Kin lian begrüßte sie. „Verehrte Frau", sprach die alte Wang, „habt Ihr vielleicht einen Kalender im Hause? Ich möchte gern einen glücklichen Tag zum Kleidermachen wählen." — „Was für ein Kleid wollt Ihr machen?" — „Da mein alter Körper sehr kränklich und gebrechlich ist, so hat ein reicher Wohlthäter über mich sich erbarmt und mir ein Stück dichten Seidenstoff zu einem Winteranzug verehrt". — „Soll ich Euch das Kleid mit meiner ungeschickten Hand zurecht schneiden?" — „Schon lange weiß ich, daß Ihr in weiblichen Arbeiten sehr geschickt seyd, nur möcht' ich Euch nicht gern zur Last fallen. Wollt Ihr jedoch diese Güte haben, so kommt morgen in mein schlechtes Haus." Kin lian versprach es ihr und die Alte entfernte sich dankend.

Kin lian wartete des anderen Morgens, bis Wu ta ausgegangen war und schlüpfte dann durch ihre Hinterthür in die Wohnung der alten Wang. Die Alte empfing sie mit großer Freundlichkeit, bewirthete sie mit Thee und holte den kostbaren Zeug hervor. Während Kin lian das Kleid zuschnitt und nähte, lobte die Alte sie übermäßig. Beide aßen noch zusammen Abendbrod und tranken Wein, worauf Kin lian mit

nach Hause ging, ihren Mann zu erwarten. Als Wu ta heimkehrte und sah, daß seine Frau im Gesicht sehr erhitzt war, fragte er: „Wo hast Du denn Wein getrunken?“ Sie sprach: „Ich habe unserer Nachbarin, weil sie mich darum gebeten hat, ein Winterkleid gemacht, und sie hat mich dafür mit Wein regalirt.“ Wu ta entgegnete: „Es ist unter Deiner Würde, mit dieser Frau zu zechen.“

Des nächsten Morgens wartete die alte Wang, bis Wu ta ausgegangen war, worauf sie seine Frau wieder abholte, damit sie das Kleid fertig mache. Um die Mittagszeit erschien Si men king an der Thüre der Alten. Er hatte sein schönstes Kleid angezogen, ein neues Barett aufgesetzt und eine volle Börse mitgebracht. Er räusperte sich, um seine Gegenwart anzukündigen. Die alte Wang sprach: „Es ist gewiß mein großmüthiger Gönner, der mir einen kurzen Besuch abstatten will.“ Mit diesen Worten ging sie hinaus, faßte den Si men king beim Aermel, führte ihn herein und sprach zu Kin lian: „Dies ist der Herr, der mich so freigebig beschenkt hat.“ Dann sagte sie, zu Si men king gewendet: „Diese Dame ist so gütig, mir das Kleid zu machen.“

Si men king trat einige Schritte näher und sprach: „Die gnädige Frau näht ungemein kunstreich!“

Kin lian. Der Herr beliebe nicht zu spotten.

Si men king (zu der Alten). Wessen Gemahlin ist diese Dame?

Die Alte. Es ist die Ehegattin meines Nachbarn, des Herrn Wu ta.

Er. Ich habe erfahren, daß Euer Herr Gemahl ein sehr verdienstvoller Mann ist.

Sie. Spottet nicht, Herr! Mein Gemahl ist ein unbedeutender Mensch.

Die Alte (zu Kin lian). Kennt Ihr etwa diesen Herrn, gnädige Frau?

Kin lian. Ich habe nicht das Vergnügen.

Die Alte. Er ist ein sehr angesehener und reicher Bürger unserer Stadt und heißt Si men king.

Kin lian schlug die Augen nieder und nähte emsig fort. Die Alte brachte Thee und trank mit Beiden, deren aufkeimende Zuneigung sich bald durch Blicke verrieth.

Die Alte hub an: „Wenn Herr Si men king nicht von selbst gekommen wäre, so würde ich nicht gewagt haben, ihn hierher zu bitten: diese Dame ist hier schwer zu halten. Machet Ihr nun den Wirth und lasset an meiner Stelle Wein bringen!“

Si men king gab ihr fünf Unzen Silber und Wang besorgte den Wein. Si men king trank der Dame zu und sprach: „Ich bin so frei, Euch zu fragen, wie viel Frühlinge Ihr zählt?“

Kin lian. Ich bin schon fünfundzwanzig Jahre alt.

Si men king. So bin ich gerade fünf Jahre älter.

Die Alte. Herr Si men king hat häusliches Unglück erlitten. Die gnädige Frau hier würde ihm gewiß die angenehmste Trösterin seyn.

Si men king. Meine selige Frau ist nun schon drei Jahre todt und mein Hauswesen in größter Zerrüttung. Ich fühle mich nur außerhalb wohl.

Die Alte wußte nun das Gespräch mit vieler Gewandtheit so zu lenken, daß es bald seinen melancholischen Charakter verlor, und daß Si men king sie sogar wegschickte, um wieder Wein zu kaufen. Die Alte that dies erst nach einigem Zögern, und ermahnte Beide, in ihrer Abwesenheit fein anständig zu bleiben.

Seit diesem ersten Rendezvous fanden sich Si men king und Kin lian alle paar Tage bei der alten Wang ein, und noch war kein halber Monat verflossen, als schon sämmtliche Nachbarn um den Skandal wußten, nur Wu ta erfuhr nichts.

Eines Tages wollte ein Obstbändler, Namens Kiün ko, dem Si men king oft etwas abkaufte, seinem Kundmann einen Korb voll köstlicher Birnen anbieten. Er fand aber diesen Herrn nicht zu Hause und wurde nach dem Thee-Hause der alten Wang gewiesen. Als er daselbst mit einiger Zudringlichkeit Eintritt verlangte, jagte ihn die Alte mit Püffen und Lästerworten hinaus. Kiün ko suchte sogleich den Wu ta auf, entdeckte ihm die Sache und gab ihm folgenden Rath: „Thut heute noch nicht dergleichen. Morgen will ich dem Si men king auflauern und Euch rufen, sobald er im Hause der Wang ist. Ihr bleibt in gewisser Entfernung; ich aber gehe hinein und reize die Alte zum Zorn. Sie wird mich schlagen und ich werde sie festhalten. Dann eilt Ihr herbei und überrascht das Paar.“ Wu ta sprach: „Ganz recht!“

Des anderen Morgens ging Wu ta nach dem Frühstück mit seinen Kuchen fort, wie früher, und sein Weib schlüpfte gleich darauf zur alten Wang. Auf der Straße kam Kiün ko zu Wu ta und sprach: „Gebt nur Acht, wenn mein Korb auf die Straße fliegt: dann ist die Reihe an Euch!“ Bald nachher ging er in den Laden der alten Wang und schrie: „Altes Scheusal, warum hast Du mich gestern geschlagen?“ Die Alte gerieth in Wuth, packte den Kiün ko, und puffte ihn von Neuem. Dieser warf, wie verabredet, seinen Korb auf die Straße und drückte die Alte gegen die Wand. Unterdeß eilte Wu ta herbei und ging auf die Zimmerthür los. Das Paar drinnen hörte, wie die Alte schrie: „Wu ta ist gekommen!“ Wu ta und Si men king rannten in der Thüre gegen einander. Der Erstere wollte dem Letzteren die Flucht verwehren; allein Si men king gab ihm einen solchen Fußtritt vor die Brust, daß er einen Blutsturz bekam und zu Boden taumelte. Si men king suchte ohne Säumen das Weite und Kiün ko war schon vor ihm weggelaufen. Beide Frauen blieben in der größten Bestürzung zurück und trugen den halbtodten Wu ta in sein Bett.

Wu ta lag schon fünf Tage krank, und konnte noch immer kein Glied rühren. Eines Morgens sprach er zu seiner Frau: „Du hast es zugelassen, daß ein Nichtswürdiger mir auf die Brust trat. Beweise Du mir aufrichtige Reue und zärtliche Aufmerksamkeit, so will ich, wenn ich anders wieder gesund werde, meinem Bruder Wu sung Alles verschweigen; vernachlässigst Du mich aber, so soll er erfahren, was geschehen ist, und Euch zur Rechenschaft ziehen. Kin lian antwortete nicht, lief hastig zur alten Wang, bei der auch Si men king sich wieder eingefunden hatte, und wiederholte ihnen die Worte des Wu ta. Den Si men king überlief es heiß und kalt. Er sprach: „Was ist jetzt zu thun?“ Die Alte erwiederte: „Ich weiß nur zwei Mittel, von denen aber das eine viel rascher zum Ziele führt, als das Andere. Entweder gebt jetzt auseinander, und wartet in Geduld, bis Wu sung einmal wieder mit Aufträgen nach der Residenz geschickt wird, oder — schafft den Wu ta in aller Stille mit einem Tränklein aus der Welt.“ Si men king fand den letzteren Rath preiswürdiger: er holte Arzneikräuter und Sublimat, und die Alte gab nun seiner Geliebten Anleitung, wie sie den Giftrank zubereiten sollte.

Kin lian ging wieder nach Hause, setzte sich an das Bett des Wu ta, und weinte verstellte Thränen. Wu ta sprach: „Warum weinst Du?“ „Sie antwortete: „Ich soll einen Arzneitrank für Dich bereiten; allein ich fürchte, Du traust mir nicht, und so habe ich keinen Muth, es zu thun.“ Wu ta sprach: „Kannst Du mich wieder gesund machen, so will ich gern das Vergangene mit Einem Pinselstrich auslöschen. Schaff nur geschwind das Mittel, und rette mein Leben!“

Die Frau mischte das Getränk, und reichte es dem Wu ta. Als dieser einen Schluck davon eingenommen hatte, sprach er: „Das schmeckt sehr übel!“ Nach dem zweiten Schluck klagte er über unerträgliche Schmerzen. Kin lian zog ihm die Bettdecke über den Kopf und sagte: „Der Arzt will haben, daß Du stark schwitzest.“ Wu ta lag in furchtbaren Zuckungen. Jetzt stieg Kin lian auf sein Lager, kniete auf seinen Körper, und beschleunigte Wu ta's Tod, indem sie ihn erstickte. Dann rief sie die alte Wang. Beide hüllten den Leichnam in eine Decke, und trugen ihn in den untern Stock.

(Schluß folgt.)

Italien.

Neuere Italiänische Werke über Geschichte und Alterthumskunde.

Von Desdemona Sacchi.

Graf Cesare Balbo hat seine Vorlesungen „über Titel und Macht der Grafen, Herzoge und Markgrafen des nördlichen Italiens und insbesondere der Grafen von Turin“ *) im Druck herausgegeben. Sie zerfallen in zwei Theile: Der erste handelt von den Titeln und der andere von der Reihenfolge der Grafen von Turin. Der Verfasser hat bei seinen Forschungen über die Bedeutungen der Titel Deutsche Schriftsteller benutzt, denen die Italiäner selbst die tiefste Kenntniß des Mittelalters zugestehen.

Die Longobarden hatten viele Herzoge (Heerzüge), und Albein vertheilte alle von ihm eroberten Länder Italiens unter dieselben; sie waren seine Pairs, welche die Eroberung mit ihm theilten. So verfuhr auch Wilhelm der Eroberer, als er mit seinen Normannen in Britanien landete. Die Lombardischen Herzoge machten dem Könige oft sein Herrscherrecht streitig; ihre Gewalt wurde geschmälert und sie hießen seitdem Provinzial-Herzoge. Dieser letztere Titel wich endlich dem Titel Provinzial-Grafen oder Markgrafen. Von 814 bis 1024 waren die Grafen und Markgrafen in Italien sehr mächtig, so daß Arduino (Harduin), Markgraf von Ivrea, sich zum König machte. Später ging ihre Gewalt mit ihren Privilegien auf die Bischöfe und Aebte über.

Diejenigen Städte, welche nicht unter Grafen standen, regierten sich selbst: damals erhoben sich die Scabini für den Civilstand und die Capitani für das Militair. Den Scabini folgten bald die Konsuln. Jetzt nannten sich die Grafen nicht mehr nach Staaten oder großen Städten, sondern nach ihren Schlössern oder den Beinamen ihrer Familien, wie z. B. Marchese von Monferrato, von Este, Marchese Malaspina und Palavicini, Graf Guidi, Graf von Biandrate u. s. w. Die Grafen von Turin erhoben sich seit der Zerstörung der Lombardischen Grafschaften und ihrer Verwandlung in Französische. Der Erste derselben war Radbert (827).

Von dem Ritter Luigi Cibrario, der sich um die Geschichte des Mittelalters großes Verdienst erworben, erschien ein offenes Sendschreiben an den Grafen Cesare Balbo „über die Grafen von Asti im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert“, das der Verfasser in der Turiner Akademie vorgelesen. Es enthält Notizen über zehn Grafen von Asti, von Karl den Großen bis 1034. Aus dieser Broschüre erfahren wir urkundlich, daß die Stadt Asti eine der ersten Städte war, welche von der Grafenherrschaft sich losfagten und nach eigenen Gesetzen lebten. — Herrn Cibrario's mittelalterliche Forschungen werden nächstens zu Mailand, in einem Bande gesammelt, ans Licht treten. Durch Monographieen solcher Art, so unbedeutend sie auch scheinen mögen, wird für die allgemeine Geschichte eben so viel gewonnen, wie durch die vergleichende Anatomie für die Naturgeschichte im Großen.

Ein anderes interessantes Werk historischen Inhalts erschien 1832 zu Neapel. Es ist betitelt: „Die Mimik der Alten, aus der Geberden-Sprache der Neapolitaner erforscht“, **) und hat den Domherrn Andrea Jorio zum Verfasser. Der äußerst lebhafte und bewegliche Neapolitaner spricht viel, und gestikulirt beinahe noch mehr; seine Geberden sind nicht weniger ausdrucksvoll, als seine Worte. Herr Jorio hat sein Werk in Form eines Wörterbuches eingerichtet: jeder Artikel handelt von irgend einem Gestus, der die Worte oder die Gefühle des Redenden begleitet. Der Verf. findet den Grund dieser Geberden in der Eigenthümlichkeit des Landes. Er macht von seiner Theorie schöne Anwendungen auf die Kunstwerke der Alten, und giebt überhaupt viele

*) Dei titoli e della potenza dei Conti, Duchi e Marchesi etc.
**) La Mimica degli antichi investigata nel gestire napolitano.

erläuternde Beispiele. Nur Schade, daß die Forschungen des Verfassers durch die lexikalische Einrichtung ihr systematisches Gepräge verloren haben.

In Neapel hat L. Blanche acht Abhandlungen „über den Zustand der Kriegs-Wissenschaft und ihr Verhältniß zu den anderen Wissenschaften und zu dem socialen Zustand von 1789—1815" drucken lassen. Professor Zambelli in Mailand arbeitet an einer vollständigen Geschichte der Kriegskunst.

Zur Philosophie der Geschichte geben Jannelli's „Skizzen über die Natur und Nothwendigkeit der historischen Wissenschaften" einen schönen Beitrag. Sie befinden sich in Fontana's Biblioteca del Intelletto.

Schließlich erfahren wir noch, daß die Societät der Italiänischen Klassiker in Mailand eine komplette Sammlung der Werke des großen Denkers Vico veranstaltet. In diese Sammlung werden auch die Lateinisch geschriebenen Werke des Neapolitanischen Philosophen aufgenommen, die bis jetzt sogar auf öffentlichen Bibliotheken eine Seltenheit gewesen sind. Der Herausgeber, Doktor Giuseppe Ferrari, wird eine Einleitung dazu schreiben, die, außer Betrachtungen über Vico's Philosophie, mit Rücksicht auf alle Philosophen aus seiner Schule, auch eine analytische Tabelle enthalten soll. Eine andere Ausgabe des ganzen Vico hat Francesco Predari angekündigt, und eine dritte wollen die Herausgeber der Biblioteca enciclopedica italiana besorgen, deren Leitung dem Herrn Achille Mauri anvertraut ist.

Mannigfaltiges.

— Englands Buchhandel mit Frankreich. Es ist neulich eine Tabelle erschienen, welche die Summen der Bücher angiebt, die von 1821 bis 1832 von England nach Frankreich, und von dort nach England abgegangen sind, sammt Angabe des Geld-Werthes derselben. In den ersten fünf Jahren war die Summe der Bücher im Zunehmen; dann zwei Jahre hindurch im Abnehmen: dann wieder im Zunehmen bis zur Revolution, und seitdem — wieder im Abnehmen. Wir geben hier eine Probe:

	Aus Frankreich nach England:		Aus England nach Frankreich:	
1821	81,127 Bde.	407,534 Franken.	19,086 Bde.	110,375 Franken.
1825	178,366 „	914,528 „	19,036 „	132,144 „
1830	108,897 „	554,545 „	12,714 „	154,276 „
1832	84,954 „	435,328 „	19,682 „	131,318 „

Von Frankreich nach England wären also jährlich im Durchschnitt 400,000, von England nach Frankreich aber nur etwa 80,000 Bände versendet worden. Dieses Mißverhältniß hat seine besonderen Ursachen. Frankreich ist meist auch die Vermittlerin des Buchhandels zwischen England, Deutschland und Italien, und demnach erhält England die Deutschen und Italiänischen Werke zumeist durch die Hände der Franzosen. Auf der anderen Seite drucken Französische Buchhändler sehr viele Englische Werke nach, und diese werden dann auf dem Kontinent viel wohlfeiler verkauft, als diejenigen, die aus den Londoner Pressen hervorgehen. So würden es die Englischen Buchhändler niemals mit Französischen Werken machen. Endlich muß man auch in Betracht ziehen, daß viel mehr Englische Werke ins Französische übersetzt werden, als umgekehrt.

— Geistige Getränke bei dem Britischen Militair. Um zu beweisen, daß auch bei den Britischen Truppen, sowohl zu Lande als zu Wasser, der Gebrauch geistiger Getränke abgeschafft werden könne, werden in dem United Service Journal folgende Argumente aufgestellt: „Das Experiment, den Gebrauch der Verabreichung geistiger Getränke bei dem Heere abzuschaffen, ist in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika versucht worden, und es hat daselbst den besten Erfolg gehabt. Ist es nun auch in England seit einiger Zeit Mode geworden, auf Amerika mit seinen Institutionen und Erfindungen mit einer gewissen Verachtung herabzusehen, so wird doch Niemand behaupten wollen, daß man etwa in Amerika bei der Armee Dinge vernehmen könnte, die in England unmöglich wären, und daß, wenn dort die Einstellung der Verabreichung geistiger Getränke ausführbar gewesen, dasselbe nicht auch hier der Fall seyn müßte. Der Seemann ist häufigeren, wo nicht auch größeren Mühseligkeiten ausgesetzt, als der Soldat zu Lande; daher kommt es, daß Manche behaupten, wenn man auch den Land-Truppen den Branntwein entziehen wollte, so dürfte dies doch keinesweges bei der Seemacht geschehen. So viel auch diese Behauptung für sich zu haben scheint, so wird sie doch auf eine schlagende Weise widerlegt, wenn man nur bedenkt, daß in dem gegenwärtigen Augenblick gegen Tausend Amerikanische und Britische Kauffahrtei-Schiffe von und nach allen Theilen der Welt in allen Richtungen umhersegeln, ohne daß den Mannschaften, im Fall es nicht etwa als Heilmittel für gut befunden, irgend ein geistiges Getränk verabreicht wird. Hierzu kommt noch, daß die scharfen Getränke nicht nur nutzlos, sondern auch verderblich für das Heer sind. Man darf nur an die unbestrittensten bekannten Thatsachen erinnern. Was ist die Veranlassung von neun Zehnteln der Unruhen und Meutereien, die beim Heere, sowohl zu Wasser als zu Lande, ausbrechen? Was hatte den unglücklichen Rückzug bei Coruna dem Britischen Heere so verderblich gemacht, was anders als die Trunkenheit der Soldaten? Ist es nicht bekannt, daß in jeder Stadt, in jedem Dorfe, das die Englische Armee passirte, Hunderte von derselben zurückblieben, als Beute ihrer unmäßigen Trunksucht? Eben so bekannt ist es, daß das leicht bewaffnete Corps der Armee zwei unglückliche und verderbliche Märsche nach der Richtung von Vigo machte, bloß deshalb, weil der Dragoner, der die Depeschen zu überbringen hatte, sich auf dem Wege betrunken hatte! Was hat die drei Tage des mörderischen Gemetzels bei Badajoz anders veranlaßt, als der tiefe Rausch, in dem die Krieger nicht wußten, was sie thaten? Freilich meinen Manche, dergleichen Ereignisse müsse man nicht der allgemeinen Disziplin, sondern der Verderbtheit der einzelnen Militairs zur Last legen; allein woher würden die Soldaten in so hohem Grade an den Trunk gewöhnt werden, wenn ihnen nicht die Verwaltung selbst die Mittel dazu an die Hand gäbe, wenn sie ihnen nicht täglich selbst den Geschmack dazu beibrächte? Was nun erst die See-Soldaten betrifft, so habe ich gar nicht nöthig, daran zu erinnern, wie oft es vorkommt, daß die Matrosen bei herannahender Gefahr schnell nach der Kajüte laufen, wo der Branntwein steht und sogleich in einen Zustand gerathen, der sie unfähig macht, das Schiff irgendwie zu retten. Daher kommt es auch, daß die Fabrikanten und Kaufleute es meist vorziehen, ihre Waaren den Kauffahrtei-Schiffen anzuvertrauen, weil diese von weit nüchternerer Mannschaften geleitet werden, und eben deshalb schlägt man auch die Prämien bei Assecurationen dieser Art von Schiffen immer niedriger an. Endlich lesen wir noch zur Bekräftigung unserer Ansicht in einer uns vorliegenden Zeitschrift sieben Auszüge aus Briefen von Capitainen und Schiffs-Eigenthümern, die alle auf's Unzweideutigste auf die Nutzlosigkeit und Verderblichkeit der Verabreichung geistiger Getränke an die Schiffsmannschaft, besonders in Hinsicht auf Meutereien und Ruhestörungen hinweisen und dagegen die Einführung der Mäßigkeit und Nüchternheit auf das Angelegentlichste und als das Zweckmäßigste empfehlen."

— Später Gebrauch des Glases in England. Chinesische, Japanische und Tatarische Historiker belehren uns darüber, daß es schon vor mehr als 2000 Jahren in Ost-Asien Glas-Manufakturen gegeben hat, und eine wahrscheinlich eben so alte Aegyptische Mumie, die neulich in London gezeigt worden, war mit kleinen Fragmenten von Glas geziert. Aber England, das Land der Erfindungen, wußte noch manches Jahrhundert nach Christi Geburt von dem Glase nichts. Der Prior des Klosters von Weymouth ließ im Jahre 674 Französische Glaser kommen, um die Fenster der Kapelle mit Glasscheiben zu versehen, und noch im 12ten Jahrhundert gab es keine Glaser in England. (L. P).

— Holländische Sitten. Die Beerdigung eines Holländers ist in dem Maße kostspieliger, als er später am Tage begraben wird. Erfolgt die Bestattung nach zwei Uhr, so kostet sie 25 Gulden, nach drei Uhr, 100 Gulden, und noch später das Doppelte dieser Summe. Woher diese sonderbare Sitte stammt, darüber konnte ich keine Auskunft erhalten. Wenn der Leichenzug vorbei ist, so machen die Leidtragenden der Wittwe oder den nächsten Angehörigen des Verstorbenen ihre Aufwartung, und werden mit Liqueur bewirthet. Dann bleiben die Verwandten und intimsten Freunde der Familie zu einem Gastmahl im Sterbehause; man leert volle Becher auf das Andenken des Verblichenen und auf die Gesundheit der Hinterbliebenen, bis aller Schmerz statt in Weinen, in Wein aufgelöst ist. Dann werden die Stadtmusiker gerufen; die Wittwe eröffnet den Tanz, und die Festlichkeit dauert (doch wohl nur bei dem gemeinen Mann?) bis zum Morgen. Der Unfug dieser Leichenfeste wurde vormals so weit getrieben, daß man sie in der Provinz Overyssel ausdrücklich untersagte. — Ist Jemand krank, so wird vor der Thüre ein Papier angeheftet, das ein tägliches Bülletin über das Befinden des Patienten enthält; gilt der Anschlagzettel einer Wöchnerin, so versieht man ihn mit zierlichen Rändern. Bei Gelegenheit einer Hochzeitsfeier theilt man keinen Brautkuchen aus, wie in England; sondern die Neuvermählten schicken an ihre intimen Freunde zwei Flaschen Wein, gewöhnlich alten Rheinwein, mit Zucker und Gewürzen vermengt. An den Flaschen prangen Bänder und Liebesknoten. (Gordon's Belgium and Holland).

— Langes Hungerleiden. Das Krokodil kann zwei Monate ohne Nahrung zubringen, der Skorpion drei, der Bär sechs, das Chamäleon acht und die Viper zehn Monate. In diesen Angaben stimmen jetzt die berühmtesten Naturforscher überein. (L. P.)

— Musikalisches Rindvieh. Ein Englischer Schneider, der mit großer Fertigkeit auf der Geige spielt, ging vor einiger Zeit von dem Jahrmarkt zu Dalton, wo er mit seiner Kunst paradirt hatte, nach Hause. Eben schritt er quer über ein Feld, als er plötzlich einen wüthenden Stier in gewisser Entfernung auf sich loskommen sah. Der Schneider machte in seiner Angst den Versuch, auf einen Baum zu klettern, was ihm aber nicht gelingen wollte. Nach verzweifeltem Hin- und Herrinnen kommt er plötzlich auf den glücklichen Einfall, die Zauberkräfte der Musik zu erproben. Kaum hörte der Stier die Töne des Instrumentes, als er mit einem Male wie tief gerührt stehen blieb. Der Schneider wollte sich die momentane Entwilderung seines furchtbaren Gegners zu Nutze machen und Fersengeld geben; aber kaum verstummte die Geige, so kam auch das Thier wieder auf ihn los. Der arme geängstigte Virtuos mußte mit seiner zitternden Hand von Neuem fiedeln; er fiedelte in wahrer Todesangst vier volle Stunden lang, und während dieser ganzen Zeit war der gehörnte Tyrann wie festgebannt. Endlich wurde der Schneider durch einige Knechte, welche kamen, um die Kühe zu melken, aus seiner peinlichen Lage erlöst.

(Whitehaven Pacquet.)

Die Leser des Magazins werden ersucht, das mit diesem Monate zu Ende gehende Abonnement zeitig zu erneuern; neu hinzutretende wollen sich mit ihren Bestellungen recht bald, und zwar die hiesigen an die Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), auswärtige aber an die zunächst gelegenen Post-Aemter wenden, da die Auflage nur nach Verhältniß der bis zum 2. Januar vorhandenen Meldungen eingerichtet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mauer-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Freitag den 26. Dezember 1834.

Frankreich.

Aussprüche Chateaubriand's und Mittheilungen über seinen Aufenthalt in England.

So wie Herr von Chateaubriand in Dover an's Land stieg, den 8. April 1822, war er auch der Gegenstand einer sehr ehrenvollen und schmeichelhaften Neugier, die sich aber auf eine äußerst seltsame Weise kund gab. Kaum hatte sich nämlich das Gerücht von seiner Ankunft verbreitet, als ein allgemeiner Aufstand unter den Damen der Stadt begann. Sie beriefen sich in schleunigster Eil zu einer außerordentlichen Versammlung und ernannten in dieser Sitzung eine Deputation von fünfundzwanzig der bedeutendsten aus ihrer Mitte, an deren Spitze Lady Mantell, die Frau des Mayors, gestellt ward, um im Namen Aller sofort den berühmten Verfasser der Atala, Amalin, Velenda und Cymodocea zu begrüßen. Bei Annäherung dieser unwiderstehlichen Schaar, die vor das Gesandschafts-Hotel rückte und mit Gewalt augenblicklichen Einlaß begehrte, gerieth der Botschafter in die äußerste Verlegenheit. Nicht, daß es ihm an Muth gemangelt hätte, das Feuer so vieler schöner Augen zu bestehen — aber das Gesetz einer strengen Konvenienz ermächtigte es ihm, gestattete es ihm, diesen Besuch anzunehmen? Gern wäre er entschlüpft, hätte sich gern durch einen Spaziergang der Verlegenheit entzogen, aber alle Zugänge seiner Zimmer waren besetzt. Die Damen-Deputation hätte sich unter keiner Bedingung unbegnügt zurückgezogen; ja, es wäre vielleicht eine Emeute zu besorgen gewesen. So bedrängt und geängstigt sandte Herr von Chateaubriand einen seiner Secretaire als Parlamentair zu den Belagernden, ließ sich entschuldigen, daß er sie in eine Wohnung unmöglich aufnehmen könne, wo er noch gar nicht eingerichtet sey und bat um die Ehre, vielmehr ihnen seinen Besuch machen zu dürfen, auf den Abend beim Mayor. Diese Orts-Veränderung, eine Höflichkeit, die man zu schätzen verstand, trug das ihrige dazu bei, die Bewunderung der Damen von Dover für Herrn von Chateaubriand noch zu erhöhen, und er verlor durch dies Verschieben seines Triumphes so wenig, daß er vielmehr am Abend nicht nur mit dem Enthusiasmus der ganzen Deputation, sondern auch mit dem aller übrigen Ladies der Stadt, die nur der Salon der Mistreß Mantell zu fassen vermochte, seine volle Arbeit hatte.

Es waren zwanzig Jahre verflossen, daß Herr von Chateaubriand England nicht wieder gesehen hatte; seit seiner Auswanderung war er nicht wieder hingekommen. Der neue Eindruck, den London auf ihn machte, war sehr verschieden von dem, den er in seiner Erinnerung hatte. Er erstaunte über den reißenden Fortschritt, den die Prinzipien der Französischen Revolution hier gemacht. Alles war, seiner Meinung nach, bedeutend verändert. Das Volk schien ihm schlechter gekleidet, dürftiger, nachlässiger in der äußeren Haltung und Erscheinung; der ganze Menschenschlag hatte an seiner Schönheit verloren; die Generation war kleiner; die Gesichtszüge der Frauen waren nicht mehr dieselben; sie kamen jenem engelholden Ausdruck, der uns aus den Gesichtern auf den alten Gemälden und Kupferstichen entgegentritt, viel minder nah' als sonst. Lag der Grund vielleicht in der minderen Aufregung als zur Zeit des Krieges? oder ging die Ausartung der Menschen in den großen Städten so schnell von Statten?

Er war nicht wenig betroffen über diese Ideen und hing ihnen nach; aber lag der Grund dieser Verschiedenheit, die ihm so überraschend vor Augen trat, nicht vielmehr in dem neuen Gesichtspunkte, in den er gestellt war? Er war gegenwärtig Gesandter und seine Haare waren grau geworden; er sah von der Höhe herab, was er früher von unten und in der ersten Jugend gesehen hatte.

Einige Tage nach seiner Ankunft in London besuchte ihn der Enkel des Verfassers des Esprit des lois, Herr von Montesquieu, der sich in England niedergelassen, dort geheirathet hatte und sehr zurückgezogen lebte. So wie er gemeldet wurde, ging ihm der Gesandte entgegen, faßte in innerer Bewegung seine Hände und sagte zu ihm: „Ah, mein Herr! wie freue ich mich, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen! kommt es mir doch vor, als wär' es Ihr Großvater, der mich in Ihrer Person der Ehre seines Besuches würdigt!" Herr von Montesquieu — man kann es jetzt sagen, denn er ist todt — stand eben nicht, was die Lebendigkeit seines Geistes und seine Antworten betraf, in sonderlichem Rufe; dennoch aber gab er an jenem Tage eine sehr gute: „O mein Herr Gesandter!" erwiederte er, „war es nicht meine Schuldigkeit, Ihnen meine Aufwartung zu machen, der Sie uns meinen Großvater und Fénélon in einer Person vor die Augen führen." Eine ganz vortreffliche Antwort; ein herrliches Lob und doch nur gerecht; Herrn von Chateaubriand traten darüber fast die Thränen in die Augen und als später ein Mal bei einer anderen Gelegenheit dieser Scene wieder erwähnt wurde, rief er aus: „Wenn ich diesen Besuch nicht erhalten hätte, so wäre mir gewesen, als hätte ich den Schatten des großen Montesquieu aus seinem Grabe aufstehen sehen und mir zurufen hören: Weiche von hinnen, ich kenne Dich nicht."

Nach seiner ersten Empfangs-Audienz bei Seiner Britischen Majestät erschien Herr von Chateaubriand im Saale des diplomatischen Corps und nahm nach den Fürsten von Lieven und Esterhazy Platz: „Ich stelle Ihnen hier einen neuen Kollegen vor, meine Herren!" sagte der König, worauf der Oesterreichische Botschafter mit lauter Stimme erwiederte: „Wir schätzen uns glücklich und sind stolz darauf, ihn in unserer Mitte zu haben." Unserer Meinung und auch Herrn von Chateaubriand's Meinung nach, möchten wir der Ueberzeugung seyn, daß diese schönen, prangenden Worte weder den unwillkürlichen Ausspruch des Herrn von Montesquieu, noch die stürmische Bewillkommnung der Damen von Dover aufzuwiegen vermochten.

Dann und wann verweilte Herr von Chateaubriand bei Beobachtungen und Betrachtungen ziemlich untergeordneter Art, in Bezug auf Dinge, die für ihn Gegenstände der Neugier und Verwunderung waren. So sah man ihn sehr erstaunt, keine Spur der Englischen Armeen wiederzufinden, die gegen Frankreich seit der Revolution her gekämpft, so z. B. keinen einzigen grauen Schnurrbart zu sehen. Seinem Gedächtniß waren damals vielleicht die Institutionen Großbritaniens noch nicht gegenwärtig genug, die sämmtlich dahin abzwecken, den militairischen Einfluß zurückzudrängen und die Freiheit vor der Usurpation des Säbels zu bewahren.

Oft aber auch, von einem höheren Gesichtspunkte aus den gesellschaftlichen und politischen Zustand Englands erwägend, entwarf er ein Bild davon, unvorbereitet plötzlich in jenen ihm eigenthümlichen lebendigen und treffenden Zügen. „Hier", sagte er, „formirt sich Alles zu konzentrischen Kreisen, die jeder ihr Haupt haben: — die Opposition selber ist aristokratisch; — es giebt hier keine Monarchie; nur eine Oligarchie. Doch wird diese Regierung, so wie sie ein Mal beschaffen ist, nur den Streichen ihrer Aristokratie erliegen; von ihrer Demokratie hat sie nichts zu besorgen. Wie in Rom sind es hier die Senatoren, die ihr Vaterland verkaufen können. — In der Nichtigkeit der Monarchie und der Macht der Aristokratie liegt der Grund, daß es hier keinen Hof giebt, das heißt, daß kein Edelmann sich freiwillig unter einen Herrn beugt. So giebt es hier keine Hofleute, keine Hofränke und Intriguen. Anstatt den Souverain zu umschwärmen, ist es das Geschäft des Adels, seine Verbindungen und Macht im Lande aufrecht zu erhalten; jeder ist auf seinem Platze. Diese Aristokratie ist naturgemäß; sie ist aufgeklärt, reich an Talenten. Man könnte ihren Gliedern ihr Gold, ihre Besitzthümer nehmen, und sie würden nichts desto weniger durch ihre persönlichen Verdienste und Vorzüge auf dem Gipfel der Gesellschaft stehen bleiben. Daher rührt es, daß sich der Kontrast, den man anderswo gewahrt, in England nicht bemerklich macht. Im Allgemeinen fragt man sich dort nicht, warum dieser oder jener eine Stellung weit über sein Verdienst erlangt habe, die Menschen stehen dort im richtigen Verhältniß zu ihren Stellungen."

In dieser Weise keck und rasch hingeworfen, folgen die Urtheile und Behauptungen in Chateaubriand's Memoiren — nach einer Begründung, nach Beweisen muß man nicht suchen. Es kommen einzelne Ideen darin vor, die ziemlich parador scheinen mögen, aber auch eine Menge anderer von echtem wahrhaftem Inhalt und Tiefe!

Aber auch nach Frankreich wandte Herr von Chateaubriand das Auge zurück und forschte prüfend nach dem Zustand desselben; er sah dort die Liebe zur Gleichheit, den unterscheidend vorherrschenden Zug; dann verglich er die beiden Länder mit einander, ihre wechselseitigen Ideen von Freiheit und Gleichheit und das Schicksal ihres Adels. „In England" bemerkte er, „versteht man nicht, was die Franzosen Gleichheit nennen. Man fragt sich: Ist es die Befähigung, Aemter zu erlangen und zu Würden und Ehren zu kommen? Oder ist es die Gleichheit vor dem Gesetze? Die Franzosen sind im Besitz dieser Rechte und die Engländer begreifen nicht, wie es noch eine andere Gleichheit als die erwähnte geben könne!" Und, nach einem Moment des Stillschweigens ergänzte er beredt seine Gedanken durch folgende energische Entgegensetzung: „Der Adel Englands, besiegt mit Karl Stuart, den er, mit den Waffen in der Hand, aufrecht zu erhalten bemüht war, ist gleichwohl nicht untergegangen. Er hat sich als Adel erhalten, hat sich zur Pairschaft zu konstituiren vermocht, hat eine ganze Revolution durchgemacht, ohne eines von seinen Rechten zu verlieren, ohne auch nur den geringsten Abbruch seiner aristokratischen Macht zu erleiden. Der Französische Adel hingegen ist völlig unter der Guillotine erloschen; er ist besiegt worden,

aber durch den Henker, und seit der Zeit ist er unwiderbringlich dahin, hat sich aus seiner Asche nur als ein unreiner Adel, ohne Vorrechte und Erinnerungen, zu erheben und zu gestalten vermocht."

Man würde Herrn von Chateaubriand sehr Unrecht thun, wollte man voraussetzen, er zeige bei dieser Epoche, wo es freilich gerade am ehesten glaublich dünken möchte, auch nur die mindeste Bitterkeit gegen diese Revolution von 1789, welche die Aristokratie vernichtet und das monarchische Prinzip zu Staub zermalmte. Im Jahre 1822 — die Angabe des Jahres ist hier von Wichtigkeit — legte er dies Glaubens-Bekenntniß, welches in seinen ungedruckten Memoiren steht und der Schlüssel seines ganzen politischen Lebens ist, unumwunden ab: „Ich bin Republikaner aus Neigung, Bourbonist aus Pflicht-Gefühl und Royalist aus Vernunft-Gründen." Wer möchte so dreist seyn, zu behaupten, er sey dieser dreifachen Devise nicht immer mit heiliger Gewissenhaftigkeit treu geblieben?

Von den Sachen zu den Personen übergehend, und den größten Theil der Menschen im Geiste vorüberend, die seit dreißig Jahren die Dinge gestaltet, bewunderte er die Fruchtbarkeit der Vorsehung, die in weniger als fünfundzwanzig Jahren so viele Mittelmäßigkeiten für die Leitung der Angelegenheiten erschaffen und an's Ruder gestellt habe, von denen jede doch so ziemlich ihrer Zeit zu genügen gewußt. Solcher Art war in Frankreich die Verwaltung des Moments, für welche die anerkannte Untauglichkeit der Chabrol's der charakteristische und vollständige Typus war, und die doch nicht ohne gewisse Erfolge ihren Weg ging. „Isolirt," sagte er damals, „sind die mittelmäßigen Menschen Nichts. Kommt aber die Macht in ihre Hände, so kommt ihnen auch, so schwach und untauglich sie sind, nach und nach die Kraft; sie schreiten vorwärts, werden mit jedem Tage mächtiger, und nur dadurch allein, daß sie die Macht verwalten." Man sieht leicht, wie viele vermittelnde Gedanken hier beiseit gelassen sind; aber es genügt für den, der einen tiefen Gedanken, auch wenn er nur halb ausgesprochen wird, zu fassen fähig ist.

Von solchen Betrachtungen aus erhob er sich öfters zu noch höheren und allgemeineren Gesichtspunkten. Er analysirte das politische Drama Europas, und nachdem er die Rolle, die sein Vaterland darin zu spielen berufen war, in würdigen Grundzügen verzeichnet, sagte er: „Ich glaube, daß Frankreich bei jeder Gelegenheit und bei allen Gegenständen seinen Entschluß fassen, und sich seine Bestimmung geben muß, ohne auf die Autorität der Beispiele für seine Entscheidung zu warten!" Hätte Herr von Chateaubriand, der Botschafter Ludwigs des Achtzehnten und der weißen Fahne, denken sollen, als er im Jahre 1822 diese hochherzigen Worte aussprach, daß nach einem Verlauf von zwölf Jahren eine vom Volk gegründete Regierung, welche die Nationalfarben wieder angethan, mit nicht minderem Muthe in Bezug auf ihre Stellung, ausrufen würde: Frankreich bedürfe zu seinen Entscheidungen der Autorisation von Europa?

Doch waren es keineswegs immer so ernsthafte Betrachtungen und Aussprüche über die Angelegenheiten und Interessen der Völker, die ihn beschäftigten: der Frühling kam, die Strahlen der Sonne brachen durch den dicken Nebelhimmel Londons hindurch, da schüttelte der Dichter Nebel und Reif und Flecken von den feuchten Flügeln, schwang sich auf, und flog über Meere und Berge nach Italien.

„Wenn ich mir einen Aufenthaltsort wählen könnte," rief er aus, „so würde ich in Rom leben. Dort ist Alles Ruine, Alles Erinnerung. Und verläßt man diese Trümmer, tritt man heraus in jene weiten Gefilde, die es umgeben, so ist Alles Stille und Einsamkeit. Mitten aus dem hohen gelben Kraut, das die öden Felder bedeckt, sieht man, wie den Stamm einer Palme, eine einzelne Säule emporragen — hie und da gewahrt das Auge eine wilde Stute, die, wie in den Tagen der Kindheit der großen Stadt, kommt, sich in den Tiber zu erfrischen. Unter diesem reinen und heißen Himmel verdoppelt sich die Thätigkeit der Lebensgeister; man athmet leichter, man ist in Sonne gekleidet, sie verbreitet ihre süße Wärme über alle Glieder. Nun verlassen wir diese Einöde, die einen Eindruck mehr der Erhabenheit als der Trauer macht, gehen wieder nach Rom herein und begegnen einem alten Priester mit weißem Haar, den keiner fürchtet, der keinem Böses thut, der liebt und geliebt wird, der seine Hände erhebt, und den Purpur wie den Bettler segnet, Alle segnet, die seinen Segen wollen."

Aber schnell genug verschwand das Stückchen blauer Himmel wieder, und das schwere Gewicht der drückenden Atmosphäre lastete wieder auf den Dichter. Dicke Wolken hatten ihren Vorhang vor seinen glänzenden Mittagstraum niedergesenkt. Es war nicht mehr die Stadt der goldenen Trümmer, die vor ihm stand — es war noch London, London wie zuvor, die schwarze räuchrige Stadt, mit der Architektur von Gußeisen, die Stadt der Eisenbahnen und Dampfmaschinen, die Stadt des Gases und der Steinkohlen; denn die Engländer ziehen Alles in den Gebrauch, sie wandeln Alles zu einem ergiebigen Nutzenschaffenden um, brennen die Luft und die Erde, und werden noch, zufolge ihrer Industrie, ihre Insel auf Rauch und Asche reduziren. Hört man wohl den Dichter, wie er sich ungeduldig und gereizt gegen den Kerker seines Aufenthalts auflehnt, wie sich sein Zorn in solchen Ausbrüchen gegen den ersten Gegenstand, der sein Auge beleidigt, Luft macht?

So, als er eines Tages in Gesellschaft von mehreren Personen durch den Hyde-Park ging, rief er plötzlich aus: „Sehen Sie nur diese großen Englischen Pferde recht an, und sie werden mir Recht geben, daß diese Thiere, ungeachtet ihrer eleganten Gestalt, alle dumm aussehen. Es hat Pferde gegeben, die Geist gezeigt haben, in Europa eine Seltenheit, aber minder in Arabien. Der Esel ist hundertmal verständiger; im Orient ist er ganz köstlich, die Kameele würden gar nicht wissen wohin, wenn nicht ein Esel an ihrer Spitze ginge. Der Esel hat in seinem Charakter eine Beharrlichkeit, die man gar nicht genug rühmen kann in einem Jahrhundert, wo der Eigensinn eine Tugend ist. Welch ein schöner Vergleich jenes standhaften Homerischen Helden mit dem Esel, der, in ein Feld hineingegangen, Allem widersteht und nicht wieder heraus zubringen ist. Nur im Occident hat der Esel aufgehört, poetisch zu seyn. Seit es den kriegerischen Horden Bedürfniß geworden, die Pferde auf ihren Zügen zu gebrauchen, ist der Esel in den allgemeinen Schwarm der Thiere wieder zurückgestoßen, und nur noch für unrühmliche und knechtische Arbeiten gut genug erachtet worden; man hat ihm seinen Verstand genommen, hat seine großen Eigenschaften verkannt, legt seinem Namen hundert Dummheiten und Ungeschicklichkeiten bei, die ihm keineswegs ähnlich sehen. Es ist dies eine von den Ungerechtigkeiten unseres Jahrhunderts. Ich liebe die Esel ganz erstaunlich, ich, und ich habe mich seit langer Zeit schon zu ihrem Vertheidiger aufgeworfen."

Später, an jenen Tagen des Sommers, die sogar in London Ihr zu nennen sind, an jenen Tagen, wo das Leben so lang ist, wo jene seltsame Stimmung von Niedergeschlagenheit solche Menschen, die zu schwach zugleich und zu stark sind, beschleicht, ihnen Gott weiß was für eisige Worte zuflüstert, mit ihnen ihr Spiel treibt wie mit Kindern, sie von der Nichtigkeit ihres Ruhms überzeugt, weil sie ihnen denselben aus den Augen zu rücken, ihren Blick zu umschleiern und Dunkel um sie her zu breiten vermag — o! das waren Zeiten, wo man René selber hätte können klagen und seufzen hören: da ertönte von seinen Lippen, auf denen alle andere Harmonie verstummt war, nur die trostlose Stimme seiner Trauer, der herrschende Grund-Accord dieser Seele; da sprach er:

„Es giebt Menschen, die gern sehen, immer sehen; ich bin gar nicht neugierig; nichts ist im Stande, mich begierig zu machen. Alles langweilt mich; mein ganzes Leben ist nichts als eine große Langeweile; von Kindheit auf schon war ich gleichgültig gegen Alles; ich bin gerne, ohne zu sehen, in der Hoffnung, die Langeweile, die immer wieder kam, zu verscheuchen, fortgetrieben von einer Ermüdung des Daseyns, über die ich selber nichts Näheres zu sagen weiß. Nichts habe ich mit Interesse beobachtet. Alles ging an meinen Augen vorüber, ohne mich zu dem Wunsche anzuregen, es kennen zu lernen; mein Leben ist nur Gleichgültigkeit; über Böses, wenn ich es gethan, würde ich untröstlich seyn — über das Gute, was ich vielleicht gewirkt, empfinde ich kein großes Vergnügen. Die Tugend ist mir werth und theuer, aber mehr aus Grundsatz, als meinem Gefühle, meiner Gesinnung nach. Ich könnte an Nichts; ich diene dem Könige von ganzem Herzen, aber ohne Freude und Gefallen. Mein Daseyn ist ein immerwährender Zwang. Die Tugend ist ein schönes Ding; aber es gehört ein ganz eigener Charakter dazu, Genuß aus ihr zu schöpfen: — Buffon hat sie gekannt und ab und zu geschätzt; Voltaire hat sie in Spott und Ironie gehüllt; Rousseau hat ihr Gewalt angethan und sie vernunftwidrig gemacht; aber auch noch in dieser geschändeten Gestalt war er eingenommen und ergriffen von ihrer Schönheit. Es giebt Seelen, die bald todt sind; meine ist so geboren." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Azaïs Idée précise de la Vérité première et de ses conséquences générales. Partie fondamentale du cours d'explication universelle. — 5 Fr.

Cours élémentaire de philosophie, destiné aux Colléges. — Von J. F. A. Carc. Zweite Auflage. 2 Bde. 14 Fr.

Discours sur l'étude de la Philosophie naturelle. — Aus dem Englischen von J. F. W. Herschel. 4½ Fr.

Dictionnaire français celtique. — Von Grégoire. 2 Bde. 18 Fr.

Grammaire raisonnée de la Langue grecque. Par Aug. Matthiae; traduite en français sur la 2e édition. Par J. Fr. Gail et E. P. M. Longueville. (2e partie, Syntaxe.) 13½ Fr.

Les Hégésiaques. — Von Adrien Paul, einem Enkel des Bibelphilen Jakob. 6 Fr.

Nouvelle Méthode pour apprendre la langue hébraïque. — Von Franck. 5 Fr.

Les Paroles d'un Croyant, revues, corrigées et augmentées. Par un Catholique. 4 Fr.

Philosophie des facultés actives et morales de l'homme. — Von Dugald Steward. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Léon Simon. 2 Bände. 15 Fr.

China.

Wu sung, der Held und seines Bruders Rächer.

(Schluß.)

Des andern Tages kam Si men ting, erfuhr von der alten Wang, daß Alles nach Wunsch gegangen sey, und gab ihr Geld, einen Sarg zu kaufen. Die Alte sprach: „Der Todtengräber Ho tieu schu ist ein kluger Mann. Ich fürchte, er wird merken, daß Wu ta durch Vergiftung gestorben ist, und ihn nicht einsargen wollen." Si men ting sprach: „Ich will mit voller Börse zu ihm gehen."

Die Alte kaufte einen Sarg nebst Räucherkerzen und Papier-Münzen, und bestellte zugleich den Ho tieu schu. Als dieser eben in die braune Steinstraße trat, begegnete ihm Si men ting, der ihn freundlich ersuchte, mit ihm in eine nahe liegende Schenke zu gehen. Hier bewirthete er ihn mit Wein, und gab ihm zehn Unzen Silber. Ho tieu schu sprach: „Womit hab' ich diese Belohnung verdient?"

Si men ting. Wenn ihr die Leiche des Wu ta eingesargt haben werdet, so verrathet ja nichts von dem, was ihr gesehen.

Ho tieu schu. Warum denn eine so unbedeutende Sache geheim halten?

Si men ting (entrüstet.) Wollt ihr nicht schweigen, nun so behalte ich mein Geld!

Ho tieu schu fürchtete sich vor Si men ting, den er als einen Händelsucher kannte: er steckte also das Geld ein, und ging damit in

Wu ta's Wohnung. Kin lian führte ihn zu der Leiche. Die sichtbare Unruhe dieser Dame ließ ihn noch mehr Argwohn schöpfen. Kaum hatte er aber das Gesicht des Todten erblickt, als er rückwärts taumelte, und dem Anschein nach ohne Besinnung niederstürzte. Zwei seiner Gehülfen trugen ihn nach Hause, und er wurde zu Bette gebracht.

Als Ho kieu schu sah, daß außer seiner Frau, die weinend am Bette saß, niemand mehr im Zimmer war, sprach er: „Weine nicht, ich bin vollkommen gesund." Dann erzählte er ihr seine Begegnung mit Si men king, und fügte hinzu: „Als ich die Decke über dem Leichnam zurückschlug, und das schwarzblaue Gesicht des Wu ta erblickte — ein sicheres Zeichen, daß er an Gift gestorben — da fuhr mir der Gedanke durch die Seele: wenn du ihn einsargst, und die Sache verschweigst, dann wehe dir, wenn der Held Wu sung, Wu ta's Bruder, eines Tages zurückkehrt! Ich stellte mich demnach, als verlöre ich mit einem Mal die Besinnung, und überließ es einigen meiner Gehülfen, den Leichnam einzusargen."

Drei Tage nach dieser Begebenheit wurde der Körper des Wu ta von Ho kieu schu's Gehülfen auf den Platz gebracht, wo man die Todten verbrannte. Ho kieu schu stellte sich gleichfalls ein, und brachte hundert Stück Papier-Münzen, die er zu dem Leichnam in das Feuer warf. Als die Leidtragenden sich entfernt hatten, nahm er heimlich zwei Stücke von Wu ta's Knochen, wusch sie in einem Teiche, und fand, daß sie kohlschwarz geworden waren. Er trug die Knochen nach Hause, und legte einen Zettel dabei, worauf er das Datum der Bestattung und den Namen des Beerdigten schrieb.

Von jetzt an sah Kin lian den Si men king tagtäglich in ihrer eigenen Wohnung, und kümmerte sich wenig um das Urtheil der Welt. Man kennt aber das Sprüchwort: „Hat die Freude den höchsten Grad erreicht, so kommt Herzeleid." Nach vierzig Tagen kehrte Wu sung von seiner Gesandtschaft zurück. Als er auf das Haus seines älteren Bruders zuging, verkündigte ihm schon der Leichen-Zettel vor der Thüre dessen Tod. Er erschrak und rief seine Schwägerin, die im oberen Stock mit Si men king der Liebe pflegte. Si men king floh zur hinteren Thüre hinaus; Kin lian aber wusch sich in größter Bestürzung die Schminke aus dem Gesichte, zog geschwind ihr Trauerkleid an, und empfing den Wu sung mit verstellten Thränen. Wu sung sprach: „Frau Schwägerin, laßt das Weinen und sagt mir, an welcher Krankheit Wu ta gestorben ist."

Sie. Ein Herz-Uebel hat ihn plötzlich weggerafft — kein Mittel wollte helfen! Mein Schmerz ist gränzenlos.

Er. Mein Bruder hat doch in früherer Zeit nie an solch' einem Uebel gelitten; wie ist das nur zugegangen?

Die alte Wang, die ebenfalls zugegen war, bemerkte: „Am Himmel wechseln Wolken und Sonnenschein, und im Menschenleben Glück und Unglück."

Kin lian. „Wenn diese ehrwürdige Matrone nicht gesorgt hätte, so wäre ich ganz ohne Beschützer gewesen."

Wu sung ahnte etwas Schreckliches. Er ließ sogleich Opfer-Geräth kaufen, entzündete, als es Nacht wurde, die Räucherkerzen auf dem Todten-Altare, spendete Wein und sprach dann mit tiefem Schmerz: „Bruder, Deine unsichtbare Seele sey nicht fern! Hat ein anderes Wesen Deinen Tod verschuldet, so zeige mir's im Traume an, damit ich an Deinen Feinden Rache nehme!" Nach dem Opfer legte sich Wu sung nieder und schlief; allein er erwachte, ohne geträumt zu haben. Die Kerzen brannten trübe. Wu sung sprach seufzend: „Mein Bruder hatte bei seinen Lebzeiten einen schwächlichen unscheinbaren Körper; sollten Leib und Seele zugleich zerstört seyn?" Da sah er plötzlich eine Dunstgestalt über dem Altare schweben; er erkannte die Züge des Wu ta — ein eiskalter Schauer überlief ihn, und sein Haar sträubte sich empor. Indem Wu sung mit Entsetzen nach der Erscheinung hinstarrte, vernahm er die Worte: „Bruder, man hat mich gräßlich ermordet!" Wu sung neigte sich vorwärts und wollte reden — da verschwand die Dunstgestalt.

Schon dämmerte der Morgen, als Wu sung von einer Art Betäubung sich erholte, und nun zu zweifeln begann, ob er die Erscheinung im Traum oder im Wachen gesehen habe. „In jedem Falle", sprach er, „ist meine Ahnung bestätigt, und ich muß dieser Gräuelthat auf die Spur kommen!" Sobald es Tag war, kam seine Schwägerin und sagte ihm: „Ihr seyd wohl die Nacht über sehr traurig gewesen, Herr Schwager?" Wu sung sprach: „Wer hat den Sarg gekauft, und wer hat den Leichnam hineingelegt?" Sie nannte ihm die alte Wang und den Ho kieu schu.

Wu sung verfügte sich auf der Stelle in Ho kieu schu's Wohnung. Dieser erschrak nicht wenig, als er den Kommandanten erblickte. Er erzählte ihm aufrichtig Alles, was er wußte, und stellte ihm einen kleinen Beutel zu, in welchem er die beiden Knochen, das von Si men king empfangene Geld und das Papier mit dem Datum verwahrt hatte. Auf die Frage, wer der Verführer gewesen, verwies er Wu sung an den Obsthändler Kiün ko.

Von Kiün ko erfuhr er, was diesem begegnet war, nahm dann die beiden Männer als Zeugen mit sich und ging auf das Tribunal. Der Dschi hian verhörte Einen nach dem Anderen, und berieth sich darauf mit den Rathsgliedern; allein diese Herren standen sich gut mit Si men king, und wurden nach ihrer Berathung darüber einig, daß die Sache unklar und verwickelt sey. Der Dschi hian trat wieder zu Wu sung und sprach: „Das Gesetz verlangt zwei Zeugen für einen Ehebruch und sichtbare Beweise für einen Mord. Da nun Euer Bruder todt und verbrannt ist, so kann nicht einmal das Erstere erwiesen werden, und nun habe ich bloß die Aussagen dieser beiden Männer wegen des Mordes: einen augenscheinlichen Beweis könnt Ihr nicht beibringen." Wu sung langte die beiden kohlschwarzen Knochen hervor und sagte: „Prüfet selbst, Herr; ich zeige Euch nichts Unechtes!"

Der Bürgermeister betrachtete die Knochen, und schickte Wu sung mit dem Bemerken fort, er werde ihn bald wieder zitiren lassen. Unterdeß kam ein von Si men king abgeschickter Mann, der dem Rathe-Personal die Hände versilberte. Schon am nächsten Tage wurde Wu sung wieder vorgeladen. Der bestochene Dschi hian sprach zu ihm: „Lieber Kommandant, hört nicht auf die Klatschereien der Leute. Es ist dies eine sehr unklare und verworrene Sache, und wir werden schwerlich darin entscheiden können."

Wu sung sprach entrüstet: „Nun, so werde ich mir auf anderem Wege Recht verschaffen!" Er verließ das Tribunal, und traf Verkehrungen zu einem feierlichen Todten-Opfer in Wu ta's Hause, bei dem auch die Nachbarn zugegen seyn sollten. Am nächsten Tage fand sich die Gesellschaft in dem Zimmer ein, wo der Altar stand.

Wu sung ließ die vordere und hintere Thür verriegeln. Dann nahm er ein scharfes Schwert, faßte seine Schwägerin am Arm und sprach: „Wenn ich Jemandes Feind bin, so ist er mein Beleidiger; bin ich sein Schuldner, so ist er mein Gläubiger! Euch, ihr Nachbarn, werde ich kein Leid anthun; versucht aber Jemand, zu fliehen, so muß er die Schärfe meines Schwertes kosten!" Dann sprach er, zu seiner Schwägerin gewendet, mit furchtbarer Stimme: „Nichtswürdiges Weib, aus welcher Ursache hast Du meinen Bruder gemordet?" Die Frau antwortete: „Herr Schwager, Ihr seyd sehr ungerecht; Euer Bruder ist ja an einer Krankheit gestorben; was kann ich dafür?" Wu sung ergrimmte, ging jetzt auf die alte Wang los und sprach: „Altes Scheusal, wenn Du frei bekennst, so schone ich Deines Lebens!" Die Alte entgegnete: „Mäßigt doch Eure Wuth, ich will ja Alles gestehen!"

Wu sung ließ Papier und Pinsel bringen, winkte dann Einem der Nachbarn, der ein Gerichtsschreiber war, und forderte ihn auf, niederzuschreiben, was er ihm sagen würde. Kin lian verlor alle Fassung; sie rief: „Ach, schonet meiner; auch ich will frei bekennen!" Wu sung befahl ihr, vor dem Altare niederzuknieen. Die Aussagen der beiden Frauen wurden von dem Schreiber zu Papier gebracht.

Jetzt schritt Wu sung dem Altare zu, wo Kin lian noch kniete, und sprach, mit erhobenem Schwert: „Bruder, Deine Seele sey nicht fern! Heute nehme ich Rache an Deinen Mördern!"

Dann schlachtete er Kin lian, riß ihr das Herz aus der Brust, hieb ihr den Kopf ab und legte Beides als Speiseopfer auf den Altar. Die Nachbarn hieß er mit der alten Wang in den oberen Stock gehen und machte sich selbst, mit Kin lian's Kopf in der Hand, auf den Weg nach Si men king's Apotheke. Der Verwalter sagte ihm, sein Herr sey vor einer kleinen Weile in ein Weinhaus jenseits der „Löwenbrücke" gegangen. Wu sung eilte stracks in das Weinhaus, wo Si men king mit einem anderen reichen Schlemmer und zwei Zitherspielerinnen an einem besonderen Tische saß und bechrte. Als Si men king die Riesengestalt des Wu sung auf sich losstürzen sah, sprang er auf das Fenster, wo sein Schrecken ihn einige Augenblicke fest bannte. Alle Gäste stoben auseinander. Si men king stieß verzweiflungsvoll mit einem Fuße gegen Wu sung, verlor aber dabei das Gleichgewicht und stürzte aus dem Fenster auf die Gasse. Wu sung sprang ihm durch das Fenster nach. Er fand ihn schon halbtodt von dem Falle an der Erde liegend, schlug ihm mit einem Hiebe den Kopf ab, trug dann beide Köpfe nach Hause und legte sie neben einander auf den Altar.

Wu sung ermahnte hierauf die Nachbarn, welche noch in dem Sterbehause versammelt waren, ihn auf das Tribunal zu begleiten und dort aufrichtig für ihn zu zeugen. Als der Dschi hian von dem Hergang erfuhr, war er sehr betroffen, versäumte jedoch nicht, im Gerichts-Saal zu erscheinen. Wu sung trat mit der alten Wang und dem ganzen Gefolge vor die Stufen der Tribüne, auf denen er sein Schwert und die beiden abgehauenen Köpfe niederlegte. Er überreichte hierauf dem Dschi hian das zu Papier gebrachte Geständniß der Alten. Der Letztere verhörte die alte Wang und dann die Nachbarn, worauf er wieder mit den Rathsgliedern deliberirte.

Bürgermeister und Rath faßten endlich ein Schreiben ab, worin ein offizieller Bericht über die ganze Sache enthalten war und schickten dieses Schreiben sammt den Delinquenten — Wu sung und der alten Wang — an den Fu in (Ober-Bürgermeister) von Tung ping fu. Dieser legte Beide einstweilen in festen Gewahrsam und machte einen Rapport an das oberste Reichsgericht (Hing pu) in der Residenz. Das Erkenntniß des Hing pu lautete endlich dahin, daß Wu sung wegen unerlaubter Selbstrache eine Zeitlang des Landes zu verweisen, die alte Wang aber, als erste Urheberin aller dieser Verbrechen und Gesetzwidrigkeiten, mit der härtesten Todesstrafe zu belegen sey. Der Fu in schritt gleich nach Empfang des obersten Erkenntnisses zur Vollstreckung desselben. Die alte Wang wurde auf einen hölzernen Esel gebunden und auf dem Richtplatz in Stücke zerhackt. Wu sung aber ging in sein Exil nach Meng dschou. Alle anderen bei der Sache betheiligten Personen wurden freigesprochen.

Australien.

Zustand der Civilisation bei den Polynesiern.

Von einem Britischen Marine-Offizier.

Die ersten Missionaire, welche nach Tahiti*) kamen, scheinen sich um einen Tag geirrt zu haben, denn bei unserer Ankunft hatten die Eingebornen Sonntag, während wir erst Sonnabend hatten.**) Es war nicht ein einziges Kanot im Hafen; Jedermann war festlich gekleidet. Die Frauen, mit Musselin-Hauben, wie in Europa, kamen aus der Kirche zurück, und trugen das Gesangbuch unter dem Arm. Sie standen von Zeit zu Zeit still, um uns zu betrachten, und setzten dann

*) Tahiti oder O-Tahiti; O ist der Artikel.

**) Diese Aeußerung ist auffallend, denn es ist bekannt, daß man bei einer westwärts gehenden Reise um die Erde einen Tag gewinnt, bei einer ostwärts gerichteten dagegen einen Tag verliert. Die hier bemerkte Verschiedenheit konnte also nur daher rühren, daß die Missionaire von Osten und das Schiff von Westen her nach Tahiti kamen.

ihren Weg nach Hause ohne Geräusch fort. Unsere militairische Kleidung fesselte vorzüglich ihre Aufmerksamkeit. Bald änderte sich die Scene. Auf die tiefste Stille folgte der größte Lärm. Unser Schiff, dessen Ankunft offenbar nicht die geringste Aufmerksamkeit erregt hatte, wurde bald von Kähnen und Piroguen umringt. Es handelte sich nun darum, wer uns anreden sollte, wer uns die Geschenke überreichen und die Früchte übergeben sollte. Man bat uns, wie um eine Gnade, um die Erlaubniß, an Bord kommen zu dürfen. Der Capitain wollte dies Keinem gestatten, da indeß mehrere Eingeborne diese Weigerung übel aufnahmen, so sah er sich genöthigt, in Betreff der Vornehmen eine Ausnahme zu machen. Kaum waren sie auf dem Schiffe angekommen, so bat Jeder um die Ehre, uns beschützen zu dürfen, denn nach der Landessitte muß jeder Fremde einen Patron haben. Dieser Patron wird nun Euer Dollmetscher, Euer Sachwalter, Euer Lehrer, Euer Mäcen, und verlangt dafür nichts weiter, als die Ehre des Vorzugs und den Titel „Freund." Die Taheitier sind sehr gastfrei, aber es wäre mir nicht lieb, wenn alle Völker es in gleichem Grade wären; häufig war ich nahe daran, ein Opfer ihrer Tugend zu werden. Ich habe niemals Menschen gesehen, die zudringlicher gewesen wären, Einem zu dienen. In jedem Augenblick wiederholten sie mit lauter Stimme und im Gebetetone die langweiligen Worte: „O Fremder, ich kennen Dich, Du kennen mich." Ich wurde so ungeduldig, daß ich alle ihre Anerbietungen ausschlug. Diejenigen, welche eine günstige Antwort erhielten, stellten sich sogleich, einen Korb mit Früchten in der Hand, vor ihren neuen Verbündeten, um den Traktat zu ratificiren. Während unseres Aufenthalts verleugneten die Insulaner nicht einen Augenblick ihre anfängliche Freundlichkeit, und unsere Gefährten unterließen nicht, bei der Abreise sie für die gute Aufnahme und die kleinen Dienste mit Freigebigkeit zu entschädigen. Ich gab, nach Seemannsgebrauch, demjenigen, welcher mich am wenigsten belästigt hatte, eine Weste und ein Hemde.

Das Taheitische Gesetzbuch ist außerordentlich einfach; es ist das Werk der Missionaire. Nur zwei Verbrechen, der Meuchelmord und der Verrath, werden mit dem Tode bestraft. Wer des Diebstahls überführt ist, muß den viersachen Werth des geraubten Gutes ersetzen. Die Wiedererstattung besteht gewöhnlich in Schweinen; die Hälfte des Betrages erhält der Beraubte, die andere Hälfte fällt dem Staat zu. Für leichtere Vergehen wird der Delinquent auf einige Zeit zu öffentlichen Arbeiten, z. B. zum Wegebau, verurtheilt; ist es eine Frau, so muß sie eine bestimmte Quantität Leinwand weben.

Bald nach unserer Ankunft waren wir Zeugen einer Verurtheilung. Die Richter heißen Avah, ein Name, der überhaupt eine Person bezeichnet, die ein öffentliches Amt bekleidet. Der Chef der Justiz hat allein das Recht, nach diesem Namen das Wort Rai, welches groß bedeutet, zu führen. Die Gerichts-Sitzungen werden gewöhnlich im Schatten eines Baumes gehalten. Dieses Mal wurde der Gerichts-Saal vor das Haus des Englischen Konsuls, unserem Schiffe gegenüber, verlegt. Der Angeklagte wurde beschuldigt, ein Kleid, welches einer Englischen Dame, der Schwägerin des Konsuls, gehörte, gestohlen zu haben. Er bekannte demüthig sein Vergehen und gestand, daß er, während die Familie dem Gottesdienste beiwohnte, vermittelst eines gebogenen Stabes, den er in das Schloß gesteckt, in das Zimmer gelangt sey, und fügte sehr naiv hinzu, daß die Thür sich sehr leicht geöffnet und er doch nur die Hälfte von dem genommen, was er dort angetroffen habe. Ungeachtet dieser Aufrichtigkeit glaubte man, ihn nicht freisprechen zu dürfen, und die Richter schickten sich an, das Gesetz in seiner ganzen Strenge auf ihn anzuwenden. Es wurde kein Zeuge verhört. Das Tribunal bestand aus mehreren Avahs von verschiedenem Range; jeder hatte das Gesetzbuch in der Hand. Endlich verurtheilte der Bezirks-Richter ohne weitere Formalitäten den Angeklagten zu der Bezahlung von vier großen und fetten Schweinen.

Der Anzug der Avahs besteht aus einem Hemde, einer Weste und einem Mantel aus Binsen, Purani genannt, der zugleich das einzige Abzeichen ist, wodurch sie sich von dem Volke unterscheiden. Der Ober-Richter hat das Vorrecht, einen Degen, der häufig verrostet ist, und eine Seemannsweste zu tragen. Bei großen Festlichkeiten läßt er sich von zwei Bedienten begleiten. Zwei Zeugen sind hinreichend, um einen Menschen zu verurtheilen. Ueber die Geistlichen kann erst, nachdem sie ihres Amtes entsetzt sind, ein Urtheil gefällt werden, worauf ihre Namen sogleich aus dem Verzeichniß der Geistlichkeit gestrichen werden. Man kennt hier keine Geschwornen-Gerichte, die auch in einem Lande, wo die Civilisation erst im Entstehen ist, nicht am rechten Orte wären. Der Verurtheilte genießt übrigens, sowohl vor als nach erfolgtem Urtheilsspruch, seiner Freiheit. Der Avah-Rai trägt auf dem Kopfe eine Art Krone von Weidenzweigen, die vorn mit Federn und hinten mit langem Menschenhaar geschmückt ist. Vielleicht war dieser auffallende Kopfputz der Kriegsschmuck der ehemaligen Bewohner dieser Insel.

Auf den Sandwich-Inseln ist die Civilisation noch nicht so weit fortgeschritten, oder sie erscheint vielmehr nicht unter so einschmeichelnden Formen wie in Taheiti, obgleich man daselbst ziemlich reiche Bibliotheken und Lese-Kabinette findet. Auf einer Insel dieses Archipels waren wir Zeugen einer Hinrichtung, die uns mit Schauder erfüllte. Ein Spanier war von zwei Eingebornen, die sich seines Mantels hatten bemächtigen wollen, ermordet worden. Nach mehreren Nachforschungen wurden die Schuldigen entdeckt und verhaftet. Einer von ihnen fand indeß Gelegenheit, zu entkommen. Nach dem Gebrauche sollte der Angeklagte bei erster Gelegenheit verkauft werden, aber die Konsuln und Missionaire beschlossen, den Eingebornen ein warnendes Beispiel zu geben und den Schuldigen nach der Strenge der Europäischen Gesetze zu bestrafen. Es wurde eine Art von Schaffot errichtet und an zwei nahestehende Kokosbäume ein Strick mit einer Rolle befestigt, durch die ein anderes Seil lief, woran der Verbrecher von den Eingebornen selbst gehängt werden sollte. Als die Stunde der Hinrichtung erschien, wurde der Angeklagte in feierlichem Zuge vor die am Schaffot versammelten Richter geführt. Während das Tribunal berathschlagte, entriß das Volk, ungeduldig, ein so neues Schauspiel zu genießen, den Verbrecher seinen Richtern und vollzog selbst ein Urtheil, das noch nicht gesprochen war; einen Augenblick darauf war der Unglückliche gehängt. Nicht lange nachher ließ sich der entsprungene Gefährte wieder blicken, denn er glaubte, man habe sein Verbrechen schon vergessen: er wurde indeß sogleich erkannt und eingekerkert. Ich bin, während dies vorging, abgereist und weiß daher nicht, wie es diesem ergangen ist. Ich glaube indeß, daß die Oberhäupter der Insel sich der Handlung der Grausamkeit, welche die Verurtheilung seines Gefährten auszeichnete, widersetzen und die Wiederholung solcher Scenen zu vermeiden bemüht seyn werden. Kurz vor meiner Einschiffung hörte ich noch, daß die Behörden den Gefangenen entwischen lassen wollen.

Mannigfaltiges.

— Der Bach Kidron bei Jerusalem. Am äußersten Ende der Wildniß von Engedi (Hebräisch Bocksquelle) steht das Kloster Santa Saba, welches im 6ten Jahrhundert gegründet wurde; es erhebt sich über einem drei- oder vierhundert Fuß tiefen Felsgrunde, welchen der Bach Kidron (der Schwärzliche) durchfließt. Dieser Bach ist gemeinhin seicht, und oft ganz trocken; aber nach starken Regengüssen schwillt er an, und wird alsdann sehr reißend. Die Kirche steht auf einer kleinen Anhöhe im Thale; sie ist ein sehr altes, mit grotesken Heiligenbildern geziertes Gebäude. Von der Kirche gelangt man auf einer fast senkrechten Reihe Stufen, die in den Felsen gehauen sind, zu den Klostergebäuden auf dem Kamm des Felsenrückens, die in zwei viereckige Thürme endigen. Dieses Kloster soll vor Zeiten die ungeheure Anzahl von 10,000 Mönchen beherbergt haben; jetzt wohnen nur noch 30 Griechische Mönche hier, die große Industrie besitzen. Steinerne Treppen führen hier auf mehrere über einander liegende Terrassen; und aus dem Thalgrunde haben die ehrwürdigen Väter Gartenerde zu diesen Terrassen geschleppt, auf denen sie allerlei Vegetabilien ziehen. In einem finstern, höhlenartigen Gemache sind Tausende von Mönchen-Schädeln wie Kanonenkugeln pyramidalisch aufgeschichtet; man fand sie in den Höhlen an jener Seite der Abhänge, wo ein Chalif eine Menge Christen niedermetzeln ließ. Von dem Dache des Klosters führt eine Treppe in einen engen hölzernen Thurm, der eine schauerliche Aussicht auf den Kidron, die Wildniß und das todte Meer gewährt. Hier steht oft ein Mönch auf der Warte, und giebt Kunde davon, wenn die Arabischen Horden der Umgegend heranrücken. Diese Räuber kommen auf dem Berge Sinai oft bis zu den Klostermauern, und verlangen mit Ungestüm Brod. Man verwahrt für solche Gelegenheit eine Menge kleiner brauner Kuchen im Thurme, die man den Beduinen zuwirft, wo sie dann gern wieder abziehen. (Biblical Keepsake.)

— Anekdote von Vandyk. Reisende, welche die Niederlande besuchen, finden in jeder Stadt mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden, und selbst in vielen Dorfkirchen Meisterwerke alter Maler. Das gefeierte Gemälde „St. Martinus, wie er seinen Mantel unter die Bettler vertheilt", beherbergt eine Dorfkirche in der Nähe von Brüssel. Die Geschichte dieses Gemäldes ist sehr interessant. Als Vandyk, im Begriffe nach Italien zu reisen, ein paar Tage in Brüssel verweilte, hatte er Gelegenheit, einer Kirchweihe beizuwohnen. In einer Schenke, wo getanzt wurde, sah er ein schönes Bauermädchen, mit welcher er selbst tanzte und in die er sich so sterblich verliebte, daß er ihr nach ihrem Geburtsort folgte. Hier blieb er eine Zeitlang sitzen und dachte an nichts Anderes mehr. Unterdeß schwolz das Reisegeld, mit welchem sein großmüthiger Gönner (Rubens) ihn versorgt hatte, immer mehr zusammen und es blieb ihm wenig Hoffnung mehr, nach Italien zu kommen. In dieser Noth wendete er sich an den Pfarrer des Ortes, sagte ihm, er sey ein historischer Maler, und erbot sich, ein Altarstück, welches der Kirche glücklicher Weise noch fehlte, zu sehr billigem Preise zu liefern. Der Priester traute dem jungen Abenteurer nicht und sagte, es sey kein Geld in der Kirchenkasse. Vandyk ließ sich nicht abschrecken; er begehrte nur das nöthige Stück Leinwand und sagte, er wolle den Lohn für seine Arbeit der Liberalität des Herrn Pfarrers anheimstellen. Dann machte er sich, von romantischer Jugendliebe begeistert, ans Werk und vollendete das Gemälde in wenigen Wochen. Obgleich der Pfarrer kein Kunstkenner war, so konnte er doch nicht umhin, das schöne Bild zu bewundern; er schickte nach einem Freunde in Brüssel, der über die Verdienste des Kunstwerks urtheilen sollte. Dieser, ein Mann von Geschmack, stellte sich ein, und empfahl den Ankauf des Bildes; allein der junge Vandyk wollte weder seinen Namen sagen, noch den Preis für seine Arbeit bestimmen. Man behauptet jedoch, er habe hundert Gulden (damals eine bedeutende Summe) dafür erhalten. Als nun sein Beutel wieder rekrutirt war, sagte er seiner Dulcinea Lebewohl, und reiste weiter nach Italien.

(Gordon's Belgium and Holland.)

Die Leser des Magazins werden ersucht, das mit diesem Monate zu Ende gehende Abonnement zeitig zu erneuern; wer hinzutretende wollen sich mit ihren Bestellungen recht bald, und zwar die hiesigen an die Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), auswärtige aber an die zunächst gelegenen Post-Aemter wenden, da die Auflage nur nach Verhältniß der bis zum 2. Januar vorhandenen Meldungen eingerichtet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Montag den 29. Dezember 1834.

England.

Ungemach auf Reisen.

Jedermann hält seine Gänse für Schwäne, seinen Hering für einen Lachs und sein Gut für das wahre Schlaraffenland. Ebenso glaubt Jedermann, daß er vor allen seinen Mitmenschen durch wunderbare Begebenheiten, die ihm im Verlaufe seiner irdischen Wallfahrt begegneten, besonders ausgezeichnet sey. Nach seiner Ansicht ist er nicht allein der größte Abenteurer, sondern auch der größte Dulder unter den Sterblichen, der gewaltige Atlas, dessen breite Schultern dazu bestimmt sind, das große Gewölbe des Uebels, das den Erdkreis beschattet, zu tragen. Willst Du Dich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen, geehrter Leser, so geh' zu irgend einem Deiner Freunde und bitte ihn, daß er ein Mal ein wenig von seinen Schicksalen erzähle — das ist denn doch keine schwere Aufgabe — und Du wirst entdecken, daß er an Leiden wie an Geduld ein wahrer Hiob gewesen ist. Selbst der ehrliche Dogberry war ein Mann, „der seine Verluste erlitten hat" *); und ich hörte einst einen Alderman klagen, daß seine müde Seele von Sorgen so überladen sey, als wäre er der Sündenbock für die Sünden seiner ganzen Innung.

Unter diesen Umständen wird man es mir verzeihen, wenn ich behaupte, gleichfalls den Dienst versucht zu haben. Es gab eine Zeit, wo ich, wie jene Leute, meinte, ich sey ein ganz besonderer Mensch und Niemand hätte Mühseligkeiten und Plagen wie ich gehabt; aber das waren die Tage, wo meine Erfahrungen noch nicht ihre Reife erlangt hatten, Tage, an denen ich, wie jeder Einfaltspinsel pflegt, den Rath graubärtiger Lehrer verachtend, von menschlicher Vervollkommnung, von einem Perpetuum-Mobile, von uneigennütziger Freundschaft, von der Quadratur des Zirkels, von meinem zukünftigen Glücke, und wer weiß, von wie viel anderen Unmöglichkeiten träumte. Jetzt erst fange ich an, wahrhaft zu philosophiren und da bin ich wirklich zweifelhaft, ob ich glauben soll, mein Schicksal sey durch irgend eine bedeutende Abweichung vom Gewöhnlichen bemerkenswerth.

„Sie sind alle wahr", sagte Korporal Trim **), in Bezug auf die Geschichtchen, die er für den Onkel Toby vorrätig hatte, „denn sie handeln alle von mir selbst." Denselben genügenden Beweis von der Wahrheit der meinigen kann ich ablegen, mit Ausnahme von einer oder zweien, von denen ich aber mit Sancho Pansa versichern kann, daß ihre Wahrheit so erwiesen ist, daß ein ganzer Haufe von Menschen sie nicht allein glaubt, sondern auch beschwört. Leser, ich bin ein Reisender gewesen; aber auf Reisen wie in der Heimat habe ich das gemeinsame Loos der Sterblichen erfahren, daß mir gar übel mitgespielt wurde.

1. Seefahrers Ungemach.

Es war gegen das Ende des Monats Dezember, als wir uns von Boston aus zur See begaben, um nach Europa hinüber zu fahren. Die nördliche Küste der Vereinigten Staaten ist durch die stürmische Witterung, welche im Winter dort herrscht, sprichwörtlich geworden, und ich muß gestehen, daß auch während unserer Reise diese Jahreszeit ihrem Rufe vollkommen entsprach. Kaum hatten wir das Land aus dem Gesichte verloren, als ein wüthender Sturm sich aufthat, der, mit geringer Unterbrechung, vierzehn Tage lang anhielt. Entsetzliche Windstöße trieben uns bisweilen neun bis zehn Faden in einer Stunde, und Regenschauer, Hagel und Schnee stürmten in schnellem Wechsel auf uns ein. Tag und Nacht stampften wir die berghohen Wogen, während das Schiff von der einen Seite zur andern schaukelte, als wollte es umstürzen oder eine mächtige Welle durchbrechen, um jählings in den Abgrund zu fahren. Es war so schwer geladen, als es nur irgend tragen konnte; und man muß sich wirklich darüber wundern, wenn man betrachtet, wie sich eine so schwere Masse über dem rastlosen Wasser fortarbeitet, während sie der ganzen Wuth der Elemente ausgesetzt ist, daß sich solche Stückchen Holz gegen eine so starke Bewegung in allen ihren Fugen und Lagen erhalten.

Die Versuche, schlafen zu wollen, kamen einem in den ersten Nächten wahrlich nicht anders vor, als hätte man die Aufgabe, in einer Tretmühle zu schlafen; aber hat man sich endlich ein wenig an das Krachen und Tosen gewöhnt, und sind die Sinne eben im Begriff, in süße Vergessenheit alles Ungemachs zu versinken, so hat es in der That ganz die erschütternde Wirkung eines elektrischen Schlages, plötzlich durch den Besuch einer Sturzsee geweckt zu werden. Puff, trifft ein so entsetzlicher Schlag den Kopf, daß man im Nu in die Höhe fährt und sich nichts geringeres denkt, als daß das Schiff auf eine Klippe gerathen sey. Im nächsten Augenblick stürzen zehn Orhoft Wasser zur Kajütenthür herein. Der Capitain klimmt auf das Verdeck und flucht über den Tölpel von Kerl beim Steuerruder, dessen Unachtsamkeit den ganzen Vorfall verschuldet habe; auch der Steuermann tobt, und ersetzt durch Geschrei, was ihm an Kenntnissen abgeht. Die Matrosen murren, die Schweine grunzen, das Geflügel schnattert, und über und unter dem Deck ist alles in vortrefflichem Zustande.

Bei Tisch hat man wirklich Gelegenheit zu einer Taschenspieler-Vorstellung. Die Teller, Löffel und Flaschen drehen sich so hurtig auf dem Tische umher, wie der Apparat eines Zauberers, wenn er sein „Presto!" ruft. Versuche nur, irgend etwas zu trinken und Du wirst Dich auf eine Weise geneckt sehen, daß Tantalus selbst in seiner Hölle nichts Aergeres erlebt hat. Nimm die Gabel zur Hand und versuche, nur einen Bissen von Deinem Teller in den Mund zu bringen — zehn gegen eins, daß Du den Rand von Deines Nachbarn Schüssel triffst, wenn Du ihm nicht noch einen viel schlimmeren Streich spielst, indem Du seine Hand an den Tisch nagelst, den er aus Furcht vor einem neuen Stoß, den er herankommen fühlt, angefaßt hat. Versuche nur, ein Glas Wein zu trinken, der Inhalt des Glases wird sich schon irgendwo zwischen Kinn und Ellbogen einen Weg suchen. Obgleich Du Dir selbst nicht zu Speis' und Trank verhelfen kannst, so bekommst Du doch ein Theil von dem ab, was Deinem Nachbar gehört, denn sein Glas tanzt Dir ins Gesicht oder seine Schüssel springt Dir auf den Schoß. Gieb ja Acht, wie Du sitzest, sonst treibt Dich ein unerwarteter Stoß von Deinem Sitze auf, daß Du quer über die Kajüte gleitest, bis Du durch eine unsanfte Berührung mit der Schiffswand wieder einen Halt gewinnst. Fasse jeden Bissen nur scharf in's Auge und beiße sicher zu, wenn Du kannst. — Das sind die Annehmlichkeiten eines Mittagsmahls zur See.

Doch immer ist die Witterung nicht stürmisch. Nachdem wir das warme und dampfende Gewässer des Golfstroms durchfahren hatten, legte sich der Sturm. Aber auch während seiner Dauer hatte ich wenig Furcht gehabt, weil ich wußte, daß unser Schiff wohl gebaut und fast neu war, und volles Vertrauen in die Geschicklichkeit und Erfahrung des Capitains wie seiner ganzen Mannschaft setzte. Bei alle dem war mir aber doch übel mitgespielt worden.

Der offene Ocean! Welch' eine Einsamkeit! Immer waren wir auf der großen Straße des Atlantischen Meeres, die beide Welttheile verbindet, gefahren; aber seit dem Augenblick, wo wir die Amerikanische Küste verlassen hatten, erblickten wir nicht ein einziges Segel, bis wir die Azoren passirt hatten, nichts, als die einsame Fluth und die unendliche Tiefe. Nur hier und da schwebte eine einzelne Sturmmöwe oder irgend ein anderer Sturmvogel über die Fläche des Wassers hin, oder eine Heerde von Meerschweinen oder von Dintenfischen durchschnitt die Fluth und gewährte dem spähenden Auge ein schnell vorübergehendes Schauspiel. Ich bog mich an einem heiteren Tage gerade über den Rand des Schiffes, um den Lauf eines Fisches zu beobachten, der sich vor meinen Augen plötzlich tief unter die Fluth versenkte.

„Der ist in den Abgrund gefahren!" rief mir der Bootsmann zu, der gleichfalls diese Erscheinung beobachtet hatte und sich nun danach umsah, von welcher Seite sich der Wind erheben würde. — „O, wir haben schon zu viele von diesen Fischen gesehen, um für diese Fahrt etwas Böses von ihnen zu fürchten", erwiederte ich. — „Ja, freilich", antwortete Bill. — „Ein so festes Schiff, wie das unsrige." — „Ja, fest, ja, ja", sagte Bill, „fest, ha, ha!" Aber in der Art, wie er dies sagte, lag etwas mir nicht ganz Verständliches, so daß ich hinzusetzte: „Ja, fest und gesund, oder meint Ihr nicht?" Aber was ist das für ein Brett, das da vorn angenagelt ist?" — „Ein wenig Honigkuchen", erwiederte er mit einem listigen Seitenblick. — „Honigkuchen? Nun, davon müssen wir naschen!" sagte ich, indem ich nun auch etwas zu merken anfing. Ich reichte mit einer Stange hinunter und fing an, gegen das Brett zu klopfen und zu stoßen. — „Heda, heda", rief Bill ängstlich, „Sie werden das Brett losmachen!" — „Was denn", ist denn etwas darunter?" — „Nichts, als ein Loch in den Planken, das nicht größer ist, als Ihr Kopf." — „Ein Loch im Schiffe? Und seit wann ist das denn darin?" — „Schon während der ganzen Reise. Sprechen Sie nur nicht mit den übrigen Reisenden davon, sie möchten sonst ein wenig ängstlich werden. Die ganze Sache verhält sich so: Als wir mit voller Fracht in Boston lagen, gerieth der Balken eines Schutzbrettes unserem Schiffe so heftig in die Flanke, daß er sie durchbrach." — „Und so seyd Ihr in See gegangen?" — „Gerade so, nachdem wir ein Stück Fichtenholz davor genagelt und dieses schwarz an-

*) Die Worte Dogberry's in Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts." Akte IV. Scene II.

**) In Sterne's Tristram Shandy.

gestrichen hatten. Das war Alles in zehn Minuten geschehen; umladen und kalfatern aber würde Zeit gekostet haben." — „Gütiger Gott! so sind wir durch den Sturm und die Wogen hindurchgegangen mit einem Loche von vier Quadratfuß im Schiffe!" — „Ha, ha!" sagte Bill, indem er sich seinen Gürtel in die Höhe zog; „manchmal habe ich mir in's Fäustchen gelacht, wenn ich Sie gegen den alten Mann prahlen hörte, auf was für einem festen Schiffe Sie sich befänden." — „Schämen sollte Ihr Euch, und Strafe verdient Ihr, einem einen solchen Streich zu spielen!" — „Nun, was das betrifft, so kann er Euch statt einer Predigt gelten; denn eine gute Lehre, die oft Anwendung leidet, liegt darin." — „Und welche ist die, verehrter Herr Pastor?" — „Nun", antwortete Bill mit scherzhafter Gravität, „so ist das Loos der Sterblichen! So Mancher wagt sich in die hohe See, ohne zu wissen, wie zerbrechlich das Fahrzeug ist, auf dem er sich befindet." — „Wahrlich, Bill, Du hast wie ein Professor gesprochen; denn eine gute Lehre läßt sich aus der Sache nehmen. Aber künftig sey achtsamer, und wenn Du mir einmal wieder auf der See eine Rede hältst, so mach' nicht zum Text derselben ein Loch in der Seite des Schiffes."

2. Streich eines Yankee.

In dem Dorfe L., im Staate Massachusetts, ging es fröhlich und lebhaft zu, denn es sollte ein Pferderennen, oder doch etwas dem Aehnliches, daselbst stattfinden. Von allen Enden und Ecken ward das vierfüßige Volk herbeigeführt; weder Pflugpferde, noch Pack- und Karren-Gäule durften fehlen. Nicht, daß das Land der Yankees der edlen Rosse ermangelte; denn wer da gewesen ist, kennt Tom Thumb den Großen*) und die mächtigen Postpferde, oder die Enkel jenes denkwürdigen Thieres, das der Blitz in einem Laufe um zehn Morgen Landes verfolgte, ohne es erreichen zu können. Aber Pferderennen ist keine gewöhnliche Beschäftigung in Neu-England; zu diesem Zwecke zieht Niemand die Thiere auf; und kommt eine solche Festlichkeit einmal vor, so geschieht dies ohne sonderliche Vorbereitung, und ist mehr ein Zusammenlaufen aller Thiere aus der Nachbarschaft, oder solcher, die gerade zufällig nach dem Orte hinkommen.

Ein Mal im Jahre war ein solches Wettrennen gewöhnlich im Dorfe L., wo für die schnellsten Renner aus dieser bunten Menge ein Preis von einiger Bedeutung ausgesetzt war, zu welchem jeder Theilnehmer eine Summe beigesteuert hatte. Aber dieses Mal war der Gewinn noch viel beträchtlicher geworden, da ein Privatmann, zur Beförderung des edlen Schnellaufs, ein großmüthiges Geschenk hinzugefügt hatte. Daher das mehr als gewöhnliche Interesse für diesen Tag. Die alten Pächter hatten ihre Pferde stärker gefüttert und weniger geprügelt, als ob Feistigkeit und Schnelligkeit ein und dasselbe sey. Aber ein Yankee, Hiob ist sein Name, war bei seinen Zurüstungen bedächtiger gewesen. Sein Pferd hatte in dem letzten Jahre den Sieg davongetragen, und so gedachte er, in gutem Muthe, sollte es ihm auch dieses Mal gelingen.

Doch während er sich noch mit dieser schönen Hoffnung schmeichelte und der Tag des Kampfes immer näher rückte, gerieth er plötzlich in die größte Bestürzung; denn ein Fremder auf Kanadischem Rosse war angekommen, um sich um den Preis zu bewerben, und Hiob erkannte auf den ersten Blick, daß er diesem Gegner nicht gewachsen seyn würde. Man denke sich seinen Kummer, sich den verdoppelten Preis so vor den Augen wegschnappen zu sehen! Hier galt es Klugheit. Nicht, wie sein alter Namens-Vetter, verzweifelte er schnell und fluchte dem Tage, da er geboren ward; nein, er setzte sich auf einen Holzstoß nieder und kratzte sich hinter den Ohren. Sollte er ihn in eine Falle locken? — das war zu umständlich; oder sollte er ihm einen Sperling in der Hand bieten statt der zehn auf dem Dache? — das war zu kostspielig, denn unser Hiob wollte das Ganze haben oder Nichts. Sein dritter Plan war, den Reiter, gerade wenn es zum Kampfe kommen sollte, durch irgend ein Mittel davon abzuschrecken. Der Vorabend des Kampfes war da; kein Augenblick war zu verlieren. In düsterem Sinnen ging Hiob seinem Hause zu; da sah er von ungefähr einen Ochsen mit einer weißen Fahne an den Hörnern, den ein Haufe Volkes mit munterem Geschrei verfolgte. Urplötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Sinn, und, nur weil er kein Griechisch wußte, so rief er nicht Heureka. Am anderen Morgen früh ward dieser Plan in's Werk gesetzt. Seinen Offizier-Hut auf dem Kopfe (Hiob war Lieutenant), machte er dem Kanadier seine Aufwartung.

„Wie ich vermuthe, sind Sie der Herr mit dem Renner." — „Ja Herr." — „So dachte ich mir's doch gleich! Sie wollen an dem Wettrennen heute Theil nehmen?" — „Ja, wenn die Gesetze es gestatten." — „Gewiß, es ist ganz den Gesetzen gemäß, nur müssen Sie erst versucht haben, den Sieger zu besiegen." — „Den Sieger zu besiegen?" — „Ja, ja, ich denke, Sie verstehen mich." — „Nein, so wahr ich lebe, nicht." — „Gut, das ist eine gute Kunde, hab' mir's gleich gedacht. — Sehen Sie, so steht die Sache: Ich bin der Sieger vom letzten Wettrennen und daher müssen Sie, als neuer Ankömmling, erst mit Ihrem Pferde vor mir eine Probe ablegen, ob Sie an dem Rennen Theil nehmen können oder nicht." — „O, wenn's weiter nichts ist, so bin ich schon zufrieden; lassen Sie nur Ihr Pferd kommen und uns so schnell als möglich die Probe machen." — „Mein Pferd!" rief Hiob in scheinbarer Verwunderung. — „Ja, Ihr Pferd; wir sollen doch nicht zu Fuß laufen?" — „Wie, Herr, wissen Sie denn nicht?" — „Was denn?" — „Was denn? daß es ein Ochse ist, mit dem ich zum Wettrennen komme und kein Pferd." — „Ein Ochse!" rief der Kanadier mit staunenden Blicken. — „Ja, ein Ochse", erwiederte Hiob mit unerschütterlichem Ernst, „haben Sie denn nie von meinem Ochsen gehört, der in aller Welt den Sieg davon trägt?" — „Nein", sagte der verwunderte Kanadier. — „So, haben Sie ihn gestern nicht in der Stadt herumführen sehen?" — Der Mann war wie vom Donner gerührt; er hatte den Ochsen gesehen und diese sonderbare Erklärung bestärkte ihn nun in seinem alten Glauben, daß Yankee's geborne Teufel seyen. „Ich habe Pferde besiegt", dachte er, „aber mit Ochsen habe ich es nie versucht." — „Mein Ochs ist gesattelt und gezäumt", sagte Hiob, „sind Sie bereit?" — „Ich denke, wir wollen die Probe verschieben", sagte der Fremde, indem er sich mit verzweiflungsvollem Blick entfernte. Er ließ sein Pferd satteln, bezahlte seine Rechnung und ritt zur großen Verwunderung seines Wirthes davon. „Ich dachte, Sie würden bleiben", sagte ihm dieser, „und das Wettrennen mitmachen." — „Nein, nein", erwiederte jener mit Achselzucken und Kopfschütteln, „mit Pferden will ich es aufnehmen, aber wer weiß, was so ein behexter Ochse thun kann."

Hiob trug auch dieses Jahr den Preis davon, und nie kam der Fremde wieder, um ihm den Rang streitig zu machen; aber seine letzten Worte sind in L. zum Sprüchworte geworden.

*) Ein berühmtes Amerikanisches Pferd.

3. Ein Neapolitanischer Streich.

Napoli, ho! Napoli ho! riefen die Matrosen auf unserer Brigg, als wir mit flatternden Wimpeln die Straße zwischen Capri und dem festen Lande passirten und die Bay von Neapel sich vor uns eröffnete, in deren Hintergrunde eine lange Reihe weißer Häuser zum Vorschein kam. — Ecco Napoli! riefen die Reisenden. — Grazie a dio sprach der Padrone, Siamo a Napoli. — Man könnte glauben, daß diese Ausrufungen den Beschluß einer langen und gefahrvollen Reise bezeichneten, gleichwohl hatte die unsrige nur 5 Tage gedauert und bestand in nichts anderem, als der Ueberfahrt von Messina. Es ist wahr, wir mußten die Scylla und Charybdis passiren, aber die Scylla ist ein unbeweglicher Fels, der gerade hoch genug für einen Leuchtthurm ist und keinem zu nahe kommt, der ihm vom Leibe bleibt, und was die Charybdis betrifft, so ist sie kein gewaltiger Strudel, sondern nur ein unbedeutender Wasserwirbel, der einige Wellen schlägt, wenn der Wind weht, aber auch so noch keinem Schiffer eine nasse Jacke gemacht hat; so daß es nicht all' zu kühn wäre, in einer Kürbisschale über diesen Strudel hinwegzufahren. So steht's mit den Sagen des Alterthums.

Warum eigentlich das Volk so froh über die Landung war, kann ich nicht sagen, außer vielleicht darüber, daß sie nun noch mehr essen konnten. Denn in der That, glaube ich, es giebt nicht noch ein so gefräßiges Volk auf Erden, als die Neapolitaner. Von nichts anderem, als vom Essen reden sie: mangia, mangia, mangia ist der ewige Schall, der Dir in's Ohr tönt, wenn Du durch die Straße Neapels gehst. Die Haufen Macaroni, die ein Mann hinunterschlingt, könnten einen Alderman in Schrecken setzen: die Lazaroni essen sie, wie bekannt, ellenweise. Die Armee ist zu keinem anderen Zwecke geworben, als zu essen, und einen Soldaten sieht man nicht leicht etwas anderes thun, als seinen Speisekarren von dem Magazin nach der Kaserne schieben. Was die Matrosen betrifft, so sind deren auf einem Schiffe von 30 Tonnen ungefähr 15 bis 20 Mann und von diesen ist immer die eine Hälfte mit Essen beschäftigt, während die andere die Leitung des Schiffes besorgt. Alle ihre Bewegungen habe ich auf der Fahrt aufmerksam beobachtet und kann es mit einem körperlichen Eide versichern, daß es in dieser ganzen Zeit keinen Augenblick gegeben hat, wo ihre Kinnladen nicht in Bewegung waren. Die Gemüse, die nur einen Theil unserer Vorräthe ausmachten, waren auf dem Verdecke gelagert und machten einen Haufen, der einem großen Heuschober gleichkam. Froges consumere nati, das ist eine Bezeichnung, die, wenn irgend einem Volke unter der Sonne, den Neapolitanern zukommt.

Wenn die Mannschaft sich schon beim Anblick des Landes freute, so thaten wir es gewiß, wenn gleich aus andern Gründen, als jene. Wir sollten den Italiänischen Boden, ja das Europäische Festland überhaupt zum ersten Male betreten, und die erhabensten Gefühle beseelten mich natürlicher Weise in diesem gewichtigen Augenblicke. Aber vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein einziger Schritt, (hat, glaube ich, schon einmal einer vor mir gesagt) und dieser Schritt war geschehen, als wir am Molo landeten.

Unser Gepäck mußte von den Zollbeamten untersucht werden, und in demselben Augenblick, wo wir den Fuß ans Land setzten, sahen wir uns von einem Haufen Deganieri mit Flinten und Seitengewehr umringt, auf daß nichts geschmuggelt würde. Es ist wahr, wir kamen aus Sicilien, keinem fremden Gebiete, aber das macht nichts, ein Doganiere läuft Dir nach, wenn Du nur von einer Straße zur andern gehst; hat er nur den Schatten eines Verwandes für sich. Ihm sind Reisende gute Beute, und keine Art, die Taschen durchzuwühlen, läßt er unversucht. Der Anblick eines Koffers ist gleich der Aussicht auf sicheren Gewinn, und da gilt kein Erbarmen mit dem armen Reisenden, die Wagen werden angehalten und die Barken an das Land gezogen. „Bisogna fare la visita?" muß mit willfähriger Bejahung beantwortet werden, und wer der Ungemächlichkeit und dem Aufenthalte zu entgehen wünscht, der muß mit silberner Salbe die Finger seiner Douaniers geschmeidig machen, damit sie schnell durch seine Habe hindurchgleiten. Wir hatten nichts bei uns, als das allergewöhnlichste Reisegepäck, und gaben uns daher mit aller möglichen Geduld der Untersuchung preis, ohne die geringste Furcht vor ihrem Erfolge. Ein Paket nach dem andern ward betastet und nichts Wegnehmbares gefunden, bis endlich bei Durchstöberung eines Korbes, der nur ein Tischtuch und Servietten enthalten sollte, das Auge des Spähers von plötzlichem Glanze erleuchtet schien. „C'è qualche cosa qui dentro" rief er mit einer Miene, als hätte er eine wichtige Entdeckung gemacht. „Niente" war meine Antwort. Aber ohne auf meine Versicherung zu achten, entrollte er eine der Servietten, und nun denke man sich, auf welcher Schmuggelei wir ertappt wurden! Ein Schinkenknochen, an dem sich noch ganze anderthalb Pfund gepökeltes Fleisch befanden, kam zum Vorschein. Zwar hatte unser gar zu gewissenhafter Diener diesen Rest unseres Frühstücks ohne unser Wissen mit in den Korb gepackt; aber das war keine genügende Entschuldigung, der Schinken gehört zu der

fabrik der Salame, und alles, was Salame heißt, muß Aeriſe bezahlen. — „Come niente?“ rief der Doganiere, indem er den Knochen emporhielt. „Eccolo! Ecco!“ rief ein Anderer aus dem Haufen mit vorgeſtreckten Händen, „ecco!“ ſprach ein dritter und ein vierter, und plötzlich umringten alle den Korb. Wirklich lag vor ihren Augen unverdeckt ein Knochen mit ganzen anderthalb Pfund Schinken. Aber wie fing der Haufe nun auch an zu ſchnattern, die Achſel zu zucken, den Kopf zu ſchütteln, die Arme und Hände zu bewegen! — „Was giebt's denn?“ fragte ich; denn daß dies Alles die Wirkung eines Knochens ſey, konnte ich mir nicht denken. „Il dazio!“ war die Antwort. „Was? zahlt man denn Zoll, Zoll für einen Schinkenknochen?“ — „Si Signore,“ lautete die Antwort mit dem unerſchütterlichſten Ernſte von der Welt. — So ſehr ich mich zwang, ſo konnte ich das Lachen nicht unterdrücken, und griff ſchon nach dem Knochen, um ihn auf die Straße zu werfen, doch bald beſann ich mich und beſchloß, dieſem Corpus delicti das Daſeyn zu friſten, damit der großartigſte aller Prozeſſe zu Ende geführt werden könnte. Die ſechzehn Polizei-Officianten, Gendarmen und Sbirren hielten nun großen Divan, um ſich über den Verlauf der Verhandlungen zu berathen. Es ward ein Bote an das Ober-Zoll-Bureau geſchickt, um die Beſchlagnahme anzuzeigen; dann wurde ein engerer Ausſchuß gewählt, der Knochen in die Mitte gelegt und nun wirklich die geheime Berathung begonnen. Zwanzig Mal, zum wenigſten, ward der verhängnißvolle Knochen in die Höhe gehoben, nach allen Seiten herumgedreht, in der Hand gewogen und auf's genaueſte auf jede nur mögliche Weiſe unterſucht. Dann erſt begann die Berathung darüber, ob man ihn als geſchmuggeltes Gut zu konfiziren habe, oder ob, nach Erlegung der Koſten, die Einbringung deſſelben geſtattet werden ſolle. Nach reiflicher Erwägung der Sache kam es dann zur förmlichen Abſtimmung, welche, in Betracht deſſen, daß wir Fremde waren, ſo gelinde ausfiel, daß uns die Einbringung des Knochens in das Königliche Gebiet gewährt wurde, doch nur unter der Bedingung, wenn wir noch nachträglich den gebräuchlichen Zoll erlegt hätten. Hierüber ward uns eine förmliche Rechnung ausgefertigt, ſo daß wir für Stempel-Gebühr noch oben ein zwei Bajocchi zu bezahlen hatten. Solches Abenteuer kann dem Reiſenden ein Knochen bereiten! (N. M. M.)

Bibliographie.

Lapland and its reindeer. (Lappland und ſein Rennthier.) 2 Sh.

Sketches from a youthfull circle. (Skizzen aus einem jugendlichen Kreiſe.) 4½ Sh.

The commemorative wreath on extinction of slavery. (Denkmal an die Abſchaffung der Sklaverei.) 3 Sh.

A narrative of events in the south of France. (Das ſüdliche Frankreich und Neu-Orleans in den Jahren 1814 und 1815.) Von Cap. John Cooke. 10½ Sh.

The Princess or the Beguine. — Roman von Lady Morgan. 3 Bde. 31½ Sh.

Frankreich.

Ausſprüche Chateaubriand's und Mittheilungen über ſeinen Aufenthalt in England.

(Schluß.)

Ja, in jenen Tagen der Bitterkeit und Verzweiflung war es ſeine Luſt, ſich ſo zu verkennen und zu ſchmähen; er leugnete ſeinen Ruhm, zweifelte an ſeiner Zukunft, wollte nichts wiſſen von der Dauer ſeines Namens, der indeſſen aller Orten wiederhallte und ſo beneidet ward. In jenen Tagen hätte es ihm wohl einkommen können, ſeine Aeneide ins Feuer zu werfen, wäre nicht der Gedanke an die unvergänglichen Werke ſeiner Vorgänger in der Poeſie geweſen und hätte ihn endlich beruhigt und getröſtet — wären nicht die Thränen der Bewunderung geweſen, die ſein ſchwellendes Herz beſänftigten und ihn ſich ſelber wiedergaben. Völlig zwanglos, offen, überwallend ergießt ſich ſeine ganze Seele; ſo fährt er in ſeinem zu London geführten Tagebuche fort:

„Schon im Mutterleibe habe ich angefangen, Langeweile zu fühlen, und ſeit der Zeit bin ich nie herausgekommen aus ihr; Alles hienieden iſt ſo hohl und eitel und leer! Wie ſoll man, zum Beiſpiel, den Ruhm lieben? Der berühmteſte Mann des Jahrhunderts ſtirbt; auf allen Straßen ruft man aus: — „Bonaparte's Tod!“ — Und ich habe unter den Vorübergehenden nicht einen Einzigen bemerkt, der ſich umgewandt hätte, die gedruckte Erzählung mit einem Sou zu bezahlen. — Wellington verliert hier ſeinen Ruhm im Umſehen und iſt ſchon vergeſſen! Als galanter Weltmann, Londoner Petit Maitre, ſteht er unter dem launiſchen Geſetz der Mode, tritt mit den Faſhionables des Augenblicks in die Schranken und wird von ihnen aus dem Sattel gehoben. — Pitt iſt der einzige Mann, deſſen Ruhm ihn überdauert hat, denn dieſer iſt einigermaßen an ein literariſches Verdienſt geknüpft. — Aber Fontanes, der letzte Römer, er, der mit den Traditionen der Monarchie auch die des guten Geſchmacks und der Reinheit des großen Jahrhunderts bewahrt hatte, nennt man kaum. Es ſollte mir ein wahres Vergnügen ſeyn, ſeine Manuſkripte zu ordnen; ich möchte einen Bericht über ſein Leben ſchreiben: es iſt dem meinigen ſo eng verbunden! Ich würde ſo viele Erinnerungen und Gedanken darin wiederfinden, deren Erneuerung mir ſo ſüß ſeyn würde! Ich erwarte von ſeiner Frau ſeine ſämmtlichen Papiere. Ich werde viel zurücklaſſen müſſen; es wird einen Band Proſa und einen Band Verſe geben. — Zwei Bände machen, daß ein Menſch lebt. — Was mir meine Werke verleidet, iſt, daß ich nicht vorausſehen kann, was die Zukunft dazu ſagen wird. Ich habe die innerſte Ueberzeugung, daß ich nichts Gutes gemacht habe. Was ich mit Feuer ſchreibe, das reut mich und das tadle ich bitter eine Viertelſtunde nachher. Dies iſt der Grund des abſoluten Stillſchweigens, welches ich über meine Werke beobachte; ich achte ſie nicht ſo viel. — Immer wieder Langeweile. Die Einſamkeit, der ich mich ſeit fünfundzwanzig Jahren hingegeben, behagt mir gegenwärtig auch nicht mehr ſo. Ich muß Jemand haben — wer es auch ſey — gegen den ich mich ausſchütten kann, wenn es in mir überſtrömt. — Als ich in Gefahren ſchwebte, war ich viel glücklicher; mein Gemüth verzehrte ſich damals, ging auf in einem immerwährenden Ringen und Bemühen. So ſind die zehn Jahre meiner Verfolgung unter Bonaparte vielleicht die beſten meines Lebens. Die Rückkehr des Königs, ſeine ungeſchickten Miniſter, haben mein Glück noch um fünf oder ſechs Jahre vermehrt, indem ich ihr Syſtem und ihre verderblichen Entwürfe zu bekämpfen hatte. Jetzt, da wir die Schlacht gewonnen haben, denke ich keinen Augenblick mehr an jene Streitigkeiten, die mich damals beſchäftigten, und die Langeweile nimmt wieder aufs Liebliche von mir Beſitz. — Ich bin Geſandter. Ich habe nur noch einen Schritt vor mir: es iſt hundert gegen Eins zu wetten, daß ich Miniſter werde. Wer iſt nicht alles Miniſter geweſen? Zwanzig ſolche ſitzen in der Pairs-Kammer um mich herum, die mir auch nicht ſo viel bedeuten, in keiner Hinſicht. Iſt das nun ein wünſchenswerther Ruhm? — Ich langweile mich weniger, wenn ich ſchreibe und dichte, das iſt wahr. Die Märtyrer, die zwei erſten Akte von Moſes, den ich in meinem Garten zu Aulnay beendigt, haben mich einige Monate in Thätigkeit erhalten, wie einen Schuſter, der ſich mit ſeinem Pantoffel abquält, und ihn abliefert, wenn er fertig iſt. — Es ſind zwei oder drei Dinge in der Welt, die ich aus tiefſter Seele bewundere. Rührung iſt minder im Stande, mir Thränen zu entlocken, als Bewunderung. Eine Ode von Horaz, ein kleines Gedicht von Voltaire, der ihm am nächſten kommt und ihn bisweilen noch übertrifft, bewegen mich zu Thränen:

Si vous voulez que j'aime encore,	Wenn ich noch einmal lieben ſoll,
Rendez-moi l'âge des amours;	Gebt mir die Zeit der Liebe wieder!
Au crépuscule de mes jours	Leiht meiner Tage Dämmerung
Rejoignez, s'il se peut, l'aurore.	Der Morgenröthe friſch Gefieder!

Es iſt in dieſer und den nachfolgenden Strophen eine Empfindung, die Seele läßt ſich ſo lieblich darin gehen, daß ich mich immer innigſt davon gerührt fühle. — Aber beſonders ſind es die großen Züge, die vor Allem meine Bewunderung in Anſpruch nehmen. Ich kann auch nicht nur flüchtig an den Schluß der Leichenrede auf den Tod des Prinzen von Condé denken, ohne daß mir die Augen feucht werden. Der ganze Reichthum unſerer Sprache, ihre ganze Harmonie liegt darin. — Das Wort: Verwaltung, wie poetiſch gebraucht! Ach, das heißt erhaben! Und neben dieſe letzten Worte des großen Boſſuet, die am Grabe des großen Condé geſprochen worden, halte man Franzens von Neufchâteau Lob eines republikaniſchen Generals, und man wird merken, was Alles unſerm Jahrhunderte fehlt. Buffon erregt hie und da meine Bewunderung; Rouſſeau nie. Montesquieu iſt der Mann auf dieſer Welt, der am beſten über die Römer geſprochen hat. Es iſt immer ein großes Jahrhundert, welches dieſe drei Männer hervorgebracht hat — und Voltaire. — Ich habe nie die erſten Scenen der Athalia geleſen, ohne Thränen zu vergießen; auch Voltaire ſoll darüber geweint haben. Die Bibel und die ſchönen Kirchen-Geſänge, das Dies irae, dieſe ergreifende Schilderung des jüngſten Tages und der erhabene Schrei des Gebets am Schluſſe, bewegen mich ebenfalls zur Bewunderung. Auch noch einzelne Lieder enthalten für mich eine bewundernswürdige Poeſie. Jener Geiſt, der aufſteht und ſpricht (hier ſang Herr von Chateaubriand mit dumpfem Trauerton):

Arrête-toi passant, contemple ma poussière;
Il ne me reste rien de ma beauté première.
Vois l'état où la mort m'a mis.
Je n'ai plus mes parens, mes biens, ni mes amis.
. . . . . .
On doute en me voyant si j'ai jamais été.
. . . . . .
La mort ne m'a laissé que les os. . . .
. . . . . .

Verweile Wanderer, betrachte meine Aſche;
Von meiner frühern Schönheit blieb mir nichts.
Sieh', wie der Tod mir mitgeſpielt.
Nicht Aeltern hab' ich mehr, nicht Güter, Freunde nicht.
. . . . . .
Es zweifelt, wer mich ſieht, ob ich jemals geweſen.
. . . . . .
Nur das Gebein ließ mir der Tod.
. . . . . .

„Dieſe Verſe ſind von einem unbekannten Prediger; aber die letzteren zeigen, daß dieſer Prediger ein wirklicher Dichter war. — Es liegt in der alten Kirchenmuſik etwas, was für unſere modernen Muſiker unerreichbar und gar nicht unter Kunſtregeln zu bringen iſt, aber gerade jene himmliſchen Harmonieen in derſelben erzeugt. Nichts iſt ſo rührend für mich, als wenn ich die Pſalmen höre: es iſt eine unausſprechliche Melodie.“

So war ſeine Seele bewegt, ſolcher Art die Strömung, in der ſie ſich erging — von dergleichen Empfindungen und Gedanken wallte ſie über gegen andere erwählte würdige Seelen. Wer aber möchte uns Bericht geben von dem, was er an Duft der Poeſie einſam in die Lüfte des Himmels verhaucht, was er nur Gott vertraut haben mag; denn den Kultus der wahren Gottheit des Dichters, den Kultus der Einſamkeit hatte er nicht aufgegeben. Dieſe Gebieterin, die er fünfundzwanzig Jahre geliebt, liebte er noch, und wenn er ſie auch fliehen wollte, kam er doch immer wieder auf ſie zurück. Die ganze Zeit über, die ſeit ſeiner Ankunft in London bis zu ſeiner Abreiſe zum Kongreß von Verona verfloß, war auch nicht ein Tag, wo er ſich nicht dem Getümmel der großen Stadt und dem Drange der Geſchäfte zu entziehen gewußt und einſam mehrere Stunden in den Gärten von Kenſington zugebracht hätte.

Dort begegnete er oft Canning, den die Liebe zur Einſamkeit auf gleiche Weiſe den Sorgen des öffentlichen Lebens entführte, und ſie machten lange Spaziergänge mit einander. Wer giebt uns Bericht von

diesen Gesprächen der beiden Staatsmänner, von dem, was sie an edlen Gedanken, großherzigen Entwürfen, Träumen vielleicht, denn sie waren Dichter alle Beide, mögen ausgetauscht haben? Ach! Einer von ihnen hat schon die Hälfte dieses Geheimnisses mit in's Grab genommen.

Als er einmal gefragt wurde, warum er seine Promenaden so gern in den Gärten von Kensington, die von seiner Wohnung so weit entfernt lägen, mache, da er doch den Regents-Park vor seiner Thür habe, so erwiederte er: Diese Vorliebe beruhe bei ihm keineswegs auf einer Grille — sondern die Anlagen im Regents-Park wären ihm traurige Erinnerungen aus den Zeiten seiner Emigration; mehr als einmal sey er in ihnen, ohne ein Stückchen Brod in der Tasche, umhergeirrt, hungrig, Leiden und Schmerzen hingegeben, deren Andenken noch jetzt, nach zwanzig Jahren, ihm so bitter sey, daß er den Ort lieber fliehe, der sie ihm zurückrufe.

Aber der Adel dieses Geständnisses tritt noch bedeutender und leichter in einem anderen Zuge Chateaubriand's hervor, den wir schließlich mittheilen wollen.

Es existirt in London eine Verbindung, die sich zum Zweck gesetzt hat, arme Literaten zu unterstützen. Diese Einrichtung fehlt in Frankreich noch, wo es doch unglückliche Schriftsteller genug giebt! Herr von Chateaubriand hatte hundert Louis'or der Kasse dieser literarischen Verbindung übersandt. Diese Summe überstieg bei weitem die gewöhnlichen Beiträge. Dieser Freigebigkeit zufolge wurde nun auch der Gesandte zu einem Mahle eingeladen, welches die Gesellschaft alle Jahr gab und zu dem eine Menge ausgezeichneter Personen, unter anderen auch Herr Canning, ebenfalls gebeten waren. Als die Tafel zu Ende ging, ward Herrn von Chateaubriand's Gesundheit ausgebracht und ihm im Toast, Namens der armen Dichter, auf eine zarte Weise für seine Gabe gedankt. Aber sogleich stand er auf, und da es ihm schwer wurde, sich vor einem solchen Publikum auf Englisch auszudrücken, so erklärte Herr Canning, der neben ihm saß und den er bat, ihm zu helfen, in seinem Namen, daß er Nichts gegeben habe, daß er nur eine Schuld abgetragen habe, da er selber und das mehrere Male, während seines ersten Aufenthalts in England, als fremder Schriftsteller von der Gesellschaft unterstützt worden wäre; daß er nur als Bruder seinen Brüdern wieder erstattet habe, was er von ihnen empfangen, und daß es an ihm sey, zu danken.

In der That, eine rührende erhebende Scene! In Gegenwart von mehr als Einem der stolzesten Repräsentanten der stolzen Aristokratie Englands, der Botschafter Frankreichs — wie er seinen goldgestickten, besternten Rock aufknöpft und darunter den alten zerrissenen Frack des armen Schriftstellers von 1802 zeigt, und Canning, der erste Minister, neben ihm und für ihn sprechend, Canning, der, Jeder wußte es, und er machte am wenigsten ein Hehl daraus, auch ehemals als Literat von der Gesellschaft unterstützt worden war. Durch und durch war das Alles schön — eine Scene voll von einfacher, wahrhafter Größe! (R. d. d. M.)

Bibliographie.

Cours de droit administratif, appliqué aux travaux publics. — Von Cotelle. 2 Bde. 15 Fr.

Considérations sociales sur l'Architectonique. — Von Victor Considérant. 2½ Fr.

Nouvelle méthode pour apprendre la langue espagnole en très peu de temps. — Von F. M. Noriéga und F. Raymond. 2½ Fr.

Principes et applications diverses de la Mnemotechnie, ou l'art d'aider la mémoire. — Von Aimé Paris. 2 Bde. 12 Fr.

Schweden.

Schwedische Geschichte und Statistik, mit besonderer Beziehung auf einige neuere Schwedische Werke.

Die Schweden haben von jeher viel für ihre Geschichte gethan, und sie besitzen über einzelne Perioden, Ereignisse, Personen in derselben u. s. w. eine Menge werthvoller historischer Schriften. Doch fehlte es ihnen lange an einer Geschichte, welche den Ursprung des Schwedischen Volkes und dessen fernere Entwickelung und Schicksale zusammenhängend darstellte und welche zugleich klassisch genannt werden könnte; denn die lateinisch geschriebenen Geschichten von Loccenius, Wilde und Andren, so werthvoll sie für ihre Zeit auch seyn mögen, verdienen dies nicht. Dalin (geb. 1708 † 1763), der gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zuerst der früher wenig geachteten Poesie durch seine Schriften in Schweden allgemeines Ansehen verschaffte und zugleich die ersten Muster einer reinen und schönen Prosa lieferte, war auch der Erste, der in Schwedischer Sprache eine Schwedische Geschichte schrieb, doch hat seine Reichsgeschichte (Svenska rikes historia) mehr stilistischen als eigentlich historischen Werth. Dagegen verwahrt die Geschichte des berühmten Historikers Lagerbring einen reichen Schatz von Gelehrsamkeit; doch eignet sich sein großes Werk nur für den Forscher, und das lesende Publikum bedurfte eines Werkes, wo die Resultate neuerer Forschungen in einer leichten, allgemein faßlichen, der Geschichte würdigen Sprache mitgetheilt würden und wo die Behandlung sich nicht zu einem Kompendium einschränkte, sondern sich zu einer vollständigen Auffassung des alten Volkslebens und aller zerstreuten Erinnerungen der Vorzeit erstreckte. Prof. Geijer's Geschichte des Schwedischen Volkes, glänzend von geistreichen Blitzen, mit eben so vielem Scharfsinne in der Schematisirung der einzelnen Zeitperioden, wie in der Detail-Forschung und der nahen Verbindung derselben mit dem Ganzen, scheint neben sich ein größeres Werk zu erfordern, wo die Fakta, die in ihr zuweilen nur angedeutet sind, in einer vollständigen Erzählung ausgeführt darliegen und wo die umständliche Spezial-Zeichnung hervortritt. Wenn Geijer, wie er selbst erklärt hat, nach der Ausarbeitung des kleineren Geschichtswerkes die Fortsetzung seines größeren mit der Regierung Gustav Adolph's beginnt, so ist er wohl schwerlich im Stande, nach der Durchführung desselben bis auf unsere Zeiten, wieder zur Vorzeit und zum Mittelalter zurückzugehen und so eine ununterbrochene Fortsetzung des angefangenen Säkularwerkes zu liefern. Es ist daher gewiß sehr erwünscht, als in diesem Jahre ein Werk erschien, was die Aufmerksamkeit aller Freunde nordischer Geschichtsforschung in hohem Grade verdient. Es ist dies die Geschichte des Schwedischen Volks von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten von Strinnholm („Svenska folkets historia från äldsta till närvarande tider"); erster Band auch unter dem Titel: Skandinavien während der heidnischen Zeit („Skandinavien under Hedna åldren"). Der Verf. zeigt sich hierin als einen Mann, der die alte Geschichte seines Vaterlandes würdig zu bearbeiten versteht, und die dazu unerläßlichen Erfordernisse besitzt, Talent, Kritik und eine ausgedehnte Belesenheit. Strinnholm's Werk eignet sich auch für den, welcher, ohne gerade Historiker oder Alterthumsforscher ex professo zu seyn, doch die Resultate der historischen Kritik kennen zu lernen wünscht, so wie überhaupt für Jeden, der die Abenteuer und das frische Leben der Sage liebt, der Vorzeit Sitten und Verfassung, kurz, das ganze reiche Schattenspiel der Vergangenheit. Eine eigene Forschung im Einzelnen kann in Folge der größeren Anlage des Werkes nicht erwartet werden; dagegen um so mehr eine klare und lebendige Auffassung von dem, was frühere Kritiker schon in dieser Hinsicht geleistet haben. Der Alterthumsforscher wird in dem Buche wohl nicht viel Neues finden, aber auch er wird es nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen, und es ist daher sehr zu wünschen, daß man die Fortsetzung des Werkes recht bald erhalte. Schon ehe dies Werk erschien, hatte ein junger Mann, Namens Cronholm, zur Urgeschichte Schwedens sehr schätzbare Beiträge in einzelnen bedeutenden Monographieen geliefert (wie die Wäringer [„Wäringarne, historisk undersökning"] und die Alt-Nordischen Erinnerungen [„Fornnerdiska minnen"] Erster Theil. (Die Nordbewohner in Westerwiking). Diese Schriften, Früchte mehrjähriger, ununterbrochener Forschungen, sind gründlich und talentvoll und zugleich in einer jugendlich frischen, leichten und gewandten Darstellung verfaßt. Von großer Wichtigkeit für die Schwedische Geschichte sind noch die großen, von sachkundigen Männern unternommenen Sammlungen Schwedischer Aktenstücke und Urkunden, wie der „Scriptores rerum Suecicarum", der Memoiren zu der Geschichte Skandinaviens („Handlingar hörande till Skandinaviens historia"), das Schwedische Diplomatarium von Liljegren und das De la Gardie'sche Archiv (Urkunden aus dem Archive der berühmten Familie De la Gardie), herausgegeben von Wieselgren. Hier muß noch eines sehr interessanten Werkes Erwähnung geschehen, nämlich der Erzählungen aus der Schwedischen Geschichte (Berättelser ur Svenska historien), die seit einigen Jahren von Fryxell herausgegeben worden, und wovon bis jetzt sechs Bände, bis zum Tode Gustav Adolph's reichend, erschienen sind. Es sind diese eigentlich für die Jugend geschrieben; doch wird gewiß Jeder, weß Alters er auch sey, diese in einer einfachen und anspruchslosen, aber schönen, der jedesmaligen Zeit angepaßten Sprache verfaßten Erzählungen nicht ohne großes Vergnügen und Interesse lesen. So wie die Geschichte Schwedens in neuerer Zeit durch so bedeutende Schriften gewonnen hat, so ist auch für die Statistik dieses Landes jetzt ein Bedeutendes geschehen, und namentlich durch Carl af Forsell's Statistik von Schweden (Statistik öfver Sverige, grundad på offentliga handlingar), ein Werk, das durch Reichthum des Inhalts, Zweckdienlichkeit und lichtvolle Ansichten der Schwedischen Literatur zur Zierde gereicht. Es ist zugleich das Werk eines großen und ungewöhnlichen Fleißes, wie eines gesunden, lichten und ordnenden Verstandes. Es ist doppelt lehrreich, dadurch, daß es in vielen Fällen vergleichend ist, nämlich so, daß es die jetzigen Schwedischen Verhältnisse sowohl mit denen verflossener Zeiten, als auch mit denen anderer Länder vergleicht. Der Verf. begnügt sich auch nicht damit, den status quo der Sache anzugeben, sondern er deutet auch die Weise an, wie diese nöthigenfalls verbessert werden, und wie Wohlstand und Glück zu einer größeren Entwickelung gedeihen könnten. Zum Schlusse machen wir noch auf ein anderes großes Schwedisches Werk aufmerksam, welches freilich die Schwedische Geschichte nicht angeht, nämlich auf Palmblad's Handbuch der physischen und politischen, älteren und neueren Geographie („Handbok i Physista och politista, äldre och nyare geographien"), wovon in diesem Jahre der dritte und vierte Theil (Indien, die Ostindische Halbinsel und den Malayischen Archipelagus enthaltend) herausgekommen ist. Der Verf. hat hierin zugleich das Hauptsächlichste aufgenommen, was man von der Sprache, Religion, Literatur, Kunst, den Sitten, dem Leben der Völker u. s. w. kennt, und er hat auf diese Weise nicht bloß das Land in einem Gemälde zusammengestellt, sondern zugleich Alles, was auf dessen Boden in physischer und psychischer Hinsicht geblüht hat. Schon eine solche Ausführlichkeit eines Werkes, bei der die Gegenstände nicht durch einander geworfen, sondern kritisch dargestellt sind, zeugt von langdauernden Forschungen, von Liebe zum geographischen Studium und von dem wissenschaftlichen Geist, der keine Anstrengungen scheut, um einen großartig angelegten Plan durchzuführen.

Die Leser des Magazins werden ersucht, das mit diesem Monate zu Ende gehende Abonnement zeitig zu erneuern; neu hinzutretende wollen sich mit ihren Bestellungen recht bald, und zwar die hiesigen an die Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), auswärtige aber an die zunächst gelegenen Post-Aemter wenden, da die Auflage nur nach Verhältniß der bis zum 2. Januar vorhandenen Meldungen eingerichtet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 157. Berlin, Mittwoch den 31. Dezember 1834.

Italien.

Die Italiänischen Liebeshöfe im Mittelalter.

Von Defendente Sacchi.

Wir bemerkten vor einiger Zeit beiläufig, daß die Italiänische Sprache an den Liebes-Höfen (corti d'amore) von ihrer galanten Seite sich ausbildete. Kurz darauf erhielten wir von einer ungenannten Dame ein Billet, worin sie sich über diese Liebes-Höfe Aufklärung erbat. Der Wunsch einer Dame darf nicht unerhört bleiben, und wir beeifern uns daher, ihn zu befriedigen.

So erfahret denn vor Allem, schöne Leserinnen, daß die Damen im Mittelalter an Vielem, was in's gesellige Leben gehört, größeren Antheil hatten, als die heutigen. Es war eine Periode des Heldenmuths der irrenden Ritter, in welcher Tapferkeit für die erste Tugend galt. Waffenthaten entschieden über den Ruhm und über die Rechte des Mannes. War ein Prozeß, eine Frage über das Mein und Dein zu entscheiden, so schlug man sich und der Sieger behielt Recht. Um die ritterliche Tapferkeit in Uebung zu halten, und um den Rittern Gelegenheit zu geben, daß sie öffentliche Proben ihrer Kraft und Gewandtheit ablegten, wurden an gewissen festlichen Tagen von irgend einem Fürsten oder Staate öffentliche Kampfspiele (Turniere) angeordnet. An dem dazu bestimmten Orte fanden sich denn die Tapfersten des Landes ein und kämpften untereinander in den Schranken. Einige glauben, diese Turniere seyen zuerst von Gottfried von Puliaco (Pouillac?) gestiftet worden, der in einem derselben (1066) seinen Tod fand. Mehrere Turniere fanden zu Neapel, unter der Herrschaft des Schwäbischen Hauses und Karl's von Anjou statt; andere hielt Can Grande della Scala zu Verona, und großen Ruf erwarb sich das Turnier, welches die Republik Venedig 1364 auf dem St. Markusplatz anstellte, und bei welchem Petrarca zugegen war.

Zu solchen Turnieren wurden nun die reizendsten und liebenswürdigsten Frauen des Staates eingeladen. Jeder Ritter, der in die Schranken trat, mußte sich unter den anwesenden Frauen eine Dame seines Herzens auswählen: er nahm die Farbe ihres Kleides in sein Wappen auf, und hatte oftmals die Schärpe, die er als Bandelier über der Schulter trug, aus ihren Händen zum Geschenk erhalten. Die Damen flößten durch ihre Anwesenheit und selbst durch ihren Zuruf den Kämpfenden Muth ein. Wenn der Kampf beendigt war, so schritt derjenige Ritter, den man für den tapfersten erklärte, der auserwählten Königin des Festes zu, und empfing aus ihren Händen seine Belohnung.

Der Fürst oder der Staat, welcher das Turnier angeordnet hatte, eröffnete dann in geräumigen Palästen eine corte bandita, d. h. es wurden zu Ehren der eingeladenen Ritter und Damen Mahlzeiten, Bachanale, Bälle u. s. w. gegeben. Man kann sich leicht denken, daß die Frauen an solchen Festen die erste Rolle spielten; die Ritter drängten sich in den Sälen um sie her und gebehrdeten sie sich auch nicht wie unsere galanten Herren auf Bällen, die oft nur seufzend nach ihren Schönen hingaffen, so bewiesen sie wenigstens echte Galanterie in Worten und Werken. Nach dem Tanze traten Damen und Ritter nicht selten in irgend einem Saale zusammen und spielten gesellige Spiele; man plauderte von allerlei galanten Dingen und oft gab es zwischen beiden Geschlechtern Wortkämpfe. Dann wählte man zur Schlichtung dieser Streitigkeiten einige der geistreichsten Damen, und es bildete sich ein Tribunal. Da solche Zwiste gewöhnlich um galante Dinge sich drehten, so nannte man jene Sitzung das „Tribunal der Liebe."

Außer den Rittern fanden sich auch Troubadours (Minnesänger) bei diesen Festen ein; sie waren die Dichter der Nation, und auch bei ihnen war es Brauch, sich für verliebt zu erklären, mochte nun die Dame ihrer Neigung davon wissen oder nicht: sie wetteiferten untereinander im Lobe der Schönheit. Auch die Troubadours nahmen an den Wortstreiten dieser Feste Theil, und appellirten an den Senat der Liebe.

Dieses Spiel kam nach und nach in allgemeinen Gebrauch, und selbst Leute, die nicht zu den Gästen gehörten, trugen dem Liebes-Tribunale ihre Beschwerden vor. Bald eröffnete sich fast gleichzeitig mit jeder Turnier-Festlichkeit ein solches, aus vielen Damen gebildetes Tribunal, dessen Vorsitzerin die Herrin des Palastes oder eine andere Edeldame war: das Tribunal wurde corti d'amore genannt, und hielt viele Tage nacheinander seine Sitzungen. Einige dieser Tribunale wurden in der Folge permanent und von den Turnieren unabhängig.

Am Hofe zu Ferrara und bei König Robert von Sicilien, der selbst die Blüthe der Galanterie war, gab es öfter Liebes-Tribunale. Dahin wallten die Troubadours und die Poeten damaliger Zeit: sie trugen ihre Streitfragen im Gesange vor; oft entspannen sich zwischen mehreren Troubadours dramatische Dialoge, die man tenzoni nannte; oft sang die Königin des Tribunals ihren Urtheilsspruch zur Harfe in lieblichen Versen. Die Dichter bedienten sich bald der Provençalischen Sprache, und bald der Italiänischen; sie waren beider Sprachen in gleichem Grade mächtig, und die zweite, an der man damals schuf, wurde besonders an den Höfen Italiens und Siciliens Mode. So entwickelte sich jene liebliche Sprache der Galanterie in unserem Italien.

Bei Gelegenheit von Festen und Turnieren errichteten Azzo VII. zu Ferrara, Girardo di Camerino zu Treviso, der Marquis von Monferrato auf seinem eigenen Schlosse, und die Königin Johanna I. zu Neapel, Liebes-Höfe. Einen permanenten Liebes-Hof unterhielt zu Monferrato die Marquisin, welche liebliche Verse dichtete; einen andern dergleichen eröffnete Stefanetta de Belli, Tochter des Grafen von Provence, zu Pierrefeu, ein dritter bestand zu Romarino, ein vierter zu Avignon.

Von welcher Art waren nun die Streitfragen, die man den Liebes-Höfen vorlegte, und nach welchen Gesetzen wurden sie entschieden? Die ersteren mochten wohl eben so mannigfaltig seyn, als die Phänomene der Liebe sind. Wir geben einige Beispiele. Sordello, jener edle Mantuaner, von welchem Dante so begeistert spricht, der liebliche Improvisator Italiänischer Verse, warf einst in einem dramatischen Wortstreit mit dem Troubadour Bernardo die Frage auf, welches von Beiden sein Gegner lieber verscherzen möchte, die Liebe der Freundin oder den Waffenruhm? Bernardo schwankte, aber Sordello entgegnete ihm: Lieben ohne Tapferkeit, hieße die Dame seines Herzens hintergehen. Das Tribunal entschied zu seinen Gunsten.

Eine andere Streitfrage lautete: „Ob ein Mann es vorziehen solle, der Liebhaber oder der Gemahl einer Dame zu seyn?" — Eine dritte: „Wenn von zwei Rittern der Eine tapfer und unerschrocken, aber ohne alles sonstige Verdienst, der Andere mit allen Tugenden ausgerüstet, aber ohne Heldenmuth sey: welcher von Beiden eine Herzens-Dame erküren dürfe?" — Eine vierte: „Welcher von Beiden die Achtung der Dame sich zu erringen streben müsse, der schon beglückte Liebende, oder derjenige, der nur die Hoffnung nähre, es zu werden?" Man entschied sehr weise für den Ersten. — Eine fünfte: „Zwei Ritter von gleichem Verdienst lieben zwei Damen von gleicher Liebenswürdigkeit; aber der Eine von Beiden hat schon seine Eroberung gemacht, der Andere hofft noch, zu siegen: welcher von Beiden muß verliebter und galanter seyn?" Antwort des Tribunals: „Der Zweite." U. s. w. u. s. w.

Was nun die Gesetze des Liebes-Tribunals betrifft, so kann man leichtlich erachten, daß sie ganz von den liebenswürdigen Capricen des schönen Geschlechtes abhingen. Es ging mit den Gesetzen der Liebe wie mit anderen; der Kodex entsteht erst zuletzt. Wirklich schrieb man aus den verschiedenen Beschlüssen und Sentenzen der Liebes-Tribunale einen Liebes-Kodex in Lateinischer Sprache zusammen, der 31 Kapitel begreift und den ich Ihnen, meine schönen Leserinnen, seinem Haupt-Inhalt nach bestmöglichst übersetzen will. Freilich sind nicht alle Gesetze dieses Kodex so weise, daß sie als Norm angepriesen zu werden verdienten; bei allen Gesetzen der Welt muß man auf die Periode Rücksicht nehmen, in der sie entstanden. Damals war Manches, was uns jetzt seltsam vorkommen würde, ganz alltäglich, und Vieles hatte eine andere Bedeutung. Was die verliebten Herren selbst betrifft, so besangen sie die Tugenden ihrer Herzens-Damen, und suchten sich durch rühmliche Thaten ihre Achtung zu verdienen; gewöhnlich blieb es dabei. So Petrarca, der eigentlich nur ein veredelter Troubadour war; so Dante in seinen schönen Versen auf Beatrice. Der Dichter der göttlichen Komödie hatte diese Beatrice, als sie noch ein junges Mädchen war, geliebt und verloren, und er liebte sie in der Idee sein Lebenlang. Die Verse der verliebten Troubadours wurden Volkslieder, und man sang sie eben so gut auf den Straßen als in den Palästen.

Folgendes ist nun der Inbegriff des Gesetzbuches der Liebe. — 1. Die Ehe verpflichtet uns nicht, der Liebe zu entsagen. 2. Wer nichts verbergen kann, der kann nicht lieben. 3. Keiner kann von doppelter Liebe gefesselt seyn. 4. Die Liebe ist stets entweder wachsend oder abnehmend. 5. Es ist nicht fein und galant, daß der Liebende gegen den Willen des Geliebten etwas unternehme. 6. Der Jüngling pflegt nicht eher zu lieben, als mit Eintritt der Reife. 7. Der geliebte Theil, welcher den liebenden überlebt, thut wohl, wenn er im Wittwenstande verharrt. 8. Keiner darf seine Liebe in sich verschließen, es sey denn aus hochwichtigem Grunde. 9. Nur derjenige liebt wahrhaft, den die Gewalt der Liebe mit sich fortreißt. 10. Die Liebe ist immer weit entfernt vom Geize. 11. Es ziemt sich nicht, solche Frauen zu lieben, die man sich schämen würde, zu heirathen. 12. Ein echter Liebender

sehnt sich nach der Umarmung keines anderen Weibes, als seiner Herzens-Dame. 13. Eine Liebe, die offenkundig geworden, ist selten von Dauer. 14. Das leichte Gelingen macht die Liebe zu etwas Gleichgültigem; das schwere macht sie theuer. 15. Jeder wahrhaft Liebende muß erblassen, wenn er die Geliebte sieht. 16. Das Herz des Liebenden bebt, sobald er die Geliebte plötzlich erblickt. 17. Eine neue Liebe zwingt uns, die alte Liebe zu fliehen. 18. Rechtschaffenheit allein macht den Mann der Liebe würdig. 19. Wenn die Liebe abnimmt, so hört sie bald auf, und erneuert sich nur selten. 20. Der echte Liebende ist immer unruhig. 21. Die edlere Eifersucht fördert das Gedeihen der Liebe. 22. Die Besorgniß, einen Nebenbuhler zu bekommen, vermehrt den liebenden Eifer und die liebende Anhänglichkeit. 23. Wer Liebes-Gefühle in sich verbirgt, der kann nur wenig schlafen und essen. 24. Jedwede Handlung des Liebenden hat die Befriedigung der Wünsche seiner Herzens-Dame zum Ziele. 25. Der echte Liebende kennt keine andere Glückseligkeit, als seiner Geliebten Freude zu bereiten. 26. Der Liebende kann dem Geliebten nichts abschlagen. 27. Der Liebende kann dessen nicht überdrüssig werden, was dem Geliebten Freude macht. 28. Wer liebt, dem genügt schon ein geringer Umstand, um gegen seine Geliebte Verdacht zu schöpfen. 29. Wer ein Knecht der Wollust ist, der kann nimmermehr lieben. 30. Einem echten Liebenden schwebt das Bild seiner Geliebten ohne Unterlaß vor der Seele. 31. Eine Frau kann recht gut von zwei Männern zugleich geliebt werden, und eben so ein Mann von zwei Frauen.

Hiermit endigt der bizarre Kodex; ich hoffe, meine liebenswürdigen Leserinnen, daß Sie der letzten dieser Maximen nicht anhangen werden; sie wurde gewiß von einem Tribunale diktirt, bei dem eine Kokette den Vorsitz führte.

Rußland.

Russische Skizzen.

Begebenheit auf einer Maskerade.

Wir werfen den Franzosen Leichtsinn und Unbeständigkeit vor. Die Athenienser unserer Zeit verdienen diesen Vorwurf, nur nicht wenn von Zerstreuungen und Belustigungen die Rede ist: darin sind sie beständig. — Talente und allgemeine Vergnügungen kommen in Paris nie aus der Mode. Von ihrem 16ten bis zu ihrem 60sten Jahre hört Mlle. Mars nicht auf, das Pariser Publikum zu entzücken. Das Italiänische Theater giebt 30 Vorstellungen hintereinander von einer und derselben Oper. Franconi langweilte die Pariser bis jetzt noch keinen Augenblick und die öffentlichen Bälle und Maskeraden sind immer voll Menschen. Gäbe es in Paris, in der besten Straße, ein so geschmackvoll und prächtig eingerichtetes Haus wie das Engelhard'sche in St. Petersburg in der Newskischen Perspective, so würde in zwei oder drei Jahren ein einziges Stockwerk das ganze Haus bezahlt haben. Bei uns aber? Im ersten Jahr strömte Alles hin, um die schönen Säle zu sehen — und damit hatte die Sache ein Ende! Ausländer sagen, wir Russen verständen es nicht, uns öffentlich zu belustigen; wir wären zu geziert, machten uns unter fremden Leuten zu wichtig und opferten dem Gott Momus entweder im Stillen oder im Kreise unserer nächsten Freunde. Ob diese Vorwürfe gerecht sind, möge entscheiden wer da wolle: ich übernehme es indessen nicht, uns zu vertheidigen.

Geräuschvoll, dumpfig und gedrängt voll war es auf einer der ersten Maskenbälle im Engelhard'schen Hause. Französisches Geplapper und Gepiepe, lautes Gelächter und rauschende Musik bildeten eine tosende Masse. Hätten die Tänze nicht gefehlt, so hätte man sich einbilden können, einer Pariser Maskerade beizuwohnen. Die höhere St. Petersburgische Gesellschaft nahm dieses Mal an der öffentlichen Belustigung Theil, und diese versteht es, sich zu amüsiren, wenn sie nur will. Sie könnte aus unserem einförmigen St. Petersburg ein wahres Paradies machen, wenn sie die Seele der öffentlichen Lustbarkeiten werden sollte, wie es einst bei den Bällen im musikalischen Klubb und Maskeraden von Feuillette im Kuscheleff'schen Hause der Fall war. — Während elegante und witzige Hof-Kavaliere, Garde-Offiziere und junge Diplomaten mit aller Kraft ihres Geistes sich gegen die Angriffe verlarvter Zauberinnen vertheidigten, während die Masken-Freiheit Tausend lustige Scenen herbeiführte und Mystificationen die Neugier erregten; während sich einzelne Haufen unverstellter Lust überließen, schritten andere, langsam, steif und stumm wie Trauerzüge umher. In einem der letzteren befand sich ein junger Mann von 25 Jahren, wohlaussehend, ohne Larve, in einer Civil-Vice-Uniform und mit einem Orden im Knopfloch. Die Arme über die Brust gekreuzt und den Hut in die Augen gedrückt, bewegte er maschinenmäßig die Füße und durchstrich bereits zum fünften Mal alle Zimmer, Nichts und Niemanden bemerkend und ganz in Gedanken vertieft.

Endlich müde geworden, setzte er sich auf ein Sopha, von welchem er in ein Nebenzimmer sehen konnte. In dieses Zimmer trat ein anderer junger Mann im Frack, auch ohne Larve, mit einem Stutzbart und einer martialischen Miene. Im Knopfloch glänzten der Georgen-Orden, das Wladimir-Kreuz mit der Schleife, eine Medaille am blauen Bande und ein kleines goldenes Säbelchen. — Der erste junge Mann sprang vom Sopha, lief auf den Stutzbart zu und rief, ihn umarmend, aus: „Seit wann bist Du hier, Alexander?"

„Ah! Du bist es Michaila! Bist Du gesund! Ich wollte Dich morgen aufsuchen..... Gestern kam ich erst aus Moskau an, und zwei Monat sind es, daß ich den Kaukasus verließ!...."

„Ich gratulire! Du bist ganz mit Orden behangen!..."

„Ja, lieber Bruder, ich habe Glück gehabt! — Der Himmel erhalte unseren Helden von Erivan; mit ihm braucht man nicht lange auf Ruhm, Gefahren und Belohnungen zu warten! Er liebt es nicht, daß vor der Russischen Fronte fremde Kanonen sich unartig betragen, und daß fremde Fahnen von Festungen herab den Russischen Adlern entgegen wehen! — Wie Du weißt, werden der Georgen-Orden und das Wladimir-Kreuz mit der Schleife auf feindlichen Kanonen und auf Festungs-Mauern geboren..... Der Zufall begünstigte mich und ich benutzte ihn!...."

„Und Du hast Deinen Abschied?"

„Da war nichts zu machen! Drückende häusliche Verhältnisse zwangen mich; sie zwangen mich im vollen Sinne des Wortes. Mein Vater starb im vorigen Jahre; meine Mutter ist krank und schwach; zwei Schwestern haben so eben die Erziehungs-Anstalt verlassen; unser Vermögen ist in Unordnung — ein verdammter Prozeß.... Kurz, liebster Bruder, ich schlüge mich lieber mit den Kurden und Lesgiern herum, als mit Deines Gleichen, den Juristen! Ich muß mich mit Dir berathen, und hoffe, daß Du als alter Freund und Schulkamerad mir auf Eurem Schlachtfelde eine feste Position anweisen wirst..... Wie stehen denn aber Deine Angelegenheiten, wie geht es mit Deinem Dienste, wie lebst Du?" ...

„Schlecht, Bruder — es will nicht vorwärts! Zweimal bin ich zum höheren Range vorgestellt. Die erste Vorstellung kam nicht durch, und die zweite blieb sitzen. Ich ward abkommandirt — ich reiste ab und erhielt nichts. Man gab mir einen besonderen Auftrag und — begnügte sich mit einem Dank.... Bis ich das Zeichen für untadelhaften Dienst erhalte, dauert es noch drei Jahre!... Ja, Bruder, bin der unglücklichste Mensch!"

„Man sagte mir aber in Moskau, Du würdest ein reizendes Mädchen heirathen.... Dein Bruder Sergey sprach mir von ihr mit Entzücken... Er versicherte mir, Deine Braut sey schön, verständig, gut, von guter Familie und dabei nicht arm, obgleich neben Tugend, Schönheit und Tugend, Geld nichts ist. Wie kannst Du Dich also unglücklich nennen, da Du im Begriff bist, ein solches Mädchen zu heirathen?" ....

„Das, mein Bruder, ist eine Nebensache! Siehst Du, ich versah zwei Jahre das Amt eines Abtheilungs-Chefs, und Niemand zweifelte daran, daß ich als solcher bestätigt werden würde — aber das Ding fiel nicht so aus! — Ein Anderer schnappte mir die Stelle weg!" ...

„Aber Deine Heirath! — Erzähle mir doch, ich bitte, etwas von Deiner Braut, von Deiner Liebe!" ....

„Das, mein Bruder, ist eine Nebensache!.... Es ward hier eine neue Kommission gebildet. Ich hoffte, dabei anzukommen, und gewiß hätte ich dort irgend Etwas erlangt.... aber nein! Während man mich mit Versprechungen hinhielt, ging ich mit leeren Händen aus." ...

„Dir blieb Deine reizende Braut und die Liebe.... Wenn die Liebe Dir nicht genug ist, so wird Dich nichts zufrieden stellen." ...

„Die Liebe, mein Bruder, ist eine Nebensache!.... Alle meine Kollegen sind mir weit vorgekommen, und mich drückt das Schicksal zu Boden. Und auch Du, Alexander, bist ganz mit Orden behängt und als Major verabschiedet." ...

„Reise nach dem Kaukasus, schlage Dich mit den Berg-Völkern umher... Da, Bruder, ist für Alle Platz; vor den Kugeln mit Dir Niemand in den Weg."

„Was, Berg-Völker! Wir haben hier unsere Partigänger, mit denen es nicht möglich ist, fertig zu werden. Ehe man sich's versieht, fällt man in die Schlinge! Man kann keinen Versicherungen, keinen Versprechungen, ja keinen Schwüren trauen ...."

„Ei, hat Deine Braut Dich etwa betrogen oder Dich verrathen?" —

„Ach, Liebster. Du sprichst immer von Nebensachen!"

Während die Freunde mit einander sprachen, füllte sich das Nebenzimmer mit Herren und Damen an. Die Freunde entfernten sich und der verabschiedete Offizier sagte: „Ich habe hier ein niedliches Mädchen gesehen. Sie setzte etwas an ihrer Gesichtsmaske vor dem Spiegel zurecht, ohne mich zu bemerken. Nie sah ich etwas Aehnliches! Einige Worte, die sie sprach, tönten wie Musik in meinen Ohren! Ich will sie aufsuchen... Vielleicht erfahre ich, wer sie ist!.... Hilf mir, Michaila! Laß' uns Larve und Domino nehmen, und uns unter die Menschen mischen! Meine Schöne hat einen rosenrothen mit Spitzen besetzten Domino, und um den Hals ein smaragdenes Fermoir...."

Die jungen Leute gingen hinunter, nahmen Larve und Domino und kehrten in den Saal zurück. Zwei Damen in rosenrothen Dominos saßen an einer Säule und unterhielten sich mit einander. Die jungen Leute stellten sich hinter die Säule und horchten.

„Dein Bräutigam ist hier.... Ich hab' ihn gesehen." ...

„Auch ich sah' ihn, werd' ihn aber im Leben nicht wieder sehen!"

„Nun, was soll das heißen?"

„Zufällig hörte ich seinem Gespräch mit einem alten Schulkameraden zu. Dieses Gespräch enthüllte mir seine ganze Seele. Sie ist kalt, wie ein Dintenfaß! — Die Liebe ist für meinen gewesenen Bräutigam eine Nebensache; jetzt ist er eine Nebensache für mich..."

„Er war ja aber doch so schweigsam, so höflich und so furchtsam!"

„Er probirte bei mir seine Lektionen des Stellensuchens und der Subordination."

„Er ist so sittsam."

„Wie ein Kanzlei-Tisch!... Doch genug, ich will mit meinem Manne nicht in Staatsdienste treten...."

Es erhob sich ein Geräusch, das die jungen Leute verhinderte, dem Gespräch der Damen bis zum Ende zuzuhören.

Der verabschiedete Offizier ging um die Säule herum, und sagte auf seinen früheren Platz zurückkehrend, zu seinem Gefährten: „Da war sie! Ich erkannte sie am grünen Fermoir...."

Der Gefährte antwortete nicht eine Silbe.

Nach Verlauf von drei Monaten heirathete der verabschiedete

Offizier die Braut seines Schulfreundes, und dieser begab sich mit Rangerhöhung nach Irkutzk, froh, nicht geheirathet zu haben, da die Aeltern seiner Braut nicht hatten zugeben wollen, daß sie Petersburg verlasse, und er alsdann keinen höhern Rang hätte erhalten können. Alle waren sonach zufrieden gestellt. (C. H.)

Bibliographie.

Russische Erzählungen und Mährchen von A. M . . . i.
Der Lebenslauf eines Dukatens und dessen endliches Schicksal auf der Makarjeffschen Messe.
Victor Polinsky, Roman. Von P. Maschkoff.
Taras, oder ein Narr belehrt die Klugen. Satirische Erzählung von Alexander Orloff.
Erzählungen eines Thoren.
Kurze Memoiren, enthaltend verschiedene Bemerkungen und Urtheile über Sprache und Literatur. Herausgegeben von der Russisch Kaiserlichen Akademie.
Gelehrte Denkschriften der Kaiserl. Universität zu Kasan.

Brasilien.

Der Diamanten-Distrikt in Brasilien.

Von den zahlreichen Provinzen des weitläuftigen Brasiliens hat keine mehr Aufmerksamkeit erregt, als die Minas, in welchen der berühmte Diamanten-Distrikt belegen ist. Der Zutritt zu diesem Distrikt ist nicht nur Fremden, sondern den Eingebornen selbst sehr erschwert, und so hatte man bis jetzt nur unvollkommene Notizen über denselben. Schon die Natur hat den Diamanten-Distrikt durch eine Ringmauer schroffer Felsen gleichsam isolirt. Außerdem sind alle Zugänge mit Militair-Posten versehen; die Sklaven werden bei ihrer Arbeit von sehr vielen Aufsehern bewacht — kurz, man bietet Alles auf, um der Krone Brasiliens den Besitz dieser Schätze zu sichern. Dessenungeachtet fehlt es gar nicht an sogenannten Schmugglern, die sich von finsterer Nacht oder dichtem Nebel begünstigt, mit größter Lebensgefahr in das Diamanten-Thal einschleichen, und oft viele Tage hintereinander in den Hütten der Sklaven verbergen, die ihnen gestohlene Diamanten zustecken. Die Entdeckung der Diamanten-Gruben Brasiliens schreibt sich aus den ersten Jahren des 18ten Jahrhunderts. Im Jahre 1730 wurden die Diamanten für Königliches Eigenthum erklärt, aber Jedermann durfte, unter gewissen Beschränkungen, an der Ausbeutung Theil nehmen. Jeder bei den Minen beschäftigte Neger mußte eine Kopfsteuer bezahlen, die von 1 Pfd. 6 Sbill. ½ P. bis auf 13 Pfd. 5 P. Sterling stieg. Diese Art von Taxen-Erhebung war offenbar ungerecht; denn bei einem so unsichern Unternehmen steht der Ertrag gar nicht nothwendig im Verhältniß zur Anzahl der Arbeiter. Nach wenigen Jahren wurde das ganze System umgestürzt, aber nicht aus Gründen der Gerechtigkeit, sondern weil man gefunden hatte, daß der Werth der Diamanten um drei Viertheile gesunken war: die Ausbeute war nämlich alle Jahre in unverhältnißmäßigem Steigen. Von 1735 bis 1772 wurden die Diamanten-Gruben zu 35,854 Pfd. 3 Sbill. 4 P. jährlich verpachtet.

Man kam aber endlich auf das Resultat, daß die Bearbeitung der Diamanten-Gruben durch Privatleute, deren Interessen denen der Regierung schnurstracks entgegenliefen, mit Betrügereien und Mißbräuchen verbunden war. Die Regierung beschloß jetzt, die Oberaufsicht über die Minen selbst zu übernehmen, und neue Verordnungen erschienen, die, wie Southey bemerkt, den Stempel von Pombal's Charakter trugen. Durch diese Verordnungen wurde der Diamanten-Distrikt noch mehr von der übrigen Welt abgesondert.

Als Herr von Saint-Hilaire im Jahre 1817 die Minen besuchte, hatte die Leitung derselben mehrere Modificationen erlitten. Der vornehmste Beamte hieß damals „Intendant der Diamanten." Seine Macht war fast unumschränkt. Die Schatzkammer, in welcher die Diamanten niedergelegt wurden, hatte drei Schlüssel, die der Intendant, der erste Schatzmeister und der erste Secretair aufbewahrten.

Alle in den Minen arbeitenden Neger haben Privatpersonen zu Herren, die ihnen Wochenlohn geben. Sonst belief sich ihre Zahl auf dreitausend; allein in Folge der steigenden Armuth des Gouvernements ist diese Zahl bis auf Tausend eingeschmolzen, und auch der Lohn ist jetzt um mehr als die Hälfte geringer.

Die Lage jener Neger ist sehr traurig. Sie fristen ihr Leben mit dürftiger und schlechter Kost, die aus grobem Mais, einigen Bohnen und etwas Salz besteht. Als Luxus-Artikel kommt manchmal ein Röllchen Tabak hinzu. Da der Neger am Tage nur wenig Zeit übrig hat, so muß er seine Speise den Abend vorher zubereiten, wobei ihm oft nur etwas dürres Gras als Brennstoff dient. Dazu sieht er Jahr aus Jahr ein mit den Füßen im Wasser. Diese höchst ungesunde Lebensart erzeugt viele Krankheiten, und außerdem schwebt er in steter Gefahr, von Erdstürzen verschüttet oder von plötzlich abgelösten Felsen zerschmettert zu werden. Die Arbeit ist sehr mühselig, und den ganzen Tag giebt es keine Feierstunde.

Bei allem dem geben diese unglücklichen Geschöpfe der Arbeit in den Minen vor jeder anderen den Vorzug. Sie haben hier wenigstens die Aussicht, durch wegstipizte Diamanten Geld zu erlangen, und selbst einige Hoffnung, emanzipirt zu werden, wenn ihnen nämlich das Glück einen Diamanten von 17½ Karat in die Hände spielen sollte. Wer einen solchen gefunden hat, dem setzen seine Kameraden eine Krone auf den Kopf; sie stellen dann ein Fest an und tragen ihn im Triumph auf ihren Schultern. Wiegt der Diamant nur drei Viertheile des bemerkten Gewichtes, so findet die Emanzipirung gleichfalls statt, nur muß der Neger noch eine Zeitlang für die Regierung arbeiten. Für Diamanten von geringerem Gewicht erhalten die Sklaven unbedeutende Belohnungen, wie z. B. ein Messer, einen Hut, eine Weste u. s. w.

Findet der Neger einen Diamanten, so nimmt er ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, spreizt die anderen Finger aus und zeigt ihn so dem Aufseher. Dann legt er denselben in einen hölzernen Napf, der am Dach einer Hütte hängt, in welcher die Operation des Waschens vorgenommen wird. Mit Einbruch der Nacht wird das Gefäß dem Spezial-Administrator zugestellt, der die Diamanten wiegen läßt, und sie dann in einen Beutel steckt, den er stets bei sich tragen soll. Jeden Monat werden die gefundenen Diamanten im Schatze deponirt; die Schatzmeister überzählen und wiegen sie noch ein Mal, worauf sie alles Nöthige in einem Buche verzeichnen. Jedes Jahr wird die Diamanten-Aerndte eines ganzen Jahres nach Rio-Janeiro gesandt, und zwar in folgender Art. Man hat zwölf Siebe, deren respektive Löcher von verschiedener Größe sind; durch diese Siebe werden die Edelsteine der Reihe nach geschüttelt. Die größten Diamanten bleiben in dem ersten Siebe zurück; die von zweiter Größe in dem zweiten, und so geht es fort bis zu den kleinsten, die noch durch den zwölften Sieb fallen. Dann vertheilt man sie in zwölf besondere Pakete und steckt die Pakete in Beutel. Diese Beutel kommen wiederum in eine Kiste, auf welche der Intendant, der Fiskal und der erste Schatzmeister ihre Siegel drücken. Die Kiste eskortirt ein Offizier mit zwei Reitern und vier Fußgängern. Zu Villa Rica empfängt sie der General, der, ohne sie zu öffnen, sein Siegel darauf drückt, und von da wandert die Kiste unter der nämlichen Eskorte nach der Hauptstadt.

Im Stehlen der Diamanten zeigen die Neger eine Geschicklichkeit, um die der verschmitzteste Gauner sie beneiden könnte. Neue Ankömmlinge werden gleich von den Alten in die Mysterien ihrer Kunst eingeweiht, und bald erreichen sie ihre Meister. Einer der Vorgänger des Herrn Connara in der Intendantur der Minen, beklagte sich einst sehr über die Nachlässigkeit der Aufseher; man versicherte ihm aber, die Neger könnten bei ihrer Dieberei das wachsamste Auge täuschen. Der Intendant wollte sich selbst davon überzeugen. Er ließ einen recht verschmitzten Neger kommen, steckte einen kleinen Diamanten in einen Haufen Sand und Kieseln, und versprach dem Neger seine Freiheit, wenn er den Diamanten stehlen könnte, ohne sich ertappen zu lassen. Nachdem der Neger einige Minuten in dem Sande herumgewühlt hatte, fragte ihn der Intendant, wo der Juwel sey? „Wenn ich auf das Wort eines Weißen mich verlassen kann", sprach der Neger, „so bin ich frei." Mit diesen Worten holte er den Diamanten — aus seinem Munde hervor!

Trotz ihrer ungemeinen List und Gewandtheit würde es den Negern jedoch außerordentlich schwer werden, das Diebeshandwerk im Großen zu treiben, wenn ihre Vorgesetzten nicht ein Auge zudrückten. Jeder Aufseher hat das Privilegium, einige seiner eigenen Neger in den Minen arbeiten zu lassen, und wie oft werden dann Herren und Diener gemeinschaftliche Sache machen. Ohne Zweifel sind auch ihre Herren oder andere Schmuggler die erste Veranlassung gewesen, daß die Neger sich als Diebe qualifizirten. Ein Novize in der Schmuggelei kann übrigens angeführt werden, und kleine Stückchen Krystall, die der Neger mit Schrotkörnern polirt hat, für Diamanten hinnehmen. Der erfahrene Schmuggler unterscheidet gleich die falschen Steine von den echten; er steckt sie in seinen Mund und schnellt sie geschickt gegen die Zähne, um den Silberklang zu hören, welchen echte Diamanten von sich geben.

Frankreich.

Ueber die Kartoffeln als Nahrungsmittel.

Bei Gelegenheit einer Mittheilung über die diesjährige Aerndte, worin wir unsere Freude über den verbreiteten Segen und zugleich den Wunsch zu erkennen gaben, daß sie ewig so gut gerathen möge, damit das Korn so überflüssig werde, daß die niederen Volks-Klassen, welche sich ausschließlich von Kartoffeln nährten, sich künftig lieber des Getraides zur Nahrung bedienen könnten, haben einige Personen aus unseren Worten den Schluß ziehen wollen, daß wir jene schätzbare Pflanze durchaus verdammen und sie gänzlich unterdrückt wünschen; dieses ist uns aber nie in den Sinn gekommen. Die Einführung der Kartoffeln in unser Klima halten wir vielmehr für eine große Wohlthat; sie haben dieselben Dienste geleistet, wie die Runkelrübe, ja selbst wie das Korn zu seiner Zeit, und wir halten sie für eine sehr nützliche Zugabe zu den Erhaltungs-Mitteln des Menschen-Geschlechts. Nur gegen ihren ausschließlichen Gebrauch, nur gegen ihre Alleinherrschaft in gewissen Gegenden haben wir Einspruch thun wollen.

Die Kartoffel ist eine herrliche Nahrung für Thiere, selbst auch für Menschen, nur unter der Bedingung, daß sie nicht bloß für sich allein die Diät ausmache, daß sie, besonders für Menschen, mit Salz gewürzt und mit einem thierischen Stoff, Butter, Milch oder Fett, zubereitet werde. Für die Völker, welche sich mit Fleisch nähren, wie die Engländer, kann sie ohne Nachtheil die Stelle des Brodes vertreten; aber nicht, wie vom Weitzen, darf man von der Kartoffel erwarten, daß sie ohne allen Zusatz im Stande sey, das Leben und die Kräfte des Menschen zu erhalten.

Vorzüglich haben wir dahin zielen wollen, daß der Landbauer nicht den falschen Schluß ziehe, daß der Menschheit ein so großer Segen von dem Anbaue der Kartoffel erwachse, und daß er, weil sie beinahe in jedem Boden fortkommt und sich im Ueberfluß vermehrt, sie darum nicht unbeschränkt, und selbst in einem Kornlande verbreite.

Es ist allen Dingen, und selbst den besten, eigen, schädlich zu werden, sobald der Mißbrauch den Gebrauch übersteigt, und es ist leicht zu beweisen, daß es mit dem Anbau der Kartoffeln derselbe Fall wäre, wenn die Wünsche einiger ihrer Lobredner in Erfüllung gingen.

Irland mit seinem Elende und seinem Verfalle bietet ein schlagendes Beispiel von Uebeln dar, welche die wohlhabenden Menschen, selbst mit den besten Absichten, ihrem Lande durch übertriebene Lobeserhebungen eines solchen Nahrungsmittels zufügen können; und nur die Furcht,

Digitized by Google

daß eines Tages gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen unter uns hervorbringen möchten, hat uns veranlaßt, hier einige Beobachtungen niederzuschreiben.

Eine Hektare Landes mit Kartoffeln giebt vier bis sechs Mal so viel Nahrungsstoff, als eine Hektare mit Korn angebaut. Dieses scheint beim ersten Anblick eine große Hülfsquelle für die Bauern armer Länder, und auf dieses Ergebniß sind auch die Systeme der ackerbauenden Kolonisten begründet worden. Wenn wir dieses unbestreitbare Resultat annehmen, so erfolgt nothwendig daraus, daß überall, wo der Kartoffel-Anbau sich verbreitet, sich auch die Bevölkerung, im Verhältnisse mit dem Ueberfluß der Production, sehr vermehren und vier bis sechs Mal zahlreicher als die der Kornländer seyn muß.

Dieses Resultat, diese verhältnißmäßige Vermehrung der Bevölkerung ist unbestreitbar, besonders für die Kartoffel-Länder, weil hier die Sparsamkeit unmöglich ist; die Kartoffel läßt sich nicht aufbewahren, und in guten Jahren ist man verschwenderisch damit. Jeder wird aber auch leicht einsehen, daß in solchen Perioden der Handarbeiter gezwungen ist, seinen Verdienst mit dem Preise der Lebensmittel im Gleichgewicht zu erhalten, und da diese so wohlfeil sind, so muß auch sein Tagelohn herabsinken.

Es ist aber auch durch Erfahrung anerkannt worden, daß, während der Unterschied zwischen den guten und schlechten Jahren im Getraide-Lande nur $\frac{1}{4}$, oder höchstens $\frac{1}{3}$ des Ganzen beträgt, das Kartoffel-Land einem völligen Mangel unterworfen ist, das heißt, es kann mehrere Jahre eine Aerndte von 8, und das Jahr darauf nur eine von 1 liefern.

Nun aber tritt ein Mißwachs-Jahr im Durchschnitt beinahe alle 6 oder 7 Jahre ein. Wenn es aber eintrifft, dann bleibt den armen Leuten gar keine Hülfsquelle. Wir haben es ja in der That gesehen, daß sich die Kartoffel nicht von einem Jahre zum anderen hält, und während die Besitzer der Korn-Länder ihre Früchte aufsparen können, haben die der Kartoffel-Länder Alles aufgezehrt. Auf der anderen Seite genommen, ist das Einkommen der letzteren so gering, daß sie unfähig sind, ihre Nahrungs-Bedürfnisse aus einem Korn-Lande in Getraide zu beziehen; und was die Einführung von Kartoffeln betrifft, welche allenfalls ihren Vermögens-Umständen angemessen wäre, so ist auch daran nicht zu denken. Denn das Bedürfniß dieses Lebensmittels ist so groß, daß, wenn gleich das Ausland eine entsprechende Quantität entbehren könnte, der Transport allein schon zu sehr beschwerlich seyn würde. Alle Schiffe der Welt würden nicht genügend seyn, den zweimonatlichen Kartoffel-Bedarf von Irland dahin zu transportiren. Dies also ist die Folge der Kultur der Kartoffeln als Basis zur Ernährung der Massen. Als Stellvertreter des Korns, als eine Hülfsquelle zur Zeit eines Mißwachses, als Zusatz zu anderen menschlichen Nahrungs-Mitteln, und vorzüglich als eine frische Nahrung für Thiere im Winter, hat diese Pflanze indessen einen ausgezeichneten Werth; durch sie wird es möglich, daß man auf einer verhältnißmäßig kleinen Strecke Landes einen großen Vieh-Bestand unterhalten, und mit dem Dünger desselben den Boden verbessern kann; wenn sie mangelt, muß man freilich den Vieh-Bestand abschaffen, aber hierunter leidet bloß das Privat-Interesse, die Gesammt-Masse jedoch kann dabei nichts verlieren. Ein Volk, welches sich vom Korn nährt, kann zur Zeit des Mangels seine Zuflucht zu den Kartoffeln nehmen; das Volk aber, welches sich nur von Kartoffeln nährt, hat in schlechten Jahren gar kein Ersatz-Mittel.

Es ist bekannt, daß in Irland die großen Eigenthümer von Ländereien dieselben morgenweise zu hohen Preisen an die Landleute verpachten. Diese Pächterfamilien haben seit langer Zeit, um die Rente bezahlen und auch davon leben zu können, den Kartoffelbau eingeführt. Sie erziehen sich Thiere, um deren Junge verkaufen zu können, und nähren sich von den Kartoffeln, die sie sorgfältig mit Milch oder Butter zurichten. Zum Glück für sie ist das zu ihrer Würze so nothwendige Salz dort steuerfrei; aber obgleich diese Nahrung so zubereitet, gesund ist, so bleibt doch das Volk darum nicht weniger der Veränderlichkeit der Aerndten preisgegeben; und das Unglück ist um so schrecklicher, wenn die schlechten Jahre eine Zeitlang ununterbrochen auf einander folgen: Tausende von armen Leuten sterben alsdann vor Hunger.

Eine einzige Klasse gewinnt bei diesem Stand der Dinge; das sind die Grundeigenthümer. Ein halber Morgen Landes wird in Irland für 8 Pfd. Sterl. (56 Thaler) gepachtet, und es kann so Mancher auch zu diesem Preise nicht ein Mal ankommen. Die Mordthaten, welche in diesem Lande so häufig vorfallen, geschehen oft bloß darum, daß ein im Rückstande gebliebener Miether fortgeschickt wird, oder weil es die Vermögens-Umstände des alten Pächters ihm nicht erlauben, den erhöhten Miethspreis zu geben, den der neue Pächter geboten hat. Ein Miethfeld zu bearbeiten oder zu sterben, macht bei den armen Irländern keinen großen Unterschied.

Es sind auch noch andere Gründe vorhanden, weshalb man sich nicht beeifern soll, die anderen Nahrungs-Substanzen durch die Kartoffeln ersetzen zu wollen. Durch alle, mit Aufmerksamkeit und Unterscheidungskraft gemachte Erfahrungen ist erkannt worden, daß das Mehlige, aus dem allein der ganze Nahrungsstoff der Kartoffel besteht, wenig geeignet ist, die muskulöse Kraft eines Mannes lange zu erhalten. Arbeiter, welche sich von diesem mehligen Brodte nährten, hatten nach zwanzig Tagen die Hälfte ihrer physischen Kräfte verloren; Hunde welche ausschließlich mit diesem Mehle genährt wurden, unterlagen am 22sten Tage; Schweine, welche mit dem Bestande dieses Mehles gefüttert wurden, nahmen immer mehr ab, und man mußte ihre Nahrung mit animalischen Stoffen vermischen, um sie wieder in ihren früheren Zustand zu versetzen.

Bis jetzt haben es Thatsachen bestätiget, daß stickstoffhaltige Materien, oder aus thierischen Körperstoffen zusammengesetzte, zur Nahrung der Menschen (in unserem Klima wenigstens) durchaus nothwendig sind; und da Korn so gut nährt, so hat man Grund, diese Kraft den 9 Procent seines Bindestoffes oder seiner stickstoffhaltigen Materie zuzueignen.

Die nahrhaftesten Getraide-Arten sind diejenigen, welche den meisten Bindestoff (gluten) enthalten. Die Regierung ist von dieser Wahrheit überzeugt, da sie Kartoffelmehl, welches nicht ein Atom stickstoffhaltiger Materie enthält, mit Weizenmehl zu mischen verbietet. Wenn unsere Arbeiter das Weißbrodt vorziehen, geschieht es nicht, wie man so leichtfertig glaubt, aus Feinschmeckerei, sondern weil das Weißbrod aus der Getraidegattung gemacht wird, welche die meiste animalische Materie enthält und weil sie, nachdem sie es gegessen, besser und auf längere Zeit gesättigt sind, ohne daß der Magen bei der Verdauung angestrengt wird.

Der Mensch bedarf durchaus der thierischen Nahrung, und wir berufen uns deshalb auf die Meinung des Herrn Ch. Dupin, welcher die vorzüglichen Leistungen der Englichen Arbeiter nur der großen Quantität von Fleisch zuschreibt, die sie täglich zu sich nehmen.

In der Kartoffel findet man nicht den kleinsten Theil einer thierischen Materie, sie enthält 60 bis 75 Prozent Vegetationssaft, welcher Gährung im Magen, Unterleibs-Beschwerden und die Ruhr verursacht, was sich schon bei Thieren zeigt, die man ausschließlich damit füttert.

Herr Darcet ist von dieser Wahrheit so sehr überzeugt, daß seine Anstrengungen seit langer Zeit dahin gerichtet sind, ein leichtes Mittel ausfindig zu machen, um die Kartoffel von dem Vegetationssafte zu befreien, in ihr Mehl einen Gährungsstoff zu bringen selbst die ihr mangelnde animalische Materie beizumischen. Wir wiederholen es, die Kartoffel ist mittelbar zur Nahrung nützlich, wenn sie dazu dient, die Anzahl des für die Schlachtbank bestimmten Viehes zu vermehren. (Journ. des conn. utiles.)

Bibliographie.

Ebauche d'un essai sur les notions radicales. — Von A. Pichard. 2 Bde. 15 Fr.

Emancipation intellectuelle. Cours complet pratique de mathématique, à l'usage des élèves du Lycée national. — Von de Sepris. 3½ Fr.

Fragment de l'histoire militaire de la France. Guerres de religion, de 1585 à 1590. — Nach den vom Generalstabs-Comité sorgfältig geprüften Aktenstücken herausgegeben vom Oberst von Saint Yvon. 5 Fr.

Histoire des fêtes civiles et religieuses, et des usages anciens et modernes du département du Nord. — Von Mme. Clément geb. Hemery. 9 Fr.

Mémoires secrets d'Antoine Philippe d'Orléans, duc de Montpensier, relatifs à la révolution française. — 7½ Fr.

La riote du monde. Le Roi d'Angleterre et le jongleur d'Ely. (13e siècle.) — Nach zweien Handschriften, von denen sich die eine auf der Königl. Bibliothek in Paris und die andere auf dem Britischen Museum befindet. (Tiré à 100 exemplaires.) 6 Fr.

Le Sceptique moderne montrant le revers des choses. 5 Fr.

Plan d'éducation, ou projet d'un collége nouveau. — Vom Abbé Nicolle.

Lettres a Emilie sur la mythologie. Par C. A. Demoustiers, avec une notice nouvelle et des notes. — Herausgegeben von G. Touchard-Lafosse.

De la dette publique et des Finances de la monarchie espagnole. — Von A. Borrego. 4 Fr.

Manuel des Jeunes Femmes, ou Conseils Maternels. — Nach J. L. Ewald, aus dem Deutschen übersetzt von Madame Gauteron. 2 Fr.

Manuel du Fabricant de Gants etc. — Von Vallet d'Artois. Jn 18.

Mannigfaltiges.

— Russisches encyklopädisches Wörterbuch. Am 1. Dezember fand in St. Petersburg eine Versammlung der Redaktoren und eines großen Theils der Mitarbeiter dieses großen literarischen Unternehmens statt, um über eine feste Richtschnur bei der Ausarbeitung übereinzukommen. Der Buchhändler und Herausgeber, Herr Pluchart, erklärte, daß er durch die bisherige Theilnahme des Publikums bereits in den Stand gesetzt worden sey, seinerseits zum Werke schreiten zu können. Als Probe waren folgende Artikel vollendet und bekannt gemacht worden: Abbas Mirsa, Abulchair, Aliſt, Amoffscha, Anzi-Karla, Anhalt, (Graf), Alexandrow (Stadt), Bachteretz; noch andere sollten in verschiedene Zeitschriften als Proben eingerückt werden. Die ersten Anstalten zur Herausgabe des Wörterbuches sind gemacht worden, und die alphabetischen Register über alle Gegenstände liegen fertig da. Die letzteren zerfallen in zwei Haupttheile: 1) in Artikel, die sich auf Wissenschaften, Künste und Literatur im Allgemeinen, und 2) in solche, die sich insbesondere auf Rußland beziehen, namentlich auf Russische Erdbeschreibung, Geschichte, Statistik, Sprache und auf Russisches Recht. Um aber ein vollkommenes Bild von Rußland zu geben, erachten es die Unternehmer des in Rede stehenden Werkes für nöthig, das Publikum mit Asien, oder vielmehr mit den an Rußland gränzenden Asiatischen Staaten, als die Türkei, Persien, Mittel-Asien, China und Japan recht genau bekannt zu machen. Für die bessere Kenntniß unseres Erdkörpers ist daher auch von dieser Seite ein nicht unwichtiger Beitrag zu erwarten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google